Denkwürdigkeiten
eines
Hoflakaien.

In
Bruchſtücken aus ſeinem Tagebuche
herausgegeben
von
O. L. B. Wolff.

Erſter Theil.

Folgende empfehlenswerthe Werke haben ſo eben bei J. G. Franckh in München die Preſſe verlaſſen.

Scherben.

Novellen und Erzählungen
mit
einer lyriſchen und dramatiſchen Zugabe.
Von
D. L. B. Wolff.
2 Bände.
12. elegant broſchirt.

Der Patriot.

Ein komiſcher Roman
von
Friedrich Seybold.
8. elegant broſchirt.

Briefe eines Verſtorbenen.

Ein fragmentariſches Tagebuch
aus
England, Wales, Irland, Frankreich,
geſchrieben
in den Jahren 1828 und 1829.
2 Bände.
8. elegant broſchirt.

Denkwürdigkeiten
eines
Hoflakaien.

In
Bruchſtücken aus ſeinem Tagebuche
herausgegeben
von
O. L. B. Wolff.

— yet thou thyself
Wert still before my eyes, and round us both
That happy vision of beloved faces —
Coleridge.

Erster Theil.

München.
F. G. Franckh.
1830.

Vorrede und Einleitung,

die der Herausgeber nicht zu überſchlagen bittet.

Die hier mitgetheilten Bruchſtücke gehören urſprünglich einem der wunderlichſten Kauze an, die je die Erde getragen hat. Mannichfache Schickſale haben ihn in der Welt umhergetrieben und ihm nirgends, bis zu ſeinem fünfzigſten Jahre, eine bleibende Stätte vergönnt. Er hatte in ſeiner frühen Jugend das Gymnaſium in ſeiner Vaterſtadt beſucht, und eine gelehrte Bildung erhalten; war darauf, als ſeine Eltern bald hintereinander ſtarben, gezwungen worden, bei einem Kaufmann in die Lehre zu gehen, und mit dieſem Märkte und Meſſen zu beſuchen. Ein Gewinn in der Lotterie erlaubte ihm dann, ſeiner Neigung zu folgen, und Medizin zu ſtudiren. Mit dem Ende ſeiner Studienjahre war aber auch ſeine Baarſchaft zu Ende; er konnte die Summe für die Promotion nicht erſchwingen, und da der Deutſche kein Vertrauen zu einem Arzte hat, wenn er ihn nicht Herr Doktor nennen darf, ſo ſah ſich unſer Freund genöthigt, anderswo ſein Glück zu ſuchen. Er ging zu dieſem Zwecke als Schiffsarzt mit nach Batavia, machte auch, ſo zu ſagen, dort ſein Glück, indem ſich eine reiche Wittwe in ihn verliebte und ihn ehelichte. Sie ſtarb; er beerbte ſie, und die Sehnſucht nach dem Vaterlande erwachte in ihm. Ein Schiffbruch machte ihn ſo arm, wie er vor ſeiner Abreiſe nach Batavia geweſen war.

Er ſtand am Anfange einer neuen Laufbahn und trat, weil er eben nichts Beſſeres anzufangen wußte, in die Dienſte eines reichen Holländers, der ihn holländiſch, d. h. eben nicht ſonderlich, behandelte, und ihn ſtündlich fühlen ließ, daß er nur ein Kammerdiener ſey. Doch gedachte er dieſer Zeit immer mit einer gewißen Rührung, und pflegte das Glück eines Kammerdieners mit zierlichen Worten zu preiſen. Er rühmte unter Anderem, daß er mit ſeinem Herrn auf einem ſehr guten Fuße geſtanden, und beſtändig deſſen Kleider getragen habe; d. h. erſt der Herr, bis der Anzug nichts mehr taugte, und dann er. — Ferner, meinte er, ſein Herr habe ſtets thun müſſen, was er, der Kammerdiener gewollt habe, wiewohl Jener der eigenſinnigſte der Mynheers geweſen ſey. Er habe ihn z. B. gezwungen, immer den linken Stiefel oder Schuh zuerſt an- oder auszuziehen, fünf Minuten früher, als zur beſtimmten Zeit, zu frühſtücken oder zu Abend zu eſſen, und dergleichen mehr, und alſo dieſen Starrkopf gleich einer unſichtbaren höhern Macht beherrſcht, und nach ſeinem, des Kammerdieners Willen, gelenkt. Endlich hatten ſie ſich aber doch einmal erzürnt; er war entlaſſen worden und in die Dienſte eines kleinen Hofes als Lakai bei der Prinzeſſin getreten. Hier lernte ich ihn kennen, da ich während meines Aufenthalts in Y. bei ihm wohnte. Er pflegte mir des Abends immer viel von dem, was er am Tage erlebt hatte, zu erzählen, und verſprach mir, als ich von ihm ſchied, ich ſolle ſein Tagebuch nach ſeinem Tode erben. Vor einem halben Jahre wurde ich in meinem jetzigen Wohnorte vorgeladen, auf dem Rathhauſe zu erſcheinen und eine

Erbſchaft in Empfang zu nehmen. Nicht an meinen alten Hoflakai denkend, war ich gewaltig verwundert, als man mir unter den landesüblichen Formalitäten ein Paket einhändigte, welches bei näherer Beſichtigung das Tagebuch meines Sonderlings enthielt. Auf dem Umſchlage ſtand: «Ich bin jetzt todt, ergo kann ich alle Menſchen duzen. — Nimm, lies und laß leſen.» — Ich laſſe alſo jetzt, nach ſeinem Willen, Jeden darin leſen, der Luſt dazu hat. — Doch ſey es mir erlaubt, noch einige Worte hinzuzufügen zu beſſerer Verſtändlichkeit. —

Ich theile hier dem Leſer ſechs Bruchſtücke mit aus den Denkwürdigkeiten des verſtorbenen Habermann, von denen jedes als ein für ſich beſtehendes Ganze zu betrachten iſt. — Sie werden ein deutliches Bild von ſeinem Charakter geben, und ſo unbegreiflich es auch dem Leſer anfangs vorkommen mag, wie ein ſo ausgezeichnet gebildeter Menſch ſich gleichſam ſo wegwerfen konnte, Hoflakai zu werden, ſo löst ſich doch dieſe anſcheinende Diſſonanz gar bald auf, wenn man bedenkt, mit wie vielen und großen Widerwärtigkeiten der arme Paul während ſeines ganzen Lebens zu kämpfen hatte, ſo daß es ihm am Ende nur um Ruhe zu thun war, und er daher den Anker ſeines Schiffleins auswarf, wo er glaubte, daß dieſer faſſen würde, ohne lange zu unterſuchen, ob es nicht noch beſſere Plätze zum Einlaufen gäbe. — Allmählig gewöhnte er ſich, ſo zu ſagen, ein, und nun gefiel es ihm, ruhig hinter den Kouliſſen zu ſtehen und zuzuſchauen, wobei ihn jedoch mitunter der Kitzel ſtach, als ein alter Maſchiniſt, wenn es nöthig war, mit anzugreifen und die Fäden der Marionetten, die auf dem Puppentheater zu Rattenhauſen tanzten, zu ſchlichten, oder auch, in neckiſcher Laune, zu verwirren.

Da ich längere Zeit mit ihm unter einem Dache hauſte, und jeden freien Abend bei ihm zubrachte, ſo hatte ich hinreichend Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, und muß geſtehen, mir iſt nicht leicht unter rauher Hülle ein edlerer Kern vorgekommen. — Ich mag dem Leſer durch die Entwicklung ſeines Charakters nicht vorgreifen, da derſelbe ſich bald in den folgenden Bruchſtücken offenbart. — Freilich war er in manchen Stücken einſeitig und ſchroff, und unſere Meinungen und Anſichten wichen gar ſehr von einander ab, wie ich z. B. ſeine entſchiedene Abneigung gegen den Adel, die er zu wiederholten Malen in den nachſtehenden Bruchſtücken ſo deutlich ausſpricht, durchaus nicht billigen kann, denn unſer deutſcher Adel iſt im Vergleich zum engliſchen oder italieniſchen, doch im Allgemeinen ſo ſehr liebenswürdig; demungeachtet habe ich mir nicht erlaubt, etwas an ſeinen Schriften zu ändern oder auszulaſſen, und gebe deshalb das Bruchſtück «die Verlobung,» das ich bereits in meinen Erzählungen verkürzt mittheilte, hier in ſeiner Urgeſtalt wieder. — Ich habe mich wohl gehütet, ſelbſt die Auswüchſe ſeines Geiſtes wegzuſchneiden, denn war er auch nicht totus teres atque rotundus, mit Horaz zu reden, ſo war er doch — ein Mann, und ein Mann will viel ſagen in unſerer Zeit.

Damit der Leſer aber ſich ein gehöriges Bild von ihm machen könne, ſo will ich ſein Aeußeres kurz beſchreiben, wie ich es von der Polizei, die ſich nie irrt, in einem Paſſe, beſchrieben fand, den er bei mir vergaß, als er mich einmal hier beſuchte. — Sein Signalement lautete ſo: Name: Paul Habermann. — Stand: Fürſtl. y—ſcher Hoflakai. — Aufenthalt: Rattenhauſen. — Geburtsort: Schalksheim. — Religion: Lutheriſch. — Alter: 58 Jahr. — Statur: mittler. — Haare: braun mit grau untermiſcht. — Augenbraunen: eben ſo. — Stirn: hoch. — Augen: braun. — Naſe, Mund: proportionirt. — Kinn: länglich. — Geſicht: länglich, faſt oval. – Geſichtsfarbe: geſund. — Beſondere Kennzeichen: oft wiederkehrendes Zucken um den Mund.

Von dem Honorar, das mir Hr. F. G. Franckh für dieſe Edition der opera posthuma Pauli Avenarii zahlt, will ich ihm ein Denkmal ſetzen laſſen, darauf ſollen ſtehen die Worte des Dichters:

Du drückteſt nicht die Erde,
Sey Dir die Erde leicht.

Wünſcht aber der geneigte Leſer, daß mehr darauf ſtehe, ſo mache er mir freundlichſt Muth, noch weitere Bände folgen zu laſſen; denn für den doppelten Betrag kann der Grabſtein auch doppelt koſtbar werden.

Weimar, im März 1829.

O. L. B. Wolff.

Erſtes Bruchſtück.

Die Locken.

Die Locken.

Ich muſterte heute allerlei Erinnerungen aus meiner Jugend; da fiel mir plötzlich ein ganzes Paket Locken in die Hand, die, wenn ſie auf den reſpektiven Köpfen, auf denen ſie zuerſt das Licht der Welt erblickten, geblieben wären, gewiß grau oder doch wenigſtens grau melirt geworden ſeyn müßten. Die Locken haben ſich alſo bei mir zu bedanken, daß ich, eine umgekehrte Parze, ihnen durch einen kühnen Schnitt ewige Jugend errang. Ach es war doch eine poetiſche Zeit, als ich noch auf ſolche Baumfrevel ausging, und in den dichten Haarwäldern manchen Buſch ſtahl, um mein Herz und meine Phantaſie daran zu wärmen, obgleich das eigentlich zum Ueberfluß geſchah, denn beide litten noch keinen Froſt, wie jezt, wo ich meinen Mops an die Bruſt drücken muß, um nur eine Seele zu haben, die ich daran drücke, wenn es gleich auch nur eine Hundeſeele iſt.

Laſſen wir einmal dieſe Locken und Löckchen die Muſterung paſſiren. — Eins, Zwei, Drei, Vier, Fünf, Sechs — ein halbes Dutzend. — Alle Schattirungen vom Schwarz an bis zum Blond, ja ſogar bis zum Impertinentblond. — Und ſie gehörten — Einer Giulia — Fanny — ſtill, ſtill, alter Paul, wer wird denn aus der Schule ſchwatzen, wenn man auch ſchon längſt der Schule entlaufen iſt. — Aber Du haſt heute Deinen eiteln Tag, alter Freund. — Nun ſo thue denn Dir einmal etwas zu Gute, und erzähle wie Du zu den Locken kommſt — aber ganz,

ganz leiſe, die Feder darf nicht einmal knarren auf dem Papier, damit es kein Menſch merkt, daß Paul Habermann ſeine ſchlimme Stunde hat, wo ihn der Dämon Eitelkeit reitet.

Es war einmal ein Heiliger. — Je ne me souviens plus du nom, ſagt Herr von Mäuſewitz [*] gewöhnlich; dem war es durch Faſten und Kaſteyen gelungen, wie er glaubte, ſich ſämmtliche Teufel vom Leibe zu ſchaffen. Der Mann lebte nämlich in einer Wüſte, und die Teufel amuſiren ſich nur da, wo es recht viele Adamsſöhne giebt, deshalb war es ihm ſo leicht geworden. — Mit aufgerichtetem Haupte, wodurch ſeine Naſe eine diagonale, faſt horizontale Lage bekam, ſpazierte nun unſer Heiliger in der Wüſte einher und freute ſich gewaltiglich, dem lieben Herrgott einen

---

*) S. die Novelle: die Primadonna und ihre Anbeter. D. H.

Menſchen präſentiren zu können, der ſich die ſämmtlichen Satansleute vom Halſe geſchafft habe. — Da krabbelte ihm etwas in dem Nacken. — Der Heilige, glaubend es ſey ein gewiſſes inkommodirendes Inſekt, das man nicht gern nennt, griff hin, packte es und ſchleuderte es weithin in den Sand. — Es war aber Niemand von des ſeligen Herodes Leibkompagnie, ſondern ein kleines Teufelchen, das ſich im Sande wälzte und kichernd ſagte: »Ich bin das Teufelchen des Hochmuths und der Eitelkeit, und eh' Du Dich deſſen verſiehſt, ſattle ich mir Deinen Nacken wieder, und Du hebſt mich nicht aus dem Sattel, ſo viel Kapriolen Du auch machſt, denn Du biſt ein Menſch. Verſtanden!«

Iſt das dem Heiligen in der Wüſte geſchehen, warum ſollt' es nicht dem Paul Habermann in Rattenhauſen paſſiren können?

Der heilige Auguſtin ſtudirte einmal, da ſezte ſich auch ein kleiner malitiöſer Teufel auf ſein Tintenfaß, ihm recht vor der Naſe hin, und chikanirte den heiligen Mann. — Der verſtand das Ding aber anders, nahm die Sottiſe des Monſieur Teufel krumm, feſſelte ihn durch eine Beſchwörung, und zwang ihn ſogar, ihm das Licht zu halten, bei der frommen Arbeit. Ich glaube, er ſchrieb juſt das Buch de civitate Dei, und der Teufel mußte nun die Stadt Gottes erleuchten.— Der arme Teufel, denn außerdem daß er ſich gewaltig ennuirte, fiel ihm auch noch das heiße Wachs auf die Finger, und er ſchnitt gar erbärmliche Geſichter. — Das half ihm aber nichts, er war und blieb ein Leuchterknecht, und der Kirchenvater ließ ihn erſt wieder frei, als das gänzlich aufgezehrte Licht ihm noch zulezt die ſataniſchen Fingerchen recht arg verbrannt hatte.

So ſoll mir heute der Teufel der Eitelkeit das Licht halten, und ich will luſtig und wohlgemuth als ein treuer Hiſtoriograph die Geſchichte der ſechs Locken ſchreiben.

---

1) Die ſchwarze Locke. Nro. 1.

Ich gewann als Student einmal einen für einen Studenten erklecklichen Preis in der Lotterie, ſpazierte dafür wie Seume, bis nach Neapel, und befand mich, ſo lange die Dukaten vorhielten, vortrefflich in der Lazzaroniſtadt.

Während einer jener ſchönen Nächte, die in Neapel die unerträgliche Hitze des Tages vergeſſen machen, befand ich mich auf meinem Aſtrico, und athmete mit großem Behagen die friſche Luft und die Wohlgerüche der mich umgebenden Myrthen und Orangenbäume ein. — Bei dem Glanz einer großen Menge von Wachslichtern irrten meine Augen auf den benachbarten Dächern, wo mich die Aeußerungen ſüditalieniſcher Lebendigkeit ungemein ergötzten, umher. — Unter mir in den Straßen luſtwandelten unzählige Fußgänger, und aus allen Regionen umſchmeichelten Guitarrenklänge und Lieder mein Ohr. — Da ward plötzlich auf dem benachbarten Aſtrico eine wunderliebliche Stimme wach ein wahres Philomelenflöten. Eines deutſchen Muſenſohnes eichenumkränztes Haupt dreht ſich ſehr leicht auf ſeinen Halswirbeln, ſo auch natürlich das meinige. Entzückt wandte ich mich um, und ſiehe da, die ſchönen Töne entwanden ſich einer eben ſo ſchönen Bruſt, und dieſe ſchöne Bruſt ſtand wieder im gehörigen Einklange mit einem eben ſo ſchönen Körper. Alles zuſammen aber gehörte einem allerliebſten ſiebenzehnjährigen Mädchen. Aufmerkſam lieh ich ihr mein Ohr und vernahm folgende Canzonette, die ich, ſo gut es gehen will, in meinen alten Tagen, deutſch niederſchreiben muß, weil ich die italieniſchen Verſe vergeſſen habe.

Verlang ich von der Liebe Kunde,
Spricht die Mama, Kind hüte Dich!
Die Lieb' iſt mit der Höll' im Bunde,
Und ſie betrügt Dich ſicherlich.

Papa erzählt, die Liebe wäre
Die heiße Flamme wilder Kraft,
Die bald des Menſchen Herz verzehre
In ihrer grimmen Leidenſchaft.

Ach käme nur einmal die Liebe
Hierher zu mir allein und frei,
Verſucht' ich doch, wenn ſie nur bliebe,
Ob ſie nicht bald zu zähmen ſey.

Darauf mußte ſie eine Antwort haben, das verſtand ſich; aber da ich in meinem ganzen Leben keinen andern Ton als das f unter der Linie herauszubringen im Stande war, ſo nahm ich meine Zuflucht zu Bleifeder und Papier, und ſchrieb in ſchlechtem Italieniſch folgendes mühſam zuſammengeſtoppelte Verschen auf, das ich ohne die beiden fremden Wörter, die mir den Reim lieferten, nie würde haben drechſeln können.

Die Liebe hörte Deine Sorgen,
Willſt Du ſie ſeh'n incognito,
So komm bei Tagesanbruch morgen
Allein auf Deinen Aſtrico.

Ich warf das Billet der holden Sängerin zu; ſie nahm es behutſam auf, verbarg es ſorgfältig und verſchwand. Da ich hier wirklich nur das Nachſehen hatte, wovon ich nie ein ſonderlicher Freund war, ſo entfernte ich mich gleichfalls, und wartete ſehnſüchtig auf den folgenden Morgen, der die Güte hatte, mir eine ſchlafloſe Nacht zu machen.

Mit einigen Variationen bricht der Tag in

Neapel an, wie anderswo; die Hähne krähen dort eben ſo gut, wie ſie es damals in Jeruſalem thaten, als Petrus der neugierigen Magd erzählte, er kenne ſeinen erhabenen Meiſter nicht. — Wozu ſoll ich mich mit einer Beſchreibung deſſelben langweilen? — Er ließ einen bis über die Ohren verliebten Studenten ſehnſüchtig auf ſich warten, aber er war doch ſo freundlich, endlich zu kommen. — Und kaum war er da, ſo war Roſa, ſo hieß meine ſchöne Nachbarin, auch ſchon da, und ich ihr gegenüber auf meinem Aſtrico. — Es koſtete mich zwar einige Mühe, ſie zu überzeugen, daß Papa und Mama, was die Liebe anbeträfe, ſehr veraltete Vorurtheile hätten. Doch eine ſiebenzehnjährige Neapolitanerin iſt ſo dumm nicht. Als ſie nur erſt die Principien gefaßt hatte, da begriff ſie die andern Lehrſätze ſehr leicht, und verehrte mir als Honorar für meinen vortrefflichen Unterricht eine rabenſchwarze Locke;

dieſelbe, die jezt vor dem alten eingeroſteten Paul Habermann liegt, und ihn ſchelmiſch fragt, ob er noch italieniſch ſchwatzen könne. — Der arme Paul erinnert aber ſich nur noch zweier trübſeligen Worte, die da lauten: Tempi passati.

Damals aber dachte ich anders; damals hielt ich mich für einen großen Dichter, und folgende Verſe, die mir nachher viel Lob zuzogen, als ich ſie in unſerer poetiſchen Studentengeſellſchaft vorlas, zierten bei dieſer Gelegenheit mein von allen möglichen Gefühlen überwallendes Reiſejournal.

Wohl als Zeichen der Liebe betracht' ich die glänzende Locke,
Als ein Pfand des Gefühls; doch ſie genüget mir nicht.
Sicheres Pfand iſt der roſige Mund an lieblichen Küſſen
Reich, an zärtlichem Wort, und an betheuerndem Schwur.

Das war damals — jetzt — jetzt ließ ich ſehr gern mit mir handeln und wäre mit der Hälfte zufrieden — aber jetzt kommen keine Roſa's mehr auf den Aſtrico, um ſich von mir ein Kapitel aus der ars amandi exponiren zu laſſen.

Unſere Aſtricos waren leider durch eine Straße von einander getrennt; eine Straße, und wäre ſie auch noch ſo ſchmal, iſt doch unter ſo bewandten Umſtänden eine Unendlichkeit für ein liebendes Herz. — Ich zermarterte Tag und Nacht meine Sinne, um den Straßenunterſchied zwiſchen mir und ihr aufzuheben; Alles vergeblich, denn, wenn ich triumphirend glaubte, ein gutes Mittel erfunden zu haben, ſo wies ſie es als unausführbar zurück. — Auf dieſe Weiſe waren bereits mehrere Tage nach einander nutzlos für mich verſtrichen; nicht ſo für Roſa, die nun ſchon den theoretiſchen Theil der Kunſt zu lieben völlig inne hatte, und augenblicklich zum Praktiſchen übergehen konnte, wenn es dazu nicht leider an der gehörigen Gelegenheit gefehlt hätte. — Endlich dachte ich mit, Gott weiß, wie vielen Poeten, wagen gewinnt, ſchob keck das eine Ende eines Brettes nach ihrem Aſtrico hinüber, ließ das andere auf dem meinigen liegen, und ſpazierte wagehalſig über dieſe Brücke, die den bekannten Eiſendrathbrücken vor den gefeyten Schlöſſern in den alten Ritter- und Zauberromanen, hinſichtlich der bequemen Gelegenheit, ohne weitere Vorbereitung den Hals zu brechen, nichts nachgab. — Ich nahm alſo einen Anlauf, balancirte über das ſchwankende Brett hin, wie der beſte Seiltänzer, und war im Nu drüben auf Roſa's Aſtrico. — Es ging mir Drittelcäſar aber wirklich nur ein Drittheil wie Cäſarn. — Ich kam, ſah, daß Roſa wie der Blitz entfloh, und ſiegte natürlich nicht. — Da ſtand ich im ſchönſten Mondſchein auf dem fremden Dache, und konnte auf die bequemſte Weiſe von der Welt ein wenig als Dieb ergriffen und in den erſten beſten Kerker transportirt werden. — Roſa war fort, und kam nicht wieder, das machte die Scheu vor der Praxis. — Denn, obgleich ich ihr im möglichſt fließenden Italieniſch mit einzelnen neapolitaniſchen Brocken, die ich bereits aufgeſchnappt hatte, das nachher durch Göthe berühmt gewordene: Grau iſt alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum, expliciren wollte, ſie war und blieb fort.

Was war alſo zu thun? ich mußte bei dem kühnen Streifzug in fremdes Gebiet, auf einen klugen Rückzug ſinnen. — Ach wäre doch damals Jemand gekommen, der die Alten ſtudiert hatte, und mir dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke geſchlagen hätte über die Straße, ſtatt des wackeligen Brettes, auf dem ich Leib und Leben wagen mußte; das ganze Ding war, wie ich jetzt bemerkte, anderthalb Fuß breit, eben ſo viel Zoll dick, und wenigſtens zwanzig Fuß lang. In der Mitte war ein Loch, das ſah ich nun erſt, nachdem mir Amor ſeine Brille von der Naſe genommen, und Frau Vernunft die ihrige aufgeſetzt hatte. Von dem Brett aber bis auf die Straße hinab maß mein geübtes Auge wenigſtens fünfzig Pariſer Fuß. Ich konnte wohl mit Schiller ausrufen, (glaube aber nicht, daß ich es damals gethan habe):

Da drunten aber iſt's fürchterlich,
Der Menſch verſuche dieß Brettchen nicht.

Was half es indeſſen, hinüber mußte ich. — Die ganze Mythologie rief ich an, mir beizuſtehen, und noch dazu die Dammiſche, die damals in allen Schulen Deutſchlands gebraucht wurde. — Auf dieſe Weiſe überging ich keinen Gott oder Dämon, und war es ja der Fall, ſo konnt' ich den weiland wohlgelahrten und wohl meritirten Rektor Damm vorſchieben, und mir durfte das höhere Weſen aus göttlicher Gerechtigkeit nichts anhaben. Noch einen kühnen Stoßſeufzer, und nun wagte ich es. Zu Roſen war ich hinüber gehüpft, als liefe ich über einen Steg, der von der einen Seite eines Grabens zu der andern führte; zurück ſchlich ich, kroch, balancirte, kurz, ich bewegte mich mit einer wahren Höllenangſt während eines infernaliſch langen Zeitraums von fünf Minuten, vorwärts. Ewigkeit, Unendlichkeit waren mir in den philoſophiſchen Vorleſungen nie recht klar geworden, jetzt bekam ich durch Brett und Zeit einen Vorgeſchmack davon, und ſie wurden mir um Vieles faßlicher, dieſe großen Gedanken.

Endlich, endlich, Gott ſey's gedankt, war ich glücklich wieder auf meinem Dache angelangt, und blickte, wie ein ſiegreicher Heros, auf die durchrutſchte Bahn mit Sicherheit zurück. — Vorſichtig zog ich das vermaledeite Brett nach, zerhackte es ſogleich in tauſend Stücke, damit mich gleiche Lüſte nicht zum zweitenmale anwandeln konnten, und ſuchte dann nach den ungeheuern Mühſeligkeiten des Tages mein Lager auf, wo ſich der Traumgott meiner erbarmte und mir die niedliche Nachbarin ohne Rutſchparthie in die Arme führte.

Roſa wollte am andern Tag ihre Flucht wieder gut machen, und erſchien, pünktlich um die gewohnte Stunde, auf ihrem Aſtrico, ich blieb aber wohl weislich auf dem meinigen, und nun entſpann ſich die wunderlichſte Converſation par distance, die ich in meinem ganzen Leben geführt habe. — Sie begann damit, mir die Gründe ihrer ſchnellen Flucht aus einander zu ſetzen, und ich hörte andächtig zu. Alſo ſprach ſie:

„Schöner blonder Deutſcher! (davon weiß freilich jetzt Paul Habermann nichts mehr, wenn er in ſeinen Spiegel guckt) ich liebe Dich mehr als mein Leben, aber ein gutes Kind iſt ſeinen Eltern Gehorſam ſchuldig; ſie haben mich ſchon ſeit einem halben Jahre mit Colo Strapuzzi, dem reichen Fiſchhändler an der Ecke, verlobt, und mir auf das Strengſte verboten, mit jedem fremden jungen Manne anders, als in einer Entfernung von zwölf Palmen zu reden.»

Dieſe Worte wurden von einem heftigen Thränenſtrom unterbrochen; dann ſammelte ſie ſich, trocknete ihre naſſen zarten Wangen, und fuhr mit obligatem Schluchzen und Seufzen weiter im Texte fort:

«Wie viel Reue und Gewiſſensbiſſe ich empfand, als ich meinem Herzchen folgte, und des Morgens, wo noch Alles ſchlief, auf den Aſtrico ſchlich, ſüßer Paul, Idol meiner Seele, davon machſt Du Dir keinen Begriff. — Ich hörte Deine liebe Stimme ſo gern, ich hätte Dir ſo gern in Deine ſchönen braunen Augen geſehen, um mein Bild wieder darin zu finden — aber ich fühlte auch, daß ich dann verloren geweſen wäre — darum floh ich und eilte ſogleich zu meinem Beichtvater, warf mich ihm zu Füßen und deckte ihm die geheimſten Falten meines Herzens auf. — Meine Tochter, antwortete mir der fromme Mann, Du haſt Dich, wenn auch gleich nur in Gedanken, eines ſchweren Verbrechens ſchuldig gemacht. Fürchte die Hölle, gelobe ein neues Licht vor dem Bilde der heiligen Jungfrau in unſerer gebenedeiten Andreaskapelle, bete täglich fünf Pater und zehen Ave's; ſie werden Dich ſtärken, bis die Zeit kommt, wo Colo Strapuzzi Dich zu ſeiner Frau macht, durch das heilige Sakrament der Ehe, und Dir das Recht giebt, ſelbſt über Deine Perſon zu verfügen.»

«Als er dieß geſagt hatte, gelobte ich ihm Alles; er umarmte und ſegnete mich, und entließ mich mit den heiligen Worten: Absolvo te.»

«Darum beſchwör ich Dich, theurer Paul, den ich mehr liebe als mein Leben; gedulde Dich noch vier Wochen, am Roſalientage iſt meine Hochzeit, und dann kann ich, ohne für mein Seelenheil zu fürchten, thun was mir beliebt, denn dann bin ich Niemanden mehr Gehorſam ſchuldig. Wir wollen dann auch ———»

Länger konnte ich mich nicht halten; dieſe Logik war mir doch zu ſeltſam und komiſch, und mit ſchallendem Gelächter unterbrach ich meine kleine Rednerin. Sie wurde erzürnt und verlegen, rief mir ein zweimal verwundert perché ridi? zu, und verſchwand, als ich noch immer nicht Herr über den Kitzel werden konnte, mit einem zornigen Maledetto.

Ich hatte zu viel Achtung für die Sitten und den heiligen Eheſtand, als daß ich wieder auf dem Aſtrico erſchienen wäre.

Ey ſieh, da habe ich mich im Conjugiren geirrt; es ſollte das Präſens ſeyn. — Um die Wahrheit zu reden, ich begab mich auf mein Zimmer, zählte meine Baarſchaft, und ſah mit Schrecken, daß ich kaum noch genug hatte für die Rückreiſe; auf keinen Fall aber, ohne wie ein Lazarone zu leben, was meinem deutſchen Magen durchaus nicht zuſagte, länger als einige Tage in dem ſchönen Neapel verweilen könne. Ich tröſtete mich daher mit dem Gedanken, wie moraliſch ich handle, wenn ich Roſa durch ſchnelle Flucht vor den Fallſtricken der Herren Asmodi, Habermann et Comp. bewahre, und befand mich am nächſten Morgen ſchon auf der Rückreiſe nach dem lieben deutſchen Vaterlande, das ich auch ohne weiteres Abentheuer in einigen Wochen glücklich erreichte.

2) Die ſchwarze Locke. Nro. 2.

Wider die Zeit muß ich ſündigen, um nur nicht in den Nüancen zu verſtoßen; ich kann doch unmöglich eine blonde Locke, die den Jahren nach eigentlich folgen müßte, zu einer ſchwarzen legen. — Ich liebe es ſehr, eine gewiſſe Stufenfolge in Allem zu beobachten, und was gehen mich die Jahre an, mein Herz iſt ja doch jung geblieben. — So komm denn her, Du ſchwarze Locke Nro. 2, Du wollige, die trotz ſo langem Drucke, den ſowohl das Haupt, auf dem Du wuchſeſt, als auch Du ſelbſt in dem Käſtchen, in dem ich Dich bewahrte, erlitteſt, nicht ſchlecht wurde, ſondern wie das Kind der Natur, zu dem

Du gehörteſt, nie den Urſprung verläugnen kannſt. — Wie ich Dich ſo vor mir ſehe, rufſt Du mir deutlich das Bild der armen Hannah wieder vor die Augen, und der Augenblick, indem ich Dich von dem Haupte der Dulderin trennte, ſtellt ſich mir ſo eindrücklich dar, als lägen gar keine Jahre dazwiſchen. — Du biſt die letzte Locke, die ich mir aufbewahrte, und wahrlich aus ganz anderm Grunde, als alle Deine Genoſſinnen, die nun ruhig mit Dir in dem kleinen Strohkäſtchen liegen, das zugleich mit Dir ein Andenken an Hannah iſt, wenn ich anders eines ſolchen bedürfte.« —

»Habermann,« pflegte mein ſeliger Rector zu ſagen, »er hat eine ſtupende Memoria, aber gar wenig Judicium. — Schaffe er von Erſterer etwas ab und lege er ſich von Letzterem etwas zu, ſo wird er mehr in litteris profitiren. — Der ſelige Alte hatte wohl Recht, wollte Gott ich hätte weniger Memoria und mehr Judicium in meinem Leben gehabt, ich wäre manches liebe Mal doch beſſer gefahren in der Welt, und würde zu Zeiten nicht allein in litteris, ſondern auch in andern Dingen ein Erkleckliches profitirt haben.

Auf dem Schiffe, auf dem ich die Ueberfahrt nach Batavia machte, befand ſich unter andern Paſſagieren ein reicher Pflanzer aus der Capſtadt, der die Erbſchaft eines verſtorbenen Onkels in B. heben wollte. — Der Mann war einer von den gewöhnlichen reichen Menſchen, die da glauben, der liebe Gott habe Alles nur darum auf Erden wachſen und gedeihen laſſen, damit es ihnen zu Gute komme; daß das eigentlich nicht ſo ſey, davon hatte er keine Ahnung. — Von Jugend auf im größten Ueberfluß erzogen, ging es ihm mutatis mutandis, wie jenem

Grafenſöhnchen, das ſich wunderte über die armen Leute, welche entſetzlich darüber klagten, ſie hätten kein Brod, da ſie ja Confect eſſen könnten. — Er, unſer Holländer nämlich, war dabei ſehr phlegmatiſcher Natur, ließ ſich hergebrachter Weiſe von ſeinen Sclaven bedienen, von denen er drei bei ſich hatte, nebſt einer Negerin, der armen Hannah, und vertrieb ſich die Langeweile auf dem Schiffe mit Tabakrauchen und Genever. —

»Trotz Allem dem waren ihm ſeine Sclaven ſehr ergeben, und man konnte auch mit Recht ſagen, daß er ſie im Vergleich mit andern Pflanzern nicht eben ſchlecht behandelte. Wenn ſie alle ihre Geſchäfte für ihn beſorgt hatten, ſo konnten ſie thun, was ihnen beliebte und wurden nie darin geſtört. — Vorzüglich hatte Hannah ſich ſeiner Gunſt zu erfreun, und es mag wohl ſeyn, daß

Herr und Sclavin, wie das in jenen Ländern häufig der Fall iſt, in vertrauten Verhältniſſen zu einander geſtanden haben, recht deutlich iſt es mir nicht geworden. — Für eine Tochter der Goldküſte war Hannah auch wirklich ſchön zu nennen, denn obgleich ihre Phyſiognomie ganz die einer Negerin war, ſo erfreute ſie ſich doch eines ſo ſchlanken und regelmäßigen Körperbaues, daß manche Europäerin ſie darum beneidet haben würde.

Schon auf dem Schiffe wurde ich genau mit Mynheer de Stoppelaar, ſo hieß der Pflanzer, bekannt; die Sorge für ſeine Geſundheit lag ihm außerordentlich am Herzen, kein Wunder daher, daß er die Freundſchaft des Schiffsarztes benutzte. — Eine ſtarke Indigeſtion, die ihm eine zu reichlich genoſſene Menge von Eydammer Käſe, auf die er eine gehörige Quantität Genever ſetzte, zugezogen hatte, und die ich mit einem leichten Mittel wieder hob, ſetzte mich noch feſter bei ihm in Gunſt, und er verſprach mir, mich während ſeines Aufenthaltes in Batavia zu ſeinem Leibarzte zu machen, was ich mir auch gern gefallen ließ. — Die geſunden Kranken, meine Herren, pflegte mein ſeliger Profeſſor im Clinicum zu ſagen, ſind einem jungen Arzte beſonders gedeihlich; er muß ſie mit größerer Wichtigkeit behandeln, als Leute, die an den hitzigſten Fiebern darnieder liegen, denn jene ſind es, die der Praxis des angehenden Heilkünſtlers das angenehme Epitheton ornans golden verleihn.

Wir liefen glücklich in Batavia ein. Als ich ein Paar Tage in der ungeſunden Stadt zugebracht hatte, ſagte ich ſogleich zu mir: Hannes Holzmeier und Paul Habermann, hier blüht Euer Waizen! die prächtigen Sümpfe rings herum ſind keine ſtagnirenden Waſſer, ſondern Goldquellen, die die herrlichſten

Fieber erzeugen und die ausſchweifende Lebensweiſe der Batavier, ſo wie die wunderlichen Sitten der guten Chineſen, die hier in Menge floriren, ermangeln nicht das Ihrige dazu beizutragen, um die Luft mit den ſchönſten Miasmen zu ſchwängern. —

Ich hatte auch nicht unrichtig geſchloſſen, meine Empfehlungen, für die der alte gute Petetſen *) reichlich geſorgt hatte, verſchafften mir bald Eintritt und Praxis bei den erſten Familien, und da es damals gerade an Ärzten fehlte, ſo breitete ſich meine Kundſchaft, um mich eines ehrlichen Handwerkerausdrucks zu bedienen, auch bald bedeutend aus. Daß ich mich dabei dieſes Ausdruckes bediene, behagt mir beſonders, denn ich zeige dadurch den alten Hoflakayen

---

*) S. die Geſchichte der folgenden Locke. —
Der Herausgeber.

in einem glänzenden, der Gelehrſamkeit entlehnten Gewande, ſintemal im Griechiſchen ein Arzt und ein Fleckſchneider denſelben Namen von demſelben Verbum hergeleitet führen. —

Auf dieſe Weiſe kam ich aber auch häufig mit Mynheer Stoppelaar zuſammen und wurde öfter eingeladen, mit ihm eine Parthie nach Welterreden zu machen. Der Dritte bei dieſen Ausflügen war ein gewandter pfiffiger Chineſe, der ſich in kurzer Zeit Stoppelaars ganze Gunſt zu erwerben gewußt hatte, indem er ihm bei Abmachung der Erbſchaftsangelegenheiten ſehr zur Hand ging, wobei er jedoch den eigenen Säckel keineswegs vergaß. — Ich merkte indeſſen bald, daß noch eine andere Abſicht unſern Wirth bewog, vorzüglich Welterreden zum Ziel ſeiner Luſtfahrten zu machen. — Hier wohnte nämlich die junge Wittwe des vor Kurzem verſtorbenen reichen Oberkaufmanns Dirk von Lennep. — Der gute Mann war zwar erſt vor ungefähr vierzehn Tagen verſchieden, das hinderte aber Frau Alida, ſo hieß ſeine troſtloſe Gattinn, nicht, den Herrn Gerdt von Stoppelaar als vierten Geliebten in Gnaden anzunehmen. Er war bei Weitem reicher und was in der Bataviſchen Schönen Augen weit mehr galt, geſunder und kräftiger als die übrigen Drei, kein Wunder alſo, daß er bald vom vierten zum erſten Liebhaber avancirte, und nach verfloſſener Trauerzeit, die in Batavia ſehr abgekürzt wird, legte Frau Alida von Lennep ihre zarte Rechte in die des Herrn Gerdt von Stoppelaar und der ehrwürdige Domine von Welterreden ſprach ſeinen Segen dazu.

Ehe ich aber weiter fortfahre, ſehe ich wohl ein, daß ich als ein guter Hiſteriograph den Character der handelnden und leidenden Perſonen ein wenig ſchildern muß, um der rechten Kritik nicht den Weg zu dämmen, durch den ſie die Wahrheit der mitgetheilten Facta erforſcht und im Stande iſt zu entſcheiden, ob der Autor von aller Partheilichkeit frei blieb, welches ſehr ſelten der Fall iſt. — Ich finde zwar eigentlich keinen Grund dafür, mir ſo viel Mühe zu machen, als den, daß er mir Spaß macht. — Da ich indeſſen ſehr maulfaul bin im gewöhnlichen Leben, d. h. im Leben mit Anderen als Hoflakai, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich nicht ſuderſix ſeyn ſollte, im außergewöhnlichen Leben, d. h. in dem, das ich in meinen vier Wänden mit Paul Habermann führe.

Die übrigen Perſonen habe ich aber ſchon genugſam geſchildert; es bleibt mir alſo nur noch Frau Alida übrig; da dieſe aber auf ein Haar allen übrigen Damen glich, ſo kann ich mir die Mühe erſparen, indem ich hier eine Stelle einſchalte aus dem Manuſcript meiner See- und Landreiſen, durch welches ich einſt ein berühmter Reiſeſchriftſteller zu werden hoffte, das aber kein Buchhändler mir abzukaufen geneigt war, weil ich es nicht für ein Sportgeld hingeben wollte. — Ich habe dieſes Manuſcript der fürſtlichen Bibliothek vermacht, um nach meinem Tode als eine Rarität darin aufgeſtellt zu werden, eine ungedruckte Handſchrift eines vielgereisten Hoflakaien iſt doch wahrhaftig keine Kleinigkeit und ich lebe oder ich ſterbe vielmehr der gewiſſen Hoffnung, daß nach tauſend Jahren ſich noch mancher berühmte Philologe durch kühne Conjecturen in dem von ihm darüber zu verfertigenden Commentar die güldene Ader dabei erſitzen werde; denn das iſt ja hier auf Erden der einzige goldne Lohn, den die Gelehrſamkeit bringt.«

Jene angezogene Stelle (was das doch einem Autor für Freude macht, ſich ſelbſt citiren zu können) enthält eine Schilderung der bataviſchen Damen in genere und lautet alſo:

> Die hieſigen Mädchen ſind im zwölften oder dreizehnten Jahre oft noch früher mann- und heirathbar. — Wenn ſie nur halbwege hübſch, reich, oder aus bedeutender Familie ſind, findet ſich auch gewöhnlich in dieſem Alter eine Parthie für ſie, und ſie ſind, wie man in Europa zu ſagen pflegt, zu rechter Zeit verſorgt. — Eine bataviſche Schöne von ſechzehn Jahren gilt daher auch ſchon für überreif, eine zwanzigjährige Unvermählte heißt eine alte Jungfrau. — Indeſſen ſo früh auch der Körper reift, ſo ſpät thut es der Geiſt bei ihnen, oft will er gar nicht ſo artig ſeyn, und ich kenne mehrere Frauen von gutem Stande, die

weder leſen noch ſchreiben können, vom lieben Gott nur wiſſen, daß man ihn in der Kirche beſucht und von den Menſchen weiter nichts, als daß man die weißen in reiche und arme, die ſchwarzen aber gar nicht eintheilt; dieſe Letzteren ſind ohne Unterſchied Canaillen.

Häßlich ſind die Damen eben nicht; ſondern ſchlank und zart, blond und bleich; dem raffinirten Mondſcheinsgeſchmacke deutſcher Dandins würden ſie daher wohl zuſagen; wer aber eine geſunde und blühende Frau haben will und wünſcht viele Kinder, Gottes Segen, groß zu ziehn, der komme nicht nach Batavia. — Ueber zu große Lebhaftigkeit kann man eben auch nicht klagen; ſie ſind eher träge und verdroſſen zu nennen, wozu denn auch die große Anzahl der ſie bedienenden Sclaven und das feuchte heiße Klima das Ihrige in reichem Maße beitragen.

Ihre Lebensweiſe iſt nun auch eben nicht die beſte. In der Regel verlaſſen ſie ihr Lager des Morgens zwiſchen ſieben und acht Uhr und bringen den Vormittag mit Putz und Nichtsthun hin. — Sie ſpielen gewöhnlich, nicht eben auf die decenteſte Weiſe, höchſt vertraulich mit ihren Sclavinnen, die ſie den nächſten Augenblick, wenn es ihnen einfällt, der geringſten Kleinigkeit wegen, auf das Härteſte peitſchen laſſen, oder ſelbſt mit ausgeſuchter Grauſamkeit peinigen. Faſt den ganzen Vormittag bringen ſie leicht und luftig gekleidet auf dem Sopha zu, oder ſitzen auf einem niedrigen Stuhle mit gekreuzten Beinen nach orientaliſcher Weiſe. Ihr Zeitvertreib beſteht alsdann im Betelkäuen, worin ſie es zu einer großen Fertigkeit gebracht haben; den Beweis dafür liefert ein ſchwarzer Rand um die Lippen und ſchwarze Zähne, die dem kußluſtigen Europäer bald alle Sehnſucht nach ſolchen Gaben der Liebe von bataviſchen Schönen vertreiben.

An Verſtand fehlt es ihnen eigentlich nicht, und ſie hätten wohl die Fähigkeit, bei beſſerer Erziehung gute Frauen und Mütter zu werden; da ſie aber gleich nach ihrer Geburt in der Obhut von Sclavinnen ſich befinden und unter dieſen aufwachſen, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie die Sitten derſelben annehmen, zumal da bei ihren Eltern eben auch nicht ſonderliche Tugend zu lernen iſt. Auf dieſe Weiſe werden ſie abergläubiſch, bleiben bornirt und ſind herriſch und ſtolz, denn die arme gepeinigte Umgebung muß bei ſchwerer Strafe in Allem dem eigenſinnigen halsſtarrigen Willen des Kindes fröhnen.

Sind ſie erwachſen, ſo trägt die Wärme des Klima's in Verbindung mit der üppigen, müßigen und trägen Lebensweiſe, auch noch das Ihrige dazu bei, allerlei nicht eben lobenswerthe Begierden, die die Welt höchſt anſtändig Temperamentsfehler nennt, zu entwickeln. — Hat nun ſie der Himmel erſt glücklich in die Ehe geleitet, ſo ermangeln ſie nicht jenen Inclinationen nachzuhängen, in welchem ſie durch das ungeregelte Betragen der Männer vor und nach der Ehe beſtärkt werden. — Demungeachtet ſind ſie aber auf ihre Gatten ſehr eiferſüchtig und verfolgen diejenigen ihrer Sclavinnen, von denen ſie glauben, daß ſie Gunſt vor den Augen derſelben gefunden haben, mit ausgeſuchter Rache. — Es iſt unglaublich, wie raffinirt ſie dabei zu Werke gehen und ein fühlendes Gemüth ſchaudert ſchon vor dem Gedanken an jene Qualen zurück, die die armen gemarterten Dienerinnen oft ohne allen Grund auf ihren Befehl erdulden müſſen, ja viele dieſer Damen finden ein Vergnügen daran, ſelbſt Hand ans Werk zu legen. *)

Frau Alida nun konnte von jedem Handlungsreiſenden dreiſt als ein vollkommenes Probemuſter der Damenwelt auf Batavia mitgenommen und vorgezeigt werden, und ihr guter zweiter Gatte fand gar bald, daß ſein Vorgänger doch nicht ganz dumm geweſen ſey, als er ſich durch den Tod von

---

*) Der ſelige Paul Habermann gibt hier eine etwas derbe und ſcharfe Schilderung, doch trifft ſie ganz mit der des umſichtigen Stavorinus und anderer Reiſenden zuſammen und man hat daher keinen Grund, an der Wahrheit ſeiner Relation zu zweifeln oder zu glauben, ſie ſey übertrieben. D. H.

ihr ſcheiden ließ. Er ergab ſich jedoch mit unnachahmlichem Phlegma darein, ſuchte ſein Heil in der Flaſche, bei den Karten, oder in Stunden angeregter Laune auch wohl bei den Sclavinnen ſeiner tugendhaften Gemahlin. Hauptſächlich friſchte er die frühere Neigung zu der armen Hannah wieder auf, und dieſe mußte wohl als ein Opfer der grauſamſten Sclaverei ſich in ihr ſchreckliches Loos ergeben, obgleich ſie ihre wahre Neigung einem von den im Hauſe dienenden Negern, Namens Richard, zugewandt hatte.

Das paßte aber durchaus nicht in den Kram der Frau von Stoppelaar, die überhaupt in den erſten Wochen nach ihrer Vermählung ſchon einſah, daß ſie ſich gewaltig bei ihrer Wahl betrogen habe, und Mynheer de Stoppelaar in keiner Hinſicht das leiſtete, was ſie glaubte mit Recht von ihm erwarten zu können. Die chriſtlich geſinnte Dame rächte ſich daher auf zweifache Weiſe, indem ſie erſtlich den zweiten ihrer frühern Anbeter zu ihrem erſten Hausfreunde erhob, zweitens ihren ganzen Haß auf die unglückliche Hannah, die nun durch die Heirath ihr zugefallen war, und gegen die ſie gegründeten Verdacht hegte, warf.

Man ſollte kaum glauben, daß es möglich wäre, ſolche Qualen zu erdenken, wie Frau Alida ſie die arme Sclavin erdulden ließ. Ihre Hauptabſicht war, das unglückliche Weſen zu verkrüppeln, und es ſo des einzigen Reizes, den es für Mynheer Stoppelaar haben könnte, zu berauben, des ſchönen Körpers nämlich. — Hannah ertrug alles geduldig, und ohne ein Wort darüber zu verlieren, denn ſie wußte wohl, daß ihr Herr, ſo gut er es auch mit ihr meine, nicht die Kraft habe, ſeiner Frau Widerſtand zu leiſten. Ihrem Richard wagte ſie auch nicht etwas über ihre Leiden zu vertrauen, denn dieſer, der zufällig einmal Zeuge ihrer ſchändlichen Behandlung geweſen war, hatte geſchworen, das nächſtemal Frau Alida ſein Meſſer in den Leib zu ſtoßen.

Aengſtlich vermied nun Hannah alles, was Richard zur Rache gegen ſeine Herrin entflammen konnte, und ertrug ſchweigend und ohne einen Laut der Klage auszuſtoßen, die Mißhandlungen, die ſich täglich mehrten. Was ſie auch that für ihre Tyrannin, ſie konnte ihr nichts zu Danke machen, und Fußtritte waren der gewöhnliche Lohn für jeden Dienſt.

So phlegmatiſch auch Stoppelaar übrigens war, ſo wallte doch einmal die Wuth mit ganzer Stärke in ihm auf, als er zufällig Zeuge einer ſolchen Scene wurde. — Er ſtellte ſich ſeiner menſchenfreundlichen Gattin entgegen, und erreichte nach hartem lebhaftem Zwiſte endlich ſo viel, daß Hannah mit

Nächſtem verkauft oder vertauſcht werden ſollte. Der Zeitpunkt ihrer Erlöſung wurde auf den Tag feſtgeſetzt, an welchem Frau Alida ſelber nach Batavia fahren würde, um ſich dort eine neue Sclavin zu beſorgen. — Indeſſen ſo ſehnlich auch Hannah dieſen Zeitpunkt erwartete, ihre Gebieterin fand für gut, ihn von Tage zu Tage zu verſchieben, und bemerkte, wenn ihr Gatte es einmal wagte, ſie daran zu erinnern, es bliebe allerdings dabei, ſie wolle nur erſt eine Gelegenheit haben, Hannah gut loszuſchlagen, und dieſe würde nicht ſehr lange mehr ausbleiben.

Auf dieſe Weiſe verſtrichen wieder mehrere Monate, in welchen Stoppelaar zu kränkeln anfing, und an einem wunderlichen Uebel litt, deſſen Sitz ich durchaus nicht ermitteln konnte, und das hartnäckig meinen eifrigſten Bemühungen widerſtand. Er wurde von einer Art Zehrung befallen, die ſich durch große

Schwäche, geſtörte Verdauung, Abmagerung, Inſomnie, Schmerz in der Leber, tiefe Hypochondrie und intermittirende Fieberanfälle kund gab. Auffallend war dabei, daß ſeine Laune oft wie der Wind wechſelte; bald war er ausgelaſſen fröhlich, in der nächſten Stunde wieder auf das tiefſte niedergeſchlagen; bald befand er ſich wohl, am nächſten Tage konnte er nicht das Bett verlaſſen, kurz meine mühſam erworbene Diagnoſe ſcheiterte faſt gänzlich an ihm. Die Krankheit ſelbſt hatte ſich ungefähr vierzehn Tage nach jenem Zwiſte mit ſeiner Gattin, deſſen unſchuldige Urſache Hannah geweſen war, zuerſt gezeigt.

Stoppelaar hatte es jederzeit gut mit mir gemeint; ihm verdankte ich größtentheils meine nicht unbedeutende Praxis, und hielt es daher für nöthig, ihm alle Zeit, die ich erübrigen konnte, zu widmen. Täglich ſah man mich deshalb von Batavia nach Welterreden fahren, ſobald es mir meine Geſchäfte vergönnten.

Als ich aus dieſem Grunde eines Tages dort ankam, ſah ich Frau Alida in den Wagen heben, die mir zurief, ſie wolle eben nach Batavia, um ſich mit neuen Sclavinnen zu verſehen. — Ich wünſchte ihr gute Geſchäfte und begab mich, ohne daß mir ihre Rede weiter aufgefallen wäre, in das Haus zu ihrem Manne. — Vor ſeinem Zimmer erwartete mich Hannah, und ſagte mir in gebrochenem Engliſch, das ſie in ihrer Jugend, wo ſie in einer engliſchen Familie geweſen war, erlernt hatte: »Maſſa, Hannah weiß viel; Hannah ſpricht engliſch, damit Niemand verſtehn, als Maſſa Doktor. Maſſah Stoppelaar Gift; Tigerhaar; Hannah ein Mittel wiſſen, wenn Maſſa Doktor es haben will; Hannah heute, wo Maſſeß (Mistress) nicht zu Hauſe ſuchen und machen will.«

So unwahrſcheinlich mir auch ihre Behauptung vorkam, ſo ſagte ich ihr doch neugierig, welches Mittel ſie bringen würde: «Thu das Hannah, ich will ſehn, ob ich es brauchen kann,» und trat darauf in Steppelaars Zimmer. Wie verwunderte ich mich aber, als ich dieſen, den ich am vorigen Tage ziemlich wohl verlaſſen hatte, auf das Aeußerſte hinfällig und ſchwach, im Bette liegen ſah, ohne mir auch, nachdem ich ihn über Alles befragt hatte, den Grund erklären zu können. — Als ich ſämmtliche Umſtände genau erwog, dämmerte doch in mir der Gedanke auf, Hannah habe nicht ganz Unrecht; ich ſah jedoch ein, daß ich hier ſehr vorſichtig handeln müſſe, und begab mich daher, nachdem ich dem Kranken etwas verordnet hatte, in größter Eile nach Batavia zurück.

Hier beſuchte ich ſogleich einen vertrauten Freund, der früher über zwanzig Jahre als

Arzt in Dienſten der oſtindiſchen Kompagnie geſtanden hatte, und jetzt in Batavia als Kaufmann lebte. Dieſem vertraute ich alles, und er theilte mir mit, wie ihm während ſeiner Praxis drei ähnliche Fälle vorgekommen wären. — Bei zweien ſeyen die Patienten an einer ihm unerklärlichen Krankheit geſtorben, bei dem dritten aber der Leidende durch ein Pulver, das eine alte Negerſclavin gebracht, und welches als Vomitiv und Laxanz zugleich gewirkt habe, gerettet worden. Bei weiterer Nachforſchung habe er ebenfalls herausgebracht, daß die meiſten Schönen im indiſchen Archipel, beſonders in Java, ſich durch ein langſam wirkendes Gift, das ſie ihnen im Rauſche beibrächten, an ihren ungetreuen Liebhabern zu rächen wüßten. Woraus dieſes Gift beſtehe, habe er nie mit Gewißheit in Erfahrung bringen können; doch ging die Sage, es ſey aus den Barthaaren des Tigers, dem die Naturforſcher allerdings giftige Eigenſchaft beilegen, bereitet, und einige alte Negerſclavinnen wüßten ein Mittel dagegen, das ſie jedoch ſehr geheim hielten. — Er rieth mir deshalb, da die Krankheit des Herrn Stoppelaar die größte Aehnlichkeit mit den von ihm beobachteten Uebeln habe, und alle meine Mittel nicht anzuſchlagen ſchienen, getroſt den Verſuch zu machen.

Da nun des Freundes Bericht einen paſſenden Commentar zu Hannah's Worten gab, ſo beſchloß ich auch wirklich, das Mittel zu verſuchen, und fuhr am folgenden Tage, ſobald es meine Geſchäfte erlaubten, nach Welterreden. — Als ich daſelbſt angekommen war, begab ich mich zu dem Kranken, deſſen Zuſtand ſich ſeit meinem letzten Beſuche eher verſchlimmert, als gebeſſert hatte. — Ich ließ ſogleich durch Richard, der ſeinen Herrn bediente, Hannah rufen. — Dieſe erſchien und gab mir durch einen Wink zu verſtehen, daß ſie das Mittel bei ſich habe. — Noch ehe ich es aber ihr abnehmen konnte, kam Frau Alida, einer Furie gleich, hereingeſtürzt, fuhr auf Hannah zu und mißhandelte dieſe auf das Abſcheulichſte, weil dieſelbe, wie ſie ſich ausdrückte, nichts in Mynheers Zimmer zu ſuchen habe. — Mit ſchwacher Stimme bat Stoppelaar ſeine Gattin, doch wenigſtens ſein Krankengemach nicht durch die Ausbrüche ihrer Wuth zu beunruhigen, und ſank, als ſie ſeinen Worten kein Gehör gab, erſchöpft auf ſein Lager zurück. — Endlich hatte ſie genug, und war im Begriff, das Zimmer wieder zu verlaſſen, da trat Richard, der bisher ein ſtummer Zeuge dieſer Scene geweſen war, auf ſie zu, faßte ſie bei dem Arm und ſagte mit rollenden Augen: »Nun iſt's aus, weißer Teufel.« — Bei dieſen Worten zuckte er ein langes Meſſer, aber noch ehe er ſeine Abſicht ausführen konnte, warf ſich Hannah zwiſchen ihn und Frau Alida, und rettete ſo das Leben ihrer Peinigerin durch das Opfer des eigenen Lebens.

Alles dieſes war das Werk eines Augenblickes, und noch ehe ich hinzuſpringen konnte, hatte Richard voll Entſetzen über die unglückliche That auch ſchon ſich ſelbſt durch einen ſichern Stoß getödtet. — Es war ein furchtbarer Anblick. Auf dem Boden lagen Richard und Hannah in ihrem Blute, neben ihnen beſinnungslos Frau Alida, von der ich auch im erſten Augenblicke glaubte, ſie ſey ebenfalls ermordet. — Als ich mich über ſie beugte, richtete ſich Hannah mit ihrer letzten Kraft auf und reichte mir ein in ein Blatt eingewickeltes Pulver, mühſam dabei die Worte ſprechend: «Pulver für Maſſa; Maſſa leben bleiben; Maſſa gut.» — Dann ſank ſie zurück und hauchte ihre edelmüthige Seele aus.

Da ich mich überzeugt hatte, daß Frau Alida nicht verletzt ſey, ließ ich ſie von den durch den Lärm herbeigelockten Sclavinnen auf ihr Zimmer bringen, ohne mich eben weiter um ſie zu bekümmern. Meine ganze Sorgfalt wandte ich auf Stoppelaar; das Pulver ſchlug, ſtarke Ausleerungen bewirkend, vortrefflich an, und ich hatte bald die Freude, zu ſehen, wie ſeine Beſſerung täglich zunahm. — Behutſam vertraute ich ihm meine Muthmaßungen, denn mehr als Muthmaßungen durften es nicht ſeyn, wer konnte Frau Alida etwas beweiſen, obgleich ſich Stoppelaar wohl erinnerte, von ihr eines Abends, bald nach jenem Zwiſte, ſehr zum Trinken gereizt worden zu ſeyn, wobei ſie ihm ganz gegen ihre Gewohnheit den Becher ſelbſt kredenzt hatte.

Frau Alida war ſeit dem furchtbaren Tage wie umgewandelt, und willigte ohne Widerſtreben in ihres Gatten Wunſch, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen. Dieß wurde ohne Aufſchub bewerkſtelligt, und Stoppelaar verließ, ſobald es ihm ſeine Geſundheit und ſeine Geſchäfte erlaubten, um manche bittere Erfahrung reicher, die Inſel Java und ſegelte nach Surinam zurück.

Frau Alida ſtarb ein halbes Jahr nachher an einem ſchleichenden Fieber.

Richard und Hannah ließ ich auf Stoppelaars Wunſch in eine gemeinſchaftliche Gruft ſenken. — Ich denke, der liebe Gott wird ihr dort oben vergelten, was ſie hienieden unverſchuldet litt. — Als man ſie in die Grube legte, trat ich hinzu, und ſchnitt eine Locke von ihrem Haupte ab. — Es war die Schere aus meinem Verbandzeuge, die ich dazu brauchte. Aus meinem Auge fiel eine Thräne auf die Schere, und machte einen Roſtflecken darin, weil ich ſie nicht wegwiſchte. — Ich habe den Roſtflecken nicht abſchleifen laſſen, überhaupt dieſe Scheere nie wieder gebraucht. — Daraus ſehe ich aber, daß ich damals eben ſo gut ein Narr war, wie ich jetzt noch einer bin; denn wenn ich nur noch den hundertſten Theil meines Gedächtniſſes behalte, ſo bleibt gewiß vor allen Dingen das Andenken an die arme Hannah, und ihr unglückliches Schickſal in dieſem hundertſten Theil zurück.

Ja, ja! auf ſolche Weiſe kam ich zu der ſchwarzen Locke, Nummer Zwei.

Ob man ſich freuen oder ſich grämen ſoll, ein Menſch zu ſeyn? Wer kann's ſagen?

3) Die dunkelbraune Locke.

Ich hatte ausſtudiert, das heißt, ich hatte kein Geld mehr, konnte daher keine Kollegien mehr hören, was im Grunde auch nicht nothwendig war, da ich meine verſchiedenen Kurſus vollendet hatte, und bis auf den Doktortitel, den zu erſchwingen meine wenige Baarſchaft nicht hinreichte, als ein paſſabler Heilkünſtler paſſiren konnte. Ich mußte alſo auf etwas ſinnen, das mir meinen Lebensunterhalt verſchaffte, und da es mir auf der Univerſität nicht länger gefiel, ſo beſchloß ich, mein Glück anderswo zu ſuchen. — Was aber nun beginnen, Paule, ſo redete ich mich eines Tages, wehmüthig die lezten Louisd'ore, die nun auch bald den Weg alles Fleiſches geben ſollten, betrachtend an. — Was bleibt einem armen alten bemoosten Haupte, das nicht promoviren kann, übrig? — Hofmeiſter? Pfui Teufel. — So ein Hofmeiſter oder Hauslehrer iſt ja nichts weiter, als der erſte Bediente in dem vornehmen Hauſe, in dem er die ungezogenen hochadeligen Rangen zu dreſſiren hat. Was kann aus ihm werden? allenfalls der Liebhaber der gnädigen Frau oder der Ehemann von des gnädigen Herrn Maitreſſe. — In beiden Fällen ein geplagtes Thier, das die Sünden Anderer tragen muß, und die Buße dazu; eine wahre Sachſenbuße für die todt geſchlagene Tugend. — Nein Paul, dazu biſt Du zu gut. — Alſo was weiter? Ein Komédiant. — Das ließe ſich hören. — Du haſt ganz leidliche Waden, eine ſtarke Bruſt und eine gute Memorie, miſſeſt Deine fünf Fuß neun Zoll rheiniſch, und haſt eben keine unangenehme Phyſiognomie. — Eine gewiße Univerſalität iſt Dir auch nicht abzuſprechen, ſo könnteſt Du es wirklich zu etwas Außerordentlichem bringen, und — aber was nutzeſt Du als ſolcher? — Schreiſt

Dir z. B. die Kehle wund als Karl Moor, und verführſt die liebe Jugend durch Deine vortreffliche Darſtellung, auch in den edlen Stand eines Räubers treten zu wollen, und ihr Probeſtück ſogleich nach erſchauter Tragödie im glühenden Enthuſiasmus, an des Papas Spielkaſſe oder der Mama Sparpfennigen zu machen. — Nein Paule, bleib davon, mein lieber Sohn, auf jenen Brettern wächſt Dir kein Lorbeer. — Und wo bliebe Deine Arzneiwiſſenſchaft mit ihren neun und neunzig Hülfewiſſenſchaften, mit denen Du Dich weidlich und redlich fünf volle Jahre herumgequält haſt? Willſt Du die zu gar nichts brauchen? O ja, warum nicht? — Aber dazu gehört Subjekt und Objekt. — Das Subjekt biſt Du, und das Objekt zerfällt in eine unzählige Menge Subſtantiva, die alle von dem einzigen Verbum *kränkeln*, regiert werden. — Und wo willſt Du die finden, oder wenn Du ſie findeſt, wie willſt

Du ihnen Vertrauen einflößen, da es Dir am Gelde fehlt, zünftig zu werden?

Zünftig; Zunft; prächtige Worte, ſo recht für Deutſchland gemacht. — Bei uns muß alles zünftig ſeyn, ſonſt gehört es zu den Vagabunden. — Was bildet nicht Alles eine Zunft in unſerem lieben Vaterlande! — Die Poeten, die Recenſenten, die Profeſſoren, die Schuſter, die Schneider, der Adel, das heißt aber Kaſte, weil auch mitunter illegitime Kinder in ſeiner Zunft aufgenommen werden, d. h. nicht außereheliche, ſondern zu eheliche, da ſie mitunter mehr als einen Vater haben, ſo wie gewiße Geldmünzen einen nominellen Werth (das iſt der adelige ſogenannte Papa, quem nuptiae demonstrant) und einen reellen (den bürgerlichen Papa Kutſcher (cui mater patet nach der anderen Definition); wobei denn aber im Außenhandel und Wandel der Realwerth gewaltig unter dem Nominalwerth ſteht, weil der Landesherr das Gepräge protegirt und Bürger und Bauer zwingt, es als vollgültig anzunehmen.

Alſo räſonnirte ich, und wahrhaft in das Blaue hinein, denn mein ganzes Räſonnement war nur an wenigen Punkten haltbar; doch ſieht ein zwanzigjähriger Feuerkopf ja auch die Welt anders an als ein ſiebenzigjähriger Schneekopf, und das Beſte iſt, daß ſie wirklich in der Mitte liegt. — In dieſem Selbſtgeſpräch wurde ich durch einen Univerſitätsfreund geſtört, der, ſtets heiteren Humors, mich bald umzuſtimmen und mir meinen Gram abzufragen wußte. — Er hörte mich ruhig an, führte mich drauf mit komiſcher Miene an eine Erdkarte, die an der Wand hing, und fuhr mit dem Finger darauf herum. — Das heißt, ſagte ich, als Erklärung zu der Landkarte, und dem darauf herumſpazierenden Finger: die Welt iſt weit. — Recte, erwiederte er, die Welt iſt weit. — Die Erde, fuhr ich fort, beſteht aus Waſſer und Land. — Recte, erwiederte er, aus Waſſer und Land. — Sie wird auch eingetheilt in die alte und neue Welt. — Recte, alte, und, die folgenden Worte betonte er, neue Welt. — Nach der neuen Welt kommt man nur zu Schiffe, denn die Reiſe zu Lande möchte wohl ſehr ſchwierig ſeyn, aber — hic haeret aqua; Herr Examinator, eine ſolche Reiſe zu Schiffe iſt unter ein Paar hundert Thalern nicht abgemacht, ferner will man doch auch leben in der neuen Welt, denn der Hunger ſtellt ſich dort eben ſo pünktlich ein, wie in der alten, und wartet nicht bis man ihn ruft. Ich habe aber kein Geld. — Ich auch nicht, lieber Examinand und ewiger Doktor; aber — ich — ſieh mich an, gieb Acht, wie ich mich aufblaſe — ich habe Connexionen in Hamburg, einen pudelnärriſchen

Onkel, der Schiffsmackler iſt, und Dir leicht eine Stelle als Schiffschirurg verſchafft. Da kannſt Du gratis nach der neuen Welt ſegeln und bekommſt noch Geld obendrein. — Gute Privatzeugniſſe können ſie Dir nicht verweigern, Reiſegeld bis nach Hamburg haſt Du, Dein Aufenthalt dort ſoll Dich nichts koſten — alſo Habermann — —

Reiſet nach Hamburg, fiel ich ein, und geht von da zu Schiffe auf die Glücksjagd; »wohin?« gleichviel die Erde iſt überall des Herrn. —

Wir können nicht umhin Examinaten die erſte Cenſur zu ertheilen, und bleiben ihm in Gnaden gewogen. —

Dieſer Scherz beſtimmte mein ganzes Schickſal, und in jener Stunde wurde die Zeit ſchwanger mit dem Embryo des fürſtlichen Hoflakaien Paul Habermann zu Rattenhauſen, der denn auch zwanzig und etliche

Jahre ſpäter daſelbſt überreif auf die Welt kam, aber als — eine Mißgeburt.

Geworfen ſind die Würfel, dachte ich damals, wie ſie fallen weiß Gott, denn das Schickſal wird erſt ſpäter die Hand, die es darüber deckte, davon abheben. — Es ſtand jetzt feſt in mir, Europa zu verlaſſen, und wenn ich auch ſo viel Geld gehabt hätte, als nöthig war, um mich zum Doktor aller vier Fakultäten creiren zu laſſen, ich wäre doch nicht im Schooße der alten Jungfrau Europa geblieben. — Warum, das wußte ich eigentlich und weiß es auch jetzt noch nicht, und ſchiebe es daher auf die liebe Jugend, der die ganze Welt zu eng iſt, beſonders dann, wenn ſie wenig oder gar kein Geld hat und das für eine entſetzliche Ungerechtigkeit des Schickſals hält. —

Acht Tage ſpäter war Alles geordnet; ich gab meine Sachen auf die Poſt und verließ eines Morgens, nicht ohne innere Wehmuth, die Univerſität und das Studentenleben. Es freut mich noch, wenn ich an die wenigen Jahre gedenke, und grämt mich noch, daß ich nicht beſtändig Student bleiben konnte, ſo ein ewiger Fuchs, wie es in der akademiſchen Kunſt- und Kraftſprache heißt, der ich auch einmal gelegentlich mein Loblied ſingen will, denn ein geſcheuter und ein geſcheidter Student, mit Kopf und Herzen auf dem rechten Flecke, iſt doch der König der Erde; ſein Reich iſt in ihm, und er braucht keine Miniſter, weder einen Finanzminiſter, noch ſonſt dergleichen Herrn für das Ausland oder Inland.

Meine akademiſchen Freunde begleiteten mich bis auf das nächſte Dorf, wo noch wacker gezecht wurde, denn der Deutſche muß nun einmal bei Leid und Freude eſſen und trinken, damit Eins zur Verdauung des Andern beiträgt. Zum Abſchied wurde ein Lied geſungen, das ich vor Kurzem bei ähnlicher Gelegenheit gemacht hatte, und das nun wie Mozarts Requiem, mir ſelbſt Geleit in die terra incognita gab. — Ich habe es oft in Batavia geſummt, wenn es mir trotz der großen Hitze kalt im Herzen wurde und es hat mich dann wirklich erwärmt. Da es doch eine Art Glaubensbekenntniß iſt, ſo will ich auch, wie jeder ſchlechte Dichter zu thun pflegt, meinen beſten Freund, mich ſelbſt mit dem Vorleſen plagen und es hieher ſetzen, weil es als ein Stück von mir in mein Tagebuch paßt.

Abſchiedslied.

Laßt noch einmal die Becher kreiſen,
Und labet Euch an gutem Wein;
Singt noch einmal die alten Weiſen,
Stimmt in den alten Ruf mit ein.
Zuſammen leben nur heißt Leben,
Dann freut das Lied und ſchmeckt der Wein;
Wer nur allein für ſich will ſtreben,
Der bleibe, wie er iſt — allein.

Wir kennten froh zuſammen halten,
Wir haben redlich uns erkannt.
Wir Jungen ſind ſchon jetzt die Alten,
Und werden alt einſt jung genannt. —
Denn Keiner will allein genießen,
Was Gutes kommt aus Gottes Hand.
Der Reichthum muß für alle fließen,
Und thut ers nicht, ſo iſt's nur Tand.

Wir prahlen nicht, wir ſind verbunden,
Wir tragen weder Kreuz noch Band.
Wir haben uns bei Scherz gefunden
Und reichen uns bei Ernſt die Hand.
Wir fragen nicht von welchem Glauben,
Wir forſchen nur, ob warm und wahr,
Und wollen keinem Menſchen rauben
Ein Stück von ſeinem Hochaltar.

Wie wir uns hier zuſammen fanden,
Hat Gott die ganze Welt gewollt;
Doch liegt die Welt in argen Banden,
Weil ſolchem Thun der Teufel grollt. —

Friſch! wir verſtehn ihn auszutreiben,
Der Lüge weiſen wir die Thür.
Und da wir feſt beiſammen bleiben,
So geht es gut uns, nach Gebühr.

Uns weiß die Eintracht zu verbinden,
Die ſich an reinem Frohſinn freut;
Und wo wir gute Menſchen finden,
Wird ſtets der alte Bund erneut.
Drum laßt uns alle redlich ſuchen,
Es ſey des Erdenlebens Ziel,
Mag auch dazu der Teufel fluchen —
Wir, wir verderben ihm das Spiel.

Eine Woche ſpäter — und ich war in Hamburg. Das rege Treiben in der alten Hanſeſtadt gefiel mir recht wohl und ich brachte die erſten Tage im geſchäftigſten Müſſiggange zu, das heißt, ich ſchlenderte in den Straßen umher und trieb mich im Hafen herum, wo Alles für mich neu war. Mein Empfehlungsbrief war von dem alten

Oheim Schiffsmackler auf das Freundlichſte aufgenommen worden. — Er befand ſich gerade in Verlegenheit um einen Commis, der ihm die engliſche und italieniſche Correſpondenz führte, denn der ſeinige war plötzlich geſtorben, und da ich beider Sprachen mächtig war, obendrein noch nicht Alles, was dem Kaufmann nöthig thut, ſeit meinen peinlichen Lehrjahren vergeſſen hatte, ſo kam ich wie gerufen. — Zwar ſchüttelte er anfangs mit dem Kopfe, als ich ihm meine Dienſte anbot und meinte, ein Gelehrter ſchriebe gern zu viel und immer mehr als nöthig wäre, was für einen Kaufmann nichts tauge; da ich ihm aber zur Probe am nächſten Poſttage einige zwanzig Briefe expedirte, mich ſehr kurz faßte, und zur rechten Zeit fertig war, ſo wurde er bald anderen Sinnes, fragte mich, was ich eigentlich in der neuen Welt zu ſuchen habe, und bot mir an, für einen guten Gehalt die Stelle des verſtorbenen Gehülfen bei ihm zu erſetzen. — Der Mann gefiel mir freilich ſehr, ein ſolches Leben aber gar nicht; und Medizin ſtudirt zu haben um Comtoir-Diener zu werden, und ſtatt der Recepte Contocurante oder Conto-finto's zu ſchreiben, das kam mir vor, als ließe ſich einer einen Treſſenrock machen, um damit in eine Bierkneipe zu gehen. — Ich erwiederte dem alten Herrn, ſo lange ich in Hamburg ſey, ſtände ich ihm zu Dienſten, ſobald ich aber abſegeln könnte, würde ich abſegeln. Der Alte war ein alter redlicher Mann, eine alte Münze aus guter Zeit, grob geprägt, aber vom feinſten Gehalt; denn gerade da, wo er mich am Nöthigſten brauchen konnte, bemühte er ſich am Sorgfältigſten mir ein gutes Unterkommen, in meinem eigentlichen Fache, nach meinem Wunſche zu verſchaffen.

Auf dieſe Weiſe befand ich mich denn in Hamburg recht wohl, wie in jeder großen

Stadt; denn eine ſolche laborirt nicht an der ſogenannten Krähwinkelei, oder doch wenigſtens nicht ſo offenbar, wie eine kleine, beſonders wenn ſie eine von den Duodezreſidenzchen in unſerem lieben Vaterlande iſt. — Uebel nehmen kann man es übrigens den Einwohnern der letztern nicht; wo kein Welthandel iſt, da dreht ſich das Intereſſe des Lebens nur um Kleinliches; und in ſolchen kleinen Städten giebt es gar zu viel privilegirte Müſſiggänger, d. h. ſehr geſchäftige bei den hohen Landesdicaſterien oder bei Hofe angeſtellte Leute, die ſich emſig und im Amtseifer um das Wohl des Landes und des hohen Fürſtenhauſes bekümmern müſſen; da aber das Land ſehr klein iſt, und es bei Hofe eben nicht groß zugeht, ſo haben ſie deſto mehr Gelegenheit, ſich um das Einzelne zu bemühen, und in das Detail einzugehn, hiezu gehören nun vorzüglich des lieben Nächſten Gänſe und Hühner. — Aber ſtill —

Habermann, man könnte meinen, Du ſtichelſt und ein Hoflakai, der es ſich einfallen läßt zu ſticheln, wird dadurch ein höchſt ſtrafbarer Hoflakai und Unterthan.

Da ich hauptſächlich des Morgens nichts zu thun hatte, ſo machte ich mir ein beſonderes Vergnügen daraus, in den Straßen zu luſtwandeln und die Schilder an den Häuſern zu leſen. — Nun herrſcht in Hamburg die für den Fremden ſehr angenehme Sitte, daß überall vor den Häuſern, wo man Zimmer zu vermiethen hat, Zettel ausgehängt ſind, die das verkünden. In die Häuſer nun zu gehen und mir die Zimmer zeigen zu laſſen, machte mir großen Spaß. Das Erſte, was die Leute thaten, war mir nach den Kleidern zu ſehen, und je nachdem ihnen dieſe fein oder grob vorkamen, führten ſie mich mit mehr oder weniger Zuvorkommenheit in die zu vermiethenden Gemächer, wo es mir dann wieder große Ergötzlichkeit bereitete, die reſpektiven Bewohner derſelben ſo zu ſagen im Schlafrock zu überraſchen und in ihren Mienen zu leſen, weß Geiſtes Kind der Hausherr ſey. So erinnere ich mich unter Andern einer höchſt drolligen Begebenheit, aus der ich mir eine gute Lehre abſtrahirte. Ich trat nämlich einmal in ein ſolches Haus und wurde von einer ſehr wohlbeleibten Frau, die wohl die Vierzig überſchritten haben mochte, obgleich ſie das durch ſehr ſchreiende Farben in ihrem Anzuge zu verſtecken ſuchte, bewillkommnet. Als ich ihr mein Anliegen eröffnete, rief ſie in das Zimmer: »Friedrich zeige dem Herrn mal die Stuben,« und auf dieſen Ruf erſchien ein junger blühender Mann, der mich ſehr freundlich einlud, ihm in die erſte Etage zu folgen. Eben wollte ich die alte Dame fragen: Ihr Sohn, Madame? da fiel es mir ein, daß ſie es gewiß weit beſſer aufnehmen würde, wenn ich nicht ſo mit der Thüre ins Haus fiele, und da es unter allen Umſtänden ſehr gerathen iſt, ſich der Zuneigung der Frau vom Hauſe zu verſichern, indem von zehn gewiß neun den Scepter führen, ſo änderte ich die Frage in ein »Ihr Bruder, Madame?« um, und ſie antwortete mit verſchämten Blicken: »Mein lieber Mann, mein Herr,« wobei der junge Mann halblaut ein Weniges ſeufzte und ich in mich hinein ein Weniges lächelte.

Dieß mußte er bemerkt haben, denn als wjr oben waren, ſah er mich an und ſagte mit ſchlauer Miene: »Hören Sie, Sie ſcheinen mir ein fideles Haus zu ſeyn; miethen Sie ſich bei uns ein, wir wollen recht dicke Freunde werden. — Die Miethe, die Sie an meine Alte bezahlen, gebe ich Ihnen jedesmal wieder. Das Haus hat zwei Ausgänge, und ich bin für mein Leben gern fidel. — Nun thu' ich als gienge ich zu Ihnen um Sie zu beſuchen, wiſche aus der Hinterthür und amuſire mich; Sie ſagen der Alten, ich wäre bei Ihnen, und ſo kann ſie nichts merken. — Sehen Sie, dafür wohnen Sie umſonſt und mir geſchieht ein großer Gefalle damit.

Dieſe eben nicht ſehr logiſch vorgetragene Rede wurde durch eine Fluth von Schimpfwörtern unterbrochen. — Die Donna war uns nämlich, Gott weiß aus welchem Grunde gefolgt, und hatte den ganzen Vorſchlag ihres ſauberen Herrn Gemahles vernommen. — Ich retirirte mich mittlerweile während ihrer Strafrede, die der Catilinariſchen des weiland römiſchen Bürgermeiſters Cicero an Energie nichts nachgab, und, wie die erſte derſelben, mit einer etwas freien plattdeutſchen Verſion des berühmten Quo usque tandem abutere patientia nostra anhub, und ſchimpfte, als ich die Straße glücklich erreicht hatte, nicht wenig auf den malitiöſen Zufall, der mich zum Werkzeuge auserſah, den Saamen des Unfriedens in eine Ehe zu ſtreuen, die von beiden Theilen aus reiner Liebe contrahirt worden war. Sie liebte nämlich, wie die Franzoſen ſagen, le beaux yeux de Mr. son mari und er le beaux yeux de la cassette de Mde. son épouse.

Die Nutzanwendung, die ich mir übrigens aus ſothaner Begebenheit zog und die ſehr nahe lag, erhöhte nur noch die Luſt, meine Zimmerbeſichtigungen fortzuſetzen, und gerade der nächſten verdanke ich eben dich, du liebe dunkelbraune Locke, die einſt auf der lieblichen Stirn eines vortrefflichen Mädchens ſich ringelte, und mir freundlich zuzuflüſtern ſcheint: »Paul Habermann, damals biſt Du wirklich ein honetter Kerl geweſen.« —

Paul Habermann bedankt ſich und fährt fort, wie folgt: Ich trat eines Tages wieder in ein Haus, vor dem ein ſolcher Zettel prangte, und begehrte mit vernehmlicher

Stimme die zu vermiethenden Zimmer zu beſehn. — Ein junges Frauenzimmer, die Tochter des Hauſes, führte mich hin, und da mir ihr Weſen, ſo wie das ganze Hausweſen, die Zimmer ſelbſt, ſo wie der Preis für dieſelben, beſonders zuſagte, ich überhaupt die Veränderung liebte, ſo miethete ich ohne Weiters und zog am folgenden Tage ein. — Ich hatte mich auch nicht geirrt, eine gewiſſe Behaglichkeit ſprach mich aus allen Umgebungen an. Die Familie, welche aus Vater und Mutter, jener Tochter und einem Sohne beſtand, der die Handlung lernte, gehörte dem Mittelſtande zu, einer Klaſſe von Menſchen in Hamburg, bei denen vorzugsweiſe Rechtlichkeit und Biederkeit einheimiſch ſind und gleichſam als Erbe von den Eltern auf die Kinder übergehen. In kurzer Zeit gefiel ich ihnen ſo gut wie ſie mir und ward daher von ihnen behandelt, als ſey ich ein Sohn des Hauſes; ich gewöhnte mich auch ſo in das ruhige, abgemeſſene und doch nicht ſteife Weſen, das im Hauſe waltete, hinein, daß es mir bald vorkam, als habe ich es nie anders gekannt und als könne es ſich nie ändern. Mit dem Vater, der ein Aemtchen bei dem Stadtweſen bekleidete, las ich die Zeitungen und verhandelte Krieg und Frieden der regierenden Mächte; der Mutter kam ich bei ihrem Einmachen, wie ſie es nannte und worunter ſie das für eine Hausfrau wichtige Geſchäft des Einkochens von Gemüſe und Früchten für den Winter verſtand, ſehr zu Statten mit meinen pharmaceutiſchen Kenntniſſen, aus welchen ich ihr manches neue Recept zur Bereitung von Gallerten u. ſ. w. mittheilte, dem Sohne gab ich engliſchen Unterricht, und Emilie, die gern las, verſorgte ich mit guten Büchern. Dagegen ſuchten ſie mir Alle gefällig zu ſeyn, und wiederholten mir häufig: ſie wohnten nun ſchon zwanzig Jahr in demſelben Hauſe, aber einen ſo guten Einmiether hätten ſie noch nicht gehabt. —

Von Allen gefiel mir nun, ganz natürlich, Emilie, ſo hieß die Tochter, am Beſten. Ich habe von jeher eine große Force darin gehabt, junge Mädchen, die ich leiden mochte, lieb zu gewinnen. Das iſt nun freilich nichts Wunderbares und geht wohl allen jungen Männern ſo, die die Jahre ihrer Bildung, d. h. derjenigen Bildung, die nur die Frauen uns geben können, nicht bei dem verworfenen Theile des andern Geſchlechts durchmachen, eine Klippe an der ſo Viele ſcheitern, und ſich nicht allein ihre phyſiſche, ſondern auch ihre pſychiſche Geſundheit vergiften, denn ſie verlieren dadurch den höchſten Reiz des Erdenlebens, die Achtung vor den Frauen und gewöhnen ſich nur zu bald, jedes weibliche Weſen für nicht viel beſſer, als ein werdendes oder gewordenes Freudenmädchen zu betrachten. — Ei ſieh, Paul Habermann, wie moraliſch. —

Meine Neigung zu jungen Mädchen unterſchied ſich indeſſen darin von der Anderer, daß ſie mehr die Farbe einer brüderlichen Liebe annahm, ich hatte nie etwas dagegen, wenn ein ſolches Schooßkind von mir ſich ſterblich in einen Anderen verliebte, ja es wäre mir ſogar unbequem geweſen, hätte es eine ſolche Leidenſchaft für mich gehegt; ich freute mich herzlich, wenn das liebe Kind mir gut blieb, und war daher immer ein excellenter Max Helfenſtein, nur nicht ſo karrikirt, wie der des weiland Präſidenten von Kotzebue.

Was mir zugleich an meiner Hausgenoſſin gefiel und abſtieß, war ihr ungemein ſtilles Weſen. Sie pflegte nur ſehr wenig zu reden, wiewohl das mit einer ſehr klangvollen Stimme, aber ihr ſeelenvolles Auge erſetzte

Alles und ſprach überaus verſtändlich zum Herzen. Dabei war ſie thätig vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, und zwar, was mich beſonders anſprach, ohne alles Geräuſch; eine Eigenſchaft, die nur ſehr wenige Hausfrauen, beſonders hier, in Rattenhauſen beſitzen; denn obgleich ich mich wenig um meine lieben Nachbaren bekümmere, ſo weiß ich doch immer, bon gré, malgré ganz genau, welche Geſchäfte in ſämmtlichen Haushaltungen der Straße, die ich bewohne, vorgenommen werden; denn wenn die junge Frau geheime Kanzelliſtin mir gegenüber große Wäſche hat, die Frau Kammerregiſtraterin Zwetſchenmuß einkocht, die verwittwete Frau Waiſenhausverwalterin neue Gardinen aufſteckt, oder die Frau Geheime-Stadtrechnungsweſenreviſionsaſſiſtentin eine andere Magd bekommt, ſo iſt es unmöglich, keine Kunde von dieſen wichtigen Begebenheiten zu bekommen, da dergleichen Sachen mit

Nachbarinnen, Freundinnen, Gevatterinnen u. ſ. w. viva voce entweder in der Hausthür, oder im Fenſter über die Straße hinüber abgehandelt werden, und möglichſt Sorge getragen wird, daß alle Vorübergehenden von dem großen Ereigniß Kenntniß nehmen. Auch gelingt's ihnen gewöhnlich ſo gut, daß die ganze Stadt neulich Antheil nahm, weil bei der großen Wäſche der Frau Geheime-Oberlandesreviſionsſekretairin X. ſchlechtes Wetter einfiel, und einer ihrer Hausfreunde es ſogar für ſeine Pflicht hielt, den ſämmtlichen Freunden, in ihrem Namen, durch den gemeinnützigen Anzeiger den innigſten Dank für das rege Mitgefühl abzuſtatten.

So war nun Emilie keinesweges, im Vergleich mit jenen eben erwähnten Damen, eine gute Hausfrau zu nennen, denn ſie betrieb ſelbſt die wichtigſten Geſchäfte der weiblichen Regierung mit großer Ruhe und Gelaſſenheit. Dabei war ſie äußerſt milde gegen Untergebene, äußerſt freundlich und wohlthätig gegen die Armen, zutraulich, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben gegen die Männer von ihrer Bekanntſchaft, und eine gar große Kinderfreundin. Lauter Eigenſchaften, die mir über die Maßen wohl gefielen und dieſelbe nach meiner, aus der Praxis Anderer, abſtrahirten Theorie vortreflich zu einer Hausfrau, noch vortrefflicher aber zu Paul Habermanns Gattin qualificirten.

Paule, ſo philoſophirte ich eines Morgens, als Emilie mir, was ſie gewöhnlich ſelbſt that, den Kaffee gebracht hatte, und ihr holdſeliges Weſen, ihre nette Geſtalt, mich in eine ſehr frohe Laune verſetzten, Paule, was meinſt Du, es wäre doch wohl beſſer die neue Welt ruhig zu laſſen, wo ſie iſt, ohne ſie mit Deinem Beſuche zu beehren und Dir dafür hier in dem lieben Hamburg ein Neſt zu bauen. Der alte ehrenwerthe Schiffsmackler, Herr Peterſen will Dich gern als Commis haben, und bietet Dir ſo viel Gehalt, als Du mäßiger Menſch gebrauchſt um mit einer genügſamen Frau davon zu leben, ſelbſt wenn ſich kleine Miteſſer finden. Legſt Du Dich recht auf die Handlung, und arbeiteſt Du Dich in die Geſchäfte ein, ſo gewinnt Dich Freund Peterſen vielleicht noch lieber, macht Dich am Ende gar zu ſeinem ſtillen Compagnon, denn er hat weder Kind noch Kegel, wie man hier zu ſagen pflegt, und Du biſt ein geborgener Mann; arbeiteſt redlich am Tage, haſt Abends Deine gute Frau herzlich lieb, wiſcheſt Deinem Jungen die Naſe und läßt Dein Mädel auf dem Knie tanzen. — Das ſoll eine Luſt werden.

Meine lebhafte Phantaſie malte mir in dieſem Augenblicke natürlich Emilien als die liebe Frau, den Jungen als ihr und das

Mädchen als mein Ebenbild, obgleich Beide noch geboren werden ſollten, vor, und ich war fünf Minuten lang, ſo lange zeigte ſich nämlich das Bild in der camera obscura meines Gehirns, der ruhigſte und deshab auch gewiß der glücklichſte Menſch auf Erden.

Dann ſtellten ſich aber zwei wichtige Beſorgniſſe ein: wie nun, wenn der alte Peterſen Dich nicht behalten und Emilie Dich nicht heirathen will? Das mußte klug erforſcht werden; das Leichteſte war bei Herrn Peterſen, das Schwerſte bei ihr; denn ich war doch ein klein wenig in ſie verliebt und daher nicht ohne Zeugen. Ach! ich liebe ſie noch, denn als der Doctor, *) den ich nach ihr fragte, weil er lange in Hamburg gelebt hat, mir erzählte, ſie ſey zufällig ſeine Nachbarin geweſen, und vor drei Jahren, von allen ihren Freunden auf das Innigſte bedauert

---

*) Der Herausgeber dieſer Blätter.

geſtorben, da ſtürzten mir altem Kerl die Thränen aus den Augen, und ich ſehe ſeitdem des Abends den geſtirnten Himmel mit weit mehr Luſt als früher an, und wenn ich einen recht hellen und ſchönen Stern erblicke, ſo denke ich: da weilt ſie gewiß. — Wenn der Doktor mich recht traktiren will, des Abends, ſo muß er mir von ihr erzählen; das thut er auch ſehr gern, und ich werde dann nicht ſatt, ihm zuzuhören.

*

Es war gerade Poſttag, ein Freitag nämlich, an dem mir jene hübſchen Gedanken in die Seele kamen und ich hatte daher die beſte Gelegenheit, zu Herrn Peterſen auf das Comtoir zu gehn. Der alte Herr wunderte ſich, daß ich mich ſchon am frühen Morgen einſtelle, da ich doch wohl wüßte, daß nach der Börſe eigentlich die Korreſpondenz angehe; ich gab aber vor, ich hätte mich erkundigen wollen, ob es heute viel zu thun gebe, weil ich nach Altona und mich darnach einrichten wolle. Dann fragte ich ihn oberflächlich, ob er noch nichts für mich wiſſe, und er antwortete gelaſſen: »Mein liebes Kind, bleiben Sie nur in Hamburg und warten Sie den Winter ab, bis die Schifffahrt aufgeht, dann wird ſich ſchon etwas finden. Es geht Ihnen ja nichts ab, und gut Ding will Zeit haben. Am Beſten wäre es, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, Sie blieben ganz hier, und führten mir die Korreſpondenz; denn ſo lange Sie da ſind, ſehe ich mich nach keinem andern Commis um.«

Das hatte ich nur wiſſen wollen; ich erwiederte daher dem alten Ehrenmanne: er habe ganz recht, übereilen müſſe man die Sache nicht, und wenn er mit mir zufrieden wäre, ſo ginge mir auch wahrlich nichts ab.

Jetzt mußte ich nur noch Emiliens Geſinnung erfahren, und dann führte vielleicht ſchon an demſelben Abend ein glücklicher Bräutigam die Correſpondenz bei dem alten Herrn Peterſen. Aber das Ding ging ſo leicht nicht, wie ich es mir eingeredet hatte. Zwar fand ich Emilien allein im Zimmer mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, und ſie empfing mich wie immer recht freundlich; doch als ich meine Worte bei ihr anbringen wollte, ging mir die Rede aus und ich ſuchte den Anfang derſelben lange in meinem Gehirn, wo ſie ſich gleichſam wie ein Knäuel zuſammengewickelt hatte. Endlich, endlich glaubte ich ihn gefunden zu haben und begann: »was haben Sie eigentlich für ſchönes reiches Haar, liebe Emilie.« »Das hat mir der Friſeur ſchon oft geſagt,« erwiederte ſie ruhig. »Iſt das Spott?« fragte ich verlegen. »Spott, Herr Habermann, Sie wiſſen, der iſt mir auf den Tod verhaßt und den würde ich mir nie erlauben; am wenigſten gegen Sie.« Bei dieſen Worten ſpitzte ich meine Oehrlein gewaltig, denn ich glaubte, es läge etwas Beſonderes darin. »Gegen mich,« fragte ich daher pfiffig, »was habe ich denn vor Anderen voraus?« »Sie ſind ſo freundlich und gut gegen uns Alle, und da wäre es doppelt ſchlecht von mir.« Das war etwas Waſſer in mein Feuer, aber es brannte doch noch luſtig fort. »Sie ſind eine recht milde Seele,« ſagte ich, »Emilie, man muß Ihnen gut ſeyn; man verſündigte ſich an Ihnen und an ſich ſelbſt, wenn man es nicht wäre.« »Das iſt mir lieb,« erwiederte ſie ruhig. »Hören Sie es denn gern?« fuhr ich ſchlau fort. »Nicht von Allen; aber von Ihnen wohl, denn ich glaube, Sie ſind ein recht guter Menſch,« erwiederte ſie. »Wenigſtens eine ehrliche Haut,« verſetzte ich treuherzig.

Es entſtand eine Pauſe in unſerem Geſpräch. Dreimal ſetzte ich an und es wollte mir nicht über die Lippen, endlich flog es mit einemmale, wie ein Kanonenſchuß heraus, daß ich ordentlich vor mir ſelbſt erſchrak. — «Emilie, wollen Sie meine Frau werden?» — Sie ſah mich erſtaunt an und fragte: «Iſt das Ihr Ernſt oder — —» «Mein heiliger Ernſt,» erwiederte ich, «ich bin Ihnen ſo herzlich gut, daß ich nichts lieber wünſchte, als es Ihnen beweiſen zu können, indem ich mit voller Kraft für Sie ſorgte, um Ihnen das Leben angenehm zu machen.»

Sie ſah eine Weile vor ſich nieder, und ich bemerkte, daß eine gewaltige Erſchütterung in ihrem Innern vorging. — Dann hub ſie an: «Paul (ſo hatte ſie mich früher nie genannt), ich will Ihnen offen Alles ſagen.« — Mir iſt in dieſem Augenblicke ſo wunderlich zu Muthe, daß ich nicht weiß, ob ich lachen oder weinen ſoll. — »Ich hätte nicht geglaubt, daß mein ſtilles und ernſtes Weſen einem Manne gefallen könnte, und habe darum nie heirathen wollen. — Ich bin ſchon einmal verlobt geweſen, und mein Bräutigam war ein Schiffskapitän; wir hatten uns außerordentlich lieb. — Er machte eine Reiſe nach Surinam, nach ſeiner Rückkehr ſollte unſere Hochzeit ſeyn; er iſt nicht wieder gekommen und man weiß nicht, was aus ihm und der ganzen Mannſchaft geworden iſt. Das hat mich ſo ernſt und ruhig gemacht; erſt grämte ich mich ſo, daß ich ſchwer krank wurde; aber als ich ſah, daß die guten Eltern ſich noch ſtärker um mich grämten, da betete ich zu Gott, er möge mir Kraft geben, meinen Schmerz zu beſiegen. Der gute Vater im Himmel erhörte mich und ich wurde ruhiger. So lieben, wie ich Heinrich geliebt habe, wie ich ihn noch liebe, kann ich Sie nicht, aber herzlich gut bin ich Ihnen, und wenn Ihnen das genügt, ſo ſollen Sie ein treues und gehorſames Weib finden. Sprechen Sie mit den Eltern.»

«Schlag' ein, Mädchen,» rief ich freudig, und reichte ihr die Hand, «ich will ein ſchlechter Kerl ſeyn, wenn ich nicht, ſo lange ich lebe, alles Erdenkliche thun will, Dich Deinen Heinrich vergeſſen zu machen. — Aber Brautleute müſſen ſich etwas ſchenken, ich will Dir einen innigen Kuß geben, gib Du mir eine von Deinen ſchönen Locken dafür.»

Sie ſah mich verwundert an, als ſie aber bemerkte, wie treuherzig ich ihr in ihr holdes Geſicht blickte, reichte ſie mir ohne Weiteres ihren lieblichen Mund, nahm dann eine Schere, und ſchnitt, ohne viel zu wählen, ſich eine lange Locke ab.

Das biſt Du, liebe Locke, die da vor mir liegt; ach wenn ich Dich anſehe, da drängt ſich mein weniges Blut in meine vertrockneten Lippen, und mir wird zu Muthe, als fühlte ich noch den Hauch von Emiliens zartem Munde darauf.

Kaum hatte ſie den Kuß und ich die Locke, ſo traten wie gerufen Vater und Mutter in das Zimmer. «Rathen Sie einmal, Papa,» fing ich an, «von wem ich die Locke habe.» — «Wie kann ich das rathen,» ſagte er, «wohl von Ihrer Liebſten.» — «Richtig, aber wer iſt meine Liebſte?» — «Ja, das weiß ich nicht.» — «Hier ſteht ſie,» rief ich lebhaft, und zog die erröthende Emilie heran; «wenn Sie uns Ihren Segen geben, ſo iſt alles richtig. — Daß ich ein ehrlicher Kerl bin, haben Sie wohl ſchon halb und halb gemerkt, und daß ich nie etwas Schlechtes gethan habe, ſollen Ihnen meine Papiere beweiſen. Wollen Sie mich zum Schwiegerſohn haben?»

«Von Herzen gern,» erwiederten Beide,

wie aus einem Munde. «Sie bekommen ein braves Mädchen,» ſagte der Vater; «es iſt zwar mein Kind, aber was wahr iſt, bleibt wahr.» — «Daß ich die Freude haben ſoll, mein Milchen noch als Braut in die Kirche zu führen,» ſetzte die Mutter hinzu, «das macht mich unausſprechlich glücklich.»

Der Vater nahm die liebe Tochter an ſein Herz; die Mutter herzte mich in ihrer Freude ab, als wenn ich ihr leiblicher Sohn wäre. — Der Bruder, der dazu kam, und ſeine Schweſter unendlich liebte, weinte vor Luſt. Wohl ſchwerlich umfaßte in dieſem Augenblicke ein ſo kleiner Raum in dem großen Hamburg fünf glücklichere Menſchen.

Wir beſchloßen, die Verlobung nach Emiliens Wunſch, geheim zu halten bis zu dem erſten Aufgebot, drei Wochen vor Oſtern, wo die Hochzeit Statt finden ſollte. — Einen ſchöneren Winter habe ich nie verlebt. —

Emilie blühte wieder wie eine Roſe und gewann mich, das merkte ich deutlich, täglich lieber.

Aber Paul Habermann iſt ſein ganzes Leben lang Paul Unſtern geweſen.

Zwei Tage vor dem Sonntage, an dem das Aufgebot Statt finden ſollte, ſaß ich ruhig auf dem Comptoir des Herrn Peterſen, und meldete einem Handelshauſe in Bordeaux, im geläufigſten Franzöſiſch, daß die Phönix-Compagnie das Geld für einen verunglückten Dreimaſter, den jenes Haus ausgerüſtet hatte, an unſere Firma bezahlt habe; da trat ein junger ſchöner Mann, dem Anſcheine nach ein Seemann, herein und fragte nach Herrn Peterſen. — Dieſer eilte mit dem Ausrufe: «Iſt es möglich, Kapitän Hauſchild, Sie wieder da,» auf ihn zu und führte ihn dann mit herzlicher Theilnahme in ſein Kabinet. — Von meinem Kollegen auf dem Comptoir erfuhr ich, es ſey ein ſehr tüchtiger Schiffskapitän, der vor fünf Jahren mit ſeinem eigenen Schiffe nach Surinam geſegelt ſey, und von dem man ſeitdem nie wieder etwas gehört habe. — Man ſey daher der Meinung geweſen, das Schiff wäre mit Mann und Maus untergegangen.

Dieſe Nachricht berührte mich auf eine ſehr unangenehme Weiſe, und obgleich ich mich damit zu tröſten ſuchte, es wären ſchon mehrere Schiffe auf der Reiſe nach Surinam verunglückt, ſo wollte mir das doch nicht recht als Troſt einleuchten. — Der Kapitän verweilte lange bei dem alten Herrn im Kabinet; dieſer entließ ihn endlich auf das Freundlichſte, und gleich nachher machte ich mich ebenfalls auf, um nach Hauſe zu gehen.

In dieſem Augenblicke trat der alte Herr Peterſen auf mich zu und ſagte: »Nun Habermann, wie ſteht es, Sie bleiben doch wohl hier?» — «Wollen ſehen,» erwiederte ich mit unſicherer Stimme. — «Sonſt wäre jetzt eine gute Stelle für Sie offen. Mein alter Handelsfreund Hoogſtraten rüſtet einen Oſtindienfahrer aus, und hat mir geſchrieben, ich ſolle ihm einen tüchtigen Schiffsarzt verſchaffen, der allenfalls Luſt hätte, in Batavia zu bleiben, die Juffrow Magdalene, Kapitän Stern, liegt klar im Hafen, und ſegelt, wenn der Oſt anhält, morgen früh ab nach Amſterdam. — Da könnten Sie nun gleich mit; aber Sie bleiben hier, denn ich laſſe Sie ſehr ungern, das wiſſen Sie.»

«Will Ihnen nach der Börſe Beſcheid ſagen, Herr Peterſen,» ſtammelte ich, und ging fort. — Der alte Herr ſah mir verwundert nach und ſchüttelte mit dem Kopfe.

Langſam und zagend ſchlug ich den Weg nach Hauſe ein, mit meinem geübten Auge ſah ich ſchon von Weitem Kapitän Hauſchild dieſelbe Richtung nehmen. Mit Falkenblicken verfolgte ich ihn. Er bleibt unſchlüſſig vor Emiliens Hauſe ſtehen; ich wie eingewurzelt an der Ecke der Straße. Raſch geht er hinein, jetzt brauchte ich nicht mehr zu zweifeln; ich ſah ſchmerzlich nach dem Himmel; (es war ein trüber regnichter Tag) und folgte dem Seemann dann langſam und leiſe. —

Sachte gehe ich die Treppe hinauf, öffne die Thüre, da — liegt Emilie in ſeinen Armen — Heinrich! war Alles, was ſie hervorbringen konnte.

Heinrich und Paul iſt zweierlei, dachte ich, und drückte leiſe die Thüre wieder zu. — Innerlich weinte ich heftig, aber die Augen hatten keine Thränen.

Ich ſuchte ſogleich Emiliens Bruder auf, theilte ihm Alles, was ich wußte, ſo wie meinen Entſchluß mit. — Der brave Junge fiel mir gerührt um den Hals. — Ich bat ihn, meine ſämmtlichen Sachen einzupacken und nach dem Baumhauſe bringen zu laſſen, hauptſächlich aber die Locke nicht zu vergeſſen. Dann eilte ich, Freund Peterſen zu ſprechen, und erzählte ihm Alles. — Er gab mir zur Antwort: «Habermann, Sie ſind, nehmen Sie es mir nicht übel, ein Narr, aber ein braver Kerl.»

Vom Baumhauſe aus nahm ich in einem Briefe von der ganzen lieben Familie Abſchied; ich ſegnete Emilie, ſprach ſie von aller Verbindung frei, und bat ſie, mir gut zu bleiben. — Wiedergeſehen habe ich ſie nicht; mein Anblick hätte ihren Himmel getrübt, und das wäre ſchlecht von mir geweſen.

Am andern Tage ſegelte ich auf der Margarethe nach Amſterdam; bald darauf als Schiffsarzt nach Batavia. — Ueberall, wo man ihn kannte, hörte ich vom Kapitän Hauſchild nur Gutes. — Das gab wir bald meine ganze Ruhe wieder.

Sie iſt mir doch ſauer geworden, die Geſchichte von der dunkelbraunen Locke.

4) Die hellbraune Locke.

Ich war mit Mynherr de Jongh *) glücklich in Bremen angekommen. — Wir logirten im alten Muſeum auf dem Danshofe, und ließen uns es wohl behagen in der alten freien Hanſeſtadt; der Herr rauchte täglich ſeine Pfeife im neuen Muſeum, und ich, der Diener, ſchlenderte gewöhnlich während dieſer

---

*) Der Name des Holländers, in deſſen Dienſte Habermann nach ſeiner Rückkehr aus Batavia getreten war. D. H.

Zeit in der Stadt umher und ſah mir Häuſer und Menſchen an. — Der geſchwätzige Lohnbediente machte ſich ein Vergnügen daraus, mich zu begleiten, weil ich mir ein Vergnügen daraus machte, ihn frei zu halten und regalirte mich aus Dankbarkeit dafür mit der Chronique scandaleuse der lieben Stadt, vom Senator und Schüttingsherrn an bis auf den Gevatter Schuſter und Schneider hinab woraus ich mir denn jedesmal die alte Lehre von Neuem zog: partout comme chez nous, ſie ſündigen und läſtern; wer am Meiſten ſündigt, läſtert am Meiſten, und wer am Wenigſten ſündigt, wird am Meiſten beläſtert.

Wir beſahen den Roland und die Roſe; ſpazierten auf der Weſerbrücke einher, und warteten lange, ob ſich kein träumender Bettler dort einſtelle, und uns von einem Schatze erzähle, wie in Muſäus Volksmährchen; aber es kam keiner; dafür ſorgten Polizei und Aufklärung. So hatten wir allmählig alles Sehenswerthe mit einander beſehen. — Nur Eines blieb uns noch zu beſchauen, der Bleikeller; dieſe merkwürdige Gerberanſtalt des Todes, wo die Leichen nicht verweſten, ſondern conſervirt wurden von der übrigens Alles vernichtenden Zeit, die ſich hier einmal ſelbſt Lügen ſtraft; was ſie ſonſt nie zu thun pflegt.

Umſonſt trieb ich den dienenden Geiſt, mich hinzuführen; er wußte es unter mancherlei Vorwand von Tage zu Tage aufzuſchieben, indem er geſchickt meine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand zu lenken ſuchte. Endlich packte mich doch die Ungeduld, und ich dafür ihn. Als wir uns eines Nachmittags aufmachten, unſere gewöhnliche Tour zu beginnen, machte ich ſo gut, wie möglich, ein böſes Geſicht und ſagte zu dem erſtaunt mich anblickenden valet de place, nachdem ich einige knurrende Töne vorangeſchickt hatte, deutlich und vernehmlich: »Mosje Laubfroſch,« ſo hieß er nämlich, »wenn Er nicht gleich stante pede mit mir in den Bleikeller geht, ſo gehe ich mit Ihm in meinem ganzen Leben nicht wieder auf den Rathskeller. Verſteht Er mich?« Vollkommen, Herr Habermann,« erwiederte er, »ich habe Sie aber überraſchen wollen, und darum zögerte ich.« — »Mich überraſchen, Mosje Laubfroſch?« entgegnete ich, »da muß Er früh aufſtehen.« — »Ey nicht doch, werthgeſchätzter Herr Habermann.« — »Wie ſo?« — »So, ſo.« — »Zum Henker, da werde ein Anderer klug daraus. — Will Er mich hinführen oder nicht.« — »Heute nicht, ſehr verehrter Herr Habermann.« — »Ey, da ſoll Ihn ja — —« »Aber Morgen, ſo wahr ich Elias Laubfroſch heiße.« — »Zum Kuckuk, der Tag kann Ihm ja einerlei ſeyn.« — »Ganz und gar nicht, charmanteſter Herr Habermann.» — «Nun meinethalben; alſo Morgen.» — «Ganz gewiß.»

Ich gab alſo meiner Neugier ein Geduldpülverchen ein, vertröſtete ſie auf den folgenden Tag, und ſchlenderte gemüthlich mit Moſje Laubfroſch nach dem Sihl hinaus, wo wir behaglich unſern Kaffee tranken. — Unterwegs ſprach der geſchwätzige Patron ſehr viel, von Geheimniſſen, wunderbaren Neigungen, Dingen, die mich in Erſtaunen ſetzen würden, doch da ich noch ſehr oft mit den Gedanken in Batavia war, ſo achtete ich nicht ſonderlich darauf, ließ ihn ohne Unterbrechung von meiner Seite, gewähren, und ſchweifte auf meinen ehemaligen Beſitzungen in Buitenzorg mit den inneren Sinnen herum. Auf dieſe Weiſe vollendeten wir den Rückweg in kurzer Zeit, und Moſje Laubfroſch, der etwas Franzöſiſch plapperte, drückte mir, als wir unſer belobtes Wirthshaus, das alte Muſeum erreichten, mit geheimnißvoller Miene die Hand, flüſterte à démain, n'y manquez pas, und empfahl ſich.

Den folgenden Tag war der 18. Oktober 181—. In keiner Stadt wird der Jahrstag der großen Völkerſchlacht, die Tauſenden das Leben koſtete, und Millionen betrog, ſo innig gefeiert, als in Bremen. — Mynheer de Jongh war für den ganzen Tag zu einem Handelsfreunde eingeladen, und ich ſein Sekretär, Kammerdiener, geheimer Rath, kurz ſein Faktotum, hatte daher Muße, zu thun und zu laſſen, was ich wollte. — Das von den Bürgern unter freiem Himmel abzuſingende Te Deum hatte meine Neugier rege gemacht. — Ich begab mich daher zur rechten Zeit an den beſtimmten Ort, und muß geſtehen, daß nicht leicht eine öffentliche Handlung einen tieferen Eindruck auf mich hervorbrachte. Die Bildſäule des Roland, Angeſichts deren das aus den wehrhaften, wohl exercirten und disciplinirten Bürgern der freien Stadt Bremen beſtehende Korps aufgeſtellt war, ſo wie die feierlichen Töne des unter dem Geläute der Glocken abgeſungenen Lobliedes wirkten mächtig auf mein Gemüth, und mit Thränen in den Augen freute ich mich, auch ein Deutſcher zu ſeyn. Dazu kam noch, daß die Jahre der Schmach, wie die des Sieges, vorübergerauſcht waren, als ich in Batavia ebenfalls ſchlimme Feinde der Menſchheit, bösartige Fieber bekämpfte, oder mich an der Inſolenz der Engländer, die die Inſel Java eine Zeit lang beſetzt hatten, und an der phlegmatiſchen Inſolenz der Holländer, deren Intereſſe, ſo wie nebenbei das meinige, jene Herren gewaltig durchkreuzten, ärgern wußte. Zu der Zeit, als die Nachricht vom Sturze des Löwen von Corſica zu uns gelangte, ſtarb eben meine Frau; ich beſchloß jetzt, meine Tage unabhängig in dem von mir unabhängig geträumten Deutſchland zu verleben, machte Alles zu Gelde, ſchiffte mich ein, litt Schiffbruch, rettete nur den unbedeutendſten Theil meiner Habe, einen Koffer, in dem ſich nichts als Lappalien befanden, und fand mich endlich in Deutſchland nach mehr als einem Decennium wieder — und Deutſchland und mich von dem harten Schickſal gefeſſelt; abhängiger von Herrenlaunen als zuvor. — Ich hatte, um nicht Hunger zu ſterben, in die Dienſte eines tyranniſchen Holländers treten müſſen, und in meinem deutſchen Vaterlande herrſchte mit ehernem Scepter — Intoleranz, Kaſtengeiſt und Undank. —

Kein Wunder alſo, daß mich dieß Alles wunderlich ſtimmte; es war der erſte 18. Oktober, den ich auf deutſchem Boden feierte; aber damals flammten doch noch die Feuer hell auf den Bergen, ſeitdem erlöſchen ſie allmählig und werden von Jahr zu Jahr weniger; die wenigen aber, die ſich noch zeigen, ſchürt das alte Gewohnheitthier, der Deutſche, auch nur noch an, weil es bereits eine mehrjährige Gewohnheit iſt.

Paule, Paule. — Du raſeſt wieder. — Gut daß Dich Niemand liest. — Wenn nun ein Dämagogenſpürhund über Dein Tagebuch geriethe. — Nun vor Deinem Tode kann das nicht geſchehen — und nach demſelben, da mag er Dich in Gottes Namen ausgraben laſſen und Deinen Cadaver nach Mainz ſchleppen. — Dann iſt der Geiſt in einem Lande, wo der Monarch keine revolutionären Umtriebe zu fürchten hat, er iſt bei dem guten Fürſten droben.

Zurück nach Bremen, Paule. — Gut, Herr Geiſt, wir ſtehen alſo wieder vor dem alten ernſten Roland; und ſo eben verhallen die letzten Worte des Lobgeſanges. — Da zupft mich Jemgnd bei dem Kleide. — Wer ſtört mich? — Ey ſieh da, Mosje Laubfroſch drängt ſich an mich heran und flüſtert wiederum, wie ein —ſcher Diplomat im ſchönſten Franzöſiſch, das nur etwas unrichtig iſt. — Mon bien bon Monsieur Habermann; à trois heures à la plombeur; j'érai vous chercher au vieux Musée; n'y manquez pas du moins. — Infamer Kerl der Laubfroſch, es iſt ordentlich als ob der Kerl wie ſein Namensvetter von Amphibie das Wetter prophezeiht durch ſein Quaken, denn — am achtzehnten Oktober ſpricht der Seehund Franzöſiſch.

Ich will ihm eben mit einem derben deutſchen Fluche antworten, da ſehe ich, daß er im Gefolge einer Dame iſt. — Nein, ein ſo liebliches Antlitz, eine ſo ätheriſche Haltung iſt mir noch nicht vorgekommen, ſeitdem ich wieder auf deutſchem Boden bin. — Ich alter ausgedörrter Kerl, vergeſſe über der Holdſeligkeit den 18. Oktober, Tedeum, Laubfroſch, Bleikeller, kurz die ganze Welt, denn unſere Welt iſt ja doch immer nur das, was uns augenblicklich in der ganzen Welt intereſſirt. Lange blicke ich dem lieblichen Weſen nach; ſie wendet ſich endlich um die Ecke, und geſchäftig trippelt das Ideal aller Lohnbedienten hinter ihr her.

Punkt drei Uhr ſteh' ich vor dem alten Muſeum und warte; es vergehen fünf, zehn, fünfzehn Minuten, kein Laubfroſch läßt ſich ſehen; ſchon will ich ungeduldig mich allein auf den Weg machen, da erſcheint in der Thüre des ſchräg gegenüberliegenden Wirthshauſes zur Stadt Frankfurt meine Heldin vom heutigen Morgen am Arme eines alten ſtattlichen Herrn, und hinter Beiden Mosje Elias Laubfroſch. Er winkt mir, mich leiſe anzuſchließen, ich gehe alſo, ohne ein Wort zu äußern, bei ihnen vorüber, ziehe meinen

Hut devot ab, faſſe dabei noch einmal das Bild des lieblichen Mädchens mit den Augen, daß meine Seele davon voll wurde bis an den Rand, und ſchreite dann gemächlich neben dem trippelnden Laubfroſch her. — Die junge Dame wendet ſich plötzlich um, wird mich gewahr und flüſtert nun dem alten Herrn wie mißbilligend einige Worte zu. Dieſer ruft Freund Laubfroſch zu ſich heran, und ſagt ihm deutlich und vernehmlich: «Er weiß, daß meine Tochter jährlich am achtzehnten Oktober zwiſchen drei und vier Uhr den Bleikeller mit mir beſucht, und daß wir dann immer allein ſeyn wollen, warum geſchieht das heute nicht? Wer iſt der Fremde? Gab es keine andere Zeit ihn hinzuführen, als eben jetzt?» — «Excuſiren,» antwortet Laubfroſch, «excuſiren, Herr Amtmann; der Herr ſind ein Holländer, kommen direkt aus Batavia, verſtehen kein Deutſch, höchſtens etwas Franzöſiſch neben ihrer langue de mère, Holländiſch, reiſen um 5 Uhr ſchon wieder ab und haben darauf gedrungen, in den Bleikeller geführt zu werden. — Da der Herr Oberamtmann mir nun tiefes Stillſchweigen auferlegt haben, ſo konnte ich dem Monsieur Batave keine raison plausible entgegenſtellen, zumal da ich mir das Geld nicht gern entgehn laſſen wollte, das mir der fremde Etranger dafür gibt. — Der reiſende voyageur iſt dem Herrn Oberamtmann gewiß nicht im Wege, da er obendrein wenig ſpricht, weil er taub iſt.

Die ganze Rede des Herrn Laubfroſch kam mir ſeltſam vor, indeſſen da der Kerl zu dumm war um etwas Schlechtes zu unternehmen, ſo ließ ich ihn gewähren und mir ſowohl die holländiſche Geburt als auch die beigelegte Taubheit gefallen, ohne irgend etwas dagegen einzuwenden. — Der Oberamtmann kümmerte ſich, nachdem er einige

Worte mit ſeiner Tochter geflüſtert hatte, auch nicht weiter um mich, und da Laubfroſch, um ſich ſelbſt nicht Lügen zu ſtrafen, mit mir kein Wort wechſelte, ſo erreichten wir denn bald auch den Bleikeller.

Ein junges hübſches Mädchen führte uns in denſelben, es machte einen ganz wunderbaren Eindruck auf mich, zu ſehn, wie das junge blühende Kind die eingedörrten Leichen ſo zu ſagen handthierte; der ſchwediſchen Gräfin mit dem Knöchel auf die gelben Wangen klopfte, den Leichnam des jung verſtorbenen Adjutanten aufhob, um uns die Stelle zu zeigen, wo ihn die verhängnißvolle Kugel traf u. ſ. w. — Zweihundert Jahre hatten ſie nun ſchon in dieſer Darre des Todes gelegen, wie viel war nicht unterdeſſen an ihnen vorübergezogen; Krieg und Frieden, Schmach und Sieg, Freiheit und Unterdrückung, Religionsſtreit und Glaubensfrieden, und durch alle dieſe Contraſte der Zeit hindurch hatte ſich ihr Andenken nur erhalten, weil die Zeit ſie erhalten hatte; — ohne ihr weiteres Zuthun — der Zufall brachte ſie in den Keller, weil ſie nach Schweden gebracht werden ſollten. — Von dort holte man ſie nicht ab — und nun erinnern ſie den freien Bremer an eine böſe Zeit — an die Zeit, in der ſich ſein Vorfahr den Teufel nicht anders denken konnte, als in der Farbe der ſchwediſchen Leibgarde. *)

Dergleichen weder ſehr dumme, noch ſehr kluge Gedanken gingen in meinem Kopfe

---

*) Paul Habermann ſpielt hier auf eine Darſtellung des jüngſten Gerichts an, die in der Domkirche hängt, und auf welcher der Teufel, um dem Schwedenhaß zu fröhnen, nicht ſchwarz, ſondern blau abgebildet iſt. — Uebrigens liegen jene Leichen nicht mehr in dem eigentlichen Bleikeller, der ſeit mehreren Jahren an einen Kaufmann vermiethet iſt, ſondern in einem Nebenkeller, dem jedoch dieſelbe conſervirende Eigenſchaft beiwohnt. — T. H.

herum, während ich ſtillſchweigend alles beſah, wobei ich jedoch die liebliche Oberamtmannstochter nicht aus den Augen ließ. — Zu meiner großen Verwunderung begab ſich dieſe, als wir uns ſchon anſchickten den Keller zu verlaſſen, zu der Leiche der ſchwediſchen Gräfin, lüftete ein wenig den Körper, zog einen Zettel heraus, überlas ihn, ließ ihn dann plötzlich nebſt einem anderen Papiere fallen und ſank ohnmächtig nieder. — Beſorgt ſprangen wir hinzu; der ängſtliche Vater richtete die Tochter auf, und bemerkte erſchreckt, daß Blut über ihre Stirn rann. — Das junge Mädchen, das uns herumgeführt hatte, ſo wie Laubfroſch eilten ſogleich hinaus um Waſſer u. ſ. w. zu holen. — Während dieſer Zeit blieb ich mit dem bekümmerten Vater allein. — Aus alter Gewohnheit führte ich noch immer eine Verbandtaſche bei mir, die mir heute ſehr zu Statten kam. Ich näherte mich ihm daher mit einer ſtummen Verbeugung, deutete auf dieſelbe Taſche und unterſuchte dann die Verletzung auf der Tochter Stirn, wobei er mich ruhig gewähren ließ. Dieſe war höchſt unbedeutend, ſie hatte ſich während des Fallens leicht an einem hervorſpringenden Nagel geritzt; ein wenig Pflaſter deckte die Wunde leicht, und ihre hellbraunen herrlichen Seidenlocken, die ich mit aller Grazie, wie der geſchickteſte Friſeur ſich derſelben nicht hätte zu ſchämen brauchen, darüber hinlegte, und ordnete, verbargen die Schramme den Augen der neugierigen Welt.

Noch ehe Laubfroſch und die Schließerin wieder zurückgekehrt waren, befand ſich ſchon Alles in der beſten Ordnung, und da ich zu der Rolle eines Tauben noch die eines Stummen geſellte, ſo wurden alle weiteren Dankceremonien von beiden Seiten mit einigen wortloſen Verbeugungen abgemacht. — Die junge Dame ergriff haſtig den Arm ihres Vaters und verließ in ſichtbarer, aber wie es mir ſchien, freudiger Verwirrung mit ihm den Keller. — Aus Diskretion mochte ich ihnen nicht folgen, blieb daher ruhig zurück, und wartete geduldig das Wiederkommen der niedlichen Schließerin ab.

Da dieß ziemlich lange dauerte, ſo hatte ich noch hinreichend Muße mich umzuſehn, was ich früher, wo ich ganz natürlich das Lebende über dem Todten vergaß, nicht recht gethan hatte. Da werden plötzlich ein Paar zuſammengefaltete Papierchen, die auf dem Boden lagen, von meinen Blicken und alsbald auch von meiner Hand ergriffen. — Ich erkannte ſogleich, daß es dieſelben waren, welche die junge Dame bei ihrem Hinſinken fallen ließ und wahrſcheinlich vergeſſen hatte. — Eben bin ich im Begriff, ſie zu öffnen, da kommt die Schließerin, ſagt mir, daß

Laubfroſch dem Herrn und deſſen Tochter gefolgt ſey, und mich ſobald er ſich frei machen könne, im Wirthshauſe aufſuchen werde. — Ich drückte dem lieblichen Kinde meine Zufriedenheit in die Hand und begab mich mit eiligen Schritten in das Muſeum zurück. —

Hier angekommen läßt mich das Intereſſe an der Sache oder richtiger die Neugier nicht erſt mein Zimmer aufſuchen, ſondern gleich auf dem geräumigen Vorhofe hole ich meine Papierchen heraus und eröffne ſie ungeduldig, ohne zu bemerken, daß noch ein junger Mann daſelbſt luſtwandelt. — Der eine Zettel enthielt weiter nichts, als die lateiniſchen mir wohlbekannten Worte des Dichters: Tendimus in Latium; der andere eine Locke mit dem Datum des heutigen Tages. — Kurios! rufe ich aus und ohne daran zu denken, daß ich nicht allein bin, wiederhole ich ganz laut die Verſe: Per varios casus, per tot discrimina rerum, tendimus in Latium. — In dieſem Augenblicke ſpringt Jemand auf mich zu, faßt mich heftig bei der Hand und ſagt: Was ſoll das? — Verwundert blicke ich den Fremden, in dem ich der Haltung und dem Aeußeren nach einen Kriegsmann zu erkennen glaube, an, und will ihm eben antworten, ob es denn im Vorhofe des Wirthshauſes zum alten Muſeum in der freien Reichs- und Hanſeſtadt Bremen nicht erlaubt ſey, Verſe aus alten römiſchen Dichtern zu citiren und zu declamiren, da entreißt mir der Martisſohn die beiden Papiere, öffnet das Eine, lieſt das Datum, führt es an ſeine Lippen, wobei er die ſchöne hellbraune Locke, die darin liegt, auf den Boden fallen läßt und nicht bemerkt, daß ich ſie aufhebe, und fragt mich dann haſtig: »Kommen Sie von ihr?« — »Verzeihen Sie,« antwortete ich, »ich bin ſchon ſeit acht Tagen von Gent angekommen, eigentlich aber komme ich von Batavia, welche Stadt auf der Insel Java im indiſchen Archipel liegt.« — Erſtaunt ſieht mich der Fremde an bei der Antwort, die ich eigentlich nur ſo ausſpann, um ihn einzuſpinnen, denn meine Neugier war gar zu rege geworden und apoſtrophirt mich: »Sind Sie toll?« — »Nichts weniger, mein Herr,« erwiederte ich ruhig, »ich ſtehe in Dienſten des Herrn Adrian Cornelis de Jongh Steelmanns, älteſten Sohns des ehemaligen Schout-by-Nacht der zu ihren Zeiten hochmögenden Herrn Generalſtaaten, Herrn Cornelis Pinter de Jongh Steelmanns und meinem Herrn würde mit einem tollen Herrn Secretarius eben nicht gedient ſeyn.« — »Wer Sie auch ſeyn mögen,« entgegnet er, »martern Sie mich nicht.« — »Mein Herr,« antwortete ich, »was wollen denn Sie eigentlich?« — »Wie kommen Sie zu dieſen Papieren?« — »Die Papiere habe ich zu den Füßen einer Gräfin aufgeleſen.« — »Einer Gräfin?« — »Ja einer ſchwediſchen Gräfin, die aber ſchon hundert Jahre und darüber geruht, ihre müden Glieder im Bleikeller auszuruhn.« — »Um Gottes willen, mein Herr, laſſen Sie den Scherz.« — »Das will ich auch,« erwiederte ich gutmüthig, denn mich gereute ſchon mein toller Humor, der mich, wie ich ihn, ſchon wieder zu weit getrieben hatte. — Ich erzählte ihm nun alles Räthſelhafte, was mir ſelbſt begegnet war, haarklein und ſehe wie das Morgenroth der Freude in ſeinem männlich ſchönen Antlitz aufdämmert. — In dieſem Augenblick kommt Laubfroſch in den Hof getrippelt, und ſagt mir: Monsieur bon, ich kann Ihnen noch nichts erzählen, denn das ſchöne Fräulein Theden hat mir aufgetragen, in ſämmtlichen auberges nachzufragen, ob ein Colonel Ingherami nicht dort logiere. — »Colonel Ingherami,« ruft der junge Mann,

»das bin ich.« — »So habe ich dieſen Brief an Sie abzugeben, Monsieur Colonel.« — Bei dieſen Worten überreichte er dem Fremden einen Brief, den dieſer ſchnell erbricht, und liest. — Ich beobachte denſelben während deſſen genau, und ſehe, wie ſich eine Wolke des Unmuthes auf ſeiner Stirn lagert. —

Laubfroſch ſah ihn an, und ſtreckte die Hand aus mit einer nichts- und vielſagenden Miene, denn man konnte es deuten, als erwarte er einen neuen Brief, oder auch das Botenlohn für den alten. Der Colonel legte ihm das Letztere hinein und ſagte: Ich laſſe gehorſamſt danken für den Brief und werde es beſorgen. — Laubfroſch empfahl ſich auf das Devoteſte, machte jedoch eine liſtige Miene gegen mich. — Der Obriſt ging als jener uns verlaſſen hatte, nachdenkend auf dem Hofe umher, blieb dann plötzlich bei mir ſtehn, und ſagte: »Mein Herr, ſind Sie ein ehrlicher Mann?« — »Mein Herr Obriſt,« erwiederte ich, »ich bin ein unbedeutender Menſch und die pflegen größtentheils ehrlich zu ſeyn. — Ich könnte daher die Frage übel nehmen und würde es thun, wenn ich kein ehrlicher Mann wäre.« — »Laſſen wir das,« entgegnete er, »ich halte Sie dafür.« — »Da irren Sie ſich nicht.« — »Nun würden Sie mir wohl einen wichtigen Dienſt erzeigen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich hier wildfremd bin und Niemand habe, an den ich mich wenden kann.« — »Ohne Zweifel, was ſoll ich thun?« — »Zu der Fräulein Theden gehn unter dem Vorwande, Sie wollten ſich nach ihrem Befinden erkundigen, und ihr, wenn Sie die Gelegenheit erfaſſen können, zuflüſtern: Ich ſey da, Alles ganz ſo, wie wir Beide es wünſchten; ſie möge nur des Vaters Geſinnung erforſchen, und mir kund thun, ob und wann ich ihn ſprechen könne.« —

Ich ſann einen Augenblick nach und ging dann mit einem freundlichen Kopfnicken nach der Stadt Frankfurt hinüber, wo ich ſogleich zu dem Fräulein geführt wurde. — Die liebliche Jungfrau war ſehr erſtaunt, in dem tauben Holländer einen ſcharf hörenden Deutſchen zu finden; nahm mich aber höchſt freundlich auf, und ſagte: »Mein Vater iſt nicht zu Hauſe; ſagen Sie meinem Eduard, er ſolle ſich ſogleich auf den Wall begeben und in dem Gebüſch bei dem Schauſpielhauſe mich erwarten.« —

Verwundert ſchüttelte ich den Kopf; denn die Beſtellung zu einem ſo beſtimmten Rendezvous ohne Weiteres einem Fremden aufgetragen, konnte ich gar nicht mit dem beſcheidenen Weſen und dem reinen Auge des jungen

Mädchens zuſammenreimen. — Doch beurlaubte ich mich und ging meinen Auftrag auszurichten. — Kaum betrat ich indeſſen den Hof des Wirthshauſes wieder, da überſtieg meine Verwunderung alle Schranken; denn der Colonel lag — in den Armen des Oberamtmannes, den er doch ſo ſehr zu meiden ſchien und Beide vergoſſen Thränen der innigſten Rührung. — Bewegt ſah ich ihnen eine Weile zu, dann gab ich durch ein Geräuſch meine Gegenwart zu erkennen. — Der Obriſt eilte auf mich zu und rief: »Haben Sie Dank, herzlichen Dank; aber wir bedürfen Ihres Dienſtes nicht mehr. — Ich habe meinen Vater wiedergefunden; er hat mir verziehn.« — Ich beſtellte ihm nun die Antwort, der Vater lachte innig, wobei ihm die hellen Freudenthränen über die Backen liefen. — Dann ſagte er: »Komm Eduard, wir wollen Beide ſie an dem beſtimmten Orte überraſchen. — Damit Sie aber nichts Arges denken von meinen Kindern,« ſchloß er die Rede an mich richtend, »der lange verlorene Bruder gibt das Rendezvous ſeiner treuen Schweſter.« —

Was ſoll ich den Leſer d. h. mich, noch lange aufhalten. — Der Obriſt war ein Sohn des alten Oberamtmannes und im falſchen Enthuſiasmus Napoleons Fahnen gefolgt und ihm treu geblieben bis zum Schluß des großen Drama's. — Der Vater hatte ihn verſtoßen. — Die Tochter ſuchte ſie zu verſöhnen; der Bleikeller ſollte ihnen Zeichen von einander geben. — Da verſcholl der Obriſt plötzlich. — Emilie beſuchte jährlich den Bleikeller; es war ihr gelungen, den Vater milde zu ſtimmen; die Locke ſollte das andeuten, da fand ſie den verabredeten Zettel, der ſeine Nähe (des Obriſten) anzeigte, doch glaubte ſie behutſam zu Werke gehn zu müſſen. — Unterdeſſen führte der Zufall

Vater und Sohn unerwartet zuſammen, die eingeborene Liebe erwachte und ſiegte. — Dieß Alles erzählte mir der Obriſt, der jetzt ſeinen rechten Namen wieder trug, ausführlich. — Ich brachte während der beiden Tage, die ſie noch in Bremen verweilten, jede müßige Stunde bei ihnen zu. — Emilie ſchenkte mir erröthend die Locke, denn ſtehlen wollte ich ſie doch nicht. — Am dritten Tage reiste ſie mit ihrem Vater und Bruder nach ihrem Wohnort im Hannöverſchen ab, und nahm mein halbes Herz mit ſich. Sie hat es auch noch, obgleich ſie wie ich kürzlich erfuhr, glücklich verheirathet iſt.

Das iſt die Geſchichte von der hellbraunen Locke; die ich für ſehr unwahrſcheinlich halten würde, hätte ich ſie nicht ſelbſt erlebt und beſchrieben.

5.) Die blonde Locke.

Ei ſieh da, blondes Löckchen, wie ſchelmiſch lachſt Du mich an, und erinnerſt mich an die Zeit, wo ich als wohlbeſtellter Kandidat der Medizin zuerſt anfing, meine wohlerworbenen Kenntniſſe in praktiſche Anwendung zu bringen und mir von dem Director des Clinicums die incurablen Kranken anvertraut wurden, d. h. ſolche, die an unheilbaren Fiſtelſchäden und dergleichen eingewurzelten chroniſchen Uebeln litten, und bei denen ſo zu ſagen nichts zu verderben war. Ich kann nicht läugnen, ich möchte jetzt in der Wirklichkeit wohl ſeyn, was ich mir damals zu ſeyn einbildete, Hippocrates war ein Narr gegen mich und ein Ignorant; denn was hatte er z. B. von der Erregungstheorie gewußt, deren Tiefen ich erſchöpft zu haben glaubte und vermöge welcher ich bei meinen erſten Patienten Wunder zu bewirken vermeinte. — Auch iſt im Grunde dieſe Theorie gar ſo übel nicht, nur müßte man ſie noch mehr in der Lebens- als in der mediziniſchen Praxis anbringen, da Einem in der erſten ſo außerordentlich viel Mittel zu Gebote ſtehn. Bei dem Militär hat man hin und wieder dieſe weiſe Maxime angewandt, indem man nämlich den auf den Rücken des Soldaten wiederholt und ſchnell hinter einander gelegten Stock, als ein vortreffliches Mittel betrachtet, um Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu wecken, zu befördern und zu unterhalten. Auch in der civiliſtiſchen Praxis hat man hier und da dergleichen Medicamente als gut und probat befunden. So werden z. B. Schulmänner erbärmlich vom Staate beſoldet; das geſchieht aber nicht, wie einmal das in und durch den Herrn entſchlafene weimariſche Oppoſitionsblatt meinte, damit ihnen die Adelichen nicht die Stellen wegſchnappen, ſondern aus ganz anderen, weit ſtaatsklügeren Gründen. — Ein Schulmann bekommt nur ſo viel Gehalt, als er braucht um nicht zu verhungern; das Hungern aber überläßt man ihm gern und zwar aus beſonderer Sorgfalt für die ſtudierende Jugend. Ein hungriger Menſch iſt nämlich weit reizbarer, als ein ſatter und gibt aus dieſem Grunde viel genauer Acht auf Alles, was um ihn vorgeht. — Wird nun ein Schulmann in dieſem aufgeregten Zuſtande weiſe vom Staate dadurch erhalten, daß er nie ſo viel hat, um ſich einmal recht ſatt zu eſſen, ſo gibt er natürlich weit beſſer Acht auf die liebe Jugend und beſtraft manche Unart weit nachdrücklicher, als er es bei vollem Magen, wo ihm der Ärger viel ſchädlicher wäre und der Menſch überhaupt mehr zur Indolenz geneigt iſt, thun würde. — Welche weiſe Einrichtung des Staates iſt es daher, Profeſſoren, Cantoren, Schulmeiſter u. ſ. w. ärmlich und ſpärlich zu beſolden! —

Unter den mir anvertrauten Patienten war auch einer, den ich richtiger einen Impatienten hätte nennen können; denn Ungeduld war ein Hauptzug ſeines Characters und obwohl er ſchon längſt vom Staate in den Ruheſtand verſetzt worden war, ſo gab es doch ſchwerlich einen unruhigeren Menſchen zehn Meilen in der Runde. Er war lange Zeit Polizeicommiſſär geweſen, aber eine Verwundung im Oberarm, die er ſich einſt in einem Streite zwiſchen Bürgern und Studenten geholt hatte, und damals nicht weiter achtete, zog ihm einen unheilbaren Fiſtelſchaden zu und ſo war er mir übergeben worden. — Sey es nun, daß er von vorn herein merkte, ich ſey weiter her als mein Wiſſen, oder daß er überhaupt nicht viel Vertrauen zu den Jüngern des Äsculap hatte, genug er empfing mich immer ſehr mürriſch und ſtand mir ſelten recht Antwort auf meine Fragen, wiewohl ich dieſe doch ſo gelehrt wie möglich einzurichten wußte und ihm alsdann immer das mir vom Oberarzte vorgeſchriebene Recept gegen das Fieber, das ſein Uebel erregte, wieder von Neuem als ein neues verſchrieb. — Laſſen Sie das Schreiben nur gut ſeyn, rief er jedesmal, Sie kuriren mich doch nicht, und der Bettel, die Medizin, koſtet nur Geld. Vergebens demonſtrirte ich ihm, daß die China eine gar koſtbare Rinde ſey, und ein gar fieberſtillendes Mittel, item probat wäre in vorliegendem Caſus; er lachte ſpöttiſch und ließ mein Recept nicht machen, ſo oft ich es ihm auch von Neuem wieder aufſchrieb. — Dieß empörte mich werdenden Boerhaave nicht wenig, ich erklärte ihm daher, ſein Körper nicht, aber ſein Verſtand ſey inkurabel, und wenn er meine Medizin nicht machen ließe, ſo würde ich zum letzten Male zu ihm gekommen ſeyn; denn ich könne meine Zeit beſſer anwenden und hätte nicht Luſt, mich an ihm zu ärgern und in eigner Perſon der erſte Gallenfieberpatient zu ſeyn, der meiner Kur anvertraut wurde. — Er ſah mich bei dieſen Worten ſpöttiſch an, und ſagte: »Ich empfehle mich Ihnen oder beſſer ich empfehle mich Ihnen nicht, denn wenn Sie der Empfehlung Ehre machen wollten, ſo würde ich mich wohl bald ſelbſt empfehlen, und meine Seele dem lieben Gott befehlen müſſen.«

»Grobianus Redivivus,« ſagte ich und ergriff meinen Hut um zu gehn und nicht wieder zu kommen. — Da trat mir ſeine Mamſell Schweſter, eine Blondine von etlichen dreißig Jahren, dem Anſcheine nach, denn ſie war doch wohl eigentlich in dem Alter, wo jedes Frauenzimmer ſeinen Geburtstag feiert, weil er an dieſem Tage wieder um ein Jahr jünger geworden iſt, entgegen und bat mich, ihr in ein anderes Stübchen zu folgen, weil ſie mir etwas anzuvertrauen habe. — Der Bruder Polizeicommiſſär ſah ſie an, und ſchüttelte mit dem Kopf; der Kandidat der Medizin Paul Habermann ließ ſich aber dadurch nicht irre machen, ſondern folgte mit der wichtigen Miene eines Leibarztes dem holdſeligen Fräulein in ſein niedliches Kämmerlein. Hier angekommen klagte dieſelbe über Herzklopfen, unruhigen Schlaf und Beängſtigungen, und wünſchte etwas dagegen verordnet zu haben. — Als ein galanter Heilkünſtler erklärte ich ſogleich, es ſey ein bei jungen lebhaften Damen häufig vorkommendes Uebel und rühre von Plethora und daraus entſpringendem Andrang des Blutes zum Herzen und Kopfe her. Ich wäre daher der unzielſetzlichen Meinung, erſt gelinde Hausmittelchen anzuwenden, da ich nicht für zu voreiligen Gebrauch von Arzeneien, wie ſo viele meiner Collegen, ſtimme, und riethe ihr deßhalb für's Erſte brav Zuckerwaſſer zu trinken, ſich aller hitzigen und blähenden Speiſen, ſo wie des Weines zu enthalten, und falls dieß nicht helfen wolle, zu einigen wohl angebrachten Schröpfköpfen ihre Zuflucht zu nehmen. — Während dieſer mit der möglichſten Gravität geſprochenen Worte, fühlte ich ihr nach dem Puls, wobei ich ihr wirklich niedliches Händchen länger als der Brauch iſt, in meiner Hand behielt. — Wenn mich der Goetheſche Mephiſtopheles in dieſem Augenblicke geſehn hätte, gewiß, er würde ſich über den gelehrigen Schüler gefreut haben; denn in ſeiner Lehre war ſo ziemlich all mein Wiſſen enthalten und ich verſchrieb ihr nichts, weil ich eigentlich nicht wußte, was ich ihr Unſchädliches verſchreiben ſollte.

Die Schöne drückte mir mit den zierlichſten Worten ihre Dankbarkeit aus und nebenbei im Feuer der Rede auch meine Hand, die ich ihr nun ſo willig überließ, als ſey ſie der Arzt und ich der Patient. — Dabei beſchwor ſie mich, nicht auf die groben Reden ihres Bruders zu achten, der ſich doch im Grunde weit beſſer befinde, ſeitdem ich ihn behandle. — Ich erwiederte ihr, mit affektirter Beſcheidenheit, wenn das der Fall ſey, ſo habe er der Allerweltsheilkünſtlerin, Mama Natur mehr zu verdanken als mir, da er erweislich noch keins von meinen Recepten genommen habe. — Sie ließ ſich aber nicht irre machen, ſondern bat, doch ja um ihretwillen meine Beſuche nicht einzuſtellen, was ich denn auch verſprach, worauf ſie mir bis an die Hausthür das Geleite gab und mir noch einige überaus zärtliche Blicke nachſandte.

Das Ding machte mir Spaß; ich bin von jeher ein ziemlich malitiöſer Burſch geweſen, und war es daher als Burſche, d. h.

als Student in rechter Lebensfriſche gewiß. Zwar gefiel mir an der holdſeligen Agathe, ſo hieß ſie, eigentlich nichts, als ihr ſchönes blondes Haar, das in langen ſchmachtenden Locken auf ihre ſchon von einigen Runzelchen durchfurchte Stirn herabwallte, doch beſchloß ich, da ich eben nichts Wichtigeres zu thun hatte, das Dämchen gewähren zu laſſen, und eine Art von Liebesromänchen, wobei ich mir aber vornahm, mich paſſiv zu erhalten, ſo viel wie möglich nämlich, mit ihr durchzuſpielen.

Auf dieſe Weiſe vergingen acht Tage, während welcher ich mich regelmäßig ein-, und den Bruder jedesmal nicht höflicher, die Schweſter jedoch viel zärtlicher vorfand. An einem Sonntage aber nach der Kirche, wo ich ſie gewöhnlich beſuchte und ihr in meinem Feſttagsrocke beſonders gefallen mochte, bat ſie mich in ihr Kämmerlein zu kommen, weil ſie mir etwas Wichtiges zu vertrauen habe. Als ich mich nun gleich dazu bereit fand, warf uns Freund Grobian einen liſtigen Blick zu und zog höhniſch die Lippen nach dem rechten Mundwinkel hin; eine Grimaſſe, die wie jeder Phyſiognomiker weiß, argen Spott bezeichnet. Was kümmerten mich aber die Mienen des Mannes von der Polizei, ich ſchlug ihm im Geiſte ein Schnippchen und folgte der Guten Gute *) in ihr Zimmerchen. Hier nun ereignete ſich die Kataſtrophe der Kataſtrophen, der ich Dich, o blondes Löckchen verdanke.

Sie eröffnete mir nämlich in ihrem einſamen Gemach, daß ihr tyranniſcher Bruder ihr unterſagt habe, mich ferner zu conſultiren. So ſehr ſie dies auch ſchmerze, ſo beruhige es auch ſie von der anderen Seite wieder, daß meine Mittel herrlich angeſchlagen hätten und ſie ganz von ihren Uebeln befreit ſey. Zwar klopfe ihr noch mitunter das Herz, vorzüglich ſo gegen Mittag, (um dieſe Zeit pflegte ich nämlich zu kommen) aber an jenen Beängſtigungen leide ſie gar nicht mehr, und ihre Träume, früher ſo ſchrecklich, wären jetzt von der roſenfarbenſten Art. — Es ſey daher Pflicht, mir den herzlichſten Dank für meine Bemühungen abzuſtatten, und mich zu fragen, was ſie mir dafür ſchulde. Galant erwiederte ich natürlich, nichts; wolle ſie mir aber ein Andenken an dieſe Kur (Cour) die ich zu den glücklichſten meines Lebens rechne, zurücklaſſen, ſo würde ſie mich unendlich erfreuen, wenn ſie mir erlaube, eine von ihren ſeidenen Locken rauben zu dürfen. — Hold erröthend geſtattete ſie es, und ſchnitt mir ſelbſt eine Locke ab, die ſie ſo klüglich zu wählen wußte, daß man es nicht bemerken konnte, wobei ich aber deutlich, wiewohl im

---

*) Agathe, vom griechiſchen ἀγαθός, gut. D. H.

Stillen ſelbſt bemerkte, daß ſie eben nicht zum Erſtenmal eine ſolche Gabe ſpende. — Hoch erfreut, wenigſtens dem Anſcheine nach, empfing ich das Geſchenk, umfaßte ſie kühn, und raubte ihr, wobei ſie ſich nur ein weniges ſträubte, einige zärtliche Küſſe. — Sie hauchte eben ein inniges »Doktor ich liebe— — da erſtarb ihr das Sie auf den Lippen, denn hinter uns ſtand plötzlich der Mann von der Polizei und ſagte mit zorniger Stimme: »Sie Doktor für die Geſunden, packen Sie ſich augenblicklich, und Sie, alte Jungfer, ſchämen Sie ſich, jungen Männern nachzuſtellen. Sie Monſieur nehmen Sie nur die Locke mit, die wohl auf dem Scheitel einer Miſſethäterin, aber nicht auf dem Scheitel der Dulcinea gewachſen iſt.«

Bei dieſen Worten fuhr er ihr wie wüthend in die Haare, ich wollte hinzuſpringen, erſtarrte aber, wie Loths Weib, denn er hielt mir die blonde — Perücke der ma soeur entgegen. — Dieſe entfloh. — Es war eine maleriſche Scene.

»Und nun gehen Sie, junger Mann,« ſagte er, »und danken Sie Gott, ſo davon gekommen zu ſeyn; Sie ſind nicht der Erſte, den dieſe Närrin, die ich verſtoßen würde, wäre ſie nicht meines Vaters Tochter, in ihr Netz zu locken ſuchte; ich habe es aber noch jedesmal vereitelt, denn obgleich ſie nicht viel taugt, ſo iſt ſie als meine Schweſter doch zu gut, um das Spielzeug eines Narren zu ſeyn.«

Ich verſchluckte die Pille und empfahl mich, behielt die Perückenlocke und zog mir mehr als eine gute Lehre daraus. Wenn ich aber einen jungen Mann aus Unbefangenheit oder Malice in ähnlicher Lage ſehe, ſo lade ich ihn zu mir ein und erzähle ihm die Geſchichte von der blonden Locke. Probatum est.

6) Die impertinent blonde Locke.

Von Dir, mein Löckchen, habe ich eigentlich ſehr wenig zu erzählen. Das Haupt, auf dem Du wuchſeſt, ward von einem ſehr ſchönen Nacken, der ſchöne Nacken von einem ſehr ſchönen Körper getragen, und Alles zuſammen gehört einem ſehr ſchönen ahnenſtolzen Fräulein, das täglich vor meinem Hauſe vorüberwandelt, und wenn der alte Paul demüthig grüßt, kaum mit dem Kopfe nickt, um ihm zu danken. Ich ſchwatzte die Locke der Zofe des Fräuleins ab, um meine Sammlung vollſtändig zu machen, d. h. auch dieſe Nüance darin zu beſitzen und ſchenkte der dienſtfertigen Soubrette ein ſeidenes Tuch dafür. Ich mußte ihr dagegen Verſchwiegenheit geloben, denn ſie befürchtete aus dem Dienſt gejagt zu werden, wenn ihre gnädige oder eigentlich ungnädige Herrin jemals erführe, daß ſie einen ſolchen Schleichhandel mit Hochdero Locken triebe. Wüßte das Dämchen aber vollends, zu welchen Genoſſinnen es geſellt wurde, ſo ſtände es gar ſchlimm um die alte Kammerfrau, denn ihr Stolz würde nie verzeihen, daß Haar von ihrem Haupte friedlich in ein und derſelben Schachtel ruhe mit den Haaren einer italieniſchen Käſehändlers Gattin, einer armen Negerſklavin, einer Hamburgiſchen Bürgertochter u. ſ. w. Allenfalls das Haar der lieblichen Emilie würde Gnade vor ihren Augen finden, und auch das nur halb, faute de mieux.

Es iſt ein eigenes Ding um den hochadeligen Stolz, wenn ich ihn vergleichen ſollte, ſo wüßte ich kein beſſeres Simile, als das alte Räthſel vom Loch: Je mehr man davon thut, deſto größer wird's; je mehr der Adel verliert an zeitlichem Gut, deſto größer wird ſein Glaube an ſein Verdienſt. — Eigentlich aufrichtig geſprochen iſt aber Niemand ſchlimmer daran, als der arme Adel, d. h. der verarmte Adel. Ein ehrlicher Bürgersmann kann noch zu allerlei Anderem greifen, um ſich auf eine anſtändige Weiſe zu erhalten; der arme Adelige darf das nicht, wenn er nicht ſo honett iſt, ſein Von zu vergeſſen, und etwas Angebornes ablegen, das hält wahrhaftig ſchwer. Noch mehr zu beklagen iſt aber ein armes adeliches Fräulein und wenn nicht die gottgeſegneten Fräuleinſtifte wären, die wahren spedali degli incurabili, ſo müßten ſie mitunter Hungers ſterben, denn das meiſte Geld haben in den jetzigen Zeiten doch die verdammten Bürgerlichen.

Aber Paul Habermann, was geht Dich das Alles nun wieder an? Du unverſchämter Hoflakai, behalte Deine Bemerkungen für Dich, denn man ſieht doch Deinen Aerger daraus hervorleuchten über die vielen armen Adelichen, mit denen Du Dich herumplagen mußt, denn — aber ſtill, daß das Niemand erfährt, — ein Hof iſt doch — ſtill, ſtill, ſtill — für ſie — ſtill, ſtill. Du kannſt Dich um Aemtchen und Käppchen, um Dienſt und Gewinnſt bringen.

Weißt Du, Paul Habermann, wie Du es klug anſtellen kannſt, um Deinen Aerger auszulaſſen, ohne daß man Dir etwas anhaben kann? — Nun, mon esprit. — Mach es, wie die Schulknaben, auch wohl die großen Schulknaben zu thun pflegen. Wenn etwas, was gegen Sitte und Schulordnung läuft, ausgegangen iſt und der Lehrer einen ertappt, ſo pflegt ſich der arme Sünder dadurch zu helfen, daß er es von ſich abwälzt, und ſagt, ich habe es nicht geſagt, der Peter hat es geſagt, oder ich habe es nicht allein geſagt, der Sebaſtian, der Primus hat es auch geſagt, und ich dachte, wenn der es ſagt, kannſt Du es auch ſagen.

Ein vortrefflicher Einfall, alſo ich hab' es nicht zuerſt geſagt, oder ich hab' es nicht geſagt, ſondern der Abraham a Sancta Klara hat es, und viel derber geſagt, und was ein kaiſerlich königlicher Hofprediger zu Wien vorſagt, das darf ein fürſtlich y — ſcher Hoflakai zu Rattenhauſen doch wohl nachſagen. — Zum Beweiſe will ich einiges von dem, was er geſagt hat, herſetzen:

> »Die Edelleut was iſt das nicht für ein gefährlicher Stand? ſie werden ſonder Zweiffel von andern gehört oder aber in meinen vielfältigen herausgegebenen Büchern geleſen haben, was in der heiligen Schrift am 9ten Kapitel der Richter ſteht: daß nämlich die Bäumer einmals einen Reichstag angeſtellt, ihnen einen König zu erwählen, aber alle haben ſich entſchuldiget; der Oelbaum ſagt: Nein; der Weinſtock ſagt: Nein; (der Weinſtock iſt ein guter Politikus geweſen, und hat ihm heimlich gedacht: ich bin gleichwohl das Oberhaupt, das ſeine Unterthanen zu

»Narren macht); endlich kam die Wahl »auf den Dornbuſch, nein, ſprach er zu »den Bäumen, iſt es aber euer Ernſt? »oder wollt ihr mir vielleicht einen Spott »anthun? meinet es ihr recht aufrichtig »und treuherzig mit mir? freilich, ſag»ten die Bäume; ſo ſeye es dann, ich »will euer Herr ſeyn, nahme ſich auch »der Herrſchaft an und will regieren. — »Der heil. Geiſt, welcher die ganze gött»liche Schrift mit Geheimniſſen einge»richt, dieſer hat wollen andeuten, daß »die meiſten vornehme Herrn und Edel»leut ihren Unterthanen pflegen zu ſeyn »wie ein Dornbuſch; wie da? ein Dorn»buſch der kann das Zupfen und Rupfen »nicht laſſen, wann man nur einen Wa»gen voll Heu vorbei fähret, da wird »der Dornbuſch hie und da etwas abge»zwicken, da und dort ein Büſchel dar»von nehmen, wann etwa ein Schaaf »vorbeigeht, rupfft er ihme gleich die

»Wolle vom Leib; alſo machen es auch »bisweilen die große Herren mit Unter»thanen, ſie zupffen und rupffen ſie der»geſtalt, daß ihnen nicht nur allein kein »Härle übrig bleibt, ſondern ſie preſſen »ſogar das Mark aus den Beinern; da»her als einſtens ein ſolcher Herr unter »denen 8 Seligkeiten auch dieſe geleſen: »Selig ſeynd die Armen, dann »ihnen iſt das Reich des Him»mels, Gott ſey Lob, ſprach er, ſo hab' »ich ſchon viele Patronen im Himmel, »dann ich gar viel arme Leut gemacht. — »Jener Bauer redete nicht übel, der »gefragt wurde, ob er auch bete? und »vor wem? Da antwortete er, wie daß »er vor ſeines Edelmanns Pferd bäte, »dann, wann ſein Pferd ſolte crepiren, »wurde der Edelmann auf uns Bauern »reiten; ſo hart haltet er uns; heißt »das nicht: Vornehme Herrn ſeyn harte »ſtechende Dornbuſchen; ein Dornbuſch

»tragt keine Frucht; manche vornehme »Leut meinen, ſie dörffen keine Frucht »der guten Werke tragen, das gehört »allein denen Pfaffen zu, iſt alſo Adel »und Tadel gemeiniglich beiſammen.*)«

Und an anderem Orte: »Der Adel »will allezeit bei gemeinen Leuten die »rechte Hand haben; es iſt ſoweit ſchon »recht: Aber der rechten Hand gebührt »das Geben; zu jetziger Zeit iſt der »Adel nicht alſo beſchaffen, und thut »mancher ſich lieber bequemen zum Nehmen, als etwas geben zu leben.«

„Man frißt und ſaufft ſich voll und toll
Dem Bauren ſcheert man ab die Woll
Durch Anlag und durch Gaben;
Biß letzt der arme Unterthan,
Samt Bauren und den Edelmann
Kein Kreutzer Geld mehr haben.“ — **)

---

*) S. A. a Sta Clara Lauberhütt III, 105, — D. H.

**) Ebendaſ. II, 195. — D. H.

Aber Paule! wie kann man nur den Abſchnitt von den ſechs Locken ſo enden? Warum nicht, wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über, und das iſt während des ganzen Abſchnittes der Fall geweſen. Auch ſeh' ich nicht mein Geiſt, was Du einzuwenden haſt; mit Skt. Auguſtin begann ich, mit Abraham a Sta. Clara endete ich. — Beide ſind fromme, heilige Männer, denn Beide meinten es redlich mit ihren Mitmenſchen. —

Und mögen die Leute ſagen, was ſie wollen, und läſtern ſoviel ſie wollen, redlich mit ſeinen Mitmenſchen meint es der alte Paul Habermann gewißlich auch.

Ich könnte noch allerlei Bemerkungen über die Locken und Löckchen machen; aber der Adel hat mir heute, wie ſo oft ſchon die gute Laune verdorben, darum ſetze ich lieber dieſem Abſchnitt ein gewiß wohlthätiges

Ende.

Zweites Bruchſtück.

Die Primadonna
und
ihre Anbeter.

Die Primadonna
und
ihre Anbeter.

1.

Aemtchen bringen Käppchen. — Der Hoftheater-Intendant braucht einen Schreiber, der aber der Theaterkaſſe nichts koſten ſoll, weil dieſe ſo ſchon ſehr geſchwächt iſt; der Hofmarſchall läßt ſeine Blicke ſchweifen, ſchaut mit vergnügtem Sinn auf ſein beglücktes Samos hin, bleibt bei mir ſtehn, dispenſirt mich vom kleinen Dienſt, und ernennt mich zu einem Hoftheater-Geheimſekretär ohne Titel und Gehalt. — Ich werde ſogleich inſtallirt, und lebe ganz meinem neuen Amt, indem ich nur noch an Gallatagen bei Hof zu erſcheinen brauche, im Uebrigen aber mit Feder, Mund und Beinen dem Intendanten dienſtbar zu ſeyn habe. — Nun kann man aber mit Recht neugierig ſeyn, wie ein ſolches Aemtchen, das nur nach oneribus, nicht nach emolumentis ſchmeckt, Käppchen bringen könne. Und doch trifft das ein, im vollſten Sinne des Wortes. Ich muß nämlich an jedem Schauſpielabende im Theater zugegen ſeyn, falls der Herr Intendant meiner bedürften, und mein Platz iſt mir zwiſchen dem Vorhang und der erſten Kouliſſe rechts angewieſen. Hier trifft aber der Zugwind mein nur noch ſpärlich mit Haaren bedecktes Haupt, denn auf unſerer Bühne hat, wie ſo ziemlich auf allen Bühnen Deutſchlands, der Wind einen ſehr leichten Zu- und Durchgang. — Um nun meinen armen alten Kopf vor dieſem böſen, Schnupfen und Huſten zublaſenden Souffleur zu bewahren, habe ich mir ein beſcheidenes, ſchwarzes Sammetkäppchen zugelegt, das ich mir ſonſt nicht angeſchafft haben würde, und kann daher, wie ſo Viele in Rattenhauſen, mit Recht ſagen, Aemtchen bringen Käppchen. — Obendrein darf ich, was ſo Viele in Rattenhauſen nicht dürfen, mein Käppchen dreiſt vor aller Welt aufſetzen, ohne vor meinem und vor fremdem Gewiſſen oder gewiſſen Fremden zu erröthen.

Das Zweite, was ich mir zugelegt habe, iſt ein gewiſſes air de protection, ohne welches man ſo nicht am Hofe fortkommt. — Sehr gnädig, mit wahrer adelicher Herablaſſung, behandle ich z. B. den Lampenputzer, die Zimmerleute, die Gehülfen des Machiniſten, beſonders den, der den Vorhang aufzuziehen hat, die Billeteurs u. ſ. w., und belehre ſie bei Anwandlungen von guter Laune ausführlich über die Wichtigkeit ihrer verſchiedenen Aemter und Funktionen. — Dem Maſchiniſten biete ich, zu Zeiten, wenn ich gerade ſchnupfe, eine Priſe aus meiner Doſe an, wobei er ſich jedesmal tief verbeugt, welche Verbeugung ich mit einem leichten aber huldvollen Kopfnicken erwiedere. — Dem Souffleur ſage ich, en passant, mit abgewendetem Kopfe: »Lieber, ich bewundre Ihre gute Lunge, und möchte wohl einen Theil derſelben dieſem oder jenem von unſern Mitgliedern wünſchen« (wobei ich mich indeß ſehr hüte, irgend ein Mitglied mit Namen zu bezeichnen). — Dem erſten Liebhaber rufe ich, nach vollendeter Darſtellung zu: Vortrefflichſter, wir haben heute uns ſelbſt übertroffen! (eine herrliche Phraſe das, ich habe ſie dem hieſigen Redakteur des Journals für Kunſt, Wiſſenſchaft und feine Welt abgelernt); und die erſte Liebhaberin frage ich: »Liebenswürdigſte Ihres Geſchlechts, wie iſt es nur möglich, immer ſo glänzend, reizend und reich coſtümirt zu erſcheinen, bei ſo ſchlechter Gage?» — Auch vergeſſe ich nie den Regiſſeur, für den ich nach Maßgabe mehrere Phraſen, mit denen ich abwechsle, in Bereitſchaft habe, z. B. «das Enſemble war vortrefflich;» — «der Triumphzug im dritten Akt herrlich angeordnet;» — «das bengaliſche Feuer am Schluſſe machte einen frappanten Effekt» u. ſ. w. — Auf dieſe Weiſe bin ich von ſämmtlichem regie—renden, agirenden, exekutirenden, ſoufflirenden Perſonal außerordentlich wohl gelitten, und gewinne mir jeden Abend gar viele holdſelige Mienen. Ja, wenn ich dieſe Mienen alle münzen könnte, ich wäre ſchon bei dem Anfange des dritten Abonnements ein ſteinreicher Mann.

Unſere Bühne iſt aber auch wirklich vortrefflich, und unſer Publikum, wie man es nicht beſſer wünſchen kann. — Es findet eine herrliche Wechſelwirkung daſelbſt Statt, und ich will zum Heile der Nachwelt verſuchen, eine getreue Schilderung derſelben zu entwerfen.

An der Spitze des Theaterweſens ſteht der Herr von Mäuſewitz, einer der ausgezeichnetſten Männer dieſes Jahrhunderts. — Liebe zu den Wiſſenſchaften führte ihn nach Paris, woſelbſt er mehrere Jahre verlebte, und ſich Alles zu eigen machte, was man von einem Cavalier verlangen kann. Nicht allein, daß er, ein großer Freund und Gönner der ſchönen Künſte, dieſe und die ſie ausübenden Perſonen außerordentlich lieb gewann, denn er verſchmähte kein Mittel, ſich mit den berühmteſten Virtuoſen und Virtuoſinnen in nahe Berührung zu bringen, nein, er ging ſo weit, Alles nur an der Quelle und von den beſten Lehrern lernen zu wollen, ſo daß allein der Unterricht in der höhern Tanzkunſt, den er ſich von der berühmteſten Tänzerin ertheilen ließ, ihn ſchon mehr koſtete, als zehn der Theologie Befliſſene im lieben Vaterlande brauchen, um ihr akademiſches Triennium auf das Behaglichſte zu abſolviren. — Auf gleiche Weiſe hat Herr von Mäuſewitz ſich unbeſchreibliche Mühe gegeben, ſeinen Geſchmack auszubilden, zu welchem Zwecke er nur bei Very zu diniren pflegte, wo ſich bekanntlich die gebildetſte und reichſte Jugend Frankreichs verſammelt. Kurz es iſt ihm auf eine wahrhaft überraſchende Weiſe gelungen, als ein vollendetes Muſterbild eines jungen Edelmannes in ſein Vaterland zurückzukehren, und er hat ſich ſeit ſeiner Heimkehr erſtaunliche Verdienſte um Rattenhauſen erworben. — Nicht allein, daß er für die fürſtliche Küche nach langer umſichtiger Prüfung an Ort und Stelle einen Pariſer Koch engagirt hat, ſo erwirbt er ſich auch noch das Verdienſt, in der berühmten capitale du monde, wie er ſich gern auszudrücken pflegt, einen eigenen Correſpondenten zu halten, der ihn, auf dem Wege der Briefpoſt (man bedenke, welche ungeheure Summe Herr von Mäuſewitz dadurch jährlich für das Wohl von Rattenhauſen opfert) ſogleich von jeder neuen Mode unterrichtet. — Obendrein läßt er noch auf ſeine Koſten Modelle kommen, und verſieht den Hofkleidermacher und die Hofmodiſtin, die ihn Beide dankbar vergöttern, unentgeldlich damit.

Kein Wunder alſo, daß Herr von Mäuſewitz der Liebling des ganzen gebildeten Rattenhauſens iſt. Wie kann das bei ſo großen Vollkommenheiten auch anders ſeyn? — Er deklamirt wie Talma, ſpricht franzöſiſch wie Girault Duvivier, tanzt wie Veſtris, ficht wie Meſſire Roger (obgleich er vom Fechten kein ſonderlicher Freund iſt, und einem Duell aus dem Wege ging, da es ihm zu gemein war, ſich mit einem Bürgerlichen zu ſchlagen, — ein großes Glück für den Bürgerlichen), reitet wie Baptiſte, ſingt wie Lablache u. ſ. w., ich würde vor Morgen nicht fertig werden, wollte ich alle Künſte und Talente, in denen er excellirt, beſonders aufzeichnen. Dabei iſt er ſehr beſcheiden, und wenn ihn nicht die Erinnerung an Paris fortriſſe, ſo daß er ſich oft vergißt, weil er mit zu großem Vergnügen bei ſeinem Aufenthalt dans la capitale du monde in Gedanken verweilt, und deſſelben daher Erwähnung thut, man würde es gar nicht merken, daß er je einen Fuß aus Rattenhauſen geſezt hat.

Sereniſſimus ſahen auch bald, wie heilbringend der vortreffliche Mann Ihren Staaten ſeyn würde, und da Sereniſſimus das Prinzip haben, ausgezeichnete Leute, ſelbſt mit Aufopferung, in Ihre Dienſte zu ziehen, ſo beglückten Hochdieſelben ihn auch in kurzer Zeit mit wiederholten Beweiſen Ihrer Gunſt.

— Herr von Mäuſewitz wurde ſogleich Kammerjunker und Gouvernements-Aſſeſſor ohne Gehalt; kurz darauf Gouvernementsrath mit der Anwartſchaft auf Gehalt, und jetzt, ſeitdem Durchlaucht die erhabene Idee faßten, zum Beſten von Höchſtdero Unterthanen ein Theater zu errichten, Hoftheaterintendant und grand maître de la garderobe des acteurs, mit einer nicht zu verachtenden Sporteleinnahme. — Jeder Dichter, der hier nämlich, wegen des großen Rufes, deſſen ſich Rattenhauſen im Auslande erfreut, ein Stück auf die Bühne bringt, iſt gehalten, ein Tantième vom Honorar an Herrn von Mäuſewitz abzugeben; ſo auch jeder Schauſpieler, der hier Gaſtrollen gibt. Dieß hat obendrein das Gute, daß Herr von Mäuſewitz es ſich angelegen ſeyn läßt, denen Poeten und Schauſpielern ein gutes Honorar zu verſchaffen, und ich wüßte nicht, daß ein fünfaktiges Trauerſpiel dem Verfaſſer unter zehn Reichsthalern (wovon jedoch zwei Thaler als der fünfte Theil der ganzen Summe der Intendanz zufallen) eingebracht hätte. — Ein gutes Luſtſpiel wird gewöhnlich, wenn es mehrere Aufzüge hat, mit zwei Dukaten honorirt; für einaktige Luſtſpiele und Poſſen findet natürlich gar kein Honorar Statt, doch verzichtet Herr von Mäuſewitz auch aus Liebe zur Kunſt freiwillig auf die Abgabe von Seiten des Dichters, und erwirbt dadurch unſerem Rattenhauſen den Ruf, daß dramatiſche Dichter daſelbſt bedeutende Belohnung und Aufmunterung finden; es geſchieht auch wirklich erſtaunlich viel für ſie, wenn man bedenkt, welche ungeheure Opfer an Gelde ſchon für Coſtüme und Decorationen gebracht werden, nicht einmal zu rechnen, was die Schauſpieler ſelbſt koſten.

Man muß es ferner Herrn von Mäuſewitz nachſagen zum großen Ruhme, daß er ſich keine Mühe verdrießen läßt, den beſten Geſchmack in Rattenhauſen einzuführen. — Da nun der beſte Geſchmack offenbar gegenwärtig in Frankreich vorherrſcht, ſo werden auch nur franzöſiſche Stücke in guten Ueberſetzungen gegeben. — Unſer Publikum oder vielmehr der Hof, denn das Publikum theilt immer gänzlich deſſen Geſchmack, iſt auch außerordentlich zufrieden damit, da der Eifer des Intendanten dafür ſorgt, ſelbſt die geringſte Bluette, die im Théatre de Madame de Berry oder ſonſt nicht eben Fiasco machte, durch einige arme Schüler, denen er einen Freitiſch dafür gibt, ſogleich in das geliebte Deutſch übertragen und appretiren zu laſſen. Mit welchem Eifer dieſe aufgenommen werden, davon macht man ſich gar keinen Begriff. So recht zum Spaße, läßt ſich Herr von Mäuſewitz, am Ende eines jeden Theatermonats, einmal ein deutſches Originalswerk, gewöhnlich ein Trauerſpiel von Göthe oder Schiller, aufführen, aber das Publikum iſt dann jedesmal ſehr unzufrieden und gibt ſein Mißfallen durch den Nichtbeſuch des Theaters zu erkennen.

Für die Oper ſorgt unſer trefflicher Intendant eben ſo, und zieht beſonders die Opern, in denen Ballete ſind, allen andern vor. — Es werden natürlich nur ſolche von Roſſini, Pacini u. ſ. w. gegeben; die plumpe deutſche Oper iſt ganz verbannt mit Ausnahme des Freiſchützen, der, um der Gallerie ein Feſt zu machen, gewöhnlich am Geburtstage Sr. Durchlaucht bei freiem Entrée, weil an dieſem Tage großes Spiel und Ball am Hofe iſt, aufgeführt wird.

Ich werde noch bei mancher andern Gelegenheit auf die Verdienſte des Herrn von Mäuſewitz zurückkommen, und ſchließe daher die Schilderung dieſes vortrefflichen Mannes mit der Bemerkung, daß Durchlaucht unmöglich einen Würdigeren als ihn mit dieſer Charge bekleiden konnten. —

Uf! Paul Habermann! verſchnaufe dich ein wenig. —

2.

Die wichtigſte Perſon nach dem Intendanten wäre nun wohl Paul Habermann, ſein Geheimſchreiber. — Da ich aber von guter Hand weiß, daß er zu den ganz gewöhnlichen Menſchen gehört, ſo will ich mich nicht weiter bei ihm aufhalten, ſondern dafür lieber einige agirende Mitglieder des Hoftheaters zu Rattenhauſen und dann als Krone von Allem unſer vortreffliches Publikum ſchildern. — So beſchwöre denn mein Geiſt, wie die Hexen im Macbeth, eine Reihe von Königen herauf. — An ihrer Spitze erſcheint der Oberregiſſeur, Herr Feinleim; ein ausgezeichneter Künſtler; heute ſpielt er mit großem Glück den Achill in Racine's Iphigenia, morgen den Bataille oder Sansquartier in den ſieben Mädchen in Uniform; am Liebſten aber und Beſten ſpielt er Karten, und die ſpielt er auch faſt immer, wenn er ſonſt nichts zu ſpielen hat. — Einige naſeweiſe krittleriſche Jünglinge in Rattenhauſen behaupten freilich, um ihm Eins anzuhängen, er memomire faſt gar nicht, und ſpiele, wie man zu ſagen pflegt, immer auf den Souffleur. — Unſere heutige Jugend hat aber gar keinen Enthuſiasmus, keine Freude an der Sache mehr, und findet nur ihr Vergnügen im Beſſerwiſſen und Tadeln. — Wenn man es obendrein recht bei Lichte betrachtet, ſo iſt es von Herrn Feinleim gar ſehr verdienſtlich, ſeine Rollen nicht zu memoriren; denn als Ober-Regiſſeur muß er dafür ſorgen, daß jedes Mitglied, von der erſten Liebhaberin bis zum Lampenputzer, gehörig ſeine Pflicht thut, und da man weiß, daß ein Souffleur ſehr leicht nachläſſig wird, und ſich mehr auf die Schauſpieler verläßt, als ſich die Schauſpieler auf ihn verlaſſen, ſo wird der Unſrige durch die weiſe Fürſorge des Herrn Feinleim beſtändig rege erhalten, und unſere Acteurs und Actricen haben nie zu befürchten, daß er ſie im Fall der Noth ſtecken läßt.

Man wird aber erſtaunen, welch ein außerordentliches Talent Herr Feinleim beſitzt, wenn ich erzähle, daß er ſich vom Friſeur zum Oberregiſſeur aufſchwang. Dieſes hat ſchon an und für ſich den großen Vortheil, daß er beſtändig bereit iſt, einem Mitgliede, das ſich etwas zu Schulden kommen läßt, den Kopf auf der Stelle zurecht zu ſetzen. Auch iſt er, was Göthe ſogar einmal mit großem Behagen von ſich ſelber rühmt, der am Beſten friſirte Mann bei der Geſellſchaft. — Seine dramatiſche Laufbahn begann er auf dem bekannten Liebhabertheater in der Lehmgaſſe oder Blumenſtraße in Berlin, machte darauf mit einer mobilen Geſellſchaft eine Kunſtreiſe durch Böhmen und einen Theil von Oeſterreich, und ward dann lebenslänglich als Oberregiſſeur hier engagirt, da er ſich, und gewiß mit Recht, der beſonderen Protection des Herrn von Mäuſewitz erfreut. Er iſt ſeinem hohen Gönner auch ſehr zugethan, wie gewiß der Undank überhaupt nicht zu ſeinen Fehlern gerechnet werden kann, denn er läßt es ſich nicht nehmen, unſeren verehrten Theaterintendanten täglich ſelbſt zu friſiren, und dieſer kann ſeine leichte Hand nicht genug rühmen. —

Würdig ihm zur Seite ſteht ſeine holdſelige Gattin, Madame Eulalia Feinleim, die erſte Liebhaberin, eine ausgezeichnete Actrice. — Damit man aber nicht glaubt, daß ich als Theaterſekretär zu partheiiſch ſey, ſo will ich, bevor ich ihre guten Eigenſchaften, mit gleicher Suade, wie einſt Böttiger Ifflands

Spiel, entwickelte, nicht verfehlen, mitzutheilen, was die Chronique scandaleuse von ihr berichtet. — Sie ſoll nämlich urſprünglich eine Berliner Kammerjungfer geweſen (als wenn es in der Kunſt auf Rang und Stand ankäme) und mit ihrem Gatten aus Liebe zum Theater entflohen ſeyn, wobei ſie ſich in der Eile vergriffen und ihrer Herrſchaft, einer gnädigen Gräfin, Garderobe ſtatt der ihrigen mitgenommen haben ſoll. — Dieß halte ich aber für Lüge, denn Madame Feinleim ſpricht beſtändig von der Reinheit ihrer Geſinnungen und der Unbeſcholtenheit ihres Wandels, was ſie gewiß nicht würde zu thun wagen, wenn ſie ein böſes Gewiſſen hätte. — Ihre Rollen ſpielt ſie mit einer Wahrheit, und einer Routine, daß Nichts darüber geht, und auſſerdem erwirbt ſie ſich noch das große Verdienſt, überzeugt von der Richtigkeit des Ausſpruchs, daß nur ein edles Weib einem jungen Manne die wahre letzte Bildung zu geben im Stande ſey, einem jungen engliſchen Lord, der aus triftigen Gründen von ſeinem Vormunde hierher geſandt wurde, gute Sitten, feine Lebensart und die deutſche Sprache beizubringen. — Auch iſt es nicht zu läugnen, daß der Lord ſeit Kurzem erſtaunliche Fortſchritte in der Cultur macht; ſelbſt ſein Aeußeres hat gewonnen, früher hatte er ein plumpes, robuſtes Ausſehen, jetzt aber erſcheint er, beſonders den Damen, ſehr intereſſant blaß, ſchmachtend (langoureux) und hager.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle unſere Mitglieder einzeln aufzählen. — Erlaubt ſey es mir daher, nach dem Vorbilde eines großen Meiſters, der alles Tabellariſche ſehr liebt, und erſt kürzlich eine Menge von Gedichten auf ſolche Weiſe recenſirt hat, die übrigen Schauſpieler in folgender Tabelle, der bequemen Ueberſicht wegen, aufzuführen.

Namen der Herren:	Charakter.	Früherer Stand, Alter und Heimath.	Spiel und ſonſtige Eigenſchaften.
Hr. Nutzkopf.	Erſter Liebhaber u. zweiter Tenor.	Schneider. 47 J. Blaubeuren.	Sehr gewandt und lebhaft. Vortreffliche Garderobe.
— Holzbock.	Zweiter Liebhaber; in der Oper erſte Baßparthien.	Koch. 53 Jahre. Elſaß.	Geſetzt und ernſt, ſpricht franzöſiſch.
— Schwier.	Zartlicher Vater. Bariton in der Oper.	Student. 25 Jahre. Curland.	Außerordentlich energiſch, iſt aber leider händelſüchtig und trinkt.
— Ruhſitz.	Polternder Alter; in der Oper erſter Tenor.	Kanzelliſt. 30 Jahre Salzburg.	Gut; muß aber leider leiſe ſprechen, weil er an der Bruſt leidet.
— Quehle.	Intriquant. Garderobier.	Feldwebel. 41 J. Itzehoe.	Vortrefflich; unterſtützt nebenbei einzelne Mitglieder durch Geldanleihen gegen mäßige Zinſen, und nützt dadurch ſehr.
-- Blockſtein.	Schelmiſche Bediente; zweite Baßparthien; Chorführer.	Schulmeiſter. 37 J. Voigtland.	Gewandt, für alle Fächer tauglich; hat nebenbei eine Leihbibliothek.

Namen der Damen:	Charakter.	Früherer Stand, Alter und Heimath.	Spiel und ſonſtige Eigenſchaften.
Mad. Quehle.	Zweite Liebhaberin, Sopranparthien.	Putzmacherin. 37 Jahr. Hildesheim.	Vortrefflich. Sehr hohe Töne.
— Rubſitz.	Mütter. Altparthien, beſonders Tankred.	Schuſterstochter. 21 Jahr. Rattenhauſen.	Noch etwas befangen und unſicher, bildet ſich aber.
Dem. Seele.	Soubretten; Vertraute, im Drama, wie in der Oper.	? ? ?	Sehr ſchöne Figur.
Dem. Holzbock.	Naive junge Mädchen, Chorführerin in der Oper.	vide Herrn Holzbock; 27 Jahre. Strasburg.	Lebhaft, lächelt beſtandig; vortreffliches ſtummes Spiel.
	Regie.		
Hr. Feinleim.	ſ. oben.		
Mad. Feinleim.	ſ. oben.		
Erſte Sopranſängerin.	vacat.		

Durch dieſe Tabelle wird nun der geneigte Leſer im Stande ſeyn, obgleich ſie nur die vorzüglichſten Mitglieder anführt, ſich ein Bild von der Vollkommenheit unſeres Theaterperſonale zu entwerfen. Ich kann aber doch nicht umhin, einige Vortrefflichkeiten deſſelben beſonders hervorzuheben; dieſe ſind namentlich: 1) daß bei uns kein beſonderer Dialekt, wie auf ſo mancher berühmten Bühne Deutſchlands vorherrſcht, weil unſere verehrten Mitglieder faſt aus jeder Provinz unſeres lieben Vaterlandes gewählt ſind, und ſich bemüh'n, ihren angebornen Dialekt möglichſt rein und frei von aller fremden Beimiſchung zu erhalten; 2) daß ſie beſonders ſtark ſind in den Vorſtellungen des gewöhnlichen Lebens, und alſo das ſogenannte bürgerliche Luſtſpiel vortrefflich darzuſtellen wiſſen, indem die verehrte Theaterintendanz beſonders darauf ſieht, daß Jeder Rollen aus ſeinem früheren Fache ſpielt, wie z. B. Herr Quehle Offiziere; Herr Ruhſitz geheime Räthe; Herr Blockſtein Gelehrte u. ſ. w.; 3) daß faſt alle Mitglieder ſowohl in der Oper wie im Drama zu brauchen ſind, wodurch die Theaterkaſſe, und das iſt keine Nebenſache, jährlich ein Bedeutendes erſpart.

Es bleibt mir jetzt noch die Schilderung unſeres Publikums übrig, aber welche Muſen rufe ich dazu an, auf daß mir das große Werk gelinge? — Und wenn ich ſie auch anrufe, werden ſie mich erhören? Die Muſen ſind viel zu vornehm, um einen armen Hoflakaien eines gnädigen Blickes zu würdigen. Darum will ich meinen eigenen ſchwachen Kräften vertrauen, und getroſt, ohne vorherige Invocation, beginnen.

Unſer Publikum, von dem man getroſt ein ganzes Buch ſchreiben könnte, das Publikum, wie es ſeyn ſoll, betitelt, zerfällt in drei Klaſſen; die Nobeln, die Honoratioren und die Recenſenten; die Nobeln oder auf gut Deutſch, der hohe Adel, nehmen den erſten Rang ein, und ſind paſſiv-aktiv, d. h. ſie geben ihren Beifall nur dann zu erkennen, wenn in der fürſtlichen Loge etwas dem Aehnliches ſich regt. — Sie haben dabei die vortreffliche Eigenſchaft, mit Allem, was ihnen geboten wird, ſo lange zufrieden zu ſeyn, als Sereniſſimus es ſelbſt ſind. — Die Honoratioren, aus den Präſidenten und Räthen der verſchiedenen Collegien beſtehend, nebſt deren Gattinnen, Töchtern u. ſ. w. haben ſich im zweiten Range, ſo zu ſagen, häuslich niedergelaſſen, und wären eigentlich kein Publikum zu nennen, da ſie Alles gleichſam privatim betreiben. — Sie laſſen ihren Beifall nie, oder höchſt ſelten, laut werden, und dieß aus zwei Gründen: ſie wollen nämlich 1) nie, daß es von ihnen heiße, ſie wären die Tonangeber, und 2) eben ſo wenig, daß man von ihnen glaube, ſie ſtimmten in den vom Publikum angegebenen Ton mit ein. — Sie ſind alſo ganz paſſiv zu betrachten, und verhandeln lieber ihre Privatangelegenheiten in ihren Logen, als daß ſie ſich um die öffentlichen, d. h. die theatraliſchen Angelegenheiten bekümmerten. — Die Herren unterhalten ſich vom letzten Reſcript, den neuen Räthen, Cataſter u. ſ. w., die Damen ſtricken, oder erzählen einander von Kindern und Haushalte, Küche und Moden. — Die Honoratioren bilden daher eigentlich die Friedensparthei im Schauſpielhauſe, und geh'n überhaupt nur hinein, weil es zum bon ton gehört, das Schauſpiel zu beſuchen, weil ferner ihre Verhältniſſe ſie zu oft mit den Nobeln zuſammenführen, und es doch, falls die Rede auf ein neues Stück oder einen neuen Schauſpieler käme, zu kränkend wäre, ſagen zu müſſen: ich war nicht im Theater. Dazu geſellt ſich noch die Furcht, von oben herab ungnädig angeſehen zu werden; denn da Sereniſſimus das Theater ſehr protegiren, ſo gehört es natürlich zu den Pflichten eines getreuen Staatsdieners, daſſelbe fleißig zu beſuchen.

Jetzt aber komme ich zu dem eigentlichen, tonangebenden Publikum, der Krone allen Publikums, von mir mit dem Namen: Recenſenten oder Parkettiſten (weil ſie im Parkett abonnirt haben) belegt. — Dazu gehören die ſubalternen Beamten bis zum Kanzelliſten hinab, nebſt ihren Frauen und Kindern. — Sie ſind die wahren habitués des Theaters, und die dankbarſten Beſucher, denn ſie geſtehen ſelbſt ein, daß Thalia's Waiſenhaus, wie es mein Doktor, freundlichen Andenkens, zu nennen beliebte, die Schule ſey, aus der ſie ihre Bildung holen. Daher darf auch nichts daſelbſt vorfallen, wofür ſie ſich nicht genau intereſſiren, es abwägen, unterſuchen, beurtheilen, loben oder tadeln. — Doch ſind ſie im Tadel ſehr beſcheiden, wie man das mit Freuden bemerken muß; denn da es ein Affront für Sereniſſimus und das ganze fürſtliche Haus wäre, wenn der Tadel auf gewöhnlichem, plebejem Wege, durch Pfeifen, Ziſchen, Scharren, Pochen u. ſ. w. ausgeſprochen würde, ſo begnügt ſich jeder Parkettiſt damit, ihn gar nicht zu äußern, d. h. ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, oder ihn höchſtens ſeinem Nachbar oder ſeiner Nachbarin zuzuflüſtern. Ihren Beifall laſſen ſie ſich dagegen nicht vorenthalten; ſie klatſchen bei der geringſten Gelegenheit, denn Klatſchen iſt ihr Leben, und jeder Schauſpieler, der nicht wenigſtens in jeder Scene, in welcher er auftritt, beklatſcht wird, kann feſt überzeugt ſeyn, die Gunſt der Parkettiſten verſcherzt zu haben. — Dabei haben ſie noch die vortrefflichſte aller Eigenſchaften, und man könnte ſie wahre Sanfederiſten deßhalb nennen, im ſchönſten Sinne des Wortes. — Sie ſind nämlich decidirt moraliſch geſinnt, und wehe dem Schauſpieler, der nicht ſo ſtrenge bürgerlich und ſittlich lebt, wie es dem beſcheidenſten Kanzelliſten geziemt. — Ebenſo haſſen ſie alle Kabalen auf das Tiefſte, und beſtrafen dergleichen, wo ſie ſie nur wittern, auf das Strengſte. — Ich entſinne mich, daß vor einigen Wochen Madame Quehle beſchuldigt wurde, durch allerlei Chikanen den freiwilligen Abgang der früheren Primadonna, Demoiſelle Mordente, veranlaßt zu haben. — Dieß wurde bald ruchbar, und augenblicklich bildete ſich unter den diverſen Cotterien der Parkettiſten eine fromme Allianz, die Quehle durch Geringſchätzung zu quälen. — Dieſe erſchien vor dem Publikum an einem der nächſten Tage in den Galeerenſclaven als Müllerin, und ſpielte wie ein Engel; das half ihr aber nichts, ſo reichlich ſonſt das Publikum ihr in dieſer Parthie ſeinen Beifall zollte; und es verging ein Akt nach dem andern, und keine Hand rührte ſich ihr zu Gunſten; die übrigen Mitſpielenden wurden aber mit Applaus überſchüttet, und die reizende Quehle mußte es ſchwer büßen, die geſchiedene Mordente ſcheel angeſehen zu haben, denn weiter hatte ſie ſich wirklich, wie ich das genau weiß, nichts zu Schulden kommen laſſen. Einige Anbeter der Primadonna hatten indeß dieß boshafte Gerücht ausgeſprengt, die immer geſchäftige, tauſendzüngige Fama nicht ermangelt, es weiter zu beſorgen, und die Parkettiſten, die eigentlich die Demoiſelle Mordente gar nicht goutirten, und froh ſind, daß ſie fort iſt, alarmirt. — Ein anderes Mal hatte ſich Herr Blockſtein ein wenig in Wein übernommen, und war am hellen Mittage über die Straßen getaumelt, ſtatt zu gehen; alsbald traf ihn bei der nächſten Darſtellung ein ähnliches Schickſal, doch ſöhnten ſich die Parkettiſten ſchnell wieder mit ihm aus, da er, ein gewandter Mann, den Leſepreis für die neuen Almanache um die Hälfte billiger anſetzte, als die beiden andern hier wohnenden Leihbibliothekare, und durch dieſe freiwillige Geldbuße öffentlich ſeine wahre, aufrichtige Reue an den Tag legte.

Mit den vorgeführten Stücken ſind die Parkettiſten faſt immer zufrieden, nur Trauerſpiele können ſie nicht recht leiden, und bleiben an ſolchen Abenden, ſo ſchwer es ihnen auch übrigens wird, gern weg. — Jedes Luſtſpiel, das ihnen gefällt, belegen ſie, ſobald es recht komiſch, unwahrſcheinlich und bunt darin hergeht, mit dem Namen «dummes Zeug,» lachen aber aus Herzensgrunde, und können ſich nicht ſatt daran ſehen. Doch iſt ihnen in ihrem realiſtiſchen Sinne ein dramatiſcher Dichter ein wahrer Gräuel, und ſie nahmen es einem hieſigen Gelehrten, der an der hohen Schule angeſtellt iſt, ſehr übel, weil er einmal eine kleine unſchuldige, aber geiſelnde Poſſe, auf der hieſigen Bühne aufführen ließ. Sie ſagen, und zwar mit großem Recht: das ſchickt ſich nicht für Einen, der unſere Kinder erziehen will, und er bekommt ſeinen Gehalt nicht dafür, daß er Komödienſtücke ſchreibt. — Gewißlich: man muß die Parkettiſten loben, denn wie verträgt ſich ein Pädagog mit einem dramatiſchen Dichter!

Die Parterriſten und Galleriſten führe ich gar nicht an, ſie haben nur Sitz und Stand, aber weder Stimme noch Rang.

Und nun frage ich Euch, Hauptſtädte Deutſchlands, Berlin, Wien, München, Hamburg, Dresden, mit Stolz: habt Ihr ein beſſeres Theater und Publikum aufzuweiſen? Gewiß nicht!

3.

Geſpräch zwiſchen Herrn von Mäuſewitz und mir.

Hr. v. M. Habermann, mon ami.

Ich. Gnädiger Herr.

Hr. v. M. Was wollte ich doch ſagen? — Oui, Habermann, mon ami, die neue Sängerin, Demoiſelle Paſſerini, bin ich ſo glücklich geweſen, für unſer Theater zu gewinnen.

Ich. Sie haben ſchon die Gnade gehabt, mich davon zu unterrichten.

Hr. v. M. Oui c'est vrai, mon ami. Sie wird unfehlbar Donnerſtag hier eintreffen, und Sonnabend, bei Abonnement suspendu im Othello als Desdemona auftreten.

Ich. Es iſt ſchon Alles deshalb beſorgt.

Hr. v. M. Oui, mon ami, zu meiner Zufriedenheit, aber — il m'importe zu wiſſen, où logera-t-elle? wo wird ſie logiren?

Ich. Im Landgrafen ſind bereits die Zimmer beſtellt.

Hr. v. M. Ce n'est pas cela. — In der auberge kann ſie doch nicht bleiben. — Lorsque j'étais à Paris —

Ich. Logirten Eure Gnaden auf der Place Vendôme?

Hr. v. M. Ce n'est pas ça. — Lorsque j'étais à Paris —

Ich. Pflegten Eure Gnaden bei Very zu diniren?

Hr. v. M. Oui, mais ce n'est pas ça. — Unterbrech' Er mich nicht immer, Habermann, c'est malhonnête — was wollt ich doch ſagen? je ne m'en souviens plus. — Helf' Er mir doch einmal mich beſinnen.

Ich. Ew. Gnaden ſprachen von Ihrem Aufenthalte zu Paris.

Hr. v. M. Oui c'est ça. — Ich wollte ſagen, in der auberge kann Demoiſelle Paſſerini nicht bleiben, man muß einige gute Zimmer für ſie in Bereitſchaft halten, et je voudrois pas pour tout au monde, daß ſie ſo bei Crethi und Plethi zu logieren käme. Darum, mon amis, erkundige Er ſich einmal nach einem Logis für das aimable Kind. On dit, quelle est belle, vraiment, oui, belle; und ein Juwel muß à jour gefaßt werden; ha, ha, ha, c'est à dire, ein ſchönes Kind muß in ſchönen Zimmern logieren, ha, ha, ha! — Nun ſteht freilich in meinem Hauſe eine Etage leer; die ich ihr herzlich gern anböte; mais vous savez. . . . Fräulein Nebelſchein est tant soit peu jalouse. — Vous m'entendez bien. Vous êtes bon enfant, vous, là.

Ich. Bei der Frau Reviſor Wachsmann ſind drei ſehr ſchöne Zimmer zu vermiethen.

Hr. v. M. Non, ce n'est pas ça; on m'a dit, daß die Wachsmann une espèce de —

comment dit-on? Xantippe wäre; et puis ses fils, der Student und der Maler, rohe Burſche; das könnte die liebliche Paſſerini leicht in's Gerede bringen. — Aber wie iſt mir, Habermann; Er vermiethet ja des chambres garnies.

Ich. Halten zu Gnaden, aber nicht an Schauſpielerinnen.

Hr. v. M. Comment? warum nicht an Schauſpielerinnen?

Ich. Halten zu Gnaden, man könnte leicht in's Gerede kommen.

Hr. v. M. In's Gerede kommen? Vous êtes fou, mon ami. — Ein Hoflakai!

Ich. Halten zu Gnaden, nicht ſo; aber meine Katharina iſt noch immer bei mir.

Hr. v. M. Ah, oui, die Perſon; je m'en souviens; mais qu'importe, die Paſſerini hat eine Kammerjungfer, und es konvenirt mir gerade, daß Er keine andere Dienſtmagd hat; eine ſolche, wie die Katharine, darf nicht muckſen, und iſt williger, que les autres bégueules.

Ich. Muckſen thut ſie auch eben nicht, gnädiger Herr.

Hr. v. M. C'est égal. — Sind Seine Zimmer frei?

Ich. Gegenwärtig? ja; aber halb und halb habe ich ſie dem Secretär Krummbach zugeſagt.

Hr. v. M. So ſage Er ihm ab, dieſem Secretär. Ich nehme die Zimmer in Beſchlag, comprenez-vous, ich.

Ich. Halten zu Gnaden, aber wenn die Zimmer nun Demoiſelle Paſſerini nicht behagen?

Hr. v. M. Das iſt meine Sache; die Zimmer, die der Hoftheaterintendant, Gouvernementsrath, Kammerjunker, Freiherr von und zu Mäuſewitz, der Demoiſelle Paſſerini ausgeſucht hat, werden dieſer Dame sans doute behagen.

Ich. Aber Ew. Gnaden kennen die Zimmer nicht.

Hr. v. M. Je viendrai les voir. — Wie viel ſind es?

Ich. Zwei Zimmer en suite, vorn hinaus; ein drittes geht in den Hof; dann zwei Kammern, Küche und —

Hr. v. M. Cela suffit. Wer hat früher da gewohnt?

Ich. Der Dr. Wolff aus Altona, ein junger Gelehrter, hatte die Vorderzimmer.

Hr. v. M. Oui, je m'en souviens. — Der naſeweiſe auteur, dem nichts hier gut genug war.*) Il est parti?

Ich. Schon vor einem Monate.

Hr. v. M. Das iſt gut; oui, ſolche Leute ſind hier ganz überflüſſig.**)

So überflüſſig, wie unſer ganzes Geſpräch, dachte ich, und ſehe eigentlich nicht ein, wozu ich mir die Mühe gebe, es aufzuſchreiben; doch da ich's einmal gethan habe, ſo mag es ſtehen bleiben. — So viel iſt gewiß, einzieh'n laſſen muß ich die Donna Paſſerini wohl, aber behalten, nein, behalten thut Paul Habermann ſie nicht. — Das ſollte mir noch fehlen.

---

*) Mich ſchönſtens zu bedanken. D. H.

**) Gewiß. D. H.

Zwei Tage ſpäter.

Die Paſſerini iſt da; wohnt bereits bei mir, und — ich behalte ſie; denn — ſie brachte mir folgenden Brief mit:

„Die Ueberbringerin dieſer Zeilen, lieber Habermann, wird Ihnen hiedurch von mir auf das Dringendſte empfohlen, und verdient es, wie Sie bald ſelbſt finden werden, im vollſten Maße. — Verhältniſſe haben die liebliche Sängerin gezwungen, das Engagement an Ihrem Hoftheater anzunehmen. Wie lange ſie dabei beharren wird, wiſſen die Götter. — Demoiſelle Paſſerini hat von mir erfahren, daß Ihre Zimmer noch immer leer ſtehen, wie Sie mir das ſelbſt in Ihrem letzten Briefe mittheilten. Sie werden ihr und mir daher die Bitte nicht abſchlagen, meine frühere Wohnung beziehen zu dürfen. — Das Hinterzimmer aber halten Sie gefälligſt in Ordnung für einen jungen Maler, der in wenigen Tagen ebenfalls in Rattenhauſen eintreffen wird. — Das Uebrige können Sie von Ihrer lieblichen Hausgenoſſin ſelbſt erfahren. — Es gilt hier, alter, ehrlicher Freund Paul, bei einem guten Werke behülflich zu ſeyn, und da pflegen Sie ſich ja ſonſt nicht zu weigern. — Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß Alles redlich zugeht, und daß Sie nebenbei tauſend Spaß haben werden. — Kurz, Sie verbinden die holde Paſſerini, meinen Freund Walter, ſich ſelbſt und

Ihren Dr. W.»

Der Doktor ſchreibt einmal wieder wie gewöhnlich, dachte ich, als ich den Brief empfing; er vergißt über den Nebenſachen die Hauptſache; indeſſen, was will man machen, ich muß ihm ſchon gefällig ſeyn. — Ich begab mich deshalb ſogleich in den Landgrafen, um der Dame meine Aufwartung zu machen. — Als ich in das Wirthshaus trete, keucht athemlos etwas hinter mir her, und ruft mit halb erſtickter Stimme: «Herr Habermann, werther Herr Hoflakai, vortrefflichſter Herr Geheim-Theaterſekretär!» — Das iſt Niemand Anderes, denke ich ſogleich, als der Gouvernementsſekretär Schreiner, die neugierigſte Fliege in ganz Rattenhauſen. — Richtig, er war es auch. — Unordentlich hingen ſeine wallenden Locken auf ſeiner Stirne, denn er hatte vom Thorſchreiber, deſſen hoher Gönner er iſt, erfahren, die Paſſerini ſey einpaſſirt, und nun trieb es ihn mit Sturmeswehen nach dem Landgrafen, er hatte nun nicht eher Ruh, bis er ſie geſehen, brannte vor Begierde, ihr ſeine Aufwartung zu machen, und quälte mich, richtig kombinirend, daß ich zu ihr gehe, ihn unter irgend einem Vorwande bei ihr einzuführen; das ſchlage ich ihm natürlich rund ab, laſſe mich ohne ihn vom Marqueur anmelden, und trete ein.

Ein allerliebſtes, aber beſcheiden angezogenes Frauenzimmer tritt mir entgegen. — Ich halte es in meiner Unſchuld für die Soubrette, und frage nach ihrer Gebieterin. — «Das bin ich ſelbſt,» erwiederte ſie mit einer Flötenſtimme, «und Sie?» fährt ſie fort, «ſind ohne Zweifel Herr Habermann?» — «Aufzuwarten,» erwiederte ich, «aber woran ſehen Sie das?» — «Der Dr. W. hat mir ſo viel von Ihnen erzählt, und Sie ſo genau beſchrieben, daß ich Sie unter Tauſenden erkannt haben würde.» — «Das iſt ſehr ſchmeichelhaft,» erwiederte ich. «Sie willigen in meine Bitte?» — «Sie haben nur zu befehlen. — Wann darf ich einziehen?» — «Jeden Augenblick.» — «So erlauben Sie mir, es heute Nachmittag zu thun; ich logiere ſehr ungern im Wirthshauſe; jeder Gaſt meint ein Recht zu haben, uns mit ſeinen Beſuchen zu behelligen, und erſcheinen wir nicht an der Table d'hôte, eine Sache, die mich immer in Verlegenheit ſetzt, ſo ſieht uns gewöhnlich der Wirth ſcheel an.»

«Das iſt ein nettes Mädchen,» dachte ich, »die kann Dir gefallen, und ſehe ſie mir jetzt erſt genau an, und nun gefiel ſie mir altem Kerl weit beſſer. — Ein Paar ſehr ſchöne, ſeelenvolle Augen, eine ſchöne Stirne, ein Mund, dem man es recht anſehen konnte, daß er einer guten Sängerin gehören muß, und in dem Munde zwei Reihen Perlen, comme il faut — dazu ein ſehr ſchöner Wuchs, eine herrliche Haltung — ein ſo überaus beſcheidenes Weſen, kurz Paule, wahre Dein Reſtchen Herz, denn die verdreht ganz Rattenhauſen den Kopf, und Du wirſt doch keine Ausnahme machen wollen.

Es iſt doch ein wunderliches Ding mit der Schönheit am Menſchen; ich möchte ſagen, ſie iſt das eigentliche Meiſterſtück der Natur. — Eine ſchöne Gegend iſt auch ſchön, und ein ſchönes Thier auch — aber ſie laſſen mich kalt, obgleich ſie mir Freude machen. — Doch ein ſchönes, edles Antlitz, gleichſam das Titelkupfer, und zwar ein Abdruck, avant la lettre, zu einer edlen Seele, da geht doch nichts darüber. Es iſt wie der erſte Sonnenblick des Frühlings, der auf den Schnee, den der Winter liegen läßt, fällt.

Ich hatte große Luſt, noch viel mit ihr zu ſchwatzen. — Da tritt der Marqueur herein, und meldet den Herrn Gouvernementsrath.

Hoftheaterintendanten, Freiherrn von und zu Mäuſewitz an. — Ich öffne alſo meinem werthen Vorgeſetzten die Thür verdrießlich, und empfehle mich. — Herr von Mäuſewitz ſagt mir en passant — »Die Zimmer werden in Ordnung ſeyn, mon ami?« — Ich verbeuge und empfehle mich nochmals.

Unten packt mich Monſieur Schreiner, dem die Neugier keine Ruhe läßt, vergißt Rang und Würde, und hängt ſich mir, dem Hoflakaien, cordat an den Arm, mich mit Fragen über die Paſſerini beſtürmend. Ich lüge dem Narren die Haut voll und ſchlendere ruhig zu Hauſe.

4.

Heute Abend ſoll alſo mein liebliches Philomelchen vor dem erlauchten, gebildeten und ausgewählten Publikum von Rattenhauſen erſcheinen. — Trotz Abonnement suspendu war ſchon heute Nachmittag, wie mir der Kaſſierer mit großer Freude erzählte, kein Sperrſitz mehr zu haben, ſo groß iſt die Kunſtliebe der edeln Einwohner dieſer Stadt, und die Begier, die holde Sängerin kennen zu lernen. — Seitdem ſie bei mir wohnt, bin ich ein unendlich glücklicher Mann, denn ich habe mit einem Male ſo viele Freunde bekommen, daß ich mich gar vor ihnen nicht zu laſſen weiß. Leute, die in ihrem Leben keinen Fuß über meine Schwelle ſetzten, und ſich auch für viel zu gut hielten, um nur zu wiſſen, daß ein ſolches Subject wie der Paul Habermann überhaupt exiſtirt, beehren mich jetzt freiwillig mit ihrem Beſuch, und tragen mir ihre Dienſte an, wofür ſie weiter nichts verlangen, als ein wenig der Signora vorgeſtellt zu werden, und recht viel von ihr zu erfahren. — Da ich aber meinen Grundſätzen nach in der hübſchen Mitte bleibe, ſo wird weder aus dem Wenig noch aus dem Viel etwas; ich glaube ich muß, ehe ich Paul Habermann wurde, auf dieſem ſublunariſchen Runde, ſchon im Tartarus einmal qua Cerberus fungirt haben, denn ich laſſe Keinen durch, allenfalls meinen verehrten Vorgeſetzten, den Herrn von und zu Mäuſewitz; und meine treue Katharina hat gleiche Inſtruktion.

Geſtern den ganzen Tag war die Signora ängſtlich, und heute Morgen auch noch; ſeit heute Mittag iſt das aber ganz vorbei, und ſie lacht und ſcherzt, als wenn furore oder fiasco gar nicht im Wörterbuche der Crusca ſtänden. — Das iſt eigentlich wunderlich, und ich weiß es mir nicht recht zu denken. Als ſie aus der Hauptprobe kam, war eine ſo ängſtliche Spannung an ihr zu bemerken; ſie ſtand mir nur flüchtig Rede auf meine Frage, wie ſie mit unſerer Kapelle zufrieden ſey, und erkundigte ſich dagegen eifrig, ob keine Briefe an ſie eingelaufen ſeyen. Als ich es verneinte, macht ſie ein recht wehmüthiges Geſichtchen, das ihr aber doch zum Küſſen hübſch ſtand. — Dann ging ſie in ihr Zimmer, um noch zu ſtudiren. — Bald darauf hält ein beſcheidener Einſpänner vor dem Hauſe; ein junger Mann ſteigt heraus, fragt nach mir und thut ſich durch einen zweiten Brief des Doktors als der Maler Walter kund. War aber des Doktors erſtes Sendſchreiben unverſtändlich geweſen, ſo war es das letzte noch vielmehr. Es lautete:

„Ueberbringer dieſes iſt der Maler Walter, mein Jugendfreund, den ich liebe, wie mich ſelbſt. — Geben Sie ihm das Hinterzimmer; er verdient's. — Kennen Sie wohl die Oper Fanchon? Laſſen Sie ſich den Inhalt von Walter erzählen und behalten Sie lieb

Ihren

Dr. W.»

Da bringe mir nun einmal Einer Sinn hinein. Was ſoll die Fanchon dabei? Nun erzählen laſſe ich mir gern, und will daher Gleiches mit Gleichem vergelten, und mir dafür ſelbſt weiter erzählen.

Ich empfing den Herrn Maler ſehr freundlich, und ſagte ihm, die Zimmer wären bereit. Er fragt, wer ſonſt noch im Hauſe wohne, und ich antworte: «Niemand als Demoiſelle» — — In dieſem Augenblicke ſingt die Signora oben ſo göttlich, daß wir Beide verſtummen und aufmerkſam zuhören. — Es entging uns kein Wort von dem was ſie ſang, denn mein Haus iſt, wie alle Häuſer in Rattenhauſen, ſehr akuſtiſch, d. h. ſehr dünn gebaut. Wir vernahmen folgendes Lied, das ich mir gleich aufgeſchrieben habe, weil es mir ſo ſehr gefiel; könnte ich mir auch die Weiſe, mit der ſie es ſang, aufſchreiben.

Ich hab' auf Dich gehofft.
Mir ward das Herz ſo ſchwer;
Ich glaubte voller Schmerzen,
Du kämeſt nimmermehr. —
Und rund um mich war alles öd und leer.

Da klang von Deinem Munde
Herauf ein holdes Wort;
Nun will ich nicht mehr fürchten und nicht zagen;
Und kann Dir doch nicht ſagen,
Ob alle Angſt, ob alle Zweifel fort.

»Von wem mag das Gedicht wohl ſeyn?« fragte ich meinen neuen Hausgenoſſen. —

»Ich glaube von einer Dame,« ſagte er. — »Richtig,« erwiederte ich, »von einer Dame; ich kann mich nicht gleich auf ihren Namen beſinnen, aber ein ausländiſcher Name iſt's.« — »Ein fremder Name, aber ein deutſches Herz,« ſagte er und drückte mir die Hand. — »Gewiß, ein deutſches Herz,« entgegnete ich, erwiederte ſeinen Händedruck und führte ihn in ſein Zimmer, wo ich ihn allein ließ.

Nach einer Weile folge ich ihm, um zu ſehen, ob auch Alles nach ſeinen Wünſchen eingerichtet iſt, aber — das Zimmer iſt leer — und die Thür der Signora ſteht ſperrangelweit auf. — Das gibt einen häßlichen Zugwind, dachte ich, den kannſt Du ohnehin nicht vertragen; — darum machte ich die Thüre zu, ging wieder herunter, und ſchickte Katharinen nach dem Schneider, um mir meinen Matin zu holen; denn heute Abend wird es ſehr warm ſeyn im Theater, und da kann man ſich leicht verkälten.

Eine gute halbe Stunde ſpäter kommt Herr von Mäuſewitz in höchſteigener Perſon, wie er das gewöhnlich zweimal des Tages zu thun pflegt, um ſich nach der Signora Befinden zu erkundigen. — Ich beeile mich, ſogleich ihn hinaufzuführen, aber kaum haben wir einige Schritte hinter uns, ſo ſtoße ich im Eifer des Geſprächs mit meinem verehrten Herrn Intendanten an eine Waſſerbutte, die in der Seitenniſche an der Treppe ſteht, das Ding fällt um und begießt ſowohl Herrn von Mäuſewitz wie mich von oben bis unten. — Da ſteh'n wir nun, und ſeh'n uns an und triefen wie ein Paar Pudel, die eben ein Stück Holz aus dem Waſſer geholt haben. — Ich bin in Verzweiflung und rufe wüthend nach der Katharina; aber Herr von Mäuſewitz hält mir den Mund zu und ſagt: «Still doch, bète que vous ètes; si Mademoiselle nous voyoit dans cet état, cela nous donneroit un ridicule des plus grands; das würde uns lächerlich machen.» Dabei hüpft er leiſe und leicht durch die Sündfluth in mein Zimmer, wo ich ihn ſogleich unter tauſend Excuſen ſeiner naſſen Kleider entledige und ihn in einen warmen Pelz hülle, und die Katharine, die eben in die Thüre tritt, alsbald nach einer Portechaiſe ſende. — Zu meinem großen Glücke iſt Herr von Mäuſewitz der Meinung, ſelbſt die Waſſerbutte umgeſtoßen zu haben, und bittet mich, die ganze Begebenheit zu verſchweigen, was ich ihm auch verſpreche. Zugleich trägt er mir auf, der Signora zu ſagen, wichtige Geſchäfte hätten ihn abgehalten, ihr heute Nachmittag ſeine Aufwartung zu machen, er würde ſie aber im Theater begrüßen.

Mittlerweile kommt die Portechaiſe, er ſteigt ein, und läßt ſich zu Hauſe tragen, nachdem ich ihm noch einmal verſprochen habe, Alles zu verſchweigen.

Kaum iſt er fort, ſo ſpaziere ich zur Signora herauf, die ich vor dem Klavier ſitzen finde. — Sie ſingt: Una voce poco fa, $\overset{ch}{\text{qui}}$ nel cuor mi risuonò, hört aber auf, als ich eintrete. Ich erzähle ihr die Fata des Herrn Intendanten, und ſie meint, das wäre bosHaft von der Waſſerbutte. Ich bemerke, daß die Waſſerbutten hier zu Lande eher klug als boshaft zu nennen wären, weil ſie nicht mehr wiedergäben als ſie einnähmen. — Sie lächelt, und bittet mich, ſie allein zu laſſen, da es bald fünf Uhr ſey, und ſie an ihren Anzug denken müſſe.

Ich empfehle mich und gehe zu Herrn Walter, den ich aber wunderbar beſchäftigt finde. — Er ſteht nämlich vor dem Spiegel, und ſchneidet ſich den Schnurrbart ab. — Auf meine Bemerkung, daß das Schade wäre, entgegnet er: ein Schnurrbart zieme ſich nur für einen Soldat oder Edelmann; und da er

Beides nicht wäre, ſo hielte er es für gerathener, den Schnurrbart abzuſcheeren, als in einer kleinen Reſidenzſtadt unnützes Aufſehen dadurch zu erregen, was ſich ein beſcheidener Künſtler nicht erlauben dürfe. — Dann lobt er die Wohnung auſſerordentlich, und bittet mich, ihn mit in das Theater zu nehmen, da er als ein Fremder den Weg nicht wiſſe. — Ich verſpreche es ihm und beurlaube mich ſo lange.

Abends ſpät.

Nun, Demoiſelle Paſſerini hat alſo debutirt, und ganz Rattenhauſen will vor Entzücken ſterben. Ueberall nur eine Stimme, und zwar Stimme des Lobes, des Erhebens. — «Seh'n Sie, Herr Hoflakai,» ſagte der Kammercaſſenconſulent Zipſtaube zu mir, nach dem zweiten Akt im Buffet, wo ſich alle unſere ſchönen Geiſter zu verſammeln pflegen: «ſehen Sie einmal dieſe meine rechte Hand, ſie iſt geſchwollen, Freundchen, die Maus iſt noch einmal ſo dick wie im natürlichen Zuſtande; wovon kommt das? von meinem eifrigen Applaudiren; denn, die Paſſerini iſt ein Engel; ich habe aber auch applaudirt, wie noch nie in meinem Leben, wenn Alles ſtill war, fing ich von Neuem wieder an.» — «Da iſt Ihnen alſo die Begeiſterung in die Finger gefahren, werther Herr Kammercaſſenconſulent.» — «In die Finger, Freundchen?» entgegnete er, «au contraire in den ganzen Körper; o daß jedes Glied meines Leichnames eine Hand wäre.» — «Ein frommer Wunſch für einen Kammercaſſenconſulent,» bemerkte ich lächelnd. — «O hätte ich tauſend Hände,» fuhr er im Enthuſiasmus fort, «alle, alle klatſchte ich mir wund, zur Vergötterung der Herrlichen, Angebeteten.» — «Das Wundklatſchen,» ſagte ich gutmüthig, «können Sie ja vermeiden, wenn Sie Handſchuhe anziehen.» — «Handſchuh!» antwortete er faſt entrüſtet, «Handſchuh! wie? das ſchallt nicht ſo, die machen keinen Effekt, und Effekt muß man machen, wenn man kann, iſt man gleich nur ein armer Kammercaſſenconſulent. Denn der Effekt — —» Er wollte mir noch Vieles von dem Effekt erzählen, aber in ſeiner Rede fand ſich bald ein Defekt, der indeſſen jedenfalls hier beſſer am Orte war, als in der ihm anvertrauten Kaſſe — die Theaterglocke gab nämlich das Zeichen, daß der dritte Akt beginne.

Ich habe aber noch nicht einmal etwas vom erſten Akte referirt, und eile daher, das Verſehen gut zu machen.

«Mon ami,» ſagte der Herr Intendant, als ich mich um 5¾ Uhr auf meinen Poſten hinter der erſten Kouliſſe begeben hatte; «mon ami, il m'importe zu wiſſen, was im Publikum über die Paſſerini geſprochen wird. Im erſten Range ſammelt ſchon der Lieutenant von Gernefix die Urtheile, um ſie mir getreu zu rapportiren. — Im zweiten Range wird meine verehrte Freundin, die Legationsräthin Silberfuchs, wie ſie mir feſt verſprochen hat, daſſelbe thun. — Placire Er ſich, mon ami, daher au parquet, et faites attention à ce qu'on y parle. — Laß Er ſich keine Sylbe entgehen, und ſtatte Er mir genauen Bericht ab. Ich habe unſern Kritiker, den Doctor Alräunchen, gebeten, der Vorſtellung auf dem Theater beizuwohnen, und Er kann daher deſſen Freiſitz einnehmen im Parquet.

Meiner Inſtruktion gemäß begab ich mich dahin, und ſah mich während der Ouverture nach meinen Nachbaren um. Vor mir ſaß der Herr Commerzſecretär Klatſche, bei ihm die Frau Concertmeiſterin Reyhoff; zu meiner Linken fand ich Demoiſelle Putte, eine junge Blondine von ſiebenzehn Jahren, Tochter des Hoftöpfers, zur Rechten den Privatgelehrten, Herrn Kreuz, einen großen Kenner des Orientaliſchen. Hinter mir thronte ein mächtiges kritiſches Dreiblatt, die Frau Rendantin Wirſig, Frau Stallmeiſterin Bläße und Madame Stumpfholz, Gattin eines weltberühmten hieſigen Kaufmanns. Sie waren ſämmtlich ſchon in ein eifriges Geſpräch über die Gaben der Paſſerini verwickelt, jede und jeder lieferte ein Kapitel zu ihrer künftigen Biographie, und ich durfte mir daher reiche Ausbeute verſprechen. — Ruhig zog ich nun meine Schreibtafel heraus, und ſetzte mich in Bereitſchaft, alles Wiſſenswerthe aufzuſchreiben. —

Ich muß noch bemerken, daß ſtatt des Othello der Tancred deſſelben Componiſten gegeben wurde, da Sereniſſimus dieſe Oper vorzogen.

Die Ouverture war geendiget; der Vorhang ging auf. — Die Introduktion: Onore, amore regni! begann, Alles war mäuschenſtill in Erwartung der Dinge, die da kommen würden. — Der Chor maltraitirte in ſeinem breiten Rattenhäuſer Dialekt das Italieniſch wie gewöhnlich; Argirio und Orbazzano verfehlten nicht, die ſchönſten Colloraturen bei felice vincitrice u. ſ. w. anzubringen; das Publikum war und blieb aber ruhig, in dumpfer Stille der Erwartung. — Nun erſchien Amenaide, und begann die Cavatine: Come dolce all' alma mia; ein einſtimmiges Ah! brach aus Aller Munde hervor, und als die Paſſerini den gewaltigen Lauf auf accenti mit wirklich ſeltener Kunſtfertigkeit aus ihrer Kehle hatte hervorbringen laſſen, da erſchien ſie mir wie ein zweiter Orpheus, denn alle wilden und zahmen Beſtien im Theater wurden unruhig, und rutſchten auf ihren Sitzen hin und her; kaum aber war mio dolce amor verhallt, ſo toste auch der Donner des Applauſes durch das

Haus. — Madame Stumpfholz ſelbſt, eine eifrige Dilettantin, hatte im Anfange leiſe mitgeſungen, als aber das erhabene accenti kam, da hatte ſie keinen Accent mehr, und fand ſich erſt bei dem mio dolce amor wieder ein, denn der Secretär Klatſche, ihr eifrigſter Verehrer, flüſterte ihr zu: «ich weiß wirklich nicht, ganz Ihre Manier, nicht wahr, liebe Freundin?» — Nachdem der Chor noch ſein In tal dire abgeſungen hatte, veränderte ſich die Scene und Tancredi erſchien. — Madame Ruhſitz that wirklich ihr Möglichſtes und ſang nicht ohne palpiti ihr di tanti palpiti ab; aber das Publikum war undankbar, es ſchwelgte noch in Erinnerungen an die Paſſerini, und rührte weder Hand noch Fuß. — Das ärgerte mich; ich flüſterte daher Herrn Kreuz zu: «Theuerſter, denken Sie ſich eine Ghaſele des Hafiz, ſo arrangirt; wir müſſen applaudiren.» — Er war auch gleich dazu bereit und fing an; kaum bemerkte Klatſche, daß wir uns regten, ſo liſpelte er zur Putte: «Theuerſtes Puttchen, der Hoflakai applaudirt der Ruhſitz, der Mann iſt ein Kenner, wir blamiren uns, wenn wir ſtill ſitzen, ſtimmen Sie ein.» — Puttchen that, was ihm geheißen ward, und Klatſche folgte; freilich warf ihm die Stumpfholz einen wüthenden Blick zu, ich beſänftigte ſie aber ſchnell, indem ich ſagte: «Sehen Sie, Frau Nachbarin, unſer gnädiger Herr heben die Hände, *wir müſſen klatſchen.* —»

Hr. Kreuz. Göttlich, wahrhaftig göttlich.

Commerzſekretär Klatſche. Kann nicht ſchöner ſeyn. — Sagen Sie, lieber Herr Habermann, wie viel Gage bekommt die Paſſerini?

Ich. Das iſt ein Geheimniß.

Klatſche. Verſtehe, verſtehe. — Daß ihr Herrn vom Hofe ſo geheim thut. — Ich bin nicht ſo. — Freundchen, wer hat Ihnen zuerſt erzählt, daß der Impoſt auf den Kaffee verringert würde? Wer that das?

Conzertm. Reyhoff. Nun 500 Rthlr. bekommt ſie doch gewiß; mein ſeliger Mann hatte nur 400 Rthlr., und der war Conzertmeiſter, aber damals waren auch nicht ſo theure Zeiten.

Dem. Putte. Ja die Zeiten werden immer ſchlechter; ſeh'n Sie nur, wie klein das Brod iſt, und Papá ſagt, es würde gar kein guter Thon mehr gefunden.

Mad. Krummholz. Das klagt mein Muſiklehrer auch, er meint, ich allein hätte noch mehr als einen guten Ton, ſonſt gäbe es wenig Dilentanten.

Kreuz. Dilettanten, meinen Sie.

Mad. Krummholz. Ja wohl, Dielentanten; aber mir kommt es doch vor, als hätte die neue Sängerin kein gutes Poſtament. —

Kreuz. Portament.

Mad. Krummholz. Ja wohl Poſtament, und dann intonirt ſie auch mitunter.

Kreuz. Detonirt, meinen Sie.

Mad. Krummholz. Ja, ſie intonirt, und das iſt ein großer Fehler.

Mad. Wieſig zu Mad. Krummholz. Liebe, leiden Sie doch nicht, daß der Menſch, der Kreuz, Ihnen immer in die Rede fällt. Ich weiß nicht, was er überhaupt ſich herausnimmt; er iſt meinem Vetter ſchon ſeit drei Monaten die Miethe ſchuldig, und hat eine Liebſchaft mit der Richtern, der Stadthebamme ihrer Tochter.

Dem. Putte wichtig. Nein, verzeihen Sie, die Richter die hat einen andern Bräutigam, den ſchönen Regiments-Tambour.

Mad. Wieſig zu Dem. Putte. Ach Kind, das verſtehen Sie nicht; Sie liebe Unſchuld, die hat mehr als einen Bräutigam.

Mad. Krummholz zu Mad. Bläße. Sagen Sie, Liebe, das Kleid, das die Paſſerini trug, war das Gros de Tour, oder Gros de Berlin?

Klatſche. Verzeihen Sie, es war Gros de Pologne.

Mad. Bläße. Was verſtehen Sie denn davon? —

Klatſche. Levi Baruch hat es vor ein Paar Tagen von der Meſſe mitgebracht, und da hat ſich meine Frau ein Kleid zu der Taufe ihres Schweſterkindes, bei dem ſie Gevatter ſteht, ausgenommen.

Mad. Wieſig. Was koſtet denn die Elle?

Klatſche. Einen Thaler ſechszehn Groſchen neun Pfennige.

Mad. Wieſig. Da kann man ſehen, was Sie davon verſtehen; eine Komödiantin hat wohl ſoviel Geld, um ſich ein ſolches Kleid für's Theater anzuſchaffen!

Klatſche. Ja, das kommt, weil ſie zum erſtenmal in Rattenhauſen auftritt; da wenden ſolche Damen den letzten Groſchen an, um zu gefallen.

M. Putte zu Mad. Bläße. Der Klatſche iſt doch ein eckliger Menſch, er will Alles beſſer wiſſen, als andre Leute.

Mad. Bläße. Das iſt auch wahr, Kind. — Und was iſt er? der Sohn von dem alten Schneider Klatſche, der in ſeinem Leben keinen ordentlichen Rock machen konnte, und den gewöhnlich die Tuchhändler mußten pfänden laſſen, um ihr Geld zu bekommen.

Das Geſpräch ging noch eine Weile ſo fort; ich wußte aber bereits, daß es der Paſſerini gelungen ſey, ſich auſſerordentlichen Beifall zu erwerben, und daß ſelbſt meine kritiſchen Nachbaren und Nachbarinnen über die Maßen mit ihr zufrieden waren; ſie würden ſonſt des Tadels kein Ende gefunden haben, ſo aber ließen ſie den Hauptgegenſtand ſogleich fallen und wandten ſich zu anderen Dingen.

Im Buffet war unter den Herren nur eine Stimme des Lobes; in der einen Ecke ſaß der Kammercaſſenconſulent Zipſtaube, deſſen ich ſchon oben gedachte und bähte ſich die Hände mit Rothwein. — In der andern Ecke arbeiteten der Doctor Alräunchen und der kleine Licentiat Liebſchütz, gemeinſchaftlich, der Eine an einer Kritik, der Andere an einem Sonnett für die Paſſerini. — Ich ſchielte Alräunchen über die Achſel und ſah, daß ſeine Recenſion folgendermaßen anfing: «Vor allen Dingen müſſen wir lobend bemerken, wie Alles im ſchönſten Einklange war, Stellung des Chors, Arrangement der Couliſſen, ja die weiſe Fürſorge der Regie hatte ſogar die Stufen, die aus den Fluthen zu dem Garten führten, in dem Tancred und Amenaide ſich wiederſeh'n, der Farbenwirkung wegen mit rothem Tuche beſchlagen laſſen — die» — —

Ich wollte weiter leſen, da berief mich der Theaterdiener zum Herrn Intendanten. — Dieſer lächelte mit dem ganzen Geſicht und ſagte: «Mon ami, quelle acquisition! die Paſſerini wetteifert mit der Catalani. Sereniſſimus iſt entzückt. — Ich ſoll Höchſtdenſelben Morgen die aimable Paſſerini vorſtellen. — Wie denkt man im Parkett?»

«Ueberall nur eine Stimme, die Stimme des Lobes, Herr Freiherr.» —

«Oui, daran erkenne ich meine Rattenhäuſer. — Vous resterez au théâtre, heute Abend, mon ami. Nach dem Theater erkundigt Er ſich ſogleich nach dem Befinden der Signora und ſagt mir Beſcheid. Sonnez pour la seconde fois, Feinleim.»

Feinleim klingelte. — Der zweite Akt begann, und ging noch rauſchender vorüber. — Sereniſſimus ließen am Schluſſe durch den

Kammerjunker von Greiſhopf der Signora ein Bouquet zuwerfen. — Des Jubels war kein Ende, und meine holde Hausgenoſſin machte furore wie noch nie Jemand in Rattenhauſen.

5.

Geſtern Abend wurde ich noch durch eine Serenade geſtört, die Alräunchen und Liebſchütz der Signora brachten. — Katharina war, von der Muſik angelockt, vor die Thüre getreten, wo ſie folgendes Sonnet, in einigen zwanzig Abdrücken liegen fand, die ſie mir alsbald hereinbrachte.

An die
Seelenſängerin
Signora Mirandolina Paſſerini.

Im weiten Mantel bis an's Kinn verhüllet,
Ging ich den Markt entlang, den ſchroffen, grauen
Hernieder dann, zu des Schloßberges Auen,
Unruh'gen Sinns, zu Dichten nur gewillet.

Auf einmal ſchien der neue Tag enthüllet,
Die Künſtlerin, ein Himmel anzuſchauen,
Sah ich am Fenſter, ſchön wie alle Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war geſtillet.

Da wandt ich mich hinweg, und ließ ſie ſtehn,
Und wickelte mich in des Mantels Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir ſelbſt erwarmen;
Allein mich fror. — Sie blieb — da war's geſcheh'n.
In der Verhüllung konnt' ich mich nicht halten.
Alräunchen iſt's. — O hab' mit ihm Erbarmen. *)

Ich ſchickte ſogleich der Signora ſämmtliche Sonnette hinauf, um ſie als Papilloten zu gebrauchen; quer durchgeſchnitten gibt ein Sonnett gerade zwei Haarwickeln.

Heute Morgen werde ich aus meinem Schlummer geweckt; wodurch? durch eine Morgen-

---

*) Augenſcheinlich eine Parodie des Göthe'ſchen Sonnettes: „Freundliches Begegnen."
D. H.

muſik, die in entſetzlichen Diſſonanzen mein Ohr quälte. Darauf vernahm ich Männergeſang, und unterſchied deutlich unſern zweiten Tenor, Herrn Rutzkopf, der, trotz ſeiner 47 Jahre (ſ. die Tabelle) ein eifriger Verehrer der Damen iſt.

Heute erſchien er wie ein zweiter Orpheus, denn alle Hunde und Katzen der Nachbarſchaft liefen zuſammen, und wurden rebelliſch. — Endlich nahm jedoch auch ſein Geſang ein Ende, und ich ſchlummerte wieder ein.

Kaum hatte ich mich von Neuem eine Stunde in Morpheus Arme geworfen, ſo werde ich durch ungeheures Trommeln aufgeſchreckt, und ſpringe haſtig aus dem Bette, in der Meinung, es ſey irgendwo in der Stadt Feuer ausgebrochen. Aengſtlich eile ich zum Fenſter, und was iſt's? Der Lieutenant von Gerneſir hat dem Regimentstambour ausdrücklich befohlen, die Reveille künftig bei meinem Hauſe vorbeizuführen, um auf dieſe Weiſe ebenfalls der Signora ſeine Hochachtung zu bezeigen. — Der Regimentstambour ging nun in ſeinem Dienſteifer noch weiter, und ließ von ſämmtlichen Fellraßlern einen fünf Minuten langen Wirbel unter unſern Fenſtern ſchlagen.

Um meinen Morgenſchlaf war es nun geſchehen. Ich ſtand daher auf, warf mich in meinen Pelz, und fing eben an, gemächlich mein Frühſtück zu genießen, da höre ich plötzlich geiſtlichen, vielſtimmigen, aber nicht eben gutſtimmigen, Geſang unter den Fenſtern. Wiederum eine Artigkeit für die Signora. — Der Kirchenmuſikdirektor Sperrton hatte der Currende befohlen, auch unter unſern Fenſtern den Zoll ſeiner und ihrer Dankbarkeit darzubringen, und ſie ſtimmte daher aus vollen Kehlen das bekannte Kirchenlied an: «Aus tiefer Noth ſchrei ich zu Dir.»

Armer Paul Habermann, bei allen dieſen Artigkeiten hätteſt Du die beſte Gelegenheit, toll zu werden, denn der Kukuk halte das Geraſſel, Geſinge, Quinkeliren, Muſiziren, Distoniren u. ſ. w. aus.

Damit war es aber noch nicht vorbei, und ſelten iſt ein Adamsſohn ſo geplagt worden, als ich Unglücklicher am heutigen Tage.

Um acht Uhr kam Herr Feinleim, der Signora ſeine Aufwartung zu machen; um neun Uhr der Kapellmeiſter Immenſtock, um zehn Uhr Herr v. Mäuſewitz, um eilf Uhr ſämmtliche Lieutenants von der Parade, um zwölf Uhr Herr Doktor Alräunchen und Herr Licentiat Liebſchütz, und ſo ging das den ganzen Morgen fort. Herrn v. Mäuſewitz ausgenommen, wurde Keiner angenommen, und Alle plagten mich nicht wenig mit Fragen, ſchwatzten mir den Kopf voll, und verließen mich nicht eher, bis ich ihnen verſprochen hatte, dafür zu ſorgen, daß die Signora ſie das nächſte Mal annähme.

Herr von Mäuſewitz kam ſehr verdrießlich wieder herunter, und ſagte: «Habermann, wer iſt der Menſch, der dort oben ebenfalls ſein Logis hat?» — «Ein junger Maler aus X—, gnädiger Herr.» — «Menagir' Er den Anſtand, Habermann, und demenagir' Er den Maler. — Es ſchickt ſich nicht für Dem. Paſſerini, mit einem Solchen auf einer Flur zu wohnen.» — «Da wäre es wohl beſſer, Herr Gouvernementsrath, die Demoiſelle zöge aus.» — «Non, non; das würde alle unſere Anſtalten geniren; der Maler zieht aus. — Entendez vous, mon ami?» —

Ich verbeugte mich und er ging. — Gleich darauf kam Herr Walter herunter, und forderte mich auf, mit ihm einen Spaziergang zu machen. — Ich theilte ihm den Befehl des Herrn von Mäuſewitz mit. Er lachte und wir gingen zwei Stunden zuſammen ſpazieren.

Auf dem Rückwege begegnet uns der Gouvernementsſecretär Schreiner, hängt ſich wie eine Klette an uns, da er bemerkt, daß ich mit einem Fremden gehe, und fängt an, Nachrichten von der Signora zu debitiren, tadelt es lebhaft, daß ſie durchaus keine Männerbeſuche annehme, und erzählt nebenbei, ſo gar ſpröde müſſe ſie doch nicht ſeyn, ſie habe in Y., wie er das ſicher wiſſe, eine Liebſchaft mit einem liefländiſchen Baron gehabt, der auch geſonnen geweſen ſey, ſie zu ehelichen, wenn ihn nicht ſein Onkel, der D——ſche Geſandte am Hofe zu Y. — den er beerben ſolle, daran gehindert hätte. Aus dieſem Grunde habe ſie auch Y. verlaſſen, und das Engagement in Rattenhauſen angenommen; der junge Baron ſey aber von ſeinem Onkel nach Italien geſchickt worden, um bei den römiſchen Schönen ſeinen Liebeskummer zu vergeſſen. «Ob das wahr ſey,» erwiederte ich, «davon kann Ihnen dieſer Herr am Beſten Nachricht geben, denn er kommt von Y.» «Ich bin der Gouvernementsſecretär Schreiner, Expedient bei der zweiten Section, mit wem habe ich die Ehre?» — «Ich heiße Walter, bin ein Maler.» — «Geſchichtsmaler, Blumenmaler, Landſchaftsmaler, Portraitmaler?» fragt Schreiner in einem Odemzuge. — «Wahrſcheinlich haben Sie Ihre Gemälde bei ſich, erlauben Sie mir, Sie zu beſuchen, und Ihre Werke zu betrachten, ich bin ein paſſionirter Freund von Gemälden.» — «Es thut mir Leid, Ihren Wünſchen nicht entſprechen zu können, ich habe keine einzige Arbeit hier und bin auch nicht geſonnen, meine Kunſt hier auszuüben. Ich erwarte nur Briefe, um nach Y. zurückzukehren oder meine Reiſe fortzuſetzen.» —

Schreiner fuhr jetzt fort, ein Langes und ein Breites von der Paſſerini zu ſchwatzen. Walter war aber ziemlich karg mit ſeinen Antworten, und als jener ſah, daß nicht viel von dem fremden Maler zu profitiren ſey, ſo empfahl er ſich uns. — «Woher weiß der Menſch das Alles?» fragte mich Walter. — «Lieber Freund,» erwiederte ich ihm, «Sie ſind in Rattenhauſen, vergeſſen Sie das nicht. — Dieſer Patron erhält ſich nur in ſeiner Stelle, weil er nicht verfehlt, in allen Reſidenzen Correſpondenten zu haben, die ihn mit Neuigkeiten verſehen, womit er ſich die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten erkauft.» — «Mein guter Habermann, ich möchte mich nicht in Rattenhauſen niederlaſſen.» — «Ich auch nicht, wenn ich es nicht ſchon gethan hätte.» — «Das, was man ſich einbürgern nennt, muß einem honnetten Manne ſehr ſchwer werden.» — «Schwer? es iſt unmöglich, lieber Herr Walter; jeder Fremde bleibt hier ein Fremder; dafür ſorgen die Rattenhäuſer eben ſo ſehr wie er ſelbſt.» —

Wir ſetzten nun unſer vor Schreiners Zudrängen geführtes Geſpräch fort, und hatten uns ganz verſtanden, als wir die Thüre unſeres Hauſes erreichten. — Ich bin begierig, wie das Ding ſich endet.

Zu Hauſe erwartete uns eine komiſche Scene. Katharina kam mir nämlich ſchon an der Thür entgegen, und meldete, daß Alräunchen durchaus darauf beſtanden habe, der Signora ſeine Aufwartung zu machen, und ohne auf ihre (Katharinens) Vorſtellungen zu achten, direct zu der Dame auf das Zimmer gegangen ſey, wo er ſich noch befinde. — Bald nach ihm ſey Herr Nutzkopf eingetreten, habe daſſelbe verlangt und ſich ebenfalls ohne Weiteres zu der Signora begeben. — Dieſe habe die Beiden anfangs freundlich aufgenommen, ſich aber in Kurzem vor ihrer Zudringlichkeit nicht bewahren können, und ſey deshalb unter einem Vorwande leiſe nach meinem Zimmer geſchlichen, wo ſie mich erwarte. — Ich ging ſogleich in Walters Begleitung nach dem Logis der Dame und fand — die beiden Herren in der beſten Eintracht mit — — Würfelſpiel beſchäftigt. — Eben will ich ihnen Vorſtellungen über ihr unziemliches Betragen machen, da ruft mir Alräunchen feierlich zu: — »Sie, Göttlicher! hemmen Sie den Gang des Schickſals nicht. —

Wir würfeln nicht um rothes Gold,
Wir würfeln wem die Signora hold;

und derjenige von uns Beiden, der den erſten Paſch wirft, der heirathet die Paſſerini, ohne daß der Andere etwas dagegen haben darf. — Wir haben aber ſchon eine halbe Stunde gewürfelt, und noch iſt kein Paſch gefallen.«

— «So hören Sie auf, meine Herren,» entgegnete Walter; «Sie ſehen, daß die Götter hier es nicht billigen, auch darf eine ſolche Frage an das Schickſal nur im Freien geſchehen. — Erlauben Sie mir, Ihnen etwas Beſſeres vorzuſchlagen. — Gehen Sie in den Schloßgarten, ſchneiden Sie ein ziemliches Loch, ſo ungefähr von der Größe eines Achtgroſchenſtücks in einen Baum, und laufen ſie dann in der Entfernung von zwanzig Schritt mit ſteifem Arm und ausgeſtrecktem Zeigefinger darauf zu. Sie müſſen aber laufen ſo ſchnell Sie können. — Wer dann von Ihnen zuerſt den Mittelpunkt des Loches trifft, der führt die Signora als Braut heim.» — «Herrlich, romantiſch, göttlich, gothiſch, alterthümlich,» rief Alräunchen, «kommt, Nutzkopf, daß wir dieſes ſogleich in's Werk ſetzen.» — «Ja, wo bleibt aber Demoiſelle Paſſerini, die Angebetete?» ſagte Nutzkopf. — «Sie macht Toilette, weil ſie nach der Tafel Sereniſſimo vorgeſtellt werden ſoll; läßt ſich daher entſchuldigen; ſie hat aber keinen Augenblick zu verlieren, da Herr von Mäuſewitz ſogleich hier ſeyn werden, um ſie abzuholen,» antwortete ich. —

«Herr von Mäuſe—,» ſagte Nutzkopf, das Wort ſtarb ihm auf der Lippe, und beide Herren verſchwanden augenblicklich. —

«Kann man ſich etwas Tolleres und Unanſtändigeres denken?» rief Walter. — «Lieber Freund,» erwiederte ich, «wir ſind in Rattenhauſen.»

Am andern Tage litt Nutzkopf an einer verſtauchten Hand, und Alräunchen trug ein Pflaſter über dem Auge. — Beide hatten wirklich des Malers Vorſchlag in Ausübung gebracht, der Eine aber dabei ſich bedeutend die Finger verletzt, und der Andere ſich, im raſchen Laufen über eine Baumwurzel fallend, das Vorderhaupt blutrünſtig geſchlagen. — Entſchieden war es jedoch noch immer nicht, wem von ihnen das Schickſal die Signora zudenke.

6.

Vier Wochen ſpäter.

O weh, die Kabalen ſind ſchon im vollſten Gange. Alräunchen iſt von der Paſſerini derb zurecht gewieſen worden, und gießt ſeinen Geifer in fremden Blättern aus, die ſeine Korreſpondenzberichte aufnehmen, weil er ſie gratis liefert. — Die Quehle und die Ruhſitz haben ſich mit Nutzkopf verbündet, der ſeinen Schmerz über den empfangenen Korb nicht bezwingen kann, und meiner armen Hausgenoſſin wird mancher Aerger bereitet, die Signora iſt überhaupt ſehr trübe geſtimmt. — Walter hat uns auch, nach erhaltenem Briefe aus Y. plötzlich verlaſſen; und es wird mir ſchwer, die liebliche Sängerin vor vielen Unannehmlichkeiten zu ſchützen, denn ſie iſt leider den Rattenhäuſern nichts Neues mehr, und die Cotterien für und wider bilden ſich bereits. — Obendrein ſind die Recenſenten (ſ. die Einleitung) nicht gut auf die Demoiſelle zu ſprechen, weil ſie zweimal hinter einander eine Einladung für den Reſſourceball ausgeſchlagen hat.

»Die Perſon iſt hübſch, aber hochmüthig,« ſagte Klatſche neulich auf der Straße zu mir, »und wenn ſie nicht auf den dritten Reſſourcenball kommt, ſo haben wir uns Alle vorgenommen, nicht mehr zu applaudiren, wenn ſie auch noch beſſer ſingt, als die Catalani.«

Mein einziger Troſt iſt Herr von Mäuſewitz, der ſie noch unabläſſig verehrt, und, wo er kann, alle Kabalen durch ein donnerndes quos ego, das er in das Franzöſiſche überſetzt, zu Nichte macht. — Auch Feinkeim und ſeine Frau ſind auf unſerer Seite, nur gefällt es mir nicht, daß die Letztere die Paſſerini ſo oft beſucht, und noch öfter zu ſich einladet. — Freilich pflegt der Herr v. Mäuſewitz immer ſeine Soupers bei Feinleims zu veranſtalten, indeſſen — mi dispiace.

Acht Tage darauf.

Donnerſtag, den u. ſ. w.

Jetzt ſteht Alles in Feuer und Flammen; die Recenſenten ſind wie weiland die Grünen und die Blauen, die Guelfen und Ghibellinen, in zwei Parteien getheilt, denn die Paſſerini hat ſich ausdrücklich geweigert, in dem Conzerte, das die Reſſource jährlich gibt, zu ſingen. — Sie mag ihre Gründe haben, was kümmert das mich, aber vergeben werden ihr das die Rattenhäuſer nicht, denn wie Madame Bläße neulich Abends ganz richtig bemerkte: »Wozu haben wir die Komödianten, als daß ſie uns amuſiren, wenn es uns gefällt? Solche Perſon muß es ſich ja zur

Ehre anrechnen, in unſere Reſſource kommen zu dürfen, und von uns für ihr Bischen Singſang traktirt zu werden.»

Herr von Mäuſewitz iſt ein erklärter Anbeter der Signora, und hat ihr neulich einen ſchönen Anzug für die Desdemona aus Paris kommen laſſen. — Ich kann es ihm aber nicht verdenken, es iſt auch wirklich ein reizendes Weſen, das Signorinchen, «und,» ſagt Herr von Mäuſewitz, — «Elle parle français, comme une Parisienne de Paris.»

Alräumchen und Liebſchütz ſind ganz abtrünnig geworden, und haben ſogar ſchon halbe Sticheleien drucken laſſen, die zu ganzen geworden wären, wenn ſie nicht fürchteten, ihr Freibillet darüber zu verlieren. Nutzkopf verfolgt die Signora noch immer mit Heirathsanträgen, und hat ſich ſogar neulich von dem Theatermeiſter eine Piſtole geliehen, die er im Buſen mit ſich herumträgt.

Das ganze Treiben würde mich amuſiren, wenn es nicht zu alltäglich und gemein wäre; indeſſen läßt ſich in ſolchen Duodezreſidenzen etwas Beſſeres er——— Still, ſtill, Paule, wenn das Jemand hörte.

Nach drei Tagen.

Sonntag, den u. ſ. w.

Nun iſt's aus, ganz aus. — Die Paſſerini, die neulich den Vorſtehern der Reſſource abſchlug, in ihrem Conzerte zu ſingen, unter dem Vorwande, daß ſie es ſich zum Geſetz gemacht habe, nie in einem Conzerte aufzutreten, iſt geſtern nach dem benachbarten Hochſtadt gefahren, und hat dort, zum Beſten der abgebrannten Steinröder, nicht allein unentgeldlich in einem Conzerte geſungen, ſondern auch durchaus keine Vergütung für die Reiſekoſten angenommen, und obendrein den Abgebrannten noch in der Stille ſechs Louisd'or geſchenkt. —

Das Letztere haben aber die Beſchenkten in ihrer Freude nicht verſchweigen können. — NB. Hochſtadt und Iſerode gehören beide zu den Staaten des Fürſten von Steilau, und zwiſchen den Steilauern und Rattenhäuſern herrſcht ſchon ſeit undenklichen Zeiten eine entſetzliche Antipathie. — Jetzt hat es meine liebenswürdige Hausgenoſſin verthan, und ich zittere für die Folgen, denn ganz Rattenhauſen wüthet, und ich ſage bedenklich mit Schiller:

Gefährlich iſt, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt des Rattenhäuſers Wahn.

Ueberall iſt nur eine Stimme, und nicht wie bei ihrem Auftreten, Stimme des Lobes, ſondern des Haſſes.

Montag, den u. ſ. w.

Richtig, da haben wir's. — Heute war ein gewichtiger Tag. — Erſtlich hatte die Signora eine ſehr lange Unterredung mit Herrn von Mäuſewitz, der wie wüthend, nachdem er eine gute Stunde bei ihr geweſen war, aus dem Hauſe ſtürzte. — Zweitens iſt Herr Walter wieder gekommen, mit einem äußerſt frohen Geſichte. — Die Signora wollte mir eben erzählen, was zwiſchen ihr und dem Herrn Gouvernementsrath vorgegangen ſey, aber ſie ſchien nicht die rechten Worte dafür finden zu können; da trat Walter, wie ein Deus ex machina, ein, und ſtellte mir in der Signora ſeine verlobte Braut vor. Sie umarmten ſich ſo innig, daß es mich alten Kerl ordentlich rührte, und ich wünſchte ihnen von Herzen Glück — dann zogen ſie ſich in ihr Zimmer zurück.

Eine Stunde darauf kommt der Gouvernementsſecretär Schreiner zu mir, und ſagt mit äußerſt wichtiger Miene: ich möge die

Signora warnen. Obgleich ſie ihn ſchnöde behandelt habe, (ſie hat ſich nämlich nicht von ihm die Cour ſchneiden laſſen) ſo meine er es doch ehrlich mit ihr, und bäte ſie, eine Krankheit vorzuſchützen, und für's erſte nicht aufzutreten, denn man wolle ſie heute Abend, wo der Hof nicht in's Theater komme, in der Gazza ladra auspfeifen. — Er bezeichnete mir nun genau die Urheber des Complotts, und ich eilte, ihm herzlich dankend, und Stillſchweigen gelobend, ſogleich zu Herrn von Mäuſewitz, dem ich Alles mittheilte. — Aber der Herr Gouvernementsrath erwiederte: «Eh bien, qu'on la siffle, qu'est-ce que cela me regarde, moi? — Wenn ſie das Publikum beleidigt hat, ſo mag ſie das Publikum beſtrafen; in dergleichen Sachen melire ich mich nicht, und Er hat mir nichts geſagt, Habermann!»

Was war zu thun? — Ich nahm, wie gewöhnlich, meine Zuflucht in der Noth zu Gräfin

Roſalie, und ging beruhigt von der edlen Frau fort.

Der Signora und Herrn Walter ſagte ich nichts, und ließ getroſt Beide in's Theater fahren. — Als ich auf die Bühne komme, ſehe ich, daß Herr von Mäuſewitz ſich angelegentlichſt mit Herrn Feinleim unterhält. — Ich ſtelle mich ihnen nahe, und höre noch deutlich, daß der Regiſſeur antwortet: «Sorgen Sie nicht, gnädiger Herr, auf der Gallerie wird angefangen, und dann ſtimmt die dritte Bank im Parterre mit ein.» — «Vraiment, oui,» erwiederte der Herr Intendant, «das iſt die beſte Art, ſie los zu werden; lorsque j'étois à Paris —» — Plötzlich wird er mich gewahr, und ruſt mir zu: «Habermann, on n'a rien à craindre, ich habe Vorſichtsmaßregeln getroffen.» — Ich auch, denke ich, antworte aber: «Ich vertraute auf Ihre Güte, gnädiger Herr, und habe deshalb die Signora gar nichts merken laſſen.» — «C'est juste, mon ami, c'est superbe, car les confidences ne valent rien du tout.»

Ich ſchleiche mich nun in das Buffet, und höre deutlich, wie die ſchlechten Subjekte, die ich nicht nennen mag, ihre Inſtruktion, das arme Mädchen zu blamiren, wiederholen. — Nun begebe ich mich wieder auf meinen Poſten. — Das Stück geht an, und ſchon ſetzen ſich die Siffleurs in Bewegung, da öffnet ſich plötzlich die fürſtliche Loge, und Prinzeß Thereſe erſcheint, von ihren Kammerherren und Hofdamen begleitet. — Mit dem Auspfeifen war es nun heute nichts. — Die Signora ſang ſchöner als je, und der erſte und zweite Rang applaudirte, dem edeln Beiſpiele der Prinzeſſin folgend. — Die Parkettiſten verhielten ſich indeſſen ganz paſſiv, und murrten innerlich.

Dienſtag, den — —

Walter iſt bei Herrn von Mäuſewitz geweſen, weiß der Kuckuk, wer ihm etwas von den demagogiſchen Umtrieben des Herrn Hoftheaterintendanten geſteckt hat. Die beiden Herren ſcheinen ſich ſehr ernſthaft mit einander unterhalten zu haben. — Ein Stunde darauf ließ Herr von Mäuſewitz, der ſehr bleich und alterirt ausſah, mich rufen, und befahl mir, im Bureau auf ihn zu warten, bis er von einer Privataudienz beim Sereniſſimus zurückgekehrt ſey. Die Audienz dauerte nicht lange, mein Herr Intendant kam wieder, affektirte, ſehr heiter zu ſeyn, und befahl mir, folgendes Schreiben abzufaſſen, zu mundiren, zu couvertiren und ſelbſt zu überbringen:

»Auf beſondere Einwilligung Sr. fürſtlichen Durchlaucht ꝛc. ꝛc. entbindet die Hoftheaterintendanz zu Rattenhauſen hiemit die Signora Mirandolina Paſſerini ihrer Verpflichtung als Theaterſängerin, und hat ſich dieſelbe, von heute an, nicht mehr als ein Mitglied des Hoftheaters zu Rattenhauſen zu betrachten.

Rattenhauſen u. ſ. w.

Im Auftrag ꝛc.

» Paul Habermann.«

Ich brachte der Signora ſogleich dieſes merkwürdige Reſcript. Zwei Stunden nachher verließ ſie mit ihrem Bräutigam Rattenhauſen.

Acht Tage ſpäter.

Ganz Rattenhauſen iſt in Aufruhr; überall ſieht man Leute, mit einem Zeitungsblatt in den Händen. — Man ſollte aus ihren wichtigen Mienen ſchließen: es ſey Krieg zwiſchen Rattenhauſen und Steilau ausgebrochen. — Was ſie aber alarmirt, iſt weiter nichts, als die kleine Annonce im Rattenhäuſer Poſtboten:

«Unſere am heutigen Tage vollzogene eheliche Verbindung zeigen wir Freunden und Verwandten ergebenſt an.

D. den u. ſ. w.

Walter, Freiherr v. Blankſtein.»

M. Paſſerini.»

Mit der Heirath will ich dieſes Bruchſtück ſchließen, ſo gut, wie jedes Luſtſpiel mit der Heirath ſchließt. Wenn ich es betrachte, ſo ſehe ich freilich, daß es einen gewaltigen Fehler hat, der Anfang iſt ſo übertrieben lang, das Ende aber ſo kurz. — Daran ſind indeß einzig und allein die Rattenhäuſer Schuld, ich mußte ihr Treiben ſchildern, und das iſt doch wahrhaftig zu langweilig. — Alſo Finis.

Ende des erſten Theils.

Inhalt
des erſten Theils.

Seite

Vorrede 5

Die Locken 15

Die Primadonna und ihre Anbeter . . . 163

Bei F. G. Franckh in München verließen die Preſſe
im Laufe des Jahres 1829 und 1830, folgende

Schriften

von

C. Spindler.

Vergißmeinnicht. Taſchenbuch für das Jahr 1830. Mit ſieben Stahlplatten.

Inhalt:

Drei Sonntage. Aus den Papieren eines Künſtlers.
Der Hof zu Caſtellaun.
Schlafrock und Wachmantel.
Der Roman eines Abends.
Vergißmeinnicht oder das nie geſehene Bild.

Der Jude. Deutſches Sittengemälde aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Zweite Auflage. 3 Bde. gr. 12. eleg. broſchirt.

Der Jeſuit. Sitten- und Charakter-Gemälde aus den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. 3 Bde. gr. 12. eleg. broſchirt.

Je länger, je lieber. Erzählungen und Novellen. 3 Thle. 8. eleg. broſchirt.

Moosroſen. Erzählungen und Novellen. 3 Bde. 8. eleg. broſchirt.

Kettenglieder. Geſammelte Erzählungen. 3 Thle. gr. 12. broſchirt.

Unter der Preſſe befindet ſich:

Der Invalide. Hiſtoriſches Gemälde des neunzehnten Jahrhunderts. 5 Bde. 8. eleg. broſch.

Ferner erſcheint in demſelben Verlage:

Damenzeitung.
Ein
Morgenblatt für die elegante Welt.
Herausgegeben
von
C. Spindler.
Zweiter Jahrgang.

Denkwürdigkeiten

eines

Hoflakaien.

In

Bruchſtücken aus ſeinem Tagebuche

herausgegeben

von

O. L. B. Wolff

Zweiter Theil.

Folgende empfehlenswerthe Werke haben ſo eben bei
J. G. Franckh in München die Preſſe verlaſſen:

Die
geſchichtlichen Fresken
in den Arkaden
des
Hofgartens zu München,
von
Freiherrn von Hormayr.
8. elegant broſchirt.
Mit dem Bildniſſe König Ludwigs von Bayern.

Der letzte Ritter.
Romanzenkranz
von
Anaſtaſius Grün.
8. elegant broſchirt

Deutſchland
oder
Briefe eines in Deutſchland reiſenden
Deutſchen.
Vier Bände gr. 8.

Die Weiſſagung der Libuſſa.
Hiſtoriſches Gemälde
aus
dem neunten Jahrhundert,
von
Ludwig Bechſtein.
Zwei Bände. gr. 12. broſchirt.

Denkwürdigkeiten
eines
Hoflakaien.

In
Bruchſtücken aus ſeinem Tagebuche
herausgegeben
von
O. L. B. Wolff.

> — yeth thou thyself
> Werth still before my eyes, and round us both
> That happy vision of beloved faces —
>
> Coleridge.

Zweiter Theil.

München.
F. G. Franckh.
1830.

Drittes Bruchſtück.

Die Schüler des Loyola.

Die Schüler des Loyola.

1.

Ich gehe gern in Auktionen, und zwar aus mehr als einem Grunde. — Erſtlich bieten ſie mir einen reichen Stoff zum Nachdenken über die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge dar; zweitens macht es mir großen Spaß, mir aus den Sachen, die dem Verſtorbenen angehörten, ſeinen Sammlungen, Mobilien, Kleidungen u. ſ. w. ſeinen Charakter zu abſtrahiren, und ſo iſt mir wirklich manches, was mir an dem Lebenden räthſelhaft blieb, aus ſeinem Nachlaſſe klar geworden. — Es ergötzt mich drittens ſehr die Phyſiognomieen der Erben, wie der Käufer, ſo wie das gleichgiltige Geſicht des Auktionators und ſeiner Gehülfen zu betrachten, den Mißmuth der erſteren, wenn die Sachen zu wohlfeil weggeſchlagen werden, die Freude Anderer, wenn ſie einen guten Handel machen, oder ihren Aerger, wenn ſie ſich ſchon im Beſitz des Gegenſtandes wähnen und nun auf einmal aus irgend einer Ecke um einige Pfennige überboten werden, und dergleichen mehr zu beobachten. Dann pflege ich viertens, noch eine alte Liebhaberei aus meiner Jugend, wenn gleich auf andere Art fortzuſetzen. — Als junger rüſtiger Tänzer pflegte ich nämlich mich nie um die gefeierten Schönen zu bewerben, denen Alles huldigte, ſondern ich wartete gewöhnlich, bis ſich alle Paare zum Tanzen geſtellt hatten, und ging nun aufmerkſam an den harrenden Schönen, die das Loos getroffen hatte, nicht aufgefordert zu werden, vorüber. Diejenige, die das traurigſte Geſicht machte, führte ich dann mit zierlichen Schritten zum Tanze daher, hatte die Freude, plötzlich hellen Sonnenſchein durch die trüben Wolken ihres Geſichtchens brechen zu ſehen und war gewiß, wenn auch nicht die beſte, doch die freundlichſte und dankbarſte Tänzerin zu bekommen. Obendrein machte ich mir die Mütter der holden Töchter ſehr geneigt, und galt, da ich Alles aufbot, um recht liebenswürdig zu ſeyn, und den Fehler des Ballfatums wieder gut zu machen, für einen recht artigen jungen Mann.

Jetzt freilich, jetzt iſt die Zeit vorbei, die jungen Mädchen und ſelbſt die alten Mütter, die ich damals als junge Mädchen erlöſte, wollen nichts mehr von mir wiſſen, ich muß alſo meine alte Neigung, mich der Verlaßnen anzunehmen, an Thieren und lebloſen Weſen auslaſſen, und hänge daher auf Auktionen auch derſelben nach, indem ich gewöhnlich Sachen, auf die Niemand bietet, an mich kaufe. — Meine gute Katharine ſchüttelt freilich mit dem Kopfe, wenn ich ihr wieder dergleichen in das Haus bringe, ſie weiß es kaum noch zu laſſen; das irrt mich aber nicht, denn die Folgezeit machte manches, für das ich Anfangs das Geld gleichſam weggeworfen zu haben ſchien, für mich und Andere nützlich, und mitunter erſtand ich auch dieſes und jenes für einen Spottpreis, das nachher genau unterſucht, zwanzigmal mehr werth war.

So war ich neulich auch bei der Verſteigerung einer Bücherſammlung zugegen, die einem armen Gelehrten zugehört hatte, der ſich bei Lebzeiten jeden Biſſen vom Munde abdarbte, um Geld zu ſparen, mit dem er ſeine liebe Bibliothek vergrößern konnte. Dafür hatte er denn auch den Seinigen nichts weiter hinterlaſſen, und da Bücher in Rattenhauſen eben kein ſonderlich beliebter Artikel ſind, ſo ging auch ſeine Sammlung weit unter dem Preiſe weg, zumal da ſich viele Seltenheiten darunter fanden, die Niemand nach ihrem wahren Werth zu ſchätzen wußte. — Aus Büchern machen ſich überhaupt die guten Rattenhauſener nicht viel und rechnen dieſelben zu den überflüſſigen Dingen, nur einige Vornehme von Adel und der Kommercienrath Maus beſitzen eine kleine Sammlung, und haben dieſelbe, wie mein Nachbar der Buchbinder Lederſtreif behauptet, nach der Elle angeſchafft. Einer ſehr reichen Collection von franzöſiſchen Autoren erfreut ſich jedoch Hr. v. Mäuſewitz, und dieſe erfreuen ſich dagegen ſämmtlich eines ſehr reichen Maroquin-Einbandes, auf deſſen Deckel mit goldenen Lettern der Name Jerome v. Mäuſewitz zu leſen iſt. Einem franzöſiſchen Leihbibliothekar, der einmal den ſublimen Gedanken faßte, ſich hier niederzulaſſen, that Hr. v. Mäuſewitz durch ſein liberales Betragen ſolchen Schaden, daß der Mann ſchnell decampiren mußte; denn alle Welt lieh ſich Bücher von dem Herrn Hoftheaterintendanten, und da dieſer nichts dafür nahm, als höchſtens einen devoten Dank, mit dem meine guten Mitbürger ſehr bei der Hand ſind, weil ſie ihn ſelbſt münzen können, ſo behielt derſelbe natürlich in ihren Augen den Vorzug, und ſie verbanden ſich einſtimmig, aus Deutſchthum, wie es der Tertius Carniceriuѕ benannte, keinen franzöſiſchen Leihbibliothekar aufkommen zu laſſen.

Das Deutſchthum und Deutſchthun iſt überhaupt eine Sache, die die Einwohner von Rattenhauſen troß unſerem franzöſiſch geſinnten und franzöſiſch redenden Hofe ſehr lieben und ſie bedienen ſich daher des Wortes Deutſch ſehr oft und gern, obgleich es eigentlich bei ihnen nur zu Euphemismen gebraucht wird. So ſagt z. B. der Subrektor: meine Familie lebt ganz von deutſcher Koſt, denn ich haſſe die franzöſiſche Kocherei;

eigentlich aber heißt das weiter nichts, als wir eſſen alle Tage Kartoffeln, ſonſt könnte bei meinem erbärmlichen Gehalte, meine Frau ſich nicht putzen, und ich nicht alle Tage in der Harmonie meinen Leichnam pflegen und politiſiren. — Der Oberpoſtdirektor hat das Sprichwort: »ich bin von jeher ein guter Deutſcher geweſen, und ſage auf deutſch meine Meinung; d. h. als Oberpoſtdirektor und Chef des ganzen Poſtweſens ſollte ich eigentlich meinen Untergebenen mit dem guten Beiſpiel der Höflichkeit vorangehen; da ich aber von unten auf gedient habe, ſo kann ich meine alte Grobheit nicht gut ablegen und bleibe deshalb ruhig dabei.« — Der Diakonus Scharfbein ſagt zu ſeinem Sohne, der gern neuere Sprachen lernen will: »Mein Sohn, ehe Du Dich um die Sitten der Völker des Auslandes bekümmerſt, ſtrebe wie Dein Vater ein guter Deutſcher zu werden, das ſey Dein höchſter Stolz; d. h. ich habe mein Lebelang mich weder um franzöſiſch, engliſch, italieniſch oder ſpaniſch bekümmert und ſehe nicht ein, wozu ich ſo viel unnützes Geld für Dich ausgeben ſoll; du brauchſt den Plunder nicht, um mein Adjunkt in Rattenhauſen zu werden.

So könnte ich noch zwanzig Beiſpiele von verſchiedenen Bedeutungen des Wortes deutſch in Rattenhauſen anführen; denn wie bei dem Hannoveranern nach Campe die Präpoſition bei auch den Accuſativ regiert, was im ganzen übrigen Deutſchland falſch wäre, ſo gilt auch hier ein eigener Gebrauch für dieß gefeierte Wort. — Doch Paule, wo bleibt die Auktion?

Wir ſind ſchon wieder da. — Herr v. Mänſewitz hatte mich mit Aufträgen theils für ſeine eigene, theils für die Theaterbibliothek beehrt, und ich mußte daher von Amtswegen, ſo lange die Verſteigerung dauerte, gegenwärtig ſeyn. Da die Sammlung reich an gut, ja an elegant gebundenen Büchern war, die man noch nebenbei dazu brauchen konnte, einen Schrank oder eine Kommode aufzuputzen, ſo fanden die erſten tauſend Stück guten Abgang, obgleich manches Buch in Hände fiel, die eben ſo wenig, wie der Kopf, der zu ihnen gehörte, wußte, was er damit anfangen ſolle. — Das zweite Tauſend ging in der erſten Hälfte auch noch ziemlich erträglich, aber bei der zweiten Hälfte haperte es ſehr, und wer ein Buch für einige Groſchen erſtanden, mußte die folgenden Nummern, weil gewöhnlich Niemand darauf bot, für das übliche Einſatzquantum von drei Pfenningen dazu genommen werden, wobei ich jedesmal wehmüthig an den ſeligen Sammler dachte. — Auch mir war auf dieſe Weiſe ſchon manches zugefallen, als eine Nummer betitelt: ein Faſcikel mit alten Schriften ausgeboten wurde. — Es zog Niemandes Aufmerkſamkeit an und ſollte ſchon dem Erſteher der vorigen Nummer zufallen, als ich einige Pfennige mehr dafür bot, und mich auch ſogleich im Beſitz deſſelben befand.

Aber wer beſchreibt mein Vergnügen, da ich bei näherer Betrachtung ſah, daß es eine Sammlung von handſchriftlichen Aufſätzen wider die Jeſuiten aus der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts war, und zwar aus jener Zeit, wo man das Entſtehen des dreißigjährigen Krieges beſonders in Böhmen und Sachſen einzig und allein den Machinationen der Loyoliſten zuſchrieb und hauptſächlich in Prag eine Menge Flugſchriften gegen den Orden und deſſen einzelne Mitglieder erſchienen. — Ich konnte mich vor Ungeduld kaum laſſen, und eilte mit meinem Schatze zu Hauſe zu kommen, um ihn dort ungeſtört zu durchleſen.

Das Ganze beſtand meiſt aus Streitſchriften u. ſ. w. und hatte daher eigentlich nur für einen Hiſtoriker Werth; was mich aber beſonders anzog, war die Abſchrift eines Schwankes, betitelt: des Jeſuiten Himmelfahrt, der von Witz ſprudelte, und mir außerordentliches Vergnügen machte, ſo großes Vergnügen, daß ich nicht umhin kann, ihn meinem Tagebuche einzuverleiben, da ich ohnehin es ſchon ſehr langweilig finde, immer und ewig nur von mir zu ſprechen oder mich doch wenigſtens ſprechen zu laſſen. — Ganz kann ich jedoch dieſen Kitzel nicht überwinden und muß mir daher doch noch geſtatten, einige Bemerkungen anzuhängen.

Für's Erſte folgt hier indeſſen:

Des Jeſuiten Himmelfahrt.

Nun höret einen guten Schwank,
Es lag ein Jeſuiter krank,
Ihm war das Herz ſo ſehr bedrückt,
Daß er vermeint, er wär' verzückt,

Bis in den Himmel nach ſeinem Sinn;
Aber er hat noch weit dahin,
Sein Geiſt in den Lüften umſchwebet,
Nach großer Freud' und Wonne ſtrebet,
Lag doch er in dem Bett' und ſchlief
In einen Traum verſunken tief. —
Ihn träumet viel von dem Fegefeuer
Und von der Teufel Ungeheuer,
Wie ſich der Fried bei ihnen verkehrt,
Ein jeder ſeiner Seel' begehrt;
Deßhalb zu fliehen dieſe Qual
Wollt' er wiſchen in des Himmelſaal.
Durch ſeine vermeinte Geiſtlichkeit,
Und hoch belobte Pflicht und Eid
Wider Sanct Peters Macht und Willen;
Doch konnt' er ſeine Freud' nicht erfüllen,
Denn dieſer neu erfundne Stand
War Sanct Petern noch unbekannt.
Sonderlich die viereckige Schlappen;
Wollt' ihn gar machen zu einem Lappen,
Er ſah ihn an bleich wie ein Thor;
Von Fuß auf, hinten und davor.

In Gedanken ſtund er nun in Zweifel
Ob es ein Menſch wär' oder ein Teufel.
Deßhalb wollt' er ihn nit einlaſſen,
Wieß ihn bald auf die Feldſtraßen. —
Der Jeſuite ſich verwundert,
Daß ihn Sanct Petrus hat ausgeſondert,
Und thät' ſich bei ſeinem Namen nennen —
Sanct Petrus wollt' ihn noch nit erkennen,
Und ſprach: der Jeſuitenorden
Von Jeſu nicht geſtift' iſt worden;
Auch nit durch die heiligen Väter,
Deine Red' zeigt ſchier an einen Verräther
Der den Himmel aufſpüren wollt';
Schafft ihn, daß er ſich flugs weg trollt.
Er ließ ihn in den Himmel nit. —
Der Jeſuiter ſprach: Ich bitt'
Laßt mich ein in meines Vaters Namen,
Der den Orden hat geflickt zuſammen.
Oder heiß' ihn ſelber hergehn für
Daß er ein kleines Wort red' mit mir.
Er kennt mich, bald*) er mich thut ſehen;

---

*) ſobald.

Mein Peter, wenn das wird geſchehen,
Daß Du mir hilfſt in dieſer Schanz' *)
Will ich einen ganzen Roſenkranz
Alle Tag ſprechen, nur Dir zu Ehren.
Er ſprach, ich will Dir das gewähren,
Sag' mir, wer iſt dein Vater da? —
Ignatius de Loyola
Heißt er mit ſeinem Namen recht,
Ein freier heil'ger Landesknecht.
Dieſen hol' mir, den will ich haben. —
Sanct Petrus ſprach: erſt mußt abtraben,
Denn kein Landsknecht im Himmel iſt,
Vergebens Du hergegangen biſt.
Aber im Dorf' zunächſt dabei
Find'ſt Du der Landsknecht' mancherlei.
Erſt war gar ſchamroth der Jeſuiter
Und ſprach mit großer Furcht und Zitter:
Er hat ſich wiederum bekehrt,
Die Bücher gebraucht für das Schwerdt,

---

*) Schanz, chance; Fall.

Meins nit, es ſey ein Wunderding,
Daß er ſich achte zu gering,
Und verließ ſein Adel und Gewalt,
Kleid't ſich in eines Bettlers Geſtalt,
Verſchenket alle Kleider ſein.
Sanct Petrus ſprach: jezt fällt mir's ein
Wer der Ignatius ſeyn muß
Der ihm ſelbſt aufgab dieſe Buß.
Aber ſein Armuth angefangen
Hat ſich verkehrt in Stolz und Prangen,
Gute Pfründen und feiſte Kuchen
Zu Rom er erſtlich nach thät' ſuchen
Deßhalb ſo ſuch ihn anderswo;
Dann Du ihn nit findeſt da.
Der Jeſuiter ſprach hergegen,
Sollt ich mich des Himmels verwegen, *)
Und hab bei meiner Lebenszeit
Mein Seel verbürgt für andre Leut,
Die meine Lehr hab'n angenommen,

---

*) einbüßen.

Sie würden gewiß in den Himmel kommen.
So werd't ihr mir's nicht gern thun,
Iſt das für mein' Arbeit der Lohn,
Weiß ich nit, was belohnet iſt?
Sanct Petrus ſprach: ein jeder Chriſt,
Der wird ſelbſt ſeines Glaubens leben
Und von ſeinem Thun Antwort geben.
Hat Ignatius Gut's geſtift't,
So hat er es doch vermiſcht mit Gift.
Es iſt Schad' um die zarte Jugend,
Die er mit höflicher Untugend,
Geführt hat in Abgötterei
Durch ſeine ſelbſt geſponnene Phantaſei,
Philoſophia mußt' herfür
Und Gottes Wort hinter die Thür';
Auf des Pabſtes Geſatz, Menſchengebot,
Dachte er vielmehr als auf Gott.
Was ſoll viel davon ſagen ich,
Wo ein Menſch läßt vernehmen ſich
Von Gottes Wort und von der Predigt,
So wird bei euch der Teufel ledig.
Greifet zu dem Schwerdt, Strick und Brand
Oder Verjagens aus dem Land.

Dieſes Werk ich mit nichten lob'. —
Er ſprach, wenn mir machen eine Prob,
So thun wir es gar nicht darum
Daß die Leute glauben an Chriſtum,
Sondern darum, daß Keiner glaubt,
Daß der Pabſt iſt das Oberhaupt
Der chriſtlichen Kirchen und Gemein'
Und daß er könnt durch die Gewalt ſein
Den Himmel öffnen oder verſchließen. —
Sanct Petrus ſprach bald unverdrießen*)
Hat denn der Pabſt eine ſolche Macht,
Wie kommt's nun, daß er dein nicht acht't,
Schließt auch auf den Himmel Dir? —
Der Jeſuiter ſprach: Mit mir
Hat es eine viel andre Geſtalt,
Ich hab' von ihm empfangen Gewalt,
Daß ich auch kann vergeben die Sünden;
Das iſt auflöſen oder binden
Und geben den verdienten Lohn.
Der Pabſt in der dreifachen Kron

---

*) unverdroſſen.

Kann gebieten den Engelein theuer,
Daß ſie müſſen aus dem Fegefeuer
Die Seelen in den Himmel bringen;
Engel und Teufel kann er zwingen,
Daß ſie ſeinen Befehl verrichten,
Deßhalb verhindre mich mit Nichten
Und ſperre mir flugs den Himmel auf,
Eh' daß ich richt' nach Rom den Lauf,
Und thu dich bei dem Pabſt verklagen. —
Sanct Petrus that hinwieder ſagen:
Nach der Pabiſten Meinung ſein
So muß ich auch ein Pabſt geweſen ſeyn.
Doch mein Lebtag und Jahre alt
Hatt' ich nie eine ſolche Gewalt
Wie jetzunder die Päbſt' fürgeben.
Das war mein Amt, daß ich mein Leben
Mußt richten nach des Herren Wort,
Das Volk belehren an manchem Ort,
Nach Vermögen der heiligen Schrift, —
Ich hatt' kein Kloſter, Pfründ', noch Stift,
Ich ritt auch nicht auf hohen Roſſen,
Sondern mußt' wandern unverdroſſen;
In keinen Seſſel trug man mich

Wie jetzt der Pabſt läßt tragen ſich. —
Weil ſein' Gewalt ſich ſo hoch erſtreckt,
Wie Du mir jetzund haſt entdeckt,
So hat er leicht einen andern Himmel
Mit ſeinem chriſtlichen Gewimmel,
Denſelben frag' nach, mit Begehr. —
Er ſprach: Der Pabſt ließ mich daher
Weil ich mich bei ihm hab' allzeit
Erzeigt mit Unterthänigkeit. —
Sanct Petrus ſprach: Mein lieber Sohn,
Hätteſt Du Gottes Willen thon,*)
So wollt' ich dich laſſen herein
Wie in der Schrift thut geſchrieben ſeyn,
Und Du ſelbſt wirſt geleſen haben. —
Der Thor ſagt: Was ſagſt von Buchſtaben?
Die Schrift von Dir ſo hoch geacht,
Iſt wie eine Naſ' aus Wachs gemacht,
Die läßt ſich ziehen hin und her,
Des Pabſt's Gewalt gilt tauſendmal mehr.
Petrus thät wieder zur Antwort geben:

---

*) gethan.

In der Schrift ſucht man das Leben
Und die iſt's, die von Chriſto zeugt,
Welche mit Wahrheit nit betreugt.
Deßhalb weil Du mit Deinen Geſellen
Nach ihrer Lehr' dich nicht that'ſt ſtellen,
So wird Dir auch zu Deinem Heil
Der Schrift Verheißung nicht zu Theil,
Du hätteſt denn gegriffen zur Buß',
Nach Gottes Wort gerichtet Deinen Fuß,
So ließ ich Dich in Himmel leicht. —
Ach, ſprach er, wie oft hab' ich gebeicht
Vor des Himmels Herr und vor Dir
Und ſoll das Alles nicht helfen mir?
Hab' dazu Dein' Fürbitt' begehrt. —
Sanct Petrus ſprach, ich hab's nie gehört,
Zu dem gehört es mir nicht zu,
Daß man mir ſolche Ehr' anthu',
Sondern Chriſto dem wahren Gott,
Der kann helfen in aller Noth.
Dieſem ſoll man die Noth fürtragen. —
Er ſprach: So thu's ihm noch anſagen
Und erklär' ihm meinen ganzen Handel,
Meinen Glauben, Werk, Leben und Wandel.

Erſtlich hab' ich zu meinem Weſen
Freiwillige Armuth mir erleſen,
In der lebt' ich von Herzen gern,
Und wollt', daß es ſollt' ewig währ'n,
Denn in der Armuth unverborgen
Durft' ich nie um die Nahrung ſorgen. —
Wann ſchon ein Faſttag ging herein,
Behalf ich mich mit Brod und Wein,
Aß ich kein Fleiſch, ſo aß ich Fiſch',
Die machten mich gleichwohl ſo friſch,
Als ſonſt ein Stück Fleiſch von meinem Rind,
Zum andern ich Dir auch verkünd'
Lebete ich in ſteter Keuſchheit,
Wie man von uns weiß nah und weit,
In den Gehorſam war ich gekrochen,
Habe nie keinem Wort widerſprochen,
Alle Arbeit that ich im Haus,
Ich trug Waſſer und kehrete aus,
Die Tauben füttern, Hühner rupfen,
Die Gerſte klauben, Salat zupfen,
Hab' ich alles willig verricht't,
Mich ihrer nie geweigert nicht. —
Was aber unſer' Lehr berührt,

Dadurch mancher wird verführt,
Iſt daß da Gottes Wort macht kund,
Daß Chriſtus ſey des Glaubens Grund,
So ſagen wir der Pabſt es ſey,
Und bekennen's öffentlich frei.
Gott alle Ding' erſchaffen hat.
Darauf ſprachen wir früh und ſpat,
Der Pabſt aus nichts kann etwas machen,
Verändern natürliche Sachen.
Deſſen Satzung man halten ſoll,
Und wann er ſchon die Hölle füllt voll
Der Völker größte Anzahl viel,
Muß Jedermann doch ſchweigen ſtill,
Und im Geringſten ihn nicht ſtrafen
Oder fragen, wa's er thut ſchaffen.
Der Pabſt iſt ein Glanz der Wahrheit,
Auch hat er Gewalt zu aller Zeit
In dem irdiſchen Kaiſerthum,
Wie auch im himmliſchen und dann in Summ'
Er gebeut, daß die Engel theuer
In den Himmel aus dem Fegefeuer
Die Seelen thun führen behend.
Er kann ändern die Sacrament',

Er kann diſpenſiren und nachlaſſen,
Ob es ſchon Gottes Wort thut haſſen,
Er hat einen Willen himmliſch frei,
Er mag verrichten allerlei,
Wer nit gehorchet ſeinem Gebot,
Den ſoll man ſtrafen mit dem Tod,
Er iſt Chriſti Statthalter,
Der allgemeine Kirchenverwalter.
An ihm lieget der Kirchen Heil. —
Die Heiligen mag er zum Theil
Nach ſeinem Gefallen canoniſiren.
Durch ſeinen Ablaß in den Himmel führen.
Ueber die Concilia insgemein
Vorzuſtehn iſt in der Gewalt ſein.
Das geiſtlich und das weltlich Schwerdt,
Aus göttlichem Rechte ihm gehört. —
Wie Gold das Blei übertrifft weit,
Alſo auch des Pabſtes Würdigkeit
Weit übertrifft des Kaiſers Würd', —
Auf- und abſetzen ihr gebührt,
Der Kaiſer muß ihm Ehr beweiſen,
Alles Gehorſams ſich befleißen,
Seine Gewalt iſt geſetzt über all Recht,

Und wär er ſchon ungelehrt und ſchlecht,
Hat er doch im Schrein ſeines Herzens
Alle Recht', bekenn' ich ohne Scherzen, —
Er iſt reich und mächtig an Gut,
Ueber alles er herrſchen thut. —
Von dem wir uns nicht laſſen treiben,
Obſchon gewaltig dawider ſchreiben
Paulus, Petrus und andre mehr,
Kehr ich mich doch nicht an ihre Lehr',
Und ob von biſchöflichen Stand
Die heilige Schrift uns oft ermahnt,
Daß alle Biſchöff' rechter Sachen,
Ueber der Gemein' Seel' ſollen wachen,
Sollen hüten und Wächter ſeyn,
So kommt's mit uns nit überein, —
Unſere Biſchöff man Richter nennt,
Als weltliche Richter anerkennt,
Auch ſagt Lucas zu gleicher Geſtalt,
Sie ſollen haben gleiche Gewalt;
So haben wir ein andre Wahl,
Der Ein' der iſt ein Cardinal,
Der Andre Erz-Land-Weihbiſchoff,
Oftmals ein ungeſchickter Schroff,

Sanct Paulus thut fleißig beſchreiben,
Was ſie für Tugend ſollen treiben,
Namlich daß er für ſeinen Leib
Soll nehmen ein eheliches Weib,
Auch nüchtern, mäßig, ſittig ſeyn,
Gaſtfrei, gelehrt, nit Völler in Wein,
Soll Andre lehren und auch ſtrafen,
Alle Widerſprecher abſchaffen;
Das iſt bei uns nie Brauch geweſen,
Wann war einer zum Biſchoff erleſen,
Muß er vorher geweſt ſeyn ein Domherr,
Edelmann, Graf oder anders mehr. —
Dieſe müſſen die Kirch' verſehen,
Aber wie es oftmals thut geſchehen,
Daſſelbe weiß der liebe Gott,
Und wär' wohl eine Beſſrung Noth,
Auch haben wir alles angericht't,
Manche Weiſ' zu leben erdicht't.
Aus guter Meinung und Einfalt
Eigene Regeln uns fürgemalt,
Mit denen wir wollen wiſchen ein
In den Himmel vor Andern insgemein, —
Und das war alſo verrichtet worden,

Daß ein' Zeitlang faſtet dieſer Orden,
Der andre eine andre Zeit;
Die Kleidung war ſeltſam bereit't,
Einer trug ſchwarz, weiß und grau,
Auch von Farben ſchön grün oder blau;
Der Eine aß Fleiſch, der Andre kein's,
Dieſes hielt man auch für ein Klein's;
Der Eine trug Schuh, der Andre nit,
Und alles nach ſeltſamen Schnitt. —
Die Lehr' von Geſetz und Werken gut
Theilten wir aus liſtigem Muth
In Gottes Gebot und in Räth',
Darauf mancher oft ein Gelübde thät.
Wenn gleich der heilige Paulus ſpricht,
Was nit aus dem Glauben geſchicht,
Daß daſſelbige ein Sünd' ſoll ſeyn,
So ſprechen wir dawider: nein,
Sondern ſey Gottes Dienſt angenehm; —
Iſt auch viel leidlicher in dem,
Daß ein Prieſter für ſeinen Leib
Hab' ein Köchin oder Kebsweib,
Denn daß er leb' in dem Eheſtand
Wie Sanct Paulus uns hat ermahnt,

Sonſt kann er nit der Kirche pflegen,
Und verſehen ſein Dienſt allwegen,
Was aber wir Mönch' und Pfaffen
In der Kirchen haben zu ſchaffen,
Das geſchieht erſtlich inſonderheit,
Daß wir beten ſieben Tag' Zeit,
Als Metten Prim, Terz, Sept und Non,
Vesper complet ſag' ich euch ſchon
Und wann ſchon einer das verricht't,
Fäulelich, iſt's doch keine Todſünde nicht,
Weil es durch Menſchen iſt erfunden,
Die Meſſ', an die wir ſind gebunden,
Geſchieht in unbekannter Sprach',
Und thun es gar nit Chriſto nach,
Denn unſre Meſſ' und Chriſti Leiden
Soll kein Chriſtenmenſch unterſcheiden;
Eins wie das andre gilt ſoviel,
Und dieſes muß geſchehen in Still,
Wir brauchen ſieben Sacrament',
Im Grund heiliger Schrift erkennt, —
Viel' Feiertag' haben wir erdacht,
Mit groben Lügen zugebracht,
Den Heiligen wir Kirchen bauen,

Ihren Verdienſten herzlich vertrauen,
Verehren ſie mit höchſter Ehr; —
Die Bilder und Gebein noch mehr.
Wir ehren mit Gebet Wallfahrten;
Glück und Geſundheit von ihnen erwarten
Zu Loreto, Achen und Sanct Jacob
Verſprechen wir uns viel Ruhm und Lob, —
Thelesphorus verordnet wohl,
Daß man vierzig Tag' faſten ſoll,
Dann durch Faſten, wie ſich's gebührt,
Uns Menſchen zugeeignet wird,
Der Verdienſt Chriſti, unſers Herrn,
Durch Faſten wie Gottes Gnade mehr'n. —
Petrus in der Apoſtelgeſchicht'
Am zehnten Capitel ſpricht:
Daß uns Chriſti Leiden und Sterben
Vergebung der Sünden thut erwerben.
Deßhalb wir los werden fürhin
Der Straf' durch den Glauben an ihn;
So ſprech' ich, des Pabſtes Ablaß groß
Macht uns von Strafen der Sünden los.
In der Tauf' durch den Glauben gut
Beſprengt uns Chriſtus mit ſeinem Blut,

Aber ich lehr' und meine Geſellſchaft,
Weihwaſſer hat göttliche Kraft,
Gibt Geſundheit, thut Krankheit vertreiben,
Wo es iſt, mag kein Teufel bleiben. —
Auch lehren wir vor allen Dingen
Das Vieh man damit ſoll beſprengen,
Die Ställ', die Brunnen und die Speis,
Die Todtengräber gleicherweis,
Es vertreibt Geſpenſt und Zauberei. —
Wer das Weihwaſſer thut empfinden,
Der wird vertilgen die alten Sünden,
Oftmals geſchehen große Wunderwerk'
Durch dieſes Weihwaſſers Kraft und Stärk',
Große Brunſten hat es gelöſchet aus,
Vor Gefahr errettet ſo manches Haus. —
Letzlich der Chriſten gläubige Seel'
Nimmt Chriſtus zu ſich ohne Fehl; —
So ſprachen wir, wer auf Erden hie
Mit guten Werken büßet nie
Sein' Sünd' und zeigt ſich nicht fromm,
Der muß vorher in das Fegfeuer komm,
Und darin leiden Pein und Qual,
Bis er hat darin genug gethan für ſie all'.

Steht auch viel beſſer um den Reichen,
Der kann's vor dem Armen erſchleichen,
Denn er kann dieſer Marter groß
In einem Augenblick werden los.
Um Geld wir Meſſen halten ihm,
Das iſt alſo die Lehr', vernimm,
Damit wir verführen die Welt,
Bringen an uns ihr Geld,
Das iſt unſer römiſcher Glaub',
Deßhalb mir den Himmel nit raub'. —
Sanct Petrus ſprach bald zu der Friſt:
Ein hiſtoriſcher Glauben das iſt,
Und mangelt viel an dem Vertrauen
Auf Chriſtum und ſein Wort zu bauen.
Darum ſo zeuch' nur flugs deine Straß,
Denn ich dich hier herein nicht laß;
Gutgedünken Menſchengebot,
Verdient nichts und gefällt nicht Gott,
Deine große Demuth hilft Dir nicht,
Denn ſie nur gleisneriſch iſt erdicht't,
Dein Orden neu erfundner Sekt'
Voll Gleisnerei und Schalkheit ſteckt.
Die ganze heilge Schrift thut dir ſchelten,

Er ſprach, ſo laß mein Ablaß gelten,
Den uns die päbſtliche Heiligkeit
Mit rothem Wachs hat zubereit,
Und verehrt unſre Brüderſchaft,
Zu München und dieß iſt ſeine Kraft,
Auf zehn Tag, auf etliche Jahr,
Auf hundert und tauſend fürwahr,
Für geſcheh'ne und begangne Sünd',
Auch die ich noch künftig begehen könnt',
Wollteſt Du dieſe Gewalt verachten,
Des Ablaßbriefes Kraft nicht betrachten,
Mußt Du ein ſchlechter Peter ſeyn,
Deßhalb ſperr' auf und laß mich ein. —
Nicht allein durch meines Briefes Stärk',
Sondern durch unſre Wunderwerk',
Die von uns öftermals ſind geſchehen,
Und männiglich wohl hat geſehen,
Wie wir die Leut' haben betrogen,
Und von einem Ort zum andern zogen,
Mit einer frommen armen Magd,
Die von dem Teufel ward geplagt;
Ich meine, es ſey ihr an den Orten
Von uns Brüdern geholfen worden,

Daß ſie noch täglich hat zu klagen,
Von unſrer Schalkheit laut zu ſagen,
Wie wir mit ihr umgegangen ſeyn;
Thut uns für Erzbuben ausſchrein,
Noch ein Wunder that man erfahren,
Als wir eine Magd bekehren waren,
Von dem lutheriſchen Glauben recht,
Welcher von uns wird hoch verſchmächt,
Dieſes ging zu auf dieſe Weis,
Wir ſuchten gute Mittel und Weiſ',
Kleiden Einen in eine Ochſenhaut,
(Doch ſchrien wir davon nit laut;
Hätt' ſich auf einen Boden verborgen,
Die Magd ging hinauf ohn' alle Sorgen:
War dieſer Sachen ganz ohne Zweifel,
Da ſprach zu ihr herfür der Teufel,
Fraget ſie trutzendlicher Maaßen,
Ob ſie das Lutherthum wollt laſſen?
Die Magd fing an zu ſchreien ſehr,
Ein Reitknecht war von ihr nicht fehr,*)
Als er nun den Teufel erſach,

---

*) fern. —

Mit einem Schwerdt er ihn durchſtach.*)
Sonſt noch viel Zechen, ſeltſam Tauben,
Sind geſehen bei unſerm Glauben. —
Auf ein' Zeit hielt ein Hausmann frei
Mit ſeinen Freunden eine Gaſterei,
Thät ihn ein gebratnen Hahn vorlegen,
Die trieben viel Redens verwegen,
Sagten mit großem Spott und Lachen,
Nicht mehr könnt' ihn lebendig machen
Weder Sanct Peter, noch der Herre Gott,
Und ſieh, nach ſolchem Scherz und Spott,
Stieg in der Schüſſel auf der Hahn,
Fing überlaut zu krähen an.
Sie alle wunderten ſich des Ding. —
Zum fünften hätt' ein Abt ein Ring,
Den thät ein Rab' in ſein Neſt tragen,
Der Abt verbannt**) ihn in drei Tagen,
Hat auf ein Menſchen ſein Gedank',
Dadurch ward der Rab' ſchwach und krank,
Schrie nit und aß nit mehr zur Hand,

---

*) Soll wie es in einer handſchriftlichen Anmerkung heißt, im Hauſe der Herrn Fugger zu Augsburg geſchehn ſeyn. —

**) thät ihn in den Bann.

Bis daß man den Ring wieder fand,
In den Neſt und ihn abſolvirt,
Von dem Bann, der ihn hat berührt; —
Deßhalb Peter! die Wunderzeichen
Sollten dich billig wohl erweichen,
Den Himmel mir nit aufzuhalten,
Weil wir uns ſo chriſtlich verhalten,
Laß mich ein, ſag ich Dir voran,
Eh' dich der Pabſt auch thut in Bann. —
Sanct Petrus ſprach, den fürcht' ich nicht,
Die heilge Schrift gibt klar Bericht,
Wie in Johannes beſchrieben iſt,
Daß der Pabſt iſt der Widerchriſt,
Wie auch Sanct Petrus thut verkünden,
Der nennt ihn einen Menſchen der Sünden
Und ein Kind des Verderbens groß,
Das alle gute Ordnung umſtoßt,
Zu dem Daniel der Prophet
Sein' Wohnung ſchön beſchreiben thät,
Wie ihn wird ein Pallaſt aufgeſchlagen,
Zwiſchen zwei Mohren ohne Zagen, —
Sanct Paulus beſchreibt ſeine Zukunft,
Die er mit ſeiner ganzen Zunft,

Wird lügenhaſte Zeichen thun,
Abſühren von dem Guten ſchon;
Wie ſolches den viel Jahr entlang
In dem Pabſtthum iſt geweſen im Schwang,
Thut alles nach dem Willen ſein,
Erhebt ſich über Gott allein,
Im Tempel Gottes er ſich ſetzt,
Die göttliche Ehr aufs höchſte verletzt;
Führt falſche Lehr mit ſeiner Rott,
Und redet greulich wider Gott,
Den wahren Gott er achtet nicht,
Sondern ſeine Meß, die er hat erdicht
Mit Silber, Gold und Edelgeſtein
Er hoch ehret und zieret fein. —
Seine Mithelfer allzugleich
Macht er zu großen Herrn im Reich. —
Der Frauen Lieb er nimmer ehrt,
Hält den Ehſtand für nichts werth,
Verbeut die Speis zu ſeiner Zeit,
Veracht die weltliche Obrigkeit.
Deshalb die folgen ſeinen Lehren,
Und ſich durch Buße mit bekehren,
Die werden an dem jüngſten Tag

Ein ſchweres Urtheil hören mit Klag.
Und weil du und die Brüder ſein
Seiner Lehr das Fundament ſeyn,
Durch die er ſein falſchen Irrthum
In Deutſchland aufricht wiederum,
So thu antreten auf dies Mal
Mit deiner Geſellſchaft überall. — —
Traurig er bald abtreten thät,
Eine Ecke er gern gegeben hätt
Aus ſeinem Gut, daß alle Sachen
Peter mit thät ſo kundbar machen,
Und wie er meint, er zieht gen Rom
Mit ſeinem chriſtlichen Leben from,
Allda er zu mehr Nutz der Sachen
Neu Ablaßbrief wollt laſſen machen.
Siehe da war er gleich erwacht
Aus ſeinem Schlaf; des Traums, nit lacht:
Bedacht ſich ein Weil hin und her,
Sprach zu ihm ſelbſt: Hat denn mein Lehr
Kein andre Frucht, Nutz und Gewinn?
Denn wie ich jetzt erfahren bin,
Wie wird ſich dann das Blatt umwenden,
Wenn ich mein Leben muß hier enden?

Weil jetzt im Traum nur meine Seel
Hat erſtanden ſo große Quäl,
So dünkt mich nach billigen Rath
Daß ich meine Reu nicht hab zu ſpat. —
Zu Gottes Wort will ich mich geben,
Nach dieſem anſtellen mein Leben,
Denn wer muthwilliglich thut ſünden,
Wird nicht viel Gnad bei Chriſto finden,
Meinen Traum ich auch für gering nicht halt,
Im Traum hat Gott erzeigt ſein Gewalt,
An Nebucadnezar dem König,
Der Gott nicht wollt ſeyn unterthänig,
Deswegen er ward hart geſtraft,
Hat drauf Abgötterei abgeſchafft. —
Dieſes muß mir eine Warnung ſeyn,
Und wollt Gott, daß die Brüder mein,
Sich auch an das Exempel ſtießen,
Und durch Gottes Wort ſich ziehen ließen,
Gewißlich würden ſie ihre Blindheit,
Wie ich, von ihnen werfen weit. —
Nun hat Gott oftmals viele bekehrt,
Daß die ſein Wort haben gelehrt. —
Vielleicht wird er ſie noch fürhin

Erleuchten mit ſeines Geiſtes Sinn,
Obſchon jetzt ſein Häuflein klein iſt,
Und verfolgt wird zu jeder Friſt,
Kann er doch aus den Steinen wecken,
Daß die ſein Lob müßen entdecken. —
Dreitauſend Seelen auf einen Tag
Wurden bekehrt, wie die Schrift es ſagt,
Wie auch Lydia ein Weib fromm
Durch die Predigt glaubt an Chriſtum. —
Der rechte Glaub hat ſeinen Grund hinfort
In dem heiligen Gotteswort,
Auf Gottes Gnade er ſich vertröſt,
Auf Chriſtum, der uns hat erlöſt;
Dieſen hilf uns Herr Chriſtus mehren,
Von deinem Wort laß uns nicht abkehren,
Gieb daß wir leben alle Zeit
Bei dem in rechter Beſtändigkeit. —
Laß uns kein Furcht davon abziehn,
Oder durch weltliche Schmach es fliehn,
Hilf uns zu dir an deinen Thron,
Daß wir dich ewig loben thon,
Und groß machen deinen höchſten Namen,
Das verleih uns Herr allen. Amen. —

Randbemerkungen.

Niemand iſt wohl ſo ſehr von allen Seiten und mit ſo verſchiedenartigen Waffen bekämpft worden, als die verehrten Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu; Holländer und Deutſche, Franzoſen und Italiener, Engländer und Portugieſen haben ſich daran verſucht, ſtumpfende Feilen jenen an die ſpitzen ſcharfen Zähne zu legen, aber die Feilen wurden eher ſtumpf als die Zähne — und ſelbſt Ganganelli, der der Geſellſchaft der Jeſuiten die Hydrahäupter abhieb mit einem Schlage, überſah das gefährlichſte, das nie ein Fürſt weder ein geiſtlicher noch ein weltlicher zu zertreten vermochte — ich meine den Jeſuitismus. Das war ein Saamen, der nun ſchon ſeit zwei Jahrhunderten in einen von Schwerdtern und Streitroſſen gepflügten Boden gelegt war, ein Saamen, der unter den Dornen am Beſten gedieh, verſchieden von dem, den der Seemann im Evangelio ausſtreute, und der, da er tief lag, ſo oft man auch das Unkraut abhackte, immer von Neuem lebhaft aufkeimte, und wie gewiſſe Giftpflanzen im dunkeln Schatten am Beſten fortkam.

Ich wunderte mich daher nicht im Geringſten, als die Zeitungen zuerſt wieder von Jeſuiten ſprachen; es ging damit, wie mit dem Teufel, von dem Goethe ſagt, den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben. Der Orden war aufgehoben, — aber nicht ausgeſtorben. Und eben, daß ſie wieder da ſind, wieder gedeihen, wieder aufkommen, das macht, daß — ich die Jeſuiten wider meinen Willen außerordentlich achten muß.

Die Geſellſchaft der Väter Jeſu iſt das treffendſte Bild des Univerſums, das mir je vorgekommen iſt. Jedes einzelne Glied trägt als Theil des Ganzen blind gehorchend zur Vollkommenheit des Ganzen bei. Alles greift in einander, geht in ewigen Kreiſen fort, und erkennt nur einen unſichtbaren Herrn, vor dem es ſich beugt, unweigerlich, unwandelbar bis zum letzten Augenblicke. Dieſer unſichtbare Fürſt aber iſt der Zweck des Ordens, der ſchon in ſeinem erſten Keime ſchlummerte, geiſtliche Weltherrſchaft.

Ueberall wo ſich ein Verein bildet für einen beſtimmten Zweck, da werden Alle, denen es ihrer Schwäche oder ſonſtigen Gründe wegen, nicht geſtatten wird beizutreten, ſo lange daran zerren, bis ſie etwas davon abzerren können. — Das war auch hier der Fall, was hat es aber geholfen — die Jeſuiten ſind wiedergekommen, der Jeſuitismus iſt geblieben.

Man, oder vielmehr ich ſelbſt könnte mir einwerfen, wie viel Böſes von den Jeſuiten geſtiftet worden iſt; man könnte, oder vielmehr ich könnte eine Menge geſchichtlicher Data, Verſchwörungen in England, wie in Frankreich, in Deutſchland wie in Italien, von ihnen angezettelt, Königsmorde, Ver-

und Entführungen aller Art u. ſ. w. anführen, das würde mich aber doch von meiner Meinung nicht abbringen. — Ihre Schandthaten muß ich haſſen, ihre Grundſätze verabſcheuen, aber — den Orden muß ich achten — denn, nennt mir in der ganzen Welt eine ihm ähnliche Geſellſchaft, ſchlagt mir die Annalen der Geſchichte auf und zeigt mir einen ſolchen Verein, der ſeinem inneren Mark ſo ſein eignes Wachsthum verdankt, ſich ſo durch eigene Kraft erhielt, und was noch mehr iſt, bis zum letzten Augenblicke zuſammenhielt.

Hier wird man, oder werde ich mir wieder einwerfen, welche Mittel angewandt, gebraucht und erlaubt wurden. Man wird mich von dem ſchändlichen Bankerott Lavalettes, *) an den wohllüſtigen Verführer der

---

*) Provinzialgeneral in Martinique, Oberaufſeher des weſtindiſchen Handels der Jeſuiten. — Er brachte die franzöſiſche Kaufmannſchaft um drei Millionen Gulden.

Cadiere an Oldecorn und Garents *) erinnern wollen, ich aber antworte nur, daß ich nur von dem ganzen Orden oder richtiger von der ganzen Geſellſchaft rede.

Haltet einmal andere Vereine dagegen; Freimaurer, Roſenkreuzer, Malteſer u. ſ. w. jeder Art, was iſt aus ihnen geworden? Sie zerfielen in ſich, oder ſanken zum Poſſenſpiele herab, weil immer Einzelne ſich vordrängten und herrſchen wollten; hier ſtand Einer an der Spitze, ein Unſichtbarer, die Idee von der geiſtlichen Weltmonarchie und dieſem unſichtbaren Lenker mußte Alles dienen und diente Alles.

Es hat ſich, als ich den obigen Schwank durchlas, wieder eine alte Bemerkung bei mir

---

*) Haupttheilnehmer an der Pulververſchwörung.

eingefunden, die ich öfter ſchon zu machen Gelegenheit hatte, wie ſich nämlich die verſchiedenen Nationen benehmen, wenn ſie ſich mit Schimpfreden ihrer Haut wehren; der Franzoſe beißt um ſich, der Italiener ſticht um ſich, der Engländer ſtößt mit dem Fuße, der Spanier mit der Hand; ſie bedienen ſich ſämmtlich Angriffswaffen; der ehrliche Deutſche aber begnügt ſich damit, ſeinem Gegner den Schild vorzuhalten, und ihm im Nothfall mit der breiten Seite, einige eben ſo gut gemeinte breite Püffe zu verſetzen. Zum Beweiſe leſe man die verſchiedenen Schriften der verſchiedenen Nationen gegen die Jeſuiten vom Anti-Cotton an, bis zu meinem ehrlichen Schwanke, des Jeſuiten Himmelfahrt, herab.

Man thut kein größeres Unrecht, als wenn man auf den Loyola ſchimpft, und ihm alles Böſe zuſchreibt, was von den Jeſuiten ausgegangen iſt. — Loyola war ſeinem Charakter nach, einer der vortrefflichſten Männer ſeiner Zeit, aber er war ein Spanier und ſah daher ſeine Zeit, ſein Ziel und ſeinen Zweck mit ſpaniſchen Augen an. — Das Einzige, was man ihm als einen Charakterfehler anrechnen könnte, iſt Eitelkeit.

Man fürchtet von den Jeſuiten, weil ihnen einige Fürſten Rechte einräumen, für Freiheit und Aufklärung. — Thorheit, die Zeit iſt ein Fortſchreiten, und ſie werden ſie nicht hemmen. Wie jener Wiener hemmen ſie die Quelle in Donaueſchingen, die Donau fließt aber doch fort. — Was ſie aufhalten oder zurückſchieben, das ſind doch nur armſelige Kieſel, die der Weltſtrom früher oder ſpäter mit ſich fortreißt, oder auch im Grunde liegen läßt, wo ſie weiter nicht hinderlich ſind.

Was das gemeine Volk den Jeſuiten am Meiſten übel nahm, waren die vielen geheimen Heirathen, zu denen ſie hübſche Frömmlerinnen, beſonders Wittwen zu verleiten ſuchten, und ſehr oft verleitet haben, die letzten beſonders ganz gegen die Regel ihres eigenen Ordens wie de Monita secreta ſie enthalten.*) Faſt in allen Schriften gegen die Jeſuiten für das Volk finden ſich Beiſpiele von dergleichen Ehen, die von den Feinden der Geſellſchaft wohl benutzt werden, denn die Ehe iſt die sainte N'ytouche des Pöbels, und auf ſolche Weiſe hetzte man denſelben am Leichteſten und Beſten gegen den Orden auf.

---

*) Exhortationes fient de bonis viduitatis, de molestiis matrimonii praesertim iterati, de periculis, quae simul incurruntur quae maxime ad homines sunt.
M. S. cap. VI, §. 8. — D. H.

Ueberhaupt war bei ſolchen Kämpfen der Jeſuitismus de part et d'autre, und wird bleiben, ſo lange es Geiſtliche gibt, die nicht auch, wie bei den alten Römern weltliche Aemter bekleiden. Jeſuitismus zeigten die Proteſtanten eben ſowohl in ihren Kämpfen gegen die Katholiken, als unter ſich, kurz wo ſich Geiſtliche zanken und ſtreiten, zur Ehre des ewigen Gottes und ihrer Kirche, da wird der Jeſuitismus immer die Meſſer wetzen, die Pfeile ſpitzen, die Schwerdter ſchärfen. — Es iſt einmal nicht anders.

Anmerkung des Herausgebers.

Es findet ſich noch eine Menge ſolcher Randbemerkungen in dieſem Abſchnitte, von Habermann's Tagebuch, ich habe aber für beſſer gehalten ſie wegzulaſſen, um den Schaafen und ihren Hirten kein Aergerniß zu geben, und nur einige wenige herausgehoben, damit der geneigte Leſer ſich in den Stand geſetzt ſähe, des ſeligen Hoflakaien Charakter und Anſichten von allen Seiten kennen zu lernen.

Viertes Bruchſtück.

Die Verlobung.

Die Verlobung.

1.

Prinzeſſin Thereſe fuhr in's Conzert. Ich leuchtete ihr, mit der Fackel vorangehend, in den Saal, als uns auf der Treppe ein junger Mann begegnete, der alsbald Front und einen tiefen Diener machte. Es war eine intereſſante Geſtalt, wie man ſie intereſſant in den intereſſanten Romanen beſchrieben findet. Er muß der Prinzeſſin ſehr aufgefallen ſeyn, denn ich hörte, als ich die Flügelthüren des Conzertſaals öffnete, wie ſie Comteſſe Roſalie nach ihm fragte. Dieſe behauptete, ihn nicht zu kennen, fuhr aber doch ſichtlich bei der Frage zuſammen. —

Warum reiſen wir als geſunde Perſon in's Bad, liebe Comteſſe? Das iſt Verſpottung, da kommt man leicht krank zurück. — Ich fürchte, wir haben da mit dem weichen Herzchen und der engelsguten Seele Connaiſſancen gemacht, die ſich eben nicht für den Y — er Hof paſſen und ſchicken. — Nous verrons.

Ich ſchlich mich während der zweiten Abtheilung in den Saal, um mich im Stillen von der Beethovenſchen Symphonie in D-dur, die unſere Kapelle jedesmal vortrefflich executirt, zu ergötzen. Mein Blick fiel unwillkührlich auf die Oberhofmeiſterin mit ihren drei Jahrmarktspuppen, Töchter genannt. Während der Symphonie plauderten ſie, was das Zeug nur halten wollte, wie man im gemeinen Leben ſagt. (Ich vergeſſe immer, daß ich Y — ſcher Hoflakai und alſo eine Perſon bin, die Conduite haben muß.) — Nun ſpielte der Conzert gebende Künſtler ein Thema mit Variationen; das Thema war ein gemeiner Kneipenwalzer. Pfui doch, wieder ein plebejer Ausdruck, wollte ich doch ſagen: une valse de Bastringue; die Variationen-Schnörkeleien à la mode d'aujourd'hui. Siehe, als ſie die himmliſchen Harmonien des Thema's hörten, da bewegten Mama und Töchterkleeblatt die Köpfe im Tact auf und nieder, gerade ſo, wie die ächten chineſiſchen Pagoden auf dem Nachttiſche meiner ſeligen Frau in Batavia, wenn man daran ſtieß, oder der Sclavenaufſeher die alte Karbatſche darauf legte, um eine neue zu bekommen. Sie, die Pagoden nicht, aber Mama und Töchter, wollten ihre Kunſtkenntniß dadurch beweiſen, daß ſie ſo ſchön Tact zu halten wußten. (Das wiſſen ſie am Hofe überhaupt, deſto beſſer, je dümmer ſie ſind.) Paule, Paule! Du ſchwatzeſt ſchon wieder wie ein ungezogenes Kind. — Wie kann man am Hofe überhaupt dumm ſeyn und überdieß — der Hof iſt die Schule der feinſten Sitten — Du biſt Hoflakai, darfſt alſo auf keinen Fall aus der Schule ſchwatzen. — Fahre alſo fort, wie es einem getreuen Hiſtoriographen geziemt, ohne Dich auf dergleichen Holzwege zu führen und Dich im Buſchwerk plebejer Gedanken zu verrennen. Nachher ſahen ſie ſich triumphirend um, und bewieſen dem Oberjägermeiſter, der eingeſchlafen war, während der Pauſe aber plötzlich in die Höhe fuhr und mordmäßig (pfui doch, wollt' ich ſagen, entzückt) klatſchte, das Thema mit den Variationen ſey ein Meiſterſtück. Er nickte mit dem Kopfe, während ſie ihn von ihren muſikaliſchen Studien unterhielten und war richtig wieder in tiefen Schlummer verſunken, als die nächſte Arie geſungen wurde. Er iſt trotz allem dem doch ein liebenswürdiger Mann, denn er iſt ſehr reich, und Mama Oberhofmeiſterin hofft, er ſolle die älteſte

Tochter heimführen und ſich methodiſch von ihr zu Tode ärgern laſſen, damit ſie ihn beerben könne. Es ſind doch liebe, charmante Leutchen; die Mama ſcheint ihren Titel nicht von Hof, ſondern von hoffen herzuleiten, denn ſie hofft ſeit zehn Jahren auf gute Parthien für Mimi, Lili, Zizi. Eigentlich ſeh' ich aber gar nicht ein, was mich's angeht, ob ſie charmant ſind oder nicht. Mich gehen ja nur die Teller, Löffel, und von Perſonen allenfalls die Karyatiden von Bronce an, die als Leuchter figuriren. Ich glaube, es ſähe überhaupt beſſer aus in der Welt, wenn die Leute ſich nur um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmerten und die Hände nicht in fremde Sachen ſteckten. Das iſt eine alte abgenutzte Wahrheit; ich weiß auch nicht, was ſie hier in meinem Tagebuche ſoll, aber ich bin auch ein alter abgenutzter Menſch, und darum mag ſie ſtehen bleiben, ſo wie ich. — Aber wozu ſtehe ich da! Ja das weiß ich eigentlich nicht, und wenn es der Generalfeldmarſchall droben nicht beſſer weiß, ſo iſt meine Seele ein verlorener Poſten. — Ich denke aber, der liebe Gott wird es wohl wiſſen, ſonſt hätte er es nicht gelitten, und wer nur ſucht aufrecht an ſeinem Platze zu ſtehn, den ihm das Geſchick angewieſen hat, und ſich nur von dem letzteren, nicht aber von den Menſchen beugen läßt, der iſt auch ein Vedette, die am jüngſten Tage freudig »Leib heraus!« rufen kann. —

2.

Ich hatte heute einen freien Tag und wollte mir etwas zu Gute thun; daher ſtand ich ſchon ſehr früh auf, (wenn ich Cour habe, laſſ' ich's darauf ankommen und mache mir nichts daraus, falls ich mich verſpäte; (die andern Herren, Kammerherren, Kammerjunker u. ſ. w. machen es auch nicht beſſer, und ſind doch auch wie ich nur betreßte Bediente.) — Lange Parentheſe. — Alſo ich ſtand früh auf, ſteckte ein gutes Buch in die Taſche, und ging, wie man zu ſagen pflegt, auf meine eigene Hand nach Mildenau, um dort zu frühſtücken, und dann in dem faſt gar nicht beſuchten Mildenauer Wäldchen ein Paar Stündchen ungeſtört zu leſen. Gedachtes geſchah auch. Ich mochte ungefähr ein Stündchen geleſen haben, als ich Tritte hörte, die von weiblichen Füßchen herzurühren ſchienen. Richtig conjecturirt: es waren die allerliebſten Füßchen der Gräfin Roſalie, die im abgefallenen Laube raſchelten. Da ſie mich nicht bemerkte, ſo dachte ich, daß es auch von mir wohlgethan ſey, mich nicht bemerken zu laſſen, und ſetzte mich auf eine Raſenbank am Ende der Allee hin. NB. ich hatte keine Livree an, ſah alſo aus, wie ein gemeiner Menſch, was mich immer ſehr freut; denn wenn ich ſo einmal ohne Livree der Durchlaucht im Civilfrack auf der Straße begegne, ſo mache ich immer Front, d. h. ich ſtelle mich dem Gnädigſten gegenüber und ſage innerlich: Durchlaucht, heute ſind Sie auch einmal ein gemeiner Menſch; heute ſind wir gleich; heute haben Sie keinen Stern auf der Bruſt, keine Epauletten auf der Schulter, ſondern nur einen Ueberrock oder einen Frack, und unter dieſer Hülle zwei Arme, einen Rücken, eine Bruſt u. ſ. w., und das habe ich Alles auch: ergo ſind wir gleich; auch hungert uns Beide, wenn wir lange nichts gegeſſen, und dürſtet uns, wenn wir lange nichts getrunken haben: ergo ſind wir gleich. Darüber bleibe ich nun oft in Gedanken ſtehen, und denke am Ende: wenn Durchlaucht nun morgen, wo Du Dienſt bei Hofe haſt, plötzlich ein Licht aufginge, wie Du geſtern allerlei verfluchte Gleichheitsgedanken mit Dir herumtrugſt, morgen, wo Durchlaucht in Galla und Du in Livree ſeyn wirſt, was würde da geſchehn? Was da geſchehen würde? Wird am Rande zu leſen ſeyn. Kehren wir aber nach dieſer entſetzlich langen Digreſſion zu Comteſſe Roſalie zurück.

Was that ſie denn, die Liebliche? Sie ging auf und ab, ſah bald den Himmel an, bald die Erde, blieb dann ſtehen, ſuchte etwas in ihrem Körbchen, konnte es nicht finden, man ſah die Aengſtlichkeit deutlich auf ihrem Geſichtchen. Gottlob, da iſt es gefunden! — Ein Briefchen — ei, ei, ein Briefchen. Sie lieſt eifrig und wendet es um. Mit meinen ſcharfen Augen unterſcheide ich ganz deutlich die abgeſetzten Zeilen; ja wohl, das ſind Verſe — ſie verſchlingt es mit den Augen — ſie wird durch Männertritte geſtört, die ſich deutlich vernehmen laſſen; ſie blickt hin — das Papier entfällt ihr — innerlich ſingen ſie das Duett aus der Zauberflöte: Er iſt's — ſie iſt's. Sie eilen auf einander zu, ſind ſogleich in tiefem Geſpräch, entfernen ſich, ſchlagen eine Seitenallee ein, und ich, Paul Habermann, Herzogl. Y—ſcher Hoflakai, ſtehe auf von meiner Bank, ſehe mich rechts und links um, und frage: Wer iſt's? Ei, ei, Comteſſe Roſalie — Sie haben das Papier verloren: obendrein ſteht Ihre Adreſſe auf der Rückſeite. — Können Sie denn nie behalten, daß Sie Hofdame der Fürſtin Mutter am Y—ſchen Hofe, ſind? — Wäre nun der alte Paul Habermann nicht da, wer könnte nicht kommen, es aufnehmen und circuliren laſſen das Papierchen; das wäre doch ein wahres Gaudium für — und für — und für — aber der alte Paul Habermann, der hat eine natürliche Averſion vor Verſen: der liest keine — die im Geſangbuche ausgenommen, wiewohl er am liebſten Proſa ſänge — alſo legen wir das Zettelchen in das Taſchenbuch und ſuchen es ihr heimlich wieder ſo zuzuſtellen, daß ſie nicht einmal ahnete es verloren zu haben.

Ich vergeſſe Ihnen die arme Tagelöhnerfamilie in —bad nicht, liebe Comteſſe Roſalie.

(Randbemerkung von vorhin.)

1) Edict wider das innerliche Raiſonniren.

Wir Chryſoſtomus von G. G. Herzog zu — Fürſt zu — Graf zu — Herr zu — Gefürſteter Abt zu — zu und ſonſt noch — zu — zu — haben allergnädigſt zu decretiren geruhet:

Es ſoll Niemand mehr raiſonniren. Das äußerliche Raiſonniren, d. h. das durch Sprach' oder Schreibwerkzeuge laut werdende Raiſonniren über Alles, was Uns und das Land betrifft, haben Wir ſchon in Unſerem Reſcript de dato — bei Strafe des Verhungerns verboten. Da Wir nun aber mit vieler Betrübniß aus den Berichten Unſeres lieben, getreuen Miniſters, des Freiherrn Wenzeslaus von Popanz, Großkreuz des gefleckten Tigers, erſehen, daß das verderbliche Weſen des Zeitgeiſtes, das innerliche Raiſonniren gleichſam epidemiſch macht, wiewohl dieſes nur in ſo fern ſich öffentlich zeigt, als es in Blicken, Muskelſpiel und Geberden zu ſehen iſt, ſo verbieten Wir hiemit, allen Unſern Unterthanen, vorzüglich aber Unſern Staatsdienern, auf das Strengſte, dieſer gefährlichen Neigung nachzuhängen, und ſetzen für Jeden, der daran ertappt wird, die Strafe des Verdürſtens unabänderlich feſt; empfehlen auch unſern ſämmtlichen Polizeibehörden, ein wachſames Auge zu haben und Contraventionsfälle ſogleich zu Höchſt-unſerer Kenntniß zu bringen.

Gegeben ꝛc.

v. Kienraupe. v. Popanz.

In fidem,
Blutſauger.

2) Auf allerhöchſten Befehl macht hiemit das Herzogliche Landescollegium es allen der Rechtsgelehrſamkeit Befliſſenen zur höchſten Pflicht, mit vorzüglichem Fleiß und Eifer

Phyſiognomik zu ſtudiren. Es wird bei Amtsprüfungen vorzüglich Rückſicht darauf genommen werden, wie weit es der zu Prüfende darin gebracht habe, und iſt der Profeſſor Stubendampf an Unſerer Univerſität zu Großneuwitz, als ordentlicher öffentlicher Lehrer des Criminalrechts und der Polizeiwiſſenſchaften, angewieſen worden, halbjährige Vorträge über beſagte Wiſſenſchaft zu halten.

Gegeben ꝛc.

Herzogliches Landescollegium.
v. Eiſendrath.
In fidem,
Geißel.

3.

Heute Abend war Thee bei Prinzeſſin Thereſe. Daß doch die Großen nie recht wiſſen, wovon ſie reden ſollen! Um wie viele triviale Sachen flogen nicht die Wörter herum! Daß heute ſchlechtes Wetter ſey, das kam wenigſtens in ſechzig verſchiedenen Wendungen zum Vorſchein. Durchlaucht gähnten mehrere Mal ſehr vernehmlich und ſagten am Ende: C'est abominable. Kreideweiße Geſichter plötzlich. — Der Kammerjunker von Mäuſewitz, der eben der Fräulein von Nebelſchein, der er paſſionirt die Cour macht, weil ſie dereinſt per Kunkellehen zu einem recht hübſchen Gute kommen wird, Liebenswürdigkeiten ſagte, erſtarben die Wörter im

Munde; il ne savoit que dire: die Nebelſchein ſah ihm in den offenen Mund hinein, aber es kam nichts heraus, und die Unterhaltung hatte ein Ende. Der Oberjägermeiſter ließ einen Haſen laufen, mit Goethe zu reden, und fing von den Griechen an; aber da hatte der Ober-Nimrod zu ſeinem großen Schrecken einen Haſen laufen laſſen und einen Bock geſchoſſen; Durchlaucht warfen ſogleich folgende Sprachbombe hinein: Je n'aime pas qu'on en parle, und ſiehe da, wieder eine neue Lücke in der Converſation. — Endlich begannen Excellenz Oberhofmeiſterin, von dem jungen Fremden zu reden, den man ſeit einigen Tagen hier und da geſehen habe; es müſſe ein Mann von Diſtinction ſeyn; er habe neulich durch ſeinen Kammerdiener einen ausländiſchen Orden, mit ſehr reinen Brillanten beſetzt, an ſeinen Rock heften laſſen, und dieſer der Näherin einen Thaler dafür gegeben, ohne etwas heraus zu verlangen. — Die drei Grazien, Mimi, Lili und Zizi, ſtimmten mit ein und ſagten, ſie hätten ihn im Theater geſehen und wären vor der Gluth in ſeinen Augen erſchrocken. Plötzlich drängte ſich Herr von Mäuſewitz durch, ſtellte ſich auf die Fußſpitzen, reckte ſeinen kurzen Hals ſo lang wie möglich heraus und wisperte: Je l'ai vu à Paris, au Jardin des plantes und dann begegnete er mir ſehr oft im Quai des Augustins vor dem Buchhändlerladen; je ne me souviens plus du nom. Man handelte in der Boutique vorzüglich nur mit ausländiſchen Büchern; es war auch ein Cabinet de lecture daſelbſt. Ich frühſtückte gewöhnlich dicht an bei dem Cafetier. Richtig, ich erinnere mich, der Prinz T — ſagte mir eines Tages: Mon cher Baron, permettez moi de vous présenter à Monsieur le Comte Dabriczow; ſo heißt er. Wir wurden gleich intime Bekannte. Der Prinz erzählte mir, er ſey ein —ſcher

Emigrant, ſehr reich, aber — banni. — Ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen; aber es freut mich, daß dieſer cher ami uns auch einmal in Rattenhauſen beſucht. »Sie wiſſen wohl nicht, wo er logirt, meine Gnädige?« — »Im Landgrafen,« erwiederten Mimi, Lili und Zizi plötzlich unisono.

»Graf Dabriczow?« ſagte Prinzeſſin Thereſe und wandte ſich zu Comteſſe Roſalie; »das iſt wohl derſelbe junge Mann, der uns während der letzten Saiſon in — bad gewöhnlich in der Allee begegnete?« »Ich glaube,« ſtammelte die Comteſſe, und wurde roth. — »Ei, ei, Comteſſe, ſchon drei Jahre Hofdame und werden in der Soirées noch roth?« — »Marquis!« riefen Durchlaucht plötzlich dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu, »laſſen Sie doch einmal bei Unserm Chargé d'Affaires am — ſchen Hofe Erkundigungen über den Grafen Dabriczow einziehen.« — »Iſt bereits geſchehen und die Antwort par Estafette ſo eben eingegangen,« antwortete der Marquis und überreichte Durchlaucht das Sendſchreiben. Durchlaucht gingen in ein Cabinet, kamen wieder und ſagten: Ich wünſche, daß der Graf Dabriczow, ci-devant General in des Uſurpateurs Dienſten, ſich mir vorſtellen laſſe. Excellenz, der Herr Marquis verbeugten ſich tief.

Durchlaucht gingen, nach höchſtgnädigem Kopfnicken, fort. Prinzeſſin Thereſe nahmen von ſämmtlichen Damen Abſchied, und flüſterten Comteſſe Roſalien zu: Restez, ma chère. Aufbruch; auf der Treppe hörte ich noch ſehr vernehmlich die Stimme des Herrn von Mäuſewitz: Quel homme aimable que ce Comte Dabriczow.

Prinzeſſin Thereſe entfernten ſich einen Augenblick. Comteſſe Roſalie winkten mir und ſagten: »Laſſen Sie den Wagen nur wegfahren, lieber Habermann; Sie ſind wohl ſo gut und warten auf mich. — Die Hofdamen wohnen nämlich im alten Schloſſe und ich habe mein beſcheidenes Stübchen für die Dienſtzeit auch da, und dann — für Comteſſe Roſalie ginge ich alter Kerl in's [illegible]. —

Ich blieb alſo im Vorzimmer ſitzen und ſpielte eine Partie Piquet mit dem Kammerhuſaren. Comteſſe Roſalie verweilte wohl eine gute Stunde bei der Prinzeſſin, dann kam ſie und ſah ſehr vergnügt aus. Das freute mich. Auf dem Heimwege ſagte ſie: »Habermann, ich weiß es, daß Sie zuverläſſig ſind; würden Sie mir wohl einen Gefallen thun?« Tauſend, gnädige Gräfin,« erwiederte ich, »aus ganzem Herzen.« — »Nun wohl; ich ſende Ihnen morgen einen Brief, auf den ſetzen Sie dieſe Adreſſe und beſorgen ihn dann. Sie reichte mir ein Zettelchen; ich hätte auch ohne das Zettelchen die richtige Adreſſe darauf gemacht.

4.

Ich war heute Morgen bei dem Adreſſenmann. Wer aber tritt mir in der Thür entgegen, ſieht mich an und embraſſirt mich, daß mir alle Rippen im Leibe knacken. (Ei nicht doch, Herr Paul Habermann, Herzogl. — ſcher Hoflakai! daß es mich beinahe ſchmerzte, muß es heißen, wenn nicht die große Freude mich alle Schmerzen vergeſſen machte.) Mein alter, ehrlicher, vor einigen dreißig Jahren junger, aber auch ehrlicher Jacob Leſtucky, der derzeit mit mir in Göttingen ſtudirte und mit dem ich während des Präparirens einer, einem hannöveriſchen Soldaten, der ſich erſchoſſen hatte, zugehörigen Leber, an der wir die vena portarum ordentlich kennen lernten, einen Freundſchaftsbund auf Leben und Tod machte, d. h. ſchmollirte. (Uf! Paul Habermann, das war eine Periode!) Per varios casus etc. war er Kammerdiener und Secretair multum in uno bei ſeinem jetzigen Herrn geworden, der ihn aber vortrefflich behandelte, beſſer, als mein Holländer, unſeligen Andenkens, mich, ſo daß Jacob meinte, er wiſſe nicht, wer eigentlich der Diener ſey, d. h. ob der Herr den Diener oder der Diener den Herrn bediene. Als ich ihm nun ſagte, daß ich eigenhändig einen Brief zu überreichen habe, führte er mich ſogleich zu ihm. Der Adreſſenmann ſah mir ſcharf in die Augen, während ich ihm ſtillſchweigend das Schreiben überreichte, erbrach es, las es, ſchrieb einige Zeilen, faltete das Papier, ſiegelte es, machte aber keine Adreſſe darauf, gab es mir nebſt einem Goldſtück und ſagte: zurück. Ich verſtand, er wolle das Goldſtück zurück haben, legte es auf den Tiſch hin und empfahl mich mit dem adreßloſen Briefchen. Der Adreſſenmann ſah mich an, rief ſeinen Jacob und ſprach mit ihm, unterdeſſen entfernte ich mich und beſtellte das Briefchen an — die Adreſſenfrau.

Alter, ungelenkter Paul Habermann, ſo biſt Du in Deinem ſieben und fünfzigſten Jahre noch Postillon d'amour geworden; ja, ja, was mit der Zeit nicht Alles aus einem Menſchen werden kann.

Jetzt wollen wir einmal, als ein gewandter Memoirenſchreiber, einen fremden Beitrag, der aber zur Sache gehört, unſerem wichtigen Werke einverleiben.

Geſpräch zwiſchen mir, der Oberhofmeiſterin Excellenz und dem Herrn Kammerjunker von Mäuſewitz.

Oberhofm. Sag er mir, mein lieber Habermann —

Ich. Excellenz befehlen.

Oberhofm. Sag Er mir, was wollte ich doch fragen, ach ja — hat der Kaufmann Müller noch Kreuzbrunnen vorräthig?

Ich. Excellenz, unterthänigſt aufzuwarten, ja.

Oberhofm. So. — Ich möchte wohl noch einige Krüge trinken, wenn die Saiſon nicht ſo weit vorgerückt wäre.

Ich. Das weiß ich wirklich nicht, halten zu Gnaden.

Oberhofm. Ich glaube, er hat Ihrer Hoheit der Prinzeſſin weſentliche Dienſte geleiſtet.

Ich. Unterthänigſt zu fragen, wen meinen Ihro Excellenz?

Oberhofm. Nun den Kreuzbrunnen; ja ſo, nun ich könnte Ihn auch meinen — Er iſt ein lieber, zuverläſſiger Mann, mon cher Habermann.

Mäuſew. Ja, Excellenz, unſer Habermann hier das iſt, comme disent les Espagnols, un homme ben criado.

Oberhofm. Ob der Kreuzbrunnen wirklich ſo bewährt iſt. — Nicht wahr, Herr von Mäuſewitz, wenn ich nicht irre, haben Hoheit ihn auch in — bad getrunken; vous savez que jétais à Bade-Bade.

Mäuſew. Ma foi, je ne m'en souviens pas; aber er wird das wiſſen, mein lieber Habermann, Er war ja in der Begleitung der Hoheit. N'est-ce-pas?

Oberhofm. Qui, oui, c'est juste. Nun, wie war es damals?

Ich. Excellenz zu Befehl; ich erinnere mich nicht, daß Hoheit da Kreuzbrunnen getrunken hätten.

Oberhofm. Nicht? nicht? Waren Comteſſe Roſalie nicht damals auch im Bad?

Ich. Gehorſamſt aufzuwarten.

Oberhofm. So kann ich mich bei der Comteſſe ausführlich erkundigen. — War die Saiſon zahlreich beſucht?

Ich. Wie gewöhnlich; das kommt und geht.

Oberhofm. Oui, oui, c'est juste. Waren viel Ausländer da, viel Ruſſen?

Ich. Wie gewöhnlich, Excellenz.

Oberhofm. Oui, c'est juste. Aber mon cher Habermann, il m'importe zu wiſſen, ob nicht auch ein gewiſſer Graf Dabriczow darunter war?

Ich. Dabriczow? Ich entſinne mich nicht.

Mäuſew. Oui, oui, Dabriczow; ein großer ſchöner Mann, ſchwarzes Haar, blitzende Augen, Ordre de St. Nepomuc auf der Bruſt, um den Hals das Comthurkreuz vom Magdalenenorden; man beſinne ſich nur.

Ich. Ach, Ew. Excellenz und der Herr Kammerjunker meinen den Spieler.

Mäuſew. Comment, Spieler? Non, non vous dis-je, Graf Dabriczow, mein beſter Freund.

Ich. Halten zu Gnaden, eines ſolchen erinnere ich mich nicht, wohl aber eines Spielers, der ganz zu der Beſchreibung paßt.

Oberhofm. Ich will Ihn nicht länger aufhalten, Habermann; ich entſinne mich, Er hat den Dienſt. — Ach ja, noch Eins, melde Er mir den Wagen nicht wieder ſo zur Unzeit an, wie geſtern Abend. Adieu mein Freund.

Ich. Empfehle mich zu Gnaden.

Mäuſew. (Während meine Wenigkeit noch nicht aus der Thür iſt) Qu'il est bête cet homme là.

Oberhofm. Que voulez vous; c'est un domestique.

Ich. (im Vorzimmer) Hol' Euch der Teufel, neugieriges Hofgeſindel.

(Auf der Treppe.) Paul Habermann iſt Euch doch zu klug.

(In der Hausthür.) Wartet, ich will Euch zappeln laſſen für Eure Neugier.

(Auf der Straße.) Und wie erbärmlich der Fat, der Mäuſewitz, franzöſiſch ſprach.

5.

Jakob Leſtucky und ich hatten uns vorgenommen, unſere alte Bekanntſchaft einmal recht ordentlich wieder zu erneuern. Wie fingen wir das nun an? Wir ſetzten uns weder bei Wein, noch bei Bier hin und berauſchten uns zum Andenken des Jugendrauſches, aber die Pfeifen ſtopften wir uns, wie wir es weiland auf der alma mater gethan hatten, und verſinnlichten uns ſo den Dampf, den uns damals die Profeſſoren für unſer ſchweres Geld vormachten. Da holte Jakob eine Mappe herbei, und dieſe Mappe enthielt die Verſuche einer poetiſchen Studentengeſellſchaft, die ſich vorgeſetzt hatte, den guten Geſchmack in Deutſchland herzuſtellen;

aber dem armen Schelm geht es, wie Jedem, der ſich zu vielen Aerzten anvertraut; er ſchluckt Mixturen und Latwerge und wird von Tage zu Tage kränker. Ich freute mich übrigens ſehr, als ich meine eigenen Opuscula wieder durchſah, denn ich ſah, wie ich mich gebeſſert hatte. Damals hatte ich mich nämlich auf die Satyre gelegt, ein ſchlechtes Metier, vorzüglich in Deutſchland, wo keiner einen rechtſchaffenen Spaß verſteht; denn jeder vom Schneidergeſellen bis zum Grande hält ſich für ſo vornehm, daß er, wie König und Königin von Spanien, nach der ſtrengſten Etikette, unantaſtbar zu ſeyn meint, und lieber im Koth liegen bleibt, als ſich von einem gemeinen Poeten durch einen tüchtigen Ruck herausreißen läßt. Jetzt habe ich der Satyre, als einer ungezogenen Perſon, den Abſchied gegeben und ſponſire mit der Ironie. Das ſoll Tieck auch thun, wie mir der Doktor erzählt, le beaux esprits se rencontrent; Tieck ſchreibt jedoch Novellen, und ich nur mein Tagebuch, d. h. er ſchreibt Novellen und ich erlebe ſie; denn daß eben dieſes Bruchſtück aus meinem Journal, an dem ich jetzt ſchreibe, nicht eine erkleckliche Novelle gebe, darauf will ich mich hängen laſſen.

Da will ich denn auch Alles thun, um es genießbar zu machen, und für den gewiß geneigten Leſer, denn das iſt doch Niemand anders, als ich, Paul Habermann, ſelbſt, ein Pröbchen von meiner damaligen Bemühung in satyricis beilegen, wie folgt; ich behalte mir jedoch das Recht vor, das, was damals paßte, und jetzt nicht paſſen würde, dergeſtalt abzuändern, daß es jetzt auch paßt, denn Tempora mutantur et nos mutamur in illis, lernt man ſchon in der Schule.

Ehe ich aber, mein geliebter Leſer und Gönner, Paul Habermann, dieſe beaux restes aus deiner ſatyriſchen Zeit für dich, deinem Tagebuche einverleibe, laß mich einmal dich ſelbſt betrachten und ſehen, was aus dir geworden iſt, und ob du ſo eigentlich das Recht habeſt zu ſatyriſiren. Du warſt:

Ein Bruder Studio, der wie Schillers Holkiſcher Jäger denkt:

> Hat Alles 'nen großen Schnitt,
> Und der Geiſt, der im ganzen Corps thut leben,
> Reißet gewaltig, wie Windeswehen,
> Auch den unterſten Reiter mit.
> Da trat ich auf, mit beherztem Schritt,
> Darf über den Bürger kühn wegſchreiten,
> Wie der Feldherr über der Fürſten Haupt.

Ergo verſtand es ſich von ſelbſt, daß eine Portion Eigendünkel dazu gehörte, die ſich bei Lebensluſt und gänzlichem Mangel an Sorgen in Satyren, auch wohl in Pasquillen weidlich verging.

Du biſt? —

Ein Fürſtlich — ſcher Hoflakai, d. h. ein — und ein — und ein — und ein — kurz ein Fürſtlich — ſcher Hoflakai.

Frage. Darfſt Du als ſolcher Satyren machen?

Antwort. Gott behüte.

Frage. Was darfſt Du denn machen?

Antwort. Du darfſt nicht allein, ſondern Du mußt machen: beſtändig ein freundliches Geſicht, täglich ein halbes Dutzend Katzenbuckel und kannſt dann und wann innerlich Randgloſſen machen. —

Gut, jetzt rück hervor mit der Jugendſünde.

Chineſiſche Abhandlungen.

Nro. 1.

Ueber den Beſuch des Schauſpiels und den Geiſt der Beſuchenden.

Von dem Mandarinen Tſchung — Ten.

Bewahre uns Yà vor der Yà, die eine Yä zieht, um die Geiſter der Eingebornen be-

Landes in der Mitte der Erde, daß ſie ähnlich werden den Yás. *)

Und alſo einleitend mit dieſem frommen Stoßſeufzer, weihe ich noch dir, Schatten des unſterblichen Xi-Cum **) aus dem Stamme Lieu-Cheu, glorreichen Andenkens, dieſe meine Abhandlung die da berührt ein Theilchen des Geiſtes deines Volks nach einem großen Zeitraume ſeit deiner Herrſchaft.

Wir ſind viel klüger ſeitdem geworden, als Du regierteſt, aber noch tauſendmal klüger, als wir geworden ſind, dünken wir uns, und jeder Einzelne in Canton, Peking und Nanking hält ſich noch für zwanzigtauſendmal klüger, als alle ſeine Mitbrüder.

---

*) Das Wort Ya hat im Chineſiſchen vierfache Bedeutung: Yá, Gott; Yà, Dummheit; Ya, eine Mauer; Yá, eine Gans. S. die Beſchreibung des Paters Gruber in Thevenots Sammlung. D. H.

**) Xi-Cum, 594 nach Chriſtus, herrſchte nur 6 Jahr über die Chineſen, die ihn den Vater des Volks nannten. D. H.

Reden aber will ich von dem Geſchmack der Söhne China's in Canton; denn Canton iſt der Ort, wo die Erzeugniſſe aller Länder in dem Mittellande der Erde zuſammenkommen. Es offenbart ſich ein reger Geiſt unter den Bewohnern ſeiner Mauern. — Was das Theetrinken betrifft, ſo thun ſie es mit großer Liebe, hauptſächlich die Frauen, und es gibt gottgeſegnete Häuſer, in denen vom Morgen bis zum Abend die Schalen und Gefäße, mit dieſem koſtbaren Aufguß angefüllt, nicht vom Tiſche kommen. Man will auch, unſern berühmteſten Aerzten und ihren Schriften zufolge, die da erſcheinen in Peking, die gewiſſe Erfahrung gemacht haben, daß das Theetrinken ein Stifter und Erhalter des Friedens ſey; denn nach den berühmteſten Pſychologen Lad-Lu-Ven-Ti iſt alle Neigung zu Revolutionen, Umtrieben und dergleichen nichts als die Folge übermäßig gereizter Nerven, und das edle Blatt der kaiſerlichen Staude hat die Wirkung, die Narren noch einige Grade mehr, als ſie ſelbſt im ruhigſten Zuſtande des Abends, wenn man müde iſt, ſind, abzuſpannen. Es werden daher in den angrenzenden Provinzen ſtatt der verderblichen volkaufwiegelnden Kaffee- und Weinhäuſer, überall Theebuden errichtet werden, in denen das Volk an feſtlichen Tagen unentgeltlich mit Thee traktirt wird, um ihm eine Freude und es vergeſſen zu machen, daß es Volk iſt.

Auch auf unſere Dichtkunſt hat der Thee keinen geringen Einfluß. Es meinen zwar boshafte Menſchen, daß man in unſern Sinngedichten keine andere Lauge, als Theelauge und in andern Verſen nur noch Waſſer verſpüre; das iſt aber eine ſchändliche Lüge. Unſere Gedichte ſind ein Extract unſeres Geiſtes; man denke ſich alſo, wie geiſtreich ſie ſind, beſonders unſere vielen Hochzeits- und Leichen-Carmina, denn ſolche Erzeugniſſe bringt hauptſächlich und faſt ausſchließlich unſere einheimiſche Poeſie hervor, weil wir ſehr bei der Hand ſind, wenn es gilt, Freunden und Feinden, Poetiſch-Freundliches zu erzeigen; das koſtet nichts.

Deſto mehr erfreuen wir uns an der ausländiſchen Dichtkunſt. Der Rieſe von Japan Scha-Ke-Spe-Ar geht freilich nur ſelten über die Bretter, die die Welt bedeuten, und die alten Tragöden China's ſind ſchlafen gegangen zu ihren Vätern, deſto mehr neue aber haben wir; ganze Rudel, und was liefern die? Sie haben ſich aus Perſien Nervenſchrauben, die von Dampf getrieben werden, verſchrieben, womit ſie während einer Darſtellung in vier bis fünf Acten jeglichen Zuſchauer in eine Waſſerpumpe verwandeln. — Im erſten Akt nämlich wird ihm die Schraube angeſetzt, im zweiten ſteigt das Waſſer aus den ſchleimabſondernden Gefäßen in die Höhe, im dritten fängt er nolens volens mit allen Muskeln an zu pumpen, und im vierten und fünften fließt das Fluidum dahin im unverſieglichen Quell. — Man kann ſich denken, welche Wirkungen das hervorbringen muß; das Publikum bekommt eine ordentliche Wuth zum Weinen und ſchlägt dann, ſeine Arme als Pumpenſtiele gebrauchend, mit den Händen zuſammen, daß das ganze Gebäude zittert. — Es gibt freilich Menſchen, die da behaupten, ſie hätten ſo geſunde Naturen, daß das gar nicht auf ſie einwirke; das iſt aber nicht wahr, im Gegentheil, ſie ſind ſo ſchwach, daß ſie das Waſſer nicht in die Höhe treiben können; es wirft ſich ihnen aufs Gehirn und ſie leiden mehrere Tage nach einer ſolchen Operation an einer Art von Katarrh, dem die Heilkundigen den Namen Lau-Ge-Wei-Le geben, und der ihnen gar nicht aus den Gliedern will.

Wenn nun die Zettel ſolche Operationstage verkünden, ſo ſind die Schauſpielhäuſer gedrängt voll. Um fünf Uhr ſchon werden die Kaſſen belagert. Kaum eröffnen ſich die Pforten zu den heiligen Hallen, ſo ſtürzt ſich auch das Volk hinein, und die Plätze ſind beſetzt.

> Die Damen geben ſich und ihren Putz zum Beſten
> Und ſpielen ohne Gage mit.

Da ſteht nun ſo Mancher, lieſt den Zettel, berechnet, daß er zwölf Groſin Entrée geben muß, und dividirt das mit der Zahl der Mitſpielenden, um zu ſehen, wie viel Schauſpieler auf einen Groſis gehen. Kommt ein gutes Facit heraus, werden gar noch einige Beſtien mit in den Kauf gegeben, ſo geht er hinein, opfert freudig ſein Geld und hat noch acht Tage lang Futter für alle möglichen Theevereine.

Die Dämchen ſind zufrieden, wenn ihnen das recht tragiſche Süjet, wie z. B. die Verzweiflung eines heldenmüthigen Sohnes, der die Kaſſette des Vaters erbrochen hat, und ſich vor unfreiwilliger Standeserhöhung fürchtet, Gelegenheit gibt zu zeigen, wie gut ihnen die Thränen ſtehen, und was ſie für ein weiches Herz haben. — Die Damen haben gewiß Recht, denn ſeinen Mitmenſchen das Herz rühren können, daß es ihm in die Augen tritt, iſt gewiß der ſchönſte Beruf des Dichters, und jedes Mittel, Galgen und Rad, Schaffot und Baſtonade, muß und ſoll ihm daher, trotz naſeweiſen Kritikern zweckdienlich ſeyn.

Die alten Junggeſellen ergötzen ſich weidlich, wenn ſie ſehen und hören, was ſie ſelbſt gern noch ſprächen und thäten.

Die jungen Geſellen ſtudieren, als eifrige Forſcher die Natur an der Kunſt.

Die Kritiker freuen ſich, wenn es brav zu beißen gibt, damit ſie zu beißen haben.

Das, o China, iſt dein Theaterpublikum!

Und nun frage ich dich, gibt es auf Erden noch ein Volk, das weiter in der Kultur fortgeſchritten iſt, als das Chineſiſche, und hat uns die Bühne, dieſe Schule des Volkes, gebildet oder nicht?

Deshalb ſey unſer ſtetes Flehen: Bewahre uns Yà vor der Yá, die eine Yã zieht, um die Geiſter der Eingebornen des Landes in der Mitte der Erde, daß ſie ähnlich werden den Yà's.

Tſchung-ten
Mandarin, Hoftheater-Intendant
und erſter Kritiker in Peking.

Nro. 2.

Unterthänigſter Vorſchlag des Oberhofprojektmachers Yang-Yang, Mandarinen der zweiten Klaſſe.

Auf Befehl des allerglorreichſten Sonnenvetters und Mondbruders, Sternenoheims und Erdenvaters, des mildeſten, weiſeſten und gerechteſten Kaiſers Tian-Klan legt der Unwürdigſte aller Unwürdigen Yang-Yang, Oberhofprojektmacher, der Erſparnißkammer des großen Weltenreiches folgende Meinung zur Prüfung vor.

Bei der letzten Reviſion des kaiſerlichen Schatzes haben Se. kaiſerliche Majeſtät höchſt mißfällig zu bemerken Gelegenheit gefunden, wie in den letzteren Jahren bei Weitem nicht ſo viel Gold und Silber in die kaiſerlichen Einkünfte gefloſſen ſey, als dieß in früheren Zeiten der Fall geweſen iſt. Da nun ſämmtliche Anſtalten für die Revenuen, inſoferne dieſe durch direkte wie durch indirekte Steuern, Abgaben, Zölle u. ſ. w. vermehrt werden können, auf das Allervortrefflichſte eingerichtet ſind, bezweifelt der erhabene Vetter der Sonne, mit Recht die Kräfte ſeines Volkes, iſt der Meinung, dieſelben würden anderweitig zu ſehr erſchöpft, und hat mir unwürdigen Yang-Yang, Mandarin zweiter

Klaſſe, aufgetragen, der hochpreißlichen Erſparnißkammer des Weltenreiches meine Meinungen und Forſchungen dieſerhalb vorzulegen.

Demgemäß habe ich allerhöchſtem Befehle zufolge nicht unterlaſſen, meine Nachſuchungen und Forſchungen zu beginnen, und gefunden, daß allerdings eine große Menge Goldes und Silbers, alljährlich auf eine höchſt unnütze, Niemanden zu Gute kommende Weiſe durch Feuer conſumirt werde. Es iſt nämlich ein von unſeren abergläubiſchen Vorfahren herrührender Brauch *) jährlich in dem Zeitabſchnitte Tsing-ming die Gräber ſeiner Eltern und Verwandten zu beſuchen, und alldort, nebſt anderen Dingen, vergüldetes Papier als Todtenopfer zu verbrennen. — Nicht allein, daß in unſeren aufgeklärten Zeiten jeder Sitte der Art geſteuert werden muß, ſo

---

*) Dieß verhält ſich wirklich ſo. S. das chineſiſche Drama Laou-Seng-Arts. Act III, sc. 1. London, Murray 1817. D. H.

gebe ich einer hochpreißlichen Erſparniß-Kommiſſion noch zu bedenken, welche große Menge des edelſten Metalles dadurch dem Schatze des großmächtigſten Kaiſers ertzogen und auf empörende Weiſe vergeudet wird.

Demgemäß erlaube ich mir den Vorſchlag zu einem Geſetze, kraft deſſen künftig dieſe Brandopfer dem Volke bei ſchwerer Geldbuße unterſagt werden. — Statt deſſen werde aber Jedem, der ſeine Vorfahren zu ehren wünſcht, anbefohlen, alljährlich bei beſonders vom Gouvernement angeſtellten Poeten gegen eine gewiſſe Taxe, nach Maßgabe der Länge oder Kürze, Lobgedichte auf die entſchlafenen Ahnen verfertigen zu laſſen. — Dies hat noch das Gute, daß in den Todtenliſten nicht ſo viele am Hungertode verſtorbene Poeten mehr werden aufgeführt werden, eine hohe Kommiſſion dem Staate manchen poetiſchen Bürger erhält und ſolche Subjekte, was von großem Werthe iſt, aus unnützen Unterthanen in nützende umſchafft. Was die Rangordnung betrifft, ſo würden dieſe vom Gouvernement anzuſtellende Poeten wohl in eine Klaſſe mit Schuh- und Keſſelflickern, Flickſchneidern u. ſ. w. füglich zu bringen ſeyn.

Einer hochpreislichen Kommiſſion dieſen unzielſetzlichen Verſchlag unmaßgeblich zur Prüfung vorlegend verbleibe ich u. ſ. w.

Yang-Yang
Oberhofprojektmacher, Mandarin zweiter Klaſſe.

6.

Jakob Leſtucky lachte geſtern Abend ſehr ſchelmiſch, als ich ihn verließ.

Comteſſe Roſalie ſah heute Morgen aus, wie lauter Sonnenſchein.

Mama Oberhofmeiſterin war ſehr verdrießlich. Lili, Mimi und Zizi hatten verweinte Augen.

Herr von Mäuſewitz geht ſehr wichtig herum. Schon an drei Straßenecken habe ich ihn mit ganz gleichgültigen Leuten höchſt vertraulich reden ſehen, und überall ſchallte mir das wohlbekannte: Lorsque j'étois à Paris, entgegen.

Prinzeſſin Thereſe lächelte mir ſehr freundlich zu und ſagte höchſt gnädig: »Nun, lieder Herr Habermann, Sie freuen ſich doch gewiß auch?

Sereniſſimus traten ins Zimmer und ſagten: »Oui ma chère, ſo hätten Wir auf eine erfreuliche Weiſe wieder einen bedeutenden und reichen Mann ins Land gezogen, und, wie Wir hoffen, wird er nächſtens auch in Unſere Dienſte treten.«

Und nun — den Schlüſſel zu Allem dieſem — den hat Paul Habermann heute verhundertfacht in Handen gehabt und in der Reſidenz herum getragen. Kleine, feine Kärtchen nämlich, auf dem zu leſen war:

»Graf Carl Dabriczow,
Großkreuz ꝛc. ꝛc.
Gräfin Roſalie Walterſtein,
empfehlen ſich als Verlobte.«

Paul Habermann und Jakob Leſtucky aber haben ſich heute Nachmittag um 4 Uhr einen Haarbeutel getrunken.

7.

Geſteh es nur, alter Paul Habermann, es iſt Dir doch eine große Laſt vom Herzen genommen, nun da ſich Alles ſo fröhlich und fein bürgerlich mit einer Verlobung geendigt hat; denn Du warſt Postillon d'amour. Wie viel Schlimmes hätte nicht entſtehen können. Der Graf, ein Exilirter — Comteſſe Roſalie, Hof- und Stiftsdame an einem Hofe, wo Tugend, gleich dem heiligen Petrus einen Statthalter auf Erden, den Pabſt Etikette reſidiren läßt. Dazu ein Sereniſſimus, eine Oberhofmeiſterin, eine Lili, Zizi, Mimi, ein

Mäuſewitz — welche unglückliche Novelle, oder vielmehr welche Novelle voll Unglück hätte ein geſchickter Novelliſt nicht daraus machen können?

Du aber, Paul Habermann, Du ſchreibſt an Deinem Tagebuche und freueſt Dich, daß es ſo und nicht anders geworden iſt, und dankſt dem lieben Gott dafür.

Heute über drei Wochen iſt die Hochzeit. Graf Dabriczow hat dem Jakob Leſtucky funfzig Dukaten gegeben, dafür ſoll er unter der dienenden Herrſchaft ein Feſt veranſtalten.

Jakob Leſtucky und ich ſind aber ſchon heute im Krankenhauſe und im Armenhauſe geweſen und haben noch drei Dukaten aus unſeren eigenen Beuteln dazu gegeben. Es bleibt uns aber doch noch genug, um am Hochzeitstage armen Leuten ein Feſt auszurichten;

und bleibt uns nicht genug, nun ſo habe ich doch ſchon ſeit mehreren Jahren gewußt, wo Gräfin Roſalie wohnt, und bin nie vergebens zu ihr gegangen. Segne ſie Gott!

Fünftes Bruchſtück.

Die Brandſtifterin.

Die Brandſtifterin.

Es iſt ein eigenes Ding um den Schmerz. — Wie er ſich doch ſo verſchieden äußert. Meiner Nachbarin, der Schuhmacherfrau ſtarb vor einigen Tagen ihr jüngſtes Mädchen, ein ſchwächliches Kind, dem Gott eine Wohlthat dadurch erzeigte, daß er es zu ſich nahm — und doch ſchleicht die Frau ſeit dem todtenbleich herum und ſpricht kein Wort, und wenn man ihr Troſt in das Herz reden will, ſo ſieht ſie Einen ſtarr an und lächelt wehmüthig. — Die Frau Oberpräſidentin von Hauberſtoff hatte dagegen neulich das Unglück, daß ihr Kanarienvogel vom Pipps, der bekannten Vögelmorbona, in die eliſäiſchen Felder geleitet wurde und die Gnädige äußerte ihre Untröſtlichkeit mit den lebhafteſten Worten, und redete alle Freunde, ſelbſt mich, der ich das nicht bin, ſondern nur vom Hoffourier abgeſchickt wurde, um Balparé anzuſagen, folgendermaßen an: »Haben Sie keinen Troſt für mich? Imaginez vous, mein Hänschen, die einzige Freude meines Lebens, iſt dahin, iſt dahin. Je suis inconsolable.« —

Wenn ich einen Roman, ſo wie Triſtram Shandy ungefähr ſchriebe oder jeanpauliſirte, ſo hätte ich hier noch den reichſten Stoff, alle möglichen Wirkungen des Schmerzes auf das arme Menſchenherz und die arme Menſchenſeele mit den lebhafteſten, ſo wie mit den dunkelſten Farben zu ſchildern, aber — ich ſchreibe ja nur ein Tagebuch — und das Tagebuch des miſerablen Paul Habermann, ehemaligen fürſtlich —ſchen Hoflakayen, der es nicht einmal bis zum Kammerdiener bringen konnte, ja faſt nie den Dienſt im Vorzimmer ſeiner Durchlaucht hatte — wer wird das nach deſſen Tode leſen wollen! —

Paul Habermann, Du biſt eigentlich troz Deinen 50 Jahren und Deinem Treſſenrocke noch ſehr eitel — denn wäreſt Du das nicht, ſo würdeſt Du nicht dieſe Randgloſſen machen, die doch nichts anders verrathen, als daß Du gern geleſen würdeſt. —

Je n'aime pas qu'on en parle iſt Sereniſſimi ſein Lieblingsausdruck. — Ich will mir nun einbilden, ich ſey Sereniſſimus, (und in meinen vier Pfählen bin ich das doch, denn die arme ſtille Dulderin Katharine muß ich immer anregen zur Heiterkeit) und ſage daher zu mir: Paul Habermann, Je n'aime q'uon en parle.

Alſo von etwas Anderem. — Ja, wovon gleich: wenn mir nur etwas einfiele; es iſt ſehr ſchlimm, gerade, wenn Einem etwas einfallen ſoll, ſo geſchieht es am wenigſten. Das hat ſchon Jean Jaques Rouſſeau, der eitelſte Menſch, den je die Erde trug, denn ſeine Confeſſions, mit denen er dem lieben Gott am jüngſten Tage entgegentreten will, liefern den ſtärkſten Beweis dafür, in eben dieſen Confeſſions geſagt. — Ich will mich, da ich doch Luſt habe per Feder viel mit mir zu ſchwatzen, und mir eben nichts Beſonderes in dieſen letzten Tagen wiederfahren iſt, einmal im Zimmer umſehn. — Da iſt

1) der Ofen und unter ihm mein ſchlafender Mops; beide meine wärmſten Freunde; der Eine im Winter, der andere das ganze Jahr hindurch. — Aber was ſoll ich von Beiden ſagen? Mein Ofen iſt eigenſinnig und läßt ſich nur mit Holz heizen, was mich ein Erkleckliches koſtet, wenn der Winter ſtreng iſt, und mein Mops iſt auch eigen-

ſinnig, denn er frißt nur Weißbrod. — Demungeachtet raucht aber der Ofen niemals, und der Mops iſt nicht falſch und ſchnappt Niemanden, der zu mir kommt, nach den Beinen; ich muß alſo wohl mit Beiden zufrieden ſeyn, und bin es auch wirklich, denn es gibt einmal nichts Vollkommenes unter der Sonne.

2) Des Doctors Pfeife *), die er geſtern Abend vergeſſen hat, als er bis nach Mitternacht bei mir ſaß und mit mir plauderte. — Er hatte es geſtern ſehr wichtig, denn es war ihm ein infamer Streich von einer gewiſſen Excellenz erzählt worden und nun ſchimpfte und tobte er auf Gott und die Menſchen. — Mein guter Doctor, Du mußt Dir die Hörner noch gewaltig ablaufen und

---

*) Des Herausgebers dieſer Bruchſtücke, der bekanntlich bei ihm wohnte, und das Tagebuch geerbt hat. S. Erzählungen des deutſchen Improviſators II.

den ſatyriſchen Bockfuß fein mit den Kleidern verbergen, wenn Du unter den Menſchen fort und über Dein dreißigſtes Jahr ohne Gallenfieber hinaus kommen willſt. — Man muß in ſeiner Welt leiſe auftreten, je beſchränkter ſie iſt, deſto mehr. — Der Doctor meint aber ſtark auftreten, daß ein Jeder weiß, wann man kommt, ſey die Pflicht eines ehrlichen Mannes; ſchleichen nur eine Filoutugend. — Der gute Doctor — hat jährlich eine ſo ſtarke Schuhmacherrechnung, und doch noch nicht daraus gelernt, daß die Sohlen, von den Filzſocken an bis zu den Reiterſtiefeln, in unzählige Gattungen und Arten zerfallen. — Nun mit der Zeit wird der Doctor auch lernen, daß Einen die hohen Abſätze mit Hufeiſen unter den Stiefeln viel leichter zum Falle bringen.

3) Das Portrait meiner Geliebten, — ich war damals noch ein ſchwärmeriſcher Jüngling, der eben von Secunda nach Prima

verſetzt worden war, aus beſonderer Rückſicht auf eine gelungene Rede des Attilius Regulus, in der ſich ein Paar Ciceronianiſche Floskeln mehr befanden, als in meinen übrigen lateiniſchen Exremilationen — auf den Inhalt pflegte der ſelige Rector nicht ſehr zu ſehen, wenn das Latein nur nach Cicero roch — und ſie (d. h. die Geliebte, nicht die Rede) war eine ehrſame Drechslerstochter. — Ich prägte ihrem kleinen Bruder die fünf Declinationen in den Kopf — und ſie mir ihr Bild in das Herz. Als ich nachher fort mußte, war das ein großer Jammer; ich malte ſie heimlich und rührte dabei die Farben mit meinen Thränen an. — Zum Andenken ſchenkte ich ihr eine Silhouette von mir, die mein Stubenburſch ausgeſchnitten hatte. — Nachher heirathete ſie den Küſter im Städtchen, denn auf einen Gelehrten hatte ſie es einmal abgeſehen. — Ich beſuchte ſie ſpäter einmal, da liefen zwei

Kinder, bausbäckige Jungen bei ihr herum, das dritte trug ſie auf dem Arm, das vierte unter dem Herzen. — Es ging ihr aber gut, und ſie hatte mich noch immer in Ehren lieb, wäre mir auch treu geblieben, wenn ſie nicht in ihrem zwanzigſten Jahre gar zu gern hätte heirathen wollen. — Und da kam der Küſter, wie gerufen. — Sie lebt noch, ihr älteſter Sohn iſt Prediger und der zweite ein geſchickter Mechanikus, und ihre beiden Töchter ſind glücklich verheirathet. — Der Küſter hat aber das Zeitliche geſegnet. — Wir ſenden uns noch immer Grüße, — und es macht mich jedesmal recht heiter, wenn ich an ſie denke. — Ihr Bild habe ich aus allen Stürmen des Lebens gerettet, ſelbſt in Batavia mir nicht von meiner ſeligen Frau, die etwas eiferſüchtig war, abſchwatzen laſſen, und es hängt nun ungeſtört unter dem Spiegel. Ach Gott! es gibt doch nichts Schöneres für den alten Menſchen, als eine recht reine, heitere Erinnerung aus ſeiner Jugend, beſonders aus ſeinen Flegeljahren, denn das ſind die eigentlichen Glücksjahre. — Die Kinderjahre ſind doch nicht die beſten, obgleich die Poeten ſie unzählige Mal beodet und beſonettet haben. — Mich dauert immer ein fideler, bausbäckiger wilder Junge am meiſten, beſonders wenn er einen ſtrengen Papa hat, oder Mama ein artiges Söhnlein aus ihm ziehen will. — Wenn es einem ſolchen armen Schelm am beſten ſchmeckt, muß er aufhören zu eſſen, damit er ſich nicht den Magen verdirbt; will er herumlaufen, muß er ſtill ſitzen, denn es regnet draußen und er könnte ſich einen Schnupfen holen: hat er Luſt ſich im Graſe herum zu kollern, ſo darf er es nicht, weil er ſein Sonntagskleidchen an hat, und der Herr Pathe zum Kaffee kommt, da muß er fein ſauber ausſehen. — Möchte er auf Schelmſtreiche ſinnen, ſo muß er ſich den Kopf mit

Vocabeln oder ſteifen Zahlen vollſtopfen und obendrein die Schule! — die Schule, wo er gleich auf Erbſen knieen muß, oder der Stock droht, wenn es ihm vom langen Sitzen zu heiß unter dem salva venia Allerwertheſten wird. — Ich könnte am Ende noch eine Menge ſolcher Leiden aufzählen. — Ach Gott! das arme Thier, Menſch genannt, iſt und bleibt doch ein geplagtes Geſchöpf von der Wiege bis zum Grabe.

4) Steht da noch mein alter Bambusſtock. — Aber halt, da tritt ja Katharine herein — und über Katharine habe ich ſchon lange einmal ausführlich reden und plaudern wollen. — Das will ich denn auch jetzt thun, und ihr Schickſal mir noch einmal erzählen mit der Feder in der Hand. Da müſſen ſich die Gedanken Zeit laſſen und dürfen ſich nicht ſo jagen. —

Wenn ſie nur erſt wieder aus dem Zimmer wäre, mit ihrem leidenden Geſichte und

ihren dunkeln, ſchwarzen Augen und den ſcharfen aber doch nicht unlieblichen Zügen um den Mund, die ſo recht, von Gram und gepeinigten Nerven reden. Sie macht ſich aber noch immer etwas zu ſchaffen, legt Holz in den Ofen, und, wie ich ſehe, will ſie den Mops und den Kanarienvogel füttern. — So lange ſie aber da iſt, muß ich ſie anſehn und kann nicht von ihr ſchreiben. Nun, da will ich mir unterdeſſen eine Feder ſchneiden. —

Sie iſt fort, und hat mir Geld abgefordert, um auf den Markt zu gehen; da wird ſie mich alſo fürs Erſte nicht ſtören, und ich kann getroſt anfangen. Das arme Weſen! Sie dauert mich, wenn ich ſie anſehe, und wiederum freut es mich, daß ſie bei mir eine bleibende Stätte gewonnen hat. — Ich habe wirklich große Urſach mit ihr zufrieden zu ſeyn; ſo gut hat mich noch keine bedient, und man ſieht es ihr recht an, daß ſie les aus Liebe thut. Sie hält mir das Licht ganz anders, wenn ich meinen Stiefel ausziehe, als ich es thue, wenn der Herr geheime Kammerdiener Sereniſſimus dieſen Hand- und Spanndienſt erweiſet. — So kann man es wirklich nennen, denn Sereniſſimus glaubte, er habe einen ſehr kleinen Fuß und jeder Schuhmacher mache ihm die Stiefel zu weit. Da muß ſich denn der geheime Kammerdiener oft mit ganzem Leibe vorſpannen, um ſie ſäuberlich herabzuziehen. — Die vermaledeiten Stiefel drücken aber nicht allein des Durchlauchtigſten Füße, ſondern das ganze Fürſtenthum; denn Sereniſſimus iſt wirklich ein ganz anderer Menſch des Morgens, wenn er noch in Pantoffeln herumſpaziert. Da hat er eine ſo vortreffliche Laune, und iſt ſo herablaſſend gutmüthig, ungefähr bis eilf Uhr Vormittags; dann zieht der gnädigſte Herr Stiefel an, und geht in die Sitzung. — Ich weiß das ſo genau, daß ich nur das Gouvernementsblatt zu leſen brauche, um auf ein Haar beſtimmen zu können, wenn Sereniſſimus neue Fußbegleitung trug.

Das iſt nun wieder einer von Deinen alten Sprüngen, alter Paul Habermann. Daß Du Dir doch das Herumvagiren gar nicht abgewöhnen kannſt! Da hat Dich die Katharine auf die Stiefel gebracht, und die Stiefel auf den gnädigſten Herrn. — Der gehört aber gar nicht hieher. — Alſo nur zurück zur Katharine.

Wie haben die Nachbarn nicht die Köpfe zuſammen geſteckt, als ſie hörten, ich wolle eine Frauensperſon in meinen Dienſt nehmen, die aus dem Zuchthauſe entlaſſen werden ſollte. — Wo ich hinkam, rümpfte man die Naſe und ließ allerlei Spitzreden und Sticheleien hören. Die verwittibte Frau geheime Silberdienerin, meine vortreffliche Hauswirthin, rückte mir ſogleich auf das Zimmer, und fragte mich ſehr vornehm, wie ich mich unterſtehen dürfe, ihr eine ſolche Perſon in das Haus, in ein ehrliches Haus, zu bringen, ohne ſie zu fragen. — Ich erwiederte ganz einfach: wenn ich ſie in meine Zimmer bringen wollte, ſo könne das nicht geſchehen, ohne daß ſie ins Haus käme. — Da göß ſie dann eine ganze Sündfluth über mich aus, ſo ohngefähr dasſelbe Waſſer, wie es hier in der Reſidenz die meiſten Damen auszugießen pflegen, wenn ſie ihre Gevatterinnen zum Kaffee bitten, Vornehme und Geringe; iſt das doch die einzige Quelle, aus der ſie ſich ihren Lebensſtoff ſchöpfen. — Ich antwortete meiner Frau geheimen Silberdienerin nur, ich würde thun und laſſen, was mir gefiele, und wäre Herr in meinen vier Pfählen, ſo lange mein Contract noch dauere. — Nachher könne ſie die

Perſon aus dem Hauſe weiſen und mich voran oder hinterdrein. — Sie zog ab und ſchickte mir ihren Sachwalter auf den Hals, um mich durch gütliches Uebereinkommen anderes Sinnes zu machen; das half ihr aber nichts, denn des alten Paul Habermanns Kopf hat in Batavia die Sonne ausgedörrt, und nun iſt er ſo hart, wie Eiſen. — Sie hat es geduldig mit anſehen müſſen, daß die arme Katharine zu mir in das Haus zog; jetzt chicanirt ſie uns wo ſie kann, und wirft uns allerlei böſe Redensarten nach; beſonders mir, von dem ſie erzählt, ich deckte meine Liebe zu der Katharine, die wirklich noch recht hübſch und jung iſt, mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu. — Ich laſſe mir das gefallen, denn es würde mich eigentlich freuen, wenn ich ſo eine Art von Vulkan wäre; droben Eis, drinnen Gluth — aber mit mir iſt's, was das betrifft, aus und vorbei, und meine Liebe iſt rein chriſtlich und rein jüdiſch, nach dem alten wie nach dem neuen Teſtamente, denn ich liebe aufrichtig meinen Nächſten, aber ich begehre nicht ſein Haus, Hof, Weib und Vieh, und zwar aus ganz natürlichen Gründen. — Haus und Hof möchte ich nicht haben, weil die Steuern in unſerm lieben Fürſtenthume das Capital überſteigen und den Grundbeſitzer ruiniren; für ein Weib bin ich zu alt und ſtumpf, und von der Viehzucht habe ich in meinem ganzen Leben nicht mehr verſtanden, als höchſtens, daß ich Rindsbraten von Kalbsbraten zu unterſcheiden weiß.

Die Frau geheime Silberdienerin war es aber nicht allein, die etwas dagegen einzuwenden hatte, daß ich die Katharine direct aus dem Zuchthauſe zu mir in das Haus nahm. — Es waren auch noch andere Leute, die mich deßwegen anredeten, oder anfuhren, weil ich mir nichts ausreden laſſen wollte. —

Da war erſtens der Herr Kammerjunker von Mäuſewitz, der zu mir ſagte: »Habermann, ich warne ihn; ich weiß es von hoher Hand, es iſt hohen Perſonen gewiß nicht angenehm, wenn die Leute, von denen Hochdieſelben bedient werden, wieder von Leuten bedient werden, die nicht ganz ſo ſind wie — Vous m'entendez, mon ami. — Als ich in Paris war, ich logirte damals auf dem Quai St. Auguſtin, da nahm mein werther Gönner und Freund, der Fürſt Rutſchikoff, ein Mädchen in ſeinen Dienſt, das, wenn ich nicht irre, nach Bicêtre, je ne me souviens plus du nom de ce cachot abominable — aber ich glaube, es war Bicêtre — alſo, das nach Bicêtre gebracht war wegen — Vous m'entendez bien. — Sie war ſehr ſchön, vraiment ſehr ſchön; taille superbe, aber eine boshafte Seele; oui, ſehr boshaft. Sie beſtahl den Fürſten und entfloh, und der arme Rutſchikoff litt noch lange nachher an einer Krankheit, die, pour ainsi dire, svelte; braunes Haar, ſchöne Augen — am Marke ſeines Lebens zehrte. — Es waren die Folgen des Grams über die Schlechtigkeit dieſer Perſon. — Enfin Habermann vous savez, je vous protège; ich bin ſein Ami, und möchte es um ſeinetwillen nicht gern, wenn man es höheren Ortes ungnädig vermerkte. — Ueberlaß er die Perſon ihrem Schickſale; ſie wird nicht gleich verhungern.«

— Es iſt doch ein guter Menſch, der Herr Kammerjunker, dachte ich; aber hungern iſt auch ſchon ſchlimm, und noch ſchlimmer iſt es, ſein Brod betteln, und unter Thränen eſſen müſſen. — Guter Gott, wenn ich doch dem ganzen Hofe einmal eine Faſtenzeit von acht Tagen verſchreiben könnte, ſo bei ſchwarzem Brod und Waſſer, doch nie ſo viel, daß ſie ſatt würden, damit ſie erführen, wie ſo manchem armen Mitmenſchen zu Muthe iſt, der ſich nicht am Brode, ſondern nur an der Sorge ſättigen kann. —

Der Zweite, der mir es widerrieth, und zwar auf eine etwas unartige Weiſe, die ich ihm ſobald nicht werde vergeſſen können, war der Chatouillier ſeiner Durchlaucht, der Herr Rath Kaſſenfuchs. — »Habermann,« ſagte er, »ich höre, er will das Menſch, die Katharine Gilges in ſeine Dienſte nehmen. — Bedenke er, was er thut. — Eine, die geradesweges aus dem Zuchthauſe kommt. Laß er das gut ſeyn, denn ſieht er, ich kann ihm dann nicht mehr die monatlichen Gagen anvertrauen, ſondern muß das Amt dem Wallendorf geben, und er bringt ſich dadurch um ein ſchönes Nebenverdienſtchen.« — Ich erwiederte dem Herrn Rath, ich hätte ihn längſt ſchon bitten wollen, es einem Andern zu übergeben; denn ich müſſe den ganzen Tag mit dem Gelde herumlaufen; und obendrein plagten mich Chriſten und Juden, um zu wiſſen, wann ich es dieſen oder jenen brächte, damit ſie gleich bei der Hand ſeyn könnten; das griffe mich auf meine alten Tage zu ſehr an. — Der Herr Rath ſah mich überzwerg an, und ſagte: er iſt ein Eſel. — Die Gagen aber trage ich ſeitdem nicht mehr herum.

Der Dritte war ein Mann, von dem ich es am wenigſten vermuthet hatte; der Herr Oberhofprediger nämlich. — Der ließ mich zu ſich rufen, und kanzelte mich derb ab, weil ich mich nur in der Kirche ſehen ließe, wenn ich den Hofdamen oder Prinzeß Thereſen das Geſangbuch nachzutragen hätte, und ich wüßte doch, Sereniſſimus hielten ſehr viel darauf, daß Höchſtdero Leute fromm wären und fleißig in das Gotteshaus gingen. — (Der gute Mann weiß freilich nicht, daß ich bei dem lieben Gott in die Kirche gehe und daß deſſen Kirche überall iſt, wo ſich der Himmel wölbt. Davon ſteht auch nichts in ſeinem Handbuche der Dogmatik.) Dann citirte er einige Sprüche aus dem alten und neuen Teſtamente, und ging nun darauf über, er habe gehört, ich wolle die Katharina Gilges zu mir nehmen; ich ſolle aber mein Seelenheil bedenken, denn man dürfe nicht mit Sündern Gemeinſchaft haben. — Als ich ihm nun erwiederte, der Herr Chriſtus habe zu dem Schächer am Kreuze geſagt, er werde mit ihm im Paradieſe ſeyn, da fuhr er mich gar an, und ſagte: ſolche Arroganz und Impertinenz, ſich mit dem Heilande vergleichen zu wollen, ſey ihm doch noch nicht vorgekommen; ich ſey ein verſtockter Sünder, und über mich müſſe und könne man mit Recht rufen: Kreuzige ihn. — Du guter Himmel! das war mir doch auch nicht im Traum eingefallen, mich mit dem Reinſten, den je die Erde trug, vergleichen zu wollen. — Was doch die Zeloten nicht Alles aus ſich herausſpinnen!

Das waren nun (außer jenen drei noch mehrere, aber es eckelt mich an, ſie Alle aufzuzählen), lauter vornehme Leute, die mir, Jedes auf ſeine eigene Weiſe ausreden wollten, mich einer armen Unglücklichen, Verſtoßenen, von der Welt Gebrandmarkten annehmen zu wollen, um ihr durch milde Behandlung, das Beſte, was der Menſch hat, den Glauben an ſich ſelbſt wieder zu erwecken. — Wie weh thut es mir, daß noch immer ſo viel Vorurtheil in der Welt herrſcht und daß die Menſchen ſo gern auf den Gefallenen treten, um ſagen zu können: Sieh lieber Gott, und liebe Welt, ich bin doch ein excellentes Weſen; ich trete auf dieß erbärmliche Geſchöpf, damit ich ſoviel höher vor Dir ſtehe; es iſt ja gar zu tief unter mir. — Daß ſo manches Verbrechen ſich auf dem Grundſteine ſchlecht verſtandener Religionsbegriffe, ſein Piedeſtal erbaute; daß ſo manche Sünde deſto leichter Wurzel ſchlug, weil es ihr gelang, in den Boden der Tugend ihr Saamenkorn einzuſchwärzen, das begreifen ſie nicht. — Ihnen ſind, wie dem Stoiker, alle Verbrechen gleich; denn ſie beurtheilen ſie mit dem kalten Verſtande, greifen aber nicht in ihr Herz, wo ſich oft heimlich weit größere Sünden einniſten. — O ihr Menſchen, die Ihr ſo häufig mit offenen Armen auf ſo manchen Unwürdigen zueilt; verſucht es einmal und drücket den reuigen Sünder auch an das Herz; ich wette darauf, er wird ſich innigſt beſtreben, beſſer zu werden; denn eine ſolche Umarmung gibt ihm Alles wieder: Glaube, Liebe und Hoffnung.

Aber Paul Habermann, was ſoll das? — Du willſt ja Dir der armen Katharina Leidensgeſchichte aufſchreiben und keine moraliſche Abhandlung. — Die lieſt heut zu Tage Niemand mehr, und Du Paul Habermann auch nicht; hier allenfalls aus Eitelkeit, weil Du ſie geſchrieben haſt. — Alſo laß alle Abſchweiſe ſeyn, und mach' dich ans Werk. —

Das iſt recht hübſch mein Herr Geiſt oder Verſtand, der Sie da aus meiner Seele mit mir converſiren; Sie mögen auch wohl recht haben; ich habe mich aber müde geſchrieben und muß mich erſt etwas verſchnaufen und an irgend etwas Erquicklichem laben, wenn ich fortfahren ſoll. — Woran labe ich mich denn nun gleich? —

Halt, da hab' ich's. — Es gibt doch eine edle Seele in Rattenhauſen. — Gräfin Roſalie. — Die ſagte zu mir mit ihrer Flötenſtimme, daß mir das Herz im Leibe lachte: Habermann, Sie wollten Ihren Haushalt vermehren, und es fehlte Ihnen wohl an Allerlei, was man braucht; an Betten z. B. — Ich habe Ihnen deßhalb ein gutes Bett mit der nöthigen Wäſche in Ihre Wohnung ſchaffen laſſen. — Wenn ſich eine arme Magd den ganzen Tag müde gearbeitet hat, ſo iſt es eine große Erholung für ſie, ein gutes Bett zu haben, in dem ſie ſich ausruhen kann, und die angegriffenen Glieder wärmen. — Und wenn Sie ſonſt noch etwas brauchen, ſo ſagen Sie mir es nur; ich habe noch ſo Vieles liegen, was mir ganz überflüſſig iſt.

Mir traten die Thränen in die Augen. — Ich wollte der wahrhaft Gnädigen das Kleid küſſen; ſie reichte mir die Hand; ach Gott, ich alter Kerl hätte ihr gern den holdſeligen Mund, der ſolche Worte ſprach, auch geküßt, und wenn ich noch einmal darum Schiffbruch hätte leiden ſollen.

Sie ſind ein wahrer Engel in Menſchengeſtalt, liebe Gräfin Roſalie. — Wenn ich an Sie und Ihr ſtilles ſegenreiches Walten denke, ſo kommt mir meine ganze Jugend in den alten Körper zurück.

Nun kann ich ſchon ein Paar Stunden fortſchreiben, ohne müde zu werden. Nun will ich aber auch gleich ans Werk gehen, und Autor und Leſer, die hier eine Perſon ausmachen, nicht länger durch überflüſſiges Geſchwätz aufhalten. —

Katharine Gilges iſt die Tochter eines armen Leinewebers in Hartendorf, einem Flecken, drei Meilen von hier. — Der Vater war ein fleißiger Mann, ſtarb aber früh und hinterließ ſeiner Wittwe und ſeinem einzigen Kinde nichts als das Häuschen, in dem ſie wohnten, einige Ruthen Gartenland und ſeinen Webeſtuhl — Wollten die Hinterlaſſenen leben, ſo mußten ſie arbeiten, was ſie auch gern thaten. — — Die Mutter, überzeugt, daß der Webeſtuhl ihnen ihr Auskommen, wenn auch nicht reichlich, doch hinreichend verſchaffen könne, ſah ſich bei Zeiten nach einem fleißigen Arbeiter um, der das Gewerbe für ihre Rechnung fortſetze. — Sie dachte ſchon damals daran, einem Solchen einmal ihre Katharine zur Frau zu geben, und dann den Abend ihres Lebens bei ihren Kindern in Ruhe zu verbringen, ließ ſich aber als eine kluge Frau nichts davon merken, da Kathrinchen noch manchen Zoll zu wachſen hatte, ehe das Garn zu ihrem Brauthemde eingeſchlagen wurde. — Auf dieſe Weiſe meinte die Mutter, ſich ihren Schwiegerſohn nach Gefallen ausſuchen zu können, wie denn das die meiſten Mütter überhaupt gern thun, und lieber ihr eigenes Herz, als das der Tochter befragen, wenn es auf die Wahl eines ſolchen ankommt. — Ich kann das eben den Müttern nicht verdenken; ſie wollen in den Töchtern ihre Blüthenzeit noch einmal verleben, und haben es daher gar gern, wenn der Schwiegerſohn entweder dem geliebten Seligen ähnlich ſieht, oder auch ein ganz anderer Menſch iſt, als der nicht geliebte Unſelige. —

So wuchs Katharine unter ſtrenger Zucht heran, denn die Mutter war eine eigene Frau, wie man zu ſagen pflegt. — Ich finde dieſen Gebrauch des Wortes eigen auch ganz richtig. — Eine eigene Frau iſt eine ſolche, die keinem Andern angehören, und ihn anhören will, am Wenigſten aber Ihrem Manne oder ihren Mann. — Jeden kleinen jugendlichen Fehler, den die Tochter beging, ſtrafte ſie hart; am Meiſten war ihr aber das Weinen darüber zuwider, und ſo gewöhnte ſich Katharine ſchon früh, ihren Schmerz in ſich hineinzudrängen, und ihn in einem einſamen Winkel auszukämpfen. — Ach, die Natur iſt ſo gütig, ſie hat dem Menſchen alle möglichen Mittel gegeben, die ſtörenden Dämonen in ſeinem Innern, Schmerz und Gram, Aerger und Haß herauszuſchaffen aus ſeiner Seele; ſie gab ihm Thränen und Worte, Arme und Beine dazu; aber der Menſch iſt ſo verkehrt, daß er ſeinem Bruder oder ſeiner Schweſter gar oft die Thränendrüſen und den Mund ſchließt, Arme und Beine lähmt, aus Pedantismus, Herrſchſucht, Convenienzzwang und dergleichen, ihr oder ihm dadurch den Stachel deſto tiefer in das wunde Herz drückt, und wenn der oder die Leidende nicht ein vortreffliches, gottliebes Geſchöpf iſt, den Keim zu allem Schlechten in die Seele legt. — Noch jedes Mal, wenn ich Jemanden heimlich eine

Thräne im Auge zerdrücken, oder eine Erwiederung, die ihm das Gefühl ſeiner verletzten gekränkten Menſchenwürde entwenden wollte, verſchlucken ſah, war mir zu Muthe, als müſſe ich auf die Kniee fallen, die Hände emporheben und ausrufen: Lieber, gerechter Gott in Deinem hohen Himmel, wie kannſt Du dem nur ſo ruhig zuſehen, da es doch ſchon eine ſo miſerable Seele, wie die meinige, ſo entſetzlich empört. —

Walter, ſo hieß ihr Mann, behandelte ſie anfangs gut und freundlich, ſo lange noch der Eheſtand und die junge Gattin den auffriſchenden Reiz der Neuheit für ihn hatten. Leider dauerte das aber nicht lange, er warf ſich ſeinen alten Gewohnheiten, Spiel und Trunk, wieder in die Arme, der Webeſtuhl ruhte ganze Tage, und es wurden keine Fäden mehr zu einem Tiſchtuche, auf dem Adam und Eva prangten, eingeſchlagen. Katharine, die ihn zu ſehr liebte, ließ ihn gehen, ſich immer damit tröſtend, daß er doch in der Nacht zu ihr heimkehre und dann bei ihr ſey. — Unverdroſſen ſaß ſie oft noch, wenn rings um ſie her Alles im tiefſten Schlummer lag, bei ihrer Lampe, wartete geduldig auf ihn, ging ihm freundlich entgegen, wenn er kam, und war unausſprechlich ſelig, ſobald er ſie nur mit guten Worten begrüßte. — Was ſie nur erſinnen konnte, trug ſie herbei, um es ihm behaglich zu machen, und nie zeigte ſich auch nur die leiſeſte Spur von Vorwurf in ihren Mienen. — Das Menſchenherz iſt ein gar wunderlich Ding, aber eines gefühlvollen Weibes Herz, und wenn ſie auch aus dem niedrigſten Stande iſt, ein Abgrund von Liebe. Katharine ſah wohl, daß das ſo nicht lange würde fortgehen können, aber ſie glaubte ſich zu verſündigen, wenn ſie ihm etwas ſagte, und beſtritt ſchweigend alle Koſten der kleinen Haushaltung, ſo lange die von der Mutter ererbten Sparpfennige noch vorhielten.

Endlich waren aber dieſe ausgegeben, und Walter mied noch immer den Webeſtuhl. Sie kämpfte lange mit ſich, ob ſie ihm etwas ſagen ſolle, doch das Bedürfniß ſiegte, und ſie wagte es endlich, mit ſchonenden Worten ihn an ſeine Pflicht zu erinnern. Ich habe noch keine Luſt, gab er ihr zur Antwort, und zur Arbeit muß ich Luſt haben, ſonſt geht es nicht, und ich thue in acht Tagen kaum ſoviel, wie ſonſt in einem, wenn ich bei guter Laune bin. — »Ich habe aber nur noch ein Paar Groſchen im Hauſe, Walter,« entgegnete ſie. — »Wo biſt denn Du mit den zwanzig Thalern von der Mutter geblieben?« — »Die habe ich für die Wirthſchaft ausgegeben und Trauung und Aufgebot damit bezahlt, ſchon als die Mutter noch lebte.« — Da müſſen Trauung und

Aufgebot auch verdammt viel gekoſtet haben. Weißt Du was, geh' zu der Nachbarin und bitte ſie, ſie ſolle Dir bis zum Sonnabend einen Thaler borgen; heute iſt Dienſtag. Morgen will ich mich an die Arbeit machen, bis zum Sonnabend habe ich dann das Doppelte und Dreifache verdient.« —

Sie ſchwieg, betroffen über ſeine Rede. — Er konnte ihr zumuthen, Geld zu borgen und wußte doch, wie ſehr ſie das verabſcheue, und wie oft ſie ihm geſagt hatte, wenn die Rede auf dergleichen kam, ſie wolle lieber hungern, als borgen. — Als ſie ihm keine Antwort gab, ſagte er: Ja ſo, Du magſt nicht borgen, nun ſo will ich hingehn; aber auf mich iſt die alte Hexe, die Nachbarin, nicht gut zu ſprechen und ſchlägt es mir am Ende ab. — Weißt Du was, wir haben ſo vielen unnöthigen Kram in der Wirthſchaft, den die ſelige Alte zuſammengeſchleppt hat, geh' und verkauf' etwas davon. — Ich ſchaffe Dir nachher etwas Neues. —

Hatte ſein erſter Vorſchlag ſie ſchmerzlich berührt, ſo that es der zweite noch mehr. — Verkaufen ſollte ſie etwas von dem ihr ſo lieben Hausgeräth! Jedes Stück hatte die ſelige Mutter ſo geſchont und mit ſo vieler Mühe erarbeitet, und nun ſollte ſie, da die gute Alte kaum geſchieden war, es leichtſinnig verſchleudern. — Solche Zumuthung hatte ſie von ihm nicht erwartet — ach, und er war der einzige Menſch, dem ſie auf Erden angehörte. —

Mit ſchwankender Stimme und weggewandtem Geſicht antwortete ſie ihm: »Bis Mittwoch Abend oder Donnerſtag Morgen reich' ich wohl noch.« — Nun ſagte er gleichgültig: »was quälſt Du mich denn, zog ſich aus, legte ſich zu Bett, und war bald in tiefen Schlaf geſunken, ohne weiter ein Wort mit ihr gewechſelt zu haben. — Sie beſorgte ihre kleinen häuslichen Geſchäfte, aber es ging ihr nicht von der Hand wie ſonſt, und die Thränen floſſen ihr dabei über die Wangen. — So traurig war ſie noch in ihrem Leben nicht geweſen, und doch wußte ſie ſich nicht recht die Urſache davon anzugeben. — Wenn die erſten Thränen über einen unerwarteten Schmerz ſich aus dem Auge drängen, dann tritt ein tief wehmüthiges Gefühl in die Seele, daß es nicht die letzten ſeyn werden, und daß ein ſolcher Schmerz nur zu leicht wächst und rieſengroß wird. — Das fühlt der Menſch wohl, aber er ſagt es ſich nicht, denn nur wer an das Unglück gewöhnt iſt, iſt zur Klarheit darüber gelangt; die Thränen aber fließen von der bangen Ahnung gefördert, nur deſto häufiger. Sie erregen und ſtillen, der

Schmerz lockte ſie, und ſie nähren ihn, bis er endlich in ihnen erliſcht und dann ſcheiden auch beide zugleich von der Seele. —

Als ſie mit ihrer kleinen Arbeit fertig war, ſuchte ſie ihr Lager an ſeiner Seite, leiſe und behutſam um ihn nicht zu wecken, und doch hätte ſie es ſo gern geſehen, wenn er erwacht wäre; denn nie fühlte ſie lebhafter das Bedürfniß unter freundlichem Geſpräch mit ihm einzuſchlummern, als eben jetzt. — Er aber ſchlief feſt. — Sie ſah ihn an, betete, und wollte ſich dann auch dem Schlummer hingeben, aber der ſanfte Zwillingsbruder des Todes floh ſie, die Nacht verſtrich langſam und brachte ihr tauſend und aber tauſend Bilder mit, die ſich alle um einen Punkt drehten. — So verlaſſen hatte ſie ſich noch nie gefühlt, und ſo begrüßte ſie der nächſte Morgen.

Sie hat mir oft von dieſer Nacht erzählt, wenn auch mit ſchlichtern Worten, und doch gewiß unendlich wehmüthiger und rührender, ſo ſehr ich mich auch beſtrebe, durch meine Schilderung denſelben Eindruck hervorzubringen, den ſie jedesmal bei mir dadurch erregt hat. — Es liegt eine ſo tiefe Poeſie im wahren Schmerz, aber wer kann die wiedergeben. — Ich wahrhaftig nicht. —

Sie ſchlich ſich am andern Morgen leiſe von ihm fort, bereitete ihm ſein Frühſtück, und weckte ihn dann. — Er genoß es behaglich, ſcherzte mit ihr dann, zog ſich an, und ging darauf ohne Weiteres wieder fort, wie er es bisher gethan hatte. — Sie ſah ihm nach und bemerkte, daß er ſeine Schritte ſchon am frühen Morgen dem Wirthshauſe zulenke. Das zerſchnitt ihr die Seele; die ſchlaflos verbrachte Nacht erhöhte ihre Reizbarkeit, ſie wollte weinen, aber die Augen verſagten die Thränen und mit zerriſſenem Herzen ging ſie an ihre häuslichen Verrichtungen.

In dieſer Stimmung traf eine Nachbarin ſie an, die nach dem ſchon vor längerer Zeit beſtellten Gewebe fragte. Katharina ſuchte ſie zu beſchwichtigen, und mußte endlich eingeſtehen, daß ihr Mann noch gar nicht daran gegangen ſey. — Die Nachbarin war, wie viele Frauen, beſonders in den unteren Ständen, nicht gut und nicht böſe, aber ſie klatſchte. — Daher unterließ ſie nicht, ihr eine Menge Gerüchte, die über Walter im Umlauf waren, zu erzählen. — Katharine wollte nicht darauf hören, doch jene fing immer wieder an, Alles aus der beſten Abſicht, wie ſie ſagte, denn ihr Mann ſey eben ſo geweſen, aber ſie habe ihn doch endlich ordentlich gemacht, und dergleichen mehr;

wer mag denn Frau-Baſen-Geſchwätz wiederholen!

Leider verfehlte dieß auch ſeine Wirkung nicht; Katharine wurde immer mehr und mehr gereizt, und empfing Walter, auf den ſie lange mit dem Eſſen warten mußte, nicht ſo freundlich, wie bisher immer geſchehen war. — Er merkte das, und ließ es ſie entgelten, wozu der Umſtand, daß er ſchon am frühen Morgen geſpielt und verloren hatte, und den Verluſt ſchuldig geblieben war, das Seinige beitrug. — Mürriſch ſaß er, ohne ſie eines freundlichen Blickes zu würdigen, ſtopfte gleich nach Tiſche ſeine Pfeife und wollte gehen. — Sie erzählte ihm nun, daß die Nachbarin da geweſen ſey, und nach der beſtellten Leinewand gefragt habe, und daß es endlich wohl Zeit ſey, die Arbeit anzufangen. — Er gab ihr eine kurze, grobe Antwort. — Das hatte ſie am Wenigſten erwartet; ihre ganze angeborne Heftigkeit gewann in dieſem Augenblicke die Oberhand; ſie trat auf ihn zu und ſagte mit rollenden Augen: »Walter, Du biſt ein ſchlechter Kerl.« — Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ſtieg auch in ihm die Wuth auf. — »Sag' das noch einmal!« rief er. — Gereizt wiederholte ſie es, und in demſelben Augenblicke erhob er die Hand, in welcher er die Pfeife hielt, und führte mit dieſer einen heftigen Schlag nach ihrem Geſicht. — Beſinnungslos ſtürzte ſie hin.

Als ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ſich allein. — Der Schlag hatte ihre Schläfe hart, wenn auch nicht gefährlich getroffen, und das Blut floß ihr über das Geſicht. — Ohne ſich zu bedenken oder die Blutstropfen abzuwiſchen, rannte ſie im lebhafteſten Zorn zu dem Richter des Ortes und erzählte ihm

Alles. Dieſer, der ihrem Manne ſchon längſt gram war, ließ nicht eher ab auf Scheidung zu dringen, als bis ſie ihm ihre Einwilligung gab, die Sache einzuleiten. —

Walter konnte das Factum nicht läugnen, ſeine Frau thätlich gemißhandelt zu haben, und das Juſtizcollegium entſchied gar bald, daß ihrer gerichtlichen Trennung kein Hinderniß im Wege ſey. — Während der Verhandlungen hätte Katharine gern ihre Klage zurückgenommen, aber die Sache war zu weit gediehen, und ſie ſchämte ſich vor den Nachbaren und Bekannten. Walter betrug ſich außerordentlich ſanft gegen ſie, ſchien ſeinen Fehler zu bereuen, und war in der letzten Woche auffallend fleißig, um alle beſtellte Arbeit abliefern zu können, ſo lange er noch das Recht hatte, vor dem Webeſtuhl in Katharinens Hauſe zu ſitzen. Wie alle Leichtſinnigen, ging er von einem Extrem zum andern über, und wer ihn damals geſehen hätte, würde nimmer geglaubt haben, daß es derſelbe Menſch ſey. — Katharine gewann ihn wieder ſo lieb wie vorher, oder hatte eigentlich niemals aufgehört ihn zu lieben; jenes Gefühl war in den erſten Tagen nach der Beleidigung nur in den Hintergrund getreten, und zeigte ſich jetzt wieder in aller Kraft.

So nahte denn der Tag heran, an welchem die Scheidung vom Gerichte ausgeſprochen wurde. Als es geſchehen war, und ſie Beide das Juſtizamt verließen, ſagte er wehmüthig: »Das iſt wohl gut, und ich hab' es verdient und noch viel Schlimmeres: aber nun weiß ich doch nicht, wo ich mein Haupt hinlegen ſoll. Ich hab' es für ganz unmöglich gehalten, mich von Dir zu trennen, und darum auch gar nicht an die nächſten Tage gedacht.« — Dieſe Worte gingen

Katharine durch Mark und Beine. — Ehe ſie ſich noch beſann was ſie eigentlich ſprach, antwortete ſie ihm: »Du kannſt ja bei mir bleiben, wer treibt Dich denn fort; das iſt mir gar nicht eingefallen. — Ich habe den Webeſtuhl zwar verkaufen und mich mit Spinnen ernähren und für Tagelohn arbeiten wollen; aber es iſt doch beſſer, ich behalte ihn, er iſt doch einmal ein Erbſtück. — Alſo wenn Du willſt, ſo komm' Du nur wieder mit mir, ich ſchlafe in der Dachkammer und Du bleibſt unten.« —

Er erwiederte ihr nichts, ſondern ging an ihrer Seite ihrem Wohnorte zu. — Als ſie vor ihre Hausthür kamen, ſah ſie ihn gleichſam bittend an und ſagte: »Nun, willſt Du?« — »Ich will wohl,« erwiederte er, »aber was werden die Nachbarn ſagen?« — »Die Nachbarn,« entgegnete ſie, »was geht es die an? — Allein kann ich ſo einmal nicht im Hauſe bleiben, und ehe ich einen Fremden einnehme, iſt es doch beſſer, ich wohne mit meinem Manne; denn das biſt Du doch, wenn wir auch gleich geſchieden ſind. — Heirathen thu' ich in meinem Leben nicht wieder.« — »Nun, wenn Du meinſt,« verſetzte er, und ſie gingen zuſammen in ihre Wohnung, als wäre gar nichts vorgefallen. — Als ſie eingetreten waren, warf der Wind die Hausthür in das Schloß. Ich bin nicht abergläubig, aber ich meine doch, es war Katharinens böſer Engel, weil er ſich freute, ſie gefangen zu haben. —

Sie richteten ſich ſo ein, wie es Katharine angegeben hatte, und lebten die erſten Tage wie Bruder und Schweſter mit einander. — Mit emſiger Sorgfalt ſuchte ſie ihm Alles recht angenehm zu machen, und er arbeitete dagegen ſo fleißig, wie nie bisher. — So vergingen mehrere Wochen; da trat er eines

Abends zu ihr, hielt ihr eine Hand voll Speciesthaler hin und ſagte: »da ſind die Sparpfennige der Mutter wieder; ich hatte nicht eher Ruhe, als bis ich Dir das Geld zurückgab. Der liebe Gott hat recht dabei ſeine Hand im Spiele gehabt.«

»Als ich an dem böſen Morgen nach dem Juſtizamt ging und durch Ulldorf kam, da rief mich die Wittwe Stellmann an, tröſtete mich und verſprach mir, ich ſolle die ganze Ausſteuer für ihre Stieftochter, die Oſtern freit, weben. Sie hat Wort gehalten, und ich beſtimmte das erſte Geld für Dich; ich bin Dir ſo noch Koſt und Miethe ſchuldig.« —

Katharine ſah ihn gerührt an, das hatte ſie ſich nicht im Traume einfallen laſſen, daß er noch ſo gut geſinnt ſey. — Sie wollte das Geld nicht nehmen, er drang es ihr auf. — Unter Thränen fiel ſie ihm um den Hals. — Er erwiederte herzlich ihre Liebkoſungen, ſeine Augen funkelten vor Freude und Luſt. — Sie vergaßen, daß ſie geſchieden waren, ſie vergaßen es ganz. —

Katharine ſchlief dieſe Nacht nicht in ihrer Dachkammer; ſie ſchlief von nun an keine Nacht mehr da. — Sie liebte ihn ja ſo ſehr, — er verdiente es doch auch — und was hätte ſie nicht gethan, um ihm zu zeigen, daß Alles vergeſſen ſey. —

Ich habe es ſchon einmal geſagt; eines fühlenden Weibes Herz iſt ein Abgrund von Liebe. —

Wer ſich rein weiß, der werfe den erſten Stein auf ſie. —

Ich muß hier wieder einen Augenblick inne halten, denn die Feder tanzte nicht mehr, wie im erſten Abſchnitte, ſondern ſchlich gleich Jemanden, der durch tiefen Sand watet — Es iſt wahrhaftig keine Kleinigkeit, die Leiden und Verirrungen einer armen Menſchenſeele aufzuzeichnen; während die Feder langſam die Züge malt, und ſich der Verſtand auf das zu Schreibende richtet, iſt das Herz faſt immer abweſend dabei, und ſucht nach Gründen für die Vertheidigung der That, wenigſtens nach ſolchen, die entſchuldigen und mildern können. Ich habe mich von jeher darüber gefreut, kein Advokat oder Kriminalinquirent geworden zu ſeyn; ich hätte aus dem Inculpaten nichts Böſes heraus, ſondern alles mögliche Gute hinein gefragt. — Und doch wie viel unberufene Inquirenten, und Kriminalrichter gibt es nicht auf dieſem ſublunariſchen Globus, beſonders unter dem nur zu oft mit der größten Ironie ſogenannten ſchönen Geſchlechte! — Es iſt eine wunderliche Eigenheit in der menſchlichen Natur, daß die zarteren Frauen weit geneigter ſind, ein Verdammungsurtheil auszuſprechen, als die Männer. —

Ich glaube, das rührt von einem gewiſſen beſchämenden Gefühl der Schwäche her, das ſie damit verbergen wollen; ſie legen, wie die alten Aegypter, ein gemaltes, für die damaligen Zeiten gewiß ſehr majeſtätiſch ausſehendes Bild über den Sarg des Königs oder ſonſt eines Großen, damit man die verfallene, ausgedörrte und ausgeſpritzte Mumie, die vor Zeiten König oder Miniſter hieß, nicht zu ſehen bekomme, und doch gleich wiſſe, es ſtecke ein König oder Miniſter dahinter, oder es ſich wenigſtens einbilde. Mir iſt in praxi dergleichen oft aufgeſtoßen, und überhaupt, wem, der geſunde Augen hat, denn nicht? Dieſe ſo ſchnell Verdammenden, wie milde ſind ſie dagegen nicht in Allem, wo ſie gefehlt haben. — Wenn ſich doch Alle ſo richteten, wie jener Neger zu meiner Zeit in Batavia, wie gut würde es da nicht in der Welt ausſehen. — Ich muß die Geſchichte doch kurz hieher ſetzen; wer weiß, wozu es nützt. —

Die benachbarte Bepflanzung, ungefähr eine halbe Tagereiſe von dem Beſitzthum meiner Seligen, gehörte einem Herrn Janſſen, der eine große Menge Negerſclaven auf derſelben hielt. Die natürliche Vermehrung dieſer Unglücklichen iſt immer ein großer Gewinn für die Pflanzer, da die Kinder geborene Sclaven ſind, und er befördert daher die Heirathen unter ihnen gern. — Auf Mynherr Janſſens Beſitzthum lebten nun neben vielen andern zwei Negerſclaven von demſelben Stamme, die aus Gewohnheit lange Zeit ſich zu einander hielten, und eine Art von Freundſchaftsbund mit einander geſchloſſen hatten. — Der eine war ein Junggeſell, der andere mit einer Sclavin verheirathet, von der er bereits mehrere Kinder hatte. Sie bewohnten alle zuſammen eine Hütte, und theilten Leid und Freude mit einander; von Mißtrauen oder Eiferſucht war keine Spur unter ihnen zu finden. —

Eines Morgens an einem freien Tage traf es ſich, daß der Verheirathete früher als die Uebrigen aufſtand und ſich in den Wald begab, um zu jagen, damit er die Seinigen und den Freund mit einem beſſeren Male als gewöhnlich erfreuen könne. — Der Unvermählte hatte ſchon lange eine heftige Leidenſchaft für das Weib ſeines Freundes gefühlt, und umſonſt verſucht, ſie zu unterdrücken. — Wie immer, ſo that auch dießmal die Kupplerin Gelegenheit, der man alle Haare ausrupfen ſollte, damit ſie hinten wie vorn gleichkahl wäre, und ſie kein Menſch mehr bei den Stirnlocken faſſen könnte, das

Ihrige. Das ſchwache Weib ließ ſich von dem Verführer überreden und ergab ſich ihm. — Unglücklicherweiſe kehrte der rechtmäßige Gatte, der ſeine Beute wider Vermuthen in der Nähe der Hütte erjagt hatte, einige Stunden früher, als ſie es erwarteten, zurück. Das Erſte, was ſein Blick bei ſeinem Eintritt in die ärmliche Wohnung erreichte, waren Weib und Freund in den feſteſten Umarmungen verſchlungen, ſchlafend; — wer den von keiner Cultur eingeſchnürten Naturſohn kennt, wird ſich die Heftigkeit von des armen Mannes Schmerzgefühl denken können. Er brach in Klagen aus und zerraufte das Haar, wie ein Wahnſinniger. Das ſchuldige Paar erwachte darob und verhüllte ſein Antlitz. — Beide Theile verſtummten eine Weile. — Dann hob der gemißhandelte Gatte das Stillſchweigen auf, und rief: »Ich glaubte glücklich zu ſeyn troß der Knechtſchaft im Joche der Weißen. Ich betete den großen Geiſt an und dankte ihm für Weib und Freund. — Jetzt weiß ich nicht mehr, wofür ich ihm danken ſoll und nur Gram und Knechtſchaft bleiben mir für meine Lebenstage. — Das kann ich nicht aushalten, lebt wohl.« — Er wandte ſich und wollte gehen mit dem feſten Entſchluſſe, ſich augenblicklich zu tödten. — Da ſprang der Schuldige, den das Gefühl der Reue ſchnell und tief ergriff, plötzlich auf, hielt ihn zurück, und ſagte: »Du haſt Kinder, Du mußt leben; es leuchtet doch vielleicht einmal eine beſſere Sonne für die ſchwarzen Sclaven. — Leb' wohl, ich will gut machen, vergib.« — Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich aus der Hütte, ſein gekränkter Freund wollte ihm folgen, aber das ſchuldige Weib fiel ihm vor die Füße und ließ nicht eher ab, als bis ſie ſeine Verzeihung erlangte. — Als er dieſe gewährte und nun aus der Thüre trat, war das Erſte, was ſeine Augen traf, der Schuldige, der ſich im lebhafteſten Gefühle ſeines Unrechts an einem Baume vor der Hütte erhängt hatte.

Und was that Mynherr Janſſen; er ließ den armen Ueberlebenden peitſchen, zum Exempel für alle Sclaven auf ſeiner Beſitzung, damit ſie es ihren Frauen nicht wehrten, ſich mit Andern einzulaſſen, denn die Raçe würde beſſer dadurch, meinte er.

Ich danke doch meinem Gott, daß ich Fürſtlich Y—ſcher Hoflakai in Rattenhauſen und nicht mehr in Batavia bin. — Doch es iſt wohl Zeit zu Katharinen zurückzukehren.

So waren wieder mehrere Wochen vergangen, während welcher Walter ohne Aufhör ſehr fleißig gearbeitet hatte. Katharine freute ſich innig darüber, und es fiel ihr nicht auf, daß er mit einem gewiſſen Eifer immer ſelbſt die vollendete Arbeit fort trug und dann erſt ſpät Abends wieder kam, und ſtill und in ſich gekehrt war. — Sie ſchrieb das dem weiten Wege und der Ermüdung zu, und pflegte ihn zu ſolchen Zeiten mit ſo großer Sorgfalt, als wäre er ein Kranker. Alles nahm er mit Freundlichkeit an, doch nicht mit derſelben Innigkeit, wie in den erſten Tagen nach ihrer Scheidung, was ſie wohl bemerkte, ſich ſelbſt aber nicht zu geſtehen wagte. Nur an ſolchen Tagen, wo er fortwährend am Webeſtuhl geſeſſen hatte, und des Abends mit ihr ein mäßiges Gericht genoß, wurde er traulicher und zuthulicher gegen ſie und benahm ſich ſo, als wenn nie der mindeſte Verdruß unter ihnen Statt gefunden hätte.

Eines Morgens war er ſchon früh fortgegangen, und Katharine ſaß, nichts Böſes ahnend, mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt am Fenſter, um ihn ſchon von fern kommen zu ſehen. — Die Mittagszeit rückte allmählig heran, doch kam er noch immer nicht, obgleich er verſprochen hatte, lange vorher wieder da zu ſeyn. Endlich hörte ſie Männertritte dem Hauſe ſich nähern, ſie ſprang, in der gewiſſen Erwartung, er müſſe es ſeyn, auf von ihrem Stuhle und eilte ihm entgegen. — Statt ſeiner aber trat ein alter Webermeiſter, ein Freund ihres ſeligen Vaters, in die Stube und fragte ſie nach den erſten Begrüßungen freundlich, ob ſie nicht geſonnen ſey, ihm den Webſtuhl, der ihr doch zu nichts mehr nütze, zu verkaufen; ſeine Arbeit habe ſich bedeutend vermehrt, er ſey genöthigt, noch einen Gehülfen anzunehmen, und müſſe daher ſich auch nach einem zweiten Stuhl umſehen. — »Wie kommt er dazu? Meiſter Schmidt, mir dieſe Frage zu thun,« antwortete ihm Katharine erſtaunt: — »Ich habe es ihr ja ſchon geſagt, Frau

Gilges,« erwiederte der alte Mann. — »Ja wie kann ich den Webeſtuhl denn miſſen, da Walter daran arbeitet?« — »Walter? mit Vergunſt, wer iſt das?« — »Nun Walter Gilges, mein Mann.« — »Mit Erlaubniß, Frau Nachbarin, ſie iſt ja geſchieden von ihm.« — »Das iſt wohl wahr, aber er wohnt noch immer bei mir, und iſt nur ausgegangen, um beſtellte Arbeit einzuliefern.« — Bei dieſen Worten ſah der alte Weber ſie eine Weile aufmerkſam an und ſchwieg. Dann ſagte er: »höre Sie, Frau Gilges, ich miſche mich zwar nicht in andrer Leute Treiben und Thun, aber mir kommt es doch vor, als wenn hier ein ſchlechtes Spiel mit ihr geſpielt würde.« — »Walter iſt es ja eben, der mich an ſie gewieſen hat.« — »Walter?« fragte Katharine bekümmert, und eine böſe Ahnung durchzuckte ihr Herz. — »Ja ja, Walter,« entgegnete der Meiſter, »weiß ſie denn von gar nichts! Frau?« — »Herr

Gott, nein, was ſoll ich denn wiſſen?« — »Das iſt doch ſchändlich,« ſagte der Alte in ſich hinein. — »Nun,« fuhr er fort, »da nehme ſie es nicht übel; da bin ich unrecht gegangen, — leb' ſie wohl!« — »Meiſter Schmidt,« rief Katharine ängſtlich und ergriff ihn bei der Hand, »gehe er nicht ſo fort; er iſt meines ſeligen Vaters Freund geweſen und hat es von jeher gut mit mir gemeint. Bei den Wunden Chriſti bitte ich ihn, ſage er mir Alles, was er weiß. — Es iſt doch beſſer, daß er es mir ſagt, als daß ich es von bös geſinnten Leuten höre.« — »Da hat ſie Recht, und ſo leid es mir thut, ſo will ich ihr doch lieber nichts verſchweigen. — Ihr geſchiedener Mann iſt mit der Wittwe Stellmann in Alldorf verſprochen. Oſtern iſt die Hochzeit und mit Sack und Pack zieht er Morgen zu ihr. — Er hat es mir ſelbſt geſagt und mir angeboten, den Webeſtuhl zu kaufen. Da bin ich denn in meiner Einfalt zu ihr gegangen, und ſie muß es mir nicht für ungut nehmen.«

Katharine hörte keines ſeiner letzten Worte mehr; ſtarr wie eine Leiche ſaß ſie da; der alte Mann rief eine vorübergehende Nachbarin zu ihrem Beiſtande her und ſchlich ſich dann auf das Tiefſte betrübt davon.

Nach langer Pauſe kam Katharine wieder zu ſich. — Die Nachbarin, der der alte Meiſter den Grund von Katharinens Ohnmacht in wenigen Worten mitgetheilt hatte, ſuchte dieſe durch allerlei Gemeinplätze zu tröſten. Für Katharine gab es keinen Troſt mehr. — Sie hatte ihn ſo ſehr geliebt, er mißhandelte ſie, ſie verzieh ihm Alles und entzog ihm ihre Liebe nicht, und nun hinterging und betrog er ſie auf eine ſo ſchändliche, heimtückiſche Weiſe, log ihr Liebe vor, behandelte ſie als ſey er noch mit vollem Rechte ihr Ehemann, und verlobte ſich heimlich und hinter ihrem Rücken mit einer Anderen. Dieſe und ähnliche Gedanken durchkreuzten ihre Seele und ließen ſie keinen Entſchluß faſſen. Da ſagte ihr endlich die Nachbarin: »Höre ſie, Frau Gilges, vielleicht iſt's auch nur ein Gerede von den Leuten, weil ſie ihren Mann oft haben zu der Stellmann geh'n ſeh'n. — Wenn ſie es nicht thun mag, ſo will ich mit ihm reden und ihn darnach fragen, er ſoll mir reinen Wein einſchenken; am Ende iſt es doch wohl ſo ſchlimm nicht.«

Dieſe wenigen Worte gaben dem armen gemarterten Weibe ſeine ganze Kraft wieder. Sie beſchloß ſelbſt mit ihm zu reden und bat die Nachbarin, ſie allein zu laſſen. — Dieſe weigerte ſich Anfangs, weil ſie in ihrer Gutmüthigkeit ſchlimme Folgen, die ſie gern verhindert hätte, befürchtete, ließ ſich aber endlich überreden und ging fort.

Es verfloſſen noch mehrere Stunden, ehe Walter kam. Wie unterdeß Angſt und Zweifel, Liebe und Haß in der armen Katharine Bruſt kämpften, und wechſelsweiſe die Oberhand gewonnen, das vermag keine Feder zu beſchreiben. — Endlich trat er ruhig und gelaſſen, als wäre nichts vorgefallen, ein, bot ihr einen guten Tag, machte ſich's bequem und verlangte etwas zu eſſen. — Tauſendmal ſchwebte ihr die Frage auf der Zunge; ſie hatte aber nicht den Muth ſie auszuſprechen. — Mit ſchwankendem Herzen ging ſie hinaus. — In der Küche fiel ſie auf die Knie und wollte beten; aber ſie konnte keine Worte finden vor innerer Angſt, und ihr Gebet war nur ein undeutliches Gefühl der Bitte an Gott, daß Alles nicht wahr ſeyn möge. — Halblaut ſprach ſie mechaniſch ein Amen hinzu. — Dann richtete ſie ſich auf, ergriff die Schüſſel, die ihr mäßiges Mittagsmahl enthielt, trug ſie langſam in die

Stube und ſetzte ſie ihm ſchweigend vor. — Er machte ſich ſogleich darüber, aß ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern, und fragte ſie dann nach einer Weile: »Willſt Du denn nichts eſſen?« — »Ich kann nicht,« war die Antwort, die ſie mit Mühe über ihre Lippen brachte. — Dann ſagte ſie, alle ihre Kraft ſammelnd nach einer Pauſe: »Meiſter Schmidt iſt hier geweſen und fragte mich« — — — Er ließ ſie nicht ausreden, ſondern unterbrach ſie mit den Worten: »Nun ſo weißt Du ja Alles. Sieh ſo konnte es doch nicht unter uns bleiben; das war ein ſchlechtes Leben und hätte doch einmal kein gutes Ende genommen. Es iſt beſſer, daß ein Jedes für ſich bleibe; man kommt dann nicht in das Gerede der Leute; auch hat mir der Cantor geſteckt, der Herr Paſtor hätte ſich geäußert, er müſſe doch wohl ein Einſehen in unſere Wirthſchaft haben; das ginge nicht, daß geſchiedene Leute wie Mann und Frau mit einander fortlebten. Darum will ich ausziehn und das je eher je lieber. Du findeſt wohl einen andern Miethsmann.« — Er war im Zuge noch lange fort zu reden, ſie hemmte aber den Fluß ſeiner Worte, ſah ihn ſtarr an, und ſagte: »Du lügſt, Du ziehſt nur aus, weil Du die Stellmann in Ulldorf heirathen willſt.« — Er ſchwieg eine Weile betroffen ſtill, dann nahm er ſich zuſammen und erwiederte: »Ja, ich will kein Hehl daraus machen, die Stellmann hat ſich in mich vernarrt, und da komm ich doch einmal zur Ruhe und brauche mich nicht mehr mit der vertrackten Leineweberei zu plagen, die mir auf den Tod zuwider iſt.« — »Walter,« ſagte ſie an allen Gliedern bebend, »kannſt Du das vor Gott verantworten?« — »Warum nicht?« verſetzte er; »wir ſind ja ehrlich von den Gerichten geſchieden, da kann jedes hingehen, wohin es will. Das iſt Deine Schuld allein; ich habe Dich damals nicht geſtört, als Du auf Scheidung klagteſt, nun ſey Du ſo gut und laß mich auch in Ruh, und hindere mich nicht an meinem Glück.«

»An Deinem Glück!« verſetzte ſie und ſeufzte tief. Ihre Augen rollten, ſie ſah ſich ſcheu im Zimmer um, bog ſich dann über ihn, und flüſterte ihm etwas in das Ohr. — Er blickte ſie verwundert an, dann ſagte er mit gezwungener Gleichgültigkeit: »Poſſen! das bildeſt Du Dir nur ein oder willſt es mir weiß machen. — So dumm bin ich auch nicht; das müßte ich ja längſt gemerkt haben.«

»Ich bitte Dich um Gottes willen, Walter,« rief ſie verzweifelnd aus; »beſinne Dich und laß von dem Vorſatz ab. Du haſt noch eine ganze lange Nacht vor Dir; guter Rath kommt über Nacht; ich will Dich in Ruh laſſen und Du ſagſt mir Morgen, daß Du Dich anders beſonnen haſt.«

Er antwortete ihr nicht, ſondern ſetzte ſich an den Webeſtuhl und arbeitete. — Sie war nicht im Stande etwas zu thun, und weinte in einem fort ſtill vor ſich hin. — Langſam wurde es Abend für ſie, noch langſamer Nacht; ſie wechſelten kein Wort mehr mit einander. Er zog ſich ruhig aus und legte ſich ſchlafen. — Sie verbrachte die Nacht im Lehnſtuhl am Ofen. — Daß der Schlummer ihre brennenden Augen floh, und dieſe Nacht eine der peinlichſten ihres Lebens wurde, läßt ſich wohl denken.

Auch am andern Morgen wechſelten Beide kein Wort mit einander. Sie bereitete ihm ſein Frühſtück und er genoß es ſchweigend. Nachdem ſie ſich angezogen hatte um auszugehen, trat ſie zu ihm und ſagte: »Walter, ich will auf den Markt nach Gerrenroda (ſo hieß die nächſte Stadt) nicht wahr, wenn ich wieder komme biſt Du noch da?« »Schwerlich,« erwiederte er, »ich hab' Dir's ja geſtern ſchon geſagt, und es bleibt dabei. — Um 11 Uhr ſchickt die Stellmann ihren Knecht mit dem Wagen, und läßt meine Sachen und mich holen.« — »Um Gottes willen,« entgegnete ſie, »verlaß mich nicht; Du willſt mir nicht glauben, und es iſt doch gewiß und wahrhaftig wahr; Du ladeſt Dir eine doppelte Sünde auf.« — Er gab ihr keine Antwort und drehte ihr den Rücken zu.

Beſinnungslos eilte ſie aus dem Hauſe und zu dem Richter des Orts, demſelben, der vor einigen Monaten ſie zur Scheidung beredet hatte. — Sie erzählte ihm Alles und er verſprach ihr, mit ihrem geſchiedenen Manne noch denſelben Morgen zu reden, und ihn wo möglich davon abzuhalten. — Etwas ruhiger, aber doch voll Furcht und Angſt begab ſie ſich nun in die Stadt, denn zu Hauſe hätte ſie um keinen Preis bleiben können. Sie machte einen Umweg, um ungeſtörter zu ſeyn, und wog während deſſelben Alles, was ihr Gemüth beängſtigte und quälte, in ihrer Seele ab. Allmählig gewann ihr Glauben an Walters Rechtlichkeit die Oberhand, und ſie erreichte den Markt in der Hoffnung, Alles bei ihrer Rückkehr in der beſten Ordnung und ihren Mann ihr wiedergegeben zu finden. Sie beſchloß, dann nicht auf das Geſchwätz der Nachbarn und Bekannten mehr zu hören und ſich von Neuem wieder mit ihm trauen zu laſſen, was ihr auch der Richter vorgeſchlagen hatte.

Der Markt, der nur bis Mittag zu dauern pflegte, war beinahe ſchon geendet, als ſie in die Straßen von Gerrenroda einbog. — Heimkehrende Haufen von Landbewohnern aus der Umgegend kamen ihr entgegen und ein oberflächlich Bekannter rief ihr ſcherzend zu: »Frau Gilges, Sie kommt zu ſpät, es iſt

Alles aus und vorbei.« — Dieſe Worte fielen ihr ſchwer auf das Herz; ſie glaubte eine böſe Vorbedeutung darin zu vernehmen, und betrat ängſtlich und verzagt das Haus des Krämers, von dem ſie ihre kleinen Bedürfniſſe zu kaufen pflegte. — Der Laden war voll Menſchen; ſie ſetzte ſich daher, wie ſie ſchon mehreremale gethan hatte, auf eine Bank und wartete, bis auch ſie an den Ladentiſch treten konnte. — Hier verſank ſie in ihre Träumereien, aus denen ſie durch einen Jägerburſchen geweckt wurde, der ſich neben ſie ſetzte. — »Fehlt Ihr was, junge Frau?« fragte er ſie theilnehmend. — »Daß ich nicht wüßte,« erwiederte ſie. — »Sie ſieht ſo ſtill aus,« entgegnete er, »komm, trinke Sie einmal aus meiner Feldflaſche, dann wird Ihr beſſer werden.« Mechaniſch nahm ſie die dargebotene Flaſche an, und that, obgleich ſie früher in ihrem ganzen Leben keinen Branntwein über ihre Lippen gebracht hatte, einen ziemlich ſtarken Zug daraus. Dann bedankte ſie ſich und trat an den nun leer gewordenen Ladentiſch. — Der Krämer packte ihr ihre wenigen gekauften Waaren in den Korb und ſagte, als ſie ſich zum Weggehen wandte: »Sey Sie doch ſo gut, Frau Gilges, und nehme Sie das hier mit. — Ihr Mann hat neulich ſich Stahl, Stein, Schwamm und Schwefelfäden gekauft und es in der Duſſeley liegen laſſen. Feuerzeug braucht man in jeder Haushaltung, und oft wenn man am Wenigſten daran denkt.« — Dabei gab er ihr das Päckchen; ſie ſteckte es, da ihr Korb ſchon voll war, in die Taſche, und machte ſich nun auf den Weg.

Der ungewohnte Branntwein verfehlte ſeine Wirkung nicht, als die ſcharfe Luft auf dem freien Felde ſie anwehte. — Kaum war ſie eine halbe Stunde gegangen, ſo fühlte ſie eine Gluth im Innern, als wollten ihr alle

Adern ſpringen. Dazu fiel ihr das, was ſie zu erwarten hatte, doppelt ſchwer auf die Seele, die böſeſten Bilder ſtiegen in ihr auf, ſie beflügelte ängſtlich ihre Schritte, und erreichte endlich, wie von einem tollen Hunde verfolgt, ihr Haus. — Als ſie ſich demſelben näherte, fand ſie die Thür feſt verſchloſſen, und eine Centnerlaſt wälzte ſich auf ihr Herz. — In dieſem Augenblicke trat die alte Nachbarin auf ſie zu, überreichte ihr den Hausſchlüſſel und ſagte: »Danke Sie Gott, daß Sie den ſchlechten Kerl los iſt; er iſt mit Sack und Pack fortgefahren, warf mir den Schlüſſel vom Wagen herab zu und rief: Grüße Sie die Katharine, und ſage Sie ihr ich dankte Gott, daß ich aus der armſeligen Hütte herauskäme; ich freie nun die Stellmann, die hat Haus und Hof, Kühe und Kälber, ſo was hab ich mir ſchon lange gewünſcht, nun will ich leben, wie Gott im

Himmel und brauche mich nicht mehr mit dem ganzen Bettelkram zu placken.

Katharinen war zu Muthe, als müſſe ihr das Herz zerſpringen. — Sie ſtreifte ihren Tragekorb vom Rücken, gab ihn der Alten, um ihn ſammt dem Schlüſſel aufzubewahren, und eilte dann wie von böſen Geiſtern getrieben auf dem Wege nach Ulldorf fort. — Die Nachbarin rief ihr etwas zu, aber ſie hörte und ſah nichts; ihr einziger Gedanke war: Ihm nach! —

Ihr ganzes Sinnen richtete ſich unterwegs auf einen Punkt, ſeine Schändlichkeit. Mit ihm zuſammenleben konnte ſie nie wieder, was auch die Folgezeit brächte, das fühlte ſie deutlich; aber beſtrafen. — Das Wie war ihr noch nicht klar, da fuhr ſie zufällig mit der Hand in die Taſche, und mit Blitzesſchnelle zuckte der Racheplan durch ihre Seele.

— Sie ſah es als einen Wink von oben an, daß gerade heute der Krämer ihr das Feuerzeug mitgegeben hätte; daſſelbe Feuerzeug, das er, der Böſewicht, unlängſt kaufte und vergaß. Er hatte mit dem Reichthume des künftigen Weibes geprahlt; eine Feuersbrunſt konnte die Stellmann um Alles bringen, und er, der Betrüger, war betrogen.

Unaufhaltſam eilte ſie nun jetzt nach Ulldorf, dem Hauſe der Wittwe zu. — Dieſes lag am anderen Ende des Dorfes, in einiger Entfernung von den übrigen Wohnungen. — Dicht an das Haus ſtieß der Stall, der den Baumgarten hinter demſelben von der einen Seite begränzte. Auf der entgegengeſetzten Seite trennte nur ein mäßig hoher Erdwall die Beſitzung von der Landſtraße, die ſich hart daran vorbeizog, und hinten war der Garten von dem des Nachbarn nur durch einen dünnen Zaun geſchieden. — Katharine kannte die Gelegenheit wohl, ſie hatte als Kind oft in dem Garten, der damals einem andern Eigenthümer gehörte, geſpielt, und beſchloß nun, ohne daß ſie es ſich eigentlich klar ausſprach, denn ſie dachte nicht daran, wie leicht ſie von der Landſtraße aus bemerkt werden konnte, ſich durch den Garten nach dem Stalle, und von hier nach dem Heuboden zu ſchleichen, wo ſie Feuer anlegen wollte.

Es dunkelte ſchon, als ſie den Garten erreichte. Raſch ſchwang ſie ſich, über den Erdwall in denſelben, wo ſie ſich, plötzlich zur Beſinnung kommend, ängſtlich nach allen Seiten umſah. Sie ward nirgends etwas Verdächtiges gewahr, und griff in die Taſche, um das Feuerzeug herauszuholen. Da fiel ihr plötzlich ein, was ſie beginne. — Eine furchtbare Angſt bemächtigte ſich ihrer, die durch den geſchwächten Zuſtand ihres Körpers noch vermehrt wurde, denn ſie hatte den ganzen Tag nicht das Mindeſte genoſſen, und mehr als vier Meilen Wegs zurückgelegt. Erſchöpft ſetzte ſie ſich unter einem großen Fliederbaume, der im Garten ſtand, nieder, und wollte ihr Beginnen überlegen. — Aber das konnte ſie nicht; tauſend Bilder und Gedanken, aus denen Walters ſchlechtes Betragen immer als das Stärkſte hervortrat, ſchwirrten ihr durch den Kopf. In der Noth ihres Herzens betete ſie ein Vaterunſer mit halblauter Stimme. — Da ſie ſich ſo ſelbſt die frommen Worte reden hörte, wurde ihr, als ſpräche ein treuer Freund ihr zu. Es kam Licht gleichſam in ihre Seele. — Sie ſah das ungeheuere Verbrechen, das ſie begehen wollte, ein, ſchauderte vor ſich ſelbſt zurück, und beſchloß ungeſäumt den Garten zu verlaſſen, und leiſe nach ihrem Wohnorte zurückzukehren.

Aber die überſpannten Kräfte ihres Körpers waren erſchlafft. — Sie wollte aufſtehn, und vermochte nicht ſich zu erheben, ſo ſtark zitterte ſie an allen Gliedern. Endlich hatte ſie ſich hinreichend erholt, und erhob ſich langſam. — Da fühlte ſie ſich plötzlich von hinten gepackt. — Zwei ſtarke Männer ſtanden bei ihr; der Eine hielt ſie, der Andere ihre Hand, in der ſie noch immer, ohne es zu wiſſen, den Brennſtoff hatte, feſt. — Der Nachbar nämlich, der mit einem Freunde in ſeinen Garten ging, hatte bemerkt, daß ſich etwas unter dem Fliederbaum bewegte. Beide ſchlichen ſich leiſe heran und überraſchten ſie.

Trotz ihrem Sträuben und Bitten wurde ſie zu dem Schulzen geſchleppt. Sie mochte noch ſo ſehr ihre Unſchuld betheuern; das Feuerzeug, das man bei ihr fand, ſprach gegen ſie, und ein ſehr ſtrenges Landesgeſetz erklärte jeden, der mit Brennſtoff auf fremdem Grund und Boden, in der Nähe eines Hauſes oder einer Scheune gefunden würde, für einen Brandſtifter. Häufige Feuerſchäden auf dem Lande hatten dieſes ſcharfe Edikt nothwendig gemacht. — Demgemäß wurde ſie ſogleich in ſtrenge Verwahrſamkeit genommen, und am folgenden Morgen an das Landes-Criminalgericht zur weitern Unterſuchung und Beſtrafung abgeliefert.

Wir finden die arme Katharine im Gefängniſſe wieder. Ihr war der Prozeß als Brandſtifterin gemacht worden, und das Gericht hatte ſie zu zweijähriger Zuchthausſtrafe verdammt. Zu ihrem Glücke hatte ſie einen ausgezeichneten Anwald bekommen, der mit vorzüglichen Kenntniſſen eine eben ſo große Menſchenliebe verband, und es ſich angelegen ſeyn ließ, ſie zu retten. Er reichte deßhalb ſeine Appellation ein, und wiederholte in derſelben, was er ſchon in ſeinen Defenſionen eben ſo ſcharfſinnig als klar bewieſen, daß man ihr das Attentat der Brandſtiftung durchaus nicht zurechnen könne, da ſie den ganzen Plan wieder aufgegeben habe, und bereits aufgeſtanden ſey, um den Rückweg anzutreten, als ſie von dieſen beiden Männern ergriffen wurde. Ihr Unternehmen ſey daher nicht als ein ſolches, ſondern nur als ein Gedanke, den gekränkte Liebe, und körperliche und geiſtige Abſpannung, oder vielmehr Ueberſpannung in ihr erweckten, zu betrachten; ſeiner Gedanken wegen könne man aber Niemanden beſtrafen, ſonſt würden wohl nur ſehr wenige Menſchen noch frei in der Welt umhergehen. —

Die höhere Inſtanz ſtimmte ihm bei, hob das Urtheil des Criminalgerichtes auf, und decretirte die Freilaſſnng der Katharine, falls dieſe einen leiblichen Eid ſchwöre, und vermittelſt deſſelben bekräftige, daß ſie den ganzen Plan wirklich ſchon zu jener Zeit aufgegeben habe, als die beiden Männer ſie ergriffen und feſt hielten. —

Der Beſcheid wurde dem armen Weibe mitgetheilt, und es erklärte ſich bereit, den aufgelegten Eid zu leiſten. — Um ihr die Wichtigkeit des Schwures, ſo wie die Formel deſſelben deutlich zu machen, wurde der Geiſtliche des Zuchthauſes zu ihr geſandt. Sey es nun, daß ihr dieſer die Strafe des Meineides zu gräßlich vormalte; denn die hieſigen Geiſtlichen ſehen die zu häufige Eidesleiſtung, die faſt bei jeder gerichtlichen Handlung hier zu Lande Statt findet, höchſt ungern, und das mit Recht, oder daß Katharine ihn nicht verſtand, und ſich überhaupt in der aufgeregten Stimmung, in der ſie ſich ſchon ſeit mehreren Monaten aus natürlichen Gründen befand, überhaupt etwas Furchtbares darunter dachte, ſie erklärte plötzlich, den gewöhnlichen Eid wolle ſie leiſten, aber den Eid bei Licht und Schwert nicht. — Dieſer Eid bei Licht und kreuzweis übereinander gelegten Schwertern gehalten, war ehemals ein Gebrauch geweſen, und mochte durch ſeine wirklich erſchütternde Feierlichkeit manchen vom falſchen Schwure zurückgehalten haben; ſeit mehr als zehn Jahren war aber der Gebrauch gänzlich abgeſchafft worden, und Niemand begriff daher, wie ſie darauf verfiel. Wahrſcheinlich hatte ſie in ihrer Jugend davon erzählen hören, und es war ihr vielleicht eine übertriebene Beſchreibung davon gemacht worden, die ihr jetzt wieder vor die Sinne trat, mit allem Grauen, das die jugendliche Phantaſie hineingelegt hatte. — Von dem Augenblicke an, in welchem ſie der Geiſtliche verließ, weinte ſie unaufhörlich, betheuerte ihre Unſchuld, ſetzte aber immer hinzu, den fürchterlichen Eid könne ſie nicht ſchwören, und bat flehentlich, man möge ihr erlauben, mit ihrem rechtſchaffenen Advokaten, der es ſo gut mit ihr meine, reden zu dürfen.

Der Anwald begab ſich am andern Tage zu ihr, und fragte ſie freundlich und ruhig, warum ſie denn den Eid nicht ſchwören wolle. — »Ach Gott, lieber Herr Doktor,« erwiederte ſie, »ich kann es Ihnen nicht ſagen; ich bin unſchuldig, ſo wahr ein Gott im hohen Himmel lebt, aber den gräßlichen Eid kann ich nicht ſchwören.« Aus guten Gründen konnte jener ihr nicht den Irrthum benehmen, denn es würde ſelbſt dem gewöhnlichen Eide nicht ſeine Heiligkeit gelaſſen haben, hätte ſie erfahren, er ſey leichter, als ſie es ſich vorſtelle. — Denn wie viel Untiefen ſind nicht im Menſchenherzen, und wer konnte dafür ſtehen, daß nicht ihre ganze Ausſage falſch war, obgleich ihr Weſen und Benehmen ſo ſehr zu ihren Gunſten ſprach.

Der Anwald redete ihr zu, und ſtellte ihr die Folgen vor, die für ſie aus der Weigerung entſpringen würden; ſie beharrte aber ſtandhaft bei ihrer Erklärung, und bat ihn in den rührendſten Ausdrücken, da er doch ſchon ſo viel für ſie gethan habe, was ihm Gott vergelten müſſe, denn ſie würde es nie können, dem Werke die Krone aufzuſetzen, und den Fürſten in noch einem ſolchen Schreiben, wie er ſchon Eins an das Obergericht aufgeſetzt habe, um ihre Begnadigung anzuflehen. — Sie wiederhole, das Warum müſſe ſie verſchweigen, aber den Eid leiſte ſie nicht, und wenn ſie auch zeitlebens im Zuchthauſe bleiben müſſe. —

Dem Advokaten fiel dieſe Aeußerung auf; er ging nachdenkend im Gefängniſſe auf und ab, blieb dann plötzlich vor ihr ſtehn und ſah ſie ſcharf an. — Jetzt da er ſie genauer betrachtete, bemerkte er, daß eine große Veränderung mit ihr vorgegangen ſey, ſeit der letzten Unterredung, die vor ohngefähr drei Monaten Statt gefunden hatte. — Ihre Augen funkelten, ihre Wangen waren mit einem lebhaften Roth bedeckt, und ihre ganze Geſtalt überhaupt ſtärker und voller als ſie es im natürlichen Zuſtande bei der mehrmonatlichen Einkerkerung, dem tiefen Gram und der lebhaften Angſt ſeyn konnte. — Nun wurde ihm Alles klar. — Er blickte ihr wiederum ſcharf in die Augen und ſagte ſehr ſanft, aber beſtimmt zu ihr: »Höre Katharine, ich will Dir ſagen, warum du nicht ſchwören willſt; Du biſt ſchwanger!« — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo brach ſie in ein heftiges Weinen aus, und erwiederte: »Ach Gott ja! es iſt leider wahr! ich hatte ihn zu lieb und konnte ihm nichts abſchlagen; wir haben nach der Scheidung noch wie Mann und Frau miteinander gelebt.« »Und darum ſcheuſt Du Dich vor dem Eid?« fragte der Anwalt. — »Ja,« antwortete ſie, denn ich habe ſo fürchterliche Angſt davor, daß mir gewiß das Kind im Leibe ſtirbt, wenn ich ſchwören muß, und ich ſterbe mit. — An mir wäre nichts gelegen, aber das unſchuldige Kind kann ich doch nicht umbringen, es kommt ſo ſchon unſchuldig genug auf die Welt. —

Es wurde ſogleich nach der Stadthebamme geſchickt, die alsbald Katharinens Ausſage beſtätigte, und verſicherte, ſie ſey ungefähr im vierten Monate ſchwanger. Dieß hob natürlich fürs Erſte die Eidesleiſtung auf; der menſchenfreundliche Sachwalter drang aber aus eigenem Antriebe darauf, daß das Obergericht den Vorfall zur Kenntniß des Fürſten bringe. — Dieß geſchah, und es erfolgte die Reſolution, daß Katharine in der Krankenanſtalt des Zuchthauſes bis zu ihrer Entbindung bleiben, dann aber — ohne Eid frei gelaſſen werden ſolle.

Nach fünf Monaten brachte ſie einen Knaben zur Welt, der aber nur wenige Stunden lebte. — Sie wurde darauf in Freiheit geſetzt; die Gerichtskoſten hatten aber ihr ganzes, kleines Beſitzthum aufgezehrt; ihr Häuschen war mit allen Mobilien ſubhaſtirt worden, und hatte nur die Hälfte der Koſten gedeckt; die andere Hälfte wurde auf Befehl des Fürſten niedergeſchlagen.

Einſam und verlaſſen ſtand ſie in der Welt da; ſie wußte nicht, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſollte; ihre Verwandten verſtießen, ihre Bekannte vermieden ſie. — Da nahm ich ſie zu mir, und wahrlich ich habe ſeit den zwei Jahren, daß ſie bei mir iſt, noch nicht die mindeſte Urſache gehabt, es zu bereuen.

Da hätte ich denn nun Deine Leidensgeſchichte aufgeſchrieben, gute Katharine. — Ob ſie Jemand leſen wird? — Ich wünſchte, es läſen ſie recht Viele. — Ich könnte ſie an einen Novellenſchreiber verkaufen, es wäre ein guter Stoff. — Der müßte aber noch allerlei hineinbringen, um ſie ſchmackhaft zu machen, und den ganzen Schluß abändern; ferner den Walter recht beſtrafen mit eclatanter poetiſcher Juſtiz. — Der Walter lebt aber noch bis zur heutigen Stunde, im beſten Frieden mit ſeiner wohlbeleibten Frau Stellmann, mit der er ſich an eben dem Tage trauen ließ, als das erſte Urtheil der armen Katharine herauskam. — Er hat die Weberei an den Nagel gehängt, und ſpielt den wohlhabenden Oekonomen; iſt auch etwas inſolent geworden, und ſieht auf ſeine alten Bekannten verächtlich herab. Wie es aber in ſeinem Innern beſchaffen iſt, wenn ſo mitunter das Bild der armen Dulderin darin aufſteigt, davon ſchweigt die Geſchichte. — Eine geraume Zeit hilft ihm noch ſein Leichtſinn darüber hinweg, aber wenn er einmal alt wird, wie dann? Katharine hat ihm Alles vergeben und — liebt ihn noch, obgleich ſie ſich ſchämt, es merken zu laſſen. — Wunderliches, wunderliches Menſchenherz!

Sechstes Bruchſtück.

Die Bekehrte.

Die Bekehrte.

1.

Der alte Neumann, mein Nachbar, iſt vor einigen Tagen geſtorben, und ich habe ihn heute auf ſeinem letzten Gange begleitet. Dabei habe ich denn etwas erlebt, was mir gewaltig an das Herz geſprochen hat, und mir von Neuem beſtätigt, wie vor dem Einen großen Gotte der Liebe alle Menſchenſatzung und Menſchenlehre zu Schanden wird, ſein Wort aber beſteht ewiglich.

Der alte Neumann iſt urſprünglich ein Jude, oder vielmehr er war es, denn oben im Himmel, wohin der brave Mann gewiß gekommen iſt, giebt es doch wohl nichts als reine Deiſten. Er war auch ein frommer Mann im ächten Sinne des Wortes, und that als Jude armen Chriſten, und als Chriſt armen Juden Gutes. Seine früheren Glaubensgenoſſen brachten ihn jedoch im hohen Alter um den größeren Theil ſeines ſauer erworbenen Vermögens, und er ließ ſich von ſeiner Tochter, einem guten wiewohl ſchwärmeriſchen Mädchen, überreden, ſich von ihnen und von der Lehre ſeiner Väter gänzlich loszuſagen und mit ihr zu unſerer Kirche überzutreten. — Dieß wurde von ſeinem einzigen Sohne nicht gebilligt, doch vergaß derſelbe nie was er ſeinem alten Vater ſchuldig war, und wenn er auch gleich ein eifriger Jude blieb, ſo bewies er doch, daß das Gebot: »Ehre Vater und Mutter« auch in ſeinem Katechismus ſtände. Mit der Schweſter lebte er aber in einiger Spannung, theils weil er es ihr zuſchrieb den Vater bewogen zu haben, der Religion ſeiner Ahnen zu entſagen, theils auch und beſonders, weil ſie im Eifer ihres Glaubens ſich unabläßig bemühte, ihn, den Bruder, auch in den Schooß der chriſtlichen Kirche zu führen, was er ihr beſonders übel nahm.

Der Sohn iſt übrigens ein eben ſo braver Mann als es der Vater war und in vollem Vertrauen auf ſeine Rechtlichkeit hat ihm auch der Verſtorbene die Verwaltung des ganzen Erbes übergeben, und ihn ausdrücklich zum Vormunde ſeiner Schweſter ernannt. Dieſe Klauſel ſcheint die Letztere empfindlich berührt zu haben, denn ſie hat, was freilich weder ſchweſterlich noch klug iſt, ausdrücklich erklärt, freiwillig würde ſie nicht zu ihrem Bruder in das Haus ziehn, denn die jüdiſchen Sitten und Gebräuche wären ihr ein Gräuel. Als der Bruder dieſe herbe Rede der Schweſter vernahm, ſchüttelte er ſtatt aller Antwort mit dem Haupte, und erlaubte ihr ruhig, ſich bei einer alten redlichen Wittwe einzumiethen. — —

Seit langen Jahren habe ich keine Leiche zu ihrer Ruheſtätte begleitet, und die ganze Feierlichkeit machte einen eigenen Eindruck auf mich. — Der lange unbeſtimmte Abſchied den ich von meinem alten Nachbar nahm, war es, was mich ſo ſehr rührte. Das Grab iſt gleichſam der Punkt unter dem Fragezeichen an die Zukunft.

Weit mehr als alles ergriff mich aber die Scene, von der ich zuletzt noch Zeuge war. Der Sarg ſtand ſchon in der Gruft; die Stricke, an denen er heruntergelaſſen war, wurden bereits wieder herausgezogen, die erſten Erdſchollen fielen dumpf hinab, und das Grab wurde geſchloſſen. Rings herum hoben ſich grüne Raſenhügel, ſo dicht bei einander, daß man die neue Erhebung kaum bemerkte. — Die Umſtehenden entblößten ehrfurchtsvoll das Haupt und beteten mit dem Todtengräber, der gleichſam das Ende zu dem Buche von Neumanns Leben ausſprach; dann ſchickten ſie ſich an, den Kirchhof zu verlaſſen. Hier drückten ſich einige Freunde des Verſtorbenen, die in verſchiedenen Gegenden der Stadt wohnten, und ſich bei ihm in den langen Winterabenden geſellig zu treffen pflegten, herzlich die Hände und erkundigten ſich nach dem Wohlbefinden anderer Freunde und Verwandten. — Dort ſprachen einige Leute ohne Uebertreibung von dem rechtlichen Charakter des ſeligen Neumann und erinnerten ſich an einzelne Umſtände aus ſeinem und ihrem Leben, die gleichſam den Beweis zu dem, was ſie ſagten, lieferten. — Weiterhin ſchon auf dem Rückwege begriffen, ſchwatzten Andere, die mehr die

Leiche, als der Verſtorbene hinaus gelockt hatte, von den gewöhnlichen Intereſſen des Lebens, von der Hoffnung auf die nächſte Erndte, dem neuen Prediger u. ſ. w. — Alle aber betrugen ſich überaus beſcheiden und anſtändig, ſo daß man deutlich ſehen konnte, wie ihm ſelbſt unbewußt, die einfache Begräbnißfeier, ernſt und mahnend zu jedem, auch zum kälteſten Menſchenherzen redet. — Das große Vielleicht des Rabelais will doch Keinem aus dem Sinne.

Bei dem Grabe ſelbſt ſtand die Tochter des Verſtorbenen und weinte, ich wollte eben zu ihr treten, um ihr einige gut gemeinte Worte zu ſagen, da bemerkte ich, daß ſich ihr Bruder, der ſich, ſo lange noch Fremde in der Nähe waren, beſcheiden fern hielt, dem Hügel, der des geliebten Vaters irdiſche Ueberreſte barg, näherte. — Ich blieb deshalb einige Schritte weit ſtehen, und lehnte mich an einen Grabſtein, um wenn es nöthig wäre, vermittelnd hinzutreten.

Aber es bedurfte deſſen nicht. — Beide weinten, und wenn ſich das Auge der Thräne öffnet, ſo ſchließt ſich das Herz dem Haſſe zu. Schweigend ſtellte ſich der Bruder an das friſche Grab und ſchaute ſtumm auf denſelben Fleck hin, auf den auch das Auge der Schweſter gerichtet war. — Da hob dieſe plötzlich das Geſicht und fragte mit einem Tone, aus dem ich nicht recht wußte klug zu werden: »Du hier?« — »Du ſiehſt es,« antwortete der Bruder. — »Und es iſt Dir kein Gräuel,« fuhr ſie fort, »den Vater eben an dieſer Stelle beerdigt zu ſehen.« — »Die Erde iſt überall des Herrn,« erwiederte er. »Was kümmert es den Geiſt, wo der Leib liegt.« — »Ich hätte freilich gern geſehen, daß der ſelige Vater bei der Mutter auf unſerem Kirchhofe beigeſetzt wäre; ihre Seelen waren ſo einig, ihre Körper hätten auch vereint ruhen können, und es hätte für mich ein Troſt darin gelegen, auf dem Grabe zu beten, das Beide umſchloß. — Doch, ich darf ja nur gen Himmel ſchauen, dort ſind ſie Beide zuſammen, denn dort gibt es keinen Gottesacker und kein Geſetz, das den Chriſten vom Juden, den Menſchen vom Menſchen trennt.«

Es entſtand eine Pauſe zwiſchen den Beiden. — Dann hub die Schweſter wieder zu reden an und ſagte: »Wenn Du nun aber ſo denkſt, wie Du ſprichſt, warum weigerſt Du Dich, dem Beiſpiel des Vaters und dem meinigen zu folgen und Chriſt zu werden? Unſere Religion iſt eben eine Religion der Liebe, wir glauben an Gott und an Jeſus Chriſtus ſeinen eingebornen Sohn, unſeren Erlöſer.« — »Ich glaube auch an einen Gott und bedarf daher des Erlöſers nicht,« erwiederte er. »Läſtre nicht,« entgegnete ſie, und ſah ihn ſtreng an; »hier an dieſer Stelle am Wenigſten.« — »Ich läſtre nicht, Joſabeth, Du mißverſtehſt mich.« — »Ich heiße nicht mehr Joſabeth, ich heiße Marie.« — »Es war eine ſchöne Zeit,« ſprach er, »als Du noch Joſabeth hießeſt und die Mutter noch lebte, und die Schweſter den Bruder und des Bruders Haus nicht mied, weil ſie Beide einen Glauben hatten.« — »Wir könnten jetzt auch einen Glauben haben,« verſetzte ſie, »die Schuld liegt einzig und allein an Dir.« — »Wir bedürfen nur einer Liebe,« ſagte er, »und darin ſoll und darf uns kein Glaube ſtören, wenn er recht und ächt iſt.« — »Nein,« ſagte ſie, »ſtörend iſt es doch immer, wenn ich bedenke, daß Du das Göttliche in dem nicht anerkennſt, der das höchſte Heil der Welt brachte, ſich ſelbſt aufopfernd für die ſündige Menſchheit.« — »Joſabeth,« antwortete er, (erlaube mir, daß ich Dich noch ſo nenne, denn es thut meinem Herzen wohl), glaube nicht, daß ich das Göttliche an Chriſtus verkenne. Daß ich überhaupt im Stande bin, das Göttliche am Menſchen zu erkennen, das macht mein höchſtes Glück aus und gibt mir Ruhe und Frieden in trüben Stunden. Chriſtus war unſtreitig der edelſte Menſch, den je die Erde trug.« — »Und das ſagſt Du und bleibſt Jude?« — »Eben darum, ich verehre ihn in ſeinen Worten und Werken.« — »Und ſeine Wunder?« — »Gottes Wunder ſind größer; blick um Dich her; Alles was Du ſiehſt, iſt ein Wunder Gottes, und that Chriſtus welche, ſo that er ſie nur durch ihn.« — »Deshalb will ich Jude bleiben, denn Gott muß ich anbeten; Chriſtus kann ich verehren und bin kein Lügner.« — »Aber auch kein rechter Jude!« — »Warum nicht?« — »Weil Du nicht nach den Vorſchriften Deiner Religion handelſt.« — »Meine Religion enthält nur das Gebot der

Liebe; Alles Andere iſt Menſchenſatzung; jenes zu verkünden bedarf es aber keiner Schrift, keiner Lehre.« — »Der Allmächtige hat es der ganzen Natur mit flammenden Zügen aufgedrückt.«

»Ich darf Dir nicht länger zuhören, Joſeph,« ſagte die Schweſter, »Du haſt mehr Verſtand als ich, und würdeſt vielleicht mich irren, und dann beging ich eine Sünde.« — »Da ſey Gott vor,« erwiederte er; »das iſt Sünde, was der Menſch nach ſeiner innerſten Ueberzeugung dafür hält, und Gott ſoll mich bewahren, das Herz der Schweſter mit Zwieſpalt zu erfüllen.« — »Aber Deine Kinder,« fragte ſie nun, »bedenke, welcher Vortheile ſie verluſtig gehen in der Welt dadurch, daß Du ſie zwingſt Juden zu bleiben.« — »In der Welt, Joſabeth, der gute Menſch trägt ſeine Welt in ſich, und die iſt reich an Vortheilen. Und dann, meine Kinder mögen prüfen und wählen, wie ihr Vater geprüft und gewählt hat, und werden nichts deſto weniger meine Kinder bleiben, zu welchem Glauben ſie ſich auch dereinſt bekennen; ſie werden doch ihren Vater lieben, und mehr verlange ich von ihnen nicht.« — »Aber irdiſche Vortheile dürfen ſie nicht beſtimmen, den Glauben wie ein Kleid zu wechſeln, das beſſer ſitzt, als das alte. — Das verhüte Gott.« —

Die Schweſter ſchwieg, denn ſie wußte nichts zu erwiedern. Auch wurden ſie jetzt durch den Steinmetzer unterbrochen, der mit ſeinen Geſellen den von dem Bruder für das Grab des Vaters beſtellten Denkſtein brachte. Verwundert ſah die Schweſter zu, als er den Leuten zeigte, wie ſie den Stein aufzuſtellen hätten, »denn,« ſagte ſie in einer Regung weiblicher Eiferſucht, ſo laut, daß es die Umſtehenden hören konnten: — »Das iſt nicht hübſch von Dir, Du hätteſt mir wohl ſagen können, was Du im Sinne hatteſt. — Ich liebte den Vater eben ſo ſehr wie Du und hätte gern meinen Theil dazu beigetragen, wenn Du auch gleich als Bruder und mehr noch als älterer Bruder ein Vorrecht haſt.« — Während dieſer Worte wurde der Stein gelegt, ohne daß der Bruder etwas erwiederte. Es war ein einfaches Denkmal, einfach wie die Kindesliebe ſelbſt. — Folgende Inſchrift zierte es:

Chriſtian Johannes Neumann,
geboren als Jude, den u. ſ. w.
geſtorben als Chriſt, den u. ſ. w.

Dieſes Denkmal ihrer innigen Liebe
ſetzten dem beſten Vater
ſeine dankbaren Kinder
Joſeph und Johanna.

Als die Schweſter die Inſchrift geleſen hatte, blickte ſie den Bruder gerührt an und ſagte: »Ja wir ſind ſeine dankbaren Kinder, ich habe Dir Unrecht gethan, ſehr Unrecht, und wie ſoll ich es wieder gut machen an Dir. Vergib, wenn ich auch anders vom Glauben denke, als Du, ſo muß ich Dich doch ehren und lieben. Willſt Du mich bei Dir aufnehmen, ich will gern zu Dir ziehn. — Du wirſt mich nicht hindern die Kirche zu beſuchen, und zum Abendmahl zu gehen.« —»Ich Dich hindern!« rief er, »o Joſabeth, wie wenig kennſt Du mich, ich meine einzige Schweſter hindern, in dem heiligſten Geſchäfte ihres Daſeyns, in dem, was ihrer Seele Frieden und Ruhe gibt. In dem Gebote der Liebe, das Gott uns gibt, vereinigen ſich alle Menſchen, weß Glaubens ſie auch ſeyn mögen.«

Sie reichten ſich über den Stein hinüber die Hand, aber ſie konnte es nicht länger ſo aushalten; ihre edle Weiblichkeit ſiegte, ſie ſchwankte ihm gerührt entgegen, er trat auf ſie zu, und ſie ſank an ſein Herz.

Die Umſtehenden weinten; ſelbſt die Augen der rohen Handwerksgeſellen wurden feucht. — Demüthig zog ich meinen Hut und betete dankbar und inbrünſtig zu dem Gott der Gnade und Güte, dem Einzigen Unausſprechlichen.

2.

Es ließ mir keine Ruhe; in mir gährte und arbeitete es, und ehe ſich noch der Abend gänzlich über das Land geſenkt hatte, trat ich ein bei Herrn Joſeph Nathan. — Es war ein Freitag Abend; die Sabathlampe war bei ihm angezündet, und er ſaß und betete ſeinen Kindern ein hebräiſches Gebet vor, das ſein älteſter Knabe, ein ſchönes Kind von zehn Jahren, andächtig laut und vernehmlich in deutſcher Sprache wiederholte. Ich blieb an der Thür ſtehen und betete leiſe mit, denn es war ein Gebet, das in jeder Synagoge, wie in jeder Kirche, in jedem Tempel, wie in jeder Moſchee, ohne den

Gläubigen Anſtoß zu geben, wiederholt werden dürfte, und gewiß bei recht vielen frommen Seelen, gleichviel weß Glaubens, Eingang gefunden hätte. — Als er geendet hatte, ſprach er den Segen über ſeine Kinder, oder vielmehr eine Bitte um Segen für ſie, deutlich und verſtändlich, wie ſie der Kinderſinn verlangt, und dann entließ er die Kleinen und kam freundlich auf mich zu, ſich nach der Urſache meines Beſuches erkundigend, und mir herzlich die Hand reichend. — »Da haben Sie die Urſache meines Beſuches ſchon erfüllt, Herr Nathan,« ſagte ich zu ihm; »ich ſtand heute in der Nähe, als Sie mit Ihrer Schweſter ſprachen, bei dem Grabe Ihres ſeligen Vaters, und da ließ es mir nicht eher Ruhe, ich mußte kommen und meine ehrliche Hand in die Ihrige legen.« — »Ich danke Ihnen herzlich,« ſagte er. — »Das iſt aber noch nicht Alles,« erwiederte ich; »ich war, wie Sie wiſſen, ein Freund Ihres ſeligen

Vaters, und ſein getreuer Nachbar, wie er der meine; nun möchte ich auch gern der Ihre werden, denn Sie ſind ein Mann nach meinem Herzen, und der alte Paul Habermann iſt eben nicht verſchwenderiſch mit ſeiner Freundſchaft.«

»Wenn Sie die herzlichen Geſinnungen, die Sie für den Vater hegten, auch auf ſeine Kinder übertragen wollten, ſo iſt das höchſt erfreulich,« erwiederte er, »und meine Schweſter wird es Ihnen eben ſo danken, als ich.« — »Ihre Schweſter, Herr, iſt ein Frauenzimmer, und Frauenzimmer taugen für die Freundſchaft nichts, denn ſie müſſen nun einmal ſchwärmen, entweder für den Geliebten oder für ihren Heiligen, wenn der Erſtere das nicht zugleich auch iſt.« — »Wo ich Ihrer Schweſter dienen kann, da verſteht es ſich von ſelbſt, ſchon weil ſie Ihre Schweſter iſt, und auch wenn ſie es nicht wäre. —

Sehen Sie mich nicht ſo befremdet an, der alte Paul Habermann iſt Ihnen bekannt, als ein grober und ehrlicher Mann. Er trägt Ihnen ſeine Freundſchaft an und Sie verweigern ſie ihm nicht; denn in ſeinem Antrage liegt eben ſo viel Excentriſches als Herzliches, und die erſte Bedingung, ja ich möchte ſagen, die Grundlage aller Freundſchaft iſt, daß der Freund das Treiben des Freundes ehrt, und ihn nicht darin ſtört, wenn es ihm auch noch ſo wunderlich vorkommt. — Sein Weſen muß man einem Jeden laſſen, und ihm eben ſo wenig daran rühren, wie an ſeinem Glauben, ſobald man ſieht, daß es ohne Gefahr geſchehen kann.«

»Sie haben Recht, vollkommen Recht,« ſagte er, »und einem Manne, der ſo denkt, müßte ich auch ohne ſeine Geſinnung hinſichtlich meiner zu kennen, ſchon befreundet ſeyn. Das iſt eben das Göttliche im Menſchengeiſte, daß man den verwandten Geiſt leicht erkennen kann, und ſchnell lieben muß.« — »Nicht wahr,« erwiederte ich, »man ſtreckt wie ein Inſekt beinahe unwiſſentlich ſeine Fühlfäden aus, berührt nur leiſe den verwandten Gegenſtand, und ein entzückendes Gefühl dringt augenblicklich aus ſeinem Weſen in das unſere hinüber. — Aber nun ſagen Sie mir Freund, wie und wo haben Sie ſich dieſe edle Anſicht vom Glauben erworben, die ich Sie heute ſo ruhig gegen Ihre Schweſter äußern hörte. Ich bin Gott ſey Dank auch dahin gekommen, aber das Schickſal hat ſie mir gleichſam aufgedrungen und in meinen jungen Jahren, als ich ſie beſſer hätte brauchen können, da hatte ich dieſe klare Ruhe nicht. Jetzt hilft ſie mir nichts, als daß ſie mich zufrieden macht, aber ich bin allein in der Welt. — Hätte ich liebe Kinder, wie Sie, wie wollte ich es nützen.«

»Lieber Freund,« entgegnete er, »dieſe Ruhe verdanken wir nur dem Leben, ſie läßt ſich wohl lernen, aber nicht lehren, und ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß meine Kinder ſie vor der Zeit bekämen, ehe ſie im Drange der Jugend, der Liebe und dem Haß ihren Tribut gezollt hätten. — Die Leidenſchaften ſind die Flammen, die das Gold von der Schlacke ſondern, und wen ſie nicht durchglühten, der wird nie geläutert werden. Alles in der Welt, nur nicht Lauheit des Herzens. — Aus ihr kann nichts Großes, nichts Edles hervorgehen; aber wenn die Flammen verglüht ſind und die Maſſe ſich verkühlt hat, dann zeigt es ſich, was an der Letzteren ächt war, und die Feuerprobe beſtand.«

»Sie ſind ein tüchtiger Menſch,« erwiederte ich und reichte ihm herzlich die Hand. — »Und noch ſo jung?«

»Mich hat ein günſtiges Schickſal ſchnell dahin geführt, wo ſo mancher erſt ſpät anlangte. Ich will Ihnen in der Kürze die Abentheuer meines Lebens erzählen. Meine Mutter war die Tochter eines ausgezeichneten Rabbinen, und wünſchte daher nichts ſehnlicher, als daß ich, ihr älteſter Sohn ebenfalls mich dieſem Stande widmete. — Schon als Kind wurde ich auf die unſinnigſte Weiſe von der Welt von einem unwiſſenden Glaubensgenoſſen im Hebräiſchen unterrichtet; er überſetzte mir nämlich die Stellen wörtlich vor, und ich mußte ſie ihm nachſagen, dann wurde mir ohne alle Hülfsmittel ein Penſum aufgegeben, deſſen Inhalt mir ganz fremd war, und über welchem ich ſo lange ſitzen und ſchwitzen mußte, bis ich den Sinn glücklich heraus kombinirt und ſpekulirt hatte. So lückenhaft freilich einerſeits meine Kenntniß der Wiſſenſchaft blieb, ſo hatte es doch anderſeits wieder den Vorzug, daß mein Verſtand außerordentlich dadurch geſchärft wurde, und ich beſaß als Knabe von zwölf Jahren eine ſolche Combinationsgabe, daß ich meinen Lehrer nicht ſelten in Verlegenheit ſetzte. Ich wurde nun nach Poſen zu dem berühmteſten Rabbiner geſchickt, um unter ſeiner Leitung mich vollends auszubilden. Hier fand ich noch ſechzehn junge Leute meines Glaubens und Alters, die Alle für denſelben Beruf beſtimmt waren. — So intereſſant es auch übrigens für Sie ſeyn möchte, das Treiben auf einer ſolchen iſraelitiſchen Hochſchule kennen zu lernen, ſo erlauben Sie mir doch die Schilderung für eine andere Zeit aufzuſparen, und nur kurz zu bemerken, daß ein Jeſuiten- oder Trappiſtennovize nicht unter größerem Zwange in geiſtiger wie in phyſiſcher Hinſicht ſchmachten kann, als ein ſolcher armer jüdiſcher Student. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend nur mit den Spitzfindigkeiten des

Talmud beſchäftigt, beſtändig grübelnd aus ihnen wieder eine neue Spitzfindigkeit heraus zu drechſeln, den peinlichſten Geſetzen unterworfen, die das geringſte Vergehen auf das Strengſte beſtrafen, ſchmachtet er unter dem ärgſten Geiſtesdrucke, der ſich denken läßt. — Die ſchönſten Jahre meiner Jugend gingen mir auf dieſe Weiſe verloren, das anhaltende Sitzen zerſtörte meine Geſundheit, und ich war nahe daran, geiſtig wie körperlich zu Grunde zu gehen. Da ereignete es ſich eines Tages, es war ein Sonnabend, an dem ich meinen Spaziergang auf das Feld machte (an anderen Tagen war uns dieſe Erholung nicht geſtattet), daß mir ein Bauer einige deutſche Bücher für ein Spottgeld zum Verkauf anbot. — So ſtreng das Geſetz mir auch verbot, an dieſem Tage Geld anzurühren, ſo konnte ich der Begierde doch nicht widerſtehen, die wenigen Groſchen, die, wie ich wußte, in meinen Kleidern ſteckten, dem

Bauer dafür anzubieten, unter der Bedingung, daß er ſie ſelbſt aus meiner Taſche nähme. Auf dieſe Weiſe nämlich umging ich das Gebot. Der Bauer, der die Bücher wahrſcheinlich einem Reiſenden entwendet haben mochte, willigte mit Lachen in mein Begehren, und die Bücher waren mein. Eifrig machte ich mich darüber her, denn ſeit meiner Entfernung aus dem väterlichen Hauſe, alſo ſeit ſieben Jahren war mir kein deutſches Buch zu Geſicht gekommen, indem uns jede nicht-hebräiſche Lektüre ſtreng verpönt war. Und wunderlich genug, das Eine war eine Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, das andere eine vollſtändige Lutheriſche Bibel. Ich ſetzte mich am Wege hin und las und las, bis der Abend gänzlich anbrach und ich nicht mehr ſehen konnte. — So hatte ich mit wahrem Heißhunger die Abhandlung ganz und aus dem neuen Teſtamente die Apoſtelgeſchichte zur Hälfte durchgeleſen. Jetzt erhob ich mich und ging träumend, meine Schätze unter dem Arm nach der Stadt zurück. — Da fiel mir ein, welche Sünde ich begangen hatte, ich kämpfte lange mit mir, endlich aber gewann der Gedanke, wie ſehr meine Anſichten an einem einzigen Nachmittage erweitert worden waren, die Oberhand; ich ſuchte mir nun ſelbſt mit allerlei Sophismen die Sache auszureden, und verſteckte daher meine lieben Bücher unter dem Bett. Hier entdeckte ſie einer meiner Mitſchüler, und zeigte mein Vergehen dem fanatiſchen Rabbinen an; jetzt erging ein furchtbares Gericht über mich; ich wehrte mich aber tapfer mit Stellen aus unſeren, wenn ich ſie ſo nennen darf, heiligen Schriftſtellern, beſonders aus dem hell denkenden Maimon, und ſagte, daß ich als Gegenſatz zu dem Toledoth Jeſchu (einem von den Juden wider Chriſtus geſchriebenen Buche) *)

---

*) Unter Anderen herausgegeben von Wagenſeil.
D. H.

das mir zu übertrieben vorgekommen ſey, einmal habe wiſſen wollen, was die Gojim denn eigentlich lehrten. — Der Rabbiner verließ mich in der höchſten Wuth; nun verſammelte ich meine Gefährten und las ihnen die Schrift über die Juden vor. — Allen, bis auf Einen, fiel es wie Schuppen von den Augen; wir ſahen ein, was dem armen unterdrückten Juden, ja was uns ſelbſt noch fehlte, und beſchloſſen im regſten Eifer der Jugend, auszuwandern, uns die nöthigen Kenntniſſe zu verſchaffen und dann Apoſtel der Aufklärung unter unſerm Volke zu werden. — Schon am folgenden Tage verließen wir Alle Poſen, und zerſtreuten uns nach allen Weltgegenden.

Ich kam jetzt in das Vaterhaus zurück und fand ſtatt Freude tiefe Trauer vor. — Die gute Mutter und meine beiden jüngeren Brüder waren kurz auf einander geſtorben, und traurig und verwaist ſtanden mein ſeliger Vater und meine Schweſter, die damals ſechs Jahr alt war, an ihrem Grabe. Wie ſchwer mir das auf das Herz fiel, davon machen Sie ſich keinen Begriff; denn zu der Trauer um die Lieben geſellte ſich noch der fürchterliche Gedanke, es ſey die Strafe für meine Sünde gegen unſeren Glauben. Ganze Nächte lag ich, die Hände ringend, auf den Knieen im Gebet vor Gott. Endlich linderte die Zeit auch meinen Kummer, und ich wurde um ſo mehr beruhigt, da der Vater meine Anſichten theilte, und, damals noch ſehr wohlhabend, mir völlige Unterſtützung verſprach. Ich ſchämte mich nun nicht als zwanzigjähriger Jüngling eine hohe Schule zu beſuchen und mich durch alle Klaſſen hindurch zu arbeiten. Darauf bezog ich eine Univerſität und ſtudirte Alles, was ſich auf Religion bezog. Während dieſer Zeit brach der Befreiungskrieg aus und ich trug die Waffen für mein Vaterland, hoffend, wenn ich mich in jeder Hinſicht als tüchtig bewährte, um deſto kräftiger für meinen Plan wirken zu können. — Als ich aus dem Felde zurückkehrte, verheirathete ich mich mit einer Jugendgeſpielin und wurde durch ſie der Erbe eines beträchtlichen Vermögens. — Unabhängig in jeder Hinſicht ging ich jetzt an das Werk. — Aber was fand ich? — Freilich war in Deutſchland überall das Werk der Aufklärung unter den Juden begonnen und hatte allerdings einigen Eingang gefunden, zumal bei den Reicheren. — Doch die Triebfeder bei dieſen war Eitelkeit, es den Chriſten gleich zu thun, und Mancher und Manche beſuchten deshalb beſonders häufig die neuen Tempel, weil ſie mit dem ſchwarzen, reich mit Gold beſchlagenen Gebetbüchern ſich den Chriſten an die Seite zu ſtellen glaubten. Ueberall aber herrſchten Eigennutz, Egoismus und Eitelkeit, und die neuen Lehrer der Aufklärung, die ſich zu Predigern ſtempeln ließen, wurden ſämmtlich von einem höchſt verderblichen Jeſuitismus beſeelt. Kurz ich ſah deutlich, daß eine geiſtige Revolution die ſchwerſte Aufgabe iſt, und daß die wirkliche Aufklärung unter den Juden vom Staate ausgehen muß und nur durch Jugendſchulen begründet werden kann, wobei man Sorge zu tragen hat, daß die jetzige Generation unſchädlich wegſterbe, da erſt von der künftigen etwas zu erwarten ſteht. Moſes wußte wohl, warum er die Juden vierzig Jahr in der Wüſte bleiben ließ, ehe er ſie in das gelobte Land führte.

Um dieſe Zeit traten mein Vater und meine Schweſter durch innere wie durch äußere Gründe beſtimmt zur chriſtlichen Religion über und drangen in mich, ihrem Beiſpiele zu folgen. — Ich prüfte lange, aber ich ſah, daß ich nur ein halber Chriſt ſeyn könne, denn mir fehlte der Glaube. — So beſchloß ich Jude zu bleiben und im Stillen für meine Glaubensgenoſſen zu wirken. Die jüdiſchen Gebräuche halte ich um keinen Anſtoß zu geben, und betrachte ſie wie Polizeigeſetze, denen man ſich für das Beſte des Ganzen, willig fügt, wenn man auch anderer Meinung iſt.«

Er endete und der alte Paul Habermann ſaß ihm noch immer ſchweigend gegenüber, begierig jedes Wort, das von ſeinen beredten Lippen floß, auffangend. Mir trat deutlich vor die Seele, was der arme Mann gelitten haben mußte, ehe er zu der Ruhe gelangt war, und ich fühlte mich immer mehr an ihn gefeſſelt, doch mußte ich aufbrechen, denn es war ſpät geworden, und ich wünſchte meinem neuen Freunde nicht ſchon durch den erſten Beſuch läſtig zu werden.

Als ich aufſtand und ihm meine Hand reichte, hielt er dieſelbe feſt, und ſagte zu mir: »Sie könnten mir einen rechten Freundſchaftsdienſt erweiſen, Herr Habermann.« — »Heraus damit,« anwortete ich. — »Nun wohl, erwiederte er, »ich erwarte es auch von Ihnen nicht anders. — Meine Schweſter hat mir geſtanden, daß ſie den jungen Pfarrer an der Thomaskirche Magiſter Werlich liebt, und daß er ihre Liebe erwiedert, der ſelige Vater auch nichts gegen dieſe Verbindung einzuwenden hatte. Als Bruder und Vormund liegt mir indeſſen ob, den Mann zu prüfen; denn ſo ſehr auch die öffentliche Stimme für ihn ſpricht, Gott ſchaut in's Herz; meine

Verhältniſſe verwehren mir aber ſeine Geſinnungen zu erforſchen. — Wollten Sie das wohl übernehmen?« — »Herzlich gern,« erwiederte ich, aber wie?« »Auf eine leichte Weiſe,« entgegnete er, »gehen Sie zu ihm, und ſagen Sie ihm in meinem Namen, ich könnte nicht wohl in die Heirath willigen, da wir verſchiedenen Glaubens und er noch dazu ein Lehrer des Seinigen wäre; ich müßte befürchten, daß es ihm Unannehmlichkeiten von ſeinen Oberen zuzöge, zumal da die Schweſter fortan bei mir wohnen würde. — Auch könnte es leicht geſchehen, daß er in der Meinung, ſeine Pflicht zu thun, ſich bemühen würde, mich oder die Meinigen zu Proſelyten zu machen, was, wenn es auch ohne Erfolg bliebe, doch immer Zwietracht in der Familie erwecken könnte. — Läßt er demohngeachtet dennoch nicht von ihr, ſo fügen Sie hinzu: ich würde ihn nicht hindern, halte es aber als ehrlicher Mann für meine Pflicht, ihm anzuzeigen, daß der Schweſter Mitgift nur ungefähr 1000 Gulden betrage, und meine Verhältniſſe mir nicht erlaubten, dieſelbe zu vermehren. Wir wollen dann ſehen, was und wie er ſich äußert.«

Ich verſprach es und ſchied von ihm mit der herzlichen Bitte, auch ohne dieſen Auftrag ihn öfter beſuchen zu dürfen.

8.

Mein erſtes Geſchäft war am folgenden Tage ein Beſuch bei dem jungen Prediger. Der Mann gefiel mir gleich recht wohl. — Ich beſtellte meinen Auftrag und er gab mir ohne Beſinnen zur Antwort: »Als ich Demoiſelle Neumann meine Hand antrug und ihr Jawort erhielt, da war meine erſte Bitte an ſie, ſich mit ihrem Bruder, der es ſo redlich meint, auszuſöhnen. Die Beſtattung des alten guten Vaters hat das Ihrige gethan, zu meiner großen Freude, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie vergnügt es mich gemacht hat, daß Johanna zu ihrem Bruder in das Haus gezogen iſt. — Mein Wahlſpruch iſt:

Thut Gutes und glaubet, was ihr könnt. — Wir ſind Alle Gottes Kinder. — Um die Ausſteuer habe ich mich übrigens nicht bekümmert, meine Pfarre ernährt mich und ein gutes Weib hinlänglich. Darum hoffe ich, daß Herr Nathan mir ein lieber Schwager ſeyn werde, er hat gewiß daſſelbe von mir zu erwarten.«

»Sind Sie in dieſem Augenblicke ſehr beſchäftigt, Herr Pfarrer?« fragte ich ſtatt aller Antwort.« — »Nein,« erwiederte er verwundert. — »Nun, ſo haben Sie die Güte und kommen Sie gleich mit mir und ſagen das Herrn Nathan ſelbſt, wozu bedarf es unter ſo tüchtigen Leuten eines Mittelmannes.«

Er willigte in meine Bitte, wir begaben uns zu meinem Freunde, die beiden klar und helldenkenden Menſchen verſtändigten ſich gar bald, und ehe der Mittag über das Land kam, waren der Paſtor Werlich und Johanna Neumann erklärte Brautleute.

Wenn ich einmal zum Sterben komme, ſo ſoll Niemand Anders als Paſtor Werlich mir zum letzten Gange das heilige Abendmahl reichen, und Niemand Anders als er mir die Grabrede halten.

Addenda. Ein Jahr ſpäter. Eine glücklichere und einträchtigere Familie als Nathan's und Werlich's ſie ausmachen, gibt es nicht. — Nathans Frau, die ihres Gatten würdig iſt, und ich haben vorgeſtern bei Werlich's erſtem Kinde Gevatter geſtanden. Es war ein ſchöner Tag in meinem Leben.

Werlich iſt bald ein Jahr mit ſeiner Frau verheirathet; durch ihn hat ſie erſt angefangen einzuſehen, welch ein edler Menſch ihr Bruder iſt. Jeder von ihnen betet ſeinen Gott auf ſeine Weiſe an, aber ſie begegnen ſich Alle in der Liebe.

Die Rattenhäuſer rümpften damals ſehr die Naſe, als Werlich ſeine Braut ruhig bei ihrem Bruder wohnen ließ, ſie täglich beſuchte und öffentlich Arm in Arm mit ſeinem Schwager über die Straße ging; denn die Rattenhäuſer ſind eben nicht ſehr tolerant, und haben ſogar Nathan abgewieſen, als er wünſchte, ein Mitglied der Reſource zu werden. — Werlich's College, der Prediger an St. Catharinen, hat obendrein öffentlich gegen ſeine Verbindung von der Kanzel herab geeifert, was der Erſtere indeſſen wohlwollend ignorirt.

Nathan hat der Schweſter das ganze, trotz der vielen Verluſte nicht unbeträchtliche väterliche Vermögen abgetreten. — Paul Habermann iſt in beiden Familien Hausfreund, und ſeine Katharine weiß ganz genau, wann er eine von ihnen beſucht hat, denn er bringt jedesmal ein ſehr freundliches Geſicht von dort mit nach Hauſe.

Ich kann mich nicht enthalten, hier ein Paar Verſe her zu ſetzen, die mir der Doktor einmal aus einem größeren von ihm verfertigten Gedichte vorlas. — Sie mögen der Punkt zum Schluße ſeyn:

O die Ihr gläubig auf zum Kreuze ſchauet;
Die Ihr dem Islam dient, das Feuer ehrt;
Die Ihr dem Brama fromm Pagoden bauet,
Die Moſes Satzung auf geweihtem Heerd,
Ihr feierlich befolgt, warum vergeſſen,
Daß, eh' Ihr gläubig wurdet, Menſchen wart,
Warum denn nur nach Eu'rer Satzung meſſen,
Was andre Herzen heilig ſich bewahrt. —

Die einzig wahre Lehre predigt: Duldet!
Sie prägt als Inſchrift Euren Tempeln ein.
Wer an der Nächſtenliebe nichts verſchuldet,
Der hält ſich auch vom Glaubenshaſſe rein.
Dem Vater droben in dem klaren Himmel
Sind alle ſeine Kinder lieb und werth,
Er ſchaut erbarmend nieder in's Gewimmel,
Und Ihm iſt's gleich wie Jedes ihn verehrt.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Inhalt
des zweiten Theils.

Seite

Die Schüler des Loyola 5

Die Verlobung 55

Die Brandſtifterin 107

Die Bekehrte 193

Im Verlage von F. G. Franckh in München erſchienen folgende empfehlungswerthe Werke:

Briefe eines Verſtorbenen.
Ein fragmentariſches Tagebuch
aus
England, Wales, Irland und Frankreich,
geſchrieben
in den Jahren 1828 und 1829.
2 Bände.
8. elegant broſchirt.

Wenn Jemand in Europa reiſ't, ſo muß er ſehr viel Scharfſinn beſitzen, um in ſeinen Briefen etwas Neues ſagen zu können. Der geiſtreiche Verfaſſer dieſer *Briefe* beſchreibt mit der feinſten Beobachtungsgabe, in der gefälligſten Form, und oft mit unübertrefflichem Humor, was er geſehen und man kann nur bedauern, daß er, — wenn auch nicht ſeine Briefe, — doch ſeinen jetzigen Aufenthalt aus der Unterwelt datirt, und ſo den Verſicherungen der Bewunderung und Hochachtung der Zurückgebliebenen ſich auf die beſcheidenſte Weiſe entzieht. — Der feine Ton, der wahrhaft claſſiſche Styl und noch manches Andere deuten einen Verfaſſer aus den *höchſten Ständen*, und ſeine Erzählungen aus der *großen Welt* künden Jemanden an, der ſie *überſieht*.

Wir enthalten uns jeder Anpreiſung dieſes Werkes, da wir überzeugt ſind, daß es in kurzer Zeit allgemein zu dem Beſten, was die deutſche Literatur in dieſem Fache aufzuweiſen hat, gerechnet und nicht bald übertroffen werden wird.

Der Hofnarre.

Eine
gar wunderſame Originalhiſtorie
in zwölf
politiſch = ſatyriſch = humoriſtiſch = phantaſtiſchen
Poemen
von
M. Langenſchwarz.
3 Theile. 8. elegant broſchirt.

Der Verfaſſer nennt dieß Werk in der Vorrede „einen politiſchen Zeitſpiegel"; wir dürfen ſagen, daß dieſer Ausdruck um ſo mehr paſſend iſt, als dies, in ſeiner Anlage, Ausführung und in ſeinen Eigenheiten durchaus originelle und höchſt ausgezeichnete Werk nicht nur in jeder Beziehung für unſre, ſondern auch beſtimmt für einen guten Theil der kommenden Zeit berechnet iſt. Es umfaßt, ſo zu ſagen, eine eigne Welt, in ihrem Leben, Handeln und Wirken, und ſtellt mit durchlaufender Humoriſtik, und als wahre „Geißel der Zeit" unſre neueſte Politik, Philoſophie, Poetik, das Leben der Handwerker und anderer Branchen, den Standpunkt von Fürſten, Miniſtern, Beamten, bis herunter zum Tagelöhner mit ſolcher Wahrheit und ergreifender menſchlich-erfahrener Combinations-Taktik an's Licht des Tages, daß wir mit Recht ſagen zu dürfen glauben, daß jedes Auge, jedes Herz und jeder Stand vom höchſten bis zum niederſten auf dieſes Werk aufmerkſam gemacht zu werden verdient, und daß ſchwerlich ein Leſer ſeyn wird, der die Beſtimmung dieſes ihm vorgelegten **Zeit-Spiegels** verkennen wird. Die poetiſche Behandlung iſt in ſo leichtem Versmaße, und ſo fließend durchgeführt, daß wir auch in dieſer Beziehung das Werk mit freudiger Erwartung dem Publikum vorlegen dürfen. —

Scherben.

Novellen und Erzählungen
mit
einer lyriſchen und dramatiſchen Zugabe.

Von

O. L. B. Wolff.

2 Bde. gr. 12. eleg. broſchirt.

Dieſe Sammlung von Erzählungen ſind theilweiſe dem Publikum ſchon durch Zeitſchriften bekannt, in welchen ſie mit dem lebhafteſten Intereſſe mehr verſchlungen als geleſen wurden; doch reiht der geniale Verfaſſer über die Hälfte neuer Erzählungen, die bis jetzt noch ungedruckt waren, dieſer Sammlung an, welche daher doppelt willkommen ſeyn werden, da ſich das Ganze durch lebendige und anmuthige Schilderungen, durch glänzende Farben, verbunden mit feſter und ſicherer Zeichnung, die das Intereſſe der dargeſtellten Begebenheiten immer feſthalten, auszeichnet und den Kreis von **Wolffs** Verehrern immer größer machen wird.

Die

geſchichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München.

Von

Joſeph Freiherrn von Hormayr.

8. elegant broſchirt.

Mit dem Bildniſſe König Ludwigs von Bayern.

Der Meiſter hiſtoriſcher Darſtellung, Johannes von Müllers würdiger Nachfolger, entfaltet in dieſem Werk reicher als je ſeine tiefe Kenntniß des Geſchehenen, ſeinen Scharfblick in die Urſachen und Folgen der Begebenheiten und ſeine Gabe getreuer Darſtellung.

Bayern insbeſondere, aber auch das ganze deutſche Vaterland muß den größten Antheil an dieſem Werk nehmen, welches die Fresken im Bazar zu München, das redende Zeugniß und bleibende Denkmal von König Ludwigs hohem Streben in ihrer ganzen Bedeutung klar macht. Der Staatsmann, der Politiker, der Geſchichtsforſcher ſo wie der ſchlichte verſtändige Bürgersmann, ſie alle finden in dieſem Werke reiche Nahrung für ihren Geiſt, darum dürften dieſe Arkadenbilder ſchwerlich irgend ein ächt deutſches Herz ungerührt laſſen — um ſo weniger, je mehr ja der Zufall ſie gerade jetzt zeitgemäß macht.

Sammlung
historischer
Volkslieder und Gedichte
der Deutschen.

Aus
Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften
zusammengetragen
von

Dr. O. L. B. Wolff,
auſserordentlichem Professor an der Universität zu Jena.

> To shew
> The very age and body of the time
> Its form and pressure.
>
> Shakespeare.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

Herrn

Carl Friedrich

Groſsherzoge zu Sachsen - Weimar - Eisenach,

Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Meiſsen, gefürstetem Grafen zu Henneberg, Herrn zu Blankenhayn, Neustadt und Tautenburg u. s. w., Groſskreuz des Russisch - Kaiserlichen St. Andreas-, des St. Alexander - Newsky und des St. Annen - Ordens, des Königlichen Preuſsischen schwarzen und rothen Adler - Ordens, des Königlichen Sächsischen Haus - Ordens der Rautenkrone, Groſskreuz des Königlichen Haus - Ordens der Würtembergschen Krone, Comthur des Ordens vom heiligen Johannes zu Jerusalem,

meinem gnädigsten

Fürsten und Herrn,

mit Höchstdero besonderer Erlaubniſs,

ganz unterthänigst gewidmet

vom Herausgeber

O. L. B. Wolff.

Einleitung.

„Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Liedern und Reimen zu verfassen, und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daſs sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut seyn, aber für die historische Wahrheit ist es gewiſs nicht gut. — In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks, und wenn geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte.“

Diese Worte Lessings, zu einer Zeit ausgesprochen, als der Sinn für unsere volksthümlichen Dichtungen noch durchaus nicht gehegt und befördert wurde, charakterisiren treffend den eigentlichen Geist, der in den historischen Liedern und Gedichten der Deutschen weht. — Sie sind arm an Schilderungen, aber aus allen leuchtet ein einfacher schlichter Sinn hervor, der ruhig, aber doch mit herzlichem Antheil erzählt, was er erlebt und angeschaut; redlich das was ihm als das Rechte erschien, hervorhebt, und endlich entweder im gutgearteten Zorne das Schlechte zurückstöſst, oder auch mit derbem, eben nicht gesuchtem, aber doch immer scharf treffendem Witze, dasselbe geiſselt und von sich abwehrt. Es lebte zu der Zeit, in welcher die meisten dieser Lieder entstanden, eine Poesie im deutschen Volke, die man wohl mit Recht die Poesie der Ehrlichkeit nennen könnte, die von den durch die Schule gebildeten Geistern nicht befördert wurde, eben weil diese von der Schule gebildet waren, aber mit der That zugleich sich auſserte, und von dieser Nahrungsstoff empfing.

Keine Nation, die verwandte englische ausgenommen, ist wohl so reich an historischen Liedern als die unsere. Unsere ganze politische Verfassung hat das von jeher begünstigt, sie erzeugte beständig Parteien, und die Helden, die sich hervorthaten, gehörten daher nie, wie in anderen Ländern (z. B. in Spanien, der Cid) dem ganzen Volke an, sondern nur der Partei, zu welcher sie sich bekannten. In dieser fanden sie ihre Sänger, die sich meist damit begnügten, das was durch einen solchen Edlen oder Tüchtigen vollbracht war, zum besseren Behalten in schmucklose Reime zu bringen, und es irgend einer gangbaren Melodie unterzulegen. So lebte es fort, bis irgend ein Ereigniſs der unruhigen

Zeit es verdrängte und neue Lieder an das Licht rief, bis endlich die lezten Zeiten eine Dichtkunst bei den Deutschen einführten, und die Dichtungen des Volkes und der Einzelnen in demselben in den Hintergrund traten und endlich fast ganz verschwanden.

Der historische Werth, den diese Lieder haben, ergibt sich daraus von selbst. Aeltere Chronikenschreiber, besonders in den freien Reichsstädten, wo der Bürger Herr war, und am liebsten des Bürgers Stimme hörte, in weltlichen und selbst in geistlichen Angelegenheiten, fühlten das gar wohl, und unterlieſsen nicht, da Liebe zur Sache ihnen die Feder führte, überall gleichsam als erklärendes Bild, solche Lieder wo sie sich vorfanden, einzuflechten. So der ehrliche Tschudi, Justinger, der gediegene Neokorus, der tüchtige Heim u. A. m. Als nachher das Chronikenschreiben in die Hände der Gelehrten fiel, und diese sich vornehm gebärden wollten, da muſste es freilich unterbleiben, und manches gute Lied verscholl deſshalb gänzlich. Auf diese Weise wurden sie uns entrückt, später und immer später verlor man auch die Lust an den Chroniken selbst, besonders seit in den Schulen die historischen Lesebücher eingeführt wurden, und der Vater, weil der Junge das doch eleganter lernte vom Ludimagister, nicht mehr des Abends den Seinen aus dem alten ererbten, und nächst der Bibel am meisten gehegten und verehrten Zeitbuche vorlas.

Seitdem nun unter den höheren Ständen sich die Lust an volksthümlichen Gedichten einfand, ist allerdings Manches auch für unsere historischen Lieder gethan worden, aber gerade die Herren, die zuerst und am eifrigsten Steine zum Bau herbeitrugen, konnten nicht unterlassen daran zu schleifen und zu poliren, um ihnen ein hübsches Ansehen zu geben, und so kam es, dafs sie fast kein einziges historisches Lied wiedergaben, wie sie es fanden, ich meine die Herren von Achen und Brentano, in dem von ihnen besorgten Wunderhorn. Man vergleiche, wenn man nach dem Beweise sucht, nur zur Probe unter vielen Andern die aus dem Tschudi mitgetheilten Lieder. Wie ehrenwerth steht dagegen Görres mit seinen Volks- und Meisterliedern da.

Vielleicht bin ich aus Scheu vor solchem Treiben zu weit gegangen. Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, an sämmtlichen Liedern nichts zu ändern, sondern sie so wiederzugeben, wie ich sie vorfand, sogar die alte Schreibart liefs ich, weil sie doch immer den Dialekt charakterisirt. Die Kritik mag Manches dagegen aufzustellen haben, ich erwiedere defshalb nur, dafs ich weiter nichts wollte, als für die Freunde deutschen Volkes, deutscher Geschichte und deutscher Lieder zusammentragen, was mir ein guter Zufall und ein günstiges Geschick zuwandte.

Manches hier Mitgetheilte wird den Ebenerwähnten ganz neu seyn; ich habe aber nicht bloſs auf diesen Punkt mein Augenmerk gerichtet sondern Alles, was mir zu Gebote stand und merkwürdig schien, mitgetheilt. Wohl mag es seyn, daſs auch Spreu darunter ist. Das möge man verzeihen; ich habe lieber zu viel als zu wenig geben wollen, und einigen Nutzen hat Spreu doch immer auch. Die wenigen gröſseren Gedichte habe ich des historischen Interesse wegen nicht weglassen wollen, wie z. B. Heinrich den Löwen von Michael Wyssenheer, für welches Gedicht ich dem fleiſsigen Forscher Maſsmann in München noch meinen besonderen Dank sage, denn seine Denkmäler deutscher Sprache und Litteratur führten mir es nebst vielen Anderen Vortrefflichen zu.

Zu gleicher Verbindlichkeit bin ich besonders dem Herrn Professor Riemer und dem Herrn Bibliothekssecretair Kreuter zu Weimar, so wie dem Herrn Dr. Carl Herzog in Jena für so viele erwiesene Gefälligkeit zu diesem Zwecke verpflichtet, und unterlasse nicht ihnen hiemit meine innige Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Um den Wohlgesinnten den Werth deutscher historischer Lieder lebhaft vor die Augen zu bringen, füge ich hier, der Vergleichung halber, einige gute geschichtliche Lieder andrer Völker aus meiner nicht ganz unbedeutenden Sammlung bei.

Weimar im Mai 1829.

O. L. B. Wolff.

Spanisch.

Rio verde, rio verde,
Quanto cuerpo en ti se baña
De Cristianos y de Moros
Muertos por la dura espada!

Y tus ondas cristalinas
De roxa sangre se esmaltan:
Entre Moros y Cristianos
Muy gran batalla se trava.

Murieron Duques y Condes,
Grandes señores de salva:
Murió gente de valia
De la nobleza de España.

En ti murio Don Alonso,
Que de Aguilar se llamaba;
El valeroso Urdiales
Con Don Alonso acababa.

Por una ladera arriba
Et buen Sayavedra marcha:
Natural es de Sevilla,
De la gente mas granada.

Tras el iba un Renegado,
Desta manera le habla,
Date, date Sayavedra,
No huyas de le Batalla.

Yo te conoczo muy bien,
Gran tiempo estuve en tu casa:
Y en la Plaça de Sevilla
Bien te vide jugar cañas.

Conoczo a tu padre y madre,
Y a tu muger Doña Clara;
Siete años fui tu cautivo,
Malamente me tratabas.

Y aora lo seras mio,
Si Mahoma me ayudara:
Y tambien te trataré,
Como a mi me tratabas.

Sayavedra que lo oyera,
Al Moro bolvió la cara;
Tiróle el Moro una flecha,
Pero nunca le acertaba.

Hirióle Sayavedra
De una herida muy mala:
Muerto cayó el Renegado
Sin poder hablar palabra.

Sayavedra fué cercado
De mucha Mora canalla,
Y al cabo cayó alli muerto
De una muy mala lançada.

Don Alonso en este tiempo
Bravamente peleava,
Y el cavallo le avian muerto,
Y le tiene por muralla.

XIII

Mas cargaron tantos Moros
  Que mal le hieren y tratan:
De la sangre, que perdia,
  Don Alonso se desmaya.

Al fin, al fin cayó muerto
  Al pié de una peña alta. —
— Muerto queda don Alonso,
  Eterna fama ganara.

Französisch.

Chanson

pour exciter à la croisade.

Signor, saciez, ki or ne s'en ira
En cele terre, u Diex fu mors et vis
Et ki la crois d'outre mer ne prendra,
A paines mais ira en paradis:
Ki a en soi pitié et ramembrance
Au haut seignor, doit querre sa venjance
At délivrer sa terre et son païs.

Tout li mauvais demorront par deça,
Ki n'aiment Dieu, bien, ne honor, ne pris,
Et chascuns dit, Ma femme que fera?
Je ne lairoie à nul fuer mes amis:
Cil sont assis en trop fole attendance,
K'il n'est amis fors, que cil sans dotance,
Ki pour nos fu en la vraie crois mis.

Or s'en iront cil vaillant bacheler,
Ki aiment Dieu et l'onour de c' est mont,
Ki sagement voelent à Dieu aler,
Et li morveus, li cendreus demourront:
Avugle sunt, de ce ne dout-je mie,
Ki un secours ne font Dieu en sa vie,
Et por si pot pert la gloire del mont.

Diex se laissa por nos en crois pener,
Et nous dira au jour, où tuit venront,
„Vos, ki ma crois m'aidates à porter,
„Vos en irez là, où li angele sont,
„La me verrez, et ma mère Marie:
„Et vos, par qui je n'oi onques aie,
„Descendez tuit en infer le parfont."

Cascuns quide demourer toz haitiez
Et que jamais ne doive mal avoir,
Ainsi les tient enemis et pechiez,
Que ils n'ont sens, hardement, ne pooir;
Biau sire Diez ostez nos tel pensée,
Et nos metez en la vostre contrée
Si saintement, que vos puisse veoir.

Douce dame, roine coronée,
Proiez pour nos, virge bien curée
Et puis après ne nos puit mescheoir.

1234.

Englisch.

The victory of Agincourt.

Oct. 25. 1415.

Deo gratias Anglia redde pro victoria.

Owre Kynge went forth to Normandy
With grace and myht of chivalry:
The God for him wrouht marvelously
Wherfore Englande may calle and cry.
Deo gratias Anglia redde pro victoria.

He sette a sege, the sothe for to say
To Harflu toune with ryal array;
That toune he wan and made a fray
That France shall rywe tyl domes day.
Deo gratias etc.

Then went owre Kynge, with alle his oste
Thorowe Fraunce for all the Frenshe hoste;
He spared no drede of leste, ne most
Tyl he come to Agincourt coste.
Deo gratias etc.

Thaw for sothe that knyht comely
In Agincourt feld he fauht manly
Thorow grace of God most myhty
He had bothe the felde and the victory.
Deo gratias etc.

Ther dukys, and erlys, lorde and barone
Were take, and slayne and that wel sone
And some were ledde in to Lundone
With joy, and merthe, and grete renone.
Deo gratias etc.

Now gracious God he sae owvre kynge
His peple, and all his wel wyllinge,
Gef hym gode lyfe, and gode endynge.
That we with merth move savely synge:
Deo gratias Anglia redde pro victoria.

XVIII

Italienisch.

Siegslied und Spottlied nach der Seeschlacht bei Lepanto, 1571.

Aus gleichzeitigen fliegenden Blättern in Venedig.

Vada il resto de sti cani,
Poi che 'l Ciel gli ha condotti,
Che ammazzati, presi e rotti
Son li Turchi da i Cristiani.

Questi ladri son venuti,
Per vestirsi molto bene;
Se gli havesti un pò veduti,
Come ognuno se ne viene,
Armatura alcun non tiene,
Come proprio ver Marani.
Vada il resto de sti cani etc.

Giunti in Cipro a mano a mano
In campagna posti sono,
Che temera ogni cristiano,
E le case in abbandono.
Che patroni lor ne sono,
Era il tutto in le lor mani.
Vada il resto de sti cani etc.

Il Signor che 'l tutto regge,
Pure alfin gli ha proveduto,
Perché il tutto lui corregge.
E per noi ha combattuto.
E li Turchi han veduto
Lor pensiere rotti e vani.
  Vada il resto etc.

Chi il miracol puo pensare!
De sti ladri la gran rotta,
Eran molti sopra il Mare
In le galere tutti in frotta,
E li Spai poi per condotta
Cominciar menar te mani.
  Vada il resto etc.

Ognun presto quivi corse,
Carne, carne ognun gridando,
Sei galere innanzi scorse,
Attigliaria assai sparando,
Dardi e fuochi fulminando
Li soldati Italiani.
  Vada il resto etc.

Quivi ognun mena le mani,
Percotendo hor questo, hor quello,
Come Lupo, over un cane
Dietro a cervo over porcello,
A fuggir fu presto quello
Occhiali dalli christiani.
  Vada il resto etc.

Dir de' morti non accade,
Assai furne in fede mia,
Con li Schiopi e con le Spade,
Senza troppo fantasia,
Fatta fu gran beccaria
De sti ladri Mahumetani.
   Vada il resto etc.

Come il gatto sta aspettare
Alla buca il topicello,
Tu vedevi apparecchiare
Hora questo, hora quello.
Fra li Turchi gran macello
Quivi ferno li cristiani.
   Vada il resto etc.

Horamai sia laudato
Il Signor benigno e pio,
Che 'l suo popol ha campato
Dal fuore tristo e rio
Delli Turchi e ancor dich 'io
Che più non si troverà pagani.
   Vada il resto etc.

Serbisch.

Die *Amselfelder Schlacht.*

Fragmente.

I.

Murat lieſs im Amselfeld sich nieder,
Und dann schrieb er alsobald ein Briefchen,
Sandt es in die Kruschewazer Veste:
„Auf das Knie des Serbenfürsten Lasar!
O du Lasar, fürstlich Haupt des Landes!
Nimmer ward und nimmer kann es werden,
Daſs in einem Reiche zwey gebieten,
Und die Unterthanen doppelt steuern;
Zepter führen können nicht wir Beide:
Schicke mir die Schlüssel und die Steuern,
Aller Landesvesten gold'ne Schlüssel,
Und die Steuern auch von sieben Jahren.
Aber wirst du mir nicht Beydes senden,
So begieb dich nach dem Amselfelde,
Daſs das Reich wir mit den Säbeln theilen!“

Als der Lasar diesen Brief erhalten,
Las er ihn und weinte bittre Thränen.

II.

Hätt es Jemand doch nur hören können,
Welchen harten Fluch der Knes gesprochen!
„Wer nicht kommt zur Schlacht am Amselfelde,
Dessen Händen möge nichts gerathen;

Nicht im Feld der weiſslich-gelbe Waizen,
Und an Bergesabhang nicht die Rebe,
Noch die lieben Kinderchen im Hause!“

III.

Seinen Festtag feierte der Lasar
In der stillen Kruschewazer Veste,
Hieſs die Gäst' an reicher Tafel sitzen,
Alle Herren und die edlen Junker.
Rechts ihm saſs der alte Jug Bogdane,
Ihm zur Seite die neun Jugowitschen,
Der Wuk Brankowitsch zu seiner Linken,
Und die andern Herren nach der Reihe;
Doch ihm gegenüber saſs der Milosch,
Neben dem zwey serbische Wojwoden,
Iwan Kossantschitschu war der Eine,
Und der Andere Topliza Milan.

Nimmt der Zar den weingefüllten Becher,
Und spricht also zu den hohen Gästen:
„Wem wohl trink' ich zu den vollen Becher?
Wenn die Jahre hier entscheiden sollen,
Muſs ich ihn dem alten Bogdan reichen;
Soll es nach dem hohern Range gehen,
Trink' ich zu ihn dem Wuk Brankowitschu;
Wenn ich nur der Neigung Stimme folge,
So gehort er meinen lieben Schwägern,
Meinen Schwägern, den neun Jugowitschen:
Soll die Schonheit meiner Wahl gebieten,
Muſs der Kossantschitsch den Becher haben;
Und wofern der schlanke Wuchs entscheidet,
Sey der Becher dem Topliza Milan:
Aber soll mich Heldenmuth bestimmen,
Trink ich zu ihn dem Wojwoden Milosch.

Keinem Andern sey er zugetrunken!
Auf das Wohl des Milosch Obilitscha.
Sey gesund, o Milosch, treu und untreu!
Treu zuerst mir und zuletzt mir untreu:
Morgen wirst mich in der Schlacht verrathen,
Uebergehen zu dem Heer des Murat;
Sey gesund und trink ihn aus den Becher!
Trink und nimm den Becher zum Geschenke!“

Sprang der Milosch auf die leichten Füfse,
Neigte tief sich bis zur schwarzen Erde:
„Danke dir, du löblicher Knes Lasar!
Danke für den Zutrunk dir von Herzen,
Für den Zutrunk wie für dein Geschenk dir;
Aber keinen Dank für solche Rede.
Denn — mich soll die Treue sonst vernichten! —
Untreu bin ich niemals noch gewesen,
Nie gewesen, werd es nie auch werden,
Sondern denke morgen auf dem Schlachtfeld
Für den Christenglauben mich zu opfern;
Untreu' aber sitzt an deinem Kniee,
Trinket Wein jetzt unter seidner Hülle.
Er ist's, der verdammte Brankowitschu!
Morgen an dem heil'gen Widow-Tage
Werden wir im Amselfelde sehen,
Welcher treu sich zeiget oder untreu.
Doch bei Gott gelob' ich es, dem Grofsen!
Nach dem Amselfelde geh ich morgen,
Morde dort den Türkensultan Murat,
Tret' ihn auf die Gurgel mit dem Fufse.
Wenn mir's Gott und gutes Glück gewähren,
Dafs gesund nach Kruschewaz ich kehre,
Will ich mir den Brankowitch wohl fangen,
Will ihn binden an die Kriegeslanze,

Wie ein Weib das Flachsbund an den Rocken,
So ihn tragen nach dem Amselfelde.“

IV.

„Kossantschitsch Iwan, in Gott mir Bruder!
Hast durchspähet du das Heer der Türken?
Ist das Heer des Türkensultans zahlreich?
Können wir die Schlacht, die blut'ge, schlagen?
Können wir die Türken wohl besiegen?“

Ihm entgegnet Kossantschitsch Iwane:
„O mein Bruder, Milosch Obilitschu!
Habe wohl durchspäht das Heer der Türken,
Zahlreich ist das Heer des Türkensultans.
Wollten wir uns All' in Salz verwandeln,
Würden noch kein Mahl der Türken würzen;
Heute sind es grade funfzehn Tage,
Seit ich unterm Türkenheere weilte,
Und nicht Zahl noch Ende fand ich ihrer.
Von dem Marmor bis zum dürren Ahorn,
Von dem Ahorn, Bruder, bis zur Saslia,
Bis zu der gebog'nen Saslia-Brücke,
Von der Brücke bis zur Swetschan-Veste,
Von der Swetschan-Veste bis nach Tschetschan,
Und von Tschetschan bis zur Berge Gipfel,
Ist das ganze Feld bedeckt mit Türken.
Roſs an Roſs nur sieht man, Held an Helden,
Wie ein dunkler Wald die Kriegeslanzen,
Und die Fahnen wie des Himmels Wolken,
Zelte gleich den Massen Schnees an Bergen.
Wenn ein Regenguſs vom Himmel fiele,
Würd er nicht zur Erde fallen,
Sondern auf die guten Ross' und Helden.

Murats Lager ist im Masgitfelde,
Zwischen Lab und Sitnitza den Flüssen."

Weiter fragt der Obilitschu Milosch:
„Ey! mein lieber Bundesbruder Iwan!
Hat der Murat dort sein Zelt errichtet?
Und dem Knesen hab' ich doch versprochen,
Diesen Sultan Murat abzuschlachten,
Mit dem Fuſs ihm auf dem Hals zu treten."

Ihm erwiedert der Kossantschitsch Iwan!
„O wie thöricht bist du Bundesbruder!
Wo das Zelt des mächt'gen Sultan Murat?
Mitten in dem Heer der Türken ist es.
Wenn du, Bruder, Falkenflügel hättest,
Dich aus hellem Himmel niedersenktest,
Nichts vom Fleische trügen weg die Federn."

Da beschwört Milosch den wackern Iwan:
„O du Iwan, mein geliebter Bruder,
Zwar unleiblich, doch so gut als leiblich,
Woll', es so dem Knesen nicht erzählen!
Denn er würde sich mit Sorgen plagen,
Furcht auch möchte sich im Heer verbreiten;
Sondern sage nur dem Knesen dieses:
Groſs genug ist wohl das Heer der Türken,
Dennoch können wir mit ihnen kämpfen,
Und sie hoffentlich auch leicht besiegen.
Denn das Heer ist nicht des Streites kundig,
Meist sind's alte Hodschen und Hadschien,
Künstler auch und junge Handelsleute,
Die noch niemals eine Schlacht gesehen;
Gingen mit, ein Stückchen Brot zu haben;
Und was ja von Kriegern noch im Heere,

Davon ist der gröſste Theil erkranket,
Alle liegen sie fast in der Druse.“

V.

„Wer ist jener brave Held gewesen,
Der, den scharfen Säbel einmal schwingend,
Mit dem scharfen Säbel in der Rechten,
Abgehauen gegen zwanzig Köpfe?“

„„Dieses war der Banowitschu Strajnja.““
„Wer ist jener brave Held gewesen,
Der zu Zweyen stach auf seine Lanze,
Und sie rückwärts schleudert in die Wellen?“
„„Dieses war der Serdja Skopogledja.““
Wer ist jener wackre Held gewesen
Auf dem groſsen Roſs, dem flinken Fuchse,
In der Rechten die bekreuzte Fahne,
Der die Türkenhaufen hart bedrängend,
In den Strom der Siniza sie stürzte?“
„„Dieses war der Jugowitschu Boschko.““

Uebersetzt von Gerhard.

Böhmisch.

Von der Sachsen Niederlage.

Ey du Sonne, holde Sonne,
Warum scheinest du so traurig?
Ach warum auf uns noch scheinst du,
Auf uns Hartbedrängte nieder?
Wo doch weilet unser Herzog?
Wo sind unsre Kriegerhaufen?
Weit zu Otto must' er fahren.
Wer aus dieser Dränger Klauen
Reiſst dich Waise, Vaterland!

Sieh die fremden Dränger kommen,
Teutsche sind es, böse Sachsen
Ziehn heran in langem Zuge,
Von dem Waldgebirge nieder
Kommen sie in unsern Gau.

Gebet, o ihr Armen, gebet
Ihnen euer Gold und Silber
Hebt heraus all eure Habe,

Sonst die Hütten, die Gehöfe,
Werden sie euch noch verbrennen.
Ach! sie brannten alles nieder,
Raubten unser Gold und Silber,
Trieben unsre Heerden fort,
Ziehen nun auf Troshy los.

Klage, klage nicht, du Landmann,
Schon erhebt das Gras sich wieder,
Das so lange frech getreten
Hat der Huf der Fremdlinge.
Pflücket Blumen von den Wiesen,
Windet Kränze eurem Retter!
Schon ergrünt die Saat;
Wandeln soll sich's schnell.
Schnell hat alles sich gewandelt.

Siehe, Benesch Herrmanns Sohn,
Ruft das Volk zum Rath zusammen,
Gen die Sachsen ruft er sie.

Und das Landvolk strömt zusammen
Dort im Walde, wo auf Felsen
Hoch die Veste Groſsskal ragt.
Flegel statt der Waffen tragend
Ziehn sie auf die Feinde los.
Benesch, Benesch sprengt voran
Und ihm nach die Menge.
Grimmerfüllt sie rufen: „Rache!
Rache ob den Landverwustern!
Rache ob dem Sachsenvolk!“

Rach' erfüllet beide Heere,
Stachelt sie zu grausem Grimm,
Rache glühet in der Männer
Zornerfüllter Brust,
Sprüht aus ihrem Aug' hervor.
So einander gegenüber
Steh'n sie furchtbar dräuend da,
Keulen über Keulen ragend,
Speere über Speere starr.
Und sie stürzen auf einander,
Als ob Wald auf Wald sich stürzte.
Wie des Donners Blitz am Himmel,
Also ihrer Schwerter Blitze.
Schreckliches Geschrei erschallet,
Scheucht das Wild im Walde auf,
Scheucht die Vögel in der Luft.
Bis zum dritten Bergesrücken
Wiederhallen durch die Thale
Prallend von den Felsenwänden
Kolbenschläge, Schwertgeklirre,
Wie der Fall von morschen Stämmen.

Also standen beide Heere
Unbeweglich gen einander,
Tief die Fersen in den Boden,
Eingerammt die starken Schienen.
Einen Berg besteiget Benesch,
Schwenkt das Schwert zur Rechten hin,
Dahin stürzt des Heeres Macht.
Schwenkt das Schwert zur Linken hin,
Linkshin stürmt die Macht des Heeres,
Und von da zum Felsenbruche.
Steine wälzen sie vom Bruche

Auf den Feind herab.
Von dem Berg zur Eb'ne nieder
Stürmt die Schlacht, die Teutschen heulen.
Ha! die Teutschen müssen fliehen,
Fallen müssen sie.

Uebersetzt von Hanka.

Inhalt.

Seite.

Deutschlands Ehre. (Vierzehntes Jahrhundert.) 1

I. Wider die Ungläubigen.

1. Aufforderung zum Zug nach dem gelobten Lande 2
2. Die Ankunft im heiligen Lande. 5
3. Türkenschrey (1465.) 7
4. Aufruf deutscher Nationen gegen die Türken. 11
5. Der Ungarn Verrath und die Türkenschlacht 13
6. Die Türken vor Wien. 16
7. Zug nach Morea. 18

II. Heinrich der Löwe (1471 von Michel Wyssenhere) 22

III. Der Krieg zu Nürnberg (1453 von Hanns Rosenblüth dem Schnepperer) 48

IV. Reformation und ihre Folgen.

1. Ehrenreim auf Luther und Johann Friedrich. 63
2. Ein hübsch evangelisch Lied (Fliegendes Blatt von 1524) . . 64
3. Ein schön Reigenlied u. s. w. durch Meister Hemmerlin F. B. . 68
4. Miſslungene Handelschaft F. B. 70
5. Ein Bergreihen von der Mühl F. B. 75
6. Ein hübscher Reihen im Bruder Veitston. F. B. 79
7. Das Resonet papistisch. F. B. 83
8. Ein wunderbarer Traum ob diesen geschwinden Kriegsläuften (Gröſseres politisches Gedicht.) 84
9. Eine Ermahnung an die kaiserliche Majestät. 102

V. Braunschweigische Händel.

1. Wie der Churfürst zu Sachsen und der Landgraf von Hessen Wolfenbüttel erobert haben. F. B 1542. 115
2. Wahrhaftige Beschreibung der Belagerung etc, von Wolfenbüttel. F. B 1542 118
3. Ein lustig Gespräch des Teufels und einiger Kriegsleute von der Flucht des groſsen Scharrhansen etc. Heinrichs von Braunschweig. 123

Seite

VI. Crummbachische Händel.

1. Die Crummbachsche Nachtigall. (Aus einer Handschrift.) . 138
2. Pasquille auf Crummbach 1567. Handschrift. . . 155

VII. Lieder für und wieder Karl den Fünften.

1. Kaiser Karl. 181
2. Kriegslied gegen Karl den Fünften 185
3. Ein Lied der Landsknechte auf Karl, den Fünften. . . . 183

VIII. Bauernkrieg.

1. Der Bauern Uebermuth. (Meistergesang.) 194
2. Der Bauernbund F. B. von 1525 198
3. Der Bauernkrieg F. B. 1525. 202
4. Der Bauernkrieg. Gröfseres Gedicht von 1525 . . . 206
5. Reimen von dem Bauernkrieg. 228
6. Erstürmung des Schlosses Marienberg 1525. 236

IX. Gedicht auf Johann I. von Sachsen. . 205

X. Hessische Begebenheiten.

1. Belagerung von Ingolstadt. F. B. 1547. 267
2. Klagelied Philipps von Hessen. F. B. 273
3. Leben Philipps von Hessen. Gröfseres Gedicht. . . . 276

XI. Calvinische Händel zu Leipzig.

1. Gespräch zwischen zwei Bauern von der calvinischen Partei und ihrem Anhang. Gröfseres Gedicht. 305
2. Gerichtlicher Procefs über Dr. Gundermann. 311
3. Calvinische Karten. F. B. 316

XII. Plattdeutsche Lieder.

1.–10. Lieder auf den Ditmarischen Freiheitskrieg. . . 325
11. Lüneburger Fehde 1371. 370
12. Stiftische Fehde 1519. 372

XIII.

1. Fehde zwischen Albrecht von Brandenburg und Moritz von Sachsen. Gröfseres Gedicht (1553.) 380
2. Gedicht auf Moritz von Sachsen. 407

XIV. Dreifsigjähriger Krieg.

1. Wider die Jesuiten. F. B. 1618. 411
2. Cantiuncula poemica von Johann von Rerig. 413
3. Vermahnung an die Böhmen. F. B. 1619. 416

Seite
4. Gespräch über die Jesuiten. Größeres Gedicht. 420
5. Lied auf Holk. F. B. 1633 431
6. Spottlied auf Tilly F. B. 433
7. Schlacht bei Leipzig. F. B. 436
8. Gustav Adolphs Tod. 438
9. Werbung Herzog Alberts von Friedland an Jungfrau von Magdeburg. Manuscript von 1629. 442

XV. Schweizerlieder.

a) Aus Tschudi.

1. Vom Bund zwischen Bern und Freiburg. 1243. 448
2. Ein Lied von den Guglern. 451
3. Lied vom Streit zu Sempach 1386. 454
4. Schlacht zu Nefels 1388. 464
5. Lied eines Ergauers 1415. 468
6. Schmachlied wider die Eidgenossen 1443 474
7. Deſsgleichen 1444. 478
8. Deſsgleichen 1444. 480
9. Schlacht zu Ragatz 1446. 489
10. Turgowischer Krieg 1460. 495
11. Das Walzhuter Lied 1468. 497

b) Aus Schilling.

12. Der Zug von Mühlhausen 1468. 501
13. Vom ewigen Frieden 1474. 504
14. Streit von Erkort 1474. 510
15. Der Streit wegen Ponterlin 1475. 517
16. Ein Freiburger Lied. 525
17. Zug gen Blomont 1475. 532
18. Schlacht von Granson 1476. 536
19. Ein anderes auf denselben Gegenstand. 542
20. Streit von Murten 1476. 546
21. Streit von Nanse 1477. 553
22. Spottlied auf den Bischoff von Basel. 557
23. Lied eines Ergauers 1415. 561

c) Aus Wernher Steiners Chronik.

24. Glarner Lied. 564
25. Lied von Peter von Hagenbach. 565
26. Lied von Granson. 567
27. — auf den Streit zu Murten. 571
28. — auf die Schlacht von Nanse. 577
29. — vom Schwabenkrieg. 580
30. Schlacht und Sieg Herzog Ulrichs von Wurtemberg. . . 587

XVI. Lieder verschiedenen Inhalts.

1. Siegeslied auf König Ludwig. 592
2. Heute wie immer. Dreizehntes Jahrhundert. 596
3. Der Streit mit den Päpsten. 596
4. Die Gegenkaiser. 598
5. Der Deutsche Bund. 599
6. Fehdezeit. 600
7. Verkehrte Welt. 605
8. Klage der Kurfürstin Frau Sibylle. 606
9. Das alte Geiſslerlied. 607
10. Von der groſsen Uneinigkeit zu Köln. Groſseres Gedicht. . 610
11. Eroberung des Schlosses Haune 1442. 611
12. Zug vor Hettstadt 1443. 614

Seite
13. Lied von Grubenhagen 1448. 626
14. Aachner Fehde von Affenschmalz. 627
15. Eroberung von Hohenkreen. 636
16. Zerstörung der Raubschlösser. 641
17. Zerstörung von Hohenkreen. 645
18. Kunz von Kaufungen. 655
19. Schlacht von Pavia. 657
20. Lied von Bentzenawer. 660
21. Bergreigen von Ludwig aus Ungarn. 660
22. Frommer Soldaten seligster Tod. 668
23. Der Churmainzer Kriegslied. 673
24. Der alte Landsknecht. 674
25. Die vermeint Jungfrau Lille. 676
26. Die Frau von Weiſsenburg. 678
27. Der Tannhäuser. 681
28. Doctor Faust. 685
29. Lied vom Alten Hildtebrandt. 688
30. Die Seeräuber. 693
31. Lindenschmidt. 698
32. Lied auf Georg von Frontsberg. 700
33. Lied von Georg von Frontsberg. 701
34. Belagerung von Frankfurt. 702
35. Der Pfalzgraf. 705
36. Herzog Hans von Sagan und die Glogau'schen Domherren. . 706
37. Die Tartarfürstin. 707
38. Kloster Trebnitz. 709
39. Die Herzogin von Orlamünde. 711
40. Conradin von Schwaben. 714
41. Herr Burckhard Münch. 718
42. Wilhelm Tell. 719
43. König Ladislaus Ermordung. 726
44. Magdeburger Fehde. 731
45. Halt dich Magdeburg. 735
46. Glückwunsch für Prinz Eugen 1735. 739
47. Die Prager Schlacht. 741
48. Gespräch zweier hennebergischen Bauern über die Franzosen. Im Dialekt. 741
49. Ein neues Lied von dem Münchischen Nacht-Raben-Flucht-Flug u. s. w. 746
50. Lied auf Tilly. 758

XII. Drei historische lateinische Lieder. 763

Teutschlands Ehre.

[illegible]

Ich han Lande vill geſehen,
Und nahm der beſten gerne wahr.
Uebel müſse mir geſchehen,
Konnte ich je mein Herze bringen dar,
Daſs mir wollte wohl gefallen fremder Sitte.
Was hülfe mich obe ich viel rechte ſtritte,
Teutſche Zucht gat vor ihn allen.

Von der Elbe bis an den Rhein,
Herwieder bis an das Unger-Land,
Da mögen wohl die Beſten ſeyn
Die ich in der Welte han erkannt.
Kann ich rechte ſchauen gut Gelaſs und Liep.
Sam mir Gott! ſo ſchwur ich wohl, daſs hie die Wib
Beſſer ſind, dann ander Frauen.

Teutſche Mann ſind wohl gezogen,
Recht als Engel ſind die Weib gethan;
Wer ſie ſcheltet, der iſt gar betrogen,
Ich enkan ſein anders nicht verſtan.
Tugend und reine Minne, wer die ſuchen will,
Der ſoll kommen in unſer Land, da iſt Wunne viel;
Lange müſse ich leben darinne.

Wider die Ungläubigen.

Aufforderung zum Zug nach dem gelobten Lande.

Viel süſse werthe Minne
Berichte kranke Sinne;
Gott durch dein Anbeginne
Bewahr die Bristenheit!

Dein Kunft ist fronebere
Ueber all der Welte Schwere,
Den Waisen Barmenere
Hilf rächen diese Leid!

Löser aus den Sunden,
Wir gehrn zu den schwebenden Unden,
Uns mag dein Geist entzunden,
Wird reuig Herze erkannt.
Dein Blut hat uns begossen,
Den Himmel aufgeschlossen,
Nu löset unverdrossen
Das hehre hehrnde Land!
Verzinset Leib und Eigen;
Gott soll uns Hülf erzeigen
Auf den, der mangen Feigen
Der Seele hat gepfandt.

* * *

Dies kurze Leben verschwindet,
Der Tod uns sündig findet;
Wer sich zu Gott gesindet,
Der mag der Hölle entgan.

Bey Schwere ist Gnade funden,
Nu heilen Christes Wunden;
Sein Land wird schiere entbunden,
Das ist sicher sunder Wahn.

Königinn ob allen Frauen,
Laſs wehrnde Hülfe schauen;
Dein Kind ward dort verhauen,
Sein Menschheit sich ergab.
Sein Geist muſs uns gefristen,
Das wir die Diet verlisten,
Der Tauf sie seit Unchristen,
Wan fürchten sie den Stab,
Der auch die Jüden fället;
Ihr Schreyen lute erhellet,
Manig Lob dem Kreuze erschellet,
Erlösen wir das Grab.

* * *

Die Menschheit muſs verderben,
Solln wir den Lohn erwerben;
Gott wollte durch uns sterben,
Sein Trost ist aufgespart.

Sein Kreutze viel geehret,
Hat maniges Heil gemehret;
Wer sich von Zweifel kehret,
Der hat den Geist bewahrt.

Sündig Leib vergessen,
Dir sind die Jahr gemessen,
Der Tod hat uns besessen
Die Feigen ohne Wehr.
Nu wallet hin geliche,
Daſs wir das Himmelriche
Erwerben sicherliche,
Bey duldiglicher Zehr.
Gott will mit Heldes Handen
Dort rächen seinen Anden;
Sieh Schaar von manigen Landen
Den heilig Geist hehr!

* * *

Gott, dein Hülf uns sende
Mit deiner zeswen Hände!-
Bewahr uns an dem Ende,
So uns der Geist verlat,

Vor Hölle heiſsem Wallen,
Daſs wir dar nicht fallen;
Es ist wohl kund uns Allen.
Wie jämmerlich es stat.

Das hehre Land viel reine
Gar helfelos und eine;
Jerusalem nu weine,
Wie dein vergessen ist!
Der Heiden Uberheere
Hat dich verschelket sehre
Durch deines Namen Ehre;
Laſs dich erbarmen, Christ!

Mit welcher Noth sie ringen,
Die dort den Borgen Dingen;
Daſs sie uns also bezwingen,
Das wende in kurzer Frist.

Die Ankunft im heiligen Lande.

Nu allerst lebe ich mir werde,
Seit mein sündig Auge sieht
Das hehre Land und auch die Erde,
Dem man viel der Ehren gieht;
Mir ist geschehn, das ich je bat,
Ich bin kommen an die Stat,
Da Gott menschlichen trat.

Schöne Land reich und hehre,
Was ich der noch han gesehen,
So bist du's ihr Aller Ehre.
Was ist Wunders hie geschehen,
Daſs ein Magd ein Kind gebahr;
Herr über Aller Engel Schaar,
War das nicht ein Wunder gar!

Hie lieſs er sich reine taufen,
Daſs der Mensche reine sey;
Da lieſs er sich hie verkaufen,
Daſs wir eine würden frey,
Anders wärn wir verlohren.
Wohl dir Sper, Creuze und Dorn
Weh dir! zu dir ist dir Zorn.

Da er sich wollte uber uns erbarmen,
Da leit er den grimmen Tod,
Er viel reich über uns viel Armen,
Daſs wir kommen aus der Noth.
Daſs ihn da des nicht verdroſs,
Das ist ein Wunder allzugroſs,
Aller Wunder Uebergenoſs.

Hinnen fuhr der Sohn zur Höllen
Von dem Grabe, da er innen lag;
Das was der Vater je der Geselle
Und der Geist, den niemand mag
Sunder scheiden, das ist alleine
Schlecht und ebener dan ein Zein,
Als er Abraham erschein.

Da er den Teufel da geschande
Daſs nie Kayser bas gestreit,
Da fuhr er herwieder zu Lande;
Da hub sich der Juden Leid,
Daſs er Herre ihre Huthe brach
Und daſs man ihn seit lebendig sach,
Den ihr Hand schlug und stach.

In dies Land hat er gesprochen
Einen angestlichen Tag,
Da die Wittwe wird gerochen,
Und der Arme klagen mag,
Und der Waise den Gewalt,
Der da ward an ihme gestallt;
Wohl ihme dort, der hie vergalt!

7

Türkenschrey.

(Um 1465.)

Wohl auf in Gottes Namen Krafft
Mit sant Jörgen Ritterschaft!
Wenn wir die Türken streiten;
Gott der will uns selber wohnen bey,
Daſs wir sie überwinden.

Die Türcken haben sich gar wohl bedacht,
Sie wollen auf uns mit groſser Macht,
Sie stimmen groſs Jammer und Noth,
Sie schlagen jung und alt zu todt;
Wir möchtens auch wohl underfahren.

Räch Gott den groſsen Spott,
Den die Türcken beginnen,
Abzuschlachten die arme Christenheit,
Das ist mir heut und immer leid,
Und betrübt mir all mein Sinne.

Griechen du wärst ein edles Land,
Die Türcken haben dich sehr geschant,
Und haben dir genommen ein groſsen Hort,
Und manich Mutt'r ihr Kind ermordt,
Finden Reichen und auch Armen.

Konstantinopel du edle Stadt!
Weh dem, der dich verrathen hat!
Von groſsem Jammer gehört ich nie;
Du rewest mich sehr, das klag ich hie.
Das sich doch Gott erbarme!

Das ist der Christenheit ein Stos,
Den Pabst der Jammer sehr verdros.
Er hat dem Kayser Brieff gesandt,
Daſs er fürbas schreib in die Land
Den Fürsten und den Herren.

Der Kayser schreibt den Fürsten:
Ach edeln Herren werdt zu Rath,
Und helft der armen Christenheit,
Das sie nicht komm in Jamm'r und Laid;
Die Türcken wellen sie morden.

Nun schreib'n wir fürbas in die Land,
Und machen Fried und Gemach zu Hand,
Das all Herren werden einig,
Und all Krieg werden gantz geschlicht,
Bey Fuſs und bey Hand.

Der Turck hat für sich genommen,
Er woll gar nahent zu uns kommen,
Er woll hin vor in die Stadt.
Ach edeln Herren! nu werd zu Rath,
Ob wir uns möchten erweren.

Der Turck hat einen Eyd geschworn,
Es sey den Kaysern Lieb oder Zorn,
Er woll die Kirchen gar zerstören;
Sant Peters Münster gar unehren,
Seine Roſs darein zu stellen.

Auch hat man mir fürwahr geseit,
Der Türck sey lang und breit,
Und hab ein grausame Gestalt;
Man hat ihn eben angemahlt
Und hat es dem Keyser gesendet.

Damit will er uns erschrecken:
Ach Christenheit, laſs dich erwecken!
Gedenk an David, der was klein,
Er warff Goliam zu dem Helm ein,
Und ward von ihm geschendet.

Ih edlen Fürsten all geleich,
Ich ruff euch an demuthigleich,
Last euch das Leid zu Herzen gan,
Daſs uns die Türcken haben gethan,
Der Christenheit zu Laide.

Kunig von Frankenreich auſserwelt,
Der Christenheit Kunig seit Ihr gemeldt,
Gedenkt an Eur groſse Würdigkeit,
Tet euch der Schaden wesen leid,
Und helft uns die Türcken schayden.

Kunig Caffka aus Ungerland,
Zu Wächtern seyd Ihr genannt,
Die Türken treibent groſsen Spott,
Kommt uns zu Hülff in unsrer groſsen Noth,
Daſs wir ihn angesiegen.

Hertzog Fridrich aus Sachsen-Land,
Markgraff in Meissen wohl erkannt,
Landgraff in Düringen sicherleich
Und Marschalk in dem römischen Reich,
Der will auch zu uns kommen.

Hertzog Albrecht hoch gebohrn,
Ein edler Fürst zu Bayern auserkohrn,
Und ein Pfalzgraf bey dem Rhein,
Wir hoffen ganz, ihr steht uns bey,
Die Christenheit zu retten.

Hertzog Ludwig hoch gebohrn,
Ein edler Fürst zu Baiern auserkohrn,
Und ein Pfalzgraf bey dem Rhein,
Der will auch bey der Reiſse seyn;
Das ist uns ein groſse Steure.

Hertzog Albrecht von Oesterreich,
Ein edler Fürst gewaltigleich
Ym Preysgau und im Schwabenland,
Laſst Euch die Türken seyn bekannt,
Daſs wir sie niederlegen.

Hertzog Sygmund wohl gemuth,
In groſsen Ehren, in steter Huth,
Ein Fürst in Oesterreich so frey,
Wir hoffen gantz, ihr stehet bey,
Der Christenheit zu Frummen.

Hertzog Friedrich, Pfalzgraf bey Rhein,
Ein edler Kurfürst Herr und fein,
Nu thut dazu mit eurer Hand,
Daſs die Türken werden zertrannt;
Das hat Euch Gott zu lohnen!

Prandenburg die Fürsten all gehoren
Auch zu dem Panier
Zu Trost der heyligen Christenheit;
Margraf, Albrecht, ſeyd bereit,
Verdient ein Ritters Krone.

Ihr ehrbar'n Reichsstädt allgemein
Schickt Euch stark, und werd't es ein
Gen dieſsen böſsen Haydenschaft!
Gott will uns geben Macht und Kraft,
Daſs wir sie vertreiben.

Sunderlich ich auch sprich:
Groſs und Klein, Arm und Rich,
Munich, Pfaffen und all geistlich Orden
Sullen aus ihren Klöstern fahren
Wider die Heyden zu fechten.

Wohl auf, wohl auf mit Freuden dar!
Ritter Sant Jörg wohl an die Schar,
Zu Keyser Friedrich auf den Plan;
Wir wollens erenlich greiffen an
Und wollens frischlich wagen.

Die Vorsicht haben wir zu dir,
Herr Sant Peter! sey bey uns hier,
Steh trewlich bey unsrer Schaar,
Bitt Maria, daſs sie uns bewahr,
Mit Freuden her wieder zu kommen.

Der uns das Lied newes hat gedicht,
Der Christenheit zu Ehren gericht,
Mandel Veid ist er genannt.
Die Türken werden all zertrannt
In kurzer Frist verdrungen.

Aufruf teutscher Nation gegen die Türken.

Frisch auf! in Gottes Namen,
Du werthe teutsche Nation!
Fürwahr ihr sollt euch schamen,
Daſs ihr euer gut Lob jetzt last untergan,
Das ihr lang habt behalten

In Ehren und Ritterschaft,
Also geschah den Alten.
Der lieb Gott soll sein walten!
Der verleih uns sein göttlich Kraft.

Kaiser Karl aus Hispaniam,
Ein edler Fürst aus Oesterreich,
Er ist von kayserlichem Stam,
Wo findet man seines Gleich?
In Zuchten und in Ehren
Ist er ganz wohl erkannt:
Darnach thut er sich kehren,
Wann er das Reich soll mehren,
Und aller Fürsten Land.

Wach auf, du heiliges römisches Reich!
Dann es ist an der Zeit:
Ihr Fürsten alle gleich,
Rüst't Euch zu diesem Streit!
Wann Ihr habt auserwählet
Ein kayserliches Blut,
Darum so thut Euch gesellen!
Thut Euch zusammen stellen!
Es kömmt Euch Alles zu gut.

Darum so seyd gewarnet,
Und habt einen guten Muth!
Er sey reich oder arme,
Daſs er sein Vaterland behut
Für den türkischen Hunden.
Sie führen ein groſse Pracht,
Desgleichen hab ich nit funden;
Red ich zu diesen Stunden,
Keiner Ehr nehmen sie nit Acht.

Geschieht es nit gar balde
In einer kurzen Zeit;
So besorge ichs mit Gewalte,
Es werd ein groſser Streit
Von Welschen und von Teutschen
In ganzer teutscher Nation.
Ich rede das unverhohlen,
Darum soll niemand schmollen,
Es mag nit anders ergon.

Dabey will ichs lassen bleiben
Wohl itzt zu dieser Zeit;
Mich verdreuſst jetzt weiter zu schreiben,
Es mögt sich einreiſsen zu weit.
Den Verständigen ist es gesagt,
Den Andern frag ich nichts nach:
Wenn Einer wird verzaget
Der Ander gar verzaget;
Dem teutschen Lande kommts zur Schmach.

Der Ungarn Verrath und die Türkenschlacht.

Fröhlich so will ich singen
Wohl heuer zu dieser Frist,
Wohl von dem Kunig aus Ungarn,
Der unschuldig gestorben ist.
Er war bei zwanzig Jahren
Ein Kunig im Ungerlandt,
Er war von edlem Stamme;
Kunig Ludwig was sein Name,
Ein Kunig in Ungern und im Böhmer Land.

Ihm ward verheurath kürzlich
Ein Fräulein was hochgeborn,
Von Stamme kayserlich;
Das thät den Ungarn Zorn.
Man säumet sich nit lange,
Man führt sie in das Land,
Da gab man sie zusammen;
Maria war ihr Namen,
Ihr Lob ist weit bekannt.

Die zwey lebten in Freuden
Bis in das fünfte Johr,
In Freundschaft und in Ehren,
Das thät den Ungarn Zorn.
Die Böhmen und die Teutschen
Die fingen Kurtzweil an,
Das wollten die Ungarn nit leiden,
Wollten ihren Kunig vertreiben,
Vertreiben aus dem Land.

Einer heist der Fanas Weida,
Der war dem Kunig gram,
Dem Türken thut er schreiben,
Sollt ihm Hülf und Beistand gan,
Den Kunig zu vertreiben,
Ihm helfen auf den Thron,
Darnach wollt er ihm geben,
Bey allem seinem Leben,
Den Tribut wohl aus der Kron.

Der Türk saumt sich nit lange,
Er zog wohl in das Feld;
Mit hundertmal tausend Mannen
Kam er ins Ungerland.
Griechisch - Weiſsenburg ward übergeben,

Städt, Schlösser und die Land.
Die Bischöff und die Prälaten
Haben ihren König verrathen;
Ist ihnen immer und ewig ein Schand.

Es geht gen diesen Sommer fort,
Gen dieser Sommer Zeit;
Die Büchsen hört man krachen dort
In Ungerland so weit.
Städt, Schlösser waren eingenommen,
Dazu Peter - Waradein;
Das wollten die Ungarn rächen,
Wollten mit den Türken stechen;
Sie waren fröhlich bey dem Wein.

Die Ungarn säumten sich nit lange,
Sie zogen wohl in das Feld;
Ein Wagenburg thäten sie schliefsen,
Aufschlugen sie ihr Gezelt;
Sie machten einen Hauffen,
Ihren König zu vorderst daran,
Ihren König thäten sie verkauffen,
Er möcht ihnen nit entlauffen
König Ludwig, der junge kühne Mann.

Die Schlacht die war verloren,
Einer heist der thumme Paul;
Der Türk hat ihm geschworen
Ein Platt, ist nit zu schmal.
Graf Jorg der ward sein innen,
Des Königs Oberster war,
Aus dem Feld thät er entrinnen,
In der Donau thät er schwimmen:
Also empfieng er seinen Lohn.

Die Türken vor Wien.

Ihr Kristen, last euch zu Herzen gan,
Wie sich der Türk hat understan:
Es ist wahr und nicht erlogen,
Er ist drei hundert mal tausend stark
Für Wien ins Feld gezogen.

Er zog bey eitel finstrer Nacht
Gen Wien wohl fur die werthe Stadt;
Die Büchsen hört man krachen.
Ein Burger wider den Andern sprach:
Der Schimpf will sich wohl machen.

Die Bürger giengen in ein'n Rath,
Sie sandten einen Bothen aus der Stadt
Zum König und zum Reiche,
Man sollt ihnen Hülf und Beystand thun,
Den Türken wollten sie machen weichen.

Der König den Bothen zurückesandt,
Er wüst ihnen weder Hülf noch Beystand
Vom König noch vom Reiche.
Nun wollen wir dem Türken die Stadt uffgeben,
Vor ihm da müssen wir weichen.

Es stund ein Landsknecht wohlgemuth:
Halt ihr die Stadt in guter Huth!
Darzu in wahrhaftig Hande;
Sollten wir dem Türken die Stadt uffgeben,
Es wär uns ein groſs Schande.

Die Landsknecht schworen dem Reiche ein'n Eid:
Sollten wir uns geben, es wär uns leid.
Es sprung ein jeglicher zu seiner Helleparten:
Wohl her! Wohl her! ihr frommen Landsknecht,
Des Türken wollen wir warten.

An einem Mittwoch das geschah,
Dafs man die Fähnlein schweben sah
Zu Wien wohl auf der Mauren:
Erst thäten die frommen Landsknecht
Die Türken gar tapfer anschauen.

Bey dem Kärthnerthor huben sie zu graben an,
Da liefs der Türk sein Geschütz abgan:
Er nam sein keinen Frommen:
Es ist davon manch Biedermans Kindlein
Im Mutterleib umkommen.

Krems, Krems sey uns die Stadt genannt,
So ziehn wir in das Ungerland,
Darin thun wir uns tapfer wehren:
Man mischt uns Kalk wohl unter den Wein,
Das must der Landsknecht Trinken seyn.

Sie mischen uns Kalk wohl unter den Wein,
Das must der Landsknecht Trinken seyn,
Damit thun sie uns vergeben:
Also kummt mancher Landsknecht
Im Ungerland ums Leben.

Der uns diesen Reihen sang,
Ein freier Landsknecht ist er genannt:
Er hat so wohl gesungen,
Er ist bey sieben Feldschlacht gewest,
Es hat ihm nicht mifslungen.

Zug nach Morea.

Fliegendes Blatt. — Wunderhorn II. 141

Was haben die Urner und Zuger gethan.
Sie wollen ein Zug gen Morea han.
Gen Morea wollens dringen.
Sie wollen dingen achttausend Mann.
Wider den Türken wollens kriegen.

Sie zogen durchs freie Amt hinab.
Sie fanden gar manchen jungen Soldat.
Sie liessens all roth bekleiden, sie fuhren über den Zugersee.
Sie lugen umher und das thut weh:
He der Krieg mocht manchem verleiden.

Sie zogen zu Zug wohl aus der Stadt.
Und ein gut Gesell zum andern sprach:
„Ich habs gar eben gerechnet.
„Wir müssen ziehn dem Türken zu
„He ich mein, mein Herz müst brechen!"

Wie sie aus den Schiffen heraus dan steigen.
Die Hauptleut thun ihn die Hand all reichen.
Sie thätens in Glieder stellen.
Der ein Hauptmann zum andern sprach:
„He wie han wir die bravsten Gesellen."

Der ein Hauptmann zum andern seit:
„Heut Nacht wend wir noch gen Uri hinein, wir müssen tapfer laufen."
Der ein Hauptmann zum andern sprach
Wie ihm gefiele diese Sach:

Sie zogen über den Gotthardt auf,
Die jungen Soldaten schreien überlaut,
Es wollt sie all schier gereuen,
Der ein gut Gesell zum andern sprach:
He keim Hauptmann ist mehr zu trauen.

Sie fahren über den langen See,
Sie sehen das Vaterland nimmermehr,
Sie thäten schier all weinen,
Der ein gut Gesell zum andern sprach:
He wären wir nunmehr daheime.

Und wie sie kamen zu der Meerstangen,
Es thut die Schweizersoldaten plangen:
„Wie weit münd wir von heimen,
„Wann ich denke an mein Vaterland,
„He mein Herz möcht mir zerspringen!“

Sie reisen eine weite Reiſs,
Der ein gut Gesell zum andern schreit:
Wie weit münd wir noch reisen?
Der Hauptmann zu den Soldaten sprach:
He Venedig will ich bald zeigen.

Der Wachmeister ist ein munterer Mann
Er hat die bravsten Soldaten g'han,
Zu Venedig war er der erste,
Sie haben ihm geben viel Gut und Geld:
He ein guldene Ketten rest.

Und wie sie kamen zu dem Meer,
Da haben die Schweizer Galeeren gesehn,
Sie sitzen darneben nieder:
„Hend wir was gutes gethan im Vaterland,
„He auf dem Meer wirds uns eintreiben“

Und wie der Hauptmann die Red vernahm.
Und er zu dem Soldaten sprach.
Zu denen Schweitzerknaben:
„Wir sind versorgt mit Speiſs und Trank.
„He kein Hunger müssen wir haben."

Und wie sie kamen in die Stadt Morea.
Dort wollten sie ihr Lager han.
Dort hend sie ihre Lager.
„Wenn der Bluthund das vernehmen thut.
„He er wird uns bald Antwort geben."

Es stund nicht mehr denn ein Monat an.
Dem Türken wurd es kund gethan.
Es waren Christen vorhanden.
Es waren da viel tausend Mann.
He so fern aus fremden Landen.

Der Türk der schickt ein Boten dar.
Ob sie wollten die Stadt Morea han?
Sie sollten Antwort geben,
So wollt er ziehn mit ihnen in's Feld.
So kost manchem Schweitzer sein Leben.

Und wie die Christen das vernahmen.
Und sie je länger je kecker waren,
Sie brüllten wie die Lowen:
„Hilf Jesu Christ wir bitten dich:
„He wie heut thut der Bluthund drauen."

Sie laufen Sturm ein halber Tag.
Der Hauptmann zu den Soldaten sprach:
„Seyd ihr doch nicht erschrocken.
„Ruft heut nur Gottes Namen an.
„Euere Sünd wird euch nachgelassen."

Und a sie kamen in Stadt Weissenburg
Der Turk mit feurigen Kugeln schoſs.
Er wollt die Christen dammen.
Er grub wohl unter den Boden durch.
He in die Luft wollt er sie sprengen.

Von Weissenburg eine weite Reis.
Der ein gut Gesell zum andern seit:
„Wie weit münd wir noch reisen?
„Wir wollen ziehen zum heiligen Grab.
„Der Hauptmann habs ihnen verheiſsen.“

Heinrich der Löwe.

Hie hebt ſich an eyn buch von
dem edeln hern von Brunczwigk
als er vber mer fure.

1. MAn ſagt, vns hie gar offenbar,
von groſzen fursten vnd von herren
Wie die hand vor manchen jaren
Geworben umb wirdickeyt vnd eren
Vnd hand her ſucht ſille fremde land
Als durch abentürwer willen
Als ich uch hie wil thun bekant.

2. VOn eynem fursten lobesame
Der het land lüde ere vnd gut
Vnd ist genent mit dem namen
Von Brünyczigk eyn edles blut.
Dem käm in ſlaffes drämen für
Er ſolt daz heilige grabe besuchen,
Als ich von den allen hore.

3. Eyns machtes ſagker an dem beth
Als by der liebſten fraüwen ſyn.
Er ſprach daz ich ny alleſz het
Vnd uff erden iſt wer alles myn.
So wer mir zyt vnd weyl lang
Solt ich alſo ſtille lygen.
Wan het ich lopp ere vnd auch dank

4. Da ſprach die fraüw gar dagentlich
Edeler fürst vnd auch herre.
Blibent hie by vwerm rich.
Ihr habent güdes gnück vnd ere.
Kurczwil lüſt, früwe vnd ſpad.
Ihr ſint auch wol alle wegen lude
Die ſagent uch von fremden landen ſtat

5. Da ſprach ſich der fürste millte
Frauwe. ſagent. wäz ir wollet.
Ich kän mit mynem helme vnd ſchilt
Nit verdienen godes holde
Ich möſz kommer erbet elende han
Ich bit üch aller liebſte frauwe.
Nü land vns bye dem besten bestän.

6. Ir leubet mir eyn fruntlich ſcheyden
Alhie in kürtzer tzyt.
Mit güttem willen von vns beyden.
Iſt daz mir got daz leben gyt.
Das ich wider komen mag oder kan.
Ich wil eſz üch alle ſant ergetzen
Byn ich anders eyn bieder man.

7. Da die frauwe hort mit ſitten
Von dem edele(n) fursten gut,
Das da nit halffe ir früntlich bitten
Das er het ſyn vnd müt.
— — — — — — — —.
Da ſprach ſie mit weindende(n) augen
Nu ſpyar uch got gesünt.

8. Dem fursten waz ſein hereze beweget
Vnd wart yn erbarmen czwär,
Das ſie yn getrüblichen geseget.
Da by sol man nemen war.
Daz scheyden ist eyn ſchwere pyn.
Wo ſich czeye von einander ſchyden,
Die gern by ein ander ſin.

9. VOn brunczwigk der furste wiſſe
Führe auch tzu an allen haſs
Vnd er wolte ym mit gantzem fliſs(e),
Der ym der li(e)bſte ym herczen waz
Vnd auch getrüwet in der mut
Dem befalle er land vnd lüde,
Sin ſchöne fraüwen ere vnd auch güt.

10. Er ſprach zu ſyner frauwen ſchön
Er umbfing ſie tzu derselben ſtünt
Ich wil uch zu der lecze lan
Eyn keysches vſs mynes herczen grünt.
Er etſchnyde enzweye eyn golde(n) fingerlin
Daz behalte aller liebſte fraüwe,
Da by solt ir gedenchen myn.

11. Von brüneczwik der fürste wiſſe.
Von dem man ſchribt vnd list.
Dem wart da noch eren briſſen
Vnd bereyt ſich zu der ſelben frist
Mit ſynen knechten an verezeyt
Vnd scheyd frolichen von land vnd luden
Wit güttem willen, als man vns ſeyd.

12. Da ſchyd von land der werde tegen-
Vmb yn ſo winnet jung vnd allte.
Da wart er auch vnder wegen
Befollen in gottes gewalt
Vnd auch der lieben mütter her
Daz sie ſyn dae ſolten plegen
Da mit komen ſie an daz mer:

13. Fvrbaſz ſagent man vns hie.
Als von dem fürsten wyt vnd vil.
Da wart ſich bereyd ſchire
Eyn ſchiffman an dem mere eyn kiel.
Daz wart versorget ſchon mit habe.
Als noch die groſzen fürsten thün.
Wan ſie fären zu dem heilige(n) grabe.

14. DA ſtiſzen ſie von land mit ſchälle
Den edele(n) fürsten lobesam.
Sie ſüngen jn gottes namen alle.
Der met füren ſie in daz mere für baſz.
Das man vns dar an nit lögen
Da er daz graüsam waſſer ane ſach.
Das elende flügk ym vnder die augen.

15. Ym wart auch grüſſen alſo ſere
Vil wol er waz eyn köner helt.
Da er die ſinden vff dem mere
Sach vff ſlägen manig falt.
Er gedacht an ere vnd gut vnd ritterſchafft
Vnd an den koſch den er hat gethan.
Da gewan er widder maneſz krafft.

16. Da ſure er manchen tag ym jare
Vff des wilden mereſz ſträme.
Das er keines landes nye wärt gewar,
Biſz daz eyn groſzer ſtorm wint kam.
Der dreybe ſie alle vff eyn ort.
Da moſten ſie alſo ſtille ligen
Vnd mocht weder hinder noch fort

17. Alſo hielt er yn groſsem komer
Vnd riffe got getrulichen an.
Einen wintter vnd eynen ſomer,
Biſz daz yn alles da zu ran
Spiſſe vnd koſte, als man vns ſeyd.
Vnd ym auch alle ſyn knecht verturben
Von groſzem hunger vnd auch leyd.

18. Alſo blib nyman in dem ſchiffe mer,
Dan eyn knecht vnd des heren pfert.
Armut elende dat yn wee.
Der knecht czögt vſz des herren ſwert.
Vnd ſtache daz pfert alda zü tot
Vnd zöch ym abe auch ſyn hut.
Daz deth er alſo von hüngers not.

19. DAs pfert wart ſere ſtincken vnd nacken
Die weyl eſs yn dem ſchiffe lag.
Daz wart eyn gryffe ſchmäcken.
Der an ſyner wonug da by flögk.
Er qwam geflögen mit grymmen Zorn
Zu dem selben gröſzen ſchiffe,
Da er ſräckt der fürste hoch geborn.

20. Der griffe waz groſz vnd vn gehuwer.
Da yn der fürste rechte an ſach.
Er macht ym ſchimpffe vnd fryde teuwer,
Der fögel bracht ym vngemach.
Sie leytten daz pfert an eyn ende.
Da flöge er ſyn cläen dar yn
Vnd furt els alſo behende.

21. Er bracht eſs ſynen jungen gedrad.
Da er ſie ym nest het ver lon.
Der herre ging mit dem knecht zu rade
Nü wirt iſz an vns beyde gan.
Wir legen eyn löſze in alle geferde
Wellet vnder vns eyner ver luret
Der stelle sich zu erste dem griffen dar.

22. Der knecht der ſprach ach lieber her
War umb müt ir mir daz zu.
Daz wer mir eyn ſchande vnd groſz vnrecht.
Daz ich mit uch ſolt loſzen.
So wer ich nit eyn getruwer di(e)nstman,
Daz ich nit jn üwern notten.
Mit libe vnd gut ſolt von uch ſtan.

23. Von bruneczwigk der furste vnd here
Redet das bedrüplichen eyn wort
Mich rüwet myn leben nit so sere
Und als myn güt da heyme dört.
Als die liebe kinde die ich han
Und myn aller liebſten fraüwen:
Ich han mir eſz ſelber gethän.

24. DA ſie mich bath zu aller der ſtonde.
Daz ich da. heymen bliben ſolt
Mit wynnenden aügen vnd mit monde,
Das ich ir nye gefolgen wolt
Irem willen vnd irem räd,
So müſz ich aüch dar gegen nemen.
Waz mir zu leyden gät.

25. VOn bruneczwigk der fürste elende
Sprach betropplichen wort gar lüt
Se üch er für balde vnd behende
Fer neüwe mich jn die pferts hut.
Syn güdes ſwert er zu ym leyd —
Daz wil ich auch by mir hän.
Wö mich got oder der griffe hin dreyd.

26. Den knecht den düch da daz beste,
Dae yn ſyn lieber here bät.
Er fernöt yn alſo festen.
Dar nach gar ſchiere vnd getrad
Käm der griffe geflögen here
Zu demselben gröſzen ſchiffe
Vnd was der heüde begeren.

27. Er ſlögh ſyn klaen ſcharpffe vnd diſſe
Yn die hut, als man hie ſpricht.
Er läge vernät, recht ob er ſliffe,
Vnd dorff sich äuch geregen nicht.
Er brächten ſynen Jüngen jn daz huſz,
Das ſie ihn ſolten haben geſzen,
Dae flöge der alte vndder vſz.

28. DA der herre hat vernommen,
Dez er ym dem neste waz
Vnd der alt waz dannen kommen,
Eyn jünger nach dem andern vff yn ſaſz.
Sie K(n)eyppten ym durch hüd vnd häre,
Dätten yn auch alſo hart,
Daz er wart gedencken czwar.

29. SOlte ich nü alſo verderben
Alſo gemerlichen zu hand
In der hüde als eyn ſchelme erſterben,
Das wer mir ewiclichen ſchande.
Got gab ym alſo jn den müt
Das er ſich vſs der heüde ſneide
Vnd czöch von ſcheyden ſyn ſwertte.

30. Er ſlüge jn die jüngen geſwinde,
Er ſlüge eynem nach dem andern dot.
Er dancket marien vnd irem kinde,
Das ſie ym holffen vſs der nöt.
Da er ſie alle erſlagen hat,
Da ſnyd er yn die kläen abe,
Die hangen zu brüneczwigk in der ſtat.

31. Er ſach vnder ſich geswinde balde.
    Wo er in der welt were.
Dae sach er nichts dan hymmel vnd walt
    Vnd furcht ſich vſs der möſzen ſere.
Wo der alt griffe widder qwem:
    Er wöste wol. worde er ſin geware.
    Daz er ym ſyn leben neme.

32. Daz nest waſz gröſs vnd hoch gelegen
    Vff einem felſſe, als män ſpricht.
Dae hat er ſich auch dez herwegen,
    Er möcht her abee komen nicht.
Er ſach zu allen ortten abee zu täll.
    Wie er möcht her abe komen
    Da ſach er eyn clemmen. die waz ſchmal.

33. Er nam den clähen in beyde hende
    Vnd fingk an zu fligen jn gottes namen
Vnd flüge jn des felsch wende ſo lange
    Biſz daz er her abe qwäm
Wie groſs freyde er da gewan.
    Von brüneczwigh der edelle fürst
    Waz eyn elen hafftiger man.

34. Alſo gingk der furste vnd here'
    In der wilteniſs widder vnd füre.
Er aſse die worzel vnd der bere
    Er ging alſo lange biſs daz er hort
Eyn groſze geschreye von wilden dyrn
    Er gedocht wil dir göt hie helffen.
    So magſtü nit verlyren.

35. VOn brüneczwigk der edele furst
Gingk dem geschreyee hinden nach
Durch wilde hecken vnd durch hürst.
Er qväm als nahe biſs daz er ſach
Striden eynen lintworm vnd eynen lewen.
Von bruneczwikg der edele fürste
Sich hinder eynem baym verbarge.

36. Er gedacht yn synem herczen nü
Wiltu ſehen die abentüwer.
Der lintworm ſtelt dem leben zü
Vnd ſcheüſcht yn alſo mit dem feüwer.
Da daz her ſach der werde man
Wie balde er zu dem lewen ſprangk
Ich wil dir ſtetlich hie by ſtan.

37. Dv dünckest mich ſyn eyn edelich dire
Vnd bist mir dar czu wol erkant
Dere da bereyt er ſich gar ſchire,
Daz ſwert daz nahm er in die hand
Da daz der lewe junen wart,
Wie balde er vor den herren ſprangk
Vnd neygte dem edelen fürsten zart.

38. DA der edele fürste werde
Von dem lewen das er säch,
Das er früntschafft zu ym begert,
Der herre zu ſtünd da widde(r) ſprangk
Ich wil dir ſtetlichen hie by ſtan
Und ſolt ich hie by dir verderben.
Er liſſe den lintworm litlich an.

39. Er ſlūg vff yn mit gänczen crefften
Mit dem ſwerte vſs grymmen czorn.
Das ſwert daz wolt vff ym nit hafften.
Wan er waz eytel horn.
Da deth ym got vil helffe ſchin
Da ſie nü mit eyn (ander) gefechten
Die her ſtache er yn züm monde yn.

40. DA dotten ſie den lyntworm geswinde
Mit gottes hilffe yn dem walde
Der here — — — — — — —
(Der lewe) wart ſyn ynnen balde.
Er grūb ym die worczeln vſs der erden
Vnd auch vil der gütter kreütten
Vnd bracht ſie dem furſten werden.

41. Der lewe waſs dem herren getruwe
Wōe er mit ym hin gingk.
Waſs er haſſen vnd wilde dire
Ergriffen möcht oder fingk
Die ſlöger vmb die baym ſo ſere.
Daz ſie worden weyche vnd linde
Vnd ſie aſse der fürste vnd here.

42. Also gingk der fürste rich(e)
In der wiltenyſs manigk zyt.
Der lewee wolt von ym nit wichen
Er waz ſtedeſz by ym an ſyner ſytten
Dag und nacht ſpäd vnd früe
Wolt er auch von jm nit komen
Da quämen ſie za eynem waſzer czū.

43. Daz waſzer das waz groſz vnd breyd
Da bye eyn gröſzer bergk auch lag
Here göt gib mir dyn geleyde,
Daz ich widder komen magk,
So wirt eſz beſzer hie umb mich:
Hilffe mir vſs diſſer wiltniſs.
Lieber here, daz bit ich dich.

44. Er gingh daz waſzer vff vnd abe
Vnd ſach betrüplichen wider vnd fur
Got ym yn den ſyn gabe,
Daz er ſolt flechten eyn hort
Da hübe er an zu der ſelben friſt
Ein ſchöne hort zu machen;
Nach dem beſten, daz er von ſynnen wiſt.

45. Da die hort nü wart gemacht
Vff das beſte, daz er hat bedächt
Vnd vff daz waſzer wart geleyd
Der herre nam heymeliche flücht
Von dem ſtarcken lewen gryn
Er fürcht, qwem er zu ym vff die hort,
Er brecht yn vmb daz leben ſyn.

46. Da ſtiſze er ſich von lande dae
Wol czweyer ſpiſze lange
Der lewe wart ſyn ynnen dae,
Wie balde er czu ym vff die hort ſprange.
Wö ſich die hort ſencket nyder
So ſprangk er vff die andern ſytten
Vnd drange ſie vff widder.

47. Alſo füre der fürste riche
Mit dem lewen sicherlich.
Daz waſser waſz swinde vnd ſtrenge
Vnd dribe yn alleſz vnder ſich
Zu eynem gröſsen berge ſünder wan
Da müst daz ſelbe groſse waſser
Zu eynem finstern löch yn gan.

48. Da der fürste vnferceyt
Daz gruſzlich löch reth an sach.
Er riffe an marien die keyserliche mäget
Behüde mich vor vngemäch.
Ich bin eſs alles wol gewert
Kommer erbeyt vnd auch etende.
Daz ich dae heymen han begert.

49. Da füre der edele fürst mit ſörgen
Zu dem finstern löch hyn jnne.
Eyn langen tag vnd eyn nacht verbörgen
Daz ym keynes lichtes nye wart ſchyn.
Biſs er sach eyn car fünckel ſtein.
Der lücht vnd brant ſich alſo helle.
Als wern hündert lich gewest by eyn.

50. Er künde auch dae nit erkennen
Waz daz yn dem berge were.
Da er eſz ſach ſo hel brennen.
Er förchte ſie vſs der moſsen ſere
Got behüt mich vor vngefelle:
Mich drigen dan alle myn ſyn.
So kom ich zu der bittern helle.

51. Alſo möst er fürbaſs ſchalten
Von des ſtrengen waſser nöt
Vnd möcht nit lenger ſtille gehalten.
Da qwam er an den karfünkel röt.
Vſz zoche er ſyn ſwert ſcharpffe vnd lang
Vnd ſtach frolichen in den berg.
Daz eyn ſtücke vff die hort ſprangk.

52. Der herre da gröſze freyde gewan.
Als von des claren ſteynneſſz glast.
Das waſzer dribe yn balde dar von.
Er füre ſo ſere vnd ſo faste.
Biſs daz er vſs dem berge qwām
Von brüneczwig der edele fürste
Waz eyn elender man.

53. Da fille er nider vff die knye
Vnd dancket dem almechtigen got,
Daz er ym hat gehülffen hie
Vſs ſollicher groſſer nöt,
Die er yn dem berge hat.
Von brüneczwich der edele fürste
Got mit fliſs vnd ernste bāt.

54. Das er yn ſolt wyſſen vnd fügen.
Wer eſs anders ſyn lieber wilde,
Wege, die yn zu den lütten dröge.
Der lewe ſtünt by dem herren ſtylle.
Da wolt er eyn wenig fürbaſs gan
Vber eyn wytte heyden
Da sach er eyn bürgk vor ym stan

55. In eynem wönsten brüche vnd röre
Der here qwam yr alſo nähe.
Er klopffet frölichen an daz döre.
Der pforttener der was balde dae
Er deth ym vff zu der selben ſtünd
Da yn der here an sach.
Da het er ſyne lichten müt.

56. Er war do yn also ſere frögen,
Von wannen er auch qweme nü.
Er künde eſs ym auch nit gesagen
Der pfortner der ſtoſs wider züe —
Vnd seyd dem herren vff der bürge die mere.
Wie alſo eyn grüstlich dire
Vnd eyn man vor der pfortten were.

57. Dye herren begünde zu ym jehen.
Laſs yn zu vns vffer gan.
Das wir mögen in gesehen
Das dire vnd auch den fremden man.
Wie sie sint allſo gestalt.
Da liſſe der knechte alſo behende
Vnd liſs ſie yn gar balde.

58. Vnd an alles messe wende
Füren sie yn nyn den salt.
Er hat den lowen in der hende.
Die herren hetten all zu mall
Lange snebbel manigfalt.
Von brüneczwick der edelle fürst
Eynen nach dem andern ane ſach.

59. Sye worden ye also ſere fragen
Von mancher bande geschicht.
Er kunt es yn auch nit gesägen.
Wan er verstünd der ſprach nicht.
Da qwäm eyn deuschexe fraüwe angeferd.
Die waz auch vff die burgk komen.
Die bracht man dem herren dar.

60. Sye wart daczu ym kallen
Vnd vmb fingk yn zu der selben stunden.
Daz wart dem herren wol gefallen.
Der herre deth der fraüwen kundt.
Wie eſs umb ſin sache gelegen were.
Wie er mit ſollicher groſsen not
Wer vſs der welt komen here.

61. Da die fraüwe erhorte daz.
Sie frogett ye den herren fort.
Wie eſs umb ſyn ſache gelegen haſs.
Dar nach ſchid vngern diet.
Dar drüg man ym vor ſpiſſe vnd kost
Nach des ſelben landes ſytten
Des beste ſo man da wiste.

62. Dye fraüwe wart sich zu dem herren halten.
Saget vns des boches lere.
Vnd gar fruntliche mit ym ſchympffen
Das verdroſs dye gesnebelten ſere.
Das ſie fruntschafft zu ym gewan.
Sie were auch gern gewest zü lande.
Da möcht ſie auch von ym nit komen
Das dat sie dem herren bekant.

63. Da die gesnebbelten lude daz beducht
Daz ſie früntſchaff zu ym gewan.
Eyner ſtieſs den andern das er struchelt
Vnd wolten yn geslagen han.
Da haczte er den lewen an sie
Der reyſz yn abe die ſnebbel muller.
Wöller ym käm ſo nahe her bye.

64. Der lewie ſchrie mit lutter ſtym.
Daz eſs in der burg her hall.
Er ſlüge yn sy mit groſsem grym.
Dyſſe wonden an zalle
Die worden gethan zu der selben trist
Von dem starcken lewen vnd herren.
Als noch manche koſich man ist.

65. Dae der fürste löbesam
Die gſnebbelten lüde alle vberwantt.
Die deützschen fraüwen er mit ym nam.
Er fürt sye hyn weck alda zu händ.
Got wölt den herren nye gelan.
Als wil er noch den ginen dön.
Die yn fragen getrüwen wollen han.

66. Von brunneczwick der fürst vnd herre
Wolt sich aber fürbaſs gan
Da qwam er vnder daz wöden her
Dae die böſſen geiste ir wonüg han.
Da begeget ym eyner vff der fort.
Der waz sich grüſs vnd vngehuwer.
Da aber ersräck der fürste zart.

67 Da der edele furste vnd herre
Ver näm vnd hort, wer er waz.
Er beswore yn vil hartte vnd ſere,
Du most mich beſcheiden bäſze
Du most mir dar czu ſagen mee,
Wie eſz vmb myn kinder da heymen
Vnd vmb myn lieben frauwen ſtee.

68. Der geyste da mit grymme zorn
Widder dae zu dem herren ſprach
Du hast mich alſo hart besworn
Das mir nye ſo wee geschach
Vnd ich dir nit verswygen kan:
Bruneczwigk du ſolt wiſzen,
Dyn fraüwe wil nemen eyn andern man.

69. Da der edele fürste zart
Von dem geiſte erhortte ſolliche antwort
— — — — — —
Er beswore yn fürtter aber by gottes crafft
Vnd by ſyner martel groſse
Du most mich vnd myn lewen
Furen vor myn ſloſze.

70. Der geiste ſprach sich dar gar eben
Ich wil dir sagen, waz eſz ist.
Ich wil dir eyn gedeyltze geben
Alhie in kurczer frist.
Finde ich dich ſlaffen an der ſtat
Wan ich dir dyn lewen bringe
Daz ſaltu mich wiſzen lan gar drat

71. Wan ich dich vor din ſloſz geſtelle,
Das du eſz ſyst vor dir lygen,
Wiltu dich mir vnd myn geſellen
Geben allhie zu eygen,
Wann ich dich heym bringe ſcheyre
Vnd auch dynen lieben ſtarcken lewen:
Wiltü nach myner begire?

72. Der edele fürste lobesäm
Der wart aber bekomert ſere.
Er ryffe got getrülichen an
Vnd ſprach ach herczer lieber herre,
Due mir din rat vnd hilffe schin,
Daz ich lib vnd ſell behalt
Vnd beyde die ere der fraüwen myn.

73. GOt der herre mit ſyner güde
Deth ym balde die vffenbäre.
Er gab ym ſchire in ſyn gemode,
Daz er mit dem geiste ſolt faren.
Da wart die glopniſs von dem herren gethan.
Findestu mich alſo ſlaffen,
So ſaltu mich zu eygen han.

74. Der here wart sich vff geladen
Düth vns deſs buch nü hie bekant —
Von dem geist an allen ſchaden:
Er fürt yn wider in ſyn land
Er ſaczt yn für syn burgk gar feste.
Finde ich dich alſo ſlaffen —
Dü weyst wol, waz du mir verſprochen hast.

75. Ich wil dir nu dynen lewen bringen
Auch gar gar in zeller zill
Der geist wart ſich balde ſwingen
In kürczer ſtünd manche mylle.
Da er schire zu ym kommen wäz.
Von brüneczwicke der edele fürst.
Der waz entſchlaffen in dem grais.

76. Got der walt den herren her freuwen
Vnd hat yn alczyt in der acht:
Der lewe hob an gar lude zu schrien.
Da von der edele fürste er wacht.
Der geyst quam dart her geflogen:
Brüeneczwick wie bistu eyn man.
Du hast mich felschlichen betrogen.

77. Er warffe den lewen geswinde her nyder
Vor den aügen hin zu hant.
Der geist wart sich balde ſwingen
In daz vor benannte land.
Da waz der fürste von herczen froe.
Daz ym got het geholffen
Zu lande mit gesündem liebe däe.

78. Das worden balde geware man vnd frauwen
Die qwamen alle dar czu.
Yder mañ wolt wonder ſchaüwen.
Waz fremdes wer komen nü.
Da ſtunt der furste lobesam
Mit langem harre vmbhangen.
Recht ob er wer eyn wilder man.

79. Dye mere qwamen vff die feſte
Syner lieben frauwen fur.
Wie ſoſlich fremde geſte
Da vſzen ſtunden vor dem tore
Sie wern ſo geistlichen gestalt.
Vff stünd die fraüwe mit iren dynern
Vnd ging zu yn hyn üſs vil balde.

80. Dye frauw ſach den brüder an
Vnd mocht yn nit erkennen woll.
Sie ſprach man ſol yn erhin lan.
Das dire dar vſsen bliben soll.
Da sprach der fürste daz ſoll nit syn:
Ee wolt ich dar vmb verderben
Vnd ver liſſen daz leben myn.

81. Er hat so vil in groſzen notten
Gelyden by mir in liebe vnd in leyd.
— — — — — — — — —
Ee daz ich mich von ym wolt ſcheyden:
Frauwe, daz ſolt ir glaüben mir.
Da sprach die fraüwe zu iren dynern
Nü land ſie beyde ryn gar ſchir.

82. Der here wart ſich yn gelaſzen
Da daz gebot die fraüwe zart.
Man deth ym gütlichen vſs der maſsen.
Der here mit dem langen bartte
Sach ſin fraüwen gar fruntlichen an
Vnd wolt ſich doch nit melden.
Biſs er ſach, wie eſs wolt ergan.

83 Vyl herschafft qwamen dort her geritten.
Die zu der hochgezijt worn geladen
Wol bereyt mit schönem ſytten
Sie qwamen geritten angefertte
Da gedacht der fürste lobesam
Ich getruwe got vnd ſyner gnaden
Dem ſchympffe dem wil ich widerſtan.

84 Man wart zu dische phiffen vnd ſchrien.
Man ſaczt yelichen nach ſynem ſtat.
Graffen vnd ritter vnd frien.
Dar nach yelichen als er adel hat.
An den herren vnd daz dire
Liſs man in dem hoffe siczen.
Das be elent den herren schire.

85. Sye worden frolich vnd begünden lachen
Fursten vnd herren in dem ſall
Heiſsent vns den brüder etwaz machen
Des begerren wir alle zu mal.
Da waren bereyd dry knecht oder ſyer
Die liſſen in den hüffe hyn vſs
Vnd holten den herren vnd daz dire.

86. Da ſprach der fraüwen kemmerer
Nu ſwiget alle jüngk vnd alt:
Bruder ſag vns nü nüwe mere,
Wie eſs in fremden landen ſy gestalt.
Ir düncket mich ſin eyn weyt gewandert man:
Hant ir nit gehort oder vernommen
Von eynem fürsten lobesam?

87. Da ſprach ſich der furste ſlecht
Ich habe eſs alles wol gehort:
Seyt ich üch die warheit recht.
So gleübent ir nit myner wort.
Ich habe gesehen in kürtzer ſtünd.
Er kompt ſchire widde(r) heym zu lande
Vnd ist auch friſch vnd wol gesünd.

88. DOch han ich wol von ym vernommen.
Da her waſs myn wandels genöſs.
Woe ich yn ſyn land bekommen
Irgent vor ſyn bürgk vnd ſloſse.
Er het eyn dochter vnd eyn jungen hern.
Die ſolt er ym groſsen vnd ſyn fraüwen.
Der gedrüt er alles güt vnd ere.

89. Sie worden yn alſo ſere frogen
Von manchen abenttüwer czwar.
Er ſprach ..ich kan uch nit gesagen.
Fraüwen haben langes häre.
Das mercke recht. wer eſs mercken wil:
Vſz den aügen vnd vſz den herczen —
Das ſelbe daz ist ein gewares ſpil.

90. Dye fraüwe bät dem herren drincken —
Sie ſach yn lenger ye baſse.
Da liſs er daz halbereyllec fingerlin ſincken
Hob ſelich in daz drinck glaſs.
Man bot der fraüwen widder zur hand.
Daz fingerlin lücht alſo hell.
Alſo wereſz gewest eyn adamant.

91. Vnd an alles meſſe wende
Sie hübe eſz vſs gar behende
Sie nam eſz gar balde in ir hand.
Da waz daz teyll dem andern glich.
Sie ſchrüwe we gar lüt aller myner eren.
Ich han widder daz gemachel fünden
Myn lieben man vnd mynen herren.

92. Vnd ſo gar an alles miſſwenden
Sie zu dem edeln fürsten gingk
Vnd ſo gar mit ganczen trüwen
Gar liplich ſie yn enpfingk
Gnade mir, edeler herre myn,
Ich habe an uch gebrochen:
In vwer büſs wil ich ſyn.

93. Da sprach der edele fürste zart
Swiget edele fraüwe schön:
Nemet eſz üch nit an ſo hart,
Wir woilen eſz by dem besten bliben ſan.
Wiel ir noch halt üwer wiplich ere.
Het ich daz alſo verſümpt.
Ich weyſs nit, wie eſz gangen were.

94. Da nü er hortte die mere,
Der die fraüwen ſolt genomen han,
Er gingk vor den fürsten here
Vnd ſprach herre fürste lobesäm:
Ich gebe mich gänez in uwer Gewalt.
Lebent mit mir, wie ir wolt.
Da ſprach der edele fürst gar balde

95. Wer ich in fremden landen verdorben.
So wereſz gewest der mötwil myn.
Haſtü hie heymen nach eren geworben.
So trage ich dir nit dar yn.
Kein örtel ich dar vber finden kan:
Blib by mir vor als nach
Als eyn geträwer dinstman.

96. Alſo kam der fürste vnd herre
Mit gottes hillffe alda zu lande
In ſyn güd vnd in ſyn ere.
Vnd hat er sücht vil fremder lande
Wonder vnd abentüwer czwar
Vnd lebt dar nach by syner fraüwen
Wol ſeſch vnd czwenczig jare.

97. Da nü qwam die ziit vnd dage,
Daz der herre sterben solt.
Keyn mensche hort nye gröſser clagen
Dan der lewen vmb den herren hat.
Er leyt sich zu ym vff daz gräb
Vnd wölt auch nit von dannen komen.
Biſz daz er auch ſyn leben vff gäb.

98. Da wart nü (*ze?*) vrkünde gegoſzen
Eyn heübscher lewen vnd fint
Zu brüneczwich al vff dem ſloſse.
Da by ſol mam gedencken ſyn.
Wie es ym ergangen were
Mit dem lewen in fremden landen.
Singet vns michel wyſſenhere
amen.

Hie endet daz buch von dem edelle herren von
brüneczwick
amen.

Got wol vns auch gnedig ſyn.
Vns behutten vor der helle pin.
(Von späterer Hand) Got wol vnſz auch verezeihen thon
Daſz wir ſehr vil gelogen hon.

Hanns Roſenblut der Schnepperer vom kriege zu Nürmberg 1450.

Ye weſender und ymmer leber
Ewiger got in deinem reich
Groſsmechtiger starcker fridgeber
Brich auf den tam deiner gnaden teich
Und lasse deiner barmung woll rieſseln
Herab in dein unfridlich werlt
Und wende von uns deines Zornes kiseln
Als von den pristern wirt gemelt
Das du dich herab gibst in ein brott
Und lest dich nieſsen pose und gut
Rich an uns nicht alt ubeltat
Herr durich dein reines unschuldiges blut
Der sünden rechnung uns abstreich
Die uns dein gnade hat hin getzuckt
Hanthabe du dein heilig reich
Das es icht werde unter getuckt
Hilff das es bey dem rechten bleib
Du starcker got du gerechter richter
Erhöre das clagen man und weib
Des bitte ich dich ich sündiger tichter
Der adel ist ein scharpffe gertt
Des uns umb unser ubel strafft
Ir Hertz hat eins dyemanten hertt
Taws es waret, das ir nicht erſtafft.

Und

Und weicht nicht von ketter drey
Die werden euch das spil gewynnen
Ses zincken wonen euch nicht pey
Got blickt auſs seiner barmung zynnen
Und leſt das schiff der frumen sincken
Das es einen smalen port gewynt
Und leſt es doch nicht gar ertrincken
Sein barmung ewiglichen rynt
Zu den die jn die sünde lassen pittern
Und allwegen wider das unrecht vechten
Des urteyle wirt von zwelff Rittern
Gesprochen an dem letzsten rechten
Das mercket jr von Nüremberg
Halt euch an das recht so falt ir nicht
Man vindt noch das ein cleines zwerg
Einen groſsen Rieſsen nyder vicht
Wie wol euer Stat ist als ein pferch
Darumb wol zwenundtzweintzig wolff lauffen
Die zucken als der valck die lerch
Wañ sie die schefflein wollen rauffen
Die wolff als groſs fürsten sein
Die sich mit schrifft zu veinde haben gemacht
Die schennken alle sauern heunischen wein
Und doch neuer einer von den schaffen clagt
Vier fürsten von hohen Zoler die marren
Der fürst von Beyern der pleckt sein Zen
Wen ir zwelff monat wert auſsen harren
So gewint ir wagen ein swache men
Zwen fürsten die marren die sein geweicht
Von Eystet und von Bamberg
Die kriegen als einer der so flachs hin leicht
Und leſt jm wider gelten wergk
Der Acht fürste auſs Meichſsen kam
Den haben die alten welff verhetzt

Der würcket an der marer ram
Bis in der tot hett angesetzt
Der neut der kam auſs Heſsenlant
Der vand die schaff und marrt sie an
Er meynt er wolt sie haben geschant
Er hat jr noch keins abgetan
Drey fürsten von Bada zwen alt ein Junger
Die wolten die schaff nicht auſs lassen gen
Sie meynten sie soltn bezwingen den Hunger
Das sie nicht lange mochten innen sten
Der dreytzehend herauſs auſs Osterreich kam
Der trug den schaffen neyd und haſs
Und was jren getreuen helffern gram
Die warheit will ich melden baſs
Der viertzehend fürst solt sein ein hirtt
Der wolt die schaff neur selbs fressen
Zu Meyntz solt er sein ein wirt
Zu Oschoffenburg ist er gesezzen
Drey fürsten von Braunschwigk die marrten sere
So offt als sie gein Nürmberg kamen
So erpot man jn groſs ere
Zu groſsem Danck sie das einnamen
Drey fürsten von Stettin so sauer waren
Die sich zu veinden auch haben geschriben
Der Schafstal hat umb sich drey mauern
Doryñen die Schaff vor jn sind blieben
Von Mechelburg und von Winbach
Das sein die letzten fürsten zwen
Die fürten gein den Schaffen alle lahnreyt clag
Die gein got noch der werlt nicht mugen besten
Die von wirttenburg furen drey Horñer
Der Jung der wolt die Schaff umbstoſsen
Got seet auf sie seiner gnaden kornner
Und schicket jn die eydtgenoſsen

Die Schweitzer mit den langen spieſsen
Der komen gein Nürmberg bey tauset
Die wolff einsteils ir marren lieſsen
Wañ jn allen sere vor jn grauset
Die Schaff sein vor den wolffen genesen
Des haben die von Nüremberg danck
Sie hertten al mit feuers besen
Acht meyl umb sie breyt und langk
Und haben jr veindt do heymen gesucht
Wol dreytzehen monet und zwelff tag
Got vergeb dem, der in dorumb flucht
One Zugab ich die warheit sag.
Do viertzehenhundert und fünfftzig Jar
Nach christi geburt das datum was
Do macht got sein gnad offenbar
Des taus es vor ses zinck genaſs
Bey einem Weyer hubs sich an
Dorynnen wolt man gefischet haben
Das werd einem Rathern kunt getan
Das man den weyer hett abgegraben
Einem Rat er das zu wiſsen tet
Ludweig pfintzing heist sein nam
Getreulichen er des groſs erbeit hett
Bis man auſs zu dem weyer kam
Do hett man zwen getreu dinstman
Der Reuſs von Blauen und Kunz von kauffen
Die randten die veinde so ritterlich an
Und lieſsen jre pferde nach eeren lauffen
Dem Marggraven stachen sie erynider
Wol hundert und sechs und achtzig man
Der waren eynsteils sein beste glieder
Und gewunnen jn auch dreu Bonyr an
Von hohen Zoler schwartz und weiſs.
Ein gelber lebe auſs Beyerlanndt

Der von Gleichen fürt das Bonir mit ernst und fleiſs
Bis er ernyder ward gerant.
Die ſicht man zu unser frauen sweben
Zu eim gedechtnyſs unſrer zeit
Und aller zukunft kund zu geben
Die veindt die sie ernydergeleyt.
Des haben danck die zwen getreuen
Wan gar clein was jr ru und rast
Solt ich jr lob dorumb nicht verneuen
So were ich wol ein rechter fantast
Zu velde sie unns noch nye versmehten
Redt anders yemant mit wortten ſhravel
Wir sahen sie getreulich vor uns vechten
Sie sitzen wol an der eren tavel.
Die von Nürmberg schickten auſs ein tyer
Das was so grausamlich gestalt
Das ging auſs in der wochen zwir
Das tyer het vil jrer veinde betzalt
Das haben Ritter und knecht eingenomen
Das tyer geb auſs pley und pfeyl
Jn tag und nacht reist es zwelff meyl
Und ist altzeit ganntz heymhin kumen
Man het offt scharpff auf es gemart
Mit reviern und mit wagenpurgen
Das tyer stund so vest und hartt
Das es konde nyemant nyderwurgen
Das tyer das hett einen rüssell voren
Mit tausent Büchsen und armbrust schützen.
Ein konig mocht wol fürchten seinen Zoren
Das tyer mit seinen meissein sprützen
Zweytausent spieſser waren sein zwu seyten
Und auch sein pauch des ist kein schertz
Sein Zagel waren sechs hundert Reutter
Achthundert Schweytzer waren sein hertz

Ein Wagepurg so heist sein nam
Das tyer het manigem nachgetzogen
Weñ Marggraven Albrecht es ankam
So hat er vor dem tyer geflohen
Das tyer zog auſs von dannen
Vor Abenberg lieſs es sich sehen
Der Marggrave kam mit tausent mannen
Und meynt er wolt das tyer do smehen
Und macht zwu spitzen gein jm dar
Und ward ser jn dem velde umbgaucken
Das tyer wurd sein snelle gewar
Da streckt es seinen zagel und ward auf paucken
Zu treffen es sich gein jm schickt
Und zog so trutziglich auf jn
Welchen veindt das tyer do recht anplickt
Der wendet sich umb und flocht dahin
Der Marggraf laſs sie wider zu hauffen
Und mant sie an ires adels gepurt
Das tyer ward hinnach lauffen
Zwu meyle biſs an eines wassers furt
Do hetten sich die veinde gemert
Und meynten ye das tyer zu fellen
Das tyer sich aber voren dar kertt
Der Schweytzer Hauptman rufft seinen gesellen
Die tratten herfür und schutten jr spieſs
Du das der Marggraff von jn sach
Sein spitzleute er stille halten hieſs
Sein auflack aber jm zuprach
Das tyer zog heymhin ungejagt
Das tat dem Marggrafen also zorn
Mit trauern er das seinen Ritter clagt
Er hette vil lieber ein aug verlorn
Das tyer das wolt nicht innen ligen
Es zog auſs für ein Stat die heist Spalt

Das bleibe dem Marggraven nicht verswigen
Der pott treyb auſs jungk und alt
Und alles das er auf mocht prengen
Das im zur fechten do mocht tugen
Und wurde dem tyer da nach hengen
Und uberflug gantzt sein vermygen
Zu Spalt er zu der Stat ein rant
Vier hundert pferde die ranten jm nach
Das tyer prach auf, heym es sich want
Der Marggrave wider auſsher zoch
Und meynt er wolt das tyer erschrecken
Das jm sein manheit solt empfallen
Und warde sein zen offt gein in plecken
Sein hertz was pitter dann ein gallen
Das tyer das pfhutzet jn do an
Mit groſsen Büchſsen auf den karren
Und scheuchet jn gar offt hindan
Das er nicht lennger mocht geharren
Hin vor dem tyer er wegk rant
Bis an ein wasser er do reyt
Das tyer da hinden nach jm prant
Zwu meyl langk und einer halben preyt
Die hettem heymlich dohin bracht
Und meynten sie wolten sich an es layn
Weñ jn das prennen sere versmacht
Und slugen palde ein wagenpurg zusammen
Und stelten fünff tausent Bauern doreyn
Sie meynten sie hetten uns in einem hammen
Und schrien heut müssen sie unser eygen sein
Der Marggraf mant sein Ritterschafft
Und alle die von adel waren
Und sprach zu jn seyt heut manhafft
Ich hoff wir wollen uns nicht vertorn
Der Schweytzer laſt mir keinen leben

Die müſsen die ersten sein im den sack
Dieselben werden die flucht nicht geben
Des gelebt ich nye liebern tag
Hin zu der wagenpurg er reyt
Und sagt den Bauern er hett uns besehen
Groſs hilff und trost er in anseyt
Und sprach sie werden schir zu her nehen
So wollen wir her zu euch treyben
Am ersten wertt euch herauſs mit steinen
Mein groſse clag ist das sie nicht pleiben
Unnser sein mer dann zwen an jr einen
Da teten unnser haubtleute als die frumen
Klein war jr feyer und jr ru
Und wurden wider voren zu uns kumen
Und sprachen jr herren nu rüst euch zu
Die veinde hie voren auf uns halten
Nu last uns neuer bey einander Bleiben
Da schrien wir alle des sol got walten
Und lieſsen das vihe vor hin treyben
Und zugen auf die veinde hindar
Und sie gein uns mit zweyen spitzen
Du wurden wir jr bey zeit gewar
Und sahen sie here gein uns glitzen
Der Schweitzer Hauptman schrey uns an
Wer hie dem rechten zu wolle legen
Der sol tun als ein Byderbman
Und sol sein füſs und hende hie regen
Ich sihe und mercke der veinde fürnemen
Das wollen wir mit der gotz hilff prechen
Am ersten wollen wir jr mit Büchſsen remen
Darnach mit hauen und mit stechen
Unnser oberst hauptleut das besluſsen
Das wir die reysigen am ersten anlangten
Und eylten palde ee das wir schuſsen

Die veinde gar stoltzlich gein uns prangten
Do warde unter uns ein sollich krachen
Von manigem hertten püchſsen schuſs
Das in und uns verging das lachen
Zu heympach an des wassers fluſs
Die sunne was neuer hin zu rest
Wie sere wir ie gein den veinden strebten
Noch hielten sie sich also vest
Bis das ir drey und tzweintzig an den setteln klebten
Der Marggrave schrey wenn sie verschieſsen
So wollen wir dann in sie rennen
Die Schweytzer mit den lanngen spieſsen
Die wollen wir am ersten trennen
Da schrey ein Ritter: fürste edeler herr
Laſt uns als jemerlich nicht morden
Hortt zu, sie schieſsen je lennger je nere
Sie sein eytel teuffeln worden
Für sie hilfft werder Creutz noch Segen
Und auch kein harnasch von stahel und eysen
Sie vorchten weder schwertt noch degen
Tous es kan nyemants abgeweisen
So nemen die Schweitzer nyemant gefangen
Darumb laſs uns von hynnen wennden
Der grymig Zornn hat sie umbgangen
Sie werden den adel hie morden und schenden
Da wichen sie das Wasser hinab
Hindurch das wasser sie alle ranten
Da wolten wir nicht lassen ab
Da sahe man manichen müden trabanten
Die nachhin durich das wasser wuten
Und wider an zu schieſsen ving
Von got getrost wir so vil nicht muten
Als es uns gein in erging
Der Maggrave warde sie biten und flehen

Das sie sich hinter ein kirchen smugen
Da schickten wir jn aber der pleyen sleben
Das sie sich uber die settel bugen
Da triben wir sie aber dann mit geschutz
Das wasser auf und auf biſs in ein au
Dartzu waren uns die Sweitzer nütz
Die wartten alle auf stich und hau
Und hielten uns so vest den rück
Und machten uns kun und hertzenhafft
Den feinden ertzeigten wir sollich ernstlich stuck
Das fünffmal weich die Ritterschafft
Do hub ein weiser Ritter an
Fürst edeler herre nu glaubet mir
Ir wiſs wol das ich eren und guts gan
Die veinde gern vil vester kriegen dann wir
Nu haben sie euch vor ein mal gestrafft
Laſt euch nach jn so sere nicht dürsten
Und wie das jr noch einmal verslafft
So tugt ir nymer zu keinem fürsten
Einem hasen ist nutzer und erlicher gewichen
Dañ gestorben von den hunden
Ir habt sie lang gesucht und jn nachgeslichen
Ich wolt jr hettet jr nie funden
Der Marggrave schrey hilff Ritter sand Jorg
Es haben mein got und die heiligen vergeſsen
Und rant hin tzu der wagenburg
Und sprach der teuffel hat sie besessen
Weicht alle wege nach einander hinauſs
So bringt jr die heut davon
Meinen kriegen ist der boden auſs
Wenn ich mich heut nicht rechen kan
Do hob sich ein fliehen von jn allen
Und also snelle von dannen gerückt
Und were jr einem ein aug empfallen

Er hette sich nicht darnach gepückt
Do warde unter jn ein sollichs dringen
Und auch ein solichs waffengeschrey
Das maniger maria clag ward singen
Man trett jm arm und pein etzwey
Und rant in über hals und peuch
Wann sie selbs an einander tretten
Auf sie hagelt ein sollich seug
Das ir über hundert jr Leben vertzetten
Da wichen sie in ein Stat heist Rot
Da hetten wir gern lennger gefochten
Do warde es uns leyder zu spet
Das wir sie nymer sehen mochten
Auch maniger zu fuſsen nach jn trabt
On harnasch on schilt und on paunsen
Hetten wir nuer ein stund tag gehabt
Ir solten wenig sein genesen
Der Marggrav hin gein Swabach floch
Und hat got danck jn sein hertz geschriben
Das mir gein jn vast schuſsen zu hoch
Sust weren sie nicht halb lebendig plieben
Doch wurden sie von uns gerürtt
Das Sechs priester die gantzen nacht
Mit gots leichnam wurden umbgefurtt
Das man den wundten die heiligkeit pracht
Wol hundert und Achtzehen namen jr schaden
Die an den pleyen slehen erworgten
Die in jrem plut da muſten baden
Vor jn wir uns nye besorgten
Und haben doch oft unser begertt
Des wir jr neuer einmal erpiten
Wir kamen und hetten pleyene swertt
Die durich jren hertten stahel sniten
Das garn das sie uns hetten gestelt

Dorynnen sie uns meyten zu fahen
Dorynnen sie sich selber gefelt
Solt das dem adel nicht versmahen
Die sach kan ich nicht anders geschatzen
Nach form als er sich hat gemacht
Als wenn die meuse obliegen den katzen
Got hat sein hilff nye keinem versagt
Dorume schetz nyemant sein veindt zu gering
Das haben gelert die weisen heyden
Der Ber nicht mit dem Igel ring
Wer weiſs von weme sich got wil scheiden.
Da nu die sach ein ennde nam
Da triben wir zu hauffen unser vihe
Der reuſs und der von kauff kam
Und sprachen wir bleiben heint nicht hie
Da waren vier genant und vier Rathern
Der linhart Wendel und linhart Stromer
Die rieten wir solten heym hin keren
Das unter uns icht wurde ein Jamer
Das uns icht bey der nacht miſsling
Weñ einer den andern nicht wol kent
Jeronimus kreſs und her Sewolt pfintzig
Das sein die vier genanten genent
Hanns Lemlein peter Wendel der Jung
Dar Ludwig pfintzig was auch mit
Die machten wider ein ordenung
Jobst Tetzel was das Oberst glidt
Die ordinirten uns wider zu hauffen
Das wir wider heym zugen mit ru
Der reuſs von Blauen und der von kauffen
Die hutten getreulichen hinden zu
Das wir mit freuden hinheym kamen
Von unsern veinden auſs jren landen
Das unnser nicht mere schaden namen

Dañ zwen der ein von unnsern handen
Des sey got lobe und danck gesendt
Das er uns sein gnad hat verliehen
Das taus es Ses Zinck hat geschent
Der wolff muſt vor den schaffen fliehen
Und auch der scheffer mit allen seinen ruden
Wann got das recht nye hat gelaſsen
Weren die von Nürmberg eytel heyden und Juden
Und von der Christenheit auſs geſtoſsen
Und weren ketzer neyneydig swerer
Und in des Babst vermaledeyung
Und rauber und morder und land swerer
Und hetten entertt alle Romsch kirchweyhung
Und weren verurteylt am heymlichen gericht
Und eytel pfaffen kinder weren
Und verreter und Boſswicht
Noch solt man sie nicht so sere besweren
Man solte sie bey dem rechten laſsen pleiben
Wañ sie das recht fur meniglich pieten
Were seinen nechsten hoher wil treiben
Der wil wider got freuel sich nieten
Dorumb hat jn got hilff geraicht
Das sie wol zwenundtzwentzig fürsten
In hertten zorn haben erweicht
Das sie nach fride began hungern und dürsten
Die fürsten umb Nürmberg ein rauphause machten
Dorynnen sie im kriege spete und frü
Drey undt zweintzig gefangen brachten
Und acht und zweintzig tausent kü
Und sollich narung ein warde gefurt
Das man da nacht und tag an treib
So lannge als sich der krieg gepurt
Ein pfunt fleichs bei fünff hellern bleib
Guts pr[illegible]s und guter gekochter speis

Der kaufft man einmal do umb ein ey
Daran waren die von Nürmberg weis
Er were reich arm gelert oder ley
So gab man jm die speise zu kauffen
Aus der kuchen von der Stat
Er kom gerieten oder gelauffen
So aſse er sich umb ein ey sat
Des tet man der gemeinde zu staten
Dorumb sie willig waren in den sachen
Der suſt nicht swymmen mocht noch waten
Der reiſt auſs mit singen und mit lachen
Wañ man ein anschlag uberiñet
Bey nacht bey tag bey kalt bey warm
Und auf einer banck vor auff biñet
So flog herfur ein sollicher swarm
Acht tausent man jn einer stundt
Mit büchſsen armbrust spieſs und swertt
One hilff die mit jn waren jn punt
Noch wurde die Stat nie das virteyl gelertt
Die fürsten teten ein torlichs pot
Man solte den von Nürmberg nichts zu füren
Die weiſsheit betten sie nicht von got
Es warde jr lant und leut an rüren
Das gepot was den von Nürmberg eben
Sie reyſten auſs und namen es umbsust
Dorumb sie gelts genug hetten gegeben
On gelt was es jr kurtzweil und lust
Dorumb hat es umb sie ein gestalt
Wie sere man sich mit jn hat gewetzt
Das sie haben alle jre soldner betzalt
Und sie all jres Muts und erbeit ergetzt
Und haben jr dyener von jn gericht
Das sie alle wollen widerkumen
Weñ man jr bedarff zu sollicher pflicht

Dorumb sol man gern dyenen den frumen.
Der sach wer noch vil zu ercleren
Wie vil sie floſs merckt und Stet gewunen
Got wolle der fürsten Hertz leren
Und schenck doreyn den bruñen
Das sie des frides furbas begern
Das jn der fride süſs werde als das hönig
Und in der unfriede sey ein gallen
Nu bitten wir aller hymel könig
Das er sein gnad mitteyl uns allen
Die in dem krieg sein tot beliben
Das sie nicht in dem lebendigen Buch
Werden abgetilgt und aufſgeschriben
Got cleyde an sie sein gnaden tuch
Dorumb so biten wir got den heren
Das er uns leib und sele behut
Und mit seinem fride wolle zu uns keren
Amen spricht Snepperer Hanns Rosenplut.

Reformation und ihre Folgen.

Martinus Luther zum rechten Churfürsten Blut und Stam zu Sachsen.

(Fliegendes Blatt aus der Reformationszeit.)

Wir führn dis schiff zu Jhesu Christ.
Der unser Gott unnd Heilandt ist,
Last euch gnediger Herr mein
Dasselb den grösten trost auff erden sein.
Dazu hilfft uns mit allem fleiſs
Joannes aller Apostel Preyſs. —

Johans Fridrich Warer Churfürst zu Sachsen zum Luther.

Ich wil von hertzen gern folgen dir
Aber es wird seer Sawer werden mir
Sihe wie Sathan streubet sich
Keiser und Köning sindt wieder mich.
Aber Got wirt nicht verlassen dich
Sein Wort erhalden Ewiglich.

Ain hübsch evangelisch Lied.

Im Thon: es geedt ain frischer Summer daher oder: Im newen Thon von Mayland.

Fliegendes Blatt von 1524.

Ain gnadreich zeit ist kummen daher
Da ist man hören gute mer.
Die Ler Gots ist erwachet:
Ist yber Münich und Pfaffen gan
Sy wainen oder lachen.

Martin Luther ist ein köner Man
Ein groſs Spil hat er gefangen an
On Wirffel und on Karten:
Wer mit jm dispudieren wil
Der heiligen Gschrifft thut er warten.

Der Luther hats nit wol besunnen,
Zu groſsen Eren war er wol kummen.
Het er dem Pabst thun schweigen;
Ein Cardinal wer er worden,
Und zu einem Bischoff geweihet.

Das hat Martin nit wöllen thon,
Darumb thut yn der Babst in Ban
Er maint er woll jn gar wol verdammen
Da fragt Martin nit vil darnach,
In brennt der christlich Flammen

Der Babst wil sein der hailigst Man
Wer's von ihm redt der leidt daran.
Sein Thun ist nichts als Liegen
Sein Pfaffen schickt er in alle Landt
Die Armen zu betriegen.

Der

Der Babst schraibt sich ein irdischen Gott
Dermit dreibt er auf Got ein Spot
Er ist ein Kauffmann worden
Gotes Gnad peut er uns umb Golt,
Der Glaub ist da verdorben.

Umb ain Pfenning oder zwen
Funff tausendt Jar uñ so vil Karyen
Thut er Gnadbrieff aufsschreiben;
Er und sein verfluchte Sect
Thun das teuflisch verzeren.

Mancher seins Ampts gar wenig acht
Das er seiner Pfarr Heyl übel betracht.
Inn Geiz thut ers betriegen
Man mufs ain Got loben lassen,
Das er vil gwindt mit liegen.

Die Klosterbrüder seind auch ym Spil
Die ich yetzund auch nennen wil
Sy sterzen auff dem Lande
Und geb man jn des Kaisers Gut
Sy verzertens alls in Schannden.

Darmit hand sy Fraw Venus mut
Sy fressen der Armen Schwaifs und Blut
Es möcht wol Got erbarmen,
Das sy also leben im Saus
Und wöllen sein die Armen.

Ir Kasten und Keller stecken voll,
Sy sauffen das sy werden toll;
Solltens eim Armen geben,
Ja nur ein gab ains güldens werdt,
Ee müests dem deuffel werden.

Die pesten güllt haben sy erschnappt,
Darmit treiben sy groſsen pracht,
Haben doch die Armut geschworen:
Noch geben etlich mer dazu
Wie seind sy so groſs Thoren

Ach Got, wie seind ihre Sinn verkert,
Hat Christus solche Armut gelert
Oder hats gethan Sant Peter;
Geb mans dem armen Handwerksmann,
Dem thet es gar vil nöter.

O Babst und Bischoff insgemein
In Geitz ir gstalt das ir alein
Die Ee den Pfaffen weren;
Gebs Euch nit Speck in Rosenwust
Hurnwerk würdt jr baſs sperren

Unnd wenn der Luther so ungerecht wer
Sein Ler wer nit kummen bis her
Zu Wurms wers verdammet,
Da sassen sovil der rothen Paret
Und auch der Schauben von Sammet.

Der Kayser in seiner Majestat,
Darzu der deutschen Fürsten Ratt
Falsch geistlich und auch Leyen:
Da stund der Luther hochgelert,
Zufödrest an dem Reyen.

Die mit dem Luther wollten disputiern
Die sagen nur vonn plabem zwirn
In Tantarey verwirret;
So mit Ern von jn ist kommen
Erst sein sy in Neyd erbittert.

Kurfürst Fridrich ist ein frummer Mann
Die christlich Kirch im Guttes gan,
Das jm die Eer Gots liebet
Wolt Got er wer uns Keyser pliben
Darzu in vil erwölten.

O Got wol in dem höchsten dron!
Wöllest den Irthum understan
Deines Volks von dir erkoren,
Teyl mit dein Barmherzigkeit
Wol deiner lieben Scharen

Wo es nit gschicht in deinem Wort,
So ist es doch ein kleglich mort,
Das wir auff uns selbs bawen
Wie mügen wir ymmer gwiser seyn
Dann wenn wir dir vertrawen.

So du ein Got bist on Betrug
Die Menschen nichts denn eydel Lug
Weſs thun wir uns vermessen,
Das wir auf Menschenler bawen thun
Hand deines Wortes vergessen.

O Gott wir bgeren deiner Huld
Wiewol es ist der Pfaffen Schuld
Daſs wir so seind verplendet,
Daſs wir kein christlich Lieb mer han
Sindt wir pilich geschendet.

Verleig uns Gnad ewiger Gott
Das wir warten in diser Not
Leibs unnd auch der Selen
Erleucht uns mit dem Worte dein
Daſs wir deines Weges nit feln.

Der uns das Liedlein hat gemacht,
Der Sel Heil hat er herzlich betracht,
Durch Menschenler verfüeret,
Man wöls jm nit verübel han,
Das er die Warheit rüeret.

Frischauff Got zu Lob.

Ein schön Reygenlied

im thon, Rusticus amabilem; Neüwlich geschmidet
durch Meyster Hemerlin jm berg Ethna.

(Fliegendes Blatt aus der Reformationszeit.)

Der Babst rüfft Küng und Keyser an,
Das sye vertreyben einen Man,
Dört niden in dem Sachſsner land
Dann er wolt offnen all sein schand. O we, o we.

Er sprach ich kan im nit erweren,
All mein Pracht will er umbkeren,
Umb bley, wachſs, bullen gibt er nicht
Noch umb dy grausam Interdict. O we, o we.

Ich denk das meine Kelber heut,
Bezwungen, Stett, Land unde Leut,
Meine Bullen waren hoch geachtt
Yetz hats der Münch zu nicht gemacht. Mordtio, Mordtio.

Vil höher hielt man mein Gebott
Dann die uns hatt verordnet Gott.
Die Gwüſsen fieng ich seüberlich
Erschreckt die Hertzen hoffelich; mit Listen

All dise Welt kuſst meine Fuſs
Das schmackt mir so wol unde suſs
Ich was erhöcht weyt über Gott
Yetz bin ich aller Welt ein Spott. O we, o we.

Den Aplaſs hatt ich in meinem Gewalt
Mit Silber, Gold man mir in besalt,
Yetzund so fart es gar dahyn
Vil Leut sagend, ich schissz dir dreyn. Mordtio, Mordtio.

Der Pfründenmarckt thet mir auch wol,
Macht mir allzeit die Küche vol,
Annaten und das Pallium
Ach Gott yetz bin ich kommen drumb. O we, o we.

Vil hab ich glöſst auſs diser whar
Und mindert sich nit umb ein har
Was ich auſsgab thet mir nit wehe.
Dann vil steckt mir in pectore, Occulte.

Semel pro semper thet auch wol,
Regreſs und wie ichs nennen sol,
Adjutory und Reservat
Ligt jetzund allzumal im Kat. O we, o we.

Mein Grempelmarckt hatt gar ein End,
Das Gott den Römischen Keyser schend,
Ich wond er wöld mir gholffen han
Seinthalb muſst ich gen Betlen gan. Mordtio, Mordtio.

Darumb soll nyemant zornig sein,
Das ich yetzundt Französisch bin,
Den Teutschen bin ich gar ein Spott,
Sye kennen yetz den waren Gott. O we, o we.

Sye achten nichts auff meine Kron
Was ich gebeut ist jn ein Trom,
Darumb ich sucht ein ander Land,
Da noch verborgen ist mein Schand. O we, o we.

Der uns das Liedlein hat gemacht,
Der hatt sich schier zu Todt gelacht,
Das Bäbstlich Reich und Regiment
Im Teutschenland so gar ist geschend. Jo jo.

Die Teutschen seind lang Narren gsein
Yetz hat sye Gott durch seinen Schein
Erleucht das sye den Antichrist
Erkennen, wüssen wer er ist. Jo Jo.

Gott faret der zeit.

Mislungene Handelschaft.

(Aus der Reformationszeit.)

In der Flammweiſs, darin man Hertzog Ernst singt.

(Fliegendes Blatt.)

Gesang will mir nit laſsen Ruh,
Mein Herz sagt selbst auch darzu;
Darum so muſs ich dichten,
Und wie es mir ergangen ist.
So merket mich in Kurtzer Frist!
Das will ich Euch berichten.
Ich ging zu Augsburg, in der Stadt,
Die Weil was mir fast lange,
Gar bald ich für das Thore trat,
Darnach hett ich Verlangen.

Ich gieng ſpatzieren in das Feld,
So fuhren zwen mit Wägen her,
Der Dritt gieng mit, als ich Euch meld.

Dieselben fuhren her von Rom,
Sie kamen zu mir bey ein'm Bom.
Ich wünschet Ihn'n bald Haile.
Ich sprach zu ihn gleich also:
Ihr Herren, was führt Ihr do?
Oder was habt Ihr faile?
Der Erst antwortet mir so drat.
Von Bley ein Last ich habe:
Weist kaine zu Augsburg in der Stadt.
Der mirs bald kauffet abe?
Daſs ich mein Bargeld darum nehm:
Ich wollt ihn gen ein' guten Kauf,
Daſs ich wieder gen Rom käm.

Ich ſprach: wie hat das einen Sinn,
Daſs ihr das Bley wollt geben hin?
Wie iſt es darzu kummen,
Daſs Ihr nit Zeichen daraus gieſst.
Siegel, damit die Brief beschlieſst!
Er ſprach: mann will ihr nummen.
Das schaffet all die lutherisch Lehr:
Die saget nur von Gotte,
Daſs man kain Kreatur sunst ehr
Es iſt fürwahr ein Spotte.
Der Menschen Ablaſs gilt kein Geld,
Darmit der Geistlichkeit geht ab.
Ihr Geiz iſt offenbar.

Den Andern fragt ich an der Stet,
Was er doch für ein Gattung hätt?

Von Wachs er mir bald ſaget,
Das wöllt er geren geben hin.
Er lieſs mich hören wohl den Sinn,
Sein Noth er mir do klaget:
Zu Rom will man es kaufen nicht,
So kann ichs nit verschenken;
Hab mich in teutſche Land gericht,
Ob sich Glück wöllt lenken,
Daſs ich das Wachs da von mir brecht;
Das machet alles der Luther,
Daſs es zu Rom iſt gar verschmecht.

Den Dritten fraget ich zuhand,
Warum er zög in teutsche Land,
Oder was er wöllt treiben?
Do ſagt er mir bald die Mär,
Wie daſs er ein Bermenter wär;
Zu Rom möcht er nit bleiben.
Mein Handwerk hat gestoſsen sich,
Das Berment will man nimmer;
Darum ich nit kann neren mich,
Das ſelbig mich ſehr kümmer.
Das macht alles Doctor Martin;
Noch dunket mich sein Lehr gerecht,
Darum ich ihm nit Feind kann ſeyn.

Ihr Noth hetten mir klagt die drey,
Do bat mich jeglicher dabey,
Daſs ich ihm geb ein Rathe,
Wie er ſich darin halten soll.
Ich ſprach zu ihm: gehabt Euch wohl!
Ich weiſs Euch auf ein Pfadte,
Da Euer Sach mag werden gut;

Nun merkt mich alle Dreye.
Ich rath Euch hie aus freiem Muth:
Der ein der führ das Bleye
Gen Mailand, ist ein groſser Krieg,
Und het er Pulver auch darzu,
Die Zehrung es ihm wohl ertrüg.

Doch gieb ich Euch rechten Bericht,
Ihr müssets geben nach dem Gewicht:
Das ſollt ihr merken eben.
Man nimmts nit nach der Römer Sitt;
Dieselbig Meinung hat es nit,
Ihr müssets anders geben.
Sie hond betrogen Weib und Mann,
Und uns viel vorgelogen;
Der Luther das bewähren kann,
Wie sie uns um hond zogen,
Und uns unrechten Weg geführt.
Das hat jetzt unterstanden Gott,
Daſs es nimmer geschehen wird.

Alſo führt er das Bley dahin.
Dem mit dem Wachs sagt ich den Sinn,
Wo er das ſollt vertreiben.
Ich wieſs in das Baierland,
Ich that ihm alle Ding bekannt,
Wie man kein lieſs beleiben;
Ja welcher Lutherisch wär,
Der hätt darin kein'n Platz.
Alsbald der Römer hört die Mär,
Er fürt des Wachses Schatz
Gen München zu über das Feld.
Da folgen sie der Pfaffen Rath,
Um Wachs da geben sie ihr Geld.

Der Bermenter noch bey mir ſtund
Er bat mich, daſs ich ihm thät kund,
Wo er sich möcht erneren.
Ich wuſst nit wohl, wohin mit ihm;
Ich sprach zu ihm: mich recht vernimm,
Thut Ihr gen Baiern kehren!
O, daſs Ihr Euch recht angericht:
Es gibt sich über Nachte,
Daſs Kristus Lehr daselbst einbricht
Mit der göttlichen Machte.
Ich sorg, euer Sach hab keinen Bestand;
Ja wenn es wär mein eigen Ding
So wollt ich ziehen gen Mailand.

Daselbst liegen der Kriegsleut viel,
Auff Berment treiben sie gut Spiel:
Das spannt man über Trummen,
Darob ſchlagen sie Tag und Nacht,
Daſs mancher Trummer daraus macht:
Das bringt Euch guten Frummen.
Ich kann Euch anders rathen nit,
Wenn Ihr wärt mein Bruder.
Die selben Leut haben den Sitt,
Sie liegen stets im Luder,
Tag und auch Nacht ſeyn sie gern voll;
Und könnt ich machen Bergament,
Bey diesen Leuten wär mir wohl.

Er folget mir und führt sein Ding,
Davon ich jetzt nit weiter sing:
Ich will es laſsen bleiben.
Laſst uns umb Gott bitten allſand,
Daſs er uns geb göttlich Verstand,
Der uns zu ihm thu scheiben.

Daſs wir nit werden abgewendt
Von dem höchsten Richter.
Wer ihn nit ehrt, der wird geschend.
Spricht Raphael der Dichter;
In Gott solln wir Vertrauen hon.
Wan uns sunst niemand helffen mag.
Find ich klärlich geschrieben ſton:

Gott ist der Best.
Das glaub ich fest;
Allein Gott bitt!
Sunſt niemand nit.

Ein Bergkreyn von der Mül.

(Aus der Reformationszeit.)

(Aus einer Sammlung Bergkreyen in 12° s. l. et a.)

Ein Mül und die ich euch bawen will.
Hilff Gott west ich womitte,
Het ich Handgerette und Waffen scharpff,
In Gottes Namen so wil ich sie heben an.

Es sollt ein man zu holtze faren,
Der Wald was im gar ferne,
Gehülfen het er gerne,
Und eynen Man,
Der ihm die hohen Bäumlein gefellen kann.

Der wald heyst sich Lyberast,
Darauff wachsen die Cedron schone,
Cipressen bey dem flusse,
Und Palmen stolz,
Oliue ist das aller edelste Holz.

Ir werden meyster hoch von küsten reich,
Ir solt uns lere geben,
Schnürt und fürt gar eben,
So füget es sich schlecht,
Darnach wird uns dieselbige mül gerecht.

Moses du solt seyn dabey,
Den ersten steyn zu bereiten,
Uñ das erleit gar feste,
So tregt er schwer
Damit bedeut uns die alten Ehe.

Die newe Ehe den andern stein,
Den legen wir auff den alten,
Und daſs er lauff gar balde,
Nach Meisters kunst,
Das getrib bedeut uns des Heyligen geists gunst.

Gregorius und Ambrosius,
Hieronymus Augustinus,
Bewart uns die Mül gar eben,
Und das Kampfrad,
Das jr mit ewren Schrifften habt wol bewart.

Pison, Gihon, Tygris,
Und Eyphrates,
Ir fliesset alle viere wol aus dem Paradeyse,
Brinnget wassers genüg, und gebt derselbigen Mülen
Iren Fluſs.

Ir zwölff Apostel nu tret herzu,
Macht uns die Mül geende,
Das sie nit bleybt steende,
Ir seit auſs gesandt,
Also ferne in die frembden land.

Ein Jungfraw reyn ein secklein bracht,
Mit weytzen gar wol verbunden,
Wol zu derselbigen Stunden,
Zu der Mühl hinein kam,
Ein Prophet das bald vernam.

Der Propheten der sind also vil,
Haben uns dauon gesungen,
Das, wie uns sei gelungen,
Es ist alles vollbracht
Als man singt in der heiligen Osternacht.

Jesaias der Prophet vor langer zeyt,
Hat uns dauon geschriben,
Wie das uns ein meid gegeben werd,
Die empfecht und einen son gebert.

Sein nam der heyst sich Gott mitt uns,
Den sollen wir alle loben,
Gewaltigklich vom Hymelreich herabe kam,
Den sollen loben,
Die Frawen und auch die man.

Da die Nacht die kürze gewan,
Der tag empfand die lenge,
Der Finsternis gezwange,
Ein ende nam,
Das bistu lieber Herre lobesam.

Die vor langer zeyt gebytet haben,
Geschreyen tag und nachte
So dörfft jr darnach nit trachten,
Ir seyd sein gewifs,
Das Gott der Herre mensch geporen ist.

Lucas du starckes Ochseleyn,
Schütt auff die Mühl laſs schroten,
Do der Herr erstund vom tode,
Do das geschach,
Als man singt in der heiligen Osternacht.

Marcus du starckes Löwelein,
Schütt auff die mül laſs reyben,
Du kanst uns wol beschreyben,
Das Testament,
Das heilige Evangelium das heylige Sacrament.

Johannes du starker Adeler,
Schütt auff die mül laſs reden,
Du kanst uns auch wol schreiben,
Das opffer groſs,
Das Got seyn rosenfarbes blut für uns vergoſs —

Mattheus nu bind auff deyn sack,
Schütt auff in Gottes namen,
Du kanst ums wol malen du bist gelart,
Das dus lieber Herr mensch geporen wardst.

Wer seyne seele speysen will,
Zu der mül sol er sich finden,
Wol zu der Mül gestellen,
Er wer sein bricht,
Die mül die melt und netzt nicht.

Pabst Bischoff unde Cardinäl
Bey der mül da solt jr bleyben,
Darumb wird euch gegeben,
Metz unde Maltz,
So habt jr in der Ewigkeit ein Schatz.

Ein hübscher Reyn.

In Brüder Veits Thon.

Aus derselben Sammlung. –

Lobt Got jr frummen Christen,
Frewt euch und jubilirt,
Mit dauid dem Psalmisten,
Der vor der Arch hoffiert,
Die Harpffen hört man klingen,
In teutscher nation, darumb vil Christen dringn,
Zum Evangelion.

Von Mitternacht ist kummen,
Ein Euangelisch man,
Hat die Schrift fürgenummen,
Damit gezeyget an,
Das vil der frummen Christen
Böſslich betrogen sind,
Durch falsche Lehr der Sophisten,
Und jre wechsel kind.

Die yetzund grymig schreyen,
Wenns auff der Cantzel stan,
Mordt uber die ketzereyn,
Der glaub wil untergahn,
Des geweyhten wassers kraffte,
Wil niemand achten mer,
Darzu der Priesterschafte,
Thut man keyn zucht noch ehr.

Wer glaubt des Luthers leere,
Ist ewiglich verdampt,
Der gleych und anders mere,
Schreyen sie unerschampt,
Damit vil Christen trüben,
Vom Evangelion,
Die bey dem Scoto bleyben,
Und seiner opinion.

Ir gsalbten und beschornen,
Last ab von solchem thant,
Das recht hab ihr verloren,
Seyt gewarnet uñ ermant,
Got wil yetzt an euch straffen,
Den Mord und groſsen neyd,
Den jr mit seynen schaffen,
Habt getriben lange zeyt.

Gar bald wird niderfallen
Mammon der ewer Abgot,
Und euch gottlosen allen,
Zu schanden und zu spot,
Im ist durch Luthers Lere,
Genummen all syn macht,
Wölt jr euch nicht bekeren,
Ir werdt mit jn verjagt.

Her her jr lieben Brüder,
All die recht Christen seyn,
Zum fändlein tracht ein yeder,
Ehr wöl wir legen ein,
Die Feinde wöllen wir angreyffen,
Ich mein das beschorn geschlecht,
Ich hör die trummel und pfeyffen,
Her her ihr lieben Knecht.

Ein yeder soll auch hören.
Wer unser Hauptmann ist.
Der Künig aller Ehren.
Unser Herr Jhesu Christ.
Der will uns helffen streiten
In aller angst und not.
Yetz in den letzten Zeiten.
Als er versprochen hot.

In drummel und in pfeyffen.
Wil Got kein gfallen han.
Zun waffen wöll wir greyffen.
Den harnisch legen an.
Den Paulus hot geschlagen.
In seyner liberey,
Schilt helm pantzer und kragen.
Ein Schwerdt ist auch dabey.

Laſst sie nun anher hawen.
Das arm beschorn geschlecht.
Die auff jr werk fast bawen.
Unn auff jr geistlich Recht.
Ir geschütz hat nit wol troffen.
Ist viel zu hoch gericht.
Noch eyns sind sie verhoffen,
Es wird sie helffen nicht.

Mit dem thun sie sich richten.
Hab ich vernumen wol.
Der Bapst in jares fristen,
Ein Concilium halten soll.
Darinnen sol man sehen.
Ob Luthers leer sey war.
Wie sol aber dem geschehen.
Der nicht erlebt das jar.

Auf Christu sol er schwawen,
Der unser Hauptmann ist,
Auff seyne Wort vertrawen,
Keyn lüge noch arge List,
An jnn nie ward erfunden,
Auch kein betrieglichkeit,
Wer Luther überwunden,
Würd mancher Sophist erfrewt.

Nim yetz also vergüte,
Du gsalbte geschmirte Sect,
Got halt in syner Hüte,
All die er hat erweckt,
Durch Evangelisch leere,
Vom Slaff der gleyſsnerey,
Dem glori preyſs und ehre,
Ymmer und ewig sey.

Ir Fürsten und jr Herren,
Habt kein verdrieſs daran,
Das wort Gots helfft handthaben,
Darzu den Christen man,
Got wirds euch wider gelten,
In seynem höchsten Thron,
Wenn Sell und Leib sich scheiden,
Und müssen schnell dauon.

Das Resonet Papistisch.

Resch und behendt der Pfarherr sprach,
Heut hab wir ein opfer tag,
Meſsner richt die Kirchen zu,
Unser nach baur Vogt ist todt,
Lauff zum Pfaffen in der nech,
Das sie kumen zu der zech,
Zum Gabriel,
Eya. eya derselb der hat vil guter Fisch,
So sitz wir oben an dem tisch,
Sauffs gar auſs.
Hodie der Pawr ist todt,
Der Pawr ist todt
In diesem Dorf,
Gibt er keyn gelt so legt man nit in Kirchhoff.

Der Pfarherr sprach zum Meſsner schnell,
Mach mit den glocken ein groſs geschel,
Das die pauren in Kirchen gan,
Zündt darnach die Kertzen an,
Kumpt all herein.
Merkt jr pauren was ich rat,
Helfft der armen seel auſs not,
Gebt pfennig.
Eya, eya, mit vigilg seelmeſs jar tag,
Das der seel wol helffen mag,
Im Beutel.
Hodie der paur ist todt der paur ist todt zu dieser frist,
Frewt euch jr Pfaffen wenn ein reicher paur zeucht.

Der Pfarherr sprach zu seiner meid.
Dieser todt ist mir nit leyd.
Ein weyl hab wir zu fressen dran,
In unserm Hauſs leb wir im sauſs.
Morgen aber eyner.
Eiſsleyn liebes Elseleyn.
So hab wir aber zu trinken wein.
Bis frolich.
Eya, eya, so laſs uns haben ein guten mut.
Als der paur der peurin thät,
Im kemmerlein.
Hodie der pawr ist todt der pawer ist todt zu dieser frist,
Die sach hab wir getrieben lang mit groſsem List.

Warhaffte und gegrundte meldung, und anzeigen der geschwinden, tückischen, bösen anschleg und prachtick, so wider die Löblichen protestirenden Stende, und Evangeliums Einig verwanten, durch die grossen Feind Gottes, den Bapst, und seinem anhang, fürgenomen, und zu jemerlichen unwiderbringlichem undergehen, und verderben des Deudschen Lands, erdecht seind. Item, Ursach der genötigten, und gedrungenen Defension und gegenwehr. Auch wie sie darinne, zu halten sey.

Gottes Wort bleibt ewig.

(Ein wunderbarer Traum, ob diesen geschwinden Kriegsleufften.)

Auff meinem beth an eim Montag
Ich traurig ungeschlaffen lag,
Bedacht die falschen tück und schand
So man itzt uber Deudsche Land

Machet, ich dichtet hin und her
Wie doch der sach zu rathen wer,
Entschlieff also in dem gedicht
Mir kam für ein sollich gesicht.
Mich dünkt das ich in bergen fer
Verirret in eim nebel schwer,
Stige durch hohe rauhe berg
Itzt auff, dann ab, dann uberzwerg.
Das ich ward müd erlegen schwach
Zu letzt da kam ich an ein bach,
Zu einem Maulberbaume güt
Darob erfreuet ward mein müt,
Vil maulber lagen in dem gras
Ich setzet mich nider und aſs,
Mein müdes hertz da zu erquicken
Als ich thet hin und wider blicken.
Da sach ich kommen her zu mir
Edler Helden und Fürsten vier.
Die zween, von kleider har und bartt
Von aller zier, Heidnischer art,
Die andern zween, nach unser weis
Bekleidet gehn Fürstlich mit preis.
Die traten sittiglich zu mir dar
Mein hertz vol angst und sorgen war,
Ich stund auff, bog gen jn mein knie
Ich dacht was wil geschehen hie,
Der eltist Heid, hub also an
Und sprach zu mir, Mein lieber Man,
Sey wol getrost und sorgen on
Kein leid sol dir zuhanden gon.
Seid wir dich haben hie gefunden
So setz dich her zu diesen stunden,
Auff diesen Fels von müse grün
Ich volget jm, der Ritter kün,

Hub an und fragt weiter zu hand
Wie gehet es unserm Vaterland.
Ich sprach, Mein Herr, so sage mir
Welchs Vaterland meinet jr.
Dañ jr düncket mich frembder art
Der Fürst sprach freundlich zu der fart,
Das edle Deudsche Land ich mein
Ist unser Vaterland allein
Damit wir dich nit düncken Chest
So wis, ich bin der König Erennest
Ariovistum zu Latein
Nent mich Caesar der Feinde mein,
Mit dem ich hab ein lange zeit
Gefüret Krieg und grosse streit,
Das ich jm nit lies uberhand
Uber mein liebes Vaterland,
Darnach der bey mir, Zeig ich an
Der heist Hertzog Herreman
Ein Ritterlicher Sachsse frum
Den nenneten Arminium
Die Römer in jren Geschichten
Der drit, das mus ich dich berichten,
Heist Friderich der erste, zart
Der edle Schwab im roten Bart
Den vierdten soltestu wol kennen
Jörg von Frondsperg thu ich jn neñen,
Der neulich bey deins lebens frist
In Schwaben auch gestorben ist,
All wier sind wir Deudsche geborn
Ich sprach, Ir Fürsten auserkorn,
Euer tugent erkenn ich wol
Dann es sind des die Bücher vol,
Aber von unserm Vaterland
Wie es darumb so übel stand,

Kan ich leider nit alles sagen
Es ist zu weinen und zu klagen.
Doch so steht es also darumb
Das ich es faſse in eine Summ.
Das glück und ehr, und die freiheit
Die vor gerhümet weit und breit.
Die steht in der höchsten gefahr
Er sprach, das zeig mir an für war.
Wer richt das zu, in diesen dingen?
Der euch wolt umb die freiheit bringen.
Ich sprach den wir mit höchster ehr
Haben gekrönt, vertrauet sehr.
Den wir mit unsern gelt und gut
Ja auch mit unsern leib und blut.
Haben gethan hilff und beistand
Der wölt jetzt unser Vaterland
Gern mit gewalt under sich bringen
Und von der alten freiheit dringen.
Die er solt schirmen auff das best
Da sprach der König Erennest.
Was verursachet jn darzu
Das er euch schafft sollich unrhu
Ich sprach, hochmut und falsche lehr
Haben sein hertz verblendet sehr.
Der Bapst zu Rom verfüret jn
Das hat er so ein bösen sin.
Der hilfft und hetzt mit gut und gelt
Ach Gott du schöpffer aller welt.
Las uns nit von der wahrheit tringen
Und umb die edle freiheit bringen.
Behüt uns vor der Wahlen joch.
Ach edle Fürsten, rathet doch.
Das man die sachen understand
Das geholffen werd dem Vaterland,

Das sprach der König Erennest
Hör zu, ich rath dir auff das best,
Weil ich von dir hör jtzt so viel
Das Rom und Welschland in dem spil,
Sich auch ein menget, ich weis wol
Das sie sind list und untreu vol,
Machen einung, freundschafft und bund
Bis sie erschen zeit und stund,
Das sie den vortheil mügen hon
Wie mir Julius hat gethon,
Da er mir thet unrecht eintrag
Wolt er erst mit uns halten tag,
Und kam zu mir, auff zil und ort
Gab mir wol vil der guten wort,
Mutet mir zu, unbillich sach
Da ich demselben widersprach,
Mein recht und ursach jm fürlegt
Das jn solt billich han bewegt,
Da zoh er sich gantz listiglich
Auff seinen Senat hindersich,
Wolt mich zwingen ich solt bleiben
Was man zu Rom mir thet fürschreiben,
Ee ich das selb wolt nemen an
Er thet ich als ein redlich Man,
Und rüstet mich mit gantzer macht
Thet mit den Römern ein feldschlacht,
Und ward bey Bisansen geschlagen
Wie Julius das selb mus sagen,
Im ersten buch, da findestu frey
Wie es mit mir ergangen sey,
Weil nun sollichs jtzt auch geschicht
So rath ich das jr trauet nicht,
Der falschen Wahlen tug und list
Sonder das jr gantz wol gerüst

Setzet daran was jr mügt hon
Ehr. leib und gut. wie ich hob thon.
Ee jr euch last die Freiheit rauben
Die Wahlen halten euch kein glauben.
Trachten nach euwerm leib und gut
Das sie baden in eurem blut.
Ee ich solch falsch lies ungerochen
Ee würd ich tausent mal erstochen.
Es ist besser einmal gestorben
Dañ alle tag in sch[illegible]erdorben.
Er schwig also, dara[illegible] hub er an
Zu reden Hertzog Herreman.
Und sprach zu mir. Merk was ich sag
Es Künigs Erennest Ratschlag.
Gefelt mir wol. ich rath desgleich
Ich sprach mein herr. im Deudschen Reich.
Habn wir jetzt an diesem endt
Ein ander weis und Regiment.
Dan es zu euern zeiten was
Und das ir recht vermercket das,
Es sind Künige. Fürsten, Reich
Frey und Reichstedt und das gleich,
Graven. Edel. Ritter und Knecht.
Sieben Churfürsten in aussutz
Wir wehlen zu gemeinen nutz.
Ein Haupt, das man den Keiser nent
Der wird der oberherr erkent.
Doch etlich artickel gestalt
Seien. die man jn da für halt.
Darauff er schweren mus ein Eid
Das er artickel und bescheid
Wöll halten und dabey beleiben
Niemand von seiner freiheit treiben.
Beschirme Deudsche Reich und Land

Aber jtzund das ist ein schand.
Hat uns der Bapst heimlich verholen
Den Keiser durch pracktick gestolen.
Und jn gebracht auff sein parthey
Sein manlich Hertz verkehrt dabey
Das er mit gwalt für nimpt zu dringen
Und alles Deudsche Land zu zwingen.
Zu gehorsam des Welschen Pfaffen
Dasselbig gibt uns jtzt zu schaffen,
Das wir Kron und Scepter geben,
Das er regire in dem Reich
Das es nit sey auffrhur geleich.
Und wir nit thuend wider ehr
Hertzog Herrman der Edelherr.
Sprach. Lieber Man und freunde mein
Wie kan der euer Haupte seyn.
Der sich sondert von euerm leib
Das er euch von der freiheit treib.
Handelt wider sein ampt und stand
Verderbet selb das Vaterland.
Zwingt euch unter frembd Tyranney
Meinstu das es ein auffrhur sey.
So man nit alles übersicht
Das jeder unbillich anricht.
Dann ist er nit euer hauſsherr
Auch weil er wider treu und ehr.
Dem Römischen Pfaffen zugefallen
Sollich gewalt treib mit euch allen.
So ist er nun des Bapsts Amptman
Und geht euch Deudschen nit mehr an,
Ir solt jm auch nit fragen nach
Ee ich von jm lid sollich schmach.
Die er auch euch unbillich legt
Ee müst das Deudsche Land erregt,

Sein ehr und freyheit zu beschirmen
Mit kriegen. fechten. schlahen. stürmen.
Auff sein. bey tag. und auch bei nacht.
Wie ich auch thet der Römer macht.
Die hetten sich gerüstet ein
Wolten auch unser herren sein.
Trieben gewalt und ubermut
Mit unserm leib. Land und auch gut.
Drey Legionen wol gerist
Die lagen zu derselben frist,
Zu der besatzung in dem Land
Dort an der Ems. ich zoch zuhand.
Mit meinen lieben Deudschen frum
Erschlug Varum Quintilium.
Iren öbersten Feldthauptman
Dem selben ich auch abgewan.
Ros. Harnisch. Baner. grosse beüt
Erschlug die besten Kriegsleut.
Und schwechet seer die Römisch macht
Das klagt Augustus tag und nacht
Sein kopff vor leid sties an die wand
Also halff ich dem Vaterland,
Darumb so weis ich bessers nicht
Dann das sich Deudschland aber richt.
Wider der Wahlen list mit macht
Zu brechen jr hochmut und pracht.
Frisch nach der alten Deudschen art
Wem der kopff bleibt der scher den bart.
Als Herrman so dürstig redt
Da hub an zu der selben steth.
Friderich Barbarossa und sagt
Nun sey es Gott von Himel klagt.
Das der mördische Pfaff zu Rom
Helt noch den Keyser bey dem zom.

Dem er günd weder ehr noch gut
Stelt jn allen, nach leib und blut.
Mich düncket, wann sie sehen an
Wie mir hat than der schentlich Man.
Und bracht mich umb das leben mein
Sie solten gnug gewarnet sein,
Das sie ihm trauten nimmermehr
Küng Erennest, der Edel herr,
Sprach, Lieben herren saget mir
Was ist das für ein schedlich thier.
Das von euch wird der Bapst genant
Ich bit euch, macht mir jn bekant.
Kan man sein gwalt und Tyranney
Zerbrechen nit noch werden frey.
Keyser Fridrich Barbarossa
Hub an. und erzelet jm da.
Wie bald nach der zwey herren end
Hett Gott der Herr sein Son gesend.
Der het das gantz menschlich geschlecht
Erlöset und wider zu recht,
Gebracht, und frem verderben
Errettet durch sein Creutz und sterben,
Hett darzu auch gesetzet ein
Das predigamt und Worte fein.
Das man ablas von allen sünden.
Durchs Evangelij solt verkünden.
Darzu so het er jm erwelt
Und bsunder Diener auffgestelt.
Verordnet das man sie solt ehren
Und erhalten. das sie dem Herrn,
Durch Leer und predig alle gleich
Erbauen sein Kirchen und Reich,
Da were unter diesem schein
Der Bapst gar höflich kommen ein,

Durch Teuffels hülff und rath gelogen
Die gantzen Christenheit betrogen,
Das er bekriegt gros gut und gelt
Auch Land und Leut in dieser Welt.
Nachmals wer jm weiter gelungen
Mit gwalt und list sich eingedrungen.
Das er die Keyser auff und nider
Setzet, und auch absetzet wider,
Regiret also weit und breit
Schier uber alle Christenheit,
Unter Gottes namen mit list
Die gantze Welt verfüret ist.
Das sie nit ander stifft verwönet
Dañ wer den Bapst spöttlich verhönet.
Der sey vor Gott ewig verdampt
Weil er veracht das Bebstlich ampt. '
Dis, als der from Keyser und Held
Mit langer red fleissig erzeld
Ich meld allein nu hie die Sum
Darauff weiter der Keyser frum,
Erzelt all Historj geschicht
Was der Bapst hette zugericht.
Wider jeden Keyser besonder
Vil tück und list seltzame wunder.
Auch wie es jm selbs gangen wer
Wie gros schaden und gros gefehr
Der Bapst jm het gefüget zu
Was fur krieg und schwere unrhu.
Er hett von den schelcken erlitten
Darumb das er het widerstritten.
Und den Bapst nit zulassen wolt
Das er uber den Keyser sollt.
Herrschen, darumb hab er gemacht
Vil auffrur abfall und zwitracht

Bis er zu letzt ein sinn erdencket
Das er verreterisch ertrencket,
War, gaben für wie ungefehr
Er in dem Flus ertruncken wer.
Also Friderich im Roten bart
Er zalt des Babst ursprung und art.
Jörg von Frondsperg sprach, herre mein
Seither hat er die bosheit sein.
Getriben offentlich und frey
Ich schweig geistlicher symoney
Verkauffung aller Sacrament
Sein Antichristisch regiment,
Sunder ich meld nun an dem ort
Meyneid, verreterey, und mordt,
Fressen, sauffen, hurey, vergifft
Gros blutvergiessen das er stifft,
Verderbt Land, Leut, Weib, Man und kind
Solt ich die Sodomitisch Sünd,
Der Welschen Hochzeit grausam schand
Erzelen, jr würdet all sand,
Ein greuel han, erschrocken drob
Sollichs ich als gesehen hob,
Da ich im Welschen Land krig füret
Ich weis wol wie der Bapst regiret,
In Summa, sag ich werlich das
Er ist das rechte laster aas.
Gottes Feind und des Teuffels knecht
Veracht Göttlich und menschlich Recht.
In Summa, Kein sünd so verdampt
Ist, die er nit treib unverschampt.
Als Friderich der Keyser werd
Höret, wie Frondsperg die beschwerd,
Erzelet den herren besunder
Sprach er, Es nimpt mich nit wunder.

Das er solliches richtet an
Ich weis was er vermag und kan.
Er machet jm groſse beystand
Setzt sein Bischoff in alle Land.
Bey den Fürsten er practiciret
Die er an seinen stricken füret
Franckreich und gantz Italia
Deudschland; Ungern, Hispania.
Die vermeinen on allen spott
Wer jm diene, der diene Gott.
Er ist ein schedlich Thier und Man
Dem man nit wol geweren kan,
Das macht, das er all Welt betrogen
Hat, und den gwalt an sich gezogen.
Die jm sein Reich und ubermut
Hand haben thun mit leib und gut.
Meinen sie dienen Gott hiermit
Er sprach zu mir, Sag, wistu nit.
Was ist die schuld oder die sünd
Das Bapst und Keyser feind sind.
Dem Deudschen Land, das allweg hat
Der Keyserlichen Majestat.
Gedienet so vleissig auffs best
Jörg von Frondsperg der Ritter vest,
Hub an gar züchtiglich, und sprach
Ir herren, ich weis die ursach.
Es hatt Gott in das Deudsche Land
Ein fromen theuren Man gesand.
Der beredt war, treu, und gelert.
Martinus Luther, der bewert.
Ein Doctor heiliger Geschrifft
Der hat des Bapstes leer und gifft.
So klerlich bracht an liechten tag
Das niemand das umbstossen mag.

Und hat bewiesen gewaltig frey
Das der Bapst wider Christum sey.
Gepflantzet darbey rechte Ler
Das manche Stad, manch Fürst und Herr.
Angenomen hat zu dieser stund
Weil es in heilger schrifft hat grund.
Darnach Frondsperg erzelt mit namen
Die werden Fürsten all zusamen.
Desgleichen auch von den Reichstedten
Die Gottes Wort bey jnen hetten
Wie der Babst sich dawidder setzet.
König und Keyser auff sie hetzet.
Die Gottes Wort mit rath und that
Verfolgen beide früh und spath
Und der Babst auff allen Reichstagen
Sie als ketzer offt thet verklagen.
Und wie sie hetten protestirt
Auff ein Concilj appellirt.
Da wolten sie die Schrifft lon walten
Das doch der Keyser nit wolt halten.
Wie wol ers hett versprochen klar
Im Reichstag zu Nürnberg fur war,
Und lies zu gleichen, sie mit kummen
Und was ich hie meld in der Summen.
Erzelet er von stuck zu stück
Wie manche practick hinderrück.
Heimlich anschleg, mörderischer bund
Gemachet wer, das thet er kund,
Ich stund auff und bog meine knie
Ich sprach. O Edlen herren, wie.
Herr Jörg Frondsperg der Edel Held
Mit allem vleis lang her erzelt.
Das ist warlich also im grund
Aber viel erger erst jtzund.

Deudsch-

Deudschland in hohen sorgen schwebt
Dann da der Edel Ritter lebt.
Wir habn erlitten mordtlich brand
Schier in dem gantzen Deudschen Land.
So man die stiffter hat beklagt
Hatt man ungnad damit erjagt.
Wiewol wir unserm Kayser her
Mit leib und gut gedienet mehr.
Denn keinem Deudschen Keyser nie
Auch mehr dann seine Pfaffen je.
Haben uns alles glimpffs beflissen
Wie das die Widersacher wissen,
Ein grossen Zug ins Ungerland
Mit gelt, gut, Leuten und profand,
Theten all gehorsam, gleich
Hin an den König aus Franckenreich.
Zog man, da er jn het verklagt
Das gantze Deudschland jm absagt.
Beide die Fürsten und die Stedt
Hett man betrüglich uberredt,
Wie Franckreich Türckisch worden wer
Dazu der Christenheit zu schwer.
Hett er zu Nissa geben ein
Dem Türcken da, den Hafen sein.
Da ward der König angelogen
Damit das Deudsche Land betrogen,
Das es beschwert durch list und kunst
Erlangte feindschafft und ungunst.
Aber ich hoff zu dieser stund
Der Kron von Franckreich sey wol kund.
Das Deudschland durch solch triegerey
Unschuldig dahin kommen sey.
Da liegt der Christliche bund
Seine Hauptleut zur selben stund.

Zu danck hat er sich jtzt bedacht
Und grosses volck zusammen bracht.
Zu ziehen wider Deudsche Land
Das er dem Babst, das ist ein schand,
Das selbig unterthenig mach
Sonst hat er kein redlich ursach,
Dann was wir von dem Edlen hort
Nit weichen von dem Gottes Wort,
Der Babst erleget gelt und golt
Das ist der treuen Deudschen sold,
Fur jr ghorsam treu Dienst, und pflich
Darumb jr Herren, mich bericht,
Gebt euern treu und klugen rath
Weil es Deudschland so ubel gath,
Barbarossa an diesem ort
Sprach, Lieber Man du hast gehort,
Den Künig Erennest albie
Auch Hertzog Herreman, wie,
Sie rathen unserm Vaterland
Das düncket, merck mit verstand,
Das es der beste rath mag sein
Das sich Deudschland schickt also drein,
Dieweil der Kayser von euch allen
Ist zu den Welschen Babst gefallen.
So seit jr auch von jm gantz frey
Das keiner jm verpflichtet sey,
Dann er ist jtzt ein Pfaffen knecht,
Handelt wider sein ampt und pflicht
Darumb so sündiget jr nicht,
So jr mit starckem Volck und Heer
Euch schicket zu der gegenweer,
Weil diese Regel billich ist
Die im Latein braucht der Jurist,
Qui fregerit fides eidem

Frangatur fides eidem,
Niemandt zu halten ist verflicht
Dem, der jm heltet glauben nicht,
So er euch nimpt euer freyheit
Verleurt er auch sein Oberkeit,
Auch wisset jr, als Christen, wol,
Was man dem Kayser geben sol,
Nemlich, was des Kaysers ist
Wie uns selbs leret Jhesus Christ.
Wann nun der Kayser ubers zil
Wil greiffen, und haben zuvil,
Und fordert das jm nicht gehört
Das hat uns Christus nie gelert.
Das man jm sollichs geben sol
Wie es die Glerten wissen wol,
Das auch der Babst selb leret des
Capite Imperatores,
An der neundten Distinction
Er ist nun der protection,
Und nit des eigenthumbs ein herr
Wann er verfolget Christi Eer,
Und wil des Teuffels leer verfechten
So bleiben wir bey unsern Rechten
Und bringen schlecht die antwort ein
Man mus Gott mehr gehorsam sein,
Dann den menschen, Man thut hiemit
Gentzlich wider den Keyser nit
Der in dem fal kein Keyser ist
Darumb so mag ein jeder Christ.
In diesem fal, so er berufft
Und man sein in dem krieg behufft
Auff sein, mit gutem gewissen fechten
Nach Gottes wort und allem Rechten.
Omni *tempore*, das Caput

Gibt ein sollich bescheid und statut,
Das ein Christ mög zu allen zeitten
Wider des glaubens Feinde streitten.
Weil ich nun von dir hab gehört
Das jr habet zu schirm gemert,
Ein starcken bund, Leut, gelt und gut
Rath ich das jr mit freiem mut
Gebt unverzagt, euch machet auff
Das sich der Gottlos Bepsttisch hauff,
Nit eindring und nem uberhand
In unserm lieben Vaterland,
Vertrauet auff den lieben Gott
Der wird die Sodmitisch rott,
Stürtzen, und euch den Sige geben
Das jr vor jn, in frieden leben.
Dann weil jetzt kummen ist die stund
Das Gott durch seinen Geist und Mund
Schendet des Antichristen bracht
So wird jn auch kein menschlich macht,
Wider Gotteszoren erhalten
Der selbig wird gewislich zerspalten,
Den kopf und schedel seiner Find
Die fürtfaren in jrer sünd.
Er zerbrichet die köpff der Trachen
Sein Feind wird er zu schanden machen.
Und steen auff seines volcks seiten.
Die für die Göttlich warheit streitten
Wie er vor allweg hat gethon
Sein völcklein wird er nit verlon
Der Richter und der König buch
Im alten Testament aussuch.
So findstu das der treue Gott
Allweg hat die Gottlose rott,
Zerstöret gar mit ringer macht

Mit schandt geplagt jr stoltz und bracht.
Vertraut jm nur, das sag ich dir
Kein besseren rat wissen wir.
Herr Jorg, wolt reden auch darzu
In dem entweckt mich mit unrhu,
Ein wetter in derselben nacht
Das ich aus diesem traum erwacht.
Ich lag im beth und was mir schwer
Den traum bedacht ich hin und her.
Wie sich zu schicken wer darein
In dem gedanck und hertzen mein
O Gott, sprach ich, in deinem Reich
Hilff uns, das bitten wir gleich,
Aus dieser not, steh du uns bey
Nie las die Gottlosen so frey,
Nit las sie trutzen auff jr macht
Es wird dein Wort durch sie veracht.
Schlach sie mit forcht, verzagtem mut
Schirm die, so mit dem teuern blut.
Christi des Herren sind erworben
Hilff den, für die er ist gestorben
Rette dein armes Heuflein klein
Auff dich trauen wir Herr allein.
Du bist allein in aller not
In jamer, pein, in Creutz und Tod,
Nur unser einig zuversicht
Vor dir künden wir rhümen nicht,
Oder auff etwas uns verlassen
Nur auff die barmung ubermassen,
Richt uns nit Herr in deinem zorn
Es ist mit uns sonst gar verlorn.
Von uns dein barmung nit abwend
Treu, gnad und gute, uns Herr send.
Las alle die zu dir sich keren

In deiner forcht und lieb sich mehren.
Nim von uns ergernus und schand
Gib das wir in dem Vaterland,
Ehren durch Christum deinen Namen
Nun und auch ewiglichen, Amen.

Eine ermanung an die Kaiserliche Maiestat, des Evangelium halben, in seinen Erblendern. Darinnen auch eine treue Warnung an uns Deudschen, durch einen Wolweisen Kriegserfarnen Herrn schön beschrieben.

Herr Gott Kenner aller hertzen
Sih an was jamer und schmertzen
Itzund leider ist für handen
In Deudschen und Welschen landen.
Dein heilig wort will man vertreibn
Davon zu reden wil man nicht leidn
Viel menschen sind darumb verdorben
Im glauben ritterlich gestorben
O Karle bedencke eben
Was dir Gott für gnad hat geben
Gmacht dich zu ein grossen Herren
Solt darumb Gottes wort nicht weren
Sondern treulich helffen pflantzen
Nicht folgn des Endchrists finanzen
Allein nim Gottes wort für dich
Geschicht es nicht denck an mich
Gott ist viel mechtiger als du
Die Pfaffen haben kein rast noch rhu
Woll mit gwalt Gottes wort verdringen
Bsorg sie werdn nichts guts draus bringen

Gotts wort wird nimer abelan
Ehe muſs Deudschland zu scheittern gan
Drumb grosser Keyser sönder fel
Besinn dich wol. hast auch ein seel
Sesst du gleich still. empst dichs nicht an
Wirds gleichwol in deim Land gethan
Leut zu tödten und zu brennen
Dabey lernt man Pfaffnart kennen
Was sie füren in jrem sinn
Hett nur der Teuffl den Luther hin
Und seine Buben allzumal
So wern unsr Kastn und Keller vol
Und hieltn noch unser Menschen ler
Gleich als wenn Gottes wort nichts wer
Da man Sie allein müst achten
Edler Keyser thu betrachten
Was dir und uns ist dran gelegen
Las dich die Pfaffen nicht bewegen
Im glaubn die Deudschn zu reformirn
Es wil dir Keyser nicht gebürn
Gott in sein ehr und ampt zu tretten
Wir müssen jn als Gott anbetn
Als der uns hat am Kreutz erlöst
Mit seiner Erstehung getröst
Auff das all die an jn glauben
Wöll er seins Siegs nicht berauben
Sondern uns das ewig leben schenckn
Gütger Keyser wöllest bedenckn
Das man allzeit dein bestes spricht
Des habn die Pfaffen dich anders bericht
Thu die Schrifft mit vleiſs umbkeren
Wird dich den rechtn weg wol leren
So wird Gott lassn das glück bey dir
Wo nicht, So gleub du mir

Gott kan sich von Dir abwenden
Sein Wort lest er jm nicht ztrennen
Die Pfaffen haben dich bericht
Wie Paulus in der Apostl Geschicht
Er wollt auch widr den Stachel leckn
Wie jn Gott thet aus gnadn erweckn
Gott wöll dich auch, als jn bekern
Als denn wird sich die Christenheit mern
Sih wie die Jüden Christo thettn
Als sie sonst nichts an jm hettn
Versuchten jn mits Keysers Rent
Er aber antwort jn behend
Begert von jed Müntz zu sehen
Bald drauff thet er zu jn jehen
Gebt dem Keyser on allen wahn
Was im gebürt und er soll han
Doch sag ich euch on alle list
Gebet auch Gotte was sein ist
Da sihst Keyser wie Gott der Herr
Nicht greiffn will in dein Weltlich ehr
Sonder die selb dir zu lassen
Also wil er auch der massen
Für dir wol sein und bleiben Gott
Ob wol die Pfaffen hans jren spott
Das leid er biſs zu seiner zeit
Ers wenden wird, und ist nicht weit
Gott kümpt in einem augenblick
Gedenck an manch so grosses Glück
Du hast gehabt bey deiner Kron
Da solstu billich dencken an
Was Gott dir gab nach deim verlangn
König von Franckreich ward von dir gfangn
Die stad Rom hastu gewunnen
Da solt billich han besunnen

Das du bist unser Keyser geehrt
Darumb dir Gott hat Rom beschert
Weil du nun furst Römischen Tittl
Gehört dir Rom on alle mittl
Drumb edler Keyser Hochgeborn
Bedenck was für Eyd du hast geschworn
Das heilig Römisch Reich zu mehrn
Las dich die Pfaffen nicht verkern
Vergeus nicht fromer Christen blut
Sondern hab Gottes wort in hut
Sih was Triumph dir Gott hat gebn
Vieleicht noch mehr bei deinem lebn
Den keim Keyser in langer zeit
Was seins die armen Christen gfreut
Die weil die Pfaffen han gewalt
In deinem Reich dir für behalt
Zu hörn das heilig Gottes wort
So wirst du selig hie und dort
Wilt du auff deim sinn bleiben
Die Christen aus deim Land treiben
Ir blut vergiessn on unterlassn
Gottes wort immer von dir stossen
Zuletzt die Deudschen unterstehn zdringen
Den Pfaffn nach jrm Lied zu singn
Als sie vermein uns zu erben
Uns Deudschen gar zu verderben
Das bedenck dich o Keyser wol
Obs Gott der Herr auch leiden sol.
Auch gstatten wöll solchen hochmut
Hab acht auffs end, so wird noch gut
Und kompt uns allen zu steuer
Das Stro leit warlich nah beim feuer
Es ist leichtlich auszubrennen
Gott wöll all ding zum bestn wenden

Der Babst hat zu lang gesessen
Sein ist bey uns gantz vergessen
Mit aller seiner Büberey
Das Reich wont dir mit treuen bey.
So ferr du sie nicht thust brauben
Des worts laſs ein jeden glauben
Was jn dünckt zu der Seelen noth
Mich deucht es wer kein besser rath
Der Glaube lest sich nicht zwingen
Wie hoch die Pfaffen drauf dringen
Muſs man jn jren willen lan
Den unsern wollen wir auch han
Unsern willen zur Seligkeit
Sonst sein wir Keyser dir bereit
Mit schuldgen diensten alle zeit
Doch das wir sein in dem gefreyt
In unserm glaubn fürn römschen Pfaffn
Mit den wolln wir nichts han zu schaffn
Sondern bleiben bei Gottes wort
So täglich bei uns wird gehort
Gott dafür hab lob zu allr zeit
Dazu setzen wir Land und Leut
Gottes hilff wir darzu nemen
Itzt müssn sich die Pfaffen schemen
Ihr Büberey ist gantz am tag
Mit Hertzog Heinrichs niderlag
Gott geb O Keyser hoch genand
Du habst mit heimlichem verstand
Gehabt mit demselben Hauffen
Hets nit gemeint das er verlauffen
Solt sein, und wer so ergangen
Das Hertzog solt werdn gefangen
So hat Gott sein gnad bewisen
Drumb jm lob wird teglich gprisen

Gott der Herr lest nicht mit in schertzen
Edler Keyser nims doch zu hertzn
Widr Gott mach kein heimlichen Bund
Gott wend die zeit, das ziel, die stund
Sein gewalt gibt er wem er wil
Ich besorg ich red schier zu vil
Noch wil die warheit sein bekant
Mechtiger Keyser sey gemant
Mach ein bestendig einigkeit
Zwischen uns und der Geistlichkeit
Las uns bleiben auff unserm sinn
Las sie hinfarn mit jrem gwinn
Gewaltiger Keyser nim dein Kron
Und zier die Deudsche Nation
Durchleuchtiger Keiser erkorn
Du bist vom Deudschen Blut geborn
Vom Hertzogthumb zu Osterreich
Den die Kurfürsten allzugleich
Gekorn haben in Deudschem Land
Darumb o Keyser sey vermant
Laſs uns bey unserm glauben bleibn
Wolen denn uns die Pfaffen vertreibn
So sitze du nicht mehr den still
Vieleicht ist es nu Gottes will
Das wir uns jrer erwehren
Thu uns nicht weitter beschweren
Wöllst sie ja auch nicht sterken
Wo wir es sonst würden merken
Wer unser hoffn zu dir verlorn
Verhenge nicht der Pfaffen zorn
Sie wölln nur mit dem Schwerd dran
Da solln sie nichts gewinnen an
Stehe du nur Gottes wort bey
So sind wir aller sorgen frey.

Zih an Turcken, wir sind bereit
Mit dir zu leiden lieb und leid
Dir helffen, jm sein Reich krencken
Das wölst Keyser wol bedencken
Das Deudsch Reich auch einmal mehren
Kan niemand straffen noch verkeren
Sondern darzu muſs haben lust
Ich glaube wens der Türke wust
Er würde widr dich nicht streben
Könst jn wie andr Feind erlegen
In heissen ziehen hinder sich.
Eins Dinges sehr verwundert mich
Von unsern Christlichen leuten
So wöllen zu allen zeiten
Die besten Christen sein genand
Das sie so gar kein widerstand
Begeren wider den Türcken
Allein jr gmüt dahin stercken
Wie sie uns gar möchten verschlinden
Das man Gotts wort nirgd möcht finden
Darauff sie wenden gelt und gut
Nur zu vergiessen Christlich blut.
Geben sie das zur Türckensteur
Der Glaub bey jn wer nicht so theuer.
Wolls sein die Hirten, doch schlaffen
So wird sie Gott warlich straffen.
Mit alln den so an jn hangen.
Darumb Keyser stell dein verlangen
Zu Gott und seinem heilgen Wort
Und far als den mit freuden fort.
Thu wie eim Keyser zimpt in ehrn
Des Türken macht kan dir nicht wehrn.
Gott wird sein gnad zu dir senden
Das glück wird nicht von dir wenden.

Alsdenn würst der gantzen Erden
Ein gewaltiger Keyser werden
Viel mächtiger den dein Vorfarn.
Wiltu aber anders gebarn
Dich vom Pfaffen lassen leiten
Dein Seel mit menschen Ler weiden
Und so Gottes wort verachten
Keyser, das solt gewis betrachten.
Gott kan dir nemen deinen gwalt
Und jn geben eim andern balt,
Dein Land kan sich von dir wenden
Hie und an andern mehr enden.
Gott kan dir machen also bang
Das du nicht weist wie oder wann
Wohin, oder auch wo hinaus
Die Pfaffen halten ubel haus.
Verlas dich nicht auff jren bracht
Gott hatts balt als zu nicht gemacht.
Wird endlich den Bapst verstossen
Mit allen seinen Bundgenossen.
Drumb Keyser ich dich warnen wil
Nim deinr sach war in diesen spil
Las dich den Babst nicht betriegen
Sein falschen schein nicht verfüren.
Viel lieber glaub Gott, nach seim wort
So bleibstu selig hie und dort.
Nim für dich den Prophetn Jonas
Drey tag im leib des Fischs was
Den schickt Gott in die grosse Stat
Ninive, für des Königs Rat
Rufft laut die Stad sol untergehn
Die meer kam für den König hin
Im Sack und aschen thet er buſs
Wiewohl Jonam das seer verdroſs.

Las farn den Bapst, bleib du bei Gott
So hilfft er dir aus aller not.
Pharao wolt Mosen nicht lan
In das gelobte Land nicht lassen gan
Auff jn samlet ein grosses Heer
Ertruncken all im Roten meer.
Viel Keyser hat Gotts wort verdrossn
Guts aber je keiner genossn.
Gott gibt und nimet wenn er wil
Er lest wol zu, doch nicht zu vil
Sein wort zu trucken kleine zeit
Das wil er haben gantz gefreit
Sonderlich für menschen leren
Gott wöll dich Keyser bekeren
Zu seim wort mit rechten glauben
Der Bapst darffs dir nicht erlauben
Solche macht stehet jm nicht zu
Er kan nicht fried haben noch rhu
Mit seinen dich zu verführen
Uns Deudsche zu examiniren
Beide mit falschem Bann und schwert
Das ist das stets sein hertz begert
Gantz Deudschn Nation zu verwüstn
Das las dich Keyser nicht gelüstn
Brauch dein Güte in solcher sach
Gotts wort ist warlich auch nicht schwach
Wo man ein solchs würd beginnen
Möcht man fremb hend in harn finden
Wird sich heben ein blutvergiessn
Das würd die Pfaffen den verdriessn
An jrem wollen wirds nicht stan
Gott lest sein wort nicht untergan.
Ob schon der Bapst dir heimlich gelt
Gibt, und viel ander, meer bestelt,

Uns armen Deudschen zu vertreibn
Ich hoff zu Gott, er wirds nicht leidn
Das dein Spanier in unserm Land
Treiben erschrecklich spott und schand
Und schmehen unser kind und weib
Dafür wagen wir gut und leib.
Denn sehen jren spot und gwalt
Mein Gott dafür uns gnädig bhalt.
Wend von uns jren ubermut
Keyser hab dein sach wol in hut
Nimpt Gott sein gnad und glück von dir
Der Bapst lest dich, glaub sicher mir.
Thu wie ein fromer Keyser soll
Denn du kenst ja die Deudschen wol.
Gedenck nur nicht dich zu butzen
Wir Deudschen lassn uns nicht trutzen.
Doch woln wir thun, was dir gebürt
So fern du uns nicht wirst verfürt.
Wil dich also mit treuen warn
Ah hüt dich für der Pfaffen garn
Das sie haben auf uns gezogn
Haben damit sich selbst betrogn.
Denn Gottes wort bleibt ewig hie
So sie verschwindn weis niemand wie.
Darumb sich Christlicher bruder
Wie die Pfaffen han ir luder
Gelegt auf uns wie auff ein Aſs
Ir sinn, dancken steht wie ein fraſs.
Sie könn Gotts wort nicht widerstan
Nu wolln sie mit gewalt daran.
Warlich sie versuchens gnau alls
Hencken uns den Keyser an hals.
Der sol uns Deudschen gar essen
Darumb jr fürsten alle sampt

Ir Herren all im Deudschen Land
Last still stan unter euch eur hadern
Ir habt den Weyhen auffm Gatern.
Verstehts bas dens ist geschrieben
Mit Gotts wort wird hochmut gtrieben.
Ir seht wie gschwind ist itzt die Welt
Habt acht, wenn man Kriegsvolk bestelt
Die mehr in andrn Landen fliegen
Der Keyser wöll in Spanien ziehen
Wöll in Barbarey Algerau gwinnen
Gott geb das wirs nicht werdn innen
Das Algerau werde genand
Und geh über das Deudsche Land.
Der Prachtiken sind mechtig vil
Hierumb bit ich nach seinem stand
Ein jeden wil ich han vermand
Er wöll solch mein treulich schreiben
Dis mal bey jm lassen bleiben.
Bas verstehen dens ist gemacht
Wers ein wenig wil haben acht.
So warn ich uns mit allem vleis
Davon hab ich hörn reden leiſs.
Als solts bleiben in der federn
Gott wöll uns glück, und heil beschern
Und verleihn sein krafft und macht.
Ir grossen Herrn habt eben acht
Und erwachet zu rechter stund
Ich mein euch im Schmalkaldischn bund
Oder Protestirenden Stend
Wie ir denn wöllet sein genend
Ir hört was ich dem Keyser sag
Wie sehr ich uber die Pfaffen klag
Hertzog Heinrich ist der sache anfang
Laſst euch die Zeit nicht werden lang

Der Sommer ist nicht weit hievon
Denn fahn wir etwas anders an
Teilen Gotts wort mit Spiessen aus
Wird manchem zu schwer in sein haus
Der Hund leit uns gwis für dem Thor
Wo jr der sachen nicht kompt vor.
Ein Spanier nem ein Ducaten
Thet in eins Christn blut umb waten
Und heissen uns die Deudschen hund
O der unglückhafftigen stund
Wo sie nemen die uberhand
Zu regieren in unserm Land
So werdn sie uns gebn zu schaffen
Das der Türck gieng mit friedn schlaffen
Sie hoffen fast auff unsr unglück
Das wend Gott als auff jren rück
Wölle uns sein gnade senden
Iren anschlag von uns wenden
Uns gebn sein Göttlichen segen
Thun sie sich darüber regen
Nachzukomen jrn gedancken
Wolln wir drumb von gott nicht wancken
Wollen sehen was sie künnen
Mit Gotts hilff uns lassen finden
Und sie mores lern der massen
Das sies unterwegen lassen
Deudsch Lande zu uberziehen
Solln wider nach Spanien ziehen
Der erst anschlag ist jn miſslungen
Gott bhüt uns für Spanischen zungn
Es ist noch mancher stolzer man
Der sich mit ernst nimpt Gotts wort an
Stelt sein Leib darumb an die spitzen
Es müsst noch mancher drübr schwitzen

Dennoch solt bleiben Gottes wort
Der wöll uns helfen hie und dort
Hie dem Leib, und dort der Seele
Für der heissen Hellen quele
Und für der Spanier ubermut
Ir hertz und sinn ist gar nicht gut
Ir sinn und gmüt ringt nach unglück
Mein Spies und Harnisch ist geschickt
Mit Gottes hilff Lob zu erwerben
Odr umb seins worts willn zu sterben
Hiemit ist dis gedicht volnbracht
Ir Deudschen Herrn habt eben acht
Lasts euch ein Narren han gesagt.

Braunschweigische Händel.

Wie der Churfürst zu Sachssen und Landgraff zu Hessen Wolffenbüttel erobert haben. —

Fliegendes Blatt.

Der Gott der Himmel und Erden mechtig ist
Hat sein macht beweisst zu dieser Frist
Dem sey allein lob und preis inn ewigkeit
Der jhe den seinen zu helffen allwegen bereit
Hat itzt den löblichen Fürsten Sachssen und Hessen zugleich
Die von Fürstlichen tugenden hoch begabt und tugentreich
Wolffbüttel des untrewen von Braunschweig Festung und Macht
Inn jr hend und gewalt gantz und gar gebracht
Und ist geschehen den zwelfften Augusti zu mittag
Da alles in Wolffenbüttel verzagt darnider lag
Dan die Nachtigaln, Falchen und Schlangen
Hetten etzliche tage dafur also angefangen
Zu singen mit erschrecklichen donnerlichen thon
Das ein jeder in Wolffenbüttel gewünscht er were davon
Und weil sie sich dann keiner hülff zu vertrösten gewust
Und darzu verflossen ward die zeit und frist
Darin jr herr vertröst zu hülff jnen zu kommen
Welches jme aber Gott hat unternommen

Und also (wie er gottlose pflegt) in die Flucht geschlagen
Daſs er sich mit brieven aus dem Land hat lassen verjagen,
Welches aber niemands wunder nemen sol,
Dan der von Braunschweig ist alles falsch und untrew vol
Hat das an den Christenlichen verwandten redelich beweiſst
Und ganz deudsch Nation mit seiner listigen practiken umbkreisst
Dadurch er der armen Stedte Goslar und Braunschweig
Vermeint mechtig und jr herr zu sein zugleich
Darinne ime aber Gott von wegen seiner bösen übelthatt
Nicht hat raum geben wollen noch stadt
Dan es ist jme durch sein verhengknus also ein kappe geschnitten
Die er nimmermehr mit seinem pochen wirdet vernitten
Und mus also in zeit seins lebens irre gahn
Wie dann solchs der Gottlosen verdienter lohn
Es ist aber solchs alles Gottes werk
Der die löblichen Chur und Fürsten weiter sterck,
Das auch dem von Braunschweig solt unrecht bescheen
Wirdet kein ehrliebender der do lebt, können verjehen
Dan er jhe alle böswichtstuck hat getrieben
Welchs jm auch vor dem Reich unverschwiegen blieben
Und dem trotser, pucher und scharrer oberzelt
Von nu an bis inns ende wird nachgesagt in aller welt
Ime geschiet auch kein unrecht daran
Dan solche salsen vom rautenkranz, gehört uff den untreuen Man
Der mit seinem weisen schelm das uffzufressen gedacht
Aber wie bitter das weer und das ende nit betracht
Vielweniger hat er gedacht an die Katzelnbogische Katzen

Die warlich, wann sie bewegt auch kann kratzen
Wie man dann das jtzo vor Wolffenbuttel gesehen hat
Die Katz hat sich redlich geregt den Morgen frue, und spat.
Lasst nu sehen wer dem von Braunschweig will beifahl geben
Den wil ich der leichtfertigkeit und untugent eben
Vergleichen, wie hertzog Heinrichen den untrewen Man
Das sage ich bruder Veit on allen wahn
Und mag ein jeder jnn dieser zeit wol auffsehen
Und sich so leicht jnn fahr nicht begeben
Dann der löbliche Churfürst mit dem schwerd
Ist Sachssischer Art steiff fest und herdt
Und sein bruder Landgraff Philipps aller mühe unverdrossen
Sie solten wol noch einem reissen solchen bossen
Wo jnen ursach von jmandes darzu gegeben
Da sie doch sonsten lieber nach fride und ruhe streben
So ist Bruder Veit und sein gesinde
Auch abenteuerlich seltzam und geschwinde
Und zu solchen handel zu vermügen gar leicht
Was aber letzlich daraus erfolget und gereicht
Das neme ein jder von dem Braunschweig ein ebenbildt
Und las Gott den herrn sein den besten Schild
Der zuvor auch mechtiger könige hat gestürtzt
Und jren stoltz und toben wider jnen und die sein verkürtzt
Die sich so bös als der von Braunschweig jmermehr gedeucht
Und letzlich im Grunde des Mehres erseufft.
Darumb sich wider Gott kein Mensch legen wolle
Auch sein heilwertiges wort keiner verhindern solle
Es wird jm sonsten gehen wie dem von Braunschweig
Und verlassen müssen sein gewalt und Reich.

Das zeige ich trewer wolmeinung an
Und ein jeder ehrliebender wolle es zum besten verstan
Auch den von Braunschweig dahin lassen hawen
Dem itzt vor einem rauschenden blat thut grauen
Und sich hüten vor Bruder Veit
Das radt ich jm zu aller zeit
Und der allmechtige verleihe uns allen gottseligkeit.

Bruder Veit Landsknecht im Lager vor Wolffenbüttel 12. Augusti 1542.

Warhafftige bescreibung, der Belegerung vnd Schantzens, für dem Haus Wolffenbüttel. Durch die Durchleuchten Hochgebornen Fürsten, Churfürsten zu Sachssen vnd Landgraff Philipssen zu Hessen. Gescheen den 9. Augusti, des 42 Jars.

(Fliegendes Blatt von 1542.)

DEr Fürst von Braunschweig wie man heist,
Vol Teuffels list ein böser Geist
Als er die Fürsten hochgeborn,
Geleitet hat zu grossem Zorn.
Mit Ehrabschneidung manigfalt,
Mit bösen listen vbel gstalt.
Also das zu der gegen Wehr
Ist auffgebracht ein grosses Heer,
Sind sie angezogen mit gewalt,
So glimpflich vnd in der gestalt,
Das auch den Feinden alzugleich,
Furwar nicht ist ein Hünlein gescheucht

ALs sich nun auch die erste Stadt,
Zu Gnaden sich begeben hatt.
So hat der frome Fürst von Sachssen,
Das Göttlich Wort auch lassen wachssen,
Das er den ersten tritt in die Stadt.
Zum ersten er besuchet hat.
Den Tempel Gotts vnd sein Haus,
Den Teuffel auch getriben draus,
Darin er auch Gott vnserm HERRN.
Singen lies zu Lob und Ehrn.
ALH HERR vnd Gott, ich lob und preis,
Dein Göttlich gwalt mit allem vleis

DArnach das heilig Göttlich Wort,
Gehöret ward von manchem dorf.
Darnach da ist man gerücket fort,
Geratschlaget wol an manchem ort.
Also das sie all Fleck vnd Stedt,
Mit vnterthänigem Gebet
An beide Fürsten sich ergeben,
Damit gefristet Leib und Lebn.
Haus vnd Hoff vnd alles Gut,
Vnd das noch manchem zorn thut.
Welchs wir doch achten nicht ein meidt.
Gelobt sey Gott in Ewigkeit.
Der die Gottlosen stürtzen kan.
Sein bestes Haus das griff wir an.
Vnd das do heisset Wolffenbuttel
Beim Hund do lag schon der Knuttel
Der neund Augustus was der Tag.
Da man manch Büchsen füren sag.
Ja für das selbig feste Haus.
Gar dapffer sie sich wehrten draus

Vnd hofften sehr auff jrn Hern
Der würd sie all entsetzen wern;
Mit Hassen füssen vnd mit Speck,
Das Hasen baner das war weck.

ZV morgen hub wir schantzen an,
Was bey der nacht nicht ward gethan;
Darnach da ward gantz nach der dick,
In die schantz gefürt gar manig stück.
Der Churfürst hub den Reien an,
Landgraff des gleich solt jr verstan.
Mit Trumeten vnd der hehr Paucken,
Darnach do lies wir hinein gaucken.
Das Geschütz in einem Fewer fort,
Der from Landgraff sehr ward gehört.
Ein Thurm fellt wir beider seit,
Das die jm Schlos gantz wenig freud,
Darnach durch das ganze Haus,
Ward geschossen sehr durchaus vnd aus.
Doch hetten die im Schlos zuuorn,
Heimlich aufgemacht jr starke Thor.
Fielen dem Landgraff in die Schantz
Da hub sich erst ein seltzam Dantz.
Manch ehrlich Man erstochen ward,
Vnd das verdros die Fürsten hart.
Blieb des halb nicht vngerochen,
Und wurden wieder neingestochen
Auch hat man jr wider nicht gfelt,
Das har zerzaust vnd wolgestrelt.

AM Freitag hub man wider an,
Mit frewden liessen hinein gon.
Mit fewer und mit stücken gros,
Ein jeder merchet seinen schoſs.

Vnd hielten die ins Schlos so lang
Vnd machten jnen also pang.
Rachen die warn erstochen
In die Keller han sie sich verkrochen.
Denn sie solch gwalt nicht mochten leiden,
Ir hoffnung was in kleinen freuden.
Derhalben auch viel armer Leut,
Die fielen raus vmb Vesper zeit.
Gaben auch viel der Frid zeichen,
Damit sie gar thetten erweichen.
Den fromen Fürsten jr Gemüt.
Das sie zu Gnand vnd in der güt.
Zu Gnad sag ich, sind auffgenomen.
Darnach do hört man wider promen.
Die grossen stück denselben Tag,
Im Schlos da hub sich not vnd Klag,
Denselben abent in der nacht,
Da haben sie ein Larmen gmacht.
Da meinten wir sie fielen raus,
Vnd wolten theilen Kappen aus.
Do lag jn doch ein anders on,
Ein jeder dacht wer ich dauon.
Da nun der tag anprechen thet
Ein jedes stück sein Meister hett.
Die zünten sie mit ernst an,
Vnd liessens wider hinein gon.
Vnd nöten sie denselben tag,
Das sie begerten, halten sprach,
Das auf jr vielfeltige bitt,
Furwar auch ist versaget nit.

WAs nu darin gehandelt ist,
Ist mir zu schreiben vm bewust.

Begers auch nicht vnd ob ichs wöst,
Sagt ichs doch nit, das Haus was fest.
Das ward den tag gegeben auff,
Ein jeder meint er wolt darauff
Das manchem hart verpoten war,
Doch welch gelitten hatten fahr.
Den wurde es gantz wol vergunt
Wolt das ein jeder wol verstund,
Wie Gott der HERR so wünderlich
Hat geben vns so bald den Sieg.
Gegen diesen Tyrannen gros,
Der Teuffel ist jr Bundgenos.
Der hat jn auch gelonet recht
Gleich wie der Henker thut seim Knecht.

DErgleichen sol in diesem fall
Inen geschen alle zumal.
Vnd die das heilig Göttlich Wort
Verachten vns der Gnaden Hort.
Derhalben ist mein trewlich Bitt,
Diese Straff wöllst verachten nit,
Vnd das zu einer Warnung han
Was Gott gewürckt vnd hat gethan,

UNd so du hast den Spruch gelesn
Wiſs gwislich werst dabey gewesn.
Vnd da also die Büchssen kracht
Hetst wol als weng als ich gelacht.
Hiemit geb ich dem Spruch ein endt,
Vnd bitt darneben alle Stendt.
Das sie das heilig Göttlich Wort.
Ehren wollen jmer fort.
Halten das in trewer pflicht.
Brüderlich lieb verachten nicht.

Vnd einer thu was er nur wolt,
Im von dem andern geschen solt.
So wird vns Gott auf vnserm theil,
Gnad geben, vnd auch glück vnd heil.
Durch Geistes gab vnd seinen Namen
Wer das beger sprech mit mir AMEN.

Ein lustig Gesprech der Teuffel und etlicher Kriegsleute, von der flucht des groſsen Scharrhansen H. Heinrichs von Braunschweig.

Lucipers des Hellischen Ertz Teuffels rede zu seinen Hellgenoſsen.

Er lieben Herrn, ich hör jemerlich klagen,
Und erschreckliche newe zeitunge sagen.
Das Herzog Heinrich von Braunschweig der Jünger
Sol von seinem Land entronnen unn veriagt sein. (mein)
Wie hats denn versehen der küne Helt:
Ich meint er solt haben den Peren gefelt.
Der so grausamlich brummet jnn der Welt,
So hillft weder practiciren, verreterey noch Gelt.
Der Lutherische Hauffn nimpt überhand,
Das Evangelium breitet sich jnn alle Land.
Jederman wil demselbigen anhangen.
Manch Mensch tregt darnach gros verlangen.
Die setzen alle wider unser hellische List.
Mit jrem Herrn und König dem gecreutzigten Christ.
Der hat uns ein mal jns maul gegrieffen.
Für seiner Gewalt uns noch die augen trieffen.
Unser Reich wil schier gar untergehen,
Es wil weder Bapst noch sein geschwürm bestehen.
Wir haben all mit vleis zusamen gethan,
Inn der Welt alles unglück zu richten an.

Es wil aber gar nicht nach unserm willen gahn.
Was wir mit unsern anschlegen thun tichten und trachten.
Das begint die Christliche verstendnis gar zu verachtñ.
Ligt uns jm weg an allem ort,
Das unsere sachen nirgent gehen fort.
Das verdreust uns seer on alle massen.
Doch können wir unsern Jüngern von Braunschweig nicht
trostlos lassen.
Darumb Pluto und Belial jr getrewen Freund,
Wir wissen nicht besser Bottschaft, die man zu jm send,
Denn euch, Nu schnell auff die fart,
Tractirt jn ehrlich nach seiner art.
Saget jm unser huld und hellischen grus,
Belial, kanstu nu viel liegen und triegen, lieber thues.
Und bringet jm von uns diese mehre,
Das uns sein ungefell gehet zu Hertzen seere.
Wollen uns auch sein mit ernst nemen an.
Wir haben noch viel getrewer reiche genossen,
Wollen all unser gifft zusamen stossen.
Mit verretherey, practiciren und vinantzen,
Können jm noch wol hülff und rat zuschantzen.
Er verlas sich nur darauff und backe nicht,
Vertrawet er uns, so wirds wohl ausgericht.
Wir haben wol eher einem also gethan,
Können unsern Jüngern auch jnn hindern spiegelt sehen
lan,
Das jm geholffen wird jnn unser Hellen Reich,
Dahin gehört er und sein gleich.
Und sind alle unsere wilkomen Gest,
Sehet, helfft jme darzu trewlich, und thut das best.

Pluto und Belial antworten.

Grofs mechtiger Fürst des hellischen grund
Zu dieser Botschaft sind wir der rechte Ausbund.

Das man auch diesen löblichen Mann,
Der alle Wege hat nach ewrm willen gethan,
Trostlos sollt lassen, und ihm helffen nicht,
Da er doch alle sachen nach teufflischer Bosheit ausgericht
Das were die gröste undankbarkeit,
Und seiner viel grossen Potentaten leid,
Denn dieser Man hat ein gut Gehör,
Bey ewer Maiestät Vicario dem Bapst un ander mehr,
Cardinalen, Bischouen uund grossen Pfaffen,
Bey denselbigen unsern Teuffels affen,
Dazu bei grofsen Königen, Fürsten und Welt Herrn,
Die alle zu ewern Reich gehören,
Folgen ihm gerne, und gaffen auff ihn,
Auff ihm stehet all ihr trost uund sinn,
Denn er kan das Glöcklein nach ihrem klang giessen,
Sie haben ihn auch weidlich mit der silbernen Büchssen mussen schiefsen.
Ey lieber, eins umbs ander, keins umb sust,
Er hat sein Stall gar wol damit gebüst,
Er meinet hets nu seer gut gemacht,
Pochte hefftig auff die vermeint Cammergericht Acht,
Die zwo ehrlich Stedt, Braunschweig und Goslar,
Solten fur ihm stehen grosse gefahr,
Die wolt er der massen treiben uund zwingen,
Das sie ihm müsten seins gefallens ein Liedlein singen,
Es würde ihm niemand dürfen wehren,
Er wollt sich auch an jr mit verwandten nicht keren,
Denn sein anschlag und praktik war also verwart
Wolt sich wol zu rechter Zeit machen auff die fart,
Und den vortanz aller erst haben angefangen,
Wenn er alle ewer hellische Reich genossen hat an sich gehangen,
Also wollt ers greiffen weislich an,

Ich het selbst nicht gemeint. das ihm die Schantz solt
gefehlet han.
Er hoffet. es sollt sein practick erst bestehen,
Wer kanns aber alles zu Boltslin drehen.
Es habens andre Leut am lernen verstan.
Das die vorsitzer im flüssen ein vortheil han.
Und das auffsehen sey im Spiel das best,
Ist nicht gut. das man einem zu viel vorteil lesst.
Darumb hat sich die verstendnis kurtz besunnen.
Sind dem frommen Man zu frü auff die Kerbei kommen.
Haben jm also ein rang abgelauffen,
Fürcht wahrlich. sie werden jm ein Kappen kauffen.
Man hat sie so tieff lassen einreissen,
Es will kunst sein. sol man sie nu ausbeissen.
Wir wollen uns aber jnn eile zu unserm Hertzog machen,
Man muſs mit ernst thun zu diesen sachen.
Wir wollen kein vleis noch mühe sparen.
Wollen mit ihm jnn der Welt umher faren.
Hülff und rat suchen bey den die wir wol kennen,
Ist on not, das wir sie alle nennen.
Man mus nicht offenbaren alle sachen.
Wenn man wil heimliche practicken machen.
Denn wir habens zwar bereit dahin bracht,
Das unser sonst nirgend wird wol gedacht.
Aber grosmechtiger Fürst und Herr mein.
Ihr müsset selber mit Meister sein.
Mit eingeben. zu schüren und auff blasen.
Das wir die Leut mögen füren bey der Nasen.
Und das unter einem erbarn heiligen schein,
Die grösten ertz Buben stück verborgen sein.
Sich etlich stellen. als fechte sie es nichts an.
Sprechen. Ach wie erleb ich die zeit. ich arm alter Man:
Thun doch alle practicken helffen machen.
Nemen sich denn gar nichts an der sachen.

Lassen einen andern das Redlein treiben,
Dürffen dennoch guts glücks, sols verschwiegen bleiben.
Darumb gebt uns mit der Teufel genug,
Das wir haben, die wir mögen schicken wider zuruk.
Uund entbieten euch alle sachen,
Uu wir wollen uns auff die fart machen.

Ein ander klein Teufflin.

Glück zu sagt Hewenstreit,
Nun lasst sehen, wer den andern geheit.

Pluto, Belial, die abgefertigte Bottschaft, und jre zugegebene Rotte sind nun auff.

Pluto.

Wo wollen wir hin aus, wo treffen wir den an,
Herzog Heinrich den guten ehrlichen Man.
Ich acht wir ziehen zum nehesten hinaus.
Nach Wolffenbeuttel zu seinem seer festen Haus.
Auff dem wege wollen wir wol erfaren new zeiten,
Können darnach zu jn die Post reiten.
Sehet zu, dort kompt ein Landsknecht her.
Der wird uns fragen newe mehr,
Wie es umb des Herzogen sachen stehet
Und wie jnn seinem Lande zugehet.

Der Landsknecht widder sich selber.

Pox Velten, Was kömpt dort fur ein schwarzes Heer.
Obs wol der freidige Herzog von Braunschweig wer.
Es ist ein seltzame gesandte hab,
Ich mein das der Teuffel mit seiner Mutter herdrab.
Sich dringen daher, ich mus stillstan,
Ich sehe, sie wollen mih sprechen an.

Belzebub der Reuter. Marschalk.

Wan her, Krieges Man, wan her,
Was sagestu vom Kriege für gute mehr.
Ist Wolffenbeuttel hart bedrengt.
Haben sie schier die Rüben umbher versenkt,

Ich mein sie sollen anlauffen.
Und sich noch wol ein weil drumb rauffen.

Kriegsmann.

Potz macht, ich bin von Wolffenbeutel kaum entronnen.
Sie schiessen hinein wie sant Veltens wunnen.
Wir meinten, der böse Hertzog solt uns haben rettung gethan.
Er bleibt aus, das jn müst sant Küris Rauch bestan.
Ich mein man hat jm sein Wolffes Nest zugericht,
Wer es noch eins so fest so hilffts alles nicht.
Es hat sich warlich der Herzog wohl bedacht,
Das er sich hat von dannen gemacht.
Hette er noch so ein künen mut,
So weiſs er, das weit dauon ist für den schos gut.

Marschalk.

Höre weiter lieber Kriegsman mein!
Sagt man nicht wo soll der Herzog sein?

Kriegsman.

Ich weiſs es sümer potz Velten nicht
Der Paul von jm selzame rede ticht.
Man will sagen, er sey zu Fraw Marien gen Burgund gezogen.
Man weiſs nicht wo er hin ist gestoben oder geflogen;
Er hat uns recht jnn der Suppen lassen stahn,
Ich diene ihm nicht mehr, solt ih umb Brot gahn.
Es mag jm der Teuffel helffen,
Zu Wolffenbeutel zeuget er schwerlich mehr junge Gwelffen.

Marschalk.

Ey, ob du an ihm verzagest lieber Man,
Man wird jm dennoch helfen und beistan.
Haw jmer hin lieber Gesel,
Ich sehe, du schewest dich auch fur der Hell.

Der

Der Lawr hat uns lang gehalten auff,
Wir müssen flux wider stechen drauff.
Wollen rucken den Berg hinan,
Siehe, dort sehen wir ein heufflein reiten oder gahn.

Ein gemein Teuffelchin.

Herr Marschalk, die dort von fernis ziehen her,
Das sind zehen oder zwelff Reuter.
Ich sehe das sie gleich her auff uns draben,
Da wollen wir aber weiter fragen.

Marschalk.

Schort, ewer vier rucken bald hinaus zu jn,
Saget jn aber nicht wer wir sein oder wer ich bin.
Nehmet von jnen bescheid, und saget wir sund Freund,
Das wir ungern wolten Fried machen, darzu sind wir gesendt.
Sagt jn, wir wollen sie gütlich sprechen an,
Sie sollen kein schew fur unserm Hauffen han.

Herr Hans ungenaut, Ritter
zu seinen Knechten.

Ihr Gesellen, dort ziehen viel Reutter im grund,
Gehören sie nicht zu unserm Friedes Bund,
So werden sie uns weidelich sprechen an,
Und ein Reutter spiel mir uns wollen han.

Reuter Hensell.

Herr, sehet dort, sie schicken von sich,
Deuchts euch gut, so wollen Wollf Strauch und ich
Auch zu jnen reiten, und guten bescheit geben,
Gefelt es uns andern, und ist uns eben.

Herr Hans ungenannt, Ritter.

Ja rucket hinzu, ihr lieben Knecht,
Und haltet euch jnn der Sachen nach Reuters Recht.

Reuter Hensell.

Haw drauff Gesel, nim meiner war,
Ich weis wol, das du thust, das ich thun thar.

Wolff Strauch
Thu gemach sie eilen auch sehr her.
Siehe, es sind fürwar seltzame Reuter.
Schort der Teuffel vornemster vordraber.
Wir sind die Reuter, wo denckt jr hinaus?
Reuter Hensell.
Ey lieber Stallbruder, wo gehört jr zu Haus?
Schort.
Unsere Herrn und Reuter das sind Legaten,
Und eins gros mechtigen Herrn Amasaten.
Sie haben uns voraus zu euch gesand,
Zu fragen, ob jr komet aus dem Braunschweiger Land.
Und wie daselbst stehen die sachen,
Denn sie wolln ungern friede machen.
Wolff Strauch.
O lieben Gesellen, die Metten ist schon gesongen,
Wolffbeutel und das ganze Land ist schon gewonnen
Ir hett ehe müssen thun zu den Sachen,
Wenn man hett wollen friede machen.
Wolffenbeutel hat gehalten ein Straus,
Die Gest sind drinnen der Wirth ist heraus
Das wolt jr ewren Herrn sagen,
Der von Braunschweig hett die Leut nicht so solt plagen.
Auff anderer Herrn schaden nicht haben practicirt,
Auch so viel Leut auff sich gefürt.
Und gedrewet haben den Backen streiche,
Gedacht, sihe, das man dir nicht widerumb ein reiche.
So were er bei Land und Leute blieben,
Es hett jn auch niemand so bald vertrieben,
Da er aber so viel reitens hat wollen haben,
Hat man jn das Röslein dazu müssen beschlagen.
Schort.
Nu unsere Herrn kommen heran.
Sie werden einander selbst sprechen an.

Pluto.

Lieber Herr, oder was ihr seyd,
Habt nicht verdries, das ich zu euch reit.
Ich wolt euch anreden jnn freundschaft,
Und bitten gute Kundschaft.
Reitet jr aus dem Lager her?
Bit, saget mir doch on alles gefer.
Wie es alda zugehet,
Und wie es ums Land zu Braunschweig stehet.
Wo doch der Herzog Heinrich mag sein,
Denn wir denken auch zu ihm hinein.
Wolten uns schlagen jnn die sachen
Ob wir künden ein löcherigen frieden machen.

Herr Hans ungenannt, Ritter.

Herr, ir wolt mir nicht fur ubel han,
Das ich ewern rechten Titel nicht geben kan.
Denn furwar Herr, ich kenn ewer nicht,
Ich will euch aber sagen on alles geticht.
Das Land zu Brunschwig mit alle Festen ist gewonnen.
Der Herzog ist dauon entronnen.
Er hat schendlich verlassen sein Land und Leut.
Wil gern sehen wo er sich erhole einer solchen Beut.
Er hat sich von seinem weiſsen Röslein selber gehörtzt.
Gott hat sein ubermut und hoffart zu bodem gestürtzt.
Das er nun ist ein Herzog on Land,
Sein Tyranney und tük jderman gemacht bekant.
Gottes heilwertiges Wort hette er gern aus der Welt
getrieben.
Aus hoffertigem Stoltz sich an jederman getrieben.
Not stewr gesucht an allen orten,
Umb sich geschmeist mit weibischen schmeeworten.
Hat den ehrlichen Rauten krantz hart gegrieffen an.
Gemeint, wer jm niemand zu gut dem künen Man.
Hat aber nicht thüren verwarten der roten Schwert,

Furcht man möcht jm gestriegelt han sein weiſses Pferd.
Der Stern hat jm auch so fort seer jnn die Augen geschienen.
Hat gedacht, wol auff nur weit von hinnen.
Hie helffen weder Wolffes Löcher noch Steinbrücken,
Ich hab zu hoch gefaren, ich mus mich nun bücken.
Ey ja lieber Herr so gehet es den, die Gott verachten,
Andern Leuten nach jren ehren und gelimpff trachten,
Wollen nirgend an und oben raus.
Ehe man sich umbsiehet so ists mit jnen aus.
Es helfen weder starke Heuser noch Festen,
Alles Dinges ein mas, das ist am besten.
Menschlicher Trotz muſs untergahn,
Allein Gottes wort bleibt ewig bestan.
Denn, wenn von anbeginn dieser armen Weltwesen,
Alle Historieen und Geschicht werden durchaus gelesen.
So find man, was sich hat wider Gott gesetzt,
Das hat dennoch alles müssen untergehen zuletzt.
Wiederumb, wer auff Gott hofft und dem vertrawet,
Der hat jm ein starcke Festen gebawet.
Er wird auch verlassen nimmermehr,
Gott hatt jnn schutz sein Leib, Seel, Gut und Ehr.
Das solt der stolze Herzog auch haben bedacht
So het er sein sach gar viel besser gemacht.

Pluto antwort zorniglich.

Ey mein lieber guter Freund und Herr,
Ir gebt ein seer guten Prediger.
Meint ir, der Herzog sey nu gantz und gar verlassen?
Nein, es stehen die sachen der massen.
Der Bapst, Cardinal, Bischoff und der Teufel jnn der Hellen,
Sind all jnn diesen sachen sein Mitgesellen.
So ist all sein thun und leben auff unruhe gericht,
Darumb er viel wunderlicher un seltzamer anschlege erticht.

Hat sich nacht und tag damit getragen,
Er meint aber nicht sich selbst zu veriagen.
Aber das jmer jemand darin solt jrren.
So schlechet untrew jren eignn Herrn.
Er wird dennoch gentlich nicht ablan,
Wird sehen und richten ein newes an.
So lawern jtzund auch sonst sein Bunds verwandten,
Denn das man in so uberraschet hat, sant anten,
Het gemeint es solt aber vberredens gelten,
Und man würde noch lenger schreiben, und sich mit jm schelten.
So wandelt man die Feder in Büchsen und lange Spies,
Fragt nichts darnach wem das verdrieſst.
Ob Papisten, Teuffel und all sein Bundsherrn,
Hefftig darumb toben, wüten und zörnen.
Aber man wird nicht unterwegen lassen
Können wol wider einen Stein zusamen blasen.
Der die Evangelische verstendnis stos für die Stirn,
Und solten wir auch den Türcken zu hülff füren.
Und ich selber will einer sein.
Mein samen auch weidlich mengen drein.

Herr Hans ungenannt, Ritter.

Es ist ein geschiefft, man muſs fort wogen,
Der es jnn seiner Hand hat, sitzt im Himmel droben.
Den müssen die Teuffelswürm auch drümb fragen
Wir wollen für dem geschmeis nicht so hart zagen.
Der Gott der lebet und alles erhelt
Hat denselbigen Teuffels Köpffen alln bereit ein urteil gefelt.
Die wider Gott, sein heilges Wort un alle erbarkeit streben wöllen,
Das sie gehören in den Abgrund der Hellen.
Denn das wuſste auch Hertzog Heinrich der fromme Man,
Das jm der seine Bosheit stewren kann.

Darumb das Hertzog Georg von Sachssen verschiedn was,
Aus grofsem Mitleiden und betrübnis sprach er das.
Nun wollt ich, das Gott jm Himmel wer gestorben,
Ey lieber ja, so weren seiner ehrlichen anschlege nicht so viel verdorben.
Seit sie jm aber all zurück sind gangn,
Und alles was er mit seinen Teuffels Ketten hat angefangen.
Ist zuschmulzen wie der Schnee,
So thut es nu dem fromen Herrn wee,
Das er gar darnider gestürtzet ist,
Dafür loben wir den Herrn Jesum Christ,
Der wird sein Wort und die dem anhangen wol erhalten,
Den selbigen starken Gott wollen wirs lassen walten.
Ziehet hin, lieber Herr, oder was ihr seyd
Ich wil auch sehen wo ich hinreit.

Pluto ist zörnig.

Reit hin jnn meinem namen wer du bist,
Was schmerterst du von deinem Jhesu Christ
Ihr lutherische müst uns noch hart lan,
Und solt euch alles unglück bestan.

Herr Hanns wirfft sein Hengst rumb.

Behalt dir lieber Gesell, Ich reit dauon.

Reuter Hensell.

War für halt jr gestrenger Herr diese Reuterey.
Ich mein das er der wütige Teuffel aus der Hellen sey.
Ich kann mich jnn jre rüstung gar nicht schicken.
Sie haben sich wunderlich müssen zusamen flicken.
Je lenger ich sie hab gesehen an,
Je mehr kam mich ein grausen an.
Auch was ganz wunderlich jhr Herr,
Da jr von Gottes gewalt redet, ward er gar jrr.
Kunde euch gar nicht zuhören mehr,
Es roch jm sawr jnn die Nase die Euangelische Leer.

Er wird freilich zum Herzog von Braunschweig drabn.
Der mus nu solche tröster haben.
Die helffen auffwickeln und Redlin treiben,
Den es will kein redlich Man sonst bey jm bleiben.
Man hat jn lernen kennen zu wol,
Seins guten gerüchts ist die ganze Welt vol.

Herr Hans.

Ich wust auch nicht wie ich mit jm dran was,
Bey meinen ehren rede ich das,
Ich wäre lieber gewesen weit dauon,
Denn daſs ich jm solt lange reden ausstan.
Sie mügen jmer hin weidt von uns draben.
Die Drüs und Peul mit dem Hertzogen haben.

Pluto redet, da sie von ander komen.

Dieser Ritter ist furwar ein trotziger Man,
Das er so tapffer von sachen reden kann.
Dies thun wil ich noch weiter strecken,
Und unsers Herzogen anschiffter seer erschrecken.
Wenn sie es wollen angreiffen mit solcher tapfferkeit,
So wird manchem ein practiciren noch werden leid.
Wer hets können glauben noch aussinnen,
Das man die groſsen Festen so bald solt gewinnen.
Hat man den reien so risch getantzet aus,
So verlas sich nur keiner auff sein festes Haus.
Belial rund jr andern Gesellen.
Wir müssen schliessen, war wir thun wöllen.
Weil wir des Herzogen wesen nicht können erfaren,
So wollen wir unsere mühe und vergebens reisen auch
und Kunst sparen.
Zu diesen sachen gehöret aller Papisten uund Teuffel list
Ich furcht was wir jetzt fürnemen, das ist umb sunst:
Wir müssen bedechtig und ernste Ratschleg darüber han.
Ich acht wir reisen zurück, und zeigen unserm Herrn
Luciper an,

Und berichten jm alle Sachen,
Der wirds wol wissen wie ers wil weiter machen.
Das er bleibt jnn der Hellischen pein,
Und helffe allen unsern unruigen Papisten auch hinein.

Belial.

Pluto, dein Rath gefellet uns allen wol,
Sint ich mein bedenken dazu sagen sol.
Weil sich alle Papisten und unsere anhenger jtzund bucken.
Keiner will sich lassen erfur lucken.
Das wir auch lawern und sehen zu,
Wie man den Sachen weislicher thu.
Den unsers Herzogen anschleg sind zurissen,
Er hat sich jnn seiner Klugheit beschmissen.
Er mag sich die Papisten widerumb auss wuschen lan.
Oder wil er bey uns ein wannen Bad han
So wollen wirs jm mit vleis bereiten.
Und ein Cardinals Mantel darüber breiten.
Das er mag baden und banketiren aus,
Zu Wolffenbeutel ist er jetzt nicht mehr zu Haus.

Das klein Teuffelchen wirfft sich rumb.

Wend dich Rösslin wir haben ein vergebene reise gethan,
Ich fürcht es werden uns noch wol mehr anschlege zurücke gahn.

Beschlus des Dialogi.

Gott hat aber eins beweiset seine macht,
Und den Papisten ein denkzedel bracht.
Darinnen sie mügen lesen und sehen,
Das jr praktik unn anschlege gar nicht wollen bestehen.
Denn wie hoch sie scharren, trotzen und pochen,
So wird dennoch in die Schanze gebrochen.
Wenn sie haben zum höchsten auff jrs anhanges macht vertrawet,
Der groſse Festen aus Dreck und Stein gebawet.

Und wollen pochen die ganze Welt,
So hat sie Gott gar bald herunter gefelt.
Und müssens lassen nach seinem willen gahn,
Denn sein Wort bleibt fur jhn ewig stan.
Es sind sonst gar vergenglich alle Ding,
Die auf dieser armen elenden Welt sind.
Wir werden auch nicht ewig leben,
Müssen zuletzt eine schwere Rechenschaft geben.
Das wir also gottlos leben, wüten und toben,
Es wird alles zuletzt ein Ende haben.
Und wer hie nach Gottes willen nicht han gethan,
Wird dort ewig den spot zum schaden han.
Der liebe Gott wol seins Worts Verfolger auch bekeren,
Und jren bösen gifftigen anschlegen furder wehren.
Das sie mügen zur erkenntnifs der Wahrheit kommen,
Ihre grawsame sünden durch Gottes Barmherzigkeit werden entnommen.
Das sie auch bracht werden zu der seligkeit.
Dazu helff uns allen Gott jnn ewigkeit
Amen.

Grumbachsche Händel.

Nachtigal.

das ist,

Aus Johann Friedrichs des Mittlern, Herzogs zu Sachsen, publicirten Schriften, vom Ursprunge, Anfang und ganzen Proceſs der Wirtzburgischen und Grumbachischen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug.

(Der Verfasser ist Wilhelm Clebitius, ein armer Gelehrter zu Frankfurt a. M. S. (Vulpius) Curiositäten. Weimar 1812. II. 561.)

Getruckt im Jahr Christi MDLXVII. Bey Hans Schmidt. *)

Dieweil ihr schlaffet in der Nacht,
Und Trubsal euch bekümmert macht,
Kom ich, genannt die Nachtigall,
O Fursten gut, in diesem Thal,
Zu singen euch ein schön Gesang,
Zu wecken euch mit meinem Klang,
Dieweil der Frühling kommpt herbey.
Bitt, wollet meine Melodey
Gütlich in Gnaden hören an,
Der Büchssen Knall abschaffen lahn,
Gute Freunde mit einander sein,
Und euch wohl bey der Sonnen Schein

---

*) Eine Handschrift derselben findet sich auf der Groſsherzogl. Bibl. zu Weimar unter dem Zeichen S. 4: 37 (4°).

Vertragen mit einander all,
Auf daſs verhüt werd groſsr Unfall,
Den Eulen nit mehr hören zu,
Die euch gemachet solch Unruh.
Poeten solch gewohnheit han,
Wenn sie zu dichten fangen an,
Daſs sie viel Götter allermeist
Anruffen, umb ein guten Geist,
Daſs ihre Reym mit Süſsigkeit
Gezieret sein, und wohl gekleydt.
Ich weiſs nit mehr denn einen Gott
Den ruff ich an nach seinem Gebott,
Daſs ich euch all vermahnen mag,
Anzeigen vieler Herzen Klag,
Vom groſsen Handel reden wol,
Weſs jeder sich verhalten soll;
Doch daſs ich euch nicht lang auffhalt,
Ist die Sach kürzlich so gestallt:
Grumbach der hat viel Guth und Land,
Das behielt ein Stifft gerin in seiner Hand,
Daher entspringt der erste Neydt,
Der gemachet hat so manchen Streit.
Marggraff Albrecht, der streitbar Mann,
Den von Wirzburg wollt greiffen an,
Grumbach Marggräffscher Diener war
Wie ihm vergrimmt der Pfaffen Schaar.
Der Bischoff trauet ihm nit im Streit,
Begerte Fried und Einigkeit.
Hie thet Grumbach ein groſse Treuw
Dem Stifft Wirtzburg und ganzem Gebeuw,
Richtet auff Fried und Einigkeit
Macht daſs geschah dem Stifft kein Leydt,
Verhindert selbst den Ueberfall,
Leyhet ihm Gelt in groſser Zahl;

Viel Treuw hat Grumbach mehr gethan,
Am Stifft Wirtzburg, der ehrlich Mann.
Denn da der Graff von Beuren bracht
Viel Reuter und ein groſse Macht,
Hat Grumbach Fleiſs gewendet an,
Daſs er dem Stifft kein Schaden gethan.
Beim Kaiser auch erhalten hat,
Daſs er viel Reuter schicken that,
Welche den Stifft beschützet han,
Daſs ihm kein Ueberlast gethan.
Nun höret zu mit welchem Lohn
Die Pfaffen ihn bezahlet hon.
Da Moritz und Albertus beyd
Hielten zusammen einen Streitt.
Marggraf Albrecht verlor die Schlacht,
Derhalben ihn der Stifft veracht
Wolt sein Zusag nicht halten mehr,
Dieweil Albrecht geschwechet sehr.
Wil ihm nunmehr kein Schuld gestahn,
Grumbach wollt sein Bezahlung han,
Der Bischoff ihm wollt zahlen nicht,
Verachtet truzlich all Gericht,
Beraubet auch sein Land und Leut,
Vermeynet, er hätt ein gute Beutt.
Grumbach der ruffet an das Recht;
Der Stifft der macht viel Spiegelgefecht,
Der Kaiser selber redet an
Den Bischoff, daſs er soll verstahn
Mit Grumbach kommen überein,
Sagt, daſs die Sach nit war so klein.
Der Bischoff bleibt auf seiner Bahn,
Helt Grumbach vor ein schlechten Mann.
Nicht lang hernach der Bischoff ward
Mit einer Kugel getroffen hart,

Daran Grumbach unschuldig sich
Bekennet frey und öffentlich.
Mit solcher Protestation,
Dafs ihm der Schufs mehr Leydt gethan,
Denn eim andern in dieser Welt.
Wie er solchs auff sein Eyd erhellt.
Grumbach zeucht in fremde Land,
Sein Tugend machet weit bekandt.
Und dienet den drey Lilien schon,
Welch führet die französisch Kron.
Mit Reuttern stark er wiederkehrt,
Die Pfaffen gewifslich hart verfehrt.
Man giebt ihm viel der guten Wort,
Dafs er nit also fehret fort.
Grumbach sich überreden läfst,
Folgt ihrem Rath und thut das best.
Er meint, sie würdens machen fein,
Sein Land ihm wiedergeben ein,
Gütlich die Sach ohn alle Wehr,
Zu Frieden stund auch sein Beger.
Da er die Reutter gelassen ab
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.
Ferdinandus doch das beste that,
Den Pfaffen gab in guten Rath,
Gütlich Verträg zu nehmen an.
Die Pfaffen wolten nit daran,
Des grofsen Vogels hatten sie
Erwehret sich, sprachen sie frey,
Was sie dann mit eim Edelmann
Sollten Vertrag jetzt nemen an?
Mit Geduldt Grumbach so lange harrt,
Bis er schier gar zum Bettler ward,
Nit treiben kunt ein lang Procefs,
Den kayserlichen Rechten gemefs,

Dem Adel zeigt sein Bettelstab
Sprach sie an umb ein Reutergab.
Wirzburg, die weit berühmte Stadt,
Er glücklich eingenommen hat
Doch hat er nit gefordert das sein,
Verschreibung genommen nur allein,
Die Pfaffen lassen leben all,
Kein Burger plündert dazumal.
Der Pfaffen Kelch und Meſsgewandt,
Damit sie treiben ihren Tandt,
Hat er da nit gerühret an,
Sondern sie noch bewahren lan
Des Bischoffs Hoff und Kanzeley
Für Raub er thet erretten frey:
Allein mit Siegel, Brieff und Eydt
Nan er auf diſsmal sein Bescheydt,
Die auch der Bischoff hat hernach
Versiegelt, und die ganze Sach
Bewilliget, ungezwungen zwar,
Wie solches allen offenbar.
Hett Grumbach sich daselbst bezahlt,
Und geubt allda sein Gewalt,
Den Pfaffen genommen all ihr Gutt,
Gebrochen ihren stolzen Muth
So hett er sich bezahlet frey,
Wär bewahrt für ihrer Buberey.
Solchs hat er aber nit gethan,
Hat jedem ja das sein gelahn,
Daſs er in Fried die Güter sein
Sein Kindern möchte geben ein.
Aber gewiſslich er war zu gutt,
Die Pfaffen treibt der Uebermuth,
Denn sie hernach ihr Brieff und Eydt
Mördlich gebrochen ohn Bescheydt,

Sein Weib geplündert Land und Gutt
Dazu ein groſsen Uebermuth
An seinem Sohn getrieben han,
Conrad Grumbach, wollts recht verstahn,
Daſs sie ihm han ein kleines Kindt
Männlichs Geschlecht, ermordet geschwindt,
Von Mutterleib getrieben zwar
Als Mörder, solchs ist offenbar,
Getrieben ihn von Land und Gut,
Gedurstet sehr nach seinem Blutt.
In seinem Namen thun greiffen an
Den Apt von Benz und den Kauffmann,
Daſs er zu keiner Gnade mehr
Ferner möcht kommen, auch sein Ehr,
Durch famoſs Bucher sehr geschendt,
Die kommen sind in vieler Hendt.
So han sie auch Wilhelm von Stein
Sein Häuser abgebrennet rein,
Junker Ernsten von Mandeſsloh
Sein Früchten auf dem Feld zu Stroh
Gemachet frey, nit leyden wollt,
Daſs man dieselb einsammeln solt.
Da Grumbach so geengstigt sehr,
Johann Friedrich der mittler Herr
Betrachtet sein Ritterliche That,
Deren er gar viel erzeiget hat,
Auch ehren thun sein Alter schwer,
Wie uns gebeut die Göttlich Lehr,
Sein Trübsal auch gesehen an,
Wie er verfolgt von jedermann,
Sich seiner so erbarmen thut,
Und nimpt ihn auf in seiner Hut,
Verheiſst ihm Schutz und frey Geleydt,
Daſs ihm zufügt niemands kein Leyd.

Und thät solchs mit des Kaisers Rath
Damit es ihm nicht bracht in Schad
Damit nicht ferner wurd berührt
Das Römisch Reich, bis wurde verhört,
Im Römischen Reich vor allen Stendt,
Und jedem da sein Recht erkennt,
Solchs hat Ferdinand gelassen zu
Doch daſs Grumbach in Rast und Ruh
Sein Leben führt, und jedermann
Auch rasten lieſs, wie er denn than.
Das merket wohl ihr Edelleut,
Die ihr Grumbach umbringet heut.
Ist dieſs der Lohn und billig Ehr
Für Ritterliche Kriegeswehr?
Denkt doch ihr Fürsten alle gut,
Daurt euch nicht das Sächsisch Blutt?
Johann Friedrich der tapfrer Heldt
Sein Leben also frömmlich stellt
Umb Gottes Wort in groſse Gefahr,
Der Chur darum beraubet war,
Sein Söhnen lieſs ein kleines Landt:
Denkt ist es nit ein groſse Schandt,
Wenn ihr die nun bekriegen wollt,
Die ihr billich erretten sollt,
Führwar der Grafe von Serein
Für Gott wird ewer Kläger sein,
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden lassen all zugleich,
Und habt ihm keine Hülff gethan,
Habt dennoch das Volk schätzen lahn,
Den Türken wollen fressen gar,
Ihm ziehen ab sein Haut und Haar
Die Kriegsleut auch bezahlt mit all,
Dadurch sie kommen in Unfall,

Was-

Waſser getrunken für den Wein,
Daſs ihrer viel gestorben sein,
Was denkt ihr doch, ihr Fürsten gutt.
Bekriegt ihr nicht ewer eigen Blutt,
Und wendet für des Reiches Acht
Und schendet ewer eigen Macht,
Verlaſst das arme Niederlandt,
Damit der Bapst sein Spott und Schand
Zu üben hat in seinem Sinn,
Bedenkts, was ist doch ewer Gewinn?
Sein dieſs die Türken, die ihr wollt
Erwürgen, durch das Reiches Sold?
Muſs darum auch der Zoll am Rhein
Gesteygert und gemehret seyn?
Viel meynen, daſs des Türken Steur
Soll sein ein wares Fegefeuer.
Ist Grumbach nicht ein alter Mann
Der für Alter kaum gehen kann;
Wenn ihr nun lange führet Krieg,
Was Ehr bringt euch dann solcher Sieg?
Er begeret doch nur Rast und Friedt,
Warzu soll den dieser elend Streit?
Soll Grumbach seine Güter lahn
Den Pfaffen, und selbst betteln gahn?
Weh euch, ihr falschen Zungen zwar,
Die ihr jetzt bringet in die Haar
Die blutsverwandten Fürsten gut,
Und stürzet so unschuldig Blutt!
Die armen Bauern müssen dran,
In schanzen sich erschiessen lahn.
Ihr freſst und sauffet bey dem Feur,
Gedenket nit, daſs Christus theur
Das Menschenblut erlöſset hat,
Weh euch der groſsen Missethat!

Der Arme seufzt. und spricht Ach, Ach!
Und häuffet über euch Gottes Rach.

O Kayser Maximilian,
Gott zier dein Kayserliche Kron,
Der Bapst stecket voll giftig List,
Des Reiches Fried zuwider ist;
Durch Einigkeit der Fürsten Macht
Zunimbt, solches der Bapst betracht,
Hierauf ist er befliſsen gar,
Daſs er euch nur bringt in die Haar,
Vermalmet so eure Bein und Mark,
Daſs ihr ihm werdet nie zu stark,
Läst sich anbetten, wie ein Gott,
Tritt euch mit Füssen, wie ein Krott.
Viel Kayser hat er abgesetzt,
Die Türken wider sie gehezt,
Da du empfingst die güldene Kron,
Hast du das Evangelion
Zu schützen vielen zugesagt.
Denk ob es Gott auch wohl behagt,
Wenn jetzt die Hur von Babylon
Befürdert werd durch deine Cron.
Der Höchste sitzt in seinem Thron,
Und hat vorlängst gezehlet schon
Die Tag und Stund des Scepters dein,
Die Zeit die ist hier kurz und klein.
Grumbach ein treuer Diener war
Dem Carolo, wie offenbar:
Der von Wirtzburg keiner Parthey
In Truwen ist gestanden bey,
Dein Vater auch erlaubet hat,
Johann Friedrich mit reiffen Rath;

Den von Grumbach zu geben Schutz:
Darum hat er mit keinem Trutz
Veracht dein Kayserliche Cron.
Das merk, o Maximilian.
So hast du auch gelassen zu
Johann Friedrichen, daſs er in Rub
Den von Grumbach behalten hatt:
Wenn du solchs ein Missethat
Erkennen willtt, bin ich zu schlecht,
Und kann es preysen nit für Recht.
Ein Fuchs hie muſs begraben sein,
Das fürchten beide groſs und klein,
Viel sorgen, daſs Grumbach allein
In diesem Kriege sey ein Schein,
O Kayser Maximilian,
Niemand Gott widerstreben kan.
Die Augspurgisch Confeſsion
Was gab ihn doch der Bapst für Lohn,
Da er lang hett das Best gethan?
Sein eigen Reich bekrieget sehr,
Dadurch geschendt sein eigen Ehr,
Da er ungluckhaft von Metz
Mit Spott abzogen ist zuletz,
Gab ihm der Bapst nicht solchen Rath,
Daſs er den Scepter von ihm that,
Hieſs ihm ein Kappen ziehen an,
Als hette er ganz Uebel gethan,
Daſs er die Fürsten geben frey,
Und nit mit groſser Tyranney
Das Bapstthum aufgerichtet gar,
Durch tausend Mord und manch Gefahr,
Solchs wollstu, Maximilian,
Bitt ich in Gnaden auch verstahn,
Die all zu Gnaden nehmen an,

Die deiner Kayserlichen Cron
Ein Fuſsfall thun demüthiglich,
Dein Augen zeigen gnädiglich,
Gedenk, daſs Gott der Höchst allein
Dir auch vergibt die Sünde dein.

Churfürst Auguste, denk daran,
Ein Beispiel dich erinnern kann.
Albertus das Marggräflich Blutt,
Zusammen waren gebetzet auch,
Von Büchsen ward ein groſser Rauch,
Das Füstlich und das Adelblutt,
Noch heut das erdreich ferben thut.
Wär dir jetzt treuw dein Prädicant,
Sprach er, es wär ein groſser Schand,
Daſs du so alt jetzt worden bist
Und nicht merkest der Pfaffenlist.
Denn Grumbachs unverdiente Acht,
Hastu erstlich selber veracht,
Dem Grumbach dienst gebotten an,
Ihn gehalten für ein frommen Mann.
Auch hat Staupitz, der Diener dein,
Grumbach zugeführt zwey Fähnelein
Sehr starker wohlgerüster Knecht,
Da er mit gutem Fug und Recht
Wirtzburg die weit berühmte Stadt
On blutig Schwerdt erobert hat.
So sagt dir auch dein Consciens
Ohn Zweifel ein sehr gut Sentenz,
Daſs der alt Churfürst mit seiner That
Noch Chur, noch Ehr erwirket hat.
Die Rede slichet auch mancherley,
Daſs Moritz durch Verrätherey

Die Chur bekommen, und mit Fug,
Johann Friedrich dieselbig trug.
Hat dir Gott günnet nun die Ehr,
So sollt du prangen nit zu sehr
Vertilgen nit dein eigens Blut,
Von dem du hast dein Ehr und Gut.
Es ist doch ja der Vetter dein
Denn du und noch ein Pfaff allein
Um seine Treuw und milde That
Umbringest mit deim eignen Stadt.
Kein Kronik solches preysen wirdt,
Darzu kein frommer Seelenhirdt.
Denk, daſs du auch bist Staub und Erdt.
Dein Leben hie nicht ewig werd.
Wiltu gehalten seyn vor keck
So zihe hin, und gewin Siget,
Welches der Türk genommen ein,
Dadurch wird auch der Name dein
Berühmet sein und weit bekandt,
Im Teutschen und im Welschen Landt.
Das Reich zwingt mich, ist deine Sag,
Du hast aber eine strenge Klag
Zu Augsburg im vergangnen Jahr
Herfür gebracht, ist offenbar.
Der falschen Urgicht Instrument,
Hastu gesandt in Pergament
Dem Kaiser und noch andern mehr,
Dein Freund hierdurch geschendet sehr
Auch auff eines Menschen Mund allein
Muſs Grumbach überzeugt sein.
Der von Wirtzburg und von Braunschweig
Mit dir, sein nicht das ganze Reich.
Ein Pfaff die Acht hat impetirt,
Und wer dieselbig exequirt

Der schendet seine eigen Ehr,
Hofirt den Pfaffen allzusehr.
Hettstu Grumbach nit klaget an,
Wer hingelegt der alte Span.
Auch ausgesühnet wer die Acht,
Die jetzund bösen Handel macht.

Wilhelme, denk an Bruder dein,
Denn wenn der wird verdorbenn sein,
Was wird doch endlich sein dein Lohn?
Wirst du nicht haben Spott und Hohn?
Dein Herz wird sich bekümmern sehr,
Daſs du nit solches betrachtet ehr,
Was hat dein Bruder dir gethan,
Daſs du mit Pfaffen spannest an,
Verderbst dein eigen Gut und Landt?
Bedenk die Brüderische Bandt.

Pfalzgraf am Rhein die Tochter dein
Jetzunder sehr betrübet sein
Zwo Schwestern, die zween Brüder hon,
Ach Gott in groſser Trauwer stohn.
Der Mutter muſs solchs sein ein Pein,
Dem Vater auch gewiſs nicht klein.
Der Teufel hetts auch gern gemacht,
Daſs man dich in des Reiches acht
Gethan hett, ist ihm herzlich leydt
Daſs dir geworden gut Bescheydt.
Mich gern wollt er dich fressen gar
Mit Leib, mit Seel, mit Haut, mit Haar.

Joachime, deine Fürbitt,
Von Brandenburg, hat geholfen nit.

O Brandenburgisch Edelleut,
Ewer Frombheit wird gefordert heut.
Des frommen Casimiri Knecht,
Welcher doch hat gut Fug und Recht,
Der vierzig Jahr sein diener war,
Wird geengstet von der Pfaffen Schaar.
Marggraf Albrecht, den guten Heldt,
Da Moritz durch ein Kugel gefellt,
Hat Grumbach nit verlassen thun,
Darum wird er gehasset nun.

Churfürst von Mainz, ein alt Geschicht
Wird geben dir ein guten Bericht.
Als Dietrich auch Bischoff war
Zu Mainz, den Bapst strafft offenbahr,
Dafs er nur sucht der deutschen Geltt,
Wend vor, der Türk der leg im Feldt.
Drumb Mainz die weitberühmte Statt,
Ein andrer Pfaff anzündet hat,
Und da ihm geöffnet war die Pfort,
Viel Bürger jämmerlich ermordt,
Die andern hat er trieben aus,
Die Stadt plündert von Haufs zu Haufs.
Noch ward da nit erkannt die Acht.
Dasselbig, bitt ich, wol betracht.
Churfürst zu Mainz, wollst werden gleich
Dem frommen Bischoff Dietereich.

Churfürst von Cölln, denk daran,
Wie dein Vetter, Bischoff Herrmann,
Von Pfaffen abgesetzet war,
All seiner Ehr beraubet gar:
Noch ist ihm solchs ein grofse Ehr,
Welche wird sterben nimmer mehr.

An dich ist nun mein christlich Bitt.
Dein frommen Vetter schende nit.

Churfürst von Trier, dich hat dahin
Der Todt, welcher dein groſs Gewinn.
Dein Seele jetzt bewahret Gott,
Errettet sie aus aller Noth.
Dein Lieb zu der Geometrey
Dein Landtafel wird melden frey.
Gott geb, daſs der Nachfolger dein.
Ein frommer Bischoff müsse sein.

Landgraf Philip, manches graues Haar
Hat dir gemacht der Pfaffen Schaar.
Führwahr wenn du der Pfaffen Rott
Jetzt machen würdest gar zu Spott,
Wir preisen dich nach deinem Todt
Ein jedermann, und loben Gott.
Ein schelmisch Pfaff verkehret einig
Veränderts n und macht ewig.
Wenn solch ehrlose Verrätherey
Soll ungerochen bleiben frey,
Wird sich gewiſs an Fürstlichen Blutt
Vergreiffen oft der viereckt Hut.

Herzog von Würdenberg und Teck,
Für deine Thür ein Rügel steck.
Wenn Gotha wird geschleifet sein,
Und Philippus gelassen ein,
So steht in Gefahr der Nachpaur dein,
Ich mein den Pfalzgraf an den Rhein.
Solchs laſs dir sein ein treuwen Rath
Merk zeitlich drauf, und nit zu spat.

Sibylla, die from Herzogin
Von Clev, ja war die Schwester dein,
O Prinz von Clev die hat geporn
Johann Friedrich, der jetzt den Zorn
Der Pfaffen tragen muſs allein,
Die Sach laſs dir befohlen sein.
Die Noth ist jetzt vorhanden hart,
Nicht einer auf den andern wart.

Euch Reichstätt, bitt ich, thut gemach,
Bedenket vor gar wohl die Sach,
Des Goldes habt ihr nit zu viel,
Verschütt es nit zu diesem Spiel.

Ihr von Wirtzburg, denkt wohl daran,
Was Spiel ihr habt gefangen an,
Ihr habt gebrochen Brief und Eydt,
Gestiftet Jammer und groſs Leydt,
Geistliche Leute wollt ihr sein,
Darumb folgt auch der Lehre fein
Geistlicher Schrift, und merket wohl,
Wie jederman vergeben soll
Seim Nechsten alle seine Schuld,
Daſs ihr behaltet Gottes Huld.
Grumbach ist euwer Lehemann,
Hat ewern Stifft viel Treuw gethan,
Weil er euch treuwlich dienet hat,
Mit seiner ritterlichen That,
Obgleich er irgends Unrecht than,
So will er sich doch weisen lahn.
Horatio ein Missethat
Vergeben ward ohn allen Schad
Der Rechten, weil er Ritterlich
Wider die Feinde gehalten sich.

O Kayser Maximilian,
Bitt wollest die Sach recht verstahn.
Fürwahr die Festung Grimmenstein
Ist deiner Hoheit viel zu klein
Kein Ehr kann bringen dir der Krieg,
Ob gleich in deiner Hand der Sieg.
Wiltu, daſs deine guldne Kron
Ein ewig Ruhm und Lob soll hon,
So rech den Grafen von Serein,
Nit unterdruck die Diener dein
Die dir mit Lieb und auch mit Blutt
Zu dienen geneigt, auch all ihr Guth
Zue strecken han gebotten ahn
Für deine Kaiserliche Kron.
Verher gnugsam beyde Partheu,
Laſs alle Stände richten frey,
Churfürstliche Bitt nicht veracht,
Von den du hast die hohe Macht.

Johann Friedrich, dein Diener gut,
Zum Rechten sich erbitten thut.
Nichts anders von dem Römischen Hirt
In diesem Krieg gesuchet wirdt,
Denn daſs das Sächsisch Blut geschendt,
Und er mocht waschen seine Händt
Wol in der Niederländer Blut,
Darnach ihn heftig dursten thut.

Ich bin ein geringes Vögelein
Mein Gesang ist kurz, mein Zeit ist klein,
Nembt diese Melodey vorgut,
Der liebe Gott euch all behut.

Ein Stück von einem Pasquillo so zur Zeit der Belägerung der Stadt Gotha und Festung Grimmenstein getichtet worden und auſsgangen Anno domini 1567.

(Aus einer. Handschrift auf der Groſsherzogl. Bibl. zu Weimar. (J. 5. 1.)

Es hat mich zwar noch nie betrogen
Denn es ist wahr und nicht erlogen
Hab auch gahr offt und Viel gehört
Wenn gleich was auch verzogen werdt
Das drumb nicht weggenommen ist,
So gehets auch zu dieser Frist
Es seynd beynahe zwey gantze Jahr
Das Johann Fridrich gewarnet ward
Er solt sich Grumpachs gahr entschlagen
Sonst wurd man Ihn seines Lands verjagen
Solt nicht lenger gehn uf der Bruck *)
Denn Sie wurd gehen zu Trum und Stuck
Weil sie gestochen hat der Wurm
Endlich fallen in's Teuffels Thurm.
Es hat aber nicht Statt können haben
Man hat gleichwohl gehegt die Knaben
Die da seynd ins Keysers Acht
Welche vorwahr hat groſse Macht
Drumb Keyser Maximilian
Den handel recht gefangen an
Aus weisem vorgesetztem Rath
Der Sach zu helffen mit der That
Hat sampt dem gantzen reich beschlossen
Wiewohl es Grumbach fast verdrossen

---

*) Anspielung auf des Herzogs Kanzler D. Johann Bruck

Man soltt die Echter rotten auſs
Zerstören das reubrische Hauſs
Welchs hat den nahmen Grimmenstein
Vermeint es sey nur fest allein
Zu wieder dem gantzen reich
Dem es doch ist gahr viel zu leicht
Das sol man zerstören im Grundt
Damit zergeh der Echterbundt
Drumb hat der Kaiser unverholen
Dem obristen Krigshern die Sach bevohlen:
Augustum den viel tapffern heldt
Für Chur und Fürsten auſserwehlt
Ihn zu eim Oebersten gemacht
Zu Execution der Acht.
Und ob er wohl langmutig ist
Gewesen biſs auf diese Frist
Alles was ihm ist geben Schuld,
Hat er getragen mit Gedult
Das verschont wurde Land und Leut
Die man verterbt zu dieser Zeit
Er wird doch endlich auſwachen
Seinem Feinde Mühe gnügsam machen
Hat auch allzeit lieber gesehen
Das möcht sein Oheim in Frieden stehn
Zu ihm gesandt viel redlicher man,
Die ihn treulich gewarnet han
Er solt die Echter vonn sich thun
Wann ihm sein Land solt bleibn in ruh.
Weil aber solchs nit ist gescheen
So muſs es auch nunmehr so gehn
Daſs Hertzog Augustus fort muſs
Wiewol ihm ist gar keine Lust
Weil es aber vom reich beschlossen
Muſs er darzu sein unverdrossen

Als ein gehorsamer Churfürst
Den doch allzeit nach Frieden dürst
Dem Kayser und dem reich pariren
Sein Krigsvolck hin für Gotha füren
Wiewohl man ihn hat lang veracht,
Werdt man nun sehen seine macht;
Ehe dan geessen werden Fladen,
Werden sich finden Boltzen laden
Darauſs man nimpt die Boltzen hart
Fein glatt gedreht nach aller Artt
Die werden durchs Feld einher sausen
Gleich wie ein Donnerschlag prausen
Zum Grimmenstein ins Reubrisch schloſs
Obs gleich dem Teuffel trug verdroſs
Das Blat darnach man zielen soll hewer
Das ist ehrloser Schelm' und Straſsenreuber
Es ist ein rechtes reubersnest
Vor dieser Zeit ein Thumb gewest
Der muſs werden zerstört im Grundt
Damit zergeh der Echter Bundt
Sonst wirdt nimmer kein Fund zu Land
Dies sag ich Eckart unbekanth
Wenn daſs wirdt also ergehen
So ist der Sachen recht gescheen
Auſs dem bald abzunehmen ist
Wer stifft Unfried zu dieser Frist
Nemblich Grumbach der grechte Man
Der den Tumult gefangen ahn
Indeme er Wurtzburgk hat gepocht
Zum Fursten genommen sein Zuflucht
Der ihn denn zu sich hat genommen
Ich fürcht es werd ihm nicht bekommen
Lest sich gar kein Warnung bewegen
Sondern thut noch die Echter hegen

Damit dem rich hart wiederstrebt
Also im Ungehorsam lebt
Dieselbig Wiedersetzigkeit
Bringt groſs Jammer und hertzeleyd
Der Krieg kein ander Ursach hat
Den Grumbach und den Brucken rath
Von den der Furst verblendet ist
Das er sich nun zu dieser Frist
Waget für sie sein Land und Leuten
Dann ihn gar Niemand kann bedeuten.
Darauſs dann folget Jammer und nott
Darin ihr Grumbach gfuret hot
Drumb wolt Augustum entschuldigt haben
Denn er Ampts halben hett gethan
Das Keiserlich mandat betracht
Sein Kriegesvolk vor Gotha bracht.
Damit er gehorsam leist dem reich
Mit andern Chur und Fürsten gleich
Die auch müſsten zum Hauffen kommen
So ich anders hab recht vernommen
Und ist erlogen das Gedicht.
Daſs Grumbach der loſs Bösewicht
Hat neulich untter das Volk gebracht
Da man jetzt sol volzihen die Acht.
Wie ich glaubwirdigk hab gehört
Spricht er es lang in Gottes Wort
Das wolt Keiser Maximilian
Mit groſsem ernste greiffen kann
Die groſse dicke feiste Lügen
Zu glauben ist über mein Vermügen
Denn es bringt mit des Reichs abschied
Man solt im Lande machen Fried
Wirds müssen fast also zugehen
Wie man dann künftig wird ersehen

Die Echter muſs man rotten auſs
  Eins Theils füeren zum Galgen nauſs
Grumbach aber, der ehrloſs Mann
  Fürcht ich, wird müssen besser dran.

Wilhelmen von Grumbach Ehrloses Leben und Thaten.

Ex MS. Heidenfeld.

(Aus P. Ignatz Gropp's Wirtzburgischer Chronik P. I. S. 271. Würzburg 1748. H.)

1.

Mit Lust so will ich heben an,
Wie ichs im Grund erfahren han,
Die sieben Reymen zwingen.
Von einem Edelman in Frankenland,
Ich acht, er sey euch wohl bekandt,
Ein neues Lied zu singen.
Wilhelm von Grumbach heist der Mann,
Ein Held sträfflicher Thaten,
Zu trachten fing er zeitlich an
Mit Unruh frühe und spathen.
Nach stolzen Pracht und groſsen Guth
Gott geb, wie er gleich das bekam,
Darnach stund ihm Hertz, Sinn und Muth.

2.

Zu vielen Künsten hat er Lust
Es fehlt ihm nur, daſs er nicht wust
Ein Meister, ders ihm lehret.
Mill artifex bald zu ihm kam,
Den Grumbach für sein Sohn aufnakm,
Der Sohn ihm darnach ehret.

Mill artifex gar gschwind mit Freud
Thät ihm viel Lehn aufgeben;
Grumbach schwur ihm ein harten Eid,
Dieweil er hätt das Leben,
Wolt er ihm deſs gehorsam seyn,
Wolt ihm dienen bis in sein End,
Deſs wurd sein Geld und Guth nicht klein.

3.

Der Künst waren so viel zu mal,
Daſs mans nicht kann erzehlen all,
Wie er sie hat getrieben.
Wie er sie Tag hab zugebracht
— — — — —
Die nacher seynd geschrieben.
Da wirst du finden klar und hell
Des treuen Helden Tugend.
Was ihn sein Meister lehren thät.
Das bracht er bald in seinen Kopff,
Gar g'schwind er alles gelernet hätt.

4.

Als im fünff und zwentzigsten Jahr,
Aufrührisch wurd der Bauer-Schaar,
Da thät man bald besetzen
Das Schloſs zu wirtzburg ob der Stadt,
Auf daſs die Bauren mit der That
Dasselb nicht thäten verletzen.
Fürsten, Herren, viel Edel-Leuth gut
Im Schloſs sich lieſsen finden:
Erstlichs Grumbach, das theure Blut,
War auch bey ihnen drinnen;
Wie wohl ihn solchs bald reuet gar
Dann er war lieber gewesen draus
Wohl bey des aufrührisch Schaar.

5.

Aus Kunst sein's Meisters er von Stund
Ein sehr geschwinden List erfund,
Sagt bald zu diesen Dingen:
Wir seynd fürwahr im Haus zu schwach,
Darum lasset mich hinaus gemach
So will ich euch herbringen
Meins gleichen Helden ohne Zahl,
Das Schlofs darmit zu stärcken.
Der Rath gefiel den Herren all,
Thaten den Schalck nicht mercken.
Grumbach zog mit Freuden dahin,
Er dacht heimlich in seinem Muth,
Beyn Bauern hab ich halt grössern G'winn.

6.

Im Schlofs warteten Herren und Knecht,
Wann Grumbach käm, und mit sich brächt
Sein Ritterlichen Hauffen.
Grumbach dacht aber im Hertzen sein,
Ihr bringt mich nimmer zu euch nein,
Der Held war da entlauffen.
Heimlich er sich zum Bauern thät,
Stärckt ihre böse Thaten,
Dann er eine grosse Hoffnung hätt,
Es solt den Bauern gerathen,
Die Obrigkeit zu dämpffen gar,
Alsdann wolt er der Führnehmst seyn
Unter der aufrührischen Schaar.

7.

Als aber Gott wendet das Spiel,
Und der aufrührischen Bauern viel

Ohn Zahl wurden erschlagen:
Auch mit dem Rad und Schwerdt gericht,
Dem Grumbach gefiel der Handel nicht.
Der Held fing an zu zagen,
Er dacht: solt man es werden g'wahr,
Daſs du wärst Bäurisch gewesen,
Verlieren müst du Kopf und Haar,
Du könntest nicht genesen.
Nun weiſs doch sonst niemands darvon,
Daſs ich aufrührisch gewesen bin,
Dann Florian Geyer der Edelmann.

8.

Der Bauern-Hauptmann, merckt ich wohl,
Welcher mein Schwager werden soll:
Dann ich hab ihm versprochen
Mein Schwester Annam zu der Ehe,
So bald der Bauern-Krieg vergehe,
Er muſs werden erstochen.
Solt er verrathen diese Sach,
Ich darff ihm nicht vertrauen,
Er brächt mir grossen Ungemach,
Darum so muſs ich schauen,
Daſs ihm die Sprach verleg, dann sonst
Bleibt es gewiſs verschwiegen nicht:
Ich muſs brauchen mein's Meister Kunst.

9.

Ein solchs g'schah auch in kurtzer Zeit,
Florian Geyer zum Grumbach reit
Ohn Sorg wohl in sein Hause:
Willkomm du lieber Schwager mein
Sprach er zu ihm in falschen Schein,
Er muſs bald wieder hinause.

Grumbach schickt bald sein blutige Rott,
Seim Schwager hinnach behende,
Lieſs ihn im Kramschatz stechen zu todt
Daſs er blieb an dem Ende:
Drob freuet sich Grumbach gar sehr,
Nun bleibt verschwiegen all dein Sach,
Kein Mensch erfährt es immer mehr.

10.

Das war des Grumbachs erste Prob,
Sein'm adelichen Stand zum Lob,
Thät sich drauf weiter üben;
Raubt auf der Straſsen hie und dort,
Zu stifften Krieg, Jammer und Mord,
Das thät ihm sehr gelieben.
Sein Knecht Peter hätt deſs kein Lust,
Thät sich in dienst versprechen
Gen Nürnberg: der Grumbach wust
Solchs bald an ihn zu rächen:
Gab ihm zum Abschied einen Trunk,
Der Knecht schrye über den Grumbach Mord,
Starb bald, und hätt seins Dings genung.

11.

Hernach der theure kühne Mann
Stifftet ein grosses Blut-Bad an,
Dem Teutschland thät es ande;
Aufs Geld war all sein Sach gericht,
Des wolt er kurtzum manglen nicht,
Verrieth sein Vatterlande:
Er sprach zum Leben-Herren sein,
Soll man diesen Krieg stillen,
Viel Gelds müst ihr tragen herein,
Die Säckel müst ihr uns füllen:

Eyllf Tonen Golds für Strapat,
Gebt her, so seyd ihr Krieges frey,
Ist mein verpflichtet treuer Rath.

12.

Darvon gebühret mir auch ein Beut,
Es ist gar gut, aus fremder Häut
Viel faiste Riemen schneiden.
In achtzig tausend Gulden wehrt
Müssen mir gewiſslich seyn beschehrt,
Der Stifft muſs sich drob leiden.
An Güttern ihms gegeben ward,
Deſs hätt er sein Genüge;
Es musten auch zu dieser Fahrt
All sein Lehen an füge,
So er vom Stifft Wirtzburg gehabt,
Geeigent werden allzumal,
Gar hoch der Held allda eintrab.

13.

Es währet aber eine kleine Zeit,
Der Kayser kam, und bracht viel Leut,
Dem Grumbach kamen Mähre,
Daſs er hätt groſs Unrecht gethan,
Der Kayser wolt ihn straffen lahn.
Dux Alba zog dahere.
Grumbach ritt bald gen Wirtzburg ein,
Sei'm gewesenen Lehen-Herren
Bekannt er, daſs es unrecht sey,
Sprach, er wolt ihn fort ehren.
Was er empfangen hätt an Fug,
Gab er wieder sein eigen Gut
Wie vor auſs neu zu Lehen auftrug.

14.

Er thät da neue Lehens-Pflicht
Hats aber länger gehalten nicht,
Dann etlich wenig Wochen.
Als sich ein neuer Krieg fing an,
Wurd Grumbach wieder ein treulos Mann.
Er fing an, sehr zu bochen:
Sein Pflicht und Eyd er gantz vergaſs.
Thät sie gar nicht aufsagen,
Aus alten Neid, Stoltz, Pracht und Haſs,
Thät er noch ein Tuck wagen,
Sein's Lehen-Herrn abg'sagter Feind
Zug er stracks zu ohn alle Scheu,
Der grosse Böſswichts Schalck geheind.

15.

Das Stifft helfft er mit Rath und G'walt
Brennen, Brandschatzen mannigfalt,
Unschuldig Blut vergiessen.
Plündert verderbt sein Vatterland,
Er hielt es gar für keine Schand
Wolts Handels baſs geniessen.
Von solcher grosser Tyraney
Den Stifft zu defendiren,
Die Gegenwehr man brauchet frey,
Grumbach thät da verlieren,
Aus sein verschulden Haab und Guth,
Dann er hätts gar zu grob gemacht,
Gar zornig ward in seinem Muth.

16.

Der Grumbach führet groſse Klag
Zu Franckfurt auf dem Wahl-Tag,

Vor Kayser und Chur-Fürsten.
Der Kayser zu dem Bischoff sprach,
Er solle heimstellen die Sach,
Ihr Majestät zu schirsten;
Wolten die Sach verhören gar,
Und einen Tag an setzen.
Der Bischoff da gehorsam war,
Keiner solt den andern verletzen;
Grumbach dacht aber in seinem Sinn.
Läst du's kommen zu der Verhör,
So hast der Sachen kein Gewinn.

17.

Er rufft gar bald sein Meister an,
Dafs er ihm wolt hülflich beystahn,
Sein treuen Rath ihm geben.
Mill artifex thät solchs mit Fleifs,
Er sprach gar bald in stiller Weis,
Den Bischoff bring ums Leben.
Grumbach ihm des gehorsam war,
Gen Wirtzburg thät er senden
Ein tyrannisch Blut-durstig Schaar,
Sein Willen zu vollenden;
Den Bischoff sucht in seiner Stadt
Mit List und unversehener Ding.
Schiesset den Pfaffen stracks zu todt.

18.

Solchs richtet aus die blutig Schaar
Im acht und funfftzigsten Jahr
Des fünffzehenden Aprillen.
Der Löblich Fürst erschossen ward,
Ein Fuchs, und ein von Wenckheim zart
Blieb todt ums Bischoffs willen.

Ein Freyherr und zween Edle gut
Wurden geschossen darneben;
Gott hielt sie aber in seiner Hut.
Daſs sie blieben bey Leben:
Also Grumbach zu dieser Fahrt
Ein Fürsten - Mörder worden ist.
Vergoſs auch edles Blut so zart.

19.

Er meint er hätts wohl ausgericht.
Sein Sach müst nun werden geschlicht.
Jetzt ward er schön genesen.
Aber der grausam Türckisch Mord
Macht ihm sein Sach ärger hinfort.
Dann sie vor gewesen;
Da konnt man finden kein Vertrag.
Kayser Ferdinand auf dem Reichs - Tag
Zu Augspurg die Sach für nahm;
Der unchristlich tyrannisch Mord
Die Sach nicht konnt vertragen lan.
Im Teutschland dergleichen nicht ward gehört.

20.

Der Kayser weist die Sach ans Recht
Ans Cammer - Gericht, da solt sie schlecht
Schleunig werden ausgetragen:
Grumbach veracht des Kaysers Gebott
Hielts Cammer - Gericht nur für ein Spott,
Thät seim Procurator sagen:
Er solts aufziehen, so lang ers könt.
Er hätt da nichts zu gewinnen.
Wann mir mein Meister das Leben gönnt,
So kann ich mich besinnen:

Mit seinem Rath und Hülff ich will
Anfangen bald in kurzer Frist.
Ein seltzsam, abentheurisch Spiel.

21.

Grumbach verließ sich auf sein Kunst.
Und daß er hätt sein's Meisters Gunst,
Sammlet ein blutigs Gesinde;
Seltzsam, unerhört Instrument,
Hätt ihm sein Meister zugesendt,
Er schickt es hin geschwinde.
Ins Closter Wechterswinkel her
Der Dom-Probst, Reichard von der Kehr,
Den thäten sie da finden;
Sie fingen und schleppten ihn hin.
Den Grumbach kam ein fremder Gast,
Er sprach, das ist ein guter Gewinn.

22.

Grumbach hernach sich schnell aufmacht,
Eylt nach Wirtzburg bey eitler Nacht,
Er sprach, heimlich thut schleichen,
Ihr gute Gesellen allzugleich,
Zu Wirtzburg wöllen wir werden reich,
Keiner thu von andern weichen.
Im grossen Nebel früh vor Tag,
Ließ er diebisch aufsägen
Ein Pfort am Mayn, wie ich euch sag,
Durch ein Bößwicht verwegen.
Niemand in der Stadt wards gewahr,
Des freuet sich der Grumbach sehr,
Mit seiner blutig Rott und Schaar.

23.

Allda ritt ein der Helde Greiſs
Mörderischer und diebischer Weiſs,
Nach Blut dürstet sein Hertze;
Erschossen wurden da behend
Zwölff Burger unschuldig, elend.
Die Burger all mit Schmertze
Verg'wältigt wurden mit der That.
Land-Fried-brüchiger Massen,
Sie ritten in der gantzen Stadt
Durch alle Plätz und Gassen:
Also Grumbach die Stadt einnahm
Durch schelmische Verrätherey,
Bey Nacht wie ein Dieb herkam.

24.

Ihr keiner hat verwahrt sein Ehr.
Wies von adel ist kommen her.
Sie fingen an zu stehlen:
Beraubten und plünderten bald
Geistliche, Weltliche, Jung und Alt,
Es kont ihn da nicht fehlen:
Edle Frauen und Jungfrauen viel
Jung Pupillen und Waisen,
Beraubten sie ohne Maas und Ziel,
Dergleichen man nicht thut lesen,
Von dem Adel in Teutschen Land,
Daſs einer diesem Hauffen gleich
Getrieben hätt Mord, Raub und Schand.

25.

Billig soll man loben mit Schall
Die gewaltigen Nacht-Ritter all,

Dann sie thäten aufwecken
Die schwanger Weiber allzumal,
Zwo und funfftzig in einer Zahl
Thätens dermassen erschrecken,
Daſs ihnen die Kind abgingen todt,
Der Mütter viel darneben
Litten dergleichen grosse Noth,
Musten auch lassen ihr Leben.
Heist das nicht gefochten ritterlich?
Wer unschuldig Blut auf sich lädt,
Bleibt nicht ungestrafft, glaub sicherlich.

26.

Grumbach bald zu den Herren sprach,
Gebt ihr mir nicht meinen Vertrag,
Den ich euch thu benennen,
Erwürgen will ich Jung und Alt,
Mann, Weib und Kind, will auch alsbald
Die Stadt zu Grund verbrennen.
Wie ers wolt thun wider ehrlichen Brauch,
Must mans auf Papier schmieren,
Der Bischoff und das Capitul auch
Soltens hernach confirmiren;
Der Kayser solt aussöhnen gar
Die Fürsten- und Adels-Mörder groſs
Darzu die rauberische Schaar.

27.

Aber Grumbach nicht einen Tag
Hielt diesen nichtigen Vertrag,
Hat denselben gebrochen,
Gar bald er zu sein Hauffen spricht:
Unsers Bleibens ist hie länger nicht,
Ich hab mich nun gerochen.

Den Mördern und den Raubern gleich
So sich aus der Stadt machten.
Sie waren alle worden reich;
Grossen Raub aus der Stadt brachten.
Ein jeder zog wieder zu Haus.
(Morden, Rauben und Stehlen macht reich,
Wann mans einen recht laſst lernen.)

28.

Gar bald Kayserliche Majestat
Um solch Land-Fried-brüchige That,
Thät in die Acht erkennen;
Die Mörder und Rauber zu Hand
Grumbach, Mandesloe, Stein genannt
Ihr Gesellen thut man nennen.
Es war ihm aber ein schlechtes Ding,
Thäten den Kayser verachten;
Grumbach zu seinen Gesellen anfing:
Potz Krafft, wir müssen trachten
Nach ein'm Orth, da wir sicher wohl
Können seyn, zieht mit mir zu Haus.
Keiner uns da nichts abbrechen soll.

29.

Mein Haus das heiſst zur Höll hinein,
Es ist gebaut so fest und fein,
Drin wollen wir wohl bleiben,
Und haben einen guten Muth,
Trutz dem, der uns darin was thut,
Niemand soll uns austreiben;
Deſs freuet sich die Gesellschaft gut
Der Herberg also schöne,
Lucifer auf sie warten thut
Wird ihn geben den Lohne,

Wann kommen wird eins jedes Zeit.
Die Stund wird doch nicht bleiben aus,
Sie komm gleich morgen, oder heut.

30.

Also habt ihr mit kurtz erzehlt,
Was für ein groſser, treuer Held
Grumbach doch sey gewesen,
Was für ein grausam Mord und That
Sein Lebenlang getrieben hat,
Dergleichen man thut lesen
Von keinem Fränckischen Edelmann.
Billig thut mans beschreiben,
Er wills darbey nicht bleiben lahn,
Wills noch fürbaſs hin treiben,
Will alles Unglück stifften an,
Leib und Seel setzen in Gefahr,
Sein Meister der Teuffel wils von ihm han.

31.

Doch seynd all sein geübte Stück
Nichts anders dann heimliche Tück,
Ehrlich hat er nie troffen,
Als g'schach in der Braunschweigisch Schlacht,
Der Held sich gen Hannover macht,
Steckt sich hinter den Offen.
Hätt er Wirtzburg gegriffen an
Bey Tag ehrlicher Weise,
Und man ihm nicht hätt können bestahn,
Möcht sich rühmen der Greise.
Wie ein Dieb kam er aber dar,
Das Hertz hatt er nicht in sein Leib,
Zu krümmen sonst einem ein Haar.

32.

Der uns dieſs Liedlein hat gemacht,
Er hats vom ihm selbst nicht erdacht.
Es ist als gehörter massen,
In rechter gründlicher Geschicht
Ergangen, und ist kein Erdicht,
Darbey so will ichs lassen.
Hätt Grumbach nach Tugend und Ehr
So emsig thuen streben,
Man hätts geschrieben auch hieher.
Weil er aber sein Leben
Mit Schelmerey hat zugebracht,
So ist ihm dieses Liedlein schon
Zu sein verdienten Preyſs gemacht.

Des Teüffels Rittmeisters Wilhelms von Grumbach samt seiner Mit-Genoſsen rühmische Thaten, Leben und Fürhaben.

Ex. MS. Heidenfeld.

Gropps Würzb. Chron, T. I. S. 279.

Es ist verborgen niemand zwar
Und scheint am Tag gantz offenbar,
Wann aus des Roſs verfaulten Mist.
Ein schnöde Weps erwachsen ist,
Daſs sie das starke Roſs in Noth
Ja mit ihr'n Stachel bringt in Tod.
Ihr tödtlich Gift wird schnell gespührt
So nur ein Ader wird berührt.
Also und gleicher Weise thut
Grumbach gebohrn aus Edlen Blut.

Verfolgt, verdruckt, schmächt und gefert
Den Hochgelobten Adel wehrt.
Sein Eltern und die Vorfahrer all
Von langen Jahren in grosser Zahl,
Vor allen Dingen haben geliebt
Die Tugend, und sich darin geübt.
Wilhelm folgt viel ein ander Bahn,
Nimmt sich gar böser Händel an;
Gleichsam ein reissend Wolff im Grimm
Zu Boden stöſst und bringet üm
All's, was vor ihm nicht fliehen kan:
Also thut er sich unterstahn,
Durch böslich List, Gewissen-lo
Mit Gifft und schröcklichen Mord-Geschoſs,
Ohn Unterschied beyde, Freund und Feind
Zu richten hin, ist unverneint.
Doch alles heimlich unerwart:
Ist das nicht Blut-verkaufferisch Art?
Vom Teuffel hat er wohl studirt,
Sein Leben, und all Sach fundirt:
Da Raub treibt, Mord und Schelmerey,
Sein Meister ihm steht treulich bey;
Darzu ist auch sein Hof-Gesind
Auf Rauben, Morden, Stehlen g'schwind.
O Gott! aus deinem höchsten Thron
Den rechten wohl erwürckten Lohn,
Dem Meister und dem Jünger schick,
Verknüpff sie in ihren eigenen Strick
Nimm Rach von ihm des Uebermuths
Und ohne Schuld vergossenen Bluts;
Und dieſs muſs ich noch zeigen an
Von Grumbach dem entrichten Mann:
Wiewohl solchs wissen sonst viel Leuth,
Daſs Grumbach seines Lebens-Zeit.

Kein ehrbarn Händeln nachgetracht,
Gott, auch des Himmels nicht geacht.
Hat fast geübt verbott'ne Kunst,
Und sich ergeben des Teuffels-Gunst;
Sich desselben stets applicirt;
Darin er sich mit List geführt,
Zu folgen seiner Lehr und Rath
Daraus entstund viel böse That.
Sein Hertz ist aller Bosheit voll,
Nur Blut, kein Fried gefällt ihm wohl
Das hat gekostet Lend und Leuth,
Ihm Grumbach gab es ziemlich Beut.
Ein neues Feuer zündet an
Der Morder, Schelm und treulos Mann,
Bey fremden Herrn und Nation
Hat er erlangt Provision.
Nach Blut durst ihm bey Tag und Nacht,
Drum hat er fahrlich Bund gemacht;
Ihr Teutsche Fürsten schaut und wacht,
Der Vorstreich hat offt Sieg gebracht.
Des Teuffels Kunst, merckt Zauberey
Dem Grumbach stets thut wohnen bey.
Ob ihm auch jemands war verwandt
Mit Freundschafft, dienst im Vatterland,
War doch solchs vor ihm gering geacht,
Schuff, dafs sie wurden umgebracht,
Durch heimlich Schiessen, Stechen, Tranck,
Der Knecht must sterben, war nicht kranck.
O Mord und Waffen über Mörd!
Wer hat solch grausam That erhört?
Wie mag doch auf der gantzen Erd,
So falsches Hertz gefunden werd?
Dafs unverschuld sein's Herren Blut
Verrathen hat und bracht zum Tod;

Sein Schwager, diener ebener maſs
Das Schwerd und Gifft sie beyde fraſs.
Noch seynd noch andere warlich mehr
Von ihm gebracht in Todtes G'fähr.
Welch all zu nennen ist ohn Noth.
Ein jeder wöll nur bitten Gott,
Daſs er den grausam Mord-Tyrann
Mit seiner Rott laſs untergahn.
Man sagt von Grumbach weit und breit,
Er sey verzagt, taug nicht zum Streit,
Hab nie kein tapfere That gethan.
Die Flucht ihm stets nur helffen lan.
In Franckreich, und sonst um und um
Erlangt hat ihm kein grosser Ruhm.
Sein grauer Bart, man weiſs kein That.

— — — — — —

Wie solchs ihn thät bekümmern nicht.
Sein Hertz ist nur auf Mord gericht.
Ist nicht Gott's Straff und Zorn geschwind.
Seynd nicht die Thüringer toll und blind?
Daſs sie ihm gönnen Unterschlauff.
Zu Grimmenstein ihn halten auf.
Mit seiner ungeheuren Rott,
Bey welcher nichts gilt Gotts G'bott.
Vernünfftig Satzung, recht und gleich
So ordnen thun das Römisch Reich.
All Chur- und Fürsten lobesan
Der hoch-verpfänd Land-Fried voran:
Dieſs alles wird verspott, verlacht.
Die Obrigkeit durchaus veracht,
Geschmächt, geschänd wird jederman.
Kein Fried, kein Ruh mag jemand han.
Auſs Rauben, Morden, Aufruhr ist
Ihr Sinn und Muth zu aller Frist.

Man

Man sagt, und ist in Wahrheit wahr,
Es bringt groſs Schaden und Gefahr
Dem Garten, so nicht verwahrt
Von Böcken und der Geiſsen Art:
Drum siehe du lieblich Thürings-Au,
Dem schläffischen Bock ja nicht vertrau.
All Bosheit und Verrätherey
Darzu die grosse Schelmerey,
So menschlich Sinn je han erdacht,
Hat Grumbach all im Werk vollbracht.
Drum leyder! jetzt Leuth, Stadt und Land
Zum Aufruhr von ihm angewand,
Im Blut-Bad schwimmen jämmerlich,
Doch ists darbey verblieben nicht,
Dann nicht gericht allein sein Sinn.

— — — — —

Zu reissen und zu abtruiirn
Besonder auch zu perturbirn,
Welch längst der Todt von dieser Welt
Zur Ruh ins Erdreich hätt verstellt
Von Lercopen der schnöden Art,
Hat Grumbach diese That gelahrt.
Doch nahm derselben Stoltz bald End
Durchs höllisch Feuer und Blitz behend:
Und so ich soll die Wahrheit jehen,
So gleicht Grumbach dem Thier Hyen,
Welchs trüglich ist in aller Sach,
Den todten Cörpern stellt es nach;
Die Lufft gar raubisch Vögel viel,
Die Wildnuſs Würm und Thier ohn Ziel,
Am Meer seynd grausam viel Creaturn,
Als man mag sehen an viel Figurn,
An Art, Statur und Grausamheit
Gleicht Grumbach solchen allezeit.

Welchs schwerlich her viel Zeit und Jahr,
Manch frommer Mann ist worden g'wahr,
An Haus und Hoff, ja Leib und Gut,
An Weib und Kind, ja Schweiſs und Blut.
In Summ es hat der Erden-Kreyſs
Kein solchs tyrannisch Schelms-geschmeiſs
Erdultet und so lang ernährt,
Zu hinterst aus der Höll'n gekehrt.
Der furchtbar in Egypten-Land
Nilus den Völckern wohlbekandt,
Hat niemahls bracht so grausam Thier,
Und scheutzlich allerhand Manier.
Noch Genff die alt berühmte Stadt
Wiewohl sie seltsam Grillen hat,
Und ist ein schnöd Gebährerin
Viel falscher und verkehrter Sinn,
Ein Nest und Schutz der Secterey,
Die wilden Thier drin nisten frey;
Die üppig Hur von Babylon
Erweckt nichts, dann Sedition,
Durch Irrthum und mit falscher Sect
Hat sie die Christenheit befleckt.
Ach Gott im hohen Himmels-Thron,
Hat dann kein End und Abelon,
Ists nicht schier Zeit, O Herr und Gott!
Daſs solch Gespins werd ausgerott?
Wann soll O Herr! solch Zauberey,
Betrug und Bluts-Verrätherey,
Dardurch die Grumbachische Rott
Die Stadt hat bracht in Jammers-Noth,
Und practicirt verrätherisch
Durch Teuffels List gantz mörderisch,
Am heiligen Reich die Fürsten frum
Gantz unverwahrt zu bringen um.

Mit Feuer, Galgen, Rad und Schwerd.
Empfangen ihrs Verdiensten wehrt.
Es ist zu Hoff zwar also Sitt,
So Hund und Wind lang jagen nit,
Und seynd von Alter worden schwach.
Daſs sie nicht mehr mögen folgen nach.
Man strick sie an ein Widt behend,
Dran müssen sie ihr Leben end.
Soll dieſs beyn Menschen finden statt.
So fügt dem Grumbach wohl das Rad;
Das Rad ist sein verdienter Lohn,
Kein ander Grabs-Zier soll er han.
Galgen-Vögel, Rab und Geyer
Soll'n ihms si bona lieblich leyer.
Und singen grax, grax mit Geschrey
Von Grumbachs That und Schelmerey.
Ach! wo ist nun ihr Teutschen frum,
Euer Mannheit, Lob und alter Ruhm?
Fürcht ihr dann all nur einen Mann,
Der seine Tag nichts Guts gethan?
Der nichts geliebt dann List und B'trug,
Und nichts dann Mörders achtet Fug.
Mit Unglück lacht ihms Hertz im Leib,
Deſs klagt im Land manch Mann und Weib:
Ihr vielen wird das Ihr geraubt.

— — — — —

Durch Brunst ihr etlich leyden Noth.
Aus Schrecken auch manch Kindlein todt.
In Mutterleib erbärmlich ist
Es g'schehen, wie ihr alle wüst:
Wolt ihr euch nun erbarmen nicht
Des Vatterlands, und solch geschicht
Aus aller Tugend straffen geschwind:

— — — — —

Gedenckt euer Ritterliche Hand,
Auf daſs solch Mord werd abgewand,
Und nicht im Heiligen Römisch'n Reich
Von andern werd geübt deſsgleich.
Zuckt freudig euer Schwerd, schlagt drein,
Weils je nicht anders mag gesein.
Thut euch zusammen treulich bald,
Dann dahin ist die Sach gestellt.
Du vielgeliebtes Vatterland.

— — — — —

Viel böse Leuth veracht Pultron,
So schändlich han das Ihr verthon,
Die seynd gemeint zu plündern dich,
Doch eins ist, das auch kümmert mich:
Dann ob ihn schon solch Schantze fehlt,
Wurd doch darum nicht eingestellt
So Rauben, Beuten practiciren,
Weil man sie thut im Land foviren:
Drum wolle keiner seyn der Letzt,
Die Axt ist an den Baum gesetzt;
Laſst sie nicht kommen auf zu Krafft,
Sintemal ihr Datum darauf hafft.
Solts Grumbachs Practik vurtgang han,
So müst Teutschland in Blut-Bad stahn.
Kommt vor ihr Teutschen fromm und wehrt,
Den Land-Fried schützt mit Spieſs und Schwerd;
Strafft nach desselben Satzung frey
Die grausam Mordthat, Büberey,
Gebrauchte List und Faction
Halt niemands für verdienten Lohn;
Seyd munter und bedenkt zugleich,
Wie jämmerlich ein Römisch Reich,
Viel Edler Fürsten seynd hievorn
Durch Grumbachs Practik, Neyd und Zorn.

Verführt erbärmlich in den Tod.
Merk was der Schelm thät in der Noth.
Aus schnöder Art sei'm Herren ward
Feld-flüchtig, Treulos zu der Fahrt;
Sein steter Sinn war nur, weich, fleuch,
Und daſs er möcht des Thor erreich:
Zu fristen sich eilt zu der Stadt,
Den andern war geheitzt das Bad,
Der Blut-gierig, treulose Mann,
Ein unerhörten Mord richt an,
Sein eigen Herrn und Fürsten frum,
Bischoff Zobeln lieſs bringen um
Ohn alle Schuld. Ist das nicht Schand?
Doch dult man solche Leuth im Land.
Ihr andern Herren meint ihr nicht,
Was heut an diesem wird verricht,
Das euch möcht morgen gleicher Maas
Nicht auch begegnen eben das.
Gott hat euch Fürsten ordinirt,
An seiner Stell uns praesentirt,
Zum Schutz der armen Unterthan,
Drum solt ihrs Schwerd in Händen han,
Und metzgen aus, was Böckisch ist,
Verweilet nicht, es hat kein Frist.
Du edler Jäger Nimmrod schall
Dein Horn mit Freud ins Thüringer-Thal
Dein Hund laſs ab, behetz das Wild
Zu wilden Heyden und Gefilt;
Zum Schiessen sey gefaſst dabey,
Gott wird dich, theuer Jäger frey
Selbst führen auf den Pfad,
Der Wöllff und Bären gnugsam hat.
Brich frischlich an es hat kein Noth,
Unschuldig Blut wird rächen Gott.

Lieder fur und wider Karl V.

Kayser Karl.

Jetzund so wollen wir singen
Aus frischem freyen Muth;
Wills Gott, so wirds gelingen,
Wir stehn in seiner Huth;
Es kommt in teutsche Land
Das junge edel Blut,
Kaiser Karel genannt,
Gott geb ihm alles Gut!

Teutschland soll sich jetzt freuen
Der edlen Kaisers Zeit;
Das Gute wird er erneuen,
Der Türk zu Felde leit;
Er wird wenden sein Toben,
Rächen der Kristen Blut;
Was Recht ist, wird er loben,
Der edel Kaiser gut.

Es ist wahr, nit erlogen,
Was Alte gesungen han,
Wir seyn damit erzogen,
Daſs kummen soll ein Mann,

Sein Schwerd alle Welt soll zwingen;
Zu ihm soll Zuflucht han,
Wer Gutes will vollbringen:
Das ist der Kaiser fromm!

Gott hat durch ihn geplaget
Seiner Feind untreu groſs:
Er ist noch unverzaget,
Sein Schwert das führt er bloſs.
Darein wird sich verschneiden,
Wer Gutes verachten will;
Wer Arme bringt in Leiden,
Und schreitet über das Ziel.

Er thut nit wie Tyrannen,
So es ihnen glucklich geht;
Alle Welt wollen ſie verbannen
Mit Frevel und mit Unrecht.
Er will sein Glück zu Freuden
Wenden, und Einigkeit
In das Reich geleiten,
Dazu ist er bereit.

Hispania hat uns geben
Vier frumme Kaiser reich;
Karolus noch im Leben,
Nie fand man seines gleich.
Uns woll helfen sein Güte,
Daſs Gottes Wort werd erkannt
Regier unsre Gemüthe
Durchaus durch alle Land.

Trajanum wohl mit Ruhme,
Und Theodosum weis,
Alphonsum treu und frumme,
Allsammt voll Ehr und Preiſs
Haben geführt groſs Kriege,
Und groſs das Reich gemehrt;
Erlanget groſse Siege,
Als man es lesen hört.

Herr Gott! gnädigliche,
Gieb Gnad, Barmhertzigkeit
Dem Fürsten und dem Reiche,
Verstand und deine Weisheit;
Weil sie jetzt sind beysammen
Zu Augsburg auf dem Tag;
Zu Ehren deinem Namen
Dein Hülf ihnen nit versag.

Soll dieser Tag vertruckchen
Ohn Fried und Einigkeit,
Die Wahrheit fürtruckchen,
Die an dem Tage leit;
So wird Gott heftig straffen
Die schuldig waren dran;
Der Kaiser wird wohl schaffen,
Die Warheit wird Furgang han.

Bitt Gott, ihr Jung und Alten!
Jetzund in dieser Zeit,
Er woll sein Wort erhalten
Durch sein Gerechtigkeit;

Dem Teufel woll er wehren,
Mach'n seiner Tück ein End,
Daſs man sein Wort mög hören
Durch alle Reiches Ständ.

Und daſs auch alle Straſsen
In dem heiligen Reich
Werden sicher gelaſsen
Von Raub und Mord geleich,
Und das Recht regierend,
In teutscher Nation
Durch alle Reiches Stand,
Lob sey Gott im höchsten Thron!

Kriegslied gegen Carl V.

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum,
Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiser schlägt die Trum
Mit Händen und mit Füſsen,
Mit Sabeln und mit Spiesen!
Didum, Didum, Didum.

Ach Karle groſsmächtiger Mann,
Wie hast ein Spiel gefangen an,
Ohn Noth in Teutschen Landen?
Wollt Gott, du hättst es baſs bedacht,
Dich solchs nicht unterstanden.

Es geht ein Butzemann u. s. w.

Ach Karle sich dich besser vor,
Bedenk den Feind vor deinem Thor,
Wenn du zu Pabst Gefallen
Solch greulich Mord willst richten an,
Wovon die Land erschallen.

Es geht ein Butzemann u. s. w.

Ach denke an Pabst Hildebrandt
Er regte Krieg im Teutschen Land,
Den Kaiser zu vertreiben,
Und hetzte an viel Fürsten stark
Im Bann must er stets bleiben.

Es geht ein Butzemann u. s. w.

Der Pabst zum Kaiser wählen liefs,
Ein Fürsten Rudolph Kaiser hiefs,
Kein Kron thät er ihm senden,
Gebot den Fürsten allzugleich,
Von Heinrich sich zu wenden.

Es geht ein Butzemann u. s. w.

Da ward vergossen grosses Blut
Als sich beschützt der Kaiser gut,
Und Rudolph hat verloren
Die Schlacht und seine Rechte Hand,
Mit der er falsch geschworen.

Es geht ein Butzemann u. s. w.

Ach Hildebrand der feyert nicht,
Des Kaisers Sohn er auch anricht,
Den Vater zu verjagen,
Das Reich darob zerrissen ward,
Viel edles Volk erschlagen.

Es geht ein Butzemann u. s. w.

Der Kaiser muſst vorm Papste stehn.
Im Sünderhemd ganz nackt im Schnee.
Der Pabst der lieſs ihm stehen.
Er lag in seiner Buhlen Schoſs.
So wird es dir noch gehen.

Es geht ein Butzemann u. s. w.

Ach denk der ganze Kaiserstamm
Durch Päpste in groſs Jammer kam.
Die Teutsche Macht zerrissen.
Willst du für ihre Buberey.
Noch den Pantoffel küssen!

Es geht ein Butzemann u. s. w.

Wir haben auch auf unsrer Seit
Ein starken Held, der für uns streit.
Von Macht ist nicht seins Gleichen.
Gott's ew'ger Sohn mit seinem Heer.
Dem muſst du doch noch weichen.

Es geht ein Butzemann u. s. w.

Dies Liedlein ist in Eil gemacht.
Einem jungen Landsknecht wohl geacht
Zu freundlichem Gefallen.
Von einem, der wünscht Glück und Heil
Den frommen Landsknechten allen.

Als ging der Butzemann im Reich herum.
Didum, Didum.
Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiser schlug die Trum.
Mit Händen und mit Füſsen.
Die Kirchen uns wollt schlieſsen.
Didum, Didum, Didum.

Ein Lied fur die Landsknecht gemacht. In diesen Kriegsleufften nützlich zu singen

Ach Carle groſsmechtiger Man
Wie hast ein spiel gefangen an
On not, in Deudschen Landen
Wolt Gott, du hest es bas bedacht
Dich solchs nicht understanden.
Du hast zuvor mit grossem lob.
Deudschland beschützt, und gehalten drob
Das Friden würd erhalten
Wie wols schwer war, weil stedt und land
Der Lehr halb warn gespalten.
Nun aber solches ungeacht
Hast Deudsch Land unruig gemacht,
Wilt mit gewalt und waffen
Die treuen Fürsten Hocheporn
Sachssen und Hessen straffen
Was haben denn die beid verschuld,
Das du nicht tragen kanst gedult
Und must all Land erregen
Gleich ob dir zög der Türckisch feind,
Mit gantzer Macht entgegen.
Und führst darzu jnn Deudsche Land,
Ein mördrisch volck, vol aller schand,
Welchs du doch hast verschworen,
Da du durch Hertzog Fridrichs gunst
Zum Keiser bist erkoren.
Du klagst ihr Ungehorsam an,
Han sie dir stets doch volg gethan
In all billichen sachen.
Drümb kanstu diese Fürsten werd
Dis fals, nicht strefflich machen.

Drumb ist es mir ein blosser schein,
Damit die sach mus gferbet sein,
Es steckt was sonst dahinden,
Gots reines Wort wilt leschen aus
Wie man gewis thut befinden.
Dem Babst du wilt gehorsam sein,
Der dir solchs lang hat gossen ein,
Villeicht mit Eyd verbunden
Als ir die Kron dir setzet auff
Wie man wol wird erkunden
Der schickt jetzt volck und grosses gut,
Mit Zusag auch dir macht ein mut,
Das du getrost sollt streiten,
Widder die Luthrisch Ketzerey
Und solst nicht lenger beiten.
Denn der Bapst dis sehr wol versteht,
Das, on dein schutz, sein Reich zergeht,
Sein Macht kan solchs nicht wehren
Gotts Wort sicht er stetz weiter gehn,
Wil ihm sein Reich verheren.
Drumb sucht er bey dir, wie er kan,
Dis schrecklich Feur zu zünden an,
Durch dich, jnn Deudschen Landen,
Du solt dein macht all setzen dran,
Zu schützen seine schanden.
Ach Karle, sieh dich besser für,
Bedenck was draus erfolgen wür,
Wenn du den Bapst zu gfallen,
Solch greulich Mord würst richten an,
In diesen Landen allen,
Deudsch Nation dein Vaterlandt,
Des treu gen dir ist offt erkandt,
Würst werffen jnn ein hauffen,
All Kirchen, zucht, und Regiment.

Wüst gar im blut ersauffen.
Das sucht der Römisch Antichrist
Wie dann sein alt gewonheit ist.
Solch greulich Mord zu stifften.
Erregen Krieg und zwitracht gros,
Die hertzen zu vergifften.
Gedenck zurück, du weiser Man.
Und sich der Bepst gros schalckheit an.
Wie offt durch sie ist kommen.
Das jemerlich Deudsch Nation
Im blut hat gar geschwommen.
Der Ertz böfswich Bapst Hildebrand.
Erregt gros krieg jnn Deudschen Landt
Kaiser Heinrich zu vertreiben
Und hetzt an ihn viel Fürsten stark.
Im Bann must er stets bleiben.
Die ursach dieser Feindschaft war,
Das der Bapst nicht wolt leiden gar.
Das man ein Bapst,solt machen.
Mits Keisers Gunst und willigung.
Drob huben sich die sachen.
Der Bapst zum Keiser welen lies
Ein Fursten der Rudolphus hies.
Ein Kron thet er ihm senden.
Gebot den Fürsten all zu gleich
Vom Heinrich sich zu wenden.
Da ward vergossen grosses blut.
Als sich schützet der Keiser gut.
Und hat Rudolff verloren
Die schlacht, zusampt der rechten hand.
Damit er hett geschworen.
Noch kondt der Helbrandt feiren nicht.
Des Keisers Son er auch anricht.
Sein Vater zu verjagen

Nürnberg darob zerrissen wardt.
Und sehr gros volck erschlagen.
Nachs Vaters todt den Son anfacht
Ein ander Bapst mit gleicher macht
Thet Fursten an ihn hetzen
Die dorfften sich mit Heeres krafft
Widder den Keiser setzen.
Bey Mansfeldt geschach ein grosse schlacht
Und wurd der Keiser müd gemacht.
Dorfft sich nicht weiter legen
Widder den Bapst gantz lesterlich
Mit füssen hat getreten
Als er nach langem Krieg den Bapst
Um gnaden hat gebeten.
Desselben Fridrichs gantzer stam
Durch die Best jnn gros jamer kam.
Und ist Deudsch macht zerrissen
Allzeit durch der Bepst büberey.
Die sie sich han gevlissen.
So dich nu diese kleglich gschicht.
O Karle gros, bewegen nicht,
Dich vor dem Bapst zu hüten
Der durch dein macht ausgiessen wil
Uff uns sein grim und wüten.
Dadurch sein gros Abgötterey,
Sein Diebstahl, schand und Sodomey.
Durch dich mög sicher bleiben
Und er hernach die reine Lehr
Aus Deudschland mög vertreiben.
So müs wir solchs befehlen Gott.
Dem wir auch klagen unser not.
Mit seufftzen und mit beten.
Und schreien zu ihm hertzigklich
Er wöll sein Wort vertreten.

Villeicht lohnt dir der Bapst auch gleich,
Wie er den offt hat than im Reich,
Die für ihn han gestritten
Die selb hernach von Bepsten all.
Viel arges han erlitten.
Wir hoffen, Gott, mit starker hut,
Werd schützen das unschuldig blut,
Der armen Weib und Kinder.
Die ihn durch Christum ruffen an
Werden gwis Gnadt befinden.
Er wird der frommen Priester hauff
Verschonen auch jnn diesem lauff
Die treulich han gelehret
War Gots erkentnus, und Gebot.
Die Christlich Kirch gemehret.
Wird auch unser Herrschafft werd
Die der Lehr halb ist hoch beschwert
Darsetzt ihr leib und leben
On zweimal schützen gnediglich
Und, trost, sterch, radt, sieg geben.
Darneben wöll wir Landsknecht gut,
Dran wagen unser Leib und Blut,
Zu schutz der Kirch und Landen.
Darinn Gots Wort wird rein gelehrt.
Wo auch noch zucht vorhanden.
Widder des Bapsts Abgötterey
Und der Spanier Mörderey,
Beider Unzucht und Rauben.
Die erger denn die Türcken sind.
Den mag man gwislich glauben.
Drumb seit getrost ihr fromen Knecht.
Fürs Vaterland nur manlich fecht
Welchs jtzt der Bapst wil stecken
Durchs Keisers gwalt jnn schwere not

Laſst

Last euch ihr Macht nicht schrecken.
Wir haben auch auff unser seidt
Ein starcken Heldt der für Uns streit.
Von macht ist nicht seins gleichen
Gots ewig Son, mit seinem Heer
Dem mus all gwalt entweichen.
Dis Liedlein ist in eil gemacht
Eim jungen Landsknecht wolgeacht
Zu freundlichem gefallen
Von einem, der wündscht glück und heil
Frummen Landsknechten allen.

Der Bauern Krieg.

Der Bauern Uebermuth.

(In des Jörg Schilthers Mayenweiſs.)

Wo ich jetzt in der Welt umfahr,
So nimm ich allermeiste wahr
Der Hoffart von den Bauern.

Gar wunderliche Kleiderschniz,
Und an den Schuhen lange Spiz
Tragen die selbe Bauern.

Sie gan in gestreiften Röcken her,
Al sam sie edel seyen:
Es dunkt sich mancher viel mehr
Dann Graffen oder Freyen
Gar lang Degen zwischend ihr Bein sie henkent,
Nach Hofweys sie sie lenkent;
Ihn seyn die Schuh gar eng,
Darin hand sie ein Treng.

* * *

Jetlicher Baur hat Allerley,
Ein Dutzend Nestel oder zwey,
An seinem Armen hangen.

Auch ein spinelkin Hemmet weyſs,
Daſs ihm sein Leib daraus gleyſs,
Darin kann er wohl brangen.

Sein Haar muſs ihm gebogen seyn
Nach adelicher Sitten;
Darauf setzt er ein Käpplein fein,
Ist adelich geschnitten.
Ihr Kleid muſs unten ob dem Kinn
Erweyten, sie tragen seydin Pinch,
Gesticket umb den Huth,
Das schaffet ihr Uebermuth.

* * *

Ain jetlicher Bauer will tragen an
Jetzt Kleider alsam ain Edelmann;
Die Hofweis han sie gelert.

Es stand wohl in der Kristenheit,
Weyl Pauren trugen zwyliche Kleid;
Nu hat es sich verkehrt.

Sie seynd geadlet nach dem Stadel,
Und pflegen gute Witzen;
Sie wend sich brechen nach dem Adel,
Und hohe Roſs besitzen.
Die Bauren han yetzt eigen Land und Leuten,
Das will ich euch bedeutten:
Ein Plag der Kristenheit
Solliche Ueppigkeit!

* * *

Den Pauren möcht geschehen auch.
Als einmal einem Esel geschach,
Der lief von seinem Müller.

Keine Sack wollt er nimmer tragen,
Er dacht: sollt man mich also ofte schlagen,
Mein Leib wird mir geschwächet.

In einem grünen Wald er rannt.
Da haim lieſs er ihn ruffen;
Ein Balg er liegen fand.
Darein kund er bald schluffen.
Er strich den gar hoffelich an seine Glieder.
Er dacht: ich kom nicht wieder
Zu keinem Müller mehr,
Mir seynd die Säck zu schwer.

⁂

Der Esel täucht sich frumm und bieder.
Er sprang vor Freuden auf und nieder,
Und achtet klein der Säcke.

Er kam einmal wiedergerannt,
Da er die andern Esel fand,
Die wollt er all erschrecken.

Er thät als wollt er sie verzehrn.
Da fluhens in ihr Hauſs,
Der Müller kam und wollt ihm wehren,
Do ward ihm gar sehr grauſs.
Er sach den Esel gar in groſsem Zoren.
Da deucht ihn bey den Ohren,
Wie es sein Esel wäre.
Er zuckt ain Stang so schwere.

⁂

Er schlug den Esel in sein Haut
Da schrye der Esel überlaut:
Waffen mir! immer Waffen!

Der Müller sprach: du feiges Thier!
Warum bist du also von mir
Heimelich gelauffen?

Der Müller sprach: du feiger Schalk!
Ich kenn dich bey den Ohren.
Er zog ihm ab des Leo Balck
So gar in groſsem Zoren.
Und that den Esel wieder haim hin jagen;
Die Sack müst er immer tragen
Auch fürbaſs ein und aus;
Er jagt ihn in das Hauſs.

* * *

Die Bauren gleich ich dem Esel auch,
Die sich dem Adel prechent nach,
Und nit dazu sind boren.

Ihr Genossen seind von ihnen verschmecht,
Man kann ihnen thun gar selten recht,
Doch kennt man sie bey den Ohren,

Daſs sie nit recht geadelt seind,
Doch han sie sich bedecket
Mit Hoffart, daſs man sie wohl kennt,
Damit man sie erschrecket.
Groſs Uebermut hat die Bauren betrogen,
Wann ihnen der ab wird gezogen,
So ist ihr Adel leer;
Also sang Jörg Schilther.

Der Bauernbund.

(In der Weiſs: So wollen wir loben Maria die reine Maid.)

(Fliegendes Blatt von 1525.)

Neue Mär will ich Euch sagen:
Im gantzen teutschen Land
Die Herren hanndt die Bauren geschlagen;
Ist ihnen ein groſse Schand.
Jetzt wöllen wir ihnen schreiben.
Sie müssent uns lassen bleiben
Bey Kinden und bey Weiben,
Bey unser Hab und Gut,
Das han wir in unsserm Muth.

Ewer Bundschaft ist groſs
Im gantzen teutschen Land:
Ihr seyd gestanden bloſs,
Ist Euch ein groſse Schand!
Ihr wolt alle Welt gewinnen,
All Fürsten und Herren zwingen.
Laut ab von dieſsen Dingen.
Ist mein getreuer Rath,
Ihr seht wohl, wie es Euch gat!

Vor dem Wirth man nit rechnen
In keiner Yrtin *) soll,
Man weiſs nit für die Zeche
Was er heischen soll.

---

*) Du kannst uns ja bis morgen die Yrtin (Zeche) borgen. Gaunerlied im Wunderhorn B. II. p. 190.

In solliche frävlen Sachen
Thut man die Yrtin machen,
Dafs kaum die halben lachen:
Dem Mehrtail furwahr
Zu Berg stand all sein Haar.

Also ist Euch geschehen
Yetzt und zu dieser Frist.
Das müst Ihr selber jehen,
Geholffen hat kein List.
Ain Yrtin ungeheure
Ist Euch gemacht zu theure.
Ihr hand nit gehabt zu Steure:
Zu bezahlen mit der Haut
Ist gewesen der Bauren Bund.

Ihr habet wollen grufsen
Die Bundischen Reiter gemein
Mit ewren langen Spiessen,
Ewer Pracht ist worden klein.
Und wärt Ihr nit entronnen
Keiner wär davon nit kommen,
Das habt Ihr wohl vernommen.
Nun habt Ihr jetzund Ruh,
Im rechten Stall steht noch kein Kuh.

Wann jetzt die Zeit ist kommen
Das Stündli das ist hie,
Von Euch wird hin genommen
Das Glück, nu merket wie!
Ihr müget bey einander nit bleiben
Ihr mügets nit erleiden,
Der Bund wird Euch vertreiben.
Nun lasset bald darvon,
Ihr band kein Gewinns daran.

Ewren Uebermuth wird man nit leiden,
Gott länger von Euch nit hann will.
Stündli muſs man dich wenden,
Versprossen sie zu viel.
Fürwahr will ich Euch sagen,
Fürsten und Herren thun ob Euch klagen;
Nit länger wird vertragen
Ewer grosser Uebermuth:
Es thut zuletzt kein Gut!

Bauren mit groſsen Herren
Die sollen spillen nit:
Sie thun gar wüst abkehren,
Sie arment in kurzer Frist.
Ihr Gilt mags nit ertragen,
Wann sie etwas aufschlagen;
Vom Lande thut man sie jagen,
Müssen leiden Noth
Mit Schand und groſsem Spott.

Was Uebermuth Ihr führet
Mit Fürsten Herren groſs!
Mag jederman wohl spüren,
Daſs Ihr seyd Ehrloſs.
Fürsten und Herrn habt Ihr geschworen,
Den Eid habt Ihr verloren,
Das thut dem Adel Zoren.
Nun luget eben herfür,
Der Spieſs lainet Euch vor der Thür!

Das müget Ihr wohl spüren,
Und luget eben zu,
Daſs Ihr nit werdet verlieren
Das Kalb mit der Kuh,

Korren, Haber, Hauſsrath, alle
Das Vieh auſs eurem Stalle,
Euch Freud und Muth entfalle; —
Weichen von aller Hab
Bis an den Bettelstab.

Dem Adel und den Fürsten
Habt Ihr Verdruſs gethan;
Die werden Euch erst bürsten,
Und geben den rechten Lohn.
Wann ihr meinet, sie schlaffen,
Hart werden sie Euch straffen
Mit ihren guten Waffen.
Machen wird der Adel schon.
Mannlich Euch greiffen an.

Darbey will ichs lon beleiben,
Und singen jetzt weiter nit;
Das Glücksrad wirds wohl scheiben,
Daſs es wird alles gut.
Dann werdet Ihr Euch kehren
Yeglicher zu seinem Herren,
Demselben wieder schwören,
Als es von Recht soll seyn,
Demselben gehorsam seyn.

Der Bauern Krieg.

Ein hübsches Lied, in der Weiſs: Es gat ein frischer Summer daher.

(Fliegendes Blatt von 1525.)

Und wollt Ihr hören ein neu Gedicht!
Wie sich der Bauer auf Schalkheit verpflicht,
Gelübd und Eyd vergessen,
Die Herren vertreiben überall. —
Das haben sie sich vermessen, ja vermessen.

Am Sunntag Jubilate ging es an,
Do sah man manchen stolzen Bauren-Mann
Wohl über das Feld her ziehen;
Und do es an ein Treffen ging,
Wie Noth war ihn'n das Fliehen, ja Fliehen.

Zum Dorf ein was ihn'n also gach,
Mancher ſtolze Mann der eilt ihnen nach,
Begehrt sich an ihnen zu rächen.
Flieht! Flieht! das war ihr Geschrey,
Ihr Ordnung thaten sie zerbrechen, ja zerbrechen.

Da nun dasselb alſo zugieng,
Mancher Baur groſsen Schaden empfieng,
An Leib und auch an Gute.
Flieht! das war ihr best Geschrey;
Wie angst war ihnen zu Muthe, ja Muthe.

Da nun der Abend schier her gieng.
Das Dorf auch groſsen Schaden empfieng
Von wegen groſsem Feure.
O Herr Gott der groſsen Noth!
Das Lachen war ihnen teure, ja teure.

Die Nacht die drang nun auch heran.
Ein weiſs Kreuz in einem rothen Fahn
Und sunst zwei Fänle darneben.
Das trugen die Bauren zum Dorf heraus:
Gefangen thäten sie sich geben, ja geben.

Herr Siegmund von Heſsberg und die zwen Hauptleut,
Die drei die ritten zu dem Dorf hinein:
Die Wehren sollten sie von sich legen.
Das waren die Bauren also froh,
Ihr keiner thät sich regen, ja regen.

Die Bauren machten einen Ring.
Darzu die Frummen von Kriechending,
Und wollten merken gar eben:
Und was ihnen käm fur neue Mähr.
Den Eid that man ihnen geben, ja geben.

Da nun das alles geschach,
Der Bauren Hauff gar zerbrach,
Und that sich gar zerrennen'
Ein jeder wieder heim zu Hauſs,
Mit Lauffen und mit Rennen, ja Rennen.

Ja wer hat mehr gehört solche Geschicht,
Zwölf tausend Bauren hatten sich zu einander verpflicht,
Hab und Gut zu gewinnen.
Siebenhundert Mann schlugen sie aus dem Feld:
Die Kunst that ihnen zerrinnen, ja zerrinnen.

Wöllt ihr wiſsen, warum es ist also gangen?
Sie thäten, als hetten sie Gott gefangen,
Das Sakerment zertreten, die Bildnus zerbrochen:
Das hat Gott nit mügen erleiden,
Und sich an ihnen gerochen, ja gerochen.

Nun darf es dem frommen Fürsten niemand verkehren.
Darum hab ich ihm es gesungen zu Ehren:
Sein Leut und Land hat er thon retten.
Wären die Bauren daheime geblieben,
Die Münch singen laſsen ihr Metten, ja Metten.

Das haben die Bauren nit wellen thon,
Darum hat man ihnen geben den Lohn
Mit Reiter und mit Knechten.
Wär ein jeder blieben zu Hauſs
Er hätt nit dürffen fechten, ja fechten.

Und wer ist, der das Liedlein hat gesungen?
Mit dem Brandenbergischen Hauffen ist er hin gedrungen;
Er hat sich müssen wehren,
Dazu in Gelübd und Eid,
Darum darſs ihm niemand verkehren, ja verkehren.

Er singt uns das und singt uns mehr:
Gott behüt allen Jungfrauen ihr Ehr
Vor allen bösen Zungen,
Er dankt Gott in seinem Reich,
Daſs ihm nit ist misselungen, ja misselungen.

Johans der Erst, Churfurst und Hertzog zu Sachssen.

Nach meines lieben bruders end
Bleib auff mir das gantz Regiment.
Mit grosser sorg und mancher fahr.
Da der Bauer toll und töricht war.
Die auffrur fast inn allem land.
Wie gros feuer inn wald entbrand.
Welches ich halff dempffen mit Gott.
Der Deudscheslandt erret aus not.
Der Rottengeister feind ich war.
Hielt im land das wort rein und klar.
Gros drauen, bittern haſs und neid.
Umb Gottes worts willen ich leid.
Frey bekand ichs aus herzem grund.
Und personlich ich selbst da stund.
Von dem Keisar und gantzen Reich.
Von Fürsten gschach vor nie desgleich.
Solchs gab mir mein Gott besunder.
Und vor der welt was ein wunder.
Umb land und leut zu bringen mich.
Hofft beide freund und feind gewislich.
Ferdinand zum Römischen König gemacht.
Und sein wahl ich alleine anfacht.
Auff das das alte Recht bestünd.
Inn der güldnen Bullen gegründ.
Wie wohl das grossen Zorn erregt.
Mich doch mehr recht den gunst bewegt.
Das hertz gab Gott dem Keisar zart.
Mein guter freund zu letzt er ward.
Das ich mein end im frid beschlos.
Vast sehr den Teuffel das verdros.

Erfarn hab ichs und zeugen thar.
Wie uns die schrift sagt und ist war.
Wer Gott mit ernst vertrauen kan.
Der bleibt ein unverdorben man.
Es zürne Teuffel odder welt.
Den sieg er doch zuletzt behelt.

Der Bauernkrieg.

Senkenberg S. J. Nro. 683.

KEiner soll Fürsten und herren schmähen,
  er soll sich vor gar wohl umbsehen,
Der thue die rechte wahrheit kundt,
  so wird Ihm nicht gestrafft sein mund,
Und geschicht Ihm kein Abbruch,
  merck ein jeder uff den spruch,
Der nach erfolgt in diser Frist,
  wie alle sach ergangen ist,
An manchen orten und an Enden,
  darum soll man niemand schenden,
Alleine der nicht hat gethan,
  als da ziembt einem biedermann.
Darmit laſs ich die vorred bleiben,
  behüth uns Gott für bösen weibern,
Und wend das blatt herumer schon,
  da hebt er erst den spruch recht an,
Die zung am menschen ist sehr guth,
  wann sie der sachen rechte thut,
Sie kann freud, fried und stilles leben,
  ehr, freundschafft und viel anders geben.

Auch ist sie wiederumb der Todt,
die macht jammer. Angst und Noth.
Die krieg unfried und trauren stifft.
und seines nächsten Ehr vergifft.
Auff daſs du nun mögst recht geparen,
und mit der zungen christlich fahren,
So nimm die kurtze schrifft für dich,
und was drinn steth fein wohl besich.
Dann wird dein mund sein sicher frey
fur nachred und für klefferey.
Gott aller ding gantz wiſſenschaft.
verley mir sinn und gib mir krafft,
Daſs ich ein klein gedicht vollendt,
und auch darbey gantz niemandt schendt,
Allein was die nothdurfft erheyschen wird,
und sich auch zu der sach gebührt,
So mercket und nehment wahr, Anno 1525.
uff das fünff und zwantzigst Jahr,
Ein dorff gar nah bey Heilbron leyt.
das nennt man Böckingen zu der zeit.
Darinn steht ein hoff mit guther ruh,
der gehört dem Jäcklein Rhorbach zu.
Und geit gen Wimpffen gült ins thal,
das hat Er geben manichmal.
Doch ist der hoff in zwey getheilt,
meint Jeckle Rohrbach man hab Ihm gefehlt,
Und hab die gült manch Jahr genommen,
er meint es hab sich nicht gezommen.
Er vernahm den handel schlecht,
und both sich gegen den pfaffen zu recht.
Da wolten sie nicht länger rasten.
uff den Sontag nach mitfasten.
Ward Ihnen ein Rechtstag gesetzt zu frummen
der Pfaff soll gen Pöckinghen kommen.

Und soll den handel fahen an.
da waren wol vierhundert mann.
Das hett der Pfaff gar bald vernommen.
er wolt nicht gen Pöckinghen kommen.
Er warnd sich vor dem bauren rümpffen,
und macht sich wieder hinab gen Wümpffen.
Da war der Rechtstag nicht vollstreckt.
ich weiſs nicht was die bauren bewegt.
Sie waren all fröhlich bey dem wein.
legten ein andern tag gen Flein.
Das geschah als ich Euch sag.
uff Sontag vorm Palmtag.
Wie ich dann weiter hab vernommen.
sie theten aus allen dörffern kommen.
Und hielten vor dem dorff ein gemein.
welcher im christlichen Bund wolt seyn,
Der soll ein finger heben uff.
nun höret weiter eben druff,
Zum andernmal da führtens ein.
welcher Ihres Sinnes wolt seyn,
Der solt wieder ein finger uffheben,
da theten etlich von dannen streben.
Etlich Burger von Heilbrunnen,
die feindschafft tragen gegen München und Nonnen
Wie es ist kommen an den Tag,
Ihr heuchlerei alſs ich euch sag.
Darumb so nehment weiter in acht
es verzog sich gleich biſs auff die nacht
Einer kam nach dem andern geloffen
man hielt Ihn das thor zu Heilbronn offen.
Der wein mach sie allesam rasen
der Thurmann ward ein lermen blasen.
Das geschah am anfang der Nacht
er hett bald vil in Harnisch bracht.

Das-

Das will ich mit der wahrheit jehen.
  sie wolten ein theil die Münch besehen.
Und kamen vor das Closter spoth.
  man gab Ihn wein und gutes brodt.
Denen die da waren gewest zu flein.
  Die andern zogen gen Sunthen nein.
Und wolten gar kein ruh nicht han.
  die bauren musten mit Ihnen dran.
Da wolten sie ihr Ehr bewahren
  und theten sich nicht lenger sparen
Wie ich dann weiter hab vernommen
  theten bey nacht für Heylbronn kommen,
Hiesen den Commerer wecken
  theten Ihm die handlung uffdecken.
Darab hat Er gar Lützel freüdt.
  und gab Ihn doch ein ehrbaren bescheidt.
Und sprach zu Ihn in treüen schon.
  sie solten sich nit verderben lan.
Und nahm zu hertzen da Ihr klagen.
  thet Ihnen Ihr gelübd und ayd auffsagen
Da hetten sie einen grosen pracht.
  und triebens an dieselbig nacht.
Am morgen da der tag anbrach
  ein bauer zu dem andern sprach
Wir wollen unſs etwas weiters mühen
  und wollen gen grosen Gartach zihen
Daſs geschah als wahr als ich Euch sag
  zu Gartach hieltens auch ein Tag
Da kam zusammen mancher Mann
  griffen die Pfaffen zu Brusel an.
Sie hatten gantz und gar kein ruh
  trugen den Wein mit gölten zu.
Und mahnten uff all bauerschafft
  welcher nit käm der wird gestrafft

Am leib und auch darzu am guth
    sie hätten alle frölichen Muth.
Und zugen wieder Sunthen zu
    Des Cummerers Keller gar kein ruh.
Sie fielen gewaltiglichen drein
    es kams eins theils ein Reükauff ein.
Und sah einer hin der ander her
    und fürchten die sach wird Ihnen zu schwehr
Wie ich dann weiter hab vernommen
    es thet einer von Oehringen kommen
Sprach zu Ihnen auſs hertzens gier
    wolluf welcher zieht mit mir
Ich will euch führen Oehringen zu
    da wollen wir haben guthe ruh.
Da finden wir einen grossen hauffen
    mit den Pfaffen wollen vvir ſauffen.
Solches ist alles sam geschehen
    es hat mancher Mann gar vvohl gesehen.
Darnach da vvurdens eins gar ball
    und zogen hinuber gen Schönthal
Da habens groſses guth erschnappt
    das zusammen hat gespart der Abt
Davon da vvär gar viel zu sagen
    sie haben Ihm die Fenster auſsgeschlagen
Mancher krigt eine guthe Schantz
    sie liessen kein Brieff noch Bücher gantz
Sie theten allesam zerreissen
    ich kanns Ihn meinestheils nicht vervveisen
Dann man findet manchen mann
    Er mögt mir es vor übel han.
Und möchte vielleicht nicht hören gern
    darnach da zogens zum Liechtenstern
Und vvolten heimsuchen die nunnen
    da vvären sie Ihnen schier all entrunnen.

Da liesen nun die Bauren seyn
  sie fanden Frucht und guten Wein
Es vvar Ihn allesambt vvohl.
  sie funden Keller und Kasten voll
Das geschah am Mitvvoch wie ich sag.
  vor dem Grünen Donnerstag
Da theten sich die Bauren fleisſen
  theten Ihnen die Fenster zerschmeisſen
Sie vvoltens Closter gar zerstören
  theten viel zu hauffen kehren
Und theten in der Kirchen kochen
  haben auch ihr Taffel zerbrochen
Die mit heylthum vvar gefasst
  man hat sie sehr darumb gehasst
Solches vvill ich jetzt ruhen lahn
  sie vvolten gar kein ruh nit han.
Darvon vvill ich euch vveiter sagen
  Sie theten den Pferch vveiter schlagen.
Zugen von Liechtenstern gen Neccars-Ulm.
  dasselb ist nit alſs groſs als Ulm.
Das geschah uff den Charfreytag
  darvon ich euch dann vveiter sag
Darnach am Ostermontag fruh
  die Bauern lieffen Weinsperg zu
Und sahen sich nit vast umb
  kamen hinter dem Schemelsberg herumb.
Und lieffens Schloſs gevvaltig an
  das Stattlein vvoltens nit verlahn
Das rede ich gantz offenbahr
  darinn der wohl gebohren war.
Der frum edel Graff von Helffenstein
  und mancher Edelmann ich mein
Die theten all als redlich leuth
  nun hörent vveiter zu der Zeit.

Sie meinten die von Weinsperg schon
solten auch haben das best gethan
Nun hörent vveiter uff den bescheidt
sie stunden all in grosem leyd.
Und liessens ober thor auf zerren,
und konnten sich doch nit fast vvehren
Also kommen die Bauren hinein
fingen den Graffen von Helffenstein
Mit sambt dem löblichen Adel
die Ehrbarung hat grossen Zadel
Sie musten leiden grose noth
Sie schrauen allesambt sich todt.
Da sprach der Graff frist mir mein leben,
ich will euch alles mein guth geben
Das wolt mit nichten nit geschehen
Sie sprachen du must ein anders sehen
Ja das ist eigentlichen wohr,
Sie führten Ihn für das unter thor
Auch mit sambt den Edlen die ich nenn
als Philips von Bernhauſsen,
Und auch Eberhardt Sturmfeder
mit sambt Friederich und Jörg Wolff von Neuhauſsen,
Auch Hannſs Dieterich von Wetterstetten
auch Sebastian von Auen,
Und Ludolff von Ebershoffen
Auch Hanſs Conrad Spedt des Dieterichs Sohn ich mein
und auch Rudolph von Hirschheim,
Auch Bleichart von Rixingen,
und auch Burgkhardt von Ehingen.
Auch Jörg von Kaltenthal
der must leyden groſse Quahl,
Da hat mans all durch die Spieſs gejagt,
das sey Gott vom Himmel klagt.

Auch dem Dieterich von Wegler
der ersah gar erschröckliche mehr
Drum ist er uff den Kirchthurm geloffen
daselbst ist er worden erschoſsen
Damit hat man all ihr Leben abbrochen
warrlich es bleibt nit ohngerochen
Dann Sie waren all von Adel frumm und vest
nun hörent zu Ihr Herrn und Gäst.
Wie ich dann weiter hab geleſsen
Ihr seynd mit einem fünffzehn gewesen
Nun mercket weiter wie ich sag
darnach am Oſtermontag.
Wie ich dann weiter hab vernommen
wie etlich seynd von Heylbronn kommen,
Zun Bauren daſs will ich hie jehen
sie hettend ein theil viel lieber gesehn
Das Heylbronn war zu schaden kommen
warrlich es bringt Ihn kein frommen.
Doch hat ein ehrsamer weiser Raht
zu Heylbronn in der wehrten statt
Die sach treülich zu Hertzen genommen
und theten in treuen zusammen kommen
Und worden der sach da überein
und wehlten ein auch von der Gemein,
Und ein vom Rath wie ich euch sag,
die kommen uff denselben tag,
Ins heer und solten Bescheidt entpfahen
nun hörent was die Bauren jahen
Zieht hin thut das best uff dieser Bahn,
deſsgleichen wollen wir auch thun
Nun hörent zu ihr lieben leuth,
es ware umb die vesperzeit
Das will ich mit der wahrheit sagen,
da lieſs ein ehrsamer Raht umbschlagen

Zu Heylbronn hin und her
wer eim Raht globt und geschworen wär
Solt kommen uff den Marckt gar schon,
und solt sein daheimen lan,
Das geschah eigentlich fürwahr
es wurden beschlossen alle thor
Und jedermann kam uff den Platz
da sah man manchen brauchen trotz
Da sprach ein Ehrsamer weiser Raht
zu Heylbronn in der werthen Statt
Und lieſs der Gemein die Articul leſsen
da hetten sie ein grosses wesen.
Und begehrten eins theils vill groſs gewinns
nun war ein ehrsamer Raht des Sinns.
Daſs Er wolt beym gemeinen mann
bleiben und alles ihr guth lan.
Drum so mercket vveiter eben.
sie solten mit einander uffheben
Und solten zu einem Raht schwören
nun mercket mich ihr lieben Herren
Da sah mans durch einander rennen
daſs mans zum theil nicht kund erkennen
Man höret auch zu derselben zeit
daſs etlich schrien nit ein meydt
Die andern schrauen uff der bahn
vvas gehen uns die höff hie an
Noch gab ihn ein ehrbar Rath die Ehr
und danckt Ihn von Hertzen sehr
Da hüben sie ein Gemürmel an
da schrau man wieder uff der bahn
Wer bey einem ehrsamen Rath wolt stehen
der solt uff die rechte Seiten gehen
Das hab ich also vvohl vernommen.
sie theten in einen hauffen kommen

Und vvaren ein theil gar unrein
   und vvehlten erst andere aus der gemein
Die solten hinaus ins Lager gohn
   und solten Bescheid entpfahen schon.
Wie ich dann vveiter hab vernommen
   endryſs Rimey von Zimmern thet kommen
Trug des Graffen Federbusch uff
   nun hörent vveiter eben druff
Jäcklein Rohrbach thet mit Ihm gan,
   der trug des Graffen Schauben an.
Da hielt man Raht am Dienstag fruh
   da zog das Heer der Statt zu
Sie vvolten je die Münch beschauen
   nun hörent zu ihr Mann und Frauen
Ihr Profos thet hart verbiethen
   solten sich vor der Kirchen hüthen.
Welchers nit tet vvird sein nit geniessen
   es hieſs zvveen uff der Orgel schiessen
Gegen den die vvolten dran brechen
   nun höret vvie ich thue vveiter ſprechen
Der Profos vvar ein solcher Mann,
   er grieff die Kirchen selber an.
Drum vvard er gar bald verklagt.
   man hat ihn durch die Spieſs gejagt
Nun mercket vveiter vvie ihm sey
   hört zu von bürgerlicher treu
Die sich auch begeben hat
   zu Heylbronn in der vverthen Statt
Das vvill ich mit der Warheit jehen
   acht Haubt Articul seind geschehen
Der erst Articul vvird genennt 1.
   es seind auch etlich zum Bauren gerennt
Und haben gesprochen sie sollen kommen
   und darff niemand vvieder sie brummen

Solchs ist vvahr und ist geschehen.
die Haubtleüth habens selber gejehen.
2. Der ander Articul vvohl bedacht
da man das Sülmer Thor zu macht
Da kamen etlich darzu gerennt
sprachen daſs euch Botzmarter schendt
Wir vvollens vviederumb uffhauen
es ist geschehen von Mannen und Frauen
Dann zu Heylbronn uff der Hoffstatt. vvie mans nennt
Da kamen etlich vveiber dar gerennt
Und vvolten auch thun den Sachen.
sie theten ein eigenes Fändlein machen
Sie vvolten die Sach in Ihrem Sinn recht greiffen an.
und vvolten die Bauren nit verlan,
Sie ervvehlten eine unter ihnen hieſs Marthein
die solt der Weiber Haubtmann seyn
Sie hätten auch gantz und gar keine Ruh.
sie vvolten dem Teutschen Hoff zu
Da vvaren etlich ehrlich redlich Leuth
nahmen ihre Weiber davon bey rechter zeit.
Das vvill ich mit der Wahrheit sagen.
sie theten sie auff die Nasen und Mäuler schlagen.
Daſs Ihnen das roth Wasser aus Mund und Nasen rann
das haben gethan Ihre ehrliebende Mann.
Die andern vvill ich lassen bleiben
ich vveiſs nit viel ehrlichs von Ihnen zum theil zu schreiben
Das vvill ich mit der Wahrheit iehen.
dann sie habens zum theil gern gesehen.
Aber letzlich musten sie von Ihrem fürnehmen
Darmit vvird der Weiber Hauff abtretten
Da hett Ihr kriegen auch ein Endt.
3. Der dritt Articul vvird entspriesen
etlich vvolten mit Büchsen schieſsen

Hättens mit Papier geladen.
sie forcht sie theten den Bauren schaden
Der viert Articul vvird erkennt 4.
nun vvird auch von mir hie genennt
Wie etlich mein Herren haben geleicht
und haben Ihnen in das Pulver geseicht
Das vvill ich mit der Wahrheit jehen
uff der Mauren ist es geschehen
Den fünften Articul vvill ich nennen 5.
es thet eine Magd mit Pulver rennen.
Wolts Ihrem Meister uff die Mauren bringen
da thet einer über die gaſsen springen.
Und nahm ihrs Pulver auſs der Hand.
und schütts an die Gaſsen neben die wend
Den sechsten Articul vvil ich sagen, 6.
sie haben die Zindlöcher verschlagen,
Und haben die Stein in Büchsen gethan
und haben das Pulver herausen gelan.
Den siebenden Articul will ich sagen, 7.
sie haben ein theil die Stein vertragen
Die man brauchen soll zum geschütz,
solchs ist im grund gar kein nütz
Den achten Articul will ich melden 8.
ich kans nicht loben ich muſs sie schelten
Die alſs untreülich haben gethan
sie sprachen uns kennen die Bauren schon
Sie dörfften sich nit fast hüthen
sie wolten Ihnen die Händ über die Mauren biethen
Von solchen wär noch viel zu schreiben.
Das laſs ich alles am besten bleiben
Ihr habt zum theil gar wohl vernommen
wie sie seyn uff Heylbronn kommen
Solches ist am Osterdienstag geschehen
das will ich mit der Wahrheit jehen

Das ich komm wieder uff die Straſsen
  beym Profosen hab ichs gelaſsen.
Wie man Ihn hat durch die Spieſs gejagt
  am Osterdienstag hab ichs gesagt,
Darnach am Mittwoch morgen fruh,
  die bauren hetten gar kein Ruh
Sie wolten jegen Heylbronn nein
  und zugen biſs auff den Graben rein,
Und schlugen Ihr Lager in die Garthen
  die andern theten im Closter warten
Sie hielten vvarlich übel hauſs
  schlugen den München die Fenster auſs
Theten alles sambt zerreissen
  theten Ihn auch den Brunnen zerschmeissen
Und rieſs einer forn der andere hinden
  es kund einer nicht ein Nagel finden
Daſs ein Hut hett gehenket dran.
  ich muſs es überlauffen schon
Dann es vvird sich zu lang verziehen
  und wird vielleicht manchen mühen
Der mögt es mir vor übel han.
  sie stieſsens Schloſs zu Weinsperg an
Und theten zu dem Scheuerberg rennen
  und theten Ihn auch in grund verbrennen
Doch haben sie Ihn vor geplündert,
  es hat sich mancher darob vervvundert
Daſs sie haben so übel than,
  grieffen den teutschen Hoff auch an.
Sie fielen gevvaltiglichen drein
  sie funden Frucht und guthen Wein,
Die Keller vvaren voll die Kästen nit leer
  darmit speiſst man das gantze Heer.
Das vvill ich mit der wahrheit sagen
  sie haben alles das zerschlagen,

Das gemacht war nach dem besten
sie haben den frummen und Ehrenvesten
Herrn Eberhardt von Ehingen
viel verwünscht er hett kein Guffen
Sie haben Ihm sein Schatz genommen
und seind Ihm hinter die Gültbrieff kommen
Die habens zerriſsen das will ich sagen
sie haben die Fenster und Thür zerschlagen.
Und haben den gantzen Hoff durchschweifft
und haben alles das verkaufft
Das numa gelt hat ertragen
Das will ich mit der Wahrheit sagen
Bütten. Faſs. der Keltern zvvu.
Böckhinger Bauren hätten kein Ruh.
Sie meinten es wird ihnen alles bühren
theten eine Kelter gen Böckingen führen.
Und reiſs einer vorn. der ander hinden
sie werden nicht viel Weins darunter wunden
Dann sie lachen oder zürren
werdens noch wieder gen Heylbronn führen.
Das will ich mit der Wahrheit jehen,
solches ist allesam geschehen
Wo einer hat etvvas ervvorben
so seynd dargegen viel verdorben
Nun hab ich vveiter vvohl vernommen
vvie sie seyn gen Horneck kommen
Da habens geplündert und gebrennt
Darnach seyn sie gen Amerbach gerennt
Wie sie daselb haben hauſs gehalten
dassellbig laſs ich jetzt noch vvalten
Dann es ist mir gar nit kundt
nun mercket weiter zu der stund
Nun merckent vveiter uff die sach
Endreiſs Rimey und Jäcklein Rohrbach

Zugen eim andern Hauffen zu
  Maulbronnen das hat gar kein Ruh
Da haben sie funden allen Rott
  das der Abt zusammen gesamlet hat
Von Wein, Korn, Dinckel, Habern und Meel
  es nahm die Bauren gar kein Heel,
Sie griffen es gevvaltig an,
  die Mönch die musten mit Ihm dran
Darnach zugens zum schwäbischen Hauffen
  da fundens myne alſs viel zu sauffen
Sie musten zu zeiten mangel han
  mann lieſs Ihn nicht profiant zu gahn.
Der Bund thets Ihn niederlegen
  die Bauren theten sich wieder legen
Und hätten gar und gantz kein ruh
  und zogen Herrenberg bald zu
Da thetens durch einander thürmen
  lieffen hinzu und wolten stürmen
Da wolt ihr stürmen gar nit seyn,
  da schoſsen Sie mit Feuer nein
Damit brachtens eine Forcht in die Leüth
  da hört man uff dieselbig zeit
Schreyen Mordy helffio
  Von Weibern die waren gar nit froh,
Gott woll uns allen Krafft verleyen,
  man thet gar bald ein Frieden schreyen
Und gaben den Bauren die Statt uff
  nun hörent weiter eben druff,
Vier hundert in der Besatzung lagen
  Die thet man in die Kirchen jagen
Sie kunten nimmer weiter fliehen
  man thet sie alles am gar ausziehen
Und schicket sie also darvon
  hett jeder nur ein hemmet an,

Wie ich dann weiter hab vernommen
Der Bund ist bald hernacher kommen
Hat Herrenberg schon vvieder gevvunnen
die Bauren sind ein theil entrunnen
Der Bund hat auch ein ergriffen
der hat dem wohlgebohrnen pfiffen
Dem frummen Graffen von Helffenstein
da ist er in der Noth geseyn
Wie ich dann vormahls han gesagt
da man Ihn hat durch die Spieſs gejagt.
Drum thet man sich nicht lang berathen.
man band Ihn an und thet Ihn braten
Nun mercket ihr lieben Herrn
sein Nahmen vvill ich Euch erklehren
Nun höret vveiter vvie meldt
Er heiſst Melcher von Ilſsfeldt.
Und hat manchem Vieh ausgeschnitten
er hatt ein harten Tod erlitten
Und hat sein Geist vvillig uffgeben
nun mercket mich hier vveiter eben
Daſs ich den Handel fürter bring.
zwischen Böbling und Sündelfing
Da vvaren der Bauren dreysig tauset
alle in einem Hauffen gehauſset.
Da schicket Ihn der Bund bald zu
und vvolt stellen die Sach zu ruh.
Darvvieder theten die Bauren streben
sie wolten ihr eigens vvillens leben
Nun merket vveiter vvie ich sprich
der bundt vvarnt sie gar treulich
Mit klugen vvorten eingeschvveifft
Ihr seind verrathen und verkäufft
Noch vvolt den Bauren gar nit ein
da bu der Bund gevvaltig drein

Er lieff den Bauren das geschütz ab
vvie ich vveiter vernommen hab
Der reisig zeüg der thet das best
Die Landsknecht stunden also vest
Und legt Ihr keiner kein Hand nit an.
das geschoſs lieſs man in sie gan
Das thet sie von einander trennen
Da sah man manchen Bauren rennen
Warff hin sein Wehr hett auſsgestritten
es hett ihn einer kaum erritten
Der schon ein gut Roſs hett gehabt
Ihr seind viel in den Wald getrabt
Die meinten sie vveren gar schon entrunnen
die Reuter habens in büschen funden
Und haben sie dapffer uff gerieben
Ihr seynd viel uff der Wahlſtatt blieben
Die allesam der Tod behauset
man sagt Ihr sein gevvest 6 tauset.
Und vier und sechzig ist mir kundt
nun mercket vveiter zu der stundt
Wie es dann vveiter ist ergangen
Jäcklein Rohrbach vvard gefangen
Den man in die Eysen geschlagen
Ich muſs euch noch ein boſsen sagen.
Wie ich vveiter hab vernommen
Da die mähr hieher theten kommen
Einer sagts dem andern in ein Ohr
die Bauren sprachen: es ist nit vvahr.
Der Bund will unſs ein Greuel machen
höret vveiter zu den Sachen
Da die Bauren zusammen kamen
und die rechten Mähr vernahmen
Da thetens umb und immer lauffen
theten Spieſs und Büchsen hauffen,

Wie ich dann vveiter hab vernommen
Ihr theten viel gen Weinsperg kommen
Und schrieben den von Heylbronnen nein
vvolten sie christliche Brüder seyn
Solten Ihn hundert Malter Mehl geben,
das vvar der gantzen gemein nit eben
Als ihr hernach vverd mercken baſs
nun hörent zu ohn allen haſs
Wie daſs ein ehrsamer vveiſser raht
zu Heylbronn in der vverthen statt
Die sach auch niemand vvolt verheelen
und thet die statt in 4 theil theilen.
Und jedes vierthel also schon
das solt zvven Quartiermeister han.
Ein vom Raht und ein von der Gemein
Ja das ist vvahr und ist nit nein.
Aus jedem viertel mercket eben
solten allvvegen fünffzehn geben
Ein Rottmeister also schon
der solt sie untervveisen thun
Das vvard vollend mit guther ruh
an einem Donnerstag gar fruh.
Da hett ein Ehrsamer vveiser Raht,
zu Heylbronn in der vverthen statt
Jedermann gebotten schon
die Thor die vvürden zu gelohn
Da nun die Rott gemachet vvaren
wie ihrs dann vormahls handt erfahren.
Wie ich dann vveiter hab vernommen
Der Brieff der von Weinsperg vvar kommen.
Den lieſs man jedem viertel leſsen
Da hört man gar ein einig vvesen
Welcher den Bauren Meel vvolt geben
Der solt bald ein Finger uff heben

De ſprach ein jeder uff der Bahn
  vvir müſsen das Meel ſelber han
Und übergaben die ſach einem Rath
  zu Heylbronn in der vverthen ſtatt
Darnach thet man immer gohn
  und thet all letzen beſetzen ſchon
Uff den Mauren und uff den Thurnen
  Die Bauren vvurden darumb zürnen
Es vvar ihn freylich böſe Mehr
  indem da zog der Bund daher.
Da theten ſich die Bauren ſcheiben
  es thet nit einer zu Weinſperg bleiben
Da der Bund thet zu hernahen
  da vvaren Sie alle hinweg geflohen
Daſs ich kom vvider uff die bahn
  der bund der ſchlug ſein Lager ſchon
Zu Neckargartach überall
  ſie hetten gar einen grunen Sahl
Hetten Jäckle Rohrbach bey Ihn
  der ein anfänger iſt geſeyn
Der mocht des Todes nit gerathen
  zu Gartach vvard er auch gebraten
Man band Ihn an eine groſse vveyden
  daſelbſt muſt Er den Todt auch leyden
Nun merkent vveiter vvas ich ſag
  uff Sonntag vor dem Uffarts tag
Da vvard Weinſperg in Grund verbrennt
  und viel Dörfer damit genennt
Nun merckent weiter uff die Sach.
  darnach der Bund gar bald uff brach
Und zog hinüber uff Bruſel zu.
  die Bauren hetten gar kein ruh
Sie hetten ſich gern uff Heylbronn geneigt
  und ihnen ein Schabernackel erzeigt

Das

Das will ich mit der Wahrheit iehen
  Heylbronn hat sich also versehen
Mit Bollvvercken umb und umb
  hat mancher geben seyn Kleg darumb
Daſs die Bauren wären kommen schon
  und hetten doch nur ein Angriff thon
Die Bauren theten Heylbronn drauen
  Wolten ihnen die Weinberg auſshauen.
Das hett der Bund gar bald erfahren,
  er vvolt sich auch nicht länger spahren
Wie ich dann weiter hab vernommen
  Pfalzgraff Ludwig der thet kommen
Daran ich gantz und gar nicht leüg
  mit einem grosen Reisigenzeüg
Und mit einem hauffen Fuſsknecht schon.
  gut geschoſs hattens mit Ihn gohn
Und waren all gerüst mit gutter Wehr
  und zugen gewaltiglich daher
Darvon vvill ich euch weiter sagen
  sie vvolten das Lager gen Neccars Ulm schlagen
Und kamen gen Neccars Ulm biſs an das Thor
  Ja das ist eigentlichen vvahr.
Wie ich vveiter vernommen han,
  da thet einer uff der Mauren stahn
Das vvill ich mit der VVahrheit iehen
  und lieſs den Bund in hindern sehen
Deſselben vvard er nit genieſsen
  da fing man dapfer an zu schieſsen.
Mann hat fürwahr gar bald erfahren
  da noch viel Bauren darinnen waren
Mann lieſs Ihn gantz und gar kein ruh
  und schoſs an allen Enden zu
Und forderts üff bey rechter Zeit
  da schrien die Bauren mit einem eyd.

Mit schieſsen thet man ihnen so drang
da ware den Baurren die Weil lang.
Daſs sie auch niemand kunten halten.
da liesens sie es Gott walten
Wie ich dann weiter hab vernommen
und da der Bund thet hinein kommen
Da fing man an herauſs zu lesen
die so Anfanger seind gewesen
Und das ist eigentlichen wahr
man führet dreyzehen vor das Thor
Die etwas besonders han bedacht.
darumb da hat mans kürtzer gemacht
Solches ist also ergangen
der Bund hett noch viel gefangen
Wie ich dann weiter hab gelesen
ihr seynd bey vier und sechzig gewesen
Wie es denselben ergangen ist.
daſs weiſs ich nit in dieser Frist
Also zog der Bund fürbaſs
nun merckent gar ohn allen Haſs
Graff Wilhelm von Fürstenberg gar schon
über das Fuſsvolck ein Haubtmann
Und Herr Jörg Truchseſs ich erkenn
haubtmann über die Reysigen
Und Oberster über den gantzen hauffen
der Bauren sind gar viel entlauffen
Das will ich mit der wahrheit sagen
der Bund der hat eilff hauffen geschlagen
Wie ich dann weiter hab vernommen
er ist von Neccars-Ulm uff Oehringen kommen
Zwischen Weinsperg und Granschen
da macht er etlich Bauren tantzen
Die hand ihr Zeit nit vvohl vertrieben
ihr seind bey fünffzehen blieben

Die der Bund hat niedergelegt
  sie haben alle vier gestreckt
So hab ich weiter wohl vernommen
  und da sie seyn gen Oehringen kommen
Da hat mans auch gereformirt
  und hat sie ein theil wüst deponirt
Alſs nun weiter thut erlauten
  darnach zogens hinüber gen Krauten
Von Krauten seins gen Ballenberg gerent
  da habens auch zum theil gebrennt
Davon da wär noch viel zu jehen
  Es ist nit ohne ursach geschehen.
Darnach seins gen Künigshoffen kommen
  da haben die Bauren auch ein Schnapp genommen
Es ist ihn noch nit gar verziegen
  Ihr seind viel uff die Bäum gestiegen
Des haben sie gar lützel genoſsen
  mann hat sie dapfer herab geschoſsen
Die Bauren waren nit wohl behauset
  Ihr seind blieben bey zehen tauset
Das red ich hier uff dieser Erdt
  damit daſs mir kein Lüg nicht werd
Dann es ist mir anderst gar nicht kundt
  nun mercket weiter zu der stundt
Hiemit will ich beschloſsen han,
  und bitt auch dartzu jedermann
Den löblichen Adel all meine herren
  Ihr wolt mirs nit in argen kehren
Und nehmet für guth mein gedicht
  ich bin der sach nit baſs bericht
Wie es nun füraus wird ergahn
  dasselb will ich befohlen han
Ein andern liebhaber der kunst
  der auch zu dichten hat gute gunst

Drum so land uns früh und spoth
unser Hoffnung setzen zu Gott
Der wöll alle sachen zum besten kehren
nun nehmt für guth ihr lieben Herren.

Beschluſs.

O Heylbronn du bist hart verdacht
das haben treüloſs Leuth gemacht
Die strebten wieder Ihr eigen Herren
vergaſsen dabey Ihr Treü und Ehren
Dieselbigen soll man billig schelten.
und darum nit lan entgelten
Andere Fromme in der statt
mit sambt einem Ehrsamen vveisen Rath
Der hat doch allen Fleiſs gethan
darum last unſs Gott ruffen an
Daſs er sich über unſs erbarm
so sprecht Amen Reich und Arm
Darmit die Nachred hat ein End
Gott alle dieng zum besten vvendt.

Reimen von dem Baurenkrieg

(Ex Cod. Mn.)

Gropp. pg. 164.

1.

Ach Gott in deinem höchsten Thron
Du woll'st uns nit entgelten lon
Daſs wir so böslich leben.
In Welschen und in Teutschenland
Hält keiner sich nach seinen Stand,
Thun alle widerstreben.

2.

O Gott von Himmel unser Herr,
Dein Göttlich Gnad nit von uns kehr
In diesen Jammer-Zeiten.
Und nicht nach unser Missethat
Sondern nach dein Barmhertzigkeit
Thue uns Herr alle richten.

3.

Ein Spiel hat sich gesponnen an,
Kost manchen frommen Bidermann
Wohl in dem Franckenlande,
Der jetzund sterben soll und muſs
Ist seiner Sünd ein Straff und Buſs;
Und stirbt doch ohne Schande.

4.

Zu Rottenburg ist angesponnen,
Seynd viel Bauern zusammen kommen
Mit ihren klugen Sinnen.
Als wärens Engellische Knaben:
Was sie daran gewonnen haben,
Seynd sie wohl innen worden.

5.

Darnach seynd sie gezogen aus
Bey Mergentheim für das Teutsch-Haus,
Das thäten sie ausleeren.
Ihr Sinn stund ihn'n in Francken ein,
Kein Pfaff noch Mönch solt darein seyn,
Die Schlösser all zerstören.

6.

Zu Lauda haben gefallen an,
Der Reichelsberg must auch dran,
Neuburg thäten sie finden.
Und Stollberg liegt an einen Rhein,
Nicht weit darvon der Zabelstein,
Der solt und must verbrinnen.

7.

Bey diesen will ich bleiben lahn,
Es wird viel Mühe und Dichtens han,
Sollt ich sie alle nennen.
Es war manches sehr vestes Haus
Doch thät man sich nicht wehren draus,
Sie thäten all's verbrennen.

8.

Unser Frauen-Berg Würtzburg schon
Wolten sie auch zerstöret han,
Darfur thäten sie schantzen.
Und schussen all mit Freuden drein,
Ihr viel darvor erschossen seyn,
Darvon musten sie tantzen.

9.

Gotz von Berlingen und sein Heer
Lag in der Stadt, als ich auch hor,
Waren eitel Bauers Knaben.
Florian Geyer zu Heitzfeld lag
Ueber 18000 Hauptman war;
Waren eitel Fränckisch Knaben.

10.

Graf Jorg von Wertheim war darbey,
Must ihnen geben Pulver und Bley,
Hatt'n ihn darzu gezwungen.
Auch zwey Büchsen, die waren groſs,
Daraus man grosse Kugel schoſs,
Die seynd all beyd zersprungen.

11.

An einem Montag, da es g'schah,
Den Bauren war zu sturmen gah
In ihren vollen Sinnen.
Sie sollten Abends wachen gahn,
Sie fingen einen Lärmen an,
Das Schloſs wollten sie g'winnen.

12.

Sie schryen alle her, her, her,
Zu stürmen war ihr gantz Begehr,
Im Schloſs ward man es innen.
Man schuſs zu allen Fenstern aus
Und spyen tapffer Feuer heraus
Als wäre der Teuffel darinnen.

13.

Das währt bis in die dritte Stund
Gar mancher Bauer ward hart verwund,
Von Büchsen übel g'schossen.
Sie hatten kein Gewinn darab,
Sie musten wieder ziehen ab:
Hat sie gar hart verdrossen.

14.

Ein Botten schicken sie derweil
Nach Rottenburg in schneller Eyl.
Dem Rath thäten sie schreiben.
Und dafs er bald her wieder käm
Zwo scharpffe Schlangen mit sich nahm,
Die solt ihn'n ein Rath leyhen.

15.

Der Bott sich rüsten that in Eyl,
Lieff gen Rottenburg in der Eyl.
Zwey Geschütz that man ihm leyhen.
Waren die allerschönsten Rohr,
Als ich nie hätt gesehen vor,
Der Hauff thät sich ihr freuen.

16.

Man that sie richten in der Schantz,
Erst sollt sich anfahen der Tantz,
Ins Schlofs gunt man zu schiessen.
Ein Stuck fiel von der Mauer ein;
All, so darinn gelegen seyn,
Thät es gar hart verdriessen.

17.

Indem kamen die neuen Mähr,
Ja wie der Bund vorhanden wär,
Nach Würtzburg wolt er ziehen.
Wolt retten unser Frauen-Berg,
Die Bauern wolt er treiben hinweg,
Sie wolten doch nicht fliehen.

18.

An einem Freytag in der Nacht
Hat sich Götz Berling aufgemacht,
Sein Hauffen mit sich genommen.
Und sechs und viertzig grosser Stück,
Schlangen, Falconet und Feld-Geschütz
Vom Bund wolt er bekommen.

19.

Und zog wohl in das Tauber-Thal,
Zu Königshoffen ihr Lager war,
Des Feinds wolt er da warten.
Sein Buchsen richt er in das Feld,
Sein Ordnung hat er wohl bestellt,
Von Spieſs und Hellenparten.

20.

Am Freytag vor Pfingsten geschah,
Das man den Bund herziehen sah
Mit einem grossen Heere.
Die Bauern zogen den Berg hinan,
Den Vortheil wolten sie innen han,
Allda sich der Feind wehre.

21.

Dem Raiſsigen war so gach
Der verlohren Hauff eylt hinten nach,
In die Bauern thäten brechen.
Ihr keiner wolt hie nicht bestohn,
Ein jeder meint, wär ich darvon,
Und huben an zu streichen.

22.

Sie wichen bald und lieffen sehr,
Wohl nach dem Wald war ihr Begehr,
Ihr keiner dorfft sich wehren.
Da blieben bey sechs tausend Mann,
Die ihr Leben verloren han,
Allda that man sie scheren.

23.

Zu Würtzburg rüst man sich mit Macht,
Auf Pfingst-Abend um Mitternacht,
Wolten helfen den Brüdern.
Die da lagen im Land daraus,
Sie seynd zu lang geblieben aus,
Waren sie all um kommen.

24.

Sie zogen schnell und eylten sehr,
Nach Königshoffen stund ihr Begehr,
Der Bund zog ihn'n entgegen.
Sie zogen wiederum zuruck,
Und schlugen allda ihre Burgk,
Als wolten sie sich wehren.

25.

Der Raifsig Zeug eylt auf siedar,
Die Bauern wurdens bald gewahr,
Und huben an zu weichen.
Da blieben bey vier tausend todt,
Wohin sie kommen, das weifs Gott,
In die Höll oder ins Reiche.

26.

Der Raiſsig Zeug ritt auf sie an,
Allda kamen nicht viel darvon,
Theils hätten sich verkrochen.
Es Schlöſslein lieget nah dabey,
Ihr viel waren gewichen darein,
Da fing man an zu bochen.

27.

Es bochten an im schnellen Trutz
Schlangen, Falkonet und groſs Geschutz,
Hefftig that es anbochen.
Sie schossen die Mauern wohl halb ein,
Carthaunen gingen hefftig drein,
Der Bauern Grös that kochen.

28.

Man hat nicht lang geschossen daran,
Die Knecht lieffen ein Stürmen an,
Starck thäten sie sich wehren.
Man muste wiederum ablahn,
Das Geschütz lieſs man darwider gahn,
Ihr Unglück thät sich mehren.

29.

Erst hub man an mit gantzen G'walt,
Allda must sterben Jung und Alt,
Kam ihn übel zu statten.
Das Unglück war ihn heuer beschaffen,
Wer weiſs wem es das Jahr wird affen,
Wem ob es wird gerathen.

30.

Am Donnerstag da es geschah,
Als man den Bischoff kommen sah,
Und zu Würtzburg ein reiten.
Hertzog Ott Heinrich war darbey,
Und Hertzog Ludwig an dem Rhein,
Der Bischoff von Trier frey.

31.

Es g'schah an demselben Tagen,
62. den die Köpf da lagen,
Kein Geld möcht ihnen helffen.
Man ginge auch sehr an den Rath,
Wie ihm hernach ergangen hat,
Darbey ich verschweigen wöllen.

Beschreibung.

Was gestalten die rebellische Bauern im Jahr 1525 *das Schloſs Marienberg ob Wirtzburg angefallen und gestürmet; und was dieselbe sonst mehrers Unheyl im Land angerichtet.*

In Reimen verfasset von Fritz Beck, so damahlen Zeugmeister gewesen, und mit der Besatzung gelegen.

Ex Codd. MS.

1.

Von seltzsamen Geschichten
Singt jetzund jederman,
Er jederman will dichten,
Niemand will müſsig stahn.

Von unser Frauen-Schlossen
Und gantzen Franckenland,
Wie man das hab beschossen.
Viel wunderbarliche Bossen
Seynd fürgewandt,
Und da benandt,
Jedoch mit Schand.
Niemand hat solchs genossen;
Ist jederman bekandt.

2.

Auf daſs ich mocht erkennen,
Was Jederman mag sey,
Den man so offt wird nennen,
Und Niemand auch darbey,
So soll sich seyn vernommen,
Allein die beste Näth:
Zusammen seynd sie kommen
Mit Pfeiffen und mit Trommen,
Und treiben Spott,
Verachten Gott
Und Herrn Gebott.
Man meint doch nicht die Frommen,
Die heimlich litten Noth.

3.

Nach Christi fünff und zwentzig,
Und fünffzehn hundert Jahr,
Das Christlich Leben wendt sich:
Schalckheit ward offenbar.
Die Bauern wurden geheuffel,
Und trieben Hochmuths viel;
Die Fürsten wurden zweiffel,
Der Raiſsig flucht den Teuffel.

Doch blieb im still
Der Widerwill,
Bis zu sein Ziel.
Und hätt der böse Teuffel
Mit jedermann sein Spiel.

4.

Es nahet sich zur Fasten.
In der man fromm solt seyn.
Da hub man an zu sagen
All Ding sollt werden frey.
Der Groll wird sich erzeugen
Im Land und in der Stadt:
Niemand wolt sich laſs schweigen,
Die Schlüssel nahm's zu eigen,
Der Bauern Frat
Und Hecker glatt
In Harnisch tratt.
Die Frommkeit thät sich neigen.
Als man erfunden hat.

5.

Das wurd die Herrschaft innen.
Darzu thät sie gemach.
Dieweil man's thät besinnen.
Da ärgert sich die Sach.
Die Landwehr wurd gallieren,
Die Hauffen nahmen zu
Die Stadt würd Jubilieren
Ihr Bottschaft must postiren
Spath und auch Fruh.
Da ward kein Ruh.
Wehrt immer zu.
Es ward ein solch Rottieren.
Niemand darzu wolt thun.

6.

Der Bock kam in den Garten,
Etliche sahen zu.
Zulang thäten sie warten,
Als solt man ihm nichts thun.
Kein Glauben, noch Vertrauen
Hielt jedoch jedermann.
Die Schlösser wurden glauen
Allererst da wurd ein Grauen,
Wer brennen kann,
Der war ein Mann
Hätt wohl gethan.
Auf niemand wollten bauen
Sie stifften alles an.

7.

Ein jedermann ward wuten.
Man nahm ohn alles Recht:
Welcher an ihn wolt güten.
Der war ihr Pfaffen-Knecht.
Die Kasten kontens maussen.
Die Keller litten Noth.
Mit Flassen und mit Kraussen
Ein jedermann wurd Braussen.
Die schlugen̄ g'rath
Nach Judas-Arth
Ein solchen Rath.
Die Korn-Böden zu Lausen,
Auf daſs sie hätten Brod.

8.

Manch Frommen gings zu Hertzen.
Betrachtet Treu und Ehr,
Auch Weib und Kind mit Schmertzen,
Konten's doch nicht verwehr.

Sie sassen still und dachten,
Es kann nicht wehren lang.
Und thäten nichts betrachten:
Aufs Schloſs sich etlich machten
Heimlich mit Zwang:
Es war ihn bang,
Man wolt sie fang.
Die Bauern auf sie wachten.
Sie sollten alle hang.

9.

Es wolt doch niemand traue,
Es daucht sie alle fein,
Ein jedermann ward Baure,
Niemand wolt Burger seyn.
Ein jedermann wolt Fechten.
Aufs Schloſs wolt niemand gehn
Bey Ritter und bey Knechten,
Bey andern guten G'schlechten.
Bey sonst vielmehr
Als wie vor eh
Wolt niemand steh.
Das Schloſs nur abzubrechen
Was jedermann so weh.

10.

Sie gaben für mit Listen.
Sie sessen viel zu schwer,
Wir wären alle Christen,
Einer gleich dem andern wär
Ihr Furst solt selbst gar eben
Selbst mündlich bey ihn seyn.
Ihr Evangelisch-Leben

Thät

Thät fast darwider streben;
Die Pfafferey,
Und Reutherey,
Wär Triegerey,
Sie wollten nichts mehr geben,
Sie wollten bleiben frey.

11.

Der Fürst der kam geritten,
Und hielt sich nach Gebühr.
Habt ihr so viel erlitten,
So schlagt euch Mittel für,
All Puncten wolt er halten
Wie andre Fürsten mit.
Sie soltens Friedens walten,
Und leben unzerspalten.
Da war kein Frid,
Es halff kein Bitt,
War ihr Abschied,
Ihr Frummkeit wolt erhalten,
Es war der aller Sitt.

12.

Der Bauch wurdt ihn'n da groltzen,
Als solt man Bauern bitt
Ein jedermann wurd stoltzen,
Es half kein Vorschlag nit,
Niemandten thäts erbarmen,
Sie wolten von ihm wendt,
Die Reichen und die Armen,
Wurden allgleich verwarnen:
Er ward behendt
Von ihm geschändt.

Niemand ihn kennt.
Auch wurffens auf ihr Armen;
Niemand bedacht das End.

13.

Der Fürst ward da mit Leyd behafft
All Gehorsam ward veracht,
Es solt's seine arme Landschafft
Mit seinen hab bedacht.
Auch etlich Städt in Francken
Den hätt es wohl gebührt,
Da stundens an den Plancken.
Niemand hätt gut Gedancken.
Auch giengens furt.
Die schwehre Burd.
Wir woltens gut.
Ein jedermann thät wancken,
Niemand kein Frummkeit spührt.

14.

Als er wahr nahm ihr Sitten
Macht sich bald aus dem Staub
Er kam gar schnell geritten:
Hier ist kein Glaub noch Traw.
Darum ihr liebe Herren.
Gebt Rath und Hülf darzu.
Sie wollen's Schloſs zerzerren
Und alle Ding verheeren;
Hie ist kein Ruhe
Was woll'n wir thue!
Wer weiſs noch wuhe
Das Glück uns hin will sperren.
Laſt uns das Beste thu'n.

15.

Die Kriegs-Räth ihrem Fürsten
Erzeigten Rath und Lehr.
Sie lauffen nach den Würsten.
Dorfft euch daran nicht kehr.
Auch ihren bösen Willen
Solt ihr von Hertzen schlag.
Nicht solt förchten ihr Grillen,
Sie lassen sich nicht stillen.
Ist nicht ein Plag.
Nun will ich sag.
Was mehr geschach.
Am Freytag im Aprillen
Den acht und zwentzig Tag.

16.

Da ward gar mancher Lachen
Der grossen Buberey.
Ein Hauptmann thät man machen.
Ein Fürsten jung und frey.
Zusammen thätens schwöhren
Mit aufgerecktem Eyd.
Ihr Hoffnung wird sich mehren.
Sie dorfften nichts verzehren
Da wurd viel Freud.
Sie wurden gemeid
Zur selben Zeit.
Einer thät den andern lehren.
Niemand war unbereit.

17.

Sie wurden sich da regen.
Sie machten Losament.
Viel Büchsen thätens legen
Umher sie machten End.

Sie waren freye Knaben.
Ihn thät kein Arbeit wehe.
Umher thäten sie traben
Im Zwinger und im Graben.
Wer wolt bestehe
Kam allzeit ehe,
Und lieſs sie stehe.
Der kühl Wein konnt sie laben.
Es must alles für sich gehe.

18.

Die Gesellschaft lieſs sich weisen.
Sie nahm der Schutz gewahr.
Mit Feuer und Fuſs-Eisen
Der Pollers kam auch dar;
Die Falkonet und Hacken,
Auch Pulver, Loth und Stein,
Damit da solt man zwacken
Die Bauren in die Backen,
Durch Arm und Bein,
Es ward nicht nein,
Auch kein allein.
Durch Köpff und durch die Backen
Solt man sie schmitzen rein.

19.

Am fünfften Tag des Mayen,
An einem Freytag fein
Die Bauren thäten reyen,
Es wolt nicht anders sein.
Dem Fürsten ward gegeben
Ein gantz getreuer Rath.
Er solt zum Bund hinstreben,
Hülff suchen und darneben,

Ob es wird Noth,
Daſs es so trat
Gut Rettung hat.
Wolt freuen unser Leben,
Daſs es nicht käm zu spat.

20.

Er saſs mit gantzen Trauren
Wohl auf sein bestes Roſs,
Das machten heilos Bauren:
Gesegnet da sein Schloſs.
Bald jedermann wird küner,
Der Fürst entritten wär,
Es wird gar bald vernommen
Zusammen thätens kommen.
All ihr Begehr
Stund mit Gefehr
Aufs Schloſs so sehr.
Die Tollen und die Dummen
Hätten kein Frummkeit mehr.

21.

Den achten Tag im Maye
Auf einem Montag fruhe,
Da hört man ein Geschreye,
Die Bauern zogen zue.
Der Weinsbergische Gäste
Daucht sie ein grosse Welt;
Ein jedermann hielt feste
Mit Wagen-Burg und Leste
Schlugen auf ihr Feld
Bey Heydingsfeld
Doch kein baar Geld.
Sie hielten für das Beste:
Doch hats ihn'n weit gefehlt.

22.

Auf Unser Frauen Berge
Nahm die Gesellschaft war.
Sie reisten überzwerge
Die Zwinger und die Thor.
Der Gieſsberg ward geschantzet.
Er hat kein Haar erdantzet,
Es war kein Noth
Um Wein und Brod.
Danckten nit Gott
Sie hätten alls gepflantzet
Sie schlemmten frühe und spat.

23.

Allererst da wurd sich eigen.
Das lang verborgen lag.
Sie wurden sich erzeigen.
Begehrten gütlich Tag.
Doch konnt man wohl gereichen.
Kein Gutthat nahmens an.
Sie wurden freylich sprechen.
Man solt das Schloſs zerbrechen.
Weichen darvon
Ihn zu laſs stahn
Sie woltens han:
Sonst würgen und erstechen
Solt wir uns han zu Lohn.

24.

Die Herrschafft meynts mit Treuen
Versucht gantz hoch und tieff.
Niemand wolt vor ihn schweigen.
Sie brachtens noch so tieff.

Uff Dienstag ist geschehen
Ich darffs für Wahrheit sag.
Jederman wird sich blehen
Nun will ich wieder jehen,
Doch ohne Frag was geschah
Uff diesem Tag.
Niemand hat sichs versehen,
Es ward ein seltzsam Plag.

25.

Gar bald ward aufgeschrieben
Gelübd, Pflicht, Burger-Recht.
Der Reuther wird vertrieben,
Der Herr muſs werden Knecht.
Sie machten auch ein Brucken
Von Flössen auf den Mayn.
Mit ihren falschen Tucken
Vermeinten uns zu drucken.
Ihr List war klein.
Doch ist nicht nein
Sie waren unein
Zusamm thäten wir rucken,
Wir hielten auch Gemein.

25.

Das Fähnlein ward befohlen
Ein'm frommen Edelmann.
Er trug das unverholen.
Stund ihm gar tapfer an.
Er daucht auch wohl zu nehmen.
Wo es von nöthen wär
Die Land-Wehr. mag ihn kennen.
Mit Reiten und mit Rennen
Er hats gut Fug.
Darvon genug.

Kommt nicht vom Pflug.
Die Bauren wurden brennen:
Ein Flamm die andre schlug.

27.

Auf Donnerstag und Freytag
Ging mancher Gesellen Schuſs;
Viel Handlung mit den Bauren geschah
Zu einem Ueberfluſs.
Man bott ihn'n auch zu geben
Manch tausend Gulden baar.
Die Bauren thäten schweben,
Der Teuffel in ihn ward leben.
Sie lieffen dar,
Drum nahen wir zwar
Bey einem Haar:
Ihr Herren secht darneben.
Es muſs uns werden gar.

28.

Sie wurden alle wueten.
Heimlich war ihr Verstand.
Es half an ihn kein güeten.
Ihrem Herrn bottens Schand.
Sie liessen sich bedüncken
Sie schafften ihren Nutz
Den Hund den lieſsens hincken
Ihr Bundschuch hat kein Rincken.
An Wider-Schutz
Da ward kein Nutz,
Es kost viel Bluts.
Ein jederman konnt wincken:
Botten ihrem Herren Trutz.

29.

Die Herrn kamen gegangen
Hinauf sie brachten mehr;
Wir konnen nichts erlangen,
Es steht all ihr Begehr,
Allein das Schloſs zu fällen
Kein Billigkeit hat statt,
Sie wollten alles erschellen:
Beym Teuffel in der Höllen
Wär mehr Genad
Beede frühe und spath:
Sie seynd so frat:
Seyd frisch ihr liebe Gesellen:
Wills Gott, so hats kein Noth.

30.

Da kamen die dunckel Knaben
Vom hellen Hauffen gesandt:
Das Haus wollen wir haben,
All Geschoſs und Proviant.
Darum wolt ihrs aufgeben,
Soll euch seyn zugesagt.
Wir fristen euch das Leben,
Verhängen auch darneben
Was ihr habt bracht
Bey Tag und Nacht,
Habts wieder Macht.
Zu nehmen ist euch eben:
Ihr sollt das nicht veracht.

31.

Der Hauptmann sagt mit Sitten
Wir hab'n ein andern Muth,
Der Fürst ist weg geritten
Befiehlt uns Haus und Guth.

Wir lassen uns nicht grauen,
Euer Bochen ist entricht.
Wir thun auf Gott vertrauen;
Das Schloſs ist unser Frauen,
In Zuversicht,
Sie laſs uns nicht
Wir seynd verpflicht,
Ihr müst uns baſs anschauen,
Darnach mögt ihr euch richt.

32.

Der Hofmeister ward fragen,
Kan es nicht anders seyn,
Will jederman dan jagen
Das Lutterthal hinein.
Kann unser Fürst nicht bleiben
Bey dem, was billig ist,
So last ihn uns abschreiben,
Was lass'n wir uns abtreiben!
Sie suchen Frist
Mit Hinterlist
Wie man's versüſst.
Was darffs doch viel vertreiben,
Es ist ein bös Genist.

33.

Darum ihr Ritter und Knechten,
Ihr Herrn und gantze Rott,
Setzt euren Sinn zu fechten,
Das ander befehlet Gott.
Sie meinen uns zu zwagen,
Das Bad ist zubereit,
Darum last uns frisch wagen,
Wir wollen nicht verzagen:
Last euch nit Leyd,

Sondern habt Freud,
Und seyd gemeid;
Wir wollen Ehr erjagen:
Gott hilft der Gerechtigkeit.

34.

Frühe hub man an zu schiessen,
Die Sonn ging auff darmit,
Ein ander wurden wir grüssen,
Der Bauer saumt sich nit.
Der Sonntag hieſs Cantate,
Auf welchem das geschah,
Der Bauer sang Jubilate,
Der ander schrye Laudate:
Der dritt der sprach,
Ich lob die Sach;
Sie schussen ins Tach
Da sprach ich es Fritz Beche
Wir wollen ein Blöſslein mach.

35.

Den Montag wurd geschossen
Bis zu den Abend hin
Die Glock ward vor gegossen,
Zu stürmen stund ihr Sinn.
Drey Hauffen thäten kommen
Mit grossen Ungemach.
Gar bald war das vernummen;
Die Büchsen lieſs man sausen.
Daſs mancher lag
Wohl um den Hag,
Und nichts mehr sprach.
Ein schreyen und ein Brummen
Hub sich und manche Klag.

56.

Das Schiessen und das Krachen
Im Stürmen einher ging,
Vertrieb vielen das Lachen;
Das Feur an manchen hieng
Niemand ist stets stehn blieben.
Die Anschläg gingen leer.
Vier Stund wards angetrieben.
Viel wurden aufgerieben!
Ein anderer
Sprach her, kehr her
Laſs dich auch seher.
Ich hätt nichts wohl verschrieben.
Daſs keiner nüchtern wär.

57.

Die groben Bauren-Trappen.
Burger und andere Gäst.
Förchten ihrer Dötsch Kappen,
Sie hielten nimmer fest.
Der Schimpff ward ihn verdrossen.
Mit Trauren mancher klagt.
Weſs haben wirs genossen.
Wir seynd wohl halb erschossen.
Ein ander sagt.
Du hasts gemacht.
Hast mich herbracht.
Mit solchen guten Possen
Gar mancher Bauer starb.

58.

Die Losung war Sanct Burckard.
Das G'schrey war Heydelberg.
Die Bauern woltens nimmer wart.
Mancher lag überzwerg.

Die Katz das Bad ward fliehen.
Das Spühl - Tuch schleppt ihr nach.
Sie flohen all und schryen;
Ihr Gesellen last uns fliehen.
Was han wir doch
Ist wohl ein Plag
In dieser Sach.
Manchen ward Gnad verliehen,
Daſs ihm die Seel entflog.

39.

Im Schloſs thäten sich fleissen,
Schickten sich erst mit Lust,
Ob sie mehr wolten beissen
Den Fuchs. Es war umsust.
Sie fingen an mit gantzen
Gemüth und unverzagt
Die Thell auf her zu schantzen,
Gerings umher mit Grantzen,
Mit grossen Pracht.
Und aller Macht,
Keines Ends bedacht,
Trieben sie ihre Finantzen.
Sie gruben Tag und Nacht.

40.

Das währet dritthalb Wochen.
Die Körb die nahmen zu:
Mit Schiessen und mit Bochen
Liessen uns wenig Ruh.
Man schoſs von allen Leiten.
Sammt wär der Donner drin,
Von Gleſsberg und der Bleiden
Zwo Schantz wohl auf der Seiten.
Das Baurisch G'sind

Schuſs faſt und gſchwind
Jedoch gantz blind.
Wir muſten ihn wohl beiden,
Das Schloſs hätten wir inn.

41.

Gott lieſſen wir da walten.
Konten da nichts gethan:
Wers mit ihn hat gehalten.
Zeigten die Büchſen an.
Der Rottenburgiſch Bauer
Mehr Geſchoſs und Gewehren
Die grüſten uns ſo ſauer.
Sie prallten an die Mauer.
Es daucht ſie fein
Sie raumten rein
Uns zu eigner Peyn.
Lieſſen ſich wenig tauer.
Schoſſen uns die Fenſter ein.

42.

Sie machten eine Brückel,
Vier kamen für das Schloſs.
Brachten etlich Artickel,
Gantz lauſig und gantz bloſs.
Zuſammen thäten wir rennen,
Man laſs ſie nach der Schnür;
Ein Graf gab uns zu erkennen.
Auf Schaden und auf Schennen;
Auf Ungebühr
Stund all ihr Kühr:
Was wiſſen wir.
Lieſſen ſich Chriſtlich nennen
Und gebens Türckiſch für.

13.

Sie war'n von Freudenhausen,
Ein Gugges rings heran:
Vor Gailheit woltens mausen,
Im Loch grub jederman.
Sie wurden ausser tragen
Viel Erden. Stein und Sand.
Sie machten höltzern Schragen
Mit Railen unterschlagen.
Es wurd zur Hand
Uns allen Sand
Gar wohl bekandt.
Das Bergwerk wolt versagen.
Sie liessen ab mit Schand.

14.

Der Kützel ward sie zucken,
Ihr Weisheit ward zu tieff,
Der Drucker must ihn drucken
Gar manchen scharpffen Brieff.
Darmit woltens anregen
All Fürsten. Ständ und Art
Ihr Führnehmen zu hegen.
Statt ihrem Rath zu geben.
Viel Wahrheit ward
Darin gespahrt.
Nach Lügen Art.
Das Datum thätens legen
Freytag nach Himmelfahrt.

15.

Es naht sich zu die Pfingsten,
Es war kein Rettung do.
Von Grösten bis zum G'ringsten
Wurden wir nicht sehr froh.

Manch Bottschafft thäten wir senden
Wir schöpfften nichts darmit.
Zu Gott thäten uns wenden
Mit andächtigen Händen.
Kein rechte Bitt
Versagt er nit,
Das ist sein Sitt.
Wo man zu ihm thut wenden
So wird man Traurens nit.

46.

Der Hoffnung thäten wir leben.
Sparten kein Fleiſs darbey.
Der Bauern warten wir eben.
Die Schantz-Körb troffen wir frey.
Des macht der Bauern schwatzen,
Sie schossen nach der Paus,
Sie meinten uns zu tratzen.
Sie richten auf ein Katzen.
Das war nicht aus
Ihnen biſs die Laus.
Sie fingen kein Maus
Wir lieſsen uns nichts satzen.
Wir machten Spressel draus.

47.

Früh am heilgen Pfingst-Tage
Da kamen gute Mähr.
Zweyhundert Reuther man sahe
Geritten zu uns her.
Sie huben an zu sagen.
Der Gotzen Hauff wär todt.
Wir sollten nit verzagen.
Die Bauern wären geschlagen
Es war kein Spott.

Wir danckten Gott
Für die Wohlthat;
Der uns in kurtzen Tagen
Geholffen aus der Noth.

48.

Das Bäurisch - Geschwärme
Ward bald der Reuther g'wahr,
Schlugen und läuten Stürme
Vermachten alle Thör.
Man gundt sie darzuwecken
Vom Berg mit all'm Geschoſs.
Viel loffen in die Hecken,
Man kont sie ausser ſchrecken.
Zu Fuſs, zu Roſs
G'schah mancher Poſs
Ohn Unterlaſs.
Der Bund thäts Fendlein stecken
Am Gleſsberg bey dem Schloſs.

49.

Erst schreit der Baurisch Orden
Und fluchet jederman;
Seyd ihr nun g'schossen worden,
Daſs euch Sanct Veltin lahn.
Der Reuther herum paſsiren,
Er eilt den Bauern nach.
Man gab ihn saure Bieren.
Sie blüten um die Stieren.
Dieſs war die Sach.
Es thät Ursach
Sie kontens gemach.
Viel thät man absolviren,
Eh daſs die Beicht geschah.

50.

Die Stadt ward bald umgeben
Mit manchen Reuther gut,
Kost manchen Bauern das Leben,
Man hielt all Straſs in Hut.
Da legt man ihn den Kützel,
Ihr keiner fröhlich war.
Der Bermeter und Noth Nürtzel
Auch etlich Schalk und Stürtzel
Vernahmen das
Gleichwie der Haas
Beym Baucker saſs.
Sie flohen vom Scharmützel,
Der Platz ward ihn gar naſs.

51.

Der Thürner blieſs den Judas,
Ach! was hast du gethan?
Es waren seltzsam Laudes,
Es lacht nicht jederman.
Er blieſs: Hats dich gereuet,
So ziehe wieder heim.
Ihr Leyd ward erst erneuet,
Ihr wurden viel gebleuet.
Da war kein Gewinn,
Es hat kein Sinn,
Mit Recht vernimm;
Kein Reuther vor ihn scheuet,
Wie ich berichtet bin.

52.

Ihr Freud ward sich umkehren.
Ihr Herrschaft hat ein End;
Ihr Anschlag und ihr Lehren,
Hat sich in Trauren g'wend.

Ja wann sie sollten kriegen
In Kellern voll und satt.
Sie krümmen sich zu schmiegen,
Einer hieſs den andern lügen
Es stund die Stadt
In Schmach und Noth.
Gewendt sich das Blatt.
Alle samt wolten fliehen.
Als man gesehen hat.

53.

Die Ordnung ward befohlen.
Man fiele in die Schantz.
Die Büchsen thät man hohlen.
Zerbrochen und auch gantz.
Die Vorstadt thät man streiffen
Wie dann in Krieges Weis.
Ohn Geld kont mancher keiffen;
Sie zwogen einander ohn Saiffen.
Wer kunt zerreiſs
Und viel zerschmeiſs
Der lieſs kein Fleiſs.
Keiner dorfft den andern reiffen,
Warum? Es war Gut preyſs.

54.

Der Schwäbisch Bund war kommen.
Man fordert auf die Stadt.
Sie wurden angenommen
Zu Gnad und Ungenad.
Ein jederman wurd sagen.
Er hätt kein Schuld daran.
Ein jederman thät klagen
Das man an ihn thät fragen.
Ein jederman

Hat nichts gethan,
Und gefangen an.
Auf Karren und auf Wagen
Führt man ihr Wehr darvon.

55.

Sie wusten nichte warum,
Sie übel solten bestahn,
Es war Summa Summarum,
Niemand hät Uebels gethan.
Niemand hät ausgeschrieben,
Niemand hät zugericht.
Niemand hät Schalckheit trieben,
Niemand wär Treulos blieben.
Niemand der wicht
Hät alles erdicht.
Die gantze Geschicht.
Niemand schrye laut: Ihr Lieben.
Es findt sich also nicht.

56.

Höret zu meinen Worten.
Ich frag doch jederman:
Wer plündert Himmels-Pforten?
Wer stieſs das Closter an?
Wer plündert auch zu Zelle,
Darzu Sanct Burckards-Dhum:
Wer schoſs dann auf der Thelle,
Daſs platzet also helle,
Pum perle pum
Hinwiederum,
Kum Bauer kum.
Der Teuffel in der Hölle,
Weiſs jederman nichts drum.

57.

Wer hat die Bub'n gehetzt,
Daſs man Muthwillen trieb?
Wer hat den Götzen angeretzt,
Daſs er nit aussen blieb?
Wer practicirt gen Kitzingen
Verschafft viel Büchsen her ein?
Wer gabs den für so spitzig,
Wer nahms doch also trützig?
Wer raubt den Wein?
Wer schenckt ihn ein
In Gläser groſs und klein?
Ist jederman jetzt witzig,
Ein Narr soll niemand seyn.

58.

Wer hat drey Galgen aufgericht,
Und wieder abgethan?
Wer sagt: Kein's Fürsten darff'n wir nicht?
Wer hieſs die Priester fron?
Wer hieſs die Weyer fischen?
Wer schlug die Hünner todt?
Wer kont die Gäns erwischen?
Wer fraſs sie bey den Tischen?
Wer trieb sein Spott?
Wer setzt Gebott?
Macht Angst und Noth?
Dorfft niemand sich drein mischen,
Euch niemand will verrath.

59.

Wer hat getrieben grosse Schand?
Wer hat viel Guts verheert?
Wer hat die Schlösser abgebrand?
Die Clöster ausgeleert?

Den Reussenberg und Trimberg,
Werneck und Zabelstein
Den Sodenberg und Schwanberg,
Den Reichelsberg und Bramberg,
Den Altenstein
Und Rottenstein
Und andere ſein?
Auch Rotenfels und Stollberg?
Sagt jederman doch nein.

60.

Das neue Haus zu Bimbach,
Castell und Schwartzenberg,
Auch Reichenberg und Grumbach.
Butthard und Stephansberg:
Auch Giebelstadt und Speckfeld,
Roſsberg und Carolsburg;
Auch Bottenlaube Blechfeld,
Walleried und Estenfeld,
Darzu Landsburg
Und Schwartzenburg
Verheeret wurd.
Jedoch hats jeden gefehlt
Vor unser Frauenberg.

61.

Niemand kan sich entschuldig,
Niemand behielt den Plan.
Jederman ward ungedultig,
Jeder hat nichts gethan.
Der Bund an dreyen Enden
Die Straff lieſs für sich gehe.
Mancher wurde sich wenden
Mit aufgereckten Händen,
Es thät ihn weh,

Was kont es meh.
Hättens bedacht eh.
Genad thät man ihn senden.
Man lieſs ein Weil besteh.

62.

Der Hauptman sprach zum Züchter,
Er solts beruhen lan,
Ein jederman stund um ihn her,
Zu Gnad nahm er sie an.
Mit sittlichen Gebehrden.
Euer Muthwill steht mit G'fehrten.
Seht an der Wust,
Ist nicht umsunst,
Habt ihr nit mehr Gunst.
Ihr solt gestraffet werden
Nach Recht, jetzt thut vor Buſs.

63.

Der Edel Fürst zu Francken
Hielt allernächst darbey,
Er hätt gar viel Gedancken:
Seyd ihr nun worden frey?
Ich habs euch vorgesaget;
Euer Muthwill daucht euch gut:
Euer keiner ward verzaget,
Ihr hätt uns gern verjaget,
Seht an, das thut
Euer Uebermuth.
Jetzt liegt im Blut.
Ihr wurden viel betaget
Aufſs Schloſs in g'wisse Hut.

64.

Der Furst thät zu uns kommen
Mit andern Herren gut;
Ihr Treuen und ihr Frommen,
Was habt ihr für ein Muth?
Wie habt ihr Haus gehalten?
Wie stehen alle Sach?
Es danckten ihm die Alten,
Gott liessen wir da walten.
Viel Freud geschah,
An diesem Tag,
Da war kein Klag.
Der Gefangene wird behalten
Zu einer weitern Frag.

65.

Die Stadt von neuen huldet,
Das Land ward g'nommen ein.
Wer weiter hätt verschuldet
Der must gestraffet seyn.
Das Glück stund auf der Scheuben,
Es hätt sich umgewend;
Sein Spiel wills also treiben,
An keinem Ort zu bleiben.
Es fleugt behend,
Nicht jeden kennt
— — —
Nicht weiter will ich schreiben.
Die Basatzung hat ein End.

66.

Der uns das Liedlein von der Schantz
Und Bauern Krieg gemacht,
Sagt Jederman, der von Niemands
Hab ihn darzu gebracht.

Das Sein ist ihm genommen,
Hat doch sein Bests gethan.
Er hofft noch zu den Frommen,
Es sollt ihm wieder kommen,
Begehrt sonst kein Lohn,
Davon zu hon.
Niemands hätt wohl vernommen,
Sonst spott sein jederman.

67

Er dörfft sich auch wohl nennen,
So ists ohn alle Noth;
Sein G'sellen ihn wohl kennen,
Bey den er krieget hat.
Es kann nicht viel ertragen,
Weiſs schon nicht jederman.
Kein Ruhm will er erjagen;
Fritz Becken magstu fragen,
Es ist nicht ohn,
Er weiſs darvon.
Wo ers dir nicht will sagen,
So laſs ihn gut bestohn.

68.

Dem Bauern rath er treulich,
Daſs er seins Ackers wart.
Der Burger sey nicht greulich,
Er sitzt doch nicht zu hart.
Er mahnt auch all Geschlechten
Zu Gehorsam und zu Fried.
Man laſs den Adel fechten
Die Herren bey ihrn Rechten.

Gott laſs uns bitten
All Stund und Tritten.
Wir seynd sein arme Knechten,
Wird uns verlassen nicht.

Hessische Begebenheiten.

Ein schön newes Lied gemacht zu Lob vnnd Eer, Römischer Kayserlicher Mayestat, wie sie im 1546. Jar vor Ingolstat widern Landgrauen von Hessen, vnd Hertzog Hansen von Sachsen, zü veldt gelegen.

In der weiſs wie die schlacht von Páuia gesungen wirt.

(Fliegendes Blatt von 1547.)

I.

Zv singen will ichs fahen an,
Zu lob der Kaiserlichen kron,
Dem Landgraffen zu laide,
Wie es jm dann ergangen ist,
Vor Ingolstadt in kurtzer Frist,
Das ist jm warlich layde.

II.

An ainem Erchtag morgen fru,
Wie es der Landgraff ruckt herzu,
Sein leger thet er schlagen.
In weitem veldt vor Jngolstatt,
Er maint der Römisch Kaiser drat,
Wurd jn von stund an fliehen.

III.

Zu morgen hub er zu schiessen an.
Wol über die Kaiserlichen kron,
Mit karthaunen vnd mit schlangen,
Das trib er mer dann drey gantz tag,
Dieweil er dann vor Inglstat lag
Der schimpff der wolt sich machen.

IIII.

So wil ich mir nit grausen lan.
Da sprach die Kaiserliche kron,
Meins Vnglücks muſs ich lachen.
Scheüſs her scheüſs her mein lieber Landgraff.
Mein glück das stett in Gottes kraff,
Erst wöll wir dapffer fechten.

V.

Der Kaiser ist ain eerlich man,
Alzeit ist er der fordrist dran,
Zu Roſs, vnd auch zu fussen,
Seind wol gemut jr Lantzknecht gut.
Da sprach der Edle Kaiser gut,
Wir welln vns nit ergeben.

VI.

Der Kayser die gantzen schantz auſsreit,
Der Puchsenmeister nit lenger peit,
Er thet gar dapffer schiessen,
Wol vnder d landtgräuischen reitter gut,
Sie schussen hinauſs mit frischem mut,
Es thet sie seer verdriessen.

VII.

Der Kaiser reit im leger vmb.
Er sprach jr lieben Landtzknecht frumb.
Laſst vns gar dapffer streitten.
Seind die Feind aller eeren werdt,
Als vnsers hertz gemüt begert,
Wir wöllen jr erwarten.

VIII.

O Ingolstat du gemaurtes hauſs,
Das hett ich dir doch nit vertraut,
Das du zu mir hest gschossen.
Da sprach der Landtgraff zum Schertl gut
Die stat ist vns nit wol zu mut.
Die wöllen nit drauff bawen.

IX.

Den Püchsenmaistern sagt man preiſs,
Sy schussen hinauſs mit gantzem fleiſs,
Man hört die kugel singen.
Ain yeder sach sein leger an.
Mit püchsn, spiessn, in schlachtordnung, stan,
Harnisch vnd helm auffspringen.

X.

Der Landgraff warff die augen auff.
Auſs mancher püchsen gieng der rauch.
Ich hör das man thut schiessen.
Da sprach der Landgraff zum Schertl zhand.
Wir verschiessen leüd. Eer vnd land.
Nit lenger wöln wir beitten.

XI.

Der Kayser sprach die teutschen an.
Verhieſs jn auch bey seiner kron,
Von jn wolt er nit weichen,
Dieweil jm Gott das leben geit.
Glück, Eer, vnd Sig in ewigkeit,
Christus von himelreichen.

XII.

Der Schertl sprach die Raisigen an,
Went euch jr lieben reittersman,
Weicht ab von disem schiessen,
Sonst werden wir auff disen tag
Dweil kain widerstand nit helffen mag,
Viel Raisigen zeug verlieren.

XIII.

Der Landgraff vnd Schertl wurden zrat,
Vnd wie sy theten dieser that,
Der Kayser hat sich verpawen,
Fallen wir in sein Leger starck,
Die Raisigen die send so arck,
Ist jn nit wol zu uertrawen.

XIIII.

Der Landgraff hat seer lang geflucht,
Sich am Römischen Kayser versucht,
Ich main er hab jn funden
Ich sag dir lieber Landgraff gut,
Vbermuth der thut zwar kain gut,
Der Kaiser ist kain kinde.

XV.

Landgraff du darfst nit scheltn noch fluchn,
Der Kayser wirt dich selbs noch suchn,
Auf mancher griener hayde,
Gschicht das nit bald, mit grossem gwalt,
Zu yeder zeit in seiner gstalt,
Wirstu haben groſs laide.

XVI.

Landgraff das sag ich dir fürwar,
Der Kayser kriegt nit auff ain jar,
Darzu nit auff vier wochen,
Wens jm ain jar nit eben ist,
So setzt er jm andre frist,
Man muſs jms anderst kochen.

XVII.

Dem Landtgraffen kamen newe meer,
Wie das der Herr von Pyrn kommen wer,
Anstat des Kaisers schwester,
Da sprach der Landtgraff zum Schertl gut,
Das ist vns nit wol zu mut,
Es seind vns seltzam geste.

XVIII.

Der Landtgraffe lieſs schlagen vmb,
Wolauff jr lieben Landtzknecht frumb,
Von dannen wöln wir weichen,
Ein halbe meil vom leger hindan,
Hiemit beschirmt wirt der gmain man,
Ain Dorff haiſst Gerelfingen.

XIX.

Der Landtgraff der ließ zinden an,
All leger, ruckt im rauch daruon,
Ist war vnd nit erlogen.
O Ingolstat ich muß dich lan,
Het ich die sach recht griffen an
Der teufl hat mich betrogen.

XX.

Der Landtgraff nam die Wacht in hut
Dieweil macht er ain schiffbruck gut
Daruber eylt er balde
Er eylt dahin auff Neuburg zu,
Daselbst da was nit lang sein ruw,
Der Kaiser thet jn suchen.

XXI.

Noch het er weder rast noch ruw,
Auff Thonauwerd da ruckt er zu,
Wol in sein alte schantze,
Daselbst da wolt er warten sein,
Des Kaisers bei dem kulen wein,
Sich halten auff finantze:

XXII.

Kain Landtsknecht waißt zu diser frist,
Wo der Landtgraff hin kummen ist,
Der Kaiser hat jn vertriben.
Ich sag dir lieber Landtgraff mein,
Dein kriegen hetst wol ain Ding lassen sein,
Daheim werstu wol beliben.

XXIII.

Wer ist der vns diſs liedlin sang.
Ain freyer Landtzknecht ist ers genant.
Er hats so frey gesungen.
Ist dreymal vor Ofen gelegen
Geb jm Gott das ewig leben.
Ist allzeit wider kumen.

Klagelied Philip Landgraſs aus Hessen.

(Fliegendes Blatt. — Wunderhorn II. 112.)

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Mein Herz mich treibt zu Klagen,
Viel Untreu, Miſsgunst, Haſs und Neid,
Ach ich jetzund muſs tragen,
Viel falscher List zu dieser Frist
Wird mir zulang mit Schmerzen.
Daſs ich oft klag
All Nacht und Tag,
Doch denk ich Gotts im Herzen.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
In Trauren bin ich sitzen,
All meine Freund mir weichen weit,
Mich stellen an die Spitzen,
Zu denen ich hab stetiglich
Mich aller Treu versehen.
Die setzen gar
Mich in Gefahr,
Niemand will bey mir stehen.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Ach Gott mich wolltst ergötzen,
Steh du allzeit auf meiner Seit,
Auf dich mein Hoffen setze,
Sieh zu mein Gott, wie ich ein Spott
Bin unter meinen Feinden,
Ich ruf hinauf,
Ach Herr wach auf,
Laſs deine Güt erscheinen.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Wie ist es mir doch kommen,
All meine Macht und Herrlichkeit
Hast du von mir genommen.
Sa weiſs ich doch, wie tief und hoch,
Dein Gnad sich streckt am Ende,
Wie weit und breit,
Barmherzigkeit,
Die wollest du mir senden.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
In Hoffnung thu ich harren,
Gedanken sind mir Herzeleid,
Ach Gott kehr um die Karten,
Führ mich doch auf geradem Weg
Zu meinem Land und Leuten,
Zu Kindern mein
Ach führ mich heim,
Ach Gott thu für mich streiten.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Ich wollt mein Hörnlein gellte,
In Jägerweis, nach gutem Bruch,
Durchs Holz und auch im Felde;

So Gottes Wort, mein höchster Hort,
In meinem Land soll klingen,
Und hüten fein,
Die Schäflein mein,
Und Gotteslob besingen.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Gott öffne deine Ohren,
Denn meine Stimme ist schwach vor Leid,
Mein Ruf ist nicht verlohren,
Mein Herz und Muth, mein Leib und Gut
Ergeb ich ihm bey Zeiten,
Ich bin gewiſs
Zu dieser Frist,
Er wird wohl für mich streiten.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
In Brabant muſs ich warten,
Verheissen ist mir Gnadgeleit,
Wie grün ist nun mein Garten,
Gott gabs, Gott nahms in Lieb und Leid,
Wie es sich schickt auf Erden,
Wie's Gott gefällt
Von ihm bestellt,
Sonst kann nichts anders werden.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Zu Oudemar in Mauern,
Bin ich in Elend und in Leid
Mit schwerem Mund und Trauern,
Ade mein Kind und Land und Leut,

Bald ist es überwunden.
Für meine Noth
Bescheer auch Gott
So viele sel'ge Stunden.

Leben Philipps von Hessen.

Wie nuhn sein leben voll unrug,
So auch sich sein geburt zutrug:
Do sein Vater mit schwert und flam,
Sampt andern Fürsten d Pfalz einnam,
Und sein Muter bekümmert was,
Seins Vaters halb in sorgen ſaſs,
Das sie erfur leidige mer,
Wie es im krieg zugangen wer:
Doch ward sie ihrer bitt gewert
Von Gott, daſs jhr herr gsund heim kert.
Der loblich Fürst het daran lust,
Daſs er ein jungen erben kust.
Ach Gott, ist doch kein freud so gros,
Sie leſst ein unversehens blos,
Also auch diesem Land geschach:
Denn bald in fünfften iar hernach,
Verlieſs in grossen hertzen leid,
Sein lieb gemalh und Son all beid,
Landgraff Wilhelm, denn er auffgab
In Gott sein seel, zu Cassel starb.
Wie dieser Fürst erkaltet kaum,
Vermeinten etlich zhaben raum,
Zu leben nach jhrs hertzen willn,
Gaben doch vor, sie wölten stilln

Wo sich erhaben het ein straus:
Der wolt hieher, der dort hinaus.
Summa, es schwebt alles empor,
Und wendten seltzam practick vor.
Auch lieſs es sich durchaus ansehn,
Als solt das Land zu scheitern gehn.
Die Stend waren ungleich gesinnt,
Und wie ein grosses feur anbrinnt,
Daſs niemand wehren mag vor rauch:
Gleicher gestalt tobten sie auch,
Ider auff seinem kopff beharrt,
Und immer war hart wider hart.
Wer Witz het, sprach: Es wird nit gut,
Und warlich kosten noch viel blut:
Solten wir nit auff solch manier,
Umb unsern Herrn kommen schier.
Aber der für die seinen wacht,
Nemlich, der Herr, nach seiner macht
Wendet zurück jhre rathschleg,
Und fügt es bald auff solchen weg,
Daſs der jung Fürst in seine hend,
Die zügel kriegt zum Regiment,
Ziert jhn mit weisheit manigfalt,
Sam war er dreimal noch so alt.
Joas zum König erwelet ward
Ein kind von sieben jarn noch zart.
Denn was Gott mit seim Geist erleucht,
Obs unser Hertz unmöglich deucht,
Dem wont die rechte klugheit bei,
Welch stand und alter es auch sei.
Wie Künig Salomon geschach,
Da er am gricht ein urtheil sprach,
Ser jung trug auff seins Vaters Kron,
Und bherrschet auch desselben Thron

Von der stund an alſs er regiert,
Ist er durch viel trübsal probiert.
Durch seine feind oft angefochten,
Die jhm dennoch nit schaden mochten.
Sein junger anfang lobesan,
Von tag zu tag mehr krafft gewan.
Und wie er mit der that bewieſs,
Nit unbillich Philippus hieſs:
Das ist ein liebhaber der Roſs
Ein streitbar Held, mutig und gros.
Und fügt sich eben recht und fein,
Sein herrlich Nam und werck bej ein.
Ja, wer es recht zu sinne fürt,
Gottes fürsichtigkeit drinn spurt,
Und ist nit gschehen ohn gever.
All seines alters gnossen er
Mit zier des gmüts weit uberreicht,
Den alten Helden wol vergleicht:
Im, bey die fürnemsten gezalt,
Von jaren jung von tugent alt.
Frieden liebt er von hertzen grund,
War feind der sinn nach auffrrhur stund.
Den harnisch legt er nit bald an,
Musts denn je sein, war er ein mann.
Setzt auff ein ort all lust ein weil,
Gerüstet kam er solcher eil.
Mit seinem zeug, tausent und hundert,
Daſs menniglich sich drab verwundert.
Er mocht nit haben frembde gest,
Viel lieber sucht er in dem nest
Den Vogel, saſs jhm auff dem kamm.
Fursichtig er den zug vernam,
Durch solche paſs und sicher steg,
Daſs jhm niemand vorrennt den weg.

Eilt fort, und weich nach vortheil selten,
    Solt es auch rote stirnen gelten.
Sein kundschaff het er allzeit gut,
    Zur rechten und lincken behut,
Hernach, vorher: wolte jmand
    Sich streuben, und thun widerstand.
Reiſs er hindurch, steurt jhrem tratz
    Sein volck legt er auff solchen platz,
Do er nit wurde uberhöcht.
    Der feind jhm keins wegs wehren mocht,
Frei ab oder dem Leger zu
    Die straſs zu hon: Mit wenig ruw
Besah er vleissig holtz und feld.
    Was mangelt, er zur stund bestelt.
Vertrauet doch in Gottes macht.
    Sorgfeltiger nacht und tag wacht.
Hat Hannibal nit thon hievor,
    Der doch derhalb ein aug verlor:
Niemand mehr denn jhm selbst vertraut,
    Zu allen wachten selber schaut,
Wenns niemand meinet war er do,
    Keins lieſs er unerforschet so.
Wenn andre schlieffen war er auff,
    Wischt durch und wider durch den hauff.
Streng regiment uud Kriegsleuthzucht
    Gebot er: in all weg versucht,
Das armer leuth schad wurd vermitten,
    (Strafft auch die solches uberschritten)
Mit plünderung rauben und brand,
    Davon sein lob weit ist bekannt.
Gleich gab er zu verstehen mit,
    Daſs er im Krieg wolt halten fried.
Achtet der zeit nach es viel weger
    Man bracht umbs gelt gnug in das Leger,

Wein, Bier, und ander essen speiſs.
Dach hasset er die truncken weis.
Kein anschlag hat er nie gethan,
Er war persönlich vornen dran.
Ein Lermen durch die feind erweckt,
Den kecken man mit nicht erschreckt,
Der erst erschien er auff dem plan,
Und sprach getrost das Kriegsvolck an:
O lieben Brüder stehet fest,
Ider denck er wölt thun das best.
Vertrauet Gott die sach ist sein,
Recht, schlagt darnach mit freuden drein.
Thuts not ich wil euch selbs entsetzen,
Daſs jhr nit krimpffet ein arm netzen.
Des feinds gelegenheit nit forcht,
Noch fehlt es do man jhm horcht:
Ob schon viel gfahr halb dafür baten,
Ist es, Gott lob, doch wol gerathen.
Ermant ein jdern den er kennt,
Von einem ort zum andern rent
Schnell, alſs trieb ihn ein starcker wind,
Sein volck fand er all gleich gesinnt
Selbs ist der mann, dran dacht er auch,
Und hielt es jmmer für ein brauch.
Die that, wenn sie dem rath geht vorn,
Hat gar offt vor der Schlacht verlorn.
Auff daſs man sich nit übereilt
Selbs er den Hauffen weiſslich theilt,
Reuter auff Reuter, Knecht gen Knecht,
Solchs hielt er für das best gefecht.
Durch seine harte straff und gute wort,
Bracht er also sein Kriegsvolck fort:
Mit solcher Lieb gen ihm verbunden,
Daſs sie bereit warn alle stunden,

Umb seint willn leben oder sterben.
Zwei hertz verhofft der zu erwerben,
Wenn er sah die herrlich person,
In ihrer Rüstung angethon,
Durch Gottes hülff wenn er übertraff,
Und seinen feind unter sich warff,
Den sieg er jhm selbs nit zuschreib,
Kein tyrannej denn weiter treib,
Sondern wie er zuvor enstmüthig,
Also war er denn mild und gütig.
Die sich ergaben auff sein gnad.
Der Löb solch eigenschafft auch hat,
Sein sterck beweist er, und verletzt
Alles, was sich jhm widersetzt.
Grimmig er zu der erden fellt,
Was sich imals zu wehren stellt.
Des aber sich erkennt zu schwach,
Demütigt, da fragt er nichts nach,
Welches das vor jhm niderfellt,
Wird von jhm weiter nit gequellt.
Drumb recht der adelichen thier
Der mechtig Fürst zu Hessen vier
Fürt in seim wapen für ein zier.
Die zweierlei art obgemeint,
Der mittelst Löw klerlichst bescheint
Zweifarbig, doch in gleicher zal
Strich abgetheilt im blauen Saal
Rot farb zeigt an das Purpurkleid,
Welche am Löwen alle zeit
Soll oben stehen, daſs dus lernst,
Bedeut dieselb gewalt und ernst.
Die uberig vier weisse strich,
Seind ein erklerung eigentlich,

Daſs dieser hochloblicher Fürst,
Nit rachgirig nach blut hab gdurst,
Wenn er ein uberwinder was:
Barmherzigkeit leeret jhn das.
Klar, lauter, rein und ohnverbrochen
Must bleiben, was er het versprochen
Auff theding, dem geschwechten seind,
In dem Fürstlichen wapen feind,
Das hauſs zu Hessen, auch noch weiter,
Im schwartzen feld drej Stern gantz heiter:
Und wie bej finster nacht die stern
Am Himmel hoch leuchtend von fern,
Also diese an tugent rein,
Niemal verloren jhren schein.
Der Gottselig Fürst hochermelt,
Sparet in keinem weg sein gelt,
Zu haltung guter nachbarschafft,
Bevor wann Blutsfreund warn behafft
Von jhrem gegentheil mit krieg:
Den Hertzogen beid von Brunschwieg,
Schickt er zu hülff wol angethan,
Ein tausent und achthundert mann.
Schmehwort aber unleidlich possen,
Warn diese Kriegsleuth hart verdrossen,
Darmit die Sachsen sie empfingen:
Daſs sie aus ursach solcher dingen,
Von den undanckbaren zohen ab
Bald bald darnach es sich begab,
Worden die feinde solchs erfreut,
Und haben diesen hauff zerstreut
Der sich selbs gsagter hülff entblöſst,
Lünenburg aber sich des tröst,
Und auf der Heiden gewann die Schlacht:
So geht eim der ander veracht.

Unlang nach den verlauffnen dingen.
Ein Edelmann Franz von Sickingen.
An sinnen, gelt und Schlössern reich.
Eigens vertrauens niemand weich,
Vieleicht von andern angehetzt.
An diesen jungen Fürsten setzt.
Der ihm sein tag nie leid gethan.
Noch must er jhm ein feder lan.
Belegert im Gerauer Land.
Ein Stedlein ist Darmstadt genant.
Des heilgen Reichs Landfried zu wider.
Brannt dörffer ab, und reiſs sie nieder.
Ohnzelbar hochmut sonst geschwiegen
Der furst het volck im Stedlein liegen.
Die haben aus rath ein vertracht
Umb ein sum gelts mit Franz gemacht.
Damit kein weiterung entstund.
Hat solchs der jung Fürst auch vergund.

Wiewol er selbs was in gefehr
Ordnet er doch ein zimlich heer,
Fürn beistand den verwandten sein
In der belegerung vor Pein.

Abermal der unrugig Franz.
Spielet den Bauern den Betteltanz.
Den sie umb Trier her musten springen.
Das jhn die augen ubergingen.
Es saumpt der Ertzbischoff nit lang.
Der jung Löw jhm kecklich zusprang.
Bracht mit jhm viel der Hessen knaben.
Darmit das Stifft errettet haben.
Franz hett die flucht sich bald besonnen.
Cronberg die Chur und Fürsten gewonnen,

Ist bej Franckfurt ein Stadt und Schloſs,
Weil sie warn Franzen Bundgenoſs.
Trier, Hessen, und Pfaltzgraff bej Rhein,
Namen die Festung semptlich ein,
Besetztens mit jhrem volck auffs neu,
Und zogen wider heim all drej.

Franz ward die nasen widerjucken:
Heimlicher weis wolt er entzucken
Churfürstlicher gnaden am Rhein
Nechtlicher weil Schloſs Lützelstein.
Wie er das nit mocht absteigen,
Bleib er doch auff der alten Geigen,
Stadt Keyserslauthern schont er nicht,
Viel dörffer in die aschen richt
Raubt, plündert alls, brandschatzt und nam:
Eilents solchs vor die Fürsten kam,
Wie wol der Landgraff wont der fernst,
War es doch sonderlich sein ernst,
Manet die seinen hui und frisch.
Sein ghorsam leuthlein kamen risch:
An bestimpten ort sich finden liessen,
Biſs die Bundsherrn auch zu jhm stiessen.
Darumb jder nach seiner anzal,
Belegerten des Haus Nanstall,
Den Frantzen da heraus zu langen:
Stellten viel Hauptstück und Notschlangen
Da vor, die acht tag weidlich klungen,
Und durch die hohen mauren drungen.
Am letzten ging Frantz auff der wehr,
Und als ein schuſs von ungefehr
In etlich bretter sich zu trug,
Derselben eins Franz dermas schlug

Ein tödlich wunden in der seiten,
Davon er starb in kurtzen zeiten
Im felsen in eim finstern Loch,
Drin er vorn feinden sich verkroch:
Doch sprachen jhn die Fürsten an,
Den er das Haus het auffgelan.
Dasselb mit aller zugehör,
Was drin und auch daraussen wer,
Namen die Chur und Fürstlich gnaden
Zu sich, für auffgewendten schaden.
Die Lantzknecht das mehrer theil wund,
Worden vorhin zur selben stund,
Ohn Wehr gefangen ausgefürt.
Und wie sich nach Kriegs brauch gebürt
Ein Monat lang den Krieg verschwurn,
Alſs dan ledig gelassen wurn.
Der reisig Adel, wie man sagt,
Bey drei und zweintzig, seind betagt
Auff weitern bscheid gen Keiserslauthern.
Trachenfelſs gund die haut zu schautern,
Do sie sahen der Fürsten hauff,
Und gaben jhn das Schloſs bald auff,
Zohen mit jhrer wehr und hab,
Ohn ferner auffenthalt herab.
Gschütz, Pulffer und die Artlerej,
Bleib vorab den Kriegsfürsten frej,
Sonst Meel und Wein in etlich fassen,
Den Knechten seind zur beut gelassen,
Steckten es darnach in den brand.
Schloſs Hohenburg ward auch berant,
Auffgeben, plündert, und verbrennt.
Ein ander Haus Thanstein genent,
Ward aufgeben und nit verletzt,
Ohn mit etlichem volck besetzt.

Verordner Kriegsvolck, obberurter
Der Chur und Fürsten, zohen furter
Von Lützelburg ob Elsaſs Zabern,
Liessn die drin warn tragen rabern
Was jder hett von hab und gut,
Darnach verzert das Schloſs ein glut.
Persönlich d Herrn mit jhrer sterck,
Ruckten flugs hin vor Ebernbergk:
Wie wol die drin viel lester zotten
Den Chur und Fürsten raus entbotten
Und halten wolten weil sich regt
Ein aader: Solcher stoltz sich legt
Nuhr an den fünfften Tag hernach
Karthaunen hielten mit jhn sprach,
Der Pfantzgravisch Löw und Böſs Elſs,
Nothschlangen von dem Geyers fels,
Haben sie scheutzlich angepfiffen
Daſs sie nit all zu laut mehr rieffen
Erst mercktens daſs kein auffenthalt
Bey jhnen wer, von solchen gwalt:
Durch grosse bitt ward zugelon,
Mit hab und gut zu gehn davon,
Doch was nit wer des von Sickingen,
Musten mit eid sich solchs bedingen
Viel guts fand man im Schloſs noch sonst.
Das ausgereumt verging mit brunst.

Fried was es uber kaum zwej jar,
Da samlet sich der Bauern schar
In Schwabenland, Elsas und Francken
Thüringer huben an zu schwancken,
Strebten wider ihr Oberkeit,
Theten dem Adel viel zu leid,

Die Clöster musten auch daran,
Solch feuer biſs hin an Hessen bran.
Dasselbig bej der eil zu retten,
Ist jhn krank unter augen tretten
Der Landgraff mit seim Löwen hertz,
Und treib die Bauern hinderwértz,
Was derer lag an seinen grentzen
Setzt weidlich in die tollen Hentzen:
Wie wol mit einer kleinen macht
Erstlich, jdoch zu tag und nacht
Ihm jmmer je mehr volcks nachzoch.
Der Bauernschwarm gen Hersfeld floch,
Den eilet es nach auff dem fus.
Hersfeld jhr Stadt und thor auffschlus.
Sagten jhn wer die auffruhr leid,
Schwurn auch dem Fürsten des ein eid,
Allweg zu sein jhm treu und huld.
Von dannen schnellt er sich nach Fuld.
Dahin, was hie nit war erzwackt,
Zur andern Burſs sich het gepackt,
Die waren starck bej etlich hundert,
Wie Pfaffenheuser sie hon plundert.
Nennten sich mit ein sonder trutz
Christliche Brüder. Aber kurz
Da sie hörten den Löwen brummen,
Forcht jder er würd hart gekrummen.
Darumb zu verbeissen war das lachen.
Viel grosser Büchsen hortens krachen,
Vom Frauenberg ab in die Stadt,
Die sich als bald ergeben hat.
Menniglich trachtet nach der flucht,
Zuvor ein Pfaff und Baur gesucht,
Item, jhr Hauptmann ein Uhrmacher,
Und sonsten auch noch ein Ursacher.

Hupfften am Marckt uber die Klingen.
   Bej etlich hundert musten springen
Neben dem Schloſs im tieffen graben,
   Drin sie fünff tag gefastet haben.
Kein ander speis sie da genossen,
   Denn was sie funden vor der Gossen.
Drob sich mit zanck hob solch gezerr,
   Als ob es lauter Zucker wer.
Breupfannen voll hieſs vor die armen
   Brej und Erbs kochen, aus erbarmen,
Der milde Fürst, schenkt jhn die Urt.
   Doch hat der Teuffel zugeschürt.
Ja, das ich rechter sag, verfürt
Ihr viel, lieffen zu Müntzers hauff,
   Und kamen da recht in die trauff.
Müntzern den Kittel auch zu lausen,
   Zog der Landgraff nach Franckenhausen.
Hertzog Johann Fridrich Churfürst
   Sampt Hertzog Jörgen kam gerüst
Aus Sachsen, und desselben gleich
   Thet Hertzog Heinrich von Braunschweich.
Diese vier Fürsten hoch ermelt,
   Kamen erst hie bei ein im feld,
Botten den Bauern frieden an,
   Allein die Haubtleuth woltens han.
Aber Müntzer forcht seiner haut,
   Rhümt sich wie hoch er Gott vertraut
Vor seinem volck mit langer red,
   Im Leger, das ein berg inhet.
War auch vermessen daſs er sagt,
   Wie er nach keinem schiessen fragt,
Die Büchsenstein auffahen wolt
   Mit seinem rock: Das volck vertollt

Hat

Hat er, wie vor, auch jtzt betrogen,
Zeigt jhn des Himmels Regenbogen,
Den er für ihr siegzeichen preist,
Drumb sungen sie: Kom heilger Geist.
Der Fürsten volck am Berg hieunden,
Gerüstet zum angriff auch stunden.
Landgraff Philips, wie wöl der jungst,
Reit umb den Zeug auff seinem Höngst,
Ein schön vermanung er anfing,
Die manchem mann zu hertzen ging,
Das war aber die sum darvon:
Wie es keins wegs wer recht gethon,
Gegen die Oberkeit sich setzen,
Diese auch mit jhrm widerböfftzen,
Stellten all ehr und eid zurück:
Und daſs sie jhre Bubenstück
Mit einem guten schein verblümten
Und Gottes namen felschlich rhümbten.
Darumb, wer sein eigen gut und leib
Beschützen wolt, sampt Kind und Weib,
Solt wider diese Mörder streiten,
Gewiſs wer Gott auff dieser seiten,
Welchen, alſs Oberkeit, das schwert
Er hat bevohlen auff der Erd:
Nit zwar zu uben tyranej,
Sondern zu wehren rauberej,
Und andern unbillchen gewalt.
Hiernach lieſs man drauff also bald
Das gros Geschütz unter sie ab,
Solchs warlich seltzam Regel gab.
Derwegen machten sie ein lermen,
Und wurden unternanter schwermen,
Doch wust keiner wie, wo, und wenn,
Ob er solt fliehen oder stehn.

Den heilgen Geist noch immer sungen.
    In dem die Kriegsleuth auff sie drungen,
Zu Roſs und Fus mit aller macht,
    Und theten ein sehr grosse schlacht,
Das bej fünfftausent ins gras bissen.
    Was lauffen mocht ist ausgerissen
Gen Franckenhausen in die Stadt,
    Die man auch eingenommen hat:
Drej hundert Bauern darein fingen,
    Die hintern köpffen all hin gingen.
Auch Müntzer der sich her versteckt,
    Ward funden und sehr scharff gereckt.
Hernach zu Mülhausen im Leger,
    Werden gericht viel der Auffweger,
Mit den Pfeiffer ein arger gruntzer,
    Zum letzten muſs auch dran der Muntzer.

Darmit ich aber fürter schreit:
    Für ein wahrheit ward ausgebreit,
Wie des vorhabens etlich wern,
    Gar auszuleschen die drej Stern.
Weil nuhn auffsehn das best am Spiel,
    Und neun uber zwen wern zu viel,
Haben die Fürsten hoch geborn,
    Die gschworne Brüder vorher worn.
Der Churfürst und Landgraff Philips
    Gros volck beworben in eim schnips.
Doch ward abgraben solcher span,
    Und beider hauff von ein gelan,
Weil etlich gelt den kosten stillt.

    Ein neuer lermen sich erhielt
So etwa ander Bundgenossen,
    Hirumb dem Landgraven zuulossen.

Ists doch zu gutem end geloffen
Durch mittel, so der Pfaltzgraff troffen.

O wie hat doch der alter Trach
Gesucht an diesem Fürsten rach,
Durch drauwort, schmeichlerej und list.
Wie möglich zu erdencken ist.
Sein Haus aber heit satten grund,
Weil es auff einem felsen stund:
Und mochtens derhalb nit bewegen
Die starcken sturmwind und Platzregen
Drumb er mit seinen zugewandten,
Ihrn Glauben offentlich bekanten,
Auff daſs jhn Gottes gliebter Son
Bekennet vor seins Vaters Thron.
Ob jhn schon bann der Römisch Bischoff,
Bharrt er in Gott doch jmmer frisch uff.
Ward jhm bereitet schon ein grub
Der Herr ihn starck hinüber hub,
Und ledigt seine seel vom strick.

Nach dem nuhn Hertzog Ulrich dick,
Der jhm mit Freundschaff hoch verwandt,
Und trieben war aus seinem Land,
Sein flehlich bitten widderholt,
Man ihm zum seinen helffen wolt.
Alſs jhn aber zum theil verliessen:
Die mehr denn eins jhr hülff verhiessen:
Wolt doch der Landgraff nit zuruck-
Tretten, und thet ein mannlich stuck:
Idoch ward er vorher zu rath,
Und schickt an beide Majestat
Des Keisers und Künigs sein berieff
Drin der vor warnung sich berieff.

Funff tausent Pferde nam er an,
  Zu Fus bey dreissig tausend Mann.
(Der Macedonisch Alexander,
  Auch nit mehr volck het bej einander)
Gantz ausserlesen und den kernn:
  Denn er vertrauet Gott den Herrn,
Und lieſs sich nit auff seine macht,
  Der Schrifft exempel drin betracht,
Daſs bej Gott stund helffen und stürtzen.
  Auff daſs jhm niemand möcht abkürzen
Den paſs, und jmmer fort könt rucken
  Furt er mit sich viel Schiffbrucken.
Darauff hin, wie ich euch nit leug,
  Zog ubern Main sein gantzer Zeug.
Ein mercklich zal von Gschütz und Büchsen,
  Alles gefüret auff der Uchsen.
Von Artlerej alſs Kraut und Lot,
  Was auch zu solcher reis thut not,
Brachten hernach zwej tausent wagen.
  Hat erstes tags den feind geschlagen,
Alſs der ein stand gefaſst bej Lauffen,
  Forcht er man würd jhm kappen kauffen:
Wie wol im ersten an der spitzen,
  Manch ehrlich mann ist blieben sitzen.
Der Künigsch Feldherr wol erkannt,
  Pfalzgraff Philippus war genant,
Und alſs ers hertzhafft mit drein setzt,
  Ein Kugel jhm ein fressen letzt.
Doch heist die Stadt nit so umb sunst,
  Denn lauffen war jhr beste kunst.
Viel seind von grossen Stücken troffen,
  Im Necker viel fluchtig ersoffen.
Hohen Asperg das wehrlich Schloſs,
  Ob schon der handel es verdroſs.

Möchts doch sein willen nit erfüllen.
Denn es erschreckt des Löwen brüllen,
Und gab sich wider an das Horn,
Nachdem es etlich tag zuvorn
Auffs aller heftigst war beschossen.
Gefordert haben auffgeschlossen
Ihr thor, Aurach, Niffa, Tubingen.
Und liefs sich umb mehr leicht bezwingen
Das ubrig Wirtenberger Land.
Und schwur in Hertzogs Ulrichs hand.
Drumb Chur und Fürsten sich drein schlugen.
Und diesen unwilln sein vertrugen.
Das noch auff diesen tag fest bleibt.
Wie den Punckten war ein verleibt:
Willig der Landgraff und behend.
Zwej Fendlein Knecht von Münster sendt:
Mit jhn den Teuffel und sein Mutter.
Pulffer und Kugeln zu ihrm futter.

Füff hundert Knecht, drei hundert Pferd.
Von Münster der Bischoff begert.
Die schickt der Landgraff also bald:
Den sold von seinem gelt bezalt.

Weil nuhn der Sathan nit kont leiden.
Dafs man Abgötterej solt meiden.
Und ander mifsbrauch die nit taugen.
Gottes Wort aber het vor augen:
Drumb in die Land dessen bekenner.
Schickt er bej etlich hundert brenner.
Und ob wol wenig Stedt und Ort
Beschedigt solcher brand und mord:
Doch weil jhr werck vor Gott verflucht
War, hon sie es umb sonst versucht

Und sonderlich hat nit vergessen
Der Herr, zu wachen für die Hessen
Ihr auffsehn wer sonst nichts gesein.

Wider auffs neu der Fürst hinein
In Ungern, sendet etlich Pferd,
Nachdem der Keyser solchs begert:
Ein grosses Stück mit allem brauch.
Wie er vor zehen jaren auch
Zum Türckenkrieg sein hülff beweist,
Und seine pflicht do het geleist.

Gleich wie die wellen auff dem Meer.
Eine jagt nach der andern her,
Und schlahen an die felſs und stein
Also wir armen menschen sein
Mit mancherlei last uberfallen
Fürsten und Herrn aber für allen
Mit sorg und müh beladen sind.
Je höher baum je stercker wind.
Also nach eim erlitten sturm
Erregt der alte Höllisch Wurm
Was neues: Daſs auch ist erwachsen
Das Fürstlich Haus Hessen und Sachsen,
An Hertzog Heinrich von Braunschwieg,
Mit unwilln und eim ernsten krieg.
In namen jhrer selbsten, und
Anderer Stend in jhrem Bund.
Im Julio mit einem Heer,
Zweintzig zwej tausent ohngefehr
Reuter und Knechten ausserwelt,
Gerüstet kamen, und jhr Zelt.
Auffschlugen ins Braunschweiger Land:
Wenig theten jhn widerstand.

Ohns fürstlich Haus zu Wolffenbüttel.
Wust jhn zu willen nit ein tüttel
Mit allerlej versehen war.
Nam aufschub uber erst drej jar
Zur antwort, drauff sich zu besinnen,
Wie wol jhr Herr nit war darinnen.
Hirumb die Fürsten jhr Fürsprecher
Nemlich viel Haubtstück und Maurbrecher.
Nach den Notschlangen und Karthaunen,
Die Scharffen Metzen und Falckounen
Sampt der Stadt Braunschweig hon gefurt
In besondre Schantzen auff drej ort.
Do schos man daſs der boden zittert,
Alſs ob es an dem Himel wittert,
Solch schiessens hat man kaum erfarn.
Die drin wolten kein Pulffer sparn.
Und war jhr Müntz von gleichem korn:
Letzlich fiel umb jhr grosser Thorn,
Das sie ohn alle mas erfert,
Und sprungen ubern Finckenherd
Heraus, und schwumen durch den graben,
Drumb sich die andern auch ergaben,
Darauff dis mal der Krieg bestund.

Doch ward er nit geheilt von grund:
Und hub sich ein zusammen lauffen,
Itzt hie, bald do von eim Gard hauffen,
Derhalb den Hessen kamen mer,
Daſs sie stets fassen in der wehr:
Wol denckend daſs das weisse Roſs
Ein sprung würd thun nach Land und Schloſs.
Obs jhm durch glück möcht wider werden.
Samlet ein hauffen im Stifft Verden

Faſs uber dreizehn tausent starck:
  Zog durch der Lünburger Landmarck,
Nam seins Land ein all Sted und platz,
  Von Steinbruck zog ab der Zusatz.
Doch hielt sich auff das Schloſs Schöningen
  Wolffenbüttel nit mit wenigen
Besetzt, die waren redlich leuth,
  Welches den feind ein kleins erfreut.
Und mag man wol mit wahrheit sagen,
  „Daſs Gott fürn Löwen sorg getragen.
Denn wer der Hertzog fortgeeilt,
  Wie einer jhm den rath mitheilt,
Fürwar er het ein grossen riſs
  Dem Hessen Land thon, ist gewiſs.
Aber der Landgraff bracht zusam
  Daſs manchen menschen wunder nam,
Innerhalb eines Monats frist,
  Reuter und Lantzknecht wol gerüst.
Auch alſs sein gfahr die Bundsfreund merckten
  Sie jhn mit etlich tausent sterckten.
Mit den wischt er zum feinde hin,
  Der selbig legt sich gegen jhn.
Und alſs viel theding ward volbracht,
  War auff der Landgraff und mit tracht.
Und gieng sein zug gem feinde richtig,
  Des er am arm morgen frü ward sichtig.
Der erst angriff gschah mit scharmützen
  Zu Roſs und auch mit Hackenschützen.
Die groſsen Haubtstück weidlich brauſsten,
  Und solcher massen nach jhn sauſsten,
Daſs sie ab jhrem vortheil wichen.
  Durch unterhandlung ward verglichen,
Wolt man anders ein frieden bon,
  Daſs Hertzog Heinrich mit seim Son

Des Landgraven gefangen wern:
  Solchs namen an die beide Herrn,
Die er Fürstlich und ehrlich hielt.
  Ihm het des feinds volck vorgebildt
Mit gantzen Hauff hinweg zu fliehen
  Aber man sorgt, lieſs mans so ziehen,
Da sie gelegenheit bekemen,
  Sie würden sich was unternemen:
Darumb die Hessen warn gereder,
  Und hingen jhn stets an dem leder,
Wolten von keinem ablon wissen,
  Biſs sie d fenlein von stangen riessen,
Und schwuren ein leiblichen eid,
  Keins wegs binnen sechs Monatzeit,
Zu dienen wider Hessen: Und
  Mit welchen es wer in ein Bund.

Auch seind das mal mit Heeres krafft
  Daheim gsucht worden und gestrafft.
Erstlich von Schaumburg Graff Johann,
  Des Hauſs zu Hessen Lehenmann,
  Und het dem Hertzog hülff gethan.
Der ander gleicher gstalt auch so,
  Nemlich vom Rittberg Graff Ottho
Gegen die erst ankunfft des Fürsten,
  Warff Rittberg hoch auff seine bürsten,
Doch ward jhn bald des schimpffs gerauen,
  Und dacht ans Löwen scharffe klauen.
Also war dieser Fürst geuliessen
  Daſs es ohn grosses blutvergiessen
Zuginge, alle sach zu wehrn,
  Kert in sein Land mit grossen ehrn.
Des andern jares nechst nach diesen
  Gesagten dingen jtzt erwiesen,

Hat ſich der mechtig krieg erhebt,
   Desgleich Teutschland kaum hat erlebt,
Ungfehr im Monat Julio,
   Zwiſchen dem Keiser Carolo,
Und etlich Ainigungs verwandten
   Die Protestierenden genanten,
Deren hauffen der Landgraff fiert
   Sampt andern, auch dran ordiniert.
Und sahen ſich erst beide hauffen,
   Da man gwiſs meint man würd ſich rauffen,
Alſs Keiserliche Maiestat,
   Ihr Leger het bej Ingolstadt,
Dem fingen an hart zuzesetzen
   Mit Feldschlangen und Scharffen Metzen,
Und anderm Gschütz an lager rei,
   Ser heffig ein Tag oder drei
Die Herrn, der Evangelisch Bund:
   Nit wol erzelen mags ein mund,
Wie da die grossen Pfeiffen sungen,
   Daſs arm und bein in lufften sprungen.
Es donnert als mit solcher macht,
   Gleich ob Himel und Erden kracht.
Solch greulicher erschrecklich knall
   Gieng uber alle berg und thal.
Dweil nuhn, wo viel zusammen kochten,
   Selten was guts aurichten mochten;
So ging alle ding hin hinderwartz,
   Wolt einer weiſs der ander schwartz.
Der Landgraff hets wol gut im sinn,
   So waren andre wider ihn
Do aller vortheil war versaumpt,
   Eins morgens man dis Läger raumpt,
Und zog durchs Land die leng und quer,
   Biſs daſs der Winter fiel daher.

Itzt ward ein ander feur entzundt,
Drumb lescht wer wasser tragen kund.
Auch hat der hauff sich da getheilt,
Nach seinem Land der Churfürst eilt.
Der Landgraff thet jhm auch also,
Denn was schafft er allein mehr do
Von Beurn Herr Maximilian,
Fiel Darmstadt mit sturm zwej mal an
Der Krieg beruhr allein auff Hessen,
Und steckt der from Fürst in der pressen,
Sein beistand war ser worden klein,
Drumb hofft er nuhr auff Gott allein:
Het doch mit seins guts gros beschwer,
Viel Kriegsvolck ligen hin und her.
Aber etlicher Fürsten schrifft
Haben sich hoch gen jhm verbriefft,
Wenn er sich würd zum Keiser finden,
Und nit den fried an jhm lieſs winden,
Sej auffgehaben auch die Acht,
Hie wagt der Fürst die fehrlist schlacht,
Da er sonst mancher Muter kind
Het schlahen müssen in den wind,
Und kostet het ein mercklich blut:
Der treue Hirt, hört was er thut:
Auff daſs die Herd bej ein blieb gantz,
Stellt er sich selbs auff eine schantz.
Doch ist des Herrn hülff hie zu schauen,
Der nit verleſst die auff Ihn bauen.
Den auch die feind nit gar vermochten,
Was sie für pracktick derhalb suchten.
Und es wol Gott fürsehen hat,
Daſs Keiserliche Maiestat,
Ihn noch in Teutschland bleiben lieſs,
Wie wol man jhr das offt einblieſs.

Einer ward auch auff ihn gehetzt.
(Viel hetten jhms für fug geschetzt.)
Sprach er doch: Was soll ich jtzt lang
Den plagen, dem vorhin ist bang?
Und ist solch antwort hoch zu loben.

Der Herr aber im Himel doben
Gedacht an sein barmherzigkeit,
Die Er vor alle hat bereit,
Welche drumb bitten und drauff hoffen,
Daſs sie jhn nahe sey und offen.
Und aufflös der gefangen band,
Denn alls kan wenden seine hand.
Welcher der Künig von hertzen lenckt,
Und anders denn ein mensch gedenckt.
Solchs hat er in dem auch erklert:
Daſs, alſs Landgraff Wilhelm begert,
Des gfangen Fürstens elter Son,
Sein herrn in sein hülff verpflicht,
Sich haben in sein hülff verpflicht
Zu dens kein mensch verhofft mit jcht.
Und kamen jhm recht und zu statten,
Die Magdburg belegert hatten
Beurlaubt warn und wol bezalt,
Gekleidt, bewehrt alſs werns gemalt.
Wiewol die sach gros war und neu,
Bezwang jhn doch die Kindlichtreu
Daſs jhn kein gfahr schreckt und macht blaſs,
Drumb greiff ers an wie jung er was.
Das vorgedacht Kriegsvolck bestellt,
Nam er mit sich und zog zu feld,
Zu andern seinen Bundgenossen:
Die mit einander sich entschlossen

Des Kriegs, und den so griffen an,
    Daſs mans merckt warumbs wer gethan,
Und wie derselb vor gieng gantz wichtig,
    Also ward er auch aus dem schlichtig
Weil der Durchleuchtig Fürst und Herr
    Landgraff Philips nuh ledig wer:
Der ward von seinen mit verlangen,
    Und groſser hertzen freund empfangen,
Die ohnsäglich jhr gmüt erquickt:
    Alſs morgens wenn die Sonn auffblickt,
Lieblich scheint uber berg und thaln.
    Mit jhren Goldfarbigen straln,
All laub und gras im feld erfrischt,
    Menschen und vieh fröhlich auffwischt,
In seim beruff zu Gottes lob.

    Ohn einig seumnuſs und auffschob,
Der teure Fürst unds Lands ein Vater,
    Nechst Gott Beschützer und Gutthater,
Für allen dingen vleiſs anwendt,
    Zu reformiern das Regiment,
Wo das im Krieg und sonst die jar
   Etwa baufellig worden war,
Miſsbräuch in Gottes dienst geschlichen,
    Wolt er zuvor ab daſs sie wichen,
Mutwillig hendler macht er hendig,
    Hat inerhalb Lands und aus wendig,
Mehr geschafft mit rath und klugem sinn,
    Der schir durch Heeres macht vorhin,
Dweil aber mehr denn sonst gewöhnlich
    Unfrieden alle ding sah ehnlich:
Ihm und den underthan zum besten,
    Bauet er widderumb die Festen

In seinem Land, nach erstem muster
Wiewol viel stercker maurn und Brustwehr,
Mit lust und lieb sein Underthan,
Legten jhr muh und arbeit dran,
Daſs es schein alſs wüchs mehr die nacht,
Alſs an dem tag wer dran gemacht.
Und ward in kurtzem auffgefürt,
Daſs niemand mangel daran spurt.
Ein schon Geschütz beid klein und gros,
Von neuem er auch wider gos.
Fein Festung bsetzt er überal,
Mit Kriegsvolck an gewisser zal,
Und ers im fall der noth da het,
Weil Wermans haus am lengsten steht,
Biſs er ohn gfahr sich weiter sterckt,
Wenn er ein trübes wetter merckt.

Es was der Sternen glantz so klar,
Und all pracktick jhn offenbar,
Wie Marggraff Albrecht umbher zoch,
Und Franckenland ein schweres joch
Umb seinnent willen tragen must,
Doch Hessen Land jhn nit gelust.

Bald ward die jrrung auch gestillt,
Die sich jtzt lange zeit erhielt
Zwischen Haus Hessen, und Nassau.

Stadt Volckmersheim meinet der Lau
Wer nit so hertzhafft wie zuwor,
Er aber traff sie an ein ohr,
Musten verschlucken harte bissen,
Und mit der Silbern Büchsen schiessen.

Drumb vorzukommen anderm leid,
  Von von jtzt an auff künfftig zeit
Das Haus zu Hessen sie erkorn
  Fürn Schutzherrn, und ihm auch geschworn.

Eins mufs ich auch nit lan dahinden:
  Da abermal mit ser geschwinden
Listen, ein Kriegsvolck sich vergaddert,
  Das gern mit jmand het gehaddert,
Und Hessen war zur nechsten wand.
  Hat flugs das Landgraff auffgemant
Die seinen, und gebot jhn rund
  Gerüst zu sitzen alle stund.
Nam auch viel Lantzknecht an darum
  Und spildet aus ein grosse sum,
Sicher ohn einfall und entgentzen.
  Verwart zu bleiben seine grentzen.
Auff solche mas hat er sein Land,
  Durch Gottes gnedigen beistand,
Beschirmt vor allem uberlast,
  Und gleich mit mauren eingefafst
Oder umbschutt mit einem Wall,
  So lang er hie im Jamerthal
Für seine underthan gestritten.
  An seinem Hof haben geritten
Viel hoher leuth, Adels person,
  Etlich aus frembder Nation:
Sonst ander gsind und reisig knecht,
  Uber drejhundert ausgerecht,
Die er zu Hof tags zwejmal speisst
  Und sein vermögen mit erweist.
Für solche wolthat alle schon,
  Dankt er Gott durch Christum sein Son.

Glaubt seinem Wort von hertzen grund.
Bekennet solchs auch mit dem mund.
Zu seiner seelen seligkeit:
Die jhm und allen ist bereit.
Wenn sie nuhr an das end beharren:
So ist er auch von hin gefaren.
Aus diesem in das ewig leben.

Calvinistische Händel zu Leipzig.
1593 *sq.*

Von der Caluinischen Schar, und von ihrem Anhang, gehalten zwischen zwey Bawern, sehr lustig und kurzweilig zu lesen.

Darnach auch das Urtheil, so die Studenten zu Leiptzig ober Doctor Christoffel Gunderman, gehalten unnd gefellet haben, lustig unnd kurtzweilig zu lesen.

Hans spricht zu seinem Gevatter.

Glück zu mein lieber Gevatter Merten,
Was hört ihr guts von den Gelehrten?
Was thut man guts von ihnen sagen?
Wollen sie es nit schier zum Teuffel jagen?

Merten spricht

Ey sie wollen gar Caluinisch werden,
Es ist schad das einer geth auff Erden.
Das sie Gott und sein Wort verachten
Und wollen ju gar anders machen.
Sie fingen an ein newe Tauff.
Der Pfaffen war ein groſser hauff
Unter dem war Doctor Gundermann
Der nerlich schreiben und lesen kann,

Der ist der groſste Caluinist.
  Der aus Leiptzig entlauffen ist.
Er hat sich eines andern bedacht,
  Der Teufel hat ihn wieder nein gebracht.
Er dacht er hett nun wieder ruhe,
  Mann steckt ihn ins Gefengnis dazue.

Hans spricht

Ey das die Pfaffen S. Velten rühren.
  Sie lassen sich den Teufel gar verführen.
Ich ginig am nechsten inn Meiſsner Landt.
  Da hab ich ein Vetter ist Lorentz genannd.
Da thet ich mit ihm in die Kirchen gehn,
  Ich must auch ein solchen Pfaffen sehn.
Er Predigt ich weis nicht was es war,
  Gevatter es fehlt nicht umb ein Haar.
Sie hetten ihn aus der Kirchen gejagt.

Merten spricht

  Ey Gevatter was ihr sagt,
Es ist noch einer heist Doctor Krell.
  Ist auch des Teufels hoffgesell.
Magister Kalreuter und Doctor Zschamer,
  Haben auch geschmit mit Teufels Hamer,
Für Hochmuth stolz und eitel Ehr,
  Wolten sie vertilgen Luthers Lehr,
Sie haben mit ihren falschen Lehren,
  Ermördt Christian den Landes Heren,

Hans spricht

Ich war mit unserm Junkherrn uff der Jagt,
  Er zu mir und meinem Nachtbar sagt,
Der Pfaffen waren 2. Tausend 4. Hundert,
  Welchs in denn grawsam sehrr verwundert,
Das ihr nicht mehr als 5. hundert sein blieben,
  Die sich nicht han unterschrieben.

Ich hab am nechsten ein Brieff hören lesen,
Das die Bornischen sein die ersten gewesen,
Der Alte Schelmische Caluinist,
Der newlich zu Born gestorben ist
Hat sich zu Todt an einem Hasen gefressen
Dabey hat auch ein Magister gesessen.
Mich dunkt sein Nam ist Danid genannt,
Tregt allzeit ein Caluinisch Buch in der Handt.
Darnach haben sie Pfaff Georg verfürth.
Der hat die ander geandimirt,
Was da sein für Brieff gewesen,
Die hat er den andern vorgelesen.

Merten spricht

Ich hab auch gehört vom selbigen Pfaffen.
Er hat mit den Mordbrennern zu schaffen,
Der Pfaff zu Breunstdorff und der zum Han,
Und der hat helffen das Kind erschlan,
Die haben sich bald unterschrieben,
Das sie nur sind Pfaffen geblieben,
Der zu Pussendorff, Pendorf und Newkirchen,
Die drey theten sich gewaltig fürchten,
Sie möchten von den Denste kommen,
Drumb haben sie Caluinum angenommen.

Hans spricht

Hat ihr sie dann schon all genandt?
Sind euch dann keine mehr gekandt?
Mich dünckt immer ihr sein noch drey,
Die scheinen auch nicht die schlimsten sein.

Merten spricht

Botz velten ich hett schier die besten vergessen,
Bin ich doch am nechsten dabey gesessen,
Das die Leut heftig uff sie schelten,
Loben hört ich sie gar selten

Feine alte Lehrer dabey lose Buben.
Die alle Tage gehen auff der Gruben.
Noch lassen sie sich reiten den Teuffel.
Ich glaub euch ohn allen zweiffel
Sie haben nun mehr kein gut Gewissen.
Sie gehn als hett man sie auffs Maul geschmissen.
Der Pfaff zu Eyle Herr Wolfgang,
Der unterschrieb und machts nicht lang
Der Pfaff zu Kitzscher und der zu Deutzen.
Wird der Teufel wohl drumb schneutzen.
Der Pfaff zu Trages und der zu Melbitz.
Die liegen alle beid nun in Fernis.
Der Pfaff zu Deutzen der grawe Mann,
Wolt der Sachen ein Mantel umbthan,
Er thet dem Herrn zu Born schicken,
Ein Putter Hafe gros und dicken.
Und meint also zu kommen daruon,
Das er lob bey den Leuthen wolt han.
Ist aber nicht desto weniger.
Ein groſser alter Caluinischer,

Hans spricht:

Ey Gevatter was thut ihr sagens
Möchten doch die Schelm wol alle verzagen,
Und möchten sich ein theil erhenken.
Das ein Theil im Wasser ertrenken
Das sie ubel han so gethan,
Gott wird sie ungestrafft nicht lan.
Den Christus der Herr selber spricht.
Wer mich verleugnet der erbet nicht.
Dort in dem Himmel, das Ewige Leben.
Und wolt er schon groſs Geld drumb geben.
Es ist geschrieben ein Layn
Du sollt Gott mehr Gehorsam sein.

Den dem Menschen zu aller frist,
Und wenn es schon der Keyser ist.

Merten spricht:

Es ist wahr Gevatter wenn sie es bedächten
Sie sich nit in solchen Jammer brächten.
Ich kom nechst in ein Kirchen gegangen.
Da hat ein solcher Pfaff angefangen.
Er Predigt was ein jeder gern hört,
Gottes Wort er gar anders verkehrt.

Hans spricht:

Ich mein Gevatter was thet er sagen,
Müchtens ihn nicht aus der Kirchen jagen.
Wann sie es bey uns auch anfingen,
Die Leut nicht in die Kirchen giengen.
Ich glaub auch ohn allen zweiffel,
Sie jagten ihn wohl gar zum Teuffel.

Merten spricht:

Jach mich tunkt es wird noch geschehn,
Wie siehs allbereit lest ansehn,
Ich gieng nechst gen Altenburg zum Bier,
Da kam ein Wandersgesell zu mir.
Ich thet zu ihm freundlich sprechen,
Ich wolt für ihn bezahlen die Zechen.
Er sollt mich nur der Sachen berichten,
Was sie für ein new lehr ertichten.
So thet er also sagen zu mir,
Da er bekam im Kopff das Bier.
Er wer gewest im frembden Landt,
Weit und breit umbher bekanndt,
Er wer gewest genseit dem Rhein
Da eitel Caluinisten seyn.
Im Land zu Meisen wolln sies auch fürnemen,
Sie möchten sich vor Gott dem Herrn schämen.

Da sie die Sakrament verkehren,
  Und thun die Bawern anders lehren.
Denn uns gelehret han die Alten,
  Wir wollens lassen Gott wallten,
Er braucht an uns kein arge List,
  Er weiſs wohl wenns am besten ist.

Hans spricht

Ja Gevatter sie tichten und trachten mit gantzem fleiſs
  Daſs sie die Altar aus der Kirchen reiſsen.
Die Crucifix und Taufstein decken,
  Wollen sie in den Ofen stecken
Das Gottloſs Calninisch Geschlecht.
  Heiſst das Crucifix ein Baderknecht.
Dürfften auch noch wohl Fisch mit sieden,
  Der Teuffel soll ihn baldt verbieten.
Ein Tisch thun sie in die Kirche tragen,
  Do thut der Pfaff zum Kister sagen,
Er sol drauff legen Brod und Wein,
  Und wenn die Leute kommen nein,
So thun sie umb den Tisch her treten
  Als hett man sie zur Hochzeit gebeten.
Sie nehmen das Brodt in den Mund,
  Darauf ist ihn der Wein gesund,
Der Pfaff der stehet auch dabey,
  Und lest es immer gut Wetter sein.
Und wenn der Reye an ihn kömpt,
  Ein Bissen Brod er auch mitnimt.
Darnach er auſs dem Becher seufft,
  Daſs ihm das Wasser aus den Augen rauſs leufft.
Und wie sie haben ausgesoffen,
  So kömpt der Küster hergeloffen,
Und thut wiederumb schenken ein,
  Daſs laſs ein fein Ceremonien sein.

So thut der Pfaff mit den Leuten Zechen,
Das er nerlich kann Amen sprechen,

Merten spricht:

Ey Gevatter wie wird es zugehn,
Wenn Gottesgericht wird angehen,

Hans spricht:

So wird der Teufel mit ihm geberen,
Das über die Wangen lauffen die Zehren,
Und fehrt mit ihm zum Himmel zu
Gleich wie ins Meuſsloch die Kuhe.

Der Gerichtliche Proces, so über Doctorn Gundermann gehalten worden.

Horet alle zu, und merket mich,
Ware Geschicht will anzeigen ich:
Welch sich an einem Abend spat,
Zu Leiptzig zugetragen hat.
Im vergangenen 91 Jahr,
Was ich euch sag ist gewiſs war,
Drumb hört all zu, und seit fein still,
Die Geschicht ich euch erzehlen will.
Es kamen, wie ich hab vernommen,
Der Studenten-eine ziehmliche Summen,
Für des Doctors Gundermanns Thür,
Machten ihm ein Hoffrecht darfür:
Solchs gefiel gar wohl dem Gundermann:
Wie solcher Hofrecht ein End nam,
Wurden gesetzet Tisch und Benk,
Hört ich will euch sagen gute Schwenk

Richter und Räthe setzten sich,
Und thäten felln gewaltiglich,
Ein Urtheil über Gundermann.
Solchs sahe er und horets an.
Ein Student trug ein langts Kleid,
Derselbe Gundermann bedeut.
Als sie sich hatten gesetzt schon
Schickten sie ihn nach Gundermann.
Der Henker bracht ihn zu der frist,
Und sprach hie ist der Caluinist.
Der Trewloſs, Ehr vergessne Mann,
Was das Urtheil bringt wil ich than.

Der Richter.

Du Rothbart tritt baſs her zu mir,
Hör was ich wil jetzt sagen dir.
Wegen deiner grossen Missethat,
Die du allhier in dieser Stadt,
Begangen hast an manchen Mann,
Dich wollen wir nicht ungestraffet lan.
Sondern allhier in dieser stilln,
Recht urtheil über dein Leben felln.
Was denn dasselbe wird geben dir,
Mustu leiden das glaube mir.
(Zu den Schöpffen.)
Ihr Herrn ich frag euch auff ewer Pflicht,
Die ihr gethan habt im Gericht,
Was straff wird Gundermann zu theil?

Der erste Schöpff.

Ich sag bey meiner Seelen heil,
Das dieser falsche Gundermann,
Viel Seelen hat verführen than,
Und sie bracht in der Hellengrundt,
Darumb soll er zu dieser Stundt:

Mit einem Strang gerichtet werden,
Wie ein Juden, den Kopff zur Erden.

Der ander Schöpff.

Ach Gott die Straff ist viel zu lind,
Ein erger er wohl hett verdient.
Ich erkenn und sprech hie zu Recht,
Das Gundermann der Teuffels Knecht,
Zu Straff seiner Gottlosen That,
Soll er gerichtet werden mit dem Rad.

Der dritte Schöpff.

Herr Richter und Schöpffen dieser Stadt,
Folget auff dieſsmal meinen Rath.
Ein gröſser Pein hab ich erfunden,
Man soll den Rothbart lebendig schinden.
Seine Zing die er gebraucht hat,
Nur Gott zu Hohn und auch zu spott.
Sol ihm binden aus senem Racken,
Meister Blasius mit eim Beil rauſs hacken.
Das ist ein recht verdienter Lohn,
Einen so ungerathenen Sohn.

Der vierde Schöpffe.

Herr Richter und Schöpffen dieser Stadt,
Folget auff dieſsmal meinem Rath,
Viel zu gering ist in dieser That,
Ein erger Straff er verdienet hat.
Er soll werden mit glühenden Zangen.
Zerissn, an Brüsten und beiden Wang,
Darnach soll ihm beide Arm,
Das Rad abschlagen also warm.
Gantz soll ihm bleiben Halſs und Hertz
Solchs ich zu Recht sprech ohne Schertz.

Der fünffte Schöpffe.

Herr Richter und ihr andern Herrn,
Ein andern Weg ich euch will lehrn.

Wie man soll thun dem Gundermann,
Der so viel Bubenstük hat gethan.
Man soll ihm in sein Maul hoffirn,
Und solchs mit einem Quarl einrühren.
Ihn schlingen lassen so viel er kan,
Letzlich damit ersticken lan.
Darnach wenn er nun muſs dahin,
Sol Meister Blasius nehmen ihn,
Und werffen auff seinen Schindkarn,
Und mit ihm unter den Galgen fahrn.
Ihn verbrennen den losen Mann,
Wie man den Ketzern pflegt zu than.
Solchs sprach ich zum Urtheil und Recht.

Der sechste Schöpffe.

Mann soll den argen Teuffels Knecht,
Unters Gericht an ein Saul binden thun,
Und lebendig Braten wie ein Hun.
Solch Straff sprech ich ihm zum Urtheil.

Der siebende Schöpffe.

Das uns nicht werd zu lang in Weil
Sprech ich jetzt auch zu Recht ohn spott,
Man soll ihn werffen mit Steinen Todt.
Den Gottes Dieb und Bösewicht.

Der achte Schöpffe.

Herr Richter und ein gantzs Gericht,
Weil ihr mich umb ein Urtheil thut fragen,
Will ich mit wenig Worten sagen
Und sprech zu Recht das Gundermann,
Weil er so groſs Schelmstück hat gethan.
Das ihm sein Glieder nacheinander,
Sollen werden all abgesondert,
An beiden Händen und an Füſsen,
Also soll er seine Sünd büssen.
Herr Richter nun thut ihr beschlieſsen.

Der Richter.

Hör Gundermann du Ehrendieb,
   Das Gestreng Urtheil ich dir gieb,
Daſs man soll lebendig Spieſsen dich,
   Am Spieſs auch brennen lebendig.
Zu einer Straff der Uebelthat,
   Die sich auff dich erfunden hat.
Weil du verleugnest den Schöpffer dein,
   Sein Wort und auch Sacrament rein,
Hast auch verführt gar manche Seel,
   Drumb solstu jetzund leiden quel.
Und hilfft forthin kein Bitt noch Gab,
   An deim Leiben will ich brechen den Stab.
Meister Blasius du getrewer Knecht,
   Geh und thu dem Böſswicht sein Recht.

Der Henker.

Herr Richter ich wills gerne than.
   Her, her, du Gottesdieb Gundermann.
Dein Barth will ich dir fein Balbiren,
   Und dich darnach zum Tantze führen.
Solst fröhlich sein und darzu singen,
   Den Harder wil ich auch baldt bringen.
Seinen Sohn und mehr Caluinisten,
   All Gottesverleugner und falsch Christen
Müssen mit dir den Reyen springen.
   Da wird ein End haben lachen und singen
Jetzund schrey ich auff diesen Plan.
   Zeter über dich Gundermann.
Und was mir vom Richter befohlen ist.
   Das will ich thun ohn lenger frist,

Eein gute Caluinische Karten, in welcher einem jeden Caluinisten ein Blatt zugeeignet wird, ſein lustig und kurzweilig zu lesen.

Rote Farbe.

Der rote Konig.

Macht dem Peutzer der ehrloſs Mann,
Mit Gewalt sich wolt unterstahn,
Zu suchen newen Menschen thandt.
Drumb ist der Rote König genandt.

Der Rote Bawer.

Amling war der negst bey ihm,
Sie treiben beide kleinen gewin,
Haben erreget das gantze Landt,
Drumb ist er der Rote Bawer gnannt.

Der Rote Untermann.

Magister Brendel wohlgemuth,
Wird auch in diese Karte gut,
Hat sich auch recht schieſsen lahn,
Drumb ist er der Rot Untermann.

Rote Zehen.

Peter zu Köhten unter der Treppe,
Macht uns auch ein gut geschleppe:
Hat auch Herren Caluinum gesehen,
Kom her du liebe Rote Zehen.

Rote 9.

Magister Wendehut der weitliche Hase,
Hat auch drinn wollen han seine Nase,
Trinket gar gerne Zerwüster Wein,
Bist mir gut zur Rote Neun.

Rote 8.

Herr Nisius von der Bernburgk,
Fras auch gerne Caninisch Kurgk,
Hat alles Kaluinisch gemacht,
Wird zur Karten die Rote acht.

Rote 7.

Der Pfarr von Golin hochgemuht,
Tregt auch auff ein Caluinischen Hut,
Also getaufft ist eins sein Kind,
Sich da, die rote Sieben sich find.

Rote 6.

Der von Klebergk der falsche Mann.
Thet auch Caluinum beten an,
Christum hieſs er ein Bader Knecht,
Ist mir zur rote Sechse recht.

Rote 5.

Der Herr Pfarrherr von Bischofswert,
Setzt sich auff ein Caluinisch Pferdt,
Zu reiten nach dem Galgen zu,
So schlahe die rote Funffe zu.

Rote 4.

Der von Liebwerth kam gefahren.
Wolt auch ausnehmen junge Narren.
Mich deucht er sey kommen alzu schier,
Kriegt eben recht zur roten Vier.

Rote 3.

Herr Johanns der Pfarr zu Born,
Ist auch ein Caluinist worden,
Merket und verstehet alle frey
Das dieser sey die rote Drey.

Das rote Dauſs.

Schönfeldt zu Delitzsch hochgeborn,
Ward gestochen mit eim Caluinischen Sporn.
Hats aber nicht geführet aus,
Ist der Rote Caluinisch Tauſs.

Eckern Farbe.

Der Eckern Konig.

Ein stolzer Doctor ist der Krell,
Immer mit den Schalk in die Hell,
Straff hat er verdient nicht wenig,
Ist gut und recht zum Eckern König.

Der Eckern Bawer.

Der Rey der ist jo noch nicht gantz,
Kuhbrummerlein gehöret an diesen tanſs,
Der Teuffel wirds ihm machen sawer,
Kom her du lieber Eckern Bawer.

Der Eckern Untermann.

Doctor Salmuth lests auch nicht fehlen;
Christo dem Herrn sein Ehr zu stehlen.
Er ist ein loser falscher Mann
Giebt einem Eckern Untermann.

Eckern Zehen.

Meiſsner ist auch ein feiner Mann
Hat sich auch mit gehenget an.
Er sprach es ist gewiſs an dem.
Kom her du liebe Eckern Zehen.

Eckern Neune.

Kolreuter, der verfurische Hund,
Küste Krellen auch auffs spund,
Gab auch seine Willigung darein
Schickt sich recht wohl zur Eckern Neun.

Eckern Achte.

Der von Renatz ist auch recht.
Zu einem guten Kartenknecht,
Hat seinen Namen dran gemacht,
Drumb schreib ich ihm zur Eckern Acht.

Eckern Sieben.

Zu Eckerdtsberge merket recht,
Da sitzt auch ein Caluinischer Knecht,
Hat sich fein höflich darzu schrieben,
Wir zu Nutz der Eckern sieben.

Eckern Sechs.

Sardinus (zu Naumburg) dieser Nam
Gemeine auff der Freyheit Jacheim
Ist auch ein recht Caluinisch Knecht
Drumb ist er zur sechs Eckern gerecht.

Eckern Fünff.

Die Elsten muſs ich unterrichten,
Und muſs von den Caluinisten tichten,
Der zu Wurtzen gehört in die Zunfft
Ist mir gut zur Eckern funff.

Eckern Vier.

Sich sich hett ich doch schier vergessen,
Zschammer der zu Dresten gesessen,
Er trinkt auch gerne Zerwuster Bier,
Ist mir gut zur Eckern vier.

Eckern 3.

Noch eins fehlt mir in meinen Muth,
Zu Delitzsch der jetzige Supertent gut,
Hat sich auch unterschrieben frey,
Wirff her die Caluinisch Eckern drey.

Eckern Daus.

Zu Mersseburgk der alte Jeck,
Fraſs auch mit Caluinischen Treck,
Wer nicht wollt willigen jagt er nauſs,
Kom her du liebes Eckern Daus.

Scheln Farbe.

Scheln König.

I dieser Karten muſs ich nicht aus lan,
Vier Vrban der verfluchte Mann,
Die Pfarherr thet er plagen und quelen,
Woln ihn zum Scheln Konig welen.

Scheln Bawer.

Sein Mitgesell ist Caluinus,
Ach ich wolt sagen Calamirus,
Der ist ein böser Caluinischer Bauer,
Drumb wehlt ich ihn zum scheln Baur.

Scheln Untermann.

Es sind ihr jo sonsten noch mehr,
Die da auch gehören hieher,
Magister Salmuth der Caluinische
Wehl ich zum schelen Untermann.

Scheln 10.

Zu Oschitz ist ein Supertent
Hat auch sehr Caluinische Hendt,
König Kaluinum hat er gesehn,
Kom her du liebe Scheln Zehn.

Scheln 9.

Ich sich der Rey ist noch nicht gantz,
Der von Penick gehört auch an diesen Tantz,
Was hat er immer mehr gethan
Das man ihn heist die Scheln Neun.

Scheln 8.

Der en Kine ist ein frommer Mann,
Hat aber ein Caluinischen Sohn,
Merckt und verstehet alle recht,
Das er zur Scheln acht sey gerecht.

Scheln 7.

Der zu Zwikaw hett bekommen gut solt,
Wenn der Schöpfer daselbst het gewolt,
Hattn sich alle Pfarhrn müssen unterschreiben
Drumb muſs er die scheln sieben bleiben.

Scheln 6.

Zu Schmideburg der jetzige Pfar,
Zu Wittenberg sagte furwar,
Mit Pierbaum ers auch thut halten,
Ey lieber las die Scheln Sechs walten.

Scheln 5.

Botz Velten ein hett ich vergessen,
Zu Hall ist noch einer gesessen,
Kuhbrommer heist sein Zunam,
Die Scheln Fünff kennt jedermann.

Scheln 4.

Zu Merseburg des Supertenten Son
Auch singet den Caluinischen Thon,
Der Haſs leufft mit der Leimstangen,
Sich sich hat die Scheln sechs gefangen.

Scheln 3.

Das Manſsfeltische Land hett ich bald vergessen,
Da sind der Vögel auch gesessen,
Zu Eiſsleben der Supertent frey,
Ist die Caluinisch Scheln Drey.

Scheln Dauſs.

Sich was fehlt mir ferner ein,
Zu Hall Magister Eisengrein,
Ist Caluinisch lang gewest durchaus,
Ach willkommen mein Scheln Daus.

Laub Farb.

Laub König.

Zu Leipzig gieng ich ins grune Gras,
Guntermann sich darinn saſs,
Er hett ein Kann Zerwüster Bier,
Herr Laube König trinket schier.

Laub Bawer.

Magister Becker kann beschlagen,
Wenn er gleich weder Eisen nach Nagel
Botztausent wie sicht er so saur,
Es ist der Caluinisch Laub Bawer.

Laub Untermann.

Hannig grosse der Caluinist,
Ist auch ein guter böser Christ,
Gieng ins Consistorum hinein,
Er wolt der Laube Untermann sein.

Die Laube 10.

Harder war ein feiner Mann,
Nam den Caluinischen Glauben an,
Wer hett es immermehr gedacht,
Das er hett die Laub Zehne gebracht.

Laub 9.

Sein Sohn wolt ihn nicht verlassen,
Sondern auch wandern diese Straſsen,
O wie fein schleicht er herein,
Ist mir fein gut zur Laube Neun.

Laub 8.

Vergessen hett ich schier viel Meussern,
Ach sich ich wollt sagen Dückmeussern,
Wie hat ers doch also gemacht,
Das man ihn heisset die Laub Acht.

Laub 7.

Herr Adam zu Zipsendorff der schalck,
Hat ein groſsen steifen dicken Balck,
Hett er sich nicht unterschrieben,
So wer er die Laub siebn nicht blieben.

Laub 6.

Ach hett ich doch schier vergessen,
Des Pfarhers der zu Kreine gesessen,
Schnüfelt sein gevatter lobet ihn,
Zur Laub Sechse nimmt er ihn hin,

Laub 5.

Danckert gehöret auch hieher,
Damit di Kart erfüllet werd,
Was hat er immer mehr gethan,
Die Laub fünff kennet jedermann.

Laub 4.

Zu Delitzsch Herr Peter der alte Mann,
Ist auch ein rechter Wetterhan,
Ich hette denselben vergessen schier,
Biſs mir willkommen du Laube vier.

Laub 3.

Mich deucht der Leipzische stadschreiber,
Hilfft auch den Caluinischen uber,
Botz tausend wie wirds ihn gerewen,
Wirff doch her mit der Laub dreyen,

Laub Daus.

Backofen gehört in diese Kart,
Vber aus ers wohl verdienet hat,
Zum Thor wird er müssen hinaus,
Kom, kom, kom, kom, du Laubes Daus.

Clausela.

Also hat dise Kardt ein Endt,
Ihr Caluinisten verstehts behendt,
Wollets euch nicht sehr lassen krenken,
Dem Dichter tausent Daler schenken.

Plattdeutsche Lieder.

Viff Jahr vor der Dithmerschen Veide gescheen. Darvan ein Ledt.

1. Wille gi hören ein nie Gedicht,
Wat kortlich iſs uthgericht,
Darvan will ik Juw singen.
Ein Man iſs Wiben Peter genannt,
De Ditmerschen wolde he dwingen.

2. He toch uth sines Vaders Landt,
Darup hefft he gerovet und gebrant,
Mit Gewalt vel Gudes genhamen,
Etliche gefangen unde wechgeföret,
Iſs nun tho Uthdracht gekamen.

3. He hefft sik Hans Pomerening genant,
Hefft Schapstede sulvest gar uthgebrant,
Mit sinem Broder unnd Knechten,
Dat worden de Acht unnd Vertich enwahr,
De Sake moste he vorvechten.

4. Darna wart he gefangen schon,
Dat men ehm scholde geven sin Lohn
Na sinen Vordenst unnd Rechte.
Tho Renſsborch wart he gfunden loſs,
Vam Adelichen Geschlechte.

5. It warde nicht gar lange Tidt,
Toch he in Düdschland witt
Na Carol dem R. Keiser,
Umme sin Mandate tho halen dar;
Ungelucklich wart sin Reise

6. De Acht unndt Vertich iſs Badeschop kamen
Wiben Peter hedde Knechte angenamen,
To Jevern in Freschen Lande,
Darmit wolde he up de Ditmerschen nemen,
Unnd doen ehn Weh unnd bange,

7. Up einen Sonnavent, dat dit schach,
De waſs na Hemmelfartes Dach,
Ein Hövetmann hebben se karen,
Boldeſs Johan, ein framen Mann,
De Schantz scholde he waren.

8. Rode Reimer, Claſs Fake, sin ock erwelt,
Reinholt Grote ein framer Helt,
Dat beste deden se raden
Se segelden uth, all jegen de Vlott,
Tho Hilge Landt kemen se drade.

9. Se hadden ein Schipken rustet uth,
Mit Victualien unde Buſsen-Krut,
Mit Speiſsen unndt gude Schutte;
Ein Jachteken dat waſs darmit,
Dat wart ehn ock wol nutte.

10. Se segelden tho Hilig Landt langst dat Kliff,
Dar Wiben Peter up bestaende bleff,
Dat dede ehm doch nen baten.
Johan sin Broder waſs darbi,
De moste dar sin Levent laten.

11. Se lepen dar frischlik an dat Landt,
Wiben Peter 2 Baden uthgesandt,
De Hovetlüde tho sturen.
De eine was Vaget, de ander Pastor,
Des Name hete H. Ludert.

12. He wolde sick gerne vangen geven,
Wolden se ehn fristen sin junge Leven
Unnd nemen en gefangen,
Wol up deſs lofflichen Koninges Recht,
Darna stundt sin Vorlangen.

13. Boldes Johan sprak althohandt:
De Ditmerschen hebben mi uthgesandt,
He schal sick fangen geven;
Hefft he dem kopmann kein Leidt gedaen
Fristen schal he sin Leven.

14. Hansken wol tho Peter sprak:
Ick fruchte alhir grott Ungemak, .
Och Peter, giff di gevangen.
Peter hoff up sine witten Handt,
Schloch Hansken bi de Wangen.

15. He settede de Kanne vor sine Mundt,
He drank se uth beth up de Grundt;
Ein Venlin he so drade,
Dartho ein Schwert ummet Hövet schwang
Hadde men de Spiſse tho bade.

16. De Ditmerschen lepen an dat Kliff,
Wiben Peter mit Hanſse bestaende bleff,
Dat dede ehn beid kein Baten,
Twe andere Gesellen weren ock darbi,
Ehr Levent mosten se laten.

17. Do hefft he men 4 Schöte gedaen,
Darmit iſs he na der Kerken gegaen,
Den Böne hefft he gekaren,
Mit sinen Broder unnd Knechten dar
Sin Levendt hefft he vorlaren.

18. Dat Scheten warede 1 gantze Stund,
Wol in der Kerken tho Hillige Lant,
Einer wart gefangen namen;
Vort gantz Landt wart he gefort,
Iſs ebm tho Unfall gekamen.

19. De 48 schloten einen Radt,
Wegen der drier Doden dradt,
Wo ment darmit scholde maken,
Wiben Peter scholde up ein Radt,
Sin Hövet up ein Staken.

20. De unſs dat nie Ledtlin sang,
Reinholt Junge iſs he genant,
He hefft it gar schone gesungen
He waſs van twintich Jaren olt,
Den Rei hefft he gesprungen.

21. Jerren Reimer de waſs darbi,
Reinholt Jung de schrefft it fri,
Se hebben itt gar wol gesungen.
Se drunken vel lever gudt Beer edder Win,
Den itt Water uth dem Brunnen.

Wiben Peter.

Will gi hoern ein nien Gesang,
Wat de stolten Ditmerschen gedaen?
Se sin mit Schepen uthgetagen,
Buſsen unndt Krudt vor vol hadden se geladen,
Runge Michell waſs Trummenschleger,
Boldeſs Johan waſs Veniken-Dreger; Wollers Johan.
De Trummenschleger de schloch an,
Darmitt velln se dat Hillge Landt an.
Dar wolden se Wiben Peter aff han;
De Kerkherr kam entjegen gaen:
Wo si gi Hillge Landt so gram?
„Wi sind dem Hillge Land nicht gram,
Wi willen men Wiben Peter daraff han.“
De Kerkherr alſs he dat vornam,
He ging vor Wiben Peter staen:

Wiben Peter, du most di vangen geven,
It wil di kosten din junge Leven!
Ick wil mi noch nicht vangen geven
Schold ick ock nicht eine Stunde mehr leven
Ick wolde mi noch wol vangen gevn,
Hadd ick den witten Hanen-Vedder. Reimer Grote.
Reimer Grote sprak men ein Wortt,
Tho allen Schoten gingen se vortt;
Do se hadden viff Schote gedaen,
Do kam dat Blott vam Böne affgaen,
Se boden dem Buren einen Daler
He scholde Wiben Peter affhalen
De Buer dacht in sinen Mott,
De Daler de weer mi wol gott.

He nam Wiben Peter wol bi den Harn,
Unnd kam darmit den Boen affgaen;
He nam Wiben Peter bi den Bartt,
Unnd warp ehn dar an Schepesbortt.
Dat gschach up einen Pfinstedach,
Dat se Wiben Peter up de Heide brachten;
Dar warrt he vam Ditmerschen Land,
Mit sinen Broder thom Schwerd erkand.

Die Schlacht am Kremmerdamm.

Als Barnim de fast lütke Mann,
Averst im Kriege nicht quade,
Am langen Damme kam heran,
Ging he flietig tho Rade.

He sprack: Dat is en garstig Lock,
Da mütten wie nich dorch rieden,
Et mögt uns kosten unsen Rock,
Wie willen man hierbliven.

Wie willen schrieven ut de Stür,
De uns de nich will geven,
Den willen wie brüden mit det Für.
Un nah det Veh em streven.

Det Rath gefehl em allen wol,
Se fingen an tho graven,
Se makten in de Erden holl,
Brachten det unnerst baven.

Marckgraf Ludwig de tappre Held,
Heelf up den Kremmschen Huven,
Un dachte, dat sik da int Feld,
De Pamern schöllen truven.

Da averst kener kam hervär,
Liet he rupen sienen Peter,
Un sprack: Krieg diene Trompet her
Ried hen, als en Trumpeter.

Det segge Hertog Barnim an,
Ich hedde grot Verlangen,
Em as den Gast, un sienen Mann
Im Felde tho empfangen.

Wo averst em dat nich behagt,
So will ick em tho spräcken,
Un ok im Luge sien unverzagt,
De Lanz mit em tho bräcken.

De Hertog sprack: He were da,
Un lichtlich ok tho finnen,
Det spöt det stünde op de Wab,
Woll siehn, we werd gewinnen.

Drup ging et up den Damm hinab,
De was vull luter Köppe,
Et gaf da manchen harten Knap,
De Schall ging in de Zöppe.

De Märcker kunnen nich bestahn,
De Lug was ehr verderben,
Da muſste mancher liggen gahn,
Un ohne Wunne sterven.

Drüm wecken se up düsse Siet,
Un menen da tho fechten;
De Pamer folgt im vullen Tritt,
Schlog Heeren mit den Knechten.

Tho Cremmen ging em det nich an,
He mufste buten blieven,
Det Fotvolck stund da Mann vor Mann,
Hulp em thorügge drieven.

Se schoten up de Strat hin ut
De men van Pamern Crewelt,
Un föhlen em so up de hut,
Det em det Hare wewelt.

Det sprak Schwerin, deit hier kein got,
Lat uns den Damm erfaten,
Oder wie weren unse Blot,
Hier alle mötten laten.

Se treckten wedder hen thom Damm,
Un sammlten öre Bütte,
Damit de Krieg en Enne namm.
Davör uns Gott behüde.

1. *De anno* 1500, *ex cantilena Dytmarsica.*

De Dytmarschen vasten, deden ehre Bicht,
Mit Gades Lychnam worden se bericht,
Junker Jurgen, de Eddelman,
De stickede de ersten Slangen an.
Junker Slens
Dat Hövet van dem Busche, } capitanei.
Hans van Herpen

Hartich Fredrich sprak nu also:
Köning Hans, Broder, wo rade wy nu,
Dat Ber hefstu bruwen,
Treden de Stede von hinden tho,
Dat wert uns lange ruwen
Ich hadde gemenet, se scholden in Haut hebben gegan,
Recht so de Swedesch vormals hebben gedan.
Dat mag uns nicht wedderfaren,
Dar hefft so mannich stolt Eddelman,
Syn Levent umb vorlaren.

---

2. *Ex alia cantilena Dytmarsica* [*cujus autor fuit Presbyter quidam.*]

An einem Mandage na St. Valentin,
Dat is war, so ich Juw vorwar mag sagen,
Meldorp hadde König Hans gewunnen,
He wolde na der Heide vorthan und vort na Lunden.

De Dytmarschen dat vornehmen.
Wo drade, dat se to Hemmingsted qwemen.
Mit Peken, Bussen und Swerden,
Dat geschah an einer halven Nacht, se begroven sik
under der Erden.

König Hans qwam upgedringen mit groter Macht.
De Garde hadde he mit sick gebracht,
Und andere Krygesknechte,
Holsten, Fresen, Dennen, de was erer so vel.
Me konde se jo nicht tellen.
De Dytmarschen hadden de Bussen dar tho gestelt,
Se schöten also fry tho eme int Felt.
Mit einem frien Mode;
Des de Edele so sehr vorschrak.
Dar qwam erer so vele tho Dode!
De Garde qwam updringen mit der Tidt.
Se qwemen westwart tegens de Lyt,
Se wolden dar Gut vorderven;
Se repen: „wollan, gy Dytmarschen Buren.
Gy moten noch alle van Avende sterven!“
„Nu help Maria, du Maget rein.
Wy laven dy mit gantser Truwen:
Beholden wy nu de Averhant.
Ein Kloster wyllen wy dy buwen!“

Darmede lepen de Dytmarschen ut,
Recht so de grymmigen Löwen doet.
Den ere Jungen syn genamen.
Durch Hulpe Gades, des starken Gades.
Syn se van der Garden gekamen.

Ein Crucifix hadden se allmit gebracht.
Dar sick de Garde so ser vorschrak,

An einer korten Ure!
Der Garde bleff söven Dusent dot
Dat dede Got dorch Dytmarsche Buren!
Do repen de Dytmarschen hogen Modt:
„Wollan, gy Helde, idt will werden gut!
Und gat nu men an de Kriesknechte,
Holsten, Fresen, Denen möge wy slan,
Dat do wy all mit Rechte!“

So slogen se mennigen Kriegesman dot,
Holsten, Fresen, Denen, alle qwemen se in grote Nodt,
De Adel begunde tho wiken,
Der Denen bleff so vele dot,
De legen dar an dem Slyke!

König Hans tho Hartich Fredrich sprak:
„Her Got, wo kame wy in dyt grot Ungemak!
Her Hans; dyt hefstu uns gebruwen,
Beholden de Dytmarschen de Averhandt,
Idt wert uns warlich ruwen!“

Do rep dar ein van Aneveldt:
„Her König, dyt is nicht woll bestelt!
Laet uns men wedderkeren.“
Se tögen ein wenig thorugge wedder aff,
Dar qwemen so mannich gherne (mannich Graeve);
Dar qwemen de Dytmarschen her gedrungen,
Mit Peken und Swerden, dat se rungen,
Al an einem kleinen Felde,
Dar wart jo de Adel neddergeslagen,
Dat deden de Dytmarschen Helde!

Dar wart geslagen so mennich fyn Eddelman,
Den ich Iw hyr nicht nöhmen kan,
Greven, Ridders, Knechte, all gelik.

Do dusse Geschicht weren geschen,
Der Viende weren fele, se wolden vleen
An eine korten Wyle,
Des folgeden ehne de Dytmarschen na,
Se slogen se an der Myle.

Vifflundert bynnen Meldorp waren gebleven,
Den hadde de König de Macht gegeven,
De Stadt scholden se bewaren —
Do se hebben gesen dusse grote Nodt
De Flucht hebben se gekaren.
De Strantman [Suderstrandtman] qwam updrengen mit
groter Macht,
Peke, Bussen und Swerde mit sick gebracht,
Tho Meldorp ingedrungen,
Se hebbent dar all dotgeslagen,
Allent, wes se dar hebben gefunden!
Ach hadden se twe Stunde voer gekamen,
Dat hadde gedan so groten Framen,
Als ich vorwar mach sagen,
Köningk und Hartich mit allem Volk
Möchte men hebben geslagen!
Dat noch so vele aff entlopen,
Dit is keen Wunder van so groten Hopen.
So ick hebbe vornahmen:
Se hebben geswaren einen duren Eidt,
In Dytmarschen nummer tho kamen!

Ein

Ein ander Carmen, welches der groſse Reimer von Wimerstedt verſertiget.

Hertzog Hans wol tho sinem Broder sprak: Ach Broder! leve Broder myn, wat willen wy nu beginnen,
Wy willen benthen na dat adeliche Dithmarschen also gut, offt wy dat mögen gewinnen,
Wy willen benthen na der Guardie, und will uns den de Guardie Bystand dohn, so mögen wy dat Land wol gewinnen.
Se schicketen enen Baden wol bereit al na der groten Guardie:
Is dar ein Bade ju gesand wol van den Holsten Herrn,
Und willen jy nu leisten uns trawliken Bystand, dat Land schall uns wol werden.
De grote Guardie rüstet sick also fort und mundiret sick thom Felde,
De grote Guardie rüstet sich mit allen ehren groten Helden,
Se makeden sick up und tögen fort, wol na hohen Meldorpbynnen,
Dar steken se des Königs Fahne tho dem Dohre uth, dem Dithmarscher Lande tho schrecken, *)
Se togen tho Hemmigstedt up dat Feldt, dar ward de grote Guardie dodtgeschlagen, mit allen ehren tapffern Helden.

---

*) Vulgo. Se togen to Jepenstedt aver dat Feld, darnedden an den Strande,
Se steken ene Fähnlein baven ut na den Ditmarscher Lande.

Dar ligt nu myn Perd,
Dar ligt nu myn Schwerd
Dar ligt nu myne adeliche Crone!
Dat will ick Marien verehren dohn tho Schleſswig in dem Dome,
De uns de grote Guardie dodt schlog, dat will ick ju wol seggen,
Dat hefft de grote Reimer van Wimerstedt gedahn, de hefft de grote Guardie geschlagen,
De uns dat nie Liedlein sung, van nie hefft he idt gesungen,
Dat hefft de grote Reimer van Wimerstedt gedahn, mit sinen langen gelen krusen Haaren.

Dat söste Poëma. Wert vor einen Dithmarschen Danz gebruket.

De König woll tho dem Hertogen sprak: Ach Broder, harteleve Broder
Ach Broder, hartlevester Broder min, Wo wille wi dat nu beginnen,
Dat wi dat frie Ditmarsche Landt, Ane unsen Schaden mög'n gewinnen?
Sobald dat Reinholt van Meylant vornam, Mit sinem langen gelen Barde,
De sprak: will'n maken einen Baden bereit, Und schicken na der groten Garde,
Will uns de grote Garde Bistandt dohn, Dithmarschen schal unse woll werden.
Sobald de Garde dise Mehre vornam, Se rüstede sick so mechtig sehre,

Se ruste sick woll vöfftein dusent Man stark, Aver de
grone Heide tho trecken,
Köne wy men des Königs Besoldung erwarven, Unse Frönkens
de schölen sulvest wol mede.
De Trummelschleger de schlog woll an, Se togen aver de
grone Heide.
Und do de Garde thom Könige wol quam: Ach König,
min lever Here,
Wor licht doch nu dat Ditmarschen Landt, Im Heven odr
up schlichten Erden?
Dem Könige befihl de Rede nicht woll, He dede balt
wedderspreken:
It is nicht mit Keden an den Heven geburden, It ligt wol
an der siden Erden.
Der Garde Her sprak do mit Mode stark: Ach König,
min lever Here,
Is it nicht gebunden an den Heven hoch, Ditmarschen
dat schal use bald werden!
He leth de Trummelen ummeschlan, De Fenlin de leth
he flegen,
Darmit togen se einen langen breden Wech, Beth se dat
Landt int Gesichte kregen:
Ach Lendeken deep, nu bin ick dy nicht wyth, Du schalt
min nu balde werden!
Darmit togen se tho hoger in Wintberg in, Se legen dar
men eine kleine Wile
Se togen do vortahn na Meldorp tho, Eren Avermoth
den deden se driven,
Se steken des Königs Banner thom hogen Torne uth, Den
Ditmarschen dar tho Gramme,
Se hengeden er Schild woll aver de Muhren, Daraber
ist en nicht woll ergangen.
Se togen noch ein weinig wieder vorth, Woll na der
Hemmingsteder Velde.

Dar bleff ock de grote Garde geschlagen, Mit eren dapperen Helden.
Dat Wedder was nicht klar, de Wech was ock schmal. de Graven weren vull Water.
Nochthen toch de Garde noch wieder vort, Mit einem trotzigem Mode,
He hadde einen Harnisch aver sinen Liff getagen. De schinede van Golde so rode.
Daraver was ein Pantzer geschlagen. Darup dede he sick vorlathen.
Mit dem do sprank dar ein ein Landtsman hertho. Mit einem langen Speere,
He stak so stark, dat druth ein Krum Hake wart. Und hangede in dem Pantz so schware.
Dem Landesman ein ander tho Hülpe quam, Dat Speer wolden wedder halen.
De Garde was stark, drei hadden vulle Wargk, Ehr se en Konden averwinnen
Se togen en mit Sadel und Roſs herdal, Wohl in den depen Graven;
Dar wart ock der Holsten König geschlagen. Mit alle sinem groten Heere.
Dar lach do sin Pert, dar lach ock sin Schwert. Dartho de Königlike Krone!
De Krone de schal uns Maria dragen. Tho Akea wohl in dem Dome.

Alſs men schreef dusent verhundert unde vere.
Do quam in Ditmerschen ein grott Here;
Alſs Isern Hinrichſs Sone. ein grott Forste rike,
Hertich Gertt. ein framer Man, ein Here van Slieſswike.

He hefft vorbadet alle sine Gude-Mennen,
He wolde in Ditmerschen, gaff he ehn tho erkennen;
Wille gi ock nu bi mi bliven?
Se seden alle: gnedige Here, mit Gude unde mit Live.
Vifftein Ridderſs sint thosamende gewesen.
Unde veerhundert Gude-Menne uth gelesen.
Ahne Buren unde andere Krigeſsknechte;
Ehren Heren wolden se Bistant doen, und dohen den Dingen Rechte.

Alsus sint se in dat Landt getagen,
De Ditmerschen sind alle geslagen
Uth dem Wege, dar se schleken,
Se lepen alle thor Hamme tho mit ehren langen Peken.
De Holsten tasteden alle menliken tho,
It waſs Pertt, Oſse, Schwin effte Kho,
Dat wart alle nicht vorgeten,
Kleider all wat dar waſs, dat Smyde war affgespleten.
Do se ehren Market suſs hadden gedaen
De Schutten mosten mit dem Rove gaen,
All nha deme Holsten Lande,
Se meneden, se hedden guden Koop, de Here bleff tho Pande.
Do se wider in de Hamme quemen,
De Ditmerschen ehrer doh whar nhemen,
Mit Armborsten unde mit ehren Peken,
In so groter Grimmicheit se den Vorsten dorchsteken.
De Weg de waſs tho male gantz enge,
Dat se quemen in so grote Dwenge
Nemant mochte dem andern entwiken,
De meiste Hope bleff dar dott, de Arme mit dem Riken.

Her Hinrik van Siggen, ein Ridder goet,
He hadde tho male einen frien Moet,
He en wolde nicht vortzagen,
De Banre brachte he mit Macht dardorch, effte he hadde vlagen.

Do de Ridder dat vornam
Dat sin genedige Here nicht na en quam,
Em waſs uthermâten bange,
He wolde sick lever laten doetschlagen, wen he were vangen.

He iſs wedder tho deme Hupen gereden,
Unde hefft mit sinen twen Sones in sinen Dott gestreden,
Dat höret einem edlen Manne van Ehren,
Suſs hefft he dar sin Liff gelaten bi sinen addelen Heren.

Dar wor den gefangen dortich Gude-Man in all,
Her Wulff Puwisch quam ock mede in den Tall:
Och, Frunde, latet unſs nu leven,
Eschet Sulver unnd Golt, wi willent gerne geven.

De Ditmerschen makeden do ein Vorbunt,
Se breken Marienborch bet in de Grunt,
Se wolden dar nene Slote liden,
Wen de Holsten wedder quemen, se scholden dar nicht tho tiden.

Se wolden de Vangen all wol bewaren.
Se seten dar in so groten Varen,
Se dachten mennige wunderliche Wege,
Se schreven ehren Frunden tho, dat me it doch flege.

It iſs gesettet tein Jahr in gudt Bestandt,
De eine mochte vorsöken deſs anderen Lantt,
In einen guden saligen Vrede,
Mochten se so vort mit Ruste sitten, were wol ere Bede.

Dat hefft gestaen so mannig leve Jar,
Koning Kersten reisede tho Rome apenbar,
Do hefft ehme de Keiser genedigen gegeven,
De Ditmerschen scholden ehm gaen in de Hant; dat was also geschreven.

De Koning hefft sinen Baden uthgesant,
He batt, dat se ehm wolden gaen in de Hant,
Unde maken sich nicht alto vordraten,
He wolde ehn ein gnedich Here sin, bi ehrer Privilegie laten.

Den Baden hebben se sehre vorschmaet,
Wat se antwordeden, dat waſs quaet,
Unde boden dem genedigen Forsten siner Kronen,
Effte he sick wolde nögen laten mit einem Schepel Bonen

Int Jahr dusent vifſhundert wolde dit Koning Hans wreken,
Unde mit velen Heren ein Vorbunt spreken,
Dat he wolde horsam maken etlike Lande,
Vele Volkeſs was ehm wilkam, dat me em sande.

Do nu de Stede dat hebben vornhamen,
Sulke eine grote Vorsammlinge thosamende kamen,
Se hebben under malkanderen gespraken,
Torne, Mueren, Walle, wille wi all vaste maken.

De Koning ist mit Herterich Frederich avereingekamen,
De Oldenborgeschen Hern hebben se mede genamen,
Her Hans van Ahnevelde de wort nicht vorgeten,
Ridder unde gude Menne, de all hoch weren beseten.

Do se nu alsuſs thosamende weren
De groten mechtigen Forsten unde Heren,
Ein jewelik na sineme State,
Dar sach me so mennigen schonen Man, dat was baven Mate.

Deſs toende sick de Koning up der Holsten Erde,
Mit groter Manheit tho Vote und tho Perde,
Uthgestrechet sine Flögel tho beiden Enden,
Gewapent van Hövet tho Vote beth up de Lenden.

Suſs sint se getagen in Ditmerschen unvortzagt,
Des Dingeſsdages nha Scholasticae der reinen Magt,
Mitt also grotem Geschmucke uthermaten;
Se hadden dat so vorgesett, se wolden nemande leven laten.

De erste Nacht sint se tho Alverſsdorpe gebleven,
Dar mochte nemant vor ehne streven,
De eine leep in Sueden, de ander int Norden,
Wente de Garde wolde itt alle morden.

Des Middewekenſs sint se int Sueden nha Wintbergen tagen,
Allent, wat dar waſs, iſs wech geſlagen,
Ein jewelich, wor he sick mochte beschuren,
Wente itt weren alle arme, nahede Buren.

Des Donredages togen se nha Meldorpe unvordraten,
  Dar hebben se sick mit den Ditmerschen schaten,
  De Garde wafs gar unvortzagt,
  De arme Lüde worden van dem Ehren gejagt.

De Kranken, de nu nicht lopen en konden,
  Blinde, Bedderedige, se seten effte stunden,
  Dar en ifs nicht gesparet de Moder mit dem Kinde
  Alle sint se vormordet dar, gelik einem vetten Rinde.

Sufs hebben se do Meldorp ingenhamen,
  Unde ock de Kerken tho ehrem Vramen,
  Dar hebben se der Hande mechtigen gebruket,
  Watt in Schappen unde Kisten wafs, hebben se daruth gepuket.

Tor Stunt ifs de Torne getziret mit einem Teken,
  Ein Krutze mit Golde unde Parlen besteken,
  Also der Keiser Constantinus ehr hefft gebaden,
  Up dat ehn Got desto luckliker wolde raden.

Do hebben se Meldorpe so vaste begraven,
  Dar scholde me den armen Lüden vele vorlaven,
  Up dat se so velle williger weren,
  To denende ehrem genedigen leven Heren.

Des Sonnavends wart dar ein Man uthgesant,
  De in deme Lande wafs wol bekant,
  Umme tho vorspeende de Wege na Hemmingstede,
  Unde denne vort nha der Heide darmede.

Desulve Man wart gefangen,
  Se wolden ehn beide morden unde hangen,
  Se grepen ehn bi den Haren, bi Halse unde Kinne:
  Segge unfs, wat hefft de Koning in dem Sinne?

Och, leven Frunde, latet mi nu leven,
  Ick will juw apenbar tho erkennen geven,
  It, schal juw allthomale dohen baten,
  So verne gi mi min Liff willen laten.

Dar hefft he bekennet unde thostaen rechte vort
  Wo de Koning mit dem Hertogen hadden Wort,
  De Heide unde Lunden inthonehmen up einen Dag,
  Dat ick in der Wahrheit wol segen mach.

Alse nun dorch Rades etliker vorgangen Nacht,
  Se sick up den soventeiden Februarii hadden bedacht,
  Se segen den Mandach mit Dunkerheit anstaen,
  Do se wollden tho Stride alle riden unde gaen.

Andrengende sint se kamen mit groter Scharr,
  Dat duchte ehn do wesen sunder Vhaer,
  Mit des Koninges grote Bescharminge,
  Dat in veler Heren Bekarminge.

Dar sint gehöret Trummitten unde Bungen,
  De Buſsen in dem Hemmel klungen
  Up wender Erden mit groteme Schalle,
  De Schöte weren bi neneme Talle.

Alsuſs hebben se nu laten wittlich doen,
  Dat se hedden de Nature glik einem Swoen,
  Wan ehm kumbt des Dodes Dwang,
  So hevet he up unde singet einen Sang.

De Ditmerschen dar alle stille tho schwegen;
  Dorch ehre listige unde seker Wegen
  Nemen se der Garden all even waer;
  Se quemen ehn alle under Ogen daer.

In einem engen Wege, schlimmich unde dreckich,
De Dyk hoch, de Graven deep unde schlickich,
Regen, Schne, Wint, waſs ehn alle entjegen,
Darvan se groten Fruchten kregen.

Also do de Vorsamlinge den Stridt scholden schlaen,
Sint se alle mit der Schare der Peerde ummegedaen,
Van halven beider groter Vorsamlinge
Waſs dat Landt in groter Mangelinge.

Alsuſs befangen were lichtlich ummegegaen,
Darup so drecht men groten Waen,
Se meneden se weren alle bedragen,
Al wolden se nicht, se mosten it wagen.

Hulpe iſs gebruket mannigerlie,
Dar iſs worden wittlik ehre Drögerie,
De Schutten uth deme Norden,
Se dachten se tho vorquelen unde tho morden.

De Ditmerschen de Wege wol bekanden,
Beth als de dar weren uth frombden Landen.
Deſs hadden se so vele beter einen Moott,
Unde trösteten sick sulven in ehrer Nott.

Van ehrer Schickinge sint se nicht geweken,
Wat ehn wart gesecht, scholden se nicht breken,
Die helden se all sunder Spott,
Althohope vor ein Gebott.

Marien Hulpe, Gades werdige Moder,
De se vorbatt tho Jhesum unsen Broder,
An ehn waſs alle ehr Thovorlath,
Se enachten se nicht al, weren se noch so quaat.

Deſs hebben se mit Vasten unde mit Beden
Unde andere gude Werke, de se deden,
Up dat se worden gefriet van Schmerten,
Hebben se gebichtet van alle ehrem Herten.

Ock hebben se enffangen allgemene,
Den Lichnam Jesu Christi in der Ostien klene,
Up dat ehn Gott so vele gnediger wolde wesen,
Dat se ehrer Viende mochten genesen.

Eine reine kusche Jungfrowe se dartho koffte
Mit Entholdende ehrer Kuschheit dede se ein Geloffte,
Deſse de waſs ehr Bannerforersche up dem Wege,
Der jennen dede behelden den Sege.

Ehre Spiſse iſs dar entwey gedelet,
De Wagen bestaende Pert unde Volk vornelet,
Mit Buſsen unde mit ehrer Bagen Macht,
Unde dat dorch sundriger Gades Krafft.

Och wo sere worden se do dorveret,
Do se van ehren Perden worden gekeret,
Dat ehn Hande unde Vöte begunnen tho beven,
Dar mochte nemant wedderstreven.

Se sint geweken up einem schmalen Wege,
Wente se nicht entwuſsten de Stege,
In Drange sint se aver malkander gefallen,
Dat machte de Veelheit van ehnen allen.

Dar iſs der Heren ridderlike Schaer,
So se quem̄en, so sint se bleven daer,
In schonen Harnsche, in kostlichen Gewade,
Sint se kamen tho einem jammerlikem Bade.

Se stunden vortzagt mit ehren Buſsen unnd Peken,
Nun horet van Gade ein wunderlich Teken,
Alse men malet de Hilligen vaken,
De dar drowet tho scheten unde nicht en raken.

In unsen Dagen dit Wunder iſs geboert,
Dat in velen Olderen nicht iſs gehört,
Dat Heren unde Knechte, in velen Striden vorfaren,
So wunderliken hebben den Sege vorlaren.

Nu iſs dit gescheen dorch Gadeſs Raedt,
All were wi denne noch so quaet.
Ein Iderman schal sick sulven tuchten,
So dorve wi des Dodes nicht fruchten.

Ock en darf sick nemant in siner Sterke laven,
Wen Gott uthstrecket sine Hent van baven,
Unde were he ock noch so schone,
He wert tho wreven alse eine Bone.

Hadden se juw averkamen dorch ehren Nidt
Se hadden juw maket Liff unde Gudes quidt.
Suſs iſs gewandelt ehre grote Welde,
Dat se dar fuste sint bleven in deme Velde.

Watt iſs dar scheen ein grott Geschall,
Mank den Riddern unde gude Mans all,
Do se segen, dat dat Moeſs waſs vorgaten,
Dat se Liff unde Gudt scholden darlaten.

Alsuſs iſs de meeste Hope dar gebleven,
Dorch Buſsen, Loede, Pile, Peke, merket even,
Ock etlike dorch harte Isern worden geschlagen,
Der Pile waſs meer, wen der ledderne Bagen.

Nu bi unsen Tiden, effte vor iſs dat gedacht,
Alsodane Stridt unde Doetschlacht,
Ock in diesen Ortt Landes nicht iſs gescheen,
Noch van jennigen Menschen nie iſs gesehen.

Offt du nu fragedest, wo vele dar sint gewesen,
Got late se ja der ewigen Pine genesen,
Ick love soſs dusent bi Paren,
Gott wille se alle an ehrer Seelen sparen!

Hebben se dar int erste gemiſset,
De sick dar hadden upgespiſset
Dat se dar alle wolden wat halen,
Se mostent alle sulven mit der Huet betalen.

Se quemen dar alle umme Sulver unde Golt,
De bitter Dodt, dat was er Solt,
Hebben se gekregen vor ehr Lohn,
Alle moste ett mennig van Dwange doen.

Dar worden ock gesehen de Gardenerſs
De leveden alse Weldeners,
Se wolden dar grot: Gutt vorwerven,
Se leveden all sunder Ehe, men sach ehrer dar veel
sterven.

Weldeners mach ick billiken wol spreken
Wente se Kerken unde Klusen tho breken,
De Klöster vorstören unde de Jungfruwen schenden,
Unde Gade Hoon spreken in allen Enden.

Velichte weren de Gadeſsvorgeten nha gebleven,
Dem Koninge were mehr Victorie gegeven,
Doch wol kan de Richte Gadeſs undersoeken,
Al hadde he gelesen, alle de Boeke.

Ock mochte he alle Berge averkliven,
Nochtan en mochte he nicht beschriven,
Worumme Got ein Ding vake vorhenget,
Dat unſs dik Will alle Gutt inbringet.

Nu alsuſs vortt seggen summige licht,
Dat der Ditmerschen aver all nicht,
Baven twehundert iſs efft sin gebleven,
So dan summige wol hebben beschreven.

De dit Gade van Hemmel nicht tho en lede,
Umme der othmödigen Bede,
Dorch sunderge Gades Barmhertigkeit,
Vorgifft he unſs alle unse Boeſsheit.

Ock dorch unser Sunde wol veler weren wert,
Datt Gott dorch sine Gnade van uns kertt.
So men hir schinbarliken mach merken,
Iſs Gott tho laven in alle sinen Werken.

De ehn desse grote Victoria hefft gegeven,
So mennig stolt Man iſs dar gebleven,
Unde so grote Klenode ahne Mate,
Van Golde, Perlen, Eddelestene unnd sulveren Vate.

Lavet Gade unde Marien, de vor juw hefft gestreden,
Up dat gi dit besitten mögen mit Vreden,
Unde legget Gade alle Tidt tho de Ehre,
Wente van juwer Macht were itt vere.

Sonder Twiffel wolde itt Gott also vorhengen,
Dat dorch sine allerscharpesten Strengen,
De Garden unnd ander vol Hates unnd Nides,
Sint vorschlagen in dre Uhren Tides.

Enwillet juw nicht tho sehre vorhaven,
Wente dorch Mariea Vorbiddent van haven.
Iſs juw disse Victoria gescheen,
Velichte gi mochten itt noch wol vorsehen.

Willet ock de Vorwinnerſs nicht vorspreken,
Velichte de denken itt noch tho wreken,
De nu sint effte noch werden gebaren,
Dat Radt kann geringe umme varen.

Och Gott, wo wandelbar iſs unse Tidt,
Wen mi menen Vrede, so hebbe wi Stridt.
Alduſs du unse Schip geringe vorwandelst,
Unde broderlike Leve voranderst.

O wo dure iſs de Victoria gestaen,
De mit Blottstortinge wart gedaen,
Alse, do se gingen mit bebenden Speren.
Nicht Lüde tho ropen, helpet di tho den Ehren.

Gi Lande entwillet juw nicht tho sere vorheven,
Nu juw Gott hefft sulk einen Sege gegeven,
Ick bidde juw, legget aff juwen homodigen Vlege,
Unde denket up de drövigen Wege.

Dar du segest de groten Schare der Doden,
De Dinen darmöde in groten Nöden,
Ere menlike Kunne naket unde blott,
Dar waſs nicht tho sehende men Jammer grott.

Dit iſs van duſsen Dingen nu gespraken,
Wolde itt Gott nu noch an der Seelen wraken,
Dat were gantz schwar tho betrachten,
Got mote ehn ehre Pine entsachten.

Unde

Unde baten ehn nu duſsen schmeliken Doth,
Dar se noch liggen naket unde bloth.
In dem Velde, vor wilden Beesten unnd Hunden,
Gott möte se loesen van alle ehren Sunden.

Deſs helpe ehn du Moder der Barmherticheit,
De du bist den armen Sundern bereit
Vorbidde unſs to dinem leven Kinde altosamen,
Dat wi unſs mit ehm mögen fröwen tho ewigen Tiden.
Amen.

Datt veerde Carmen, ock sehr aardich unde kunstlich den gantzen Handel, wo de vorlopen, inholdende.

De wolgebarne Koning uth Dennemarcken reeth,
Wowol dat ehm geluste,
He wolde thun in dat Ditmersche Beeth,
Dar sin Vader nuwerle in dorste.
He leeth wol schriven einen Breeff,
He sende ehn in Freſslande,
Dat dar scholde kamen de junge Man Greve,
Mitt vofftein dusent Mannen.
De junge Man Greve dat nicht en lathe,
He quam all mitt den ersten.
Se tögen aldar tho Meldorp drade,
To Meldorpe in dat Kloster,
Dar eten se dat Kruth, dar drunken se de Meden,
Dar eten se de schonen wilden Braden,
Unde do se wol geteret hadden,
Do scholden se dar van Staden,

Se loegen aldar vor Hemmingstede,
Ehn ankede ock also harde,
Do sprack Junker Slens aldar,
De Averste all mang der Garde:
Dat iſs mi in den Sinn gekamen,
Wi wille unſs ummewenden.
Neen, sprak Koning Hanſs mitt Nhamen,
Juw Solt schöle gi vordehnen,
Wi willen Ditmerschen jegen staen,
Wi willen unſs dar wol wehren,
Se scholen unſs gar nicht entgaen,
Wi willen se wol vorwehren.
Do se den Ditmerschen entjegen kemen,
De schloegen also sere,
Se schloegen de Garde, woll vöfteindusent Man doet,
Dar waſs ock jo neen mere.
Do se de Garde all dott geschlagen hadden,
Do scholden se den Haveman beginnen,
Se schlögen den Haveman schnelle tho doot,
Up einem kleinen Plane.
Deſs wart de Koninginne enwaer,
Se weende ock also sehre.
Sin gi Knechte nu tho Hueſs gekamen,
Wor late gi juwen eddelen Heren?
De Ditmerschen hebben ehn aldoott geschlagen,
Deſs konne wi nicht enkeren.
Se dragen sinen Helm, se vören sinen Schilt,
Dartho sine stolte Banneren.
De sick jegen Ditmerschen setten will,
De stelle sick woll thor Wehre,
Ditmerschen dat schölen Buren sin,
It mögen wol wesen Heren.

Datt soste Carmen, welches, ick erachte, de selige H. Andreas Brues gedichtet hebbe, de will itt eines rechten reinen Christengeloven.

2. Der Herr hefft sick erbarmet,
Thor Tidt des Angstes grot,
Ditmerschen iſs bescharmet,
Vaken in siner Nodt.
Vor Koning unnd Forsten grott.

2. Unse Koning hefft uns gereddet,
De Gott vam Hemmelrik,
De Viende sint thotreddet,
Erdödet jammerlik,
So halp Gott gnedichlich.

3. Sonderlich do unſs ded Moye,
De Hochbarn Hertoch Gerdt,
Unnd leth wech driven de Koye,
Bleve wi doch unvorvertt.
Vor sinem Bagen und Schwertt.

4. Do men schreeff 400 negst dusent,
Und veer, im Sommer, he quam,
He makd nen lange Brusent,
Gar drade wart he tam,
He wart geschlagen in der Ham.

5. Sin Edlen und Landſknechte,
Se mosten mede tho,
Wi lehrden ehn recht vechten,
Nemen wedder Perd und Koh,
Noch mosten se dartho.

6. Men schreff dusent viffhundert,
Umm Valentini Tidt,
De Gard, so hadd geplundert
Vell Volk unnd Lande witt,
Mit Koning Hans ging thom Stritt.

7. Se sint tho Meldorp kamen,
Dorna tho uns int Velt,
De Heide wolden se ramen,
Se kregen erst ehr Gelt,
Ehre Maent weren getelt.

8. Wi offer den unse Herte.
Gott dorch Christum vorwar,
Vorvullet mit groter Schmerte
Vor duſser bösen Schar,
Dat wi nicht quemn in Gfahr.

9. Dat hefft Gott angenamen,
Na siner Gnaden Artt,
Grott Heil iſs uns gekamen,
Ein Ider tröstet wart,
Vor sinen Viend bewartt.

10. Der Gnaden Döre stunt apen,
Wi weren Gades Radt,
Gar wol sint se gestupet,
Men waded in ehren Blott,
In Hupen legen se dodt.

11. De Ruter sint vordrucket,
Ja mennich Eddelman,
De Koning iſs entrucket,
Hertoch Fredrich floch darvan,
Hebben unſs de Büte gelahn.

12. Se quemen in Fredes Dagen,
Vam Koning uthgesantt,
Deſs moste se Gott plagen,
Mit siner starken Hantt.
Unnd maken se tho Schandt.

13. Lowen unnd Truw Gott levet,
Alſs he sulffst truwe iſs,
De darin wedderstrevet,
Wert nicht inleggen Priſs,
Droch sleit sinen Hernn gwiſs.

14. Up Roſsen unde Wagen,
Hadden se ehren Modt,
Gedachten uns tho plagen,
To vörn in grote Nodt,
Unnd nemen Godt unnd Blott.

15. Se wolden unſs umbringen,
Tho böten ehren Sinn,
It mochte ehn nicht gelingen,
Wi schlogen frisch darin,
It waſs men ein Beginn.

16. Gott waſs Schilt, Borg unnd Wapen,
Se sint nedder gestortt,
Wi hebbn se recht gedrapen,
Ehr Levent ehn vorkortt,
Alt aver ein Hupen gestortt.

17. Im Levend sin wi gebleven,
Ja alle schir gesund,
Den Priſs wi Gade geven,
Laven mit unsem Munt
Nu unnd tho aller Stundt.

18. Wi willen uns erheven,
O Her, in dinem Heill,
Marien Kind Priſs tho geven
De halp ahn allen Teill,
Tho unsem Nutt unnd Heill.

19. Ehr Banner unde Wapen,
Bei unſs vorhanden sin,
Ehr Kertzen, de se vorlopen,
Unnd ander Klenott fin
Ein Zier der Kerken sin.

20. Hiruth wi merken konntt,
Wol up Gott vast vortruwt,
De wert nummer vorhöntt,
Wol up siner Gnaden buwtt,
Solkſs nummer ehm geruwt.

21. Christe, du rechte Notthelper,
Du Herr an allem Endt,
Vortt iſs nu unse Begehr,
Van unſs din Gnad nicht wend
Tho Hulp din Engel send.

22. De Duvel iſs nicht gedödet,
Grimg he tho söken plecht,
He iſs ock nicht vormödet,
Giff, so he wedder fecht.
Wi mögen winnen Recht.

23. Giff Recht in unsem Lande,
Alſs wi gereddet gaen,
Dat wi nummer mit Schande,
Unſs sulven nedder slaen,
Unnd werdn tho Spott unnd Hohn.

24. Homott unſs ock nicht plage,
Gutt Radt unſs feile nicht,
Dat unſs din Wortt behage,
Dem volgen underrichtt,
In Freed unnd Thovorsicht.

Ein ander kortt Carmen, nha Art eines Ditmerschen Dantzes, welches den gantzen Handel gar Kortt unde Kunstlik in sick begript unde vormeldet.

Wille gi hören im (einen) nien Sang,
Wat unſs hefft Koning Johan gedan,
[Ick will ehn juw singen, alſs ick en kan.]
Se hebben alſs thosamende gespraken,
Se wolden tho Brüſsel ein Samlent maken.
Se konden sick dar nicht alle besehen.
Do wolden se up eine grone Heide theen.
Se togen up eine grote Heide,
De heten se vor eine Jitten-Weide.
Sille Johanſs Jacob de waſs darmede,
Dat waſs jo ehr Bungenschleger,
De Bungenschleger de schlog an.
Darmit se toegen se vordan.
Se kemen tho Wintbergen in dat Blick,
Dar jageden se uth beide Arme unnd Rik.
Se toegen tho Meldorp in de Stadt,
Dar weken uth beide Borger unde Radt.
De olde Radt iſs uthgewaken,
Koning Johan iſs ingebraken.
Carsten Holm de quam dartho,
Min lever Her Hans wo haget juw tho?

Min lever Carsten, ich löve juwe Wort,
Ick meine it schall hir werden gott.
Min lever Carsten, schnaket eine Wile,
Ick will juw geven dat Schlott thom Tile.
Min lever Her Hanſs, ick kanſs nicht wesen,
Ick moth all mang de Bueren wesen,
Den worden se hir meiner enwar,
Wo drade dat ick mein Levent vorlor,
All up der Heide, dar iſs ein Blick,
Dar walmet Peterſs Hans unde ick.
Morgen fro kamett tho unſs tho Gaste.
Ick will juw doen dat aller best,
Ick will juw schenken Mede unde Win,
Darmitt schöle gi nha Lunden theen.
Unde steket an de groten Dorp,
Dar liggen de Buren also stark,
Unde steket an dat halve Lantt,
Dat ander geitt juw woll in de Hantt.
Iſsbrannt, dat iſs ein framer Man.
De will woll bi Loven staen,
He gaff dem Lande eine wise Lehr,
To Hemmingstede, all vor der Doer,
Legget juw ein luttik hir under den Wall,
Dat juw nemant hir scheten schall;
Und legget de Spere watt bi juw neder,
Und latet se tehen bewesten vör.
Dat horeden wol dordehalff hundert Man,
De gingen de groten Garden an.
De Buren repen averluth.
Schlaet de bugden Garden doot.
Se schlugen de bugden Garden doott.
De Rueter quam in groter Noot.
De Ruter greep einen schnellen Radt,
He wolde upriden nha der Stadt.

It wart eh averst belecht dat Paſs,
De Buren schlogen wat dar waſs.
Se gingen ein weinich wat mank de Wagen,
Dar funden se Saden unde Braden.
Segget dem Koninge gude Nacht,
Se hefft unſs braden Höner gebracht.
Tastet tho, gi leven Gesten,
Dit gifft uns Koning Hanſs thom besten.
Gistern weren se alle rike,
Nu steken se hir in dem Schlike.
Gistern do vöreden se einen hogen Moott.
Nu hakken ehn de Raven de Ogen uth.

Van den Dithmerschen is dit Gedicht unnd is wahr,
Und is ock van dem gnadenriken Gulden Jahr.

Emblema.

Hic inserta erat imago aliquot implentium saccum.

Ein Sack altholang, althowith unnd sehr undicht.
Den kan men hastigen fullen nicht,
De vele will hebben unnd darnha steith.
De kumbt ock vaken in grott Vordreitt.
De girichlich fullen will einen Sack bi dem andern.
Dem scholde nicht noegen mit Hollant unnd Flandern.

Carmen.

Men list in der Biblien, dat de Olden
Dat Gulden Jahr plegen tho holden,
In groter Ehre unde Werticheit,
Mit Frowden, mit Leve unnd in groter Hilligkeit.

Alle Gefangene unde Eigene worden quidt,
Allen Unfrede settede men aff tho der Tidt.
It iſs nu anderſs in diſser Ehe,
Man deith nu mannigen Armen wehe.
Homoth iſs seher grott, vorwahr,
Deſs krigen se in Deel ein quadt Jahr,
De dat Gulden Jahr nicht enachten,
Unde och Gerechticheit nicht betrachten,
Men vallet aver Stede unnd Lande,
Mit seltzamen Volke mannigerhande,
De nicht entfruchten den Almechigen Gott,
De helligen Rechte holden se vor Spott.
De Hövetlüde sint sulven Tyrannen,
Laten sick vorschunnen van ehren Mannen
Etliche hebben ock ein egen Hövet,
Nemande he ock beter gelövet.
Hir willen se mit dorch de Mueren,
Se menen, ehn konne nemant stueren.
In duſsem vofftein hundersten Jahre,
Iſs Volk gekamen eine grote Schare.
De heelden dat Gulden Jahr vor Tandt,
Unnd tögen recht in Ditmerschen Landt.
Help recht, help krum, duſse sulven wolden,
De Ditmerschen etlichen Fursten huldigen scholden.
Van der hilligen Kerken Bremen wolden se se bringen,
Unde begunden se mit Gewalt tho dwingen.
Se brukeden ehren olden Orden.
Se roveden, se branden, se schlogen, se moorden,
Se deden mannigen Ditmerschen wehe.
Deſs sette ick duth Gedichte meist up dre.

Do alse de erste Intoch geschach,
Dat waſs in der Weken de dorde Dach.

Dit waſs nha alle ehrem Sinne,
Dre Dage hadden se Meldorpinne.
Dre Dorper bi Meldorp vordorven se mit Brant,
Dre Mile Weges kemen se in dat Lant,
Dre Dage nha Sunte Valentin
Togen se in de homödigen Schin
Uth Meldorp, dre Stunde up den Dach,
Dre verendeel Weges, dar de Schlachtinge schach.
Dre schware Here, stolt van Mode,
To Vote, to Perde, mit Wagen, mit Gude.

Gott gaff den Ditmerschen sonderlike Sterke.
Dre hundert quemen alleine tho Werke.
De vechteden unde schlogen, se repen an Gott:
De Garde heeldent int erste vor Spott.
Men alto hardt betaleden se,
Dat se mannigem hadden gedaen weh:
Se plegen tho beroven de Gades Huese,
Se spareden wedder Nunnen, Kerken effte Kluese
Ein ittlich de kreech hir sin Deel,
Quemen welke wech, der waſs nicht veel.
Darna gingen se dat ander Heer an.
Dar stortede mennig Eddelman.

Dat drudde Heer sich ock so vorveerde,
Duſse de weren meist tho Perde,
Hir weren mede veel stolter Heren,
De mosten dar nie Havewerk lehren.
Sodane Bute, alſs dar wart genhamen,
Darumme weren se dar nicht gekamen.

Uth dreen Carspelen meist dit deden.
In dreen Stunden waſs itt gescheden.

Van twintich (dortich) dusenden dre dusent wech quemen,
De de Flucht unde dat refugium nehmen.
Wagen, Peerde, dre dusent mit Gude,
Dar alle bi weren, Volk unde Luede,
Golt, Sulver, Kleider, dre Kamer-Wagen.
Hir will ick nu nicht mehr nha fragen,
Wat Buſsen, Harnsch, Peerde dargebleven,
Homott hefftt itt darhen gedreven.

Dre Heren nemen de Flucht in Nodt,
Unde ock dre Graven liggen dar dodt,
Dre mall tein Ridderſs, seher stolt,
De liggen dar doot, de dar drogen Golt.
Dre stige Daggen unnd Schwerde mit Golde.
Dre Wagen mit Hönren, de men braden scholde
Densulven Dach, went ehne were gelucket,
Duſse Hönre weren alrede geplucket,
Gefullet mit Rosinen unde Krude,
Men de Ditmerschen sint seltzame Luede.
Se hadden nene Tidt de Hönre tho braden,
Se spreken, wi willen ehnen doch wol raden,
Wi willen se seden in einen Hupen,
Se möge wi de Juchen mede supen.
Dre Wagen mit Tortitzen, de men vor Heren.
Plecht tho bernen, ehnen tho Ehren,
De worden nun in dreen Kerken gebrent,
Unde in den Deenst Marien gewent.
Dat hebbe ick geschen, se sint van Waſse,
So warliken, alſs ick bin ein Saſse.
Dre sunderlike Wise, de wundelik sidt,
Brukeden de Ditmerschen in dem Stridt.

Dat erste leth sehr othmödichlik,
Ein Crucifix, dat waſs seher barmelik,

Dat leten se vorhenne dregen,
Mit innigem Gebede se dat ansegen,
Gelik wo de Jöden de ehrne Schlangen,
De Moses vor se leth uphangen.
Jegen de boesen Schlangen in der Wöstenie,
So geschreven steitt in dem Boke Numeri.

De ander Wise, de wunderlik iſs,
Eine Jungfrow ging vor in der Spiſs.
Se schuwede nicht dat Ungefoeg,
Desse salvige den Banneren droeg.
Jungfrowschop lavede se alle ehre Dage,
Wer et Gade in sinem Behage
Unde der saligen Jungfrawen Marien,
Dat he dit Volk wolde frien,
Van den Unmilden unde van der Nodt,

De drudde Wise waſs wunderliken grott,
Unnd iſs, do se den Vienden wolten moeten,
Treden se tho ehn mit barvoten Vöten.
Se repen alle: Help Maria milde,
Se worpen van sick Krevete, Höde unnd Schilde.

Wowol de Name gruwlich leett,
Dusent Düvelſs-Werff de Stede heett,
Dar duſse Mortt unde Schlachtinge schach,
So helft se geheten mannigen Dach.

Dree Stunde vor Avent de Ditmerschen quemen,
Unde manliken Meldorp wedder innehmen,
Viele Spiese, Gedrenk, se dar vunden,
Dre Vate Wines grott unde wol gebunden,
Se drunken unnd seden ehme gude Nacht,
De ehnen den Win dar hadde gebracht.

Sennacherib, Pharao unde Josue.
Wunder dede Gott deſsen alle dre.
Mitt einem waſs Gott, duſsen andern entjegen,
Van duſsen Teken ein Deel dar schegen,
Densulven Dach in dem Lande,
Etlichen tho Ehren, etlichen tho Schande.

De Ditmerschen spreken int gemeen:
Ditsulve nu hir iſs gescheen,
Dat legge wi tho der Gottlichen Macht.
Went unſs vele Quades was thogedacht.
Dit hebben de Ditmerschen demsulven bericht.
De ersten schreff dit klein Gedicht,
Darsulvest in dem Ditmerschen Lande.
Wo wol de Wunder sint mannigerhande,
Doch sunderlich sint dre sehr grott,
Dre Hilligen repen se an in de Nodt,
Marien, Sunte Jurgen unde Sunte Valentin,
Dre Mante scholde noch de Frede sin.
De wart den Ditmerschen nicht geholden.
Darumme storven Junge unnd Olden,
Ja vele Volkes mannigerley,
Wente itt stunt im Dage wente thom Mey.

De duſses all ein Hövetman iſs,
Antworden mott he alle gewiſs,
Vor disse, de dar sint gestorven,
Ock vor alle, dat hirumme wert vordorven,
Ja vor dat allergeringeste Hoon,
Moot he Gade Rekenschop doen,
Dat hir umme suſs wert vorheert,
Wowol iſs dat jo nicht vele wertt,
Noch mehr vor Vader unde vor Kinder,
De desses hebben groten Hinder,

Wen Godt ehn eschet unde ankloppet,
Wente unschuldich Blott in den Himmel ropet.
Hirvor mott he setten Pandt,
Dat mehr iſs den Vott unde Handt,
Dat darff men nicht holden vor Spott,
Wente rechtferdig iſs de almechtige Gott.

De Ditmerschen meist gingen thor Bicht,
Unde hebben sick ock mitt Gade bericht
Dre Mante unde ock vor duſser Tidt,
Unde beden Gott mitt allem Vlitt,
Dat he den rechten helpen scholde.
Dar muste vasten beide Junge unnd Olde.
In dren Manten etliche Dage,
Dutt Geloffte laveden se Gade tho Behage,
Marien unde ehren billigen Patronen,
Up dat Gott ehrer wolde schonen.

In Ditmerschen hebbe ick duſse Wortt,
Van mannigen finen Man gehort,
De se mi sulven hebben gesecht.
Se spreken: Ach Gott, hebben wi recht,
Lath unnſs den jo nicht vorderven,
Sy wi unrecht, so lath unnſs sterven,
Sy wi ock recht, so wille wie unſs frien,
Dorch Vorbittend der Jungfrowen Marien,
De wi hebben vor unse Patronen.
Will deſs armen Volkeſs vorschonen,
Dohe unsen Vienden sodaneſs tho weten,
Darmitt se unſs mögen vorgeten.
Mannigem hadde de Garde gedaen wehe,
Se achteden nicht vele der Christen Ehe,
Se fruchteden ock winig den allmechtigen Gott,
Se heelden ein Deel der Hilligen vor Spott,

Se reepen: o Buer, amechtiger Wicht,
Vorlath di nu up de Hilligen nicht
De Kele schall di aff in duſser Stundt,
Ick will di morden alſs einen Hundt,
Din Wiff, din Gudt will ick dartho
Hebben, ehne it wert Morgen fro.

Mit sodanen Volke vull veler Schande
Will men nu dwingen Stede unde Lande,
Went nu hir noch mochte bi bliven,
Doch duſse können nicht mehr bedriven,
De dar nu ſuſs nedder liggen,
In dem Drekke, alſs andere Schniggen.
Gott weſs genedich den Seelen all!
Den dar men vorbidden schall;
Wente mannig wart darhen gebracht,
De gedwungen wartt dartho mit Macht,
De dar ock jammerlik iſs vorschlagen,
Deſse mag men wol meist beklagen.

De Vorste iſs aller Ehren wertt,
De der Christenheit Framen begertt,
Eme behöret tho denken Dach unde Nacht,
Wo de Christenheit möge bliven bi Macht,
De seher affbrickt nuthor Tidt,
Se schwaket gantz sehr up alle Sidt.
Dutt scholden de Forsten alle keren,
Darumme heet men se genedige Heren.
Vele Fursten hir nu entjegen doet,
Vorgeeten ahne Nodt Christen-Bloet.
Se scholden up de Unchristen schlaen,
So sprickt nun de gemeine Man.
Se boeren jo up der Werrelt Plicht,
Dat men dit sprickt, enachten se nicht.

O gi edlen Stede unde Lande,
Bedenket Gades Woldath manniger Hande,
Jesus unse Here unde unse Broder,
Dartho Maria sine wehrdige Moder,
Vull aller Gnaden, Hillig der Hilligen,
Weren mehr oothmödich, unnd dat gantz willigen,
So jennig Minsche je iſs gewest,
So men in dem wahren Evangelio lest,
Worumme wille wi den hofferdig sin?
„Na Homoot volget ewige Pin.
„Ein homodich Minsche nicht lange staet,
„He vallet gantz drade, wo itt ock gaet.
„Vor Gade iſs Homoot ewige Schande,
„Dorch Hochmott vorderven Stede und Lande.“

Up dat uns ock so nicht ensehee,
Idt diſs Radt, ein islich bi Tiden tho sehe,
Up sick sulven, up Wiff, up Kindt,
Up alle, de in sinem Befehle sindt.
Legget wech den Vlege, den sundigen Dracht,
Darmit Got in Tornicheit wort gebracht.
De hir nun mehr will van weten,
De lese Isaiam, den hilligen Propheten,
In den drudden Capittel vindstu staehn,
Worumme Jerusalem einst moste vorgahen.

Dutt kleine Gedicht iſs sunst berett
In kortter Tidt thosamende gesett,
Gade tho Lave unde tho Ehren,
To Wehrdicheit allen christlichen Heren,
Ock allen Eddelen unde Meenheit vorwhar,
Unde iſs geendigt in den Gulden Jahr.
Gott, giff dinen Christen Eindrechticheit,
Dinen Frede unde ewige Sallicheit. Amen.

Lüneburger Fehde. 1371.

Wille gy horen, wo dar geschach
Tho Luneborch an einer Nacht,
Dar schach ein mechtig wunder,
All wo dar aver de muren stegen
Veel mehr wenn seven hundert.
Seven hundert wehren aver kamen,
Se wehren frisch unde dar by namen,
Sprack Maneke mit der barden:
Gy Heren weset alle fro,
Gy sint in dem rosen garden.
Sivert van Salder sprack aldar,
Here von Homborch tredet hervor,
Und weset fries modes.
Wy willen alle ryke werden,
Van duſser borger gude.
De Here von Hamborch sprack alldar,
Ick hebbe gelovet vor einen dach,
Vor einen steden frede,
Wo bewahre ick nu mine ehre,
Ick bin hir sulven mede.
Se treden ein weinich vorbath.
All nha dem nien marckede wart,
Dar walden se Ridder maken,
Dar wart Hertog Sabels sone
Geschlagen by dem kake.
Albert Pust de lach darby,
Se schriede so lude, o weh, o weh!
Och mines jungen lives!
Were ick nu thor Nuenborch

By minen jungen wive!"
Hertoge Sabel de lach darby,
He schriede so lude: o wie! o wehe!
Were ick wedder tho lande,
My scholde nu und nemmermehr
Nha Luneborch vorlangen.
Sivert van Salder grep de banner in de handt,
Wo grade he up de vischbenke sprank?
Gy borger allgemeine
Huldiget minem Heren von Hamborch,
So wert juwe sorge kleine
Do sprak ick Hellrich Wesenberch,
Leven borger, dat were unse vorderff,
Wy willen by ehren bliven,
Wy willen se up ehre pande schlan
Unse Unrecht wille wy wehren.
Sivert mit der halven nese,
Du machst wol ein vorreder wesen,
Dat mach me an dy wol kesen,
Hir moth so man mich from held
Sin junge liff vorlesen.
Se treden ein weinich vorbath
Na der beckerstrate wart,
Vor mittelst up dem sande,
Do qwemen se vor dat rode dar.
Dar horde me laster unde schande
Sivert van Salder rep aver ludt,
Schlat hir beyde wiff unde Kinder dath
Unde lathet nemande leven,
Qweme Christus von dem hemmel
Wy wolden ehm nenen man geven,
De Borger repen apenbar,
Berath der elven dusent megede schar,
Dat wy bliven by ehren

All dewile Luneborch in ehren steit,
Ehr laff dat wille wy vormehren.
Ok wo se dar tho hope reden,
De schnerde se up den Kercksaff schoten,
Nemet uns hir gevangen,
De Keppener qvemen dar her gedrungen;
Se schlogen se up ehre bande.
Se treden ein weinich vorbath,
Nha der vulen ouwe wart,
Dar hordle men jammer clagen,
Dar mosten se mente auer de scho
In dem blode waden.
De uns duſsen rey nie gesanck,
Keppensen is he genant,
Unde is ein frier knabe.
Behode uns GOtt
Vor aller salcher noth,
He kan woll reyecken maken.

Stifftische Fehde 1519.

Do Gottes son geboren wart
Van Marien uth hoger art,
Do man schreff wol dusent jar
Funffhundert 19. aldar,
Do verhoff sich ein plank
Davon so ludet düſse sank.

2. Hertzoge zu Saſsen lovesam
Bischoff Johan van edlem stam

Tho Hildesheim Marien Knecht,
He dede sinem dinge recht,
He losede ein Pfandt
Zu sich und siner kirchen handt.

3. Des nemen dar ein schrutent ahn
Allermeist stichtes man,
Die schlote tho buwen, was er pin,
Se wolden lives erben sin,
Darna ohr kindt
Wiewohl sich das recht so nicht entfindt.

4. Se funden rath, doch nicht sehr guth,
All wo sie wolden driven uth
Bischoff Johann aus seinem stifft,
Und sines libes sparen nit
So hir so dar
In siner Kronigen das wart klar.

5. Burchart von Salder was der ein,
Dem sodanes duchte gut gesein,
He wart des spiels ein hauptman,
Die andern hengden damede ahn,
He warp ein dues,
All wor he qvam, dar was he tho bues

6. In dem Hertzogthum von Brunschwig
Auff stifftes borgen alleglick,
Tho Brunschweig reith he uth und in,
Das staden sie umb iren gewin,
Das also geschach,
Das war da nement, der das sach.

7. He hadde segel und breve,
In velen steden was he leff,
Men solte uff ine jagen nit,
Viel quades hefft he uthgericht
Zum Lawenstein; Gronaw
Mochte man furig sehen.

8. Der Papen koren ward verbrandt
Tho Lafferde, alle wor men idt vandt
Die armen bawren gefangen sint
Zu Hildesheim der burger kindt,
Zum Hanstein zu,
Auff ire kost dat geschach also.

9. Die beste ordt der Nienstadt
Wardt uthgebrandt, ist dat nit wath
Men moste des so hebben dult:
Nemandts was dar die schult.
Tot geschach aldar
Hildesheim moste stundt des grothe schaer.

10. Tho Hallerburg, zum Hundesrugge
Dar was dath fuer ock also flugge,
Zum Steuerwalde und zum Richtepeine;
Die dorper sint das worden rein,
Do das geschach
Menniger dorch der finger sach.

11. Tho Bodenburg in Marien sticht,
Dar heth de Lawe apgericht
Sein banner und langen schwantz,
Also wart lenger düſser dantz,
De prael wart groth
Bischoff Johan dat sehr verdroeth.

12. He mochte dat spiel nit lenger ansehen
Ja sine hulpe moste he theen
Vam Lennerburg dem Fursten guth,
Demsulven schach graeth avermoeth.

13. Hertzog von Gelleren Carl genant
Hat sine reuther hergesandt,
Ock mennigen stolten kriges knecht
Tho sturen salck groth unrecht,
Dat dar geschehen
Was sin erbarmeth antasehen.

14. Dem Schomborch juncker Johann,
Ein starker Her, ein stridtbar man,
Mit seinem freundt von Dieffholt
Van jahren was he nit alt,
Doch ernsthaft,
Sie togen hen mit grother hast.

15. Sie togen fort in Diester landt.
Wunstorp wart dar uthgebrandt,
Plattensen, Munder und Springk,
Eldageſsen gaff dar ein geding,
Ein merklich gelt
De Calenberg ist dar bestelt.

16. Die Hern schlogen ohren thelt
All bei die Leine int Jeinser velt,
Drei wecken nehmen sie dar rast,
Sie harden freilich auff dem quaest,
Dar was groth rath,
Dem Calenberge schach kein qvaedt.

17. Die Lawe qvam mit grimmiger drifft,
Daſsel nit lange davor enblifft,
Idt wardt gebrandt, gepuchert rein;
In hülff und trost war dar gantz klein,
Zum Waldenstein, vor Bokelem
Sachmen den Lawen theen.

18. He qvam dar brumment, vor dat daer
Doch moste he bliven davor,
He sprak, men scholde ehne laten in
Des scholden sie hebben groth gewin,
Ohme wart gesecht
Viel guther wordt, als men pflecht.

19. Ime wart ein antwort mit der hast,
Se hedden welle und muren fast.
Auch Freiheit hetten sie genug,
Pil, pulver, loeth were gnug,
Dat dazu horet,
Daſs er qveme, alse idt gebuert.

20. Des Lawen anschlag rhet ohne nicht.
He hadde sich wedder upgericht
Tho jagen schnell all up die flucht,
(Dat Salt-Gitter nam he in der thucht,)
Mit groter schar
Thom Waldenbarge, dath is war.

21. De Lawe was vermodet sehr,
Sin volck ungeschickt tho der wehr,
Do schach jo dar ein feddern spiel,
Men hedde ihr gefangen viel
Al sunder waen.
Ein Keiser bode is dar gegann:

22. Men schalde ein manlangk friedlich sein
Bei lieb und guth, bei schwarer pein.
Die Lawe kerde sich nit daran;
Den horsam heilt Bischoff Jahan
Und sein gespann,
Dieweil doch die Lawe vordann.

23. Var Peine, der ulen nest,
Idt schach viel mehr al umb die vest.
De Ule hadde das nit vordient,
Den Lauwen alle tidt woll gemeint:
In Hungers noth
Se troste ohne, und sende ohme brodt.

24. Ohre feddern sind öhr affgebrandt,
Die Lawe leth dar mennig pandt;
Gi duren lude waket doch,
Der ulen harte levet noch
Und is gesundt;
Se was doch in den dodt verwundt.

25. Marien bilde ahm Peiner schlot,
Moste liden mennigen schot,
Noch stehet dat bilde like fast.
Ir schetent klappet alse bast,
Dath mag men sehen;
Des moste die Lawe von dannen thehen.

26. All na dem landt tho Lennenburg,
Borchtorp reth he kortlich dorch,
He brak dath schlot, und brende dat vlek,
Ock Meilnersen nam he tho sick
Durch sinen grimm;
Giffhorns schlot wart do gantz schlim.

27. Der dorpe brende he viel.
Woll achte stige, ein seltzam spiel.
Ultzen moste dingen do,
Soltaw deden ock also,
Tho derselben zeit
Die Lawe toch hoch und sieth

28. He was sines modes also stolt,
He torede sulver und roth golt,
Twe dusent wagen und pferde,
Groth volck, banneren wol genart,
Und ein mechtig schot,
He meinde, men hedde ohme nit gemoeth.

29. Wenthe dat he kam all in die Sack,
Do wart he schlagen up sin back,
Der Lawen twe tind dar gefangen;
Twe ander renden dorch den plan,
Se geven ruem:
Schach dath mit ehren? dat love ick kuen.

30. Ein Graff von Wunstroff wol bekandt
Dede von sick sine handt;
Min Here von Reſse thet auch also,
Domheren, Ridder, auch dazu
Viel guder manns
Sprungen an den dantz.

31. Och menniger stolter krieges-knecht
Is dar gefangen, so men secht,
Viel volkes is dar schlagen daeth,
Die pagen-wagen, stork geschoet,
Dat bleff aldar;
Er gelt, er harnisch und ehr banner klar

32. Bischop ein Furster gemelt,
Mit Goddes hulpe behelt he dat velt.
Die Lawen mosten mit öhme theen,
Und mosten sin gefangen sin,
Dat was öhne pin,
Doch moste idt anders nit gesien.

33. Die homoeth ist gefallen sieth;
Vorgewunden, nu unden licht.
Des Heren wordt des sich bericht.
Wer das wolde geloven nicht,
Die mach dar theen,
Tho Hildesheim dath teken sein

34. Maria die Stiffts-Patron.
De sefft gebeden öhren sohne
Vor öhr volck und truwen knecht,
Woll bewaret, und nicht anfecht,
God hebbe es loff,
Und helpe uns in des himmels hoff.

Fehde zwischen Albrecht von Brandenburg und Moritz von Sachsen.

Die Historie von dem unglückseligen Krieg zwischen Hertzog Albrechten Markgrafen zu Brandenburg, und unsern G. H. Hertzogen Mauritio Chürfürsten zu Sachsen etc.

Geschehen im Jar M. D. 53. den Neunden tag July.
umb ein uhr.

Im tausend und fünffhundert Jar,
Und drey und fünfftzig, das ist war.
Im Junio, vernimm mich recht,
Alsdenn der Marggraff Albrecht.
Von Brandenburg sich mercken lieſs,
Dem Deudschenland zu thun verdries.
Mit brennen, rauben jmmer frey,
Gott geb, wems land, und wems dorff sey.
Als sich der Sommer zuher nahet,
Und alle sät auff dem feld stahet.
Die wiesen bringen grosse lust,
Und niemand von dem Winter wust.
Kams geschrey, der Marggraff solt bereit,
Nürmberg beleget hen mit streit,

Die stat, zu gewinnen grimmiglich,
Sich rüsten gewaltig stetiglich.
Wie er die stat wöll schleiffen gar,
So er sie würd gewinnen nar.
Darumb er auch die Dörffer drob,
Mit feuer gantz verheret hat.
Das Viehe genomen allen gleich,
Erschlagen wen er hat erreicht.
Die armen Pauer wie die hund,
Verterben must es alles in grund.
Es lieff gar mancher nacket darum,
Dem es für mord nur darzu kam.
Gar jemerlich war das zu sehen,
Gott helff das es nimer geschehn.
Die stat er hart beschiessen lies,
Das er nicht gewan thet jm verdries.
Denn er ja nichts gewinnen kund,
Er zog davon, war jm gesund.
Man het jn sonst lernen kriechen,
Wo er nicht wer entwichen.
Gen Bamburg hat er sich gewendt,
Umb Wirtzburck alles gar verbrendt.
Alda gar manches Ebentheuer,
Geübt hat gar sehr ungeheuer.
Mit gewalt das jr jn genomen hat,
Gebrandt, geschetzt, wie ers erdacht.
Er sagt, er wolt des brennen mehren,
Das die so in den Himel wehren.
Die füſs dadurch erwermeten fein,
Ich mein es möcht ein geselle sein.
Durch dieses wüten und toben,
Haben sie die Bischoff erhoben.
Irm Volck zu hülff zukomen
Haben sie kriegsvolck augenomen.

So viel sie haben können kriegen,
Damit sie besser kondten siegen.
Solchs als der Chürfürst hat gesehen,
Das seim land auch würd also gehen.
Als bald er sich hat auffgemacht,
Sein land zu schützen er gedacht,
Mit volck mit Reutern er sich rüst,
Dan jm der mord war wol bewust.
Den er zu steuern, den zu wehren,
Hat er sein volck als bald thun mehren.
Dem von Brunschwig geschrieben hat,
Der jm sein Volk zuschicken that.
Seine Söne wolten helffen beid,
Philippus, und Victor zum streit.
Auff das, das Deudsche land wer frey,
Von solcher grausam Tyranney.
Dem Feind absagten sie zu handt,
Er solt sich drossen aus dem Land.
Sie wolten jn sonst treiben draus,
Wo er nicht würd sich machen raus.
Er solt gedenckeu was er thet,
Itzt bald der ganzen Christenheit.
Die durch sein wüten und toben,
Itzund würd gehen gantz zu boden.
Der feind sich nichts desto weniger rüst,
Gott gebe wen auch das verdrüst.
Es gibt viel böser stichling aus,
Verlacht, verspricht die unsern draus.
Darumb sich auch als bald mit macht,
Mauricius Churfürst bedacht.
Desgleichen die von Brunschwig beidt,
Auch der von Lünburg sich bereidt.
Mit Hertzog Moritz dem taffern heldt,
Als bald zu ziehen in das felt.

Der Marggraff aber nichts darnach,
Es gehe wies wölle, hat gefragt.
Im Franckenland thet grossen schaden,
Mit schetzung, brennen, und erschlagen.
Zerbricht zuschlecht was er da find,
Nimpt kelber, Pferdt, Schaff, und die rindt.
Er fürcht weder Gott noch sein gericht,
Beschedigt alles was er sicht.
Was sol jn Gott viel straffen scharff,
Die weil er keines kriegers darff.
Gott bger sein nicht, so fürchte sich,
Der Teuffel für jm bitterlich.
Das er nicht, so er jn weg nem,
Das ubel in die Hell bekem.
Mit solchen Worten er da kam,
Erschrecket manchen taffern man.
Der jn sonst nicht geschawet het,
Ob er gleich grossen schaden thet.
Hertzog Moritz Churfürst, als bald,
Zu Leiptzig ein Landtag anstaldt.
Damit er sich befragen thet,
Mit seinem volck durch seine Reth.
Denn dies eim weisen steht wol an,
Wenn er sich recht befragen kan.
Und nichts aus seiner eigen kür,
Bald thut, was jm nur fellet für.
Darumb der Churfürst alle hat,
Gen Leiptzig gfoddert in die Stad.
Dahin er selbs ist kommen,
Und da, den handel fürgenomen.
Darzu der Lünebürgisch Fürst,
Mit pferden kommen ist gerüst.
Desgleichen die vom Adel weit,
Mit Reutern allzumal bereit.

Ins Fürsten herberg komen sind,
Sich zu bereden all geschwind.
Alsdan der Chürfürst sich befragt,
Und zu den Herren also gsagt,
Ir getreuen Stammes, wes jr seid,
Merckt auff und höret rechten bscheid.
Ich hoff es sey dergleichen nicht,
Das euch, den euern schaden möcht.
Den gemeinen nutz ich hoff viel mehr,
Und wolfart, das es nütze sehr.
Dadurch die deudsche Nation,
Ein mal möcht guten friedn hon.
Die jtzund viel und grosse not,
Erleiden thut, durch krieg und mord.
Ir höret teglich alle sam,
Wie sie geplagt sey sehr grausam.
Desgleichen auch bald unserm land,
Und unterthanen kompt zu hand.
In dem der feindt gros übel dreuet.
Damit er wird von allen gescheuet.
Er wöll durch unser Land einfurch,
Mit feuer machen durch und durch.
Den wir doch wie es billich ist,
Verhalten haben wie jr wist.
So offt er kam in unser haus,
Gehalten alle tag im saus.
Erzeiget haben grosse ehren
Als sich gebürt einem solchen Herrn.
Indem er aber sich nuhe ziert,
Durch land und leut Tyrannisiert.
Wies jm gefelt, wie ers erdenckt.
Die leut erschlagen, und ertrenckt.
Wir wöllen nicht ferner sehen zu,
Damit wir möchten haben rhu.

Als

Als dan wir allzeit haben gethan,
Das von uns zeuget jederman.
Mit gewalt mein liebes Vaterland,
Beschützt mus sein durch meine handt.
Derhalben wöll wir ziehen aus,
Mit gewalt vertedigen unser haus.
Darzu ich selbs wil helffen jtzt
Und stehen mit euch vorn an der spitz.
Nur frisch darzu, und wolgemut,
Vertedigt euer ehr und gut.
Das sonst mus leiden grosse not,
Viel schmach, und schand, wo nicht den Tod.
Da dis der Churfürst hat geredt,
Und allen geben einen besched.
Hat man die Reuter allzumal,
Ins Grimmisch thor gefürt on zall.
Gemustert, die do sein bereit,
Erlesen und geschickt zum streit.
Nach dem der Tag vergangen war.
Der ander sich lies sehen klar.
Da gings gebot wol in der stadt,
Da sich ein jeder rüsten tadt.
Auff das sie wern all recht gestalt,
In streit zu ziehen, bereit so bald.
Die Trummet würd geblasen werden.
Sie wärn gerüstet mit den Pferden.
Da nun der mittag eilet dar,
Der Churfürst weg zog, das ist war.
Von Leiptzig zog in Krieg behendt
Gen Hall von dannen er sich wendt.
Nicht lang hernach, das gantze heer,
Von Leiptzig zog wol ins leger.
Der von Brunschwig war auch mit auff.
Zur schlacht gerüstet beider hauff.

Ins Franckenland gezogen sind.
Den alda waren unser feind.
Doch als der Marggraff dis vernam.
Das er den platz must faren lan
Ist er gewichen stracks zu handt,
Von dannen in das Sachssen landt.
Gedacht also davon zu fligen.
Nichts gesagt, nur still geschwiegen.
Gelauffen weil die füs nur gehn,
Sonst würd man grosses übel sehn.
Gott wolt es aber nicht mehr habn.
Das er solt ferner einherdrabn.
Es solt jm nicht gelücken das,
Er solt die leut nicht plagen bas.
Wie er zuvor gesaget hat.
Gott wandte wünderlich den rath.
Dan als der Churfürst das vernimpt.
Den von Brunschwig schreibt er geschwind.
Sie solten zu jm kommen her.
Dan hie der feindt her gflogen wer.
Damit sie möchten desto bas,
Den krign, umb dens zu thun was.
Der feind sich wandte widerumb.
Ins land zu Lünenburg herumb.
Nicht weit von Peyna, wie ich sag.
Da war der feinde niderlag.
Dahin auch Hertzog Moritz kam.
Mit manchen tapffern kriegesman.
Gar mancher kam hieher mit leide.
Zu sehn für sich der Peyner heide
Der Marggraff in der heiden, tal.
Verbarg des volcks ein grosse zall.
Damit er unser effen thet.
Wo es nicht der hauff verstanden het.

Die unsern machen der schantzen viel,
Darin sie sich verhilden still.
Die gezelt sie schlugen tapffer auff,
Und machten viel verborgener lauff.
Gar seltzam arbeit ward da gesehen.
Es kund sie keiner gar verstehen.
Es thet ein jeder sondern was,
Die weil die not erfordert das.
Es war alda keins seumens nicht,
Ein jeder selbst auffs seine sicht.
Es must gar bald bereitet seyn,
Der feind der wolt sich ernstlich meinn.
Als nu die schantz gemachet war,
Und war bereit die gantze schar.
Do kam der Churfürst in die gzelt,
Er sprach es sol nicht gebrechen gelt.
Nor weret euch künlich und behertzt,
Es wird fürwar nicht sein ein schertz.
Der Fürst von Lüneburg ins feldt,
Kam als ein junger, starker, heldt.
Hertzog Philippus Magnus gnannt,
Und Carel Victor da zu handt.
Von Brunschwig beide hochgeborn,
Irm Herrn Vater auserkorn.
Wie vor gesagt zum leger zogen,
Mit jrem volck, sie durfftens wogen.
Ir Hertz war unerschrocken dar,
Ein gwaltig gemüt da bey jn war.
Viel ander komen auch herbey,
Von Ritter, Graffen, mer sie sein.
Der Graff von Barbe mit den seinen,
Im gzelt beim Hertzog thun erscheinen
Graff Philip der von Blechling war,
Miltitz sampt seinem Son Caspar.

Welcher ein treuer allezeit,
Dem Churfürsten was lang bereit.
An seinem hoff mit gutem rat,
Viel dancks und guts verdienet hat.
Wer wil sich aber unterstan.
Den gantzen hauffen und den plan.
Mit worten gantz erklären jetzt,
Das warlich gar unmüglich ist.
Wer wil die namen wissen all,
Wer wil sie kennen allzumal.
Ich hoff es sey nicht grosse not,
So man der Fürsten namen hot.
Zum streit ein ordnung man macht,
Gericht auff die künfftig schlacht.
Die büchsen hat man auff dem lande
Die lenge gestellet nach einander.
Auff beider part gar mannich stück.
In platz mit pferden ward gerückt.
Mit kugeln sie sie laden theten.
Das kriegsvolk, das thet einher tretten
Mit büchsen, spissen, hellepart.
Es fing sich an das schmeissen hart.
Der Marggraff aber gar zu zehe,
Auffm roſs thet sprengen in die nehe.
Vexiret unsern hauffen bald,
Verlies sich auff dem hinderhald.
iMt wenig Pferden sich heran,
Zu sehen machet auff den plan.
Welchs als der Chürfürst gsehen hat,
Zum hauffen er diese wort sagt.
Was machen wir und seumen viel,
Dieweil der krieg sich heben wil.
Fort fort wie wir angfangen hand,
Zu schützen unser Vaterland.

Sehet zu das niemand langsam sey,
So etwas neues kem herbey.
Ich selber mit euch bin bereit,
Zu ziehen fortan in den streit.
So euch derhalben euer kind,
Euer weib, und guter lieb sind.
Fort fort sag ich, es ist schon zeit
Dieweil wir habn gelegenheit.
Seht das jr etwas manlichs thut,
Das stellet euch fürs gröste gut.
Die krieg so ehrlich sind geschehn.
Sie sind geschehen auch durch wehn.
Sie bringen viel der tugent heim,
Was möcht doch einem lieber seyn.
Das helt ich für das rechte lob,
Wil auch ein Ritter sterben drob,
Das manheit bringt ein guten rhum
Das höchste lob ist also thun.
Was ist der adel ane das
Wo er nicht sey geziert dermas.
Sonst ist er wie ein schlechter stob
Durch tapffere thaten bringt er lob
Versönet euch mit Gott dem Herrn
Auff das ihr sterben mögt in ehrn.
In Gott verscheiden ist gewin,
Ich gar ein armer sünder bin.
Nach dem er das gesaget hot
Wolt man fürsagen Gotts gebot.
Idoch der feind als er sich stalt
Als wolt er kommen mit gewalt.
Der Churfürst wider umbgefach,
Zum Reutern kürzlich also sprach.
Die zeit die wil das leiden nicht,
Darumb steht auff, der Hertzog spricht.

Und ehrt Gott bey euch selbst dan.
Der feind pocht und trotzt grausam
Da schickt sich jederman auffs best,
Mit was gewer ein jeder west.
Mit harnisch, schwertern und sturmhauben.
Die knecht die theten jr Herrn anschrauben.
Mit büchsen warn sie gschicht alsam,
Mit pfernden sprengten auff der ban.
Nicht lang der feind die blutfanen,
Herschickt die zeichen namen.
Ob man die schlacht wolt fahen an.
Das sich zurüstet jederman.
Gar bald sich hören auff dem feld,
Die trummet lest, bey jdern gselt.
Ein schrecklich ding die drummen gleich,
Geschlagen wurden auff beider seit.
Zusammen ging man auff den plan.
Balt fiel ein roſs bald fiel ein man.
Es prastelt alles in dem wald.
Die spies die brachen alda bald.
Stich tod, stich tod. das wars geschrey.
Der schrey das haubt, den leib, das bein.
Die büchsen gingen schrecklich los,
Wer büchsen hat mit büchsen schos.
Durt flog ein arm durt flog ein leib.
Hilff Gott wie war ein grosses leid.
Ein jeder jm ein bane macht.
Durchschlagen, hawen, in der schlacht.
Mit blut die tümpffel würden gantz,
Erfullet, ringest umb die schantz.
Hie lag das pferd, durt lag der man.
Es war da keines stille stan.
Gar mancher leben bliben wer,
Wen jn nicht hetn ertret die pfer,

Der Chürfürst Hertzog Moritz dran,
Verschickt drey der Meisnischen fahn,
Zu welchen er sich gsellen that,
Mit jn die schlacht angfangen hat.
Welche, dieweil der feind sie scheuet,
Und in den tod gantz schrecklich dreuet.
Da flohen sie wol aus der schlacht
Die bitt des fürsten ward veracht.
Uber acker, felt, und wiesen schon,
Sie flohen alle eilend davon.
Der Churfürst sich ermanen thet
Irer pflicht und treu, wie er sie bet.
Mit nicht sie sich bereden liſsn,
Sie liessen ummer auff jn schissn.
Als den der Churfürst troffen ward,
Durch ein glöd, glaub mir, also hart,
Das jm das pantzer riſs entzwey,
Ach Gott wie war alda ein gschrey.
Die andern aber folgten nach,
Den feind, sein volck mit groſser rach.
Den feind auch sie erwüschten schon
Wiewol er wider kam davon.
Dan sich mit gelde stechen lies,
Der ihn erhascht, thet uns verdries.
Den sieg die unsern haben doch,
Indem der feind und sein volck floch.
Erstochen ward und umgebracht
Es glaubts nimands, denn der es sag.
So grausam ward die schlacht geend,
Gott geb das also sey gewend.
Der fürst Friderich von Lüneburg,
Erschossen ward, wie ich bsurg.
Die von Brunschwig auch alle beid,
Erschlagen sind wol auf der Heyd.

Ein meile von Peyna das geschach,
Da dan er ging die grosse schlacht.
Graf Philip der von Bechlingen was.
Die zween von Barbe auch dermas.
Von Holtzfelt Daniel genant,
Wol zum Rittmeister her gesand.
Ditz Hawitz, und auch Ditz von Haun,
Erschlagen wurden bei einem Baum.
Michel von Schleinitz, auch hiermit,
Caspar von Miltitz da verschied.
Curt Einsiedel, Rudloff von Bühn,
Den von Münchausen beide sühn.
Der ein Johan, der ander Jost,
Philip von Reybitz auch getrost.
Wilhelm von Schacht, Joachim Humau,
Daniel Harfeldt, Baltsar Stechau,
Hennig Ludritz, Gebhart Pordfelt,
Gestorben sind nicht weit vom gzelt.
Hans Huse, Hans von Gadenstede,
Seind getroffen auch mit alle bede.
Und der noch viel erschlagen liget,
Nachdem die unsern han gesiget.
Der namen nicht sind offenbar.
Auff mancher part, gar mannich par.
Man recht sechs tausend angefehr,
Vier tausent acht und viertzig mehr.
Die sind begraben allzumal,
So viel begriffen het die zal.
Viel sind geschossen also schwind,
Das sie des lebens bald los sind.
Unter des den Hertzog Moritzen,
Die knecht und die trabanten,
Ins gzelt gefüret han bereit,
Da er von schmertzen kraftlos leid

Man sucht das glüdt man fand es nicht,
Zur büffen war es nein gerichtt
Es wolt kein rath da helfen zu,
Das er het mögen haben rhu.
Der köstlichn salben waren vil,
Idoch zu helffen war kein ziel:
Kein hoffnung da gelassen was,
Das er hin furd würd leben bas.
Die schmertzen namen ummer zu,
Sie liessn jm widr rast noch rhu.
Derhalben er dem Priester winckt,
Er solt kommen zu jm geschwind,
Der war Joannes Weys genannt,
Fast seiner gnaden wol bekand.
Alda er sich demafsen stelt,
Wie dan gebürt ein Christenhelt
Bekand sein sünd und trug gros leid,
Betracht die Sünde und straffe, beid.
Das er verdienet het den tod,
Wo Christus nicht het gelitten not
Der für jn sey von Himel komen
Das menschlich fleisch an sich genommen.
Der auch den tod erlitten hab,
Erstanden wider aus dem grab.
Da er viel marter gliden het,
Als einer der viel ubels thet.
Gebunden hart, verspeiet teglich,
Mit ruten gschmissen jemmerlich.
Ein dörnenkron getragen dar,
Welch jm sein haupt hat gstochen gar.
Sein rosenfarb und heilig blut,
Für meine sünd vergossen hat.
Das sind die negel die deine hend,
Dein füfs zerborten gantz behend.

Mein sundt haben dasselb gethon,
O Christe mein erlöser schon
Die seit sie dir durchstochen han,
Da blut und wasser aus dir ran.
Durch dein blut bin ich gewaschen rein,
Dadurch wilt du mein bruder sein.
Durch dich bin ich gerecht gemacht.
Von tod bin ich durch dich erwacht.
Das ich nicht ewig stürbe fast.
Die Busse mir gelassen hast.
Dein wort das mir den weg weist recht,
Dadurch mein Mangel werden schlecht.
Du bist der weg, das licht, das leben,
Nach dir wil ich alleine streben.
Du nor erbarm dich uber mich,
So wil ich sterben freudiglich.
Und das ich des gewisser sey.
Hab ich hie dein Sacrament dabey.
Dein leib und deine Rosnfarben blut,
Das mich von Sünden reinigen thut.
Der glaubigen Namen alle dir,
Beschrieben sind mit jrer zir.
Derhalben auch der Namen mein,
Bey dir wirt auffgeschrieben seyn.
Das glaub ich gewis des tröst ich mich,
Darumb fürcht ich kein unglück nicht.
Nachdem der Chürfürst hat gebeicht,
Der Priester im Sacrament darreicht
Welchs er genomen hat Christlich,
Des gnossen gantz demütiglich.
Viel schöner sprüch, er selbst gesagt,
Nach etlichen den Priester fragt.
Und schickte sich zum stündelein,
Aus Gottes wort sehr hübsch und fein.

Gedacht darnach ans Regiment,
Und wie er het ein schwindes endt.
An sein gemahl, wie sie sich würd,
Bekümmern, das er also stürb.
An seines zartes töchterlein,
Das er möcht sehen, wo es kund gsein.
Hertzog Augustum er bedacht,
Sein bruder, der jm sey in acht.
Das jm Gott wolde helffen heim,
Wolt Got er möcht bey jm gsein.
Die ursach dieser greulichen schlacht,
Erzelet und dieselb bedacht.
Das er nicht ursach sey daran,
Der Marggraff hab das gfangen an.
In gantzer Deudscher nation,
Davon man wust zu sagen schon.
Er hab gekrieget ritterlich.
Für's Vaterland wies ist billig.
Welchs jtzt nu wer verheret gantz,
So ers nicht het gwaget in die schantz.
Der tod als er sich nahet herzu,
Er kan für schmertzen habn keine rhu.
Erhebt sein heubt gar jemmerlich,
Und sprach die wort gar menniglich.
Ich weis das mein erlöser lebt.
Obgleich der böse dawider strebt.
Der mit dem Vater mechtiglich,
Regirt im himel ewiglich.
Gleich wie er ist am dritten tag,
Erstanden wie ich gentzlich sag.
Also wil ich erstehen auch,
Wenn aus wirt sein der weltlauff.
Da wil ich vil ein kleren leib,
Antragn wie der Prophet beschreibt.

Und wil in meinem fleisch beschauen,
Mein Christum gantz mit diesen Augen.
Da er sich nun getröstet hat,
Spricht er zum volck das umb jn stat.
Ir lieben unterthanen mein,
Last mich euch ein Exempel sein,
Das jr vorthin nicht scheut den tod,
Wens Vaterland mehr leidet not.
Gedenkt an mich, an diesen krieg,
Der mir doch geben hat den sieg.
Alda hat er sein rechte Hand,
Gereichet allen die er kand.
Darnach gsaget lieber Gott,
Dieweil hernahet der bitter tod.
In deine hend befehl ich dir,
Meine Seel in deines reich hilff mir.
Mit diesen Worten er entschliff,
In Christo den er sehr anriff.
Er ist gestorben als ein held,
Christlich und fürstlich im gezelt.
Da müssen zeugen alle die,
Die nor gewesen sind allhie.
Im Julio ist geschehen das,
Vormittag als umb neue was.
Der gantze Hauff, sehr klagen thut,
Ir Herren, der sie hilt in hut.
Kein grösser jammer möcht gesein,
Ich acht, wen gleich die welt ging ein.
Sie hielten wach für diesem gzelt,
Darin verschiden lag der helt.
Den andern tag des fürsten leib,
Gesalbet ward und angekleid,
Sein eingeweid man trauerklich,
Zu erd bestat gantz ehrlich.

Gen Seyfertshausen man sie bracht.
Alda man in ein kestlein macht.
Daselbst in die kirch hinein,
Das kestlein ward begraben fein.
Ein kleglich singen da man that.
Die glocken klungen früh und spat
Es ging die gantze Ritterschafft.
Zu grabe mitte tugenthafft.
Die leich des Fürsten wol verwart,
Sie legten in ein Senffte zart.
Dar zu zwein maulesel bereit,
Weren, die weil es war sehr zeit.
Ein jederman sich rüsten thet.
Zu ziehen wider an jr stet.
Doch da sie hülffen bleiten gortz.
Die leich an jren ort zuvor.
Gen Freiberg in die werden stat.
Da ers begrebnis innen hat.
Nachdem die Nacht vergangen war.
Und kam herfur die Sonne klar.
Zum weg sie sich gerüstet machten,
Die zeit, die reis sie da betrachten.
Sie waren auff als bald zugleich,
Sie furten mit sich dar die leich.
Viel kriegsrüstung trugen sie.
Der feinde die do waren je.
Die beute fürt man offenbar.
Genommen voñ des feindes schar.
Zu ehrn jrm Herrn dis zu handt.
Getragen wart wol uber land.
Ein jeder Dorff ein jeder stat.
Zu ehren etwas jnen that.
Mit leuten, trauern: wie sie kunden.
Niemand ward undankbar erfunden.

Dann das jo recht und billich ist.
Den dieses thuen alle Christ.
Dieweil er sich durch manchen rat,
Mit krieg, beym lebn, vertedigt hat.
Von fernst sie bald erkennet han,
Leiptzig sampt jren Türmen stan.
Welchs jederman erfreuet sehr.
Das man bereit dar komen wer.
Als sie zur stad geeilet sein,
Am vierzehendentag Julij ich mein.
Die kriegesknecht, die drinnen logn,
Gar bald sie sind entkegen gzogn.
Die Schüler auch bald herbey kamen.
Mit jren Herrn alzusamen.
Darnach die gantz Academey,
Der Rector selbest kam herbey.
Gar viel studenten kamen dar.
Doctor, Magister mannich par.
In trauriger zir bekleidt,
Es trug ein jederman gros leid.
Ein Erbar Rath hinfürder kam,
Gar mancher Bürger, mannich man.
Hergingen all fein ordentlich.
Bewisen sich gantz sittiglich.
Die frauen gar eine grosse rey.
In Trauernis da kamen bey.
Als bald sie da zusammen komen,
Hört man gar grosse glocken brommen.
Die schallen weit wol in der lufft.
Ein jeder that nach seim beruff.
Der Rector und der gantze Rat.
Entpfingen sie, nahe bei der stad.
Die leich man aus der Senffte nam.
Es wolt sie schauen jderman.

Man lies sie niemand sehen doch,
Der Sarch war zu, het gar kein loch.
Herbrachten sie ein schöne zir,
Ein Sammet Tuch, das was gefier.
Ein gülden kreutz dasselbe het,
Man setzt die bahr auff stille stet.
Darnach man sie erheben hies,
Und in die stat hertragen lies.
Sechs junger gsellen wol bekleidt,
Zu tragen stunden da bereit.
Der Schwartzen fanen dreyzehen warn,
Die gröste trug man offenbarn.
Daran die schilt des Fürsten gantz,
Gemalet warn mit jren glantz.
Die kirch die nach S. Thomas wird,
Genennet, die war sehr wol geziert
Mit schwartzen tüchern als herumb,
Porkirch, Predigstul, altar, darumb,
Bedackt mit grosser ehr und schilt,
Auch des Churfürsten ebenbild.
Nicht weit vom Predigstul gemacht,
Ein polwerk war, auch da, verdackt.
Darauff man setzt die baare,
Damit sie wol zu sehen ware.
Da sie nuhn zu der kirchen kamen,
Bekleidet traurig alle samen,
Die wach die für der thüren war,
Hilt auff des pöfels grosse schar,
Damit man kund die herren recht,
Stellen zufried, sampt ire knecht.
Welchs als geschehen war so balt,
Die Predigt dar geschehen salt,
Die thüren man auffthet dabey,
Hinein zu gehn war allen frey.

Da stund die bar wol zugericht.
Die Schüler sungen ein schön geticht
Darneben war ein junger knab
Den kuriſs het er an, darab.
Das schwert zu sich er hielt gekert.
Zu sehn das war keim gewert.
Auffs Fürstenroſs er alda sas.
Wolt Gott er lebt, so wer uns bas.
Man sag, das loch, dadurch im streit.
Das glüd geschossen war sehr weit.
Ein schwartzer harnisch dieser was.
Darin sein waffentreger saſs.
Er hielt auffm Pferd nit weit davor.
Da dan bedacket stund die bor.
Man thet ein predig also balt.
Die seinen tod und lebn erzalt.
Doctor Johannes Pfeffinger.
Bewis dem fürsten diese ehr.
Ein predigt er hat hie gethan.
Von dem Churfürsten zu jderman.
Welchs als geschehen ist so balt.
Die wache rümbher ist bstalt.
Damit die leich verwaret wer.
Und wer ir damit kein gefer.
Des morgens man sehr früh auffstund.
Dieweil das jederman war kundt.
Zur kirchen man da eilt beret.
Die glock ein zeichen geben thet.
Man sang gar trauriglich darin.
Es fand sich jderman dahin.
Da kam ein weiser man verwar.
Mit künsten gschickt, und groſser lar.
Der Camerarius ward gnant.
Allen glerten wol bkant.

Er

Er thet in lateinischer sprach.
Eine klagred, wie ich euch sag.
Erzelet viel der groſsen thaten.
Hertzog Moritz, wie ers thet raten.
Zum frid der deudschen Nation.
Wie dan thut jederman verston.
Daruber er sein leben lest.
Das jtzt solt sein auffs aller best.
Der Pfarherr alda, gleubet mir,
Der tadt ein predigt, eine schöne zir.
Der da die warheit hilt fur recht.
Er wolt viel lieber sein ein knecht.
Dan anders etwan reden dar,
Das nicht begriffe Christi lar.
Als dies geschehen ist zu hand,
Ein jeder seine herberg fandt,
Und da die maltzeit gessen war.
Die glocken dreimal klungen klar.
Alsdan die gantze Ritterschafft.
Und alles was man ehrenthafft.
Die leich bleiten theten all.
Der leut war eine grosse zal.
Gen Grim sie theten eilen bald,
Wol durch den Nauenhoffer wald.
Idoch sie vor der leiche dar.
Namen dieselbe von der bar.
Zur Senffte brachten alle gleich.
Es weinte beide arm und reich
Die Schüler uad Akademey.
Die Bürgermeister kamen bey.
Die bürger und viel Herren auch.
Darnach folgte der weiber hauff.
Bis auffn Gottesacker, sie den Herrn.
Beleiten theten alle in ehrn.

Darnach die Ritterschaft von hin,
Weg zog und eilet da gen Grim.
Das Geschrey gen Dreſsden kam geschwindt
Ein jederman, man traurig findt.
Das gantze Fürstenhaus betrübt,
Sie theten Gott gar manch gelübt.
Die Hertzogin thet jemmerlich.
Weinet und klaget bitterlich.
Im Herrn thet sie klagen sehr,
Bekümmert sich wer ursach wer.
Den krieg verflucht, die schlacht, den feind.
Dan die des todes ursach seindt.
Befilht sich Gott mit traurigm hertz.
Sehr gros war warlich da jr schmertz.
Das freulin hört das klagen.
Die frau Mutter sollt jr sagen.
Sie sprach das ist die gröste not.
Dan dein Herr Vater der ist tod.
Das freulein weinet grausam sehr,
Wolt Gott sie sagt das ich tod wehr.
Sie raufft ihr har und wandt jr hendt.
Sie bat Gott wolt jr helffn zum endt.
Die Hoffleut auch gar traurig warn.
Sie sprachen, ey solt jn Gott sparn.
Er würd dem Türken zum verdries
Wie er dan selber oft verhies.
Ists nicht elend das er so balt,
Durch diesen krieg solt werden kalt.
Der doch viel unglücks hab erlidden.
Sey jemmerlich im krieg verschieden.
Die gantze Stad im trauren ist.
Kein pauk und orgl sich hören lies.
Man thet die glocken alle gleich.
Anleuten, als man thut einer leich.

Man thet dem volck verkündign das.
Auff das es trauret desto bas.
Und weinet um des Fürsten todt.
Der jtzt den sieg erlanget hot.
Den dritten tag die leich hernach.
Gen Freiberg ferner ward gebracht.
Da dan de fürsten begrebnis ist,
Welchs jtzt ein jderman wol wist.
Alda der leich entgegen kam,
Die Hertzogin sehr tugentsam.
Sie weinet sehr wie dan die sagn,
Die selbst die leich han helfen tragn.
Der Radt war aus der stat bereit.
Gar traurig kam, und schwartz bekleit.
Man bracht die leich zur kirchen dar.
Sehr zierlich man hertrug die bar.
Wol in die kirch dien namen hat,
Von Marien der reinen magd.
Ein schöne kirch wer das für war.
Mit bildnis gziret gantz und gar.
Darin die Fürsten bgraben sind,
Bey welchen man viel zierde find.
Die greber sind bereitet rein,
Mit Schrifften, und mit malwerg fein.
Man setzt die bare mitten drein,
Es kam gar viel des volcks hinein.
Die bergleut sich darein herdrungen,
Die alten gleich wol als die jungen.
Herr Joannes Weys der predigt da.
Wie wol der abend war sehr na.
Des Fürsten thaten erzelen thet.
Wie dan ein jeder gehöret hed.
Den andern tag hernach zu hand.
Herr Daniel Greserus gnannt.

Ein predigt thet wie man denn sagt.
Des Hertzogs thot er mechtig klagt.
Darnach sechs alte Herren dar,
Ins Fürsten grab trugen die bar.
Und stelten sie da sampt der leich,
Davon mit ehrn ein jeder weich.
Man hing wohl auff die fanen gut,
Die noch rot waren, all für blut.
Viel wehren, harnisch man herbracht,
Die gnomen waren in der schlacht.
Des Fürsten rüstung auch nicht weit,
Getragen ward mit grossem leit.

Dies ist die schlacht, der tod und end
Hertzogs Moritz Churfürsten bhend.
Der nun in Gott verschieden ist,
Nicht anders als ein rechter Christ.
Darumb wir gleuben alle gleich,
Er werd erstehn ins Himelreich.
Mit allen lieben Engelein,
Am Jüngstem Tag im himl erscheinn.
Gott geb das sich ein jederman
Bekehr zu Christ der helfen kan.
Der wol uns gnädig stehen bey,
Wan auch wird komen unser rey.
Er wol ein neuen Herren, rein,
Hertzog Augustum schicken heim.
Der jtzt ein ferne reise hab,
Gott geb das jm wohl gehe ab.
Das er das land regiren thu,
In aller still, und süsser rhu.
Und Gottes wort beschütz dabey,
Damit Gott selber bey uns sey.

Das das geschehe in Gottes namen,
Wolln wir von hertzen sprechen Amen.

Epitaphium und grabschrifft.

M auritius ein streitbar helt,
A ls man tausent fünffhundert zelt.
U nd drey und funffzig, das ist war,
R umor sich huben alle dar.
I doch als dan der manlich,
C hürfürst erkand wies schedlich
I n gantzer deudschen Nation,
U nd dis würd grossen schaden thon.
S chickt er sich bald seim Vaterland,
H ülff zu suchen wie er kand.
E r zog hinaus zum Marggraffen,
R icht sich, und wolt den hohmut straffen.
Z um streit nicht weit von Peyn er kam
O b da die Schlacht sollt sein vernam.
G eschossen ist er in der schlacht,
U nd ist verschieden balt hernach.
N ach dem der streit angfangen war,
D a hub sich dieser unfal zwar.
C hristlich ist er verschiedn in gzelt.
H ertzog Moritz der edle helt,
U mb diesen ganz Deudschland in leit,
R üstig ist komen durch den streit.
F rey hat ers gewagt fürn gemeinen fridt,
V erlassen hat sein leben mit.
R achgirig ist er gewesen nicht,
S ondern nach tugent war er gricht.
T ürken er scheuet nimmer mehr,
Z u erretten das Christenheer.

V iel krieg und thaten er hat gethan,
S ie seind bewust bald jederman.
A ch het er soln ferner leben,
C christlich het er soln weiter streben.
H er ist aber in Gottes reich,
S ein sehl die lebt in Christo gleich
S ein leib der wirt wider erstehn,
N un sprecht Amen, so wirts geschehen.

Ein Gebet.

O Gott ein treuer helffer bist
Wir bitten dich umb Jhesum Christ
Der für uns viel erlitten hat,
Den tod zerstört, den Himml erbat.
Erleuchte unser hertzen gantz,
Durch deines heilgn Geistes glantz.
Das wir uns recht bereiten than,
Wans stündlein kümpt, und klopffet an.
Das wir mit lust, und lieb zu dir,
Scheiden, mit unsers hertzen gir.
Das wir dein sohn ergreiffen thun,
Wan du uns holst, Jhesum Christum.
Das widerumb am jüngsten tag,
Der leib und seel erstehen mag.
Welchs wir hoffen durch deinen namen,
Und sprechen drauff mit Christo, Amen.

Damit hab dis ein gutes end,
Der libe Gott sein Gnad uns send.

Moritz von Sachsen.

Mir kam ein schwerer Unmuth an,
Ich konnt mich selber nicht verstan,
Und wuste selbst nicht wie mir was,
Ganz traurig auf mir selber saſs,
Ging in die Stadt wohl hin und wieder,
Und muſst dem Unglück geben Raum.
Da fiel mir ein ein schwerer Traum.
Deucht mich, wär ich zu Freiberg,
Noch war mein Herz mir also schwer,
Vermeint ich wollt zur Kirchen nun,
Vielleicht würd' man ein Predigt thun,
Ich kam zum Dom, war ganz verdrossen.
Da warn alle Thürn verschlossen,
Ich dacht es muſs nicht recht da sein,
Doch klopft ich an, man lieſs mich ein.
Mich fragten, was ich wollt so bald?
Die ganze Kirch hatt' traurig Gestallt,
Mit schwarzem Gewand bezogen war
Die Porkirche und auch der Altar.
Viel Wappen sah ich rummer hangen,
Mit Trauren mein Herz wurd umfangen,
Ich ging schnell zu der Kirchen aus,
Däucht mich, ich wollt' zum Thor kinaus,
Zum Spitalholz stand mein Begehr.
Da sah ich erst ein traurig Herr,
Wenig Volk, viel Fähnlein dabei,
Die warn von Farben mancherley,

Waren zerrissen und zerplundert,
In meinem Traume es mich sehr wundert,
Was doch das all bedeuten thät?
Funfzehn schwarze Fähnlein man hätt,
Die trug man um ein Leich herum.“
Ich erschrack sehr, und sah mich um,
Da sah ich ein Haufen im schwarzen Kleid,
Die trugen allesamt groſs Leid,
Und wollten auch mitgehn zu Grab,
Nach der Leich da ritt ein Knab,
Der hatt einen schwarzen Harnisch an,
Däucht mich es wär ein Edelmann,
In der Hand hatt' er ein bloſses Schwerdt,
Die Spitze kehrt' er zu der Erd,
Und saſs so gewaltig verdrossen,
Auch war der Harnisch durchschossen,
Hinten unter dem Gürtel nein,
Ich dacht, weſs mag die Leiche sein?
Von ferne sah ich ein heidnisch Weib,
Von hohem Blick von stolzem Leib,
Mit Schwerd und Harnisch samt Sturmhauben,
Gekleidet wie ein Kriegesmann,
Sie sah mich also traurig an.
Ich sprach: „Ach Frau, thut mir erlauben,
„Auf daſs ich euch möcht reden an.“
Sie sprach: „Was willst du von mir han,
„Jezund in meinem groſsen Leid,
„Ich geb dir übelen Bescheid,
„Mir ist betrübt all mein Sinn.“
Die Sturmhaub wurf sie traurig hin,
Sie wandt ihr Händt und rauft ihr Haar.
Ich frag: „Weſs ist die Todtenbahr?“
Sie antwort' mir nach kurzer Frist:
„Des Herzog Moritz Leich es ist,

„Denn du gekannt so manchen Tag.
Ich sprach: „Nu sey es Gott geklagt,
„Ich hab ihm gekannt, das glaubet ihr,
„Ein Wappen gab seine Gnade mir;
„Wie ist er kommen um sein Leben?“
Sie konnt' vor Weinen kein' Antwort geben,
Sprach schluchzend: „Folg und geh mit mir,
„Grofs Wunder will ich sagen dir,
„Wie sich der Fürst in aller That,
„Ritterlich wohl gehalten hat,
„Er war ein theurer Held ganz werth,
„Seines Gleichen lebt jetzt nicht auf Erd,
„Allein dafs er zugleich geglaubt.“
Und wand ihr Hände sehr zu Gott,
Sie sprach: „Das ist ein grofser Spott,
„Das viel auf beiden Achseln tragen,
„Doch darf man's vor der Welt nicht sagen,
„Das hat den Fürsten ums Leben bracht,
„Ach, ach, ich hab es lang bedacht.“
Ich sprach: „Frau, eins verzeiht mir noch,
„Und saget mir, wie heifst ihr doch?“
Zur Antwort sagte sie mir geflissen,
Und sprach: „Ich heifse Frau Pallas,
„Bin eine Göttin des Kriegs zur Hand,
„That diesem Fürsten auch Beistand,
„Denn aller Krieg, denn er anfing“
Ach wie hatt' ich im Traum ein Klag;
Indem brach an der helle Tag,
Noch konnt' ich mich gar nicht bedeuten,
Da that man schon zur Predigt läuten,
Ich erwacht von dem Glocken Ton,
Stund schnell auf und zog mich an,
Dacht dem Traum nach in meinem Sinn,
Ging auch schnell gen Freiberg hin.

Da fand ich alles in der Stadt,
Wie mir die Frau gesaget hat
Ach wie weh war mir zu Muth,
Daſs der theure Fürst so gut,
So schändlich war ums Leben kommen,
Das hat mich schmerzlich übernommen.

Aus dem dreiſsigjährigen Kriege.

Historia, von dem Spanischen vierecketen Scorpion
in der Welt eingeschlichen.

(Fliegendes Blatt. Prag. 1618.)

Ignatius Loiola der
So ein Kriegsmann, zwar heylloser,
Ist des Jeswitten Ordens Stifter,
Leibs und der Seelen vergiffter,
Vom Papst wurd privilegirt er,
Daſs er möcht führen ein neue Lehr,
Dann deſs Bapst sein alt verrost Scheer,
Wolt schneiden gantz und gar nichts mehr,
Das Schaaf wurd bald ein spanisch Beer,
Auſs eim Lehrer wurd ein Mörder.
Dann der groſs Tyrann Spannier
Schickt sich in die Welt weit und ferr,
Brauchts als sein bestellt Verräther,
Und uns führts der Teufel über Meer:
Brachts auch zu uns in Teutschland her,
Auszurichten sein Blutbegehr,
Grossen Herren thuts auch groſs Gefähr,
Solch ztödten sich bemühen sehr.

Vermeynen die Kayserlich Ehr,
Noch zu lieffern dem Spannier,
Wann aber nur ein Christlicher
Potentat, oder Fürst und Herr
Sagt, daſs dem R. Reich und Herr
Solches gebe ein groſs Verkehr,
Und daſs ein jeder recht Teutscher
Solchs gestatten soll nimmermehr,
Da brüllt der Uncatholischer
Scorpion und Vierecketer,
Brüllen, was ist das? Wer, wer, wer
Thut uns Dies alles zuwider?
Der muſs umbkommen durch das Fewer,
Oder sonsten gantz ungeheuer,
Dann unser König der Spannier,
Muſs allein seyn der Welt Herrscher
Die Fursten müssen seyn Diener
Unsers Königes, und unser.
Dieſs ist der Anfang ihrer Lehr,
Auch endlicher Will und Begehr,
Der Welt wölln sie seyn Regirer,
Solchs zu verrichten alſs Glaiſsner,
Auch als fuchsschwäntzende Heuchler,
Wölln sie seyn viel Geistlicher
Als all ander Ordensbrüder,
Sind doch derselb eygen Betrieger,
Sind alles Unglucks Führer,
Auch der Christenheit Aufrührer,
Des gemeinen Friedens Stürer,
Und sind der Wahrheit Verkehrer,
Vor ihnen ist niemand sicher,
Und sind allein rechte Würger,
Unrecht thut ihn auch gar keiner,
Besihe hiervon ihr Bücher,

So findstu ihr mörderisch Lehr,
Von welcher sie auch nimmermehr
Abweichen, sondern je lenger mehr
Den Menschen ihr Leben steln, von Gott sein Ehr
Der Teuffel führts doch über Meer,
Daſs sie zu uns nicht kommen wider,
Fauler Teuffel zur Höll nims nider,
Und sie ewig drin erlider, Amen.

Cantiuncula Boëmica.

Im Thon: Durch Adams Fall.

Der Jesuit hat gantz verderbt,
Des Friedts Natur und Wesen:
Dasselb Gift ist auff uns geerbt,
Das wir nicht kundten genesen.
Ohn Gottes trost
Der uns erlöst,
Hat von den groſsen schaden,
Damit der Bapst,
Durch schwere Last,
Das Böhmisch Reich beladen.

Weil denn der Bapst Böhmen hat bracht,
In Krieg und grossen schaden:
Das er hat Gottes Wort veracht,
Viel Sündt auff sich geladen,
Ja fast den Tod,
So war je noth,
Das uns auch Gott solt geben,
Ein König neu,
Der uns war treu,
Bei den wir möchten leben.

Wie uns nun hat ein frembde Schuldt.
Der Jesuittr verhöhnet.
Also hat uns ein frembde Huldt.
Aus der Churpfaltz versöhnet.
Und wie wir all.
Ins Bapstes Stall.
In Bürtz hetten müssen springen.
Also hat Pfaltz.
Der lieb Gott walts,
Rath geschafft solchen dingen.

In unser Landt ist kommen her.
Da wir in nöten waren:
Hat uns erlöset von den Sper.
Der Feindt ist eingefahren.
Ins Königs-Schloſs,
Obs gleich verdroſs,
Deſs Bapstes Jesuitter.
Er bleibt alda.
Sie sind schabab.
Mit ihren bösen sitten.

Er ist ein König Lobesan,
Von Adel und von Ehren:
Des Königs in Englandt Tochter Mann.
Er kann das Reich vermehren.
Er ist ein Schutz.
Allen zu trutz.
Die Jesuittisch leben.
Darumb uns baldt.
Kein Macht noch Gwalt.
Wird können übergeben.

Der Mensch ist Gottloſs und verflucht,
Sein Heil ist auch noch ferne:
Der trost beim Jesuitter sucht,
Und nicht bey Gott dem Herren.
Denn wer ihm will,
Den Bapst zum ziel,
Ohn diesen Tröster stecken,
Den mag gar baldt,
Des Findes gewalt,
Mit Carthaunen erschrecken.

Wer hofft in Gott, verlest den Bapst,
Wird nimmermehr zu Schanden,
Er fürchtet auch kein einig last,
Ob ihn gleich geht zu handen.
Groſses unglück,
Jesuitter tück,
Wird der doch sicher wohnen,
Der sich verlest,
Auff Gottes trost,
Er wirds ihn wol belohnen.

Ich bitt o Gott aus Herten grundt,
Du wollst nicht von uns nehmen:
Dein heiliges Wort zu dieser Stundt,
Wolst dich zu uns bequemen.
In dieser Zeit,
Dieweil nicht weit,
Das letzte Gericht thut stehen
Wer sich nun fest
Auff dich verlest,
Der wird den Todt nicht sehen.

Mein Füſsen ist dein heiliges Wort,
Ein brennende Lucerne:
Ein Liecht, das den Weg weiset fort,
Ein rechter Morgensterne.
Welchen der Bapst
Neidt, meidt und hast,
Hat auch wollen deliren,
Aber sein list,
Verderbet ist,
Laſst uns jetzt Triumpfiren.

Jesuitis pro strena mittit
Joan M. von Störig
Hussi discipulus.

Am Schlusse von: Spanischer Gelttrutz, und Kastilianischer hochmuht etc. Prag (Lorenz Emmerich 1620.)

Vermahnung an die Böhmen, vor ihr Religion und höchstes Gluck ritterlich zu kämpfen.

(Fliegendes Blatt. 4° Prag. Lorenz Emmerich 1619.)

Freu dich mein liebes Vaterlandt,
Auch in deinen betrübten standt,
Den welchen gleich betrübet Gott,
Soll nicht seyn traurig bis in Todt.
Ich Huſs nun vor 200 Jahr,
Zu Costnitz stundt in grosser gfahr,
Aber betrübet war ich nicht,
Wie ihr vielleicht werd sein bericht,
Auſs den Scribenten von meim todt,
Wie ich ihn nur hielt für ein Spot.

Jo

Jo Hieronymus Pragensis auch,
Damals gelernet hat mein brauch,
Wir gingen in das Feuer nein,
Und sungen dieses Liedelein,
Vivens aveto Hostia!
Veritas et nostra Vita.
Desgleichen thut auch Landtsleut jetzt,
Denn die Zeit ist euer Costnitz,
Ich hab gehört in meinem Grab,
Wie es zugeht zu Glostergrab.
Drumb ich auch kommen bin nach Prag,
Damit ich recht erführ die sach,
Aber ich finde seltzam Gäst,
Daselbsten sitzen in eim Nest,
Geschoren warens umb das Maul,
Gleich wie ein alter Karrengaul
Auff dem Kopf waren sie blattirt
Im Hals gar wohl aquivocirt,
Ich dachte bald es weren Leut,
Darfür sich wohl der Kayser scheut
Gering unbekannt ein wilda umb
Biſs ich in ihr Collegium,
Heimlich einschlich; und fing baldt an,
Zu läuten mit starken Getön,
Die Glock die von mir ist benandt,
Hussittenglock gar wohl bekandt,
Als die Brüder nur ein klang
Anhörten wurde ihn leiden bang
Sprach einer zu dem Andern baldt,
Wa da? wie dann? ey das Bapst walt!
Kompt böſs Zeitung aus Spanien?
Oder was aus Italien?
Wer hat angezogen die Glock?
Wer ist der in dem Märtyrock?

Als sie mich nun sahen, kund ich
Nicht lenger mehr erhalten mich,
Sondern fieng an mit starken wortn:
Was habt ihr Patres für ein Orden?
Seidt ihr Papistisch oder Spannisch,
Weil ihr seydt so mächtig Tyrannisch?
Warumb wollt ihr mit disputirn,
Den Majestatbrief perturbirn?
Welcher mich und mein Zischka gut
Gestanden, Gott erbarms, viel Blut.
Wolt ihr die Zeit jetzt revangirn,
Ich wolt euch alle lassen strangulirn,
Wolt ihr den Spannier bringen ins Land,
Ich wollt euch all setzen in Brandt.
Schafft euch hinweg ihr Friedensfeindt,
Räumbt das Collegium noch heint.
Komb her Charon führ sie baldt hin,
Per posta zu dem S. Raspin,
Nach Amsterdam in das Zuchthauſs,
Da soll mir keiner wider rauſs,
Biſs er recht Mores lern, nimb an
Fuhrlohn 3 pazen, für ein person,
Kauff ihn auch Brod, das Trinken ist,
In allen Wassern für sie grüst.
Darnach komb eylendt wider hier,
Nach Würtzburg must du auch mit mir,
Den auch daselbst der Bischoff gut,
Ueber den Orden klagen thut,
Die mustu auch zu S. Raspin,
Mit dreyen patzen führen hin,
Also man recht ausreuten soll,
Die Speckkammer, verstehst mich wol,
Nun eyl, span an, fahr Adio
Commendo vos Diabolo.

Ich het wol ursach, das ich jetzt,
Was mir geschehen zu Costnitz,
An euch rechnet und euch verbrennt
Oder an lichten Galgen gehengt
Als Proditores Patria,
Pacis fractores publica,
Das wer nuer verdienter Lohn,
Und nicht anders, als talion,
Aber ich will in mildigkeit,
Euch geben haben euren bescheidt,
Also daſs ihr zu ewign Zeitn,
Das Bömisch Königreich solt meiden.
Auch nichts begern an Hof und Hauſs,
Aus welchem ihr getrieben auſs,
Dieweil ihr alles erpracticirt,
Von armen Leutn! und proscribirt
Sich nichts auff diese weiſs erschnapt,
Und mala fide abgezwagt.
Kompt einer wider dieſs verbot,
In Böhmen, soll er kurtz zum todt,
Zum Todt des Feuers werden verdampt,
Das hört ihr sonders und auch sampt,
Etwas Gnedger kans Königs Handt.
Nun mein liebes Vaterlandt,
Nimb an den dienst von meiner Handt,
Und halt fest über dem Mandat,
Findst sonsten keinen bessern Raht,
Jetzt scheidt ich wider von dir hin,
Wiewohl ich nicht weit von dir bin.
Ists sach, daſs sich die Brüder stelln,
Zur gegenwehr mit ihren Gesellen,
Will ich nechst wider bey dir seyn,
Mit Zischka dem Feldthauptmann mein.
Will dir auch helffen wider die feindt,

Obgleich derselben viel 1000 seindt
Unter deſs sey Gottsförchtig still
Stell alles thun in Gottes will,
Folg meiner Lehr, und hör den Schwan,
Der 100 Jahr nach mir ankam,
Kriegstu vielleicht und siegest nicht,
Murr nicht, den Gott den handel richt.
Kriegstu, und siegest, schreibst nicht zu dir,
Wiſs das aller Sieg Gott gebür.
Nun behüt dich Gott du werthes Reich,
Im Namen Gottes ich von dir weich,
Will doch biſs weiln dich berichten,
Durch mein Gloch, von vieln geschichtn.

Gespräche, darinnen der hochgehaltenen Herrn Jesuiter fürnembste Eigenschafften und Tugenden, auch pro tempore denselben Zustandt und Beschaffenheit, gar kürzlichen Reimweise verfastet. 4°. *h. l. et a. wahrscheinlich Prag* 1618 — 20.

Der Erste Soldat

Ich möcht, (mein Bruder) leyden gern,
Erfahren recht, und von dir hörn,
So du es anders selbst auch weist,
Von wem und wo sind auſsgeschmeist,
Im Bapsthumb die Jesuita
Tragen Viereckicht Hüte,
Arglistig in ihrm Gemüte.

Der Ander Soldat.
In Spannien die Gottlos Sect,
Etwa vom Teuffl ist aufgeheckt,
So man die Jesuwider heist,
Umb der that willen allermeist,
Indem sie mit Betrug und List,
Teufflischer weiſs den Herren Christ,
Allenthalben zuwider ist.

Der Erste Soldat.
Jesuitter die sind im grund,
Eigentlich des Teuffels Spürhund,
So er gebraucht zu seiner Jagt,
Und dardurch manchen Christen plagt,
In allen Landen ungespart,
Trutzig, zweyzünglisch voll Hoffarth,
Acherontisch und falscher art.

Der Ander Soldat.
Jesuitter und etliche
Excellent Schelmische Münche,
Schändlich wider Recht, Ehr und Gott,
Vom Leben haben gebracht zum Todt,
In Frankreich zween König geschwindt.
Traw derhalben diesem Gesind,
Auff der Welt kein fromm Mutter Kind.

Der Erste Soldat.
Ich hab von diesem Königsmordt,
Etwas zu vorhin auch gehort,
So nun die Schelm und Bösewicht,
Verschonen mechtig Herren nicht:
Ja wer wolt im geringsten Ding,
Trawen den Teufflischen Plättling?
Ach daſs die Rott am Galgen hieng.

Der Ander Soldat.

Jüngsthin hat widers Christenthumb,
Erregt der Teuffel im Papsthumb,
Solche dergleichen Rottgesellen,
Und Taffelbrüder in der Hölln,
Ihrs Unrechtshalben mit Unehrn,
Trolland auſs Böhmen, Hungern, Mährn,
Ach das sie all cassriret wern.

Der erste Soldat.

Jesuitter im ersten bad,
Ersäufft oder gelegt auffs Rad,
So bald sie Unglück richten an,
Und ihre Bubenstuck merken lahn,
Ist der rechte Weg, Auff das man
Teuffischer Tück übrig sein kann,
Auch hier durch gute Tage han.

Der Ander Soldat.

Ich seh dort Jesuitter zween,
Eben recht fein beisammenstehn,
So es beliebet dir und mir,
Von Kurtzweil wegn so wollen wir,
Ihnen zusprechen in der still,
Trawen sie uns, so ist es viell,
Als ich fast schwerlich glauben will.

Der Erste Jesuit ad Socium.

Ich muſs neben euch Mitbrüdern mein,
Einmal mich doch ergeben drein,
Sampt dem Bapst, daſs der Ketzer Lehr,
Vertilgt kann werden nimmer mehr,
Ist demnach unser Practicirn,
Trutzen, bedrewen, und Kriegsfuhrn,
Alles umbsonst, wie man thut spuren.

Pluto ad Jesuitas.

Ihr meine liebsten allzugleich,
Entsetzt euch nicht, und fürchtet euch,
Sondern seid frisch muthig und keck
Und ob wol der Karn steckt im Dreck,
Ist nichts news, Schiebt nur ihr,
Trewlich neben dem Bapst und mir,
Als ich vermerkt euch schwindelt schier?

Christianus zu den Jesuitten.

Ihr Bapistisches Ottergezicht,
Ertzketzerische Bösewicht,
So ihr den Herrn Jesum Christ,
Verfälscht sein Wort mit trug und List.
In dem Fall ist nichts guts fürwar,
Totaliter mit Haut und Har,
An euch wie kund und offenbar.

In Böhmen, Hungern und Deutschland,
Erscheinet auſs ewrem Zustand,
So viel, das (wies zu gehen pflegt,)
Untrew und falsch sein Herren schlecht,
In verfolgung zu jeder frist,
Tröstlich Gott lob, daſs der Herr Christ,
Alles Unrechts ein Recher ist.

Der ander Jesuiter zum Christiano.

Ihr lieber Christ, red fein gemach,
Erforschet auch zuvor die Sach,
Sattsam, und tritt alsdann herfür,
Und von der Sachen judicir,
Ich glaubs und sags ohn falsche List,
Trostreich und recht des Bapsts Lehr ist.

Der erste Soldat.
Ach du leugst sampt dem Antichrist.

Christianus.
Ihr Plättling seid mit ewer schar.
Erger vielmals als Judas war,
So Christum umb ein schnödes Geld,
Verrieth, und in verzweifflung felt,
Indem er sich selbst strangulirt.
Traun die ihr nicht recht pönitirt
Auch euch der Teuffl so lohnen wird.

Als ein trewer Patriot,
Ertheilt euch den Rath ohne Spott,
Seht wie ihr kommen mögt zu ruh,
Vergest des Kalbs, sonst kosts die Kuh,
Ist demnach hier kein Tertium,
Trawt und pocht auch nicht auffs Bapsthumb
Actum est mox loquor verum.

Der Ander Soldat.
Ihr Bäpstischen Bauchknecht, voll Gift,
Euch lob ich, das ihr habt gestifft,
Solch Gezänck und die Obrigkeit
Verführt und reitzt zum Krieg und Streit.
Ihr habts für mich wohl ausgericht,
Trotz sey gebotn, wer anders spricht,
Ach fahrt so fort, und säumet nicht.

Der Erste Soldat.
Ihr Jesuitter fahrt so fort.
Erregt Unfried an allem Ort,
So können alsdann wir Kriegesleut
Uberkommen oft manche Beut.
Ihr habt davon als Förderer,
Trefflichen Ruhm und groſse Ehr,
Ans Bapstes Hoff, was wolt ihr mehr?

Der ander Jesuit.

Ihr Soldaten glaubt mir gewiſs,
Es ist der höchste Schatz nur dieſs,
So man des Bapstes Huld und Gnad,
Und Bendictionem hat.

Der Ander Soldat.

Ich achts für nichts, wir beyd allhier,
Trinken dafür ein Kanne Bier.

Der Ander Jesuit.

Ach Sanct Peter das Klag ich dir
Der Erste Jesuit zum Nuncio Pap.
Jetzt steckt der Karn recht in den Kot,
Ey Herr, deſs Vatter Bapsts Legat,
Schawt wies Bapstthumb krigt eine Schart
Und wie man uns greifft in die Kart.
Ist derhalben an euch hiermit,
Toto corde, unser Bitt,
Auff diesmal helfft, und last uns nicht.

Nuncius Papalis.

Ihr lieben Sön im Höllschen Reich,
Ewer anligen allzugleich,
Sehr grosse Bitt, ist unlengst mir,
Vorgebracht worden in Gebür,
Ich wolt auffs Bapsts statt gern vielmalſs,
Den Ketzern treten auf den Hals:
Aber ich bin zu schwach diſsfals.

Ihr sehts die Ketzrisch Vnion,
Erstreckt sich allenthalben schon,
So weit auff Länder und grosse Stät:
Und ist also befestiget,
Juramento und mit Zusag,
Traw und Glauben, das niemand mag,
Abtreten füglich sein Lebtag.

Ihr müst darumb vollend der Zeit,
Erwarten bis folget Bescheidt,
Sintemal Päpstliche Heyligkeit,
Von allerhand Beschaffenheit,
Ist schon zur Notturfft informirt,
Trag' daher nicht zweyffel sie wird,
Allbereit haben decretirt.

Der ander Jesuit.

Jetzt die Ketzer in aller Welt,
Eydlich sich haben zusammengesellt,
Solchs erscheint aus der Vnion,
Und der Conföderation,
Ich halt, daſs man auch jetzund find,
Teuffel die Luthrisch worden sind,
Auch der Bapst fast zu hinkn beginnt.

Christianus.

In helffe Gott, daſs das gantz Bapsthumb
Erkenn und absteh vom Irrthumb,
So sie bisher verfochten han,
Und gehn mit uns die rechte Bahn,
Im Glauben auff Christi Blut und Todt:
Thun alsdann gute Werk als Spott,
Als sie gebotten sind von Gott.

Der Erste Jesuitt.

Ich red es frey, und ist auch war,
Es geschicht wohl in einem Jahr,
So viel guts von Chatholischen,
Und vielmehr als von Lutherischen,
In hundert Jahren guts geschicht.

Christianus.

Trab nicht zu hoch, und stolper nicht.
Audi Plättling, was drittmann spricht.
Ihr Heuchler rühmpt fälschlich allzeit,
Ewer Lehr und Werkheiligkeit,

So doch Gott solche improbire,
Und verwirfft, weil sie nicht fundire,
In Gottes Wort, auch männiglich,
Trostlos dardurch verbleibt, der sich
Also verführn lest wissentlich.

Nuncius Papalis.

Ich weiſs wol, daſs wir im Bapstumb,
Erjagen wenig Ehr und Rhumb,
So wir wegen der Religion,
Uns gebn in Disputation,
Ich sag der Bapst nicht irren kann,
Trawen mag solchem jedermann,
Als die Patres beschlossen han.

Christianus.

Ich weich nicht, was den Glauben antrifft,
Euch Päpstlern von der Heiligen Schrifft,
Sintemal sie zu jeder frist,
Unser Leuchte und Richtschnur ist,
In der wir finden Fried nnd Frewd,
Trost, Crafft und Hülff in Noth und Leydt,
Auch die ewige Seligkeit.

Im gegentheil der Antichrist,
Ein Seelenmörder und Lugner ist,
So durch die Meſs und Ablaſskram,
Verführt und betrugt ohne Scham,
Jedermann, wer ihm nur parirt,
Tridentscher Schluſs solchs probirt,
Als in den Actis ist notirt.

In welchem man noch diſs auch findt,
Erschröcklich, daſs das Plattngesind,
Statuirt und gebotten hat,
Von der Zweifflung an Gotts Gnad,
Ist diſs nicht jammer und hertzleyd,

Teufliſche Lehr und Unwahrheit?
Ach Herr Gott, vertilg diese Leut.

Nuncius Papalis.

Ich nun allhier nicht lenger bleib,
Es wallet mir das Herz im Leib,
Solcher Schmach halben, so auſs Neydt,
Von der Bäpstlichen Heiligkeit,
Jetzund allhier wird fürgebracht,
Tölpisch, und gar mit uñbedacht.

Christianus.

Ach ich habs noch zu lind gemacht.
Ir mein Herr, wann es solt geschehn,
Etwa, das wider möcht angehn,
Solch visitiren, wie weiland,
Vom Zischka gschach im Böhmerland,
Ich halt man würd euch Rammelböckn
Treten viel härter auff die Sockn,
Auch die Schwingfedern wol aufspflockn.

Jetzt ist es alles Kinderspiel,
Ey wann der Bapst nicht hören will,
Sein numen competens das ist,
Verdolmetschung der Wider Christ:
Ja so muſs er von seinem Wahn
Treten auff unser rechten bahn,
Auch fast nicht viel dank darzu han.

Der ander Jesuit.

Ists Bapsts Lehr edlich hundert Jahr,
Exercirt, worden ohn gefahr?
So kann man daraus nemen ab,
Von Gott sein Grund und Ursprung hab.
Ist demnach lauter Unwarheit,
Tartarischer Ehrgeitz und Neyd,
Alles was Luther schreibt und speit.

Christianus.

Ihr tieffgelerter Lojolist,
Ewr Syllogismus gar falsch ist,
Sind doch die Teuffl in ihrem Heer,
Viel älter, als deſs Bapstes Lehr,
Ist drumb ihr thun für Gott gerecht?
Trawn nein, Herr Claws ihr unrecht sprecht.
Auch ewer Grund ist kal und schlecht.

Ins Luthers Lehr verfasset ist,
Eygentlich was der Herre Christ,
So wohl seiner Apostel zahl,
Und die lieben Propheten all,
In ihren Schrifften habn gelehrt,
Teufflisch dagegen wirds verkehrt,
Auffs Bapsts weiſs, als man sicht und hört.

Ins Papstes Glauben wie man list,
Ein Artikul nur übrig ist,
Somit uns halt rechte Gleichheit,
Von Göttlicher Dreyfaltigkeit,
Im andern ist nur allerhandt
Tückischer Falsch, Betrug und Schandt,
Abgötterey und Menschentandt.

Der Erste Jesuit ad Socium,

Je Zetter ungemach,
Es steht bös unsre Pfaffensach,
Sintemal jetzt und jedermann
Veracht des Bapsts Decret und Bann,
Ist derwegen der beste Rath,
Troll sich, und lauff wer Füsse hat,
Actum est umb der Pfaffen Platt.

Pluto ad Jesuitas:

In inferno, will ichs euch fein,
Ersetzen lieben Brüderlein
So euch jetzt abgeht, Burschgesellen,
Vollauff ihr findet in der Höllen,
Jesuiter und allerley,
Teuffels geschmaysse nach der reyh,
Ade, es bleibt jetzund dabay,

Der Jesuieterische Claws Narr, loco Epilogi.

Inter natos mulierum,
Entspringt das Geschmeiſs im Bapstthumb.
So Jesuitter werden genannt:
Und Unglück stifften in allem Land,
In Schaffskleydern und Gleiſsnerey,
Tück - Wölffisch und aller Untrew,
Auffziehn in der Mummerey.

Ihr Herrn ich heisse Doctor Claws,
Eine Nonne mich heckte aus,
So bey vielen beschornen Pfaffen,
Unde Jesuitter hat geschaffen.
Inmassen dann die Heyligen Leut,
Teglich treiben solche Arbeit,
Auff daſs sie wegbringen die Zeit.

Ins Bapstes Ghiet. und im Welschland,
Erachtet man es sey kein Schand,
So die Pfaffen begehn ohn schew,
Unzucht, Ehbruch und herey,

Jährlich dem Bapst kömpt ein hiervon
Treffliche grosse Pension,
Als Ablaſsgeld und Hurenlohn.

In Summa, wer vom Bapst nur hat,
Ein Ablaſs Brieff, der übt Unthat,
Schelmstück, Blutschand, Mord und Untrew,
Verrätherey und vielerley
Im rechten verbotten ding. Solche wird,
Täglich von Päpstlern practicirt,
Auch man noch drüber jubilirt.

Ich bin ein Narr, seh doch so viel,
Es dem Bapst nicht geziehmen will,
Solches dem Pfaffen in Kutten und Plattn,
Umbs Geldes willen zu erstattn.
Jedoch es ihm nicht grosse Buſs,
Treget, weil er Vicarius,
Acherontisches Reichs sein muſs.

Ist also hierauff meine Bitt,
Es woll ein jeder Jesuitt,
Seinem Brauch nach, fleiſs wenden an,
Und ja kein Bubnstück unterlahn,
Junge Weiber und hübsche Dirn,
Trewlich auch (wann sie Confirirn,
Auff Venerisch steiff absolvirn.

Inmassen dann bisher geschehn,
Es möchte sonst ihr Stamm vergehn.
Solchs würde sein dem Teüffel leyd,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Jetzt genug von dem. Bald und geschwind,
Thun kommen an dem Hurngesind,
Alle Frantzosen und Erbgrindt,

In memoriam Holckis.

Der holki ist wie man thut sagn
Von Gott mit Pestilenz gschlagn
Zu Adorff soll er seyn gestorbn
Ob er den Himmel hat erworbn
Das wird er nun erfahren han
Ich will ihn zwar nicht richten thun
Steh aber doch in Sorgen jetz
Weil er gewest gar sehr unnütz
Religion geachtet schlecht.
Ob er geacht kann seyn vor recht.
Seine Buſs gespart bis an sein end
Genedig seyn wol Gottes händt
Sehr sawer schmeckt Leipzigsch Confect
Wer es von solche masse leckt.
Die Meſs so er alta gehalten
Hat ihm sein Leib und Lebn zurspaltn
Was wird nur seyn das graubte Gut.
Weil ers jetzt nicht geniessen thut
Hats Leipzig etwa so verschuld,
Drumb, lieben Bürger tragt Gedult.
Bekehret Euch, Gott ist nicht fern
Thut wahre Buss, Er hilfft auch gern:
Holcki hat nun gewütet aus
Verderbt Land, Leut, manch schönes Haus,
Itzt ligt er da ohn alln Verstand.
Sein Anschläg hat Gott umbgewandt.
Was hilfft ihm nun sein hohes Ampt
Und der zu Leipzig graubte Sammt,
Seidn Posmentschnür, Tuch, Citron, Wein
Da er doch vor dem Ende sein

Nicht

Nicht könn'n erlangen der Seelenspeis.
Sich lieber Leser auf solche Weis
Pflegt Gott wenn er aufwachen thut
Zu straffen grossen Uebermuth.
Die Raubmanschafft so er verübt
Und Leipzig alzusehr betrübt
Die ist ihm nu verboten wordn
Weil er uberschrittn seinen Ordn
Verfolgt arm Evangelisch Leut
Erworgt an der Leipziger Beut.
Die letzte Meſs hat er gebaut
Bleibt ihm nur seine Elendhaut
Noch übrig von dem Raube sein.
Und kömbt nicht mehr nach Leipzig nein
Ach Gott stürz dein Feind all also
Dein Christenheit mach meisten fro
Tröst doch die arme Leipzisch Stadt
Erzeig ihr wieder deine Gnad
Das wündscht ihr jetzt in dem Elend
Der einst gewest da ein Student.

(Fliegendes Blatt von 1633.)

Der Päbstlichen Armee, unter des alten Corporalen Generalen Graff von Tylli Commando Flugk und Zugk.

Im Thon: Zeug Falle Zeug

Sic Deus extremo sua servat tempora membra
Hostis pessundans funditus arma mali.
Succi et Ensigeri dum milite Tillica castra
Evertit, sternit, dissipat atque necat

LaVs IgitVr soLI JoVae. qVI DaMna furentIs
Scit hostis proprium vertere in interitum.
Septima id est factum Septembris Luce, celebrent
Semper Christocolum hanc annua vota pie.

Im Jahr und Tag

tILLIsChe Crafft Der tag begIn
Von SChVVEDn aVCH SaChsn brIngt In rVIn.

A. d. Groſsherz. Bibl. zu Weimar. 4° XXV. 5.

Zeug Fahler zeug, balde wolln wir Tylle dreschen
Wolln sie geben in Kraut zufressen, Zeug Fahler zeug.
Zeug Tylli zeug, von Magdeburg in's Hessen Land
Da speist der Landgraff Stöſs zu hand. Z. T. Z.
Zeug Alter zeug, aus Hessen an die Elbe wieder
Schwing dich auf mit dein Gefieder. Z. A. Z.
Zeug Corporal zeug, nach Werben zur Königlichen Armee
Und hohl die Büff mehrmahl alſs zwe. Z. C. z.
Fleug Tylli fleug. Aus unter Sachsen nach Halle zu,
Zum newen Krieg, kauff newe Schuh. Fleuch Tylle fleuch.
Zeug Tylle zeug, aus Halle nimbs Stifft Merseburg ein
Du sollst Chursachsen willkommen seyn. Z. T. Z.
Zeug Tylle zeug, schleichend mache dich an Leipzig nan
Thue dran wetzen dein alten Zahn. Z. T. z.
Zeug Alter zeug, gen Leipzig in die Bundes Stadt
Holl da fur dich das letzte Badt. Z. A. z.
Zeug Alter zeug, mit sechs und dreiſsig tausent Mann,
Nun Schweden und Sachsen entgegen gahn. Z. A. z.
Fleuch Tille fleuch, das Confect ist vergifftet worden.
Du bist nu in der Hasen Orden. F. T. F.

Fleuch Tylle fleuch, du hast deine Crabaten *) verlohren
Den Schelmen ist recht der Barth geschoren. F. T. f.
Fleuch Tylle fleuch, all deine Stücke seyn dir abgenommen
Das Confect ist dir übel bekommen. F. T. f.
Fleug Tylle fleug, laſs dich zu Halle und Alvensleben
An dreyen Schössn verbinden eben. F. T. f.
Fleug Tylle fleug, Erfft unnd Schönberg geschlagen seynd
Holsteiner und viel Blutdürstig Feind, Fleuch. T. fl.
Fleug Tylle fleug, der Pappenheim hat auch sein Theil
Biſs er seine Wunden wieder heil. F. T. f.
Fleug Tylle fleug, hundert und fünff und vierzig Fähnlein
Hastu verfressen in den Quendel. Fl. T. fl.
Fleug Tylle fleug, Alxinger erreicht nicht langen Saltz,
Er bekommt da weder Brod noch Schmaltz. F. T. f.
Fleug Tylle fleug, in fünf Tausend Pagase **) Wagen
Habn wir gewacht in unsern Magen. F. T. f.
Fleuch Tylle fleuch, laſs nur Chur Sachsen unangetast
Kein Stifft er mehr dir nehmen lest. F. T. f.
Fleuch Tylle fleuch der Leipzigische Bund ist confirmirt
Defension wohl observirt. F. T. f.
Leug Tylle leug, Du hast Chur Sachsen tewer geschworen
Aber nun ist dein Credit verlohren. L. T. l.
Fleuch Tylle fleuch, mit deinen Jesuitenschwarm
In Welschland nein dich da erwarm. F. T. f.
Fleuch Tylle fleuch, die Fürstle mit ihrem Dögle nun
Ein sauer Gesicht dir weisen thun. F. T. f.
Fleuch, fleuch bey zeit. sonst wird billich dein mordrisch Hertz
Dir ausgerissen mit ewign Schmerz: Fleuch fleuch bey zeit.

E N D E.

---

*) Croaten.
**) Bagagen.

Schlacht bey Leipzig.

(Fliegendes Blatt.)

Ich hab den Schweden mit Augen gesehn,
Er thut mir wohlgefallen,
Geliebt mir in dem Herzen mein,
Vor andern Königen allen.

Er hat der schönen Reiter so viel,
Läſst sich nicht lang vexieren,
Er hat der schönen Stück so viel,
Viel tausend Musketierer.

Das Frankenland ist ein schönes Land,
Es hat viel schöne Straſsen,
Es hat so mancher braver Soldat,
Sein junges Leben gelassen.

Das Sachsenland ist ein einiges Land,
Es dienet Gott dem Herrn,
Und wenn wir kommen ins Bayerland,
Frey tapfer wollen wir uns wehren.

Der Oberst Baudiſs beym Schweden thut sein,
Und thut sich tapfer halten,
Ist unverzagt mit dem Pappenheim
Ein Schlacht, zwey, drey zu halten.

Der Tilly hat ein Garn gespannt,
Es wird ihm bald zerreissen,
Der Schwede ist bekannt im Land,
Wohl in dem Lande Meiſsen.

Mit ihren Karthaunen und Stücken groſs.
So tapfer thun unter sie krachen.
Und geben dem Garn so manchen Stoſs.
Daſs alle Fäden brachen.

Der Tilly ins Land zu Meissen zog.
Er freut sich sehr von Herzen.
Und wie er wieder weichen muſs.
Thät er sich sehr enssetzen.

Nun weiſs ich noch ein Cavallier
Der wird genannt der Holke.
Vom spanschen Wein und Malvasier
Da kriegte er die Kolke.

Das Confekt wohl vergiftet war.
Ich thus mit Wahrheit sagen.
Der Schwed dem Tilly schor den Bart.
Und aus dem Land thut jagen.

Wie liefen die Krabaten davon.
Dazu die Welschen Bräder:
„Ade Leipzig behalt deine Mahlzeit.
„Zu dir komm ich nicht wieder.“

Also hat dieses Lied ein End.
Das sey zu Ehren gesungen
Dem König in Schweden gar behend.
Der Tilly ist ihm entsprungen.

Gustav Adolphs Tod.

Nach Weckherlin.

Ach könnt ich meine Stimm dem Donner gleich erheben,
Daſs sie, die weite Welt erschreckend, mög erhöhen,
Wollt ich ersteigen bald, trostlos und ruhelos
Den allerhöchsten Berg, zu alles Geists verwundern,
Mit überlauter Macht aus meiner Brust ausdundern:
Gustav der Groſs ist todt, todt ist Gustav der Groſse.

Ihn hat das wilde Meer der Schweden Schatz getragen,
Zu uns so still und glat, dem Meerzug nicht zu schaden,
Ihm war so lieb und werth des Königs Gegenwart,
Der Wind enthielt sich auch von allem Sturm und Rasen,
Erfreuend sich allein die Segel aufzublasen,
Begünstigend nach Wunsch des Helden-Ueberfahrt.

Das Wasser rauschte tief von Schiffen wie verborgen,
Als auf dem Hauptschiff hoch der Held voll Treu und Sorgen
Betrachtet hin und her des deutschen Reichs Zwietracht,
Sah auf des Kieles Schaum drey Baltische Syrenen,
Die reich mit Bernstein Haar und Arm und Brust beschönen,
Und die ihr Lieb und Leid ihm also vorgebracht.

„Fahr fort, du edler Held, die siegst in Noth, wir schwätzen:
„Der Frommen Aug wird Freund, das unsre Leiden netzen,

„Ach daſs sie wie wir dir auch nach dem Todt getreu.
„Denn du, nachdem dein Lauf wie Herkules beendet,
„Sollst werden dieser Welt, die dein nicht werth, entwendet.
„So hoch wird sein dein Werk, zu machen Deutschland frey.“

Hiemit die Morgenröth ihr Gold am Leib am Flügel
Entdekte Masten dort, ihn nahen Landes Hügel.
Sanft leget sich der Wind und bringt das Schiff ans Land.
Aus welchem als der Held auf das Gestad gesprungen,
Hat knieend er zum dank mit eifrig frommen Zungen
Erhoben sein Gebet, sein Herz Gesicht und Hand.

„Gesegnet bist du Held, gesegnet wir Soldaten,
„Die dienend unter dir, theilhaftig deiner Thaten!“
Sang bald der ganze Hauf mit einem Mund und Muth.
Kein Glück, kein Unglück je konnt wider dich vermögen
Und nichts kann dein Gemüth und Angesicht bewegen,
Umsonst ist wider dich des Feindes Gewalt, List, Muth.

Gleich wie der Amboſs sich nicht fürchtet vor den Streichen,
Wie Meereswellen nie den kühnen Fels erweichen,
Also verändert dich kein Ernst, Gefahr und Scherz.
Wie Flüsse sich ins Meer ohn Abnahm stets ergiessen,
Ins Meer ohn Zunahm stets die vollen Ströme flieſsen,
Also sich und der Welt ist gleich des Helden Herz.

Mit schlechtem Brod und Trank gesättiget zu werden,
Als Trinkglas seinen Helm, als Ruhbett harte Erde

Als Pfühl den nächsten Stein, ja auch wohl Schnee und Eis,
Als Bad den wilden Fluſs, ganz zahllos zu gebrauchen,
Sein Werk zu setzen fort in Hitze, Frost und Regen,
Sich selber gleich und fromm, so war des Königs Weis.

„Es walt der liebe Gott, Gott wie uns wie vor Zeiten,
„O Jesu, Jesu hilf, hilf Jesu mir heut streiten
„Zu deines Namens Ehr, zu steuern Feindes Macht!“
Also hat er sein Volk anführend mehr ergötzet,
Und mitten in die Feind stets siegreich selbst gesetzet,
Da er bald manche That und seinen Tag vollbracht.

Gleich wie ein Sturmwind dort, die Windsbraut hier entstehet,
Und Hecken, Bäum und Thürm urplötzlich straks umwehet
Ein trauriges Gewölk, ganz finster schwarz und dick,
Dem Trauerschleier gleich mit Dunst und Rauch erfüllet,
Den Tag, das Firmament, die Sonne selbst verhüllet,
Verblindet das Gesicht in einem Augenblick.

Bald mancher Donnerschlag mit Strahlen ganz beladen,
Durchstürmet das Gewölk und Land mit Brust und Schaden.
Bald feurig ist die Luft bald finster um und um.
Die Wolken brechen sich, dann fallet ein Schlagregen,
Verhärtet ganz in Eis, das bald mit tausend Schlägen
Zerschmettert Frucht und Volk, und wer nicht schreit ist stumm.

Also und gräulicher, mit Krachen, Schallen, Knallen,
Sind bald die beiden Heer einander angefallen.

Da war die Luft alsbald voll Feuer, Rauch und Dampf,
Der Grund erschüttert schon von Böllern und Karthaunen,
Darob die Thier und Leut erstummen und erstaunen,
Als ob der Himmel selbst und Erde hier im Kampf.

Damals hat unser Held, indem es Feuer regnet,
Mit seinem theuren Blut, siegreich die Welt geseegnet,
Da denn das Firmament bald krönet seine Stirn,
Damals ist unser Held, ich sprechs, uns zu bewahren,
Als wahrer Herkules dem Himmel zu gefahren,
Da er den leuchtet klar, ein neues Nordgestirn.

Kaum kaum war das Gerücht, das niemals stumm, gehöret
Daſs Gustav Adolph schon der Götter Zahl vermehret,
Vermehret sich auch des Heeres Grimm und Stärk und Macht,
Mit ganz gerechtem Zorn ihr Muth und Herz ist wachsan.
Vor allen tröstet sich Bernhardt der Held aus Sachsen,
Daſs, der nicht sterblich mehr, ihr Schutzherr, sie bewacht.

Daher des Helden Stell gebührlich zu vertreten,
Hat er, als heimlich sie den Stern schon angebetet,
Begierig sie geführt auf den siegtrunknen Feind,
Geschleifet auf den Grund ohn alle Gnad und Dauern,
Des Feindes Eisenthürm, lebendig starke Mauern,
Da half kein Herrenstand, da galt kein Geld noch Freund.

Ein Regen dick von Bley, Stein, Erz und Feuerschloſsen,
Mit schwarzem Dunst und Brunst wird wieder ausgegossen.

Mit scheuslich herbem Todt, trift auf des Feindes Heer.
Des Nordstern Einfluſs kann der Feind nicht mehr vermeiden,
Er muſs, er muſs nun gleich des Lebens Schiffbruch leiden,
In seinem auf dem Feld noch rasend blutgem Meer.

Damals der bleiche Feind, auf den der Nordstern schieſset,
Hat seine Tyranney, den Blutdurst schwer gebüsset,
Mit seinem eignen Blut, das da bey Lützen flieſst,
Darauf des Helden Heer mit aufgehobenen Händen,
Erflecht von Gott mit Lob, sein Werk auch zu vollenden,
Stark durch des Sternes Kraft, der Höll die Sieger grüſst.

Ja sieg- und trostreich ists erhöret und gewähret
Befand es sich alsbald und immerdar uns lehret,
Daſs lang in Eitelkeit zu leben ganz umsonst,
Denn unserm Lebenslauf ein kurzes Ziel gestecket,
Nur der, der drüber hin sein Lob durch That erstrecket
Der ist den Göttern gleich, der hat der Tugend Kunst.

Werbung Herzogen Albertj von Friedland an Jungkfrau Magdeburg zusambt der abschlägigen Antwort und zugestellten Korbe.

Resolviret den 15 September 1629.

Herzog von Friedland.

Magdeburg aller Damen Zierde
Prinzessin deiner Lande,
Wann wirst du dich mit der Gebühr
Ergeben unser Hand

Durch Capitan und Colonell
Haben wir um dich geworben
Wirst du dich nicht resolviren schnell
Bist du wahrlich verdorben.

Jungfraw Magdeburg.

Wol hab' ich, hochgeborner Herr
Die Werbung längst verstanden
Und wundert mich noch eins so sehr
Daſs Ihr mit Liebesbanden
Einer schlechten Magd gefangen seyd
Da doch wie man berichtet
Stralsundt die Nymph ihr habt gefreyt,
Euer Lieb mich nicht anfichtet.

Friedland.

Dama, das macht die Schöne dein
Die uns also verführet
Daſs wir dir höchst geneiget seyn
Dein Höflichkeit gebühret
Stralsund war gar von grober Sitt
War schlecht qwalificiret
Wuſst sich ins Buhlen zu schicken nit
Uns gar nicht respecctiret.

Magdeburg.

Hochwohlgeborner wie man sagt
Seyd Ihr, wohl recht von Flandern
Da Ihr nach vielen Damen fragt
Liebt eine nach der andern.
Fürwar die Weiſs mir nicht gefällt
Hier wirdt ihr nicht gewähret
Euer Werbung ist nur um das Geld
Wie man dieſs wohl erfähret.

Friedland.

Umbs Gelt o schöne Venusin
Wir ganz und gar nicht freyen
Das Römisch Reich thut uns vorhin
Ihre Schätz all herleyhen
Die Kayserliche Majestat
Wegen unsre dapfern Thaten
Vor andern unſs erhoben hat
Mit Landt und Leuth berathen.

Magdeburg.

Hochwohledelster Cavallier
Dieſs thut gar nichts zur Sachen.
Hättet Ihr Stralsundt beredt darfür
Möcht Ihr Euch dapfer machen
Kein Heldenherz hierin besteht
Wenn durch Tyrannen Waffen
Ein Keusche Dam zu Grunde geht
Durch Nothzwang wird beschlaffen.

Friedland.

Dama, deine Ehr zu wider nicht
Wollen wir unſs dir vermählen
Die Werbung so an dich geschicht
Wollen wir dir nicht verheelen,
Dein stolzer Leib eine Ursach ist
Und deine stolze Sinnen,
Macht uns ein Muth zu dieser Frist
Biſs wir dich mögen gewinnen.

Magdeburg.

Cavallier habt Ihr gehöret nicht
Wie vor ein hundert Jahren
Das ganze Reich mich auch bestritt
Wollt mich fassen bey den Haaren.

Zu Carolo dem edeln Held.
Zwingen und zu ihm tragen.
Noch that ich ihm im freyen Feld
Den Tanz höflich abschlagen.

Friedland.

Dama, dieſs ist unſs wol bekannt
Daſs mehret unser verlangen
Wann du nur geräthst in unser Hand
Können wir desto baſs prangen.
Wir sind hier auch an Kaisers Statt
Unser Hilf wir ihm verleihen
Weil er dich unſs versprochen hat
Se must du an den Reihen.

Magdeburg.

Seyd nicht so hitzig vor der Stirn
Ihr Friedland hochgeboren
Ich müſst doch seyn ein schlechte Dirn
Wann Ihr mich wollt bethören.
Diſs Jahr nemb ich noch keinen Mann
Und sollt mir einer werden
Möcht ich doch kein Soldaten han.
Alſs lang ich leb auf Erden.

Friedland.

Wolan so sey dir abgesagt
Weil du unſs thust beschämen
All unser Gnad dir stolze Magd
Mit Gewalt wolln wir dich nehmen.
Können wir nicht mit Freundlichkeit
Die Liebe dein erwerben
Muſstu durch unser Dapferkeit
Dich in deim Blute färben.

Magdeburg.

Cavallier Ihr unhöflich seidt;
Wollt Ihr mit Damen fechten,
Bin ich dazu gantz wohl berait
Will gebrauchen meine Rechten
Nembt darauf hin zu ein Present
Laſst's Euch aber nicht verdrieſsen
Pulver und Pley von meiner Hand
Courtesiren zu genieſsen.

Friedland.

Bistu dann ein Amazonin
Zur Kriegeslist erzogen
Seindt wir doch solches in unsern Sinn
Noch gänzlich nicht betrogen.
Ein solch Martialisch Mann
Wie man uns rühmlich preiset
Bellonam muſs zum Weibe han
Gleich Mann zu Gleichen weiset

Magdeburg.

An meiner Stärk hängt meine Ehr,
Mein Burg der muſs mir bleiben
Ich hab der Favoriter mehr.
Die werden dich abtreiben
Friedland du schlechter Cavallier
Dein' Hoffnung mich zu gewinnen
Fasse ein Weil in diſs Körblein hir
Daſs sie dir nicht zerrinnen.

Friedland

So seindt wir abermal Schabab
Und will unſs nicht gerathen
Das Unglück all zu Lohn dir hab
Die Bestia reucht den Braten.

Es mag drumb seyn, doch in der Still
Wir uns von hinnen machen
Daſs man davon erfährt nicht viel
Man dörft unſs sonst auſslachen.

Magdeburg.

Adieu Friedland fahr immer hin
Lern besser Courtesiren.
Es geht dir nicht nach deinem Sinn
Man thut dich Korbisiren.
Gen Halberstadt auf die Comiſs
Thu dich zum Ofen setzen.
So bistu deins Quartiers gewiſs
Hiermit wolln wir unſs letzen.

Aus dem Mscpt. auf Groſsh. Bibl. z. W. Nro. 852.

Schweizerlieder aus Tschudis Chronik.

Ein Lied von dem Bund zwischen Bern und Freyburg.

1243.

Wend wir nun hören Mere.
Als ich vernommen han,
Zwen Ochsen groſs nit kleine.
Ein Matten Hand gemeine
Darinnen darf niemand gahn
Es sind viel Thier gewaltig.
Die drum um mannigfaltig
Stät gand und sehend zu:
Si dörffend In zu Leide,
Nit kommen in die Weide.
Es sig spat oder früe.

Ihr Gehürne das ist spitze.
Wol mer dann Klaffters wit.
Und weidend in dem Klee
Als Visch in einem See.
Alles so umb sie lit.
Was sie mönt übersehen.
Fürwahr will ich das Jächen.

Das

Das muſs nun unter Inn sin,
Vil menichs Thiere ryche,
Tund sie schon nit dergliche,
So ists doch worden Schin.

Das ligt Im in dem Sinne,
Und tut Im sere wee,
Daſs die zwen Ochsen ryche
So gar gewaltigliche,
Nun wattend in dem Klee;
Drumb gand sie dick ze Rate,
Allzit früe und spate;
Und tragend uff sie Nyd,
Und rietend Inen beiden,
Gar gerne an ein Scheiden:
Es ducht sie an der Zit.

Die Wölff und ouch die Füchse,
Meng Thier in disem Land,
Sprechend zu jedem alleine,
Gemeinschaft sig nit reine,
Und tund Ihnen das bekant.
Land sie sich überwinden,
Und sich das sollt erfinden,
Es wurd Ihnen werden leid;
Es wurd sie bald gerüwen,
Sie sind Inen mit Truwen,
Das sig Inen vorgseit.

Es sind zwen alte Pfarren,
Die freche Müte hand:
Niemand darff mit Inen stoſsen,
Dieweil sie sind Eidgenossen,
Und sich nit scheiden land.

Doch wurd es dann kein Wunder.
So Ir Einer gienge unter.
Man spräch zum andern fein:
Weer dich du bist alleine.
Din Macht ist worden kleine.
Nun merkend disen Sinn.

Gott geb den Ochsen beiden.
Ein stiffen stäten Sinn.
Und lasse sie nit hören.
Daſs sie möchte zerstören.
Es wär nit Ir Gewinn.
Noch uſs dem Joche tretten.
Dann wurdend sie entwetten.
So schlug es übel uſs.
Daſs ich sie beide warne.
Die Wölff sind in dem Garne.
Die kämind dann haruſs.

Nun will ich euch bedüten.
Wer die zween Ochsen sind.
Man mag es hören gerne;
Es ist Fryburg und Berne.
Als es sich wol befind.
Die kann niemand gescheiden.
Von Pundt und Iren Eiden.
Und minder dann ein Ee.
Als noch Ir Briefe singend.
Wie sies zesammen bringend.
Das wüssend iemeer mer.

Ein Lied von den Guglern. 1376.

Berner Wapen ist so schnell.
Mit dryen gfärbten Strichen.
Die beid sind rot, der Mittel gäl.
Darinn stat unverblichen
Ein Bär, gar schwarz gemalen.
Wol rot sind Im die Klawen.
Er ist schwertzer dann ein Kol.
Pryſs, Eer Er bejagen soll.
Bern ist in Burgunden ein Haupt.
Freyen Stetten ein Krone.
Mengklich sie billig lobt.
Wer von Inn hört denn Tone;
Dann Bern ist der Helden ein Sal.
Und ein Spiegel überal.
Der sich bildet one Fal.
Alles Tütschland soll sich prysen.
Die Jungen, und die Grysen
In weltschen Land ward angeleit.
Ein mächtige Reise wit und breit:
Es ist ein Schand der Christenheit.
Daſs Inen niemand dorfft tun ze Leid.
Als sie mit Höres Krafften.
Allen Herrn groſs Forchte machten:
Pabst noch Keiser dorfft sie bstan.
Weder Herrn noch Untertan.
Die Gugler, Englisch und Britannen.
Hin und har sie zesammen kamen.
Den Herrn und Stetten sie namen

Groſsmächtig Hab und Gut.
Und sprachend in Irem Uebermuth:
Wir söllind ziehen in der Mägten Land.
Zu Elsaſs söllend wir bliben,
Da sind wir sicher vor Mannen und Wyben.
Daſs sie uns nicht von dannen tryben,
Der Herr Graf Ingram von Guisen,
Wollt Stett und Burg nemmen inn.
Er wondt das land wär alles sin
Sin Schwächer von Engelland halff Im
Mit Lib und Gut.
Herzog Yffo von Callis mit sim guldinen Hut.
Graf Salver von Brittan.
Und meng Herr Lobesan.
Der von Vienna zu Im sprach:
Ich klag üch das mit Ungemach.
Helfend mir um das Mine
Uwer diener will ich sine,
Ich far mit üch gar gern,
Für die Statt zu Bern.
Von Oesterreich von Beierland.
Von Wirtemberg und Schwabenland
Herren und Stett vil.
Die schüchtend vast der Vienden Zil.
Sie lagend ennet dem Rhin.
Sicher als in einem Schirm.
Inen was zum Vienden nit vast gach.
Sie kamend Inen nit ze nach.
Und liessend verderben Lüt und Land.
Das Rich und Arm wol empfand.
Die Engelschen allgemeine.
Kamend über den Howensteine
In dem Land sie lagend.
Der Bar begunt sie fragen:

Warumb sie kämind in das Land?
Er berufft zu Im gar bald ze Haud
Seine Eydgnossen
Die luffend nie gar blose,
Zu Büren an den Sturm.
Von einem bösen Wurm,
Ist der Graf von Nidow tod;
Herr Motsli nun weer dich, es tut dir Not.
Der gryse, wyse Bär gieng ze Rat,
Beide früy und spat,
Pryſs und Eer hab ich bejagt,
Mein Hut gewagt, fry unverzagt.
An dem Gefecht zu Wangen,
Da ward mir vil der Gefangnen.
Do ich zu Loupen eerlich facht,
Zerstört der groſsen Herren Macht.
Ich han viel Stett und Burg brochen,
An den Vienden mich dick gerochen
Mag ich, ich räch das Laster.
Der Gugeler noch vaster.
Ich soll mein Leben daran keren,
Und Irn ein Theil zerstören.
Der Bär begunt von Zorn wütten,
Sin Lüt nnd Land wol behüten
Mit Werfen und mit Schieſsen.
Sie begunt das Spiel verdrieſsen
Mit Mord-Axen und Haleparten.
Lag Er uff den Warten,
Sine Viend Er fand zu Inſz,
Do gab er Inen den Todes-Zinſs.
Die Gefangnen Gugläre
Seitend su Bern die Märe
Daſs Inen in dryſsig Jarn,
Nie wurd kein Fart so schwære.

Herzog Yffo von Callis kam gen Frowenbrunnen.
Der Bär sprach du bist nit so wyſs daſs du mir mogst entrünnen.
Ich will üch schlagen und trennen,
Erstechen und verbrennen.
Daſs in Engelland und Frankrich.
Die Wittwen schreyend alle glich:
Ach Jammer. und ach Wee!
Gen Bern soll niemand reiſsen mee.
Viertzig tusend Gläfen
Mit Iren stächlin Huben.
Klagtend Fründ und Nefen
Der Bär kann hertlich kluben.
Wir hand Im ze Letze glan,
Uff drey tusend gwapneter Mann.
Er ist kühn und unverdrossen.
Wir hand sin entgulten und nit genossen.
Drum wir wichen müssen.
Mit Händen und mit Füssen.

Ein Lied von dem Strit ze Sempach 1386.

Im tusend dryhundert und sechs un achtzigsten Jahr
Do hat doch Gott besunders sin Gnad ton offenbar
He der der Eydgnossenschaft, ich sag,
Tät inen groſs Bistande uff St. Cirillen-Tag.
Es kam ein Bur gezogen gen Willisow in die Stadt.
Do kam ein Imb gflogen. in dLinden er genistet hatt.
He, ans Herzogen Waffen er flog.
Als do derselbig Herzog. wol für die Eydgnossen zog.

Das dütet frömbde Gäste, so redt der gmeine Mann.
Do sah man wie die Vesti, dahinden zWillisow brann.
He, sie redtend uſs Uebermuth,
Die Schwitzer wend wir tödten, das jung und alte Blut.
Sie zugend mit richem Schalle von Sursee us der Statt,
Dieselben Herren alle, so der Herzog gesamlet hat.
He und kosts uns Lib und Leben.
Die Schwitzer wend zwingen, und Inen einen Herren geben.
Sie fingend an zu ziehen, mit Ir köstlichen Watt.
Das Völklin fing an fliehen, gen Sempach in die Statt.
He, daſs uff den Ackern was.
Den Herzog sah man ziehen, mit einem Heer war groſs'
Welch Frowen sie begriffen, namend sie zu der Hand.
Hand Inen abgeschnitten, wol ob dem Gürtel Ir Gewand.
He, und lieſsens so schmächlich ston.
Do hattends Gott vom Himmel, Er wolts nit ungrochen lon.
Ir niderländischen Herren, Ir ziend ins Oberland
Wend Ir üch da erneren, es ist üch noch unbekannt:
He. Ir sollentz vor Bycht verjehen.
In Oberländischer Erne, möcht üch wol wee beschechen.
Wo sitzt dann nun der Pfaffe, dem einer das bychten muſs?
Ze Schwitz ist Er beschaffen. Er gibt ein harte Buſs;
He die wird Er üch uch schier geben.
Mit scharfen Helebarten wird Er üch gėn den Segen.
Das wäre eine schwäre Busse. Gnad Herr. Herr Domine,
So wir die tragen müſsten, es thät uns jemer wee:
He, wem soltend wir es klagen?
Wo wir ein solche Busse, von Schwitzern müstind tragen.

An einem Montag früe, do man die Mäder sah,
Jetz mayen in dem Towe, davon Inen wee beschah.
He, und do sie gemayet hand,
Do bracht man In zMorgenbrode vor Sempach uff das Land,
Hutschmann von Rinach nam ein Rott, reit zu Sempach an ein Graben
Nun gänd haruſs ein Morgenbrod, das wend die Mäder haben;
He! wand sie sind an dem Mad,
Und kommend Ir nit balde, es möcht üch werden Schad.
Do antwurt Im gar gschwinde, ein Burger us der Stadt
Wir wend sie schlon um d'Grinde, gar schier in Irem Mad,
He, In gen ein Morgenbrod,
Daſs Ritter und auch Grafen, am Mad wird liegen todt.
Wenn kummt dasselbig Morgenbrodt, daſs Ir uns weilind gen,
DEydgnossen kament jetzt gar gnot, so sollends Ir wol vernen;
He, sie werdends üch richten an,
Daſs üwer etwa menger den Löffel wird fallen lan.
Gar bald si do vernamend, von Sempach us der Burg,
Wie daſs d'Eydgenossen kamend, do rit der van Hasenburg;
He, er späht in der Ban,
Do sah Er bi einandern, meng 'klugen Eydgnossen stan.
Die Herren von Lucerne, streckten sich vestiglich,
An Mannheit gar ein Kerne, keiner sah nie hinter sich,
He, jeder begert vornen dran.
Do das sah der von Hasenburg, wie bald Er geritten kam.
Und thät zum Läger heren, gar bald er zum Hersog sprach:
Ach gnädiger Fürst und Herre! hettind Ir hüt Ir Gemach.

He allein uff diesen Tag,
Das Völklin hab ich bschowet, si sind gar unverzagt.
Do redt ein Herr von Ochsenstein, O Hasenburg, Hasenhertz!
Im antwurt der von Hasenburg: deine Wort bringend mir Schmertz;
He, ich sag dir bey der Trüwe min.
Man soll wohl hüt wohl sehen, wedrer der Zäger werde sin.
Sie bunden uff Ir Helme, und tatends fürher tragen.
Von Schuhen huwentz dSchnäbel, man hätt gefüllt ein Wagen;
He, der Adel wolt vornen dran,
Die andern gmeinen Knechte, müstend dahinden stan.
Zusammen sie da sprachend: das Volklein ist gar klein,
Soltind uns die Puren schlachten, unser Lob das wurde klein
He man spräch: Purn hans tan.
Die biderben Eydgnossen rufftend Gott im Himmel an:
Ach reicher Christ vom Himmel! durch dinen bittern Tod,
Hilff hüt uns armen Sündern, uſs dieser Angst und Not.
He, und tu uns byestan,
Und unser Land und Lütte, in Schirm und Schützung han.
Do sie Ihr Bitt vollbrachtend, Gott zu Lob und auch zu Eer,
Und Gottes Lyden gdachtend, do sandt Inen Gott der Herr,
He das Hertz und Manneskrafft.
Und daſs sie tapfer kertend, jetz gegen der Ritterschaft.
Lucern, Uri, Schwitz, Unterwalden, mit mengem Bidermann
Zu Sempach vor dem Walde, da Inen der Löw bekam,

He, der ruch Stier was bereit.
Und Löw wilt mit mir fechten, das sig dir unverseit.
Der Löw sprach uff min Eide, du fügst mir eben recht,
Ich hab uff dieser Heide, mang stolzen Ritter und Knecht.
He ich will dir gen den Lon.
Und daſs du mir einst zu Loupen gar viel ze laid hast ton;
Und an dem Moregarten, erschlug mir mengen Mann.
Von mir musts hüt erwarten, ob ichs gefügen kan.
He, das sig dir zugeseit.
Do sprach der Stier zum Löwen: Din Tröwen wird dir Leid.
Der Löw fing an ze russen, und schmucken sinen Wadel.
Do sprach der Stier ruck ufshen, wend wirs versuchen aber:
He, so stritt hie zu her baſs.
Daſs diese grüne Heide von Blut mög werden naſs.
Sie fiengend an ze schieſsen, zu Inen in den Than.
Man greift mit langen Spiessen die frommen Eydgnossen an.
He, der Schimpf der was nit süſs.
Die Aest von hohen Böumen, fielend für Ire Füſs.
Des Adels Hör was veste, Ir Ordnung dik und breit.
Das verdroſs die frommen Gäste, ein Winkelriet der seit.
He, wend Irs gniesen lon.
Min fromme Kind und Frowen, so will ich ein Frevel bston.
Trüwen lieben Eydgnossen, min Leben verlur ich mit,
Sie hand ir Ordnung gstossen, wir mögends In brechen nit.
He ich will ein Inbruch han.
Des wellend ir min Geschlechte in ewig geniessen lan:
Hiemit so tett Er fassen, ein Arm voll Spieſs behend
Den Sinen macht Er ein Gassen, sin Leben hat ein End.

He. Er hat eins Löwen Mut.
Sin manlich dapfer Sterben. was den vier Waldstetten gut.
Also begunndentz brechen. des Adels Ordnung bald.
Mit Howen und mit Stechen. Gott siner Seelen walt
He. wo Er das nit hett gton.
So wurds d Eydgnossen han kostet noch mengen Bidermann.
Sie schlugend unverdrossen. sprachend einander trostlich an:
He. den Löwen es sehr verdroſs.
Der Stier tät viendlich sparren. dem Löwen gab er ein Stoſs.
Der Löw fing an ze mawen. und treten hinter sich.
Der Stier startzt sine Brawen. und gab im noch ein Stich.
He. daſs Er blich uff dem Plan.
Ich sag dir. rucher Löw. min Weid must hie mir lan.
Der Pfaff hat Inen gebychēt. die Buſs ouch jetzund geben.
Der Löw fing an ze wychen. die Flucht fugt Im gar eben
He. Er floch hin gen dem Berg.
Der Stier sprach zu dem Löwen: Du bist keiner Eeren wert.
Züch hin du rucher Löwe. ich bin by dir gewesen.
Du hast mir hert getröwet. und bin vor dir genesen.
He. züch recht wider heim.
Zu dinen schönen Frowen. din Eer ist worden klein.
Es stat dir lasterlichen. wo mans nun von dir seit
Daſs du mir bist entwichen. uff dieser grünen Heid
He. es stat dir übel an.
Du hast mir hie gelassen. gar mengen stolzen Mann
Darzu die Harnist klare. han ich dir gewunnen an
Ouch funfzehn Haupt Panner. die hast du mir geben

He, das ist dirs je mer ein Schand,
Ich han dir angewunnen mit ritterlicher Hand.
Die Vesten von Lucernen, hand da Ir Bests getan,
Und han den frembden Herren zur Rechten Adern glan,
He sie hands ze todt geschlagen,
Zu Küngsveld im Closter Ir ligend vil begraben.
Desglich die Vesten von Schwitze mit mengem klugen Mann.
Mit Mannheit und mit Witze, griffends den Löwen an,
He sie schlugend In uff den Tod,
Sie schlugend In in Grinde, daſs Er innen Blut lag rot.
Darzu die Vesten von Uri, mit Irem schwarzen Stier.
Viel vester dann ein Mure, bestrittends das grimme Thier,
He, in Irem grimmen Zorn,
Schlugend sie durch die Helme, die Herren hochgeborn.
Und auch von Underwalden, die Vesten uſserkorn.
Die Helden wunderbalde, in Irem ruchen Zorn,
He sie schlugend tapffer drinn,
Und hiessend die frömbden Herren mit Spiessen Gott willkommen sin.
Also vertrieb der Stier den Löwen uſs dem Korn,
Sin Tröwen und Prangnieren, was gar und gantz verlorn;
He, es statt Im übel an,
Ja dasz Löw dem Stiere, sin Weid mit Gwalt muſst lan.
Herzog Lüpolt von Oesterrich, was gar ein freudig Mann,
Keins guten Raths belud Er sich, wolt mit den Puren schlan,
He gar fürstlich tät Ers wagen,
Do Er an d'Puren kame, hands In ze tod geschlagen,
Die Fürsten und ouch Herren, die littend groſse Not,
Sie tatind sich mannlich weeren, d'Puren hand si gschlagen stodt.

He, das ist nun unverschwigen.
Dann ob 600 Helme, sind uff der Wallstatt bliben.
Ein Herre was entrunnen, der was ein Herr von Gree
Es kam zur selben Stunden gen Sempach an den See.
He, Er kam zu Hanſs von Rot,
Nun tus durch Gott und Gelte, für unsz us aller Not.
Vast gern sprach Hanſs von Rote, des Lons was Er gar fro,
Daſs Er In verdienen sollte, fürts übern See also.
He, und do Er gen Notwyl kam,
Do winkt der Herr dem Knechte, Er sollt den Schiffmann erstochen han.
Das wollt der Knecht vollbringen am Schiffmann an der Statt.
Hanſs Rot merkts an den Dingen, das Schiffli Er bhend umbtrat:
He, Er warf Sie beid in See,
Nun trinken lieben Herren, Ir erstechend kein Schiffmann mee.
Hanſs Rot thät sich balt kehren, seit wie es gangen was,
Zu sinen liben Herren, nun merkents dester baſs:
He, zween Fisch ich hüt gfangen han,
Ich bütt üch um die Schuppen, die Fisch will ich üch lan.
Si schicktend mit Im dare, man zog sie uſs dem See,
Die Bulgen namends ware, und anders noch viel mee,
He, sie gabend Im halben Teil,
Des lobt Er Gott im Himmel, und meint Er wär wolfeil.
In Wätschgern warend zwo Schalen, die warend von Silber gut,
Die wurdent Hansen Roten, des ward Er wol ze Mut.
He, hat si nit verton.
ZLucern bi sinen Herren, sind sie behalten schon.

Do kam ein Bott gar endlich, gen Oesterrich ze Hand.
Ach Edle Frow von Oesterrich! üwer Herr ligt uff dem Land
He, zu Sempach im Blute rot.
Ist Er mit Fürsten und Herren, von Puren gschlagen ztodt.
Ach richer Christ vom Himmel, was hor ich grosser Not:
Ist nun mein Edler Herre also geschlagen ztodt
He, wo soll ich mich hin han,
Hat Er mit Edlen gestritten, man hatt In gfangen gnon.
Nun sendt wunderbalde, mit Rofs und ouch mit Wagen,
Gen Sempach für den Walde, da sollt Ir In uffladen.
He fürend In inns Closter inn,
Hinab gen Künigs-Velden, da soll sin Begräbnufs sin.
In Land umb und uff dem Sin, sig Herzog Lüpold erschlagen
Das tund die Herren ennet Rhin, von den Eydgnossen sagen.
He ich setz ein anders dran.
Wär er daheim bliben, Im hett niemand Leids gethan;
Mit Im so tett Er füren uff Wägen etlich Fafs.
Mit helfsling Strick und Schnüren, dann er der Meinung was
He, mocht er gesiget han.
So wolt er die Eydgnossen, allsammen erhenken lan.
Hett er kein Unfug triben und nit solch Uebermut,
So warend die Edlen gbliben, jetlicher bi sinem Gut:
He, sie tribends aber zvil,
Das ist Inen drus wachsen ein solich handvest Spiel.
Die Frow von Mümpelgarten, und die von Ochsenstein,
Sie müstend lang Zit warten, ob Ir Mann kämind heim;
He, si sind ze todt erschlagen.
Man hörts in Iren Landen gar jämmerlichen klagen.

Die Burger von Schaffhusen, und die von Winterthur,
Sie kund gar seere grusen, der Schimpf der dunkt si sur.
He, Diesenhofen und Frowenveld.
Die hand dahinden glassen, meng Mann uff witem Veld.
Do rett sich ein Burgermeister von Fryburg us der Stadt.
Wir hand ein Reiſs geleistet, die uns geruwen hat.
He wir müssend groſs Schmache tragen,
Daſs wir uff freyer Heide von Schwitzern sind geschlagen.
Die Herren ab dem Rhine, und ab dem Bodensee
Hettinds zweyen lassen sine, so wär Inn nit geschehen wee.
He wem wend si das nun klagen.
Man sach dieselben Mader gar wenig Futer laden.
Deſsglichen die von Costantz, die warend hofflich dran.
Hand mit dem Stier gefochten, die Flucht hand sie genon;
He, Ir Panner dahinden glan.
Zu Schwitz hangts in der Kilchen, da siehts meng Bidermann.
Von Lentzburg an dem Tantze, da worend auch die von Baden,
Kü brun mit Irem Schwantze hat Irn vil ztodt erschlagen;
He! das tut den Herren we.
Si glust kein solchen Pfaffen, ze bychten niemerme.
Und auch der lange Frieſshard, mit sinem langen Bart,
Desglich der Schenk von Bremgarten, die blibend uff der Fart;
He, sie sind zetodt erschlagen.
Ze Sempach vor dem Walde, do ligend si begraben.
Und namlich die von Zofingen warend auch an der Not,
Sie hand gar redlich gfochten, Ir Vendrich ward gschlagen tod.
He, Ir Panner das was klein
Einer hats ins Mul geschoben, so kam Es wider heim.

Desgleichen die von Rinach, die hand ein Mord getriben,
Wie sie dasselbig hand vollbracht, das ist noch unverschwigen.
He, ouch warend si meineid.
Und ee der Schimpff ein Ende nam, do hat mans Inen gseit.
Ku brüne sprach zum Stiere: Ach solt ich dir nit klagen,
Mich wolt uff diser Reviere ein Herr gemulken haben.
He, ich hab Im den Kübel umgeschlagen.
Ich gab Im eins zum Ore, daſs In müſst vergraben.
Halb Suter unvergessen, also ist Ers genannt.
zLucern ist Er gsessen und allda wol erkannt.
He, Er was ein frölich Mann.
Diſs Lied hat Er gedichtet, als Er ab der Schlacht ist kan.

Ein alt Lied von der Schlacht ze Näfels in Glarus
1388.

Im tusend und dryhundert und acht und achtzigsten Jahr,
Do stundent Glarner bsunder, in groſser Not und Gfar.
Zu Wesen in der Statte, daſs si wontend Fründ ze han,
Do wurdent si verraten, ermürdt mäng Bidermann.
Zun Wesnern tatends keren, sie ze retten in der Not,
Si truwtend Irm Eid und Eeren, do gabends sis in den Tod.
Zu Windeck uff der Vesti, da ward das Mordt angleit,
Mit Wussen dero von Wesen, sie wurdend all Meineid.
Bald nach der alten Vaſsnacht, an einem Samstag spat
Do es ward um Mittenacht, do gschach die Mordlich Tat.
Sie erstachens Nachts an Betten, über Ir Glüpt, Eer und Eidt.
Sie wüssend sich nit ze retten, Inen was nie abgeseit.

Sie

Sie hattend nit Genügen, an der kläglichen Gstalt,
Sie woltend Glarner bkriegen, ertoden jung und alt.
In der Oster-Wuchen, an einem Donstag fru,
ist Oesterrich uffbrochen, der Glarnern Letzi zu.
Mit fünffzehn tusend Mannen, zugend si starck dahar,
An die Glarner Letz si kamen, irn was ein grosse Schar.
Si woltend allda rächen, den Schaden vor Sempach.
Die Glarner all erstechen, Inen was Not und gach.
Der Glarner an der Letzi, was nit dryhundert Mann,
Die woltend zsammen setzen, den Vienden vorbehan.
Groſs was der Herren Höre, klein was der Glarnern Macht,
Die Letz was lang und verre, hat Inen Schaden bracht.
Die Herren tatend tröuwen, ir Uebermut was groſs
Glarner lagend wit zerströwet, bracht Inen ein groſsen Stoſs.
Die Letzi ward gebrochen, dViend kamend in das Land,
Meng fromm Mann ward erstochen, das tat den Glarnern and.
Die Glarner warend trennet, und lagend wit zerströwt.
Si mochtind nit kon zsammen, des wurdent dHerren gfröwt.
Do rufft der Herren Houptmann, nun griffend weidlich an.
Die Lüt hand wir behouptet, nit einer mag uns entgan.
Zu rouben und zu nemmen, warend si schnell bereit.
Si fiengend an ze brennen, bracht den Glarnern Hertzen leid.
Matis von Büelen veste, der Glarnern Houptmann sprach,
Wir hand zvil frembder Gäste, bringt uns hüt Ungemach
Die Herren begundend brangen, si sahend der Glarner Not,
Nun nemend kein gefangen, und schlagends alle ze tod.
Do rufft der Glarner Houptmann, Gott unsern Herren an,

Herr Jesu hilff uns dSach bhoupten, und tu uns hüt bystan.
Und ouch dein Mutter reine, Maria die künsche Magd,
So uns die helffend alleine, so sind wir unverzagt.
Sant Fridli tu dich erzeigen, du trüwer Lantzemann.
Ist nun das Land din eigen, so hilffs uns hüt behan.
Nun tund üch wider zsammen, Ir frommen Glarner gut,
Wol in Sant Fridlis Namen, der hab uns in siner Hut.
Die Glarner trungend zsammen, mit grosser übel Zit,
Und ee si zsammen kamen, do erlittend sie mengen Strit.
In das gande si wichend, und ruchtend der Routi zu,
Die Herren Inen nachstrichend, und liessend In kein Ruw.
Der Glarner Hilff was kleine, si stalltend sich dapffer zweer.
Mit handvölligen Steinen, ertödtend si mengen Herr.
Si bgundent in si werffen, und schlugend Irn vil ze tod,
Irn Schaden tätinds rächen, Gott stärckts in Irer Not,
Si wurffends uff Beckelhuben, daſs es im Berg erhall,
Man fieng Inen an recht tuben, den Herren vergieng Ir Schall.
Die Herren begund man fellen, si batend Glarner um Ir Leben.
Nun losend lieben Gsellen, Silber und Gold wend wir euch geben.
Silber, Gold und Gelde, vil grösser dann ein Huſs.
Mag euch jetz nit gehelffen, üwer Leben das ist uſs.
Ir Herren hochgeboren, hand uns ton Schmach und Schand,
Ir hattend nüt verloren, wol in Sant Fridlis Land.
Die Herren begundent wychen, wider hinter sich durch die Letz,
Es tat Inen übel glychen, Ir Spil das was vernetzt.
Und wie die Glarner fechtend, do kam In'n me Bystand,
Von Schwitz dryſsig guter Knechten, das tat erst den Herren and.

Sie fiengend an ze fliehen, durch die Lint wol über zriet,
Man tät Inen schnell nachziehen, den Herren es übel griet.
Zu Wesen an der Brucken, Inen groſs Schad geschah,
Da sind vil Herren ertruncken, die Bruck mit Inen brach.
Ouch tät man Ir vil erträncken, in der Limat und in dem See.
Daran tun die Herren dencken, gen Glarus glusts nümen me.
Uff der Walstatt sind erschlagen, ob tritthalb tusend Mann,
Die hat man all vergraben, in dWyden uff wytem Plan.
Und die da sind ertruncken, die weiſst man nit überal,
Es begund Lüt beduncken, Iro wäri ein grosse Zal.
Die Glarner hand gewunnen, einliff Houpt Panner zelt,
Ouch ist gen Schwitz da kommen, die Panner von Frowenfeld.
Ouch sind den Glarnern bliben, achtzehen hundert Harnischt gut.
Die Viend hands vertriben, gedämt Ir Uebermut.
Von Wesen sind erstochen, der Verrätern ein Michelteil
Das Mord hand Glarner grochen, Gott gab Inen Glück und Heil.
Die frommen Lüt von Schwitze, hand da ouch Ir bests geton,
Si sind zu rechter Zite, den Glarnern zHilff kon.
Des wends Inen nit vergessen, ze gutem in ewig Zit.
Zun Schwitzern wend si setzen, Ir Lib, Gut, Land und Lüt.
Gotts Hilff, und grossen Gnaden, dancktend die Glarner vast,
Daſs Er si hat entladen, der Vienden Uberlast.
Sin würdige Mutter Marien, die künsche Fürbitterin.
Sant Fridlin und Sant Hilarien, sind der Glarnern Not helffer gsin.

Irer Fürbitt hand si gnossen, und si hand mögen bstan,
Gott well si niemer verlassen, Sant Fridli der seelig
Mann.

Lied eines Ergöwers 1415.

In meinem Sinn es übel hillt,
Wo jemand die von Ergöw schilt.
Des Adels Priſs, des Adels Port,
Hie und dort an mengem Ort,
Iſs das Ergöw lang gewesen,
Gestorben offt, und ouch genesen,
Gefangen und ouch worden wund,
Das was den alten Herren wol kund.
Obs nun ein anders worden ist,
Das hat nit g'tan Ir arger List,
König Sigmund und ouch sin Rat,
Und von Freiburg Graf Cunrad;
Die wüssend wol wie der Adler,
Für Zovingen zog und der Bär.
Wer mocht sich solcher Macht erweeren,
Fürsten, Grafen, Fryen und Herren,
Hattend Herzogen Fridrich abgseit,
Das was im Ergöw mengklich Leid.
Aller Hülff stund das Ergöw bloſs,
Der Ueberlast was Inen z'groſs;
Wer aber das nit glauben will,
Der frage Wartberg und Hallwill.
Zu Arow schoſs man durch die Mur,
Des Bären Gsicht was also sur
Daſs niemand kam ze Hilff noch z Trost,
Den andren nieman raten dorst.

Daſs die von Brugk vernamend Mär.
Der Widerteil was Inen z'schwär:
Von Buchsen. Steinen und ouch von Für.
Was halffs. daſs sich iemand bott harfür.
Menger hett gern mannlich tan
Hett Er nur Hilff und Rat gehan.
Der Adler wolt ouch nit emberen
Er muſst Zürich und Lucern.
Und ander Ir Eydgnossen.
Ouch viendlich Ir Panier uſsstoſsen.
Die sach ich wol ze Mellingen.
In Schiffen und sunst zu Hertingen:
Die Statt hat weder Hilff noch Zug.
Noch Rat. Gott weiſs. daſs ich nit lug:
Inen mocht nit werden ein Houptmann.
Der sich Ir Statt wolt nemmen an.
Was solls daſs menger macht sin Pracht?
Der von Winsperg sach ouch sin Macht.
Darnach zoch man für Bremgarten.
Die lieſs man sechs Wuchen warten.
Ob jemand si entschütten welt.
Als man in so vil Zites sölt.
Darzwüschend hand si nit gespart.
Ire Botten rittend menge Fart.
Daſs man Inen ze Hilffe käm.
Ich glaub nit daſs man ie vernäm.
Daſs in dem vorgenanten Zit.
Jemand käme Lützel oder vil.
Man was mit Macht uberladen.
Das bezug ich an die von Baden.
Ein Huf lag hier der ander dort.
Man rufft das Ergöw an mengem Ort.
Zennet Baden lag ein Teil.
Dieselben trugend Hut teil

Man wolts nit von Inen kouffen,
Mengklich lieſs den Pfauwen rouffen.
Man hett wol funden Straſs und Steg.
Durch Winterthur gieng offner Weg.
Daſs man gen Baden kommen war,
Man fand aber jetz kein Bader;
Wiewol es was im Meyen Zit,
Da man sunst gern ze Baden lit,
Und man Abendz wascht die Fuſs.
Ze Nacht schlafft man darauff gar suſs.
Was solls, daſs man nun erst Inen trowt,
Und da si also lagend zerstrowt.
Do hat man Inen nit getan,
Das soll man nun mit Friden lan.
Uff der andren Burg was Jacob,
Ein ander Burg lag darob.
Daselbs was Mansperg Landt-Vogt inne
Ein anders dicht ich in mim Sinne.
Die von Ergöw ducht verdrossen,
Wann si mit Papier wärind erschossen.
Hin und her schrieb man Briefen vil,
Wer umb Brief Stett uffgeben will,
Der ist sicher von Büchsen-Stein,
Im Ergöw ist kein Statt so klein,
Sie ist vorhin worden besessen;
Lentzburg die hett ich schier vergessen,
Ich mein die Vesti si ist gar klein,
Ir Truw was gantz, Ir Hertz was rein.
Sursee du bist im Land hoch,
Do man dir nit ze Hilffe zoch,
Ee daſs man die Wasser beschluſs,
Do was din Weren gar umsuſs.
Was sols, daſs menger jetz trowt vast,
Der sich do verbarg vorm Uberlast.

Das Ergöw düy geliger hat.
Man sprach mit Gwalt zu Im Schachmatt.
Wann jederman sich selbs bekannt.
So bestund Ergow wol one Schand.
Ich kriegte gern mit dem Adel.
Warumb si den Pfawen Wadel.
Selbst hand so hert gehulffen rupfen:
Doch seit man von dem Grafen von Lupfen:
Do Er des Adlers Zorn vernam.
Daſs Er zu Hertzog Fridrich kam.
Und welt Im dienen als man spricht.
Wie baſs Er ward, das weiſs ich nicht.
Groſs Volk sitzet an dem Rhin.
Und im Elsaſs bi dem Win.
Schwartzwald Briſsgow und Sungow.
Man wunscht nach uch im Ergow;
Er kamend nit, das tut mir Zorn.
Und hand ouch Ensisheim verlorn.
Man weiſs wol wer Veldkilch besaſs.
Und wer vor Diessenhofen was.
Schaffhusen ist rich, mächtig und vest.
Si bestond gar wol on frömbde Gäst.
Stein ligt bi Zell am Undersee.
Stockach nit verr von Wolsee.
Villigen ligt bi Fürstenberg.
Ich loben den von Clingenberg;
Friburg du haltest dich gar vast.
Graf Cunrad ist din frömbder Gast.
In Uchtland ouch ein Friburg lut.
Als man gen Jenff ze Marckte ryt.
Si hand gut Büchsen und vil Schutzen.
Die im Ergöw tadends do nit nutzen:
Die von Bern hand Burgern vil.
Unterseewen ich loben will.

Wer Ergöw gern bekennen well,
Der tug so wol und sig min Gsell,
Und schelte nit des Landes min,
So will ich Im sagen, wer si sin.
Ergow sach man in Oesterrich,
Und zu Behem in dem Künigrich,
Do Habspurg schlug Künig Ottaker,
Zu Wien weiſst man wol die Mär:
Der Römisch Künig Adolpf von Nassow,
Gesach die von Spir die von Ergow,
Do Hertzog Albrecht Im oblag,
Habspurg im Ergow tat den Schlag;
Das ward dem Hertzog Albrecht zlon
Daſs sin Houpt trug die Römisch Kron.
Künig Albrecht regiert zehen Jar,
Das ich hie sag das ist ouch war.
In erschlug sins Bruders Kind,
Hertzog Hans ein Jüngling:
Des war Hertzog Hanſs Herr beliben,
Künig Albrechts Kind wurdend vertriben,
Und des Landes worden Gest,
Wenn Ergöw nit wer gsin so vest.
Des Ergöws Stett all zusammen furend,
Uff Burg ze Baden unde schwurend,
Des Künigs Sun Hertzog Lüpolt,
Er was noch jung und dem Land hold.
Er sprach lieben Stett nun sind fromm,
So sond Ir vor Im wol beschliessen,
Des sollend Ir ewiglich geniessen;
Wann all min Hoffnung zu üch stat,
Ir sind min Vetter und min Rat.
Wir habend geton groſs Ungemach
Von Wart, von Balm von Eschibach,
Min Vatter hand si mir erschlagen.

Das tun ich üch von Hertzen klagen:
Si hand vil Frund Grafen und Fryen,
Um Hulff will ich uch anschryen.
Die Stett sprechend uſs einem Mund:
Hochgeborner Fürst üch ist kund,
Wer uch diſs groſs Mord hat geton,
Des wellend wir nit abelan.
Das Mort muſs werden hart gerochen,
Des wurdent darnach vil Burger zerbrochen,
Wie es fürbaſs sig ergangen,
Das weiſst man wol ze Arwangen.
Hieby mag man gar wohl verstan,
Das Ergöw allweg hat frommlich getan,
Der Herrschaft vorhar in aller Zit,
In Stürmen, Reissen und in Strit,
Und sind allweg erlich bestanden,
Gott bhüt si noch allzit vor Schanden.
Si hond gehebt groſs Ungemach,
Am Morgart, Nevels und Sempach,
Was solls daſs ich groſs dienst erzell:
Alt Schlachten und Reisen gen Appenzell,
Am Stoſs gen Sant Gallen ouch darzu,
Das Ergow was willig spat und fru,
Das wissend noch wol Wittwen und Weysen,
Stüren, schätzen, geben und reisen,
Ist alles uff das Ergöw gfallen,
Noch hört ich nie kein Widerhallen,
Daſs sich das Ergöw drum hat gerochen,
Si hettind nie mer Frid gebrochen,
Hettend si Hilff und Trost gehept,
Si hettind biſs in Tod gestrept,
Man hett sie funden uff der Ban,
Als si vormals nie hand tan,
Ee si iren Herren hettind verlon.

Ee wer Ir Beins nit kon davon.
Menger uffs Ergow Unglimpff sagt.
Der selbs den Pfawen rupfft und jagt
Derselben Menger nam ein Ku
Und welti daſs sin Herr darzu.
Verlur das ubrig das Er hat.
O Edler Furst, volg nit dero Rat.
Hiemit hat dise Red ein End.
Gott uns furbaſs als Ubel wend.

Ein Schmachlied der Oesterricher wider die Eydgenossen 1443.

Gen disem Nüwen Jare,
Han ich ein gut Geding,
Wie daſs ein Küng herfare.
Der etwas ze Lande bringt.
Damit er das Unrecht wer,
Daſs dadurch globet werde.
Ja alles Himmelsch Heer.

Als mit den schnöden Schwitzeren.
Davon ich Uch singen will.
Si trugend zwierlei Crützeren.
Ze Zürich an der Sil,
Hinden Wiſs und vornen Rot.
Das bracht die frommen Zürcher
In semlich grosse Noth.

Das tatend die Eydgnossen
Von Schwitz und von Lucern.
Und ander Ir Genossen.
Bi Inen stand die von Bern.
Hassend ouch den Pfawenschwantz.
Sie hand dem Kung dry Eyd geschworn
Deren ist nit einer gantz.

Das Mord das ist beschechen,
Und wends nit han geton.
Meng Bidermann hats gesechen,
Es ist für den Kunig kon.
Dem stats ze rachen zu.
Daſs andern frommen Luten.
Vorn Schwitzern werde Ruw.

Deſs helff Im Gott vom Himmel.
Mit siner Engelschaar.
Und alle sine Heiligen.
Daſs Ers vertribe gar.
Und sie vom Grund ufsrut
Das Erdrich solt nit tragen.
Sölchi schantlichi Lut.

Der diesen Fund zum erst erdacht.
Der ist Ir Kung von Schwitz.
Es wär der Christenheit ein Schmach.
Wo dies Mord ungerochen erlitz.
All Christen söttend tun darzuo.
Daſs sie mit Christen Luten Schmer.
Schirwend Ire Schuo.

Das ist ein Ketzerliche That.
Und wend sie haben Eer.
All Wyſsheit darzu tüy und rat.
Daſs man semlichs weer.
Sie hand ouch vil Bösers getan.
Und werind sie gut Christen Lüt.
Sie hettinds durch Gott gelan.

Sie hand auch zGrund zerruttet.
Viel Kilchen der Christenheit.
Und hand da uſsgeschüttet.
Den der für uns leid.
Ist der Christenheit ein Schand.
Das Wirdig Sacramente.
Hands mit den Kilchen verbrannt.

Darumb ist wol geraten.
Mit allem Ernst und Krafft.
Dem Pabst und allen Prelaten.
Ouch gantzer Priesterschaft.
Daſs man sölch Uebel wend.
Anders Christlicher Gloub und Gehorsam
Hett schier ein End.

Darumb sond sie uſsschriben.
In alle Christenheit.
Daſs man sie vertrybe.
Und man nit lenger beit.
Und man Ir dhein laſs leben.
Der Pabst und all Prelaten,
Sund Aplaſs darumb geben.

Man soll gar ernstlich büten,
Eim jeden Christemann,
Und soll si überlüten,
Der Küng solls fachen an,
Im soll billich wesen leid,
Daſs dSchwitzer von Im sagend,
Er sig falsch und Meineyd.

O Künig von Oesterriche,
Ihr sonds nit hin lan gan,
Si hand vor me deſsglichen,
Semlichs gar oft getan.
Ir sonds den Chur-Fürsten klagen,
Die Ueh des Heiligen Römischen Richs
Krone hiessend tragen.

Ir sond alle die ankeren,
Die da haltend Christlich Recht,
Es sigind Küng oder Herren,
Ritter und ouch Knecht,
Und griffends an gar bhend,
So wird die gmeine Krye,
Hie Oesterrich on End.

Oesterricher Schmachlied wider die Eydgenossen
1444.

Die Schwitzer sind uszogen.
Gen Zurich in die Ern,
Den Lon den sie verdient hand.
Den will man In gen gern.

Sie hand geschnitten Haber und Korn.
Viel mengen Bidermann.
Sie lagend 10 Wuchen vor der Statt.
Mit Schanden zugends darvan.

Sie hand gestürmet an die Statt.
Deſs hand si nit genossen.
Wir hand der ruoſsigen Puren vil.
Erschlagen und erschossen.

Nun tröste Gott der unsern Seel.
Für d' Schwitzer soll niemand bitten.
Welt Gott si schwebtind in der Hell.
Und hettind ouch den Ritten.

Sie zugend gen Basel für die Statt.
Mit Fröuden und grossem Schallen.
Der Delphin sie empfangen hat.
Es bond Inen nit gefallen.

Der Netstaler der wolt Ritter werden.
An dem edlen Blut.
Er trug zwey wysse Crütz von Perlen.
Und hat ze stryten Mut.

Darumb ist Er ze tod erschlagen,
Ze Basel uff der Heid,
Underm Galgen lit Er vergraben,
Das ist den Schwitzern leid.

Bi Im ligt menger ruoſsiger Pur,
Underm Galgen begraben.
Das hands verdient an Kilchen brennen,
Dieselben Schwitzer Knaben.

Vor Varnsperg hub sich ein grosser Strit
Der wärt wol 10. Stunden,
Von fruy bis an die Vesper Zit,
Hand d'Schwitzer wol empfunden.

Der Seiler von Zug was ouch daran,
Zürich wolt er gewünnen,
Der Sold ward Im ze Basel bar,
Deſs ist er wol worden innen.

Nun losend Ir Schwitzer Jung und Alt,
Es kost Uch Uwer Leben,
Daſs Ir dem Fürsten von Oesterreich,
Sin Land nit wider wend geben.

Die Schwitzer kriegend wider Recht,
Das handts von einer falschen Zungen
Die der Amman Reding treit,
Welt Gott Er wer verbrunnen.

Ein Schmachlied der Oesterricher wider die Eydgenossen. 1444.

Woluf ich hör ein nüw Geton,
Der edlen Vöglen Gsang,
Ich trüw es komm ein gantze Schön,
Unwetter hat so lang,
Gerichsnet uff der Heide.
Die Blumen sind erfrorn.
Dem Adel als ze Leide.
Hand Puren zsammen gschworn.

Die Wulken sind ze Berg getruckt.
Das schafft der Sunnen Glantz.
Den Puren wird Ir Gwalt entzuckt
Daſs tut der Pfauwen Schwantz.
Blümi laſs din Lüyen.
Gang heim hab gut Gemach.
Es grat die Herren müyen.
Trink uſs dem Mülibach.

Belibist du daheimen.
Du hettist gute Weid.
Wann dich betriebti niemen.
Und beschäch dir ouch kein Leid.
Du gratst ze wit uſsbrechen,
Daſs tut dem Adel Zorn.
Last nit von dinem Stechen,
Man schlegt dich uff die Horn.

Du

Du hast ein Fart din Schwantz gereckt.
Hin an den Zürich See,
Damit so hattist si erschreckt.
Versuch den Schimpf noch me.
Wer nun den andern hab betrogen.
Ich red recht als die Thoren,
Mich dunkt der Pund hab sich gebogen,
Den si hand zsammen gschworen.

Nun lugend zu Uch selber,
Zu Zürich und an dem See,
Dann biſsind Uch die Kälber.
Der Schmertz der tät Uch wee,
Darzu wär es ein Spotte,
Wo man Uch sölichs zig,
Mit Tröwen und mit Gbotte.
Gewunnend si vor Sig.

Zürich laſs din Truren.
Tu frölich uff din Ougen.
Sich schalklich gegen den Puren.
So kann man dir gelouben.
Daſs dich din Schad nit rüwet.
Und wagend Uwer Hüt.
Tund als man Uch getruwet.
So sind Ir Biderb Lut.

Wann der Schwitzern Schallen.
Hat Uch vast zugesetzt.
Land Uch es nit miſsfallen.
Die Pund-Brief sind vernetzt.
Dem hand die Wisen nachgedacht,
Darumb sond Ir erkechen,
Den Uebermuth und ouch die Schmach,
Wend si Uch helffen rechen.

Die Puren tribend Wunder,
Ir Uebermut ist groſs,
Schwitz und Glarus besunder,
Niemand ist Ir Genoſs.
Si tragend jetz die Crone,
Für Ritter und für Knecht,
Wird Inen nun der Lone,
Das ist nit wider Recht.

Ich mein jetzt die von Berne,
Tund ouch als Uch dann dunckt,
Uns zündt ein nüwer Sterne,
Gar heiter ist sin Funk,
Ir henkend Uch an dPuren,
Gewunn es sinen Gang,
Si brechend Uch durch dMuren,
Si spartind es nit lang.

Basel du magst dich frouwen,
Wann dir wird schier din Lon,
Magst du die Spieſs nit töuwen,
Man git dir Purgation,
Die rumet dir den Magen,
Darnach wirst du gesund,
Man muſs dir vil vortragen,
Wann du bist ouch im Pund.

Es ist nit alls ergangen,
Das noch beschechen soll,
Die Frommen gerat belangen,
Die Falschen gebeitend wol,
Nun hin es kumpt noch alles,
Der nur gebeiten mag,
Niemand acht Ir Schalles,
Es wendt ein halber Tag.

Das Ergöw tät ein bösen Schwank,
Deſs seit man im kein Eer.
Darzu hand si diſs wenig danck.
Man truwt Inen nüt meer.
Bremgarten, Mellingen und Baden,
Es ist an Uch nit nüw,
Ir fürchtend kleinen Schaden,
Und brechet Uwre Trüw.

Rapperschwil nun halt dich vest,
Din Frombkeit schwebt dir ob,
Wann du hast je getan das Best,
Behab din gutes Lob,
Ich mein ouch die von Winterthur,
Erschreckend nit vor Trowen,
Gut Gräben habt Ir umb die Mur,
Des mögend Ir Uch fröwen.

Nun land Uch nit verdrieſsen,
Der Arbeit so Ir hand,
Des mögend Ir genieſsen,
Ir hand gehüt vor Schand,
Man zelt Uch für die Frommen,
Der Eeren gan Uch Gott,
Es wird noch kurtzlich kommen,
Daſs mengem glit sin Spott.

Die Zeit hat sich verlouffen
Die Welt ist vil ze toub,
Man muſs die Heiden touffen,
So meret sich der Gloub,
Unrecht hat sinen Gange,
Ir Uebermut ist groſs,
Vertreits der Adel lange,
So sitzends Im in dSchooſs.

Der Küng ervordert je sin Lüt,
Und ouch darzu sin land,
Das Recht er für Fürsten büt,
Das tut den Puren and,
Ir Uebermut der ist nit klein,
Si tribend groſsen Pracht,
Ein jeder will der Frächist sin,
Der Künig wird veracht.

Ist es nit ein groſs Wunder,
Daſs si so frercl sind,
Daſs si nit schlecht der Tunder,
Schnee, Hagel und der Wind,
Daſs si tund Recht versagen,
Dem Küng des Römischen Richs,
Tut man Inn das vertragen,
So tunds fürhin kein glichs.

Si sprechend wir sind Herren,
Ueber unser Land und Lüt,
Der Küng hat uns nit zweren,
Umb Inen gend wir nüt,
Er welte uns gern spalten,
Wann das lit an dem Tag,
Wir wellend Im zrecht halten,
Nach unser Pündt-Brief Sag.

Wann kamend wir für dHerren,
So hettind wir uns verwegen,
Wir müstind widerkeren,
Daheim der Küyen pflegen,
Unsre Herrschaft wurd dann schlecht,
Klein, schmal wurd unser Gbiet,
Und well der Küng von uns das Recht,
So kömme gen Beckenriet.

Da wellend wir Im losen,
Sprachend die Melkerknaben,
Die nüw gand Inen durch dHosen.
Graw Röck sicht man si tragen.
Irer was ein michler Teile,
Beide Jung und Alt,
Küng, Gott geb dir Heile,
Dan si müyt din Gewalt.

Si schlugend uff die Kübel,
Dafs es im Berg erhall,
Der Schimpf gefiel Inn übel,
Si schruwend überall,
Wer gab Im den Gewalte,
Dafs er der Küng soll sin
Des si der Tüfel walte,
Die Fürsten von dem Rhin.

Also tund si vernüten,
Den Küng hochgeporn,
Man sölt si all ufsrüten,
Die bösen Heckendorn,
Dafs si die Fürsten rürend,
Die den Küng hand gesetzt,
Ir Wai hand si volfüret,
Und daran nüt vernetzt.

Si hand In ufserkoren,
Dem Adel gantz zu Heil,
Die Herren hand Im geschworen,
Und ouch der Stett ein Teil,
Sin Grechtigket den Fürsten gfält,
Sin Frommkeit ist Inn kund,
Darumb so hand si In erwelt,
Ja gantz mit einem Mund.

Man mag wol von Im singen,
Wann Er ist Eeren wert,
Fromm mit allen Dingen,
Wer Rechtz von Im begert,
Dem Adelichen Herren,
Er ist Gmein und Glich,
Mit Recht und ouch mit Eeren,
Hat Er das Römisch Rich.

Fürsten und ouch Herren,
Die rufft er an umb Recht,
Darumb söllend zu Im keren,
All Ritter und ouch Knecht,
Und wer von Frommkeit sige,
Der gang mit Freuden dran,
Hie Oesterrich ist d'Krye,
Das ruffend Frow und Mann.

Wer Unrecht welle dämmen,
Den rat ich zu dem Schimpf,
Si wellends nit bekennen,
Und gend Inn selber Glimpf,
Nun weereed bi Zit Ir Frommen,
Der Puren Unvernunfft,
Dann wend Irs nit fürkommen,
Es wird ein groſse Zunfft.

Ir sond Uch bas bewaren,
Dann sidhar sig beschehen,
Wend Irs einanderen sparen,
Und durch die Finger sechen,
So ist die Gerst getröschen,
Daſs man Uch nit bekennt,
Wend Ir das Für nit löschen,
Ee ob es Uch verbrennt.

Von Oesterreich ein Herre.
Ach du vil edles Blut
An dir so lit groſs Eere.
Nun hab eins Löwen Mut.
Adelich ist din Gestalt
Frölich ist din Gesicht.
Du hast des Römischen Richs Gwalt.
Das müyt vil mengen Wicht.

Es sigind Stett ald Puren.
Klein ist Ir Underscheid.
Es teilts ein wenig Muren.
Es ist Inen allen leid.
Si werind selbs gern Herren.
Und sind Im doch ze grob.
Küng du solt Inns weren.
So meret sich din Lob.

Wann es hört dinem Adel.
Und diner Herrschaft zu.
Erschütt den Pfauwen Wadel.
Es wird Inen noch ze fru.
Man muſs das Unrech stöuben.
So blibt das Essen rein,
Mit Püffen und mit Töuben.
Fürt man die Brute heim.

Nun helffe Gott dem Rechten.
Mit Schilt und ouch mit Speer
Dann gat es an ein Fechten.
Es komt noch menger her.
Der umb Gerechtigkeit fichtet.
Man findt noch Biderblüt.
Wird es nicht anderst grichtet.
Si wagend Haar und Hüt.

Man hat Inen lang vertragen,
Gewalt und Ubermut
Ein Fürsten hand si erschlagen,
Darzu meng Edel Blut,
Vertriben sind die Frommen,
Als vor der Puren Spott.
Das Irn hand si ingnommen.
Nun helffs uns rächen Gott.

Der uns diſs Liedlein hat gemacht,
Der ist von Isenhofen,
Die Puren hattend sin kein Acht.
Als Er saſs hinderm Ofen.
Und loset Irem Rate,
Und was si weltend triben.
An einem Abend spate,
Er hats nit mut ze verschwigen.

Früy an einem Morgen.
Hub Er sich dannen bald.
Er luff dahin mit Sorgen,
Wol obnen durch den Wald.
Do Er kam uff die Heide,
Im ducht Im wer gelungen,
Den Frommen nit ze Leide.
Hat Er diſs Lied gesungen.

Ein Lied von der Schlacht ze Ragatz 1446.

Min Herz ist guter Dingen,
Drumb will ichs heben an,
Ein nüwes Lied ze singen
Ir söllends wol verstan,
Von Schwitzern hoch erboren.
Ir Lob ist wit und breit,
Das tut den Herren zoren.
Und ist den Rütern leid.

Sich hub ein Krieg gar vientlich
Vor etwa mengem Jar
Zwüschen Schwitz und Zurich.
Das sag ich Uch für war.
Darumb so ist gestorben
Vil menig Biderbman.
Darnach hand Zürcher gworben.
Was hand si gwunnen dran.

Si soltend sin beliben
Bi irem alten Pundt.
Den si doch hand verschriben.
On allen argen Fund.
Ewiglich ze halten.
Jemerme one End.
Den Punkt hand si zerspalten.
Sich von Eydgnossen gwendt.

Deſs unterstunds zvereinen.
Als ich vernommen han.
Von den Richstetten gmeine.
Gar menger Eeren-Mann.
Der Edel Fürst von Heidelberg.
Der ist uns wol erkandt.
Sin Lobe das ist brisens wert.
Wo er ist in dem Land.

Er hat in disen Stössen.
Sin allerbests gethan.
Deſs sond die frommen Eydgnossen.
In allzit gniessen lan.
Daſs Er in disen Sachen.
Nie wolt abe lan.
Ein Friden wolt Er machen.
Der Hocherboren Mann.

Gen Ulm hat Er ein Tag geleit.
Die Wahrheit ich Uch sag.
Uff mitte Vasten was der Bscheid.
Jetz ist er gschlagen ab.
Ihr Biderben Eydgnossen.
Uwre Schloſs besetzend wol.
Man brucht vil gschwinder Bossen.
D' Herrschaft ist Listen voll.

Rouben und Brennen
Darmit ist Inen wol.
Ein Eydgnoſsschaft zertrennen.
Ir Hertz ist Untrüw voll.
Das hat man wol erfaren.
So gar an mengem Ort.
Drumb sönd Ir Uch bewaren.
Si gend vil falscher Wort.

Ir hand vil frommer Knechten
Und mengen stolzen Mann,
Si könnend all wol fechten.
Daran so tünd si gan,
Si hands gar dick bewisen,
In disem Widerspan.
Sie sind gar hoch ze brysen.
Gott well In byestan.

Ze Walenstadt an der Letzi
Hub sich der Anefang,
Ze Mienfeld vor dem Stettli,
Bracht man die Viend zegang,
Die Eydgnossen sind voll Eeren,
Und wol der Mannheit ein Kern,
Ir Lob das will ich meren,
Und tuns von Hertzen gern.

An einer alten Faſsnacht,
Früy an Sant Fridlins Tag,
Kam den Eydgnossen Bottschaft,
Als man ze Meilse lag,
Wie daſs sechs tusend Kriegs-Lüt
Gen Ragatz wärend kon,
Daran den Eydgnossen gruset nüt,
Si woltends gen empfon.

Si zugend früy von dannen,
Und woltends griffen an,
Mit eilff hundert Mannen,
Sechs tusend tapfer bestan,
Do sah man nie kein Zagen,
Sant Fridlin rüfftens an,
Das Paner tät Glarus tragen,
Und von Schwitz ein Vendli schon

Vor dem Dorff ze Ragatze,
Hub sich der gröſste Stoſs.
Den Eydgnossen was watze,
Ir Mannheit die was groſs
On alles hintersich lugen,
Giengend sie frölich dran,
Maria die Gott truge,
Die well si nit verlan.

Do es gieng an ein Stryten,
Do griffends tapfer an,
D' Herren wychend bi Ziten,
Und fluchend bald darvon,
Ze fliechen ward Inen note,
Heim heim stund In der Sinn,
D' Eydgnossen schlugends ztode
Und jagtends in den Rhin.

Die Viend hands erschlagen
Bi dritzenthalb hundert Mann,
Die uff der Wallstatt lagend,
Die ich gesehen han.
On die im Rhin ertrunken
Dern was ein michel Theil
Nachdem als mich wolt dunken
Inn vergieng gar vast die Geil

Do das Gefecht geendet,
D' Eydgnossen bestundend wol,
Das Gluck zu Inen sich wendet,
Des wurdends Fröuden voll,
Daſs uberwunden hattend
Mit ritterlicher Hand,
Vil menge Rüter trate,
Verr har uſs Schwabenland.

Von Brandiſs du falscher Herre,
Was hat dich gfochten an,
Du warest Burger ze Berne,
Ze Schwitz und Glarus Landtmann,
Ouch was dir gschechen kein Leide,
Und gieng dich d'Sach nüt an.
Hettist betracht dein Eyde,
So bettists underlan.

Hans von Rechberg veste,
Der hat d' Sach recht bedacht,
Daſs Er uff sine Gäste,
Vil Spiſs gen Ragatz bracht,
Mit Wagen und mit Rossen,
Vil Brod und guten Win,
Das ward den frommen Eydgnossen,
Rechberg floch über Rhin.

Wend Ir si erkennen,
Ich wills Uch wüssen lan,
Ich kann sie Uch wol nennen,
Die da Ir Bests hand tan,
Die frommen Herren Wise
Die sind mir wol bekant,
Ir Lob das will ich brisen,
Wo ich bin in dem Land

Von Schwitz und ouch von Glarus,
Die frommeu vesten Lut,
Ure, Unterwalden was ouch am Struſs,
Umb die Viend gabends nüt,
Lucern stund tapfer zuchen,
Und giengend frolich dran,
Man dörfft si nit lang suchen,
Do es an Ernst wolt gan.

Von Zug die Helden küne,
Die Hand der Eeren vil,
Dorumb ich si tun rümen,
Ir Lob ich brisen will.
Wo man dem Viend soll weren
Da sind si bald bereit,
Darumb sind si ze eren
In hoher Wurdigkeit.

Von Bern Ir Herren lobesam,
Ir sint mir wol erkannt,
Ir schicktend funffzig redlich Mann,
Zun Eydgnossen ins Oberland.
Die Reiſs was Uch nit ze verne,
Da littend Ir Lieb und Leid,
Das tätend Ir gar gerne,
Mit gantzer Stätigkeit.

Solotorn du alter Stamm,
An dem Römischen Rich,
Das Lobe sollt Ir von mir han,
Ir söllend merken mich,
Daſs Uwer Begierd was grosse,
Ins Oberland ze kon,
Zu Uwern lieben Eydgnossen,
Da wards Uch nit kund geton.

Maria mit Ir Kindli
Die sollend wir ruffen an,
Und ouch den heilgen Sant Fridli,
Und alles Himmels-Tron,
Daſs si zu allen Ziten,
Uns wellend byestan,
In Nöten und in Striten,
Ein Eydgnoſsschaft nit verlan.

Der Uns dis Lied tät machen,
Den will ich üch tun bekant,
Er was bi disen Sachen.
Hans Ower ist er genannt.
Zu Lucern ist er wonhaft.
Und singts in allem Land,
Gott bhüt ein fromme Eydgnoſsschafft,
Vor Laster und vor Schand.

Ein Lied von dem Turgowischen Krieg. 1460.

Der Krieg der hat sich aber erhebt.
Die Richtung ist uffgschlossen.
Die Eydgnoſsschaft die ist erweckt.
Man hats verklegt;
Das hats gar ser verdrossen.

An den Fürsten von Oesterrich
Von dem Stammen geboren
Wie daſs si werind ouchristentlich,
nun merkend mich:
Er hat daran verloren.

Sie kamend in sin Bäpstlich Bann.
Das hand si wol vernommen.
Er hat es Inen gtan zur Schand.
Umb Lut und Land
Ist er sin nachi kommen.

Solche Klag man hat vernon
In allen Eydgenossen.
Die Bull und Brief die sind nun kon.
Si ligend schon,
Ze Schwitz und Zürich bschlossen.

Von Underwald Heini Wolfent
Man lobet In ze fechten,
Du bist der Gsellen Houptmann gnennt.
Die hand sich bkent
Si wellinds am Fürsten rechen.

Gen Rapperswil hat Er sich glait.
Man hat In ingelassen.
Dem Fürsten hat Er abgeseit.
Gar wol bereit.
n Panner ufsgestossen.

Lucern du bist ein rechter Kern,
Din Harnisch wit erglestet.
Diner Hilfe wend wir nit empern.
Ir tuts doch gern
Ein gantzen Züg Ir gestend.

Also band sie den Zug geton
Ze Winterthur sinds bliben,
Die Frommen von Zürich sind zu In kon.
Ir Bottschaft schon,
Gen Bern hand sie verschriben.

Sie kamend rösch und zugend bald.
Sie hattend drob kein Grusen.
Sie kamend mit eim schönen Gwalt
Da in der Gstalt
Wurdend wohl sechszehn tusend.

Wil nun der Adel darzu tun.
So findt ers bi einandern
Uff einer Witi ligen schon
Vil mengen Mann,
Ligen uff iren Landen.

Wurd

Wurd er aber sich sumen lang
Und will fürchten sines Leben.
Ein Stettlin Frowenfeld genannt
Wird angerannt.
Es wird sich drin ergeben.

Schwitz und Glarus hand darzu ton.
Wolluffend lieben Herren.
Hand die von Ure mit Inen gnon.
Ins Oberland kon.
Die Pündtschafft wend wir meren.

Diessenhofen an dem Rhin.
Hert mit guten Muren,
Es muſs der Eydgnossen sin,
Si sind darinn.
Es sölt den Adel turen.

Was hat der Fürst gewunnen dran
Zum Bapst loufft er gon klagen,
Er soll kein Brugg am Rhin mer schlan.
Si wurd nit bestan
Man lies Im nit ein Laden.

Das Waltzhuter Lied. 1468.

Ein nüwes Liedlein heb ich an.
Daſs singen ich so best ich kann.
Wie es stat in dem Lande.
Der Adel hat gemacht ein Pund,
Und hat erdacht ein nüwen Fund
Den Schwitzern anzt und groſs Schande.

Sy fiengend an, haben groſs Muy,
Si meintend, das Zit wer nun hin
Die Schwitzer gar zvertriben,
Kämind si nun zu uns uff d Wyt,
So köndind wir Inn geben Strit
Ir müſst keiner lebend bliben.

Sie redtend alle überlut,
Wir gend umb niemand nit ein Krut
Wir bgärend an die Eydgnossen
Der Bär von Bern tar nit heruſs
Er hat ab uns ein groſsen Gruſs
Der Stier darf nimmen stoſsen.

Der Schwartzwald vermag mengen Man.
Mit denen wend wir frölich dran.
D Schaffhuser zwingen in Ir Mure.
Mülhusen das muſs liden Pin.
Und muſs ouch unser eigen sin.
Es muſs Inn werden sure.

Sölicher Anschleg tatends vil:
Darumb ich üch nun singen will.
Mich dunkt der Won habs betrogen.
Das sinds im Sungöw innen worden,
Die Eydgnossen kamend noch Ir Orden.
Si sind durch Elsaſs zogen.

Die Eydgnossen namend Inn Ir Mut.
Und zugend an Rhin für Waltzhut:
Ir Panner sach mans erschwingen.
Si zugend durch Berg und durch Tal.
Vil stolzer Eydgnossen one Zahl
Hort man sin Harnisch klingen.

Si schlugend uff Ir Zelt und Hütten,
Vorder Statt Waltzhut an ir Siten
Ze nächst wol an ir Mure.
Sie schussend drin mit gutem Mut.
Und schussend ab dem Wald sin Hut.
Ward denen in der Statt sure.

Mit mengerley Büchsen groſs und klein
Schussend sie mengen harten Stein
Daſs es gar wit tett brummen,
Zehentusend Guldin muſstends geben.
Daſs die Eydgnossen sie liessend leben.
Des hat mans kum überkummen.

Enge inne Hegöw hört üch hernach.
D Schaffhuser laſst man uſser der Aach
Zweitusend Guldin In darzu geben.
Der Schwartzwald ist das Underpfand.
Waltzhut hats gelopt mit der Hand.
Es was Inen nit gar eben

Schwartzwald du lugst nit wol darzu.
Man hat dir gnommen mengi Ku.
Von der Letz sind Ir vil gflochen.
Do die Schwitzer zugend her.
Der hinderst Fuſs war üch unmer
Uch hat übel an Inen gschochen.

Man nam Inen Rinder Roſs und Schaff.
Apt von St. Bläsi ward ouch gestrafft
Drytusend Guldin must er geben.
Damit da koufft ers ab dem Wald.
Do tribends Irn Roub gar bald.
Gen Schaffhusen kam Inen gar eben.

Das hat man ze Bondorf wol vernon.
Do Inen das Vendi ward genon,
Darzu erstochen und gfangen.
Das Vech trib man In als dahin,
Bracht denen von Bondorf kleinen Gwin.
Und macht Inen groſs Verlangen.

Zürich ist ein Ort so gut,
Bern gibt mir hohen Mut
Lucern lob ich mit Schallen.
Uri, Unterwalden und Schwitz,
Zug, Glarus, Ir Lob ich allzit bris,
Si tund mir wolgefallen.

Von Appenzell so kam der Bär,
Mit zweien von St. Gallen här
Zu Walzhut suchtends Weide,
Walzhut nun halt dich eben und vest,
Du hast gar vil der frömbden Gäst,
Vier Bärn tund dir zleide.

Darumb sing ich uſs guten Mut,
Diſs nüwes Liedlin von Waltzhut.
Thöni Steinhuser was öch im Höre
Ze Appenzell gat er uſs und in,
Er dienet schönen Frowlein fin
Und priset Inen Ir Eere.

Schweitzerlieder. Aus Diebold Schilling. Bern 1743.

Der Zug von Mühlhausen. 1468.

Woluf mit richem Schalle
Und sind alle frisch und geil
Bern Sollotorn vil balde
Gott geb uns Glück und Heil;
Ir frommen Eidgnossen
Die Sach sond jr verstan
Als ich vernommen han
Einandern sond jr nit lassen
Als uwere Fordern hand getan.

Zurich Bern Lutzern Solotar
Ure Schwitz Underwalden
Zug, Glarus nemmet wahr
Woluf mit richem Schalle
Die Herschafft hat gebrochen
Das man gesetzet hat.
Das merken früh und spat
Ich trüw, es werd gerochen.
Sogar mit wisem Raht.

Ir Herrschaft sicherlichen
Ir hand Unrecht gethan
Das jrs als boslichen
Wider die Eidgnossen hand gehan:
Die Straſsen thun jr berouben
Und nement mengem das Sin;
Bringt vil Hertzen Pin
Das Blut thun jr verreren
Wann es gut Frid soll sin.

Ich trüw es werd gerochen
Der grosse Ubermut
Der Frid der ist gebrochen
Es thut niermer gut
Der Bär ist aufgewecket
Gar tieff uſs siner hull
Man sach jn uf dem Brul:
Erist noch unerschrecket
Als ich die Wahrheit lul.

Man hort jm Pfifen und Trummen
Ruch sach man sin Mut;
In das Sunckow ist er kummen
Was Hefingen nit gar gat;
Brattellen, Blotzen ist verbrunnen
Habkessen das ging an
Ja Richtessen gar schon
Brunstatt wart gewunnen.
Flachs Land sach menig Man

Zullissen was zerstöret,
Und Frenyngen auch nit fry;
Wattwill ward überhöret
Ein Schloſs das heiſst Guttwil;

Boltzwil ward berendet
Hagenbach ward berant,
Ufholz ward verbrannt,
Vierzehen Stett und Schlofs genennet
Die man gar wol erkant.

Der Bär der zoch mit Schalle.
Ueber das Ochsenfeld;
Woluf jr Herrschaft alle
Und tund ein Widergelt,
Als hie uf disen Witen
Will ich üch Strits bestan
Das sollen jr merken schon;
Ihr sprechen zu allen Ziten
Er tör nit uf her kon.

Bern, Fryburg, Sollotar
Zugent gen Tann dahin,
Des Berges nament sy war
Zer Vor-Statt stund jr Sinn,
Die haben sy verbrunnen
Zu Tann lag es in hart,
Es weint menig Fröwlin zart
Hirtzstein wart gewunnen
So gar in schneller Fart.

Was Zürich und Schwitz mit Schalle
In diesem Zug hand gethan;
Lutzern die andern alle,
Das ist gantz lobesan;
Gemein Eidgnosen furware
Hand Achtzehn Schlofs berannt
Und die den mertheil verbrant
Ritterlich und offenbare
Ist mengem wol erkant.

Der uns dis Lied thut singen
Der wünschet uns allen gut,
Gott well das uns gelinge
Halt uns in siner hut.
Maria Jungfrow reine,
Durch din Barmherzigkeit
Gib uns Frid und Geleit,
Din liebes Kind ich meine
Das keinem nie verseit.

Vom ewigen Frieden. 1474.

Gelobet sye der ewig Gott
Das er den Krieg vernichtet hat
Der lang Zit hat geweret.
Zwüschen dem Hus von Oesterrich
Und den Eidgnossen allen glich
Davon meng Mann wart beschweret
Des hab Dank Hertzog Sigmund
Das ers hat richten lassen
Die glich auch zu aller Stund
Die frommen Eidgnossen
Das sy sich als güttiglichen vereinet
Darumb meng Mensch het geweinet
Von rechter Fröwden und
Das es darzu ist kond.

Es wer verricht vor langer Zit
Hett nit der Fürst gehan ettlich Luht
Die es nit gerne hatten;
Sy wanten es umb jren Nutz
Da nun der Fürst sach disen Zutz
Da wolt ers nit gestatten.

Er hat gar mengen Edelmann
Uf Land und auch in Stetten
Die sich gern Kriegens namen an
Das sy genug davon hetten;
Den Beren taten sy fast rupfen
Er leid so vil zu der Zupfen,
Wann er sin Zend entbleckt
So ward der Arm ersteckt.

Wann man dem Fürsten zoch ins Land
Derselben man keinen fand
Die Spil hatten ufsgeben:
Sy richten sich wer es verlur
Darumb verdarb gar menig Bur
Und hatten sy gut Leben;
Das kam dem edlen Fürsten für:
Er sprach zu sinen Rätten.
Min armen Lüht ich gar verlur
Raten wie wir ihm teten;
Mein Edellüt wend mir nit gehorsam sine
Und schaffent dem Lande Pine
Und darzu grofs Unruw
So gand die Sachen zu.

Der edel Furst ward inen gram;
Er sprach, ich will sy machen zahm
Und thet das Land versetzen
Dem weltschen Hertzog von Burgunn
Wie er ihm doch dis nit entgund;
Derselb kund an sy hetzen,
Den Hagenbach das wütend Schwin
Derselb bezwang sy schiere
Das sy ihm musten gehorsam sin
Als ein gezemptes Thiere.

Da er sy zwang nach allem sinem Willen
Und sy ihm musten hillen,
Die arm Rott ward ungemut
Er nahm ihn Lib und Gutt.

Da das nun sach die gantz Gemein
Beid jung, alt, groſs und klein
Da hort man gemeinlich sagen:
Ehe sy wolten Burgunner sin
Ehe wellt man die Eidgnossen lassen in.
Hie zwüschen tet man sagen
Und war der Punt gar wol verniet
Verriglet und verschlossen
Das hat gar mengen übel gemüht
Der Kriegs vor wol hat genossen
Der edel Fürst löst widerumb sin Lande
Darnach that man zů hande
Den Hagenbach gar schier
Den unsinnigen Stier.

Darvon ein andrer Krieg entsprüst
Ich truw Gott, das er sin nit gemist
Der ihn hat angefangen;
Das ist der Hertzog von Burgunn
Mich duncket wol in meinem Sinn
Er werd im Strick hehangen;
Sid ihm nun jederman ist gram
In tütschem Land gemeine
Das hören ich von Wib und Mann
Von Groſsen und den Kleinen
Sie sind all fro des Bunds der ist beschehen
Das hört man sy alle jechen
Lob und Dank der Gottheit
Und auch der reinen Meit.

Ihr werthen Eidgnossen fromm
Ich hör in Landen umb und umb
Das man sich üwer fröwet.
Und wem jr wollen thun das Best
So achtet nieman frömder Gest
Damit man uns hie tröwet
Wann jr sind aller Mannheit voll,
Ich weiſs nit üwers Glichen,
Das Lob ich von euch singen soll
In keiner Nott jr nit wichen,
Als jr gar dick und vil beweret hande
Damit jr üwer Lande
Hand gemachet also wit
Und noch thund allezit.

Ihr werthen Eidgnossen wis
Ir hand bisher gefurt den Pris,
Mit Stritten und mit Fechten,
Das Lobe sond jr nit lan zergan
Der edel Fürst will mit uch dran
Mit Rittern und mit Knechten;
In keiner Nott will er uch lan
Es gelt Lib oder Gutte
Allweg so will er by uch stan
Sogar mit frischem Mute
Sin ganz Gemeind ist gar eins gutten Willen.
Als wit der Pund thut hillen
Wann jr sind gezogen us,
So hand jr keinen Grus.

Was jr ihn hand zu Leyd gethan
Ehe das der Pund ward beschlossen schon.

Das wend sy nit me gedenken
Uf üch hand sy allsamt gebuwt
Ihr sind das Pfulment dem man trüwt
Das nimermer soll wenken
Es ist alles gewesen Schimpff
Was sich hat je ergangen
Ir hand allerwegen gefahret Glimpff
Nun griffen bas an Stangen,
Das üch der Hertzog von Burgunn nit letze
Und sich des Leids ergetze
Das Ihm beschehen ist.
Jetzund in kurtzer Frist.

Wer ihm vor miſsgelungen do.
Er hats versuchet anderstwo
An üwern Punt-Genossen
Und ob es sich begeb über Nacht
Das sich die Sach also nun macht
So sond jr sy nit lassen;
Ir sechen wol wo man stost an,
Strow mit dem Fewr behende
Wert man ihm nit, es thut nit lan
Bis es kompt an das Ende;
Darumb so werent ihm auch by der Zitte
Wenn es des Fürsten Lühte
Brächt under sinen Gewalt
Darnach er zu üch stalt.

Ich riet dem Edlen Fürsten gut
Und den Eidgnossen wolgemut
Das sy sich tetent besachen.
Und zugen im hin in sin Land
So gar mit wol gewerter hand
Er wurt ers nit gelachen;

Ich gehöret all min Tag,
Der Vorstreich sye gar gutte
Wem er zem ersten werden mag
Der sy des bas behüte:
Nemend zu Hilff, Gott und sin Heilgen alle
Sant Fridle und Sant Galle,
Sant Vincenz den vil schön,
Sant Urs den Ritter kühn.

Ihr frommen Eidgnossen all
Dienet Gott mit rechtem Schall
Als ihr bishar hand thone,
Wann das thut üwer Land und Lüht,
So mag es üch zu keiner Zitt
Niemermer miſsgohne;
Und wann der Bär zücht us dem Hol
Mit allen sinen Jungen,
So sechen jr allsamen wol
Das ihm nie ist miſslungen:
Deſs haben Dank die Frommen und die Kühnen,
Das sis umb Gott verdienen.
Die Sinen Gott nit lat
Als lang die Welt bestat.

Fryburg du bist fry all Tag
Bern lat dir beschehen keinen Schlag
Sollotern förcht dir nichte:
Diewil du Bern treist keinen Haſs,
So will ich dich geweren das
Das dir nüt geschichte,
Lutzern nun hab ein guten Mut,
Bern will dich niemer lassen;
Zurich du bist gar wol behüt
Und ander Eidgenossen.

Diewil das einer folgt des andern Ratte,
So mag üch kein Notte
Von Burgunn beschechen nicht.
Hat Vitt Weber gedicht.

Der Streit von Erikort 1474.

Nun will ich üch aber singen
Und dichten ob ich kan
Gott well das uns gelingen,
Damit so heb ich an:
Herzog Sigmund von Oesterrich
Der hat sich wol besinnet
Als es will dunken mich.

Er hat den Pund verstricket,
Es was fast an der Zit:
Damit hat er herkicket
Sin Land und auch sin Lüht
Die sach man alle trurig stan.
Sy forchten also sere
Das sy ihn musten lan.

Er hat sich lassen richten
Mit den Eidgnossen gut,
Den alten Krieg lassen schlichten:
Dank hab das edel Blut.
Wann sy sin auch gar fromm Lüht.
Das hört man von in sagen
In allen Landen wit.

Der Pund der wart beschlossen
Gar heimlich und gar still,
Das hat gar mengen verdrossen,
Der darumb wiſst nit vil;
Der jetzt wol sicht die rechten Mer
Wie man zusammen züchet
Von allen Landen her.

Do heim wil nieman bliben,
Das ist ein frömder Sinn;
Sy haben Mutt vertriben
Den Herzog von Burgyn.
Man spricht, er sye ein sölcher Mann
Und was er hütt verheisset,
Morn sy er brüchig dran.

Ein Zug ist zusamen keret
Im Sunckow überall,
Der Huff hat sich gemeret,
Vor Erikort im Tal;
Vil me dann achtzechentusend Mann,
Vil Karren und viel Wägen,
Das ichs nit zellen kann.

Der edel Bischof kame
Mit Straſsburg also gut:
Schlettstatt er mit ihm nahme,
Die waren all gemut:
Sy hatten all roht angeleit,
Die von Colmar kamen gezogen
In roht und blaws bekleit.

Von Keisersperg die Klugen,
Die kamen dar zu Hand;
Ein Liferie sy antrugen
Und alsamt ein Gewand:
Deſsglichen Brisach an dem Rhin,
Die zwüschent Straſsburg und Basel
Die kamen alle dahin.

Lob hör ich Fryburg jechen,
Die warend gar woll gemutt;
Man hat sy gern gesechen,
Ir Harnesch der was gut:
Es was gar ein hübsche Schar,
Wo sy im Volk umbzugen,
Man nam jr eben war.

Villingen kam gar balde
In wiſs und auch in blo,
Und Waltzhut mit dem Walde
Beklcit in schwarzes do;
Und Lindow in wisses und auch in grün;
Von Basel kam gezogen
Gar menig Mann so kün.

Darzu Schwoben und vil ander Stett,
Schaffhusen, Rottwil und Meinstett
Solt ich loben, jr ist vil;
Uberlingen und Bibrach,
Ravenspurg kam gegangen
Costenz man auch da sach.

Zürich

Zürich mit groſsem Schalle:
Schwitz Sollotern und Bern
Und Frouwenfelt kam gar balde.
Glarus Zug und Lutzern
Und sunst uſs Schwitz vil ander Stett.
Die Eidgnossen muſs man loben
Wer sy gesechen hett.

Uff sy thet man fast lugen.
Es was von Volk ein Kern
Vil Harnesch sy antrugen
Man sach sy kommen gern
Sy waren all stark, lang und groſs
In Heere han ich nit gesechen
Von Gröſse ir Genoſs.

Ein Wagenburg wart geschlagen
Vor Erikort so satt
Vil Zelt sach man uffragen
Als ob es wer ein Statt.
Darnach man (thet) die Büchsen in
Daraus schoſs man gar sere
Durch die Muren hin.

Das hat die Walchen verdrossen
Und auch die Lamparter
Das man so vil het geschossen.
Zwentzig tusent kamen dar
Und wollten die Wagenburg gewunnen han
Do man jr innen ist worden.
Da ging man frölich dran.

Der reiſsig Zug ylt balde
Sy waren gar gemutt
Und sachens vor dem Walde.
Glitzern im Harnesch gut
Sy ranten zu in in schneller Yl
Das Fuſsvolk zoch gar balde
Ir was auch also vil.

Wer hinden nach ist gangen
Der wer gern der Vorderst gesin.
Sy hatten groſs Verlangen.
Als zu den Walchen hin;
Sy lüffen als der sy gejagt.
Als vil ir erst darkamen
Man sach ir keinen verzagt.

Die frommen Eydgnossen
Die sumpten sich nit lang.
Stritten sy sich vermassen,
Ich lobs in minem Gesang;
Sy namen zu Hilf Sant Ursen schon
Und der von Bern Wort Zeichon
Sant Vincentientz ruftens an.

Do man die Walchen sach uffbrechen
Das also mechtig Heer,
Do geriet man sy erstechen
Des fluchen sy so sehr;
Und kamen auch in grosse Not
Vil me dann drithalb tusent
Die wurden geschlagen tod.

Sy lagen in den Hürsten
In Feld und an der Strafs
Nach Streichen begond sy dürsten
Man sach sy also blofs;
Sy wurden all gezogen ab;
Uff Karren und uff Wägen,
Leit man da jr Haab.

Des mag man sich wol fröwen
Durchstochen wart jr Hut
Zerhacket und zerhöwen,
Als ob sy werent Krut;
Wol me dann einer Milen lang,
Fand man se erstochen ligen,
Was jnen ein grosse Schand.

Man hat jn angewunnen.
Ir Wagenburg und jr Spis
Und sy darus getrungen,
Des hand die Berner Pris,
Und darzu ander fromm Lübt,
Was man jn hatt angewunnen,
Das leit man in die Bütt.

Ihr ward gar vil gefangen,
Erstochen me dann man went
Vil Glenen und auch Stangen
Die lagen da zerrent;
Als ob sy weren dargespreit,
Ir ist nie keiner darkommen
Der vor Streichen wer gefreyt.

Do man ersach die Summe
Und lagen in Blutes floſs
Da kert man sich wider umbe
Gen Erikort zu dem Schloſs,
Und schoſs man noch vil me daran
Die jr Helffer solten sin gewesen
Die lagen uff dem Plan.

Sie wurden des bald innen
Zu Erikort in dem Schloſs
Da stünden sy zen Zinnen
Und rufften ein Friden harus
Und batten durch Gott mit Worten süſs
Das man sy wolt uffnemmen
Und jnen das Leben lieſs.

Der Adel der was gütig
Und auch darzu stet;
Sy wolten mit syn wütig.
Der Bitt so man jr thet:
Vierthalb hundert lieſs man zum Schloſs harus
Das Fendli von Oesterriche
Stacht man zum höchsten uſs.

Viel Kürisser was darunter
Mit aller ihro Haab,
Es was ein seltzen Wunder,
Das man sy nit zoch ab:
Man nam jn weder Groſs noch Klein
Do man das Schloſs besetzte
Do zoch man wider heim.

Tusent und vierhundert Jahr
Und vier und sibentzig man zalt
Siden Christi Geburt fürwar,
Da man die Walchen falt,
Uff Sonnentag nach Sant Martis - Tag
Nit fern von Erikorte
Da ist beschechen die Schlacht.

Der uns dis Lied hat gedicht,
Von diesem Zug so klug,
Der was selber bey der Geschickt
Da man die Walchen erschlug.
Vit Weber ist auch er genant
Zu Fryburg im Briſsgowe
Ist er gar wol erkant.

Amen.

Der Streit wegen Ponterlin 1475.

Der Winter ist gar lang gesin
Des hat getruret menig Vögelin
Das jetzt gar frolich singet.
Uff grünem Zwy hort mans im Wald
Gar süſsiglich erklingen.

Der Zwy hat bracht gar menig Blatt
Darnach man gros Verlangen hat,
Die Heid ist worden grüne;
Darum so ist gezogen uſs
Gar menig Mann so küne.

Einer zoch uff, der ander ab
Das hat genommen ein wilde Haab:
Der Schimpf hat sich gemachet,
Des der Hertzog von Burgunn
Gar wenig hat gelachet.

Man ist gezogen in sin Land
Ein Statt ist Ponterlin genant
Da ist der Reigen anfangen:
Darin so sicht man Witwen vil,
Gar truriglichen prangen.

Die jren Mann verloren hat.
Die Eidgnossen lüffen ihn ab die Statt
Und stürmten daran ohn Truren;
Mit Gwalt gewunnen sys inen ab
Und wurffens über die Muren.

Des namen die Walchen eben war
Wol uff zwölff Tusent kamen dar
Zu Roſs und auch zu Fusse;
Und woltens wider gewunnen han
Des ward jnen schwäre Busse.

Dieselben brachten sy in Not
Man warff und schoſs jr vil zu tod
Das geschach von Eidgnossen.
Sy brachten zwey Houpt Paner an die Mur
Die musten sy da lassen.

Es wart dem Bären zu Bern geseit,
Wie das die Iren weren beleit,
Er thet sin Klauwen schliffen.
Er nam vier tusent Mann zu ihm
Da hört man fröhlich pfiffen.

Sy zugen gen Ponterlin uff den Platz
Den Walchen da zu einem Tratz,
Der was me dann zwölf tusent.
Da sy den Bären sachen an,
Da wart jnen allen grusen

Er zoch zu jnen in schneller Yl,
Die Walchen machten Huffen vil
Und meinten sy weren keche;
Der Bär grüſst sy mit Büchsen-Steinen
Da fluchen sy hinwege.

Der Bär ylt jnen nach mit dem Fan,
Er brant, als er vormals hat gethan
Dem Walchen da zu leide;
Da er das Dorf hat gezündet an
Da zoch er uff wite Heide.

Das sachen die Walchen alles wol
Sy rannten an sy zum andern mol
Der Bär stalt sich zu Were.
Sogar mit guter Ordnung
Alls nach der Hauptlühten Lere.

Da nun die Walchen sachen das,
Wie das der Bäre alls grimm was;
Von dannen sach man sy strichen.
Und was doch allweg vier an ein
Dennoch muſsten sy wichen.

Der Bär hielt lang in Zornes Grimm.
Sy redten all von gemeiner Stimm
Und kemen die Walchen riten,
So wolten wir uff disen Tag
Gar ritterlichen stritten.

Darumb so lob üch die von Bern.
Auch Fryburg Biel und Sollotern
Und ander Eidgenossen
Das sy sich uff witem Feld
Ein semlichen Stritte vermassen.

Lutzern wolt nit dahinden sin
Es wolt auch ziehen zum Bären hin
Wiewol man juen thet schriben,
Das sy nit solten ziechen uſs.
Dennoch wolten sy nit bliben

Es wuſsten die von Basel wol,
Das der Bär was uſs dem Hol.
Sy schickten zu Fuſs und Roſse.
So vil der frischen Gesellen uſs
Und gaben ein gut Geschosse.

Sy suchten den Bären uff der Heid.
Da hat er sich für Granson geleit.
Da kam der zug zusamen:
Da hort man schieſsen Nacht und Tag.
Bis das man Granson gewanne.

Darnach an einem Sonnentag fruh.
Da frut man frischen Gsellen zu
Und stürmten die Statt mit Fröwden.
Sie huwen uff die Thür und Thor
Und kamend darin ohn Leide.

Jeglicher thät das allerbest.
Die Walchen fluchen in die Fest.
Die was als wohl verrigelt.
Sy hatten alle jro Haab,
Hin über See geschicket

Man fing an machen Rüstung gut,
Und auch Bollwerk als man dann thut,
Dem Schloſs ward man auch nach husen.
Da nun die Walchen sachen das,
Da ward jnen allen grusen.

Am Mey-Tag uff den Abend spat,
Da wurden die am Schloſs zu Raht,
Und thatent die Houptlüht laden;
Sie sprachen: das Schloſs gend wir üch uff,
Dem Huſs von Savoy ohn Schaden.

Sy naments uff als ich hand geseit,
Und liessen Savoy sin Gerechtigkeit.
Sy muſsten allsamt schweeren.
Die Frömden lieſs man mit jr Haab;
Hinüber des Feld uſs keren.

Man besatzt das Schloſs mit Lühten gut,
Darnach zog man mit frischem Muht,
Gen Orban für die Statte.
Darinne was auch ein vil gut Schloſs
Mit Muren also satte.

Da nun der Zug gen Ŏrban kam,
Da brann die Statt in Füwres Flam,
Wann sie hatten sich ergeben,
An die frommen Herren von Bern
Das was dem Schlosz nit eben.

Darum sies hand gezündet an,
Das hat entgolten menig Man,
Der in das Schloſs ist kommen.
Sie lüffen gar entlich in die Statt,
Und laschen das Füwr zu frommen.

Die Geſellen namen den Kirchthurm in.
Und ſchuſſen zu den Walchen hin.
Das es ſo lut erkrachet.
Wiewol es was ein groſser Ernſt,
Des Schieſsens menger lachet.

Indem da ſtürmt man an das Schloſs.
Man achtet weder Wurff noch Schoſs.
Sy huwen ein loch in die Muren.
Dadurch ſchlouf menig küner Mann.
Der umb ſich hat kein Truren.

Die von Bern ſtürmten vornen dran.
Und die von Baſel hinden an,
Sy kamen darin mit Genoſſe,
Das Fenli von Lutzern wiſs und blow,
Sach man gar balde im Schloſſe

Von Bern ein Fenli nachhin trang.
Und das von Baſel ſumpt ſich nit lang.
Und lies ſich auch bald ſechen.
Jederman thut das Allerbeſt.
Das lob muſs ich hie jechen.

Bern. Fryburg. Biel und Sollotern gut.
Die waren auch da mit friſchem Mutt.
Und ſach man auch ir Zeichen
Es was jedermann als Ernſt und Not.
Das ſy nit uſs mochten reichen.

Do nun die Walchen ſachen das.
Wie das Schloſs erſtigen was.
Sie wurffen uff jr Were.
Und baten das man uff ſollt nemmen.
Durch Gott und unſer Frouwen Ehre,

Hetten sy das by zit gethan,
Man hät sy allsamt lebend gelan.
Sunst wolt man sy nit ehren.
Do nun die Walchen sachen das,
Da begonden sy sich weren.

Sy hatten ein Thurn ingenommen,
Da kond man lang nit zu ihn kommen,
Da was ihr gar vil innen.
Sy wartent sich gar lange Zit,
Und mocht jr keiner entrinnen.

Do fugt sich das man zu ihn kam,
In wendig im Thurn man uffhin klam.
Viel höcher wann sy waren.
Man warff ir eben vil zu tod,
Und traff sy uber die Ohren.

Es geschach nie kein Mann groſser Not,
Man warf sy lebendig und todt.
Allsamt uber die Zinnen.
Das Schloſs Orban thet man mit Gewalt.
Den Walchen abgewinnen.

Darin waren me dann hundert Mann,
Die all ihr Leben muſsten lan
Daran will ich nit liegen.
Man lert sie allsamt uber die Mur,
Ohn alles Gefieder fliegen.

Es ward dem Schloſs Escharles geseit,
Wie das es auch bald wurde beleit,
Es schickt an die von Berne,
Das sy nemend dasselbe Schloſs,
Sy woltens ergeben gerne.

Noch ist ein stark Schloſs Jungi genannt
Dem ward es auch gar bald erkannt.
Wie es zu Orban was ergangen.
Da warend vil der Walchen uff.
Harab hatten sy Verlangen.

Man zoch gen Jungi in die Statt.
Nach dem Schloſs man gros Verlangen hat.
Do man kam dar geschlichen,
Do warend die Wachen alle darus
In welsche Land gewichen.

Jungij ist ejn gute Fest,
Under den fünffen die aller best,
Und beschlüsset Savoyerlande;
Die von Bern besatzten es gar wol,
Und nam̄ens zu jren Hande.

Wenn es Gott nicht gefüget hat.
Wer wolt dann so vil Schloſs und Stett.
Gewinnen in kurzem Zite?
Des haben Danck die Frommen von Bern.
Und ander künen Lühte.

Der Bär was gelouffen uſs dem Holl,
Es ist ihm ergangen also wol,
Wider heim ist er gesprungen.
Gott geb ihm fürbas Glück und Heil
Hat uns Vitt Weber gesungen.

Amen.

Ein Lied das von denen von Fryburg gemacht ward.

1475.

Mit Gesang vertreib ich min Leben,
Von Tichten kann ich nit lan,
Darumb mir Stett hand geben,
Die Schilt ich an mir han:
Das ich mich dester bas mög erweren
Und ehrlich kum gegangen,
Für Fürsten und für Herren.

Darumb ich gerne redte,
Das Beste das ich kond,
Das Gott vom Himmel wette,
Das ich wer recht besint.
Daſs ich ihn geben könde Lehr,
Das sie nun möchten genesen.
Als vor dem Weltschen Heer.

Die Bündnüſs gar witt erkannt,
Des man sich gar wol fröwen mag
Ein Statt litt in Oechtland,
Zu forderst an dem Hag,
Fryburg so ist sie genannt,
Und ist ein rechter Schlüſsel
Zu der Eidgnossen Land.

Man soll sich Fryburg fröwen.
Wann es ist Mannheit voll,
Es stat hart als die Löwen,
Darumb ichs loben soll:
Wo man qin Sturm will fachen an,
So hat es frisch Gesellen
Allweg fornen dran.

Die von Fryburg ich prise,
Ir Lob sich teglich mert
Mich dunkt er sey nit wise
Der es nit gerne hört.
Umb Gerechtigkeit und auch ir Ehre.
Hand sy allweg vil erlitten
Und tetens fürbas meren.

Fryburg du bist ein Kerne.
An Wisheit dir nit brist,
Man hat dich allzeit gerne.
Als lang du gestanden bist.
Darumb hüt dich vor Ungefell.
Ich bitt Gott und sin Mutter,
Daſs diſs kein Riſs nit schnell.

Und will der Hertzog kommen,
Von Burgunn als man dann seit,
So ich wol vernommen.
Du werdest von ihm beleit.
Darumb stell dich in ganze Wer.
Lad die guten Büchsen.
Und schüſs ihm in sin Heer .

Gar werlich sind die Muren,
Mit Türnen wol umbstellt,
Das Gold laſs dich nit truren,
Das dir noch teglich felt,
Du buwest Türn und Bolwerk gut
Darumb dir der Burgunner
Keinen Schaden thut.

Fryburg solt nit erschricken,
Du bist gar wol gerüst,
Du hast das wol gesechen
Wie Nuſs sich hat gefrist,
Und ist gegen dir ein Kindes-Spiel,
Demnocht hat es verderbet,
Der Walchen also vil

Sin Mutt hat ihn betrogen,
Den er hat geschlagen an,
Kem er für dich gezogen
Es muſst ihm anders gan:
Man würd ihm scheren ungenetzt,
Mit scharfen Hellebarten,
Die sind uff ihn gewetzt.

Wer Fryburg meint zu gewinnen,
Der hat ein tummen Mutt
Ir Graben, Muren, Zinnen,
Sind fest und darzu gut.
Und wenns der Weltsch stürmt über Not,
Als vil er Lüht möcht bringen
Man schlug ihm alle zu tod.

Ich weis ein fryes Tiere,
Der Bär ist es genannt.
Er kem gezogen schiere
Und thet ihm Hilff bekannt.
Wann der Burgunner Fryburg beleg,
Es brecht vil junger Bären,
Die schlugen ihn hinweg.

Bern, Fryburg sind zween Namen,
Und ist doch nur ein Statt,
Sie hand gros Lieb zusamen:
Was ein die andere batt,
Das ist jr nie worden verseit.
Einandern sy nit lassen,
In Lieb und auch in Leid.

Sollotern kem bald gegangen.
Was, es lat Fryburg nit,
Biel het auch dar Verlangen,
Wann Fryburg Leid beschicht,
Murten. Burgdorff und Loupen vest,
Arberg. Arow und Olten,
Die brechten auch gut Gest.

Und sunst alle Eidgnossen
In Stetten und uff dem Land,
Wend dich Fryburg nit lassen,
Als ich von jnen verstand,
Rapperswyl. Bremgart, und Winterthur,
Frowenfeld, Bruck. Schaffhusen
Sechen fast für.

Wen Fryburg, Zürch verschriebe,
Und wie es wer beleit,
Nit lenger es belibe
Lutzern wer schier bereit,
Die Zwostett hand gar mannlich Luth,
Sy kemen zu dir gegangen,
Und gült es jnen die Hutt.

Von Ure der grimm Stiere,
Der richt uff sin Horn,
Es kem gezogen schiere
Es thet ihm also Zorn,
Wenn Fryburg beschech ein Widerdries,
Ihn mocht ganz nieman beheben,
Burgunn er niedersties.

Schwitz kem selbst ungeholet,
Fryburg will es nit lan,
Ir Paner ist gemolet,
Mit Gottes Liden fron:
Ein Spiegel aller Christenheit,
Damit thund sy vertriben,
Was jnen thut zu Leid.

Ein Ort heiſst Unterwalden,
Das hat von Volk ein Kern,
Die kamen dar gar balde,
Zug möcht auch nit entbern,
Sy muſsten ziechen gen Fryburg hin,
Und Glarus desglichen,
Mocht nit daheimen sin.

Die von St. Gallen die Frommen.
Die weren auch schier bereit,
Gen Fryburg wurden sie kommen
Und wann es wer beleit.
Appentzel und der Grawe Pund.
Die sach man auch uſsziechen,
Sogar in kurtzer Stund.

Man dörf darumb nit manen.
Frutingen kam nit zu spat.
Desglich die von Sanen.
Wann Fryburg litte Not.
Kem es für die im Sibenthal.
Das Unter und das Ober,
Sy kemen uberall.

Zu Wallis in dem Lande.
Sind frisch Gesellen gut.
Ein Bischoff wol erkande,
Zu Sitten das Edel Blut,
Der brecht mit ihm ein groſse Schaar,
Die Walchen wurden geschlagen
Des muſst man nemmen war.

Sollt ich die Stett all zellen.
Es nemme gar lange Wil.
Der Pund hat frisch Gesellen,
Und der ist also vill,
Von Gryers gar ein edler Graff,
Der wurd den Herzogen suchen,
Vor Fryburg an sim Hoff.

Darumb sollt erschrecken,
Und keinen Unmuth han,
Ich weis noch viel der Keken,
Die wend dich auch nit lan,
Die alle in Pund geschworen hand.
Briſsgow und das Elsaſs,
Und ganzes Schwoben-Land.

Mich dunket in minem Sinn,
Fryburg sye also vest,
Und belegs der von Burgynne,
Es thet allein das best,
Und ob es kein Entschuttung wiſst.
Mit seiner eignen Krafſte
Es sich wol vor ihm frist.

Der uns dis Lied nun hat gedicht,
Von diesem Pund so klug,
Er hat sin Sinn daruf gericht,
Er well uns singen gnug,
Vit Weber ist auch ers genannt,
Das Lied schenkt er mit Willen,
Fryburg in dem Oechtland.

Amen.

Als man gen Blomont zog. 1475.

Ein Vereinung ist lobeliche,
Der groſse Pund genannt,
Zu Troſt dem Römiſchen Ryche.
Zugents in Burgunſch Land,
Da haben ſy gewunnen
Beid Stett und auch die Schloſs,
Gar bald es ward verbrunnen,
Sy führten gut Geſchoſs.

Straſsburg ich will dich priſen,
Du haſts gefangen an.
Du verſoldeteſt zu Bern den Wiſen,
Vierhundert werlich Mann,
Tuſent Mann dir ſchicken,
Gar williglich wol bereit,
Gott well das dirs gelucke,
Es ſy dir unverſeit.

Baſel das wolt nit laſſen,
Und auch ſich machten dran,
Als von den Eidgnoſſen,
Verſoldet es fünfhundert Mann.
Colmar, Schletſtadt mit geren,
Sollotern, Fryburg gemeit,
Dem Biſchoff von Baſsl zu Ehren,
Was Biel gar bald bereit.

In Burgunn ſind ſy kommen,
Mit einem harten Sturm,
Hand ſy Lila gewunnen,
Es rumpft ſich als ein Wurm,

Durch Wasser warend sy schwimmen,
Da hub sich Angst und Not,
Sy mochten nit entrinnen,
Man schlug jr vil zu todt.

Lila das wart verbrennet,
Welsch Heri ward verbrant,
Cuntschattung wart zertrennet,
Ein Schloſs Munbi genant:
Nan das wart zerstöret,
Wer hort nie schneller Gethat,
Grangij wart verhöret
Von einem wisen Raht.

Grangij wart übergeben
Zu des von Wirtenberg Hand,
Das Heer sach man streben
Vor Blomont in dem Land:
Der Strus thet mengen Schalle,
Metz und das Hetterlin,
Die Reimerin gar balde,
Ging als zun Muren jn.

Blomont was ein gut Vesten,
Als ichs kum je gesach,
Gebuwen zum allerbesten
Alls Gold jr Ober-Tach,
Ir Werinen und auch jr Muren,
Das was unmeſsiglich,
Sechszehen Schuch dick vor Truren,
Und achzechen deſsglich

Uff einem Berg höfflichen,
Lag Blomont Schloſs und Statt,
Vil Körb so fürstiglichen,
Des Heer gewürket hat,

Sy stürmten die Statt frölichen,
Des nam menger ein Sturtz,
Von dannen muſsten sy wichen,
Die Leitern waren zu kurtz.

Müssen wir von hinnen wichen,
Das wer uns immer Schand,
Der Vereinung so lobliche,
Dem Pund in Tütschem Land;
Bern, Basel man besante
Vil Stett und Sollotar,
Mit Paner kaments zu Hande
Brachtend ein groſse Schaar.

Gen Blomont in das Schloſse,
Da kamen auch die Mer,
Wie das ein Macht so grosse,
Der Bär im Felde wer;
Nun rahten jr Herren frechen,
Wir werden liden Not,
Wellend sy den Sturm nun rechen,
Sy schlachen uns alle todt.

Das Schloſs gabent sy uff balde,
Blomond die Fürstlich Statt,
Man brants mit grossem Schalle,
Gantz mans geschlissen hat,
Wers je gesach fürstlichen,
Den rüwet sin gros Schönheit,
Das es als jemmerlichen,
Zu Stucken ist geleit.

Von dannen was man keren,
Gen Burgunn in schneller Yl,
Des Ryches Paner zu Ehren,
Wohl me dann achthalb Mil

Gramont wart gewunnen
In Blut lag menger Rott,
Gar schnell es wart verbrunnen,
Man schlug hundert todt.

Vom Schloſs den einen Herren,
Im Turn man funden hat,
Den furt man da mit Ehren,
Gen Bern als in die Statt;
Valant was man uffgeben,
Sy zugen nacket ab,
Damit frist man jr Leben,
Man brant vil guter Haab.

Die Vereynung als lobliche,
Zoch wider in jr Land,
Zu Trost dem Römischen Ryche,
Der groſse Pund genant,
Sy hand ein gut Getrüwen
Den Rych-Stetten hin,
Es mag sy nit gerüwen
Und ist ein guter Sinn.

Zwölf Schloſs hand sy erlangen,
Darzu dry Stett so gut,
Er führt erstechelin Stangen,
Der Zollner es singen thut.
Maria din Kind hing blosse.
Das well es understan,
Das die Irrung grosse.
Werd schier ein Ende han.

Amen.

Von dem Stritt und der Schlacht von Granson. 1476.

Oesterrich du schlafest gar lang
Das dich nit weckt der Vogel Gesang
Hast dich der Mere versumet.
Der Burgunner hat sich gantz vermessen.
Er wollt zu Bern und Fryburg Küchlen essen.
Der Bär hat ihm die Pfannen gerumet.

Darnach do zoch der Bär ins Feld.
Und Schwitz das Crucifix ich meld.
Mit göttlicher Marter frone,
Da schwebt der Stern von Orient,
Der den drin Küngen wart gesent,
Und zünt an den Orten schone.

Den ruffen an in Dankbarkeit,
Darzu die Küngin Marien Meit.
Es soll sich nieman übergeben.
Siner Mannheit und Ubermut,
Das Gott vergoſs sin rosenfarbes Blut,
Do würckt er den Tod und auch das Leben.

An einem Frytag beschachs mit Namen
Das alle Ort zugen zusamen
Zu dem grimmen Bären mit Sitten,
Und werent dryer Tagen ehe verrucht.
Die uff Granson wären nie verzuckt,
Man soll Gott für sie bitten.

Als ich jr Sachen han vernommen,
So ist jnen bewist ein schwacher Frommen,
Doch will ich nieman schelten,
Der daran unrecht hat getan,
Der wird auch darum Buſs empfan,
Dort oder hie in der Welte.

Uff das da wart ein Anschlag than,
Bern und Schwitz zugent dran,
Man wolt die Fiend angriffen,
Schwitz, Thun brachen an ersten,
Da wolt kein Ort das lest nit sin,
Den Bären hört man pfiffen.

Do würckt Gott durch sin Regiment,
Daſs man kam kurz der Sach ein End,
Het man noch einen Tag verhalten,
Burgunn het sich Tarraſs gerüst,
Ihm war noch menger in den Haaren gewiſt,
Ehe er sich het lan gewalten.

Do fügt es Gott zur selben Stund,
Sy zugen dran mit festem Grund,
Als in die grünen Oewen,
Da griffen sie die Fiend an,
Von Eidgnossen was menig kluger Mann,
Mit Stechen und mit Höwen.

Die Walchen machten ein wilds Geschrey,
Ir Ufsatz was gar mengerley,
Es mocht sie klein verfachen,
Sie traffen mit ihn durch den Berg,
Darunter hub sich erst der Gewerb,
Da sy den rechten Huffen sachen.

Burgunn hat ein Ludergeleit,
Der Bär griff an gar unerzeigt,
Und zart sy darnider harte,
Schwitz hüw und stach wol als ein Kern.
Kein Toppel gsach ich nie als gern.
So ruch hielt mans Burgunn in Barte.

Der Zulouf von der Eidgnoſsschaft
Macht mengen Mann gar groſse Kraft.
Zürich Lutzern hat sich nit verborgen.
Man bekant die Ritter zur ersten Kur.
Da menger Bickart nam die Schnur.
Groſs Mannheit hat man da erworben.

Nun sag mir jedermann was er will
Es was ein merglich Glück und gros Gefell.
Des sagen Danck Gott dem Herren.
Die Fiend ruckten iemer mer
Bis das sy kamen zu jrem Heer,
Da begonden sy sich gar mannlich weren.

Da geriet der Bär sin Klauwen strecken,
Fryburg, Sollotern, Biel trungen als die Recken.
Schwitz stach vor drin als die Fürsten,
Nun merken mich ohn Unterscheid,
In die Reben hat er jnen die Fallen geleckt,
Sie fluchen bald zun Hürsten.

Uff das hat er sin Anschlag than,
Den Bären in Reben zu umfan,
Daruf ein Rott bescheiden,
Die schatzt uff sechstusend Pferd,
Sollten durchbrechen überzwerch,
Das kam Burgunn zu Leyde.

Der Spiegel aller Eidgnoſsschaft,
Siben Ort merck wie Burgunn sprach.
Da er den Stier hort brülen harin ziechen.
Woluff es kommt als tüffelsch Geschlecht.
Da fiengen an sin Ritter und Knecht.
Dar schantlichen zu fliechen.

Darumb sing ich so gar nach Zucht.
Sie brachten die Fiend gar bald zur flucht.
Da sy als mannlich trungen.
Ach küschè Mutter reine Meit.
Du fürtest sy in dinem Geleit
Ir Herzen begonden jnen jungen.

Von schantlicher Flucht wart nie geseit.
Des fröwe dich alle Christenheit.
Es wär dir hart ergangen,
Het Burgun gewunnen einen Rung.
Alls Römisch Rych het genommen ein Sprung.
Es wart darumb angefangen.

Darumb tet billich Römisch Rych.
Ein merglich Bistand deſsglich.
Mag menglich prieffen und mercken.
Ich kouft nit Fründschaft um ein Brot.
Die mich verliessen in der Noth,
Und mich erst wolten stercken.

Deshalb so setz ich min Gedicht
Will fürbaſs singen von der Geschicht.
Ach Gott laſs mir die Wahrheit risen
Ehe Sanct Fridli kom mit wis und blow.
Ich hat kein Hor os wurd mir grow.
Demnoch muſs ich sy prisen.

Sanct Fridlin bot sin Stirnen dar,
Der bracht die ruchen mit ihm har.
Die begonden trostlich schrentzen,
Der edel hochgelobte Stern,
Der nie erlasch Zürich und Lutzern,
Die sach man gar fast gläntzen.

Underwalden Zug und Ure,
Die heist man wol die Suren
Sy stachen drin on alles verzagen,
Da sach man Dieſsbach und auch Halwyl,
Die Fiend gar manlichen jagen.

Baſsler-Ritter die schlugent dran,
Und ander die ich nicht kennen han.
Sy hand groſs Ehre erworben,
Der Bär behielt ihn den Rucken gantz,
Dem setz ich uff den Rosenkrantz,
Menger ist von ihm erstorben.

Gar Menger hat ein Dant gemacht,
Wann er die Sach nun recht betracht,
Was Heils ist uf erstanden,
Das sich der Bär so mannlich wert,
Het er alls ruch nit umb sich gezert,
Stunds schwach in allen Landen.

Des han ich ihm das Cräntzlein ufgeleit,
Ohn Mittel und ohn Underscheid,
Mag ers mit Ehren tragen,
Vor Fürsten Herren Rittern und Knecht.
Ehe sich Burgunn me anschlecht.
Er must vor Raht drumb haben.

Was nemest du thure Eidgnossschaft.
Jetz um die krönte Ritterschaft.
Die du hast erlich erworben,
Gemein durch alle diese Welt.
Hast ihn geschlagen ab dem Feld.
Des menig Fürstenthum ist verdorben.

Kein Gewalt uff Erden nie wart erkannt,
Der ihm dorft thun ein Widerstand,
Dem hast du sin Cronen abgeschnitten,
Und hast ihm all sin Wappen erblent.
Lowen. Gilgien ganz durchschent,
Er wollt es wäre vermitten.

Er schrieb sich Herr Welsch- und Tutscher Zungen,
Ich mein er sy der Enchrist Jungen.
Mit sinen unchristenlichen Sachen,
Von dem die Proficien seit.
Er wurd verkeren die Christenheit.
Das möcht man nit gelachen.

Er meint, er wer gar wol behut.
Er hat verloren sein oberst Gut.
Houpt Paner, Buchsen, Sigel, guldin Zeichen.
O Gitigkeit du schnöde Wurtz.
Ich meſs dich lang ich meſs dich kurtz.
So mag dich niemand erweichen.

Das Gott erbarm durch alle sin Gut.
Das man Straſsburg zu hinderst beschiedt.
Das die Ordnung musten halten.
Und werent sy zum ersten in Bruch kommen
Als ich ihr Wesen han vernommen,
Da wer noch menig Helm zerspalten.

Dis hat getan die Gottes-Hand,
Das an dem Bären nit erwant,
Er geriet gar frölich springen,
Mit andern sinen Eidgnossen gut,
Die hatten alle ein fryen Mut,
Thut einer von Lucern singen,

Amen.

Schlacht bei Granson. 1476.

In Welschen Land hebt sich ein Strus
Da mag wol werden etwas us,
Die Klouwen wellen wir wetzen.
Der Gir treit grossen Übermut,
Der Bär und Stier gar wol behut,
Wend mannlich mit ihm kretzen.

Zu Granson ers betrogen hat,
Und sichert sie mit falschem Raht.
Das wart an ihm gebrochen,
Die frommen Lüht hat er erhenckt,
Fürwahr das ist ihm nit geschenckt,
Man hats an ihm gerochen.

Den Küng hat er gebebt im Feld,
Und siben Fürsten die ich meld,
Den Pund woll er gewinnen:
Sin Herren er begoben wollt,
Jeglicher ein Teil besitzen solt,
Des must man werden innen.

Des nam der Bär gar schnelle war
Und zog mit sinen Eidgnossen dar,
Und taten ihm zuschriben,
Wolt er sin ein Bidermann,
So solt ers ritterlich bestan
Und auch im Felde bliben.

Es beschach an einem Samstag fruh,
Da zoch man wider Famerkü zu,
Sie woltens mit ihm wagen,
Und wisten demnocht wenig das,
Das ihnen der Herzog als nache was,
Und gegen ihnen gonde nachen.

Da warend Berg und tieffe Thal,
Der Weg was ruch und darzu schmal,
Dadurch sie muſsten kommen;
Bern und Schwitz die huben sich uf,
Und zugen dar mit ihrem Huff,
Der Hertzog hats vernommen.

Der Herzog wolt sin nit entbehren,
Die Berner wolt erstechen gern,
Er meint sy wären alleine,
Er hat wol zehen an einem Mann,
Des achtent sy demnoch kleine.

Zürich schlug mit fröwden dran,
Mit mengem userwelten Mann,
Und Lutzern desglichen
Unterwalden, Zug, und Glarus gut,
Die schlugen dran mit fryem Muth,
Die Walchen begonden wichen.

Der Stier von Ure lugen wart.
Darab erschrack der Walch so hart.
Die Fries was ihm zerrunnen.
Ein Kung von Naples was by ihm do.
Den treib man von der Wagenburg so,
Die ward ihm abgewunnen.

Basel das kam auch zum Spiel.
Das kond wol schiessen zu dem Ziel.
Der Schimpt der wolt sich machen:
Sin Wagenburg die was nit gar gantz.
Sy sprungen frölich an den Dantz,
Man hort die Küris krachen.

Sollotorn was auch am Hatz.
Der Bär der tät ein harten Kratz.
Und Fryburg im Oechtlande.
Der Widder auch gestossen hat.
Strasburg kam ein Teil zu spat.
Das thet ihm selber ande.

Der Schimpff der wert ein lange Wyl
Man jagt sie anderthalbe Mil.
Sy fluchen mit Gewalte.
Er rant gen Orben in die Stadt.
Die Thor hieſs er beschliessen hart.
Sin Herz gond ihm erkalten.

Die Tutschen Ruten die thaten ihm weh.
Man jagt ir vil in einen See.
Die schwimmen wollten lernen.
Vil menger Walch darinn ertranck.
Ein groſses Schiff zu Boden sanck.
Darin vil Welscher Herren.

Vil

Viel Silber-Geschirr und rotes Gold,
Wart den Eidgnossen zu Sold,
Darzu ein guldin Sessel,
Vierhundert und zwantzig Buchsen gut,
Machen jnen hochen Mut,
Der hat er auch vergessen.

Sin Sigel er verloren hat,
Vil Berlin, guldin sidin-Watt,
Cron, Edelstein, so glantzen,
Guldin Bücher, Kelch, Meſs-Gewandt,
Ein Bischoff-Hut man auch da fand,
Dazu guldin Monstrantzen.

Sin Degen rich von Gold so rein
Der ist gesetzt mit Edelgestein,
Den hat er auch verlohren,
Grösser Spott ihm nie beschach,
Was man Burgunner kriegen sach,
Das thut dem Wütrich zoren.

Der von Burgunn der frowdig Mann,
Der hat den Sachen nit recht getan,
Er hats nit wol besunnen,
Der schönen Panern hat er vil,
Kam man ihm zwüschen Kuglen und Zil,
Darvon ist er enttrunnen.

Hertzog Karle hörst du das,
Du treist den Eidgnossen Haſs,
Deſs solt du nit geniessen,
Kein Herr an jnen nie nüt gewan,
Wilt du von dinem Krieg nit lan,
Es wird dich bald verdriessen.

Din Gut ist jetzund worden vil,
In die Eidgnossen komen ein Michel-Theil.
Des magst du dich wol schemmen,
Thut der Spott nit also wehe,
So kum herwieder und bring noch me,
So soll mans von dir nemmen.

Die Eidgnoſsschaft Nacht und Tag,
In keinen Nöthen nie verlag,
Des thun sy sich bewisen,
Mit jr mannlichen Hand,
Des schwebt jr Lob durch alle Land,
Hört man sy erlich prysen.

Der uns dis Liedlein nüwe sang
Der thut vil manchen irren Gang,
Gut Leben ist ihm thüre,
In siner Taschen ist schwach,
Er klaget sehr sin Ungemach,
Das jr kommet zu Stüre.

Amen.

Von dem Stritt von Murten. 1476.

Min Herz ist aller Fröwden voll,
Darumb ich aber singen sol,
Und wie es ist ergangen.
Mich hat verlanget Tag und Nacht,
Biſs sich der Schimpf nun hat gemacht,
Nachdem ich han Verlangen.

Der Hertzog von Burgunn genannt,
Der kam für Murten hingerant.
Sin Schaden wolt er rechen,
Den man ihm vor Granson hat getan.
Sin Zelten spien er uff den Plan,
Murten wolt er zerbrechen.

Thurn und Muren schoſs er ab,
Darum man ihm gar lützel gab.
Sy liessen es Gott walten;
Darin so warent mannlich Lüht,
Umb den Burgunner gabends nut.
Die Statt hand sy behalten.

An einer Nacht da stürmt er fast,
Er lieſs ihn weder Ruh noch Rast,
Murten wolt er haben;
Des kament die Walchen in grosse Not,
Wol tusent bliben wund und tod,
Mit Walchen fullt man die Graben.

Als die in Murten sind gesin,
Die hand gros Ehre geleget in,
Will ich von jnen sagen;
Und welcher es vermöcht an Gut,
So riet ich das an meinem Mutt,
Man het ihn zu Ritter geschlagen.

Ein edler Houptmann wol erkant,
Von Bubenberg ist ers genant,
Er hat sich ehrlich gehalten;
Sin Büchsenmeister schossen wol,
Fürbas man nach ihm stellen sol,
Wo man ein Statt will behalten.

Das wart den Eidgnossen geseit,
Und wie das Murten wer beleit,
Den Pund thet man ihn schriben,
Sy solten kommen es thete Not,
Wie bald man jnen das entbott,
Daheim wolt niemand bliben.

Dem edlen Herzog hoch geborn,
Von Lothering dem thet es Zorn,
Des Weltschen Ungefuge;
Er kam mit mengem Edelmann,
Zu den frommen Eidgnossen,
Sinen Ehren thet er genuge.

Des Fürsten Zug von Oesterrich,
Straſsburg, Basel deſsglich,
Und ander Pundgnossen,
Die kament in einer groſsen Schaar,
Wol zu den Eidgnossen dar,
In Nöten wend sys nit lassen.

Kein hübscher Volk gesach ich nie,
Zusammen kommen uff Erden hie,
In kurtzer Zit als balde;
Sy brachten Büchsen ohne Zahl,
Vil Helbarten breit und auch schmal.
Von Spiessen sach man ein Walde.

Do man zahlt von Christ für wahr,
Tusent vierhundert und siebentzig Jar,
Und das sechst was kommen;
An einem Samstag ich uch sag,
An der zechen tusend Rittern Tag,
Schuff man gar grossen frommen.

Do es wart an dem Morgen fruh.
Da ruckt man fast gen Murten zu,
Durch einen grünen Walde:
Des wurden die in Murten froh,
Den Hertzogen fand man gewaltig do.
Da hub sich ein Schlachen balde.

Eh man kam durch den Wald so grün,
Do schlug man mengen Ritter kühn,
Die man thut wol erkennen;
Der Hertzog von Lothering der was der ein,
Sy redten all zusammen gemein.
Wir wellen vordann rennen.

Ein schneller Raht, der wart gethan,
Wie man den Hertzogen solt griffen an,
Do hort ich mengen sprechen:
Ach Gott wann hat ein Ende die Sag,
Nun ist es doch umb Mitten Tag,
Wenn sond wir howen und stechen.

Jeglicher trug sin Paner starck,
Dahinden sich auch nieman verbarg,
Sy hatten Mannes Mute,
Menglich gedacht in sinem Sinn,
Wie man den Hertzogen von Burgynn,
Wolt legen in rohtes Blute.

Die Vorhut die zog vornen dran,
Darunter waren zwei schöne Fahn,
Entlibuch was das eine,
Das ander Thun mit sinem Stern,
Sy warent by ein ander gern,
Man sach jr fliechen keine.

Die Ritter rannten vornen drin.
Sy leiten all jr Glenen jn.
Do sy jr Fiend sachen:
Umb jr Geschütz so gabents nüt.
Sy wagten alle jro Hüt.
Zu jnen thet man sich nachen.

Die Büchsen schussen zmitten an.
Sy lüffen mit jnen vornen dran
Die langen Spieſs desglichen,
Den Hellenbarten was so Not,
Damit schlug man sy fast zu Tod.
Die Armen und die Richen.

Sy warten sich ein kleine fast,
Darnach sach man sie fliechen fast.
Gar vil wurden erstochen,
Der Fuſsknecht und der Kürisser,
Das Feld lag voller Glen und Sper.
Die an ihn wurden zerbrochen.

Einer floch her der ander hin.
Do er meint wol verborgen sin.
Man thet sy in den Hursten:
Kein grosser Not sch ich nie me
Ein grosse Schaar luff in den See.
Wie wol sie nit was dursten.

Sy wuten drin bis an das Künn,
Demnoht schoſs man fast zu ihn.
Als ob sy Enten weren.
Man schifft zu jnen und schlug sy zu tod.
Der See der wart von Blute roht.
Jemmerlich hort man sy pleren.

Gar vil die klummen uff die Böwm.
Wiewol jr nieman mocht haben göm,
Man schoſs sy als die Kregen;
Man stachs mit Spiessen über ab.
Ir Gefieder jnen kein Hilff gab,
Der Wind mocht sy nit wegen.

Die Schlacht wert uff zwo gantze Mil,
Dazwüschen lagen Walchen vil;
Zerhowen und zerstochen,
Des dancken Gott früh und spath,
Das er der frommen Gesellen Tod.
Zu Granson hat gerochen.

Wie vil jr ist kommen umb,
So weiſs ich doch nit ganntz der Summ.
Doch han ich gehoret sagen,
Wie man hab dem weltschen Mann,
Sechs und zwentzig tusend uff dem Plan,
Ertrenckt und auch erschlagen.

Nun glouben mir hie dieser Wort.
Fürwar uff der Eidgnossen Ort.
Sind nit zwentzig Mann umbkommen;
Daby man wol erkennen mag,
Das sy Gott behüt Nacht und Tag
Die Künen und die Frommen.

Wer ihn zu fliechen nit gesin als not,
Man hät sy all erschlagen tod,
So wer es worden weger.
Die Sonn den Bergen was als nach,
Das man nit bas zu jnen zoch,
Man schlug sich in sin Leger.

Das was wol einer halben Mile breit.
Ob tusent Zelten daruff gespreit,
Darvon thet man ihn triben:
Alle sin Büchsen die er da hat,
Mit denen er schoſs zu der Statt,
Die muſsten alle beliben.

Und alle Paner die da waren.
Die vor Ziten sind verloren,
Daran die Schwenckel hingen,
Die hat man jnen genommen ab,
Umb jr Ritterlichen Hab,
Die sy dazumal begingen.

Man zoch dem Grafen in sin Land,
Schloſs und Statt man ihm verbrant:
Reymond wolt nit stille sitzen,
Ein Schweiſs-Baad hat man ihm gemacht,
Wer er drin gsessen über Nacht,
Er hette müssen schwitzen.

Man treib mit ihnen Schaff-Zabel Spil,
Der Fienden hat er verloren vil,
Die Hutt ist ihm zwürent zerbrochen.
Sin Raach die mocht ihm nit vergan,
Sin Ritter sach man trurig stan,
Schochmatt ist ihm gesprochen.

Die Eidgnossen heuschen ihm kein Brot,
Wiewol er sy für Bettler hat,
Sy land sich nit erschrecken.
Ihr Bettel-Steb sind Spieſs und Glen,
Die Seck stoſst man ihm in Dietzen,
Die Spis will ihm nit schmecken.

Vit Weber hat dis Lied gemacht,
Er ist selbs gewesen in der Schlacht.
Des Schimpfes was er verdorben,
Des dancket er den Eidgnossen,
Und denen so er Gutes gann,
Hand ihm umb anders geworben.

Amen.

Vom Stritt von Nanse. 1477.

Woluff ihr frommen Eidgnossschafft,
All die im Pund sind verhafft,
Der Hertzog von Lothring genannt
Will uns versolden allesant;
Zu Nanse lidents grosse Not,
Der Burgunner will sy haben todt.

Hertzog Reinhard dem ward es kund getan,
Frist mochtents nit lenger han:
Von Hunger litten sy grosse Not.
In Nanse hettents niendert Brot:
Roſs, Hund, Katzen und Müse,
Wer in der Statt jr Spise.

Hertzog Reinhard von Lothring,
Reit am ersten gen Bern gering,
Er batt sy umb Hilff zu Hand,
Ich verlühr sunst all min Land,
Achttusend Mann gar unerzeit,
Wurden von Eidgnossen bald bereit.

Hertzog, üch soll hie wesen kund,
Gemeinlich von dem starcken Pund:
Sy gedenken all gar wol daran,
Was jr zu Murten hand getan;
Ir stritten also ritterlich,
Sond jr geniessen ewiglich.

Sy zugen hin in das Elsaſs,
Die Juden strafftens uff der Stras;
Da kamend sy gen Linstatt hin,
Gen Sant Niclaus stund ihn der Sinn.
Do erschlugen sy wol hundert Mann,
Der Stritt der fing am Samstag an.

Sant Niclaus wir sind hargesant,
Zu retten dir din eigen Land;
Nun thu uns diner Hilfe Schin,
Und erzeig uns auch der Gnade din,
Wo wir sollen keren us,
Und anheben disen Struſs.

Carolus von Burgunn ward gewar,
Wie der starck Pund zoch dahar,
Er brucht syn Heer in schneller Yl
Und zug gegen ihn ein halbe Mil:
Der Stritt fing an als ritterlich,
Kein Mann gesach nie desglich.

Vor ihn da lüff ein rechter Ber,
Strittents waren sy gewer,
Er wart in einem Talpen wund;
Durch Wasser das ist mengem kund,
Lüffen die Fuſsknecht fornen dran
Und erschlugent tod achttusend Man.

Der Stritt der wert wol fünfthalb Mil,
Man zoch ihm nach in schneller Yl;
Der Graff von Lünigen so gut,
Darzu ein Franzoſs wolgemut,
Der Graf von Bitsch der nam jr wahr,
Zwölff Herren bliben an der Schar.

Er schatzt sich Küng Allexander glich,
Er wolt beswingen alle Rich,
Das wand Gott in kurtzer Stund,
Ein wiſs Mann laſs ihm werden kund,
Es ist vergangen mit dem Stritt,
Gros Uebermut in kurzer Zit.

Do man zalt sibenzig siben Jar,
Am zwölften Abend, das ist war,
Do vollendet sich der Stritt,
Das duncket mengen Menschen Zit
Der von Carolus leid groſse Not,
Darumb ihn Gott lies schlachen tod.

Sint geboren wart Herr Jesus Christ,
Grosser Sach nie me beschechen ist:
Er war der forchtsamest Fürst genant,
Den man in der Welt fand:
Der stark Pund und Hertzog Reinhart,
Hand in geleit in schneller Fart.

Gar billig soll man loben dich,
Uff Erden lebt nit sin gelich,
Von Fürsten jetz in dieser Zit,
Der gestanden sy zween herter Stritt,
Und darzu ylt in schneller Fart,
Von Lothringen Hertzog Reinhart.

Kein Mann lebt nit uff Erden hie,
Der solichs hab gesehen me,
Drei grosser Stritt in einem Jar
Mit Gottes Hilff gantz offenbar,
Zu Gransen, Murten und Nanse,
Des dancken Gott jemerme.

Ein Nothelfer ist auch er genant,
Sant Niclaus uff Wasser und dem Land,
Er hat gemacht vil Ritter gut,
Das Zeichen trugens an dem Hut,
Und schlugen tod den Wüterich,
Carolus von Burgunn gar ritterlich.

Uberheb sich nieman sins Gewalt,
Und siner Mannheit manigfalt,
Als der Fürst je hat getan;
Er wolt Gott nit vor Augen han,
Darumb straft Gott zu rechter Zit,
Durch ein Volk das er schatzt nüt.

Nun loben Gott, der hats getan,
Er wolts nit ungerochen lan,
Sin Anschlag ihm gefehlet hat,
Umb sin grossen Missetat,
Witwen und Weisen macht er vil,
Darumb ich ihn nit klagen wil.

Er sitzt zu Bern im Oechtland,
Ein stechelin Stangen führt er zur Hand,
Der uns doch macht das Liedlin gut;
Nun hab uns Gott in siner hut:
Maria du vil reine Meit,
Hilff zu Friden der Christenheit.
Amen.

Von dem Streit zwischen Bern und dem Bischoff von Basel 1367.

(Justingers Berner Chronik S. 173.)

Nu hörent jämmerliche Klag,
Die man hier seit im Lande!
Ihm möchten Ritter und auch Knecht
Jemer wünschen Schande. —
Den Gottes Slüssel sind bekannt,
Die sind zu Röubern worden,
Sie stiften Mord und auch Brand,
Geschändet ist ihr Orden.
Der ein kam gen Biel gerannt,
Ihr mögent ihn wohl erkenen:
Bischoff Hintersich ist er genannt,
So ihn die Basler nennen.
Er swur ihn'n uf die Trüwe syn,
Deſs ist er meineid worden,
Da sie ihn lieſsin zu ihn'n.
Mordlichen stund sin Sinn
Gegen des Bistumbs Lüten.
Grafen und Herren hatt er da,
Als ich üch will bedüten;
Die waren gewapnet weidelich,
Mit ihrem Beingewande.
Was die ihm rieten heimelich,
Deſs hat er jemer Schande.
Wann er verriete sin Gebiet.
Sie schruwen dazu spöttiglich:
Dieſs ist dem Bären nit gar lieb,

Der Bär der lebt nit lange.
Mochten wir ihn ze Felde han!
Das sächen wir gerne;
Ihm würd wohl anders gethan.
Und allen den von Berne.
Darumb wollt der Bischoff geben
Fünfzechentausend Guldin.
Wer der wollt der nem!
Lebt der Bär, er käm. —
Das vernam der ruche Bär.
Er sandt so geswinde
Nach Dienern und Eidgnossen.
Ein keiserlich Gesinde
Er zoch dahin gen Biel
Not ward den Herren ab der Burg ze fliechn.
Sie gebeiten sin da nit
Dieselbe wohl gelegen Burg
Die hat der Bär zerbrochen.
Er lag zwölf Tag und auch die Nächt,
Er hätt sich gern gerochen.
Gelegen war ihr Schalle,
Die mit den langen Glenen
Und mit dem Beingewande
Die fluchent alle.
Der Bär, der sucht all umb sich,
Hüser macht er thure.
Sie smucktent sich all in die Stadt.
Das kam von sinem Füre,
Das blies er us sinem Munde.
Die da wollten edel syn,
Die warent all verswunden.
Der Bär fuhr wieder heim gesunden.
Der Bischoff sandt viel zorniglich
Nach sinen Herren allen,

Von Lothringen der Herzog,
Von Blankenburg mit Schalle,
Von Thierstein und von Vyan,
Wohl zwenzig Landesherren,
Der ich nit all erkannt;
Ihr Orden ist geschandt.
Er klaget ab des Bären Klawen;
Wir hand verloren Burg und Land,
Wir gewinnen niemer Ruwe.
So Eidgnossen sind hinweg,
So finden wir ihn alleine,
So ist sin Macht gar kleine.
Er hat ein Wald, ist mir geseit,
Das ist der Bremgarten;
Darin so wollen wir des Bären
Mit viertusend Axen warten,
Den wellen wir abhowen.
Es müſsent alle gute Städt
Jammer an ihm schowen,
Die Reis muſs er towen!
Den Herren ward der Sold geben,
Sie fuhren hin über den Howenstein.
Man sach viel mengen verzagten Mann,
Der bi dryen Milen gen Bern nie kam.
Die Roſs wurden ihnen lahm,
Zu Grenchen und zu Bettlach
Da fiengent ihr [an] Wunder schowen!
Von dannen stahlten sie sich Nachts,
Als die siechen Frowen.
Der Bär wollt sie erslichen han. —
Daſs sie ihm je entrunnin,
Das ruwet mengen Mann.
Sie warent all an Ehren lahm.
Der Bär gedacht in sinem Mut

Wend sie dieſs jemer triben,
Sie zennent dich und fliechen hinweg,
Du willt nit meh bliben; —
Und fuhr all über Aar
Und vor Sant Martins Kloster,
Da ward viel mengem swar
Uf dem Sloſs und anderswo
In ein Gerüte da er kam,
Das war so sehr verfället;
Da rumte er mit den Klawen
Er sprach zu sinen Gsellen:
Wir komment uf den rechten Plan,
Sie haben hie gehüwen,
Die uns den Bremgarten heſsen stan
Es will uns wohl ergan.
Schier brach er in Sant Immers Thal,
Da er ihr viel erjagte;
Da ergreif er sie mit den Klawen,
Da wurden sie verzagte,
Zu dem Sloſs da stund sin Mut,
Darin fand er viel mengen Mann,
Dafür näm er kein Gut,
Sein zorniglich Mut.
Er greif sie figentlichen an,
Daſs sie sich sehre wehrten
Mit Pfilen und mit Steinen groſs.
Den Sturm sie beherten,
Untz daſs sie der Bär bezwang,
Er slug sie ze Tod mit sinen Zand,
Das Hus er schier gantz verbrannt
Der Bäre begonde wüten,
Da er sich hatt gerochen.
Das Hus, den Thurn ze Taffen
Die hat er beid zerbrochen;

Münster-

Münsterthal hat er verbrannt
Münster hat er gewüstet.
Er fand viel schier uf der Wal
Die Todten ane Zal,
Von Solotern die frommen Lüt
Die sind dem Bären getrüw;
Die machtent ze Grenzfeld
Der Frowen Jammer nüw,
Wann sie erslugen Mengen Mann,
Man sach's den'n von Telsperg übel gan.
Die Paner man ihnen nam,
Solotern fuhrt's mit ihm heim.
Sie hatten schön gefochten
Der Bär zwey Länder hat verbrannt.
Zwey Thürn, zwey Sloſs zerbrochen,
Lüt und Gut gar viel geschandt,
Und sich gar wohl gerochen.
Wird es nit unterstanden,
Er spricht dem Bischoff Schach
Matt ist ihm gar nach.

Lied eines Ergawers 1415.

(Senkenberg S. I. IV. 61.)

Wer das Ergäu gern erkennen wölle
Der thu so wohl und sey mein Geselle
Und schelte nicht dis Lande mein.
So will ich wagen, wer sie sein.

Ergäw sah man in Oesterrich.
Und zu Böhmen im Königrich
Da Habspurg schlug König Ottocker
In Wien wie man noch weiſs die Mähr.

König Adolph genannt von Nassau
Sahe bey Speyr die von Ergaw
Da Hertzog Albrecht ihm oblag
Habspurg und Ergaw gaben den Schlag.

Darumb ward Albrechten zu Lohn
Daſs er bald trug die Römisch Cron.
Konig Albrecht regiert 10 Jahr
Und das ich sag ist gewiſslich wahr

Er ward getödt von seins Braders Kind
Hieſs Herzog Hans mit sein Gesind.
Der were auch wol Herr blieben,
Von Königs Kinder ward er vertrieben

Ihres Landes weren sie worden Gest
Wann Ergau nicht wer gewesen so vest.
Die Städt alsamend fuhrend
Und bey der Burg zu Baden schwürendt

Ein teurn Eyd dem Hertzog Lupolt
Denn ihm war das Land treu und hold:
Er sprach nun liebe Stätt und Freund
Und so Herzog Hanſs mit Gewalt kompt.

So sollet Ihr vor Ihm beschlieſsen,
Gewiſs sollt Ihr das ewig genieſsen.
Dann itzt mein Heyl an Euch steht,
Ihr seyt mein Vätter und mein Räth

Mir hatt gethan groſs Ungemach
Von Wartt, von Balm, von Eschenbach
Den Vatter mein sie han erschlagen,
Ach Gott, wem soll ich es doch klagen.

Sie haben viel Freundt Graffen und Freyen
Umb Hülf ich aber Euch anschreye.
Das Ergaw sprach aus einem Mund:
Hochgeborner Fürst uns ist kund

Wer an unserm Herrn den Mord hat gethan
Deſs seind wir grüst wollens auch nit lahn
Der Mord muſs gerechet werden
Oder unser keiner leben auf Erden.

Hierauf hat Ergaw sein Best gethan,
Sein Fürsten und Herren nit verlahn
Sind ihm beygestanden allzeit.
In stürmen und manchem Streit.

Und sind allweg mit Ehrn bestanden
Gott behüt sie noch für Leyd und Schanden
Sie han auch gehabt groſs Ungemach
Das weiſs der Morgart und Sempach.

Rottweil und auch Appenzell
Die that bewust war, ich sie erzehl
Zudem viel Wittwen und Waisen.
Die werden seyn in diesem Reiſsen

Das alles ist aus Ergaw gefallen
Und dannoch erregts mir kein Gallen.
Den Nachkommen soll das seyn ein Lehr.
Daſs sie ihren Herren halten Treu und Ehr.

Lied aus Wernher Steiners Chronik.

(E. Munch's Aletheia S. 135 fgde.)

I.

Das Glarnerlied.

In einer Frohnfasten duo hub sich Glarner Rott
Sy wandten ze Wesen Fründe han, sy gabendts in den Todt;
Der diſs Mord gestiftet hat, es muſs Imm werden leidt,
Er hat, nit rächt gefahren, denn Er ist meineid.

In osterlichen Zyten, uff einem Sambstag,
Duo huob sich ein grosser Stryt, daſs mänger todt gelag,
Ir Glaris in dem Lande warend vierthalb hundert Man,
Die sahend funfzähen thusendt ir rächten Fyend an.

Duo ruffte also behende der von Glaris Haubtmann,
Er rufft unsern Herren, Christ vom Himmel an:
„Ach richer Christ vom Himmel, und Maria reine Magdt,
Wollend Ir vnſs helffen, so sind wir unverzagt.

Daſs wir diesen Stryt gwünnend, hir uff diesem Veld,
Wend Ir Vns helffen, so bstan wir ale Wält.
O heilger Herr St. Fridli! E du trüwer Landtsmann,
Sy diſs Land dir eigen, so hilff uns hüt mit Ehren bhan.“

Die Herren brachend in die Letz, sie zugent in das Land,
Da es die Glarner sahend, sie wichend in ein Gandt
Da diſs die Herren sahend, daſs da wichend die Glarner Mann.
Sy schruwend all mit luther Stimm: nun grifend frolich an!

Die Glarner kartend sich vmbe. sie thatend ein Widerschall,
Sy wurffend mit heuffligen Steinen, daſs in den Berg erhall:
Die Herren begunten fallen und bitten um ir Läben.
Mit Gold, mit Silber weltend sie sich wider legen.

Hetist Du Silber vnd Goldes vil grösser, dann ein Huſs,
Eſs mag dich nit ghelffen. din Leben das ist vſs
Din guter Harnisch vnd all din Ysen gwand.
Das must du hüt hie lassen in St. Fridlis Land.

Deſs danken wir ale Gott vnd St. Fridli dem hellgen Mann.
E diſs mannlich That hand die frommen Glarner than.

II.

Ein Lied vom Peter von Hagenbach, wie er zu Brysach gericht waſs. (1474.)

Wend wir aber heben an,
Vom Hagenbach, dem schamperen Mann,
Wie es Imm ist ergangen,
Er ligt zu Brysach im Thurne tieff,
Und ist siner Söldner Gfangner.

Also hub sich der Topel an,
Er wolt die Söldner zum Thor vſs han,
Sy soltend Imm ein Graben machen:
Sy woltend Imm nit ghorsam syn,
Deſs mocht Hagenbach nit glachen.

Sy thatend diesen Sachen rächt.
Vor waſs Er Herr, jetzt ist er Knächt,
Sy nammend In zu iren Handen:
Ach Landvogt Hagenbach von Burgund,
Du bist der Söldnern Gfangner!

Hagenbach, hast du nun rächt gethan,
Du werest wol ein werder Mann,
Dem Herzogen in sinem Lande,
Sit du dich vnteglich gehalten hast,
Das ist dir jemer ein Schande!

Hagenbach waſs ein böser Lyb
Er hat betrogen mengem Bidermann sin Wyb,
Darzu sin Schaar, sin Jungfrauen,
Daſs Er als wenig Gettesforcht hat ghan,
Deſs mag sin arme Seel wol truren.

Er hat vil Ungluck gmacht im Land.
Daſs ist doch denen von Than ein Schand,
Daſs sys im hand ertragen,
Daſs er so mängem Burger gut
Den Kopf hat abgeschlagen.

Wend Ir hören, was Hagenbach sprach,
Da Er den Häncker ansah:
„Muſs ich die Stein vffziehen,
Wär ich drei Myl von dieser Stadt,
In Burgund, so wolt ich fliehen,

Der Eidtgnossen Botten kammend dar.
Daſs Er Ihr erst wurd gewahr.
Er sprach: Ach Gott! nun sen ich wol,
Sind die us Eidtgnossen kommen,
Ach leider. daſs ich sterben muſs vnd soll.

Nun hörend was Hagenbach sprach,
Da er sin Tod ansah:
„Ach Maria muſs ich sterben.
„So hilff mir Maria, wann es ist Zyt,
„Hilff mir din Kind erwerben!“

Das Haupt von sinem Cörper sprang,
Ein Krämerli es zu ersten sang,
Eſs hats so wol gesungen,
Ein frischen Buben hat es gehabt,
Von dem ist Ers getrungen.

III.

Ein Lied von Granson.

Alle Ding soll man fahen
In Gottes Namen an,
Man soll sy nit vergachen,
Wann Gott will uns bestan:
Maria Gotts Mutter,
Du reine Meyt
Die will uns allwägen helffen,
Zu aller Gerächtigkeit.

Vnd mag vns nit mislingen
Ja hüt vnd zu aller Frist.
Nun will ich frölich singen,
Wie es ergangen ist.
An einem Sambstag es beschach,
Da der Herzog von Burgund
Vor Granson niederlag.

Sie het vns nie gelassen,
Und will vns nimmerme lan.
Uri wafs unverdrossen,
Zürich zog frölich dran.
Schwytz, Glarus, Zug
Und Unterwalden
Die von Solothurn frölich zugent,
Bern was auch daran.

Sin Buchsen wolt er führen
Wohl vff den Berg an die Strafs,
Darnach begond sich rühren
Viel menger Eidgenofs,
Damit man In vberylet hat,
Dafs er sich hat versummet,
Vnd hamm doch vil zu spat.

Er hat ein Spill angfangen,
Dasselb hat Er verlohren,
Es ist Imm vbel gangen,
Die Eydtgnossen gut.
Sy hand In geschoren, und genetzt,
Die Zelt, vnd die Büchsen
Liefs er ihnen zuletzt.

Er hat ein Wagenburg vffgeschlagen
Woluff ein gute Wyt
Sy wurdent gantz erzaget.
Der Punt zog überhin in.
Deſs müht den Herzogen also sehr.
Daſs Er ist geflochen.
Deſs hat er doch kein Ehr.

Und da man anhueb ze stryten,
So gar mit rychem Schall,
Sy woltend uns hinterryten,
Das Veld ward Ihnen zu schmal;
Die Eidtgnossen fiengend an
Naher dringen
Und die Walchen vast überdringen,
Daſs ist Ir Lob in aller Welt.

Von Schwytz die frommen Eidtgnossen
Die hand den Vorzug than,
Der Bär wolt sy nit lassen,
Fryburg was auch daran.
Von Schwytz das Panner das ist roth,
Da Gott der höchste Fürst
Am waren Fron Cruz stadt.

Sy zugend uſs der Wagenburg
Sy woltenz gryffen an,
Da warend die Eidtgnossen
Also weydlich Mann;
Sy zugend mit Ihnen wider sy hin,
Da muſs der Herzog von Burgund
Lyden groſse Pyn.

Loh will ich von Ihnen sagen,
Dann ich habs vernommen
Sy dörffentz frischlich wagen;
Wenn sy in das Veld kommend,
Eh' sy griffend also frölich drin,
Velli dahinnen warend,
Di wärend gern die Fordersten gsin.

Ich kann nit anders singen.
Basel, Fryburg, und ander Stett
Die Summ wurdend mir ye vimen,
Wie sy es angriffen hetend.
Er wurd mir auch zu schwer allein,
Ich hat mit mir zu schaffen,
Daſs ich sy achtet klein.

Es was ihm ein kleine Fröud,
Es was ihm ein groſs Leid,
Er spricht vff sinen Eide.
Es kombt üch zu groſsem Leide,
Das sollend wir doch werdend innen,
So nähmend wir Gott zu einem G'hilff,
Und züchend wieder heim.

Herzog, din Nam der ist groſs,
Das ist dir wohl ein Schand,
Daſs dich die Eidtgenossen
Vſs dem Väld vertriben hand,
Und han darzu genommen groſs Gut;
Daſs ich nit darff sagen
Die Schätz sie naments gar us freyem Muth.

Die Walchen lehrt men flüegen,
Vs dem Schloſs Granson vff das Land,
Sy mustend sich in den Graben biegen,
Es was ihnen eine groſse Schand,
Sy hattend die Vnseren gehänkt.
Darumb wurden sy hinab gesankt.
Das was ihr Wiedergält.

IV.

Lied auf den Streit zu Murten.

Nun merkend all geliche
Mit Singen so heb ich's an
Von dem Punt so kräfftiglichen
Mit mängem stolzen Mann,
Er ist ins Feld gezogen
Mit wehrhaftiger Hand,
Der Gyr ist vszgeflogen
Zu dem Bären in sin Land.

Er hat in sinem Sinne
Mit Imm der Graf von Remundt
Thütsche Land ze zwingen,
Sy machtend einen Punt:
Gy schlugend mänge Hochgezelte
Fur Murten und für das Schlosz,
Davor hat Er in dem Felde
Drey Huffen, die warend grosz.

Er sprach nnn merkend mich eben
Die Stadt ist nicht wol behuet,
Ihr sond sy mir vffgeben,
Ich frist Ewer Lib und Guth:
Sy gabend Ihm Antwort balde.
Sy kartend sich nüt daran,
Sy trauwtentz wol zu behalten,
Er wer ein betrogner Mann.

Dasz thet In sehr verdrieszen,
Dasz man Imn die Antwort gab,
Mit Sturmen und mit Schieszen
Da wolt er nit lassen ab;
An die Murren thet er richten
Zwo Buchsen die warend grosz.
Vnd thet man in das vernichten;
Den Büchsenmeister man In erschosz.

Am Zienstag gegen der Nachte
Da namm Er für sich einen Sinn,
Er stürmbt daran mit Machte,
Die Stadt wollt er nämmen yn.
Vill schier hat Er verlohren,
Mer dann thuszent Mann,
Dasz that im groszen Zoren
Doch musz Er sy fahren lan.

Darnach am Sambstag am Morgen
Da hub sich ein grosz Ungemach,
Der Herzog lag in Sorgen,
Den Punt man ziehen sah.
Mit Pfiffen und mit Trummen,
Sy namend doch Gott ze Steur,
Sy thetend In angryffen,
Sy machtend Im Lachen thür.

Von Oesterrych thun Jch prysen
Den Fursten so hochgeboren,
Ein Fürsten thut er sich bewysen,
Syn Züg wasz vſserkohren,
Er ryt wol an die Walchen
Mit ritterlicher Kraft
Das hat so wol gefallen
Der frommen Eidgnoszschaft.

Von Luthringen thun Ich mälden
Den edlen Fursten so rych,
Er ist gesin in dem Välde
Sogar in aller Wich;
Der Herzog in Burgund
Hat es umb In verschuldt,
Darumb hat·Er gewunnen
Der frommen Eidtgnossen Huld.

Zürich dasz soll man loben,
Es treit wol der Ehren ein Kron,
Ihr Lob schwäbt bilich oben,
Sy gryffentz gar frölich an;
Darzu lobe ich Berne,
Esz hat wol erfochten den Prysz,
Dazu lob Ich Luzerne,
Esz hat gethan syn Flysz

Vry mit synem Stiere,
Sprang fröhlich an den Tanz,
Schwytz ich bilich ziere,
Esz macht den Reyhen ganz;
Underwalden thun ich nennen.
Zug focht er gar ernstlich zum Spill
Die Glarner man da sahe,
Vnd andrer Eidtgnossen vill,

Solothurn thun ich nennen,
Friburg und Appenzäl,
Straszburg liesz sich wol erkennen,
Esz nimbt sich der Sachen ein Held,
Basel, Müllhusen und Collmar,
Collmer und Schlettstadt gut,
Der Punt hat kein Verdrieszen,
Als gegen dem wälschen Blut.

Der Herzog thet sich rüsten,
Mit sächshundert thütscher Mann,
Damit wollt Er sich frischen,
Si mustend fornen dran.
Für sich hat Er gewonnen
Dryszig Schlangenbüchsen auch,
Die brachtend Ihm kein Frommen
Sy schussend doch vil zu hoch.

Der Punt thät an In ziehen,
Der Herzog satzt sich zuvor,
Man meint, Er sollt nit flühen,
Mit sömlichen groszem Heer,
Syn Völk ward schier zertrümmet,
Vnd kam in grosze Noht,
Als Er es vernamme
Da floh er mit grossem Spott.

Da wurdend Imm erschlagen
Wol 18000 Mann
In See thet man sy jagen,
Vill mee dann ich nit zellen kann,
Die sind darinn ertrunken.
Ihr Wehr hat da kein Fug,
Die Walchen mochtend wohl denken,
Sy hättend der Tütschen gnug.

Diewil man sy thet schlahen,
Da thet der Graf von Remundt
Zween Schütz in die State,
Esz ward Im die Flucht kund,
Er hub sich bald von dannen,
Ein Fändli man Im schriet,
Von vierhundert Mannen,
Die bliebendt da im Riedt.

Ir Flucht die wasz vsz der Masen,
Man schlug sie ganz vsz dem Feld,
Darin hat Er gelassen,
Mee dann zähenhundert Zält,
Der Herzog von Burgunde:
Der Graff hand disz kein Gwünnen,
Murten ist noch nit gwunnen,
Esz kommt wol vor Inen hin.

Der Punt von allen Ohrten,
Zog uff der Walchstadt zu Rath,
Und thätend den Walchen warten,
Drei Tag an derselben Statt,
Ob man da welte kommen,
Mit wehrhaftiger Hand,
Da warentz sy nit also fromme,
Das Inen ist ein grosze Schand,

Zu Zürich sicht man hangen,
Zwei Panner, acht Fändli gut,
Mänger Walch ist kum vergangen,
Sy halff nit Ir Ubermuth:
Der zall weisz Ich kein Nammen,
In allem Punt so wyt
Die Walchen sond sich schamen
Der Schand zu ewiger Zyt.

Herzog du wilt nun kriegen.
Du dunkist dich selbst gar frisch,
Darmit thust dich nun triegen,
Die Schanz stabt unter dem Tisch:
Du hast geleit ein Blosen,
Dir fehlt din Meisterschaft,
Dich schlugen die Eidtgnossen,
Sogar mit ritterlicher Kraft.

Zu Saphoy in dem Lande
Ein edle Herzogin
Deren ward Ir Land zu Schande,
Das schaffet Ir dünnen Sinn:
Het sy den Punt gehalten,
Alsz Ir Herr vor het gethan,
So möcht sy in Fröuden alten
Susz musz sy in Truren stahn.

Lestlich der sich hat gespizet,
Vnd hat vff den Punt gespilt,
Die in der Lunken sizend,
Ir Anschlag hat Inen gfelt:
Man mag wol schwigen und thusen,
Doch soll man vergäszen nit,
Käm es einmal zu Schulden,
Man theilte Gnad darmit.

Disz Liedli hat gesungen,
Hansz viel vsz freiem Muht,
Von dem Punt ist erklungen,
Von den Eidgnossen gut,
Wo man Ir hört gedenken,
Ir Lob das wird offenbar,
Dasz Liedli will ich vch schänken,
In ein gut sälig Jahr.

V.

Lied auf die Schlacht von Nanszen.

Nun wend wir aber heben an
Das best, das ich gelernet han,
Und wie es ist ergangen
Zu Nanszen zu
Da hattentz all ein Verlangen.

Herzog von Lothringen das edel Blut
Er schrib den Puntgnossen guot
Ja wie es wär gelegen
Vor Nanszen zu,
Mit mengem küenen Dagen.

Der Punt der gab vil Lüten dar
Der Eidtgnossen ein grosse Schaar
Mit wehrhaftigen Händen
Die führt er mit ihm
Wol in das Wälsche Lande.

Zu St. Niclaus Port stund innen der Sill
Da lagend sich der Walchen vil,
Sy wurdend all erschlagen.
Der Herzog Carli von Burgund
Dem thet man das sagen.

Er richt' die Buchsen vff den Plan.
Er wont der Punt solt kommen dar.
Der Wohn hat ihn betrogen.
E' er sich hat bedacht,
Da hat man ihn überzogen.

Er lag in einem tieffen hol,
Man zog ihm zu, das wusst er wohl,
Noch dennocht wollt er nit fliehen,
Wol herrlich
Thet er ihnen entgegen ziehen.

Es was der Wälschen Ungelück,
Er hat bestellet mängen Strick,
Daran wolt er sy hänken,
An synen Tod,
Het er gar wenig Gedänken.

Sy knüwtend nieder uff den Plan,
Sy rufftend Mariam Gotts Mutter an,
Mit uffgehebten Händen,
„Und kumm uns zu Hilffe
An unserem lesten Ende!“

Sy giengend wider vff den Plan,
Sy griffenz wider gar frölich an,
Mit kaiserlichem Rechte.
Herzog Carli von Burgund
Hat vil stolzer Knechte.

Ja sy luffend dur Studen, und dur Stöck,
Das thetend sy vſz ganzem Zorn,
Dann ihnen was so gache,
Sy schuchend
Weder Lachen noch das Haate.

Da er die scharpfen Hallparten sah,
Von denen ihm z'Murten so wee geschah,
Darzu die langen Lanzen,
In ihren Reyen,
Wollt er nit mehr tanzen.

Den Vortanz solt er han gethan,
Da wolt er im Väld nit bstan,
Er fieng an zu fliehen,
Die Eidgnossen beguntend
Nach ihm frischlichen ziehen.

Er gstäket in eim Graben tieff,
Mänger Mann rännt, und lief,
Bin ihnen wolt Niemand blicken,
Syn End
Müsz er allein im Graben vertrieben.

Ja ist er je gewesen rych,
Dem stad er jetzt ungelich,
Da man ihn hat nacket funden,
Nacket, und blos
Mit sinen verseerten Wunden.

Nun fröuw dich Hagenbach,
Du heigist Leid, oder Ungemach,
Din Herr ist zu dir kommen,
Euwer Beder Gwalt
Ist üch vff Erden gnommen.

Man leit den Herzogen vff ein Bahr,
Man führt ihn uff Nanszen zwar,
Ze todt ward er erschlagen.
Herzog Reinhard von Luthringen
Hat ihn zu Nanszen begraben.

Man buwt ihm ein Capellen an die Statt,
Und da der Herzog erschlagen ward,
Mit dreien Messen zu Ehren
Man wycht ihn
In der hellgen drei Königen Ehre.

VI.

Lied vom Schwabenkrieg.

Wie wol ich bin ein grauer Griſs,
Doch dichten ich in einer schlechten Wiſs,
Ein neües Lied zu singen,
Zu singen von dem Römischen Küng,
Wie er ist kommen hinter die Sprüng,
Die Eidtgnoſsschaft zu zwingen.

Er hat es von sinen Vordern ghört,
Sin Vatter hat ihn lang gelehrt,
Er soll by sinem Läben
Bruchen sin Macht vnd all sin Krafft,
Vnd zwingen die gemeine Eidtgnoſsschafft,
Vnd ihnen ein Herren gäben.

Deſs hat er gesucht so mangen Fund,
Vnd zu dem Rych gemacht ein Punt,
Vnd zu den Schwäbischen Städten,
Die heigend Silber und Gold,
Vnd mögend geben ein rychen Sold,
Vnd Nachts ligend an Bethen.

Die warend der Eidtgenoſsen Fuog,
Kemmend der Schwaben vnd Schmuckeren gnug
Churfürsten vnd Herren,
Wie liessends herrlich inher gehn,
Wie vnser Vordern vns auch hand gethan;
Vnd truwend uns wol zu erwehren.

Der Graw Punt hat zu den Eidtgnossen gschworn,
Das bracht den Römischen Küng in Zorn,
Er meint, er welt es rächen,
Vnd was auch der Kriegs Anfang.
Der Punt sollt nit währen lang.
Er wolt ihn gar zerbrächen.

Darumb diewil wir Gott vor Augen hand,
So händ wir Ehr vnd Guth, Lüht und Lan.
Das trauwend wir wol ze erhalten,
Und kemm der Herren noch so vill,
Und uns der alte Gott hälffen will,
Den wellend wir auch also lan walten.

Sy sprachend, wir haben ein alten Gott,
Den gentz vnſs zu Vortheil,
Vnd tribend iren Spott,
Vnd schmächend Gott mit Worten,
Vnd virthügind wider die Christenheit,
Das ist Inen worden leid gar an mangen Orhten.

In Schwaben ein Dorff ist wol erkannt,
Daſs Crucifix naments in die Hand,
Daſselb das thetentz tauffen.
Vnd sprachend, du bist der neüwe Gott,
Führwahr vns nun helffen sott,
Vnd laſs die Schwytzer lauffen.

Die Schwaben zugend an St. Lucisteig,
Daſs war den Grauwen Püntneren leidt.
Da schlugend sy sy mit Schallen,
Sy jagtend zu Balsers durch den Bach.
Ein michli Summ man da erstach,
Schue und Waaffen lieſsends fallen.

Darnach fielind die Eidtgnossen durch den Rin.
Ir Schwaben lond vwer Juchzen sin.
Eüwers Loügen wird leid.
Man jagt die Trisen die Halden vff vnd ab.
Der Ir gar wenig schonet.

Deſsglichen zu Fuoſsach vnd ze Hard.
Da Jenen daſs Blären gleidt ward;
Sy hattend lang gebleeret.
Vnd daſs mit Fliehen sind geschänt.
Etlicher bläret biſs an sin End.
Und mänger der sich nie gwert.

Die Schand die muſs man von Inen singen.
Und wie viel Lüht da wurdend erschlagen.
An den zweyen Enden
Siebentausend Mann ze Todt.
Funf Schiff mit Lühten ertranken in Wassers Noht;
Also lieſsend sy sich schänden.

Daſs Hegy hat sich nit recht erkennt,
Ir bösi Wort hand sy verbränt.
Den Vorzug woltends haben;
Sy wandtends es war mit Willen schlecht.
Sy kanntend nicht der Eidtgnossen Knächt.
Und auch ihr freyen Knaben.

Die Eidtgnossen hand dreiſsig ins Hegy druckt'.
Stätt und Dörffer ganz vmbher geruckt.
Vnd die Dörffer verbrännet.
Sy muſsend süchen wieder heimb.
Daſs keind Find weder groſs noch klein
Sy nie hat angerännet.

Denn ob Basel in dem Leymithal,
Da hetend die Herren nit guten Fall.
Von Inen wurdent sy hintertriben:
Sy warend auch vom Jüpen - Punt.
Die langen Spieſs warend Inen nit gsund.
Sächshundert sind da bliben.

Costanz nun denk vnd besinn dich baſs,
Du bist witzig, vnd wenst du hörist Graſs.
Wachsen gegen den Meyen.
Zu Ermatingen hattest ein groſse Wäit.
Vnd dorffist nit bliben im Väld.
Du forchtist der Puren Reyen.

Du mochtist nit entrünnen gar.
Deſs Reyen mustist nemmen war.
Daran mustist tanzen;
Vil Büchsen verlurt, daſs thet dir wee
Dryzähhundert vnd noch vil mee.
Mustend den Reyen planzen.

Thuringen da kempst auch an den Tanz.
Etlichen gfüll die Sach nit ganz,
Die vſs die möusten entrünnen.
Von dem Schieſsen wurdent sy genöt.
Einer vſs zogen der Ander todt.
Die Stett müstend verbrünnen.

Wallgöuw du hast dich gehalten schlächt.
Ist din Eid gewesen rächt.
Den du den Eidtgnossen hast geschworen,
Daſs man dir wolt ein groſse Summ erschlagen,
Wol achttuſsend hört man sagen
Du hättest sie wol entberen.

Vor Fratanz an dem Lanzen Gast,
Da stuhnden die Schmucker nit so vast,
Vor Forchten händts zu hoch geschossen,
Vnd haben doch Büchsen und Lezi gut,
Die Eidtgnossen stachend drin vſs freyem Muth,
Das hat die Schwaben verdroſsen.

Sy wohntend sy seſsend daheimb bim Wyn,
Und spräch Einer zum Andern: „schänk dapfer in,
Deſs Trunks will ich erwarten;
Ich bstan der Schwytzeren mee dann drey,
Die Eidtgnossend wärend Muothes frey,
Sy zucktend ihr Hellparten.“

Damit hand sy In yngeschänckt,
In die Yl gejagt, vnd darinn ertränckt,
Ab dem Luogen hat man gstochen,
Sy schruwend vor dem Berg juheya hey!
Da der Stier kam mit sinem Gschrei
Da sind sie ab geflochen.

Die drei Pünt im grauwen Punt offenbar,
In dem nün und nünzigsten Jahr
Zu Pfingsten ist es geschähen,
Da zugend sy durch das Engadyn,
Zu Malſs und Glarus (oder Blaru) sind sy gsin,
Die hat man brännen sehen.

Daſs hand Schmucker empfangen wol,
Uüj Mann Jächen soll,
Vil ertränckt, vnd der Mehrtheil erstochen,
Die Andern fluchend dohin,
Buchsen, Fändli, Panner namm man ihn,
Denen dorfft man nümmen z'kochen.

Bischoff von Mänz mit diner Pflicht
Sollichs schaffest mit dem Gnadeng'richt,
Die Eidtgnossen darin zwingen,
Sy kommend nit zu dir in das Dräng
Du gwunest warlich bei Inen zu eng.
Du wurdest Requiem singen.

Keinem Herren an jnen nie gelang,
Den sy gond nun ihren alten Gang.
Den'ſs allwägen sind gangen.
Lad sy nit in din Huſs,
Sy trungend mit dir zu'n Wänden vſs.
Vff die Wyte wurd dich blangen.

Bischoff von Mänz, die Ding betracht,
Hab dir sälb din Bann vnd Ach!
Bruch'ſs in anderen Landen.
Du schaffest an den Eidtgnossen nüt.
Es wird den dinen gälten die Hüt,
Du kemmist zu groſsen Schanden,

Du dunkst mich wahrlich ein Kind,
Daſs du einem vergibst all sin Sünd,
Ja der an die Schwyzer krieget;
Du giebst dir sälb warm vnd kalt,
Hast du ein sölichen Gwalt,
Vnd dir die Bull nit lieget.

So dich billig vbel gemuot,
Daſs dich der Stier von Uri also hat anglout,
Vnd auch die rauwen Knächt von Gelerland,
Er blouret dehar mit luter Stimm,
Vnd ander Eidtgnossen trostlich mit imm.
Zu Basel dez inen and.

Jüppen Pund weſs hast du nun dich bedacht,
Du hast aber vil neuwer Gesten bracht,
Mit Inen zu Abent zu essen.
Vil Büchsen, Pulver, und mängerlei Spiſs,
Straſsbnrg, Fändli, vnd andere Wiſs,
Deren hast du vor Dornegh vergässen.

Darby gar mänger stolzer Mann
Die man vor Studen nit zellen kann,
In Töbleran vnd in Hegen,
Vnd in der Birſs ertrunken sind,
Deren sich ob fünf thuſsend etlich
Hetend sich gewehrt underwägen.

Vier Grafen, Edel, und Ritter sind bliben,
Ein falscher Brieff kamm Inen geschrieben,
Der waſs zum Theil erlogen,
Wie die Eidtgnossen aber doch
Werind gemeiniglich in's Schwaderloch
Der Brieff hat sy betrogen.

Wen gelust, der erküol noch sin Herz,
Römischer König, hast du das für ein Scherz,
Ald hast es für ein Zorn?
Juppenpunt meinst, du habist Gelimpf,
Ihr Fürsten händ ihr das für ein Schimpf,
So sind ihr zu der Faſsnacht erboren.

Jüppenpunt nun hab vergnot,
Der Grauw Punt hat in sinem Muot
Mit denen von Zürich vnverdrossen
Deſsglichen die Waldstadt mit dem Bern wol vier,
Mit denen luff der Uri Stier
Gengen der Schwab'schen Possen.

Daſs Bockhörnli ist abgestoſsen.
Von dem man lang hat können losen.
Sy hattend sich lange Zeit geflissen.
Schantlichen Werchen, vnd Worten
Vnd vnſs zu schreyen an allen Orten.
Deſs hand wir vnſs mit Inen erbissen.

Deren weynd sy sich erwehren.
Der Churfürsten, vnd anderen Herrn.
Auch aller Tütschen Nation.
Die sich hat vnderstanden.
Sy zu zwingen in iren Landen.
Denen ward ihr rächter Lohn.

Vnd ihnen ein Erwysung gäben,
Sy warend sy kommen umb ir Läben.
Die Ihren kountend ihr daheimb nit gäſsen
Sy lugent, vnd bruchent der Gfvatz.
Sy hattents glassen im Zusatz.
Da hat sy Adams Mutter fräſsen.
Deſs hattend sy sich vor vermässen.

Von der Schlacht, Sig vnd Eroberung Herzogs Vlrichs von Wirtenberg, am 12 *vnd* 13 *Tag Mayens.*

Gott sey Lob im höchsten Thron.
Er hat kein Diener nie verlohn.
Der Imm hat wol vertrauwet:
Daſs ist an Herzog Vlrich schin.
Gott hat jm wider ghulffen yn.
Mit sinem Wort erbauwet.

Es ist jetzt wol funfzehn Jahr,
Der Edel Fürst vertrieben ward
Mit Gwalt vſs sinem Lande,
Gschah durch die falschen Diener sin.
Sy hand jn bracht in groſse Pyn,
Ist Ihn ein groſse Schande.

Er ward vſs sinem Land verjagt.
Daſs göttlich Rächt ward jm versagt.
Wie offt er Rächts begährt:
Er ruofft König und Keyser an.
Durch Fürsten, Graffen, Edelmann,
Ihr keiner ward geweeret.

Zu Augsburg man jm Antwort gab.
So Er das Land verloren hab.
Mit dem Schwert soll Ers gwünnen:
Daſs hat er than nach Fürsten Art,
An sinen Finden nit gespaurt,
Sy sind sy worden innen.

O Dietrich Spet, waſs hast gethan,
Woltest Herzog Vlrich vertriben han
Vſs sinem Lande:
Jetzt muost druſs, so zücht Er drin.
Ist dinem Herren ein schwehre Pyn,
Darzu ein groſse Schande.

Du hast geführt ein groſsen Pracht,
Mit dim Anhang ein Huffen gmacht,
Geloffen an ein Reyer,
Da namment sy den Vorthel yn,
Sy meintind allda sicher syn,
Daſs waſs Ir aller Meinung.

An einem Zinstag es geschah,
Je Einer zu dem Andern sprach:
„Ich hab ein Huffen gsächen.“
Da hub sich ein Scharmüzen an,
Der Statthalter waſs fornen dran,
Das will ich Vch darjächen.

Erschossen ward im da sin Pfärdt,
Da es muost fallen zu der Erd,
Er ward sust auch geschossen.
Er hat sust waarlich z'best gethan,
Aber also mocht er nicht bstan,
Das hat in sehr verdrossen.

Am Vffart Abend es geschach,
Am Morgen da der Tag herbrach,
Der Schimpf, der welt sich machen.
Der Fürst der kamm mit sinem Heer,
Der Spet der sezt sich kum zur Wehr,
Vergangen was sin Lachen.

Der Fürst wunscht jnen ein guten Tag,
Daſs mänger vff der Erden lag,
Sich hub ein groſses Truren;
Der reisig Züg waſs vornen dran,
Der Asperg vff der nächsten Ban,
Fuſsvolk vber die Muren.

Eſs gschach in einem Wingarten rein,
Ein jeder floch den nächsten heimb,
By einer Stadt, heiſst Lauffen;
Sy hat den Namen nit vmbsunst,
Wer lauffen mocht, daſs waſs ein Kunst,
Gott wollt sie darumb straffen.

Sy woltend bringen wider Rächt,
Schnider, Wäber, Pfaffenknächt
Vil vngeschickter Lühten;
Sy flohen hin mit ganzem Heer,
Sy fielend in ir eigen Gweer,
Daſs waſs ir eigne Büte.

Wenn jn' der Fürst hat vbel gwelt,
Der reisig Züg hat sie ertrept,
Keiner davon wer kommen:
Er schonet siner Landschafft dran,
Er het noch mengen kuonen Mann,
Der Edelfürst so fromme.

Sy flohend hin mit ganzem Gwalt,
Daſs manchem Hut und Schue empfalt,
Der Spieſs, und auch der Tägen,
Zu fliehen waſs in also gnach,
Ihr Bürstenbinder zog jnen nach,
Er führts vff sinen Wägen.

Sy hand den Handel nüt betracht,
Daſs sy den Fürsten band verjagt,
Er sey ein sergo Wäber;
Macht Bäsen mit eim langen Stihl,
Derselben bringt Er also vill,
Er wirts Inen auch gäben.

Wie es sust ist, daſs laſs ich stan,
Vnd (sag) Gottlob im höchsten Thron,
Daſs darzu ist kommen,
Daſs vnser Fürst ist in dem Land,
Er thut den Pfauen ab der Wand,
Syn Gwalt ist im genommen.

O Edler Fürst so hoch geboren,
Wie hand sy dine Schaaf beschoren,
So gar vff dürrer Heide!
Du hast das Schwerd in diner Hand,
Daſs dir Gott hat vom Himmel gsandt,
Fur sy vff guter Weide.

Nach Christus Wort, vnd siner Lehr
So sammlestu ein groſses Herr,
Den Wolff trib vſs dem Lande,
Der dine Schäffli hat ferführt,
Verjagt, erbissen, vnd ermürdt,
Reich uns din gnädig Hande!

Der vnſs diſs Liedli hat gemacht,
Der gwünt sin Gut vast bi der Nacht,
Er hats gar frisch gesungen
Vnd hats geschrieben mit siner Hand,
Vnd schänkts dem Fürsten in sin Land,
Den Alten vnd den Jungen.

Lieder verschiedenen Inhaltes.

Siegeslied auf den König Ludwig.

Einen kuning vveiz ich,
   heisset herr Ludvvig,
Der gerne Gott dienet,
   vveil er ihms lohnet.
Kind vvart er vaterlos,
   deſs vvarth ihme sehr bos.
Holoda nan Truhtin,
   Magaczogo vvarth her sin
Gab her ihme Dugidi,
   Froncis githigini,
Stuel hier in Vrankon,
   so bruche her es lango.
Das gedeild er thanne
   sar mit Karlomanne
Bruder sinemo
   thia czala vvanni ano.
O das vvarth al genedist
   koron vvolda sin God iz,
Ob her arbeidi
   so lang tholon mahti.
Lieſs der heidine mann
   abar sie lidan.

Thiot Vrancono
mannon sin diono
Sume sar verlorane,
vvurdeu sum erkorane.
Haranscara tholota
ther er misselebeta.
Ther ther thanne thiob vvas,
ind er thananaa ginas.
Nam sine vaston
Sidd vvarth her guotman.
Sum vvas luginari,
sum vvas skachari,
Sum falloses
Ind er giburtha sih thes.
Kuning vvas ehrvirrit
das richi al girrit.
Was erbolgan Krist,
leid her thes ingaldiz.
Theh erbarmed es God,
vviſs er alla thia nod.
Hieſs herr Hludvvigan
tharot sar ritan.
Hludvvig kuning min
hilph minan liutin.
Heigun sa Nordman
harto bidvvungan.
Thanne sprach Hludvvig
Herro so duon ih,
Dot ni rette mir iz,
al thas thu gibiudist.
Tho nam her Godes urlub,
huob her gund fanonuf,
Reit her thara in Vrankon,
ingagan Nortmannon.

Gode thancodun
   thesin beidodun
Quad: Hin al fromin.
   so lango beiden vvir thin.
Thanno sprach luto
   Hludvvig der guoto:
..Trostet hiu gesellion,
   ..mine notstallon,
..Hera santa mih God,
   ..doh mir selbo genod.
..Oh hiu rat thuti,
   ..thaz ih hier gefurti,
..Mih selbon ni sparoti,
   ..unz ih hiu ginerrti.
..Nu vvil ih thas mir volgon
   ..alle Godes holdon.
Giskerit ist thiu hiervvist
   ..so lango so vvil Krist.
..Vvil her unsa hina uuarth,
   ..thero habet givvalt.
..So vver so hier in ellian
   ..giduat Godes vvillian
..Quimit he gisund us,
   ..ih gilonon imos.
..Bilibit her thorinne,
   ..Sinemo kunnie.
Tho nam her skild indi sper
   ellianlicho reit her.
Vvold her vvarer rahchon
   sina vvidarsahchon.
..Tho ni vvas iz buro lango
Fand her thia Northmannon.
   ..GODE LOB sageta.
Her siht thes her gereda.

Ther kunig reit kuono,
sang lioth frano.
Ioh alle saman sungun
Kyrieleison.
Sang vvas gesungen
Vvig vas bigunnen.
Bluot skein in vvangon
Spilodunder Vrankon.
Ther raht thegeno gelih.
Nichein so so Hludvvig.
Snel indi kuoni.
thas vvas imo gekunni.
Suman thuruch sluog her.
Suman thuruch stach her.
Her skancta cehanton
Sinan fianton
Bitteres lides.
so vvehin hio thes libes
Gilobet si thiu Godes kraft.
Hludvvig vvarth sighaft
Sag allin Heiligon thanc.
Sin vvarth ther Sigikamf.
Odar abur Hludvvig
Kuning vvar salig.
Garo so ser hio vvas
Svvar so ses turft vvas.
Gehalde inan. Truhtin.
bi sinan eregrehtin.

Heute wie immer.

(Erste Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts.)

Der Alten Rath verschmahet nu den Kindern:
Unbezwungen
Sind die Jungen.
Ohne Recht wir leben.
Untreu hat gemachet, daſs wir finden
In dem Lande
Manche Schande:
Uns ist für Friede gegeben.
Ungenade, bloſse Hübe,
Wüste Land.
Da man eh Wirth in vollen steten Freuden fand.
Da kräht nicht die Henne noch der Hahn.
Ein Pfau ist nirgend da;
Die Weide essen Geiſs noch Rinder, noch die Schaf.
Da brechen auch die Glocken niemand seinen Schlaf,
Die Kirche ist öde, ihr sollt den Pfaffen suchen anderswa.

Der Streit mit den Päpsten.

Ihr Bischoff und ihr edlen Pfaffen, ihr seyd verleitet,
Seht wie Euch der Pabest mit des Teufels Stricken sehret!
Saget ihr uns, daſs er Sankte Peters Schlüssel habe:
So saget, warumbe er seine Lehre von den Buchen schabe.
Daſs man Gottes Gabe nicht kaufe oder verkaufe.
Das ward uns verbothen bey der Taufe:

Nu lehrets ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Holle Mohr
Gat gegeben, und aus ihm lesen sie nu vor.
Ihr Kardinäle, ihr decket euern Chor.
Unser Altar frone, er steht unter einer übeln Trauffe.

Der Stuhl zu Rome ist nu berichtet rechte,
Als hievor bey einem Zauberere Gerbrechte,
Derselbe gab zu Falle nicht wane sein eines Leben,
So hat sich dieser zu Falle und alle Christenheit geben.
Alle Zungen sollen zu Gotte schreyen; Waffen!
Und rufen ihme, wie länge er wolle schlafen.
Sie wiederwürken seine Werk und fälschen seine Wort,
Sein Kamerere stiehlt ihm seinen Himmel Hort.
Sein Sühner mordet hie und raubet dort,
Sein Hirte ist ein Wolf worden unter seinen Schafen.

Ahi! wie christenliche doch der Pabest unser lachet,
Wenn er seinen Wälschen sait, wie ers hie habe gemachet,
Dafs er da redet, er sollt es nimmer han gedacht;
Er spricht: ich han zwene Alman unter eine Crone bracht,
Dafs sie das Reiche storen und brennen und wasten,
All die Weil fülle ich die Kasten.
Dort han ich es in den Stock geleit, ihr Schatz wird alles mein.
Teutsches Silber fährt in meinen Wechselschrein;
So magernt sie, so feisten wir sam die Schwein.
Meine Pfaffen sollen von der thorschen Layen Gute masten.

Welch Herze sich bei diesen Zeilen nicht verkehret,
Seit der Pabest selbe dort den Unglauben mehret,

Da wohnt ein selig Geist und Gottes Minne bey.
Nu seht ihr, was der Pfaffen Werk und was ihre Lehre sey:
Eh da was ihr Lehre bey den Werken reine,
Nu sind sie aber anders so gemeine,
Da wirs Unrechte wirken sehen und Rechte hören sagen,
Des mögen wir tumbe Layen wohl verzagen:
Ich wähne aber, mein guter Klosenere trage unsere Weine.

Die Gegenkayser.

Ich hörte in Rome liegen
Zwene Könige triegen,
Davon hub sich der meiste Streit,
Der eh ward, oder jemer seit.
Da begunden sich zweyen
Die Pfaffen und Layen,
Das war ein Noth vor aller Noth,
Leib und Sele lag da todt.
Die Pfaffen stritten sehre,
Doch ward der Layen mehre.
Die Schwerd die legten sie darnieder,
Und griffen zu der Stole wieder,
Sie binden, die sie wollten,
Und nicht, die sie sollten;
Da störte man die Gotteshauſs.
Ich hörte ferne in einer Clauſs
Viel groſses Ungebähre;
Da weinte ein Klausenäre.
Er klagete Gotte seine Leid;
O weh! der Pabest ist zu jung,

Der teutsche Bund.

(Um 1305.)

Ich horte ein Wasser diesen,
Und sah die Fische flieſsen;
Ich sah, was in der Welte was,
Feld, Wald, Laub, Rohr und Gras.
Was kriechet oder flieget.
Und Bein zur Erden bieget.
Das sah ich und sag Euch das,
Daſs der keines lebet ohne Haſs,
Das Wild und das Gewürme.
Die stritten starke Stürme.
Also thun die Vögel unter ihn;
Wann daſs sie haben einen Sinn.
Sie wären anders zu nicht,
Sie schaffen stark Gericht.
Sie kiesen Könige und Recht.
Sie setzen Herren und Knecht.
O weh dir teutsche Zunge!
Wie steht dein Ordnunge.
Da nu die Mücke ihr König hat.
Und daſs dein Ehre also zergat.
Bekehre dich, bekehre!
Die Fürsten sind zehere,
Die armen Könige dringen dich.
Philippe setze ein Weisen uff, und heiſs sie treten hinter sich.

Fehdezeit.

(Das Lied der Markgrafen.) *)

Wollt Ihr hören ein nuwes Geschicht?
Zu dem Pfalzgrafen hat sich verpflicht,
Nu merket, wie ich sag:
Ein Niederlag geschehen ist
Uff Mittewoch für unser Frauen Tag.

Der da ging vornen an der Ehrn,
Vierhundert uns das bewehrn:
Da drey Fürsten kamen in das Land,
Margrafe Karle und Margrav Jörge,
Der Grafe von Wirtenberg sind Euch benannt.

---

*) Den wider sie erfochtenen Sieg hat Pfalzgraf Friedrich seinem Vetter Ludwig, Herzog in Ober und Niederbayern durch folgendes Schreiben zu wissen gethan. Diarium Wirtembergicum Manuscript Nro. 104. „Unsern freundlichen Dienst und was wir Liebs und Guts vermögen zuvor, Hochgeborner Fürst, lieber Vetter. Es sind uf heut Datum dieses Briefs Markgraf Carle von Baden, sein Bruder der Bischoff von Metz und Graf Ulrichen von Würtemberg mit einem starken reiſsigen Zeug bey 800 Pferde in das Ampt Heidelberg khommen, und allererst bey Heidelberg angestoſsen zu verbrennen, so haben wir unsern raisigen Zeug zu guter Maaſs heimlichen bey einander gehabt, und unser Freundt der Bischoff zu Mentz ist heimlich mit 300 Pferden zu uns gestoſsen, und wir seind den Feinden nachgezogen und ihnen ein Fürlaſs gegeben und wollten sie ihn da nit nehmen. Da sind wir mit dem Haufen zusammengestrichen und durch Gnad und Hülfe des allmächtigen Gottes haben wir die genanten Drey gefangen, und mit ihn ein Graff von Werdenberg, und einn von Leiningen, und so viel guter Ritter und Knecht, und ist ein Herr von Brandis, ein Graff von Helffenstein und sonst ettlich von der Ritterschafft uff der Walstat blieben uff der Feindt Seiten, und ist uff unserer Seite niemand denn ein Ritter Herr Wilprecht von Helmstadt todt blieben. Den Handel wolten wir Ewr Liebden nit verhalten, in dem Getrawen, daſs ihr das zur groſsen Frewden gehrn vernehmet und euch auch in euren Sachen desto fueglicher wiſset zu richten. Heidelberg uff Mittwoch Petri und Pauli 1462.

Marggrafe Karle hett auch ein böses Fürnehmmen.
Wein und Frucht wollt er umb Heidelberg schlemmen.
Das Uebel mocht ihme Gott nit übersehen;
Gegen Heidelberg er inne gführt ward.
Ueber sein Backen lieffen ihm abe sein Trehene.

Das Neckerthale wollten sie gar han gebrannt
Mit den Namen sie Euch vor sin benannt.
Der Pfalzgrafe wollt das nit von ihme leiden,
Er folget ihme nach mit seinem Gezüge,
By Neckergemynn in dem Feld muſst er sie bestreyten.

Herr Dietrich von Isenburg was darbey.
Daſs die Herrn gefangen wurden alle drey.
Lob sollen wir unserm Herren allezeit sagen.
Zween Grafen und ein Bannerherr in dem Feld blieben,
Zu Hauf viertzig wurden der Feind erschlagen.

Herr Dietherich von Isenburg Bischoff zu Maynz,
In der dreyen Herren Land ist ein groſs Geweyns
Von Kinden, Frauen und auch Mannen.
Das Recht sie Euch dick abgeschlagen haben,
Das kummt ihne itzund zu groſsen Schanden.

Der Pfalzgrafe hat das dik mit Euch begehrt.
Zum Rechten zu kommen wurd er nie gewährt.
Sie unterstunden Euch gantz zu vertreiben.
Daſs ihr allwegen das Recht gebotten habt,
Darumb so will der Pfalzgraf bei Euch bleiben.

Dem Pfalzgrafen haben sie dik Schmachheit erbotten.
Mit dem Leuwen sie sin ané wollten spotten;
Sie sprachen: er schlieff und kunde nime kratzen,
Und wo die Buben bey dem Wein saſsen,
Sie kunden nit anders dann von dem Leuwen schwatzen.

Sie sprachen der Leuwe wär entschlafen,
Darum der Maler sehre ist zu straffen,
Der Klaen hat er an ihme vergessen,
Als er ihme zu Durlach gemahlet hat,
Nach Liedmaſs hat Ihne nit uſsgemessen.

Der Jäger hat den Leuwen auch uffgeweckt,
Der Leuwe hat den Marggrafen und sein Bruder erschreckt.
Er hat auch so grymmiglichen geschrüwen,
Daſs sie Alle in den Krieg je kommen sind,
Das hat sie und ihr Ritterschaft sehr beruwen.

Der Leuwe hat sein Hals uſs gestreckt,
Und hat sein gutten Fründe uffgeweckt;
Der Ritterschaft hat er sein Noth geklagt.
Bey dem Leuwen der Pfalzgrafe bedütet ist,
In dem Feld sahe man Ihne nie verzagt,

Dem Leuwen traten sie uff seinen Swanz,
Mit den Feinden hat er ein wilden Tantz;
Ihr Springen währet nit gar langen,
Nach dem als ich verstanden han,
Ueber vierhundert sind Ihr worden gefangen.

Dem Leuwen sein Klaen wohl geschlieffen;
Durch Kurras und Harnisch hat er gegriffen,
Daſs sie worden sind von Blut roth.
Welcher da bey dem Leben blieben ist,
Spricht wohle: er kumme nie in gröſser Noth.

Mit dreihundert Pferden sind ettlich abgestiegen,
Von ihren Herren sind sie in den Nöthen gewichen;
Ettlich Ritterbüblein sie auch haben erschlagen,
Da sie die Flucht also genommen haben;
Nu merkent was Ehre mochten sie da bejagen.

Uff beiden Seiten stritten die Herren ritterlich
Das mag ich Euch fürwahre sagen sicherlich,
Als Ritter und Knecht das wohle erkennen.
Welche aber also von ihnen geflohen sind.
Der kann ich Euch nit mit Namen genennen.

Ettlich waren auch also sehr erschroken,
Die Schwert die klingen ihnen als die Glocken;
Die da also von ihnen abe waren gewichen,
Wo man sie auch in den Wälden fand,
Ihr Anttlitze waren an Farwen gar verblichen.

Der Leuwe gewann uff den selben Tag den Preiſs,
Alle sein Ritterschaft det mit ihme auch gantzen Fleiſs.
Das Feld haben sie auch mit Ehre behalten;
Der heilig sant Peter ihr Geleyts Mann war.
Der Rittr sant Jörg des Stritts sollt walten.

Ich han von den Gefagnen auch etlich vernommen.
Da sie mit ihren Herren in das Feld sie kommen.
Was über sieben Jahr wär sollten sie erstechen.
Der Pfalzgrafe sich daran nit hat gekehret.
Er wollt auch Args mit Argem nit rächen.

O Leuwe! du thatst wohle allen din Gelangen,
Den Jäger hastu für deiner Thüre gefangen.
Von Stuckarten ist er herabe geritten.
Zwen Marggrafen hat er mit ihme bracht.
In eyme weiten Feld hastu ihr gebitten.

Marggrafe Karle, Fürst und Herr zu Baden!
Den̄ Bischoff von Metz hastu in das Feld geladen.
Mit dem von Wirtenberg wollt er beiſsen.
Dem Leuwen in seynem Land reiten.
Zu Zorn und Grymmigkeit wollt er ihn reissen.

Marggrafe Jörg, Herr und Bischoff zu Metze!
Zu Heidelberg hat ihr gern gehöret die Letze;
Der Meister ist Euch zur rechten Zeit kommen.
Wäret ihr daheim in eurem Bisthum blieben,
Eynes geistlichen Herren het das wohl angezommen,

Des Pfalzgrafen Diener kunnen das wohl bewehren,
Wie man eyme Bischoff die Platt solle scheren;
Das Handwerk haben sie lang getrieben,
Und hätt die Ritterschaft nit so sehr gewehret,
Für den Buwern wär er nit lebendig blieben.

O Leuwe laſs jederman sagen was er will;
Die Pfalz gewann bey ihren Tagen nie beſser Fedderspil.
Mit deinem Waidwerk hastu sie betrogen.
Ritter und Knecht der hastu viel,
Mit den hastu sie lustiglichen umbzogen.

Din Garn hastu so weit uffgespreyt,
Mit noſsbaumen Laup werstu wohl gekleyt.
Die Buwern kunden das eben gemerken.
Eylffhundert Pferde du in dem Felde hett;
Mit sechstausend Buwern möchstu dich wohl sterken.

Der Leuwe hat sich lange Zeit sehr gewehrt,
Bis ihme Gott nu drey Falcken hat beschert:
Die langen Feddern solle er ihne uſsrupffen,
Daſs sie ihme in kein Schloſs kunnen gefliegen,
Neben seins Lande laſs er sie hinhüpffen.

Redelich Schellen, die haffte ihnen an!
Nymm Guts genug und heyſs sie werden Mann,
Daſs sie dich mit der Absolution nit betriegen.
Burgen, Siegel und Brief die heyſs dir geben,
Ehe du die Falken wieder lassest fliegen:

O ihr Hauptstete alle uff dem Rhein!
Den Leuwen laſset Euch mit Fleiſs befohlen seyn,
Den selben sollt Ihr allwegen weyden,
Wan ihr geyn Frankfurt in die Messe wollt.
So kann er Euch geben das recht Geleyde.

Der dieſs Gedicht hat gemacht,
Zwar er hat es wohle betracht,
Nachdem es auch ist geschehen
Gott gebe ihm hie auch lange Frist.
Der Wahrheit must er sich verjehen.

Verkehrte Welt.

(Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts.)

Platte und Krone wollen muthwillig seyn;
So wähnen Schulknaben weislichen thun,
So zaget Unbilde mit Hasen Eberschwein,
So erflieget einen Falken ein unmächtig Huhn.
Wird danne der Wagen für die Kinder gahn,
Trait danne der Sack den Esel zu der Mühle,
Wird danne ein alte Gurre zämen Fülle,
So sieht mans in der Welte zwerges stahn.

Klage der Kurfürstin Frauen Sibille.

(Die drey ersten Strophen im Wunderhorn B. II. p. 111.)

Ach Gott! mich thut verlangen.
Nach dem, der jetzt gefangen,
Den liebsten Fürsten mein;
Daſs ich ihn jetzt muſs meiden,
Bringt mich in herzliches Leiden:
Ach Gott! hilf ihm aus dieser Pein.

Er ist in Kaysers Händen,
Mein Gott, thu es bald wenden!
Dem Kayser gieb den Muth,
Daſs er recht thu bedenken,
Woher kommt dieses Zanken:
Dem Fürsten gib wider sein Gut!

Ob er het was verbrochen,
Fürwahr es ist gerochen;
Land, Leut hat man verderbt,
Den Fürsten abgeführet,
Mein Herz damit gehüeret,
Der Chür hat man ihn enterbt.

Hoff aber, es soll sich wenden.
Man spürt an allen Enden
Des Pabstes falschen Rath,
Damit der Kayser gehetzet;
Teutschland hat er verletzet.
Das klag ich stet ganz früh und spat.

Damit will ichs beſchlieſsen,
Hoff auch das zu genieſsen,
Mein Rufen ist zu Gott;
Der woll uns helffen allen,
Nach seinen Wohlgefallen,
Uns ledig machen aller Noth.

A.

Das alte Geiſslerlied.

Sve siner sele wille pleghen
de sal geldẽ vnde weder geuẽ
so wert siner sele raed
des help uns leue herre goed
Nu tredet here we botsen wille
vle wi jo de heisen helle
lucif’ is en bose geselle
sven her hauet
mit peke he im lauet
datz vle wi eſ wir hauẽ sin
des help uns maria konighin
das wir dines kindes hulde win
Jhẽ crist de wart gevanghen
an en cruce wart he gehanghen
dat cruce wart des blodes rod
w’ klaghẽ sin marter v̄n sin dod
sũder warmide wilt tu mi lonẽ
dre negele v̄n en dornet crone
das cruce vrone en sper en stich
Sũder datz leyd ich dor dich
was wltu nu lidẽ dor mich

so rope wir herre mit ludē done
vnsen denst den nem to lone
behode vns vor der helle nod
des bidde wi dich dor dinē dod.
dor god vorgete wi vnse blot
dat is vns cho den sude gut
Maria muter konig inghe
dor dines leuē kindes miñ
al vnse nod si dir gheklaghet
des help vns moter reyne maghet
de erde beuet och kleuē de steyne
leve hertze du salt weyne
wir wenē trene mit den oghen
vnde hebbē des so gudēr lonen
mit vnsen siñē vnde mit hertzē
Dor vns leyd crist vil manighē sm̄tzē.
Nu sclacd iv sere
dor cristes ere.
dor god nu latet de sūde mere
dor god nu latet de sunde varen
se wil sich god oũ vns en barmen
Maria stund in groczē noden
do se ire leue kint sa doden
En svert dor ire sele snet
Sūder dat la di wesen led
In korter vrist
God tornich ist
Ihē wart gelauet mid gallen
des sole wi an en cruce vallen
Erheuet uch mit vwē armē
dat sic god ouer vns en barme
Ihē dorch dine namē dry
nu make vns hir van sūde vry
Ihc dor dine w̄dē rod

behod vns vor den gehen dod
dat he sende sinē geist
Und vns dat korcelike leist
de vrowe vnde man ire tobrekē
dat wil god seluē an en wreken
sveuel pik vnd och de galle
dat gucet de duuel in se alle
vorwar sint se des duuels spot
dorvor behode vns herre god
de e de ist en reyne leuen
de had vns god seluē gheuen
Ich rade vch vrowē vnde mannē
dor god gy solē houard annen
des biddet vch de arme sere
dorch god nu latet houard mere
dorch god nu latet houard varen
To wil sich god ouer vns enbarmē
Cristus rep in hemelrike
sinē engelen al gelike
de cristēheit wil mi entwichen
des wil lan och se vor gaen
Maria bat ire kint al so sere
leue kint la se di boten
dat wil ich sceppē dat se moten
bekerē sich
des bidde ich dich
gi logene' gy meynē ed svere
gi bichto reyne vnd lan de sudē vch ruwē
so wil sich god i vch vor nuwen
o we du arme wokere
du krumfest en lod vp en punt
dat senket dich an der helle grūt
Ir morder vnd ir stratē rouere
Ir sint dem leuē gode vnmere

Ir ne wilt vch ouer nemēde barmē
des sin gy ewelikē vorloren
were dusse bote nicht gewordē
de cristenheit wor gar vorsvnden
de leyde duuel had se gebunden
Maria had lost vnsē bant
Sūder ich saghe di leue mere
sūte peter is portenere
wende dich an en he let dich in
he brighet dich vor de konighin
leue herre sūte Michahel
du bist en plegher aller sel
behode vns vor der helle nod
dat do dor diners scepers dod.

VON DER GROSSEN UNAINIGKAIT DIE SICH KURTZLICH VERLOFFEN HAT ZU KOELN IN DER HAILIGEN STAT.

WA hat ein man je me gehort
von ainem solchen grossen mort
Der wolt geschehen sein zu Köln
doch hat es got nicht haben wöln
Auch die heyligen drei Künig gut
hand die von Köllen gröſslich phūt
Sich het sunst gehept ain grosse nat
dann die übersten in dem rat
Hettent sich übel vergessen
wie wol sie weren gesessen
In grossen eren vnd in gut
noch was in nit erfült ir mut

Si hond ein bunt zamen geschworn
hatten in etlich usserkorn
Die solten ir mithhelffer sin
die stat wolten sie geben hin
Dem küng von frankrich in sein hand
dan der hertzog auſs geller land
Der wurds wol han bracht zu wegen
köllen ist im wol gelegen
Auch dise sibenzehen man
die dise sach hond gfangen an,
Da mit das es nit würd erkent
hond sie irn bund das krentzlin guent
Wantent es wer wol verrigelt
hettens verbriefft und versigelt
Ain grosser brieff da stund es an
und ir sigel gehenket dran
Von tag zu tag so zu geracht
hond sie das krentzlin grösser gemacht
Die ersten siebenzehen man
die das Krentzlin hond gfangen an
Vor den geschichten im ander jar
hond sie jetzt als verichen zwar
Sind sie in der faſsnacht gangen
hond vil mutwiln angefangen
In narren kleidern gantz verbutzt
ir angesicht bremt vnd auch berutzt
Das mans nit hat mügen kennen
sind nachts vmher gloffen rennen
Besonder in ains docktors hauſs
hond sie vil guts getragen auſs
Hond im gnomen grosse hab
vil klaineter vnd das best vor ab
Der doctor dem sies hond gethan
ist ain frumer gaistlicher man

Ain pfarrer in ainr Kirchen da
seins verlusts vvas er gar unfra
Des ist die Kirch bliben ym ban
byſs auff diſs zeyt kain meſs drin ghan.
Die schuld das gelt und alle rent
zinſs und gilt vnd vvie mans denn nent
Hon die rathsherren auch eingnomen
nun ist es an den tag kommen
Dabey man billich wol verstat
got kain übels vngestraffet lat
Duts die leng nit vertragen
yetz in den vveynachtfeyrtagen
Begab sich in der murer zunfft
durch etlich sach vnd vnuernunfft
Die der zunfftknech begangen hat
dar durch ym gar feind vvard ain rat
Das sy in müsten setzen ab
von dem dienst man ym vrlob gab
Dannocht liessens in nit lauffen.
gabent ym die zunfft zu kauffen
Das er des hantvvercks meister vvart
dasselb verdroſs ain rat so hart
Sy machten sich da zusamen.
auch der gevvaltrichter mit namen
Gabent der Zunfft da zu verstan
sy hetten gar vnrecht gethan
Bsunder die obersten all gar
vvas murer und stainmetzen vvar
Sy fluhend bald zu der fryen
ain kirch haist zu sant marien
Da hofften sy sicher zu sein
der gewaltrichter stayg selber drein
Mit seinen helffern vnd knechten
hettent so ain mortlichs fechten

Thetend nachts ein ander jagen
Sy vvoltens nur zu tod schlagen
In der kirchen die frumen leyt
Sy wörten sich zu vviderstreyt
Vnd kament vngeletzt darvan
hinauſs über den rein hindan
Doch vvurden etlich gtangen gleyt
in demselben vvard auch geseyt
Man vvolt in die köpff abhawen
das bracht erst der Zunfft ein grawen
Vnd schryent all mit grossem brecht
solt man sy döten on als recht
Mit der vvör lieffens all zamen
die vveber zunfft das vernamen
Sie lieffent den steinmetzen zu
faſsbinder hetent auch kain ru
Die drei zünfft zugent gevvaltig auſs
mit vvörhaffter hand fürs rathauſs.
Da stundent sie nit lang allein
es lieff hinzu die ganz gemain
All im harnasch mit ihren wehren
thetens all zusamenen schvveren
Das einander nit wölten lan
biſs auff den allerlesten man
Sie schlussent zu die porten baldt
die schlussel namens in irn gwalt
In die herren kam bald do ain grauſs
sie fluhent bald auſs dem rathauſs
Den kirchen und den clöstern zu
noch lieſs man in doch nienen ru
Der bischoff gab allen gevvalt
das man die kirchen wol bestalt
Wa man in nur mocht genahen
auff dem altar möchte mans fahen

Sie hond vor die freiung brochen
wirt es nun an in gerochen
Der bischoff sprach ich wils nach lan
man thut auch Gott kain laid daran
So es sind so thirannisch leit
ich merck es ist jetz an der zeit.
Das ir mutwiln ain end soll han
wa man sie ankam die fieng man
Der gwaltrichter der thet sagen
do man imbs haubt ab wolt schlagen
Die gemaind hets recht gefangen an
wer zu thun um ain fiertail man
Do maint er fünff und zwentzigk
die all nicht warent recht vertigk
Wann die all ab dem weg kemen
so würd die stat bald zu nemen
An eren und an grossem gut
vnd phielten die stat wol in hut
Von andern vvill ich auch sagen
den vvurden die Köpff abgschlagen
An dem hewmarkt wol auff dem plan
sach man zwen burgermaister stan
In iren kostlichen röcken
es möcht ein harten stain erschrecken
Als auch zu Köln ist geschehen
Das wird ich am letsten jehen
Das euch ir namen werd bekant
vvie die zwen herren sind genant
Der ain was klug drat einher scharff
hieſs herr Johann von Ellendarff
Der ander herr jahann von Rayd
ich glaub es was ym ain groſs layd
Wan ainer sein tod vor ym sicht
darnach hat man ir drey gericht

Am sambstag vor sant Anthoni
herr Peter Franck der vvas nit fry
Auch in disem grossen gefessel
vvard gricht barendel zum kessel
Auch recht man den von der linden
must schayden von weib und kinden
O we der yamerlichen gstalt.
sy hand geban so grossen gwalt
Musten sterben also darvan
wem wolt das nit zu hertzen gan
Möcht gott ym hymel erbarmen
ich wil gesweigen hie uns armen
Vor den mochtens nymme gnesen
die ir vnderthon warn gwesen
Doch litent sy es mit gedult
so sys doch hettent vval verschult
Die andern die man gfangen layt
habent etwas weyter gsayt
Vnd hond groſs sachen mer erkent
Gott wöll es werd zum besten gwent
Nun so muſs ich furbaſs sagen
das ist doch gröſslich zu klagen
Vnd ist ein yammerlich nat
ya vva es also ubel gat
Das sy sind gsin so vnsinnig
vor der haylig drey künnig
Zvven tag darvor in ainer nacht
da vvoltend sy han zu geracht
Damit ir sach möcht für sich gan
vvoltend sy Knecht geschicket han
Nach andern frummen burgern auſs
Das sy ins burgermaysters hauſs
Still haymlich bald zu yn kemen
merckent vvie vvas ir fürnemen

Sy vvolten da zamen kommen
das hettens in für genommen
Als offt ainer vver kumen drein
ferr hindershin ins hauſs hinein
So vvoltens in dann greuffen an
vnd mortlich zu tod gschlagen han
Bald ye einen den andern auch
hörent vvas volget mer hernach
Im hauſs da es sollt geschehen
hat man in aym sal gesehen
Ligen ain grossen hauffen sandt
das haben sie alles bekant
Sy vvoltens blut mit han verdeckt
damit es niemant het erschreckt
Vnd es niemand möcht gespehen
das mans plut nit möcht gesehen
Damit das sein nid vvürd geacht
byſs das syſz hetten als vollbracht
Vnd all wurden gericht dahin
Die nit vvaren in irm krentzlin
Dann hetten sy die vveytin gehan
vvas sie dann hetten gfangen an
Das vver dann als für sich gangen
nachdem stund gantz ir verlangen
Es vvas sunst all ding zu geracht
an der hayligen drey künig nacht
So vvern die feind darkommen
hettent die statt eingenommen
Damit mainten sys zu verfiern
man thut all jar da jubiliern
An der hayligen drey künig tag
darumb so vvas es ir anschlag
Des nachts so die leüt all voll wern
woltens die porten thun auff spern

So wern die feind all drein kommen
vnd wurden han eingenommen
Köln die grosse hailigen stat!
aber gott sie beschirmet hatt
Vnd Maria sein muter milt
man hat klarlich gesehen ir bild
Auff der barfüsser Kirchen stan
da wird ich zu lest sagen von
In einem andern tractetlin
der heilig geist hats ghan mit in
Do mag man gantz wol sagen von
got hat die stat in hut gehon
Zu dem man sich billich versicht
gleich wie der heilig prophet spricht
Sy dann das got die stat bewar
ir wachen wer verloren gar
Nun das ich wyter sag bescheid
der gwaltrichter hat grosse frewd
Vor tzu disen sachen gehan
hat auch sein schwert wol schlyffen lan
das er im möcht wol getrauwen
den die Köpff damit ab zu hawen
die tzu in solten sein kommen
wie ir dann vor hand vernomen
Wo sies wolten han gerichtet uſs
in eines burgermeisters huſs
Woltent sie es als verhandlet han
noch gib ich euch me tzu verstan
Schalkheit kondens wol uſswarten
der herr tzum kleinen sant Marten
den man im hauſs beraubet hat
da er es klagt vor einem rat
Vor den die ims selb hetten gthan
sy sprachen wil es also gan

Will es tzu Kölln dartzu kommen
das eim sein gut würd genommen
Bei nacht und nebel in sein hauſs
was will zu lest dann vverden drauſs
Da mocht es gantz niemand verstan
Das sy es selber hetten gthan
Ja die in disem krentzlin vvarn
mochten dem doppel nit auſsharn
All wie sies hatten gfangen an
ir etlich müsten vor darvan
Ainr vvard kranck vor disen geschichten
Was er joch hat gethon beichten
Dasselbe ist mir nun nit erkent
man gab im je das sacrament
Er marckt sein liecht was aus gebrant
hat nach den burgermaistern gsant
Da er nit me vvüst zu leben
thet er in gelt vviderum geben
Gab in ain hüflin mit namen
zwey tausend guldin zusamen
Damit das er on sünd möcht sein
vnd nit müst evvig leiden pein
Thet er in gar kleglich sagen
sy soltens gelt vviderumb tragen
An die ort vnd auch an die stat
da er als gnommen hat.
Da sagten sie im all samen
hàb kain vnmut in gots nammen
Versun dich nun mit got dem hern
das gelt vvoln wir als vviderkern
Und thetent im das zusagen
das in die renthamer tragen
Doch wann ainr nit ist selber frum
so geit er nit gern vviderum

Sie hettent selb vil druſs gnomen
doch ist es an den tag komen
Wie sies hond gthon vervvalten
das gelt hond sie als behalten
Wie sie dann mit umb sind gangen
do mans darnach hat gefangen
Hett man nit vvölln haben ru
die gmaind die hat gelugt darzu.
Sie hand zusamen geiehen
wir vvöln den gmainen schatz bsehen
Do haben sie zu den stunden
nur fünff hundert gulden funden
In ainer solchen grossen statt
die so vil rent vnd gilten hatt
On ander zöll vnd teglich gelt
das an dem ort onentlich felt
Noch hatten sie vil mer erdacht
hatten nüvv zöll vnd schatzung gemacht
Habent auff all ding mer gelait
vnd hond die sach also berait
Schatzung auff bier flaisch vvein vnd brot
das hat sie bracht in dise not
Das es in also ist ergangen
den vvebern hattens auch gefangen
Auſs irer zunfft auch etlich man
die auch hetten gefangen an
Von diser nuvverung klagen
vvolt in ain rat nit vertragen
Dardurch ervvachsen ist der dantz
das die gmaind vvas erzurnet gantz
Das die auffrur vvard angfangen
da sind zu Köln ym harnasch gangen
Mit vvörhaffter hant auff dem plan
vvol ob den vierzehen tausent man

Vnd mag nit minder vverden geschatzt
auch der statt porten vvol besatzt
Vnd auch aim yetlichen sein hauſs
da man die hat gefangen auſs
Den man die Köpf hat abgschlagen
auch all gaffel thun ich sagen
Oder zunfftstuben vvie mans nent
die vvarent all besetzet phend
Vnd alle rick vvurden bestalt
lug ist das nit ain grosser gvvalt
Wan es vvere darzu komen
das man sy het eingenomen
So hat mans doch all erschlagen
da het sich ghebt grosses klagen
Man het niemans gethan schonen
Sygent joch gaistlich personen
In klöstern vva sie vvern gvvesen
da het niemant mügen gnesen
Auch die priester thun ich sagen
wurd man hon zu tod geschlagen
Auch klaine kind vnd die fravven
das wer yamerlich zu schawen
Das sind ye böse vögel gsin
die also woltent geben hin
So grosses volck auff den flayschbanck
nun das ich es nit mach zu lanck
Von auch nit mach zu gar vil gschrey
ir einer hieſs der bappegey
der was auch im Krentzlin verhafft
der böſs vogel hat nüt gschafft
Vnd ist nit gangen ir vvagen
wie sy es hetten angeschlagen
drum wann einr facht böſs sachen an
vnd es im nit will für sich gan

der muſs zu letst darvon fliehen
oder muſs den kürtzern ziehen
Glingt im dann in bösen sachen
darff er sein doch nit lang lachen
Hat er hie ein zeitliche frewd
so kumpt es dort in ewigs leid.

Eroberung des Schlosses Haun durch Wilhelm IV von Henneberg 21 *Januar* 1442.

(Aus Heims henneberger Chronik.)

Es geht gen dieser Fastnacht her
Wir wellen frölich singen
Frey von unserm Herrn ven Henneberg
Wo findt sich seines gleichen?

Ein Edelman saſs im Buchenland.
Daucht sich gar einen kecken Held.
Reinhardt von Haun ward er genannt,
Er roubt zu Haus und zu Feld,
Auch Graf Wilhelm zu Henneberg
Der that ihm bald nachjagen.
Und kam für Haun mit groſser Stärk.

Haun sprach, Henneberg will zürnen bald,
Hab ich mich schon erwegen.
Mein Schloſs das will ich wohl behalt,
Solls Henneberger regnen.
Gleich 8 Nächt und 3 ganze Tag,
Daraus will ich mich wehren
Mit Beſsen das ich kann und mag.

Solch trotzig Red gar bald bestand
Der Herr von Henneberg und sprach:
Ich will dran wagen, Leut und Land,
Will rächen solche groſse Schmach,
Dran wagen manchen kecken Mann
Und solt ich drum verliehren
Gleich alles, was ich han.

Haun sprach mein Schloſs ist gar veste,
Draus wehr ich mich bis auf den Tod,
Acht gar wenig die Henneberger-Gäste,
Will sie wohl abtreiben mit Spott.
Ich laſs mich nicht so überschwatz,
Und sollt ich gleich Haun und Buchenau
Darüber bleiben auf dem Platz.

Da es nun kem zuletzt zum Streichen.
Die von Schmalkalden liefen Sturm,
Davon wollt es auch nicht abweichen,
Darum ward bald das Schloſs verlohrn;
Sie fielen über die Mauren herein
Mit Leitern und mit Stangen,
Und fingen das Gesindlein fein.

Da Reinhard von Haun gefangen ward,
Da stund er traurig gar unfroh
Da man sein Sohn darrhero führt,
Da schreyt Ceter Waffen io,
Ey wärst du ungefangen noch,
Du sollst mich han gerochen,
So du warest kommen davon.

Ey schweig gut Vater, schweig nur still
Solcher trotzig bösen Wort:
Ich trau meinem Herrn von Henneberg,
Er setzt mich noch zu einem Voigt
Zu Haun wohl noch auf der hohen Zinnen.
Da sprach der Herr von Henneberg:
Das hab ich gar noch keinen Willen.

Wer mit Fürsten will streiten zwar,
Der muſs sich wohl besinnen
Jetzt muſs eine edle Henne zart,
Zu Haun wohl auf der Zinnen.
Der Adler von Gold eine Krone trägt,
Der samt der Henne nistet da
Das thut manchem Reuter wehe.

Hans von Haun der fromm mit Sorgen,
Der rieth seinem Vatter rechte,
Aber er wollte ihm nicht gehorchen,
Weder er, noch seine Knechte.
Darob hat er sein Schloſs verlohrn.
Das han ihm angenommen
Drey edle Fürsten hochgeboren.

Reinhard von Haun und auch sein Sohn
Mit ihrem Anhang insgemein
Gefänglich wurden geführt davon,
Verehrt mit neuen Käppelein
Es kostet Haun Buchenau
Leib und Blut auf dem Platze blieb.
Der Händel waren sie gar nicht froh.

Die Käppelein die sie tragen an,
Die sind auf denen Seiten,
Und sind fast eng geschnüret,
Wie sie nur sind von Ringschnür.
Das thut in ihren Augen zu weh.
Zuspricht mein von Henneberg:
Du brauchst mich fort nicht mehr.

Wer diesen Reim so lang so schnelle,
Ohn allen Schein vor klein vor groſs,
Das hon gethan zwey Berggesellen
Zu Schmalkalden wohl auf dem Schloſs.
Sie singen denn, und singen mehr:
Gott behüt den Knaben in ihren Leben
Ihr Zucht Bescheidenheit und Ehr.

Zug vor Hettstädt 1439.

Auff einen Dienstag es geschahe,
Do man für Hetstädt rennen sahe,
Für Hetstädt viel im Felde.
Sie zogen auff Mühlrode zu,
Da schlugen sie auff ihr Zelte.

Da solches sahn die in der Stadt
Sie funden bald wohl einen Rath
Dem Feind sich nicht zu ergeben
Sie rüsten sich mit aller Macht
Mit ihn zu streiten eben.

Und wenns 3 Tage Margrafen regnt.
Und länger hier in dieser Gegend
  So wollen wir doch nicht zagen
Wir haben eine feste Stadt
  Dazu viel Roſs und Wagen.

Der Feind brach auf mit seinem Heer
Er zog wohl um den Scheuberg sehr.
  Zu Pferd und auch zu Fusse
Die Land-Knecht liefen alle daher
  Die liesen der Stadt keine Muse.

Da rief sich Carl der Beuteler:
Reicht mir die grosse Büchse her
  Daſs ich sie kann gewenden
Die Trabanten lauffn alle daher
  Sie haben gar frische Hände.

Er schoſs gar ferne in das Feld
Er schoſs dem von Schwarzburg ins Zelt
  Das thät er Karl mit Ehren
Dazu alleine ihn beweget
  Die Stadt wohl zu erwehren.

Er schoſs dem von Schwarzburg ins Zelt
Der rieff: O theur Herr von Mansfeld
  Und woll'n wir das nicht wehren
So trieben sie uns gar davon
  Deſs haben sie Preis und Ehren.

Da nahmen sie wohl ab ihr Speer
Sagt hans von Drot und Geiseler
  Sie wollten ihnen pfeiffen
Und gabe Graff Günther den Rath
  Man solt sie gar nicht angreifen.

Das dauchte Michel Beckern nicht gut
Und Hans Badern das gute Blut
  Sie kunten schleiffen und wenden
Die Lands - Knechte lieffn alle daher
  Sie hätten frische Hände.

Sie kamen für ein hohen Thurm
Da erhub sich ein groſser Sturm
  Da hört man Pfeiffen und Trommel
Bald rieff das ganze Meisner Land,
  Hetstädt ist nun gewonnen

Lied von Grubenhagen 1448.

(Lezner's dasselische Chronik 90 b.)

Der Grubenhagn bin ich genandt.
  Allhie herumb gar wol bekandt.
Und hab diſs orts gestanden aus,
  Gar manchen sawren harten straus.

Gar mancher Schalk mich angesehn,
  Doch mich allhie muſs lassen stehn,
Ihr viel von mir han nutz bekomen,
  Und gleichen theil zur Beut genomen.

Nun wollen sie erst Ritter werden
  An mir, doch nicht mit Gott und Ehre.
Den Ring sie müssen doch hie lassn,
  Und wandern heim weg ihre Strassn.

Dieſs ward gedicht zum Grubenhagn,
  Wer dann ja wil ein andern jagn
Der ruget seltn zu keiner zeit
  Und macht sich selbest viel haſs und neidt.

Aachener Fehde von Affenschmalz 1429.

Mencken Script. rar. germ. I. 1210

Horent ir frawen und Jungfrawen zart
Von einer behender ocher vart
Als ir wol hant uornumen
Wie die Herrn in Ache sint komen
Ist das gut, das weiſs Gott
Ich sagen euch das sunder spot
Es ist mannigen manne bekannt
Wie die Hern von Ache gethan hant
Mit der guten Gemeine von der Stadt
Das sie cleiner hant gehat
Si komen nit dorvmb gottislon
Mer zu wenne was ein hoff von
Den Hern dar gelaten und gemacht
Das bezalten die von Ache in der nacht
Nu horet was do geschah
Alles auf denselben Tag
Do der hoff waz geschicht
Her Besell kunde gepaidten nicht
Er vil dem von Firnenberg zu fus
Vn sprach Ich ewr gnaden clagen muſs
Wir werden betwungen von unser gemein
Wir sein zu Ache nit wol daheim
Wir hetten einen Aufsatz
Zu versumen einen schatz.
Euch und ewrn gleich domit zu empfahenn
Den weg ban sie uns untergangen
Und enthalten uns selber und golt
Das band wir vortragen mit geduld

Das clagen wir euch herre mit not
Weren ir zehen oder XII tot
So mochten wir unser recht behalten
Auch wolte ewr gnade walten
Und komen uns zu hilffe in der nacht
Das hant wir uns also bedacht
Das wolten wir euch also vergelten
Das ir uns nymer soltet schelten
Mit silber gold und edelgestein
Wenne es solle bezallen die gemein
Der herre von Firnenburg sprach zu der stunt
Da tut mein oheim von hengesperg kunt
Wenn er ist bei solchen dingen gut
Sind das ir also tut.
Sie riffenn den von Hengesperg dar
Edeler herre wir sind in fahr
Nu staht uns allen bey
Wie vil das des geldes sey
Das doran wurd gelait
Des haben wir kleine acht
Das wollen wir euch gern geben
Von der gemein wollen wir es heben
Das haben wir euch gedacht
Und steht uns bey in der nacht
Also das soll geschen
Wir enwollen von euch nit entflihen
Der von Firnenburgk sprach also
Herre von Hengesperg was saget ir dorzü
Das wil ich mich zu euch versehn
Ir wifset wol was zu Prussel ist gescheen
Der von Hengesperg sprach ich nim mein berat
Bleiben wir da mit solcher tat
Des solte alle die werlde lachen
Dorvmb so lat es uns mit listen machen

Do sprach der Kun von dem Eichorn
Wir wollen paiten pis morn
Das ist das rechte beſchaid
Do wir uns zu hant berait
Gleich in der Mitternacht
Also sich menchlich sloffen hat gelait
Er sprach, sint ir der sachen frei
Wir wollen euch ston pej
Das wir pleiben vnvorraten.
Anders wir kumen zu groſsen ungenaden
Die von Ach haben vor zeiten gros ding getan
Sie hant auch hern und fursten erslan
In derselben stat ihr hern
Das stat uns zu besorgen sere
Sie sprachen, Nein liber here
Das ist alles wol bewart
Von der pforten bis auff den mark
Wir haben die sluſsel von der Pforten
Wir haben der zisen und tarzen uff der Hern haws
Do sollet ir reiten ein und aus
Und ist von uns also bestalt,
Es sej paide jung oder alt
Ey sej man oder weib
Die sollen vorlissen iren leip
Mit totes crafft sollent ir sie lezen.
Die reise volle ging
Ein here den andern enpfing
Das sie alle worn pej in
Sie komen zu Ache fur die stat
Des die gemeine harte bomen hat
Die pforte was auff getan
Man mochte dorein reiten oder gan
Das kam von reterlicher List.
Das ir alle wol wist

Sie komen zu Ache eingeritten
Die gemeine des sorge litten
Also ir alle wol wist
Das kam von Eichorns list
Diz was das erste begyn
Zu der pant pforten ritten sie in
Mit der Flucht auf den mart
Do sie wol wurn bewart
Das sie sich sicher wusten
Do ritten sie mit clugen listen
Durch die straſse alle mit in
Das die Leute nit komen bey in
Do sie komen pej sant Jacob her
Do sazten sich die purger zu wer
Und zu sturm und zu streiten
Do begunten die räter zu paitten
Und bliben halten mit gewalt
Wenn es was also gestalt
Das sich nymandt kunde wern
Wer solt sich denne geveren
Do solch ding gescheen
Die musten in die Kirchen fliben
Die purger von Ach
Do geschah
Ein falsch ratt von den falschen gesten
Die sie in ir stat musten lassen resten
Pis auff den nechsten tagen
Das koste paide hant und kragen
Zu grosser unschulde
Got gebe in allen gedulde
In dem ewig leben
Die dorumb musten sterben
In sant Jacobs capelle
Sie worn des teuffels geselle

Die den mort haben getan
Sie sullen dem teuffel nimmer entgan
Sie hetten sich darauff gestalt
Sie slugen sie zu tot mit gewalt
Und schelten, mon in dem plut mochte paden
Do fant man grossen schaden
Die frawe von Irem mann
Vor Gote sint sie vorpannet
Die der Kirchen nit enschonen
Der teufel sol in lonen
Der do dichtet posen rat
Sie triben do falsche tat
Ein taile luffen auffe sant Jacobs turn
Do en hetten sie weder wein noch korn
Und wurfen herab mit steinen
Auf die ritter gemaynne
Und ritten an den mart
Do sie sich hatten bewart
Sie namen der sache eine fur hant
Die gemeine wart alle besant
Nemlich mit seinen Genos
Do sach man sicher jammer groſs
Von der guten gemein
Groſs reich arm und klein
Musten sweren einen eide
Es wer In lip oder laite
Auf sant steffans plut
Got weiſs wol es ist gut
One die do pliben tot
Und sturzten ir blut in not
Maister Steffen was ir ein
Der in totes not erschein
Maister Heinrich Jacken schicket dornach
Nachdem was Im besunder jagh

Der konte sein wort wol zu preisen
Nach beschaidener weisen
Und This von Mychssenbach
Der hette ein jemerlichen tag
Mit den andern guten lewten
Das ich nicht alle mag bedewten
Und me es rede mechter
Recht wie man werken treibet zu dem echter
Do wurden sie zusammengetrieben
Die in der stat woren bliben
Wie mocht man forschen groſser not
Denne die guten leute bliben tot
Der scherchen sticker zu dem uon Hengesperg sprach
Nu erparme es got diz ungemach
Des ich unschuldig muſse sterben
Nu troste got mein erben
Die ich allhie lasse.
Sol ich sterben auff diser strosse
Das muſse got erbarmen
Ich machte auch ein schenken mit harnascharmen
Die schon sten noch und herrlich
Edeler herre erbarmet euch über mich
Vnnd lat mir noch heut pei tagen mein leben
Was ich gutes unn̄ geltes hann zu geben
Das nemet alles in ewr gewalt
Durch die fruntschafft mannichfalt
Die ich mit euch han gehabt
Und weiset mich nacket fur die stat
Und lat mir heut, das alles mein gut wil ich euch geben
Der von hengesperg sprach du solt leben
Nymer kein tag, du must allhie sterben
Und hestu alle die Werlt zugeben
Maister Heinrich sprach also
O Herre Got von Himmel hoch.

Erbarm dich uber mein unschuldig blut
Durch dein milde reine und gut
Und troste mich armen mann
Wenn ich in diesen elend stan
Der von hengesperg stackt sein panir aus
Das er slug fur der purgerhaus
All auf demeselben tag
Ein burger zu dem andern sprach
Wir haben vil geste in unser stat
Ir nochgeburn, wie gefelt euch das
Es ist nit unsser best
Das uns kommen solliche gest
Das was Tielmann Valck
In zu malle zuschalk
Und sein sun Leuart
Die hetten was noch in der stat der kroch
Unden in ein loch
Das er also hinweg kam
Und dennoch Maister Harttman
Der die pilde pflag zu sneiden
Der hub sich auch pei zeiten,
Das er also uorswant
Das in do nymant fant
Er kroch in ein munich kappen
Er ging embern knappen
Die guten lewte waren in eingan
Do die pete fart fere was getan
Dei Herren von Ache warn leyde
Sie sprachen alle mit neide
Hilff got sint uns die entkommen
Die kriegen wir krencken fromen
Sie enkunden von posheit nit ensprechen
Das sie es nit mochten gerechen
Also sie es hetten aufgesazt

Die guten lewte worden aus der stat
Und behilten iren leip
Des frewet sich man kint und weip
Din Herren lissen den von Ache die leze
Und machten do ein newe geseze
Das sie swurn auf Sant Steffans blut
Got wie es was zu mut
Und musten do bey Irem eide sprechen
Das nymer zu rechen
Und das irem eide begriffen
Die Herren retten umb die pfiffen
—. —. —. —.
—. —. —. —.
Und woren wol gemut
Der eine vorlos sein leiptt, der ander sein gut
Von der guten gemein
—. —. —. —.
Do woren die herten herzen
Die do sahen tot ligen und in smerzen
Von der guten biderlewte
Des erbarme sich got heute.
Do die pfleger kommen in die stat
Hette dovon der gemeine yglicher sein Hornasch angehat
Und einen Bogen in der hanntt
Und hetten auch alle sant
Drey auff einem pfille in igliche hecke geschossen
Das hette die behenden bilgrein ser uordrossen
So wern sie recht geracht
Zu Ach in der nacht
So were in recht getan
Wenne sie meinten geritten han
Do musten sie sein gefangen
So mochten sie sich han versunnen
Was sie an der pete fart gar hetten gewunnen

Hette sie auch zu synne gebat
Die gute gemeine der stat
Und hetten in stier gebarten
Do die Vogel ynnen warten
Der das erste hette gedacht
Und die uorreterye gemacht
So hatte von Ache die gute stat
Weidelichen gebroten hat
Wenn sie auff irem pette solde gesloffen hann zu stunden
Das sie den Esche hetten funden
So were ihr recht gegeben
Des wolten wir han gelacht
Unser leben das was scheinlichen bedacht
Das man von der guten stat eine mort grube hat gemacht.
Des was falsche Acher fart
Sie hiltent dort auff dem mart
Und auch auf den purger Haws
Do gingen sie ein und aus
Mit has und mit neide
Und auch ein teil worn laide
Das sie ire petfart haten gelaist
Des frewten sie sich allermeist
Sie aſsen brot und fleisch und salz,
Des beschreip uns Affensmalz,
Wie die herren ritten von dann
Mit manigen stolzen man
Do sie sich hetten bereit
Und lissen Ach sten in der stet
Also uns Affensmalz het geschriben
Und do pei lassen es bliben
Und hat davon ein lid[illegible] gemacht
Das dis were ein boſse Nacht
Der von erste gab den rat
Do geschah als solche tat

Also so man singet in dem lid
Des entacht Affensmalz nit
Me er enhat diz buch nit gemacht
Mer got geb im ein gute nacht
Dos er die Wahrheit hat gesungen
Paide den alten und den Jungen
Nu behute gott alle gut festen
Vor also sollichen bosen gesten
Die das Volcke suchten in der nacht
Ungewarnet und ungedacht
Die nit han gutes in willen
Das si iren mut mugen stillen
Do ynnen danzet die gemeine nit gleich
Nu behute uns got von hymelreich.

Ein new Gedicht von der eroberung des schloſs Hohenkreen.

Seynd Fursten, hern, stet und gmain
Ir sachen nit send uber ein,
Seynd ist kein glück in aller welt,
Mit liegen, triegen, falschen gelt,
Mit rauben, mörden u. t. prandt,
Das ist yetz fast der syt im landt.
Kein brieff noch Siegel hat man nicht.
Die welt die ist so gar entricht
Und zeugt yn allem land entzwer,
Auff und nyder, hin und her.
Im Welschem land ist krieges vil,
Wer dann in Braband wandeln will,
Ist angst und müe und groſs unardt.
Denn leüffen nach, als ytzund stat.

So ist keyn ordnung myndert mer.
Dann eyne, do ich yetz von hör:
Die auff der strazen teglich rauben.
Die send wel eins, das will ich glauben
Und gend yn selbst der sachen recht.
Sye hatten nicht auffs kaysers recht.
Das mag die leng nit besten.
Darmit betrübt ist yedermann
Der plang thät alle menschen wee:
In kurzer zeyt fund man ein list.
Des man sich ernstlichen rüst
Für Schwartzepurg mit gantzer macht.
Ich het pey meiner treu geacht.
Man het syn pracht und ungemach.
Als ich den zeug von Nürnberg sah.
Mit knecht und wegen, zu fus, zu rossen
Und merklich stuck von guten gschossen.
Durchaus kein mangel was en in
Und zugend dapferlich dohin
Der selbig zug der wardt gewendt:
Zu Regenspurg die rays sich endt.
Und wentten sich und kerten wider.
Ich glaub auch warlich, das ye syeder
Die straſs sey nimmer worden frey.
Als sye vor offt gewesen sey.
Die rauber hond gar offt den glauben.
Die treu die stett zusammen haben.
Der selben treu halb wollens woll
Ir heuſs und sedel füllen wol,
Als yetz durch yren falschen list
An manchem ort beschehen ist,
Die leut hyn furen und beschetzen:
Sye hend keyn sorg auff widertretzen.
Doch summerzeit die pringet rosen.

Jch han kürtzlichen hören kosen:
Den keyser hab' die sach verdrossen
Und mit dem reych gar fast beschlossen.
Das man die raubschloſs prechen soll;
Des zympt den frummen keyser woll.
Seynd nur derselb beschluſs ist geschen.
So hab ich kürzlich selb gesehen
Ein hübschen zeug, wie ich euch sag'.
Am Abend Symon und Judas tag.
Zu Nürnberg mit hübschen rust,
Von reutern gar ein schöner lust.
Ganz frölich knecht und lützel wegen;
Gott der woll' ir aller pflegen.
Fürsten und herren kamen zogen
Dem Hegau zu, gar unbetrogen
Für Hohenkree waſs jn mudt.
Das haben danck die herren gut.
Da nun die samlung waſs gethan.
Do griffen sis gar dapffer an
Und zugen auff Sant Martinsabent
Für Hohenkreen; für war das glaubent
Mattern von Straſsburg der het acht.
Er thet zwen schüſs zu guter nacht.
Nun weytter merkend was ich sag:
Und darnach an Sant Martins tag
Do wart gelagert und geschantzt
Des Hohekree lützel gantz.
Am Freytag hub sich erst jr klag',
Man schoſs zu in den gantzen tag.
Zu kree ward ein püchſs gericht
Her ab nideſs höre, das halffs syn nicht:
Der pey der püchſs schaut hyn u. dar.
Ich weis, wie man sein ward gewar.
Pald in dem hör man jn erplickt

Der Linhart Taucher was geschickt.
Der thet ein schuſs, das als erkracht:
Die sach sich wunderlichen macht:
Ein stuck spielt er vom felsen rayn.
Das draff dem meister on ein payn.
Das schieſsen kam jm nit gar eben.
Doch sagt man wol, wie er noch lebe.
Er möcht villeicht als mer sein todt.
Als er dann leyt in groſser not.
Pey diser püchſs stecket ein fan.
Mit schwartzen krön gemalt daran.
Dann am freytag kam die nacht.
Viertzehen hatten sich betracht
Die obernatter in dem schloſs.
Do sie horten des mechtig gschoſs.
Syn wolten pflegen falschen syn
Und gingen zu den andern hyn.
Ir sibenzehen solten wachen
Und fleysſig sein in allen sachen.
Sye wölten sich gen legen nyder.
Zu mitnacht kömen sie her wider.
So wölten sie dann wachen auch.
Nun hörund zu, wie giengs darnach.
Sye fielen auſs und kamen hin,
Der ein fiel todt, was nit für in.
An sambtztag frü da giengs erst recht.
De wardt mit schiesen groſs gepracht.
Matern und Tauchern schussen hart.
Desgleichen maister Bernhart.
Und ging vil grosser püchssen ab.
Des dem im schloſs ein trauren gab.
Mit kurtz da gab jr einer ain rath.
So uns die herschaft also lat.
So will wir fristen unser leben

Und wöllen uns pey zeit ergeben.
Da einer des andern maynung brufft.
Von stund an ward ein fried gerufft.
Kaysers Zeugmaister und Mattern,
Die theten jr wort verhörn,
Pracht er jr red lautter und rayn
Dem strengen hern von Liechtenstayn
Und herr Jorgen von Fraintsperg auch;
Die hetten da nit lang ein sprach.
Mugen sie schweren do pey glauben,
Das sye kain schuld an sachen haben
Und aller sach unschuldig seyen.
So möcht man sye lecht,denaht freyen.
Do nun die herschaft kam furſs schloſs.
Sye schryen rauſs on all verdroſs
Drey stund zu romen zu den thorn.
Do ward aber ayd geschworn,
Nichts rauſs zu tragen dann da jr
Do stelt man die trabanten für
Unther das thor zu peyder handt.
Man besah ja all jr gewandt,
Das keiner nichts trüg verporgen do.
Noch wesen sie der gefencknuſs fro:
Ein köchin kam auch nach her gangen,
Die Frummen hern die ward blangen,
Das schloſs bewarn und besehen:
Das sacrament und auch ein her
Fand man auch do, den hot man eer.
Auff das hot man das schloſs besetzt
Mit vil trabanten ungeletzt,
Auff botschafft unsers keysers herr.
Was darnach würdt fur neue mer,
Das ist ja meinern wissen nicht.
Ich het villeicht suss weyter Dicht;

Dar-

Darumb so wil ichs prechen ab,
Piſs das ich weytter potschafft hab.
Und habs gemacht auf den beschaydt,
Wie des mir Herman Gropmar sayt,
Der hat gesehen selb die Datt,
Als Hanns Schneyder gesprochen hat.

Hyenach volgt ein neu gedicht: wie auſs bevelch kayserlicher Majestat die raubschloſs vor dem wald erobert sein worden.

Maximilian du kayser frumm,
Mit meiner klag ich aber kum
Als ich vor offt durch mein gedicht
Die kayserlich gnad han underricht,
Wie es so kummerlichen standt
In Teutsch und auch in Welschen landt
Voran yetz mit der rauberey,
Da weder glück noch hayl ist bey.
Gib steuer dazu und hilff es rechen,
Das man die raubschloſs mög erbrechen,
Als yetz dein Kayserliche kron
Vor Hohenkreen auch hat than,
Das ist zerrissen und erzart
Das man in landen schetzt für hart;
Nun hilff, des weyter werdt gesprochen.
Den handel, den man yetzundt hört,
Der sich dann auff in neues entpert
Des mir durch ein wehrhafften mundt,
In kurtzer zeyt ist worden kundt

Wie das durch kayserliche macht
Der Handel sey gar hoch betracht
Das ubel zu straffen an den ienn
Die alle strassen wendt verhenn.
Dadurch das reich in armut kumbt
Und gemeynen nutz gar lützel frumbt.
Darumb ist worden auſsgesandt
Keyserlich potschaft in die landt,
Nemlich ein graff von Geretzeck.
Das er beware alle heck
Und soll dem reich ein beystandt thon
Von wegen der kayserlichen kron,
Wie ainem hauptmann zugebürt
Der dann wil sein ein treuer hyrt;
Der kam gerüst on alln grauſs.
Mit im so ist gezogen auſs
Des bischoffs zeug von Bambergk
Zu straffen auch das ubel werck,
Das yetz dem landt vil kumers macht
Auff alle strassen, tag und nacht;
Darnach auff pündtniſs und verschreiben
Wolt Nürenberg nit lenger bleiben.
Und rüsten sich die frummen herren,
Und schickten einem zeug mit eren,
Am pfintztag vor dem weinacht tag,
Gar wol erputzt, wie ich euch sag
Mit puchſs und wegn wol gerüst
Und alle ding mit klügem list
Versorgt, als wolt man uber mer
Mit groſs geschutz und guter wer
Das mich zu meinem tayl verwundert,
Zu roſs und fuſs wol syben hundert,
Der Schwebisch pundt hat sein beschaydt,
Wirdt auff ein ander mal gesayt.

Ye kayn parthey pflag kayner ru,
Sye zugen all sambt tapffer zu;
Doch ee Nüremberg dar was kummen
Was Neuenstetlein eingenommen,
Mit gnaden vil und 'unverprant.
Nun hort, so sag ich euch zu handt,
Das Neustetlein ein vorstat hat,
Das ist genent zum alten stat,
Und auch ein herrn heuſslen drinnen,
Das selb must mit einander prinnen
Erst kam der hauff zusammen gar,
Zu Filſseck samlet sich die schar,
Des kaysers haubtman vorgenent,
Dem was sein hertz auff gutz gewent,
Dem heyligen reich das pest zu thon,
Wie im von kayserlicher kron
Befohlen wardt dem kam er nach.
Erst wardt im landt ein grosser rach.
Ein Dorff, heyst Winckler, prent man ab,
Vor lang man in den namen gab,
Es war der rauber gut gemach,
Darumb man es verprinnen sach.
Un dsonst mer Dörffer aucht... witz.
Desgleichen etlich herren sytz,
Die man auch hat geprennet auſs
Hanns von Selbitz thet den grauſs
Der rüstet sich und was nit treg
Und ruckt mit seiner hab hinweg,
Hyn uber wald in Beheymer land
Und raumbt den Frauenstain zu handt,
Erst kamen die reutter, ist nit neyn,
Gar ritterlich fur Frauentsain
Und gerten die porten auff zu thon
Mit kurtzer redt und lützel non:

Das wardt in bald gesaget zu.
Man thet in auff mit gutter ru,
Da fandt man speyſs und gut getranck,
Do saumbten sie sich nit gar lanck.
Sye fingen vier im schloſs gar frey,
Ein Edelman und annder drey.
Wie es den selben wird ergan,
Laſs ich mit meiner red bestan.
Darnach gar paldt, wer fandt der fandt,
Da ward das schloſs auch auſsgeprant.
Darnach da werdt der weysen rat,
Das man abzug mit dyser that.
Gott danck den gerechen jrer müe!
Das beyspill sollen merken die,
Die auff der strassen rauben thondt,
Und doch zu gutter maſs verstondt,
Das got keyn ubel lat ungerochen.
Das sprichwort hat man lang gesprochen.
Damit so wil ichs prechen ab,
Sydt ich der sachen mangel hab,
Dann ainer sagt ditz, der ander das,
Das machet mich zu dichten laſs
Und pin verhindert hert damit,
Dann des ich got den herren pit
Umb glück umb hayl umb fryd und son
Vorauſs der Teutschen nacion,
Darnach dann aller christenhayt:
Dann neyd und haſs, das pringet laydt.
Gott wöll, das hynfur keyner sey:
Er wöll vermeiden rauberei
Und sonst vil annder missethat,
Als Hanns Schneider gesprochen hat.

Die Zerstörung des Raubschlosses Hohenkrän. 1512.

1. Der winter ist vergangen,
Unſs kumpt der summer her,
Lond euch nit ser verlangen,
Er bringt unſs nüwe meer
Der Glantz und auch der Meye
Bringen uns freud und mut,
Uns kumpt ein gut geschreie
Fröwt sich manch kriegſsman gut.

2. Merckent ir gut gesellen,
Was ich euch nu was sag,
In der loblichen stat zu Kölen
Ist gewesen ein groſser tag
Von Fürsten und auch herren,
Von stetten auch desgleich,
All die dazu gehöre(n
Dem heiligen Römischen reich,

3. Darby sind auch gewesen
Vil botschaft überal,
Als ichs han hören lesen,
So ist ir ein grosse Zal,
Von Königen, Fürsten, Herren,
Geystlich weitlich all geleich,
Die hond zamen thun schweren:
Zu beschützen das Römisch r(e)ych.

4. Ein steten friden ze machen
Wol in dem gantzen rych;
Das seind unſs frembde sachen:
Ein yeder lug fur sich.
Sol ich von wunder sagen,
So ist ir das wol eiſs
Das auff dem loblichen tagn
Deutschland ist worden eyſs.

5. Das doch ist nye gehöret
In gar vil manchem jor:
Ir lob was schier verstöret,
Steigt yetzt wider embor;
Der Adler hat schier verloren
Sein federn alle gar,
Die er in kurzen joren
Ueberkunt, solt nemen war.

6. Welschland ist gar erschrocken
Ob diser eynigkeit,
Und förcht, der met sey gesotten;
Darvon ist lang geseit.
Wie sich der traurig Adler.
Der lang ist gsin verschmecht,
Von eim meer hiſs ans ander
Werd widerumb erhöcht.

7. Julius babst der ander,
Mit dem kunig von Arragon
Hand mit dem edlen Adler
Ein bundnuſs an genon
Spannen ist darin beschlossen,
Engellandt desselben glych,
Mit sampt den eydgenossen:
Das trauert gantz Frankenrich.

8. Ein ordnung wil man machen.
In der gantzen christenheit.
Der dasselbig wurt verachten,
Dem wurt es werden leid
Sie sygen geistlich, weltlich,
Kein wirt man ledig lan:
Darumb ein yder lug fur sich
Sie mussen all daran.

9. Kein rauberey wird man nitt lassen,
Uff wasser und uff land;
Gar vil wirt man der schlossen,
Die sollichs uffgehalten hand,
Zerbrechen und zerstören
Auch schleiffen uff den grund;
Als man es denn thät hören,
Das geschehen ist yetzund.

10. Ein schloſs das will ich nennen
Hohenkrän ist es genannt,
Man thut es wol erkennen
Es leid im keisers land,
Daruſs hat man groſs mutwill tryben
Und kriegt das Römisch rych;
Vor in macht niemandt bleiben,
Er war arm oder reich.

11. Zwen kauffmann handt sie gefangen
Von Kauffbüren aus der stat,
Und in das ir genommen,
Des sie kein recht hend ghabt.
Das hat gar sehr verdrossen
Die frommen reichstet gut,
Und hand gemeiniglich beschlossen
Ze straffen irn ubermut.

12 Dapfer hand sieſs angefangen
So gar mit freyem mut.
Vil karthonen und auch schlangen
Ouch manchen reiter gut
Hand sie gebracht zusamen,
Sô gar in kurtzer yl,
Ouch pulver und probanden
Hattens auſs der massen vil

13. Auch haten sie der fuſs knecht
So gar ein groſse summ,
Das ein wunder nemen möcht,
Wo ye solch gût her kumm;
Ich mag es warlich wo sagen,
Es wer eim fürsten ze vil,
Solt er solch kosten haben,
Im wurt nit kurtz die wil.

14. Ein tag thet man beschriben
Gen Zell an Undersee,
Ob mans möcht bringen zum Frieden,
Sunst wer kein feiren me,
Das schloſs das must zerbrechen,
Und wer es noch als fest,
Iren ubermut welt man rechen,
Der Kren zerstören ir nest.

15. Mit den von Kreen thet man reden,
Das sieſs machten behend,
Und das schloſs uffgeben
Wol in des Keisers hend
Auch aller ansprach sich verzigen,
Die sie meinten ze han!
Das waren sie nit zu friden,
Und wolten es nit than.

16. Sie wolten weder gelt noch gute,
Ir antwurt gaben sie behend:
„Wir hend ein schloſs ist gute,
Das wir wol behalten wend
Vor dem Keyser und dem ryche,
Darzu vor irem gschütz.“
Die sach was in gar leichte,
Und æchten sein gantz nütz

17. Der von Landow thet nicht fyren
Man spürt gar wol sein witz:
Von Lindow lieſs er füren
Deſs Keisers groſs geschütz:
Ein büchſsen thut man nennen
Weck - auf von Oestereich,
Die muren kan sie trennen,
Man findt nit ir geleich.

18. Von den (r) andern will ich sagen:
Die heiſst der Burlebauſs
Wenn ir ist vol der kragen,
So kert sie unsaubar auſs;
Alsdann da ist geschehen
Vor Hohen kreen dem Schloſs;
Solich schiessen ist nie gesehen
Es ist gantz aus der maſs.

19. Wol um sant Martins eben
Fiengs schiessen erst recht an,
Das Zittern ward der boden;
Umb die Kren was es gethan:
Der Burlebauſs der thet sich regen,
Dar zu wach - auff von Oesterych;
Der berg der thet sich wegen
Die muren spielten sich!

20. In felsen thet man schiessen
Das er in stücken sprang;
Es thet die Kren verdriessen,
Sie sumbt sich do nit lang,
Sie mogt nit lenger blyben,
Es was umb sie gethon,
Der Burlebaufs thet sie triben
Aus dem nest mit sein gethon.

21. Die Kuchin thet er in verfellen,
Des was ein böse sach.
Er sprach: „Ir lieben gesellen,
Hie ist nit gut gemach,
Der teufel ist aufs kummen
Und brucht hie sein gewalt,
Lond uns nit lang hie sumen
Der berg zum schlofs hin falt.

22. Es ist warlich mein rote
Wir machen uns darvon;
Wo es uns wurd zu spate,
So wers umb uns gethon;
Hie ist kein eer zu erwarten,
Den rat wil ich euch geben:
Wann wir den rychsteten warden
So kosts uns all das leben.“

23. Also die herren flohen
Von iren underthon;
Do sie dasselbig sahen
Schruwens ein frieden an:
„Wir wend das schlofs uffgeben
Uff gnad in eure hend,
Das man uns lafs by leben,
Dann wir kein schuld dran hend.

24. Wir sind harin gezwungen,
Als arm underthon;
Die herren sind entronnen
Hand uns hie innen glon
Darumb, wend ir uns susagen,
Ze fristen leib und leben,
Als das wir hinnen haben;
Wend wir zum schloſs uffgeben.“

25. Die heublüt giengen zusamen
Namen ein kürtzen gedank,
Ob man sie wolt uff nemen,
Und machten es nicht langk.
Das ward in nach gelassen:
Do mit zugen sie ab;
Etlich sind verfallen unn erschossen:
Den Got ir sünd nem ab!

26. Von stund an that gebieten
Der Keyser Maximian,
Man solt nit lenger beiten,
Das schloſs zerrissen lan,
Kein stein uff dem andern blyben;
Das wer sein ernstlich gbot:
Damit wolt er erzeigen
Wie ers furt halten wot.

27. Das theten sie stet behende,
Und sumpten sie nit lang,
Zatten pulver an alle ende;
Davon der felſs zersprang.
Daran sollen gedencken
All' die mit rauberey umbgan;
Man wirtz ir keim mer schenken,
Wirt in gen diesen lon.

28. Das schafft der loblich friden
Under fursten, stetten geleich
Das ir keiner me mag blyben:
Das fröw sich arm und reich,
All die bruchen das lande
Zu fuſs und auch ze roſs;
Hüt dich du Francken lande,
Du hast auch sölche schloſs.

29. Das ein das will ich nennen
Der Sodenberg ist es genannt,
Man thut es wol erkennen,
Es leit im Frankenlandt;
Der andern will ich geschwigen,
Man kent sie alle sandt.
Söllen sieſs lenger tryben,
Wirt es haben kein bestandt.

30. Es sey in Beyern, Franken, Schwoben,
Und darzu am Rhyn,
Gantz Deutschland unden und oben,
Würt ir keins sicher syn.
Das schaffen die frummen Rychstet,
Und auch der Schwebisch Bund;
Ir gut und gelt kein ende hat,
Ist manchem Krigſsman gsundt.

31. Nürnberg die muſs ich loben,
Und Ulm gib ich den pryſs
Augsburg ein kron in Schwoben
Die brucht allzeit gut flyſs!
Kein gelt lond sie sich tauren,
Deſs haben sie noch gnug
Und schiessen drin on trauren
Eyn yder für sich lug.

32. Also die Kreen ist gewichen
Uſs irem guten hauſs;
Der Adler hats erschlichen,
Hat sie getriben auſs,
Das spil erst angefangen.
Es treff an wen es well
Lond euch nit seer verlangen
Singt aus ein gut gesell.

Ein beschluſs unn lobgesang zu eren dem durch lauchtigsten Keyser Maximian u. s. w.

33. Lob und Dank so muſs ich sagen
Dem Keyser Maximian.
Er will nit mer vertragen,
Als er biſsher hat gethan;
Gar lang hat er geschwigen,
Und hat gewart der zit.
Mit kummer und mit leiden
Ward es gröſslich vernüt.

34. Sein gleichem kann man nit finden
In der alt und nüven en
Und auch im Buch der künigen
Das je kein Keyser me
Verachtung, schmach hab gelitten.
Als er denn hat gethan
Mit gedult zu allen ziten,
So ers möcht gerochen han.

35. Das wird in got ergetzen
Noch gar in kurtzer zit,
Sin namen wird er sezen
In manches land gar wyt,
Dann man findt klarlich geschriben
In der gschrifft, sag ich für war.
Hoffart Gott nie lieſs bliben,
Vnd setzt demut enbor.

36. Darumb biſs wolgemute
Edler Keyser Maximian,
Gott hat dich in seyner hute
Will dich nit verlan,
Zu trost der Christenheyte,
Und auch der Kirch zu Ran
Denn ist es an der zeite,
Sie wurd sunst gar zergon.

37. Mit dir wirt Gott noch würcken
Vil gutz in dieser zeit,
Das du der bösen dürcken
Straffest iren grossen neyd,
Und auch die Christenheite
Bringst auff ein rechten weg,
Die yetzund ist zerströwte,
Recht als der kott am weg.

38. Nit me so will ich singen:
Dich will behüten gott,
Biſs du als mögst verbringen,
Das von dir geschriben stott
Ich hoff, dir soll nit schaden
Das Eclipsis diser Sunn;
In hut so well dich haben
Maria, aller gnad ein brunn!

Kunz von Kauffungen.

1.

Wir wollen ein Liedel heben an,
Was sich hat angespunnen,
Wies in dem Pleiſsnerland gar schlecht war bestallt,
Als sein Jungen Fürstn geschach groſs Gewalt
Durch den Cuntzen von Kauffungen, ja Kauffungen.

2.

Der Adler hat uf den Felſs gebawt
Ein schönes Nest mit Jungen,
Und wie er einst war geflogen aus,
Holete ein Geyer die jungen Vogel raus,
Drauf wards Nest leer gefungen, ja gefungen.

3.

Wo der Geyr uff dem Dache sitzt,
Da trugen die Küchlein selten,
Es war mein werle ein seltzam Narrenspiel,
Welcher Fürst sein Räthen getrwt so viel,
Muſs offt der Herr selbst entgelten, ja entgelten.

4.

Altenborg, du bist zwar eine feine Stadt,
Dich thät er mit Untreu meinen,
Da in dir warn all Hoflüt rauschend voll
Qvam Cuntze mit Leytern und Buben toll,
Und holte die Försten so klein, ja so kleine.

5.

Was blast dich Cuntz för Unlust an,
Dafs du yns Schlofs nein steigest,
Und stylst die zarten Herren raus,
Als der Churförst eben war nit zu Haufs,
Die zarten Försten-Zweige, ja Försten-Zweige.

6.

Es war wohl, als ein Wunder Ding
Wie sich das Land beweget,
Was da uff allen Strafsen warn för Leut,
Die der Raubern nachfolgeten in Zyt.
Alls wibbelt, kribbelt, sich bereget, ja bereget.

7.

Im Walde dort ward Cuntz ertapt,
Da wollt he Beeren naschen,
Were he in der Hast facken fortgeretten,
Das öhm die Köhler nit geleppischt hetten,
Hett he sie kunt verpaschen, ja verpaschen.

8.

Abr sie wordn öhm weder abgejagt',
Und Cuntz mit synen Gesellen,
Uff Grünhayn in unsers Hern Abts Gewalt
Gebracht, und darnach uf Zwika gestalt,
Und musten sich lan prellen, ja lan prellen.

9.

Darvor fiel ab gar mancher Kopff,
Und keiner der gefangen
Kam aus der Hafft gantzbeinig davon,
Schwerdt, Rad, Zangen und Strick die waren ihr Lohn,
Man sah die rümper hangen, ja hangen.

So

10.

So gehts, wer widr die öberkeit
Sich unbesonnen empöret,
Wer es nicht meynt, der schau an Cuntzen,
Sein Kop thut su Freyberg noch heruſser schmuntzen,
Und jederman davon lehret, ja lehret.

11.

Gott thu den frommen Curförsten alls guts,
Und laſs die Jungen Herren,
In keine Feyndes Hand mehr also komn,
Geb auch der Fraw Curförstin veel fromn,
Das sie sich in Ruhe ernehren, ja ernehren.

Ein hübsch neu lied von der stat Pauia, wie sie vom Künig ausz Franckreych belagert, und zum Sturm geschossen ward. Im thon, Sie sind geschickt zum Sturm.

(Fliegendes Blatt aus der Kunig und Hergotschen officin.)

In Gottes Hilff so hebn wir an,
Zu lob der Kayserlichen kron,
Ein newes lied zu singen,
Hilff Maria du reine Magd
Dein liebes kindt uns nicht versagt,
Das uns nicht misselinge.

An eynem Samstag es geschah,
Das man die Landeszknecht ziehen sah,
Under Pavia über die prucken,
Die reyszigen ruckten zu der stadt,
Der hauff Landtsknecht lag in der vorstat,
Auff Mayland theten sie rucken.

Zwischen Mayland kamen uns die mär,
Und wie die stadt verloren wer,
Der Künig hets eingenummen,
Wir heten weder rast noch Rhu,
Wir ruckten auf Pauia zu,
In die Stadt da sind wir kummen.

Am andern tog da hielten wir gemeyn,
Ein yeglichs Fenleyn zog allein,
Ein eyd thet wir da schweren,
Er sey gleych kleyn wol oder grosz,
Er sey ganz nacket oder plosz,
Gar Ritterlich wöl wir uns weren.

Wir kamen in ein gar faules nest,
Ein yechklicher redt darzu das best.
Ir lieben Herren laszt uns schawen
Laszt uns heben zu bawen an,
Das wir nicht verlieren manchen man,
Und laszt uns niemandt vertrawen.

An eynem Donnerstag es geschah,
Der künig für Pauia zoch,
Mit seynem Schweitzers knaben
Sie zogen trotzigklich daher,
Ir sechzig tausend oder mer,
Die stat wolten sie haben.

An eynem Freytag darnach fielen
Wir hinausz, wir machten jn ein groszen grausz,
Zu Pauia uber ein prucke,
Da huben sie zu scharmützeln an,
Sie verloren mer den achtzig man,
Wir stachen sie zu rucken.

Bisz auf den eylfften tag blieb es stan,
Da huben sie erst zu schieszen an,
Zu schieszen an zweyen orten.
Bey einen thurn heisz die heylich pfort,
Er ist von Kayserlicher art,
Vil harter stösz, müst er warten.

Man gab im manchen harten knausz,
Man schosz wol dapffer wider hinausz,
Mit Hacken und hand roren
Wir heten weder puluer noch Bley,
Das mocht ein grosser mangel seyn,
Darmit wir uns solten weren.

Anthoni Leua ein Edler Herr,
Ritter in der stat wol hin und her,
Er thet den Landsknechten sagen,
Sie solten frisch und fröhlich sein,
In soll mangeln weder Brodt noch weyn,
Sein Credentz liesz er zerschlagen,

Graf Eytelfritz von Hohenporn,
Gott wöll sein liebe seel bewarn,
Yetzund liegt er begraben,
Er sprach jr Brüder seyt nur keck,
Meyn Sach befilch ich dem Leutinger Eck,
Alle Ding soll er euch sagen.

Der Eck' von Reyschlag ist ein redlich Man.
Man sach im mit seynem kolben stan,
Zu Pauia an der mavren,
Er sprach wird mir ein Eydtgenosz,
Ich will jm binden den Kübel basz,
Kan ich jn nur erlauren.

Graf Christoffel von Lupffen genant.
Der wird noch wol mit der zeit erkannt.
Wol unter dez frummen Landszknechten.
Wiewohl er ist ein junger Man,
Man findt in allezeyt fornen stan,
Zu streiten und zu fechten.

Die frummen Landtszknecht sind auch dran.
Man findt sie allezeit an der mawren stan,
Mit Spiessen und Hellenparten.
Die Büchsenschützen auch darbey,
Wir leben alles nutzes frey,
Der Schweytzer thun wir warten

Das Liede von dem Bentzenawer im Bayerland, wie es jm zu Kopffſteyn ergangen ist. etc.

Nun wöllt jr hören singen,
Yetzund ein new Gedicht,
Von new geschehenen Dingen,
Wie es ergangen ist,
Vil büchsen und Carthaunen
Sach man im felde stan,
Gen Kopffsteyn an die Mauren,
Lieſs man sie all abgan.

Hört gensithhalb des Wassers.
Slug man das leger an,
Den büchsen macht man ein gassen.
Lieſs an die rinckmauer gohn.
Ein loch thet man do schieſsen.
Es erbidmet in der stat.
Die burger ward das verdrieſsen.
Sie gienge bald zu rat.

Da stund der Bentzenawer.
Und gepot bey leib und leben.
Das man den Römischen Künig.
Die stadt nit solt auffgeben.
Geb man sie dem Römischen Künig.
Er wer nicht wol daran.
Er schwur bei allen heiligen.
Er wöll sie all ertruncken lan.

So müst's ichs widersprechen.
Von mengen unser statt.
German thu ich jn nennen.
Ein Burger in dem Rat,
Sollen wir den Künig vertreiben.
Ist uns nit wohlbekant.
Vor jm kündten wir nicht bleiben.
Wir sitzen mitten im land.

Do sprach der Bentzenawer.
Vorm künig wöl wir wol bleiben.
Wir habe ein starke mauren.
Den Künig zu vertreiben.
Er richt auff seine schlangen.
Und lieſs sie all abgan.
Wol eine auff die ander.
Schoſs gegen dem Künig hindan.

Do sprach der Künig mit listen,
Nu last euch wohl der weyl,
Und last den Bentzenawer schieſsen,
Das wir jn nicht übereyln.
Sie richten sieben schlangen.
Liessens auffs Schlos abgan.
Sie saumten sich nit lang.
Wüschtens mit besem hindan.

Do ward der Künig lachen,
Darumb wöllen wir nit schelten.
Wir lassen unser spotten.
Wir habens jm wol zu dergelten.
Ein frid lieſs er do machen.
Biſs an den dritten tag
Das thet er do mit listen,
Als ich euch wahrlich sag.

Die potschafft was jm kumen,
Und war jm wol bekant,
Zwo Büchsen solt man bringen,
Die waren gest im Land.
Theten auff dem In her fliessen,
Das ward Bentznawer merken.
Erst fing er an zu schieſsen.
Und thett sich redlich sterken.

Die erst Büchs thu ich nennen,
Die beuſst der Burlab auſs,
Die thett das Schloſs zertrennen,
Trang zum andern ort hinauſs,
Die Gewelb und auch die keller,
Stieſs jr ein gutteil ein.
Do sprach der Bentzenawer,
Erst schlecht der hagel darein.

Die ander thu ich nennen
Heiſst Weck' auff von Oesterreych,
Dieselb mögt ir wohl kennen,
Man findt nit ir geleych,
Die thürn und auch die pfeiler,
Musten beyd darnider,
Do sprach der Bentzenawer,
Nun kum nit offt herwider.

Man solt die büchs offt kummen,
So möcht ich übel bestan,
Ich het ein eid geschworen,
Wo mich die maur hett gelan,
Mich hat der teuffel betrogen,
Und hat die Büchsen geladen,
Hat mir die maur zerschossen,
Das bringt mir grossen Schaden.

Zwen Knaben thet er schicken,
Zum künig Maximilian,
Das schloſs wölle er auffgeben,
Und wölt ziehen dauon,
Zu fristen leib und leben,
Mit gut und auch mit hab,
Das er jm geb ain freye straſse,
Und lieſs jn ziehen ab.

Da antwort jm der künig,
Das wöllen wir nit thon,
Wir nemen keyn gefangen,
Sagt ewrem herren dauon,
Daſs er sich thut bewaren,
Auffs beste als er kann,
Hat ers lassen zerschieſsen,
Wöllen jm de Trümmer lan.

Do ſprach der Bentzenawer,
Ich hab ſo redlich gethan,
Mich kann auch keiner zeihen,
Ich ſey ein gliebdloſs man
Meynem Herren hob ich geſchworen,
Hertzog Ruprecht von dem Rein,
Wie wol ichs hab überſehen,
Das Schloſs gab er mir ein.

Solt ich ein Schloſs auffgeben,
Dieweyl es het keyn not,
Pfuy dich der groſsen Schande,
Wir hetten noch Speiſs und Brod,
Dreyſsig tauſend Gülden wolt er geben,
Mit namen Füger von Schwatz,
Ob man mich wollt laſſen leben,
Und laſſen auſs dem Hatz.

Kein bit wolt jn nit helffen,
Sein reden was verwyſt,
Das leben das iſt edel
Das hette er gern gefriſt,
Seyd ich dann ye muſs ſterben,
Got wöl ſeyn da walten,
Von aller Beyern wegen,
Wöl ich heute dapffer halten.

Er war der aller erſte,
Den man firt hinein,
Sein wämmes war geſchnüret,
Man bracht St. Johannes weyn,
Hab urlaub liebe Welte,
Gott gſegen dich laub und gras,
Hilfft mich dann heut kein Gelte,
So wird mir nimmer baſs.

Achtzehen thet man richten,
Den ein theyl liefs man stan,
Das Recht thet man verlengen,
Hertzog von Braunschweig der hats gethan,
Zum Künig thet er eilen,
Gnediger Künig hochgeporn,
Gebt mir die armen Knechte,
Man hat den besten geschorn

Da antwort ihm der Künig,
Wir schwören einen ey[illegible]
Wer für ein thet bitten,
Dem würd ein Backenstreich,
Zorniglichen ward er sehen,
Hub auff sein rechte Hand,
Des lacht der Hertzog von Braunschweyg,
Den schlug er an sein Wang.

Niemand hat's uns abgebeten,
Als jr yetz habt gethan,
Den Adel wöl wir ehren,
Wir schenckn euch fünffzehn man,
Nit mer wöllen wir ledig lassen,
In helff dann Got darvon,
Sie dankten Christ von Hymel,
Das jn so wol wölt ergon.

Der uns das lied von newen sang,
Von newen gesungen hat,
Er darff sich auch nicht nennen,
Von wegen seiner stat,
Er ist dabey gewesen,
Von Adel ist er geporn,
Und wer er nit entrunnen,
Man het jen auch geschorn.

Ein newer Bergkreye, von Künig Ludwig auſs Hungern.

(Fliegendes Blatt.)

Frölich so wil ich singen.
Wol hewr zu diser frist,
Wol von dem Künig aus Hungern,
Der unschuldig gestorben ist.
Er war bey zwenzig jaren,
Ein Künig im Hungerland,
Er war vō edlem stamme,
Künig Ludwig war sein Name,
Ein Künig in Hungern und Behmerland.

Im war kürzlich verheirat,
Ein Frewleyn was hochgeporn,
Von Kayserlichen stammen,
Das thet den Hungern zorn,
Man sammet sich nicht lange,
Man fürt sie in das Land,
Do gab man sie zusammen,
Maria war jr namen,
Ir lob stiet weit erkandt.

Di zwey lebten in freuden,
Bis in das fünffte jar,
In freundschafft und in ehren,
Das thet den Hungern zorn,
Die Behmen und die Teutschen.

Die fiengen vil kürtsweil an,
Das wolten die Hungern nit leyden.
Wolten ihren Künig vertreyben,
Sie holffn jm kürzlich auſs dem land.

Eyner heyst der Johann Weyda.
Der was dem Kunig gram.
Dem Türken thet er schreibe,
Solt jm hülff und beystand thun.
Den Künig zu vertreyben.
im helffen unter die kron.
Darnach wolt er jm geben.
Bey allem seynem leben.
Den Tribut wol auſs dem land.

Der Türk saumet sich nit lange.
Er zog wol in das Feld
Mit hundert mal tausend manne.
Kamm er in das Ungerland,
Kriechisch Weyſsenburg ward übergeben.
Statt Schlösser und die land,
Die Bischoff und Prelaten.
Haben jren Künig veraten.
Ist ymmer und ewig ein Schand.

Es gehet gegen diesen Sommer.
Gegen dieser Sommer Zeit.
Die büchsen hort man prümmen.
Im Ungerland so weit.
Stett, Schlösser waren eingenummen.
Dazu Petro Waradey,
Das wolten die Ungern rechen,
Wolten mit dem Türken fechten.
Sie waren frölich bey dem weyn.

Die Ungern sampten sich nit lange,
Sie zogen wol in das feld,
Ein wagenpurg theten sie schliessen.
Auff schlügen sie jre gezelt,
Sie machten einen hauffen.
Iren Künig zu foderst daran,
Iren Künig theten sie verkauffen,
Er macht jn nicht entlauffen,
Künig Ludwig der junge küne man.

Die Schlacht die was verloren,
Eyner heist der Thumer Paul,
Der Türk hat jm geschoren,
Ein platt ist nit zu schmal,
Graf Jörig der ward sein innen,
Der Künigs öberster war.
Aufs dem feld thet er entrinnen
In der Thonau thet er schwimmen,
Also empfing er seynen lon.

Frommer Soldaten seligster Tod.

Vil Krieg hat sich in dieser Welt
Mancher Ursach erhoben;
Demselben hat Gott zugesellt,
Die Musik, ihn zu loben.
Ihr erst Erfinder war Jubai,
Des Lamechs Sohn mit Namen,
Erfand Drometen- und Pfeifenschall,
Konnt sie stimmen zusammen.

Die Musik gut,
Erweckt den Muth,
Frisch unverzagt,
Die Feind verjagt,
Ruft stark, dran, dran,
An Feind hinan,
Brecht mächtig durch,
Schlagt Gasse und Furch.
Schieſst stecht und haut alles nieder,
Daſs keiner aufsteht wieder.

Als dort Elisa weissagen sollt,
Da Israel Durst litte,
Sprach er: Mir bald ein Spielmann holt,
Der spielt nach Davids Sitte.
Auch spielt vor ihm des Herren Hand,
Er thäte Trost weissagen:
Ohn Regen, floſs groſs Wasser durchs Land,
Der Feind wurd auch geschlagen.
Drom, drari, drom,
Pom, pom, pom, pom,
Droml und Pfeifen gut
Macht Helden Muth,
Erweckt Propheten
Reizt die Poeten;
In Fried und Streit
Hört mans allzeit.
Musikam soll man ehren,
Man kann ihr nicht entbehren.

Man schreibt, daſs wenn Timotheus,
Nach der Dorier Weise thät singen,
Als ein berühmter Musikus,
Konnt' er in Harnisch bringen

Alexandrum Magnum den Held,
Streit satt konnt er nicht werden,
Bis er zwang fast die ganze Welt.
Bekriegt den Kreis der Erden.
Timotheus
Milesius
Konnt gewaltig sing'n
That mit aufbring'n
Alexandrum
Regem Magnum.
Daſs er in Wuth,
Und Heldenmuth
Faſst Schild, Schwerdt und Kriegs-Waffen,
Im Grimm die Feind zu strafen.

O theils gleich wollten weichen ab,
Wie oftmals ist geschehen:
Jedoch ein Löwenwuth ich hab'
Und vorn sollt ihr mich sehen:
Der Kern springt vor, die Spreu bleibt hint'n.
Laſst herzhaft hier dreinschlagen,
Sie werden sich wiederum wenden,
Ihr Brüder thut nicht verzagen,
Kierieleison.
Pidi, pom, pom, pom,
Lerm, Lerm, Lerm, Lerm.
Sich keiner herm,
Wirst gleich gepfezt,
Vom Feind verletzt,
Solchs thut jetzt gar nicht achten,-
Hilf nur die Feind abschlachten.

Gott selbst ist vorn mit uns dran.
Thut selber für uns streiten,

Der Feind nicht länger stehen kann.
Weicht ab auf allen Seiten:
Ihr Brüder, setzt nur muthig drein,
Die Feinde thun verzaget sein.
Der Sieg und Preis sei unser,
Drom, drari, drom,
Kom, Bruder kom,
Pomp, Pomp, Pomp, Pomp,
Freu dich mein Comp,
Hilf frisch nachjag'n
Acht nicht der Beut,
Sie het ihr Zeit,
Wir wollens noch wohl finden,
Bleib keiner nicht dahinten.

Gott Lob, ihr werthen Kriegesleut,
Und streitbaren Helden gute,
Den Sieg hab'n wir erhalten heut,
Habt nur ein guten Muthe,
Raubt und beutet was jeder findt,
Doch theilts fein friedlich aus,
Damit ihr Eltern, Freund, Weib und Kind
Was schickt, oder bringt zu Haus.
Bidi, Bom, Bom, Bom,
Feldscherer komm,
Und mich verbind,
Bin halber blind
Hie steckt ein Pfeil.
Zieht aus in Eil.
Verbind mich vor,
Sonst kost's mein Ohr.
Verbind mich auch:
Pech, Feur und Rauch!

Laſs mich vorgehn.
Kann nicht länger stehn.
Lieber gebt her zu trinken,
Mein Herz will mir versinken.

Ein Wundarzt hat drei Angesicht,
Wird erst für Gott gehalten
So oft ein Schaden wütet und sticht,
Kömmt er in Engelsgestalten.
Wenn man ihn aber zahlen soll,
Undank thut sich bald finden:
Wollt, daſs ihn dieser und jener holt,
Oder müst gar verblinden!
Undank, Undank
Macht Gutthat krank,
Ist ein groſs Laster
Für heilsame Pflaster,
Halt den Arzt werth,
Der verständig ihn ehrt.
Des Arztes Kunst
Soll bringen Gunst.
In groſser Noth
Schaff dir ihn Gott.
Kein Arztgeld soll man sparen.
Gott woll uns all bewahren.

Kein selger Todt ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen
Auf grüner Heid im freien Feld,
Darf nicht hörn groſs Wehklagen;
Im engen Bett sonst einer allein
Muſs an den Todesreihen,
Hier aber find er Gesellschaft fein,
Falln mit wie Kräuter im Maien,

Ich

Ich sag ohn Spott,
Kein selger Todt
Ist in der Welt,
Als so man fällt,
Auf gruner Haid,
Ohn Klag und Leid,
Mit Trommeln-Klang,
Und pfeifen-Gesang
Wird man begraben,
Davon wir haben
Unsterblichen Ruhm

Der Churmainzer Kriegslied.

(Wunderhorn II. 26.)

Auf einem schönen grünen Rasen,
Da lieſs Albin zur Mahlzeit blasen,
Als ein General und Feldmarschall;
Sie rühren die Trommeln und schlagen den Lärmen,
Und lassen die feurigen Bomben schon schwärmen;
Die blutige Mahlzeit geht schon an.

Laſs Pauken und Trompeten schallen,
Laſs alle Kanonen auf einmal knallen,
Auf daſs sich empört die ganze Welt.
Laſs Bomben und Haubitzen blitzen,
Die Festung Mainz, die muſs schon schwitzen,
Bis das Feuer das Kostheim verzehrt.

Gerechter Gott! sechs Jahr verflossen,
Haben wir Churmainzer viel Blut vergossen.
Und ist zu hoffen noch keine Ruh.
Herr Albini hat Grimmen und Zorn,
Er saſs zu Pferd mit Stiefeln und Sporn:
Schieſst und haut und stecht nun todt.

O ihr Grenadiere! zum Aufmarschieren,
Mit blutigen Fahnen zum Abmarschieren,
Auf diesen stolzen Franken los!
Frisch gewagt, ist halb gewonnen
Nicht verzagt, es wird schon kommen,
Wenn's Churmainz gehören soll.

O ihr Churmainzer all zusammen,
Zu Pferd zu Fuſs in Gottes Namen,
Ergreift den Feind nur herzhaft an.
Gott der Herr wird uns beschützen,
Seinen Schutz und Seegen schicken,
General Albini führt uns an.

Der alte Lanzknecht.

(Knaben Wunderhorn.)

Wohl auf ihr Lanzknecht alle,
Seyd fröhlich, seyd guter Ding,
Wir wollen Gott den Herren
Dazu den edlen Küning,
Er legt uns ein gewaltigen Haufen ins Feld,
Es soll kein Lanzknecht trauren um Geld,
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Stüwern und Sonnenkronen.

Der Herzog aus Burgunde,
Derselbig treulose Mann,
Wollt uns den edlen Franzosen.
Schändlich verrathen han,
Das schaffet Gott durch seine Güt.
Gott woll uns den edlen König behüt,
Er ist ein edler Herre,
Wir dienen ihm allzeit gerne.

Beim Bauern muſs ich dreschen.
Und essen saure Milch,
Beim König trag ich volle Fleschen,
Beim Bauern einen groben Zwilch,
Beim König tret ich ganz tapfer ins Feld,
Zieh daher als ein freyer Held,
Zerhauen und zerschnitten,
Nach adelichen Sitten.

Es soll kein Lanzknecht garten
Vor eines Bauern Haus,
Denn er muſs tratten und harken,
Daſs ihm der Schweiſs bricht aus,
Dazu das Mark in seim Gebein;
Viel lieber diene ich dem König allein,
Denn einem reichen Bauren,
Er giebt uns das Geld mit Trauren.

Der uns dies neue Liedlein sang
Von neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Lanzknecht gut,
Ist gelegen vor mancher Stadt
In mancher Feldschlacht ist er gewesen,
In vielen Stürmen hat er genesen,
Dem edlen König zu Ehren,
Sein Lob ist weit und ferne.

Die vermeinte Jungfrau Lille.

(Wunderhorn II 100.)

Prinz Eugen.

Lill, du allerschönste Stadt,
Du bist so fein und glat,
Meine Liebe, die brennt in Flammen,
Dich lieb ich vor allen Damen,
Lill, du allerschönste Stadt.

Stadt Lille.

Lieber Herr, was saget ihr,
Wer seyd ihr, was macht ihr hier,
Was die Reiter, die Soldaten,
Eure tapfern Kameraden,
Liebster das erzählet mir?

Prinz Eugen.

Ich bin der Savoyer Held
Bekannt genug in aller Welt,
Prinz Eugen bin ich genennet,
Der zu Dir in Liebe brennet,
Lill, du allerschönste Braut.

Stadt Lille.

Lieber Herr, fort packet euch,
Gehet in das deutsche Reich,
Denn ich habe zum Galanten,
Zum Gemahl und Caressanten,
König Ludwig von Frankreich.

Prinz Eugen.

Liebste deine Schönheit groſs
Ziehet mich in deinen Schoſs,
Mit Gewalt will bey Dir schlafen,
Schrecken dich nicht meine Waffen,
Manchen Hochzeitfeuer an.

Stadt Lille.

Lieber Herr von groſser Macht,
Glaubet mir, ihr seyd verlacht,
Meine Werk und Bastionen
Citadell und halbe Monden,
Bouffler schützet meine Ehr.

Prinz Eugen.

Halt das Maul und schweige still,
Hör was ich dir sagen will,
Hab ich nicht in Ungarlanden
Türken schon gemacht zu schanden,
Hundert tausend, noch viel mehr.

Stadt Lille.

Lieber Herr, das glaub ich wohl,
Daſs ihr damals waret toll,
Aber ich hab nichts zu schaffen
Jetzo mit den türkischen Affen,
Sondern mit dem Lilien-Glanz.

Prinz Eugen.

Ihr Constabler frisch daran,
Feuert hundert tausend Mann,
Donnert daſs es kracht in Flammen,
Daſs kein Stein hält mehr zusammen,
Lill, du unglückselig Weib,

Stadt Lille.

Meint ihr denn, daſs mein Vandom,
Mir nicht bald zu Hülfe komm,
Der mit hundert tausend Franzen,
Den Holländern lehrt das Tanzen,
Eh mein Kränzlein mir verbrannt.

Prinz Eugen.

Lill, mein Engel und mein Lamm,
Ich weiſs dir den Bräutigam,
Kaiser Carl, der Weltbekannte,
Ich bin nur sein Abgesander,
Und des Kaisers General.

Stadt Lille.

Ey wohllan, so laſs es sein,
Carle sey der Liebste mein,
Denn der Ludewig veraltet,
Und die Lieb ist ganz erkaltet,
Carl ist noch ein junger Held.

Die Frau von Weissenburg.

Was wolln wir aber singen,
Was wollt ihr für ein Lied,
Ein Lied von der Frauen von Weissenburg
Wie sie ihren Herrn verrieth.

Sie lieſs ein Brieflein schreiben,
Gar fern ins Thüringer Land,
Zu ihrem Ludewig Buhlen,
Daſs er da käm zur Hand.

Er sprach zu seinem Knechte:
Du, sattel mir mein Pferd,
Wir wolln zu Weissenburg reiten,
Es ist nun Reitens werth.

„Gott grüſs euch Adelheid schöne,
„Wünsch euch ein guten Tag,
„Wo ist eur edler Herre,
„Mit dem ich kämpfen mag?“

Die Frau lenkt ihren Herren,
Im Schein falsches Gemüths,
Er reitet Nachts ganz späte
Mit Hunden nach dem Ried.

Da Ludewig unter die Linde kam,
Ja unter die Lind so grün,
Da kam der Herr von der Weissenburg
Mit seinen Winden so kühn.

„Willkommen Herr von der Weissenburg,
„Gott geb euch guten Muth,
„Ihr sollt nicht länger leben,
„Dann heut diesen halben Tag.“

„Soll ich nicht länger leben,
„Denn diesen halben Tag,
„So klag ichs Christo vom Himmel,
„Der all Ding wenden mag.“

Sie kamen hart zusammen,
Mit Wort und Zorn so groſs,
Daſs einer zu dem andern
Sein Armbrust abeschoſs.

Er sprach zu seinem Knechte:
„Nun spann dein Armbrust ein,
„Und schieſs den Herrn von der Weissenburg,
„Zur linken Seiten ein.“

„Warum soll ich ihn schieſsen,
„Und morden auf dem Plan,
„Hat er mir doch sein Lebelang,
„Noch nie kein Leid gethan.“

Da nahm Ludewig den Jägerspieſs
Selber in seine Hand,
Durchrannt' den Pfalzgraf Friederich,
Unter der Linden zur Hand.

Er sprach zu seinem Knechte:
„Reiten wir zur Weissenburg,
„Da sind wir wohl gehalten,
„Nach unserm Herz und Muth.“

Da er nun gegen die Weissenburg kam,
Wohl unter das hohe Haus,
Da sah die falsche Fraue,
Mit Freuden zum Fenster aus.

„Gott grüſs euch edle Fraue,
„Bescher euch Glück und Heil,
„Eur Will, der ist ergangen,
„Todt habt ihr euren Gemahl.“

„Ist denn mein Will ergangen,
„Mein edler Herre todt,
„So will ichs nicht eher glauben,
„Ich seh denn sein Blut so roth,“

„Er zog aus seiner Scheiden,
„Ein Schwerdt von Blut so roth;
„Sieh da du edle Fraue,
„Ein Zeichen von seinem Todt.“

Sie rang ihr weiſse Hände,
Rauft aus ihr gelbes Haar:
„Hülfreicher Christ vom Himmel,
„Was hab ich nun gethân!“

Sie zog von ihrem Finger,
Ein Ringelein von Gold:
„Nun hin, du Ludewig Buhle,
„Gedenk' da meiner Huld.“

„Was soll mir doch das Fingerlein,
„Das veracht gewonnen Gold,
„Wenn ich daran gedenke,
„Mein Herz wird nimmer holdt.“

Des erschrak die Frau von der Weissenburg,
Faſst einen traurigen Muth:
„Verlaſs mich holder Fürste nicht,
„Mein edler Herr ist todt.“

Der Tannhäuser.

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuser wollen wir singen,
Und was er wunders hat gethan,
Mit Frau Venusinnen.

Der Tannhäuser war ein Ritter gut,
Er wollt groſs Wunder schauen,
Da zog er in Frau Venus Berg,
Zu andern schönen Frauen.

„Herr Tannhäuser Ihr seyd mir lieb,
„Daran sollt ihr gedenken,
„Ihr habt mir einen Eid geschworen,
„Ihr wollt nicht von mir wenken.“

„Frau Venus, ich hab' es nicht gethan,
„Ich will dem widersprechen.
„Denn niemand spricht das mehr als Ihr,
„Gott helf mir zu den Rechten.“

„Herr Tannhäuser wie sagt ihr mir!
„Ihr solltet bey uns bleiben,
„Ich geb Euch meiner Gespielin ein,
„Zu einem eh'lichen Weibe.

„Nehm ich dann ein ander Weib,
„Als ich hab in meinem Sinne,
„So muſs ich in der Höllen Gluth,
„Da ewiglich verbrinnen.“

„Du sagst mir viel von der Höllengluth,
„Du hast es doch nicht befunden,
„Gedenk an meinen rothen Mund,
„Der lacht zu allen Stunden.“

„Was hilft mich Euer rother Mund,
„Er ist mir gar unmehre,
„Nun gib mir Urlaub Frau Venus zart,
„Durch aller Frauen Ehre.“

„Herr Tannhäuser wollt Ihr Urlaub an.
„Ich will euch keinen geben.
„Nun bleibet edler Tannhäuser zart.
„Und fristet Euer Leben.“

„Mein Leben ist schon worden krank.
„Ich kann nicht länger bleiben.
„Gebt mir Urlaub Fraue zart.
„Von Eurem stolzen Leibe.“

„Herr Tannhäuser nicht sprecht also.
„Ihr seyd nicht wohl bei Sinnen.
„Nun laſst uns in die Kammer gehn
„Und spielen der heimlichen Minnen.“

„Eure Miene ist mir worden leid,
„Ich hab in meinem Sinne,
„O Venus, edle Jungfrau zart,
„Ihr seyd ein Teufelinne.“

„Tannhäuser ach, wie sprecht Ihr so,
„Bestehet Ihr mich zu schelten?
„Sollt ihr noch länger bei uns sein,
„Des Worts müſst Ihr entgelten.

„Tannhäuser wollt Ihr Urlaub han.
„Nehmt Urlaub von den Greisen.
„Und wo Ihr in dem Landumbfahren.
„Mein Lob das sollt Ihr preisen.“

Der Tannhäuser zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen:
„Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
„All auf den Pabst vertrauen.

„Nun fahr ich fröhlich auf die Bahn.
„Gott muſs es immer walten,
„Zu einem Pabst der heiſst Urban,
„Ob er mich wolle behalten.

„Herr Pabst Ihr geistlicher Vater mein,
„Ich klag euch meine Sünde,
„Die ich mein Tag begangen hab,
„Als ich Euch will verkünden.

„Ich bin gewesen ein ganzes Jahr,
„Bey Venus einer Frauen
„Nun will ich Beicht und Buſs empfahn,
„Ob ich möcht Gott anschauen.“

Der Pabst hat einen Stecken weiſs,
Der war vom dürren Zweige;
„Wenn dieser Stecken Blätter trägt
„Sind dir deine Sünden verziehen.“

„Sollt ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
„Ein Jahr auf dieser Erden,
„So wollt ich Reu und Buſs empfahn,
„Und Gottes Gnad erwerben.“

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden,
„Maria Mutter, reine Magd,
„Muſs ich mich von dir scheiden,

„So zieh ich wieder in den Berg,
„Ewiglich und ohn Ende,
„Zu Venus meiner Frauen zart,
„Wohin mich Gott will senden.“

„Seyd willkommen Tannhäuser gut.
„Ich hab Euch lang entbehret.
„Willkommen seyd mein lieber Herr.
„Du Held, mir treu bekehret.“

Darnach wohl auf den dritten Tag.
Der Stecken hub an zu grünen.
Da sandt man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuser kommen.

Da ward er wieder in den Berg.
Darinnen sollt er nun bleiben,
So lang bis an den jüngsten Tag.
Wo ihn Gott will hinweisen.

Das soll nimmer kein Priester thun,
Dem Menschen Mistrost geben.
Will er den Buſs und Reu empfahn.
Die Sünde sey ihm vergeben.

Doctor Faust.

Hört ihr Christen mit Verlangen.
Nun was Neues ohne Graus.
Wie die eitle Welt thut prangen.
Mit Johann dem Doctor Faust.
Von Anhalt war er gebohren.
Er studirt mit allem Fleiſs.
In der Hoffarth auferzogen.
Richtet sich nach aller Weiſs.
Vierzig tausend Geister.
Thut er sich citiren,
Mit Gewalt aus der Höllen.

Unter diesen war nicht einer,
Der ihm konnt recht tauglich sein,
Als der Mephistophiles geschwind,
Wie der Wind,
Gab er seinen Willen drein.
Geld viel tausend muſs er schaffen,
Viel Pasteten und Confect,
Gold und Silber was er wollt,
Und zu Straſsburg schoſs er dann,
Sehr vordrefflich nach der Scheiben,
Daſs er haben konnt sein Freud,
Er thät nach dem Teufel schieben,
Daſs er vielmal laut aufschreit.
Wann er auf der Post thut reiten,
Hat er Geister recht geschoren,
Hinten, vorn auf beiden Seiten,
Den Weg zu pflastern auserkohren:
Kegel schieben auf der Donau,
War zu Regensburg sein Freud,
Fische fangen nach Verlangen,
War sein Ergötzlichkeit.
Wie er auf den heiligen Karfreitag
Zu Jerusalem kam auf die Straſs,
Wo Christus an den Kreuzesstamm
Hänget ohne Unterlaſs,
Dieses zeigt ihm an der Geist,
Daſs er wär für uns gestorben,
Und das Heil uns hat erworben,
Und man ihm kein Dank erweiſst.
Mephistophles geschwind, wie der Wind,
Muſste gleich so eilend fort,
Und ihm bringen drey Elle Leinewand,
Von einem gewissen Ort.
Kaum da solches ausgeredt,

Waren sie schon wirklich da,
Welche so eilends brachte
Der geschwinde Mephistophila.
Die groſse Stadt Portugall,
Gleich soll abgemahlet sein:
Dieses geschahe als geschwind,
Wie der Wind.
Dann er mahlt überall,
So gleichförmig,
Wie die schönste Stadt Portugall.
„Hör du sollst mir jetzt abmahlen,
„Christus an dem heiligen Kreuz,
„Was an ihm nur ist zu mahlen,
„Darf nicht fehlen ich sag es frei,
„Daſs du nicht fehlst an dem Titul,
„Und dem heiligen Namen sein.“
Diesen konnt er nicht abmahlen,
Darum bitt er Faustum
Gang inständig: schlag mir ab
„Nicht mein Bitt, ich will dir wiederum
„Geben dein zu vor gegebene Handschrift.
„Denn es ist mir unmöglich,
„Daſs ich schrieb: Herr Jesu Christ.“
Der Teufel fing an zu fragen:
„Herr was gibst du für einen Lohn?
„Häts das lieber bleiben lassen
„Bey Gott findst du kein Pardon.“
Doctor Faust thut dich bekehren,
Weil du Zeit hast noch ein Stund,
Gott will dir ja jetzt mittheilen,
Die ewge wahre Huld,
Doctor Faust thu dich bekehren,
Halt du nur ja dieses aus,
„Nach Gott thu ich nichts fragen,

„Und nach seinem himmlischen Haus!“
In derselben Viertelstunde.
Kam ein Engel von Gott gesandt,
Der thet so fröhlich singen,
Mit einem englischen Lobgesang.
So lang der Engel da gewesen,
Wollt sich bekehren der Doctor Faust.
Er thäte sich alsbald umkehren,
Sehet an den Höllen Grauſs:
Der Teufel hatte ihn verblendet,
Mahlt ihn ab ein Venus-Bild,
Die bösen Geister verschwunden,
Und führten ihn mit in die Höll.

Lied vom alten Hildebrandt.

„Ich will zu Land ausreiten,“
Sprach Meister Hildebrand,
„Wer wird die Weg mir weisen
„Gen Bern wohl in das Land?
„Urkund sind sie geworden
„Mit manchen lieben Tag,
„In zwey und dreyſsig Jahren
„Frau Utten ich nicht sah.“

„Willt du zu Land ausreiten,“
Sprach Herzog Amelung,
Was begegnet dir auf der Haiden?
„Ein stolzer Degen jung,
„Was begegnet dir in der Marke?
„Der junge Hildebrandt,
Ja rittest du selb zwölfe,
„Von ihm würst angerannt.“

„Und

„Und rennet er mich an,
„In seinem Uebermuth,
„Zerhau ich seinen grünen Schild,
„Das thut ihm nimmer gut,
„Zerhau ihm seine Bande,
„Mit einem Schriemenschlag,
„Daſs er's ein ganzes Jahr
„Der Mutter klagen mag.“

„Und das sollt du nicht thun!“
Herr Dietrich wohl spricht,
„Denn dieser junge Hildebrandt
„Ist mir von Herzen lieb.
„Zu ihm sollst freundlich sprechen,
„Wohl durch den Willen mein,
„Daſs er dich lasse reiten,
„So lieb ich ihm mag sein.“

Da er zum Rosengarten reit,
Wohl in der Berner Mark,
Er kam in viel Arbeit,
Von einem Helden stark,
Von einem Helden jung,
Ward er da angerannt,
„Nun sage mir, viel Alter,
„Was suchst in Vaters Land.“

„Du führst den Harnisch eben,
„Wie eines Königs Kind,
„Du machst mich jungen Helden
„Mit sehnden Augen blind;
„Du sollst doch eine bleiben,
„Beim guten Hausgemach,
„Bey einer heiſsen Gluthe.“
Der Alte lacht und sprach:

„Sollt ich daheime bleiben
„Bey gutem Hausgemach.
„Ich bin in allen Tagen
„Zu reisen aufgesetzt,
„Zu reisen und zu fechten
„Bis auf mein Heimefahrt;
„Das sag ich dir, viel Junger,
„Drauf grauet mir der Bart.“

„Dein Bart will ich ausraufen,
„Das sag ich, alter Mann
„Das dir dein rosenfarbnes Blut
„Die Wangen überläuft;
„Dein Harnisch und dein grünes Schild.
„Muſst du mir hierauf geben,
„Dazu auch mein Gefangner sein,
„Willt du behalten Leben.“

„Mein Harnisch und mein grünes Schild
„Mich haben oft ernährt;
„Ich traue Christ vom Himmel wohl,
„Ich will mich deiner wehren!“
Sie lieſsen von den Worten,
Und zogen scharfe Schwerdt.
Was diese zwey begehrten
Des wurden sie gewährt.

Ich weiſs nicht, wie der Junge
Dem Alten gab ein'n Schlag,
Deſs sich der alte Hildebrandt
Von Herzen sehr erschrak.
Sprang hinter sich zurücke,
Wohl etlich Klafter weit:
„Nun sag du mir, viel Junger,
„Den Strich lehrt' dich dein Weib!“

„Sollt ich von Weibern lernen,
„Das wär mir ja Schand',
„Ich hab viel Ritter, Grafen,
„In meines Vaters Land.
„Auch sind viel Ritter, Grafen,
„An meines Vaters Hof,
„Was ich nicht lernet hab,
„Das lern' ich heute noch.“

Er nahm ihn in der Mitte,
Da er am schwächsten war,
Und schwang ihn dann zurücke,
Wohl in das grüne Gras.
„Nun sage mir, viel Junger,
„Dein Beichtvater will ich sein,
„Bist du ein junger Wolfinger,
„Von mir sollt du genesen.

„Wer sich an alte Kessel reibt,
„Empfahet gerne Rahm,
„Also geschiehet dir Jungen
„Von mir altem Mann;
„Dein Geist must du aufgeben
„Auf dieser Haiden grün,
„Das sag ich dir gar eben,
„Der junger Helde kühn.“

„Du sagst mir viel von Wölfen,
„Die laufen in das Holz,
„Ich bin ein edler Degen
„Aus deutschem Lande stolz,
„Mein Mutter heist Frau Utte,
„Die edle Herzogin,
„Und Hilbebrandt der Alte,
„Der liebste Vater mein.“

„Heiſst deine Mutter Utte,
„Die edle Herzogin,
„So bin ich Hildebrandt der Alte,
„Der liebste Vater dein!“
Aufschloſs er seinen grünen Helm,
Küſst ihn auf seinen Mund,
„Nun muſs es Gott gelobet sein!
Wir sind noch beid gesund.“

„Ach Vater liebster Vater!
„Die Wund die ich geschlagen,
„Die wollt ich dreimal lieber
„An meinem Haupte tragen.“
„Nun schweig, mein lieber Sohn!
„Der Wunden wird wohl' Rath,
„Nun muſs es Gott gelobet sein,
„Der uns zusammenbracht!“

Das währte nun von Neune
Bis zu der Vesperzeit,
Allda der junge Hildebrandt,
Zu Bernen einher reit,
Was führt er auf dem Helme?
Von Gold ein Kreuzelein.
Was führt er auf der Seiten?
Den liebsten Vater sein.

Er führt ihn zu der Mutter Haus,
Ihn oben an zu Tisch,
Und bot ihm Essen und Trinken,
Das däucht der Mutter fremd.
„Ach Sohne, liebster Sohne mein!
„Der Ehren ist zu viel,
„Du setzest den gefangnen Mann
„Ja oben an den Tisch.“

Nun schweige, liebste Mutter,
„Und höret was ich sage
„Er hätt mich auf der Heiden,
„Schier gar zu tod geschlagen.
„Nun hört mich, liebe Mutter!
„Gefangen sollte sein,
„Herr Hildebrandt der Alte,
„Der liebste Vater mein?

„Ach Mutter, liebste Mutter!
„Ihm biethet Zucht und Ehr."
Da hub sie an zu schenken,
Und trugs ihm selber her.
Er trank, und hatt' im Munde,
Von Gold ein Ringelein.
Das fiel da in den Becher
Der lieben Frauen sein.

Die Seeräuber.

(Mündlich.)

Störtebecher und Godte Michael
Die rauben beide zu gleichem Theil
Zu Wasser und nicht zu Lande,
Bis das es Gott vom Himmel verdroſs.
Des musten sie leiden groſse Schande.

Sie zogen vor den Heidnischen Soldan,
Die Heiden wollten ein Wirthschaft han;
Seine Tochter wollt er berathen,
Sie rissn und splissen wie zwei wilde Thier,
Hamburger Bier trunken sie gerne.

Stortebecher der sprach alzuhand:
Die Westsee ist mir wohl bekannt,
Das will ich uns wol halen;
Die reichen Kaufleut von Hamburg
Die sollen das Gelach bezahlen.

Sie liefen ostwärts längst das Luk,
Hamburg, Hamburg thu deinen Fleiſs,
An uns kannst du nichts gewinnen,
Was wir auch wollen bei dir thun,
Das wolln wir bald beginnen.

Und das erhört ein schneller Both,
Der war von klugem Rath,
Kam in Hamburg gelaufen,
Er fragte nach des altsten Burgermeister Haus,
Den Rath fand er zu Hauffe.

„Ihr lieben Herrn all durch Gott,
„Nehmt diese Red nicht auf für Spott,
„Die ich euch will sagen,
„Die Feinde liegen euch nahe bei,
„Sie liegen am wilden Hare.

„Die Feinde liegen euch hart vor der Thür,
„Das habt ihr edlen Herrn zweier Kühr,
„Sie liegen dar am Sande,
„Last ihr sie wieder von hinnen ziehn
„Des habt ihr Hamburger Schande.“

Der ältste Burgermeister sprach allzuhand;
„Gut Gesell du bist uns unbekannt,
„Worüber solln wir dir glauben?“
„Des sollt ihr edlen Herren thun,
„Bei meinem treuen Eide,

„Ihr sollet mich setzn auf das Vorkastel,
„Bis das ihr eure Feinde seht
„Wohl zu derselben Stunde,
„Und spüret ihr einigen Wankel an mir,
„So senket mich zu Grunde.“

Die Herrn von Hamburg zogen aus,
Sie gingen zu Segel mit der Fluth.
Wol nach dem neuen Werke,
Vor Nebel konnten sie nicht sehn,
So finster waren die Schwerken.

Die Schwerken brachen durch,
Die Wolken wurden klar,
Sie segelten fort und kamen dar,
Groſsen Preis wollten sie erwerben
Störtebecher und Gödte Michael musten darinnen sterben.

Sie hatten einen Hölck mit Wein genommen.
Darmit waren sie auf die Weser gekommen,
Dem Kaufmann darzu leide,
Sie wollten darmit in Flandern,
Sie musten darnach scheiden.

Hört auf Gesellen, trinket nun nicht mehr.
Dort laufen drei Schiffe in jener See,
Uns grauet vor dem Hamburger Knechten.
Kommen uns die von Hamburg an Bord,
Mit ihnen müssen wir fechten.

Sie brachten die Büchsen an den Bord,
Zu allem Schiessen gingen sie fort.
Da hört man die Büchsen klingen
Da sah man so manchen stolzen Held
Sein Leben zu Ende bringen.

Sie schlugen sich drei Tag und auch drei Nacht,
Hamburg dir ist ein böses gedacht
All zu derselben Stunde,
Das uns ist lang zuvor gesagt
Das kommen wir hie zu Funde.

Die bunte Kuh aus Flandern kam,
Wie bald sie das Gerücht vernahm,
Mit ihren starken Hörnern,
Sie ging sie brausend durch die See,
Den Hölk wollt sie verstören.

Der Schiffer sprach zu dem Steuermann,
Treib auf das Ruder zum Steurbort an,
So bleibt der Holk bei dem Winde,
Wir wollen ihn laufen sein Vorkastel entzwei
Das soll er wohl empfinden.

Sie liefen ihm sein Vorkastel entzwei.
„Trauen, sprach sich Gödte Michael,
„Die Zeit ist nun gekommen
„Daſs wir müssen fechten um unser beider Leib,
„Es mag uns schaden oder frommen.“

Stürzebecher sprach sich allzuhand:
„Ihr Herrn von Hamburg thut uns kein Gewalt,
„Wir wollen euch das Gut aufgeben,
„Wollt ihr uns stehen für Leib und Gestalt,
„Und fristen unser junges Leben?“

„Ja traun, sprach sich Herr Simon von Utrecht,
„Gebet euch gefangen auf ein Recht,
„Last euch das nicht verdrieſsen,
„Habt ihr den Kaufmann kein Leid gethan,
„So werdet ihrs wol genieſsen.

Da sie gegen die Richtstadt kamen,
Nicht viel Gutes sie da vernahmen,
Sie sahen die Köpfe stecken.
„Ihr Herren, das sind unsere Mitkompans!“
So sprach sich Stürzebecher.

Sie wurden zu Hamburg in die Haft gebracht.
Sie sassen nicht länger als eine Nacht.
Wohl zu derselben Stunde,
Ihr Todt wurd also sehr beklagt,
Von Frauen und Jungfrauen,

„Ihr Herrn von Hamburg wir bitten um eine Bitt,
„Die wollt ihr uns versagen nicht,
„Und mag euch auch nicht schaden,
„Daſs wir mögen den Trauerberg,
„Angehn in unserm besten Gewand:“

Die Herrn von Hamburg thäten die Ehr,
Sie liessen ihn Pfeiffen und Trummeln vorgehn
Sie hättens wohl lieber entbehret,
Ja wären sie wider in der Heidenschaft geweſst,
Sie wären nicht wiederkehret.

Der Scharfrichter hiſs sich Rosenfeld,
Er haute so manchen stolzen Held
Mit einem frischen Muthe,
Er stund mit seinen geschürten Schuen
Zu den Enkel in dem Blute.

Hamburg, Hamburg, das geb ich dir den Preis,
Die Seeräuber waren nie so weiſs,
Um deinet Willen musten sie sterben,
Des machst du von Gold eine Krone tragn.
Den Preiſs hast du erworben.

Lindenschmidt.

Es ist nicht lange daſs es geschah,
Daſs man den Lindenschmidt reiten sah,
Auf einem hohen Roſse.
Er reitet den Rheinstrom auf und ab;
Er hat ihm gar wohl genossen.

„Frisch her ihr lieben Gesellen mein!
„Es muſs jetzt nur gewaget sein.
„Wagen das thut gewinnen.
„Wir wollen reiten Tag und Nacht.
„Bis wir die Beute gewinnen!“

Dem Marggrafen von Baden kam neue Mähr,
Wie man ihm ins Geleit gefallen wär,
Das thät ihm sehr verdrieſsen.
Wie bald er Junkern Kasparn schrieb:
Er sollt ihm ein Reiſslein dienen.

Junker Kaspar zog'n Bauerlein eine Kappe an;
Er schikt ihm allezeit vorn dran,
Wohl auf die freie Straſsen,
Ob er den edlen Lindenschmidt find.
Denselben sollt er verrathen.

Das Bauerlein schiffet über den Rhein,
Er kehret zu Frankenthal ins Wirthshaus ein;
„Wirth, haben wir nichts zu essen?
„Es kommen drey Wagen sind wohl beladen,
„Von Frankfurth aus der Messen.“

Der Wirth der sprach dem Bauerlein zu:
„Ja, Wein und Brod hab ich genug!
„Im Stalle da stehn drey Rosse,
„Die sind des edlen Lindenschmidt.
„Er nährt sich auf freier Straſsen.“

Das Bäuerlein gedacht in seinem Muth,
Die Sache wird noch werden gut,
Den Feind hab ich vernommen.
Als bald er Junkern Kasparn schrieb,
Daſs er sollt eilends kommen.

Der Lintenschmidt hätt einen Sohn,
Der sollt den Rossen das Futter thun,
Den Haber thät er schwingen:
„Steht auf, herzliebster Vater mein!
„Ich hör die Harnische klingen.“

Der Lindenschmidt lag hinterm Tisch und schlief,
Sein Sohn der thät so manchen Rief.
Der Schlaf hat ihn bezwungen:
„Steh auf, herzliebster Vater mein,
„Der Verräther ist schon gekommen.“

Junker Kaspar zu der Stuben eintrat,
Der Lindenschmidt von Herzen sehr erschrak:
„Lindenschmidt gieb dich gefangen!
„Zu Baden an den Galgen hoch,
„Daran sollst du bald hangen.“

Der Lindenschmidt war ein freier Reitersmann,
Wie bald er zu der Klingen sprang:
„Wir wollen erst ritterlich fechten!“
Es waren der Bluthund allzuviel,
Sie schlugen ihn zu der Erden.

„Kann und mag es dann nicht anders sein,
„So bitt' ich um den liebsten Sohn mein,
„Auch um meinen Reutersjungen,
„Haben sie jemanden Leids gethan,
„Dazu hab ich sie gezwungen.“

Junker Kaspar der sprach nein dazu:
„Das Kalb muſs entgelten der Kuh,
„Es soll dir nicht gelingen!
„Zu Baden in der werthen Stadt,
„Muſs ihm sein Haupt abspringen!“

Sie wurden alle drey nach Baden gebracht
Sie sassen nicht länger als eine Nacht;
Wohl zu derselben Stunde,
Da ward der Lindenschmidt gericht,
Sein Sohn und Reuterjunge.

1. *Wie Georg von Fronsberg von sich selber sang.*

(Zinkgräfs Apophtegmen.)

Mein Fleiſs und Müh, ich nie hab gespart,
Und allzeit gewahrt, dem Herren mein,
Zum Besten sein schikt ich mich drein,
Gnad, Gunst verhofft, dochs Gemüth zu Hof
Verkehrt sich oft.

Wer sich zukauft, der lauft weit vor,
Und kömmt empor, doch wer lang Zeit
Nach Ehren streit, muſs dannen weit.
Daſs sehr mich kränkt, mein treuer Dienst
Bleibt unerkannt.

Kein Dank noch Lohn davon ich bring,
Man wiegt mich gering, und hat mein gar
Vergessen zwar, groſs Noth Gefahr
Ich bestanden han, was Freude soll
Ich haben dran?

2. Wie das Kriegsvolk von Georg von Fronsberg singt.

(Wunderhorn II 343.)

Georg von Freundsberg von groſser Stärk,
Ein theurer Held, behielt das Feld,
In Streit und Fehd, den Feind besteht,
In aller Schlacht er Gott zulegt die Ehr und Macht.

Er überwand mit eigner Hand
Venedisch Pracht, der Schweizer Macht,
Französisch Schaar legt nieder gar,
Mit groſser Schlacht den päbstschen Bund zu Schanden macht.

Der Kaiser Ehr, macht er stets mehr,
Ihr Land und Leut beschützt allzeit,
Mit groſser Gefahr er sieghaft war,
Ganz ehrenreich, man findt nicht bald, der ihm sey gleich.

Von der Belagerung der Stadt Frankfurt,

ein Lied im Ton: Frisch auf in Gottes Namen. 1552.

(Fliegendes Blatt.)

Die Sonn mit klarem Scheine
Erglastet überall,
Die kühlen Brünlein reine
Erlusten Berg und Thal,
Viel süſser Lüftlein Güte
Von Auf- und Niedergang,
Aus freyer Stimm, Gemüthe,
Der hell Waldvöglein Blüthe
Frau Nachtigall erklang.

Des Walds, der Blümlein Ziere
Gab Wonn und Freudigkeit.
In deutschen Landreviere
War stille Sicherheit.
Der gütig Herr und Gotte
Sohn, Vater, heiliger Geist
Erlöſs aus aller Nothe,
Aus Teufels Macht und Todte
Sein göttlich Gnad uns reiſst.

Stadt Frankfurth an dem Mayne!
Dein Lob ist weit und breit,
Trei, Ehr und Glauben reine,
Mannliche Redlichkeit
Hast du mit deinem Bluthe

Erhalten ritterlich,
Vertrau dem Herrn, du Gute,
Er hilft unschuldgem Blute,
Des sollst du freuen dich.

Ich ritt an einem Morgen
Mit Lust im grünen Wald,
Nach Wildes-Spur ohn Sorgen,
Da sah ich mannichfalt
Von fernen einherbrechen
Viel Reuter und Landsknecht gut,
Mit Schieſsen, Rennen, Stechen,
Daſs mancher zahlt die Zechen
Gar theuer mit seinem Blut.

Die Stadt sie thäten beschieſsen,
Des achten wir gar kein,
Man lieſs sie's wieder genieſsen,
Schenkt ihnen tapfer ein,
Aus Stücken, neuen und fürnen
Hieſs sie Gott willkommen sein;
Es gab Köpf, Bein und Hirnen.
Ich mag nicht solcher Birnen,
Gott helf ihnen all aus Pein!

Der Rehbock sein Gehürne
Männlichen richtet auf,
Zerstieſs manch harte Stirne
So fern in schnellem Lauf.
Der Kauz in grüner Auen
Auf seinem Zweiglein schön,
Thät manchen Vogel krauen,
Daſs er sich muſste rauen,
Die Federn lassen gehn.

Ein Landsknecht schrie von ferne
Jetzt wehr dich unser Hahn,
O Brüder und Schwester gerne
Ist Beystand euch gethan,
Es fliehen Stephans Pfeile
Viel schärfer Nadeln geschwind.
Die alte Schlang mit Weilen
Thut's Oechslein übereilen
Her, her ihr bösen Kind!

Der Singerin Stimme so reine,
Ihres Liedleins Anefang
Hört man am Affensteine,
Am Mühlenberg entlang.
Mit ihren Gespielen allen
Hält sie den Abendtanz.
Thät mancher übel fallen
Von Bollwerken und Wallen,
Erwart't nit dieser Schanz.

Es währt manch Nacht und Tagen,
Ist unsrer Sünden Schuld,
Dem Herren wollen wir klagen
Und warten mit Geduld.
Frankfurt mit den Genossen
Warst du so gar verlorn,
Mit Feuer und Kugel beschossen.
Allein du trägst entschlossen
Die Kaiserliche Kron.

Der

Der Pfalzgraf.

(Wunderhorn II, 162.)

Es reitet die Gräfin weit über das Feld,
Mit ihrem gelbhaarigen Töchterlein fein,
Sie reiten in des Pfalzgrafen sein Zelt,
Und wollen fein fröhlich und lustig sein.

Frau Gräfin, was jagt ihr so früh schon hinaus,
O reitet mit eurem fein Liebchen nach Haus,
Der Pfalzgraf kommt selber gleich zu euch hinab
Sie tragen ihn morgen hinunter ins Grab:

Es hat ihn eine Kugel so tödtlich verwundt,
Da starb er sogleich in der nämlichen Stund,
Da schickt er dem Fräulein ein Ringlein fein,
Soll seiner beim Scheiden noch eingedenk sein.

Hat dich o Pfalzgraf, die Kugel getroffen,
Wär ich viel lieber im Nekar ersoffen:
Trägt man den liebsten zum Kirchhof herein,
Steig ich wohl mit ihm ins Brautbett hinein.

Will reichen ihm meinen jungfräulichen Kranz
Will sterben und scheiden von Güter und Glanz;
Lieb Mutter, sez du mir den Kranz in das Haar,
Auf daſs ich schön ruhen kann auf der Bahr.

Steck mir an den Finger das Ringlein fein,
Es mit mir soll liegen ins Grab hinein,
Ein schneeweiſses Hemdelein zieh du mir an,
Auf daſs ich kann schlafen bei meinem Mann.

Auf Töchterleins Grab sollst legen ein Stein,
Drauf sollen die Worte geschrieben sein:
Hier ruhet der Pfalzgraf und seine Braut,
Da hat man den beiden das Brautbett gebaut,

Herzog Hans von Sagan, und die Glogauschen Domherrn.

(Wunderhorn II 161.)

Hanns der Herzog zu Sagan
Der Grimme lag in schwerem Bann,
Der Bischoff wollt sich rächen,
Den Bann liefs über ihn sprechen.

„Und leg ich auch in tiefem Bann,
So kehr ich mich kein Daumen dran:“
Thät Herzog Hannes sagen,
Die Domherrn will ich fragen.

„Ihr Glogschen Domherrn kommt herbei,
„Läfst mich euch reden frank und frei,
„Kommt ihr zu meinen vier Pfählen,
„Ihr könnts euch selber wählen.“

„In euern vier Pfählen gehts nicht an,
„Dieweil ihr seid in schwerem Bann,
„Ruft uns zu andern Orten,
„Da wolln wir eurer warten.

Er b'stellt sie auf die Brüke schon,
Die werthen Domhern von Glogau,
Der Herzog kam gegangen,
Die Rede thät er anfangen.

Sie sprachen viel und mancherley
Ris, Ras, da ging der Boden entzwei,
Wohl hinter ihrem Rüken
Zersägte man die Brüken.

„Nun seht euch um ihr Herren gemach!"
Der Herzog grimmen Tones sprach,
„Ihr Herren wollt ihr singen,
„Herr Hans wir wollen singen."

Und darauf gingen all nach Haus,
Der Herzog lacht sie lustig aus,
Sein Spas, der war gelungen,
Mein Lied das ist gesungen.

Die Tartarfürstin.

(Wunderhorn II, 158.)

Was wollt ihr aber hören,
Was wollt ihr, daſs ich sing?
Wohl von der Tartarfürstin,
Wie's der zu Neumark ging.

Nach Breslau in Schlesien
Ein groſse Reiſs sich macht,
Nach Neumark kam sie gefahren
Und blieb allda zur Nacht.

Da sprach der Wirth zum andern:
„Ein Heidin wohnt bei mir,
„Sie hat Gold, Edelsteine,
„Die laſs ich nicht von hier."

„Gut Nacht, o Fürstin schöne,
„Ihr lebt nicht bis zum Tag."
Und wande sich behende,
Gab ihr den Todesschlag.

Und all' ihr Hofgesinde
In tiefem Schlaf er fand,
Und würgt sie groſs und kleine
Mit seiner eignen Hand.

Mit seinen eignen Händen
Begrub er sie allzumal
Gar tief in kalten Keller,
Ihr Gold und Gut er stahl.

Er zeigte drauf den andern
Sein Hand von Blut so roth,
Von Gold und Edelsteinen
Die Hälft er ihnen bot.

Die nahmen sie so gerne
Und schwiegen von der That,
Doch was nicht früh gerächet,
Das straft der Himmel spat.

Der Tartarfürst, der hörte:
In Neumark ist mein Kind
Gemordet und beraubet,
Den Körper man noch findt.

Da rief er seinen Haufen:
„Auf nehmet Spiefs und Schwerd,
„Nach Schlesien wir ziehen,
„Es ist des Ziehens werth.“

So kamen sie in Schaaren
Ins ganze Schlesier Land,
Und sengten, brannten, stahlen,
Der Welt ists wohlbekannt.

Der Fürstin Tod zu rächen
Bey Wahlstadt ging es trüb,
Zur Ehr der Heidenfürstin
Der Christen Herzog blieb.

So ward am Land gerächet
Was Neumark hat gethan,
Herr Gott mich selbst regiere
Fang ich allein was an.

Kloster Trebnitz.

(Wunderhorn II, 260.)

Der edel Herzog Heinrich zu Pferd
Stürzt in den Sumpf gar tief, tief, tief,
Seines Lebens er sich schier verwehrt,
Als Gott sein Engel rief, rief, rief.

Der Engel nahm ein Köhlertracht,
Und trat zum Sumpf hinan, an, an.
Und schnell dem Herrn ein Aestlein bracht:
„Da halt der Herr sich dran, dran, dran.“

Und als der Herzog g'rett war, war,
Da kniet er freudig hin, hin, hin.
„O Herr wie ist es wunderbar,
„Daſs ich gerettet bin, bin, bin.“

„Und bin ich denn gerettet nun,
„Bau ich ein Kloster, dir, dir, dir,
„Daſs man dir dien in Fried und Ruh,
„Auf diesem Flecklein hier, hier, hier.“

Das Kloster war gar schön gebaut,
Das freut sich wer es sah, sah, sah.
Und manche fromme Gottesbraut,
Kam hin von fern und nah, nah, nah.

„Was begehrt ihr edle Jungfrauen mehr?
„Der Herzog fragt sie dann, dann, dann.
„Wir b'dürfen nichts und nimmermehr,
„Dieweil wir alles han, han, han.“

„Und weil euch denn nichts noth mehr ist,
„So sey denn dieser Nam, Nam, Nam.
„Trebnitz das hieſs' wir b'dürfen nichts,
„Den Namen es bekam, kam, kam.

Die Herzogin von Orlamünde.

(Weldenfels Select. antiq lit. II cap. XXXIII p. 669.)

Albert Graf von Nürnberg spricht:
„Herzogin ich liebe nicht;

„Bin ein Kind von achtzehn Jahren
„Und im lieben unerfahren,

„Würde doch zum Weib ich nehmen,
„Doch vier Augen mich beschämen;

„Wenn nicht hier vier Augen wären,
„Die das Herze mein beschweren.“

Orlamündens Herzogin
Spricht zu sich in ihrem Sinn:

„Wittwe bin ich schön vor allen,
„Aller Fürsten Wohlgefallen:

„Wenn nicht hier vier Augen wären,
„Würde seine Lieb mich ehren.“

„Kinder ihr vom schlechten Mann,
„Der mich hielt in strengem Bann;

„Weil ihr meine Land ererbet
„Wenn ihr nicht unmündig sterbet.“

Also Oehl in Flammen wüthet,
Das statt Wasser aufgeschüttet.

Also deutet sie die Rede
Auf zwey eigne Kinder schnöde,

Die im Saal zum Spiel abzählen,
Unter sich den Engel wählen.

„Engel, Bengel, laſs mich leben,
„Ich will dir den Vogel geben.“

Nadeln aus dem Wittibschleyer
Zieht sie, daſs er falle freyer.

Zu dem wilden Hager spricht:
„Nimm die Nadeln und verricht.

„Schwarzer Hager, du mein Freyer
„Fürchtest nicht den schwarzen Schleyer.

„Fürchtest du nicht auch vier Augen,
„Die zum Zusehn auch nicht taugen.

„Setz' dich mit zu ihren Spielen,
„Daſs sie keine Schmerzen fühlen.

„Daſs die Wunden niemals sprechen,
„Must du in das Hirn sie stechen.“

Herkules zum Hager spricht,
Eh der ihm das Hirn einsticht:

„Lieber Hager laſs mich leben,
„Will dir Orlamünde geben.

„Auch die Plassenburg die neue,
„Und es soll mich nicht gereuen.“

Herula zum Hager spricht,
Eh er ihr das Herz einsticht.

„Lieber Hager laſs mich leben,
„Will dir meine Docken geben.

„Engel, Bengel laſs mich leben,
„Will dir meinen Vogel geben.“

Hager sich als Mörder nennt,
Eh er sich das Hirn einrennt.

„Gott ach Gott, wo werd ich ruhen,
„Höre schon den Vogel rufen.“

„Gott ach Gott, wo soll ich fliehen,
„Sehe schon den Vogel ziehen.“

Albert spricht zur Herzogin,
„Das war nicht der Rede Sinn,

„Meinte unser eignen Augen,
„Wie wir nicht zusammen taugen.“

Beyde Kinder unverweset
Liegen noch im Marmorsarge,
Als wär heut der Mord gewesen,
Recht zum Trotze allem Argen.

Conradin von Schwaben.

(Wunderhorn II. 145.)

Als Conradin zu Jahren kam,
Ein schnelle Sach sich bald vernahm,
Er wollt sich männlich halten,
Alle Erbländer nehmen ein,
Die von den Aeltern eigen sein,
Die wollt er frey verwalten.
Daſs er sie frey und eigen hätt
Um Kriegsvolk thät er schreiben
Im Königreich, Fürstenthum und Stadt,
Da soll niemand ausbleiben,
Sondern ihm treuen Beystand thun,
Bis er ein Heer zusammenbracht,
Hat er kein Rast und konnt nicht ruhn.

Als nun Papst Clemens solches vernahm,
Der Sache bald zuvor auch kam,
Thät auch ein Kriegsheer verschreiben.
Und schrieb dem Grafen Carl gleich,
Dem Bruder des Königs in Frankreich,
Er sollte nicht ausbleiben,
Sondern Conrad wehren thun,
Und alle Pässe verlegen.
Graf Carl thäts alsbald nun
Er zog ihm straks entgegen,
Und machte durch Verrätherey,
Daſs er Neapel genommen ein,
Eh Conradin noch kam herbey.

Carl der schickte aus gar viel
Verräther in geheimer Still,
Sie sollten Sperl einnehmen,
Denn Carl lieſs gar viel darauf gehn,
In Papstes Namen ists geschehn,
Den Conradin zu dammen;
Der Pabst verhieſs ein groſses Gut,
Wenn er ihm möcht bestreiten,
Derhalben hielt er gute Hut,
Er lieſs groſs Gut erbiethen,
So die Verrätherey gemacht,
Die Steg und Weg daselbst er wuſst,
Da rückt er bey in tiefer Nacht.

Conradin mit seinem Heer
Auf die Nacht da einkehrt.
Zu Morgens wollt er rücken
Ja ins Königreich Neapel ein!
Lieſs ausrufen mit heller Stimm,
Sein Red wollt er nicht zucken,
Eh müſs ihm drauf gehn Leib und Gut,
Er wolle es darauf setzen! —
Die Landsknecht sind nun wohlgemuth:
Die Reis' soll' uns ergötzen!
Sie konnten sich nicht rüsten mehr,
Hineinzurücken in das Land,
Als schon der Feind vorhanden wär.

Nun höret zu, wie es erging,
Als sich der Schimpf mit Ernst anfing,
Die Schanz war hastig übersehen.
Conradin hat gesiegt im Anfang
Da über die Beut die Ordnung sank,
Da war der Schaden geschehen,

Sie waren übereilet schon
Von ihrem Gegentheile,
Deshalb empfingen bösen Lohn,
Ihre Haut war ihnen feile,
Der Vortheil übergeben ward,
Das Spiel, das war verloren schon,
Vermiſst ward ihnen hier die Kron.

Es kostet manchen stolzen Mann,
Der seine Haut wollt rücken dran,
Zu retten seinen Herren,
Und ihm ein treuen Beystand thun
In Nöthen gänzlich nicht verlohren,
Mit Tapferkeit zu wehren.
Es konnt damit doch nichts mehr sein,
Sie waren überlanget,
Der Feind drang bald auf sie herein,
Daſs sie wurden zerdränget,
Noch dennoch war ihr Herz so gut,
Eh einer seinen Herrn lassen wollt,
Vergessen sie ihr eigen Blut.

O Jammer über Jammersnoth,
Wie viel der Kriegsleut blieben todt,
Noch dennoch ward gefangen
Ihr Herr, für den sie Gut und Blut
Daran gesetzt aus freyem Muth,
Der muſs nun von hinndannen
Mit einem Herzog zu Oesterreich,
Friedrich ward er genennet,
Sie wurden beyd hinweg zugleich
Geführet unzertrennet,
In die Hauptstadt, die ward genannt
Neapel von dem Königreich.
Gefangen sassens in ihrem Land.

Als Conradin gefangen war,
Wurd er gehalten grausam hart,
Mit samt dem Herzog Friedrich,
Verspottet, jämmerlich traktirt,
Zu einem Schauspiel umgeführt,
Und was man konnt erdichten, —
Den vorgen Tag der Held ging zu
Durch Berg und Thal mit glänzendem Heer;
Der Pabst hat weder Rast noch Ruh,
Vor Neid konnt er nicht warten mehr,
Aus eitel Gift und grimmen Zorn
Gab er Befehl, daſs man sollt schnell
Mit ihnen zum Gericht fortfahren.

Man führt herfür die Fürsten bey,
Wer hat gesehen solches Leid
Bey Denken aller Zeiten,
Da auf die Wahlstadt, die da war
Bereitet ihnen also baar,
Oeffentlich vor allen Leuten,
Man schlug ihnen beiden ihre Häupter ab,
Da war gar kein Erbarmen,
Es muſst daran der junge Knab
Mit seinen schneeweissen Armen,
Als er alt war sechszehn Jahr,
Durch den Pabst Clemens den vierten
Ist das geschehen offenbar.

Herr Burckhardt Münch.

(Wunderhorn II. 140.)

Es war Herr Burkhart Münch bekannt
Als tapfrer Kriegsmann in dem Land,
Mit dem Delphin aus Frankereich
Er kam mit starker Macht zugleich.

Nicht weit von Basel fiel zumal
Der Eidgenossen groſse Zahl,
So daſs sein Feind für diesmal zwar
Erleget und entflohen war.

Da ritt Herr Burkhardt Münch frei fort,
Dort auf die Wahlstadt an den Ort,
Auch über todte Körper all
Und triumphirt mit lautem Schall.

Und auf der Wahlstadt einen fand,
Der ihm zuvor war wohlbekannt,
Der seine Wunden schwer ertrug,
Als bald er sein Visier aufschlug.

Und sprach: „Schau heut zu Tag hiebey,
„Da baden wir in Rosen frey.“
Solch Wort erhört ein Eidgenoſs,
Dem diese Schmach gar sehr verdroſs.

Daſs er zu rächen sie gedacht:
„Ich möcht nur haben so viel Macht,
„Weil ich doch lieg zum todt verwundt.“
Also er sich ermahnt zur Stund.

Da richtet er an einem Stein
Sich auf die Knien ganz allein,
Und warf denselben scharfen Stein
Herrn Burkhart in dem Helm hinein.

Da sank Herr Burkhart unverzogen,
Und starb an seinem Sattelbogen,
Daſs Roſs ging mit dem Ritter durch
Und bracht ihn sterbend in die Burg.

„Wie hängt der Ritter auf dem Roſs?
„Sein Panzer ist ja rosenroth!
„Leg ihn nur auf den Kirchhof fein,
„Da wachsen viele Röselein.“

So ward die Ros in ihrem Blut,
Die frech erwuchs mit Uebermuth,
Gar bald zu nicht durch fromme Händ,
Das Rosenbad Gott von uns wend.

Wilhelm Tell.

(Fliegendes Blatt – Wunderhorn II. 149.)

Wilhelm bin ich der Telle,
Von Heldenmuth und Blut,
Mit meinem G'schoſs und Pfeile
Hab ich die Freiheit gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyranney,
Einen festen Bund geschworen
Haben unser Gesellen drey.

Uri, Schweiz und Unterwald,
Befreiet von dem Reich,
Litten groſsen Zwang und Gewalt
Von Vögten unbillig.
Kein Landmann durft nicht sprechen,
Dies ist mein eigen Gut,
Man nahm ihm also freche
Die Ochsen von dem Pflug.

Dem der sich wollte rächen,
Und stellen in die Wehr,
Thät man die Augen ausstechen,
Und hörte Bosheit mehr.
Zu Altdorf bei der Linden
Der Vogt steckt auf sein Hut,
Er sprach, den will ich finden,
Der ihm kein Ehr' anthut.

Das hat mich verursachet,
Das ich mein Leben g'wagt,
Den Jammer ich betrachtet,
Des Landmanns schweere Klag:
Viel lieber wollt ich sterben,
Dann leben in solcher Schand,
Dem Vaterland erwerben
Wollt ich den freien Stand.

Den Filz wollt ich nicht ehren,
Den aufgesteckten Hut;
Das schmerzte den Zwingherren
In seinem Uebermuth;
Er faſst ein Anschlag eitel,
Daſs ich muſst schieſsen geschwind,
Ein Apfel von dem Scheitel
Meinen herzliebsten Kind.

Ich bat Gott um sein Güte,
Und spannte auf mit Schmerz,
Vor Angst und Zwang mir blut'te
Mein väterliches Herz:
Den Pfeil konnt ich wohl setzen,
Bewahret war der Knab,
Ich schoſs ihm unverletzet
Vom Haupt den Apfel ab.

Auf Gott stund all mein Hoffen,
Der leitet meinen Pfeil,
Doch hätt mein Kind getroffen,
Hätt' ich fürwahr in Eil
Den Bogen wieder gespannt,
Und geschossen an den Ort,
Den gottlosen Tyrannen,
Zu rächen seinen Mord.

Das hat der Bluthund geschwinde,
Gar wohl an mir gemerkt,
Das ich ein Pfeil dahin
In meinem Göller gesteckt;
Was ich damit thät meinen,
Wollt er ein Wissen han,
Ich konnts ihm nicht verneinen,
Zeigt ihm mein Meinung an.

Er hat mir zwar versprochen,
Er wollt mir thun kein Leid,
Jedoch er hat gebrochen
Sein Wort und auch sein Eid;
Ja zu derselben Stunden
Mit Zorn er mich angriff,
Er lieſs mich hart gebunden,
Hinführen in ein Schiff.

Ich klagte meinem Gesinde,
Daſs ich sie muſst verlahn.
Mich jammert Weib und Kinde
Mit manchem Bidermann:
Ich meint sie nicht mehr zu finden.
Vergoſs so manche Thrän,
Vor Herzeleid mocht verschwinden,
Des lachet der Tyrann.

Er wollt mich han zur Busse
Beraubt des Sonnenscheins,
Zu Küſsnach auf dem Schlosse
Mich ewig sperren ein.
Mit Trotzen und mit Pochen
Führten sie mich dahin:
Das lieſs Gott nicht ungerochen,
Und half dem Diener sein.

Dem Wind thät er gebieten,
Der kam im Sturm daher;
Der See fing an zu wüthen,
Das Schiff stund in Gefahr:
Der Vogt hieſs mich losbinden,
Und an das Ruder stehn,
Er sprach hilf uns geschwinde,
Mir und dir selbst davon.

Das thäte ich erstatten,
Und säumte gar nicht lang,
Als ich kam zu den Platten,
Zum Schiff hinaus ich sprang:
Ich eilte wunderschnelle
Durch hohe Berg hinan,
Den Winden und den Wellen
Befahl ich den Tyrann.

Er brüllte wie ein Löwe,
Und schrie mir zornig nach.
Ich achte nicht sein Drohen,
Zu fliehen war mein Sach;
Ja in der holen Gassen
Wollt rächen ich den Trutz,
Mein Armbrust thät ich fassen
Und rüstet mich zum Schuſs.

Der Voigt kam jetzt geritten
Hin auf die Gasse hohl,
Ich schoſs ihn durch die Mitten,
Der Schuſs war gerathen wohl;
Zu todt hab ihn geschossen
Mit meinem Pfeile gut.
Er fiel bald ab dem Rosse,
Das war ich wohl zu Muth.

Als David aus der Schlinge
Den groſsen Goliath,
Mit einem Stein geringe,
Zu Boden geworfen hat,
Als gab mir Gott der Herre
Sein Gnad und auch sein Macht;
Daſs mich mit Gewalt erwehre,
Den Wütrich hab umbracht.

Mein Gesell hats auch gewaget,
Bewiesen seine That,
Den Landberger gezwaget
Mit einer Axt im Bad,
Der sein Eheweib mit Zwange
Wollt haben zum Muthwill,
Des schont er ihn nicht lange,
Schlug ihn zu todt in Eil.

Kein ander Gut noch Beute
Begehrten wir insgemein,
Denn die Gewalt auszureuten,
Das Land zu machen rein;
Wir fanden ja kein Rechte,
Kein Schirm, kein Obrigkeit,
Darum musten wir fechten,
Gottes Gnad war uns bereit.

Da fing sich an zu wehren
Ein werthe Eidgenoſsschaft;
Man grif gar bald zum Gewehren,
Der Feind der kam mit Kraft;
Den Ernst wir da nicht sparten,
Und schlugen tapfer drein,
Wohl an dem Morgarten,
Der Letzt wollt keiner sein.

Wir schlugen da den Adel,
Mit aller seiner Macht,
Gestrauft han wir den Wadel,
Den Pfau, der uns veracht.
Ein Pfeil hat uns gewarnet,
Das Glück stund auf der Wag,
Gar sauer han wir erarnet
Zwei Sieg an selbem Tag.

Der Feind that uns angreifen
Mehr dann an einem Ort,
Den Schimpf macht er uns reife,
Wir musten laufen fort,
An Brünig zu dem Streite
Zu helfen Freunden gut,
Da gab der Pfau die Weite,
Es kost viel Schweiſs und Blut.

Das merket fromm Eidgenossen,
Gedenket oft daran.
Was Blut für euch vergossen,
Lafst euch zu Herzen gahn;
Die Freiheit thut euch zieren,
Darum gebt Gott die Ehr.
Und sollt ihr die verlieren.
Sie würd euch nimmermehr.

Die Müh ist wohl gepflanzet.
Mit euer Väter Blut,
Die Freihbeit der edle Kranze.
Den haltet wohl in Huth;
Den wird man euch abstechen
Sogleich zur solchen Zeit.
Wenn Treu und Glaub wird brechen
Durch Eigennutz und Geiz.

Mir ists. ich sehe kommen
So manchen Herren stolz.
Bringen ein grofse Summe
Des Gelds und rothen Golds,
Damit euch abzumärkten.
Zu kaufen eure Kind.
Die kein Wort können reden.
Noch in der Wiege sind.

Ich thu euch dessen warnen.
Weil Warnung noch hat Plaz.
Gespannt sind euch die Garne.
Die Hund sind auf der Hatz;
Gedenket an meine Treue.
Kein Tell kommt nimmermehr.
Kein Freund alt und neue.
Giebt euch ein besser Lehr.

Thut euch zusammen halten
In Fried und Einigkeit.
Als eure frommen Alten.
Betrachtet Bund und Eid;
Läſst euch das Geld nicht mussen.
Die Gaben machen blind.
Damit ihr nicht müſst büssen.
Und dienen zuletzt dem Feind.

Nehmt hin fromm Eidgenossen,
Die noch aufrichtig sind,
Dieſs Lied hiermit beschlossen,
Thuts schlagen nicht in Wind;
Ein Urner hats gesungen,
Gedichtet und vermehrt,
Zur Warnung, Lehr der Jungen,
Dem Vaterland verehrt.

Des Königs Ladislaus Ermordung.

(Senkenberg Selecta Juris T. V.)

Von einem König lobesan,
Konig Lasla ist sein Nahme,
Ein Konig aus Oesterreiche,
Ja spricht man in der Christenheit,
Man findt nicht seines Gleiche.

Er war in seinen jungen Tagen, (17 Jahr)
Die Ungarn hiessen ihn einen Deutschen Knaben,
Das haben wir wohl vernommen,
Daſs er zu Ofen ist ausgeritten,
Zu Prag ist er umkommen.

Er schickte aus nach weiblicher Ehr,
Und wollt erwerben Freundschaft mehr.
Gar fein in Frankreiche,
Nach einer Jungfrau säuberlich,
Man findt nicht ihres Gleiche.

Der König in Frankreich einen Brief aussandt,
Der kam König Lasla in seine Hand,
Wie er ihn lesen sollte;
Und wie ihm der König in Frankreich,
Seine Tochter geben wollte.

Er schrieb: König Lasla du lieber Sohn,
Du weiſst wohl was du solltest thun,
Die Ketzer sollt du vertreiben,
Und so wird dir Ehr und Lob gesagt,
Wo du im Land sollt bleiben.

König Lasla des Briefes aufn Tisch vergaſs,
Zur Hand ihm ein falscher Ketzer saſs,
Er erschrack der Mähre gar sehre;
Wie bald er zu dem Rockenzahn lief,
Verkündigt ihm die Mähre.

Und da der Rokenzahn die Mähre erhört,
Er ruft den Ketzer an einen Ort,
Er begunnt ihm diese Rede zu melden,
Da huben die falschen Ketzer an,
König Lasla zu schelten.

Sie schelten in aus ihres Herzens Grund:
Wie deucht euch um den deutschen Hund,
Sollt er uns hier vertreiben?
Wir wollen ihm nehmen sein junges Leben,
Er mag uns nicht entweichen.

Und da der Rath nun war verbracht,
Den sie uber König Lasla hatten gemacht,
Wie sie ihn tödten wollten.
Sie hatten alle zusammen geschworn,
Wie sie einander helfen wollten.

Sie gewinnen die Riegel und auch die Thür,
Unter einer Decke zogen sie ihn herfür.
König Lasla den viel werthen;
Der erste der nahm ihn beim Haar
Und warf ihn auf die Erden.

Er fiel wohl nieder auf seine Kniee:
„Gnad mir edler Herr allhie,
„Gnad mir meines Lebens;
„Und alles was ich hie gewann,
„Das will ich hie aufgeben.“

Er sah sie alle barmherzig an:
„Nun hab ich irgend ein treuen Mann,
„Der mir sein Hülf hier thäte?
„Sind mir den alle treulos worden,
„Mein allerbesten Räthe?

Girsich, lieber Vater mein,
„Nun lafs mich bei dem Leben mein;
„Ich will dirs immer gedenken,
„Mein Schweidnitz soll dein eigen mein,
„Und Breslau will ich dir schenken.“

„Schweig König Lasla! es mag nicht sein,
„Dein Schweidnitz ist vorhin schon mein,
„Breslau will ich gewinnen;
„Hilft mir das ganze Böhmerland,
„Ein König bin ich drinnen.“

„Nun! schneid mir eine graue Kutten an,
„Ich will in ein Kloster gahn.
„Aus meines Vaters reiche;
„Es bleibt ein König wer da will,
„Immer und ewigliche.“

Sein guter Rath half ihm nicht sehr,
Sie hatten vergessen Treu und Ehr,
Die Herrn aus Böhmerlande.
Daſs sie König Lasla getödtet han,
Das haben sie groſse Schande.

Auf die Erde haben sie ihn hingestreckt,
Mit einem Kissen haben sie ihn erstickt;
Sein Genick haben sie ihm gebrochen.
Wer wollt nicht Gott vom Himmel klagen,
Er läſst nichts ungerochen.

Und da er nun gestorben war,
Es glühet als ein Rosen gar,
Wol unter seinen Augen,
Da ihm das Blut vom Wangen abrann,
Dran hatten sie keinen Glauben.

Es war bis an den dritten Tag,
Daſs er da unbegraben lag,
Man lieſs ihn niemand schauen,
Und da man ihn zu Grabe trug,
Da weinten Mann und Frauen.

Da sprach ein Ketzer unter ihnen:
„Nun hebt ihn auf und tragt ihn hin,
„Den König aus deutschen Landen,
„Sollt er uns hie vertrieben han,
„Das wär uns eine groſse Schande.“

Und da sprach sich der Girsich:
„Der König von Böhmen bin ich.
„König Lasla ist gestorben,
„Um seines falschen Glaubens willen,
„Darum ist er verdorben.“

Da sprach sich auch der Hockenzahn:
„Eine neue Sitte nehm ich an,
„Oestreich will ich zerstören;
„Denn ihren Glauben weiſs ich wohl,
„Ihr Herzog will ich werden.“

Der Girsich der ist hoch gebohrn,
Recht als ein Sau ist er beschoren.
Wer ist der ihm wohl gleiche,
Mit Rauben, mit Stehlen, mit Verrätherey,
Damit er worden reiche.

König Lasla war ein junger Mann,
Er wollt den Girsich bey sich han,
Er hat ihn auserkohren,
Ja ich sprechs auf die Treue mein,
Er ist ihm treulos worden.

König Lasla du viel edles Blut,
Gott erhalte dich in seiner Hut,
Mit seinem lieben Kinde,
Daſs du also verschieden bist,
Von deinem Hofgesinde.

Die Magdeburger Fehde.

(Aus Spangenberg's Chronik von Aschersleben. Eisleben 1571.)

„Ein guten Rath wil ich euch geben,
„Mit Gottes Hülf wollen wir widerstreben,
„Wolln unsre Stadt befestigen,
„Und harrn damit auch nicht zu lang,
„Es kommen fremde Gäste.“

Arndt Jordan der Burgermeister genannt,
Und Lindow ; der auch wohl bekannt.
Sie haben dazu geschworen,
Verhegen die Stadt mit Treuen wohl.
Sie sind dazu erkoren.

Der Bischoff sprach hinwiederum:
„Die Feste sollt ihr ganz abthun,
„Die ihr habt aufgerichtet,
„Das will ich von Euch haben also,
„Das seyd von mir berichtet.“

Die Pfaffen treiben Wunderspiel,
Der Wellttag halten sie zuviel,
Die haben sich gar betrogen,
Beflecken gar ihr eigen Nest,
Und sind daraus geflogen.

Und dieser Bischoff ich merken kann,
Das ist auch wohl ein kluger Mann,
Ich wills also bewinden,
Welch Vogel sich selbst die Federn ausrupft,
Den wird der Winter zwingen.

„Gedenke edler Fürste gut,
„Gedenk an euren eignen Muth,
„Kürzlich will ichs endeken,
„Die edle Stadt Magdeburg
„Ist frey auf allen Eken.“

Der Burgermeister also sprach,
Als er vor die Gemeinde trat:
„Berichtet, denn ich frage,
„Und will ein Krieg hieraus entstehn,
„Was thut ihr hiezu sagen?“

Die Gemeinde sprach auch wiederum,
Gebt euren treuen Rath dazu,
Dabey so wolln wir bleiben,
Wir haben des Gelds und Guts genug,
Wir wagens mit unserm Leibe.

„Wenn die Bachmühlen stille stehn,
„Die grossen Wasser in Wellen gehn,
„Das ist allzeit zu loben,
„Der Sperling flieget in den Dohm,
„Der Falke schwebet oben.

„Ihr lieben Bürger lobelich
„Nun merket mich auch allzugleich,
„Was ich euch hab gesungen;
„Welcher Vogel welcher bauet hoch,
„Behält wohl seine Jungen.

„Das ich nun sage und ich warn,
„Magdeburg du bist ein wilder Arn,
„Dein Flügel sind unverhauen,
„Du fleugst den Wald wohl auf und ab,
„Des mag man auch wohl schauen.“

Die Bürger schrien alle dicht:
„Magdeburg ist kein Haase nicht.
„Es ist ein kühner Lowe,
„Den Winden zerbricht er ihre Fuſs,
„Das reden wir mit Vertrauen.“

Die Pfaffen hattens nicht wohl bedacht.
Han ihren Herren in Schaden gebracht,
Und kränken ihre Feste,
Wo sie vorher sind Herren gewest,
Nun sind sie worden Gäste.

Sie lauffen weg, das war nicht gut,
Das macht ihr groſser Uebermuth.
Den nach der alten Weise.
Wenn unser Esel Hafer friſst.
So tanz er auf dem Eise.

Der Bischoff kam von Hildesheim.
Bracht mit die Stiftsgenossen sein.
Die von ihm hatten Leben,
Nach Magdeburg wohl in das Land.
Und wollten Sold verdienen.

Auf einem Dienstag das geschah.
Magdeburgs Panier man schweben sah.
Wohl auf dem weiten Felde,
Da war manch stolzer Kriegesmann
Bey den frischkühnen Helden.

Magdeburg bist du uns wohlbekannt
Du trägst eine Krone über das Land.
Dein Lob, das will ich preisen.
Deine Treue, die ist offenbar.
Mit Gesang will ichs beweisen.

Arndt Jordan der Burgermeister genannt,
Im Feld ist er gar wohl bekannt,
Er ist also verwegen,
Er will selbst an der Spitze sein,
Und warten da der Schläge.

Die Fürsten zogen schnell daran
Im Kriege wolten nicht bestahn,
Wohl in der rechten Stunde,
Der Bürger Banner schwebet dar,
Der Fürsten ihr war verschwunden.

Ein Fürste zu den andern tratt:
„Ach lieber Ohm nun gebet Rath,
„Wärn wir bey unsern Freunden,
„Dieser See ist uns gar zu tief,
„Wir können ihn nicht gründen.“

Bringen wir das Schif auf den Strom,
Ich fürcht es möcht zu Grunde gehn,
Wir müssen ein Pfand hier lassen,
Schnell Rath wird hier der beste sein,
Wir reiten unsre Straſsen.

Der Bischoff von Hildesheim sprach:
„Käm ich wieder in meine Stadt,
„Wollt mich des freuen mehren,
„Dieser Hechte wir essen niht,
„Die Gräten stechen sehre.“

Halt dich Magdeburg.

(Fliegendes Blatt Wunderhorn II. 103)

O Magdeburg halt dich feste,
Du wohlgebautes Haus,
Es kommen viel fremde Gäste,
Die wollen dich treiben aus.

Die Gäste die da kommen,
Die kennt man weit und breit,
Christum thun sie verfolgen,
Ist allen Christen Leid.

Die Münche und die Pfaffen
Samt alle Nonnenknecht,
Hilf Christ, das wir solch Affen
Empfangen mögen recht.

Gott wird sie wollen dämpfen,
Ihr Lügen richten dann,
So wollen wir auch kämpfen,
So lang wirs Leben han.

„So will ich nicht verzagen,
„Ich armes Mägdelein,
„Christum will ich es klagen,
„Der wird mein Schutzherr sein.

„Magdeburg bin ich genennet,
„Ganz frei und wohl bekannt,
„Ich trau auf Christ vom Himmel,
„Mir hilft seine gewaltige Hand.

„Die Mittel will ich brauchen,
„Die mich mein Bräutgam lehrt,
„Vor diesem beschornen Haufen,
„Bin ich noch unversehrt.

In Magdeburg der Reinen,
Ist manches Christen Seel,
Sie ruft zu Gott im Himmel,
Klagt ihm ihr Ungefell.

In Magdeburg wird gelehret,
Gotteswort rein lauter und klar,
Gelobet wird Gott der Herre
Mit Psalmen immerdar.

In Magdeburg der Guten,
Ist manch Jungfräulein stolz,
Sie bethen von ganzem Gemüthe,
Und sind keinem Spanier hold.

In Magdeburg der Festen,
Ist manch Jungfräulein fein,
Sie bitten für die Christen,
Den Spaniern sind sie feind.

In Magdeburg der Freien,
Ist mannig Kindlein zart,
Es ruft zu Gott dem Herren,
Daſs er die Stadt bewahrt.

In Magdeburg der Werthen,
Da sind der Kriegsleut viel,
Zu Fuſs und auch zu Pferden,
Treiben sie Ritterspiel.

In Magdeburg ohne Sorgen,
Da sitzen drey Jungfräulein,
Sie winden alle Morgen
Von Palm drey Kränzelein.

Das eine Gott dem Vater,
Das ander Gott dem Sohne,
Das dritt dem Heiligen Geiste,
Gott wolt ihn Beistand thun.

Zu Magdebarg auf dem Thore,
Da sitzen drei Jungfräulein,
Die machen alle Morgen
Drey Rautenkränzelein.

Das eine Herzog Hansen
Dem Fürsten hochgebohren,
Graf Albrecht von Mannsfeld
Das andre ist erkorn.

Das dritt das ist versprochen,
Dem Held noch unbekannt,
Der läſst nichts ungerochen,
Wagt darauf sein Leut und Land.

Dem Kaiser wollen wir geben
Jetzt und zu aller Frist,
Was ihm gebühret eben,
Und nicht, was Gottes ist.

Zu Magdeburg auf der Mauren,
Da liegen der Büchsen viel,
Sie klagen alle Morgen
Ueber falscher Christen Spiel.

Zu Magdeburg auf der Brücken,
Da liegen zwey Hündlein klein,
Dafür sich müssen bücken,
All die da wollen hinein.

Zu Magdeburg auf dem Markte,
Da liegen zwey Faſs mit Wein,
Und wer davon soll trinken,
Der muſs ein Deutscher sein.

Zu Magdeburg auf dem Markte,
Da steht ein eiserner Mann,
Wollen ihn die Pfaffen haben,
Manch Spanier muſs daran.

Zu Magdeburg auf dem Rathhaus
Da liegt ein Gulden-Schwert,
Könnt das ein Mönch gewinnen,
Wär manche Kappe werth.

Hierbey steht auf dem Platze
Ein groſser, eisern Mann,
Derselb nimmt Acht der Hatze
Und sieht kein Spanier an.

Zu Magdeburg auf dem Markte,
Da sind der Landsknecht viel,
Die mischen frische Karten,
Die Seestädt sehn zu dem Spiel.

Dies Liedlein hat gesungen
Ein Landsknecht frisch und frey,
Zur Stund da vil Kronen klungen,
Daſs Gott stets bey uns sey.

Es ist so wohl gesungen,
Mit frischen freien Muth,
Vor drey so edlen Fürsten,
Gott behalt sie in seiner Huth.

Glückwunsch für Prinz Eugen.

(Fliegendes Blatt von 1735.)

Getröst, O Haus von Oesterreich!
Dein Hercules sich richt
Zu ziehen in das Römisch Reich
Nach seiner Macht und Pflicht,
Gantz ritterlich zu kämpfen,
Der Feinde Wuth zu dämpfen,
Die uns des Friedens-Ruh zerstört,
Zuschlagen mit dem Schwerdt.

Gantz freudig sich schon jederman
Begiebet in das Feld,
Und wünschet daſs bald komme an
Eugenius der Held,
Deſs ungemeine Thaten
Schon offt bewundert hatten,
Sowohl die treue Kaysers-Freund,
Als auch desselben Feind.

Viel Glück demnach zu deiner Reiſs,
Du theure Heldencron!
Es grüne stets dein Ruhm und Preiſs,
Zu unsterblichen Lohn:

Gott segne dein Beginnen,
Da du nun ziehst von hinnen,
Und schütze dich vor allem Leid,
Du einz'ge Teutschlands-Freud.

Mit Glück der Himmel dich begleit,
Zu Haus und auch zu Feld,
Und helff dir siegen in dem Streit,
Du unerschrockener Held!
Der Herr derer Heerschaaren,
Der wollte dich bewahren,
Sowohl zu Wasser als zu Land,
Mit seiner starken Hand.

Viel tausend Glück wünscht Jung und Alt,
Heut, groſser Held! dir an,
Und schreyt, daſs Berg und Thal erschallt,
Was jeder schreyen kann,
Daſs Gott der Herr well geben,
Eugeni langes Leben,
Zu Trost des Deutschen Vatterland,
Und dessen Feind zu Schand.

Du Mars der Teutschen!
Reise denn beglückt zu deinem Heer,
Das Römisch Reich
Das stehet schon im Harnisch und Gewehr:
Mit Wünschen und Verlangen,
Dich baldigst zu empfangen,
Als einen Schatz der Helden all,
Eugenium zumahl.

Wolhan, der Adler schwingt sich schon,
Des Teutschen Jupiters,
Und zünd die Donner-Keulen an,
Des Kayserlichen Heers,

Die Hahnen zu verjagen,
Wo nicht gar zu erschlagen,
So sich auf fremde Weyd gemacht,
Mit ungerechter Macht.

Zurück, zurück auf deinen Mist
Du frecher Hahnen-Schwarm!
Zurück wo du herkommen bist,
Sonst wird dir werden warm:
Wann er dir wird zuhitzen,
Mit Donner-Schläg und Blitzen,
Zurück, und krähe nicht zu sehr,
Der Adler leidts nicht mehr.

Die Prager Schlacht.

Als die Preuſsen marschirten vor Prag,
Vor Prag, die schöne Stadt,
Sie haben ein Lager geschlagen,
Mit Pulver und mit Bley ward's betragen,
Kanonen wurden darauf geführt,
Schwerin hat sie da kommandirt.

Darauf rückte Prinz Heinrich heran,
Wohl mit achtzigtausend Mann:
„Meine ganze Armee wollt ich drum geben,
„Wenn mein Schwerin noch wär am Leben.
O, ist das nicht eine groſse Noth,
Schwerin ist geschossen todt!

Drauf schickten sie einen Trompeter hinein.
Ob sie Prag wollten geben ein?
Oder, ob sie's sollten einschieſsen?
Die Bürger lieſsen sich's nicht verdrieſsen.
Sie wollten die Stadt nicht geben ein,
Es sollte und müſste geschossen sein.

Wer hat dies Liedlein den erdacht?
Es habens drey Husaren gemacht
Unter Seydlitz sind sie gewesen,
Sind auch bey Prag selbst mit gewesen:
Victoria, Victoria, Victoria.
König von Preuſsen ist schon da!

Gespräch zweyer hennebergischer Bauern über die Franzosen, während des Aufenthalts der Franzosen in Hessen 1758.

(Aus Reinwalds hennebergischem Idiotikon Berlin. Nicolai 1793.)

1.

Bas Neues Napper Hillebrand
Hätt üh dann niſs vernomme?
Es heiſst ju es wérn in ons Land,
Noch mie Franzose komme.
Ich weiſs nét bas die Läng soll wér
Bann sü uns au noch mie wonn schér
Bedenkts doch bey üch selber
Es sénn der Bluthonn gar ze vil
Sü fresse ons mit Staumpf und Stiel
Di Osse, Küh und Kälber.

2.

„Ja Napper Hans, das is wol wàr
Me wèrn schu brav geschure
Das Brud wörd klei das Futter ràr
Un giet vil arme Bure:
Geduldt üch àber bis in Merz
Gètt Achtig, jà du Blummeherz,
Bas wèrn sü sich noch ropfe.
Gleit übs es geht Prinz Ferdenand
Nét hüf *) zeröck bie Kaumberland
Hé wérd se tüchtig klopfe.“

3.

Ey jà das gleib ich Alles wohl
Bas wörds ons aber hèlfe?
Es is è gar verschütter Kohl
Hühl mösse mei mit Wölfe.
Mé hätt sü nét solt übern Rhin
So frey laſs geh zum Rich enien;
Bas gèlts, es stünn zont **) besser,
Säht mei doch, ich kuns nét versteh
Bér sü hat heiſs erüber geh
Die màtte Bulljongfresser?

4.

„I, weſst üh das noch nét emàl?
Dat hat mich werlich Wonger
Der Kayser un sin Ehgemàhl
Die Könige von Onger
Der Sachs un au Künk Ludewig
Der Schwede und das wéll Gezügh.

---

*) Hinterwärts.
**) Jetzo, jetzund.

Ma heiſst se Muschktewitter
Die hatte's schu lang usgedacht,
Sü wölln den Künk von Preuſse schlacht
Si Grannedier un Rütter."

5.

„Bie das Fretz hürt se wur se büſs
Krigt Sachse erst bein Uhre
Bey Prag gab hė gar harte Stüſs
Bruun hat die Schlacht verlubre.
Da säht die Kaysern voller Grémm
Franz Steffe guck, das Deng geht sclömm
Der Preuſs is nét zu zwenge;
Ma möſse zum Franzose schéck
Das hé ons helft mit sinn'n Geschlepp
Was spréchst du zu den Dénge?"

6.

Das geht au oh, bey meiner Treu
Säht Steffe so in Schlommer
He frégt net obs au recht mögt sey
Das war si klenster Kommer.
Da kam der Franzos Hauſewis
Verhongert voller Greind un Lüs
Zum Rich erein mit Sénge
Das Preuſs, Hannover un die Hess
Die wonn mei ruppekahl uffress
Un fing schu é ze schlohnge.

7.

Nu hämme dä das Laumpepack
Die schébichte Franzose
Wenn sü ons doch vom Haals äwack,
Un Brühl hätt sü inn Hose.

Ich wöll minn alle Guhl dröm gah *)
Bann ichs noch eimahl soll erlah **)
Daſs sü recht weru gedrasselt
Es bie den herbst bey Wissen fels
Da krigte sü des alle Gelds
Us Stöcke zugeprasselt.

8.

Sü dachte: bas soll das noch wer
Der Preuſs schüſst ju gar graülich
Das sénn mi Seel kei Pomm de Ter
Un résse us ***) abscheulich
Arrette wu rief Prinz Subis
O mong diö das Bucker-Prüs †)
Und schreite Rotz un Wasser.
Sie worfe Fleint un Schnappsack wäch
Die Schuh verluhre sü inn Dreck
Nu ging das Sprénge basser.

9.

Ach, bann när ei Mensch hätt soll seh
Ich mögt mich gleich verkräumpel ††)
Die Dreckschuzions-Armee
Das villerley Gestäumpel.
Da lief ei Mann den annern öm.
Un schreite als mit lutter Stömm:
Pardu, ach üh Herrn Preuſse!
„Nis da! so mus mä üch verdrie
Eu hätt ju könnt dabei geblie
Ber hats üch denn geheiſse.

---

*) Geben.
**) Erleben.
***) Rissen aus.
†) Bougre Preuſs.
††) Vor Lachen bersten.

10.

O Prinz Subis un Hélperhus *)
Eu hätt üch schlècht gehallen
Es süht öm üch recht laumpig us
Bas wärds eurn herrn gefalle;
Eu solltt ju Alles rujenir.
Un's Preuſs si Länner parteschir
Eu könnt üch när gemelde
Der Preuſs nimmt é gruſs Schwineblas
Un rappelt sprengt eu bie é hals
Botz Blitz, bas seyd üh Helde.

Ein Newes Lied Von der Münchischen Nacht-Raben Flucht-Flug auſs dem löblichen Hertzogthumb Würtemberg, und insonderheit auſs dem schönen Kloster zu Blauwbeyren.

1.

Würtemberg du Edles Land,
  Du Gart des Herren schöne!
Gotts Wort in dir ist wol bekanndt,
  Laut thuts darin erthönen,
Die Kirchen dein
Seyn Rhein und fein,
  Nach Christlicher Arte,
Da wohnet Gott,
Ohn allen Spott
  Vnd sicht von seiner Wahrte.

---

*) Hilburghausen.

2.

Gott sicht von seiner Hut auff dich,
Und hat sein Wolgefallen,
Wan bei dir seyn Wort heyliglich
Thut allenthalb erschallen;
Die Klöster gut,
Het er in Hut,
Sie sein Pflanzgärtlein kleine,
Darinn dein Kind
Auffzogen sind,
Gotts Wort zu lernen reine.

3.

Darauſs dein Fürst so lobesam,
Versorgt das gantze Lande
Paſs mögen Gottes Worte mit Wohn,
Habe nächst bei der Hande;
Ja ander Herren
Vor dir begehren,
Auſs deim Pflanzgärtlein reiche,
Gezogene Bäum,
So Gott angnem,
Seyn Kirch bawen ohn schewe.

4.

Diſs verdroſs nun der Höllen Hund,
Sampt sein Münch und Pfaffen:
Drumb machten sie ein starken Bund,
Daſs ihnen sollt verschaffen
Das Weltlich Schwerdt.
Daſs sin unb'schwert,
Möchten d'Klöster einnemmen.
Und treiben auſs
Den Whirt deſs Hauſs,
Und das gantz Land beschemen.

5.

Gott hat auch wegen deiner Sund,
O Würtenberger Hause!
Verhängt, daſs solche deine Feind
Zu dir kamen mit Grause,
Und namen dir
In all Refier
All Klöster ab nur schlechte.
Mit List manchfalt,
Und Kriegs-Gewalt,
Ohn Vrtheyl und ohn Rechte.

6.

Da werden die Pflanzgärtlein dein,
Verwüst von groben Säwen,
Das ganze Land sah traurig drein,
That sich vor dem Ding schewen.
Die Jugent zart,
Vertriben ward,
Die Studien vergingen.
Abgötterei.
Ward triben frei,
Groſs Noht und Layd anfiengen.

7.

Die Vnterthanen jhrem Herren
Werden bald abgewendet,
Pfaffen und Münch thaten sich mehren.
Viel Kirchen wurden gschändet,
Das Weltlich Schwerdt,
Wie sie begehrt,
That sie in Vnrecht schützen.
Mit Trug und List,
Sie zu der Frist,
Thaten jhr Sach auffmutzen.

8.

Das Gut, so man solt wenden thun,
  Gotts Wort zu lehren eben:
Daſs wandten sie ans schlemmen nun,
  Und zu Gottlosem Leben.
Die Fürsten Gut,
Verlohren den Muth
  Sie kündten nimmer helffen.
Das Land war zag,
Bei Nacht und Tag,
  That nur schreyen und gelffen.

9.

Das Gschrey hört unser Gott und Herr.
  Durch Christum seinen Sohne,
Ein Heyland hat er geschickt her.
  Ein König groſs mit Wohne,
Der ist Sieghafft
Durch Gottes Krafft.
  Der kann die Pfaffen schrecken.
Er hat mit Macht
Gstürtzt jhren Pracht.
  Er kann jhren Raht auffdecken.

10.

Wenn dieser König sich nur regt.
  Und doch ist weit von dannen.
Die Forcht der Pfaffen Hertzen schlegt
  Sie bleiben nicht bei Handen.
Eh man sie jagt,
Und sie anklagt,
  Fliehen sie vor mit Schmertzen.
Dann sie anklagt,
Und hinauſs jagt,
  Ihr böſs Gewissen im Hertzen.

11.

Sie geben zu erkennen wol,
Was sie für ein Lehr haben,
Weil sie darbey halten zumal
Wie ein verfluchter Faden.
Was nutzt ein Hirt,
Fauhl und verjiert,
Der d'Schaff dem Wolff thut lassen,
Und fleucht davon?
Sobald er kam?
Er nutzt so viel als Pfaffen.

12.

Wann sie doch nur jhr gringe Ehr,
Theten ein wenig betrachten
Und hielten auff Redlichkeit mehr,
Theten deſs Rechten achten
Und flehen all,
In solchem Fall,
Daſs sie nicht erst Dieb wurden,
Und lassen so,
Hindersich da,
Ein Schandmahl jhrem Orden.

13.

Das sieht man an Blauwbeyren wol,
Im selben Kloster Alte,
Welchs auch war solcher Säwen vol,
Die sich han vbel ghalten,
Sie wollten bald,
Trutzen mit Gwalt,
Daſs gantz Fürstliche Ampt:
Aber zu Frist,
Vergangen ist,
Ihr Zorn so unversampt.

14.

Dann da sie hörten newe Mehr,
  Das Schwedisch Volk solt kommen
Und reformiren ohn beschwer,
  All Klöster, so eingnommen,
Solch Volk auch weit,
Noch von ihn leit;
  Noch wolten sie nicht trawen.
Weit von der Gfahr,
Biegt keim kein Haar,
  Zur Flucht sie schawen.

15.

Niemandt hat sie getrieben auſs,
  Niemandt that jhnen Schaden,
Es traumbt ihn nur von einem Strauſs.
  Kein Noht that sie beladen.
Doch sie geschwind,
Gleich wie der Wind
  Sich machten auſs den Straſsen,
Da sicht man wie
Die Marter sie
  Umb Christi willen hassen.

16.

Den 16. Hornung gschwind,
  Thaten sie die Letz trincken;
Voll und toll war das München Gsind
  Die Becher theten sincken.
Sie rüsten sich
Subtil heimlich,
  Wol zu der Flucht gar eben.
In der Mitternacht
Die Flucht anfacht,
  Sie thun ein weiter geben.

17.

Viel Nacht-Eylen und Harpien
  Thaten ſie nauſs beleiten.
Die Vögel seyn jhn angenehm.
  Mit jhn thaten reiten
Doch das nicht leer
Daſs München Heer.
  Ausſzoge, thatens rauben.
Daſs Kloster auſs
Ohn allen Grauſs.
  Und als ſauber auffklauben.

18.

Alles was man fortbringen kondt.
  Thaten ſie gar mit nemmen.
Gold, Gelt, und alles zu der Stund
  Raubtens ohn alles ſchemmen,,
Die Stall ſein bloſs
Manglen der Roſs,
  Die Kelch ſein auch entwichen,
Sie ſein mit Schand
Gantz auſs dem Land,
  Zur hind'rn Thür auſsgwichen.

19.

Wenn einer gnug zu ſtehlen hat,
  An Gelt und andern Sachen,
Und doch ohne Schew und Schad
  Thut ſich an Kirchen machen.
Stilt die Kelch gut,
Mit frechem Muth,
  Der ist ein Dieb gebohren;
Sich wer da ſeyn,
Dieſe Münch ſein,
  Kelch-Dieb weit auſserkohren.

20.

Daſs du doch jhr verstohlen Hertz,
  Möchtest besser ersehen,
So höre doch ohn allen Schertz,
  Was noch mehr ist geschehen.
Ein altes Glas,
Im Kloster was,
  Wol etlich hundert Jahre:
Deſs theuren Fuſs,
  Von Silber groſs
  Raubten sie weg führwahre.

21.

O, liebes Wörtenberger Land!
  Diſs Volck lern wohl erkennen,
Da sie dieſs Hauſs auffgeben hand,
  Und thaten darvon rennen.
Da thut gar bald
Billicher Gstalt,
  Ins Försten thewern Namen,
Der Ober-Vogt
Durch Gnad von Gott,
  Diſs Klösterlen einnemmen.

22.

Er führt hinein Ehrliche Leut.
Vnd lieſs bald inventiren:
Da bsah man alles nach und weit,
  Was war der Münch hausieren
Da bald erschein
Der losen Schwein
  Gottlos und böſs beginnen.
Da alles war
Verderbet gar,
  Uber all unser sinnen.

23.

Die alten gemalte Fenster schön,
  Waren gantz eingeschlagen
All Tisch und Bänk, Stül groſs und klein,
  Lagen auf einem Schragen;
Bethladen gut,
Münchisches Blut,
  Hat auſs einander grissen
Sie brochen ein
Den Brun von Stein,
  Und haben als beschissen.

24.

Viel Bäum haben sie ghauwen ab.
  So lieblich Früchten gaben,
Sie hatten jhre Frewd darab,
  Und thut ihr Hertz erlaben,
Wann sie nur viel
Schaden in Eyl,
  Kundten zuletzt zufügen;
Als umb und umb,
In einer Summ,
  That ob einander ligen.

26.

Nichts fand man als noch etlich Korn
  Und Wein im Kloster Keller!
Hettens können mit glimpff auslehren,
  In jhr Münchs Kutten selber.
Der Wein war auſs,
In die Rappaus,
  Doch jeder vor der Fluchte,
Von Alt und Jung,
Doppelt Ladung
  Zu sich nam, vnds Loch suchte.

26.

Es ist nicht gar zu sprechen auſs,
Was diese Münch vnbsonnen,
In dem Kloster gmacht für ein Grauſs
Ehe sie darvon gesprungen.
Ihr Geist diſsmal,
Sich in dem Fahl,
Hat unfehlbar angeben,
Daſs er nicht ist
Vom Herrn Christ
Sonder vom Teuffel eben.

27.

Niemandt hette für sich erkendt,
Das Münch da gwesen wären,
Jeder hett nur Crabaten genendt,
Die gmacht solch groſs beschweren.
Aber diſs Gsind,
Sich also findt,
Dass man sie muſs ansehen.
Für böses Kraut
Den Mönchen haut
Darff sich als vnderstehen.

28.

Du sieht man jhr Demühtigkeit,
Ihr Andacht und jhr beten,
Ihren Glauben vnd jhr Redlichkeit,
Wol hin an diesen Stetten.
Da sie zu lang
Von ihren Anfang
Die Klöster einbesessen,
O liebes Land
Du wirst zu hand
Der Münch nicht mehr vergessen.

29.

Es frewet sich das Fürstlich Hauſs,
Daſs die Vögel hinflogen:
Gott der Herr saubert das Land auſs,
Von dem Volk so verlogen.
Das Ayd und Trew,
Ohn allen Schew,
Thut niemand redlich halten,
Sondern mit List
Begehrt zur Frist,
Aller Welt Gut verwalten.

30.

Die Nacht-Eylen jhn das Gelait
Haben zu Land auſsgeben:
Dann solch Schälcken zur Flucht bereit
Solch Gesellschafft gebührt eben.
Da aber fein,
Bei Sonnen Schein
Der Ober-Vogt ist kommen,
Zeucht vor ihr her
Ein Storck von ferr
Und hat sein Nest eingnommen.

31.

Da war lustig jedermann,
Daſs es nun darzu kommen:
Zu Gott ein Dancksagung giengen,
Daſs er die Gäst hingnommen.
O Gott behüt
Dieſs Land in Güt,
Vor dem losen Gesinde,
Daſs diese Rott,
Mit solchem Spott,
Kein Statt mehr drinnen finde.

52.

O Frommer König Lobesam,
  Auſs Schweden Hochgebohren!
Dir danken wir mit Frewd vnd Wohn,
  Durch dich sich hat verlohren,
Der Pfaffen Schar,
Auſs dem Land gar,
  Wenn dich nicht Gott gesändet,
So weren sie,
Noch alle hie,
  Vnd vnser Noth nicht gewendet.

53.

Drumb dir O Königh Wunniglich!
  Sey diſs zu Danck gesungen:
Gott bhüte dich Barmhertziglich,
  In dem Lob thewr errungen,
Daſs du durch Gott,
Vns auſs der Noht
  Vnd das Teutschland gerissen.
Ihr Christen Frumb,
Seidt vmb vnd umb,
  Für jhn zbetten geflissen.

Post Bot, So von Jhrer Königl. Mayst. in Schweden ist auſsgesandt worden, dem Monsieur Johann von Tylli nachzufragen, Wohin er mit seiner grossen Armee, so er in Meissen vor Leipzig hat bei sich gehabt, so eylends sich verkrochen habe.

1.

Ich bin ein Post Bot ausgesandt
Vom König in Schweden in alle Land,
Dem Monsieur Tylli nach zu fragn
Der sich auſs Meissen hat lassen jagn:
 Ey lieber sagt wo find ich doch
 Den verlohrnen Graf Tylli noch?

2.

Ihr kühn Soldaten Knecht und Herr
Auſs Marck Brandburg, Meissen vn mehr,
Die jhr da man Allarm hat gblasen
Geflohen seyt als wie die Hasen:
 Ey lieber sagt wo findt ich doch
 Den verlornen Graf Tylli noch?

3.

Du arme Burgerschafft zu Hall
Sag mir daſs ich mög wissen bald,
Ob man unter dein putzel Gsind
Den armen Tylli auch nicht find?
 Ey lieber sagt wo find ich doch
 Den verlohrnen Graf Tylli noch?

4.

Sagt mir ihr arme Bawersleut
Die ihr von Haus vertrieben seyt
Und jetzt in Berg und Wald müst lebn
Hat er sich vnter euch begebn?
    Ey lieber sagt wo find ich doch
    Den verlohrnen Graf Tylli noch?

5.

Altringe vnd Götz, sein Freund gar gut,
Die gewiſs sein Unglück schmirtzen thut,
Die ir gwest syt sein Trost allein,
Sagt wo mag er hingflohen seyn?
    Ey lieber sagt wo find ich doch
    Den verlohrnen Graf Tylli noch?

6.

Ihr Mönche und Jesuiten
Sagt wo er ist hin geritten,
Ist er nicht kommen euch zu klagen
Wie er so elend sey geschlagen?
    Ey lieber sagt wo find ich doch
    Den verlohrnen Graf Tylli noch?

7.

Du Tylli, der Papisten Gott
So ihm grahten zu diesem Spott
Vnd gemeynt dein Bruder Altringr soll
Dir helffn Land vnd Leut bestreitn wol:
    Ey lieber sagt wo find ich doch
    Den verlohrnen Graf Tylli noch?

8.

Ihr Kauffleut so in Spanien Zieht
Verlangt den gescheiden Tylli nicht
Zu sehn den arm verlohrnen Sohn
Der in Meissen ist geloffn davon.
    Ey lieber sagt wo find ich doch
    Den verlohrnen Graf Tylli noch?

9.

Ihr Boten so geht über Land
Ist euch nicht auf der Straſs bekannt,
Ein alter Gsell im gstutztem Bart
Der also gieng jetzt übel hart,
    Ey lieber sagt wo find ich doch
    Den verlohrnen Graf Tylli noch?

10.

Ihr Nonnen in Klöstern mih bericht
Habt ihr ihn arrestiret nicht,
Die weil er euch ist schuldig viel
Und hat zum Zahlen keinen Will?
    Ey lieber sagt wo find ich doch
    Den verlohrnen Graf Tylli noch?

11.

Seht wol ihr Jacobs Bruder frumb
So im Land hin vnd her zieht umb,
Ob nicht im ewrem Pilgram Gwand.
Ein Graf Tylli steck vnbekannt.
    Ey lieber sagt wo find ich doch
    Den verlohrnen Graf Tylli noch?

12.

O Camerat O Pappenheim
Weil Tylli Confect genommen ein.
Vnd jetzt vielleicht bey euch vmbhinkt
So schreyt einmal: der Tylli trinckt:
Ey lieber sagt wo find ich doch
Den verlohrnen Grafen Tylli noch?

13.

Ihr Herren übers arm Spital
Und Todtengräber allzumal
Ist bey euch nicht ein armer Dropff
Dem sehr zerschlagan ist der Kopf?
Ey lieber sagt wo findt ich doch
Den verlohrnen Grafen Tylli noch?

14.

Mocht gleich wol doch noch gerne wissn
Wo er sich eylnds hat hin verschliessn
Daſs man ihn nicht erfragen kann.
Ich weiſs er kompt noch auff die Ban.
Ey lieber sagt wo find ich doch
Den verlohrnen Grafen Tylli noch?

15.

Ich bin schier müd mag nit mehr fragn.
Auff Ihn will ich ein Trink Geld schlagn.
Wer mir zeigt den verlohrnen Mann
Mit dem theil ich das Botenlohn.
Ey lieber sagt wo find ich doch
Den verlohrnen Graf Tylli noch?

Antwort.

Der Tylli ist in Sachsen nicht
Sondern hat sich ins Bayrland gricht,
Da er den frische Stöſs bekam
Daſs man sein Seel vom Leibe nam;
Zu Ingolstat findt man ihn noch
Muſs ziehen an dem Todten Joch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Anhang.

Vier

Lateiniſcher Lieder

auf

Begebenheiten in Deutſchland.

In memoriam Ioannis Nepomuceni.

1.

Saevus, piger imperator,
Malorum clarus patrator
Pollicetur pessima
Ni quae dixit, sacramento
Tu propales in momento
Uxoris peccamina.
Arcanum custodivisti
Ob quod laetus subivisti
Tormentorum genera.
Aquis tandem suffocatus
Effectus quod sis beatus
Prodiderunt sidera.
Tumulatus nunc quiescis
Et in dies illucescis
Praeclaris miraculis.
Es certae famae Patronus
Nos a malae famae pronus
Defendas periculis.

2.

Suscipe quas dedimus, Iohannes Beate,
Tibi preces supplices, noster Advocate
Fieri, dum vivimus, ne sinas infames
Et nostros post obitum coelis infer manes.

Credunt namque isti malé
Per hos virus est letale
In Bohemos effusum.
Per cuncta mundi climata
Et singula idiomata
Et turpiter confusum.

Studium famosissimum
Regnum christianissimum
Sic est infamatum.
Privilegia franguntur,
Teutonici expelluntur,
Fit studium desolatum.

Vos scientia inflati
In superbiam elati
Non putastis habere
In Orbe nobis pares
Tam subtiles scholares
Fraudati estis vere.

Sunt signa magna satis
Haec vestrae fatuitatis
Egistis inconsulte.
Nam ausu temerario
Frivolo nefario
Damnabiliter stulte

Pro libro decrevistis
Praesumptus diffinistis
Ut populus laïcalis
Sub specie hic utraqne
In regno circumquaque
Ut status clericalis

Debet communicare.
Hoc fecistis praeconizare
Patent ubique plane
Rami praecisi putridi
A stipite vivo viridi
Vos nam estis sane.

Canticum servi Henneke.

Henninge, serve! si voles
Mercede prisca servies
Messem per hanc aestivam.
Novos tibi do calceos
Bene scis movere stivam.

Henningus inquit: illico
Servire nolo villico,
Res sperno villicorum.
Maris petam fluctus, opum
Spe nempe largiorum.

Vera mox ad hanc sententiam:
Miror tuam dementiam
Tu nauta navigabis?
Agrum ligone citius
Stivaque praeparabis.

Henningus ipsi neutiquam
Parens, avenae copiam
Arcu statim mutabat:
Curtasque vestes militum
De more comparabat.

Arcu premente pendulo
Tergum, pharetram cingulo
Costis adhaeret *) ensem,
Et cursitans illac et hac
Urbem petit Bremensem.

Bremam sed intrans inclitam
Compellat hisce navitam:
Mi navium magister,
Tuos fac inter remiges
Ad transtra sim minister.

Respondit ille: Remigem
Temet libens conducerem,
Nisi rudem meorum
Te proderet vox rusticum
Et inscium laborum.

Novi, refert, per herculem,
Me propiorem neminem
Quamvis ad actionem
Et aequo mentis robore
Et corporis draconem.

Sed navigans in aequore
Fugacis instar caprae
Obmutuit repente
Multum volutans pectore
Mortis metu tremente

---

*) Melius forsan: appendit.

Sed fulciens ad marginem
Eructitat farraginem,
Ab ore brachialem
Hera, quem movebat exitum
Habere cerno talem.

Cucurrit ales, fit notus
Trux, aeris nunc furit flatus
Ferociuntque fluctus
Ait: Mihi stivae magis
Pareret hisce ductus.

At me quis hinc ad nobiles
Modo reducet Saxones
Dystrum inter et Leinum
Quo surgit incliti Ducis
Arx celsa, Lauensteinum.

Ah! me quis nunc ex hoc Salo
Brunsvigio reddet Solo?
Habebit, inde dignum
Satus avenae praemium
Et unum fabis modium.

En! hujus autor cantici
Eduxit Henningum mari
Ne lendibus periret.
Sed hoc ut elatos malo
Edoctus erudiret. —

Baringii Descriptio Salae principatus Calenbergici. — Lemgo 1741 II. 155. —

Vorleſungen

über

die ſchöne Litteratur Europa's

in der neueſten Zeit.

Car, ô poëtes saints! l'art est le son sublime,
Simple, divers, profond, mystérieux, intime,
Fugitif comme l'eau qu'un rien fait dévier,
Redit par un écho dans toute créature,
Que sous vos doigts puissans exhale la nature
Cet immense clavier. —

Victor Hugo.

Die
ſchöne Litteratur Europa's

in der neueſten Zeit,

dargeſtellt nach ihren bedeutendſten
Erſcheinungen.

Vorleſungen

gehalten vor einer gebildeten Verſammlung

von

D. O. L. B. Wolff,

Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

Leipzig,
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1832.

Wolff
D. schöne
Litteratur
Europas

12 BSdir

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem geliebten Oheim

und väterlichen Freunde

Herrn M. Wolff,

widmet dieſe Blätter

in dankbarer Verehrung

der Verfaſſer.

Vorrede.

Die nachſtehenden Vorleſungen wurden zu Jena vor einer durch Bildung und Geſchmack ausgezeichneten gemiſchten Verſammlung von Männern und Frauen gehalten. Der Zweck derſelben war nicht ſowohl eine kritiſche Ueberſicht der neueſten ſchönen Litteratur zu geben, als hauptſächlich Verehrer der Poeſie aufmerkſam auf die bedeutendſten Erſcheinungen zu machen, und ihre Wahl, da Beruf und anderweitige Hinderniſſe ihnen kein tieferes Eindringen in das Geſammtgebiet verſtatteten, gewiſſermaaßen zu leiten, damit ſie bei erholender Lecture vor Fehlgriffen in derſelben geſichert ſeyen. Freunde des Verfaſſers waren der Meinung, daß dieſe Vorträge in ihrer urſprünglichen Geſtalt auch dem größeren gebildeten Publicum eine nicht unangenehme Unterhaltung darbieten könnten, und munterten ihn zur Herausgabe derſelben auf. —

Der Verfaſſer erklärt daher ausdrücklich, daß das vorliegende Buch durchaus nicht für den Gelehrten vom Fach beſtimmt iſt, weil es theils die Forderungen deſſelben keinesweges befriedigen würde, theils auf Bedürfniſſe Rückſicht genommen werden mußte, über welche dieſer längſt hinaus iſt. — Es ſoll die gebildeten Freunde der Poeſie auf eine leichte Weiſe mit dem Schönſten oder Merkwürdigſten, das die neueſten

Nationallitteraturen darbieten, bekannt machen, und ſie wo möglich vor irrigen oder einſeitigen Anſichten über die ihnen ferner liegenden Theile bewahren.

Die Wahl der den einzelnen Urtheilen und Berichten zugeſellten dichteriſchen Proben wurde ſehr bedingt durch den Umſtand, daß der Verfaſſer faſt allein auf ſeine eigene kleine Bücherſammlung beſchränkt war. Man wird es daher freundlich entſchuldigen, wenn man findet, daß hin und wieder ſchönere Auszüge oder glücklichere Bearbeitungen mitgetheilt werden konnten. — Wo eigene Ueberſetzungen gegeben wurden, iſt jederzeit gewiſſenhaft das Original hinzugefügt, obwohl beſtimmt nicht zum Vortheil des Ueberſetzers. — Bei fremden Uebertragungen, ſobald dieſe in derſelben Form waren, hat man es dagegen als überflüſſig weggelaſſen. —

In Hinſicht auf Deutſchland wurde eine allgemeine Ueberſicht der Hauptrichtungen in den verſchiedenen Gattungen für hinreichend gehalten, da die Mittel zur Kenntniß zu nahe lagen, und eine mehr in das Einzelne gehende Entwickelung zu weit geführt haben würde.

In allem Uebrigen möge das Buch für ſich ſelbſt reden; der Autor kennt deſſen Mängel nur zu wohl und macht weiter keine Anſprüche, als höchſtens auf die Anerkennung, durchaus wohlwollend, ohne Nebenabſichten und ſtets ſo unpartheiiſch wie möglich ſeine Meinung ausgeſprochen zu haben.

Jena, im April 1832.

D. L. B. Wolff.

Einleitung.

1.

Andeutungen zu beſſerem Verſtändniß der folgenden Vorleſungen.

Die Poeſie iſt das Erzeugniß der Phantaſie und des Gemüthes in vereinter Kraft. Sie wird objectiv, wo die Erſtere, ſubjectiv, wo das Letztere vorwaltet. Dieſe beiden Gattungen zerfallen wieder in mehrere Unterabtheilungen, welche theils die Art und Weiſe der Darſtellung ſelbſt, theils die Form, in welche das Darzuſtellende gekleidet wird, bedingt. — Jede dieſer Unterabtheilungen hat ihre eigenen Geſetze, die entweder auf Grundwahrheiten der Lehre vom Schönen, oder auf nothwendigen oder als nothwendig angenommenen Bedingungen der poetiſchen Formenlehre beruhen. —

Dieſe Letztere, wie ſie jetzt bei faſt allen gebildeten Völkern angenommen iſt, zerfällt wieder in zwei Syſteme, welche jedoch vereint auf die poetiſchen Formen angewandt werden können, und bei den Deutſchen z. B. auch im vollſten Umfange angewandt werden, bei anderen Völkern aber nach der Eigenthümlichkeit ihrer Sprache und ihres Sinnes Modificationen erleiden. — Das erſtere Syſtem (das Syſtem der Griechen und Römer) umfaßt nur die Meſſung des Verſes nach Längen und Kürzen, mit Ausſchluß des Reimes; das zweite (das Syſtem der neueren Poetik) enthält außer jenen Geſetzen, inſofern die Beſchaffenheit der Sprache ihre Anwendung zuläßt, noch die Geſetze über die Zahl der Sylben, aus welchen der einzelne Vers beſteht, über den Bau der Strophen und über den Reim und deſſen Beſchränkung.

Die Begriffe klaſſiſche und romantiſche Poeſie, welche als einander entgegengeſtellt erſcheinen, bezeichnen hauptſächlich die geiſtige Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des ganzen Gebietes der Poeſie, (alſo des ganzen Gebietes menſchlicher Anſchauungen, inſofern ſie ſich zu idealiſirter Darſtellung eignen), wie ſich dieſe vor und nach dem Chriſtenthume bei den geiſtig am Meiſten ausgebildeten Nationen geſtalteten. — Unter klaſſiſcher Poeſie verſteht man die Poeſie der Griechen und jener Völker, welche ſich nach ihnen bildeten, und die von ihnen angenommenen Geſetze für die Dichtkunſt befolgten, unter romantiſcher dagegen, die Poeſie der Neueren, welche vorzüglich in ſpäterer Zeit zwar Manches von jener entlehnte, im Ganzen aber ſich unabhängig, nach den eigenen Anſichten derer, welche dieſelbe cultivirten, ausbildete.

Der Hauptunterſchied Beider beruht auf dem Einfluß der Religion und des geſelligen Lebens, deren Einwirkung wir zu deutlicherer Anſchauung tabellariſch gleichſam einander gegenüberſtellen.

I. Die Religion.

Ward bei den Alten durch die Prieſter als eine natürliche, ſinnliche herangebildet, und übte inſofern keinen hemmenden Einfluß, als ſich die Poeſie derſelben in ihrem ganzen Umfange bemächtigen konnte.	War bei den Neueren eine geoffenbarte, geheimnißvolle, überſinnliche, und übte durch die ſtrenge Orthodoxie der Kirche einen hemmenden Zwang auf die Dichter und Philoſophen aus. Die Phantaſie, da ihr das ganze Gebiet der Religion nicht mehr offen ſtand, ſuchte ſich theils durch chriſtlich-allegoriſche Behandlung der antiken Sagen, theils durch die Perſonificirung der Naturkräfte, als Mittelweſen zwiſchen Gottheit und Menſchheit unter der Geſtalt von Elfen, Feen, Gnomen ꝛc. ſchadlos zu halten.
Dem Fatum der Alten	ſteht in gewiſſer (jedoch ſehr beſchränkter und anderweits ſehr verſchiedener) Hinſicht, das böſe Princip (der Teufel) der Neueren gegenüber.

II. Das geſellige Leben.

Dem Bürgerleben der Alten ſteht das	Ritterweſen der Neueren gegenüber. —

Das Herrnweſen im Familienverhältniß war bei Beiden vorhanden.

Bei den Alten war Achtung, aber Unterordnung des Weibes. —	Bei den Neueren bildete ſich eine misverſtandene Ueberſchätzung des weiblichen Geſchlechtes, welche beſonders zur Zeit der Kreuzzüge ſich als eine ſcharf ausgeſprochene Schwärmerei in der Liebe, von gleicher Macht, wie die Schwärmerei im Glauben, durch das ganze damalige gebildete Europa verbreitete. —
	Dadurch beſchäftigte ſich die Poeſie beſonders mit der feineren Kenntniß des menſchlichen Herzens, welche ſie beſonders aus der Liebe zu entwickeln ſtrebte. — Dies äußerte ſpäter, vorzüglich im Drama, einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der individuellen Charactere und die Darſtellung der Leidenſchaften; die Wirkung deſſelben ging in neueſter Zeit auch hauptſächlich auf den Roman über.

Ganz fremd waren den Alten die bei den Neueren hinzutretende Gelehrſamkeit, die weitere Ausbildung der Kritik, wie ſie ſich bei uns geſtaltete, die Nachahmung und Umwandelung ihrer Meiſterwerke in unſerem Sinne, und endlich in den poetiſchen Formen, der Bau der Strophen und der Reim mit den Geſetzen für ſeine Verſchränkungen. — Die den

Neueren eigenthümliche, Jenen ebenfalls ganz fremde Sehnſucht, liegt beſonders in unſeren Begriffen von überſinnlicher Liebe, und in den Geheimniſſen des geoffenbarten Glaubens.

Inſofern nun die Völker des neueren Europa ſich zu jener Zeit, als ihre Dichtkunſt nicht mehr bloß im Volke ſich fortbildete, ſondern von den Gebildeten und Gelehrten angebaut wurde, ſtreng den Regeln und Geſetzen der antiken Poeſie unterwarfen, ſowohl für die Form, ſo weit, hinſichtlich des Versbaues, die Sprache dieſe zuließ, als für die Gegenſtände, welche ſie behandelten, oder ihren eigenen Weg gingen und von den Vorſchriften der Alten nur das annahmen, was ihrer nationalen Eigenthümlichkeit als gut oder nothwendig erſchien und zuſagte, bildete das Geſammtgebiet ihrer Poeſieen einen Gegenſatz, welcher in ſpäterer Zeit mit dem Namen romantiſch und klaſſiſch bezeichnet wurde; als gar in unſeren Tagen Partheien ſich erhoben, welche ſtreng dieſe oder jene Auffaſſungs- und Behandlungsweiſe der Dichtkunſt gegen einander vertheidigten, belegten ſich dieſe ſelbſt mit dem Namen Klaſſiker und Romantiker.

Die Franzoſen ſtehen hier als die Häupter der klaſſiſchen Schule da, ſeit Ludwig XIV. beſtimmt und entſchieden ausgeſprochen; nach ihnen bildeten ſich in neuerer Zeit, früher oder ſpäter, die Holländer, Ruſſen, Polen, Ungarn, Dänen, Schweden, Spanier, Portugieſen und Italiener, dieſe letzteren jedoch nur theilweiſe; Engländer und Deutſche gingen ihren eigenen Weg, nur das von der klaſſiſchen Poeſie (der Alten) entlehnend, was ihnen theils nach allgemein gültigen Geſetzen als nothwendig erſchien, theils ihrer Nationalität zuſagte. —

In neueſter Zeit haben ſich in allen jenen Ländern, die früher der klaſſiſchen Poeſie allein zugethan waren, Partheien gebildet, welche die romantiſche Dichtkunſt einzuführen ſtreben; das bewegte Leben und der ſeit der franzöſiſchen Revolution zu mächtig hervortretende Kampf der Ideen, unterſtützt ſie auf allen Seiten, und ſie werden höchſt wahrſcheinlich, ja gewiß den Sieg davon tragen, denn ein flüchtiger Blick ſchon auf die Geſchichte der ſchönen Litteratur belehrt uns, wie gerade da die ſtrengen Geſetze der Form ſich am Ausführlichſten und bis in das Geringſte ausbildeten, wo der ſchaffende poetiſche Geiſt des Volkes, durch innere oder äußere Umſtände bedrückt, zu erlahmen begann. —

2.

Verzeichniß von Hülfsmitteln, welche theils neben den Quellen bei den nachſtehenden Vorleſungen benutzt wurden, theils zu weiterer Forſchung und Selbſtbelehrung dienen können.

a) Für die Darſtellung und Entwickelung des Begriffes Romantiſche und Klaſſiſche Poeſie:

Allgemeine Einleitung in die Geſchichte der neueren Poeſie und Beredſamkeit, von **Bouterweck**, im erſten Bande S. 1. ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts. Göttingen 1801 u. fgde.

Ueber die klaſſiſche und romantiſche Poeſie von **Ancillon**, im zweiten Bande S. 81—235 und S. 369 fgde. ſeines Werkes: „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen.“ —

W. Menzel, die deutſche Litteratur. Stuttgart 1828. Bd. II. S. 54 fgde. —

Dr. K. Roſenkranz, Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter. Halle 1830. — S. 8 bis S. 93. —

b) Für die Kenntniß der Geſchichte der ſchönen Litteratur unſerer Zeit in den einzelnen Ländern.

M. J. Chénier, Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature francaise depuis 1789. Paris 1816.

Th. Campbell, Specimens of the Brit. poets, with biographical and critical notices. London 1819.

F. J. Jacobſen, Briefe über die neueſten engliſchen Dichter. Altona 1820.

Précis de l'histoire littéraire des Pays-Bas etc. par H. S. Lebrocquy. Gand 1827.

Verhandeling van den Heer Willem de Clercq, ter beantwoording der vrage: welken invloed heeft vreemde Letterkunde etc. gehad op the Nederland'sche Taal en Letterkunde sints het begin der vijftiende Eeuw tot op onze dagen? Amsterdam 1825.

J. Bowring Sketch of the Language and Litterature of Holland. Amsterdam 1829.

J. F. Willems, Verhandeling over de Nederduytsche Taal en Letterkunde, opzigtelyk de zuydelyke Provintien der Nederlande. Antwerpen 1819.

R. Nyerup og C. L. Rabek Bidrag til den Danske Digterkonsts Historie. Kopenhagen 1800 fgde. —

G. Stjernhelm Svea Litt. Histor. Stockholm 1819.

Ueberſicht der ſchwediſchen Litteratur im **XIX.** Jahrhundert, im Hermes (Lpz., Brockhaus) 1823 St. 1. S. 237 fgde.

Sartori, Ueberſicht der wiſſenſchaftlichen Cultur u. ſ. w. des öſterreichiſchen Kaiſerthums. Wien 1830. Bd. I. — Polen S. 42. — Ungarn S. 103.

F. Bentkowsky, historya literatury polskiéy. Warſchau 1814.

G. Münnich, Geſchichte der polniſchen Litterat. 1823. 2 Bde.

F. Toldy, Blumenleſe aus ungariſchen Dichtern u. ſ. w., mit einer einleitenden Geſchichte der ungariſchen Poeſie begleitet. Peſth und Wien, 1828.

J. Bowrings, Poetry of the Magyars, London 1830.

Gretſch, Handbuch der ruſſiſchen Litteratur u. ſ. w. St. Petersburg 1821. —

J. Bowring Specimens of the Russian poets. Lond. 1821.

C. F. v. d. Borg, Poetiſche Erzeugniſſe der Ruſſen. Dorpat und Riga 1820 u. 1823. —

F. Denis Résumé de l'histoire littéraire du Portugal. Paris 1826.

Quintana, Poesias selectas castellanas desde el tiempo de Juan de Mena hasta nuestros dios. Madrid 1830.

Maury, Espagne poétique. Paris 1826, 27.

Sismondi, Litteratur des ſüdlichen Europa. Deutſch, mit Anmerkungen von L. Hain. Leipzig 1816.

Florilegio poetico moderno. Milano 1822.

Franz Horn, Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen. Berlin 1822.

Menzel's oben unter a) angeführtes Werk.

Bouterweck's oben unter a) angeführtes Werk.

Einzelne treffliche deutſche Abhandlungen und Aufſätze über Gegenſtände der National-Litteraturen neueſter Zeit finden ſich beſonders in dem Litteraturblatt zum Morgenblatt (Tübingen, bei Cotta) und in den Blättern für litterariſche Unterhaltung (Leipzig, bei Brockhaus). —

Erſte Vorleſung.

Frankreich.

Kurze Geſchichte der Sprache. — Blick auf die Geſtaltung der ſchönen Litteratur bis zu unſerer Zeit. — Die Romantiker. — Victor Hugo. — Deſſen Leben. Seine lyriſchen Poeſieen. Odes et Ballades. — Les Orientales. — Proben. —

Die lateiniſche Sprache drang in Gallien ein mit den Römern, und gewann durch die Einführung des Chriſtenthums größeren Halt daſelbſt. Als die Franken nach den Römern die Herrſchaft errangen, nahmen ſie in kurzer Zeit Sprache und Sitten der Beſiegten an. Auf dieſe Weiſe folgte dem Celtiſchen, das die Gallier ſprachen, das Lateiniſche, das faſt zu gleicher Zeit Idiom der Kirche, des Staates, der Gelehrten und des Volkes wurde. Mit ihm vermiſchten ſich einige Trümmer des Fränkiſchen und Celtiſchen, und es entſtand das Romaniſche daraus, die erſte Quelle des jetzt herrſchenden Franzöſiſch. — Die früheſten Spuren deſſelben finden ſich unter Karl dem Großen, das erſte uns gebliebene authentiſche Denkmal iſt der Vertrag und Eidſchwur zwiſchen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutſchen, gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, ungefähr

30 Jahre nach Karls des Großen Tode *). In den nördlichen Provinzen, dem Hauptſitze der fränkiſchen Macht, erlitt die Sprache noch mehr Veränderungen durch den Einfluß barbariſcher Mundarten; man nannte ſie das Romaniſch-Walloniſche, und unterſchied dieſelbe im zwölften Jahrhundert von der im ſüdlichen Frankreich üblichen durch die Benennung **langue d'oil,** wogegen man die letztere **langue d'oc** nannte; bei Beiden gab das Wort, welches unſer Ja ausdrückt, den Namen her. —

Die **langue d'oil** war noch durch keinen Dichter angebaut worden, als ſich ſchon lange die Sprache von Oc durch die Troubadours dieſer Gunſt erfreut hatte. — Der beſtändige Aufenthalt des Hofes, an Orten wo man die erſtere ſprach, trug jedoch weſentlich zu ihrer Verbreitung bei, und ſie wußte ſich durch glückliche Umſtände begünſtigt auch bald Eingang in andere Länder Europa's zu bahnen. In England drang ſie mit Wilhelm dem Eroberer, in Sicilien mit den normanniſchen Fürſten, welche dies ſchöne Eiland eroberten, in Conſtantinopel mit den Balduinen und Courtenays ein. Sie folgte den Kreuzzügen nach dem Orient und wurde, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ſogar in Athen bekannt. — Trotz dem vervollkommnete ſie ſich aber nur langſam, denn ſie mußte mit der Barbarei der Zeit einen harten Kampf beſtehn. Der Adel ſchätzte nur das Waffenhandwerk und verachtete die Wiſſenſchaften, ja die Herzoge und Barone erhielten oder ſchufen gar ſelbſt das Patois ihrer Provinzen als Zeichen ihrer Unabhängigkeit, und die Sprache, aller Unterſtützung beraubt und nicht durch Gemeinſinn befördert, blieb ohne Geſetz und ohne Anſehn. — Dieſe Unannehmlichkeit erzeugte noch eine andere; die Schwierigkeit, mit welcher die Bewohner der einzelnen Provinzen ſich einander verſtändlich machten, zwang die Juriſten und Legiſten, ſich bey ihren Acten des Lateiniſchen zu bedienen, und bald ſetzte ſich die Mundart der alten Römer in den Beſitz der Gerichtshöfe und Tribunäle, wie ſie es ſchon in dem der Kirche und der Univerſität war. — Auf dieſe Weiſe wurde ſie in kurzer Zeit unumſchränkte Herrſcherin, denn ſie war das Organ der Theologie, damals der erſten faſt einzigen Wiſſenſchaft, und obwohl ſchon ſeit dem zwölften Jahrhundert, eine große Anzahl Dichter und Reimer ſich des Romaniſchen bedient hatten, ſo blieb dies Letztere doch immer nur das Idiom des Volkes, und ohne alle Macht im Staate wie in der Wiſſenſchaft. — Erſt durch Franz I. kam es wieder zu Ehren; er verbannte das Lateiniſche aus den Gerichtshöfen, und jetzt fingen auch die franzöſiſchen Gelehrten an, ſich um ihre Mutterſprache zu bekümmern, und für die Bildung derſelben Sorge zu tragen. Denn was früher in dieſer Hinſicht ſeit Karl V. am Hofe der franzöſiſchen Könige (von 1364 — 1515) dafür geſchehen war, konnte nicht von großem Einfluße ſeyn, indem zu ſchwere Kriege das Land zerrütteten.

---

*) Als ein Beyſpiel der Veränderungen, welche eine Sprache im Laufe der Jahrhunderte erleidet, mege hier der Eidſchwur im Original, mit einer wertlichen Ueberſetzung in das jetzt übliche Franzöſiſch folgen:

> Pro Deo amur, et pro christian poplo et nostro commun salvament, dist di en avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvara jeo cist meon fradre Karlo, et in adjudha, et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist, in o quid il mi altre si fazet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

> Pour l'amour de Dieu et pour le peuple chrétien et notre commun salut, de ce jour en avant, autant que Dieu m'en donne le savoir et le pouvoir, je défendrai mon frère Charles, ici présent et je l'aiderai en toute chose, ainsi qu'un homme, par droit et justice doit défendre son frère en tout ce qu'il ferait de la même manière pour moi; et je ne ferai jamais avec Lothaire aucun accord qui, par ma volonté, porterait dommage à mon frère Charles que voici. —

Um dieſe Zeit bereitete ſich eine, für ganz Europa entſcheidende Epoche vor. Die Entdeckung Amerika's, die Erfindung der Buchdruckerkunſt, der Einfall der Türken in Conſtantinopel, Luther und die Reformation mit ihren ungeheueren Folgen, gaben Allem einen neuen Impuls. — Aus

Italien theilte ſich dieſe Bewegung dem Reiche der Franzoſen mit. Der Feldzug Karls VIII. hatte ſchon höchſt vortheilhaft auf ſeine Unterthanen gewirkt, welche von den Italienern noch als Barbaren betrachtet wurden. Die Sprache der Erſteren entlieh vom Italieniſchen neue Wörter und Wendungen, wobei ſie jedoch ihre directen Conſtructionen und die verſchiedenen Endungen beibehielt. — Unter Franz I. wurde die Verbindung mit Italien noch enger. Zur ſelben Zeit verbreitete ſich die Reformation in Frankreich, und die Anhänger derſelben bemühten ſich, um den Lehren des Calvin noch leichteren und zugleich feſteren Eingang zu verſchaffen, die Nationalſprache mit Gewandtheit zu reden, mit Grazie und Reinheit zu ſchreiben. — Das von Calvin 1536, Franz I. dedicirte Werk, **L'Institution de la Religion Chrétienne**, iſt das erſte bedeutende Denkmal franzöſiſcher Proſa. — Sprache und Styl waren damals noch ſehr naiv, und Marot (ein bekannter franzöſiſcher Dichter, Kammerdiener Franz I., gefeiert zu ſeiner Zeit, geb. zu Cahors 1495 † 1545) iſt bei Weitem nicht der naivſte Schriftſteller, obwohl er den Ruhm davon trägt. Er wußte die Sprache zu vervollkommnen und ſie mit Leichtigkeit zu behandeln, doch fehlt es ihm an Adel und Kraft. Ronſard bemühte ſich in ſeinen Poeſien dieſe zu erſetzen, aber er entſtellte ſie, und ſeine Werke bedurften ſchon für ſeine Zeitgenoſſen eines Commentars. Weit mehr thaten Amyot durch ſeine Ueberſetzungen der Alten, und Montaigne durch ſeine eigenen Arbeiten für dieſelbe. Vorzüglich war es der Letztere, welcher, indem er ſich ſtrengen logiſchen und grammatiſchen Regeln unterwarf, doch dabei lebhafte und edle Wendungen, neue, wohlklingende und glückliche Ausdrücke und Wortbildungen einführte. — Nach ihm begann man das Bedürfniß feſter Regeln lebhaft zu fühlen; die gewiegteſten Schriftſteller wandten ihren ganzen Fleiß darauf; vorzüglich waren es Malherbe für die Poeſie, Balzac und Descartes für die Proſa, welche dieſem Beſtreben einen gewaltigen Schwung gaben. — Die Umwälzung, welche ſie in der Sprache veranſtalteten, war die letzte; eine bedeutende Aenderung hat ſich ſeitdem nicht wieder gezeigt; wenn auch der Geiſt der Litteratur wechſelte, der Character der Sprache blieb feſt und beſtehend.

Später übte die Academie einen faſt dictatoriſchen Einfluß aus, und erſt in unſeren Tagen ſuchen die ſogenannten Romantiker, in directer Oppoſition mit ihr, veralteten und verbannten Worten durch neuen Gebrauch ein Bürgerrecht zu verſchaffen und auf dieſe Weiſe den Sprachſchatz zu bereichern, auch wurden durch die größere Verbreitung der Wiſſenſchaften, viele vorzüglich aus dem Griechiſchen entlehnte, techniſche Ausdrücke einheimiſch gemacht. —

Gleichen Schritt mit der Sprache ging, wie ſich leicht denken läßt, auch die ſchöne Litteratur. Die romantiſche Poeſie ſtand während des Mittelalters in Frankreich ebenfalls in höchſter Blüthe, nur daß ſie ſich im nördlichen Theile vorzugsweiſe dem Epiſchen bei den Trouvères, im ſüdlichen Theile dagegen dem Lyriſchen bei den Troubadours, zuwendete. Später wurde aus der Dichtkunſt eine Reimkunſt, durch welche (wie bei uns von den Meiſterſängern) Alles Mögliche in Verſe gebracht wurde. — Dann fanden einzelne Könige Wohlgefallen an ihr, und ſie ward natürlich ſehr bald zu dem Range einer Hofkunſt erhoben. — Erſt unter Ludwig XIV. bemächtigten ſich wahrhaft große Geiſter derſelben, aber die ſtrengen Geſetze, welchen man ſie unterwarf, hinderten ihre freie Ausbildung nach allen Seiten; man gab, wie das immer mit Völkern, bei welchen der Genius erliſcht, der Fall iſt, mehr auf die Form, als auf den Inhalt, und die Regel der Schule umſchloß ſie überall wie eine ſchwere beengende Feſſel. — Endlich ſprengten die großen Ereigniſſe der Zeit auch hier die Bande, und es geſtaltete ſich eine Oppoſition unter den Zeitgenoſſen und Mitlebenden, welche bereits ſchon höchſt Bedeutendes hervorbrachte und noch weit Bedeutenderes verſpricht. —

Es iſt, wie ich das ſchon bereits ausſprach, nicht der Zweck dieſer Vorleſungen, Ihnen eine Geſchichte der verſchiedenen Litteraturen zu geben, ſondern Sie auf die vorzüglichſten

Erſcheinungen in der Poeſie der neueſten Zeit aufmerkſam zu machen, und Ihnen dieſe im möglichſt klarſten Lichte darzuſtellen und vorüber zu führen. — Ich muß daher eine Menge gefeierter Namen, die aber bereits der Vergangenheit angehören, übergehn, um deſto länger bei Einzelnen verweilen zu können, welche, wie ich feſt überzeugt bin, Ihre ganze Aufmerkſamkeit feſſeln werden. —

Die Verbreitung der Philoſophie in Frankreich, die großen Begebenheiten der letzten Zeit und die genauere Bekanntſchaft mit der Litteratur fremder Nationen, vorzüglich der Deutſchen und Engländer, führten doch allmählig die beſſeren Köpfe darauf hin, daß ſie ſich einer tyranniſchen Unterwerfung unter die Form, ausgehend von einer despotiſchen Geſellſchaft Gelehrten, der Academie, hingaben, welche ſehr oft ſchnurſtracks der Natur zuwider war, und jede freiere Regung pedantiſch ängſtlich unterdrückte. — Man fühlte das Bedürfniß, ſich auch hier geiſtig zu emancipiren, doch der Muth fehlte lange Zeit, bis am Ende kecke, aber auf das Herrlichſte begabte jugendliche Gemüther es wagten, und von einem großen, ja dem größten Theile der Nation mit Enthuſiasmus aufgenommen und gefeiert wurden. — Sie ſtellten ſich, durch den Zuruf der Menge ermuntert, bald in offener Fehde der Academie und ihren Anhängern entgegen, und führten den Krieg auf eine geniale Weiſe, nicht durch Streitſchriften, ſondern durch Werke. — Getreue Auffaſſung der Natur und pſychologiſche Wahrheit, waren das Höchſte, nach dem ſie ſtrebten. — Die Form betrachteten ſie nur als Nebenſache. Sie fragten nicht, ob der Stoff, den ſie behandelten hoffähig, d. h. hier, der Academie wohlgefällig ſei und von ihr genehmigt; ſie ſuchten die Poeſie auf in der Hütte des Bettlers, wie im Pallaſt der Großen und am Throne der Könige; die Dichtkunſt war für ſie nicht mehr eine Geſellſchaftsdame, die ſich mit Anſtand und Etikette zu präſentiren weiß, ſondern eine Prieſterin des Allerheiligſten, eine Verkünderin des Wahren und Schönen, ein freies, aber reich begabtes Kind der Natur. —

Es konnte nicht fehlen, daß ihre Gegner, die ſteifen Anhänger der Form, als ſie den Thron wanken ſahen, auf dem ſie faſt zwei Jahrhunderte in behaglich vornehmer Ruhe geſeſſen, ein großes Geſchrei erhuben; ja ſie gingen ſogar ſo weit, eine Supplik an den König zu richten und ihn zu bitten, dieſe neue Poeſie, welche ſie als einen Baſtard ausſchrieen, durch ein Edict zu verbannen *). — Doch war ihr Streben vergeblich, die Nation ſchlug ſich auf die Seite der Neuerer und dieſe drangen immer ſiegreicher durch. — Um nun doch etwas zu thun, gaben ſich die Herrn der alten Schule ſelbſt den ſtolzen Namen der Klaſſiker und belegten ihre jungen Feinde mit dem verächtlichen der Romantiker, welchen dieſe aber, wie ehemals die Geuſen den ihrigen, den Spaniern zum Hohn, ihnen zum Trotze mit Jubel aufnahmen und mit Freude führten. —

Als das Haupt der Romantiker wird Victor Hugo genannt. — Er iſt es, den ich Ihnen zuerſt vorführe, und Sie werden, ſobald ſie ihn näher kennen, gewiß mit mir übereinſtimmen, daß er es vor Allen verdient. — Wenn je die Götter den Sterblichen die himmliſchen Gaben der Phantaſie in die Wiege legten, wenn je der Genius mit ſegnender Hand die Stirn eines neugebornen Kindes weihte und ſeinem Blicke die Kraft verlieh, die innerſten Falten der Seele zu durchſchauen und in ihre geheimſten Tiefen zu dringen, ſo geſchah es ihm. — Ehe ich jedoch unternehme ihn als Dichter zu ſchildern, möge zu beſſerem Verſtändniß folgende Skizze ſeines Lebens und ſeiner Schickſale, welche ich theils franzöſiſchen Blättern, theils ſeinen eigenen Aeußerungen entlehnte, vorangehn.

Victor Hugo ward am 26. Februar 1802 zu Beſançon geboren; ſein Vater war Obriſt in franzöſiſchen Dienſten, ſeine Mutter, eine durch ſeltene Gaben ausgezeichnete Frau, die

---

*) Baour-Lormian hatte dieſen unſinnigen Einfall, der jedoch, wie ſich leicht denken läßt, zu weiter nichts diente, als die ſogenannten Klaſſiker in den Augen der Nation noch lächerlicher zu machen.

Tochter eines Kapercapitäns. — Kaum ſechs Wochen alt führte ihn das Schickſal nach Elba, wohin ſeinen Vater der Beruf zog. — Er verweilte hier bis zum Jahre 1805, und kehrte dann mit ſeiner Mutter und ſeinem jüngeren Bruder nach Paris zurück. — Schon in demſelben Jahre ward der wißbegierige Knabe in die Schule geſchickt, jedoch nur auf kurze Zeit, denn bereits 1807 verließ die kleine Familie die Hauptſtadt Frankreichs wieder, um ſich zu dem Vater, der als Gouverneur der Provinz Avelino, einen Vertilgungskrieg gegen die Banditen, vorzüglich gegen den berüchtigten Fra Diavolo führte, zu begeben. Hier empfing die jugendlich-weiche Seele des Knaben zuerſt durch den Anblick der hochromantiſchen Gegenden des ſüdlichen Italien, die Eindrücke des Erhabenen und Schauerlichen, denen wir ſpäter ſo oft in ſeinen Werken begegnen, und die unbezweifelt von gewaltigem Einfluß auf ſein ganzes Leben waren. — Eine bleibende Stätte war der Familie jedoch nicht vergönnt, und die Mutter mußte 1809, wo den Vater die nimmer ruhende Bellona unter Napoleons Fahnen nach anderen Ländern zog, mit den Söhnen wieder nach Paris zurückkehren. — Jetzt begann eigentlich die Erziehung des jungen Victor in abgeſchloſſener Eingezogenheit; der Mutter feſte Strenge blieb nicht ohne ſegensreiche Folgen, noch größeren Einfluß aber auf des Knaben Geſinnung hatte der Umſtand, daß der von Napoleon verfolgte General Lahorie zwei Jahre im Hauſe verborgen lebte, und ſich gern und anhaltend mit dem vielverſprechenden Kinde beſchäftigte; er las mit ihm den Tacitus und der Knabe fand großen Geſchmack an der Lectüre des gewaltigen Geſchichtſchreibers menſchlicher Greuel und Verderbtheit. — Lahorie verließ im Jahre 1811 die ſichere Zufluchtſtätte bei der Frau Hugo, um mit Mallet vereint zu ſterben, und von dieſem Augenblicke datirt ſich Victor Hugo's eifriger Royalismus und ſeine entſchiedene Abneigung gegen das Kaiſerthum. — Aber ſeine politiſche Geſinnung war es nicht allein, die während dieſer zwei Jahre eine beſtimmte Richtung erhielt, auch ſein Gemüth empfing einen dauernden Eindruck für ſein ganzes Leben, denn ſein Herz ſchloß ſich der Liebe auf zu einer holden Geſpielin ſeiner Kinderjahre, und er iſt dieſem Gefühle auch als Mann vollkommen treu geblieben; das Liebchen des lebhaften Knaben blieb die Geliebte des Jünglings, und ward trotz mannichfachen Hinderniſſen endlich ſeine glückliche Gattin.

Im Jahre 1811 rief der Vater die Familie zu ſich nach Madrid und Hugo ward mit ſeinem Bruder in das adelige Inſtitut gethan. Dieſer Umſtand blieb ebenfalls nicht ohne bedeutende Wirkung auf ſeinen Charakter, denn in jener Anſtalt galt es zuerſt, ſeine Geſinnungen kräftig zu vertreten, was nicht immer gefahrlos blieb, da die Streitigkeiten der ſpaniſchen und franzöſiſchen Zöglinge oft mit Meſſerſtichen, und ſelten überhaupt unblutig endeten. Der Aufenthalt in Madrid war jedoch nicht von langer Dauer; der gewiegte Vater ſah den Wechſel der kommenden Zeiten voraus und ſandte die Seinen ſchon im folgenden Jahre wieder nach Paris zurück. Hier begannen die alte Eingezogenheit und die alten Studien unter der Leitung eines würdigen Gelehrten, Namens de la Rivière, von Neuem. — In dieſe Zeit fallen auch die erſten poetiſchen Verſuche des genialen Knaben, doch drangen ſtörende Dämonen in ſein bewegtes, obwohl bisher ſorgenfreies Leben. — Schon ſeit längerer Zeit hatten die Geſinnungen der Eltern ſich von einander abgewendet, und es trat jetzt, beſonders während der Reſtauration, und ſpäter im Verlaufe der hundert Tage, offenbarer Zwieſpalt, vielleicht durch den Einfluß politiſcher Meinungsverſchiedenheit begünſtigt, zwiſchen ihnen ein, wodurch natürlich die Söhne, Beiden mit gleicher Liebe anhängend, am Meiſten litten. In Folge dieſer häuslichen Zwiſtigkeiten nahm der Vater, der mittlerweile General geworden war, die beiden Knaben zu ſich, und ließ ſie zu ihrer ferneren Ausbildung das **Collége de Louis le Grand** beſuchen. Sie machten Beide ausgezeichnete Fortſchritte, vorzüglich Victor, der in ſeinen Mußeſtunden an einem Trauerſpiele in klaſſiſchem Styl arbeitete, welches die Rückkehr

Ludwigs **XVIII.** verherrlichen ſollte und den Titel **Artamène** führte. Doch blieb dieſe Tragödie, ſo wie eine andere, mit welcher er ſich im Jahre 1817 beſchäftigte, unvollendet liegen. — Zu derſelben Zeit wagte er es, ſich um die poetiſche Preisaufgabe der Academie, welche die Vortheile der Studien ſchildern ſollte, zu bewerben. — Er erhielt zwar den Preis nicht, vorzüglich aus dem Grunde, weil die Richter die beiden Schlußverſe ſeines Gedichtes

Ich, der ich Städt' und Höfe immer floh,
Sah funfzehn Jahre kaum den Lauf vollenden *).

für eine poetiſche Fiction hielten, auf die ſie durchaus nicht Rückſicht nehmen durften, erfreute ſich aber ehrenvoller Belobung und Erwähnung. Glücklicher war er im Jahre 1819, wo er bei den Wettkämpfen vor der **Académie des Jeux Floraux** zwei Mal die Krone davon trug, durch ein Gedicht auf die Statue Heinrichs **IV.** und ein anderes auf die Jungfrauen von Verdun **). Das Erſtere ward ſogar in einer Nacht vor dem Krankenbette ſeiner Mutter geſchrieben. Durch ein drittes Gedicht, **Moïse sur le Nil** ***), erwarb er ſich im Jahre 1820 die Würde eines **Maitre és jeux floraux**. Ueberhaupt waren die Jahre 1819 und 1820 die fruchtbarſte Zeit für ihn, denn was nur das arme Menſchenherz erregen und erſchüttern kann, bemächtigte ſich während derſelben ſeines Inneren. Die Liebe zu der Genoſſin der unſchuldigen Freuden ſeiner Kinderjahre hatte er treu bewahrt, und Erwiederung gleicher Gefühle bei ihr, die ſein Alles war, gefunden, aber ſowohl ſeine, wie ihre Eltern wollten durchaus keine nähere Verbindung geſtatten, da es den jungen Leuten völlig an den Mitteln zu einer anſtändigen Subſiſtenz fehlte, und die Lieben-

---

*) Moi, qui toujours fuyant les cités et les cours
De trois lustres à peine ai vu finir le cours.

**) S. Odes par Victor Hugo. Paris, Ladvocat. 1827. 3 Bde in 16. T. I. S. 33. und S. 23.

***) Ebendaſ. T. I. S. 137.

den wurden ſtrenge getrennt. Victor ſuchte Zerſtreuung in den abſtracteſten wiſſenſchaftlichen und politiſchen Studien, doch die Liebe blieb Sieger, und ein Roman **Han d'Islande,** welchen er in dieſer Abgeſchiedenheit verfaßte, der aber erſt 1823 im Druck erſchien, war dazu beſtimmt, als Liebesbote mit nur ihr verſtändlichen Grüßen zu der Gefeierten zu dringen und ſie von der Unwandelbarkeit ſeiner Geſinnungen zu überzeugen. — Im folgenden Jahre raubte ihm der Tod die treue Mutter, welche einen ſo entſchiedenen Einfluß auf ſeine Bildung hatte; die Wiſſenſchaften mußten wieder Troſt verleihn; er brachte, ſich ihrem Dienſte widmend, ein ganzes Jahr in ſtrenger Abgeſchloſſenheit zu. Da ward ihm 1822, nachdem der erſte Band ſeiner Gedichte erſchienen war, jedoch nicht durch dieſe veranlaßt, eine Penſion von der Regierung und mit ihr die Mittel, ſich auf immer mit der Geliebten zu verbinden, und eine feſte Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft einzunehmen. Eine raſtloſe Thätigkeit und die erfreulichſten Fortſchritte bezeichnen von da an ſeine Laufbahn, 1822 erſchien der erſte Band ſeiner Oden; 1823 der Roman **Han d'Islande**; 1824 eine zweite Sammlung Oden; 1826 der Roman Bug Jargal, und die dritte Folge ſeiner Gedichte; 1827 das Drama, Cromwell; 1828 **les Orientales**; 1829 **le dernier Jour d'un Condamné**; 1830 **Hernani**; 1831 **Notre Dame de Paris**; **Marion Delorme**. —

Victor Hugo iſt eben ſo ausgezeichnet als Menſch, wie als Dichter; tiefe Religioſität, unerſchütterliche Redlichkeit und die ſtrengſte Wahrheitsliebe zieren ſein Haupt neben dem Lorbeerkranze, mit der köſtlichſten Bürgerkrone. Selbſt auf ſeine politiſchen Meinungen haben ſie den größten Einfluß und wiewohl er durch die Ergebniſſe der Zeit geleitet vom ſtrengſten Royalismus zum edlen Liberalismus überging, ſo blieb immer doch die unbefleckteſte Rechtſchaffenheit ſeine Führerin. — Er ſchildert ſich in dieſer Hinſicht ſelbſt auf folgende Weiſe in einem Gedichte, welches als Einleitung zu einer neuen Sammlung neuer Poeſieen dienen ſoll, alſo:

Wenn ich geſungen, hör' ich zu und ſchaue;
Im Schatten dem gefall'nen Kaiſer Tempel bauend,
Die Freiheit liebend ihrer Blüthen wegen
Und ihrer Früchte; für ſein Recht den Thron,
Den König für ſein Unglück; endlich treu
Dem Blute, das in meine Adern goſſen,
Mein Vater, alter Krieger, meine Mutter,
Die in dem Lande der Vendée geboren *).

Auf dieſe Weiſe erreicht er, indem er uns ſeine Werke darbietet, Zwiefaches, daß man durch den Dichter den Menſchen, durch den Menſchen den Dichter lieb gewinnt, denn Beide gehen Hand in Hand, und Keiner iſt vorherrſchend.

Um ſich ein vollkommenes Bild von ihm machen und daſſelbe zu klarer Anſchauung geſtalten zu können, iſt es nothwendig, ihn genau auf ſeiner poetiſchen Laufbahn zu verfolgen. Er hat ſich in drei Gattungen verſucht, in der lyriſchen Poeſie, im Drama und im Roman. — Die Hauptzüge ſeines poetiſchen Characters bleiben ſich in dieſen gleich. Eine tiefe, glühende, oft ungeregelte und überſprudelnde Phantaſie, die mitunter zu ſehr am Bizarren Gefallen findet, und die einmal ergriffenen Bilder und Anſchauungen nicht wieder fahren läßt, bis ſie dieſelben nach allen Seiten hin dem Auge dargeſtellt hat, ein ernſtes und eindringendes Studium der Menſchenſeele und des Menſchenherzens, deren geheimſte und verborgenſte Falten er mitunter ſchonungslos aufdeckt; ein ſcharfauffaſſendes Auge für die Licht-, wie für die Schattenſeiten der Natur, und eine glänzende und gewandte Herrſchaft über die Sprache ſind die Gaben, deren er ſich vorzugsweiſe erfreut und die es ihm leicht machten, ſchon als Jüngling ſich auf eine ſo hohe Stelle

---

*) Aprés avoir chanté, j'écoute et je contemple;
A l'Empereur tombé dressant dans l'ombre un temple,
Aimant la liberté pour ses fruits, pour ses fleurs,
Le trône pour son droit, le Roi pour ses malheurs;
Fidèle enfin au sang, qu'ont versé dans ma veine
Mon père vieux Soldat, ma mère Vendéenne.

zu ſchwingen, trotz der gewaltigen Oppoſition, die ſich ihm aus allen Kräften entgegenſtemmte, und welche nicht zu verachtende Gegner in ihren Reihen zählte. Dagegen fehlt es ihm an jener Beſonnenheit und Ruhe, die vorzüglich den vollendeten Dichter characteriſiren, und die freilich ſehr oft erſt die Frucht reifer Jahre ſind, denn nicht Allen legt die Muſe dieſe Weihgeſchenke der wahren Kunſt ſegnend in die Wiege, wie ſie es Shakeſpear und Göthe gethan. Aus dieſem Grunde gebricht es ihm auch an treffender lyriſcher Reflexion; er ſucht zwar im dunkeln Gefühle eines ſolchen Mangels dieſelbe, die ich das moraliſche Reſultat einer jeden wahren Kunſtſchöpfung nennen möchte, durch kühne Sprünge und treffende Bilder bei dem Leſer ſelbſt hervorzubringen, aber eben dadurch weiß er nur anzuregen, nicht zu beruhigen, und ſo legt man am Schluſſe faſt jedes ſeiner Werke mit dem Gefühle aus der Hand, daß ein gewiſſes belebendes Etwas fehle, wodurch erſt eigentlich der vermittelnde Einklang, die harmoniſche Ausgleichung aus dem Werke in die Seele des Empfangenden hinübergetragen wird. Dies rührt hauptſächlich wohl daher, daß er keinen Stoff, welcher ſeine Phantaſie aufregt und ihm als poetiſch erſcheint, verſchmäht, wäre derſelbe auch noch ſo gräßlich oder wunderlich, ja ſelbſt im höchſten Grade unwahrſcheinlich und nur allenfalls denkbar und im Reiche der Ideen als möglich anzunehmen. Aus dieſem Beſtreben erzeugt ſich dann ſehr oft ein unwillkührliches Haſchen und Drängen nach Effect; ein Fehler, den freilich ſeine Zeit und noch mehr ſeine Nation mit ihm trägt, und welcher vorzüglich aus den Kämpfen der Partheien entſprang. —

Seine lyriſchen Erzeugniſſe ſind in zwei Sammlungen enthalten, in ſeinen **Odes et Ballades**, von denen bis jetzt drei Bände erſchienen, und in einer Reihe von Gedichten, welche dem Morgenlande entlehnt ſind, und die den Titel „**les Orientales**“ führen. — So Vorzügliches die erſtere Sammlung auch enthält, ſo leidet ſie doch faſt durchgängig an einem weſentlichen Mangel, der aus jenem oben berührten Fehler entſteht. — Es findet ſich nämlich faſt nirgends ein beſtimmt ausgeſprochenes Gefühl, das der Seele des Dichters eigenthümlich gehört, und doch durch ſeine Wahrheit Allen als ein längſt beſeſſenes Gemeingut erſcheint, oder um mich des Ausdrucks der Schule zu bedienen, es fehlt durchaus an jener lyriſchen Subjectivität, welche ſo viele von unſern deutſchen Dichtern in hohem Grade beſitzen. — Streng genommen können jene Gedichte nicht als Oden gelten, indem ſie ſowohl der Form, als dem Weſen nach, ſehr oft von dem Character dieſer Dichtungsart abweichen, doch ſpricht ſich der Verfaſſer in der Vorrede ſelbſt über dieſen Umſtand aus, und wir ſind weiter nicht befugt, mit ihm darüber zu rechten, da er der Meinung iſt, es ſtehe dem Dichter frei, die Kinder ſeiner Muſe, trotz Schule und Gebrauch, zu taufen, wie es ihm eben gefällt *). — Am vorzüglichſten erſcheinen in dieſer Sammlung die vaterländiſchen Gedichte, beſonders diejenigen, welche nicht zu den Erſtlingen ſeiner Muſe aus einer Zeit, wo er faſt verblendet einem halb vermoderten Regentenſtamme huldigte, gehören. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welchem von dieſen Gedichten der Preis zu ertheilen wäre, da Geſchmack und Neigung zu ſehr das Urtheil beſchränken, doch möchte ich folgende vor Allen hervorheben: **La Vendée** 1); **les Vierges de Verdun** 2); **la Liberté** 3); **la Mort de Mlle de Sombreuil** 4); **à mon Père** 5). — Dieſe Letztere enthält unter Anderen eine ſo erhabene und zugleich ſo wahre Schilderung Napoleons, wie ſie nicht leicht ein anderer ſo geſinnter Dichter hinzuſtellen vermöchte.

Neben den patriotiſchen Oden nehmen die Gedichte an ſeine Geliebte wohl den nächſten Rang ein; ſie ſind mit einer in Herzblut getauchten Feder geſchrieben, doch leiden ſie an einer Ueberhäufung von Bildern, welche ihnen etwas Manierirtes giebt, und die man leicht für geſucht und gezwungen halten könnte, dränge nicht die wärmſte Empfindung und der Gluthenſtrom der heißeſten Liebe unaufhaltſam hervor. — Der ruhige Fluß natürlicher Gefühle wird daher oft gehemmt und in einen reißenden Strom verwandelt, kurz, um ſie mit wenigen Worten zu ſchildern, es ſind Ergüſſe der lyriſchen Muſe, die man im zwanzigſten Jahre mit Entzücken, im dreißigſten mit Vergnügen, im vierzigſten mit Kopfſchütteln, aber doch nicht ohne Freude lieſt. — Als die bedeutendſten hebe ich vorzüglich **Encore à Toi: II, 173.** und **Son Nom: II, 187.** heraus, beſonders enthält das Erſtere einen Reichthum von inniger Liebe, und eine Welt von Gefühlen, die auch das kälteſte Herz glücklich machen müßten, wenn ſie es erfüllten.

---

*) In den Vorreden zu den drei Bänden, an mehr als einer Stelle.

1) **Odes et Ballades** I. S. 11. 2) I, 23. 3) II, 53. 4) II, 83. 5) II, 39.

Die übrigen Oden ſind ſehr verſchiedenen Inhaltes und natürlich auch verſchiedenen Werthes. Am Meiſten ſtehen wohl diejenigen nach, in denen der Dichter ſich der Beſchauung und dem Nachdenken überläßt; ſeine ungeſtüme Phantaſie läßt ihm, wie ich bereits bemerkte, keine Ruhe, ſondern reißt ihn ſtets unwillkührlich fort, und er erobert wohl unſere Neigung im Sturm, vermag ſie aber nicht immer ſo zu feſſeln, daß ſie ihm nach demſelben zugethan bleibt. — Mehrere Gedichte dieſer Sammlung ſind nichts als Schilderungen, glänzende Bilder, an denen der Reichthum der Farben und die glücklich gewählte Beleuchtung entzücken, die daher einen angenehmen, aber nicht immer tiefen und bleibenden Eindruck zurücklaſſen. — Beſondere Auszeichnung verdienen wohl am meiſten: **Le Sylphe** [1]); **la Grand' mère** [2]); **le Paysage** [3]); **la Fille d'Otaïti** [4]); **à M. de Chateaubriand** [5]); **au Colonel G. A. Gustavson** [6]).

Ich theile Ihnen die Jungfrau von Otaheiti, unſtreitig die gelungenſte von Allen, als eine Probe ganz mit; die beigegebene Ueberſetzung ſteht, das fühle ich nur zu lebhaft, dem

---

[1]) II, 129. [2]) II, 139. [3]) II, 173. [4]) I, 177. [5]) III, 17. [6]) III, 38.

Original ſehr nach; doch ſoll ſie auch nur denjenigen, die des Franzöſiſchen nicht ſo kundig ſind, gleichſam als Stellvertreter dienen.

Die Jungfrau von Otaheiti *).

Du willſt entfliehn. — O ſprich! Vor meinen Blicken
Führt Dich das wankelmüth'ge Segel fort;
Heut' Nacht hört' ich, mein Warten zu berücken,
Die Schiffer ihre Zelte raſch zerſtücken
Und weinte bei der Freude lautem Wort.

Von unſrer Inſel fort? — Iſt auf der Deinen
Der Himmel ſchöner — kennt man Gram dort nicht?
Ob dort die Brüder, ſtirbſt du, Dich beweinen?
Wird man den Raſen über Dir vereinen,
Auf dem man keine Blume bricht?

Gedenkſt Du noch des Tags? Die Winde hatten
Zum erſten Mal Dich zu uns hergeführt.
Du rieſeſt mich in unſrer Wälder Schatten. —
Ob auch die Augen nie geſehn Dich hatten,
Ich kam, von Deinem Ruf gerührt.

---

*) **La fille d'O-Taïti.**

«O! dis-moi, tu veux fuir? et la voile inconstante
«Va bientôt de ces bords t'enlever à mes yeux?
«Cette nuit j'entendais, trompant ma douce attente,
«Chanter les matelots qui repliaient leur tente:
«Je pleurais à leurs cris joyeux!

«Pourquoi quitter notre île? En ton île étrangère,
«Les cieux sont-ils plus beaux? a-t-on moins de douleurs?
«Les tiens, quand tu mourras, pleureront-ils leur frère?
«Couvriront-ils tes os du plane funéraire,
«Dont on ne cueille pas les fleurs?

«Te souvient-il du jour où les vents salutaires
«T' amenèrent vers nous pour la première fois?
«Tu m'appelas de loin sous nos bois solitaires.
«Je ne t'avais point vu jusque alors sur nos terres,
«Et pourtant je vins à ta voix.

O! damals war ich ſchön. — Doch Thränen ſchwächen. —
Bleib junger Fremdling bei mir, zieh nicht fort!
Laß uns von Deiner lieben Mutter ſprechen,
Laß Deine Lieder unſer Schweigen brechen,
  Sie freuen mich, wie Deines Gottes Wort.

Du füllſt mein Seyn: — Dir hab' ich mich ergeben.
Warum entfliehn? — O bleib' in unſerm Land.
Ich will mich ſanft und gut zu ſeyn beſtreben,
Will Dir denſelben lieben Namen geben,
  Den man Dir gab, wo Deine Wiege ſtand.

Bin Sklavin Dir — wenn Du mich nicht vertrieben,
Wenn nur Dein Blick voll Liebe fällt auf mich;
Ich werde ſchön, wenn Du bei uns geblieben.
Du kannſt nur, wie die Schwalbe zeitlich lieben,
  Ich, wie ich lebe, lieb' ich Dich.

Ach Du willſt ſcheiden — Dich erwartet drüben
Die fremde Jungfrau, ich hab's wohl gewußt. —

«Oh! j'étais belle alors; mais les pleurs m'ont flétrie.
«Reste, ô jeune étranger! ne me dis pas adieu!
«Jci, nous parlerons de ta mère chérie;
«Tu sais que je me plais aux chants de ta patrie,
  «Comme aux louanges de ton Dieu!

«Tu rempliras mes jours: à toi je m'abandonne.
«Que t'ai-je fait pour fuir? Demeure sous nos cieux
«Je guérirai tes maux, je serai douce et bonne,
«Et je t'appellerai du nom que l'on te donne
  «Dans le pays de tes ayeux!

«Je serai, si tu veux, ton esclave fidèle,
«Pourvu que ton regard brille à mes yeux ravis;
«Reste, ô jeune étranger! reste, et je serai belle;
«Mais tu n'aimes, qu'un temps, comme notre hirondelle,
  «Moi, je t'aime comme je vis!

«Hélas! tu veux partir. — Aux monts qui t'ont vu naître
«Sans doute quelque vierge espère ton rétour.

O nimm mich mit, ich kann vielleicht ſie lieben,
Will mich, o Herr, in ihrem Dienſte üben,
Wenn ihre Liebe Deine Luſt.

Von meinen Eltern kann ich nicht entfliehen,
Vom Wald nicht, wo ich furchtlos zu Dir kam.
Von meinen Blumen fern kann ich nicht blühen.
Hier ſterb' ich einſam. — Laß mich mit Dir ziehen,
Dann tödtet mich doch neben Dir der Gram.

Wenn freundlich die Banane Dich empfangen,
Wenn Du mich je geliebt, verſtoß mich nicht.
Woll' nicht zur Heimath ohne mich gelangen
Aus Furcht, daß meine Seele voll Verlangen
Sich ihre Bahn zu Dir durch Wolken bricht.

Als ſich im Morgenſtrahl die Segel blähen,
Stand ihre niedre ſtille Hütte leer.
Im Wald, am Strand hat man ſie nicht geſehen,
Die ſüße Jungfrau mit dem bangen Flehen;
Doch bei dem Fremdling war ſie auch nicht mehr.

«Eh bien! daigne avec toi m'emmener, ô mon maître!
«Je lui serai soumise, et l'aimerai peut-être,
«Si ta joie est dans son amour!

«Loin de mes vieux parens, qu'un tendre orgueil enivre,
«Du bois où dans tes bras j'accourus sans effroi,
«Loin des fleurs, des palmiers, je ne pourrai plus vivre.
«Je mourrai seule ici. Va, laisse moi te suivre:
«Je mourrai du moins près de toi.

«Si l'humble bananier accueillit ta venue,
«Si tu m'aimas jamais, ne me repousse pas.
«Ne t'en va pas sans moi dans ton île inconnue,
«De peur que ma jeune âme, errante dans la nue,
«N'aille seule suivre tes pas!»

Quand le matin dora les voiles fugitives,
Envain on la chercha sous son dôme léger;
On ne la revit plus dans le bois, sur les rives.
Pourtant la douce Vierge, aux paroles plaintives,
N'était pas avec l'Étranger!

Die der Sammlung angehängten Balladen gehören eigentlich zu derſelben Gattung, wie die Oden, und weichen beſonders nur darin von jenen ab, daß Hugo ſich in ihnen mitunter rhythmiſch ſchwere Aufgaben ſcheint aufgelegt zu haben. — Uebrigens erfreuen ſie ſich derſelben Schönheiten und leiden an denſelben Fehlern, wie die erſteren. — Die Herrſchaft über die ſpröde franzöſiſche Sprache, die er in denſelben offenbart, iſt bewundernswerth, doch artet ſie zu oft in Spielereien aus, die der gebildete und reine Geſchmack nicht gut heißen kann, auch läßt der Dichter bisweilen ſeiner Phantaſie gar zu ſehr die Zügel ſchießen. — Die beſten ſind wohl **la Fiancée du Timbalier** 1) und **la Mêlée** 2).

Die zweite früher erwähnte Sammlung: **les Orientales** *) enthält hauptſächlich Bilder aus dem Morgenlande, bei welchen der Dichter die ſich ihm darbietende Gelegenheit, den ganzen Luxus ſeiner Einbildungskraft zur Schauſtellung zu bringen, auf das Eifrigſte und Beharrlichſte benutzte. Es offenbart ſich in ihnen noch bedeutender, als in den vorhergehenden Oden, jene ihm eigenthümliche Kraft; ſie ſind ſelbſt mit noch größerer Beſonnenheit geſchrieben, aber es fehlt ihnen trotz dem Allen, doch eben der Zauber, der ſich unbemerkt in das Herz des Leſers zu ſchleichen weiß und ſich deſſelben gänzlich bemächtigt. Was früher nur Hinneigung zur Manier war, hat ſich in ihnen zur Manier ſelbſt ausgebildet, und gerade dadurch vermag der Verfaſſer wohl zu ergreifen und zu betäuben, aber nicht feſtzuhalten und zu rühren. — Hier ein Beiſpiel für Viele. In dem zweiten Gedichte Canaris **) beſchreibt er zuerſt ein durch den Kampf zerſtörtes Schiff auf das Ausführlichſte mit großer Wahrheit, und ſagt, wenn ein Fahrzeug in ſolchem Zuſtande iſt, wenn ſeine Segel zerſchoſſen an den

---

1) Od. et Ball. III, 163. 2) III, 173.

*) Wir hatten den Stuttgardter Abdruck (1831, 1. Bd. in 8.) zur Hand und citiren nach dieſem.

**) S. 26.

Maſten ſchlaff herunterhängen, Trümmer und Leichen auf dem Verdeck durcheinander liegen, wenn es ſich wie ein Rad um ſich ſelbſt dreht u. ſ. w. dann Ruhm dem Sieger, der ſeine Flagge nun wie auf der Zinne eines Thurms am Hauptmaſte aufzieht; dann, fährt er fort, dann breiten die Völker ſtolz ihre ſtrahlenden Landesfarben aus, und ihr unſinniger Hochmuth weidet ſich daran. — Malta zog bei ſolchen Gelegenheiten ſein Kreuz auf, Venedig ſeinen Löwen u. ſ. w. und nun folgt, in Verſen, ein beſchreibendes Verzeichniß der Flaggen faſt aller Völker, welche Schiffe in die See ſenden, bis er endlich auf den früheren Gedanken zurückkommt: So laſſen alle Mächte, wenn ſie ſiegen, ihre Banner von den eroberten Schiffen herabwehen, damit der Beſiegte ſchaamvoll an ſeiner Stirn das Zeichen ſeiner Schmach trage — aber — ſchließt er endlich allerdings überraſchend — der gute Canaris, deſſen Barke eine flammende Furche folgt, der pflanzt auf den Schiffen, die er erobert — die Feuersbrunſt auf. — Welche ermüdende Spielerei, und wie ſehr zerſtört ſie nicht die Wirkung des allerdings genialen Gedankens, der an ähnliche Wendungen Heine's erinnert. Wäre das Gedicht um zwei Drittel kürzer, ſo wäre es allerdings ſchön, denn es wäre einfacher und die Idee träte dadurch um deſto ſchlagender hervor, ſo aber wird der Leſer durch eine Menge überflüſſiger Bilder hindurch gezerrt und ſo ermattet, daß der Schluß keine große Einwirkung mehr haben kann, zumal, da ſich während des Leſens der Beſchreibung ſo vieler Flaggen der Gedanke aufdringt, was dieſe denn eigentlich ſolle, die ſich endlos weiter ſpinnt, ohne nothwendig bedingt zu ſeyn. — Aehnliche Spielereien finden ſich häufig und der Dichter ſcheint Gefallen daran zu finden; nicht bedenkend, daß ihn das immer mehr von Natürlichkeit und Wahrheit entfernt und daß die Früchte eines ſolchen Strebens doch nur oratoriſche, aber ſelten oder nie poetiſche Schönheiten ſind. Der Mangel an Einfachheit tritt überhaupt als vorherrſchend in den **Orientales** hervor, was um ſo mehr zu bedauern iſt, da ſich ſo Großes durch ſie erreichen läßt, wenn ein ſo glückliches Talent, wie das Hugo's, ſich ihrer zu bemächtigen weiß, zumal da es, je glücklicher es iſt, deſto weniger der Zeit und ihrem Modeflitter huldigen ſollte. Hin und wieder, obwohl im Ganzen nur ſpärlich, erſcheint er denn auch wirklich einfach und alſo deſto liebenswürdiger.

Die meiſten Orientales berühren das Intereſſe der Tage, in welchen ſie geſchrieben wurden, beſonders den Kampf zwiſchen dem Kreuz und dem Halbmond. — Andere liefern nur einzelne Schilderungen von morgenländiſchen Scenen und Begebenheiten, wieder Andere enthalten Romanzenſtoffe in gewandter Bearbeitung und manche, wie z. B. **Lui, les Fantômes** u. ſ. w. gehören eigentlich nicht in dieſen Cyclus. — Aus der ganzen Sammlung tritt die Perſönlichkeit Hugo's uns mehr entgegen, als aus ſeinen früheren poetiſchen Verſuchen, jedoch wohl verſtanden, nur aus der ganzen Sammlung, da die einzelnen ſubjectiven Züge ſo hin und wieder geſtreut ſind, daß man erſt im Stande iſt, ſich ein ganzes Bild von ihm zu geſtalten, wenn man ſich bis zum Schluſſe durchgearbeitet hat. — Die vorzüglichſten ſind **Clair de Lune** [1]; **Le château fort** [2]; **Marche turque** [3]; **les Adieux de l'hôtesse arabe** [4]; **Bounaberdi** [5]; **Lui** [6]) und vor Allen **les Djinns** [7]), **Mazeppa** [8]) und das Schlußgedicht **Novembre** [9]). — Unter den Gedichten des Anhangs zeichnen ſich beſonders die Ode an die Bildſäule des Platzes Vendôme [10]), **Fin** [11]), **Pluie d'Eté** [12]) aus. — Die Balladen ſind unbedeutende, obwohl gewandte Spielereien mit Rhythmus und Reim. —

Folgende Orientale iſt, wenn auch nicht ſehr bedeutend, doch originell und mag deshalb hier ein Plätzchen finden.

---

[1] **Orient.** S. 71; [2] 83; [3] 86; [4] 114; [5] 174; [6] 176; [7] 124; [8] 176; [9] 182; [10] 189; [11] 200; [12] 211.

Lied der Seeräuber *).

Wir führten in der Knechtſchaft Bande
Ein hundert Chriſten, Fiſcher, fort,
Und raubten für den Harem, dort
In allen Klöſtern, auf dem Strande.
Ihr kecken Räuber, auf das Meer!
Wir zogen von Fetz nach Catane
Und waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

Ein Kloſter dort — die Anker fallen
Gar ſchnell, am Ufer dicht dabei,
Und unſern Blicken zeigt ſich frei
Ein Mädchen aus den frommen Hallen,
Ganz ungeſtört ſchlief ſie am Meer,
So ruhig unter der Platane.
Wir waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

---

*) **Chansons des Pirates.**

Nous emmenions en esclavage
Cent chrétiens, pêcheurs de corail;
Nous récrutions pour le sérail,
Dans tous les moutiers du rivage. —
En mer, les hardis écumeurs!
Nous allions de Fetz à Catane.....
Dans la galère capitane
Nous étions quatre-vingts rameurs.

On signale un couvent à terre:
Nous jetons l'ancre près du bord:
A nos yeux s'offre tout d'abord
Une fille du monastère.
Près des flots, sourde à leurs rumeurs,
Elle dormait, sous un platane.....
Dans la galère capitane
Nous étions quatre-vingts rameurs.

Mein ſchönes Mädchen, Du mußt ſchweigen,
Du folgſt uns jetzt. — Gut iſt der Wind,
Du wechſelſt nur das Kloſter, Kind,
Der Harem wird ſich auch ſo zeigen.
Der Sultan liebt die Knospen ſehr,
Wir heilen Dich vom Chriſtenwahne.
Wir waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

Nach der Kapelle will ſie fliehen —
— Du wagſt es wirklich, Du, Satan! —
— Wir wagen's, ſpricht der Capitan; —
Sie weint, ſie flehet auf den Knieen. —
Ob ſie auch ſchrie und lärmte ſehr,
Wir trugen ſie in die Tartane.
Wir waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

Die Trauer hat ihr nichts genommen.
Ihr Blick glich einem Talisman;

La belle fille, il faut vous taire,
Il faut nous suivre! il fait bon vent.
Ce n'est que changer de couvent:
Le harem vaut le monastère.
Sa Hautesse aime les primeurs,
Nous vous ferons mahométane....
Dans la galère capitane
Nous étions quatre-vingts rameurs.

Elle veut fuir vers sa chapelle.
— Osez vous bien, fils de Satan....?
— Nous osons, dit le capitan.
Elle pleure, supplie, appelle.
Malgré sa plainte et ses clameurs,
On l'emporta dans la tartane.
Dans la galère capitane
Nous étions quatre-vingt rameurs.

Plus belle encore dans sa tristesse,
Ses yeux etaient deux talismans.

Sie galt uns wohl tauſend Toman,
Es hat der Sultan ſie bekommen.
Ob ſie auch weint' und klagte ſehr,
Aus Nonne ward ſie zur Sultane, —
Wir waren auf der Capitane
Wohl achtzig tücht'ge Ruderer.

Elle valait mille tomans;
On la vendit à Sa Hautesse.
Elle eut beau dire: Je me meurs!
De nonne elle devint sultane.....
Dans la galère capitane
Nous étions quatre-vingts rameurs.

Zweite Vorleſung.

Victor Hugo's dramatiſche Werke. — Allgemeines Urtheil. — Cromwell, Skizze dieſes Gedichtes. — Meinung über daſſelbe. — Hernani. — Inhalt dieſes Trauerſpiels. — Mängel und Schönheiten. —

Weit bedeutender, als die lyriſchen ſind Victor Hugo's dramatiſche Werke, obwohl er hierin auch noch nicht das Höchſte geliefert hat, denn es geht ihm wie unſerem Spindler; auf drei Seiten kann er ſich nicht rühren und hat nicht die Arme frei, iſt daher unbeholfen oder unbedeutend, drei Bände ſind ihm aber eben recht, und der Raum iſt für die Fülle der Ideen nicht zu groß. — Die Einſchränkungen des franzöſiſchen Drama nach den durch die Zeit und den litteräriſchen Despotismus ſanctionirten ariſtoteliſchen Principien hat er ſich natürlich durchaus nicht gefallen laſſen und die Schranken der drei Einheiten auf alle Weiſe überſprungen oder durchbrochen, doch legt er ſich trotz dem hier am Meiſten die Zügel an. — Bis jetzt hat er uns mit drei Werken dieſer Art beſchenkt: Cromwell, Hernani und Marion de Lorme. Sie verdienen alle drei im höchſten Grade unſere Aufmerkſamkeit, denn ſie ſind bei allem Excentriſchen doch überreich an großen Schönheiten. —

Victor Hugo kennt die Bühne und kennt ſie auch wieder nicht, das heißt, er weiß auf den Effect hinzuarbeiten, die Charactere pſychologiſch tief zu entwickeln und hinzuſtellen, und die Situationen mit Geſchick zu erfinden, aber er verſteht nicht den Effect als unbedingt nothwendig zu geſtalten, nicht die Charactere zu nianciren und dadurch zu vervielfältigen, und hat nicht die Ruhe, welche erforderlich iſt, um die Motive richtig zu ſtellen und anſchaulich zu machen; kurz er weiß kein in allen ſeinen Theilen innig zuſammenhängendes Ganze, in welchem ſich wie bei einer Kette Ring in Ring fügt, und Keiner überflüſſig iſt oder vermißt wird, bis zum Schlußringe, zu bilden. — Er opfert die Wahrſcheinlichkeit und Nothwendigkeit gern poetiſchen Ideen, aber nicht umgekehrt, dieſe jenen auf, kurz er hat das große Geheimniß, daß ſich, wie Göthe ſagt, in der Beſchränkung erſt der Meiſter zeige, noch nicht ergründet, obwohl er es mitunter zu ahnen ſcheint. Eine kurze Analyſe der bereits genannten drei Dramen wird dieſe Bemerkungen in ein helleres Licht ſtellen. —

Cromwell, ein größeres dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen, behandelt nicht den Tod Karls I. von England, ſondern die Verſchwörung der Anhänger Karls II. gegen den Protector und deſſen Streben nach der Krone Britanniens und die Wahl dieſes Stoffes zeigt deutlich die Einwirkung der politiſchen Ereigniſſe und Studien auf den Dichter. In poetiſcher Vorahnung hat er hier manches Räthſel zu löſen verſucht, welches die ſpätere Zeit erſt der Wirklichkeit aufgab. Ob die Wahl dichteriſch glücklich zu nennen ſey, mögen Sie nach erlangter Kenntniß des Inhaltes ſelbſt entſcheiden.

Der erſte Act, der den Nebentitel **Les Conjurés** führt, ſpielt in der Schenke zu den drei Kranichen, wo ſich die Anhänger Karls II. und der Verſchwörung gegen Cromwell verſammeln. Lord Broghill, in Englands oder vielmehr in des Protectors Dienſten, findet ſich durch ein anonymes Billet geladen dort ein, und trifft einen alten Freund, Lord Ormond, den er Anfangs nicht erkennt, als Rundkopf verkleidet daſelbſt an. — Dieſer theilt ihm, nachdem ſie ſich verſtändigt und begrüßt haben, den Plan der Verſchwörung mit, entdeckt ihm, daß die übrigen Theilnehmer ſich ſogleich an demſelben Orte verſammeln würden, und fordert ihn auf, der Ihrigen Einer zu werden, was Broghill natürlich von ſich weiſt, indem er ihn auf die Gefahren und die große Wahrſcheinlichkeit der Entdeckung aufmerkſam macht; doch verſpricht er Alles zu verſchweigen. Ormond heißt ihn gehen und — er geht. Man hört jetzt draußen ein Lied ſingen und Ormond macht die Bemerkung, das müſſe entweder ein Narr oder Lord Rocheſter ſeyn. Dieſer tritt auch gleich darauf ein, noch beſchäftigt mit dem Aufſchreiben des Liedes, welches er ſo eben gedichtet hat, und lieſt dann dem Ormond wider deſſen Willen ein Quatrain vor, das er an Francis, Cromwells jüngſte Tochter, in die er verliebt iſt, richtete, worüber ſich ſein ernſter Geſellſchafter aus leicht begreiflichen Gründen ſehr wundert und ihm Vorwürfe macht, daß er die Zeit, die er wichtigeren Angelegenheiten widmen ſollte, mit dergleichen unnützen Dingen vergeude. Rocheſter entſchuldigt ſich damit, daß der Cardinal Richelieu auch Verſe mache und ruft den Dichter Davenant zu ſeiner Unterſtützung herbei. Davenant meint aber auch, er hätte jetzt um andere Sachen zu ſorgen und erzählt, daß er von Köln komme, wo er Karl II. des Nachts ohne Licht geſprochen, weil er dem Cromwell das Ehrenwort habe geben müſſen, den König nicht zu ſehn. Er bringt Karls Befehl in ſeinem Hute verborgen mit, dieſer enthält die Weiſung für Rocheſter, ſich bei Cromwell einzuſchleichen, ihm einen Schlaftrunk in ſeinen Wein zu miſchen und dadurch zu bewerkſtelligen, daß der Protector lebendig von den Verſchwornen entführt werde. — Davenant erzählt nun ferner, wie er durch den blinden Milton, den er einen guten Secretär, aber ſchlechten Poeten nennt, eine Kaplansſtelle für Lord Rocheſter bei Cromwell erhalten könne, und dieſer Letztere iſt ſehr damit zufrieden, weil er dadurch Francis zu ſehn bekommt, der er ſein an ſie gerichtetes Quatrain zuzuſtecken gedenkt. Sie reden jetzt noch über andere Maaßregeln hinſichtlich der Verſchwörung, doch unterbricht ſie Rocheſter beſtändig mit ſeinem Quatrain, das er ihnen mit Gewalt vorleſen will, und zieht am Ende aufgebracht den Degen gegen Ormond. Sie werden, da ſie eben zum Zweikampf ſchreiten, durch das Eintreten Carr's, eines wüthenden Puritaners, oder wie ſich dieſe Secte zu nennen pflegte, eines Heiligen unterbrochen. — Dieſer meint, er komme zur Predigt und zu einem religiöſen Controverſe; er erzählt, daß er ſieben Jahre gefangen geweſen und an dieſem Morgen vom Kerkermeiſter entlaſſen und nach den drei Kranichen beſchieden ſey, wo Iſrael ſeine Stämme verſammle, um Cromwell zu vernichten. Als er ſich nach dem Gegenſtand der Controverſe erkundigt, lieſt ihm der tolle Rocheſter ſein Quatrain als einen Text vor und der Anhänger des tauſendjährigen Reichs bricht darüber in den furchtbarſten Zorn aus, der ſich noch mehr vergrößert, als er wahrnimmt, daß er mit Cavalieren zu thun habe. Wüthend will er fort, da treten die übrigen Verſchworenen, unter denen Glaubensbrüder von ihm ſind, ein und bewegen ihn zum Bleiben. Alle Verbündeten verſammeln ſich jetzt nach und nach, doch halten ſich die Puritaner von den Cavalieren fern und drücken überhaupt zu verſchiedenen Malen ihren Abſcheu gegen die Erſteren aus. — Die einzelnen Charactere, ſo wie die Geſinnungen der beiden Partheien, welche ſich jetzt zu demſelben Zwecke vereinigen, ſind obwohl mit ſo ſcharfen und ſtarken Zügen, daß ſie mitunter die Grenze des Komiſchen faſt berühren, doch vortrefflich gezeichnet. Das Complott wird nun völlig ausgebildet und Cromwells Tod einſtimmig beſchloſſen, da ſetzt ein lautes Pochen an die Thür Alle in Schrecken. Sie wähnen ſich entdeckt, denn es iſt Richard Cromwell, der Sohn des Protectors, welcher Einlaß begehrt; dieſer klagt auch die Cavaliere ſeine Bekannten der Verrätherei an, — daß ſie nämlich ohne ihn ins Wirthshaus gegangen, um zu zechen. Er ſchimpft nun auf die Puritaner, welche anweſend ſind, ohne daß er es ahnt, und trinkt im Uebermuth gar auf Karls II.

Geſundheit. Alle erſtaunen, da werden ſie von Neuem durch Pochen geſtört. — Stimmen draußen verlangen im Namen des Parlamentes Einlaß; es iſt aber nur ein Ausrufer, welcher im Namen Cromwells ein außerordentliches Faſten auferlegt, wegen der Motion des Alderman Pack, den Protector zum Könige zu ernennen. Demzufolge muß die Taverne geſchloſſen werden. Sämmtliche Anweſende entfernen ſich und Richard Cromwell endigt mit folgenden Worten den erſten Act:

— — Das iſt doch ſehr verdrießlich
Von einem Feſt ſo fortgejagt zu werden.
Man ſieht, mein Herr Papa iſt nicht mehr jung;
Müßt' ich drum faſten, möcht' ich keinen Thron *).

Der zweite Act, **les Espions** genannt, ſpielt im Saale zu Whitehall. Geſandte verſchiedener Mächte ſind verſammelt, um Audienz zu haben; Cromwell hat ſie aber bereits ſchon zwei Stunden warten laſſen. Endlich erſcheint er von Whitelocke, dem Großſiegelbewahrer, Graf Carlisle, Capitän der Garden, und Stoupe, dem Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten begleitet. Er entwickelt in dieſer Scene die feinen Künſte ſeiner Diplomatie; ſie iſt nicht ohne Wahrheit und Leben geſchildert, aber die Farben ſind hin und wieder zu grell aufgetragen. Die folgende Scene führt uns des Protectors Frau und Töchter vor. — Die beſcheidene Gattin fühlt ſich nicht glücklich bei allem Prunk und aller Größe und bricht in Klagen aus; ſie ſehnt ſich nach der Einfachheit ihres früheren Lebens zurück und, von einer Tochter darin beſtärkt, wird ihr von der Anderen widerſprochen; Cromwells Erhebung zum Könige von England iſt der Gegenſtand ihres Geſpräches, bis Thurloé mit Papieren, in Staatsangelegenheiten eintritt. Dieſe Scene iſt tief empfunden und wahr gezeichnet.

---

*) Mais, c'est fort ennuyeux
D'être ainsi pourchassé dans un festin joyeux!
On voit bien que mylord mon père n'est plus jeune
Je ne voudrais pas, moi, d'un trône au prix d'un jeûne.

Die Frauen entfernen ſich und der Protector klagt ſeinem Vertrauten, daß er ſich nicht glücklich fühle, denn fünf Königreiche mehr würden nicht ſo ſchwer zu regieren ſeyn nach ſeiner Meinung, als fünf Frauen. — Sie gehen darauf zu Geſchäften über und Thurloë will ihn von dem Complotte unterrichten, er achtet aber nicht ſo ſehr darauf, als auf den Bericht ſeines Spions an Karls Hofe über Davenants bereits erwähnte Audienz, und befiehlt den Dichter zu ihm zu beſcheiden. Thurloë ſchließt ſeinen Rapport mit der Nachricht, daß ſeinem Gebieter noch an demſelben Tage die Krone werde vom Parlamente angetragen werden, und Cronwell bricht in folgende characteriſtiſche Worte aus:

*) Cromwell.

So iſt er endlich mein, der ferne Scepter,
Mein Fuß erklomm des Berges Gipfel doch.

Thurloë.

Ihr herrſcht doch lange ſchon, Mylord.

Cromwell.

Nein, Nein!
Die Herrſchaft hab' ich, doch den Namen nicht.
Du lächelſt Thurloë. Unbekannt blieb Dir,
Wie gierig Ehrgeiz unſ're Herzen höhlt,
Wie er dem Schmerz, der Mühe, der Gefahr
Uns trotzen macht, um eines Zweckes willen,
Der kindiſch däucht. — Wie iſt es doch ſo hart,

---

*) Cromwell.

Ah je le tiens enfin ce sceptre insaisissable
Mes pieds ont donc atteint le haut du mont de sable.

Thurloë.

Mais dès long temps, Mylord, vous regnez.

Cromwell.

Non, non, non,
J'ai bien l'autorité, mais je n'ai pas le nom!
Tu souris Thurloë. Tu ne sais pas quel vide
Creuse au fond de nos coeurs l'ambition avide!
Comme elle fait braver, douleur, travail, péril,
Tout enfin pour un but qui semble puéril!
Qu'il est dur de porter sa fortune incomplète!

Sein Schickſal unvollkommen zu ertragen.
Von Alters her umgiebt ein eig'ner Glanz,
In welchem ſich der Himmel wieder ſpiegelt,
Die Könige. — Die Namen Majeſtät
Und König ſind geheimnißvolle Zaub'rer. —
Dann — Herr der Welt ſeyn und doch König nicht,
Die Sache haben, doch den Namen nicht,
Die Macht beſitzen aber ohne Titel,
Wie ärmlich! Rang und Herrſchaft ſind nur Eins. —
Du weißt nicht, Freund, wie es dem nöthig iſt,
Der aus der Menge ſtammt, das Ziel erreicht,
Noch etwas über ſeinem Haupt zu fühlen;
Und wär es nur ein Wort, dies Wort iſt Alles. —

Dieſe Aeußerung iſt als der Mittelpunct des ganzen künſtlichen dramatiſchen Gewebes, das hier vor unſern Augen ausgebreitet wird, als die vorherrſchende Idee, um welche ſich alle Handlung nur als eine äußere Bekleidung ſchlingt, welche durch die innere Nothwendigkeit derſelben bedingt wird, zu betrachten. — Sie werden in ihrer Unterredung durch den Juden Iſrael-Ben-Manaſſe, dem eine verborgene Tapetenthür heimlich den Eingang gewährt, unterbrochen. Der iſraelitiſche Unterhändler bringt die Nachricht, daß ein mit Geld beladenes Schiff unter ſchwediſcher Flagge für die Anhänger Karls des Zweiten im Hafen liege. Cromwell giebt ihm den Auftrag, es geſchickt zu confiſciren und erfährt ferner noch von Manaſſe, daß Richard des Cavaliers Clifford Schulden bezahlt habe, achtet je-

---

Puis je ne sais quel lustre, où le ciel se reflète
Environne les rois, depuis le tems anciens.
Ces noms, Roi, Majesté, sont des magiciens!
D'ailleurs sans être roi, du monde être l'arbitre!
La chose sans le mot! le pouvoir sans le titre!
Pauvreté! va! l'empire et le rang ne font qu'un.
Tu ne sais pas, ami, comme il est importun
Quand on sort de la foule et qu'on touche le faîte
De sentir quelque chose au dessus de sa tête!
Ne serait ce qu'un mot, ce mot alors est tout.

doch nicht ſonderlich darauf, obwohl Thurloë von Neuem dieſe Gelegenheit ergreift, ihn vor der Verſchwörung zu warnen. Der Protector entfernt ſich jetzt und es treten eine Menge Hofleute mit Petitionen auf. — Unter dieſen iſt Carr. Thurloë benachrichtigt Cromwell davon; während ſeiner Entfernung wollen die Uebrigen den ſtrengen Eiferer, der ihnen im Wege ſeyn könnte, hinauswerfen. Da tritt Cromwell dazu, entfernt Alle und bleibt mit Carr allein, der ihm die Verſchwörung entdeckt, weil ihm die Cavaliere ein zu großer Greuel ſind, um ſich mit ihnen zu verbinden. — Er nennt ihm aus dieſem Grunde die Namen der Edelleute, welche in der Schenke zu den drei Kranichen anweſend waren, verſchweigt aber die Namen ſeiner Glaubensgenoſſen beharrlich, doch erzählt er ihm Alles, was Richard am Morgen im Weinhauſe hat ausgehn laſſen. Thurloë tritt wieder ein und meldet die Ankunft des Sir Richard Willis, der ſcheinbar Mitverſchworner der Cavaliere, eigentlich aber heimlicher Spion im Solde des Protectors iſt. — Cromwell entfernt ſich und die Hofleute treten wieder ein. Sie halten Carr jetzt für einen Günſtling und beſtürmen ihn mit Bitten, ſich ihrer Geſuche anzunehmen, doch macht ſich dieſer zornig Bahn und verläßt den Saal. — Auch die Hofleute werden jetzt entlaſſen und Cromwell führt behutſam und vorſichtig den Sir Willis hinein, der ihm nun ebenfalls das Complott entdeckt, jedoch im Gegenſatze zu Carr nur die Rundköpfe nennt und die Namen der Cavaliere verſchweigt. Während ſie noch miteinander reden, tritt Rocheſter unbemerkt auf, erkennt Willis und hält, durch ihr Geſpräch irre geleitet, Beide für Mitverſchworne. — Um den Cromwell für ſeine vermeintliche Unvorſichtigkeit zu beſtrafen und zu erſchrecken, verſteckt er ſich, während dieſer den Willis entläßt, und belauſcht darauf deſſen Monolog, der ihn noch mehr in ſeinem Irrthume beſtärkt. Endlich tritt er hervor und warnt den Protector, nicht ſo laut zu reden an dieſem Orte; da erfährt er denn zu ſeinem großen Schrecken, daß er vor Cromwell ſelbſt ſtehe, überreicht nun ſeinen

Empfehlungsbrief und wird vom Protector über ſeine Glaubensanſichten examinirt, wobei er Unſinn ſchwatzt mit frecher Stirn, aber doch beſteht. Sie ſind uneins über den Umſtand, ob man ſich das Haar ſcheeren oder es lang tragen ſolle, und Cromwell geht ab, um eine Bibel zu holen, die hier entſcheiden ſoll. — Während er fort iſt, tritt Richard auf, erkennt trotz der Vermummung den Lord als Einen, den er in der Schenke zu den drei Kranichen geſehn, und giebt ihm Geld, damit er es nicht dem Vater verrathe. Mittlerweile kehrt dieſer zurück, erblickt Richard, befiehlt dem Lord ſich zu entfernen, und es erfolgt jetzt eine ſehr heftige Scene zwiſchen Vater und Sohn, in welcher jener dieſem alle ſeine Vergehen vorwirft und ihn dann verläßt voll Zorn und Ingrimm. — Richard iſt der Meinung, der ſchelmiſche Caplan habe ihn doch verrathen, und will dieſen, als er wieder in das Zimmer tritt, tödten; Graf Carlisle kommt jedoch im rechten Augenblicke dazu, um den jungen Cromwell auf Befehl des Protectors zu arretiren. Thurloë theilt darauf dem Lord Rocheſter mit, daß Cromwell ihn als Caplan angenommen, unterrichtet ihn in ſeinen Pflichten und befiehlt dann dem anweſenden Graf Carlisle, die Häupter der Verſchwörung, welche am folgenden Tage ausbrechen ſoll, Rocheſter und Ormond zu arretiren. — Rocheſter allein ſchließt nun den Act mit der Bemerkung, daß er Lord Ormond bereits gewarnt habe. —

Der dritte Aufzug hat ebenfalls einen Separattitel, der die Hauptidee, welche ſich durch denſelben ſchlingt, näher angiebt. — Er heißt les Fous. Auch treten uns ſchon in der erſten Scene die vier Hofnarren des Protectors entgegen. — Die Scene iſt ebenfalls in Whitehall. — Jene privilegirten Spaßmacher, Namens Trick, Giraff, Gramadoch und Elespuru halten giftiges Narrengeſchwätz und ſingen ſehr unbedeutende, aber höchſt künſtlich gebaute Narrenlieder. — Ihre bitteren Sarcasmen verſchonen den Protector durchaus nicht, am Meiſten geht es jedoch über den neuen Caplan her, den ſie belauſcht haben, wie er die Soldaten, ſo wie die Dame

Guggligoy, die Hofmeiſterin von Cromwells jüngſter Tochter, Francis, für ſeine Zwecke beſtach. — Auch hat einer von ihnen das bekannte bisher nur Unheil bringende Quatrain gefunden, doch beſchließen ſie, Cromwell von Allem dem nichts merken zu laſſen, denn ihnen iſt es gleich, ob er geſtürzt wird oder nicht, da ſein Nachfolger doch auch nicht ohne Narren leben kann. Sie ſchließen dieſe Scene mit ſehr beißenden Redensarten über den Protector, meinend ſie ſeyen ſeine Spaßmacher, er aber ihr Narr und ſeine ganze Regierung ſey von ihrem Standpunkte aus geſehen nur ein dummes Drama, das er ſpiele, denn die Narren ſind die Herrn der Welt. — Wir ſiegen, ruft Trick:

Wir ſiegen überall.
Zur Luſt der Narren ſchafft Satan Tyrannen;
Laßt, während unter dem Despoten zittert
Die Welt, aus ſeinem Scepter unſ're Pritſche
Uns machen *).

Cromwell erſcheint darauf, von Milton (dem berühmten Dichter, den er aber als ſolchen gar nicht, ſondern nur als großen Theologen, achtet), Whitelocke, Pierpoint, Thurloë, Rocheſter und dem Dänen Hannibal Seſthead begleitet. Der Protector tadelt Milton, und Rocheſter, aus der Rolle fallend, will den großen Dichter über Poeſie belehren, indem er ihm räth ſich den franzöſiſchen Schäfergeſchmack als Muſter dienen zu laſſen. Der häufige Wechſel von Cromwells Laune ſcheint der Hauptgegenſtand dieſer Scene zu ſeyn, doch wird ſie noch durch andere Nebendinge ausgefüllt. — So bringt z. B. Einer der Narren Rocheſters Quatrain hervor und neckt ihn unbarmherzig damit, ja er will ſogar, als Rocheſter angeblich im heiligen Eifer ihm daſſelbe entreißt, den

---

*) Partout nous triomphons
Satan fait les tyrans au plaisir des bouffons.
Pendant que l'univers tremble sous le despote,
Du sceptre de Cromwell faisons notre marotte.

Verfaſſer nennen, wird aber durch Carlisle's Dazwiſchenkunft geſtört, welcher dem Protector meldet, daß die Verſchwornen nirgends zu finden ſeyen und daß Lambert ſich in ſein Gartenhaus zurückgezogen habe. — Die Ranters, eine religiöſe Secte, treten jetzt auf, um ſich bei Cromwell Rathes zu erholen, ob man diejenigen, welche Siboleth ſtatt Schiboleth ſagen, verbrennen oder hängen ſolle. Cromwell überläßt dem Rocheſter die Entſcheidung, dieſer ſchwatzt in's Gelag wieder Unſinn, ſtimmt aber für den Galgen und wird deshalb für ſehr gelehrt gehalten. Nachdem die Ranters und auf Cromwells Geheiß auch alle Uebrigen ſich entfernt haben, erſcheint der geheime Rath und es erfolgt eine Berathſchlagung, ob der Protector die Königswürde annehmen ſolle oder nicht. Einige ſtimmen dafür, Andere dagegen und der Held des Stückes ſendet ſie fort, um Gott um Erleuchtung zu bitten. — Milton bleibt allein bei ihm zurück und macht ihm eindringliche Vorſtellungen gegen die Annahme der Königswürde, er verweiſt ihn aber zur Ruhe mit dem Beſcheide, das Volk wolle es ſo. — Francis, des Vaters Liebling tritt auf; ſie iſt der Meinung, Cromwell wolle Karl II. zurückrufen und in ſeine Rechte einſetzen; ſie verwünſcht in ihrer Unſchuld ſogar die Mörder Karls I., das trifft ſein Innerſtes und er verläßt ſie mit Thränen in den Augen, die ſie ſeiner Liebe zu ihr beimißt. Als er fort iſt, erſcheinen Lord Rocheſter und Dame Guggligoy; der Lord will ſogleich der ſchönen Francis den Hof machen, aber die Gouvernante verlangt erſt ihr Theil Huldigungen, ehe ſie ihn mit der Jungfrau allein läßt. — Endlich entfernt ſie ſich und Rocheſter wendet ſich jetzt mit ſeinen Bewerbungen an Francis; alle ſeine Bemühungen ſind jedoch vergeblich, ja ſie wirft ſogar das bekannte Quatrain, das er ihr aufdringen will, mit Abſcheu von ſich. — Er ſtürzt ihr nun zu Füßen, um ihr ſeine Liebe zu erklären, da tritt Cromwell plötzlich dazu und Francis, die Mitleid mit dem Unſinnigen hat, erklärt, um ihn zu retten, er habe ſie um die Hand der Dame Guggligoy gebeten. Cromwell willigt auf der Stelle ein und Rocheſter muß ſich ſogleich mit ihr trauen laſſen. Francis bleibt allein zurück, ſie will von Neugier getrieben das Quatrain leſen, da zeigt ſich's, daß der Lord ſich in ſeiner Unbeſonnenheit vergriffen, und ihr das Billet an Lord Ormond, welches das Nähere über die Verſchwörung enthält, überreicht, Jenem aber ſtatt deſſen das Quatrain geſandt habe. Beſtürzt eilt ſie fort, um ihren Vater davon zu unterrichten. — Davenant, von Cromwell vorgeladen, findet ſich ein, gleich darauf tritt der bereits vermählte Lord zu ihm; ſie unterhalten ſich über die Verſchwörung und glauben Alles ſicher, weil Willis die Beſorgung übernommen; die Dame Guggligoy, welche ſich bei ihnen einfindet, wird von ihrem Neuvermählten alsbald ſchon ſehr ſchlecht behandelt und folgt ihm, da er entflieht. — In der nächſten Scene erklärt der Protector dem Davenant, daß er alle ſeine Umtriebe kenne, entreißt ihm den von Karl **II.** eigenhändig geſchriebenen Entwurf zur Verſchwörung, den jener im Hute verborgen trägt, entdeckt daraus, daß der neue Caplan kein anderer, als Rocheſter iſt, ſo wie er dadurch auch deſſen Plan erfährt, läßt daher den Davenant ſogleich einſperren und trifft Maaßregeln gegen die anderen Verſchwornen. — Darauf erſcheint das Parlament und legt dem Protector mehrere Bills vor, die derſelbe genehmigt. — Auf den Antrag, ihm die Königswürde und den Königstitel zu ertheilen, antwortet er zum großen Erſtaunen Aller, er wolle das in Ueberlegung ziehn. — Das Parlament wird darauf entlaſſen; Cromwell mit Thurloë allein trifft noch die übrigen nöthigen Anſtalten und läßt dann Rocheſter kommen, den er zwingt, den für ihn bereiteten Becher mit dem Schlaf- und Abendtrunk zu leeren. — Rocheſter muß höchſt betreten gehorchen und tröſtet ſich in ſeinem Leichtſinn damit, daß ihn dieſer Umſtand doch von den Folgen der Vermählung mit Dame Guggligoy errette. — Kaum hat er übrigens den Trank genoſſen, als er auch ſchon in einen tiefen Schlaf verfällt, worauf er in Cromwells eigenes Bett gelegt wird. — Darauf kommt Manaſſe und bringt des Protectors Antheil an dem Gelde, das der ſchwediſchen Brigg abgenommen; dann wahrſagt er ihm aus den Sternen, er werde am folgenden Tage getödtet, wenn er ſich zum König ausrufen laſſe, und will ihn zuletzt aus Chriſtenhaß noch überreden, den ſchlafenden Rocheſter zu tödten: anfangs iſt Cromwell gewillt, es zu thun, dann wirft er aber mit den Worten

Heut' iſt ein Tag des Faſtens. — O! Was thu' ich,
An einem Tage heil'ger Ruhe wollt' ich
Gar einen Mord begehn; und horche ſelbſt
Auf eines Zeichendeuters Reden *). —

den Dolch weg und ſendet den Manaſſe fort. — Thurloë tritt ein und findet ſeinen Gebieter noch ſehr aufgeregt. — Folgende Reden zwiſchen Beiden ſchließen den Act.

) **Cromwell.
Errette, Thurloe, von dem Juden mich,
Mich vor mir ſelbſt. —

Thurloë (unruhig).
Was fehlt Euch?

Cromwell (ſich ſammelnd).
Nichts, mein Thurloe
Ich liebe Dich. —

Thurloë.
Ihr ſagtet — — blickt verſtört —

---

*) C'est jour de jeûne
Que fais-je? un jour de veille et de repos divin
J'allais commettre un meurtre et j'écoute un devin.

) **Cromwell à Thurloë.
Sauve moi de ce juif! sauve moi de moi même
Thurloë!

Thurloë (avec inquiétude).
Qu'avez vous Mylord?

Cromwell (composant son visage).
Moi? Rien, je t'aime
Thurloë.

Thurloë.
Vous disiez..... Vous aviez l'air troublé.

Cromwell.
Wie, ſagt' ich etwas?

Thurloë.
Ja, Ihr redetet — —

Cromwell (heftig).
Von Nichts. — Schweig, folge mir!

Thurloë.
Wie ſeyd Ihr bleich!
O Gott.

Cromwell (bitter lächelnd).
Es iſt der Kerze Grabesſchein.
Komm nur, ich brauche Dich. —

(Thurloe folgt dem Cromwell und verweilt im Vorübergehn bei dem Bette, auf welchem Rocheſter liegt).

Thurloë.
Seht, wie er ſchläft.

Cromwell.
Ja, eines tiefen Schlaf's, des Todes Nachbar. —

Sie gehn ab.

Cromwell.
Ai-je dit quelque chose?

Thurloë.
Oui, vous avez parlé . . . .

Cromwell (brusquement).
De rien! Tais-toi; suis-moi.

Thurloë.
Dieu, que vous êtes pâle!
Dieu!

Cromwell (souriant amèrement).
C'est de ce flambeau la lueur sépulcrale.
Viens, j'ai besoin de toi. —

(Thurloë suit Cromwell et s'arrête en passant près du lit de Rochester.)

Thurloë.
Voyez donc comme il dort!

Cromwell.
Oui, d'un sommeil profond — et voisin de la mort.

(Ils sortent.)

Der vierte Act iſt **La Sentinelle** überſchrieben; die Handlung während deſſelben geht im Park zu Whitehall, vor Cromwells Wohnung, vor. — Der Protector hat die beſtochenen Schildwachen ablöſen laſſen, und ſteht als Soldat verkleidet, ſelbſt Wache am Haupteingange. Die vier Narren, welche um die Verſchwörung wiſſen, kommen leiſe und verſtecken ſich, um den Erfolg zu ſehn, im Gebüſch; ein langer Monolog Cromwell's zeigt ſeinen inneren Seelenzuſtand, er beneidet ſeinen Spaßmacher um die Seelenruhe, die derſelbe beſitzt. — Da ſchlägt die verhängnißvolle Stunde; die verbündeten Cavaliere kommen und theilen ſich Rocheſters Mißgriff mit dem Billete mit; dann begehren ſie Einlaß von Cromwell, und dieſer kennt unglücklicher Weiſe die Antwort auf ihre Loſung nicht. — Schon berathen ſie, ob ſie ihn tödten ſollen, Murray hindert ſie jedoch daran, läßt ſich mit ihm in eine Unterredung ein, und verräth ihm unbewußt die Parole. — Jetzt gewährt er den Verſchwornen den Zugang zum Pallaſt und bezeichnet ihnen auch das Zimmer, in welchem ſie den Protector ſchlafend finden. Sie eilen hinein und laſſen Murray zurück, um die angebliche Schildwache zu beobachten. Es erfolgt nun ein Geſpräch zwiſchen Beiden, in welchem der feile Höfling auseinander ſetzt, warum er den Protector, der ihm Gutes gethan, verläßt und ſich zu den Stuarts hält. Seine Gründe ſind:

*) Ich überlegt' es — Einem Bauer dienen,
Der wie ein Corporal der Wache herrſcht!
Solch einem Tölpel, der die Zähne zeigt,
Wenn er, in falſcher Huld, Dir lächeln will
Und Dich mit eingebog'nen Knieen grüßt. —

---

*) J'ai réflechi. Comment servir un rustre indigne
Régnant en caporal qui donne une consigne
Lourdaud qui veut sourire et vous montre les dents,
Et vous rend un salut les genoux en dedans?

Cromwell.

Ja, das begreif' ich wohl.

Murray.

Dann hört ich auch,
Sein Fall ſey nah. —

Er eilt darauf fort, um mit Hand an Cromwell zu legen. — Gleich darauf tritt Manaſſe mit einer Blendlaterne auf, um ebenfalls den Erfolg der Verſchwörung zu beobachten. — Er läßt ſich auch in ein Geſpräch mit der Schildwache ein, ſoll dieſer aus der Hand wahrſagen und erkennt nun zu ſeinem großen Schrecken an den Lineamenten, daß es der Protector ſelbſt iſt. — Cromwell befiehlt ihm, ſich ruhig zu verhalten und den Ausgang abzuwarten. Manaſſe gehorcht, der Protector zieht jetzt den Geldbeutel heraus, den ihm Murray gegeben; es iſt derſelbe, den Richard dem Rocheſter ſchenkte und welchen dieſer den Verbündeten zuſchickte. — Als Cromwell das Wappen ſeines Sohnes darauf erblickt, glaubt er ihn im Bunde mit den Verſchwornen, worin er um ſo mehr beſtärkt wird, da jetzt Richard ſelbſt auftritt. Er iſt ſeinen Wächtern entwiſcht und ſcherzt darüber; der Zorn ſeines Vaters ſteigt immer mehr, ſchon iſt dieſer im Begriff, ihn mit eigner Hand niederzuſtoßen, als glücklicher Weiſe die Cavaliere zurückkommen mit dem ſchlafenden Rocheſter, den ſie ſtatt des Protectors entführt haben und für dieſen halten. Sie wollen ihn umbringen, da ſtürzt Richard hervor und fleht ſie an, den Vater nicht zu ermorden; er fordert ſie ſogar zum Kampfe heraus und wirft ſich auf den Schlafenden hin, um ihn mit ſeinem Körper zu decken. — Ueber dem Lärm erwacht Rocheſter. Erſtaunt erkennen ihn die Verſchwornen, weichen zurück und fragen nach Cromwell; da tritt dieſer vor, giebt das Signal, und Alle werden entwaffnet und in den Kerker gebracht. Nachdem der Protector ſeine Befehle gegeben, ruft

---

Cromwell.

Je conçois.

Sir W. Murray.

Puis, j'appris que sa chûte était prête.

er dem Thurloë lebhaft zu: **Fais sur l'heure apprèter Westminster. — Je suis Roi***) und entfernt ſich dann mit ihm. Die vier Narren bleiben zurück und berathſchlagen ſich, wer von Allen der größte Narr ſey; Gramadoch meint, Cromwell, das würde man am folgenden Tage bei der Krönung ſehn, Trick behauptet aber, ſie ſeyen es ſelbſt, denn ſie hätten die Zeit beſſer zubringen können und ſich mehr Vergnügen machen, als ſie über ſolchen Dingen ſo unnütz zu vergeuden, wie ſie doch eben gethan.

Les Ouvriers iſt der Titel, den die fünfte und letzte Abtheilung führt. — Die Handlung geht im großen Saale zu Weſtminſter vor und wird durch Arbeiter eröffnet, welche damit beſchäftigt ſind, den Thron aufzuſchlagen; ſie unterhalten ſich während ihrer Beſchäftigung von der Zeit, wo ſie Karls I. Blutgerüſt aufſchlugen. Barebone, Cromwells Tapezier und Verbündeter der verſchworenen Rundköpfe kommt dazu, entläßt die Arbeiter und offenbart in einem Monologe ſeine Furcht, die Ausgaben für den köſtlichen Thronhimmel zu verlieren, wenn Cromwell während der Feierlichkeit ermordet wird. — Die verſchwornen Puritaner treten darauf ein und berathſchlagen ſich über die Ausführung ihres Plans; Barebone äußert lebhafte Beſorgniß, daß das zu vergießende Blut Cromwells ihm die köſtlichen Stoffe verderbe, und ſchlägt andere Todesarten vor, wird aber zur Ruhe verwieſen und der Beſchluß der Verbündeten fällt dahin aus, daß der, als ſehr feig geſchilderte General Lambert, dem Protector, wenn er ihm bei der Feierlichkeit die Krone überreicht, zugleich den Dolch ins Herz ſtoßen ſolle. — Barebone bittet noch einmal, die köſtlichen Teppiche zu ſchonen, da werden die habgierigen Verſchwornen erſt auf den Reichthum derſelben aufmerkſam und beſchließen, nach vollbrachter That den Thronſeſſel unter ſich zu theilen. Als ſich Alle entfernen wollen, hält Overton, einer der Rundköpfe, den General Lambert zurück und droht ihm, ihn augenblicklich zu durchbohren, wenn er den Protector verfehle, darauf verläßt er ebenfalls den Saal und es bleiben nur Lambert und Barebone, die von der Eſtrade verdeckt, einander nicht bemerken, dort; Lambert entſchließt ſich gezwungen zur That und geht ab, ihm folgt Barebone, der verzweifelnd ausruft:

---

*) Laß auf der Stelle Weſtminſter in Bereitſchaft ſetzen. — Ich bin König.

Verräther — neidiſch ſeyd Ihr auf mein Gut!
Wohl, Unglück über Euch, und mich, und Alle *).

Es folgt jetzt eine Scene zwiſchen den vier Narren, die ſich in ihre Loge begeben, um die Feierlichkeit anzuſehn, dann tritt der blinde Milton auf, von einem Pagen begleitet, und nach ihm wird das Volk eingelaſſen; die vier Narren machen fortwährend bittere Bemerkungen; Overton, der unter der Menge iſt, ſucht dieſelbe aufzureizen. — Darauf erſcheint der Champion von England und fordert Jeden auf, der etwas gegen Cromwells Erhebung auf den Thron habe, mit ihm zu kämpfen. — Milton thut Einſpruch, wird aber als Blinder zurückgewieſen. Nun hebt der Narr Gramadoch den hingeworfenen Fehdehandſchuh auf und bietet ſich zum Kampfe an, ſeine Pritſche ſtatt des Schwertes ſchwingend, aber der Champion läßt ihn feſtnehmen und ruft dann Cromwell zum Könige aus. — Der Saal füllt ſich immer mehr, Lady Cromwell, das Parlament und andere Dicaſterien treten nach und nach auf. — Die Gloſſen der Menge ſpielen lebhaft dazwiſchen. Endlich erſcheint Cromwell und die Feierlichkeit beginnt mit einer Anrede des Parlaments, die er würdig beantwortet; es erfolgt darauf ein Gebet, dann wird er mit dem Purpur bekleidet. Milton warnt ihn öffentlich, wie einſt Spurinna den Cäſar. — Cromwell empfängt das Schwert, als ihm aber Lambert die Krone anbietet, ſchlägt er ſie zu großem Erſtaunen der Verſammelten aus und es zeigt ſich jetzt, daß ihm Barebone aus Geiz Alles verrathen habe. — Lambert

---

*) Faux-frères! de mes biens vous êtes donc jaloux
Malheur à vous! Malheur à moi! Malheur à tous!

wird verbannt. — Die gefangenen Cavaliere treten auf und bitten den Tod durch das Schwerdt ſtatt am Galgen erleiden zu dürfen. Cromwell begnadigt ſie, weiß es aber ſo einzurichten, daß Rocheſter, der die Dame Guggligoy mitnehmen muß, und Murray, der zu Peitſchenſtrafe verurtheilt wird, von der Menge verhöhnt werden. — Manaſſe muß Barebone's Rechnung für den Thron aus eigenen Mitteln bezahlen. — Milton bittet um Gnade für Davenant, wird aber abgewieſen, weil Davenant Komödien ſchreibt. Carr wird jetzt gebracht, hält eine lange und heftige Rede gegen Cromwell, und verlangt zuletzt in ſeinen Kerker zurückgeführt zu werden. — Dann tritt Syndercombe vor und ſchmäht den Protector, dieſer bietet ihm die Bruſt hin, doch als Syndercombe ihn tödten will, packt dieſen die Menge, reißt ihn fort und wirft ihn in die Themſe. Unter lauten Acclamationen des Volkes ſchließt nun das Ganze mit folgenden Verſen:

*) **Overton** (leiſe zu Milton).
Ein Menſchenopfer für den Götzen. — Alle
Sind ihm ergeben, dies frivole Volk,
So wie das Heer; vergebens trotzt man ihm;
Vergebens wagt man ſich zum Kampf zu ſtellen.
Jetzt kann er Einen nach dem Andern ſtürzen.
Er flößet Liebe, flößet Schrecken ein,
Er muß zufrieden ſeyn.
Cromwell (träumeriſch; bei Seite).
Wann bin ich endlich König. —

---

*) **Overton** (bas à Milton).
Une victime humaine immolée à l'idole!
Tout est à lui, l'armée et ce peuple frivole.
Rien ne lui manque enfin! Il a ce qu'il lui faut.
Nos efforts n'ont servi qu'à le placer plus haut.
On l'ose en vain braver; on l'ose en vain combattre.
Il peut, l'un après l'autre, à présent nous abattre;
Il inspire l'amour, il inspire l'effroi;
Il doit être content!
Cromwell (rêveur à part).
Quand donc serai-je Roi.

Aus dem hier mitgetheilten Gerippe, das zu beſſerem Verſtändniß ſo ausführlich ſeyn mußte, wie es eben geworden iſt, obwohl noch eine Menge kleiner Nebenzüge übergangen wurden, laſſen ſich die großen Fehler des Stückes deutlicher erkennen als ſeine Schönheiten. Man ſieht, daß es dem Dichter nicht genügte, die Hauptmomente dieſer Periode aus Cromwells Leben in den Rahmen eines dramatiſchen Gemäldes zuſammenzudrängen; er wollte mehr, er wollte uns den Protector ganz geben, in ſeinen Verhältniſſen zu ſich ſelbſt, wie zu ſeiner Zeit und ſeinen Umgebungen; er fühlte, daß es daher nothwendig ſey, gleich einem geſchickten und emſigen Anatom, jede Fiber, von welcher nur irgend ein Muskel in dieſer künſtlichen Maſchine in Bewegung geſetzt wurde, herauszuheben und uns deutlich vor die Augen zu bringen, und eben darin iſt er unbeſtreitbar viel zu weit gegangen. Er hat vor dem Streben nach künſtlicher, genau in einander greifender Darſtellung, den mächtigſten und einfachſten Hebel, die Natürlichkeit überſehen oder nicht genug beachtet. — Die Welt, welche er vor unſern Augen entſtehen läßt, hat allerdings große Aehnlichkeit mit der wirklichen; ſie umfaßt Tugenden wie Laſter, Kraft und Schwäche, Leidenſchaften, Freude und Leid, aber trotz Allem dem iſt und bleibt ſie immer eine künſtliche, im Gehirn des Dichters zuſammengeſetzt, und er wird uns nie überreden können, daß ſie wirklich und wahr ſey, da man alle Federn und Hebel, welche dieſelbe in Bewegung bringen, zu deutlich ſieht; ich möchte ſagen, man hört im erſten Acte ſchon die Räder knarren, die erſt im letzten ſpielen ſollen, kurz er iſt nicht Herr der Maſſe geworden, denn ſie war ihm zu mächtig. — Die Beweiſe für dieſen Umſtand finden ſich ſehr leicht, man braucht nur die einzelnen Charactere dem ſtrengen Maaßſtabe der Kritik zu unterwerfen und wird ſehen, daß auch nicht einer von Allen conſequent angelegt und durchgeführt iſt, ſondern daß Jeder an Uebertreibung leidet; eine richtige auf innere unumſtößliche Geſetze begründete Zeichnung findet ſich nirgends, überall die grellſten Farben, überall Decorationsmalerei, die von fern geſehn glauben macht, es ſey ein Gemälde nach den Regeln der Kunſt, in der Nähe aber allen Eindruck wieder aufhebt. Dazu kommt nun noch, daß kein Character von Allen aus Elementen zuſammengeſetzt iſt, welche unſere Theilnahme anregen und unſer Intereſſe wecken können, indem ſie unſer Gefühl, den unbeſtechlichſten Richter in ſolchen Dingen ergreifen; die Wenigen, durch die es hätte geſchehn können, ſind entweder ſchlecht geſtellt und flüchtig behandelt, wie Francis und Richard, oder auch ſo unwahrſcheinlich, wie Rocheſter in ſeiner Tollheit, daß alle Wirkung nothwendig verloren gehn muß. Die Haupturſache mag wohl darin zu ſuchen ſeyn, daß der Dichter noch viel zu jung und ſolcher Aufgabe nicht gewachſen iſt; er kennt nur die Menſchen ſeiner Phantaſie, aber nicht die Menſchen des wirklichen Lebens und alle ſeine Geſchöpfe ſind daher Victor Hugo's, von Victor Hugo in ſolche Situationen hineingebracht und hineingedacht. — Wir dürfen jedoch nicht vergeſſen, daß der Verfaſſer, als er den Cromwell ſchrieb, ſich in einem Alter befand, wo man bei voller Jugendkraft Alles für möglich hält, und werden dann dieſe Irrthümer, wenn gleich nicht entſchuldigen, doch leicht erklären und verzeihen können. —

Bewundernswürdig iſt dagegen der Blick, mit dem er die Maſſe auffaßt und darſtellt; Alles lebt bei ihm und bewegt ſich in voller Kraft; der Verſtand kann nicht verarbeiten, was die Phantaſie hinwirft und dieſe iſt unerſchöpflich, ein dahin brauſender Fluß; Wellen werden von Wellen verdrängt und unaufhaltſam treibt die eine Woge raſch die andere vorwärts unſeren Blicken vorüber. Man kann ihm nie den Vorwurf machen, daß er ſich wiederhole, ſo oft er auch Ungereimtes bringt oder ſelber ſchwankt, wie er den Faden fortzuſpinnen habe, daß dieſer nicht reiße; ſeine Einbildungskraft iſt ſtets im Kreiſen, und Ruhe wird ihr nicht. — Daher ſind aber auch ſeine Reflexionen nicht immer natürlich und aus den Umſtänden ſelbſt entſpringend, ſondern ſehr oft künſtlich, durch ein unſicheres Gefühl ihrer Nothwendigkeit herbeigezogen und demzufolge ſelten durch die Stelle, an welcher ſie ſich befinden, ſchlagend und eindringlich. Daß die einzelnen Situationen mit vielem Geſchick und großer Gewandtheit angelegt ſind, wird Niemand läugnen wollen; wogegen aber auch Jeder eingeſtehn muß, daß ſehr Vieles ganz überflüſſig und unnütz iſt. Kurz, Cromwell iſt ein geniales, aber verfehltes Product von Victor Hugo's junger Muſe; wer wird den jungen Löwen tadeln wollen, wenn er ſeine Kräfte an Gegenſtänden, denen ſie noch nicht gewachſen ſind, verſucht; es iſt nun einmal ein Löwe.

Hernani ou L'honneur Castillan iſt der Name des zweiten Drama's, mit welchem er öffentlich hervortrat und das am 25. Februar 1830 unter gewaltigen Kämpfen zuerſt auf der Bühne zu Paris erſchien, und die Aufmerkſamkeit beider Partheien, von denen die Romantiker es in den Himmel hoben, die Klaſſiker es als eine Ausgeburt des Tollhauſes verſchrieen, anregte. Es iſt mehrere Mal in das Deutſche übertragen und aufgeführt worden, hat aber nirgends einen ſolchen Erfolg wie in Frankreich gehabt, ja in München erfuhr die Hermes'ſche Bearbeitung gar das ſeltſame Schickſal, förmlich ausgelacht zu werden, obwohl ſie gewiß nicht zu den ſchlechten gehörte. — Hier folgt in aller Kürze der Inhalt.

Donna Sol de Silva, verlobt mit dem alten Don Ruy Gomez de Silva, ihrem Oheim, liebt den Banditenhäuptling Hernani, und giebt ihm, der ihr Gefühl mit gleicher Leidenſchaft erwiedert, ein Stelldichein während der Abweſenheit des Herzogs Silva. — Dieſen Umſtand benutzt Don Carlos, König von Spanien, nachheriger Karl V. ebenfalls in Neigung zu der ſchönen Donna Sol entbrannt, und als die Duenna Donna Joſefa den Geliebten ihrer Herrin erwartet, drängt er ſich ein und zwingt ſie, ihn in einem Schranke zu verbergen. Gleich nach ihm kommt Hernani; während eines Geſpräches mit Donna Sol, in welchem er ihr ſeine ganze Lage ſchildert und ſie beredet, ſich in der folgenden Mitternacht von ihm entführen zu laſſen, hat ſich Karl verſteckt gehalten, doch wird ihm der Aufenthalt plötzlich zu läſtig in dem engen

Schranke, er giebt ſich ebenfalls als Bewerber um die Gunſt der Dame zu erkennen und beide Nebenbuhler ziehen die Degen gegen einander, als unvermuthet Don Ruy Gomez zurückkehrt und zwei Männer bei ſeiner Nichte findet, worüber er in den heftigſten Zorn geräth. — Da giebt ſich Don Carlos als König zu erkennen, erzählend er ſey gekommen, um ſich Rathes bei dem alten Freunde zu erholen, indem der Kaiſer Max geſtorben, und ſich Franz von Frankreich und ein Herzog von Sachſen um die deutſche Krone bewerben, er ſelbſt aber ebenfalls Abſichten auf dieſe hege. — Der Herzog erweiſt ihm jetzt die ſchuldigen Ehren, und Carlos giebt den Hernani, der noch einmal mit Donna Sol Abrede getroffen hat wegen der Entführung, für einen Cavalier ſeines Gefolges aus. — Dann entfernt er ſich und Hernani bleibt zurück und gelobt, wie er es ſchon früher geſchworen, blutige Rache an dem Könige zu nehmen, weil ſein (Hernani's) Vater, auf Befehl von Karls Vater, das Leben unter dem Henkersbeil endigte.

Karl, der die Verabredung beider Liebenden belauſcht hat, giebt im folgenden Acte das Zeichen und lockt Donna Sol damit auf die Straße, nachdem er vorher ſeinen Hofleuten Befehl ertheilte, den Hernani aufzuhalten, aber nicht zu tödten, bis es ihm gelungen die Dame zu entführen. In der folgenden Scene erklärt ſie dem Könige, daß ſie ihn nicht liebe, ſie entreißt ihm ſeinen Dolch und ruft Hernani. Dieſer tritt zu ihnen; er hat durch ſeine Räuber Karls Gefolge entwaffnen laſſen und fordert Karl zum Zweikampf auf: der Monarch weigert ſich aber und ruft dem Hernani zu, er ſolle ihn ermorden; Hernani zerbricht ſeinen Degen und Karl erklärt den Räuber für geächtet; geht jedoch mit deſſen Mantel bekleidet und dadurch geſchützt ab. Donna Sol fordert nun ihren Geliebten auf, mit ihr zu entfliehn, aber er will nicht, weil er geächtet iſt. Unterdeſſen wird Lärm in der Stadt, man ſetzt den Räubern nach und Hernani eilt fort, ſich aus den Armen der Geliebten losreißend.

Im nächſten Aufzuge erſcheint Donna Sol im vollen Hochzeitsſchmuck, ſie ſoll in der nächſten Stunde mit ihrem Oheim getraut werden. — Da tritt Hernani auf als Pilgrim verkleidet und fleht Don Ruy Gomez um gaſtfreundliche Aufnahme an, welche dieſer ihm auch gelobt, trotz dem, daß er ſich ihm in ſeiner wahren Geſtalt zu erkennen giebt. — Hernani und Donna Sol, allein, erklären ſich von Neuem ihre Liebe und umarmen ſich. In dieſer Stellung überraſcht ſie Ruy Gomez. Noch im Kampfe mit ſeinen Gefühlen erfährt er die Ankunft des Königs und verbirgt den Hernani. — Karl verlangt die Auslieferung des Banditen und nimmt, als der Herzog ſich beharrlich weigert, Donna Sol als Geißel mit ſich. — Mit Hernani darauf allein ſich findend, bietet er ihm den Zweikampf an, den dieſer aber ausſchlägt und ſich ihm, als dem Tode durch ſeine Hand verfallen, darbietet. Silva erfährt jetzt erſt, daß Carlos ebenfalls die Donna Sol liebt; Hernani bittet, ihn als Rächer zu gebrauchen und verſpricht, ſich nachher ruhig von ihm tödten zu laſſen. — Mit Folgendem ſchließt der Aufzug.

*) **Hernani**, ihm ein Horn überreichend, das er von ſeinem Gürtel löſt:
Hör', nimm dies Horn. — Was auch geſchehen möge,
Wann Dir's gefällt; gleichviel ſind wo und wann,
Wenn Dir es in den Sinn kommt, daß es Zeit
Zu meinem Tode ſey — ſtoß' in dies Horn
Und ſorge weiter nicht — das iſt genug.
Don Ruy Gomez, ihm die Hand reichend.
Gieb Deine Hand.
Es geſchieht. — Don Ruy zu den Ahnenbildern:
Ihr Alle dort, ſeyd Zeugen.

---

*) **Hernani** (lui présentant le cor qu'il ôte de sa ceinture):
Écoute, prends ce cor. Quoiqu'il puisse advenir
Quand tu voudras, seigneur; quel que soit le lieu, l'heure
S'il te passe à l'esprit qu'il est temps que je meure,
Viens, sonne de ce cor, et ne prends d'autre soin;
Tout sera fait.
Don Ruy Gomez (lui tendant la main).
Ta main?
(Ils se serrent la main. — Aux portraits):
Vous tous, soyez témoins.

Der vierte Aufzug ſpielt im Grabgewölbe Karl's des Großen zu Aachen. Karl iſt wegen der Kaiſerwahl nach Aachen gereiſt und verbirgt ſich jetzt hier, um die gegen ihn Verſchworenen zu belauſchen. — Dieſe erſcheinen, unter ihnen Hernani und Silva. Sie wählen Hernani, durch Abſtimmung, zu Karl's Mörder. Silva beſchwört ihn, ihm den Stoß in Karl's Bruſt zu überlaſſen, ja er will ihm ſogar das verhängnißvolle Horn dafür wiedergeben; Hernani willigt jedoch durchaus nicht ein. — Da werden plötzlich drei Kanonenſchüſſe, das Zeichen, daß Karl zum deutſchen Kaiſer gewählt iſt, gehört. — Karl erſcheint, die Verſchwornen hüllen ſich in tieſes Dunkel, werden aber von des Monarchen Gefolge, das von allen Seiten hereinbricht, entwaffnet. — Mittlerweile kommen die Kurfürſten, um Karl zu begrüßen. Dieſer entläßt ſie, befiehlt Donna Sol herbeizuführen, und darauf, nur die Herzoge und Grafen zu verhaften, alle Anderen aber zu entlaſſen. — Da giebt ſich Hernani als Johann von Arragonien zu erkennen und Karl — ſchlägt ihn zum Ritter und vermählt ihn mit Donna Sol. — Alsdann befiehlt er, ihn allein zu laſſen, und endigt mit folgendem Monologe den vierten Aufzug:

*) **Don Carlos allein**, ſich vor dem Grabmal verneigend.

Biſt du mit mir zufrieden?
Und legt' ich gut den Königsjammer ab? —
Ich war allein, vor einem Reich verloren
Und eine Welt um mich heult, brauſt, verſchwört ſich.
Dem Dänen Strafe, Lohn dem heil'gen Vater,
Venedig, Soliman, Luther und Franz,
Und tauſend Dolche, ſchon im Dunkeln blinkend,

---

*) **Don Carlos seul** (s'inclinant devant le tombeau).

Es tu content de moi?
Ai-je bien dépouillé les misères du roi. —
Ah j'étais seul, perdu devant un empire;
Tout un monde qui hurle et bouillonne et conspire;
Le Danois à punir, le Saint Père à payer;
Venise, Soliman, Luther, François premier;
Mille poignards jaloux, luisant dejà dans l'ombre;

Fallſtricke, Klippen und unzähl'ges Drohn.
Und zwanzig Völker noch, von denen Eins
Allein ſchon zwanzig Königen Furcht erregt;
Gedrängt und drängend Alles, auf ein Mal
Zu thun. — Da rief ich Dir: Womit beginn' ich?
Und du erwiederteſt: Mein Sohn, mit Gnade. —

Der fünfte Aufzug beginnt mit dem Schluſſe der Hochzeitsfeierlichkeiten Hernani's und der Donna Sol. Die Vermählten kommen, glücklich in ihrer Liebe. — Da ertönt plötzlich das verhängnißvolle Horn. — Donna Sol entfernt ſich auf kurze Zeit, eine Maske tritt auf, es iſt Silva, der Hernani an ſein Gelübde erinnert. — Dieſer wählt den Tod durch Gift. — Donna Sol kehrt zurück, erkennt ihren Oheim, der unerbittlich bleibt. Sie entreißt dem Gatten die Phiole mit Gift und theilt ſie mit ihm. Beide ſterben in Liebe vereint und Don Ruy erſticht ſich mit den Worten, als er Sol ſterben ſieht: **Morte.. Oh, je suis damné.**

Etwas Geſchraubteres, Unnatürlicheres und Unwahrſcheinlicheres als die Reden ſämmtlicher handelnder Perſonen während des ganzen Stückes, bis auf wenige Ausnahmen, iſt nicht leicht von einem Dichter erdacht worden, und man fühlt ſich gar ſehr geneigt, mit jenem franzöſiſchen Kritiker anzunehmen, Victor Hugo habe bei dieſem Drama verſuchen wollen, was er eigentlich ſeinen Landsleuten bieten könne und wie weit er gehen dürfe. — Es iſt nicht zu läugnen, daß die Erfindung des Sujets in ſeinen Hauptzügen ſehr glücklich und dem ſpaniſchen Character angemeſſen iſt (dafür ſprechen ähnliche ſpaniſche Dramen, wie z. B. das bekannte urſprünglich von Lope de Vega geſchriebene, doch nur in ſpäterer Bearbeitung auf uns gekommene **Sancho Ortiz de las Roëlas**, (deutſch von

---

Des piéges, des écueils, des menaces sans nombre,
Vingt peuples dont un seul ferait peur à vingt rois,
Tout pressé tout pressant, tout à faire à la fois.
Je t'ai crié: »Par où faut-il que je commence,«
Et tu m'as répondu: Mon fils, par la clemence.

von der Malsburg und von Zedlitz: der Stern von Sevilla), doch wie hier der Dichter ihn auffaßte, paßt der Stoff mehr für eine Romanze oder Ballade, nicht aber für ein Drama, deſſen Aufgabe es iſt, das Leben in ſeinen kleinſten Zügen, im vollen, wohl begründeten Zuſammenhange mit ungeſchwächter Wahrheit darzuſtellen! Die Charactere, die Hugo uns hier vorführt, handeln wie die Kinder und reden wie die Narren; ſie haben gar wunderliche Einfälle, und platzen in die wichtigſten Momente oft mit den kurioſeſten Späßen hinein. Natürlich und den Dingen angemeſſen bewegt ſich Niemand während der ſämmtlichen fünf Aufzüge, und mag es ſich der Zuſchauer auch noch ſo eifrig angelegen ſeyn laſſen, ſich in den Ideenkreis des Verfaſſers hineinzuverſetzen, es wird ihm doch immer zu Muthe ſeyn, als ſehe er Puppen ſpielen, die in einer ſonderbaren Parodie alle Leidenſchaften menſchlicher Gemüther auf das Skurrilſte und Uebertriebenſte nachäffen und verſpotten.

Und doch enthält der Hernani wahre und große Schönheiten, in welchen ſich Victor Hugo's ganze Kraft und Liebenswürdigkeit beurkunden. So ringt unter Andern die dritte Scene des fünften Actes mit ähnlichen Arbeiten großer gefeierter Meiſter um die Palme, denn hier ſchöpfte Hugo aus ſeinem reichen Herzen, nicht blos aus ſeiner Phantaſie, die ihm ſehr oft Rauſchgold und Flitter ſtatt der echten, gediegenen, edeln Metalle darbietet.

Dritte Vorleſung.

Marion Delorme, von Victor Hugo. Inhalt. — Beurtheilung. — Auszüge aus dieſem Drama. — Victor Hugo's Romane. Han d'Islande; Bug Jargal; Notre Dame de Paris; Le dernier jour d'un condamné. — Alphonſe de Lamartyne. — Deſſen Leben. Characteriſtik ſeiner Leiſtungen. — Bruchſtücke aus dem Gedichte: Le poète mourant. Ueber einige andere Gedichte dieſes Verfaſſers.

Marion Delorme iſt das neueſte Drama Hugo's, ſo wie überhaupt die neueſte Arbeit des Dichters, welche durch den Druck bekannt wurde. — Obwohl er daſſelbe noch früher als Hernani vollendete, ſo zögerte er doch aus edeln Motiven mit der Bekanntmachung. Nächſt dem Romane Notre Dame halten wir Marion Delorme unbedingt für ſein beſtes Werk, obwohl nach den deutſchen Grundſätzen feiner Sitte und ſtrengen Anſtandes, das Thema, das er hier behandelt, oder vielmehr die Stellung und die Verhältniſſe der Hauptperſon ſchwerlich auf unſerer Bühne geduldet würden. In dieſer Hinſicht ſind allerdings die anderen Nationen uns vorausgeeilt, wenn ſie nichts von derſelben ausſchließen, ſondern das ganze Leben mit allen ſeinen Verhältniſſen, mit ſeinen Licht- wie mit ſeinen Schattenſeiten, als ein Eigenthum des Theaters betrachten, da es ein unbeſtrittenes Eigenthum des

Dichters iſt, und es ihm durchaus frei ſtehn muß, auf eine edle Weiſe, jeden Punkt, der ſich ihm darbietet, ergreifen und behandeln zu dürfen. Der wahre ſittliche Adel wird ihn vor Verirrungen bewahren, der wahre ſittliche Adel der Zuſchauer wird aber auch nicht mit ihm zürnen, wenn er, vom Drange ſeines Genius getrieben, Flecken am geſelligen Körper aufdeckt und hinſtellt, die einmal da ſind, und die wir im gewöhnlichen Leben zu erwähnen vermeiden, weil ſie uns in unſerem durch Convenienz und Rückſichten beſchränkten Thun, ſtörend berühren. —

Die Heldin des Drama Marion Delorme iſt nämlich eine berüchtigte zu ihrer Zeit ſehr gefeierte Courtiſane. In der Mitte ihrer ſchimmernden Laufbahn wird ſie von heftiger Liebe zu einem jungen, hinſichtlich ſeiner bürgerlichen Stellung, höchſt unbedeutendem Manne entbrannt. — Sie folgt ihm nach Blois und lebt dort verborgen und unbekannt, ganz ihres Glückes ſich freuend, denn Didier erwiedert ihre Gluth, und hält ſie für die Reinſte und Edelſte ihres Geſchlechtes. — In Blois befindet ſich jedoch ein Regiment in Garniſon, und einer der Offiziere, der Marquis von Saverny, der zu Marion's Verehrern in Paris gehörte, hat ſie an ihrem neuen Aufenthaltsorte ausfindig gemacht, und ſich bei ihr Eingang zu verſchaffen gewußt, gerade, als ſie Didier erwartet. — Mit vieler Mühe gelingt es ihr, ihn zum Fortgehn zu bewegen. — Er hat ſich jedoch kaum entfernt, als der Geliebte eintritt. Es folgt eine Scene voll der heißeſten und reinſten Gefühle zwiſchen ihnen, während welcher Didier bei Gelegenheit eines Buches, das der Marion Delorme dedicirt iſt, ſich auf das Heftigſte in ſeiner Unwiſſenheit über dieſe ausſpricht. — Sie werden durch Waffengeklirr auf der Straße unterbrochen; Saverny iſt von ſechs Räubern angefallen und nahe daran ihnen zu unterliegen; Didier eilt ihm zu Hülfe, indem er vom Balcon herab auf die Straße ſteigt. — Als er ihn befreit hat, nimmt er denſelben Weg zurück, und der Marquis folgt ihm, durch das Fenſter in Marion's Zimmer, um ſich bei ihm zu bedanken; er erkennt Marion und redet mit ihr, ſie bittet ihn um Gottes Willen, zu verſchweigen, wer ſie iſt, da ſtößt Didier die Lampe um und zieht ihn mit ſich fort. Eine kurze Scene zwiſchen Dame Roſe, einer Art von Duenna, und ihrer Gebieterin, in welcher dieſe geſteht, der junge Mann ſey weder reich, noch galant, habe ihr nicht einmal die Hand geküßt, und auf Roſe's Frage **Alors, qu'en faites vous?** träumeriſch nachdenkend antwortet: **Je l'aime** ſchließt den Act, welcher wie in allen Hugo'ſchen Stücken einen Separattitel **Le Rendezvous** führt. —

Der zweite Aufzug **La Rencontre** ſpielt in einem Wirthshauſe. — Offiziere der Garniſon, ſämmtlich franzöſiſche Edelleute, ſind dort verſammelt und vertreiben ſich die Langeweile auf ihre Weiſe, durch Geſchwätz und Spiel. Es iſt die Zeit des Jahres 1638, in welchem die Duelle ſehr überhand nehmen und Modeartikel ſind, Richelieu Frankreich und den ſchwachen Ludwig **XIII.** mit gleich ſtarrem Scepter beherrſcht, und Corneille eben bekannt geworden iſt unter den Dichtern. Dieſe Gegenſtände geben den Stoff zur Unterhaltung der jungen Leute her. — Ein ſchwarz gekleideter ernſter Mann tritt ein, und ſetzt ſich ſtill an einem Tiſchchen hin. — Es iſt L'Angely, der Hofnarr des Königs. — Ohne ſich in das Treiben der Geſellſchaft zu miſchen, ſetzt er doch von Zeit zu Zeit ihren vorlauten Bemerkungen, durch wohl angebrachte Erinnerungen an unglückliche Folgen ähnlicher Vorfälle, einen Dämpfer auf. — Der Platz vor dem Wirthshauſe wird plötzlich vom Volke angefüllt, das einen königlichen Ausrufer begleitet. Dieſer verlieſt ein Edict des Königs, kraft deſſen jeder den Zweikampf überlebende Duellant, ohne Gnade, dem Galgen verfällt. Er befeſtigt das Placat darauf an der Mauer und entfernt ſich. — Während deſſen bricht die Nacht allmählig herein. Saverny tritt in das Wirthshaus und erzählt, daß er ſeinen Lebensretter vergeblich geſucht habe. — Es wird eine Laterne über dem Placat angezündet. Didier, der Groll gegen Saverny hegt wegen ſeines Betragens bei Marion, ſetzt ſich unter der Laterne neben einem Tiſchchen hin. Die anderen Offiziere machen Saverny auf das Edict aufmerkſam und dieſer verlangt in ſeinem Uebermuthe von Didier, er ſolle es ihm vorleſen. — Es kommt zu Beleidigungen und zu einer Ausforderung, und da Didier keinen Degen hat, leiht ihm L'Angely den ſeinigen. — Das Duell geht vor ſich, unter der Laterne ſelbſt, die das Edict beleuchtet. — Marion kommt dazu und ruft, als ſie Didier kämpfen ſieht, um ihn zu retten nach der Wache. — Dieſe tritt auf; Saverny fällt auf den Rath ſeiner Freunde zur Erde und ſtellt ſich todt. — Die Schaarwache nimmt den Didier gefangen mit ſich, die Edelleute tragen den vermeintlichen Leichnam fort. Marion bleibt mit L'Angely allein zurück, ſie erkennt ihr Unglück und ruft aus:

O Didier, unwürdig bin ich, ſchlecht,
Doch zeigen will ich Dir, was Gott vermag
Durch eines Weibes Hand. — Ich folge dir.
(Sie eilt fort).

L'Angely.

Gott weiß wohin. —
(Er hebt ſeinen Degen auf, den Didier fallen ließ).
Wer würde nun behaupten,
Ich ſey der Narr an dieſem Ort allein. *)

Auf dem Schloſſe zu Nangis, bei dem Oheim des vermeintlich verſtorbenen Saverny, dem Marquis de Nangis ſpielt der dritte Aufzug: La Comédie. — Der Marquis von Saverny iſt, um die Liſt vollkommen durchzuführen, verkleidet mit ſeinem Freunde und Kameraden Brichanteau gekommen, und hat ſeinem Verwandten, der ihn wie einen Sohn

---

*) O mon Didier! je suis vile, indigne, infâme.
Mais ce que Dieu peut faire avec des mains de femme
Je te le montrerai. — Je te suis. —
(Elle sort du côté par où est sorti Didier).
L'Angely ſchließt den Act mit folgenden Worten. —
Dieu sait où.
(Ramassant son épée laissée à terre par Didier).
Ça qui dirait qu' ici c'est moi qui suis le fou. —

liebt, die Todesnachricht und den Sarg mit ſeiner vorgeblichen Leiche gebracht. M. de Laffemas, der **Lieutenant criminel** des Cardinals, eine ſchmutzige, niedrige Seele, befindet ſich ebenfalls dort und ſucht auf ſeine Weiſe den tief betrübten alten Mann zu tröſten; Brichanteau warnt prophetiſch den Saverny, der ihn nicht kennt, vor ihm, indem er ihn mit einem Raben vergleicht, den Leichengeruch anlockt. — Laffemas erzählt, Didier ſei gefangen und werde den Tod am Galgen erleiden. Mitlerweile kommt ein Diener, meldend, eine Schauſpielertruppe ſei angekommen und bitte um ein Nachtquartier. Es wird eine Scheune dazu angewieſen. — Zugleich empfängt Laffemas die Nachricht, daß Didier mit Marion entflohn ſey, verdrießlich eilt er ab, nachdem ſich Saverny und Brichanteau, denen dieſer Umſtand fremd blieb, ſchon früher entfernt haben, um das Leichenbegängniß zu beſorgen. — Die Schauſpielertruppe tritt auf, bei ihr befinden ſich Didier und Marion, die unterweges zu ihr geſtoßen ſind und die Rollen der Chimene und des Matamore übernehmen. Eine leidenſchaftliche Scene zwiſchen Beiden, in welcher der Erſtere ſich noch ganz unbekannt mit Marion's früheren Verhältniſſen zeigt, erfolgt jetzt; ſie wird abgerufen um ihre Rolle zu probieren, da erkennt ſie Saverny, der gerade eintritt, und erzählt es in ſeiner Unbeſonnenheit und Unbefangenheit dem dazukommenden Laffemas. Dieſer ſchließt daraus, daß auch Didier unter den Schauſpielern ſeyn müſſe und entfernt ſich um ſeine Anſtalten zu treffen. Didier erfährt jetzt, theils durch das Geſpräch zwiſchen den Beiden, theils durch eine fernere Unterhaltung mit Saverny, wer ſeine von ihm wie eine Heilige geliebte Marie eigentlich ſey, und eilt verzweifelnd ab. Saverny folgt ihm. Laffemas läßt nun die ganze Truppe vorfordern, und befiehlt jedem Einzelnen unter dem Vorwande, der Cardinal wolle ſie ſämmtlich engagiren, ihm ein Stück aus ſeiner Rolle vorzudeklamiren. Sie thun es Alle, auch Marion, der Laffemas galant und verliebt die Hand dafür küßt, als aber die Reihe an Didier kommt, erklärt dieſer ohne Weiteres, er ſey Didier.

Laſſemas verlangt jetzt von dem hinzutretenden Marquis de Nangis Hülfe, um Didier feſtzunehmen, und äußert, wenn Saverny nicht todt wäre, ſo würde er eher geneigt ſeyn — da läßt ihn dieſer nicht zu Ende reden, wirft ſeine Vermummung ab und giebt ſich zu erkennen. Der alte Nangis iſt glücklich darüber, Alle wähnen die Sache beigelegt, als plötzlich Laſſemas Beide arretirt, von dem Marquis de Nangis Unterſtützung verlangt, und als dieſer ſich weigert, Nangis Leuten im Namen des geheimen Tribunal's den ſtrengſten Gehorſam befiehlt. — Die beiden Duellanten werden abgeführt, Didier ſtößt Marion kalt zurück und der Act ſchließt mit folgendem Grauſen erregenden Zuge:

(Ein Diener eintretend, zum Marquis.)
Des gnäd'gen Herrn Beſtattung iſt bereit.
Aus Ihrem Munde wünſcht man Tag und Stunde
Zu wiſſen. —

Laſſemas.
Komm' in einem Monat wieder.*)

Der vierte Aufzug **Le Roi** ſchildert den ſchwachen bigotten von dem Kardinal Richelieu eiſern beherrſchten Ludwig XIII. mit großer Wahrheit, in ſeinem eingezogenen Leben. Die beiden jungen Leute ſind zum Tode am Galgen verdammt. — Umſonſt flehen der alte Nangis und Marion, die ſich für Didier's Schweſter ausgiebt, um Gnade für die Verurtheilten. — Endlich gelingt es dem Hofnarren l'Angely, dem Könige dieſelbe zu entlocken. Marion, die unbemerkt im Zimmer blieb während der Unterredung, ſtürzt ihm dankend zu Füßen; da fordert er ſchwankend ſeine Handſchrift wieder von ihr zurück, ſie weigert ſich aber ſtandhaft, er entläßt ſie endlich und An-

---

*) (Un valet entrant, au vieux marquis.)
De Monseigneur Gaspard les obsèques sont prêtes.
Pour la cerémonie, on vient de votre voix
Savoir l'heure et le jour. —

Laffemas.
Revenez dans un mois.

gely ſchließt dieſen Act mit der bitteren und ſarkaſtiſchen Bemerkung, als Ludwig bemerkt, der Kardinal werde wüthend darüber ſeyn: **On peut bien une fois être roi par mégarde.** *)

Der fünfte Aufzug, **Le Cardinal** überſchrieben, ſpielt im Hofe des Thurms von Beaugency. — Arbeiter ſind beſchäftigt eine Breſche in der Mauer zu machen, für die große Sänfte des Cardinals, der der Hinrichtung zuſehn will. — Sie entfernen ſich und Laffemas tritt gleichzeitig mit Marion auf; ſie zeigt den Befehl des Königs vor, der Kerkermeiſter weigert ihr den Eintritt, Laffemas dagegen wird auf ein vom Cardinal unterſchriebenes Papier zugelaſſen, und Marion erfährt jetzt von ihm zu ihrer äußerſten Beſtürzung, daß der König die Begnadigung in der Nacht widerrufen habe. — Laffemas bietet ihr nun die Rettung Didiers für einen ſchweren Preiß an, verzweifelnd willigt ſie ein und folgt ihm. — Didier und Saverny werden darauf von Wachen begleitet in den Hof gelaſſen, der Kerkermeiſter kündet dem Letzteren an, er wollte ihn, von ſeinem Oheim dazu erkauft, entfliehen laſſen, aber ohne Didier will Saverny die Rettung nicht, und dreht dem Kerkermeiſter unwillig den Rücken. — Ein Rath des oberſten Gerichtshofes kommt und lieſt ihnen ihr Urtheil, das in Tod durch das Schwerdt verwandelt iſt, vor, er theilt ihnen ferner mit, daß die Hinrichtung um neun Uhr deſſelben Abends vor ſich gehen ſolle. Sie hören Alles gelaſſen an, und Didier will dem Marquis nachdem der Rath fort iſt, Muth einreden, Saverny hat aber ruhig den Kopf auf den Tiſch gelegt und iſt darüber eingeſchlafen. — Jetzt tritt Marion auf; ſie hat um jenen hohen Preis, Didiers Rettung von Laffemas erkauft; es bleibt ihnen nur noch eine Stunde Zeit zur Flucht; Didier weiſt ſie aber kalt und fremd zurück, und die Friſt verſtreicht nutzlos. — Der Rath, der Henker und die Wache kommen; die beiden jungen Leute ſollen zum Tode geführt werden, da bricht Didiers ganze Liebe zu Marion mit gewaltiger Kraft hervor, er ſtürzt ihr zu Füßen und fleht ſie um Verzeihung an. — Der Cardinal wird vorüber getragen in ſeiner Sänfte, auf den Händen kriecht Marion hin und jammert um Gnade, aber eine Stimme aus der Sänfte ruft: keine Gnade! Beſinnungslos ſtürzt ſie nieder, der Zug mit den Verurtheilten geht ab, und als das unglückliche Weib wieder zu ſich kommt, kehrt die Sänfte des Cardinals zurück und ihr Geliebter iſt nicht mehr.

---

*) Man kann aus Irrthum wohl mal König ſeyn.

Die bereits bemerkten vorherrſchenden Fehler, welche auf Hugo's Eigenthümlichkeit ſich gründen, treten auch in dieſem Drama hervor, doch bei Weitem nicht ſo ſtörend als in ſeinen früheren Arbeiten, auch werden ſie durch die großen glänzenden Schönheiten, durch verſtärkte Beſonnenheit, ſo wie durch eine vortreffliche Auffaſſung und Schilderung jener Zeit und ihrer Triebfedern verdeckt. Die Leidenſchaft iſt wahr und tief dargeſtellt, und die Kenntniß des menſchlichen Herzens, welche der Dichter hier zeigt, wahrhaft bewundernswürdig. — Zwar wiederholen ſich in den Characteren ſeiner Hauptperſonen, dieſelben Züge, die uns ſchon im Cromwell und im Hernani entgegen traten; der daraus entſpringende Tadel trifft aber den Dichter im Allgemeinen, nicht dieſes Drama insbeſondere, deſſen Werth noch dadurch erhöht wird, daß er den falſchen Prunk und den leeren Flitter des Witzes zu verſchmähen anfing, und ſich bemühte, die Wirklichkeit in ihren Verhältniſſen richtig hinzuſtellen. Die Motive ſind aus innerer Nothwendigkeit, nicht aus dem Maſchinenwerk der Phantaſie hergeleitet und in Wirkung geſetzt, auch iſt nirgends Ueberflüſſiges oder Unnützes, als etwa im vierten Acte, wo er den erlahmenden Gang der Handlung durch ſeine alte Manier zu verdecken ſucht. — Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich meinem individuellen Gefühle folgend, Marion de Lorme als eine der glänzendſten und bedeutendſten Erſcheinungen neueſter Poeſie betrachte. Ueber das vielleicht Einzelnen Anſtößige des ganzen Thema's habe ich mich ſchon oben ausgeſprochen, und füge nur noch hinzu, daß es kein Beweis von geiſtiger Kraft wäre, wenn man, in kleinlichen Rückſichten befangen, die Freiheit des Dichters und ſein gutes Recht, den ſtrengen und beengenden Banden geſellſchaftlicher Convenienz unterwerfen wollte. — Als Probe folge hier der Schluß des Ganzen.

*) Marion Delorme.

Fünfter Aufzug. Siebente Scene.

Didier, Saverny. Marion. Der Rath. Die Henker. Volk. Soldaten u. ſ. w.

Der Rath.

Nun meine Herrn, ich bin bereit.

Marion (zu Didier).

Hab' ich Dir nicht geſagt, der Henker käme?

Didier (zum Rath).

Wir ſind es auch. —

Der Rath.

Wer iſt es, der den Namen
Des Marquis von Saverny führt?

(Didier zeigt ihm mit den Finger den ſchlafenden Saverny).

Der Rath (zum Scharfrichter).

Man weck' ihn.

Der Henker (Saverny ſchüttelnd).

Wie feſt er ſchläft. He! gnäd'ger Herr, wacht auf.

Scene VII.

Les mêmes, le conseiller, le bourreau, peuple, soldats etc.

Le conseiller.

Messieurs, je suis prêt.

Marion (à Didier).

Quand je te l'avais dit, que le bourreau viendrait.

Didier (au conseiller).

Nous sommes prêts aussi.

Le conseiller.

Quel est celui qu'on nomme
Marquis de Saverny?

(Didier lui montre du doigt Saverny endormi. — Au bourreau).

Reveillez-le.

Le bourreau (le secouant).

Mais comme
Il dort! — Hé! Monseigneur!

Saverny (ſich die Augen reibend).
Wie kann man meinen guten Schlaf mir rauben.
Didier.
Man unterbrach ihn nur.
Saverny (bald wach, ſieht Marion und begrüßt ſie).
Ich träumte ſchöne Dame juſt von Euch.
Der Rath.
Empfahlt Ihr Eure Seele Eurem Gott?
Didier.
Ich that's.
Der Rath ihm ein Pergament überreichend).
So unterzeichnet dieſe Schrift.
(Saverny nimmt es und lieſt).
Es iſt das Protokoll — wie wunderbar
Iſt's doch, daß der Bericht von meinem Tode
Von meiner eignen Hand wird unterzeichnet.
(Er unterſchreibt und lieſt es von Neuem. Zum Greffier.)
Drei orthograph'ſche Fehler machten Sie.
(Er nimmt die Feder und verbeſſert die Fehler, dann zum Scharfrichter.)
Du weckteſt mich und lullſt mich wieder ein.

Saverny (se frottant lex yeux).
Ah! ..... comment ont-ils pu
M'ôter mon bon sommeil?
Didier.
Il n'est qu'interrompu.
Saverny (à demi éveillé, apercevant Marion et la saluant).
Tiens! je rêvais de vous justement, belle dame!
Le conseiller.
Avez-vous bien à Dieu recommandé votre ame?
Didier.
Oui, Monsier.
Le conseiller (lui presentant un parchemin).
Bien, veuillez me signer ce papier.
Saverny (prenant le parchemin et le parcourant des yeux).
Cest le procès-verbal, — ce sera singulier,
Le récit de ma mort signé de mon paraphe.
(Il signe et parcourt de nouveau le papier. Au greffier.)
Monsieur, vous avez fait trois fautes d'orthographe.
(Il reprend la plume et les corrige. — Au bourreau.)
Toi, qui m'as éveillé, tu vas me rendormir.

Der Rath.
Didier?
(Didier tritt vor, er giebt ihm die Feder).
Hier ihren Namen.
Marion (ſich die Augen verhüllend).
Gott, wie gräßlich.
Didier (unterzeichnend).
Nie unterzeichnet' ich mit größ'rer Luſt.
(Die Wachen bilden ein Spalier und ziehen Beide mit fort).
Saverny (zu Einem in der Menge).
So macht doch Platz, das Kind kann ja nichts ſehen.
Didier (zu Saverny).
Um meinetwillen thuſt Du dieſen Gang,
Umarme mich. —
Marion (auf ihn zueilend).
Und mich umarmſt Du nicht?
Didier, umarme mich.
Didier (auf Saverny deutend).
Er iſt mein Freund.

Le conseiller (à Didier).
Didier?
(Didier se presente. Il lui passe la plume).
Votre nom là.
Marion (se cachant les yeux).
Dieu, cela fait frémir!
Didier (signant).
Jamais à rien signer je n'eus autant de joie!
(Les gardes font la haie, et les entrainent tous deux.)
Saverny (à quelqu'un de la foule).
Monsieur, rangez-vous donc pour que cet enfant voie.
Didier (à Saverny).
Mon frère! c'est pour moi, que vous faites ce pas,
Embrassons nous!
(Il embrasse Saverny).
Marion (courant à lui).
Et moi, vous ne m'embrassez pas!
Didier, embrassez-moi!
Eidier (montrant Saverny).
C'est mon ami, madame.

Marion (die Hände zuſammenſchlagend).
O Gott, wie marterſt Du mich armes Weib,
Das auf den Knieen, vor dem Könige
Wie vor dem Richter, unaufhörlich lag
Und ſie um Gnade bat für Dich — ich flehe
Dich jetzt um Gnade an für mich — für mich!
(Didier ſtürzt keuchend auf Marion zu und bricht in Thränen aus).
Nein! nein! mir bricht das Herz! es iſt abſcheulich!
Ich liebte ſie zu ſehr. — Es iſt unmöglich
Sie ſo zu laſſen! — Es iſt gar zu ſchwer
Eiskalt zu bleiben, wenn das Herz uns brach.
Komm, komm in meine Arme!
(Er drückt ſie convulſiviſch an ſich).
Ich muß ſterben.
Ich liebe Dich, und Dir es hier zu ſagen
Iſt jetzt mein höchſtes Glück.

Marion.
O Didier.
(Er umarmt ſie ungeſtüm von Neuem).

Didier.
Komm armes Weib! O ſaget mir, Ihr Alle

Marion (joignant les mains).
Oh! que vous m'accablez durement, faible femme,
Qui, sans cesse aux genoux du juge, ou du roi
Demande grâce à tous pour vous, à vous pour moi.
Didier. (Il se précipite vers Marion haletant et fondant en larmes).
Hé bien non! non, mon coeur se brise! c'est horrible!
Non, je l'ai trop aimée! il est bien impossible
De la quitter ainsi! — Non, c'est trop malaisé
De garder un front dur quand le coeur est brisé.
Viens! oh viens dans mes bras!
(Il la serre convulsivement dans ses bras).
Je vais mourir; je t'aime!
Et le dire ici, c'est le bonheur suprême!

Marion.
Didier! ....
(Il l'embrasse de nouveau avec emportement).

Didier.
Viens! pauvre femme! — Ah! dites-moi, vraiment

Gäb's Einen unter Euch, der ſich geweigert,
In ſolchem Augenblick ſie zu umarmen,
Die ſich ihm immer, ſich ihm ganz ergab?
Ich hatte Unrecht. — Wollt Ihr denn, Ihr Herrn
Daß ohne Mitleid und Verzeihung ich
Vor ihren Augen ſterbe? — Komm! komm her,
Laß mich Dir ſagen — Unter allen Frauen
— Und jeder billigt das aus Grund der Seele,
Wer hier zugegen iſt — Die, die ich liebe
Der meine Treue bleibt — die ich verehre,
Du biſt es, Du! denn Du warſt gut und ſanft,
Du liebteſt mich — Du wareſt mir ergeben —
Nun höre mich — mein Leben iſt zu Ende —
Ich ſterbe — und der Tod zeigt Alles uns
Im rechten Lichte. — Haſt Du mich betrogen,
Geſchah es nur aus übergroßer Liebe! —
— Und Deinen Fall, haſt Du ihn nicht gebüßt? —
Vielleicht hat Deine Mutter Dich vergeſſen,
Wie mich die meine. — Armes Kind, ganz jung
Hat Deine Unſchuld man vielleicht verkauft. —

Est-il un seul de vous qui dans un tel moment
Refusât d'embrasser la pauvre infortunée
Qui s'est à lui sans cesse et tout-à-fait donnée?
J'avais tort! j'avais tort! — Messieurs voulez-vous donc
Que je meure à ses yeux sans pitié, sans pardon?
— Oh! viens, que je te dise! — Entre toutes les femmes
Et ceux qui sont ici m'approuvent dans leurs ames,
Celle que j'aime, celle à qui reste ma foi,
Celle que je vénère enfin, c'est encor toi! —
Car tu fus bonne, douce, aimante, dévouée! —
Ecoute-moi: — ma vie est déja dénouée,
Je vais mourir, la mort fait tout voir au vrai jour.
Va, si tu m'as trompé, c'est par excès d'amour!
— Et ta chûte d'ailleurs, l'as tu pas expiée?
Ta mère et ton berceau t'a peut-être oubliée
Comme moi. — Pauvre enfant! toute jeune ils auront
Vendu ton innocence! ... Ah! relève ton front!

Blick' auf getroſt. — Und Ihr, Ihr Alle hört —
In ſolchen Stunden ſchwindet uns die Erde
Gleich einem Schatten und der Mund ſpricht wahr.
In dieſem Augenblick! — hoch vom Schafott —
Es giebt nichts Höheres, wenn der Unſchuldige
Dort ſtirbt. — Marie — Du Engel aus dem Himmel,
Den nur die Erde hat befleckt. — O Du
Du, meine Vielgeliebte, meine Gattin
Marie! höre mich! Im Namen Gottes,
Zu dem der Tod mich bringt, verzeih ich Dir. —

Marion (unter heißen Thränen).

Allmächtiger!

Didier.

Jetzt kommt an Dich die Reihe.

(Er kniet vor ihr nieder.)

Verzeihe Du mir.

Marion.

Didier!

Didier (noch immer knieend).

Vergieb mir,
Denn ich war ſchlecht. — Gott trifft Dich und betrübt Dich

— Ecoutez tous: — à l'heure où je suis, cette terre
S'efface comme une ombre, et la bouche est sincère!
Hé bien! en ce moment, — du haut de l'échafaud,
Quand l'innocence y meurt, il n'est rien de plus haut! —
Marie, ange du ciel que la terre a flétrie,
Mon amour, mon épouse, — écoute-moi, Marie. —
Au nom du Dieu vers qui la mort va m'entrainant,
Je te pardonne!

Marie (étouffée de larmes).

O ciel!

Didier.

A ton tour maintenant.

(Il s'agenouille devant elle.)

Pardonne-moi!

Marion.

Didier!

Didier (toujours à genoux).

Pardonne-moi, te dis-je!
C'est moi, qui fus méchant. Dieu te frappe et t'afflige

Durch mich und Du beweinſt noch meinen Tod.
Daß ich Dich elend machte — o das giebt
Mir ſchwere Reue. — Ach, laß' mir ſie nicht
Marie — laß' mir ſie nicht — verzeihe mir!

Marion.

Ach!

Didier.

Lege Deine Hand auf meine Stirn
Und ſprich ein Wort, ich bitte Dich darum.
Doch iſt Dein Herz zu voll, kannſt Du nicht reden —
Gieb mir ein Zeichen. — Ich bedarf des Troſtes,
Ich muß jetzt ſterben. —

(Marion legt ihm die Hände auf die Stirn. Er ſteht auf, umarmt ſie innig und ſagt mit einem Lächeln himmliſcher Freude zu den Andern.)

Vorwärts meine Herrn.

Marion (ſtürzt ſich wild zwiſchen ihn und die Soldaten).

Nein, Wahnſinn iſt es, wenn man glaubt, es ſey
So leicht, ihn zu ermorden. — Man vergißt,
Daß ich zugegen. Schonet uns, Ihr Herrn!
Wie ſoll ich mit Euch reden? Auf den Knieen?
Hier knice ich! Wenn noch in Eurer Seele

Par moi. Tu daigneras encor pleurer ma mort.
Avoir fait ton malheur, va, c'est un grand remord.
Ne me laisse pas, pardonne-moi, Marie!

Marion.

Ah! ....

Didier.

Dis un mot, tes mains sur mon front, je t'en prie.
Ou si ton coeur est plein, si tu ne peux parler,
Fais-moi signe .... je meurs, il faut me consoler!

(Marion lui impose les mains sur le front. Il se relève et l'embrasse étroitement, avec un sourire de joie céleste.)

Adieu! — Marchons, Messieurs!

Marion. (Elle se jette égarée entre lui et les soldats.)

Non, c'est une folie!
Si l'on croit t'égorger aisément, on oublie,
Que je suis là! — Messieurs, Messieurs, épargnez-nous!
Voyons, comment faut-il, qu'on vous parle? à genoux?
M'y voilà. Maintenant, si vous avez dans l'ame

Sich etwas regt, das eines Weibes Stimme
Erzittern macht, wenn Gott Euch nicht verfluchte,
So tödtet mir ihn nicht.
(Zu den Zuſchauern.)
Ihr aber, Ihr,
Wenn heute Abend Ihr zu Hauſe kehrt,
Heim zu den Euren, wird's Euch nicht an Müttern,
Euch nicht an Töchtern fehlen, die Euch ſagen:
Gott, welche Miſſethat! — Ihr konntet's hindern
Und habt es nicht gethan. — Ich muß Dir folgen,
Mein Didier, ſie werden Dich nicht tödten,
Wenn es ihr Wille, daß ich leben ſoll.

Didier.

Nein, laß mich ſterben. — Siehſt Du, das iſt beſſer,
Gar tief iſt, meine Wunde, Vielgeliebte,
Und ſie vernarbt zu ſchwer. — Viel beſſer iſt's,
Ich ſterbe. — Nur wenn je — ſieh, wie ich weine —
Ein And'rer ſich Dir naht, der glücklicher
Und ſchöner iſt — dann denk' an Deinen Freund,
Den armen Freund, der tief im Grabe ruht.

Quelque chose qui tremble à la voix d'une femme,
Si Dieu ne vous a pas maudits et frappés,
Ne me le tuez pas! —
(Aux spectateurs.)
Et vous Messieurs, et vous.
Lorsque vous rentrerez ce soir dans vos familles,
Vous ne manquerez pas de mères et de filles
Qui vous diront: — Mon Dieu! c'est un bien grand forfait!
Vous pouviez l'empêcher, vous ne l'avez pas fait!
— Didier! on doit savoir, qu'il faut que je vous suive.
Ils ne vous tueront pas s'ils veulent, que je vive!

Didier.

Non, laisse-moi mourir. Cela vaut mieux, vois-tu?
Ma blessure est profonde, amie! elle aurait eu
Trop de peine à guérir. Il vaut mieux, que je meure.
Seulement si jamais — vois-tu comme je pleure? —
Un autre vient vers toi plus heureux ou plus beau!
Songe à ton pauvre ami couché dans le tombeau!

Marion.
Nein, nein, Du lebſt für mich, ſind Alle denn
Hier unerbittlich? — Nein, Du bleibſt am Leben.
Didier.
O rede nichts Unmögliches. — Vielmehr
Gewöhne Deine Augen, meine Gruft
Zu ſehn. — Umarme mich. — Siehſt Du — Geſtorben,
Liebſt Du mich inniger, gewähreſt mir
In Deinem Angedenken heil'ge Stätte.
Doch bei Dir leben — mit gequälter Seele,
Ich, der ich immer Dich allein geliebt,
Stets bei Dir — kannſt Du's ohne Schaudern denken?
Ich brächte Dich zum Weinen, machte mir
Gedanken über längſt geſcheh'ne Dinge,
Die ich nicht äußerte — es würde ſeyn,
Als ſpionirt' ich, zweifelte, und litte. —
Unglücklich würdeſt Du. — D'rum laß mich ſterben.
Der Rath (zu Marion).
Der Cardinal kommt hier ſogleich vorbei,
Es iſt noch Zeit, um Gnade zu erflehn.

Marion.
Non! tu vivras pour moi, sont-ils donc inflexibles?
Tu vivras!
Didier.
Ne dis pas des choses impossibles;
A ma tombe plutôt accoutume tes yeux.
Embrasse-moi. Vois-tu? mort, tu m'aimeras mieux.
J'aurai dans ta mémoire une place sacrée;
Mais vivre près de toi, vivre l'ame ulcérée,
O ciel! Moi qui n'aurais jamais aimé que toi,
Tous les jours, peux-tu bien y songer sans effroi?
Je te ferais pleurer, j'aurais milles pensées
Que je ne dirais pas, sur les choses passées,
J'aurai l'air d'epier, de douter, de souffrir,
Tu serais malheureuse! — Oh! laisse-moi mourir!
Le conseiller (à Marion).
Il faut dans un moment que le cardinal passe,
Il sera tems encor de demander leur grace.

Marion.

Der Cardinal. — Ja wohl — der Cardinal
Wird kommen. — Ihr ſollt ſehn. — Er wird mich hören.
Mein Didier, gieb Acht, was ich ihm ſage.
Wie kannſt Du glauben — es iſt wirklich thöricht,
Daß dieſer gute Cardinal, ein Greis, ein Chriſt,
Dir nicht verzeihe. — Du verzeihſt ja mir.

(Es ſchlägt Neun. Didier giebt Allen ein Zeichen zu ſchweigen. Marion horcht ſchaudernd auf die Schläge. Als es ausgeſchlagen hat, ſtüzt ſich Didier auf Saverny.)

Saverny (zum Volk).

Ihr Alle, die Ihr kamt, um uns zu ſehn
Auf dieſem Gange, wenn von uns man redet,
Bezeugt, daß ohne zu erbleichen wir,
Wir Beide, dieſe Glocke ſchlagen hörten,
Die uns die Ewigkeit geſchlagen hat.

(Ein Kanonenſchuß wird am Thor gelöſt. Der ſchwarze Vorhang, der die Lücke in der Mauer bedeckte, fällt. Die rieſenhafte Sänfte des Cardinals erſcheint, von vier und zwanzig Garden getragen, und von dreißig andern, welche Fackeln und Hellebarden halten, umgeben. Die Sänfte iſt ſcharlach-

---

Marion.

Le cardinal ! c'est vrai. Le cardinal viendra.
Il viendra. Vous verrez, Messieurs, qu'il m'entendra.
Mon Didier, tu vas voir ce que je vais lui dire
Ah ! comment peux-tu croire, enfin c'est un delire,
Que ce bon cardinal, un vieillard, un chrétien,
Ne te pardonne pas? — Tu me pardonnes bien !

(Neuf heures sonnent. — Didier fait signe à tous de se taire. Marion écoute avec terreur. — Les neuf coups sonnés, Didier s'appuie sur Saverny).

Saverny (au peuple).

Vous qui venez ici pour nous voir au passage
Si l'on parle de nous, rendez-nous témoignage,
Que tous deux sans pâlir nous avons écouté
Cette heure qui pour nous sonnait l'éternité.

(Le canon éclate à la porte du donjon. Le voile noir qui cachait la brèche du mur tombe. Parait la litière gigantesque du cardinal, portée par vingt-quatre gardes-à pied, entourée par trente autres gardes portant des hellebardes et des torches. Elle est écarlate et armoriée aux armes de la roth und mit dem Wappen des Hauſes Richelieu geziert; die Vorhänge in derſelben ſind zugezogen. — Sie wird langſam in den Hintergrund getragen. Unruhe in der Menge.)

Marion (ſchleppt ſich auf den Händen bis an die Sänfte, und ringt die Arme.)

Im Namen Eures Chriſtus, Eures Stammes
Fleh' ich für ſie um Gnade. —

Eine Stimme aus der Sänfte.

Keine Gnade!

(Marion ſinkt zu Boden. Die Sänfte zieht vorüber. — Das Gefolge der beiden Verurtheilten ſetzt ſich in Bewegung und verläßt die Bühne. — Die Menge folgt mit großem Geräuſch.)

Marion (allein. Sie richtet ſich halb auf und ſchleppt ſich, um ſich blickend, auf den Händen fort.)

Was ſprach er, was? — Wo ſind ſie? Didier!
Nichts mehr — nichts hier — das Volk! — War es ein Traum?
Ergriff mich Wahnſinn denn?

(Das Volk ſtrömt zurück. — Die Sänfte zeigt ſich wieder im Hintergrunde, auf der Seite, wo ſie verſchwand. — Marion ſteht auf und ſtößt einen entſetzlichen Schrei aus.) —

Er kehrt!

maison de Richelieu. Les rideaux de la litière sont fermés. Elle traverse lentement le fond du théâtre. Rumeur dans la foule.)

Marion (se trainant sur les mains jusqu'à la litière et se tordant les bras.)

Au nom de votre Christ, au nom de votre race,
Grâce! grâce pour eux, Monseigneur!

Une voix sortant de la litière.

Pas de grâce!

(Marion tombe sur le pavé. — La litière passe et le cortège des deux condamnés se met en marche et sort à sa suite. — La foule se précipite sur leurs pas à grand bruit).

Marion

(seule. Elle se relève à demi et se traine sur les mains en regardant autour d'elle).

Qu'a-t-il dit? — Ou sont-ils? — Didier! Didier! Plus rien.
Personne ici! .... Ce peuple! .... Etait-ce un rêve? ou bien
Est-ce que je suis folle?

(Rentre le peuple en désordre. — La litière reparait au fond du théâtre par le côté où elle a disparu. — Marion se leve et pousse un cri terrible.)

Il revient!

Die Wachen (das Volk abwehrend).
Platz, Platz.
Marion (aufrecht, mit fliegendem Haar auf die Sänfte deutend.)
Seht hin! dort zieht der rothe Mann vorüber.
(Sie ſinkt zu Boden.)

In Victor Hugo's Romanen zeigen ſich dieſelben Fehler und Schwächen, dieſelben Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, ſo wie dieſelben Fortſchritte von der ungemeſſenen überſprudelnden Fülle, bis zur bewußteren Herrſchaft über die Phantaſie und zur größeren Ruhe des ſchaffenden Genie's, wie in ſeinen dramatiſchen Werken, und es bedarf nicht mehr einer ſo in das Einzelne gehenden Zergliederung derſelben zur Characteriſirung des Dichters, wie wir ſie den Dramen zu Theil werden ließen, indem die Grundzüge in allen ſeinen Werken dieſelben ſind; zumal da wir ſchon über die Gebühr bei ihm verweilten und es Zeit wird, ſich ſeinen anderen, nicht minder begabten Gefährten auf der poetiſchen Laufbahn, zuzuwenden. — Um ſie jedoch ganz mit Stillſchweigen zu übergehn, ſind ſie zu bedeutend, und ich muß mir daher Ihre Aufmerkſamkeit für dieſelben noch eine kurze Weile erbitten. —

Drei dieſer Romane ſind unter dem herrſchenden Einfluß der Modelitteratur und vorzüglich der Hinneigung zur Erzählung auf hiſtoriſchem Hintergrunde entſtanden, und können die Spuren fremder Einwirkung durchaus nicht verläugnen. — Sie heißen **Han d'Islande**, **Bug Jargal** und **Notre Dame de Paris**. — **Han d'Islande**, in Norwegen ſpielend, iſt die erſte Arbeit des Verfaſſers, als Liebesgruß für die von ihm getrennte Freundin beſtimmt. — Die Verfolgung des in Ungnade gefallenen und eingekerkerten Grafen von Griffenfeld,

---

Les gardes (écartant le peuple).
Place! Place!
Marion (debout, échevelée et montrant la litière au peuple.)
Regardez tous! voila l'homme rouge qui passe!
(Elle tombe sur le pavé.)

durch eine mächtige Gegenparthei am Hofe, die unabläſſig ihre Machinationen auf ſeinen gänzlichen Untergang richtet; die Liebe eines edeln Jünglings, des Sohnes vom Vicekönige von Norwegen zu der Tochter des Unglücklichen, ſo wie die endliche Befreiung und Begnadigung deſſelben und die Vereinigung der beiden Liebenden, machen den Hauptinhalt aus; dazwiſchen verweben ſich die Greuel und Scheußlichkeiten eines isländiſchen, die Menſchen gleich dutzendweiſe umbringenden, Räubers, der ekelhafteſten Mißgeburt der Phantaſie, widerwärtig in den kleinſten Bewegungen und unſinnig in ſeinem ganzen Thun. — Was es ferner noch an Schandthaten und menſchlichen Erbärmlichkeiten giebt, hat Hugo hier zuſammengehäuft, und es koſtet die größte Mühe ſich durchzuarbeiten; gleich einem armen Seekranken, dem die unangenehmſten Gefühle beſtändig erneuert werden, iſt dem Leſer zu Muthe, und mit wahrem Jubel ruft er, wie jener, aus voller Bruſt, Land! wenn er endlich das lang erſehnte Wort **Fin** erblickt. — Zwar bricht mitunter in gewaltiger Kraft der Strahl der Liebe hindurch, aber ſeine Einwirkung iſt nie von langer Dauer, denn Wolken mit den erſtickendſten Dünſten gefüllt verdunkeln ihn immer wieder. — Alle Maſchinerie, die dazu dienen kann uns die Haare zu Berge zu treiben, die Nerven zu erſchüttern, und bis zum Zerreißen zu ſpannen, hat der Dichter in Bewegung geſetzt; wir müſſen mit ihm im Spladgeſt, (dem Orte in Drontheim, wo die verunglückten oder ermordeten Reiſenden zur Schau ausgeſtellt werden) in der ekelhaften Wohnung des Provinzialhenkers, und in der Höhle des ſcheußlichen, warmes Menſchenblut aus Schädeln trinkenden Räubers verweilen, und mit einem kurzen Beſuche an dieſen ſtinkenden Orten iſt es zu unſerem Jammer nicht einmal abgethan. Werden wir darauf zur Abwechſelung in anſtändigere Gemächer geführt, ſo präſentirt ſich uns überall bis auf wenige Ausnahmen, Abſchaum der Menſchheit und alle möglichen Laſter und Sünden, auf die verſchiedenſten Häupter gehäuft, Meineid, Verrath, Ehebruch, Feigheit, und wie dieſe

Kakodämonen nur heißen mögen, ziehen vor unſeren geärgerten Blicken vorüber. — Obendrein ſind, und das iſt das Schlimmſte, die Schilderungen ſelten wahr, ſondern meiſt künſtlich und gemacht, und wo ſie einmal wahr ſind, bis zum Zerplatzen übertrieben. Trotz Allem dem liegen aber die Keime zu Hugo's ſpäteren Leiſtungen ſchon in dieſem Werk, nur ſind ſie entſetzlich verwildert aufgewachſen. — Es iſt die Frucht einer Periode, in welcher die Seele des Dichters im wildeſten Gährungsproceſſe ſich befand, und der große, faſt wie ein Fluch treffende Tadel darüber, ſpricht ſich in den wenigen Worten aus: Ueberreiche Fülle ohne die mindeſte Anmuth, die roheſte Kraft, ohne alle Selbſtherrſchaft, und Mangel an aller Erkenntniß wahrer Würde und Schönheit. — Wahrhaft gelungen iſt dagegen die Schilderung der Tochter Griffenfelds, Ethel, und nicht zu verkennen der reiche Quell, aus welchem Hugo ſeine Begeiſterung ſchöpfte. —

Bug Jargal gehört eigentlich mehr der Gattung der Novellen an; dieſe Erzählung iſt ein Theil einer Sammlung, welche den Namen **Contes sous la Tente** führen ſollte, die der Verfaſſer aber nicht vollendete. Sie ſpielt in Domingo während des Negeraufſtandes, und enthält die Schickſale eines franzöſiſchen Offiziers, des Erzählers der ganzen Begebenheit, und eines edelmüthigen Negerſklaven, der ſich aus Liebe opfert. — Abgeſehen davon, daß dieſer Letztere etwas zu reich von dem Dichter bedacht ward, gehört das Ganze überhaupt zu den beſſeren franzöſiſchen hiſtoriſchen Novellen. Die Schilderungen ſind glücklich, treu und lebendig, die Charactere gut gehalten, und der Faden, obwohl hin und wieder an Uebertreibung ſtreifend, conſequent durchgeführt. — Hugo's Eigenthümlichkeiten treten uns jedoch auch hier auf jeder Seite, mit allen ihren Schwächen wie in allem ihrem Glanz, entgegen. —

In dem neueſten Roman **Notre Dame de Paris** hat unſer Dichter ſeine ganze Kraft niedergelegt. — Das Wort *Αναγκη* gab die Idee, das Treiben in Paris unter der Regierung Ludwigs **XI.**, ſo wie das unglückliche Schickſal einer jungen lieblichen Zigeunerin, die von einem Geiſtlichen, der ſie liebt, deſſen Gefühle ſie aber nicht erwiedert, und von dem ſie daher vernichtet wird, den Stoff her. — Eine ſehr bewegte Welt, voll der ſeltſamſten Perſonen, die aber alle mehr oder weniger einen hiſtoriſchen Stützpunkt haben, zieht in dieſem Roman vor unſeren Blicken vorüber, doch hat der Dichter die meiſten Charactere ſo anzulegen gewußt, daß ſie unſer Intereſſe ſpannen und unſer Gefühl zu Zeiten mächtig in Anſpruch nehmen. Einzelne Situationen ſind ausgezeichnet ſchön, und zeigen, wie faſt immer bei Hugo, eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens. Eben ſo iſt die Menge, in ihrer auf- und abwogenden Fluth, ſehr gut dargeſtellt. Der Styl iſt jedoch durchgängig nicht ſo glänzend und leicht, wie in ſeinen anderen Werken; und eine große Menge veralteter Wörter und Redensarten, die oft zum Ueberfluß eingeflochten wurden, machen die Lecture dieſes Romans für den Ausländer beſonders, aber auch wohl für Franzoſen ſelbſt, die die Sprache früherer Jahrhunderte nicht kennen, zu einer mühſamen Aufgabe. *) —

---

*) Wir entlehnen den Inhalt von Notre Dame aus einer vortrefflichen Beurtheilung dieſes Romans in den Blättern für litteräriſche Unterhaltung, Jahrg. 1831. No. 212. —

Eine Novelle des Cervantes: „Die Zigeunerin" mag die erſte Idee zu dem Romane „Notre Dame" gegeben haben. Ein junges Mädchen, in ſeiner Kindheit von Zigeunern geraubt und zum Schluſſe von ſeiner Mutter gefunden, iſt die Heldin beider Geſchichten. In der einen, wie in der andern, hat das Mädchen, ungeachtet ſeines Gewerbes als herumziehende Tänzerin, und ungeachtet der ſchlechten Geſellſchaft, in welcher es gezwungen iſt zu leben, allen Verführungen der Männer und ſeiner eigenen Schönheit widerſtanden. Aber hier hört auch jede Vergleichung auf, und nichts iſt unähnlicher, als das Colorit der beiden Dichter und die Abenteuer der beiden Zigeunerinnen. Jene des Cervantes iſt die Tochter eines edeln Coregidors von Murcia; die Victor

Le dernier Jour d'un Condamné iſt ein ganz wunderliches Werk, und eher die Löſung einer pſychologiſchen Auf-

---

Hugo's, von einem unbekannten Vater erzeugt, hat zur Mutter eine jener Unglücklichen, die, zu der tiefſten Stufe der Schande herabgeſunken, keinen andern Troſt auf Erden finden, als in dem Kinde, welches die letzte Frucht ihrer Verirrungen iſt. Die Freude, welche ſie darüber empfindet Mutter zu ſein, die zärtlichſten Bemühungen, mit denen ſie ihr Kind überhäuft, ihre Verzweiflung, als es ihr geraubt iſt, bilden in der naiven Erzählung einer Nachbarin ein eben ſo wahres als reizendes und anziehendes Gemälde. Die unglückliche Mutter hat ſich freiwillig in einen Kerker eingeſchloſſen, der für die Reue beſtimmt und auf der **Place de Grève** gelegen iſt. Hier ſchmachtet ſie ſechszehn Jahre lang, erwartet ihr Brod von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden, und flucht allen Zigeunern und Zigeunerinnen, welche ſie ſieht, und beſonders der jungen hübſchen Tänzerin, deren Alter ihr das Kind zurückruft, das man ihr entriſſen hat. Esmeralda, ſo heißt das Mädchen, hat ſchon mehr als eine Leidenſchaft erregt. Die matteſte und am wenigſten feurige iſt jene eines armen Poeten, genannt Pierre Gringoire, den ſie heirathet, um aus ihm einen Ehemann **ad honores** zu machen; ihre einzige Abſicht iſt, durch dieſen Schritt ſein Leben zu retten. Gringoire iſt nehmlich eines Abends in den Straßen von Paris verirrt, den Spitzbuben und Bettlern in die Hände gefallen, welche die **Cour des miracles** bewohnen, und hat nur unter der Bedingung Gnade vor ihnen finden können, daß er ſich in dieſer Geſellſchaft durch eine vierjährige Heirath naturaliſirt; Esmeralda opfert ſich für ihn auf. Aber vollkommen den Kopf verrückt hat die ſchöne Zigeunerin dem gelehrten Frollo, Archidiaconus von Notre-Dame, der um das Mädchen ſeine hermetiſchen Speculationen und ſeine Forſchungen nach dem Stein der Weiſen vergißt. Der gelehrte Mann giebt dem Glöckner Quaſimodo, einer Art von Ungeheuer, das eben ſo ausgezeichnet durch ſeine phyſiſche Kraft als durch ſeine Mißgeſtalt iſt, den Auftrag das ſchöne Kind zu entführen. Quaſimodo hat ſich des Mädchens in der That bereits bemächtigt und durchwandert, mit dieſer angenehmen Laſt beladen, des Nachts mit großen Schritten die Straßen von Paris, als der Hauptmann der Schaarwache, der ſchöne Phöbus de Châteaupers, die Zigeunerin befreit. Dieſer Zufall veranlaßt eine gegenſeitige gabe, als ein Roman zu nennen. — Der Dichter ſucht darin die Empfindungen eines zum Schafott Verdammten,

---

Liebe, die aber von Seiten des Mädchens tiefſte Leidenſchaft iſt, während ſie bei dem Officier leichte ſinnliche Erregung bleibt. Der arme Quaſimodo wird indeſſen zur Strafe für ſeine Entführung verurtheilt, an den Pranger geſtellt und ausgepeitſcht zu werden. Während er erſchöpft durch Schmerz und Wuth mit großem Geſchrei einen Tropfen Waſſer verlangt, ſieht man mitten aus der Menge, die ſich an dieſem Schauſpiele ergötzt, die Zigeunerin ſich losreißen, um dem Leidenden zu trinken zu geben. Aber die Liebe iſt bei ihr nicht weniger keck, als das Mitleid; immer noch von ihrem Phöbus eingenommen, willigt ſie ein ihm ein Rendezvous an einem jener Oerter zu geben, deren Namen die Delicateſſe unſerer Sprache nicht mehr duldet. Da, in dem Augenblicke, wo ſie im Begriff iſt, ihrem Geliebten Alles zuzugeſtehn, ſtürzt der eiferſüchtige Frollo, den der Officier ſelbſt in das Haus eingeführt hat, ſich auf den Nebenbuhler, erdolcht ihn und verſchwindet. Die Gerechtigkeit erſcheint, verhaftet das Mädchen und ſtellt daſſelbe als Mörderin und Zauberin vor Gericht. Umſonſt betheuert Esmeralda ihre Unſchuld; die Tortur entreißt ihr Geſtändniſſe, die ſie nicht mehr zurücknehmen kann; ſie wird verurtheilt, öffentliche Kirchenbuße vor der Notre-Dame zu thun und den Tod durch den Strang zu erleiden. In den ſchrecklichſten Kerker geworfen, in welchem ſie, von allen Leiden des Körpers und der Seele verzehrt, langſam hinſtirbt, ſieht ſie einen Prieſter zu ſich herabſteigen. Es iſt Frollo, der ihr das Leben anbietet, unter der Bedingung, daß ſie mit einander fliehen und ihr Loos vereinigen. Die Zigeunerin weiſt dieſes Anerbieten mit Abſcheu zurück; der Tag ihrer Hinrichtung naht; ſchon hat ſie die Kirchenbuße gethan, und man will ſie zu der Grève abführen, als der Glöckner Quaſimodo, der nicht weniger in ſie verliebt iſt als der Archidiaconus, ſie den Henkern entreißt, in die Kathedrale der Notre-Dame, ein damals geheiligtes Aſyl, entführt und in einer Zelle ſeines Glockenthurmes verbirgt. Das Mädchen ſieht ſeinen Retter nur mit Schrecken; aber die Leidenſchaft, die den Prieſter verderbt hat, bringt auf Quaſimodo die entgegengeſetzte Wirkung hervor; nicht zufrieden, das Weſen gerettet zu haben, welches er liebt, ſchätzt er daſſelbe auch, und umgiebt es mit Bemühungen der zarteſten Sorgfalt, für die er von dem Augenblicke ſeiner Verurtheilung bis zu ſeiner Hinrichtung zu ſchildern, indem er uns eine Art von Tagebuch deſſelben giebt. — Die Kritik geräth dabei in nicht geringe Verlegenheit, denn es gehört eine Erfahrung dazu, um über die Richtigkeit und Treue der Darſtellung ein Urtheil zu fällen, welche unter tauſend Leſern kaum Einer haben wird; denn wer kann ſagen, wie er in ſolchen ernſten Momenten ſich geberden werde, wenn er ſie nicht erlebt hat. — Das ganze Unternehmen erſcheint mir aber als ein Misgriff und ein Abweg, den die Dichtkunſt durchaus ſtreben ſollte zu vermeiden. Das liegt indeſſen in der Zeit, und da läßt ſich denn freilich weiter nichts ſagen; ſolche moraliſchen Schnupfen ſind eben ſo wohl anſteckend wie die phyſiſchen. — Abſichtlich hat Hugo obendrein vermieden, die frühere Lebensgeſchichte des Verurtheilten und ſein Verbrechen zu erzählen, und dadurch einen großen Fehler begangen, indem der Leſer nicht im Stande iſt, ſich ein klares Bild von jenem zu machen; ein Umſtand, der dem Intereſſe des Ganzen weſentlich ſchadet, indem jeder

---

noch nicht einmal einen Blick zum Lohne erhält. Er iſt zu häßlich. Inzwiſchen kommen die Bettler, Diebe und übrigen Bewohner der Cour des miracles und belagern die Kathedrale, um ihre liebe Gefährtin zu befreien. Der ſtarke Quaſimodo beſteht eine förmliche Berennung; auf der anderen Seite fallen die Häſcher über die Belagerer her. Die Nacht macht den Kampf noch furchtbarer. Während deſſelben entführen Gringoire und Frollo die Zigeunerin noch einmal und bringen ſie auf das rechte Seineufer. Hier weiſt ſie nochmals alle Anerbietungen des Archidiaconus zurück, der ſie hierauf der Wuth der Büßenden überliefert. Bald entdeckt dieſe aber an ihrer Gefangenen ein Zeichen, woran ſie ſie als ihre Tochter erkennt. Trunken vor Freude, aber zugleich voll Schrecken, verbirgt ſie das geliebte Kind in ihrer Zelle. Umſonſt! Der Prevoſt Triſtan kommt mit ſeinen Gehülfen; die unglückliche Zigeunerin wird erkannt; man entreißt ſie ihrer Mutter und der Roman findet ſeine Löſung auf dem Grèveplatze und dem Anger von Montfaucon. —

feſte Eindruck aufgehoben wird und nur eine ſchwankende Ungewißheit über das Ganze entſtehen kann. — Sehr ergötzlich iſt die humoriſtiſche dramatiſirte Vorrede zu dieſem Büchlein. —

Ich glaube Keinem von Beiden Eintrag zu thun, wenn ich auf den wilden und ſtürmiſchen Victor Hugo einen der ruhigſten und beſonnenſten Dichter, bei dem die Reflection faſt immer allein vorherrſcht, der aber darum nicht minder begabt iſt, als Gegenſatz folgen laſſe. Es iſt dies Alphonſe de Lamartine. — Sein Leben bietet, bis auf einen Umſtand, nur wenig Bemerkenswerthes dar. Er ward im Jahr 1790 zu Macon geboren, genoß eine wiſſenſchaftliche Bildung im **College de Bellay** und wurde 1820 zum franzöſiſchen Geſandtſchaftsſecretair in Neapel ernannt. — Hier verweilte er bis im Frühjahre 1822, wo er den engliſchen Hof in gleicher Anſtellung beſuchte, welche er noch bekleidete, als Chateaubriand zum dortigen Geſandten erwählt wurde. Dieſer nahm eben keine große Notiz von ihm, und der junge Dichter gab bald nachher den Staatsdienſt auf, und zog ſich in die Einſamkeit ſeines alten Familienſchloſſes Pierrepoint zurück, wo er die meiſte Zeit zubrachte. In dieſem Jahre (1831) ſoll er von Neuem in die diplomatiſche Laufbahn getreten ſeyn, wenigſtens deutet der heftige Angriff Barthélémy's darauf hin, den wir ſpäter berühren werden. — Sein erſtes Werk **Les Méditations Poëtiques** erſchien Anfangs anonym im Frühling des Jahres 1820, und fand eine ſo glänzende Aufnahme, daß des Dichters Name, trotz ſeiner Verborgenheit, ſich ſchnell verbreitete. — Er fühlte keinen Beruf, ihn länger zu verbergen, und die zweite Auflage führte bereits denſelben auf dem Titel. Neben der Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen ward ihm noch ein reicher Lohn: der reiche Lohn der Liebe. Eine junge geiſtreiche Engländerin, von geringem, aber unabhängigem Vermögen, faßte aus den Gedichten, ohne deren Verfaſſer perſönlich zu kennen, eine heftige Neigung zu ihm und verhehlte ihm dies Gefühl nicht. — Sie ſahen ſich ſpäter in Chambery und bald vereinigte Hymen's Band die beiden gleich geſtimmten Seelen.

De Lamartine's Werke ſind größtentheils lyriſche Poeſieen und in zwei Sammlungen, **Méditations poëtiques** und **Harmonies poëtiques et religieuses** enthalten; an dieſe ſchließen ſich zwei größere Gedichte, **La Mort de Socrate** und **Le dernier Chant de Childe Harold**, von denen das Erſtere ſehr fragmentariſch iſt, an. — Eine tiefe Religiöſität iſt der Hauptcharacterzug der Muſe dieſes Dichters; ſie miſcht ſich mit den wärmſten Empfindungen der Liebe und erhebt dadurch die Leidenſchaft des menſchlichen Herzens auf eine Höhe, auf welcher ihr noch von faſt keinem begeiſterten Erdenſohne ihre Stelle angewieſen wurde. Ein Strom von Gefühlen offenbart ſich in allen ihren Ergießungen, aber er brauſt nicht wild ſchäumend dahin, ſondern ſchlängelt ſich ruhig wie ein Bach durch blühende Wieſen fort. Dazu geſellt ſich eine Sehnſucht nach dem Höheren, ein Streben nach dem Unerforſchlichen, das den einzelnen Gedichten einen ganz eigenthümlichen Reiz durch ein gewiſſes Schwanken der Anſchauungen, die ſich in des Dichters Seele bilden, verleiht. Wo daher der Flug der Phantaſie nicht alle beengenden Hüllen abſtreift und die Gedanken und Bilder in die Regionen des klarſten Lichtes hinüber trägt, legt ſich verſchleiernd eine Färbung dunkler Art, ein Erzeugniß der Melancholie, aus Einſamkeit und Wehmuth gewebt, um dieſelben. — Dieſe Eigenthümlichkeiten werden durch die wohlklingendſte Sprache, durch den gewandteſten Versbau, durch glückliche, oft faſt zu kühne Bilder, unterſtützt, und die ideale Welt des Dichters muß alle Herzen für ſich gewinnen, denn ſie erobert nicht im Sturm, ſondern feſſelt und verlockt durch ihre einſchmeichelnden Geſtalten.

Und doch ſind faſt alle dieſe Empfindungen nicht eigentlich wahr, das heißt nicht aus innerſter Nothwendigkeit in der Seele des Dichters erzeugt und geboren, nicht entſprungen und der Welt gegeben, weil ſie vom Drange des Herzens getrieben, ſich Luft machen und ausſtrömen mußten in die Weite, ſondern größtentheils nur gemacht. Wohl liegen die Keime dazu in ſeiner, wie in jeder Seele, aber ſie nehmen ſie nicht ganz, nicht allein und vor Allem ein; er ruft dieſe Gefühle nur hervor, um ſie in ſchöne Bilder wie in ſchöne Gewänder zu kleiden und der gerührten und andächtig horchenden Menge vorzuführen; dieſe Wehmuth und Sehnſucht, die er ſchildert', ſind nur in ſeinen Worten, nicht in ſeinem Leben; es ſind Kinder einzelner Stunden und nach Gefallen heraufbeſchwor'ner Stimmungen, nicht eines ungetheilten Strebens, nicht ganzer Jahre, ganzer Lebensperioden. Alphonſe de Lamartine iſt eines der begabteſten Talente neueſter Zeit, das ſich an bedeutenden vorzüglich engliſchen Dichtern heraufgebildet hat, und ſeine Studien geſchickt zu verbergen weiß, indem es ſeinen Copieen die Außenſeite von Originalen, wenigſtens für die unwiſſende Menge, mitzutheilen verſteht. — Einen ſicheren Beweis für das bisher Geſagte liefern in dieſer Hinſicht faſt alle ſeine Gedichte; ſie ſind zu lang. Wären ſie Ergüſſe einer wahren, tief gefühlten Empfindung und aus dem Drange innerſter Nothwendigkeit entſprungen, ſo wären ſie auch zu rechter Zeit geendet, dann nämlich, wenn ſich des Dichters Seele ausgeſchüttet hätte; ſo aber, da ſie nur Schilderungen ſolcher Momente ſind, weiß er nie den Schluß zu finden, weil er nie fühlt, wo eine ſolche Empfindung wirklich beginnt und wo ſie endet. — Im Gefühl dieſes Mangels ſucht er die dadurch entſtehenden Lükken mit Reflectionen oder Bildern zu füllen, die er dann mitunter ſo lange fortſpinnt, bis ſich aus ihnen ein neues Gefühl ſelbſt, oder wenigſtens eine neue Seite der Empfindung entwickelt, welche er nun wieder auffaßt und fortführt. — Daher fehlt denn ſeinen meiſten Gedichten entweder die Einheit, oder ſie leiden an Wiederholungen, und faſt Keines iſt als ein vollkommenes Ganze zu betrachten, obwohl Alle, mehr oder minder, große Schönheiten enthalten. —

Ich habe mit dieſem anſcheinend hart klingenden Urtheile dem Character des Dichters weder Tugend noch Gemüth abſprechen, ſondern nur bemerken wollen, daß die Kinder ſeiner Seele nicht Kinder ſeines Herzens ſind, und muß dies, um mich vor falſchem Verſtändniß zu bewahren, ausdrücklich erklären. Barthélémy, ein junger reichbegabter, aber in den Extremen des Liberalismus verſunkener Dichter wirft ihm das auf eine ſchonungsloſe Weiſe, in einem übrigens ſchön geſchriebenen Gedichte vor, und geht noch weiter, indem er ihn beſchuldigt, ſeine poetiſchen Aeußerungen ſeyen Lügen, und er wiſſe das reale Leben des Alltags ſehr wohl von dem idealen Leben der Poeſie zu trennen, und die Letztere geſchickt als Werkzeug zu gebrauchen, um ſeine irdiſchen Zwecke zu erreichen. Der ſchwerſte Vorwurf aber, den er ihm macht, iſt der, daß er in den Julikämpfen gar nichts für die Freiheit gethan habe. — Lamartyne hat ſich in einer poetiſchen Antwort kräftig gewehrt, doch nicht eigentlich vertheidigt, indem er wiederum den Barthélémy angegriffen, dem er Haß und Neid vorwirft; eine Beſchuldigung, welche dieſer in einer Antwort, der letzten in dieſem **Duel poëtique**, wie es die franzöſiſchen Journaliſten hochtrabend nennen, auf eine höchſt würdige Weiſe widerlegt. Sämmtliche Gedichte, vorzüglich aber Barthélémy's Replik, verdienen, ihres inneren Werthes wegen, ein längeres Leben, als es gewöhnlich ſolchen Kindern des Augenblicks vom Schickſal gegönnt wird. —

Als das anſprechendſte von allen lyriſchen Gedichten Alphonſe de Lamartyne's iſt mir immer ſein ſterbender Dichter (**Le poéte mourant**) erſchienen, und ich kann mir nicht das Vergnügen verſagen, Einiges daraus mitzutheilen. Er ſchildert hier die Empfindungen eines reichbegabten Jünglings, deſſen Leben in der Blüthe endet. Vorzüglich ſchön iſt die Einleitung in den erſten ſieben Strophen, dann aber folgen, wie in allen ſeinen Poeſieen, Reflexionen und Bilder, welche theils nicht ganz paſſen, theils zu künſtlich herbeigezogen ſind, und im Ganzen nur das ſchon Geſagte wiederholen. — Darauf geht er zu ſeinem Beruf als Dichter über. Lieben, Beten, Dichten, das ſind die drei Aufgaben ſeines Daſeyns, und endlich theilt er ſeinen Freunden ſeinen letzten Willen mit. — Das iſt der Inhalt des um die Hälfte zu langen und daher immer, trotz allen ſchönen und gelungenen Einzelnheiten, den wahren Eindruck verfehlenden Gedichtes, denn nur das wahre, wirklich empfundene Gefühl ſpricht zum Herzen, jede Maske aber, und wäre ſie noch ſo vortrefflich gemacht, läßt kalt, weil wir nie wiſſen, was ſich hinter ihr verbirgt, und daher kein feſtes Zutrauen faſſen. Folgendes enthalten die bereits erwähnten Einleitungs-Stanzen.

Der ſterbende Dichter. *)

Noch voll, zerbricht der Becher meines Lebens;
Seufzer und Küſſe hemmen es vergebens,
Mit jedem Odemzug entflieht mein Seyn;
Die Glocke giebt von mir die Trauerkunde,
Des Todes Fittig ſchlägt die letzte Stunde,
Soll ich ſie Seufzern, oder Liedern weihn?

Mein Lieder — da die Hand der Saiten ſich bemeiſtert,
Da mich der Tod noch, wie den Schwan, begeiſtert,
Am Ufer fremder Welt, mit Wonneklang.

---

*) **Le Poéte Mourant.**

La coupe de mes jours s'est brisée encor pleine
Ma vie hors de mon sein s'enfuit à chaque haleine;
Ni baisers, ni soupirs, ne peuvent l'arrêter,
Et l'aile de la mort, sur l'airain qui me pleure,
En sous entrecoupés frappe ma dernière heure;
Faut-il gémir? faut-il chanter?....

Chantons puisque mes doigts sont encor sur la lyre,
Chantons, puisque la mort comme au cygne, m'inspire
Aux bords d'un autre monde un cri mélodieux.

Zum Zeichen hat's der Genius gegeben,
Wenn Lieb' und Einklang nur der Seele Streben,
So ſey ihr Lebewohl ein Hochgeſang.

Die Lyra tönt, fällt ſie zerbrechend nieder,
Die Lampe, eh' ſie ſtirbt, erholt ſich wieder
Und flammt noch heller auf, eh' ſie entſeelt.
Am Himmel ſieht der Schwan die letzte Stunde,
Der Menſch allein nimmt vom Vergang'nen Kunde
Und weinend ſeine Tage zählt.

Sie folgen nach einander dieſe Tage,
Verdienen ſie denn wirklich unſre Klage?
Die nächſte Stunde gleichet der, die war.
Die zweite raubt uns, was die erſte bringet,
Müh', Ruhe, Schmerz, durch die ein Traum ſich ſchlinget,
Es kommt die Nacht, nachdem der Tag ſo war.

Wohl mag der weinen, der mit wunden Händen
Sich klammert an die Zeit, wie Epheu an den Wänden,
Und deſſen Hoffnung mit der Zukunft ſinkt.

C'est un présage heureux donné par mon génie;
Si notre ame n'est rien qu' amour et qu'harmonie
Qu'un chant divin soit ses adieux!

La lyre en se brisant jette un son plus sublime.
La lampe qui s'éteint tout à coup se ranime,
Et d'un éclat plus pur brille avant d'expirer;
Le cygne voit le ciel à son heure dernière;
L'homme seul, reportant ses regards en arrière
Compte ses jours pour les pleurer.

Qu'est ce donc que des jours pour valoir qu'on les pleure?
Un soleil, un soleil; une heure, et puis une heure;
L'heure qui vient ressemble à celle qui s'enfuit;
Ce qu'une nous apporte, une autre nous l'enléve:
Travail, repos, douleur; et quelquefois un rêve,
Voilà le jour; puis vient la nuit.

A qu'il pleure, celui qui, ses mains acharnées
S'attachant comme un lierre aux débris des années,
Voit avec l'avenir s'écrouler son espoir!

Ich aber, der hier Wurzel nicht geſchlagen,
Ich ſcheide leicht, wie Halme, fortgetragen
Vom Abendwind, der ſie in Kreiſen ſchwingt.

Der Dichter gleicht den Vögeln fremder Zonen,
Die nicht in Neſtern am Geſtade wohnen,
Die nicht der Baum auf ſeinen Zweigen hält,
Sie wiegen leicht ſich auf dem Strom der Wogen,
Sind ſiegend in die Ferne fortgezogen,
Und ihrer Stimme Klang kennt nur die Welt.

Nie führte fremde Hand auf reicher Saite
Ihm ſeine Hand, die junge ungeweihte;
Der Menſch lehrt nicht, was einflößt fremde Macht;
Der Bach lernt nicht in's Thal hinab zu fließen,
Der Adler nicht frei durch die Luft zu ſchießen,
Die Biene nicht, wie ſie den Honig macht.

So wie die Glocke hoch vom Dome klinget,
Und wechſelsweiſe Schmerz und Freude bringet,
Bald Leben kündend, bald auch Untergang;

Pour moi qui n'ai point pris racine sur la terre,
Je m'en vais sans effort comme l'herbe légère
Qu'enlève le souffle du soir.

Le poéte est semblable aux oiseaux de passage,
Qui ne bâtissent point leur nid sur le rivage;
Qui ne se posent pas sur les rameaux des bois;
Nonchalamment bercés sur le courant de l'onde,
Ils passent, en chantant, loin des bords; et le monde
Ne connait rien d'eux que leur voix.

Jamais aucune main sur la corde sonore
Ne guida dans ses jeux ma main novice encore.
L'homme n'enseigne pas ce qu' inspire le ciel!
Le ruisseau n'apprend pas à couler dans sa pente,
L'aigle à fendre les airs d'une aile indépendante,
L'abeille à composer son miel.

L'airain retentissant dans sa haute demeure,
Sous le marteau sacré tour à tour chante et pleure,
Pour célébrer l'hymen, la naissance ou la mort;

War ich; wie Erz geläutert ſonder Fehle,
Und jede Leidenſchaft, traf ſie die Seele,
Entlockt ihr einen wunderbaren Klang.

Sehr ſchön und zart iſt auch folgende Stelle.

*) Doch warum ſangſt Du? — Frage Philomele,
Warum allnächtlich ſie ihr Lied vermähle
Mit ſanftem Rauſchen der kryſtall'nen Fluth;
Ich ſang, ihr Freunde, wie wir Odem ziehen,
Ich ſang, ſo wie der Wind brauſt im Entfliehen,
Ich ſang, wie es der Vogel thut.

Nur Lieben, Beten, Singen war mein Leben,
Von allen Gütern die uns hier gegeben
Beklag' ich keins im letzten Augenblick,
Als das Gebet nur das ſich aufwärts ſchwinget,
Begeiſterung die in die Himmel dringet,
Und reicher Liebe ſtill verſchwieg'nes Glück.

J'étois comme ce bronze épuré par la flamme,
Et chaque passion, en frappant sur mon ame,
En tirait un sublime accord.

*) Mais pourquoi chantais tu? Demande à Philomèle
Pourquoi, durant les nuits, sa douce voix se mêle
Au doux bruit des ruisseaux sous l'ombrage roulant?
Je chantais, mes amis, comme l'homme respire
Comme l'oiseau gémit, comme le vent soupire,
Comme l'eau murmure en coulant.

Aimer, prier, chanter, voilà toute ma vie.
Mortels, de tout ces biens qu' ici-bas l'homme envie,
A l'heure des adieux je ne regrette rien;
Rien que l'ardent soupir qui vers le ciel s'élance;
L'extase de la lyre, ou l'amoureux silence
D'un coeur pressé contre le mien.

Und endlich der Schluß:

*) Bald — — doch des Todes Hand berührt die Laute
Drückend und ſchwer — es ſendet die Vertraute
Zerbrechend einen Ton noch, dumpf und bang. —
Sie ſchweigt. — Ergreift nun Freunde, Eure Saiten
Laßt meine Seele jetzt hinübergleiten
Auf Eurer Hochgeſänge heil'gem Klang.

Neben dieſem verdienen beſondere Auszeichnung **Le Golfe de Baya**; **Le Crucifix**; **Elégie**; **Les Préludes**; **Adieux à la Poésie**; **L'Enthousiasme.** —

Die beiden ſo ſehr von den Franzoſen gefeierten Gedichte: **L'homme: à Lord Byron** und **Buonaparte**, enthalten ſehr viel Gemeinplätze in das ſchimmernde Gewand hochtönender Phraſen gekleidet, oder mit glänzenden Bildern ausgeziert und es mangelt ihnen durchaus an einer großartigen Weltanſicht.

Die beiden epiſchen Gedichte **La Mort de Socrate** und **Le dernier Chant de Childe Harold**, (Byron's Ende feiernd,) ſind nicht ohne reiche Schönheit, aber nüchterne Reflection muß auch hier zu oft die Lücken füllen.

---

*) Bientôt! ... Mais de la mort la main lourde et muette
Vient de toucher la corde; elle se brise et jette
Un son plaintif et sourd dans le vague des airs.
Mon luth glacé se tait ... Amis, prenez le vôtre
Et que mon ame encore passe d'un monde à l'autre
Au bruit de vos sacrés concerts.

Vierte Vorleſung.

Méry und Barthélémy. — Napoléon en Égypte. — Ihre anderen Leiſtungen. — Pierre Jean de Béranger. — Ueber die Chansons. — Leben Béranger's. — Der Schneider und die Fee. — Characteriſtik der Leiſtungen dieſes Dichters. — Einige ſeiner Lieder. —

Zwei junge Dichter, von denen der Letztere Ihnen bereits bei Gelegenheit des Streites mit de Lamartyne genannt wurde, mögen nun folgen, da ſie als eine ſeltene Erſcheinung zweier eng verbrüderter Seelen, welche ſich ſo innig in einander hinem lebten, daß ihre gemeinſchaftlichen Arbeiten nur das Werk eines Geiſtes zu ſeyn ſcheinen, noch neben dieſen ein bleibendes Intereſſe erregen. — Nur einmal findet ſich in der Geſchichte der Nationallitteraturen ein ähnliches Beiſpiel bei den beiden engliſchen Dramatikern, Beaumont und Fletcher, Zeitgenoſſen Shakeſpear's, welche bis zu dem Augenblicke wo der Tod ſie trennte, Alles was ſie ſchrieben gemeinſchaftlich verfaßten. Das iſt nun freilich nicht der Fall bei dieſen franzöſiſchen geiſtigen Zwillingen, welche auch einzeln Mehreres herausgaben, wie z. B. der Eine, Méry eine Art pſychologiſchen Roman's **Le Bonnet vert**, Barthélémy eine ſatyriſche Zeitſchrift, **Némésis**, aber ihre im engſten Seelenverein gedichteten Werke, in welchen es unmöglich iſt, die Perſönlichkeit der Verfaſſer zu unterſcheiden, ſind das Bedeutendſte was ſie geliefert haben, und weiſen ihnen einen ehrenvollen Rang unter ihren Zeitgenoſſen an. — Beide ſind zu Marſeille geboren, ſtehen in gleichem Alter, und ſind in jeder Hinſicht Söhne dieſes Jahrhunderts. — Sie nahmen thätigen Antheil an den Begebenheiten der Julitage des vorigen Jahres, und ſind ihren damals ausgeſprochenen Grundſätzen durchaus treu geblieben.

Ihr vorzüglichſtes Werk iſt ein erzählendes Gedicht in acht Geſängen **Napoléon en Egypte** (deutſch, von Guſtav Schwab, mit dem Original **en regard**; Stuttgart und Tübingen 1829) das die franzöſiſche Expedition unter Buonaparte, beſingt. — Eine Epopöe iſt es nicht eigentlich zu nennen, da ihm die ganze zu einem Heldengedichte erforderliche Maſchinerie fehlt; doch erklären auch die Verfaſſer von vorn herein, daß ſie ein ſolches nicht vor Augen gehabt hätten, indem es unſerer Zeit nicht mehr gefalle. — Dafür haben ſie ſich ſtreng an die Geſchichte gehalten, und nur den Reichthum der Poeſie in einzelnen Schilderungen und Beſchreibungen entlehnt. — Es iſt in Alexandrinern geſchrieben und hat folgenden Inhalt:

Der erſte Geſang, Alexandrien beginnt mit einer Anrufung an die Veteranen, welche an dem Feldzuge Theil nahmen. — Dann folgt eine ſehr ſchöne Beſchreibung der Seefahrt der Flotte; die Schilderung der Ankunft vor Alexandrien, und die Anrede Buonaparte's, der meiſterhaft gezeichnet iſt, an das Heer. Sein Antlitz, heißt es von ihm:

(Deutſch in Schwab's treuer und ſchöner Ueberſetzung.)

*) Sein Antlitz wo bei Größe Härte wohnt,
Trägt ſchwarze Streifen von Italien's Sonne,

---

*) Ses traits où la rudesse à la grandeur s'allie
Portent les noirs reflets du soleil d'Italie;

Das Haar auf der gedankenvollen Stirn
Getheilt, fällt läſſig nieder von den Schläfen,
Sein Blick ein Blitz der aus den Wolken bricht,
Durchfurcht der Herzen heimliche Gedanken;
Zu wachſen ſcheint er an der Kraft Gefühl
Und zukunftſchwanger iſt ſein mächtig Haupt.
Aufrecht, gekreuzten Arm's den Blick am Strand
Beginnt der Held zu ſprechen und das Heer
Behorcht in Schweigen ſein prophetiſch Wort,
D'rein mengt der Sturm den heiſern Wogenhall.

Die Expoſition des Gedichtes iſt geſchickt in Napoleons Proclamation verwebt. Unmittelbar an dieſe ſchließt ſich die Ausſchiffung des Heers, und die Aufzählung der einzelnen Führer, von denen Einige ſehr wacker portraitirt ſind, vorzüglich Murat. Es beginnen dann die Vorbereitungen zur Einnahme von Alexandrien von Seiten der Franzoſen, ſo wie die der Vertheidigung von Seiten der Bekenner Mahomets, unter welchen ſich ihr Feldherr Koraïm höchſt lebendig bewegt. — Hartnäckiger Kampf findet Statt, endlich gelingt es die Stadt durch Sturm zu erobern, wobei Menou und Kleber verwundet werden, doch läßt ſich das Heer der Franzoſen keine Raſt, nach kurzem Bivouac bricht die Avantgarde unter Deſair's Befehl nach Cairo auf und das Heer folgt ihr.

Der zweite Geſang Mourad Bey beginnt mit der Beſchreibung des Würgengels El Modhy; nach dem eigenen

---

Sur son front soucieux ses cheveux partagés
Tombent négligemment sur la tempe allongés;
Son regard, comme un feu qui jaillit dans la nue,
Sillonne au fond des coeurs la pensée inconnue;
De l'instinct de sa force il semble se grandir
Et sa tête puissante est pleine d'avenir.
Debout les bras croisés, l'oeil fixé sur la rive
Le héros va parler, et l'armée attentive
Se tait pour recueillir ces prophétiques mots
Que mêle la tempête au son rauque des flots.

Ausſpruche der Dichter iſt dieſer nur eine Perſonification der Barbarei und des Fanatismus, welche gegen die Civiliſation ankämpfen. *) Er entflieht aus Alexandrien und ſchlägt den Weg nach Cairo ein. — Auf der Oaſe Helle wohnt Mourad Bey in ſeinem Pallaſt, in üppigen Freuden lebend; eine ausführliche Beſchreibung ſchildert dies Alles mit glänzenden Zügen. — Unerwartet kommt El-Modhi zu Mourad, und veranlaßt ihn ſeine Mameluken zu ſammeln und den Franzoſen entgegen zu ziehn, welche ſich am Nil gelagert haben, und zu derſelben Zeit in tiefer Trauer die Nachricht von der Niederlage bei Abukir erfahren.

Eine gelungene Schilderung der Ebenen von Cairo beim Morgenroth eröffnet den dritten Geſang: **Les Pyramides.** Die franzöſiſche Armee kommt vor den Pyramiden bei Ghize an, und wird von Buonaparte angeredet. Mourad Bey zieht ihr von den Höhen von Embabeh herab entgegen mit ſeinen Kriegern, die er in begeiſterter Rede zum Kampfe ermuthigt. — Der Streit beginnt mit Angriffen der Reiterei auf die franzöſiſchen Carré's, die Schlacht ſchwankt, endlich wird Mourad beſiegt und entflieht in die Wüſte. Ein franzöſiſcher Krieger pflanzt das dreifarbige Banner auf Cheops Rieſengrabe auf. — Ausgezeichnet iſt die eingeflochtene Epiſode von Selim in dieſem Geſange.

Cairo iſt der Titel und das Hauptthema der folgenden Abtheilung, die mit der Beſchreibung eines nächtlichen Bivouac's der franzöſiſchen Armee in der Wüſte beginnt. Die Beſchäftigungen der Krieger werden dargeſtellt, eine Schilderung der ägyptiſchen Monumente, welche ſie durchforſchen, iſt damit verbunden. — Der Morgen bricht an, durch eine

---

*) Eine ausführliche Nachricht über El Modhi haben die Verfaſſer in einer Anmerkung angehängt. Es war derſelbe ein Fanatiker, der ſich für einen vom Himmel geſandten Engel ausgab und ein Heer um ſich verſammelte, das Wunder der Tapferkeit verrichtete; endlich aber von Lanuſſe geſchlagen, fiel er im Kampfe.

Proclamation Buonaparte's an das Heer eingeweiht. — Die Armee zieht in Cairo ein; ihr Triumphzug wird ausführlich beſchrieben und durch eine genaue Aufzählung der einzelnen Corps erläutert. — An das Heer ſchließen ſich die franzöſiſchen Gelehrten, welche daſſelbe begleiten, und ſich jetzt in Napoleon's Gefolge befinden. Ein glänzendes Feſt feiert den Einzug. Am andern Morgen bricht das Heer nach Syrien auf.

Der fünfte Geſang „die Wüſte" iſt wohl der gelungenſte von Allen; die große Oede mit ihren Wundern und ihren Schrecken iſt vortrefflich dargeſtellt. — Das Heer überwindet ſie und kommt glücklich in Syrien an. — Deſaix iſt bis nach Hochägypten vorgedrungen und hat dort den berühmten Thierkreis von Denderah entdeckt.

Eine Erinnerung an die Kreuzzüge beginnt den ſechſten Geſang; ihr folgt die Beſchreibung des Marſches der Franzoſen bis nach Ptolemais, das Achmet, der dem Leſer höchſt lebendig vorgeführt wird, befehligt. Die Belagerungsarbeiten beginnen; der Sturm folgt. Eine Beſchreibung der Stadt und die Schilderung einer Gewitternacht ſchlingen ſich dazwiſchen ein. — Dann erfolgt ein nächtlicher Sturmangriff, bei dem Murat tollkühn Wunder der Tapferkeit verrichtet. — Der Kampf wird, nachdem die Wälle erſtiegen ſind, innerhalb der Ringmauern fortgeſetzt. — Die Engländer landen und fallen den Franzoſen in den Rücken. Ein Bote kommt im franzöſiſchen Lager an und meldet, daß ein neues feindliches Heer im Anzuge ſey; Kleber wird mit zweitauſend Mann abgeſandt es aufzuhalten. — Die Erſcheinung El Modhi's ſchließt den Geſang.

Die ruhmreiche Schlacht am Berge Thabar eröffnet die folgende Abtheilung, La Peste. Kleber wird von Buonaparte befreit, die Moslemim geſchlagen retten ſich durch die Flucht. — Das Heer kehrt nach Ptolemais zurück und ſetzt die Belagerung fort; die Peſt zeigt ſich in demſelben und wüthet ſchrecklich; eine ausführliche Beſchreibung iſt ihr gewidmet; Buonaparte erſcheint im Peſtlazareth, berührt ſelbſt die Kranken und ermuthigt ſie.

Eine Darſtellung des Lagers bei Abukir macht den Anfang des achten und letzten Geſanges. — Die Schlacht beginnt. El Modhi fällt. Die Franken ſiegen. Napoleon kehrt nach Frankreich zurück. Ein ſchöner, Napoleons fernere Schickſale berührender Epilog ſchließt das Ganze.

Dieſer magere Auszug wäre ſchon im Stande, die großen Fehler des Gedichtes zu zeigen, wenn man auch weiter nichts von ihm kennte. — Es ermangelt an Ruhe und Einheit; Alles rauſcht vorüber wie ein Sturm, und alle Handlung löſt ſich in Beſchreibungen auf. — Das Ganze erſcheint als ein poetiſcher Commentar zu einer Reihe hiſtoriſcher Bilder, und der Eindruck wird um ſo mehr verfehlt, als die Verfaſſer die dadurch entſtehenden Lücken mit glänzenden, doch faſt nirgends nothwendigen Schilderungen zu verdecken ſuchen. — Obendrein ſind die Farben faſt überall zu ſtark aufgetragen und man vermißt durchgängig die dichteriſche Beſonnenheit. — Die Dichter haben ferner nicht verſtanden, ihren Helden in Bewegung zu ſetzen; er erſcheint nur paradirend, nicht aber wirklich belebt in ſeinem ganzen Thun. Einzelne Gemälde ſind ſehr ſchön, reich ausgeſtattet und lebhaft gezeichnet, aber trotz Allem dem iſt das Ganze, im rechten Lichte betrachtet, immer nur Decorationsmalerei, und mehr Fleiß auf die Staffage als auf den eigentlichen Gegenſtand gewendet. So wenig es Einem einfallen kann, die Forderungen an daſſelbe zu machen, die man an ein epiſches Gedicht machen darf, eben ſo wenig kann man auch dieſem Gedichte den Rang eines Kunſtwerkes zugeſtehn, man müßte denn Tapeten mit Schlachten darauf und Schlachtengemälde großer Meiſter auf dieſelbe Stufe bringen wollen.

Möge folgendes Bruchſtück den Beweis für das eben Geſagte liefern.

Achter Geſang.

Abukir.

Ein ſtürmiſch Lager, wie aus Meeresgrund
Geſtiegen, hat Abukirs ödes Ufer
Belebt, die Zelte von dem Bosporus
Begrüßt Aegypten, ihrer Farben Schmuck
Miſcht ſich in's Morgenroth; betrachtet man
Die Zeltumhänge, wo ſich Seid' und Silber
In Streifen reiht und wo der Morgenwind
Sich wie in Segeln bläht, und ſiehet man
Mit Fahnen, gold'nen Monden, flatternden
Roßſchweifen, Waffen dieſe friſchen Zelte
Bekrönt — man meint von fern am Strand
Entrolle ſich ein Iſpahan'ſcher Teppich.
Geängſtet hat des Großſultanes Macht
Dem edlen Muſtapha dieß Heer vertraut;
Der Thor hat ſcheidend ſeinem Herrn gelobt,
Mit Feindesköpfen ſein Serail zu ſchmücken!

Chant huitième.

Aboukir.

Un camp tumultueux, sorti du sein des mers,
A peuplé d'Aboukir les rivages déserts;
L'Egypte a salué les tentes du Bosphore:
Leur parure se mêle aux couleurs de l'aurore;
A ces rideaux zébrés d'argent et de satin,
Enflés comme une voile au souffle du matin,
A ces frais pavillons couronnés de bannières,
D'armes, de croissans d'or, de flottantes crinières,
On croirait voir de loin un tapis d'Ispahan
Déroulé sur le sable aux bords de l'Océan.
Du Sultan de Stamboul la puissance alarmée,
Au noble Mustapha confia cette armée;
L'imprudent, à son maître, en partant, a promis
De parer le Sérail de têtes d'ennemis!

Die lange Kette für Beſiegte ſchleppt
Man feierlich durch's Lager Tag für Tag,
Den Eiſenkäfich, der aus Abukir
Den Kebir nach den Sieben Thürmen bringt!

Zum trotzigen Osman, am ſelben Strand
Geſellen ſich mit einem wilden Schrei
Zweitauſend Mameluckẽn, ſchwache Schaar,
Den Ghize-Siegern durch die Flucht entronnen;
Mourad-Bey führt ſie! noch im Unglück ſchlau
Folgt er dem Kamm der lybſchen Bergeskette,
Er täuſchte Deſaix's Wachſamkeit, und weit
Umſchweifend, aufgetaucht aus der Gefahr
Der Wüſte, dieſe Nacht erſt, kommt er an,
Der ſtolze Bundesgenoſſe Muſtapha's.
Kairo wieder zu erfaſſen reckt
Mit letzter Kraftanſtrengung er den Arm;
Der oft geſchlag'ne trotzige Circaſſe
Prahlt mit den Trümmern ſeiner alten Pracht
Und zeigt mit Stolz vor Stambuls Neulingen
Das narbenſchöne Löwenangeſicht.

Chaque jour, dans son camp pompeusement trainée,
On voit la longue chaine aux vaincus destinée,
Et la cage de fer qui, du champ d'Aboukir
Au château de Sept-Tours, doit transporter Kébir!

A ces fiers Osmanlis sur ce même rivage
Se joignent, en poussant une clameur sauvage,
Deux mille Mamelucks, escadron épuisé
Que déroba la fuite aux vainqueurs de Ghizé;
Mourad-Bey les conduit; rusé dans sa défaite,
De la chaine Lybique il a suivi la crête,
Il a trompé Desaix; et par un long circuit,
Au périls du désert échappé cette nuit,
Du Pacha de Stamboul ce noble auxiliaire,
Dans un dernier effort veut ressaisir le Caire.
Le fier Circassien, de tant des chocs froissé,
Etale les lambeaux de son luxe passé,
Et montre avec orgueil aux Ottomans novices
Sa face de lion, belle de cicatrices.

Gerufen auf die Eb'nen Abukirs
Eilt Frankreich dieſem blut'gen Straus entgegen;
Von Fayum, von Kairo, von Suez,
Dem ſchmalen Damme jenes Doppelmeers,
Vom ſchollenreichen Delta nahen ſich
Die freud'gen Bataillone ſchaarenweis.

Wer ſind die Kämpfer, die man kaum bemerkt,
Den Strand entlang auf ſtaub'ger Fläche ziehend?
Das Heer erkennet ihre helle Stimme!
Zweimal erwecket aus der Wüſte Schlund,
Der Peſt, der ſyriſchen Tyrannin, Sieger,
Erſcheinen ſie bei Alexandrien
Zum Kampf; es führt ſie, unter mildern Himmel,
Ein edler Trieb zum großen Sammelplatz!
„Hier habt ihr eure Brüder wieder," ſpricht
Ihr Führer, „Freunde! nicht mehr feindlich iſt
„Uns fortan das Geſchick. Zermalmet jetzt
„In dieſem letzten Kampf, den ich verſprochen,
Dies Volk von Feinden unter Einem Streich.

La France, defiée aux plaines d'Aboukir,
A ce sanglant duel se hâte d'accourir;
Du Caire, du Fayoum, de l'étroite frontière
Où Suez a deux mers oppose sa barrière,
Du Delta nourricier au fertiles sillons,
Arrivent à la fois nos joyeux bataillons.

Quels sont ces combattans qu'on aperçoit à peine,
Marchant le long des flots, sur la poudreuse arène?
L'armée a reconnu leur éclatante voix:
Des gouffres du désert ressuscités deux fois,
Et vainqueurs du fléau tyran de la Syrie
Ils viennent pour combattre aux champs d'Alexandrie:
On dirait qu'aujourd'hui, sous un climat plus doux,
Un noble instinct les guide à ce grand rendez-vous.
»Amis,« leur dit le chef, »je vous rends à vos frères;
»Dès ce jour, les destins, ne nous sont plus contraires;
»Dans ce dernier combat que je vous ai promis,
»Ecrasez d'un seul coup ce peuple d'ennemis;

„Hier ſind ſie, Krieger! Frankreich's Staatsbeſchluß
„Geht heut' aus meinem Mund; er heißet Sieg!"

Sprach's und mit raſchen Blicken hat er ſchon
Vom Lager Abukir's den Wall gemeſſen;
Errathen hat er, was gedacht kaum ward,
Die Schlacht beurtheilt, welche ſich bereitet:
Den Raum umſchließt ſein ungeheures Netz;
Die Stunde ſetzt er feſt, wo in den Waſſern
Das Aſiatenheer verſinken wird.
So kündiget hoch auf dem Seherthurm
Der Gottbeſeelte, der am Himmelszelt
In der Unendlichkeit Geſtirne ſucht,
So Seraphinenfingern ausgegleitet,
Die feſte Stund' an, wo die ſchweifenden
Weltkugeln, and'rer Weltenlauf nicht irrend,
Auf unſern Himmel fallen und die Nacht,
Wo ſie den Kreiſen ihrer Bahn getreu,
Sich in den Abgrund vor den Blicken flüchten.

«Ils sont tous devant vous, soldats; le Directoire,
«Par ma bouche, aujourd'hui, décrète la victoire.»

Il a dit, et déjà ses rapides regards
Ont du camp d'Aboukir mesuré les remparts;
Dévinant leur pensée aussitot que conçue,
Du combat qui s'apprête il a jugé l'issue:
Dans la plaine il étend ses immenses réseaux,
Et semble marquer l'heure où dans les vastes eaux
Tombera, sans retour, l'armée asiatique.
Tel, sur le haut sommet de sa tour prophétique
L'homme inspiré qui suit dans la voûte sans fin
Les astres échappés au doigt du séraphin,
Annonce l'heure fixe où, sans heurter les mondes,
Tombent sur notre ciel ces sphères vagabondes,
Et la nuit où, bornant leurs cercles révolus,
Elles percent l'abime où l'oeil ne les suit plus.

Da tönt ein Schrei von Abukir, des Meer's
Eintön'ge Ruhe hat die Donnerſchanze
Geſtört und aus des Lagers Doppeleck,
Vom Bey vertheidigt, hallen die Kanonen,
Die ihm der Engelländer angefeilſcht;
Mit einem Turban Rauch's umringt ihr Haupt
Hoch auf dem Kap die Warte Mahomet's.
Auf dieſes Zeichen, zahllos, wie die Vögel,
Die bei Gewittern überziehn die Fluth,
Ziehn afrikan'ſcher Zone Stämm' heran,
Des häßlichen El-Modhi Tritten folgend;
Der Wüſte Kinder hat geweckt ſein Ruf:
Den gelben Beduin aus bittern Seen,
Den Mauren vom Sennahr; den Abyſſinen,
Der ſchwarzer Stiere Fleiſch, ſo lange ſie
Noch brüllen, roh verſchlingt; den Araber,
Der an die Zinnen eines Thurms das Haus
Von Schilf, gleich einem Geierneſte hängt;
Die Völker alle vom unwirthlichen
Tacaſi's-Ufer unter'm Krebsgeſtirn,

Un cri part d'Aboukir; la redoute qui tonne
A troublé de la mer le repos monotone;
Aux deux angles du camp par Mourad défendus,
Resonnent les canons que l'Anglais a vendus,
D'un turban de fumée environne sa tête.
A ce signal, pareil en nombre à ces oiseaux
Qui dans un jour d'orage obscurcissent les eaux,
Arrivent les tribus de la zone africaine;
Le hideux El-Modhi sur ces pas les entraine;
Sa voix a réveillé ces enfans des déserts:
L'olivâtre Bédouin sorti de lacs amers,
Le Maure du Sennahr, l'Abissin qui dévore
La chair des noirs taureaux qui mugissent encore,
L'Arabe qui suspend aux créneaux d'une tour
Sa hutte de roseaux, comme un nid de vautour,
Tous les peuples, depuis les rives du Tacase,
Bords inhospitaliers que le Cancer embrase,

Bis wo der Nil zum letzten Mal den Schall
Der ſchäumenden Cascade murren hört.
Vor unſern Schaaren halten dieſe Horden,
Und ihre Pfeile plötzlich abgeſandt,
Wie eine dunkle Wolk' am Horizont,
Sie tragen zu dem Feinde Tod und Gift.
Doch Bonaparte giebt ein Zeichen raſch,
Und blitzſchnell fliegen jene Kanoniere,
Auf Eiſenflügeln rollet ihr Geſchütz,
Und die Kartätſche fährt aus eh'rnem Rachen,
Und gräbt ſich furchend in die Horden ein.
Dann fliegt Kanone, Wagen, Roß und Mann
Dahin, davon und auf der Stelle, wo
Die Flammenſchanze grollte, trifft der Feind
Nichts weiter an als einen dicken Rauch.
Und in die Ferne ſchwingt ſich, donnert wieder,
Und fliegt davon der reiſ'ge Kanonier.
Den flücht'gen Donnern folgt El-Modhi nach,
Ermuthigt ſeine bange Völkerſchaar:

Jusqu'aux lieux où le Nil, pour la dernière fois,
De la blanche cascade entend mugir la voix.
Devant nos bataillons ces hordes rapprochées
S'arrêtent; tout-à-coup leurs flèches decochées
Comme un nuage obscur levé sur l'horizon,
Portent à l'ennemi la mort et le poison.
Autour des rangs français le noir essaim bourdonne:
Tout-à-coup, au signal que Bonaparte donne,
Volent ces artilleurs qui, prompts comme l'éclair
Font rouler le canon sur ses ailes de fer;
De leur bouche d'airain la mitraille vomie
Creuse de longs sillons dans la horde ennemie;
A l'instant le canon, l'arsénal qui le suit,
L'artilleur cavalier, tout s'échappe, tout fuit;
Sur sa ligne où gronda la redoute enflammée,
L'ennemi n'atteint plus qu'une épaisse fumée,
Et vers un but lointain reprenant son essor,
Le canon voyageur tonne et s'envole encor.
El-Modhi, ranimant ses timides peuplades,
S'écrie, en poursuivant les tonnerres nomades:

„Ruhmwürd'ge Diener himmliſcher Beſchlüſſe!
„Kommt her, der Wüſte Kinder, Araber
„Und Abyſſinen, ſehet wie das Blei
„Von meiner Bruſt abſpringt, mein Hauch verlöſcht
„Das Feuer und mein Blick vertilgt; ich ſtreue
„Den Sand mit meinen Händen aus, es fällt
„Vor ihm die Chriſtenkugel in dem Flug!“
Er ſpricht's und alsbald ſchleudert Uferſand
Dem Feinde zu der grimmige Centaur,
Den göttlichen Propheten ruft er an,
Und ſtürzt ſich auf die Pfade des Geſchützes,
Des Engels Worte heult mit Ehrfurcht nach
Der dumme Knäu'l der Stämme von Sennahr.
O Schrecken! plötzlich trifft und wirft ein Blitz
Den Gottesboten hin, den Taumelnden.....
Und in der Wolke jammert lang' ein Schrei;
Sie fliehn: — da ſtürzt ein unbekanntes Weib,
Koran-Sibylle, die mit ſchwarzen Ferſen
Die Rippen eines wilden Renners ſpornt,

»Glorieux instrumens des célestes desseins,
»Venez, fils du désert, Arabes, Abissins,
»Voyez comme le plomb bondit sur ma poitrine!
»Mon souffle éteint le feu, mon regard extermine;
»Répandu de mes mains, le sable que je tiens
»Abattra dans leur vol les boulets des chrétiens.«
Il dit; en même tems le centaure sauvage
Lance vers l'ennemi le sable du rivage,
Et du divin Prophète invoquant le saint nom,
S'élance sur la ligne où gronde le canon;
Des tribus de Sennahr la stupide phalange
Hurlait avec respect les paroles de l'Ange.
O terreur! tout à coup le céleste envoyé
Bondit dans un éclair et tombe foudroyé....
Un long cri d'épouvante éclate dans la nue;
Tout fuit: en ce moment une femme inconnue,
Sibylle du Coran, qui de son noir talon
Excite les flancs nus d'un sauvage étalon,

Sich auf El-Modhi's Leiche fliegend hin,
Die welke Bruſt pocht ihr von höll'ſcher Liebe,
Die trock'ne Hand, ſo nur in Gräbern wühlt,
Knüpft den zerriß'nen Leichnam an die Mähne;
Das Roß, entſetzt ob ſeiner grauſen Laſt,
Die ſchnöde Hülle trägt's der Wüſte zu,
Woher ſie ſtammt und noch erzählt man heute,
Des Dämon's Leiche ruh' in Ammon's Sand!

Und zwiſchen Raub und Fluthen Rauch's hindurch
Sah'n flieh'n ein Heer die Türken in dem Lager;
Nicht ahnen ſie, daß in die Wüſte heim,
Die ſie geſpieen, ihre Freunde kehren!
Vor ihrem Auge, dem geblendeten
Entflieh'n die Chriſten, dieſe zu verfolgen
Macht Muſtapha, der ſprudelnde, ſich auf;
Umſonſt ruft Mourad: „Welcher Irrthum, Herr!
„Vor uns iſt Kebir! nur El-Modhi flieht!"
Gelenkt von ihrem zornverführten Baſſen
Stürzt in die Eb'ne Spahi, Janitſchar;

Vers le corps d'El-Modhi vole et se précipite;
D'un infernal amour son sein ridé palpite,
Sa main sèche, exercée à fouiller les tombeaux,
Lie aux crins du coursier le cadavre en lambeaux,
L'étalon, effrayé du fardeau qui le souille,
Porte au désert natal cette informe depouille,
Et l'on dit, de nos jours, que le corps du démon
Repose enseveli sous les sables d'Ammon.

A travers la poussière et les flots de fumée
Les Osmanlis du camp ont vu fuir une armée;
Ils ne soupçonnent pas que leurs lâches amis
Regagnent les déserts qui les avait vomis.
A leurs yeux fascinés, les chrétiens sont en fuite;
Le bouillant Mustapha s'élance à leur poursuite;
Mourad lui crie en vain: »Quelle erreur te séduit?
»Kébir est devant nous; c'est El-Modhi qui fuit.«
Guidés par leur Pacha que son orgueil entraine,
Janissaires, Spahis, se jettent dans la plaine;

Voll Opium's und trunken vom Geſchrei
Verlaſſen ſie des Lagers feſten Schutz,
Nach Blut und gräßlicher Ermordung dürſtend
Gehn Köpfe ſie zu mähn für Stambul's Schloß.

Und Bonaparte ſchreit: „Wir fällen ſie!
„Hau' ein, Murat! ſchon unſer iſt die Schlacht.
„Zeig' Deinen Arm, Aegyptens Schrecken, ihnen!
„Zermalme bis [illegible] Meer ſie auf der Flucht!“ —
„„Ja,““ ſpricht der Held, im Sattel reckt er ſich,
„„Schau'n ſollſt Du, ob mein Arm entſchlummert iſt!
„„Mein Säbel, mein Dragoner bürgt: ich werde
„„Sie ſchlagen! ſchön'res Feſt gabſt nie Du mir!““
Er ſpricht's, und nach der Türken wilder Fluth
Zieht er mit ſich die wüthenden Dragoner,
Die Rieſenbande, deren Todeskunſt
Das Schwert ſtößt wagerecht, wie einen Dolch.
Indeß der Feind, von ihrem Anblick irre,
Den Schutz des fernen Lagers wieder ſucht,

Tous, gorgés d'opium, enivrés de leurs cris,
De leur camp protecteur ont quitté les abris;
Tout, alterés de sang et d'horribles conquêtes,
Pour les tours du Sérail vont moissonner les têtes.

Bonaparte s'ecrie: «Ils tombent sous nos coups!
«Prends la charge, Murat, la bataille est à nous;
«Vas leur montrer ce bras que l'Egypte redoute;
«Et jusque dans la mer écrase leur déroute.» —
««Oui,»» répond le héros, sur la selle grandi,
««Tu vas voir si déjà mon bras s'est engourdi;
««Ce sabre et mes dragons t'assurent leur défaite;
««Jamais tu ne m'offris une si belle fête!»»
Il dit, et vers les Turcs a flots precipités;
Il entraine avec lui ses dragons indomptés;
Escadron de géants, dont l'adresse fatale
Pousse comme un poignard l'épée horizontale.
Tandis qu'à leur aspect, les ennemis troublés
Regagnent de leur camp les abris reculés,

Prägt Kleber ſeinen Muth dem Fußvolk ein,
Umringet jenes ſchmale Vorgebirge:
Sie geh'n, halbvorgebeugt, mit ſtarrem Blick
Voran, dem Feinde zeigt ihr erſtes Glied
Das dreigeſpitzte Frankenbajonett,
Noch warmer Flinte blutigen Gehülfen;
Die Türken plötzlich in den Lanzenkreis
Gedrängt, begegnen Murat auf den Wällen
Mit dem Dragoner, Kleber mit dem Schwert;
Der Weg zur Wüſte ſchließt ſich den Beſiegten,
Das Meer nur zeigt ſein großes, trüg'riſches
Aſyl, nach welchem die Verzweiflung rennt,
In das die Furcht ſich ſenkt. Noch kurze Zeit
Schwimmt auf den Wogen dieſer große Reſt,
Bis der geſchwinde Kanonier den Mord
Vollendet, und bis über Allah's Kindern
Das Meer, der jammervolle Zufluchtsport,
In ſtillen Wellen rein zuſammenfließt.
O ſtolzes Frankreich, jub'le! töne, Marſch!
Dein Held, wie Götter leidenſchaftenlos,
Erſcheint auf dem barbarenfreien Feld,

Kléber aux fantassins imprimant son audace,
De l'étroit promontoire emprisonne l'espace:
Tous s'avancent, l'oeil fixe, inclinés à demi,
Et sur le premier rang montrent à l'ennemi
Cette lance française au fer triangulaire,
Du fusil tiède encor sanglante auxiliaire;
Reserrés tout-à-coup dans ce cercle de dards,
Les Turcs épouvantés trouvent sur leurs remparts
Murat et ses dragons, Kléber et son épée:
La route du désert aux vaincus est coupée:
La mer leur reste, asile immense, mais trompeur,
Où court le désespoir, où s'engloutit la peur;
Quelque tems sur les flots ce grand débris surnage,
Mais l'agile artilleur consomme le carnage,
Et des enfans d'Allah refuge désastreux
L'Océan calme et pur se referme sur eux.
Noble France, bondis d'orgueil! sonnez fanfares!
Sur ce champ de combat dépeuplé de barbares,

Von Kriegern und von Feldherrn ſchmuck umringt;
Von Abukir, von Thabor, von Kairo
Beflattern Fahnen den Soldatenhut;
Murat, zuletzt erſchienen aus der Schlacht,
Wirft Muſtapha gefangen ihm zu Füßen.
Held Kleber drängt ſich durch die Menge durch,
Stürzt liebend in des Nebenbuhlers Arm
Und ſvricht ihn preſſend an das edle Herz:
„Des Oſten Loos hat Abukir entſchieden:
„Es beuge heut' ſich jeder Stolz vor Dir:
„O General! groß biſt Du, wie die Welt!“

Die Nacht, vermengend Meeresſtrand und Fluth,
Läd't ein zum Schlaf die Sieger Abukir's,
Der Bosvor-Zelte Herren ſind die Krieger,
Sie ſtrecken auf den Sand ſich, wo das Blut
Noch rauſcht. Wer weiß es, ob nicht morgen ſie
Den Ruhm bereuen dieſes heut'gen Tag's!

S'avance, tel qu'un dieu, l'impassible héros,
Paré de ses soldats et de ses généraux;
Les drapeaux d'Aboukir, du Thabor et du Caire,
Couronnent en flottant son chapeau militaire.
Murat, de la bataille arrivé le dernier,
A jeté sur ses pas Mustapha prisonnier;
L'heroïque Kléber, perçant la foule immense,
Vers son rival de gloire avec amour s'élance,
Et sur son noble coeur le presse, en s'écriant:
»Aboukir a fixé le sort de l'Orient:
»Qu'aujourd'hui devant vous tout orgueil se confonde:
»Vous êtes a mes yeux aussi grand que le monde.«

Mais la nuit, confondant le rivage et les flots
Aux vainqueurs d'Aboukir conseille le repos;
Les soldats, possesseurs des tentes du Bosphore,
S'étendent sur l'arène, où le sang fume encore,
Demain, sur ces déserts quand le jour aura lui,
Peut-être ils pleureront leur gloire d'aujourd'hui!

Es hat ein Schiff aus Alexandrien
Den Krieger dieſe Nacht noch aufgenommen:
Das Vaterland verlangt ihn, auf der See
Schon wogt er, fürchtet, ach! die Sonne möchte
Der alten Kameraden Schaar zu bald
Erwecken. Alſo ſcheut ein Vater, den
Die ferne Reiſe ruft zur Abſchiedsſtunde,
Muthlos der ſüßen Kinder Lebewohl,
Und wartet bis der Schlaf ihr Auge feſſelt.
Des Vaters Auge, ſcheidend von dem Strand,
Ward heimlich überraſcht von einer Thräne;
Doch lindert ſich ſein Kummer; glücklich ſind
Die Krieger, Klebern läßt er ja zurück.

Das zweite größere Gedicht der beiden Freunde **L'Insurrection**, iſt ebenfalls in der Intention lobenswerther als in der Ausführung. — Es ſind Declamationen im Rauſche der Begeiſterung und des gewichtigen Augenblickes vorgetragen. — An eigentlicher Handlung fehlt es ebenfalls gänzlich, denn was dafür gelten ſollte, beſteht doch nur wieder in Schilderungen und in Anſpielungen auf wirkliche Begebenheiten. — Neue Gedanken oder alte Wahrheiten neu ausgeſprochen ſind ſehr ſelten, wir finden nur die Sprache der liberalen pariſer Blätter jener Tage, in Reime gebracht. Ohne Schönheiten, obwohl dieſelben mehr rhetoriſcher Art ſind, iſt jedoch auch

---

Cette nuit un vaisseau sorti d'Alexandrie,
A reçu le guerrier qu'implore sa patrie;
Il vogue sur les flots et craint que le soleil
De ses vieux compagnons ne hâte le réveil;
Tel un père entraîné dans un lointain voyage,
A l'heure du départ qui glace le courage,
De ses enfans chéris redoutant les adieux,
Attend que le sommeil ait pesé sur leurs yeux.
Le père de l'armée, en quittant cette rive,
A surpris dans ses yeux une larme furtive,
Mais il porte en son ame un regret moins amer!
Ses soldats sont heureux, il leur laisse Kléber.

dieſes Gedicht nicht, und man kann den Gegenſatz der erſten Abtheilung zur zweiten, in der Anlage wie in der Ausführung wirklich genial nennen.

Barthélémy hat ſich ſpäter der politiſchen Satyre zugewendet, in einer eigenen poetiſchen Zeitſchrift, **Némésis**; die Geißel, welche er hier ſchwingt, iſt derb und trifft ſcharf, aber ſie wird zu häufig von perſönlichen Rückſichten und einem gewiſſen Haß, ſo wie einer Verfolgungsſucht, die den Hyperliberalen unſerer Tage eigenthümlich ſind, erhoben, und verfehlt daher oft ihre Wirkung. — Ein früheres Gedicht von ihm, **Le fils de l'homme**, auf Napoleon's Sohn, blieb zu ſeiner Zeit nicht ohne Einfluß, war aber nicht bedeutend genug, um ſich eines mehr als ephemeren Lebens zu erfreuen. —

Die Reihe der durch den Patriotismus beſeelten und von ihm, wie von einer neuen Muſe angefeuerten und begeiſterten Dichter, zu welchen die eben angeführten jungen Männer gehören, ward ſchon früher in Frankreich durch ein Talent begonnen, das auf der ganzen weiten Erde bisher noch ſeines Gleichen ſuchte, und welches trotz allen politiſchen Stürmen, die bisher Frankreich's Horizont mit düſteren Wolken bedeckten, gleich einem hellen ſchönen Sterne, ruhig ſeine Bahn wandelte, und ſich ſein angeſtammtes Licht in ungetrübter Klarheit zu erhalten wußte. Es iſt Pierre Jean de Béranger, von dem ich rede, ein Mann, der in ſeiner Beſcheidenheit nicht einmal Anſpruch auf den Titel eines Dichters macht, ſondern, da er bisher weiter nichts als Liederchen geliefert hat, ſich mit der hergebrachten Benennung eines Chanſonniers begnügt; und doch iſt er von größerem Einfluß auf ſeine Nation geweſen, als irgend einer ſeiner genialſten Zeitgenoſſen, denn er hat das Geheimniß ergründet, alle Herzen und alle Stände zu gewinnen. Er redet überall nur die Stimme der Natur, und findet um deſto leichteren Eingang, den er ſich durch ſeine vielen glänzenden und liebenswürdigen Eigenſchaften feſt zu bewahren weiß. —

Das Genre der Chanſons, es ſey mir erlaubt, dieſe Benennung beizubehalten, da ſie mehr umfaßt als das für unſere Sinnesart gleichbedeutende deutſche Lied, war in Frankreich ſeit uralten Zeiten von dem höchſten Einfluß auf Leben und Geſinnung des Volks, und es wird dem Ausländer ſchwer, ſich einen richtigen Begriff davon zu machen, wenn er es nur mit dem Maaßſtabe ſeiner Erfahrungen mißt. Denn was bedeuten Lieder bei uns, und wären ſie noch ſo ſchön, wenn ſie ohne muſikaliſche Begleitung in die Welt geſchickt werden, oder der Zufall ihnen nicht eine glückliche und gefällige Melodie angepaßt hat, die faſt allein das Mittel zu ihrer Verbreitung wird? — Sie werden nur das Eigenthum einiger wenigen Gebildeten, finden vielleicht in den Herzen zarter Mädchen und Frauen, deren innerſte Empfindungen ſie einhüllen, ein ſtilles beſcheidenes Plätzchen, oder genießen im beſten Falle das große Glück, von geſchmackloſen Sammlern aufgeputzt, zugeſtutzt, lyriſchen Anthologieen einverleibt und Schulknaben in die Hände gegeben zu werden, die ihre gute Zeit, welche ſie viel beſſer mit Herumlaufen und Jungenſtreichen ausfüllen könnten, daran ſetzen müſſen, ihr hartes Gedächtniß damit voll zu ſtopfen. Aber ein Gemeingut der Maſſe werden ſie nicht, wenn eben nicht, wie ich ſchon bemerkte, eine glückliche Melodie ihnen die Bahn bricht, und den armen Waiſen ein Eintagsleben verleiht, bis die nächſte Oper mit ihrem Spectakel und ihren Motiven ſie unbarmherzig verdrängt und ſie in die kalte Nacht des Vergeſſens ſchleudert, aus der vielleicht einmal ein empfindſamer Cantor, der ſich Stoffe zu ſeinen regelrechten aber gottverlaſſenen Compoſitionen ſucht, oder eine liebeſieche Näherin, die gern ſchwärmen möchte und nicht ſo viel baare Gefühle im eigenen Vermögen beſitzt, oder auch ein überſpannter Tertianer, der ſich deutſch patriotiſch geberdet, weil die lateiniſche Grammatik ſo ſchwierig iſt, ſich zur Herzſtärkung und dem pedantiſchen Conrector zum Trotz, momentan ſie herauf beſchwört. — Eben deshalb wirken ſie denn auch wenig, obwohl es auch uns nicht an Beweiſen für ihre Kraft fehlt, wenn wir an die Zeiten des Befreiungskrieges zurück denken, wo Großes durch ſie, wenn auch nicht geſchafft, doch befördert wurde. — In Frankreich iſt das ganz anders; eine gewiſſe Bildung, nicht des Geiſtes, aber wohl des Herzens oder vielmehr der Geſinnungen iſt durch alle Stände verbreitet und wird durch eine lebhaftere Auffaſſungskraft und einen leichter zu beſeelenden Enthuſiasmus für Gegenſtände von allgemein menſchlichem Intereſſe ausnehmend begünſtigt. — Die Chanſon iſt daher eine mächtige Waffe in den Händen des ganzen Volkes, um ſo mächtiger, als ſie ſich ſo leicht tauſendfältig verbreitet. Man hat ſich dort auch beſtändig derſelben bedient, und ſie war von jeher eine Art Schutzwehr gegen alle Unterdrückung, die mit der fortſchreitenden Intelligenz an innerer Kraft und Stärke gewann, und von faſt allen Unterdrückern gleich ſehr gefürchtet wurde; nur eine durch moraliſche Schlechtigkeit ſo ausgepichte und waſſerdicht gewordene Natur wie Mazarin konnte ſie verachten, wenigſtens ſo thun, denn wer weiß, ob ſeine Antwort, auf die Einflüſterung eines Höflings, daß die Pariſer Spottlieder auf ihn ſängen: Ils cantaront, mais ils pagaront, auch in ſeinem Herzen ein ſolches Echo der Gleichgültigkeit fand. — Sehr witzig wurde ſchon zu den Zeiten des abſcheulichſten Despotismus in Frankreich, in den Tagen der Lettres de Cachet und der Generalpächter die franzöſiſche Regierung characteriſirt als une monarchie absolue, tempérée par des chansons. —

Man darf ſich aber nicht einbilden, daß die Chanſon, da ſie ſo ſehr Gemeingut iſt, auch eine ſo leicht zu löſende Aufgabe ſey; ſie ringt in dieſer Hinſicht mit dem Sonnett der Italiener, von dem dieſe ſelbſt geſtehen, daß ſie unter vielleicht einer Million und mehr kaum fünf vollkommene beſitzen, um den Preis, und es gehört vielleicht noch mehr Geſchick dazu, als zu dieſem Problem der höheren Poetik. — Il faut, ſagt Voltaire darüber, avoir dans l'esprit de la finesse et du sentiment, avoir de l'harmonie dans la tête, ne point trop s'élever, ne point trop s'abaisser, et savoir

n'être pas trop long. — Man muß geſtehn, daß das eben nicht unbedeutende Bedingungen ſind, und daß eben ſo viel angebornes Talent, als erworbene Bildung dazu gehört, ſie zu erfüllen.

Vor allen ſeinen Vorgängern und Nebenbuhlern auf dieſem Felde, erfreut ſich Béranger der eben bemerkten Eigenſchaften wohl am Meiſten, obgleich auch er nicht ſelten die hier vorgeſchriebenen Schranken überſchritt, wenn ihn ſein Genius auf raſchem Flug in höhere Sphären trug, was nicht ſelten der Fall iſt; doch wer kann deshalb mit ihm zürnen, da echte Begeiſterung die Fundgrube iſt, aus der er ſchöpft, und ſeine wahre Beſcheidenheit nicht einmal zugeben will, daß er etwas Anderes als Chanſons liefere. — **Béranger**, ſagt B. Conſtant von ihm, **fait des odes sublimes quand il ne croit faire que des chansons.** — Er ward im Jahre 1780 geboren, doch hören wir ihn ſelbſt reden, um ihn von vorn herein lieb zu gewinnen:

Der Schneider und die Fee. *)

Lied, meinen Freunden, an meinem Geburtstage, den
19. Auguſt 1822, geſungen.

Hier in Paris voll Gold und Elend, leider
Im Jahre Siebzehnhundertachtzig, da,
Hört, was beim Aeltervater, einem Schneider
Mit mir, dem Neugeborenen geſchah.

---

*) **Le Tailleur et la Fée.**

Chanson chantée à mes amis, le jour anniversaire de ma naissance,
19. Août 1822.

Air: d'Ageline (de Wilhem.)

Dans ce Paris plein d'or et de misère,
En l'an du Christ mil sept cent quatre vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-père
Moi, nouveau né, sachez ce qui m'advint.

Von Sängerruhm hört man nichts prophezeihen,
Bei meiner Wiege, die nicht eben ſchön.
Doch als der Großpapa kam auf mein Schreien,
Hat er im Arm mich einer Fee geſehn,
Und dieſe Fee mit luſt'ger Lieder Scherz,
Beruhigte des Kindes erſten Schmerz.

Der gute Greis forſcht ſorgſam: — welche Gabe
Schenkt ſeinem Schickſal Deine Sympathie?
Und ſie erwiedert: unter meinem Stabe
Sieh' ihn als Kellner, Drucker und Commis,
Ein Blitzſtrahl wird die Weiſſagung bewähren,
Von ihm getroffen ſinkt er ſterbend hin,
Allein belebt von Gottes mildem Sinn
Erſteht er, wird ſich künftig ſingend wehren;
Und dieſe Fee u. ſ. w.

Die Freuden, die die Jugend froh umhüllen,
Erweckt ſein Saitenſpiel, in Dunkelheit,

Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs.
Mais mon grand-père accourant à mes pleurs,
Me trouve un jour dans les bras d'une fée.
Et cette fée, avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

Le bon vieillard lui dit, l'âme inquiète:
»A cet enfant quel destin est promis?«
Elle répond: »Vois-le sous ma baguette,
Garçon d'auberge, imprimeur et commis.
Un coup de foudre ajoute à mes présages,
Ton fils atteint va périr consumé;
Dieu le regarde, et l'oiseau ranimé
Vole en chantant braver d'autres orages.
Et puis la fée etc.

»Tous les plaisirs, sylphes de la jeunesse,
Eveilleront sa lyre au sein des nuits.

Des Armen Dach wird er mit Luſt erfüllen,
Vor Langeweile ſchützt er Ueppigkeit. —
Doch was ſind das für Leiden, die ihn trafen?
Freiheit und Ehre leiden Untergang,
Und wie ein armer Fiſcher kommt er bang,
Und meldet ihren Schiffbruch an im Hafen.
Allein die Fee mit froher Lieder Scherz,
Beſchwichtigt bald des Kindes erſten Schmerz.

Wie, meine Tochter, rief der alte Schneider,
Gebar mir einen Verſemacher nur?
Viel beſſer flickt bei Tag und Nacht er Kleider,
Als Lieder bald verſchollen, ohne Spur. —
Geh', ſprach die Fee, gieb Dich zu Ruhe wieder,
Es haben größ're Geiſter wen'ger Glück;
Erheitern wird er des Verbannten Blick
Und Frankreich freuen ſeine leichten Lieder.
Und jene Fee u. ſ. w.

Trüb' war ich geſtern, finſter meine Lieben,
Als wiederum ich meine Fee gewahrt,

Au toit du pauvre il répand l'allégresse,
A l'opulence il sauve des ennuis.
Mais quel spectacle attriste son langage?
Tout s'engloutit, et gloire et liberté.
Comme un pêcheur qui rentre épouvanté
Il vient au port raconter leur naufrage.»
Et puis la fée etc.

Le vieux tailleur s'écrie: «Et quoi, ma fille
Ne m'a donné qu'un faiseur de chansons!
Mieux jour et nuit vaudrait tenir l'aiguille,
Que faible écho, mourir en de vains sons.»
Va, dit la fée, à tort tu t'en alarmes.
De grands talents ont de moins beaux succès.
Ses chants légers seront chers aux Français,
Et du proscrit adouciront les larmes.
Et puis la fée etc.

Amis, hier, j'étais faible et morose,
L'aimable fée apparait à mes yeux,

Die von der Wiege an mir hold geblieben,
Sie ſprach zu mir: Du ſiehſt Dich ſchon bejahrt. —
Wie in der Wüſte oft ein Bild erſcheinet,
Erinnerung ſich oftmals blicken läßt;
Die Freunde ſammeln ſich zu Deinem Feſt,
Mit ihnen leb' in Jugendluſt vereinet;
Und dieſe Fee, durch froher Lieder Scherz,
Beſchwichtigt bald des Kindes erſten Schmerz.

Zu den hier gegebenen Notizen, daß er zu Paris am 19. Auguſt 1780 geboren, daß ſein Großvater ein Schneider, er ſelbſt Aufwärter in einem, wahrſcheinlich ſeiner Mutter zugehörenden Wirthshauſe geweſen, von einem Blitzſchlag in ſeiner Jugend getroffen, dann Buchdruckerlehrling und endlich Commis geworden, ſind nur wenige Züge hinzuzufügen, um ſein beſcheidenes und einfaches Leben zu ſchildern. Die erſten Bücher, welche er geleſen, waren nach ſeiner eigenen Ausſage, die Bibel und eine Ueberſetzung des Homer, ſie machten die ganze Bibliothek des Wirthshauſes aus, und es läßt ſich denken, wie mächtig der Einfluß dieſer Lecture auf ein ſo poetiſches Gemüth geweſen ſeyn muß. In der Druckerwerkſtatt machte er fernere Studien, d. h. er lernte die Regeln ſeiner Mutterſprache und ihres Versbaues kennen — weiter ſcheint ſich jedoch ſeine Sprachkunde nicht auszudehnen, auch erfreut er ſich nicht eben großer Beleſenheit; deſto tiefer ſind aber ſeine Studien des menſchlichen Lebens und Herzens; hier zeigt er eine Kenntniß, in welcher ihm nur Wenige gleich kommen.

Ses doigts distraits effeuillaient une rose,
Elle me dit: »Tu te vois déjà vieux.
Tel qu' aux déserts parfois brille un mirage,
Aux coeurs vieillis s'offre un doux souvenir,
Pour te fêter tes amis vont s'unir;
Longtemps près d'eux revis dans un autre âge.«
Et puis la fée, avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

Als Commis in einem Bureau öffentlicher Verwaltung fand er Muſſe, einige jener Chanſons zu verfaſſen, die ſeitdem ſo berühmt wurden. Er hatte die Gewohnheit, ſie ſeinen Freunden vorzuſingen, und dieſe wußten die hübſchen Couplets raſch zu verbreiten. Vorzüglich waren es zwei Lieder **le Sénateur** und **le Roi d'Yvetot**, welche den Dichter bald zu einem Liebling ſeiner Nation machten; ja Napoleon ſelbſt ſoll über das Letztere, das einen ſehr kecken aber witzigen Angriff auf ihn enthielt, herzlich gelacht haben. Lucian Buonaparte's Aufmerkſamkeit wurde ebenfalls dadurch geweckt, er nahm ſich wohlwollend des jungen talentvollen Sängers an, der ſeine Güte dankbar erwiederte, und als Lucian ſich in die ſelbſt gewählte Verbannung zurückzog, ſeine Gefühle, durch eine, einer Sammlung von Schäfergedichten vorgeſetzte Widmung, öffentlich auszuſprechen wünſchte. — Die Cenſur vereitelte dies Vorhaben, und die Idyllen ſind bis auf den heutigen Tag ungedruckt geblieben. — Als Napoleon geſtürzt wurde, ſchwieg Béranger; er ſah den Kaiſer eben ſo ruhig während der hundert Tage wiederkehren, und ſchlug den Antrag zu einer Cenſorſtelle, der ſeinem freien Sinne ein Greuel war, auf das Entſchiedenſte ab. — Im Jahre 1815, zur Zeit als die Alliirten in Paris waren, ließ er ſich bewegen, eine kleine Sammlung ſeiner Chanſons herauszugeben. — Der Beifall, den ſie fanden, war ungeheuer und ermunterte ihn zu neuen Verſuchen. Die politiſchen Wetterfahnen, ſo wie die jeſuitiſchen Umtriebe, welche ſich damals in Frankreich zeigten, reizten ſeine Satyre, und bald ward die Geißel, die er ſchwang, die ſchlimmſte von Allen für die Freunde der Finſterniß, denn jede einzelne Senne derſelben traf auf's Blut. Die Regierung wurde argwöhniſch und nahm ihm ſeine Anſtellung; das aber vergrößerte ſeinen litterariſchen Ruhm um das Zehnfache, denn er ward jetzt als Märtyrer und ſein Schickſal als Angelegenheit der Nation betrachtet. Viele Befreundete ſammelten ſich um ihn, und von einer neuen Auflage ſeiner Gedichte, die ein Anhang vermehrte, gingen im Nu zehntauſend Exemplare reiſend ab. — Das Gouvernement beſchloß, den Verfaſſer zu verfolgen und das Werk zu unterdrücken, doch bei der Confiscation des letzteren fanden ſich nur noch vier unverkauft gebliebene Exemplare von der ganzen Auflage vor. De Béranger wurde jetzt vor Gericht gefordert und wegen vier Arten von Vergehen angeklagt: Unſittlichkeit, Schmähung der Religion, Beleidigung der Majeſtät und Aufreizung zur Empörung. — Ganz Frankreich blickte mit Antheil auf den Proceß. Vierzehn Lieder *) ſollten die Anklage unterſtützen. — Die ausgezeichnetſten Talente nahmen ſich ſeiner Vertheidigung an; die erſte und dritte Beſchuldigung wurden vom Gerichtshofe für grundlos, die zweite und vierte für begründet erklärt, durch eine Majorität der Jury von ſieben Stimmen gegen fünf; die Richter aber betrachteten die vierte Beſchuldigung für nicht ſtrafbar nach dem Criminalcoder, und ſo wurde der Dichter nur wegen der zweiten, d'avoir commis le délit d'outrage à la morale publique et religieuse, zu dreimonatlichem Gefängniß und einer Geldbuße von 500 Franken verurtheilt.

Béranger's Triumph war jetzt vollkommen; er erduldete die Gefängnißſtrafe und ſchlug alle Unterſtützungen ſeiner Freunde aus Liebe zur Unabhängigkeit aus. — Seit dieſer Zeit verlebt er ſeine übrigen Tage in Ruhe, mäßig ſich mit einer kleinen Leibrente, welche ihm ſeine Lieder einbrachten, begnügend. — Auch in der neueſten Epoche hat er alle Anſtellungen abgelehnt und weiter nichts werden wollen, als Mitglied des Comité für Polen.

Ein franzöſiſcher Kritiker drückt ſich folgender Maaßen mit großer Wahrheit über Béranger aus: „Jedes echte Ge-

---

*) Es waren: La Bacchante; Ma Grand-Mère; Margot; Deo gratias d'un Epicuréen; La descente aux Enfers; Les Capucins; Les Chantres de Paroisse; Les Missionnaires; Le Bon Dieu; La Mort du Roi Christophe; Le Prince de Navarre; La Cocarde blanche; l'Enrhumé; le vieux drapeau.

fühl, jede großmüthige Geſinnung, Wohlwollen, Duldung, Achtung vor den Geſetzen, wahre Gottesfurcht, zeigen ſich eben ſo offenbar in ſeinen Liedern, als ſie tiefe Wurzel in ſeinem Herzen ſchlugen; aber Vaterlandsliebe iſt diejenige Leidenſchaft, die ihn am glühendſten erfüllt, am mächtigſten beherrſcht.“ — Ich ſtimme mit ganzer Seele in dieſes Lob ein, und mit mir thun es gewiß viele Tauſende. — Doch ſey es mir geſtattet, des gefeierten Dichters Eigenthümlichkeit noch etwas näher zu beſtimmen und ausführlicher zu entwickeln.

Lebendigkeit des Ausdrucks, verbunden mit Fülle und Stärke der Gedanken, ſind die Hauptzüge von Béranger's Liedern. — Er verſteht es, ſeine bedeutendſten Ideen durch die überraſchendſte Biegſamkeit der Sprache verſchönert darzuſtellen, und ſich ſtets, mag er ſcherzen oder zürnen, würdig und dem Gegenſtande ganz angemeſſen auszudrücken. — Was ſeine Satyre noch ſchärfer und treffender macht, iſt der Umſtand, daß überall die Behaglichkeit des Verfaſſers herausguckt, eine Eigenthümlichkeit, durch die er ſich alle Herzen gewinnt, weil er überall verſtändlich redet und mit Jedem in ſeinem Idiom zu ſprechen weiß. — Obendrein iſt kein Wort überflüſſig bei ihm, und hinter manchem anſcheinend unbedeutenden, ſteckt bei näherer Betrachtung der Schalk weit mehr als man anfänglich glaubte. — Seine Bilder ſind ſtets maleriſch, ſeine Wendungen treffend und genau, kurz es iſt eine Liebenswürdigkeit durch ſein ganzes Weſen verbreitet, wie ſich deren nur wenige Menſchen erfreuen, und man muß ihm, obgleich er mitunter wohl, im kecken Uebermuth der Muſe, die Schranken des Anſtandes und der feinen Sitte überſchreitet, lieb gewinnen, man mag wollen oder nicht. Sein rechtlicher Wandel, ſeine ſtreng bewahrte Unabhängigkeit und ſeine unbeſtechliche Redlichkeit, haben ihm, abgeſehen von den glücklichen Leiſtungen ſeines reichen Talent's ſchon von vorn herein die höchſte Achtung erworben. —

Wie indeſſen unter dem Monde Alles ſeine Schattenſeite hat, ſo bieten auch ſeine Lieder manchen Grund zu ſtrengem

Tadel dar. — Seine Diction iſt mitunter nicht frei von Nachläſſigkeiten, und er wird ſogar oft trivial, wo er naiv ſeyn will, ſo daß Mercier's Ausſpruch über einen ausgezeichneten Redner des Convent's nicht ohne Grund auch auf ihn angewendet werden kann: **En voulant être populaire, il est quelquefois populacier.** Weit mehr Rüge verdient jedoch ſeine Frivolität, die wirklich ſehr oft, wie in einem Champagnerrauſche überſprudelt, und Grundſätze des Epikuräismus zur Schau trägt, welche jedem feineren Gemüthe zuwider ſeyn müſſen. Zwar iſt es oft nur eine Maske, die der Schalk vorbindet, um deſto eindringlicher die Wahrheit zu verkünden; da eine ſolche Larve aber nicht überall unumgänglich nothwendig iſt, ſo läßt ſie ſich keineswegs vertheidigen, zumal eine geheime Luſt am Schlüpfrigen doch mitunter zu nackt und dadurch um ſo mehr verletzend hervortritt.

Es iſt ſchwer zu ſagen, welchen von ſeinen Liedern der Preis zukommt, denn jedes iſt originell und wenn auch nicht durchgängig, doch in Einzelnheiten des Dichters würdig. Geht man auf das Gefühl, das ſie eingab, ſo verdienen die patriotiſchen Lieder unbedingt die Krone, und unter dieſen vorzüglich: **Le vieux drapeau; Ma dernière chanson peut-être; La Cocarde blanche; Le Retour dans la Patrie; Les Enfans de la France; Le cinq Mai**, und wenn es wirklich von ihm iſt, **Souvenirs d'un Militaire.** — Höchſt anziehend ſind ferner die Lieder, in welchen er ſeine ganze Gemüthlichkeit zeigt, wie z. B. das bereits mitgetheilte **Le Tailleur et la Fée**, ſo wie ferner **Qu' elle est jolie! Le Dieu des bonnes gens; La bonne Vieille**, aber trotz dem einzelnen Aufzählen, könnte ich doch am Ende das ganze Inhaltsverzeichniß ausgezogen haben, und ſo ſchließe ich denn dieſen Abſchnitt über Béranger, indem ich Sie nur noch auf ſeine neueſten Lieder, welche ihm die Theilnahme an dem Schickſal der Polen eingab, aufmerkſam mache, von denen die Chanſon „Poniatowsky“ unübertreffliche Schönheiten enthält, und Ihnen folgende drei Chanſons mittheile.

Wie reizend iſt ſie! *)

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Sie, die ich ewig lieben muß;
Die ſüße Schwermuth ihrer Augen
Bringt Träume ſtets von Glück und Kuß.
Mit ſeinem ſchönſten Lebenshauche
Beſeelte ſie der Himmel noch,
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Sie, die kaum zwanzig Sommer alt;
Die Lippen eben aufgeblühet,
Das Haar, das blond hernieder wallt:
Durch tauſend Gaben noch verſchönet,
Kennt ſie kaum ihren Liebreiz noch,
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch!

---

*) Qu'elle est jolie!

Air :

Grands dieux! combien elle est jolie,
Celle que j'aimerai toujours!
Dans leur douce mélancolie
Ses yeux font rêver aux amours.
Du plus beau souffle de la vie
A l'animer le ciel se plait.
Grands dieux! combien elle est jolie!
Et moi, je suis, je suis si laid!

Grands dieux! combien elle est jolie!
Elle compte au plus vingt printemps.
Sa bouche est fraiche épanouie;
Ses cheveux sont blonds et flottans.
Par mille talens embellie,
Seule elle ignore ce qu'elle est.
Grands dieux! etc.

O großer Gott, wie reizend iſt ſie
Und liebt mich dennoch wahr und warm.
Wie lange trug ich Neid im Herzen,
Weil ich an allem Schönen arm.
Eh' ſie das Leben mir verherrlicht,
Floh immer mich die Liebe noch,
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich, wie häßlich bin ich doch.

O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Da nichts mir ihre Treue raubt;
Der Kranz, den ſie für mich gewunden,
Schmückt mein ſchon früh ergrautes Haupt.
Ihr Schleier, die ihr ſie verhüllet,
O ſinket! gänzlich ſieg' ich noch;
O großer Gott, wie reizend iſt ſie,
Und ich bin, ach! ſo häßlich doch.

Grands dieux! combien elle est jolie!
Et cependant j'en suis aimé.
J'ai dû long-temps porter envie
Aux traits dont le sexe est charmé.
Avant qu'elle enchantât ma vie,
Devant moi l'amour s'envolait.
Grands dieux! etc.

Grands dieux! combien elle est jolie!
Et pour moi ses feux sont constans.
La guirlande qu'elle a cueillie
Ceint mon front chauve avant trente ans
Voiles qui parez mon amie,
Tombez: mon triomphe est complet.
Grands dieux! combien elle est jolie!
Et moi, je suis, je suis si laid!

Mein Beruf.*)

Auf dieſen Ball geſchleudert,
Häßlich, voll Leid und bloß,
Erſtickte mich die Menge,
Nur weil ich juſt nicht groß.
In tief betrübten Worten
Fing ich zu klagen an;
Der liebe Gott ſprach: Singe,
Singe, Du kleiner Mann.

Vorüberrollend ſpritzt mich
Des Reichthum's Fuhrwerk voll;
Verlangt, daß ſeine Laune
Ich ruhig tragen ſoll.
Vor ihrem Uebermuthe
Uns nichts bewahren kann.
Der liebe Gott ſpricht:
Singe, mein kleiner Mann.

---

*) **Ma Vocation.**

Air: Attendez-moi sous l'orme.

Jeté sur cette boule,
Laid, chétif et souffrant;
Etouffé dans la foule,
Faute d'être assez grand;
Une plainte touchante
De ma bouche sortit;
Le bon Dieu me dit: Chante,
Chante, pauvre petit!

Le char de l'opulence
M'éclabousse en passant;
J'éprouve l'insolence
Du riche et du puissant;
De leur morgue tranchante
Rien ne vous garantit.
Le bon Dieu me dit: Chante,
Chante, pauvre petit!

Vor ungewiſſem Leben
War Furcht mir angeſtammt;
Nun ſchlepp' ich an der Kette
Von ganz beſcheid'nem Amt.
Will Freiheit mich begeiſtern,
Dringt Hunger wild heran.
Der liebe Gott ſpricht: Singe,
Singe, mein kleiner Mann.

In meinem Mangel brachte
Die Liebe ſüßen Lohn,
Allein auch mit der Jugend
Iſt ſie gar bald entfloh'n.
Bei rührend holden Zügen
Quält ſich mein Herz und dann —
Der liebe Gott ſpricht: Singe,
Singe, mein kleiner Mann.

Geſang iſt doch hienieden
Mein einziger Beruf;

D'une vie incertaine
Ayant eu de l'effroi,
Je rampe sous la chaine,
Du plus modique emploi.
La liberté m'enchante;
Mais j'ai grand appétit.
Le bon Dieu me dit: Chante,
Chante, pauvre petit!

L'Amour, dans ma détresse,
Daigna me consoler;
Mais avec la jeunesse
Je le vois s'envoler.
Près de beauté touchante
Mon coeur en vain pâtit.
Le bon Dieu me dit: Chante,
Chante, pauvre petit!

Chanter, ou je m'abuse
Est ma tâche ici-bas.

Mich müſſen Alle lieben,
Denen ich Freude ſchuf. —
Im trauten Freundeskreiſe,
Spricht reiner Wein mich an:
Der liebe Gott ſagt: Singe,
Singe, mein kleiner Mann.

An meine Freunde, die Miniſter geworden.*)

Nein, meine Freunde, nein, ich will nichts werden,
Verſtreuet Ehren, Titel, anderswo,
Gott ſchuf mich für die Höfe nicht auf Erden,
Mich, der ich ſtets der Kön'ge Lockung floh. —
Was brauch' ich denn? ein ſchmuckes ſchlankes Liebchen,
Des Schwatzens Luſt zur Würze des Gerichts,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er zu dem Bübchen,
Die Wiege ſegnend: Söhnchen, werde Nichts.

Tous ceux qu'ainsi j'amuse
Ne m'aimeront-ils pas?
Quand un cercle m'enchante,
Quand le vin divertit,
Le bon Dieu me dit: Chante,
Chante, pauvre petit!

---

*) A mes amis devenus ministres.

Non, mes amis, non je ne veux rien être;
Semez ailleurs places, titres et croix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naitre:
Oiseau craintif, je fuis la glu des rois.
Que me faut-il? maitresse à fine taille,
Petit repas et joyeux entretien.
De mon berceau près de bénir la paille,
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Ein glänzend Loos, mir wär' es ungelegen,
Denn von verlor'ner Zeit leb' ich in Ruh'
Und ward mir unverhofft ein Bischen Segen,
Sprach ich ganz leiſe: das kommt mir nicht zu.
Denn welcher arme Handwerksmann hienieden
Wär', gegen mich, nicht größeren Gewichts.
In meinem Schnappſack wühl' ich d'rum in Frieden,
Denn Gott, als mich er ſchuf, ſprach: Werde nichts.

Zum Himmel trug empor mich einſt Entzücken,
Und als mein Auge auf die Erde irrt,
Wie haben ſich derzelt vor meinen Blicken
Die ſtreng geſchiednen Stände doch verwirrt.
Ich höre Lärm. Iſt's Lärm des Heldenthumes?
Ein Name tönt — doch ich verſtehe Nichts;
Ihr Großen kriechend auf der Bahn des Ruhmes,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts.

Doch wiſſet Ihr, des Königreich's Piloten,
Ich ehre hoch den tugendhaften Mann,

Un sort brillant serait chose importune
Pour moi, rimeur, qui vis de tems perdu.
M'est-il tombé des miettes de fortune,
Tout bas je dis: ce pain ne m'est pas dû.
Quel Artisan, pauvre, hélas! quoi qu'il fasse,
N'a plus que moi, droit à ce peu de bien?
Sans trop rougir fouillons dans ma besace.
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Au ciel, un jour, une extase profonde
Vient me ravir, et je regarde en bas:
De là mon oeil confond dans notre monde
Rois et sujets, généraux et soldats;
Un bruit m'arrive: est-ce un bruit de victoire?
On crie un nom; je ne l'entends pas bien.
Grands dont là bas je vois ramper la gloire,
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Sachez pourtant, pilotes du royaume,
Combien j'admire un homme de vertu,

Der, wie auch rings die wilden Stürme drohten,
Sich kräftig nimmt des Steuerruders an.
Glück auf die Reiſe! ruf' ich fern am Lande,
Und ein Gebet, mein Mund voll Rührung ſpricht's:
Allein im Sonnenſchein ſchlaf' ich am Strande,
Denn Gott, als er mich ſchuf, ſprach: Werde nichts.

Ihr werdet ohne Zweifel ſchön begraben,
Im Graſe wartet mein die Gruft bei Seit',
Ich werde keinen Leichenzug einſt haben,
Euch giebt ein Volk in tiefem Gram Geleit. —
Man eilt umſonſt hin, wo Euer Stern gefallen,
Und wo wir ſchlummern, thut dann weiter nichts,
Ein Grab, das iſt der Unterſchied von Allen,
Als Gott mich ſchuf, da ſprach er: Werde Nichts

Erlaubt, daß ich mich ſtill von hinnen führe,
Begrüßen mußt' ich Eure Größe doch. —

Qui regrettant son hôtel ou son chaume,
Monte au vaisseau par tous les vents battu;
De loin, ma voix lui crie: heureux voyage!
Priant de coeur pour tout grand citoyen;
Mais au soleil je m'endors sur la plage.
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Votre tombeau sera pompeux sans doute;
J'aurais, sous l'herbe, une fosse à l'écart:
Un peuple en deuil vous fait cortège en route;
Du pauvre, moi, j'attends le corbillard.
Envain l'on court où votre étoile tombe:
Qu' importe alors votre gîte ou le mien?
La différence est toujours une tombe.
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

De ce palais souffrez donc que je sorte:
A vos grandeurs je devais un salut.

Lebt wohl, Ihr Freunde, ich ließ an der Thüre
Die Holzpantoffeln und die Laute noch. —
In dem Pallaſte mit Euch eingelaſſen,
Wird Euch die Freiheit Stütze voll Gewichts.
Ich ſinge Ihre Wohlthat auf den Gaſſen:
Denn Gott, als mich er ſchuf, ſprach: Werde nichts.

Amis, adieu. J'ai derrière la porte
Laissé tantôt mes sabots et mon luth.
Sous ces lambris avec vous accourue
La liberté s'offre à vous pour soutien;
Je vais chanter ses bienfaits dans la rue;
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Fünfte Vorleſung.

Déſaugiers. — Deſſen Leben. — Characteriſtik ſeiner lyriſchen Poeſieen. — Zwei Lieder von ihm. — Caſimir Delavigne. — Sein Leben; ſeine Eigenſchaften als Dichter. — Fragment eines Gedichtes auf Napoleon's Einfall in Spanien. — Die Meſſéniennes. — Seine dramatiſchen Leiſtungen. — Die Schule der Greiſe. — Scene daraus. — Madame Desbordes Valmore. Einige Gedichte derſelben. Kurze Andeutungen über Merrimée, die Herzogin von Duras, Balzac, Paul de Kock, Paul Lacroix, Alexander Dumas. — Schluß der Darſtellung der neueſten franzöſiſchen Litteratur.

Neben Béranger wird von den Franzoſen noch Déſaugiers als ihr vorzüglichſter Liederdichter genannt, doch hält der Letztere, ſo viel liebenswürdige Eigenſchaften ihn auch auszeichnen, den Vergleich mit dem Erſteren nicht aus. Seine Lieder ſind leicht und gefällig, witzig und glücklich, aber ſie ſtreifen nur auf der Oberfläche hin und ergetzen ohne zu ergreifen. An Liebenswürdigkeit und Redlichkeit gab ihr Verfaſſer ſeinem genialen Genoſſen auf dieſer Laufbahn übrigens wenig nach. — Marc-Antoine-Madelaine Déſaugiers, ſo lautet ſein ganzer Name, wurde den 17. November 1772 zu Frejus in der Provence geboren, kam, noch Kind, nach Paris und empfing ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung im Collège Mazarin, wo der berühmte Geoffroy ſein Lehrer war. Er wurde für den Dienſt der Kirche beſtimmt, änderte aber ſeinen Entſchluß und verfaßte 'im ſiebenzehnten Jahre ſeines Alters ein einactiges Luſtſpiel in Verſen, das mit vielem Erfolg auf dem Theater **des Jeunes-Artistes** dargeſtellt wurde. — Die erſten Ausbrüche der Revolution in Frankreich machten einen ſo trüben Eindruck auf ſeine jugendliche Seele, daß er ſein Vaterland verließ und einer ſeiner Schweſtern, welche einen Pflanzer auf St. Domingo geheirathet hatte, folgte. Hier erwarteten ihn aber eben ſo gräßliche Scenen als diejenigen waren, denen er in Frankreich hatte aus dem Wege gehen wollen. — Der furchtbare Aufſtand der Neger rief alle Weißen zu den Waffen; Déſaugiers focht in ihren Reihen, wurde gefangen und ſollte erſchoſſen werden; doch retteten ſeine Jugend und ſein freundliches Weſen ihm das Leben. Er ward in einen Kerker geworfen, aus dem er glücklich entfloh. — Nach mehrtägigem gefahrvollem Umherirren nahm ihn ein engliſches Schiff, das nach Amerika beſtimmt war, auf, aber noch am Bord deſſelben befiel ihn eine furchtbare Krankheit, die alle Symptome des gelben Fiebers hatte. — Nackt und hülflos wurde er am Ufer von New-York ausgeſetzt; eine mitleidige Frau nahm ſich ſeiner an und verpflegte ihn bis zu ſeiner völligen Geneſung, wo er als Muſiklehrer nach Philadelphia ging, und endlich 1797 nach Frankreich zurückkehrte. — Hier widmete er ſich ganz den Muſen; ſeine Lieder wurden mit Beifall aufgenommen, wozu ſein liebenswürdiger Character nicht wenig beitrug. Er ward im Jahr 1815 Director des Vaudeville-Theaters, und ſtarb am 9. Auguſt 1825, von Allen, die ihn kannten, innig bedauert, in Folge einer ſchmerzhaften Operation. —

Eine Sammlung ſeiner Lieder und Gedichte hat bis 1827 die ſechſte Auflage erlebt. (**Chansons et Poésies diverses de M. A. Désangiers. Paris**, 1827. — 4 Bde. 8v.). — Die heiterſte Anſicht des Lebens, glänzender Witz, feine Satyre und eine äußerſt gewandte und angenehme Diction, ſind die Hauptcharacterzüge ſeiner Leiſtungen und offenbaren überall die große Liebenswürdigkeit ſeines Weſens. — Ihn mit Béranger zu vergleichen, wäre thöricht, denn Beide haben von Hauſe aus einen ganz anderen Weg eingeſchlagen, aber da, wo ſie ſich auf ihrer Bahn begegnen und eine Strecke neben einander wandeln, wäre es ſchwer zu entſcheiden, welchem von Beiden der Vorzug gebührt. Das ſchönſte Denkmal hat ihm Charles Nodier geſetzt, indem er ſeinen Aufſatz über ihn (in der Quotidienne) mit folgenden Worten ſchließt: **Le monument de Désaugiers ce sont ses ouvrages. Si nous lui en élévons un jour un autre, je proposerai d'y tracer cette courte inscription:** ***A Désaugiers, qui n'eut pas d'ennemis.*** —

Seine glücklichſten Lieder ſind: **Verse encor; Ma vie épicuréenne; la Maniére de vivre cent ans; Ma Fortune est faite; Quand on est mort c'est pour long tems; Vivent les Grisettes: Paris à cinq heures du matin; Les Passans**, und vorzüglich die launigen und originellen Berichte des **Cadet Buteux**. — Vom Raum und von der Zeit beſchränkt, erlaube ich mir nur folgende mitzutheilen.

Die neue Welt. *)

An Laſtern reich iſt unſre Erde,
Um dieſe ausgemerzt zu ſehn,
Schafft eine neue Welt mein Werde,
Sie koſtet nur der Tage zehn.

---

*) **Le nouveau monde.**

En vices notre globe abonde,
Moi, pour en terminer le cours,
Je viens de faire un nouveau monde
Qui ne m'a coûté que dix jours.

Ich weiß, daß aus Fanfaronade,
Die alte ſieben Tage braucht;
Benutzte da man die Decade,
Sie hätte wahrlich mehr getaugt.

Das Runde laß ich wahrlich gelten,
Weil es ſo viele Reize beut,
Allein in Hinſicht auf die Welten,
Kann ich nicht ſagen, daß mich's freut.
Solch' Stürzen darf Euch gar nicht kränken,
Wie Ihr es alle Tage ſeht;
Man muß ſich's als gewöhnlich denken,
In einem Ort, der ſtets ſich dreht.

Ich will, die Sonnenſtrahlen ſollen
Talente nur und Tugenden
Beſcheinen und der Donner rollen
Nur für die wirklich Schändlichen. —
Läßt vom Verbrechen ſich umgarnen
Ein Unglückskind, am Abgrundsrand,

Je sais que, par fanfaronnade,
En sept jours le nôtre fut fait:
Que n'y mettait on la décade,
Il eût été meilleur qu' il n'est.

J'aime beaucoup les formes rondes;
Elles nous offrent tant d'appas!
Mais je pense qu'en fait de mondes,
Cette rondeur ne convient pas:
Ne nous étonnons pas des chûtes
Qu' ici-bas on voit tous les jours;
Il faut bien s'attendre aux culbutes
Dans un lieu qui tourne toujours.

Je veux que le soleil n'éclaire
Que les talens et les vertus;
Je ne fais gronder le tonnerre
Que sur les hommes corrompus;
Et si dans la fange du crime
Le malheureux veut se plonger,

So ſoll ein Blitzſtrahl ſchnell es warnen,
Daß es nah' dem Verderben ſtand.

Was uns nothwendig iſt von Thieren,
Verſorge mir die Menſchheit dann,
Die andern werd' ich exſtirpiren,
Da man ſie doch nicht brauchen kann.
Inſecten ſchaden jeden Falles,
Doch könnt ich wahrlich nimmer ruhn,
Wollt' ich in meinem Eifer Alles,
Was kriecht, fort von der Erde thun.

Der Wuch'rer ſoll mehr Seele ſchauen,
Der Leichtſinn mehr Verſtand zumal;
Nicht ſo viel Mundwerk wird den Frauen
Die Naſe länger dem Gemahl.
Nicht ſo viel Stirn dem, was empiriſch,
Der Neugier wen'ger Ohr gewiß,
Nicht ſo viel Gall' dem, der ſatyriſch,
Dem Neide weniger Gebiß.

Un éclair au bord de l'abîme
Viendra l'avertir du danger.

De tout animal nécessaire
Je veux que l'homme prenne soin,
Et je débarrasse la terre
De ceux dont il n'a pas besoin.
Les insectes ne font que nuire,
Mais j'aurais trop à m'occuper
Si j'entreprenais de détruire
Tous les êtres qu'on voit ramper.

Je donne à l'usurier plus d'âme,
Et plus de tête à l'étourdi;
Un peu moins de langue à la femme,
Un peu plus de nez au mari;
Moins de front à nos empiriques,
Moins d'oreilles aux curieux,
Moins de fiel aux gens satyriques
Et moins de dents aux envieux.

Hab' ich ſo Himmel nun und Erde
Bewegt mit frohem, heiter'm Sinn,
Bringt doch die Freude mir mein Werde,
Daß ich der ew'ge Vater bin.
Ich fürchte nicht, man werde ſchelten. —
Fragt Ihr, warum? — Ey ſicherlich,
Da ich der Vater bin der Welten,
Hab' ich die ganze Welt für mich.

Meine Luftſchlöſſer. *)

Damit mir recht behaglich ſey,
Wünſch' ich mir tauſend Thaler Renten,
Zwei Freunde, ('s iſt mein Hund dabei)
Die ſie mit mir verzehren könnten. —
Mit meinem Gut verbände ſich
Das einer Frau — ich bin kein Prahler,
D'rum, lieber Gott, erhöre mich
Und gieb mir jährlich tauſend Thaler.

Pour faire un léger badinage
Si j'ai remué terre et ciel,
J'ai du moins le rare avantage
De m'être fait père éternel;
Je ne crains pas que l'on me fronde;
Et voulez-vous savoir pourquoi?
C'est qu' étant le père du monde
J'aurai tout le monde pour moi.

*) **Mes chateaux en Espagne.**

Je voudrais pour mon entretien,
N'avoir que mille écus de rente!
Deux amis, y compris mon chien,
M'aideraient à manger mon bien
Que confondrait avec le mien
Une douce et jeune parente...
Dieux, pour qu'il ne me manque rien
Donnez-moi mille écus de rente.

Zweitauſend Thaler würden mir
Nun freilich wohl noch lieber werden,
Wie wär', mit dreißig Jahren hier,
Das eine große Luſt auf Erden.
Ein Kellerchen mit gutem Wein
Erfreute Alle, die mich kennten;
Soll, guter Gott, ich glücklich ſeyn,
Gieb mir zweitauſend Thaler Renten.

Allein man ſagt, der junge Flett
Hat jährlich gar zehntauſend Gulden,
Fährt in dem ſchönſten Cabriolet,
Da kann man wahrlich ſich gedulden.
Er ſingt und tanzt und trinkt und liebt,
Und freut ſich — nun das iſt erklärlich. —
Gewiß, der liebe Gott, er giebt
Mir auch zehntauſend Gulden jährlich.

Wenn zwanzigtauſend Gulden mein,
Viel beſſer würd' mir's doch gefallen;

J'aimerais pourtant beaucoup mieux
Avoir deux mille écus de rente.
Dans un boudoir délicieux
Jusqu'à trente ans, quel train joyeux!
Petite cave de vin vieux
Me rajeunirait à soixante....
Oui, je le sens, pour être heureux
Il faut deux mille écus de rente.

Mais on dit que le jeune Armand
A dix mille livres de rente;
Dans un cabriolet charmant
Il se promène mollement;
Chantant, dansant, buvant, aimant,
Il charme ainsi sa vie errante....
Bornons nous donc décidément
A dix mille livres de rente.

C'est pourtant un bien bel avoir
Que vingt mille livres de rente;

Denn ich mag gern mit Freunden ſeyn;
Es wär' das ſchönſte Loos von Allen.
Die ganze Stadt erfreut' ich ſehr,
Mit lauter auserleſ'nen Gaben.
Dreißig hat der dicht an, daher
Muß ich doch zwanzigtauſend haben.

Zwei Mal zehntauſend Thaler zählt
Mondor, der ganz allein, nicht minder. —
Im Frühling ſchon bin ich vermählt,
Zehn Jahr — dann hab' ich dreizehn Kinder,
Nur ſechzehn Jahr hat meine Frau,
Für die die Herrchen noch entbrennten;
Darum verlang ich ganz genau
Auch zwanzigtauſend Thaler Renten.

Doch daß man recht erlangt ſein Glück,
Braucht man wohl hunderttauſend Gulden,
Dann ſteigt man ſchnell im Augenblick,
Und fürchtet nirgends zu verſchulden.

Ce lot comblerait mon espoir;
J'aime beaucoup à recevoir,
Et tout Paris viendrait me voir:
D'ailleurs mon voisin en a trente.....
Or, le moins que je puisse avoir
C'est vingt mille livres de rente.

Mais pourquoi Mondor, sans parens,
A-t-il vingt mille écus de rente?
Je me marierai ce printems;
Dans dix ans, j'aurai treize enfans,
Car ma femme n'a que seize ans,
Et ma femme est, ma foi, charmante.
A mon tour, enfin, je prétends
Avoir vingt mille écus de rente.

Mais rien n'est tel pour vous lancer
Que cent mille livres de rente.
Comme cela vous fait percer!
Vous êtes certain de passer

Dann wird man witzig und gelehrt,
Erſcheinet groß und nirgends ſpärlich,
D'rum hat das Leben mir nur Werth,
Mit hunderttauſend Gulden jährlich.

Doch die ſelbſt reichen noch nicht hin,
In Thaler möcht' ich ſie verwandeln,
Wie würd' ich dann mit frohem Sinn
An Euch, Ihr lieben Freunde, handeln.
Stets off'ne Tafel, guter Wein,
Und immer ich für Euch Bezahler;
O denkt, wie herrlich müßt' es ſeyn,
Jährlich nur hunderttauſend Thaler.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß neben dieſen beiden zuletzt erwähnten, ausgezeichneten Geiſtern, kein Dichter in der neueſten Zeit ſich bei den Franzoſen ſo populair zu machen wußte, als Caſimir Delavigne, der von beiden Partheien in der Litteratur gleich ſehr geſchätzt, ſich immer den ſtrengen Regeln der Schule unterwarf, und jenen Aufwand der Productivität der Phantaſie, welchen unſere überrheini-

---

Pour mieux écrire et mieux penser
Que tous les savans qu'on nous vante....
Je ne puis donc pas me passer
De cent mille livres de rente.

A présent me voilà jaloux
D'avoir cent mille écus de rente:
Si je les avais, entre nous,
Ce serait pour vous loger tous,
Et tenir au milieu de vous
Table splendide et permanente....
Jugez donc s'il me serait doux
D'avoir cent mille écus de rente.

ſchen Nachbaren jetzt von poetiſchen Werken fordern, vorzüglich in ſeinen dramatiſchen Werken, ſelten, faſt nie zu beſtreiten weiß. — Und doch löſt ſich dies anſcheinende Räthſel mit wenigen Worten: Caſimir Delavigne beſitzt das gewandteſte und gefälligſte Talent, es Allen recht zu machen, wie kein Dichter vor ihm. Er ſchafft faſt nirgends, er ſchildert nur, was er beobachtet hat, aber er beobachtet genau und ſchildert in einer blühenden und glänzenden, ſelten ergreifenden, doch immer paſſenden und gefügigen Sprache, und ſo weiß er, ſelbſt oberflächlich, die oberflächliche Menge leicht für ſich einzunehmen, indem er ſtets nur den Spiegel vom Meere des Lebens mit ſeinen äußeren Erſcheinungen, nie aber deſſen innerſte Tiefe, mit ihrem Reichthum und ihren Ungeheuern auffaßt und darſtellt. Eine kurze Entwickelung ſeines Lebens und ſeiner Leiſtungen wird dieſe Anſicht deutlicher machen.

Caſimir Delavigne erblickte das Licht der Welt zu Havre de Grace im Jahre 1793. Er machte ſeine Studien zu Paris und zeichnete ſich ſchon früh aus durch eine Dithyrambe auf die Geburt des Königs von Rom. Als er ſpäter in die Welt trat, beſang er die Unglücksfälle, welche ſein Vaterland trafen, in eigenthümlichen Elegieen, **Messéniennes** genannt, die von der Menge mit großem Beifall aufgenommen wurden und ihm den Ruf eines Volksdichters erwarben. Ein 1819 auf dem **Second Théâtre français** aufgeführtes Trauerſpiel (**les Vêpres Siciliennes**) befeſtigte ſeinen Ruf; dieſem Stücke folgte in Jahresfriſt ein gelungenes Luſtſpiel: **Les Comédiens.** Dann erſchien 1821 ein neues Trauerſpiel **Le Paria** und endlich 1823 ſeine beſte Komödie **L'ecole des vieillards**, die auch auf deutſchen Bühnen mit Beifall geſehen wurde. — Sein neueſtes Trauerſpiel **Marino Faliero** hat dagegen nicht ſo großes Glück gemacht. — Neue **Messéniennes** und andere Gedichte, welche er dazwiſchen der Oeffentlichkeit übergab, wurden gern und viel geleſen. — Als er während dieſer Beſchäftigungen ſeine Anſtellung im Staatsdienſte um ſeiner politiſchen Geſinnungen willen verloren hatte, ernannte ihn der damalige Herzog von Orleans zu ſeinem Bibliothekar. — Später wurde er einſtimmig, ein ſeltener Fall, zum Mitgliede der Akademie erwählt. — In den neueſten Begebenheiten verſtummte ſeine Muſe nicht. —

Die Hauptzüge ſeines poetiſchen Characters ſind außerordentliche Biegſamkeit des Talent's, große Gewandtheit der Sprache, glücklicher Wechſel der Bilder, Correctheit und Eleganz. Seine blühende, doch ſtets das rechte Maaß haltende Diction ſchmeichelt ſich durch ihre Anmuth und Fülle leicht bei dem Leſer ein. — Dagegen leiden faſt alle ſeine Werke an folgenden großen Mängeln; es fehlt ihm nämlich an Tiefe der Empfindung, an Präciſion der Gedanken, und ſehr oft, aus übergroßem Streben nach Eleganz, an innerer Kraft; kurz er hat mehr Talent als Genie. —

Seine Meſſeniennes ſind voll von vortrefflichen Geſinnungen und vorzüglich verſificirt, aber man vermißt hier Kürze und Energie, und ſie reißen nie den Leſer mit ſich fort; ſeine Feder iſt ſtets zu fein geſchnitten, bemerkt ein engliſcher Kritiker ſehr paſſend von ihm. Sie ſind daher, wie auch ſeine übrigen Gedichte, reicher an rhetoriſcher als an poetiſcher Schönheit. — Nicht alle Meſſeniennes behandeln Frankreich, mehrere, vorzüglich die ſpäteren, berühren die Intereſſen der Zeit in anderen Ländern. Die gefühlvollſte möchte wohl die Elegie auf das Leichenbegängniß des General Foy ſeyn, aber man hört auch hier wie überall, den declamirenden Franzoſen zu ſehr heraus. — Ich laſſe eine Probe ſeiner Art und Weiſe folgen.

Fragment
eines Gedichtes auf den Einfall Napoleon's in Spanien. *)

Seht dieſen Kranken, dem in Fiebergluthen,
Im trüben Schlummer, zeigt ein wüſter Traum
Den Dolch auf ihn gezückt, die Arme ſtrecken,
Um ſeine Mörder kräftig zu ergreifen,
Aufſpringend von dem heißen Lagerbett;
So ſchüttelt Spanien in letzten Stunden
Den Schlummer ſtarrer Agonie von ſich,
Und riß ſich los aus ſeinem Grunde,
Um zu zertreten fremde Zwingherrſchaft.

Der Cid, es iſt der Cid, deß finſt'rer Schatten
Sein Mauſoleum ſprengt,
Schmerz auf der Stirn, und in der Hand das Schwerdt,
Erſcheinet er vor Zorn und Schande zitternd,
Wie an dem Tag, da er den Grafen fluchend

---

*) Fragment
sur
l'invasion de l'Espagne par Napoléon, en 1810.

. . . .
. . . .
Dans le morne sommeil d'une fièvre accablante,
S'il rève qu'un poignard se lève sur son sein,
Voyez ce moribond, fort de son épouvante,
Pâle et les bras tendus pour saisir l'assassin,
S'élancer frissonnant de sa couche brûlante:
Ainsi la faible Espagne, à ses derniers momens,
Secouant le sommeil d'une lente agonie,
Pour écraser la tyrannie
S'arracha de ses fondemens.

Le Cid! voila le Cid, dont l'ombre desolée,
Brisant son mausolée,
Paraît, le glaive en main, la douleur sur le front:
Il frémit, le héros, de colère et de honte,
Comme au jour où, cherchant le comte,

Die Schmach gerächt, verloren die Geliebte;
Zurück, rief er, Ihr Krieger, deren Muth
Die Ehre der Franzoſen oft gerächt,
Zurück aus Mitleid für den eig'nen Ruhm
Für dreißigjährigen Sieg; o edles Frankreich!

Sie hören mich; ich ſah die Banner zittern,
Die viel verſtümmelt, ſtolz auf ihre Wunden,
Vom Winde leih'n ſie ihrer Seufzer Stimme
Und murren unter böſer Vorbedeutung.
Senkt Euch, Ihr muth'gen Fahnen bei der Nachricht
Der Unglücksfälle, die Euch hier erwarten,
Ihr Sieger Valmy's weinet,
Und Ihr der Pyramiden Sieger weinet laut!

Vom Himmel Feuer gießend eilt
Der Monde glühendſter herbei, Euch tödtend:
Aus unſerm Blute ſproſſen Rächer auf
Den Ahnen ähnlich, deren Heldenarm
Der Mauren Banner einſt in Burgos brach.

Il perdit sa maîtresse et vengea son affront.
«Arrière, cria-t-il, guerriers dont la vaillance
«Sous tant de cieux divers vengea l'honneur français!
«Arrière, par pitié pour trente ans de succès!
«Par respect pour ta gloire, arrière, noble France!

«Ils m'entendent du moins: je les ai vus frémir
«Ces drapeaux mutilés et fiers de leurs blessures:
«Ils empruntent des vents une voix pour gémir,
«Et semblent murmurer de sinistres augures.
«Au récit des revers qui vous sont préparés,
«Baissez vos fers sanglans, étendards intrépides!
«O vainqueurs de Valmy, pleurez!
«Pleurez, vainqueurs des Pyramides!

«Du ciel vomissant les feux,
«Le plus brûlant des mois accourt et vos dévore:
«C'est peu: de notre sang des vengeurs vont éclore.
«Semblables à leurs aïeux
«Dont les bras victorieux
«Ont brisé dans Burgos les bannières du Maure.

Von Urgel's Mauern bis zu dem Alhambra,
Erwachten die erſtarrten Stämme plötzlich.
Euch wird die Kugel der Guerilla's treffen,
Der Mörder wird euch mit dem Dolch verfolgen,
Hoch auf dem Gipfel von Aſturien's Bergen
Wie in den tiefen Schlünden der Sierra.

Die Tage ſind nicht mehr, wo Euch die Künſte
Zum Führer wählten, in die Wüſten folgten
Den Schritten des Sultan's Gerecht, Goldarm's,*)
Sie ſind nicht mehr des Ruhm's, der Freiheit Tage,
Die Ihr für immer heiligtet, als Frankreich
Die dürren Furchen tränkte mit dem Blut,
Mit dem einſt Kellermann den Sieg benetzte.

---

*) Beinamen, welche die Araber den Generalen Deſaix nnd Kleber gaben.

»Des montagnes d'Urgel aux murs de l'Alhambra,
»Pelage a réveillé nos tribus assoupies.
»Du guérillas fuyant le plomb vous atteindra,
»Son stylet dans la main le meurtre vous suivra
»Sur la crête des Asturies,
»Dans les gorges de la Sierra....

»Ils ne sont plus les jours où, vous prenant pour guides,
»Lés arts, d'un héroïque essor,
»Suivaient en combattant dans des déserts arides
»Les pas de sultan Juste et de sultan Bras d'Or. 1)
»Ils ne sont plus ces jours de liberté, de gloire,
»Jours sauveurs, et par vous à jamais consacrés,
»Où la France abreuvait ses sillons altérés
»Du sang dont Kellermann arrosait sa victoire.

---

1) Surnoms donnés par les Arabes à Desaix et à Kleber.

Beklagenswerthe Trümmer großer Thaten,
In unſerem Sand verliert Ihr jetzt das Letzte
Was Euch die Kugel ließ. — Zurück ihr Banner,
Doch nein zum Angriff ſchmettert die Drommete,
Und Ihr gehorcht — Sieger von Valmy, weint,
O weint der Pyramiden Sieger Ihr. —

Unter ſeinen dramatiſchen Arbeiten erſcheint die Schule der Greiſe wohl als die gelungenſte. — Folgendes iſt ihr Inhalt. Danville, ein ſechszigjähriger Mann, kommt nach zweimonatlicher Abweſenheit wieder in Paris an; er findet ſeine junge Frau und deren Großmutter in das eleganteſte großſtädtiſche Treiben verflochten. Ein Duc d'Elmar, der Neffe eines Staatsminiſters, macht der jungen Gemahlin auf das Angelegentlichſte den Hof. — Danville, unzufrieden mit dem ganzen Weſen, eiferſüchtig auf den Herzog, jedoch ſeiner Frau zärtlich ergeben, ſucht Einhalt zu thun, und erlaubt ihr, nachdem er ſich lange geſträubt hat, aus Schwäche, den Ball bei dem Miniſter, der an demſelben Abende Statt finden ſoll, zu beſuchen. Jetzt will ſie ihm an Großmuth nicht nachſtehn, und beſchließt, zu Hauſe zu bleiben. — Danville entzückt darüber geht fort, um einige nöthige Geſchäfte zu beſorgen, und freut ſich ſchon im Voraus darauf, bei ſeiner Rückkehr mit ihr und ſeinem alten Freunde Bonnard zu Abend zu eſſen. — Während ſeiner Abweſenheit läßt ſich Madame Danville aber von ihrer Großmutter und dem Herzoge überreden, und fährt auf den Ball, nachdem ſie vorher ihrem Gatten ein Billet geſchrieben, worin ſie ihm ihren veränderten Ent-

---

«Infortunés débris de tant d'exploits passés,
«Vous allez perdre dans nos sables
«Les derniers lambeaux vénérables
«Que le boulet vous a laissés.

«Arrière, étendards intrépides ....
«Mais non, la charge sonne et vous obéirez.
«O vainqueurs de Valmy, pleurez!
«Pleurez, vainqueurs des Pyramides!»

ſchluß anzeigt. Danville, zurückgekehrt, voll Eiferſucht darüber, zieht ſich raſch an und folgt ihr auf den Ball, zu dem er ebenfalls geladen iſt; umſonſt ſucht er aber dort ſeine wankelmüthige Gattin, die unzufrieden mit ihrem Betragen ſchon ſehr bald das Feſt verlaſſen hat und zu Hauſe ihren Gatten erwartet. — Da hört ſie plötzlich einen Wagen vorfahren, eilt an die Thür, in der Hoffnung er ſey es und — der Herzog ſteht vor ihr. — Dieſer benutzt die Gelegenheit, überreicht ihr zuerſt das Decret über die von ihrem Manne nachgeſuchte und demſelben zugetheilte Anſtellung, und läßt darauf eine feurige Liebeserklärung folgen. Erzürnt weiſt ſie ihn verächtlich ab, doch erſchreckt über Danville's Ankunft verbirgt ſie ihn in einem Cabinet, und geht ihrem Gatten anſcheinend ruhig entgegen. Dieſer aber, der beſtimmt weiß, daß der Herzog bei ihr war, befragt ſie mit Strenge, und ihre dadurch entſtehende Verwirrung zeigt ihm deutlich, daß der Herzog irgendwo verſteckt ſeyn muß. — Er zieht ſich in ſein Zimmer zurück, ſie eilt, ſich allein befindend, fort, mit dem Gedanken, der Herzog könne nun entwiſchen, da tritt ihr Gemahl plötzlich wieder ein und befiehlt dem Herzog, hervorzukommen. Es erfolgt zwiſchen den beiden Männern ein Wortwechſel und dann eine Herausforderung für den nächſten Tag, der auch zu der beſtimmten Stunde Folge geleiſtet wird. — Der Herzog entwaffnet Danville bei dem Zweikampfe, und dieſer kehrt verdrießlich nach Hauſe, wo ihn die Glückwünſche ſeines Freundes und der Großmutter faſt wahnſinnig machen. — Da tritt ſeine Gattin ein und beſchwichtigt ihn plötzlich durch ihre Reue und die Beweiſe ihrer Unſchuld. — Das Stück endigt nun mit dem Vorleſen eines Briefes, in welchem ſie des Herzogs Anerbieten zurückweiſt und mit ihrer Bitte, augenblicklich Paris zu verlaſſen, in die ihr Gatte mit Freuden einwilligt.

Wahrſcheinlich trug die gelungene Darſtellung dieſer Komödie, welche in den Annalen der Bühne dadurch unvergeßlich bleiben wird, daß in ihr Talma zuerſt eine Luſtſpielsrolle übernahm, zu dem großen Erfolge, deren ſie ſich erfreute, bei. Die Erfindung iſt eigentlich nur ſpärlich, und der Plan nichts weniger als originell, denn zwei engliſche Luſtſpiele, von denen das Erſtere wenigſtens Delavigne nicht fremd war, **The school for scandal** und **the country girl** haben dieſelben Grundzüge. — Auch ſind die Charactere nicht mit voller Wahrheit geſchildert, ſo daß der Zuſchauer überzeugt ſein könnte, die geäußerten Geſinnungen, vorzüglich gegen den Schluß hin, ſeyen echt, und die Moral des Stückes bleibt zweifelhaft, denn Danville's Gattin fühlt keine wirkliche Liebe, iſt nicht von Leidenſchaft ergriffen und die Frage, wie ſie ſich in ſolchem Falle benehmen würde, iſt noch immer zu löſen. — Das ganze Stück erſcheint demzufolge als ein Spiegel der Oberfläche des vornehmen Lebens und Treibens, und das Intereſſe kann alſo nicht groß ſeyn, da die Tiefen und Untiefen deſſelben hier nicht erforſcht und dargeſtellt werden. — Der Dialog iſt dagegen durchgängig fließend und witzig; die Verſe ſind vortrefflich und die Situationen mit Glück angelegt. Uebrigens iſt es nach den ſtrengſten Regeln der Klaſſicität wie alle dramatiſchen Werke C. Delavigne's geſchrieben. — Folgende Scene enthält ſehr feine Züge. —

Erſter Aufzug, zweite Scene. *)

Danville. Bonnard. Valentin.

Danville.

Was haſt Du Valentin? — So finſter?

Valentin.

Herr,
Ich muß Sie ſprechen. (zu Bonnard.) Ihr ergeb'ner Diener.

---

*) Act. I. Scene 2.

Les Précédens, Valentin.

Danville.

Qu'est-ce donc, Valentin? quel air sombre!

Valentin.

Mon maître,
J'aurais à vous parler .... (à Bonnard.) Monsieur, j'ai l'honneur d'être.

Danville.
Der brave Seemann iſt's, mein alter Diener,
In ſeinem Alter dient man — zum Vergnügen —
Und ich verlange wenig nur von ihm,
Mich freuet ſeine Offenherzigkeit .....
Was willſt Du?
Bonnard.
Deine Güte, Freund, bedarf
Nicht der Entſchuldigung, ſpricht doch mit mir
Auch ohne Rückhalt meine alte Bonne;
Sie haben Beide ihre Zeit gefüllt. —
Ein braver Burſche, hat nach langem Dienſt,
Den ſeine Runzeln atteſtiren, wie
Ein alter Krieger, Invalidenrecht.
Danville.
Nun denn, was giebt's?
Valentin.
Ich hab's Euch längſt geſagt,
Daß eines Tags —
Danville.
Verwünſcht, das alte Lied.

Danville.
C'est ce brave marin, mon ancien serviteur;
Tu sens biens qu'à son âge il sert .... en amateur:
J'exige peu de lui, sa franchise m'amuse; .....
Que veux-tu?
Bonnard.
Ta bonté n'a pas besoin d'excuse,
Ma gouvernante à moi me parle sans façon.
Tous deux ont fait leur tems: un honnête garçon,
Après un long service attesté par ses rides,
A, comme un vieux soldat, des droits aux invalides.
Danville.
Qui t'amène? voyons!
Valentin.
Je vous l'avais bien dit
Qu'un jour ....
Danville.
De ce refrain le bourreau m'étourdit.

Valentin.

Vor Eurer Ankunft gingen Dinge vor.

Bonnard.

Danville, Adieu.

Danville.

Nicht doch. —

Bonnard.

Nimm Dich in Acht,
Du giebſt Dich bloß. —

Danville.

Was kann er denn erzählen? —
Erkläre Dich, berichte was Du weißt.

Valentin.

Nun wohl, zu jung für mich iſt die Madame.

Danville.

Bah!

Valentin.

Gegen meinen Willen, Herr, verzeiht,
Ritt als Courrier ich, weil Ihr es befahlt,
Vor ihrem Wagen her; man lernt zur See

Valentin.

Avant votre arrivée il s'est passé des choses ....

Bonnard.

Adieu, Danville.

Danville.

Eh! non.

Bonnard.

Prends garde, tu t'exposes ....

Danville.

Que peut-il raconter? va donc, explique-toi:
Achève.

Valentin.

Eh bien: madame est trop jeune pour moi.

Danville.

Oui dà!

Valentin.

Contre mon gré, monsieur, ne vous déplaise,
Par votre ordre en courrier j'ai procédé sa chaise.

Nicht eben reiten, und ſo gut wie's ging,
Auf einem dürren Klepper mich behelfend,
War ich, weiß Gott, in einer guten Schule
Zu lernen, wie den Hals man bricht; Madam
Lacht' obend'rein bei jedem Seitenſprung,
Als wollt' ſie närriſch werden, über mich.

Danville.

Wär'ſt Du geſtürzt, ſie hätte Dich beklagt;
Gewiß.

Valentin.

Ein großer Vortheil, wenn ich mir
Den Tod davon geholt. — Doch einmal hier
Hab' ich ganz and're Dinge noch zu thun.
Mich, der ich auf dem Kaperſchiff ergraute,
Will man, nachdem mit Treſſen ich geſchmückt,
Zum guten Tone der Lakay'n dreſſiren.
Das Exercitium iſt wen'ger ſchwer. —
Gerade, Bruſt heraus, Kopf in die Höh',
Thu' dies, thu' das! Wie ungeſchickt, wie dumm!
Und was weiß ich. — Es iſt ein Höllendienſt,
Ich werde mager drob — und möchte lieber
Von Neuem wieder auf dem Meere kreuzen.

On n'apprend pas sur mer à monter à cheval.
Sur une rosse étique, assis tant bien que mal,
Pour me rompre les os j'étais à bonne école.
Madame à chaque bond riait comme une folle.

Danville.

En te voyant par terre, elle t'eût plaint beaucoup;
J'en suis sûr.

Valentin.

Beau profit, si j'étais mort du coup!
Mais une fois ici, j'eus bien d'autres affaires:
Vieilli dans la marine à bord de vos corsaires,
Sous ces galons d'argent qu'on me fit endosser,
Au bon ton des laquais on voulut me dresser.
L'exercice est moins dur: tiens-toi; lève la tête;
Fais ceci, fais cela; maladroit! qu'il est bête!
Que sais-je? ... j'en maigris: c'est un métier d'enfer,
Et j'aurais mieux aimé dix campagnes sur mer.

Bonnard.
Der arme Menſch. —
Valentin.
Und wegen ihrer Kutſche
Ward ich gekränkt. —
Bonnard.
Wie, ſeit der Hochzeit geht man
Nicht mehr zu Fuß?
Danville.
Er träumt.
Valentin.
Nein, ganz und gar nicht.
Es ſchafft Madame ſich einen Wagen an
Und fand für gut, damit als Seemann ich
Die Laufbahn ende, hinten auf dem Tritt
Mich anzubringen, wo ich aufrecht ſteh'n muß.
Danville.
Welch' Leid!

Bonnard.
Ce pauvre Valentin!
Valentin.
Et pour votre carosse;
On m'a fait un affront.
Bonnard.
Comment! depuis la noce
Nous n'allons plus à pied!
Danville.
Il rêve.
Valentin.
Pas du tout:
Madame a pris voiture, et trouvait de son goût,
Pour me faire en marin terminer ma carrière,
De me loger debout sur le gaillard d'arrière.
Danville.
Le grand mal!

Valentin.

Da ich den Abſcheu nicht bezwang,
So macht' ſie mich —

Danville.

Wozu?

Valentin.

Zu ihrem Läufer.

Bonnard.

Zum Läufer!

Valentin.

Flink war ich mit funfzehn Jahren,
Doch Läufer werden, wenn die Beine fehlen!
Und dies Paris, man muß ſich d'rin verlieren,
Das ganze Havre, drückt es ſich ein Bischen,
Hat ſicherlich in einem Viertel Platz.
Und ich, ich laufe d'rin; ſo wie das Thor
Sich öffnet, ſchnell, hin in's Palais royal,
Dann zum Marais, von dort zum Louvre raſch,
Vom erſten Stockwerk bis dicht unter'm Dach.
Erſt geſtern bracht' ich Unterſtützung .....

Valentin.

Ne pouvant vaincre ma juste horreur,
Ne m'a-t-elle pas fait? ...

Danville.

Eh! quoi donc?

Valentin.

Son coureur.

Bonnard.

Son coureur!

Valentin.

A quinze ans j'étais des plus ingambes;
Mais devenir coureur quand on n'a plus de jambes!
Ce Paris! on s'y perd: le Hâvre tout entier,
En se pressant un peu, tiendrait dans un quartier:
Et je cours! mais je cours! .... Dès que la porte s'ouvre,
Vite au Palais-Royal, du Marais vite au Louvre,
Du premier sous les toits! ... Et pas plus tard qu'hier
J'ai porté des secours .....

Danville.

Wie?
Dich macht's nicht ſtolz, Dich ſolchem Dienſt zu weih'n?

Valentin.

Fünf Stockwerk hoch verſteigt ſich nicht mein Stolz.
Zu Hauſe kaum, hab' ich die Serviette
Auch ſchon zur Hand. — Diner's, — am andern Tage
Zehrt man noch d'ran; die müſſen ſchrecklich koſten.

Bonnard.

Ey, Teufel! Du pikirſt Dich, beſter Freund,
Wiewohl Du nicht daheim, prachtvolle Feſte
Zu geben.

Danville.

Er iſt nicht bei Troſt, gewiß.

Valentin.

Ich weiß ſehr wohl, was ich erzähle, Herr.
Sie geben jeden Mondtag ein Diner;
Am Tage vorher große Zubereitung.
Adieu denn Sonntag, mir der liebſte Tag,
Und eben der wird gänzlich mir geſtrichen.

Danville.

Hé quoi! tu n'es pas fier
De consacrer tes pas à de pareils messages?

Valentin.

Je ne suis jamais fier de monter cinq étages.
Puis à peine au logis, j'ai la serviette en main;
Des dîners! ... On en a pour jusqu'au lendemain,
Ils doivent coûter cher!

Bonnard.

Ah! diable! tu te piques
De donner, quoique absent, des festins magnifiques?

Danville.

Il a perdu le sens.

Valentin.

Je sais ce que je dis:
Vous donnez à dîner, monsieur, tous les lundis;
La veille grands apprêts; adieu notre dimanche!
Le jour que je préfère est celui qu'on retranche.

Danville.

Faulpelz!

Valentin (zu Bonnard).

Sie wiſſen —

Bonnard.

Du biſt Gold werth, ja,

Doch ſchweig'!

Valentin.

Ich hab' es wohl geſagt.

Danville.

Schon wieder.

Valentin.

Daß wenn die Heirath kommt durch eine Thür,
Vor meinem Tod, hinaus ich muß, zur andern.

Danville.

Nun wohl, ſo geh'.

Bonnard.

Sacht'! —

Valentin.

Ja, ich will auch geh'n.

Danville.

Paresseux! .....

Valentin (à Bonnard).

Vous savez ....

Bonnard.

Tu vaux ton pesant d'or,

Je le sais, mais tais-toi.

Valentin.

Je l'ai bien dit ....

Danville.

Encor!

Valentin.

Que, si le mariage entre par une porte,
Par l'autre, avant ma mort, il faudra que je sorte.

Danville.

Hé bien! va-t-en!

Bonnard (à Danville).

Tout doux!

Valentin.

Oui, je veux m'en aller.

Bonnard (zu Valentin).
Nicht doch. — Ihr müſſet nur capituliren;
Es ſchweigt der Valentin, und Du erlaubſt,
Daß er hinfort nur Dich allein bedient.

Danville.
So mag er bleiben. —

Valentin.
Ja, ſo kann's auch geh'n.

Danville (zu Bonnard).
Ich brauch' ihn nur ein Wenig zu beklagen,
So nimmt ſich meine Frau auch ſeiner an.

Valentin.
Ja, daß ſie gut iſt, geb' ich zu.

Danville.
Vortrefflich,
Vollkommen. — Nun Du wirſt ſie ſeh'n. — Sie naht. —
Nun ſag' mir, Bonnard, wie gefällt ſie Dir,
Hältſt Du ſie nicht für hübſch? —

Bonnard.
Sehr hübſch, ja wohl.

Bonnard (à Valentin).
Non pas; voyons, ensemble il faut capituler:
Valentin se taira, mais consens qu'il demeure,
Pour ne servir que toi.

Danville.
Qu'il reste.

Valentin.
A la bonne heure.

Danville, (à Bonnard.)
Je n'ai qu' à dire un mot et qu' à le plaindre un peu
Ma femme en sa faveur comme toi prendra feu.

Valentin.
Je conviens qu'elle est bonne.

Danville.
Excellente! accomplie!
Elle vient, tu vas voir .... La trouves-tu jolie,
Hein! Bonnard?

Bonnard.
Bien, très-bien!

Die bisher genannten Dichter können ſo ziemlich als die Repräſentanten der Poeſie im jetzigen Frankreich betrachtet werden, indem eben ſie vom größten Einfluß auf die Geſtaltung der franzöſiſchen Nationallitteratur ſind. — Es ſey mir nur noch geſtattet, Sie auf einige andere Talente aufmerkſam zu machen, welche unbedingt einen Platz nach jenen unmittelbar, wenn nicht gar neben ihnen, verdienen. — Ich kann nicht entſcheidend darüber urtheilen, da eine ſolche Rangordnung zu ſehr Sache des Geſchmacks und Gefühls iſt. —

Von allen Dichterinnen, welche Frankreich bisher in großer Menge hervorbrachte, ſcheint mir keine ſo von echtem Genius beſeelt zu ſeyn, als Madame Desbordes-Valmore. Alle ihre Mitſchweſtern ſind mehr oder weniger angelernte Poeten, wie z. B. Delphine Gay, Madame Amable Taſtu, Madame Hortenſe de Céré-Barbé, Madame la Marquiſe de Férandiére, und wie dieſe ſchönen Seelen Alle heißen mögen; jene aber iſt wirklich Dichterin aus Bedürfniß des Herzens, aus Reichthum der Seele. — Ueber ihr Leben und ihre Schickſale etwas Näheres zu erfahren, iſt mir trotz allem Bemühen nicht gelungen; ich weiß nur, daß ſie zwei Bände Erzählungen unter dem Titel: Les Soirées des Antilles, in welchen das lyriſche Element zu ſehr vorherrſcht, und zwei Sammlungen Gedichte, vorzüglich Elegieen herausgegeben, und daß ihr Name einen guten Klang hat in ihrem Vaterlande. — Sie lebt, wenn ich nicht irre, in Lyon, hielt ſich wenigſtens längere Zeit dort auf. — Ihre lyriſchen Poeſieen verdienen weit mehr gekannt zu werden, als ſie es, im Auslande vorzüglich, ſind. — Zwar erſcheint ſie in den meiſten als eine Art Sappho, was, ehe man ſie näher kennt, kein gutes Vorurtheil für ſie erzeugt, denn die Luſt zum Gähnen wandelt Einen ſehr oft unwillkührlich an, wenn von Liebesklagen verlaſſener Schönen, die ſich durch den Druck der Oeffentlichkeit Preis geben, die Rede iſt, aber die Tiefe ihrer Empfindungen, die Wärme ihres Gefühls und die Wahrheit, die ſich in Beiden offenbart, erwerben ihr ſehr bald unſere Neigung.

Ihre Gedichte ſind faſt alle ſubjectiv gehalten, d. h. ſie ſchildert nur die Pulsſchläge ihres eigenen Herzens, doch dieſe von ſo vielen Seiten angeregt, daß ſie immer neu erſcheint. Ihre Sprache iſt glühend und tief wie ihre Leidenſchaft, und das äußere Gewand des Verſes, das ſie ihren Gedanken umhängt, ein wahrer Schmuck, reich an Edelſteinen, die in allen Farben ſpielen. — Im Ganzen hat ſie mehr einen nordiſchen Character; Sehnſucht, Liebe und Melancholie ſind die Fäden, die ſich zum Gewebe verſchlingen, aber ſie fühlt, denkt und liebt ſo echt, daß es eine Freude iſt, ihr zuzuhören, und daß man nie müde wird, obgleich ſie uns faſt beſtändig nur von demſelben Gegenſtande, ihrem Liebesgram, unterhält. — Folgende Probe aus ihren Gedichten wird das hier gefällte Urtheil bei Ihnen beſtätigen.

Erinnerung. *)

Als eines Abends plötzlich er erblaßte,
Als ſeine Stimme unverhofft verſtummte
Im halbgeſproch'nen Wort, als ſeine Augen
So brennend heiß, mich ſchwer verwundeten
Mit Leiden, die ihm eigen, wie ich wähnte —
Als ſeine Züge, von der Gluth durchflammt,
Die nimmermehr erliſcht, ſich lebend prägten
In meiner Seele tiefſten, tiefſten Grund,
Da liebt' er nicht, ich liebte, ich allein.

---

*) Souvenir.

Quand il pâlit un soir et que sa voix tremblante
S'éteignit tout à coup dans un mot commençé;
Quand ses yeux soulevant leur paupière brûlante,
Me blessèrent d'un mal dont je le crus blessé;
Quand ses traits plus touchants éclairés d'une flamme,
Qui ne s'éteint jamais,
S'imprimèrent vivants dans le fond de mon âme,
Il n'aimait pas, j'aimais!

Hätt' er's gewußt. *)

Hätt' er gewußt, wie tief er mich verwundet,
Ihr heißen Thränen, hätt' er euch geſeh'n,
O hätte nur dies Herz, von ihm erfüllet,
Die Macht behalten, ihm es zu geſteh'n.
Unmöglich hätt' er ſo ſich ändern können;
Getäuſchte Hoffnung brächt' ihm keine Luſt;
So reiche Liebe müßt' ihn doch beſiegen,
Hätt' er's gewußt.

Hätt' er's gewußt, was man erwarten dürfe,
Von einer Seele, rein, warm, nie verſteckt,
Die meine fordert' er, es zu erfahren,
Und Liebe kennt' er, wie er ſie geweckt.
Wohl künden ihm es die geſenkten Blicke,
Hat er es nicht durch meine Schaam gewußt;
Werth war ein ſolch' Geheimniß ſeiner Seele,
Hätt' er's gewußt.

---

*) **S'il l'avait su!**

S'il avait su quelle âme il a blessée,
Larmes du coeur, s'il avait pu vous voir,
Ah! si ce coeur, trop plein de sa pensée,
De l'exprimer eût gardé le pouvoir,
Changer ainsi n'eut pas été possible;
Fier de nourrir l'espoir qu'il a deçu,
A tant d'amour il eût été sensible,
S'il l'avait su.

S'il avait su tout ce qu'on peut attendre,
D'une âme simple, ardente et sans détour,
Il eût voulu la mienne pour l'entendre
Comme il l'inspire, il eût connu l'amour.
Mes yeux baissés recélaient cette flamme,
Dans leur pudeur n'a-t-il rien aperçu?
Un tel secret valait toute son âme,
S'il lavait su.

O hätt' ich ſelbſt gewußt, wie ſeine Augen
Beherrſchen, wenn ſie einmal faßt der Blick;
Statt ihn zu ſuchen wie die Luft des Himmels,
In and're Länder trüg' ich mein Geſchick.
Es iſt zu ſpät, mein Daſeyn zu erneuen,
Das Leben koſtet mich die ſüße Luſt.
Doch er, der mir es raubt, wird ſeufzend klagen:
Hätt' ich's gewußt!

Ich weiß nicht mehr.*)

Ich weiß nicht mehr, was meinen Zorn erregte,
Er ſprach zu mir — ſein ganzes Unrecht floh,
Sein Auge fleht, ſein Mund ſtrebt zu gefallen. —
Wohin mein Zorn entwichſt du ſchüchtern ſo?
Ich weiß nicht mehr. —

Ich will nicht mehr betrachten, was ich liebe,
Denn lächelt er, vergeblich wird mein Schmerz.

Si j'avais su, moi-même, à quel empire
On s'abandonne en regardant ses yeux,
Sans le chercher comme l'air qu'on respire,
J'aurais porté mes jours sous d'autres cieux.
Il est trop tard pour renouer ma vie,
Ma vie était un doux espoir deçu:
Diras-tu pas, toi qui me l'as ravie,
Si j'avais su!

*) **Je ne sais plus, je ne veux plus.**

Je ne sais plus d'où naissait ma colère;
Il a parlé.... Ses torts sons disparus,
Ses yeux priaient, sa bouche voulait plaire;
Où fuyais-tu ma timide colère?
Je ne sais plus.

Je ne veux plus regarder ce que j'aime;
Dès qu'il sourit, tous mes pleurs sont perdus:

Er zwingt durch Himmelsſanftmuth mich zur Liebe
Und thut er's nicht, ſo thut's das eig'ne Herz.
Ich will's nicht mehr.

Ich kann ihm nicht entfliehen, wenn er ferne
Und mein Gelübde iſt umſonſt, ich blieb,
Als er zugegen, hindernd daß er's lerne. —
Doch fern von ihm ſeyn, der allein mir lieb,
Ich kann's nicht mehr.

Des Contraſtes wegen, mögen hier einige Worte über den größten Schalk folgen, der je in den Gebieten der Poeſie herumſtreift, und ſeine Luſt darein ſetzt, ſchaffend zu zerſtören. — Er heißt Merrimée, iſt eine Art von poetiſchem Mephiſtopheles und hat ſeine Freude daran, die Leute zu myſtificiren, was ihm auch ſelten mißlingt, da er es mit vieler Gewandtheit, Weltklugheit und Phantaſie bewerkſtelligt. — Dabei weiß Keiner beſſer als er, was Noth thut im Leben, wie in der Dichtkunſt, und ſo hat Alles was er bringt, zwiefachen Gewinn für Jeden, der es ſich anzueignen weiß: das Wohlgefallen am Gelungenen und die Freude, durch eigenen Scharfſinn hinter ſeine Schliche und Abſichten zu kommen. In allen ſeinen Leiſtungen iſt ſo viel natürlicher Verſtand, ſo viel echter ſchlagender Witz, neben einem ſo reichen Vorrath von Phantaſie und Tiefe der Empfindungen, daß man ihn ſehr bald lieb gewinnen muß, ſobald man nur einigermaaßen mit ihm bekannt wird. Sein vorzüglichſtes Werk, mit welchem

---

En vain par force ou par douceur suprême,
L'amour et lui veulent encor que j'aime.
Je ne veux plus.

Je ne sais plus le fuir en son absence,
Tous mes sermens alors sont superflus.
Sans me trahir j'ai bravé sa présence;
Mais sans mourir supporter son absence,
Je ne sais plus!

er lange das Publikum bei der Naſe herumführte, iſt das **Théatre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole**; Komödien in der Art der ſpaniſchen Zwiſchenſpiele, angeblich von einer freiſinnigen ſpaniſchen Schauſpielerin verfaßt; kurze, keck hingeworfene Skizzen, aber mit einer Kraft und Wahrheit und mit einer Verachtung alles Prunkes, wie man es in unſeren überladenen und manierirten Zeiten nicht leicht, vorzüglich nicht bei unſeren überrheiniſchen Nachbaren findet. — Er hat ſich in denſelben aller Eigenthümlichkeit der ſpaniſchen Lebensanſichten bemächtigt, und behandelt und geißelt die Gebrechen der geſellſchaftlichen Verhältniſſe auf eine faſt verwegene Art, aber es lebt dafür auch Alles bei ihm mit außerordentlicher überraſchender Wahrheit. Wie jener Maler des Alterthums, nimmt er eine gemeine Kohle vom Boden auf und zeichnet den böſen Geſellen, der ihn neckte und ärgerte, mit wenigen Strichen ſo treffend an die Wand, daß zu des Schuftes Beſchämung der geringſte Tafeldecker am Hofe des Königs ihn erkennen muß. — Dabei iſt Alles wohl erfunden, gut in einander gepaßt, und trotz manchem Sprunge doch natürlich herbei- und conſequent durchgeführt. Freilich muß man nirgends vergeſſen, daß er ſpaniſche Entremeſes liefert, und ihm die Freiheiten, die er ſich geſtattet, verzeihen, was aber um ſo leichter wird, weil ſeine Zwecke überall als höchſt ehrenwerth in die Augen ſpringen. — Eine zweite Myſtification erlaubte er ſich durch ſeine Guzla, eine Sammlung von Ueberſetzungen angeblich ſerbiſcher Lieder, deren Vaterland aber allein in ſeinem Kopfe zu ſuchen iſt. Er hat den Ton derſelben wohl getroffen, und wenn man nur über den Betrug hinaus iſt, wird man ſich an den vielen poetiſchen Schönheiten, die ſie, abgeſehen von Allem, enthalten, wohl ergetzen können. — Vortrefflich iſt endlich ſein hiſtoriſcher Roman **Chronique de 1572**, in welchem er die **Raffinés** des franzöſiſchen Hofes jener Zeit treu und lebendig ſchildert; überhaupt hat er ein ſehr großes Talent für poetiſche Genremalerei, was ſich beſonders in ſeinen hier und da verſtreuten kleinen Erzählungen, von denen unter den mir bekannten, **Mateo Falcone** und das kecke Mährchen **Federigo**, die gelungenſten ſind, offenbart. —

Die Gebrechen der geſellſchaftlichen Verhältniſſe unſerer Zeit wurden ebenfalls auf eine edle Weiſe geſchildert und angegriffen von einer vortrefflichen und geiſtreichen Frau, der Herzogin von Duras, in zwei kleineren Erzählungen Ourika und Eduard, welche großen Beifall fanden und ſich ein großes Publicum erwarben. — Zartheit der Empfindungen, Kenntniß des menſchlichen Herzens und inniges echtes Mitleid mit den Quaalen und Leiden deſſelben, characteriſiren dieſe Leiſtungen. Es war ihre Abſicht, die geſellſchaftlichen Nuancirungen und den Einfluß der Verhältniſſe der großen Welt auf Herz und Gemüth des Einzelnen zu geben, ohne die lächerlichen Seiten darſtellen oder eine Schilderung der Sitten liefern zu wollen, und das iſt ihr meiſterhaft gelungen. Mit weiblich feiner, aber doch ſicherer Hand, zeigt ſie ohne Bitterkeit, die Schranken, in welche die Geſetze der Convenienz die Natur einengen, ſo wie den großen Schaden, der dadurch der reinen Entwickelung der menſchlichen Seele, in ihren natürlichſten Empfindungen erwächſt. — Ihr Styl iſt fließend, und offenbart in ſeiner ſchmuckloſen, aber edeln Einfachheit, ſchon von vorn herein das Wohlwollen eines liebreichen Gemüthes. — Die Herzogin von Duras ſtarb am 16. Januar 1829 zu Nizza nach langen Leiden.

Eine ähnliche Aufgabe ſucht Balzac in ſeinen Leiſtungen: **Scènes privées** und **La peau de chagrin**, Roman in zwei Bänden, zu löſen, aber er ſchildert nur die Verderbtheit der großen Welt, und zerſtört vorzüglich in dem letzteren Romane, der eine Art von modernem Fauſt enthält, alle edlere Anſicht vom Leben und der menſchlichen Geſinnung, indem er wie ein grauſamer Anatom, jede Fiber zerlegt und die Vergänglichkeit und Nichtigkeit derſelben nachweiſt, um die Nichtigkeit des ganzen menſchlichen Strebens dadurch zu beurkunden, ohne daß er irgend etwas, woran man ſich wieder aufrichten und erquicken könnte, dagegenſtellt. Es iſt allerdings viel Wahrheit in ſeinen Schilderungen, aber auch eben ſo viel ſpitzfindiges Raiſonnement und grundloſe Uebertreibung, und es iſt unbegreiflich, wie ein Mann von Geſchmack, mit Gefühl für ſittliche Schönheit begabt, auf ſolche Irrwege gerathen und ſich ſolche Stoffe auswählen konnte. — Doch trifft ihn dieſer Vorwurf nicht allein; in neueſter Zeit haben vorzüglich die Romantiker ſehr oft und wohl aus Oppoſition zu der freilich etwas altjüngferlichen Keuſchheit der Klaſſiker, die Verderbtheit der menſchlichen Geſellſchaft und die daraus entſpringenden Folgen, als einen paſſenden Gegenſtand für die Poeſie betrachtet, und ſich ihre Stoffe in den Spelunken des Laſters und der Sünde aufgeſucht. Ihre Muſe liebt es nicht mehr, allein mit großartigen Menſchen zu wandeln, Spitzbuben und Lumpen ſind ihr auch recht, und ſie beſucht eben ſo gern Spiel- und andere verrufene Häuſer, als den Pallaſt der Großen oder die Hütte der Unſchuld, um ſich ihre Helden auszuwählen. Leider haben nicht unbedeutende Dichter daran Gefallen gefunden, und die Menge der Nachahmer folgt ihnen gierig nach, in anekelnder Uebertreibung. Misverſtandenes pſychologiſches Intereſſe mag bei jenen wohl eine der Haupturſachen ſeyn, und wie immer gehen die Jünger leider über die Grenzen hinaus, wie z. B. Janin in ſeinem **Ane mort et la Femme guillotinée**, wo er den gänzlichen Ruin eines jungen Mädchens durch alle Stufen hindurch bis zur niedrigſten Entartung, ausgeſpickt mit ſogenannten philoſophiſchen Raiſonnements, ſchildert. —

Sehr glücklich in ſolcher Genremalerei iſt dagegen Paul de Kock mit ſeinen Romanen, welche ſich jedoch faſt Alle nur in der Sphäre des niederen Lebens bewegen. Eine ungemein glückliche Laune und eine geſunde Heiterkeit ſind höchſt angenehme Eigenſchaften, bei denen man manches Störende in de Kock's Arbeiten überſieht. — **La maison blanche**, **La Femme, le Mari et l'Amant**, und vorzüglich **le**

Cocu, *) ſind die gelungenſten Romane dieſes fruchtbaren Erzählers.

Der hiſtoriſchen Erzählung ſcheint ſich **Paul Lacroix,** der unter dem Namen und der Maske eines ſehr bejahrten Bibliophilen, Mr. **Jacob** ſchreibt, vorzugsweiſe gewidmet zu haben. — Er behandelt nur Stoffe aus der franzöſiſchen Geſchichte, und dieſe meiſt mit großem Erfolg, wozu ſeine außerordentliche Kenntniß der Sitten und Begebenheiten früherer Jahrhunderte nicht wenig beiträgt. Es fehlt ihm keinesweges an Phantaſie und Talent, doch verſteht er nicht ſeinen Characteren die gehörige Haltung zu geben und ſie conſequent durchzuführen, auch erſchwert ſein Eigenſinn, die Perſonen in dem Jargon ihrer Zeiten reden zu laſſen, die Lecture ſeiner Arbeiten und giebt ſeinem Styl etwas ſtörend Buntſcheckiges. — Sein Roman **Les mauvais garçons** iſt wohl das Beſte, was er geſchrieben hat; auch enthält eine Sammlung Erzählungen unter dem Titel **Soirées de Walter Scott,** manches Angenehme. Sein anderer Roman **Les deux Fous** iſt in der Anlage glücklicher als in der Ausführung; ſein letztes Werk aber, **Le Roi des Ribauds,** obwohl in geſchichtlicher Hinſicht das treueſte, beruht auf einer ſo unanſtändigen Grundlage, daß man erröthen müßte, wollte man es empfehlen.

Das hiſtoriſche Drama ward nicht ohne Glück mit ſtrengerer Rückſicht auf die Form von **Alexandre Dumas,** dem Sohn des bekannten Generals gleichen Namens, in ſeinem **Henri III. et sa cour,** und **Stockholm, Fontaine-**

---

*) Man nehme keinen Anſtoß an dem Titel dieſes Buches, des fruchtbaren Verfaſſers neueſter Arbeit. — Tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, wie der Welt, geiſtreiche Auffaſſung und Darſtellung der einzelnen Charactere, und ein höchſt angenehmer Styl ſind nicht die geringſten Zierden derſelben, umgeben von einer Menge ſcharfſinniger Bemerkungen und glücklicher Einfälle.

bleau et Rome, und ohne Rückſicht auf das Aeußere von Vitet in ſeinen Barricaden u. ſ. w. behandelt. —

Es wäre noch manches Anziehende hier zu erwähnen, aber ich darf, ohne den anderen Nationen Eintrag zu thun, bei der mir gewährten Zeit mich nicht länger mit den Franzoſen beſchäftigen, und erlaube mir daher, Sie, indem ich manche Bemerkung über den Geiſt der jetzigen franzöſiſchen Nationallitteratur im Allgemeinen, die ſich wohl aufdringen möchte, unterdrücke, zu dem benachbarten Inſelvolke zu führen.

Sechſte Vorleſung.

England.

Blick auf die Geſchichte der engliſchen Sprache und Litteratur. — Lord Byron. — Sein Leben. — Characteriſtik deſſelben als Dichter und als Menſch. — Seine kleineren lyriſchen Gedichte. — Hebrew Melodies. — Miscellaneous poems. — Proben. — Childe Harold. —

Die engliſche Sprache, wie ſie jetzt geſprochen wird, iſt eine Miſchung germaniſcher und romaniſcher Mundarten. Fremder Einfluß wirkte von jeher nachtheilig auf ſie, und es dauerte lange, ehe ſie zu einiger Selbſtſtändigkeit, die doch immer keine urſprüngliche iſt, gelangen konnte. Das ſeit Hengiſt's und Horſt's Niederlaſſung vorherrſchende Sächſiſche wurde, obwohl nur mühſam und niemals gänzlich, durch das Franzöſiſche, welches die Normannen mitbrachten (ſeit 1066) unterdrückt. Im Verfluß mehrerer Jahrhunderte verſchmolzen die beiden Sprachen endlich zu einer einzigen, welche während der Regierung Eduard's III. (1327 — 1350) als Hof- und Landesſprache angenommen wurde, und ihre Herrſchaft ſeitdem vollgültig behauptete. —

Aus ſo widerſtrebenden Stoffen zuſammengeſetzt, hatte ſie ſehr lange mit der Willkühr Einzelner zu kämpfen, und erfreute ſich erſt eines Anfangs zu grammatiſcher Regelmäßigkeit in den Zeiten der Reformation, vorzüglich durch die 1535 zuerſt erſchienene Ueberſetzung der Bibel, und die in derſelben Periode ſich verbreitende größere Kenntniß der Schriftſteller des Alterthums, welche im ſechszehnten Jahrhundert vielfach übertragen wurden. Für ihre Ausbildung ward dann viel durch einzelne Dichter gethan, doch erſt im achtzehnten Jahrhundert begann ſie durch das Bemühen geiſtreicher Männer ſich zu einer feſten Regelmäßigkeit zu erheben, und iſt ſeitdem, da ausgezeichnete Forſcher ſich eifrig mit ihr beſchäftigten, immer mehr und mehr zu einer feſten Ausbildung gelangt. — Will man erborgte Schätze gelten laſſen, ſo kann man ihr einen umfaſſenden Reichthum des Ausdruckes nicht abſprechen, wogegen es ihr, ſtreng genommen, an Wohllaut und an Wechſel des Klanges fehlt. Im Ganzen iſt ſie mir immer als ein eigenſinniges Kind vorgekommen, das in der Schule nichts gelernt hat, und ſich erſt ſpäter, durch die Verhältniſſe des Lebens gezwungen, obgleich immer mit Widerſtreben, und wann und wo es kann, ſich gehen laſſend, ſtrengen allgemein gültigen Geſetzen und Regeln fügt. —

Die Poeſie eines Volkes unterliegt immer denſelben Einflüſſen wie ſeine Sprache, und Beide gehen in ihrer Bildung Hand in Hand. — Wie bei dieſer verſchmolzen auch in der engliſchen Nationallitteratur zwei Stoffe mit einander, der germaniſche, reich an Heldenſagen einer ſchönen Zeit, und die nordfranzöſiſche Ritterpoeſie. Beide bewegten ſich aber eine Zeitlang neben einander, dieſer bei den Großen, jener im Volke, bis auch ſie ſich einander immer mehr näherten und endlich mit einander verbanden, wozu ſich denn noch ein drittes, aus dem Studium der Dichter des Alterthums geſchöpftes Element geſellte. Aus dieſem Vereine entwickelte ſich eine Nationalpoeſie, welche, da ſie gleiches Gedeihen mit dem Volke ſelbſt fand, bald in ſchönſter Blüthe ſtand, und vorzüglich zu Ende des ſechszehnten Jahrhundert's auf der Bühne, eine bewundernswürdige Höhe durch Shakeſpear und ſeine Zeitgenoſſen erreichte. — Auch in den übrigen Dichtungsarten verſuchten ſich die Britten jener Tage nicht ohne Erfolg, doch mangelte es im Ganzen an Beherrſchung des Stoffes, an Correctheit und Anmuth. — Schädlich wie überall wirkten die inneren Unruhen, obwohl auch ſie zur Bildung bedeutender Geiſter, wie z. B. Milton's, nicht wenig beitrugen. — In den darauf folgenden Zeiten ſtrebte man immer mehr nach Vollendung, aber dieſe ward eifriger im Aeußeren als im Inneren geſucht, und die echte Poeſie litt ſchwer dabei, ja ſie mußte endlich faſt ganz dem poetiſchen Handwerkstreiben weichen, da vorzüglich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die beſchreibende und didactiſche Dichtungsart ſich den Vorrang anmaaßte und höchſtens nur Lyrik und Satyre neben ihr einen beſcheidenen Raum einzunehmen wagten. — Indeſſen ſcheinen die wahren geiſtigen Kräfte der Nation nur eine Weile geſchlummert zu haben, denn in unſeren Tagen ſtreifte der Genius der Poeſie in Britannien unwillig die Feſſeln, in welche falſchverſtandenes Raiſonnement der Schulen ihn geſchlagen hatte, ab, und obwohl er bei dem Hange zum Excentriſchen in der Phantaſie wie im Gebiete der Pſychologie, mitunter dahin brauſt, gleich einem wilden Roſſe, das jeden hemmenden Zügel im Gefühl ſeiner Kraft zerſprengte, ſo iſt doch Außerordentliches geleiſtet worden, und mit Bewunderung ſehen die anderen Nationen auf England hin. —

Unter jenen großen Männern unſerer Tage ſtrahlt nun vor Allen Lord Byron hervor und feſſelt zuerſt unſere Blicke, nicht wie ein Stern unter Sternen, aber wie ein Meteor, das raſch und wild über den nächtlichen beſtirnten Himmel dahin zieht, und von dem man nicht weiß, ob man ſich an ſeiner gewaltigen Schönheit freuen, oder von innerem Schauer ergriffen, dieſelbe fürchten ſolle. Bei keinem Dichter iſt es ſo nothwendig, von dem allgemein angenommenen Verfahren kritiſcher Würdigung, welches ſtrenge Trennung der Schickſale und der Leiſtungen vorſchreibt, abzuweichen, als eben bei ihm, denn Beide bilden nur eine Erſcheinung: Beide ſind die Zwillingsfrucht deſſelben Baumes, der ſie aus innerer Nothwendigkeit zugleich hervorbringen mußte; eine ohne die andere wäre nicht denkbar auf ſolchem Stamme.

George Gordon Byron, aus altem normanniſch-engliſchem edelm Geſchlecht, war der Enkel des berühmten Weltumſeglers Byron und der Sohn eines der ſchönſten, aber herz- und gewiſſenloſeſten Männer in England, John Byron's, gewöhnlich der tolle Jack genannt. — Nachdem dieſer die Marquiſe von Carmarthen auf ſträflichem Wege zu ſeiner Gattin gemacht, und nach der Geburt einer Tochter Wittwer von ihr geworden war, heirathete er im Jahr 1785 Miß Gordon, eine vornehme und reiche Schottin, die er auch bald grenzenlos elend machte. Als er den größten Theil ihres Vermögens verſchwendet, entfloh er den ihn verfolgenden Gläubigern und begab ſich nach Valenciennes, wo am 2. Auguſt 1791 ſein ruchloſes Leben ein Ende fand. —

Die einzige Frucht der zweiten unglücklichen Ehe war unſer Dichter, der am 22. Januar 1788 zu London geboren wurde. Die Mutter reiſte mit dem Kinde gleich darauf nach Schottland und ließ ſich im Jahre 1790 in Aberdeen nieder, wo ſie auch blieb, nachdem ihr Gatte, der eine Zeitlang mit ihr zuſammen, dann von ihr getrennt, an demſelben Orte wohnte, ſie verlaſſen. — George Byron (den Namen Gordon führte er von ſeiner Mutter) war ein eigenſinniges Kind, wozu die Misgeſtaltung eines ſeiner Füße, der bei der Geburt verletzt worden war, wohl das Ihrige beitrug. Auch verſtand die Mutter durchaus nicht, ihn zu behandeln, da ſie einerſeits zu nachſichtig gegen ihn war, andererſeits ihrer eigenen Heftigkeit zu oft den Zügel ſchießen ließ; zudem war der junge Byron ſchwächlich; er beſuchte deshalb nicht ſo früh, wie man es in England gewöhnt iſt, eine Schule mit anhaltendem Fleiße, obwohl er ſchon in ſeinem fünften Jahre zu einem Herrn Bowers, der ein Inſtitut für Knaben hatte, gethan wurde. —

Nachdem er in ſeinem achten Jahre das Scharlachfieber überſtanden, zog Miſtreß Byron mit ihm auf das Land, um ihn die heilſame Luft der Hochlande genießen zu laſſen. Sie bewohnten ein Pächterhaus in Ballatar am Ufer des Dee, und die romantiſchen und ſchauerlich erhabenen Umgegenden machten einen tiefen Eindruck auf die empfängliche Seele des jungen Knaben. — Der düſtere Gipfel des Loch-na-gar, der ſich vor ſeinen Blicken in geringer Entfernung erhob, regte damals mächtig ſeine Phantaſie an, und die erſten poetiſchen Eindrücke haben ohne Zweifel ſich ſchon hier ſeines Gemüthes bemächtigt, obwohl er ſich ihrer damals noch nicht klar bewußt wurde. — Dazu kam noch der Einfluß, den die wunderbaren Lieder und Sagen der ſchottiſchen Hochlande auf ihn ausübten, ſo wie die erſten Gefühle zu einem ihm nicht durch Bande des Blutes verwandten Weſen, die durchaus den Stempel der Liebe trugen, *) denn er hat dieſe Gefühle mit allen ihren Nebenumſtänden feſt ſein ganzes Leben hindurch in der Seele bewahrt, und ſie weit ſpäter in einem Gedichte gefeiert. **) — Nach Aberdeen zurückgekehrt, beſuchte er von Neuem die Schule, in der er ſich jedoch nicht eben durch Eigenſchaften, welche einen ſogenannten guten Schüler characteriſiren, auszeichnete, doch war er trotz ſeinem ſchwächlichen Körper ein tüchtiger, muthiger und braver Junge, womit ein eigenthümlicher Hang zur Einſamkeit und Empfindſamkeit, der ſich zu Zeiten mächtig offenbarte, ſeltſam contraſtirte. — In ſeinem zehnten Jahre ward er durch den Tod ſeines Großonkels, eines höchſt wunderlichen Mannes, Lord Byron und Herr von Newſtead. — Seine Mutter verließ nun Schottland mit ihm, und begab ſich dorthin. — Der Knabe kam unter die Vormundſchaft von Lord Carlisle, und ward, nachdem man vergeblich verſucht, ſeinen Fuß zu heilen, und er eine Zeitlang in dem Erziehungsinſtitute eines **Dr. Glennie** verweilt hatte, auf die gelehrte Schule nach Harrow geſendet. Hier blieb er ſechs Jahre, während welcher ſich ſein gewaltiger Geiſt mit Rieſenſchritten entwickelte, während ſeine feurige Seele nur ſchwer den pedantiſchen Zwang engliſcher Schulerziehung trug; auch gefiel ihm Harrow erſt in der letzten Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes. — Wie er dachte, mögen folgende Zeilen, die er als funfzehnjähriger Knabe verfaßte, und die mehr enthalten, als jede umſtändliche Entwikkelung zu geben im Stande iſt, bezeugen.

---

*) Es ſey mir erlaubt, folgende treffende Bemerkung, welche Moore in ſeinen Letters and Journals of Lord Byron bei dieſer Gelegenheit macht, zu entlehnen. „Dante war neun Jahre alt, als er ſich bei einem Maifeſte in ſeine Beatrice verliebte, und Alfieri, ſelbſt frühreif in der Liebe, betrachtet dieſe frühe Reizbarkeit des Gefühls als ein ſicheres unfehlbares Zeichen einer für die ſchönen Künſte gebildeten Seele." Effetti (ſagt er, die Empfindungen ſeiner erſten Liebe ſchildernd) che poche persone intendono, e pochissime provano; ma a quei soli pochissimi è concesso l'uscir della folla volgare in tutte le umane arti. Canova pflegte zu erzählen, wie er ſich vollkommen erinnere, in ſeinem fünften Jahre verliebt geweſen zu ſeyn. —

**) S. ſeine eigenen Aeußerungen darüber in Moore's Letters and Journals of Lord Byron, Frankf. Ausg. S. 8. und das Gedicht: Song: When I roved, a young Highlander o'er the dark Heath.

Die Grabſchrift ſey mein Name nur allein,
Wenn der mit Ehre meinen Staub nicht krönt,
Werd' er durch keinen andern Ruhm verſchönt.
Er ganz allein ſoll jene Stätte weih'n,
Und ſie durch ihn genannt, wo nicht, mit ihm vergeſſen ſeyn.*)

In dieſe Zeit fällt auch ſeine erſte Neigung, mit vollem Bewußtſeyn, daß ſie das Gefühl der Liebe ſey, welche, da ſie unerwiedert blieb, ſich ſo tief in ſeine Seele prägte, daß

---

*) My epitaph shall be my name alone: —
If that with honour fail to crown my clay
Oh may no other fame my deeds repay!
That, only that, shall single out the spot
By that remember'd, or with that forgot. —

ſie dieſer für das ganze Leben eine düſt're Färbung gab. — Er beſuchte während der Schulferien im Jahre 1804 ſeine Mutter in Nottingham, und lernte hier Miß Anna Chaworth kennen, der ſein Herz ſich mit ganzer Kraft zuwandte; ſie war zwei Jahre älter als er, und betrachtete ihn mehr als einen Knaben; auch hatte ſie ihre Liebe einem anderen Manne, Herrn John Muſters geſchenkt, mit dem ſie ſich 1805 vermählte. Er hat dies Gefühl in dem ſchönen Gedichte **The dream** beſungen. Wer würde ſich vermeſſen, dem Dichter hier vorzugreifen und nach ihm noch eine Darſtellung zu unternehmen? *)

Im October 1805 ſchied er von Harrow, und bezog die Univerſität Cambridge, wo er ſich auch nicht eigentlich wohl befand, und wie immer ſeinen eigenen Weg ging, anders als die Anderen. Er verließ die Univerſität im 19. Jahre ſeines Alters und brachte die nächſte Zeit abwechſelnd auf ſeinem Familienſitze und in London zu. Seine Freunde drangen jetzt in ihn, eine Sammlung ſeiner Gedichte zu veranſtalten, nachdem er eine frühere unterdrückt hatte. Er gab nach, und die Stunden der Muſſe (**Hours of Idleness**) erſchienen im Jahre 1806. — Kaum hatte dieſe anſpruchsloſe Sammlung das Licht der Welt erblickt, als ſich eine kritiſche Zeitſchrift (**The Edinburgh Review**) darüber hermachte, und in einer

---

*) **The dream.** Deutſch von P. A. G. von Meyer. S. Lord Byron's ſämmtliche Werke, herausgegeben von Adrian. T. XI. S. 49. — Intereſſante Züge dieſes Verhältniſſes liefert Moore **Letters and Journals** S. 25 fgde. — Zu vergleichen ferner **Don Juan, Canto V. St. 4.** — **Ct. VI. St. 5.** Später wurde ſie, nach kurzer unglücklicher Ehe, von ihrem Manne geſchieden, und wünſchte eine Zuſammenkunft mit Lord Byron, die dieſer aber auf den Rath ſeiner Schweſter ablehnte. Nach ſeiner Rückkehr von Griechenland ſah er ſie, wie er ſelbſt geſteht, trotz ſeinem Stolze, nicht mit voller Gleichgültigkeit wieder. Das Lied: **O had my fate been join'd to thine** in den **Fugitive pieces** iſt eine Selbſtbeichte Byron's.

der galligſten, und was ihren groben Ton betraf, impertinenteſten Recenſionen, dem jungen Lord jedes Fünkchen Talent abſprach, ihm zugleich weder Wiſſen, noch Geſchmack zugeſtehend. Dieſe Behandlung mußte den ganzen Zorn des jungen Löwen aufreizen; er rächte ſich blutig auf ſeine Weiſe, und ſchlug wie mit einer rundum mit Stacheln beſetzten Keule, die, ehe ſie zerſchmettert, erſt durchbohrt, die ganze Clique zu Boden. — So hatte nämlich lange nichts getroffen, wie die Satyre **English Bards and Scotch Reviewers**, die er nun entgegenſchleuderte, und die in mehr als einer Hinſicht, obwohl von der gereizteſten Leidenſchaft eingegeben, ein Kunſtwerk genannt werden kann. — Seine Oppoſition war männlich und großartig im vollſten Sinne des Wortes, und erregte daher die Theilnahme von ganz England, denn er griff nicht bloß Einzelne an, ſondern das ganze verfehlte Streben einer veralteten Schule. —

Bis zu ſeiner erſten Reiſe führte Byron abwechſelnd auf ſeinem Gute und in London, ein eigenes wunderliches Leben, an welchem eine gewiſſe Eitelkeit, die aus falſch verſtandenem Streben entſtand, im Verein mit den Schmerzen unglücklicher Liebe, wohl vorzüglich Schuld waren, und das von den Wenigſten gut geheißen werden konnte. — Er ſchildert ſich ſelbſt, jedoch mit ſehr ſtark aufgetragenen Farben, in den einleitenden Stanzen zu Childe Harold (**Canto I. St. 3.** fgde.)

Anfangs war es ſeine Abſicht, Indien und Perſien zu beſuchen, doch änderte er dieſen Entſchluß und verließ England den 10. Juni 1809, gleich nachdem er mündig geworden, um ſeine große Reiſe nach Griechenland anzutreten. Er beſuchte auf derſelben, in Geſellſchaft ſeines Freundes Hobhouſe, Portugal, Spanien und Griechenland, und kehrte, nachdem ſein Begleiter ſich ſchon zu Ende des Jahres 1810 von ihm getrennt hatte, 1811 in die Heimath zurück. Im folgenden Jahre gab er die beiden erſten Geſänge des Childe Harold heraus, die Hauptfrucht ſeiner Reiſen, die, kaum erſchienen, die Bewunderung der Einzelnen wie der Menge mächtig anzogen und dauernd erhielten. — Ihnen folgten bald und raſch **The Giaour**, **The Bride of Abydos**, **The Corsair**, **Lara**, **The Siege of Corinth** und **Parisina** (von 1813 — 1815), ſämmtlich poetiſche Erzählungen, in der ihm eigenthümlichen Weiſe. — In dieſelbe Periode fallen auch mehrere ſeiner kleineren Gedichte.

Des Dichters Ruhm hatte jetzt ſeinen Culminationspunkt in ſeinem Vaterlande erreicht, aber er wußte ſich in ſeine Landsleute eben ſo wenig zu ſchicken, als ſie ſich in ihn, und da die gewöhnlichen Menſchen, ich glaube aus geheimem Neid, den ſie aber nur [illegible], ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, Originalität und [illegible], die ſich nun einmal nicht im Gewande des Alltags zu bewegen lernen, durchaus nicht vertragen können, ſo mußte er ſich bald geiſteseinſam finden im Gedränge. Das aber iſt ein großer Fluch, und leider nur zu oft der innerſte bittere Kern der Weihgeſchenke der Muſe; denn ein begabter Menſch wehrt ſich ſchlecht oder verſteht gar nicht, ſich derſelben Waffen, wie ſie der lakirte Pöbel führt, zu bedienen, weil dieſer eben keine anderen hat, als Gemeinheit in allen ihren Gattungen. —

Byron fühlte ſich um ſo einſamer nach ſeiner Heimkehr, als während ſeiner Reiſe auch ſeine Mutter geſtorben war, an der, ſo ſchroff ihre Charactere ſich auch entgegenſtanden, ſeine Seele doch während ſeines ganzen Lebens unveränderlich hing. — War es ein Wunder, daß er mit dem verwaiſten Herzen ſich ſehnte, dieſe Lücke auszufüllen, und ſich ein Weſen ſuchte, das, durch heilige Gelübde für immer mit ihm verbunden, alle Freuden wie alle Leiden ſeiner reichen Bruſt gern und freudig mit ihm zu theilen, wie zu tragen, übernähme. Seine Wahl fiel auf Anna Iſabella, die einzige Tochter des Baronet Ralph Milbanke Noel. Er vermählte ſich mit ihr am 2. Januar 1815. Was er bei der Trauung empfand, ſchildert er ſelbſt in dem Gedichte „der Traum“ mit folgenden Worten:

*) Ich ſah' ihn ſtehn
Vor einem Altar — mit der holden Braut,
Schön war ihr Antlitz — aber jenes nicht
Das ſeiner Jugend Sternlicht war — als er
Selbſt vor dem Altar ſtand, kam über ihn
Derſelbe Anblick, die Erſchütterung
Die in dem alten Bethaus ihm die Bruſt
Ergreifend faßte — wie in jener Stunde
Zeigt ſich ſein Antlitz von Gedanken voll,
Die unausſprechlich — ſchwindend wie ſie kamen.
Dann ſtand er ſtill und ruhig, und ſprach aus
Das paſſende Gelübde, aber hörte
Die eig'nen Worte nicht, und Alles drehte
Sich rings um ihn — er ſah nicht, was geweſen,
Und nicht, was hätte ſollen ſeyn; nur bloß
Die alte Wohnung, die gewohnte Halle,
Die wohlbekannten Zimmer und den Ort,
Den Tag, die Stunde, Sonnenſchein und Schatten.

---

*) — — I saw him stand
Before an altar — with a gentle bride;
Her face was fair, but was not that which made
The Starlight of his Boyhood: — as he stood
Even at the altar, o'er his brow there came
The selfsame aspect, and the quivering shock
That in the antique Oratory shook
His bosom in its solitude; and then —
As in that hour — a moment o'er his face
The tablet of unutterable thoughts
Was traced; — and then it faded as it came
And he stood calm and quiet, and he spoke
The fitting vows, buf heard not his own words
And all things reeld around him; he could see
Not that which was, nor that which should have been
But the old mansion, and the accustom'd hall
And the remember'd chambers and the place
The day, the hour, the sunshine and the shade.

Was zu dem Ort und zu der Zeit gehörte,
Zu ihr, die ſein Verhängniß war, es kehrte
Und warf ſich zwiſchen ihn hin und das Licht.
Was hatten ſie zu der Zeit dort zu thun?

Ihm ahnte, daß er ſich namenloſes Weh bereite, denn übereilt, augenblicklicher Aufwallung folgend, hatte er dieſen Schritt gethan, bei dem die Wenigſten bedenken, daß er für das ganze Leben gilt, noch Wenigere aber, welchen Inhalt von Jammer und Weh, von Freude und Glück die drei kleinen Worte „das ganze Leben" umſchließen, — und ſeine Ahnung täuſchte ihn leider nicht. — Die Ehe wurde nach einem Jahre wieder getrennt, nachdem Lady Byron am 10. December 1815 einer Tochter (Auguſta Ada) das Daſeyn gegeben hatte. — Sie verließ ihren Gatten Ende Januar's 1816, angeblich im beſten Vernehmen, um ihre Eltern zu beſuchen. Kaum auf dem Landſitze derſelben angekommen, ließ ſie ihm durch ihren Vater melden, daß ſie nie wieder zu ihm zurückkehren würde, und beſtätigte dieſen Entſchluß einen Poſttag ſpäter durch einen eigenhändigen Brief. — Wer von Beiden die Schuld getragen, läßt ſich nicht entſcheiden; die Urſachen der Trennung waren Lord Byron's zerrüttete Vermögensumſtände, mit deren Folgen auf ſeine Laune, Lady Byron's Eiferſucht und die Einflüſterungen ihrer Mutter und einer Vertrauten, vorzüglich aber wohl der Umſtand, daß keine von den drei Frauen eine ſolche Seele zu verſtehen und zu begreifen vermochte, und daß Byron ſelbſt nicht eingeſehen, als es noch Zeit war, wie weder er für eine Ehe, noch die Ehe für ihn paſſe, vorzüglich in den Verhältniſſen, welche ſein Rang und Stand in der Welt ihm auferlegten. Er ſelbſt äußert ſich auf eine höchſt edle Weiſe in einem Briefe an

---

All things pertaining to that place and hour
And her who was his destiny, came back
And thrust themselves between him and the light:
What business had they there at such a time.

Moore mit folgenden Worten über ſeine Gattin: „I must set you right in one point however. The fault was not — no, nor even the misfortune — in my choice (unless in chusing at all) — for I do not believe — and I must say it, in the very dregs of all this bitter business — that there ever was a better, or even a brighter, a kinder, or a more amiable and agreeable being than Lady B. I never had, nor can have, any reproach to make her, while with me. Where there is blame, it belongs to myself, and if I cannot redeem, I must bear it.“*) Daß er ſie wahrhaft und innig liebte, davon ſpricht am Rührendſten ſein ſchönes Gedicht **Farewell**, denn eine ſolche Tiefe des Gefühls iſt unmöglich Lüge — und Byron hat die große und ſchöne Eigenſchaft, in Allem, was er redet, ſubjectiv wahr zu ſeyn. — Wie ſchmerzlich mußte ihn alſo dieſe Trennung kränken, da Alles, was einem Manne heilig iſt in ſeiner Seele, dadurch unheilbar verwundet wurde, Ehre, Liebe und Vertrauen. Die ganze Heftigkeit ſeines leidenſchaftlichen Characters blitzte in ihm auf, und die Flammen ſchlugen über ſeinem Haupte zuſammen; er ließ das **Farewell** und ein anderes Gedicht gegen die oben erwähnte Vertraute in öffentlichen Blättern abdrucken, und übergab durch dieſen Misgriff ſeine Verhältniſſe der Oeffentlichkeit. — Alles was nur Odem hatte, fiel jetzt über ihn her, ganz England bildete nur eine Parthei gegen ihn. — „In jeder Geſtalt,“ ſagt Moore,

---

*) In einem Punkte muß ich Sie indeſſen belehren. — Der Fehler lag nicht, nein, nicht einmal das Unglück — in meiner Wahl (wenn nicht darin, daß ich überhaupt wählte) denn ich glaube nicht — und ich muß es ſagen mitten in dem Schlimmſten dieſer bitteren Angelegenheit — daß es nie ein beſſeres, oder holderes, lieberes, liebenswürdigeres und angenehmeres Weſen gab, als Lady B. — Ich hatte ihr niemals oder kann ihr nie einen Vorwurf zu machen haben, ſo lange ſie mit mir lebte. Wo hier Tadel iſt, da trifft er mich, und kann ich's nicht ändern, ſo muß ich's tragen.

„wurde der Haß gegen ihn aufgeregt, und obwohl einige wenige Freunde ihm unveränderlich treu blieben, ſo fühlte er doch ſelbſt, daß es unmöglich ſey, den Strom der Verfolgungen zu hemmen.“ — Er hatte noch eine kurze Zuſammenkunft mit ſeiner geliebten Schweſter, von deren unwandelbarer Neigung zu ihm das ſchöne Gedicht Though the day of my destiny's over ein herrlicher Zeuge iſt, und verließ dann England am 25. April 1816, um es nie wieder zu ſehen. Newſtead, ſeinen Familienſitz, hatte er ſchon vorher verkauft. — Was er fühlte, als er von den heimathlichen Küſten ſchied, ſchildert er ſelbſt in den erſten Verſen des dritten Geſanges von Childe Harold. Wer nur ein Fünkchen Gefühl und Mitleid im Buſen trägt, dem muß das Herz bluten bei Leſung derſelben, denn tieferes Leid hat nicht leicht eine edle Seele ausgeſprochen. —

Er durcheilte Frankreich und begab ſich nach dem Genferſee, wo er im Juni 1816 ſeine Wohnung in der Campagne Diodati aufſchlug. — Hier lebte er ſehr eingezogen, und machte in Begleitung des von ſeinen Landsleuten und Zeitgenoſſen ſehr verkannten Dichters Percy Byſſhe Shelley mehrere Reiſen in der Schweiz. Der dritte Geſang des Childe Harold verdankt dieſem Zeitraume ſein Daſeyn, eben ſo wie das dramatiſche Gedicht Manfred und der Gefangene von Chillon (The Prisoner of Chillon) unbedingt als die Frucht von Byron's Aufenthalt in Helvetien zu betrachten ſind.*) — Zu Ende deſſelben Jahres begab er ſich nach Venedig, wo er bis Ende 1819 blieb, und ein Leben führte, das er zuletzt ſelbſt nicht billigen konnte; es war ganz venetianiſch und wurde nur durch einen kurzen Ausflug nach Rom unterbrochen. Im letzten Jahre ſeines dortigen Aufenthaltes feſſelte ihn jedoch ein ernſtes und zartes Verhältniß zur Gräfin Guiccioli, einer ſchönen und edeln Frau, die mit einem alten Manne vermählt war. Beſſer als mit ihren eigenen Worten läßt ſich ihr erſtes Zuſammentreffen nicht ſchildern: mögen ſie hier folgen, wie Moore ſie aus einer Privatmittheilung der Gräfin giebt. „Nell' Aprile dell' anno 1819 io feci la conoscenza di Lord Byron, e mi fu presentato a Venezia dalla Contessa Benzoni nella di lei società. Questa presentazione che ebbe tante conseguenze per tutti e due fu fatta contro la volontà d'entrambi, e solo per condiscendenza l'abbiamo permessa. — Jo stanca più che mai quella sera per le ore tarde che si costuma fare in Venezia, andai con molta ripugnanza e solo per ubbidire al Conte Guiccioli in quella società. — Lord Byron che scansava di far nuove conoscenze, dicendo sempre che aveva interamente rinunciato alle passioni e che non voleva esporsi più alle loro conseguenze, quando la Contessa Benzoni lo pregò di volersi far presentare a me, egli ricusò, e solo per compiacenza glielo permise. La nobile e bellissima sua fisonomia, il suono della sua voce, le sue maniere, i mille incanti che lo circondavano lo rendevano un essere così differente, così superiore a tutti quelli che io aveva fino allora veduti che non poteì a meno di non provarne la più profonde impressione. Da quella sera in poi in tuttì i giorni che mi fermai in Venezia ci siamo sempre veduti.“ *)

---

*) Ein vortreffliches, ebenfalls in der Schweiz geſchriebenes Gedicht an ſeine Schweſter, das in der Sammlung ſeiner Werke fehlt, theilt Moore mit in den Letters and Journals etc. 1816. S. 302.

---

*) Im April 1819 machte ich Lord Byron's Bekanntſchaft; er ward mir zu Venedig von der Gräfin Benzoni in ihrem Cirkel vorgeſtellt. Dieſe Vorſtellung, welche ſo viele Folgen für Beide hatte, wurde gegen den Willen Beider bewerkſtelligt, nnd wir erlaubten ſie nur aus Gefälligkeit. Ich, mehr als je müde an jenem Abende, wegen der ſpäten Stunden, welche in Venedig Sitte ſind (für Zuſammenkünfte) ging mit großem Widerwillen und nur dem Grafen Guiccioli zu Gefallen, in jene Geſellſchaft. Lord Byron, der es vermied, neue Bekanntſchaften anzuknüpfen, immer erklärend, er habe ganz den Leidenſchaften entſagt, und wolle ſich ihren Folgen nicht mehr ausſetzen, weigerte ſich, als ihn die Ben-

Lord Byron erwarb ſich die innige Freundſchaft ihres Vaters und Bruders, und folgte ihr Ende 1819 nach Ravenna. Sein Aufenthalt in Venedig war nicht unfruchtbar geweſen, er vollendete den vierten Geſang des Childe Harold, und mit dieſem das ganze Gedicht, ſchrieb die Klage Taſſo's, das venetianiſche Trauerſpiel Marino Faliero; das komiſche Gedicht Beppo; den Mazeppa, und entwarf den Plan und eine Reihe Stanzen zu Don Juan. — In Ravenna brachte er ein herrliches und reiches Jahr zu, der Liebe lebend, und wenn auch nicht direct, doch mit ganzem Herzen Theil nehmend an den Verſuchen zur Befreiung Italiens vom Joche des Despotismus, die ſich in den einzelnen Provinzen geſtalteten. — Leider lief der Verſuch in Ober-Italien, wie bekannt, unglücklich ab; die Gamba's wurden aus Ravenna verbannt; Byron folgte ihnen im Spätherbſte 1821 nach Piſa, mit ſchwerem Herzen, denn er ahnte nichts Gutes von der Zukunft für die Geliebte. — Der Aufenthalt in der Stadt, wo Dante's Aſche ruht, war in jeder Hinſicht reich für ihn. Don Juan wurde weiter ausgeführt, Sardanapalus und Cain, zwei Dramen, geſchrieben, und mehrere litteräriſche Gefechte mit Bowles und Southey geliefert. — In Piſa wohnte er mit der Familie Gamba, zu welcher die von ihrem Gatten getrennte Gräfin Guiccioli ſich wieder geſellt hatte, zuſammen. — Auch von Piſa wurden die Gamba's fortgetrieben, und ihr edler Freund verließ ſie nicht. Bevor er ihnen nach Genua folgte, hatte er jedoch den Schmerz, ſeinen

---

zoni bat, ſich mir vorſtellen zu laſſen, und erlaubte es ihr nur aus Gefälligkeit. Sein edles und überaus ſchönes Antlitz, der Ton ſeiner Stimme, ſeine Art und Weiſe, und tauſend Reize, die ihn ſchmückten, machten ihn zu einem Weſen, ſo verſchieden und ſo erhaben über Alle diejenigen, welche ich bisher geſehen, daß ich nicht anders konnte, ich mußte den tiefſten Eindruck dadurch empfinden. — Seit jenem Abende haben wir uns alle Tage, ſo lange ich mich in Venedig aufhielt, immer geſehen. —

Freund Shelley zu verlieren. — Er feierte deſſen Leichenbegängniß auf eine eigenthümliche Weiſe, und ging dann im Herbſt nach Genua, wo er bis zum Herbſte 1823 blieb. — **Heaven and Earth**, **The Island**, **Werner** und **The Deformed transformed** wurden hier verfaßt. —

Im Juli 1823 verließ Lord Byron, in Begleitung des jungen Grafen Gamba, Italien und ſchiffte ſich nach Griechenland ein, um ein thätiger Theilnehmer am Freiheitskampfe der Hellenen zu werden. — Er that Großes für das verwaiſte Land. — Eine aus einem rheumatiſchem Fieber entſprungene Hirnentzündung machte am 19. April 1824 ſeinem bewegten Leben ein Ende. Seine ihm in Italien geborene natürliche Tochter Allegra hat der Tod ebenfalls hingerafft, Lady Byron und ſeine Tochter Ada haben ihn überlebt. —

Byron war ein Märtyrer des Genius. — Sein Character iſt ſeine Poeſie, ſeine Poeſie ſein Character, ſubjective Wahrheit der Hauptzug ſeines Lebens wie ſeiner Werke. Was nur von einem Dichter gefordert werden kann, das beſaß er; die glühendſte Phantaſie, Fülle der Gedanken, das tiefſte Gefühl und eine Kraft der Rede, die unmittelbar ohne alle vorhergegangene Beſchwörung aus der Seele ſtrömte, ein rauſchender Bergſtrom, nie verſiegend und ſtets zum Dienſte bereit, ſobald ſein Herz angeregt wurde, eine Kraft, wie ſie nur ſelten Sterblichen vergönnt iſt. Ich möchte ſagen, er war der ausgebildetſte Menſch, den es je gegeben, denn in ihm vereinten ſich alle Tugenden wie alle Fehler, welche das Menſchengeſchlecht beſitzt, und beſtanden neben einander, Haß und Liebe, Freiheitsdrang und Herrſchſucht, Güte und Härte, kurz Alles, nur keine Gemeinheit, denn über Allen ſchwebte ſiegreich ſeine edle Natur. — Wir dürfen ihn nicht abſchätzen und abwägen wollen, denn wo wäre der Maaßſtab, den wir an ihn legen könnten, zu finden? Er war bei aller Seelengröße zu ſehr Menſch, und wiederum mit ſeinen menſchlichen Gebrechen zu groß. — Er iſt einer von den wenigen Geiſtern, die wir als Culminationspunkte unſeres ganzen Geſchlechtes betrachten können, und darum müſſen wir ihn nehmen, wie er iſt, uns von ihm aneignen, was uns frommt zur Freude wie zur Beſſerung. Bei ſeinem großen Reichthume wird kein Unbefangener leer ausgehen, denn für alle Gemüther, wie für alle Jahreszeiten des Lebens liegen Schätze dort verwahrt, und eben weil er ſich in Allem ſo ganz gab, wie er war, wird er in jeder Bruſt verwandte Anklänge erwecken, denn Alles, wie es den Einzelnen trifft, hat auch er erfahren und zwiefach durchgelebt, im wirklichen wie im poetiſchen Daſeyn; und wie der Pelican aus innerem freiem Antrieb die blutende Bruſt den Jungen, ſo reicht er ſein blutend Herz der ganzen Menſchheit hin; warum? er weiß es nicht, wie es nie ein Dichter wußte, aber er muß es, und wie er es giebt, ſo müſſen wir es empfangen, mit dem Herzen, ja nicht mit dem Verſtande allein, oder wir verſündigen uns an den Genien der Menſchheit und der Poeſie. — Deshalb, wenn wir ihn auch im Ganzen nicht lieben können, denn wer vermag ſeinen Gefühlen zu gebieten, daß ſie den Raum in der Bruſt abmeſſen für Liebe und Haß, wenn wir ihm auch mitunter zürnen möchten, weil er uns mehr als einmal verletzt und weh thut, ſo müſſen wir doch immer den Adel des Menſchengeſchlechtes, wie er ſich in reichſter Kraft und im Schaffen des Genius offenbart, in ihm bewundern und verehren; und das iſt kein geringer Gewinn, ſondern ein herrlicher und ſchöner Troſt für trübe und ſchwere Stunden. Einen Menſchen aber, dem man eine ſolche Erkenntniß verdankt, den ſoll man hoch halten vor Allen. —

Lord Byron iſt vielfach angegriffen worden und von vielen Seiten; man hat ihn einen ſchlechten Chriſten, einen ſchlechten Patrioten, kurz ſchlecht in Allem, was die bürgerliche Geſellſchaft von ihren einzelnen Mitgliedern verlangt, nur nicht einen ſchlechten Dichter genannt (einen gottloſen, frechen, verruchten u. ſ. w. allerdings) denn vor ſeiner Größe als ſolcher mußten ſelbſt der Neid und die Gemeinheit verſtummend ſich beugen. *) — Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich ihn gegen ſolche Vorwürfe vertheidige, und thäten Sie es auch, ſo würde ich auf keinen Fall darauf eingehen. — Das Buch ſeines Lebens liegt wie ſeine übrigen Werke aufgeſchlagen vor uns da; vertiefe ſich ein Jeder ſelbſt darin, es iſt eine gute Schule zur Selbſterkenntniß; denn, rufe ich mit Rogers, in ſeiner ſchönen Schilderung ihrer letzten Zuſammenkunft:

**) Er iſt nun zur Ruh'
Und Lob und Tadel treffen gleich ſein Ohr
Jetzt taub im Tod. — Ja Byron, Du biſt hin,
Hin wie ein Stern, der durch das Firmament
Schoß und erloſch, in regelloſer Bahn,
Strahlend und blendend. — Doch Dein Herz, däucht mir,
War groß und edel; edel im Verachten
Von allem Niedrigen, und nichts war d'rin
Schmutzig und knechtiſch. — Wenn erdachtes Unrecht

---

*) So iſt z. B. nichts lächerlicher, als De Lamartyne's affectirte Frommthuerei in ſeinem Gedichte L'homme, à Lord Byron, in welchem er ihn zuletzt auffordert, ſich als Chorſchüler bei den Engeln und andern Kammerſängern des lieben Gottes einſchreiben zu laſſen. Als Pendant mag Fr. Schlegel's Claſſificirung Byron's, durch welche er ihn als das Haupt der antichriſtlichen Poeſie einrangirt, dienen; eine wahre Schuſteridee. — Wie edel und groß iſt dagegen Walter Scott's Characteriſtik Byron's. — „So red't ein Geiſt zum andern Geiſt.“ —

**) He is now at rest
And praise and blame fall on his ear alike
Now dull in death. Yes Byron thou art gone
Gone like a star that thro' the firmament
Shot and was lost, in its eccentric course
Dazzling, perplexing. — Yet thy heart methinks
Was generous, noble — noble in its scorn
Of all things low or little; nothing there
Sordid or servile. — If imagined wrongs

Dir folgte und Dich trieb, etwas zu thun,
Was lang' bereuet — baute oftmals auch,
Was Viele wiſſen und am Meiſten ich,
Auf leichtem Grunde Deine Dankbarkeit,
War'ſt Du gleich nicht in Deinem Leben glücklich,
In Deinem Tode warſt Du es gewiß.
Dir ward Dein Wunſch erfüllt, in jenem Lande,
Wo Deine Jugend Aethergluth empfing,
In Griechenland, auf ſo ruhmvoller Bahn
Zu enden.

Was Sie dagegen mit vollem Rechte von mir fordern können, iſt eine Characteriſtik und Entwickelung ſeiner poetiſchen Leiſtungen, die unbedingt in den Bereich dieſer Vorträge gehören. Ehe ich jedoch dieſelben beginne, erlaube ich mir zu bemerken, daß ich dabei faſt immer nur berichtend verfahren werde, und mir nur hin und wieder einige kritiſche Winke verſtatte. — Die Gründe, die mich dazu bewegen, brauche ich nach dem Vorhergegangenen wohl nicht darzulegen; ſie ſpringen von ſelbſt in die Augen. Ich überlaſſe es ebenfalls Ihrem Scharfſinn, den Faden, an welchen ich die einzelnen Gedichte reihe, aufzufinden. —

Am Liebenswürdigſten erſcheint uns der Dichter in ſeinen kleineren lyriſchen Poeſieen, vorzüglich in denen, welche ſpäterer Zeit, als die Stunden der Muſſe, die neben manchem Schönen doch zu ſehr den Stempel jugendlichen Schwankens tragen, angehören. Sie ſind (einige wenige Lieder ausgenommen, die ſich hier und da in ſeinen größeren Dichtun-

---

Pursued thee, urging thee sometimes to do
Things long regretted, oft, as many know,
None more than I, thy gratitude would build
On slight foundations; and, if in thy life
Not happy, in thy death thou surely wert.
Thy wish accomplished; dying in the land
Where thy young mind had caught ethereal fire,
Dying in Greece and in a course so glorious.

gen verſtreut finden) in zwei Sammlungen **Hebrew Melodies** und **Miscellaneous poems** enthalten. — Die Erſteren ſchrieb Byron auf Anregung zweier Künſtler jüdiſchen Glaubens, und paßte den Text hebräiſchen, uralten Nationalmelodieen, wie ſie ſich in den Synagogen erhalten haben, an. — Sie ſind im orientaliſchen Geiſte gehalten und berühren meiſt bibliſche Gegenſtände, oder Gedanken, vorzüglich in letzterer Hinſicht den Schmerz des ganzen Volkes, verwaiſt ohne Vaterland auf der weiten Erde herumirren zu müſſen. — Es iſt ein reicher Stoff, über den Byron ebenfalls den ganzen Reichthum ſeiner Poeſie ausgegoſſen hat, und was noch mehr gilt, den ganzen Reichthum des Gefühls. — Was in ſeinem Jammer den von ſeiner heimathlichen Erde Verbannten nur intereſſiren kann, was ihm Freude macht oder ſeine Schmerzen vermehrt, das hat er hier mit glänzenden Farben, im vollſten Sonnenſchein der Wahrheit, mit ſeltenem Wohllaut der Rede, mit dem einſchmeichelndſten Klange des Rythmus, und mit unerſchöpflicher Fülle glühender Bilder, wieder gegeben. — Alles lebt, Alles bewegt ſich, alle Saiten des Herzens klingen an; die Freude über die Schönheit der Töchter Juda's, wie der Gram um ihren Tod, der Schmerz über die Verbannung und die zertretene erſtorbene Größe des unglücklichen Volkes, wie die Luſt an ſeiner ehemaligen Größe und die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft. Wir ſehn die Verbannten wandeln an den Ufern von Babylon; Jephtha's Tochter nimmt vor unſern Blicken Abſchied vom Vater, Saul erſcheint im Zwieſpalt ſeiner Seele, der Prediger Salomo predigt die Nichtigkeit des irdiſchen Daſeyn's, und Alle ohne Ausnahme reden aus dem Herzen zum Herzen. — Ich wüßte nicht zu ſagen, welchem von den drei und zwanzig Liedern, die dieſe kleine Sammlung umfaßt, der Vorzug zu geben wäre; am Meiſten haben mich, jedoch nur nach individuellem Gefühl, bei dem ich Ihnen das Warum ſchuldig bleiben muß, folgende angeſprochen: **She walks in beauty; In that high world; Jephtha's daughter; Oh, snatch'd away in beauty's bloom; I saw thee**

weep; Sun of the sleepless; We sat down and wept by the waters; From Job. —

Die **Miscellaneous poems** ſind Funken der Flammen ſeines Herzens, faſt ſämmtlich Ergüſſe des Gefühls, und um ſo anziehender, als ſie meiſt alle Kinder des Augenblicks, in welchen die gepreßte Seele ſich ausſtrömen mußte, zu ſeyn ſcheinen. — In ihnen zeigt ſich ſeine höchſte Liebenswürdigkeit, und ſelbſt da, wo er haßt, haßt er großartig. — Eine düſtere Melancholie breitet ihren Schleier über die meiſten derſelben aus, aber trotz dieſem bricht die innere Wahrheit der Empfindungen ſiegreich hervor. — Sie berühren faſt alle Momente ſeines äußeren und inneren Lebens, und tragen einen ſeltſamen Zauber in ſich, der von ihnen in die Seele des Leſers übergeht: daß ſie nämlich noch lange nachher Alles in dem Lichte erſcheinen laſſen, in dem ſie es dargeſtellt haben. Bewundernswürdig iſt ihr Wohllaut und die äußere Biegſamkeit der Sprache; und noch mehr, trotz der Gewandtheit derſelben nirgends Leere. Gedanke reiht ſich an Gedanke, jeder den Anderen fortdrängend, und doch Keiner unklar oder halb. — Alle dieſe Eigenſchaften theilen ſie freilich mit allen Poeſieen Byron's, aber nirgends treten dieſelben ſo hell hervor, als eben in den kleineren Gedichten, deren großer Reiz noch darin liegt, daß der Dichter eben ſo viel verſchweigt als er ſagt, wodurch die Fähigkeiten der Seele wie des Gemüthes noch mehr aufgeregt werden, und die Saiten, die im Herzen angeſchlagen wurden, lange, lange nachklingen. Viele dieſer Lieder zwingen wirklich dazu, den Mann, der ſie dichtete, nicht bloß zu bewundern, ſondern zu lieben, vorzüglich diejenigen, in welchen er ſich ganz der Begeiſterung, wenn auch des Schmerzes, überläßt. — Auch hier kann ich Ihnen nur meine Lieblinge nennen, ohne Angabe der Urſachen, warum ſie es ſind; ich ſpreche dadurch kein Urtheil, ſondern nur die Richtung meines Gefühls aus, und muß Sie bitten, das wohl zu bedenken, wenn ich Ihnen als jene anführe: **To Thyrza: Without a stone to mark the spot; Away, away** ye notes of woe; One struggle more and I am free; And thou art dead; If sometimes in the haunts of men; Well thou art happy; Remember him; Bright be the place of thy soul; When we two parted; Fare thee well, and if for ever; When all around grew drear and dark; On the star of the legion of the honour; Napoleons Farewell; Though the day of my destiny's over; Drinking song.

Ich wähle von beiden Sammlungen faſt auf's Gerathewohl.

1. *)

Sie wandelt hin in Schönheit, gleich
  Sternhimmels nnd Glanzklima's Nacht;
Das Beſt' in Lichts nnd Dunkels Reich
  Vereint aus Aug' und Mien' ihr lacht;
Ein Schein, ſo mild, ſo ſanft und weich,
  Himmel verſagt's der Tagespracht.

Ein Schatten mehr, Ein Strahl verhüllt,
  Würd' halb den Himmelsreiz entweih'n,
Der jede Rabenlock' umquillt,
  Und ſanft ihr Antlitz hellt mit Schein,

1.

She walks in beauty, like the night
  Of cloudless climes and starry skies;
And all that's best of dark and bright
  Meet in her aspect and her eyes:
Thus mellow'd to that tender light
  Which heaven to gaudy day denies.

One shade the more, one ray the less,
  Had half impair'd the nameless grace
Which waves in every raven tress,
  Or softly lightens o'er her face;

---

*) Die drei Gedichte aus den hebräiſchen Melodieen ſind von Kannegießer, die übrigen von dem Verfaſſer dieſer Vorleſungen überſetzt.

Wo Seele heiter ſpricht und mild,
Wie lieb die Wohnung ſey und rein.

Und auf der Wang' und Stirn erglüht,
Die ſo bered't und ungetrübt,
In Lächelns Huld, in Farbenblüth'
Nur eine Zeit, die Heil geübt,
Ein Sinn mit aller Welt in Fried',
Ein Herz nur, das mit Unſchuld liebt.

2.

Der Huld bei Gott mit Herrſchaft einte,
Des Königminſtrels Harf erklang
Der Tonkunſt Ehr', indeß ſie weinte
Um den durch ſie erzeugten Klang —
Sie wein' auf's Neu', das Saitenſpiel zerſprang.

Weich wurden Herzen ſelbſt von Eiſen,
Tugend entſproß und Laſter flohn,

Where thoughts serenely sweet express
How pure, how dear their dwelling-place.

And on that cheek, and o'er that brow,
So soft, so calm, yet eloquent,
The smiles that win, the tints that glow,
But tell of days in goodness spent,
A mind at peace with all below,
A heart whose love is innocent!

2.

The Harp the Monarch-Minstrel swept,
The King of men, the loved of Heaven,
Which Music hallow'd while she wept
O'er tones her heart of hearts had given,
Redoubled be her tears, its chords are riven!

It soften'd men of iron mould,
It gave them virtues not their own;

Das taubſte Ohr vernahm die Weiſen,
  Die Seele flammte bei dem Ton,
  Bis David's Harfe mehr ward als ſein Thron.

Sie ließ der Fürſten Sieg erſchallen,
  Sie ſuchte Gottes Ruhm zu höhn,
Die Thäler mußten fröhlich hallen,
  Die Cedern horchten und die Höhn,
  Zum Himmel drang, dort wohnt jetzt ihr Getön.

Auf Erden wird ſie nicht mehr klingen,
  Doch Andacht pflegt und Lieb', ihr Kind,
Den Geiſt zu Tönen aufzuſchwingen,
  Die wie es ſcheint von jenſeits ſind,
  Im Traum, der ſelbſt am Tag ſich weiter ſpinnt.

5.

Beweint ſie, die geweint an Babels Fluthen,
Ihr Land iſt Traum, ihr Tempel ſank in Gluthen!

No ear so dull, no soul so cold,
  That felt not, fired not to the tone,
  Till David's lyre grew mightier than his throne!

It told the triumphs of our King,
  It wafted glory to our God;
It made our gladden'd valleys ring,
  The cedars bow, the mountains nod;
  Its sound aspired to Heaven and there abode!

Since then, though heard on earth no more,
  Devotion and her daughter Love
Still bid the bursting spirit soar
  To sounds that seem as from above,
  In dreams that day's broad light can not remove.

3.

Oh! weep for those that wept by Babel's stream,
Whose shrines are desolate, whose land a dream:

Weint, Juda's Harfe ſelbſt ward nicht verſchont,
Gottloſe wohnen, ach, wo Gott gewohnt.

Wo ſollen waſchen wir die blut'gen Füße,
Wann tönen wieder Sion's Harfengrüße,
Wann ſchwelgt auf's Neu' bei Juda's Liederflug
Das Herz, das einſt ihm froh entgegenſchlug?

Geängſtet Herz und Fuß im Pilgerſchuhe,
Wie ſollt ihr fliehen, und wie finden Ruhe?
Die Taube hat ihr Neſt, der Fuchs die Kluft,
Der Menſch die Heimath — Juda nur die Gruft.

Stanzen.*)

Hinweg, hinweg! Ihr Trauertöne!
Verſtumme, ſüßer Saitenklang;
Dich muß ich fliehen; Deinem Rauſchen
Erzittert tief mein Herz und bang. —

Weep for the harp of Judah's broken shell;
Mourn; — where their God hath dwelt the Godless dwell!

And where shall Israel lave her bleeding feet?
And when shall Sion's songs again seem sweet?
And Judah's melody once more rejoice
The hearts that leap'd before its heavenly voice?

Tribes of the wandering foot and weary breast,
How shall ye flee away and be at rest!
The wild dove hath her nest, the fox his cave,
Mankind their country — Israel but the grave!

*) Stanzas.

Away, away, ye notes of woe!
Be silent, thou once soothing strain,
Or I must flie from hence, for, oh!
I dare not trust those sounds again.

Du redeſt mir von ſchönen Tagen,
O halle nicht ſo laut und klar;
Ich darf nicht denken, darf nicht ſagen,
Was jetzt ich bin, und was ich war.

Die Stimme, die Dich einſt begleitet,
Verſtummt, Dein ſchönſter Zauber flieht,
Jetzt wiederholen Deine Töne
Nichts, als ein ſchaurig Todtenlied!
Sie hallen, Thyrza, von Dir wieder,
Doch Du biſt Staub, Du biſt dahin,
Und was einſt Harmonie mir däuchte,
Iſt jetzt nur Misklang meinem Sinn.

Rund um mich her des Grabes Stille,
Das Echo nur erreicht mein Ohr,
Es ruft mir eine dumpfe Stimme,
Die ich nicht hören will, hervor.
Noch oftmals wird ſie mich erſchüttern,
Sie leiht dem Schlummer ihren Ton,

To me they speak of brighter days —
But lull the chords, for now, alas!
I must not think, I may not gaze,
On what I am, on what I was.

The voice that made those sounds more sweet
Is hush'd, and all their charms are fled;
And now their softest notes repeat
A dirge, an anthem o'er the dead!
Yes, Thyrza! yes, they breathe of thee,
Beloved dust! since dust thou art;
And all that once was harmony
Is worse than discord to my heart!

'Tis silent all! — but on my ear
The well-remember'd echo's thrill;
I hear a voice I would not hear,
A voice that now might well be still;
Yes oft my doubting soul 't will shake:
Even slumber own its gentle tone,

Bis das Bewußtſeyn wacht, vergebens
Ihm lauſcht, obgleich der Traum entflohn.

Du, meine Thyrza, biſt im Schlummer,
So wie im Wachen nur ein Traum;
Ein Sternbild, das ſich abgewendet,
Als es der Erde ſtrahlte kaum.
Er aber, der durch's Leben ſchreitet,
Da ſich in Zorn der Himmel hüllt,
Wird lange noch den Strahl beweinen,
Der ſeinen Pfad mit Licht erfüllt.

Euthanaſia. *)

Dein Fittig ſey's, Vergeſſenheit,
Der über meinem Todesbett' ſich ſchwingt,
Wenn früher oder ſpäter mir die Zeit
Den träumeloſen Schlummer bringt.

Till consciousness will vainly wake
To listen, though the dream be flown.

Sweet Thyrza! waking as in sleep,
Thou art but now a lovely dream;
A star that trembled o'er the deep,
Then turn'd from earth its tender beam.
But he, who through life's dreary way
Must pass, when heaven is veil'd in wrath,
Will long lament the vanish'd ray
That scatter'd gladness o'er his path.

*) Euthanasia.

When Time, or soon or late, shall bring
The dreamless sleep that lulls the dead,
Oblivion! may thy languid wing
Wave gently o'er my dying bed!

Es ſey kein Freund, kein Erbe da,
Der es erwünſchet, es beweint,
Kein troſtlos Weib ſey dann mir nah',
Das trauert, oder auch zu trauern ſcheint.

Still laßt mich in die Erde ſenken,
Ohne beſtelltes Trauerleid;
Ich möchte nicht die Freunde kränken,
Nicht ſtören, was der Luſt geweiht.

Doch mög' in ſolchen Augenblicken,
Wenn ſie's mit ihrer Kraft erſtrebt,
Die Seufzer Liebe unterdrücken,
Um ihn, der ſtirbt, bei ihr die lebt.

Süß wär' es, Pſyche, in den Stunden
Dein Antlitz heiter noch zu ſehn,
Vergeſſend die verharſchten Wunden,
Muß lächelnd ſelbſt der Schmerz vergehn.

No band of friends or heirs be there,
  To weep, or wish, the coming blow;
No maiden, with dishevell'd hair,
  To feel, or feign, decorous woe.

But silent let me sink to Earth,
  With no officious mourners near:
I would not mar one hour of mirth,
  Nor startle friendship with a fear.

Yet Love, if Love in such an hour
  Could nobly check its useless sighs,
Might then exert its latest power
  In her who lives and him who dies.

'Twere sweet, my Psyche! to the last
  Thy features still serene to see;
Forgetful of its struggles past,
  E'en Pain itself should smile on thee.

Umſonſt der Wunſch — die Schönheit ſchwindet,
So wie des Buſens letzter Hauch;
Des Weibes Zähre, die uns lebend
Getäuſcht, entmannt im Tode auch.

Seyd einſam denn, ihr letzten Stunden,
Von Sehnſucht, wie von Seufzern frei;
Die tauſend Tode ſind verſchwunden,
Der Schmerz zog unbewußt vorbei.

Zu ſterben und zu gehn, wie ſchwer,
Den Alle wandelten, den Pfad;
Das Nichts zu werden von vorher,
Eh' ich zum Leid in's Leben trat.

Die Freuden zähle Deiner Stunden,
Die Tage zähle, frei von Pein
Und wiſſe, was Du auch gefunden,
Es iſt doch beſſer, nicht zu ſeyn.

But vain the wish — for Beauty still
Will shrink, as shrinks the ebbing breath;
And woman's tears, produced at will,
Deceive in life, unman in death.

Then lonely be my latest hour,
Without regret, without a groan!
For thousands Death hath ceased to lower,
And pain been transient or unknown.

»Ay, but to die and go,« alas!
Where all have gone, and all must go!
To be the nothing that I was
Ere born to life and living woe!

Count o'er the joys thine hours have seen,
Count o'er thy days from anguish free,
And know, whatever thou hast been,
'Tis something better not to be.

Inſchrift

auf dem Grabe eines Neufoundland-Hundes. *)

Wenn ſtolz ein Menſchenſohn zur Erde kehrt,
Hoch durch Geburt, doch nicht durch Ruhm geehrt;
Erſchöpft des Bildners Hand des Leides Pracht,
Die Urne kündet, wer zur Ruh' gebracht,
Und iſt es fertig, zeigt der Grabesſtein,
Nicht wie er war, doch wie er ſollte ſeyn.
Allein der arme Hund, der Treu'ſte weit,
Der Erſt' im Gruß, der Vorderſte im Streit,
Deß ehrlich Herz ganz ſeinem Herrn gehört,
Für den er lebt und kämpft, auf den allein er hört,
Stirbt ungeprieſen; unbemerkt ſein Werth,
Da ſeine Erdenſeel' den Himmel ihm verwehrt;
Doch das Inſect, der Menſch, hofft auf Verzeihn,
Und will den Himmel nur für ſich allein.
O Menſch, — kaum eine Stunde haſt Du frei,
Denn Macht verdirbt Dich oder Sklaverei;

---

*) **Inscription**

on the monument of a newfoundland-dog.

When some proud son of man returns to earth
Unknown to glory, but upheld by birth,
The sculptor's art exhausts the pomp of woe,
And storied urns record who rests below;
When all is done, upon the tomb is seen,
Not what he was but what he should have been:
But the poor dog, in life the firmest friend,
The first to welcome, foremost to defend,
Whose honest heart is still his master's own,
Who labours, fights, lives, breathes for him alone,
Unhonour'd falls, unnoticed all his worth,
Denied in heaven the soul he held on earth:
While man, vain insect! hopes to be forgiven,
And claims himself, a sole exclusive heaven.
Oh man! thou feeble tenant of an hour,
Debased by slavery, or corrupt by power,

Wer wohl Dich kennt, der wird des Ekels Raub,
Gemeine Maſſe von belebtem Staub!
Wolluſt iſt Liebe Dir, und Freundſchaft Trug,
Dein Lächeln Heucheln, Deine Worte Lug.
Niedrig geboren, edel nur genannt,
Das Thier beſchämt Dich, wenn Du es erkannt. —
Die Ihr vielleicht die ſtille Urne ſeht,
Sie ehrt Niemand, um den Ihr weintet. — Geht!
Für einen Freund erhebt ſich dieſer Stein;
Nur einen kannt' ich, der hier ruht — allein.

Lebewohl.*)

Leb' wohl! — Wenn jemals fromme Bitte
Für And'rer Wohl gen Himmel ſchlug,
Wird meine nicht verloren werden,
Die Deinen Namen mit ſich trug.
Umſonſt wär' Reden, Seufzen, Weinen. —
Entpreßt dem Aug' der Schuld ſo hohl,

Who knows thee well must quit thee with disgust,
Degraded mass of animated dust!
Thy love is lust, thy friendship all a cheat,
Thy smiles hypocrisy, thy words deceit!
By nature vile, ennobled but by name
Each kindred brute might bid thee blush for same.
Ye! who perchance behold this simple urn,
Pass on — it honours none you wish to mourn:
To mark a friend's remains these stones arise,
I newer knew but one, and here he lies.

*) Farewell.

Farewell! if ever fondest prayer
For other's weal avail'd on high,
Mine will not all be lost in air,
But waft thy name beyond the sky.
'Twere vain to speak, to weep, to sigh:
Oh! more than tears of blood can tell,

Vermöchten Thränen nicht zu ſagen,
Was dieſes Wort ſagt: Lebewohl!

Stumm iſt der Mund, das Auge trocken,
Doch in der Bruſt, des Hauptes Gluth,
Erwachen Schmerzen, die nie ſchwinden,
Und der Gedanke, der nie ruht.
Ich will nicht, darf nicht, mag nicht klagen,
Ob es auch gleich des Kummers Zoll,
Ich weiß nur, daß umſonſt wir liebten,
Und fühle nichts, als — Lebewohl!

Hell ſey der Platz Deiner Seele,
Kein holderer Geiſt als der Deine,
Entſchwang ſich irdiſchen Schranken,
Zu leuchten in himmliſchem Scheine.
Du warſt Alles, nur göttlich nicht hier;
Allein, da unſterblich Dein Geiſt,

When wrung from guilt's expiring eye,
Are in that word — Farewell! — Farewell!

These lips are mute, these eyes are dry;
But in my breast, and in my brain,
Awake the pangs that pass not by,
The thought that ne'er shall sleep again.
My soul nor deigns nor dares complain,
Though grief and passion there rebel;
I only know we loved in vain —
I only feel — Farewell! — Farewell!

Bright be the place of thy soul!
No lovelier spirit than thine
E'er burst from its mortal control,
In the orbs of the blessed to shine.
On earth thou wert all but divine,
As thy soul shall immortally be;

So ende der Kummer um Dich;
Wir wiſſen, Dein Gott iſt mit Dir.

Leicht ſey Dir die Erde des Grabes,
Der Raſen, Smaragden gleich.
In dem, was an Dich uns erinnert,
Sey Nichts, das dunkel und bleich.
Nur Blüthe und Immergrün
Soll Deinem Grabmal entblühn;
Nicht werde Dir dunkle Cypreſſe geweiht.
Wozu um Glückſelige Trauer und Leid?

Als wir geſchieden
Schweigend voll Schmerz;
Weinend das Auge,
Gebrochen das Herz.
Kalt Deine Wang' und bleich,
Kälter Dein Mund;

And our sorrow may cease to repine,
When we know that thy God is with thee.

Light be the turf of thy tomb!
May its verdure like emeralds be:
There should not be the shadow of gloom,
In aught that reminds us of thee.
Young flowers and an evergreen tree
May spring from the spot of thy rest:
But nor cypress nor yew let us see;
For why should we mourn for the blest?

When we two parted
In silence and tears,
Half broken-hearted
To sever for years,
Pale grew thy cheek and cold,
Colder thy kiss;

Leiden für dieſe Zeit,
Gab jene kund.

Es hatte des Morgens
Thau kalt mich benetzt;
Es war gleich der Ahnung
Der Empfindungen jetzt.
Deine Schwüre gebrochen;
Dein Name wird hier
Mit Tadel geſprochen;
Ich theil' es mit Dir.

Sie nennen Dich vor mir,
Ein Klang, ach! ſo trüb';
Mich überläuft es:
Warum einſt ſo lieb?
Ich kannte ſo wohl Dich,
Sie wußten es nicht;
Ich werd' um Dich klagen,
Wie's nimmer ſich ſpricht.

Truly that hour foretold
Sorrow to this.

The dew of the morning
Sunk chill on my brow —
It felt like the warning
Of what I feel now.
Thy vows are all broken,
And light is thy fame;
I hear thy name spoken
And share in its shame.

They name thee before me,
A knell to mine ear;
A shudder comes o'er me —
Why wert thou so dear?
They know not I knew thee,
Who knew thee too well: —
Long, long shall I rue thee,
Too deeply to tell.

Heimlich vereint —
Klagt jetzt mein Schmerz:
Dein Sinn konnte trügen,
Vergeſſen Dein Herz.
Treff ich nach Jahren
Dich wiederum,
Wie Dich begrüßen?
Weinend und ſtumm.

An den Stern der Ehrenlegion. *)

Der Tapfern Stern, deß heller Schein
Selbſt Todten könnte Ruhm verleih'n;
Geehrter ſtrahlender Betrug,
Dem jedes Herz entgegenſchlug;
Unſterblich Meteor! Du ſankſt
Auf Erden, da Du oben prangſt.

Erſchlag'ne Helden ſind Dein Strahl,
Von Ewigkeit durchblitzt zumal;

In secret we met —
In silence I grieve,
That thy heart could forget,
Thy spirit deceive.
If I should meet thee
After long years,
How should I greet thee? —
Will silence and tears.

*) **On the star of the legion of honour.**

Star of the brave! — whose beam hath shed
Such glory o'er the quick and dead —
Thou radiant and adored deceit!
Which millions rush'd in arms to greet, —
Wild meteor of immortal birth!
Why rise in Heaven to set on Earth?

Souls of slain heroes form'd thy rays;
Eternity flash'd through thy blaze;

Und Deiner Krieger-Sphäre Ton,
War droben Ruhm, hier Ehre ſchon,
Dein Licht brach ird'ſchen Augen an,
Hell, wie ein himmliſcher Vulkan.

Wie Lava rollt Dein Strom von Blut
Und Reiche niederriß die Fluth;
Die Erde wankt im Grunde bang,
Als jeden Raum dein Blitz durchdrang;
Die Sonne wurde dunkel, trüb',
Und ſank, ſo lang' Dein Strahl dort blieb.

Vor Dir erhob ſich, mit Dir ward
Ein Regenbogen ſchönſter Art;
Drei Farben göttlich heller Pracht,
Ganz für das Himmelsbild gemacht,
Denn, wie im reinſten Diamant,
Hat ſie gemiſcht der Freiheit Hand.

Die eine Farbe, Sonnenroth,
Die And're, Seraphsauge bot;

The music of thy martial sphere
Was fame on high and honour here;
And thy light broke on human eyes
Like a Volcano of the skies.

Like lava roll'd thy stream of blood,
And swept down empires with its flood;
Earth rock'd beneath thee to her base,
As thou didst lighten through all space;
And the shorn Sun grew dim in air,
And set while thou wert dwelling there.

Before thee rose, and with thee grew,
A rainbow of the loveliest hue
Of three bright colours, each divine,
And fit for that celestial sign;
For Freedom's hand had blendedt them
Like tints in an immortal gem.

One tint was of the sunbeams dyes;
One, the blue depth of Seraph's eyes;

Die dritte reinen Geiſtes Licht,
Wie es, in weißem Strahl, durch bricht;
So ſchien's, als ob die heil'ge Drei
Himmliſchen Traum's Gewebe ſey.

Der Tapfern Stern, Dein Strahl iſt bleich,
Die Dunkelheit beginnt ihr Reich;
Für Dich, der Freien Himmelsgluth,
Fließt unſre Thräne, unſer Blut;
Jetzt, da Dein heller Schein erblaßt,
Iſt uns das Leben Staubeslaſt.

Es heiligt Freiheit, wenn ſie naht,
Der Todtenſtille Ruheſtatt,
Denn, wunderſchön ſind die im Tod,
Die zu ſich Freiheitsruf entbot;
Und mögen wir, o Göttin, ſeyn
Mit ihnen bald auf immer Dein.

One, the pure Spirits veil of white
Had robed in radiance of its light:
The three so mingled did beseem
The texture of a heavenly dream.

Stare of the brave! thy ray is pale,
And darkness must again prevail!
But, oh thou Rainbow of the free!
Our tears and blood must flow for thee.
When thy bright promise fades away,
Our life is but a load of clay.

And Freedom hallows with her tread
The silent cities of the dead;
For beautiful in death are they
Who proudly fall in her array;
And soon, oh Goddess! may we be
For evermore with them or thee!

Stanzen an .... *)

Wiewohl ſchon mein Daſeyn geendet
Und der Stern meines Schickſals entſchwand;
Du weigerteſt Dich, zu entdecken
Die Fehler, die Mancher erfand.
Wiewohl meinen Kummer Du kannteſt,
Du theilteſt ihn dennoch mit mir,
Und die Liebe, die oft ich geſchildert,
Ich fand ſie allein nur bei Dir.

Wenn ringsum die Schöpfung mir lächelt,
Als Antwort dem lächelnden Blick,
So kann ich's für Täuſchung nicht halten,
Es ruft mir Dein Lächeln zurück.
Wenn die Stürme kämpfen mit Wogen,
Wie manch' Herz, dem ich traute, mit mir,
So bewegen mich doch nur die Wellen,
Weil ſie weit mich entfernen von Dir.

Stanzas to ....

Though the day of my destiny's over,
And the star of my fate hath declined,
Thy soft heart refused to discover
The faults which so many could find;
Though thy soul with my grief was acquainted,
It shrunk not to share it with me,
And the love, which my spirit had painted
It never hath found but in *thee*.

Then when nature around me is smiling
The last smile which answers to mine,
I do not believe it beguiling
Because it reminds me of thine;
And when winds are at war with the ocean,
As the breasts I believed in with me,
If their billows excite an emotion,
If is that they bear from me from *thee*.

---

*) Bekanntlich an ſeine Stiefſchweſter, Mrs Leigh, gerichtet.

Iſt der Fels gleich der Hoffnung zertrümmert
Und ſank in die Fluthen hinein;
Bin ich auch dem Gram übergeben,
Ich will doch ſein Sklave nicht ſeyn.
Mich verfolgen unendliche Quaalen:
Vernichten mögen ſie mich,
Verachten nicht — nimmer bezwingen. —
Nicht an ſie denk' ich, einzig an Dich.

Ob menſchlich, haſt nie mich betrogen;
Wenn auch Weib, Du verließeſt mich nicht;
Ob geliebt auch, haſt nie mich gepeinigt;
Ob verläſtert auch, wankteſt doch nicht;
Ob vertraut auch, haſt nie mich verläugnet;
Ob geſchieden auch, biſt nicht gefloh'n;
Ob auch wachſam, haſt nie mich verrathen,
Ob auch ſtumm, nie bei Anderer Hohn.

Ich tadle die Welt nicht; — verachte
Nicht der Vielen mit Einzelnem Streit,

Though the rock of my last hope is shiver'd,
And its fragments are sunk in the wave,
Though I feel that my soul is deliver'd
To pain — it shall not be its slave.
There is many a pang to pursue me:
They may crush, but they shall not contemn —
They may torture, but shall not subdue me —
'Tis of thee that I think — not of them.

Though human, thou didst not deceive me,
Though woman, thou didst not forsake,
Though loved, thou forborest to grieve me,
Though slander'd, thou never couldst shake, —
Though trusted thou didst not disclaim me,
Though parted, it was not to fly,
Though watchful, 'twas not to defame me
Nor, mute, that the world might belie.

Yet I blame not the world, nor despise it
Nor the war of the many with one —

War ich nicht geſchaffen zum Lobe,
Warum war ich zur Flucht nicht bereit?
Hat auch viel mich der Irrthum gekoſtet,
Und mehr, als ich ſelber geglaubt;
Doch fand ich, — ſo viel ich auch immer
Verlor, daß er Dich nicht geraubt.

Von den Träumen vergangener Tage
Sey dies Einzige wenigſtens mein:
Es lehrt mich, daß, was ich verehrte,
Auch am Meiſten verdient es zu ſeyn.
Es ſprudelt ein Quell in der Wüſte;
Es winket ein Baum dort mir,
Es ſinget dorten ein Vogel,
Sie reden Alle — von Dir.

Dieſen Liedern ſchließt ſich Childe Harold's Pilgrimage zunächſt an, denn es ſchildert des Dichters innerſte Empfindungen, wie ſie ſich im Laufe ſeiner Reiſen und ſeines Lebens erzeugten, obwohl unter erborgter Perſönlichkeit eines jungen wilden wüſten Mannes, die jedoch große, wenn auch übertriebene Aehnlichkeit mit dem Dichter hat, der ſein eige-

---

If my soul was not fitted to prize it,
'T was folly not sooner to shun:
And if dearly that error hath cost me,
And more than I once could foresee,
I have found that, whatever it lost me,
It could not deprive me of thee.

From the wreck of the past, which hath perish'd,
Thus much I at least may recal,
It hath taught me that what I most cherish'd,
Deserved to be dearest of all:
In the desert a fountain is springing,
In the wide waste there still is a tree,
And a bird in the solitude singing,
Which speaks to my spirit of thee.

nes Bild aus einem Hohlſpiegel copirte. Das ganze höchſt eigenthümliche Gedicht, das ſich ſchwer in eine der bekannten Formen einordnen läßt, iſt eigentlich nur eine Art poetiſchen Reiſetagebuches, und ermangelt, von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, gänzlich der Fehler, die ihm gewöhnlich zur Laſt gelegt werden, weil man eben von einem ſolchen die Subjectivität des Verfaſſers durchaus nicht trennen darf. Die beiden erſten Geſänge des Childe Harold, welche Portugal, Spanien und Griechenland berühren, ſchrieb Lord Byron während ſeiner erſten Reiſe, die beiden letzteren, in denen der Rhein, die Schweiz und Italien behandelt ſind, nach ſeiner Trennung von Gattin, Kind und Vaterland. — Wollte man den Inhalt ausführlicher darſtellen, ſo würde man eine Sünde gegen die Poeſie begehen, denn eine klare Idee kann man ſich nur von dieſem Meiſterwerke bilden, wenn man es ſich nach wiederholtem Leſen aneignete; jede proſaiſche Zergliederung würde hier zerſtörend wirken, zumal bei einem ſolchen Werke, das keiner Regel der Kunſt, als nur dem allgemeinen Geſetze des Schönen unterliegen kann, weil es durchaus ein freies Erzeugniß der dichteriſchen Laune in allen ihren Nuancen iſt, die freilich einen anderen und tieferen Grund hat, als das, was man gewöhnlich Laune zu nennen pflegt. — Die ſchönſte Würdigung hat Walter Scott den beiden erſten Geſängen angedeihen laſſen; da ſie überhaupt das Geiſtreichſte iſt, was über Childe Harold geſchrieben wurde, ſo theile ich Ihnen dieſelbe im Auszuge mit, *) mich ſelbſt, wo ſolche Kräfte walten, jedes weiteren Urtheils enthaltend.

„Originalität iſt das ſeltenſte und höchſte Eigenthum des Genies und auch dasjenige, welches für das Publicum den

---

*) Nach der Verdeutſchung von Wilhelm Müller, in deſſen Leben Byron's. (S. W. Müller's vermiſchte Schriften, Leipzig 1830. Th. III S. 341 fgde.) Die hier angezogene Beurtheilung Byron's von Scott erſchien im Quarterly review. —

größten Reiz hat. Originalität iſt indeſſen nicht immer nothwendig, denn die Welt iſt in der Armuth ihrer geiſtigen Hülfsquellen mit bloßer Neuheit oder Eigenheit zufrieden und muß daher von einem Werke entzückt werden, welches beide Eigenſchaften in ſich vereinigt. Der gewöhnliche Schriftſteller zeichnet ſich nur dadurch aus, daß er in die Fußtapfen der herrſchenden Lieblinge des Tages tritt. Der wahre Dichter verſucht gerade das Gegentheil. Er ſtürzt ſich in die Fluth der öffentlichen Meinung, ſelbſt wenn der Strom derſelben am Stärkſten gegen ihn wogt, arbeitet ſich durch und hält ſeine Lorbeerkrone, wie Julius Cäſar ſeinen Mantel, triumphirend über die Wogen. Selten verfehlt eine ſolche Erſcheinung den herrſchenden Geſchmack des Zeitalters zu zertheilen und endlich zu ändern, und hat der kühne Wager mit Erfolg die ebbende Fluth beſiegt, in der ſein Nebenbuhler fortſchwamm, ſo iſt von jetzt an der Zeitſtrom ihm günſtig. Indem wir dieſe allgemeine Bemerkung auf Lord Byron's Gedichte anwenden, erinnern wir daran, daß ſeit Cowper kein engliſcher Dichter, weder in ſeiner eigenen Perſon, noch auf irgend eine Weiſe verſchleiert, um errathen zu werden, es gewagt hat, vor dem Publicum als ein lebendes und handelndes Weſen zu erſcheinen, und als ſolches ſeine eigenen Empfindungen, Gedanken und Hoffnungen auszudrücken. Childe Harold iſt nicht Lord Byron ſelbſt, allein er iſt Lord Byron's Ebenbild, von ihm ſelbſt entworfen, in eine Phantaſietracht gehüllt und dem Original ſo ähnlich, daß wir von dem Einen auf das Andere ſchließen können. Außer dem gefälligen Neuen, daß ein Reiſender und ein Dichter ſich dem Leſer gleichſam entgegenwirft, mit ſeinen Anſichten und ſeinen Meinungen, ſeiner Liebe, ſeinem Haſſe, ſeinem Entzücken und ſeinem Kummer; außer dem Stolze, welchen der Leſer empfinden muß bei dem einladenden Aufrufe, mit einem Geiſte von dieſer Macht vertraut ſeyn zu dürfen, ſeine tiefen Rührungen zu bezeugen und zu theilen, ſind die Gefühle des Dichters an ſich ſelbſt von einer Beſchaffenheit, die denjenigen mit Ehrfurcht ergreift, welchem der edle Pilger auf dieſe Weiſe das Heiligthum ſeines Buſens aufgeſchloſſen hat. Die Leſer werden in kein anakreontiſches Paradies voll Myrthenlauben geführt, ſie werden in keine lange Halle gebracht, die von Harmonieen ertönt und mit bunten Lichtern blendet, und ſie werden nicht aufgefordert, die frohen Geſtalten anzuſtaunen, welche in dem Zauberſcheine der Muſe vorüberflattern. Das Gaſtmahl iſt geendigt, und es iſt das Vergnügen ſeines melancholiſchen Gebers, daß ſeine Gäſte die Düſternheit kennen lernen ſollen, welche am Schauerlichſten erſcheint, wenn ſie auf üppige und zügelloſe Freuden folgt. Die geleerten Becher liegen auf dem Boden, die verwelkten Kränze ſind abgeriſſen und unter die Füße getreten; die Inſtrumente ſchweigen oder geben nur wenige emphatiſche Accorde an, um die Gefühle der Angſt auszudrücken, während der finſtere Pilger unter den Ruinen deſſen, was einſt der Pallaſt der Freude war, über Zerſtörung zu Zerſtörung ſchreitet, und die Gefäße des früheren Luxus von ſich ſchleudernd, mit gleichem Unwillen die ſchätzbare Aushülfe verſchmäht, welche die Weisheit ihm zum Erſatze anbietet. Der Leſer fühlt ſich alſo wie in der Gegenwart eines höheren Weſens: anſtatt daß ſeine Verſtandeskraft in Anſpruch genommen werde, wird ſeine Phantaſie entflammt und gedämpft, ſeinem Geſchmacke geſchmeichelt oder widerſprochen. Um ſeinen Beifall zu erwerben, wird ihm im Strome der erhabenſten Poeſie geſagt, daß weder er, der gefällige Leſer, noch irgend etwas, das die Erde aufzuweiſen vermag, der Aufmerkſamkeit des edeln Reiſenden werth ſey. Alle Länder durchſtreiſt er, die Schönheiten der Natur aufzufaſſen und die Verbrechen und Thorheiten der Menſchen zu erſpähen, und von Allem entlehnt er Stoff zu Sorge, Unwillen und Verachtung. Von Dan bis gen Berſeba iſt Alles kahl. Die gewöhnlichen Quellen des Glückes zu verachten, ſich mit Unwillen von den Vergnügungen, die Andere feſſeln, loszureißen, und, als geſchähe es abſichtlich, Uebel zu erdulden, die Andere ängſtlich vermeiden, iſt auch ein Pfad des Ehrgeizes; denn kaum wird der

Monarch mehr wegen des Beſitzes geachtet, als der Anachoret wegen Verachtung Alles deſſen, was zum Vergnügen führt.“

„Jedoch nicht allein die Originalität der Perſönlichkeit des Pilgers iſt es, welcher Childe Harold ſeinen glänzenden Beifall verdankt; dies war nur die Spitze oder die ſcharfe Seite des Keils, wodurch das Werk in das Publikum eindrang. Das hohe Unternehmen, welches die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und das allgemeine Gefühl verachtete, ward durch Talente unterſtützt, die einem ſolchen Unternehmen gewachſen waren. Er, der die ganze Welt verachtete, ließ es durchblicken, daß er Talent und Genie genug habe, ſie zu gewinnen, wenn er es der Mühe werth hielte. In dem Sturme ſeiner enthuſiaſtiſchen Dichtkunſt iſt der Sinn herrſchend über den Klang, ſein Auge ſcharf genug, die Natur in ihren größten Tiefen zu erſpähen, ſein Pinſel mächtig genug, die abwechſelnden Bilder von Schönheit und Schrecken vollendet darzuſtellen, und ſein Herz, entflammt bei dem Rufe der Freiheit, voll edler Gefühle, jeden Augenblick bereit, die gefrorene Blende zu durchbrechen, in welche eine falſche Philoſophie es eingeengt hat, glühend wie der verdichtete und zuſammengepreßte Alkohol, der ein einziger brennender Tropfen in einer Eisrinde bleibt, die ſeine wäſſerigen Theile gebildet haben. Trotz dem Character, welchen er ſich angeeignet hat, iſt es unmöglich, in dem Pilger nicht das zu erblicken, wozu ihn die Natur gebildet hat, und was er, trotz einer ſchlechten Metaphyſik und einer ſchlechten Politik noch immer ſeyn kann: ein Mann, deſſen erhabenen Talenten der Weiſe und der Tugendhafte ſich mit Ehrfurcht und Liebe naht, ohne einen Seufzer oder ein Zürnen unterdrücken zu können.“

So weit Walter Scott. — Es ſey mir nun noch geſtattet hinzuzufügen, daß die beiden letzten Geſänge des Childe Harold um ſo viel höher als die beiden Erſteren ſtehen, als ſich des Dichters Seele ſelbſt weit reicher ausgebildet und wie ein edler Stahl im Feuer der Leidenſchaften und Schickſale gehärtet hatte. — Eine tiefere aber edlere Melancholie durchzieht ſie; die Gedanken ſind gedrängter und gewichtiger, die Lebensanſichten, obwohl eben ſo eigenthümlich, doch keineswegs ſo ſchroff und bizarr, und die Phantaſie iſt trotz Allem dem noch eben ſo gewaltig vorherrſchend, aber ihre Farben ſind tiefer glühend und feuerfeſter; kurz das Herz des Leſers wird tiefer ergriffen und mächtiger gefeſſelt als zuvor.

Die ſchönſten Stellen in dem ganzen Gedichte ſind nach meinem individuellen Gefühle, das freilich immer nur als ein beſtochener Richter zu betrachten iſt, folgende: Im erſten Geſange: die Schilderung des Childe Harold, und deſſen Abſchied vom Vaterlande (St. 2—12 nebſt dem Liede); die Beſchreibung der Spanierin ([illegible]. 51—55); die Schilderung des Stiergefechtes (St. 69—77); die Klage um den verlorenen Freund (die beiden Stanzen vor der letzten). Im zweiten Geſange: die erſten zehn Stanzen; die Schilderung Ali Paſcha's und der Albanier (St. 56 bis zum Schluß des Liedes); die letzten fünf Stanzen. — Im dritten Geſange: die erſten zehn Stanzen; das Lied **the castle crag of Drachenfels**: die Stanzen über Rouſſeau (St. 77 fgde.) und Voltaire; die ſechs letzten Stanzen. — Im vierten Geſange: die Betrachtungen über Venedig (St. 1 fgde.); über Rom (St. 79 fgde.), vorzüglich über Egeria (St. 115 fgde.); die Anrede an den Ocean und der Schluß des Ganzen; (die letzten acht Stanzen). — Die Anmerkungen zum vierten Geſange ſind von Hobhouſe.

Siebente Vorleſung.

Don Juan. — Aeußerung Wilhelm Müller's über dies Gedicht. Byron's kleinere erzählende Gedichte. — Cain. — Manfred. — The Deformed Transformed. Heaven and Earth. Marino Faliero. — The two Foscari. Sardanapal. — Werner. — Byron's Satyren. —

Durchaus als Gegenſtück zu Childe Harold iſt der vielverſchrieene Don Juan zu betrachten, der ſogar in der Londoner Damenausgabe der ſämmtlichen Werke Byron's ganz fehlt, und den Murray, der Verleger, nicht wagte unter ſeiner Firma erſcheinen zu laſſen. Höchſt geiſtreich iſt die Zuſammenſtellung beider Gedichte, wie ſie der leider viel zu früh geſtorbene Wilhelm Müller (Vermiſchte Schriften Th. **III.** S. 414) uns gegeben; möge ſie hier folgen, ehe ich Sie mit dem Inhalte des ſo vielfach getadelten Werkes ſelbſt bekannt mache:

„Childe Harold und Don Juan, die eigenthümlichſten und umfaſſendſten Werke unſeres Dichters, ſind zwei Antipoden, welche jedoch, eben wie die Bewohner der Licht- und Schattenſeite der Welt, einen Mittelpunkt haben, um den ſie ſich drehen und von dem ſie gehalten werden. Dieſer Mittelpunkt iſt die geiſtige Individualität ihres Dichters, welche ſich durch das Medium, hier eines miſanthropiſchen Pilgers, dort eines lebensluſtigen Weltlings, nach zwei verſchiedenen Seiten hin ausſpricht. Der Pilger wandelt auf der Nachtſeite der Welt und ſieht daher Alles ſchwarz und düſter, aber deswegen auch in großartigen Formen und in romantiſchen Gruppen. Das Leben und die Menſchen fliehend, ſchaut er in der Gegenwart nur die todte Natur an und legt ihr ſeine eigene Seele unter; deſto bedeutender aber regen ihn die Vergangenheit und die Zukunft an; denn die Nacht, der Schlaf und der Traum ſchweben immer zwiſchen dieſen beiden in der Mitte. So fühlt er ſich überall aufgerufen zur Trauer, zur Sehnſucht, zum Zorne, zur Empörung: denn das Leben und die Welt wie ſie ſind, oder vielmehr, wie er ſie ſieht, ſcheinen ihm nur matte Fratzen der Ideale, welche vor und hinter der Nacht liegen, die ihn umfängt. Eine ſolche Anſicht iſt romantiſch, und ihre melancholiſche Farbe ſteht der Jugend wohl an. Nach ſeinem dreißigſten Jahre aber wurde unſerm Dichter die finſtere Maske ſeines Pilgers eine drückende Laſt, und er warf ſie ab und nahm dafür das Schalksgeſicht eines Don Juan über, welches ſich natürlich der Lichtſeite der Welt zukehrte. Was früher beweint wurde, wird nun belächelt oder mit einem Achſelzucken abgefertigt; der Zorn iſt in Spott übergegangen; die Welt und das Leben werden genommen und genoſſen wie ſie ſind. Die Gegenwart iſt das Licht des Erdentages, ſie ergreift den Lebensluſtigen und wird von ihm ergriffen; die todte Natur iſt nur Einfaſſung des Menſchlichen, und Vergangenheit und Zukunft ſind nur zuläſſig, wenn ſie den Augenblick verſüßen und verherrlichen können. Dieſe Anſicht gehört dem erfahrenen Mannesalter an, und ſteht wenigſtens in Bezug auf die hier characteriſirten Gedichte, in keinem andern Widerſpruche mit der erſten, als der Jüngling mit dem Manne.“

„In der Ausführung ſcheinen uns beide Gedichte in ihrem Character gleich gelungen; dort die tiefe innige Kraft des Gemüthes und die kühne Erhebung der Phantaſie in einer ſich durch eine alterthümliche Form ringenden Sprache; hier ein behagliches Geſchwätz, eine Poeſie im leichteſten Negligé, die der Form gleichſam nur zum Scherze huldigt, und deren Deviſe iſt: erlaubt iſt, was gefällt. Warum man die Moral des Don Juan gefährlicher verſchrieen hat, als die des Childe Harold, begreifen wir nicht. Don Juan iſt überhaupt kein Buch, welches das jüngere verführbare Alter anſprechen kann, und wer den Geiſt deſſelben zu faſſen vermag, der wird ihm auch widerſtehen können, wenn hier denn einmal von einem gefährlichen Angriffe die Rede ſeyn ſoll. — Die Phantaſie und das Gefühl ſind leichter zu verführen, als der Verſtand; daher ſcheint mir die witzige Immoralität des Don Juan eine weit weniger gefährliche Speiſe des litterariſchen Geſchmacks zu ſeyn, als die ſentimentale Miſanthrophie des romantiſchen Pilgers.“ —

Byron hat durchaus Recht, wenn er dieſes Gedicht ein modernes Heldengedicht nennt, das iſt es wirklich, nur begeiſtert die Muſe den Verfaſſer ſeltener als die Laune, der er, welche Farbe ſie auch trage, immer volle Freiheit läßt. — Das Hauptthema deſſelben iſt natürlich Don Juan und deſſen Abentheuer in Spanien, Griechenland, Rußland, England; doch wird die Erzählung jeden Augenblick durch epiſodiſche Abſchweifungen unterbrochen, die bald ſatyriſch bitter, bald heiter ſpöttiſch, bald auch tiefen Ernſtes ſind. An wahrhaft ſchönen Stellen, glücklichen Witzworten, gelungenen Späßen iſt kein Geſang arm; Genialität begrüßt uns aus jeder Stanze — aber dem Leſer wird nur ſelten wohl und das Herz nimmt faſt nie Antheil. — Ich bin ebenfalls der Meinung, daß der Don Juan durchaus kein gefährliches Werk ſey, denn es iſt zu viel Kälte der Seele darin, aber ich möchte es doch nicht in den Händen von Perſonen ſehen, die noch die gute Eigenſchaft haben, welche ſich leider ſo früh verliert, bei einem Buche mit ihm und in ihm zu leben, weil ich es als einen Diebſtahl an ihrer Zeit und ihren Empfindungen, die noch immer neue und würdige Nahrung vertragen, betrachten würde, — eben ſo wenig, als ich ſolchen Goethe's unübertreffliche Wahlverwandtſchaften, deren Grundlage auf der Verderbtheit der geſellſchaftlichen Verhältniſſe beruhet, als Lecture anempfehlen würde. —

Sehr ſchön iſt im Don Juan der Brief Julien's, und mehrere Reihen von Stanzen aus der Epiſode, welche die Liebe Don Juan's und Haidee's beſchreibt; dieſe werden hinreichen, Ihnen einen Begriff von der Art und Weiſe der Behandlung zu geben. —

Die kleineren poetiſchen Erzählungen **The Giaour**, **The Bride of Abydos**, **The Corsair**, **Lara**, **The Siege of Corinth**, **Parisina**, **The Prisoner of Chillon**, **Mazeppa**, **The Island**, ſind eben ſo viel leuchtende Edelſteine in der Dichterkrone Byron's, doch ſind ſie zu bekannt und durch Ueberſetzungen ſo einheimiſch bei uns geworden, daß ich den Einzelnen, bei der großen Bahn, die wir noch zu durchſchreiten haben, keine Zeit widmen darf. Sie tragen Alle den ſcharf ausgeprägten Character des Dichters, wie er ſich in Childe Harold offenbarte, doch haben ſie vor dieſem noch den Vortheil, daß das freie, raſch fortſchreitende Versmaaß ihrem Verfaſſer noch weniger Feſſeln anlegte. — Es iſt ſchwer, welcher von ihnen der Preis zuzuerkennen ſey, da ſie Alle reich an Schönheit ſind; mein Liebling iſt der Corſar und Lara, doch halte ich den unter uns am Wenigſten bekannt gewordenen Mazeppa für das größte Kunſtwerk dieſer Reihe, denn nirgends hat der Dichter ſolche Fülle und ſolchen Wechſel der Phantaſie aufgeboten, und doch auch wiederum nirgends ſich ſo zu beſchränken gewußt, als eben hier.

Ich übergehe mehrere der kleineren Gedichte, vorzüglich diejenigen, welche aus litterariſchem oder politiſchem Aerger entſtanden, und Ihr Intereſſe eben nicht ſehr anregen würden, und mache Sie ebenfalls nur beiläufig auf die herrliche Klage Taſſo's, und auf die ſchöne leider unerfüllte Prophezeihung Dante's aufmerkſam, um deſto länger bei den dramatiſchen Werken unſeres großen Dichters verweilen zu können. —

Das bedeutendſte in jeder Hinſicht in dieſem Cyclus, iſt die von Byron ſelbſt ſogenannte Myſterie Cain, deren Inhalt ich hier folgen laſſe, ehe ich mir erlaube, meine Anſicht darüber auszuſprechen. — In der Einleitungs-Scene ſind um die Zeit des Sonnenaufgangs die erſten Menſchen verſammelt; ſie feiern Gott mit Gebeten, um dann ihr Tagewerk zu beginnen. Cain nur ſtimmt nicht mit ein. Er wird von ihnen zurückgelaſſen, grübelnd über das Loos der Erſtgeborenen; da tritt Lucifer zu ihm, und fordert ihn zum Bunde auf. — Ada, Cains Schweſter und Gattin, geſellt ſich zu ihnen, ſie will Cain zurückhalten, dem Geiſte zu folgen, aber umſonſt. — Er reißt ſich los und durchſtreift mit Lucifer den Abgrund des Raums und den Hades, um zur Erkenntniß, nach der ihn dürſtet, zu gelangen. — Zur Erde zurückgekehrt, quält das große Räthſel „Tod“ ſeine Seele, er vertraut ſeiner Ada den inneren Kampf; Abel tritt zu ihnen, um mit ihm zu opfern, Ada entfernt ſich und Cain erzählt ſeinem Bruder, was er erſchaute. — Sie bereiten darauf die Altäre, doch nur Abel's Opfer lodert in glänzender Flamme auf, Cain's Altar wird durch einen Wirbelwind umgeſtürzt; er trotzt und will den Altar zerſtören, Abel wehrt ihm, und Cain tödtet ihn mit einem Feuerbrand; Abels Gattin, Zillah, tritt dazu, ſie ſieht, was vorgefallen und ruft die Eltern, dieſe nebſt Ada kommen; Adam befiehlt dem Cain, ſeinen Anblick zu meiden; Ada will mit ihm fliehen. Der Engel des Herrn tritt auf und ſpricht den Fluch über ihn aus. Er tritt mit Ada und ſeinen Kindern ſeine Flucht an. —

Das iſt die ganze kurze Fabel des inhaltſchweren Gedichtes, in welchem Byron alle Kraft ſeines gewaltigen Geiſtes niederlegte; man weiß nicht, was man hier mehr bewundern ſoll, die ſchöpferiſche Macht ſeiner gigantiſchen Phantaſie, die große Beſonnenheit in der conſequenten Durchführung der Charactere, von denen jeder als Individuum eine ganze Claſſe von Weſen repräſentirt, oder die haarſcharfe Dialectik, mit welcher er das böſe Princip, den Lucifer, ſo ausgeſtattet hat, daß er ſiegreich über Allen ſchwebt und mit gewandter Hand, wie in leichter Bewegung, die Elemente des poſitiven Glaubens ſo zerſtört, daß ſich aus ihren Trümmern, wie aus dem Schutt verbrannter Gebäude, nie wieder ein Ganzes, das inneren Halt hätte, bilden läßt. — Dieſer letztere Umſtand macht das ganze Werk ſo gefährlich und verderblich, denn es vernichtet, ohne von anderer Seite Erſatz zu geben. — Das Geſchrei, das ſich vorzüglich in England darüber erhob, war wohl natürlich, und Byron's Ruchloſigkeit mußte Allen denen, die bei dem Glauben die Vernunft aus dem Spiele laſſen, als ein gräßliches Ungeheuer erſcheinen. Der Cain iſt nur für ſtarke Geiſter geſchrieben, und nur des Lucifers wegen, wie aus Allem hervorgeht, verfaßt; darin liegt aber, wenn man das Ganze als Kunſtwerk betrachtet, der große Fehler des Stückes; denn durch die rechtgläubige Beſtrafung, welche Cain erfährt, wird die innere geiſtige Conſequenz aufgehoben; die Idee wechſelt, wie ein Sprung von einer Diſſonanz zu Accorden in ganz anderer Tonart, ohne vermittelnden Uebergang, und der Alles auflöſende Dreiklang bleibt aus, denn Ada's Treue, ſo tief und ſchön ſie auch immer iſt, kann hier nicht genügen, und man folgt dem Cain mit Intereſſe und Theilnahme in die Wüſte. Die Urſache ſeiner Strafe, ſeine Schuld, obwohl ein Mord, und noch dazu der erſte Mord auf der Erde, erſcheint, von höherem Standpunkte aus betrachtet, auf dem die Motive einzeln und genau geprüft werden, ſo gewichtig nicht. — Die drei Hauptcharactere Lucifer, Cain und Ada ſind bewundernswürdig ſchön; in den Scenen zwiſchen den beiden Erſteren iſt eine Erhabenheit des Gedankens und der Phantaſie, in denen zwiſchen den beiden Letzteren eine Tiefe, Friſche und Wärme des Gefühls, wie ſie nur ſelten offenbart werden; ſie zwingen zur Verehrung der Größe des Geiſtes, welcher ſie ſchuf.

An Cain ſchließt ſich Manfred, obwohl früher geſchrieben und in mancher Hinſicht eine Frucht von Byron's Aufenthalt in der Schweiz, zunächſt an; ſie ſind Kinder einer

Mutter, der Idee des Kampfes mit den Schranken, welche der Menſchheit gezogen ſind. — Der Schauplatz des Stückes iſt in die Alpen verlegt. Es beginnt mit einem Monologe des Manfred; er hat die Tiefen der Wiſſenſchaft durchforſcht, aber alle Frucht, die ihm ſein Leben trug, genügt ihm nicht: mit folgenden Worten ſchildert er ſeinen Zuſtand:

Ich that den Menſchen Gutes
Und Gutes widerfuhr mir ſelbſt von Menſchen,
Doch frommt' es nicht: ich hatte Feinde, — und
Beſiegt von Keinem ſah' ich Manchen fallen —
Doch frommt' es nicht — Gutes und Böſes, Leben,
Kraft, Leidenſchaft — was ich an Andern ſehe,
War Alles nur wie Regen auf den Sand,
Seit jener Schreckensſtunde. Ich zitt're nicht
Und fühle mich verflucht vor nichts zu bangen,
Der Hoffnung ſüße Schauer nicht zu kennen,
Und nichts auf Erden liebend zu umfaſſen.*)
Ueberſetzt von Adrian.

Er beſchwört nun die Geiſter, ſie erſcheinen, ſieben an der Zahl; der Geiſt der Erde, der Meere, der Luft, der Nacht, der Berge, der Stürme und ſeines Sterns, und fragen ihn, was er begehre; er fordert Vergeſſen des, was in ihm iſt, ſie aber können nur gewähren, was ſie ſelbſt beſitzen, und dieſe Gabe liegt nicht in ihrer Macht. — Doch, ruft ihm ein Geiſt zu:

---

*) I have done men good
And I have met with good even among men —
But this avail'd not: I have had my foes
And none have baffled, many fallen before me —
But this avail'd not: — Good or evil, life
Powers, passions, all I see in other beings
Have been to me as rain unto the sands
Since that all nameless hour. I have no dread
And feel the curse to have no natural fear
Nor fluttering throb, that beats with hopes or wishes
Or lurking love of something on the earth.

Doch— ſterben kannſt Du.

Manfred.

Wird der Tod mir helfen?

Geiſt.

Wir ſind unſterblich und vergeſſen nicht;
Und ewig ſind wir, und Vergang'nes iſt uns
Wie Künſt'ges gegenwärtig. — Gnügt Dir dies?*)

A.

Manfred ſieht ein, daß er ſie umſonſt beſchworen habe an das Licht, doch will er ſie mit leiblichen Augen gewahren; der ſiebente Geiſt zeigt ſich ihm in ſchöner weiblicher Geſtalt; Manfred ruft aus:

Gott! O ſeh' ich recht und biſt Du nicht
Ein toller Spuk und eitles Blendwerk nur,
Könnt' ich noch glücklich ſeyn. Laß Dich umfaſſen,
Noch einmal wollen wir —

(Die Geſtalt verſchwindet.)

Mir bricht das Herz.

(Manfred fällt beſinnungslos hin.)**)

A.

Eine Stimme läßt ſich in einem Bannfluche hören; der Geiſt, der zu ihm ſpricht, wird zu ſeiner furchtbarſten Quaal ihn nie verlaſſen. — Wunderſchön ſind die Strophen, in denen das Urtheil über ihn geſprochen wird.

---

*) Thou may'st die.

Manfred.

Will death bestow it on me?

Spirit.

We are immortal and do not forget;
We are eternal; and to us the past
Is, as the future, present. — Art thou answer'd?

**) Oh God! if it be thus and *thou*
Art not a madness and a mockery
I yet might be most happy — I will clasp thee
And we again will be —

(The figure vanishes.)

My heart is crush'd! —

(Manfred falls senseless.)

Die Scene ändert ſich. — Es iſt Morgen, auf dem Gipfel der Jungfrau. — Manfred findet ſich allein auf dem Felſen; nichts macht ihm mehr Freude auf Erden; er könnte ſein Leben enden, aber ein inneres Verhängniß zwingt ihn, es zu tragen. — Ungeſehen von ihm tritt ein alter Gemſenjäger auf und will ihn warnen, daß er am Rande des Abgrundes ſtehe; Manfred hört aber nicht auf ihn, und will hinabſpringen; der Jäger reißt ihn zurück und führt ihn in ſeine Hütte. Die ſchwere namenloſe Stunde laſtet gewaltig auf ihm, doch kann er das Leben dennoch tragen, ja auch des Alten Mitleid. — Er verbietet dieſem, ihm zu folgen, und verläßt die gaſtfreie Wohnung. — Die Scene verwandelt ſich in ein Thal, in welches ein Waſſerfall hinabbrauſt. — Manfred tritt auf und beſchwört die Nixe der Alpen; ſie erhebt ſich über dem Bergſtrom; er will weiter nichts von ihr, als ſich an ihrer Schönheit weiden. — Dann erzählt er ihr, wie er immer allein geweſen, umhergeſchweift und endlich ſich der Magie ergeben habe und in deren Tiefen eingedrungen ſey. — Er habe, fährt er fort, weder Vater, Mutter oder Bruder gehabt, die ihm theuer waren, aber ein Weſen — es war oder vielmehr ſie war ihm körperlich und geiſtig ähnlich, nur hatte ſie Tugenden, die er nicht beſaß — ſein Herz brach das ihre — ſeit dieſer Stunde mied ihn alle Ruhe; er ſucht — Vergeſſen. — Die Nixe verſpricht ihm zu helfen, wenn er ihr unbedingten Gehorſam gelobt; er verweigert es, denn er will nicht Geiſtern gehorchen, die er beherrſcht; ſie verſchwindet; nach einem Monolog, in welchem er beſchließt, die Todten zu befragen, verläßt auch Manfred das Thal.

Auf dem Gipfel der Jungfrau verſammeln ſich die Göttinnen des Schickſals, um ein großes Feſt in Ahriman's Halle zu begehen; Nemeſis geſellt ſich zu ihnen, nachdem ſie ſich mittheilten, was ſie vollbrachten, und ſie begeben ſich nun dorthin. Manfred tritt unter ſie während der Feier; er will ſich nicht vor dem Herrſcher der böſen Geiſter beugen; die erſte Schickſalsgöttin vertheidigt ihn, ihn alſo characteriſirend:

*) Der Mann
Iſt keiner der gewöhnlichen Geſchöpfe,
Das ſagt ſchon ſein Erſcheinen hier; ſein Leiden
War von unſterblicher Natur, ſo wie
Das Unſ'rige; ſein Können, Wiſſen, Wollen,
So weit es mit dem Thon, der Geiſtiges
Nur hemmt, vereinbar iſt, war ſo, wie ſelten
Ein Sterblicher es zeigte, und ſein Streben
Schwang kühn ſich über das der Erdbewohner;
Es hat ihn nur gelehret, was wir wiſſen —
Daß Wiſſen nicht beglückt, Gelehrſamkeit
Uns nur Unwiſſenheit vertauſchen läßt
Mit einer andern Art Unwiſſenheit.
Das iſt nicht Alles — Leidenſchaften, die
Dem Himmel wie der Erde eigen, denen
Vom Wurme aufwärts Nichts, Nichts ſich entzieht,
Durchglühten ſeine Bruſt und machten ihn
Zu etwas, das ich, die nie Mitleid fühlt,

---

*) — — — This man
Is of no common order, as his port
And presence here denote; his sufferings
Havo been of an immortal nature, like
Our own, his knowledge and his powers and will
As far as is compatible of clay
Which clogs the ethereal essence, have been such
As clay hath seldom borne; his aspirations
Have been beyond the dwellers of the earth
And they have only taught him what we know;
That knowledge is not happiness and science
But an exchange of ignorance for that
Which is another kind of ignorance.
This is not all, the passions, attributes
Of earth and heaven, from which no power, nor being
Not breath from the worm upwards is exempt
Have pierced his heart; and in their consequence
Made him a thing, which I, who pity not

Von Andern gern bedauert ſey'. Mein iſt er
Und Dein vielleicht — dies ſey nun oder nicht,
Es hat kein and'rer Geiſt hier ſeine Seele
Und Keiner übt Gewalt aus über dieſe.

Adrian.

Manfred verlangt nun, daß Aſtarte aus dem Grabe gerufen werde; ſie erſcheint, er beſchwört ſie, mit ihm zu reden, nachdem ſie lange ſchweigt, ruft ſie ihm endlich zu: **Manfred! To morrow end thy earthly ills** (Manfred! Morgen enden Deine Erdenleiden) und verſchwindet. Er bemeiſtert ſeine Quaal und entfernt ſich.

Der Abt von St. Maurice ermahnt in der folgenden Scene Manfred vergeblich, vom Böſen abzulaſſen, aber dieſer giebt ihm kein Gehör und verläßt ihn; der würdige Greis beſchließt, es noch einmal zu verſuchen. — In der folgenden Scene nimmt Manfred Abſchied von der Sonne. Die Bühne verändert ſich und zeigt die Terraſſe vor Manfred's Schloß. — Seine Vaſallen ſind vor dem Thurm verſammelt, in welchem er ſeine nächtlichen Studien treibt und wagen nicht, ihn zu ſtören. — Der Abt begiebt ſich zu ihm in den Thurm. Die Dämonen wollen Manfred mit ſich fortreißen; der Prieſter will ſie beſchwören, aber Manfred ſcheucht ſie weg, ſie haben keine Gewalt, denn, ruft er, eine mächtigere Hand liegt auf ihm, die Hand des Todes. Sie verſchwinden, ſein Auge bricht; der Geiſtliche ermahnt ihn, zu beten, aber er ſtirbt mit dem Ausrufe: **Old man, tis not so difficult to die,** *) und die Worte des Abtes:

Yet pardon those who pity. He is mine
And thine, it may be — be it so, or not
No other spirit in this region, hath
A soul like his — or power upon his soul.

*) O alter Mann! So ſchwer iſt's nicht zu ſterben.

Abt.

Er iſt dahin — ſein Geiſt entfloh' der Erde —
Wohin? ich denk's mit Grau'n! doch — er iſt hin. —

A.

enden das Ganze. —

Wollte man die gewöhnlichen Regeln der Dramaturgie auf dieſes Werk anwenden, ſo würde es durchaus nicht vor dem Richterſtuhle der Kritik beſtehen können, denn es iſt faſt durchgängig nur als ein Monodrama zu betrachten. Abſtrahirt man aber von jenen und nimmt dies Gebilde rein wie Byron es gab, ſo wird man bald dazu veranlaßt werden, es als eine ſeiner eigenthümlichſten Schöpfungen zu betrachten. Obwohl nicht zu läugnen iſt, daß die Idee des Göthe'ſchen Fauſt nicht ohne großen Einfluß auf ihn geblieben, ſo iſt der Manfred doch nur als ein ſchwacher Reflex derſelben zu betrachten, indem Byron ſo viel Eigenthümliches hineinlegte, daß er durchaus als ſeine echteſte Schöpfung zu betrachten iſt. Das Einzige, welches Beide, Fauſt wie Manfred, gemein mit einander haben, iſt das Streben, über die Schranken der Erde hinauszudringen, und der dadurch ſich erzeugende Kampf zwiſchen Wollen und Kraft; Fauſt verlangt aber nach einem unmittelbar verwandtſchaftlichen Verhältniß mit der Gottheit, denn er betrachtet ſich als Herr der Erde durch ſeine inneren Vorzüge; Manfred dagegen tritt von furchtbarer Schuld getrieben, deren unausbleibliche Folgen er vernichten möchte, im Kampfe gegen die Allmacht auf, und darin liegt die ungeheuere Kluft, welche die Grundideen Beider trennt. — Byron hat wieder ſeine ganze Eigenthümlichkeit in dieſen Character hineingelegt, da ſich alle Qualen, welche der Seele des Dichters eigenthümlich ſind, in ihm offenbaren. Seine ſchöpferiſche Kraft, ſo gigantiſch ſie auch hervortritt, iſt hier aber-

---

*) He's gone — his soul hath ta'en its earthless flight —
Whither? I dread to think — but he is gone.

mals nur eine negative, denn er ſchafft wiederum nur um zu zerſtören. Er läßt das Herrlichſte und Erhabenſte entſtehen, um durch daſſelbe die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit des Menſchen in ſeiner Beſchränktheit und Ohnmacht dagegen, in einem Lichte, bei dem Einem die Augen vor Schmerzen übergehen, hervor zu heben; der Menſch fühlt bei dieſen großartigen, coloſſalen Naturerſcheinungen nicht, wie klein, ſondern wie jämmerlich er ihnen gegenüber da ſteht, und das iſt ein gräßliches vernichtendes Gefühl bei dem Herrn der Erde, welches hervorzurufen aber dem Dichter Freude macht. — Erhöht wird der ſchauerliche Reiz, der uns zu Manfred zieht, noch durch das Geheimnißvolle ſeiner Schuld, die Byron faſt nur ahnen läßt; ſie ruht wie hinter dunkeln Wolken, welche für Augenblicke der Sturm zerreißt, um ſie deſto dichter und ſchwerer wieder zuſammen zu treiben. — Die einzelnen Schilderungen der Gegend ſind wunderbar groß; eben ſo ſchön und erhaben in der Conſequenz, mit der ſie durchgeführt wurden, ſind die Geiſter dargeſtellt, und der Glanz der unübertrefflich herrlichen Diction, der über das Ganze ausgebreitet iſt, reißt zur tiefſten Bewunderung hin, obwohl der Inhalt das Gemüth verwundet und verletzt. Die Scene, in welcher ſich die Schickſalsgöttinnen verſammeln, hat, was die Anlage betrifft, große Aehnlichkeit mit der bekannten Hexenſcene in Macbeth; es wäre jedoch thöricht, ſie eine Nachahmung nennen zu wollen, denn die Idee entſprang dort wie hier aus gleichen natürlichen Verhältniſſen. —

The Deformed Transformed ſchließt die Reihenfolge dieſer Dramen, auch ihm liegt eine mit dem Hauptgedanken der beiden vorhergehenden Stücke, verwandte Idee zu Grunde. Es iſt nur ein Fragment, deſſen Stoff theils der Sage vom Fauſt, theils dem **Wood-Demon** von Lewis entlehnt wurde, und wohl das ſchwächſte von Byron's Werken, obgleich es ihm auch nicht an großen Schönheiten fehlt. — Characteriſtiſch iſt folgender Monolog des böſen Geiſtes, der hier den Namen Caeſar führt:

Und dies ſind Menſchen, wahrlich
Helden und Führer, Adam's Baſtardblüthe,
Das iſt die Folge, wenn des Denkens Macht
Der Maſſe wird. — S'iſt unbildſamer Stoff,
Chaotiſch denkend wie er handelt, ſtets
In's erſte Element zurück verfallend.
Wohl! Ich muß mit den armen Puppen ſpielen,
Des Geiſtes Zeitvertreib in müß'gen Stunden;
Werd' ich es müde, hab' ich ſchon zu thun
Bei den Geſtirnen, die die armen Weſen
Geſchaffen meinen, um ſie anzuſchauen.
Ein Spaß wär's, würfe Eins man unter ſie
Und brächte Feuer in den Ameiſenhaufen,
Wie würde das Gewürm die Flucht ergreifen
Und nicht mehr Eins des Andern Neſt zerſtörend
Ausbrechen in ein allgemein Gebet. Ha! ha! *)

Heaven and Earth, ein Myſter wie Cain, hat große Aehnlichkeit mit dieſem, ſieht ihm aber ſehr nach. — Es behandelt die Liebe der Engel zu den Menſchen, und die Sündfluth. Dieſes Drama erfuhr dieſelbe Verdammung mit dem eben genannten Drama,

---

*) — — — And these are Men, forsooth
Heroes and chiefs, the flower of Adam's bastards!
This is the consequence of giving Matter
The power of Thought. It is a stubborn substance
And thinks chaotically, as it acts
Ever relapsing into its first elements.
Well! I must play with these poor puppets; 'tis
The Spirit's pastime in his idler hours.
When I grow weary of it, I have business
Amongst the stars which these poor creatures deem
Were made for them to look at. 'Twere a jest now
To bring one down amongst them, and set fire
Unto their ant-hill; how the pismires there
Would scamper o'er the scalding soil, and, ceasing
From tearing down each other's nest, pipe forth
One universal orison! Ha! ha!

da einer von Cain's Töchtern gleiche Anſichten in den Mund gelegt werden. Die Schilderung der Sündfluth iſt ſchön. —

Marino Faliero und die beiden Foscari ſind der venetianiſchen Geſchichte entnommen. Das Erſtere, ſtreng auf hiſtoriſchem Grunde fußend, behandelt die bekannte Verſchwörung und das Ende des Dogen Marino Faliero im Jahre 1355. — Michael Steno, ein junger übermüthiger Nobile, hatte beleidigende Worte gegen den Dogen und deſſen jugendliche Gattin auf den Stuhl geſchrieben, auf welchem jener im Audienzſaal zu ſitzen pflegte. Marino Faliero ſuchte Genugthuung für die Schmach vor Gericht, aber die Avogadori wieſen die Klage an den Rath der Vierzig. — Hier beginnt das Drama. — Marino wartet ungeduldig auf das Urtheil; es wird ihm überbracht: Steno iſt nur zu einmonatlicher Haft verdammt. — Der Doge bricht in die ungezähmteſte Wuth aus, ſein Neffe Bertuccio ſucht ihn zu beſchwichtigen, und verläßt ihn Rache ſinnend. — Iſrael Bertuccio, der Admiral des Arſenals, wird gemeldet. — Er ſucht Gerechtigkeit bei dem Dogen, denn ein Nobile hat ihn, den gedienten Krieger, ſchwer beleidigt und blutrünſtig geſchlagen. — Marino verweigert ihm dieſe, weil ihm ſelber Genugthuung verſagt worden ſey, und jetzt geſteht ihm Bertuccio, daß in Venedig ein geheimer Bund gegen die Nobili beſtehe; der Doge beſchließt, ſich mit ihm zu vereinigen, und bei der Zuſammenkunft der Verſchwor'nen ſich einzufinden. — Folgender Monolog Faliero's endet den Act:

*) Um Mitternacht bei St. Johann und Paul,
Wo meine edeln Väter ſchlafen, werd' ich —
Und was? Im Dunkeln mich mit rohen Burſchen
Berathen, die zum Sturz des Staats vereint ſind.

---

*) At midnight by the church Saint's John and Paul
Where sleep my noble fathers I repair —
To what? to hold a council in the dark
With common ruffians leagued to ruin states!

Entſteigen meine Ahnen nicht der Gruft,
Die ſchon zwei Dogen birgt aus meinem Hauſe,
Hinab mich zieh'nd zu ihnen? — Könnten ſie's!
In Ehren ruht' ich dann bei den Geehrten.
Doch nicht an ſie, an die nur darf ich denken,
Die mich ſo unwerth machten eines Namens,
Edel und groß, wie nur ein Conſulsname
Auf röm'ſchem Marmor. Doch ich gebe wieder
Den alten Glanz in unſerer Geſchicht' ihm
Durch Rach' an jedem Schurken in Venedig,
Und Freiheit allen Andern, oder ſchwarz
Geb' ich ihn den Verläumdungen der Zeit Preis,
Die deſſen Ruf nie ſchonen, der da fehlte,
Caeſar wie Catilina richtend, nach
Dem echten Prüfſtein des Verdienſt's — dem Glücke.
Adrian.

Eine Scene zwiſchen der Dogareſſe Angiolina und ihrer Vertrauten Mariana eröffnet den zweiten Aufzug. — Angiolina fühlt ſich frei von jeder Schuld und erhaben über alle Beleidigung; ſie hätte gern geſehen, daß die Richter gar keine Strafe über Steno verhängt, ſondern ihn ſeiner Schaam und Frechheit überlaſſen hätten; ihre ganze Liebe, bemerkt ſie ferner, gehört ihrem Gatten. Der Doge tritt tiefſinnend ein, Angiolina geſteht ihm, ſie wünſche ihn ruhiger; er aber zürnt

---

And will not my great sires leap from the vault
Ant pluck me down amongst them. — Would they could!
For I should rest in honour with the honour'd.
Alas, I must not think of them but those
Whe have made me thus unworthy of a name,
Noble and brave as aught of consular
On Roman marbles; but I will redeem it
Back to its antique lustre in our annals,
By sweet revenge on all that's base in Venice
And freedom to the rest and leave it black
To all the growing calumnies of time,
Which never spare the fame of whim who fails,
But try the Caesar or the Catiline
By the true touchstone of desert — success.

ſchwer über die geringe Strafe Steno's; ſie bittet ihn, ſich Ruhe zu vergönnen und ihr zu erlauben, ihm zu folgen. — Er geſtattet es. — Die Scene verwandelt ſich in einen einſamen Platz in der Nähe des Arſenals; Iſrael Bertuccio beräth mit Calendaro, einem der Verbündeten, das Nähere über die Verſchwörung, und theilt ihm mit, daß er einen Fremden in die Verſammlung führen werde, doch verſchweigt er deſſen Namen. — Sie trennen ſich mit dem Verſprechen, ſich um Mitternacht wieder zu treffen.

Der Doge erſcheint zu Anfange des dritten Aufzuges verkleidet an dem bezeichneten Orte. — Er ruft in einem Selbſtgeſpräche die Geiſter ſeiner Ahnen an, ihm zu ſeinem Vorhaben hold zu ſeyn. — Iſrael Bertuccio kommt zu ihm, und führt ihn nach kurzem Geſpräch zu den Verſchworenen, die gewaltig erſtaunen, als ſie in dem Verhüllten den Dogen erkennen, den ſie im erſten Augenblick tödten wollen. Er entwickelt ihnen dann die Gründe ſeines Betragens; ſie entwerfen nun den Plan des Ausbruchs der Verſchwörung und beſchließen, ohne Ausnahme jeden Nobile zu tödten. — Die Verſchworenen entfernen ſich darauf, nur Faliero und Bertuccio bleiben zurück, der Doge ſinnt über ſeine That nach und vertraut dem Genoſſen ſeine Gefühle, dieſer erinnert ihn an Steno, und entſchloſſen trennen ſie ſich. —

Die erſte Scene des vierten Actes zeigt den Pallaſt des Nobile Lioni, welcher von beängſtigenden Gedanken beunruhigt, das Feſt, an dem er Theil nahm, verlaſſen hat. — In einem ausgezeichnet ſchönen Monolog ſchildert er die Stille der Nacht, da wird er durch einen verhüllten Fremden geſtört. Es iſt Bertram, einer der Verſchworenen, deſſen Wohlthäter er war, und der ihn aus Dankbarkeit warnt und ihn bittet, am morgenden Tage das Haus nicht zu verlaſſen. — Lioni befiehlt ſeinen Dienern, ihn feſt zu nehmen und will ihn ſelbſt zu dem Rath der Zehn und zum Dogen bringen. Die Scene verwandelt ſich in das Zimmer Faliero's; er iſt mit ſeinem Neffen allein, giebt dieſem den Befehl zur Ausführung des

Vorhabens, und harrt dann einſam auf den Erfolg der nächſten Augenblicke. Da tritt plötzlich der Signore di notte ein und verhaftet ihn wegen Hochverrathes, auf Befehl des Raths der Zehn. — Bertuccio Faliero wird ebenfalls gefangen hereingebracht, und erzählt, daß Bertram der Verräther ſey. — Bertuccio wird fortgeführt. —

Mit der Verſammlung des Senates von Venedig beginnt der letzte Act. — Iſrael Bertuccio und Calendaro werden verdammt und zum Tode geführt, nachdem ſie auf die Folter gebracht waren. Dann erſcheint der Doge vor dem Gericht; er hat den Schmerz, jenen Steno unter ſeinen Richtern ſitzen zu ſehen. Angiolina fordert Einlaß, er wird ihr geſtattet. Als ſie ihres Gatten Verurtheilung erfährt, ruft ſie ihm zu, ſich in ſein Schickſal zu ergeben, denn Anderes gezieme weder ihr noch dem Fürſten. — Steno bittet ſie gerührt um Verzeihung wegen der Beleidigung; ſie weiſt ihn in hochherziger Rede ab. Nachdem das Verdammungsurtheil über Marino Faliero geſprochen iſt, wird er auf ſein Zimmer geführt. — In der folgenden Scene nimmt er, als der Prieſter ihn verlaſſen, Abſchied von ſeiner Gattin, die ohnmächtig niederſinkt. — Auf der oberſten Stufe der Rieſentreppe erwarten ihn die Patrizier mit dem Nachrichter; prophetiſch ſpricht er einen Bannfluch über Venedig aus, dann wendet er ſich zum Scharfrichter und befiehlt ihm, nur einmal, aber ſicher, wie ſein (Faliero's) Fluch zu treffen. Als er ſich auf die Kniee wirft, ſchließt die Scene. — Die folgende zeigt venetianiſche Bürger, welche ſich vor dem herzoglichen Pallaſte verſammelt haben, und ängſtlich des Erfolges harren. — Plötzlich wird das Gitter geöffnet, der Oberſt der Zehn erſcheint mit dem blutigen Schwerdte und verkündet dem Volke, was geſchehen iſt. Bei dem Rufe „The gory head rolls down the Giants steps“ (das blut'ge Haupt rollt von der Rieſentreppe) fällt der Vorhang. —

Der Hauptfehler dieſes Drama's iſt der aller Byron'ſchen Dramen; der Dichter hatte nicht die Kraft, ſich ſeiner Subjectivität ſo ganz zu entäußern, daß er im Stande geweſen wäre, einen ſeiner Perſönlichkeit gänzlich fremden Character zu erſchaffen und dieſen conſequent durchzuführen; an Reinheit der Elemente eines ſolchen iſt daher nicht zu denken, und da durch die Situationen und die Anlage oft etwas mit den Grundzügen Unerträgliches entſpringt, ſo geräth er in ein gewiſſes Schwanken und ſucht die dadurch entſtandenen Blößen mit rhetoriſchen Schönheiten zu decken, was freilich mitunter nur intuitiv, im Gefühl eines ſolchen Mangels, nicht im klaren Bewußtſeyn geſchieht. — Das iſt auch hier wiederholt der Fall, doch wird glücklicher Weiſe dem durch Inconſequenzen geſchwächten Intereſſe das Gleichgewicht wieder gegeben, indem das Locale des ganzen Stückes mit außerordentlicher Treue, und gewandter und reicher Farbenmiſchung dargeſtellt ward. — Merkwürdig iſt der Haß gegen den Ariſtokratismus, welchen Byron hier ausſpricht, er, der bis zum letzten Augenblicke mit ganzer Seele Ariſtokrat war; doch wird er leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß Marino Faliero in Venedig entworfen wurde, und daß Englands Ariſtokraten des edeln Lords bitterſte Verfolger waren. — Dies iſt wieder ein Beweis für die oben ausgeſprochene Meinung, daß alle Leidenſchaften und Empfindungen, ſelbſt die widerſprechendſten, in ſeiner Seele beſtehen konnten und neben einander Raum hatten.

Marino Faliero wurde bald nach ſeinem Erſcheinen im Druck auf der engliſchen Bühne, obwohl entſchieden gegen Byron's Willen dargeſtellt, und misfiel natürlich, trotz ſeinen vielen und großen Schönheiten, denn er iſt eben ſo wenig bühnengerecht, als alle andern Dramen deſſelben Verfaſſers, was dieſer übrigens ſelbſt wiederholt in ſeinen Briefen erklärte; der Dialog war ihm bequem, doch geht er, wo es ihm paßt, gern in die hiſtoriſche und ſchildernde Darſtellung über und hebt auf dieſe Weiſe die dramatiſche Norm auf, obgleich er wieder von anderer Seite, in eigenem Widerſpruch, ſich ſtreng an die drei Einheiten des Ariſtoteles bindet, um welche ſeine Landsleute, ſo lange die engliſche Bühne beſteht, ſich gerade von jeher am Wenigſten kümmerten.

Die beiden Foscari iſt der Titel des zweiten von Byron verfaßten Drama's, deſſen Schauplatz ebenfalls Venedig iſt. Es behandelt das Schickſal des Dogen Foscari, (dem noch bei ſeinen Lebzeiten ein Nachfolger gewählt wurde, ein Umſtand, der ihm das Herz brach,) und ſeines Sohnes, welcher als ein Opfer der Politik des venetianiſchen Ariſtokratismus endete. Es hat große Schönheiten, leidet aber an denſelben Schwächen, wie Byron's übrige Trauerſpiele.

Sardanapal und Werner ſind als die beiden mislungenſten Producte des genialen Dichters zu betrachten. Das Letztere ſpielt zwar in Deutſchland, hat aber wenig oder gar nichts Deutſches, nicht einmal in ſeiner Localität.

Byron's Satyren, vorzüglich die gegen Southey gerichteten, haben zu wenig allgemeines Intereſſe, und es gehört eine zu genaue Kenntniß der Verhältniſſe zu dem richtigen Verſtändniß derſelben, um hier ihr Weſen näher zu entwickeln. Ueberhaupt war es bei dieſen Vorträgen nicht meine Abſicht, zu genau die einzelnen Werke ohne Ausnahme zu behandeln, da ich im Ganzen nur Fingerzeige und Hülfsmittel zur beſſeren Auffaſſung des Characters und der Geſammtleiſtungen eines Dichters zu geben beabſichtige, und deshalb nur da in das Einzelne gehen darf, wo der Plan, der mich leitet, es nothwendig bedingt, dieſer aber umſchließt nur das Bedeutendſte.

Achte Vorleſung.

Thomas Moore. — Biographiſche Notizen. Characteriſtik Moore's als Dichter. — Lalla Rookh. — Das Paradies und die Peri als Probe. — Loves of the Angels. — Irish Melodies. — Andere lyriſche Poeſieen. — Moore's ſatyriſche Gedichte. — Proben aus den Briefen der Familie Fudge. — M. P. or the blue stocking. — Proſaiſche Schriften Moore's.

Neben Byron iſt unbedingt ſein vertrauter Freund und Biograph Thomas Moore, als der ausgezeichnetſte engliſche Dichter neueſter Zeit zu betrachten, inſofern wir nämlich Walter Scott, nach Maaßgabe der größeren Anzahl und des größeren Werthes ſeiner in ungebundener Rede verfaßten Werke an die Spitze der jetzt lebenden brittiſchen Proſaiſten ſtellen. Moore erblickte das Licht der Welt zuerſt zu Dublin am 28. Mai 1780. Schon früh entwickelten ſich ſeine geiſtigen Fähigkeiten, ſo daß er bereits in ſeinem vierzehnten Jahre die Univerſität zu Dublin beſuchen konnte. Später widmete er ſich in London der Jurisprudenz, und wurde im Jahre 1803 als Regiſtrator bei dem Admiralitätsgerichte in Bermuda angeſtellt, ließ jedoch ſein Amt durch einen Stellvertreter verſehen, und benutzte die ihm gewordene Muße zu Reiſen in

Amerika. 1806 kehrte er nach England zurück, vermählte ſich mit Miß Dike, und lebt ſeit dieſer Zeit in ungeſtörter Ruhe den Wiſſenſchaften, den größten Theil ſeiner Tage auf dem Lande (zu Bowwood in Wiltſhire) zubringend. —

Moore hat ſich vorzugsweiſe in drei Gattungen der Poeſie ausgezeichnet, im Lyriſchen, Epiſchen und Satyriſchen; wo ihm in dieſen der Preis zukomme, iſt ſchwer zu entſcheiden. Die glänzendſte Phantaſie in ihrem üppigſten Reichthume, eine faſt ſchneidende Schärfe des Verſtandes und der Auffaſſungskraft, und die herzentſprungenſte Tiefe des Gefühls ſind Eigenſchaften, die ihn nie verlaſſen, ſondern beſtändig, als die treueſten und bereitwilligſten Dienerinnen ſeiner Muſe zur Seite wandeln. Ganz im Gegenſatze zu Byron's melancholiſchen Färbungen, weiß er über faſt alle Gebilde ſeiner Schöpfung einen beinahe blendenden Schimmer freudigen, gewaltig ſtrömenden Lebens auszugießen, und doch herrſcht wiederum eine Zartheit und Innigkeit überall vor, wie man ſie nur ſelten mit ſolcher Kraft vermählt findet. Dabei beherrſcht er einen ungeheuern Schatz von Kenntniſſen, der ihm aber nie zur Laſt wird; denn wie unter des Midas Berührung ſich Alles vor dieſem in Gold verwandelte, ſo wird vor ihm, dem echten Dichter, Alles zur Poeſie, und ſelbſt dem ſprödeſten und widerſtrebendſten Stoffe vermag er eine Seite abzugewinnen, die ihn gefällig darſtellt. Aus Allem aber bricht die Liebenswürdigkeit und Redlichkeit ſeiner Geſinnungen ſiegreich hervor und erhöht unendlich den Werth ſeiner Gaben. Als Dichter iſt er ein Proteus, aber als Menſch immer echt, und man muß ihn daher lieben, ſelbſt dann wenn es ihm gefällt, frivol und leichtfertig, oder ſarkaſtiſch und verletzend vor uns zu erſcheinen, denn ſein Genius verläßt ihn auch in ſolchen Augenblicken nicht, und ſeine Grazie hindert uns, ihm ernſtlich zu zürnen.

Moore's bedeutendſtes Werk iſt Lalla Rookh, ein orientaliſches Gedicht, das theils in Proſa, theils in gebundener Rede verfaßt iſt. Der proſaiſche Theil bildet gleichſam den Faden, an welchem die einzelnen Perlen aufgereiht ſind. Er umfaßt Folgendes: Lalla Rookh, die Tochter des Aurengzebe, iſt mit einem Fürſten von Caſchemir verlobt. Ein zahlreiches und glänzendes Gefolge kommt nach Delhi, um ſie feierlich zu ihrem Gemahl zu geleiten. Die Reiſe geht vor ſich. — Ueberall, wo ſie raſten, unterhält ſie ein junger Dichter mit poetiſchen Gebilden. Er gewinnt ihr Herz und zieht ſich den Haß des pedantiſchen, etwas europäiſch geſchilderten Oberkämmerers zu. — Am Ziel der Reiſe zeigt es ſich, daß der Dichter und der Fürſt, Lalla Rookh's Gatte, dieſelbe Perſon ſind, und Alles löſt ſich in Wohlgefallen auf. —

Man muß geſtehen, daß der Rahmen in ſeiner Art eben ſo bedeutend iſt, als die vier Gemälde, die vier poetiſchen Erzählungen nämlich, welche Feramorz, dieſen Namen giebt ſich der Fürſt, der erwählten Braut vorträgt. Ich werde ſpäter auf denſelben zurückkommen, nachdem ich Ihnen vorher den Inhalt jener Vorträge in der Kürze mitgetheilt habe. Sie heißen: **The veiled Prophet of Khorassan; Paradise and the Peri; The Fireworshippers; The Light of the Haram.**

Das Erſtere, der verſchleierte Prophet von Khoraſſan, behandelt die letzten Schickſale dieſes Fanatikers, der ſeine abſtoßenden Züge unter einem Silberſchleier verbarg, angeblich, weil ſeine Anhänger den Glanz ſeines Antlitzes nicht aushalten könnten. Sein Vorhaben iſt, wie er verſichert, allen falſchen Gottesdienſt auszurotten, allen Despotismus zu vernichten, und wenn er das vollbracht und eine goldene Zeit herbeigeführt hat, ſich den gebeſſerten Erdenſöhnen in ſeiner wahren Geſtalt zu offenbaren. In ſeinem Harem befindet ſich, vom falſchen Wahn verleitet, ein dem Himmel wohlgefälliges Werk zu thun, Zelica, deren Geliebter Azim in den Kampf wider die Griechen zog, und wie ſie wähnt, den Tod auf dem Schlachtfelde fand. Sie iſt eine Beute des Verführers Mokanna geworden, durch einen furchtbaren Eid an ihn gefeſſelt. Plötzlich ſieht ſie den todt geglaubten Azim als einen Neubekehrten vor dem falſchen Propheten knieen, und Mokanna trägt ihr auf, für ihn den Jüngling ganz zu gewinnen. Sie entdeckt nun dem Geliebten das hölliſche Gewebe und dieſer flieht zu dem Kalifen, welcher ſich zum Kampfe gegen den verſchleierten Verbrecher rüſtet. — Azim leitet die Schlacht und bleibt Sieger. Mokanna ſchließt ſich in der Feſtung ein, vergiftet die wenigen ihm gebliebenen Anhänger und endet ſein Leben durch einen Sturz in einen Brunnen voll brennenden Weingeiſtes. — Zelica hat ſich des Schleiers bemächtigt, zeigt ſich damit auf den Wällen, und fällt von Azim's Hand. Er verzeiht der Sterbenden, und beſchließt ſein Leben unter Gebet und frommen Beſchauungen, in der Wüſte, nach langer Zeit:

His soul had seen a Vision, while he slept;
She for whose spirit he had pray'd and wept
So many years, had come to him, all drest
In angel smiles and told him she was blest!
For this the old man breath'd his thanks, and died —
And there, upon the banks of that loud tide
He and his Zelica sleep side by side. *)

Das zweite, das Paradies und die Peri, enthält eine perſiſche Sage. — Eine Peri, ein Weſen zwiſchen Menſch und Engel, der der Genuß des Paradieſes verſagt iſt, bittet um Einlaß in Eden. Der Engel verſpricht ihr Gewährung, wenn ſie die Gabe bringt, die dem Himmel am Liebſten iſt. — Sie eilt zur Erde hinab, und bringt nach einander von dort, das Blut eines für ſein Vaterland gefallenen Kriegers, den letzten Seufzer treu ſich opfernder Liebe, die Thräne des reui-

---

*) Seiner Seele war eine Viſion während ſeines Schlummers geworden; ſie, um deren Geiſt er ſo lange Jahre gebetet und geweint hatte, war zu ihm gekommen, geſchmückt mit Engels-Lächeln und hatte ihm erzählt, daß ſie ſelig ſey; dafür hauchte der Greis ſeinen Dank aus und ſtarb; und dort an dem Strande der rauſchenden Fluth ſchlummert er neben ſeiner Zelica.

gen Sünders. — Die erſten beiden Gaben genügen nicht, aber die letzte öffnet ihr die Thore des Himmels und vergönnt ihr, ſich zu den Seligen zu geſellen. —

Der **Fireworshipper** (Feueranbeter) ſtellt den letzten Kampf der Ghebern für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes, Perſien, gegen arabiſche Unterjochung und gegen die Ausbreitung des muhamedaniſchen Glaubens dar. — Die Scene liegt an der perſiſchen Seite des Meerbuſens, welcher dieſes Land von Arabien trennt. Die Feueranbeter ſind zuletzt in ein unzugängliches Felſengebirge an dem Meerbuſen getrieben. — Von hier aus trotzen ſie dem Emir Alhaſſan, und ihr Anführer Hafed, die letzte Hoffnung von Iran, iſt in der Einbildung der erſchrockenen Muhamedaner mit allen Attributen eines hölliſchen Geiſtes bekleidet. — Seine Landsleute aber verehren ihn wegen ſeiner Schönheit, Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit. — Das heilige Feuer der Ghebern lodert beſtändig auf dem Gipfel einer Klippe; alle Hoffnung, es zu erhalten, ſchwindet endlich; Hafed aber und ſeine Gefährten haben geſchworen, in den Flammen dieſes Urfeuers ihrer Väter lieber zu ſterben, als ſich den Arabern zu unterwerfen. — Ein Horn hängt an der höchſten Baſtion, und wenn es durch die einſamen Klippen ertönen wird, ſo iſt der Augenblick der Weihe da, in welchem die letzten Feueranbeter ſich auf ewig mit dem heiligen und ſymboliſchen Element ihrer Verehrung vermiſchen wollen. Einſt in dieſer verhängnißvollen Zeit hat Hafed einen einſamen Felſen, auf dem eine Burg des Emir's ſteht, erklommen, um den Feind ſeines Vaterlandes, ſeines Volkes und ſeines Glaubens zu tödten. Statt ſeiner findet er Hinda, ein junges, argloſes, unſchuldiges, ſchönes arabiſches Mädchen, deſſen Herz, Sinn und Seele auf einmal durch den verwegenen Fremdling gefeſſelt werden. — Sie ſehen ſich nächtlich oft, ohne daß Hinda weiß, woher er kommt, wohin er geht, aus welchem Lande er iſt; und ſie hilft ihm die letzte Höhe der jähen Klippe dadurch hinauf, daß ſie ihr langes ſchönes Haar den Felſen hinunter hängen läßt. —

Einſt verräth er ſeine Herkunft; ſie ſieht, daß er das Zeichen der Feinde ihres Volkes, den Gürtel der Ghebern trägt, und ihr Friede iſt auf ewig entflohen. Ihre Geſundheit ſchwindet ſtündlich. Ihr Vater, der die Urſache nicht ahndet, will ſie nach Arabien zurückſenden, und äußert ihr den Tag vor ihrer Abreiſe, daß er durch Verrath den Zugang zu dem Zufluchtswinkel der Ghebern erfahren, und ſie in der Nacht überfallen und vertilgen wolle. Ein Sturm überfällt die Barke, in welcher Hinda nach Arabien ſchifft, und die Ghebern erobern das Fahrzeug. Hinda erkennt in ihrem Geliebten den Anführer der Ghebern, den ſie von Kindheit an gelernt hatte zu fürchten, zu verwünſchen und zu verabſcheuen, der jetzt aber ihre Seele in aller Glorie des Heldenthums und des Glaubens, von ſeinen geweihten Kriegern umringt, anſtrahlt. Sie entdeckt ihm den Verrath und beſchwört ihn, mit ihr zu fliehen, da aller Widerſtand bei den zahlloſen Schaaren ihres Vaters vergebens ſey. — In dem größten Seelenkampf, den der Dichter meiſterhaft geſchildert, reißt er ſich von der Liebe los, ſendet die Geliebte nach ihrer Barke zurück, ergreift das Horn des Schickſals, läßt es durch die Oede ertönen. Wie die Araber den entdeckten Eingang ſtürmen, ficht die Verzweiflung einen langen Kampf; mit Wunden bedeckt ſtürzen die Ghebern ſich auf ihr heiliges Feuer zurück. Hafed legt ſeinen vor dem Altar todt dahin geſunkenen Bruder auf den Holzſtoß neben dem Altar, zündet ihn an und giebt ſich durch die Flamme gleichfalls den Tod. Felſen und Fluthen werden von dem furchtbaren Feuerglanz erhellt. Hinda ſieht ihn, an den Maſt gelehnt, von ihrem Schiffe aus, erkennt die Geſtalt Hafed's, wie er ſich in die Flammen ſtürzt, und mit dem Schrei des Entſetzens: „Er iſt's!“ wirft ſie ſich in die vom Winde bewegten, flammenerhellten Fluthen. — Ein wunderſchönes Todtenlied einer Peri ſchließt das Ganze.

Das Licht des Harem's, die vierte von Feramorz vorgetragene poetiſche Erzählung, iſt mehr als eine Einfaſſung für lyriſche Poeſieen zu betrachten. Der Fürſt des Landes feiert das Roſenfeſt im Thale von Kaſchemir. Die Sultanin Nourmahal (das Licht des Harem's) hat ſich mit ihm entzweit. Sie befragt, da des Gatten Kälte ſie ſchmerzt, einen Zauberer, auf welche Weiſe ſie ſeine Gunſt wieder erlangen könne. — Dieſer bewegt einen Geiſt, der Nourmahal ein Lied zu lehren, das unwiderſtehlich iſt. Sie trägt daſſelbe nach dem Feſte verlarvt dem Sultan vor, und dieſer eilt in ihre Arme. *)

So verſchieden der Inhalt dieſer vier Gedichte iſt, ſo verſchieden iſt auch ihr innerer Werth, doch hat jedes wiederum ſo viel Eigenthümliches und Großartiges, daß es, wenn auch nicht unbedingt als ein Meiſterſtück, doch ſelbſtſtändig als das Werk eines wirklichen Meiſters der Kunſt ſich zeigt. Jenes Eigenthümliche liegt aber nicht in der Form und dem Inhalte, ſondern in der Individualität des Dichters, der trotz dem Reichthum ſeiner Phantaſie und dem Zauber ſeiner Darſtellungsweiſe doch ſeine ſubjectiven Eigenſchaften, ſeine Natur überall durchſchimmern läßt, wodurch jener Farbenglanz des Orientes, den er über das Ganze verbreitete, eine ganz beſondere Beleuchtung und Färbung erhält, und uns durch eine eigene Gemüthlichkeit, die gleichſam als der Kern alles Lichtes, das aus dem Gemälde ſtrahlt, zu betrachten iſt, anzieht und feſſelt. — Wir werden wie durch einen Zauberſtab mitten in den Orient verſetzt, alles Grauſenvolle, wie alles Schöne umgiebt uns, aber der Geiſt, der es in Bewegung ſetzt, iſt abendländiſch wie wir ſelbſt, und ſo fühlen wir uns bald heimiſch und vertraut. Mitten in der Gluth der Leidenſchaften, im Wechſel der Erſcheinungen, im Jubel der Luſt, wie im Stöhnen der Trauer, ſchlagen Klänge an unſer Ohr, die unſerem eigenen Herzen entlockt zu ſeyn ſcheinen, und die, obwohl wir fühlen, daß ſie Fremdlinge ſind in jenen Regionen, wie wir ſelbſt, doch ſchnell mit uns dort heimiſch werden. Das aber

---

*) Vgl. F. J. Jacobſen, Briefe an eine deutſche Edelfrau über die neueſten engliſchen Dichter. Altona 1820, 2ter und 3ter Brief.

eben iſt der Beweis für die Größe von Moore's Genius; wären ſeine Empfindungen, ſeine Gefühle und Anſichten nicht ſo rein menſchlich und ſo allgemein wahr, ſo würde der Zwieſpalt zwiſchen dem Aeußeren und Inneren dieſes Gedichtes um deſto lebhafter und ſchneidender ſich offenbaren und alle Illuſion unbarmherzig vernichtend, uns durchaus kalt und theilnahmlos laſſen. — Moore hat in allen ſeinen Werken nie aufgehört, die Hauptperſon, der erſte Hebel zu ſeyn und ſich als ſolcher, wenn auch gleich faſt nie ſubjectiv, ſondern ſich immer in das Objective kleidend, zu zeigen, aber er iſt nicht, wie Lord Byron, der Einzelne mit ſeinem Haß und ſeiner Liebe, ſondern er tritt auf als der Repräſentant der beſſeren Hälfte des Menſchengeſchlechtes, als der Repräſentant der Unterdrückten, deren Geſinnungen er in ſich concentrirt, und deren edle Sprache er geläufig und beredt ſpricht, da er ſie in das Idiom ſeines Vaterlandes Irland übertragen, und aus dieſem wieder in die Sprache der Poeſie überſetzt hat. Er iſt daher am Beredteſten und Reichſten, wo ſich ihm am Meiſten Gelegenheit darbietet, was vor Allem ſein Herz bewegt, zu offenbaren; dies findet hier in den Feueranbetern Statt, denn hier ergießt ſich aus einem Quell, dem der Vaterlandsliebe im ſchönſten und edelſten Sinne, Alles was nur ein Menſchenherz zu erfüllen, zu erheben und zu begeiſtern vermag. Kein Wunder, daß er ſich ſelbſt von dem gewaltigen Strome mit fortreißen läßt, aber er bleibt doch immer Herr in demſelben, es iſt das Element ſeines Lebens, in welchem er ſich befindet, was kümmern ihn Form und Plan, dafür ſorgt unbewußt ſein Genius, der immer zur rechten Zeit einzulenken weiß, während er ſelbſt ſich gar zu gern dem lyriſchen Strome der Empfindungen willig überläßt. —

Jene vier Gedichte laſſen ſich mit wenig Worten characteriſiren. Der Prophet von Khoraſſan iſt das Werk poetiſcher Leidenſchaft, die aber nicht immer klar und ſelbſtbewußt bleibt; das Paradies und die Peri erſcheint als die religiöſe Buße eines Dichters; die Feueranbeter ſind die Frucht eines reichen inneren Lebens; Nourmahal iſt ein Kind ſeiner ſpielenden Phantaſie, welches ſie wohlgefällig mit Allem ſchmückt, was ihr ſelbſt Vergnügen macht. Als Kunſtwerk betrachtet, muß man den Feueranbetern wohl den Preis zuerkennen; der verſchleierte Prophet iſt zu ungeſtüm, und es fehlt mitunter dichteriſche Beſonnenheit, auch enthüllt Moore zu früh das ſcheußliche Haupt, das der Silberſchleier bedeckt und raubt ihm den zauberiſchen Reiz des Geheimniſſes. Am Paradies und der Peri haben ferner ſtrenge Moraliſten die Stufenfolge getadelt, und die Thräne des reuigen Sünders nicht als die gottgefälligſte Gabe anerkennen wollen; wer darf aber hier entſcheidend ſprechen, wo allein das Gefühl ein Recht zum Urtheil hat; nur mit dem Herzen, nicht mit dem Verſtande läßt ſich abwägen, was der Gottheit wohlgefällig ſey; der Werth der Gabe liegt in der Mühe des Erringens, nicht in ihr ſelbſt; wer von ſeiner Armuth giebt, giebt am Meiſten. — Uebrigens ſoll man das ganze Gedicht durchaus nicht als eine Allegorie, welche beſtimmte Zwecke in ſich trägt, betrachten, dann wäre es allerdings verfehlt, wenn man anders nicht annehmen will, daß die Peri deshalb ſchon den Himmel verdiente, weil ſie erkannte, was die ihm wohlgefälligſte Gabe ſey. — Verlangt man aber nicht mehr als von jeder anderen Mythe, die man nur als eine rein poetiſche Erfindung gelten läßt, ſo muß durchaus aller Tadel dieſer Art wegfallen, und der Genuß, den die Aneignung dieſer Dichtung jedem Unbefangenen bringt, wird unverkümmert bleiben. Das ganze Gedicht möge hier folgen.

Das Paradies und die Peri. *)

Eines Morgens am Himmelsthor
Stand eine Peri mit lauſchendem Ohr,

---

*) **Paradise and the Peri.**

One morn a Peri at the gate
Of Eden stood, disconsolate;

Und wie ſie horchte den tönenden Wellen,
Die d'rinnen fließen in Lebensquellen,
Und fing den Strahl auf ihren Schwingen,
Den ſie durch ewige Pforten ſah dringen;
Da weinte ſie traurend, daß ihr Geſchlecht
Verloren hätte ſolch' glorreich Recht,
Für immer verloren den heiligen Ort.

Wie glücklich, rief das luſtige Kind,
Die Geiſter, die droben wandeln, ſind
Unter Blumen, die nimmer trifft welkender Fall.
Sind mein auch die Gärten in Erd' und Meer
Und bringen die Sterne mir Blumen her,
Eine Blüthe des Himmels verdunkelt ſie all'.
Iſt ſonnig der See von Caſchemir gleich
Mit ſeinem ſchattigen Inſelreich,
Sind Singſuhay's Waſſer auch noch ſo helle,
Eilt perlend hinunter die goldene Welle
Und rauſchen die Quellen ſo lieblich im Thal;

And as she listen'd to the Springs
Of live within, like musik flowing,
And caught the light upon her wings
Through the half-open portal glowing,
She wept to think her recreant race
Should e'er have lost that glorious place.

»How happy,« exclaim'd this child of air,
»Are the holy Spirits who wander there,
»Mid flowers that never shall fade or fall;
»Though mine are the gardens on earth and sea
»And the stars themselves have flowers for me,
One blossom of heaven out-blooms them all!
»Though sunny the Lake of cool *Cashmere*,
»With its plane-tree Isle reflected clear
»And sweetly the founts of that Valley fall;
»Though bright are the waters of *Sing-su-hay*,
»And the golden floods that thitherward stray,

Es wiſſen es die nur an himmliſcher Stelle,
Wie die Wellen des Himmels viel klarer zumal.

Geh'! ſchwinge Dich von Stern zu Stern,
Von Lichtball zu Lichtball noch ſo fern,
Wohin des Weltall's Feuer dringt.
Nimm Dir die Freuden aller Sphären,
Du magſt ſie durch endloſe Jahre vermehren,
Eine Himmelsminute ſie überſchwingt.

Der Strahlenengel an der Pforte
Des ew'gen Lichtes, hört die Worte,
Und als er lauſchend näher kam,
Und ſtill ihr Trauerlied vernahm,
Da glänzt ſein Auge thränenhell
Gleich Silberthau aus Edensquell,
Der auf der blauen Blume glüht,
Die, wie Braminen uns erzählen,
Allein im Paradieſe blüht.
„Du Tochter irrenden Geſchlechts,"

»Yet — oh 'tis only the Blest can say,
»How the waters of Heaven outshine them all!

»Go, wing thy flight from star to star,
»From world to luminous world, as far
»As the universe spreads its flaming wall:
»Take all the pleasures of all the spheres,
»And multiply each through endless years,
»One minute of Heaven is worth them all!«

The glorious Angel, who was keeping
The gates of Light, beheld her weeping;
And as he nearer drew and listen'd
To her sad song, a tear-drop glisten'd
Within his eyelids, like the spray
From Eden's fountain, when it lies
On the blue flow'r, which — Bramins say —
Blooms no where but in Paradise!
»Nymph of a fair but erring line!«

So ſprach er ſanft; — „Dir iſt geblieben —
„Noch **eine** Hoffnung, denn geſchrieben
„Steht in dem Buch des ew'gen Rechts: —
„Der Peri werde noch vergeben,
„Die einſt das köſtlichſte Geſchenk,
„Dem Himmel kann erſtreben. —
„Geh'! — ſuch' es — Deine Sünde büße,
„Bring', was die Himmliſchen verlangen;
„Ach, den Verzieh'nen iſt's ſo ſüße
„An Himmelsthoren zu empfangen. —

Schnell wie Kometen eilen,
Der Sonne Feuerkuß zu theilen,
Raſcher als Sternenbrände,
Geſchleudert bei Nachtzeit durch Engelshände
Auf den finſtern Geiſt, der in fruchtloſem Grimme
Strebt, daß er ewige Höhen erglimme;
Eilet die Peri in's Erdenthal,
Geleitet von leuchtendem Himmelsſtrahl.

Gently he said — «One hope is thine
«Tis written in the Book of Fate,
«*The Peri yet may be forgiven*
«*Who brings to this Eternal gate*
«*The gift that is most dear to Heaven!*
«Go, seek it, and redeem thy sin —
«'Tis sweet to led the Pardon'd in!»

Rapidly as comets run
To th' embraces of the Sun: —
Fleeter than the starry brands,
Flung at night from angel hands
At those dark and daring sprites,
Who would climb the empyrial heights,
Down the blue vault the Peri flies,
And, lighted earthward by a glance
That just then broke from morning's eyes,
Hung hovering o'er our world's expanse.

Doch wohin iſt's, daß den Fuß ſie wende,
Zu finden dieſe Himmelsſpende?
Das weiß ich, ſpricht ſie, wo Rubinen glüh'n,
Dort unter den Pfeilern von Chilminar,
Und jeder Urne Schatz iſt mir bekannt,
Ich weiß, wo des Wohlgeruch's Inſeln blüh'n,
Dort bei Arabiens ſonnigem Land,
So viele Faden tief unten im Meer;
Ich hole König Jamſchid's Becher her,
In dem der Trunk des Lebens wallt,
Wohin ihn Genien auch verſenkt.
Doch iſt das nimmer des Himmels Geſchenk. —
Wo war je ein leuchtender Edelſtein,
Der heller ſtrahlet als der Schein
Von Allah's Thron — und des Lebens Geiſt,
Was gegen der Ewigkeit Tiefen er heißt.

Da ſo, im Nachdenken weilend, ſie ſinnt,
Da wehen die leicht bewegeten Schwingen
Ueber Indien lieblich kühlenden Wind;

But whither shall the Spirit go
To find this gift for heav'n? — »I know
»The wealth,« she cries, »of every urn,
»In which unnumber'd rubies burn,
»Beneath the pillars of *Chilminar*; —
»I know where the Isles of Perfume are
»Many a fathom down in the sea,
»To the south of sun-bright *Araby*;
»I know too where the Genii hid
»The jewell'd cup of their King *Jamshid*,
»With Life's elixir sparkling high —
»But gifts like these are not for the sky.
»Where was there ever a gem that shone
»Like steps of Allah's wonderful Throne?
»And the Drops of Life — oh! what would they be
»In the boundless Deep of Eternity?«

While thus she mus'd, her pinion's fann'd
The air of that sweet Indian land,

Da wo die Luft wie Balſam ſo lind,
Wo die Fluthen von Ambralagern dringen,
Und durch der Korallen verwickelt Gezweige,
Wo der Berg empfänget vom Sonnenſtrahl,
Daß funkelndes Edelſtein er erzeuge;
Und wo manch' ſchattiges grünes Thal
Einer Peri würdiger Aufenthalt.

Doch ach! die klare Welle wallt,
Gefärbt von Blut. — Geruch der Gruſt
Dringt jetzt aus Deinen Blüthenhainen,
Und mit der Blumen ſüßem Duft
Muß der Gefall'nen Todeshauch ſich einen.

Du Land der Sonne, wer entweihte frevelnd
Dir Deiner Tempel hohe Säulen, wer
Die Götterbilder und die heil'gen Höhlen,
Und ſtürzte Deine tauſend Throne um?

Whose air is balm; whose ocean spreads
O'er coral rocks and amber beds,
Whose mountains, pregnant by the beam
Of the warm sun, with diamonds teem;
Whose rivulets are like rich brides,
Lovely, with gold beneath their tides;
Whose sandal groves and bowers of spice
Might be a Peri's Paradise!
But crimson now her rivers ran
With human blood — the smell of death
Came reeking from those spicy bowers,
And man, the sacrifice of man,
Mingled his taint with every breath
Upwafted from the innocent flowers!
Land of the Sun! what foot invades
Thy Pagods and thy pillar'd shades!
Thy cavern shrines, and Idol stones,
Thy Monarchs and their thousand Thrones?

Weh, er von Gazna iſt's, im Zorne wüthend;
Er kommt, und Indien's Herrſcherdiademe
Tritt er mit räuberiſchem Fuß zu Boden;
Die Hunde zieret er mit Edelſteinen,
Die von dem keuſchen Buſen mancher Fürſtin
Er mit entweihender Gewalt geriſſen. —
Die Jungfrau'n tödtet er in ihren Zellen,
Die Prieſter betend für des Landes Ehre,
Und dämmt mit Trümmern goldener Altäre
Aus ihrem Bette die geweihten Wellen. —

Die Peri ſchauet nieder dort,
Durch des Schlachtfeld's blut'gen dunklen Ort,
Wo an dem väterlichen Strand
Ein jugendlicher Krieger ſtand,
Das Schwerdt zerbrochen in ſeiner Hand,
Im Köcher den letzten von allen Pfeilen. —
„Es ſey das Leben Dir geſchenkt,"
Sprach der Eroberer — „das Loos zu theilen"

'Tis he of *Gazna* — fierce in wrath
He comes, and *India's* diadems
Lie scatter'd in his ruinous path. —
His blood-hounds he adorns with gems
Torn from the violated necks
Of many a young and lov'd Sultana; —
Maidens, with their pure Zenana,
Priests in the very fane he slaughters,
And choaks up with the glittering wrecks
Of golden shrines the sacred waters!

Downward the Peri turns her gaze,
And, through the war-field's bloody haze
Beholds a youthful warrior stand,
Alone, beside his native river, —
The red blade broken in his hand
An the last arrow in his quiver.
»Live,« said the Conqueror, »live to share
»The trophies and the crowns I bear!«

„Der Beute geführt aus Deinem Land.“ —
Doch unbeweglich ſtand der Jüngling, ſchweigend
Auf die dunkel wallenden Wellen,
Gefärbt von ſeiner Brüder Herzblut, zeigend,
Dann ſandt' er den einz'gen aller Pfeile,
Auf des Wüthrichs Herz mit Sturmeseile. —
Doch ach! der Schaft verfehlt das Ziel,
Der Räuber lebte, der Jüngling fiel.
  Da merkte die Peri, wohin er ſank,
Und als des Krieges Getümmel fern,
Auf einem Strahl, den der Morgenſtern
Geſendet, ſie ſich herniederſchwang
Und den letzten glorreichen Tropfen Blut,
Der aus dem brechenden Herzen dringt,
Nimmt ſie — eh' der freigebor'ne Geiſt
Sich irdiſchen Banden auf immer entreißt. —
Und als ſie eilend die Flügel ſchwingt,
Da ruft ſie: — Sey das die willkommene Gabe,
Die für die Thore des Lichts ich habe;
Sind oft die Tropfen, die Lebensquellen
Entrinnen auf weitem Schlachtrevier,
Auch unrein: Blut, wie dieſes hier

Silent that youthful warrior stood —
Silent he pointed to the flood
All crimson with his country's blood
Then sent his last remaining dart,
For answer, to the Invader's heart.
False flew the shaft, though pointed well;
The Tyrant liv'd, the Hero fell!
Yet mark'd the Peri where he lay,
  And, when the rush of war was past,
Swiftly descending on a ray
  Of morning light, she caught the last, —
Last glorious drop his heart had shed,
Before its free-born spirit fled!
«Be this,» she cried, as she wing'd her flight,
«My welcome gift at the Gates of Light.
«Though foul are the drops that oft distil
  «On the field of warfare, blood like this,

Beſudelt nicht die klareſten Wellen,
Die rauſchen in ſeeligem Aufenthalt. —
O, wenn auf weitem Erdenrunde,
Eine Gabe dem Himmel wohl gefällt,
So ſind es die Tropfen der blutenden Wunde
Des Herzens, das für die Freiheit fällt.

„Süß,“ ſprach der Engel, als die Gabe
Sie legt in ſeine Strahlenhand;
„Iſt unſer Gruß dem tapfern Helden,
„Der muthig ſtarb für's Vaterland. —
„Doch ſieh' — es regt ſich nicht das Thor,
„Und was Du wieder bringſt hervor,
„Noch heil'ger muß das Opfer ſeyn,
„Das Dich führt in den Himmel ein.

Die ſchönſte Hoffnung zum ew'gen Frieden
Blüht jetzt auf Africa's Mondgebirgen;

»For Liberty shed, so holy is.
»It would not stain the purest rill,
»That sparkles among the Bowers of Bliss!
»Oh! if there be, on this earthly sphere,
»A boon, an offering, Heaven holds dear,
»'Tis the last libation Liberty draws
»From the heart thaat bleeds and breaks in her cause!«

»Sweet,« said the Angel, as she gave
The gift into his radiant hand,
»Sweet is our welcome of the Brave
»Who die thus for their native Land —
»But see — alas! — the crystal bar
»Of Eden moves not — holier far
»Than ev'n this drop the boon must be,
»That opens the Gates of Heaven for thee!«

Her first fond hope of Eden blighted
Now among *Afric's* Lunar Mountains,

Sie ſenkt den Flug hinunter nach Süden;
Nach des egyptiſchen Stromes Wellen,
Tief in die einſam düſtern Schatten,
Wo dem Sterblichen fremd die entſpringenden Quellen,
Und wo auf waldumgränzten Matten
So oft die Genien der Fluth
Des jungen Rieſen Wiege grüßen;
Dort über Egyptens Palmenhut,
Wo Königsgräfte zu ihren Füßen,
Die ſtreng verbannte Peri eilt;
Hier bei der Tauben Koſen weilt
Im Thal Roſetta's, und belauſcht
Das Mondlicht auf den weißen Schwingen
Des Pelican's, — der durch Moeris rauſcht.
Nie konnt' ein ſterblich Auge dringen
In ſchöneres Land, wer dieſe Nacht
Erſchaut, der hätte nie gedacht, —
Wenn dieſe Thäler er je geſehn

Far to the South, the Peri lighted;
    And sleeked her plumage at the fountains
Of that Egyptian tide — whose birth
Is hidden from the sons of earth;
Deep in those solitary woods,
Where oft the Genii of the Floods
Dance round the cradle of their Nile,
And hail the new-born Giants smile!
Thence, over Egypt's palmy groves,
    Her grots, and sepulchres of King's
The exil'd Spirit sighing roves;
And now hangs listening to the doves
In warm Rosetta's vale — now loves
    To watch the moonlight on the wings
Of the white pelicans that break
The azure calm of Moeris' Lake.
'Twas a fair scene — a Land more bright
    Never did mortal eye behold!
Who could have thought, that saw this night
    Those valleys and their fruits of gold

Mit ihren gold'nen Früchten ſo ſchön;
Und dieſe Dattelzweige beugend
Den matten Palmengekrönten Aſt,
Gleich Jungfrau'n, die der Schlaf, ſich neigend
Auf ihre Wimpern — in Träumen umſaßt;
Die reinen Lilien, ſchaamhaft badend
Die Blüthen in der kühlen Fluth,
Daß — wenn der Sonne Strahlen ladend
Erſcheinen, — ſie prangen in hoher Gluth,
Und wenn er geſehn die geſtürzten Palläſte
Eines prachtvollen Traumes einzige Reſte,
In deren feenhafter Einſamkeit
Kein Laut zu hören weit und breit — —
Wie hätt' er geglaubt, daß dort, ja dort,
An dieſem ſchönen einſamen Ort
Der Dämon der Krankheit auf heißen Schwingen
Konnte verderblichen Todeshauch bringen.

Basking in heav'n's serenest light; —
Those groups of lovely date-trees bending
Languidly their leaf-crown'd heads,
Like youthful maids, when sleep descending
Warns them to their silken beds; —
Those virgin lilies, all the night
Bathing their beauties in the lake,
That they may rise more fresh and bright,
When their beloved Sun's awake; —
Those ruin'd shrines and towers that seem
The relics of a splendid dream;
Amid whose fairy loneliness
Nought but the lap-wing's cry is heard,
Nought seen but (when the shadows, flitting
Fast from the moon, unsheath its gleam)
Some purple-wing'd Sultana sitting
Upon a column, motionless
And glittering, like an Idol bird! —
Who could have thought, that there, ev'n there,
Amid those scenes so still and fair,
The Demon of the Plague hath cast
From his hot wing a deadlier blast,

Gefährlicher als je er kam
Aus dem heißen Sande der rothen Wüſte,
Daß er jedem Weſen das Daſeyn nahm,
Das mit giftigem Hauch er verzehrend küßte.
Und was ſein Fittig nur berührt,
Wird zu des Todes Pforten geführt,
Wie die Pflanze, die der Smum umweht,
Danieder ſinkt und welkend vergeht.

Die Sonne manchen freundlich grüßte,
Der damals noch in Blüthe prangt,
Und jetzt, wenn ihn der Peſthauch küßte,
Matt zu dem Todeslager wankt,
Und nimmer wieder ſieht das Licht. —
Der Mondſchein nur umwandert ſchweigend
Die Todten; keiner gräbt ein Grab,
Den letzten Ehrendienſt erzeigend.
Die Geier wenden ſebſt ſich ab,
Denn unheilbringend ſcheint ſolch Futter ihnen.
Nur die Hyäne ſchreitet noch mit kühnen
Und gier'gen Schritten durch die leeren Gaſſen,

More mortal far than ever came
From the red Desert's sands of flame!
So quick, that every living thing
Of human shape, touch'd by his wing,
Like plants, where the Simoom hath past,
At once falls black and withering.

The sun went down on many a brow,
    Which, full of bloom and freshness then,
Is rankling in the pest-house now,
    And ne'er will feel that sun again!
And oh! to see the unburied heaps
On which the lonely moonlight sleeps —
The very vultures turn away,
And sicken at so foul a prey!
Only the fierce hyaena stalks
Throughout the city's desolate walks

Um Mitternacht den gift'gen Raub zu faſſen.
Weh dem Unglücklichen, dem ihre blauen,
Weit offenen Augen dort entgegenblitzen,
Wenn er ſie antrifft unter Todesgrauen.

In tiefer Wehmuth ſprach der Geiſt:
„Beklagenswerthes Geſchlecht der Erden,
„Wie theuer bezahlſt Du den erſten Fall;
„Wohl mögen Blüthen Eden's Dir werden,
„Doch die Spuren der Schlange ſind überall.“

Sie weinte, die Luft ward klar ringsum,
Als die reinen Tropfen den Augen entflohn.
Denn magiſche Kraft weilt in den Thränen,
Die das Mitleid vergießt um den Erdenſohn.

Da hört ſie unter Orangenzweigen,
Wo Blüth' und Frucht im Abendwind ſich kühlen
Und ſcherzend mit einander ſpielen,
Wie Alter pflegt zur Jugend ſich neigen —

At midnight, and his carnage plies —
Woe to the half-dead wretch, who meets
The glaring of those large blue eyes
Amid the darkness of the streets!

«Poor race of Men!» said the pitying Spirit,
«Dearly ye pay for your primal Fall —
«Some flow'rets of Eden ye still inherit,
«But the trail of the Serpent is over them all!»
She wept — the air grew pure and clear
Around her, as the bright drops ran
For there's a magic in each tear,
Such kindly Spirits weep for man!

Just then beneath some orange trees,
Whose fruit and blossoms in the breeze
Were wantoning together, free,
Like age at play with infancy —

Den Seufzer eines Menſchen, der geſchieden
Von andern, in den ſtillen Hain
Geſchlichen war, um dort bei klarem Quell, allein
Zu enden unter ſtillem Frieden,
Für den im Leben, wohin er ſich wandte
So manches holde Herz entbrannte; —
Der nun, als ſey er nie geliebt,
Sich Todesqualen einſam übergiebt.
Ihm nahte Niemand, der ihm theuer;
Es lindert keine Hand das Feuer,
Das ihm im Buſen zehrend wühlt;
Die heiße Stirne keiner kühlt,
Der auch nur einen Tropfen auf die Stirne gießt,
Aus dem hellen See, der zu Füßen ihm fließt.
Und keine Stimme hört er klagen,
Das letzte Lebewohl zu ſagen;
Das, wenn auch alle Töne ſchwinden,
Gleich Engelslauten kann den Weg zum Herzen finden.

Beneath that fresh and springing bower
Close by the Lake, she heard the moan
Of one who, at this silent hour,
Had thither stol'n to die alone.
One who in life, where'er he mov'd,
Drew after him the hearts of many;
Yet now, as though he ne'er was lov'd,
Dies here, unseen, unwept by any!
None to watch near him — none to slake
The fire that in his bosom lies,
With ev'n a sprinkle from that lake,
Which shines so cool before his eyes.
No voice, well-known through many a day,
To speak the last, the parting word,
Which, when all other sounds decay
Is still like distant music heard.
That tender farewell on the shore
Of this rude world, when all is o'er.

Und liebevoll den Geiſt erhellt,
Eh' er in's Dunkel ſcheidet von der Welt.

Verlaß'ner Jüngling, ein Gedanke goß
Jetzt Wolluſt über Dich im Todesringen,
Daß ſie, die Du ſchon Jahre lang gekannt,
Die Du geliebt, die Deine bald genannt,
Geſichert vor des Peſthauch's gift'gen Schwingen,
In ihrer Väter Hallen ſicher wallte. —
Wo Quellen reinigen die Luft
Und mancher hellen Flamme Brand,
Von Roſenholz aus India's Land,
Verbreitet reinen Duft,
So rein wie ſie, die ihn empfand.

Doch halt, wer ſchlich mit leiſem Tritte
Sich in den düſtern Blüthenhain?
Ein Bote, den Geſundheit ſendet,
Auf blüh'nden Wangen, Purpurſchein.
Sie iſt es — durch des Mondlicht's Schimmer
Erkennt er die geliebte Maid,

Which cheers the spirit, ere its bark
Puts off into the unknown Dark.

Deserted youth! one thought alone
Shed joy around his soul in death —
That she, whom he for years had known,
And lov'd, and might have call'd his own,
Was safe from this foul midnights breath; —
Safe in her father's princely halls,
Where the cool airs from fountain falls,
Freshly perfum'd by many a brand
Of the sweet wood from India's land,
Were pure as she whose brow they fann'd.

But see — who yonder comes by stealth,
This melancholy bower to seek,
Like a young envoy, sent by Health,
With rosy gifts upon her cheek?
'Tis she — far off, through moonlight dim,
He knew his own betrothed bride,

Die nimmer ohne ihn mag leben,
Mit ihm zu ſterben ſtets bereit. —
An ſeinem bleichen Mund der Ihre,
Sie achtet nimmer die Gefahr,
Und taucht, um ſeine Gluth zu dämpfen,
Dort in den Quell ihr Lockenhaar.

O! nimmer hätt' er es geglaubt,
Daß je im Leben eine Stunde
In ihrem Kreis es mit ſich bringe;
Wo, ſchreckerfüllt ſein müdes Haupt
Er wende, wenn ſie ihn umſchlinge
Und ſchaud're vor dem Roſenmunde;
Und vor ihm einſt erſtarren werde,
Als wenn das Gift der ganzen Erde
Auf dieſer roſ'gen Lippe ſey,
Die jetzt ſo furchtlos und ſo frei
Der ſeinen liebend nahe kam,
Sonſt ungebeten nie und ſtets in holder Schaam.

She, who would rather die with him,
Than live to gain the world beside! —
Her arms are round her lover now,
His livid cheek to her's she presses,
And dips, to bind his burning brow,
In thee cool lake her loosen'd tresses.

Ah! once, how little did he think
An hour would come when he should shrink
With horror from that dear embrace,
Those gentle arms, that were to him
Holy as is the cradling place
Of Eden's infant cherubim!
And now he yields — now turns away,
Shuddering as if the venom lay
All in those proffer'd lips alone —
Those lips that, then so fearless grown,
Never until that instant came
Near his, unask'd or without shame.

O laß mich, ruft ſie, Dich umſchlingen,
Und theilen Deines Odem's Wehn;
Er mag Verderben, mag Geneſung bringen
Auf ſeinem Fittig; beides däucht mir ſchön.
Da, trinke meine Thränen, laß ſie fließen,
Ach wäre Balſam meines Herzens Blut,
Ich wollte Alles gern für Dich vergießen,
Säh' ich Dich Ruhe nur genießen,
Und könnt' ich lindern Deiner Stirne Gluth.

O wende Deinen Blick nicht ab. —
Laß Deine Braut ſich zu Dir neigen,
Bin ich denn nicht hier wie im Grab,
Dir ſtets zur Seite, ganz Dein eigen?
Glaubſt Du, daß ſie, der aller Freuden Strahlen
Auf dieſer Welt allein von Dir gekommen,
Ertragen könnte jene Nacht voll Quaalen,
Wenn Du für immer ihr genommen?
Glaubſt Du, ich könnte je ohne Dich ſeyn,
Der Du mein Seyn ſelbſt? — O nein! o nein!

•Oh! let me only breathe the air,
•The blessed air, that's breath'd by thee,
•And whether on its wings it bear
•Healing or death, 'tis sweet to me!
•There, drink my tears while yet they fall, —
•Would that my bosom's blood were balm,
•And well thou know'st, I'd shed it all,
•To give thy brow one minute's calm.

•Nay, turn not from me that dear face —
•Am I not thine — thy own lov'd bride —
•The one the chosen one, whose place
•In life or death is by thy side!
•Think'st thou that she, whose only light,
•In this dim world, from thee hath shone,
•Could bear the long, the cheerless night,
•That must be her's, when thou art gone?
•That I can live, and let thee go,
•Who art my life itself? — No, no, —

Wenn ſtirbt der Stamm, ſo wird das Laub
Seinem Herzen entſproſſen, ſelbſt Todes Raub.
O wende Dich zu mir, Geliebter, wende,
Eh' ich gleich Dir verwelk' und ende.
O drücke noch an meinen Mund
Den Deinen, damit zuletzt er theilt
Das reine Leben, ſo mild und geſund,
Das noch auf meinen Lippen weilt;
Sie ſinkt — ſie ſtirbt; — o ſo verliſcht
Der Lampe Licht — von Grabesduft
Umweht in dumpfer Todesgruft;
Und ſeine peſthauchenden Seufzer ſaugen
Ertödtend die Strahlen aus ihren Augen.
Ein Kampf noch — und er iſt dahin,
Der Theure iſt nicht mehr am Leben,
Sie ſtirbt im Kuß, den im Entflieh'n
Der Seele ſie ihn liebevoll gegeben. —

„Schlaf," ſprach die Peri, als leiſe ſie nahm
Den Abſchiedsſeufzer — dem ſchwindenden Leben,

«When the stem dies, the leaf that grew
«Out of its heart must perish too!
«Then turn to me, my own love, turn,
«Before like thee I fade and burn;
«Cling to these yet cool lips and share
«The last pure life that lingers there!»
She fails — she sinks — as dies the lamp
In charnel airs or cavern — damp,
So quickly do his baleful sighs
Quench all the sweet light of her eyes!
One struggle — and his pain is past —
Her lover is no longer living!
One kiss the maiden gives, one last,
Long kiss, which she expires in giving!

«Sleep,» said the Peri, as softly she stole
The farewell sigh of that vanishing soul,

So herzlich und warm, als jemals es kam
Aus Weibes Bruſt — „von Düften umgeben
Schlaf ein — von ſüßerem Hauch umwebt,
Als er jemals dem Grabe des Vogels entſchwebt,
Der auf flammender Bahre ſein Todtenlied ſingt,
Das in Wohllaut und Düften gen Himmel ſich ſchwingt,
Und in Düften und Wohllaut der Erde entſtrebt.“ —

Da haucht die Peri Himmelsluft
Aus ihren Lippen auf den Ort.
Vom Antlitz weicht der Schein der Gruft,
Sie blühn in Roſenglanz hinfort.
Wie Heilige ſtrahlet ihr Angeſicht,
Die aus der Erde ſind genommen
Am Abend des Tages, wo das Gericht
Wird über die ganze Erde kommen. —
Und die wohlwollende Peri glich
Ihrem guten Engel, der ſie bewacht,
Bis ſie Allah erweckt aus der Todesnacht.

Der Morgen erröthet in himmliſchen Höhn;
Die Peri wendet nach oben den Flug,

As true as e'er warm'd a woman's breast —
»Sleep on, in visions of odour rest,
»In balmier airs than ever yet stirr'd
»The enchanted pile of that lonely bird,
»Who sings at the last his own death lay,
»And in music and perfume dies away.

Thus saying from her lips she spread
Unearthly breathings trough the place,
And shook her sparkling wreath, and shed
Such lustre o'er each paly face,
That like two lovely saints they seem'd
Upon the eve of doomsday taken
From their dim graves, in odour sleeping; —
While that benevolent Peri beam'd
Like their good angel, calmly keeping
Watch o'er them, till their souls would waken!

But morn is blushing in the sky;
Again the Peri soars above,

Da ſie den köſtlichen Seufzer, der ſchön
Sich opfernden Liebe, zum Himmel trug.
Hoch ſchlug ihr Herz von Hoffnung geſchwellt,
Sie werde elyſiſche Palmen erringen,
Da der wachende Geiſt der ewigen Welt,
Als er ſie die köſtliche Gabe ſah bringen,
Ihr lächelt: — ſie hört ſchon in den Lüften
Der kryſtallenen Glocken Geläut' in den Zweigen,
Umwallet von ambroſiſchen Düften,
Die ſich von Allah's Throne neigen.
Sie ſieht ſchon die ſtrahlenden Becher erleſen,
Die an der ſilbernen Quelle prangen,
An deren Ufer die ſeeligen Weſen
Der Ewigkeit läuternden Trank empfangen.

Doch ach — ſchnell ſenkt ſich die Hoffnung nieder,
Schon wieder verſagt es das Schickſal; — ſchon wieder
Verſchließt ſich die himmliſche Pforte. — „Noch nicht!“ —
Der Engel mit traurenden Tönen ſpricht,

Bearing to Heav'n that precious sigh
Of pure, self — sacrificing love.
High throbb'd her heart, with hope elate,
The Elysian balm she soon shall win,
For the bright Spirit at the gate
Smil'd as she gave that offering in;
And she already hears the trees
Of Eden, with their crystall bells
Ringing in that ambrosial breeze
That from the throne of Alla swells;
And she can see the starry bowls
That lie around that lucid lake,
Upon whose banks admitted Souls
Their first sweet draught of glory take!

But ah! even Peris' hopes are vain —
Again the Fates forbade, again
The' immortial barrier clos'd — »not yet,«
The Angel said, as with regret,

Als er die Ausſicht von Neuem ihr ſchloß,
„Treu war das Mädchen, die That ſo groß
Prangt ſtrahlend über Allah's Haupt. —
Doch Peri es regt ſich nicht das Thor,
Und was Du wieder bringſt hervor;
Noch heiliger muß die Gabe ſeyn,
Die Dich führt in den Himmel ein."

Ueber Syrien weilt das Abendlicht,
Wo in dem herrlichen Land der Roſen
Die ſanften Lüfte ſpielend koſen;
Da der Sonnenſtrahl ſengend die Zinnen ſticht
Des Libanon — deſſen eiſig Haupt
Von ewig ſtarrendem Schnee umgeben;
Deſſen Fuß von Kindern des Sommers umlaubt
Sich fühlt von roſigen Blüthen umweben.

Wer hoch aus oberer Lüfte Zinnen
Geſchaut in das Land vom Zauber umkränzt,

He shut from her that glimpse of glory —
»True was the maiden, and her story,
»Written in light o'er Allah's head,
»By seraph eyes shall long be read.
»But, Peri, see — the crystal bar
»Of Eden moves not — holier far
»Than ev'n this sigh the boon must be
»That opes the Gates of Heaven for thee!«

Now, upon Syria's land of roses
Softly the light of Eve reposes,
And, like a glory, the broad sun
Hangs over sainted Lebanon;
Whose head in wintry grandeur towers
And whitens with eternal sheet,
While summer, in a vale of flowers
Is sleeping rosy at his feet.

To one, who look'd from upper air
O'er all the enchanted regions there,

Wie wundervoll däucht ſeinen Sinnen
Das Leben, das dort unten erglänzt.
Die blühenden Gärten, die blinkenden Wellen,
Von gold'nen Melonenranken umgeben,
Die funkelnder noch durch den Sonnenſtrahl ſchwellen;
Und der Eidechſen geſchäftiges Weben
In geſtürzten Mauern, ſo klar ſie und rein,
Als lebten ſie nur vom Sonnenſchein.
Weit lebendiger ſtrahlend unzählige Schaaren
Von flatternden Tauben auf Felsgeſtein,
Mit ihren raſtlos ſchimmernden Schwingen,
Unendlich ſchillernd im Morgenſchein,
Als wären ſie mit Demanten umzogen,
Oder mit Farben angethan,
Wie ſie der leuchtende Regenbogen
Zeiget am Himmel von Periſtan.
Und dann das Tönen der Hirtenflöte
Uralter Zeit aus klingendem Rohr,

How beauteous must have been the glow,
The life, the sparkling from below!
Fair gardens, shining streams, with ranks
Of golden melons, on their banks,
More golden where the sunlight falls; —
Gay lizards, glittering on the walls
Of ruin'd shrines, busy and bright
As they were all alive with light; —
And yet more splendid, numerous flocks
Of pigeons, settling on the rocks,
With their rich restless wings that gleam
Variously in the crimson beam
Of the warm west, — as if inlaid
With brilliants from the mine, or made
Of tearless rainbows, such as span
Th' unclouded skies of Peristan!
And then the mingling sounds that come,
Of shepherd's ancient reed, with hum

Das mit dem Summen ſchmauſender Bienen
Von Paläſtina trifft das Ohr. —
Und Jordan, deiner Fluthen Wallen,
Mit deinen Hainen voll Nachtigallen!

Doch nichts für die Peri Zauber hat,
Ihr Herz iſt traurig; — die Flügel matt,
Und freudenlos ſieht ſie die Sonne neigen
Sich jenem großen Tempel, einſt ihr eigen. —
Von oben herab die verlaſſenen Säulen
Gleich Zeigern ihren Schatten ſenden,
Die die Zeit ſich errichtet, in raſtloſem Eilen,
Zu zeigen, wenn Weltalter enden.

Doch liegt vielleicht zur guten Stunde
Dort in der Sonne Zellen tief
Ein Amulet, das Menſchenkunde
Nie zum Gebrauch in's Daſeyn rief;
Ein Täfelchen, vielleicht verſchloſſen,
Mit dem Namen des großen Salomo;

Of the wild bees of Palestine
Banqueting through the flowery vales;
And, Jordan, those sweet banks of thine,
And woods, so full of nightingales!

But nought can charm the luckless Peri;
Her soul is sad — her wings are weary —
Joyless she sees the sun look down
On that great Temple, once his own
Whose lonely columns stand sublime,
Flinging their shadows from on high,
Like dials which the wizard, Time,
Had rais'd to count his ages by!

Yet haply there may lie conceal'd
Beneath those Chambers of the Sun,
Some amulet of gems, anneal'd
In upper fires, some tablet seal'd
With the great name of Solomon,

Das nicht der Peri Auge verſchloſſen
Ihr zeige, wo in Erd' und Meer
Die Gabe ruhe, der Zauber, der ſchon
Sobald dem raſtlos wandernden Geiſt
Die himmliſchen Pforten für immer erſchleußt.

Sie eilt, von Hoffnung geflügelt, dahin,
Und milde ſtrahlet das Auge der Welt,
Da der weſtliche Himmel noch nicht erhellt
Von abendlichem Strahlenrubin. —
Da über Balbec's Thälern ſchwebend
Sieht ſie, wie ein ſchuldloſes Kind dort ſpielt,
Die wilden Blüthen mit Liedern belebend;
Wie die Blumen ſo frei, ſo blühend und wild.
Jagend mit gierigen Händen und Augen
Die Libellen, die dort auf Jasminenſtämmen
Aus den duftenden Blüthen Balſam ſaugen,
Wie beſchwingte Blumen, gleich geflügelten Gemmen.
Dicht bei dem Knaben, der müde vom Koſen
Sich lagert unter duftenden Zweigen,

Which, spell'd by her illumin'd eyes,
May teach her where, beneath the moon,
In earth or ocean lies the boon,
The charm that can restore so soon,
An erring Spirit to the skies!

Cheer'd by this hope she bends her thither; —
Still laughs the radiant eye of Heaven,
Nor have the golden bowers of Even
In the rich West begun to wither; —
When, o'er the vale of Balbec winging
Slowly, she sees a child at play,
Among the rosy wild-flowers singing,
As rosy and as wild as they;
Chasing, with eager hands and eyes,
The beautiful blue damsel — flies,
That flutter'd round the jasmine stems,
Like winged flowers or flying gems: —
And, near the boy, who, tir'd with play,

Und harmlos ſich bettet unter den Roſen,
Gewahrt einen Krieger vom Roß ſie ſteigen,
Das neben ihm ſchweißtriefend ſtand;
Er eilet mit lechzend begieriger Schnelle
Und trinkt am ſchmalen ländlichen Rand
Von eines Imarets ſprudelnder Quelle;
Dann wendet er die düſtere Braue
In's blühende Thal,
Damit das holde Kind er erſchaue;
Nie traf düſt'rer Auge der Sonnenſtrahl;
Vermiſcht war in ihm Schrecken und Gluth;
Der finſt're Abglanz alles Böſen,
Und deutlich konnt' die Peri leſen
D'rin düſtere Thaten unmenſchlicher Wuth;
Den entweihten Altar — die geſchändete Maid;
Leichtſinnig nimmer gehaltenen Eid;
Die Schwelle befleckt von des Gaſtfreund's Blut;
Dort war es geſchrieben mit flammender Gluth. —

Now nestling 'mid the roses lay,
She saw a wearied man dismount
    From his hot steed, and on the brink
Of a small imaret's rustic fount
    Impatient fling him down to drink.
Then swift his haggard brow he turn'd
    To the fair child, who fearless sat,
Though never yet hath daybeam burn'd
    Upon a brow more fierce than that, —
Sullenly fierce — a mixture dire,
Like thunder-clouds, of gloom and fire!
In which the Peri's eye could read
Dark tales of many a ruthless deed;
The ruin'd maid — the shrine profan'd —
Oaths broken — and the threshold stain'd
With blood of guests! — *there* written all,
Black as the damning drops that fall

So lodernd, wie des Engels Buch,
Worin er die Thaten der Menſchen trug,
Bis Gnadenthräne löſcht den Fluch.

Doch ruhig lag der Mann der Sünde,
Als wenn des Abends mildes Weben
Den Frieden ſeiner Bruſt gegeben,
Zuſchauend dem ſchuldlos ſpielenden Kinde. —
Doch wenn ſein Blick zufällig traf
Des roſigen Knaben freies Geſicht,
So war es, als wenn eine Fackel, verglimmt,
Unheiligem Götzendienſt beſtimmt,
Begegnet der Sonne belebendem Licht.

Doch ſieh', die Veſper ruft zum Beten,
Da leiſe nieder die Sonne ſinkt,
Und lieblich durch die Lüfte klingt
Der Ruf aus Syriens tauſend Minareten.
Der Knabe ſpringt auf zur ſelben Stunde
Empor ſich wendend zu Süden's Stern

From the denouncing Angel's pen,
Ere Mercy weeps them out again!

Yet tranquil now that man of crime,
(As if the balmy evening time
Soften'd his spirit,) look'd and lay,
Watching the rosy infant's play: —
Though still, whene'er his eye by chance
Fell on the boy's, its lurid glance
Met that unclouded, joyous gaze,
As torches, that have burnt all night
Through some impure and godless rite,
Encounter morning's glorious rays.

But hark! the vesper call to prayer,
As slow the orb of day-light sets,
Is rising sweetly on the air,
From Syria's thousand minarets!
The boy has started from the bed
Of flowers, where he had laid his head,

Und liſpelt mit unſchuldigem Munde
Ein Cherub, den ewigen Namen des Herrn,
Und ſchaut' mit hochgehob'nen Händen
Hinauf in's reine Himmelsblau,
Wie Edensengel, der vom Erdenthau
Sich wieder will zu ew'ger Wohnung wenden.
Das war ein Anblick, der Himmel — das Kind,
Es hätte ſelbſt, wenn auch noch ſo verſtockt,
Einen Seufzer verlorener Zeiten entlockt
Dem Eblis ſtolz und bös geſinnt.
Was fühlt er wohl, der finſt're Mann,
Da der Erinn'rung Welle rann,
Ueber manches Jahr voll Zorn und Wuth
Aus ſeines Lebens dunkler Fluth,
Worin er keine Stelle fand,
Die Ruh' und Frieden ihm geſandt?
„Es gab eine Zeit“ — ſo ſprach er in leiſen,
Herzrührenden Tönen — „du harmloſes Kind,

And down upon the fragrant sod
Kneels, with his forehead to the south,
Lisping the' eternal name of God
From purity's own cherub mouth,
And looking, while his hands and eyes
Are lifted to the glowing skies,
Like a stray babe of Paradise,
Just lighted on that flowery plain
And seeking for its home again!
Oh 'twas a sight — that Heav'n — that Child —
A scene, which might have well beguil'd
Ev'n haughty Eblis of a sigh
For glories lost and peace gone by!
And how felt *he*, the wretched Man
Reclining there — while memory ran
O'er many a year of guilt and strife,
Flew o'er the dark flood of his life
Nor found one sunny resting-place,
Nor brought him back one branch of grace!
«There was a time,» he said, in mild,
Heart-humbled tones — «thou blessed child!

Wo ich, wie Du, in heiligen Weiſen
Gebetet, unſchuldig, wie Du geſinnt."
Er ſenkte das Haupt; es naht vereint
Gefühl und Hoffnung, was ſo tief
Seit ſeiner Kindheit in ihm ſchlief,
Es kehrte wieder; er weint; er weint!
O tiefer Reue geſegnete Thränen,
In deren milder verſöhnender Fluth
Gefühlt wird das erſte göttliche Sehnen,
Nach ſchuldloſer Freude, des Himmels Gut.
„Es giebt einen Tropfen, der von dem Mond,"
— Die Peri ſprach's, — „in des Junius Luft,
„Fällt auf Egypten, darinnen wohnt
„Unſchätzbarer Zauber; es ſchließt ſich die Gruft
„Verpeſtender Seuche, wenn er ſie berührt,
„Und alles Elend wird fortgeführt. —
„O trifft nicht ſo der Reue Thau,
„Du Mann der Sünde, im ſanften Fall

»When young and haply pure as thou,
»I look'd and pray'd like thee — but now« —
He hung his head — each nobler aim
And hope and feeling, which had slept
From boyhood's hour, that instant came
Fresh o'er him, and he wept — *he wept.*

Blest tears of soul-felt penitence!
In whose benign, redeeming flow
Is felt the first, the only sense
Of guiltless joy that guilt can know.
»There's a drop,« said the Peri, »that down from the moon
»Fall through the withering airs of June
»Upon Egypt's land, of so healing a power,
»So balmy a virtue, that ev'n in the hour
»That drop descends, contagion dies,
»And health reanimates earth and skies!
»Oh, is it not thus, thou man of sin
»The precious tears of repentance fall?

„Dein Herz, von Fluch und Bosheit grau;
„Verſcheucht nicht der Tropfen das Böſe all'.“

Wie er nun dort demüthig nieder
Sich betend bei dem Kinde bettet;
Und es fällt derſelben Sonne Huld
Auf den Schuldloſen wie auf die Schuld,
Da tönen es Engelhymnen wieder,
Wie eine irrende Seele gerettet.

Die Sonne ſenkt ſich in der Ferne,
Als dort andächtig die Beiden knieen;
Da ſieht man ein heller Licht umziehen,
Als je es geſtrahlet funkelnde Sterne,
Des Sünders Thräne wie ſie mild
Hervor aus reuigem Auge quillt.
Dem Auge Sterblicher dünkt's zu ſeyn
Strahlenden Nordlicht's heller Schein. —
Wohl hat es die freudige Peri gekannt;
Es war ein Lächeln von himmliſchem Munde,

»Though foul thy fiery plagues within,
»One heavenly drop hath dispell'd them all!«
And now — behold him kneeling there
By the child's side, in humble prayer,
While the same sun-beam shines upon
The guilty and the guiltless one,
And hymns of joy proclaim through Heaven
The triumph of a Soul forgiven!
'Twas when the golden orb had set,
While on their knees they linger'd yet,
There fell a light, more lovely far
Than ever came from sun or star,
Upon the tear that, warm and meek,
Dew'd that repentant sinner's cheek:
To mortal eye this light might seem
A northern flash or meteor beam —
But well the enraptur'd Peri knew
'Twas a bright smile the Angel threw

Zu weihen die Thränen zur ſelben Stunde,
Aus paradieſiſchen Höhen geſandt. —

„O Freude für immer! — ich habe vollendet,
„Willkommene Mitgift dem Himmel geſpendet,
„Wie glücklich iſt ſie, die errungen es hat,
„Gegen dich holdes Eden, voll Kummer und Gram
„Sind die Diamantthürme von Schadukiam,
„Und die blühenden Haine von Amberabad.

„Lebet wohl, ihr lieblichen Düfte der Erden,
„Verſchwebend, gleich Liebender Seufzer im Werden.
„Ich weide mich jetzt an dem Tubazweig,
„Deſſen Duft unvergänglich wie Gottes Reich. —
„Lebt wohl, ihr welkenden Blumen, die ſchon
„Im kurzen Entknoſpen dahin, verblüht.
„O was ſind die ſchönſten, die je geblüht,
„Gegen Lotosblüthen an Allah's Thron,
„Wo in jedem Blatt ein beſeeltes Leben.
„Ich hab' es für immer, für immer erſchwungen,
„Die Thore ſind offen, der Himmel errungen.“

From Heaven's gate, to hail that tear
Her harbinger of glory near!

»Joy, joy for ever! my task is done —
»The Gates are pass'd, and Heaven is won!
»Oh! am I not happy? I am, I am —
»To thee, sweet Eden! how dark and sad
»Are the diamond turrets of Shadukiam,
»And the fragrant bowers of Amberabad!
»Farewell ye odours of Earth, that die,
»Passing away like a lover's sigh; —
»My feast is now of the Tooba Tree,
»Whose scent is the breath of Eternity!

»Farewell ye vanishing flower's, that shone
»In my fairy wreath, so bright and brief, —
»Oh! what are the brightest that e'er have blown,
»To the lote-tree, springing by Alla's Throne,
»Whose flowers have a soul in every leaf!
»Joy, joy for ever! — my task is done —
»The Gates are pass'd, and Heav'n is won!«

Die Einfaſſung, welche er den vier Gedichten gegeben, Lalla Rookh's Reiſe und Vermählung, iſt originell und gewandt, und läßt, vorzüglich durch die hübſche Zeichnung der einzelnen Scenen und Charactere, einen höchſt angenehmen Eindruck zurück, welcher ſich neben der großartigen Wirkung, die das Ganze hervorbringt, ungeſchwächt und friſch zu erhalten weiß.

The loves of the Angels heißt Moore's zweites größeres Gedicht, das er freilich ſelbſt nur für ein Fragment ausgiebt, das aber durchaus als ein abgeſchloſſenes Ganze zu betrachten iſt. Die folgende Stelle aus dem Apocryphen Enoch giebt das Thema zum Gedichte: „Es geſchah, nachdem die Söhne der Menſchen ſich vermehrt hatten in jenen Tagen, daß ihnen Töchter geboren wurden gefällig und ſchön; und als die Engel, die Söhne des Himmels ſie ſahen, verliebten ſie ſich in dieſelben.“ — In der erſten Blüthenzeit der Erde geſchah es, erzählt der Dichter, daß ſich eines Abends drei Engel auf einem Hügel trafen. Alle Drei liebten Töchter der Erde, und dies Gefühl hat ihrem himmliſchen Weſen ſo viel Erdgebor'nes zugeſetzt, daß ſie ſich jetzt in einem Zuſtande reinigender Buße gleichſam befinden. Sehnſüchtig blicken ſie zum Himmel empor, je tiefer aber der Abend ſich ſenkt, deſto öfterer gedenken ſie jener ſeligen Empfindungen. Die beiden Erſteren erzählen ſelbſt die Geſchichte ihrer Liebe, die des Dritten fügt der Dichter hinzu. —

Daß dieſes Werk vom Verfaſſer der Lalla Rookh ſey, iſt nicht zu verkennen, denn alle Eigenthümlichkeit Moore's offenbart ſich gleichfalls in ihm, aber es ſteht jenem Gedichte wie an äußerem Reichthum, ſo auch an innerem nach. — Der Stoff war nicht ergiebig genug für die glänzende, nur im Wechſel reiche Phantaſie des Dichters, er erſetzt alſo dieſen ſcheinbaren Mangel durch Lyrik und Raiſonnement, und da noch obendrein das Ganze ſchon durch den vorher zu ſehenden ſchmerzlichen Schluß jeder einzelnen Erzählung einen vorherrſchenden Ton der Wehmuth erhalten muß, ſo bekommt es eine elegiſche Richtung, die dem Eindrucke mehr ſchadet, als daß ſie ihn beförderte und höbe. Trotz der Wärme und Innigkeit der Empfindungen, dem Glanze der Diction, und dem Feuer der einzelnen Schilderungen, welche er durch das Werk verbreitet, iſt Moore doch nicht genug Herr geblieben, um über demſelben zu ſtehn, und es mangelt daher, indem ſeine Subjectivität vorherrſchend wird, der Dichtung an der wahren, durch ſich ſelbſt wirkenden Kraft. Dieſer Hauptfehler wird nun noch dadurch verſtärkt, daß das Liebesverhältniß ſämmtlicher drei Engel, in ſeiner innerſten Haltung, viel zu modern, und alſo unwahr und inconſequent iſt. — Der Erſte liebt zu irdiſch und hat ſehr menſchliche ſchwache Stunden; in einer ſolchen wird er von der ſehr ätheriſch liebenden Erkohrnen um ſeine Engelſchaft gebracht, und bleibt, natürlich wider ſeinen Willen, als Menſch im Staube zurück, während ſie als Engel gen Himmel fliegt. — Der Misgriff, den hier moderne Sentimentalität gethan, würde die ganze Erzählung, ſcharf beleuchtet, beinahe in ein lächerliches Licht ſtellen, hätte nicht Moore's großes und reiches Talent zu viel Einſchmeichelndes, ſo daß er uns wenigſtens ſo lange bethört, als er uns feſthält. —

Die Geſchichte des zweiten Engels erinnert an die Mythe von der Semele. — Die Geliebte des Engels iſt ehrgeizig, und will ihn, nachdem ſie ihn gut irdiſch beglückt, nun auch in ſeiner ganzen Engels-Herrlichkeit umfangen. Es geſchieht, und ſie wird von der von ihm ausſtrömenden himmliſchen Flamme verzehrt. — Doppelte Quaal verfolgt nach ihrem Tode den Engel, die Reue über ſeinen Fall und über den durch ihn verurſachten Tod der Geliebten. — Die ganze Erzählung iſt mit Kraft und Gluth durchgeführt, und wohl die bedeutendſte zu nennen.

Die Mittheilung des dritten Engels ermangelt faſt allen Halts. — Er liebt eine fromme Sterbliche, die in herrlichen Geſängen Gottes Liebe und Größe preiſt; ſie erwiedert ſein Gefühl, und ihre Zuneigung zu einander wird ſo gewaltig, daß ihre pflichtgemäße Liebe zur Gottheit darunter leidet. — Gott verdammt ſie, getrennt, nach oben blickend, ſo lange auf der Erde zu weilen, als dieſe ſelbſt beſteht; mitunter begegnen ſie ſich, und ſolche Momente ſind Momente der höchſten Seligkeit; fromm ertragen ſie den Bannfluch, denn dereinſt werden ſie im Himmel unzertrennlich ſeyn. Nur Gott und die Engel wiſſen, ſo ſchließt Moore dieſe Erzählung und mit ihr das ganze Gedicht, wo die beiden Pilger jetzt wallen oder weilen, begegnen wir aber einem jungen Liebespaar, das alle möglichen himmliſchen und irdiſchen Vortrefflichkeiten beſitzt, ſo können wir gewiß ſeyn, daß es hienieden nur ein ſolches Paar gebe, und mögen, wenn wir ſie ſegnen auf ihrem Wege durch die Wildniß der Welt, ſagen: „da geht Zaraph und ſeine Nama.“ Zur beliebigen Nutzanwendung erlaube ich mir, Ihnen die Beſchreibung dieſes Paares mitzutheilen, es iſt wirklich ſo über alle Maaßen vortrefflich, daß es uns maſſiver gebildeten Erdenkindern faſt, wie ich fürchte, langweilig erſcheint.

But should we in our wanderings,
Meet a young pair, whose beauty wants
But the adornment of bright wings,
To look like heaven's inhabitants —
Who shine wherever they tread, and yet
Are humble in their earthly lot,
As is the wayside violet
That shines unseen, and were it not
For its sweet breath would be forgot. —
Whose hearts, in every thought are one
Whose voices utter the same wills,
Answering, as Echo doth some tone,
Of fairy music, 'mong the hills,
So like itself, we seek in vain
Which is the echo, which the strain —
Whose piety is love, whose love,
Though close as 'twere their soul's embrace
Is not of earth but from above —

Like two fair mirrors, face to face
Whose light from one to the other thrown,
Is heaven's reflection, not their own. — *)

Ueber die Allegorie, welche ſich durch das Ganze windet, ſpricht ſich Moore ſelbſt in der Vorrede mit folgenden Worten aus: In addition to the fitness of the subject for poetry, it struck me also as capable of affording an allegorical medium, through which might be shadowed out (as I have endeavoured to do in the following stories) the fall of the soul from its original purity — the loss of light and happiness which it suffers, in the pursuit of this world's perishable pleasures — and the punishment both from conscience and Divine justice, with which impurity, pride and presumptuous inquiry into the awful secrets of God, are sure to be visited. — The beautiful story of Cupid and Psyche owes its chief charm to this sort of „veiled meaning“ and it has been my wish (however I may have failed in the attempt) to communicate the same *moral* interest to the following pages. — **)

---

*) Aber ſollten wir auf unſeren Wanderungen einem jungen Paare begegnen, deſſen Schönheit nur der Schmuck leuchtender Fittige fehlt, um den Bewohnern des Himmels zu gleichen; — das ſtrahlt, wohin es tritt, und doch demüthig iſt in ſeinem Erdenlooſe, wie das Veilchen am Wege, welches ungeſehen glänzt und vergeſſen würde, beſäße es nicht den ſüßen Duft; — deſſen Herzen in jedem Gedanken Eins ſind, deſſen Stimmen denſelben Willen äußern, antwortend wie das Echo irgend einem Tone von Elfenklängen zwiſchen den Hügeln, ſich ſo ähnlich, daß wir umſonſt forſchen, was das Echo, was der Klang ſey; — deſſen Frömmigkeit Liebe iſt, deſſen Liebe, obgleich verſchlungen, als ſey ſie ihrer Seelen Umarmung, nicht irdiſch iſt, ſondern von oben ſtammt — wie zwei ſchöne gegen einander gekehrte Spiegel, deren Licht von Einem dem Anderen zugeworfen, des Himmels Wiederſchein, nicht ihr eigner iſt. —

**) Außer dem, daß der Gegenſtand ſo paſſend für eine poetiſche Behandlung iſt, frappirte es mich auch inſofern als es ein allego-

Am Bedeutendſten und Erhabenſten zeigt ſich Moore in der Mehrzahl ſeiner lyriſchen Dichtungen, unter denen die **Irish melodies** den erſten Rang einnehmen. Sie ſind ſämmtlich untergelegte Texte zu alten irländiſchen Volksweiſen, aber ihr Inhalt iſt eben ſo national, als die Melodieen, denen ſie angepaßt wurden. — Erin's ſonſtige Größe und jetzige Schmach beſingt in ihnen ſeines Landes treueſter Sohn, mit dem innigſten Gefühle und mit ſeltener Kraft und Lebendigkeit, geſchmückt von dem glänzenden Gewande der anmuthigſten und reichſten Diction. Der Dichter concentrirt hier ſeine ſonſt ſo leicht über die Grenzen hinaus ſchweifende Phantaſie in ſeinen Empfindungen, er ſucht nicht nach Bildern, ſie ſtrömen mit jenen zugleich aus dem Herzen, und reißen unwiderſtehlich in ihre Kreiſe hinüber. — Vorzüglich gelungen ſind alle Lieder, die Erin's Fall und Leid beweinen, denn in ihnen offenbart ſich am Glänzendſten und Kräftigſten, wie heilig und ernſt dem Sänger die Sache ſeines Landes iſt, für das er ſo tief und glühend fühlt. — Aber auch die anderen Geſänge ſind vortrefflich, und ich wüßte kein einziges Lied in der ganzen Sammlung, von dem ich wünſchen könnte, es möchte nicht darin ſeyn. — Es ſey mir geſtattet, Sie vorzüglich auf folgende aufmerkſam zu machen: **Go, where glory waits**

---

riſches Medium darzubieten ſchien, durch welches angedeutet werden könnte (was ich mich auch bemühte, in den folgenden Erzählungen zu thun) der Fall der Seele von ihrer urſprünglichen Reinheit; — der Verluſt des Lichts und der Glückſeligkeit, welchen ſie erduldet, indem ſie den vergänglichen Freuden der Erde nachſtellt, und die zwiefache Beſtrafung, ſowohl von Seiten des Gewiſſens, als der göttlichen Gerechtigkeit, mit welcher Beflecktheit, Stolz und vorwitziges Forſchen nach den verhängnißvollen Geheimniſſen Gottes, ſicher heimgeſucht werden. — Die ſchöne Erzählung von Amor und Pſyche verdankt ihren hauptſächlichſten Reiz dieſer Art von „verſchleierter Bedeutung,“ und es war mein Wunſch (obwohl mir der Verſuch misglückt ſeyn kann), den folgenden Blättern daſſelbe moraliſche Intereſſe zu verleihen. —

thee; Erin the tear and the smile in thine eyes; When he, who adores thee; Tho' the last glimpse of Erin with sorrow I see; We may roam thro' this world; Oh blame not the bard; It is not the tear; Weep on, weep on; She is far from the land; 'Tis the last rose of summer; Farewell — but whenever you welcome the hour; Has sorrow thy young days shaded; While History's muse etc.; Where is the slave; Dear Harp of my country; When cold in the earth, Shall the harp then be silent u. ſ. w.

In ſeinen übrigen lyriſchen Dichtungen, vorzüglich in der Sammlung, welche er unter dem erborgten Namen **Thomas Little** herausgab, herrſchen jene oben gerügten Fehler mitunter vor. — Der Haupttadel, der ihn hier trifft, liegt darin, daß er ſich zu ſehr gehen läßt, ohne doch eigentlich klar über die Richtung zu ſeyn, welche ein Geiſt wie der ſeine einſchlagen müßte. — Er ſchwankt, einerſeits von dem Einfluß ſeiner Studien der lyriſchen Dichter des Alterthums, andererſeits von der Neigung ſeines eigenen Genius, der ſich gern und oft dem Frivolen zuwendet, beherrſcht, hin und her. — Anmuth der Rede, Glanz der Bilder, Tiefe und Innigkeit ſchmücken jedoch auch den größten Theil dieſer Gedichte, unter denen beſonders die Lieder an Nea, und mehrere poetiſche Epiſteln höchſt ausgezeichnet ſind. —

Als Satyriker iſt Moore zwar ergetzlich, aber gefährlich, denn ſein Witz iſt ſchlagend, ſein Spott haarſcharf und ſein Haß zweiſchneidig. Seine von den Engländern nicht eben ſehr gebilligten **Letters of the Fudge family** erſchienen unter dem Namen eines **Thomas Brown the younger**, doch errieth man bald den Verfaſſer. Sie enthalten zwölf Briefe einer irländiſchen Familie, welche Paris beſucht, und von der jedes Mitglied auf ſeine Weiſe, Freunden Nachricht über das Erlebte giebt. — Die verſchiedenen Charactere ſind, obwohl mitunter poſſenhaft, doch vortrefflich gehalten; der Papa, eine Art Emiſſair des Lord Caſtlereagh, repräſentirt die ganze Secte der ſervilen Dummen, oder richtiger der Servilen aus Dummheit in ihrem ſchönſten Glanz; ſein hoffnungsvoller Sohn iſt ein junger Bär, der ſich von der Mode glatt lecken läßt und die franzöſiſche Küche zu ſeinem Hauptſtudium macht; die Tochter, eine ſentimentale Närrin, verliebt ſich in einen Leinenhändler, der einen Schnurrbart trägt, und welchen ſie für den König von Preußen hält, der ſich damals incognito als Graf Ruppin in Paris befand, bis ſie endlich ſchmählich enttäuſcht wird. — Zwiſchen dieſen Narrenſpielen wandelt ein ernſter tiefer Geiſt umher, perſonificirt als ein junger Irländer aus altem edeln Geſchlecht, den das Verhältniß zwang, als eine Art von Informator ſich der Familie beizugeſellen. — Seine Briefe, würdig und ſchön gehalten, athmen die glühendſte Vaterlandsliebe und das lebendigſte Gefühl für Freiheit und Recht, und verrathen den Verfaſſer in jeder Zeile, wollte er ſich auch noch ſo ſehr verbergen. — Höchſt ergetzlich ſind des Papa Auszüge aus ſeinem Journal; des Sohnes Beſchreibung eines Dejeuner's, und der Tochter Schilderung ihres Bruders, ſo wie ihre Extaſe über die Pariſer Tänzerinnen. Wahrhaft ſchön und leider zu wahr iſt des jungen Irländers Darſtellung der Folgen von Napoleons Fall. — Ich laſſe hier zwei komiſche Bruchſtücke als Probe folgen, zu erheiternder Abwechſelung.

Beſchreibung ihres Bruders, von Betty Fudge.*)

Wir ſind in einer behaglichen Kutſche
Nebſt Herrn Connor die ſämmtlichen Futſche;
Robert, mein Bruder, ſolch' Schaaf zu Kilrandy,
Der iſt ganz verändert, man macht ihn zum Dandy,

---

*) Our party consists, in a neat Calais job
Of Papa and myself, Mr. Connor and Bob.
You remember how sheepish Bob look'd at Kilrandy,
But, Lord! he's quite alter'd — they've made him a Dandy;

Ein Ding, wie Du weißt, ſchnurrbärtig, geſchnürt
Wie ein Sandglas ſo ſchmal, das nur Oberröck' führt;
Eine neue Art, nicht den Gelehrten bekannt,
Den Kopf unbeweglich in den Kragen gebannt,
So daß man muß neue Stühle erdenken,
Die, wenn ſie ſich umſeh'n, ſich mit ihnen ſchwenken;
Kurz, Dandy nennt man das Ding, das ich meine,
Und Bob iſt der beſte, den je ich geſeh'n;
Ein Jüngling, voll Hoffnung; franzöſiſche Speiſen
In Paris zu ſtudiren, thut mit uns er geh'n.
Die Namen, die kennt er ſchon, denk', wie zum Spaß
A la braise, petits pâtés — und wie nennt man doch das, —
Ach ich weiß ſchon — man heißt es — maitre d'hôtel —
Kurz, all' dieſe Dinge, die lernt er ſo ſchnell,
Als hätt' er ſich nie von was Ander'm genährt,
Und hat Dir noch keinen Biſſen verzehrt.

Aus dem erſten Briefe.

A thing, you know, whisker'd, great-coated, and lac'd
Like an hour-glass, exceedingly small in the waist;
Quite a new sort of creatures, unknown yet to scholars,
With heads, so immoveably stuck in shirt-collars,
That seats like our music-stools soon must be found them
To twirl, when the creatures may wish to look round them!
In short, dear, a »Dandy« describes what I mean,
And Bob's far the best of the *genus*, I've seen;
An improving young man, fond of learning, ambitious,
And goes now to Paris to study French dishes,
Whose names — think how quick! — he already knows pat
A la braise, *petits pâtés*, and — what d'ye call that
They inflict on potatoes? — oh *maitre d'hôtel* —
I assure you, dear Dolly, he knows them as well
As if nothing but these all his life he had eat
Though a bit of them Bobby has never touch'd yet.

Schilderung des Tanzens, von derſelben. *)

Doch das Tanzen — ah, parlez moi, Dolly de ça
Das entzückt uns Alle bis auf den Papa.
Die Schönheit — Gewandtheit — O Sylph der Romanze,
Flieh' hin zu Titania — und frage, ob ſie das
Sieht bei einer Nymphe, leichtfüßig im Tanze,
Gleich Dir Bigottini und Dir Fanny Bias.
Fanny Bias als Flora — man möchte beſchwören,
Wenn ihr zarter Fuß in dem Tanz wirbelt rund,
Daß ſie muß in den Lüften zu Hauſe gehören,
Und par complaisance einzig berühret den Grund.
Und wenn Bigottini, als Pſyche, läßt wallen
Ihre Locken, verfolgt von Dämonengewimmel,
So fühlet man Neid bei den Teufelchen Allen,
Die ſie halten und zieh'n, und abhalten vom Himmel.
Und dann die Muſik — ſo ſchmachtend, beſeelt,
So himmliſch — Dir ſey's im Vertrauen erzählt —
Wie gut iſt's für mich, daß dann Niemand bei mir,
Der von Liebe mir ſpricht — eine Seele ward Dir

---

*) But the dancing — *ah! parlez moi, Dolly, de ça* —
There indeed is a treat that charms all but Papa.
Such beauty — such grace — oh ye sylphs of romance
Fly, fly, to Titania, and ask her if *she* has
One light footed nymph in her train, that can dance
Like divine Bigottini and sweet Fanny Bias.
Fanny Bias in Flora — dear creature! — you'd swear,
When her delicate feet in the dance twinkle round,
That her steps are of light, that her home is the air
And she only par complaisance touches the ground.
And when Bigottini in Psyche dishevels
Her black flowing hair and by daemons is driven
Oh! who does not envy those rude little devils,
That hold her and hug her and keep her from heaven.
Then the music — so softly its cadences die
So divinely — oh Dolly between you and I,
Its as well for my peace that there's nobody nigh

Und Du kannſt es fühlen — er bezwänge im Rutſch
Das zärtliche Herz Deiner treuen Betty Futſch.

So harmlos die Brieſe der Tochter und des Sohnes ſind, ſo ſchneidend und ſpöttiſch ſind dagegen, in ihrer Einfalt, die Brieſe des Vaters, in welchen die engliſchen Ariſtokraten mit Neſſeln gepeitſcht werden. — Weit giftiger jedoch ſtellen ſich Moore's andere ſatyriſche Werke dar; die aufgefangenen Brieſe oder das Stadtpoſtfelleiſen (**Intercepted lotters or the twopenny post-bag**) und die Fabeln auf die heilige Allianz ſind Behälter voll der ſchärfſten und ätzendſten Lauge, wie ſie nur je politiſche Satyre über ihre erbarmenswerthen Opfer ausgoß. Mag man jedoch noch ſo ſehr dem Gehäſſigen abgeneigt ſeyn, lange zürnen kann man dem Verfaſſer nicht; ſeine Liebe für Freiheit und Recht, ſein glänzender Witz und ſeine außerordentliche Gewandtheit haben eine Kraft der Verſöhnung, welche ſchnell jeden aufſteigenden Groll bezwingt.

Auch im dramatiſchen Fache hat ſich Moore verſucht, mit einer Oper im engliſchen Geſchmack, **M. P. or the blue Stocking**; ſie enthält viel Witz und Leben, doch auch viele Uebertreibungen und iſt wohl ſein ſchwächſtes Product. —

Außer ſeinen vortrefflichen Biographieen Sheridan's und Lord Byron's hat er noch in Proſa die (fingirten) Memoiren des Capitain Kock (zur Enthüllung und Bekämpfung der Misbräuche in Irland) und einen Roman, der Epikuräer, geſchrieben, in welchem Letzteren jedoch die ihm eigenthümliche Sentimentalität zu ſehr vorherrſcht.

To make love to me then — you' ve a soul and can judge
What a crisis 'twould be for your friend *Biddy Fudge*.

Neunte Vorleſung.

Walter Scott. — Biographiſche Notizen. — Characteriſtik ſeiner Leiſtungen; Urtheil Hazlitt's. Robert Southey; kurze Nachricht über ſein Leben. Characteriſtik deſſelben als Dichter. — Roderich. — Die Roſe. — Sein Werth als Proſaiker. — Thomas Campbell. Biographiſche Notizen. Würdigung ſeiner poetiſchen Arbeiten. **O'Connors Child. — Pleasures of Hope. — Gertrude of Wyoming. — Theodric.**

Der Dritte in jenem Kleeblatte großer Geiſter, das eine neue Epoche in der Geſchichte der engliſchen Dichtkunſt begann, und nach dem Alter ſeiner Werke der Erſte, iſt der mit Recht ſo vielfach gefeierte Walter Scott. Er ward den 15. Auguſt 1771 in Edinburg geboren, ſtudirte die Rechte, ward, 21 Jahr alt, Advocat in ſeiner Vaterſtadt, verheirathete ſich 1798 mit Miß Carpenter und wurde 1806 **principal Clerk of the Session of Scotland.** Später zog er ſich ganz von den Staatsgeſchäften zurück und lebte den Muſen. — Das ſind die Grundzüge ſeines äußeren Lebens, zu bekannt, als daß ſie einer ausführlicheren Angabe bedürften. Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann er erſt in dieſem Jahrhundert mit Ueberſetzungen deutſcher Poeſieen. Dann erſchienen ſeit 1802, ſchnell nach einander **The Minstrelsy of the**

Scotch Border; Sir Tristam; The lay of the last Minstrel; Marmion; The lady of the lake; The vision of Don Roderick; Rokeby, the Lord of the Isles, ſämmtlich erzählende Dichtungen, bis zum Jahre 1814. Von dieſer Zeit an ſchrieb er eben ſo ſchnell nach einander die weltbekannte Reihe von hiſtoriſchen Romanen, welche den größten Einfluß auf den Geſchmack von ganz Europa ausübten, und in dieſem Genre eine neue Bahn brachen, die ſich noch lange erhalten wird, da die erſten Geiſter faſt aller civiliſirten Nationen wetteiferten, hier ſeine Nachahmer zu werden.

Walter Scott's poetiſche Werke ſind ſo allgemein bekannt und verbreitet, daß es beinahe unbeſcheiden ſeyn würde, wollte ich Ihnen hier eine ausführlichere Darſtellung derſelben, wie ſie den Werken anderer Dichter zu Theil wurde, folgen laſſen. — Es ſey mir daher, damit keine Lücke entſtehe, nur geſtattet, den großen Unbekannten als Dichter im Allgemeinen zu characteriſiren, und den ehrenvollen Rang, welchen er unter den erſten Geiſtern aller Nationen einnimmt, näher zu beſtimmen.

Scott iſt als Dichter, ſo viel er auch mit ſeinen beiden großen Landsleuten gemein hat, dieſen doch ganz entgegengeſetzt darin, daß er in ſeinen Werken nichts von ſeinem eigenen Inneren mittheilt, ſondern ſich ſtreng darauf beſchränkt, die Welt rings um ihn her, nie aber die Welt in ihm, zu ſchildern. Er beſitzt eine Beobachtungsgabe und ein Talent der Auffaſſung, die ihres Gleichen ſuchen, aber er iſt wie ein Spiegel, was er giebt, hat er erſt von Außen empfangen. — Als objectiver Dichter ſteht er neben Homer, als ſubjectiver bedeutet er wenig; nur das Fremde zu ſchildern, gelingt ihm, und es ſcheint, er habe deſſen ſo viel aufgehäuft, daß er weder Platz noch Zeit fand, das Eigene zu bewahren. Dabei beſitzt er poetiſche Eigenthümlichkeit im hohen Grade, doch iſt dieſe mehr in einer gewiſſen Elaſticität ſeines Geiſtes, der in den Formen wie im Inneren, der Nothwendigkeit genau nachzugeben weiß, und biegſam iſt, wie eine Springfeder, ohne jedoch an ſeiner Kraft zu verlieren, als in intenſivem Schöpfungsvermögen zu ſuchen. Walter Scott gleicht einem vortrefflichen Portraitmaler, ihm entgeht kein Zug, keine Falte, keine Runzel, und man möchte mitunter bei ſeinen Gemälden ausrufen wie jener Irländer, ſie ſeyen ähnlicher als die Originale ſelbſt, ſo wahr ſchauen ſie uns aus ihrem Rahmen an, aber wir vermiſſen überall den innerſten Kern, ohne den ein Werk dichteriſcher Schöpfung uns nicht zu feſſeln und zu halten vermag, denn nirgends blickt die Begeiſterung und das eigene Weſen des Dichters hervor, und ſeine Geſtalten wandeln vor uns einher, ohne daß es uns möglich wird, den Prometheusfunken zu entdecken, der ſie belebt. — Treffend iſt dagegen die große Wahrheit aller ſeiner Gebilde; die Natur ſitzt ſeinem Pinſel, wann es ihm gefällt, und ſeine Hand iſt ſo feſt, ſein Auge ſo ſicher, daß er nirgends verſchönt, weil er fühlt, daß er das nicht, gleich Anderen, um Fehler zu decken, nöthig hat. — Der Reichthum ſeiner Bilder, die Natürlichkeit und Anmuth ſeiner Sprache, deren Klang immer in gleichem Tonverhältniß zu der Wahl ſeines Stoffes ſteht, der nie verſiegende Fluß ſeiner Rede, ſeine Herrſchaft über die Form, ſind Eigenſchaften, die außerordentlich dazu beitragen, den Ruhm und Werth ſeiner Dichtungen zu erhöhen. — Was vorzüglich noch den großen Reiz ſeiner Poeſieen ſteigert, iſt der Umſtand, daß ſie auch im Kleinſten national ſind, und daß W. Scott ſowohl dadurch, als durch ſeine eigenthümliche Behandlungsweiſe der erzählenden Dichtkunſt in England eine neue Bahn brach, auf welcher er bisher keine Nebenbuhler, ſondern, wenn auch höchſt talentvolle, doch ſtets ihm untergeordnete Nacheiferer fand.

Eins der geiſtreichſten Urtheile über ſeine Romane hat der ſcharfſinnige Hazlitt in ſeinen **Lectures on the English comic writers**, London 1819, S. 255 fgde. ausgeſprochen; da daſſelbe nicht bis zu uns durchgedrungen zu ſeyn ſcheint, indem ſein Verfaſſer überhaupt nur wenig in Deutſchland bekannt wurde, ſo eile ich, es Ihnen mitzutheilen, in der feſten

Vorausſetzung, daß ihm bei ſeiner Wahrheit auch Ihr Beifall nicht ausbleiben wird.

„Dieſe Romane,“ ſagt er, „haben den höchſten Anſpruch auf Bewunderung, durch den Reichthum an Wiſſen, die Mannichfaltigkeit, Leichtigkeit, Wahrheit der Schilderungen, im Coſtume wie in den Scenen, die Friſche des Gegenſtandes und das ungeſchwächte Intereſſe, die Lichtblicke und die Grazie des Styls, der nach des Dichters Wohlgefallen vom Ernſt zum Scherz, von der Leichtigkeit zur Strenge übergeht, mit äußerſter Kraft der Nachahmung und anſcheinender Freiheit in der Erfindung, deren ſie ſich erfreuen. — Was fehlt ihnen noch? Der Verfaſſer beſitzt alle Kraft, die ihm von Außen kommt — aber vielleicht nicht gleiche Gewalt von Innen. — Die Intenſität des Gefühls iſt nicht der Deutlichkeit der Bilder gleich. — Wie ein Zauberer ſitzt er in ſeiner Zelle und beſchwört alle Geſtalten und alle Erſcheinungen den Blicken herauf, und mit geringer Veränderung können wir auf ihn anwenden, was Spenſer von der Phantaſie ſagt:

His chamber was dispainted all within,
With sundry colours, in the which were writ
Infinite shapes of things dispersed thin;
Some such as in the world were never yet;
Some daily seen and knowen by their names
Such as in idle fantasies do flit,
Infernal hags, centaurs, fiends, hippodames,
Apes, lions, eagles, owls, fools, lovers, children,
dames. *)

---

*) Sein Zimmer war inwendig bemalt mit verſchiedenen Farben, in welchen dargeſtellt waren unendliche Geſtalten von Dingen dünn verſtreut; einige, ſo wie ſie noch nie in der Welt waren, einige, wie ſie täglich geſehen werden und bekannt ſind nach dem Namen, ſo wie ſie in müßigen Phantaſieen aufſteigen, Hexen der Hölle, Centauren, Teufel, Hippodamen, Affen, Löwen, Adler, Eulen, Narren, Liebende, Kinder, Frauen.

Mitten unter allen dieſen Phantasmagorieen ſcheint der Verfaſſer ſelbſt nie Theil zu nehmen an ſeinen Characteren, weder um unſere Neigung zum Guten zu befördern, noch um unſeren Abſcheu vor dem Schlechten zu verſtärken. Es iſt die Vollendung der Kunſt, die Kunſt zu verbergen, und das geſchieht hier ſo vollkommen, daß es dem Autor ſein Verdienſt zu rauben ſcheint, während es unſere Freude an dem Werk vermehrt. Da er ſich nicht ſelbſt in den Vordergrund ſtellt, ſo verliert er den Gewinnſt der Darſtellung. Die Copieen ſind der Natur ſo treu, daß ſie wie Tapetenfiguren erſcheinen, die nach der Patrone gemacht ſind. Seine Charactere ſind mit einem Mal von ihrem Heimathsboden auf die Seite, die wir leſen, verſetzt, ohne irgend Spuren eines Durchganges durch das Treibhaus des Genius oder der Eitelkeit des Verfaſſers an ſich zu tragen. Er verläßt ſie, wie er ſie fand, aber gerade dadurch thut er Wunder. Der Laird und der Baillie von Bradwardine, der einfältige Reimer David Gellatly, Miß Roſa Bradwardine und Miß Flora Mac Ivor, ihr Bruder, der hochländiſche Jacobitenhäuptling, Vich Jan Vohr, der hochländiſche Räuber, Donald Bean Lean und der würdige Page Callum Beg, Bothwell und Balfour von Burley, Claverhouſe und Macbriar, Elſhie, der ſchwarze Zwerg und der Red Reever von Weſtburn Flat, Hobbie und Grace Armſtrong, Ellen Gowan und Dominie Samſon, Dick Hatteraick und Meg Merrilies ſind uns jetzt bekannt, wie die Namen unſerer nächſten Umgebungen; ob ſie wirkliche Perſonen oder Geſchöpfe der Feder des Verfaſſers ſind, darauf kommt es nicht an. Die pittoresken und localen Scenen ſind ſo friſch wie das Moos auf den Felſen; die Charactere machen einen Theil der Scenen aus. Werden ſie in Bewegung geſetzt, ſo ſind es lebende Bilder, reden ſie, ſo hören wir ihren Dialect und den Ton ihrer Stimmen. Macht der Dialect den Humor, die Kleidung den Character, bringen die Facta und Documente in des Autors Beſitz das Intereſſe hervor, ſo haben wir kein Recht, uns zu beklagen, wenn Alles dieſes wirklich dadurch erreicht wird; mitunter geſchieht das aber kaum und dann haben wir das Recht, ſo zu ſprechen. In den Tales of my Landlord iſt z. B. Canny Elſhie durch ſich ſelbſt kein ſo ſchreckliches Weſen, wie der wahre ſchwarze Zwerg David Ritchie, noch regen ihre Worte und Thaten die Einbildungskraft ſo gewaltſam auf. — Dagegen iſt die erſte Einführung dieſes außergewöhnlichen Geſchöpfes, wie er in den dunkeln Ruinen der Hexe von Mickleſtane Moor und ihrer grauen Gänſe herum ſteigt, ſo reich an übernatürlicher Kraft und Grauſen erregender Wirkung (ganz nach der Landesſage) als es nur immer möglich iſt, während die letzte entſcheidende Scene, wo der Zwerg, in ſeinem wieder angenommenen Character als Sir Edward Manley, aus der Gruft in die Kapelle kommt, um die erzwungene Heirath der Tochter ſeiner früheren Verlobten mit dem Manne, den ſie verabſcheut, zu hindern, ganz kraftlos und zahm dagegen erſcheint. Keine Situation läßt ſich erfinden, die beſſer berechnet wäre, eines Dichters Kräfte der Einbildung und Leidenſchaft hervorzurufen, aber es geſchieht nichts dergleichen. — Die Verſammlung zerſtreut ſich unter Umſtänden, welche die ſtärkſten natürlichen Gefühle und die erſchrecklich übernatürliche Erſcheinungen hervorrufen, gerade ſo, als ob ein Polizeibeamter zu demſelben Zwecke eingetreten ſey. — Dieſe Beiſpiele des Fallenlaſſens ſind indeſſen ſelten; und wenn auch eigenſinnige Kritiker dem Verfaſſer den höchſten Grad der Originalität des Genius nicht einräumen wollen, ſo beſitzt er doch andere Eigenſchaften, welche deren Stelle ſo wohl erſetzen, ſo ſind ferner ſeine Materialien ſo reich und mannichfaltig, und er geht ſo verſchwenderiſch damit um, daß der Leſer bei dem Tauſche nichts einbüßt. — Wir fürchten nicht, daß er, bei neuen Romanen, ſich erſchöpfe, denn er hat bewieſen, daß er unerſchöpflich iſt.“ —

Dies wurde 1819 geſchrieben, der Scharfblick des engliſchen Kritikers hat ſich bei den nach dieſer Zeit erſchienenen Romanen bewährt. — Als eine merkwürdige Erſcheinung bleibt uns noch der Umſtand zu berühren, daß alle dramatiſchen Verſuche Walter Scotts, wie **Halidon Hill**, **The doom of Devorgoil**, **Auchindrane**, durchaus misglückt ſind, was um ſo auffallender iſt, da ſich in ſeinen Romanen ſo großes dramatiſches Talent offenbart. — Das Räthſel iſt aber leicht gelöſt, er muß in ſeinen Werken ſich bequem rühren können, denn Breite iſt das Element, in dem allein er ſich wohl befindet; der enge Rahmen eines Drama legt ihm daher zu viel Zwang an, er wird unbeholfen, vernachläſſigt über Nebendingen die Hauptſache und alle Wirkung geht dadurch verloren. —

In ſeinen übrigen Schriften, welche nicht dem Reiche der Phantaſie allein zufallen, ſondern dem Leben und der Wiſſenſchaft gehören, und wo es darauf ankommt, ſeine Perſönlichkeit zu offenbaren, erſcheint W. Scott zwar als ein höchſt kenntniß- und geiſtreicher, wohlwollender und redlicher Mann, aber durchaus einſeitig, befangen, an Vorurtheilen klebend, und Werke wie **Pauls Letters to his Kinsfolk**, und vorzüglich **The life of Napoleon**, von dem man ſo viel erwartete, haben ſeinem europäiſchen Rufe mehr geſchadet als genützt, denn in allen Dingen, welche die Verhältniſſe des Staates, der bürgerlichen Geſellſchaft und der Völker unter ſich und zu einander betreffen, verläßt ihn ſein gewohnter Scharfblick, und er ſieht die Gegenſtände nur durch die Brille ſeiner Parthey; immer aber bleibt er rechtlich, redlich, wohlgeſinnt, das Beſte wollend und ſubjectiv wahr.

Hinſichtlich des Reichthums ſchöpferiſcher Phantaſie ſteht Southey jenem Kleeblatte großer Dichter wenig nach, und er verdient daher unbedingt, vor allen Anderen, den nächſten Platz nach ihnen, ja er wäre würdig, ihnen zugeſellt zu werden, wenn es ihm nicht an Ruhe, Klarheit und Beſonnenheit fehlte. Ehe ich jedoch ſeinen Character als Dichter zu entwickeln verſuche, mögen einige biographiſche Notizen über ihn hier ihre Stelle finden. Robert Southey ward 1774 den 12. Auguſt zu Briſtol geboren. — Er genoß, da ſeine Eltern ſich wirklichen Wohlſtandes erfreuten, eine ſehr gute Erziehung, und bezog, nachdem er 1787 die Schule von Weſtminſter beſucht hatte, 1792 die Univerſität Oxford, in der Abſicht, Theologie zu ſtudiren. Unitariſche Grundſätze, ſo wie der Einfluß der franzöſiſchen Revolution, welcher in England ſeine Herrſchaft vorzüglich über jugendliche Gemüther ausübte, hinderte ihn jedoch daran, indem er mit ſeinen Freunden Lovell und Coleridge den Plan entwarf, nach Amerika zu gehen, ſich an den Ufern des Susquehanna anzuſiedeln und dort eine Pantiſocracy, wie ſie ſpäter von einer Würtembergiſchen Colonie in der nordamerikaniſchen Stadt Harmony ausgeführt wurde, zu gründen. Die drei Enthuſiaſten reiſten auch wirklich 1794 von Oxford ab, kamen aber nur bis Briſtol, wo ſie ſich in drei Schweſtern verliebten, die ſie als Gattinnen in Begleitung der Mutter mitzunehmen gedachten. Glücklicherweiſe traf ein Onkel Southey's, Dr. Hill aus Liſſabon, zu dieſer Zeit in Briſtol ein, und beredete den jungen Dichter, ihm nach Portugal zu folgen. Dies geſchah; jedoch nicht eher, als bis Southey mit ſeiner Geliebten vermählt war, die er gleich nach der Trauung verließ, doch kehrte er nach ſechs Monaten, genau an dem feſtgeſetzten Tage zurück, und beſchäftigte ſich von nun an während ſeines Aufenthaltes im Vaterlande mit poetiſchen Arbeiten. In den Jahren 1800 und 1801 bereiſte er mit ſeiner Gattin Spanien und Portugal. — Nach ſeiner Heimkehr ward er Secretair des Kanzlers der irländiſchen Schatzkammer. Später legte er dieſe Stelle nieder und zog ſich nach Keswick in Cumberland, wo er ſeinen feſten Wohnſitz aufſchlug und fortan allein den Wiſſenſchaften lebte, zurück. — Im Jahre 1813 ward er nach Pye's Tode Hofdichter (poet laureat), doch dispenſirte man ihn von den üblichen Gelegenheitsgedichten. Poetiſche Beſtrebungen und wiſſenſchaftliche Arbeiten beſchäftigen ihn, und ſein Leben verfließt ruhig in ländlicher Abgeſchiedenheit.

Seine poetiſchen Werke erſchienen geſammelt in vierzehn Bänden, 1820, zu London. — Sie enthalten außer vielen kleineren, vorzüglich erzählenden Poeſieen, vier größere Gedichte, **Kehanna** und **Thalaba**, deren Scene nach Indien verlegt iſt, **Madoc**, altbrittiſch und **Roderic**, eine ſpaniſch-gothiſche Geſchichte. — Hinſichtlich des moraliſchen Werthes ſeiner poetiſchen Leiſtungen, gehört Southey zu den ausgezeichnetſten Schriftſtellern; er würde der Erſten einer überhaupt ſeyn, wenn ſeine übrigen Eigenſchaften als Dichter ſich auf gleicher Stufe befänden. — Turner begrüßt ihn mit folgenden Worten:

Hail to thy moral soul; thy light-glanc'd aim.
The noblest feelings in thy bosom glow,
And from thy lips the virtues love to flow. *)

Dieſes Lob verdient der Dichter unbedingt, und wenn es allein hier auf die moraliſche Geſinnung ankäme, ſo würde er unbeſtritten den erſten Rang auf dem engliſchen Parnaſſe einnehmen, trotz dem, daß er in ſpäteren Jahren ſeine politiſche Geſinnung veränderte und, wie einer ſeiner Landsleute geiſtreich bemerkt, nachdem er als Jüngling die Freiheit zur Geliebten erkohren, ſich nachher mit einer ältlichen, eben nicht ſehr im beſten Ruf ſtehenden Dame, Frau Legitimität, vermählte. —

Die Eigenſchaften, welche Southey als Dichter auszeichnen, ſind Reichthum der Phantaſie, Geiſt, Lebendigkeit, Witz und Gefühl, aber es fehlt ihm, wie ſchon früher bemerkt ward, an Ruhe und Beſonnenheit; er läßt ſich zu ſehr vom Augenblicke hinreißen, und giebt zu viel auf den erſten Eindruck. Er glänzt zu oft auf Koſten der Wahrheit, und bleibend iſt daher faſt keine ſeiner Geſtalten. Mit großem Geſchick weiß er Alles zu behandeln, aber da er, gleich manchem Schauſpieler, mehr auf den Effect hinzuarbeiten, als der Natur zu folgen ſucht, ſo opfert er leicht Einfachheit und Klarheit auf, um zu ſeinen Zwecken zu gelangen. Zwar ſind ihm Geſchmack, Erfindungskraft, Gabe der Ueberredung nicht abzuſprechen, doch weiß er ſie nicht immer recht anzuwenden, und meint oft, da nur kühn zu ſeyn, wo er ohne Glück verwegen iſt. — Dadurch bringt er ſehr häufig bloß rhetoriſche Schönheiten ſtatt poetiſcher, und glaubt zu genügen, wenn er die nackten Seiten ſeiner Stoffe durch ſchimmernden Flitter verhüllt. Beſonders gefällt er ſich im Ungewöhnlichen, Excentriſchen, Außernatürlichen, und benutzt ſeine Gaben gern, um Grauſen und Schrecken zu erregen; da ihm aber die wahre dichteriſche Tiefe abgeht, indem er zu ſehr dem Moment huldigt, ſo erſcheinen ſeine kleineren Gedichte, vorzüglich die erzählenden, in dem phantaſtiſchen Schmucke, mit welchem er ſie gar zu gern ausſtattet, mehr als Meteore, nur von flüchtiger, vorüberrauſchender, ſelten, ja faſt nie wohlthätiger Wirkung. — Ueberhaupt iſt Southey eigentlich mehr ein Talent, als ein Genie zu nennen, obwohl es ihm nicht ganz an ſchöpferiſcher Kraft fehlt. — Er iſt vollkommener Herr der Sprache, aber mehr ihr launenhafter Tyrann, als ihr wohlwollender Gebieter.

---

*) Heil Deiner moraliſchen Seele, Deinem lichtumſtrahlten Ziel, in Deinem Buſen glühen die edelſten Gefühle, und die Tugenden lieben es, von Deinen Lippen zu fließen.

Unter ſeinen größeren Gedichten iſt ſein Roderich, der letzte Gothe (**Roderic, the last of the Goth's**) wohl das gelungenſte, denn er zeigt die meiſte Tiefe in demſelben. — Roderich, König der Gothen, in unglücklicher Ehe lebend, entehrt Florinda, die Tochter des Grafen Julian. Dieſer ruft aus Rache die Mauren in das Land, ſtellt ſich an ihre Spitze und beſiegt ſeinen Herrn in einer acht Tage langen Schlacht. — Der vertriebene König flieht als Bauer verkleidet in die Einöde, und wird todt geglaubt; aber nach einem Jahre kehrt er zurück, bezwingt in glorreichem Kampf ſeine Feinde und — verbirgt ſich dann wieder in der Einöde, wo er ſein Leben in freiwilliger Selbſtverbannung endet. — An dieſen Faden reihen ſich eine Menge erhabener und glücklicher Schilderungen voll tiefen und echten Gefühls, und obwohl der Dichter ſich zu oft von den Einzelnheiten fortreißen läßt, ſo verdient das ganze Werk doch, als ein höchſt gelungenes, weit verbreiteter zu ſeyn, als es ſelbſt in ſeinem Vaterlande iſt.

Unter den kleineren Gedichten ſind beſonders diejenigen die vorzüglichſten, in welchen ihr Verfaſſer ſeine Gemüthlichkeit vorherrſchen läßt, und ſich bemüht, ſo einfach wie möglich zu ſeyn. — Möge folgendes als Probe dienen.

Die Roſe. *)

Nicht doch, Editha, ſchone mir die Roſe,
Sie lebt vielleicht und fühlt der Sonne Strahl
Und trinkt erfriſcht den Thau der Nacht. — Zerreiße
Mit zarter Hand nicht ihres Lebens Fäden,
Zerſtöre nicht ihr das Gefühl des Seyns. —
Ungläubig lächelſt Du. — Laß Dich erbitten
Und ich erzähle von vergang'ner Zeit,
(In alten Sagen bin ich wohl bewandert;)
Wenn Du ſie leben läßt. Es gab einſt Tage,
Eh' dieſe friſcheſte von allen Blumen
Der Erde Lauben deckte. — Du hörteſt nicht,
Wie durch ein Wunder erſt die duft'gen Blätter
Erröthend ſich dem Sonnenſtrahl entfaltet.

Es wohnt' zu Bethlehem ein jüdiſch Mägdlein,
Zillah ward ſie genannt, ſie war ſo ſchön,

---

*) The Rose.

Nay, Edith! spare the Rose; — perhaps it lives,
And feels the noon-tide sun, and drinks refresh'd
The dews of night; let not thy gentle hand
Tear its life-strings asunder, and destroy
The sense of being! — Why that infidel smile?
Come, I will bribe thee to be merciful;
And thou shalt have a tale of other days,
For I am skill'd in legendary lore,
So thou wilt let it live. There was a time
Ere this, the freshest, sweetest flower that blooms,
Bedeck'd the bowers of earth. Thou hast not heard
How first by miracle its fragrant leaves
Spread to the sun their blushing loveliness.

There dwelt at Bethlehem a Jewish maid,
And Zillah was her name, so passing fair

Daß ganz Judäa ihres Lobes voll.
Wer ihrer Augen dunkeln Glanz geſehn,
Der ihre Seele zeigt', und welche Seele
Strahlt in dem milden Feuer, dem ward weh;
Nicht in der Einſamkeit, noch in der Menge
Entging er der Erinn'rung, noch vermied er,
Daß überall ihr Bildniß nicht ihm folge,
Die Blicke feſſelnd und das Herz erfüllend.
Doch, weh ward ihm, ſie kannte keine Liebe,
Als nur des frommen Eifers tiefe Gluth,
Denn alle Neigung ihres Geiſtes einte
Sie in der Liebe nur zu ihrem Schöpfer.
Die Männer ihres Stammes ſeufzten ſtets
Vergebens nach ihr, doch verehrten ſie
Die ſtarre Tugend, ihrer Hoffnung Tod.
Nur Einer war dort, eitel, ſchlecht, verderbt,
Der ſie erblickt, begehrt, und dann verzweifelnd
Sie haßte. Starr auf ihrer Wange haftet
Sein ſinnlich Auge, bis des Zorn's Erröthen
Ihr neue Schönheit gab, er wilder glühte. —

That all Judea spake the virgin's praise.
He who had seen her eyes' dark radiance
How it reveal'd her soul, and what a soul
Beam'd in the mild effulgence, woe was he,
For not in solitude, for not in crowds,
Might he escape remembrance, nor avoid
Her imaged form which followed every where,
And fill'd the heart, and fix'd the absent eye.
Woe was he, for her bosom own'd no love
Save the strong ardours of religious zeal,
For Zillah on her God had center'd all
Her spirit's deep affections. So for her
Her tribes-men sigh'd in vain, yet reverenced
The obdurate virtue that destroy'd their hopes.
One man there was, a vain and wretched man,
Who saw, desired, despair'd, and hated her.
His sensual eye had gloated on her cheek
Even till the flush of angry modesty
Gave it new charms, and made him gloat the more.

Sie ſcheute ſich vor ihm, ſein Blick war frech,
Und ſeine Züge trugen das Gepräge
Selbſtſücht'ger Wildheit; noch mehr fürchtet' ſie
Den bittern Groll verletzter Eitelkeit,
Der ſeiner Mienen ſchwaches, falſches Lächeln
Mit wildem Feuer übergoß. — Sie fürchtet'
Ihn nicht umſonſt, denn Hamuel ſchwur Rache
Und legte Fallen ihrem keuſchen Ruf. —
Geſchickt verbreitete er böſe Kunde,
Die ſchnell ſich weiter pflanzt' und Glauben fand,
Wie Zillah's Blick im Tempel himmelwärts
Gerichtet, nur entzückten Eifers ſtrahle,
Doch daß es Manchen gebe, der ihn auch
Von anderem Gefühl beſeelt, erſchaut;
Wie es ein leichtes Werk ſey, vor der Menge
Am hellen Tag die Heilige zu ſpielen,
Allein daß alle Augen Nachts ſich ſchlöſſen; —
Ja daß ihr Leben ſchlecht und ſtrafbar ſey. —
Es ſchäme ſich der Menſch, daß er ſo leicht
Der böſen Zunge willig Glauben leiht,

She loath'd the man, for Hamuel's eye was bold,
And the strong workings of brute selfishness
Had moulded his broad features; and she fear'd
The bitterness of wounded vanity
That with a fiendish hue would overcast
His faint and lying smile. Nor vain her fear,
For Hamuel vow'd revenge, and laid a plot
Against her virgin fame. He spread abroad
Whispers that travel fast, and ill reports,
Which soon obtain belief; how Zillah's eye,
When in the temple heaven-ward it was raised,
Did swim with rapturous zeal; but there were those
Who had beheld the enthusiast's melting glance
With other feelings fill'd; — that 'twas a task
Of easy sort to play the saint by day
Before the public eye, but that all eyes
Were closed at night; — that Zillah's life was foul,
Yea forfeit to the law. Shame — shame to man
That he should trust so easily the tongue

Die eines Andern guten Ruf vernichtet.
Die böſe Kunde wurde, kaum gehört,
Auch wiederholt und Glauben ihr geſchenkt,
Denn Hamuel erfand durch ſchnöden Kunſtgriff
So ſchweren Schein der Schuld — daß zu dem Tode
Der tiefſten Schmach die Jungfrau ward verdammt.
Jenſeits der Mauern war ein wüſtes Feld,
Ein ſchwer verhaßter Platz, denn dort erlitten
Verbrecher ihren Tod — dort baute man
Den Scheiterhaufen, thürmte rings den Brennſtoff,
Der die gekränkte Jungfrau tödten ſollte,
Verlaſſen ſchien von Gott und Menſchen ſie.
Verſammelt ſahen die Bethlehemiten
Dem Schauſpiel zu, und als ſie Zillah nun
Gefeſſelt ſchauten, an dem Pfahl, wie ſie
In ſtiller Frömmigkeit den ſanften Blick
Zum Himmel hob, begannen ſie zu zweifeln
An ihrer Schuld. — Von anderen Gedanken
Erfüllt, ſtand Hamuel bei dem Pfahl, ihn hatte
Die wilde Luſt dahin geführt, doch regten
Gefühle, ungewohnt, ſich jetzt in ihm,

Which stabs another's fame! The ill report
Was heard, repeated, and believed, — and soon,
For Hamuel by his damned artifice
Produced such semblances of guilt, the Maid
Was judged to shameful death. Without the walls
There was a barren field; a place abhorr'd,
For it was there where wretched criminals
Received their death; and there they built the stake,
And piled the fuel round, which should consume
The injured Maid, abandon'd, as it seem'd,
By God and man. The assembled Bethlemites
Beheld the scene, and when they saw the Maid
Bound to the stake, with what calm holiness
She lifted up her patient looks to Heaven,
They doubted of her guilt. With other thoughts
Stood Hamuel near the pile; him savage joy
Led thitherward, but now within his heart
Unwonted feelings stirr'd, and the first pangs

Die erſten Quaalen der erwachten Sünde,
Der Hölle Boten kündeten ſich an.
Das Auge Zillah's, als ſie rund um ſchaute,
Fiel auf den Mörder plötzlich und verweilte
Dort einen Augenblick; es drang ihr Blick
In ſeine Seele wie ein Dolch, und ließ
Drin tiefe Wunden, unheilbar zurück.
Gewiſſen! Gott in uns! nicht in der Stunde
Des Ruhmes ſchoneſt den Verbrecher Du,
Nicht in des Todes Stunde, noch der Schmach
Fliehſt Du den Frommen. — Seht, die Fackel dort,
Sie nähern ſich dem Pfahl — o haltet ein,
Erſtickt die Flammen — weh! ſie ſteigen auf,
Erreichen die Unſchuldige. — O Gott
Beſchütze die Gequälte — weh, die Gluth
Verbreitet ſich, ſie wirbelt auf und wüthet. — —
— Gott ſendet ſeinen Hauch — vor ſeinem Wehen
Beugt ſich die Brunſt — und alle ihre Flammen,
In einem langen Blitze ſich vereinend,
Ergreifen und vernichten Hamuel,

Of wakening guilt, anticipating Hell.
The eye of Zillah as it glanced around
Fell on the murderer once, and rested there
A moment; like a dagger did it pierce,
And struck into his soul a cureless wound.
Conscience! thou God within us! not in the hour
Of triumph dost thou spare the guilty wretch,
Not in the hour of infamy and death
Forsake the virtuous! They draw near the stake, —
And lo! the torch! — hold, hold your erring hands!
Yet quench the rising flames! — they rise! they spread!
They reach the suffering Maid! oh God protect
The innocent one! They rose, they spread, they raged; —
The breath of God went forth; the ascending fire
Beneath its influence bent, and all its flames
In one long lightning-flash concentrating,
Darted and blasted Hamuel, — him alone.

Ihn ganz allein — hört ihr das Angſtgeſchrei
Der Menge — doch mehr Wunder noch — der Pfahl
Entſproßt — und breitet ſeine Zweige rings
Als eine Laube um die fromme Maid
Und Roſen blühen rings — zum erſten Mal
Erblickt, ſeitdem das Paradies verloren —
Und füllen rings die Luft mit Edens Düften.

Als Proſaiker hat ſich Southey vorzüglich durch mehrere hiſtoriſche Werke verdient gemacht. — Sein gebildeter und eleganter Styl kann, wie ein engliſcher Schriftſteller bemerkt, kaum genug geprieſen werden. Man hält ihn in dieſer Hinſicht für den Erſten unter den jetzt lebenden Dichtern.

So wild und unregelmäßig Southey erſcheint, ſo ängſtlich beſonnen zeigt ſich dagegen Campbell, der mit ihm auf gleicher Bahn des Ruhmes wandelt, und es in mehr als einer Hinſicht verdient, neben ſeinen großen Landsleuten genannt zu werden, da er ſich würdig in dem erworbenen Range zu behaupten weiß. — Thomas Campbell, geboren 1777, ſtammt aus Schottland. Seine Fähigkeiten entwickelten ſich ſo raſch, daß er ſchon im zwölften Jahre ſeines Alters die Univerſität Glasgow bezog, wo er ſich in vielfacher Hinſicht auszeichnete, und mehrere Male den Preis, vorzüglich für höchſt gelungene Uebertragungen aus griechiſchen Klaſſikern, über weit ältere Mitbewerber davon trug. — Er ſetzte ſeine Studien ſpäter in Edinburg fort, machte dann 1800 eine Reiſe nach dem Continent, verheirathete ſich nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1803 und ſchlug darauf ſeinen Wohnſitz in Sydenham auf; 1809 ward er Profeſſor der Poeſie am königlichen Inſtitute.

Hark! — what a fearful scream the multitude
Pour forth! — and yet more miracles! the stake
Buds out, and spreads its light green leaves, and bowers
The innocent Maid, and Roses bloom around,
Now first beheld since Paradise was lost,
And fill with Eden odours all the air.

Reichthum der Phantaſie, Tiefe und Wahrheit des Gefühls, Wärme der Seele für alles Gute und Große, und der höchſte Glanz der Diction, ſind die ſchönſten Blüthen in Campbell's Dichterkranze, doch trifft ihn ein Tadel, der bei manchem Anderen als Lob erſcheinen würde, er ſtrebt zu ängſtlich nach Correctheit, und giebt ſich daher nie dem Drange ſeines Genius hin, ſondern feſſelt dieſen nur zu oft mit den Ketten der eigenſinnigen Regel. — Wie uns im geſellſchaftlichen Leben ſchon ein Mann nicht angenehm ſeyn kann, der ſelbſt im Freundeskreiſe ſich nie ganz hingiebt, nie ſich gehen läßt, ſondern ängſtlich jedes Wort abwägt, ob es ihm auch auf keiner Seite Schaden bringe, alſo einen Character zeigt, bei dem uns nicht warm werden kann, weil er ſelbſt nie warm wird, ſo ſtört uns das noch mehr bei einem Dichter, denn wir begreifen ſchwer, wie es möglich iſt, in geweihten Stunden, in welchen der Genius ſeine ganze Herrſchaft auszuüben ſtrebt, ſich noch der Schule ängſtlich zu erinnern, und die Begeiſterung ſtets in gewiſſer Entfernung von ſich zu halten, ſo daß ſie nie ſich der Seele ganz zu bemeiſtern vermag. — Dies iſt nur zu oft der Fall bei Campbell; ſeine Leiſtungen ergetzen uns daher, erfreuen und rühren uns, aber wenn wir glauben, noch tiefer angeregt, noch gewaltſamer erſchüttert zu werden, da, wo die Phantaſie Alles gethan hat dafür, und ſich die Schwingen zum Fluge in das gelobte Land ſchon entfalten, da legt er ſich und uns Feſſeln an, und führt uns Ungeduldige nur langſam und mit Beſonnenheit zum Ziele, ſo daß unſere Gluth hin iſt, wenn wir endlich zu demſelben gelangen. — Er feilt zu ſehr, ein Vorwurf, den ihm ſelbſt die ſtrengſten und genaueſten Kritiker machen. —

Campbell hat außer vielen kleineren Gedichten drei größere poetiſche Werke: **The pleasures of Hope** (die Freuden der Hoffnung) ein didactiſches Gedicht, **Gertrude of Wyoming**, eine poetiſche Erzählung und **Theodric**, ebenfalls eine poetiſche Erzählung, geliefert. — Unter den Erſteren ſind die vorzüglichſten: **Hohenlinden**, **The Exile of Erin**, **O'Con-**

nors child, or the flower of love lies bleeding, Absence. — Jch eile, Sie mit dem vorletzten bekannt zu machen, ehe ich zu einer ausführlicheren Darſtellung der größeren dichteriſchen Arbeiten Campbell's übergehe.

O'Connor's Kind

oder

die Blume der Liebe blutet. *)

Ach! es rauſchte Jrland's Harfe
Einſt in freud'gen Tönen laut;
Doch oft ward auch ihren Saiten
Bange Klage anvertraut.
Dumpf war der Ton und wild ſein Fall,
Gleich Windes Rauſchen in der Nacht,
Am Felsgeſtad von Fiongall,
Wenn er O'Connor's Kind beklagt. —
Der Harfner kündet wie allein,
Fern von der Halle hellem Schein,
Fern von geſell'ger Menſchen Pfad,
Wo nur des Forſtes Thier ſich naht,

---

*) **O'Connor's child,**

or

the flower of love lies bleeding.

Oh! once the harp of Innisfail
Was strung full high to notes of gladness;
But yet it often told a tale
Of more prevailing sadness.
Sad was the note, and wild its fall;
As winds that moan at night forlorn
Along the isles of Fion-Gall,
When, for O'Connor's child to mourn,
The harper told, how lone, how far
From any mansion's twinkling star
From any path of social men,
Or voice, but from the fox's den

In wüſtem Ort das Fräulein weilte,
Und ſie nicht Angſt noch Furcht ereilte. —
O warum wohnet dort, ſo trübgeſinnt,
O'Connor's bleiches holdes Kind?

Die ſüße Maid! Nicht mehr erſchallen
Loblieder ihr in Erin's grünen Reichen,
Als vormals, da ſie in der Väter Hallen
Blüht', eine Blume ſonder Gleichen.
Denn Hand und Buſen nicht mehr kränzt
Das königliche Band, der Ring,
Der einſt hellſchmückend ſie umfing
Wie Thau auf weißer Lilie glänzt.
Wich auch de Burgo's feſter Macht
Der Brüder Heer in wilder Schlacht,
Sind gleich in Leinſter ohne Sorgen
Vor Englands Schwerdt, die Freunde tief verborgen —
Warum weilt fern vom Heerverband
An Galway's klippenreichem Strand

The lady in the desert dwelt;
And yet no wrongs, no fear she felt;
Say, why should dwell in place so wild
O'Connor's pale and lovely child?

Sweet lady! she no more inspires
Green Erin's hearts with beauty's power,
As, in the palace of her sires,
She bloomed a peerless flower.
Gone from her hand and bosom, gone,
The royal broche, the jewelled ring,
That o'er her dazzling whiteness shone
Like dews on lilies of the spring.
Yet why, though fall'n her brother's kerne
Beneath de Bourgo's battle stern,
While yet in Leinster unexplored
Her friends survive the English sword;
Why lingers she from Erin's host
So far on Galways shipwrecked coast?

Sie, eine Jägerin wild geſinnt,
O'Connor's holdes, bleiches Kind?

Starr hin auf die Fläche ſchauend,
Warum glüht ihr Auge wild?
Warum wird der Blick dann wieder
Jungfräulich ſanft und mild?
Ungeordnet ſind die Locken. —
Connocht Moran tönt es wieder
Ihrem Ruf in jenen Felſen. —
Einſam ſingt ſie Liebeslieder.
Der Jäger ruht im Erdenſchooß,
Dort unter Blumen, unter Moos —
Dort iſt's, wo ſie ſich herzlich freut,
Wenn ſich das feſte Band erneut;
Wo ſie von ihrer Hütte ſieht,
Wie hin der Tod zum Leben zieht,
Denn nah' iſt in der Liebe Schmerzen
Oft der Geliebte ihrem Herzen.

Why wanders she a huntress wild,
O'Connor's pale and lovely child?

And fix'd on empty space, why burn
    Her eyes with momentary wildness;
And wherefore do they then return
    To more than woman's mildness?
Dishevell'd are her raven-locks;
    On Connocht Moran's name she calls;
And oft amidst the lonely rocks
    She sings sweet madrigals.
Plac'd in the foxglove and the moss,
Behold a parted warrior's cross!
That is the spot where, evermore,
The lady, at her shieling door
Enjoys that, in communion sweet,
The living and the dead can meet:
For lo! to love-lorn fantasy,
The hero of her heart is nigh.

Stark, wie der ſturmgeſpannte Bogen,
Geſchmückt in Erin's gelber Tracht,
Kommt er, ein Sohn des Lichts, gezogen,
Sie zu erfreu'n in ſeiner Pracht.
Sitzt bei ihr auf dem Raſen nieder
Legt hin das Horn auf grüne Matten;
Und jagt dann in den Hügeln wieder,
Der Waidmann, wie das Wild, ein Schatten. —
Es ſind nur Schatten, holde Maid,
Die Deinen trüben Sinn entzücken;
Doch ſpricht ſie Euch von Seeligkeit,
Vermag ſie nur ſein Grab zu ſchmücken.
Sie dünkt ſich reicher als in Aghrim's Kreiſen,
Wo die Sänger ſtrebten, ſie zu preiſen,
Pagen ihr, knieend, im Saale
Morat boten, in goldener Schaale.

Heldenbraut! nicht ziemt die Wüſte
Dir, nicht dieſer öde Ort. —

Bright as the bow that spans the storm,
In Erin's yellow vesture clad,
A son of light — a lovely form,
He comes and makes her glad;
Now on the grass-green turf he sits,
His tassel'd horn beside him laid;
Now o'er the hills in chase he flits,
The hunter and the deer a shade!
Sweet mourner! those are shadows vain
That cross the twilight of her brain
Yet she will tell you she is blest,
Of Connocht Moran's tomb possessed,
More richly than in Aghrim's bower
When bards high praised her beauty's power
And kneeling pages offer'd up
The morat in a golden cup.

A hero's bride! this desert bower,
It ill befits thy gentle breeding:

Warum nennſt Du jene Blume
„Meine Lieb' liegt blutig" dort?
Meine Thräne macht ſie grünen,
Dunkles Roth ſein Blut ihr gab;
Darum lieb' ich ſie; ſie war die erſte,
Die erblüht' auf Connocht Moran's Grab.
Lauſche meiner Klage — hier
Dieſe Wohnung wählt' ich mir —
Gebenedeit ſey mir der Stern,
Der mich zur Wildniß führte, fern
Den hohen ſteilen Berg hinab,
Der uns ein ſicher Obdach gab.
Denn jeder Felſen, jeder Stein,
Bezeugen laut Dir — Er war mein." —

„O'Connor's Kind war ich, die Knospe
Von Erin's königlichem Haus;
Doch, Wehe denen, die verdüſtert
Mit Blut mein Seyn, in Angſt und Graus!

And wherefore dost thou love this flower
To call: — »My love lies bleeding.«
»This purple flower my tears have nursed;
A hero's blood supplied its bloom:
I loved it, for it was the first
That grew on Connocht Moran's tomb.
Oh! hearken, stranger to my voice!
This desert mansion is my choice!
And blest, though fatal, be the star
That led me to its wilds afar:
For here this pathless mountains free
Gave shelter to my love and me;
And every rock and every stone
Bare witness that he was my own.«

»O'Connor's child, I was the bud
Of Erin's royal tree of glory
But woe to them, that wrapt in blood
The tissue of my story.

Wenn ich an meine Stirne faſſe,
Steigt die vergang'ne Zeit mir auf,
Und führt das Schrecklichſte des Lebens,
Die blut'ge That, mit ſich herauf,
Als meine Brüder in der bangen Nacht
Stolz Connocht Moran's Zorn verlacht,
Ihn baten, ſich ein and'res Lieb' zu wählen,
Denn aus O'Connor's hohen Sälen.
Ihr Stamm ſey alt und wohlbekannt,
In Tara's Liedern hochgeehrt,
Ein gült'ger Zeuge ſey Eath's ſiegreich Schwerdt,
Uud Cathal mit der blut'gen Hand.
Sie ſvrachen, Macht und Ehre ſey
In unſern Hallen hoch und frei;
Mein Trauter aber trug im Schlachtgefild'
Gering'res Wappen nur auf ſeinem Schild."

„O Brüder, ſagt, was ſollt' es mir,
Daß Ihr mit Stolz und Siegsgeſchrei

Still as I clasp my burning brain
    A death-scene rushes on my sight;
And rises o'er and o'er again,
    The bloody feud — the fatal night,
When, chafing Connocht Moran's scorn,
They call'd my hero basely born
And bade him choose a meaner bride
Than from O'Connor's house of pride.
Their tribe, they said, their high degree
Was sung in Tara's psaltery;
Witness their Eath's victorious brand,
And Cathal of the bloody hand:
Glory (they said) and power and honour
Were in the mansion of O'Connor;
But he, my loved one, bore in field
A meaner crest upon his shield.«

»Ah, brothers! what did it avail
    That fiercely and triumphantly

Im Kampf die Britten habt bezwungen,
Geſtürzt de Bourgos Reiterei.
Was nützt es meiner Liebe denn,
Daß Eure Banner Freiherrn trugen,
Daß Jubelſeuer Euch zum Preiſe
Hellodernd auf gen Himmel ſchlugen, —
Glaubt Ihr, weil Ihr vom Shannon herrſcht,
Bis wo der Nordſee Wogen drängen,
Daß Eure ſtolze Eiſenhand
Der Liebe Feſſeln könnte ſprengen?
Eh' mag der Adler ſein Gefieder,
Die Blume ihre Blüthe miſſen, —
Die Fäden, die um's Herz geſponnen,
Sie werden nimmermehr zerriſſen."

„Mein Trauter rief, in ſpäten Stunden:
Licht meines Lebens! folge mir,
Es liegt mein Schiff am Ufer hier,
Dort ſind die Pferde feſt gebunden. —

Ye fought the English of the pale
And stemmed De Bourgo's chivalry?
And what was it to love and me
That barons by our standard rode,
Or beal-fires for your jubilee
Upon an hundred mountains glowed?
What though the lords of tower and dome,
From Shannon to the North-sea-foam, —
Thought ye your iron hands of pride
Could break the knot that love had tied?
No: — let the eagle change his plume,
The leaf its hue, the flower its bloom;
But ties around this heart were spun,
That could not, would not, be undone!›

‹At bleating of the wild watch-fold
Thus sang my love — ‹Oh, come with me:
Our bark is on the lake, behold
Our steeds are fasten'd to the tree

Komm' ferne von Burg Connor's Reichen
Mit Deinem Jäger, Jungfrau mild,
Dann jag' ich dort, am See der Schwäne,
Dein Waidmann, Dir des Waldes Wild,
Bau' Deine Hütte, bringe heim
Geflügel Dir und Honigſeim,
Such' Dir im dunklen Forſte Beeren,
Spiel' meine Harfe Dir zu Ehren. —
O komm Geliebte!" Durſt' ich weilen?
Ich ſah' die Hunde vorwärts eilen, —
Durch dunkle Nacht folgt' ich in's Thal
Schnell Connocht Moran's Augen Strahl."

„Und fort ging's; ehe noch der Stern
Des Tag's begann zu glimmen,
Sah'n wir O'Connor's Hallen fern
In dunkeln Nebeln ſchwimmen.
Lieb war uns die Einſiedelei
Am öden unbebauten Strand,

Come far from Castle-Connor's clans—
Come with thy belted forestere,
And I, beside the lake of swans,
Shall hunt for thee the fallow-deer;
And built thy hut, and bring thee home
The wild-fowl and the honey comb;
And berries from the wood provide,
And play my clarshech by thy side.
Then come, my love!« — How could I stay?
Our nimble stag-hounds tracked the way,
And I pursued, by moonless skies,
The light of Connocht Moran's eyes.«

»And fast and far, before the star
Of day-spring rushed we trough the glade,
And saw at dawn the lofty bawn
Of Castle-Connor fade!
Sweet was to us the hermitage
Of this unplough'd, untrodden shore;

Wir waren hier, wie Vögel frei,
Von Menſchen weit und unerkannt.
Und wohl verſtand mein Waidmann ſehr
Die hohe Jagd mit Falk und Speer;
Bis ich das Abendmahl bereitet
Und es mit frohem Lied begleitet. —
Da nahte einſt die dunkle Nacht,
Die wild mich zur Verzweiflung bracht';
Die Nacht mir voller Angſt und Sorgen,
Die Nacht, ihm — ohne lichten Morgen."

„Als Schlaf am Abend letzt' die Müden,
Hört' ich das Heulen ihrer Rüden. —
Sey ſtill, mein Connocht Moran ruft,
Der Adler nur rauſcht in der Luft. —
Ach es war nicht des Vogels Gruß; —
Der Jagdhund ſpitzte wach das Ohr; —
Horch, hörſt Du wohl den nahen Schuß?
Die Mörder dringen weiter vor. —

Like birds all joyous from the cage,
For man's neglect we loved it more.
And well he knew, my huntsman dear,
To search the game with hawk and spear;
While I, his evening-food to dress,
Would sing to him in happiness.
But, oh, that midnight of despair!
When I was doom'd to rend my hair:
The night, to me, of shrieking sorrow!
The night, to him, that had no morrow!"

"When all was hushed, at even-tide,
I heard the baying of their beagle,
Be hushed, my Connocht Moran cried,
'Tis but the screaming of the eagle.
Alas! 't was not the eyrie's sound
Their bloody bands had track'd us out;
Up listening starts our couchant hound —
And, hark! again that nearer shout
Brings faster on the murderers.

O! ſchont ihn! — ruf' ich tief erſchreckt; —
— Doch keine Stimme zähmt die Schlange,
Nicht ſchützt's ihn, daß ich ihn umfange,
Da ſchon ein and'res Schwerdt ihn hingeſtreckt.
Ein and'res, noch ein and'res Schwerdt,
Und jedes, das ihn ſo verſehrt,
Von dem ſein Blut herunterrann,
Gefühllos d'rinn getaucht,
Gehörte einem Bruder an. —
Als er den Odem ausgehaucht,
Da gruben ſie mit Eiſenhand
Sein Lager ihm in leichtem Sand. —
Dann warfen kalt ſie ihn hinab
Und traten grauſam auf ſein Grab;
Da ſah' ich — Gott, wie ward mir bang,
Wie's Herzblut durch den Raſen drang."

„Noch bluteten die Todeswunden,
Sie ſenkten, warm noch, ihn hinab,
Nicht Todtenlied, noch Meſſe tönte
Bei des geliebten Jünglings Grab.

Spare, spare him — Brazil, Desmond fierce!
In vain — no voice the adder charms.
Their weapons crossed my sheltering arms:
Another's sword had laid him low —
Another's and another's;
And every hand that dealt the blow —
Ah me! it was a brother's.
Yes, when his moanings died away
Their iron hands had dug the clay,
And o'er his burial-turf they trod,
And I beheld — oh God! oh God!
His life-blood oozing from the sod!

Warm in his death-wounds sepulchred,
Alas! my warrior's spirit brave.
Nor mass, nor ulla-lulla heard
Lamenting soothe his grave.

D'rauf ſchleppten ſie mich mit zur Burg,
Wie lang' in Ohnmacht dort ich lag,
Das weiß ich nicht, bewußlos war ich
Und unterſchied nicht Nacht noch Tag.
Um mich ſchwebt dunkle Todesnacht,
Und dann nur war ich aufgewacht,
Wenn grauſen Blick's, die wilden Brüder
Sah'n auf die arme Schweſter nieder,
Ob auch ihr Auge ſchon gebrochen. —
Ihr Anblick trieb mein Blut hervor,
Zwang das beengte Herz zu pochen,
Gleich Todesbotſchaft an mein Ohr."

„Der Himmel rief mir die erloſch'ne Seele
Mit heller Viſion zurück;
Ich wachte, meine Lippen tönten,
Was prophezeihend ſchaut' mein Blick.
Dreimal erſcholl die Kriegsdrommete,
Der Sachſen Banner ſah' ich nahn;

Dragged to their hated mansion back,
How long in thraldom's grasp I lay,
I knew not, for my soul was black
And knew no chance of night or day.
One night of horror round me grew;
Or if I saw, or felt, or knew,
'Twas but when those grim visages,
The angry brother's of my race,
Glared on each eye-ball's aching throb,
And check'd my bosom's power to sob;
Or when my heart with pulses drear
Beat like a death-watch to my ear.«

»But Heaven, at last, my soul's eclipse
Did with a vision bright inspire:
I woke, and felt upon my lips
A prophetess's fire.
Thrice in the east a war-drum beat,
I heard the Saxon's trumpet sound

Die Brüder kamen jeṭt, als ſollten
Ihr Todesurtheil ſie empfahn,
Gerüſtet an, mit Helm und Schild. —
De Bourgo's Mannen hatten wild
Die Gränzen Ulſters wild verheert;
Es folgte Schritt vor Schritt dem Schwerdt
Der Flamme lodernd Wüthen nach.
O'Connor's edles Banner lag
Bei mir im Thurme, hochgeehrt.
Ich gab — der Mond ſchien bleich und kalt —
Die Fahne, die hoch flatternd wallt,
Mit wildem Blick, daß jedes Herz
Erſchüttert klopfte unter'm Erz."

„Zieht hin, rief ich; das Schlachtfeld ſucht,
Die kalt und herzlos Ihr gehört
Der armen Schweſter tiefe Klage,
Zieht hin, und — nimmer kehrt, —
Eh' werde Gottes Urtheil Trug,
Als Ihr das Banner ſiegreich haltet,

And ranged, as to the judgment-seat,
My guilty, trembling brothers round.
Clad in the helm and shield they came;
For now De Bourgo's sword and flame
Had ravaged Ulster's boundaries,
And lighted up the midnight-skies.
That standard of O'Connor's sway
Was in the turret where I lay;
That standard, with so dire a look,
As ghastly shone the moon and pale,
I gave, that every bosom shook
Beneath its iron mail.

And go! (I cried) the combat seek
Ye hearts that unappalled bore
The anguish of a sister's shriek;
Go! — and return no more!
For sooner guilt the ordeal-brand
Shall grasp unhurt, than ye shall hold
The banner with victorious hand,

Das unter meinem wilden Fluch
Zum letzten Kampf ich Euch entfaltet.
O fremder Mann, bei meinem Lieben,
Bei meines Vaterland's Verluſt,
Ich ſprach, vom böſen Geiſt getrieben,
Sinnlos den Bann und unbewußt,
Und Wahnſinn fühlt' ich mich umweh'n,
Den Zorn des Himmels zu erfleh'n."

„Sie wollten ſtumm ſich mit dem Kreuze ſegnen,
Und löſen mit Gebet das Zauberband,
Doch als ich wüthend mit dem Fuße ſtampfte,
Sank kraftlos nieder die erhob'ne Hand.
„So mögt," rief ich, „nach Athunree Ihr geh'n,
Laßt hoch das ſtolze Banner weh'n,
Doch wißt, wo Ihr die Fahne ſchwingt,
Blutſchuld auf Eure Seele ſinkt;
Geht hin, ſeht Eure Macht zertrümmern,
So weit die hohen Berge ſchimmern.

Beneath a sister's curse unroll'd. —
O stranger, by my country's loss!
And by my love! and by the cross!
I swear I never could have spoke
The curse that severed nature's yoke
But that a spirit o'er me stood,
And fired me with the wrathful mood;
And frenzy to my heart was given
To speak the malison of heaven."

"They would have cross'd themselves; all mute,
    They would have pray'd to burst the spell;
But, at the stamping of my foot
    Each hand down pow'rless fell!
And go to Athunree! (I cried)
High lift the banner of your pride!
But know, that where its sheet unrolls,
The weight of blood is on your souls.
Go, where the havoc of your kerne
Shall float as high as mountain-fern!

Der Ort, wo Eure Halle ſtand,
Sey nicht gekannt mehr auf der Erde,
Wenn eingeſunken jede Wand
Und Neſſeln ſproſſen auf dem Heerde.
Wenn ſich die Sonne birgt in Klüften,
Umwehe Rabenfittig Euch,
Kein Lehnsmann ſoll den Helm Euch lüften
Auf Eurer Stirne, kalt und bleich.“

„Bis ich den grauſen Fluch geendet,
Schwebt ein Gewitter über unſrer Flur,
Das, als die Lippe ſich geſchloſſen,
Raſch durch den rothen Himmel fuhr.
Wild war der Blick, den meine Brüder
Zum letzten Lebewohl mir ſandten,
Als ſchnell von allen Hügeln nieder
O'Connor's tapfre Krieger rannten.
Dreißig von Kilnagorvens Stämmen,

Men shall no more your mansion know;
The nettles on your hearth shall grow!
Dead, as thee green oblivious flood
That mantles by your walls, shall be
The glory of O'Connor's blood!
Away, away to Athunree!
Where downward, when the sun shall fall,
The raven's wing shall be your pall!
And not a vasall shall unlace
The visor from your dying face!«

»A bolt that overhung our dome,
Suspended till my curse was given,
Soon as it pass'd these lips of foam
Pealed in the blood-red heaven
Dire was the look, that o'er their backs
The angry parting brothers threw:
But now, behold! like cataracts
Come down the hills in view
O'Connor's plumed partizans.
Thrice ten Kilnagorvian clans

Sah' in gewiſſen Tod ich ziehn;
Ein ſchneller Sturm rauſcht in der Helme Büſchen,
Blitzſtrahlen über ihre Häupter ziſchen,
Und eine Gluth der ganze Himmel ſchien."

„Bei Connocht Moran's Grab zu ſterben,
Floh, Fremdling, ich das Haus der Trauer;
Ich fand den Helmſchmuck des Geliebten,
Noch hing ſein Bogen an der Mauer.
Als eine Jägerin hier zu weilen,
Gelobt' ich mir und nahm ihn ab;
Nicht um das Herrlichſte des Lebens
Laß ich des hohen Helden Grab.
Dies Haus ſoll meine Wohnung bleiben,
Da pfleg' ich zu des Kriegers Ruhme,
Fern von der Menſchen wüſtem Treiben,
Der Liebe blutende Blume.

Were marching to their doom:
A sudden storm their plumage tossed,
A flash of lightning o'er them crossed,
And all again was gloom.«

»Stranger! I fled the home of grief,
At Connocht Moran's tomb to fall;
I found the helmet of my chief
His bow still hanging on our wall,
And took it down, and vowed to rove
This desert place a huntress bold;
Nor would I change my buried love
For any heart of living mould.
No! for I am a hero's child,
I'll hunt my quarry in the wild:
And still my home this mansion make,
Of all unheeded and unheeding,
And cherish, for my warrior's sake
The flower of love lies bleeding.«

Die Freuden der Hoffnung ſind mehr ein ſchilderndes Gedicht, als ein didactiſches zu nennen; einen eigentlichen Plan ſcheint der Dichter ſich dabei nicht vorgeſchrieben zu haben; er überläßt ſich ſeiner Phantaſie, und findet ſich am Ziel ſeiner Aufgabe, ſobald ſein Vorrath erſchöpft iſt. — Darin liegt einerſeits ein großer Reiz, denn es gewährt reiche Freude, der Begeiſterung des Genius auf ihren Pfaden zu folgen, andererſeits aber auch ein großer Fehler. — Der erſte Geſang beginnt mit einem Gleichniß: wie eine Landſchaft in der Ferne ſchöner erſcheint, ſo auch die Scenen künftigen Glückes, welche die Einbildungskraft im Voraus herruft. — Der Einfluß der Hoffnung auf die anderen Empfindungen wird nun beſchrieben, und auf die bekannte Mythe, nach welcher, als alle Götter von der Erde flohen, jene allein zurück blieb, angeſpielt. Der Dichter geht darauf zu den Tröſtungen über, welche ſie in Gefahr und Kummer beut. Es folgt eine Schilderung des Schiffers bei ſeiner Nachtwache, des Kriegers, der in die Schlacht zieht, nebſt einer Andeutung der Thaten des kühnen Seefahrers Byron.

Dann geht der Dichter zu der Begeiſterung über, welche die Hoffnung bei Werken des Genius verleiht. — Von eben ſo großem Einfluß iſt dieſe ſchützende Gottheit auf häusliches Glück. Die Schilderung einer Mutter, welche ihr ſchlafendes Kind bewacht, eines Gefangenen in ſeinem Kerker, einer wahnſinnigen Liebenden, eines verlaſſenen Wanderers ſchließen ſich daran; ihnen allen bringt die Hoffnung Frieden und Luſt. — Aber nicht allein bei den Leiden Einzelner iſt ſie wirkſam, ſondern auch auf das Schickſal der Staaten übt ſie ihren Einfluß aus. — Der Dichter betrachtet nun, was ſich von der Verbeſſerung der wilderen Völker durch die Fortſchritte der Civiliſation hoffen laſſe, und erwartet Großes; da wenden ſich ſeine Gedanken zu einem trüben Contraſte mit jenen glänzenden Ausſichten; er denkt an das Schickſal des tapfern polniſchen Volkes; ſeine Muſe verliert ſich in Erinnerungen an vergangene Zeiten; ſie beſchreibt den Fall von Warſchau, den letzten Kampf der Unterdrückten mit den Unterdrückern, das Blutbad auf der Brücke von Praga. Eine Anrede an die Tyrannen folgt, dann ſchildert der Sänger die Leiden der Söhne Afrika's, und die grauſame Politik der Europäer in Indien. Die Prophezeihung in der Mythologie der Hindu's, daß die Gottheit wieder vom Himmel herabſteigen, ſich ihrer unglücklichen Verehrer erbarmen, und Rache an den Unterdrückern nehmen werde, endet den Geſang. —

Eine Anrede an die Liebe beginnt den zweiten Canto. Der Dichter erzählt, wie die Freuden des Paradieſes ſelbſt unvollkommen waren, bis ſich Liebe zu ihnen geſellte. — Hoffnung aber erhöht noch die Freuden der Liebe, indem ſie alles Liebliche zuſammenfaßt, wie jener Künſtler des Alterthums in dem Gemälde der Venus alle ſchönen Züge, die je ſeinen Blick angezogen hatten. — Hoffnung und Einbildungskraft ſind unzertrennlich; ſelbſt in ſolchen Augenblicken, wo unſere Phantaſie über die Grenzen dieſer Welt hinausſchweift, verläßt uns das Gefühl nicht, daß wir einſt zu einem klaren und allgemeinen Aufſchauen des Alls gelangen werden.

Der letzte und erhabenſte Einfluß der Hoffnung bildet nun den Schlußpunkt des Gedichts, der vorherrſchende Glaube nämlich an eine künftige Fortdauer jenſeits der irdiſchen Auflöſung. — Der Dichter wirft noch einen Seitenblick auf die ſchädliche Gewalt des Skepticismus; eine Anſpielung auf einen Selbſtmörder, eine Epiſode, welche das Schickſal eines Vaters und ſeiner Tochter enthält, und ein nochmaliger Anruf an die Hoffnung ſchließen das ganze Werk.

Das Gedicht erfreut ſich, in Hinſicht auf ſeine äußere Geſtaltung, einer ſeltenen Vollendung. Harmoniſcher können nicht leicht Verſe gebaut ſeyn, aber man merkt bei Allem die ängſtliche Feile, und wird daher nicht fortgeriſſen, weil man nur zu deutlich ſieht, wie Jedes genau berechnet iſt. — Trotz dem liegt eben der Hauptfehler des Ganzen in dem ſchwankenden Plane und in dem Mangel an richtiger Motivirung der Uebergänge. Der Verfaſſer wollte ein didactiſches Gedicht liefern, da ſeine innere Richtung aber ſich weit mehr dem Lyriſchen zuneigte, ſo theilte er dieſe unbewußt ſeinem Werke mit, und hat ihm dadurch weſentlich geſchadet, denn auf Koſten des Verſtandes iſt das Gefühl beſchäftigt, aber nicht hinreichend für ſeine Forderungen, und ſo müſſen denn Beide eine Lücke ſpüren, welche der Dichter nicht das Vermögen hat, auszufüllen. —

Einzelne Stellen in den **Pleasures of Hope** ſind von großer Schönheit, vorzüglich im erſten Geſange die Schilderung des Kampfes der Polen (V. 349 — 464, ſo wie V. 225 — 262); im zweiten Geſange die Epiſode von Conrad und Eleonore (V. 407 — 456) und die Schlußverſe des Ganzen.

Gertrude von Wyoming iſt der Titel von Campbells zweitem größerem Gedichte, das eigentlich eine Art von Epos ſeyn ſoll, aber in dieſer Hinſicht an großen Fehlern leidet. — Der Geſchichtsfaden, der ſich durch das Ganze ſchlingt, iſt höchſt einfach, ja ärmlich geſponnen. — Der erſte Geſang enthält den Umſtand, daß ein nordamerikaniſcher Häuptling dem Anſiedler Albert in der Colonie Wyoming einen Knaben, den Sohn europäiſcher Eltern, bringt, den er gerettet. — Im zweiten Canto kehrt der Knabe, zum Manne gereift, von langen Reiſen zurück, und vermählt ſich mit Alberts lieblicher Tochter Gertrude. Im dritten wird die Colonie überfallen, Gertrude und ihr Vater getödtet und der zurückgekehrte bejahrte Wildenhäuptling ſchließt das Ganze mit einem ſehr ſchönen Todtengeſange. Sehr richtig bemerkt ein engliſcher Kritiker von dem ganzen Werke: „Der Versbau und die Einzelnheiten dieſes Gedichtes zeigen die größere Reife von Campbells Talent, aber analyſirt man die Fabel, ſo wird man geneigt, anzunehmen, daß Alles dem Wunſche geopfert wurde, die Kritik durch die fortdauernde Eleganz des Styls zu entwaffnen, welcher alle Harmonie beſitzt, die Goldſmith eigenthümlich iſt, ſo wie die Kraft Johnſons, verbunden mit dem Glanze, welcher an Spenſers reiche Einbildungskraft erinnert. Die Handlung iſt in eben dem Grade vernachläſſigt, als die Diction geglättet iſt; jede Idee ſteht vollſtändig da, erſcheint aber iſolirt. — Wie dem aber auch ſey, Campbells Gedicht bietet bewundernswürdige Contraſte dar. Die erhabenen Scenen amerikaniſcher Landſchaft ſind höchſt glücklich mit dem patriarchaliſchen Leben der Coloniſten zuſammengeſtellt, die majeſtätiſche Skizze des alten Oneyda und ſeine wilde Beredſamkeit ſtehen in harmoniſchem Verhältniſſe zu den Bergen, den Urwäldern und den Seen ſeines vaterländiſchen Bodens.“

Das dritte größere Gedicht Campbells, **Theodric**, ſpielt in der Schweiz. Es umfaßt das Schickſal einer Jungfrau, deren Herz

— — the martyr of its fondness burnt
And died of love that could not be returned. *)

Udolph, ihr Bruder, dient unter den Oeſterreichern im Feldzuge am Rheine; ſein Chef, Theodric, zeichnet ihn vor Allen aus, und rettet ihm im Kampfe mit eigener Gefahr das Leben. — Als endlich der Frieden geſchloſſen iſt, kehrt Udolph zur Heimath zurück, und bringt das Portrait ſeines Freundes und Hauptmanns mit, das Julia ſogleich erkennt. — Theodric iſt mittlerweile nach England gegangen, und hat dort die Liebe einer ſchönen Brittin gewonnen. Ehe er ſich für immer mit ihr verbindet, führen ihn ſeine Angelegenheiten nach Oeſterreich zurück; auf der Reiſe beſucht er ſeinen jungen Freund; er verweilt einen Monat dort, und Julia ſchenkt ihm ihre heißeſte Neigung, aber er theilt ihr ſeine Verbindung in England mit, reiſt fort und vermählt ſich mit Conſtanze. Sie leben glücklich, nur daß böſe Verwandten ſie ſtören. — Der Krieg bricht von Neuem in Deutſchland aus und Theodric eilt dahin, um für die Sache ſeines Landes zu kämpfen. Er beſchwört ſeine Gattin, in England zu bleiben, ſie verſpricht es. — Unterdeß iſt Udolph zu ihm gekommen, und erzählt ihm, daß Julia, ſich in Liebe verzehrend, ihrem Ende entgegengehe und Theodric vor ihrem Tode nur noch einmal zu ſehen wünſche. Conſtanze redet ſelbſt ihm zu, das Begehren der armen Leidenden zu erfüllen, und dann zurückzukehren und mit ihr (Conſtanzen) ſich auf dem Continent niederzulaſſen. — Theodric geht nach der Schweiz und bleibt bei Julien bis zu ihrem Tode; da bekommt er die Nachricht, daß Conſtanze gefährlich krank ſey. — Er eilt nach England zurück, aber findet ſie nicht mehr am Leben; Gram über die Mishandlungen von Seiten ihrer Verwandten, welche nicht haben wollten, daß ſie England verlaſſe, hatten das zarte Weſen getödtet; Theodric findet ſtatt ihrer nur einen Abſchiedsbrief von ihr; die Zeit lindert ſeinen Kummer, and, ſchließt der Dichter das Ganze

---

*) — als Märtyrer ſeiner Zärtlichkeit brannte, und an Liebe ſtarb, die nicht erwiedert werden konnte.

And though he mourned her long, 'twas with such woe
As if her spirit watched him still below.

Theodric iſt eigentlich nur eine verſificirte Novelle; wohl möglich, daß ihr eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt. — Sein Werth ſteht dem der Gertrude von Wyoming bedeutend nach und die lyriſche Richtung herrſcht auch hier zu ſehr vor.

Als Proſaiker hat ſich Campbell durch höchſt geſchmackvolle und geiſtreiche Abhandlungen und Aufſätze anderer Art ausgezeichnet, und den wohl erworbenen guten Klang ſeines Namens in der litterariſchen Welt auch nach dieſer Seite hin würdig zu erhalten gewußt. —

Zehnte Vorleſung.

George Crabbe. — Samuel Rogers. — Auszüge aus ſeinen Dichtungen. — Henry Hart Milman. Hymne aus deſſen Belſazar. — James Montgomery. — Proben aus ſeinen Gedichten. — Bernard Barton. Sein Daheim. Samuel Taylor Coleridge. — Deſſen Dichtung, Liebe. — William Wordsworth. Wir ſind Sieben. —

Ganz im Gegenſatze zu Campbell, durch ſeine Einfachheit und Prunkloſigkeit, erſcheint George Crabbe, den man mit Recht den Genremaler unter den jetzt lebenden engliſchen Dichtern nennen kann. Crabbe, urtheilte Moore öffentlich von ihm, der gezeigt hat, was die mehr als galvaniſche Kraft des Talentes vermag, dadurch, daß er nicht bloß Bewegung, ſondern auch Leben und Seele Gegenſtänden verleiht, die deren unfähig zu ſeyn ſcheinen. — *)

George Crabbe iſt den 21. December 1754 in Altborough in Suffolk, wo ſein Vater als Zollbeamter diente, geboren. Er ward zum Wundarzte beſtimmt, ſeine poetiſche

---

*) S. Jacobſen's Briefe, S. 11.

Neigung ließ ihn dieſen Stand jedoch nur mit Widerwillen betrachten, und ermuthigt durch das Gewinnen eines Preiſes für das gelungenſte Gedicht auf die Hoffnung, ging er 1778 nach London, auf's Gerathewohl, mit dem beſten Willen, aber nur mit höchſt geringen Hülfsmitteln ausgerüſtet. — Als es ihm hier jedoch nicht nach Wunſche glückte, wandte er ſich vertrauensvoll an den berühmten Edward Burke, der ſich ſeiner väterlich annahm. — Crabbe widmete ſich nun der Theologie, wurde 1781 ordinirt, und bekleidete ſeitdem nach einander mehrere geiſtliche Würden; ſeit 1813 das Rectorat zu Trowbridge, wo er 1819, als er zuerſt ſeine **Tales of the Hall**, eine Sammlung ſeiner beſten Gedichte, zu einem Ganzen vereinigt herausgab, noch lebte. — Ich erinnere mich nicht, ſeinen Tod irgendwo angezeigt gefunden zu haben; vielleicht erfreut ſich der würdige Mann in hohem Alter noch dauernder Geſundheit. *)

Scharfe Beobachtungsgabe, naturgetreue Darſtellung, genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens, tiefes Gefühl, und Liebe zum Edeln und Wahren, ſind die Hauptzüge von Crabbe's Muſe. Dazu geſellt ſich eine höchſt weltkluge, aber ſtets wohlwollende Ironie, die ſich mitunter gern der Satyre verſchwiſtert. Der Dichter gefällt ſich nur in Gegenſtänden aus den unteren Kreiſen des Lebens, aber er behandelt Alles, was er nur berührt, mit einer ſolchen Zartheit und Feinheit, ohne je in's Schöne malen zu wollen, daß er zwar nicht den Leſer hinreißt, hingegen allmählig und dauernd deſſen Neigung zu gewinnen verſteht. Dabei iſt Alles echt und geſund, dem Leben bis auf die kleinſten Züge entlehnt, und doch, ſo gern er auch das Geringſte ausmalt, nie langweilig oder ermüdend, indem er ſelbſt dem Unbedeutendſten einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen weiß, was um ſo mehr zu bewundern iſt, als er immer in gleicher Ruhe bleibt und ſtets objectiv verfährt. —

---

*) Er iſt erſt zu Anfange des Jahres 1832 geſtorben. — Spätere Anmerkung, während des Drucks dieſer Vorleſungen.

Seine **Tales of the Hall** enthalten, wie ſchon bemerkt wurde, eine von ihm ſelbſt veranſtaltete Sammlung ſeiner beſten Gedichte. — Der Faden, an dem er dieſelben aufreiht, iſt einfach und prunklos, wie Crabbe's ganzes Weſen. — Zwei Brüder, die lange von einander fern lebten, kommen auf eine Zeitlang wieder zuſammen, und theilen ſich Erlebtes und Erfahrenes, größtentheils in kleinen Erzählungen, mit. — Das ganze Werk beſteht aus zwei und zwanzig Büchern, deren jedes wieder in Unterabtheilungen zerfällt; es iſt in gereimten Alexandrinern geſchrieben. —

Außer den **Tales of the Hall** hat Crabbe noch mehrere beſchreibende und erzählende Gedichte, wie z. B. **The library**, **Edward Shore**, **The Hall of Justice** u. ſ. w. geliefert. — In allen iſt ſeine Eigenthümlichkeit ſich gleich geblieben.

Als didactiſcher Dichter nimmt Samuel Rogers wohl den erſten Rang unter den jetzt lebenden brittiſchen Barden ein. Von wohlhabenden Eltern in London geboren, erfreute er ſich einer ausgezeichneten Erziehung, welche durch Reiſen auf dem Continente vollendet wurde. — Rogers hat ſtets in den erſten Kreiſen und in den glücklichſten Verhältniſſen gelebt, frei von aller laſtenden Sorge, und dieſe ungeſtörte Ruhe ſeiner Außenwelt war von nicht geringem Einfluſſe auf ſeine innere Ausbildung. — Schon 1786 machte eine von ihm erſchienene Ode auf den Aberglauben großes Aufſehen; ſein didactiſches Gedicht **Pleasures of Memory** befeſtigte ſeinen Ruf, der, wohl erworben, ſich durch alle ſpäteren Leiſtungen Roger's (**Human life 1819**, **Italy, a Poem** 5te Aufl. 1830, **Poems of Samuel Rogers 1815**) ungeſchwächt erhalten hat.

Das poetiſche Urtheil ſeines geiſtreichen Landsmannes Sharon Turner ſpricht in ſeiner Richtigkeit zum Herzen wie zum Verſtande, indem es in ſeinen Werken zugleich den Verfaſſer würdigt. — Es lautet:

> Calm, elegant, correct, with finish'd touch
> That never leaves too little, nor too much;

Attractive pictures and at times a gem
The Bard of Memory scatters round his stem,
A moral taste his graceful flower improves,
And strains melodious murmur as it moves;
Again thro' human life the music roves
And sweetly draws us to its ethic groves.*)

Dieſe Aeußerungen ſind vollkommen wahr, die größte Ruhe, Eleganz und Correctheit machen die Hauptzierden von Rogers Dichtungen aus. — Er feilt vielleicht noch ängſtlicher als Campbell, aber nicht, um die Stimme überſtrenger Kritik zum Schweigen zu bringen, ſondern um ſich ſelbſt zu genügen, und das Gewand, in das er ſein tiefes Gefühl hüllt, in ein würdiges harmoniſches Verhältniß zu dieſem zu ſtellen. Rogers huldigt nirgends der Mode und den Götzen des Tags, ſondern wandelt unbekümmert auf der Bahn, die ihm ſein Genius vorzeichnet, fort; aber dieſe iſt eine Bahn des Lichtes, und die Werke, die er auf derſelben hinterläßt, werden noch lange manches Herz beruhigen, erfreuen und tröſten, wenn auch der Dichter nicht mehr unter den Sterblichen wandelt. —

Inhaltsanzeigen aus didactiſchen Gedichten ſind zu ermüdend, da ſie bloß für den Verſtand und ſelbſt auch für dieſen wenig Intereſſe haben können. — Ich zergliederte in dieſer Hinſicht nur Campbells Freuden der Hoffnung, um Sie mit der Art und Weiſe bekannt zu machen, wie die brittiſchen Dichter dieſe Gegenſtände zu behandeln pflegen. Mögen dafür lieber folgende ſchöne Stellen aus dem **Human life** beſtätigen, was ich über den Dichter ſagte. —

---

*) Ruhig, elegant, correct mit vollendeter Berührung, die nie zu wenig, nie zu viel zurückläßt, ſtreut der Barde der Erinnerung um ſeinen Stamm anziehende Bilder und mitunter einen Edelſtein. Ein moraliſcher Geſchmack veredelt ſeine liebliche Blüthe, und melodiſche Klänge tönen, wie ſie ſich bewegt. — Von Neuem ſchweift ſein Geſang durch das menſchliche Leben und zieht uns ſanft zu ſeinen ethiſchen Hainen. —

Dieſe Auszüge, ſo wie die wörtliche Ueberſetzung, ſind Jacobſens Briefen entlehnt. —

*) And soon again shall music swell the breeze;
Soon, issuing forth, shall glitter through the trees
Vestures of nuptial white; and hymns be sung
And violets scattered round; and old and young,
In every cottage-porch with garlands green,
Stand still to gaze, and gazing, bless the scene;
While her dark eyes declining, by his side
Moves in her virgin-veil the gentle Bride.

And once, alas, nor in a distant hour,
Another voice shall come from yonder tower;
When in dim chambers long black weeds are seen,
And weepings heard where only joy had been;
When by his children borne, and from his door
Slowly departing to return no more,
He rests in holy earth with them that went before.

And such is Human Life; so gliding on,
It glimmers like a meteor, and is gone!

---

*) Und bald wird wieder Muſik den Wind beflügeln.
Bald werden wieder hervorgehend ſchimmern durch die Bäume
Gürtel von bräutlichem Weiß, und Hymnen geſungen
Und Veilchen umher geſtreut werden; und Alt und Jung
In jedem Hütten-Eingang mit grünen Kränzen
Still ſtehen zu ſtaunen, und ſtaunend die Scene ſegnen;
Während, ihre ſchwarzen Augen niederſchlagend, an ſeiner Seite
In ihrem jungfräulichen Schleier die ſanfte Braut einherſchreitet.

Und einſt, ach, und nicht in einer entfernten Stunde,
Wird eine andere Stimme aus jenem Thurm hervorkommen;
Wenn in düſtern Zimmern lange ſchwarze Trauergewände geſehen
Und Weinen gehört wird, wo nur Freude geweſen war.
Wenn von ſeinen Kindern getragen, und von ſeiner Thür
Langſam ſcheidend, um nie wiederzukehren
Er in heiliger Erde ruhen geht, mit denen, die vorangingen.

Und ſo iſt das menſchliche Leben; ſo dahingleitend
Schimmert es wie ein Meteor und iſt verſchwunden!

Den Augenblick, wo das Kind das Licht der Welt erblickt, beſchreibt der Dichter in dieſen Strophen:

The hour arrives, the moment wished and feared;
The child is born, by many a pang endeared.
And now the mother's ear has caught his cry;
Oh grant the cherub to her asking eye!
He comes ——— she clasps him. To her bosom pressed,
He drinks the balm of life, and drops to rest.

Her by her smile how soon the Stranger knows;
How soon by his the glad discovery shows!
As to her lips she lifts the lovely boy,
What answering looks of sympathy and joy!
He walks, he speaks. In many a broken word
His wants, his wishes, and his griefs are heard.
And ever, ever to her lap he flies,
When rosy sleep comes on with sweet surprise.
Locked in her arms, his arms across her flung,
(That name most dear for ever on his tongue)
As with soft accents round her neck he clings,

Die Stunde erſcheint; der gewünſchte und gefürchtete Augenblick,
Das Kind iſt geboren, durch viele Schmerzen nur um ſo theurer.
Und nun hat der Mutter Ohr ſein Schreien gehört.
O gewährt ihrem ſpähenden Auge den Cherub!
Es kommt — — — ſie umſchlingt es. An ihren Buſen gedrückt,
Schlürft es den Balſam des Lebens, und ſinkt zur Ruhe.

Daß es ihr gehöre, wie bald weiß dieß der Fremdling durch ihr Lächeln,
Wie bald zeigt durch das ſeinige ſich die frohe Entdeckung!
Wenn ſie zu ihren Lippen den lieblichen Knaben erhebt.
Welche entſprechende Blicke von Wechſelgefühl und Freude.
Er geht; er ſpricht. In manchem gebrochenen Worte
Hört man ſeinen Mangel, ſeine Wünſche und ſeinen Kummer!
Und immer, immer flieht er zu ihrem Schoeß,
Wenn der roſige Schlaf mit lieblicher Ueberraſchung kommt.
In ihre Arme geſchloſſen, die ſeinigen um ſie geſchlungen,
(Jener theuerſte Name beſtändig auf ſeiner Zunge)
Wie mit ſanften Tönen er ihren Nacken umſchlingt,

And, cheek to cheek, her lulling song she sings,
How blest to feel the beatings of his heart,
Breath his sweet breath, and kiss for kiss impart;
Watch o'er his slumbers like the brooding dove,
And, if she can, exhaust a mother's love!"

Von der Jugend ſagt er:

Then is the age of admiration — Then
Gods walk the earth, or beings more than men!
Ha! then comes thronging many a wild desire,
And high imagining and thought of fire!
Then from within a voice exclaims „Aspire!“
Phantoms, that upwards point, before him pass,
As in the Cave athward the Wizard's glass.

Der Hochzeitfeier ſind dieſe Zeilen gewidmet:

Then are they blest indeed; and swift the hours
Till her young Sisters wreathe her hair in flowers,
Kindling her beauty — while, unseen, the last
Twitches her robe, then runs behind the rest,

Und Wange an Wange ſie ihren lullenden Geſang ſingt,
Wie glücklich, das Klopfen ſeines Herzens zu fühlen,
Seinen ſüßen Athem einzuſaugen und Kuß für Kuß zu geben;
Ueber ſeinem Schlummer zu wachen wie die brütende Taube
Und, wenn ſie kann, die Liebe einer Mutter zu erſchöpfen!
Dann iſt das Alter der Bewunderung da. — Dann
Wandeln Götter auf Erden, oder Weſen, die mehr ſind als
Menſchen!
Ha! dann kommt drängend manche wilde Begierde
Und hohe Einbildung und Feuergedanken!
Dann ruft eine innere Stimme: „Strebe empor!“
Phantome, die nach oben zeigen, ziehen vor ihm vorüber,
Wie in der Höhle längs des Zauberers Spiegel.

Dann ſind ſie wahrhaft glücklich, und beflügelt die Stunden,
Bis ihre jüngeren Schweſtern ihre Haare mit Blumen
durchflechten,
Ihre Schönheit erhellend, während, ungeſehen, die kleinſte
Ihr Gewand faltet, und dann den übrigen nachrennt,

Known by her laugh that will not be suppressed.
Then before All they stand — the holy vow
And rings of gold, no fond illusions now,
Bind her as his. Across the threshold led
And every tear kissed off as soon as shed,
His house she enters, there to be a light
Shining within, when all without is night,
A guardian angel o'er his life presiding,
Doubling his pleasures, and his cares dividing!
How oft her eyes read his; her gentle mind
To all his wishes, all his thoughts inclined;
Still subject — ever on the watch to borrow
Mirth of his mirth, and sorrow of his sorrow.

Schön iſt, wie der Dichter das Glück der Ehe ſchildert:

And laughing eyes and laughing voices fill
Their halls with gladness. She, when all are still,
Comes and undraws the curtain as they lie,
In sleep how beautiful! He, when the sky
Gleams, and the wood sends up its harmony,

Erkannt durch ihr Lachen, das ſich nicht unterdrücken läßt.
Dann ſtehen ſie vor Allen — das heilige Gelübde
Und der gold'ne Ring nun keine liebliche Täuſchung,
Verbinden ſie als die ſeinige. Ueber die Schwelle geführt
Und jede Thräne hinweggeküßt, ſobald ſie nur vergoſſen iſt,
Betritt ſie ſein Haus, daſelbſt ein Licht zu ſeyn,
Das im Innern leuchtet, wenn Alles draußen Nacht iſt;
Ein Schutzengel, der über ſein Leben wacht,
Seine Freuden verdoppelt, und ſeine Sorgen theilt!
Wie oft leſen ihre Augen in den ſeinigen; ihr liebliches Gemuth
Allen ſeinen Wünſchen, allen ſeinen Gedanken zugewandt.
Immer bemüht, Freude von ſeiner Freude
Und Sorge von ſeiner Sorge zu bergen.

Und lachende Augen und lachende Stimmen füllen
Ihre Hallen mit Freude. Sie, wenn Alles ſtill iſt,
Kommt und zieht den Vorhang von den Kindern weg, wie ſie daliegen,
Im Schlafe wie ſchön! Er, wenn der Himmel
Tagt, und der Wald ſeine Harmonie emporſendet,

When, gathering round his bed, they climb to share
His kisses, and with gentle violence there
Break in upon a dream not half so fair,
Up to the hill-top leads their little feet;
Or by the forest-lodge, perchance to meet
The stag-herd on its march, perchance to hear
The otter rustling in the sedgy mere;
Or to the echo near the Abbot's tree,
That gave him back his words of pleasantry —
When the House stood no merrier man than he!
And as they wander with a keen delight,
If but a leveret catch their quicker sight
Down a green alley, or a squirrel then
Climb the gnarled oak, and look and climb again,
If but a moth flit by, an acorn fall,
He turns their thoughts to Him who made them all!

But Man is born to suffer. On the door
Sickness has set her mark; and now no more

Wenn, um ſein Bett ſich ſammelnd, ſie emperklimmen,
Seine Küſſe zu theilen, und mit lieblicher Gewalt
Auf einen Traum einbrechen, der nicht halb ſo ſchön war,
Leitet ihre kleinen Füße nach dem Gipfel des Hügels;
Oder nach dem Waldhauſe, vielleicht
Dem Hirſchrudel auf ſeinem Marſche zu begegnen, vielleicht
Die Otter in dem ſchilfigen Moor raſcheln zu hören,
Oder nach dem Echo bei dem Baume der Abtei,
Welches ihm ſeine Scherzworte zurückgab —
Als das Haus ſtand, war kein froherer Menſch als er!
Und wie ſie mit geſchärftem Vergnügen einherwandeln,
Wenn ihr ſchnellerer Blick nur ein Häschen,
Eine grüne Allee hinunter gewahr wird, oder ein Eichhörnchen,
Welches die knotige Eiche hinanklimmt, umherſieht und dann wieder klimmt,
Wenn nur ein Käfer vorbeifliegt, eine Eichel fällt,
Leitet er ihre Gedanken auf den, der ſie Alle erſchuf.

Aber der Menſch iſt zum Leiden geboren.
An die Thür hat die Krankheit ihr Zeichen geſetzt, und nun

Laughter within we hear, or wood-notes wild
As of a mother singing to her child,
All now in anguish from that room retire,
Where a young cheek glows with consuming fire,
And Innocence breathes contagion — all but one,
But she who gave it birth — from her alone
The medicine-cup is taken. Through the night,
And through the day, that with its dreary light
Comes unregarded, she sits silent by,
Watching the changes with her anxious eye:
While they without, listening below, above,
(Who but in sorrow know how much they love)
From every little noise catch hope and fear,
Exchanging still, still as they turn to hear,
Whispers and sighs and smiles all tenderness
That would in vain the starting tear repress.

Roger's **Italy** iſt mehr eine poetiſche Reiſebeſchreibung durch einen Theil der Schweiz und Italiens. — Sie iſt in den ſogenannten **blank verse** (fünffüßige ungereimte Jamben)

Hören wir nicht mehr Gelächter darin, oder wilde Waldgeſänge,
Wie von einer Mutter, die ihrem Kinde vorſingt.
Alle verlaſſen nun angſtvoll das Zimmer,
In welchem eine junge Wange in verzehrendem Feuer glüht,
Und die Unſchuld Anſteckung athmet — Alle bis auf eine,
Bis auf ſie, die ihn gebar — von ihr allein
Wird die Medicinſchaale genommen. Die Nacht hindurch
Und den Tag, der mit ſeinem traurigen Lichte
Unbemerkt kommt, ſitzt ſie ſchweigend bei ihm,
Die Wandlungen mit ihrem ängſtlichen Auge bewachend,
Während diejenigen, die draußen ſind, unten und oben horchend,
(Die nur im Kummer wiſſen, wie ſehr ſie lieben)
Von jedem kleinen Geräuſch Hoffnung und Furcht entnehmen,
Immer austauſchend, immer ſo wie ſie hören,
Lispeln und Seufzer, und in Zärtlichkeit zerſchmelzendes Lächeln,
Das umſonſt die rinnende Thräne zurückzuhalten ſucht.

geſchrieben und enthält in buntem Wechſel Schilderungen, Betrachtungen und Erzählungen. — Hier als Probe die ſchon erwähnte Zuſammenkunft mit Lord Byron.

*) Er hatte viel erlebt,
Seit wir zuletzt uns ſah'n. Fünf kurze Jahre,
Viel hatten ſie gethan. Die dicken Locken
Grau, keine Spur von jenem Jüngling mehr,
Der nach Abydos ſchwamm von Seſtos. Aber
Noch ſüß klang ſeine Stimm', und wie ein Blitz
Zuckt' aus den Augen der Gedank' ihm, harrend
Auf Worte nicht. So ſaßen wir und ſprachen
Tief in die Nacht hinein — willkommne Stunde,
Die uns vereint! — und mit der Morgenröthe
Erklommen wir den rauhen Apennin.

Noch ſeh' ich's vor mir, wie die gold'ne Sonne
Mit ihrem Strahl die tiefen Schlünde füllte
An unſerm Weg, und wie den Berg entlang
Durch Ciſtus, welſche Eichen, wilde Feigen
Sein bunt Gefolge zog. Der erſten einer

---

*) Much had passed
Since last we parted; and those five years,
Much had they told! His clustering locks were turn'd
Grey, nor did aught recall the youth that swam
From Sestos to Abydos. Yet his voice,
Still it was sweet, still from his eye the thought
Flashed lightning-like nor lingered on the way,
Waiting for words. Far, far into the night
We sat, conversing — no unwelcome hour,
The hour we met; and, when Aurora rose,
Rising, we climbed the rugged Apennine.

Well I remember how the golden sun
Filled, with its beams, the unfathomable gulphs,
As on we travelled, and along the ridge,
Mid groves of cork and cistus and wild fig,
His motley household came. Not last nor least,

Battiſt, der auf der mondbeglänzten See
Venedigs ihm ſo eifrig, ſo geſchickt
Gedient hatt' und ſein Ruder weggeworfen,
Ihm durch die Welt zu folgen; der ſo lange
Das Ehrenzeichen eines Gondoliers
Im Hauſe eines Nobile getragen,
Werth unbegrenzten Zutrauens. Dann auch Du,
Wenn ſchon nicht mehr in voller Kraft und Schönheit,
Getreuer Mohr, Du bis zur letzten Stunde
Der Wächter ſeiner Kammerthür, und nun
Durch Miſſolunghi's öde, finſt're Gaſſen
Heulend vor Schmerz!
                    Verlaſſen hatt' er eben
Die Stadt des alten Ruhms am Meeresſtrand,
Ravenna, wo von Dante's heil'gem Grabe
So oft er, wie es mancher Vers bezeugt,
Begeiſt'rung eingeſogen, wo im Zwielicht
Mit ſchlaffem Zügel durch den Pinienwald
Er ritt und ſich verlor; da erſah er oft —

Battista, who upon the moonlight-sea
Of Venice, had so ably, zealously
Served, and, at parting, flung his oar away,
To follow thro' the world; who without stain
Had worn so long that honourable badge,
The gondolier's, in a patrician house,
Arguing unlimited trust. — Not last nor least,
Thou, tho' declining in thy beauty and strength,
Faithful Moretto, to the latest hour
Guarding his chamber-door, and now along
The silent, sullen strand of Missolunghi
Howling in grief.
                    He had just left that place
Of old renown, once in the Adrian sea,
Ravenna; where, from Dante's sacred tomb
He had so oft, as many a verse declares,
Drawn inspiration; where at twilight-time
Thro' the pine-forest wandering with loose rein
Wandering and lost, he had so oft beheld

Denn was ſieht eines Dichters Auge nicht? —
Des Ritters Geiſt, der Höllenhunde Jagd,
Die Beute, die Zerfleiſchung und die Feſtluſt
In Graun verwandelt. Dieſes Thema liebt' er,
Doch And're traf die Reihe. Mancher Thurm,
Zertrümmert von dem Felſen weggeriſſen,
Einſt eines Heldenalters Stolz und Hort,
Erſchien und ſchwand, und manch ein Stier gejocht
Und ungejocht, indeß ſein Geiſt hinaus
In ſchön're Tage ſchweifte. Alles Freude,
Vergangenheit vergeſſen, wolkenlos
Die Gegenwart und Zukunft!
Und nun ruht er.
Und Preis und Tadel fällt ihm gleich in's Ohr,
Das taub im Tode. Byron, ja Du biſt
Dahingegangen, wie ein Stern am Himmel
Herabſchießt und verſinkt, in ſeinem Sturze
Verblendend und verwirrend. Doch Dein Herz
War groß und edel — edel in dem Hohn

(What is not visible to a poet's eye?)
The spectre-knight, the hell-hounds and their prey,
The chase, the slaughter, and the festal mirth
Suddenly blasted. 'Twas a theme he loved,
But others claimed their turn; and many a tower,
Shattered, uprooted from its native rock,
It's strength the pride of some heroic age,
Appeared and vanished (many a sturdy steer
Yoked and unyoked) while as in happier days
He poured his spirit forth. The past forgot,
All was enjoyment. Not a cloud obscured
Present or future.
He is now at rest,
And praise and blame fall on his ear alike,
Now dull in death. Yes, Byron, thou art gone,
Gone like a star that thro' the firmament
Shot and was lost, in its eccentric course
Dazzling, perplexing. Yet thy heart, methinks,
Was generous, noble — noble in its scorn

Der kleinen niedern Dinge; nichts in ihm
Gemein und knechtiſch. Wenn die Einbildung
Erlitt'ner Unbill Dich verfolgt' und drang,
Zu thun, was lange ward von Dir bereut,
Wer weiß nicht — Keiner ſo wie ich — wie gern
Auf leichtem Grund Dein dankbar Herz gebaut?
Im Leben glücklich nicht, biſt Du's im Tode!
Du haſt's erreicht, biſt in dem Land geſtorben,
Wo einſt entzündet ward Dein junger Geiſt,
In Hellas, und in wie glorreicher Sache! —

Ach, Keiner des Gefolges um Dich her
Gedachte damals, daß, ſobald ſie ſäßen
In Trauer bei Dir und ein Volk in Trauer
Um Dich ſein Freudenfeſt in Leichenjammer
Verwandelte, und des Geſchützes Donner
Am Morgen, der beſchien, was Irdiſches
Von Dir geblieben, über See und Land
Ausſpräch' die Zahl der Jahre Deiner Freuden
Und Leiden!

Of all things low or little; nothing there
Sordid or servile. If imagined wrongs
Pursued thee, urging thee sometimes to do
Things long regretted, oft, as many know,
None more than I, thy gratitude would build
On slight foundations: and, if in thy life
Not happy, in thy death thou surely wert.
Thy wish accomplished; dying in the land,
Where thy young mind had caught ethereal fire,
Dying in Greece and in a cause so glorious!

They in thy train — ah, little did they think,
As round we went, that they so soon should sit
Mourning beside thee, while a nation mourned,
Changing her festal for her funeral song;
That they so soon should hear the minute-gun,
As morning gleamed on what remained of thee,
Roll o'er the sea, the mountains, numbering
Thy years of joy and sorrow.

Ja, Du biſt dahingegangen!
Laßt ruhen ihn und greifet ihn nicht an
Im Grabe! denn, wer von uns Allen, wer
Verſucht, wie er, ſchon von den erſten Jahren,
Als er, ein unverdorb'ner Hochlandsknabe
Umherzog, wer, wie er, ein Feuergeiſt,
Dem ihren Zauberbecher an die Lippen
Die Luſt gedrückt, als Flaum ſein Kind noch deckte,
Wer von uns Allen mag von ſich wohl ſagen,
Er hätte nicht ſo viel geirrt? — und mehr?

W. Müller.

Crabbe iſt nicht der einzige engliſche Geiſtliche unter den jetzt Lebenden, der mit Erfolg ſich der Poeſie gewidmet hätte; neben ihm zeichnete ſich noch der würdige Henry Hart Milman, Profeſſor an der Univerſität zu Oxford, vortheilhaft aus. — Milman iſt der Verfaſſer mehrerer bibliſchen Dramen, einer Tragödie, Fazio, eines Heldengedichtes u. ſ. w. — Wenn er nicht zu ſehr danach ſtrebte, correct und klaſſiſch zu ſeyn, ſo würde er ſicherlich noch Bedeutenderes leiſten, ſo aber legt er ſich ſelbſt zu ängſtlich Feſſeln an und hemmt den Flug ſeines Genius. — Als ſein vorzüglichſtes Werk iſt wohl ſein dramatiſches Gedicht, der Fall Belſazars, *) zu betrachten,

---

Thou art gone;
And he who would assail thee in thy grave,
Oh, let him pause! For who among us all,
Tried as thou wert — even from thine earliest years,
When wandering, yet unspoilt, a highland-boy —
Tried as thou wert, and with thy soul of flame,
Pleasure, while yet the down was on thy cheek,
Uplifting, pressing, and to lips like thine
Her charmed cup — ah, who among us all
Could say he had not erred as much and more?

*) Belshazzar, a dramatic poem by the rev. H. H. Milman, London, 1822.

doch trifft auch ihn der bei Campbell ausgeſprochene Tadel, die vorherrſchende Richtung zum Lyriſchen. — Den Stoff des Drama giebt das bekannte Ende Belſazar's her, doch hat Milman noch das Schickſal einer ſchönen jüdiſchen Jungfrau, welche von den Prieſtern des Baal geraubt, nachher aber befreit und den Ihrigen wiedergegeben wird, damit verflochten, und das Intereſſe der Handlung dadurch vergrößert. Ueberhaupt ſind die Leiden der verbannten Iſraeliten und ihre fromme Denkart vortrefflich geſchildert. — Bühnengerecht iſt das Stück jedoch nicht. — Für die Perle des Ganzen halte ich folgende Hymne der Juden:

*) Des Donners Gott! von deſſen Wolkenſitz
Laut der Verheerung Sturmeswehen eilt;
Vater der Rache, deſſen blut'ger Fuß,
Wie auf der Kelter, auf den Welten weilt.
Die Heere harren Deines Winks zur Schlacht;
Nicht eher packt das Raubthier ſeine Jagd,
Nicht eher raſt des Hungers grimme Macht,
Bis Du dem Land das „Schuldig" zugetheilt.

Du Gott des Regenbogens! deſſen Ruf
Beſänftigt wilden Sturmes raſtlos Toben;
Vater der Gnade! der ein Eden ſchuf,
Wo vormals wüſte Wildniß ſich erhoben.
Dir rauſchen Quellen in dem dürren Sand;
Es tönen Cymbeln in der Jungfrau'n Hand:
Marmor'ne Städte krönen rings das Land,
Und Tempel heben ſich, um Dich zu loben.

Auf Juda, Herr! ſchoß Deiner Blitze Strahl;
Streitwagen raſſeln durch geſtürzte Hallen.
Die Jugend mordet des Aſſyrer's Stahl;
Es klagt der Feind ſelbſt, ihrer, die gefallen,

---

*) Dieſer ſchöne Geſang wurde bereits 1822 von mir überſetzt, ich bin nicht im Stande, den Urtext mitzutheilen, da es mir an meinem gegenwärtigen Wohnorte nicht gelang, das Original wieder zu bekommen.

Palläſte ſanken da in Schutt zuſammen;
Es wurden Sklaven, die von Fürſten ſtammen;
An Deinen Tempeln zehrten gier'ge Flammen,
Dich ſah man in des Schickſals Wolken wallen.

Dein Bogen, Herr! wird Juda wieder ſtrahlen.
Es hebt ihr Haupt die kronenloſe Stadt;
Dir werden Lieder wiederum erſchallen,
Wo Grabesſtille dumpf gebrütet hat. —
Auf Salems Zinnen wird Dein Sonnſtrahl blicken,
An Carmels Fuß die Jungfrau Blüthen pflücken,
Im Abendwehn den Brauthain ſich zu ſchmücken;
Und Engelsfuß durch Zion wieder wallen.

Es gab Dein Zorn uns in des Fremdlings Hand,
Und Sklaven mußten wir die Heimath meiden,
In Feſſeln ließen wir das holde Land;
Die Väter will in ſtiller Gruft beneiden,
Wer unter Thränen fremdes Brod genießt;
Dem nicht das trübe Auge matt ſich ſchließt;
In ſtiller Mitternacht die Zähre fließt,
Wo Euphrat's Fluth umſchatten bleiche Weiden.

Der Schmerzempfang'ne wird in Luſt geboren,
Und Deine Gnade, Herr, wird heim uns leiten;
Wer als ein zartes Kind entfloh, verloren,
Wird, eh' er ſtirbt, durch Salems Straßen ſchreiten.
Canaans Traube wird uns wieder blinken;
Wir Hermons Bienen ſüßen Honig trinken,
Wir werden dort andächtig niederſinken,
Wo, Herr! um Deinen Cherubsthron ſich Strahlen breiten.

Dieſer geiſtlichen Richtung iſt auch James Montgomery gefolgt, obgleich er ſich ſeiner ihm urſprünglich aufgedrungenen Beſtimmung zum herrnhutiſchen Prediger ausdrücklich widerſetzte, bis es ihm endlich gelang, ſich derſelben ganz zu entziehen. Zu Irvine in Ayrſhire am 4. November 1771 geboren, hatte er das Unglück, ſchon früh ſeine beiden Eltern, die als Miſſionaire nach Weſtindien gegangen waren, und ihre drei unmündigen Kinder der Obhut fremder Menſchen überlaſſen hatten, zu verlieren. — Der Dichter erwähnt dieſes Mißgeſchick in folgenden Verſen ſeiner **Departed days**:

The loud Atlantic Ocean
On Scotlands rugged breast
Rocks with harmonious motion
His weary waves to rest;
And gleaming round her emerald isles,
In all the pomp of sunset smiles: —
On that romantic shore
My parents hailed their first born boy:
A mother's pangs my mother bore,
My father felt a fathers joy:
My father — mother — parents — are no more!
Beneath the Lion-star they sleep
Beyond the western deep:
And when the Sun's noon glory crests the waves,
He shines without a shadow on their graves. *)

Er ward in einer Herrnhuter Anſtalt zu Fulneck in Yorkſhire erzogen, und von den Vorſtehern derſelben zum Geiſtlichen beſtimmt, da er ſich aber ausdrücklich gegen dieſen Beruf erklärte, und ſeine Geſundheit vor Gram darüber litt, ſo gaben ſeine Vorgeſetzten endlich nach, und brachten ihn als Lehrling in einem Laden unter. — Er verließ jedoch dieſe Stelle, und machte ſich ohne Hülfsmittel auf den Weg nach London. — Mangel an Unterhalt zwang ihn aber, unterweges für's Erſte dies Vorhaben aufzugeben und eine Stelle anzunehmen. Endlich gelang es ihm, Commis bei einem Londoner Buchhändler und ſpäter Theilnehmer an einem Journal in Sheffield zu werden. Hier mußte er, ſeiner Geſinnungen wegen, wiederholt Verfolgungen erleiden, und ſogar zweimalige Gefängnißſtrafe, angeblich wegen Pasquille, erdulden. — Montgomery's Unſchuld ward jedoch ſpäter anerkannt, und ſein Unglück vergrößerte die Achtung, welche ſeine Landsleute vor ihm hegten. — Seine poetiſchen Werke wurden mit Entzücken aufgenommen und fanden, bei der in England vorherrſchenden ſtreng orthodoxen Richtung, großen Beifall. —

---

*) Der laute Atlantiſche Ocean wiegt an Schottlands rauher Bruſt mit harmoniſcher Bewegung ſeine müden Wellen zur Ruhe, und ſchimmernd um die Smaragdinſeln, lächelt er in aller Pracht des Sonnenuntergangs. An jenem romantiſchen Ufer begrüßten meine Eltern ihren Erſtgebornen, litt meine Mutter einer Mutter Schmerzen, fühlte mein Vater eines Vaters Freuden. Mein Vater, Mutter, meine Eltern ſind nicht mehr; ſie ſchlummern unter dem Löwengeſtirn (dem Hundsſtern) jenſeits der weſtlichen Tiefe, und wenn der Sonne Mittagsglorie die Wogenhäupter färbt, ſo ſcheint ſie ohne Schatten auf ihre Gräber.

Als die vorzüglichſten poetiſchen Erzeugniſſe Montgomery's werden **The West-Indies, The Wanderer of Switzerland, Greenland**, und **The world before the flood** genannt. — Die erſteren ſind mehr didactiſch-deſcriptive Poeſieen, das Letztere, von Allen das größte, iſt eine Art von bibliſchem Epos. — Unter ſeinen kleineren Gedichten haben ſich beſonders die Strophen auf das Bild einer Unbekannten einer höchſt lobenden Anerkennung zu erfreuen gehabt; ſie werden noch fortwährend mit Vergnügen von den Engländern geleſen. —

Montgomery's dichteriſche Arbeiten zeichnen ſich durch Wärme des Gefühls, tiefe Frömmigkeit, Reichthum der Anſchauungen und elegante Diction vortheilhaft aus; aber des Dichters melancholiſche Stimmung, wohl die Frucht der Kämpfe ſeines Lebens, drängt ſich zu häufig und zu ſehr auf, und ſeine Neigung zu moraliſirender Reflexion ſtört den Eindruck und ermüdet durch zu öftere Wiederkehr. — Andererſeits thut ſeine große Ruhe und die echte, aus göttlichem Quell geſchöpfte, Begeiſterung des würdigen Sängers wieder dem Gemüthe außerordentlich wohl, und macht die Seele des Leſers des tiefen Friedens theilhaftig, welcher den Dichter auf allen ſeinen Pfaden begleitet.

Folgende Bruchſtücke aus Montgomery's Werken mögen zur Beſtätigung des eben Geſagten dienen.

*) Ich liebe, Dämm'rung! dich; in deinen Schatten
Beſchleicht des Abends Ruhe meine Seele,
Erhaben zärtlich, heiter feierlich
Still wie die Zeit, erhaben wie die Gegend.
Ich liebe dich, o Dämmerung, dein Licht
Uebt ſeinen theuren Einfluß auf mein Herz,
Wenn deines Windes Hauch der Seele Klänge
Auf der Gedanken Harfe ſchmeichelnd weckt
Und Luſt und Schmerz, wie nur der Geiſt entbrennt,
Und Hoffnung und Erinnerung im Wechſel,
Vorüberziehend, ſeine Saiten ſchwingen;
Indeß Beſchauung auf den Seraphsflügeln
Sich mit der Opferflamm' erhebt und ſingt.
Ich liebe, Dämm'rung, dich. — O laß dein Dunkel
Sich mehren, bis ein jegliches Gefühl,
Bis jeder Pulsſchlag ſelbſt zum Frieden wird;
Am Himmel ſchwindet ſanft des Tages Licht,
Doch heller ſtrahlt des Ruhmes Dämmerung

---

*) I love thee, Twilight! as thy shadows roll.
The calm of evening steals upon my soul
Sublimely tender, solemnly serene,
Still as the hour, enchanting as the scene.
I love thee, Twilight! for thy gleams impart
Their dear, their dying influence to my heart,
When o'er the harp of thought thy passing wind
Awakens of all the music of the mind,
And joy and sorrow, as the spirit burns,
And hope and memory sweep the chords by turns;
While Contemplation, and seraphic wings,
Mount with the flame of sacrifice, and sings,
Twilight! I love thee; let thy glooms increase
Till every feeling, every pulse is peace;
Slow from the sky the light of day declines,
Clearer within the dawn of glory shines,
Revealing, in the hour of Nature's rest,
A world of wonders in the Poet's breast.

Im Innern, bei der Ruhe der Natur,
Auf eine Wunderwelt der Dichterbruſt. —

Die Welt vor der Sündfluth. — 6ter Geſang.

*) Ja, ein lebend'ger Geiſt webt in der Lyra,
Ein Hauch der Tonkunſt, eine Flammenſeele;
Die Welt kennt nicht die Sprache, die ſie redet,
Denn dieſe ſpricht ſie zu dem Sänger nur. —
Wenn Symphonieenklang ſein Ohr entzückt,
Hört er in jedem Ton des Geiſtes Stimme;
Sein iſt die Pflicht, den Zauberſpruch zu deuten,
In Liedes Gluth Orakel hinzuſtrömen,
Der Helden That auf Jahre zu verlängern,
Und denen, die in der Natur geſtorben,
In dem Geſange Leben zu verleihn,
Ob Felſen auch des Kriegers That verkünden,
Ob Berge, zu Geſtalten ausgehauen.
Gleich ſeinen Namen tragen, ob auch immer
In Demantſchreinen lieget ſein Gebein,
Bedeckt von Pyramiden, himmelhoch:
Was Hände modelten, es wird zerfallen,

---

*) „There is a living spirit in the Lyre,
A breath of Music, and a soul of fire;
It speaks a language, to the world unknown;
It speaks that language to the Bard alone:
While warbled symphonies entrance his ears
That Spirit's voice in every tone he hears;
'Tis his the mystic meaning to rehearse,
To utter oracles in glowing verse,
Heroic themes from age to age prolong,
And make the dead in nature live in song.
Though graven rocks the Warrior's deeds proclaim,
And mountains, hewn to statues, wear his name;
Though, shrined in adamant, his relics lie
Beneath a pyramid, that scales the sky;
All that the hand hath fashion'd shall decay;

Verſchwinden wird einſt, was den Blick entzückte;
Der Fels, des Helden Hoffnung, bricht zuſammen,
Erdbeben gleichen Berg' und Thäler aus,
Der Demantſchrein verräth, was ihm vertraut ward,
Zu Staub zerfällt die ſtolze Pyramide;
Allein die Lyra ſichert ew'gen Ruhm,
Geſang nur hält der Dinge Wechſel aus,
Von Bruſt zu Bruſt ergoſſen, wie das Leben
Erglühet er, und geht, ein ſich'res Erbe,
Vom Vater zu dem Sohn; beſchwingt den Flug
Von Land zu Land, und ſtreift den Tod von ſich,
Getragen auf der Zeiten raſchen Schwingen. —

Die Welt vor der Sündfluth. 8r Geſ. V. 1. fgde.

Das allgemeine Loos.*)

In Jahren, die ſchon längſt vorbei,
Lebt' einſt ein Menſch — und Wer war Er,
Wie auch Dein Loos gefallen ſey,
Der Menſch glich Dir, Du Sterblicher.

All that the eye admires shall pass away,
The mouldering rocks, the Hero's hope shall fail,
Earthquakes shall heave the mountains to the vale,
The shrine of adamant betray its trust,
And the proud Pyramid resolve to dust;
The Lyre alone immortal fame secures,
For song alone through Nature's change endures; —
Transfused like life, from breast to breast it glows,
From Sir to Son by sure succession flows
Speeds its unceasing flight from clime to clime,
Outstripping Death upon the wings of Time.

*) The common lot.

Once in the flight of ages past,
There lived a man: — and WHO was HE?
— Mortal! howe'er thy lot be cast,
That Man resembled Thee.

Man weiß nicht, wo er ward geboren,
Und wo er ſtarb, iſt unbekannt;
Sein Name ging ſchon längſt verloren, —
Nur dieſe Wahrheit hat Beſtand:

Daß Freude — Hoffnung — Kummer — Sehnen
Im Wechſel ſeine Bruſt beſiegt;
Daß Luſt und Weh ihm, Lächeln, Thränen —
Das Andre längſt vergeſſen liegt.

Der Pulſe Schwung — die Kraft gebunden,
Des Geiſtes Steigen und ſein Fallen,
Wir wiſſen, daß er das empfunden,
Weil es empfunden ward von Allen.

Er litt — vorbei iſt nun ſein Leiden,
Vorbei iſt, was ihm Freude bot,
Es mußten ſeine Freunde ſcheiden
Sie ſind, wie ſeine Feinde, todt.

Er liebte — doch der Tod entrückte
Die Holde — auch ſie ſank hinab

Unknown the region of his birth,
The land in which he died unknown:
His name has perish'd from the earth,
This truth survives alone: —

That joy and grief, and hope and fear,
Alternate triumph'd in his breast;
His bliss and woe, — a smile, a tear!
— Oblivion hides the rest.

The bounding pulse, the languid limb,
The changing spirits' rise and fall;
Whe know that these were felt by him,
For these are felt by all.

He suffer'd, — but his pangs are o'er;
Enjoy'd, — but his delights are fled;
Had friends, — his friends are now no more;
And foes, — his foes are dead.

He loved, — but whom he loved, the grave
Hath lost in its unconscious womb:

Die Schönheit, die ihn ſo entzückte,
Verſchonte nicht das Grab.

Sein Auge hat wie Dein's geleſen,
Sein Herz erlitt wie Deines Pein;
Er war, was immer Du geweſen,
Er iſt, was Du wirſt ſeyn.

Die Jahreszeiten, Tag und Nacht,
Und Sonne, Mond, der Sterne Heer;
Was Licht und Leben einſt gebracht,
Das iſt für ihn nicht mehr.

Die Wolken und der Sonne Licht,
Die ihn beſchattet und erhellt,
Sie flohn und ließen Spuren nicht
Zurück auf dieſer Welt.

Willſt gleich Du die Geſchichte fragen,
Die Trümmer, ſeit die Welt begann;
Sie können nichts mehr von ihm ſagen,
Als nur — Einſt lebt' ein Mann. —

O she was fair! — but nought could save
Her beauty from the tomb.

He saw whatever thou hast seen;
Encounter'd all that troubles thee:
He was, whatever thou hast been;
He is — what thou shalt be.

The rolling seasons, day and night,
Sun, moon, and stars, the earth and main,
Erewhile his portion, life and light,
To him exist in vain.

The clouds and sunbeams, o'er his eye
That once their shades and glory threw,
Have left in yonder silent sky
No vestige where they flew.

The annals of the human race,
Their ruins, since the world began,
Of HIM afford no other trace
Than this, — THERE LIVED A MAN!

In vielfacher Hinſicht verwandt mit Montgomery iſt Bernard Barton, der gewiſſermaaßen als auch deſſen Glaubensverwandter betrachtet werden kann, da er zu der Secte der Freunde, oder, wie dieſe gewöhnlich genannt werden, der Quäker, gehört. Ein Dichter unter den Quäkern iſt eine große Seltenheit, und Barton wäre ſchon deswegen an und für ſich eine merkwürdige Erſcheinung; ſeine poetiſchen Leiſtungen geben ihm aber, wenn ſie ihm auch gleich keine Anſprüche auf eine Stelle unter den erſten Sängern ſeiner Nation verleihen können, ein Recht auf unſere Aufmerkſamkeit. — Er iſt 1784 geboren, in einer Lehranſtalt der Quäker erzogen, und hat ſich ſpäter einem bürgerlichen Geſchäfte gewidmet. 1812 gab er, ohne ſeinen Namen, einen Band lyriſcher Gedichte unter dem Titel **Metrical Effusions** heraus, dem er 1818 ein zweites Bändchen, gleichfalls anonym, **Poems of an Amateur**, folgen ließ. Die gute Aufnahme, welche dieſe Verſuche, vorzüglich bei ſeinen Freunden und Geiſtesgenoſſen, fanden, ermuthigte ihn endlich, mit einer dritten Sammlung, der er ſeinen Namen vorſetzte, (**Poems by Bernard Barton**) hervorzutreten. —

Tiefes und warmes Gefühl, echte Frömmigkeit und leichter und gefälliger Fluß der Rede zeichnen Bartons lyriſche Ergießungen aus. — Seine Bilder ſind immer glücklich, doch ſelten erhaben und außergewöhnlich; er bleibt gern auf der heimathlichen Erde und der Drang des Genius treibt ihn nie wider ſeinen Willen zu den höheren Regionen der Phantaſie hinaus; man kann, wie ein engliſcher Kritiker ſehr richtig behauptet, den Gedichten leicht abmerken, welchem Glaubensbekenntniſſe ihr Verfaſſer zugethan iſt. — Schilderung und Reflexion ſind die einzigen Gegenſtände, die ihm zuſagen; in beiden bewegt er ſich ruhig, wie ſein Gemüth es iſt, ein ſanfter Fluß, der ſich durch freundliche Gegenden hinſchlängelt, und nur die friedlichen Scenen ſeiner Ufer wiederſpiegelt. Gottesverehrung iſt das Hauptziel ſeines Strebens; dadurch herrſcht aber eine gewiſſe Einförmigkeit in allen ſeinen poeti=

ſchen Arbeiten vor, die durch eine gewiſſe Breite eher vermehrt, als vermindert wird. — Seine Poeſieen enthalten aber troß dem die große Zaubergabe, daß wir durch ſie und in ihnen den Dichter lieb gewinnen müſſen. —

Folgende etwas freie Bearbeitung eines ſeiner glücklichſten Gedichte möge das hier ausgeſprochene Urtheil beurkunden.

Daheim.*)

Wo brennt der Heerd am hellſten,
Freuend geſellige Bruſt;
Wo ſchlägt das Herz am ſchnellſten,
Erfüllter Hoffnung Luſt?
Wo blickt der Trauer Zügen
Mild lächelnd die Geduld,
Theurer als das Vergnügen,
Auf roſ'ger Wangen Huld? —
Die Luſt muß fliehend ſcheiden,
Entſproſſen kaum dem Keim;
Doch Trauer ſelbſt hat Freuden,
Hat ſanfte Luſt — daheim. —

---

*) Home.

Where burns the lov'd hearth brightest,
Cheering the social breast?
Where beats the fond heart lightest,
Its humble hopes possess'd?
Where is the smile of sadness,
Of meek-eyed patience born,
Worth more than those of gladness,
Which Mirth's bright cheek adorn? —
Pleasure is mark'd by fleetness,
To those who ever roam;
While grief itself has sweetness
At Home! dear Home!

Dort knüpfen ſich die Bande,
Im Gram, Troſt für das Herz,
Im theuern Heimathlande
Weilt länger flücht'ger Scherz.
Die Augen reden innig,
Was dem Gefühl geweiht,
Und Blicke, froh und ſinnig,
Verleihn Beredſamkeit.
Du ſeufzeſt nach Vergnügen
— Des Vogels Ruthenleim —
Du darfſt Dich nicht betrügen,
Du findeſt es daheim.

Bringt mehr als Luſt der Erden
Genuß der Frömmigkeit,
Und ſoll ſie Schutz Dir werden,
Wenn Trauer naht und Leid;
O glaube mir, ſie weilet
In Kirchen nicht allein;

There blend the ties that strengthen
Our hearts in hours of grief,
The silver links that lengthen
Joy's visits when most brief:
There eyes, in all their splendour,
Are vocal to the heart,
And glances, gay or tender,
Fresh eloquence impart:
Then, dost thou sigh for pleasure?
O! do not widely roam;
But seek that hidden treasure
At Home! dear Home!

Does pure Religion charm thee
Far more than aught below?
Wouldst thou that she should arm thee
Against the hour of woe?
Think not she dwelleth only
In temples built for prayer;

Sie will auch zugetheilet
Dem eignen Hauſe ſeyn. —
Im Frommſeyn liegt verborgen
Von Frömmelei der Keim,
Begrüßt Dich nicht der Morgen
Am Hausaltar daheim.

Am Hausaltare waltet
Die Liebe ſorgſam, mild,
Die das Geſetz entfaltet
Und all Dein Sehnen ſtillt.
Wenn von der heil'gen Stätte
Der wahre Glaube fern,
Was nützen denn Gebete
Im Tempel Dir des Herrn. —
Dort brauchſt Du nicht zu weihen
Des Opfers Frucht und Keim:
Die erſten Früchte ſeyen
Von Dir gebracht daheim.

For Home itself is lonely
Unless her smiles be there:
The devotee may falter,
The bigot blindly roam:
If worshipless her altar
At Home! dear Home!

Love over it presideth,
Which meek and watchful awe,
Its daily service guideth,
And shows its perfect law;
If there thy faith shall fail thee,
If there no shrine be found,
What can thy prayers avail thee
With kneeling crowds around?
Go! leave thy gift unoffer'd,
Beneath Religion's dome,
And be her first fruits proffer'd
At Home! dear Home!

Da Gegenſätze, wenn ſie nicht fehlerhaft aufgeſtellt ſind, in den ſchönen Künſten immer dazu dienen, die bedeutenden Seiten in ein helleres Licht zu ſtellen, ſo möge auf den ruhigen, faſt durchgängig elegiſch geſtimmten, Barton hier unmittelbar der wilde, phantaſtiſche, und doch wieder zu Zeiten ſo zarte und einfache Coleridge folgen, der, trotz ſeiner Unregelmäßigkeit, dennoch von ſeinen Landsleuten für ihren beſten jetzt lebenden Lyriker, nach Moore, gehalten wird. — **Samuel Taylor Coleridge** iſt, wie Ihnen das noch erinnerlich ſeyn wird, der Schwager, Freund und Studiengenoſſe Southey's, mit welchem er damals den abentheuerlichen Plan faßte, nach Amerika zu gehen. — Später bereiſte er Deutſchland und ſtudirte dort Kantiſche Philoſophie; bei ſeiner Rückkehr wurde er der Herausgeber einer Zeitſchrift: **The Watchman.** — Seine Freunde ſchätzen ihn ſehr, und ſelbſt ſeine Gegner müſſen, ſo viel ſie auch an ihm zu tadeln finden, ſeiner Originalität und dem Reichthume ſeiner Poeſie Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, trotz dem hat er aber eine Furcht vor den Kritikern, wie nicht leicht ein Dichter, was er auch in ſeiner Autobiographie (**Biographical Sketches of my literary life and opinions by S. T. C. London 1817**, 2 Bde.) wiederholentlich äußert. — Die ausgezeichnetſte Eigenthümlichkeit dieſes Dichters iſt die Zartheit und Tiefe ſeiner Empfindungen; keiner hat wie er die Falten des menſchlichen Herzens durchſpäht und die Stimme der Natur belauſcht; er bezaubert daher durch die Wahrheit ſeiner Gefühle überall da, wo er ſich nicht ſeiner Phantaſie überläßt. — Selbſt die Unregelmäßigkeit und abſichtliche Nachläſſigkeit der Diction und des Rythmus geben ſeinen Poeſieen einen zauberhaften Reiz, denn aller Orten blickt der echte Genius hindurch. — Hat er ſich aber einmal den wilden Träumen ſeiner Muſe hingegeben, ſo iſt kein Halt mehr; wie ein ungezügeltes Roß, das der Reiter nicht zu beherrſchen vermag, reißt ſie ihn mehr, als daß ſie ihn trägt durch die Reiche der Phantaſie, und was er ſich auf ſolchem Zuge aneignet und uns darbringt, ſtreift oft nahe an die Ausgeburten des Wahnſinns. — Er gefällt ſich dann nur zu ſehr mit den wunderlichſten und ſeltſamſten Bildern auf den Leſer einzuſtürmen, und läßt dieſem keine Ruhe, weil er ſelbſt keine Ruhe hat. — Wenn man ſeine Gedichte lieſt, ſo ſollte man glauben, ſie rührten von zwei Verfaſſern her, welche beide zwar gleich große Gaben beſitzen, von denen der Eine aber im wildeſten Rauſche, der Andere dagegen nur in Momenten der tiefſten und ruhigſten Empfindung dichtet, und die ſich mitunter darin gefallen, gemeinſchaftlich an demſelben Werke zu arbeiten. — Beide ſind indeſſen Meiſter deſſelben großen Geheimniſſes, ſie verſtehen das Gefühl mit dem Schmucke der Einbildungskraft auszuſtatten. — So enthält u. A. Coleridge's größeres Gedicht, Chriſtabel, eine verworrene Schöpfung, neben den bizarreſten Gebilden Stellen von ausgezeichnetſter Zartheit, die Niemand wird ohne Rührung leſen können. — Was er aber beſonders darzuſtellen verſteht, iſt, wie die Engländer ſich ausdrücken, die Metaphyſik der Liebe. — Sie mögen ſelbſt nach folgender Mittheilung, die für Coleridge's ſchönſtes Gedicht gehalten wird, darüber urtheilen.

Liebe. *)

Gedanken, Leidenſchaft, Entzücken,
Was immer auch bewegt das Blut,
Sind ſämmtlich nur der Liebe Diener
Und nähren ihre heil'ge Gluth.

In meinen wachen Träumen leb' ich
Die ſel'ge Stunde oftmals durch,

---

*) **Love.**

All thoughts, all passions, all delights
Whatever stirs this mortal frame,
All are but ministers of Love,
And feed his sacred flame.

Oft in my waking dreams do I
Live o'er again that happy hour,

Wo mitten auf dem Bergeſpfade
Ich lag bei der bemooſten Burg.

Sich mit des Abends Licht vermiſchend,
Beſtrahlt uns ſanft der Mondenſchein;
Und ſie war dort, die Heißgeliebte,
Die mir ganz eigen, völlig mein.

Sie lehnte ſich, mir gegenüber,
Dort an das alte Ritterbild,
Und horchte dann auf meine Weiſen,
Im Abendſcheine, ſtill und mild.

Sie hatte wenig eig'ne Sorgen, —
Sie, meine Hoffnung, meine Luſt,
Liebt mich am Meiſten, wenn mein Singen
Mit Trauer füllte ihre Bruſt.

Ich ſpielte ſanfte Trauerweiſen;
Und ſang ein alt und rührend Lied,
Das gut zu jenen Trümmern ſtimmte,
Die Epheu rings und Moos umzieht.

When midway on the mount I lay,
Beside the ruin'd tower.

The Moonshine, stealing o'er the scene,
Had blended with the lights of eve
And she was there, my hope, my joy,
My own dear Genevieve!

She leant against the armed man
The statue of the armed knight;
She stood and listen'd to my lay
Amid the lingering light.

Few sorrows hath she of her own,
My hope, my joy, my Genevieve!
She loves me best, whene'er I sing
The songs that make her grieve.

I play'd a soft and doleful air,
I sang an old and moving story —
An old rude song, that suited well
That ruin wild and hoary.

Sie horcht mit wechſelndem Erröthen
Und blickt beſcheiden vor ſich hin,
Sie wußte wohl, ihr in das Antlitz
Dabei zu ſehn, trieb mich mein Sinn.

Ich ſang ihr dann von jenem Ritter,
Auf deſſen Schild ein Feuerbrand;
Und der einſt warb zehn lange Jahre
Dort, um die Herrin von dem Land.

Ich ſang ihr, wie er litt — die Töne,
Mit denen ich des Andern Schmerz
Ihr ſchilderte — ſo tief, ſo klagend,
Erklärten ihr mein eignes Herz.

Sie horcht' mit fliegendem Erröthen,
Und ſah beſcheiden vor ſich hin,
Verzieh mir, daß mich, gar zu zärtlich,
Sie anzuſchauen trieb mein Sinn.

Doch als ich ſang, wie ſchwer Verachtung
Den kühnen Ritter fortgebannt,

She listen'd with a floating blush,
With downcast eyes and modest grace,
For well she knew, I could not chuse
But gaze upon her face.

I told her of the knight that wore
Upon his shield a burning brand;
And that for then long years he woo'd
The Lady of the Land.

I told her how he pined; and ah!
The deep, the low, the pleading tone
With which I sang another's love,
Interpreted my own.

She listen'd with a flitting blush,
With downcast eyes and modest grace,
And she forgave me, that I gazed
To fondly on her face!

But when I told the cruel scorn
That craz'd that bold and lovely knight,

Wie er die Berge überſtiegen,
Bei Tag und Nacht nicht Ruhe fand;

Daß oftmals aus den wilden Schluchten,
Im dunkeln Schatten viele Mal,
Und oftmals plötzlich ihm erſcheinend
Im grünen und beſonnten Thal,

Ihm in das trübe Antlitz ſchaute
Ein Engel wundervoll und licht;
Und daß er wußt', es ſey ein Weſen
Von böſer Art, der arme Wicht;

Und daß, nicht wiſſend, was er thue,
Er mitten unter eine Bande
Sich ſtürzte, und von Schmach errettet
Die Herrin von dem Lande.

Und wie ſie weint' und vor ihm kniete;
Wie ſie vergebens ihn gepflegt,
Um die Verachtung mild zu ſühnen,
Die ſeinen Wahnſinn aufgeregt.

And that he cross'd the mountain-woods,
  Nor rested day nor night,

That sometimes from the savage den
And sometimes from the darksome shade,
And sometimes starting up at once
  In green and sunny glade,

There came and look'd him in the face
An angel beautiful and bright;
And that he knew, it was a Fiend,
  This miserable knight!

And that unknowing what he did,
He leap'd amid a murderous band
And sav'd from outrage worse than death
  The Lady of the Land!

And how she wept, and claspt his knees;
And how she tended him in vain,
And ever strove to expiate
  The scorn that crazed his brain.

Wie in der Höhle ſie ihn wartet
Und wie ſein Toben ſich gelegt,
Als er auf's gelbe Laub des Waldes,
Ein Sterbender, ſich hingelegt.

Die letzten Worte — doch erreicht' ich
Das Zarteſte im ganzen Sang,
Dann ſtört das Mitleid ihre Ruhe,
Denn zitternd war mein Ton und bang.

Und was das Herz nur und die Seele
Bewegt, durchſchauerte ſie auch,
Das Trauerlied, die Saitenklänge,
Des Abends balſamreicher Hauch:

Hoffnung, und Furcht, die Hoffnung nähret,
Wie ſich das unerkenntlich regt,
Und holde Wünſche, lang' bezwungen,
Bezwungen und doch lang' gepflegt. —

Sie weint aus Mitleid und Vergnügen;
Erröthete vor Lieb' und Schaam,

And that she nursed him in a cave;
And how his madness went away,
When on the yellow forest-leaves
  A dying man he lay.

His dying words — but when I reach'd
That tenderest strain of all the ditty,
My faultering voice and pausing harp
  Disturb'd her soul with pity!

All impulses of soul and sense
Had thrill'd my guileless Genevieve!
The music and the doleful tale,
  The rich and balmy eve;

And hopes and fears that kindle hope,
And undistinguishable throng
And gentle wishes long subdued;
  Subdu'd and cherish'd long!

She wept with pity and delight,
She blush'd with love and virgin-shame;

Und hauchte leiſe meinen Namen,
Den wie im Traum mein Ohr vernahm.

Ihr Buſen wallt' — ſie ging bei Seite,
Indeß mein Blick auf ihr verweilt —
Dann iſt ſie plötzlich, ſchüchtern weinend,
Und zaghaft zu mir hingeeilt.

Sie ſchließt mich halb in ihre Arme,
Umfaßt mich, drückt mich an ſich dicht,
Und lehnt zurück ihr Haupt, aufblickend
Und ſchaut mir in das Angeſicht.

Halb war es Furcht, halb war es Liebe
Und halb war es verſchämte Liſt,
Damit ich lieber fühl' als ſähe,
Wie tief ihr Herz erſchüttert iſt.

Ich ſtillt' die Furcht, da ward ſie ruhig,
Hat ihre Liebe ſtolz vertraut. —
Und ſo gewann ich die erkohr'ne,
Die herrliche, die ſchöne Braut.

And like the murmur of a dream,
I heard her breathe my name.

Her bosom heav'd — she stept aside,
As conscious of my look she stept —
Then suddenly, with timorous eye,
She fled to me and wept.

She half enclosed me with her arms,
She press'd me with a meek embrace;
And bending back her head, look'd up,
And gazed upon my face.

'Twas partly Love and partly Fear,
And partly 'twas a bashful art
That I might rather feel than see
The swelling of her heart.

I calm'd her fears, and she was calm,
And told her love with virgin-pride
And so I won my Genevieve,
My bright and beauteous Bride.

Zu den gelungenſten Poeſieen dieſes genialen Mannes gehören nach meinem Gefühle noch: **To an unfortunate woman at the theatre. — Lines composed in a concert-room; the happy husband; The Eolian harp; Frost at midnight.** — Sein berühmter Romanzencyclus **The rime of the ancient mariner** iſt mir dagegen immer als eine Ausgeburt der Phantaſie vorgekommen. — Als glücklicher Ueberſetzer hat Coleridge ſich ebenfalls vielen Ruhm erworben, vorzüglich durch Uebertragung einiger Meiſterwerke Schillers.

Sehr gefeiert von ſeinen Landsleuten als Lyriker wird ferner William Wordsworth, den die Engländer gewöhnlich als das Haupt der **Lake-School** betrachten. Er iſt den 7. April 1770 in Cockesmouth geboren, zeichnete ſich ſchon als Knabe durch Fleiß und Fähigkeiten aus und bezog im Jahre 1788 die Univerſität Cambridge. Als Student machte er mehrere Fußtouren durch Frankreich, die Schweiz, Savoyen und Italien, welche er in Verſen beſchrieb und 1793 unter dem Titel **Descriptive sketches** *) herausgab. — Nachdem er ſeine Studien vollendet, zog er die ländliche Abgeſchiedenheit dem Geſchäftsleben vor, und ſchlug mit ſeinem Freunde Coleridge ſeine Wohnung zu Alfarden bei Bridgewater in Somerſetſhire auf. — Im Jahre 1798 erſchienen ſeine **lyrical ballads**; zu derſelben Zeit machte er eine Reiſe durch Deutſchland, und ließ ſich dann, bald nach ſeiner Rückkehr, in Rydale nieder, wo er ſeitdem von ſeinem Vermögen und dem Einkommen einer kleinen Beamtenſtelle in ſtillem Frieden lebt. — Im Jahre 1803 vermählte er ſich mit Miß Mary Hutchinſon, mit welcher er eine ſehr glückliche, kinderreiche Ehe führt.

Wordsworth iſt als Menſch mehr werth, denn als Dichter, obwohl er durchaus nicht zu den unbedeutenden oder alltäglichen Poeten gerechnet werden kann. — Seine Geſinnungen und Gefühle ſind echt, ſchön und wahr, Alles kommt bei

---

*) **Descriptive sketches taken during a pedestrian tour in the Alps.** —

ihm aus dem Herzen, und erfüllt den Leſer mit großer Achtung und Verehrung für den beſcheidenen Mann, der ſolche Empfindungen ſo warm und lebendig äußert und ſchildert, weil er ſie wirklich ſelbſt beſitzt, aber es fehlt ihm durchaus an Tiefe der Anſchauung, wie an Reichthum und Kraft der Phantaſie. — Er iſt zu einſeitig, zu monoton, und da er zu ſehr darnach ſtrebt, fremde Gemüther nach dem ſeinigen zu ſtimmen, in dieſem ängſtlichen Bemühen mitunter faſt trivial, ſehr häufig aber geſucht und manierirt. Daher erhebt er ſich eigentlich nicht über eine gewiſſe glückliche Mittelmäßigkeit, und findet demzufolge auch ſeine meiſten Freunde unter der großen Menge der Mittelmäßigen. — Seine Sprache iſt ſehr cultivirt; ſeine Bilder ſind glücklich und anmuthig, ſeine Verſe fließend und gewählt. — Sein echtes religiöſes Gefühl, ſein herzentſprungenes Wohlwollen für die ganze Schöpfung, und ſeine Liebe zum Wahren und Guten, ſind endlich nicht geringe Zierden des wackern Mannes — aber alle dieſe vortrefflichen Eigenſchaften reichen doch nicht hin, um einen großen Dichter zu ſchaffen.

Wordsworths bedeutendſtes und gelungenſtes Gedicht iſt das weiße Reh von Rylſtone. Sein zweites größeres Gedicht, **The excursion**, die Streifzüge eines engliſchen Hauſirers und deſſen Unterhaltungen über Gegenſtände des Lebens mit den verſchiedenartigſten Perſonen enthaltend, leidet, trotz manchen Schönheiten, doch ſehr an Trivialität; es iſt dem Dichter hier mehr darum zu thun, ſeine Anſichten zu entwickeln, als uns durch die Wahl und die Behandlung ſeines Stoffes zu unterhalten, und ſo verfällt er nur gar zu häufig in eine Art von ſüßlichem Predigerton, der uns ſehr bald ermüdet und vom weiteren Leſen abſchreckt.

Unter ſeinen kleineren lyriſchen Gedichten ſind im Ganzen nur wenig vollkommen gelungene; er wird ſelbſt hier faſt immer zu breit. Als eins der glücklichſten iſt mir immer folgendes erſchienen.

Wir ſind Sieben.*)

— — Ein einfach Kind
Das athmet ohne Schmerz und Noth;
Sein Leben fühlt in jedem Glied,
Was weiß das wohl vom Tod?

Ein kleines Mädchen traf ich an,
Sie wäre, ſprach ſie, acht Jahr alt;
An Locken reich war recht ihr Haar,
Das dicht ſich um ihr Köpfchen ballt.

Ein bäuriſch Weſen hatte ſie,
Gekleidet war ſie auch nur roh,
Doch ihre Augen waren hold,
Und ihre Schönheit macht mich froh.

Wie viel der Kinder ſeyd Ihr wohl,
Schweſtern und Brüder, ſag' an. —
Wie viel? in Allem ſieben, ſprach ſie,
Sah ganz erſtaunt mich an.

---

*) We are seven.

— — A simple child
That lightly draws its breath,
And feels its life in every limb,
What should it know of death?

I met a little cottage-girl:
She was eight years old, she said;
Her hair was thick with many a curl
That clustered round her head.

She had a rustic woodland-air,
And she was wildly clad;
Her eyes were fair, and very fair;
Her beauty made me glad.

Sisters and brothers, little Maid,
How many may you be?
How many? Seven in all, she said
And wondering looked at me.

Wo ſind ſie denn? — Komm, ſag' mir das;
Nur ſieben, und nicht mehr;
Zu Conway wohnen zwei von uns,
Und zwei ſind auf dem Meer.

Zwei von uns auf dem Kirchhof ſind,
Eine Schweſter, ein Brüderlein;
Und in der Kirchhofshütte nah' bei
Wohn' ich mit der Mutter mein.

Du ſprichſt, zu Conway wohnen zwei,
Zwei ſind zur See — ſag' an,
Doch ſeyd Ihr ſieben — mein liebes Kind,
Wie geht denn das nur an?

Da ſprach das kleine Ding: Nun ja,
Sieben Knaben und Mädchen ſind wir;
Zwei von uns unter dem Baume ruhn,
Da, auf dem Kirchhof hier.

And where are they? I pray you, tell.
She answered: Seven are we.
And two of us at Conway dwell,
And two are gone to sea.

Two of us in the church-yard lie
My sister and my brother;
And in the church-yard-cottage, I
Dwell near them with my mother.

You said that two at Conway dwell,
And two are gone to sea,
Yet ye are seven! — I pray you, tell,
Sweet Maid, how this may be?

Then did the little Maid reply:
Seven boys and girls are we;
Two of us in the church-yard lie,
Beneath the church-yard-tree.

Du läufſt herum, Du kleines Ding,
Du lebſt, das ſeh' ich ein;
Doch liegen auf dem Kirchhof zwei,
Könnt Ihr nur fünf noch ſeyn.

Ihre Gräber ſind grün, man kann ſie ſehn,
Sprach ſie mit Luſtigkeit,
Zwölf Schritt oder mehr von unſ'rer Thür,
Da liegen ſie Seit' an Seit'. —

Meine Strümpfe ſtrick' ich öfters dort,
Und hole mein Nähzeug vor,
Und ſitze auf dem Boden dort,
Und ſinge ihnen was vor.

Und oft nach Sonnenuntergang,
Wenn der Himmel hell und roth,
Trag' ich mir meinen Napf dorthin
Und eſſe mein Abendbrod.

You run about, my little Maid,
Your limbs they are alive;
If two are in the church-yard laid,
Then ye are only five.

Their graves are green, they may be seen,
The little Maid replied,
Twelve steps or more from my mothers door
And they are side by side.

My stockings there I often knit,
My kerchief there I hem;
And there upon the ground I sit —
I sit and sing to them.

And often after sunset, Sir
When it is light and fair,
I take my little porringer,
And eat my supper there.

Das kleine Hannchen ſtarb zuerſt,
Sie lag auf dem Bettchen dort
Und ſtöhnt, bis Gott ſie hat erlöſt
Vom Schmerz, dann ging ſie fort.

Sie legten ſie auf den Kirchhof hin,
Und den ganzen Sommer, Mann,
Da ſpielten bei ihrem Grabe wir,
Ich und mein Bruder Johann.

Und als der Boden weiß von Schnee,
Und ich lief und gleitete hier,
Da mußte Bruder Hans auch fort;
Der liegt nun neben ihr.

Wie viele ſeyd Ihr denn, ſprach ich,
Wenn zwei im Himmel ſind;
Herr, ſieben ſind wir, wir ſind ſieben,
Antwortete das Kind.

The first that died was little Jane;
In bed she moaning lay
Till God released her of her pain;
And then she went away.

So in the church-yard she was laid;
And all the summer dry
Together round her grave we played,
My brother John and I.

And when the ground was white with snow,
And I could run and slide,
My brother John was forced to go,
And he lies by her side.

How many are you then, said I,
If they two are in Heaven?
The little Maiden did reply:
O Master, we are seven.

Doch zwei ſind todt; die zwei ſind todt,
Im Himmel ſind die Lieben. —
Ich ſprach vergeblich — ſie blieb dabei,
Und ließ nicht ab, daß dem ſo ſey;
Nein, ſagte ſie, Wir ſind ſieben.

Ueber Wordsworths Sonette (eine Form, die in neueſter Zeit wieder eine ſehr günſtige Aufnahme bei den Engländern gefunden hat) finden ſich viel gelungene, vorzüglich diejenigen, welche das Intereſſe ſeines Vaterlandes berühren. —

But they are dead; those two are dead!
Their spirits are in Heaven!
'Twas throwing words away: for still
The little Maid would have her will,
And said: Nay, we are seven.

Eilfte Vorleſung.

Glaubensſtrenge der Engländer. — Percy Bysshe Shelley. — Proben aus ſeinen Dichtungen. — Wilſon. — Hogg. — Barry Cornwall. — Joanna Baillie. — Scene aus de Montfort und Analyſe dieſes Trauerſpiels. — Laetitia Landon. Deren Rolands Thurm. — Lady Morgan. — Cooper. — Bemerkungen über einige andere Romane. — Die dramatiſchen Leiſtungen der Engländer in neueſter Zeit. —

In keinem Lande trägt die religiöſe Geſinnung mehr dazu bei, einem Dichter Ruf zu bringen, oder ihm zu ſchaden, als gerade in dem ſonſt ſo gedankenfreien England. Es herrſcht eine gewiſſe ſtreng ausgeſprochene Orthodoxie, trotz den vielen Secten, ſo beſtimmt ausgeprägt in allen Ständen vor, daß auch die ſchärfſten Waffen des geübteſten und kampfrüſtigſten Gegners daran zerſchellen, und er nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſich am Ende genöthigt ſieht, den Kampfplatz, wenn auch nicht beſiegt, doch keineswegs als Sieger, zu räumen, mit dem Haſſe der Menge belaſtet. — Dieſes ſtrenge Feſthalten an der einmal als wahr angenommenen Lehre iſt aber nicht, wie in anderen Ländern, die Frucht hierarchiſcher oder ſerviler Umtriebe, ſondern rein aus dem Geiſte eines Volkes entſprungen, das ſich jegliches geiſtige Beſitzthum durch ſchwere

Kämpfe und eine eiſerne, beharrliche Oppoſition erwarb, das aber auch daher eiferſüchtig über der Erhaltung dieſer Güter wacht, und gemeinſchaftliche Sache, oft im blindeſten Treiben gegen jeden Feind macht. So tolerant der Engländer in Glaubensanſichten auch einerſeits iſt, indem er Jedem gern die Art und Weiſe ſeiner Gottesverehrung läßt, ſo intolerant iſt er dagegen wiederum gegen Alle, welche es wagen ſollten, die Hauptwahrheiten und Lehren der geoffenbarten Religion anzugreifen und zerſtören zu wollen, und wehe demjenigen, der ſeine geiſtigen Fähigkeiten, mögen dieſe auch noch ſo groß ſeyn, zu ſolchem Zwecke zu verwenden ſtrebt. — Um dieſen Umſtand recht deutlich hervorzuheben, habe ich erſt eine Reihe von Dichtern vor Ihren Blicken vorübergeführt, welche ſich Alle, mehr oder weniger, durch ihre frommen Geſinnungen, neben ihren poetiſchen Leiſtungen, bei ihren Landsleuten beliebt machten, und ſtelle ihnen jetzt einen Mann hin, der an Genialität, Tiefe und Originalität Alle dieſe überragte, und doch den Haß ſeiner Nation, die ſelbſt noch nach ſeinem Tode nicht gerecht gegen ihn iſt, auf ſich lud.

Es iſt Ihnen aus dem hier Geſagten wohl ſchon deutlich geworden, daß ich keinen Anderen, als den ausgezeichneten Freund Byron's, Percy Byſſhe Shelley, meine. Er war im Jahre 1793 geboren, hatte in Oxford ſtudirt und es dort gewagt, eine Flugſchrift unter dem Titel: die Nothwendigkeit des Atheismus, erſcheinen zu laſſen, welche ihm von allen Seiten die heftigſte Verfolgung zuzog. — Von ſeinem Vater deshalb verſtoßen, aus Oxford verwieſen, führte er lange ein wechſelndes Leben, in ſtetem Kampfe mit den Verhältniſſen. — Endlich gelang es ihm, in einer zweiten Ehe ſich mit einer geiſtreichen und liebenswürdigen Landsmännin zu verbinden, und, von aller Oeffentlichkeit entfernt, ſich einen ruhigen Aufenthalt in Toscana zu gründen, um ganz der Ausbildung ſeines eigenen Geiſtes und ſeinen glücklichen häuslichen Verhältniſſen zu leben, da raubte ihn unbarmherzig der Tod, auf einer kleinen Luſtfahrt im mittelländiſchen

Meere, während welcher er in den Fluthen verunglückte, im neun und zwanzigſten Jahre ſeines Alters (im Juli 1822.) — Byron ließ den Leichnam ſeines Freundes feierlich verbrennen und die Aſche zu Rom, neben der Pyramide des Ceſtius, beiſetzen.

Shelley beſaß ungemeine Kenntniſſe, faſt in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens, dabei tiefen Scharfſinn und großen Geſchmack, aber das Schwanken ſeines Geiſtes, und der Kampf ſeiner Philoſophie mit der Poeſie um die Oberherrſchaft in den Leiſtungen des Dichters, geſtattete nicht, ſeinen Gedichten durch innere Ruhe die Vollendung, deren ſie bedurften, zu geben. Das glühendſte Gefühl für alles Edle und Große waltete in ihm; ſein Atheismus war eigentlich nur eine Art Pantheismus, und wurde von ſeinen Feinden falſch verſtanden und mit Unrecht verſchrieen; aber der Wunſch, ſeinen Anſichten Bahn zu brechen und ihnen den Vorrang zu verſchaffen, ließ ihn oft zu weit gehen, und er mußte der Menge unzugänglich und unverſtändlich werden, da er ſelber nicht klar und ruhig genug war. Seine Richtung iſt mehr elegiſch zu nennen; ſein Beſtreben trieb ihn aber nur zu oft ſpeculativen Meditationen zu, in welchen er ſich zu ſehr verwirrte. — Unter ſeinen poetiſchen Werken erſcheint mir die Elegie Adonais, auf den Tod eines Freundes, dem in der Blüthe der Jahre die Parze den Lebensfaden zerſchnitt, das gelungenſte. — Mit ſeiner Art und Weiſe möge Sie folgendes Bruchſtück aus einem größeren Gedichte, Alastor or the spirit of solitude, bekannt machen. —

*) Es war ein Dichter, deſſen frühes Grab
Nicht fromme Menſchenhände aufgerichtet;
Die Zauberwirbel nur herbſtlicher Winde
Erbauten über ſeinem modernden Gebein

---

*) There was a poet, whose untimely tomb
No human hands with pious reverence reared,
But the charmed eddies of autumnal winds
Built o'er his mouldering bones a pyramid

Von todtem Laube eine Pyramide
In wilder Oede. — Liebenswürdig war er,
Allein kein trauernd Mädchen deckte ihm
Mit dunkeln Blumen und Cypreſſenkränzen
Des ew'gen Schlummers einſam Ruhebett. —
Gut war er, edel — kein verirrter Barde
Feiert' ſein dunkles Loos mit Liebesſeufzer:
Er lebt', er ſtarb, er ſang in Einſamkeit,
Es weinten Fremde nur bei ſeinen Klängen,
Und wenn er unbekannt vorüberſchritt,
So ſeufzten Jungfrauen nach ihm und ſehnten
Nach Liebe ſich aus ſeinen wilden Blicken. —
Die Flamme dieſer Augen brennt nicht mehr,
Und Schweigen, von der Stimme hingeriſſen,
Schließt ihren dumpfen Klang in ſeine Zelle.
Von hehrer Viſion, von hellen Träumen
Ward ſeine Kindheit aufgeſäugt. — Es ſandte
Jedweder Anblick, jeder Ton der Erde,
Wie auch der Luft, ihm herrlichſte Gefühle.
Die Quellen göttlicher Philoſophie

Of mouldering leaves in the waste wilderness;
A lovely youth, — no mourning maiden decked
With weeping flowers, or white cypress-wreath,
The lone couch of his everlasting sleep: —
Gentle, and brave, and generous — no lorn bard
Breathed o'er his dark fate one melodious sigh:
He lived, he died, he sang in solitude.
Strangers have wept to hear his passionate notes,
And virgins, as unknown he past, have pined
And wasted for fond love of his wild eyes.
The fire of those orbs has ceased to burn,
And silence, too enamoured of that voice,
Locks its mute music in her rugged cell.
By solemn vision and bright silver dream
His infancy was nurtured. Every sight
And sound from the vast earth and ambient air,
Sent to his heart its choicest impulses.
The fountains of divine philosophy

Flohn ſeine Lippen nicht, die dürſtenden,
Und alles Große, Gute, Liebenswerthe,
Das die geheiligte Vergangenheit
In Wahrheit oder Mythe weiht, er fühlt' es,
Er hat's gekannt. — Als ſeine frühe Jugend
Dahin, verließ er ſeinen kalten Heerd
Und ſeine fremd gewerd'ne Heimath, ſuchte
In unentdeckten Landen ſelt'ne Wahrheit.
So manche wüſte, weite, dunkle Wildniß
Belauſchte ſeinen furchterfüllten Schritt;
Von wilden Menſchen kauft' er Ruh' und Nahrung
Mit ſeinen ſüßen Blicken, ſanften Tönen.
Die tief geheimen Schritte der Natur
Verfolgt' er, wie ihr Schatten, wo nur immer
Der glühende Vulcan mit Flammenrauch
Beſchneite Felder, übereiſte Zinnen,
Belegt, wo Erdpech-Seen mit trägem Wogen
Der ſchwarzen Inſeln nackte Klippen ſchlagen;
Wo dunkle, wilde Höhlen ſich geheim
Durch Quellen voll von Gift und Flammen winden,

Fled not his thirsting lips, and all of great,
Or good, or lovely, which the sacred past
In truth or fable consecrates, he felt
And knew. When early youth had past, he left
His cold fireside and alienated home
To seek strange truths in undiscovered lands,
Many a wide wast and tangled wilderness
Has lured his fearful steps: and he has bought
With his sweet voice and eyes, from savage men,
His rest and food. Nature's most secret steps
He like her shadow has pursued, where'er.
The red volcano over-canopies
Its fields of snow and pinnacles of ice
With burning smoke or where bitumen-lakes
On black bare pointed islets ever beat
With sluggish surge, or where the secret caves,
Rugged and dark, winding among the springs
Of fire and poison, inaccessible

Der Habſucht unzugänglich, wie dem Stolz,
Und ihre demantreiche, gold'ne Wölbung
Ausbreiten über ungemeſſ'nen Hallen,
Reich an kryſtallnen Säulen, klaren Schreinen
Von Perlen, Thronen hell von Chryſolithen.
Doch hatte jener Anblick, weit erhab'ner
Als Gold und Gemme, von des Himmels Wechſe
Die grüne Erde, ihm in ſeinem Herzen
Die Luſt an Lieb' und Wundern nicht zerſtört. —
Er weilte zögernd in der Einſamkeit,
Zur Heimath ſich die Wildniß gern geſtaltend,
Bis, angelockt von ſeinen ſanften Blicken,
Des Waldes Thiere und die zarten Tauben
Aus ſeiner Hand die Nahrung gern empfingen
Und ſein unblutig Mahl mit ihm getheilt;
Die wilde Antelope, die, wenn nur
Das trock'ne Laub im Wege raſchelt, aufſpringt,
Hemmt' ihre ſcheuen Schritte, um ein Weſen
Zu ſehn, das lieblicher noch war als ſie.
Sein Fuß, gehorchend ſeinem hohen Sinnen,

To avarice or pride, their starry domes
Of diamond and of gold expand above
Numberless and immeasurable halls,
Frequent with crystal column, and clear shrines
Of pearl, and thrones radiant with chrysolite.
Nor had that scene of ampler majesty
Than gems or gold, the varying of heaven
And the green earth lost in his heart its claims
To love and wonder; he would linger long
In lonesome vales, making the wild his home,
Until the doves and squirrels would partake
From his innocuous hand his bloodless food,
Lured by the gentle meaning of his looks;
And the wild antelope, that starts whene'er
The dry leaf rustles in the brake, suspend
Her timid steps to gaze upon a form
More graceful than her own. His wandering step
Obedient to high thoughts, has visited

Beſuchte die verhängnißvollen Trümmer
Vergang'ner Tage, Tyrus und Athen,
Und Balbec, Babylon's geſtürzte Thürme,
Die Wüſte, wo Jeruſalem geſtanden,
Memphis und Thebens ew'ge Pyramiden,
Und was nur immer Aethiopien
In ſeinen wüſten Hügeln hält verborgen
An Marmor, Obelisken, Jaspisgräbern
Und Sphinxgebilden. — Bei den Trümmern dort,
Den rieſ'gen Säulen, wilden Götzenbildern,
Wo ſteinerne Dämonen das Geheimniß,
Das eherne des Thierkreiſes bewachen
Und Todte an die ſtummern Mauern dort
Stumme Gedanken hängten, weilet er
Vertiefend ſich in die Gedächtnißſchriften
Der Welt in ihrer Jugendblüthe noch. —
Auf jene ſtummen Weſen blickte er
Den ganzen heißen Tag, noch wollt' er enden,
Wenn ſeines Lichtes wechſelnde Geſtalten
Der Mond durch die geheimnißvollen Hallen

The awful ruins of the days of old:
Athens, and Tyre, and Balbec, and the waste
Where stood Jerusalem, the fallen towers
Of Babylon, the eternal pyramids,
Memphis and Thebes, and whatsoe'er of strange
Sculptured on alabaster obelisk,
Or jasper tomb, or mutilated sphinx,
Dark Aethiopia in her desert hills
Conceals. Among the ruined temples there,
Stupendous columns and wild images
Of more than man, where marble daemons watch
The zodiac's brazen mystery, and dead men
Hang their mute thoughts on the mute walls around,
He lingered, poring in memorials
Of the world's youth; through the long burning day
Gazed on those speechless shapes, nor when the moon
Filled the mysterious halls with floating shapes

Entſendete; er ſchaute, ſchaute ſtets,
Bis wie Begeiſterung ihm der Gedanke
Durch ſeine Seele zuckte und er ſah
Das ſchaurige Geheimniß von der Zeit Geburt.

Selbſt in ſeinen kleineren Gedichten läßt er nicht von ſolchen abſtracten Betrachtungen, die dann nur zu oft als Spielereien erſcheinen, ab, wie z. B. in folgendem Liedchen, das ich für unüberſetzbar halte, wenn man anders den Gedanken nicht verſtümmeln will. —

Love's Philosophy.*)

The fountains mingle with the river,
And the river with the ocean;
The winds of heaven mix for ever
With a sweet emotion:
Nothing in the world is single,
All things by a law divine
In one another's being mingle —
Why not I with thine?

See the mountains kiss high heaven
And the waves clasp one another,

Suspended he that task, but ever gazed
And gazed till meaning on his vacant mind
Flashed like strong inspiration and he saw
The thrilling secrets of the birth of time.

*) In wörtlicher Ueberſetzung: Philoſophie der Liebe. — Die Quellen miſchen ſich mit dem Fluſſe, und der Fluß mit dem Meere. Die Winde des Himmels miſchen ſich auf immer mit ſüßer Bewegung. Nichts in der Welt iſt allein; alle Dinge miſchen ſich durch göttliches Geſetz mit eines Anderen Weſen, warum ich mich nicht mit dem Deinigen?

Sieh, die Berge küſſen den hohen Himmel, und die Wogen umfangen ſich wechſelſeitig; keiner Schweſterblüthe würde verzie-

No sister flower would be forgiven,
If it disdain'd its brother:
And the sunlight clasps the earth,
And the moonbeams kiss the sea;
What are all these kissings worth
If thou kiss not me?

Wäre dem armen Shelley ein längeres Leben vergönnt geweſen, er würde gewiß durch ſeine ſpäteren Werke, ſobald er die Ruhe, die ihm fehlte, erlangt hätte, über alle ſeine Gegner geſiegt haben. Ich ſchließe dieſe kurze Schilderung mit Byron's Worten über ihn: „Shelley hat mehr Poeſie in ſich, als irgend einer der Lebenden, und wäre er nicht ſo myſtiſch, und wollte er nicht Utopia's ſchreiben und ſich zum Reformator aufwerfen, ſo müßte ſein Recht, eine hohe Stelle unter den Dichtern einzunehmen, nothwendig anerkannt werden. — Aber wenig Dichter ſind ſo ſchändlich behandelt worden, wie er.“

Unter den Nachahmern jener großen Heroen brittiſcher Poeſie zeichnen ſich vorzüglich Wilſon, Hogg und Barry Cornwall aus. — Der Erſtere, ausübender Rechtsgelehrter in Edinburg, ſcheint ſich nach Byron gebildet zu haben, ohne jedoch deſſen finſtere Weltanſicht zu theilen, oder ſklaviſcher Nachahmer des gewaltigen Dichters zu ſeyn; ſeine innerſte Geſinnung iſt im Gegentheile gerade entgegengeſetzt, denn er ſucht in ſeinen Werken das Edle und Schöne der Menſchennatur hervorzuheben und zu feiern; doch geht er in dieſem redlichen Bemühen, vom Enthuſiasmus fortgeriſſen, oft zu weit, und wendet nicht ſelten falſche Mittel an, um ſeinen Zweck zu erreichen. — Innigkeit, tiefes Gefühl, Reichthum der Phantaſie und ein warmes und lebendiges Colorit

---

hen, verachtete ſie ihren Bruder. Und das Sonnenlicht umfängt die Erde und die Mondſtrahlen küſſen die See; was nützen alle dieſe Küſſe, wenn Du mich nicht küſſeſt? —

zeichnen ſeine Werke aus. Seine Palmeninſel (the Isle of Palms), ein Gedicht in vier Geſängen, iſt eine ſeltſame, aber faſt üppig reiche Schöpfung. Zwei Liebende leiden Schiffbruch auf dem indiſchen Ocean, und werden auf eine wüſte Inſel geworfen, auf welcher ſie ſieben Jahre verweilen müſſen und mit einem Kinde in ihrer Einſamkeit beglückt werden. Endlich landet dort ein Kriegsſchiff. Es erlöſt und bringt ſie in ihre Heimath zurück. — Sie werden von der Mutter des jungen Weibes, die täglich, ſo lange die geliebte Tochter abweſend war, an den Strand ging, und nach Schiffen in die Ferne ſpähte, empfangen. — Es läßt ſich leicht denken, welche Reihe von Gemälden ſich mit dieſem Faden verknüpfen ließ, und man muß Wilſon die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er ſolches mit großer Gewandtheit gethan. — Einzelne Schilderungen ſind von ausgeſuchter Schönheit, im Ganzen wird man aber doch, da die Handlung weder reich noch raſch genug iſt, ermüdet. —

Noch bedeutender iſt ſein größeres dramatiſches Werk, The city of the plague, in welchem er ebenfalls, an einen unbedeutenden hiſtoriſchen Faden geknüpft, das Leben und Treiben, oder richtiger, Leben und Sterben einer von der Peſt ergriffenen Stadt darſtellt. — Dieſes Drama enthält reichen Wechſel an ergreifenden Scenen und erhabene Schilderungen; es würde indeſſen noch weit wirkſamer ſeyn, wenn es ihm nicht eigentlich an der einem Kunſtwerke ſo nöthigen Einheit fehlte. — Auch wird Niemand läugnen können, daß die Wahl eines ſolchen Stoffes, und wenn er auch von der Hand des größten Meiſters bearbeitet würde, immer ein Misgriff bleibt. —

Wilſon's größte Stärke beſteht eigentlich in Schilderungen des ruhigen Lebens; dies offenbart ſich hauptſächlich in ſeinem deſcriptiven Gedichte The Anglers Tent, was den beſten dieſer Gattung den Rang ſtreitig macht. —

Unter ſeinen kleineren Gedichten ſind mehrere überaus glückliche, vorzüglich To a sleeping child. — Höchſt rührend und ergreifend iſt ferner auch ſein Leichenbegängniß eines Schülers (**The Scholar's Funeral**), eine größere Poeſie in Spenſerſtanzen. —

James Hogg, der zweite der Obengenannten, iſt durchaus Nachahmer Walter Scott's, jedoch nicht ohne Selbſtſtändigkeit und mit Glück und Erfolg, was um ſo mehr zu bewundern iſt, als er nur durch eigene Kraft ſich ſeine Bildung verſchaffte. Er iſt urſprünglich ein Schäfer, und brachte die größte Zeit ſeines Lebens mit dieſer Beſchäftigung in der Einſamkeit von Ettrick zu, weshalb er auch von ſeinen Landsleuten gewöhnlich **The Ettrick Shepherd** genannt wird. Die reichen Sagen und die pittoresken Gegenden ſeines Vaterlandes hatten nicht geringen Einfluß auf ſein poetiſches Talent; Walter Scotts frühere Werke, mit deren Lecture er ſich eifrig befaßte, weckten die Luſt in ihm, Aehnliches zu verſuchen, und ſo wagte er es, im Jahre 1805 mit einer Sammlung Balladen (**Border Ballads**) hervorzutreten, welche durch Walter Scott's wohlwollende Empfehlung eine freundlichere Aufnahme fanden, als ſie eigentlich verdienten. Hogg's ſpäteres Werk (**The Queen's wake**) bewies indeſſen, daß ſein großer Landsmann nicht zu viel von ihm erwartet habe. Es enthält die Beſchreibung eines Feſtes, am Vorabende der Einweihung einer Kirche, bei welchem Maria Stuart mit ihrem Gefolge zugegen iſt. — Eine Anrede des Dichters an ſeine Harfe beginnt das Ganze. — Dann geht er zu dem Gegenſtande ſeiner Schilderungen über. Maria Stuart hat alle Minſtrels und Sänger ihres Reiches zu einer Wache eingeladen, während der drei Weihnachtstage. Sie ſollen in Geſängen mit einander wetteifern und eine reich geſchmückte Harfe iſt der Lohn des Siegers. — Unter den Bewerbern iſt auch Rizzio, doch Gardyne, ein Eingeborener, erringt den Preis. — Die engliſchen Kritiker ſind hier nicht der Meinung des Dichters, ſie ſprechen die Krone dem Kilmeny, einer mährchenhaften Poeſie des Barden von Ern zu. — Es ſcheint überhaupt, als wenn Hogg ſolche Gegenſtände am Liebſten behandelte, weshalb er auch den Titel des Hofdichters der Feen von ſeinen Landsleuten erhalten hat. — Lebendige Schilderungen, Wärme des Gefühls und eine höchſt behagliche und angenehme Laune zeichnen Hogg's Leiſtungen aus; er kann mit Recht für einen nationalen Dichter gelten. — Seine übrigen Gedichte erreichen das eben erwähnte nicht, doch beruht ſein **Pilgrim of the Sun (Edinburgh 1815)** auf einer ſchönen Idee, die nicht ohne Talent durchgeführt iſt. Es erzählt das Schickſal eines lebendig begrabenen Mädchens, deſſen Geiſt während ſeiner Lethargie in der Sonne iſt. —

Barry Cornwall, oder, wie er eigentlich heißt, Procter, ſteht an Originalität bei Weitem den vorigen Beiden nach, doch beſitzt er viel glückliches Talent. — Er hat ſich an den größten Dichtern ſeiner Nation herausgebildet, und ſeine Muſter mit Geſchmack nachgeahmt, auch weiß er die Sprache mit Geſchick zu behandeln, nur ſchreibt er zu viel. — Unter ſeinen bisherigen Leiſtungen möchte wohl ſeine poetiſche Erzählung **A Sicilian Story** als die gelungenſte zu betrachten ſeyn.

Dem Vereine von Dichtern, welcher der faſt erlahmten Poeſie Englands im neunzehnten Jahrhunderte wieder einen ſo hohen Schwung gab, haben ſich mehrere Frauen würdig zugeſellt, die mit großem Erfolge ſich dem Dienſte der Muſen widmeten. — Unter ihnen ſind beſonders Johanna Baillie, als dramatiſche Dichterin, Miß L. E. Landon, wegen ihrer reichen poetiſchen Erzählungen, und Lady Morgan als Romanſchriftſtellerin hervorzuheben, indem ſie gleichſam als Repräſentantinnen für die verſchiedenen Fächer, in denen ſie ſich verſuchten, gelten können. — Zwar verdienten die ſchönen Gaben der Damen Edgeworth, Inchbald, Porter, Radcliffe, Hemans, Grant-Laggan u. ſ. w. eigentlich nicht minder Erwähnung, aber Zeit und Raum geſtatten mir nicht, bei ihnen zu verweilen, und ich darf Sie nur auf die Namen derſelben aufmerkſam machen.

Die ſchwerſte Aufgabe ſetzte ſich unſtreitig Joanna Baillie, als ſie ſich vornahm, die Leidenſchaften des menſchlichen

Herzens in einer Reihe dramatiſcher Gemälde, und zwar ſo darzuſtellen, daß ſie dieſelbe Leidenſchaft immer von zwei Seiten auffaßte und ſie erſt in einem Trauerſpiele, dann in einer Komödie, vorüberführte. — Trotz dem, daß ſie dieſem Unternehmen, dem kaum ein Shakſpeare genügt hätte, nicht gewachſen war, muß man ihr doch einräumen, die von ihr erwählten Stoffe mit großem Talente behandelt zu haben. — Eine faſt männliche Kraft iſt überall vorherrſchend; ſie verſteht ihre Charactere wohl zu entwickeln, und ſie handelnd in lebendige Bewegung zu ſetzen; der Plan der einzelnen Stücke iſt kunſtreich angelegt, die Situationen ſind geſchickt herbeigeführt, aber Alles iſt zu ſehr aus dem Rohen gehauen; die Pinſelſtriche erſcheinen zu grob; es gilt ihr nur der Haupteindruck, und ſie vernachläſſigt die feineren Nuancen und leiſen Uebergänge, welche allein jedem Kunſtwerke erſt Rundung und Vollendung geben. — An Klarheit und Tiefe fehlte es ihr jedoch nicht, und wäre ſie weniger gewaltſam, ſo würde ſie mehr wirken. Ihre Sprache iſt beredt, bilderreich und wahr, doch mangelt es ihr an dem zauberiſchen Schmelze der Farben, den man ungern, vorzüglich da, wo die milderen Empfindungen des Herzens geſchildert werden ſollen, vermißt. — Zur Beſtätigung des eben Aufgeſtellten möge die nachfolgende Analyſe des Trauerſpiels, in welchem ſie den Haß darſtellt, dienen.

Graf Montfort, von blindem Haſſe gegen einen verdienſtvollen Edelmann, Rezenvelt, getrieben, hat ſein Stammſchloß verlaſſen und ſich nach der Stadt Amberg begeben, wo ihn bald nach ſeiner Ankunft der Graf und die Gräfin Freberg freundlich bewillkommnen, und der Letztere ihm verſpricht, ihn mit einem ſehr liebenswürdigen Manne bekannt zu machen. Dieſer iſt aber kein Anderer, als eben Rezenvelt, der in einer darauf folgenden Scene eintritt und nur mit großem Kampfe von Monfort geduldet wird. — Bei einem Feſte, das der Graf und die Gräfin veranſtaltet haben, erſcheint plötzlich Montfort's herrliche Schweſter, Johanna, die in großer Sorge ihrem Bruder nachgefolgt iſt, ſie wohnt verſchleiert der Geſellſchaft bei; Montfort, ohne zu ahnen, daß ſie es ſey, bricht begeiſtert in ihr Lob aus, und ſie giebt ſich zu erkennen, als er eben ihren Schleier lüften will und Rezenvelt im Begriffe iſt, ihn daran zu hindern. — In der hier mitgetheilten Scene nun bekennt Montfort der Schweſter die Urſache und die Folgen ſeines Haſſes mit folgenden Worten:

De Montfort.*)
Zu Deinen theuren Füßen laß Bekenntniß
Mich ablegen! Doch, ach, verachten wirſt Du
Mich! Denn es wüthet wild mir in der Bruſt,
Ha, einer Leidenſchaft Gluth, der Dein Herz
Verſagen jedes Mitgefühl muß; eine —
Die mir mein nächtlich Lager macht zur Qual!
Den Tag zur Peſt; zur Folter Menſchenanblick!
Ach, Jane, Du wirſt mich verachten!
Jane.
Sag'
Das nicht! Ich kann Dich nie verachten, theurer
Bruder! Kein mildes Herz verweigert Mitleid
Der Liebe ſcharfen Stichen, grauſer Pein
Der Eiferſucht ...
De Montfort.
Der Liebe? ſagſt Du? Sprich:
Des Haſſes! ſchwarzes, dauerndes, unnachlaſſendes Todeshaſſes! ... Der, der war's;
Der trieb aus ſtiller Friedenswohnung, aus
Geſell'ger Heimath, von der Menſchen Antlitz
Mich weg, unſteter Wanderer zu ſeyn;
Verfluchend ... und ... verflucht!
Jane.
De Montfort, ich
Erſchrecke! Ja, furchtbar iſt das! entſetzlich! —
Welch Weſen denn, das der Allgütige
Aus Fleiſch und Blut wie Dich gebildet, konnte

---

*) Da ich das Original nicht bei der Hand habe, ſo kann ich Ihnen nur die Cramer'ſche (Amſterdam und Leipzig, 1806) Ueberſetzung mittheilen.

In Deiner Bruſt ſolch wilden Sturm erwecken?
Haß gegen Deines .... Gleichen! Menſchenhaß! —
O, runzle nicht die Stirn ſo! Balle nicht
Die Fauſt ſo krampficht! Welcher böſe Feind
Fuhr in die Bruſt Dir, ach, Dich zu verderben?
Bekämpf ihn, edler Bruder, ringe, ringe mit
Dem ſchwarzen Widerſacher! treib' ihn aus!
Fluch' ihm ... und er wird weichen!

De Montfort.

Nein, er weicht
Nicht!

(legt ſeine Hand auf die Bruſt).

Allzulange hab' ich ihn genährt
Hier! Fühlte ſeine Klauen mich umtaſten
Seit früher Jugend .... Ja, gehaßt hab' ich
Ihn ſchon als Knabe!

Jane.

Wen? wen meineſt Du?

De Montfort.

Wen? — Ha, den verabſcheuten Rezenvelt! —
Ja, da wir, Kinder noch, zuſammen ſpielten,
Anfeindeten, gleich einem jungen Wolfspaar,
Wir uns einander; mistraunvoll grinſt' er
Mich da ſchon an, und wohl vergalt' ich's ihm! —
Und als dem reifern Alter Beid' entgegen
Wuchſen ... wie ward mir ſtets verhaßter da
Des Niederträcht'gen ſchlaue Tücke, ſeine
Bosheit, verhüllt in den gezierten Leichtſinn,
Der gift'gen Spöttelei! ...
Nein, nein, auf Erden lebt kein Weſen, das
Begreifen ſeiner Seele Schwärze kann;
Sein Maulwurfsgraben gegen jeden Edlen,
Den über ſeine Nichtigkeit Verdienſt
Erhebt. Als einſt noch nicht das Glück ihm lachte,
Und er auf And'rer Habe nur hinſchielte,
Wie Nachtgevögel krächzend auffliegt gegen
Der Sonne Licht aus dunkler Höhle ... da
Konnt' ich's noch dulden; wie man wohl des Wurms,
Auf den man tritt, ohnmächt'gen Stich erträgt;

Doch, da er auf zu Ehr' und Würden klomm,
Der Kamm ihm wuchs vom neugebacknen Adel,
Und Gott, ihm Muth erweckend, ſeinen Sinn
Mit ... Gott weiß was, für Einbildungen ſchwellte;
Schmeichler auf jedem Schritt ſein Lob poſaunten:
Ah! .... Nein, das war nicht länger auszuhalten!
Es machte mich wie raſend! ... Was gäb' ich
Darum, die aufgeblaſne Kröte zu
Zermalmen .... ja, ſo herzlich haß' ich ihn.

Jane.

Was hör' ich? Ihn zermalmen möchteſt Du,
Der Dir — erinnerſt Du Dich nicht des Kampfes mehr? —
Das Leben ſchenkte, da er's nehmen Dir
Gekonnt! das Du, jachzornig, ſo aufs Spiel
Geſetzt, ihm ſein's zu rauben? O 's iſt ſchrecklich!

De Montfort.

So haſt Du von dem Zweikampf denn gehört? —
Ich glaubt', er ſey vor aller Welt verborgen,
Der Handel ... Dir am meiſten!

Jane.

Ja, man hat
Mir's zugeflüſtert. Und ſogleich beſchloß ich, heimzukehren. Haſt Du meinen Brief denn nicht
Empfangen?

De Montfort.

Ja, ich hab' es. Eben das
Trieb mich hieher. Ich konnt' es nicht vertragen,
Dir wieder vor den Blick zu kommen.

Jane.

Ach,
Wie ſehr bereu' ich's, daß, durch meiner Schweſter
Dringen vermocht, ich je Dein Haus verließ!
Die wenigen vergang'nen Monden von
Abweſenheit, die haben, leider! all'
Das Unglück über unſer Beider Haupt gebracht. —
Wär' ich geblieben, es wär' nicht geſchehn!
Und dennoch, däucht mich, ſollte Dich der Unfall
Nicht ſo bewegen. Wareſt Du's nicht ſelbſt,
Der auf den Platz ihn forderte? Ihr fochtet

Beide muthvoll; ihm ward das Glück, Dich zu
Entwaffnen; höflichſt, reicht' er, ſagt man,
Das Wehr Dir wieder; Du verweigerteſt,
Dich mehr mit ihm zu ſchlagen; und ihr ſchiedet,
Erzählt man auch, als Freunde drauf.

De Montfort.

Da er
— So wollt' es der heilloſeſte Zufall —
Ja! — die verdammte Klinge mir entſtreifte,
Freilich, da ſchont' er meiner! aber nur
Teufliſcher Hochmuth war es, der ihn trieb!
Daß ſeine volle Weid' er haben möchte,
Auf immer mich beſchämt zu ſehn; gebunden,
Dankpflichtig ihm für ſolches Edelmuths,
Verwünſchte Gunſt. Wie brüſtet er ſich jetzt
Damit; und höhnt mich ungeſtraft;
Wie einen Hund man ſchlüge, dem ein Maulkorb
Das Beißen wehrte! ... Ha, verfluchter Tag!
Bis dahin kannt' ich nicht die Höllenquaal,
Die jetzt in meinem Buſen lodert! Nein!
O, daß auf ihn des Himmels Blitze ſtürzten!

Jane.

Mäßige Dich, mein Bruder. Schauder faßt,
Bei ſolcher Heftigkeit Verwünſchung, mich.
Hör' auf, hör' auf; und fürchte, daß Dich ſelbſt
Der Zorn des Himmels treffe....

De Montfort.

Mög' er's! Kann er
Zuſetzen meiner Quaal? Endlos iſt ſie!
Vernichtung, der des Menſchen Herz erbebt,
Wär' Segnung mir, wär' Ende meiner Schmerzen!

Jane.

Willſt Du durch ſolche Worte denn mich tödten?
Mich ....

De Montfort (ſeine Hände aufhebend.)

Möcht' ich ſeinen Untergang nur ſchau'n!
So lange nur noch leben; dann auf ewig
Mein Auge ſchließen!

Umſonſt ſucht ſie ihn zu beruhigen, und führt ihn auf ihr Zimmer. Im dritten Aufzuge beſchließt die Gräfin Freberg, eiferſüchtig auf das Lob, das von allen Seiten und beſonders von ihrem Gemahle der edeln Johanna geſpendet wird, auszubreiten, ſie ſey eigentlich nicht ihres Bruders, ſondern Rezenvelt's wegen, den ſie heimlich liebe, nach Amberg gekommen. — Johanna verſucht eine Ausſöhnung zwiſchen Rezenvelt und ihrem Bruder, welche ihr aber nicht ganz gelingt. — Das Gerücht, das die Freberg erſonnen, wird auch Montfort hinterbracht; er zwingt Rezenvelt zum Kampfe, wird aber von ihm entwaffnet und auf höchſt edle Weiſe behandelt; dadurch erreicht ſein Haß die höchſte Spitze, er lauert ſeinem Feinde im Walde auf und ermordet ihn. — Die Leiche des Getödteten wird nach einem nahen Kloſter gebracht, Montfort ebenfalls im Walde gefangen und dorthin geführt, bekennt ſeine That. — Es folgt nun eine Reihe von mächtig ergreifenden Scenen, in welchen die Gewiſſensbiſſe, die den Mörder quälen, verſinnlicht werden; endlich führt die gewaltſame Erſchütterung ſeiner Seele auch ſeinen Tod herbei. —

Dieſes Trauerſpiel machte, bei geringer Abänderung, großes Glück auf der engliſchen Bühne, wozu das meiſterhafte Spiel Kemble's und der Miß Siddons, als Montfort und Johanna, nicht wenig beitrugen. — Demungeachtet iſt nicht zu verkennen, daß es bei bedeutenden Schönheiten auch an bedeutenden Fehlern leidet, welche hauptſächlich in den bereits bei der allgemeinen Characteriſtik von Johanna Baillie's Werken erwähnten Umſtänden ihren Grund haben. — Es wäre nur Wiederholung, wenn ich dieſelben noch beſonders hier nachweiſen wollte, da ſie zu deutlich in die Augen ſpringen. —

Der Haß, der Ehrgeiz und die Liebe ſind die drei Leidenſchaften, welche die Verfaſſerin in vier Trauer- und drei Luſtſpielen darzuſtellen verſuchte. — Die Luſtſpiele leiden, ſo trefflich die geniale Frau auch die allgemeinen Züge und das Leben aufzufaſſen verſteht, doch beſonders daran, daß ſie beſtändig mit zu ſtarken Farben aufträgt und ihr die eigentliche komiſche Kraft, vorzüglich in der Ausführung der Einzelnheiten, im hohen Grade fehlt. —

Was ich eben als Mangel an den Werken der Johanna Baillie rügte, das beſitzt Miß L. E. Landon, eine ſehr gefeierte und talentvolle Dichterin der neueſten Zeit, wieder zu ſehr, weshalb ich ſie eigentlich eine poetiſche Miniaturmalerin nennen möchte. Sie iſt beſonders ein Günſtling der engliſchen Damen, und verdient dieſe Vorliebe mit Recht. Geſchmack, Reichthum der Phantaſie, Eleganz der Sprache und Harmonie des Verſes ſind die Hauptzierden ihrer Leiſtungen, welche ſehr an Moore's Meiſterwerke erinnern, die auch wohl ihre Vorbilder ſind. — Tiefe geht ihr jedoch durchaus ab, ſie ſpielt gewandt auf der Oberfläche der Fluthen des Lebens, und die Wunder und Schrecken des Grundes kümmern ſie nicht. Ihre drei größeren Gedichte, **the Improvisatrice**, **the golden violet** und **the Troubadour**, ſind eigentlich nur als Rahmen für eben ſo viel Sammlungen von romantiſchen und hiſtoriſchen Bildern zu betrachten. — Grazie iſt der Hauptreiz der alle ziert. — Sie liebt indeſſen, mehr die Situationen, als die Begebenheiten zu ſchildern, denn ſie weiß nur zu wohl, daß ſie nicht die Kraft beſitzt, die letzteren Aufgaben mit eben dem Erfolge zu löſen. — Unter ihren kleineren Gedichten iſt manches ſehr Gelungene, vorzüglich in den Beſchreibungen der Werke neuerer Malerei, mit welchen ſie ſich vorzugsweiſe beſchäftigt, und die ſie mit großem Geſchick poetiſch zu reproduziren weiß. — Ich laſſe folgendes kleinere Gedicht zur näheren Kenntniß folgen.

Roland's Thurm. *)

Eine Sage vom Rhein.

Himmel! der Liebe tiefe Treue!

Wo gleich dem Roß, das vor dem Sporn ſich bäumt,

---

*) **Roland's Tower.**

O heaven, the deep fidelity of love!

Where, like a courser starting from the spur,
Rushes the deep-blue current of the Rhine,

Der dunkelblaue Strom des Rheins dahinrauſcht,
Ruht eine kleine Inſel; größtentheils
Entſpringen nur Cypreſſen dort dem Boden,
Die ſchweren Zweige über Steine ſenkend,
Die Gräber, lang vergeſſene, bezeichnen.
Einſt ſtand ein Kloſter hier; es finden ſich
Noch Trümmer and'rer Tage, Pfeiler, Mauern,
Verwittert und entfärbt, doch ſo bedeckt
Mit Epheukränzen, daß der Zahn der Zeit
Kaum ſichtbar wird; wie ähnlich ſind ſie doch
Dem überfalſchen Aeußeren der Welt:
Die Außenſeite zeigt ſich friſch und ſchön,
Doch Brand und Wurm und Fäulniß wirken d'runter,
Bis endlich ganz zu Trümmern wird das Herz.
Dort zeichnet ſich ein Grab vor Allen aus,
Nur durch ein ganz natürlich Monument;
Es wuchſen tauſend dunkelblaue Veilchen
Ueber der Stätte. — Veilchen lieb' ich ſehr.
Sie künden uns die Mähr von Frauenliebe;
Sie öffnen ſich dem erſten Frühlingshauch,

A little island rests; green cypresses
Are its chief growth, bending their heavy boughs
O'er gray stones marking long-forgotten graves.
A convent once stood here; and yet remain
Relics of other times, pillars and walls,
Worn away and discoloured, yet so hung
With wreaths of ivy that the work of ruin
Is scarcely visible. How like this is
To the so false exterior of the world!
Outside all looks so fresh and beautiful;
But mildew, rot and worm, work on beneath,
Until the heart is utterly decayed.
There is one grave distinguished from the rest,
But only by a natural monument:
A thousand deep-blue violets have grown
Over the sod. — I do love violets:
They tell the history of woman's love;
They open with the earliest breath of spring;

Aus Düften, Licht und Thau webt ſich ihr Daſeyn,
Und ſterben ſie, ſo enden ſie mit Seufzern,
Schön wie ihr Leben; — in des Juni Hitze
Verſenden keine Wohlgerüche ſie,
Die Blumen mögen bleiben, doch der Duft,
Der reiche Duft der Blätter iſt dahin;
Das Köſtlichſte verloren ſie, gleich Frauen,
Die ſich der wilden Gluth der Leidenſchaft
Hingaben in verhängnißvoller Stunde; —
Die Reinheit iſt der Liebe Veilchenhauch. —

Am Ufer gegenüber ſteht ein Thurm
In Trümmern, mit dem Trauerkleid von Moos,
Das auf den eingeſtürzten Mauern hängt,
Die ihren Schatten auf die Fluthen werfen;
Er überzieht die ſonnenhellen Wogen
Gleich jenem Dunkel, das ein traurig Schickſal
Wirft auf des Herzens junge Fröhlichkeit.

Ich ſah den Fluß an einem Sommerabend,
Die Sonne ging in Korngefilden unter —

Lead a sweet life of perfume, dew and light;
And, if they perish, perish with a sigh
Delicious as that life; on the hot June
They shed no perfume: the flowers may remain,
But the rich breathing of their leaves is past; —
Like woman, they have lost their loveliest gift,
When yielding to the fiery hour of passion:
The violet-breath of love is purity.

On the shore opposite a tower stands
In ruins, with a mourning-robe of moss
Hung on the gray and shattered walls, which fling
A shadow on the waters; it comes o'er
The waves, all bright with sunshine, like the gloom
Adversity throws on the heart's young gladness.

I saw the river on a summer-eve:
The sun was setting over fields of corn, —

Sie glichen einer goldnen See; zur Linken
Sah man Weinberge; ihre Trauben glänzten
Rubinen gleich — und jenſeits breitete
Sich eine weite Haide, dicht bedeckt
Mit Ginſter, deſſen helle Blüthen gleichen
Den Freuden dieſer Welt, ſchön in der Ferne,
Doch, wenn erreicht, nur von geringem Werth,
Und durch die feſten Dornen ringsum dringend.
Es zeigte wilder noch und ſteiler ſich
Das Ufer an des Fluſſes and'rer Seite;
Gleich Kriegern hoben hohe Fichten ſich.
In ihrer Blüthe ganzer Ueppigkeit
Wuchs dort die wilde Roſe, ausgeſät
Vom Wind, vom Thau genährt und von der Sonne.
Am Wege ſtanden Kreuze grau und alt,
Die armer Wand'rer Schickſal kündeten.
Zwergeichen füllten, Föhren rings die Schluchten,
Und auf den Höhen, die das Uebrige
Beherrſchten, ragten Burgen hoch empor,
Von Eulen jetzt und Spinnen nur bewohnt.

'Twas like a golden sea; — and on the left
Were vineyards, whence the grapes shone forth like gems,
Rubies, and lighted amber; and thence spread
A wide heath covered with thick furze, whose flowers,
So bright, are like the pleasures of this world,
Beautiful in the distance, but, once gained,
Little worth, piercing through the thorns which grow
Around them ever. Wilder and more steep
The banks upon the river's other side:
Tall pines rose up like warriors; the wild rose
Was there in all its luxury of bloom,
Sown by the wind, nursed by the dew and sun:
And on the steeps were crosses gray and old,
Which told the fate of some poor traveller.
The dells were filled with dwarfed oaks and firs;
And on the heights, which mastered all the rest,
Were castles, tenanted now by the owl,
The spider's garrison: there is not one

Doch keine ohne alte Wunderſage
Aus jener Zeit, wo Liebe, Tod und Leben,
Als Frauenhandſchuh oder gold'ne Locke
Zum Banner dienten in der wilden Schlacht.
Von jenem Thurme auf der kleinen Inſel
Berichtet meine Sage. —

In ſeiner Halle Herbert ſaß; das Feuer
Des Heerdes flammt', als ſpotter' es des Sturms
In ſeiner Gluthen Luſtigkeit; es ſtreckten
Ringsum die Rüden ſich; der alte Herr
Entledigte ſich ſeines Jagdgewandes,
Und horchte auf die Laute und den Sang
Der Jungfrau, die zu ſeinen Füßen ſaß —
In jener erſten Frühlingszeit des Lebens,
Wo Regenbogen Regenſchauer bringen,
Und wo das Herz in voller Kraft und Blüthe,
War Iſabelle; eine Reihe Perlen,
Weiß wie die holde Stirne, die ſie ſchmückten,
Hielt ihre Locken ab vom Antlitz; doch
Die wallten bis zu ihren Füßen nieder.

Without some strange old legend of the days,
When love was life and death, — when lady's glove
Or sunny curl were banners of the battle. —
My history is of the tower which looks
Upon the little island.

Lord Herbert sat him in his hall: the hearth
Was blazing as it mocked the storm without
With its red cheerfulness: the dark hounds lay
Around the fire; and the old knight had doffed
His hunting-cloak, and listened to the lute
And song of the fair girl who at his knee
Was seated. In the April-hour of life,
When showers are led by rainbows and the heart
Is all bloom and green leaves, was Isabelle:
A band of pearls, white like the brow o'er which
They past, kept the bright curls from of the forehead; thence
They wandered to her feet — a golden shower.

Ein gold'ner Guß; die Farbe wechſelte
Auf ihrer Wange, die ſo deutlich zeigt,
Was ſich im Herzen regt; die blauen Augen,
So dunkel wie der Sonnenhimmel, waren
Jedoch ſo fröhlich nicht; zu leidenſchaftlich
Erſchienen ſie, um reines Glück zu zeigen.
Es ſtrahlt' ihr Blick, und ihre Wange blühte;
Ihr Lied erweckte ihres Stammes Geiſt
Auf ihrer Stirn; des jungen Roland's Thaten
Beendigte ſie eben, wie ein Heer
Er ganz allein bekämpft' und überwand.
Da trat ein Pilger in die Halle — nie
Bat dort ein Fremder um den Schutz vergebens!
Man ſpreitete das Mahl; der Rheinweinbecher
Ward froh geleert; dann ſammelten ſie wieder
Sich um den Heerd; die Jungfrau ſang von Neuem,
Und als das Lied geendet, rief ſie aus:
„Ich gäbe Welten d'rum, den Held zu ſehn,
Den tapfern Roland; er vereint in ſich,
Was Männer ehren, Frauen lieben müſſen.“

She had that changing colour on the cheek
Which speaks the heart so well; those deep-blue eyes,
Like summer's darkest sky, but not so glad —
They were to passionate for happiness.
Light was within her eyes, bloom on her cheek,
Her song had raised the spirit of her race
Upon her eloquent brow. She had just told
Of the young Roland's deeds, — how he had stood
Against a host and conquered; when there came
A pilgrim to the hall — and never yet
Had stranger asked for shelter and in vain!
The board was spread, the Rhenish flask was drained;
Again they gathered round the hearth, again
The maiden raised her song; and at its close, —
»I would give worlds,« she said, »to see this chief,
This gallant Roland! I could deem him all
A man must honour and a woman love!«

„O Herrin, nimm die Rede nicht zurück,
Denn ich bin Roland“ — und von ſeinem Antlitz
Riß er die Kappe, warf das Kleid von ſich,
Vor Iſabelle kniet ein junger Ritter.

Sie liebten, mit Erwiederung der Liebe. —
Was man Glück nennen kann, ich ſprach es aus,
Das junge Herz in ſeinen wilden Schlägen
Hat ſolchen Reichthum, und die Liebe bringt
Der Liebe Schätze an das Licht. — Einſt liebt' ich
Wie Jugend, Frauen, Genius lieben — jetzt
Iſt kalt und wüſt mein Herz, und hat gelernt,
Der falſchen Dinge falſcheſtes zu tragen.
Ein lächelnd Antlitz — eine Larve nur,
Doch jeder Puls ſtürmt bei dem Angedenken
Vergang'ner Zeiten, Lieb' iſt wie ein Glas,
Das Alles nur in ſeiner Farbe zeigt
Und es verſchönt. — Am herrlichſten, des Morgens,
Wenn hold ſein friſcher Hauch die Wange färbte,

»Lady, I pray thee, not recall those words,
For I am Roland!« From his face he threw
The hood and pilgrim's cloak, — and a young knight
Knelt before Isabelle!

They loved; — they were beloved. Oh, happiness!
I have said all that can be said of bliss,
In saying that they loved. The young heart has
Such store of wealth in its own fresh wild pulse;
And it is love that works the mind, and brings
Its treasure to the light. I did love once —
Loved as youth — woman — genius loves; though now
My heart is chilled and fear, and taught to wear
That falsest of false things — a mask of smiles;
Yet every pulse throbs at the memory
Of that which has been! Love is like the glass,
That throws its own rich colour over all,
And makes all beautiful. The morning looks
Its very loveliest, when the fresh air
Has tinged the cheek we love with its glad red,

Die uns entzückt; der heiße Mittag flieht
So ſchnell vorüber, wenn geliebte Augen
Mit uns die Blätter überfliegen, die
Des Dichters Liebesgruß enthalten; dann
Das Wandeln in der ſtillen Dämmerung,
Wenn der verſchlung'ne Arm des Herzens Schlagen
Kann fühlen; dann ruhn Klänge in der Luft,
Die man noch nie vorher vernahm, ein Licht,
Ein Licht, das nimmer wieder unſ're Augen ſchauen;
Ein jeder Stern bringt ſüße Hoffnungsbotſchaft,
Und jede Sage, jedes Lied, die uns
Von Liebe reden, ſcheinen nur ein Echo
Des eig'nen Inneren. —
Die Zeit verfloß,
So wie ſie ſtets verfließt, wenn ihr die Liebe
Die bunten Flügel leiht — es hatte Frühling
Mit Sommer ſich vermählet — als ein Roß
Vor Herbert's Pforte ſtand — und Iſabelle
Ihr Lebewohl in Thränen Roland ſagte
Und eine blaue Schärpe ihm geſchenkt. —

And the hot noon flits by most rapidly,
When dearest eyes gaze with us on the page
Bearing the poet's words of love: and then
The twilight-walk, when the linked arms can feel
The beating of the heart; upon the air
There is a music never heard but once, —
A light the eyes can never see again;
Each star has its own prophecy of hope,
And every song and tale that breathe of love
Seem echoes of the heart.
And time past by —
As time will ever pass, when Love has lent
His rainbow-plumes to aid his flight — and spring
Had wedded with the summer, when a steed
Stood at Lord Herbert's gate, — and Isabelle
Had wept farewell to Roland, and had given
Her blue scarf for his colours. He was gone

Fort zog er, die Vaſallen aufzubieten,
Denn Herbert's Thürmen droht Belagerung,
Und Roland ſchwur bei Iſabellen's Hand,
Als Sieger nur, um ſie ſich zu bewerben.
Der Herbſt lag auf den Feldern, als der Rhein
Mit Blut ſich färbte. — Herbert's Banner wallt,
Und tapfer halten ſeine Mannen ſich.
Doch wo weilt er, der ihm zur Rechten wollte
Im Felde kämpfen — Roland?
                    Iſabelle
Wacht Tag für Tag, wacht Nacht auf Nacht vergebens,
Bis hoffnungslos ſie bittre Thränen weinte,
An alte Sagen dachte, rief mit ihnen: —
Auf Mannes Treue baut ſich keine Hoffnung!
Sie ſtand allein auf ihrem hohen Thurm,
Und ſah, als ſich der Abendſtern erhob,
Ein ſiegreich Banner rücken in die Burg.
Sie eilt hinab, die Kämpfer zu begrüßen,
Die Krieger waren in der Halle ſchon —

To raise his vassals, for Lord Herbert's towers
Were menaced with a siege; and he had sworn
By Isabelle's white hand, that he would claim
Its beauty only as a conqueror's prize.
Autumn was on the woods, when the blue Rhine
Grew red with blood: — Lord Herbert's banner flies,
And gallant is the bearing of his ranks.
But where is he who said that he would ride
At his right hand to battle? — Roland! where —
O where is Roland?
                    Isabelle has watched
Day after day, night after night, in vain,
Till she has wept in hopelessness and thought
Upon old histories, and said with them,
»There is no hope in man's fidelity!«
Isabelle stood upon her lonely tower;
And as the evening-star rose up, she saw
An armed train bearing her father's banner
In triumph to the castle. Down she flew
To greet the victors: — they had reached the hall

Doch was erblickt ſie dort? — weh, eine Bahre,
Und auf der Bahre lag ihr theurer Vater.
An ſeiner Seite kniete Roland nieder.
Das Angeſicht verhüllend mit den Händen —
Doch Iſabelle kennt ſein Lockenhaupt,
Die ſtattliche Geſtalt, und warf in Trauer
Sich an ſein Herz — er aber wich zurück,
Als brächte ſie Verzweiflung, Krankheit, Tod.
„Ich war es, der den Vater Dir erſchlug.“
Ohnmächtig ſank ſie auf den Leichnam hin.
Ach, es war nur zu wahr! — In Liebeshaſt
Stürzt Roland ſich in's dichteſte Gefecht,
Das Feld erreichend, als der Kampf begann,
Und ſeine Farben nicht erkennend, traf
Sein wildes Schwert den Vater Iſabellen's.

Sie ſahen ſich noch ein Mal — Iſabelle
Erſchien, als wäre lange Zeit vergangen,
Sie war ſo bleich, ſo hager, ihre Thränen
Verwiſchten ihrer Augen reichen Glanz.

Before herself. What saw the maiden there?
A bier! — her father laid upon that bier!
Roland was kneeling by the side, his face
Bowed on his hands and hid; — but Isabelle
Knew the dark curling hair and stately form,
And threw her on his breast. He shrank away
As she were death, or sickness, or despair.
»Isabelle! it was I who slew thy father!«
She fell almost a corpse upon the body.
It was too true! With all a lover's speed,
Roland had sought the thickest of the fight;
He gained the field just as the crush began; —
Unwitting of his colours, he had slain
The father of his worshipped Isabelle!

They met once more; — and Isabelle was changed
As much as if a lapse of years had past:
She was so thin, so pale and her dim eye
Had wept away its luxury of blue.

Sie hatte ihre Locken abgeſchnitten,
Und trug ein ſchwarzes, finſteres Gewand
Mit einem weißen Kreuz; es kündete
Ihr Loos; dem Himmel weiht ſie ihre Jugend.
An dieſem Tage trat ſie in das Kloſter.
Wie Marmor kalt und bleich und regungslos
Stand Roland dort — des Lebens einzig Zeichen
War nur der kalte Schweiß auf ſeiner Stirn. —
Endlich ergriff er die geliebte Schärpe,
Die Iſabelle einſt um ſeinen Nacken ſchlang,
Und gab ſie ihr — und bat ſie, hinter'm Gitter
Der Zelle jeden Abend ſie zu ſchwingen,
Damit er wiſſe, daß ſie noch am Leben.
Dann ſchieden ſie, und kamen nimmermehr
Zuſammen. — Roland baute einen Thurm
Jenſeits des Rheins, und wohnte dort und ſah
Die weiße Binde jeden Abend flattern,
Und hörte Iſabellen's Abendhymnus
Im ſüßen Ton zu ihm herüber dringen. —

She had cut off her sunny hair, and wore
A robe of black, with a white crucifix: —
It told her destiny — her youth was vowed
To Heaven. And in the convent of the isle
That day she was to enter, Roland stood
Like marble, cold and pale, and motionless:
The heavy sweat upon his brow was all
His sign of life. At length he snatched the scarf
That Isabelle had tied around his neck,
And gave it her, — and prayed that she would wave
Its white folds from the lattice of her cell
At each pale rising of the evening star,
That he might know she lived. They parted: — Never
Those lovers met again! But Roland built
A tower beside the Rhine, and there he dwelt.
And every evening saw the white scarf waved,
And heard the vesper-hymn of Isabelle
Float in deep sweetness o'er the silent river.

Doch — eines Abends ſah er nicht die Schärpe,
Er wartete vergebens, bis zuletzt
Sich ſeine Hoffnung in Verzweiflung wandelt'.
Er flehte, daß ihn Iſabelle möchte
Vergeſſen haben — es ward Mitternacht,
Und mit ihr kam des Kloſters dumpfe Glocke,
Für eine Abgeſchiedene geläutet. —
Da wußt' er, Iſabelle ſey geſtorben,
Am andern Tage ſenkt man ſie in's Grab. —
Der Mond beſchien, als er am Himmel aufging
Mit ſeinem bleichen Strahl, auf jener Stätte
Dort einen Trauernden — und jenes Grab
War Roland's Todesbett. —

Als die geiſtreichſte und ſcharfſinnigſte engliſche Schriftſtellerin iſt wohl Lady Morgan zu betrachten. — Sie vereint in ihren Werken Originalität, Wärme des Gefühls, Wahrheit der Empfindungen, und Tiefe mit einer höchſt lebendigen Darſtellung. Ihr Vater, ein Mr. Owenſon, hatte ſeine Vermögensumſtände durch zu große Neigung für das Theater zerrüttet; er lebte abwechſelnd mit den Seinigen in verſchiedenen Gegenden Irlands, und ſchon ſehr früh mußte ſeine, durch ihre Talente für Muſik, Malerei und Dichtkunſt gleich ſehr ausgezeichnete Tochter ihre Kräfte anſtrengen, um für die Subſiſtenz der Ihrigen zu ſorgen, noch ehe ſie den Grad der Reife und Ausbildung erlangt hatte, der zur Voll-

---

One evening, and he did not see the scarf. —
He watched and watched in vain; at length his hope
Grew desperate, and he prayed his Isabelle
Might have forgotten him: — but midnight came,
And with it came the convent's heavy bell,
Tolling for a departed soul; and then
He knew that Isabelle was dead! Next day
They laid her in her grave; and the moon rose
Upon a mourner weeping there: — that tomb

bringung von Leiſtungen im Fache der Kunſt unumgänglich erforderlich iſt. — Ihr erſter Roman, eine ſimple Nachahmung beliebter Vorbilder, fand daher nur ſehr geringen Beifall; auch ihre darauf folgenden Arbeiten erfuhren manchen gerechten Tadel, denn die in der Einſamkeit aufgewachſene Verfaſſerin hatte wohl den Character der ſie umgebenden romantiſchen Naturſcenen aufzufaſſen gewußt, aber das Leben und die Welt mit ihren wechſelnden Erſcheinungen waren ihr ganz fremd geblieben, und alle ihre Werke mußten in dieſer Hinſicht, da ſie nur aus ſich ſelbſt ſchöpfen konnte, als verfehlt erſcheinen, indem es ihnen an jener Wahrheit und Richtigkeit fehlte, die ſich nur durch die genauere Kenntniß der Geſellſchaft und ihrer Verhältniſſe erwerben und aneignen laſſen. — Es hatte der genialen Frau jedoch nur an Gelegenheit, nicht an Kraft gemangelt; denn kaum nahmen ſich Verwandte ihrer an, als ſie auch ſchon jenen Grad der Meiſterſchaft ſich ſchnell zu erwerben wußte, der ſie ſo rühmlich vor allen ihren Mitbewerberinnen auszeichnet. — Im Jahre 1811 machte ſie die Bekanntſchaft des Sir Charles Morgan, eines ausgezeichneten Arztes, mit welchem ſie ſich bald darauf vermählte. Seit dieſer Zeit lebt ſie in Dublin, trotz den vielen Feinden, welche ſie ſich unter den Ultra's, vorzüglich durch ihre Schrift über Frankreich, zuzog, ſehr geehrt. —

Ihre vorzüglichſten Werke ſind: **The wild Irish girl, Ida, Odonel, Florence Macarthy**; ſämmtlich Romane; **France** und **France in 1829 and 1830**; **Italy**; Reiſe und Sittenſchilderungen, und **The life and times of Salvator Rosa**; dieſes Letztere, eine hiſtoriſche Arbeit, ziehe ich allen Uebrigen vor.

Das letzte Werk der Lady Morgan, **France in 1829 and 1830**, iſt reich an geiſtvollen und lebendigen Schilderungen, und, was ſehr zu ſeinem Gunſten ſpricht, nicht ſo voll von ſchroffen und abſtoßenden Urtheilen und Aeußerungen, wie man ſie ſonſt wohl an ihr gewohnt iſt. — Zwar giebt ſie [illegible] von Paris, aber man kann nicht angenehmer und erſprießlicher, noch in beſſerer Geſellſchaft ſeinen Einzug halten; die feinſte Sitte, ausgezeichnete Klugheit, und das lebhafteſte Colorit beleben jedes Wort, und der Leſer hat ſich den größten Genuß davon zu verſprechen, wenn er nicht ganz ohne Sinn dafür iſt. —

Unter den Nachahmern Walter Scott's im Fache der hiſtoriſchen Romane, welche ſich bekanntlich wie eine Epidemie über ganz Europa verbreitet haben, ſteht wohl Keiner ſo ſelbſtſtändig und glücklich da, wie der Amerikaner Cooper, der mit dem größten Geſchicke die romantiſchen Scenen ſeines Vaterlandes als Hintergrund ſeiner Gemälde zu benutzen weiß. — Er iſt ganz der Sohn ſeiner Nation, eines Volkes, das eigentlich nie eine Jugend gehabt hat, ſondern gleich mit den reifen Erfahrungen des Mannesalters, mit jenem ſtillen Enthuſiasmus und jener Thatkraft, welche die Ruhe der Ueberzeugung giebt, den Schauplatz ſeiner Handlungen betrat, und daher mehr für eine ſichere Ausbreitung auf der Oberfläche, als für ein Wurzel-Schlagen in der Tiefe ſorgte. Dieſe Eigenthümlichkeit zeigen daher auch alle von Cooper in ſeinen Romanen geſchilderten Charactere, ſie bewegen ſich wahr, aber durchaus ohne dichteriſchen, von der Umgebung entlehnten, Schmuck einher, was uns an ihnen freut oder ſtört, iſt das wohl erworbene und erhaltene Beſitzthum ihrer Natur, der Dichter hat nichts dazu gegeben; ja, der poetiſche Eindruck, den die romantiſche Umgebung, in der ſie ſich befinden, auf den Leſer macht, bleibt durchaus ohne eigentlichen Einfluß auf ſie, und jene dient nicht, wie in anderen ähnlichen Romanen, dazu, den Helden ſchärfer und verſchönernder hervorzuheben, weil ſie dieſem ſo ganz gewöhnlich iſt, daß er ſich gar nicht um ſie zu bekümmern ſcheint. — Gerade dieſe Naturſchilderungen ſind aber höchſt bedeutend und glücklich bei Cooper, er ſtellt den Leſer nicht auf einen Punkt, von wo er ſie bequem außerhalb betrachten kann, ſondern er führt ihn mitten hinein, umgiebt ihn mit den Schrecken des Sturmes, des Waldbrandes u. ſ. w., zwingt ihn, Theil zu nehmen, und erreicht nun indem er ſeine handelnden Perſonen nur in ſo fern damit in Verbindung bringt, als es gerade in ihrer Lage nöthig iſt, gerade das, was ihm das Wichtigſte ſchien, die klarſte und deutlichſte, bis in das Kleinſte genaue und ſtets unbefangene Darſtellung ihrer Eigenſchaften und ihrer Handlungsweiſe; Alles bleibt daher ſtets bei ihm in einem richtigen Verhältniſſe zu ſeiner Umgebung. — Während z. B. der Leſer erſchreckt und hingeriſſen wird von dem Wüthen eines wunderſchön geſchilderten Sturmes, ſchlendert der junge Seemann, dem wir mit Intereſſe folgen, ruhig pfeifend auf dem Verdecke einher, beobachtet kaltblütig die Fortſchritte des Unwetters, denkt nur an die Schiffsmanoeuvres, und dieſer wüthende Orkan, voll erhabener Schönheit, iſt für ihn weiter nichts, als ein etwas unverſchämter Südweſt, dem man zu Zeiten die Spitze bieten muß. — Das erzählt uns aber der Verfaſſer nicht mit geſuchten Worten, die zur Verherrlichung ſeines Helden dienen ſollen, ſondern das trägt ſich Alles wirklich vor unſeren Blikken zu, und die Bemerkungen darüber dringen ſich uns von ſelbſt auf. — Mit großer Gewandtheit, und das iſt eine der Glanzſeiten von Cooper's Talent, weiß er die kleinen Züge und Eigenheiten, die Nuancen und Schattirungen der Charactere hervortreten zu laſſen, und wir werden daher nie einen ſeiner Romane aus der Hand legen, ohne ein vollkommen deutliches Bild von jeder darin auftretenden Perſon erhalten zu haben.

Der Hauptfehler Cooper's iſt ſeine übertriebene, nur zu oft ermüdende Umſtändlichkeit; er beſchreibt Alles, ſelbſt die kupfernen Knöpfe auf den Röcken ſeiner Vorfahren, und ſchadet dadurch, weil er, indem er nichts übergeht, das raſche Fortſchreiten hemmt, dem Intereſſe ſehr. — Die Lecture eines Cooperſchen Romans macht im erſten Theile oft große Arbeit und ſelten Vergnügen, das aber iſt die Hauptforderung bei einem Kunſtwerke, eine ſolche Harmonie in allen ſeinen Theilen, daß wir es uns mit der größten Leichtigkeit aneignen können, und gar nicht zu begreifen im Stande ſind, wie es nur Schwierigkeiten dabei geben könne.

Was Cooper's Leiſtungen endlich einen ſo großen Werth verleiht, iſt die geſunde Sittlichkeit, welche in denſelben vorherrſcht. — In dieſer Hinſicht ſteht er noch über Scott. Seine (Cooper's) Menſchen ſind Menſchen wie wir, mit Tugenden und Laſtern, mit Schwächen und Krankheiten, aber ſie zeigen ſich, wie ſie einmal ſind, und ihr Schöpfer ſtellt ſie ſo vor uns hin, ohne ſich Mühe zu geben, ſie durch romantiſchen Aufputz und ſchimmernde Reden glänzender erſcheinen laſſen zu wollen, oder da Theilnahme zu erſchleichen, wo ein, nicht von der Krankheit der Zeit ergriffenes, Herz dieſelbe auf das Entſchiedenſte verweigern muß. — Freiheit, im edelſten Sinne des Wortes, iſt das Element, in welchem ſich der geniale Amerikaner herum bewegt, wie der Vogel in der Luft, der Fiſch im Meere. —

Eine eigene Gattung von Romanen iſt in den letzteren Jahren, nachdem ſchon eine gewiſſe Ueberſättigung in Hinſicht auf das hiſtoriſch-romantiſche Genre eintrat, von den Engländern behandelt worden; ich möchte ſie die Klatſchromane nennen, denn ſie enthalten weiter nichts, als Begebenheiten und Schilderungen aus dem geſelligen Leben der höheren Stände, meiſt von Mitgliedern dieſer Letzteren herrührend. — Da ſie ſehr oft wirkliche Perſonen und Erlebniſſe vorführen, ſo ſind ſie eigentlich, weil in den meiſten keine höheren Zwecke zu Grunde liegen, größtentheils nichts als verfeinerte hiſtoriſche Pasquille, deren Intereſſe nur von eben ſo langer Dauer ſeyn kann, als der Strom der Zeit ihnen erlaubt, ſich im Gedächtniſſe der Menge zu erhalten. — **Almacks, Granby, English abroad** u. ſ. w. ſind die Namen einiger von dieſer Gattung, die ich eben nicht zur Lecture empfehlen möchte, ſo lange man noch an Beſſerem Geſchmack zu finden weiß. — Eine ſehr rühmliche Ausnahme macht jedoch: **Mathilda, a tale of the day**, von Lord Normanby, ein Roman, der ſich durch tiefe Welt- und Menſchenkenntniß, einen glänzenden Styl und eine ſehr geſunde Moral auf das Rühmlichſte auszeichnet.

Obgleich kein Land ſo bedeutende und große Vorbilder in der dramatiſchen Poeſie aufzuweiſen hat, als eben England, ſo liegt doch kein Zweig der Dichtkunſt gegenwärtig ſo in Britannien darnieder, als gerade dieſer. — Die Werke der beſſeren Dichter ſind faſt nie bühnengerecht, und die bühnengerechten Arbeiten der Schriftſteller zweiten Ranges ſind meiſt verunglückte, nur auf den Effect berechnete Ausgeburten der Phantaſie, wie z. B. **Herbert's weird wanderer of Jutland** und Maturin's Bertrand. — Auch im Luſtſpiele iſt ſeit der neueſten Zeit nichts Vernünftiges zu Tage gefördert worden, und die beiden gefeierten Komödien **Pride shall have a fall** und **A school for grown children** reichen ähnlichen Arbeiten von Sheridan, Goldſmith, Cumberland ꝛc. nicht das Waſſer.

Zwölfte Vorleſung.

Holland.

Ueberſicht der Geſchichte der Sprache und Litteratur der Niederlande. Hooft, Cats. Vondel. — Bilderdyk, Tollens, Feith, Kinker, nebſt Proben aus ihren Dichtungen. — Einige andere neuere Dichter.

Die holländiſche Sprache, eine Tochter der nordiſchen Sprachſtämme, ward im dreizehnten Jahrhunderte zuerſt von den Eingeborenen zu ſchriftſtelleriſchen und dichteriſchen Zwecken benutzt, doch war ihr das Lateiniſche lange hinderlich, bis im ſechszehnten Jahrhunderte, nach Erringung politiſcher und religiöſer Freiheit, auch ſie ſich allgemeinerer Theilnahme erfreute. Seit dieſer Zeit wurde, durch die Bemühungen geiſtreicher und gelehrter Männer, eifrig an ihrer Ausbildung gearbeitet, und wiſſenſchaftliche Vereine laſſen es ſich in unſeren Tagen beſonders angelegen ſeyn, ſie nach erprobten Grundſätzen feſt zu ſtellen und zu berichtigen, vorzüglich aber von allem Fremdartigen und Antinationalen, das ſich im Laufe bewegter Jahre eindrängte, zu reinigen. — Deutſchem Ohre wird das niederländiſche Idiom, wegen ſeiner nahen Verwandtſchaft mit dem Plattdeutſchen, noch mehr aber durch den Umſtand, daß Worte und Ausdrücke, welche bei uns als Idiotismen gelten, dort ein vollkommenes Bürgerrecht erlangt haben, und zur Bezeichnung und Darſtellung der erhabenſten Gedanken gebraucht werden, immer fremdartig erſcheinen, und nie ohne komiſchen Eindruck für daſſelbe ſeyn, denn der eben erwähnte letztere Umſtand iſt hauptſächlich immer ungefähr der Wirkung zu vergleichen, die ſich in uns äußern würde, wenn wir einen ernſten Mann ſich anſchicken ſehen, in großblümigem Schlafrocke, Pantoffeln und Nachtmütze eine Rede über Dinge von großem, allgemein menſchlichem Intereſſe zu halten. — Nachdem freilich der erſte Impuls überwunden, werden uns allerdings ſeine Gedanken und Meinungen ſo zu feſſeln im Stande ſeyn, daß wir alle ſtörenden Nebendinge darüber vergeſſen, und aufmerkſam ſeinem Ideengange folgen, doch wird es dem Redner nicht wenig Mühe koſten, uns dahin zu bringen. — Hierin mag wohl eine der Haupturſachen zu ſuchen ſeyn, weshalb eben unſere Nation, die ſich doch mit ſo vielem Eifer die poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Schätze fremder Völker anzueignen ſucht, ſich ſo wenig um die Litteratur eines in vielfacher Hinſicht verwandten Nachbarlandes bekümmert, ſo daß dieſe faſt als ein ganz unbekanntes Gebiet bei uns zu betrachten iſt. Zu unſerer Entſchuldigung möge indeſſen dienen, daß ſich eigentlich nie ein poetiſcher Genius erſten Ranges unter den Holländern zeigte, und daß ihr ganzer poetiſcher Vorrath, trotz manchem in ſeiner Sphäre Gelungenen, nicht über das Mittelmäßige hinausragt. — Um Sie von der Wahrheit dieſes Urtheils zu überzeugen, erlaube ich mir, zumal da der Mehrzahl von Ihnen dieſer Zweig der Litteratur gewiß ganz fern blieb, von dem gewöhnlichen Gange dieſer Vorträge abzuweichen, und Sie, ehe ich bei der neueſten Zeit ausführlicher verweile, vorher in möglichſt gedrängter Darſtellung mit den berühmteſten Namen und Leiſtungen holländiſcher Dichtkunſt bekannt zu machen.

Der Character holländiſcher Poeſie gleicht, wie überall, dem Character des Volkes, welchem ſie angehört. — Em=

pfänglichkeit für das Wahre und Gute, beharrlicher Eifer in allem einmal Unternommenen, Wohlwollen gegen geiſtiges Streben, Luſt zur Arbeit ſind Eigenſchaften, die den Niederländer vollkommen auszeichnen; ſie reichen indeſſen nur hin, um einen ruhigen guten Bürger im gewöhnlichen Sinne des Wortes, nicht aber, um einen Dichter zu bilden, und was gerade hier gefordert wird, Phantaſie und Tiefe, iſt ihm am Wenigſten eigenthümlich. An Neigung zu Werken der ſchönen Künſte fehlt es ihm nicht, eben ſo wenig an Talent zur Nachahmung, doch iſt Alles ſehr beſchränkt, und erhebt ſich ſelten über die Sphäre des niedrigen Alltagslebens. Frühzeitig jedoch ſich in gewiſſer Hinſicht an den Werken des klaſſiſchen Alterthums, wie an ſeinem eigenen Patriotismus bildend, war dem Holländer eine Nationalpoeſie als etwas höchſt Wünſchenswerthes erſchienen, und jeder Verſuch, der nur einigermaaßen glückte, wurde daher ebenfalls mit einem gewiſſen National-Enthuſiasmus aufgenommen und über die Gebühr geſchätzt und geprieſen, ja nicht ſelten den erſten Meiſterwerken anderer Völker an die Seite geſtellt, wenn nicht gar vorgezogen. — Ueberdieß ging eine Gattung von Mittelbildung, wie ſie durch Schule und Fleiß gegeben werden kann, durch alle Stände und Geſchlechter durch, und ſo kam es, daß die Niederlande mit einer Fluth von mittelmäßigen poetiſchen Producten überſchwemmt wurden, welche bei dem Volke großen Beifall fanden, weil ſie theils den ihnen bekannten und lieben Alltag feierten, theils bedeutenden antiken oder neueren ausländiſchen Muſtern nachgebildet waren. Es fehlte neben jenen großen Eigenſchaften, die ein Dichter unausbleiblich beſitzen muß, noch im Allgemeinen an einer geſunden und unbeſtochenen Kritik. — So kam es denn, daß man ſtets auf der einmal eingeſchlagenen Bahn des Mittelmäßigen fortwandelte, die wenigen bedeutenderen Dichter überſchätzte, Reimereien für Poeſieen dankbar empfing und Jeden, der den Muſen in gemeſſenen Zeilen huldigte, für einen begeiſterten Prieſter des Apollo hielt. —

Einige wenige Dichter ragen jedoch unter jenem Haufen bedeutend hervor; ſie würden indeſſen noch mehr geleiſtet haben, hätte ihr Land irgend einen großen genialen Mann aufzuweiſen, welcher ihnen auf der Bahn der Poeſie mit heller Fackel vorleuchten konnte, und es verſtand, die Schwierigkeiten, welche eine ungelenke und unzierliche Sprache, ſo wie manche Nationalfehler ihm in den Weg warfen, zu überwinden und fortzuräumen. — So aber folgten Alle dem eingebornen Hange zum Practiſchen, und die didactiſche Poeſie wurde und blieb die herrſchende, ja ſie wußte ſich dermaßen auf ihrem Throne zu behaupten, daß alle anderen Dichtungsarten ihr dienten, und ſelten mehr als Formen waren, Gewänder, in welche es ihr beliebte, ſich gelegentlich zu hüllen. Erſt in den neueſten Zeiten hat die Lyrik ſich einigermaaßen von dieſer Tyrannei zu befreien gewußt, das Epos, die Fabel, ja ſelbſt das Drama ſchmachten noch immer in ſolchen Banden; vor Allem aber der Roman.

Die ausgezeichnetſten Namen in der Geſchichte der holländiſchen Nationallitteratur, welche ſich auch einigen, jedoch mehr durch die Lobpreiſungen der Holländer ſelbſt errungenen Eingang bei anderen Nationen zu verſchaffen wußten, ſind Hooft, Cats, Vondel, ſo wie aus der neueſten Zeit, Tollens, Feith, Bilderdyk und Kinker.

Pieter Cornelis Hooft wurde den 16. März 1581 geboren, und zeichnete ſich, da er eine ſehr gute Bildung genoß, ſchon früh durch Kenntniſſe und Fähigkeiten aus. Schon in ſeinem neunzehnten Jahre war er Mitglied der „**Amsterdamsche Kamer in Liefde bloeijende**“ einer Art litterariſcher Geſellſchaft, wie ſie damals faſt in jeder Stadt, ja in jedem größeren Flecken Hollands, ſich gebildet hatten. Hooft machte große Reiſen durch Frankreich und Italien, wurde nach ſeiner Rückkehr Bürgermeiſter von Muiden, und ſtarb, von ſeinen Landsleuten hoch geehrt, am 21. Mai 1647. — Er bildete ſich vorzüglich nach griechiſchen, römiſchen und italieniſchen Dichtern, und ſtrebte beſonders darnach, die Sprache und die

Verskunſt ſeines Landes in jener Zeit durch eigene Beiſpiele zu verbeſſern und zu glätten. — Er verſuchte ſich nach verſchiedenen Richtungen, erwarb ſich jedoch den meiſten Ruf durch ſeine dramatiſchen Arbeiten und durch ſeine vortrefflichen proſaiſchen Werke. — Im Vergleiche zu den poetiſchen Schriften ſeiner Vorgänger, müſſen Hooft's Leiſtungen als Meiſterwerke erſcheinen, als welche wir ſie aber durchaus nicht betrachten können, da es ihm vor Allem an ſchöpferiſcher Kraft mangelt. — Dagegen erfreuen ſeine Arbeiten ſich einer correcten Sprache und eines ſehr wohlklingenden Verſes. — Seine Bilder ſind oft geſucht und gezwungen, und er gefällt ſich, nach dem damaligen ſchlechten Geſchmacke, nur zu ſehr in Wortſpielereien und künſtlichen Antitheſen. — Als ſeine vorzüglichſten Trauerſpiele werden die beiden vaterländiſchen Dramen **Baeto** und **Gerard van Velzen** betrachtet; alle Kritiker ſtimmen aber in dem Lobe ſeines Schäferſpiels **Granida** überein, und können die Leichtigkeit und Naivetät der Sprache in demſelben nicht genug rühmen. — Seiner Geſchichte der Unruhen in den Niederlanden mangelt es, bei manchem großen Verdienſte, doch an philoſophiſcher Tiefe und Klarheit. Eine vielſeitige Bildung tritt uns in allen ſeinen Schriften entgegen.

Ich erlaube mir, Ihnen Folgendes mitzutheilen, um Sie gewiſſermaaßen mit ſeiner Art und Weiſe bekannt zu machen.

Anruf an den Schlaf.

Aus dem Drama: Gerard van Velzen. S. 491.

Iſt Tod, den man mit einem Fluch belegte,
Zu gut, um den Verhaßten zu beſuchen;
So ſey willkommen Du, in meiner Noth,
O Schlaf, des Todes Bruder, Sorgenſtiller,
Du kannſt allein jetzt meinen Kummer heilen,
Beſchützer Du des vielgequälten Herzens,
Der Du dem müden Leib, der wunden Seele
Den vollen Becher des Vergeſſens bringſt,
O daß die Täuſchung ſo das Hirn mir füllte,

Daß mir des Leibes Ruh', von meinem Geiſte
Die fürchterlich quaalvollen Bilder nähme,
Die mir des Tages abgeſchied'ne Angſt
In meine ſchwachen Sinne drückte. *)

Neue Liebe, neues Leben.

Bange Nacht von drei ängſtlichen Jahren,
Seit mein Stern iſt zu Grabe gefahren;
Weiche, du Trauer, die ſonſt mich gequält hat,
Weil mir die Sonne der Liebe gefehlt hat;
Denn der Glanz, der jetzt wieder taget,
Alle Wolken und Nebel verjaget.

Jetzt erglänzt eine andere Sonne,
Die mir Seligkeit ſtrahlet und Wonne,
Die mit verzehrender Gluth mich durchzittert;
Nerven und Adern belebend erſchüttert,
Gram und Weinen und Jammer verſcheuchet,
Und die ſtarrenden Glieder erweichet.

Ach! Lenore, in üppiger Jugend,
Schönes Sinnbild von jeglicher Tugend,
Liſpelnd ein: Ja! mit korallenem Munde,
Schenkt mir die ſchönſte, die ſeligſte Stunde,
Und ihr Auge, mit glänzendem Blicke,
Scheucht die Nacht und den Nebel zurücke.

Helle Augen mit lieblichen Strahlen,
Wo die Reize der Schönheit ſich malen,
Funkelnde Sterne, in euerem Winken
Siehet man Freundlichkeit, Gütigkeit blinken,

---

*) Bei den meiſten Proben aus holländiſchen Dichtern, welche ich theils ſelbſt (in früherer Zeit) übertrug, theils in v. Eichſtorff's Ueberſetzung mittheilte, war mir das Original nicht zur Hand; wo ich es beſaß, habe ich es immer der Verdeutſchung beigeſellt. An meinem gegenwärtigen Wohnorte, trotz dem, daß er der Sitz einer namhaften Univerſität, ſind alle litterariſchen Hülfsmittel, leider!! dieſer Art ſehr ſpärlich zu finden.

Und mir däucht, daß bei euerem Funkeln
Selbſt des Himmels Geſtirne ſich dunkeln.

Holdes Mündchen, bei deſſen Berühren
Selbſt die Roſen die Farben verlieren:
Wenn du ſogar mit bezaubernden Klängen
Kannſt aus den Banden die Seelen verdrängen,
Wie dann wundert es mich, daß das Küſſen
Deiner Lippen auch mir ſie entriſſen?

Ach! Du wandelſt die Trauer in Freuden,
Und Dir weichet mein Gram und mein Leiden;
Liebliches Aeugeln und Lispeln der Liebe
Löſchen — und nähren die glühenden Triebe,
Die mich wechſelnd bedrohn und beglücken,
Und mich theilen in Quaal und Entzücken.

Edle Augen, geſegnete Sterne,
Ach, wie ſeh' ich euch blinken ſo gerne!
Quellen der Freude, ihr winket zur Liebe;
Aber in Feuer erglühn meine Triebe,
Und verſengt durch die Gluth euer Flammen,
Sink' ich ſchmachtend und ſchwindelnd zuſammen.

Ach! ich würde das Leben verlieren,
Wenn nicht labender Lippen Berühren,
Eh' ein verſengender Tod mich ereilte,
Wieder durch ſaugende Küſſe mich heilte!
Und den Brand, der den Buſen durchglühte,
Wieder löſchte mit himmliſcher Güte.

Doch wie ſehr auch die ſüßen Gewalten
Deiner Augen gefeſſelt mich halten;
Wie auch entzückendes Lispeln und Küſſen
Unwiderſtehlich zu Dir mich geriſſen:
Mehr als blendende Schönheit und Jugend,
Hält mich feſt der Werth Deiner Tugend.

Ueberſetzt von v. Eichſtorff. *)

---

*) S. v. Eichſtorff's deutſche Blumenleſe aus niederländiſchen Dichtern. Namur, 1826.

Morgengeſpräch zweier Liebenden.

Liebhaber.

Galathea, ſieh'! es wird ſchon licht.

Galathea.

Bleibe noch! Der Sterne Schimmer
Glänzt in's Zimmer.
Bleib'! es iſt der Mond, der durch das Fenſter bricht.

Liebhaber.

Galathé! heut' iſt kein Mondenſchein.

Galathea.

Wie? es hat nicht Eins geſchlagen;
Wie könnt's tagen?
Lieber! bleibe noch! es kann der Tag nicht ſeyn.

Liebhaber.

Sieh' doch, Galathé! es wird ſo hell!

Galathea.

Ha, fürwahr! ich ſeh' die bleichen
Schatten weichen.
Ach! ich ſeh' das Morgenroth! Die Zeit iſt ſchnell! —
Warum währt die Nacht bis Abend nicht?
Warum können, ach! wir Beiden,
Ohne Scheiden,
Hier nicht bleiben, bis der Tod die Seelen bricht?

Liebhaber.

Lebe wohl, Geliebte! bleib' geſund.

Galathea.

Woll', ach! einen Kuß noch geben,
O mein Leben!
Nur noch einen Kuß von Deinem ſüßen Mund!
Ach, mein Leben! kommſt heut' Abend noch?

Liebhaber.

Deine Mutter möcht's vernehmen,
Und ſich grämen.
Doch, wenn Du nicht bang' biſt, Liebe! komm' ich doch.

Galathea.

Ach! ich kann nicht fort von Deiner Bruſt!! —

Liebhaber.
Sieh'! der Morgen will nicht leiden
Läng're Freuden.
Engel! ſey gedankt für alle Götterluſt!

v. Eichſtorff.

Der gefeiertſte, von jedem treuen Sohne ſeines Landes faſt wie ſein ABC gekannte Dichter der Niederlande iſt Jacob Cats, geboren 1577 den 10. November zu Brouwershaven, einer kleinen Stadt in Zeeland. Er ward, da er ſeine Mutter früh verloren, von ſeinem Vater, als ſich dieſer wieder vermählte, einem Verwandten mütterlicher Seite zur Erziehung anvertraut. Nachdem er ſeine Studien in Leyden und Orleans vollendet hatte, und in der letzteren Stadt Doctor der Rechte geworden war, begab er ſich zu ſeiner ferneren Ausbildung nach Paris, wo es ihm jedoch nicht ſonderlich behagt zu haben ſcheint, weil er dort nach ſeiner eigenen Aeußerung überall „**de distel bij de roos vond.**“ — Nachdem er in ſeine Heimath zurückgekehrt, ließ er ſich in der Vaterſtadt als Advocat nieder, und erfreute ſich bald einer ausgebreiteten Praxis. — Es ging ihm hier ſo wohl, daß er ſich ſchon nach einer Lebensgenoſſin umſah, als ein hartnäckiges dreitägiges Fieber, das aller Heilkunſt Trotz bot, ihn zwang, ein anderes Klima aufzuſuchen. — In dieſer Abſicht reiſte er nach England, und zog dort die erfahrenſten Aerzte zu Rathe, doch vergebens; er kehrte, von dem hartnäckigen Feinde geplagt, nach Holland zurück, und ließ ſich, da ſein Ruf durch die glückliche Vertheidigung eines wegen Mordes angeklagten Jünglings außerordentlich gewonnen hatte, auf den Rath ſeines Freundes Apollonius Schotte, Penſionairs von Middelburg, in dieſer Stadt nieder. — Bald darauf vermählte er ſich daſelbſt mit Elizabeth van Valkenburg, mit der er eine glückliche kinderreiche Ehe führte. In behaglicher Ruhe lebte er auf ſeinem Landgute zu Grypskerke bei Middelburg, bis ihn 1621 der ſpaniſche Krieg zwang, ſich, um ſein gutes Recht zu wahren, nach dem Haag zu verfügen. Von hier ging er, zum Penſionair ernannt, nach Middelburg zurück, das er nach zwei Jahren verließ, um ſich in gleicher Eigenſchaft nach Dortrecht zu begeben. Im Jahre 1625 ward er Curator der Univerſität Leyden. 1627 ging er als Geſandter nach England, und bekleidete nun nach ſeiner Zurückkunft ein wichtiges Staatsamt nach dem andern, bis er 1645 Groß-Siegelbewahrer und Lehns-Statthalter ward, welchen wichtigen Poſten er nach ſiebenjähriger Führung aufgab, um in Ruhe ſein Leben zu beſchließen, nachdem er noch ein Mal als außerordentlicher Geſandter England beſucht hatte. Dann zog er ſich auf ſein Landhaus Sorgvliet zurück, und endete hier ſein Leben, mit wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Arbeiten beſchäftigt, am 12. Sept. 1680. —

Cats hat vorzugsweiſe die didactiſche Poeſie cultivirt, hinſichtlich des Didactiſchen mit großem, hinſichtlich der Poeſie aber mit wenigem Erfolge; er hat nur einen Zweck, den moraliſchen Nutzen; alles Andere iſt ihm jedoch fremd, und davon, daß ein Dichter noch ganz andere Aufgaben löſen müſſe, ſcheint er gar keinen Begriff zu haben. — Seine Poeſie iſt weiter nichts, als guter Rath in Reimen, gelegentlich mit allerlei ergetzlichen Zierrathen aus den verſchiedenen Gebieten des menſchlichen Wiſſens und Erkennens aufgeputzt, und in einer angenehmen und fließenden Sprache vorgetragen. — Zu den höheren Regionen der Leidenſchaften und Gefühle erhebt er ſich nie, ſondern bleibt fein auf der Erde, und gefällt ſich, hier rechts und links zu rathen, zu helfen und zu nützen. — Von der Liebe weiß er, wie Bowring ſehr richtig bemerkt, weiter nichts, als daß ſie da ſey, um gute Eheleute zu bilden und gehorſame Kinder zu zeugen.*) Seine Bilder ſind oft geſucht und zuweilen unrichtig. — Aber er meint es gut und ehrlich mit Gott und der Welt, er iſt ein gottesfürchtiger, redlicher, wohlwollender Bürger, Vater und Freund, ſtets bemüht, Ordnung, Ruhe und Familienglück zu bewahren und zu erhalten, und auf gute, obwohl mitunter beſchränkte, Weiſe zu tröſten und zu ermuthigen; kein Wunder daher, daß ihn ſeine Landsleute ſo verehren, er hat als Menſch durch ſeine Schriften wie durch ſeine Thaten den höchſten und gerechteſten Anſpruch an ihre Liebe; ſein Leben war in jeder Hinſicht ſegensreich.

---

*) He has no other notion of love than that it is meant to make good husbands and wives, and to produce pains-taking and obedient children. — Bowring, Sketch of the language and litterature of Holland. Amsterdam, 1829.

Seine Gedichte ſind meiſt didactiſch und beſchreibend, und berühren faſt alle Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens, die er behaglich breit zu behandeln pflegt. Unter der großen Menge, welche er hinterlaſſen, de **Ouderdom**, **Buyten Leven**, **Hofgedachten**, **Gedachten op slapelooze Nachten**, **Sinne en Minne Beelden**, werden ſein Trauring und die Ehe von ſeinen Landsleuten für die bedeutendſten gehalten. Mir erſcheint ſeine Autobiographie in ihrer beſchränkten Naivetät immer als ſeine gelungenſte Arbeit; rührend iſt neben vielem Andern die Schilderung ſeiner Frau, ſo wie die Geſchichte ſeiner häuslichen Leiden und Freuden in derſelben, und ich bin feſt überzeugt, daß Niemand dies Buch aus der Hand legt, ohne den Verfaſſer, ſeiner vielen ehrenwerthen Eigenſchaften wegen, herzlich lieb gewonnen zu haben. — Folgendes möge noch zur näheren Kenntniß ſeiner Art und Weiſe dienen.

Aus Cats gereimter Autobiographie. [*]

Doch mir kommt in den Sinn jetzt, daß ich muß erzählen,
Woraus man lernen kann, wie junge Leute fehlen.
Zu Middelburg ich einſt in die franzöſiſche Kirche ging,
Und da entſtand in mir ein wunderſeltſam Ding.

---

[*] Doch my schiet in den zin iet dat ick moet verhalen,
Daer uyt men leeren kan hoe jonge zinnen dwalen:
Ick quam te Middelburg eens in de Fransche kerck,
En daer ontstont in my een wonder seldsaem werck.

Ich ſah ein Mädchen dort, als ich die Predigt hörte;
Der Minne Brand alsbald ſich wild in mir empörte,
  Sie ſchien mir wunderſchön, über die Maaßen fein,
  Ich fühlt' es, wie ein Feuer, es drang durch Mark und Bein.

Ich war nun aus der Kirch' zurück nach Haus gekommen,
Wo dieſe Jungfrau wohnt', das hatt' ich ſchnell vernommen.
  Nun ſchrieb ich ihr ſogleich einen hübſchen Minnebrief
  Und ſandt' ihn in der Eil dem neuerwählten Lieb.

Ich bat ſie ſchriftlich nun, ließ es der Jungfrau wiſſen,
Vor ihrer Thür zu ſeyn des Abends nach dem Eſſen,
  Denn ſie zu ſehen dort, war ich ſo voll Begier,
  Um huldvoll meinen Dienſt dort anzutragen ihr.

Die Jungfrau that auch ſo, wie ich's ihr angegeben,
Und hat zu rechter Zeit ſich vor die Thür begeben.
  O welche Freude ich, als ich ſie ſah, empfand,
  Es war mir, als ob mir der Himmel offen ſtand.

Da bracht' ich an den Tag nichts als gar ſchöne Worte,
Beſetzt an jedem Rand mit Gold- und Seidenborte,

Ick sag een jonge maegt, terwijl ick hoorde preken,
En stracx is in mijn hart een minnebrant ontsteken;
  Sy dócht my wonder schoon en uytter maten soet,
  Dies voeld' ick als een vier tot in mijn innig bloet.

Ick was naau uyt de Kerck in mijn vertreck gekomen,
Waar dat de Juffrou woont dat had ick haest vernomen,
  Dies schreef ick met 'er daet een hupsen minne-brief,
  Die sond ick in der haest mijn nieugekooren lief.

Ick bad haer door de pen en liet de vrijster weten,
Om voor haer deur te zijn des avonts na den eten,
  Mits ick begerig was haer daer te mogen sien,
  Om mijn genegen dienst haer aen te komen bién.

De jonckvrouw dede soo gelijck ick had geschreven,
En heeft te rechter tijt haer voor de deur begeven:
  't Is vremt als ick haer sag wat vreugt dat ick ontfing,
  My docht dat voor mijn ziel den Hemel open ging

Daer bragt ick aen den dag niet dan flueele woorden,
Geboort aen alle kant met goud en sijde koorden:

Und kurz, mit einem Wort, ich habe ſie geehrt
Mit Allem, was die Kunſt vor dieſem mich gelehrt. —

Sie ſah mich an, verſchämt, erröthend auf den Wangen,
Mit günſtigem Geſicht, und ſtillte mein Verlangen,
Zwar ſprach ſie anfangs nichts, doch als ich von ihr ging,
Vernahm ich etwas, das mir über Alles ging.

In größer'm Ernſt nachher ich meinen Gruß ihr ſagte,
Und fand an Allem, daß mein Lieben ihr behagte.
So daß ich Hoffnung faßt', und zu gewinnen fand,
Zuerſt ein liebend Herz, dann feſten Eheſtand.

Doch als ich einem Freund den Plan hatt' mitgetheilet,
Und mich zur Heirath nun in vollem Ernſt beeilet,
Geſchieht es, daß der Mann, mir widerrathend, ſpricht:
Die Heirath paßt durchaus für Euch, o Freund, ſich nicht.

Ihr müßt in dieſer Stadt Euch Achtung nur erwerben,
Und würdet's Euch gewiß auf dieſe Art verderben,
Der Vater von dem Kind, das Ihr Euch zugedacht,
Iſt an der Börſ' veracht't, weil er Bank'rott noch macht.

En, met één woord geseyt, ick heb'er toen vereert
Met al dat my de kunst voor desen had geleert.

Sy met een eerbaer root in haer gelact ontsteecken,
Sy sag my gunstig aen oock sonder iet te spreecken;
Maer eer ick van haer ging vernam ick echter wat
Dat voor my, naer my docht, was waerd te zijn gevat.

Ick quam in meerder ernst haer naderhant begroeten,
En vond dat sy in all's mijn liefde quam gemoeten;
Soo dat ick hoope kreeg dat ick wel winnen sou,
Voor eerst een liefdens hart en dan een vaste trou.

Maer als ick seecker vrint van desen aenslag seyde,
En my tot echte trou in volle daet bereyde,
Toen was het dat de man my dit geheel ontriedt,
En seyde: »Dese trou en dient uw saecken niet:

Gy moet in dese Stadt uw naem gansch achtbaer maecken,
En daer toe sult gy noyt door desen weg geraecken;
De vader van het dier dat in uw zinnen speelt,
Is hier ter beurs veracht en banckqueroet gespeelt.«

Wie mich dies Wort erſchreckt, braucht man wohl nicht zu fragen;
Mir ward zu Muth, als wenn der Donner mich erſchlagen,
  Und das, weil jenes Kind in meinem wilden Sinn
  Vor Allem mir gefiel, und riß mein Herz ganz hin.

Da fühlt' ich großen Streit in den betrübten Sinnen,
Und gänzlich zweifelhaft ward mir, was zu beginnen,
  Sie war gewaltig feſt in meines Herzens Wahn,
  Doch ihres Vaters Fall, der trieb ſie aus der Bahn.

Ich war ihr ſehr geneigt, mir däucht', es ſey gelegen
Für mich in ihrer Hand ein übergroßer Segen,
  Für ſie hätt' ich gewiß und ohne große Noth
  Mit freudigem Gemüth gegeben mir den Tod.

Allein das Unglück, das den Vater überkommen,
Hat plötzlich alle Lieb' von mir hinweg genommen,
  So daß ich ſpäterhin, obwohl nicht ohne Streit,
  Strebt', von der Liebesgluth und ihr zu ſeyn befreit.

Nach dieſem Fall kam ich auf vielerlei Gedanken,
Die von mir Tag und Nacht nicht weichen und nicht wanken,

Hoe my dit woord beviel, en hoeft men niet de vragen,
Het scheen my anders niet dan felle donderslagen,
  En dat vermits de maegt in mijn verdwaelde ziel
  Ten diepsten was geplaatst, ten hoogsten wel geviel.

Daer voeld ick groote strijt in mijn bedroefde zinnen,
Ick stont geheel ontstelt onseecker wat beginnen:
  Zy was staâg in mijn hert en drong geweldig aen,
  Maer siet haer's vaders val die sloeg haer uit de baen.

Ick was tot dese maegt ten hoogsten wel genegen,
My docht in haer gebaet lag my en hoogen zegen:
  Ick had om harent wil, oock sonder grooten noot,
  My met een bly gemoet gegeven aen de doot.

Maer siet, het ongeluck, haer Vader overkomen,
Heeft van my t'eenemael haer liefde weg genomen;
  So dat ick naderhant, hoewel niet sonder strijt,
  Socht van de minnebrandt en haer te zijn bevrijdt.

Ick viel op dit geval in veelderley gedachten,
By daegen niet alleen, maer dickmaels gantsche nachten:

Doch ſieh, die Jungfrau zog ganz fort nach Amſterdam,
Und darauf fand ich's ganz nun wie ich Abſchied nahm.

Ich klagte nicht mehr ſo, als ſie nun fortgezogen,
Der Liebe ſtärkſte Gluth, die war bereits verflogen;
Ach, was iſt doch der Menſch! und was er hier beginnt,
Wie ſchnell verläßt er doch, was er zuvor gewinnt.

Nun ſprach ich zu mir ſelbſt, doch mit geſtillten Trieben,
Was hat denn wohl die Welt, das Jemand könne lieben?
Was iſt es, das dem Menſchen, der noch auf Erden weilt,
Außer der Fleiſchesluſt, Vergnügen zuertheilt?

Worein ſoll er ſich ganz in ſeinem Sinne fügen;
Ein Weſen nur allein kann uns ſo ganz vergnügen,
Was hier ſich das Gemüth zu ſeiner Luſt erkohr,
Iſt wie ein Wind dahin, der ſich alsbald verlor.

Doch fragt Ihr, was als Kern der Freuden ich erwähle,
Des Geiſtes feſten Grund und aller Tugend Seele.
Des Herzens ſchönſte Luſt, die Luſt von dem Verſtand,
Wodurch man hier ſchon knüpft mit ſeinem Gott das Band.

Maer siet, de jonge maegt die trock naer Amsterdam,
En siet her vond ick kans dat ick mijn afscheyt nam:

Ick dorst op haer vertreck niet soo als eertijts spreken,
Het heetste van de min dat was alree geweken.
Ach wat is van de mensch! en wat hy hier begint!
Hoe haest vervalt'er iet dat eertijts was bemint!

Nu spreeck ick tot mijn self, doch met bedaerde zinnen:
Wat heeft de werelt in dat iemant kan beminnen?
Wat is 't dat aen den mensch die noch op aerde leeft,
Wat is 't dat uyt het vleesch oyt soet vernoegen geeft?

Waer toe sal eenig mensch sijn gantsche zinnen voegen?
't Is maer een ding alleen dat ons kan vergenoegen:
Al wat hier ons gemoet tot sijn vermaeck erkiest,
Is alls een schrale wint die hy terstond verliest.

Maer vraegt ge wat'er is de keest van alle vreugden,
Het grontstuck voor den geest, een ziel van alle deugden,
De lust van ons gemoet en van ons innig hert,
Waer door men even hier aen Godt versegelt wert?

Die Liebe iſt's, die wir Gott hier entgegen bringen,
Worin verborgen liegt, was man nur kann erringen,
  Denn wer in ſeiner Bruſt den Segen recht gefühlt,
  Iſt ſtill und ruhevoll, wie Fleiſch und Welt auch wühlt.

Kein Ding, ſo groß es iſt, von allen ird'ſchen Sachen
Kann uns ſo wohlgeſtellt und wirklich glücklich machen,
  Als Gottes Lieb' allein, denn ohne dieſes Kleinod
  Iſt alles Fleiſch nur Heu, ſind alle Lüſte rein todt.

Das hab' ich wohl gemerkt, wie auch die Menſchen wühlen,
Daß Gott läßt ſeine Macht allüberall uns fühlen,
  Als ich es nicht geſucht, und nicht daran gedacht,
  Hat mir ein liebes Weib mein Schöpfer zugebracht.

In Seeland hatte ich zu dieſer Zeit geſeſſen,
Was Holland nur betraf, das hatt' ich ganz vergeſſen,
  Und doch in Holland ſelbſt, ſogar in Amſterdam,
  War's, daß ich mir zur Hülf' ein trefflich Weibchen nahm.

Ein Weibchen voll Verſtand und lieblichen Manieren,
Sie konnt' das Hausgeſind' mit rechter Art regieren,

Het is de liefde, vrient, die wij den Schepper dragen,
Waer in verholen leyt al wat men kan bejagen;
  Want die in sijn gemoet dien zegen regt gevoelt,
  Is stil en wel gerust hoe vleesch en werelt woelt.

Geen dinck, hoe groot het is, van al des werelts saeken,
Dat ons kan wel gestelt en regt geluckig maeken,
  Als Godes liefd' alleen: want sonder dat kleynoot
  Is alle vleesch ontstelt, zijn alle lusten doot.

Wel dit heb ick gemerckt, ofschoon de menschen woelen,
Dat Godt sijn hooge magt laet overal gevoelen:
  Daer ick het niet en sogt en niet en had gedagt,
  Wird my een lieve Vrouw van Gode toegebragt.

Ick was om desen tijt in Zeeland vast geseten,
En al wat Hollant raeckt dat had ick schier vergeten.
  In Hollant evenselfs, ja binnen Amsterdam,
  Was 't dat ick my ter hulp een echte Vrouwe nam:

Een vrouw van sneig vernuft en geestig in manieren,
Sy kon een huysgesin naer rechten eysch bestieren.

Statt daß Romane las das gute theure Weib,
War ſelbſt Plutarch, Plutarch! ihr wahrer Zeitvertreib.

Doch Gottes heilig Wort, das ſtets ihr Heil geweſen,
Das liebte ſie zuerſt vor Anderem zu leſen;
Wozu noch mehr geſagt — ſie war ein werthes Weib,
Ein Schatz für's Haus, und treu und echt an Seel' und Leib.

Mit einem gewiſſen Stolze, der jedoch im Vergleiche zu den großen Tragöden anderer Nationen etwas lächerlich erſcheint, betrachten die Niederländer Jooſt van den Vondel als ihren größten dramatiſchen Dichter. Er war im Jahre 1587 zu Cöln am Rheine geboren, kam aber ſchon als Kind nach Amſterdam. — Seine Erziehung war ſchlecht; erſt im 26ſten Jahre ſeines Alters konnte er ſich den Studien widmen, doch überwanden ſein Eifer und ſeine Beharrlichkeit alle Schwierigkeiten, welche ſich ihm entgegenſtellten, und es gelang ihm, ſich einen bedeutenden Schatz von Kenntniſſen anzueignen. Seine poetiſchen Leiſtungen erwarben ihm bald einen bedeutenden Namen, und er zeichnete ſich als dramatiſcher, lyriſcher und ſatyriſcher Dichter aus. — So ſehr man auch noch bei ſeinen Lebzeiten ſtrebte, ſeinen Ruhm zu ſchmälern, ſo konnte man doch eigentlich nur ſeine Lebensweiſe und vorzüglich den Umſtand, daß er früher ein eifriger Arminianer, ſpäter ein eben ſo eifriger Katholik wurde, und ſeinen vorigen Glaubensgenoſſen entſchieden feindſelig entgegen trat, angreifen; den Ruhm, der größte Dichter der Niederlande zu ſeyn, mußte man ihm ungeſchmälert laſſen. — Unter anderen Ver-

---

In plaetse dat de jeugt romansche grillen leest,
Soo is Plutarchus selfs haer tijdverdrijf gewеest.

Maer Godes Heilig woort, als meest by haer gepresen,
Dat was se boven al genegen om te lesen,
En waerom meer geseyt? sy was een weerde vrouw
Eeen grontstuck van het huys, een spiegel van de trouw.

hältniſſen und Umgebungen, und bei einem ſorgenloſeren und weniger ſtürmiſchen Leben, würde Vondel gewiß Außerordentliches geleiſtet haben. *) Eine ſehr geiſtreiche Characteriſtik dieſes Dichters hat Eichſtorff in der Einleitung zu ſeiner Blumenleſe geliefert; ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen, Ihnen dieſelbe mitzutheilen, und erlaube mir nur, Einiges hinzuzufügen.

„In Vondel, der ſowohl in wiſſenſchaftlicher als pſychologiſcher Hinſicht eine merkwürdige Erſcheinung iſt, wird es abermals deutlich, was der Menſch vermag, der, mit urſprünglicher Kraft gerüſtet, den Göttern in ſeinem Buſen vertraut und auf eigenen Schwingen eine Höhe erfliegt, zu der ihn das Schickſal nicht beſtimmt zu haben ſchien. Von geringen Eltern geboren, entbehrte er in ſeiner Jugend jene Bildung, welche ſeine großen Talente entwickelt haben würde, daher auch haben ſeine Jugendarbeiten alle die eigenartigen Schönheiten und Fehler derjenigen Kunſtproducte, welche das Genie erzeugt, wenn es der Regel des Geſchmacks entbehrt; ſeine ſpäteren Arbeiten hingegen, von denen wir jetzt nur ſeine Tragödien herausheben, beurkunden jene Feuerkraft, jene geiſtige Unabhängigkeit, welche den Dichter in der moraliſchen Welt auf jene hohe Stufe ſtellen, die Schiller vor Augen hatte, als er den Künſtlern zurief: „Der Menſchheit Würde iſt in Eure Hand gegeben.“ Freilich ſind auch dieſe Tragödien nicht in jeder Hinſicht als Muſter zu betrachten. Sie theilen mit den Schönheiten Shakeſpeare's auch die Verſtöße dieſes großen Dichters gegen den Geſchmack. Der

---

*) My is niet onbekend (bemerkt Willems in ſeiner Verhandeling over de Nederduytsche Taal en Letterkunde; Antwerpen, 1819, Th. 2. S. 11.) dat Vondel te Keulen gebooren is, doch, gelyk Brandt van hem zegt: »Hy was wel buiten Hollandt gebooren, maar met hollandsch melk opgevoed, en door geduurige inwooninge een Hollander en Amsterdammer geworden.« Leven van Vondel Bl. 3. Da ſteckt es eben, ſollte ich denken. —

Zeitraum, in welchem Beide blühten, konnte nicht ohne Einfluß auf ihre Kunſtproducte ſeyn. In Vondel findet man noch dieſelben allegoriſchen Perſonen, dieſelben langen Monologe, die man in den erſten dramatiſchen Verſuchen einer jeden Nation antrifft. Es gehört eine lange Uebung dazu, um die Phantaſie zu zügeln und die dramatiſche Wahrheit zu beobachten, weil der Dichter immer ſo gern ſeine eigene Individualität mit ſeinem Kunſtwerke vereinigt. Aber auf der andern Seite, welche Kraft, welche Originalität, welche reine, herrliche Sprache!“

„Die Trauerſpiele Vondel's ſind, nach Art der griechiſchen, mit Chören durchflochten, die, frei von leidenſchaftlicher Theilnahme, das Gemüth des Zuſchauers beſänftigen und ihn auf einen höheren Standpunkt freier Beurtheilung erheben. Obgleich dieſelben oft zu locker mit der Handlung verbunden ſind, ſo ſind ſie dennoch, einzeln betrachtet, vielleicht die ſchönſten Muſter poetiſcher Begeiſterung, welche Holland aufzuweiſen hat; in ihnen zeigt ſich der herrliche Genius des Dichters in ſeiner ganzen Würde, bald ſchmelzend, wie im Hymnus auf die eheliche Treue, bald ſeelenerhebend im Wechſelgeſange der Engel, und dann wieder grell und gräßlich in der Raſerei der Mutter auf dem Schutte des verwüſteten Jeruſalem. Es würde mich zu weit führen, wenn ich eine völlige Angabe, geſchweige eine Analyſis aller ſeiner Tragödien liefern wollte. Der Gegenſtand derſelben iſt meiſtentheils aus der bibliſchen Geſchichte entlehnt. Zu den ſchönſten gehören unſtreitig: Lucifer, Jephtha, Palamedes, und das Nationalſchauſpiel Gysbrecht van Amſtel, welches jährlich in Amſterdam mit hoher Begeiſterung dargeſtellt und angeſchaut wird.“

So weit Eichſtorff, deſſen Characteriſtik ich eine kurze Inhaltsanzeige des eben erwähnten Trauerſpiels, Gysbrecht van Amſtel, hinzufüge. Das Stück beginnt am Tage vor dem Chriſtfeſte, Nachmittags um drei Uhr, und endigt am Morgen des folgenden Tages. — Die Scene iſt in einer Vorſtadt von Amſterdam, in der Nähe eines Karthäuſerkloſters. — Gysbrecht, der Held des Stückes, Oheim Gerhard's van Velzen, der den Grafen Floris V. von Holland getödtet hat, beginnt den erſten Act mit einem Monologe, in welchem er ſich über die Hartnäckigkeit des Feindes beklagt, welcher den Tod des Grafen durchaus an ihm und der Stadt Amſterdam rächen will, plötzlich aber, zu Gysbrecht's großer Verwunderung, die Belagerung aufgegeben hat und abgezogen iſt. — Der Prior des Kloſters tritt zu ihm, um ihm Glück zu wünſchen, wobei er ihm die Urſache des ſchnellen Abzugs der Feinde mittheilt. Mittlerweile bringt Arent van Amſtel einen feindlichen Bauern Namens Vosmaar; dieſer, ein vermummter Spion, giebt ſich für einen Ueberläufer aus, und erzählt, wie er dem Feinde treu gedient, aber von dem Feldherrn Egmont mit Undank belohnt worden ſey. — Gysbrecht läßt ihm voll Vertrauen die Feſſeln abnehmen, und Vosmaar, in erkünſtelter Dankbarkeit, entdeckt ihm, daß er dem feindlichen Feldherrn gerathen, die Gräben mit Reisbündeln zu füllen, um auf dieſe Weiſe den Sturm gegen die Stadt unternehmen zu können, aber dieſer Plan ſey durch ein Misverſtändniß nicht zur Ausführung gekommen, und man habe ſich deshalb an ihm rächen und ihn mit dem Tode beſtrafen wollen; dieſer Gefahr ſey er durch die Unterſtützung eines Freundes entgangen, habe ſich während der Nacht in einem Sumpfe verborgen, und darauf, als er eine Abtheilung von Gysbrecht's Kriegern in der Nähe geſehen, ſie um Hülfe angerufen. — Gysbrecht glaubt ihm Alles und verzeiht ihm; dann befiehlt er, das mit Reisbündeln beladene Schiff, das noch vor der Stadt liegt, hereinzuſchaffen und auszuladen. Hier endet der erſte Act mit einem Wechſelgeſange Amſterdamer Jungfrauen, nach Art des griechiſchen Chors, in welchem ſie die Flucht der Feinde beſingen.

Im zweiten Aufzuge treffen die feindlichen Anführer ihre Maaßregeln, und machen die Hauptleute mit Vosmaar's liſtigem Plane bekannt; bei dieſer Gelegenheit erfährt man, daß in dem Schiffe mit Reisbündeln Krieger verborgen ſind, welche ſich in der Nacht nach dem Chriſtfeſte der Stadt bemächtigen ſollen. — Einem der Bannerführer wird der Befehl ertheilt, ſich mit ſeiner Mannſchaft in das nahe gelegene Kloſter zu begeben, und von dort aus das Beginnen zu unterſtützen. Er richtet ſeinen Auftrag auf eine Weiſe, die noch jetzt jedem Krieger Ehre machen würde, in folgender Scene, die zugleich als Probe des Dialogs dienen mag, aus.

*) Willebord, Prior des Kloſters.
Herr Hauptmann nun, was giebt's?
Dietrich von Haarlem.
Ich komm' als Gaſt zu Euch.
Willebord.
Willkommen mir, naht Ihr gleich ungebeten;
Heut' Abend hab' ich Euch nicht mehr erwartet,
Und ſeh' aus Euren Reden und daraus,
Daß Ihr ſo plötzlich kehrt, es ſey etwas
Im Werke.
Dietrich.
Meine Bitte geht an Euch,
Nach Egmont's Willen, ob ich heute Nacht
Wohl ein'ge Krieger darf in's Kloſter legen;
Soldatenbitte; — Ihr müßt ſie gewähren.
Willebord.
Ich glaub', Ihr ſcherzt.

---

*) Willebord.
Heer maerschalk, wel, wat nu?
Diederik van Haerlem.
Ik koom bij u te gast.
Willebord.
Gij zijt mij wellekom, al komt gij ongebeden,
'k Verwachte u t'avond niet, en luister naer de reden
Dat gij dus schichtigh keert: daer is wat meer aen vast.
Diederik van Haerlem.
'k Verzoek alleen op u, en dat door Egmonts last,
Of ik wat krijsvolk magh te nacht in 't klooster leggen.
Het is een krijgsmans beê, gij mooght ze niet ontzeggen.
Willebord.
'k Geloof gij deunt met mij.

Dietrich.
Nein, es iſt baarer Ernſt,
Und Egmont's Wille, er gab den Befehl.
Willebord.
Wie ſoll man das verſtehn? Befahl es Egmont?
Er zündete noch nie ein Kloſter an,
Noch ſucht' er an dem Feuer ſich zu wärmen.
Ich meine doch, es ſey nur Misverſtändniß.
Ihr ſeyd willkommen, Herr, hier meine Hand.
Euch und die Diener laſſ' ich willig ein,
Allein das Kloſter wüthenden Soldaten
Zu öffnen, duld' ich nicht; ich thu' es nicht,
Und koſtet es mich auch das eig'ne Blut;
Wer unſer'm Kloſter ſchadet, ſchadet uns;
Glaubt mir, Herr Obriſt, wir vermögen's nicht.
Dietrich.
Nur auf ein Stündchen höchſtens, oder zwei;
Ich bürge Euch, und ſchütze Kirch' und Kloſter
Vor Schaden, alle Bosheit ſtreng beſtrafend.

Diederik van Haerlem.
't Is errenst, en geen spel.
En Egmonts eigen last: hij gaf me dit bevel.
Willebord.
Hoe zal men dit verstaen? heeft Egmont dat bevolen?
Hij stak noit klooster aen, noch zocht zich bij de kolen
Te warmen van dat vier. 't Is enkel misverstant.
Gij zijt mij wellekom, mijn heer; daer is mijn hant.
'k Zal u en uwen staet gewilligh innelaeten,
Maer 't klooster op te doen baldaedige soldaeten,
Of ruitren, 'k lij het niet: 'k vermagh't met geen gemoedt.
Ja, eer ik zulks gedooge, ik stort veel eer mijn bloet.
Wie 't klooster raekt, die raekt den appel van onze oogen.
Heer overste, geloof, 't is buiten ons vermogen.
Diederik van Haerlem.
't Is om een uur of twee te doen, ten hoogsten drij.
Ik blijf u borgh, en hou uw kerk en klooster vrij
Van overlast en scha, en zal de boosheit straffen.

Willebord.
Mit Kriegsmann's Bürgſchaft hab' ich nichts zu ſchaffen.
Und wär's der Feldherr auch, ich ſagt's ihm ſelbſt;
Denn eine alte Fürſtenſtiftung iſt's,
Mit Brief und Siegel wohl und feſt verſorgt
Für Krieg und Frieden, und wer ſie verletzt,
Beleidiget den Fürſten, der da ſpricht:
Wer jemals an dem Kloſter ſich vergeht,
Vergreift an meiner Krone ſich. — Geweiht
Iſt es dem heiligen Andreas; nimmer
Gewährt es Kriegern Zutritt. — Ferne ſey's,
Daß Dietrich werde der Karthäuſer Feind.
Zwei Alexander ſelbſt, der viert' und dritte,
So wie Urban der Zweite haben uns
Des Gottesdienſtes Weiſe, deren Ehre
Dem heil'gen Bruno wohl gebührt, beſtätigt. —
Ja, daß uns kein Gerichtshof Steuern auflegt,
Darf Niemand dieſen Platz auf hundert Ruthen
Jenſeits bebauen, und noch weniger
Beſchweren mit des Kriegs gewohnter Laſt
Und Kriegesgäſten. Dafür haben wir
Geſetze, Herr, des Pabſtes wie des Kaiſers.

Willebord.
Met krijgsmans borreghtoght en heb ik niet te schaffen.
Al waer 't de veldheer zelf, ik zeij't hem in 't gezicht:
Dit is een overout en vorstelijk gesticht,
Verzorght in vrede en krijgh met zegelen en brieven,
Dat wie het quetst, gedenke een vorst des rijx te grieven,
Die zeght: hij raekt mijn kroon die 't klooster iet misdoet.
Sin Andries is 't gewijt: het past geen krijghsmans voet.
't Zij verr' dat Diedrik nu's Katuizers vijant werde.
Twee Alexanders zelfs, de vierde en ook de derde,
Gelijk de tweede Urbaen, bevestighden dit slagh
Van kerkdienst, daer men Bruin wel d'eer van geven magh.
Ja op dat geen gerucht zou steuren ons gemoeden,
Magh niemant deze plaets, beneden hondert roeden,
Betimmeren, veel min bezwaeren met den last,
Dien d'oorlogh naer zich sleept, of eenigh oorloghsgast.
Wij staen op keizerlijke en pauzelijke wetten.

Dietrich.
Sie ſchweigen aber vor Trompetenklang.
Willebord.
Sey dem nun wie ihm will; das Kloſter öffnet
Jetzt keine Pforte, es iſt Weihnachtszeit,
Des Jahres höchſtes Feſt wird nun gefeiert,
Die fröhliche Geburt; d'rum gebt es auf.
Dietrich.
Karthäuſermönch, Dein Reden hilft hier nicht,
Bewillige mir meine Bitte jetzt,
Und willſt Du nicht, geſchieht es ungebeten. —
Die Zeit verſtreichet — es wird ſpät; dort kommen
Schon meine Krieger. —
Willebord.
Eher mir den Tod,
Als daß ich es geſtatte. — Wollt Ihr denn
Der Hölle Gluth auf Eure Seele laden?
Dietrich.
Ihr Leute, friſch, ſteckt mir das Kloſter an,
Kalt iſt's, wir können an der Gluth uns wärmen.

Diederik van Haerlem.
De wetten zwijgen stil voor wapens en trompetten.
Willebord.
Het zij daer meê zoo't wil, men opent nu geen poort.
't Is kersmis, 't klooster viert de vrolijke geboort;
De hooghste feest van't jaer; dus laet dit werrek steeken.
Diederik van Haerlem.
Katuizerbroêr, hier gelt geen prevelen, noch preeken.
Bewilligh mijn verzoek, en sta mijn bede toe,
Of anders lij dat ik het ongebeden doe.
De tijd verloopt, 't is spa: daer komen mijn soldaeten.
Willebord.
'k Getroost mij eer den dout, dan ik dit toe zal laten.
Wat, wilt gij 't helsche vier op uwe halzen laên?
Diederik van Haerlem.
Voort mannen, vaert vrij voort, en steekt het klooster aen:
't Is kout, zoo mogen wij ons bij de kolen warmen.

Willebord.
Gemach, Herr Hauptmann, habet doch Erbarmen,
Kein Tugendhafter zündet Klöſter an.
Was es beſitzet, Wohnung, Feuer, Licht,
Und Speis und Trank, das Beſte ſollt Ihr haben.
Dietrich.
Nun Leute, nur voran, ich bin der Letzte.

In der folgenden Scene theilt Bosmaar dem feindlichen Feldherrn den Erfolg ſeiner Liſt mit:

Die Bürger holten ſelbſt das Seepferd ein
Mit Siegsgeſang, wie die von Troja thaten;
Ich ſtand am Steuer, doch die Krieger d'runten
Im Schiff, bedrohte ſchreckliche Gefahr.
Der Boden ließ, durch einen ſtarken Stoß
An einen Pfahl, das Waſſer ein, und Jeder
War bis an's Knie darin und fürchtete
Drob zu erſticken; welch' ein großes Unglück,
Da Keiner wagen durfte, laut zu athmen;
Bis plötzlich wunderbar das Leck von ſelbſt
Sich ſtopfte. —

Er endet dieſen Bericht mit einem Zuge, welchen Vondel aus der Geſchichte der niederländiſchen Revolution entlehnt hat. Einer von den Hauptleuten, der an einer ſtarken Erkältung leidet, fürchtet, ſein Huſten könne den ganzen Anſchlag verrathen, er zieht alſo ſeinen Dolch, um ſich zu ermorden, wird aber von ſeinen Genoſſen daran verhindert. — Egmont beſchließt jetzt, um Mitternacht einen Sturm zu wagen.

Willebord.
Och maerschalk, hou gemak: och wil u toch ontfarmen.
Het is geen deughtsaem mensch die brand in klosters sticht.
Al wat het klooster heeft, huisvesting, vier en licht,
En spijs, en drank, het is voor't krijgsvolk al ten beste.
Diederik van Haerlem.
Nu mannen, trekt vrij in: trekt voor, ik blijf de leste.

Der dritte Act beginnt mit einer häuslichen Scene, in welcher Gysbrecht, der durchaus die Liſt des Feindes nicht ahnt, ſeine Gattin über ihre ängſtlichen Gefühle, die ein böſer Traum in ihr erweckt hat, zu beruhigen ſucht, aber nur zu bald werden ihre Beſorgniſſe gerechtfertigt. — Beſtürzt tritt der Kaplan des Schloſſes zu ihnen und berichtet, daß der Feind Amſterdam erobert und in Brand geſteckt habe. Gysbrecht begiebt ſich auf den Thurm und überzeugt ſich von der Wahrheit des Mitgetheilten. Dann legt er die Rüſtung an und ſieht ſich nach ſeinen Freunden um; nur wenige tapfere Kriegsleute, unter denen Teilingen, Waermont und Hemskerk, erbieten ſich, ihm beizuſtehn.

Der vierte Act zeigt den Chor des Kloſters, wo der Biſchof von Utrecht und die Nonnen einen feierlichen Geſang aufführen, und ſich über die herannahende Gefahr ſehr erbaulich unterreden. — Der Biſchof erklärt, er wolle mit dem Staate untergehen, er legt ſeinen geiſtlichen Ornat an und beginnt mit der Aebtiſſin den Geſang Simeon's, der von großer Wirkung iſt. Gysbrecht kommt dazu und fordert ihn und die Aebtiſſin zur Flucht auf, aber der Biſchof bleibt unerſchütterlich, und er muß unverrichteter Sache wieder fort. — Gleich darauf dringt der Feind ein, Alles ermordend, was ihm in den Weg kommt. Der Vorhang fällt, ſo wie die Krieger die Bühne betreten, wird aber gleich wieder aufgezogen, und in einem lebenden Bilde, bei dem durchaus nichts geſprochen wird, erblickt jetzt der Zuſchauer die Grauſamkeit der Soldaten und das unglückliche Loos der armen Bewohner des Kloſters. —

Die folgende Scene ſpielt in dem Zimmer von Gysbrecht's Gemahlin. Ihr Bruder berichtet ihr den Ueberfall der Feinde:

Wer hört die Trauerkunde ohne Thränen!

— — — — — — — — — —

Er beſchließt ſeine Erzählung mit der Kunde vom Untergange aller ſeiner Freunde und Brüder. — Gysbrecht's Gattin wird von Todesangſt um ihren Gemahl ergriffen, und flieht mit ihren Kindern nach einem feſten Schloſſe in der Nähe von Amſterdam.

Im fünften Aufzuge kommt Gysbrecht zu ſeiner Gattin und endigt den Bericht von der Eroberung von Amſterdam; er hat ſich ſo lange wie möglich vertheidigt, aber ſeine Freunde verließen ihn, und er mußte der Uebermacht weichen. — Trotz dem beſchließt er, ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren, und ſeine Gemahlin zu Schiffe fortzuſenden. Sie weigert ſich auf das Entſchiedenſte, und will mit ihm ſterben, da erſcheint der Engel Raphael auf einer Wolke und räth der unglücklichen Hausgenoſſenſchaft, ſich nach Preußen zu begeben, und dort eine neue Colonie zu ſtiften. Er endet ſeine Anrede mit einer prachtvollen Schilderung der künftigen Größe Amſterdam's. —

Dies Trauerſpiel hat bei großen Fehlern auch wahrhaft große Schönheiten. — Störend iſt die zu genaue Nachahmung des zweiten Buchs der Aeneide, die jedoch nach Vondel's eigenem Bekenntniſſe durchaus in ſeinem Plane lag.

Der vorherrſchenden Neigung zur didactiſchen und beſchreibenden Poeſie ſind die Holländer auch in der neueſten Zeit treu geblieben, da ſie, wie ſchon oben bemerkt, dem Volkscharacter am Meiſten zuſagt. — In der Lyrik folgten ſie zu ſehr deutſchen, in der epiſchen und dramatiſchen Poeſie zu ängſtlich franzöſiſchen Muſtern, und ſelbſt ihre bedeutendſten Talente haben, im Vergleiche zu den Fortſchritten der neueſten Zeit bei anderen Völkern, wenig geleiſtet, und ſind im Ganzen noch weit zurück. —

Unter den gefeierten niederländiſchen Dichtern unſerer Tage ragt Bilderdyk (geb. 1756) gewaltig hervor. — Sein Leben war ſtürmiſch; er verließ ſein Vaterland mit Wilhelm V., und brachte längere Zeit in England und Deutſchland, vorzüglich in Braunſchweig zu. Als er 1806 nach Holland zurückkehrte, wurde er von dem Könige Ludwig ſehr begünſtigt, und zum Präſidenten der zweiten Klaſſe des Inſtituts der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ernannt. — Er verlor jedoch ſeine Einkünfte, als Napoleon Holland zu Frankreich ſchlug, und ſah ſich genöthigt, ſein Leben durch abſpannende ſchriftſtelleriſche

Arbeiten zu friſten. — Jetzt lebt er im hohen Alter, ſchwach und hinfällig zu Leyden von einer ſehr mäßigen Penſion, die er der Gnade des regierenden Königs verdankt. *) —

Bilderdyk beſitzt große Talente und vielſeitige Gelehrſamkeit neben raſtloſem Fleiße, aber er iſt zu heftig und eigenſinnig, und es fehlt daher dem größten Theile ſeiner zahlreichen Werke, wie ihm ſelbſt, an jener Ruhe, die das eigentliche Element des wahren Dichters iſt, und ohne welche der poetiſche Enthuſiasmus nie die rechte Tiefe, Klarheit und Größe erreichen kann. Er hat ſich, wie in allen Fächern des Wiſſens, ſo auch in allen Gattungen der Poeſie verſucht, und ſeine ſämmtlichen Werke füllen faſt hundert Bände. Sein Geiſt iſt gewaltig reich; ſeine Gefühle brauſen dahin in nie verſiegendem Strome, aber ſie neigen ſich eher dem Haſſe, als der Liebe zu, denn er giebt ſeinen Leidenſchaften zu willig nach, und bleibt ſich daher ſelten gleich. Die Sprache weiß er mit Kraft und Gewandtheit zu beherrſchen. — Seine dramatiſchen Arbeiten ſind ſämmtlich misglückt. — Als ſein bedeutendſtes Werk wird ſein Lehrgedicht **De Ziekten der Geleerden** (die Krankheiten der Gelehrten) in ſechs Geſängen betrachtet; es iſt, ſo undankbar auch der Stoff erſcheint, reich an kühnen und ſchönen Bildern, voll Kraft und Wahrheit, und er hat lebhaft darin bewieſen, wie der Genius auch den undankbarſten Gegenſtand zu beherrſchen weiß. — Seine freie Nachbildung von **Delille's homme des champs**, in welchem er das holländiſche Landleben ſchilderte, wird dem Originale vorgezogen. — Eben ſo wird ein Fragment von ihm, der Untergang der erſten Welt (**Ondergang der Eerste Waereld**) hochgeſchätzt. — Seine Ode an Napoleon, den er ſpäter eben ſo innig haßte, als er ihn früher verehrte, iſt ein Meiſterwerk lyriſcher Poeſie. — Bilderdyk würde von großem und ſegensreichem Einfluſſe geweſen ſeyn, wenn ſeine Heftigkeit, ſeine Lebens-Anſichten und die nicht immer lobenswerthen Mittel, die er mitunter zur Erreichung ſeiner Zwecke anwendet, ihm nicht zu ſehr im Wege ſtänden. — Er iſt Patriot im vollſten Sinne des Wortes, und als ſolcher höchſt achtungswerth. — Größere Auszüge aus ſeinen Gedichten zu machen, geſtatten die mir gezogenen Grenzen nicht, ich theile Ihnen daher nur folgende gelungene Nachbildung, die wir Eichſtorff's Bemühungen verdanken, mit.

---

*) Anmerkung während des Druckes. — Er iſt ganz vor Kurzem geſtorben.

Abend-Einſamkeit.

So biſt du denn dahin, o Tag der Wonne!
Umſonſt, ach! ruft die Sehnſucht dich zurück,
In's ferne Meer entſchwand ſchon deine Sonne;
Mit ihr zugleich ſchwand meiner Liebe Glück.
Schon hat die Flur in Dunkel ſich gekleidet,
Und rauh und kalt erſcheint die Winternacht,
Die, ach! das Herz der Liebesſehnſucht leidet,
Nur trüber noch, noch unglückſel'ger macht.
O Schreckensnacht! dein eitler Sternenſchimmer
Wird, ach! von mir nur zürnend angeblickt.
Warum haſt du mit deinem falſchen Flimmer
Dein dunkles Kleid, dein Trauerkleid geſchmückt?
Die Sterne dort, die deinen Himmel ſchmücken,
Die hab' ich nie verlangend angeſehn.
Mein Lebensſtern glänzt in Melinda's Blicken,
Und ſelig der, auf den ſie günſtig ſehn.
Ja! ſelig der, dem dieſes Sternes Strahlen
In Wolken nie und nie in Nebel fliehn;
Ihm Troſt verleihn in ſeiner Liebe Qualen,
Und durch die Nacht von ſeinem Jammer glühn.
O glühend Herz! das du in deinen Leiden
Nicht Frieden kennſt, als wenn dein Stern dir tagt:
Wie ſchnell, ach! ſchwand dir jener Tag der Freuden,
Wie lang', ach! haſt du ſeine Flucht beklagt!
Der ſüße Tag, als du ſie an dich drückteſt,
Und ihre Hand umfingſt mit deiner Hand,
Und einen Kuß dem ſüßen Mund entrückteſt,
So glühend, als auf Lippen je gebrannt!

Der Tag, da du aus ihrer Augen Strahlen
  Dein künftig Loos, dein Heil, dein Leben ſogſt,
Und da du ſie, erweicht durch deine Qualen,
  Zum Mitgefühl der ſüßen Pein bewogſt.
O mäßige der langen Trennung Trauer,
  Bis durch die Nacht die Morgenröthe bricht.
Ertrag' die Nacht und ihre lange Dauer;
  Bald ſchimmert dir ein freudebringend Licht.
Ein Morgen naht, ein Morgen voll Erbarmen,
  Der deinem Schmerz die höchſte Wonne ſchenkt;
Der deine Braut begrüßt in Deinen Armen,
  Und deine Quaal in's Wonnemeer verſenkt! —

Der Lieblingsdichter der Holländer iſt der Lyriker Tollens, geboren 1780 zu Rotterdam. Er bildete ſich beſonders nach neueren Muſtern. — Tiefe, innige Empfindung, Wärme des Gefühls, Zartheit und Eleganz zeichnen ſeine durch ganz Holland verbreiteten Gedichte vortheilhaft aus. — Er weiß die Sprache mit eigenthümlicher Leichtigkeit zu behandeln, und mit Herzlichkeit zu beleben. Unter ſeinen Poeſieen werden als die vorzüglichſten gelobt: **Het gevallen Meisje**; (An ein gefallenes Mädchen) **Blandine**; **De Moeder** (die Mutter); **Kenau Hasselaar** u. ſ. w. — Folgendes iſt eins ſeiner neueſten Lieder, das wir Bowring's Mittheilung *) verdanken.

**) Winterabendlied.

  Der Oſtwind bläſt ſo kalt und hohl,
Es friert gewaltig aus,
Wir haben Torf und Holz im Haus,
Und ſitzen warm und wohl.

---

*) Bowring's Sketch etc. S. 104 fgde.

**) Het Oosten blaast, het wintert fel,
  't Is buiten vinnig koud:
God dank! wij hebben turf en hout;
  Wij zitten warm en wel.

Die Bäume ſind wie Flaum ſo weiß,
Die Gräben feſt wie Blei;
Was kümmert uns Frau, Schnee und Eis,
Wir haben Wein und Punſch recht heiß,
Und Dach und Brod dabei.

Und nöth'gen wir den Freund als Gaſt,
So giebt es Fleiſch und Fiſch,
Mitunter Wildprett auf dem Tiſch,
Und was dazu noch paßt. —
Wenn gar uns ein Geburtstag kehrt,
Wie jung das Kind auch ſey,
Wird eine Torte ihm beſcheert,
Wir eſſen Waffeln an dem Heerd
Und trinken allerlei.

Das kann der arme Bettler nicht,
Der durch die Straßen irrt,
Gleichviel, ob's thaut und ob es friert,
Hunger auf dem Geſicht. —

Al zijn de boomen wit als dons,
De gragten hard als lood.
Wat, wijfjelief! wat deert het ons —
Wij hebben warmen wijn en pons,
Wij hebben dek en brood.

En nooden wy eens een vriend te gast,
Wij zetten vleesch en visch —
En somtijds wildbraad op den disch,
Met wat daarneven past.
En als er een van't huis verjaart,
Hoe jong de kleene zij,
Wij bakken, hem ter eer', een taart,
Of eten wafels aan den haard,
En drinken slemp er bij.

Dat kan die arme stumpert niet,
Die langs de straten schooit,
En, of het vriest, en of het dooit,
Verbleekt van honger ziet.

Ob Frau und Kind Geburtstag hat,
Kein Gaſt kommt ihm heraus;
Nur Froſt und Kummer ſich ihm naht,
Kein Feuer er im Ofen hat,
Geſchenk kommt nicht in's Haus.

Wie müſſen wir nicht beſſer ſeyn,
Verſehn mit ſolchem Gut,
Den Winterheerd in voller Gluth,
Den Becher voll mit Wein.
Wir ſind aus ander'm Stoff gemacht
Als er, aus beſſer'm Thon,
Und Gott, der Alles wohl bedacht,
Gab uns mit Recht die Kleiderpracht,
Und ihm den Kittel ſchon.

Ich, beſſer ſeyn? — Vermeſſ'ner Sang;
Iſt's Wahrheit, ſagt es frei,
Ich wünſchte wohl, daß wahr es ſey,
Denn mir wird wahrlich bang'.

Verjaar' zijn kind, verjaar zijn vrouw,
Geen gast betreedt zijn kluis;
Hij lijdt altijd gebrek en kou,
Hij stookt geen vuurtjen in zijn schouw,
Hij krijgt geen tulband t'huis!

Wat moeten wij niet beter zijn,
Bedeeld met zoo veel goed;
Den winterhaard in vollen gloed,
Den beker vol van wijn!
Wij zijn uit andre klei gekneed,
Uit beter leem dan hij,
En God, die alle dingen weet,
Gaf ons met regt een fraaijer kleed,
En hem een ruwer pij.

Ik beter zijn....? Vermetel lied,
Is 't waarheid, wat gij slaakt?
Ik wenschte dat gij waarheid spraakt,
Ik vrees dat doet gij niet!

Wer weiß, ob unter'm Rock ſo ſchlecht
Von Lumpen angereiht,
Sich nicht ein beſſer Herz noch regt,
Viel beſſer noch und minder ſchlecht,
Als unter dieſem Kleid.

Sollt's möglich ſeyn! — O Gott, ſo groß!
Könnt's wirklich möglich ſeyn?
Warum denn ihm nur Leid und Pein,
Und mir ein beſſer Loos?
Ich ſitz' und denk' und quäle mich,
Und ſpür' dem Räthſel nach.
Doch dunkel bleibt mir ſicherlich
Das, was ich ſelber habe, ich
Und was mir fehlet, ach.

Doch wie ſo blind auch immer ich,
Begreif' ich doch daran,
Daß ich dem Armen geben kann,
Wo er nichts hat für mich.

Wie weet, of onder 't slecht gewaad,
Genaaid uit stuk en brok,
Geen minbedorven harte slaat,
Met meerder goed en minder kwaad,
Dan onder dezen rok!

Zou 't mooglijk wezen ...? Goede God,
Zoo 't mooglijk wezen mogt,
Waarom dan hem zoo bang bezocht
En mij dat blijder lot?
Ik zit en mijmer, peins en gis
En dring het raadsel in,
Maar wat mij vreemd en duister is,
Ook mijn bezit en mijn gemis
Heeft mij te diep een' zin.

Doch dat voor 't minst, hoe blind ik zij,
Begrijp ik toch her van,
Dat ik den arme geven kan,
Wat hij niet kan aan mij;

Was Gott im Ueberfluß beſcheert,
Gebührt ihm in der Noth.
Ein Fünkchen noch von unſer'm Heerd,
Ein Tropfen Wein ſey ihm gewährt,
Ein Biſſen von dem Brod.

Gethan ſey darum unſ're Pflicht,
Wie es das Herz gebeut,
Das Räthſel laßt nur fort mir heut',
Die Thränen trocknet's nicht.
Der Oſtwind ſtürmt voll Kält' und Graus,
D'rum werd' dem armen Mann,
Der jetzt nicht weiß, wo ein noch aus,
Ein Biſſen gern von unſerm Schmaus,
Von unſerem Holz ein Span.

D'rum, Magd und Knecht, wie ſpät es ſey,
Das Haus laßt offen ſeyn,
Laßt Alt und Jung mir gern herein,
Und Keinen mir vorbei.

Dat, van wat God ons ruimer schonk,
Hem hulp behoort in nood;
Van onzen haard een enkle vonk,
Een enkle drop van onzen dronk,
Een kruimel van ons brood.

En daarom dan den pligt voldaan,
Dien 't hart zoo luid gebiedt!
Verdiepen we ons in raadsels niet:
Dat droogt geen enklen traan.
Het Osten blaast, het wintert wreed,
't Is buiten bitter koud;
Den stumpert, die geen uitkomst weet,
Behoort een vlokje van ons kleed,
Een spaander van ons hout,

Hoort, magd en knaap! hoe laat het zij,
Wie kloppen mogt, ontsluit!
Dringt oud noch jong de huisdeur uit
En zendt geen mensch voorbij....

Horch! eilt und öffnet mir geſchwind,
Wie's draußen friert und ſchneit,
Behüt' uns Gott! durch Wetter und Wind,
Eine arme Mutter mit ihrem Kind,
Sie kam zu rechter Zeit.

Dank Dir, Du Brunnen aller Güt',
Für alle Gaben Dank,
Beſonders für den Liebedrang,
Gepflanzt in mein Gemüth.
Doch dreifach ſey aus vollſter Bruſt
Dir, Vater! Dank geweiht.
Ich hab' es erſt durch Dich gewußt,
Daß Dir genügen, höchſte Luſt,
Daß Wohlthun — Seligkeit.

Tollens Gedicht: die Ueberwinterung auf Nova Zembla, gehört zu den glücklichſten didactiſchen Poeſieen der Holländer neueſter Zeit. — Ich laſſe hier noch ein Lied dieſes liebenswürdigen Mannes, welches von Eichſtorff bearbeitete, folgen, doch habe ich mir geſtattet, hier und da kleine Flecken, die zu ſehr an das niederländiſche Original erinnern, auszumerzen. —

Wat hoor ik? vliegt! doet op, gezwind!
't Is buiten ruw en guur!
O zond ons God, door weêr en wind,
Eene arme moeder met haar kind,
Zij kwam ter goeder uur!

Ik dank u, bron van alle goed!
Voor wat uw gunst mij schonk;
Ik dank u voor de liefdevonk,
Mij tintlende in 't gemoed;
Maar driewerf dank, algoede God!
Voor elke ervarenis,
Dat uw bevel ons reinst genot —
Ons zoetst genoegen uw gebod —
Dat weldoen zalig is.

Blandine.

An des Blumenbaches Rand
Sitzt Blandine bleich und trübe;
Und die Thränen ihrer Liebe
Rollen nieder in den Sand,
An des Blumenbaches Rand.

An des Blumenbaches Rand
Fragt' ſie trüb' die ſtillen Wogen,
Wo ihr Glück ſey hingezogen,
Seit ſie Damon untreu fand,
An des Blumenbaches Rand.

An des Blumenbaches Rand
Hielt er Lina jüngſt umfangen;
Küßte Lippen ihr und Wangen
Bis ihm Ehr' und Treue ſchwand,
An des Blumenbaches Rand.

An des Blumenbaches Rand
Sinkt Blandine kraftlos nieder;
Ruft den Schäfer zärtlich wieder,
Deſſen Herz ſich ihr entwandt
An des Blumenbaches Rand.

An des Blumenbaches Rand,
Wo die Trauerpappel zittert,
Ruft ſie, wie vom Tod durchzittert:
„Deck' mich bald, o kühler Sand,
„An des Blumenbaches Rand!“

Von nicht geringem Einfluſſe auf den Geſchmack ſeiner Landsleute, jedoch mehr durch ſeine kritiſchen, als durch ſeine poetiſchen Arbeiten, war **Rhynvis Feith**, geboren zu Zwolle im Jahre 1753. Er bekleidete nach einander mehrere Aemter in ſeiner Vaterſtadt, und ſtarb, nachdem er ſich im Alter von allen öffentlichen Geſchäften zurückgezogen hatte, und nur den

Muſen lebte, im Jahre 1823. Feith bildete ſich nach Ausländern, vorzüglich nach Deutſchen, beſonders war Goethe's Werther von großem Einfluſſe auf ihn, und er betrat zuerſt mit mehreren ſentimentalen Romanen, Julia, Ferdinand und Conſtantia, welche aber von ſeinen Landsleuten nicht eben mit großer Theilnahme aufgenommen wurden, die litterariſche Laufbahn. Später wandte er ſich, ſeine Irrthümer einſehend, und die Richtung ſeines Talentes erkennend, vorzugsweiſe der lyriſchen und didactiſchen, in ſeinen letzten Jahren ausſchließlich der religiöſen Dichtkunſt zu. — Feith iſt ein reiner und angenehmer, aber höchſt ſelten, faſt nie begeiſterter und über das Gewöhnliche ſich hinausſchwingender Dichter, ſelbſt ſeinen patriotiſchen Poeſieen fehlt es an der eigentlichen hinreißenden Begeiſterung, er reflectirt zu viel. Sein bedeutendſtes Werk iſt das Gedicht **Het graf** (das Grab), ſo wie er am Liebenswürdigſten in einer anderen poetiſchen Arbeit, **Het Ouderdom**, ſich zeigt. — Unter ſeinen Oden werden die beiden „an Gott“ und „an die Vorſehung“ als die vorzüglichſten betrachtet. — Trotz ſeinen Bemühungen, die Theorie der ſchönen Künſte unter dem Volke zu verbreiten, und ſie in populärer Sprache, frei von den Ausdrücken der Schule, vorzutragen, hat er doch ſelbſt ſich nie den rechten Geſchmack anzueignen gewußt, wie würde er ſonſt auf den geiſtloſen Einfall gekommen ſeyn, die Kantiſche Philoſophie in einem Lehrgedichte zu widerlegen, und dieſes Gedicht in der Form einer poetiſchen Epiſtel an eine Dame zu richten, welche er warnt, ſich ja nicht mit dem Studium der Kritik der reinen Vernunft zu beſchäftigen. — Obendrein behandelte er das Ganze höchſt oberflächlich und wiſſenſchaftslos, ſo daß es dem gewandten und gelehrten Kinker ſehr leicht wurde, ihn durch Ironie und Gründlichkeit, in einer Antwort, welche derſelbe eben der Dame in den Mund legte, völlig aus dem Felde zu ſchlagen. —

Ich laſſe hier ein Gedicht von Feith, das wir Eichſtorff's ehrenwerthem Streben verdanken, folgen.

De Ruyter.

Wer iſt es, deſſen Muth und Treue
Ein Volk ſein Schickſal anvertraut?
Der nicht auf ſeiner Ahnen Reihe,
Auf Tugend ſeine Würde baut? —
Der dreimal, eh' ein Jahrkreis endet,
Sich gegen ſeine Feinde wendet
Und ihre Flottenmacht bezwingt?
Und, von Gefahr und Tod umzogen,
Den ſichern Herrſcherſtab der Wogen
Schnell Englands Uebermuth entringt?

Wohin ſein kühner Geiſt ihn leitet,
Da glänzt der Sieg um ſeinen Kiel;
Und wie das Loos auch drängt: er ſchreitet
Mit ſeinen Donnern doch zum Ziel.
Von edlem Stolz, von kühnem Streben
Schwellt ſeine Bruſt; ſein ganzes Leben
Iſt Treue und Gerechtigkeit.
Nicht nur im Land, das wir bewohnen:
Nein! überall, wo Menſchen wohnen,
Wird Ihm Bewunderung geweiht.

Hier feſtigt ſich, auf ſtarken Stützen,
Ein Thron, gebaut durch Seine Hand;
Und dort erbebt vor ſeinen Blitzen
Ein and'rer, der auf Felſen ſtand;
Durch Fürſtenmacht und Gunſt erhöhen
Die Fürſten ſeinen Ruhm, und ſehen,
Wie ſehr er ihre Würden ſchmückt;
Und von Bewund'rung hingeriſſen,
Sinkt Africa zu ſeinen Füßen,
Und küßt die Feſſel, die es drückt.

Sein Name ſchwebt auf allen Zungen!
So weit das Meer die Welt umſpannt,
So weit auch iſt ſein Ruf erklungen,
So weit iſt ſeine Kraft bekannt.
Die Wahrheit darf ſein Lob frei melden,
Denn an der Spitze aller Helden

Entfliegt er zur Unſterblichkeit;
Und mit dem ſchönſten von den Kränzen,
Die für der Tugend Jünger glänzen,
Belohnt ſie ſeine Heiligkeit.

O Vaterland! mit Recht vermeſſen
Auf Deines Flottenruhms Gewicht:
Wie könnteſt Du ihn je vergeſſen?
Nennt — nennt Dein Herz de Ruyter nicht?
Ja, ja! ſchon fließen Eure Zähren;
Und beſſer, als des Liedes Ehren
Beſtimmen ſie des Helden Rang;
Ja, dieſe Thränen, dieſe Schmerzen,
Und dieſer Laut aus wundem Herzen,
Sie ſind ſein ſchönſter Lobgeſang!

Ihr dürft mit Recht das Haupt erheben!
Durchfliegt das ganze Alterthum;
Und Rom's und Hellas Helden ſchweben
Wie Schatten weg bei ſeinem Ruhm.
Wo iſt ein Krieger, der ſein Leben
So herrlich je dahingegeben?
Ein Held, der ſolchen Ruhm erwarb?
Der für des Landes Heil gezittert,
Doch freudevoll und unerſchüttert
Den ſchönen Tod der Helden ſtarb?

Wenn je der Neid der Nationen
Das Haupt erhebt, und ſpricht: daß Muth
Und Kraft in dieſem Land nicht wohnen:
Dann zeigt das Land, wo Ruyter ruht;
De Ruyter, den Batavien zeugte,
Vor dem ſich einſt die Erde beugte,
Geblendet wie vom Götterſchein;
Und der durch tauſend Heldenthaten
Der ganzen Erde hat verrathen,
Wie groß ſein Vaterland kann ſeyn!

Laßt And're Cäſar's Ruhm erhöhen!
Mich blendet nicht der Götterſchein;

Ich ſeh' in ſeinen Kriegstrophäen
Die Blindheit ſeines Glücks allein.
Das Glück, vor deſſen Tempelhallen
Die Menſchen flehend niederfallen,
Das blinde Glück erhöht uns nicht:
Denn blindlings reicht es ſeine Krone,
Und führt zum Blutgerüſt', zum Throne
Den Helden — und den Böſewicht.

De Ruyter ſtrahlt in höherm Glanze,
Weil nicht des Glückes feile Hand
Ihn ſchmückte mit dem Siegerkranze,
Den Er um ſeine Schläfe wand.
Die Abkunft gab ihm keine Rechte;
Sein Reichthum warb ihm keine Knechte;
Allein geſtützt auf ſeinen Muth:
So ſchreitet Er, auf ſteilen Wegen,
Dem rauhen Schickſal keck entgegen,
Und adelt durch Verdienſt ſein Blut.

Hieher die Kraft, die nie entſchwunden,
Selbſt wenn er ſeinen Plan verfehlt;
Verdienſt iſt nicht dem Glück verbunden:
Es wird durch Unglück ſelbſt geſtählt.
Ein Marius, vom Glück verlaſſen,
Auf jenem Schutt' in's Aug' zu faſſen,
Hat immer mehr mein Herz gerührt,
Als Marius in günſt'gen Tagen,
Auf ſchön bekränztem Siegeswagen
In Roma's Mauern umgeführt.

So wird, ſelbſt von des Unglücks Streichen,
Des Helden wahre Größe wach;
Die See ſieht ihren Helden weichen:
Sein Ruhm folgt ihrem Helden nach.
Der Feind ſelbſt zweifelt, daß ſein Siegen
Solch' einen Rückzug auf kann wiegen,
Und Alles ſtimmt verneinend ein:
So weicht des Donners rauhe Stimme,

Doch noch erbebt von ſeinem Grimme
Die Felſenwand, das Feld, der Hain.

O herrlich Vorbild meiner Lieder!
Kaum tret' ich meine Laufbahn an,
So knie ich ſtaunend vor Dir nieder,
Und fühl', daß ich nur loben kann.
Ich ſeh', wohin mein Blick ſich wendet,
Bis dorten, wo die Erde endet,
Die Säulen Deines Ruhmes ſtehn!
O Holland's Held! o Held der Helden!
Wer kann Dein Lob nach Würde melden?
Wer Deine Thaten überſehn?

Vergebens will ich mich bezwingen!
Ohnmächtig ſinkt die Hand zurück.
Heroen kann die Hymne ſingen:
Sein Bild verblindet meinen Blick.
In dem geringſten Stand geboren,
Erſcheint er bei des Ruhmes Thoren,
Und alle Riegel ſtürzen los.
Als Freund und Vater, Held und Weiſen,
Hör' ich ihn überall lobpreiſen,
Und immer Ruyter — immer groß!

O Du! ſo dankbar ihm verbunden,
O Niederland! beend' mein Lied!
Lobſing' ihm laut aus tauſend Munden,
So weit man Deine Wimpel ſieht!
Nein! edlern Ruhm ſoll er erwerben! —
Er glaubte, für ein Volk zu ſterben,
Das unter fremdes Joches Zwang
Nie ſeine Stirne beugen würde!
Erwerbt, erhaltet dieſe Würde!
Sie iſt ſein ſchönſter Lobgeſang!

Der gewiegteſte Denker unter den jetzt lebenden holländiſchen Dichtern iſt unſtreitig Kinker, geboren 1764 in der Nähe von Amſterdam, gleich ſehr ausgezeichnet durch ſeine mediciniſchen, juriſtiſchen und philoſophiſchen Kenntniſſe, ſeit 1818 Profeſſor der holländiſchen Litteratur zu Lüttich. — Kinker iſt ein erklärter Anhänger Kant's, ein Umſtand, der von dem größten Einfluſſe auf ſeine poetiſchen Leiſtungen iſt, ja dieſe mitunter dunkel und verworren macht, da ihr Verfaſſer die Grenzen zwiſchen Philoſophie und Poeſie nicht immer ſcharf zu ziehen weiß, und ſich hier nicht ſelten verirrt. — Energie und Gedankenreichthum zeichnen ihn vortheilhaft aus; ſeine Sprache iſt indeſſen, vorzüglich in ſeinen didactiſchen Poeſieen, die ſich oft dem lyriſchen Elemente zuneigen, nicht harmoniſch und gefällig; gelungener erſcheint ſie in einigen kleineren lyriſchen Arbeiten, vorzüglich in ſeinen Verſen an Haydn, und dem Lebewohl an das Y und die Amſtel. — Seine bedeutendſten philoſophiſchen Poeſieen ſind „der Geiſt des Loyola im 19ten Jahrhunderte,“ eine Art von politiſchem Gedicht, voll Kühnheit und Patriotismus, und ſein Allleben. Aus dem Letzteren möge hier ein Fragment folgen. — Als Proſaiker hat er ſich beſonders durch vortreffliche politiſche und kritiſche Schriften einen bedeutenden Ruf erworben. —

Fragment aus Kinker's Gedicht:

Das Allleben

oder

die Weltſeele.

Schwacher und doch ſo verwegener Sohn der Erde, des Staubes
Sklave! Du träumſt von urſprünglicher Kraft und Beſeelung? Befrage
Jene Natur, die einſt zum Leben Dich rief, um das Räthſel
Deiner Belebung — und fürchte die Schrecken des ewigen Todes!
Oder umklamm're den Stoff, der jeglichen Keim der Belebung,
Der den Verſtand, das Gefühl und das Wiſſen umſchließt; — und befrage
Dann das fremde Geſchöpf um des eigenen Lebens Beſtimmung.

Oder verlangſt Du ein höh'res, ein Alles regierendes Weſen,
Dem Du entſtrömt biſt? dem Du Dich wieder vereineſt? — und dieſen
Nimmer Geſchaffenen ſoll der Verſtand des Geſchöpfes ergründen?
Gerne ließeſt Du dort, in dem ewigen Chore der Schöpfung,
Alle die Ketten erklirren, an denen Du ſchmachteſt, um ängſtlich
Dann nach ihrem Accord mit des Daſeyns unendlichem Chorlied
Deine Nichtheit oder ein edleres Selbſt zu erkennen.

Aber wenn die Natur Dir ſtumm iſt, oder Dir Unſinn
Prediget; wenn ſie im Schleier der Nacht ihr heimliches Wirken
Deiner Betrachtung entzieht; vielleicht auch Wahrheit Dir gaukelt,
Welche die Quelle verläugnet, aus der ſie entfloß, und als Rückglanz
Früherer Zweifel am Ende verſchwindet in Lügen und Irrthum: —
Wo dann willſt Du das Licht, zu dem Du Dich ſehneſt, entzünden?

Soll die verfloſſene Zeit, das Grab der Jahrhunderte reden?
Sollen die Fabeln unmündiger Kindheit des Menſchengeſchlechtes
Heilige Kunde Dir ſeyn, von denen Du Wahrheit erwarteſt? —
Immer vergebens! — wie weit auch, wohin auch die Blicke ſich wenden: —
Niemals leuchtet ein Strahl Dir, welcher nicht endlich im Irrgang
Deiner Vermuthungen ſchwindet, noch ehe Du Wahrheit erkannt haſt.
Niemals kennſt Du Dein eigenes Ich; das Ziel, das erhabne,
Welches von ferne Dir winket, zu dem Du in ewigen Kämpfen
Raſtlos auf ſollſt ſtreben, iſt fremd in dieſem Gebiete,
Wo Du beſtändig es ſuchſt, und nimmer erhaſcheſt; Dich trügen
Tönende Worte; es trügt Dich der Schimmer, das Bildniß, die Hülle,
Der es an Worten gebricht, den ſchwellenden Keim zu benennen.
Bildliche Sprache nur iſt es, erkannt im geſchmeidigen Stoffe,
Der von dem funkelnden Strahl eines höheren Geiſtes durchzückt iſt;
Aber der freieren Denkkraft inniges, ewiges Weſen,

Jenes erhabene Leben, das niemals ſtirbt, und bei welchem
Dieſes vergängliche Seyn nur ein Schatten, ein flüchtiger Traum iſt;
Ewig verbirgt es ſich uns in nächtliches Dunkel.

Wir mögen
Bald mit geſpannter Erwartung die leiſeſten Spuren der Denkkraft
Raſtlos folgen; oder gedrängt durch des Wiſſens Begierde,
Nimmer ermüdet das große, das immer wechſelnde Schauſpiel
Ewig verjüngter Geburt und ewig erneueten Todes,
(Jenes unendliche Kämpfen der Schöpfung) prüfend beſchauen;
Oder den Umfang der Welten, die Dauer derſelben berechnen,
Und mit Behülf des Quadrants und des ſcharf abmeſſenden Zirkels
Unſerem Auge das ewige Nichts der Zeit und des Raumes
Sinnlich begreifbar machen durch Zahlen, durch Züge und Bilder: —
Nimmer erblicken wir wirkliche Dinge; nur Schatten der Schatten;
Unvollkomm'ne Geburten des flüchtig entſchwindenden Daſeyns,
Welche den denkenden Geiſt in demſelben Betruge verwickeln.

Spart die vergebliche Mühe! — Ihr werdet doch ewig Euch ſelbſt nie
In den Geſchöpfen erkennen, mit denen ihr fortſchwebt. — Wähnt ihr
Jenes erhabene Feuer, von welchem der Buſen entglüht iſt,
Durch die Erkenntniß genährt, an dem Licht des Verſtandes entzündet?
Wähnt ihr die geiſtige Schöpfung in Farben, in Haltung und Zügen,
Und die unendliche Einheit in Vielheit, in Maaß und in Zahlen
Eurem Geiſt zu verſtändigen? — Ordnung im Stoff zu erkennen,
Und in dem Staube die Seele, im Tode das Leben zu finden?
Alles, was je die allmächtige Kraft in's Daſeyn rief, was
Jemals war, was iſt und ſeyn wird, ſtrebt nach Belebung.
Liebend umarmt ſich die ganze Natur, und in ewiger Gährung
Strömen belebende Gluthen von Himmel zu Himmel. Im Staube

Wimmelt die niedrigſte Stufe des Lebens; als Pflanze und Thier ſtrebt
Alles zum Leben; es ſchläft — und erwacht; es keimet und wächſt. Nichts
Wurde ſo innig umgarnt von den eiſernen Armen des Schlafs, ſo
Machtlos gebannt in die Formen der trägen und gröberen Stoffheit;
Nichts ſo müde verſenkt in die Kluft der Verweſung: — das nicht, wenn
Streitende Kräfte ſich äußern, aus müder Erſchlaffung erweckt wird,
Lebt und entglüht, empfängt und gebäret. Ein nemlicher Grundgeiſt
Webt in den Adern des Weltalls! — Aber das höhere Leben
Eigener Willenskraft und ſelbſt ſich erkennender Würde,
Jener ſo ſich're Begriff von Pflicht und eigener Thatkraft;
Jener Wille, vor welchem die Luſt und Begierde und Tugend
Weichen; mit welchem ſogar das Gewiſſen im Kampf nicht beſtehn kann,
Wenn er mit Rieſengewalt in ſelbſterkohrener Richtung
Schreitet, und Hoffnung und Furcht, und Freuden und Jammer verachtet:
Dieſes urſprüngliche Leben erkennt den ſchöneren Funken
Göttlicher Weihe, durch den es, entführt den Geſetzen des Staubes,
Selbſt ſich wählt die erhabenen Kreiſe des Wirkens und kräftig
Aufdringt hin zu dem kühneren Ziel' in der Ferne. Ein Gott, der
Unſere Seele erfüllt, zernichtet die Lehre des Fatums,
Läßt uns das ſchönere Land der Freiheit erkennen und windet,
Trotz des Betrugs der Natur, des Todes und der Verweſung,
Wie auch die Sinne ſich ſträuben, uns los von der Sinne Umkettung.

Aber vergebens erforſchen wir dieſe unläugbare Wahrheit
Im ſyſtematiſchen Reiche der Wiſſenſchaften; die Einheit
Dieſer Erkenntniß durchglüht die Seele in reinerem Aether;
Hehr durchſtrahlt ſie die Wölbung der höheren Himmel; ſie ſchwindet
Aber dahin in jeder Erſcheinung der Sinne; wer's waget,
Mathematiſch dies heil'ge Syſtem zu begründen, vertraut ſich

Mit baufälligem Nachen dem nimmer ergründeten Meere,
Schwindelt mit ſeinem Betruge hinunter in klaffende Schlünde;
Und es empfängt ihn zuletzt, ein Lohn der trotzigen Kühnheit,
Eine unendliche Kluft von nie erleuchtetem Dunkel;
Denn ſie fliehet, die Freiheit, das Eis des kalten Verſtandes;
Schönere Zonen durchglüht ſie; ſie iſt das unendliche Streben
Im idealiſchen Reich der höchſten ſittlichen Würde.
Wille und That iſt ſie; kein Weſen und keine Ergebniß;
Kein Gefolg, dem Grunde, aus dem er entwickelt, verbunden;
Keine Dauer der Zeit! — Sie iſt das ewige Heute;
Jene erhabene Gottheit, welche das ewig Vergang'ne
Aufwärts leitet in's Reich der nie beendeten Zukunft,
Und die Jahrhunderte führt in ewig erneuetem Ringtanz:
Jener ätheriſche Geiſt, der überall in der Schöpfung
Herrlichſten Schöne verkörpert den irdiſchen Blicken ſich darbeut.
Ihre Umhüllung nur iſt die Natur; die Bekleidung, in der ſie
Keimet und glänzt; der Schleier, durch welchen ſie funkelt,
und wo ſie,
Wechſelnd in Farben und Formen den Menſchen zum Künſtler
begeiſtert.

von Eichſtorff.

Neben jenen Männern werden Staring van den Wildenboſch, Spandaw, Withuis, Mesſchert, Stryck van Linſchoten, der ſich auch in deutſcher Sprache verſuchte, Da Coſta, de Clercq u. ſ. w. von ihren Landsleuten mit Achtung genannt; ſie ſind mehr oder weniger doch weiter nichts als Mitglieder einer Klaſſe von Poeten, die ich nicht beſſer, als mit dem Namen der hausbackenen Poeten zu bezeichnen weiß, und zu denen man ſich auf einem ſo reichen Felde ſchwerlich verirren wird, wenn Studium und Beruf es nicht zur Pflicht machen. —

Der Roman wurde zwar nicht ohne Vorliebe von den Holländern cultivirt, doch haben ſie auch hier nichts Bedeutendes, Urſprüngliches geliefert, ſondern ſich meiſt mit Ueberſetzungen und Nachahmungen beholfen. — In den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts erwarben ſich die Damen

Wolf und **Deken** einigen Ruf durch mehrere ziemlich breite Familiengeſchichten, deren eine, **Willem Leevend**, von dem bekannten Verfaſſer des Siegfried von Lindenberg, Müller, in das Deutſche übertragen worden iſt, nicht ohne Nutzen für die Kenntniß holländiſcher Sitte. Seit der neueſten Zeit haben ſich die Nachkommen der großen Walter Scott's Familie in den Niederlanden einzubürgern verſucht, doch nicht eben mit großem Erfolge.

Die dramatiſche Poeſie liegt ſehr im Argen und beſchränkt ſich meiſt auf Nachahmungen und Ueberſetzungen. In den erſteren wird die ſteife franzöſiſche Schule als genau zu befolgendes Vorbild betrachtet, und die Verſuche einſichtsvoller Männer, beide Gattungen, die romantiſche und die klaſſiſche, zu vereinigen, ſind ohne bedeutende Wirkung geblieben. —

Dreizehnte Vorleſung.

Spanien.

Blicke auf die Geſchichte der Sprache und Poeſie in Spanien; Melendez Valdes, Cienfuegos, Moratin, Martinez de la Roſa.

Vor der Ankunft der Römer erfreuten ſich die Turditaner und die Gallicier einer ziemlich ausgebildeten Poeſie, aber man weiß nicht genau, welcher Sprache ſie ſich bedienten. Als die lateiniſche in der Hauptinſel ſich verbreitete, nahm ſie unter dem ſpaniſchen Himmel einen eigenthümlichen lebhaften Schwung an. — Nun kamen die Gothen; ſie behielten zwar die Sprache der alten Weltherrſcher bei, geſtatteten ſich jedoch viele Veränderungen. Ihre Geſetze ſind lateiniſch geſchrieben, und als das einzige litterariſche Denkmal jener barbariſchen Zeit bewahrt worden. — Die Araber, die darauf das Land überſchwemmten, übten zweifachen Einfluß aus, ſowohl durch ihre Herrſchaft, als durch den Vorſprung in der Litteratur, deſſen ſie ſich mit Recht rühmen konnten. — Mauren und Chriſten waren durch eine zu ſtarke Scheidewand getrennt, als daß die Vermiſchung der Sprachen hätte vollſtändig werden können. Da aber die Sprache der Sieger ſeit langer Zeit größere Vollkommenheit erreicht hatte, ſo zögerte mancher chriſtliche Dichter nicht, ſie zu benutzen, wenn er ſich dem Einfluſſe ſeiner Begeiſterung hingab. — Das Latein war faſt außer Gebrauch; aber die Vulgärſprache fing an, ſich zu bilden. Die Troubadours des ſüdlichen Frankreich führten damals die Formen der romaniſchen Sprache in Spanien ein. — Noch jetzt liefert das Spaniſche einen Beweis, welche Umwälzungen ſich in ſeinem Vaterlande ereigneten. Theilt man die Sprache in hundert Theile, ſo fallen ſechszig dem Lateiniſchen, zehn dem Griechiſchen, zehn dem Gothiſchen, zehn dem Arabiſchen und zehn dem Deutſchen, dem Italieniſchen, dem Franzöſiſchen und den aus beiden Indien eingeführten Wörtern, anheim. —

Nachdem Spanien den Römern mehrere große Dichter und Geſchichtſchreiber, ausgezeichnet durch ihr Feuer und ihre Beredſamkeit, gegeben hatte, wurde es von den Gothen erobert. — Die lateiniſche Litteratur ward von nun an faſt gar nicht mehr cultivirt, und nur die lateiniſche Sprache erhielt ſich noch in dieſen Gegenden. Die ungeſtalten Verſuche der barbariſchen Eroberer der Pyrenäenhalbinſel verdienen nicht angeführt zu werden. Roderich, der letzte Gothenkönig, deſſen zügelloſe Leidenſchaften dem chriſtlichen Spanien den Einfall der Mauren zuzogen, war, wie es heißt, Dichter, und nahm das durch ihn bereitete Unglück zum Gegenſtande ſeiner Poeſieen. —

Unter dem ſchönen Himmel Iberien's verfeinerten ſich die Sitten der Araber: ſie ſtanden beinahe höher, als die übrigen Bewohner Europa's, und die lebhaften, aber verworrenen Anſichten, welche ſie aus dem Morgenlande mitbrachten, bedurften nur der Muße des Friedens zu ihrer Entwickelung und zur Ausübung ihres ganzen Einfluſſes. Seit dem zwölften Jahrhunderte erfreuten ſich die Mauren in Spanien öffentlicher Schulen, berühmt durch die ausgezeichnetſten Lehrer und durch Bibliotheken, in denen ſich an hunderttauſend Bände fanden. — Die Abulfeda, Averroes, Avicenna lieferten vortreffliche wiſſenſchaftliche Abhandlungen. —

Nichts kam den prächtigen Monumenten und Gebäuden gleich, welche die Kalifen hatten mit großem Koſtenaufwande errichten laſſen, und die dem ganzen übrigen Europa als Muſter dienten. — Der Ackerbau war damals in jenen fruchtbaren Provinzen blühender, als er es je ſeitdem geweſen iſt. — Selbſt die Chriſten verachteten das barbariſche Latein der vorhergehenden Jahrhunderte. — Die Beſiegten bedienten ſich der Sprache ihrer Sieger (des Arabiſchen), wenn ſie ſich dichteriſcher Begeiſterung hingaben. — Hatten ſie von den Mauren die Ideen chevaleresker Galanterie angenommen, ſo fühlten dagegen die Spanier nicht minder das Erwachen eines glühenden Eifers für die chriſtliche Religion in ſich. — Die theologiſchen Abhandlungen, die Ritterromane und mehrere ähnliche Werke zeigten, indem ſie die Altgläubigen, welche mit den durch jene Werke verbreiteten Ideen noch einige mythologiſche Anſichten vermählten, begeiſterten, ſchon den Charakter, den einſt die ſpaniſche Litteratur annehmen würde, da man den glänzenden orientaliſchen Styl, den chriſtlichen Myſticismus und das Feuer der Mythologie der Alten in ihr wiederfindet.

Während nun die Mauren und Chriſten mit Erfolge den Wiſſenſchaften oblagen, blieben die Israeliten auf der Pyrenäenhalbinſel nicht müßig, ſondern lieferten einige vortreffliche Werke; kurz, Alles weiſſagte eine glänzende Zeit. Vorbereitet durch Alphons den zehnten, den Marques de Santillana, den Conde de Villena und Don Juan de Mena trat dieſe Umwälzung ein in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts.

Seit Iſabella und Ferdinand, ſo wie unter Carl's V., ihres Nachfolgers, Regierung, war der litterariſche Ruhm der Spanier durch eine Reihe glorreicher Thaten verbreitet worden. Alles vereinigte ſich, dieſes Volk auf edle Weiſe zu begeiſtern, ſowohl die Niederlage der Mauren, als auch die Eroberung der neuen Welt. Noch einige Jahre, und die kaſtiliſchen Dichter bedurften nur der Geſchichte ihres eigenen Landes, um die herrlichſten Stoffe zu finden. So iſt es faſt immer: die Zeitgenoſſen jener großen Begebenheiten hatten dieſelben nicht gefeiert: man mußte warten, bis ihr Eindruck auch ſeine Wirkung auf das geſammte Volk erſtreckte. —

Zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts erſchienen einige Dichter, die die reiche Periode der drei Philippe verkünden. Was den Styl betrifft, ſo bleiben eben dieſe unnachahmliche Muſter aller übrigen Epochen. Der Zufall hatte ihnen ihre Stelle im Kloſter, im Kriege, im Cabinette angewieſen; auch zeichneten ſie ſich durch einen ſehr verſchiedenen poetiſchen Charakter aus. — Boscan brachte aus Italien neue Rhythmen mit (Hendekaſyllaben) und ſchöpfte ſeine Begeiſterung aus Dante und Petrarka. Garcilaſo de la Vega (der Dichter), ſo jung ſeinem Vaterlande und den Muſen entriſſen, hinterließ den Spaniern Muſter erotiſcher Dichtkunſt: Ponce de Leon, dieſer Geiſtliche mit glühender Seele, der die Kraft des Gedankens mit wärmſter Empfindung vermählte, zeigte, welches Schwunges die kaſtiliſche Sprache in erhabenen Gegenſtänden fähig war. Er iſt es, den das Tribunal der Inquiſition beſtrafte, die heiligen Bücher überſetzt zu haben. — Während aber dieſe ausgezeichneten Männer vom Neide und der Dummheit verfolgt wurden, diente ein Schriftſteller, den alle Verhältniſſe gleich ſehr begünſtigten, ſowohl ſeinem Vaterlande wie den Wiſſenſchaften, mit demſelben Erfolge. Hurtado de Mendoza, correkter und eleganter Dichter, ſo wie geſchickter Hiſtoriker und geiſtreicher Romanſchreiber, ließ die Schätze der italieniſchen Litteratur in ſeiner Mutterſprache und in nationalen Stoffen wieder erſtehen. Spanien zählte damals noch mehrere große Männer, aber ſie befanden ſich im Auslande. — Ercilla verherrlichte die Kämpfe mit den Araucanern; auf dem Schlachtfelde ſelbſt ward er inſpirirt. — Der größte Mann einer Nation iſt gar oft der unglücklichſte. Die Gluth der Seele, die zu einem Meiſterwerke begeiſtert, zieht auch häufig vom viel betretenen Pfade der Menge ab. Ungeduldig über den Lebenszwang, fern von ſeinem Vaterlande umherirrend, Gefangener der Mauren, und bei ſeiner Rückkehr verfolgt, ſchrieb Miguel Cervantes, mitten unter den Unruhen des bewegteſten Lebens, ſein unſterbliches Werk, und gab es in der bitterſten Dürftigkeit 1604 heraus. Dieſer Mann, der ganz Europa erleuchtete, und ſeinem Vaterlande einen bleibenden Platz in den Annalen der Litteratur erwarb, bezog kaum ſo viel von demſelben, um ſein Leben nothdürftig zu friſten. Als das zögernde Mitleid ſeiner Nation ſich ſeines Schickſals erbarmte, war es zu ſpät. — Er hatte im Elende geendet. —

Das Schickſal ſeiner Nachfolger war glänzender. — Die Nation hatte warſcheinlich einſehen gelernt, was ein großer Mann galt. Lope de Vega's Leben war unruhig, aber nicht unglücklich; die letzten Tage dieſes Dichters wurden von glorreichem Erfolge begleitet. Dieſer Mann, der einen ſo großen Einfluß auf ſeine Nation ausübte, war der fruchtbarſte Dichter Europa's; ſeine Leichtigkeit im Arbeiten gränzt an das Fabelhafte; der Reichthum ſeiner Phantaſie erhielt Spanien in beſtändigem Zauber. — Er war ſo ſehr der Dichter des Volks geworden, daß man, um die hohe Vortrefflichkeit einer, ſelbſt der Litteratur ganz fremden Sache zu bezeichnen, ſich des Ausdrucks bediente: Es iſt von Lope. (Es de Lope.)

Aber ſchon hatte die ſpaniſche Litteratur ihre urſprüngliche Reinheit verloren. Ein talentvoller, genialer, aber geſchmackloſer Mann führte die Gemüther durch lächerlichen Schwulſt und übertriebene Geſuchtheit irre. Gongora, der Schöpfer des Estilo culto (geſchmückten Styles), kann den Anfang einer neuen Periode bezeichnen. Einige bedeutende Geiſter, die nach ihm auftraten und den größten Theil des ſiebzehnten Jahrhunderts mit Glanz erfüllten, hindern uns, dieſe Periode in zwei ſcharf geſonderte Abtheilungen zerfallen zu laſſen. Guillem de Caſtre, Quevedo, Solis, Calderon und viele Andere ſind der ſchönſten Zeiten würdig. De Caſtro, ausgezeichneter Tragiker: Quevedo, der geiſtreichſte und witzigſte Dichter ſeiner Zeit: Solis, eben ſo vortrefflicher Hiſtoriker, als Poet; Calderon, den auch die Ausländer mit Freuden anerkennen, und viele andere geniale Dichter und vorzügliche Proſaiſten, beſchützt von einem Könige, der ſelbſt ſtolz darauf war, einen Platz unter den Schriftſtellern ſeiner Nation einzunehmen: alle dieſe beurkunden, daß die Periode der drei Philippe nicht auf eine abſolute Weiſe eingetheilt werden kann.

Nachdem Frankreich Spanien einen König gegeben hatte, und die Herrſchaft der franzöſiſchen Schriftſteller aus dem Jahrhunderte Ludwig's XIV. ihren Scepter weithin erſtreckte, brachte Spanien anfangs (man muß es geſtehen) nur Dichter von verdorbenem Geſchmacke, oder ſchwache Nachahmer der Franzoſen hervor. — Dieſe Letzteren, die Galliziſten, trugen anfangs den Sieg über die Gongoriſten davon. Doch regte ſich überhaupt auch bedeutendere Kritik. Luzan lieferte ſeine Poetik; Feyjoo ſeine unterhaltenden und belehrenden Träumereien. Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſtand ein Mann auf, der Pater Isla, der für die ſchlechten Prediger ſeiner Zeit das wurde, was Cervantes für die geiſtloſen Verfaſſer abentheuerlicher Rittergeſchichten geweſen war.

Nachdem man ſich von den guten Muſtern lange entfernt gehalten hatte, näherte man ſich ihnen wieder anhaltender. Zwar fuhr man fort, die Franzoſen nachzuahmen, aber man ſtudierte auch den Styl der caſtiliſchen Autoren des ſechszehnten Jahrhunderts. Es traten ſelbſt Schriftſteller auf, die originell ſeyn wollten, und darnach ſtrebten, ſich von dem Zwange der franzöſiſchen Regeln zu befreien. — Ganz gelang es ihnen jedoch nicht. — Der Schluß des achtzehnten Jahrhunderts zählt mehrere ſchätzenswerthe Dichter, die, größtentheils verfolgt, einen momentanen Aufenthalt in Frankreich ſuchten. Melendez Valdes rief in ſeinen Oden die elegante Reinheit der Zeit Garcilaſo de la Vega's wieder in das Leben. Yriarte zeichnete ſich als Fabeldichter, Moratin, der Sohn, durch ſeine vortrefflichen Luſtſpiele aus. Die Nation betrauert noch den neueſten Verluſt einiger bedeutender

Reiſenden und Schriftſteller, wie z. B. der beiden Ulloa, der beiden Azara, Jovellanos, Llorente, Conte ꝛc. Einige Dichter glänzten ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts in Spanien, vorzüglich Martinez de la Roſa und Cienfuegos. Das Unglück der Zeit aber hat zum Schweigen gebracht, wen die politiſchen Stürme nicht aus ſeinem Vaterlande vertrieben. *) —

Die vier letzten, eben genannten Dichter ſind es, mit deren Leiſtungen ich Sie näher bekannt zu machen wünſche, da ſie dieſe Auszeichnung zu jeder Zeit verdient haben würden, indem ſie ſtets einen ehrenvollen Platz in der Geſchichte der ſpaniſchen Nationallitteratur einnehmen müſſen. — Der Erſte unter ihnen, der leichte und gefällige Juan de Melendez Valdez, gehört eigentlich noch dem achtzehnten Jahrhunderte, in deſſen Ende ſeine Blüthe fiel, an, doch können auch unſere Tage Anſprüche an ihn machen, weil er ſie noch mit voller Kraft begrüßte. Er ward im Jahre 1754 zu Ribera geboren, ſtudirte zu Salamanca, und bekleidete erſt hier die Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften, dann unter Joſeph's Regierung die Stelle eines Directors der Unterrichtsanſtalten. — Während der ſpäteren Ereigniſſe genöthigt, ſeine Zuflucht in Frankreich zu ſuchen, endete er ſein Leben zu Montpellier im Jahre 1817. — Schon 1785 hatte er ſeinen poetiſchen Ruf durch ein Bändchen Gedichte (**Poesias de D. Juan Melendez Valdez.** — Madrid, 1785. 1. Bd. in 8vo) gegründet. Seine Arbeiten gehören größtentheils der lyriſchen Gattung an. Eine friſche und lebendige Phantaſie, die ſich immer naturgetreu und zart bewegt, Tiefe und Wärme des Gefühls, Feinheit des Ausdrucks, Glanz der Färbung, und Eleganz und Correctheit ſind nicht geringe Eigenſchaften derſelben. — „Melendez," ſagt Bouterweck von ihm,[*] „trat ſchon als Jüngling in die Fußſtapfen des Horaz, Tibull, Anakreon und des Villegas; und da er die wollüſtige Anmuth des Villegas zu übertreffen nicht wohl hoffen durfte, ſcheint ſeine Phantaſie von ſelbſt die Richtung auf eine feinere Ausführung der lieblichen Gedanken und Bilder, und auf eine Veredelung dieſer Art von Poeſie durch eine moraliſche Zartheit gewonnen zu haben, an der dem Villegas weniger gelegen war. Die Freuden, Leiden und Scherze der Liebe *auf dem Lande*, ländliche Feſte, ländliche Genügſamkeit ſind der Stoff, der den anakreontiſchen Liedern des Melendez einen eigenen Ton giebt. Wenn man nicht in den maleriſchen Stellen dieſer Lieder den Spanier erkennte, würde man zuweilen einen engliſchen oder deutſchen Dichter in ſpaniſcher Sprache zu leſen glauben. Seine Beſchreibungen im Colorit der anmuthigſten Schwärmerei ſind zum Theile unübertrefflich. Außer ſeinen anakreontiſchen Liedern gehören ſeine lyriſchen Romanzen, ſeine Volkslieder im alten Nationalſtyle mit moderner Eleganz, ſeine romantiſchen Oden und ſeine Elegieen und Sonette zu den vortrefflichſten in der ſpaniſchen Litteratur." Ich theile Ihnen folgendes niedliche anakreontiſche Liedchen mit:

---

*) Dieſe kurze Ueberſicht bis hieher, iſt der von mir bearbeiteten Jarry de Mancy'ſchen Charte der Litteratur Spaniens (Weimar 1830, ein Blatt in Folio) entlehnt.

Der flüchtige Amor.[**]

Um in meiner Bruſt zu wohnen,
Iſt Cupid'chen, der Verräther,
Von dem Herzen ſeiner Mutter,
Und aus Gnidos fortgeflohen.

---

[*] Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften, Bd. III. S. 603.

[**] El amor fugitivo.

Por morar en mi pecho
El traidor Cupidillo,
Del seno de su Madre
Se ha escapado de Gnido.

Seine Brüder ihn beweinen,
Und drei göttlich ſüße Küſſe,
Will Dione Jedem geben,
Der den Sohn ihr wieder bringet.
Tauſend Liebende ihn ſuchen,
Aber Keiner konnt' erfahren,
Schöne Doris, wo der Flüchtling
Sich ſo liſtig hat verborgen.
Soll ich ihn Cytheren bringen?
Soll ich ihn in Ruhe laſſen?
Oder ſoll ich die Belohnung
Der gebot'nen Küſſe ſchmecken?
Ach Du, den für ſeine Mutter
Hält der Flüchtling mit den Flügeln,
Gieb mir, gieb mir einen Einz'gen,
Und nimm Du ihn, ſüßes Leben.

Melendez Valdes verſuchte ſich auch auf dem Gebiete der komiſchen Muſe, indem er die bekannte Epiſode aus dem Don Quijote, die Hochzeit des Camacho, zu einem Luſtſpiele bearbeitete. — Die Wahl an und für ſich war aber ſchon

---

Sus hermanos le lloran,
Y tres besos divinos
Dar promete Dione,
Si le entregan al hijo.
Mil amantes le buscan;
Pero nadie ha podido
Saber, Dorila, en donde
Se esconde el fugitivo.
¿ Daréle yo á Citere?
¿ Le dejaré en su asilo?
¿ O iré á gozar el premio
De besos ofrecidos?
¡ Ay! tú á quien por su Madre
Tendrá el alado niño,
Dame, dame uno solo,
Y tómale, bien mio.

unglücklich, indem die vielen Unwahrſcheinlichkeiten, auf der Bühne dargeſtellt, noch weit ſchärfer hervortraten. — Auch ſcheint es ihm durchaus an Talent für das Drama gefehlt zu haben, denn der Plan des Stückes iſt mangelhaft, die Monologe ſind ermüdend, die Scenen ſchlecht verbunden und die Löſung der Intrigue erſcheint zu gewaltſam herbeigeführt. — Dazu häufte der Dichter noch eine zu große Anzahl komiſcher Figuren in zu engem Raume, ſo daß keine deutlich und beſtimmt hervortritt, ja ſelbſt die Perſon des Don Quijote weder Mitleid, noch überhaupt Theilnahme erregt. — Auch ſcheint dieſe erſte durchaus mislungene Arbeit den Dichter von fernerem Streben auf dieſer Bahn abgeſchreckt zu haben. Die Verſification iſt, wie in allen Werken Melendez, vortrefflich.

Auf den Gefilden der tragiſchen Muſe verſuchte ſich in neueſter Zeit, nicht ohne Erfolg, obwohl nicht mit demſelben Glücke wie in ſeinen lyriſchen, von reinem Patriotismus beſeelten Arbeiten, Don Nicaſio Alvarez de Cienfuegos, angeſtellt im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten zu Madrid, wo er im Jahre 1812 ſtarb. Er war ein liebenswürdiger, ehrenwerther Mann, ausgezeichnet in vielen Fächern des menſchlichen Wiſſens, ein warmer Freund ſeines Vaterlandes und ein würdiger Schüler des Melendez. In den vier Trauerſpielen, die er hinterlaſſen hat (**Pittaco, Idomeneo, Zorayda** und **La Condesa de Castilla**), hält er ſich genau an die ſtrengen Formen der franzöſiſchen Schule. — Eleganz der Diction, Kraft des Ausdrucks und Wärme des Gefühls ſind lobenswerthe Eigenſchaften derſelben, die jedoch oft durch übertriebene Metaphern, Empfindſamkeit und irre geleitete Einbildungskraft verdunkelt werden, ſo daß der Dichter nicht ſelten da in leere Declamationen ausbricht und nur ſchildert, wo er gerade die Leidenſchaften nicht beſchreiben, ſondern in Handlung ſetzen ſollte. Idomeneo und Pittaco, obwohl vortrefflich verſificirt, ſind nie auf der Bühne erſchienen, da der ſchleppende Gang der Handlung und der ſterile Plan Beider unmöglich die Theilnahme der Zuſchauer anregen kann. — Zorayda und die Gräfin von Caſtilien wurden dagegen nicht ohne Beifall dargeſtellt, und werden ſelbſt jetzt noch mitunter aufgeführt. — Das Erſtere wird gewöhnlich für Cienfuegos gelungenſtes Trauerſpiel gehalten, meinem Gefühle nach muß ich jedoch, trotz ihrer großen Fehler, der Gräfin von Caſtilien den Vorzug einräumen, weil ſie ſich ſtellenweiſe wahrhafter Schönheiten erfreut. Ich laſſe den Inhalt Beider folgen. Zorayde, verlobt mit Aben Hamet, verſpricht, um dieſen von ſchmachvollem Tode zu erretten, ihre Hand dem Tyrannen Boabdil. — Bei einer Zuſammenkunft der unglücklichen Liebenden werden ſie von dieſem überraſcht. Aben Hamet erſticht ſich und reicht den blutigen Dolch Zorayden mit den aus der römiſchen Geſchichte ſo berühmt gewordenen Worten: Es ſchmerzt nicht (no duele), ſie gehorcht ihm und endet freiwillig ihr Leben. Dann wird poetiſche Gerechtigkeit an Boabdil geübt, und er in denſelben Thurm geworfen, in welchem er den unglücklichen Aben Hamet gefangen hielt. Dies iſt die einfache Fabel des Stückes, welche allerdings tragiſches Intereſſe zu haben ſcheint, dieſes aber durch die Behandlung des Dichters in großem Maaße verliert. Der Zuſchauer fühlt von vorn herein eine Leere, von der er bald bemerkt, daß ſie auf der ſchwachen Zeichnung der Charactere, dem geſchraubten Dialog und dem langſamen, zu ſehr durch Reden gehemmten Gange der Handlung beruht. Obendrein iſt die Kataſtrophe nicht überraſchend noch ergreifend, und ſchon vom Anfange vorauszuſehen.

Weit intereſſanter iſt der Gang der Begebenheiten in der Gräfin von Caſtilien, obwohl auch hier die Expoſition nur ſehr langſam fortſchreitet. Almanzor, der Feldherr des mauriſchen Heeres, iſt unter dem Namen Zayde als Haupt einer Geſandtſchaft nach Burgos gekommen, um mit dem Grafen wegen des Friedens zu unterhandeln. Er iſt nicht zum erſten Male in der Hauptſtadt des Feindes, doch — laſſen wir ihn ſelbſt reden:

*) Du weißt, daß ich ſchon in der erſten Schlacht,
Seit uns Caſtilien den Krieg erklärt,
Geſiegt; der Graf, von mir verfolgt, verwundet,
Starb; ich erlangte Waffenſtillſtand, wünſchte
Den Frieden. Um ihn beſſer zu erreichen,
Sandt' ich mit königlicher Pracht den Leichnam
Garcias, ihr in's Trauerhaus. — Ich führte
Die Reihen ſelbſt, um leichter ſie zu ſprechen,
Und um die Stärke Burgos zu erkunden,
Weil mir d'ran lag, zu wiſſen, ob Caſtilien
Hartnäckig auf den Krieg beſtehen würde.
Die Tracht des Garceran, der mein Gefang'ner,
Und ein Leoner Edelmann, verkappt mich.
So komm' ich an, die Leiche des Gemahls
Der Gattin überliefernd. Sie verging
Vor Kummer. — O! noch weiß ich nicht, was ſich
Seit dieſem Augenblick in meinem Herzen
Begab. Warum kann ich Dir nicht beſchreiben,
Was ich geſehn, gefühlt — nicht Worte ſchildern
Den Sturm der Leidenſchaft, der tief im Innern
Mir wüthete. Verſenkt in Schweigen lag
Die Traurige und — ich mit ihr; — ſie ſeufzte, —
Mit ihr entquollen Seufzer meiner Bruſt.
Sie warf ſich auf den Todten nieder, küßte
Die kalten Lippen; — mit ihm todt ſeyn, war
Ihr einz'ger Wunſch — und ich beneidet' ihn. —
Mit ſchrecklichen Geberden, wilden Augen,
Die tief gefühlter Rache Strahl entflammte,
Verſandte ſie der Flüche ſchrecklichſte
Auf den unſel'gen, gottverlaſſ'nen Mörder;
Ich flucht' ihm mit ihr — und ich war es ſelbſt!
Im Schmerze ſchön, erhaben, hehr im Zorne
Erſchien ſie mir; — ich liebte ſie — ergriffen
Von meinem tiefgefühlten Mitleid, nannte

---

*) Da ich das Original nicht zur Hand habe, ſo kann ich nur die bereits 1823 von mir gemachte Ueberſetzung dieſer und der ſpäter folgenden Scenen mittheilen.

Sie mich den einz'gen Freund auf dieſer Welt —
So nannte ſie mich erſt — in kurzer Zeit ....
Ach, Muley! wenn zwei Seelen ſich begegnen,
Wird nur geringer Widerſtand geleiſtet,
Ein mächtig Band knüpft bald ſie an einander —
Ich ward von ihr geliebt; an meinem Buſen
Vergaß ſie ihren Schmerz, doch nicht den Gatten.
An ſeinem Grabe ſchwur ſie jeden Tag
Dem Mörder ew'ge Rache. — Tauſendmal
Beſchloß ich da — zu ihren Füßen mich,
Trotz ihrem Zorne, duldend hinzuwerfen,
Und ihr zu ſagen: räche Dich, ich bin's! —
Da brach Don Sancho unſern Waffenſtillſtand
Und überfiel mein Heer in dunkler Nacht.
Ich mußte fort, fort, mit dem Feind zu kämpfen.
Ich kam und ſiegte, kämpfte, ſiegte wieder;
Die feſten Burgen griff ich an; — die Städte,
Sie ſanken meinem Schwert — das ſtolze Burgos
Selbſt iſt dem Sturze nah'. — Es winket mir
Ein Hoffnungsſtrahl zu ſegensreichem Frieden.
Ich führe ſelber darum die Geſandtſchaft. —
Vielleicht geſchieht es, daß der Gräfin Liebe
Im Kampf mit ihrer heißen Rache ſiegt. —

In einer der folgenden Scenen giebt er ſich der Gräfin zu erkennen, doch verſchweigt er ihr, daß er Almanzor ſey; ſie fordert nun von ihm, er ſolle als Lohn für ihre Liebe Almanzor tödten. — Das ſtreng bewahrte Geheimniß ſeines Incognito wird verrathen, und der Graf läßt ihn und ſeinen Begleiter in den Kerker werfen, und die Gräfin erfährt jetzt auch, daß Almanzor und Zayde eine und dieſelbe Perſon ſind. In der Angſt ihres Herzens ſchreibt ſie einen Brief an ihn, der aufgefangen und dem Grafen überliefert wird. — Dieſer, der ſchon längſt nach der Alleinherrſchaft ſtrebte, ergreift die Gelegenheit, um die Stiefmutter zu verbannen. — Da beſchließt ſie, ſich zu rächen, und wirft Gift in einen Becher, der auf einem Seitentiſche ſteht. Unterdeſſen hat Rodrigo, ein alter treuer Diener, den Grafen umzuſtimmen gewußt; die beiden gefangenen Mauren ſollen frei gelaſſen werden, und die Gräfin nur auf kurze Zeit in ein Kloſter gehen. Der Graf kommt jetzt, man ſetzt ſich zu Tiſche, er will den Becher leeren; ſie entreißt ihm denſelben, leert ihn und ſtirbt bald darauf, nachdem ſie dem Sohne ſein Unrecht verziehen hat. — Bei ihrer Leiche verſöhnen ſich Almanzor und Don Sanchez.

Die großen Fehler und Unwahrſcheinlichkeiten des Plans liegen deutlich vor, auch ſind die Charactere verfehlt und unnatürlich, die Entwickelung ſchreitet zu langſam fort, und die Schlußſcenen werden ſchleppend. Zu den ärgſten Misgriffen gehört das Herbeiführen der Kataſtrophe an der Mittagstafel. — Der Dialog und die Verſification ſind dagegen vortrefflich, und einzelne Scenen, wie z. B. die folgenden, meiſterhaft.

Sancho, Gräfin.

Sancho.
So haſt Du endlich mich dahin gebracht,
Daß alle Liebe ich erſticken muß,
Vergeſſen, daß Du meines Vaters Wittwe!
Denn ſo verlangt es meine Ehre, Deine,
Des Volkes Ehre, und Gerechtigkeit.

Gräfin.
So ſage, was Dein Herz belaſtet, ende
Mit einem Male die Myſterien.

Sancho.
Geh' in Dich ſelbſt zurück und frag' Dein Herz;
Es wird Dir rufen: Wo iſt deine Treue,
Die unverletzlich Du dem Gatten ſchwurſt?
Schon der Gedanke macht mich ſchaudern: Du,
Garcias Weib, des hohen Helden Gattin,
Liebſt einen Mauren, ſeinen Mörder?

Gräfin.
Ich?

Sancho.

Du biſt beſtürzt —

Gräfin.

Beſtürzt. — Ja wohl, ich bin's;
Du, weide Dich daran. Ich bin beſtürzt,
Statt meines Sohnes, wie ich ſchön geträumt,
Ein gräßlich Ungeheu'r mit meiner Liebe
Genährt zu haben, das zu meiner Qual,
Zu meiner Schande lebt. Er, der mich ſtreng' bewahren
Vor der Verleumdung gift'gem Hauche ſollte,
Leiht gern und willig ihr ſein boshaft Ohr.
Elender, wo iſt Dein Beweis? was haſt Du,
Das mich beſchuldigt, was?

Sancho.

Sieh' dieſen Brief.

Gräfin.

Der Brief ... Allmächt'ger Gott! — fort, fort mit ihm;
Zerreiß ihn, wirf ihn weg, Du Schändlicher!
Mag ihn das Feu'r für immerdar verzehren,
Und niemals ſollen meine Augen wieder
So ſchauderhafte Zeugen ſehn. Wenn ich
Auch nie im Leben dieſen Brief geſchrieben,
Nie dieſes Blatt, entehrend, meine Schande
Verkündete, — Du haſſeſt dennoch mich. —
Es haben Erd' und Himmel ſich verſchworen,
Um mir zu ſchaden; ja, ich ſelbſt, ich fluche
Dem Leben, und mein einz'ger Wunſch iſt Tod.

Sancho.

Du leugneſt dennoch, daß der Brief von Dir?

Gräfin.

Ich leugn' es dennoch, und geſetzt, er wär' es,
So würde mich ein zärtlich Herz vertheid'gen.
Iſt's meine Schuld, daß ich gefühlvoll ward?
O daß mich doch die ſchreckensvolle Flamme,
Die in der Bruſt die Liebe mir entzündet,
Urplötzlich tödtete; ich wäre glücklich!

Sancho.

Allein — —

Gräfin.
Ich lieb' ihn, hörſt Du's? es iſt wahr.
Ich bin ſein eigen und ich bin es ganz.
Erbrich, Du Frecher, dieſen Brief: Du wirſt
In jeder Sylbe treue Liebe finden,
So unzerſtörbar dort, wie hier im Herzen.

Sancho.
So liebſt Du Zayden?

Gräfin.
Ja, es freuet ſich
Mein Herz, es laut zu wiederholen; bis
Zum letzten Odemzuge lieb' ich ihn,
Und ſtolz bin ich, dem ganzen Weltall es
Zu ſagen.

Sancho.
Wohnt denn keine Schaam in Dir?

Gräfin.
Ihn nicht zu lieben, würd' ich ſtets mich ſchämen;
Ich haſſe den, der nicht, wie ich, ihn liebt.
Er, der Elende, kennet nicht den Werth,
Den hohen Werth der reinen, ſchönen Seele.

Sancho.
So höhneſt Du des Vaters Schatten frech?

Gräfin.
Des Vaters, Deines Vaters? Schied er nicht
Hinunter zu der Todten traur'gem Reich?
O Sancho, Sancho! wüßt' er meinen Schmerz,
Was würd' er ſagen? — Warum hab' ich nicht
Mit ihm den letzten Seufzer ausgehaucht!
Es würde Beider Leben, Beider Liebe
Dieſelbe Gruft in Segnungen umſchließen;
Da jetzt, o Gott! — ich liebt' ihn, lieb' ihn noch,
Seh' ihn, wohin ſich meine Schritte wenden,
Und trage ſtets im Herzen ihn mit mir.
Ich liebe ihn allein — ihn mehr, als Zayden.
O Gott! — geblendet bin ich — unwillkührlich
Spricht meine Lippe fremde Worte; ich
Verſtehe nicht, was laut in mir ſich regt
Und in ein Meer von Quaalen mich verſenkt;

Verzehrt von Liebe werd' ich — liebe Dich,
Dich, Sancho, ohne Ende; meine Thaten,
Die Freunde, meinen Gatten, Alles, Alles,
Was ſegensreich der Erdkreis in ſich ſchließt,
Sogar die ſtarren Felſen meines Landes;
Nur mich allein haſſ' ich auf dieſer Welt. —
O Sancho, flehe laut und oft zum Himmel,
Daß mitleidsvoll auf Dich herab er ſchaue,
Damit Du nie, wie ich, im Kummer weineſt,
Daß Deine Seele zu gefühlvoll ward.'

Sancho.

In eines Kloſters friedensreicher Zelle
Wird Deinem Herzen Ruhe wiederkehren.

Gräfin.

Was redeſt Du von Frieden mir, vom Kloſter?

Sancho.

Wenn ſich die Sterne hell am Himmel zeigen,
Und tiefes Schweigen auf der Erde ruht,
Wird in ein ſtilles Kloſter man Dich leiten,
Damit auch Dir des Himmels Friede werde,
Und Deiner Wünſche ſchönſter ſich erfülle.

Gräfin.

Das wagſt Du mir zu bieten, nur zu denken?

Sancho.

Als Fürſt erkenn' ich nur Gerechtigkeit,
Und ſtrafen muß ich den Verbrecher. Fremd
Iſt Kindespflicht und Liebe mir. Du haſt
Des Hochverrathes ſchuldig Dich gemacht.

Gräfin.

Des Hochverrathes? Da ich meine Liebe
Tief in des Buſens Innerſtem verwahrt,
Und Niemanden beleidigt — Frage Dich,
Die Freunde frage und das ganze Volk,
Ob d'raus Verderben über ſie gekommen?
Nur mir allein hab' ich geſchadet, mir,
Nur weh gethan, mit Schmerzen ohne Ende
Die wunde Bruſt erfüllt, und dennoch willſt Du
Dafür mich neuen Martern übergeben? —

Als Du rebelliſch gegen Deinen Vater
Das Schwert gezuckt, den Scepter ihm zu rauben,
Und überwunden fielſt in ſeine Hände;
Da blieb zur Reue Dir allein die Zeit,
Bis zur Beſteigung Deines Blutgerüſtes.
Erinn're Dich; — da fiel ich vor ihm nieder,
Umklammerte ſein Knie mit wunden Händen;
Warf mich vor ſeine Schritte hin; die Liebe
Zu mir obſiegte, und Du warſt gerettet.

Sancho.

Mit Freuden, Gräfin, will ich Dir geſtehn,
Daß zweimal ich mein Leben Dir verdanke,
Und deshalb werd' ich, ſtatt gerechter Strafe,
Den Frieden Dir aus Milde wiedergeben,
Der auf dem hohen Throne von Dir floh.
Das Glück, das Du verloren, ſoll die Stille
Des Kloſters Dir in vollem Maaß erſetzen.

Gräfin (ironiſch).

Ich nehme dankend Ruh' und Frieden an,
Die Du mir liebevoll und gütig bieteſt.
Mein Glück iſt, ach! mein Unglück — mach' mich glücklich,
In meinen Qualen — (wild) Ha, allmächt'ger Gott!
Ich flehe hier, wo ich befehlen kann?
Wie tief ſoll ich mich noch erniedrigen?
Caſtilien gehorchet augenblicklich —
Vergiß das nimmer, Sancho, — meinen Winken.
Du herrſcheſt nur, weil ich Dich herrſchen laſſe,
Und wenn ich's ford're, mußt vom Thron Du ſteigen.

Sancho.

Vom Throne ſteigen? Meinem Vater dank' ich
Den Thron, nicht Dir; Dir dank' ich Schmach und Schande,
Die auch mich trifft, weil Du des Vaters Wittwe.
Du haſt das Volk, das treue, abgewendet,
Denn zürnend ſieht es jetzt zu Dir hinauf,
Und haßt die ſchändlich, greulich Liebende.
Das ganze Land hallt von Verwünſchung wieder,
Die Du auf Dein unſelig Haupt geladen.
Ein Wunſch beſeelt das Allgemeine: Dich

In eines Kloſters Mauern eingeſperrt
Zu ſehn. Noch heute ſoll erfüllt er werden;
Du wirſt noch heute gehn.

Gräfin.

Ich gehn, Elender!
Menſch meines Fluches, gehn! Ha, ich verſtehe.
Ich werde gehn und Deinen Wunſch erfüllen
Auf Koſten meiner Ehre. — Wie die Erde
Umhüllet wird vom dunklen Schleier der Nacht,
War meine Liebe tief in mir verborgen.
Du haſt ſie an das Tageslicht gezogen,
Mit Blitzesſtrahl das Dunkel aufgehellt.
Wer konnt' es ahnen, wenn Du kindlich ſchwiegſt?
Für lange Zeiten haſt Du ausgeſprochen
Mit meiner Schwachheit meine ew'ge Schande.
Nur fluchend wird man meinen Namen nennen. —
Ich werde gehn; doch hoffe nimmer Du,
Mich zu bezwingen. Wenn das ganze Volk
Zu Deinem Beſten auch das Schwert erhebt,
Mich ſchützet Zayde; an der Mauren Spitze
Wird er erſcheinen, ſiegen, Dich verderben;
Dein Thron wird fallen; ich werd' ihn beſteigen;
In Zayde's Armen ſelig leben — ſterben,
Und tief vor mir wird ſich Don Sancho neigen.

Sancho.

So hoffe nur — doch unterdeß will ich
Sogleich in ſeinen Kerker gehn; der Henker
Soll augenblicklich ihn zum Tode führen.

Wäre Cienfuegos ein längeres Leben vergönnt geweſen, ſo hätte er ohne Zweifel Bedeutendes geleiſtet, aber die ſtürmiſchen Bewegungen des Jahres 1808 für Spanien, die den eifrigen Patrioten in ihren Strudel riſſen und in gewiſſer Hinſicht ſein Daſeyn verkürzten, hinderten ihn auch, ſeine Werke mit Beſonnenheit zu prüfen, und ſich jene ſtrenge Selbſtſchätzung anzueignen, die bei Erzeugniſſen im Gebiete der ſchönen Künſte unumgänglich erforderlich iſt. —

Als ihren ausgezeichnetſten Luſtſpieldichter betrachten die Spanier Don Leandro Fernandez Moratin. Er ward zu Madrid geboren, reiſte ſpäter auf Koſten des Königs, und zog ſich im Jahre 1827 nach Bordeaux zurück. Seine erſte Arbeit war ein Luſtſpiel unter dem Titel: **El viejo y la niña**, in welchem er mit vieler Kraft das unglückliche Weſen einer Ehe ſchilderte, wo zwiſchen beiden Theilen eine zu große Ungleichheit des Alters Statt findet. — Dieſes Stück, das ungeachtet vieler Fehler eine glückliche und gewandte Characterzeichnung enthält, wurde nur mit zweifelhaftem Erfolge aufgenommen. Moratin ließ ſich aber nicht dadurch entmuthigen, ſondern begann im Gegentheile offenſiv zu verfahren, indem er die herrſchende Parthey auf der Bühne der Spanier, an deren Spitze damals ein fruchtbarer, aber talentloſer Dichter, Comella, ſtand, in dieſem letzteren mit einem zweiactigen Luſtſpiele, das Kaffeehaus oder die neue Komödie (**El café**, in der neueſten Ausgabe der **Comedias de L. F. Moratin, Paris, 1826**, nur **La comedia nueva** benannt), welches in Proſa geſchrieben war, angriff. — Der Plan dieſes Stückes iſt ſehr einfach. — Ein armer Schelm, der eine große Familie und kein Brod für dieſelbe hat, verſucht plötzlich, ſich zum Dichter zu machen. Er ſchreibt eine Komödie und läßt ſich von ſeiner Frau dabei helfen. — Das Stück wird von einem gelehrten Pedanten ſehr geprieſen; von dem Gelde, das der gute Erfolg deſſelben bringt, ſoll des Dichters Schweſter, ein hübſches, aber ſehr unwiſſendes Mädchen, das eben kein großes Vertrauen in ihres Bruders poetiſche Fähigkeiten ſetzt, ausgeſtattet werden. Der erſte und ein großer Theil des zweiten Actes werden meiſt durch die glänzenden Projecte des Poeten und ſeiner Sippſchaft, die weiſen Vorträge des Pedanten und die Einfälle und Scherze zweier Beſucher des Kaffeehauſes, in welchem die Dichterfamilie wohnt, Don Antonio und Don Pedro, ausgefüllt. — In den letzten Scenen gehen ſie fort, der Aufführung des Stückes beizuwohnen. — Es fällt durch und reißt den armen Verſifer grauſam aus ſeinem Himmel herab; der gelehrte Freund ſchmäht und verläßt ihn im Unglücke, und die arme Familie befindet ſich ſchrecklich in der Klemme, bis der großmüthige Don Pedro ſich ihrer annimmt, und ihr Verſorgung zuſagt, unter der Bedingung, daß der verunglückte Poetaſter auf immer von ſeiner Reimwuth ablaſſe.

Auch wenn man es nicht wüßte, würde ſich die Vermuthung während der Darſtellung oder des Leſens aufdringen, daß Moratin hier die Hauptcharactere nach dem Leben zeichnete. Es iſt wirklich Comella unter der Maske des armen Poeten gemeint, was um ſo deutlicher hervortritt, da die angezogenen Stellen aus der Komödie des Letzteren Parodieen von Bruchſtücken aus Comella's Werken ſind; die anderen Perſonen waren theils Mitglieder ſeiner Familie, theils bekannte Perſonen jener Zeit zu Madrid; in der Rolle des Don Pedro ſoll ſogar Moratin ſich ſelbſt dargeſtellt haben. — Der Erfolg war glänzend, Comella ward vernichtet, und Moratin erwarb ſich durch dieſes Stück den Ruf des erſten komiſchen dramatiſchen Dichters der Spanier, den er ſeit dieſer Zeit ungeſchwächt zu erhalten wußte. — Obgleich die localen und perſönlichen Anſpielungen längſt ihr Intereſſe verloren, blieb doch die **Nueva Comedia** bis auf den heutigen Tag ein Liebling des ſpaniſchen Publikums, und wird noch immer gern geſehen. Allerdings wird eine ſtrenge kritiſche Unterſuchung ſehr viel daran auszuſetzen haben, denn es fehlt durchaus an eigentlicher Handlung, dem weſentlichſten Erforderniſſe eines guten Luſtſpiels, darin, und es iſt, bei Lichte betrachtet, weiter nichts, als eine ſcherzhafte dramatiſirte Abhandlung über die dramatiſche Kunſt; aber es wimmelt dagegen von glücklichen und ſchlagenden Einfällen, ſchelmiſchen Anſpielungen, und die Charactere ſind, wenn auch etwas grob, doch mit Meiſterhand gezeichnet, ſo daß es Leuten von Geiſt, mögen ſie es leſen oder ſehen, immer Freude machen muß.

Unter den übrigen dramatiſchen Arbeiten Moratin's iſt die Komödie **El si de las niñas** (das Ja der jungen Mädchen) die berühmteſte und gefeiertſte. Ein junges Mädchen, die Tochter einer armen ſchwatzhaften alten Dame, hat ſeine Erziehung in einem Kloſter genoſſen, wo es Gelegenheit fand, die Bekanntſchaft eines liebenswürdigen jungen Offiziers zu machen. Beide geloben ſich gegenſeitige Liebe. — Da holt plötzlich die Mutter ihre Tochter aus dem Kloſter ab, um dieſelbe in Madrid an einen ſehr reichen und vortrefflichen, aber ſehr alten Herrn zu vermählen. — Dieſer hat die alte Dame begleitet, und auf der Rückkehr übernachten die Reiſenden in einem Wirthshauſe zu Alcala, wo der Offizier ebenfalls eintrifft, um ſeine Geliebte wo möglich zu retten. Zu ſeinem größten Verdruſſe entdeckt der Letztere, daß der alte Verlobte des jungen Mädchens ſein Oheim und Wohlthäter iſt; mit zerriſſenem Herzen, aber aus Pflichtgefühl dazu getrieben, entſagt er ſeiner Liebe, ohne das Geheimniß zu enthüllen, da macht ein anfangs unglücklich ſcheinender Umſtand den Oheim damit bekannt, er hat nicht allein Mitleid mit den armen jungen Leuten, ſondern ſucht ihre Verbindung bei der Mutter zu bewerkſtelligen und ſetzt ſie zu ſeinen Erben ein. —

Den Titel bekam das Stück, weil die Heldin deſſelben, trotz ihrer Liebe zu dem Offizier, aus Gehorſam gegen die Mutter, immer zu Allem, was dieſe in Hinſicht auf ihre Vermählung beſtimmt, ihr Jawort giebt. — Das Ganze iſt ein Meiſterwerk; die Charactere ſind vortrefflich gezeichnet, und beurkunden Moratin's tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens; die Situationen ſind geſchickt angelegt, und das Intereſſe wird bis an das Ende geſteigert. Moratin hat in dieſem Luſtſpiele Witz und Gefühl höchſt glücklich zu verbinden gewußt; der Dialog gefällt durch Natürlichkeit und Lebendigkeit. — Einzelne Scenen, wie z. B. die des Abſchiedes der beiden Liebenden, diejenige der Zuſammenkunft zwiſchen Oheim und Neffen, und die Unterredung zwiſchen dem Erſteren und Paquita (dem jungen Mädchen), in welcher er ihr das lang bewahrte Geheimniß entlockt, gehören zu den bedeutendſten in der geſammten komiſchen dramatiſchen Litteratur.

Moratin kann als der Schöpfer einer neuen Epoche in der dramatiſchen Poeſie der Spanier betrachtet werden, indem er zuerſt die Zeichnung und Entwickelung der Charactere nach den Geſetzen der Wahrheit auf der Bühne würdig einzuführen wußte, und einfache, aber naturgetreue Schilderungen aus dem wirklichen Leben an die Stelle der romantiſchen nationalen Intriguenſtücke brachte, welche ſich, ſo Vortreffliches auch frühere Dichter darin leiſteten, überlebt hatten. —

Als talentvoller Dichter, und vorzüglich als geſchmackvoller und geiſtreicher Kritiker und Litterat verdient einen hohen Platz in der Geſchichte der ſpaniſchen ſchönen Litteratur **Don Francisco Martinez de la Roſa**, von deſſen Lebensumſtänden ich Ihnen jedoch weiter nichts zu berichten weiß, als daß er von ſehr guter Familie war, den Poſten eines Miniſters bekleidete, ſpäter zu Paris lebte und, wenn ich nicht irre, im Laufe der letzten Jahre ſtarb. — Seine geſammelten Werke ſind 1830 zu Paris in fünf Bänden erſchienen (**Obras literarias de D. F. M. d. l. R., Paris, Didot** 1830, 5 Bde. in 8.), und enthalten zwei hiſtoriſche Dramen (**Aben Humeya**, von dem Verfaſſer ſelbſt in das Franzöſiſche überſetzt, **La Conjuracion de Venecia**), drei regelmäßige Trauerſpiele (**La viuda de Padilla, Morayma, Edipo**), eine Poetik in Verſen, ſo wie eine Ueberſetzung der Poetik des Horaz; ein Luſtſpiel (**La Niña en casa y la Madre en la mascara**), ein elegiſches Gedicht auf die Uebergabe von Saragoſſa im Jahre 1809, und endlich mehrere kritiſche und zur Geſchichte der ſpaniſchen Litteratur gehörige Abhandlungen. — Martinez de la Roſa iſt eigentlich mehr ein angelernter als ein geborener Dichter, wie ſie die neueſte Zeit mehr aufzuweiſen hat, aber er beſitzt ein ſchönes Talent, und weiß das Gute, das er ſich nach ſpaniſchen und ausländiſchen Muſtern anzueignen verſtand, mit Geſchmack und mit Tact zu benutzen und zu behandeln. Seine Sprache iſt gebildet und wohlklingend, ſeine Bilder ſind gefällig und glücklich, allein er iſt nur wenig Original, und der Einfluß fremder Einwirkung tritt zu deutlich in allen ſeinen poetiſchen Leiſtungen hervor. — Da er jedoch als der neueſte Repräſentant der ſpaniſchen Poeſie erſcheint, und die Abtheilung, welche die Litteratur dieſes Landes berührt, mit ihm geſchloſſen werden ſoll, ſo geſtatte ich mir, etwas länger bei ihm zu verweilen, und ſeine Gaben ausführlicher zu beleuchten. —

Die Gattung der hiſtoriſchen Dramen war wohl vor ihm den Spaniern ziemlich fremd, der Umſtand, daß Martinez de la Roſa lebhaft eine Darſtellung eines ſeiner Trauerſpiele auf der franzöſiſchen Bühne wünſchte, und bei näherer Betrachtung fand, daß dieſelben den jetzt üblichen Anſprüchen nicht genügen würden, trieb ihn an, ſich in dieſer Weiſe zu verſuchen, und ſo entſtand ſein Aben Humeya, den er urſprünglich franzöſiſch ſchrieb und dann ſelbſt in das Spaniſche überſetzte. Dieſes hiſtoriſche Drama behandelt den Aufſtand der Mauren unter Philipp II. von Spanien, oder richtiger eine Epiſode daraus, in drei Aufzügen. — Der Held deſſelben, Aben Humeya, lebt in ländlicher Zurückgezogenheit mit den Seinen, in den Alpujarras zu Cadiar. Die erſte Scene ſtellt ſeine Wohnung dar. — Zulema, ſeine Gattin, macht ihm Vorwürfe, daß er ihr verſchweige, was ſeine Seele beunruhigt; es iſt das Schickſal der unterdrückten Mauren, das ſein Herz mit Gram und Bitterkeit erfüllt; da ſtürzt ſeine einzige Tochter herein, ſie und ihre Geſpielinnen ſind zu Cadiar von kaſtiliſchen Soldaten beleidigt worden, die ihnen den Schleier entriſſen; nur mit Mühe entzog Muley Carime, Aben Humeya's Schwiegervater, die Jungfrauen der Gewaltthätigkeit. — Nach einander treten mehrere, über die Tyranney der Spanier empörte Maurenhäuptlinge auf, ſie benachrichtigen Aben, daß ſein Vater in den Kerker geworfen ſey, und jetzt bricht ſein lange verhaltener Zorn endlich aus, obwohl Muley Carime ihn zu beſchwichtigen ſucht. — Die Anweſenden beſchließen, ſich zu empören, und verlaſſen die Bühne, um ihre Anhänger zu ſammeln. Die Scene verwandelt ſich in eine Grotte, wo der Alfaqui oder Hoheprieſter der Mauren ſeinen verborgenen Aufenthalt hat. — Die Mauren verſammeln ſich bei ihm, und theilen ihm ihren Plan mit; der Alfaqui übergiebt ihnen das heimlich Bewahrte; Aben Humeya wird, trotz dem Widerſtande zweier Häuptlinge, Aben Abo und Aben Farar, aus dem Geſchlechte der Zegri, zum Anführer gewählt, und nach einem feierlichen Geſange eilen Alle ab, das Werk der Rache zu beginnen.

Der zweite Act ſtellt den Marktplatz der kleinen Stadt Cadiar vor; Freudenfeuer ſind angezündet; Hirten und Hirtinnen feiern das Weihnachtsfeſt. — Der Gottesdienſt beginnt. — Alle begeben ſich in die Kirche. Die verſchworenen Mauren ſammeln ſich, ein furchtbares Blutbad beginnt; Muley Carime ſucht mehrere Wehrloſe der Rache ſeiner Glaubensgenoſſen zu entziehen, zum Aerger der Letzteren. Aben Abo und Aben Farar kommen dazu und theilen ſich ihre Geſinnungen und ihren Haß gegen Aben Humeya mit. — Da erſcheint Muley Carime in Begleitung eines ſpaniſchen Ritters, den der Gouverneur Mondejar abſendet, um zu unterhandeln; dieſer ſtellt dem Muley, ſeinem Freunde, das Gefährliche der ganzen Unternehmung vor. — Die Maurenhäuptlinge finden ſich ein; Lara wird mit Hohn zurückgewieſen, und die chriſtliche Kirche, um ihm den Weg zu erhellen, von den Rebellen angezündet. — Muley Carime giebt ihm das Geleit; Aben Farar folgt ihnen heimlich nach. — Aben Humeya eilt mit ſeinen Kriegern in den Kampf. Während des vollen Brandes der Kirche fällt der Vorhang.

Im folgenden Acte befindet ſich Aben Humeya mit den Seinen auf dem eroberten Schloſſe. — Gattin und Tochter finden den Aufenthalt unheimlich und wünſchen ihn bald zu verlaſſen. — Aben Abo und Aben Farar treten auf; Aben Humeya entläßt Frau und Tochter, um die Beiden anzuhören. Sie theilen ihm mit, daß ſein Schwiegervater ein Einverſtändniß mit den Spaniern angeknüpft habe, und liefern den Beweis in einem aufgefangenen Briefe des Letzteren. — Aben Humeya befiehlt ihnen, ſich zu entfernen; ſie eilen ab, um ihre Freunde zu ſammeln und das Schloß zu beſetzen. In einem langen Monologe erwägt Aben Humeya ſeine peinliche Lage; dann trifft er mit einem treuen Sklaven ſeine Maaßregeln und befiehlt, ſeinen Schwiegervater zu rufen. — Dieſer erſcheint, geſteht, empfängt Gift aus Aben Humeya's Hand, trinkt es und nimmt ihm das Verſprechen ab, Gattin und Tochter nach Afrika zu ſenden. — Maurenhäuptlinge unterbrechen ſie, und verkünden die Annäherung des Feindes zugleich mit der Verſchwörung eines großen Theils der Verbündeten, und die Gefahren, welche von dieſen drohen. Aben Humeya eilt fort. — Muley Carime nimmt Abſchied von Zulema und ſtirbt. Die Empörung iſt ausgebrochen; Aben Humeya kehrt zurück; er wird von Aben Abo angegriffen; Zulema ſtürzt ſich zwiſchen die Kämpfenden und ſinkt verwundet zu Boden; ein Schuß tödtet ihren Gatten; ſie ſtirbt, als man den Leichnam deſſelben fortſchleppt. — Aben Abo wird zum Könige ausgerufen und die Worte des Aben Farar: **Aben Abo! mira¿ ves este reguero de sangre? ... Ese es el camino del trono**, ſchließen den dritten Act und mit ihm das ganze Drama.

Was nur die Phantaſie reizen und beſchäftigen kann, iſt von Martinez de la Roſa in dieſem Drama aufgeboten, und wird faſt ohne ihm Ruhe zu gönnen, dem Zuſchauer vorübergeführt, geiſtliche und weltliche Geſänge, Tänze, Gefechte, eine brennende Kirche, kurz alle Anforderungen, die das ſchauluſtigſte Publikum zu machen im Stande wäre, finden hier volle Befriedigung. Aben Humeya iſt, wie das hiſtoriſche Drama überhaupt, ein Kind der Zeit, und in dieſer Hinſicht eben ſo ſchädlich, wie alle ſeine Geſchwiſter für die echte dramatiſche Kunſt; denn zu viel wird in ſolchen engen Rahmen gedrangt, und ſo poetiſch die Anlage auch immer erſcheinen mag, die Ausführung kann dem wahren Geſchmacke nie genügen, weil dem Dichter keine Zeit gelaſſen wird zu gehöriger Entwickelung der Situationen und Charactere. Alle Handlung rauſcht vorüber, und es ſcheint faſt, als ſollte der Dialog weiter nichts ſeyn, als eine dramatiſche Erklärung lebender Bilder, welche auf der Bühne in einer gewiſſen zuſammenhängenden Folgereihe dargeſtellt werden und unter ſich ein Ganzes bilden. — Es iſt nicht zu läugnen, daß mehrere Scenen des Aben Humeya von großem, wahrem Intereſſe ſind, und bei der gewandten Anlage, deren ſie ſich erfreuen, erhebend und begeiſternd wirken würden, wären ſie eben ſo ſorgſam in ihren kleinſten Theilen durchgeführt; dahin rechne ich beſonders die ganze Epiſode vom Tode des Muley Carime, von welcher ich die Hauptſcene hier folgen laſſe.

*) Aben Humeya. — Muley Carime.

Muley Carime.

Welche dringende Urſache hat Dich gezwungen, mich zu dieſer Stunde zu rufen?

Aben Humeya.

Eine wichtige Angelegenheit, über welche ich Deinen Rath wünſche.

Muley Carime.

Und Du haſt die Stille und das Schweigen der Nacht benutzen wollen — oder muß dieſe wichtige Angelegenheit vor Tagesanbruch entſchieden ſeyn? ...

Aben Humeya (zeigt auf die im Saale befindliche Uhr).

Blick' dorthin!

---

*) **Aben Humeya, Muley Carime.**

Muley Carime.

¿Qué motivo tan urgente te ha obligado à llamarme á estas horas?...

Aben Humeya.

Un asunto muy grave que tengo precision de consultaros.

Muley Carime.

Y has querido aprovechar el silencio y la soledad de la noche... ó tal vez ese asunto importante debe estar resuelto antes que raye el dia ....

Aben Humeya (señalando el relox de la sala).

Mirad alli, mirad!

Muley Carime.

Es hat eben Eins geſchlagen.

Aben Humeya.

Ehe die nächſte Stunde ſchlägt, wird dieſe wichtige Angelegenheit beendet ſeyn.

Muley Carime.

Beendet! .....

Aben Humeya.

Und auf immer.

(Kurzes Schweigen von beiden Seiten).

Muley Carime.

Du ſcheinſt ſehr nachdenkend zu ſeyn, Aben Humeya. — Aus Deinem Weſen ſehe ich deutlich, daß Dich ein ernſter Gram betrübt.

Aben Humeya.

Es iſt ein verderbliches Geheimniß.....

Muley Carime.

Und warum zögerſt Du, es mir anzuvertrauen? .....

Muley Carime.

Acaba de dar la una ...

Aben Humeya.

Pues antes que dé otra hora, ya ese grave asunto se verá terminado.

Muley Carime.

¡ Terminado! ....

Aben Humeya

Y para siempre .....

(Quédanse en silencio unos instantes).

Muley Carime.

Me parece que estás muy pensativo, Aben Humeya ... A pesar de tus conatos, veo claramente que te aflige una grave pena.

Aben Humeya.

Es un secreto fatal ...

Muley Carime.

¿ Y porqué tardas en confiármelo? ...

Aben Humeya.

Quäle Dich nicht zu ſehr, es zu erfahren..... Es laſtet immer auf meiner Seele, und iſt vielleicht zu ſchwer für Dich.

Muley Carime.

Aber, welch' Geheimniß iſt es? ..... Ach, ich hatte Dir es wohl geſagt; weder Größe noch Macht können uns auf Erden einen einzigen glücklichen Tag geben; Du haſt Deinen Seelenfrieden verloren, haſt Dein Schickſal auf's Spiel geſetzt, haſt Alles geopfert für ein unbeſtändiges Volk, das Dich verläßt zur Zeit der Gefahr.

Aben Humeya.

Und das ich ſchwur zu vertheidigen auf Koſten meines Lebens..... Du haſt es gehört, Muley Carime? — *Selbſt auf Koſten meines Lebens.....*

Muley Carime.

Und weshalb richteſt Du dieſe Worte an mich?

Aben Humeya.

Ich bitte Dich nur, daß Du ſie wohl erwägeſt.

Muley Carime.

Ich verſtehe Dich nicht.....

Aben Humeya.

No tengais tanto afan por saberlo.. Siempre tiene que pesar sobre mi corazon, y no vais á poder con él.

Muley Carime.

Mas, ¿ qué secreto es ese?... ¡Ah! bien te lo habia yo dicho: ni el engrandecimiento ni el poder alcanzan á darnos en el mundo un solo dia feliz; has perdido la paz del ánimo; has comprometido tu suerte; lo has sacrificado todo por un pueblo inconstante, que te abandoná cuando apremie el peligro...

Aben Humoya.

Y al que he jurado defender aun á costa de mi vida... ¿ Lo habeis oido, Muley Carime? .... *aun á costa de mi vida....*

Muley Carime.

¿ Y á qué fin me diriges esas palabras? ...

Aben Humeya.

Os ruego meramente que las peseis.

Muley Carime.

No te comprendo....

Aben Humeya.

Du wirſt mich gleich verſtehen. — Ich habe Alles geopfert, um dies Volk vom Joche zu befreien ..... Du ſelbſt haſt es mir eben geſagt; es hat ſeinerſeits ſein ganzes Vertrauen, ſeine Macht, ſeine Zukunft auf mich übertragen..... Wird es ſein Verſprechen erfüllen? Das weiß Gott! — Ich weiß, daß ich das meinige halten werde.

Muley Carime.

Und wer ſagt Dir ....

Aben Humeya.

Unterbrich mich nicht. — Ich habe einen alten Vater, an deſſen Leben mir mehr liegt, als an dem meinigen — er iſt in den Banden meiner Feinde, mit Ketten belaſtet, das Schwert über ſeinem Haupte. — Ich weiß es, ich wußte es, als ich das Signal gegen ſeine Henker gab, und jene kennen das Mittel, ſich an mir zu rächen, wohl.

Muley Carime.

Aber wozu fühlſt Du das Unglück vorher, ehe es ſich ereignet? ...

Aben Humeya.

Pues ahora vais á comprenderme. Todo lo he sacrificado por redimir del yugo á estos pueblos .... vos mismo acabais de decirlo; y ellos, á su vez, han depositado en mi su confianza, su poder, su futura suerte .... ¿ Cumplirán sus promesas? .. Dios lo sabe! .... Yo sé que cumpliré las mias.

Muley Carime.

¿ Y quién te dice? .....

Aben Humeya.

No me interrumpais. — Yo tengo un padre anciano, cuya vida me importa mucho mas que mi vida .... está entre las garras de mis enemigos, cargado de cadenas, con la cuchilla á la garganta ... lo sé, lo sabia cuando di la señal contra sus verdugos; y ellos saben tambien el medio de vengarse de mi!

Muley Carime.

¿ Mas porqué te anticipas á sentir las desgracias, antes de que sucedan? ...

Aben Humeya.

Gieb mir nur einen Augenblick Gehör, ich bin gleich zu Ende. Ich habe die Gefahr, in der ſich mein Vater befindet, erhöht; jeder Streich, den ich führe, kann ſeinen Tod beſchleunigen, und doch habe ich keinen Augenblick geſchwankt. Bedenke nun Du ſelbſt, ob es etwas auf der Welt giebt, das mich hemmen könnte.

Muley Carime.

Warum wirfſt Du mir dieſe Blicke zu, was willſt Du mir damit ſagen?

Aben Humeya.

Jetzt, da ich Dir den Grund meines Herzens dargelegt habe, will ich Dich zu Rathe ziehen über jene wichtige Angelegenheit — und Du wirſt gleich wiſſen, woran Du biſt. — Mitten unter uns iſt ein Verräther.

Muley Carime.

Ein Verräther..... Weißt Du das gewiß?

Aben Humeya.

Gewiß, und Du wirſt Dich ſelbſt davon überzeugen. — Welche Strafe verdient .....

Aben Humeya.

Escuchadme un instante; voy á concluir. Yo he agravado el peligro en que se halla mi padre; cada golpe que descargo, puede acelerar su muerte; y sin embargo, no he vacilado un punto. Pensad, pensad vos mismo si habrá algo en el mundo que pueda contenerme!

Muley Carime.

¿ Porqué me echas esas miradas? .... ¿ Qué quieres decirme con ellas?

Aben Humeya.

Ya que os he mostrado hasta el fondo de mi corazon, voy á consultaros sobre aquel grave asunto ... y adivinareis desde luego cuáles pueden ser las resultas. — En nuestro mismo seno hay un traidor...

Muley Carime.

¡ Un traidor! ... ¿ Lo sabes de cierto?

Aben Humeya.

De cierto. Vos mismo vais tambien á quedar convencido. — ¿ Qué castigo merece? ....

Muley Carime.

Hat er Kinder?

(Aben Humeya ſchweigt.)

Du antworteſt mir nicht, Aben Humeya?

Aben Humeya.

Morgen wird er ſie nicht mehr haben.

Muley Carime (bei Seite).

Welche Erinn'rung, großer Gott!

Aben Humeya.

Du ſcheinſt beſtürzt zu ſeyn.

Muley Carime.

Nein, nicht doch.... Ich beklage den Unglücklichen, ich bin Vater, wie er.

Aben Humeya.

Man ſieht wohl, daß er Dir großes Mitleid einflößt. — Weißt Du vielleicht, wer es iſt?

Muley Carime.

Wie ſollt' ich das wiſſen?

Muley Carime.

¿ Tiene hijos? ..

(Aben Humeya se queda callado).

¿ No me contestas, Aben Humeya? ....

Aben Humeya.

No los tendrá mañana.

Muley Carime (á parte).

¡ Qué recuerdo, Dios mio! .....

Aben Humeya.

Parece que os turbais....

Muley Carime.

No, por cierto .... compadezco á ese desdichado; soy padre como él!

Aben Humeya.

Bien se echa de ver que os inspira mucha compasion ... ¿ Sabeis por ventura quién sea?

Muley Carime.

¿ Y cómo quieres que lo sepa? ....

Aben Humeya.

Denke darüber nach; beſinne Dich; vielleicht hilft Dir das Herz.....

Muley Carime.

Viel leichter könnteſt Du mir es ſagen.

Aben Humeya.

Willſt Du mich dazu zwingen?

Muley Carime.

Ich zwinge Dich nicht, ich bitte Dich vielmehr.

Aben Humeya.

Und ich würde gern das größte Opfer bringen, könnte ich es vermeiden.

Muley Carime.

Warum fällt es Dir aber ſo ſchwer, den Namen des Schuldigen auszuſprechen?

Aben Humeya.

Weil ihm, ſobald er über meine Lippen tritt, das Todesurtheil folgt.

Muley Carime.

Das Todesurtheil! ...

Aben Humeya.

Recapacitad un poco ... recorred vuestra memoria .... tal vez el corazon os ayudará tambien....

Muley Carime.

Mas fácil seria que tú me lo dijeses....

Aben Humeya.

¿ Quereis forzarme á ello?

Muley Carime.

Yo no te fuerzo, antes te lo suplico.

Aben Humeya.

Y por mi parte haria el mayor sacrificio, a trueque de evitarlo.

Muley Carime.

¿ Y porqué te cuesta tanto pronunciar el nombre del reo?

Aben Humeya.

Porque al salir de mi boca, lleva consigo la sentencia de muerte!

Muley Carime.

¡ La sentencia de muerte!

Aben Humeya.

Ja, und augenblicklich.

Muley Carime (mit veränderter Stimme).

Wie dauert mich dieſer Unglückliche, ich muß es Dir geſtehen; — aber da Du darauf beſtehſt, mir ſeinen Namen zu nennen.

Aben Humeya.

Im Gegentheil, Du wirſt ihn nicht hören.

Muley Carime.

Nicht?

Aben Humeya.

Du wirſt ihn mit eigenen Augen ſehn.

(Er zeigt ihm den geöffneten Brief. Muley Carime wehrt ihn mit der Hand ab.)

Muley Carime.

Es iſt hinreichend. (Nach einer kurzen Pauſe, während er Aben Humeya anblickt und nach dem Gemache von deſſen Gemahlin zeigt.) Biſt Du allein im Beſitze dieſes Geheimniſſes?

Aben Humeya.

Y en el mismo instante. —

Muley Carime (con voz alterada).

Mucho me compadece ese desgraciado; te lo confieso .... mas puesto que estás empeñado en decirme su nombre...

Aben Humeya.

Al contrario; no vais á oirle.

Muley Carime.

¿ No? ...

Aben Humeya.

Vais á verle con vuestros propios ojos.

(Aben Humeya le muestra abierta la carta; Muley Carime la aparta con la mano.)

Muley Carime.

Basta.

(Despues de un corto intervalo, y al mismo tiempo que mira á Aben Humeya, señalándole el aposento de su muger.)

¿ Eres tú el unico depositario de este secreto?

Aben Humeya.
Auch Andere wiſſen darum.

Muley Carime.
Wer?

Aben Humeya.
Aben Abo und Farar.

Muley Carime.
Jetzt kenn' ich das Schickſal, das mich erwartet.

Aben Humeya.
Du kennſt es?

Muley Carime.
Und betrachte es ruhig.

Aben Humeya (wirft einen Blick durch den Saal; dann zieht er eine goldne Phiole aus dem Buſen, öffnet ſie und giebt ſie ihm).
Nimm und rette Dich.
(Er wendet das Antlitz ab und wirft ſich auf die Kiſſen.)

Muley Carime (nimmt die Phiole und trinkt das Gift, dann richtet er ſtarr die Augen auf Aben Humeya und nähert ſich ihm).
Du wirſt herrſchen.

Aben Humeya.
Tambien lo saben otros.

Muley Carime.
¿ Quién?

Aben Humeya.
Aben Abó y Farax.

Muley Carime.
Ya sé la suerte que me espera.

Aben Humeya.
¿ La sabeis?

Muley Carime.
Y la aguardo tranquilo.

Aben Humeya.
(Echa una ojeada al rededor de la sala, saca del seno un pomo de oro, le abre y se le da.)
Tomad, y salvaos.
(Vuelve á otro lado el rostro, y se arroja sobres les almohadones.)

Muley Carime.
(Toma el pomo, bebe el veneno, y clava los ojos en Aben Humeya; despues se acerca á él, y le dice:)
Tú reinarás.

(Beide bleiben einige Augenblicke in derſelben Stellung.)

Muley Carime.

Höre mich, Aben Humeya, höre. — Du lernſt mich ſpät kennen, viel zu ſpät. — Du hatteſt Dich getäuſcht in der Anſicht, die Du von mir hegteſt, aber in dieſem Augenblicke läßt mir Dein Herz vollkommene Gerechtigkeit widerfahren; es rächt mich ſelbſt und demüthigt Dich vor mir; Deine Hand zitterte ſtärker als die meine im Ergreifen des Giftes. — Ich war weit entfernt, unſere Unterdrücker zu lieben; ich haßte ſie aus ganzer Seele wie Du, vielleicht noch mehr als Du; ſie hatten mich länger unglücklich gemacht. — Aber ich war Vater, Aben Humeya, ich war Vater, und ſah meine Kinder in Gefahr. — Unglücklicher, ich zitterte für Dein Weib und Dein Kind, als Du mich der Schwäche beſchuldigteſt. (Seine Rührung unterdrückend.) Die Liebe zu meinen Kindern koſtet mir das Leben, Du ſiehſt es, Aben Humeya, ich ſterbe, um ſie zu retten; aber ich möchte nicht die Sorge mit in die Gruft nehmen, ein ſolches Opfer vergeblich gebracht zu haben.

Aben Humeya (aufſtehend).

Doch ich .... was kann ich dabei thun?

(Ambos permanecen, durante unos instantes, en la misma actitud.)

Muley Carime.

Escúchame, Aben Humeya, escucha .... me conoces muy tarde .... demasiado tarde! .... Te habias equivocado en el concepto que de mi tenias; pero tu corazon me está haciendo en este instante plena justicia; él propio me venga, y te humilla ante mi ... tu mano temblaba mas que la mia al coger el veneno! Muy lejos estaba yo de querer á nuestros opresores ... los aborrecia con toda mi alma, tanto como tú, aun mas todavia ... me han hecho mas tiempo infeliz! pero era padre, Aben Humeya, era padre, y veia en riesgo á mis hijos.... Desventurado! por tu esposa y por tu hija temblaba, cuando tu me acusabas de flaqueza! .... (Reprimiendo su enternecimiento.) El amor á mis hijos me cuesta la vida: ya lo ves, Aben Humeya; muero por salvarlas ... mas no quisiera llevar al sepulcro el pesar de haber hecho en balde tamaño sacrificio .... ¿ quieres prometérmelo? ...

Aben Humeya (levantándose).

Y yo ... ¿ qué puedo hacer en eso? ...

Muley Carime.

Verpfände mir Dein Wort — und ich werde ruhiger meiner letzten Stunde entgegenſehen.

Aben Humeya.

Wenn es von mir abhängt.....

Muley Carime.

Das thut es.

Aben Humeva.

Dann verſpreche ich es Dir.

Muley Carime.

Schwöre es in meine Hände. — Wozu die Erſchütterung? — Ich reiche Dir zuerſt die Hand; umfaſſe ſie, Aben Humeya, umfaſſe ſie ohne Furcht; noch iſt ſie nicht kalt.

(Er ergreift ſeine Hand.)

Höre nur; zittre nicht und höre mich. — Der Lärm der Waffen wird bald in dieſe Berge dringen — die Tapfern werden kämpfen, ich zweifle nicht daran — aber die unglücklichen Ihrigen. — Um Gott, gieb meine, gieb Deine Tochter nicht den Schrecken eines Vertilgungskrieges Preis; was würde ihr Loos

---

Muley Carime.

Empéñame tu palabra . . . y veré mas tranquilo acercarse mi última hora.

Aben Humeya.

Si depende de mi . . . .

Muley Carime.

De tí depende.

Aben Humeya.

Pues prometo hacerlo . . . .

Muley Carime.

Y vas a jurarlo en mis manos. ¿ Mas qué movimiento es ese? . . . Soy yo quien te la presento primero . . . . estréchala, Aben Humeya, estréchala sin temor . . . aun no está fria! —

(Cógele la mano.)

Escúchame ahora . . . . no tiembles, y escucha! El estruendo de las armas va á penetrar muy luego en estas sierras . . . los guerreros pelearán, no lo dudo; pero sus infelices familias! . . . . Por Dios no expongas á mi hija, no expongas á la tuya á todos los horrores de una guerra de exterminio . . . . cuál seria su suerte, si tú llegaras a ſeyn, wenn Du erlägeſt? — Bedenke mein Schickſal, Aben Humeya, immer mein Schickſal; ſelbſt jetzt zittere ich für Dich. — Aber in Deiner Hand ruht die Macht, meine Sorge zu mildern, wenn ich mit mir die Hoffnung nehme, daß mein Zweck erreicht wird. — Ich hatte, als ich dieſe Stürme ſich nähern ſah, ein tuniſiſches Schiff ausrüſten laſſen, das im Hafen von Adra liegt ... in wenig Stunden kann man es erreichen, in wenig Stunden kann es Dein Weib und Dein Kind nach Tanger bringen.

Aben Humeya.

Gut, ich werde es thun.

Muley Carime.

Ich vertraue Deinem Worte. Jetzt trage ich die Ueberzeugung in mir, daß Du nicht wagen würdeſt, mich zu hintergehn.

Wie das Stück aber jetzt iſt, verdankt es ſeinen Erfolg auf der Bühne in eben dem Maaße dem Theatermaſchiniſten und dem Decorationsmaler, wie dem Dichter, und der ruhige nachdenkende Leſer wird daſſelbe, nachdem er es vollendet hat, zwar nicht ohne Wohlgefallen, aber doch eigentlich unbefriedigt aus der Hand legen.

Martinez de la Roſa zweites hiſtoriſches Drama behandelt die Verſchwörung zu Venedig im Jahre 1310; zwar hat er ſich hier, ſo zu ſagen, mehr Zeit gelaſſen, iſt dagegen aber in den Fehler verfallen, die Epiſode, das Schickſal zweier heim-

---

faltar! .... Mira mi destino, Aben Humeya, siempre mi destino: ahora mismo temo y tiemblo por ti! .... Mas en tu mano está templar mi amargura, si llevo conmigo la esperanza de haber logrado mi intento... Yo habia cuidado de fletar, en cuanto vi que amenazaban estas revueltas, un barco tunecino que se halla surto en el puerto de Adra ... en pocas horas puede llegarse á él, y en otras pocas puede llevar á Tánger á tu muger y á tu hija....

Aben Humeya.

Bien está; lo haré.

Muley Carime.

Y yo confio en tu palabra. Dentro de mi mismo llevo el convencimiento de que no te atreverias á engañarme!

lich Vermählten, von denen der Gemahl in die Verſchwörung verwickelt iſt, zu ſehr hervorgehoben zu haben, auf Koſten des geſchichtlichen Stoffes, der dadurch nicht großartig genug aufgefaßt und durchgeführt wurde. — An Spielzeug für große Kinder fehlt es übrigens hier auch nicht, denn im vierten Acte zeigt ſich das Carneval mit allen ſeinen Masken und ſeinem ganzen Jubel auf dem erleuchteten Marcusplatze. —

In ſeinen regelmäßigen Tragödien folgt unſer Verfaſſer ſtreng der franzöſiſchen Schule. — Seine erſte Arbeit dieſer Art, „die Wittwe des Padilla," war ein Jugendverſuch, und leidet an großen Uebertreibungen; doch ſind einzelne Scenen und Stellen nicht ohne Schönheit. Gelungener iſt die zweite, Zorayda, allein für unſere Forderungen zu arm. — Die dritte, Edipo, mag als ein nicht misglückter Verſuch, das bekannte Drama des Sophocles der ſpaniſchen Bühne anzupaſſen, betrachtet werden. — Das Luſtſpiel, die Mutter auf dem Balle und die Tochter zu Hauſe, iſt eine Nachahmung der Stücke Moratin's. — Der moraliſche Zweck erſcheint zu hervorſtechend, und lähmt das innere Leben der Handlung. Die Charactere ſind gut gezeichnet.

Das elegiſche Gedicht, **Zaragoza**, beſchreibt in ſchöner Sprache und in Canzonenform, doch mehr rhetoriſch als eigentlich dichteriſch, alle Schrecken und Greuel des Falles von Saragoſſa. — Man ſieht zu deutlich, daß der Dichter, ſeinem Talente nach, dieſer Aufgabe nicht gewachſen war, und daher, im Verhältniſſe zu ſeinen Kräften, ſeine Begeiſterung immer nur eine gemachte iſt.

Vortrefflich iſt als didactiſches Gedicht die Poetik des Martinez de la Roſa, jedoch wie alle didactiſchen Gedichte dieſer Art, welche das Syſtem irgend einer poſitiven Wiſſenſchaft umfaſſen ſollen, immer an und für ſich ein Unding; dem Syſteme ſchadet die Poeſie und hindert die klare und gründliche Entwickelung, der Poeſie thut wiederum der Lehrvortrag der Wiſſenſchaft zu großen Eintrag — und Beide, anſtatt ſich gegenſeitig zu fördern, ſtehn ſich durchaus im Wege.

In jeder Hinſicht ausgezeichnet ſind die wiſſenſchaftlichen Abhandlungen, welche Martinez de la Roſa den verſchiedenen Arbeiten als Begleiter mitgab; vorzüglich verdiente der Abriß der Geſchichte der ſpaniſchen Tragödie und Komödie weit größere Verbreitung. — Daß unter glücklicheren Nationalverhältniſſen Martinez von dem größten Einfluſſe auf die ſchöne Litteratur ſeines Vaterlandes geweſen ſeyn würde, leidet keinen Zweifel, und wird durch das Urtheil, welches der beſcheidene Mann am Schluſſe ſeiner Poetik über ſich ſelbſt fällt, noch mehr beſtätigt. Dichoso, ſagt er,

Dichoso aquel a quien las sacras Musas
La cura remecieron,
Y lauro peregrino
Para ceñir su frente apercibieron!
Ya empero que á mi anhelo generoso
Ingratas niegan su favor divino,
Al pie del Helicon, la estrecha via
Que por su cumbre guia
De la Gloria immortal al sacro templo
Mostraré con mi voz, no con mi ejemplo.

Vierzehnte Vorleſung.

Italien.

Kurzer Ueberblick der Geſchichte der italieniſchen Sprache und Litteratur bis auf unſere Zeiten. — Alfieri, Monti, Nicolini, Pindemonte, Manzoni, Caſti u. ſ. w.

Später als eine der übrigen romaniſchen Mundarten bildete ſich die italieniſche Sprache, obwohl die echteſte Tochter des Lateiniſchen, zur Schriftſprache aus, aber ihr ward das große Glück, daß ſich ausgezeichnete Geiſter, wie ſie jedes Volk und jede Zeit nur höchſt ſpärlich hervorbringt, derſelben bemächtigten, und dem rohen Stoffe eine Vollendung zu geben wußten, die ihn bald auf eine bewundernswerthe Höhe brachte. Nachdem einige mehr geiſt- als talentvolle Dichter ſie mit Liebe zu ihrem Eigenthume gemacht, folgten kurz auf einander drei Männer, Dante, Petrarca, Boccaccio, deren Leiſtungen in den Gebieten der Poeſie ſtets unerreichbar daſtehen werden, und bildeten das Kind (denn als ſolches kann man das Italieniſche mit Recht betrachten, wie es Guido Guinicelli, Guittone von Arezzo, Brunetto Latini, der ſogar ſein größeres Werk franzöſiſch ſchrieb, behandelten) zu einer herrlichen Jungfrau aus, die ſie mit dem ganzen Reichthume ihres ſeltenen Wiſſens, ihrer ſchrankenloſen Phantaſie und ihres tiefen Gefühls ſchmückten. Die große Menge ihrer Nachahmer bemühte ſich, ihnen in Allem ähnlich zu ſeyn, und die Cultur der Sprache konnte dabei nur gewinnen, zumal da ſelbſt in den bewegteſten Zeiten Fürſten es ſich zur Freude gereichen ließen, die Poeſie und ihre Jünger zu befördern und zu unterſtützen. — Die Sprache gewann daher immer mehr an Umfang, Kraft und Regelmäßigkeit, wozu die vielen Ueberſetzungen der Klaſſiker und die große Menge von Geſellſchaften geiſtreicher und gelehrter Männer, welche zu wiſſenſchaftlichen Zwecken in faſt allen Städten Italiens zuſammentraten, nicht Geringes wirkten. So erwarb ſich das Italieniſche, das ſechs Jahrhunderte hindurch beſtändig angebaut und bereichert wurde, die vollkommenſten Rechte auf das Lob, die ausgebildetſte Sprache Europa's zu ſeyn, ſowohl in Hinſicht auf den Wohlklang, wie auf den Wortreichthum und auf grammatiſche Regelmäßigkeit, ein Lob, das ihr jeder unbefangene Sprachkenner willig zugeſtehen wird.

Der große Reichthum der italieniſchen ſchönen Litteratur, dem der enge Raum, welchen ich dem Ueberblicke derſelben würde gewähren dürfen, unmöglich genügen könnte, und der Umſtand, daß wir die Meiſterwerke italieniſcher Dichter faſt alle in Ueberſetzungen beſitzen, deren hohe Vortrefflichkeit dieſe urſprünglich fremden Werke faſt zu einem National-Eigenthum machte,*) veranlaßt mich, die entfernteren Perioden der italieniſchen Litteratur hier zu überſpringen (zumal da wir ſo vortreffliche Arbeiten darüber beſitzen), denn was ich Ihnen hier geben könnte, würde doch wenig mehr, als eine Aufzählung berühmter Namen und Büchertitel ſeyn. — Ich beginne daher ſogleich mit den gefeiertſten Namen und den merkwürdigſten Erſcheinungen unſerer Tage.

---

*) Welchen Freund der Poeſie brauche ich noch an Schlegel's, Gries und Streckfuß Leiſtungen zu erinnern? — Wahrlich, wenn alle Denkmäler der Sprache unſerer Zeit verloren gingen, und nichts geblieben wäre, als die Ueberſetzungen dieſer Männer, die Nachwelt müßte, bei der Vergleichung mit den Originalen, erſtaunen, welche Herrſchaft über die Sprache von jenen Heroen errungen ward. — Kein Gerechter wird mich hier der Uebertreibung züchtigen wollen, und — iſt es nicht Pflicht, in dieſer Zeit der Verkleinerungsſucht das Gute und Große, das wir beſitzen, aus voller Seele anzuerkennen und zu preiſen? —

Während des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte ſich ein höchſt verderbter Geſchmack der Poeſie Italiens bemächtigt; Künſtelei war an die Stelle der Natürlichkeit, Sinnlichkeit an die Stelle des Gefühls getreten, ein hohler Wortprunk hatte den Platz edler und großartiger Einfachheit eingenommen. Ein höchſt talentvoller, aber durchaus befangener Kopf, Marini, ging auf dieſem Irrwege voran; ſein Zweck war, Erſtaunen und Bewunderung zu erregen, und kein Mittel ward von ihm verſchmäht, um denſelben zu erreichen. Eine große Menge von Nachahmern folgte ihm begierig, und jene Periode wirkte nicht blos auf die Litteratur Italiens ſchädlich ein; viele andere Länder ſpürten ihren gefährlichen Einfluß, und ſelbſt unſere deutſche Litteratur, die ſich eben zu entwickeln begann, bekam, ſo zu ſagen, kaum aus dem Ei gekrochen, durch dieſelbe eine falſche Richtung, welche ſich in den Leiſtungen Hoffmannswaldau's und ſeiner, der ſogenannten zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule, offenbart.

Als die Wirkung des Strebens der Mariniſten ihrem Ende nahte, verfiel die italieniſche Litteratur in einen Schlummer, aus dem ſie eigentlich noch nicht wieder aufgerüttelt worden iſt, obwohl einige bedeutende Männer, voll Reichthum und edlem Willen, derſelben ihre ganze Kraft widmeten. Zwar ſuchten ſchon zwei gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts geborene Männer, Metaſtaſio und Frugeni, den geſunkenen Geſchmack wieder zu heben, und noch kräftiger wirkten zu Ende des achtzehnten und zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts große und bedeutende Talente, aber der Fluch der Mittelmäßigkeit hat ſich zu ſehr der Menge bemächtigt, und gewaltige Geiſter wie gewaltige Begebenheiten ſind nöthig, um die Poeſie dieſes herrlichen Landes wieder auf eine Stufe zu heben, welche würdig wäre, dem hohen Standpunkte, auf welchem ſie ſich zur Zeit des Dante, Petrarca, Boccaz, und ſpäter unter Arioſt und Taſſo befand, an die Seite geſtellt zu werden. —

Als Markſtein an der Grenze der beiden Jahrhunderte, und als Stifter einer neuen Schule in der dramatiſchen Poeſie Italiens zeigt ſich Alfieri als eine der bedeutendſten Erſcheinungen neuerer Zeit. — Er war es, der der italieniſchen Tragödie, welche bisher hinter den derartigen Leiſtungen faſt aller übrigen Völker Europa's zurückgeblieben war, neuen Aufſchwung und eigenthümliche Richtung gab. — Indem er den Plan des Trauerſpiels auf die ſtrengſte Einfachheit der Handlung zurückführte, riß er allen vermummenden, erborgten und falſchen Prunk herab, und brachte die wahren Intereſſen des Menſchengeſchlechtes, Freiheit und Sittlichkeit, als Haupthebel auf die Bühne. — Veredelung der Denkweiſe und des Volkscharacters, Erweckung großartiger Geſinnungen, Kürze und Kraft des Ausdrucks, waren die Hauptzwecke, denen er nachſtrebte. Alfieri iſt ganz Italiener, im vollſten und ſchönſten Sinne des Wortes; aber eben dieſe ſtreng bewahrte Nationalität ließ ihn in eine gewiſſe Einſeitigkeit verfallen, die ihn doch vom rechten Wege abführte; indem er zu eiſern nach Natürlichkeit ſtrebte, und daher der Poeſie, vorzüglich da, wo er weichere, zarte, beſonders weibliche Empfindungen zu ſchildern hatte, zu nahe trat. „Er hatte ſich,“ bemerkt Sismondi ſehr treffend, „eine ideale Welt nach den Eigenthümlichkeiten ſeines Characters gebildet; er blieb immer geſpannt, immer auf das Erhabene gerichtet und ſeine erzwungene Einfachheit, ſein Lakonismus, ſeine zu ſehr zur Schau geſtellten, zu ſehr kundgemachten Geſinnungen ſind nicht mehr die Sprache der Natur.“ *)

---

*) Sismondi, Litteratur des ſüdlichen Europa; deutſch von L. Hain. Bd. 1. Th. 2. S. 662.

Sein würdigſter Nachfolger im tragiſchen Fache, jedoch auch als Lyriker und Elegiker höchſt bedeutend, iſt Vincenzo Monti von Ferrara, den Italien ohne Widerſpruch als ſeinen größten Dichter unſerer Tage betrachtet, und deſſen Ruhm auch bei den anderen Nationen weit verbreiteter ſeyn würde, wäre Monti nicht während eines langen, und den äußeren Umſtänden nach glücklichen Lebens durchaus ein politiſcher Wetterhahn und beſtändig der Sänger und Lobredner der Sieger, deren Beute immer ſein unglückliches zerriſſenes Vaterland war, geweſen. — Allerdings läßt ſich Manches durch ſeine reizbare und leicht empfängliche Dichternatur entſchuldigen; das Neue, Glänzende ergriff ihn und riß ihn mit ſich fort, und da, wo ſein beſſerer Sinn auch dieſem beſtändigen Wechſel der Farbe ſich entgegenſtemmte, thaten Egoismus und Eitelkeit, die aus allen Handlungen ſeines Lebens deutlich hervortreten, nur zu entſcheidend das Ihrige. — Abgeſehen davon, abgerechnet ferner die Einſeitigkeit italieniſcher Richtung in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, erſcheint Monti als ein höchſt begabter, mit herrlichen Kräften ausgerüſteter Dichter. Begeiſterung, Gluth der Phantaſie, Reichthum und Beweglichkeit des Gefühls, warme und lebendige Anſchauung, ein nie verſiegender Fluß der Bilder, Würde und Kühnheit, ſind ſeine hervorſtechendſten Eigenſchaften, begleitet und offenbart von einer glanzvollen Diction und tiefer und gründlicher Gelehrſamkeit.

Monti's berühmteſtes und am Weiteſten verbreitetes Gedicht iſt die Basvigliana, geſchrieben im Intereſſe des Pabſtes, auf den Tod des Abgeordneten der franzöſiſchen Republik, der zu Rom in einem Volksaufſtande ermordet wurde. Es iſt durchaus eine Nachahmung der göttlichen Komödie des Dante, ſogar in derſelben Form und ſehr oft mit wörtlich dem großen florentiniſchen Verbannten entlehnten Ausdrücken und Wendungen. In Begleitung eines Engels durchzieht Basville's Seele die Erde. — Beide Reiſende benehmen ſich durchaus eben ſo, wie dort der ſtets tröſtende und ruhige Virgil und der ſtets zagende und angſterfüllte Dante. — Daß Monti übrigens den Character Basville's ganz vergriffen hat, und aus ihm ein Geſchöpf ſeiner Phantaſie machte, liegt am Tage, aber es konnte auch nicht anders ſeyn, denn Monti ſchrieb für einen Zweck, der dem, nach welchem der Geſandte der franzöſiſchen Republik gehandelt hatte, ſchnurſtracks entgegengeſetzt war. — Trotz dieſen Umſtänden enthält das Gedicht aber große, eigenthümliche Schönheiten, und jede Zeile beurkundet, daß ſie einem wahrhaft poetiſchen Gemüthe entſtrömte. — Die Diction iſt hinreißend, die Bilder ſind großartig und treffend, und das Ganze reißt durch ſeine Erhabenheit und die Gluth ſeines Colorits unwiderſtehlich mit ſich fort. — Als eine der ſchönſten Stellen iſt mir immer die Beſchreibung des Momentes erſchienen, wo der Geiſt des Abgeſchiedenen mit ſeinem Führer gerade zu der Hinrichtung des unglücklichen Königs in Paris eintrifft. Sie lautet in möglichſt treuer Ueberſetzung:

*) Und es erſtarrt der Schatten nun im Schauen,
Der Führer weinend, und der Straßen Enge
Belaſtet von des Schweigens tiefem Grauen.
Verſtummet ſind der Glocken heil'ge Klänge,
Verſtummet iſt das Tagewerk, das Lärmen
Des Amboß und der Säge. Im Gedränge
Nur überall Geflüſter, Schrecken, Härmen,
Argwöhniſch Umſichſchauen, ängſtlich Fragen,
Bedeckter Stimmen wirres, wüſtes Schwärmen,

---

*) E l'ombra si stupia quinci vedendo
Lagrimoso il suo duca, e possedute
Quindi le strade da silenzio orrendo.
Muto de' bronzi il sacro squillo, e mute
L'opre del giorno, e muto lo stridore
Dell' aspre incudi, e delle seghe argute
Sol per tutto un bisbiglio ed un terrore
Un domandare, un sogguardar sospetto,
Una mestizia, che ti piomba al cuore,

Und Trauer, die kaum kann das Herz ertragen.
  Beſorgter Mütter Stimmen, die die Kleinen
  Feſt drücken an das Herz, in bangem Schlagen,
Der Frauen Stimmen, die mit heißem Weinen
  Den Weg den Gatten auf der Schwelle wehren
  Und Thränen dort mit Trauerruf vereinen;
Doch ihre Zärtlichkeit und ihre Zähren
  Beſiegen wild des Zorns gewalt'ge Mächte,
  So daß ſie ſich der Trennung nicht erwehren.

Ganz in Alfieri's Fußſtapfen trat Monti mit ſeinen Trauerſpielen, unter welchen Ariſtodem, Galeotto Manfredi und Cajus Grachus als die vorzüglichſten zu betrachten ſind. Der erſteren Tragödie fehlt es eigentlich an Handlung, ein Tadel, welcher auch den Manfredi trifft; dagegen ſind wie bei Alfieri die Charactere ſtreng und conſequent gezeichnet und durchgeführt. Der gänzliche Mangel an localen Schilderungen und Farben giebt indeſſen allen Dramen Monti's, wie überhaupt denen der Alfieri'ſchen Schule, etwas ſo Nacktes und Dürres, indem ſie nur die Thätigkeit des Verſtandes, nicht aber der Phantaſie anreizen und beſchäftigen, daß ſich Andere als Italiener ſchwerlich damit befreunden werden. Die ſtrengere Kritik wird, wenn man die eben gemachten Ausſtellungen auf ſich beruhen läßt, zufriedener, vorzüglich was den Reichthum und Gang der Handlung betrifft, mit dem Trauerſpiele Gracchus ſeyn; die Behandlung iſt ſtreng hiſtoriſch, doch geben die größere Eleganz der Diction, und der Zauber des Klanges dem

---

E cupe voci di confuso affetto
  Voci di madrie pie, che gl' innocenti
  Figli si serran, trepitando al petto;
Voci di spose, che ai mariti ardenti
  Contrastano l'uscito, e sulle soglie
  Fan di lagrime intoppo e di lamenti.
Ma tenerezza e carità di moglie
  Vinta e da furia di maggior possanza
  Che dall' amplesso conjugal li scioglie.

letztgenannten Werke noch einen bedeutenden Vorzug vor den Alfieri'ſchen Dramen. —

Monti hat ſich durch vielfache wiſſenſchaftliche Arbeiten, ſo wie durch eine Ueberſetzung des Homer in versi sciolti, um die Litteratur ſeines Landes verdient gemacht, doch würde er unter anderen Verhältniſſen und bei feſter Geſinnung von größerer, weiter hinaus reichender Einwirkung geweſen ſeyn.

Zu den Anhängern der Schule Alfieri's gehört beſonders der Florentiner Giambattiſta Nicolini, der durch ſein 1811 erſchienenes Trauerſpiel Polyxena großen Ruhm erwarb und zu bedeutenden Hoffnungen berechtigte. Folgendes berichtet der feinblickende Sismondi (l. c. I, 2, 704 fgde.) darüber: „Polyxena, des Priamus Tochter, erſcheint in der Fabel nur als die verlobte Braut des Achilles in dem Augenblicke ſeiner Ermordung und als das von Pyrrhus auf dem Grabe ſeines Vaters nach der Einnahme von Troja dargebrachte Schlachtopfer; aber Nicolini hat erdichtet, daß Polyxena bei der Vertheilung der Gefangenen dem Pyrrhus, wie Kaſſandra dem Agamemnon zu Theil geworden; daß ſie von ihm geliebt wurde, daß ſie ſelbſt ihn mit Schaamröthe liebte, und daß die Götter den Griechen die Rückkehr in ihr Vaterland verſagten, bis der Tod einer Tochter des Priamus, geopfert von geliebter Hand, den Schatten Achill's beſänftigt habe. Die Macht des Fanatismus, der in dem ganzen Stücke mit Geſchicklichkeit behandelt wird, verſetzte Pyrrhus in die gewaltſamſte Lage zwiſchen Liebe und kindlicher Zärtlichkeit. Polyxena ſtirbt endlich von ſeiner Hand, aber indem ſie ſich in das Schwerdt ſtürzt, womit er Kalchas zu treffen gedachte. — Man erkennt vielleicht in dieſer Liebe und dieſem Opfer die Schule der franzöſiſchen Trauerſpieldichter und des Metaſtaſio; aber würdig eines Schülers Alfieri's iſt die Reinheit der Zeichnung, die Einfachheit des Ganges, die Größe der Charactere, die alle vom erſten Range ſind, ohne Vertraute oder müßige Perſonen, die Kraft und Erhabenheit der an Gedanken und energiſchen, mit Genauigkeit ausgedrückten Gefühlen reichen

Sprache. Eigen ſind dem neuern Dichter die Farbe des Landes und Zeitalters, das Oertliche der Poeſie, die Fülle von Erinnerungen an Griechenland. Man ſieht, daß Nicolini ſich genährt hat durch die Lecture Homer's und Virgil's; er behält die Sitten und Meinungen der Sieger von Troja vielleicht ſo viel bei, als wir es auf einem anderen Theater geſtatten können; alle dichteriſchen Ueberlieferungen, die wir aus den Klaſſikern geſchöpft haben, ſammelt er vor unſerer Einbildungskraft, läßt ſie zu ſeinem Zwecke zuſammenwirken und ſtattet ſein Gedicht mit der ganzen Herrlichkeit der Trümmer von Troja aus; denn mitten unter dieſen noch rauchenden Ueberreſten, an welche Alles die Perſonen wie die Zuſchauer erinnert, geht die Handlung vor ſich.“

Nicolini's neueſtes Werk, das Trauerſpiel Nabucco, ſcheint, da es in erdichtetem Gewande die Intereſſen der Zeit berührt, in ſeinem Vaterlande wenig Verbreitung gefunden zu haben und, ob aus guten oder ſchlechten Gründen, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, gewiſſermaaßen unterdrückt worden zu ſeyn. — Ein Abdruck des Originals im Manuſcripte, mit gegenüberſtehender Verdeutſchung, jedoch ohne Namen des Verfaſſers, wie des Ueberſetzers, welcher 1826 zu Ronneburg erſchien, hat auch in Deutſchland keine ſonderliche Aufnahme erfahren, und doch verdient es wohl kein Werk der Alfieri'ſchen Schule mehr, den Freunden der Litteratur bekannt zu werden. Leider iſt in der mir zur Hand liegenden deutſchen Ausgabe der Abdruck des Textes ſehr mangelhaft, und die Ueberſetzung etwas holpericht gerathen. — Nabuch, ein kühner Krieger, hat ſich auf den Thron Aſſyriens geſchwungen, nachdem Sarar, der rechtmäßige König, dem Volke durch Weichlichkeit und Nachläſſigkeit verhaßt, in einer Empörung geſtürzt worden. — Die Siege Nabuch's haben ihm faſt alle Völker Aſiens unterjocht; um die Stützen ſeines Thrones noch mehr zu befeſtigen, vermählt er ſich mit einer Tochter des Herrſchers der Meder. Endlich aber verläßt ihn das Kriegsglück in einem Feldzuge gegen die Scythen; alle unterjochten Fürſten fallen von ihm ab und verbünden ſich mit dem Feinde, ſelbſt ſein Schwiegervater, trotz dem, daß derſelbe die eigene Tochter in der vom Feinde bedrohten Hauptſtadt weiß. — Nabucco wird mehr durch Verrath, als durch die Tapferkeit beſiegt; er endet ſein Leben freiwillig und großartig, ohne ſich der Krone zu entkleiden, im Euphrat. — Das iſt die Fabel des Stücks; die Verhältniſſe und die Umgebungen offenbaren ſo deutlich die eigentliche Meinung des Dichters, daß es überflüſſig wäre, dieſelbe näher zu entwickeln; man braucht nur die Namen zu verändern, ſo wird ein großer Act aus der Geſchichte unſerer Zeit vor uns dargeſtellt. — Obwohl aber das Intereſſe ſo nahe liegt und dem Dichter ſo ſehr die Hand bietet zu Bedeutendem, ſo iſt doch hier nur wenig erreicht worden, gerade weil die Eigenheiten der Alfieri'ſchen Schule zu ſtörend in den Weg traten; denn es fehlt vor Allem an eigentlicher Handlung, nur Erzählung und Reflectionen treten dem Zuſchauer bis zum Schluſſe entgegen, und er ſieht zu deutlich die Künſtlichkeit des ganzen Baues. — Obendrein iſt der Mangel an localer Färbung und das Entkleiden von allem äußeren Schmucke, außer dem der Rede, zu fühlbar; ſelbſt im gewaltigſten Momente ſpricht nur der Verſtand zum Verſtande, und das Herz geht faſt immer leer aus. — Dagegen ſind die einzelnen Charactere, bis auf Vaſthi, Nabucco's Mutter, conſequent und beſtimmt durchgeführt; jeder tritt als Repräſentant einer geiſtigen Richtung auf und vertritt als ſolcher dieſe vollkommen. Die Sprache iſt vortrefflich, kurz, kräftig und entſcheidend; nirgends iſt etwas überflüſſig, weder in der Diction, noch überhaupt im Ganzen, und der Verfaſſer hat, in ſofern es nur die Aeußerung ſittlicher Anſichten auf poetiſchem Wege galt, Vortreffliches geleiſtet; aber als Trauerſpiel iſt das Werk durchaus verfehlt. — Allerdings war die Weiſe der Alfieri'ſchen Schule die einzig paſſende, um die große Frage, die ſich den Nationen bei Napoleon's Sturze darbot, ob er nach ihm noch das Leben tragen, oder mit ſeinem Ruhme freiwillig enden ſolle, in welcher ein dramatiſcher Verſuch der Löſung unternommen werden durfte, aber ſelbſt dieſe zeigt deutlich, wie verfehlt ein ſolches Unternehmen iſt, denn alles Intereſſe, das nur durch das Leben in ſeinem ganzen Wechſelſpiele erhalten und befeſtigt wird, geht bei dieſer Behandlung verloren, und es bleibt am Ende nichts, als ein Schatten abſtracten Raiſonnements, ſtatt der gewaltigen Geſtalten, die wir mit Recht fordern können, zurück. — Nehmen wir indeſſen das Drama wie es iſt, uns aller Kritik enthaltend, und nur dem Eindrucke auf unſer Gefühl folgend, ſo können wir folgenden an großen Schönheiten reichen Scenen unſern Beifall nicht verſagen.

*) (Nabuch, gleichſam fortgezogen von Soldaten in andern Waffen und angeführt von einem Krieger, in welchem man nach geöffnetem Viſire den Arſaces erkennt.

Nabuch.

Wohin führſt Du mich,
Du unbekannter Held? Mit welcher eitlen Hoffnung
Willſt Du mich täuſchen? Oder welches Königs Rache,
Verräther, willſt Du mich erhalten, ſeinem Mitleid
Mich ſparen, das mich tödten oder beugen ſoll?
Umſonſt bild'ſt Du Dir dies, Aſſyrer, ein: noch bleibt
Ein treuer Freund mir dieſes Schwerdt.

Arſaces.

Sieh', ich enthülle
Dir mein Geſicht .... nun weiter!

---

*) (Nabucco quasi trasportato da soldati vestiti di altre armi e comandati da un guerriero il quale sollevandosi la visiera si manifesta per Arsace)

Nabucco.

Ove mi guidi
Campione ignoto? e con qual speme incerta
Tenti ingannarmi? O di qual re nemico,
Perfido, all' ire, o alla pietà mi serbi,
Ond' ei m' uccida, o m'avvilisca? Assiro,
Tu ten lusinghi invano: a me rimane
Non dubbio amico, il ferro.

Arsace.

Ecco la fronte
Svelo ... prosegui!

Nabuch.

Arſaces, Du haſt
Ein'n ehrenvollen Kampf mit mir gewagt: Nabuch
Iſt heut' von Dir beſiegt: doch warum willſt Du, daß
Mein Glück ich überlebe? Wo, wo anders
Als in dem Feindeslager, kann den Tod, wie er
Dem Kön'ge ziemt, ich hoffen? Mein Asphenes,
An Deiner Seite wär' ich gern gefallen! ...

Arſaces.

Ein edler Endzweck war's, der mich bewog; in Dir
Hoff' ich das Vaterland, die Freiheit zu vertheidigen.
Groß iſt die Burg, ein unbekannter Zufluchtsort;
Liſt und das Schwerdt bahnt Dir daraus den Weg zur Flucht,
Und dann ....

Nabuch.

Was ſprichſt Du? Eh' ſeh' Aſien,
Von Königen verrathen und von euch, mich dem
Verhängniß weichen: haſſe, aber nicht verachte
Nabuch!

Nabucco.

Arsace! hai meco impresa
Magnanima tenzone: oggi è Nabucco
Vinto da te: ma perchè voi ch' io viva
Più della mia fortuna? Ove poss' io
Degna di rè, fuorchè nel campo ostile
Sperar la morte? Ah col trafitto amico
Jo ben cadeva... Asfene mio!

Arsace.

Sublime
Cagion mi spinse, e in te difender spero
E patria e libertà. Vasta è la reggia,
Questo recesso ignoto: il ferro e l'arte
N'apre la via di fuga, e poi .....

Nabucco.

Che parli?
Me l' Asia vegga pria dai re tradito,
E or da voi, cedere ai fati: aborra,
Ma non spregi Nabucco!

Arſaces.

Betrug zerſtreute Deine Krieger,
Vernichtete ſie nicht: noch bleibt ein Schrecken
Dein Name: pflanz' das heilige Panier
Der Freiheit auf, und tauſend Helden folgen
Dir nach; Du biſt zu groß für einen König;
Zwar raubten ſcythiſcher Froſt und des Araxes Fluthen
Dir Glück und Waffen, doch den wahren Ruhm
Verlorſt Du da, als Du den Thron beſtiegen,
Du wurdeſt da, als Du den Königen
Dich gleich gemacht, geringer, als Du je es war'ſt.
Jetzt ſiehſt Du dieſes Thrones Frucht: der Bürger
Verabſcheut Dich, weil Du ein König biſt; Dich haßt
Der König, Dich verachtet er, weil Du Privatmann war'ſt;
Da Dich das Glück verläßt, nennt er Dich Räuber
Und jener Dich Tyrann; doch iſt es leicht,
Des erſtern Gunſt Dir wieder zu erwerben.
Das Volk verzeiht; der König nie. Ganz Aſien weiß,
Daß Arſaces dem Throne ew'gen Haß

Arsace.

I tuoi guerrieri
Sparse la frode, non distrusse; e resta
Il terror del tuo nome: il sacro inalza
Di libertà vessillo, e mille eroi
In l'orme tue verrano: ah troppo grande
Per esser re tu sei; di Scizia il gelo,
E dell' Arasse l'onde a te scemaro
Armi e fortuna: ma la gloria vera
Allor perdesti che premesti il soglio;
Allor Nabucco in farsi uguale ai regi
Minor di se divenne. Or vedi il frutto
Di questo trono: il cittadin ti aborre
Perche sei rè, t' odia e ti sprezza il rege,
Perche privato fosti: or che la sorte
Ti lascia, questi usurpator ti chiama,
Quegli tiranno: ma cangiar di affetti
E lieve al primo: il popolo perdona
Il re non mai. Per tutta l'Asia è noto
Che serba Arsace al trono un odio eterno.

Geſchworen und für Könige nicht ſtreitet;
Jetzt ſchwör' mir Freiheit ... ſchwör' und dieſe Tapfern
Und ich, ſind Deine Krieger: aber vorher reiße,
Als Zeichen Deiner Reue, dieſe Kron' herunter,
Zertrete ſie, die Deinen Helm beſchimpfte,
Und laß auf einmal Reich und Schuld; alsdann
Wird Deine Rechte unbeſiegbar, heilig ſeyn:
Reich' ſie mir her, leg' ſie auf dieſes Herz: ach nie
Schlug ſo das Herz der Sklaven!

Nabuch.

Was verlangſt
Du, Arſaces! Ich werde ſterben, aber täuſchen,
Das kann ich nicht: ich bin zum Herrſcher,
Und der Aſſyrier zum Knecht geboren ....
Du miſſeſt And'rer Herz (ein großer Fehler) nach
Dem Deinigen; Du fühlſt, und denkeſt nicht. Ich, der
Die Menſchen kennt und dieſe Zeit und ſie verachtet,
Ich weiß, ich mußte Zwingherr ſeyn, der Einz'ge, dem
Mit wen'ger Schmach die Welt gehorchen konnte.

E che pei rè non pugna: or tu mi giura
Libertà ... giura; e questi forti, ed io
Siam tuoi guerrieri: ma tu pria pentito
Strappa, calpesta quelle regie bende
Che a te profanar l'elmo, e lascia a un tempo
E regno e colpa: allor sarà tua destra
Invitta e sacra: a me la porgi, a questo
Petto l'accosta: ah degli schiavi il core
Mai palpitò così!

Nabucco.

Che chiedi, Arsace!
Morrò, ma non inganno: io nacqui al regno,
E l' Assiro al servigio .... il core d'altrui
(Error sublime) dal tuo cor misuri;
Senti, non pensi: io che i mortali e questa
Età conosco, e sprezzo, io so che fui
Necessario tiranno, il sol, cui possa
Servir la terra, con minor vergogna:

Ruhm, glaube mir, und Freiheit ſind für dieſen
Gemeinen Haufen nicht: man haßt in mir
Den Helden, nicht den Zwingherrn: darin fehlte ich,
Daß groß ich meine Sklaven wollte: Ketten,
Nur Ketten, nicht Trophä'n: das Joch wird ſüß
In ruh'ger Sklaverei. Dem Erbe wen'gen Ruhm's
Und vieler Sünden, die die Zeit geheiligt,
Verdanken meine Gegner ihre Throne,
Und alle Anmaaßungen kehrte Aſien
In Rechte um. Mich, König in der That,
Denn Keiner kömmt mir gleich, mich würden wohl
Die funfzig Siege und die Werke,
Von welchen Aſien zeugt, nicht gegen dieſe
Gereizten Sklaven ſchützen, wenn ich auch
Mich zu erniedrigen, zu bitten, mich entſchlöſſe:
Der Pöbel (und wie viele ſind nicht Pöbel!)
Geſtattet alten Ruhms nur einen ſchwachen Strahl,
Den bei den Königen man noch verdunkelt;
Jedoch der Glanz, der mich verklärt, er blendet
Das Aug' der Sterblichen.

Credimi: e gloria, e libertà non sono
Per questa gregge vile: in me l'eroe,
Non il tiranno s'odia: io pur errai
Nel voler grandi i servi miei: catene,
Catene solo, e non trofei: il giogo
Caro diviene in servitù tranquilla.
A poche glorie e a molte colpe avite,
Che il tempo consacrò debbon lo scettro
I miei nemici, e le ritorte antiche
L'Asia converse in dritto. Io re verace
Perche non trovo uguali, in mia difesa
E cinquanta vittorie, e l'Asia piena
Del opre mie, con questi schiavi irati
Indarno invocherei, s'io pur sapessi
Avvilirmi pregando: il volgo (e volgo
Son molti) soffre della gloria antica
Un debil raggio, che nei rè s'offusca,
Ma questa luce, è viva e mia, confonde
Gl' occhi mortali.

Arſaces.

Erzogen in den Waffen,
(Wo Willkühr und Gehorſam, wo Geſetze
Und Schwerdt vermengt iſt, wo die Feinde
Des Feldherrn Haß und nicht der eig'ne zeigt)
Scheint eine Heerde Dir das menſchliche Geſchlecht,
Stets feig, veränderlich, die Beute weniger
Verſchmitzter, oder ihres Spottes Ziel; glaub' mir,
Der Menſch iſt nicht ſo groß, als ich ihn wünſche,
Jedoch auch nicht ſo niedrig, als die Könige
Es möchten: Deinen Feinden nimmt entweder, oder
Verhüllt die Zeit, die Furcht, die Klugheit,
Der königlichen Klauen Allgewalt; Du haſt
Sie ganz gezeigt; es ſchwieg die Welt, bewunderte
Und haßte Dich; bei Deinem Sturz erhebt
Sie ihre ernſte Stimme, ruft: Dein Lichtglanz war
Mir ein verzehrend Feuer, von den Göttern
Haſt Du die Blitze nur, den Schrecken;
Du irreſt, wenn Du glaubeſt, Gott regiere
Nur wenn es donnert; mit Gewalt willſt Du

Arsace.

A te, fra l'armi avvezzo
(Ove licenza all' ubbidir si mesce
Ed alle leggi il brando, ove i nemici
L'ira del duce e non la propria insegna,
Sembra l'umana stirpe errante gregge,
Sempre vil, spesso muta e a pochi astuti
O vittima, o ludibrio; e l'uom, lo credi,
Grande non è quant' io vorrei, nè vile,
Quanto dai rè si spera: ai tuoi nemici
Tempo, timore e senno, o tronca, o cela
L'onnipotenza dei regali artigli;
Tu la spiegavi intera: il mondo tacque
E ammirando t'odio: voce severa
Or dalle tue ruine inalza, e grida:
La luce tua m'ardeva, hai sol dei Numi
I fulmini, il terrore, e mal credesti,
Che regni, solo allor che tuona, Iddio.

Zum wenigſten geſorgt: von Dir wird's heißen:
Zur Ueberzeugung bringen, und zum Ruhm
Durch Knechtſchaft.

Nabuch.

Nun, ſo werfe Aſien
Sich in die Arme ſeiner Herrſcher! Das Verhängniß
Und ich verdammen es zu neuem Schlafe.

Arſaces.

Schuldig
Biſt Du, ob Du es unterdrückſt, ob Du's verläſſeſt,
Ruchloſe Rechte ſehe ich aus Deinen
Verbrechen ſich erzeugen, zur Entſchuldigung,
Zum Muſter wirſt Du Kön'gen dienen;
Der Sterbliche geht unter, doch ſein Beiſpiel lebt,
Der Tugend, aber nicht dem Laſter fehlt der Erbe.
Betrete, großer Mann, betrete einen Pfad,
Auf welchem Dir kein König folgen kann:
Zerreiß der Menſchheit Sklavenketten, übertreffe
Du ihre Unterdrücker, aber ahme ſie
Nicht nach: und wenn das Glück das hohe Unternehmen
Vereitelt, wenn Du fällſt, ſo iſt für Deinen Namen

Vuoi colla forza alla ragion condurre,
Col servaggio alla gloria.

Nabucco.

E l'Asia torni
Ai suoi monarchi in braccio: a nuovo sonno
Io la condanno e il fato.

Arsace.

Al par sei reo
Se n'opprimi, o ne lasci: infami dritti
Nascer vegg' io dalle tue colpe, e scusa
E norma ai rè sarai: peri il mortale,
Vivon gl' esempi, e alla virtù l'erede,
Non al delitto manca: ah calca, o grande,
Calca una via su cui niun re ti segua:
Tronca del mondo i lacci: i suoi tiranni
Vinci, non imitar: e se fortuna
Contrasta all' alta impresa, e tu cadesti,
Almen provedi al nome tuo: diranno

Wer war wohl größer! Hat die Menſchheit er
Auch unterdrückt, ſo ſtarb er auch mit ihr;
Mit ſeinem Blut verſöhnte er die zürnenden
Geſchlechter, und in ihm verſchwieg die Fama
Den Zwingherrn und gedachte nur des Helden.

Gefolge des Arſaces.

O Freiheit! Freiheit!

(Nabuch ſcheint von dieſen Worten des Arſaces ergriffen, ſein Gefolge nähert ſich ihm und ruft: Freiheit, aber eingedenk ſeines vorigen Glückes und ſeines königlichen Stolzes ſtößt er ſie zurück, und ſie gehen ab.)

Nabuch.

Geht! Vom Throne wird Nabuch
Als Sieger ſteigen, doch beſiegt muß er auf ihm
Sein Leben enden.... Ehrenvoll könnt', Arſaces,
Ich leben: zwiſchen Aſien und mir erbraußt
Ein weites Meer, dehnt ungemeſſ'ne Blaue
Sich aus. Nicht nach den alten Königsburgen,
Die meiner Feinde glückliche Gemeinheit
Verborgen halten, nein nach jenem Felſen,
Der mein Gefängniß iſt, wird dann die Welt

Chi fù più grande? Se i mortali oppresse,
Seppe morir fra loro: ei col suo sangue
Placò l'età sdegnate e in lui la fama
Tacque il tiranno, e rammentò l'eroe.

I seguaci d'Arsace.

Libertà, libertate!

(Nabucco sembra commosso da queste parole d'Arsace e i suoi seguaci gli s'accostano gridando libertà, ma egli memore della sua antica fortuna e del suo regio orgoglio, li rispinge ed essi partono.)

Nabucco.

Ite! Nabucco
Scender dal trono, vincitor saprebbe
Vinto perirvi dee ... Con gloria, Arsace,
Viver potrei: fra l'Asia e me vi freme
Un ampio mare, e molto ciel si stende.
Non alle reggie antiche, ove si cela
Dei miei nemici la viltà beata
Ma ver lo scoglio a me prigion gli sguardi

Die Blicke richten, wird mit leiſen Wünſchen
Mehr zu Nabuch, als zu den Göttern flehen...
Was iſt es, ob ich lebe, oder ob
Mein Schickſal blutig ende, und ein neues
Geſchlecht erſtehe? Müſſen meine Feinde doch
Aus meinem Schutt erbauen: auf mir laſtet,
Ich ſeh's, der Haß der Welt; euch Kön'gen laſſe ich
Die Sorge, mich als ſchuldlos darzuſtellen.
Nun, du mein Schwerdt, das Schrecken Aſiens, gieb mir
Die Ruhe der Unſterblichkeit!

Arſaces.

O höre mich, halt ein!

Nabuch.

Will man dem ſonſt'gen Herrſcher Aſiens den Tod
Auch noch verwehren?

Arſaces.

Wenn Du ſtirbſt, wer ſoll
Die Menſchheit ſchützen gegen ihre Unterdrücker?

Nabuch.

Mein Beiſpiel, Arſaces!

Volgera l'universo, è più che i numi
Con tardi voti invocherà Nabucco ....
Che val ch' io viva, o che nel sangue i miei
Fati periro, e nuova età vi sorge?
Ma i miei nemici edificar dovranno
Colle ruine mie: me preme, il veggo,
L'odio del mondo: io delle mie discolpe
Vi lascio, o rè, la cura: or dammi, oh brando,
Terror dell' Asia, un immortal riposo!

Arsace.

Mi odi, t'arresta!

Nabucco.

Al già signor del mondo
Anche il morir si toglie?

Arsace.

Ah se perisci,
Chi sta fra l'uomo e i suoi tiranni?

Nabucco.

Arsace,
L'esempio mio.

Arſaces.

Aus Deinem Blute
Seh' Tauſende von Zwingherrn ich erſtehen.

Nabuch.

Ich gebe Deinen Bitten nach: ich wählte
Mir and'res Ende. Höre: nimm mein Schwerdt:
Das Einzige, was von ſo vielen Reichen mir
Geblieben: wenn ein günſtiges Geſchick
Je meinem Sohn das Leben friſtet und
Ihm Muth verleiht, ſo übergieb es ihm;
Verſteht er es zu führen, ſo wie ich, dann iſt
Sein Erbtheil groß und herrlich: mög' er einſt
Den Vater rächen, aber ſeine Feinde
Halt' er nicht werth, mit dieſem Schwerdte zu
Verletzen. Halte meinen Tod geheim: der Euphrat wälzt
Durch dieſe Dämme ſeine Fluthen, wühlt
Sich in der Erde finſt're Eingeweide:
So mögen meinen Leichnam ſeine Wellen
Behalten, und die Kön'ge, mich erwartend, zittern. *)

Arsace.

Dal tuo sangue io veggo
Nascer tiranni a mille, a mille.

Nabucco.

Io cedo
Ai prieghi tuoi: scelsi altro fato. Ascolta:
Prendi il mio ferro: a me sol questo avanza
Di tanti regni: se destin benigno
Anni e valore al figlio mio conceda,
A lui lo reca; ove trattar lo sappia
Al par di me, molto io gli lascio: il padre
Vendichi un dì, ma di ferir non degni
Con questo brando i suoi nemici. Ascondi
A tutti il morir mio: volge l' Eufrate
Fra queste moli i flutti, e della terra
Nelle più cupe viscere s'interna:
Il cadavere mio ritengan l'onde,
Ed ogni re sempre m'aspetti e tremi.

*) Dieſes Bruchſtück iſt ſammt der Ueberſetzung der bereits angeführten deutſchen Ausgabe entlehnt.

Jene große Nacktheit in den Werken Alfieri's und ſeiner Schüler wurde lebhaft von Giovanni Pindemonte aus Verona gefühlt; er ſuchte ſie in ſeinen Dramen zu vermeiden, fiel aber in entgegengeſetzte Fehler und konnte daher nicht einmal ſo wirken, wie er es gehofft hatte. Von den näheren Umſtänden ſeines Lebens iſt mir weiter nichts bekannt, als daß er zu den venetianiſchen Patriziern gehört, ſich mit einer Gräfin Vittoria Vidman vermählte, ſpäter ſeinen Wohnſitz in Mailand aufſchlug und im Jahre 1804 vier Bände dramatiſcher Dichtungen herausgab. Eine reiche Phantaſie, Kenntniß deſſen, was Effect macht, echtes Gefühl und glühende Liebe für Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, weiſen ſeinen poetiſchen Arbeiten keinen geringen Rang an, und würden ihrem Verfaſſer wohlbegründete Anſprüche auf die Anerkennung, nach welcher er eifrig ſtrebt, gewähren, wenn er nicht mitunter dunkel und unverſtändlich würde, da, wo er kurz und präcis ſeyn will, oder in declamatoriſche Tiraden verfiele, gerade wo es auf kraftreiche Aeußerung des Gefühls beſonders ankommt. So viel es ihm möglich war, hat er ſich der ſtrengen Ariſtoteliſchen Schule zu entziehen geſucht, iſt aber dabei ſehr oft auf Abwege gerathen, und mitunter ſehr unglücklich in der Wahl ſeiner Stoffe geweſen. — Seine Diction iſt ferner nicht immer die reinſte und gediegenſte. — Trotz allen dieſen Mängeln verdienen ſeine Werke aber mit großer Aufmerkſamkeit geleſen zu werden, denn er ſtrebte zuerſt darnach, natürliche Bilder des Lebens über die Bühne zu führen, und durch Wechſel der Farben, Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit der Scenen und Situationen, ſo wie durch Reichthum der Handlung, allen Anforderungen nicht bloß des ſtrengeren Kenners, ſondern auch der ſchauluſtigen Menge zu entſprechen.

Unter ſeinen Trauerſpielen iſt **Ginevra di Scozia** das berühmteſte. Er entlehnte den Stoff vom Arioſt (**Orlando furioso. C. V e VI.**). Die Intrigue, wie Pindemonte ſie durchführte, hat auffallende Aehnlichkeit mit Voltaire's Tancred und mit Shakeſpear's **Much ado about nothing.** *) Arioſt's ſchöne Epiſode iſt zu bekannt, als daß es nöthig wäre, die Fabel des Stückes hier noch einmal vorzutragen. Daß dieſe zu unwahrſcheinlich wäre, wie Sismondi behauptet, finde ich nicht, ſobald man der Eiferſucht und dem Mistrauen nicht die Herrſchaft beſtreitet, die dieſe Dämonen nur zu oft auf die Gemüther der Menſchen ausüben; darin ſtimme ich aber mit ihm überein, daß die Entwickelung bei Pindemonte verfehlt iſt, und durch die langen überflüſſigen Reden Rinaldo's ſchleppend und unerträglich wird. — Ich muß ferner mit ihm der vortrefflichen Durchführung von Ginevra's Character das größte Lob ertheilen, und halte, wie er, die neunte Scene des vierten Actes, welche er eigends mittheilt, für ein Meiſterwerk.

Unter allen dramatiſchen Arbeiten Pindemonte's iſt mir, meinem individuellen Gefühle nach, ſein Cincinnatus immer die liebſte geweſen, weil ſie das ſchönſte Zeugniß von dem Herzen und den Geſinnungen des Dichters ablegt. — Pindemonte hat es nicht gewagt, dieſem Stücke den Namen eines Drama zu geben, da er ſich durchaus von dem Zwange der Lehren des Ariſtoteles losſagte, und die drei Einheiten kühn verletzte; er nannte es, um durch dieſen Kunſtgriff den Anfeindungen der ſtrengen italieniſchen Kritiker auszuweichen, eine ländlich=heroiſche Schaudarſtellung (**Rappresentazione rustico-eroica-spettacolosa**), nach unſeren Begriffen, die freilich denen unſerer transalpiniſchen Nachbarn ſchnurſtracks entgegenlaufen, iſt es ein durchaus regelmäßiges Drama, denn die Grundidee ward darin in vollkommener Einheit des Planes durchgeführt. Es behandelt die bekannte Geſchichte des Lucius Cincinnatus, der im Jahre Rom's 296 ſeinen Pflug verließ, und als Dictator das Heer des von dem Feinde eingeſchloſſenen Conſuls Minutius rettete, ſeinen Triumphzug in Rom hielt und dann wieder zu ſeinen ländlichen Beſchäftigungen zurückkehrte. Der erſte und zweite Act ſchildern das anmuthige Leben auf dem Landgute des Cincinnatus; im dritten wird uns das bewegte Treiben auf dem römiſchen Forum in Zeiten der Gefahr vorgeſtellt; der vierte enthält den Kampf mit den Feinden und des Dictators Sieg über dieſelben; im fünften kehrt der geprieſene Held zu ſeinen Penaten zurück. — Den Mangel einer eigentlichen Intrigue hat der Dichter durch eine Menge Herz und Verſtand gleich ſehr anſprechender Nebenzüge zu erſetzen gewußt; bis auf den erſten Aufzug, der an einigen Längen leidet, iſt Alles voll Leben, und die Aufmerkſamkeit wird bis zum letzten Augenblicke, wenn auch nicht in beſtändiger Spannung, doch ſtets rege erhalten. — Die Diction iſt durchaus dem Sujet angemeſſen, und der Tadel, mit dem die ſtrengen Jünger der Cruſca überhaupt den Styl Pindemonte's, vorzüglich aber hier, belegen, daß ſich zu viel lateiniſche Wendungen und neue Wörter vorfinden, erſcheint uns nicht von großer Bedeutung. — Mit großer Vorliebe ward der Character des Cincinnatus von Pindemonte gezeichnet, man folgt ihm durch alle Acte hindurch mit Liebe und Verehrung; daß er in ihm das Bild eines echten Bürgers einer Republik zeichnen wollte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. —

---

*) Nach der Meinung Farmer's entlehnte Shakeſpear ſeinen Stoff ebenfalls vom Arioſt, jedoch aus der dritten Hand.

Wäre Pindemonte bei der Wahl ſeiner Stoffe immer ſo glücklich geweſen, als er es im Allgemeinen bei ihrer Bearbeitung iſt, ſo würde er, wie ich ſchon oben bemerkte, der erſte dramatiſche Dichter Italiens unter den Zeitgenoſſen ſeyn. — Aber hier befindet ſich der geniale Verfaſſer, merkwürdig genug, nur zu oft auf Irrwegen; unglücklicher kann z. B. nichts ſeyn, als die Idee, die Schuld und das Ende des Cyanippus*) in einem Trauerſpiele zu behandeln; am unglücklichſten iſt aber noch der Einfall, die blutſchänderiſche That des wahnwitzigen Vaters in bloße Begierde zu verwandeln, und die Tochter zu zwingen, ihn zu tödten, indem er ihr das Opfermeſſer in die Hand drückt, dieſe mit ſeinen beiden Händen ergreift, und ſo ſich den Stahl in die Bruſt ſtößt. Mit Recht fragt man hier, wie es nur möglich iſt, daß ein ſo reiches Talent ſich auf eine ſo abgeſchmackte und widerſinnige Weiſe vergreifen könne. Für beinahe eben ſo verfehlt halte ich gleichfalls Pindemonte's Drama, Robert und Adeline, trotz dem Lobe, das ihm Sismondi zollt; der hohe moraliſche Zweck, der den Verfaſſer leitete, vermag uns allerdings die höchſte Achtung vor demſelben einzuflößen, aber er wird uns nie beſtimmen können, die Fehlgriffe des Dichters zu entſchuldigen. —

---

*) Cyanippus Syracusanus omnibus Diis sacrificabat, praeterquam uni Baccho. Hinc infestus Deus crapulam ei incussit. Hic in loco tenebricoso filiam suam Cyanem compressit, quae detractum ei annulum nutrici suae dedit, ut nota esset ad noscendum corruptorem. Quum vero pestilentia laboraretur, ac respondisset Pythius Apollo, oportere nefarium immolari Diis Averruncis, cae-

Am bekannteſten im Auslande ward in neueſter Zeit Aleſſandro Manzoni aus Mailand, welcher ebenfalls in der dramatiſchen Poeſie ſich ſeinen eigenen Weg bahnte, und denſelben mit beharrlichem Eifer verfolgte. Indem er auch die ſtrenge Zeichnung der Charactere als unerläßlich nothwendig anerkennt, ſagt er ſich zugleich von den beengenden Grundſätzen der Lehre des Ariſtoteles, hinſichtlich der Zeit und des Ortes, los, und unterwirft ſich nur den genauen Geſetzen, welche die italieniſche Poetik für die Diction vorſchreibt, hier nach größter Eleganz ſtrebend. — Es iſt nicht zu läugnen, daß Manzoni von mehr als einer Seite die Mittel beſitzt, durch ſein Beiſpiel und ſein Vorbild die Herrſchaft der für das Trauerſpiel in Italien beſtehenden Vorſchriften umzuſtürzen, aber es fehlt ihm doch eigentlich an poetiſchem Reichthume und innerer Kraft, um entſchieden als Vorkämpfer einer neuen Parthey aufzutreten und zu wirken, und ſeine Leiſtungen erſcheinen daher nur, zumal da ihn eine gewiſſe

---

teris ignorantibus quid oraculum vellet, Cyane id intelligens correptum capillis patrem mactavit, moxque se ipsam super eum jugulavit. —

Aengſtlichkeit verhindert, ſich völlig frei und unabhängig zu machen, als ein Verſuch, beide Extreme auf einem Mittelwege zu vereinen. — So wagt er z. B. nur ſelten, große Maſſen auf der Bühne gegen einander wirken zu laſſen; da dies aber mitunter zur Vervollſtändigung des Ganzen in ſeinen Stücken erforderlich iſt, und er die daraus entſpringenden Bilder und die Wirkung nicht gern einbüßen möchte, ſo hilft er ſich, um die Lücke auszufüllen, mit einem halb beſchreibenden, halb erzählenden, mitunter reflectirenden Chor, der dann den Uebergang bildet und den Sprung in der Handlung ausgleichen ſoll. Dieſe poetiſche Nothbrücke halte ich für ganz verfehlt, indem der Chor, zu unſerer Zeit, ſtets als etwas Fremdartiges erſcheint, und auf der Bühne immer nur ſtörend wirken kann. — Wollte Manzoni die Maſſen in gewaltiger Bewegung nicht den Blicken des Zuſchauers vorüberführen, ſo konnte er den Act unmittelbar vor der Handlung ſchließen, und den nächſten gleich nach derſelben, wozu es nur der Andeutung weniger Worte bedurfte, wieder angehen laſſen. Schiebt er aber gar, wie im Adelchi, den Chor beſchreibend und reflectirend dazwiſchen, um den Tod einer einzelnen handelnden Perſon zu ſchildern, ſo greift er dem Zuſchauer noch mehr in deſſen Rechte ein, indem er gleichſam für ihn reflectirt und ihm ſeine Reflexionen aufdringt; jedenfalls bringt er aber ſich ſelbſt um bedeutende Hebel, da er wichtige Momente der Handlung in Worte auflöſt. Ich weiß ſehr wohl, daß man mir hier Manches, durch den antiken Chor der griechiſchen Tragiker veranlaßt, einwerfen kann, ich darf mich aber nicht darauf einlaſſen, indem ich bemerke, daß das Publikum unſerer Zeit ein ganz anderes iſt, als das Publikum jener Tage, und eile, um mich nicht in Unterſuchungen zu verlieren, die außer dem Bereich dieſer Vorträge liegen, und zu weit vom vorgezeichneten Wege abführen würden, Sie durch eine nähere Entwickelung mit dem Inhalte der beiden Tragödien Manzoni's bekannt zu machen; mögen Sie dann ſelbſt entſcheiden, ob ich in meinen Andeutungen Recht hatte.

Il Conte di Carmagnola iſt der Titel des erſten Trauerſpiels, mit welchem Manzoni ſeine Laufbahn begann. — Graf Carmagnola, früher Feldherr des Herzogs von Mailand, ein kriegeriſcher, tapferer Mann, hat ſich mit ſeinem Fürſten entzweit und nach Venedig zurückgezogen. Die Florentiner haben dieſe letztere Republik zu einem Bündniß gegen Mailand, deſſen Geſandten ſich auch noch in der Lagunenſtadt befinden, und auf deren Betrieb Carmagnola meuchleriſch angegriffen wurde, eingeladen. Mit der Expoſition dieſer Verhältniſſe durch den Dogen im venetianiſchen Senate, beginnt die Handlung. Der Graf wird vorgefordert, und entwickelt in der folgenden Scene ſeine Anſichten; nachdem er ſich wieder fortbegeben, berathſchlagen die verſammelten Senatoren, ob man ihm die Führung des Heeres anvertrauen ſolle; nach gewechſelter Meinung einzelner Mitglieder wird zum Stimmen geſchritten; hier ſchließt die Scene. — Die folgende zeigt den Grafen in ſeiner Behauſung; er erwägt, was die Zukunft bringen werde, da tritt Marco, derſelbe Senator, der in der Verſammlung für ihn votirte, zu ihm und theilt ihm die Kriegserklärung des Senates gegen Mailand, ſo wie des Grafen Erwählung zum Feldherrn mit. Schließlich bittet er ihn dringend, ſeinen ſtolzen, ſtörriſchen Eigenſinn, mit dem er ſich ſchon ſo Manchen zum Feinde gemacht, zu bezwingen. — Der Graf verſpricht es mit folgenden edeln Worten:

*) Ja, Du haſt Recht. Es trägt der Himmel Sorge
Gewiß für mich, da er mir ſolchen Freund
Gegeben hat. Vernimm, der gute Ausgang
Kann, hoff' ich, die verſöhnen, die mir feindlich:
Und Alles endet gut. — Wenn Du indeſſen

---

*) Tu hai ragione. Il ciel si piglia al certo
Qualche cura di me, poichè m' ha dato
Un tale amico. Ascolta, il buon successo
Potrà, spero, placar chi mi disama:
Tutto in letizia finirà. Tu intanto

Etwas von mir erfährſt, das Dir misfällt,
So klage meine Neigung an, den erſten
Und unerwarteten Antrieb, doch nie
Vergeſſen Deiner Worte.

Im zweiten Acte werden wir nach dem Lager der Mailänder verſetzt. — Die Condottieri, an ihrer Spitze ein Malateſta, berathſchlagen, was zu thun ſey; ſie befinden ſich in vortheilhafter Stellung, und Carmagnola, der ihnen hier nichts anhaben kann, ſucht ſie durch Neckereien hervorzulocken. — Die Jüngeren, Unbeſonneneren wollen ihn durchaus angreifen, ſie ſetzen nach heftigem Wortwechſel ihren Willen durch, und der Kampf wird beſchloſſen. — Die Bühne verwandelt ſich und zeigt den Grafen in ſeinem Zelte. — Man berichtet ihm die Bewegung der Feinde; ſchnell verſammelt er die Anführer, und trifft raſch und beſonnen ſeine Maaßregeln. — Am Schluſſe des zweiten Acts beſchreibt ein auftretender Chor den Kampf, und ſchließt ſeine Betrachtungen daran.

Der dritte Aufzug beginnt im Zelte des Grafen; ein Beauftragter der Republik wünſcht ihm Glück zu dem Siege, und verlangt, er ſolle die Vortheile, die ihm derſelbe bringe, benutzen; der Graf antwortet ablehnend, da tritt ein zweiter Beauftragter dazu, ſich beklagend, daß die Condottieri ihre Gefangenen loslaſſen, und fordert Carmagnola auf, dieſem Unfuge zu wehren. Der Graf entgegnet ihm, daß das einmal Kriegsſitte ſey und er es nicht hindern könne. — Als die Commiſſarien in ihn dringen, wird er heftig und erklärt:

*) Ich ſagte,
Daß ich nicht könnte, beſſer nun, ich will nicht.

Se cosa odi di me che ti dispiaccia,
L'indole mia ne incolpa, un improvviso
Impeto primo, ma non mai l'obblio
Di tue parole.

*) Jo dissi
Ch' io non potea: meglio or dirò, nol voglio,

Nicht Worte mehr; mit meinen Freunden iſt's
Mein alter Brauch, gerechte Bitte gleich
Und freudig zu erfüllen, und mit Andern
Es offen zu verweigern.

ja, in ſeinem Eigenſinne weiter gehend, entläßt er ſogar in Gegenwart der Commiſſarien ſeine eigenen Gefangenen, und giebt, da er unter ihnen den Sohn ſeines alten Kampfgenoſſen Pergola erkennt, dieſem die freundlichſten Grüße an ſeinen Vater mit, und fordert ihn gar auf, ihn zu begleiten, damit er ſein Schwerdt zurück erhalte und den übrigen Führern vorgeſtellt werde. Erzürnt bleiben die Commiſſarien der Republik allein, und beſchließen, da ſie jetzt Verrath von Seiten Carmagnola's befürchten, ihn zu täuſchen und heimlich und genau zu beobachten.

Zu Anfange des vierten Aufzuges werden wir in den Verſammlungsſaal des Rathes der Zehn geführt. Marino wirft dem Freunde des Grafen, dem Senator Marco, das Betragen des Grafen vor; dieſer bemüht ſich vergebens, Carmagnola zu vertheidigen, aber ihm ſelbſt wird der Befehl, ſogleich nach Theſſalonich gegen die Türken aufzubrechen. Er muß einen Eid unterſchreiben, in welchem er verſpricht, dem Grafen nichts von Allem merken zu laſſen, und erfährt nun, daß derſelbe zurückgerufen und gerichtet werden ſolle. Marino verläßt ihn jetzt, nachdem er ihm noch einmal einſchärft, daß zwei Leben in ſeiner Hand ruhen, und Marco, allein gelaſſen, bricht in einen Monolog voll der ſchmerzlichſten Klagen aus. — Die Scene verwandelt ſich in das Zelt des Grafen; die Venetianer laden ihn ein, zurückzukehren, um ſeine Meinung über die Friedensunterhandlung mit Mailand abzugeben; voll Selbſtvertrauen und Hoffnung entſchließt er ſich da-

---

Non più parole; cogli amici è questo
Il mio costume antico, ai giusti preghi
Soddisfar tosto e lietamente, e gli altri
Apertamente rifiutar. —

zu, obwohl Gonzaga ihn ſchon früher vor der Handlungsweiſe der Venetianer warnte.

Die erſte Scene des fünften Actes zeigt uns den Grafen vor dem Rathe der Zehn. Zum Schein befragt ihn anfangs der Doge um ſeine Meinung über die Friedensanträge des Herzogs von Mailand, aber als er ſie gegeben, wirft ihm derſelbe plötzlich vor, er ſey ein Verräther, und man habe ihn nur nach Venedig kommen laſſen, um ihn zu beſtrafen; der Graf will ſich erzürnt entfernen, da wird er plötzlich gefangen genommen; er ermahnt den Senat, wohl zu überlegen, was er thue; der Doge antwortet ihm, er hätte ſelbſt überlegen ſollen, nun ſey es zu ſpät, und mit folgenden Worten verläßt Carmagnola die Verſammlung:

Unwürd'ger,
Du wagteſt wohl zu denken, daß ein Tapf'rer
Für ſeine Tage zittert. Du wirſt ſehen,
Wie er zu ſterben weiß. Wenn Deine letzte Stunde
Dich auf dem niedern Lager trifft, ſo wirſt Du
Gewiß nicht eine ſolche Stirn ihr zeigen,
Als ich der Schmach, zu der Du mich ſchleppſt, biete. *)

Die folgende Scene führt uns in des Grafen Wohnung; Gattin und Tochter erwarten ihn ängſtlich, da tritt ſtatt ſeiner Gonzaga ein und theilt ihnen Carmagnola's Schickſal mit; ſie folgen ihm in den Kerker des Grafen; dieſer nimmt Abſchied von ihnen. Als Bewaffnete kommen, ihn zum Tode zu führen, ſinken die beiden Frauen ohnmächtig nieder, und mit folgenden Worten Carmagnola's an Gonzaga ſchließt das Ganze:

---

*) Indegno
Tu forse osasti di pensar che un prode
Pei giorni suoi tremava. Ah, tu vedrai
Come si muor. Va! quando l'ultim' ora
Ti cogliera sul vil tuo letto: incontro
Non le starai con quella fronte al certo
Che a questa infame, a cui mi traggi, io reco.

*) Mitleid'ger Gott, Du führſt ſie fort von dieſem
Grauſamen Augenblick. — Ich danke Dir.
Steh' ihnen bei, mein Freund, entferne ſie
Aus dieſem Unglücksort — wenn ſie das Licht
Von Neuem wiederſehn, ſo ſage ihnen,
Es bleibe nichts für ſie zu fürchten mehr.

Mit wie großem Lobe Goethe, der zuerſt auf dieſes Werk in Deutſchland aufmerkſam machte, daſſelbe auch belegte, und wie eifrig er auch bemüht war, es gegen nicht ungegründete Angriffe zu vertheidigen, indem er alle Seiten deſſelben hervorhob und im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen ſuchte, ſo däucht mir doch, abgeſehen von aller Ehrfurcht vor dem Urtheil eines ſolchen Meiſters, daß es dieſe großen Lobpreiſungen nicht verdiene, und ich muß, nach eigener Ueberzeugung, die ich jedoch weit entfernt bin, als unfehlbar aufdringen zu wollen, der Meinung des engliſchen Kritikers beiſtimmen, welcher folgendermaaßen von dieſem Trauerſpiele urtheilt: We fear however that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are let to abandon them. Carmagnola wants poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family, is indeed affecting but with this praise and that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. **) Das iſt auch wirklich der Fall,

---

*) O Dio pietoso, tu le involi a questo
Crudel momento; io ti ringrazio. — Amico
Tu le soccorri, a questo infausto loco
Le togli; e quando rivedran la luce
Di lor — che nulla da temer più resta.

**) Wir befürchten indeß, daß die Italiener eine glänzendere Verletzung ihrer alten eingeführten Geſetze verlangen, ehe ſie geneigt werden, dieſelben aufzugeben. Dem Carmagnola fehlt es an Poeſie; die Scheideſcene zwiſchen dem unglücklichen Grafen und den Seinen iſt in der That ergreifend, aber mit dieſem Lobe und dem gelegentlich einfacher und männlicher Beredtſamkeit, kann man das Drama ſelbſt entlaſſen.

und der Mangel an Poeſie liegt nicht in der Behandlung, ſondern in der Wahl des Stoffes und in der Auffaſſung desſelben; unſer Intereſſe wird durchaus nicht geweckt, höchſtens vorübergehend für Marco, und in den letzten Scenen für die unglücklichen Verwandten des Grafen, weil wir ſie hier in einem allgemein rührenden Verhältniſſe, das rein menſchlich jedes Herz ergreifen muß, dem der Trennung für die Erde nämlich, erblicken. — Die Hauptidee des Ganzen, wie Goethe ſich ausdrückt, der Kampf des Schwerdtes mit der Toga, tritt als ſolche nicht bedeutend genug hervor, um unſere Theilnahme wirklich anzuregen; für einen Kampf iſt es zu wenig, denn der Graf ahnet nicht einmal, daß er in einen ſolchen verwickelt werde; und das Ende wird durch ganz gemeine Kunſtgriffe des Verrathes herbeigeführt. — Wir ſehen nirgends die entgegengeſetzten Geſinnungen im Streit einander entgegentreten, ſie gehen neben einander her, und die Eine fällt am Ende der Anderen nur zum Opfer, weil ſie die weniger kluge oder ſchlaue iſt; wo ſoll ſich aber unſer Intereſſe da hinwenden?

Die einzelnen Charactere ſind, in ſofern ſie Richtungen und Geſinnungen perſonificiren, im Allgemeinen mit wenigen Strichen deutlich gezeichnet, d. h. man kann ohne großen Scharfſinn bald merken, was der Dichter durch ſie ausdrükken wollte, doch genügt das, hinſichtlich der Forderungen, die wir an die Hauptgeſtalten eines Trauerſpiels mit Recht machen dürfen, nicht. Der Dichter individualiſirte ſie viel zu wenig, und ſo reden ſie nur, gerade da, wo es am Meiſten darauf ankäme, daß ſie handelten. — Was Goethe, die Einzelnen entwickelnd, an ihnen lobt, iſt allerdings an und für ſich auch lobenswerth, aber es gehört zu den erſten Bedingungen, daß jede Perſon den Platz, auf den ſie der Dichter hinſtellt, auf eine vernünftige, ſachgerechte Weiſe ausfülle; dadurch aber, daß der Dichter nun weiter nichts Perſönliches, Eigenthümliches hinzuthat, und ſie nur objectiv, nicht ſubjectiv, nicht beſonders und individuell characteriſirte, geht alle Localiſirung, und ſomit einer der größten Reize für den Zuſchauer verloren, und eben hierin hat Manzoni bewieſen, daß der engliſche Kritiker Recht habe, es fehlt ihm, wie ſich das deutlich zeigt, völlig an Kraft, ſich von dem italieniſchen Zwange zu befreien und Neues, das in jeder Hinſicht als Vorbild dienen könne, zu erſchaffen. — Alle dieſe Charactere, der Doge, Marco, Marino, ſind perſonificirte Ideen, die mit wenigen Abänderungen in alle Formen hineingepaßt werden können; damit iſt uns aber nicht genügt, wir wollen Menſchen, die nebenbei Dogen, Senatoren u. ſ. w., nicht aber Dogen und Senatoren, die nebenbei Menſchen ſind; dieſe Letzteren können uns nur als Puppen erſcheinen, nicht aber die Täuſchung in uns hervorbringen, ſie ſeyen wirkliche Weſen, die ihr Verhängniß vor uns ereilt, im wahren Wechſel des Glückes und der Dinge. — Eben daß Manzoni den geſchichtlichen Stoff ſo abſtract behandelte und in das Allgemeine hinüberzog, hat ihm den größten Schaden gebracht; hätte er ſich mehr an den hiſtoriſchen Faden gehalten, der ihm in ſeinem reinen Zuſammenhange die bedeutendſten Motive darbot,*) ſo würde er weit bedeutender haben wirken können, da er nun die Leere durch declamatoriſche Lückenbüßer auszufüllen ſtrebt.

---

*) So war z. B. der Doge, jener Franz Foſcari, der ſpäter ſelbſt ſo ſchmählich endete, das Opfer einer greulichen Politik. — Carmagnola wurde feierlich in den Senat geführt, und wartete dort vergeblich den ganzen Tag auf den Dogen. Auf ſeinem Heimwege nahm man ihn gefangen, drei Tage brachte er im Kerker zu. — Endlich ward er in tiefer Nacht vor den Rath der Zehn geführt; er geſtand nichts; man wollte ihn auf die Folter ſpannen, da entdeckte ſich's, daß ſein Arm im Kampfe für Venedig zerſchmettert worden; nun wurde er auf glühende Kohlen gelegt, und endlich am 5. Mai 1432, mit geknebeltem Munde, durch das Schwerdt mit drei Hieben hingerichtet. — Carmagnola war von Geburt der Sohn eines Bauern, und ward ſpäter durch ſeine Tapferkeit der Schwiegerſohn des Herzogs von Mailand. —

Um noch einmal auf den Chor zurückzukommen, ſo muß ihm allerdings zugeſtanden werden, daß dieſer an und für ſich betrachtet, als eine der ſchönſten lyriſchen italieniſchen Poeſieen gelten kann; aber abgeſehen davon, daß er immer ein hors d'oeuvre bleiben wird, gehört er auch ſeinem Inhalte nach nicht genau dem Stücke an, denn er ſchildert nicht den hier Statt findenden Kampf zwiſchen den Mailändern und Venetianern, ſondern nur ganz allgemein ein Treffen zwiſchen Eingebornen deſſelben Landes, und die Reflectionen, die ſich an dieſe Schilderung knüpfen, ſind eben ſo allgemein. — Die Diction des ganzen Trauerſpiels iſt allerdings vorzüglich, doch kann ich nicht mit Goethe in das Lob der eigenthümlichen Wortſtellung, die zwar dem ganzen Vortrage etwas Recitativmäßiges giebt, aber immer etwas Künſtelndes und Geziertes an ſich hat, einſtimmen.

Manzoni bewies in ſeinem zweitem Trauerſpiele Adelgis, daß es ihm Ernſt ſey, auf der einmal betretenen Bahn fortzuſchreiten. Dieſe Tragödie iſt ebenfalls der Geſchichte entlehnt; der Dichter entkleidete aber hier ſeinen Stoff nicht ſo ſtreng von dem örtlichen und zeitlichen Gewande, und iſt daher weit reicher an Mitteln, um die Aufmerkſamkeit zu ſpannen und das Intereſſe des Zuſchauers rege zu erhalten. Karl der Große hat des Lombardenfürſten Deſiderius Tochter, Ermengarda, mit welcher er vermählt war, verſtoßen, und ſie dem Vater zurückgeſandt. Deſiderius empfindet tief die ihm zugefügte Schmach, und beſchließt, ſie in offener Fehde gegen Karl zu rächen; ſein Sohn Adelgis widerräth ihm, aber Deſiderius erwiedert heftig auf die Einwendungen des Sohnes:

*) Sterben,
Sey's auf dem Throne, ſey's im Staube, eher
Als ſolche Schande dulden. — Dieſer Rathſchlag

---

*) Perire
Perir sul trono, o nella polve, in pria
Che tanta onta soffrir. Questo consiglio

Entfliehe nimmer Deinen Lippen wieder.
Es iſt Dein Vater, der es Dir befiehlt.

Jetzt naht die verſtoßene Irmengard, und wird liebevoll und tröſtend vom Vater und Bruder empfangen; ſie bittet um die Erlaubniß, ſich in die Einſamkeit eines Kloſters zurückziehn zu dürfen, denn im Innerſten ihres Herzens liebt ſie ihren Gemahl noch, und erwiedert auf die rauhe Frage ihres Vaters:

Was willſt Du
In dieſes Herzens Grunde ſuchen, Vater?
Nichts kann aus ihm hervorgehn, das Dich freue,
Ich ſelber ſcheue mich es zu befragen. *)

Ein Geſandter Karl's wird angekündigt. Deſiderius läßt ſeine Getreuen ſich verſammeln und erlaubt der Tochter, ſich zu entfernen. Der Abgeſandte naht und trägt im Namen Karl's des Großen ſeine Botſchaft vor; als der Lombardenfürſt ſich weigert, das Begehrte zu erfüllen, erklärt Jener ihm den Krieg. Deſiderius ertheilt ſeinen Fürſten den Befehl, die Ihrigen zu ſammeln, und verläßt dann mit ſeinem Sohne die Bühne. — Die zurückbleibenden unzufriedenen Häuptlinge der Longobarden beſchließen, ſich bei Swarto, einem gemeinen Krieger, zu verſammeln. Die Scene verwandelt ſich in des Letzteren Wohnung; er tritt auf und hält folgendes von Goethe überſetzte **) Selbſtgeſpräch:

Vom Franken ein Geſandter! Groß Ereigniß,
Was es auch ſey, tritt ein. — Im Grund der Urne

Più dalle labbra non ti sfugga: il padre
Te lo comanda.

*) Padre, nel fondo
Di questo cor che vai cercando? Ah! nulla
Uscir ne può che ti rallegri: io stessa
Temo d'interrogarlo: —

**) S. die Einleitung zu der von F. Frommann beſorgten Ausgabe der Poeſieen Manzoni's. (Jena, 1827.) S. XLIX.

Von tauſend Namen überdeckt, liegt tief
Der meine; bleibt ſie ungeſchüttelt, immer
Liegt er im Grunde. So in meiner
Verdüſt'rung ſterb' ich, ohne daß nur Jemand
Erführe, welch' Beſtreben mich durchglüht.
Nichts bin ich. Sammelt auch dies nied're Dach
Die Großen bald, die ſich's erlauben dürfen,
Dem König feind zu ſeyn; ward ihr Geheimniß
Nur eben weil ich nichts bin, mir vertraut.
Wer denkt an Swarto? Wen bekümmert's wohl,
Was für ein Fuß zu dieſer Schwelle tritt?
Wer haßt? Wer fürchtet mich? Oh, wenn Erkühnen
Den hohen Stand verlieh, den die Geburt
Voreilig zutheilt, wenn um Herrſchaft man
Mit Schwerdtern würbe, ſehen ſolltet Ihr,
Hochmüth'ge Fürſten, wem's von uns gelänge —
Dem Klügſten könnt' es werden. Euch zuſammen
Leſ' ich im Herzen; mein's verſchloß ich. Welches
Entſetzen würd' Euch faſſen, welch' Ergrimmen,
Gewahrtet Ihr, daß einzig Ein Begehren,
Euch Allen mich verbündet: Eine Hoffnung ....
Mich einſt Euch gleich zu ſtellen. — Jetzt mit Golde
Glaubt Ihr mich zu beſchwichtigen. Gold! zu Füßen
Geringern hinzuwerfen, es geſchieht,
Doch ſchwach, demüthig Hände hinzureichen,
Wie Bettler es zu haſchen —

Fürſt Ildechi.

Heil Dir, Swarto.

Die misvergnügten Fürſten verſammeln ſich und beſchließen, insgeheim einen Abgeſandten zu Karl zu ſchicken, um mit dieſem ein Bündniß zu ſchließen. Swarto erbietet ſich dazu, ſie nehmen es an. —

Zu Anfange des zweiten Actes ſtehn die beiden Heere ſich bereits gegenüber. Swarto iſt bereits angekommen und freundlich von dem Herrſcher der Franken aufgenommen worden; aber die Lombarden, von Felſen und Thürmen beſchützt, haben die Zugänge und Päſſe beſetzt, und Karl, in der Meinung, es ſey ihm unmöglich, in Italien einzudringen und den Feind zu bekämpfen, iſt ſchon Willens, den ganzen Feldzug aufzugeben und nach der Heimath umzukehren. Da wird plötzlich ein Prieſter zu ihm gebracht, der ſich durchgeſchlichen hat und bereit iſt, ihm einen Weg zu zeigen, auf welchem er dem Adelgis in die Flanke fallen kann. — Jetzt iſt eine Schlacht möglich, und der Sieg wird nun zwiſchen den Kämpfern entſcheiden. — Vortrefflich iſt die Beſchreibung des Prieſters, die er von ſeiner Wanderung entwirft.

Nach einem etwas ſchleppenden Monologe Karl's, welcher dazu dienen ſoll, dieſen zu characteriſiren, ertheilt der Monarch den Hauptleuten ſeine Befehle und ſchließt damit den zweiten Aufzug.

Der dritte Act zeigt das Lager der Longobarden. Sie werden plötzlich von Karl überfallen; Verrath bricht von allen Seiten hervor, und Deſiderius ſelbſt iſt gezwungen, ſich den Flüchtigen beizugeſellen. Die Scene verwandelt ſich und zeigt einen andern Theil des Lombardiſchen Lagers bei den Engpäſſen. — Karl hat ſich deſſelben bemächtigt, und tritt mit ſeinen Kriegern, von Swarto begleitet, auf. Die abgefallenen Longobardenführer nahen ſich und werden freundlich von dem Monarchen empfangen, welcher Swarto zum Grafen von Suſa erhebt. — In der folgenden Scene, welche in einer abgelegenen Gegend ſpielt, erblicken wir den flüchtigen Deſiderius mit wenigen Getreuen; Adelgis ſtößt zu ihnen; ſie beſchließen, ſich in die feſten Städte zu werfen. — Am Schluſſe des Actes tritt ein Chor auf, der das traurige Loos der Fliehenden und des beſiegten Landes ſchildert.

Die erſte Scene des vierten Actes führt uns in das Kloſter di San Salvadore in Brescia, wohin ſich Ermengarda zurückzog. — Die Unglückliche tritt auf, krank und ſchwach; ihre Schweſter Ansberga, Aebtiſſin des Kloſters, iſt bei ihr; ſie ſpricht von ihrem nahen Tode, und wünſcht, doch laſſen wir ſie ſelbſt reden.

Schweſter, dies
Verweig're nicht; ſuch' einen Treuen, der,
Wann es auch ſey und wo, ſich nähern könne
Dem wilden Feinde unſeres Geſchlechtes.

Ansberga.

Karl!

Ermengarda.

Du haſt ihn genannt; er künde ihm,
Daß Irmgard ohne Haß ſchied von der Erde,
Und daß ſie Gott beſchwört, er möge nimmer
Für Alles, was hienieden ſie gelitten,
Zur Rechenſchaft ziehn, wer es ſey, da ſie
Aus ſeinen Händen Alles doch empfing.
Das ſag' er ihm und — wenn dem ſtolzen Ohr
Zu herbe nicht das Wort erklingt — ich hätt' ihm
Verziehen. — Willſt Du's thun?

Ansberga.

So empfange
Der Himmel meine letzten Worte einſt,
Als mir die Deinen werden heilig ſeyn. *)

---

*) — — Sorella .... oh! questo
Non mi negar ..... trova un Fedel che possa
Quando che sia, dovunque, a quel feroce
Di mia gente nemico approssimarsi ....

Ansberga.

Carlo!

Ermengarda.

Tu l'hai nomato: e si gli dica:
Senza rancor passa Ermengarda: oggetto
D'odio in terra non lascia, e di quel tanto
Ch' ella sofferse, Iddio scongiura, e spera
Ch' egli a nessun conto ne chiegga, poi
Che dalle mani sue tutto ella prese.
Questo gli dica, e .... se all' orecchio altero
Troppo acerbo non giunga esta parola .....
Ch' io gli perdona. — Lo farai?

Ansberga.

Le estreme
Parole mie riceva il ciel, siccome
Queste tue mi son sacre.

Als aber Ansberga ihr erzählt, Karl habe ihre Nachfolgerin Hildegard im Lager bei ſich, wird ſie ohnmächtig und verfällt, wieder zu ſich kommend, in Wahnſinn; dann ſinkt ſie von Neuem in Ohnmacht, und in vollem Bewußtſeyn, daraus noch einmal erwachend, fühlt ſie den Tod nahe und läßt ſich auf ihr Lager bringen. — Ein auftretender Chor beſchreibt ihr Ende und beklagt ſie. In der folgenden Scene erſcheint auf dem Walle von Pavia Guntigi, der die Stadt befehligt; er erwartet in der Mitte der Nacht Swarto, welcher ſich bald darauf einfindet; der Verrath und demzufolge die Uebergabe der Stadt und die Auslieferung des Deſiderius, wird beſchloſſen. —

Zu Anfange des fünften Aufzugs hat ſich Karl der Stadt Pavia bemächtigt, Deſiderius iſt gefangen. — Adelgis, der ſich nach Verona warf, hält hier noch Stand; doch ſeine Soldaten ſind unzufrieden und erwarten, um ſich zu ergeben, nur Karl's Aufforderung, welcher in Perſon die Belagerung leitet. Adelgis ſucht ſich durchzuſchlagen, aber er wird tödtlich verwundet und gefangen zu Karl gebracht, in deſſen Zelte er, in den Armen ſeines Vaters, ſeine edle Seele aushaucht, nachdem er von dem Sieger das Verſprechen erlangt, die Gefangenſchaft des unglücklichen Greiſes zu mildern. —

Dieſer magere Auszug würde ſchon hinreichend ſeyn, zu zeigen, daß Manzoni in dieſem zweiten Trauerſpiele bedeutende Fortſchritte gemacht. — Die Handlung ſchreitet raſch vorwärts, und wir wüßten an ihr nichts weiter zu tadeln, als die Menge von Epiſoden, welche zur Rundung des Ganzen nichts beitragen und eigentlich den Gang hemmen, wie z. B. Swarto's Liſt und Glück und Anfrids, Adelgis Freund, Heldentod, oder Roland's Aerger; allerdings greifen dieſe Nebenhandlungen in die Haupthandlung ein, oder richtiger, ſie ſind mit ihr verknüpft, aber ſie hängen ſo loſe mit derſelben zuſammen, daß ſie, faſt ohne eine Lücke zu machen, daraus entfernt werden könnten, auch dienen ſie nicht zur Entwickelung der Hauptcharactere. Hierin liegt, meiner Meinung nach, ein großer Fehler, da die Aufmerkſamkeit dadurch zerſtreut und getheilt wird. — Solche Epiſoden ſind der Staffage in einem Gemälde zu vergleichen, aber ſie müſſen begründet ſeyn in der Natur des Ganzen. — Die Charactere ſind dagegen vortrefflich gezeichnet, voll Wahrheit und Leben, jeder eigenthümlich. — Zwar erblicken wir Karl den Großen nicht, wie wir uns ihn zu denken gewohnt ſind, er iſt, wie Fauriel richtig bemerkt, weder der Held des Sagenkreiſes, noch der Heilige der römiſchen Kirche, oder der Gründer eines gewaltigen Reichs, aber er iſt, wie ihn Manzoni hinſtellte, ein ganzes Gebilde, und es hing von dem Dichter allein ab, ihn zu ſchaffen, wie er ihn brauchte, ſobald er ſeine Schöpfung nur conſequent durchführte, und das iſt hier der Fall. — Geſtalten, wie Adelgis und Irmengard, müſſen Theilnahme und Mitleid erwecken; ſelbſt die untergeordneten Perſonen erſcheinen in ſich abgerundet und repräſentiren wirklich, was ſie darſtellen ſollen. — Die Diction des Stückes iſt lobenswerth, und will man einmal die Chöre in ihrer Stellung gelten laſſen, ſo darf man ihnen, als lyriſchen gelungenen Poeſieen, das ihnen gebührende Lob nicht verſagen. — Endlich hat der Dichter wohl verſtanden, die Maſſen klar und deutlich in Bewegung zu ſetzen.

Manzoni's lyriſche Poeſieen erſcheinen mir, trotz manchem Vortrefflichen, das ſie enthalten, doch zu geleckt und geziert, und man ſieht ihnen nicht an, daß ſie aus begeiſterter Bruſt ſtrömten, wohl aber, daß ſie mühſam zuſammengeſetzt wurden. — Die vier heiligen Hymnen ſind, unſerer Meinung nach, für einen katholiſchen Dichter viel zu kalt und gemeſſen, und das einzige berühmte Sonnett Menzoni's *) iſt uns weit lieber, als dieſe fünf gekünſtelten frommen Geſänge. — An wahrer Begeiſterung fehlt es ferner auch der durch Goethe's leider verunglückte Bemühung ziemlich bekannten Ode auf Napoleons Tod: **Il cinque Maggio.** — Wie nüchtern iſt nicht die Reflection, die ſich durch das Ganze zieht. Er war, und ſtarr wie ſeine Leiche ſteht die Erde bei der Botſchaft; ich habe ihn weder gehöhnt, als er ſank, noch geprieſen, als er ſtieg, jetzt ſoll meine jungfräuliche Muſe ihn feiern, in einem Geſange, der vielleicht nicht ſterben wird. — Er herrſchte von Oſt nach Weſt, von Süd nach Nord, mit wahrem Ruhme? das ſteht dahin. — Die Zukunft mag richten. Wir beugen uns vor Gott, deſſen Vaterhand ihn nach ſo vielen Schickſalen freundlich hinüberführte in die Gefilde des Friedens. — Freue dich, Glaube, daß ein ſo Stolzer ſich dir beugte, und entferne jedes ſchmähende Wort. —

---

*) Quando Gesù con l'ultimo lamento etc.

Eben ſo verunglückt ſcheint mir Manzoni's hiſtoriſcher Roman Gli sposi promessi, in welchem man deutlich ſieht, daß er gar nicht Herr der Idee eines ſolchen Kunſtwerkes war. Wie ermüdend und ſchleppend zieht ſich der ganze Faden, durch geſchichtliche Gelehrſamkeit zur Ungebühr ausgeſponnen, fort. — „Die Verlobten" ſind durch von Bülow's und Leßmann's Bemühungen ſo verbreitet und bekannt worden, daß Sie mir gewiß jedes längere Verweilen bei denſelben als überflüſſig gern erlaſſen werden.

Das italieniſche Luſtſpiel, das durch Goldoni einen ſo hohen Schwung bekam, iſt ſeit dieſer Zeit von bedeutenden Talenten mit Erfolg cultivirt worden. — Als geſchätzte Dichter in dieſer Gattung gelten in neuerer und neueſter Zeit Federici, de' Roſſi, Sografi, Nota und der Graf Giraud, ich darf jedoch, um unſerem Plane treu zu bleiben, nur bei den beiden Letzteren verweilen.

Alberto Nota, ſeinem Stande nach ein Advocat aus Piemont, hat ſich unbezweifelt nach deutſchen, vorzüglich Ifflandiſchen Muſtern gebildet.*) Er iſt ein genauer und ſcharfſinniger Beobachter der Natur, und enthüllt mit ſicherem Scharfblicke die unſerer Zeit eigenthümlichen Laſter und Gebrechen;

---

*) Die beſte Ausgabe ſeiner Komödien iſt diejenige, welche in vier Bänden in 8., Turin 1818, bei Domenico Pane erſchien.

ſeine Gemälde ſind treue Copieen Alles deſſen, was ſich täglich im Leben ereignet. Seine Diction iſt elegant und rein; ſeine Charactere ſind vortrefflich und wahr gezeichnet; er weiß das Intereſſe durch geſchickte Anlage der Situationen zu ſpannen und rege zu erhalten; aber er moraliſirt zu ſehr, und es fehlt ihm durchgängig an wahrer komiſcher Kraft; ich verweile deshalb nicht länger bei ihm, da das Genre der **Comédie larmoyante**, dem er ſich widmete, ſich bei uns ſchon lange überlebt hat, und wir doch endlich mehr und mehr davon zurückkommen, die Bühne mit Darſtellungen der alltäglichſten Miſere ausgefüllt zu ſehen, wie ſie uns Iffland in ſeinen in mancher anderen Hinſicht durchaus werthvollen Stücken brachte, wo

Der Poet iſt der Wirth und der letzte Actus die Zeche,
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch;

und ſchieben wir dazwiſchen ein,

Wo nothwendig das Stück im kleinſten Ländchen ſich abſpielt,
Daß man den Fürſten als Gott habe bequem bei der Hand;
Ward des Morgens der Rath vom Präſidenten gemartert,
Geht er des Mittags auf's Schloß, und nach dem Kaffee wird's gut.

Anfängern in der italieniſchen Sprache ſind Nota's Luſtſpiele als Lecture, und unter dieſen beſonders **la Pace domestica** (der Hausfrieden) vorzüglich zu empfehlen; die etwanige Langeweile, welche ſie dabei ſpüren, da ſie noch nicht ſo weit ſind, ſich an der Eleganz und Reinheit der Sprache freuen zu können, mögen ſie auf Rechnung des Lernens einer fremden Sprache, die im Anfange immer etwas Langeweile verurſacht, ſchieben. Nota's vorzüglichſtes Stück iſt wohl **La donna ambiziosa** (die ehrgeizige Frau). — In der letzten Zeit hat der Verfaſſer, ſeitdem er Unterintendant von Nizza wurde, wenig mehr für die Bühne gethan.

Mit wahrem Beruf und mit großem Erfolg nahm ſich in neueſter Zeit ein römiſcher Edelmann von franzöſiſcher Abkunft, der Conte Giraud, des italieniſchen Luſtſpiels an. Seine Arbeiten zeichnen ſich vorzüglich durch glücklich erfundene Intrigue, rege Lebendigkeit, einen vortrefflichen und witzigen Dialog, ſchlagend komiſche Situationen und eine ihm ganz eigenthümliche Gutmüthigkeit aus. Giraud verſpottet die Thorheit, aber ohne zu beleidigen, und ſelbſt da, wo er die poſſenhafteſten Verhältniſſe herbeiführt, verletzt er nie die Achtung, welche man dem Hergebrachten ſchuldig iſt; ja, was noch mehr gilt, er weiß faſt in derſelben Zeit das Zwerchfell durch die komiſcheſten Einfälle zu erſchüttern und das Herz zu rühren, und aus Allem leuchtet wirklicher Geſchmack hervor. — Der einzige, freilich erhebliche Tadel, der ihn trifft, iſt der, daß er zu weit geht in der Freiheit, welche die Bühne geſtattet, und mitunter Situationen, ja ganze Intriguen bringt, welche an das Unſchickliche ſtreifen.

In der Sammlung ſeiner Luſtſpiele *) zeichnen ſich vorzüglich **L'ajo nell' imbarazzo** (der Erzieher in Verlegenheit), **Il Figlio del Signor Padre** (der Sohn des Herrn Vaters) und **La capricciosa confusa** (die verwirrte Eigenſinnige) als die gelungenſten aus. — Die kleinen Stücke ſeines Privattheaters ſind voll der feinſten Menſchenkenntniß und der glücklichſten Erfindung. — Um Sie mit ſeiner Art und Weiſe bekannt zu machen, erlaube ich mir, Ihnen den Inhalt und einige Scenen ſeines **Ajo nell' imbarazzo**, welchen Th. Hell unter dem Titel: der Hofmeiſter in tauſend Aengſten, verſtümmelt auf die deutſche Bühne brachte, mitzutheilen. Don Gregorio Cordebono, der Erzieher zweier Söhne des Marcheſe Giulio Antiquati, wird vom Vater beauftragt, den Grund der Melancholie des älteſten Sohnes, Marcheſe Enrico, zu erforſchen. — Dieſer macht ihn zum Vertrauten, nachdem Don Gregorio ihm ſeinen Beiſtand gelobt. — Der junge Mann, ſeit einem Jahre heimlich verheirathet, hat Weib und Kind. — Gregorio muß dieſe Letzteren in ſeinem eigenen Zimmer verbergen vor dem alten Marcheſe, und kommt dadurch in tauſend Verlegenheiten, von denen eine noch komiſcher als die andere iſt, ohne jedoch den guten Lehrer ſelbſt lächerlich zu machen; ſeine Gutmüthigkeit erweckt vielmehr die innigſte Theilnahme. Endlich wird Alles entdeckt und löſt ſich zu allgemeiner Zufriedenheit auf.

---

*) Commedie del Conte Giovanni Giraud. Milano 1823. 3 T. in 8. — Teatro domestico d. C. G. G. Milano 1822. 2 Bde. in 8.

In der lyriſchen Poeſie, welche früher ſo hoch in Italien verehrt wurde, haben ſich in neueſter Zeit nur ſehr Wenige ausgezeichnet. — Zu dieſen gehören vorzüglich, außer dem bereits erwähnten Monti, Hippolyt Pindemonte, der Bruder des Tragikers; Roſini, der Verfaſſer der Fortſetzung des Manzoni'ſchen Romans, der Abate Caſti, Ugo Foscolo. Da ſich die beiden Letzteren auch in anderen Fächern ausgezeichnet haben, ſo geſtatte ich mir, ihrer ausführlicher Erwähnung zu thun.

Giambattiſta Caſti ward (höchſt wahrſcheinlich im Jahre 1721) zu Montefiascone geboren und genoß im dortigen Seminar eine gelehrte Erziehung. Er zeichnete ſich früh durch ſeine Talente aus, und wurde ſchon im ſechszehnten Jahre ſeines Alters als Profeſſor der Litteratur an derſelben Lehranſtalt angeſtellt. Hier verweilte er bis 1764, doch begab er ſich dann, zu ſeiner eigenen Ausbildung, nach Rom, wo er ſich durch 216 komiſche Sonnette auf einen und denſelben Gegenſtand einen nicht unbedeutenden Ruf erwarb; dann verließ er ſeine Vaterſtadt und reiſte in Geſellſchaft eines Landsmannes, des Tonkünſtlers Guarducci, nach Florenz, zur Zeit der Vermählung des Großherzogs Leopold. — Einige Gedichte, welche er dieſem Fürſten widmete, und welche beſonders der Gemahlin deſſelben gefielen, verſchafften ihm die Stelle eines Hofdichters mit 300 Scudi Gehalt. — Als bald darauf Joſeph II. zum Beſuch nach Florenz kam, wußte Caſti den Monarchen ſo für ſich einzunehmen, daß er ihn nach Wien einlud. — Von hier aus beſuchte er, den Sohn des Grafen Kaunitz begleitend, die vorzüglichſten Höfe und Hauptſtädte Europa's, und begab ſich dann nach Petersburg, wo ihn Katharina II. ebenfalls ſehr huldreich aufnahm. — Zum Dank beleuchtete er das Leben dieſer Semiramis des Nordens, wie ſie Voltaire ſchmeichelnd und boshaft nennt, mit einer ſatyriſchen Fackel, in einem Gedichte **Tartaro**. welches er freilich erſt nach ſeiner Rückkehr in Wien herausgab, und das ihm nicht nur keinen Beifall, ſondern eine Menge Verdrießlichkeiten zuzog. Joſeph **II.** rieth ihm ſelbſt, eine Reiſe nach Conſtantinopel zu machen, und ſchenkte ihm das Reiſegeld dazu. Caſti ermangelte nicht, ſeinem großen Beſchützer zu folgen; er ſchiffte ſich demzufolge in Venedig ein, verweilte über ein Jahr in der Türkei, und kehrte erſt wieder zurück, als ſich der Lärm über ſein Gedicht mehr und mehr gelegt hatte. — Von nun an verweilte er bis zum Jahre 1796 in Wien, wurde unter dem jetzigen Kaiſer Hofpoet, und ging dann erſt auf ein Jahr nach Italien, dann 1798 nach Paris, wo er im Jahre 1804 den 16. Februar in hohem Alter eines plötzlichen Todes ſtarb.

Caſti war in jeder Hinſicht ein ausgezeichneter Menſch, der weit Bedeutenderes geliefert haben würde, wenn ihm das Schaffen nicht zu leicht und er daher nachläſſig geworden wäre. — Herrſchaft über Gedanken und Sprache, glänzender und gefälliger Witz, Reichthum der Phantaſie, die indeſſen gar zu willig Abwege einſchlägt, Anmuth und Wechſel der Farbengebung, zeichnen ſeine Leiſtungen aus, nur behandelt er Alles zu ſpielend, und ſein Hang zur Satyre, dem er oft zu gefällig den Zügel ſchießen läßt, verleitet ihn zu häufig, Sittlichkeit und Anſtand zu verletzen. — Er verſuchte ſich in faſt allen Gattungen der Poeſie. — Am berühmteſten ward er durch ſein komiſches Epos **Gli animali parlanti** (die redenden Thiere) und ſeine mit Recht verrufenen **Novelle galanti**. — In dem erſteren geißelt er, die Thiere als Repräſentanten der Menſchen hinſtellend, und in deren Thun das Thun der Letzteren parodirend, die Gebrechen und Laſter der Geſellſchaft; daß er dabei mitunter nach dem Leben malte, leidet keinen Zweifel, dieſer Umſtand raubt aber jetzt, wo der Mehrzahl der Leſer Zeit und Localität zu fern liegen oder ganz unbekannt bleiben, dieſem Gedichte einen großen Theil des eigentlichen

Intereſſe; und ſo ſehr auch Einzelnes gefällt, ſo reicht dieſes doch nicht hin, um während der Lecture von ſechs und zwanzig Geſängen vor Ermüdung und Langeweile zu bewahren. —

Die Novelle galanti, zwei und vierzig an der Zahl, ſind eine Reihe lasciver Erzählungen in Ottave rime, unſittlich in jedem Worte, aber unbedingt das Gefälligſte und Witzigſte, was je in dieſer Art geſchrieben wurde. — Die Arioſtiſche Bonhommie, welche ſich Caſti anzueignen wußte, giebt dieſen Gedichten ohne Zweifel einen beſonderen Reiz und macht ſie deſto gefährlicher; ſie gleichen Erzählungen eines gebildeten Wüſtlings, der in ſeinen alten Tagen behaglich von den Sünden ſeiner Jugend ſchwatzt und ſie im Vortrage noch einmal durchlebt. Ich würde ſie gar nicht berührt haben, wenn ſie nicht zu allgemein bekannt wären. —

Seine lyriſchen Poeſieen erfreuen ſich ausgezeichneter Eleganz; ſie ſind faſt alle tändelnd, vorzüglich die ſogenannten Oden, und enthalten daher keine großen Gedanken; aber der ſeltene Wohllaut der Sprache, die glänzenden Bilder, die Gewandtheit des Ausdrucks, welche ſie beſitzen, ſtellt ſie den erſten Gedichten dieſer Art gleich. —

Die Reihe von Sonnetten, deren ich ſchon früher Erwähnung that, kann, da Alle denſelben Gegenſtand behandeln, die Quaalen, welche der Dichter von einem ungeſtümen Gläubiger, dem er drei Giuli, ungefähr neun Groſchen ſchuldig iſt, erleiden muß, auf die Länge nicht gefallen, man müßte denn, wie ſo mancher Italiener, nur ſeine Freude am Bau der einzelnen Sonnette und an der Verſchränkung der Reime finden. Für eine Spielerei iſt die Sache zu ſehr ausgedehnt, und einer Citrone zu vergleichen, welche bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt wurde. Einzelne Sonnette ſind allerdings voll glücklicher Einfälle, aber die Mehrzahl iſt fade und platt, was auch nicht anders ſeyn konnte, da der Grundgedanke zu ärmlich und einſeitig iſt. — Das Gelungenſte ſcheint mir Folgendes zu ſeyn.

Dicht bei dem Nordpol, in den kürz'ſten Tagen,
Wenn recht in voller Kraft des Winters Drang,
Erſtarret in der Luft, ſo hört' ich ſagen,
Ein jeglich Wort und iſt ohn' allen Klang.
Doch endet dieſe Zeit ſo trüb' und bang,
Und kann die Sonne erſt ſich näher wagen,
Daß ſie die Luft aufthaut, das Eis zerſprang,
Bald hier bald da an's Ohr uns Worte ſchlagen.
Wär' ich mit Dir, mein Manichäer, dort
Geweſen in der Winterszeit, ſofort
Als nur der Froſt aufhört mit ſeinem Grimme,
Verwundert ſich ein Jeder, eine Stimme
Zu hören, und doch Nichts zu ſehn, die Schulden
Eintreibend, unſichtbar laut ruft: Mein Gulden! *)

Caſti hat ferner mehrere Dramen für Muſik geſchrieben, denen es nicht an Intereſſe fehlt. — Unter dieſen iſt **Il Cublai** das Poſſenhafteſte und Ergötzlichſte. —

Ganz als Gegenſatz zu Caſti erſcheint der Mann, mit welchem ich abſichtlich zögerte, ehe ich Ihnen denſelben vorführte: theils um durch den Contraſt, den er hier zu ſeinem ſchmiegſamen, laſciven Vorgänger bildet, ſeine großen Eigen-

---

*) Là presso il polo nei più corti di
Allorchè il verno imperversando va,
Dicon che in aria stringa il gel così
La parola talor, che suon non fa;
E quando poi la ria stagion finì,
E più d'appresso il sol scioglie e disfa
L'aere addensato che già il ghiaccio unì
S'odon suonar parole or qua or là.
Or se ivi, o Creditor, per alcun pò
Nella fredda stagion stess' io con te
Credo che quando il crudo gel cessò
Ben stupiria talun, che intorno a se
Udria senza veder chi la formò
Voce che chiederebbe i *Giulj* tre.

ſchaften in ein deſto helleres Licht zu ſtellen, theils aber auch, um dieſen Abſchnitt mit einem würdigen Sohn des ſchönen Landes **che il mar circonda e l'alpe**, zu ſchließen. — Es iſt der in Deutſchland durch ſeinen halb poetiſchen, halb ſentimentalen Roman ſchon ſehr bekannte Hugo Foſcolo. Er wurde im Jahr 1773 zu Zante geboren, ſtudierte zu Padua unter Ceſarotti's Leitung, und trat zuerſt als Trauerſpieldichter zu Venedig mit ſeiner Tragödie Thyeſtes auf, welche damals mehr Beifall fand, als ſie eigentlich verdient, und ſpäter in Vergeſſenheit gerieth. — Sein neueſtes Werk waren die durch das Schickſal und den Selbſtmord ſeines unglücklichen Bruders veranlaßten Briefe zweier Liebenden (**Lettere di due amanti**), welche er ſpäter umarbeitete und unter dem Titel **Ultime Lettere di Jacopo Ortis** herausgab. In dieſelbe Zeit fallen zwei Oden, die eine an Pallavicino, die andere an eine geneſene Freundin; die glücklichſten Arbeiten Hugo Foſcolo's in dieſer Gattung. — Er hatte damals Kriegsdienſte genommen und die Belagerung von Genua durch Maſſena, in dieſer letzteren Stadt, mitgemacht. Im Jahre 1803 ging er mit einem italieniſchen Regimente als Capitain nach Calais; ſpäter wurde er Adjutant des Generals Caſſarelli, dem er ſeine 1808 und 1809 beſorgte Ausgabe der Werke Montecuculi's widmete. Bald darauf vertauſchte er die Waffen mit der Feder, indem er an Monti's Stelle Profeſſor der Litteratur zu Pavia wurde. Er eröffnete ſeinen Curſus mit einer Rede über Urſprung und Zweck der Litteratur; doch bekleidete er dieſe Würde nicht länger als zwei Monate, da die Vorleſungen auf den Univerſitäten zu Pavia, Bologna und Padua durch höheren Machtſpruch geſchloſſen wurden. Bald darauf erſchien ſein berühmtes Gedicht „die Gräber,“ welches ungeheueres Aufſehn in Italien machte, und eine Menge Nachahmer aufregte. Nach dem Sturze Napoleon's begab er ſich nach der Schweiz und von dort nach England, wo er ſich mit litterariſchen Arbeiten, beſonders mit engliſch geſchriebenen Commentaren über Dante und Petrarca, beſchäftigte. — Er ſtarb am fünften

October 1827 zu Turnhamgreen in ärmlichen Verhältniſſen. *)

Hugo Foscolo war ein in jeder Hinſicht höchſt ausgezeichneter Menſch, doch fehlte ihm noch viel zu einem bedeutenden Dichter; ſein Verſtand herrſcht zu ſehr vor in allen ſeinen Werken, und Raiſonnement vertritt faſt durchgängig die Stelle der poetiſchen Begeiſterung. — Glühende Freiheitsliebe, Streben für Wahrheit und Recht, und männliche Kraft beſeelen ihn; er iſt einer der wenigen würdigen Italiener neueſter Zeit, deren eifriges Streben dahin geht, ihre erſchlafften Landsleute aus ihrer Lethargie aufzurütteln, und jene ſchönen Eigenſchaften, die einſt den tapferen Sohn jenes herrlichen Landes ſchmückten, wieder zu beleben und auszubilden. Geiſt und Wiſſen ſind nicht geringe Zierden ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen, doch verſchmäht er theils, im raſtloſen Verfolgen ſeines Zweckes, die tauſend kleinen Mittel, welche als gefällige Diener des Dichters dazu beitragen müſſen, Herz und Sinn des Leſers zu gewinnen, theils beſitzt er ſie nicht, vorzüglich keine Phantaſie.

Sein Roman iſt durch zwei vortreffliche Ueberſetzungen und mehrere in Deutſchland beſorgte Ausgaben des Originals ſo ſehr bekannt, daß es überflüſſig wäre, denſelben noch genauer characteriſiren zu wollen, zumal da ein eigenes Zuſammentreffen im Plan mit den Leiden Werthers von Goethe, ihm noch größeren Reiz verlieh, und unnütze kritiſche Forſchungen veranlaßte. Hugo Foscolo's Werk hat vor dem Goethe'ſchen die politiſche Tendenz und das daraus entſpringende Intereſſe voraus, wogegen Werthers Leiden ein unendlich bedeutenderes Kunſtwerk iſt, was ſich bei einer ſelbſt oberflächlichen Vergleichung alsbald offenbart. — In ſeinen Trauerſpielen folgt Hugo Foscolo ſtreng der Alfieri'ſchen Schule,

---

*) Giuseppe Pecchio, Vita di Ugo Foscolo. Lugano, 1830.

ja er ſtrebt faſt in der Einfachheit der Handlung und in der Glanzloſigkeit der Diction noch weiter zu gehn, und legt ſich beinahe ſklaviſche Feſſeln auf. — In ſeinem didactiſchen Gedichte die Gräber iſt ſein Ideengang zu ſtreng und kalt; der gerechte Zorn beſeelt ihn zwar, aber er begeiſtert ihn nicht, und es fehlt ſeinem Erguſſe daher durchaus an eigentlichem poetiſchem Schmuck; denn was er in dieſer Hinſicht hinzuthut, iſt mehr erborgt und nachgebildet, als eigenthümlich. — Das Gedicht mußte großes Aufſehn machen, weil es den Italienern in einem ernſten und gediegenen Tone ihre Erbärmlichkeit vorhält; die wahren Patrioten traten daher entzückt auf des Verfaſſers Seite; Andere, wie z. B. Hippolyt Pindemonte, ſuchten zu vermitteln, indem ſie daſſelbe Sujet behandelten und die Dinge in ein milderes Licht ſtellten; wieder Andere, verletzt, weil ſie ſich heimlich getroffen fühlten, ſtanden entſchieden dagegen auf. — Foscolo's lyriſche Poeſieen ſind nicht bedeutend; ſeine wiſſenſchaftlichen Abhandlungen dagegen haben die gerechteſten Anſprüche auf großes Lob. — Er war ein Mann, wie ſie jeder Bürger, dem ſein Vaterland am Herzen liegt, dieſem wünſchen wird, und der Gedanke, daß er in der Fremde ſein Leben endete, muß jegliches fühlende Herz mit Trauer erfüllen.

Ich erlaube mir, Sie noch ſchließlich auf einige Namen aufmerkſam zu machen, die zwar nicht Anſpruch auf großen Dichterruhm machen können, aber doch verdienen, genannt zu werden. — Zu dieſen gehören Angelo d'Elci als Satyriker; Dan. Florio und Ceſare Arici als epiſcher, Meli und Genenio als lyriſche Dichter; Le Bon und Carlo Federici wegen gelungener Luſtſpiele, Ruffa als Tragiker. — Der hiſtoriſche Roman fand ebenfalls in der letzten Zeit Eingang in Italien; der ſüßliche und gezierte Bertolotti trat zuerſt in dieſer Gattung auf; ſpäter zeichneten ſich Manzoni (Sposi promessi) und Roſini (Monaca di Monza) darin aus; eigentlich Bedeutendes wurde aber nicht geliefert, und es blieb nur bei der Nachahmung der Vorbilder des großen Unbekannten. — Die Italiener haben nie etwas Vorzügliches auf dieſem Felde geleiſtet, ſo bedeutend ſie ſich auch auf dem verwandten Gebiete der Novelle bewährten. — Auf dieſem letzteren erſcheinen die vier Novellen eines Schulmeiſters (**Quattro novelle di un maestro di scuola,** deutſch in dem 1830 bei Barth erſchienenen Proteus) als das Gelungenſte neueſter Zeit. — Dagegen iſt Pananti's verſificirter Roman, **Il poeta di teatro,** nicht viel beſſer, als ein Pasquill. —

Funfzehnte Vorleſung.

Portugal.

Ueberblick der Geſchichte der portugieſiſchen Sprache und Litteratur.

Die portugieſiſche Sprache ſtammt, wie die ſpaniſche, aus dem Lateiniſchen. Unter der Herrſchaft der Gothen war im Geſchäftsgange, wie unter den Litteraten, in den Ländern, die ſeitdem den Namen Portugal erhielten, allgemein die lateiniſche Sprache im Gebrauch. Durch Vermiſchung mit germaniſchen Idiomen wurde aber das Latein verdorben und kam allmählig, ſeit dem Einfall der Araber in dieſe Länder, ab. Von dieſer Zeit bis auf die Entſtehung einer portugieſiſchen Sprache werden mehrere chriſtliche Dichter und Ritter genannt, die in der Sprache der neuen Sieger dichteten, während man kaum noch hier und da in klöſterlicher Abgeſchiedenheit einige Geiſtliche fand, die im Stande waren, Virgil's Sprache rein und richtig zu ſchreiben. Zur Zeit des Kampfes, der die Vertreibung der Mauren herbeiführte, kam die lateiniſch-romaniſche Sprache zu Ehren. Raynouard hat auf unbeſtreitbare Weiſe dargethan, daß die Sprache der erſten Troubadours beinahe die Sprache der Dichter war, die nach dem Siege des Alfons Henriquez bei Ourique auftraten. Bis zu dieſer Epoche läßt man den Urſprung der portugieſiſchen Sprache hinaufſteigen. Das Portugieſiſche hat eine große Zahl arabiſcher Wörter behalten, ohne von ſeiner Lieblichkeit zu verlieren. Es hat nicht die ſtarken Kehlaſpirationen, die im Spaniſchen vorherrſchen, und ihm einen Klang von Majeſtät geben; wiewohl auch Camoens in einer Sprache ſchrieb, die feſt und nachdrücklich ſeyn konnte. Dabei ähnelt es dem Latein ſo ſehr, daß mehrere Autoren ſich übten, Stücke in Poeſie und Proſa lateiniſch und portugieſiſch zugleich zu liefern. Eben ſo kennt man ein Sonnett von Montemayor, das zugleich caſtilianiſch und portugieſiſch iſt.

Im XV. Jahrhundert geſchah die Feſtſtellung der portugieſiſchen Nationalſprache. Jetzt iſt das Portugieſiſche eine der ausgebreitetſten Sprachen in Europa; es iſt die Sprache, die von den portugieſiſchen Juden nach Amſterdam, nach Hamburg, nach Tyrol getragen wurde, die Sprache, die in Braſilien, im Azoren-Archipel, an den africaniſchen Küſten, in Indien und in China geſprochen wird. Wie die andern Sprachen des ſüdlichen Europa, hat das Portugieſiſche mehrere Ausdrücke aus dem Franzöſiſchen herübergenommen und an Originalität verloren.

Die portugieſiſche Litteratur iſt in Europa wenig bekannt: man glaubt allgemein, daß ſie eins mit dem Spaniſchen iſt, und mit Unrecht. Was dieſe, die jetzt der Gegenſtand unſerer Unterſuchungen iſt, beſonders characteriſirt, ſind die epiſchen Gedichte, und die nationalen Geſchichtswerke, die man in ſo reicher Zahl darin antrifft. Die portugieſiſche Litteratur kann in fünf ſehr getrennte Perioden getheilt werden.

Die Portugieſen entzogen ſich dem mauriſchen Joche eher, als die Spanier. Ein franzöſiſcher Prinz aus dem Stamme der Kapetinger, Heinrich von Burgund, giebt der Macht der Eroberer den erſten Stoß. Sein Sohn Alfons Henriquez ſtürzt ſie gänzlich in der berühmten Schlacht bei Ourique und gründet die portugieſiſche Monarchie. Der erſte König von Portugal war auch einer ſeiner erſten Schriftſteller. Bald ſah man mehrere Dichter aufblühen, einen Egaz Moniz, Gonçalo Hermiguiez. Es errichtet Macias, der den Beinamen der Verliebte (**enamorado**) führt, ſeiner Liebe und ſeinen Leiden durch ſein Genie ein bleibendes Monument. Er ſchreibt in galiciſcher Mundart, und gründet eine zahlreiche Schule, die ſeinen Einfluß weiter über die ganze Halbinſel verbreitet hat. Bemerkenswerth iſt, daß man bei keiner Nation ſo viel Könige und Fürſten ſieht, die die Litteratur begünſtigt oder ſelbſt angebaut haben. Aufgeklärter als die andern Fürſten Europa's, geſtatteten Portugal's Fürſten ihren Völkern eine Freiheit, die andern Nationen unbekannt war, und die Einführung der Cortes in Portugal ſtammt aus dieſer Zeit. In eben dieſer Periode preiſt man den Namen Dionys als den Gründer der Univerſität Coimbra, als Landesverbeſſerer und als kriegeriſchen König. Er war Dichter nach der Weiſe unſerer Troubadours, und trug viel zu dem Aufgehn der helleren Sterne Portugal's bei. Unter dieſem Monarchen, ſagt man, lebte Vasco de Lobeira, der Vater der Ritter-Romane. Endlich wurden zur Zeit Don Pedro's die Archive von Lisboa (**Torre de Tombo**) geſtiftet. Fernando Lopez erſcheint und geht einige Zeit dem franzöſiſchen Froiſſart vorauf, mit dem man ihn vergleichen kann. In der durch Entdeckungen und Eroberungen glorreichen Periode Emanuel's werden der Litteratur die größten Aufmunterungen zu Theil: einheimiſche und fremde Gelehrte nach Coimbra berufen, um die Studien zu ordnen. Einige ſendet die pariſer Univerſität. Bernardin Ribeyro, ein Dichter voll Zauber in der Eclogen-Manier, tritt in ſeiner **Menina y Moca** als gewandter Proſaiſt auf, und Camoens legte ihm ſpäter den Namen Ennius der Portugieſen bei.

Emanuel ſtirbt; die Eroberungen in Indien haben Schätze in Portugal aufgehäuft, aber die Einführung der Jeſuiten hält die Bildung der Portugieſen zurück. Die Litteratur hat eine

Zeit der Schwäche: Joaõ III. aber, ſeinem Vorfahren nachſtrebend, richtet ſie wieder auf, und die glänzendſte Periode beginnt.

Das ſechszehnte Jahrhundert iſt für die Portugieſen, was das Zeitalter Ludwig's des XIV. für die Franzoſen war. Die Sprache ſteht auf der höchſten Stufe ihrer Ausbildung. Der eilfſylbige Vers (Hendecaſyllabus) iſt der allgemein angenommene. Sáa e Miranda reiſt nach Italien und bringt von dort Geſchmack für die Litteratur mit, die Dante und Petrarca berühmt gemacht. Dann bildet er ſeinen Styl zum Muſter harmoniſch vereinter Kraft und Naivetät. Antonio Ferreira wird als der zweite Geſetzgeber des portugieſiſchen Parnaſſes angeſehn: auf die glücklichſte Weiſe ahmt er die Griechen und die Schriftſteller des Auguſteiſchen Jahrhunderts nach. Er giebt Europa die erſte Character-Comédie: der Eiferſüchtige, und die erſte regelmäßige Tragédie: **Inez de Castro**, die ſpäter die Spanier ſich zueignen wollten. Noch im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts war es, daß ſich Gil Vicente ſeinem Genie für dramatiſche Poeſie überließ. Er hört auf keinen Führer, gewinnt aber den Enthuſiasmus der Nation für ſich und heißt ihr Plautus. Ohngefähr ein Jahrhundert geht er vor den ſpaniſchen Dramatikern voraus, denen wieder nun die Franzoſen folgten. Er iſt in Portugal der erſte Schriftſteller, deſſen Genie das Volk ergriff. Diego Bernardes, Andres de Caminha, Alvares de Oriente trugen mit zur Vervollkommnung der Sprache bei und vermehrten den litteräriſchen Ruhm der Nation. Wie ihre Vorgänger neigen ſie ſich zur Schäferpoeſie, eine Vorliebe, die ſich durch die Schönheit der Natur, die ihnen vor Augen lag, leicht erklärt.

Aber während dieſe Dichter der Gunſt des Glückes genoſſen, während ſie im Schutz des Hofes ihre Verſuche durchſetzten, die die Bewunderung der Nation erregen, irrt ein Mann, von Niemandem gekannt, in Armuth, nur ſeinem Muthe vertrauend, umher, beſteht Gefahren, deren Andenken er verewigen konnte; unaufhaltſam von einer Leidenſchaft getrieben, die das Schickſal ſeines Lebens iſt, verleugnet er ſeine Liebe nur, wenn er die Siege ſeines Volks beſingt: denkt er einen Augenblick an ſein Elend, ſo hat er doch den Ruhm vor Augen: die Liebe zum Vaterlande macht ihn Alles vergeſſen: er verlangt von den Königen nur, daß ſie ihn hören, damit ſie Theil an den hohen Empfindungen haben, von denen ſeine edle Bruſt erfüllt iſt, — das iſt Camoens. Den Stürmen entgeht er, damit er ſeine Luſiaden in's Vaterland bringen kann, und verhaucht ſein Leben im Hospital zu Liſſabon, an dem Tage, da die Kräfte des portugieſiſchen Reichs auf afrikaniſchem Sandfelde verrinnen. Immer nur Wahrheit reden, nie der Macht ſchmeicheln, war der Wahlſpruch des großen Mannes. Wer den Camoens lieſ't, wird dies Muth- und Tugend-Gefühl, das ſeine Poeſie belebt, anſtaunen, und erkennen, wie ſehr er der Dichter ſeines Volkes werden mußte, deſſen Geſänge bis nach Aſien wiederhallten, wenn die Nachkommen der Albuquerque ſich zum Kampf rüſteten. Dann wird ihm begreiflich werden, warum ein Portugieſe nie ohne ſichtliche Rührung den Namen Camoens ausſpricht.

Zu der Zahl berühmter Dichter, die Portugal aufzählt, hat es ſich auch ausgezeichneter Proſaiſten zu rühmen: dieſen Allen geht in Rückſicht auf den Styl João de Barros voran: wenn er aber gleich den Europäer über die Verhältniſſe Indiens aufzuklären vermag, ſo läßt er ſich doch zu oft vom Feuer ſeiner Imagination beſtimmen, und alle Vorurtheile ſeiner Zeit finden ſich wieder in ſeinen Werken. Oſorio verdient viel weniger dieſen letzten Vorwurf; er iſt durch ſeine klaren philoſophiſchen Ideen über ſein Zeitalter erhaben. Lucena's fließende durchgearbeitete Sprache iſt muſterhaft: Damien von Goes weiß lebhaft einzunehmen: Couto Caſtanheda, Albuquerque traten in Barros Fußtapfen, und die mitgetheilten Bemerkungen ſind um ſo werthvoller, da ſie am Schauplatz ſelbſt geſammelt ſind. Unter den Reiſenden dieſer Zeit zeichnet ſich Mendez Pinto aus, deſſen bewundernswürdige Sprache phantaſtiſche Vorſtellungen entſchuldigen muß. Portugal hat im ſechszehnten Jahrhunderte auch einen berühmten Antiquar, den Reſende, aufzuweiſen.

Den größten Theil des ſechszehnten Jahrhunderts hindurch hatten die drei einander folgenden Monarchen die Litteratur beſchützt, die ſie ſelbſt cultiviren halfen: als nach dem Unglückstage von Alcaſſar Kebis, wo mehrere große Dichter mitkämpften, das Scepter in die Hand eines ſchwachen Geiſtlichen, des Kardinals Heinrich, fiel: ſein Regiment ließ das Unheil errathen, was auf Portugal wartete. Inzwiſchen hatte Camoens den Impuls gegeben: ihn nachzuahmen, ſtrengten mehrere Dichter ihre Kräfte an. Cortereal und Rodriguez Lobo kann man als die Männer anſehn, die einen Uebergang zwiſchen den beiden Perioden herſtellen. Erſterer, der ein Krieger war, wie der Verfaſſer der Luſiaden, ſtrebt einer glühenden Phantaſie nach, mit einem verdorbenen Geſchmack: der Andere führt den Namen des portugieſiſchen Theocrit, und iſt der anziehendſte unter den bucoliſchen Dichtern ſeines Volks: auch ein epiſches Gedicht hat er geliefert, das aber in geringem Anſehn ſteht. Faſt alle folgenden Dichter haben im epiſchen Fache gearbeitet. Mauzinho Quebedo ſteht als kräftiger Dichter da in ſeinem Alfons dem Africaner: Pereira de Caſtro hat wohl dem Homer die antike Würde abgeborgt, die in ſeinem Gedichte von der Gründung Liſſabons bemerkbar wird. Von Sá e Menezes iſt die Eroberung von Malacca, in der noch ein ritterlicher Schwung fortwirkt, ganz im Contraſt mit ſeiner Zeit, die die Nation ſchon unter fremdem Joche gebeugt ſah. In dieſer Periode nehmen die Proſaiſten einen Character an, der ſie von den Autoren aus dem Zeitalter Joaõ III. ganz und gar getrennt hält. Wie es bei den Dichtern der Fall war, fehlt auch ihrer Sprache die Rundung und Ausglättung der verfloſſenen Litteratur-Periode: ſie treten geräuſchvoller auf und entſagen der natürlichen Haltung. Brito, Munoz de Liaaõ, Luiz de Suſa und Freyre d'Andrade haben noch große Schönheiten: aber auch ſie macht die Uebertreibung kennbar.

In den letzten Jahren der ſpaniſchen Oberherrſchaft ſchien Alles zuſammenzuwirken, den eignen Geiſt der Nation zu unterdrücken. Keira, der einzige große Mann dieſer Zeit, trug ſein Gefühl für Menſchenwohl in die amerikaniſchen Wälder; die Inquiſition hatte ihn verfolgt. — In der Poeſie zog man des Gongora lächerliche Geſchmacksregeln an, und viele der berühmteſten Autoren dieſer Zeit ſchrieben nur ſpaniſch; ein Violante do Ceo, ein Vascomelhos verdienen in unſern Tagen kaum erwähnt zu werden.

Das Haus Braganza ſtieg auf den Thron; aber noch lange vermochte die portugieſiſche Nation nicht, ſich von dem gewaltſamen Stoß zu erholen, den ſie am Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts erlitten. Eine nützliche Reform brachte Boileau's Freund, der Graf von Ericeira, in die Litteratur, indem er die Geſchmackslehre der Franzoſen einführte, und um dieſelbe Zeit entſtehn durch die Regierung zwei Akademien und genießen ihren Schutz. Mit der Einſetzung der Akademie der Arcadier (1751) werden vernünftige Lehren wirkſamer in der Litteratur: Garçao, Diniz, Manoel zeichnen ſich aus als Nachahmer der Alten. Zu Anfange des Jahrhunderts ſteht ein junger Dichter auf, Bocage, der ein faſt eben ſo unruhiges Leben als Camoens führte, und wie er der Dichter des Volkes geworden iſt. Im Jahr 1778 trat die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften an die Stelle der Arkader, und von ihren nützlichen Arbeiten ſtanden die glücklichſten Reſultate zu erwarten, aber die traurigen politiſchen Ereigniſſe und die grenzenloſe Tyrannei, welcher Portugal erlag, haben in unſeren Tagen alles freiere geiſtige Streben unterdrückt. *)

---

*) Bis hieher iſt dieſe Ueberſicht der gleichfalls von mir bearbeiteten aber noch nicht im Druck erſchienenen portugieſiſchen Litteratur-Karte von Jarry de Mancy und F. Denis entlehnt.

Unter den wenigen Dichtern, welche das neunzehnte Jahrhundert verherrlichten, zeichnet ſich beſonders Manoel Maria Barboſa du Bocage aus. Seine Schickſale haben große Aehnlichkeit mit denen ſeines unſterblichen Landsmannes Camoens. Wie dieſer, beſuchte er als Krieger Indien und China, und ward wie er durch eine Satyre auf den Ouvidor genöthigt, zu fliehn. — Er ſtarb zu Liſſabon zu Anfange dieſes Jahrhunderts im fünf und dreißigſten Jahre ſeines Alters.

Bocage iſt voll eines genialen Enthuſiasmus, der ihn mitunter zu weit treibt; man fühlt lebhaft bei Leſung ſeiner Schriften, wie durch ſeine wechſelnden Lebensverhältniſſe das Bedürfniß, ſeine Gefühle in Geſängen auszuſtrömen, in ihm entſtand. Tiefes Gefühl, Reichthum der Phantaſie, Gluth der Empfindungen, ſind ihm eigenthümlich; aber er giebt ſich zu ſehr dem erſten Eindrucke hin, um ſo mehr, als er eine außerordentliche Leichtigkeit der Rede beſitzt. Dies iſt vorzüglich in ſeinen Sonnetten bemerkbar, in welchen er zugleich einen unnachahmlichen Wohlklang und Zauber der Rede offenbart. — Seine Gedichte fallen größtentheils dem Gebiete der lyriſchen Poeſie zu; ausgezeichnet ſind ſeine Fiſcheridyllen, doch hat er ſich auch in anderen Gattungen verſucht. — Drei Tragödien, welche den Viriatus, Vasco de Gama und Alfons Henriquez zum Gegenſtande hatten, ließ er leider unvollendet.

Folgendes Sonnett, eins der ſchönſten des Dichters, möge Ihnen als eine kleine Probe dienen, doch kann ich es leider nur in freier Bearbeitung (aus früherer Zeit), und ohne das Original, das mir herbeizuſchaffen in Jena unmöglich fiel, mittheilen.

Unſchuld'ge reine Seele, Du enteilteſt
Zu rein'rer Sonne, wie ein Traum verrauſcht;
Des Daſeyn's Gut, bei dem ſo kurz Du weilteſt,
Haſt Du mit ew'gen Lebens Glück vertauſcht.
Zu Gottes Dienſt von Gott ſelbſt hingerufen,
Biſt Du von leerer Täuſchung ſchon befreit.

Dir winkt das Heil an ſeines Thrones Stufen,
Uns ſchmerzt des Angedenkens ſchweres Leid.

Unglücklicher, Du weinſt um die Verklärte,
  Die ew'ge Luſt bei ihrem Schöpfer fand,
  Und klagſt um ſie in bangem Herzens-Sehnen.
Vergieb Anarda, ihm, der tief Dich ehrte;
  Er ſoll ſich freuen, fordert ſein Verſtand,
  Allein die Liebe will nur ſeine Thränen.

Von den Werken der jetzt lebenden portugieſiſchen Dichter wird vorzüglich Jozé Agoſtinho de Macedo's Epos (**O Oriente**) der Orient, als ſehr bedeutend geprieſen; es iſt allerdings nicht ohne ſchöne Stellen, ſchmiegt ſich aber zu ſehr in die Regeln der franzöſiſchen Schule. Derſelbe Tadel trifft ein didactiſches Gedicht dieſes Verfaſſers, **Newton** betitelt. — Mit Auszeichnung genannt werden ferner La Zargueida von Medina e Vasconcellos, einem Eingebornen der Inſel Madera und La Braganceida von M. Roque Carvalho Moreira. Gefeierte Dichternamen ſind endlich noch Stockler, Caſtilho Pimentel, M. A. Correa u. ſ. w. ſo wie die Damen Pezzolo da Coſta und Balſamão. — In der dramatiſchen Poeſie ward wenig Erhebliches geliefert, doch iſt es ſchwer, ein beſtimmtes Urtheil zu fällen, da beſonders jetzt die Hülfsmittel ſo unzugänglich geworden ſind.

Sechszehnte Vorleſung.

Rußland.

Ueberblick der Geſchichte der ruſſiſchen Sprache und Litteratur.

Die ruſſiſche Sprache iſt eine Tochter des Slawiſchen, inſofern dieſes, urſprünglich auch nur eine Mundart, von zwei griechiſchen Mönchen, welche in Mähren das Evangelium predigten, benutzt wurde, um die Bibel darin zu übertragen, nachdem ſie ein eigenes Alphabet für daſſelbe erfunden hatten. — Da ſpäter die griechiſch-katholiſche Kirche die vorherrſchende in Rußland wurde, ſo verdankte die Landesſprache einen großen Theil ihrer inneren Ausbildung dieſem Verhältniſſe, doch begann die eigentliche Veredelung derſelben durch ſchriftſtelleriſche Bemühungen erſt im achtzehnten Jahrhundert mit Kantemir (geſt. 1744) und vorzüglich mit Lomonoſſow (geſt. 1765). Seit dieſer Zeit wurde ſie immer ſorgſamer gepflegt; Bemühungen der Sprachforſcher, Ueberſetzungen von Klaſſikern und ausländiſchen Schriftſtellern, und der beſonders in dieſem Jahrhundert ſich immer weiter verbreitende Geſchmack an Werken der ſchönen Litteratur, begünſtigten ihr Gedeihen. — Reichthum und Bildſamkeit ſind ihr eigenthümlich. —

Die Geſchichte der ruſſiſchen ſchönen Litteratur kann man füglich in zwei Perioden zerfallen laſſen, von denen die erſtere die Zeit von Erfindung der ſlawoniſchen Kirchenſchrift bis auf die Einführung der ruſſiſchen Buchſtaben, oder beſſer bis auf Peter den Großen umfaßt, die zweite aber ſich von Peter dem Großen bis auf die neueſten Tage erſtreckt. — Als Denkmale aus jenem erſten Zeitraume ſind nur Lieder übrig, die ſich, obwohl mit manchen Veränderungen, im Munde des Volks erhalten haben. — Ein eigenthümlicher Ton der Wehmuth offenbart ſich in vielen und gewinnt das Herz; andere, vorzüglich die Heldenlieder, feiern beſonders den ritterlichen Wladimir und ſeine Helden, die den tapfern Rittern der Tafelrunde und den Paladinen Karl's des Großen wenig nachgeben, und eine gewiſſe, obwohl noch immer ſehr problematiſche Verwandtſchaft mit jenen Sagenkreiſen beurkunden. — Von großem Intereſſe iſt in dieſer Hinſicht beſonders das Epos vom Kriegszuge Igor's gegen die Polowzer, als das älteſte ruſſiſche Denkmal dieſer Gattung. — Die rührenden und eigenthümlichen Weiſen der ruſſiſchen Volkslieder erhöhen bedeutend ihren Werth, und legen ihnen auch in dieſer Hinſicht große Wichtigkeit für den Freund des Volksgeſanges bei.

Als Vater und Gründer der ruſſiſchen Dichtkunſt der zweiten Periode muß Lomonoſſow betrachtet werden. Obwohl die Bemühungen ſeines Vorgängers, des Fürſten Kantemir, nicht für unbedeutend zu halten ſind, ſo haben doch nur deſſen Satyren, gewandte Nachahmungen des Horaz und Boileau, in einer unbeholfenen Sprache, einigen Werth. Trediakofsky darf hier nur inſofern genannt werden, als er in der techniſchen Behandlung einen Schritt weiter ging, und die antiken Versmaaße einführte, da hingegen Kantemir ſich mit Zählung der Sylben begnügt hatte; ſeine (Trediakofsky's) Verſuche ſind indeſſen rauh und ohne alles Talent. Dieſe Beiden überflügelte gänzlich des eben genannten Lomonoſſow's Geiſt; er verdient in jeder Hinſicht, daß wir einige Augenblicke bei ihm verweilen. —

Michael Waſſiljewitſch Lomonoſſow ward im Jahre 1711 in dem Dörfchen Deniſſowskaja, im Archangel'ſchen Gouvernement, wo ſein Vater Kronbauer und Fiſcher war, geboren. Während des Sommers leiſtete er dieſem hülfreiche Hand, im Winter aber ließ er ſich von einem Kirchendiener im Leſen und Schreiben unterrichten, und wandte hier ſeine Zeit ſo gut an, daß er bald alle Bücher, die im Dörfchen aufzutreiben waren, durchſtudiert hatte. Je mehr er ſich hier auf dieſe Weiſe beſchäftigte, deſto ſtärker wurde ſein Trieb nach Wiſſen, und er ruhte nicht eher, als bis es ihm vergönnt wurde, mit einer Fuhre, welche geſalzene Fiſche nach Moskau brachte, dieſe alte Reſidenz der Czaaren zu beſuchen. Hier angekommen, trat er alsbald in eine Schule, wo er ſich durch raſtloſen Fleiß und Eifer auszeichnete; dann ging er nach Kiew und von da nach Petersburg, wo er Mathematik, Phyſik, Chemie und Mineralogie ſtudierte. 1736 wurde er nach Marburg zu dem damals berühmten Philoſophen Chriſtian Wolf geſandt, um ſich unter deſſen Leitung in ſeiner Berufswiſſenſchaft, der Bergwerkskunde, auszubilden. — Lomonoſſow wandte ſeine Zeit ſowohl hier wie zu Freyberg, vortrefflich an, benutzte aber die Erholungsſtunden in Marburg, ſich zu verlieben und zu vermählen, und kam dadurch in allerlei unangenehme Verlegenheiten, die ihn zwangen, nach Rußland zurückzukehren. Nach ſeiner Heimkunft ſtieg er in Rußland von Würde zu Würde, bis zum Staatsrath. Er ſtarb im Jahre 1765 am 4. April. Seine Verdienſte um Wiſſenſchaft und Sprache der Ruſſen ſind unſchätzbar; er war es zuerſt, der durch den Entwurf einer Grammatik das Idiom ſeines Landes feſtzuſtellen und ſtrengen Regeln zu unterwerfen ſuchte, und die angenommenen Geſetze durch eigene Werke in gebundener und ungebundener Rede in das Leben treten ließ. — Unter ſeinen Dichtungen ſind ſeine lyriſchen Arbeiten ausgezeichnet; ſo ſehr er ſich auch nach fremden Muſtern bildete, ſo leuchtet doch überall ſeine Originalität hervor, beſonders hat ſeine Naturanſchauung viel Anziehendes. Seine epiſchen und tragiſchen Verſuche ſind nicht ſo gelungen, manche Fabeln von ihm aber höchſt glücklich erzählt. *)

Lomonoſſow's Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, ſo wenig Aufmunterung auch belletriſtiſche Arbeiten bis auf die neueſte Zeit in Rußland fanden; doch kann man nicht ſagen, daß dieſes große Reich ſich bisher einer ihm eigenthümlichen Litteratur zu erfreuen gehabt hätte, da alle ſeine Dichter mehr oder weniger Nachahmer ausländiſcher Vorbilder ſind und noch kein ſo großer Genius unter ihnen auftrat, welcher der ruſſiſchen Poeſie durch die Originalität ſeiner Werke eine beſondere nationale Richtung geben konnte. — Die früheren Schriftſteller bildeten ſich mehr nach franzöſiſchen, die der neueren Zeit mehr nach deutſchen und engliſchen Muſtern, und ſo verächtlich der Ruſſe auch in ſeinem Nationalſtolze auf das Ausland, beſonders auf Deutſchland, herabſieht, ſo hat er doch in Sachen des Geſchmacks ſtillſchweigend deſſen Oberherrſchaft anerkennen müſſen. — Auch hier wird dereinſt die Zeit mit ihren großen Umwälzungen, denen ſich jedes Volk und noch mehr jede Regierung vergeblich entgegenſtemmt, das Ihrige thun; einen Beweis dafür liefern mehrere auch in Deutſchland bekannt gewordene Erſcheinungen neueſter Tage im Gebiete des Romans, welche die Zerrüttung des inneren Staatshaushaltes in dieſem koloſſalen Reiche ſchonungslos aufdecken, und in poetiſchem Gewande die nackteſte und bitterſte Wahrheit vorführen. Daß es übrigens leicht ſey, eine dem Nationalcharacter angemeſſene Bahn einzuſchlagen, haben mehrere Patrioten bewieſen, die während des gewaltigen Krieges von 1812 ſich zu Dichtungen im Volkstone begeiſtert fühlten, welche echt ruſſiſch, in der Form wie im inneren Gehalte, ſich auch bald von Munde zu Munde verbreiteten, und ein eben ſo allgemeines Eigenthum der Nation wurden, als es die un-

---

*) S. K. F. von der Borg: Poetiſche Erzeugniſſe der Ruſſen. Riga, 1823. I, 3, 78, 81. II, 113.

ter ihr ſich ſtets fortpflanzenden oben erwähnten Heldenlieder von Wladimir je geweſen ſind. —

Unter den ruſſiſchen Dichtern neuerer und neueſter Zeit haben ſich vorzüglich Folgende ausgezeichnet: Alexander Petrowitſch Sumarokoff (geboren 1718, ſtarb zu Moskau am erſten October 1777.) — Er wird als der Vater der dramatiſchen Poeſie betrachtet; ſeine Stücke, meiſt nationale Stoffe behandelnd, ſind ſtrenge Nachahmungen der franzöſiſchen Schule. Sumarokoff verſuchte ſich in faſt allen Zweigen der Dichtkunſt, mit dem meiſten Erfolge jedoch in Fabeln und Epigrammen. *) Waſſily Petrowitſch Petroff, geboren 1736 in Moskau, ſtudierte daſelbſt und zeichnete ſich ſchon früh als Kanzelredner aus; 1769 wurde er Translateur im Cabinet und Vorleſer bei Catharina II., und erhielt 1772 die Erlaubniß, eine größere Reiſe, vorzüglich nach England, zu machen. Bei ſeiner Zurückkunft ward er Bibliothekar der Kaiſerin; entſagte jedoch aus Kränklichkeit ſchon 1780 allen Geſchäften, und zog ſich auf ſein Landgut zurück. — Er ſtarb am 4. December 1799. — Petroff hat ſich vorzüglich als Odendichter bekannt gemacht, und obwohl er den Vers nicht ſo gewandt zu behandeln verſtand wie Lomonoſſow, ſo überflügelt er dieſen jedoch durch Mannichfaltigkeit, Reichthum der Gedanken, Kraft und lyriſchen Schwung, welchen ſeine innige Vaterlandsliebe, die von den reinſten Abſichten beſeelt wird, hohen Werth verleiht. **)

Weit bedeutender als lyriſcher Dichter iſt der von den Ruſſen mit Recht hochgefeierte Gawriil Romanowitſch Derſchawin, geboren zu Kaſan am 3. Juli 1743. Nachdem er auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt erzogen worden, widmete er ſich dem Soldatenſtande im Jahre 1760, diente von der Pike auf bis zum Lieutenant, und zeichnete ſich vorzüglich in dem Zuge gegen Pugatſcheff durch Tapferkeit und

---

*) S. v. d. Berg, Poet. Erz. d. R. II. 123.

**) S. v. d. Berg, a. ang. O. I, 29.

Klugheit aus. — Er trat dann (1777) in das Civilfach über, ſtieg von Würde zu Würde bis zum Juſtizminiſter (1802) und nahm endlich ſeine Entlaſſung. — Sein Todestag iſt der 6. Juli 1816, er erwartete ihn in ſtiller Zurückgezogenheit auf ſeinem Landgute. Faſt übermäßiger Reichthum der Phantaſie, Kühnheit und Kraft ſind die characteriſirenden Eigenthümlichkeiten ſeiner Muſe, und geben ihm unbezweifelt die Anſprüche auf den Namen des erſten Dichters aus dem Zeitalter Catharina's der Großen, mit welchem die Ruſſen ihn zu ehren pflegen. Gefiele Derſchawin ſich nicht zu ſehr darin, Alles in die didactiſche Gattung hinüber zu ſpielen, und wäre er mehr Herr ſeiner oft zügelloſen und vom Wege zu ſehr abſchweifenden Einbildungskraft, ſo würde er nicht bloß als ein bedeutender Dichter ſeiner Nation und Zeit, ſondern aller Zeiten und Völker daſtehn. Er iſt wirklich Original, was, wie ich bereits bemerkte, als eine Seltenheit in der ruſſiſchen Litteratur zu betrachten iſt. *)

In Derſchawin's Fußſtapfen verſuchte ſein Freund und Verwandter, der lyriſche Dichter Waſſily Waſſiljewitſch Kapniſt (geſt. 1813 als Staatsrath und Mitglied der ruſſiſchen Academie auf ſeinem Gute in Kleinrußland) zu treten, aber es fehlt ihm durchaus an Kraft und Gedankenfülle; er iſt eigentlich nur ein angelernter Dichter; Wohlklang und ein ſanfter Ton der Wehmuth ſchmücken dagegen ſeine poetiſchen Leiſtungen. Er verſuchte ſich auch im dramatiſchen Fache, war jedoch glücklicher im Luſtſpiel, als in der Tragödie. **)

Was ein talentvoller Nachahmer leiſten kann, wenn er glücklich ſeine Nationalität zu bewahren und zu rechter Zeit hervortreten zu laſſen oder umzuändern verſteht, das bewies Hippolyt Fedorowitſch Bogdanowitſch (geb. 1743 in Perewolotſchna, geſt. am 6. Januar 1803 als Präſident des Reichsarchivs, auf ſeinem Landgute.) — Eine ſorgfältige Erziehung, Reiſen in das Ausland und vorzüglich ein ſechsjähriger Aufenthalt als ruſſiſcher Geſandtſchaftsſecretair in Dresden, hatten den angebornen feinen Geſchmack dieſes talentvollen und geiſtreichen Mannes ausgebildet. — Sein komiſches Epos, Duſchenka, eine freie Nachbildung der Pſyche des Jean de Lafontaine, iſt voll lieblicher und anmuthiger Naivetät, deren Reiz durch die ganz eigenthümliche Vermiſchung der Bilder antiker Mythologie und ruſſiſcher Mährchenwelt eine einſchmeichelnde Zauberkraft erhält. Dies Gedicht erwarb ihm einen bedeutenden Ruf, welchen Bogdanowitſch ſich durch glückliche Verſuche in anderen Gattungen der Poeſie, vorzüglich im lyriſchen und didactiſchen Fache, zu erhalten und zu befeſtigen wußte. *)

---

*) S. v. d. Berg, a. a. O. I. 9, 84, 112, 124, 133, 145, 165, 236.

**) S. v. d. Berg, a. a. O. I, 122, 125, 327.

Jury Alexandrowitſch Neledinsky Meletzky, geboren 1751, früher Obriſt im ruſſiſchen Heere, ſeit 1800 Senator, geſtorben im Jahr —, verdient ebenfalls als Lyriker genannt zu werden. — Seine Lieder und Romanzen ſind leicht und gefällig, voll Wohllaut und Zartheit, aber ſelten tief und ergreifend. **)

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſchlich ſich eine falſche Richtung in dem Streben der ruſſiſchen Dichter ein. Eine geſuchte Empfindſamkeit trat an die Stelle des natürlichen Gefühls, ein geziertes Suchen und Haſchen nach fremden Ausdrücken und Wendungen an die Stelle der einfachen nationalen Schreibart, und dieſer ausgeartete Geſchmack bemächtigte ſich der meiſten Schriftſteller aus jener Periode, ſo daß eigentlich nur Wenige es verdienen, dem Auslande bekannt zu werden. — Unter dieſen ragen vorzüglich die folgenden als Männer von Geiſt und Talent hervor.

Nicolai Michailowitſch Karamſin, geboren 1765, ſeit 1793 Reichs-Hiſtoriograph, ſeit 1816 Staatsrath, iſt einer der thätigſten und fruchtbarſten ruſſiſchen Schriftſteller, und vorzüglich als Proſaiker ausgezeichnet; ſeine Verdienſte als Geſchichtſchreiber ſind auch im Auslande bekannt und gefeiert. Als Dichter zeichnet er ſich mehr durch gefällige und leichte Behandlung des von ihm erwählten Gegenſtandes, und durch harmoniſchen Bau des Verſes aus; dagegen iſt er unbedingt als Gründer des guten proſaiſchen Styls in Rußland zu betrachten. *)

---

*) S. v. d. Berg, a. a. O. I, 176. II, 307.

**) S. v. d. Berg, a. a. O. I, 166, 187, 224.

Sehr glücklich als Nachahmer von Voltaire und Lafontaine war in der ebenerwähnten Periode Iwan Iwanowitſch Dmitriew, geboren 1760 auf dem Landgute ſeines Vaters im Gouvernement Simbirsk. — Nachdem er eine ſorgfältige Erziehung genoſſen, trat er in das Semenow'ſche Garderegiment, avancirte bis zum Capitain, worauf er ſeinen Abſchied als Obriſt bei der Armee nahm. — Später ging er in den Civildienſt über, und ward unter Alexanders Regierung Juſtizminiſter, bekleidete dieſes Amt jedoch nur vier Jahre, und zog ſich darauf nach Moskau zurück. Er iſt vorzüglich ſchätzenswerth wegen ſeines guten Geſchmacks und ſeines reinen, einfachen und gefälligen Styls; ſeine Verdienſte in letzterer Hinſicht um die ruſſiſche Sprache ſind nicht gering. — Dmitriew hat ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie mit Erfolg verſucht. **)

Als Fabeldichter verdient aus jener Periode vorzüglich Iwan Andrejewitſch Kryloff (geboren am 2. Februar 1768 zu Moskau), Bibliothekar der Kaiſerlichen öffentlichen Bibliothek, berückſichtigt zu werden. Er übertrifft ſeinen Vorgänger Chemnitzer (geſt. 1784) durch eine reinere und gefälligere Schreibart. Eine glückliche Erfindungsgabe, lebendige Schilderungen, Wahrheit, Witz und Correctheit ſind ihm eigenthümlich, nur geräth er zu oft in Schwulſt und zieht die Moral mitunter bei den Haaren herbei. *)

---

*) S. v. d. Berg, a. a. O. I, 45, 131, 149, 163, 198, 216, 290, 325. II, 204.

*) S. v. d. Berg, a. a. O. I, 15, 89, 127, 157, 161, 174, 200, 218, 257. II, 115, 126, 139, 177, 220, 239, 261.

Wladislaw Alexandrowitſch Oſerow, geb. am 29. Sept. 1770, geſt. als Generalmajor 1816, iſt als der bedeutendſte ruſſiſche Trauerſpieldichter zu betrachten, doch iſt auch er nicht Original genug. An Tiefe fehlt es ihm übrigens nicht. — Sein Dmitrii Donskoi iſt ſeine bedeutendſte Leiſtung. **) — Von ſeinen Nachfolgern und Nachahmern hat ihn Keiner erreicht. ***)

Zu eigentlicher Selbſtſtändigkeit hat ſich die ruſſiſche Litteratur nie aufgeſchwungen, nur erweiterte ſich das Feld der Nachahmungen, da man in neueſter Zeit auch die romantiſche Poeſie, vorzüglich der Deutſchen und Engländer, zum Muſter nahm. — Waſſily Andrejewitſch Shukowsky war der Erſte, welcher auf dieſer Bahn mit Geſchick und Glück fortwandelte, weshalb er als der Stifter dieſer neuen poetiſchen Schule zu betrachten iſt. Er ward im Jahre 1783 geboren, ſtudierte zu Moskau, machte 1812 im Landſturm den Feldzug mit, bis zu jener Periode, wo das ruſſiſche Heer die Grenzen ſeines Landes überſchritt, und trat dann wieder in den Civildienſt zurück. Nach längerem Aufenthalt im Gouvernement Tula und zu Dorpat, ward er Lector der damaligen Großfürſtin Alexandra Feodorowna und trat im Gefolge derſelben eine Reiſe nach Deutſchland an. — Shukowsky huldigte ſchon als ſehr junger Mann den Muſen, und ward bereits bei ſeinem erſten Auftreten mit großem Beifall begrüßt. Er iſt vorzüglich als lyriſcher Dichter ausgezeichnet; tiefes Gefühl, wahre Begeiſterung für alles Gute und Schöne, gebildeter Geſchmack und ein ſeltener Wohllaut der Sprache ſind ihm eigenthümlich. — Mit großer Gewandtheit hat er mehrere Meiſterwerke ausländiſcher Dichtkunſt in das Idiom ſeines Landes übertragen. *)

---

*) S. v. d. Berg, a. a. O. II, 118, 144, 148, 160, 163, 166, 168, 169, 171, 173.

**) Deutſch von D. J. Th. Wideburg. St. Petersburg, 1815. —

***) S. v. d. Berg, a. a. O. II, 325.

In Shukowsky's Fußſtapfen trat nicht ohne Erfolg Conſtantin Nikolajewitſch Batjuſchkow, geboren am 18. Mai 1787 zu Wologda. Er ward in Petersburg erzogen, machte 1806 den Feldzug mit, trat nach Beendigung deſſelben in das Gardejäger-Regiment, mit dem er dem Kriege in Finnland beiwohnte, und ward darauf kaiſerlicher Bibliothekar in Petersburg, verließ aber dieſe Anſtellung 1812 wieder, um von Neuem als Krieger ſeinem Vaterlande zu dienen. — 1816 ward er der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Neapel als Hofrath attachirt. — Batjuſchkow's Gedichte (B. Werke, Petersburg 1817. 2 Bde.) erfreuen ſich ſeltenen Wohllautes, tiefen und innigen Gefühles und ſanfter, warmer Empfindung, doch iſt er nicht ſo originell wie Shukowsky. **)

Der bedeutendſte lyriſche Dichter, welchen Rußland je hervorbrachte, iſt Alexander Sergejewitſch Puſchkin, geboren am 26. Mai 1799 zu Petersburg. Er erhielt ſeine Bildung im Lyceum zu Zarsko-Selo und ward 1817 im Collegio der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt, ſpäter jedoch vom Kaiſer Alexander gewiſſermaaßen in's Exil nach Beſſarabien geſandt. — Puſchkin iſt voll Talent; glückliche Naturanſchauung, Harmonie des Versbaues, lebhafte Darſtellung und eine anmuthige Sprache, ſind ihm in reichem Maaße eigen, doch würde er weit bedeutender ſeyn, wenn er ſich mehr beſtrebte, national zu werden. — Er hat mehrere größere Gedichte geſchrieben, von denen der Gefangene am Kaukaſus, Rußlan und Ludmilla ***) (nach franzöſiſchen

---

*) S. v. d. Berg, a. a. O. I, 48, 103, 169, 182, 202, 273, 293, 318. II, 3, 197, 231. Blätter f. litterariſche Unterhaltung, Jahrg. 1830. S. 235.

**) Vgl. v. d. Berg, a. a. O. I, 93, 208, 243, 329, 333. II, 183.

***) v. d. B. II, 364. Blätt. f. litter. Unterh. 1829 S. 950; 1830 No. 19. No. 319.

Verbildern) und der verſificirte Roman Onegin, eine Nachahmung des Byron'ſchen Don Juan, wohl die bedeutendſten ſind. — Unter ſeinen kleineren Gedichten ſind viele ſehr gelungene. — Schade, daß er ſich zu ſehr in Byron verliert.

Zu den gefeierten Namen in der neueſten ruſſiſchen Litteratur gehören noch: Fürſt Peter Andrejewitſch Waſemsky, geboren den 12. Juli 1792, ausgezeichnet in der Epiſtel und Satyre, durch ſprudelnden Witz;*) der General-Major Denis Waſſiljewitſch Davidow, geboren zu Moskau am 16. Juli 1784, ein glücklicher Humoriſt;**) Baron Delwig, mit Achtung genannt als dramatiſcher Dichter; Alexander Kriloff (der Jüngere) als Lyriker (ſtarb am 26ſten Juli 1829), Baratinskij als Elegiker u. ſ. w. —

Mit großer Vorliebe wurde in den neueſten Tagen der hiſtoriſche Roman, vorzüglich durch Bulgarin, behandelt.***) Als geſchmackvolle und geiſtreiche Kritiker erwarben ſich Merslakoff und Gretſch wohl verdientes Lob. — Ueberhaupt offenbart ſich ſeit den letzten Jahren ein reges gedeihliches Treiben in der ruſſiſchen ſchönen Litteratur; nur iſt lebhaft zu wünſchen, daß dieſe nicht bloß eine exotiſche Treibhauspflanze der Großen bleiben möge, ſondern bei verbreiteter Cultur im Volke ſelbſt, aus deſſen Eigenthümlichkeit entſpringend und ſich fortbildend, feſte Wurzel ſchlage; dazu gehört indeſſen noch gar viel, deſſen Entwickelung und Aufzählung hier am unrechten Orte ſeyn würde.

Ich laſſe hier Proben ruſſiſcher Poeſie, von v. d. Borg übertragen, folgen.

---

*) S. v. d. Borg, a. a. O. I, 110, 184, 220. II, 303.

**) v. d. B. I, 234.

***) S. Blätt. f. litt. Unterhalt. Jahrg. 1828. S. 1100; 1829 S. 1159; 1830 S. 983, 1155.

Oden und didactiſche Gedichte.

Gott,

von

Derſhawin.

O Du, an Ausdehnung unendlich,
Der in der Weſen Leben lebt;
O Du, im Lauf der Zeiten ewig,
Der formlos in drei Formen webt!
O ein'ger Geiſt, das All durchwebend,
Und ohne Raum und Grund beſtehend,
Den nie erreicht des Menſchen Geiſt;
Der Alles mit ſich ſelbſt erfüllet,
Erbaut, bewahret und umhüllet, —
O Du, den Gott die Zunge heißt.

Ob auch das tiefe Meer zu meſſen
Und die Geſtirne allzumal
Zu zählen ſich der Geiſt vermeſſen, —
Doch Du biſt ohne Maaß und Zahl!
Auch die erleuchtet'ſten der Geiſter,
Erzeugt aus Deinem Licht, o Meiſter,
Ergründen nimmer Dein Geſchick;
Nur die Idee naht jener Sphäre,
In Dir verſchwindend, wie im Meere
Der Ewigkeit ein Augenblick.

Aus dem Geklüft der Ewigkeiten
Riefſt Du des Chaos altes Seyn;
Du gründeteſt, vor allen Zeiten,
Die Ewigkeit in Dir allein:
Dich ſelber aus Dir ſelbſt gebärend,
Dich ſelber durch Dich ſelbſt verklärend,
Biſt Du das Licht, ſo Licht gebar;
Mit Einem Wort das All bereitend,
Und dann, zu neuer Schöpfung ſchreitend,
Biſt Du's, der iſt, ſeyn wird und war!

Belebend halten Deine Hände
Die Kette aller Weſen, Gott!
Du knüpfſt den Anfang an das Ende,
Beſchenkſt das Leben mit dem Tod.
Wie Funken ſprüh'n und aufwärts ſtreben,
Der Sonnen Heere Dir entſchweben;
Wie Stäubchen Reifs im Winter wir
An einem hellen Froſttag flimmern
Und kreiſen ſeh'n, und glüh'n und ſchimmern:
So Stern' in Klüften unter Dir.

Die Millionen Lichter wandeln
Durch die Unendlichkeit dahin,
Nach Deinem Willen Alle handeln,
Und lebensſchwang're Strahlen ſprüh'n.
Doch dieſer Lampen Flammenhelle,
Die röthlichen, kryſtall'nen Bälle,
Der brennend gold'nen Wogen Tanz, —
Die glüh'nden Aether — all' die reinen
Lichthellen Welten — ſie erſcheinen
Vor Dir, wie Nacht vor Tagesglanz.

Vor Dir ſind alle Weltenſchaaren
Gleich einem Tropfen in dem Meer.
Was iſt die Welt, die wir gewahren?
Und was bin ich vor Dir, o Herr? —
Und ob ich aller Welten Heere
Mit hundert Millionen mehre,
Im luft'gen Ocean des Lichts, —
Auch dieß, wenn ich mit Dir es mäße,
Wär' nur ein Punkt vor Deiner Größe;
Doch ich bin gegen Dich — ein Nichts.

Ein Nichts! — doch mein Gemüth durchſtrahlet
Der Schimmer Deiner Huld und Macht;
Du biſt es, der in mir ſich malet,
Wie Sonn' im Waſſertropfen lacht.
Ein Nichts! — doch ich empfinde Leben,
Es trägt ein unerſättlich Streben

Mich zu den Höhen ſonder Ruh';
Und daß Du ſeyſt, die Seele mahnet,
Erkennet, denket, hoffet, ahnet:
Ich bin — und darum biſt auch Du.

Du biſt! die Weltenordnung predigt's,
Mein eignes Herz im Buſen ſpricht's,
Mein Geiſt und mein Verſtand beſtätigt's, —
Du biſt — und ich bin nicht mehr Nichts!
Ich bin ein Theil der Welt, ich ſtehe
Auf jener ehrenvollen Höhe,
Dem Mittelpunkt des Seyns, wo ſich
Die körperlichen Weſen ſchließen,
Und wo die Himmelsgeiſter ſprießen, —
Du knüpfſt der Weſen Ring durch mich.

Ich bin das Band der Creaturen,
Der höchſte Punkt der Sterblichkeit,
Das Mittel höh'rer Weltnaturen,
Ein ſchwaches-Bild der Göttlichkeit!
Mein Körper wird in Staub vermodern,
Mein Geiſt beherrſcht des Blitzes Lodern, —
Knecht, — König, — Wurm — und Gott bin ich!
So wunderbar und unergründet, —
Wo ſtamm' ich her? — Wann ward's verkündet?
Doch konnt' ich nicht entſteh'n durch *mich*.

Dein Werk bin ich, o Himmelsvater!
Erzeugt durch Deiner Weisheit Wort,
Du Quell des Lebens, milder Rather,
Du meiner Seele Seel' und Hort!
Nothwendig war's zu Deinen Zwecken,
Daß mein unſterblich Seyn durch Schrecken
Des Todes wandle; daß in's Kleid
Der Sterblichkeit mein Geiſt ſich berge,
Und aufſteig' über Tod und Särge,
O Gott, zu Deiner Ewigkeit!

O Unerforſchter, Unerreichter!
Ach! meine Denkkraft iſt ſo ſchwach,

Daß ſie von Dir, Du Allerleuchter,
Sich nicht den Schatten zeichnen mag!
Doch ſollen wir Dir Ehr' erweiſen,
Wir können Dich nicht anders preiſen,
Wir Sterblichen, ſo ſchwach und klein,
Als wenn wir ſchau'n zu Deinen Höhen,
Und in des Abſtands Kluft vergehen,
Und Dir des Dankes Thräne weih'n.

Der Sänger im ruſſiſchen Kriegslager,

von

Shukowsky.

Der Sänger.

In Stille ruht das Schlachtgefild'!
Im Lager — Lichtgewimmel!
Hier, Freunde, glänzt der Mond uns mild,
Hier decket uns der Himmel!
Den Rundebecher vollgeſchenkt!
Die Hand der Hand geboten!
Im Wein die blut'ge Schlacht ertränkt,
Die Trauer um die Todten!
Wer gern den Boden ſchaut im Glas,
Der trachtet kühn nach Kriegen!
O Wein, o du allmächt'ges Naß,
Des Helden ſüß Vergnügen!

Die Krieger.

Wer gern den Boden ſchaut im Glas,
Der trachtet kühn nach Kriegen!
O Wein, o du allmächt'ges Naß,
Des Helden ſüß Vergnügen.

Der Sänger.

Dies Glas den Helden alter Zeit!
Heil euch, der Vorzeit Krieger! —
Hin ſind die Helden, ſtark im Streit,
Dahin die Schlachtenſieger!

Die Häuſer ſind vom Sturm zerſtört,
Ihr Grab vom Pflug zerſpalten;
Die Helm' und Köcher ſind verzehrt
Von Roſt und Feuers Walten! —
Doch lebt ihr Geiſt in Enkeln fort:
Wir gehn auf ihren Bahnen!
Der Ahnen Schatten winken dort,
Dort winkt der Ruhm der Ahnen!
Schaut auf: in grauſer Schöne ziehn
Die Schatten jener Hehren
Hoch über eure Zelte hin,
In luft'gen Kriegesheeren!
O Swätoſlaw, der Vorzeit Pein!
Dein Flug — der Flug der Aaren!
„Im Tod iſt keine Schmach! hinein!“
So donnert er den Schaaren. —
Auch Du Donskoi, der Heiden Graus!
Mit Zweien, die Dir gleichen,
Fleugſt Du in Kampf mit Sturmesbraus —
Und hinter Dir — Erbleichen.

Du, Peter, auch im Heldenhauf'!
Hört' ihr's „Poltawa!“ ſchallen?
Die Fremden zehrt der Säbel auf,
Und „Heil!“ die Welten hallen!
Verſchlangſt Du, Räuber, mit dem Blick
Schon unſ're Städt' und Fluren?
Dein Roß und Reiter fiel! zurück!
Gebeine — Deine Spuren!
Zurück! und birg im Forſt die Schmach,
Sammt Deinen Kampfgeſellen!
Der Feind der Heimath folgt Dir nach, —
Du — Bruder des Rebellen! —

Doch wer iſt dieſer Rieſe? wer
Dieß Heldenbild aus Norden?
Mit ſeinem Blick durchbohret er
Des Feindes ruh'nde Horden!
Ihn ſchauend auf der Wolken Höh',
Ein irrer Schwarm, erſcheinen

Die Schatten auf der Alpen Schnee,
Und heulen laut und weinen!
Sarmat' und Franke werden bleich
Vor ſeines Blicks Geſchoſſe!
O Feinde, wehe, wehe euch!
Suworow iſt's, der Große!

Heil euch, ihr Söhne alter Zeit!
Heil euch, ihr Ruhmesſöhne!
Wir zieh'n mit Schaaren kühn im Streit
Euch nach zur blut'gen Scene!
Es wirble euer Siegesreihn
Vor unſern Schaaren ſtreitend!
Tod müſſ' er in die Feinde ſtreu'n,
Uns hin zum Kampfe leitend!
Das Schwert zur Hand! und füllt das Glas!
Vernimm es, ew'ger Richter! .....
„Für Tod den Tod, und Haß für Haß!
„Und Strafe Dir, Vernichter!“ —

Die Krieger.

Das Schwert zur Hand! und füllt das Glas!
Vernimm es, ew'ger Richter! .....
„Für Tod den Tod, und Haß für Haß!
„Und Strafe Dir, Vernichter!“ —

Der Sänger.

Dies Glas dem theuren Vaterland!
Wo dieſes Lebens Milde
Der Knaben Herz zuerſt empfand!
O Vaterlandsgefilde,
Des Heimathhimmels liebes Licht,
Ihr heimathlichen Flüſſe,
Der erſten Jahre Unterricht, —
Der Jugendzeit Genüſſe!
Ach! was erſetzt uns eure Luſt?
Du theure Heimathgegend!
Wem bebet nicht die volle Bruſt,
Dein Bild im Herzen hegend?

Dort iſt der theure Heimathheerd,
Dort unſ're Kinder, Frauen!
Sie fleh'n zum Himmel, grambeſchwert,
Für uns, auf die ſie bauen!
Dort Mägdlein, unſers Lebens Lohn,
Dort all' die trauten Seelen —
Der Herrſcher Staub, der Herrſcher Thron, —
Der Väter Todtenhöhlen!
Für ſie, o Freunde, Blut und Gut!
Friſch in das Pfeilgeſtiebe!
In Kindern wecke unſer Blut
Die Vaterlandesliebe.

Die Krieger.

Für ſie, o Freunde, Blut und Gut!
Friſch in das Pfeilgeſtiebe!
In Kindern wecke unſer Blut;
Die Vaterlandesliebe!

Der Sänger.

Dir dieſes Glas, der Ruſſen Zar!
Dein Scepter blüh' in Ehren!
Dein heil'ger Thron iſt uns Altar,
Und „Ruhm!“ iſt, was wir ſchwören.
Wir wanken nicht! Die Treue ward
Uns in dem Blut verliehen!
Sieh' Deine Kinder, Fürſt, geſchaart,
Die liebend für Dich glühen!
Ein Ruſſ' iſt jeder Krieger hier,
Gehorſam ſeinen Pflichten!
Verräther meiden ſein Revier, —
Er kennt nicht feiges Flüchten!

Die Krieger.

Ein Ruſſ' iſt jeder Krieger hier,
Gehorſam ſeinen Pflichten!
Verräther meiden ſein Revier, —
Er kennt nicht feiges Flüchten!

Der Sänger.

Den Kriegesführern dieſes Glas!
Im Zelt, im Schlachtgetümmel,
Vereint im Leben, Tod und Haß!
Dort iſt der Freundſchaft Himmel!
Dort wohnet Muth, Gerechtigkeit,
Und Einfalt, Sittenreine,
Und Treue und Ergebenheit,
Mit Mannſinn im Vereine!
Uns iſt das Nied're unbekannt!
Uns krönt nur edles Mühen!
Gefahr iſt unſer feſtes Band, —
Ein Ruhm, für den wir glühen.

Der iſt der Unſ're, der voran
In Feindesſchaaren ſtürmet,
Gefall'ner ſchont als Biedermann,
Den Bruder rächt und ſchirmet!
Muth ſtrahlt ſein Blick den Kriegerreih'n,
Und ſeine ſtarke Rechte
Treibt ſie in Feindesſchwarm hinein,
In's tobende Gefechte!
Ihm iſt der Schlachtendonner Luſt,
Und Luſt der Pfeile Regen;
Er geht dem Tod mit feſter Bruſt,
Mit feſtem Muth entgegen!
Heil Dir, o wack'rer Feldherr, Heil!
Du Held mit grauen Haaren!
Als junger Adler nimmſt Du Theil
An Stürmen und Gefahren! —
Mit der benarbten Stirn' erſcheint
Er herrlich vor den Reihen!
Wie kalt und ruhig vor dem Feind!
Wie grauſenvoll ſein Dräuen!
O Wunder! über ihm durchfleugt
Ein Aar des Himmels Hallen!
Das Haupt der mächt'ge Feldherr neigt, —
„Hurrah!“ hört man's erſchallen.

Fleug zu den Ahnen, Aar, hinan,
Der heil'gen Rache Bote!
Wir ſtehen feſt! Er geht voran
Zum Ruhm uns und zum Tode!
In ihm iſt Weisheit, kluger Rath,
Und Kraft bei Alters Eiſe!
Ihm iſt bekannt des Sieges Pfad!
Vertrau'n dem Heldengreiſe!
Nein, Moskwa wurde nicht zerſtört
Im wilden Kriegsgetümmel,
Hier lebt ſie, in der Ruſſen Werth!
Wir ſteh'n noch, und der Himmel!

Heil euch, ihr Kriegesführer all'!
Jermolow, junger Recken!
Der Krieger Freund, des Heeres Wall!
Sein Blitz — der Feinde Schrecken!
Rajewsky, unſ'rer Tage Preis!
Heil Dir! in Kampfesſtöhnen
Giebſt Du die Bruſt den Schwertern preis,
Sammt Deinen zarten Söhnen! —
Heil, Miloradowitſch, auch Dir!
Du ſtürmeſt in's Gefechte,
Und ſchau'! es ſchwingt im Kampfrevier
Der Tod die grauſe Rechte!

Und Wittgenſtein, ſo hehr und mild,
Petropolis Erretter, —
Heil ihm! des Vaterlandes Schild,
Des Räuberhauf's Zertreter!
Wie ihm das Aug' erhaben blitzt,
Wenn er vor ſeinen Leuen
Allein, auf ſeinen Schild geſtützt,
Hin zu der Feinde Reihen
Den furchtbar kühnen Blick gewandt,
Verderben ihnen dräuet, —
Und plötzlich mit dem Schwung der Hand
Die Schaaren all' zerſtreuet.

Dem kühnen Konownizyn Heil!
Heil ihm, der Ruſſen Freude!
Ihm ſind des Feindes Schwert und Pfeil
Nur eine Augenweide!
Vor ihm und hinter ihm, da brüllt
Der Donner, Flammen ſauſen:
Mit Heldenruhe, luſterfüllt
Sieht er des Todes Grauſen,
Vergißt ſich ſelbſt, und ſinnet nur,
Der Feinde Trotz zu ſtrafen,
Weiſ't Kriegern zu dem Ruhm die Spur,
Ein Wunder allen Braven!

Heil, Platow, Dir, Du Sturm der Schlacht,
Du Atamon der Leuen!
Ha! Deiner Schlinge Zaubermacht
Bringt Graus in Feindesreihen!
Als Wolf durchirrſt Du Feld und Moor,
Als Aar des Himmels Bogen;
Du pfeifſt dem Feinde Tod in's Ohr,
Kommſt wild ihm nachgeflogen!
Er ſteht am Hain, — es brennt der Hain,
Die Bäume Pfeile ſprühen;
Sieht Brücken, — Brücken ſtürzen ein;
Sieht Dörfer, — Dörfer glühen! —

Heil, Neſtor Bennigſen, auch Dir!
Bewachſt auf jedem Gange, —
Ein Held und Weiſer, — für und für
Den Feind, als Aar und Schlange! —
Heil Dir, Woronzow, kühner Held!
Noch jung, doch viel erfahren!
Und Tormaſſow, ergraut im Feld,
Ein Graus den Feindesſchaaren!
Und Baggowuth, der Schwerterdräu'n
Nicht ſcheut, noch Schlachtenblitze! —
Heil Dir, Du hoher Heldenreih'n,
Des Vaterlandes Stütze.

Die Krieger.
Heil Dir, Du hoher Heldenreih'n,
Des Vaterlandes Stütze. —

Der Sänger.
Gefall'nen Kriegesführern weih'n
Wir dieſes Glas, o Brüder!
Sie kehren nicht in unſern Reih'n,
Nicht in die Heeresglieder!
Den Feinden iſt ihr Blick nicht mehr
Der Rache grauſer Bote!
Es treibt ihr mächt'ger Ruf das Heer
Nicht mehr zu Kampf und Tode!
Ihr Schild iſt ſtumm, es ruht ihr Schwert,
Es trauern ihre Krieger;
Am Grabe ſteht verwaiſ't das Pferd,
Der mächt'gen Schlachtenſieger!

Wo biſt Du, Kul'new, ſtark und wild,
Als Kriegesflamme waltend?
Du fielſt, das Haupt geneigt zum Schild,
Das Schwert in Händen haltend!
Wo Leben Dir das Schickſal gab,
Da ſtürzteſt Du im Kriege;
Es ſtehet nun Dein ödes Grab,
Wo vormals Deine Wiege.
Und ruhig war Dein letzter Blick!
Ach! glaubensvoll und heiter,
Und betend für der Mutter Glück,
Entſchlieſſt Du, edler Streiter!

Kutaiſſow, junger Held! wohin,
Wohin ſind Reiz und Jugend?
Er war von Antlitz und von Sinn
So ſchön, wie Freud' und Tugend!
Schritt er im Panzer kühn daher, —
Tod ſprüht ſein Schwert im Streite!
Berührt der Harfe Saiten er —
Belebt ſich jede Saite!

Voll Blut entflieht dem Schlachtgefild'
Das Roß, ſein Kampfbegleiter;
Zerſchmettert trägt es noch den Schild,
Doch wehe, nicht den Reiter!

Und wo iſt Deine Aſche, Held.
In welcher Gruft verborgen?
Es ſucht darnach in Thal und Feld
Dein Liebchen wohl in Sorgen.
Ach! heller glänzt der Morgenthau,
Der Tag in jenen Räumen!
Ach, ſüßer duftet dort die Au,
Die Blumen ſchöner keimen! —
Und ſieh'! es naht Dein Genius
Ihr auf geheimen Bahnen,
Und ihr verkündet Deinen Gruß
Ein leiſes inn'res Ahnen!

Auch Du, auch Du, o Bagration?
Umſonſt der Freunde Klagen,
Umſonſt ihr Schmerz! Er iſt entfloh'n,
In grimmer Schlacht erſchlagen!
Noch hofft der Krieger Schaar, und meint:
„Den Held wird Gott erhalten!"
Bang murmelt noch der Feind zum Feind:
„Weh uns! bald wird er walten!"
Doch er? er hat vollbracht den Lauf,
Der edle Schlachtenſieger!
Zu Dir, Suworow, ſchwebt' er auf,
Zu euch, ihr Heldenkrieger!

Euch, ihr gefall'nen Helden, Preis!
Frohlockt auf Edens Matten!
Ihr findet dort der Freunde Kreis,
Entſchlaf'ner Helden Schatten!
Und euer Ruhm belebt fortan
Die Kreiſe ſpäter Erben;
Zu ſeinen Enkeln ſpricht der Ahn':
„Von ihnen lernet ſterben!"

Und euer Name wird den Sinn
Des Helden mächtig mahnen;
Er ſtürmt mit ihm zur Feſte hin,
Läßt flattern dort die Fahnen!

Die Krieger.

Und euer Name wird den Sinn
Des Helden mächtig mahnen;
Er ſtürmt mit ihm zur Feſte hin,
Läßt flattern dort die Fahnen.

Der Sänger.

Dieß Glas der Rache! in den Streit!
Gen Himmel hebt die Rechte!
„Sieg oder Tod!“ ſey unſer Eid
Vor'm Gotte der Gefechte!
Vergebens, Feind, erwarteſt du
Vom Völkerſchwarm Erhebung!
Sie fliehen unſern Fahnen zu,
Und ſchmachten nach Ergebung!
Wir haben Schätze nicht zu Haus,
Nur Schild und Pfeil zum Kriege!
Wir wandeln Städt' in Schutt und Graus,
In Schwerter unſ're Pflüge!

Der Böſewicht! er lockt ſein Heer
Mit Liſt in Moskwa's Nähe!
Mit nied'rem Frieden drohet er
Uns von des Kremmels Höhe!
„Ich ſchreite im Triumph hinan
„Die Stufen, froh empfangen;
„In Staub fällt Fürſt und Unterthan!“ .....
Er kam — und bebt voll Bangen!
Und Moskwa regt der Rache Strahl, —
Sie flammt vor Feindes Blicken,
Und tödtend donnert Mau'r und Wall
Auf ſie mit Blitzes Zücken!

Bring' deine Slaven-Fürſten dann
In's Forſtreich, ſammt den Heerden,

Und ſchlage durch den Schnee dir Bahn —
Zu Hunger und Beſchwerden!
Auf, Winter, unſer Bund'sgenoß!
Den Rückweg ſperre ihnen!
Ha! voran Krieger und Geſchoß!
Im Rücken — Raubruinen!
Was hält, o Räuber, länger Stand,
Die Habgier, oder Rache?
Wir, Fremdling, ſind im Vaterland,
Gott kämpft für unſre Sache.

Die Krieger.

Was hält, o Räuber, länger Stand,
Die Habgier, oder Rache?
Wir, Fremdling, ſind im Vaterland!
Gott kämpft für unſre Sache.

Der Sänger.

Dies Glas, o Brüder treuvereint,
Der Brüderſchaft geweihet!
O ſelig der, dem einen Freund
Als Labung Gott verleihet!
Er theilet unſer Glück, verſüßt
Das Leiden und Beſchwerden;
Gewiſſen iſt er uns, er iſt
Uns Fürſehung auf Erden!
Uns ſey *der Bande Heiligkeit*
Geſetz in Kampfesgluthen!
Durch Blut iſt unſer Bund geweiht:
Für Freunde leben, bluten!

Die Krieger.

Uns ſey *der Bande Heiligkeit*
Geſetz in Kampfesgluthen!
Durch Blut iſt unſer Bund geweiht:
Für Freunde leben, bluten.

Der Sänger.

Dies Glas, — der *Liebe* ſey's gebracht!
O nährt die heil'gen Flammen,

Ihr Freunde, ſelbſt in blut'ger Schlacht!
Ruhm — Liebe — gleiche Namen!
Und über wen es Gott verhängt,
Der Minne Huld zu kennen,
Wer liebend Herz um Herz verſchenkt, —
Mit muthigem Entbrennen
Fleugt der nach allem Großen hin!
Es ſchwinden Furcht und Gränzen!
Was mag, was mag er nicht vollzieh'n,
Wenn theure Händ' ihn kränzen?

Ach! du biſt unſer treu'ſter Freund,
Gedanke an die Traute!
Allüberall ihr Bild erſcheint,
Ertönen theure Laute!
Sie iſt, wo Kriegesfahnen weh'n,
Sie iſt in Lagers Räumen;
Sie ſehn im Schlachtenblitz wir ſteh'n,
Und ſie in frohen Träumen!
O Feind! entreiße, — wag' es nur!
Den Schild, der Trauten Gabe!
Es glüht darauf der heil'ge Schwur:
„Die Deine noch im Grabe!“

O Wonne ſtiller Phantaſie!
Dort hinter fernen Haiden
Weilt deine Traute, weilet ſie,
Allein mit ihrem Leiden!
Sie härmt ſich, klagt um ihren Freund,
Zu Gott die Seel' erhebend;
Sie hofft und fürchtet Kund', und weint:
„Ach! iſt er auch noch lebend?“
Und denkt: „Du traute Stimme, ach!
Wann lauſch' ich deinen Klängen?
O fleug, des Wiederſehens Tag,
Die Trauer zu verdrängen!“

O Freunde! welche Seeligkeit;
Den Tod für Theure leiden!

D'rum, fallen wir im blut'gen Streit,
So ſterben wir mit Freuden!
Den heil'gen Namen nennen wir,
Wann Todeswunden brennen .....
Die wir geliebt auf Erden hier,
Von der mag Nichts uns trennen!
Die Liebe und der Trauten Bild
Wird mit hinüber ſchweben!
Nicht Alles raubt das Grabgefild', —
Auch jenſeits giebt's ein Leben!

Die Krieger.

Die Liebe und der Trauten Bild
Wird mit hinüber ſchweben.
Nicht Alles raubt das Grabgefild',
Auch jenſeits giebt's ein Leben.

Der Sänger.

Den reinen Muſen dieſes Glas!
Sie gießen Ruhmestrachten
In's Heldenherz, und Feindeshaß,
Und Kraft, und Durſt nach Schlachten!
Die Saiten rauſchen, — Alt und Jung
Starrt kühn mit Schild und Degen!
Nichts dünkt ſie Wallbefeſtigung,
Und Nichts der Pfeile Regen!
Der Sänger iſt des Helden Preis,
Sein Lied giebt Siegen Leben!
Ihm lauſcht der Enkel, ſtill und heiß,
Und weint in Wonnebeben!

O Du, der Vorzeit Luſt, Bojan!
Mit Deiner Harf' umhangen,
Flogſt Du dem Slavenheer voran,
Und heil'ge Hymnen klangen!
Dir, Peter, ging hervor aus Eis
Dein Bard' und Thatenmelder!
Petroff iſt Sadunaisky's Preis! —
Der Kama Eichenwälder,

Seyd ſtolz, Derſhawin zeugtet ihr!
Laß blitzen Deine Feuer,
Suwarow, Wunder-Rieſe! Dir
Erklingt Derſhawin's Leier!

O Greis! ach hörten jetzo wir
Doch Deine Schwanentöne!
Nicht eitler Ruhm erſcheint vor Dir, —
Du ſiehſt der Rache Söhne!
Sie ſtrecken nicht die Hand nach Beut',
Um Kränze zu erfechten:
Ihr Werk iſt heilig! iſt der Streit
Der Guten mit den Schlechten!
Sieg', Schwan! Ha! bald entringt ihr Speer
Den Völkern ihre Ketten!
Des Würgers eig'nes Sklavenheer
Wird dann ihr Sieg erretten! —

Den Muſenſöhnen, Brüder, Preis!
Doch mir, — dem Kaumgeweihten .....
Was gab mir des Geſchicks Geheiß
Nicht tönevolle Saiten!
Es klang in Thales Einſamkeit
Bis hiezu meine Laute;
Doch plötzlich fiel das Loos: zum Streit!
O Heimathflur, du Traute!
Leb' wohl! O Friede, — holder Reih'n
Der Freunde, — ſtille Mühen, —
Lebt wohl! .... Ich bin, wo Schwerter dräu'n,
Wo Schlachtenblitze glühen!

Doch werd' ich nicht der Räuber Fall
Und eure Thaten ſingen?
Schon ſauſ't vielleicht im Kampfesthal
Der Pfeil, mir Tod zu bringen!
Doch wie, verweht mein Todestag
All' meine Lebenslaute?
Die alten Klänge hallen nach
In der verwaiſ'ten Laute!

Den Würger ſtürze immerhin
In Staub das blut'ge Eiſen:
Ein Leben wird in ihr entglüh'n,
Und Ruhmesthaten preiſen!

Die Krieger.

Den hohen Sängern Heil und Preis!
Ihr Lied giebt Siegen Leben!
Ihm lauſcht der Enkel ſtill und heiß,
Und weint in Wonnebeben.

Der Sänger.

Das Glas empor! — dem Gott der Macht!
O Brüder, auf die Kniee!
Er hat den Ruſſen Heil gebracht,
Und Seegen ihrer Mühe!
Der Schwachen Schild iſt Sein Gebot,
Der Fallenden Erretter!
Der Guten Bund'sgenoſſ' iſt Gott,
Der Stolzen Niedertreter!
Den Blick empor zum Himmelslicht!
Dort trocknet jede Thräne!
Von dort der ew'ge Vater ſpricht:
„Ermannet euch, o Söhne!"

Unſterblichkeit! du ſtiller Strand!
Du biſt das Endziel Aller!
D'rum glücklich, wer ſein Ende fand!
Geduld, ihr Erdenwaller!
O ſeelig, wen die Schlacht gefäll't!
Mag lang', gebückt am Stabe,
Der ſieche Greis ſich durch die Welt
Hinſchleppen über'm Grabe, —
Der Sohn der Schlacht — er wirft im Nu
Die Laſt vom ſtarken Rücken,
Und fleugt den beſſern Welten zu,
Gleich wie mit Blitzeszücken.

Doch wir! — — Vertrau'n auf Gottes Rath!
Wie's ſey, — des Ew'gen Hände,

Sie leiten uns auf dunklem Pfad
Gewiß zum beſten Ende!
Ihm folgt, o Freunde, muthig nach!
Fort alles Nied're, Schlechte!
Ein wack'rer Sinn im Ungemach
Bis in des Todes Nächte!
Im hohen Looſe — Einfachheit,
Und Maaß im Unglücksfalle!
In der Gewalt — Gelindigkeit!
Ein fühlend Herz — für Alle!

Gehorſam der gerechten Macht,
Und Ewigkeit den Eiden!
Der Liebe — Alles dargebracht!
Für Freundſchaft — Alles leiden!
Dem Unterſinkenden — die Hand,
Und Troſt der Gramumnachtung!
Dem mächt'gen Laſter — Widerſtand!
Ehrloſem Sinn — Verachtung!
Der Lüge — mächt'ger Wahrheit Gluth,
Und dem Verdienſt — Belohnung!
Im Todeskampfe — froher Muth!
Im Grabe — ſtille Wohnung!

Sey unſer Schild, Du Gott der Macht!
Du ſtreckſt die Hand zur Erden —
Und Roß und Reiter fällt, zerkracht,
Und muß zu Aſche werden!
Vor uns zerſchmilzt der Feinde Heer,
Wie Wachs vor Feuers Gluthen!
Schwer biſt du, Tag der Rache, ſchwer!
Es ſchaut auf Feld und Fluthen
Der Fremdling, ſpricht: „wie Meeresſand
Sah' ich die Feinde ſtehen!
Von Mordſucht war ihr Blick entbrannt!
Im Nu — war Nichts zu ſehen!“

Die Krieger.

Der Fremdling ſpricht: „wie Meeresſand
Sah' ich die Feinde ſtehen!

Von Mordſucht war ihr Blick entbrannt!
Im Nu war Nichts zu ſehen!“

Der Sänger.

Doch ſchau! der hellen Wolken Gang
Verheißt des Tages Schimmer;
Schon ſpielet über Bergeshang
Des Morgenſterns Geflimmer;
Die Dämm'rung weicht; durch Nebelflor
Die fernen Wälder ſchauen,
Der ruh'nden Krieger dichter Chor,
Das Lager und die Auen! — — —
O Freunde, bald! — — — Der Morgen glimmt;
Das Heer, das regungsloſe,
Es ſchläft; doch aus der Urne nimmt
Das Schickſal ſtill die Looſe.

Senkt einſt, o junger Tag, dein Licht
Sich hinter Hügel nieder,
Wie viele wird das Auge nicht
Vermiſſen unſrer Brüder! — — — —
Es blitzte! — — — längs den Hügeln brüllt
Der Donner, — giebt das Zeichen!
Horch! dumpfes Lärmen im Gefild'!
Sieh' da! die Zelte weichen!
Die Roſſe ſtampfen, wiehern d'rein;
Es rückt das Heer zuſammen;
Der Führer fleugt vor ſeinen Reih'n;
Die Herzen ſchlachthell flammen!

Dem Abſchied dieſen Becher Wein!
Laßt kühn zur Schlacht uns fliegen!
Geſchoſſe ſchwirren, Schwerter dräu'n!
Tod gilt es, oder Siegen!
O ihr, an die wir liebevoll
Auch in der Ferne denken!
Euch Alles, alles Erdenwohl!
Wollſt ihre Tage lenken,
Du Herr der Herren! ſey ihr Hort!
Euch dieſen Kuß, ihr Lieben:

„Hier — treue Liebe fort und fort!
Und Wiederſehen — drüben!“

Die Krieger.

Du Herr der Herren! ſey ihr Hort!
Euch dieſen Kuß, ihr Lieben:
„Hier — treue Liebe fort und fort
Und Wiederſehen — drüben!“

Morgengedanken

von

Lomonoſſow.

Schon hat das ſchöne Licht erfüllet
Mit ſeinem Glanz die Erde weit,
Und unſers Gottes Werk' enthüllet:
Mein Geiſt, vernimm's mit Freudigkeit!
Sieh' ſtaunend dieſer Lichter Pracht,
Und denk', wie groß des Schöpfers Macht!

Wenn Sterblichen zu ſolcher Höhe
Sich zu erheben wär' vergönnt,
Daß unſer Auge in der Nähe
Die Sonnenleuchte ſchauen könnt':
Ringsum erſcheinen würde dann
Ein ewig glüh'nder Ocean.

Dort ſieht man Feuerwogen brauſen,
Die nimmer finden ein Geſtad':
Dort hört man Flammenwirbel ſauſen
Und ſich bekämpfen früh und ſpat;
Wie Waſſer, ſieden Steine dort,
Gluthregen rauſchen fort und fort!

Und dieſes All, ſo ungeheuer,
Ein Fünklein iſt's vor Deiner Macht.
O welch' ein helles Lampenfeuer
Haſt Du, o Gott, uns angefacht
Für unſrer Tageswerke Kreis,
Die uns beſchieden Dein Geheiß!

Befreiet von dem mächt'gen Grauen
Sind Meer' und Wälder und Gefild',
Und laſſen unſ'rem Blick ſich ſchauen,
Mit Deinen Wundern angefüllt.
Von jedem Weſen tönt es dort:
Groß iſt der Schöpfer, unſer Hort!

Des Tages Strahlen, ſie umglänzen
Die Oberflächen nur allein:
Dein Auge dringet, ſonder Gränzen,
Tief in der Weſen Grund hinein.
Der Schimmer Deiner Augen ſtreut
In alles Leben Freudigkeit.

Erleucht', o Gott, mich nächtlich Trüben
Mit Deiner Weisheit für und für,
Und lehre Du mich immer üben,
Was wohlgefällig iſt vor Dir,
Und ſchauend Deine Schöpfung, Herr!
Zu preiſen Dich, Unſterblicher!

An Kokoſchkin

auf den Tod ſeiner Gattin,

von

Batjuſchkow.

Nell' età più bella, e più fiorita ....
— — — E viva, e bella al Ciel salita ....
Petrarca.

Hin iſt die Geliebte, hin die Holde, Reine!
Jedes Glück getödtet!
Wein', o Lieb' und Freundſchaft! weine, Hymen, weine!
Alles iſt verödet!

Freundſchaft! haſt mit Wonnen in verblich'nen Tagen
Stündlich ſie beſchenket;
Deine Göttin haſt du weinend und mit Klagen
In die Gruft geſenket!

Pflanze Trauerweiden nun an ihrem Grabe,
Und Cypreſſenreiſer!
Thränen weih' die Jugend, als die reinſte Gabe,
Ihr — und Blumenſträußer!

Alles rings iſt traurig! Mit dem Denkmal koſen
Zephyrs linde Schauer,
Und ein ſtiller Geiſt entblättert hier die Roſen
In dem Sitz der Trauer!

Hier ſteht Hymen, angefeſſelt, bleich und ſchweigend,
Ach, in ew'gem Harme!
Löſcht die helle Fackel an der Gruft, ſie neigend
Mit erſchlafftem Arme.

Der Bach,

von

Kapniſt.

Der du dich ſchlingſt durch Thales Weite,
In Vielem gleich' ich dir, o Bach!
Du rinneſt ſtets nach Einer Seite,
Ich geh' ſtets Einer Neigung nach.

Wenn Steinchen deine Strömung hemmen,
Dann rieſelſt du ſo klagend hin:
Wenn Schranken meine Liebe dämmen,
Ich kaum zu ſeufzen fähig bin.

Wie deine lichte Silberwelle,
Kryſtallenrein und ſpiegelklar:
So iſt mein liebend Herz auch helle,
So iſt mein Sinn getreu und wahr.

Vor Ungewitter, Sturm und Regen
Birgſt du in dichte Zweige dich:
Vor des Geſchickes grauſen Schlägen
Rett' ich in meine Hütte mich.

Wie deine Welle unaufhörend
Zum Thal ſich dränget niederwärts:

So minnt und minnet immerwährend
Die holde Nina dieſes Herz.

Wann Sie ſich ſchaut in deinem Schimmer,
Dann nimmſt du auf Ihr reizend Bild:
So ruht's in meinem Herzen immer,
So iſt von ihr es ſtets erfüllt.

Ich weiß nicht heuchelnd zu berücken, —
Auch dir iſt Falſchheit unbewußt;
Dein Grund läßt Alles klar erblicken,
Und Jeder lieſ't in meiner Bruſt.

Gehorſam der Natur Geheiße,
Rinnſt du zur Mündung ſtets, o Fluß!
Bis in des rauhen Winters Eiſe
Auch deine Fluth erſtarren muß.

Mich martert ohne Sie das Leben;
Und nie erliſcht in mir die Gluth,
Bis mit dem letzten Todesbeben
In dieſer Bruſt gerinnt das Blut.

Das Ufer.

Von

Karamſin.

Nach dem Sturm und nach der Brandung,
Lang' verfolgt vom rauhen Nord,
Wird dem Schiffer endlich Landung
In dem ſtillen Friedensport.

Sey er unbekannt auch immer,
Zeig' ihn keine Charte an;
Iſt doch ſchön der Hoffnung Schimmer:
Daß er endlich ruhen kann.

Sieht ſein Auge der Verwandten
Und der Freunde frohen Schwarm:
Wonne! — ruft er, — ſeelig Landen!
Und er fliegt in ihren Arm. —

Leben! du biſt Meer und Brandung!
Tod! du biſt der Friedensport!
Jenſeits winkt uns frohe Landung,
Wiederſehen winkt uns dort.

Ja, ich ſeh', ich ſeh' euch winken
Zum geheimnißvollen Port!
O bewahrt uns, euch zur Linken,
Traute Schatten, einen Ort.

Lieder und Romanzen.

Das Lied vom guten Zaren,

von

Karamſin.

War einmal ein guter Zar,
Ein Gebieter hoch und klar.
Liebten Alle ihn als Vater,
Ehrten ihn als Freund und Rather.

Liebt die Kinder auch der Zar,
Und ihr Glück ſein Streben war:
Er vergißt des Thrones Schimmer,
Er verläßt die gold'nen Zimmer.

Als ein Wand'rer reiſ't der Held,
Er durcheilt die ganze Welt, —
Stab und Ranzen ſein Geſchmeide,
Und Gefahren ſeine Freude.

Und warum verließ er Land,
Thronesglanz und Fürſtenſtand?
Und was war's, daß er ſich quälte,
Und erduldet Hitz' und Kälte?

Daß er Gutes allerwärts
Sammeln möge, Geiſt und Herz

Durch die Wiſſenſchaften lichten,
Füllen mit des Fleißes Früchten;

Um mit ſeiner Weisheit dann
Zu erleuchten Jedermann,
Seiner Kinder Ruhm zu mehren,
Sie des Lebens Kunſt zu lehren.

O Du großer Zar und Held,
Erſter, erſter Fürſt der Welt!
Mög't die ganze Welt durchgründen,
Werdet keinen Zweiten finden.

Zu des klaren Baches Fluthen ꝛc.,

von

Neledinsky-Melezky.

Zu des klaren Baches Fluthen
Komm' ich, ſeh' die ſchnellen flieh'n:
Nimm mir meines Schmerzes Gluthen,
Schnelles Bächlein, nimm ſie hin!

Nein, du kannſt ſie mir nicht nehmen,
Meines Herzens herbe Pein;
Mehren kannſt du nur mein Grämen,
Kannſt dem Schmerz nur Nahrung leih'n.

Well' auf Welle ſeh' ich rollen
Nach der alten Richtung fort:
Die Gedanken alle wollen
Immer nur nach Einem Ort.

Dunkel iſt mein Sinn und trübe,
Doch dem Quäler bleibt's verhehlt;
Den ich meine, den ich liebe,
Weiß nicht, wie dieß Herz ſich quält.

Womit lindern dieſe Schmerzen,
Und der Seele Ruh' verleih'n? —
Ach! ich will und mag dem Herzen
Nimmermehr Gebieter ſeyn.

Ihm gebietet nur mein Lieber;
Ein Geſetz iſt mir ſein Blick.
Wird mein Geiſt auch trüb' und trüber,
Nur ihn lieben iſt mir Glück.

Lieber ewig mich betrüben,
Als vergeſſen jemals ihn!
Sollt' ich meinen Freund nicht lieben,
Müßt' ich ja das Leben flieh'n.

Meiner Seele Luſt und Schmerzen
Sind ein Opfer ihm allein;
Jeden Schlag in meinem Herzen
Mag ich nur dem Trauten weih'n.

Du, den nie die Lippe nennet,
Der mir tief in's Herz geſenkt;
Du, durch den das Mädchen brennet,
Athmet, ſchauet, fühlt und denkt.

Aller Unmuth ſey Dir ferne,
Hörſt Du meiner Klage Ton:
Meinem Schickſal weich' ich gerne,
Ich erwarte keinen Lohn.

Kannſt Dein Herz Du überwinden,
Prüfe meines Fühlens Macht!
Durch geheucheltes Empfinden
Miß ſie, meiner Seele Nacht!

Der Schiffer,

von

Shukowsky.

Wild verfolgt vom Mißgeſchicke,
Ohne Steuer, ward mein Kahn
Fortgeführt von Sturmestücke
In den weiten Ocean.
Durch's Gewölk' ein Sternchen flimmert:
Sternchen! — fleht' ich, — birg' dich nicht!

Sternchen barg ſich unbekümmert —
Und der letzte Anker bricht.

Dunkle Nebel rings ſich dehnen;
Wogend kocht das wilde Meer;
Vor mir ſchwarze Schlünde gähnen, —
Grauſe Klippen um mich her!
„Keine Rettung im Getümmel!“
Murrt' ich im Verzweiflungswahn .....
Thor! der Lenker dort im Himmel
War dein ſtiller Steuermann.

Durch empörte Meeresgründe,
Durch die grauſe Klippenwand,
Durch die nachtumhüllten Schlünde —
Trug mit unſichtbarer Hand
Mich des mächt'gen Schirmers Milde!
Dunkel ſchwand ..... es ſchwieg der Nord!
Vor mir — Edens Luſtgefilde;
Und drei Engel weilen dort.

O Du ew'ger Gnadenbronnen!
Nicht mehr murr' ich unbedacht;
Auf den Knie'n, in Himmelswonnen,
Schau' ich ihres Bildes Pracht!
Wer beſchreibet ihre Schöne?
Ihren Seelenzauber, wer?
Himmelsodem, Himmelstöne,
Heil'ge Unſchuld um ſie her!

O unnennbares Entzücken:
Ihnen athmen, ihnen glüh'n!
Ihr Gekoſ', ihr ſüßes Blicken
Tief in Herz und Seele zieh'n!
Einen Wunſch nur, o Verhängniß!
Ihnen lächle mild und licht!
Ihnen Wonne, mir — Bedrängniß!
Nur .... ſie überleben nicht.

Ich bin ſchon funfzehn Sommer alt ꝛc.,

von

Bogdanówitſch.

Ich bin ſchon funfzehn Sommer alt,
Ich muß die Welt nun ſehen bald!
Die Mädchen all' im Dorfe drinnen
Sind ſchon verſtänd'ge Schäferinnen:
Ich muß die Welt nun ſehen bald!

Man nennt mich nur das ſchöne Kind;
Da muß ich danken fein geſchwind:
Wie ich mich auf der Flur benehme,
Wenn nun ein Hirt zum Freien käme, —
Da muß ich danken fein geſchwind.

Er ſpricht zu mir: ich liebe Dich!
Und Liebe ſchwöre dann auch ich,
Und ſag' ihm das, was er geſprochen, —
Damit iſt wahrlich Nichts verbrochen,
Und Liebe ſchwöre dann auch ich.

Ich kenne dieſen Fall noch nicht,
Ich weiß nicht, wie der Freier ſpricht;
Verlangt er nun ein Pfand der Minne:
Dann weiß ich nicht, was ich beginne, —
Ich weiß nicht, wie der Freier ſpricht.

Wollt' ich ihm geben meinen Stab:
Den Stab ich ſelber nöthig hab';
Mein Hündchen kann ich auch nicht miſſen,
Sonſt wird die Heerde mir zerriſſen; —
Den Stab ich ſelber nöthig hab'.

In einer Gegend öd' und todt,
Thut mir die Flöte gleichfalls Noth;
Ein Schäfchen könnt' ich ihm verehren,
Wenn nicht gezählt die Schaafe wären;
Die Flöte thut mir gleichfalls Noth.

Ich ſah' als Kind, wenn recht mir iſt,
Daß eine Schäferin geküßt:

Geſchah es, um dem Schäfer eben
Zu lohnen, was er ihr gegeben,
Daß ihn die Schäferin geküßt? —

Die Liebe, die das Herz regiert,
Sie ſagt mir wohl, was ſich gebührt;
Mit eig'nem Lohne zahlt die Liebe,
Sie weiß zu lenken unſ're Triebe:
Sie ſagt mir wohl, was ſich gebührt.

D'rauf ſprach die Schäferin zuletzt:
Der Schäfer mag nur kommen jetzt!
Damit ich meiner Heerde ſchone,
So geb' ich ihm mein Herz zum Lohne:
Der Schäfer mag nur kommen jetzt!

Kalt, befiehlſt Du, ſoll ich ſtehen ꝛc.,

von

Neledinsky-Melezky.

Kalt, befiehlſt Du, ſoll ich ſtehen,
O Du Reizende, vor Dir!
Willſt Du mich gehorſam ſehen,
Gieb ein and'res Herze mir:
Gieb ein Herz mir, das verſtände,
Dich erkennend, frei zu ſeyn;
Gieb mir eins, das Muth empfände,
Nicht zu leben Dir allein.

Jenes Herz, in das ſich ſenket
Deine liebliche Geſtalt,
Jenes, das um Dich ſich kränket,
Auch für Dich nur ſchlägt und wallt;
Fremd iſt and're Quaal und Wonne,
Jedes and're Leben ihm;
Du biſt Luſt mir, Leben, Sonne
In des Leidens Ungeſtüm!

Soll ich mich der Treu' entbinden?
Du empfingſt mein erſtes Glüh'n!

Du nur ließeſt mich empfinden,
Daß mir Seele ward verlieh'n.
Seele dank' ich Deinen Hulden,
Deine Gabe bring' ich Dir ....
Doch Du willſt kein Opfer dulden,
Nicht erlauben darf ich's mir!

Heiße mir nur nicht, Dich meiden,
Dein Begehren macht mir Schmerz!
Kann mein ſtilles, ſtummes Leiden,
Kann's beleidigen Dein Herz?
Scheint's Verbrechen Dir, zu ſehen
In Dein Auge himmliſchklar,
Zu erglüh'n in Sehnſuchtswehen,
Und zu dulden, Troſtes baar?

Ballade.

Boleslaw, Polens König,

von

Murawjèw.

Wohl verblich der Ruhmesſchimmer
Vieler Helden, kühn und brav:
Du, o Polen, denkſt noch immer
Deines Königs Boleslaw!

In dem Purpur treu der Liebe,
Treu der Freundſchaft ſein Gemüth,
Nährt' er ungeſtüme Triebe,
In dem kochenden Geblüt.

Glücklich, glücklich! wäre Bruder
Sbignei nicht geweſen ihm,
Welcher auf ſein Herrſcherruder
Sah' mit Feindesungeſtüm.

Rache nie der König übte,
Liebt' den Schuld'gen brüderlich;

Du, des Sbignei Heißgeliebte!
Ach, warum erblickt' er Dich!

Wie die Lilie in dem Haine
Still erblüht bei Lenzes Weh'n,
Blühteſt Du mit ſtillem Scheine,
Fürſtin von Wolhynien.

Sie erſchau'n, und ſich entzünden
War bei Sbignei nur ein Nu.
Hymen's ſüßes Band zu binden,
Schworen ſie einander zu.

Plötzlich die Trommeten hallen,
Staub empor in Säulen ſteigt;
Roßgewieher hört man ſchallen, —
Kampf im Felde! — Sbignei weicht.

Und als Schutzgeiſt, nicht als Krieger,
Zog der König in die Stadt,
Sah' die Fürſtin — und der Sieger
Knieend ſie um Feſſeln bat.

Doch ſie läßt den Sbignei nimmer,
Weinend ruft ſie aus voll Schmerz:
„Iſt er mir geraubt auf immer,
Immer bleibt ihm treu mein Herz!"

Und zwei Monde d'rauf entfliehen,
Liebekrank iſt Boleslaw,
Er vergißt die Herrſchermühen
Und ſein Heer, ſo treu und brav.

Aber Sbignei unterdeſſen
Sinnt auf feindlich böſe That,
Führt ein Böhmenheer vermeſſen
Vor Wolhynien's Fürſtenſtadt.

Doch umſonſt! es flieht voll Bangen
Schnell vor Boleslaw der Hauf;
Selbſt der Feldherr wird gefangen, —
Seinen Helm behält er auf.

Siehe, und der König findet
An der Fürſtin Knie ihn ruh'n, —
Er durchbohrt ihn, wuthentzündet,
Und erkennt — den Bruder nun!

O, wer malet, wer beſchreibet
Hier des Mörders dumpfen Schmerz!
Wie er leblos ſtehen bleibet,
Schweigend ſtarret bodenwärts!

In die eig'ne Bruſt das Eiſen
Tauchen will ſein Ungeſtüm;
Aber ſeine Freund' entreißen
Mitleidsvoll das Eiſen ihm.

Er verläßt die Königshallen,
Hüllet ſich in Lumpen ein;
Zu den heil'gen Städten allen
Wandelt er in düſt'rer Pein.

Und an allen, allen Stätten
Beichtet er, was er gethan;
Für ſein Seelenheil zu beten,
Fleht er weinend Jeden an.

O, ich hoff' es! ſeine Reue
Gab den Frieden ihm zurück!
Ach! nicht Ruhm, noch Heldenweihe
Sichert vor dem Mißgeſchick!

An die Nachtigall,

von

Karamſin.

Sing' im Dunkel ſtiller Haine,
Zarte, ſanfte Nachtigall!
Sing' in Lunens Silberſcheine —
Lieblich tönt dein Klageſchall!

Doch was rinnen mir die Thränen
Aus dem Auge, wie ein Bach?

Warum wird ein traurend Sehnen
Mir bei deinen Tönen wach? —
Ach! der Theuren denkt mein Kummer,
Welche in der Erde Schooß
Ruh'n, im tiefen Todesſchlummer!
Ach! es decket hohes Moos
All' die Gräber meiner Lieben,
Ich bin einſam nachgeblieben! ....
Trauer wird im Buſen wach,
Und es rinnt der Thränen Bach! —
Sprich, mit wem ſoll ich genießen
Deine ſüßen Lieder jetzt?
Die Natur mit wem begrüßen?
Ohne Freund mich nichts ergötzt!
Meine Seele muß erliegen
Und des Lebens Luſt verſiegen!
Ach! das Herz iſt mir ſo ſchwer,
Und die Erde — wüſt' und leer!

Wirſt du bald, o Philomele,
Jedes Wanderers Gemüth
Ueber meiner Grabeshöhle
Rühren durch dein klagend Lied?

Fragment

aus dem erſten Geſange des Gedichts:

Rußlan und Ludmilla,

von

Alexander Puſchkin.

(Rußlan, dem die neuvermählte Gattin, die Tochter des Großfürſten Wladimir, in der Hochzeitnacht durch magiſche Gewalt entriſſen worden, und der nun in der Welt umherirrt, um die Geliebte aufzuſuchen, — gelangt auf ſeiner Fahrt eines Abends zu der Höhle eines alten Einſiedlers, der ihn gaſtlich empfängt und die Nacht über beherbergt.)

Vor dem vergläh'nden Flammenkreiſe
Streckt ſich Rußlan auf weiches Moos,

Er ſeufzet, kehret und dreht ſich leiſe,
Ruh' ſuchend in des Schlummers Schoos —
Umſonſt! da ſpricht zuletzt der Ritter:
O Vater, Schlaf mich heute flieht!
Was thun? krank bin ich am Gemüth,
Kein Schlaf für den, dem's Leben bitter!
Erlaub', daß meine Seele ſich
An Deiner heil'gen Red' erfreue.
Die kühne Frage mir verzeihe:
Wer biſt Du, Schickſalsliebling, ſprich,
Verhüllter Du, voll Huld und Weihe?
Wer führt' in dieſe Wüſte Dich?

Der Alte ſeufzt und lächelt traurig:
„Sohn!“ ſpricht er, „kaum gedenk' ich mehr
Der fernen Heimath, öd' und ſchaurig.
Vom Volk der Finnen ſtamm' ich her:
Die Heerden weidend auf den Matten,
Von denen wir nur Kunde hatten,
Kannt' ich in froher Jugendzeit
Nur unſ're Felſenklüft' und Flüſſe,
Nur dichter Wälder Einſamkeit
Und rauher Dürftigkeit Genüſſe.
Doch bald — ſo wollt' es das Geſchick —
Entfloh mein harmlos ſtilles Glück.

Nicht weit von unſerm Dorfgebiete,
Gleich einer Blum', im Stillen blühte
Naïna. In der Mädchen Zahl
Pries als die Schönſte ſie die Kunde.
Einſt trieb ich in der Morgenſtunde
Die Heerden in ein dunkles Thal
Und ließ die Sackpfeif' hell erklingen;
Dicht vor mir rauſcht' ein Bächlein lind.
Da ſah' ich Blumenkränze ſchlingen
An Ufers Rand ein ſchönes Kind.
Mein Schickſal rief! nicht widerſtand ich ....;
Ach, Held! ſie ſelbſt, Naïnen fand ich!
Ich naht', und Gluth — ſo ſollt' es ſeyn! —
Gluth lohnte dem vermeſſ'nen Blicke,

Und Liebe nahm das Herz mir ein
Mit ihrem himmelvollen Glücke,
Und ihrer namenloſen Pein.

Ein Halbjahr floh; mit banger Miene
Entdeckt' ich zitternd ihr mein Herz
Und ſprach: ich liebe Dich, Naïne!
Doch meinen ſchüchtern ſtillen Schmerz
Vernahm ſie nur mit ſtolzem Hohne,
Sie liebte nur ihr ſchön Geſicht
Und ſprach mit gleichmuthsvollem Tone:
O Hirt! Naïne liebt Dich nicht! —

Da hüllten Hütt' und Wald und Haiden,
Der Hirten frohe Feſtesreih'n,
Und Alles ſich in Nacht mir ein —
Nichts konnte mich vom Kummer ſcheiden.
Mein Herz verdorrt' und welkt' in Leiden.
Und endlich mir's am beſten ſchien,
Von Finnlands Auen fort zu zieh'n.
Des Meeres ungetreue Weiten
Durchſchwimmend mit der Freunde Schaar,
Wollt' ich durch rühmliche Gefahr
Naïnens ſtolzes Herz erſtreiten.
Zu ſuchen Gold und Schlachten, lud
Ich ein der kühnen Fiſcher Menge;
Im Land, das friedlich ſonſt geruht,
Erwachten jetzt der Waffen Klänge,
Kriegskähne rauſchten durch die Fluth,
Und mit den wackeren Geſellen
Fortſchifft' ich, hoffend und voll Muth;
Zehn Jahre färbten Schnee und Wellen
Wir purpurn mit der Feinde Blut.
Der Ruf erſcholl, — den kühnen Sieger —
Es ſcheuten fremde Fürſten ihn;
Die Schaaren ihrer ſtolzen Krieger
Sah' vor dem Nordenſchwert' ich flieh'n;
Und grimm und fröhlich ward geſtritten,
Wir theilten Gaben und Gewinn,
Und ſetzten uns, nach Freundesſitten,

Zum Mahl mit den Beſiegten hin.
Doch bei der Kämpf' und Feſte Tönen
Nur für Naïnen ſchlug mein Herz,
Nach Finnlands Küſten flog's im Sehnen
Und härmte ſich in ſtillem Schmerz.
Wohlauf! nach Hauſe, rief ich, Brüder!
Laßt uns die müß'gen Köcher wieder
Aufhängen unter heim'ſchem Dach! —
Ich ſprach es, und die Ruder hallten,
Und — Schrecken laſſend ringsum nach, —
Zum theuren Heimathsporte jach
Wir hin, voll ſtolzer Freude, wallten,
Erfüllt der Traum der Jugendzeit,
Erfüllt das glühende Verlangen!
Auch mir nun ſtrahlend aufgegangen
Des Wiederſehens Seeligkeit!
Ich legte zu der Stolzen Füßen
Mein blutig Schwert, ich bot der Süßen
Corallen, Gold und Perlen dar;
Ich ſtand mit liebestrunk'nen Sinnen,
Umringt von der Begleiterinnen
Lautloſer, neiderfüllter Schaar,
Als ein Gefang'ner vor Naïnen;
Allein — ſie barg mir ihr Geſicht
Und ſprach mit gleichmuthsvollen Mienen:
O Held! Naïne liebt Dich nicht!

Der ſtets verſchmähten Liebe Plagen —
Du fühlteſt nimmer ſie, Rußlan!
Du haſt Verachtung nicht ertragen.
Und wie denn, wunderlicher Mann,
Daß Gram auch Deine Seele trübet?
Beglückter! liebſt und wirſt geliebet.

Wozu, o Sohn, dem Worte leih'n,
Was doch ſich nie ausſagt mit Worten?
Ach jetzt ſogar, allein, allein,
Entſchlaf'nen Sinn's, an Grabes Pforten —
Hab' ich den alten Schmerz bewahrt;
Oft denk' ich der vergang'nen Zeiten

Und fühl' an meinem grauen Bart
Die ſchweren Thränen niedergleiten.
Doch hör': in meinem Vaterland
Ward manch' geheime Kunſt bekannt
Den Fiſchern in den Einſamkeiten.
Im Schutz der ew'gen Stille dort,
In Waldesnacht, in öden Fernen —
Iſt grauer Zaub'rer Wohnungsort;
Die hohe Weisheit zu erlernen,
Iſt ihr Beſtreben fort und fort;
Was war und was noch wird geſchehen,
Erwacht, wenn ihre Zunge ſpricht, —
Dem furchtbar'n Willen widerſtehen
Das Grab und ſelbſt die Liebe nicht.

Auch ich — ſehnſücht'ger Knecht der Minnen —
Beſchloß im Harme, zu gewinnen
Naïnen mir, durch Hexenkunſt,
Zu wecken in den kalten Sinnen
Durch Zauberei der Liebe Brunſt.
Dahin, wo freie Mächte hauſen,
Zur öden Waldnacht wandt' ich mich,
Und unbemerkt manch' Jahr verſtrich
Beim Unterricht in Zauberklauſen.
Es nahte die erſehnte Zeit,
Und der Natur geheimes Grauſen
Durchdrang mein Sinn mit Fröhlichkeit,
Und mächtig wirkt' ich durch Beſchwörung.
— Triumph! nun fahre hin, Entbehrung!
Naïna mein! die Liebe ſiegt!
So ſprach ich zu mir ſelbſt vergnügt.
Doch war mein Sieger das Verhängniß,
Mich raſtlos prüfend durch Bedrängniß.

In kecker Hoffnung ſüßer Huld,
Und in der heißen Sehnſucht Wonnen
Wird die Beſchwörung ſchnell begonnen —
Die Geiſter nah'n und — o der Schuld,
Nicht unwerth Tſchernomor's, des Kühnen,
Von meines Wahnſinns Ungeduld

Beſiegt, entführte ich Naïnen.
Und ſieh' in Waldes Dunkel jach
Des Blitzes Pfeile nieder zücken,
Ein zaub'riſch Wind'sgeheul wird wach,
Die Erd' erzittert mit Gekrach ....
Und — eine Alte, grau und ſchwach,
Saß bebend da vor meinen Blicken,
Mit einem Höcker auf dem Rücken, —
Ein Bild von Alters Ungemach,
Das hohlen Auges nach mir ſchaute, —
Ach, Ritter! dies war meine Traute! ....
Ich ſchwieg voll Schrecken und voll Graus,
Und maß die gräuliche Erſcheinung,
Noch zweifelhaft in meiner Meinung, —
Und endlich weinend rief ich aus:
Iſt's möglich?! ach! biſt Du's? — ſo plötzlich
Wohin, Naïna, ſchwand Dein Reiz?
Und hat der Himmel denn bereits
Dich umgewandelt ſo entſetzlich?
Iſt's lang', daß ich mein Lieb im Groll
Verließ, der Einſamkeit mich weihte?
Iſt's lange? — „Vierzig Jahre voll!“
Die ſchickſalsſchwere Antwort ſcholl:
„Und ſiebzig Jahre ward ich heute.
Was machen!“ kreiſchet ſie zu mir,
„Gar viele Jahre ſind entſchwunden,
Uns floh der Lenz, bei mir und Dir
Hat ſich das Alter eingefunden.
Doch was! kein Unglück iſt fürwahr
Der flücht'gen Jugendzeit Entſchweben!
Nun ja, jetzt hab' ich graues Haar,
Vielleicht ein Höckerchen daneben;
Bin nicht, was ich vor Alters war,
Mein Blick ſo feurig nicht und klar;
Doch — (fügt hinzu die Plauderſchweſter)
Bin dafür eine Hexe, Beſter.“

Und alſo war es wirklich: ſtarr
Vor ihr daſtehend, und im Schweigen,

War ich ein ausgemachter Narr
Mit aller Weisheit, die mir eigen.

Doch artig war's, daß meine Kunſt,
Mir zum Verdruß, gewirkt vollkommen,
Und daß für mich in Liebesbrunſt
Mein graues Götterbild entglommen.
Es murmelt, wie aus Grabes Grund, —
Zum Lächeln ihren grauſen Mund
Verzerrt, — das Scheuſal Liebesklagen.
Nun denke Du Dir meine Plagen!
Ich zitterte und blickte weg;
Sie aber hört' ich weiter ſpinnen,
Aufhuſtend, ihr verliebt Geſpräch!
„Ja, jetzt erkenn' ich Herz und Sinnen,
Ich ſeh', o Freund, daß dieſe Bruſt
Erſchaffen für der Liebe Luſt;
Ich brenne, mein Gefühl erwachte,
Mich zehrt der Sehnſucht ſüßer Harm ....
Geſchwinde komm' in meinen Arm ....
O Lieber, Lieber! ich verſchmachte" ....

Und unterdeß — ſie nach mir ſchielt
Mit Blicken ſehnſuchtsvollen Leides;
Und unterdeß — ſie feſt mich hielt,
Mit dürrer Hand, am Saum des Kleides,
Und unterdeß — ich ſchier verblich,
Vor Grau'n ſich meine Augen ſchließen,
Und jetzt — die Kräfte mich verließen,
Ich riß mich ſchreiend los, entwich,
Doch ſie mir nach: „O Du Verräther,
Du meines ſtillen Glück's Zertreter!
Du trübteſt mein unſchuldig Herz!
Errangeſt Dir Naïnens Liebe,
Und jetzt — verſchmähſt Du ihre Triebe —
O Männer! Lieb' iſt euch nur Scherz!
Ach! ſelber ſchufſt Du Dir den Schmerz;
Verlocket hat er meine Sinne!
Ich gab mich hin der ſüßen Minne ...

O Schmach! — Du Auswurf der Natur!
Doch — Mädchenräuber, zittre nur.“

So ſchied ich. Seitdem im Gebiet
Der Einſamkeit leb' ich in Frieden,
Mit ganz entzaubertem Gemüth,
Und Freud' und Troſt dem Greis hienieden
Aus Ruh', Natur und Weisheit blüh't.

Scene aus dem Trauerſpiel:

Dimitry vom Don,

von

Oſerow.

Xenia. Isbrana, ihre Vertraute. Ein Moskowiſcher Bojar mit einigen Kriegern.

Xenia.

Sprich, tapferer Bojar! naht jetzt gewiſſes
Verderben uns? und wird der grimme Mamai
Das unglückſel'ge Rußland unterjochen?

Bojar.

Sey ruhig, Fürſtin! unſer iſt der Sieg!
Geſchlagen flieht der Chan, befreit iſt Rußland.

Xenia.

Barmherz'ger Gott! Du hörteſt unſ're Stimme,
Es ruht Dein Zorn für ewig nicht auf uns,
Du ſchatteteſt mit Deiner Macht die Ruſſen!
Ach! in der Wonne wag' ich es zu hoffen,
Daß Du Dimitry in der Schlacht erhalten:
Damit er ſchau' der Hordenſöhne Fall,
Das Vaterland ſich aus der Knechtſchaft hebend.
(Zu dem Bojaren.)
Allein erzähle Du mir, welch' ein Wechſel
Hat zu der Ruſſen Rettung ſich ereignet?

Bojar.

Die Hand des Höchſten hat das Land gerettet!
Ja, welcher Mächt'ge widerſtehet ihr?

Sie reißt herab vom Wagen des Triumphs
Den Eiteln, ſelbſt in Mitten ſeiner Siege,
Und wie ein Felſen, ſtürzt der Stolze nieder:
So ſind Mamai's Entwürfe umgeſtürzt. —
Die Ruſſenſchaaren eilten, racheglühend,
Nach jenen Orten, wo die Feinde ſtanden;
Sie kaum erſchauend, doppeln ſie die Schritte:
Da fliegt uns pfeifend gleich ein Pfeilgewölk',
Des Kampf's Vorbot', entgegen, wie der Hagel
Im Sommer. Lautlos ſchreiten vor die Krieger;
Nur das Geräuſch der Tritte hallt im Feld.
Die Reih'n gedrängt, und Schild an Schild geſchloſſen,
Gleich einer Feſtung, die ſich regt, das Heer.
Wir ſchreiten, — jetzt erreichen uns die Horden,
Und Schlachtruf tönt, und jetzt beginnt das Metzeln.
Da zeigt ſich plötzlich ein Tartarenſchwarm, —
Die Unſ'rigen verwirrt der Rieſen Anblick.
Wie Wirbelſtürm', erzeuget im Gebirg',
Zum Forſt hinfahren durch die weiten Wüſten, —
Vor ihren Stößen krachen ſchwache Bäume,
Entwurzelt ſtürzen ſtarke Fichten hin:
So ſtürzen jetzt auf uns durch tauſend Schwerter
Zwei Helden ſich: Temir und Tſchalubei.
Furcht zieht vor ihnen her, Tod hinter ihnen,
Ein Leichenbeet zeigt ihres Laufes Spur.
Schon lag gleich einem umgeworf'nen Zaun,
Auf rings verſtreuten Leibern eine Menge
Bojaren, tapf're Fürſten da im Blut,
Und Alles floh, vor dieſen Helden bebend.
Die Furcht zu hemmen, ſtrahlt umſonſt der Fürſt
Beleſero's den Kriegern vor in Kühnheit:
Ach! ſeine Söhne fielen alle ſechs
Vor ſeinem Blick — ſechs Tod' auf's Vaterherz!
Doch er ſteht feſt, kein Seufzer, keine Thräne.
Mit will er fallen — und er wär' gefallen,
Wenn nicht zwei Ruſſenkrieger ſich gezeigt,
Den Tod entreißend jener Helden Armen.
Ein Mönch der Eine, jener Pereſwät,
Der in dem Frieden dieſe laute Welt

Verließ, den hohen Stand im Kloſter bergend,
Doch rief aus tiefer Ruh' das Vaterland
Und früh'rer Thaten Ruhm ihn jetzt in's Feld.
Stark, breit von Schultern, kühnen Herzens, ruft er
Temir zum Zweikampf, ſchlägt ſich mit Temir
Und ſtürzt mit ihm, wie von dem Berg die Scholle.
Doch in der Näh' tönt wilder Kampf indeß:
Der rieſ'ge Tſchelubei und jener And're,
Der wie von Gott geſandt, uns nahte — feſſeln
Die Augen Aller durch ſeltſamen Kampf.

Xenia.

Doch wer war dieſer Krieger? warum ſchwieg
Bis jetzt der Ruf von ſeiner Tapferkeit?

Bojar.

Ihn kennet Niemand. Das geſchloſſene
Viſier verbarg den Blicken ſeine Züge;
Der nackte Schild, der ungeſchmückte Helm
Ließ einen ſchlichten Krieger in ihm ahnen:
Nur durch ein Armband zeichnet' er ſich aus;
Allein ſein Gang verrieth des Standes Hoheit.
Des Kriegers Kunſt bewundert Tſchelubei,
Er ſpürt zum erſten Male Furcht im Herzen.
Des Ruſſenſchwertes kräft'ge Streich' entlocken
Dem Panzer Funken, wo ſie nicht verwunden.
Des Heiden Arm, bereit den Helm zu ſpalten,
Stößt auf das Schild und auf das flinke Schwert.
In wilder Wuth, wie ein gereiztes Thier,
Hinſchleudert der Tartar den ſchweren Schild,
Und, rückwärts ſchreitend und mit beiden Händen
Das lange Schwert anfaſſend, denket er
Durch hurt'gen Anlauf ohne Kriegesliſt,
Mit Rieſenkräften ſeinen Feind zu ſpalten.
Er rennt ihn an, der ſieht ihn droh'n und harrt;
Schon über'm Haupte ſchwebt der Streich, ſchon fällt er —
Doch Jener weicht, — das Schwert trifft nur die Luft;
Den Hordenſohn ſtürzt nieder ſein Gewicht,
Und ewig feſſelt Tod ihn an die Erde.
Geſchrei erhub im Feld ſich, als er ſtürzte.

Von fern erblickte Mamai ſeinen Fall
Und drob beſtürzt, vor Schrecken zitternd, wußt' er
Sich keinen Rath, Furcht raubt' ihm den Verſtand.
Jetzt fällt mit Kriegsvolk aus dem nahen Wald
Dimitry's Bruder ſchnell dem Feind in Rücken:
Da decket ſich mit flücht'gen Hordenſöhnen
Die Steppe; Mamai und die Helden flieh'n
Im wirren Lauf, die Waffen von ſich werfend;
Die weite Stepp' iſt ihnen enger Pfad, —
Der Ruſſe bleibt im Feld, den Ew'gen preiſend.

Xenia.

Allein Du ſprichſt mir von Dimitry nicht!
O Grau'n! verhehlſt du Xenien ein Unglück?

Bojar.

Von ſeinem Loos weiß Niemand noch; und dieß —
Nichtwiſſen ſchlägt das ganze Kriegsheer nieder.
Nicht findet er ſich noch, der tapf're Krieger,
Durch den der Hauptwall der Tartaren fiel.
Hier vor dem Schlachtfeld hießen uns die Fürſten —
Uns ſammeln, um uns zu berathen, wie
Dimitry ſey zu finden und der Krieger.
Sie zu erſchauen hoffend, eilt' ich her.

Xenia.

Ihr kühles Streben, ach! was läßt es hoffen?
Ich aber kann des Zweifels Pein nicht tragen.
Laß uns in's Lager eilen, mein Bojar!
Die Krieger Moskwa's und der Nied'rung ſammeln:
Sie ſollen ringsum ſtreifend ſich verbreiten
Und keinen Leichenhaufen übergeh'n,
Daß nach dem Feldherrn nicht ihr Scharfblick ſpäh'te.
Er liegt vielleicht verwundet unter Todten,
Und harrt auf Rettung, auf die nöth'ge Hülfe.

(Zu Isbrana.)

Ach, ſeine Seele ruft vielleicht nach mir!

(Xenia geht ab und Alle folgen ihr.)

Siebenzehnte Vorleſung.

Ungarn.

Ueberblick der Geſchichte der ungariſchen Sprache und Litteratur.

Die Sprache der Ungarn, oder wie ſie ſich lieber nennen hören, der Magyaren bietet eine ganz eigenthümliche Erſcheinung auf dem Felde der Linguiſtik dar. Sie iſt unter den aus Aſien nach Europa gewanderten Mundarten eine der jüngſten, erhielt ſich aber Jahrhunderte hindurch am freieſten von allem äußeren Einfluß, und ſteht unter den Idiomen der übrigen europäiſchen Völker unbedingt als die ſelbſtſtändigſte da. — Was gerade andere Sprachen verfälſchte, die Oberherrſchaft des Lateiniſchen in Kirche und Gericht, das diente bei ihr im Gegentheil dazu, ihre Reinheit zu befeſtigen, und ſie benutzte jenen Uſurpator auf linguiſtiſchem Gebiete nur in einem Punkte, der ihr zum wahrhaften Nutzen gereichte, indem ſie ſich ſeiner Schriftzeichen bediente, um ihre Laute zu fixiren. Sie unterſcheidet ſich durchaus von allen anderen europäiſchen Sprachen, der Finniſchen ausgenommen, und hat vor vielen ſehr reiche grammatiſche Formen und Fügungen voraus, dagegen iſt jedoch ihr

Wortreichthum geringer. Seit Joſeph **II.** iſt ſie durch die patriotiſchen Bemühungen der Eingebornen, welche ſich eifrig der von dieſem Monarchen beabſichtigten Einführung des Deutſchen in Geſchäftsverhandlungen widerſetzten, mit Vorliebe gepflegt worden, und beginnt ſich herrlich zu entfalten.

Die älteſten Denkmale magyariſcher Litteratur ſtammen aus dem funfzehnten Jahrhunderte, doch ſind dieſe mehr in das Gebiet der Reimereien zu verweiſen. Unter der Regierung der Könige aus dem Hauſe der Anjou zeigte ſich eine günſtigere Zeit für dieſelbe, da das Ungariſche unter dieſen Fürſten Hofſprache geworden; noch mehr trug aber die Reformation, welche ſich Eingang zu verſchaffen wußte, durch eine größere Verbreitung der Cultur unter dem Volke, zu ihrem Werden bei. — Die Poeſie wurde von talentvollen Männern mit Erfolg cultivirt, von denen aus dem ſechszehnten Jahrhundert Seb. Tinódi, Balaſſa, als Lyriker, Szegédi als dramatiſcher Dichter, Rimai als Didactiker, Erdöſi, der den Verſuch machte, die Hexameter einzuführen; aus dem ſiebzehnten Jahrhundert Zrinyi und Liszti als epiſche Dichter, Beniczky und Gyongyöſi als Lyriker Erwähnung verdienen. — Darauf trat eine Zeit der Dürre ein, bis in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts die ſchöne Litteratur einen neuen Aufſchwung nahm; nur war die Unſicherheit der Schriftſteller, welche Richtung ſie einſchlagen ſollten und der Umſtand, daß bedeutende Männer die franzöſiſche Schule einführten, zu welcher im Gegenſatz ſich bald nachher die lateiniſche bildete, im Ganzen ſchädlich, doch leuchten auch hier gefeierte Namen, wie Faludi, Guadanyi, Beſſenyei, Anyos, Horvath, Molnár, Revai, Dayka, Virag u. ſ. w. glänzend hervor. —

Mit dem Beginne unſeres Jahrhunderts geſtaltete ſich eine neue und ſchöne Epoche in der ungariſchen Litteratur, welche ſeit dieſer Zeit begann, einen Nationalcharacter anzunehmen. — Alexander Kisfaludy, geboren zu Sümeg den 27. September 1772, war es, der dieſe neue Aera herbeiführte. — Er trat zuerſt im Jahre 1801 mit einer Sammlung lyriſcher Gedichte unter dem Titel Himfy, die er anonym herausgab, auf, und erwarb ſich durch dieſelben, ſo wie durch deren Fortſetzung, welche 1807 erſchien, allgemeine Bewunderung und Anerkennung. Seine ſpäteren poetiſchen Arbeiten hatten ſich gleicher Theilnahme zu erfreuen. — Ihr Verfaſſer iſt als Krieger und Patriot ebenfalls ausgezeichnet. — Er nahm in ſeinem zwanzigſten Jahre Kriegsdienſte, machte den italieniſchen Feldzug mit und wurde 1796 als Kriegsgefangener nach Avignon gebracht. Nach ſeiner Rückkehr, im Jahre 1800, vermählte er ſich mit der Liſa ſeiner Lieder. — Im Jahre 1809 trat er in die adelige Inſurrection und ſchrieb die Geſchichte dieſes Feldzuges. — Später zog er ſich nach ſeinem Geburtsorte Sümeg zurück, und lebt hier mit poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigt.

Kisfaludy iſt ein ſo bedeutender echt nationaler Dichter, daß er die gerechteſten Anſprüche auf unſere Aufmerkſamkeit hat; es würde mir, dem Ausländer, aber ſchwerlich gelingen, ihn ſo treffend und trefflich zu characteriſiren, als dies von ſeinem Landsmann, dem geiſtreichen Schedel, in deſſen unter dem Namen Franz Toldy 1828 zu Peſth und Wien erſchienener Blumenleſe aus ungariſchen Dichtern, geſchehen iſt. Ich laſſe daher die Darſtellung dieſes geſchmackvollen Kritikers hier folgen. *)

,,Das erſte Werk, das ſeinen Ruhm begründete, und ſich eben ſo in die Hallen der gelehrteſten Männer, wie in die Toiletten der, fremder Lectüre hingegebnen, Damen hineinſchmeichelte, war Himfy's Liebe; eine Reihe lyriſcher Darſtellungen jener Situationen, in welche die Liebe Himfy — ob wir nun unter dieſem Namen den Dichter ſelbſt denken oder nicht, — gebracht hat. Wir halten dieſes Werk, der Situationsverbindung, und dem ſich dieſer gemäß jedes Mal

---

*) Frz. Toldy, Blumenleſe aus ungariſchen Dichtern. Wien und Peſth, 1828. S. LVI.

entwickelnden Seelenzuſtande zufolge, für ein organiſches Ganzes: ohne zu beſtreiten, daß ſehr viele der einzelnen Beſtandtheile — 28 Geſänge und 400 Lieder — nicht auch eine andere Stellung zum Ganzen erlaubten; da viele derſelben in der nämlichen Stimmung entſprungen, unter ſich durchaus keine gewiſſe Folgereihe nöthig machen, was ſich insbeſondere auf die Poeſieen der „glücklichen Liebe“ bezieht. Die Fabel des Ganzen dürfte ſich folgendermaaßen geben laſſen. Erſter Theil, die unglückliche Liebe. Himſy erblickt Liſa und liebt ſie. Keine Gegenliebe erringend, flieht er ihren Anblick, ja das Vaterland, in der Ferne, im Sturm des Kriegs Ruhe oder ſein Ende zu finden. Beides vergebens. Sie weiß ſein Leiden, und bleibt unbewegt; ſo wechſeln die Jahreszeiten, ſeine Noth bleibt. Er geht ſchon mit dem Gedanken um, ſein Leben zu beſchließen; er hängt aber eben durch Sie zu ſehr daran; ja eine dunkle Ahnung läßt ihn manchmal ſogar noch hoffen: da weidet er ſich wiederum an Erinnerungen. Der Krieg endet, aber nicht der ſeiner Bruſt. Er entſchließt ſich, Sie zu ſehen, und kommt in ſeine Heimath, ſieht die Einzige, ſie iſt noch ſchöner als je: ſeine Quaal erneuert, geſteigert. Den peinlichen Gedanken, er werde durch einen Nebenbuhler verdrängt, findet er nun ungegründet; ſogar Zeichen von Liebesregung lieſt er in ihrem Weſen, er fängt, obwohl fürchtend, zu hoffen an, als ſich ihm das Meiſtgeſcheute doch beſtätigt, Sie liebt — einen Anderen. Seine Seele fühlt leiſen Tod. Im zweiten Theile jubelt uns der beglückte Liebende entgegen: die Erwählte liebt ihn ſtets, Verleumdung hieß ſie, ihn von ſich zu entfernen. Nun verbindet ſie beide Hymen, und Himſy lebt das ſeligſte Leben, das ein freigeborner Mann, häuslich beglückt, auf ſeinem friedlichen Landgute dahin leben kann. Dieſes beiläufig der Faden, auf welchem die Lieder gleich Perlen aufgefaßt ſind. So bildet dieſe Liederſammlung in der That ein Ganzes; und daß dieſes der Dichter auch beabſichtigte, bezeugen mehrere Dals, welche als Einleitungs- und Schlußſtücke hinzugedichtet ſind, um eine gewiſſe Abrundung zu bezwecken. Wenn der Werth beider Theile gegen einander beſtimmt werden ſoll, dürfte der höhere Preis dem erſten zugeſtanden werden. Er hat mehr Abwechslungen der Situationen, dabei mehr inneren Zuſammenhang; die einzelnen Theile zum Ganzen mehr Nothwendigkeit; Phantaſie und Empfindung ſind bei weitem die vorwaltenden Beſtandtheile; im zweiten Theile herrſcht größtentheils Didaxis, die Sprache hierin iſt nicht ſo blühend. Man wollte letzterem den Vorzug einräumen, weil ſie poetiſcher ſeyen — hierauf wäre ſo eben erwidert; und weil eine größere Productivität dazu gehöre, das beſeſſene Glück zu beſingen, als um ein entbehrtes zu klagen. Dieß dürfte im Allgemeinen zugelaſſen werden; allein eine ſehr bedeutende Anzahl der Lieder der glücklichen Liebe dürfte nicht einmal dem Titel des Werkes entſprechen, da ſie nicht das beſeſſene Glück beſingen, ſondern ſich mit Reflexionen über's Leben, welche noch dazu ein philoſophiſcher Geiſt beinahe in jeder Situation anſtellen kann, befaſſen; viele nur Wiederholungen anderer ſind. Uebrigens dürfte Manche der zweite Theil durch ſeinen heiteren Character mehr anſprechen; zumal, wer über die Zeit jugendlicher Schwärmerei hinaus iſt; dieſe individuellen Beziehungen jedoch entſcheiden in der beſtmöglichſten Beſtimmung des abſoluten Werthes nur wenig. Daß übrigens das Ganze durch Hinweglaſſung mehrerer Lieder, welche nicht immer genug intereſſante Wiederholungen anderer ſind, gewonnen hätte, glauben wir feſt.

Was nun dieſe Canzonen und Sonette, wie die kisfaludy'ſchen Dals ihrer inneren Form nach füglich zu nennen wären — einzeln betrachtet betrifft, können wir ſie nicht anders als günſtig beurtheilen. Theile des Ganzen, iſt doch jedes für ſich ein kleines abgerundetes Ganzes; nur einige trifft der Tadel, erſt mit ihrem Nachbar Eins auszumachen. Die Dals characteriſirt ein gewiſſes Streben, die Aufmerkſamkeit des Leſers immer gegen einen einzigen Punkt zu lenken, bis ſie im letzten Quadrain, oder gar erſt im letzten Vers meiſt durch eine ſchnelle Wendung, welche nicht ſelten eine Antitheſe zum

Vorhergegangenen bildet, mit mehr oder weniger Ueberraſchung befriedigt wird. Es iſt ſtets, als ob alles Frühe wegen dieſer Point da wäre; und ſelbſt wo die Wendung nicht ſcharf, oder gar keine iſt, concentrirt ſich durchaus aller Effect gegen das Ende des Dals. Kazinczy nennt ſie, in mancher Hinſicht mit Recht, Epigramme der Liebe. Dieſem inneren Bau ſchmiegt ſich die von Kisfaludy ſelbſt erfundene Form trefflich an. Die beiden erſten Quadrains (worin ein acht- und ein ſiebenſylbiger Vers abwechſelt und jedesmal die gleichlangen ſich reimen) enthalten die Expoſition; der letzte (aus zwei neben einander ſtehenden acht- und zwei darauf folgenden ſiebenſylbigen beſtehend, gleichfalls die gleichlangen gereimt) die Point; welche jedoch oft mit vielem Glück ganz in den letzten Vers hinausgeſchoben iſt. Harmonie und eine ganz eigene Abrundung ſind dieſem Schema nicht abzuſprechen.

Die Weſenheit der kisfaludy'ſchen Lyrik iſt jene hell auflodernde Flamme des Gefühls, die zündend um ſich ſchlägt und Alles bedeckt; eine fruchtbare höchſt lebendige Phantaſie, die raſtlos in der ganzen Natur umherſchweift, Alles in den Kreis ihrer Individualität hineinſpielt, um hier ihm ſeine Deutung zu geben; daher iſt Kisfaludy voll mit Bildern und Vergleichen, äußerſt gewagt und echt poetiſch; ſeine Malereien voll der kühnſten Farbenmiſchungen. Characteriſtiſch iſt ſeine Liebe zu Antitheſen, wodurch er das Gefühl in ſteter Bewegung erhält, Schmelz und Leidenſchaft wechſeln läßt. In der glücklichen Liebe herrſcht weniger Phantaſie; hingegen die heiterſte Lebensphiloſophie, und oft ein gewiſſer Trotz vor Luſt und Zufriedenheit. All' dieſem zufolge iſt ſein Vortrag, der nichts weniger als ein ſtudirter Vortrag iſt, ſehr poetiſch, er ſpricht meiſt uneigentlich, höchſt anſchaulich durch die Ueppigkeit an Beiwörtern und grelle Verbindungen; dabei unendlich gewandt. Die Sprache hat durch ungewöhnliche Wörter, Zuſammenſetzungen, Inverſionen Reiz der Neuheit; dabei iſt ſie ungemein leicht und fließend; andererſeits trifft ſie der Tadel der Uncorrectheit, häufigen Mangels an Präciſion und Gewähltheit des Ausdruckes. In der Verſification iſt er vollends Meiſter; er hat der Zriny'ſchen Zeile einen Tact zu geben gewußt, daß ein ſehr gelehrter deutſcher Recenſent keinen Anſtand nahm, ſelbe für trochäiſch zu erklären.

Kisfaludy's Sagen aus der ungariſchen Vorzeit (Rege) wurden gleichfalls eine allgemeine Lieblingslectüre. Die Begebenheiten ſind nicht immer ganz ſeine Erfindung: deſto mehr iſt es aber die Darſtellung. Es kann einmal nichts ungariſcher ſeyn, als dieſe. Charactere, Gefühle, die herrſchenden Motive, Sitten, das ganze Haus- und Volks-Leben unſerer Ahnen, Bewegung, Ausdruck, Alles ſo heimiſch; die Sprache ſelbſt ſo bezeichnend und mit der ungariſchen Weſenheit verſchmolzen, daß uns der Totaleffect ſelbſt unter der Hand des gewandteſten Ueberſetzers, ſchon durch die bloße Veränderung der Sprache, verloren gehen muß. Uebrigens ſind dieſe Gedichte auch durch ſinnige Benutzung hiſtoriſcher Winke, durch die ſtete Verwebung mit der vaterländiſchen Geſchichte ſo bedeutungsvoll; durch die beziehungsreichen lyriſchen Digreſſionen, welche uns die intereſſante Individualität des patriotiſchen Erzählers wiedergeben, ſo anziehend; durch die kräftige, klare, höchſt lebhafte Darſtellung ſo anſchaulich und wirkſam; durch einen reizend nachläſſigen Styl, eine leichte, gefällige Verſification ſich ſo in's Gedächtniß einprägend, daß wohl nie die Zeit kommen dürfte, welche dieſen Gemälden nicht ausgezeichneten Beifall angedeihen ließe. Daß Kisfaludy auch in den Sagen oft breit, mitunter proſaiſch wird, iſt nicht zu leugnen; jedoch hier ein bei weitem weniger fühlbarer Mangel, als im Himfy: denn nicht der Dichter däucht uns hier zu ſprechen, ſondern ein uns an Geſinnung und Gefühl verwandter Augenzeuge, im trauten häuslichen Kreiſe, beim wärmenden Feuer des Kamines. Das epiſch-lyriſche Gedicht: „Gyula' ſzerelme" in zehn Geſängen, nennt der Dichter auch eine Rege. Wir ſehen es für ein Mittel an, das er, nach längerer Pauſe, wieder zur Ableitung ſeiner lyriſchen Ader beſtimmt hat. Es hat viel Ueberraſchendes, iſt aber im Ganzen zu gedehnt, und reich an Reminiſcenzen aus Himfy.

Man hat von Kisfaludy auch eine Sammlung **dramatiſcher Werke**, theils hiſtoriſche Trauerſpiele, theils Familiengemälde enthaltend. In der Schilderung der neuen Zeit ſcheint er nicht ſo gewandt. Uebrigens ſind ſeine Dramen nichts als dialogiſirte Epopeen mit häufigen lyriſchen Einſchiebſeln. Die Charactere werden beſchrieben, nicht entwickelt; ſtatt Handlungen finden wir Begebenheiten, und das Geſpräch iſt nichts weniger als dramatiſch. Der Dichter verſteht ſich nicht aus dem Spiel zu ziehen.“

Das Aufblühen der ungariſchen Litteratur ward um die Periode, wo Alexander Kisfaludy zuerſt auftrat, durch die verdienſtlichen und eifrigen Bemühungen geiſtreicher und geſchmackvoller Männer vorzüglich begünſtigt. Zwar fanden ſie eine Menge von Widerſachern, welche pedantiſch dem älteren Formenweſen anhingen, aber ſie wußten alle ihnen in den Weg geſtellten Hinderniſſe zu überwinden, und den begabten Talenten ſpäterer Zeit eine Bahn des Ruhms und Lichtes zu ebnen, auf welcher dieſe um deſto ſiegreicher weiter ſchreiten konnten. Vorzügliche Nennung in dieſer Hinſicht verdienen: **Franz Kazinczy**, geboren 1759, ausgezeichnet in faſt allen Fächern der Nationallitteratur ſeines Vaterlandes, von beſonderen Verdienſten um dieſelbe durch die Beförderung und Ausbildung der ungariſchen Sprache zu wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Zwecken. Als Dichter iſt er gewandt und correct, aber nicht genial und tief, ſondern mehr angelernt; die Form weiß er mit beſonderem Geſchick zu behandeln; *) **Daniel Berzsenyi**, geboren 1776 zu Hetyn, einer der begabteſten ungariſchen Lyriker, voll Gluth des Gefühls, Begeiſterung und reicher Phantaſie, mit allem Zauber des Wohlklangs ſchaffend; **) **Andreas Horvat**, geboren 1778, ſeit 1806 Pfarrer zu Tét, verdienſtlich durch ein gelungenes didactiſches Gedicht, **Zirez Emlékezete** (Erinnerung an Zirez), in Hexametern; *) — **Aloys Szentmikloſſy**, geboren 1793, glücklich in Liedern und Epigrammen; **) — **Ladislaw Toth**, geboren zu Kis-Tokay den 17. Februar 1788, geſtorben zu Wien als **Dd. Med.** den 31. Auguſt 1820, mehr talentvoll als genial, aber nicht ohne Erfolg in der pindariſchen Ode; ***) **Gabriel Döbrentei**, geboren 1768, mit Recht gerühmt als erfolgreicher lyriſcher Dichter im Volkston und gewandter Ueberſetzer; **Michael Vitkovics**, †) geboren zu Erlau den 28. Auguſt 1778, geſtorben den 9. September 1829 zu Peſth, beſonders glücklich in Fabeln, Epiſteln und kleinen lyriſchen Poeſieen.

---

*) Toldy a. a. O. S. 53.

**) Derſ. a. a. O. S. 62.

Die dramatiſche Poeſie, welche bisher nicht eben mit ſonderlichem Glücke bei den Magyaren war cultivirt worden, fand einen eifrigen Beförderer an **Karl**, dem jüngeren Bruder Alexanders **Kisfaludy**, welcher mit großem Talent und noch größerer Luſt auf der Bahn fortſchritt, die ſein genialer Bruder faſt zwei Decennien früher ſo ruhmvoll geöffnet hatte. Er ward am 19. März 1790 zu Tèt geboren; trat, als er ſein funfzehntes Jahr erreicht hatte, in Kriegsdienſte und machte den italieniſchen Feldzug von 1805, ſo wie den deutſchen von 1809 mit. Als er in ſein Vaterland zurückkehrte, fand er die National-Ungariſche Stuhlweißenburger Geſellſchaft in Peſth vor, und ſah ſich, aufgemuntert durch die große Theilnahme, welche ſich überall für die magyariſche Litteratur kund that, veranlaßt, mehrere Dramen für dieſelbe zu verfaſſen. — Das Erſte, **Tartárok**, wurde mit dem entſchiedenſten Beifalle aufgenommen, und ſeine folgenden Stücke fanden dieſelbe Bewunderung und daſſelbe rege Intereſſe vor. —

---

*) Bowrings Poetry of the Magyars. Lond. 1830. S. 166.

**) Toldy. S. 68.

***) Bowring l. c. 136 fgde.

†) Toldy a. a. O. S. 73. —

Karl Kisfaludy ging nun auf der glücklich betretenen Bahn mit regem Eifer und gewiſſenhafter Umſicht weiter, lieferte mehrere durch Witz und Characterzeichnung, ſo wie durch glücklich erfundene Situationen ausgezeichnete Luſtſpiele, und ſtiftete 1820 den Muſenalmanach Aurora, der als ein Vereinigungspunkt der bedeutendſten poetiſchen Talente zu betrachten iſt, in dem aber ſeine Beiträge, welche faſt alle Gebiete der Poeſie berühren, immer zu den vorzüglichſten gerechnet werden müſſen. — Hören wir über ſeine Leiſtungen überhaupt das Urtheil ſeines geiſtreichen Landsmannes. *)

„Was die hiſtoriſchen Schauſpiele betrifft: zeugen die Schwächen im Bau, die Characteriſtik, welche außer den trefflich gedachten und durchgeführten und hohen Beruf bewährenden Hofnarren Beczkó im Stibor, Mohamed und Zagáe in der Irene, wenig Neues, Intereſſantes, Ausgeführtes bietet, dann die ſorgloſe Behandlung der Sprache und des Verſes, von Mangel an Studium und jener flüchtigen Hand, welche keinen Anſtand trug, in wenigen Tagen oft ein Stück auszufertigen. Zudem gefiel er ſich ſehr im Sentenzenſchwall, und in lyriſchen Ergießungen. Obwohl mit derſelben Sorgloſigkeit gearbeitet, ſind dennoch ſeine komiſchen Stücke dieſer Periode ſchon die günſtigſten Vorboten jener Trefflichkeit, die er ſpäter im Luſtſpiel erreichte. Das Entzücken, womit ſie aufgenommen wurden, wird uns nicht befremden, ſobald wir erwägen, daß vor ihm auf dem ungariſchen Repertoir nichts als nationaliſirte Komödien der Franzoſen und Deutſchen vorkamen, welche den Uebelſtand mit ſich führten, den die Charactere, in eine ihnen fremde und ihrer Entwickelung nicht entſprechende Welt verſetzt, erregen mußten. Da ſchrieb Kisfaludy ſeine „Rebellen" und „Brautwerber." Erſteres durch eine clauren'ſche Erzählung veranlaßt, in der Ausführung aber ganz originell, löſt mit ausgezeichnetem Glücke die Aufgabe, das Komiſche der Meinungen und Handlungsweiſe der ungariſchen

---

*) Toldy a. a. O. S. LXX. und S. 90. —

Landbewohner zu ſchildern. Das zweite bildet ein Gegenſtück dazu, und iſt aus dem ungariſchen Stadtleben herausgegriffen; Mannichfaltigkeit der Charactere, Wahrheit in den Beziehungen der Zeitverhältniſſe bezeichnen es; beide ſind voll nationaler Eigenthümlichkeit (beinahe unüberſetzbar), geſunden Scherzes, leicht hingeworfener, jedoch brennender Satyre. Eine Poſſe fällt noch in dieſe Zeit: „Als es knallte, hätt' ich's nicht geglaubt,“ neu in der Idee, nicht in den Mitteln, durchgehends ſehr raſch, und überaus ſpaßig.“

„Kisfaludy ſelbſt glänzt in Hinſicht auf Vielſeitigkeit vor den übrigen Choryphäen der Aurora. Seine Luſtſpiele (größtentheils in dieſer abgedruckt) insgeſammt, nicht nur jene, die insbeſondere dem Namen eines Intriguenſtückes entſprechen, ſondern auch die Characterſtücke zeichnen ſich durch einen raſchen Gang der Handlung — letztere wenigſtens der phyſiſchen Handlung — aus. Sein Situationsgewebe, immer intereſſant und ſpannend, hat die ſtrengſte Wahrſcheinlichkeit; ſeine Charactere ſind ſcharf und conſequent gezeichnet und durchgeführt; der höchſt witzige Szikláſi, der lebeluſtige Móricz (Mädchenhüter), der aus Humor zuſammengeſetzte Hofnarr des Königs (der Treue Probe), der Planmacher Lombai (Täuſchungen), ſind ohne Zweifel Gebilde erſten Ranges; doch neben dieſen noch welche Fülle trefflicher Charactere, und welche Mannichfaltigkeit. Nur alte, gezierte, geſchäftige Jungfern hat er ſehr oft, welche im Genus ſich gleichen, und nicht neu ſind: in der Art jedoch unterſchieden und mit einem großen Aufwand von Komik ausgeſtattet. In der Kunſt der Dialoge iſt er unendlich gewandt, ſelbſt wo es ihm gefällt, ſeiner Satyre, ſeinem Witz in Reflexionen, Sarkasmen, Vergleichen, Bonmots Lauf zu laſſen, geſchieht dieß mit Blitzesſchnelle, ohne Schaden des dramatiſchen Vortrags. Den Mädchenhüter, eines ſeiner geiſtreichſten Stücke, trifft der Tadel, zwei Haupthandlungen zu umfaſſen: dieſes ſchien der Dichter gefühlt zu haben; daher die Eile in der Kataſtrophe von Szikláſi's Liebesverhältniß. Manche werfen ihm Mangel an Nationalität vor. Die Stücke, welche in König Matthias Zeit handeln (als Mátyás deák; der Treue Probe), können hier durchaus nicht gemeint ſeyn; Charactere, Sitten, Ton und Ausdruck tragen unverkennbar das Gepräge der Nationalität und der Eigenthümlichkeit jener Zeit. Was die übrigen betrifft, welche in unſerer heutigen Welt ſpielen; da fragen wir, ob ſie nicht unſerem heutigen Converſationston ganz entſprechen? Und das ſollen ſie. Leider müſſen wir bekennen, daß der Ton unſrer gebildeteren Cirkel keine nationelle Eigenthümlichkeit mehr hat; die Vermiſchung mit den fremden Einwohnern und die Nachahmungsſucht hat ſie verwiſcht: und der Luſtſpieldichter wird nur auf die Koſten der Wahrheit eine ſolche in ſeine Darſtellungen bringen. Uebrigens dürfte das Weſentliche auch nicht im Ton des Geſpräches liegen — hierin nähern ſich gegenwärtig die gebildeteren Stände aller Nationen bedeutend — ſondern in der Beſchaffenheit der Charactere und der Handlung. Würde Kisſaludy demnach ſeine Stoffe zu Luſtſpielen aus der heutigen Zeit hinführo dem engen, und ſeinen einfachen Verhältniſſen nach leicht zu erſchöpfenden Kreiſe des niederen Standes entnehmen, würden wir gewiß dieſelbe ungariſche Welt auffinden, die er uns in den Rebellen bietet. Zwar giebt es auch in unſerem mittleren Stande Gattungen Menſchen, denen der deutſche Ton fremd blieb (Perſöldi in den Brautwerbern, Mokány in den Täuſchungen), dieſe ſind aber eben wegen ihrer ſcharfen und ſehr beſtimmten Züge nur zu bald erſchöpft; überdieß frägt ſich's, ob eine dritte Art ungariſcher Charactere und Verhältniſſe, welche einem witzigen Kopf das fruchtbarſte Feld öffnen würde, aus — — — — Gründen dem Dichter nicht etwa auf immer unbenutzbar bleiben wird.

Verdient Kisſaludy einerſeits den Namen unſeres gewandteſten und eines wirklich vorzüglichen Bühnendichters; muß ihm andererſeits zugeſtanden werden, daß ſeine Elegien und Lieder, Romanzen und Epigramme, epiſchen und didactiſchen, ſatyriſchen und allegoriſchen Gedichte, ſeine Novellen und komiſchen

Erzählungen, welche die Bände der Aurora ſchmücken, jedes in ſeiner Gattung zum Trefflichſten der ungariſchen Litteratur gehört. Als lyriſcher Dichter gemüthlich, als philoſophiſcher tief, überall reich an Bildern, als Satyriker witzig und treffend; iſt er in ſeinen objectiven Darſtellungen ein gewandter Characterzeichner, an Situationen reich, in Ton und Farbe von jeder Manier weit entfernt. Sein Vers wird an Correctheit, Leichtigkeit und Wohlklang von keinem ungariſchen Dichter übertroffen.“

Neben Karl Kisfaludy zeichneten ſich in neueſter Zeit höchſt vortheilhaft aus: Franz von Kölcsey, geboren den 8. Auguſt 1790, eben ſo rühmlichſt bekannt als bedeutender Theoretiker, wie als genialer lyriſcher Dichter. — Er war es, der die Ballade und die Romanze in der ſchönen Litteratur der Magyaren einführte;*) Baiza, geboren 1804, ebenfalls als Lyriker von großem Werth; Bartfay, glücklich als Sonnettendichter; vor Allen aber Michael Vörösmarty, geboren den 1. December 1800 zu Nyék, ſeit 1824 Advocat in Peſth; er verſuchte ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie, und erſcheint als einer der reich begabteſten Dichter der neueſten Zeit. Sein hiſtoriſches Drama „König Salamon“ wird als vorzüglich anerkannt.**) —

Es iſt höchlichſt zu bedauern, daß die magyariſche Sprache ſo allein und verlaſſen gleichſam daſteht, und daß das Volk, welches dieſelbe redet, ſo geringen politiſchen Einfluß hat, um durch denſelben ihre Verbreitung eindringlich zu befördern. — Die Menge bedeutender Talente, die während unſerer Tage in dem ſchönen Lande Ungarn hervortraten, die echte und herzensentſprungene Begeiſterung, welche ſich dort für die Himmelstochter Poeſie regt, und die bedeutenden Werke, welche bereits geliefert worden und noch zu erwarten ſind, würden von nicht geringem Einfluß auf die poetiſche Fortbildung der anderen europäiſchen Völker ſeyn, zumal in unſeren Tagen, wo eine Weltlitteratur ſich zu geſtalten beginnt, und der Dichter, aufhörend das Eigenthum nur ſeines Volkes zu ſeyn, das Eigenthum der ganzen cultivirten Menſchheit wird. — Leider reichen die Bemühungen Mailath's, Feſtetic's, Tretters, Pazyazy's, Schedels, Stettner's, Bowring's, Sannazar's, ſo verdienſtvoll und bedeutend ſie auch ſind, noch nicht hin, es muß hier noch weit mehr geſchehen. Dem Freund der Dichtkunſt wird jedoch auch ſchon der von dieſen trefflichen Männern gemachte Anfang zu wahrer Freude gereichen. — Mögen folgende Ueberſetzungen als angenehme Zugabe dienen.

---

*) Toldy a. a. O. S. 80.

**) Ebend. S. 157.

Aus
Himfy's Liebesliedern.

Unglückliche Liebe.

Wie der Hirſch, der ſchwer getroffen
Von des Jägers ſicherm Pfeil,
Flieht — zu ſpät — die Wund' iſt offen,
Und er findet nirgends Heil;
So hab' ich mich abgewendet,
Als ihr Aug' in meines ſah;
Doch ſchon war der Pfeil geſendet,
Schon das Weh' im Buſen da.
Aber ach, mein ſcheues Rennen
Mehrt des Giftes tödtlich Brennen!
Weh, du armes trübes Herz,
Nie enteilſt du deinem Schmerz.

Bunter Vogel, den ich neide,
Singſt der Liebe ſüßes Joch,
Du entbehrſt Verſtand mit Freude,
Denn dein Pärchen rührſt du doch.
In den Adern heißes Wallen,
Sing' ich kunſtvoll Amors Macht;
Aber unerhört verhallen
Lieder, wunderſchön erdacht.

Glücklicher! der Liebe Freuden
Singſt du, ich nur ihre Leiden:
Komm, ich gebe für dein Glück
Gerne den Verſtand zurück.

Wie das Reh von hurt'gen Hunden
Aufgeſchrecket, flieht und flieht,
Bis es eine Schlucht gefunden,
Die den Drängern es entzieht;
So will Amor'n ich enteilen,
Ach, und bin doch ſtets mit ihm!
Denn in meinem Buſen weilen
Fühl' den Gott ich, wild und grimm.
Amor ſeine Beute faßt,
Wie der Luchs, der ohne Raſt
Aufgekauert nagt und quält,
Bis das Opfer ſtürzt, entſeelt.

Wie zwei helle Feuerſonnen,
So ihr Augenpaar erglüht,
Gleich der oben, blauumſponnen,
Die den Weſen Leben ſprüht.
Staunenswerth iſt im Vollbringen
Die, wie jene und die Gluth,
Die in beider Zauberringen
Glänzet, ſtrahlet, Wunder thut.

Was im Lenz, kehrt er zurücke,
Mit der Erd' die Sonne ſchafft,
Uebt im Herz, bei jedem Blicke,
Ihres Auges Schöpferkraft:
Jene ſchmelzt des Eiſes Bande,
Dringet in der Erde Schooß,
Dieß entflammt das Herz zum Brande,
Schnellt darein ſein tief Geſchoß.

Wenn ſich jene ſtolz erhebet,
Weckt ſie auf die weite Welt;
Dieß erleuchtet und belebet
Jeden Kreis, auf den es fällt;

Aus dem Blau des Himmels ſpendet
Jene Strahlen glühend heiß;
Sich're Pfeile dieſes ſendet
Aus dem ſchön'ren Schwarz und Weiß.

Spurlos iſt die Kält' verloren,
Wenn die Sonne näher glüht,
Alles iſt dann neu geboren,
Gras und Blumen neu erblüht;
So ihr Auge, wenn es näher
Schöpferiſche Funken ſtäubt,
In der Bruſt entzückter Seher
Neue Luſt in's Leben treibt.

Vor der Sonne Feuerkräften
Schmilzet ein der Bäche Naß,
Dürſtend nach verſiegten Säften,
Dort der Baum, verwelkt das Gras:
Auch die Flamme dieſer beiden
Augen zehrt der Seele Luſt,
Trocknet aus den Quell der Freuden,
Und zerſpaltet jede Bruſt.

Seit der Himmel den Geſilden
Ew'ger Nacht entſchwunden war,
Kam aus Gottes Hand, der milden,
Noch kein ähnlich Augenpaar.
Meines Lebens Weh und Wonne
Hängt von dieſen Augen ab,
So wie von dem Lauf der Sonne
Aller Weſen Seyn und Grab.

Glückliche Liebe.

Anders iſt der Welt Geſtaltung,
Anders nun mein Auge ſieht,
Anders iſt der Dinge Waltung,
Anders nun ertönt mein Lied;
Anders fühl' ich nun das Leben,
Und ein fremd' Geberdenſpiel,

Anders will der Geiſt ſich heben,
Und das Seyn zu and'rem Ziel!

Von ihr kommet, zu ihr ſchwebet,
Was im Geiſt ſich denkend regt;
Von ihr ſtammet, zu ihr ſtrebet,
Was den Buſen mir bewegt.
Was das Schickſal löſt und bindet,
Was es baut, und was es bricht,
Fühl' ich nur, wie ſie's empfindet,
Wie's ihr recht iſt oder nicht;
Was zum Jubel mich begeiſtert,
Wie der Kummer, der mich meiſtert,
Meines Lebens Freud' und Schmerzen,
Alles keimt in ihrem Herzen.

Einem Gott nur, einer Vaterſtätte,
Glühte einſtens treu, voll rauher Luſt —
Einer Braut nur, einem Ehebette
Kräftig treu die echte Ungarbruſt.
Doch zu Gott nicht, nicht zum Vaterlande
Iſt ſich manche hohle Ungarbruſt,
Nicht zum Worte, nicht zum Liebesbande,
Zu ſich ſelbſt nicht jetzt der Treu' bewußt!
Einen Gott nur, und ein heimiſch Rund
Fühlt mein Buſen und bekennt mein Mund,
Und im Herzen iſt nur eine Liebe,
Wie nur ein Herz für des Buſens Triebe.

Kaum ergreift ein Menſch zur Reiſe
In der Welt den Pilgerſtab,
Freut ſich kaum des Daſeyns leiſe —
Und ſchon gähnt ſein düſt'res Grab.
An der Lebensblüthe naget
Anfangs ſchon die Sterblichkeit;
Jedes Stäubchen Erde traget
In ſich die Vergänglichkeit:
Freunde! ſeyd der Eil befliſſen,
Viel aus Wen'gen zu genießen,

Bis das Grab uns fahet ein —
Wie dies Lied, iſt kurz das Seyn.

Standeswahl,

von

Szemere.

Könnt' ich ein Sachwalter werden,
Würde ich nur ſolchen Streiten
Meine Aufmerkſamkeit ſchenken;
Würde nur in ſolchen Fällen
Hülfe bieten und Verwendung,
Wenn der holden lieben Mädchen
Namen mit Gefahr bedroht.

Könnte ich Profeſſor werden,
Würd' ich nur die Schüler lehren,
Wie der zarten ſüßen Mädchen
Bruſt zur Liebe zu entflammen;
Wie der Mädchen Gegenliebe,
Ihre Gunſt, wie zu gewinnen.

Ach! wenn ich ein Dichter wäre,
Würd' ich immer nur der milden,
Guten Mädchen Treue preiſen,
Und der Jüngling' wildes Weſen
Durch der Lieder Zauber ſänften.

Auch ein Arzt kann ich noch werden,
Und ich hoff', nicht unverdienſtlich
Wäre meine Sorg' und Mühe;
Denn zum Arzt der liebeglüh'nden
Mädchen würd' ich mich erklären;
Allen meinen Patienten
Würd' ich Liebe nur verordnen.

Dichter, Arzt, Profeſſor, Anwald
Möcht' ich für euch werden, Mädchen!
Doch für eins nur reicht die Zeit hin:
D'rum entſcheidet ſelbſt ihr Theuern,

Welchen Stand ſoll ich erwählen,
Daß ich euch am meiſten nütze?

Die Tänze,

von

Berzſenyi.

Schau, wie des Tanzes verſchiedene Weiſe in ſpielendem Wechſel
Mahlet den Geiſt des Volks, ſeiner Empfindungen Kreis.
Mit drei Schritten walzet der Deutſche und dreht ſich im Kreiſe,
Hält die Gefährtin im Arm, führt ſie die ſchwebende Bahn.
Einfach iſt der Deutſche in Allem, und freuet ſich ruhig,
Eine umarmet er nur, liebt er, ſo iſt er auch treu.
Flüchtig und künſtlich tanzt der Franzoſe, liebäugelt und ſcherzet,
Wechſelt die Tänzerin, beut dieſer, bald jener die Hand.
Feurig iſt er und raſch, in der Freude hingaukelnd wie Kinder;
Stets doch gefällt er ſich ſelbſt, wechſelt das Liebchen gar oft.
Pindar iſt der Magyare, fort reißt der Begeiſterung Sturm ihn,
Drückt der Empfindungen Gluth aus im entflammenden Tanz;
Liebebewegt ſchwebt ſchmachtend er hin, wie ein zärtliches Lüftchen,
Webet im zierlichen Schritt, was ihm das Inn're bewegt;
Hell auflodernd fährt er nun auf, verſchmähet das Mädchen,
Tanzet allein voll Muth, bebend dröhnet die Erd'!
Dieß iſt der Krieger Tanz, Kinizſi ſprang blutigen Armes,
Und ſeine Krieger ſo, Leichen der Feinde umher.
Seine geheimen Regeln ſind nicht von Meiſtern geſammelt;
Er iſt ſich ſelber Geſetz, bändigt die eigene Gluth.
Der iſt ein Mann, der zum ung'riſchen Tanz iſt geboren, er juble!
Männliche Stärke und Gluth ſpannen die Nerven ihm an.

Das Verſprechen,

von

Kazinczy.

Welch' einen Tag des Glücks hab' ich geſehen!
Von zweier ſchöner Schweſtern Arm umfangen,
Wallt' ich durch' Feld mit lieberregtem Bangen,
Hin, wo am Bach die ſchlanken Pappeln ſtehen.

Wo üppig ſich die duft'gen Kräuter blähen,
Saß ich bei ihr, die ewig mich gefangen:
Sie ſang. Im Ton, im Blühen ihrer Wangen
Umwallte mich entzückend Himmelswehen.

Der Zauber, der in ihrem Sange lebt,
In ihrer weichen Silberſtimme bebt,
Schmückt der geprieſ'nen Sängerinnen keine.

Doch ſüßer noch als alle Lieder flötend,
Durchbebt's mich, als an mich geſchmiegt, erröthend,
Das zarte Mädchen haucht': ich bin die Deine.

Mein Beglücker.

Von demſelben.

Von Millionen, die die Erde zählt,
Verfolgt, wie mich, die blinde Ate Keinen;
Greift wüthend manchmal ſie der Andern Einen,
Gleich iſt ſein Gott ihm ſchützend zugeſellt.

Mich ſchützt der Himmel nicht, und nicht die Welt,
Aufzehrt der Kampf das Mark in den Gebeinen;
Ohnmächtig, ach! erſchöpft kann ich nur weinen;
Wo Balſam für die Wunde, die mich quält?

Und Eros dauert meines Lebens Leiden:
„Der Ate Zürnen ſänften meine Freuden.“
Er ſprach's; im Arme ruhet mir Sophie. —

Seit ſie die Leuchte meines Lebens Nächten,
Seit ich umſchirmt von Amors heil'gen Mächten
Schmerzt mich der wilden Ate Raſen nie.

Ihr Bild.

Von demſelben.

Der Morgen wecket mich; mein höchſtes Gut,
Ihr göttlich Bild, tritt meinem Aug' entgegen.
Wie bebt mein Herz in ſüßen Liebesſchlägen,
Auflodert flammenhell die alte Gluth.

„Sie iſt's, ſie iſt's!“ ſo ruft mein wallend Blut.
Ich küß' die Luft, als wäre ſie zugegen,

So ſprach, ſo ging ſie, ſo war ihr Bewegen,
So ſank an's Herz ſie mir voll Liebesmuth.

Wie einſt mit ihr, beginn' ein Flüſtern ich
Jetzt mit dem Bild; verborgen, neckend, ſüß;
Nun holden Streit, nun Worte lieb und mild.

Bis ich dieß treibe, hebt die Sonne ſich,
Schickt durch die Jalouſieen ihre Grüß',
Umſtrahlt mit Himmelsglorie das Bild.

Das Epigramm.

Von demſelben.

Flieg, Epigramm, doch nicht wie ein Pfeil, der eilet und tödtet;
Gleiche dem Kuß, den ſich bebend der Liebende raubt.
Wiſſ', er tönt und verhallt; doch vom Feuer des würzigen Mädchens
Flammt mir die Lippe, Gluth athmet die wogende Bruſt.

Epigramme

von

Vitkovics.

An Lidi.

Verſe verlangſt Du von mir? ich bin nur die Saite; der Harfner
Iſt Eros. Willſt Du Verſe, ſo liebe mich erſt.

An Lidi.

Wie ſo oft doch ſchwebeſt Du Lidi! vor mir im Traume!
Aber Du fliehſt auch im Traum meiner Umarmungen Gluth.
Wachend verließeſt Du mich, und verläſſeſt auch wieder im Traum mich;
D'rum wenn wachend nicht, ſey doch mein Engel im Traum.

An Cenzi.

Schwindet die Sonne hinab, ſo decket Thau die Gefilde;
Cenzi! gehſt Du von mir, netzen mir Thränen das Aug'.

Bitte.

Wenn Du mich liebeſt, o Gattin, beweine mich nicht an dem Grabe;
Thränen bringen mich nicht, Dir, o Geliebte zurück,
Und ſie entreißen, zu mir eindringend, dem ewigen Schlaf mich.
Freudenvoll lebt' ich mit Dir, ſoll ich weinen im Grab?

An Cenzi.

Trifft mich Dein Aug', ſo brenn' ich; und friere, wenn Du es ſchließeſt;
Cenzi! Du wandelſt zu Eis, wandelſt zu Aſche mich noch.

Liebe und Freundſchaft.

Liebe, theuere Lidi! ſie gleichet dem Schatten des Morgens;
Immermehr ſchwindet er ein, bis er am Ende verſchand.
Doch dem Abendſchatten vergleichet ſich unſere Freundſchaft:
Wachſend wachſet ſie fort, bis uns das Leben verglüht.

Achtzehnte Vorleſung.

Dänemark.

Ueberblick der Geſchichte der däniſchen Sprache und Nationallitteratur.

Sprache und Litteratur wurden in Dänemark erſt ſehr ſpät mit Vorliebe und Erfolg angebaut. Der glänzenden Periode der Waldemare, in welcher ſo bedeutende Männer, wie Saxo Grammatikus, Aageſen, Suneſen geblüht hatten, folgte eine lange Zeit der Unwiſſenheit und Barbarei. Erſt gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts begannen die dichten Nebel, welche ſich über dieſes Land gelagert hatten, allmählig, jedoch ſehr langſam, ſich zu vertheilen. Da die Reformation nicht ſo Volksbedürfniß in Dänemark wie in anderen Ländern war, ſo konnte ihr Eindringen auch nicht von ſo großer Wirkung ſeyn. In der Dichtkunſt begnügte man ſich lange mit dem allerdings bedeutenden Schatz der Heldenlieder (Kjaempe-Viſeo) und erſt zu Ende des ſechszehnten und Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurden Verſuche in der Poeſie gemacht, welche indeſſen noch ſehr ärmlich und ſpärlich waren, und meiſt in Reimſprüchen oder geiſtlichen Liedern beſtanden. —

Anders Chriſtenſen Arreboe, geboren 1587 in Arreskiöping auf Aaröe, 1616 Prediger zu Copenhagen, 1617 Biſchof zu Drontheim, jedoch ſeines Amtes entſetzt 1622, wird als der Vater der neueren däniſchen Poeſie betrachtet (ſt. 1637). Er ſchrieb ein didactiſches Gedicht unter dem Titel Hexaemeron in heroiſchem Versmaaße, das aber weiter keinen dichteriſchen Werth hat. Ihm folgten Anders Bording, der eine verſificirte Zeitung und geiſtliche Gedichte, der Biſchof Thomas Kinge, welcher ebenfalls geiſtliche Lieder ſchrieb, die noch jetzt geſchätzt werden, aber in dichteriſcher Hinſicht ebenfalls nicht viel bedeuten. — Nach dieſen Beſtrebungen trat wieder ein Zeitraum der Dürre unter der Regierung Friedrichs IV. (1700 — 1730) ein, bis endlich ein Mann aufſtand, welcher eben ſo originell als genial, durch ſeine vielfachen Beſtrebungen die erſten Keime zur Selbſtſtändigkeit in der ſchönen Litteratur legte, und von dem bedeutendſten Einfluß auf ſeine Zeit war. — Es iſt dies der nicht genug zu feiernde Ludwig Holberg, der es im höchſten Grade verdient, daß wir einige Augenblicke bei ihm verweilen. —

Ludwig Holberg ward zu Bergen in Norwegen im Jahre 1684 geboren. — Nachdem er bedeutende Reiſen durch einen großen Theil Europa's gemacht, ward er 1718 Profeſſor der Metaphyſik an der Copenhagener Univerſität. Im Jahre 1720 wurde er Aſſeſſor bei dem Conſiſtorium, darauf Profeſſor der Geſchichte und 1737 Quaeſtor der Univerſität. 1747 wurde er in den Freiherrnſtand erhoben. — Er endete ſein thätiges Leben im Jahre 1754. — Holberg verſuchte ſich in vielen Fächern der Poeſie, ſeine glänzendſte und lichtvollſte Seite iſt aber die Satyre in ihren verſchiedenen Formen. — Im Auslande gebildet, voll Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, wußte er ſich alles Gute fremder Nationen, das zu der Bildung ſeines Volkes und ſeiner Zeit beitragen konnte, anzueignen. Er kann als der Vater des däniſchen Luſtſpiels, als der Gründer der däniſchen Proſa betrachtet werden, denn in Beiden brach er neue Bahnen, und ſeine Verdienſte in dieſer Hinſicht ſind bisher noch immer unerreicht geblieben, ſo vortreffliche Männer Dänemark auch aufzuweiſen hat. — Holbergs komiſches Heldengedicht, Peter Paars, iſt ein Meiſterwerk des Witzes und der Satyre; am Glänzendſten erſcheint er aber in ſeinen Dramen, um ſo mehr, als die Verſuche in dieſer Gattung vor ihm höchſt unbedeutend waren, und er durch ſeine Werke dem Geſchmacke des däniſchen Volkes zuerſt eine bildende Richtung gab. Er ſchilderte das Thun und Treiben vorzüglich des Bürger= und Handwerkerſtandes mit ſchlagender Wahrheit, und geißelte die Thorheiten und Laſter jener Tage um ſo ſchärfer, als er ihre Lächerlichkeiten um deſto lebhafter hervorzuheben verſtand. — „In dieſen Darſtellungen,“ ſagt ſein genialer Landsmann und Ueberſetzer Oehlenſchläger von ihm,*) „iſt Holberg unerſchöpflich, und ſich ſelber mehr gleich, als Moliere, der mitunter zu poſſenhaft, mitunter zu lehrdichteriſch ward. An Reichthum des Witzes, an Ironie und komiſcher Stärke, ſteht Holberg, der Qualität nach, gewiß nicht hinter Moliere; der Quantität nach aber ſteht er über ihm, denn er hat doppelt ſo viel gute Komödien gedichtet als Moliere, das Pathetiſche und das Erotiſche war ihnen Beiden fremd. An Bravheit der Geſinnung aber, an tiefem Verſtande, an Gerechtigkeitsliebe, waren ſie einander ſehr verwandt. Nie hat Holberg die Geißel der Satyre gemisbraucht, nie artet ſein Spaß in Perſiflage oder ſcurrile Sarkasmen aus. Er iſt der heitern Ironie, dem luſtigen Humor weit mehr als der Satyre ergeben, und zeigt ſich in ſolchen freien, genialiſch=komiſchen Schöpfungen den unſterblichen Dichtern des Falſtaff und des Sancho Panſa ebenbürtig. Nie iſt er eitel, nie kleinlich, nie bitter. Er behandelt immer ſeine komiſchen Charactere mit ſo viel väterlicher Schonung, wenn ich ſo ſagen darf, als möglich; er giebt ihnen, wo es zuträglich iſt, einen angenehmen Zuſatz von Gutmüthigkeit u. ſ. w.“ — Auch als Hi=

---

*) Holbergs Luſtſpiele. Ueberſetzt von Oehlenſchläger. Leipzig 1822. 4 Bde. — 1r Bd. S. XXII.

ſtoriker hat ſich Holberg verdient gemacht, und ſeine hieher gehörigen Schriften werden noch immer mit Recht geſchätzt.

Als Satyriker aus Holbergs Zeit verdient noch Chriſtian Falſter (geboren 1690, geſtorben 1752) genannt zu werden. Er wußte Sprache und Vers mit Leichtigkeit und Gefälligkeit zu behandeln; iſt aber plump und derb. — Töger Reenberg ſuchte durch Ueberſetzungen engliſcher, vorzüglich religiöſer Werke, die Aufmerkſamkeit auf die Litteratur Albion's zu lenken, und erfreute ſich auch glücklichen Erfolgs. — Ueberhaupt regte ſich um dieſe Zeit ein lebhafterer Sinn für Künſte und Wiſſenſchaften, obwohl von oben herab noch nicht ſo begünſtigt, wie dies ſpäter von Dänemarks Regenten geſchah. Gram, Langebeck, Pontoppidan und Suhm traten als Geſchichtſchreiber auf, und benutzten eifrig jede Gelegenheit, um den litterariſchen Ruf ihres Vaterlandes zu fördern. Mehrere wiſſenſchaftliche Vereine wurden geſtiftet, und die Bemühungen geiſtreicher und patriotiſcher Männer begannen immer mehr und mehr geſunde Früchte zu tragen. —

Der ausgezeichnetſte Dichter jener Tage iſt Chriſtian Braumann Tullin (geboren 1728, geſtorben 1765). Er war beſonders glücklich als Lyriker und Elegiker, nur wird ihm von einigen däniſchen Kritikern nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß er die Sprache vernachläſſigte und ſich zu ſehr nach franzöſiſchen Muſtern bildete. Vielſeitigkeit iſt ihm übrigens nicht abzuſprechen. — Sein Nachfolger der Zeit nach, Johannes Ewald, überglänzte ihn aber bald, als ein wirklich originaler und ſchöpferiſcher Geiſt, voll Reichthum des Gefühls und der Phantaſie, Tiefe der Empfindungen und Anmuth und Glanz der Bilder. — Ewald (geboren zu Copenhagen 1743, geſtorben 1781) unterlag dem Kampf mit den Verhältniſſen; wunderbare Schickſale ſchleuderten ihn hin und her, und hinderten ihn, ſich jenen Reichthum an Wiſſen zu verſchaffen, welcher einem Dichter unſerer Tage unentbehrlich iſt. Als dramatiſcher Dichter erreichte er eine Stufe, auf die ſich vor ihm noch Niemand im Vaterlande geſchwungen hatte. —

Sein Trauerſpiel Rolf Krage, ſein Tod Balders, ſein Singſpiel die Fiſcher ſind Meiſterwerke in ihrer Art. Seine Allegorie, der Tempel des Glücks, fand damals, wo dergleichen im Geſchmacke der Zeit lag, größeren Beifall, als ſie eigentlich verdient, doch beurkundet ſie ebenfalls den genialen Dichter; ſeine lyriſchen und elegiſchen Poeſieen verdienen das größte Lob.

Aus jener und der nächſtfolgenden Zeit ſind noch der Anführung werth: Joh. Herm. Weſſel (geboren 1742, geſtorben 1783) ein geborener Norweger, vortrefflich als komiſcher Erzähler und Verfaſſer dramatiſcher Schwänke. — Seine Poſſe, (**Kjoerligheden uden strömper**) Liebe ohne Strümpfe, wird noch immer ſehr von ſeinen Landsleuten geſchätzt; Edward Storm, geboren 1749, geſtorben 1792, als talentvoller Balladen- und glücklicher Fabeldichter mit Recht geprieſen; J. Clemens Tode, aus Hamburg (geboren 1736, geſtorben 1806) verdient um die litterariſche Cultur Dänemarks durch eine Menge von Schriften und nicht ohne Geſchick als Liederdichter.

Weit größeren Ruhm in dieſer Hinſicht erwarb ſich jedoch der auch in Deutſchland wohlbekannte und mit Recht gefeierte Knud Lyne Rahbeck. Er vollendete ſeine Bildung auf deutſchen Univerſitäten, und war ſein ganzes thätiges Leben hindurch unabläſſig bemüht, dem Geſchmack ſeiner Landsleute die rechte Richtung zu geben. Seine nationalen Dramen, ſo wie ſeine lyriſchen Poeſieen, ſind ausgezeichnet, als Kritiker bewies er ſich höchſt ſcharfſinnig und geiſtreich, als Proſaiſt ſteht er, ein klaſſiſches Vorbild da. — Mit ihm wetteiferten auf dem Gebiete der Poeſie Thomas Thaarup (geboren 1749, geſt. 1821), ein ausgezeichneter Lyriker, glücklich als Ueberſetzer und als Operettendichter; Nordahl Bruun (geſtorben 1816), erfolgreich in lyriſchen Poeſieen; Chriſtoffer Bruun, bedeutend als Satyriker; Hoegh Guldberg, glücklich in der Elegie und Satyre, und vor Allen Claus Frimann, höchſt bedeutend als Balladendichter und durch Volkslieder. — Im Gebiete der tragiſchen Muſe verdienen Ole Johann **Samſöe**, geboren 1759, geſtorben 1796 und L. C. **Sander**, höchſt rühmliche Erwähnung. —

Die bedeutendſten Erſcheinungen der neueſten Zeit in der däniſchen ſchönen Litteratur ſind Jens **Baggeſen**, Adam **Oehlenſchläger** und B. S. **Ingemann**. — Auf die beiden Erſteren hat Deutſchland faſt eben ſo viel Anſpruch als Dänemark, da ſie ſelbſt einen großen Theil ihrer Werke in unſere Sprache übertrugen oder gleich urſprünglich deutſch verfaßten. Unter dieſen drei begabten Geiſtern ragt Oehlenſchläger, als ein Stern erſter Größe hervor. —

Jens Baggeſen, geboren 1764 den 15. Februar zu Korſör in Seeland, geſtorben 1826 den 3. October zu Hamburg auf der Heimkehr in ſein Vaterland, iſt einer der fruchtbarſten und gefälligſten däniſchen Dichter, doch nicht gleich glücklich in ſämmtlichen Verſuchen. — Die leichtere Lyrik, die Epiſtel, die Satyre und die komiſche Erzählung, waren vorzüglich die Felder, auf welchen er ſich mit Gewandtheit und Anmuth bewegte. — Glänzender Witz, eine ſcharfe und treffende Beobachtungsgabe, ausgebildet durch ſeine vielen Reiſen und ſein unſtetes Leben, und ein harmoniſcher Versbau in einer wohlklingenden und gebildeten Sprache, characteriſiren ſeine Leiſtungen vorzüglich; ſein flüchtiges Ueberſpringen von einem Gegenſtande zum anderen aber, ſeine faſt unbegrenzte Eitelkeit und die daraus entſpringende Reizbarkeit hinderten ihn, tief zu ſeyn, und ſo hatten ſeine Werke nicht jene Einwirkung auf die Litteratur ſeines Landes, welche man von ſeinen Talenten mit Recht erwarten konnte. Als Proſaiſt erſcheint er muſterhaft. Er verſuchte, die italieniſche Oper in Dänemark heimiſch zu machen, und wetteiferte überhaupt in der Poeſie mit Oehlenſchläger, den er heimtückiſch angriff und zuletzt in witzigen Briefen an denſelben lächerlich zu machen ſuchte; aber die Stimme der Nation erhob ſich für den Letzteren und die Pfeile prallten ab und verwundend auf Baggeſen zurück. Mehrere Lieder von Baggeſen, der faſt eben ſo häufig däniſch als deutſch dichtete, haben in beiden Ländern das Bürgerrecht erlangt; ſeine beiden epiſchen Gedichte hingegen Parthenais, ein idylliſches, und Adam und Eva, B.'s letztes Werk, ein komiſches Epos, erfreuten ſich keines dauernden Beifalls, das Erſtere iſt bereits verſchollen, das Zweite fand eine unbedeutende und laue Aufnahme. — Unter den däniſchen Gaben ſeiner Muſe ſind wohl ſeine komiſchen Erzählungen und deren Fortſetzungen (Kom. Fortaellinger 1785; Eventyrer og kom. Fort. 1807; zuſ. 3 Bde.) die gelungenſten. — Ein Theil ſeines Briefwechſels, aus welchem man Baggeſen's Individualität im hellſten, wenn auch nicht immer vortheilhafteſten Lichte kennen lernen kann, erſchien vor Kurzem. —

Adam Oehlenſchläger verdient mit Recht einer der vorzüglichſten dramatiſchen Dichter, nicht allein ſeines Vaterlandes, ſondern des ganzen jetzigen Europa's, genannt zu werden. Er ward am 14. November 1779 zu Copenhagen geboren, beſtimmte ſich anfangs zum Schauſpieler, entſagte aber dieſem Stande und ſtudierte die Rechte in ſeiner Vaterſtadt. Dann machte er, von der kunſtliebenden Regierung unterſtützt, eine größere Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien, und ward nach ſeiner Rückkehr als Profeſſor der Aeſthetik an der Univerſität zu Copenhagen angeſtellt. — Eine Geſammtausgabe ſeiner deutſch geſchriebenen oder von ihm ſelbſt aus dem Däniſchen überſetzten Werke, veranſtaltete er 1829 in 18 Bänden, von denen die beiden erſten ſeine Autobiographie enthalten, und die Liebenswürdigkeit ſeines Characters im hellſten Lichte zeigen.

Ueber Oehlenſchläger als Dichter äußert ſich ein Kritiker in den Blättern für litteräriſche Unterhaltung *) ſehr geiſtreich und treffend mit folgenden Worten. „Oehlenſchläger's Verdienſt ſpringt in den Stücken am Klarſten in die Augen, deren Quelle ſkandinaviſche Geſchichte und Mythologie iſt. Er iſt in Odin's Myſterien eingeweiht, die Saiten ſeiner Harfe tönen

---

*) Jahrg. 1830 S. 934 fgde.

hin und wieder Klänge aus Walhalla, und mit Thor's Hammer klopft er an die Pforten geſelliger Sympathie. Ewald, Frimann, Thaarup und Andere tranken aus demſelben Quell der Begeiſterung, ihm aber war es vorbehalten, das Feuer und die Kraft der alten Romanze zu läutern und zu verfeinern. Er eint die Phantaſie eines Minſtrel's mit der Sentimentalität eines hochbegabten Sängers unſerer Tage. Seine Gemälde thun durch ſeine Farbenverſchmelzung dem Auge wohl und in ſeinen religiöſen Gaben hebt er das Gefühl in die Regionen des Unſichtbaren, ohne den Verſtand zu betäuben.“ —

Ein gemüthlicher kindlicher Geiſt weht durch alle Poeſieen Oehlenſchläger's und feſſelt das Herz des Leſers gar ſchnell, indem man bald gewahr wird, daß er dem Dichter durchaus eigenthümlich und in deſſen innerſter Natur begründet iſt. — Seine hauptſächlichſte Neigung iſt dem lyriſchen Element zugewandt, und dies thut einigermaaßen ſeinen dramatiſchen Arbeiten Abbruch, indem es ihm mitunter die objective Klarheit in der Darſtellung und Entwickelung ſeiner Charactere raubt, oder dieſelbe doch ſchwächt. Für ſein vorzüglichſtes Drama halte ich neben dem Aladdin, welcher ein Werk des Genius in vollſter Jugendfriſche iſt, vor Allem ſeinen Hakon Jarl, ein's der großartigſten Erzeugniſſe auf den Gefilden nordiſcher Poeſie; Hakon ſelbſt und Thora ſind wahrhaft klaſſiſche Geſtalten. — Seinem Correggio fehlt es bei vielem Schönen, ſo eifrig auch der Verfaſſer ihn vertheidigt, doch eigentlich an innerem Gehalt; die zu moderne Sentimentalität des großen Malers der Nacht ſtößt uns eher ab, als daß ſie uns anzieht, und die übrigen Figuren, welche der Dichter um ihn her gruppirte, ſind weder bedeutend genug, um das Intereſſe für die Hauptperſon zu erhöhen, noch hinlänglich hervortretend und markirt, um es für ſie ſelbſt zu gewinnen. — Im Luſtſpiel iſt Oehlenſchläger nicht ganz glücklich, da ihm der eigentliche Witz fremd iſt und die Naivetät an deſſen Stelle nicht genügt; wo es hier darauf ankommt, das Herz zu rühren, da wird er nie ſeinen Zweck verfehlen, aber den Verſtand vermag er nicht genügend und auf die Dauer zu beſchäftigen. — Seine proſaiſchen Erzählungen, vorzüglich der kleine Roman König Hroar in Leire ſind vortrefflich, und unter ſeinen lyriſchen Dichtungen findet ſich viel Herrliches. — Eins ſeiner genialſten Erzeugniſſe iſt hier ſein Cyclus lyriſch-epiſcher Poeſieen, die Götter Nordens; deutſch von G. Thormod-Legis.

B. S. Ingemann erfüllte ſpäter die Erwartungen nicht, welche man nach ſeinen erſten Leiſtungen von ihm hegte. Reichthum der Phantaſie, inniges Gefühl, Wohlklang der Sprache und des Verſes ſind ihm eigen, aber es fehlt ihm dagegen an eigentlicher ſchöpferiſcher Kraft. — Sein romantiſches Epos „die ſchwarzen Ritter“ iſt nicht ohne Verdienſt. — In der letzten Zeit hat er vorzüglich E. T. A. Hoffmann und Walter Scott nachgeahmt; die Verſuche in der Manier des Erſteren misglückten ganz; ſeine hiſtoriſchen Romane, vorzüglich ſein Waldemar, ſind nicht ohne Talent, doch fehlt es ihnen an Tiefe. — Mehrere ſeiner Werke ſind mit Geſchick in's Deutſche übertragen.

Neunzehnte Vorleſung.

Schweden.

Ueberblick der Geſchichte der ſchwediſchen Sprache und Nationallitteratur.

Zu der eigentlichen Ausbildung der ſchwediſchen Sprache legte vorzüglich die Reformation durch den vervollkommneten Volksunterricht und die Ueberſetzung der Bibel den Grund. Dieſer letzteren folgten bald Uebertragungen der Klaſſiker des Alterthums, welche ebenfalls bedeutend wirkten, doch äußerte auch hier, wie in Dänemark, fremdartiger Einfluß ſeine Wirkung, vorzüglich die nähere Verbindung mit den Deutſchen durch Kirche und Handel, und unter Chriſtinens Herrſchaft die Nachahmung franzöſiſcher Sitte, welche das Eindringen franzöſiſcher Ausdrücke und Wendungen begünſtigte. — Die Gegenwirkung eines faſt aufgezwungenen Purismus ſchadete indeſſen faſt mehr als ſie nützte, indem man hierin, wie das überall geſchah, zu weit ging und dem Genius der Sprache Gewalt anthat. — Die 1786 von Guſtav III. geſtiftete Academie verfuhr zu ſehr nach dem Vorbilde der franzöſiſchen, und zeigte ſich zu einſeitig in ihren Unternehmungen. — Erſt in der neueſten Zeit, wo ſich eine bedeutende Oppoſition in der ſchwediſchen Nationallitteratur regte, begann man die Selbſtſtändigkeit der Sprache einzuſehen und demgemäß zu verfahren. — Uebrigens ſteht das Schwediſche an innerem Wohlklang auf ſehr hoher Stufe, und eignet ſich höchſt vortheilhaft für den Geſang. —

So reich die ſchwediſche Litteratur auch an Volkspoeſieen iſt, ſo wurde die eigentliche Dichtkunſt doch erſt ſpät mit einigem Erfolge behandelt. — Die erſten Dichter von der Mitte des ſechszehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren nicht viel mehr als Reimer und Nachahmer, und nur einige wenige Namen, wie Stiernhielm (geb. 1598, geſt. 1672), Roſenhane (geb. 1619, geſt. 1684), Spegel (geb. 1645, geſt. 1714) und Triewald (geb. 1688, geſt. 1733) verdienen Erwähnung, jedoch mehr in litterärhiſtoriſcher Hinſicht, als wegen wirklichen dichteriſchen Werthes ihrer Leiſtungen. — Bedeutender ſteht O. v. Dalin, geb. 1708, geſt. 1763, da; indeſſen ſind es mehr ſeine verdienſtlichen Bemühungen für die Sprache und Litteratur ſeines Landes, welche ihm einen höheren Rang einräumen, als ſeine poetiſchen Werke, denen jedoch eine gewiſſe Leichtigkeit und Gefälligkeit nicht abzuſprechen iſt. — Mit ihm beginnt die franzöſirende Richtung, welche lange als die einzig wahre in der Dichtkunſt von den Schweden betrachtet wurde, und erſt in der neueſten Zeit einen heftigen Stoß durch wahrhaft geniale Beſtrebungen erlitt. — Unter ſeinen Nachfolgern, welche alle eifrig auf der von ihm eingeſchlagenen franzöſiſchen Bahn fortwandelten, können nur ſehr Wenige mit Recht Anſprüche auf nähere Beachtung machen. — Die bedeutendſten Namen aus jener Periode bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſind Hedwig von Nordenflycht (geſt. 1763), glücklich in leichten Gedichten; Graf Creuz (geſt. 1785), ausgezeichnet in der poetiſchen Erzählung; Lidner (geſt. 1793), gefühlvoll und nicht ohne Eigenthümlichkeit als Lyriker. — Weit über allen dieſen ſtehn, Joh. Henr. Kellgren, national in allen ſeinen Leiſtungen, geiſtreich als Bekämpfer des franzöſirenden Treibens, und als Lyriker, Satyriker und Tragiker höchſt bedeutend, und der geniale lyriſche Volksdichter C. M. Bellman (geb. 1745, geſt. 1795), ein echter Sohn ſeines Landes. —

Das neunzehnte Jahrhundert, ſo wenig Decennien es enthält, umfaßt doch in der Geſchichte der ſchwediſchen Nationallitteratur zwei Perioden, von denen die Erſtere ſich mit 1810 ſchießt. Die Schwäche und Furcht des ſpäter entthronten Königs unterdrückte faſt allen wiſſenſchaftlichen Verkehr, und eine eiſerne Tyrannei laſtete auf den freieren geiſtigen Beſtrebungen in Schweden. Die beſten Schriftſteller ſchwiegen, um ſich dem Drucke zu entziehen und nicht läſtigen Verfolgungen ausgeſetzt zu ſeyn. — Mit der neuen Dynaſtie geſtaltete ſich jedoch Alles anders; ein reges Leben offenbarte ſich in allen Fächern des Wiſſens, und obwohl man noch ziemlich lange in der Poeſie, der franzöſiſchen Schule hartnäckig treu blieb, ſo waren doch die Beſtrebungen in der Nationallitteratur geiſtreicher, nicht verwerflicher Art. — In den letzten Jahren traten nun die Anhänger der romantiſchen Poeſie, von ihren Gegnern die Phosphoriſten genannt, weil ſie vorzüglich die Zeitſchrift Phosphorus zu ihrem Organe machten, auf, und ein ſolcher Conflict konnte nur förderlich und erſprießlich ſeyn.

Zu den vorzüglichſten Dichtern, welche während dieſes Jahrhunderts hervortraten, gehören Tegnér, Atterbom, Nicander, der leider zu früh verſtorbene Stagnelius und Franzén; da der Erſtere ſich ſchon feſtgeſtellt zu haben ſcheint und Stagnelius ſeine Laufbahn vollendete, die Anderen aber im Werden einer neuen Schule ſelbſt noch in der Entwickelung begriffen ſind, ſo darf ich nur, von der Zeit gedrängt, verſuchen, dieſe Zwei zu characteriſiren.

Eſaias Tegnér, Biſchof von Werió, früher Profeſſor der griechiſchen Litteratur zu Lund in Schonen, war der Erſten Einer, welche die Bande der franzöſiſchen Schule, die bisher die alleinherrſchende in Schweden geweſen, ſprengten. Eigentlich begann er ſchon in ſeinen früheſten Leiſtungen ganz unabhängig von derſelben ſich zu zeigen, doch fand er anfangs nicht den erwarteten Beifall bei ſeiner Nation, da dieſe noch zu befangen in den alten Formen, den freien lyriſchen Schwung, den er genommen, nicht zu würdigen wußte. — Tegnér ſchritt aber muthig und ſorglos weiter, jedes neue poetiſche Erzeugniß, das er brachte, übertraf das Vorige an Werth, und ſo konnte es nicht fehlen, daß er bald Aller Herzen für ſich gewann, unterſtützt von einer neuen aufblühenden Generation, welche, mit jugendlichen Kräften begabt, ſich den alten Meiſtern einer pedantiſchen Schule kühn entgegenſtellte und bald den Sieg davon trug. — Jetzt iſt nur eine Stimme über ihn in ganz Schweden, wo man ihn mit Stolz als den erſten Dichter des Landes betrachtet. — Eine ſpielende, glänzende Phantaſie, die jedoch ſich mehr auf der Oberfläche gaukelnd gefällt, als daß ſie in die Geheimniſſe der Tiefen des Lebens dringt, glücklicher, gefälliger Witz, eine bilderreiche Sprache und harmoniſcher Wohlklang zeigt ſich in allen Gedichten Tegnér's, aber trotz dieſen ſchönen Gaben fehlt ihm doch die höchſte, der Cytherengürtel des Dichters, reiches und warmes Gefühl, und die von dieſem unzertrennliche warme Begeiſterung des Herzens. — Seine Poeſie blendet und ergötzt daher mehr als ſie ergreift und rührt; ihre Wirkung iſt momentan und angenehm, aber nicht dauernd und gewaltig. Tegnér hat in mancher Hinſicht, vorzüglich was die lyriſche Beweglichkeit betrifft, große Aehnlichkeit mit Thomas Moore, aber die Innigkeit der Empfindung des Letzteren geht ihm ganz ab, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er den hohen Rang, den ihm ſeine Landsleute ſo willig einräumten, lange behalten werde; er iſt ein ſchönes Meteor am Himmel der ſchwediſchen Poeſie, kein Stern unwandelbaren Lichtes. —

Tegnér's bedeutendſte Gaben ſind, die Abendmahls-Kinder (Confirmanden) (**Nattwardsbarnen. Lund, 1821. 8.**), eine Art voſſiſcher Idylle, **Axel**, ein Gedicht in Romanzenform und **Frithiof.** *) — Wir beſitzen von den meiſten ſeiner Werke gelungene, leicht zugängliche Ueberſetzungen, und ich erlaube mir daher nur, Ihnen aus dem Letzteren, als dem bedeutendſten, das ſchönſte Bruchſtück mitzutheilen.

Der Abſchied.

Ingeborg.

Schon graut der Tag und Frithiof kommt noch nicht!
Gleichwohl berufen geſtern war der Ting
Auf Bele's Hügel; paſſend war der Ort,
Dort zu entſcheiden ſeiner Tochter Schickſal.
Wie viele Bitten hat es mich gekoſtet,
Wie viel der Thränen (Freia zählte ſie)
Des Haſſes Eis um Frithiofs Bruſt zu ſchmelzen,
Dem Stolzen das Verſprechen abzuſchmeicheln,
Noch eins die Hand zu bieten zur Verſöhnung!
Ach, hart iſt doch der Mann, und für die Ehre
(So nennt er ſeinen Stolz) nimmt ſo genau
Er's eben nicht, ein treues Herz zu brechen.
Gleicht doch das arme Weib an ſeiner Bruſt
Dem Mooſe, das auf ſchroffer Klippe Stirn
Mit bleichen Farben blüht; nur mühſam hält es,
Ein unbemerkt Gewächs, ſich am Geſtein,
Und ſeine Nahrung ſind des Nachtthau's Thränen.
So ward denn geſtern mein Geſchick entſchieden,
Und drüber nieder ſank die Sonne ſchon,
Doch Frithiof kommt noch nicht — die bleichen Sterne
Erlöſchen droben, einer nach dem andern,
Und ach! mit jeglichem, der dort verſchwindet,
Stirbt eine Hoffnung auch mir in der Bruſt.
Doch warum hoffen auch? — Walhalla's Götter
Sind mir nicht hold, erzürnet hab' ich ſie;
Der hohe Baldur, in deß' Schutz ich wohne,
Verunglimpft iſt er, denn ein menſchlich Lieben,
Nicht heilig g'nug iſt's für der Götter Blick,

---

*) **Frithiofs-Saga af Esaias Tegnér. Stockholm, 1825.**

Und ungeſtraft darf ird'ſche Freude nicht
Der Halle nahn, worin die ernſten Mächte,
Die Himmliſchen, den Thron ſich hier befeſtigt.
Und doch, was iſt mein Fehler? — Warum zürnet
Der fromme Gott der jungfräulichen Liebe?
Iſt ſie nicht rein, wie Urda's klare Fluth,
Nicht unſchuldsvoll, wie Gefions Morgenträume? —
Die hohe Sonne wendet abwärts nicht
Von glücklich Liebenden ihr reines Auge;
Des Tages Wittwe, die geſtirnte Nacht,
Hört, trauernd ſelbſt, der Liebe Schwur mit Freuden.
Was ſchuldlos unter dem Gewölb' des Himmels,
Wird's unter Tempelwölbung ſtrafbar denn?
Ich liebe Frithiof. Ach, ſo weit zurück mir
Erinn'rung reichen kann, liebt' ich nur ihn.
Mit mir geboren ja ward dies Gefühl,
Nicht kenn' ich ſeinen Anfang, noch vermag ich
Zu denken, daß es jemals anders war.
Gleichwie die Frucht ſich anſetzt um den Kern,
Und ſich um ihn in reifem Wachsthum rundet,
Beim Sommer-Sonnenſchein, ein gold'ner Ball:
So wuchs auch ich empor, und reifte ſo
Um dieſen Kern bisher, es iſt mein Weſen
Die äuß're Schaale meiner Liebe nur.
Vergieb mir, Baldur! mit getreuem Herzen
Betrat ich Deinen Saal, mit treuem Herzen
Will ich von dannen gehn: ich nehm' es mit
Einſt über Bifroſt's Bogen, ſtelle kühn
Mit meiner Liebe mich vor Walhall's Götter.
Dort wird, ein Aſakind, ſie ſtehn, wie jene,
In Schildern blank ſich ſpiegeln und befreit
Mit Taubenſchwingen fliegen durch die Räume,
Die ungemeſſ'nen, in Allvaters Schooß,
Woher ſie kam. — Warum denn runzelſt Du
In Morgendämm'rungsſchein die helle Stirne? —
In meinen Adern ſtrömt, wie in den Deinen,
Des alten Odin's Blut. — Was willſt Du, Ohm? —
Kann ich doch nicht Dir meine Liebe opfern,
Noch will ich's — wie ſie Deines Himmels würdig.

Mein Lebensglück hinopfern kann ich wohl,
Kann's von mir werfen, wie die Königin
Den Fürſtenmantel von ſich wirft und doch
Was ſie geweſen, bleibt. — Es iſt beſchloſſen!
Nicht ſoll Walhall der Enkelin ſich ſchämen,
Entgegen gehen will ich meinem Schickſal,
Wie ihm der Held begegnet. — Dort kömmt Frithiof.
Wie wild, wie bleich! Ich ſeh's, es iſt geſchehn! —
Mir naht zugleich mit ihm die grimme Norne.
Sey ſtark, mein Herz! — Willkommen, wenn auch ſpät!
Beſtimmt iſt unſer Schickſal, lesbar ſteht es
Auf Deiner Stirne.

Frithiof.

Stehen dort nicht auch
Blutrothe Runen, ſagend Dir von Schimpf
Und Hohn und Landflucht!

Ingeborg.

Frithiof, faſſe Dich!
Erzähle, was geſchah; das Schlimmſte ahnet
Mir lange ſchon, bereit bin ich auf Alles.

Frithiof.

Ich kam zum Ting dort auf den Grabeshügel,
Um deſſen grüne Seiten, Schild an Schild,
Die Fauſt am Schwert, des Nordens Männer ſtanden,
In immer engern Kreiſen, dicht gedrängt
Bis hoch zum Gipfel, auf dem Tingſtein aber
Gewitterdunkel ſaß Dein Bruder Helge,
Der bleiche Blutmann mit dem düſtern Blick;
Und neben ihm dort ein erwachſnes Kind,
Saß Halfdan, mit dem Schwert gedanklos ſpielend.
Da trat ich vor und ſprach: „Es ſteht der Krieg
Und ſchlägt den Heerſchild an des Landes Gränzen;
Dein Reich iſt, König Helge, in Gefahr,
D'rum gieb mir Deine Schweſter, und ich leihe
Dir meinen Arm im Streit, er kann Dir nützen.
Vergeſſen zwiſchen uns ſey denn der Groll,
Ich nähr' ihn ungern gegen Ing'borgs Bruder.
Sey billig, König, rette ſo zugleich
Die gold'ne Kron' und Deiner Schweſter Herz.

Hier meine Hand, bei Aſa Thor, ich biete
Zum letzten Mal ſie heut' Dir zur Verſöhnung.“ —
Da laut erbrauſt's im Ting — mit tauſend Schwertern
Hört Beifall man auf tauſend Schilde ſchlagen,
Der Stahlklang ſtieg zum Himmel auf, der froh
Der freien Männer Rechtgefühl empfing.
„Gieb:“ rief's — „ihm Ingeborg, die ſchlanke Lilie,
Die ſchönſte, die in unſern Thälern aufwuchs:
Iſt er die beſte Klinge doch im Land! —
D'rum gieb ihm Ingeborg!“ — Mein Pflegevater,
Der alte Hilding mit dem Silberbart,
Trat vor und hielt die weisheitsvolle Rede
Mit kurzem Kernſpruch, treffend ſcharf wie Schwertſchlag,
Und Halfdan ſelbſt erhob vom Königsſitz
Zum Bruder flehend ſich mit Wort und Blick.
Vergebens war's, verloren jede Bitte;
Gleich wie auf nacktem Fels der Sonne Strahl;
Aus ſtarrer Bruſt entlockt er keinen Keim,
Und König Helge's Antlitz blieb ſich gleich,
Ein kaltes Nein auf menſchlich warme Bitte.
„Dem Bauernſohn vielleicht — (ſprach er mit Nachdruck)
Gäb' ich die Schweſter — doch der Tempelſchänder,
Nicht paßt er, wie mich dünkt, für Walhall's Tochter.
Und brachſt Du, Frithiof, Baldur's Frieden nicht?
Sahſt Du nicht Ingeborg in ſeinem Tempel,
Als ſich der Tag vor Eurem Frevel barg? —
Ja oder Nein?“ — Laut aus der Männer Kreiſe
Da ſchallt der Ruf: „Sag' nein nur, ſage nein!
Wir trauen Deinem Wort, wir frei'n für Dich,
Du Thorſtens Sohn — wie er, der Königsſohn,
Sprich nein, ſprich nein, und Dein iſt Ingeborg.“

„An einem Wort hängt meines Lebens Glück,“
(So ſprach ich) doch nichts fürchte d'rum, Fürſt Helge,
Nicht lügen will ich mich zu Walhall's Wonnen,
Noch zu den ird'ſchen; — Deine Schweſter ſah' ich,
Hab' in des Tempels Nacht mit ihr geſprochen,
Doch darum brach ich Baldur's Frieden nicht.“ —
Nicht weiter ſprach ich. Des Entſetzens Murmeln

Durchflog den Kreis: die mir zunächſt geſtanden,
Scheu wichen, wie vor'm Peſthauch, ſie zurück —
Und als ich um mich ſah', vom dummen Wahn
Gelähmt war jede Zung' und weiß getüncht
Die Wangen, jüngſt von Hoffnung froh erglüht.
Da ſiegte König Helge. Düſtern Lautes,
So dumpf und hohl, gleich dem der todten Wala
In Wegſtams Quida, als ſie ſang für Odin
Der Aſen Untergang und Hela's Sieg,
So redet' er: „Verbannung oder Tod,
Ausſprechen könnt' ich's nach der Väter Satzung
Für Dein Vergehn, doch zeig' ich gern mich mild,
Dem Gotte gleich, deß Heiligthum Du ſchmähteſt. —
Im Meer des Weſtens liegt es wie ein Kranz
Von Inſeln, die Jarl Aganthyr beherrſchet:
So lang' Fürſt Bele lebte, gab der Jarl
Alljährlich Schatzung ihm, Uns blieb ſie aus:
Zieh' denn zu Schiffe hin, ſie einzutreiben;
Die Buße fordr' ich nur für Deine Keckheit.
Es heißt (ſo fügt er höhniſch noch hinzu)
Harthändig ſey der Aganthyr und liege
Dem Fofnir gleich auf ſeinem Gold, doch wer
Mag unſerm neuen Sigurd widerſtehen?
Ein männlich kühn'res Abentheu'r iſt dieß,
Als eine Maid in Baldur's Hain bethören.
Zum nächſten Sommer warten Dein wir hier
Mit Deinem Ruhm, vor Allen mit der Schatzung.
Wo nicht, biſt, Frithiof, Du der Ehre baar,
Dazu in unſerm Land zeitlebens friedlos.“ —
Dies war ſein Spruch und ſo der Ting gelöſt.

Ingeborg.

Und Dein Beſchluß?

Frithiof.

Bleibt ſonſt mir eine Wahl?
Hängt nicht an ſeiner Ford'rung meine Ehre? —
Ich will ſie löſen, ob auch Aganthyr
Sein nicht'ges Gold in Naſtrand's Fluth verborgen!
Noch heute ſeegl' ich —

Ingeborg.

Und verläſſeſt mich?

Frithiof.

Nein, nicht verlaß' ich Dich, Du kommſt mit mir.

Ingeborg.

Unmöglich!

Frithiof.

Hör' mich, hör', eh' Du erwiederſt!
Dein weiſer Bruder, ſcheint es faſt, vergaß,
Daß Aganhyr auch Thorſtens Freund geweſen,
Gleichwie Fürſt Bele's; ſo giebt er vielleicht
Mit Gutem, was ich ford're: thut er's nicht,
Führ' ich zu meiner Ueberredung ſcharf und bündig
An meiner Linken den Gefährten hier.
Dann ſend' ich Helge ſein geliebtes Gold,
Und löſ' auf immerdar ſomit uns Beide
Von des gekrönten Heuchlers Opferſtahl.
Wir aber, ſüße Ingborg, hiſſen froh
Auf unbekanntem Meer Ellida's Seegel.
Sie trägt uns an ein gaſtliches Geſtade,
Das eine Freiſtatt beut verbannter Liebe.
Was iſt der Norden mir, was iſt ein Volk,
Das bang vor ſeiner Prieſter Wort erbleichet,
Und fühllos mir des Herzens Heiligthum
Antaſten darf, den Blüthenkelch des Daſeyns?
Bei Freia! nein, dieß ſoll Euch nicht gelingen!
Gebunden an die Scholl' iſt nur ein Knecht,
D'rauf er geboren ward — doch ich bin frei,
Frei wie der Berge Luft — die Hand voll Staub
Von meines Vaters und von Bele's Hügel
Hat auf dem Schiff noch Raum, und dieß iſt alles,
Was wir bedürfen von der Heimath Erde.
Geliebte! eine and're Sonne giebt es,
Als die auf Schneegebirgen bleich hier ſcheint.
Ein and'rer Himmel glänzt in tieferm Blau,
Und milde Stern', in göttlich warmem Glanz,
Schau'n bei den lauen Sommernächten nieder
In Lorbeerhainen auf ein zärtlich Paar.
Weit fuhr mein Vater, Thorſtens Wikingsſohn,

Zur See umher, und oft erzählt' er uns
Beim Heerdesſchein in langen Winternächten,
Vom Meer der Griechen und den Inſeln d'rin,
Den Hainen, grünend in der ſtillen Fluth.
Dort wohnte ſonſt ein mächtiges Geſchlecht
Und hohe Götter ſtolz in Marmortempeln.
Verlaſſen ſtehn ſie nun, — es wuchert Gras
Auf öden Pfaden, blühend Moos bedeckt
Die Runen, die der Vorwelt Weisheit gründen,
Und ſchlanke Säulenſchäfte grünen dort,
Von Südens üpp'gen Pflanzen rings umſtrickt.
Doch weit umher freigebig trägt die Erde
Frucht ohne Saat, was nur der Menſch bedarf;
Die gold'nen Aepfel glüh'n im ſaft'gen Laube
Und Trauben hängen ſchwer von jedem Zweig,
Wie Deine Lippen, purpurroth geründet.
Dort, Ingeborg, dort bau'n wir in die Wogen
Ein kleines Nordland, ſchöner noch als hier;
Mit unſ'rer treuen Liebe füllen wir
Die heitern Tempelhallen und erfreu'n
Mit unſ'rer Liebe die vergeßnen Götter.
Treibt dann mit ſchlaffem Seegel wohl ein Schiffer
(Denn dort verſtummt der Sturm) vorbei dem Eiland
In Abendſonnen-Gluth und blicket freudig
Von roſenrother Fluth empor zum Strand,
Da auf des Tempels Schwelle ſchaut er ſtaunend
Die neue Freia (Afroditä mein' ich,
Nennt jene Sprache ſie) verwundert ſieht er
Die gelben Locken reich im Winde flattern,
Und Augen, lichter als des Himmels Blau.
Und allgemach wächſt, wie der Alfen Schaar,
Um ſie ein klein Geſchlecht von Tempeldienern
Mit Wangen, wie wenn in des Nordens Schnee
All' ſeine Roſenpracht der Süd geſtreuet. —

Ach! Ingeborg, wie ſchön, wie nahe ſteht
Der Erde beſtes Glück zwei treuen Herzen;
Nur daß ſie muthig es zu faſſen wagen.
Denn willig folgt es Liebenden und baut

Ein Wingolf hier ſchon unter Wolken auf.
Komm, eile, jedes Wort, das mehr wir ſprechen,
Raubt einen Augenblick von unſerm Glück.
Bereit iſt Alles, ſchau, Ellida ſpannt
Die dunklen Adlerſchwingen ſchon zum Flug,
Und friſche Winde weiſen uns den Weg
Auf ewig von dem wahnerfüllen Strande.
Was zögerſt Du? —

Ingeborg.

Weh mir, ich kann nicht folgen!

Frithiof.

Nicht folgen, mir? —

Ingeborg.

Ach, Frithiof, Du biſt glücklich,
Du folgeſt Niemand, ſelbſt gehſt Du voran,
Gleichwie Dein ſchnelles Drachſchiff, doch am Steuer
Steht nur Dein eig'ner Will', und lenkt die Fahrt
Mit feſter Hand durch die erzürnten Wogen.
O wie ganz anders iſt es doch mit mir!
In andern Händen ruhet mein Geſchick,
Die laſſen nicht den Raub, ob er auch blutet. —
Ein Opfer, ſich leiſ' klagend zu verzehren,
Dies iſt der Königstochter, iſt mein Loos.

Frithiof.

Biſt Du nicht frei, ſobald Du willſt? — Dein Vater
Sitzt in dem Hügel —

Ingeborg.

Helge iſt mein Vater,
Iſt mir's an ſeiner Statt; nicht ohn' ihn kann ich
Vergeben meine Hand. Und Bele's Tochter
Stiehlt nicht ihr Glück ſich, läg' es noch ſo nahe.
Was wär' das Weib, riß eigenmächtig ſie
Sich von den Banden los, womit Allvater
Ihr ſchwaches Weſen an den Starken knüpfte? —
Der bleichen Waſſerlilie gleichet ſie,
Die mit der Woge ſteigt und mit ihr ſinket;
Des Schiffers Kiel geht über ſie dahin,
Merkt nicht, daß er den Stengel ihr durchſchnitt.
Das iſt nun ihr Geſchick; jedoch ſo lange

Die Wurzel feſt im tiefen Sande hängt,
Behält ſie Werth und Daſeyn, leiht die Farben
Von ihren bleichen Brüdern ſich, den Sternen,
Auf blauer Tiefe ſchwimmend, ſelbſt ein Stern;
Reißt ſie jedoch ſich los — dann treibet ſie,
Ein welkend Blatt, umher auf öder Fluth.
Verwich'ne Nacht — o dieſe Nacht war ſchrecklich! —
Dein wartet' ich voll Angſt und Du bliebſt aus —
Und nächtliche Gedanken, ernſt und ſtreng,
Sie zogen ſchwarzgelockt und bleich vorüber
Dem wachen Aug', dem brennend thränenloſen;
Selbſt Baldur dort, der bleiche Gott, er ſah
Auf mich herab mit drohend finſterm Blick. —
Verwich'ne Nacht erwog ich mein Geſchick,
Gefaßt iſt mein Entſchluß, ich bleibe hier,
Ein folgſam Opfer beim Altar des Bruders.
Doch war es gut, daß ich nicht da Dich hörte
Mit Deinen Inſeln, in die Luft gebaut,
Umfluthet rings von ew'gem Abendroth,
Ein ſtilles Blüthenland voll Lieb' und Frieden.
Wer weiß, wie ſchwach man iſt? — Der Kindheit Träume,
Die lang' entſchlaf'nen, neu erſtehen ſie,
Und flüſtern mir in's Ohr mit einer Stimme,
So wohl bekannt, als wär's ein Schweſterlaut,
So zärtlich, wie des Liebſten Schmeicheltöne.
Ich hör' euch nicht, nein, ich will euch nicht hören,
Ihr lockenden, ihr einſt ſo theuren Stimmen!
Was ſollt' im Süden ich, des Nordens Kind?
Ich bin zu bleich für jene Roſen dort,
Zu farblos iſt mein Sinn für ſeine Gluth,
Verſengt nur würd' er von der heißen Sonne,
Und aufwärts blickte ſehnſuchtsvoll mein Auge
Zum Stern des Nordens, der unwandelbar
Am Himmel Wacht hält über'm Grab der Väter.
Mein edler Frithiof ſoll das Land nicht meiden,
D'rin er geboren ward, es zu beſchirmen.
Wegwerfen ſoll er nimmer ſeinen Ruhm
Um ſo Geringes, als ein liebend Mägdlein.
Ein Leben, d'ran die Sonne Jahr für Jahr

Den einen Tag ſtets ähnlich ſpinnt dem andern,
Iſt zwar ein ſchön, doch ewig Einerlei,
Nur für das Weib — doch für des Mannes Geiſt,
Zumal den Deinen, wär' der Stillſtand läſtig.
Du liebſt es, wenn der Sturm herum ſich tummelt,
Ein ſchäumend Roß, hoch über Abgrunds Tiefen;
Auf Tod und Leben dort auf ſchwankem Brett
Kämpfſt um die Ehre Du mit der Gefahr. —
Die ſchöne Wüſte, die Du mahlteſt, würde
Für ungebor'ne Thaten Dir ein Grab,
Und mit dem Schild verroſtete zugleich
Der freie Sinn Dir — ſo ſoll's nimmer werden!
Nicht ſtehlen will ich meines Frithiof's Namen
Aus künft'gen Heldenliedern, nicht verlöſchen
Des Tapfern Ruhm im erſten Morgenroth.
Sey weiſe, Frithiof, laß den hohen Nornen
Uns weichen, laß aus des Geſchickes Schiffbruch
Die Ehre doch uns retten und den Ruhm,
Da rettungslos des Lebens Glück zerſchellte.
Wir müſſen ſcheiden.

Frithiof.

Warum müſſen wir's? —
Weil ſchlaflos eine Nacht den Sinn Dir trübte? —

Ingeborg.

Weil meinen Werth ich retten will und Deinen. —

Frithiof.

Der Frauen Werth beſtimmt des Mannes Liebe.

Ingeborg.

Nicht lange liebt er, die er nicht mehr achtet.

Frithiof.

Mit Eigenſinn gewinnt man Achtung nicht.

Ingeborg.

Ein edler Eigenſinn iſt Pflichtgefühl.

Frithiof.

Mit unſ'rer Liebe ſtritt es geſtern nicht —

Ingeborg.

Auch heut' nicht, deſto mehr mit unſ'rer Flucht —

Frithiof.

Nothwendigkeit gebietet dieſe, komm!

Ingeborg.
Nothwendig iſt allein, was recht und edel!
Frithiof.
Hoch zieht die Sonne, ſchnell verſtreicht die Zeit.
Ingeborg.
Weh mir, vorüber iſt ſie ſchon für immer!
Frithiof.
Bedenk' es wohl, iſt dies Dein letztes Wort?
Ingeborg.
Bedacht iſt Alles ſchon, es iſt mein letztes.
Frithiof.
Wohl — König Helge's Schweſter, lebe wohl!
Ingeborg.
O Frithiof, Frithiof! müſſen ſo wir ſcheiden? —
Haſt Du nicht einen Blick für die Geſpielin
Der Kindheit übrig, keine Hand zu bieten
Der Unglückſeel'gen, die Du ſonſt geliebt? —
Glaubſt Du, ich ſteh' auf Roſen hier und weiſe
Mit Lächeln kalt von mir mein beſtes Glück,
Und reiße ſchmerzlos aus der Bruſt die Hoffnung,
Die mit den Wurzeln meines Seyns verwuchs? —
Warſt Du nicht meines Herzens Morgentraum? —
Was ich von Freude je gekannt, hieß Frithiof;
Und was das Leben Edles hat und Großes,
Lieh Deine Züge ſtets vor meinem Blick.
Verdunkle dieſes Bild mir nicht, begegne
Mit Härte nicht der Schwachen, wenn ſie opfert,
Was ihr das Liebſte auf dem Erdenrund,
Was dort in Walhall ihr das Liebſte bleibt. —
Dieß Opfer, Frithiof, ſchwer iſt es genug;
Ein Wort des Troſtes dürft' es wohl verdienen.
Ich weiß, Du liebeſt mich, ich wußt' es ſchon,
Seitdem in meinem Weſen es getaget,
Und Ingborg's Angedenken folget Dir
Noch manches Jahr, wohin Du immer ziehſt.
Doch übertäubt den Gram der Waffenklang,
Die Winde wehn ihn fort auf wilden Wogen;
Nicht darf er ſitzen auf der Kämpen Bank,

Wo ſie beim Trinkhorn feiern ihren Sieg.
Nur dann und wann, wenn in der Nächte Frieden
Vergang'ne Tage Dir vorüber zieh'n,
Da dämmert wohl ein bleiches Bild dazwiſchen;
Du kennſt es wohl, es grüßet Dich zugleich
Vom theuren Jugendland', es iſt das Bild
Der bleichen Jungfrau, fern in Baldur's Haine.
Nicht von Dir weiſen wirſt Du es, obſchon
Es ſorglich blicket, magſt ein freundlich Wort
In's Ohr ihm flüſtern — und die nächt'gen Winde
Auf treuen Schwingen führen mir es zu.
Mir bleibt ein Troſt, ich habe keinen andern!
Nichts lebt um mich, was meinen Gram zerſtreut,
Denn Alles mahnt an ihn, was mich umgiebt.
Von Dir nur ſprechen dieſe Tempelhallen,
Und ſtatt zu drohen, nimmt des Gottes Bild
Die Züge Deines Angeſichts im Mondſchein.
Blick' ich auf's Meer — dort ſchwamm Dein Kiel und ſchnitt
Im Schaum den Weg zur Harrenden am Strande;
Seh' ich zum Hain — dort ſteht ſo mancher Stamm
Mit Ingborg Runen in der friſchen Rinde;
Doch wie die Rinde wächſt, vergeht mein Name,
Und das bedeutet Tod, ſo geht die Sage.
Ich frag' den Tod, wo er zuletzt Dich ſah,
Die Nacht auch frag' ich, doch ſie ſchweigen ſtill,
Und ſelbſt das Meer, wie es Dich trägt, erwiedert
Auf meine Fragen Seufzer nur am Strand.
Dir ſend' ich Grüße mit der Abendröthe,
Wenn ſie in Deinen Fluthen fern erliſcht,
Und des Gewölkes ſchnelle Seegler nehmen
Am Bord die Klage der Verlaß'nen mit.
So ſitz' ich in der Jungfrau'n Kammer — ſchwarz
Umhüllte Wittwe nach des Lebens Luſt,
Und näh' gebroch'ne Lilien in das Tuch,
Bis Lenz einmal den friſch gewob'nen Teppich
Mit ſchönern Lilien ſtickt auf meinem Grab.
Doch nehm' die Harf' ich, mein unendlich Weh
In tiefen Schmerzenstönen auszuhauchen,
Brech' ich in Thränen aus, wie jetzt — —

Frithiof.

Du ſiegeſt, Bele's Kind, nicht weine mehr!
Verzeih' mein Zürnen, nur mein Kummer war's,
Der kurz vom Unmuth das Gewand entlehnte;
Die Hülle kann er lange nicht ertragen.
Du, Ingeborg, biſt meine gute Norne:
Was edel iſt, lehrt uns ein edler Sinn;
Die Weisheit ſpricht, Nothwendigkeit aus Dir,
Du ſchöne Wala mit den Roſenlippen!
— Ja, weichen will ich der Nothwendigkeit,
Will von Dir ſcheiden, nicht doch von der Hoffnung;
Die nehm' ich mit mir über Weſtmeer's Fluthen,
Bis zu des Grabes Pforten folgt ſie mir.
Bei'm nächſten Lenztag bin ich hier zurück,
Fürſt Helge, hoff' ich, ſoll mich wiederſehn.
Gelöſt iſt mein Gelübd', erfüllt die Ford'rung,
Zugleich die Schuld verſöhnt dann, die mich anklagt!
Alsdann erbitt' ich, — nein, ich ford're Dich
Auf off'nem Ting, in Mitten blanker Waffen,
Von König Helge nicht, von Nordens Volk;
Dein rechter Vormund iſt's, Du Königstochter!
Ein Wort hab' ich für ihn, der es verweigert.

Leb' wohl indeß, bleib' treu, vergiß nicht mein,
Und nimm als unſ'rer Kindheitsliebe Pfand
Den Armring hier, ein ſchön Vaulunder-Werk,
Mit Himmelswundern in dem Gold gezeichnet:
Das beſte Wunder iſt ein treues Herz.
Wie ſchön umſchließt er Deinen weißen Arm,
Ein Leuchtwurm, der am Lilienſtängel glänzet!
Leb' wohl, Geliebte, meine Braut, leb' wohl! —
In wenig Monden muß es anders werden.

Ingeborg.

Er geht, wie trotzig, wie ſo voll von Hoffnung! —
Er ſetzt die Spitze ſeines guten Schwertes
Der Norn' auf's Herz und ſaget: Du ſollſt weichen!
Du armer Freund, die Norne weichet nicht,
Sie wandelt ihren Gang und lacht der Drohung.

Wie wenig kennſt Du meinen finſtern Bruder!
Faßt nimmer doch Dein off'ner Heldenſinn
Des Seinen düſt're Tiefe, noch den Haß,
Der heiß in neiderkrankter Bruſt ihm glüht.
Er giebt Dir niemals ſeiner Schweſter Hand,
Eh' giebt die Kron' er, eh' ſein Leben hin,
Und opfert mich dem alten Odin, oder
Dem alten Ring, mit dem er jetzo kämpfet.

Wohin ich ſeh', iſt Hoffnung nicht für mich,
Doch bin ich froh, ſie lebt in Deinem Herzen;
Für mich behalten will ich meine Schmerzen,
Der guten Götter Schutz geleite Dich! —
Dein Armring hier ſoll mich ſie zählen lehren,
Die langen Monden trüb' und kummerſchwer:
Eins, zwei, vier, ſechs — da kannſt Du wiederkehren,
Doch findeſt Deine Ingeborg nicht mehr.

Ueberſetzt von A. von Helwig.

E. J. Stagnelius, geboren 1793, ſtarb im Frühjahr 1823, viel zu früh für ſeine Freunde und ſein Vaterland, denn er verſprach einer der bedeutendſten Dichter zu werden, welche Schweden je hervorgebracht hatte. — Tiefes, glühendes Gefühl, das ſich, wahrſcheinlich durch ſeine längere Kränklichkeit beherrſcht, mitunter nur zu ſehr dem düſteren Trübſinne zuneigt, ein reiches Gemüth, flammende Phantaſie, Wohlklang der Sprache und des Versbaues, Beweglichkeit der Anſchauung und Kraft und Wahrheit der Gedanken, ſind nicht geringe Zierden ſeiner Leiſtungen. — Vorzüglich zeichnen ſich ſeine dramatiſchen Dichtungen durch ihre Tiefe und die dichteriſche Begeiſterung, welche ſie ſchuf, vor Allem aus. — In ſeinen epiſchen Arbeiten, beſonders in ſeinem Wladimir, iſt er noch nicht bis zu der Höhe gelangt, welche der epiſche Dichter erreicht haben muß, um ein vollendetes Kunſtwerk zu ſchaffen; in ſeinen lyriſchen Poeſieen, vorzüglich aber in ſeinen Lilien in Saron, hat er es bis zu bedeutender Vollendung gebracht, die ſeinen Verluſt um deſto ſchmerzlicher macht. —

Wäre Stagnelius ein längeres Leben und die ruhige reife Klarheit des Alters vergönnt worden, ſo ſtände er jetzt unbedingt auf gleicher Stufe mit den gefeiertſten Dichtern unſerer Tage. —

Die Leiſtungen der oben erwähnten anderen ſchwediſchen Dichter, wie z. B. Atterbom's, des geiſtreichen Hauptes der Phosphoriſten, Inſeln der Glückſeligkeit (**Lycksalighetens Ö**, deutſch in gezwungener Ueberſetzung von Neuß), Nicander's Runen, Franzén's lyriſche Gedichte voll Zartheit und Liebe u. ſ. w. enthalten viel Schönes, doch ſind die Verfaſſer, obwohl der heftige Kampf der Gegenparthei, beſonders Wallmark's, des ſchwediſchen Gottſched's, in neuerer Zeit erlahmte, noch zu ſehr im Schwanken über die eigentliche Richtung, welche ſie einzuſchlagen haben, und geben ſich mitunter zu willig der Allegorie, die faſt immer auf Abwege führt, wenn ein gewaltiger Genius ſie nicht beherrſcht, hin. — Bei dem regen Eifer aber, der ſich jetzt überall in Schweden beurkundet, und bei der Aufmunterung, die der Poeſie dort von allen Seiten zu Theil wird, läßt ſich viel Herrliches erwarten. Für die dramatiſche Dichtkunſt und den Roman iſt ebenfalls in neuerer Zeit Erfreuliches geſchehen, doch muß hier das Nationale noch lebhafter durchdringen, um dem Treiben der Nachahmer und Ueberſetzer, die ſehr oft Katzengold für echtes Metall einzuſchwärzen ſuchen, einen feſten Damm entgegen zu ſtellen. —

Zwanzigſte Vorleſung.

Polen.

Ueberblick der Geſchichte der Sprache und Litteratur Polens.

Die polniſche Sprache iſt die vorzüglichſte unter den fünf ſlawiſchen Mundarten der nordweſtlichen Ordnung. — Sie erlitt vortheilhafte Veränderungen durch fremden Einfluß, und gelangte bald zu eigenthümlicher Selbſtſtändigkeit, welche durch ihre Bildſamkeit und ihren Wohllaut nicht wenig begünſtigt wurde; beſonders wirkte das Italieniſche mit gutem Erfolge auf ſie ein. Dazu kam noch, daß die Mehrzahl der jüngeren Männer höheren Standes ihre Bildung dem Auslande verdankten, jedoch mit glühendem Patriotismus aus fremden Ländern heimkehrten, und die ganze Liebe ihres Herzens, welche die Ferne nur noch verſtärkt hatte, den heimiſchen Laren zuwandten. — Zwar blieb das gemeine Volk noch lange in ſeiner Rohheit, und die Geſchichte der geiſtigen Bildung Polens zeichnet ſich durch den Umſtand aus, daß alle Beförderung der Cultur und der Wiſſenſchaften nicht wie in anderen Ländern durch den Bürgerſtand, ſondern hier faſt ausſchließlich durch den Adel bewirkt wurde, und ſich daher faſt auch nur in ſeinen Kreiſen einheimiſch fand. —

Die ſchöne Litteratur Polens iſt deshalb nicht im eigentlichen Sinne eine Nationallitteratur zu nennen, indem nur der kleinſte Theil der Nation ſie bildete und ſich ihrer erfreute, obwohl ſie ſich einiger glänzenden Perioden zu rühmen hat. — Die vielen politiſchen Unruhen, an denen das Land litt, der Kampf des Obſcurantismus, die Zwietracht der religiöſen Partheien, und wie alle dieſe Dämonen weiter heißen mögen, welche vor Allem dem edelſten Streben eines Volkes, ſeiner geiſtigen und ſittlichen Ausbildung mit giftgeſchwängerten Hinderniſſen in den Weg treten und jede Blüthe im Keime tödten, äußerten zu oft und zu lange ihren verderblichen Einfluß, und ſtörten vor Allem den inneren Frieden, deſſen ein Land vorzüglich bedarf, damit der oft durch blutige Anſtrengungen geſäete Saame aufſprießen und gedeihen könne. — Verfolgt man den Gang der Geſchichte polniſcher Poeſie und Litteratur, ſo wird man im Ganzen nur einige vereinzelte bedeutende Namen finden, die ſich durch originale Beſtrebungen auszeichneten, und die Lücken durch Nachahmer fremder Schule und Lehre, oder, was allerdings nicht unbedeutend iſt, durch glückliche Ueberſetzer der Meiſterwerke des Auslandes ausgefüllt ſehn.

Die eigentliche Geſchichte der Nationallitteratur Polens beginnt erſt mit Siegmund I.; das Jahrhundert, von dem Regierungsantritte dieſes Fürſten bis zur Eröffnung der Jeſuitenſchulen in Krakau (von 1506 — 1622) kann mit Recht als die goldene Zeit in derſelben betrachtet werden. — Die gefeiertſten Namen dieſer Periode ſind vorzüglich: **Johann Kochanowsky** aus Sycyn, geboren 1530. Er bereiſte Frankreich, Italien und Deutſchland, ſtudierte zu Padua, bekleidete in ſeinem Vaterlande nach ſeiner Heimkehr mehrere weltliche und geiſtliche Aemter und ſtarb als Woyski des Diſtrictes von Sendomir im Jahre 1584. — Kochanowsky iſt beſonders glücklich als lyriſcher Dichter; ſeine Poeſieen, in gewiſſer Hinſicht als Nachbildungen antiker Muſter zu betrachten, athmen eine ſeltene Innigkeit und Zartheit, und ſind reich an gefälligem Wohllaut; vor Allem werden ſeine Pſalmen als Meiſterwerke geprieſen. — Sein Bruder Andreas und ſein Neffe Peter Kochanowsky, haben ſich beſonders als glückliche Ueberſetzer, der Erſtere des Virgil, der Letztere des Taſſo, hervorgethan. — Der ältere Kochanowsky verſuchte bereits die Versmaaße der Alten in der ſarmatiſchen Dichtkunſt einzuführen, ſeine Bemühungen blieben jedoch ohne Erfolg, und der Reim behauptete nach wie vor allein die Oberherrſchaft; Simon Scymonowicz, geboren 1558, geſtorben 1629, höchſt erfolgreich als Idyllendichter, doch ſchrieb er leider faſt nur in lateiniſcher Sprache; Stanislas Grochowsky, Erzbiſchof von Lemberg, geſtorben 1644, gefällig und anmuthig in ſeinen poetiſchen Verſuchen, und Stanislaus Orzechowsky, geſtorben nach 1570, ruhmvoll zu erwähnen als erſter polniſcher Geſchichtsſchreiber und nicht ohne Verdienſt als Satyriker.

Die nächſte Periode (von 1622—1760) wird von einem erfahrenen Litterärhiſtoriker mit folgenden Worten characteriſirt: „Dieſes Zeitalter kann man das theologiſch-panegyriſche nennen. Seine Kennzeichen ſind: Verfälſchung der Sprache durch Beimengung des Latein, Polemik unter Johann Kaſimierz, panegyriſcher Schwulſt unter Johann Sobiesky, und litteräriſche Lethargie unter Auguſt II. und Auguſt III. Wohl begegnet man, beſonders im Anfange dieſer Periode, einzelnen ausgezeichneten, gegen den aufſchwellenden Strom muthig ankämpfenden Nationalſchriftſtellern, aber ſelbſt dieſe gleichen den ausländiſchen Pflanzen, die auf fremdem Boden nicht gedeihen können, weil ſie die Menge des rings aufſchießenden Unkrautes aller Lebensſäfte beraubt.“ *) Als die bedeutendſten

---

*) Sartori, hiſtoriſch-ethnographiſche Ueberſicht der wiſſenſchaftlichen Cultur u. ſ. w. des öſterreichiſchen Kaiſerthums. Wien, 1830. I, S. 51.

Schriftſteller auf poetiſchem Gebiete aus dieſer Zeit werden genannt: Samuel Twardowsky aus Szkrzypea und Vespaſian Kochowsky, Woyski von Krakau, nicht ohne Erfolg als lyriſche, ſo wie Wadaw Potocky glücklich als Epigrammen-Dichter. —

Die folgende Periode, von 1760 bis jetzt, iſt als die Zeit der Wiedergeburt des beſſeren Geſchmacks in der polniſchen ſchönen Litteratur zu betrachten. — Unter Stanislaus Auguſt wurden Künſte und Wiſſenſchaften mit reger Liebe begünſtigt, und viele geiſtreiche Männer nahmen ſich thätig derſelben an, bis endlich in der Folge die unglücklichen politiſchen Ereigniſſe allen geiſtigen Verkehr hemmten. Eine neue, vielleicht glänzende, Zeit ſteht der polniſchen ſchönen Litteratur bevor, aber ſie wird nur die Früchte einer unter Thränen und Blut geſäeten Saat, die auf dem Boden der Verbannung aufſprießt, tragen, wenn überhaupt jenen Männern, die ſich, jetzt fern vom Heimathsboden, verbündeten, die Nationallitteratur ihres Landes zu pflegen und zu warten, nicht ein unerbittliches Geſchick in unabwendbarem Jammer ein ſchmerzerfülltes Stillſchweigen auferlegt. —

Den Vorrang in den letzten Decennien des achtzehnten und den drei erſten des neunzehnten Jahrhunderts führen als Dichter: Julian Urſin Niemcewicz und Adam Mizkiewicz. — Ich geſtatte mir, bei Beiden einige Augenblicke zu verweilen. — Der Erſtere zeichnete ſich als Dramatiker und Lyriker höchſt vortheilhaft aus, beſonders durch ſeine geſchichtlichen Lieder, in denen er die hohen Thaten der Helden ſeines Vaterlandes feierte, und welche, von Mund zu Mund gehend, bald Volkseigenthum wurden. Glühender Patriotismus, Originalität, glückliche Behandlung des Stoffes und glänzender Witz ſind die Hauptcharacterzüge ſeiner Leiſtungen. — Er iſt nicht minder glücklich in Fabeln und Oden, und bedeutend als Hiſtoriker und Redner. Eifrigen Antheil an dem letzten Freiheitskampfe nehmend, ſah er ſich bei deſſen unglücklichem Erfolge genöthigt, ſein Vaterland in hohem Alter zu fliehen und eine Zufluchtsſtätte in England zu ſuchen. — Niemcewicz hat ſich in vielfacher Hinſicht verdient gemacht um die wiſſenſchaftliche Bildung Polens. — Ein hiſtoriſcher Roman deſſelben, Johann von Tenczyn, ward auch in das Deutſche überſetzt (Berlin, 1828. 3 Bde. in 8.), trägt aber eben nicht zu ſeinem Ruhme bei, da er wohl als ſein ſchwächſtes und als ein mislungenes Product überhaupt zu betrachten iſt. —

Hinſichtlich des Reichthums der Phantaſie und productiver Genialität iſt Adam Mickiewicz wohl dem eben Erwähnten vorzuziehen. — Einſtimmig wird er für den bedeutendſten neueren polniſchen Dichter gehalten. Er befreite ſich zuerſt von den ſtrengen Feſſeln der franzöſiſchen Schule, welcher man in Polen ſelbſt dann noch eifrig anhing, als die Franzoſen ſelbſt bereits begannen, dieſelbe nicht mehr für unfehlbar zu halten. Eine große Schaar von Gegnern erhob ſich und ſuchte ihn mit allen möglichen Waffen zu bekämpfen, ja man behauptet ſogar, daß ſeine Neigung zur romantiſchen Poeſie mehr als ſeine freien Aeußerungen die Urſache ſeiner Verbannung in die Krimm, unter Alexander's Herrſchaft, geweſen ſeyen. Er beſiegte dieſe Widerſacher jedoch größtentheils durch die Vortrefflichkeit ſeiner poetiſchen Gebilde, in welchen er, trotz den ausländiſchen Muſtern, welche ihm vorſchwebten, ſich beſtrebte, ſo national wie möglich zu ſeyn; auch gelang es ihm bald, viele Anhänger um ſich zu verſammeln und mit dieſen eine neue Dichterſchule zu gründen. Eine Sammlung ſeiner Gedichte, von einer kunſtſinnigen polniſchen Dame veranſtaltet, erſchien im Jahre 1829 zu Paris (**Poezye Adama Mickiewicza.** 2 Bde.), Zartgefühl, Innigkeit der Empfindungen, glückliche Naturanſchauung und reichen Zauber der Phantaſie offenbarend. — Seine Landsleute werfen ihm vor, daß ſeine Diction nicht immer die reinſte ſey, ob er ober die Sprache nicht eben dadurch bereichere, ſteht dahin. Unter ſeinen größeren Poeſieen verdient vorzüglich ſein Konrad Wallenrod (Krakau und Petersburg 1828) beſondere Erwähnung. — Ich laſſe hier als Probe einige Gedichte von Mickiewicz folgen, deren Verdeutſchung wir dem Fleiße eines geiſtreichen Recenſenten ſeiner Poeſien, ſo wie dem Eiſer des **Dr.** Spazier verdanken. *) —

Morgen und Abend.

Die Sonne ſtrahlt aus Oſt im glüh'nden Wolkenkranze,
Im Weſten trübt der Mond das blaſſe Angeſicht,
Die Roſe kehrt entfaltet ſich zum Sonnenlicht,
Das Veilchen kniet gebeugt in Thauesglanze.

Vom Fenſter glänzte Laura mir herüber;
Ich kniete hin; und ſie, ihr Goldhaar flechtend, ſpricht:
Warum habt Ihr ſo früh ein trauriges Geſicht,
Du Mond, du Veilchen, und auch Du, mein Lieber?

Zu neuer Augenluſt kam ich am Abend wieder;
Mit rothem Antlitz kehrte voll der Mond zurück,
Das Veilchen hob erfriſcht vom Abend ſein Gefieder.

Auch die Geliebte blieb am Fenſter nicht verborgen,
Sie ſtand im ſchönern Kleide noch, und heitrem Blick;
Ich kniete wieder hin — ſo traurig wie am Morgen.

Anſicht der Berge aus der kozlower Steppe.

Pilger und Mirza.

Pilger.

Hat Allah dort ein Eismeer hingeſtellt die Queere?
Hat er von Wolken Engeln einen Thron gewoben?
Iſt es ein Wall, von Diwen rieſengroß erhoben,
Daß er der Sternenkaravan' den Weſten wehre?
Es brennet Stambul! Ha! die Flammengluth dort oben!
Hat Allah ſie am Himmel ausgeſtellt als Fähre,
Für Welten ſegelnd in des Raumes Meere,
Wenn ausgedehnt die Nacht ihr Kleid in Sturmestoben?

---

*) Vgl. Blätt. für litt. Unterhaltung, 1830. No. 194, 195.

Mirza.

Dort? — dort war ich; der ſtarre Winter ſitzt alldort,
Ich ſah aus ſeinem Neſt den Mund der Flüſſe trinken.
Mein Athem flog als Schnee vom Mund, ich eilte fort,
Wo nicht der Adler fliegt und Wolkenzug ſchon fern,
Wo ich den Donner ſchlafend ſah in Wolken ſinken,
Bis dort, wo über meinem Turban nur noch war der Stern!
Das iſt der Czatyrdah!

Pilger.

Ah!!

Der Faris.

O wie glücklich der Araber! — ſprengt auf dem Roß
Vom Fels in die Wüſte, ſo weit und ſo groß!
Vom Hufſchlag im Sande der Schall erziſcht,
Wie wenn glühendes Eiſen im Waſſer erliſcht.
In das Gluthmeer dringt er, die Sandwog' hinaus,
Wie die Bruſt des Delphins durch des Meeres Graus.
Und ſchneller und ſchneller er ſchwimmt wie der Wind,
Den Sand kaum berührend, der unter ihm rinnt.
Schwarz iſt mein Roß, ſchwarz wie der Orkan,
Ein Morgenſtern hat auf der Stirn den Sitz;
Es flattert die Mähn' auf der Sturmesbahn,
Es glänzet der Fuß wie ein leuchtender Blitz.
Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Platz macht, ihr Wälder, ihr Berge, mir!

Ein Palmbaum mir ſo ſchattig winkt,
Zum Haupt die Frucht herniederſinkt —
Ich flieh' ſeinen Schutz — er birgt voll Schaam
Sich in die Oaſe, — des Wegs, den ich nahm,
Des verweg'nen, ſpottet ſein rauſchend Blatt;
Der Fels, der die Grenzwacht der Wüſte hat,
Er wendet mir zu ſein düſter Geſicht —
Und giebt zurück meiner Hufe Schall,
Wie wenn er drohend zu mir ſpricht:

„Wohin Du Toller? Kein Palmenbaum,
Noch ein Zelt iſt dort im weiten Raum!
Der brennende Pfeil aus dem Sonnenball
Verſengt Dein Haupt dort überall!
Nichts ſchützet Dich als des Himmels Zelt,
Es ſchläft nur der Fels im wüſten Feld,
Und Sterne nur wandern in einſamer Welt!“
Fleuch an! Fleuch an! Ich wende den Blick;
Es fliehen die Felſen beſchämt zurück,
Und Einer hinter den Andern ſich bückt,
Daß nicht mein flüchtig Aug' ihn erblickt! —

Ein Geier ihr Drohn vernimmt, und ſich müht,
Daß er mich ſchnell ergreif',
Durchſchifft die Lüfte mir nach, und zieht
Dreimal um mein Haupt einen dunklen Reif.
„Ich witt're, ich witt're Leichengeruch,
O wilder Reiter, laß ab, genug!
Suchſt Du hier, wilder Reiter, die Bahn,
Glaubt hier Dein Roß, daß es weiden kann?
Hier ſucht nur der Samum ſeinen Pfad,
Für Schlangen die Wüſte nur Speiſe hat,
Nur Leichen hier ſchlummern den Todestraum,
Nur Geier durchwandern den öden Raum!“
Er ſchrie's und ſtreckt die Krallen nach mir,
Und dreimal uns ſchau'n in's Auge wir —
Und wer von uns war's, der erſchrak?
Es war der Geier, der erſchrak!
Fleuch an! Fleuch an! Ich hebe den Blick —
Weit war ſchon der Geier zum Himmel zurück.
Schwarz wie ein Vöglein — ein Schmetterling, —
Dann wie eine Mücke im Blau er hing!
Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Macht Platz, ihr Felſen, ihr Geier, mir!

Des Geiers Drohn eine Wolke vernahm;
Und, entfaltend die weißen Flügel, ſie kam;
Am Himmel will ſie — darnach ſteht ihr Sinn —
Ein Renner ſo ſeyn, wie auf Erden ich bin.

Und ſchwebt dann um das Haupt mir auch,
Und flüſtert mir zu auf des Windes Hauch:
„Unſinniger, wohin? Wo die Hitze zerbirſt
Deine heiße Bruſt, wo verſchmachten Du wirſt?
Keine Wolke Dir wäſcht Dein brennend Haupt
Mit ihrem Naß, wenn es heiß beſtaubt,
Kein Bach Dich lockt mit Silberklang,
Keinen Tropfen je der Wand'rer trank;
Denn eh' der Thau ſich niederſenkt,
Hat ſchon ihn der lechzende Wind verſengt!“ —
Umſonſt ſie mir droht. Fleuch an! geſchwind!
Die Wolke, erſchöpft, ſchon zu ſchwanken beginnt,
Schon neigt ſie das Haupt und hält ſich an
Am Fels, — ich wende den Blick, doch dann
Schon trennt uns ein Horizont! — Und bald
Schau' ich die Wolke wie ihre Geſtalt
Ihr innerſtes Herzgefühl mir mahlt:
Zorn macht ſie erſt roth, dann gelb der Neid,
D'rauf nimmt ſie ein ſchwarzes Todtenkleid,
Und hinter den Felſen hinab
Sinkt ſie in ihr Grab.
Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Platz machet, ihr Geier, ihr Wolken, mir!
Als wär' ich die Sonne, ſo ſchaut' ich umher,
Sah Niemand als mich am Geſichtskreis mehr!

Hier hat die Natur im Schlaf die Augen zu,
Die Elemente bleiben um mich her in Ruh',
Wiewohl im neu entdeckten Inſelland
Furchtlos das Thier dem Menſchenblicke ſtand. —
Doch Gott, bin allein nicht, der Erſte nicht hier —
Eine Schaar glänzt vom Sandlager her zu mir.
Sind es Reiſende wohl, ſind es Räuber gar,
Iſt's eine auf Reiſende lauernde Schaar?
Wie ſind die Reiter doch ſo bleich,
So ſchrecklich weiß die Roſſe zugleich!
Ich eile hinzu — ſie regen ſich nicht;
Ich ruf' ihnen zu; — doch Keiner ſpricht!

O! Gott! Es ſind Leichen — vom Sturm einſt verweht,
Im Sand eine Karevane ſteht!
Es reitet noch auf der Kameele Gebein
Das Gerippe des Mauren im grauſigen Reih'n.
Durch die Höhle, in der einſt das Aug' geglüht,
Durch die Kinnbacken, wo einſt die Lippe blüht',
Rinnt heißer Sand ſeit Jahren ſchon,
Und murmelnd ſcheint alſo mir zu drohn:
„Unſinn'ger, wohin? Bald kommt der Orkan,
Und faßt Dich mit Rieſenarmen an!“
Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier,
Platz machet, ihr Leichen, Orkane mir!

Und Afrika's entſetzlichſter Orkan,
Der je die Wüſt' durchbrauſet mit Gebrüll,
Geht einſam um im ſand'gen Ocean.
Von weitem ſchaut' er mich, und ſtaunt, ſteht ſtill —
Rollt um ſich ſelbſt und ſpricht ſodann:
„Was iſt das für ein elend Lüftchen nur,
So hin ſich ſchleppend, winziger Natur,
Das, ſolch' ein Abentheurer, unverzagt,
Hier in mein Wüſtenerbtheil her ſich wagt?“
Roth werdend dringt er dann auf mich ein,
Wie ein wandernder Pyramidenſtein,
Und ſehend, daß ich ein Sterblicher bin,
Und weichen nicht will — da wüthet er hin,
Da ſtampſt mit dem Fuß die Erde er,
Daß halb Arabien ſich wälzt umher.
Wie ein Geier wohl nach dem Sperling hackt,
So er mich mit Wirbelflügeln packt.
Es glüht mich ſein Feuerathem an,
Wirft mich in die Luft, zur Erde dann.
Da ſpring' ich auf und kämpf' — und in Eil
Durchbrech' ich der Rieſenwirbel Knäu'l,
Zerreiß' ihn, zermalm' ihn, es knirſcht der Zahn
Auf des Sandkörpers Stücke. Es will der Orkan
Entwinden ſich meines Arms Gewalt
In einer Säule Rieſengeſtalt.
Doch kommt er nicht los, er zerbricht dabei,

Das Haupt ſinkt in Staubregen morſch entzwei.
Zu den Füßen die Leiche geſtreckt ſich ſchon hat,
Die gewaltige, wie der Wall einer Stadt! —
Da athm' ich frei und ſchau' empor
Mit Stolz zu der Sterne leuchtendem Chor.
Sie ſchau'n mit den gold'nen Augen mich an,
Als mich ſie nur ſehn in der Wüſte alsdann.
O! iſt's doch ſo ſüß, hier zu athmen, ſo weit
Die Bruſt ſich öffnet — wie athm' ich erfreut
So frei und ſo voll! Kaum genügen kann
Meiner Lunge die Luft von Arabiſtan!
Wie ſüß iſt's, zu ſchauen ſo weit umher!
Mein Aug' ſich erweitert, erſtarkt ſo ſehr;
Dringt über den Horizont hinaus.
Wie ſtreckt ſich's ſo ſüß hier die Arme aus,
So frank und ſo frei und ſo weit in das All,
Als umfaßt' ich den ganzen Weltenball!
Mein Gedanke fliegt höher in Pfeileslauf
Und höher und höher zum Himmel hinauf.
Und wie die Biene ſich ſenkt in's Grab
Zugleich mit ihrem Stachel hinab:
So taucht mein Gedanke die Seele ſo rein
Tief in den Blumenhimmel hinein.

Ueberſetzt von Dr. R. Spazier.

Neben dieſen beiden Heroen verdienen noch mit Auszeichnung folgende Dichter der neueren und neueſten Zeit genannt zu werden: Valentin Gurski, glücklich in Oden und Idyllen; Dyzma Boncza Tomaszewsky, bekannt als Epiker und Didactiker, nicht ohne Erfolg im Luſtſpiel; Alois Felinsky, (geſtorben 1826) berühmt als Verskünſtler, nicht ohne Geſchick als Tragiker, doch in franzöſiſchen Feſſeln; Fürſt Adam Czartoryski (geb. 1733, geſt. 1823) ein origineller Luſtſpieldichter, höchſt verdient außerdem um die litterariſche Cultur ſeines Vaterlandes; ſeine Tochter, eine geſchiedene Herzogin von Würtemberg, wird als die Verfaſſerin des beſten polniſchen Romans (Malwina, 3 A. W., 1821; 2 Bde. in 8.) geprieſen. —

Das ſchmerzlichſte Gefühl muß jedes theilnehmende Gemüth ergreifen, wenn es bedenkt, welches ſchwere Schickſal dieſe glücklichen Beſtrebungen mit gewaltigem Schlage hemmte, denn was die nächſte Zukunft bringt, kann nichts anders ſeyn, als Blüthen, die einem ungeheuern mit Blut gedüngten Grabe entſprießen. — Wozu noch mehr Worte darüber? —

Ein und zwanzigſte Vorleſung.

Deutſchland.

Nach langer Wanderung begrüße ich Sie denn endlich auf unſeren reichen heimiſchen Auen; meiner Meinung nach kann das viele Schöne, das wir auf den Feldern des Auslandes fanden, doch nur dazu dienen, uns recht lebhaft den Werth unſerer eigenen Leiſtungen und Beſtrebungen fühlbar zu machen, denn in Hinſicht auf ſeine geiſtigen Früchte, ringt das deutſche Land gewiß mit allen Andern ſiegreich um den Preis, und ſteht Keinem nach; es würde aber unbedingt das Erſte ſeyn, wenn wir, wie ein Volk, ſo auch nur einen Staat bildeten, und ſich alle unſere Kräfte in einem Streben concentrirten, nicht aber, von tauſend Einflüſſen beherrſcht, nach allen Seiten hin verſplitterten. — So lange wir Oeſterreicher, Baiern, Preußen u. ſ. w. ſind, ſo lange werden wir auch eine öſterreichiſche, baieriſche, preußiſche u. ſ. w. Poeſie haben, denn es fehlt uns an einem gemeinſamen begeiſternden Mittelpunkte. —

Ich befürchte hier nicht, von Ihnen misverſtanden zu werden, als ſey ich geſonnen, dieſe Darſtellungen in das unfruchtbare Feld der Politik hinüber zu ſpielen, wo jetzt nur zu Viele ſich zum Säen berufen glauben, und mit läppiſcher Hand vielleicht noch mehr Schwindelhafer, als gutes Korn verſtreuen; ich rede nur davon, inſofern es unſere Nationallitteratur berührt, und hoffe, Sie werden im Laufe dieſer Ueberſicht klar von dem überzeugt ſeyn, was ich ſo eben, nur kurz hingeworfen, andeutete. Meine Hauptſorge ſey es, Sie aufmerkſam auf ſo manches Schöne zu machen, das vielleicht bei unſerem Reichthume Ihren Blicken entging, und in kurzen, aber möglichſt beſtimmten Zügen die verſchiedenen Richtungen zu bezeichnen, welcher deutſche Dichtkunſt in den letzten drei Decennien ſich vorzugsweiſe zuwandte. — So hoch ich auch ein freimüthiges Urtheil ſchätze, und ſo ſehr ich es für Pflicht halte, daſſelbe ſtets ohne Scheu auszuſprechen, ſo erwarten Sie doch von mir weit weniger Tadel als Lob über die einzelnen Leiſtungen zu hören; theils ziemt es mir nicht, als einem Jüngeren unter den Strebenden ſelbſt, theils iſt jetzt eine ſolche Zeit des Haſſes und Läſterns, der Partheilichkeit und des Egoismus in unſerem litteräriſchen Leben, daß man nicht wohlwollend genug verfahren kann, um den unverdienten Kränkungen, welche ſo mancher ehrenwerthe Mann, auf den wir mit Recht ſtolz ſeyn können, von Seiten böswilliger oft unreifer Kritik erlitt, entgegen zu arbeiten. — Unſere belletriſtiſche Kritik iſt wirklich die partie honteuse unſerer deutſchen Litteratur; meiſt von eigenſüchtigen Buchhändlern beherrſcht, und von beſtochenen und feilen Schriftſtellern, die nur zu häufig im Solde der Erſteren ſtehen, angebaut, bringt ſie täglich Dinge an das Licht, deren ſich jeder Deutſche, der es mit ſeinem Volke gut meint, vorzüglich dem Auslande gegenüber, aufrichtig ſchämen muß. — Verzeihen Sie dieſe Diatribe, aber wer ſo wie ich, von Berufs wegen, dieſem alltäglichen Treiben aufmerkſam folgen muß, um die wenigen Goldkörner, die ſich darin finden, nicht einzubüßen, dem geht nur zu oft das Herz über, wenn er daran denkt. — Nicht genug kann man jenen falſchen Propheten Uhland's herrliche Worte zurufen:

Was unſ're Väter ſchufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eig'ne Luftgebäu;
Fühllos die Männer läſtern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil ſie dem Plan von geſtern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz,
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unſer Volk kein Herz. —

Die Geſchichte deutſcher Nationallitteratur während des neunzehnten Jahrhunderts, zerfällt, theilweiſe durch äußere Einwirkung beherrſcht, in drei Perioden; ich möchte ſie die Periode des Drucks (von 1800—1813), des Kampfes (von 1813—1816) und des Misvergnügens und Haſſes (von 1816 bis jetzt) nennen. — Beſtrebungen in einer neuen, deutſchem Sinne wohl in mancher Hinſicht fremden Richtung, begrüßten das neue Jahrhundert. Geiſtreiche Männer hatten ſich dem Mittelalter zugewandt, und den eigentlichen epiſchen Reichthum deſſelben, der erſt ſpäter richtig gewürdigt wurde, verkennend, in den Elementen ſeiner lyriſchen Poeſie eine neue Quelle für deutſche Dichtkunſt gefunden. Der Druck fremder Zwingherrſchaft, welcher ſich immer laſtender über Deutſchland lagerte, wies die Gemüther, vorzüglich der Jüngeren, in ihrem Eifer zu ſchaffen und zu gründen, darauf hin, und ſie ergriffen begierig das Füllhorn, das ihnen hier dargeboten wurde, denn jedes, auch das mittelmäßigſte Talent, das vielleicht nur Geſchicklichkeit und Gewandtheit in der Form beſaß, fand hier Stoffs die Fülle, an dem es ſeine Kräfte üben und erproben konnte. — Die deutſche Poeſie mit ihren Gaben bis zu dieſer

Zeit, befriedigte die Menge, die ſtets nur heißhungrig das Neue will, nicht mehr; auch war der ernſte Sinn, der an Gediegenem allein ſeine Freude findet, in einer langen Zeit der Ruhe allmählig ermattet, und bedurfte einer gewaltigen Aufregung von Außen, um mit ganzer Kraft zu wirken. — Die beiden großen Heroen deutſcher Dichtkunſt, Goethe und Schiller, ſtanden zu vereinzelt da; ſie waren theils zu gewaltig, theils zu eigenthümlich in ihrer Manier in einer, oder zu frei von einer ſolchen, in anderer Hinſicht, als daß ſich Nachahmer ihnen leicht anſchließen könnten, zumal da ſie dieſelben auch ſtets von ſich fern hielten. Klopſtock dagegen erſchien der Maſſe bereits unverſtändlich, indem es ihr zu mühſam ward, ſich ihn anzueignen, und er ſich vorzüglich in der letzten Zeit, wo ſie ihre Stimme anſpruchsvoller erhob, nicht nach ihrem Geſchmacke bequemen wollte, und Wieland war nie deutſch genug, um dauernd auf die Nation zu wirken, die, ob noch ſo irre geleitet vom Einfluß der Ausländerei, doch ſtets im Innerſten ihre ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit bewahrte. Daher fanden denn jene jüngeren Männer, die Stifter der ſogenannten romantiſchen Schule (eine Benennung, die eigentlich grundfalſch für uns iſt, da die deutſche Poeſie von jeher ihrem Character nach romantiſch war) freundliches Entgegenkommen und großen Anhang, um ſo mehr, als ſie die reichen Schätze des Wiſſens vor der Menge aufthaten, und in wirklich geſchmackvoller und geiſtreicher Behandlung, wie ſie bisher unſerem Vaterlande eigentlich fremd geblieben, die koſtbaren Edelſteine des Auslandes, in edles Metall deutſcher Sprache gefaßt, darlegten und allgemein zugänglich machten. Man hatte das Auge an den Umſturz des Beſtehenden gewöhnt im Leben; er war daher in der Kunſt, die ein verſchönernder Spiegel deſſelben iſt, nicht ſo befremdend, und mußte um ſo mehr ſich die Geſinnungen befreunden, als man neben dem Alten und ohne dieſes zu verlieren, plötzlich ſeinen Schatz durch einen unabſehbaren Vorrath geiſtigen Beſitzthums vermehrt und vergrößert ſah. — In den eigenen Beſtrebungen, die ſich nun nach den Muſtern des Neu=Erworbenen bildeten, ging das Gemüth auch nicht leer aus, vorzüglich als ſich eine neue philoſophiſche Schule (die der Schelling'ſchen Lehre) mit ihr verbündete; denn dadurch wurde ihm eine neue Bahn gebrochen; für das Vaterland konnte unter den drückenden obwaltenden Verhältniſſen nicht geſchwärmt werden, für die Liebe ſchwärmte der Einzelne nur allein, und ſeine Empfindungen waren zu ſubjectiv, um allgemein dauernde Theilnahme zu erwecken; nun aber wandte man ſich zu den Geheimniſſen des Glaubens, der jetzt ſchon lange (und eigentlich immer) der Zufluchtsort der gedrückten Menge war, und ſo fanden die Dichter als Herolde des Volkes das tiefſte Mitgefühl, als ſie die Wunder der geoffenbarten Religion in ihre Kreiſe zogen und dieſe, wie im Mittelalter, wo ſie das einzige Palladium der Nationen, verherrlichten und prieſen. — Obendrein war die vorhergehende Zeit eine Zeit der religiöſen Kälte geweſen, und der Menſch iſt nirgends eifriger, als im Ergreifen der Extreme. — Die Myſtik mußte jetzt Alles in der Poeſie erſetzen, denn jede Gefühlsweiſe konnte von ihr geſättigt werden; die Dichter ſchmückten ſie obendrein mit dem bunten Farbenſpiele des Südens und Weſtens, welches die Menge noch mehr blendete — und ſo ſchien für eine Zeit lang Alles gefunden zu ſeyn, was dem Streber der Menge Bedürfniß erſchien. — Doch dauerte dies nur eine Zeit lang — denn die größten Dichter der Nation ſtanden auf der anderen Seite, und obwohl ſie nicht feindlich entgegentraten, ſo begünſtigten ſie doch auch nicht; an ihrer klaren Tiefe bildete ſich aber die Jugend vertrauensvoll herauf, und kehrte nach kurzen Verirrungen immer wieder mit vergrößerter Liebe zu ihnen zurück. — Andererſeits ſchadeten die wirklichen Gegner der romantiſchen Schule dieſer nicht, ſo großes Geſchrei ſie auch erhuben, denn ſie waren in jeder Hinſicht zu mittelmäßig, und die Vorkämpfer, welche ſich ihnen ſtellten, beſaßen die herrlichſten Waffen des Geiſtes, die ſie nur zu geſchickt zu führen wußten, ſo daß Jene bald in ihrer ganzen Blöße und Lächerlichkeit daſtanden. — Doch dauerte der Kampf noch immer fort, bis endlich der große Kampf für die Freiheit, als das höchſte geiſtige Gut, auf das ſich jedes andere Beſitzthum des Gemüthes gründet, Alle zu einem Streben vereinigte. —

Die leider zu kurze Periode des Kampfes ſteht als der glänzendſte Punkt in der Geſchichte unſerer Litteratur da. — Alle Kräfte verbündeten ſich zu einem Zwecke, den, zu begeiſtern, zu entflammen für das Heiligſte; aller Zwiſt verſchwand und der Boden, auf dem damals die Poeſie entſproß, war der reichſte und würdigſte, denn alle edeln Gefühle der Menſchheit, Glaube und Liebe, legten ihre Saat in dieſe geweihte Erde der Vaterlandsliebe, — und die Saat ſproßte herrlich empor, gedüngt vom Blut, das für die Freiheit mit Freuden vergoſſen wurde. —

Der Kampf endete glorreich, die Begeiſterung dauerte bei Vielen fort, denn ſie war zu groß und ruhte auf zu edelm Grunde, aber — —. Der reinſte, und darum auch der erſte jetzt lebende deutſche Dichter, Ludwig Uhland, ſang ſchon:

Am achtzehnten October 1816.

Wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied wie Schwerdtesſtreich,
Nicht ſo, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich:

„Man ſprach einmal von Feſtgeläute,
Man ſprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Feſt bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müſſen Geiſter niederſteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß Ihr darein die Finger legt."

Ihr Fürſten ſeyd zuerſt befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
Auf dem Ihr auf den Knieen laget,
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn Eure Schmach die Völker löſten,
Wenn ihre Treue ſie erprobt,
So iſt's an Euch, nicht zu vertröſten,
Zu leiſten, was Ihr jetzt gelobt.

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den ſchwülen Tag,
Das Herrlichſte, was Ihr erſtritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt Ihr die fremden Horden,
Doch innen hat ſich nichts geheilt,
Und Freie ſeyd Ihr nicht geworden,
Wenn Ihr das Recht nicht feſtgeſtellt.“

„Ihr Weiſen! muß man Euch berichten,
Die Ihr doch Alles wiſſen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint Ihr, daß in den heißen Gluthen
Die Zeit, ein Phönix, ſich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die Ihr geſchäftig unterſtreut?“

„Ihr Fürſtenräth' und Hofmarſchälle
Mit trübem Stern auf kalter Bruſt,
Die Ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt;
Vernehmt! an dieſem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich ſage,-
Ihr glaubt an Geiſterſtimmen nicht.“

„Was ich geſollt, hab' ich geſungen,
Und wieder ſchwing' ich mich empor,
Was meinem Blick ſich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem ſel'gen Chor.

Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröſtlich iſt's noch allerwärts,
Doch ſah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz. —

Das ſchrieb Uhland 1816 und mit noch größerem Rechte kann man 16 Jahre ſpäter wiederholen: Untröſtlich iſt's noch allerwärts. — Ich geſtatte mir jedoch nicht, die vorgeſchriebenen Schranken zu überſchreiten, und wende mich daher, alles Andere bei Seite laſſend, zu dem Stande unſerer Poeſie in neueſter Zeit, indem ich verſuche, ſie in den einzelnen Gattungen zu characteriſiren. —

I. Die lyriſche Poeſie iſt ein Element, in welchem ſich der Deutſche von jeher mit vorherrſchender Neigung und bedeutendem Glück bewegte; die ernſte und tiefe Gemüthlichkeit, welche unſerer Nation eigen iſt, ſo wie der Hang, über die Empfindung zu reflectiren, der ſich beſonders thätig bei uns ausſpricht, die Freude an den Schönheiten der Umgebungen in der Natur, die ſich durch alle Stände in Deutſchland verbreitet, vor allen Dingen aber die auf dem Gefühl mehr als auf dem Verſtande beruhende hohe Achtung vor den Frauen, und die leicht anzuregende Geſelligkeit, die ſich beſonders in der Mittheilung gefällt, ſind Eigenthümlichkeiten, welche unter allen Verhältniſſen die lyriſche Richtung begünſtigen müſſen, und es auch von jeher bei uns gethan haben. — Welchen Schatz an ſubjectiven Volksliedern beſitzen wir nicht im Verhältniß zu andern, in dieſer Hinſicht nicht minder begabten Völkern, wie z. B. den Spaniern und Engländern, die weit mehr objectiv auffaſſen und darſtellen, aber die Empfindungen und Reflexionen für ſich behalten; wir Deutſche hingegen behalten das Hiſtoriſche meiſt für uns, und geben nur das Subjective im Liede, oder ſchließen jenes doch wo möglich dieſem an. —

Die lyriſche Poeſie war daher ſchon mit großem Erfolge angebaut, und das neunzehnte Jahrhundert fand einen bedeutenden Reichthum vor. — Die Beſtrebungen der Romantiker bereicherten einerſeits die Form, indem ſie mehrere ſüdweſtliche Weiſen, wie z. B. die Canzone, die Gloſſe, und vorzüglich das Sonnett, welches indeſſen ſchon zur Zeit der ſchleſiſchen Schule in Deutſchland eingeführt worden, anbauten und ausbildeten; andererſeits wirkten ſie höchſt glücklich auf die geiſtliche Liederpoeſie, da ſie das Gebiet religiöſer Geſänge, welchem vorher nur ein enger Kreis angewieſen worden, ausdehnten, und ſie nicht blos zum Organ kindlicher Dankbarkeit, ſondern der ganzen reichen Liebe des Glaubens mit allen ihren Attributen machten. — Leider kam nur zu bald ein gewiſſes Modeweſen hinein, und da es im Ganzen leicht war, hier durch äußeren Schein zu blenden, ohne eigentlich die wahre, aus dem Innerſten entquillende Begeiſterung zu beſitzen, da ferner die Poeſieen der katholiſchen Kirche und ihrer Anhänger zu viel glänzende und damals noch wenig bekannte, und alſo für die Menge neue Vorbilder darboten, ſo bemächtigte ſich bald ein Schwarm von Nachahmern derſelben, die das arme deutſche Land mit kirchlichen Geſängen überſchwemmten. — Es wurde ſo hyperkatholiſch in unſerer Poeſie, daß eine geſunde Bruſt Gefahr lief, an der Ueberfülle von Weihrauch zu erſticken, und ein geſundes Ohr, taub zu werden vor dem ewigen Klingeln der Meßglöcklein, die auf allen Seiten ertönten. — Später, zur Zeit des Befreiungskrieges, wo es vor Allem Bedürfniß war, ſich zu Gott zu wenden und durch ihn zu begeiſtern, trat ein geſunderer Sinn ein, und verdrängte die Afterfrömmigkeit und das Scheinweſen, ohne daß die Leiſtungen an Tiefe und Gehalt verloren; im Gegentheil, ſie ſchwebten ſiegreich über allen früheren Beſtrebungen dieſer Art, die herrlichen Geſänge Luthers ausgenommen, denn ſie wurden von zwei wunderbar mächtigen Muſen beſeelt, der Wahrheit und der Allgemeinheit der Empfindungen. — In neueſter Zeit hörten dieſe freilich auf zu wirken, und die religiöſe Poeſie wurde weniger angebaut, weil das Bedürfniß nach ihr immer mehr abnahm, ja, als ſich die Deutſchen in Hinſicht auf den Glauben in zwei entgegengeſetzte Partheien ſchieden, ward ſie von Beiden nur benutzt, um ihre Lehren zu verbreiten, und verlor durch Beide, denn große berufene Dichter nahmen ſich nur noch ſelten ihrer an; man ging bei beiden Partheien zu weit, das verdammend, was nicht ganz mit dem ausgeſprochenen und erklärten Bekenntniſſe übereinſtimmte, mochte es auch noch ſo ſchön ſeyn. — Beide Theile fühlten nun die Nothwendigkeit, die Lücken auszufüllen, aber ſie verfuhren auch hier wie faſt immer polemiſch, obwohl hier indirect, und dem myſtiſchen Dunkel ward nun die nüchternſte proſaiſche Verſtändlichkeit, oder jenes dieſer entgegengeſtellt.

Hinſichtlich ihrer Leiſtungen auf dieſem Gebiete während des neunzehnten Jahrhunderts, verdienen wohl folgende Dichter vorzüglich Erwähnung: *Novalis* (Fr. von Hardenberg), *von Weſſemberg*, *Witſchel*, *Krummacher*, *Niemeyer*, *Eliſa von der Recke*, *Max von Schenkendorf*, *Strack*, *Freudentheil*, *Heſekiel*. — Das Bedeutendſte haben, meinem Gefühle nach, Novalis, Max von Schenkendorf im Liede, Strack in der religiöſen Betrachtung, und Freudentheil in der Cantate geliefert. Einzelne vortreffliche Arbeiten dieſer Gattung finden ſich bei *Mahlmann*, *Schmidt von Lübeck*, *Rochlitz*, *Chriſtian Schreiber*, *G. W. Fink* u. A. — Sehr glücklich ſind mehrere kirchliche lateiniſche Lieder von *Follen* und *Menzel* deutſch wiedergegeben worden. —

In der weltlichen Lyrik blieben vorzüglich drei Richtungen beſtehend, und ſcheinen ſich auch noch lange erhalten zu wollen, da ſie jede durchaus eigenthümlich der Stimmung des Zeitgeiſtes zuſagen. Es ſind dieſe, die von *Goethe*, von *Uhland* und von *Heine* eingeſchlagene Richtung; mit kurzem Ausdruck könnte man die Goethe'ſche die welt-lyriſche, die Uhland'ſche die deutſch-lyriſche, die Heine'ſche die Conventions-lyriſche Weiſe nennen: ich werde ſie am Beſten characteriſiren können, indem ich die Leiſtungen dieſer drei Dichter einzeln der Betrachtung vorüberführe. —

Als Lyriker ſteht Goethe unendlich hoch, und iſt wohl als das Vorbild der Dichter aller Nationen zu betrachten, wenigſtens könnte er es ſeyn, und wird es gewiß immer mehr, je mehr ſich die Kenntniß ſeiner kleineren Gedichte im Auslande verbreitet. Sein eigenthümlichſtes Talent, das Schöne aufzufaſſen und es ſo, wie es iſt, ohne daß es in ſeinem Inneren, oder durch die Darſtellung Veränderung erleidet, hinzuſtellen, beurkundet ſich nirgends ſo, wie hier. — In allen dieſen Gedichten iſt Goethe immer, was er ſeyn will, nur nicht er ſelbſt, oder vielmehr er iſt ein Proteus, der ſich nie in ſeiner angebornen Geſtalt zeigt, weil er eine beſſere, ſchönere, unſchuldigere im Reiche der Poeſie fand. — Aber eben dies gewaltige Talent, das Einzelne ſo aufzufaſſen und darzuſtellen, wie es ſich durchaus allgemein offenbart, und ihm nun durch die lyriſche Weiſe den Reiz der ſubjectiven Empfindung zu geben, die ſtets eine Täuſchung bei dem Leſer hervorbringt, nimmt alle Gemüther ſo mächtig für ihn ein, jedes findet ſein Selbſt oder Theile ſeines Selbſt dort wie in einem Spiegel wieder. Dazu geſellt ſich nun der herrliche Blick in die Natur, der ihm eigen iſt, wie Keinem; er wählt nicht ängſtlich die Farben aus zum Gemälde, ſondern indem er die Empfindungen hinſtellt, geſellt er auch ſchon, in richtigem Gefühl, die Umgebungen zu ihnen, in welchen ſie ſich am Vortheilhafteſten ausnehmen, und in denen ſich eine ſolche Gemüthsſtimmung vor Allem gefällt. — Andere Dichter beſchwören gewaltig die Phantaſie des Leſers durch ihre eigene herauf, damit ſie ihnen diene, er thut das nicht, weil er es nicht nöthig hat, und doch wird ſie bei ſeinen Gedichten unzertrennlich von dem Leſenden ſeyn, und ſich bei der erſten Zeile, ja ich möchte ſagen, ſchon bei dem erſten Worte als Begleiterin durch das Ganze einſtellen. Nirgends vergißt man ſich ſo gänzlich und fühlt und denkt, wie der Dichter es haben will, als bei Goethe. — Wir finden in ſeinen Liedern das Edelſte und Eigenthümlichſte des deutſchen Characters wieder, und nirgends tritt die reine und ſüße Jungfräulichkeit unſerer

Sprache ſo hervor, als bei ihm. Alles aber, was er bringt, zeigt ſich in ſchöner Geſtaltung, im vollendetſten Ebenmaaß, im einſchmeichelndſten Wohllaut. — In ſeinen ſpäteren und ſpäteſten Gedichten wurde Goethe leider theils zu conventionell, theils allegoriſirte er zu ſehr (dies Letztere aus Altersſchwäche, die ſchaffende Kraft erlahmte, und er glaubte ſie, in Selbſttäuſchung, auf dieſe Weiſe zu erſetzen) und zerſtörte daher die lyriſchen Elemente, indem er beſonders von der ihm eigenthümlichen Klarheit ſich ganz abwandte.

Uhland iſt dagegen durchgängig ſubjectiv, ſelbſt da, wo er erzählend verfährt, denn aus ſeiner Vortragsweiſe blickt ſeine innerſte eigenthümliche Geſinnung ſtets ſiegreich hervor. In Allem, was er bringt, offenbart ſich die edelſte, reinſte Natur, das redlichſte Gemüth. —

Wie wir in Goethe's Liedern das Schönſte und Eigenthümlichſte des deutſchen Characters herausfühlen, ſo finden wir bei ihm den deutſchen Character ganz, in vollſter Wahrheit, und darin ſteht er höher, als Goethe. Er ſchildert nicht fremde Gefühle als ſeine eigenen, ſondern nur ſeine eigenen ſelbſt, aber dieſe ſind ſo echt, daß ſie jedem Alter, jedem Stande als ein gemeinſames ſchönes Gut entgegentreten. — Dabei iſt in Uhland ſo viel jungfräuliche Zartheit, neben großer Würde und inniger Tiefe der Leidenſchaft, und Alles dieſes ſo wahr dargeſtellt, daß es nie möglich wird, ſich den Dichter von dem Menſchen getrennt zu denken. — Eine reiche, doch ruhige und eben dadurch ſtets die Oberherrſchaft behaltende Phantaſie, lebendige Auffaſſung der Schönheiten des Alls, die ſich kindlich auch am Kleinſten freut, und in Allem den großen Gedanken ſieht, der ſich ein feſtes Band durch Alles hindurchſchlingt, unendlicher Zauber der Sprache, Anmuth der Bilder, Wohlwollen im Ernſt und Scherz, ſind Eigenſchaften, die die feſte Grundlage bilden, aus welcher ſich Uhland's Schöpfungen entwickeln. — Er bleibt nicht bloß bei der Gegenwart ſtehen, wie Goethe, Vergangenheit und Zukunft müſſen ihre Schätze vor ihm eröffnen, damit er ſie gegenſeitig ſchmücke, und durch ſie den Adel des Menſchengeſchlechtes hervorhebe, zur Freude, zur Ermahnung, wie zum Beiſpiel. — Ueber Allem aber ſchwebt eine wahre antike Ruhe, und eine ſeltene Einfachheit, die keines andern Schmukkes bedarf, als des ihr angeborenen. Reflectirend verfährt er nur ſelten, und nur da, wo es nothwendig iſt, ſich beſtimmt auszuſprechen, wie z. B. in ſeinen vaterländiſchen Liedern; oft dagegen, faſt immer, giebt er für den Gedanken nur ein Bild, doch dieſes ſtellt er ſo hin, daß der Gedanke, den es umfaßt, zugleich mit ihm bei dem Leſer in das Bewußtſeyn treten muß. —

Heine ſchlug einen ganz anderen Weg ein, indem er den Humor *) zu dem Hauptelemente ſeiner Lyrik machte, im Gefühl der Jämmerlichkeit der Verhältniſſe um ihn her, und ſeiner Stellung zu dieſen. — In dieſem Gefühl aber mußte er ſich als die Hauptperſon betrachten, und daher Alles nur in der Stellung zu ſeinem Selbſt behandeln. — Sein Leben iſt ihm Vergangenheit und Gegenwart, ſeine Umgebung ſeine Welt. — Die Zukunft gilt ihm nicht, denn er faßt nur den Tag auf; was vor ihm da war, iſt nicht für ihn da, theils weil er Viel davon ſelbſt zerſtörte, indem er nur Freude hat an ſeinem Leid, theils auch, weil ihm nach und bei dem Un-

---

*) Zu beſſerem Verſtändniß für meine Zuhörerinnen ſchalte ich die geiſtreiche Definition, welche Menzel (deutſche Litteratur Th. II. S. 232) vom Humor giebt, hier ein. „Der Humor iſt das Bewußtſeyn um die irdiſche Unvollkommenheit, und ſeine aeſthetiſche Wirkung das Tragikomiſche. — Das Tragiſche des Humors geht aus dem ſchmerzlichen Gefühl hervor, daß wir ſelbſt mitten in der Unvollkommenheit leben, in die Schranken des Irdiſchen gebannt ſind, ſelbſt an den Krankheiten der Zeit leiden. Das Komiſche des Humors entſpringt aber aus dem Gefühl, daß wir zugleich auch über dieſer Unvollkommenheit und über dieſen Schranken ſtehen. Beide Gefühle wechſeln oder durchdringen ſich beſtändig und ſind unzertrennlich von einander. Wir beklagen und verſpotten uns zugleich, unſere Luſt iſt unſer Schmerz.“

glück, das ihn traf, kein fremdes Glück denkbar iſt. — Dieſer Gram aber ärgert ihn zugleich, und im Haß über und gegen denſelben wüthet er nun gegen ſich ſelbſt, und ſucht durch herben Spott die Wirkung ſeiner tiefſten Gefühle zu zerſtören oder zu neutraliſiren. — Heine einen deutſchen Byron zu nennen, wie es Einige gethan, iſt beinahe lächerlich, weil es dumm iſt; Beide ſind ganz verſchiedene Naturen, und wären ſie auch noch ſo ähnlich, ſo waltete doch noch ein großer Unterſchied, denn Byron's Empfindungen ſind wahr, das kann Niemand, der ein Herz hat, verkennen; ob dagegen die Heine'ſchen nicht gemacht ſind, ſo wie überhaupt ſein ganzes Leid fingirt, das wird man oft geneigt zu vermuthen, und dieſe Vermuthung bekommt Wahrſcheinlichkeit, wenn man beobachtet, wie er oft mit dem Heiligſten ſpielt, und ungeſtraft ſpielt; lebte dies wirklich ſo in ſeiner Bruſt, oder wäre je darin geweſen, ſo könnte er es nicht thun, ohne die bitterſte, tiefſte Reue zu empfinden und dieſe in Selbſtbuße auszuſprechen, aber ſelbſt dann und damit kokettirt er. —

Daß Heine übrigens einer der reichſten Dichter ſey, iſt keine Frage; ſeine Phantaſie hat eine unendliche Kraft, einen wunderbaren Zauber und mitunter eine ſeltene Zartheit; ſein Witz iſt glänzend und ſchlagend, ſeine Sprache erfreut ſich, wenn er will, des anmuthigſten Wohllautes, aber alle dieſe Gaben achtet er nicht; ſie ſind ihm nicht jungfräuliche Begleiterinnen ſeiner Muſe, ſondern gefeſſelte Sklavinnen ſeines Hohnes, die dieſer ſelbſt mishandelt, wo es gilt, dem Leben wehe zu thun, weil es dem Dichter weh that, und dieſer ſich rächen will. — Zerſtören iſt ſeine Luſt, und ſeine Dichtungen haben daher nie etwas Erhebendes, Begeiſterndes und Verſöhnendes, weil ſie ſtets nur ſeinen Zwieſpalt mit dem Leben ſchildern — und das Leben iſt ihm Alles. — Dieſe Grundempfindungen ſeines Seyns weiß er übrigens, wie ein geſchickter Tonkünſtler, unendlich zu variiren, indem er den Misklang ſeines Weſens bald in Grauen, bald in ſtarre Verzweiflung, bald in wilde Sinnlichkeit, oder in fratzenhaften Spott kleidet —

überall aber die Diſſonanzen nicht auflöſt, weil ſeinem ganzen Weſen der verſöhnende Dreiklang, Glauben, Liebe und Hoffnung fehlt.

Heine iſt zu ſehr Kind der Zeit, und der harte Tadel, den er in mehr als einer Hinſicht verdient, trifft dieſe mehr, als ihn. — So iſt die Frechheit, die er dem Gemeinen entgegenſetzt als Zuchtruthe, nicht ſein urſprüngliches Eigenthum, er hat ſie dem Leben, um ihn her abgeborgt, und ſtellt ſie um ſo treuer dar, als er ſie ſtets in den curſirenden Wendungen und Ausdrücken des Tages reden läßt. Eben deshalb ſcheint dieſe Weiſe Manier, ſie iſt es aber nicht, es iſt der eigenthümlichſte Ausdruck ſeines Haſſes, wie der Menſch im Zorn überhaupt leicht das, was ihn ärgert, übertreibend nachäfft, um dadurch recht bitter den zu kränken, der es ſeiner Meinung nach verdient, weil er die Urſache des Aergers iſt. — Daher auch ſeine innere Geſetzloſigkeit, die ſein größter Feind iſt, da ſie ſeinen Leiſtungen möglichſte Vollendung, nach der doch jeder Dichter ſtreben muß, verwehrt. — Hieraus nun erklärt ſich auch die anſcheinend leichte Kunſt, in ſeiner Denk- und Sinnesweiſe zu dichten, welche ſo viele Nachahmer hervorlockte. —

In dieſen drei Richtungen nun bewegten und bewegen ſich in neuerer und neueſter Zeit unſere meiſten und vorzüglichſten deutſchen Lyriker fort, ohne daß man ſie Nachahmer nennen könnte, indem Sinnesart, Local- und Lebensverhältniſſe, innere Neigung, Studien u. ſ. w. von nicht geringem Einfluſſe bei einer ſo ſubjectiven Gattung der Poeſie waren; daher kann es Niemanden einfallen wollen, ſtreng jene Dichter nach den obigen Beſtimmungen einzuordnen, indem Mehrere gleichſam als Uebergänge von einer zu der anderen Richtung daſtehen, Andere ſich mehr oder weniger bald hier- bald dorthin wandten, und endlich noch Viele den Weg der romantiſchen Schule einſchlugen, oder die antike oder hausväterlich-bürgerliche Morallyrik der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts cultivirten. — Im Ganzen wird nur zu bemerken ſeyn, daß die

Norddeutſchen mehr in Goethe'ſcher Richtung, die Süddeutſchen in Uhland'ſcher Weiſe dichteten, und daß die Jünger Heine's, größtentheils Jüngere, mehr Nachahmer ſind, welche wie er Aufſehen zu machen hoffen. — Schiller's lyriſche Dichtungen blieben im Ganzen ohne activen Einfluß, ſo ſehr ſie auch die Menge entzücken, und ein reiches Eigenthum des geſammten deutſchen Volks geworden ſind. — Seine idealiſirende, zu oft und zu ſehr auf philoſophiſcher Reflection beruhende Lyrik, ſprach die Menge nicht mehr an, ſobald nicht ein ſo gewaltiger Geiſt, wie der ſeine, ſie beherrſchte, und dieſe erhabene Kraft, die oft abſtracte Reflection mit den glänzendſten Farben der reichſten Phantaſie zu ſchmücken, war Keinem ſeiner Nachahmer gegeben; deshalb ließen ſie bald davon ab. — Unter ihnen iſt Chriſtian Schreiber der Bedeutendſte. —

Wollte ich die einzelnen Dichter zur Muſterung Ihnen vorüberführen, ſo würde ich mehr Zeit bei unſerem Vaterlande verwenden müſſen, als mir bei dem geſammten Europa vergönnt wurde. Ich bin daher darauf beſchränkt, Ihnen die Namen derjenigen zu nennen, welche neben jenen drei Dichtern das Vorzüglichſte in den einzelnen Gattungen der lyriſchen Poeſie leiſteten, und kann nur hier und da einige characteriſtiſche Züge hervorheben; da dieſer Theil der Litteratur aber ſo leicht zugänglich iſt, ſo möchte dies auch ſchon zu dem vorgeſetzten Zwecke dieſer Vorleſungen genügen, Sie auf das Bedeutendſte aufmerkſam zu machen.

Im patriotiſchen Liede zeichneten ſich beſonders aus: Arndt, Körner, von Stägemann, F. Rückert, Schenkendorf, Ludwig Follenius, Pfitzer; Lieder der Liebe wurden meiſterhaft geſungen von Wilhelm Müller, Rückert, Kerner, Helmina von Chezy, Ernſt Schulze; treffliche Lieder geſelliger Luſt brachten Wilhelm Müller und Friedrich Rückert; häusliche Lieder, denn dieſe bilden in Deutſchland eine ganze Gattung, deren Verehrer meiſt der alten Schule zugethan ſind, und zur Gemüths-Ergötzlichkeit und Verdauung mit der Pieride dahlen, wie Voß ſich einmal in ſeinen Brieſen ausdrückt (es wird Einem ſchon ſchlimm, wenn man nur dieſe ſchöne Metapher hört) Prätzel, Voß, Winkler (Theodor Hell), Schmidt von Lübeck, der bedeutendſte und gefühlvollſte unter ihnen, Schmidt von Werneuchen, den Goethe ſo erhaben feierte, in dem Liede „Muſen und Grazien in der Mark“ u. ſ. w.; in neueſter Zeit haben ſich nur Wenige damit beſchäftigt. —

Für Lieder antiker Form ſind Gries und Platen wohl als die Erſten zu betrachten; in romantiſcher haben Riemer und v. Zedlitz Vorzügliches gebracht. — Das Sonnett fand, ſelbſt als die Einwirkung der Schlegel'ſchen Schule nachließ, große Freunde, die in dieſer Gattung Bedeutendes leiſteten; wie Rückert, W. Müller, Immermann, G. Schwab, Fouqué, von Kalkreuth, Streckfuß, Ernſt Schulze u. ſ. w. — In der Elegie wurde hingegen nur wenig Erfreuliches gebracht; doch ſind A. W. v. Schlegel, Humboldt (W. v.), Ernſt Schulze, Hölderlin, Immermann, mit Auszeichnung zu nennen. —

Die komiſche Lyrik fand gewandte Freunde, wie z. B. Prätzel, Kind, Caſtelli, Gries, Riemer, St. Schütze, Bärmann u. A. Die den Deutſchen eigenthümliche Behaglichkeit und Gemüthlichkeit trug nicht wenig zum Gelingen bei. —

Den Glanzpunkt unſerer Lyrik bildet aber in neuerer Zeit die Romanze und Ballade, welche als Uebergang von der lyriſchen zur epiſchen Dichtung zu betrachten iſt. — Hier kommt uns kein anderes Volk gleich, und unſere Leiſtungen auf dieſem Gebiete können, wegen ihrer inneren und äußeren Vollkommenheit, allen anderen Nationen als Vorbilder dienen, ſelbſt Engländern und Spaniern, als deren Schüler wir uns zu betrachten haben, die wir aber überflügelten und in dieſem Jahrhundert weit hinter uns ließen. — Unſere erſten Dichter haben ſich dieſer Gattung mit ausgezeichneter Vorliebe zugewandt, und neben ſo gefeierten Namen, wie G. Schwab, Wilhelm Müller, Kerner, Immermann, Chamiſſo, Kind, verdienen noch Halirſch, Zimmermann, Bechſtein, mit großem Lobe erwähnt zu werden. —

Eine eigene Gattung von lyriſchen Gedichten, welche auf politiſchem Boden entſproßten, und meiſt Zorn und Unwillen über das unglückliche Schickſal der Völker in begeiſtertem Schwunge offenbarten, that ſich erſt im letzten Decennium hervor; doch iſt hier Herrliches geleiſtet worden, wie es vorzüglich W. Müllers ſiegreiche Griechenlieder beurkunden. —

Durch Goethe veranlaßt, wandten ſich mehrere lyriſche Dichter der Weiſe des Orients zu; mit beſonderem Glücke verſuchten ſich hier der geniale Rückert und L. Stieglitz, deſſen Bilder des Orients Freunden der Poeſie nicht genug empfohlen werden können. —

II. *Die dramatiſche Dichtkunſt* ward in Deutſchland mit großem Eifer, aber nicht mit eben ſolchem Erfolge cultivirt; ſie hatte mit Schiller ihren Glanzpunkt erreicht, ſich aber nicht auf der Höhe erhalten, auf welcher ſie ſich zu jener Zeit befand, und da jeder Stillſtand Rückſchritt iſt, durchaus von ihrem Werthe verloren. — Die Urſache davon iſt in mehr als einem Umſtande zu ſuchen, und ſchon vielfach ausgeſprochen worden, theils iſt die Menge noch immer zu ungebildet, um die Würde des Drama einzuſehen und mehr als Zeitvertreib davon zu verlangen, theils ſind die Verwalter der Bühne zu ſehr in ſelbſtiſchen Zwecken befangen, oder auch zu unwiſſend, theils aber auch, und dies möchte wohl der Hauptgrund ſeyn, iſt ſeit Schiller noch kein wahrhaft großer dramatiſcher Dichter aufgeſtanden, der dieſen überflügelte, und Bühne und Menge, indem er ſie durch ſeine gewaltigen Schöpfungen hinriſſe, ſelbſt wider ihren Willen beherrſchte. — Im Allgemeinen möchte aber wohl der Stimmung der Zeit viel vorzuwerfen ſeyn; die Neigung hat ſich von der dramatiſchen Dichtkunſt der erzählenden zugewendet; und unſere erſten Dichter, ihr huldigend, ließen von jener ab, oder ſchrieben, wenn ſie Dramen verfaßten, dieſe nicht bühnengerecht, weil es ſie anwiderte, mit Inſtituten in Verbindung zu treten, die mit größter Geſetzloſigkeit entweder poetiſches Eigenthum gar nicht reſpectirten, oder doch den Dichter als einen Handwerker betrachteten, deſſen Arbeit ſie nach eigenem Gutdünken für ihre Zwecke zurechtſtutzen und nach ihrer jämmerlichen Sinnesart kärglich bezahlen konnnten. — Es war da weder Ehre noch Gewinnſt zu holen, und wenn am Ende auch das Eine oder das Andere wäre ſpärlich zugemeſſen worden, ſo blieb doch ganz gewiß die Dankbarkeit des Volkes aus, auf die ein Dichter ſo gerechten Anſpruch hat, und die vor Allem ſein Herz erfreut und ſeine Seele zu neuen Werken begeiſtert. — Es iſt noch immer ſo, wie der weltkluge Director im Fauſt ſagt:

. — Seht nur hin, für wen ihr ſchreibt.
Wenn Dieſen lange Weile treibt,
Kommt Jener ſatt vom übertiſchten Mahle,
Und was das Allerſchlimmſte bleibt,
Gar Mancher kommt vom Leſen der Journale.
Man eilt zerſtreut zu uns, wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt,
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum Beſten,
Und ſpielen ohne Gage mit.
Was träumet Ihr auf Eurer Dichterhöhe,
Was macht ein volles Haus Euch froh,
Beſeht die Gönner in der Nähe,
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh. —

Für das Trauerſpiel ſind, wie in der lyriſchen Poeſie, ebenfalls drei Richtungen anzunehmen: die *idealiſirende*, die *fataliſtiſche* und die *reflectirende* Behandlungsweiſe. Es wird nöthig ſeyn, jede einzeln zu beleuchten, ehe ich zu entwickeln verſuche, was in ihr geleiſtet wurde. — Es würde mir ſchwerlich gelingen, dies beſſer und klarer darzulegen, als es der geiſtreiche Menzel gethan, ich laſſe daher deſſen eigene Worte folgen:

„Dieſe Poeſie“ (die idealiſirende) „ſtellt Ideale der menſchlichen Größe und Schönheit als hellleuchtende Muſter auf; ſie denkt ſich das Vollkommenſte, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt, als wirklich erreicht; ſie bringt jede ſchöne

Seite der Menſchen zur Erſcheinung, jeden Keim des Edeln zur Entwickelung. Aber ſie dichtet nicht nur, was nicht wirklich iſt, ſie nimmt ihre Bilder auch aus der wirklichen Geſchichte, und verewigt die Helden, die eine höhere Natur in ſich ausgeboren, die Schranken der Gemeinheit durchbrochen und die Menſchen weiter geführt haben. Hier geräth aber dieſe Poeſie zwiſchen eine Scylla und Charybdis, welche viele Dichter nicht zu vermeiden gewußt haben. — Das Idealiſiren erdichteter Perſonen führt leicht von der Natur ab in's abſtracte Philoſophiren und Moraliſiren. Statt eines Menſchen giebt uns der Dichter nur ein trockenes angewandtes Tugendſyſtem. Sein Held handelt nicht mehr wie ein Menſch, ſondern wie eine moraliſche Maſchine, und handelt nicht frei nach ſeinem edeln Naturtriebe und freiem Willen, ſondern ſklaviſch und mechaniſch nach feſtgeſetzten Begriffen. Auf der andern Seite führen die hiſtoriſchen Helden, die man aus der Wirklichkeit entlehnt, wieder vom Ideal ab, und man vermengt leicht die gemeine irdiſche Größe mit der inneren Würde und Humanität des Characters. — Weil alle Größe und Schönheit der menſchlichen Seele ſich in Handlungen offenbaren muß, ſo iſt dieſe idealiſirende Poeſie vorzugsweiſe dramatiſch, und weil jene Größe ſich im Kampf, jene Schönheit ſich im Gegenſatz am Glänzendſten offenbart, ſo iſt dieſe Poeſie wieder vorzugsweiſe tragiſch." *) —

Auf dieſer Bahn nun ſteht Schiller, nicht allein als der erſte deutſche Dichter, ſondern auch ſubjectiv als die edelſte und reinſte Natur, bis jetzt unerreicht da. In ſeinen Characteren offenbart ſich die höchſte ſittliche Schönheit, die aber nicht bloß als perſonificirte Idee hingeſtellt iſt, ſondern in das wirkliche Leben tritt, und ſich wie in der wirklichen Welt bewegt, im Kampf gegen die Gemeinheit, wenn auch untergehend, doch ſiegreich. Dazu tragen Phantaſie und Sprache, Beide bisher noch immer unerreicht und einzig, die erſtere, weil

---

*) S. Menzel's deutſche Litteratur. Bd. II. S. 115.

ſie ſo rein, die zweite, weil ſie ſo voll wahren inneren Gehaltes iſt, nicht Geringes bei. — Schiller wurde uns ſchon zu Anfange dieſes Jahrhunderts entriſſen, und ſeine unſterblichen Leiſtungen gehören faſt Alle dem vorigen Jahrhundert an, ſo daß ich, ſo ungern es auch geſchieht, nicht bei ihm länger verweilen kann, indem uns noch ſo viel zu betrachten übrig bleibt. *)

Schiller's genaueſter Nachahmer iſt Theodor Körner, deſſen Name uns Deutſchen immer lieb bleiben muß, wenn wir ihm auch nicht jenen Ruhm zugeſtehen können, mit welchem er, vorzüglich um die Zeit ſeines Todes, in der Aufregung jener Tage überſchüttet wurde. Aber ihm fehlt Tiefe, und alle ſeine Gebilde ſind geſchickte, wie nach dem Netz gemachte Copieen, denen der innere beſeelende Hauch völlig abgeht. — So erſcheint ſein Zriny an vielen Orten z. B. faſt nur wie eine Ueberſetzung des Wallenſtein in eine andere weniger reiche Sprache. Ihm ſchließt ſich zunächſt Klingemann an, ſteht aber noch mehr unter ihm, da er eigentlich keine Ahnung von wahrer dramatiſcher Poeſie, ſondern nur Kenntniß deſſen, was Effect auf der Bühne macht, hat, und ſeine Geſtalten äußerlich wohl aufzuputzen, aber ihre innere Leere nicht zu füllen verſteht. Seine dramatiſchen Arbeiten haben ſich daher nie lange gehalten, wenn ſich auch Anfangs die Menge durch ihren Pomp ſowohl in der Handlung, als in der Diction blenden ließ. — Von Auffenberg, in der neueſten Zeit faſt nur mit dramatiſchen Umgeſtaltungen Walter Scott'ſcher Romane beſchäftigt, hat ein ſchönes rhetoriſches Talent, das iſt aber auch faſt Alles; wäre er ein echter dramatiſcher Dichter, ſo würde er ſich nicht an Romanen ver-

---

*) Die ſchönſte Würdigung Schiller's findet ſich bei Menzel a. a. O. II, 117 fgde., überhaupt kann man auf Menzel's treffliches Werk, obwohl er mitunter ſubjectiv befangen erſcheint, nicht genug hinweiſen, es iſt das anregendſte, das wir in dieſer Hinſicht beſitzen.

greifen und fühlen, daß das Grund-Element des Trauerſpiels himmelweit vom Roman verſchieden iſt. — So geht es auch Uechtritz, der, im Schwanken begriffen, nicht das Rechte zu finden weiß, und vom Antiken in romantiſcher Behandlung zur Dramatiſirung idealiſirter Novellenſtoffe überſpringt, wie dies nach ſeinem Darius im Ehrenſchwerdt der Fall war.

Obgleich als Schiller's Nachfolger auf der idealiſirenden Bahn zu betrachten, ſtehen doch mehrere dramatiſche Dichter neueſter Zeit höchſt bedeutend und ſelbſtſtändig da, die aus innerem Drange und inniger Ueberzeugung dieſelbe Richtung einſchlugen, aber ſelbſt reich genug waren, um aus ſich zu ſchöpfen, ohne Nachahmer zu werden, oder es ſeyn zu wollen. — Der bedeutendſte unter dieſen, und in jeder Hinſicht wohl der vorzüglichſte deutſche Tragiker unſeres Jahrhunderts iſt der geniale Heinrich von Kleiſt, der leider in jeder Hinſicht zu früh, im ſechs und dreißigſten Jahre ſeines Alters, niedergedrückt vom farbloſen Jammer ſeiner Zeit, ſeinem Leben ein Ende machte. — Eine reiche und kühne Phantaſie, Kraft und Tiefe, geben ſeinen dramatiſchen Werken hohen, bleibenden Werth, und ſein ſchönes Streben, die Schwäche im Menſchen verſöhnend in Einklang mit deſſen Stärke und dem Adel der Seele zu bringen, und Beide ohne Tadel neben einander beſtehen zu laſſen, indem er Beide im wahren Lichte zeigt, iſt nicht dankbar genug anzuerkennen. — Freilich verirrt er ſich hier wohl mitunter, aber jeder Irrthum dieſer Art iſt ein lobenswerther Beweis ſeines Herzens und ſeiner Geſinnung. — In ihm verlor Deutſchland einen ſeiner edelſten Söhne, was würde er geleiſtet haben, wenn er den Muth beſeſſen, jene Tage, die ihn zu Boden warfen, zu ertragen! —

Ihm zunächſt ſteht Immermann, der von der Menge verkannt wird, weil er die Menge verkennt. — Wie uns aus Heinrich von Kleiſt's Dichtungen ein düſt'rer Geiſt der Schwermuth entgegentritt, der alle Freude erſtorben wähnt, weil er Glauben und Hoffnung im Druck des Lebens verlor, ſo faßt uns aus Immermann's Werken ein zürnender Hohn der Erbitterung an, der von keiner Verſöhnung wiſſen will, weil ihm der Gegner erbärmlich erſcheint. Immermann dichtet, weil er muß, wie jeder echte Dichter, aber es macht ihm keine Freude, die Geſchenke der Muſe ſeinem Volk zu ſpenden, er wirft ſie ihm hin, damit es ſeinen Haß fühle, nicht aber ſich an ſeinem Talente freue, und er bedenkt dabei nicht, daß ſich die Menge durch Kaltblütigkeit rächt, denn ſie hat keinen Grund, ſich für einen Dichter zu intereſſiren, der ihr mit trotzigem Hohne entgegentritt. — Daher ſeine Erbitterung, von der befangen, er nicht fühlt, wie er es ſelbſt verſchuldet habe. Die Nachwelt wird gerechter ſeyn gegen ihn, aber ich fürchte, daß er im Kampfe mit der Mitwelt zuletzt einſeitig untergeht. — In ihm ruht eine großartige Natur, und Heine hat wahrlich nicht Unrecht, wenn er ihn einen Adler nennt; es iſt ein edler Geiſt, voll Kraft, Tiefe und Zartheit, und Platens Angriffe im König Oedip erſcheinen um ſo jämmerlicher, als man deutlich ſieht, daß dieſer gar keine Ahnung von echter deutſcher Dichtkunſt hat, ſonſt würde er ſich nicht ſo an einem ſo ehrenwerthen Talente vergangen haben, gegen welches er eigentlich nichts weiter aufzubringen hat, als daß es einer anderen Schule huldigt. — Welche Wärme des Gefühls, welche würdige Geſinnung ſpricht uns nicht aus dem Trauerſpiel in Tyrol und dem Kaiſer Friedrich an, und wie redlich meint es der Dichter nicht, trotz ſeinem Aerger über ſein Volk, mit dieſem. — Immermann krankt, wie ſo Mancher, durch die Erbärmlichkeit unſerer Zeit, und man muß lebhaft wünſchen, daß es ſeiner geſunden Natur gelinge, die Galle, die ſich auf ſeine poetiſchen Nerven warf, heraus zu arbeiten, dann wird er Großes ſchaffen.

Ganz anders erſcheint dagegen Raupach, deſſen Trauerſpiele, durch Umſtände und Verhältniſſe begünſtigt, in neueſter Zeit am Meiſten Glück auf der Bühne gemacht haben. — Es fehlt ſeiner Poeſie durchaus an Tiefe und Innigkeit des Gefühls, welche ſein nicht unbedeutendes Talent in den früheren Arbeiten durch lyriſche Ausweichungen gleichſam zu verdecken ſtrebt, um ihren Mangel nicht fühlbar zu machen; ſpäter aber, als das Raiſonnement über die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſprochener in das allgemeine Leben trat, und von der Menge aufgefaßt und mehr oder weniger klug oder dumm zu ihrem Eigenthum gemacht wurde, fühlte er ſich in ſeinem eigentlichen Elemente, und gab nur ſeine politiſchen und philoſophiſchen Ideen, in dramatiſchen Formen verſinnlicht. Wenn ſich mit dem Verſtande allein dichten ließe, ſo wäre Raupach unbedingt einer der erſten Tragiker; denn ſein Verſtand iſt haarſcharf und beherrſcht ſogar die Phantaſie als ſeine Sklavin; aber, da eben Alles, was das Gemüth bringt, bei ihm nicht aus ſich ſelbſt geſchöpft, ſondern nur angelernt iſt, ſo laſſen ſeine Leiſtungen, ſo ſehr ſie auch das Denkvermögen beſchäftigen, das Herz immer kalt, und ſind weiter nichts, als poetiſche Rechnenexempel, denen Auflöſung und Proberechnung beigeſellt iſt. — So ſind z. B. ſeine ſchlechten Charactere, welche Neid, Haß, Verfolgung u. ſ. w. darſtellen, meiſt immer vortrefflich und wenigſtens zwanzig Mal beſſer gezeichnet, als ſeine Helden, Liebenden u. ſ. w., weil er bei jenen mit dem Verſtande ausreicht, bei dieſen nicht. —

Ueber Oehlenſchläger, der gerade das Gegentheil von Raupach iſt, und eigentlich auch hieher gehört, habe ich ſchon bei Gelegenheit der däniſchen Litteratur, als deren hellſter Stern er erſcheint, geſprochen, und erlaube mir, Sie darauf zu verweiſen. —

Grillparzer gehört durch ſeine erſte Leiſtung „die Ahnfrau“ der fataliſtiſchen Schule an, wandte ſich aber ſpäter ganz von derſelben ab und der idealiſtiſchen zu. — Er geſellt ſich zu den Bedeutenderen, iſt aber eigentlich ein lyriſcher Dichter und hüllt, ſich misverſtehend, ſeine poetiſchen Gebilde in die dramatiſche Form. Tiefe und Wärme des Gefühls, Reichthum der Phantaſie, doch ohne Vielſeitigkeit, und ſchöner Ausdruck der Rede, ſind höchſt ſchätzenswerthe Eigenſchaften ſeiner Muſe. —

Uhland's zwei dramatiſche Arbeiten, Ernſt von Schwaben und Ludwig der Baier, ſind tiefgefühlte Meiſterwerke, wie Alles, was dieſer große Dichter aus der Fülle ſeines Reichthums bringt. Es iſt lebhaft zu bedauern, daß er nicht weiter drang auf dieſer Bahn, von ihm wäre das Heil zu hoffen, auf das wir ſeit Schiller vergeblich harren — und doch — ſind jene eben angeführten Dichtungen der Menge kaum dem Namen nach bekannt — weil ſich die Menge überhaupt nicht auf ſtille Größe verſteht. —

Der genialſte dramatiſche Dichter der jüngſten Zeit iſt ohne Zweifel Grabbe; er hat in jedem neuen Werke Rieſenfortſchritte gemacht, allein er iſt nicht zur Klarheit und zum Bewußtſeyn gelangt, und wüthet im poetiſchen Wahnſinn noch immer gegen ſein eigenes Fleiſch und Bein. — Aber welche reiche poetiſche Natur offenbart ſich in allen ſeinen Leiſtungen, welcher Drang des Genius, welche Gluth und Fülle der Phantaſie; wie tritt Alles bei ihm in das Leben; ſeine Geiſtesblitze ſind nie kalte Schläge, ſie treffen und zünden immer, nur weiß er den Donner nicht zu regieren und fulminirt zu oft am unrechten Orte und zur unrechten Zeit. Dabei iſt er noch ſo ganz ein poetiſches Kind, das ſich immer bei ſeinen Spielen vergißt, und hingeriſſen, ſie nicht zu ſpielen, ſondern als ernſte Begebenheiten zu durchleben meint. *) — Wenn ihm das Geſchick vergönnt, ſich auszutoben, wenn der brauſende, gährende, ziſchende Moſt in ihm ausgegohren, ausgebrauſt und

---

*) Muß man nicht zugleich ſich freuen und lächeln über die Kindlichkeit ſeiner Begriffe, wie ſie Einem überall entgegentritt? — So z. B. ſein Richard Löwenherz in Heinrich VI., der ſich mit den Bauern prügelt, und während er Püffe rechts und links austheilt, das Lied an die Geliebte dabei ſingt; oder in den hundert Tagen, wo in der Schlacht bei Waterloo der franzöſiſche Feldherr Feuer commandirt, und der Gegner, unter dem Donner der Kanonen, dies Commando mit Gleichfalls beantwortet. — Kann die Phantaſie wohl friſcher und jugendlicher ſeyn? —

ausgeziſcht hat, ſo muß es einen Wein geben, wie ihn noch kein poetiſches Kometenjahr in Deutſchland zur Reiſe brachte. —

Als talentvolle Dichter zweiten Ranges, die ſich in dieſer Richtung nicht ohne Glück bewegen, ſind hier noch: M. Beer, Gehe, Collin, Eichendorf, G. A. von Maltitz, F. F. von Maltitz (der Ergänzer des Schiller'ſchen Demetrius), E. von Schenk u. A. zu erwähnen. —

Die fataliſtiſche Richtung nennt Menzel mit großem Recht eine Krankheit der Zeit, eine Folge des hypochondriſchen Stubenſitzens, ſie iſt, Gottlob ſchon vorüber und war nur von kurzer Dauer. — Sie iſt die untröſtlichſte poetiſche Ausgeburt, die ſich denken läßt, denn ſie raubt dem Menſchen ſeinen ganzen Adel, den freien Willen, indem ſie ihn als prädeſtinirt der Gewalt geheimer Mächte unterwirft, die ihn zum Böſen zwingen, ohne daß er dafür kann, und ihn nachher im Jammer über ſein Verbrechen untergehen laſſen. — Alle Würde des Menſchengeſchlechtes geht dadurch verloren; und am Schlimmſten iſt der Zuſchauer daran, denn, entweder iſt er ſchwach genug, an dergleichen Wahnſinn zu glauben und ſich, wenn er es auf ſein eigenes beſchränktes Leben anwendet, einzubilden, er ſey auch prädeſtinirt, einmal ſilberne Löffel zu ſtehlen, oder den Königlich Preußiſchen oder Kurfürſtlich Heſſiſchen Zoll zu defraudiren und dergleichen mehr, oder wenn er hell und klar ſieht, unglücklich genug, ſich verdammt zu wiſſen, eine ekelhafte Speiſe, von geſchickter Hand kunſtreich gekocht und zugerichtet, hinunter würgen zu müſſen; denn ſchon von vorn herein tritt die Lüge der jämmerlichſten moraliſchen Schwäche in der Expoſition des Stückes auf, und ſchreitet wie ein unheimliches Geſpenſt durch das Haus, bis am Ende das ganze Gebäude zuſammenbricht, und Einem nur der Aerger über ſo manches brauchbare Material, das zu ſo nichtsnutzigem Baue verwendet wurde, übrig bleibt.

Und doch hat dieſe poetiſche Seuche viele unſerer beſten Talente angeſteckt, denn die Menge ergriff ſie und machte ſie zur Mode, wie ein Schwächling ſich des aus Miſt bereiteten

Salmiakgeiſtes bedient, um ſeine erſchlafften Nerven aufzuregen und zu ſpannen, nicht bedenkend, daß friſche Luft und Bewegung im Freien ihm weit erſprießlicher nützen würden, oder dieſe verſchmähend, weil der Bauer ſie ohne Erlaubniß mit ihm theilen kann und ſich wohl dabei befindet. — Die geſunden Naturen unter jenen arbeiteten dieſen pſoriſchen Stoff, der ſich auf die Nerven geworfen hatte, mit der Zeit wieder aus, aber die minder ſtarken laboriren noch immer daran, denn ſie haben das Bischen Kraft, das ſie beſaßen, ganz dadurch verloren. — Als Heerführer ſtehen hier Werner und Müllner, Beide große Talente, Beide untergegangen in und durch Gemeinheit, aber Jeder auf andere Weiſe, da. — Werner iſt dadurch größer, daß er wenigſtens den Kampf mit jenen Mächten beſtehen ließ, und verſöhnend durch die Gnade Gottes, durch denſelben zu führen ſuchte; dabei hat er ein wunderbar lyriſches Talent; der Hauptfehler iſt jedoch, daß die Bahn zur Gnade nach dem Kampfe willenlos betreten wird, und alſo alles Verdienſt wegfällt. — Müllner iſt dagegen weiter nichts, als ein poetiſcher Scharfrichter, der uns das Ende des Prozeſſes, zu dem der Unſchuldige durch eine unſichtbare Jury condemnirt wurde, noch einmal von dieſem ſelbſt vorſpielen läßt. — Edles, Großes, die Menſchheit Erhebendes findet ſich nie bei ihm; alle Menſchenwürde iſt vernichtet, denn Jeder iſt zum Galgen reif ohne ſeine Schuld. — Er beſtach aber die Menge durch das Neue dieſer Erſcheinung, und blendete ſie durch den Glanz der Diction und den oft falſchen Farbenprunk ſeiner Bilder. — Unter ſeinen Nachfolgern und Nachahmern finden ſich nur kränkliche Gemüther, ſie verdienen, den einzigen Houwald ausgenommen, der ſein eigentlich lyriſches, ſchönes Talent ganz verkannte, nicht namentlich erwähnt zu werden. —

Die dritte Richtung, welche ich die reflectirende nannte, iſt im Ganzen nichts, als eine Abart der erſten; ſie hat jedoch das Beſondere, daß ſie nur Gemüthszuſtände ſchildert, und die Handlung ſo viel wie möglich vereinfacht und beſchränkt.

Eigentlich beſitzt ſie vom Dramatiſchen nur die Form und gehört, ſtreng genommen, der lyriſch-didactiſchen Gattung an. — Sie ſteht in genauer Verwandtſchaft zu der franzöſiſchen Schule. Goethe brach hier gewiſſermaaßen die Bahn mit ſeinem Taſſo und der natürlichen Tochter, wenn wir nicht Leſſings Nathan den Weiſen als erſtes deutſches Gedicht dieſer Art betrachten wollen; man könnte ſie füglich als die dramatiſch-didactiſche Weiſe aufführen. — Sie hat nur wenige und im Ganzen ſehr unbedeutende Nachfolger und Freunde gefunden, da ein mächtiger Geiſt dazu gehört, in dieſer Gattung etwas Großes zu liefern. Man könnte allenfalls die Mehrzahl der ſogenannten Malerdramen, von denen wir eine Zeit lang heimgeſucht wurden, in dieſen Kreis ziehen, doch ſind die Meiſten ſchon vergeſſen. —

Unſere bedeutendſten und genialſten tragiſchen, wenigſtens ernſt dramatiſchen Leiſtungen, ſind eigentlich ſolche, welche durchaus nicht für die Bühne geſchrieben wurden. — Hier ſtehn vor Allen Goethe's Arbeiten, beſonders ſein Fauſt und ſein Götz von Berlichingen, oben an, ſo wie Goethe als dramatiſcher Dichter überhaupt allein und einzig daſteht, indem er, nirgends idealiſirend, ſondern nur durch Hülfe der Phantaſie und Poeſie in das günſtigſte Licht ſtellend, die menſchliche Natur und die geſellſchaftlichen Verhältniſſe auffaßte, wie ſie wirklich ſind, aber mit einer ſolchen herzergreifenden Wahrheit, daß kein Gemüth ungerührt bleibt. — Schillers weibliche Charactere ſind allerdings ſittlich-edler im Allgemeinen, aber ihre Natürlichkeit hat gelitten; Goethe's Frauen dagegen, mit allen ihren Schwächen und aller ihrer Liebenswürdigkeit, wandeln unter uns und bezaubern uns im Leben wie in der Dichtkunſt. —

Es wäre ordentlich lächerlich, wenn ich Ihnen die Schönheit und Tiefe des größten deutſchen dramatiſchen Gedichtes, des Fauſt, hier entwickeln wollte. — Wer die nicht fühlt, und nicht in jedem Stande und jedem Alter Genuß und Freude darin findet und Belehrung und Selbſterkennen, der bleibe ganz davon und leſe Clauren'ſche Romane oder die Correſpondenzklätſchereien unſerer meiſten belletriſtiſchen Blätter, ſie werden hinreichen, ihn zu bilden. — Dagegen kann ich die Furcht nicht unterdrücken, daß der Schluß des Fauſt, den wir jetzt zu erwarten haben, nachdem Goethe, dieſer Culminationspunkt des menſchlichen Geiſtes, von der Erde ſchied, die Wirkung des Ganzen beeinträchtige; ich kann nicht leugnen, daß die in den ſämmtlichen Werken bereits mitgetheilten Proben mir dieſe Beſorgniß einflößen. —

In den eben erwähnten Kreis der außer-theatraliſchen Dramen gehören auch Tieck's vortreffliche dramatiſirte Mährchen, die als wahre Kinder des echten Humors, zugleich durchaus nationale Poeſieen ſind in unſerem eigenthümlichſten Geiſte. So wie Tieck, hat wohl Keiner den romantiſchen Character des Mittelalters aufzufaſſen, und im glühendſten und dabei doch zarteſten Farbenſpiel wieder zu geben verſtanden. Es iſt, als wenn die alte echte Frömmigkeit, die tiefe Liebe, die Kraft und Ehrbarkeit jener entlegenen Tage wieder auferſtanden wären und unter uns herumwandelten in ſeinen Werken, um in edler Oppoſition die Nichtigkeit, Leere und Hohlheit des Alltags zu zeigen, ohne uns dabei allen Troſt zu rauben, denn ſie erhöhen die Luſt und Freude an jenen Herrlichkeiten. Dabei zeigt ſich nirgends falſcher Prunk, ſelbſt im Spott nicht, denn auch in dieſem herrſcht die wahre Bonhommie der Gemüthlichkeit vor, mit welcher der Schalk, der das ganze Reich des Witzes ſammt allen ſeinen Nebenprovinzen zu commandiren verſteht, die Gemeinheit der Geſinnungen und des Strebens, die Alltäglichkeit des Haufens verſpottet und geißelt. — Tieck iſt deshalb ein ſo echter deutſcher Dichter, weil er alles Schöne des Auslandes in ſich aufgenommen und es ſo mit ſeiner innerſten Eigenthümlichkeit zu verſchmelzen gewußt hat, daß ein drittes originales Ganze daraus entſprang, und ſich aus dieſem die beſtimmteſte Selbſtſtändigkeit in ſeinen Leiſtungen offenbart.

Unter ſeinen Nachfolgern ſind vorzüglich Ludwig Achim von Arnim, Fouqué, Eichendorf und Menzel hervorzuheben, doch ſtehen ſie weit unter ihm, weil ihnen gerade Tieck's Vielſeitigkeit abgeht. — Arnim iſt nie recht von ſeinen Landsleuten verſtanden und aufgefaßt worden, auch iſt er ſich der rechten Klarheit nicht bewußt, und es fehlt ihm die Kraft, ſich zu concentriren. — Fouqué hat unbeſtritten ein herrliches Talent, aber er machte ſich ſelber zu viel weiß, und ſeine Manier ſchlug ihm am Ende, wie ein Meer, das er nicht zu durchſchiffen verſtand, über dem Kopf zuſammen; mitunter guckt wohl noch hier und da ein Arm oder eine Hand des alten Sängers der Undine und des Sigurd heraus, im Ganzen ſieht man aber nur noch die Furchen und Strudel, die er ſich unter dem Waſſer abarbeitend, hervorbringt, und da er nicht der Zeit zu folgen verſtand, ſo wird ihn der Strom derſelben wohl in das Meer der Vergeſſenheit hinabſpülen, noch ehe er ſelber aus dem Leben ſchied. — Eichendorf fehlt es nicht an Gefühl, aber an Verſtand; ſein „Krieg den Philiſtern“ iſt eine zu unſichere Nachahmung der Tieck'ſchen Weiſe; er iſt daher weit weniger bekannt geworden, als er es vorzüglich durch ſeinen fragmentariſchen, aber genialen Roman „Ahnung und Gegenwart“ zu ſeyn verdient. — Menzel endlich, der an Kraft des Geiſtes Tieck ſehr nahe ſteht, hat wieder für einen Dichter zu viel Verſtand; er verirrte ſich in ſeinen beiden Mährchen, Rübezahl und Narciſſus, indem er verſuchte, philoſophiſche Probleme, ja Paradoxen poetiſch aufzulöſen und dadurch als möglich darzuſtellen, was immer eine höchſt misliche Sache iſt, indem Phantaſie und Wirklichkeit in einen zu großen Conflict gerathen; wobei der Leſer, der durch ein Gedicht nie überzeugt wird, daß das, was möglich ſey, auch wirklich iſt, ſtets unbefriedigt daſſelbe aus der Hand legen wird. —

In den übrigen Gattungen der dramatiſchen Poeſie, dem Schauſpiel und dem Luſtſpiel, iſt in der neueren Zeit wenig Erfreuliches geleiſtet worden, wozu allerdings die Ueberſchwemmung franzöſiſcher Melodramen, Luſtſpiele u. ſ. w. nicht wenig beitrug, da hier die Fabrikarbeit mit ſo geringem geiſtigen Aufwande herzuſtellen war, und es trotz des ſchlechten Lohnes nie an allzeit fertigen Handwerkern in dieſer Gattung gefehlt hat. — Dadurch wurde nun der ſchlechte Geſchmack der ſtets nur nach Neuem hungrigen und dabei doch überſättigten Menge vollends verdorben, ſie hat nicht einmal mehr die Geduld, der Characterzeichnung und dem künſtlichen Fortſchreiten eines guten Luſtſpiels aufmerkſam zu folgen, und nur was ihr die groben Nerven bis zum Zerreißen ſpannt oder bis zum Krampf kitzelt, gefällt ihr. — Es kann vielleicht einmal anders werden, wenn wir Deutſchen einmal ein Geſammt-Intereſſe bekommen, und dann im Kampf wider die Gegner deſſelben die Angriffsweiſe nach allen Seiten hinwenden, aber bis das geſchieht, (und wer weiß, wann[?]) bleibt es im Argen. — Obendrein ſind wir ſo durch den Opernflitter und Pomp, mit dem wir unſere Blöße und Schande decken, verwöhnt, daß ein dramatiſcher Dichter allenfalls nur noch Glück machen kann, wenn er die ganze Sündfluth, mit allem Specktakel, der dieſelbe doch nothwendig begleitet haben muß, auf die Bühne bringt, und ſämmtliche Bewohner der Arche Noäh, zwei- wie vierbeinige, in den verſchiedenſten Situationen, redend und ſingend, einführt.

Die **Comédie larmoyante**, welche einſt durch Iffland ſich ſo breit auf unſeren Bühnen machte, hat ſich freilich allmählig wieder empfohlen, aber ihr Haupt-Element, die Kleinſtädterei, iſt geblieben, und giebt den Grundſtoff zu unſeren Luſtſpielen her. Welt-Thorheiten kommen nicht auf das Theater, dazu hat kein Dichter den Muth, und es klingt hart, aber iſt wahr, kein Publicum den Verſtand; Alles geht in Schilda, Krähwinkel, Unterflachſenfingen, oder in einer Vorſtadt unſerer Reſidenzen vor, und die Lächerlichkeiten des Bürgermeiſters werden wohlgefällig vom Rathsapotheker oder umgekehrt angeſehen oder beſpöttelt; daß es aber Narrheiten gebe, die der ganzen Menſchheit anhängen, und daß dieſe die eigentlichen Erbſtaaten des Humors und der Komik ſind, das begreifen nur die Wenigſten, und wagt ſich ein Dichter einmal damit hervor, ſo kann er ſicher ſeyn, daß das geſammte Publicum den Operngucker umkehrt, und daher Alles in künſtlicher Ferne und in ſo kleinem Maaßſtabe erblickt, daß es ihm wieder ganz leicht wird, das geſammte Gebilde in die allerkleinſten und kleinſtädtiſcheſten Dimenſionen hineinzupaſſen und den alten Maaßſtab anzulegen. — Wie würde man ſpringen, wenn Tieck's geſtiefelter Kater oder ſeine verkehrte Welt auf der Bühne erſchiene. — Bekommen wir denn ein Shakeſpear'ſches Luſtſpiel anders, als durch das Medium einer philiſterhaften Bearbeitung (wie z. B. das geniale **Much ado about nothing**, als Beck'ſche Quälgeiſter) zu ſehen? — Immermann's hochkomiſche Verkleidungen, an die man, ſobald man ſie einmal las, nur mit Lachen zurückdenken kann, misfielen bei dem Verſuche, ſie über die Bühne zu führen, und werden ſeitdem nur von Wenigen geleſen. —

Kotzebue, ſo gemein er auch war, und ſo ſehr er auch rechts und links bald von Dänen, bald von Italienern, Engländern oder Franzoſen ſtahl, iſt dennoch noch immer nicht erſetzt, und alſo auch nicht vergeſſen worden; bedarf es noch eines anderen Beweiſes, wie ſchlecht es ausſieht mit unſerer komiſchen dramatiſchen Litteratur? —

Einige aber wenige feinere Luſtſpiele lieferten in neueſter Zeit: H. von Kleiſt, Müllner, Conteſſa, Immermann, Raupach, P. A. Wolff u. A. — Als die beſten und in mancher Hinſicht über ihm ſtehenden Nachfolger Kotzebue's möchten Julius von Voß, in ſeinen früheren Leiſtungen, Töpfer und (der freilich zu oft gemeine) Clauren zu betrachten ſeyn. — Die dramatiſche Satyre behandelten nicht ohne Glück, doch auch nicht ohne Tadel, Mahlmann, Robert, Wilibald Alexis, Platen. — Die Namen der Leiſtungen jener Horde Luſtſpiel- und Poſſenſchreiber, welche ſich nach den Franzoſen bildeten, und alle acht Tage Neuigkeiten bringen, findet Jeder, der ſich dafür intereſſirt, in dem Verzeichniß der erſten beſten Leihbibliothek.

Das Singſpiel, auch lange die **partie honteuse** unſerer dramatiſchen Poeſie, iſt in neueſter Zeit, da ſich talentvollen Muſikern talentvolle Dichter zugeſellten, mehr zu Ehren gekommen, und die Leiſtungen Gehe's, Kind's, Robert's, Raupach's, Helminen von Chezy's u. A. ſind dankbar anerkannt worden. —

III. Die erzählende Poeſie wurde in allen den Gattungen, welche einer ſtrengen Form unterworfen ſind, während der drei letzten Jahrzehende eher vernachläſſigt, als angebaut, und nur hier und da bekümmerten ſich einige Wenige, ihrer Neigung folgend, mit Liebe um dieſelbe, doch ohne Großes und Bedeutendes zu leiſten. — Das ernſte Epos war eine zu ſchwere Aufgabe, und die Löſung derſelben ſprach nicht an, da ſie weder dem Geiſt des Volks, noch dem Geiſt der Zeit recht zuſagte. Ein beſonders hindernder Umſtand war auch der, daß weder die antike noch die romantiſche Epopöe in ihren Geſtaltungen, in welchen ſie ſich eigentlich in der Poeſie Eingang verſchafft hatten, volksthümlich deutſch waren, Alles, was daher unſere Dichter lieferten, mußte in dieſer Hinſicht immer Nachahmung bleiben, je freier wir uns aber auf poetiſchem Gebiete befanden, deſto weniger konnten uns ſolche Bande, die jede Bewegung feſſelten, und dem Geiſte immer Fremdartiges aufdrangen, gefallen, auch ſtanden die Formen oft in keinem Verhältniß zu dem Gegenſtande, und es wird immer etwas Lächerliches an ſich haben, wenn ſich Perſonen unſerer Welt in Hexametern einher bewegen, oder ein ehrliches deutſches Geſicht aus dem Prunk der Stanzen hervorblickt; obendrein iſt noch die ganze nach den Regeln nothwendige Maſchinerie, welche bei den Alten und theilweiſe auch bei den Neueren auf dem Volksglauben beruhte, bei uns zum leeren Aufputz herabgeſunken, der ſchon bei dem erſten Anblick als ganz entbehrlich, näher betrachtet aber, als ſtörend und widerſinnig erſcheint, und durch ſeine gezwungene Künſtlichkeit die Muſe verſcheucht. — Unſer National-Epos iſt der Roman; in ihm ward Großes von den Deutſchen geleiſtet, auf das ich ſpäter zurückkommen werde. —

Demungeachtet haben ſich mehrere Dichter daran verſucht. Es wird genügen, die Namen derſelben und ihre Leiſtungen kurz anzuführen. In antiker Form leiſtete das Lobenswertheſte F. von Sonnenberg, deſſen unglückliches Ende, das ſich hier zu Jena ereignete, vielleicht noch Manchem unter Ihnen erinnerlich iſt; ſein Donatoa enthält großartige Gebilde, doch waltet ſeine Phantaſie zu feſſellos, und er gelangt zu keiner Klarheit darin. — Im romantiſchen Epos zeichneten ſich Mehrere aus, und die Aufmerkſamkeit der Menge ward vorzüglich wieder darauf hingelenkt, als der Buchhändler Brockhaus eine Preisbewerbung veranſtaltete, doch hatte auch dieſe nur geringen Erfolg. Das Ausgezeichnetſte brachte in jeder Hinſicht Ernſt Schulze in ſeiner bezauberten Roſe, die eigentlich mehr ein Mährchen in epiſch-romantiſcher Form zu nennen iſt, und wegen ihrer wohlklingenden und bilderreichen Sprache der Liebling der Damen wurde. Männern kann ſie indeſſen nicht genügen, denn ſie hat, genau betrachtet, zu wenig inneren Gehalt, und ihr reicher Farbenſchmuck gleicht dem Staub auf Schmetterlingsflügeln. — Weit bedeutender wäre ſeine Caecilie, zu der ihn, wie Dante, die Verherrlichung der geſchiedenen Geliebten beſeelte, mangelte es ihm hier nicht zu ſehr an objectiver Schöpfungskraft, und häufte er nicht die Wunder auf Koſten der Wahrheit. Einzelne ſchöne Stellen ſind indeſſen nicht ſelten, und innige Zartheit und Lieblichkeit, Würde der Gedanken und Reichthum der Phantaſie, ſo wie Herrſchaft über Vers und Sprache, ſind Eigenſchaften, welche dem in voller Jugendblüthe geſtorbenen Dichter einen ehrenvollen Rang einräumen. — Die Leiſtungen von Fouqué, Louiſe Brachmann, Teuſcher (Verfaſſer des Saladin), Ebert, Duller, Bechſtein, Anaſtaſius Grün, ſind ferner mehr oder weniger immer der Erwähnung werth. In der komiſchen Epopöe verſuchte ſich allein Prätzel mit Glück, denn Kortum's Jobſiade, obwohl ſie vor Kurzem eine neue umgearbeitete Auflage erlebte, iſt doch eigentlich nur eine witzloſe Farce, deren größter Werth auf einigen glücklichen Studentenſpäßen beruht. — Goethe's „Reineke Fuchs" iſt bekanntlich kein Original.

Die poetiſche Erzählung ward weit ſorgſamer gepflegt, wir können uns hier höchſt gelungener Erzeugniſſe rühmen, doch finden ſich dieſe mehr in der naiven und komiſchen Gattung. Stephan Schütze, Kind, Prätzel, ſind beſonders in der letzteren Hinſicht mit großem Lobe zu erwähnen. — Etwas Gemüthlicheres als Kind's Stieglitz, habe ich bei keiner Nation gefunden, und es wundert mich, daß dieſe ſo überaus glückliche Erzählung noch (ſo viel ich weiß) in keine fremde Sprache übertragen wurde. —

In der Idylle wurde faſt nichts gethan, wenn man nicht Goethe's Herrmann und Dorothea, Voſſens Louiſe, Eberhard's Hannchen und die Küchlein, Koſegarten's Jucunde (von denen die beiden erſten noch dem vorigen Jahrhundert angehören) hieher rechnen will, wohin ſie wenigſtens füglicher gehören, als zum Epos. — Wir beſitzen aber zwei Idyllen vom Maler Müller (die Schaafſchur und das Nußkernen), auf die wir, ihres echt deutſchen Characters wegen, ſtolz ſeyn können, und auf welche man, wie überhaupt auf viele Poeſieen dieſes genialen Dichters, da dieſelben ganz vergeſſen zu ſeyn ſcheinen, die Aufmerkſamkeit nicht genug hinlenken kann. —

Von der Romanze und Ballade habe ich ſchon bei Gelegenheit der lyriſchen Poeſie geſprochen. — In der Legende lieferten Fouqué, Amalie von Helwig, Kind, Wyß u. A. manches Gute. — Die Fabel ſammt ihren Trabanten, der Parabel, Paramythie, dem Apolog u. ſ. w. wurde vorzüglich nur von Jugendſchriftſtellern cultivirt, und ſo viel ſich dieſe Herrn auch abmühten, ſo hat doch noch Keiner hier den alten Gellert erreicht, an den gewiß Jeder von uns mit Vergnügen zurückdenkt. — Eine rühmliche Ausnahme machen die Fabeln des Schweizer Fröhlich, welche indeſſen für große Kinder geſchrieben ſind, und durch Diſteli's geniale Ausſtattung zwiefachen Werth erhalten.

Im Roman, dem Glanzpunkte unſerer neueſten Poeſie, ſind beſonders folgende Uebergänge zu bemerken, durch welche er endlich dahin gelangte, das vollendetſte Gefäß, in welches wir unſere ganze Eigenthümlichkeit ſchütten, zu werden. Das Vorherrſchen der Lyrik zu Anfange dieſes Jahrhunderts, wie in den letzten Decennien des vorigen, äußerte noch ſeinen Einfluß, beſonders da dieſe ſubjective Richtung durch Goethe mit ſo großem Erfolg in den Leiden des jungen Werthers noch beſtimmter hervorgehoben worden, und eine große Menge Nachfolger fand. Die Liebe, als die allgemeinſte Empfindung, in welcher ſich alle anderen wieder finden, ſpielte hier die Hauptrolle, und es galt, ſie nach den verſchiedenſten Seiten hin zu beleuchten und darzuſtellen, bald mit glücklichem, bald mit unglücklichem Ende, bald entſagend, bald verlangend, zerſtörend oder aufbauend. — Allmählig genügte es nicht mehr, ſie allein zu ſchildern, man wollte auch da, wo ſie in den zeitlichen Verhältniſſen dargeſtellt wurde, dieſe mit berühren, und ſo bildete ſich der Familienroman, der endlich in immer größerer Ausdehnung ſich auf das ganze geſellſchaftliche Treiben erſtreckte, und nun wieder in eine Menge Gattungen zerfiel, denen die einzelnen Seiten und Theile des Geſammtweſens zur Aufgabe dienten. — Die Philoſophen ſahen, welch' herrliches Werkzeug zur Verbreitung ihrer Lehren und Anſichten ihnen ſich hier von ſelbſt darbot; ſie benutzten es eifrig, und ſo wurden uns bald von allen Seiten ſolche Romane dargebracht, in welche, wie in weltliche Gewänder, ſich die verſchiedenen Theorieen und Disciplinen hüllten. — Die Nation, bei ihrem Hange zu reflectiren, kam dieſen Beſtrebungen mit offenen Armen entgegen, und es begrüßten uns von allen Seiten philoſophiſche, pſychologiſche, paedagogiſche, politiſche u. ſ. w. Romane. — Daß die echte Poeſie darunter litt, duldet wohl keine Frage, denn das einzelne Gute verlor ſich zu leicht unter der Maſſe, und vergebens ſuchten die Romantiker, theils durch eigene Arbeiten dieſer Art, theils durch Spott dagegen anzukämpfen, aber ſie wußten den Geſchmack der Nation noch nicht zu beherrſchen und die Neigung der Menge an ſich zu reißen, und ſo blieben ihre Bemühungen immer noch ſehr unfruchtbar, auch gefielen ſie ſich zu ſehr in anderen Gattungen, welche die Menge theils nicht nach ihrem Werthe erkannte, theils nicht verſtand; und was dieſer nicht bequem iſt, das läßt ſie liegen.

Endlich trat uns, mit Goethe zu reden, die Weltgeſchichte in das eigene Haus; ſie hatte, als ſie uns erſchien, einen blauen Rock an mit rothen Aufſchlägen, kam ohne anzuklopfen in das Zimmer, ſetzte ſich ungeladen an unſeren Tiſch, und aß uns ehrlichen Deutſchen die beſten Speiſen vor der Naſe weg, ohne ſich einmal zu bedanken. Da gingen uns die Augen auf, wir ſahen, daß es weit wichtigere Verhältniſſe in der Welt giebt, als die zwiſchen unſeren vier Pfählen, und daß es nur an uns läge, unſeren Geſichtskreis und mit ihm unſer ganzes Leben ungeheuer zu erweitern. — Es dauerte freilich eine ganze geraume Zeit, ehe wir ſo weit kamen, und wäre der ſtrenge ruſſiſche Winter nicht geweſen, wir hätten nimmer gemerkt, daß es in Deutſchland einen Frühling geben könne, aber wir merkten es doch endlich, und machten uns auf, zogen ihr die blau-rothe Montirung aus, wobei wir uns freilich noch von allerlei anderen Leuten helfen ließen, und einen deutſchen Rock an, das heißt einen Allerweltsrock, dem wir aber in der Eile einen deutſchen Zuſchnitt gaben, wie ihn nach unſerer Meinung unſere Vorfahren getragen hatten, oder doch getragen haben könnten, und nun erſchien auch jeder Einzelne in dies weltgeſchichtliche altdeutſche Habit gekleidet, und nicht jeder Mann allein, ſondern auch jedes Buch, vorzüglich jedes poetiſche und vor Allem der Roman. — Es war eine ſchöne Wärme damals in allen Herzen, und ſie kamen allem Verwandten mit Liebeseifer freudig entgegen; verwandt war uns Deutſchen aber das ganze Mittelalter, denn wir ſpiegelten uns mit Luſt in ſeiner Tiefe, und ſonnten uns an ſeiner Gluth, und freuten uns an ſeinen Farben. — Jetzt war der rechte Wirkungskreis für die romantiſche Poeſie da, die bisher der Zeit fremd geblieben, weil ſie außer ihr geſtanden; ſie wurde in ihren Söhnen mit Jubel begrüßt, und ſiegreich brachte Fouqué, damals in aller Kraft geiſtiger Jugend, uns die aus ihren Minen erbeuteten Schätze, die mit Entzükken empfangen wurden. Die Wiſſenſchaft ſchloß ſich ihr an, und förderte emſig zu Tage. Eine neue reiche Welt ward der beglückten Menge aufgethan.

Aber die Zeit trat wie immer erkältend dazwiſchen; den geſpannten Nerven ward ihr gewöhnlicher Zuſtand wieder; wenn nicht gar Aerger und Haß darüber, daß kein ſchöner Traum früherer Tage in Erfüllung ging, ſie in eine noch gefährlichere Spannung brachten. Die Reflection beſtieg wieder den Rednerſtuhl, den ſie auf einige Zeit dem Gefühl überlaſſen; doch die Anſichten waren unermeßlich geworden, der Blick umfaßte die ganze Welt und das Leben der geſammten Menſchheit in allen Verhältniſſen, und der Drang, ſich gegenſeitig Rechenſchaft abzulegen und zur Rechenſchaft zu ziehen, wurde allgemein. Noch war dies Streben nicht in die Poeſie übergetreten, da brach Walter Scott die Bahn, indem er den Zuſammenhang des Einzelnen, auch des Geringſten, mit dem Geſammtweſen ſeiner Zeit im Romane darſtellte, und alles Menſchenwerk in deſſen Kreiſe zog. — Siegreich durchſchritt er das ganze gebildete Europa, und da derſelbe Drang ſich überall kund that, und daſſelbe Bedürfniß überall hervortrat, ſo ſtrömte Alles dieſer Bahn zu, und der Roman wurde wieder, was er in ſeinem erſten Beginnen geweſen, das Welt-Epos in ſeiner freieſten Form. — Daß er das ſey, erkannten unſere erſten Dichter, und bald ſtanden wir Deutſchen in dieſen Leiſtungen allen anderen Nationen gleich, ja durch Hülfe unſeres elaſtiſchen Geiſtes, über denſelben. —

Aber dieſe neue Geſtaltung genügte uns nicht ganz; theils waren wir zu häuslich und zu ſubjectiv geſinnt, um die Freuden und Leiden des Einzelnen ſo ganz im Gebiete der Poeſie aufzugeben; theils lag uns auch daran, einzelne Verhältniſſe und Anſichten über dieſelben in poetiſcher Form zu verbreiten, gewiſſe Wahrheiten des Lebens practiſch durchzuführen, und ſo wandten wir uns dieſen noch ferner mit Intereſſe zu. — Der ſubjective Liebesroman fiel mehr ſchriftſtellernden Frauen anheim, deren wir eine große Menge zählen, und die wieder unter ihrem Geſchlechte die meiſten Freundinnen fanden; der philoſophiſche Roman mit allen ſeinen Abarten, wurde ferner noch, obgleich ſeltener, von einzelnen Denkern cultivirt, denen daran lag, ihre Lehre in gefälligem Gewande bei der größeren Menge einzuführen, vorzüglich ward er während des noch immer beſtehenden Glaubensſtreites, in welchem die Maſſe lebhaft Theil nimmt, benutzt; beſonders aber hat die Novelle, welche bei uns freilich einen ganz anderen Begriff umfaßt, allgemeine Theilnahme zugleich mit der kleineren Erzählung gefunden, und begünſtigt durch äußere Umſtände, hauptſächlich durch die Taſchenbücher und Journale, ſich in das Unendliche vervielfältigt, zumal da unſere beſten Talente, leider nicht ganz ohne Nachtheil für ſie ſelbſt, ſich damit beſchäftigen.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich die Leiſtungen auf dieſem Gebiete in das Einzelne verfolgen, ich muß mich daher darauf beſchränken, unſere drei jetzt lebenden erſten Schriftſteller in dieſem Fache, und durch ſie die herrſchenden Richtungen kurz zu characteriſiren, und dann das Vorzüglichſte, was wir in jeder Gattung beſitzen, dem Namen nach aufzuführen, um Ihrer Aufmerkſamkeit einen feſten Punkt, von dem aus Sie ſich ſelbſt zu weiterer Bekanntſchaft helfen können, zu geben. Ich übergehe aus dieſem Grunde auch die Heroen Goethe und Jean Paul, weil ſie theils zu weltbekannt ſind und es nirgends an Hülfsmitteln zur Würdigung derſelben fehlt, theils aber auch, weil ſie, vorzüglich der Letztere, in ihren Leiſtungen allein da ſtehen. Eine vortreffliche Characteriſtik Jean Paul's findet ſich in Menzel's wiederholt angeführtem Buche über die deutſche Litteratur.

Jene drei Männer, welche ich anführte, ſind Tieck, Steffens und Spindler; ſie können in der Vortrefflichkeit ihrer Leiſtungen vollkommen als die Repräſentanten jener oben entwickelten Gattungen gelten.

Nachdem Tieck ſich in anderen Fächern der Poeſie durchaus als ein Meiſter bewährt hatte, brach er in ſeinen ſpäteren Jahren der deutſchen Novelle eine eigenthümliche neue Bahn, indem er, mochte er nun einen hiſtoriſchen Stoff behandeln, oder die Fabel ſelbſt erſchaffen, ſich ſtets einer beſtimmten ausgeſprochenen Erſcheinung des Beſtehenden bemächtigt, und dieſe ſowohl erzählend als reflectirend von allen Seiten darzuſtellen weiß. — Die große Kunſt, welche er hier offenbart, liegt darin, daß er Alles, Charactere und Situationen, ſo verſchieden dieſe auch in ihren Grundbeſtandtheilen von einander ſind, in das beſtimmteſte Verhältniß zu jener Hauptidee bringt, ſo daß Alles, wie die Strahlen in einem Brennſpiegel, zuletzt in einem Punkte zuſammentrifft, und trotz dem, daß der Dichter gelegentlich nach allen Seiten ſchweiſt, ſich doch wieder genau concentrirt, ohne daß der Leſer die Abſichtlichkeit bemerke, oder durch jene Abſchweifungen geſtört werde. — Das Eigenthümlichſte dabei iſt ſeine ironiſche Weltanſicht, welche Alles ſchildert, wie es eben iſt, ſo daß wir leicht glauben, es ſey auch ſo im Gemüthe des Dichters, der ſich nirgends ſubjectiv äußert, ſondern gerade jedes Object in ſeiner ausgebildetſten Subjectivität vorführt, und uns eben dadurch die Thorheit, Leere und Nichtigkeit der Erſcheinungen in das hellſte Licht ſtellt. Hier offenbart ſich der feinſte Spott, eben deshalb ſo fein, weil nirgends ſubjective Gereiztheit ſichtbar iſt; der Dichter ſteht über dem Ganzen, weil das Ganze außer ihm liegt, und nur indem wir das ihm Verwandte durch die Geſammtdarſtellung erkennen, ahnen wir ſeine Vortrefflichkeit, die uns immer klarer und deutlicher wird, je mehr wir die geiſtige Kraft haben, ſeinen Standpunkt zu erreichen. Eben durch dieſe Natürlichkeit ſehen Tieck's Novellen ſo leicht aus, und fanden ſo viele Nachahmer, die jedoch alle weit hinter ihrem Vorbilde zurückblieben. — Der Einzige, der ihm einigermaaßen nahe kam, iſt Posgaru in ſeinen Liebesgeſchichten, einem in vielfacher Hinſicht ſehr empfehlenswerthen Buche. — Was übrigens Tieck's Novellen ſo außerordentlichen Reiz verleiht, iſt, außer jener Eigenthümlichkeit, die zarte Grazie, die ſich ihm unzertrennlich anſchmiegt, und der Zauberreiz ſeiner melodiſchen Sprache. — Sein vorzüglichſtes Werk dieſer Art iſt ſein unübertrefflicher Cevennenkrieg, der, ſelbſt wenn er, was leider zu befürchten iſt, ein Torſo bleiben ſollte, allen Geſchlechtern ein herrliches Muſterbild geben wird. — Wie hat in dieſem Buche ſeine Dichternatur die Wahrheit der Geſchichte wie der Charactere, ich möchte ſagen, herausgefühlt! —

Steffens bildet in ſeinen Romanen den Uebergang von der Aufgabe, welche Tieck in ſeinen Novellen löſt, zu derſelben Aufgabe, wie ſie im Romane zu löſen wäre. Er ſtrebt das ganze Leben mit allen ſeinen phyſiſchen wie pſychiſchen Erſcheinungen zuſammen zu faſſen, und die großen Reſultate, die ſich daraus geſtalten müſſen, darzuſtellen. — Darum erwählt er inſofern den hiſtoriſchen Roman, als er ſich genau der Geſchichte der Zeit anſchließt, in welcher ſeine Charactere auftreten, und jene ihre Herrſchaft über dieſe ausüben läßt. Er ſteht aber weit unter Tieck in einem Punkte, er iſt nämlich viel zu ſubjectiv, was ſich auch ſchon darin offenbart, daß ſeine Hauptcharactere Norweger, ſeine Landsleute ſind, und die Scene vorzugsweiſe von ihm nach Norwegen verlegt wird. Es gilt ihm vorzüglich, ſich ſelbſt, ſeine Anſichten, ſeine Gefühle, ſeine Erfahrungen darzulegen, und da alle dieſe Einzelnheiten zu dem Ganzen wirken und mit dieſem im Einklange ſtehen ſollen, ſo häuft er die Situationen und Begebenheiten, indem ſeine überreiche Phantaſie ſtets zu ſchaffen vermag. — Dadurch aber, indem ihm mehr um eine conſequente Folge der Ideen, als der Begebenheiten zu thun iſt, verwickelt er ſich leicht, und wirft dieſe letzteren ohne Rückſicht auf die Zeit durcheinander, wie Arioſt, ſo daß der Leſer die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit gebraucht, um ihn zu faſſen und ihm zu folgen, und bei einmaliger Leſung ſelten dahin kommt. In künſtleriſcher Hinſicht verdient dies allerdings ſtrengen Tadel, aber ſeine große, wunderbar reiche Genialität beſticht uns gar zu ſehr, und wir vergeſſen die Beſchwerden über dem Entzücken, das er in uns hervorbringt. Er beſitzt alle Schätze der Poeſie und theilt verſchwenderiſch in allen Richtungen ſeine ſchönen Gaben aus, bleibt ihm doch immer ſelbſt genug, da ſein Reichthum unerſchöpflich iſt. —

Spindler iſt in Hinſicht auf die Tiefe des Geiſtes jenen Beiden durchaus nicht gleich zu ſtellen, was indeſſen durchaus nicht als Vorwurf betrachtet werden kann, indem ihm bei ſeiner Jugend weder das Leben, noch die Wiſſenſchaft jene Ausbildung geben konnten, deren ſich die beiden eben genannten großen Dichter erfreuen. — Er hat ſich vorzüglich des hiſtoriſchen Romans bemächtigt, und dieſen in Deutſchland zu einer Höhe gebracht, welche ihn dem Streben Walter Scott's ſehr nahe führt. — Eine reiche, oft übermüthige Phantaſie, eine vortreffliche objective Darſtellung und eine genaue Auffaſſung der Zeit, welche er ſchildert, treten ihm in allen ſeinen Leiſtungen an die Seite. In ſeinen Characteren weiß er beſonders durch glückliche Intuition die nationalen Eigenthümlichkeiten wieder zu geben; ganz ſo glücklich iſt er nicht in conſequenter pſychologiſcher Entwickelung. Hier verfährt er oft zu gewaltſam, indem er nicht durch Uebergänge motivirt, ſondern Alles wie hervorgeſprungen, gleich ſo entſtehen läßt, wie er es braucht und haben will. — Dies zeigt ſich beſonders in ſeiner Darſtellung des Laſters; er handelt gleichſam mit dem Verbrechen en gros, und ſeine Sünder ſind ſo verworfen, wie nur irgend möglich; dadurch raubt er ihnen aber das Intereſſe des Mitleids, und ſchadet der Wahrheit, indem er zu unnatürliche Gebilde und Thaten heraufbeſchwört. — Seine Phantaſie ſcheint ihn hier zu gewaltſam fort zu reißen, und der poetiſchen Ruhe, die über Allem herrſchen muß, die Kraft zu rauben. So lange man ſeine Werke lieſt, ſo folgt man ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, denn er weiß den Leſer unauflöslich zu feſſeln durch die Lebendigkeit und den Farbenreichthum ſeiner Darſtellung; hat man aber geendigt, ſo wird man ſich nie ganz befriedigt fühlen. — Daß er aber in ſeiner großen Genialität die Mittel beſitze, Alles das, was wir bis jetzt an ihm vermiſſen, zu bringen, leidet keinen Zweifel, auch beweiſen uns einzelne, oft geringe Umſtände die Tiefe ſeines Gefühls und die Richtigkeit ſeines Blicks nur zu deutlich. — Bis jetzt gefällt ſich ſeine kräftige Natur noch zu ſehr im Kampf der Contraſte, auch ſteht er noch nicht über ſeiner Zeit. Unter ſeinen Leiſtungen halte ich den Jeſuiten, trotz der gehäuften Unwahrſcheinlichkeiten des dritten Theils, für ſein Beſtes; eine gelungenere Durchführung eines Characters, als die des Jeſuiten, findet ſich in Keinem unſerer vielen hiſtoriſchen Romane, und der Abſchiedsbrief des armen Pater Münzner iſt ein groß gedachtes und tiefgefühltes Meiſterwerk. — In ſeinen kleineren Novellen iſt er durchaus nicht ſo glücklich, weil er ſich nicht zu concentriren verſteht, und ſeine Phantaſie ihn oft täuſcht, indem er ſelbſtſtändig zu ſchaffen glaubt, wo er nur nachahmt.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, Ihnen die Namen unſerer vorzüglichſten Schriftſteller und Schriftſtellerinnen im Fache des Romans und der Novelle anzuführen; ich laſſe dieſe nach den Gattungen, denen ſie vorzüglich ihre Kräfte widmeten, folgen.

Im eigentlichen Liebesroman und in der Darſtellung der Verhältniſſe des modernen Lebens, dem Familienroman, zeichneten ſich beſonders aus: Kähler, Ernſt Wagner, A. G. Eberhard, Rochlitz, Stephan Schütze, Hegner, G. Schilling, von Steigenteſch, Brentano, Arnim, Georg Döring, Baumgarten-Cruſius, Prätzel, Leßmann u. A., und die Damen Johanna Schopenhauer, von Fouqué, Karoline von Woltmann, Karoline Pichler u. A.

Im hiſtoriſchen Romane ſind beſonders zu nennen: Wilibald Alexis, Zſchokke, Bronikowsky, Hauff, G. Döring, F. Laun, W. von Chezy, Herloßſohn, Storch, von Lüdemann u. ſ. w. Im didactiſchen Romane: St. Schütze, de Wette, Wilhelmi, der Verfaſſer der „Proſelyten" u. A.

In der Novelle und Erzählung: Zſchokke, Kind, Houwald, Rochlitz, K. L. Conteſſa, von Miltitz, Blumenhagen, Wyß, Varnhagen von Enſe, G. Döring, Moſengeil, L. Schefer, Hauff, Kruſe, von Gerſtenbergk, W. Alexis u. A. m., ſo wie die Damen Pichler, Schopenhauer, Lohmann (Mutter und Tochter), Hanke, Chezy u. ſ. w.

Eine eigene Erſcheinung bildete E. T. A. Hoffmann, welcher eine Zeit lang von bedeutendem Einfluß war, und eine Menge von Nachahmern hinter ſich her zog; das Unnatürliche und Gezwungene in ſeinen Leiſtungen vermochte jedoch nicht lange, ſich in demſelben Anſehen zu erhalten, und der geſunde Sinn der Nation wandte ſich ſchnell wieder von ihm ab. — Jetzt haben ſich Franzoſen und Dänen ſeiner bemeiſtert, und wetteifern darin, ihn nachzubilden. Treffender, als es Menzel thut, kann er nicht leicht characteriſirt werden, ich laſſe deshalb dieſen mit ſeinen eigenen Worten reden: „Hoffmann machte leibhaftig mit dem Teufel ein Bündniß, aber nur um ihn und ſich dadurch in die Poeſie einzuführen. Dieſen etwas bizarren Geſchmack mußte die Originalität und der früher ſchaarenweis emigrirte, jetzt ſchaarenweis heimkehrende Aberglaube beſchönigen, und zuletzt konnte der Dichter ſich immer wie in eine unüberwindliche Feſtung auf den Spruch Hamlet's zurückziehen: „Unter dem Monde giebt es noch viel, wovon unſere Philoſophen ſich nichts träumen laſſen.“ Auch Hoffmann war überſpannt, wie Werner und gemüthskrank. Seine ganze Poeſie iſt von dieſer Krankheit angeſteckt, und ihr Gegenſtand ſelbſt iſt die Krankheit. Er vertiefte ſich in jene Nachtſeite der Natur, die Schubert wiſſenſchaftlich dargeſtellt, und malte ſie poetiſch aus. Er machte den Menſchen zu einem Spielballe der in ihm ſelber ſchlummernden dämoniſchen Gewalten; des Wahnſinns, der Phantasmagorie, der magnetiſchen und ſympathetiſchen oder antipathetiſchen Naturkräfte. So unſinnig und unwürdig er indeß ſeine Helden behandelte, indem er ihnen alle Freiheit und Vernunft raubt, ſo daß ſie ſich oft wie tolle Schaafe im Zirkel zu drehen ſcheinen, ſo kann ihm doch ein großes Talent in der Schilderung des Grauenhaften und beſonders der Seelenpein nicht abgeſprochen werden. Der pſychologiſche Kampf ſeiner Helden, ihr Schwanken zwiſchen Vernunft und Wahnſinn, Humor und Todesangſt iſt meiſterhaft dargeſtellt, und die Dramatiker ſollten von ihm lernen, wie vom Hamlet. Damit verbindet ſich auch ſein muſikaliſches Element; die Seele ſeines Helden wird von dunkeln übernatürlichen Kräften bewegt und im Sturm aller Leidenſchaften aufgerührt wie eine Aeolsharfe. In der Kunſt der Diſſonanzen und des Schrecklichen kann er mit Mozart verglichen werden.“ — Unter allen ſeinen Leiſtungen nehmen ſeine Phantaſieſtücke in Callot's Manier doch wohl den erſten Rang ein, denn als er dieſe ſchrieb, war eben ſeine Phantaſie noch am Friſcheſten und bedurfte noch keiner künſtlichen Anreizungsmittel. —

IV. Die didactiſche Poeſie ward während der letzten Decennien faſt gar nicht cultivirt, ein guter Beweis für unſeren geſunden Geſchmack; zwar beſchäftigten ſich einige Wenige, meiſt aus der Schule des vorigen Jahrhunderts, mit derſelben, bahnten ſich aber nur geringen Eingang, und ſind im Ganzen kaum dem Namen nach bekannt. — Erwähnt zu werden verdienen indeß in mancher Hinſicht: Chriſtian Schreiber's Religion und von Gerwing's Heilquellen am Taunus, ein didactiſch-deſcriptives Gedicht, doch erreicht das Letztere nicht Neubeck's Geſundbrunnen, welche noch immer als das vorzüglichſte Werk dieſer Art daſtehen. — Für die poetiſche Epiſtel ward in neueſter Zeit, veranlaßt durch eine von Brockhaus für die Urania ausgeſchriebene Preisbewerbung, Manches gethan, indeſſen kam Keiner der Kämpfenden Goecking gleich, welcher noch bis jetzt als Muſterbild für dieſen Zweig der Poeſie erſcheint. — Für das Epigramm zeigt ſich der unlängſt verſtorbene Haug noch immer als der glücklichſte Dichter, doch driſcht auch er gar zu oft leeres Stroh. — Die eigentliche Satyre fand gleichfalls nur ſehr wenig Freunde, was vorzüglich wohl darin zu ſuchen iſt, daß ſie dem deutſchen Geiſte und den deutſchen Verhältniſſen zu fern liegt;

dafür wurde die ſubjective, oder richtiger die humoriſtiſche Gattung der Satyre mit entſchiedenem Glücke behandelt. — Als Stern erſter Größe leuchtet hier Jean Paul; Hauff, Börne und Heine bewegten ſich ebenfalls mit großem Erfolge auf dieſer Bahn fort, nur ſind der Erſtere und der Letztere zu ſehr von ihrer Subjectivität befangen, und haben, beſonders Heine, ihre Eitelkeit noch nicht abzuſtreifen vermocht, was der Humor vor allen Dingen muß, wenn er ſiegen will. — Börne hat es in letzter Zeit mit dem Publicum verdorben durch ſeine Briefe aus Paris, weil er den Spaß zu weit trieb und die Menge zu beſchränkt war, um einzuſehen, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts ſind, als etwas grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß. —

So hätten wir denn, freilich mitunter etwas flüchtigen Fußes, die ſchönen Reiche der Poeſie gemeinſchaftlich durchwandert, und ſtehen nun am Schluſſe unſerer Beſtrebungen. Empfangen Sie meinen herzlichſten Dank für die Theilnahme und Geduld, welche Sie ſo freundlich und beharrlich dieſen mangelhaften Vorträgen ſchenkten. —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Halle der Völker.

Sammlung
vorzüglicher Volkslieder
der
bekannteſten Nationen,

größtentheils zum erſten Male, metriſch in das Deutſche
übertragen,

von

O. L. B. Wolff.

Erſter Band.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.
1837.

Ludwig Tieck,

mit

deſſen freundlicher Bewilligung,

aus

herzlichſter Verehrung

gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Vorwort.

Zur Einleitung in die vorliegende Sammlung habe ich nur wenig zu bemerken, da die erläuternden und literärhiſtoriſchen Notizen für die einzelnen Lieder in die Anmerkungen verwieſen ſind, die ſich am Schluſſe jeden Bandes befinden. Seit einer Reihe von Jahren iſt das Studium der Volkspoeſie meine liebſte Erholung geweſen bei mühſamen Berufsarbeiten und oft drückenden Lebensverhältniſſen; ich ſtrebte mir anzueignen, was mir beſonders zuſagte, und ſo entſtand allmählig eine Reihe von Uebertragungen intereſſanter Volkslieder der verſchiedenſten Nationen, aus der ich jetzt das, was mir am Bedeutendſten ſchien, für die Veröffentlichung ausgeleſen habe. Bei dieſer Wahl ſah ich zuerſt und größtentheils auf den poetiſchen Werth und Gehalt des Liedes, dann auf nationale Eigenthümlichkeit oder hiſtoriſche Bedeutung, endlich auf Neuheit deſſelben für Deutſchland; bei der Uebertragung bemühte ich mich dagegen vor Allem, den Volkston ſo genau wie möglich zu treffen und Inhalt und Form ſo treu, als ich nur irgend vermochte, nachzubilden; ich kann daher wohl manches Lied, in welchem der mit dem unſrigen eng verwandte Volksgeiſt es mir weſentlich erleichterte, eher eine deutſche Ausgabe des Originals als eine Ueberſetzung nennen. *) Unwiſſenden und Splitterrichtern muß ich freilich dabei Herder's Worte mit denen er ſeine herrliche Sammlung begleitete, in's Gedächtniß rufen: Kenner werden meinen guten Willen achten und mit Manchem, trotz aller angewandten Mühe Mislungenen, Nachſicht haben. — Der größte Theil der in dieſen Bänden enthaltenen Volkslieder iſt, ſoviel ich weiß, bisher noch nicht überſetzt worden.

Jena, im Winter 1836.

O. L. B. Wolff.

---

*) Vergleich unten S. 26. Willie und Maid Margaret. Wenn bei dieſem und ähnlichen Liedern die Anzahl der Sylben das Versmaaß überläuft und gleichſam überſchwemmt, ſo liegt in der Ueberſetzung wohl nicht der Fehler darin, daß man nicht vier Füße und acht Sylben zählen konnte, oder ſie ſammt niedlichen Reimen hätte finden können; ſondern weil das Original im Ton und Gange damit Alles verloren haben würde. Herder, Stimmen der Völker in Liedern. VI. drittes Buch, 7. Anmerkung zu Wilhelm und Margret.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite
Vorwort V

I. Großbritannien.

Schön Annie 3
Child Noryce 8
Die grauſame Mutter 11
Die drei Raben 12
Die beiden Raben 13
Johnie Scot 15
Sohn Davie, Sohn Davie 22
Earl Richard 24
Willie und Maid Margaret 26
William und Marjorie 30
Der falſche Foodrage 33
Maid Colvin oder der falſche Sir John 38
Johnie von Breadislee 41
Clerk Saunders 45
Die Meermaid 50
Die Maid von Lochroyan 52

Seite
Der Haidehügel 58
Sir Patrick Spens 60
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön . 64
Andrew Lammie 65
Der Laird von Lagie 73
Der Douglas Untergang 76
Der gute George Campbell 79
Jacobitiſches Lied 80
Lebewohl 81
Daheim 82
„Sie lebt im Licht.“ 83
Du ſchwurſt bei deinem Gott, Jeanie! 85
Treue Liebe 86
Nachruf 87
Leichenwacht-Reigen 88
Des Lords Marie 90
Roy's Weib von Aldivalloch 92
Der Teufel und das alte Weib 93
Das iſt mir noch nicht geſchehn 95
Die gutherzige Nancy 100
Der Pfarrer in den Schoten 102
Der blonde Burſche 104
Wer da nicht will luſtig ſeyn 104
Trinklied 106
Der gefügige Ehemann. (Schottiſches Volkslied) . . 107
Arme alte Jungfern! 108
Küß mich nicht vor den Leuten 110
Sir John Suckling's Feldzug 112
Heiße Liebe 114

Seite

II. Niederlande.

Schönſte Fracht 117
Wallfahrt nach Kevelaar 118
Wiegenlied 121
Verborgene Minne 122
Verborg'ne Liebe 124
Von Thyſken von dem Schilde 126
Von drei Geſellen aus Roſenthal 128
Von dem Meier und dem Brieſemann 130
Von dem Zimmermann 132
Wächterlied 134
Die Nonne 137
Von drei Geſpielinnen 139
Von zwei Königskindern 140
Schön Elſe 142
Der einſt der Allerliebſte war 144
Von Hänſelein 145
Es ſollt' ein Reiter früh Morgens ausreiten . . . 146
Nach Oſterland will ich fahren 148
Wenn alle Berge wären Gold 150
Bewährte Treu 152
Es taget aus dem Oſten. (Ein altes Lied) 154
Es ritt ein Reiter wohl durch das Ried 157
Ein altes Lied von Graf Floris und Gerhard van Velzen 158
Der erzürnte Liebhaber 163
Der ſchelmiſche Bauer 164
Der Jäger 166
Siegeslied 167
Die Flüchtlinge 169

Seite
Lobgeſang auf die heilige Agnes 173
Weihnachtslied 176

III. Frankreich, Belgien, und franzöſiſche Schweiz.

Lied auf die Schlacht von Pavia und deren Folgen . 179
Neues Lied 180
Lied auf den Tod des Montgommery 182
Lied auf die Schlacht von Lützen 189
Lied auf die Geſangenſchaft des Johann von Werth ꝛc. 193
Antwort einer Demoiſelle, auf den Tod des Herrn von Biron 197
Lied auf den Tod der Herrn Cinq-Mars und de Thou 200
Die Genfer Eſcalade 204
Das Lied von Marlbrouk 210
Schön Yolans 212
Graf Guis 214
Liebesabſchied 215
Die edeln Ritter von der Tafelrunde 218
Der Fuchs 218
Der Tückiſche 220
Reue 221
Was der Tochter fehlt 222
Das verſchloſſene Herz. (Tanzlied) 223
Verſchiedene Liebe 225
Laß die Leute nur ſchwatzen 227
Die Hartherzige 228
Der Gefangene 229
Das kleine Männchen 230

Seite
Der Abſchied 232
Ein Mädchen, wie es wenige gibt 234
Der zudringliche Pfarrer 235
Die dicke Claudine 236
Der zornige Vater 237
Der dumme Liebhaber 240
Das unzufriedene Mädchen 243

Anmerkungen.

I. Großbritannien 247
II. Niederlande 258
III. Frankreich, Belgien, und franzöſiſche Schweiz . 265

I.

Großbritannien.

Allan Ramsay, The Tea Table Miscellany, being a choice collection of English and Scotch Songs. — Edinburgh 1724. 5 Ed. Lond. 1756.

Percy, Reliques of Ancient English Poetry. London 1755. 3 vol. N. Ed. London and Francfort 1791. 3 vol.

Herd, Ancient and Modern Scottish Songs, Heroic Ballads &c. Edinb. 1769. N. E. 1776. 2 vol.

(Ritson) Scottish Songs. London 1794. 2 vol.

W. Scott, Minstrelsy of the Scottish Border. 1802. 5 Ed. Edinburgh 1821. 3 vol.

Jamieson, Popular Ballads and Songs. Edinburgh 1806. 2 vol.

Finlay, Scottish Historical and Romantic Ballads. Edinburgh 1808. 2 vol.

Cromek, Remains of Nithsdale and Galloway Song. London 1810.

R. A. Smith, The Scottish Minstrel. Edinb. (s. a.) 6 vol. 4.

W. Motherwell, Minstrelsy: Ancient and Modern. Glasgow 1827. 4.

Chambers, The Scottish Songs. Edinburgh 1829. 2 vol.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schön Annie.

„Lerne machen dein Bett, Annie,
Und lerne liegen allein;
Denn ich muß über die ſalzige See,
Eine Braut zu führen heim.

„Bind' auf, bind' auf, dein gelbes Haar
Im Nacken mit dem Band,
Und ſieh' ſo jungfräulich wieder aus,
Wie ich zuerſt dich fand.“ —

„Wie kann jungfräulich ich ausſehn,
Da ich keine Jungfrau mehr,
Da ich die ſieben Söhne gebar
Und den achten trage ſchwer?

„Der älteſte deiner Söhne, Mylord,
Sein Gewand iſt geſchmückt mit Gold;
Der zweite deiner Söhne, Mylord,
Er reitet ein milchweiß Roß;

„Und der dritte deiner Söhne, Mylord,
Er zapft dir Bier und Wein;
Und der vierte deiner Söhne, Mylord,
Bei der Mahlzeit dein Diener kann ſeyn;

Und der fünfte deiner Söhne, Mylord,
Leſen und ſchreiben kann er;
Und der ſechſte deiner Söhne, Mylord,
Verſteht es noch weit mehr.

„Und der ſiebente deiner Söhne, Mylord,
Sitzt auf der Amme Knie'n,
Und wie ſoll ich jungfräulich ausſeh'n,
Da ich keine Jungfrau mehr bin?

„Doch wer wird dir backen dein Hochzeitsbrod
Und brauen dein Hochzeitsbier?
Oder wer wird empfangen die holde Braut,
Wenn du ſie bringſt mit dir?“ —

„Köche will ich in die Küche thun,
Diener in die Halle hier,
Will Bäcker haben für mein Brod
Und Brauer für mein Bier;
Doch du ſollſt empfangen die holde Braut,
Wenn ich ſie bringe mit mir.“ —

Er ſetzte ſeine Füße in's Schiff,
Sein Segelboot in's Meer,
Und ſchwur, es würde ſeyn Jahr und Tag,
Eh' er käme wieder her.

Als Jahr und Tag vorbei, und hin
Schön Annie dachte lang,
Und ging hinauf auf ihr Zimmerlein,
Zu ſehen See und Land.

„Komm herauf, komm herauf, mein älteſter Sohn,
Sieh nur, was man ſehen kann,
Von dorther kommt dein Vater lieb
Mit deiner Stiefmutter an.“ —

5

„Leg' ab, o Mutter, dein ſchwarz Gewand,
Zieh' an dein braunes Kleid,
Und ich will auszieh'n mein Trauergewand,
Daß wir zu dem Willkomm bereit.“

Da nahm ſie Wein in ihre Hand
Und hat genommen Brod,
Und ging zur Waſſerſeit' hinab,
Wo ſie Willkommen bot.

„Willkommen ſeid Ihr, Mylord, willkommen!
Daheim willkommen mir
Mit jedem Lord und Edelmann,
Der Euch begleitet hier.

„Willkommen, Lady, ſeid Ihr, willkommen!
Daheim willkommen mir,
Mit jeder Lady und jedem Herrn,
Der Euch begleitet hier.“ —

„Ich danke, mein Mädchen, ich danke dir
Recht aus dem Herzen mein,
Leb' ich ſieben Jahre in dieſem Haus,
Sollſt du belohnet ſeyn.“ —

Sie bediente ſie hier und bediente ſie dort
Mit dem Waizenbrod und dem Wein;
Sie aber, das kalte Waſſer trank ſie,
Zu erhalten ihre Farbe fein.

Sie bediente ſie hier, ſie bediente ſie dort
Mit Brod und Bier fürwahr;
Sie aber, das kalte Waſſer trank ſie,
Zu erhalten ihre Farbe klar.

Nach dem Glockenklang und dem Meßgeſang,
Als Alles zur Ruh' ſich gelegt,
Schön Annie bracht' ihre Söhne zu Bett,
Doch der Gram ihr Herz bewegt.

„Werd' ich gehn zur ſalzigen See
Und ſehn, wie die Fiſche ſchwimmen;
Oder hin zum luſtigen grünen Wald
Und hören die Vögelein ſingen?“

Und es ſprach ein bejahrter Mann,
Der da ſtand hinter der Thür:
„Du wirſt nicht gehn zur ſalzigen See,
Zu ſehn die Fiſche ſchwimmen,
Und nicht zum luſtigen grünen Wald,
Zu hören die Vögelein ſingen;

„Sondern du wirſt nehmen die Harfe zur Hand
Und zu ihrer Kammerthür wallen,
Und wirſt dort ſpielen und ſingen,
Daß die ſalzigen Thränen fallen.“

Sie nahm eine Harfe in ihre Hand,
Und begann zu klagen und ſpielen,
Als ſie wallte zu ihrer Kammerthür,
Daß die ſalzigen Thränen fielen.

Da ſprach die junge hübſche Braut,
Die in dem Brautbett war:
„Mir iſt, als hört' ich Schweſter Annie,
Und ich möchte, es ſei wahr:
Denn ein Schottiſcher Lord führte ſie fort,
Ein böſer Tod hatte ſein!“

„Wer war dein Vater, mein Mädchen," ſprach ſie,
„Oder wer war deine Mutter?
Oder hatteſt du je eine Schweſter lieb,
Oder hatteſt du je einen Bruder?" —

„König Heinrich war mein Vater lieb,
Königin Eſther meine Mutter,
Prinz Heinrich war mein Bruder lieb,
Fanny Flower meine Schweſter." —

„War König Heinrich dein Vater lieb,
Königin Eſther deine Mutter,
Und war Prinz Heinrich dein Bruder lieb,
So bin ich gewiß deine Schweſter.

„Komm in dein Bett, meine Schweſter lieb,
Ich that dir nimmer weh',
Nur durch einen Kuß von meinem Mund,
Als wir kamen über die See." —

„Hinweg, hinweg, du Vormittagsbraut,
Hinweg, hinweg von mir!
Meine Annie will ich nicht klagen hören,
Um alles Gold, das mir ward mit dir." —

„Es waren fünf Schiffe mit rothem Gold,
Kamen über's Meer mit mir;
Zwei davon die bringen mich heim,
Und drei laſſ' ich bei dir.

„Und ſieben Schiffe mit weißem Gold
Kamen über's Meer mit mir;
Zwei davon die bringen mich heim,
Und fünf laſſ' ich bei dir;
Meine Mutter macht meine Mitgift voll,
Sobald ich wiederkehr."

Child Norvie.

Child Norvie ein hübſcher Jüngling iſt,
Er ſchwanket mit den Winden.
Sein Roß war vorn mit Silber beſchuht,
Mit geſchlagenem Golde hinten.

Er rief zu ſich ſeinen kleinen Mann John,
Sprach: „du ſiehſt nicht, was ich ſeh';
Denn dort ſeh' ich die erſte Frau,
Die mich geliebet je.

„Hier iſt ein Handſchuh, ein Handſchuh," ſprach er,
„Mit grauem Silber geſtickt,
Sag' ihr zu kommen zum grünen Wald,
Zu ſprechen mit Child Norv.

„Hier iſt ein Ring, ein Ring," ſprach er,
„Von Gold ganz, außer dem Steine,
Sag' ihr zu kommen zum grünen Wald,
Erlaubniß braucht' ſie keine." —

„So ſehr deinen Willen ich liebe, Herr,
Mein Leben lieb' ich noch mehr;
Soll ich gehen zu Lord Barnard's Schloß,
Sein Weib zu locken her?“ —

„Geb' ich dir Speiſe nicht,“ ſprach er,
„Und geb' ich Lohn nicht dir?
Was weigerſt du dich denn,“ ſprach er,
„Gehorchen mußt du mir?“ —

O, als er kam zu Lord Barnard's Schloß,
Da dreht er an dem Ring;
Und Lady Barnard war ſelber bereit,
Daß ſie den Knaben empfing.

„Hier iſt ein Handſchuh, ein Handſchuh,“ ſprach er,
„Mit grauem Silber geſtickt,
Ihr möchtet kommen zum grünen Wald,
Zu ſprechen mit Child Nory.

„Hier iſt ein Ring, ein Ring,“ ſprach er,
„Von Gold ganz, außer dem Steine,
Ihr möchtet kommen zum grünen Wald,
Erlaubniß brauchtet ihr keine.“ —

Lord Barnard in der Nähe war,
O, ein böſer Mann war er!
„Kaum hätt' ich gedacht, daß meine Lady,
Einen liebte neben mir.“ —

O, er zog an ein linnen Hemd,
Und ein luſtiges, buntes Gewand,
Und zog hinab zu dem grünen Wald,
Zu ſprechen mit Child Nory. —

Child Norvie ſitzt auf einem Baum,
Er pfeifet und er ſingt.
„O, weh' iſt mir," Child Norvie ſprach,
„Dort kommt meine Mutter her!"

Child Norvie kam herab vom Baum,
Seiner Mutter zu helfen von ihrem Roß,
„O weh', o weh'!" ſprach Child Norvie,
„Meine Mutter war nie ſo dick und groß."

Lord Barnard der hatte ein kleines Schwert,
Das an ſeinen Kniee herunter hing,
Er ſchlug das Haupt ab dem Child Norvie
Und den Körper an einem Baum aufhing.

Und als er kam nach ſeinem Schloß
Und in ſeiner Lady Hall',
Er warf das Haupt ihr in den Schooß,
Sprechend: „Lady, da iſt ein Ball!"

Sie wandte um das blutige Haupt
Und hat ihm Wang' und Kinn geküßt:
Viel lieber mir dieſes blutige Haupt,
Als mein königlich Geſchlecht mir iſt.

Als ich in meines Vaters Schloß
Und eine Jungfrau war,
Da kam ein Lord nach dem Norden hin,
Dem ich Child Norvie gebar.

Weh' dir, ſprach er, Lady Margeret!
Ein ſchlimmer Tod werde dir:
Hätteſt du mir geſagt, er ſei dein Sohn,
Er wäre nimmer erſchlagen von mir.

Die grauſame Mutter.

Sie lehnt ihren Rücken an einen Dorn,
Drei, drei und drei bei drei,
Und da hat ſie zwei Kinder geboren,
Drei, drei und dreißig drei.

Sie löſte ſich ab ihr Gürtelband
Und band damit ihnen Fuß und Hand.

Sie hat hervor ein Meſſer gebracht
Und beider Leben ein Ende gemacht.

Eine Grube grub ſie tief und weit
Und legte hinein ſie Seit' an Seit'.

Sie hat ſie bedeckt mit einem Stein
Und dachte, ſie ginge als Jungfrau heim.

Als ſie ging längs des Vaterſchloſſes Wall,
Sah ſie zwei Kinder die ſpielten Ball.

„O Ihr hübſchen Kinder, wäret Ihr mein,
So kleidet' ich Euch in Seide fein.

„O, ich kleidete Euch in Seide reich
Und mit Morgenmilch da wüſch ich Euch." —

„O grauſame Mutter, wir waren Dein,
Du haſt uns geleget unter den Stein.

„Verfluchte! Hoch iſt der Himmel ſehr,
Und Du gewinnſt ihn nimmer mehr.

„Verfluchte Mutter! die Hölle iſt tief,
Drei, drei und drei bei drei,
Und dahin kommſt Du Schritt für Schritt,
Drei, drei und dreißig drei.“

Die drei Raben.

Drei Raben ſaßen auf einem Zweig,
Hinunter, hinab, hinab,
Drei Raben ſaßen auf einem Zweig,
Hinab.
Drei Raben ſaßen auf einem Zweig,
An Schwärze kam ihnen keines gleich,
Hinunter, hinab, hinab.

Der Eine ſagte zum Weibchen ſein,
Wo nehmen wir unſer Frühſtück ein?

Dort unten in dem grünen Gefild
Ein Ritter liegt todt unter ſeinem Schild.

Seine Hunde liegen an ſeinem Knie,
So wohl bewachen den Herren ſie.

Seine Falken fliegen ſo eifrig umher,
Es naht ein Vogel ihm nimmermehr.

Herab dort kommt ein falbes Reh,
Mit einem Jungen es trächtig geht.

Sie hebt ſein blutig Haupt empor
Und küßt ſeine Wunden, die ſo roth.

Auf ihren Rücken ſie ihn legt
Und hin zum erdigen See ihn trägt.

Sie begrub ihn vor dem Morgenroth
Und war vor dem Abendlied ſelbſt todt,

O Gott! jedwedem Ritter gib
Solche Hunde, ſolche Falken und ſolches Lieb!

◆

Die beiden Raben.

Zwei Raben ſaßen auf einem Zweig,
An Schwärze und Größe kam keins ihnen gleich.
Der Eine zu dem Anderen ſprach:
Wo ſpeiſen wir denn am heutigen Tag?
Speiſen wir bei der wilden ſalzigen See
Oder in des grünen Waldes Näh'?

Als ich ſaß auf dem tiefen Seeſand,
Da ſah ich ein ſchönes Schiff nahe dem Land;
Ich bog den Schnabel, die Flügel ich ſchlug,
Da ſank das Schiff und ich hört' einen Fluch.
Sie liegen einer, zwei, drei nun da,
Ich ſpeiſe der wilden Salzſee nah.

Ich zeige dir ſchönerm Anblick zumal,
Erſchlagenen Ritter im tiefen Thal.

Sein Blut iſt friſch auf das Gras gefloſſen,
Sein Schwert halb gezogen, ſeine Pfeil' nicht verſchoſſen;
Und Niemand weiß, daß er dorten blieb,
Als ſein Falke, ſein Hund und ſein treues Lieb.

Es iſt ſein Hund fort zu der Jagd,
Sein Falke ſie auf Hühner macht,
Sein Liebchen iſt mit einem Anderen fort,
So halten wir ſüßes Mahl nun dort,
Unſer Mahl iſt ſicher in unſ'rer Gewalt,
Drum laß uns ſpeiſen am grünen Wald.

Halte du an ſeiner Bruſt den Schmaus,
Ich hack' ihm die blauen Augen aus;
Nimm Locken von ſeinem blonden Haar
Und beſſ're damit dein Neſt fürwahr.
Den gold'nen Flaum von dem jungen Kinn,
Den breit' ich meinen Kleinen hin.

O ſein Lager iſt dort nackt und kahl,
Wenn der Winterſturm ſauſt durch das Thal.
Zum Haupte den Raſen, zu Füßen den Stein,
Schläft er und vernimmt nicht des Mädchens Pein.
Ueber ſein Gebein der Vogel ſich ſchwingt,
Die Füchſe heulen, das wilde Reh ſpringt.

Johnie Scot.

O Johnie Scot zog aus zur Jagd
In den wilden Wald geſchwind,
Und Earl Percy's eigene Tochter,
Die trägt von ihm ein Kind.

O in der Küche ſpricht es ſich,
Und ſpricht ſich in der Hall,
Und ſpricht ſich in dem höchſten Thurm
Unter den Edeln all.

„Und iſt ſie ſchwanger," ihr Vater ſpricht,
— „Doch Gott laß es nicht geſchehn! —
So werf ich in einen Kerker ſie
Und will die Wahrheit ſehn."

„Und iſt ſie ſchwanger," ihre Mutter ſprach,
— „Bewahr' uns Gott vor der Noth! —
So werf' ich ſie in den Kerker,
Dort zu ſterben den Hungertod."

Johnie rief ſeinen Diener heran:
— Sein Name war Germanie —
„Du mußt nach dem ſchönen England ziehn,
Mir bringen die frohe Lady.

„Und hier, das iſt ein ſeid'nes Hemd,
Den Saum hat ſie ſelbſt gemacht;
Sag' ihr zu kommen zum grünen Wald,
Wo Johnie, ihr Treuer, wacht."

Er ritt, bis er kam zu Earl Percy's Thor,
Und wollte dort hinein:
„O wer iſt da?“ ſprach der Pförtner ſtolz,
„Ich darf dich nicht laſſen ein.“

Und er ritt auf, und er ritt ab,
Ritt rund um das Schloß allda,
Bis er eine ſchöne Lady ſchaut,
Die aus dem Fenſter ſah.

„Hier iſt ein ſeid'nes Hemd,“ ſprach er,
„Den Saum habt ihr ſelber gemacht,
Und ihr müßt kommen zum grünen Wald,
Wo Johnie, euer Treuer, wacht.“

„Hoch iſt, mein Knabe, hoch das Schloß,
Und Mauern ringsum ſtehn;
Meine Füße ſtark gefeſſelt ſind,
Wie ſollt' ich fort denn gehn?

„Von ſchwarzem Eiſen die Kniebänder ſind,
Und, ach! ſo kalt zumal;
Mein Bruſtfleck iſt nicht von geſchlagenem Gold,
Es iſt von zähem Stahl.

„Hätt' ich nur Feder, Dint' und Papier
Und Licht hier bei der Hand,
So ſchrieb' ich einen langen Brief
An John im ſchönen Schottland.“

Da ſchrieb ſie einen langen Brief
Und ſiegelt ihn mit ihrer Hand,
Und hat ihn zum luſtigen grünen Wald
Mit dem eigenen Diener geſandt.

Die erſte Zeile, die Johnie las,
Da lacht er, daß es gellt;
Doch kaum las er eine Zeile mehr,
Als die ſalzige Thräne dem Auge entfällt.

„O ich muß fort nach England ziehn,
Was mich auch treffen mag,
Zu retten mein eigenes, holdes Weib,
Das kürzlich an meiner Seite lag."

Da ſprach Johnie's alte Mutter:
— Eine klugredende Frau ſie war —
„Wenn du nach dem ſchönen England willſt,
Nehm' ich Abſchied von dir auf immerdar."

Und es ſprach Johnie's Vater,
Und er ſprach wohl ein paſſend Wort:
„Wenn du nach dem ſchönen England ziehſt,
So fürcht' ich, du kehrſt nicht heim von dort."

Doch es ſprach Johnie's Oheim dann:
— Und er ſprach zu rechter Zeit —
„Fünfhundert von meinen Schützen
Sollen geben ihm Geleit."

Als Alle im Sattel ſaßen,
Sie waren gut anzuſehn.
Das Haar, das um Johnie's Nacken hing,
Strahlte wie Gold ſo ſchön.

Und als ſie Alle zogen davon,
Ein Jeder auf ſeinem Roß,
War auch nicht ein vermählter Mann
In Johnie's ganzem Troß.

Johnie Scott war ſelbſt der erſte Mann,
Der thät vor dem Zuge reiten:
Sein Obeim war der zweite Mann,
Mit dem Schwert an ſeiner Seiten.

In der erſten guten Stadt, wo Johnie ankam,
Da ließ er die Glocken klingen,
Und als er ritt durch die ganze Stadt,
Da ließ er die Pſalmen ſingen.

In der nächſten guten Stadt, die Johnie erreicht',
Ließ er die Trommeln ſchlagen.
In der dritten guten Stadt, die er erreicht',
Ließ er die Trompeten blaſen,
Daß König Heinrich und all' ſeine Leut
Verwundert ſich drüber befragen.

Und als ſie kommen zu Earl Percy's Thor,
Da ritt er rundum allda;
Und wen ſchaut er, als ſeine Treuliebſte,
Die aus dem Fenſter ſah?

„O mit Eiſen und Stahl ſind die Thore geſperrt,
So ſind auch die Fenſter dabei;
Meine Füße ſind in Feſſeln ſtark,
Wie komm' ich denn wohl frei?

„Meine Kniebänder, ſie ſind von Blei,
Und, ach! ſo kalt zumal;
Mein Bruſtſchmuck, anſtatt von geſchlagenem Gold
Iſt von hartem, hartem Stahl.

Doch, als ſie kamen zu Earl Percy's Thor,
Und wollten dort hinein,
War Keiner ſo ſchnell, als Earl Percy ſelbſt,
Um ſie zu laſſen ein.

„Biſt du der König von Aulsberry,
Oder der vom ſpaniſchen Land,
Oder biſt du ein luſtiger ſchottiſcher Lord,
Und wirſt Mac Nachtan genannt?“

„Ich bin nicht der König von Aulsberry,
Noch der vom ſpaniſchen Land,
Doch ich bin ein luſtiger ſchottiſcher Lord
Und Johnie Scot genannt.“

Als Johnie vor den König kam,
Fiel nieder er auf ſein Knie:
„Wenn Johnie Scot dein Name,“ ſprach er,
„Wie ich das wohl glaube von dir,
So geht die ſchönſte Lady am Hof
Mit einem Kind von dir.“

„Wenn ein Kind ſie trägt,“ ſchön Johnie ſprach,
„Und ich glaub', es wird ſo ſein,
So mach' ich's zum Erben von meinem Land
Und ſie zur Lady mein.“

„Wenn ein Kind ſie trägt,“ ihr Vater ſprach,
„Und ich glaube, daß dem ſo ſei,
Sollſt du morgen zur achten Stunde
Hängen am Galgen frei.“

„Auf und“ ſprach Johnie's Oheim nun,
Als Jener ſo gedroht,
„Eh' wir ſchön Johnie hängen ſehn,
Da fechten wir bis zum Tod.“

„Iſt da ein Tailliant an Eurem Hof,
Der der Kämpfe drei gewährt?
Denn eh' man mich hängt,“ ſchön Johnie ſprach,
„Will ich ſterben von ſeinem Schwert.“

„Fahr' fort, fahr' fort,“ der König ſprach,
„Das iſt wohl geredet dabei;
Denn es iſt ein Tailliant an meinem Hof,
Der ſoll mit dir kämpfen drei bei drei.“

O Manche zu dem grünen Wald,
Manche zur Eb'ne gehn,
Die Königin mit ihren Damen,
Der König mit ſeinen Herrn,
Um den ſchönen Johnie fliehen,
Oder ihn erſchlagen zu ſehn.

Sie fochten nun und Johnie focht nun
Mit Schwertern von hartem Stahl,
Bis die Tropfen von rothem, rothem Blut
Rannen fließend in das Thal.

Sie fochten fort und Johnie focht fort
Und fochten tapfer und frei,
Bis nur lebend blieb an des Königes Hof
Nicht Ein Mann, ſondern drei.

Um acht Uhr Morgens begannen ſie
Und fochten fort bis drei,
Als der Tailliant, wie eine Schwalbe, ſchnell
Flog über Johnie's Haupt herbei.

Aber Johnie, ein junger, ſchlanker Geſell,
Im Kreiſe wirbelte ihn,
Und in die Spitze von Johnie's Schwert
Der Tailliant ſtürzte hin.

„Ein Prieſter! Ein Prieſter!“ ſchön Johnie rief,
„Mein Lieb und mich zu vermählen.“
„Ein'n Schreiber! Ein'n Schreiber!“ ihr Vater rief,
„Um ihre Mitgift zu zählen.“

„Will nichts von Eurem Gold,“ ſprach Johnie,
„Und nichts von Eurem Gut,
Will nur meine treue, ſchöne Braut,
Gewonnen mit meinem Blut.“

Er nahm ſein Treuliebchen bei der Hand,
Ließ es zur Ebene gehn:
„Habt ihr von den engliſchen Hunden noch mehr,
Die ihr wünſcht erſchlagen zu ſehn?“

Er ſetzt ein kleines Horn an den Mund
Und blies gar laut und weit,
Und die Ehre zog nach Schottland hinein,
Trotz Englands Geſchicklichkeit.

Er ſetzte ſein kleines Horn an den Mund,
Blies nochmals laut und weit,
Und der Klang, der aus dem Horne drang,
War „Johnie und ſein Geleit.“

Sohn Davie, Sohn Davie.

„Was iſt auf deinem Rockſchoß für Blut?
Sohn Davie! Sohn Davie!
Was iſt auf deinem Rockſchoß für Blut?
Komm', ſage die Wahrheit mir. O!"

„Es iſt meines großen Falken Blut,
Frau Mutter, Frau Mutter!
Es iſt meines großen Falken Blut;
Ich ſage die Wahrheit dir. O!"

„Falkenblut war nimmer ſo roth,
Sohn Davie! Sohn Davie!
Falkenblut war nimmer ſo roth;
Komm', ſage die Wahrheit mir. O!"

„Es iſt von meinem Jagdhund das Blut,
Frau Mutter! Frau Mutter!
Es iſt von meinem Jagdhund das Blut,
Und es ging nicht ab von mir. O!"

„Hundeblut war nimmer ſo roth,
Sohn Davie! Sohn Davie!
Hundeblut war nimmer ſo roth,
Komm', ſage die Wahrheit mir. O!"

„Es iſt das Blut meines Bruders John,
Frau Mutter! Frau Mutter!
Es iſt das Blut meines Bruders John,
Ich ſagte die Wahrheit dir. O!"

„Was war es, weßhalb der Streit begann?
Sohn Davie! Sohn Davie!“ —
„Wegen des Schneidens von einem Weidenzweig,
Der nimmer wär' worden ein Baum. O!“

„Und welchen Tod möchteſt du ſterben nun?
Sohn Davie! Sohn Davie!
Und welchen Tod möchteſt du ſterben nun?
Komm', ſage die Wahrheit mir. O!“

„Ich ſetze den Fuß in ein bodenlos Schiff,
Frau Mutter! Frau Mutter!
Ich ſetze den Fuß in ein bodenlos Schiff,
Siehſt nie etwas mehr von mir. O!“

„Was willſt du laſſen deinem armen Weib?
Sohn Davie! Sohn Davie!“ —
„Ihr ganzes Leben lang Kummer und Leid,
Mehr bekommt ſie nimmer von mir. O!“

„Was willſt du laſſen deinem eignen Sohn?
Sohn Davie! Sohn Davie!“ —
„Die Welt, auf und ab zu wandern darin,
Mehr bekommt er nimmer von mir. O!“

„Was willſt du laſſen deiner Mutter lieb?
Sohn Davie! Sohn Davie!“ —
„Ein Feuer, ſie d'ran zu verbrennen voll Luſt,
Mehr bekommt ſie nimmer von mir. O!“

Earl Richard.

Earl Richard ritt zur Jagd hinaus,
So ſchnell er konnte reiten;
Sein Jagdhorn um ſeinen Nacken hing
Und ein Schwert an ſeiner Seiten.

Als er kam zu meiner Lady Thor,
Da dreht er an dem Ring.
Wer war ſo bereit, als die Lady ſelbſt,
Daß ſie öffnet' und ihn empfing?

„Steig' ab, ſteig' ab', Earl Richard!“ ſie ſpricht,
„Und bleibe die Nacht zur Stell';
Du ſollſt haben ein warmes Steinkohlenfeuer
Und Lichter, brennend hell.“

„Ich will nicht herab, ich kann nicht herab,
Ich will nicht kommen herein;
Eine Lady, ſchöner, als zehn, wie du,
Bei Richards-Wall harret mein.“

Er bog ſich von ſeinem milchweißen Roß,
Um zu küſſen ihren roſigen Mund.
Sie hatte ein Meſſer in ihrer Hand
Und hat ihn gar tief verwund't.

„O, liege da, Earl Richard,“ ſie ſpricht,
„O, liege du da bis Morgen!
Eine Lady, ſchöner, als zehn, wie ich,
Wird ob deiner Heimkehr ſich ſorgen.“

Sie rief ihre Mädchen einzeln heran,
Rief zwei bei zwei ſie dort:
„Ich hab' einen Todten in meinem Cloſet,
Ich wollt', er wäre fort."

Die Eine faßt ihn bei der Hand,
Nach den Füßen die andere griff;
Sie warfen ihn in den Brunnen hinein,
Wohl funfzig Klafter tief.

Alsbald ein kleiner Vogel ſprach,
Er ſaß auf einem Zweig:
„Geh' heim, geh' heim, du falſche Lady!
Und bezahl' deine Mägde gleich."

„Komm' herab, komm' herab, du Vögelchen,
Dort ſitzend auf dem Zweig!
Ich hab' ein Bauer von feinem Gold,
Das geb' ich dir ſogleich!"

„Geh' heim, geh' heim, du falſche Lady!
Und gieb deinen Mägden den Lohn.
Wie du gethan dem Earl Richard,
So thäteſt du mir ſchon."

„Hätt' ich einen Pfeil in meiner Hand
Und einen Bogen ſogleich,
Ich ſchöſſe den Pfeil in dein ſtolzes Herz,
Dort auf dem grünen Zweig."

Willie und Maid Margaret.

Willie ſtand in der Thür zum Stall,
Klopft ſein Roß wohlgemuth,
Und ſchauend auf ſeine weiße Hand,
Floß aus ſeiner Naſe Blut.

„Gieb meinem Roſſe Korn, Mutter,
Und Speiſe meinem Mann;
Denn ich muß gehn zur Margaret,
Eh' die Nacht kommt heran.“

„„O bleib' zu Hauſe, mein Sohn Willie!
Der Wind ſo kalt verſtreicht;
Die Nacht wird dunkel ſeyn, und ſpät,
Eh' du ihr Haus erreicht.““

„Ob auch die Nacht noch ſo dunkel nie,
So kalt der Wind nie geweſen ſei;
Ich muß doch ſeyn in Margaret's Haus,
Eh' noch zwei Stunden zogen vorbei.“

„„O gehſt du zu Maid Margaret,
Ohne die Erlaubniß mein,
Clyde's Waſſer iſt weit und tief genug;
Mein Fluch ſtürzt dich hinein.““

Er ſchwang ſich auf ſein kohlſchwarz Roß
Und ritt gar eifrig fort;
Doch eh' er kam an Clyde's Fluth,
Der Wind blies heftig dort.

Als über den hohen Hügel er ritt
Und durch das tiefe Thal,
Da war ein Brauſen in Clyde's Fluth,
Es ſchreckte hundert Menſchen zumal.

Sein Herz war warm, ſein Stolz ſich regt,
Süß Willie war nicht bang;
Doch aber ſeiner Mutter Fluch
In ſeinem Ohre klang.

Er iſt geſchwommen durch Clyde's Fluth,
Obwohl ſie weit und tief,
Und kam an vor Maid Margaret's Thor,
Als Alles d'rinnen ſchlief.

O, er ging rings und rings herum,
Und an der Klinke dreht;
Doch die Thür war zu und die Fenſter geſperrt,
Ein ließ ihn Niemand ſo ſpät.

„O, öffne die Thür mir, Margaret!
O, öffne mit deiner Hand!
Meine Stiefel ſind voll Waſſer vom Clyde,
Und gefroren bis an den Rand."

„„Ich darf nicht öffnen die Thüre dir,
Darf dich nicht laſſen ein
Und darf nicht machen ein Geräuſch,
Feſt ſchläft die Mutter mein.""

„O, willſt du mir nicht öffnen die Thür
Und gegen mich nicht ſeyn gut,
So zeige mir draußen ein Zimmer an,
Wo heut' Nacht dein Willie ruht."

„„Du kommſt nicht herein dieſe Nacht, Willie,
Und hier kannſt du nicht ſeyn,
Ich habe kein Zimmer draußen noch drinnen,
Nicht eins, nur drei allein.

„„Das Eine davon iſt voller Korn,
Voll Heu das Andere dort,
Das Dritte voll luſtiger, junger Leut',
Die gehn vor Morgen nicht fort.““

„O, lebe wohl, du falſche Margaret!
Leb' wohl, Gott ſey mit dir!
Weil ich geritten zu dir heut' Nacht,
Meiner Mutter Fluch ward mir.“

Er ſchwang ſich auf ſein kohlſchwarz Roß,
Doch war ſein Herz voll Leid;
Das Waſſer in dem Clydefluß
War übergetreten weit.

Und als er über den Hügel ritt
Und hinab in das tiefe Thal,
Das Brauſen im Clyde hätt' erſchreckt
Wohl hundert Menſchen zumal.

Als er zu Clyde's Waſſer kam,
Floß über den Rand es dort;
Das Brauſen, das in dem Waſſer war,
Nahm ihm die Gerte fort.

Er lehnte ſich über den Sattelknopf,
Zu haſchen die Gerte gut;
Das Brauſen, das in dem Waſſer war,
Nahm ihm vom Haupt den Hut.

Er lehnte ſich über den Sattelknopf,
Zu haſchen den Hut, ſo werth;
Das Rauſchen, das in dem Waſſer war,
Riß ihn von ſeinem Pferd.

Sein Bruder an dem Ufer ſtand,
Sprach: „„Pfui! willſt du ertrinken, Mann?
Lern' ſchwimmen; an deines Pferdes Kopf
Da klamm're du mit Kraft dich an.““

„Wie ſoll ich mich wenden zu meinem Roß,
Wie ſoll ich ſchwimmen lernen hier?
Hier iſt es, wo ich ertrinken muß;
Es liegt der Mutter Fluch auf mir.“

Zur Stunde, als der Jüngling ſank
Und in dem Fluſſ' ertrank,
Da wachte auf Maid Margaret
Aus ihrem Schlummer bang.

„„O komm', o komm'! meine Mutter lieb!
Den ſchweren Traum deute mir;
Ich träumte, mein Liebſter ſei am Thor
Und Niemand ließ ein ihn hier.““

„Lieg' ſtill, lieg' ſtill, Maid Margaret!
Lieg' ſtill und ſchlumm're fort,
Dein Liebſter iſt von unſ'rem Thor
Kaum ein halb Stündchen fort.“

Leiſe, leiſe ſtand ſie auf
Und ſchlich ſich fort geſchwind.
Je lauter daß die Lady ſchrie,
Deſto ſtärker brauſ'te der Wind.

Hin zu dem Ufer kommt ſie gleich;
Bei dem erſten Schritt, den ſie thut —
„„O, weh' mir, weh'!““ die Lady ſpricht,
„„Wie furchtbar tief iſt die Fluth!““

Als d'rauf den zweiten Schritt ſie thut,
Da watet ſie bis an's Knie.
Sie ſpricht: „„Gern ging' ich noch weiter hinein,
Sah' ich meinen Liebſten hie.““

Als d'rauf den dritten Schritt ſie thut,
Da watet ſie bis an's Kinn.
Es war die tiefſte Stelle des Clyde,
Süß Willie lag darin.

„„Eine grauſame Mutter hatt'ſt du, Willie,
So grauſam war meine dazu.
Nun wollen wir ſchlafen im Clydefluß,
Wie Schweſter und Bruder, in Ruh'.““

◆

William und Marjorie.

Lady Marjorie, Lady Marjorie
Saß, nähend ihr ſeiden Gewand,
Als neben ihr ein bleicher Geiſt
Mit manchem Seufzer ſtand.

„Seid Ihr mein Vater, der König,“ ſprach ſie,
„Oder ſeid Ihr mein Bruder Johann?
Oder ſeid Ihr mein Liebſter, ſüß William?
Aus England gekommen an.

„„Ich bin nicht Euer Vater, der König,““ ſprach er,
„„Auch nicht Euer Bruder Johann;
Ich bin Euer Liebſter, ſüß William,
Aus England gekommen an.““

„Habt Ihr mir gebracht von dem Scharlach roth
Oder Seidenzeug ſo fein?
Oder was man von den Kaufleuten kauft,
Koſtbares Edelgeſtein?“

„„Ich bracht' Euch keinen Scharlachſtoff,
Und keiner Seide Pracht,
Ich hab' Euch nur meinen Leilach
Ueber Fels und Hügel gebracht.

„„Lady Marjorie, Lady Marjorie,
Aus tiefem Mitleid mit mir,
Gib Treu' und Glauben mir zurück,
Die einſt ich gegeben dir.““

„O Treu' und Glauben geb' ich dir nicht,
Das thu' ich nicht, nein, nein!
Bis mich dein rother Mund geküßt,
Und du liegſt in den Armen mein.“

„„Meine Lippen, die ſind ſo bitter,““ ſprach er,
„„Mein Odem, der iſt ſo ſchwer;
Küßt dich einmal mein rother Mund,
So lebſt du nicht lange mehr.

„„Es kräht der Hahn, Marjorie,““ ſprach er,
„„Noch ein Mal kräht er dort;
Es iſt Zeit, daß der Todte die Lebenden läßt,
Marjorie, ich muß nun fort.““

Sie folgte ihm hoch — ſie folgte ihm tief,
Bis ſie traten zum Kirchhof ein;
Da öffnete ſich das tiefe Grab,
Und jung William legt ſich hinein.

„Wer ſind die drei, ſüßer William,“ ſprach ſie,
„Die da ſtehn zu dem Haupte dein?“
„„Es ſind drei Jungfrau'n,““ ſagt' er — „„Marjorie,
Die einſt ich verſprach zu frei'n.““

„Wer ſind die drei, ſüßer William,“ ſprach ſie,
„Die drei, zur Seite dir?“
„„Es ſind drei Kinder,““ ſagt er, „„Marjorie,
Die ſie geboren mir.““

„Wer ſind die drei, ſüßer William,“ ſprach ſie,
„Die drei zu den Füßen dein?“
„„Drei Höllenhunde,““ ſprach er, „„Marjorie,
Lauernd auf die Seele mein.““

Und ſie hob auf ihre weiße, weiße Hand
Und ſchlug auf die Bruſt ihn; dazu
Sprach ſie, „nimm wieder Glauben und Treu,
Und ich wünſch' deiner Seele Ruh.“

◆

Der falſche Foodrage.

König Eaſter freite ſie um ihr Land,
König Weſter um ihr Gold,
König Honour um ihr lieblich Geſicht
Und ihren Leib ſo hold.

Sie waren kaum vier Monde vermählt,
Wie ich erzählen hört',
Als ſich die Edeln in ihrem Reich
Wild gegen ſie empört.

Sie warfen Looſe unter ſich,
Und das Loos zwiſchen ihnen rollt,
Und warfen Looſe unter ſich,
Wer den König tödten ſollt'.

Wohl Einige wollten's und Andere nicht,
Ihr Wille ſtimmt nicht überein,
Da ſtand der falſche Foodrage auf
Und ſchwur, er ſollt es ſeyn.

Als die Glocke klang, und die Meſſe man ſang,
Und alle Menſchen zu Bett,
König Honour und ſein ſchönes Weib
Lagen in einem obern Cloſet.

Da ſtand nun auf der falſche Foodrage,
Als Alle in tiefem Schlaf,
Und den Wächter, der in der Halle war,
Sein Stahl zum Tode traf.

Vier und zwanzig ſilberne Schlüſſel dort
Hingen an einem Nagel hoch,
Und wie eine Thür er öffnete,
Hinter ihm ins Schloß ſie flog.

Und es ſtand auf der König Honour
Und ſprach: „Was ſoll das ſeyn!
Was giebt es denn, du falſcher Foodrage,
Und wer ließ dich herein?“ —

„Meine Botſchaft die erfahrt Ihr wohl,
Noch eh' ich fort gemußt.“ —
Da zog er ein Meſſer lang und ſcharf
Und ſtieß es ihm in die Bruſt.

Nun ſprang die Königin ſelber auf,
Und kniet vor dem böſen Mann:
„O ſchone mein Leben, falſcher Foodrage!
Nie that ich dir Böſes an.

„O ſchone mein Leben nur, falſcher Foodrage,
Bis daß ich leichter und frei,
Und weiß, ob, was König Honour mir ließ,
Knab' oder Mädchen ſey.“

„O, wenn ein Mädchen es iſt,“ ſprach er,
„So werd' es wohlgepflegt;
Doch wenn es iſt ein männliches Kind,
Der Galgen alsbald es trägt.

„Seine zarte Jugend ſchon' ich nicht,
Noch ſein hohes, hohes Geſchlecht;
Sobald es immer geboren iſt,
Iſt ihm der Galgen recht.“

Vier und zwanzig tapf're Ritter
Bewachten die Königin nun:
Vier ſtanden immer vor ihrer Thür,
Um Wacht und Hut zu thun.

Doch als die Zeit dem Ende nah',
Daß ſie ſollt' entbunden ſeyn,
Da ſann ſie wohl auf eine Liſt,
Ihren Körper zu befrei'n.

Sie gab den jungen Männern all
Zu trinken Bier und Wein,
Bis Alle ſo tödtlich betrunken waren,
Gleich einem wilden Waldſchwein.

„O, eng', eng' iſt das Fenſter
Und ſtarkbeleibt bin ich jetzt!“
Doch mit Hülfe unſerer lieben Frau,
Kam ſie heraus zuletzt.

Sie wandert auf, ſie wandert ab,
Sie wandert aus und ein,
Und zuletzt, im Schweinekoben ſelbſt,
Gebar ſie ein Söhnelein.

Da warfen ſie Looſe unter ſich,
Wer da ſollt' ſuchen die Königin;
Das Loos den weiſen William traf,
Der ſandte ſein Weib ſtatt ſeiner hin.

O, als ſie ſah' weiſen Williams Weib,
Da ſank ſie vor ihm in das Knie. —
„Steht auf, ſteht auf, Madame!“ ſprach es,
„Was braucht es ſolcher Courtoiſie?“

„Von dieſem Ort ſteh' ich nicht auf,
Bis eine Gab' ihr geſtattet fürwahr:
Euer Mädchen zu tauſchen gegen den Sohn,
Den ich von König Honour gebar.

„Meinem Falken dann ihr lehren mögt,
Wie man ein Roß beſteigt und treibt,
Ich lehr' euerm Turteltäubchen dafür,
Wie man geſchicklich lieſ't und ſchreibt.

„Meinem Falken dann ihr lehren mögt,
Wie das Schwert man ſchwingt und den Bogen ſpannt,
Ich lehr' euerm Turteltäubchen dafür,
Das Gold zu legen *) mit ihrer Hand.

„Und treffen wir uns in Kirch und Markt,
So dürfen wir uns nichts geſtehn,
Als: Dame, was macht mein luſtiger Falk?
Madame, wie mag's dem Täubchen gehn?"

Als Tage ſchwanden und Jahre fort,
Der weiſe William bedacht,
Nahm einſt des Königs Honour Sohn
Mit ſich, auf einer Jagd.

Es traf ſich bei dem Jagen ſo
An einem Sommertag,
Daß ſie kamen zu einem ſchönen Schloß,
Das auf ſonnigem Hugel lag.

---

*) Zu weben und ſticken.

„O, ſiehſt du dort das ſchöne Schloß
Mit den Thürmen und Zinnen ſein:
Wenn jeder ſein Eigenthum wieder hätt',
Wär' es das Erbe dein.“ —

„Wie wär' ich der Erbe von jenem Schloß,
Das ſieht nicht mein Verſtand;
Denn es gehört dem falſchen Foodrage,
Und er iſt mir nicht verwandt.“ —

„Erſchlügeſt du den falſchen Foodrage,
Du thäteſt Recht fürwahr;
Denn er erſchlug deinen Vater lieb,
Eh' dich deine Mutter gebar.

„Erſchlügeſt du den falſchen Foodrage,
Dich dürfte kein Menſch beſchämen;
Deine Mutter hält er gefangen,
Sie darf dich nicht zu ſich nehmen.“ —

Da ſtarrte der Knabe, dem Falken gleich,
Und ſprach: „Was iſt der Sinn?“ —
„Mein Knabe, du biſt König Honours Sohn,
Deine Mutter die rechte Königin.“ —

„O bin ich König Honours Sohn,
Bei der Mutter Gottes! mein Schwur ſoll ſeyn,
Heute Nacht will ich den Verräther erſchlagen
Und meine liebe Mutter befrei'n.“ —

Er ſetzte den Bogen an ſeine Bruſt,
Sprang über den Schloßgraben tief,
Und ergriff alsbald den falſchen Foodrage,
Der laut ſogleich nach Hülfe rief.

„O, halt' deine Zunge, du falſcher Foodrage!
Du kannſt dich von mir nicht befrei'n!“
Er durchbohrt ihm das falſche, falſche Herz
Und erlöſ'te die Mutter ſein.

Und er belohnte den weiſen William
Mit der beſten Hälfte von ſeinem Land,
Und das Turteltäubchen belohnte er
Mit der Treue ſeiner rechten Hand.

◆

Maid Colvin oder der falſche Sir John.

Der falſche Sir John zum Freien kam
Zu der Maid gar ſchön und fein,
Maid Golvin, die ſchöne Lady hieß,
Sie beerbt ihren Vater allein.

Er freite ſie draußen, er freite ſie drinn,
Freit' in der Halle ſie dort,
Bis die ſchöne Lady drein willigte,
Mit ihm zu reiten fort.

Zu ihres Vaters Koffer ging ſie,
Wo all ſein Geld er hegt,
Und nahm das rothe und ließ das weiße,
Und trippelte leicht wieder weg.

In ihres Vaters Stall ging ſie,
Wo all ſeine Roſſe ſtanden,
Und nahm das beſte und ließ das ſchlecht'ſte,
Das da war in ſeinen Landen.

Er ritt fort und ſie ritt fort,
Einen Sommertag lang und warm,
Bis ſie kamen an einen breiten Fluß,
Eines einſamen Sees Arm.

„Spring ab vom Roß" ſprach der falſche Sir John,
„Dein Brautbett ſiehſt du hier;
Hier hab' ich ſieben Königstöchter ertränkt,
Und die achte mach' ich aus dir.

„Leg' ab, leg' ab dein ſeiden Gewand,
Dort auf dem Stein iſt Raum;
Denn es iſt zu gut und zu koſtbar auch,
Um zu faulen im Salzſeeſchaum.

„Leg' ab, leg' ab dein linnen Hemd,
Dort auf dem Stein iſt Raum;
Denn es iſt zu gut und zu koſtbar auch,
Um zu faulen im Salzſeeſchaum." —

„O, wende dich um, du falſcher Sir John,
Zu dem Baum laſſ' die Augen gehn;
Denn nimmer ziemt es einem Edelmann,
Ein nacktes Weib zu ſehn."

Er wandte ſich ſchnell ganz herum,
Daß nach dem Baum er ſeh'.
Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Leib
Und warf ihn in den See.

„O halt' einen Zipfel nur, Maid Colvin,
Sonſt muß ich ertrinken ſo fort;
Ich bringe dich zu deines Vaters Thor
Und ſetze dich nieder dort.“

„O liege du da, du falſcher Sir John!
O liege du da!“ ſie ſpricht;
„Denn du liegſt in keinem kälter'n Bett,
Als du beſtimmt für mich.“ —

Drauf ſchwingt ſie ſich auf ihres Vaters Roß,
So ſchnell, als ſie fliehen kann,
Und kommt vor ihres Vaters Thor
Bei Tagesanbruch an.

Ein kleiner hübſcher Pſittich nun ſprach:
„Maid Colvin, wo warſt du die Zeit?
Was ward denn aus dem falſchen Sir John,
Der dich geſtern ſpät noch gefreit?“

Der kleine hübſche Pſittich ſprach
In ſeinem Bauer fein:
„Was thateſt du mit dem falſchen Sir John,
Da du hierher kommſt allein?

„Er freite dich draußen, er freite dich drin,
Freit' dich in der Halle dort,
Bis du ihm ſeinen Willen gethan,
Mit ihm zu reiten fort.“

„O kleiner Pſittich! halte den Mund,
Von Schmach mich zu befrei'n;
Dein Bauer ſoll werden von rothem Gold
Und die Sproſſen von Elfenbein.“

D'rauf nun ſprach der König ſelbſt,
In dem Zimmer, in dem er lag:
„Was nur dem kleinen Pſittich fehlt,
Daß er ſchwatzt, noch eh' es Tag?"

„Eine Katze zu meinem Bauer kam
Und quälte mich lange Zeit;
Da rief ich die ſchöne Maid Colvin,
Daß ſie mich von der Katze befreit'." —

Johnie von Breadislee.

Johnie ſtand an einem Maimorgen auf,
Rief nach Waſſer, zu waſchen die Hände:
„Macht die guten Jagdhunde los,
Sie ſind gekoppelt durch eiſerne Bände."

Als Johnie's Mutter das vernahm,
Ihre Hände rang ſie vor Schmerz:
„O, Johnie, geh' nicht in den Wald,
Um meines Segens willen, mein Herz!

„Du haſt genug gutes Waizenbrod
Und genug vom blutrothen Wein;
Geh' nicht nach Wild vom Hauſe fort,
Ich bitte dich, laſſ' es ſeyn!"

Doch den guten Bogen nahm Johnie
Und die Pfeile einzeln fort,
Und iſt gegangen nach Durrisdeer,
Das Wild zu jagen dort.

Als er herabkam bei Merriemaſſ
Und hin zu dem Waſſerfall ſchaut,
Da ſah ein Reh er liegen
Unter dem Haidekraut.

Johnie ſchoß und das Reh ſprang auf,
Er traf es in der Seite;
Doch zwiſchen dem Waſſer und der Höh
Riß nieder es ſeine Meute.

Und Johnie zerlegt das Reh ſo gut,
Daß er nahm Leber und Lunge heraus,
Und warf ſie ſeinen Hunden hin,
— Als wären ſie Grafenſöhne — zum Schmaus.

Sie aßen von dem Wild ſoviel
Und tranken ſo viel von dem Blute roth,
Daß Johnie und ſeine Hunde all
Einſchliefen, als wären ſie ſämmtlich todt.

Da kam daher ein alter Kerl;
Ein böſer Tod ſoll ihn ſchlagen:
Denn er machte ſich auf nach Hislinton,
Wo die ſieben Förſter lagen.

„Was bringſt du Neues, grauköpfiger Kerl?
Was bringſt du Neues? ſag' an!"
„„Ich bringe nichts Neues"" — ſprach der alte Kerl.
„„Als was dieſe Augen ſah'n.

„„Als ich herabkam von Merriemaſſ
Und hinab zum Haidekraut,
Lag ſchlafend mit ſeinen Hunden da
Der ſchönſte Junker, den ich je geſchaut.

„„Das Hemd auf ſeinem Rücken war
Holländiſch Linnen fein;
Das Wamms, das er darüber trug,
Schien Lincolnzwillich zu ſeyn.

„„Die Knöpfe waren auf ſeinem Rock
Von rothem Golde gut;
Die Hunde lagen um ihn her,
Ihre Mäuler gefärbt mit Blut.““

Da ſprach der erſte Förſter nun:
— Das Haupt von Allen da —
„Wenn das der Johnie von Breadiſlee iſt,
So kommen wir ihm nicht nah.“ —

Doch ſprach der ſechſte Förſter d'rauf:
(Er war ſeiner Schweſter Sohn)
„Wenn das der Johnie von Breadiſlee iſt,
So tödten wir ihn ſchon.“

Den die Förſter ſchoſſen, der erſte Pfeil,
Der traf ihn an den Knie'n;
Da ſprach der ſiebente Förſter:
„Der nächſte tödtet ihn.“

Johnie ſtemmte den Rücken am Eichenbaum,
Die Füße an einen Stein,
Und erſchlug die ſieben Förſter,
Bis auf den Einen allein.

Drei Rippen zerbrach er dem im Leib,
Schlug ihm das Schlüſſelbein aus,
Und legte ihn queer über ſein Roß
Und hieß ihn bringen die Zeitung nach Haus.

„O, iſt kein guter Vogel da,
Der ſingen kann meine Wort',
Und fliegt zu meiner Mutter hin
Und heißt ſie holen Johnie fort?“

Der Staar flog zur Mutter Fenſterlein
Und pfiff allda und ſang,
Und das letzte Wort von jedem Vers
War: „Johnie bleibt ſo lang!“

Sie machten eine Ruthe von Haſelbuſch,
Eine andre von Schlehdornzweig,
Und viele, viele Männer,
Die ſuchten Johnie gleich. —

Und ſeine alte Mutter ſprach:
— Ihre Thränen floſſen mit Macht, —
„Du hörteſt mein Warnen nicht, Sohn Johnie,
Zu laſſen von der Jagd.“

„Oft hab' ich gebracht nach Breadislee
Weniger Wild und mehr;
Doch nimmer bracht' ich nach Breadislee,
Was mein Herz betrübt ſo ſehr.

„Doch wehe dem alten ſchlechten Kerl,
Ein böſer Tod treff' ihn ſchon;
Denn der höchſte Baum in Merriemaſſ,
Der werde ſein Morgenlohn!“ —

Nun iſt Johnie's guter Bogen entzwei,
Seine guten Hunde erſchlagen,
Sein Körper liegt todt in Durrisdeer
Und aus iſt's mit ſeinem Jagen.

Clerk Saunders.

Clerk Saunders war ein Grafenſohn,
Er lebt' am Meeresſand;
Maid Margaret war eines Königs Tochter,
Sie lebt' im Oberland.

Clerk Saunders war ein Grafenſohn,
In der Schule ſehr gelehrt;
Maid Margaret war eines Königs Tochter,
Sie liebten ſich Beide ſehr.

Clerk Saunders und Maid Margaret
Gingen in den Garten grün,
Und ſchwer und traurig die Liebe war,
Von der ſie Beide glühn.

„Ein Bett, ein Bett, Clerk Saunders ſprach,
Für dich und mich, mein Kind.“
„„Pfui, nein! pfui, nein! ſprach Maid Margaret,
Bis einſt vermählt wir ſind.

„„Denn es könnten meine ſieben wilden Brüder
Mit brennenden Fackeln nah'n;
Sie ſprächen: „Wir haben nur Eine Schweſter,
Seht ein Ritter thut ſie umſah'n.“““

„So nimm mein Schwert aus der Scheide nun
Und löſe den Riegel ſein,
Und du kannſt ſchwören mit wahrem Eid,
Du ließeſt nimmer Clerk Saunders ein.

„Und nimm ein Tuch in deine Hand
Und bind um die hellen Augen es dir,
Und du kannſt ſchwören mit wahrem Eid,
Du ſahſt mich ſeit geſtern Abend nicht hier.“

Es war um die Mitternachtsſtunde juſt,
Als Beide feſt geſchlafen ein,
Da traten ihre ſieben Brüder
Mit rothen, brennenden Fackeln hinein.

Da kamen ihre ſieben Brüder
Mit den hellleuchtenden Fackeln heran,
Und ſprachen: „Wir haben nur Eine Schweſter
Und ſie liegt bei einem Ritersmann.“

Und es ſprach der Erſte von ihnen nun:
„Ich trage das Schwert, das ſein Tod ſoll ſeyn.“
Und es ſprach der Zweite von ihnen nun:
„Sein Vater hat nur ihn allein.“

Und es ſprach der Dritte von ihnen nun:
„Ich weiß, ſie lieben ſich ſehr, fürwahr!“
Und es ſprach der Vierte von ihnen nun:
„Sie liebten ſich ſchon ſo manches Jahr.“

Darauf ſprach der Fünfte von ihnen nun:
„Treue Liebe zu trennen, die Sünde wär' groß.“
Und es ſprach der Sechſte von ihnen nun:
„Einen Schlafenden tödten, die Schande wär' groß.“

Da trat der Siebente nun hinzu,
Kein Wort von ſeinen Lippen ſprang.
Er riß ſein blankes Schwert hervor,
Und durch Clerk Saunders Leib es drang.

Clerk Saunders zuckt auf, es dreht ſich Margaret,
Als ſchlafend in ſeinen Armen ſie lag,
Und traurig und ſchweigſam war die Nacht
Zwiſchen dieſen Beiden bis zum Tag.

Sie lagen ſtill und ſchliefen feſt,
Bis d'rauf zu dämmern der Tag begann,
Und freundlich ſprach ſie da zu ihm:
„Du mußt nun fort, der Morgen bricht an!“

Doch er lag ſtill und ſchlief ſo feſt,
Bis die Sonnenſtrahlen drangen her,
Da blickte ſie zwiſchen ihn und der Wand,
Seine Augen waren ſo trübe und ſchwer.

Da kam ihr lieber Vater zu ihr
Und ſprach: „O laß dein Trauern ſeyn!
Ich trage den todten Körper hinaus
Und komme dann dich zu tröſten herein.“

„„Deine lieben Söhne tröſte nur,
Denn ich will [illegible] getröſtet ſeyn!
Ich weiß, es war kein Schurke, kein Knecht,
Der dieſe Nacht lag in den Armen mein.““

Die Todtenglocke ging durch die Stadt,
Den todten Körper zu bringen zur Gruft.
Clerk Saunders vor Margarets Fenſter ſtand
Eine Stunde vor der Morgenluft.

„Liegſt du im Schlafe,“ ſprach er, „Margaret?
Oder biſt du jetzt wachend hier?
Gieb Treu' und Glauben mir zurück,
Die ich, ſüßes Liebchen, gegeben dir!“

„„Treu' und Glauben bekommſt du nimmermehr,
Und unſ're Liebe trennt kein Zwang,
Bis du gekommen in mein Cloſet
Und mir geküßt haſt Kinn und Wang'.““

„Es iſt mein Mund ſo kalt, Margaret,
Und riecht nun nach dem Kirchhofgrund,
Und küſſ' ich deinen ſüßen Mund,
So ſind deine Lebenstage nicht lang.

„Die Hähne kräh'n luſtige Mitternacht,
Die Vögel verkünden ſchon den Tag,
D'rum gieb mir Glauben und Treu' zurück,
Daß meines Weges ich ziehen mag.“

„„Deine Treu', deinen Glauben bekommſt du nicht,
Und unſ're Liebe trennt kein Zwang,
Bis du mir ſagſt, was aus Frauen wird,
Die in ſchwerem Kreiſen geſtorben bang.““

„Ihr Bett iſt gemacht im Himmel hoch
Zu unſ'res Heilands Füßen ſo fort,
Mit ſchönen Blumen ausgeſchmückt,
Und liebe Genoſſen ſehn ſich dort.

„Die Hähne kräh'n luſtige Mitternacht,
Die Vögel verkünden den Tag ſchon dort
Bald ſingt die himmliſchen Pſalmen man,
Man darf mich nicht miſſen, d'rum muß ich fort.“

Da nahm ſie einen kryſtallenen Stab
Und legte ihre Treue hinein,
Und reicht' ihn mit ſchwerem Seufzer ihm dar
Aus ihrem verſchloſſenen Fenſterlein.

„Habe Dank, Margaret! Habe Dank, Margaret!
Den herzlichſten Dank von mir;
Wenn der Todte je zu dem Lebenden kommt,
So komm' ich gewiß, Margaret, zu dir!"

In Strümpfen und Schuh'n erklimmt ſie die Mauer,
Und folgt ihm bloß im Untergewand',
Bis daß ſie kam zum grünen Wald,
Allwo er ihrem Blick entſchwand.

„„Iſt Raum zu deinem Haupt, Saunders?
Raum zu den Füßen dein?
Iſt Raum an deiner Seit', Saunders?
Da ſchlief ich ſo gerne ein.""

„Kein Raum iſt zu meinem Haupt, Margaret,
Kein Raum zu den Füßen mir;
Mein Bett es iſt ſo eng und tief,
Unter hungrigen Würmern ſchlaf' ich hier.

„Kalte Erde iſt meine Decke nun
Und auch mein Leichenkleid,
Und kaum hernieder fällt der Thau,
So iſt mein Bett durchweicht.

„Doch bieg' einen Stab von Birkenzweig
Und leg' ihn auf meine Bruſt;
Vergieß' eine Thräne an meiner Gruft
Und wünſch' meiner Seele Ruh'.

„Und ſchöne Margaret! und ſüße Margaret!
Und Margaret, ſicherlich!
Wenn je du liebſt einen andern Mann,
So lieb' ihn nicht ſo wie mich!"

Da krähte laut der milchweiße Hahn,
Und es krähte der graue dort;
Und ihr Treuliebſter zerfloß in der Luft,
Und ſie ging weinend fort.

Die Meermaid.

Es fällt die Nacht, es brauſt der Wind
Und peitſcht die Wellen her.
„Ich fürchte doch, mein ſüßes Kind,
Wir ſehen das Land nicht mehr.“
Da ſtand die Meermaid auf und ſprach,
Und ſprach es kurz und frei:
„Ich ſagte nie, Geliebter, dir,
Daß die Hochzeit am Lande ſey.

„Ich ſagte nie, daß ein Prieſter uns
Auf der Erde ſegnet ein;
Ich ſagte nie, daß ein Aufenthalt
Auf dem Land' uns würde ſeyn.“
„„Wo iſt der Prieſter denn, mein Kind,
Wenn er auf Erden fehlt?““
„Die Welle rauſcht den Segen drein,
Sobald wir uns vermählt.“

„„Wo iſt dein Schloß denn, holde Maid,
Wenn's nicht iſt auf dem Land?““
„Mein Schloß das iſt dort unten tief
Gebaut auf gelbem Sand,

Errichtet auf der Schiffe Kiel
Und der Ertrunkenen Gebein.
Die Fiſche ſind's Wild in meinem Wald,
Ihn ſchließt die Welle ein.

„Mein Schloß umzäunt die Woge blau
Auf gelbem Meeresſand;
Es blühen Blumen im Garten mein,
Wie ſie nimmer blüh'n auf dem Land.
Da will ich dir geben der Aecker viel
Und der Wieſen dort unten im Meer;
Kein Vater giebt für den Schwiegerſohn
So viele Güter her.

„In kurzer Zeit erhebt ſich der Mond,
Der in den Wogen ſchlief,
Dann ſinken hinab wir in mein Schloß,
Wohl funfzig Klafter tief."
Wild, wild ſchrie auf der Bräutigam,
Die Braut lacht auf, laut, laut. —
Der Mond ging auf, ſie ſanken hinab
Und wurden drunten getraut.

Die Maid von Lochroyan.

„O, wer beſchuht meinen kleinen Fuß,
Und wer bedeckt meine Hand?
Wer ſchnürt mir denn mein Mieder zu
Mit langem, linnenem Band?

„O, wer kämmt mir mein gelbes Haar
Mit neuem ſilbernen Kamm?
Wer ſorgt für meinen jungen Sohn,
Bis Lord Gregor kommt heim.“ —

„Dein Vater beſchuht deinen kleinen Fuß,
Deine Mutter bedeckt deine Hand,
Deine Schweſter ſchnürt dein Mieder dir,
Bis Lord Gregor ins Land.“

„Dein Bruder kämmt dein gelbes Haar
Mit neuem ſilbernen Kamm,
Und Gott ſorgt für dein junges Kind,
Bis Lord Gregor kommt heim.“ —

„Ich will mir ſchaffen ein gutes Boot,
Und ſegeln uber das Meer,
Und ich will hin zu Lord Gregor,
Da er nicht kommt zu mir her.“

Zu ſegeln durch die ſalzige Fluth,
Hat ſie ein Boot ſich geſchafft;
Von lichtgruner Seide das Segel war
Und alle Taue von Tafft.

Kaum zwanzig Meilen hat ſie gemacht,
Kaum zwanzig Meilen und Drei,
Als ſie einen böſen Räuber traf,
Mit ſeinen Mannen frei.

„Nun ſage, biſt du die Königin ſelbſt,
— Denn ſo kommſt du mir vor —
Oder biſt du von Lochroyan die Maid,
Suchend den Lord Gregor?“

„Die Königin bin ich nicht! ſprach ſie,
Noch komm' ich ſo dir vor;
Doch bin ich von Lochroyan die Maid,
Suchend den Lord Gregor.“

„O ſiehſt du nicht den ſchönen Bau,
Bedecket rings mit Zinn?
Wenn du geſegelt rings herum,
Lord Gregor iſt darin.“

Und als ſie nun den ſtattlichen Thurm
So glänzend hell erſchaut,
Hoch über der ſchäumenden Meeresfluth
Auf einem Fels gebaut,

Sprach ſie: „Nun rudert, Ihr Schiffer mein,
Und bringt mich an das Land!
Dort ſeh' ich meines Liebſten Schloß
Hart an dem Meeresſtrand.“

Sie ſegelt herum, ſie ſegelt herum,
Und rief gar laut, gar laut:
„Nun brich, nun brich, du Zauberbann,
Gieb frei den Liebſten traut.“

Sie nahm ihr Söhnchen in ihren Arm
Und zu der Pforte ging,
Sie klopfte lange, ſie rief laut,
Doch Antwort nicht empfing.

„O, öffne die Thüre, Lord Gregor!
O, öffne, laß mich ein!
Der Wind brauſ't durch mein gelbes Haar
Und peitſcht die Wange mein.“ —

„Fort, fort mit dir, du böſes Weib!
Was du willſt, iſt nicht gut!
Eine Hexe biſt du, eine Zaubrerin,
Ein Meerweib aus der Fluth!“ —

„Bin keine Hexe, kein Zauberweib,
Kein Meerweib bin ich — nein!
Ich bin das Aennchen von Lochrovan,
O, öffne und laß mich ein!“ —

„Wenn du das Aennchen von Lochrovan,
Und ich glaub' es nimmer dir,
So ſprich von den Liebespfändern gleich,
Die zwiſchen dir und mir.“ —

„Erinnerſt du dich nicht, Lord Gregor,
Als einſt wir ſaßen beim Weine,
Da wechſelten mit den Ringen wir.
Sieh her, hier iſt der deine.

„O deiner war gut und gut genug,
Doch der Beſte war der meine;
Denn deiner war von rothem Gold
Und meiner von Demant feine.

„Und weißt du denn nicht, Lord Gregor,
Als wir den Hügel erklommen,
Da haſt du mir meine Jungfrauſchaft
Gegen meinen Willen genommen.

„Nun öffne die Thüre, Lord Gregor,
O, öffne, ich bitte dich!
Dein junger Sohn liegt mir im Arm
Und ſtirbt, eh' der Tag anbricht.“ —

„Wenn du die Maid von Lochroyan biſt,
Und ich glaub' es nimmer dir!
Gieb noch mehr Liebeszeichen an,
So zwiſchen dir und mir.“

Schön Aennchen drehte ſich herum:
„Wohl — da dem muß ſo ſeyn!
Mög' nie ein Weib, das ein Kind gebar,
Leiden ſo ſchwere Pein.

„Nehmt ab, nehmt ab den gold'nen Maſt,
Zieht auf einen Maſt von Holz!
Dem verſtoß'nen Weibe ziemt es nicht,
Zu ſegeln ſo königlich ſtolz.“

Als der Hahn gekräht und der Tag angeht,
Und die Sonne begann zu ſcheinen,
Da ſtand vom Bett auf Lord Gregor,
Und ſehr, ſehr thät er weinen.

„O, einen Traum, Mutter, träumt' ich,
Und ich wollt', er wäre wahr,
Daß die holde Maid von Lochroyan
Jetzt vor dem Thore war.

„Dich drücke Weh, du böſes Weib!
Ein ſchwerer Tod treffe dich!
Daß du die Thür nicht öffneteſt,
Und nicht geweckt haſt mich.“

Er ging hinunter zum Meeresſtrand,
Zum Meeresſtrand geſchwind.
Er ſah ſchön Aennchen in dem Boot,
Getrieben von dem Wind.

„Und Aennchen, he! und Aennchen, o!
O, bleib doch, Aennchen gut!“
Doch je mehr, daß er gut Aennchen rief,
Deſto breiter ward die Fluth.

„Und Aennchen, he! und Aennchen, o!
Sprich zu mir, Aennchen gut!“
Allein je lauter er Aennchen rief,
Deſto lauter brauſte die Fluth.

Der Sturm blies laut, die See brauſt' auf
Und ſchleudert das Boot an den Strand.
Schön Aennchen ſchwamm in den Wellen hin,
Das Knäbchen nicht wieder erſtand.

Lord Gregor raufte ſein gelbes Haar
Und ſeufzte mit ſchwerem Sinn.
Schön Aennchens Leiche zu Füßen ihm lag,
Ihr liebliches Söhnchen war hin.

O, blühend, blühend war ihre Wang'
Und golden war ihr Haar;
Doch todtenkalt ihr roſiger Mund
Und alles Lebens baar.

„O, einen Traum, Mutter, träumt' ich,
Der bringt mir große Noth,
Daß das hübſche Aennchen von Lochroyan
Zu meinen Füßen todt."

„Iſt es um Aennchen von Lochroyan,
Daß du erhebſt ſolch Schrei'n?
Sie ſtand dieſe Nacht vor deiner Thür,
Doch kam ſie nicht, glaub' ich, herein."

Zuerſt küßt er ihre blühende Wang'
Und dann küßt er ihr Kinn,
Dann küßt er ihren roſigen Mund,
Kein Leben war darin.

„Meine grauſame Mutter treffe Leid!
Ein böſer Tod werde dir!
Du ſtießeſt mein Liebchen von meiner Thür,
Das ſo weit her kam zu mir.

„O, grauſame Mutter! dich treffe Leid!
Ein böſer Tod werde dir!
Du ſtießeſt ſchön Aennchen von meiner Thür,
Und es ſtarb aus Liebe zu mir."

Der Haidehügel.

Ein Ritter und ein Fräulein ſchön,
Die wurden einig Beide,
Er wolle des Morgens hinaus ſchon gehn,
Sie Nachmittags nach der Haide.

Sie überlegt' es hin und her
Vor der Mutter Zimmerthür:
„Geh' ich zum Haidehügel hinaus,
Oder bleib' ich lieber hier?

„Denn geh' ich zum Haidehügel hinaus,
Iſt meine Jungfrauſchaft hin;
Und bleib' ich daheim, ſchilt der Liebſte mein
Und ſpricht: falſch ſey mein Sinn.“

Darauf ſprach eine weiſe Frau
Aus dem obern Zimmerlein:
„Du kannſt zum Haidehügel gehn
Und doch kehren als Jungfrau heim.

„Denn wenn du zum Haidehügel gehſt,
Sieſt du ſchlafen den Liebſten dein,
Einen Silbergürtel zu Haupten ihm,
Eine Kuh zu den Füßen ſein.

„Nimm du die Haideblüthe dann,
Sie hat ſo ſüßen Hauch,
Streu' ſie zu ſeinem Haupte hin,
Zu ſeinen Füßen auch.

„Die Ringe von deinen Fingern nimm,
Steck' ſie an ſeine Hand,
Damit er ſieht, wenn er erwacht,
Daß ſein Liebchen ſich dort befand."

Sie pflückte und ſtreut' auf ſeinen Hals
Die duftige Haideblüth',
Und das galt als ein Zeugniß treu,
Daß ſie als Jungfrau ſchied.

„O, wo war'ſt du, mein milchweiß Roß,
Das ſo viel gekoſtet mir, .
Daß du nicht wachteſt und mich geweckt,
Als eine Jungfrau hier?"

„Ich ſtampfte mit dem Fuße, Herr!
Ließ klingen den Zügel mein;
Doch nichts vermochte zu wecken Euch,
Bis ſie fort und Ihr wieder allein."

„Dich treffe Weh', mein luſtiger Falk,
Der ſo lieb und theuer mir,
Daß du nicht wachteſt und mich geweckt,
Als eine Jungfrau hier!"

„Ich ſchlug mit den Flügeln, lieber Herr,
Und ſchüttelt' die Schellen ſo fort,
Und rief ſogar: Wacht auf, wacht auf!
Eh' die Jungfrau wieder fort."

„Nun ſpute dich, mein milchweiß Roß,
Daß wir treffen die Jungfrau bald,
Sonſt fütt're ich mit deinem Fleiſch
Die Vögel im grünen Wald."

„Mit wildem Jagen über den Grund,
Thut dem milchweißen Roß nichts zu Leide!
Kein Vogel fliegt ſchneller durch den Wald,
Als ſie flog über die Haide.“

Sir Patrick Spens.

Der König ſitzt in Dunfermline=Stadt,
Trinkend den blutrothen Wein:
„Wo find’ ich einen guten Schiffer
Für das Schiff, das neue, mein?“

„O auf, und“ ſprach ein ält’rer Herr,
Zur Rechten des Königs ſaß er:
„Sir Patrick Spens iſt der beſte Segler,
Der je durchſegelt das Meer.“

Unſer König ſchrieb einen großen Brief,
Und ſiegelt ihn mit ſeiner Hand,
Und ſchickt ihn an Sir Patrick Spens,
Als der wandelte längs dem Strand.

„Nach Norweg, nach Norweg,
Nach Norweg über das Meer,
Des Königs Tochter von Norweg
Die ſollſt du bringen her.“

Das erſte Wort, das Sir Patrick las,
Da lacht er ſo laut, ſo wild;
Das nächſte Wort, das Sir Patrick las,
Die Thräne ſein Auge füllt.

„O wer, wer hat die That gethan,
Sprach von mir, dem Könige — weh'!
Uns zu ſenden um dieſe Zeit im Jahr,
Zu ſegeln auf der See.

„Sei Wind, ſei Wetter, ſei Hagel, ſei Sturm,
Unſer Schiff muß auf das Meer;
Des Königs Tochter von Norweg
Wir ſollen ſie bringen her.“

Sie hißten die Segel am Montag früh,
So raſch man's immer kann,
Und langten im Lande Norweg
An einem Mittwoch an.

Sie waren nicht eine Woche da
In Norweg, ſondern zwei,
Als die Lords von Norweg begannen
Zu ſprechen laut und frei:

„Ihr Schotten verſchwendet des Königs Geld,
Und all unſ'rer Königin Gut“ —
„„Ihr lügt, Ihr lügt, Ihr Lügner!
Recht laut Ihr lügen thut!

„„Denn ich habe gebracht ſo viel weißes Gold,
Als wir Alle brauchen hier,
Und die Hälfte gutes, rothes Gold,
Wohl über die See mit mir.

Macht Euch fertig, meine Mannen all,
Wir ſegeln mit Morgenroth.““
„Nun immer weh, mein theurer Herr,
Ein tödtlicher Sturm uns droht.

„Ich ſah den Neumond geſtern ſpät
Den alten Mond im Arm,
Und wenn wir gehn zur See, o Herr,
Ich fürchte, wir kommen zu Harm.“

Sie ſchifften eine Meile nicht,
Eine Meile, ſondern drei, daher,
Die Luft ward dunkel, laut blies der Wind
Und wüthend ward das Meer.

Der Anker brach, der Topmaſt ſich bog,
Der Sturm war ſo wüthend dabei;
Die Wellen ſchlugen über das Schiff,
Bis ſeine Seiten entzwei.

„Wo find' ich einen guten Mann,
Zu nehmen das Steuer in die Hand,
Bis ich klett're den hohen Topmaſt hinauf
Und ſeh', ob ich ſpähe Land?“

Er that kaum einen einzigen Schritt,
Einen Schritt, nur einen allein,
Als ein Pflock flog aus dem guten Schiff,
Und die ſalzige See drang herein.

„Geh', hol' ein Stück von dem ſeid'nen Gewand
Und ein Stück von dem Zwillich her,
Und ſtopfe damit die Seiten des Schiffs,
Daß nicht eindringe das Meer.“

Sie holten ein Stück von dem ſeid'nen Gewand,
Ein andres von Zwillich her,
Und ſchlugen es um die Seite des Schiffs; —
Aber doch drang ein das Meer.

O träg, träg waren die ſchottiſchen Herrn
Zu näſſen das Oberleder vom Schuh;
Doch lange noch, eh' das Spiel vorbei,
Ihr Haupthaar wurde naß dazu.

Und manches, manches Federbett
Trieb auf der Fluth einher,
Und manches edeln Herren Sohn
Heimkehrte nimmermehr.

Die Frauen rangen die Hände weiß,
Die Jungfrau'n rauften ihr Haar,
Um ihrer treuen Liebſten willen,
Verloren ganz und gar. —

O lange können ſie ſitzen dort
Mit den Fächern in der Hand,
Bevor ſie ſehn Sir Patrick Spens
Herſegeln zu dem Strand.

O lang' können ſitzen die Jungfrauen dort,
Mit dem gold'nen Kamm im Haar,
Erwartend die treuen Liebſten,
Verloren ganz und gar.

O vierzig Meilen von Aberdeen,
Tief funfzig Faden im Meer,
Da liegt der gute Sir Patrick Spens
Und die ſchottiſchen Lords um ihn her.

Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön.

In der ganzen, ganzen Welt erzählt man ſich's frei,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön,
Daß des Königs Tochter ſchwanger von ihrem Bruder ſei;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

Er führte ſeine Schweſter zu ſeines Vaters Wald,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
Und hatte Pfeil und Bogen um ſeinen Nacken geſchnallt;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„O wenn du mich hörſt thun einen lauten, lauten Schrei,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön,
Schieß den Pfeil von deinem Bogen und laß mich liegen frei;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„Und wenn du mich ſiehſt liegen, des Lebens ganz beraubt,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön:
So leg mich in ein Grab, den Raſen unter mein Haupt;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn."

Als er ſie hört ausſtoßen den lauten, lauten Schrei,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön.
Ließ er den ſilbernen Pfeil vom Bogen fliegen frei;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

Alsbald grub eine Gruft er, die lang und tief war hier,
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön.
Und legt' hinein die Schweſter, das Kind zu Füßen ihr;
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

Und da er heim gekommen zu ſeines Vaters Hall',
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
War da Muſik und Minſtrels, und fröhlich tanzten All'.
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„O Willie, o Willie was quält dich denn ſo ſehr?“
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
„Ich verlor wohl Scheid' und Meſſer, und ſinde ſie nimmermehr“
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„Viel Schiffe deines Vaters ſind auf dem weiten Meer,“
Das Haidekraut bluht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
„Und eben ſo gute Scheide und Meſſer bringen ſie her.“
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

„Wohl ſind von Vater's Schiffen viel auf dem weiten Meer,“
Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte, es iſt ſchön;
„Doch ſolche Scheid' und Meſſer bringen ſie nimmermehr.“
Wir werden niemals wieder hinab zur Haide gehn.

Andrew Lammie.

Zu Mill o' Tiftie lebt ein Mann
In der Nachbarſchaft von Fyvie,
Er hatt' ein lieblich Töchterlein,
Genannt die hübſche Annie.

Sie blühte wie die Blum' im Lenz,
Den roſigen Morgen begrüßend;
Mit Unſchuld und mit Lieblichkeit
Ihr holdes Weſen ſchmückend.

Lord Fyvie hatt' einen Trompeter fein,
Sein Name war Andrew Lammie,
Er wußte die Kunſt zu gewinnen die Gunſt
Von Mill o' Tiftie's Annie.

Hübſch war er, jung und luſtig dabei,
Seines Gleichen nicht in Fyvie,
Und Keiner da, der ähnlich ſah
Dieſem jungen Andrew Lammie.

Lord Fyvie ritt vorbei am Thor,
Wo da lebte Tiftin's Annie;
Sein Trompeter ritt ihm vor,
Derſelbe Andrew Lammie.

Ihre Mutter rief ſie an das Thor,
„Komm her zu mir, mein' Annie,
Sahſt je du einen hübſcheren Mann,
Als dieſen Trompeter von Fyvie?“

Sie ſeufzte ſchwer, doch ſie ſagte nichts mehr,
Ach, weh! die arme Annie,
Sie geſtand nicht ein daß ihr Herz ſchon ſein,
Des ſchönen Trompeters von Fyvie.

Zur Nachtzeit, als Alles lag im Bett
Und feſt ſchlief außer Annie,
Der Liebesſchmerz drückt ihr zärtlich Herz,
Denkend an Andrew Lammie.

„Die Liebe nahet meinem Bett'
Und legt ſich neben mich.
Der Liebesſchmerz bedruckt mein Herz
Und zerſtört mich ſicherlich.

„Zum erſten Mal, daß wir uns ſahn,
War's in den Wäldern von Fyvie.
Sein Wuchs, ſein Wort hat mir's angethan,
Da gewann er das Herz der Annie.

„Er nannte mich Herrin, ich ſagte, Nein,
Bin Tiftin's freundliche Annie;
Er letzte mich mit Aepfelchen,
Und mit Küſſen ſüß und zärtlich.

„Und auf und ab, in Tiftin's Grund,
Wo der Bach fließt klar und freundlich,
Ging oft zu meinem Liebſten ich,
Meinem guten Andrew Lammie.“

Doch nun, o weh! ihr Vater hört,
Daß der Trompeter von Fyvie
Verſtanden die Kunſt und gewonnen die Gunſt
Von Tiftin's holder Annie.

Ihr Vater ſchrieb ſogleich einen Brief
Und ſandt ihn an den Fyvie,
Daß ſeine Tochter bezaubert ſei
Von dem Diener Andrew Lammie.

Als Lord Fyvie geleſen den Brief
O Gott! da ward' er zornig:
„Die lieblichſte Maid in Fyvie's Land
Behext von Andrew Lammie.“

D'rauf den Trompeter hinauf zu ſich
Rief er ſogleich und eilig:
„Erzähle ſchnell, was thatſt du Geſell
Denn Tiftin's holder Annie?“

„An böſer Kunſt hatt' ich kein Theil,
Noch bin ihrer verſtändig;
Durch Lieb' allein das Herz ward' mein
Von Tiftin's holder Annie.

„Weh' treffe Mill' o Tiftin's Stolz
Denn er verdarb ſchon Manchen,
Er willigt nicht ein, daß ſie dürfte freien
Mich, den Trompeter von Fyvie.

„Wo find' ich nur einen Knaben gut,
Der für mich trägt ein Briefchen
Und der da läuft nach Tiftie's Stadt,
Und gibt es meinem Liebchen?“

„Hier findeſt du einen Knaben gut,
Der für dich trägt ein Briefchen
Und der da läuft nach Tiftie's Stadt,
Und gibt es deinem Liebchen.“

„Der Tiftie hat der Töchter drei,
Die Alle wunderbar lieblich,
Doch ſie kennſt du vor den Andern gleich.
D'rum gieb' das meinem Liebchen.

„Wohl auf und ab, in Tiftie's Grund
Wo der Bach fließt klar und freundlich,
Da ſtell dich ein bei dem Liebſten dein
Den guten Andrew Lammie.

„Wohin willſt du kommen, wo wart' ich auf dich
Ich ſehne mich dich zu ſprechen;
So komme nach der Brücke von Sleugh,
Und dort will ich dich ſprechen.

„Mein Liebchen, ich gehe nach Edinburg
Und muß eine Weile dich laſſen allein.“
Sie ſeufzte ſchwer, doch ſie ſprach nichts mehr
Als: „Ich wollte ich könnte bei dir ſein.“

„Ich kauſe dir dort ein Brautgewand
Mein Liebchen, ich kauf' es gar zierlich.“
„Doch ich bin todt, eh' du gekehrt
Zu deiner guten Annie.“

„Biſt du nur treu und beſtändig dabei,
So wahr ich heiß' Andrew Lammie,
So frei ich dich, ſo wie ich zurück
Gekommen in's Land von Fyvie.“

„Ich bleibe dir treu und beſtändig dabei,
Mein guter Andrew Lammie,
Doch mein Hochzeitsbett iſt die Grabesſtätt'
Auf dem Kirchhof von Fyvie.“

„Unſre Zeit iſt um, und ich muß darum
Dich laſſen, mein theures Liebchen,
Bleib' ich länger noch, ſieht am Ende mich doch
Dein Vater Mill' o Tiſtie.“

„Auf immer ſag' ich dir Lebewohl,
Mein guter Andrew Lammie.
Eh' du zurück biſt, begräbt man mich
Auf dem grünen Kirchhof von Fyvie.“

Er ging hinauf auf des Hauſes Dach,
Auf des Hauſes Dach von Fyvie,
Er blies die Trompete laut und ſchrill,
Daß es hörte Mill' o Tiſtie.

Ihr Vater verſchloß die Thür zur Nacht,
Legt weg die Schlüſſel liſtig,
Und als er hört den Trompetenklang
Sprach er: „deine Kuh brüllt Annie.“

„Lieb' Vater mein, o laß es ſein
Und ſchilt nicht mehr deine Annie,
Denn lieber hör' ich brüllen die Kuh,
Als ich hätt' alles Vieh in Fyvie.

„Ich möchte nicht, um mein neues Gewand
Und deine vielen Geſchenke,
Daß man erzählt in Fyvie's Land,
Wie grauſam du gegen Annie.

„Doch ſchlägſt du mich, ſo werd' ich ſchrei'n,
Und Herren werden mich hören,
Lord Fyvie wird hier reiten vorbei
Und kommen und nach mir ſehen.“

Zur ſelben Zeit Lord Fyvie kam,
Er ſagte: „Was fehlt dir Annie.“
„Ich muß aus Liebe ſterben nun
Zu dem guten Andrew Lammie.“

„Komm Mill' o Tiftie willige ein
Und laß deine Tochter freien.“
„Das ſoll mit einem Vornehmeren ſein,
Als der Trompeter von Fyvie.“

„Wäre ſie von ſo edelem Geſchlecht
Als ſie an holder Schönheit reich,
So nähm' ich gern ſie für mich ſelbſt
Und macht' ſie zu meiner Lady gleich.“

„Ob Fyvie's Land auch ſchön und weit,
Und gut und reich und lieblich
So ließ ich doch nicht den Liebſten mein
Um alles Land von Fyvie.“

Ihr Vater ſchlug ſie gewaltig hart,
Daſſelbe that ihre Mutter;
Ihre Schweſtern trieben mit ihr Spott,
Doch wehe ihrem Bruder.

Ihr Bruder ſchlug ſie hart und ſchwer
Mit vielen böſen Schlägen;
Er zerbrach ihren Rücken in der Thür
Weil ſie Andrew Lammie liebte.

„O weh, mein Vater und Mutter lieb
Warum ſo grauſam mit Annie;
Die Liebe brach zuerſt mein Herz,
Meinen Leib zerbricht nun mein Bruder.

„O Mutter lieb, mach' du mein Bett
Und lege mein Antlitz nach Fyvie,
So lieg' ich dort, ſo ſterb' ich dort,
Für meinen Andrew Lammie.“

Ihr Nachbar'n da, ſo fern wie nah,
Ihr beklaget Tiſtie's Annie,
Die aus Liebe zu einem Jüngling ſtirbt,
Den guten Andrew Lammie.

„Kein Laſter hat mein Leben befleckt,
Noch die jungfräuliche Ehre mein,
Mein junges Herz die Liebe gewann,
Doch bald wird mich der Tod befrei'n.“

Ihre Mutter macht ihr dann ihr Bett
Und legt ihr Antlitz nach Fyvie:
Ihr zartes Herz brach gleich vor Schmerz,
Nie ſah ſie mehr Andrew Lammie.

Doch die Kunde zog nun auf und ab,
Durch alles Land von Fyvie,
Daß todt ſie ſei und gelegt ins Grab,
Tiftie's holdeſte Annie.

Lord Fyvie ſeine Hände rang,
Sprach: „Wehe Tiftie's Annie,
Die lieblichſte Blume die Liebe brach,
Die je geblüht in Fyvie.

„O weh! Mill o' Tiftie's Stolz
Er hätte ſie ſollen vermählen,
Ich hatte gegeben den Beiden zu leben,
Wohl in dem Land von Fyvie."

Ihr Vater jetzt bitter und ſchwer beklagt
Den Verluſt der lieben Annie
Und wünſchte, er hätte Ja geſagt
Zur Hochzeit mit Andrew Lammie.

Ihre Mutter jammert früh und ſpät,
Ihre Schweſtern, weil ſie ſie verſpottet,
Gewiß ihr Bruder jammert und klagt,
Weil er ſie hat getödtet.

Doch jetzt iſt viel zu ſpät es, ach,
Nichts kann ſie wieder bringen,
Ihr Leben iſt voll Ungemach,
Weil ſie ſie wollten zwingen.

Als Andrew heim von Edinburg kam
Mit großem Kummer und Sorgen:
„Meine treue Liebſte ſtarb heute für mich,
D'rum ſterb' ich für ſie Morgen.

„Nun will ich hin nach Tiftie's Grund,
Wo der Bach rinnt hell und freundlich,
Mit Thränen ſeh' ich die Brücke von Sleugh,
Wo ich geſchieden von Annie.

„Dann will ich eilen zum Kirchhof hin,
Zu dem grünen Kirchhof von Fyvie,
Mit Thränen bewäſſr' ich der Liebſten Grab,
Bis ich folge Tiftie's Annie."

Ihr Eltern ſtreng, die ihr Kinder habt,
Bedenkt euch, ſie zu kränken.
Damit ihr nicht zu ſpät bereut,
Erinnert euch Tiftie's Annie.

◆

Der Laird von Lagie.

Ich will ſingen, wenn Ihr wollt horchen,
Horchen meinem guten Lied;
Der König nahm einen armen Gefang'nen,
Den luſtigen jungen Laird von Lagie.

Jung Lagie lag in Edinburgh — Chagel
Carmichael war ſein Wärter allhie,
Und Maid Margaret klagte ſehr
Aus Liebe zu dem jungen Lagie.

Maid Margaret ſaß in der Königin Cloſet
Und ihre Hände verzweifelnd rang,
Verfluchend den Tag an dem ſie geboren,
Oder wo ſein Name zuerſt ihr erklang.

O klage nicht, klage nicht, Maid Margaret,
Und laß, o laß das Weinen mir,
Denn du mußt zu dem Könige ſelbſt
Und bitten um's Leben des jungen Lagie.

Maid Margaret ſchürzt auf ihr grünes Kleid
Und ſchlug zurück ihr gelbes Haar:
„Erhalt' ich jung Lagie's Leben nicht,
So fahre wohl Schottland auf immerdar.“

Als ſie nun zu dem Könige kam,
Da kniete tief ſie auf ihrem Knie.
„O rede, was giebt es, Maid Margaret,
Und was ſoll dieſe Courtoiſie?“

„Eine Gnade bitt ich, mein edler Herr,
Eine Gnade erbitt' ich mir von dir,
Und die erſte um die ich bitte ſoll ſeyn:
Jung Lagie's Leben ſchenke mir.“

„O nein, Maid Margaret,
Gewißlich nicht, es darf nicht ſein,
Und alles Gold im ſchönen Schottland
Wird doch nicht retten das Leben ſein.“

Da ſtahl ſie des Königs Siegelring
Und der Königin Hochzeitsmeſſer ſtahl ſie
Und ſandte die Zeichen Carmichael,
Daß am Leben bleibe der junge Lagie.

Sandt' ihm einen Beutel mit rothem Gold
Und einen mit weißem Gelde dabei
Und eine Piſtole in jede Hand
Und hieß ihn ſchießen, ſobald er frei.

Als er zur Tolbooth-Treppe kam,
Schoß ſein Gewehr er ab alldar,
Da fuhr der König im Zimmer auf
Selbſt in dem Bette, in dem er war.

Hinaus, hinaus, meine Mannen all
Und holt Carmichael mir herbei,
Ich ſetze mein Leben ein als Pfand,
Daß der Schuß vom jungen Lagie ſei.

Als Carmichael zu dem Könige kam,
Da fiel er nieder auf ſeine Knie;
Das erſte Wort das der König ſprach,
War: „Wo iſt der junge Laird von Lagie?"

Carmichael wandte ſich rund um,
Und ſeine Augen wurden naß,
„Es kam ein Zeichen deiner Gnade,
Da gab ich dem jungen Laird freien Paß."

„Haſt du mir ſo geſpielt Carmichael,"
Sprach er, „ſo geſpielt mit mir?
Am Morgen kommt das Gericht zuſammen
Da werde Lagie's Stelle dir."

Carmichael läuft zu Marg'rets Cloſet
So ſchnell er immer laufen kann.
„O wenn jung Lagie drinnen iſt,
So red' er mit mir armem Mann."

Maid Margaret drehte ſich rund um,
(Ein lautes Lachen lachte ſie)
„Das Ei iſt entzwei, der Vogel iſt frei,
Du ſiehſt nie wieder den jungen Lagie.“

Er ſchiffte hinüber zum Pfeiler von Leith
Und zu der Königin Fähre ſie;
Sie hat einen Vater zu ihrem Kind
Den luſtigen, jungen Laird von Lagie.

◆

Der Douglas Untergang.

„Steh' auf, ſteh' auf, Lord Douglas,“ ſprach ſie:
„Leg an deine Rüſtung ſo fort;
Werd' es nimmer geſagt, daß die Tochter dein
Zur Nachtzeit freit einen Lord.“

„Steht auf, meine ſieben Söhne kühn,
Legt an Eure Rüſtung ſo fort,
Habt ſcharf auf die jüngſte Schweſter Acht,
Denn die ält'ſte iſt dieſe Nacht fort.“

Er ſchwang ſie auf ein milchweiß Roß,
Auf ein apfelgraues ſich,
Ein Jagdhorn hing an der Seite ihm,
So ritten ſie luſtiglich.

Lord William über die Schulter blickt,
Ob er was könnt' erſpah'n;
Da hat er ihre ſieben Brüder kühn
Wohl ihm nachjagen ſehn.

„Steig' ab, ſteig ab, Lady Margret," ſprach er:
„Und nimm mein Roß an der Hand,
Damit ich deinen ſieben Brüdern kühn
Und dem Vater halte Stand."

Sie hielt ſein Roß an der milchweißen Hand
Und weinte nimmermehr,
Bis ihre ſieben Brüder fallen ſie ſah
Und den Vater hart fechten, der ſie liebte ſo ſehr.

„O hemme die Hand Lord William" ſprach ſie:
„Deine Hiebe ſind wunderbar ſchwer.
Treue Liebſten kann ich Viele bekommen,
Doch keinen Vater mehr."

Sie nahm ihr weißes Tuch heraus
Von holländiſchem Linnen ſo fein,
Und legt auf des Vaters Wunden es auf,
Weit röther als der Wein.

„O wähle Lady Marg'ret" ſprach er:
„Willſt du gehn oder bleiben hier?" —
„Ich will gehn, will gehn, Lord William" ſprach ſie:
„Du ließeſt ſonſt keinen Führer mir."

Er ſchwang ſie auf ein milchweiß Roß,
Auf ein apfelgraues ſich,
Ein Jagdhorn hing an der Seite ihm,
So ritten ſie trauriglich.

Sie ritten fort, ſie ritten fort,
So lange der Mondſchein währt,
Bis daß ſie an ein Waſſer kamen,
Da ſtiegen ſie vom Pferd.

Sie beugten ſich, einen Trunk zu thun
Aus dem Quell, der klar dort anſprang,
Da floß ſein gutes Blut mit dem Strom.
Und ihr ward angſt und bang.

„Halt ein, halt ein, Lord William“ ſprach ſie,
„Du biſt getroffen fürwahr.“ —
„Meines Scharlachmantel's Schatten iſt's nur
Dort auf dem Waſſer klar.“

Sie ritten fort, ſie ritten fort
So lange der Mondſchein währt,
Bis ſie kamen zu ſeiner Mutter Thür,
Da ſtiegen ſie vom Pferd.

„Steh' auf, ſteh' auf, Frau Mutter“ ſprach er:
„Steh auf und laß mich ein;
Steh' auf, ſteh' auf, Frau Mutter,“ ſprach er:
„Ich gewann heute Nacht das Liebchen mein.

„O mache mein Bett, Frau Mutter“ ſprach er:
„O mach es tief und breit,
Und deſto feſter wird ſeyn mein Schlaf,
Legſt du Lady Margret mir zur Seit'.“

Lord William ſtarb lange vor Mitternacht,
Lady Margret lange vor Tag;
Und jedes Paar, das zuſammen kommt,
Mehr Glück als ſie haben mag.

In St. Marie'skirche begrub man ihn
Und ſie in St. Marie's Chor.
Aus ihrem Grab eine Roſe ſproßt,
Aus dem ſeinen ein Weißdorn hervor.

Die trafen ſich, verzweigten ſich,
Um ſich recht nah zu ſeyn,
Daß Jeder ſah man ſenkte dort
Zwei treue Liebende ein.

Doch der ſchwarze Douglas ritt vorbei
Und war ſo grauſam — weh! —
Er riß den guten Weißdorn heraus,
Warf ihn in St. Marie's See.

Der gute George Campbell.

Hoch auf dem Hochland,
Und tief an dem Tag,
Der gute George Campbell
Ritt eines Tags frei.
Geſattelt, gezäumt
Und geſchmückt ritt er,
Heim kam ſein gutes Roß,
Doch er nimmermehr.

Hinaus trat die Mutter
Weinend ſo ſehr,
Hinaus ſeine ſchöne Braut
Klagend ſo ſchwer.
Geſattelt, gezäumt
Und geſtiefelt ritt er,
Heim kam der Sattel,
Doch er nimmermehr.

„Meine Wieſe liegt grün
Und mein Korn ungeſchoren,
Meine Scheuer iſt leer,
Und mein Kind ungeboren.
Geſattelt, gezäumt
Und geſtiefelt ritt er,
Zurück kam der Sattel,
Doch er ſelbſt nimmermehr.“

Jacobitiſches Lied.

Für unſern rechten König ward
Verlaſſen Schottlands Strand,
Für unſern rechten König ward
Betreten iriſch Land,
Mein Lieb!
Betreten iriſch Land.

Was Menſchen können, iſt geſchehn,
Vergebens Alles, weh!
Leb' Liebchen wohl und Vaterland
Muß ſchiffen durch die See,
Mein Lieb!
Muß ſchiffen durch die See.

Er wandte ſich rechts und rings herum,
An Irlands Strand fürwahr,
Und rief und zog den Zügel ſtraff,
Leb' wohl auf immerdar,
Mein Lieb!
Leb' wohl auf immerdar!

Der Krieger aus dem Kampfe kehrt,
Der Seemann von dem Meer,
Ich ſchied von meinem Liebchen fort
Und treff' es nimmermehr,
Mein Lieb!
Und treff' es nimmermehr.

Wenn hin der Tag, wenn kam die Nacht
Und Allen Schlaf gebracht,
Dann denke ich an die Lieben fern,
Weinend die lange Nacht.
Mein Lieb!
Weinend die lange Nacht.

◆

Lebewohl.

Lebewohl, Lebewohl!
Mein Herz, es iſt ſchwer.
Lebewohl, Lebewohl!
Nie ſeh' ich ihn mehr.

Lang', lang' war er mein,
Lang', lang' doch nicht mehr;
Nicht quäle mich Pein,
Doch mein Herz, es iſt ſchwer.

An der Wand ſteht ſein Stock,
Leer der Seſſel ſein;
Dort die Mütze, der Rock
Und ich muß hier ſeyn.

Doch er iſt zur Ruh'!
Was klag' ich denn noch?
Wird ſelig mein Geiſt,
So find' ich ihn doch.

Dort wieder dereinſt,
Wo die Herzen nie ſchwer,
Dort wieder dereinſt,
Uns zu trennen nie mehr.

Daheim.

O, heim, heim, daheim möcht' ich ſeyn!
Daheim in dem eig'nen Lande mein;
Das grüne Laub der Treue fällt,
Die gute weiße Roſe verwelkt;
Die Treuen des Landes ſind Alle hinab
Das grüne Gras wachſt, ach! auf ihrem Grab.
Sie lebten und ſtarben in Treue vereint,
Und ihr eigenes Land ſie lange beweint.

O, heim, heim möchte ſo gern ich ſeyn!
Daheim in dem eig'nen Lande mein.
Allein dort möcht' ich wandeln im Thal
Und die Geſchied'nen begrüßen zumal.
Von Schlachten und Siegen erzählt mir nicht viel,
Mein Donald er ſiegte, mein Donald er fiel.
Ihr möget euch freu'n — meinen Kummer verzeiht,
Im Vaterlande da theilt man mein Leid.

O, daheim! ſagen, wenn wir voll Luſt,
O, daheim! ſeufzen, wenn Schmerz in der Bruſt.
Heim, aus einer Welt voll Grauſen und Fluch,
Verſteckt mich, ihr Berge, vor allem Betrug.
Unſer Vaterland rettet nichts aus der Noth;
Verräther entfliehen, die Tapfern ſind todt;
Die Hoffnung iſt hin — mit Thränen im Blick,
Die Wanderer kehren zur Heimath zurück.

◆

„Sie lebt im Licht.“

Im Himmel zu wohnen, zog fort meine Maid,
Sie zog in den Himmel ein;
Du biſt zu rein, Gottes Stimme ſprach,
Um außer dem Himmel zu ſeyn.

Was thut im Himmel meine Maid,
Was will im Himmel ſie thun?
Sie miſcht ihr Danken mit Engelgeſang
Und macht den noch ſchöner nun.

Sie war von Allen geliebt, meine Maid,
Sie war geliebt von Allen;
Doch ein Engel verliebte ſich in ſie
Und nahm ſie von uns Allen.

Du liegſt im Grabe, meine Maid,
Tief unten ſchlummerſt du hier;
Ein lieblicher Weſen ging nie zur Gruft,
Noch auferſteht aus ihr.

Bald will ich dir folgen, meine Maid,
Bald werd' ich folgen dir;
Du ließeſt auf Erden mir keinen Wunſch,
Nahmſt die Gute ſelbſt mit dir.

In dein todtenkalt Antlitz blickt' ich, meine Maid!
Hab' in dein Antlitz geblickt;
Du ſchienſt eine Lilie, im Knospen noch,
Die verwelket, wo ſie geknickt.

Sah' auf dein geſchloſſenes Aug', meine Maid,
Dein geſchloſſenes Aug' blickt' ich an,
Und kein lieblicher Licht an des Himmels Rund
Die Zeit zerſtören kann.

Dein Mund war roth und ſtill, meine Maid,
Still und roth mein Aug' ihn ſieht;
Doch des Himmels heiliger Odem war fort,
Um zu ſingen das Abendlied.

Ich habe nichts mehr, als Staub, meine Maid,
Nur Staub iſt geblieben mir;
Meine Seel' iſt bei dir in dem kalten Grab;
Was ſoll ich noch länger hier?

Du ſchwurſt bei deinem Gott, Jeanie!

Du ſchwurſt bei deinem Gott, Jeanie,
Bei dem weißen Händchen dein,
Bei den Sternen allen am Himmelszelt,
Du wollteſt bleiben mein.
Und ich ſchwur bei meinem Gott, Jeanie,
Und bei dem Herzen dein,
Bei den Sternen reich am Himmelszelt,
Du ſollteſt werden mein.

Fluch treffe die Hand, die da löſ't ſolch' Band,
Und das Herz das uns möcht' entzwei'n;
Aber keine Hand kann löſen mein Band,
Als Gottes Finger allein. —
Ob niedrig auch mein Hüttchen iſt,
Und mein Kleid weder zierlich noch fein,
Ich hüll in der Liebe Mantel mich,
So reich in den Armen dein.

Ihr weißer Arm wär' ein Kiſſen für mich,
Weich wie das weichſte Vließ;
Ihre Flügel über uns Liebe ſchwingt,
Da ſchlaf ich feſt und ſüß. —
Maid meiner Liebe, komm her zu mir,
Komm her und knie bei mir,
Der Morgen iſt voll von Gottes Seyn,
Und ich kann nur beten mit dir.

Der Morgenwind ſpielt mit den Blüthen ſo lind,
Die Vögel ſingen ſo traut;
Der alte Herr lehnt an dem Gartenzaun,
Die gute, ehrliche Haut. —
Wir nehmen die Bibel, wenn er kommt heim,
Dann ſingen die Pſalmen wir;
Du ſprichſt von mir zu deinem Gott,
Und ich, ich ſpreche von dir.

◆

Treue Liebe.

„Und du ſollſt gehn in Prachtgewand,
Von Seid' und Silber ſchwer,
Reichſt du dem Andern deine Hand,
Denkſt nicht an Donald mehr.“ —
„Ach! was ſoll mir ein ſeiden Kleid,
Und ein zerriſſen Herz,
Was Silber mir und Goldgeſchmeid'
Für bitt'rer Trennung Schmerz?

„Viel lieber iſt mir Donald's Sinn,
Sein Herz ſo rein, ſo brav;
Eh' ich ihn laſſ', leg' ich mich hin,
Zu ew'gem Todesſchlaf.
Sieh', ich verſprach, ihm treu zu ſeyn,
Zu theilen ſein Geſchick:
Denn Donald legt in meine Hand
Ganz ſeines Lebens Glück.

„Und ſo gewann er ſich mein Herz,
Er nahm es dankbar an;
Nähm' mein Gelübde ich zurück,
Das wäre ſchlecht gethan.
Das längſte Leben nicht erſetzt,
Die Liebe, die er bot;
Und eh' ich meine Treu' verletzt',
Da wär' ich lieber todt."

Nachruf.

Mild ſtrahlte auf die Wangen dein,
Als wir uns trennten, Mondenſchein.
Die Blumen blühten luſtig dort,
Wo Lebewohl mein letztes Wort.

Man zählte zu den Todten dich,
Eh' noch der Mond vom Himmel wich;
Und eh' die Blüthen fielen ab,
Sank Thau der Nacht dir auf das Grab.

Ich ſah dich nicht, als Feindeshand
Den Weg zu deinem Herzen fand;
Ich hörte nicht den Seufzer dein,
Der dir entquoll in Todespein.

Weh' mir, daß ich nicht bei dir war,
Als du lagſt auf der Todtenbahr',
Wo Staub ſie ſtreuten über dich.
Weh' mir, da war kein Platz für mich.

Das wärmſte Herz, das jemals ſchlug,
Liegt kalt jetzt unter'm Leichentuch,
Und ach! die lieblichſte Geſtalt
Verſchwand, wie Seufzerlaut verhallt.

Leichenwacht-Reigen.

Dieſe Nacht allein, dieſe Nacht allein,
Jede Nacht und alle;
Feuer und Salz und Kerzenſchein,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Wenn du von hier geſchieden jetzt,
Jede Nacht und alle,
Kommſt du zum Dornenmoor zuletzt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Gabſt jemals Strümpf' und Schuhe, Mann,
Jede Nacht und alle,
So ſetz' dich hin und zieh' ſie an,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Wenn Strümpf' und Schuh' du nie verſchenkt,
Jede Nacht und alle,
Ein jeder Dorn in dein Fleiſch ſich drängt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Gehſt von dem Dornenmoor du jetzt,
Jede Nacht und alle,
Kommſt du zur Schreckensbrücke zuletzt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

* * *

(Hier fehlt eine Strophe.)

* * *

Kommſt du von der Schreckensbrücke jetzt,
Jede Nacht und alle,
So trittſt du in's Fegfeuer zuletzt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Wenn je du Trank und Speiſe verſchenkt,
Jede Nacht und alle,
Das Fegfeuer dich nimmer bedrängt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Wenn Speiſ' und Trank du nimmer verſchenkt,
Jede Nacht und alle,
Das Feuer dich bis auf die Knochen brennt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Dieſe Nacht allein, dieſe Nacht allein,
Jede Nacht und alle;
Feuer und Salz und Kerzenſchein,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Des Lords Marie.

Des Lords Marie ſtrich die Locken auf
Mit einem Kamm von Gold,
Sie zog die ſeid'nen Strümpfe an
Und ging zum Tanz, ſo hold.
Süß fiel auf ihre Locken der Thau,
Sanft auf die Stirn hinab;
Ein Tropfen fiel auf den ſüßen Mund,
Ich glaub', ich küßt' ihn ab.

„Wo haſt du die holde Dirne her,
So zierlich und ſo ſchlank?
Sie macht, — ſprich! wo haſt du ſie her? —
All' unſern Mädchen bang.
Wo haſt du her das liebe Kind?
Sein Blick wie der Himmel ſo rein!
Sprich! willſt du koſten, ſüße Maid,
Dieſen Becher mit rothem Wein?“

Weiß, weiß ihr ſchlanker Nacken war,
Wie des Schneees heller Schein;
Doch röthlich, röthlich ward ihr Hals,
Als ſie ſchlürfte den blutrothen Wein.
„Komm, fremdes Täubchen! auf dein Wohl,
Du mit dem gold'nen Kamm;
Gar Mancher weiß deinen Namen nicht,
Trinkt doch dein Wohl, du Lamm.“

Nun ſpielt mir auf „Marie'chen“ ſprach ich,
Der Pfeifer that nach meinem Wort;
Doch der Fiedler, der ſtrich ganz verkehrt
Und warf den Bogen fort.

„Hier, auf dein Wohl in rothem Wein,
Du Maid aus fremdem Land;
Denn nimmer verwirrt' ein Paar Augen vorher
Mir meine ſichere Hand.“

Einer Kirſche glich ihr ſüßer Mund
Einen lieblichern ſah ich nicht,
Und unter den dunkeln Locken ſchien
Ihre Stirn wie Morgenlicht.
Ihr ſüßer Odem macht wehen ihr Haar,
Als ſie flog im Tanze rund;
Aus den blauen Augen die Liebe grüßt
Und weilt' auf ihrem Mund.

„Dein goldgeſticktes Strumpfband iſt los!
Nicht wahr, du zürnſt mir nicht?“ —
Da hob ſie zitternd die weiche Hand
Zum erröthenden Angeſicht.
„Deine gold'ne Schnalle fiel dir hin,
Du luſtige Tochter des Lord!“ —
Da drängten ſich Thränen in ihren Blick.
„O, fort von hier! ſchnell fort!“

„O, Magd, ſchieb den ſilbernen Riegel weg,
Daß ich kann ins Kämmerlein?
Nimm dieſen Kuß, du Bauernknab'!
Darf dich nicht laſſen ein.
Und nimm,“ ſprach ſie, „den gold'nen Kamm
Und die Locke von meinem Haar;
Denn, ach! wohl ſagt es mir das Herz,
Nie treff' ich dich wieder, fürwahr. —

Roy's Weib von Aldivalloch.

Roy's Weib von Aldivalloch,
Roy's Weib von Aldivalloch,
Wißt ihr, wie ſie mich betrog,
Als ich hernieder kam von Balloch?

Sie ſagt', ſie ſchwur, ſie wäre mein;
Sie ſprach nur, ich ſollt' ſie umfaſſen.
Doch, ach! die Erzbetrügerin!
Ihn nahm ſie und hat mich verlaſſen.

Roy's Weib u. ſ. w.

Ihr Haar ſo blond, ihr Aug' ſo klar,
Ihr ſüßer Mund, ſo hold zum Küſſen;
Ich liebe ſie für immerdar,
Obgleich ſie gänzlich mir entriſſen.

Roy's Weib u. ſ. w.

Und, o! ſie konnt' ſo freundlich ſeyn,
Und tanzt ſo ſchön den Hochland Walloch;
Wie glücklich wär' ich, wär' ſie mein,
Wo nicht, ich Roy von Aldivalloch.

Roy's Weib von Aldivalloch,
Roy's Weib von Aldivalloch,
Wißt ihr, wie ſie mich betrog,
Als ich hernieder kam von Balloch?

Der Teufel und das alte Weib.

Ein alter Mann hinter dem Pfluge ſteht,
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
Da kommt der Teufel und fragt wie es geht,
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

„Deinen Ochſen und Eſel die will ich nicht,"
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
„Doch dein zankendes Weib das verſagſt du mir nicht."
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

„Geh hol' ſie, geh' hol ſie," der alte Mann ſagt,
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
„Du behältſt ſie nicht lange, die Furcht mich quält."
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

Der Teufel lud auf ſie wie einen Sack,
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
Und trabt fort wie ein Krämer mit ſeinem Pack;
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort

Er trug ſie bis an die Hölle fort,
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
Und ſchob ſie hinein mit böſem Wort.
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

Er hat ſie in ſeinen Lehnſtuhl gethan,
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
Tauſend Teufel kamen und gafften ſie an;
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

Doch als ſie das alte Weib geneckt,
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
Hat's ihnen tüchtige Feigen geſteckt.
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

Ein rauchender Teufel guckt über den Wall,
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
Rief: „hilf Herr ſie ruinirt uns All.“
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

Der Teufel alsbald hin zu ihr ſprang
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
Und mit ihr ſich aus der Pforte ſchwang.
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

Er lud auf die Alte wie einen Sack
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
Und trabte fort mit ſeinem Pack.
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

Er ſchleppte ſie über zwei Aecker Land
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
Leis dahin, wo der Alte bei'm Pfluge ſtand.
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

Und als der Alte nun luſtig ſang,
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
„Meinen alten Drachen behältſt du nicht lang.“
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

Sagt er: „guten Morgen“ mit traurigem Blick:
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
„Ich fürchte du bringſt meine Alte zurück.“
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

„Ich habe ſie probiret in Keſſel und Pfann',“
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
„Und der Schwefel ſelber hatt' ihr nichts an;“
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

„In die tiefſte Hölle mit mir ich ſie nahm,
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
„Die Verdammten ſelbſt flohen als hin ſie kam.“
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude grünt fort.

„Nimm den Beutel mit Geld und ſie ſelber bewahr',“
Die Staude ſproßt luſtig mit Thymian dort,
„Sie verdirbt mir die ganze Höll', das iſt klar.“
Und der Thymian verwelkt, doch die Staude blüht fort.

◆

Das iſt mir noch nicht geſchehn.

Unſer Hausherr kam des Abends heim
Und er kam heim,
Und da ſah' er ein geſattelt Pferd,
Wo kein Pferd ſollte ſeyn.

„Wie kam das Pferd hieher,
Was ſoll es hier?
Wie kam das Pferd hieher,
Ohn' Urlaub von mir?“

„Ein Pferd!" ſprach ſie.
„Ja, ein Pferd!" ſprach er.
„Du alter dummer Kerl,
Blind mußt du ſeyn!
's iſt nichts, als eine Milchkuh,
Die ſchickte die Mutter mein."

„Eine Milchkuh?" ſprach er,
„Eine Milchkuh!" ſprach ſie. —
„Weit bin ich geritten
Und viel hab' ich geſehn,
Doch ein Sattel auf einer Milchkuh
Das iſt mir noch nicht geſchehn."

Unſer Hausherr kam des Abends heim
Und er kam heim,
Er ſah ein Paar Reitſtiefel,
Wo keine ſollten ſeyn.

„Was iſt das, Frau?
Was ſeh' ich hier?
Wie kamen dahin die Stiefel
Ohn' Urlaub von mir?"

„Stiefel?" ſprach ſie.
„Ja, Stiefel!" ſprach er. —
„Schäm' dich, du alter Hahnrei,
Was ſiehſt du denn nur hier!
Das ſind ja ein Paar Eimer,
Der Böttcher ſchickte ſie mir."

„Eimer?“ ſprach er.
„Ja, Eimer!“ ſprach ſie.
„Weit bin ich geritten
Und viel hab' ich geſehn,
Doch Eimer mit ſilbernen Sporen —
Das iſt mir noch nicht geſchehn.“

Unſer Hausherr kam des Abends heim,
Und er kam heim,
Und da ſah er ein Schwert,
Wo kein Schwert ſollte ſeyn.

„Was ſoll das heißen, Frau?
Was ſeh' ich hier?
Wie kam das Schwert hierher,
Ohn' Urlaub von mir?“

„Ein Schwert?“ ſprach ſie.
„Ja, ein Schwert!“ ſprach er.
„Schäm' dich, du alter Hahnrei,
Was ſiehſt du denn nur hier!
Es iſt ein Kucheneiſen,
Die Mutter ſchickt' es mir.“

„Weit bin ich geritten,
Und viel hab' ich geſehn,
Doch Kucheneiſen mit ſilbernem Griff —
Das iſt mir noch nicht geſchehn.“

Unſer Hausherr kam des Abends heim,
Und er kam heim;
Eine Perücke mit Puder ſah' er,
Wo keine ſollte ſeyn.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

„Was ſoll das heißen, Frau?
Was ſeh' ich hier?
Wie kommt denn die Perrücke her,
Ohn' Urlaub von mir?“

„Eine Perrücke?“ ſprach ſie.
„Eine Perrücke!“ ſprach er.
„Schäm' dich, du alter Hahnrei!
Was ſiehſt du denn nur hier?
Es iſt eine Gluckhenne,
Die Mutter ſchickte ſie mir.“

„Gluckhenne?“ ſprach er.
„Gluckhenne!“ ſprach ſie. —
„Weit bin ich geritten
Und viel hab' ich geſehn;
Doch eine Gluckhenne mit Puder —
Das iſt mir noch nicht geſchehn.“

Unſer Hausherr kam des Abends heim.
Und er kam heim;
Da ſah er einen Ueberrock,
Wo keiner ſollte ſeyn.

„Wie kam der Rock hieher?
Was ſoll er hier?
Wie kam der Ueberrock hieher,
Ohn' Urlaub von mir?“

„Ein Ueberrock?“ ſprach ſie.
„Ein Ueberrock!“ ſprach er.
„Du alter blinder Kerl du,
Was ſiehſt du denn hier?
Es ſind zwei Windeln,
Die Mutter ſchickte ſie mir.“

„Windeln?“ ſprach er.
„Ja, Windeln!“ ſprach ſie.
„Weit bin ich geritten
Und viel hab' ich geſehn,
Aber Knöpfe auf Windeln, —
Das iſt mir noch nicht geſchehn.“

Hinein ging der Hausherr,
Und er ging hinein,
Da ſah er einen jungen Mann,
Wo Keiner ſollte ſeyn.

„Wie kam der Mann hieher,
Was ſoll er hier?
Wie kam der Mann hieher,
Ohn' Urlaub von mir?“

„Ein Mann?“ ſprach ſie.
„Ja, ein Mann!“ ſprach er.
„Du armer blinder Kerl du,
Was ſiehſt du nur hier?
Es iſt die neue Kuhmagd,
Die Mutter ſchickte ſie mir.“

„Eine Magd?“ ſprach er.
„Eine Magd!“ ſprach ſie. —
„Weit bin ich geritten,
Und viel hab' ich geſehn,
Aber bärtige Mägde —
Das iſt mir noch nicht geſchehn.“

Die gutherzige Nancy.

„Ich gehe in den grünen Wald,“
Sprach Nancy, ſprach Nancy;
„Ich gehe in den grünen Wald,“
Sprach die gutherzige Nancy.

„Wie nun, wenn ich dir komme nach?“
Sprach Wilſy, ſprach Wilſy;
„Wie nun, wenn ich dir komme nach?“
Sprach der bedächtige Wilſy.

„Was thut's, wenn du kehrſt wieder um?“
Sprach Nancy, ſprach Nancy;
„Was thut's, wenn du kehrſt wieder um?“
Sprach die gutherzige Nancy.

„Doch wie, wenn ich dich lege hin?“
Sprach Wilſy, ſprach Wilſy;
„Doch wie, wenn ich dich lege hin?“
Sprach der bedächtige Wilſy.

„Was thut's, wenn ich ſteh' wieder auf?“
Sprach Nancy, ſprach Nancy;
„Was thut's, wenn ich ſteh' wieder auf?“
Sprach die gutherzige Nancy.

„Doch wenn du kriegſt ein Kind von mir?“
Sprach Wilſy, ſprach Wilſy;
„Doch wenn du kriegſt ein Kind von mir?“
Sprach der bedächtige Wilſy.

„Krieg' ich's von dir, ſo trag' ich es,"
Sprach Nancy, ſprach Nancy;
„Krieg' ich's von dir, ſo trag' ich es,"
Sprach die gutherzige Nancy.

„Wo nehmen wir die Wiege her?"
Sprach Wilſy, ſprach Wilſy;
„Wo nehmen wir die Wiege her?"
Sprach der bedächtige Wilſy.

„In Norwegen wächſt Holz genug,"
Sprach Nancy, ſprach Nancy;
„In Norwegen wächſt Holz genug,"
Sprach die gutherzige Nancy.

„Wie machen wir das Wiegenband?"
Sprach Wilſy, ſprach Wilſy;
„Wie machen wir das Wiegenband?"
Sprach der bedächtige Wilſy.

„Dein Strumpfband und das meine,"
Sprach Nancy, ſprach Nancy;
„Dein Strumpfband und das meine,"
Sprach die gutherzige Nancy.

„Wo bind' ich denn mein Rößlein an?"
Sprach Wilſy, ſprach Wilſy;
„Wo bind' ich denn mein Rößlein an?"
Sprach der bedächtige Wilſy.

„Bind' es an meine große Zeh',"
Sprach Nancy, ſprach Nancy;
„Bind' es an meine große Zeh',"
Sprach die gutherzige Nancy.

„Wie aber, wenn es los ſich reißt?“
Sprach Wilſy, ſprach Wilſy;
„Wie aber, wenn es los ſich reißt?“
Sprach der bedächtige Wilſy.

„Der Teufel hol' dich und dein Pferd!“
Sprach Nancy, ſprach Nancy;
„Der Teufel hol' dich und dein Pferd!“
Sprach die gutherzige Nancy.

Der Pfarrer in den Schoten.

An dem langen Pfingſtſonntag,
Pfingſtſonntag, ein ſchöner Tag,
Ralph und die luſtige Phillida,
Phillida, willkommen da,
Trafen ſich in den Schoten.

Bei'm Geſpräch die Stunden fliehn.
Er liebt ſie, ſie liebt ihn,
Luſt'ge Einigkeit, nur Gelegenheit,
Denn ſie hatten Zeit,
Ihr Herz auszuſchütten.

Doch des Schickſals Grauſamkeit,
Grauſamkeit macht ſich breit;
Denn, o weh! Herr Domine,
Jemine, Jomine,
Kam einher geſchritten.

Ihm beicht' die Familie,
Lügen ſtraft er ſchwer, mit Weh. —
Da nun naht Homilie,
Milie, Milie,
Laufen Beide ſehr.

Laufen heim; kaum ſieht er das,
Schimpft er ohne Unterlaß,
Eilt im Saus nach dem Haus,
Schreit's heraus, ſchwatzt es aus
Dieſes Ungefähr.

Retten will er Phillida,
Phillida, willkommen da,
Aber Ralph, Gott ſei's geklagt,
Sei's geklagt und ſei's geſagt,
Der wird fortgejagt.

„Gott's Wort!" ſchreit der Domine,
Jemine, Jomine!
„Soll ein Schelm mich hintergehn,
Wie ſo oft ſchon iſt geſchehn,
Das will ich doch ſehn!

„Ich dien' der Familie,
Daß ich das nicht wieder ſeh;
Leſ' Euch die Homilie,
Milie, Milie,
Täglich drei Mal vor."

◆

Der blonde Burſche.

Der blonde Burſch ſaß auf dem Hügel dort,
Rief: „Melk die Kühe und laſſ' keine fort!“
Und als ſie melkte, da ſang ſie darein:
„Der blonde Burſche mein Mann ſoll ſeyn. —

„Das Wetter iſt kalt und dünn iſt mein Kleid,
Die Kühe ſind alle gemelkt zur Zeit;
Sie wollen nicht in die Hürde hinein.
O, blonder Burſche! erbarme dich mein.“

Die Hausfrau ſie rief: „Komm, Jenny, geſchwind,
Und mache den Käſe und Butter, mein Kind. —“
„Und geht auch Butter und Käſe zu Grund,
Mit dem Liebſten verſchwelg' ich 'ne halbe Stund'.
Wir machten die halbe Stund' gerne zu drei'n,
Denn der blonde Burſche mein Mann ſoll ſeyn.“

Wer da nicht will luſtig ſeyn.

Wer da nicht will luſtig ſeyn,
Vor einer guten Bowle zumal,
Den ſperret mir in Bridewell ein
Und bindet ihn feſt an einen Pfahl,
Da mag er luſtig, luſtig ſeyn,
Wir wollen hier luſtig, luſtig ſeyn;
Denn wer kann ſehn, wohin wir gehn,
Um im nächſten Jahre luſtig zu ſeyn?

Wer da nicht will luſtig ſeyn
Und wer das Glas nicht hält,
Der trinke Dünnbier und keinen Wein
Und habe niemals Geld.
Da mag er luſtig, luſtig ſeyn u. ſ. w.

Wer da nicht will luſtig ſeyn
In fröhlicher Brüder Reih',
Den treibe ſein ſchimpfendes Weib hinein
In ſein Haus mit lautem Geſchrei.
Da mag er luſtig, luſtig ſeyn u. ſ. w.

Wer da nicht will luſtig ſeyn
Im Bett bei ſeinem Schatz,
Den grabt mir auf dem Kirchhof ein
Und gebt mir ſeinen Platz.
Da mag er luſtig, luſtig ſeyn,
Wir wollen hier luſtig, luſtig ſeyn;
Denn wer kann ſehn, wohin wir gehn,
Um im nächſten Jahr luſtig zu ſeyn.

◆

Trinklied.

Chor. Rücken und Seit' geht nackt, geht nackt,
Ihr Fuß und Hand ſeid kalt;
Doch Bauch, Gott ſende dir Bier genug,
Es ſei jung oder alt.

Ich eſſe nicht von jedem Gericht,
Mein Magen es nicht verträgt;
Doch denk' ich d'ran, daß ich trinken kann,
Mit dem, der 'ne Kutte trägt.

Geh' ich auch bloß, ſorgt Euch nicht groß,
Denn mir iſt doch nicht kalt.
Ich fülle den Bauch nach gutem Brauch
Mit Bier, das ſtark und alt.

Chor. Rücken und Seit' u. ſ. w.

Mag nichts vom Roſt, als 'nen nußbraunen Toaſt,
Und 'nen Apfel in's Feuer gelegt;
Ein wenig Brod g'nügt meiner Noth,
Nach Vielem mein Wunſch ſich nicht regt.
Nicht Schnee, noch Froſt, noch Wind, getroſt,
Macht froſtig mich und kalt.
Bin eingehüllt und ausgefüllt,
Mit Bier, das ſtark und alt.

Chor. Rücken und Seit' u. ſ. w.

Tob, meine Frau, gleich mir genau,
Weiß, wo gut Bier man holt.
Und trinkt ſo lang', bis von der Wang'
Die Thrän' ihr niederrollt;

Dann reicht ſie mir den Krug mit Bier
Und ruft mir, daß es ſchallt:
„Nimm allerweil, ich hab' mein Theil,
Von dem Bier ſtark und alt."

Chor. Rücken und Seit' u. ſ. w.

Nun, Leute trinkt! bis ihr nickt und ſinkt
Nach guter Kerle Brauch;
Den Segen werth, den gut Bier beſcheert,
Den ſollt ihr haben auch.
Und alle Welt, die den Bierkrug hält,
Wenn er im Kreiſe wallt,
Erhalte Gott ohn' Schimpf und Spott,
Sie ſeien jung oder alt.

Der gefügige Ehemann.

(Schottiſches Volkslied.)

Hat mein lieb Weibchen Luſt zu gehn
Zur Stadt in dieſer Zeit,
So bring' ich in einen Laden ſie,
Kauf ihr ein neues Kleid —
Doch wenn lieb' Weibchen ſparſam thut,
— Ich warte d'rauf im Stillen —
Und ſpricht: — „das alte iſt noch gut,"
So laß ich ihm ſeinen Willen.

Hat mein lieb Weibchen Luſt zu gehn
Zu einem Staatsbeſuch,
Seh' ich mich nach einem Wagen um,
's giebt deren ja genug.

Doch wenn lieb' Weibchen mit ſparſamen Sinn
— Ich warte d'rauf im Stillen —
Spricht: „Ei, ich geh zu Fuße hin,"
So laß ich ihm ſeinen Willen.

Wenn Liebchen mir ein Söhnchen ſchenkt,
Sie ſcheint mir ſo geſinnet,
Beſorg' ich Wein und Kuchen gleich
Und eine Amme für's Kind!
Doch hat lieb' Weibchen zu ſparen Luſt,
— Ich warte d'rauf im Stillen —
Und ſpricht: „Ich geb' ihm ſelber die Bruſt"
So laß ich ihm ſeinen Willen.

Arme alte Jungfern!

Drei Stieg' und zehn ſind ihrer von uns,
Arme alte Jungfern!
Drei Stieg' und zehn ſind ihrer von uns,
Arme alte Jungfern!
Drei Stieg' und zehn ſind zuſammengeſtellt,
Im Beutel keinen Pfennig Geld,
Lahm, blind und troſtlos auf der Welt,
Arme alte Jungfern!

Hart iſt's, daß uns will Niemand frei'n,
Arme alte Jungfern!
Hart iſt's, daß uns will Niemand frei'n,
Arme alte Jungfern!

Hart iſt's, daß uns will Niemand frei'n.
Wir ſchlafen müſſen im Bett allein.
Laßt Keiner Tröſtung angedeihn,
Armen, alten Jungfern!

Wir ſind ſo willig doch geſinnt,
Arme alte Jungfern!
Wir ſind ſo willig doch geſinnt,
Arme alte Jungfern!
Wir ſind ſo willig doch geſinnt,
Ob denn ein einziger Mann ſich find't,
Erbarmt ſich unſer, lahm und blind,
Armer alten Jungfern!

Hart iſt es, daß ſich Niemand find't,
Arme alte Jungfern!
Hart iſt es, daß ſich Niemand find't.
Arme alte Jungfern!
Hart iſt es, daß ſich Niemand find't
Der da barmherzig iſt geſinnt,
Und uns doch nimmt, ſo lahm wie blind
Arme alte Jungfern.

O würde jede von uns Braut,
Arme alte Jungfern!
O würde jede von uns Braut,
Arme alte Jungfern!
O würde jede von uns Braut!
Wir ſangen wie die Vögel laut,
Und hatten nicht auf Sand gebaut,
Arme alte Jungfern.

Wir wollen zu dem König gehn,
Arme alte Jungfern!
Wir wollen zu dem König gehn,
Arme alte Jungfern!
Wir wollen zu dem König gehn,
Der muß uns für die Folgen ſtehn,
Der muß mit Männern uns verſehn,
Arme alte Jungfern!

◆

Küß mich nicht vor den Leuten!

Ei hüt' dich vor den Leuten!
Ei hüt' dich vor den Leuten!
Benimm dich ſchicklicher mit mir,
Küß mich nicht vor den Leuten.
Es hätte mich nicht ſehr geſtört,
Sobald es Niemand ſah noch hört,
Und gern wär' dir ein Kuß gewährt,
Doch nur nicht vor den Leuten. —
Hüt' dich nur vor den Leuten!
Was auch mag ſeyn, wenn wir allein,
Nur niemals vor den Leuten!

Bedenke nur den ew'gen Schwatz,
An jedem Ort und jedem Platz,
Um nichts als einen einz'gen Schmatz,
Gegeben vor den Leuten.
Hüt' dich nur vor den Leuten!
Hüt' dich nur vor den Leuten!
Ja hüt' dich fein, niemals zu ſeyn
Im Munde von den Leuten.

Gewiß, ich bin mit dir ſo gut,
Wie jedes treue Mädchen thut;
Doch ſei mir immer auf der Hut,
Mein Liebſter, vor den Leuten.
Hüt' dich nur vor den Leuten!
Hüt' dich nur vor den Leuten!
Sonſt küß ich dich mein Lebtag nicht,
Abſonderlich vor Leuten. —

Du ſprichſt, ich hätt' ein hübſch Geſicht,
Das mag wohl ſeyn, mich kümmert's nicht; —
Allein bedenke deine Pflicht,
Und hüt' dich vor den Leuten!
Ja hüt' dich vor den Leuten!
Nur hüt' dich vor den Leuten!
Und treibe nicht mir in's Geſicht,
Das Blut vor allen Leuten.

Du ſagſt gar lieblich ſey mein Mund;
Mein Schatz, du treibſt es gar zu bunt,
Thuſt jeden Augenblick es kund,
Du Böſer, vor den Leuten.
Ei hüt' dich vor den Leuten!
Ja, hüt' dich vor den Leuten!
Zur rechten Zeit, bin ich bereit,
Doch nimmer vor den Leuten.

Doch liegt dir gar zu viel daran,
Daß mich dein Mund ſtets küſſen kann,
Schaff' dir vom Pfarr' Erlaubniß an,
Heirath mich vor den Leuten!

Hüt dich nur vor den Leuten!
Jetzt hüt' dich vor den Leuten;
Doch bin ich dein, ein Fleiſch und Bein,
Da küſſ' mich — vor den Leuten! —

Sir John Suckling's Feldzug.

Sir John ſchafft ſich einen Zelter an,
Nach Schottland hinzureiten,
Und hundert Pferd mehr zu ſeinen Gewahr,
Ihn zu ſchützen auf allen Seiten.

Kein irrender Ritter zog je zum Gefecht
Mit ſolcher frohen Bravada,
Wenn ihr ihn gehört, auf die Bibel ihr ſchwört,
Er beſiege die ganze Armada.

Die Damen liefen an's Fenſter all',
Den kriegeriſchen Anblick zu ſchauen,
Und als er vorbei, da ſcholl ihr Geſchrei:
Warum dem Kampf euch vertrauen?

Er aber, der grauſame Ritter ſprengt fort,
Fort, wie auf Wirbelwinds Flügeln,
Denn noch nicht angelangt, ihm vor Folgen nicht bangt,
Was ſollte er ſein Herz denn zügeln.

Der König — Gott ſegn' ihn, der hoffte gar viel,
Von ſeinem In's-Schlachtfeld-Rücken;
Als die Grenzler ihn dann unterwegs trafen an,
Da jauchzten ſie laut vor Entzücken.

Sein eigener Obriſte liebte ihn ſo ſehr,
Für Johann von Werth ihn zu halten:
Doch als es erſt Schüſſe und Puffe gab,
Da begann ſeine Gluth zu erkalten.

Denn als die Schotten ſich ſtellten zur Schlacht,
Und die Flintenhähne knacken,
Lief er in ſein Zelt und betheu'rt aller Welt,
Er müſſe nothwendig erſt k—.

Der Obriſt ſandte von Neuem nach ihm,
Um in die Schlacht ihn zu ſtellen;
Doch Sir John beſchwor, er trete nicht vor,
Daß die Feinde zuerſt ihn fällen.

In's Hintertreffen ſtellte man ihn,
Wohl zehn und noch mehr Meilen;
Keinen Feind allda Sir John mehr ſah
Und thät von dannen eilen.

Doch jetzt iſt Frieden, da kehrt er zurück,
Neu zu ſparen, was er verſchwendet,
(Seiner Ehren Fleck bleibt liegen im Dreck)
Und iſt zu Berwick verendet.

◆

Heiße Liebe.

Frag' mich nicht, ob ich dich liebe;
Kann's nicht ſagen, ach!
Frag mich nicht, ob ich dich liebe;
Frag' dich ſelbſt darnach.

Sieh mir nicht ſo in die Augen,
Sieh' mich nicht ſo an,
Weil ich dann in deine Augen
Dir nicht blicken kann.

Wenn du in die Stadt gegangen,
Wo ſie ſchön und ſein,
Blick nach ihnen nicht, mein Hänschen.
Sonſt vergißt du mein.

Denn die könnt' ich nimmer leiden,
Die du mehr noch liebſt,
Und gewiß ich würde ſterben,
Wenn nicht treu du bliebſt.

◆

II.

Niederlande.

H. Hoffmann Fallerslebensis Horae Belgicae. Pars secunda. Vratislaviae 1833. — Auch unter dem Titel: Holländiſche Volkslieder. Geſammelt und erläutert von Dr. Heinrich Hoffmann. Breslau 1833.

Letterkundig Overzigt en Proeven van de Nederlandsche Volkszangen sedert de XV. Eeuw. Door Mr. J. C. W. *Le Jeune.* — Te's Gravenhage 1828.

Einzelne Liederbücher, wie z. B. De zingende Landman, De Mey-Blom, Het Brabandsch Nachtigaaltje &c. und fliegende zu Amſterdam, Rotterdam, dem Haag, Antwerpen u. ſ. w. gedruckte Blätter, in meinem Beſitz.

Schönſte Fracht.

Es kommt ein Schiff, geladen
Bis an den höchſten Bord;
Maria hält das Ruder,
Der Engel ſteuert es fort.

Maria, Gottes Mutter,
Gelobet mußt du ſeyn!
Wir wären All' verloren,
Ohne dein lieb Kindchen fein.

Maria, Gottes Mutter,
Gelobet mußt du ſeyn!
Verehrte Königinne,
Du Licht der Engelein.

Maria, Gottes Mutter,
Wie reicht dein Lob ſo weit!
Es kann kein Menſch beſchreiben
Deine große Ehrwürdigkeit.

Auf einer ſtillen Woge
Kommt uns das Schiff an's Land,
Es bringt uns reiche Gaben;
Ein Sohn iſt uns geſandt.

Möcht' ich das Kindchen küſſen
Auf ſeinen rothen Mund;
Dazu trag' ich Gelüſten,
Deß würd' ich werden geſund. —

Wallfahrt nach Kevelaar.

1. Pilgerlied.

Kommt Pilger kommt, und folgt mir nach,
Wir wollen unſ're Fahrt beginnen,
Wir ſollen grußen zu Kevelaar
Die ſuße Königinne.

Kommt, folgt mir nach mit klugem Sinn
Und rüſtet euch mit Muth jetzt weiſe,
Damit wir allzumal zu Fuß
Vollbringen unſ're Pilgerreiſe. —

Wir ſind doch Pilger alleſammt
Entbehren hier der feſten Stätten;
Hier iſt nur Trauer vor wie nach,
So lang' die Erde wir betreten.

Wie manche Sonne ging ſchon auf,
Die mich mit Trauern ſah umfangen,
Der Mond, wie oftmals fand ſein Lauf
Thränen auf meinen Wangen.

Was iſt das Leben denn für All'?
Ein Kommen und dann wieder Scheiden;
Der Weg lauft durch das Thränenthal,
Der uns ſoll einſt nach Hauſe leiten.

O Vaterland, o Vaterland!
Wann wirſt du mich dereinſt empfangen?
Es hat mein Herz nach dir gebrannt,
Und ſeufzt mit ſehnendem Verlangen. —

O daß es einen Engel gäb',
Der merken wollt' auf meine Schritte;
Fiel mir die Reiſe noch ſo ſchwer,
Er gäbe Kraft mir, wenn ich litte.

Wohlauf, denn Pilger, klugen Sinn,
Und rüſtet jetzt mit Muth euch weiſe,
Damit wir allzumal zu Fuß
Vollbringen unſ're Pilgerreiſe.

2. Lied an die heilige Jungfrau zu Kevelaar.

O Kevelaar, o heilig Land,
Allwo die Jungfrau wird gefunden,
Die mit der mütterlichen Hand
Uns ſoll verſüßen unſ're Wunden.

Wir haben nun ſo manches Jahr
Um feſten Frieden heiß gebeten.
Zur Freude unſ'rer ganzen Schaar,
Zu Nutz' und Frommen unſern Stätten,

Schlag', Jungfrau, deine Augen nieder!
Sieh' unſ're aufgehobnen Hände!
O gieb uns auch den Frieden wieder
Und treib den Krieg fort aus den Ländern!

Du haſt den Frieden uns gebracht,
Der auch im Frieden iſt geboren;
Giebſt du nicht Fried' durch deine Macht,
Bleibt uns der Frieden, ach! verloren. —

3. Scheidelied von Kevelaar.

Leb' wohl, leb' wohl, wir ſcheiden,
Leb' wohl, o Kevelaar!
Ziehn wir auch zu den Haiden,
Wir laſſen das Herz doch da.
Leb' wohl, o Jungfrau ſüß,
Die uns bewahren muß. —

Wir werden uns geſellen,
Wenn wir zurückgekehrt,
Um dein Lob zu erzählen,
Wie du hier wirſt geehrt. Leb' wohl u. ſ. w

Die an der Samber wohnen,
Und die von Feemgenland.
Dir Ehre zu erzeigen,
Sind da zu gleicher Hand.

Wir haben da gelaſſen,
Die, ſo am Oberrhein,
Und, die ſich nach dir ſehnen,
Die an dem Unterrhein.

Die Maas muß auch bekennen,
Wie ſie thut immer ſehn,
Daß fleißig zu allen Zeiten
Die Pilger zu dir gehn.

Leb' wohl, leb' wohl, wir ſcheiden,
Leb' wohl denn, Kevelaar!
Leb' wohl, wir ziehn zur Haiden,
Doch laſſen das Herz dir da.

Wiegenlied.

Es dunkelt, mein Rös'chen,
Nun ſpiele nicht mehr,
Ich leg' dich zur Ruhe,
Dich ſchläfert ſo ſehr.
Du liegſt in der Wiege
So warm und ſo ſacht,
Mög' Gott dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht!

Da liegſt du, mein Alles,
In friedlicher Ruh;
Nun ſchließt ſich dein Mündchen,
Die Aeuglein gehn zu.
Doch ſieh, wie der Engel
Im Traume ſüß lacht;
Mög' Gott dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht! —

Da liegſt du, mein Alles,
In ſchuldloſer Ruh;
Meine Bruſt iſt dein Himmel,
Die Welt lacht dir zu. —
Noch ſchläft deiner Triebe
Einſt drohende Macht. —
Mög' Gott dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht!

Glückſelig, mein Röschen,
Wer ſchlummert wie du!
O bleibe dir immer
Die ſchuldloſe Ruh! —

Die Liebe der Mutter
Dich ſorgend bewacht;
Mög' Gott dich behüten!
Mein Kind, gute Nacht!

Verborgene Minne.

Wer will hören ein neues Lied?
Und das ſoll ich uns ſingen
Wohl von der edelen Minne,
Von einem Ritter und einer Jungfrau.
Sie trugen verborgene Minne.

Die Frau auf hoher Zinne lag,
Von weiter Ferne ſie ihn ſah,
Sie ſah ihn alſo ferne;
Sie ſah ihn kommen geritten,
An Klarheit gleich einem Sterne. —

Er ſteckte die Hand wohl unter ſein Kleid,
Ein Ringlein hatt' er da bereit,
Das warf er in den Rhein;
Die Frau auf hoher Zinne lag
In Nöthen, es würde verloren ſeyn.

Sie hatt' einen kleinen Waſſerhund,
Der konnte tauchen bis auf den Grund;
So tief in jenem Grunde
Der holte ihr das Ringelein
In alſo kurzer Stunde.

Als ſie das Ringlein empfangen da
Und ſie es ſehr genau beſah,
Da ſtand darin geſchrieben:
„O reicher Herr Gott, wie ſelig der wär',
Der Lazarus könnte werden!“

Sie trat zu ihrem Vater hin,
Zu ihrem liebſten Vater:
„Seht Vater, ich muß es Euch klagen
Ich bin befallen von Lazarei,
Muß all' meinen Lieben entſagen.“

„Ach Tochter,“ ſprach er, „Tochter mein!
Wie ſollte das nur möglich ſeyn?
Du biſt doch gar zu ſchön,
Und vor allen Frauen im Land
Gehört die Krone dein.“

Der Vater wohl zu der Tochter ſprach:
„Ach Tochter, liebſte Tochter mein,
Wie gern möcht' ich erfahren,
Wo dir die böſe Lazarei
Zuerſt wär' ausgeſchlagen?“

Das Märchen durft' es laſſen nicht;
Es nahm ein Meſſer, die Bruſt ſich zerſchnitt:
„Sieh Vater, hier kannſt du's erblicken.“
Sie durft' ſich in ſieben Jahren darauf
Nicht reinigen noch ſchmücken.

Man ließ ihr drauf ein Häuschen machen
Neben dem Wege an der Straßen;
Man miethet ihr einen Geſellen,
Der ihr, um Gottes Willen, dort
Das Lazarusglöckchen ſollt' ſchellen.

Darin, da lag ſie ſieben Jahr
Und weder Mond noch Sonne ſah,
Als nur zu einer Zeit;
Da ließ ihre Thür ſie offen ſtehn,
Als ſie ſah den Ritter herreiten.

Sie wuſch ihre Hände, die waren ſchön,
Sie legte ſie auf den Sattel hin,
Sie ließ die Sonne drauf ſcheinen;
Da erkannte er das Ringelein,
Das er geworfen in den Rhein.

Er ſetzte ſie vor ſich auf das Pferd,
Er führt' ſie nach ſeinem Lande werth;
Er kleidet in Gold ihren Leib,
Und an dem Ende der ſieben Jahr
War ſie des Ritters Weib. —

◆

Verborg'ne Liebe.

Das Mädchen über die Zugbrücke ritt,
Die Taſch' ihr von der Seite glitt
Und ſank alsbald zu Grunde;
Mit einem Mal' kam ein Reiter her,
Der fiſcht' ſie in kurzer Stunde.

Als ſie die Taſche wieder ſah,
Nie einen trüberen Tag ſie ſah,
Es ſtand darin geſchrieben:
„Der muß ſieben Jahre Lazarus ſeyn,
Der da trägt verborgenes Lieben."

Was ſie thät oder ließ, war ihr nicht bewußt,
Sie nahm ein Meſſer, zerſchnitt ihre Bruſt,
Und ging ihrem Vater zu klagen:
„Ich bin mit Lazarei geplagt,
Ihr könnt es hier gewahren.“

„Meine Tochter, ſollſt du Lazarus ſeyn?
Du biſt die liebſte Tochter mein,
Die ſchönſte der Jungfrauen;
Und käm' ein Königsſohn, mit dir
Ließ er ſich gerne trauen.“

„O Vater, laß bauen ein Häuschen hin
Von Diſteln, Dornen und Lilien grün,
Und miethet mir einen Geſellen,
Der ſtets mir meinen Willen thut,
Und klingelt die Lazarusſchellen.“

Ihr Näpfchen in der rechten Hand,
Die Klapper in der linken Hand,
So thät durch die Straßen ſie ſchreiten:
„Ach! gebt einem armen Lazarus 'was,
Von wegen der Mildthätigkeit.“

Jetzt ſpricht der Ritter, der ihr vor ſieben Jahren auf der Zugbrücke begegnete:

„„Und welche Mildthätigkeit ſoll ich dir thun?““
„Es fehlt mir an Strümpfen und an Schuh'n,
Trug keine in ſieben Jahren;
Dann werd' ich ein hübſch Mädchen aufs Neu',
Gewaſchen am Brunnen, dem klaren.“

Sie zeigt' ihm die Hände und hob ſie auf
Und legte ſie auf den Sattel hinauf,
An den Ringen konnt' er ſie kennen,
Daß ſie dieſelbe Jungfrau ſey,
Die er pflegt' zu beminnen.

Er hielt das ſchöne Kind lieb und werth,
Er ſetzt' ſie vor ſich auf ſein Pferd,
Und thät plötzlich fortreiten;
Er zog ihr die Lazaruskleider aus,
Hüllt' ſie in weiße Seiden.

„Lebt wohl nun, Vater und Mutter mein,
Lebt wohl nun, Schweſter und Brüderlein,
Lebewohl meinen Freunden allen;
Ich danke Gott vom Himmelreich,
Daß die Lazarei verfallen."

◆

Von Thyſken von dem Schilde.

Gut Frieden iſt in allen deutſchen Landen,
Nur nicht Thyſken von dem Schilde;
Er liegt zu Delven gefangen,
Er liegt gefangen ſo ſchwer auf ſeinen Leib.

Die Frau wohl von dem Schilde,
Sie lag auf hoher Zinne,
Sie ſah die Herrn, die Bürger kommen inne.
Doch ſah ſie Thyſken ihren liebſten Buhlen nicht. —

„Ihr Reiter, ihr Räuber,
Ihr Herrn von den Straßen!
Wo habt ihr Thyſken von dem Schilde gelaſſen,
Wo habt ihr gelaſſen den liebſten Buhlen mein?“

„O Frauchen von dem Schilde,
O laßt's euch nicht verlangen;
Der Thyſken von dem Schilde,
Zu Delden liegt gefangen.“

Das Frauchen von dem Schilde,
Das wollt es nimmer glauben. —
Sie thät ihr Pferd'chen ſatteln und zäumen,
Und ritt nach Delden vor das hohe Haus.

„O Thyſken von dem Schilde!
Biſt du hier wirklich drinne,
So ſteck dein Köpfchen aus der hohen Zinne
Und laß mich ſchau'n deinen ſtolzen jungen Leib.“

Thyſken von dem Schilde
Der ließ ſich's nicht verdrießen,
Er ließ ſein Köpfchen aus der Zinn' heraus ſchießen,
Er ließ ſie anſchau'n ſeinen ſtolzen jungen Leib. —

„Thyſken von dem Schilde!
Du wollteſt mir nicht glauben,
Daß du bei Tag und Nacht ſollteſt laſſen dein Reiten
und Rauben,
Daß du ſollteſt laſſen dein Rauben zu halber Mitternacht!“

„Ja, Frauchen von dem Schilde!
Du thateſt es verſchulden.
Du wollteſt tragen das Silber und rothe Gulden,
Du wollteſt tragen das rothe geſchlag'ne Gold!“

„Ach, Thyſken von dem Schilde!
Hätteſt du das Wort verſchwiegen,
Ich ließe dich mit Silber und rothem Gold aufwiegen,
Jetzt aber ſoll es koſten deinen ſtolzen jungen Leib.“

„Ach Frauchen von dem Schilde!
Wird dich das nicht verdrießen,
Daß mich die Raben, die Vögel ſollen freſſen,
Daß mich ſoll freſſen ſo manches Vögelchen?“

„Ach Thyſken von dem Schilde,
Laß dich das nicht bedrängen,
Ich will dein Rad mit Roſen behängen,
Auf dem ſoll ruhen dein ſtolzer junger Leib.“

◆

Von drei Geſellen aus Roſenthal.

Wer will hören ein neues Lied,
Hört zu, ich will's euch ſingen
Von drei Geſellen aus Roſenthal,
Auf Freibeut' war's, daß ſie gingen.

Sie gingen bei Leibe zur Nachtzeit nicht,
Doch ſie gingen auf Abenteuer,
So lange bis ſie kein Geld mehr hatten,
Eine kurze Halbſtund das dauert. —

Als ſie des halben Weges kamen,
Kam ihnen ein Kaufmann entgegen:
„Leg' ab, leg ab dein Kaufmannsgut,
Willſt du behalten dein Leben!“

„Ich lege nicht ab mein Kaufmannsgut
Und dazu mein junges Leben;
Ich habe noch Silber und rothes Gold
Und das will ich euch geben."

Der Kaufmann ſeine Taſch' aufſchloß
Und ſchenkt ihnen hundert Kronen,
„Nehmt hin, Geſellen von Roſenthal!
Verzehrt ſie mit ſchönen Frauen."

Da ſprach der Jüngſte von den drei,
„Die Beute wollen wir theilen,
Und geben dem Kaufmann die Hälfte wieder,
So mag er ein Kaufmann bleiben."

Da ſprach der Aelteſte von den drei:
„Die Beute woll'n wir behalten,
Und kaufen uns ein apfelgrau Roß,
Und reiten nach Antwerpen."

Und als ſie nach Antwerpen kamen,
Und innerhalb der Mauern,
Wurden ſie auf eine Folter gelegt,
Davon that ihr jung Herz trauern.

„Nun ſind uns unſ're Glieder lahm,
Was ſollen wir nun beginnen?
Ich will nicht mehr nach Roſenthal gehn,
Und hören die Nachtigall ſingen."

„O Nachtigall klein Vögelein,
Wie haſt du mich betrogen;
Du pflegteſt zu ſingen unter'm Birnbaum,
Wo viel ſchöne Frauen waren."

„O Nachtigall, klein Vögelein,
Willſt du mich lehren ſingen?
Ich ſing' im Wald, kleiner Vogel ſtolz,
Niemand kann mich bezwingen.“

„Biſt du im Wald, kleiner Vogel ſtolz,
Kann Niemand dich bezwingen:
So zwingt dich der Hagel, der kalte Schnee,
Und das Laub wohl von der Linde.“

◆

Von dem Meier und dem Brieſemann.

Die Felder ſtehen grün und dazu breit;
Zum Reiſen der Brieſemann war bereit.
„Brieſemann, wo wollt ihr hin fahren?
Als ich die Kleider zum letzten Mal ſah,
Glaubt' ich daß die meinen ſie waren.“

„Die Kleider, die ich habe an,
Die gab mir ein Weibchen, es hatt' keinen Mann,
Ein Weibchen, bei dem zur Nacht ich ſchlief;
Ich ſchwör' es euch, Meier, bei meinem Leib,
Ich hatte mein' Tage kein lieberes Weib.“

„Brieſemann,“ ſagt er, „Brieſemann;
Kommt, ziehet andre Kleider an,
Und waffnet euch, denn es gilt euern Leib;
Damit man von euch nicht ſagen kann,
Der Brieſemann liegt erſchlagen um ein Weib.“

Sie ließen jetzt das Streiten ſeyn
Und fochten nun mit Schwertern drein,
Und ſchlugen mit blanken Schwertern:
Der Meier ſchlug den Brieſemann todt,
Daß er niederfiel zur Erden.

Der Meier auf ſein grau Roß ſprang,
Und er hub an ein Lied und ſang,
Er ſang ſo laut, man hört es recht gut:
„Steht auf, ſteht auf, Jungfräulein fein,
Der Brieſemann hier warten thut.“

Das Frauchen aus ſeinem Bette ſprang,
Daß der Vorhang von Golde klang;
Es glaubte dem Brieſemann auf zu thun,
Es ließ ſeinen eigenen Ehemann ein,
Das ward ihm böſe Sache nun.

„O iſt das arme Bries'männchen todt,
Wo ſoll ich klagen meine Noth,
Wo ſoll meine Noth ich klagen?
Nun will ich in ein Kloſter gehn,
Für den Reſt von meinen Tagen.“

„Nun will ich in ein Kloſter gehn,
Wo zwei Paar Schuh vor einem Bett ſtehn,
Und beten für des Bries'manns Seele,
Er der ſein Lieb verloren hat,
Mag mit Recht nie anderes wählen.“

„Nun will ich gehn auf den Termin,
Mich begeben nach einem Kloſter hin,
So fern nach jenen Auen;
Leb' wohl, es muß geſchieden ſeyn,
Von meiner ſchönen Frauen.“

◆

Von dem Zimmermann.

Wer will hören ſingen,
Von einem Zimmermann,
Von einer Burggräfinne,
Wie ſie ihr Lieb gewann?

Die Herren ſagten: „Willkommen Zimmermann,
Ihr ſeid unſer wertheſter Gaſt:
Ihr ſollt heut Abend noch hängen
An einem Baum, der feſt.“

„Warum ſoll ich denn hängen,
Ich bin ja doch kein Dieb?
Das Herz von meinem jungen Leibe
Hat eine ſchöne Frau ſehr lieb.

„Soll ich heut' Abend noch hängen
An einem Baum, der feſt;
Verſunken müſſen die Wurzeln,
Verbrennen müſſe der Baſt.“

Das vernahm eine Fraue,
Eines großen Landsherrn Weib.
Sie that ihr Pferdchen ſatteln,
Wohl um des Zimmermanns Leib.

Als ſie das Pferdchen geſattelt hatt',
Ihre Sporen angeſchnallt,
So war die Leiter der Zimmermann
Hinauf geſtiegen alsbald.

„Nun hört ihr Herren Alle,
Thäte die Burggräfin vor eurem Bettchen ſtehn.
Würdet ihr ſie liebkoſen und küſſen,
Oder ſie laſſen gehn?“

„Käme die Burggräfinne
Wohl zu meinem Bettchen gegangen,
Ich würde ſie herzen und küſſen,
Und gar freundlich umfangen.“

„Würdet ihr ſie herzen und küſſen,
Und gar freundlich umfangen,
So hat auch dieſer Zimmermann,
Nicht allzuviel begangen.“

„Komm herab, komm herab, guter Zimmermann,
Dir iſt gerettet dein Leib;
Das hat gethan eine Frau,
Eines großen Land'sherrn Weib.“

„Hat das gethan eine Frau,
Eines großen Land'sherrn Weib?
Erhalte ſie Gott in Ehren
Und meinen jungen Leib!“

Er zog von ſeinen Händen,
Ein goldnes Ringelein,
Das gab er ihr zum Pfande,
Daß ſie erhalten ſeinen Leib.

Wächterlied.

Sie ging einher im Garten
Mit ſo betrübtem Sang
Bis zu ihres Vaters Thurme,
Den ſie geſchloſſen fand.
„O Wächter," ſprach ſie, „Wächter mein'
Wollt ihr heraus mich laſſen,
Es ſoll euer Schade nicht ſeyn."

„Ich will euch nicht 'rauslaſſen,
Ihr ſeid ſo ein ſchönes Weib,
Und wenn euch etwas geſchahe,
So koſtet's meinen Leib."
„„Mir ſoll nichts widerfahren,
Und euch ſoll nichts geſcheh'n;
Drei Stunden vor dem Tage
Sollt ihr mich wiederſeh'n.""

„Drei Stunden vor dem Tage,
Singt das betrübte Lied,
Dann werd' ich wiederkommen,
Zu dieſem Thore, ſeht.
Wer da verſtohlen zu freien mag,
Zeit iſt es, daß ſie ſcheiden,
Ich ſehe den hellen Tag."

Die Sterne ſtanden am Himmel,
Der Mond gab hellen Schein,
Die Jungfrau ließ ſich nieder
Auf einem blauen Stein,
Alsdann das klare Waſſer ſprang,
Daneben ſtand eine Linde,
Auf der die Nachtigall ſaß und ſang.

„O Nachtigall, kleiner Vogel,
Willſt du mein Bote ſeyn,
Und fliegen zu dem Reiter,
Dem Allerliebſten mein,
Und ſagen, daß er komme her,
Ich werd' ihn hier erwarten
Bei dieſem Thurm nunmehr."

Das hat ein Zwerg vernommen,
Der hinter den Bergen lag,
Er kehrte ſacht ſich um
Und bot ihr guten Tag.
„Ich bin ein Bote, zu euch geſandt
Von einem ſo ſtolzen Reiter,
Weiß nicht, ob er euch bekannt."

„„Und ſollt' ich ihn nicht kennen,
Wohl beſſer, als ihr; allein,
Wenn ich ihn ſo wohl nicht kennte,
Es würde mein Schade nicht ſeyn.""
— — — — —

Es faßte der Zwerg die Jungfrau
Bei ihrer ſchneeweißen Hand
Und leitete ſie ſo ferne,
Bis daß ſeine Mutter er fand.
„O Mutter! die Maid gehört mir allein,
Ich fand ſie geſtern Abend
Auf einem blauen Stein."

„Fandeſt du ſie geſtern Abend
Auf einem blauen Stein,
So bringe ſie wieder zur Stätte,
Wo längſt ſie ſollte ſeyn.

So bringe ſie hin und zög're nicht;
Es müßten drei deshalb ſterben,
Noch eh' der Tag anbricht."

Es nahm der Zwerg die Jungfrau
Bei ihrer ſchneeweißen Hand
Und brachte ſie wieder zur Stätte
Wo er zuerſt ſie fand.
Da lag ihr Liebſter und war todt,
Mit dem Schwert in ſeiner Seite,
Von Blute dunkelroth.

„O liegt er hier erſchlagen,
Erſchlagen hier um mich,
So will dafür ich ſterben,
Will ſterben hier um dich."
Sie nahm das Meſſer bei dem Griff,
Und ſtieß es in ihr Herzchen,
War das nicht fürchterlich?

Der Wächter auf dem Thurme,
Wie laut war's, daß er ſang.
„In drei und dreißig Jahren,
Ward keine Nacht mir ſo lang.
Wer da verſtohlen freien mag,
Zeit iſt es, daß ſie ſcheiden,
Ich ſehe den hellen Tag."

Die Mutter auf ihrem Bette,
Auf ihrem Bette lag;
Sie hörte den Wächter ſingen
Mit einer ſo traurigen Klag'.
„O Mann, welch Leid uns wohl geſchieht,
Denn unſer lieber Wächter
Singt ein ſo traurig Lied."

Die Mutter aus ihrem Bette,
Aus ihrem Bette ſprang;
Sie ging von Bett' zu Bette,
Ihre Tochter ſie nicht fand.
O Mann, welch Leid auf uns einbricht,
Denn unſ're liebe Tochter.
Ich find', ich finde ſie nicht.

Sie nahmen den Wächter gefangen,
Legten ihn auf einen Tiſch;
Sie ließen ihn hauen und kerben,
Gleich einem Brachſenfiſch,
O, warum iſt das von ihnen geſcheh'n!
Damit keine Königskinder
Des Abends mehr aus zum Spielen gehn.

◆

Die Nonne.

Ich ſtand auf hohem Berge,
Und blickte ſeewärts ein..
Ich ſah ein Schiffchen treiben,
Drei Reiter waren drein.

Der allerjüngſte Reiter,
Dort in dem Schiffe klein,
Der ſchenkte mir ein zu trinken
Den kühlen, guten Wein.

„Ich bring's euch, klein arm Mädchen!
Daß Gott euch Segen beſcheert;
Keine Andere würd' ich erwählen,
Wenn ihr nur reicher wär't.“

„Bin ich ein armes Mädchen,
Bin ich's doch nicht allein;
In ein Kloſter will ich ziehen,
Der's rieth, geſegnet ſoll ſeyn.“

Er ſprach: „Wohl, Jungfrau ſchöne,
Wenn ihr in's Kloſter geht,
Und wenn ihr Weihe empfahet,
So möcht' ich gerne wiſſen,
Wie euch das Nonnenkleid ſteht.“

Doch als ſie in das Kloſter kam,
Ihr Vater, der war todt,
„Man fand in meines Herren Land
Kein reicher Kind nicht groß.“

Der Reiter hatt' es kaum vernommen,
Er ſprach: „Nun ſattelt mein Pferd!
Daß ſie in's Kloſter gekommen iſt,
Mir ſehr mein Herz beſchwert.“

Doch als er an das Kloſter kam,
Da klopft er an den Ring:
„Wo iſt die jüngſte Nonne,
Die zuletzt hier die Weihe empfing?“

„Das allerjüngſte Nönnlein
Mag kommen nicht heraus;
Sie ſitzt hier eingeſchloſſen,
Und ſie iſt Jeſus Braut.“

„Sitzt ſie hier eingeſchloſſen
Und iſt ſie Jeſus Braut,
Möcht' ich ſie noch ſeh'n und ſprechen,
Sie ſollte wohl kommen heraus.“

Das allerjüngſte Nönnelein
Ging vor den Reiter ſteh'n;
Ihr Haar war abgeſchoren,
Um die Liebe war's geſcheh'n.

Mögt' wieder heimwärts reiten,
Mögt' wieder heimwärts gehn,
Mögt' eine And're wählen,
Meine Liebe thut mir vergehn.

Von drei Geſpielinnen.

Es gingen drei Geſpielen gut
Spazieren in den Wald;
Sie waren barfuß alle drei,
Der Hagel und der Schnee war kalt.

Die Eine heftig weinte,
Die Andre hatte guten Muth.
Die Dritte begann zu fragen,
Was die heimliche Liebe thut.

„Was müßt ihr mich denn fragen,
Was die heimliche Liebe thut;
Es haben drei Reiterknechte
Geſchlagen den Liebſten todt.“

„Haben drei Reitersknechte
Geſchlagen den Liebſten todt,
Mußt du einen Anderen wählen
Und faſſen guten Muth.“

„Sollt' ich einen Anderen wählen,
Das thut meinem Herzen ſo weh.
Lebt wohl, mein Vater und Mutter!
Mich ſeht ihr nimmermehr.

„Lebt wohl, mein Vater und Mutter,
Und mein jüngſtes Schweſterlein!
Ich geh' zur grünen Linde,
Da liegt der Liebſte mein.“

Der dieſes Lied gedichtet,
Das war ein Reiter ſein;
Sein Beutel war ſehr gelichtet,
D'rum trinkt er ſelten Wein.

Von zwei Königskindern.

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Konnten nicht zu einander kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

Was ſteckte ſie auf: drei Kerzen,
Drei Kerzen, zwölf auf's Pfund,
Um dabei zu betrachten
Des Königs Sohn an Jahren jung.

Mit einem Mal kam eine Alte,
Ein altes, giftiges Weib,
Und das blies aus die drei Kerzen,
Da ertrank der junge Held.

„Ach, Mutter,“ ſprach ſie, „Mutter!
Mein Haupt thut mir ſo weh;
Könnt' ich nicht ein klein halb Stündchen
Luſtwandeln längs der See.“

„Ach, Tochter,“ ſprach ſie, „Tochter!
Allein mußt du nicht gehn;
Weck' auf deine jüngſte Schweſter
Und laß ſie mit dir gehn.“

„Meine allerjüngſte Schweſter
Iſt ein ſo kleines Kind;
Sie pflückt mir alle Roſen,
Die ſie unterweges find't.

„Sie pflücket alle Roſen
Und läßt die Blätter d'ran,
Dann ſagen alle Leute,
Das haben Königs Kinder gethan.“

Die Mutter ging nach der Kirche,
Die Tochter ging ihren Gang;
Sie ging nun alſo ferne,
Bis ihres Vaters Fiſcher ſie fand.

„O Fiſcher,“ ſagte ſie, „Fiſcher!
Meines Vaters Fiſcherlein,
Wollt ihr ein wenig fiſchen,
Sollt wohl belohnet ſeyn.“

Er warf ſein Netz in's Waſſer,
Das Blei, das ging zu Grund;
Wie ſchnell ward da gefiſchet
Des Königs Sohn von Jahren jung.

Was zog ſie von ihrem Finger?
Einen Ring von Golde roth:
„Nimm hin, meines Vaters Fiſcher,
Den Lohn, den ich dir bot.“

Sie nahm ihn in ihre Arme,
Sie küßte ihm ſeinen Mund:
„Ach, Mund! ach, könnteſt du ſprechen!
Ach, Herz! wär'ſt du geſund!“

Sie nahm ihn in die Arme,
Sprang mit ihm in die See,
„Lebt wohl, mein Vater und Mutter!
Mich ſeht ihr nimmermehr.

Lebt wohl, mein Vater und Mutter!
Meine Freunde allzugleich!
Lebt wohl, mein Bruder und Schweſter!
Ich zieh' in's Himmelreich.“

◆

Schön Elſe.

„O Elschen,“ ſprach er, „Elschen,
Viel liebe Buhle mein,
Wohl möcht' ich bei dir ſchlafen,
Feſt in den Armen dein.“

„Bei mir kannſt du wohl ſchlafen,
Bei mir kannſt du wohl ſeyn;
Doch muß zuvor ich wiſſen,
Was dann mein Lohn ſoll ſeyn.“

„„Willſt du das gerne wiſſen,
Was dann dein Lohn ſoll ſeyn;
Vom Schloß zu Rippermonde
Sollſt du die Herrin ſeyn.““

„Soll ich deß Herrin werden,
Soll ich des Herrin ſeyn,
So ſteig' von deinem Pferde,
Thu' nach dem Willen dein.“

Der Reiter ſtieg vom Pferde
Wohl in das grüne Gras
Und ſpielte mit dem Mädchen,
Bis daß es müde ward.

Das Mädchen um ſich kehrte
Und ließ über ſich hingehn,
Ueber ſeine weißen Wangen,
Wohl manche trübe Thrän'.

Die Thränen, die es weinte,
Die thaten dem Reiter ſo weh.
Sie fielen ihm auf ſein Herzchen
Viel kälter, als Hagel und Schnee.

Sie fielen ihm auf ſein Herzchen
Viel kälter, als das Eis;
Er machte das ſchöne Mädchen
Zu ſeinem getrauten Weib.

◆

Der einſt der Allerliebſte war.

Die Vögel in der Mauſe,
Die ſingen ihre Zeit;
Ich muß mein Liebchen laſſen,
Das thut mir wahrlich Leid.
Wie ſoll ich mich ſein enthalten,
Da ich's ſo gerne ſchau';
Doch ſprach ich dich Liebchen ſo ſelten
Obwohl ich mein Herz dir vertrau'.

Ich ging noch geſtern Abend
So heimlich einen Gang
Wohl vor der Liebſten Thüre,
Sie wußt mir's kleinen Dank.
„Steh' auf, mein' Allerliebſte,
Steh' auf und laß mich ein,
Ich ſchwör' bei meiner Treue,
Du biſt die Liebſte mein.

„Schöns Lieb, o' woll' bedenken,
Daß ich einſt dein Liebſter war
Und lag in deinen Armen;
Nun ward ich ein unwerther Gaſt,
Und haſt du mich aufgegeben,
Doch heg' ich noch frohen Muth;
Die Liebe bluht Winter und Sommer,
Was der kuhle Mai doch nicht thut."

Er zog von ſeinen Händen
Aus Gold ein Ringelein:
„Nimm hin, du Allerliebſte,
Das iſt die Treue mein.

Doch ſo dich Jemand fraget,
Wer dir das Ringlein gab,
So ſprich mit hübſchen Worten,
Der einſt der Liebſte war.“

◆

Von Hanſelein.

Da Hanſelein über die Haide ritt,
Wie haſtig ward er gefangen;
Er ward auf einen Thurm geführt
Gefeſſelt dort ſo ſtrenge.

Und das vernahm ein Mädchen jung,
Ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren;
Sie trat vor ihre Mutter hin,
Dann auch vor ihren Vater.

„Ach Vater“ ſprach ſie, „du Vater mein,
Mein allergnädigſter Herr!
Wollt ihr mir dieſen gefang'nen Mann geben,
Den frommen Landsknechten zu Ehren?“

„Den Gefangenen den bekommſt du nicht
Dieweil er nun muß ſterben,
Er iſt ja von ſieben Land'sherrn verwieſen,
So fern in fremden Erben.“

Das Mädchen ließ backen zwei Weißbrodwecken,
Darein zwei ſcharfe Feilen;
Sie warf ſie in den hohen Thurm:
„Hei Landsknecht, woll' dich losfeilen!“

Er feilte ſo manchen Tag und Nacht,
So manche gute Stunde,
Bis daß der Thurm geöffnet war.
Man ſah keinen Landsknecht trauern.

Sie zog ihm drauf zwei Stiefel an,
Dazu zwei ſcharfe Sporen,
Sie ſetzt ihn auf ihres Vaters grau Roß:
„Landsknecht, gebt den Muth nicht verloren.“

Da er nun halben Weges kam,
That er ſich oft umkehren,
Er dachte wohl an den hohen Thurm,
Mehr noch an's junge Mädchen.

„Nun hab' ich alle Jungfrauen lieb
Wohl um der Einen willen —
Sie hat erhalten das Leben mein.
O könnt ich doch ihr Diener ſeyn.“

◆

Es ſollt' ein Reiter früh Morgens ausreiten.

Es ſollt' ein Reiter früh Morgens ausreiten,
Um eines Edelmanns Tochter zu freyen,
Da ferne über die Haide;
Der Edelmann nahm ihn gefangen, und ließ
Auf hohen Thurm ihn geleiten.

Der Reiter hat da ſehr laut geſungen:
„Ich habe manchen Reiter bezwungen
Und nun bin ich hier gefangen;
Der Edelman hat mir geſchworen den Tod
Und will mich laſſen hangen."

Des Edelmanns Tochter, noch jung von Tagen,
Sie hörte den Reiter ſo traurig klagen,
Und begab ſich unter die Mauern.
„Tapfrer Reiter, daß du ſterben ſollſt,
Das macht mein jung Herz trauern."

„„Hold Mädchen, kannſt du bewahren mein Leben,
Was du begehreſt, das wollt' ich dir geben,
Und ließe dich mit mir reiten;
Ich führte dich auf meines Vaters Schloß,
Nichts ſollte dich von mir ſcheiden.""

„Stolzer Reiter, dein Bitten iſt ganz verloren,
Mein Vater hat dir den Tod geſchworen;
Doch willſt du mir, ſüßes Lieb, trauen,
So rett' ich, mein Liebſter, das Leben dir,
Und du kannſt auf mich bauen."

Sie ließ ihres Vaters Wächter entbieten,
Und ihres Vaters Ankunft hüten,
Und ließ den Reiter losbinden;
Der ſetzte ſie auf ein apfelgrau Roß,
Ritt fort mit dem lieben Kinde.

Nach Oſterland will ich fahren.

„Nach Oſterland will ich fahren.
Da wohnt mein ſüßes Lieb;
Ueber Berg' und über Thale,
Schier über die Haide,
Da wohnt mein ſüßes Lieb.

„Vor meines Liebchens Thüre,
Da ſtehn zwei Bäumchen fein;
Der Eine trägt Nüſſ' von Muscaten.
Schier über die Haide,
Der And're trägt Nägelchen fein.

„Die Nüſſe ſind ſo runde,
Gewürznägelchen riechen ſo gut.“
„„Ich meint', mich freite ein Reiter.
Schier über die Haide,
Nun iſt es ein armes Blut.““

Er faßt' ſie bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand;
Er führte ſie ſo ferne,
Schier über die Haide,
Wo ſie ein Bettchen fand.

Da lagen die Zwei verborgen,
Die liebe lange Nacht,
Vom Abend bis zum Morgen,
Schier über die Haide,
Bis ſchien der helle Tag.

„Die Sonn' iſt untergegangen,
Die Sterne blinken ſo klar;
Ich weiß, daß ich mit dem Liebchen,
Schier über die Haide,
In einem Baumgarten war.

„Der Garten iſt geſchloſſen,
Und es kann Niemand hinein,
Als nur die Nachtigallen,
Schier über die Haide,
Die fliegen von oben hinein.

Man ſoll der Nachtigall binden
Den Kopf an die Fuße nun,
Damit ſie nicht kann erzählen,
Schier über die Haide,
Was zwei ſüße Liebende thun.“

„„Und habt ihr mich auch gebunden,
Mein Herz iſt nicht minder geſund;
So kann ich doch noch ſchwatzen,
Schier über die Haide,
Von zwei ſüßen Liebchen, todtwund.““

◆

Wenn alle Berge wären Gold.

„Wenn alle Berge wären Gold
Und alle Waſſer Wein,
So hätt' ich euch viel lieber,
Schönes Mädchen, wär't ihr mein."

„„Hättet ihr mich denn viel lieber,
Thut ſo nicht blos zum Schein,
So gebt, um mich zu bitten,
Hin zu dem Vater mein.""

„Bei deinem Vater war ich ſchon,
Und er verſagt euch mir,
Nehmt Urlaub von euch ſelber,
Schöne Maid, und zieht mit mir."

„„Urlaub nur bei mir ſelber?
Die Knaben ſind ſo los,
Und wenn ihr mich verließet,
So wär' ich freundelos.""

„Ich werd' euch nicht verlaſſen
Von nun an bis zum Tod.
Ihr ſeid ein Königstöchterlein,
Ein Röschen ſchön und roth."

„„Bin ich ein Königstöchterlein,
Und ihr ein Grafenkind.""
Sie faßten einander bei der Hand,
Und gingen unter die Lind'.

Er nahm das Mägdlein bei der Hand,
Und bracht' ſie unter die Lind'
Da ſpielten Beide das Minneſpiel;
Bis die Schöne empfing' ein Kind.

„Nun ſitz ich hier gebunden,
Mit meinem kleinen Kinde,
So bitt' ich die ſaub're Maria,
Daß ſie mich wieder entbinde.“

„„Ich wollt', daß ihr entbunden wärt',
Von eurem kleinen Kind,
Und daß ich euch begraben ſollt'
Unter dieſer grünen Lind'.““

„Wolltet ihr, daß ich begraben läg',
All unter dieſer Lind',
So wollt' ich, es käm' ein Reiter ſtolz,
Der euch bei der Kehl' aufhing.“

Der Reiter hob auf ſeine linke Hand,
Und gab ihr einen Schlag,
So daß ſie nieder zur Erde fiel,
Und dorten machtlos lag.

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, ſprach ſie:

„Und habt ihr mich geſchlagen,
Feinsliebchen, ganz ohne Noth;
Eh' noch die ſieben Jahre um,
Kommt ihr zu mir um Brod.“

Und eh' die ſieben Jahre um,
Der Reiter kam um Brod,
Mit der Lazarusklapper in ſeiner Hand,
Er litt gar große Noth.

„O Kind,“ ſprach ſie, „von ſieben Jahr,
Deinem Vater einen Stuhl ſetz' hin;
Ich habe vormals den Tag geſehn,
Er war ein Ritter kühn.

„O Kind“ ſprach ſie, „du kleines Kind,
Nun gieb deinem Vater Brod;
Ich habe vormals den Tag geſehn,
Er hatt' deß keine Noth.

„O Kind,“ ſprach ſie, „Du kleines Kind,
Nun gieb deinem Vater Wein;
Ich habe wohl den Tag erlebt,
Er war der Liebſte mein.“

Ihr Vater hinter der Thüre ſtand,
Er hört' das laute Wort;
Er zog ſein blankes Schwert heraus,
Und ſchlug ihm ab ſein Haupt.

Er nahm das Haupt wohl bei dem Haar
Und warf es ihr in den Schooß;
„Nimm hin mein jüngſtes Töchterlein,
Bewein' den Apfel roth.“

„„Sollt' ich das Alles beweinen,
Was zu beweinen war.
So hätt' ich alle Tage zu thun,
So viel da ſind im Jahr.““

Bewährte Treu.

Es ſollt' eine Jungfrau früh aufſtehn
Und ihren Liebſten ſuchen gehn;
Sie ſucht' ihn unter den Linden,
Und konnt' ihren Liebſten nicht finden.

Mit einem Mal' kam ein Herr daher.
„Was thut ihr hier allein?“ fragt er,
„Zählt ihr die grünen Bäume,
Oder die gelben gold'nen Roſen?“

„„Ich zähle die grünen Bäume nicht,
Und pflück' auch alle goldnen Roſen nicht.
Ich hab' meinen Liebſten verloren,
Keine Nachricht kommt mir zu Ohren.““

„Habt ihr euren Liebſten verloren?
Keine Nachricht kommt euch zu Ohren?
Er iſt auf Zeelands Auen,
Und verkehrt mit andern ſchönen Frauen.“

„„Iſt er auf Zeelands Auen,
Verkehrt mit andern ſchönen Frauen,
So möge der Himmel ſein Führer ſeyn,
Mit allen den hübſchen Jungfräulein.““

Was zog er aus ſeinem Aermel hold?
Eine Kette von rothem Gold.
„Die will ich euch, ſchönes Kind, ſchenken,
Wollt nicht an den Liebſten mehr denken.“

„„Und wäre die Kette noch einmal ſo lang,
Und hinge vom Himmel zur Erde entlang,
Viel lieber mag ſie mir fehlen,
Als daß ich einen Andern thät wählen.““

Das aber rührte dem Herrn ſein Blut.
Er ſprach: „Schönes Kind, ſeht euch vor, was ihr thut,
Ihr ſeyd meine rechte Frauen,
Mit keiner Andern laß ich mich trauen.“

Es taget aus dem Oſten.

(Ein altes Lied.)

„Es taget aus dem Oſten,
Das Licht ſcheint überall;
Wie wenig weiß mein Liebchen,
Wohin ich denn nun ſoll.
Wie wenig weiß es mein Liebchen.

„Wären alle meine Freunde,
Die meine Feinde ſind,
Ich führt' dich aus dem Lande,
Mein Troſt, mein Herzenskind.
Ich führt' dich aus dem Lande.“

„„Wohin willſt du mich führen,
Stolzer Ritter wohlgemuth?““
„Wohl unter die grüne Linde,
Mein Troſt, mein beſtes Gut.
Wohl unter die grüne Linde.“

„„Ich lag in Liebchens Armen,
Da lag ich wohl und gut,
Ich lieg' in Liebchens Armen,
Stolzer Ritter wohlgemuth,
Ich lieg' in Liebchens Armen.““

„Liegſt du in Liebchens Armen,
Bei Gott, das iſt nicht wahr!
Geh' unter die grüne Linde,
Erſchlagen liegt er da.
Geh' unter die grüne Linde.“

Das Mädchen nahm den Mantel
Und macht ſich auf den Gang
Wohl unter die grüne Linde,
Wo ſie ihn erſchlagen fand.
Wohl unter die grüne Linde.

„„O liegſt du hier erſchlagen,
Gebadet in deinem Blut;
Das hat gethan dein Prahlen
Und auch dein ſtolzer Muth.
Das hat gethan dein Prahlen.

„„O liegſt du hier erſchlagen,
Der mich zu tröſten pflag;
Wie haſt du mir hinterlaſſen
So manchen trüben Tag;
Den haſt du mir hinterlaſſen!““

Die Jungfrau wieder kehrte
Und ſie ging ihren Gang
Vor ihres Vaters Thüre,
Die ſie unverſchloſſen fand.
Vor ihres Vaters Thüre.

„‚Und hier iſt Niemand drinne,
Nicht Herr, nicht Edelmann,
Der mir nun dieſen Todten
Zur Erde helfen kann.
Mir helfen bei dem Todten.‘“

Die Herren ſchwiegen ſtille
Und ſprachen all' kein Wort,
Das Mädchen kehrt ſich wieder
Und ging laut weinend fort.
Das Mädchen kehrt ſich wieder.

Mit ihren gelben Haaren
Rieb ſie ihm ab das Blut,
Mit ihren ſchneeweißen Händen
Verband ſie die Wunden gut.
Mit ihren ſchneeweißen Händen.

Mit ſeinem blanken Schwerte
Sein Grab ſie ihm grub,
Mit ihren weißen Armen
Sie ihn in die Erde hub.
Mit ihren weißen Armen.

Mit ihren weißen Händen
Zog ſie den Glockenſtrang,
Mit ihrer hellen Stimme
Sie ihm die Vigilien ſang.
Mit ihrer hellen Stimme.

„‚Nun will ich mich begeben
Wohl in ein Klöſterlein,
Und tragen den ſchwarzen Schleier
Zu Ehren dem Liebſten mein.
Und tragen den ſchwarzen Schleier.‘“

Es ritt ein Reiter wohl durch das Ried.

Es ritt ein Reiter wohl durch das Ried,
Und er hub an und ſang ein Lied,
Ein Liedchen mit heller Stimme,
Als er die Berge erklimmte.

Und das vernahm eine Jungfrau fein,
Sie lag in ihrer Schlafkammer allein;
Sie flocht ihr Haar mit Seiden,
Mit dem Landsknecht wollte ſie reiten.

Der Landsknecht hatte ſie lieb und werth,
Er ſetzte ſie vor ſich auf das Pferd
Und bracht' ſie in kurzer Weilen
Wohl vier und ſiebenzig Meilen.

Er bracht' ſie auf einen Acker, war weit
Mit rothen Roſen rings beſtreut.
Er ſprach: „Jungfrau, du mußt hinten ſtehn,
Mein graues Roß iſt müde vom Gehn.“

„„Warum ſoll ich denn hinten ſtehn?
Wär' meines Vaters Rath geſchehn
Und meiner Mutter Wille,
Wär' ich eine Kaiſerinne.““

„Wärſt du auch geworden eine Kaiſerin ſchon,
So bin ich eines Markgrafen Sohn;
So laß es dich, Mädchen, nicht reuen,
Denn Morgen will ich dich freyen.“

„„Eh' ich würd' dein getreues Weib,
Viel lieber verlör' ich Leben und Leib;
Eh' ich würd' zu deiner Hausfrauen,
Eh' ließ ich mein Haupt abhauen.““

Und eh' ſie die Worte noch halb ausſprach,
Ihr Kopf zu ihren Füßen lag;
Mit ſeinem ſcharfen Schwerte
Schlug er ihr das Haupt zur Erde.

Er nahm ihr Haupt wohl bei dem Haar,
Warf es wohl in ein Brünnlein klar,
Ein Brünnlein, tief im Grund.
„Lieg da, du lachender Mund.

„Lieg hier, lieg da, du lachender Mund,
Du haſt mich gekoſtet wohl tauſend Pfund,
Und manchen Pfennig von Golde roth:
Jetzt iſt dir geworden der bittere Tod.“

◆

Ein altes Lied von Graf Floris und Gerhard van Velzen.

Wer will hören ein neues Lied?
Und das will ich euch ſingen,
Wie Gerhard van Velzen Graf Floris verrieth,
's ſind wunderliche Dinge.

Graf Floris zu Gerhard van Velzen ſprach:
„Gerhard, ihr mußt euch vermählen
Mit einer Wittwe, hat Geld und Gut,
Die Saubere mußt ihr euch wählen.“

„„Die Schande, die bleibe mir weit und fern.““
Sprach Gerhard van Velzen zu ſeinem Landsherrn;
„„Zu ſolchem Verdruſſe beſchwatzt ihr mich nicht,
Eure abgetrag'nen Schuhe, die will ich nicht.'“

„Gerhard van Velzen, mein Neffe werth,
Hätteſt du die Worte nur beſſer gekehrt.
Du mußt ſie, und ob du ſchwurſt einen Eid,
Doch tragen, es ſey dir nun lieb oder leid.“

Eine kurze Weile, thät nicht lang dauern,
Da ließ ſich Gerhard van Velzen trauen; —
Graf Floris ſchrieb Gerhard van Velzen 'nen Brief,
Worin er ihn eilends zu ſich rief.

Herr Gerhard durft' es laſſen nicht,
Er that dem Landsherrn ſeine Pflicht,
Er ritt in jene Auen;
Derweilen ſchlief der Graf von Holland,
Bei ſeiner ſchönen Frauen.

Sie rief ſo laut: „Gewalt, Gewalt!
Was thut ihr, mein edler Herr?
Ihr müßtet, wollt' ein And'rer das thun,
Ihn mit dem Schwerte abwehren.“

Lärmen und Rufen half ihr nichts
Sie mußt' ihre Ehre laſſen;
Als er ſeinen Willen hatte gethan,
Da ritt er nach Utrecht ſeiner Straßen.

Gerhard van Velzen hatt' ein ſüßes Lieb
Zu ſeinem Eheweibe,
Mit der vermeint' er fröhlich zu ſeyn;
Des Grafen Buhl mußte ſie bleiben.

Als Gerhard van Velzen zu Hauſe kam,
Seine Frau die ließ ſich nicht ſchauen.
„Warum kommt ſie mir denn entgegen nicht?
Was iſt geſchehn meiner Frauen?“

Als Gerhard van Velzen zur Kammer kam,
Da fand er ſein ſüß Lieb in Trauern.
„Hat dir denn Jemand Leides gethan?
O ſprich, du ſchönſte der Frauen.“

„„Gerhard van Velzen, mein lieber Mann,
Nun iſt es mir verkommen,
Zu ſchlafen an deiner Seite hinfort;
Graf Floris meine Ehr' hat genommen.““

„Daß er deine Ehr' genommen hat,
Das ſey dir, Feinsliebchen, vergeben;
Geſtern war er mein Herr, nun bin ich ſein Herr,
Es ſoll ihm koſten ſein Leben.“

Er ſetzt' einen Falken auf ſeine Hand,
Als wollt' er zur Kurzweil reiten.
Er that nun einen Haſenſprung,
Graf Floris zu entleiben.

„O Gerhard van Velzen, mein Neffe gut,
Willſt du mich laſſen leben,
So will ich dein Baſtarttöchterlein,
Zur Grafin von Holland erheben.“

„„Das thu' ich nun und nimmermehr
Will keinem Verrather ſie geben;
Du haſt meiner Hausfrau genommen die Ehr',
Das ſoll dich koſten dein Leben.

„„Daß meinen Bruder ermordet du haſt,
Das hatt' ich dir vergeben;
Nun nahmſt du meiner Frauen die Ehr',
Das ſoll dich koſten dein Leben.““

Er warf ihm den Handſchuh vor ſeinen Mund,
Daß er nicht ſchrie den Leuten,
Und führt' ihn vom Hauſe zu Kronenburg
Auf das hohe Haus zu Meuden.

Zur Nacht, ungefähr um Mitternacht,
Wenn die halbe Nacht noch im Reſte,
Da lag Graf Floris von Holland
Geſchloſſen in Ketten, ſo feſte.

Des Morgens, als es ſchon war Tag,
Da ſollten die Herren eſſen;
Da dachte der Graf von Holland:
„Reicher Gott, nun werd' ich vergeſſen.“

Sie brachten ihm ein Stück Bärenſpeck,
Sein Schweinſpeck war ungebraten;
Da dachte der Graf von Holland:
„Reicher Gott, nun bin ich verrathen.

„Ach hätt' ich nur einen Schildknecht gut,
Der mich erlöſte vom Blute;
Ich ſchenkte ihm meinen braunen Schild
Mit meinem eiſernen Hute.“

Gerhard van Velzen war bei der Hand,
Er nahm ein Becken von der Wand,
Er zeigt Graf Floris vom Blute.
„Nun ſag' mir an, Graf von Holland,
Wie iſt dir jetzt zu Muthe?“

„„Wie mir nun zu Muthe iſt,
Ich muß nun einmal ſterben,
Hätt' ich ein Weib mit einem Kind,
Die mein großes Gut könnten erben!

„„Ich habe wohl einen Sohn Johann,
Er iſt in fernen Landen;
Er kann ſein Gut regieren nicht,
Das iſt es, was mich ſehr verdrießt.

„„Und da iſt auch ein Baſtardſohn,
Er iſt noch jung von Wochen,
Und würd' er auch über hundert Jahr,
Seines Vaters Tod hätt' er gerochen.““

Eine kurze Weile, es währte nicht lang,
Gerhard van Velzen wurde gefangen;
Er dachte oftmals bei ſeiner Ehr':
„Reicher Gott, nun ward' ich gefangen!“

Hängen war lange nicht genug,
Er mußt' ſiebenmal mehr leiden;
Sie ſchlugen ein Faß voll Nägel ſo ſpitz,
Da mußte hinein er ſteigen.

Sie rollten es drei Tage lang
Bis zum Mittag, da mußt' er bluten.
„Gerhard van Velzen, mein lieber Mann,
Wie iſt dir nun zu Muthe?“

„„Wie mir nun zu Muthe iſt,
Das will ich euch wohl ſagen:
Ich bin noch immer derſelbe Mann,
Der den Grafen Floris erſchlagen.““

◆

Der erzürnte Liebhaber.

Wen hör' ich da in ſpäter Mitternacht?
Mein Liebſter iſt's, ich hätt' es nicht gedacht;
Laß mich in Frieden nun,
Möcht' ohne Störung ruhn,
Um Herzen und Küſſen iſt mir's nicht zu thun. —

Da ging er weg von mir, der böſe Mann!
Raſch ſtand ich auf, zog Männerkleider an,
Ich ging ihm nach ſofort,
Sucht' ihn von Ort zu Ort;
Er iſt mein einz'ger Troſt, mein Glück, mein Hort.

Ach, liebe Schildwach', haſt du nicht geſehn
Den ſchönen jungen Mann vorübergehn?
Zwei Augen wie ein Kryſtall,
Zwei Lippen wie eine Korall,
Lieblich von Rede, artig überall.

Dort kommt er her, es iſt mein Bräutigam;
Ich will ihn grüßen, mich freuen, daß er kam:
Willkommen, ſüßes Lieb',
Mein Herz mich zu dir trieb,
Ich mach' dir auf, mein ſüßes Lieb.

Komm doch herein und ſetze dich zu mir.
Mir iſt ſo wohl, wenn ich, ſüß Lieb, mit dir.
Ich pflückte dir Blumen ſchon,
Flocht' einen Kranz dir davon,
Der Himmel ſei dein Lohn. —

Der ſchelmiſche Bauer.

Es war einſt ein Bauer, ein ſchnurriger Schelm.
Ein Bauer auf allen Wegen;
Der hatt' ſeinen Wagen mit Holz bepackt,
Das er verkaufen wollt auf dem Markt,
Nach dem Markte ſollt' er fahren.

Als der Bauer auf eine Fallbrück' kam,
Eine Frau dort thät ihm behagen.
Er ſprach: „du Frauchen lecker und fein
Willſt du heut' Nacht meine Buhle ſeyn,
So geb' ich dir Pferd und Wagen.“

Die Frau, die war von der leichten Art,
Sie ſagte: „Mein Bauerke, drinnen.“
Sie ſchickte die Magd nach dem Fiſchmarkt zu,
Ihr könnt euch wohl denken, warum und wozu;
Um zu ſpielen das Spiel der Minnen. —

Als nun der Bauer ſeinen Willen gehabt,
Da begann er ſehr zu klagen:
„Hätt ich gewußt, was nun ich weiß,
Daß jede Frau der andern gleich,
So hätt' ich noch Pferd und Wagen.“

Der Herr der juſt vom Jagen kam,
Der hörte den Bauer klagen:
Er ſprach: „Viel liebſte Frau mein,
Was mag das für ein Bauer ſeyn,
Der da klagt um Pferd und Wagen?“

„„Daß der Bauer um Pferd und Wagen ſeufzt,
Das nimmt mich gar kein Wunder.
Er hat einen Wagen mit Holz mir gebracht,
Und hergeführt in ſtockfinſterer Nacht,
Und viel krumm Holz war darunter.““

„Gebt dem Bauer Pferd und Wagen zurück
Und ſein Geld zu voller Summe. —
Deshalb iſt der Bauer ja nicht ſo ſchlecht;
Es brennt, wenn man's nur in's Feuer legt,
So gut wie das g'rade, das krumme.“

Als der Bauer nun Wagen und Pferd wieder hatt',
Da begann er luſtig zu ſingen:
„Ich hab noch viel krumm Holz im Wald,
Ich wollt', ich verkauft es ſo gut, recht bald,
Dann würde zum Markt ich's bringen.“

◆

Der Jäger.

Es ſollt' ein Jäger zum Jagen gehn,
Zum Jagen ſollt er gehn;
Da kam ihm auf ſeinen Wegen
Ein artig lieb Mädchen entgegen,
So lieblich anzuſehn.

„Ich grüß dich, ich halt' dich mein Engelchen,
Könnt' ich nur bei dir ſeyn;
Dich in meine Arme ſchließen,
Ein wenig Freude genießen,
Geneſen wär meine Pein.

„„In die Arme dich ſchließen, das kann nicht ſeyn,““
— Sprach das artige Mädchen ſo lieb, — „„allein
Heut' Abend komm nach dem Garten,
Da will ich dich, Liebſter, erwarten,
Da laß ich, Schönſter, dich ein.““

Der Tag verging und der Abend kam,
Und der Jäger die Büchſe zum Jagen nahm,
Zu blaſen hat er angefangen,
Bis das artige Mädchen gegangen
Und er hinein zu ihr kam.

Die Mutter die rief und der Vater der rief:
„Wo mag unſer Töchterchen ſeyn?
Was mag unſer Töchterchen treiben,
Wo mag unſer Töchterchen bleiben,
Es iſt gewiß nicht allein?“

Die Mutter ſtand auf und der Vater ſtand auf,
Und ſind hinauf gegangen;
Da fanden die Beiden ſie Arm in Arm,
So lieb und ſo ſüß und ſo traut und ſo warm,
Hielten ſie ſich dort umfangen.

„„Ach Mutter, ach Mutter, ſo ſehr nicht droht,
Denn ich bin wahrlich in der Noth;
Zwar iſt der Jäger zu mir gekommen
Und hat mich nicht zur Frau genommen,
Doch lieb' ich ihn bis an meinen Tod.

Siegeslied

auf die Niederlage der Franzoſen bei Oudenaarde

den 11. Juli 1708.

Spar't, Hollands edle Herren,
Jetzt nicht den Traubenſaft.
Auf, windet Lorbeerkränze
Den Helden reich an Kraft.
Laßt hören die Muſketen
Zum Trotze den Bourbonen,
Fügt Trommeln und Trompeten
Zum Donner der Kanonen.

Laßt nicht die Freude ſchweigen;
Vendome mit ſeinem Heer
Muß euren Fahnen weichen
Und wagt es nimmer mehr.

Der Staaten Brandemoris, *)
Den fand er viel zu heiß,
Der Ritter von Sanct Joris **)
Schwimmt ſchon in ſeinem Schweiß.

Burgund mag auch nicht eſſen
Der Briten Budding jetzt;
Berry verſchmäht den Käſe,
Den man ihm vorgeſetzt.
Die Suppe aus den Töpfen
Iſt beſſer nun für All',
Als ſo mit blut'gen Köpfen
Zu ſpielen Fangeball.

Der Docter von Savoyen
Ließ nach der rechten Weiſ'
Holländiſch Pulver ſtreuen
Auf böſes Franzenfleiſch;
Dann hat er's noch begoſſen
Mit Spiritus von Stahl
Und Geiſt von blauen Bohnen
Aus Flaſchen von Metall.

Nun ſind ſie derb geſchlagen,
Die luſtigen Franzoſen,
Und wenn ſie's wieder wagen,
Verlieren ſie die Hoſen.
Dann packen ſie die Spindeln
Und fliehen nach Paris,
Um dort die nackten H—t—n
Zu zeigen dem Louis.

---

*) Brandemoris, Branntwein.
**) St. Joris, St. Georg.

Spar't, Hollands edle Herren,
Nicht edlen Traubenſaft
Und flechtet Lorberkränze
Den Helden voller Kraft.
Laßt hören die Musketen
Zum Trotze den Bourbonen,
Fügt Trommeln und Trompeten
Zum Donner der Kanonen.

Die Flüchtlinge.

Ein reicher Graf in ſeinen Boscagen
Wohnt' in der Ritterſchaft ſehr plaiſant,
Hatt' viel Lakayen, Diener und Pagen,
Mädchen und Jünglinge allerhand.
Drei Töchterlein,
Die wohnten fein
Mit auf dem Schloß im Bergiſchen Land.

Klarißchen war die jüngſte Gräfinne,
Die einſtmals ſich zu gehen ergötzt,
Ob ſie ihres Vaters Knappen könnt' finden,
Auf den ſie ihr ganzes Herze geſetzt,
Den ſie mit Minnen
Sucht zu gewinnen,
Denn heftige Liebe fühlte ſie jetzt.

„Schönes Kind, o wollet mich doch entſchuld'gen,
Dem ſo viel Ehre gebühren nicht mag,
Da ſieben Landesherren euch huld'gen
Und tragen ihre Liebe nach;

Aus treuer Minne
Euch, o Gräfinne,
Zum Weibe verlangen von Tag zu Tag.“

Sie ſchwur dem Knappen mit tauſend Eiden,
Daß ſie vor Allen ſich ihn erkohr,
Daß Niemand ſollte den Platz bekleiden
Und er den Anderen ginge vor,
Er ganz alleine.
Man ſah ſie weinen,
Aus ihrem Aug' drang ein Thränenſtrom vor.

Der Knappe auch aus zärtlichem Sinne
Redet ihr zu mit tröſtlichem Wort:
„Ihr ſeyd ſo jung, eine edle Gräfinne,
Darf ich euch dienen fort und fort?
Säh' es eu'r Vater,
Da braucht' ich Berather,
Er ließe mich tödten, bei meinem Wort.“

Dann faßt' er ſie bei beiden Händen
Und ſprach: „Wohlan, meine ſchönſte Braut!“
Er führte ſie zu den Laubengeländen, —
Ich ſage nicht, was ſie dort ſich vertraut.
Da hat Klarißchen
Dem lieben Louis'chen
Mit einem Ringe ſich angetraut.

Louis nahm dort mit holden Gebärden
Und voll Verehrung ſein Hütlein ab,
Verbeugte tief ſich bis zur Erden,
Als er ihr auch ſein Ringlein gab.

Sie ſchworen Beide,
Sich nie zu ſcheiden,
Bis ſie der Tod legt' in das Grab.

D'rauf ging er, ihren Vater zu finden,
Der wenig dacht' an ſein jüngſtes Kind.
„Mein Herr, ich will mich in Liebe verbinden
Und da ich euch doch ſo treu gedient,
Woll't Rath mir geben;
Es koſtet mein Leben,
Wenn mich ihr Vater bei ihr find't."

„„Bring' mir die Jungfrau nicht in Schande,""
Sprach nun der edle Graf vom Schloß,
„„Bring' lieber ſie in fremde Lande,
So haſt du vom Vater keinen Verdruß.
Geht mit einander,
Heirathet einander,
Seyd Eins des Andern Ehegenoß.""

Wohl hat er des Grafen Rath empfangen,
Der ihm vor Allen wohl behagt;
Er dachte ſo in ſeinen Gedanken:
Das habt ihr keinem Tauben geſagt.
Was ihm beſchieden,
Macht' ihn zufrieden,
Hat ſeinem Liebchen auch trefflich behagt.

Das Abends ließ er, wie ihm gerathen,
Aus einem Fenſter ſie auf's Feld.
Sie bracht' ihm ſechshundert Stück Dukaten,
Das war ein treffliches Reiſegeld.

In einem Wagen
Davon ſie jagen
Und reiſ'ten nun in die weite Welt.

Er ließ ihres Vaters Rößlein traben
An zwanzig Meilen in Tag und Nacht,
Ohne ſie im mind'ſten mit Speiſe zu laben,
Bis daß er mit Freuden die Reiſe vollbracht,
Bis daß ſie kamen
Hinein nach Namen,
Da ſetzt' er ab ſeine liebliche Fracht.

Da hat er mit einem Paſtoren geſprochen,
Daß er ſie Beide verbinde und trau';
In vierzehn Tagen oder drei Wochen
War das Conteßchen eine Frau.
Und Freund Louis'chen
Reiſt' mit Klarißchen
Nach Hauſe zurück, mit ſeiner Frau.

Es reicht' ihm Alles zu ſeinem Frommen,
Nicht hatt' ihm geſchadet, was er gethan;
Denn als ſie wieder nach Hauſe gekommen,
Hatt' er vollzogen des Grafen Rath.
Er ward empfangen
Mit großem Verlangen.
So kam Herr Louis zu Rang und Staat.

Lobgeſang auf die heilige Agnes.

Seht, wie ganz in Demuth heilig
Wallt Agnes, die reine Magd!
Wohin ſchreitet ſie ſo eilig,
Da rings um ſie Alles zagt?
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

Hochzeit, die der größte König
Nach der kurzen, ſchweren Zeit
In des Himmelreiches Wohnung
Seiner Freundin hält bereit.
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

Um den Bräutigam verfallen
War dem Schwert die edle Magd;
Groß und Kleine ſah man zittern,
Sie allein blieb unverzagt.
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

Alles weinte, was vorüber-
Gehend ſah das Hochgericht,
Sie allein, ſie blicket muthig,
Denn es freut ſie, ſchreckt ſie nicht.
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

Niemals ſah man Bräute trachten
Nach dem Hochzeitsbett ſo ſehr,
Als das reine Lamm verlangte
Nach dem Tod zu Chriſti Ehr'.
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

„Jeſus, Herr, ich bin nicht würdig.
Ach, wie komm' ich zu dem Glück?
Nun, Scharfrichter, mach' dich fertig.
Warum weichſt du noch zurück?
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn."

Ach, wie war der Henker traurig,
Wie erzittert ſein Gebein,
Eh' er ihren Hals entblößte
Und das Haupt legt' auf den Stein.
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

Laut auf hub er an zu ſchreien
Mit gar ſchrecklichem Geſicht,
Um die Jungfrau zu bekehren;
Aber, ach, ſie folgt' ihm nicht.
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

„Soll ich denn das Schwert nun heben!
Meine Hand nun thun Gewalt
Einem Hals von ſolchem Werthe,
Kaum erſt dreizehn Jahre alt?"
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

‚Agnes, höre, wie die Menſchen
Hier mit friedlichem Gemüth
Dir rundum das Leben wünſchen!
Schone deine Jugendblüth'!"
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

„„Schweig du, meineſt doch nichts Gutes,
Und gar ſchlecht iſt ſolcher Rath.
Mit dem Bräut'gam will ich halten,
Der mich auserkohren hat.""
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

„„Thu' dein Amt! Wo iſt der Degen,
Der mir durch gar kurzen Stoß
Allen aufgehäuften Segen
Stürzet in den offnen Schooß?""
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

Damit ſtand ſie, betet, beugt ſie
Unterm Schwert das zarte Haupt —
Es ſank hin, und aufwärts fleucht ſie
Mit der Seel' zu Gott hinauf.
Streuet Roſen, Lilien!
Agnes ſoll zur Hochzeit gehn.

◆

Weihnachtslied.

Kommt, laßt uns loben mit Herz und Stimm',
Zuruckgekehrt aus Bethlehem,
Meſſias, Herrn vom Weltenall,
Geboren in einem armen Stall!

Der Engel froher Jubelchor
Ging uns mit ſeinem Sange vor
Und gab dem Oberhimmelherrn
Mit dankbarer Stimme Lob und Ehr'n.

Jetzt geht dem Heidenthum ein Troſt,
Ein Wunderſtern hell auf im Oſt,
Der Königen die Kripp' im Stall
Von der Welt Heiland zeigen ſoll.

Knie', Iſrael, vor Davids Herrn,
Und Davids Sohn, ehrbietig' ihn!
Kein Viehſtall trübt ſeine Herrlichkeit,
Er iſt der Gott der Seligkeit.

Anbet' ihn Alles, was Odem hat,
Lob', rühm' ihn Alles, was da lebt,
Weiht ihm, ihr Völker insgemein,
Eu'r Herz, eure Liebe, eu'r Gebein!

III.

Frankreich, Belgien,

und

franzöſiſche Schweiz.

Le Remancero Français. Par *M. P. Paris.* — Paris 1833.

La Fleur des Chansons. — Les grandes chansons nouuelles qui sont en nombre Cent et dix, ou est comprinse la chanson du roy, la chanson de Pavie, la chanson que le roy fist en Espaigne, la chanson de Rome, la chanson des Brunettes et Te remutu et plusieurs aultres nouuelles chansons, lesquelles trouuerez par la table ensuyuant. Ohne Ort und Jahreszahl. 12. Mit gothiſchen Lettern.

La Fleur des chansons nouvelles &c. Lyon 1586. 12.

Sommaire de tous les Recueils des chansons &c. Paris 1576. 16.

Le Trésor des plus belles chansons sur les plus beaux airs de Cour. — Troyes s. a. 16. Am Schluſſe eine „Permission Royale" vom 15. Juni 1728.

Brunettes ou petits airs tendres avec les Doubles et la Basse continue, mêlées de chansons à danser, recueillies par *Christophe Ballard* &c. Paris 1703. 3 Bde. 8.

Recueil des plus anciennes Chansons de l'Escalade. Genève ohne Jahrszahl, 8.

Vaux-de-Vire d'Olivier Basselin &c. suivis d'un choix d'anciens Vaux-de-Vire, de Bacchanales &c. publiés par *M. Louis du Bois.* Caen, Paris, Londres. 1821.

Etrennes Tourquennoises. Tourcoing et Lille (ohne Jahreszahl) 9 Heftchen in 32.

O. L. B. Wolff, Altfranzösische Volkslieder. Leipzig 1831.

Chansons choisies avec les Airs Notés. Geneve 1777. 4 Bändchen in 32.

Fliegende Blätter aus Belgien und Frankreich, gedruckt während des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Lied auf die Schlacht von Pavia und deren Folgen.

Nun helft mir Alle klagen, Ihr Abenteurer all',
Nun helft beklagen Franz, des edeln Königs Fall.

Er iſt ein edler Ritter, dem ſtets der Sieg beſcheert,
Nicht giebt es ſeines Gleichen zu Fuße, noch zu Pferd.

Am Tage Sanct Matthiae der edle Ritter war
Gewappnet und gerüſtet mit ſeiner ganzen Schaar.

Wir ſollen wohl beklagen den edeln König Franz,
Von allen Herr'n auf Erden die Krone und der Glanz.

Verflucht ſey'n die Verräther in ihrer Schlechtigkeit,
Die ihn verlaſſen haben in ſolcher ſchweren Zeit.

O dieſe falſchen Hände, voller Betrügerei'n,
Sie wollten bei des Kampfes Beginn nicht ſchlagen d'rein,
Den edeln König Franz, den ließen ſie allein.

Die Herr'n de la Paliſſe und la Trimouille dabei,
Nach wack'rer Krieger Brauch ſie fochten kühn und frei.

Auch Frankreichs Abenteurer und der Landsknechte Macht,
Sie kämpften kühn und tapfer und zogen in die Schlacht.
Iſt's nicht ein großer Schade, daß ſie d'rein umgebracht.

Prinzen und Herr'n von Frankreich und alle Ritterſchaft,
Gedenket nun der Edeln, die Tod dahin gerafft,
Gedenkt des Königs Franz auch in ſeiner Blüth' und Kraft.

O Herzog von Albanien, war'ſt, Edler, du dabei,
So wäre Frankreichs König gewiß noch frank und frei.

Neues Lied,

gedichtet

von den Abenteuerern, welche zugegen waren bei dem Tage von Pavia, des edeln Königs von Frankreich.

O, edler König Frankreichs!
Geliebt, verehrt ſo heiß,
Du wahrer Kern des Adels,
Von Tapferkeit der Preis!
Es klagt betrübt ein Jeder
Um dich in deiner Huld.
Nimm Tröſtung aus dem Leiden
Und trag' es mit Geduld!

Wohl war es vor Pavia,
Wo ſich der Kampf entſpann,
Bewaffnet von den Spaniern
An dreißigtauſend Mann;
Landsknecht' in großer Menge
Waren dahin gebracht,
Dann die noch von Pavia,
Die kämpften in der Schlacht.

Sie warfen ſich mit Wüthen
Auf die Franzoſen hin;
Sie Alle zu verderben
Bezweckt ihr wilder Sinn.
Sie maaßten ihre Rechte
Sich an auf's Herzogthum;
Gott wird es ſchon vergelten
In ſeinem hohen Ruhm.

Der König in dem Kampfe
Wich nicht vom Platze fort,
Hieb um ſich mit dem Schwerte
Und ſchonte keinen dort.
Stand konnte Keiner halten
Vor ſeinem Ungeſtüm;
Drei ſtattlich ſchöne Roſſe
Erſchlug man unter ihm.

Gott nehme die Gefall'nen
In Gnaden zu ſich auf!
Die von dem Schwert geſunken,
Aus iſt ihr Lebenslauf.
Sie ſtarben dort in Ehren,
Betrugen ſich gar gut.
Gott und die Jungfrau nehmen
Sie unter ihre Hut!

Es hat des Adels Blüthe
Gezeigt, was ſie vermag,
Bis endlich im Gedränge
Sie kämpfend unterlag.

Verflucht ſei, wer nur immer
Geübt hat den Verrath;
Es iſt des Neides Saame
Der Vater ſolcher That.

Wer hat das Lied geſungen,
Es war ein edles Blut,
Das bei dem Kampf geweſen:
Betrübt iſt jetzt ſein Muth.
Er ſah den König fechten,
An Muth und Ehren reich:
Doch Leute, baar der Ehre,
Verließen ihn ſo feig.

◆

Lied auf den Tod des Montgommery.

(O wie vergeßlich der,
Der ſeinem Glücke trauet,
Und noch unglücklicher,
Wer gar zu feſt d'rauf bauet.)
(Es bringt ein böſer Stern
Oft Könige und Herrn
In Unglück und in Schande;
Ich kenne wohl das Wie,
Der von Montgommery
Ich Graf war hier zu Lande.

In meiner Jugend war
Das Glück mir wohlgewogen,
Allein im Alter ward
Ich ſehr von ihm betrogen.
Frankreich hat mich gekannt,
Zum Ritter wohl ernannt.
In Allem auserleſen
Und herrlich anzuſeh'n,
De Lorges, der Capitain,
Mein Vater iſt geweſen.

Bei König Heinrich war
Ich Kammerherr; vor Allen
In unſ'rer ganzen Schaar
Wußt' ich ihm zu gefallen.
Verſtand gar wohl das Spiel
Mit Lanzen nach dem Ziel,
Mit Pik' und Hellebarden;
Bei Stechen und Turnier
Man ſandte ſtets nach mir,
Dem Capitain der Garden.

Doch eines Morgens, ach!
Der gute König wollte,
Daß ich an dieſem Tag
Mit ihm turniren ſollte.
Man ließ die Rüſtung dann
Gar ſchnell ſich legen an,
Ohn' ſträfliche Gedanken;
Ein Splitter ſpitz und hoch
Von meiner Lanze flog,
Ihn tödtend in den Schranken.

Im Teſtamente zwar
Hat laut er ausgeſprochen,
Daß ich unſchuldig war
Und nichts an ihm verbrochen.
Doch hielt mich Furcht gefaßt,
Ich ſcheute Zorn und Haß
Des königlichen Blutes;
Nach Ducé, meinem Haus,
Ritt ich ſogleich hinaus,
Beſorgt und bangen Muthes.

Als ich nun in Ducé,
Da ſchickte mir auf der Stelle
Der Herr Prinz von Condé
Ganz andere Befehle.
Zu Nutz und Frommen mir
Begann ich alsbald hier
Soldaten aufzubringen;
Die Prieſter überall
Und Mönch' in guter Zahl
Verſtand ich recht zu zwingen.

Gar ſtrenge mit Rouen
Verfuhr mein harter Wille.
Durch einen böſen Mann,
Den Herrn von Mandreville,
Ich war ſo keck, daß ich
Stritt mit dem König mich
Und ſeiner Mutter eben;
Wir haben uns ſodann,
Da wir ſie ſtärker ſah'n
Zu Waſſer fortbegeben.

D'rauf ging es weiter hin,
Sobald wir nur geſchützet,
Da Englands Königin
Mich hülfreich unterſtützet.
Mit meinem ſtarken Troß
Bekriegt' ich gleich das Schloß,
Von Caën, auch mußt' gelingen,
Capitain Renouard,
Kriegsmann von guter Art,
Geſchickt heraus zu bringen.

Nun übt' ich meine Macht,
So wie es ſich gehöret,
Der reichen Klöſter Pracht,
Die wurde gleich zerſtöret.
Die ſchlechte Bürgerſchaft,
Die ſich gewehrt mit Kraft,
Ließ hängen ich und ſpießen;
Die Heil'gen brannt' ich auf,
Ließ ihre Schätze d'rauf
In meine Taſche fließen.

Ins Navarreſenland
Und, wo Bearner wohnen,
Hab' ich mich dann gewandt
Und that dort nichts verſchonen.
Abtei und Priorei
Schafft ihren Schmuck herbei,
Nichts durfte d'ran mich hindern;
In Kirchen und Altar
Meine Soldaten gar
Mit luſt'gem Muthe plündern.

Zur Hochzeit nach Paris
Mit dem Navarrer König
Ging's dann; doch ich verließ
Mich auf Verſprechen wenig.
Es kam auch ſo zumal,
Man fing den Admiral
Und viel' vornehme Leute;
Es floß ihr Blut ſo fort,
Zehntauſend wurden dort
Dem grimmen Tod zur Beute.

Gewarnt zur rechten Zeit,
Konnt' ich gleich fort mich machen
Aus der Verlegenheit;
Dort laſſend meine Sachen.
Mein gutes Roß mich trug
Willig in einem Zug
Wohl mehr als funfzehn Meilen;
In ſteter Furcht geſchwind
Ging ich mit Frau und Kind
Nach England ohn' Verweilen.

Da hat ein ſchlimmer Rath
Mir den Verſtand genommen,
Daß nach der Normandie
Ich wiederum gekommen.
Ging nach Saint Leu ſofort,
Colombieres war dort
Und hielt gar ſtark ſich d'rinnen,
Und mit zehntauſend Mann
Glaubt Matignon ſodann
Durch Liſt mich zu gewinnen.

Still, daß es Keiner merkt,
Sobald die Nacht hernieder,
Ging ich ſogleich ans Werk
Und es gelang mir wieder;
Stürzt' auf das Lager mich,
Nicht traf mich Hieb, noch Stich,
Bei meinem kühnen Wagen,
Es war am Donnerstag
Im Mai der fünfte Tag,
Als ich ihn hab geſchlagen.

Am Freitag Morgen d'rauf
Zog ich nach Damfront weiter
Mit Geld und Gold zu Hauf,
Dies macht' mich froh und heiter;
Allein bei Tag und Nacht
Hat mich mit ſeiner Macht
Matignon fortgetrieben;
Lagert vor Damfront dann
Sich mit zehntauſend Mann
Am Sonntag früh um ſieben.

Ich wollte raſch nun mich
In eine Feſtung ſchlagen,
Nicht glaubend ſicherlich,
Er würd' ſobald mich jagen.
Sehr Wen'ge waren wir,
Ohne Kanonen hier,
Durch kein Geſchütz gedecket;
Doch hielten wir uns gut
Und haben dort mit Muth
Viel' Feinde hingeſtrecket.

Sie ſchoſſen immer fort
Aus allen ihren Stücken,
D'rum konnt' es nimmer dort
In dieſem Kampf uns glücken.
Wohl war es eine Schand',
So großen Widerſtand,
Um einen Einz'gen zu beſiegen;
Ich ſah in dieſem Gang
An einem Wald entlang
Zehntauſend Mann, die mich bekriegen.

Doch trug ich nach dem Tod
Gar kein Verlangen
Und gab in dieſer Noth
Nur mich gefangen.
Dem edeln Cavalier,
Hab' ich mich heiter hier
Auf Gnade überlaſſen.
Er war deß gar ſehr froh,
Bracht' erſt mich nach Saint Lo,
Dann nach Paris, wo ſie mich haſſen,

Ich glaubt', es ließe dort
Der König Gnad' ergehen
Durch ſein allmächtig Wort; —
Hab' ihn gar nicht geſehen.
Streng war mir das Gericht,
Am Hofe konnte nicht
Mir irgend Hülfe werden.
So falle denn mein Haupt,
Da Alles mir geraubt
Und es vorbei auf Erden.

Grafen, Barone, Herrn!
Wollt euch bewahren;
Denn nicht kann mir mein Ruhm
Den Tod erſparen.
Wenn ihr gedenket mein,
Werdet gerecht ihr ſeyn,
Nehmt das zu Herzen:
Mit ſeinem König ſoll,
Wenn er auch gnadenvoll,
Man nie turnieren noch ſcherzen.

◆

Lied auf die Schlacht von Lützen.

Garſtige Klotho, Undankbare!
Haſt geleget auf die Bahre
Viel zu früh den Schweden=Herrn;
Haſt gekürzet ihm ſein Leben,
Dir zum Trotze wird er leben,
Und ſein Name glänzt ein Stern.

Weinet, weinet, tapf're Krieger!
Da geſtorben Mars, der Sieger,
Der mit Lorbeer liegt geſchmückt;
Doch den Ruhm hat er erworben,
Daß er ſiegend iſt geſtorben
Und den Feind hat unterdrückt.

Faſt vor Zorn war er erblichen,
Als er ſah die Kaiſerlichen

Ueberall ſich drängen durch,
Wußte nicht, was ſie beginnen;
Doch den Rang abzugewinnen,
Schanzt' er ein ſich vor Naumburg.

Hülfe ſollt' ihm dort erwachſen,
Von dem Herzoge von Sachſen,
Er erwartet ihn allda;
Pappenheim thut davon hören
Und verſuchte das zu ſtören,
Weil Gefahr darin er ſah.

Wohl thut ihm ſein Plan behagen
Eine große Schlacht zu ſchlagen —
Drei der Tage hielt ſie an.
Doch dem Sachſenherzog glückte,
Daß er durch die Feinde rückte
An mit achtzehntauſend Mann.

Trotz dem kaiſerlichen Heere
Haben ſich vereint zur Wehre
Sachſen mit den Schweden dort;
An zum Kampf die Feinde dringen,
Trommeln und Trompeten klingen,
Und ſie rüſten ſich ſofort.

An dem ſechszehnten November
Rückten an die beiden Heere
Mit gar kriegeriſchem Muth;
In dem Treffen ſich erhitzend,
Die Kanonen donnernd blitzend,
Stritten ſie mit großer Wuth.

Und der tapfre Fürſt und König
Kümmert ſich um Rüſtung wenig,
Stürzt ſich mitten in die Schlacht,
Ohne Harniſch, Helm und Kragen
Thut er in den Kampf ſich wagen,
An der Spitze ſeiner Macht.

Aber, ach! das Herz, das gute,
Dieſer Fürſt voll edelm Muthe,
Ihre Kugeln trafen ihn,
Stürzten rücklings ihn vom Pferde;
Kämpfend ſank er auf die Erde,
Seine Seele mußt' entflieh'n.

Herzog Bernhard nun von Weimar,
In dem wilden blut'gen Streite
Feſt und unbezwinglich ſteht.
Als die Botſchaft er vernommen,
Schwur er, Rache ſolle kommen
Durch ihn frühe oder ſpät.

Solche ehrenvolle Reden
Unterſtützten kühn die Schweden
Durch ihre Kämpen allermeiſt;
Haben dort viel Lob erfahren
Und mit ihnen auch die Schaaren,
Die man Lappen und Finnen heißt.

An dem andern Morgen kämpften
Beide Heere wüthend, dämpften
Ihren Zorn nicht, keines wich;
Die Kanonen und die Pferde
Brüllten, daß man glaubt', die Erde
Berſte jeden Augenblick.

Hiebe fielen dicht, wie Hagel,
Schweden drängten einen Flügel
Von des Kaiſers Heer mit Muth;
Alſobald die Kaiſerlichen
Wandten ſich zur Flucht und wichen,
Als ſie ſah'n des Herzogs Wuth.

Dieſe tapfern, ſtarken Krieger
Jagten nun den Feind als Sieger,
Brachten ihn in große Noth,
Hörten nimmer auf zu fechten
Und zu tödten, daß ſie rächten
Ihres großen Königs Tod.

Als die Feinde, noch im Fliehen,
Pappenheim des tapfern Prinzen
Blut'gen Untergang gewahrt,
Ließen ſie zurück Bagage,
Waffen, Stücke, Equipage;
Nichts ward da verſchont, geſpart.

Kämpfend drängten vor die Schweden
Und verfolgten ſiegreich Jeden,
Der gehört zur Feindesmacht,
Haben ſie in's Grab gebettet;
Doch der Reſt ward noch gerettet,
Als da kam die dunkle Nacht.

Kurz man meinet, daß in Allem
Funfzehntauſend Mann gefallen
Von dem kaiſerlichen Heer;
Von dem Schwedenheer dagegen,
Außer jenem hohen Degen,
Nur fünftauſend und nicht mehr.

Und die Königin von Schweden
Jetzt in ihrem Witthum tröſten
Sachſen und auch Lüneburg,
Die mit Sicherheit verſprechen
Ihres Gatten Tod zu rächen;
Denn Gott hilft den Seinen durch.

Lobt den edeln Herrn, den Großen,
Der ein Freund war der Franzoſen;
Denn nichts hilft dem Unglück ab.
Daß voll Tapferkeit er kriegte
Und den grimmen Feind beſiegte,
Dieſer Ruhm folgt ihm in's Grab.

Lied

auf

die Gefangenſchaft des Johann von Werth und die gänzliche Niederlage ſeiner Armee durch den Herzog Bernhard von Weimar.

Das iſt der Tag, franzöſiſch Volk!
Wo du auf allen Wegen
Dem Herrn der Herren danken mußt
Für ſeinen großen Segen,
Daß dieſer Freſſer ward gejagt,
Der prahlend immer hat geſagt:
Zur Frühlingszeit, zur Frühlingszeit
Halt' er Paris für ſich bereit.

Zwar hat er mehrmals es verſucht,
Seinen Unverſtand gewieſen;
Die Unſern trieben ihn zur Flucht
Und ihn zurücke ſtießen.
Der große Freſſer ward gejagt,
Der prahlend immer hat geſagt:
Zur Frühlingszeit, zur Frühlingszeit
Halt' er Paris für ſich bereit.

Der tapf're Herzog von Weimar,
Der wie der Blitz ſo muthig,
Bedrängt' ihn überall gar ſehr
Und ſchlug ihn hart und blutig.
Der große Freſſer ward gejagt,
Der prahlend immer hat geſagt:
Zur Frühlingszeit, zur Frühlingszeit
Halt' er Paris für ſich bereit.

Man fuhrt ihn nächſtens nach Paris,
Das iſt des Königs Wille,
Und räumt ihm dort ein zum Logis
Vincennes oder die Baſtille.
Drei Generäle bei ihm her,
So aus dem kaiſerlichen Heer,
Zu ew'ger Schand', zu ew'ger Schand'
Dem Kaiſer und dem ſpan'ſchen Land'.

Zu Rheinfeld war der erſte Kampf
Für uns gewiß ſehr günſtig;
Held Weimar in dem zweiten d'rauf
Die Feinde ſchlug blutrünſtig;

Er machte von den Kämpfenden
Gar viele zu Gefangenen.
Ins Lager dann, ins Lager dann
Drang ein der Herzog von Rohan.

Von Kaiſerlichen hat er nun
Fünf und vierzig Cornetten,
Noch fünfundzwanzig Fahnen auch,
Es konnt' ſie Keiner retten.
Viel Colonels und Offizier'
Hat er auch als Gefang'ne hier,
Und noch zum Schluß, und noch zum Schluß
Ein ſechszehnhundert Mann zu Fuß.

Um offen es zu ſagen nun,
Dein Heer, o Hans von Werth!
Ihr könnt mir's glauben ſicherlich,
Iſt ganz und gar zerſtört;
Und unter den Gefang'nen hier
Iſt mancher wack're Offizier,
Der zahlet ſchon, der zahlet ſchon
Den Unſern gute Ranzion.

Johann von Werth rühmt' ſich zu ſehr,
Ganz Frankreich zu beſiegen.
Wir warfen ihn zur Erde bald,
Sein Stolz mußt unterliegen;
Wir wiſſen klar und offenbar,
Der gute Herzog von Weimar,
So ehrenwerth, ſo ehrenwerth,
Hat zum Gefang'nen Hans von Werth.

Der König hat in Saint Germain
Die Nachricht ſchon bekommen,
Als ganz gewiß, daß ſolchen Sieg
Der treue Prinz gewonnen,
Der an der Spitze ſeiner Schaar
Der Sieger in dem Treffen war,
Und bei Rheinsfeld, und bei Rheinsfeld
Ergriffen hat den Hans von Werth.

Ihr Bürger und Bewohner ihr
Von unſ'rer Grenz' und Städten,
Es kann nun nicht mehr Hans von Werth
Euch auf den Nacken treten,
Er ſchämt ſich wie ein Füchslein gar;
Der große Herzog von Weimar
Auf's Allerbeſt, auf's Allerbeſt
Hält ihn in ſeinen Netzen feſt.

Er hatte keinen andern Wunſch,
Als uns in Leid zu ſtoßen,
Durch ſeine wilde Grauſamkeit
Zu tödten die Franzoſen;
So wollt' ers in der Picardie,
Doch Gott und Himmel leidet's nie
Und gibt ihm ſchon, und gibt ihm ſchon
Den wohlverdienten Gnadenlohn.

Durch dieſen auserleſ'nen Sieg,
Den Unſ'rigen beſchieden,
Wird uns, geliebt's den Chriſtenherrn,
Recht bald der ew'ge Frieden.

Demüthig ſingen wir darob
Dem ew'gen Gotte Preis und Lob,
Wenn nun fortan, wenn nun fortan
Der Friede nicht mehr weichen kann.

◆

Antwort einer Demoiſelle, auf den Tod des Herrn von Biron.

„Sagt mir, Mademoiſelle,
Was euer Herz euch ſpricht?“ —
„Allein an meinen Diener,
An And'res denk' ich nicht.“ —
„Nun ſaget, Mademoiſelle,
Habt einen Liebſten ihr?“ —
„Ja wohl, bei meiner Treue!
Gar ſehr geliebt von mir.“ —

„Sagt mir, Mademoiſelle,
Wohin begab er ſich,
Euer allertreu'ſter Diener,
Geliebt ſo inniglich?“ —
„Der König ließ ihn kommen
Nach Paris, der großen Stadt,
Um einer Sache willen,
Wo man verklagt ihn hat.“

„Sagt mir Mademoiſelle,
Was hat er euch geſchenkt?
Was hat er euch gegeben,
Als er ſich von euch trennt'?“

„Mein Edelmann, wahrhaftig,
Ein ſammtnes Unterkleid
Und hundert Ellen Borten,
Die rundum angereih't.“

Als dieſes ſie geſprochen,
Ihr Page kam zu ihr:
„Nun ſage, ſchöner Page,
Was bringſt du Neues mir?
Bringſt du mir eine Nachricht
Von meinem Liebſten zu?“
„Ja,“ ſprach er, „Ja Madame,
Doch koſtet's eure Ruh'.“

Als dieſes Wort er ſagte,
Da ward ihr ſchlecht zu Muth:
„Nun betet, daß ihn nehme
Gott mild in ſeine Hut,
Und daß er ſeine Seele
Bring' in ſein Paradies,
Da er ſchied von der Erde
Und ſchon ſein Leben ließ.“

„Sagt mir Mademoiſelle,
Wie werdet ihr genannt?“ —
„In dieſer Stadt da werd' ich
Frau von Biron genannt.“
„Ihr müßt ſo, Mademoiſelle,
Nicht heißen mehr fortan,
Nehmt einen andern Namen,
Der beſſer klinget, an.“

„Da ihr, Mademoiſelle,
Seid mit dem Ruhm begabt,
Daß euer Herz weit treuer
Als Biron eins gehabt,
So wollen wir gedenken
Der großen Zärtlichkeit. —
Ein Ueberfluß an Gütern
Iſt nun für euch bereit.“

„Mein Herr, all' eure Schätze
Die blenden doch mich nicht,
Und was ihr mir verſprechet,
Befriediget mich nicht;
Es ſind jetzt alle Männer
So fein und ſchlau geſinnt,
Daß ſie gar viel verſprechen,
Und iſt doch nichts als Wind.“

„O ſaget, Mademoiſelle,
Glaubt ihr daran ſo ſehr?
Gar treu iſt meine Liebe
Und wanket nimmermehr.
O nehmt mich an, als euer
Und liebt ſo innig mich,
Wie ihr geliebt den Andern,
Der bittern Tod erlitt.“

„Herr, eure ſchönen Worte,
Die ſprengen mir das Herz,
Vorausgeſetzt, daß wirklich
Sei alſo weich eu'r Herz.

Ich will zum Herrn euch nehmen,
Zum treuen Liebſten an
Und will euch angehören
So ſehr ich's immer kann."

„Glaubt mir, Mademoiſelle,
Und nehmt mein Wort dafür,
Ich will ſo treu euch bleiben,
Daß ihr noch ſagt von mir
Mit allem wahren Lobe:
Mein Diener iſt gar lieb,
Ich nehm' ihn an zum Tauſche,
Und ſolches Glück mir blieb."

Lied auf den Tod des Herrn Cinq-Mars und de Thou.

Cinq-Mars des Königs Liebling war
Und auch das Schooßkind ſelbſt vom Glücke;
Der Spanier bracht' ihn in Gefahr,
Verführend ihn durch ſeine Tücke.

Das Glück hatt' ihn zum Herrn gemacht
Von Gütern, Ehren und Vergnügen;
Allein inmitten aller Pracht
Weiß es uns ſicher zu betrügen.

Nach dem Gerichtshof von Lyon
Gebracht, um Alles auszuſagen,
Nannt' er die ganze Faction,
Aus Furcht vor noch viel größer'n Plagen.

Der Herr von Thou, der große Geiſt,
Der alle Wiſſenſchaften kannte,
Sagt' vor den Richtern auch zumeiſt,
Was ihm auf dem Gewiſſen brannte.

Sie wurden Beide gleich zum Tod
Verdammt; zwei redliche Soldaten,
Des Sanct Ignaz, in ihrer Noth
Den Beiden ſchnell zu beichten rathen.

Sie gingen lachend zum Gericht
In einem ſchwarzen Trauerwagen,
Geſtehend, daß mit Unrecht nicht
Das Haupt werd' ihnen abgeſchlagen.

Ein Credo ſagten ſie darauf
Und ſuchten Muth ſich einzuſprechen,
Sie meinten: Nur zu Gott hinauf!
Weit mehr verdiene ihr Verbrechen.

Sie ſtritten, wer der Erſte ſei;
De Thou meint, daß zuerſt er ſterben
Wohl müßte, weil er älter ſei. —
Doch ſollt' er nicht dies Glück erwerben.

Zuerſt hinauf ſtieg Herr Legrand
Und hielt ſich nicht feſt an der Leiter,
Zu meſſen ſeinen Hals begann,
Und blickt gen Himmel, froh und heiter.

D'rauf hat er ſeinen Hut geſchwenkt,
Begrüßend, die ſich dort befanden,
Den grimmen Henker dann beſchenkt. —
Zwei Jeſuiten bei ihm ſtanden.

Nun ſagt' er Allen Lebewohl
Ein Jeder konnt' es gut vernehmen.
Sein Abſchied war ſo liebevoll,
Daß alle Herzen drob ſich grämen.

„Leb' wohl, o edles Königspaar!
Lebt wohl, ihr Beiden, Frankreichs Erben!
Ich werde nun des Lebens baar
Und muß abweſend von euch ſterben.

„O, meine Mutter, lebe wohl!
Weh' mir, daß ich von dir geſchieden!
Dein Auge bleibt ſtets thränenvoll
Und deine Seele flieht der Frieden.

„O, tröſte dich in deinem Gram!
Wir müſſen Dank dem Höchſten zollen;
Dadurch, daß er mich zu ſich nahm,
Hat mich der Ew'ge retten wollen.

„Leb' wohl, mein Bruder! ohne Gram.
Bald iſt die Grenze überſchritten;
Als ich zum ſichern Hafen kam,
Hab' ich den Schiffbruch dort gelitten.

„Leb' wohl, o Schweſter! voller Leid
Gedenk' ich dein auf letzten Wegen;
Bald bin vom Jammer ich befreit,
O, bitte Gott um ſeinen Segen!

„Lebt, meine treuen Diener, wohl!
Beklaget eures Herren Ende!
Betet, daß Gott nun gnadenvoll
Nehm' meinen Geiſt in ſeine Hände!“ —

Dann legte Hut und Wamms er ab,
Ein Jeſuit nahm die Perrücke;
Worauf er ſeinen Geiſt aufgab,
Behandſchuht und mit off'nem Blicke.

Der Herr de Thou, der große Mann,
Deß Muth vom Unglück nicht vernichtet,
Nahm Troſt von ſeinem Beicht'ger an,
Der ſeinen Sinn auf Gott gerichtet.

Da er von Gottes Liebe voll,
Als aller Gnaden reichſter Quelle
Gründet' er noch, als Dankes Zoll,
Zu Tarascon eine Kapelle.

Stieg kräftig auf's Schaffot ſodann,
Wobei er ſeinen Muth bewährte;
Der Henker gab dem armen Mann
Auf's Haupt vier Hiebe mit dem Schwerte.

Allmächt'ger Gott, ſo hehr und groß!
Empfange dieſe reu'gen Seelen,
Und laß in der Glückſel'gen Schooß
Es ihnen nicht an Gnade fehlen!

Die Genfer Escalade.

Jetzt, gute Genfer, freudig ſingt
Und Gott dem Herrn Danklieder bringt,
Der euch ſo wundervoll befreite.
Hätt' er nicht ausgeſtreckt die Hand,
So unterlag in dieſem Streite
Unwiederbringlich Stadt und Land.

Zur Nachtzeit kam der Savoyard,
Recht, wie ein Fuchs von liſt'ger Art,
Um tückiſch uns zu überfallen.
Obgleich er Frieden erſt verſprach,
Das Leben uns zu rauben Allen,
Wenn Jeder ſanft im Schlafe lag.

Gar wen'ge Tage noch vorher,
Da kam ein kluger Heuchler her,
An Liſt und Pfiffigkeit ein Teufel,
Beſucht den ganzen Magiſtrat,
Verbannt mit glattem Wort die Zweifel,
Daß deſto leichter der Verrath.

Von uns hat Keiner das gedacht;
Sie ſchlichen her ſich bei der Nacht
Um unſre Mauern zu erklimmen
Wohl gegen Recht und Billigkeit,
Doch hatten ſie gehegt, die Schlimmen,
Den böſen Plan ſchon lange Zeit.

An einem Samſtag ſpät es war,
Dem dunkelſten im ganzen Jahr,

Daß ſie die Loſung ſich gegeben
Keck zu erklettern unſern Wall,
Um uns zu rauben Gut und Leben
Durch dieſen ſchnöden Ueberfall.

Doch Gott in ſeiner ew'gen Macht,
Der ſtets für ſeine Kinder wacht,
Ließ es bemerken von dem Poſten,
Der rief gleich ſeinen Corporal;
Als ſein Gewehr er abgeſchoſſen,
So ward Allarm allüberall.

Sie meinten ſchon uns eingekrallt
In ihre Obmacht und Gewalt.
Zweihundert waren auf dem Walle
Schon Herrn deſſelben hübſche Zeit;
Doch Picot wußt' in dieſem Falle
Mit der Petarde nicht Beſcheid.

Sein Plan ihm dies Mal nicht gelang;
Denn von den Unſern, Gott ſey Dank!
Ließ einer das Fallgatter ſchließen,
Daß Picot nicht ausführ' den Streich;
Doch mußt' ſein Leben der beſchließen,
Sie hackten ihn in Stücke gleich.

Das eine Stück vom Boulevard
Gab Feuer auf den Savoyard
Und bei der zweiten Kanonade
Traf es ſo ſicher da hinein,
Daß ſie die ganze Escalade
Mit Schimpf und Schande ſtellten ein.

Was ſich noch in der Stadt befand,
Ward überall nun angerannt,
Man trieb ſie mit Muſketenſchüſſen.
Sie ließen gleich vom Kampfe ab;
Und da die Andern fort ſchon müſſen,
So ſpringen ſie vom Wall hinab.

Da gab es dann der Wunden viel,
Denn mancher Springer fehlt' das Ziel,
Zerbrach ſich Arme oder Füße
Und trug davon zu dieſer Zeit
Den Galgen, daß er's würdig büße,
Anſtatt des Degens an der Seit'.

Nachdem nun Alle man vertrieb,
In Stadt und Graben Keiner blieb,
So haben ſie die Flucht genommen
Und ihrem Führer arg geflucht,
Daß er das Wagſtück unternommen
Und doch es ſelber nicht verſucht.

Daß dem Franzoſen ſie getraut,
Beklagten ſie mit Schmerzen laut,
Der ſeinen König ſelbſt verſchworen
Und, ſeit aus Frankreich fort er zog,
Noch jedes Treffen hat verloren
Und überall den Kürzern zog.

Gar Viele hat man früh entdeckt,
Todt auf den Steinen ausgeſtreckt,
Zwiſchen der Münze und dem Thore.
Den Reſt, den man lebendig fing,
Den lehrte man in vollem Chore
Zu zappeln, wenn der Wind recht ging.

Mons d'Albigny, der es erſann,
Nahm einen armen Heiligen an,
Der ruhig hängen ließ die Andern.
Er ſelbſt, erhaſchte man nur ihn,
Zuſammt der Viper Alexander'n,
Ihr Salve hätten ſie geſchrie'n.

Sonas war auch ſehr aufgebracht,
Daß ſeinen Vater todt gemacht
Wir einſt, in früherem Scharmützel;
Er kam, um ihn zu rächen jetzt,
Und dachte nicht an dieſe Schüſſel,
Die Tabazon ihm vorgeſetzt.

Herr Chaffandon, der Jägersmann,
Gelobt bei ſeiner Ehre an,
Er wollt' uns mitleidslos verdrängen;
Allein die Genfer fingen ihn,
Und als er mußt am Stricke hängen,
Sah ſeinen Trotz man bald entflieh'n.

D'Attignac kam zu dieſer Friſt,
Gewappnet durch den gefeiten Judaiſt,
Der großen Ablaß ihm verſprochen,
Vergebung aller ſeiner Schuld;
Vom Galgen hat er nichts geſprochen,
An dem ihm ausging die Geduld.

Dies Jüngerlein des Loyola
Verſprach: an dieſem Tage, da
Wärd' er gewiß am Leben bleiben, —
„Ertappt" rief er, „mein Maß iſt voll,
Kein Zauberſpruch kann mir vertreiben
Den Strick, an dem ich hängen ſoll."

Herr Brunaulieu, der kluge Fant,
Der lange ſchon gar ſehr gewandt
Den Plan der Gegend aufgenommen,
Ohn' Zirkel, Feder und Papier,
Hat von dem Henker nun bekommen
Den Plan zu ſeinem Ende hier.

De Watteville, der Herr Baron,
Der in der ganzen Escadron
Galt für den kühnſten Schlachtendämpfer,
Anſtatt zu fechten in der Schaar,
Glaubt Apotheker unſre Kämpfer,
Und bot uns ſeinen H—tern dar.

Der ſchöne Ritter Dandelos
Salvirte ſich, wie ein Matros,
Der ſich vor'm Sturme drückt behende;
Ungünſtig blies der Wind die Nacht,
Und er beſorgt, daß noch am Ende
Die acht und ſechzig voll er macht.

Herr La Jeuneſſe, ſehr anerkannt
Und von dem Savoyard genannt
Ein Krieger von dem größten Werthe,
Als man ihn gar zu arg bedrängt,
Raſch ſich zu ſchneller Flucht bekehrte,
Damit man ihn nicht auch noch hängt.

Sie ſchwuren einen wilden Eid,
— Die Teufel, — voller Grauſamkeit,
Uns zu ertränken in dem Fluſſe;
Allein es lief ganz anders ab,
Da es für alleſammt am Schluſſe
Auch keinen andern Kirchhof gab.

Wir ſind darob nicht ſehr erſtaunt,
Wenn ganz Savoyen ins Ohr ſich raunt,
Die Gans ſey männlichen Geſchlechtes.
Sie haben Recht in aller Welt,
Da jetzt in Folge des Gefechtes
Ihr Kopf ſo viele ſicher hält.

Nun ſaget mir, was ihr gewann't,
Daß Savoyarden ihr geſandt
Zum Kampfe ſo viele her von drüben?
Wird denn die Nahrung ſo geſpart?
Hattet ihr nicht hinlänglich Rüben,
Die vor dem Tode ſie bewahrt?

Denn als man ſich noch heftig ſchlug,
Da ſchrie der Troß — ihn treffe Fluch! —
Hoch, Spanien! — die Stadt iſt über!
Doch als man ſie geſchüttelt dann,
Da rief ein Jeder, wie im Fieber,
Wer, H—nſöhne fing denn an?

So ſchlugen wir, in Muth vereint,
Mit Gottes Hülfe unſern Feind. —
Ihr braucht euch nicht mit leeren Taſchen,
O Savoyarden, zu bemüh'n,
Die Nachbarin zu überraſchen,
Denn ihre Söhne ſind gar kühn.

Ihr laſſet nimmer eure Tück'
Und kämet gar zu gern zurück,
Um unſern Wahlſpruch umzuwandeln.
Den Eulen ſeyd ihr gar zu gleich,
Die gern das Licht in Dunkel wandeln;
Doch nie gelingt ein ſolcher Streich.

Denn Gott, der uns erhalten hat,
Der ſtets uns beiſtand mit der That,
Wird über euch den Sieg gewähren;
Wir bitten d'rum von Herzen ihn,
Daß ſtets die Feinde ſeiner Ehren
Vor uns im Kampfe feig entflieh'n!

◆

Das Lied von Marlbrouk.

Marlbrouk zieht hin zum Kriege,
Mironton, Mironton, Mirontoine,
Marlbrouk zieht hin zum Kriege,
Er weiß nicht, wann er kehrt. —

Er kommt zurück um Oſtern,
Mironton u. ſ. w.
Am Trinitatis ſonſt.

Vorbei iſt Trinitatis,
Marlbrouk kommt nicht zurück.

Madame ſteigt auf die Zinne,
So hoch ſie ſteigen kann.

Sieht ihren Pagen kommen,
Gekleidet ganz in Schwarz.

O Page, hübſcher Page!
Was bringſt du Neues mir?

Das Neue, das ich bringe,
Macht eure Aeuglein naß.

Legt ab die Roſarobe
Und die geſtickten Schuh'.

Zieht an die ſchwarze Robe
Und die bronzirten Schuh'.

Herr Marlbrouk iſt geſtorben,
Geſtorben und im Grab'.

Ich ſah zu Grab ihn tragen
Von Offizieren vier.

Der Eine trug den Küraß,
Der And're ſeinen Schild.

Der ſeinen großen Säbel
Und der And're, der trug nichts.

Rund um den Grabes Hügel
Da pflanzt man Rosmarin,

Und auf dem höchſten Zweige
Sang eine Nachtigall.

Als nun die Feier zu Ende,
Ein Jeder ging zu Bett',

Die Einen mit ihren Frauen,
Die Andern ganz allein.

Nicht, als ob es daran fehle,
Ich kenne deren viel

Von Blonden und von Braunen,
Kaſtanienfarbig auch.

So endet die Geſchichte
Vom großen Herrn Marlbrouk.

Und wem zu kurz ſie ſcheinet,
Mironton, Mironton, Mirontaine,
Und wem zu kurz ſie ſcheinet,
Fang' ſie von Neuem an.

◆

Schön Yolands.

Schön Yolands ſitzt in dem Zimmerlein,
Entfaltet Linnen auf den Knieen ſein,
Näht Gold und Seidenfäden da hinein.
Da hebt die Mutter ſie zu tadeln an:
„Ich tadle dich, ſchön Yolands!

„Ich tadle dich, du ſchöne Yolands,
Wie bei der Tochter ich es ſoll und kann.“ —
„Weßhalb denn nur, Frau Mutter, ſag' mir's an!“
„Bei meiner Treu', ich ſage dir's ſodann,
Ich tadle dich, ſchön Yolands!“

„Weßhalb denn tadelſt du mich, Mütterlein?
Wird es um Nähen oder Schneiden ſeyn,
Wird es um Spinnen oder Weben ſeyn,
Schlaf ich vielleicht zu lange? ſag mir's an!“
„Ich tadle dich, ſchön Yolans!

„Nicht iſt's um Nähen oder Schneiden, nein,
Nicht ſoll's um Weben oder Spinnen ſeyn,
Auch nicht um langes Schlafen, Tochter nein!
Du ſprichſt zu häufig einen Ritter an,
D'rum tadl' ich dich, ſchön Yolans!

„Es ſpricht zuviel mit dir Mahi, der Graf,
Und das raubt deinem Gatten allen Schlaf,
Der Schmerz darüber gar zu tief ihn traf.
O thu's nicht mehr, hör' meine Bitte an!
Ich tadle dich, ſchön Yolans!“

„Und hätt' es auch verſchworen mein Gemahl,
Und mit ihm der Verwandten ganze Zahl,
Macht es ihm ſelber noch ſo große Qual,
Nicht hör' ich auf zu lieben ihn fortan!“ —
„Gedenke d'ran ſchön Yolans!“

Graf Guis.

In einem Garten, neben einem Quell,
Deß Boden weiß und deſſen Waſſer hell,
Sitzt Königstochter, ſtützt ſich auf die Hand,
Hat Seufzer ihrem Freunde zugeſandt.
„Graf Guis, mein Freund, weh mir!
Denn Luſt und Scherz raubt deine Liebe mir!“

„Graf Guis, mein Freund! wie mich das Schickſal quält,
Daß einem Greis mein Vater mich vermählt,
Der mich hat eingeſperrt in dieſes Haus,
Zu keiner Tageszeit darf ich hinaus.
„Graf Guis, mein Freund, weh mir,
Denn Luſt und Scherz raubt deine Liebe mir.“

Ihr böſer Gatte kommt, vernimmt ihr Leid,
Tritt zu ihr, löſt den Gürtel von dem Kleid
Schlägt ſie ſo lang', bis ihre Farbe blau,
Zu ſeinen Füßen liegt die arme Frau.
„Graf Guis, mein Freund, weh mir,
Denn Luſt und Scherz raubt deine Liebe mir.“

Als ſo der böſe Gatte ſie gequält,
Da thut's ihm Leid, er weiß, daß er gefehlt,
Denn er iſt ihres Vaters Diener doch,
Und Königstochter bleibt ſie immer noch.
„Graf Guis mein Freund, weh mir,
Denn Luſt und Scherz raubt deine Liebe mir!“

Die Schöne ſtand aus ihrer Ohnmacht auf
Und ſandt' ein ſtill Gebet zu Gott hinauf:

„O der du mich geſchaffen, Vater mein!
O laß mich, Mächt'ger, nicht vergeſſen ſeyn!
Es ſtelle ſich mein Freund heut' Abend ein!
Graf Guis, mein Freund, weh mir,
Denn Luſt und Scherz raubt deine Liebe mir!“

Es ließ ihr Gott Erhörung angedeih'n,
Zur rechten Zeit ſtellt ſich ihr Liebſter ein;
Er tröſtet ſie mit manchem ſüßen Wort,
Sie ſetzten ſich am aſtigen Stamm ſofort
Und weinten manche Liebesthräne dort.
„Graf Guis, mein Freund, weh' mir,
Denn Scherz und Luſt raubt deine Liebe mir!“

◆

Liebesabſchied.

Ritter.

O holde Adelsblüthe,
Fur die mein Herz nur lebt!
Mit freundlichem Gemüthe
Mir Troſt der Liebe gebt.
Es peinigt mich die Minne,
Daß ich's nicht tragen kann.
Ihr bleibt bei ſprödem Sinne,
Ihr thut nicht wohl daran.

Ihr wiſſet recht zu walten
Mit Leuten ſein von Stand,
Und ſie zu unterhalten
Seyd ihr auch recht gewandt.

Mit flehenden Gebehrden,
Bitt' ich, o' willigt ein!
Woll't meine Freundin werden,
Laßt euren Freund mich ſeyn.

Edelfräulein.

O edler Herr und Ritter!
Wie mir es doch mißfällt,
Daß ihr mich immer bittet
Um Liebe vor der Welt.
Ich will euch nicht belügen,
Ich kann es doch nicht thun,
Und würd' euch doch betrügen,
Sagt' ich euch And'res nun.

Ritter.

Wohl glaubt' ich euch zu halten
Für meine Freundin; gern
Ließ ich euch, Schönſte, walten,
Möcht' euch zu meinem Herrn.
Wohl hätt' ich euch gedienet,
Doch jetzo ſeh' ich ein,
Daß ihr mich nimmer minnet,
Nicht wollt mein eigen ſeyn.

So eil' ich denn zum Kriege,
Wo fremde Sonne ſcheint,
Fern von der Vielgeliebten,
Doch nahe meinem Feind.

Fahr' hin, mein junges Leben!
Es treibt mich fort von ihr;
Sie will nicht Troſt mir geben,
Was ſoll ich dann noch hier?

Edelfräulein.

O Ritter, edler Ritter!
O zürnet nicht ſo ſehr!
Wenn ihr habt ausgeſtritten,
So kommet wieder her.
Will meinen Vater fragen
Und meine Mutter auch,
Und was die Beiden ſagen,
Halt' ich, nach Kindes Brauch.

Ritter.

Ich will nur von euch ſcheiden,
Will in den Wald ſo dicht,
Da werd' ich Buße leiden
Und üben meine Pflicht.
Will keine Jungfrau lieben,
Sie meinten's bös mit mir,
Will dienen dort Marien,
Die iſt die Liebſte mir.

Die
edeln Ritter von der Tafelrunde.

Die edeln Ritter von der Tafelrunde,
So lang' ſie leben auf dem Erdenrunde,
Sind ſtets bereit, den Damen beizuſtehen,
Das iſt ihr Wunſch aus ihres Herzens Grunde.
Wenn böſe Rede kommt aus böſem Munde
Und ihrem Ruf will ſchlagen eine Wunde,
Dann könnt ihr ſchnell zum Kampf ſie eilen ſehn.
Die edeln Ritter von der Tafelrunde,
Von ihren Lippen fließet holde Kunde.
Ihr tapf'res Streben lebt in Aller Munde.
Sie ſind gar wacker, muthig und erfahren,
Sind feſt, wie Pfeiler, fürchten nicht Gefahren;
Denn Liebe blühet in dem ſchönen Bunde
Der edeln Ritter von der Tafelrunde.

Der Fuchs.

Gut wird es nie Verliebten gehn. —
Ich duckte mich in einen Strauch.
Nun hört nur, was mir da geſcheh'n:
Da krächzt' mich eine Elſter an
Und mit ihr krächzten hundert Kräh'n,
Als wollten ſie mich freſſen auch.
Es ging mir ſchlecht, mir armen Mann.

Der Hirſch vom Wald kam auch herbei,
Macht' ein Geſchrei
So laut: **Ha**, ha, ha, ha, ha, ha!
Der **Fuchs** ſchleicht zu den Hühnern da.

Die Elſter flog mir immer näher
Und krächzte mich beſtändig an;
Von and'rer Seite kam ein Häher
Und hackte nach mir armen Mann.
Des Eiferſücht'gen Hund war da,
Weckt bellend alle Nachbarn auf.
Ein Jeder ſchrie: Ha, ha, ha, ha!
Der Fuchs ſchleicht zu den Hühnern; d'rauf!

Nun trat ich zu dem Hausherrn flugs
Und ſprach zu ihm: „Was ſucht ihr Hans?“
„Ei, lieber Herr, der Fuchs, der Fuchs,
Der frißt noch unſre Hühner ganz!“ —
„Da ſprecht ihr wahr — dort läuft er fort,
Lauft ihm nur nach und fangt ihn ſchlau!“ —
Der dumme Hans traut meinem Wort;
Und ich — ſchlich mich zu ſeiner Frau.

◆

Der Tückiſche.

Den Vogel ſoll man lieben wohl,
Der aus ſich ſelber ſinget;
Im Monat Mai ſingt er ſo frei,
Bis ſich die Nacht entſchwinget. —

Gar lieblich hört ſich ſein Geſang,
Weit beſſer, als der Andern Ton.
Manch liebend Herz ergötzt ſein Klang,
Ich weiß es an mir ſelber ſchon.

Er nennet ſich Frau Nachtigall
Und ſingt mit ganzer Seele
Allüberall in hellem Schall,
Aus reiner, freier Kehle.

Er ſaß da unter'm Dornenſtrauch
Und dachte nur an ſeine Luſt.
Ein Eiferſücht'ger ſaß dort auch,
Schoß ſeinen Pfeil ihm in die Bruſt.

Die Schönſte ſtand davon nicht weit
Und ſagt ihm auf der Stelle:
Was that er dir denn nur zu Leid,
Du tuckiſcher Geſelle?

◆

Reue.

Behüte Gott vor Schand und Schmerz
Die da mit treuem Sinn
So lang geliebt, mein warmes Herz,
Jetzt iſt die Jugend hin.

Daß man ſich länger darum plagt',
Wär' dumm, potz Element!
Seit ſie mit Thränen mir geſagt:
Das Lieben hat ein End'.

Sie ließ verſchwenden mich mein Geld
Wohl in des Schenken Haus,
Zum Ueberfluß für alle Welt
Die Zeche legen aus.

Ließ bunte Strümpfe tragen mich
Und Polenſchuhe frei,
Und oftmals gehn gar emſiglich
Vor ihrer Thür vorbei.

Was der Tochter fehlt.

„Willſt einen Strauß, mein Töchterlein,
Von Majoran und Maaßlieb fein?“ —
„O nein, nein, nein, mein Mütterlein,
Das iſt's nicht, was mir fehlet,
Das iſt's nicht, was mich quälet.
Was hab' ich für ein Mütterlein,
Es weiß nicht, was mir gut wird ſeyn!“

„Willſt eine Haube, Töchterlein,
Von ſchönen Spitzen reich und fein?“ —
„O nein, nein, nein, mein Mütterlein,
Das iſt's nicht, was mir fehlet,
Das iſt's nicht, was mich quälet.
Was hab' ich für ein Mütterlein,
Es weiß nicht, was mir gut wird ſeyn!“

„Willſt einen Mann, mein Töchterlein,
Der jung und ſchlank und ſchmuck und fein?“ —
„O ja, ja, ja, mein Mütterlein,
Das iſt es, was mir fehlet,
Das iſt es, was mich quälet.
Was hab' ich für ein Mütterlein,
Es weiß wohl, was mir gut wird ſeyn!

Das verſchloſſene Herz.

(Tanzlied.)

Am Ufer von der Seine
Wuſch ich die Füße mir,
Mit einem Eichenblatte
Trocknet' ich mir ſie ab.
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt!

Mit einem Eichenblatte
Trocknet' ich mir ſie ab,
Da hört' ich lieblich ſingen
Die ſüße Nachtigall.
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt!

Da hört' ich lieblich ſingen
Die ſüße Nachtigall.
O Nachtigall, o ſinge!
Dein Herz iſt voller Luſt!
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt!

O Nachtigall, o ſinge!
Dein Herz iſt voller Luſt,
Dein Herz iſt voller Freude,
Voll Leiden meine Bruſt!
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt!

Dein Herz iſt voller Freude,
Voll Leiden meine Bruſt
Um meinen Herzgeliebten,
Der, ach! von mir gemußt.
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt.

Um meinen Vielgeliebten,
Der, ach! von mir gemußt;
Ich habe nichts begangen,
Daß ihm gebracht Verdruß.
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt!

Ich habe nichts begangen,
Das ihm Verdruß gebracht;
Nur einen Strauß von Roſen,
Den hab' ich ihm verſagt.
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt!

Nur einen Strauß von Roſen,
Den hab' ich ihm verſagt;
Und mitten in der Roſe
Mein Herz war feſtgemacht;
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt.

Und mitten in der Roſe
Mein Herz war feſtgemacht;
Kein Schloſſer in ganz Frankreich
Hat es zu löſen Macht.
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt!

Kein Schloſſer in ganz Frankreich
Hat es zu löſen Macht,
Als nur mein Herzgeliebter,
Der den Schlüſſel mit ſich nahm. —
O daß man mir den Mann nicht giebt,
Den ich ſo ſehr, ſo ſehr geliebt.

◆

Verſchiedene Liebe.

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie die alten Männer lieben?
Sie ſind ſo alt und ſind ſo kalt
Und haben ihrer nicht Gewalt,
Sie machen's immer ſo:
(Der Singende räuſpert ſich, huſtet und ſpuckt aus.) –
Verflucht ſey, wer nicht d'rüber lacht
Und ſich daruber luſtig macht.

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie die alten Weiber lieben?
Sie ſind ſo alt und ſind ſo kalt
Und haben ihrer nicht Gewalt,
Sie machen's immer ſo:
(Er zittert und ſpricht: „Gevatterin, was iſt das kalt!“) –
Verflucht ſey, wer nicht d'rüber lacht
Und ſich darüber luſtig macht.

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie die jungen Burſche lieben?
Den Schatz im Arm, das Herz ſo warm,
Sie ſcheuchen Grillen fort und Harm

Und reden immer ſo:
(Geſprochen: „Himmel, Donnerwetter, was habe ich für
eine ſchöne Liebſte!“)
Verflucht ſey, wer darüber lacht
Und ſich darüber luſtig macht.

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie die jungen Mädchen lieben?
Sie ſind ſo voll Beſcheidenheit,
Sie lieben voll Beſcheidenheit
Und reden immer ſo:
(Der Redende macht einen Knix und ſagt: „Ach, mein
Herr, Sie belieben zu ſcherzen!“)
Verflucht ſey, wer darüber lacht
Und ſich darüber luſtig macht.

Wer will hören, wer will ſeh'n,
Wie gewiſſe Leute lieben;
Sie lieben voller Redlichkeit,
Sie ſagen voller Redlichkeit
Und ſprechen immer ſo:
(Sehr ſalbungsreich: „Wir werden den Schein zu retten
wiſſen!“)
Verflucht, wer nicht darüber lacht
Und ſich nicht drüber luſtig macht.

Laß die Leute nur ſchwatzen.

„Ei, du ſchöner Winzermann,
Sahſt du nicht mein Liebchen?
Hundert Thaler wend' ich d'ran,
Wer mir zeigt mein Liebchen.“

„Lieber Herr, zählt ſie nur auf. —
Nach dem Weinberg kommt herauf,
Unter einem Pflaumenbaum
Schläft eu'r ſüßes Liebchen.“

„Drei Mal ſtieß ich da ſie an —
Stille blieb mein Liebchen.
Bei dem vierten Stoß ſodann
Seufzt' mein ſüßes Liebchen.

„Seufzeſt du ſo trauriglich,
Sage, was betrübet dich?“ —
„Ach! ich ſeufze nur um dich,
Du, mein ſüßes Liebchen!

„Alle Nachbarn ſeh'n uns zu,
Und ſie ſchwatzen, Liebchen!“
‚Laß ſie ſchwatzen immer zu,
Du, mein ſüßes Liebchen!

„Schwatzen nur aus Herzensluſt,
D'rob lach' ich aus voller Bruſt.
Wenn ſie Alles ausgeſchwatzt,
Schweigen ſie mein Liebchen.“

◆

Die Hartherzige.

Ich ſtand an einem Morgen auf,
Am Morgen in der Früh,
Und eilte gleich in vollem Lauf
Vor meiner Liebſten Thür.
Sobald ſie mich nur ſingen hört',
Schloß ſie die Thüre zu.
O, fragt ſie doch, was ſie bethört,
Daß ſie mir ſchloß die Thüre zu?

„O mach' doch auf! Thu' nicht ſo fremd,
Mein Liebchen, ſüßes Lieb!
Es iſt ſo kalt, ich bin im Hemd,
Mir zittert jedes Glied.“
Sie that, als hätt' ſie's nicht gehört,
Und blieb in ihrer Ruh'.
O, fragt ſie doch, was ſie bethört,
Daß ſie mir ſchloß die Thüre zu?“

„Sag' mir,“ ſprach ſie, „mein lieber Schatz,
Friert es denn vor dem Haus?“ —
„Der Reif fällt hier nur auf den Platz,
Sonſt hielt ich's auch nicht aus.
Mein Leben hätt' der Froſt zerſtört,
Da du in guter Ruh'. —
O, fragt ſie doch, was ſie bethört,
Daß ſie mir ſchloß die Thüre zu?“

„Das Lieben hat man nicht ſo leicht,
Wie Jedermann es glaubt;
Und wer da meint, er hab's erreicht,
Dem iſt es juſt geraubt.

Wen nicht zuletzt ſein Schatz erhört,
Der kommt um alle Ruh'.
O, fragt ſie doch, was ſie bethört,
Daß ſie mir ſchloß die Thüre zu?"

Der Gefangene.

Ich ſing' euch jetzt ein neues Lied
Und das will ich euch ſingen.
Des Kerkermeiſters Töchterlein
Schenkt dem Gefangnen ihr Herzchen ſein.

Die Schöne ſteht früh Morgens auf
Und geht hin zu dem Richter;
Auf ihre Kniee warf ſie ſich:
„Für den Gefangnen bitte ich."

Der Richter nahm ſie bei der Hand:
„Steh' auf, du Allerſchönſte;
Doch der Gefangne wird dir nicht,
Denn der muß ſterben durch's Gericht."

Die Schöne ging laut weinend fort
Nach ihres Vaters Zimmer;
Und unter deſſen Bette dort
Nahm ſie die Kerkerſchlüſſel fort.

Die Kerkerſchlüſſel nahm ſie fort
Und trug ſie zu dem Liebſten:
„Geh' aus dem Kerker nun geſchwind,
Jetzt, da die Schlüſſel unſer ſind."

„Aus meinem Kerker geh' ich nicht,
O meine Vielgeliebte.
Und da es muß geſtorben ſeyn,
So ſterb' ich in den Armen dein."

„In meinen Armen ſtirbſt du nicht,
Du Theurer, den ich liebe;
Ich gehe in ein Klöſterlein
Und bete für den Liebſten mein.

„Für meinen Liebſten bitt' ich Gott,
Und für den Richter nimmer."

Das kleine Männchen.

Es war einmal ein kleines Männchen,
Djupp dju jupp taladeridera!
Es war einmal ein kleines Männchen,
Holz zu ſpalten ging es aus.

Still ließ es ſeine Frau im Bette,
Djupp dju ꝛc.
Still ließ es ſeine Frau im Bette:
„Aufſtehn kannſt du, wenn du willſt."

„Und ſobald du biſt aufgeſtanden,
Djupp ꝛc.
Und ſobald du biſt aufgeſtanden,
Bring' mein Frühſtück mir heraus."

Zehn Uhr ſchlägt es und eilfe ſchlägt es,
Djupp ꝛc.
Zehn Uhr ſchlägt es und eilfe ſchlägt es,
Doch das Frühſtück kommt nicht an.

Still nahm das Männchen ſeine Hacke,
Djupp ꝛc.
Still nahm das Männchen ſeine Hacke
Und ging geradeswegs nach Haus.

Seine Frau fand es dort zu Hauſe,
Djupp ꝛc.
Seine Frau fand es dort zu Hauſe
Und den Pfarrer ihr im Arm.

„Hans, Hans Görg, mir beichtet dein Weibchen,
Djupp ꝛc.
Hans, Hans Görg, mir beichtet dein Weibchen,
Und ich fürchte, daß es ſtirbt.“

„Wann man läßt beichten ſolch ein Weibchen,
Djupp ꝛc.
Wann man läßt beichten ſolch ein Weibchen,
Sprecht, hat man es dann im Arm?“

„Das iſt ſo auf dem Dorf die Mode,
Djupp ꝛc.
Das iſt ſo auf dem Dorf die Mode,
Großer Tölpel, merkſt du's nicht?“

„Hans, Hans Görg, dort ſteht ſchon dein Süppchen,
Djupp ꝛc.
Hans, Hans Görg, dort ſteht ſchon dein Süppchen
Und dein kleines Stückchen Speck.“

Während Hans Görge aß ſein Süppchen,
Djupp ꝛc.
Während Hans Görge aß ſein Süppchen,
Stahl die Katze ihm den Speck.

„Will ich nun nach dem Speck auch laufen,
Djupp ꝛc.
Will ich nun nach dem Speck auch laufen,
O ſo kratzt die Katze mich.

„Will ich nach meinem Weibchen laufen,
Djupp ꝛc.
Will ich nach meinem Weibchen laufen,
So ſchlägt der Herr Pfarrer mich.

„Beſſer iſt's, ich laß' ſie gewähren,
Djupp dju jupp taladeridera,
Beſſer iſt's, ich laß' ſie gewähren,
Dann kommt auch die Reih' an mich."

Der Abſchied.

(Die Schöne ging im Morgenſchein
Zum Blumenhain,)
Zu pflücken dort die blauen Veilchen,
So ſüß und fein
Und ihr Geliebter ſtand am Fenſter
Und ſah ihr zu.

„Nun Schöne binde deinen Strauß,
Hübſch ſeh' er aus,

Er ſei geſchmückt mit weißer Seide
Gar ſchnell und fein,
Und meine Liebe wie die deine
Flicht'ſt du hinein."

Als ſie gewunden ihren Strauß,
Da ſeufzt ſie laut.
„Was haſt du denn, du holde Braune,
Was thut dir Leid?
Sprich, ſehnſt du dich nach alter Liebe
Vergangner Zeit?"

„Was dieſen Seufzer mir entwandt,
Iſt dir bekannt.
Du weißt, daß ich ein Kind geboren;
Das war mein Loos.
Und wenn du kehreſt aus dem Kriege,
So iſt es groß."

„Ich habe, Schönſte, für dich Geld,
Wenn dir's gefällt." —
„O nein," ſprach ſie, „mein Vielgeliebter,
Das will ich nicht,
Da es den Knaben dran im Kriege
Gar oft gebricht."

„So laßt uns denn beim Glaſe Wein
Recht luſtig ſeyn;
Trinkt auf das Wohl der Vielgeliebten,
Sie lebe hoch!
Vergeßt auch nicht, ihr Kameraden:
Der König, hoch!" —

◆

Ein Mädchen, wie es wenige giebt.

Es war einmal ein Mädchen,
Haltend auf Ehre viel
Und das dem Gutsherrn ſehr gefiel;
Auf ſeinem Weg begegnet's
Dem Gutsherrn, ſonder Schaam
Der hergeritten kam.

Er ſprang vom Pferd zur Erde,
Umarmte ſie geſchwind,
„O küſſe mich doch ſchönes Kind."
„O Gott," — ſprach ſie mit Zittern
Zu dem geſtrengen Herrn:
„Ach ja, von Herzen gern.

„Im Weinberg iſt mein Bruder,
Und thät er ſolches ſehn,
So würd' er ſchnell zum Vater gehn;
Steigt, Herr, doch auf den Felſen
Und ſeht ins tiefe Thal,
Dort ſeht ihr ihn zumal."

Da nun der Gutsherr folgte,
So ſprang das ſchlaue Kind
Wohl auf ſein raſches Pferd geſchwind.
„Will mich dem Herrn empfehlen!"
Und Puff, da iſt ſie fort —
Der gnäd'ge Herr bleibt dort.

Daraus nun könnt ihr lernen,
Wie man die Böſen fängt,
Wenn man nur ernſtlich daran denkt.
Doch ſolche liebe Mädchen,
Voll Tugend, Keuſchheit, Ehr',
Giebt es jetzt gar nicht mehr.

◆

Der zudringliche Pfarrer.

Der Teufel hol' den Pfarrer,
Der uns jeden Tag beſucht;
Ich glaub' gar, daß mein Weibchen
Dieſen Spitzbub' ſelbſt verſucht.
Zwar iſt er ein guter Chriſt,
(Sagt, ob das wohl nöthig iſt.)

Beginnt er anzuſtimmen;
So macht er ihr ein ſüß Geſicht;
Und predigt er im Sprengel,
Guckt er nach unſrer Seite nicht. –
Zwar iſt er ein guter Chriſt,
(Sagt, ob das wohl nöthig iſt.)

Als ich ihm jüngſt begegnet,
Sagt er: „Peter, guten Tag,"
Und ſchlich ſich gleich von dannen
Ganz ſtill' nach meinem Taubenſchlag.
Zwar iſt er ein guter Chriſt,
(Sagt, ob das wohl nöthig iſt.)

Der Pfarrer und der Küſter
Die ſehn mir gar zu luſtig aus;
Und da ſie nie zur Arbeit gehen, –
Da werden böſe Dinge draus. –
Da, freiten ſie nur auch, ſchau, ſchau,
Da ging ich gleich zu ihrer Frau.

Die dicke Claudine.

Unſers Dorfes ſchelmiſche Mädchen,
Die zum Freien die Luſt verſpürten,
Hat unſer Hans gar ſehr gekränkt;
Doch ihn kümmert nicht ihre Miene
Und er wählte ſich die Claudine,
Weil dieſe Dicke Wein ausſchenkt.

Alle Tage pries ihm Liſette,
Welchen herrlichen Wuchs ſie hätte,
Wie ſie ſtets ſich im Tanz geſchwenkt;
Doch ihn kümmert nicht ihre Miene,
Und er wählte ſich die Claudine,
Weil dieſe Dicke Wein ausſchenkt.

Mathurine ſagt zu ihm: ich liebe
Euch, o Hans, mit dem zärtlichſten Triebe,
Habe Garten und Haus! bedenkt!
Doch was kümmert ihn Mathurine,
Denn er wählte ſich die Claudine,
Weil dieſe Dicke Wein ausſchenkt.

Aber kaum hatt' er drei Tage gefreiet,
Als ihn die Sache gar ſehr gereuet,
Denn Claudine ſagte zum Hans:
Schilt' und zanke und tobe und klage,
Du bekommſt nur an jedem Tage
Nur ein halb Fläſchchen und das nicht ganz.

Ganz erzürnt von ſolchem Betragen,
Fing der Hans an, um ſich zu ſchlagen,
Und betrug ſich gewaltig ſchlecht;
Doch es machte die wilde Claudine,
Auch dazu nicht die freundlichſte Miene
Und ſetzt bald ihm den Kopf zurecht.

Als das hörten die Alten, die Jungen,
Ward im ganzen Dorfe geſungen:
Lacht den Hans nur aus, denn bedenkt,
Er muß durſten, o ſeht ſeine Miene, —
Und doch heirathet er die Claudine,
Bloß weil die Dicke Wein ausſchenkt.

◆

Der zornige Vater.

Es iſt ein Mädchen von Angoulême
Verliebt in einen Capitain,
Einen Capitain Fahnenträger.
Fränzchen, mein Schätzchen,
Das Wiederſeh'n wird mir beſcheert,
Wenn ich einmal zurückgekehrt.

Verliebt in einen Capitain,
Der Capitan, der ſchwankt die Fahn.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Der Capitain zum Kriege will,
Begegnet ihrer Kammermagd.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Begegnet ihrer Kammermagd:
„Sag' mir, was deine Herrin macht?"
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Sag' mir, was deine Herrin macht?" —
„Sie iſt dort oben in ihrem Gemach."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Sie iſt dort oben in ihrem Gemach."
Der Capitain, der rief ſie da.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Der Capitain, der rief ſie da;
Doch ihre Mutter trat herein.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Doch ihre Mutter trat herein:
„Du biſt betrogen, Töchterlein!"
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Du biſt betrogen, Töchterlein!" —
„O nein, denn ich bin ſchwanger, nein
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„O nein, denn ich bin ſchwanger, nein
Wir wollen ſchreiben dem Vater mein."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Wir wollen ſchreiben dem Vater mein."
Als nun ihr Vater das vernahm,
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Als nun ihr Vater das vernahm,
Alsbald in großen Zorn er kam.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Alsbald in großen Zorn er kam.
„Kehr' ich zurück nach Angoulème,"
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Kehr' ich zurück nach Angoulème,
So bring' ich Mutter und Tochter um,"
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„So bring' ich Mutter und Tochter um
Und mache kalt den Capitain."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Ich mache kalt den Capitain,
Will dann nach La Rochelle geh'n,"
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Will dann nach La Rochelle geh'n
Und ſteigen in die Fähre dann."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Ich ſteige in die Fähre dort
Und ſchiffe ſtracks nach England fort."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Ich ſchiffe ſtracks nach England fort,
Führ' mit den Hugenotten Krieg."
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

„Führ' mit den Hugenotten Krieg.“ —
Der dieſes Liedchen hat gemacht,
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Der dieſes Liedchen hat gemacht,
War ein Soldat auf ſeiner Wacht.
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

War ein Soldat auf ſeiner Wacht,
Ein ehrlich Blut aufrichtiglich,
Fränzchen, mein Schätzchen u. ſ. w.

Ein ehrlich Blut, aufrichtiglich
Er ſehnt nach ſeinem Liebchen ſich.
Fränzchen, mein Schätzchen,
Das Wiederſehn wird mir beſcheert,
Wenn ich einmal zurückgekehrt.

Der dumme Liebhaber.

Mein Schatz, der iſt doch gar zu dumm.
Er ſuchet ſeines Gleichen d'rum,
Ich ſchreie faſt d'rob Zeter!
Wenn er ein Neſt mit Vögeln find't,
Fliegen ihm die Jungen fort geſchwind
Soll ich alles ſagen, Hans Peter?

Sonnabend hat er mich gefragt,
Ob zu ſpazieren mir behagt

Am Sonntag durch die Gaſſen.
Ja, ſagt' ich ihm ganz kurz und rund,
Und dennoch hat er meinen Mund
Mir ungeküßt gelaſſen.

Er holt mich zur beſtimmten Zeit
In ſeinem ſchönſten Feſttagskleid,
Ganz ſchmuck und fein zu ſchauen;
Spazieren gingen wir ſofort,
Von Liebe ſprach er nicht ein Wort,
Das konnt' ich kaum verdauen.

Als wir nun kamen auf den Wall,
Waren Soldaten überall
Verſammelt in der Frühe.
Sie ſprachen als ſie mich geſchaut:
„Die Dirne iſt recht hübſch!" ganz laut —
„Die lohnt ſich ſchon der Mühe."

Mein Schatz, der that, als hört er's nicht
Und wandte rückwärts ſein Geſicht;
Ich hatt' es wohl vernommen! —
Als er Gemüſe tragen ſah,
Guckt er das an und ſagte da:
„Das kann zur Suppe kommen."

Nachher da zählt er überall
Die Kirchen und die Thürme all',
So recht mir zum Verdruſſe. —
„Vor allen Kirchen in der Welt
Die Unſre mir allein gefällt,"
Bemerkt' er dann zum Schluſſe.

Nun kamen wir noch an ein Haus,
Es ſchallte eine Geige 'raus,
Die Leute tanzten d'rinnen.
„Laß uns hinein, wenn's dir gefällt.“
Sprach ich — doch er — „das koſtet Geld
Ich will mich noch beſinnen.“

Als ich mit ihm zurück nun ging,
Da kam ein and'rer Burſche flink,
Der thät mir freundlich winken,
Und ſagte: „Liebe Marion,
Wär'ſt du nicht in Geſellſchaft ſchon,
Böt' ich dir an zu trinken.“

Zur Antwort ward ihm gleich von mir:
„Ich bin mit dieſem Tropfe hier,
Mit dieſem dummen Vetter.“ —
Gelegenheit, die macht den Dieb,
So kam's, daß ich bei Jenem blieb,
Und ſprach: „Leb' wohl, Hans Peter!“

Da meint er: ‚Ich kann's nicht verſteh'n,
Weßhalb du willſt ſchon von mir geh'n,
Es iſt ja hübſches Wetter!“
Doch ich, ich ſagt' ihm auf den Kopf:
„Ei, ſcheere dich, du dummer Tropf!
Leb' wohl, leb' wohl, Hans Peter!“

Das unzufriedene Mädchen.

Immer bei der Mutter bleiben.
Das behagt mir nicht.
Was ich Aermſte nur mag treiben,
Gleich die Alte ſpricht:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Solches kann mir nicht behagen!
Ach, ich armes Kind!
Schweigend muß ich es ertragen.
Sonſt ruft ſie geſchwind:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Will ich's wie die Andern machen
Endlich aus Verdruß,
Iſt mir's wahrlich nicht zum Lachen,
Wenn ich hören muß:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Abends mit der Arbeit fertig,
Sitz ich vor der Thür,
Schreit ſie gleich ganz ungeberdig:
Iſt denn das Manier!
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Kommt des Abends mein Gevatter
In den Hof zu mir,
Gleich erhebt ſich ein Geſchnatter
Unerhört von ihr:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Recht, als wollt' ſie mich zerreißen
Selber in der Nacht,
Kratz' ich, wenn mich Flöhe beißen,
Schreit ſie, gleich erwacht:
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Wenn doch mein Gevatter Peter
Mitleid hätt' mit mir,
Macht' ich meine Sachen beſſer,
Als jetzund bei ihr.
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Ja, nach Rom ſelbſt wollt' ich wandern,
Barfuß, auf mein Wort!
Könnt' ich holen mir den Andern,
Käme von ihr fort.
Das kann nicht ſo bleiben,
So bleiben kann es nicht!

Anmerkungen.

I. Großbritannien.

Seite 3. Schön Annie.

Ein Fragment von dieſer ſchönen Ballade ward zuerſt von Herd mitgetheilt. Ganz gab ſie darauf nach mündlicher Ueberlieferung unter dem Titel: **Lord Thomas and Fair Annie,** Walter Scott in den **Minstrelsy of the Scottish Border (5. Ed. Vol. III. p. 36)**; ihm folgten Jamieſon in dem Anhange zu ſeiner Sammlung und Motherwell. **Minstrelsy, Ancient and Modern. Glasgow 1827. 4. (S. 327)**, deſſen Text wir als den vollſtändigſten übertragen haben. Walter Scott iſt der Meinung, daß ſie einem romaniſchen Gedichte entlehnt ſei. — Allerdings hat das **lai du Fresne** von **Marie de France** (ſ. **Poesies de Marie de France, publiées par B. de Roquefort. Paris 1820. T. I.** S. **138** ff.) einige Aehnlichkeit mit dem Inhalte dieſer Ballade. Ein ihm weit verwandteres Lied beſitzen die Schweden und Dänen. Von dem Letzteren findet ſich eine Ueberſetzung in v. Schewdern und v. Gäblers Skandinaviſcher Bibliothek. Copenhagen **1836. I.** S. **171**. Schön Anna, das Original derſelben aber bei P. Syv **IV. 17**. Ein gleichfalls genau verwandtes holländiſches Lied findet man bei Hoffmann von Fallersleben: **Horae Belgicae II. 164**; ein ähnliches deutſches Lied (des Knaben Wunderhorn **II.** S. **274**) hat jedoch eine ganz andere Wendung, obgleich es in der Grundidee mit allen bereits angeführten zuſammentrifft.

S. 8. Child Nowce.

Von dieſer Ballade, welcher Home den Stoff zu ſeiner vortrefflichen und allgemein bekannten Tragödie Douglas verdankt (ſ. **British Theatre. Leipzic 1828. p. 48**) und nach der Langhorn ſein Gedicht, **Owen of** *Carron*, bildete, gibt es ſehr viele Recenſionen, welche meiſt unter der Ueberſchrift, **Gil Norice** curſiren. Sie ward zuerſt als fliegendes Blatt, dann in Percy's Reliques gedruckt. — Motherwell theilt allein vier ſehr von einander verſchiedene Geſtalten derſelben mit. Wir wählten die letzte aus dieſen zur Uebertragung, weil ſie in jeder Hinſicht die vorzüglichſte und der poetiſchen Behandlung und dem Alter nach die erſte iſt. Der Name **Gil Norice** iſt corrumpirt, und aus der eigentlichen Benennung **Child Norice**, ein Stiefſohn, Pflegeſohn, entſtanden.

S. 11. Die grauſame Mutter.

Eine ähnliche Ballade, jedoch moderner gehalten, findet ſich bei Walter Scott **Minstrelsy of the Sc. Border T. II, 234**, wo in der Einleitung auch ein Fragment der vorliegenden mitgetheilt iſt. Das Original giebt Motherwell S. **161**, der ſie einem Freunde verdankt. — Der Kehrreim hat weiter keine Bedeutung, wie das ſo oft der Fall iſt, weshalb wir ihn auch nur dem erſten und letzten Verſe zugeſellt haben.

S. 12 u. 13. Die drei Raben. — Die beiden Raben.

Zwei Gegenſtücke, treue Liebe und falſche Liebe ſchildernd; beide von hohem, dichteriſchem Werthe, das zweite offenbar moderner. Die drei Raben wurden zuerſt von **Ritson** in ſeinen **Ancient Songs (London 1792, p. 155)**, der ſie einem alten Liederbuche entlehnte, mitgetheilt. — Von den beiden Raben findet ſich eine, doch bei weitem nicht ſo ausgeführte, übrigens dem Inhalte genau verwandte Ballade bei W. Scott Band **II, 214**. — Die unſrige verdanken wir Motherwell S. **7**.

S. 15. Johnie Scott.

Dieſes ausgezeichnete; echt nationale Lied wird noch in vielen Theilen Schottlands, namentlich in den Shiren von Renfrew, Dunbarton und Stirling geſungen und es exiſtiren mehrere Recenſionen deſſelben. Dagegen iſt es bisher den Forſchern nicht gelungen, die Identität des Helden mit irgend einem wirklichen Manne aus dem tapfern Geſchlechte der Scotts aufzufinden und nachzuweiſen. — Merkwürdig iſt der Name des Bedienten „**Germanie.**“ — Für den König von Auksberry lieſt ein anderer Text **the Duke of Mulberry**, und für King James, the King of Spain, ein dritter the Duke of York. — Eigenthümlich iſt noch, daß ſich mehrere Verſe in andern Balladen faſt unverändert wiederfinden, wie z. B. V. 14 in der Ballade Sir Patrik Spens (vergl. dieſelbe). — Johnie Scott findet ſich bei Motherwell S. 204. — Tailiant, ein Wort, das ſonſt nirgends vorkommt, bedeutet hier ſo viel wie Champion.

S. 22. Sohn Davie.

Mitgetheilt von Motherwell und nach ſeiner Meinung das eigentliche Original der bekannten Ballade Edward, welche Percy (Reliques I, 47) dem Lord Hailes verdankt, der ſie wahrſcheinlich geändert hat, da der Name Edward nur in ſchottiſchen Balladen vorkommt, wenn von einem ſo heißenden engliſchen Könige die Rede iſt. — Der Inhalt iſt ſehr mit der Ballade: The two Brothers (ſ. Jamieson's Popular Ballads and Songs, T. I, p. 58 und Motherwell S. 69) verwandt. Ebenſo finden ſich ganz ähnliche ſchwediſche und finniſche Lieder (ſ. Svenska Folkviser III, 3. 4. Mohnika, Volkslieder der Schweden, Berlin 1830, B. I, S. 3 u. 182; Finniſche Runen, von H. R. von Schröter, Upſala 1819, S. 124.) — Mir ſcheint Sohn Davie von Allen das vorzüglichſte; Motherwell hat die urſprüngliche Melodie mitgegeben, in welcher beſonders der Vortrag des Kehrreims Son Davie etwas Schauerliches hat. Im vorletzten Verſe des Davie heißt es: „What will't thou leave to thy ould son“; ich habe ſtatt deſſen, da es einen mangelhaften Sinn gäbe, geleſen, to thy ain son.

S. 24. Earl Richard.

Mitgetheilt von Motherwell nach mündlicher Ueberlieferung. Zwei ähnliche Balladen finden ſich bei Walter Scott (Minstrelsy V. II. S. 239 u. 415), welche beide ausführlicher ſind, jedoch modernen Ausbeſſerungen unterworfen wurden. Die Motherwell'ſche hat unſtreitig höheren poetiſchen Werth. — Der den Mörder ſcheltende Vogel kommt häufig in Volksdichtungen vor, ſo in dem ſchönen plattdeutſchen Mährchen vom „Machandelboom“, welches Göthe in der Schlußſcene vom erſten Theil des Fauſt, benutzte.

S. 26. Willie und Maid Margaret.

Als Fragment mitgetheilt von Jamieſon (a. a. O.) und mit einer Ergänzung, welche bei der Uebertragung benutzt wurde, von Motherwell S. 135 u. III. des Anhanges.

S. 30. William und Marjorie.

Bei Motherwell S. 186, der jedoch keine Nachricht von der Quelle giebt, aus welcher er dieſe Ballade ſchöpfte.

S. 33. Der falſche Foodrage.

Bei Walter Scott (III, 3) und Motherwell l. c. S. 131. —

S. 38. Maid Colvin.

Bei Motherwell S. 67, nach mündlicher Ueberlieferung.

S. 41. Johnie von Braidislee.

Mitgetheilt von W. Scott (II, 342) und noch vollſtändiger von Motherwell S. 17, dem wir bei der Ueberſetzung gefolgt ſind. — Bemerkungswerth iſt das Schneiden der Ruthen aus Haſelbuſch und Schlehendorn, um ſie bei dem Aufſuchen des Leichnams zu gebrauchen.

S. 45. Clerk Saunders.

Mitgetheilt von W. Scott (II, 405) und Motherwell S. 147; wir ſind dem Letzteren gefolgt. —

S. 50. Die Meermaid.

Das Original nebſt dazu gehöriger Melodie in **The Scotish Minstrel etc. by B. A. Smith, Edinburgh s. a. 6 vol.** — Th. II. S. 145.

S. 52. Die Maid von Lochrovan.

Ein Fragment dieſes Liedes theilte Herd in ſeiner Sammlung mit; vollſtändig gab es jedoch erſt Walter Scott nach drei verſchiedenen Abſchriften und zwei mündlichen Ueberlieferungen in der **Minstrelsy vol. II, 433**. — Lochrovan liegt in Galloway.

S. 58. Der Haidehügel.

Ebenfalls bei W. Scott **Minstrelsy II, 244.**

S. 60. Sir Patrik Spens.

Dieſe Ballade ward zuerſt von Percy (Reliques of anc. engl. poetry p. I, 62,) jedoch ſehr mangelhaft mitgetheilt. — Nach ihm überſetzten ſie Herder (Stimmen der Völker VI, 4) und Bodmer (Altengliſche Balladen, Zürich 1780, Th. I, 56.) — Später ward ſie noch von Finlay (Romantic Ballads I, 45) u. W. Scott (Minstrelsy I, S. 3) aufgenommen. Am vollſtändigſten findet ſie ſich bei Motherwell S. 8, dem wir genau in der Ueberſetzung gefolgt ſind. Bei Herder, Percy und Bodmer fehlen der 4. 5. 6. 7. 8. 10. 11. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 22. und 23. Vers. — Daß ein hiſtoriſches Factum zu Grunde liege, leidet keinen Zweifel, welches jedoch, iſt noch nicht mit Gewißheit zu ermitteln geweſen, da alle Ereigniſſe in der ſchottiſchen Geſchichte, die einige Aehnlichkeit damit haben, ſich in den Hauptzügen doch nicht der Ballade anpaſſen laſſen.

S. 64. Das Haidekraut blüht lieblich und ſagte: es iſt ſchön.

Bei Motherwell S. 189, nach mündlicher Ueberlieferung; ſo unzart und widernatürlich auch das Factum iſt, das dieſer Ballade zum Grunde liegt, ſo kommt es doch mehr als ein Mal in den ſchottiſchen Volksliedern vor. — Vgl. Ancient and Modern Scottish Songs etc. Edinb. 1776, I, 93, Lyzie Wan und W. Scott. Minstrelsy of the Sc. B. 5. Ed. III, 102 Bonny Hynd.

S. 65. Andrew Lammie.

Das Sujet dieſer Ballade, die unglückliche Liebe der ſchönen Annie und des ſchmucken Trompeters von Fyvie, iſt wiederholt von ſchottiſchen Volksdichtern behandelt worden. Vgl. Jameson's Popular Ballads and Songs. Edinb. 1806 I. 129 und II, 382, ſo wie ſich überhaupt die Erinnerung an dieſe traurige Begebenheit lange im Volke erhalten hat und ſprichwörtlich geworden zu ſeyn ſcheint. Wir ſind in der Uebertragung wie immer mit Vorliebe dem zuverläſſigen Motherwell gefolgt, der das Original (l. c. S. 240) nach einem fliegenden zu Glasgow gedruckten und mit einer mündlichen Ueberlieferung verglichenen Blatte mittheilt. — Höchſt eigenthümlich iſt die Form dieſer Ballade, da in den meiſten Strophen gar kein Reim, ſelbſt nicht einmal eine Aſſonanz vorkommt, in dem anderen dagegen der Reim höchſt willkührlich vertheilt iſt, faſt nie auf die zweite und vierte ſondern auf die erſte und dritte Zeile fällt, oder gar ſchon in einer und derſelben Zeile als Doppelreim ſchließt, was wir ſo genau wie möglich uns bemühten nachzubilden.

S. 73. Der Laird von Logie.

Dieſe Ballade ſcheint auf einer wirklichen Begebenheit zu beruhn, deren in **Spottiswoods History of the Church of Scotland. London 1668, VI. 369** Erwähnung geſchieht, ſie curſirte früher in fliegenden Blättern, jedoch unvollſtändig unter dem Titel: **The Laird of Ochiltree.** W. Scott (**Minstrelsy II. 353**) theilte ſie zuerſt in ihrer jetzigen Geſtalt nach mündlicher Ueberlieferung mit; nach ihm gab ſie Motherwell (l. S. 56) noch vollſtändiger und fügte, ebenfalls aus mündlicher Ueberlieferung, die ſehr charakteriſtiſche dritte Strophe hinzu. — Der Str. **9** erwähnte Carmichael (Sir John Carmichael of Carmichael, ebenfalls der Held einer Ballade, **the Raid of the Reidswire**) war um **1588** Hauptmann der königlichen Garde und gewöhnlich Aufſeher der Staatsgefangenen. S. **10.** Scott **l. c. 360.**

S. 76. Der Douglas Untergang.

Bei W. Scott (**l. c. II, 218**) und Motherwell (**l. c.** S. **180.**) W. Scott bemerkte in der Einleitung „dieſe Ballade iſt eine der wenigen, der die Tradition vollkommene Localität beigelegt hat. Der Pachthof von Blackhouſe in Selkirkſhire ſoll die Scene dieſer traurigen Begebenheit ſeyn. — Dort finden ſich, neben dem Pachthofe, die Trümmer eines alten Thurms, in einem wilden, einſamen Grunde, an einem Bergſtrom Douglas Burn genannt, der ſich nach dem Durchfluß durch eine zackige Klippe, Douglas Cray, mit dem Yarrow verbindet. Aus dieſem alten Thurme ſoll Lady Margaret von ihrem Geliebten entführt worden ſeyn. — Sieben große, auf den benachbarten Höhen von Blackhouſe aufgerichtete Steine zeigen die Stätte an, wo die ſieben Bruder erſchlagen wurden, ſo wie der Douglas-

Burn für das Waſſer ausgegeben wird, an welchem die Liebenden ſtill hielten, um zu trinken.“ —

S. 79. Der gute George Campbell.

Ein Fragment, aber durch ſeine Einfachheit höchſt rührend, und wahrſcheinlich auf einen Anhänger des Hauſes von Argyle, der in dem Treffen von Glenlivat, am Donnerſtag, dem 3. October 1594 fiel, gedichtet. — Das Original findet ſich bei Finlay in der Vorrede zu ſeinem Scottish Historical and Romantic Ballads p. XXXIII, bei Motherwell p. 44. und nebſt der dazu gehörigen Muſik in The Scottish Minstrel Band 5. S. 50.

S. 80. Jacobitiſches Lied.

Aus The Scottish Minstrel V, 87. — Das Lied ſelbſt iſt aus den Zeiten des Prätendenten.

S. 81. Lebewohl.

Aus dem Scottish Minstrel IV, 71. — Sehr altes Lied mit urſprünglich gäliſcher Melodie.

S. 82. Daheim.

Ebenfalls bei Cromek p. 169; doch unbeſtreitbar von ſpäterer Hand überarbeitet. Ein weit älterer und einfacherer Text findet ſich in dem Scottish Minstrel I, 18. nebſt der Melodie, welche urſprünglich altgäliſch iſt. Dieſem ſind wir bei der Ueberſetzung gefolgt. — Das Lied ſelbſt iſt von Anhängern der jacobitiſchen Partei gedichtet.

S. 83. „Sie lebt im Licht.“

Das Original findet ſich in Cromek, Remains of Nithsdale and Galloway Song, London 1810, S. 14, einer Sammlung, die ſehr viel Schönes enthält, deren Herausgeber aber von Motherwell heftig der Falſchmünzerei in Dingen dieſer Art angeklagt wird, ein Vorwurf, über welchen ein Ausländer nicht zu entſcheiden vermag. — Nach Cromek ward dieſes rührende Lied um die Zeit der Reformation, auf den Tod einer Tochter des Laird Maxwell von Cowhill, die in ihrem neunzehnten Jahre ſtarb und welche die Bauern die Lilie von Nithsdale zu nennen pflegten, gedichtet.

S. 85. Du ſchwurſt bei deinem Gott Jeanie.

Bei **Cromek l. c.** S. 29, nach mündlicher Ueberlieferung und wahrſcheinlich aus den Zeiten religiöſer Verfolgung in Schottland ſtammend. —

S. 86. Treue Liebe.

Bei Herd und in **Scott. Minstr. II, 26** mit rührender Melodie.

S. 87. Nachruf.

Aus **The Scott. Minstrel III. 26.**

S. 88. Leichenwacht-Reigen.

Aus Walter Scott's Minſtrelſy **II, 361.** — Dieſer Reigen wird von einigen Katholiken aus den niedrigſten Ständen, während ſie bei einer Leiche kurz vor der Beerdigung wachen, im nördlichen England geſungen. Der Glaube, daß die Seele des Todten eine höchſt beſchwerliche Reiſe zu machen habe, bei der ihr die guten Werke, die ſie während ihres Lebens ausübte, ſchützend zur Seite ſtehen, ehe ſie an den Ort ihrer Beſtimmung gelangt, erhielt ſich bei den verſchiedenſten Nationen. W. Scott giebt folgende Erläuterung aus einer alten Handſchrift, die ſich in des verſtorbenen Ritſon Papieren fand: „Wenn Jemand ſtirbt, ſo ſingen gewiſſe Frauen dem Todten ein Lied, in welchem ſie die Reiſe beſchreiben, die der Abgeſchiedene antreten muß; ſie glauben, daß es einmal im Leben gut ſei, einem armen Manne ein Paar neue Schuhe zu geben, um ſo mehr, als ſie nach dieſem Leben barfuß über eine große Haide müſſen voll Dornen und Diſteln, wenn ſie nicht durch das Verdienſt des vorbenannten Allmoſens die Schuld gelöſt haben; denn an dem Saume dieſer Haide begegnet ihnen ein alter Mann mit denſelben Schuhen, die der Verſtorbene während ſeines Lebens verſchenkt hat, und, nachdem er ihn damit beſchuhet, entläßt er ihn, um ohne Riß und Schwielen durch Dick und Dünn zu gehen.“

S. 90. Des Lords Marie.

Mitgetheilt von Cromek (Remains of Nithsdale and Galloway Song S. 6), der es mündlicher Ueberlieferung verdankt. — Dieſes liebliche, naive Lied ſoll um 1688 auf die Tochter eines Lord Maxwell gedichtet ſeyn, welche im jugendlichen Uebermuth verkleidet einen Bauerburſchen zum Tanzplatz begleitete, aber dennoch erkannt wurde. — Die zarte Haut, durch die der rothe Wein, der ihre Kehle hinabfließt, durchſchimmert, wird von der Sage oft ſchönen Frauen beigelegt; ſo bei uns in Deutſchland der reizenden Philippine Welſer von Augsburg, der morganatiſchen Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, die 1580 zu Insbruk ſtarb.

S. 92. Roys Weib von Aldivalloch.

Ein naives Lied mit einer höchſt eigenthümlichen Melodie, die ſich nebſt dem Original in The Scottish Minstrel (I. 66) findet. — Die Worte werden einer Mistress Grant zugeſchrieben; doch ſind ſie ſo allgemein in Schottland verbreitet und werden ſo häufig geſungen, daß ſie ſich alle Rechte eines Volksliedes erworben haben.

S. 93. Der Teufel und das alte Weib.

Das Original bei Cromek l. c. S. 83.

S. 95. Das iſt mir noch nicht geſchehn.

Aus Herd's Sammlung II. 172. — Ein ähnliches Lied findet ſich in The Scottish Minstrel; doch verbirgt hier die Frau keinen Liebhaber, ſondern einen Tory.

S. 100. Die gutherzige Nancy.

Ebenfalls aus Herd's Sammlung (II. S. 176.) — Ein ganz ähnliches Lied, in welchem die naive Bereitwilligkeit des Mädchens und die unbeholfene Bedächtigkeit des Liebhabers gleich treffend geſchildert, jedoch mit noch localeren Farben ausgeſtattet iſt, ward früher in Cöln am Rhein geſungen, und iſt von Mone in deſſen Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Literatur Th. I, S. 160 mitgetheilt worden.

S. 102. Der Pfarrer in den Schoten.

Aus Allan Ramsay's, Tea-table Miscellany 5 Ed. London 1756. Band II, S. 279.

S. 104. Der blonde Burſche.

Aus Herd's Sammlung. II, 125.

S. 104. Wer da nicht will luſtig ſeyn.

Aus Herd's Sammlung. II, 311.

S. 106. Trinklied.

Das älteſte regelmäßige engliſche Trinklied und als ſolches angeführt von Warton (History of English Poetry. N. 7. London 1824. Vol. IV. S. 30.) Es iſt um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts gedichtet worden, und gehört zu dem Luſtſpiele Gammer Gurtons Needle (ſ. The Old English Drama. London 1830. Vol. I, N. 2), wo es den zweiten Act eröffnet.

S. 107. Der gefügige Ehemann.

Bei Chambers The Scottish Songs. Edinburgh 1829, Vol II, S. 487 der es einer Sammlung The North Countrie Garland verdankt, welche 1824 erſchien, jedoch wie Manuſcript zu betrachten iſt, da die ganze Auflage aus nur dreißig Exemplaren beſteht.

S. 108. Arme alte Jungfern!

Bei Chambers l. c. II S. 488 und Buchan: Ancient Ballads and Songs. 2 vol. Edinb. 1828.

S. 110. Küß mich nicht vor den Leuten.

Bei Chambers l. c. II, S. 611.

S. 112. Sir John Suckling's Feldzug.

Aus Percy, Reliques of anc. engl. poetry, Vol. II, B. 3 No. 13. Dieſes kecke und boshafte Lied bezieht ſich auf folgenden Umſtand. Als die ſchottiſchen Covenanter ſich empörten und 1639 gegen die engliſche Gränze vorrückten, da ſuchten ſich viele Höflinge dem Könige von England gefällig zu erweiſen, indem ſie Truppen auf eigene Koſten ausrüſteten. Unter dieſen zeichnete ſich beſonders Sir John Suckling aus, der ein Reitergeſchwader ſo reich ausſtattete, daß es ihm **12000** Pfund Sterling koſtete. Dieſer Luxus entlockte dem Könige die Bemerkung, daß die Schotten ſchon um der feinen Kleider der Engländer willen tapfer fechten würden. Als es zum Treffen kam, betrug ſich denn auch das prächtige Corps des Sir John Suckling beſonders ſchlecht.

S. 114. Heiße Liebe.

Bei Chambers l. c. II, 439.

◆

II. Niederlande.

Seite 117. Schönſte Fracht.

Bei Hofmann Horae Belgicae II, S. 19, aus einer Pergamenthandſchrift des 15. Jahrhunderts. Ich habe mit dem Herausgeber nicht allein die vorletzte, ſondern auch die ſechſte Strophe als ſtörend weggelaſſen. Vgl. damit das ſchöne deutſche, dem Tauler zugeſchriebene Lied in Rambachs Anthologie I, 405.

S. 118. Wallfahrt nach Kevelaar.

Sämmtliche drei Lieder bei Hoffmann l. c. S. 52 — 54. Das erſte findet ſich, jedoch ohne den erſten Vers (den er wohl abſichtlich wegließ), auch bei Le Jeune Volkszangen S. 263. Kevelaar iſt bekanntlich ein Dorf mit ungefähr 1200 Einwohnern und einem wunderthätigen Marienbilde, im Kreiſe Geldern des preußiſchen Regierungsbezirks Düſſeldorf.

S. 121. Wiegenlied.

Fliegendes Blatt aus dem Haag, in meiner Sammlung.

S. 122. u. 124. Verborgene Minne. — Verborgene Liebe.

Zwei verſchiedene Bearbeitungen deſſelben Gegenſtandes, von denen No. 95 mitgetheilt wurde von Le Jeune Nederlandsche Volkszangen S. 116, von Hoffmann No. 4 und 5 S. 122 — 128; (ſ. Grimm, der arme Heinrich von Hartmann von der Aue, S. 167 Berlin 1815,) die es alten Liederbüchern verdanken. Lazaruſſe wurden im Mittelalter die Ausſätzigen (Miſelſüchtigen) genannt; ſie mußten ſich von der menſchlichen Geſellſchaft abſondern und durften nur mit einer eigenen Klapper, die Lazarus-Klapper genannt, durch welche ſie ihr Kommen anzeigten, die Straße betreten, damit ſich ein Jeder vor Anſteckung hüten konnte. — Das

Andenken an dieſe ſchreckliche Krankheit erhielt ſich noch lange, nachdem ſie verſchwunden war. Hier wird ſie von dem Mädchen zu einer Liebesliſt gebraucht, um ſich dem Geliebten treu zu erhalten. — Vgl. über das Leben der Miſelſüchtigen Grimm: der arme Heinrich S. 154; über dieſe Krankheit: Hensler, vom abendländiſchen Ausſatze im Mittelalter, mit einem Beitrag zur Kenntniß und Geſchichte des Ausſatzes. Hamburg 1790. — Mit dem Erſcheinen der Luſtſeuche verſchwand die Miſelſucht. In der Volkspoeſie ſpielen Ausſätzige oft eine Rolle; ſo auch u. A. in der altengliſchen Ballade von Sir Aldingar, ſ. Percy Reliques of ancient english poetry V. II, B. II, No. 9. wo der falſche Sir Aldingar einen Ausſätzigen in der Königin Bett trägt und ſie der Unzucht mit demſelben beſchuldigt. — In England herrſchte der Glaube, daß der König durch Auflegung der Hände den Ausſatz heilen könne; ſo heißt es: Nr. 54 dieſer Ballade:

But first he (the King) had touch'd the lazar man
And stroak'd him with his hand;
The lazar under the gallowes tree
All whole and sounde did stand.

Vgl. ferner hierüber Shakspeare's Macbeth, A. IV. Sc. 3. und die zu dieſer Stelle geſchriebenen Erklärungen von Reed, Warburton und Malone.

S. 126. Von Thijſken von dem Schilde.

Mitgetheilt von Hoffmann l. c. S. 137. — Vgl. Wunderhorn II. S. 175.

S. 128. Von drei Geſellen aus Roſenthal.

Bei Hoffmann l. c. S. 139. Einzelne ähnliche Verſe wie Str. 10 — 12 kommen auch in den Liedern anderer Völker vor. S. Wunderhorn III. S. 138, und Svenska Folkvisar II, 68.

S. 130. Von dem Meier und dem Vrieſemann.
(Friesländer.)

Mitgetheilt von Hoffmann l. c. aus holländiſchen Liederbüchern.

S. 132. Von dem Zimmermann.

Bei Hofmann l. c. S. 150 aus einem alten Liederbuche. Vgl. Wunderhorn II. S. 235 und Nicolai's Feyner kleyner Almanach I. S. 34.

S. 134. Wächterlied.

Bei Hoffmann (aus einem Liederbuche) l. c. S. 105. Verwandte Lieder finden ſich bei vielen Nationen. Vgl. Görres altdeutſche Volks- und Meiſterlieder S. 191; Wunderhorn II, 243. — Vögel, beſonders die Nachtigall, als Liebesboten kommen häufig vor. Ferner Nyerup D. V. I. S. 50. Ein ganz eigenthümliches, aber hin und wieder ſehr dunkles Wächterlied theilt Paulin Paris mit im Romancero français. Paris 1833. S. 66.

S. 137. Die Nonne.

Ein in Norden viel verbreitetes und geſungenes Lied, das noch jetzt in Deutſchland häufig im Munde des Volkes gehört wird. — Das holländiſche theilt Hoffmann l. c. S. 128 aus einem alten Liederbuche mit. Vgl. Herder, Volkslieder I, S. 15; Wunderhorn I, S. 70; Wyß, Sammlung von Schweizer Kuhreigen S. 72; Meinerts Fylgie S. 35; Schmellers Mundarten Baierns S. 444. Im fränkiſchen Dialect beſitze ich es handſchriftlich, nach mündlicher Ueberlieferung aus dem Itzgrunde. — Vgl. ferner Udvalgte Danske Viser V. T. S. LXXXV und Svenska Folkvisar I. S. 212

S. 139. Von drei Geſpielinnen.

Ein reizendes Liedchen von der Allgewalt der Liebe. — Bei Hoffmann l. c. S. 110 aus einem Liederbuche.

S. 140. Von zwei Königskindern.

Ein ebenfalls im Norden ſehr viel geſungenes Lied, das man faſt in allen deutſchen Dialecten findet. — Bei Hoffmann l. c. S. 112. Vergleich Wunderhorn II, 252; Büſching und Von der Hagen Sammlung deutſcher Volkslieder S. 180; Nyerup l. c. S. 47 — 50; Svenska Folkvisar I, 103, 106, I, 106 — 110, II, 210. — Mit ganz abweichendem Schluſſe ſteht es bei Meinert, Fylgie I, 137.

S. 142. Schön Elſe.

Bei Hoffmann aus einem Liederbuche l. c. S. 145.

S. 144. Der einſt der Allerliebſte war.

Mitgetheilt von Hoffmann l. c. S. 143.

S. 145. Von Hänſelein.

Bei Hoffmann l. c. S. 135 aus einem alten Liederbuche. Vergl. damit das folgende Lied und die zu demſelben gehörige Anweiſung.

S. 146. Es ſollt' ein Reiter früh Morgens ausreiten.

Bei Le Jeune l. c. 221 aus den Haerlem'sche Winter-Bloempjes (1651) S. 185, bei Hoffmann l. c. S. 136. Dieſes Lied iſt die moderniſirte Ueberarbeitung des vorhergehenden van Hanselyn (bei Hoffmann l. c. S. 135) durch J. J. van Aſten, einen zu ſeiner Zeit beliebten Dichter, der den Volkston gut zu treffen wußte.

S. 148. Nach Oſterland will ich fahren.

Bei Grimm: altdeutſche Wälder II, 48; bei Le Jeune l. c. 236, und bei Hoffmann l. c. 171. Aehnliche Strophen, wie ſie in dieſem Liede vorkommen, finden ſich im Wunderhorn I. 213, III. 59, III. 135, und Swenska Folkvisar II. D. S. 235. — No. 5, ſowie 18 — 23 wurden von uns zwar bereits in den: Proben altholländiſcher Volkslieder, Greiz 1832, mitgetheilt, doch folgen ſie hier ihres wahren poetiſchen Werthes wegen noch einmal, da der Freund echter Poeſie ſie gewiß ungern in dieſer Sammlung vermiſſen würde.

S. 150. Wenn alle Berge wären Gold.

Bei Hoffmann S. 116; bei Le Jeune S. 233. — Le Jeune hat die ſiebente Strophe anders, als Hoffmann; ich habe die Lesart des Letzteren beibehalten. Bei der achten Strophe bemerkt der Letztere, ſie beziehe ſich auf den allgemeinen Glauben, die Jungfrau Maria ſtehe Gebärenden bei. Ein ganz verwandtes Lied wurde in Norwegen geſungen. Vgl. Udvalg af Danske Viser von Nyerup I, S. 72, ſo wie Svenska Folkvisar III, 61.

S. 153. Bewährte Treu.

Bei Le Jeune l. c. S. 203, bei Hoffmann l. c. 174. — Vgl. mit demſelben: Büſching und Von der Hagen, Sammlung deutſcher Volkslieder, Berlin 1807, S. 193, deutſche Lieder für Jung und Alt, Berlin 1818, S. 7. Wunderhorn I, S. 61 — 63.

S. 154. Es taget aus dem Oſten.

Mitgetheilt von Hoffmann l. c. S. 101 aus einem alten Liederbuche, und von Le Jeune l. c. S. 100, ferner mit etwas abweichenden Leſarten zu finden in Scheltema, Mengelwerk I. D. 1820. bl. 199 — 202 und L. G. Visscher, Bloemlezing I. D. 1820 bl. 48 — 50. Le Jeune verdankt es dem Gerbrand Brederode, einem holländiſchen Dichter (geb. den 16. März 1585 zu Amſterdam, geſt. den 23 Aug. 1618), der den Inhalt zu einem Trauerſpiel verarbeitete, das erſt nach ſeinem Ableben erſchien. Hoffmann iſt der Meinung, die Verlegung der Scene unter die Linde beruhe in Beziehung auf einen alten deutſchen Rechtsbrauch, unter Linden Gericht zu halten. — Seine Deutung des ganzen Liedes ſpricht allerdings dafür: „Es wird Morgen. Ein Ritter ſchickt ſich an, aus dem Lande zu fliehen. Der Todtſchlag, den er eben verübt hat, wird offenbar. Da will er noch einmal um die Hand werben, um derenwillen er die Schuld auf ſich lud: „ich würde dich aus dem Lande führen, wenn nur meine Freunde wären, die meine Feinde ſind.“ Ohne zu ahnen, was der Ritter damit ſagen will, erwiedert die Jungfrau ganz unbefangen: „Wohin willſt du mich führen? — Unter den Lindenbaum; — was ſoll ich da? Ich habe meinen Geliebten näher. — O! geh nur unter den Lindenbaum; dort liegt er erſchlagen.“ Der Erſchlagene iſt des Mädchens wahrer Geliebter; an ſeiner und ihrer Treue nahm der andere Ritter dieſe fürchterliche Rache. Obſchon er der Begünſtigte von Seiten der Eltern des Mädchens iſt, ſo bleibt ihm doch nur die Flucht. Er flieht, die Unglückliche aber wendet ſich in dieſer Betrübniß an ihren Vater, und als ſie weder dort noch ſonſtwo Theilnahme findet, begräbt ſie ihren Geliebten ſelbſt und wird Nonne.“ — Der Schluß iſt verwandt mit dem Schluſſe des deutſchen Liedes: „Ich ſtand auf hohen Bergen“, wo es heißt:

Mit ihren ſchneeweißen Händlein
Gräbt ſie dem Grafen ein Grab,
Aus ihren ſchwarzbraunen Aeuglein
Sie ihm das Weihwaſſer gab.

Mit ihren zarten Händen
Zog ſie den Glockenſtrang;
Mit ihrem rothen Munde
Sang ſie den Lobgeſang.

S. Wunderhorn I, 72. Straube und Hornthal: Wünſchelruthe S. 118. Meinerts Fylgie I, 87.

S. 157. Es ritt ein Reiter wohl durch das Ried.

Bei Le Jeune l. c. 292; bei Hoffmann l. c. S. 162. Hoffmann bemerkt ſehr richtig, daß ſich dieſes Lied wohl auf eine längſt im Gedächtniß der Menſchen erloſchene Begebenheit beziehe. — Ein verwandtes deutſches Volkslied findet ſich in Nicolai's Feynem kleynem Almanach Bd. II, und hieraus im Wunderhorn I, S. 37.

S. 158. Ein altes Lied von Graf Floris und Gerhard von Velzen.

Ein berühmtes hiſtoriſches Volkslied (bei Le Jeune S. 87, bei Hoffmann S. 87.). Es bezieht ſich auf eine wahre, um 1296 vorgefallene Begebenheit; doch iſt die Schändung der Frau Gerhards wohl nur eine vom Dichter benutzte Sage, da gleichzeitige Chronikenſchreiber nichts davon erwähnen. Der älteſte Abdruck dieſes Liedes findet ſich in der erſten von Douza beſorgten Ausgabe der Reimchronik des Melis Stoke (1591.)

S. 163. Der erzürnte Liebhaber.

Fliegendes Blatt aus Rotterdam, in meiner Sammlung.

S. 164. Der ſchelmiſche Bauer.

Altes fliegendes, zu Haag gedrucktes Blatt aus meiner Sammlung. Es hat in der Form Aehnlichkeit mit unſerem deutſchen: „Ein Bauer wollt fahren ins Heu.“

S. 166. Der Jäger.

Aus einer Sammlung Gaſſenhauer, Opern-Arien u. ſ. w. unter dem Titel: **Tweede Verzameling van oude en nieuwe Zangstukjes, Te's Gravenhage ter Drukkerij van Van der Ven**, in meinem Beſitz.

S. 167. Siegeslied.

Ein zu ſeiner Zeit viel geſungenes Lied von Jan de Regt, einem in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu Amſterdam blühenden Dichter. — Es findet ſich in ſeinen **Mengeldigten, Amsterdam 1709**, S. 62, kommt aber auch häufig als fliegendes Blatt vor und iſt als ſolches ebenfalls in meinem Beſitz.

S. 169. Die Flüchtlinge.

Ein, der franzöſirenden Sprache und der künſtlichen Form nach zu urtheilen, ſehr modernes Lied, wahrſcheinlich aus dem 18. Jahrhundert. Le Jeune theilt es l. c. S. 109 mit und hat es einem Liederbuche entlehnt.

S. 173. Lobgeſang auf die heilige Agnes.

Bei **Le Jeune** l. c. S. 144, ein höchſt volksthümliches, wahrſcheinlich einem lateiniſchen Geſange nachgebildetes Lied aus katholiſcher Zeit und Gegend.

S. 176. Weihnachtlied.

Bei **Le Jeune** l. c. S. 45.

III. Frankreich, Belgien, und franzöſiſche Schweiz.

S. 179. Lied auf die Schlacht von Pavia.

Fleur des chansons S. 4. — Dieſes Lied zeichnet ſich durch ſeine Einfachheit und den tiefen Schmerz, der ſich in demſelben ausſpricht, höchſt vortheilhaft aus.

S. 180. Neues Lied, gedichtet von den Abenteuerern u. ſ. w.

Fleur des chansons S. 33. Das deutſche Lied über denſelben Gegenſtand (ſ. O. L. B. Wolff, Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder und Gedichte, Stuttgart und Tübingen 1830. S. 657 iſt weit ausführlicher in Einzelnheiten, doch erwähnt es nicht der unglücklichen Folgen für den ritterlichen König Franz.

S. 182. Lied auf den Tod des Montgommery.

Aus dem **Trésor des plus belles chansons** S. 37. wo es die Ueberſchrift führt: **Chanson sur la mort de Montgommery, sur le chant: Du Capitaine Lorge.** — Gabriel, Graf von Montgommery, Lieutenant der ſchottiſchen Garde, der Held dieſes Liedes, hatte das Unglück, den König Heinrich II. von Frankreich im Turniere am 26. Juni 1569 durch einen Lanzenſplitter der demſelben in das rechte Auge drang, tödtlich zu verwunden, ſo daß er nach 11 Tagen ſein Leben endete. — Montgommery ging, obwohl Heinrich ausdrücklich befohlen hatte, ihn nicht zu beunruhigen, aus Mißtrauen auf Reiſen, und ward ſpäter, nach ſeiner Rückkehr während der bürgerlichen Kriege, eins der vorzüglichſten Häupter der proteſtantiſchen Partei. Nach tapferen Thaten und wechſelndem Kriegsglück (es gelang ihm ſogar der Bartholomäusnacht zu entrinnen) ward er am 27. Mai 1574 vom General des Königs Matignon der das feſte Schloß Domfront eroherte, (im Liede Domfront geheiſſen), in das er ſich geworfen hatte, gefangen genommen. Auf Veranlaſſung der Catharina von Medicis nach Paris gebracht, wurde er daſelbſt am **26.** Juni **1574** hingerichtet und ſtarb ſehr muthig und gelaſſen. Die ihm durch das Lied in den Mund gelegte Nutzanwendung iſt höchſt characteriſtiſch.

S. 189. Lied auf die Schlacht von Lützen.

Trésor des Chansons S. **39**. — Im Original hat dieſes Lied, das ſehr an unſeren „Prinz Eugen“ hinſichtlich der ganzen Behandlungsweiſe erinnert, folgenden ausführlichen Titel: **Chanson sur le recit veritable du Combat general entre l'Armee Imperiale et celle de Suede, donné prés de *Luth* à deux lieues de *Leysick*, les 15, 16 et 17 Novembre 1632, avec les regrets de plusieurs Nations sur la mort du Roi de Suede et autres particularitez; Sur le chant: Beni l'oeil de Dame etc.** — Man darf nicht vergeſſen, daß das politiſche Intereſſe hier die Oberhand über das religiöſe gewinnt. Echt franzöſiſch iſt die Erwähnug der Lappen und Finnen, welche wörtlich lautet:

> **Et semblablement les Phalanges**
> **Qu'on nomme Lapons et Finois,**

ſo wie die Tröſtung der Wittwe Guſtav Adolphs durch die Herzöge von Sachſen und von Lüneburg.

S. 193. Lied auf die Gefangenſchaft des Johann von Werth u. ſ. w.

Trésor des Chansons. S. **99**. — Johann von Werth (Weert, Werd, geboren zu Weert in Brabant **1594**, geſtorben **1652** als Privatmann in Böhmen, war bekanntlich einer der tapferſten Anführer im dreißigjährigen Kriege und focht mit wechſelndem Glücke bald unter öſtreichiſcher, bald unter bairiſcher Fahne. Im Jahre **1638** hatte er als General der Ligue einen Einfall in Frankreich gemacht, war bis in die Champagne vorgedrungen und bedrohte ſchon Paris, da nahm ihn an dem dritten Tage nach der Schlacht von Rheinfelden (den **21.** Februar **1638**) Herzog Bernhard von Weimar in glorreichem Kampfe nebſt drei anderen kaiſerlichen Generalen, Savelli, Enkeford und Sperreuter gefangen. Er ward ſpäter mit Enkeford auf Richelieu's Veranlaſſung nach Paris abgeführt. Daß, wie es V. 5 heißt, der erſte Kampf zu Rheinfelden ſehr günſtig geweſen, iſt bekanntlich franzöſiſche Windbeutelei.

S. 197. Antwort einer Demoiſelle auf den Tod des Herrn von Biron.

Trésor de **Chansons** S. **127**. — **Charles de Gontant**, (geboren **1562**), Herzog von Biron, Pair, Admiral und Marſchall von Frankreich, Gouverneur von Burgund und Breſſe, war nie Günſtling Heinrich's IV. geweſen und hatte ſich bei vielen Treffen z. B. bei Ivry **1590**, bei Aumale **1592**, ſo wie bei den Belagerungen von Paris und Rouen höchſt vortheilhaft ausgezeichnet, ſo daß ihn ſein Monarch mit den obenerwähnten Aemtern und Würden bekleidete. — Unzufrieden darüber, daß er die Admiralſtelle hatte abgeben müſſen, ließ Biron ſich in verrätheriſche Unterhandlungen mit Savoyen und Spanien ein und ward, da ihn der König mehrere Mal vergeblich aufgefordert hatte, ſein Unrecht zu bekennen, vor Gericht gezogen, des Verbrechens beleidigter Majeſtät angeklagt und am **31.** Juli **1602** im Hofe der Baſtille enthauptet. Die Sammlung, der wir dieſes Lied entnahmen, enthält noch ein anderes auf ſeinen Tod (S. **79**), das ihm jedoch an Werth nachſteht, obgleich es ausführlich ſeine Geſchichte mittheilt. — Es iſt im Bänkelſängerton gehalten, beginnt mit den Worten:

Qui veut ouïr chanson?
Une chanson nouvelle,
Faite dedans Paris,
Dans Paris, la grande Ville,
De Biron miserable
Qui avoit entrepris
Tuer le Roi, la Reine,
Et le Prince Dauphin.

geht auf dieſe Weiſe fort und hat wenig Characteriſtiſches ausgenommen, daß der König und Biron Beide vor Zorn lachen; der Erſtere, als Lafin ihm den Verrath entdeckt, und Biron, als ihn das Gericht befragt, endlich ſchließt es mit der eigenthümlichen Aeußerung des Herzogs:

Las! j'ay eu le renom
Avec la hardiesse,
Etant dedans Piémont
En montrant ma prouësse.
Plusieurs harquebusades
J'ai reçû sur mon corps;
Pour toute ma récompense
Me faut souffrir la mort.

Das hier übertragene Lied ſcheint mir einem anderen, älteren Liede nachgebildet zu ſeyn, welches aufzufinden mir jedoch nicht gelang. Es iſt hier nicht von ſeiner Gattin, ſondern von einer Geliebten die Rede; denn er war unvermählt, und die Feinde des Königs hatten ihn dadurch gewonnen, daß ſie ihm die Hand einer Savoyiſchen Prinzeſſin und Burgund und Franche Comté verſprachen. — Der vierte Vers findet ſich in dem Liede von Marlborough mit großer Aehnlichkeit wieder (Vgl. Not. 9 dieſer Abtheilung V. 6 und 7). Daß Trauerbotſchaften durch Pagen und Knappen überbracht werden, kommt häufig in franzöſiſchen Liedern früherer Zeit vor; ſo in der Ballade von der ſchönen Euette (**Romancero français** S. 46), wo die Nachricht dieſelbe Wirkung auf die Dame, wie in unſerem Liede, äußert. Hier heißt es:

Bele Doette tantost li demanda:
„Où est mes sires que ne vi, tel pieça?“
Cil ot tel duel que de petié plora;
Bele Doette maintenant se pasma.

Deutſch: die ſchöne Eudette fragte ihn ſogleich „Wo iſt mein Gemahl, den ich ſo lange (ſeitdem) nicht geſehn?“ dieſer hatte ſolche Trauer, daß er vor Mitleid weinte; die ſchöne Eudette ward alsbald ohnmächtig.

S. 200. Lied auf den Tod der Herrn Cinq-Mars und de Thou.

Trésor des Chansons S. 148. Die Geſchichte von Cinq-Mars und ſeinem Freunde de Thou, deren Ende in dem hier mitgetheilten Liede erzählt wird, hat bekanntlich den Stoff zu dem beſten hiſtoriſchen Roman der Franzoſen **Cinq-Mars par Alfred de Vigny**, geliefert. — Höchſt rührend in ſeiner Einfachheit iſt der Abſchied, den der ritterliche Cinq-

Mars von den Seinen nimmt, und die naive Einfalt mit der die Einzelnheiten der Hinrichtung in unſerem Liede geſchildert werden, contraſtirt gar wunderlich damit und bot nicht geringe Schwierigkeiten bei der Uebertragung dar. — Wir haben jedoch Alles ſo getreu wie möglich wiedergegeben. ſo werden z. B. V. 5. die beiden begleitenden Jeſuiten

Deus bons soldats du devôt S. Ignace

genannt, und V. 19 heißt es:

Il mit à bas son chapeau et pourpoint,
Un frere après prit sa perruque blonde.
Les yeux ouverts et ses gands sur sa main,
Il rendit l'ame aux yeux de tout le monde.

S. 204. Die Genfer Escalade.

Recueil des plus anciennes chansons de l'Escalade S. 28 fgde. — Das Erinnerungsfeſt dieſer merkwürdigen Begebenheit wird noch jetzt alljährlich gefeiert. Zu beſſerem Verſtändniß des mitgetheilten Liedes, mag eine ausführlichere hiſtoriſche Darſtellung der Escalade hier folgen, welche wir der angeführten Sammlung entlehnen. Es war im Jahre 1602. Genf hatte ehrenvoll einen langen Krieg beendigt, da ward es plötzlich bedroht, die Früchte ſeiner Anſtrengungen zu verlieren. Der Herzog von Savoyen, der Papſt und der König von Spanien ſchloſſen ein Bündniß zu ſeinem Untergange; Heinrich IV. von Frankreich, davon benachrichtigt, warnte die Stadt, welche die zu ihrer Vertheidigung nothwendigen Maaßregeln ergriff. — Der Sommer verfloß jedoch ganz ruhig, und ſchon hielt man die ganze Beſorgniß für ungegründet, um ſo mehr als von allen Seiten Freundlichkeitsbezeugungen erfolgt waren.

Da brachen plötzlich in der Nacht des Winterſolſtitiums die Feinde auf, um das argloſe Genf zu überrumpeln. Dreihundert Spanier, zweitauſend Italiener, tauſend Savoyarden, neunhundert Reiter, faſt Alle von Adel nahen unter der Anführung eines Franzoſen, d'Albigny, ſich den Mauern. — Pater Alexander, ein ſchottiſcher Jeſuit, entflammte ſie durch begeiſterte Rede. Gewandt durchwaten ſie die Gräben und erklimmen die Wälle durch eigends dazu vorgerichtete Leitern. Sonas hieß der Edelmann, der zuerſt mit den Seinigen ſich auf die Bruſtwehr ſchwingt, acht von ſeinen Leuten durchſtreichen die Straßen und finden Alles im tiefen Schlummer begraben, ſie kehren zurück und benachrichtigen ihre Genoſſen. Mehr als zweihundert Mann hatten den Wall erſtiegen; es war eine rabenſchwarze Nacht. Langſam rücken ſie vor und erreichen einen Mittelwall der von der einen Seite an die Porte neuve, von der andern an den Thurm de la Monnaie ſtieß. Eine Schildwache in dieſem Thurm bemerkte, daß ſich etwas im Graben bewege; es wird ein Soldat mit einer Laterne hinab geſchickt, der Bewaffnete zu erkennen glaubt. Als auf ſein Werda keine Antwort erfolgte, ſchießt er ſein Gewehr ab; er wird verfolgt und niedergehauen und ſtirbt mit dem Rufe: Zu den Waffen! Jetzt zögern die Feinde nicht länger, ſondern theilen ſich in vier Haufen, von denen der eine das Thor angreift; die daſſelbe beſetzenden Soldaten ſchießen und entfliehen bis auf einen, der die Taue entzwei haut, an welchen das Fallgitter hängt. — Die ungeheuere Maſchine ſtürzt nieder und bildet eine unüberſteigliche Wehr, ſo daß auch die Petarden des einen Anführers, Picote, mit welchen derſelbe das Thor zu ſprengen und ſich der Brücke zu bemächtigen hoffte, nutzlos werden. Mittlerweile haben ſich die fliehenden Soldaten durch die Stadt verbreitet und Lärm gemacht. Die aufgeſchreckten Einwohner eilen zuſammen, ziehen Ketten, läuten Sturm, zünden Fackeln an und ſtellen ſich dem Feinde entgegen. Dieſer, deſſen Erkennungszeichen bisher ein Gequak gleich dem der Fröſche geweſen, wirft alle Verhüllung ab und läßt den Ruf erſchallen: **Vive Espagne, vive Savoie, la ville est à nous; tue, tue, à mort, à mort.** Es entſteht nun ein allgemeiner Kampf, der mit der Niederlage und Gefangenſchaft der in der Stadt befindlichen ſavoyiſchen Truppen endigt; die Uebrigen traten auf d'Albigny's Befehl den Rückzug an, und der erſte Strahl des Morgens beleuchtete die glückliche Rettung Genf's aus dieſer drohenden Gefahr.

Theodor von Beza ſtellt ſich an die Spitze des Volkes, führt es in die Kirche, läßt einen Dankpſalm anſtimmen und ſetzt dann in feuriger Rede ein Dankfeſt an dieſem Tage für ewige Zeiten an. — Dieſes Feſt wird noch jetzt alljährlich am 12. December gefeiert und führt den Namen der Escalade.

Siebenzehn Genfer waren im Kampfe gefallen, dreißig verwundet. Die feindlichen Gefangenen wurden auf dem **Boulevard de l'Oie** gehangen oder enthauptet und ihre Häupter mit denen von vierundfünfzig im Gefecht Gebliebenen auf der Mauer des Walles aufgepflanzt.

Vorzüglich durch Vermittelung Heinrichs IV. von Frankreich und die Unterſtützung von Bern und Zürich ſchloß Genf in folgendem Jahr einen ſicheren und dauerhaften Frieden. — Nach demſelben gelang es noch, den Syndicus Philibert Blondel des Verrathes zu überführen und ihm zu beweiſen, daß er um die feindlichen Pläne gewußt und ſie begünſtigt habe. Er ſtarb als Verräther des Vaterlandes auf dem Rade.

Das älteſte auf die Escalade verfaßte Lied der Genfer ward gleich nach der Escalade, in Savoyiſchem-Romaniſch, um die Feinde noch mehr zu verſpotten, gedichtet. Da daſſelbe jedoch in der Ueberſetzung den eigenthümlichen Reiz der Sprache gänzlich verloren hätte, ſo haben wir ihm das hier mitgetheilte, welches die Begebenheit noch genauer erzählt, vorgezogen.

Ueber die noch beſtehende Feier der Escalade vergl. **Scènes de moeurs et de Caractères au 19me siècle et au 18me. Par Mme Augustin Thierry. Paris 1836. — La Fête de l'Escalade.**

S. 210. Das Lied von Marlborough.

Aus einer Handſchrift in meinem Beſitz. Da dies ehemals überall geſungene Lied jetzt nur noch Wenigen ganz bekannt iſt, ſo möge es hier eine Stelle in dieſer Sammlung finden. — Nach mündlicher Mittheilung eines befreundeten franzöſiſchen Literaten, ſoll daſſelbe keinesweges urſprünglich im Volke entſtanden, ſondern am Hofe verfaßt und auf die Melodie eines bekannten Branle, dem damaligen königlichen Kindern (Enfans de France) als Wiegenlied vorgeſungen worden ſeyn und ſich dadurch ſo außerordentlich raſch verbreitet haben. — Der Gelehrte, dem ich dieſe Nachricht verdanke, hatte jedoch bisher vergeblich, obgleich ihm ſeltene Sammlungen zugänglich waren, Text und Singweiſe jenes älteren Branle aufzufinden ſich bemüht. — Die Form des Liedes entſpricht ganz ſeiner Behauptung. — Vergl. die

Anmerkung zu Nro. **6** dieſer Abtheilung, ſo wie hinſichtlich der Form, die Lieder Nro. **18**, **19** und **20**.

S. 212. Schön Yolans.

Romancero Français S. **53**. Hinſichtlich der Behandlung der Form ſ. den Schluß der Anmerkung zu Graf Guis.

S. 214. Graf Guis.

Aus dem **Romancero Français** S. **37**. — In der letzten Strophe mangelt eine Verszeile, die ich mir erlaubt habe, dem Sinne nach, um des Zuſammenhanges willen, zu ergänzen. Im Originale ſteht:

> **Et nostre sirs l'a molt bien escoutée,**
> — — — — — — —
> **Les son ami qui l'a reconfortée,**
> **Assis se sont soz une aute ramée,**
> **La ot d'amour mainte larme plorée**
> **A—é, Cuens Guis amis,**
> **Lo vostre amors me toult solas et ris.** —

Sämmtliche Strophen ſind, abgeſehen von dem Refrain, einreimig, (**monorimes**.) Theils um die dadurch entſtehende Monotonie zu vermeiden, die einem deutſchen Ohre unerträglich iſt, theils um der Sprache nicht zu großen Zwang anzuthun, habe ich in der Ueberſetzung zwei Reime angewandt.

S. 215. Liebesabſchied.

Fleur des chansons. S. **14**. — Dieſes Lied ſcheint ſehr alt zu ſeyn, denn es herrſcht in ihm die ganze raffinirte franzöſiſche Liebeshöflichkeit des **14**. und **15**. Jahrhunderts vor. Das Edelfräulein iſt übrigens ſo wohl gezogen und weiß ſeine Antworten ſo vortrefflich zu ſtellen, daß auch die ſtrengſte Mutter nichts Beſſeres von ihrer Tochter verlangen kann. — Uebrigens waltet in dem ganzen Dialog eine ſehr anziehende Ironie, die vielleicht dem Dichter ſelbſt unbewußt blieb, der ſeine beiden Perſonen mit großer Zartheit ausſtattete.

S. 218. Die edeln Ritter von der Tafelrunde.

Fleur des chansons S. **8**. — Allem Anſcheine nach ebenfalls ſehr alt; in der Form ein unbeholfenes Sonnet.

beſonders da im Original der Reim auf **onde** zehn Mal wiederholt, und außerdem **dames, armes, fermes** und **alarmes** mit einander gereimt wird. — Es führt dort jedoch die Ueberſchrift: **Chanson nouuelle.**

S. 218. Der Fuchs.

Aus dem Anhange zu den **Vaus-de-Vire d'Olivier Basselin** S. 164. Ein närriſches Liedchen. — Der Liebhaber hat ſich verſteckt, da erheben alle möglichen Thiere einen ſolchen Lärm in ſeiner Nähe, daß er fürchtet verrathen zu werden. Er tritt nun dem dummen Ehemann keck entgegen, überliſtet ihn und ſchleicht dann behende zu der Frau.

S. 220. Der Tückiſche.

Ebendaher S. 168. Ein hübſches, einfaches und echt poetiſches Liedchen.

S. 221. Reue.

Ebendaher S. 184. Die Polenſchuhe (**soulliers à Poullaine**) waren ſehr ſpitzig, und dieſes um ſo mehr, je vornehmer die Perſon war, die ſie trug. Dieſer Umſtand deutet auf das Alter des Liedchens, da der Urſprung jener Mode bis zu Philipp dem Schönen hinauf reicht, und erſt Karl VI. dieſelbe durch ein ſtrenges Verbot abſchaffte.

S. 222. Was der Tochter fehlt.

Brunettes et Chansons à danser Th. I, S. 280. Aehnliche Lieder finden ſich faſt bei allen Völkern. Das hier vorliegende ſcheint mir nicht vollſtändig zu ſeyn, da der Sprung zu der letzten Frage zu ſchnell iſt, und es natürlicher und ganz in der Sinnesart des Volkes wäre, wenn die Mutter ſich erſt nach allerlei anderen Bedürfniſſen der Tochter erkundigte, ehe ſie auf dieſes wichtigſte käme.

S. 223. Das verſchloſſene Herz.

(Tanzlied.)

Brunettes et Chansons à danser II. 284. Ein reizendes Liedchen, das einzige, das geiſtige Verwandtſchaft mit deutſchen Liedern andeutet.

S. 225. Verſchiedene Liebe.

Brunettes et Chansons à danser II. 294. Ein ſchelmiſches Liedchen und eines der älteſten mir bekannten franzöſiſchen, in welchem der Geſang durch Rede unterbrochen wird.

S. 227. Laß die Leute nur ſchwatzen.

Brunettes et Chansons à danser I. 264. — Es iſt der Text zu einem ſogenannten **Branle-double**, einem Reihen- oder Ringeltanz, der noch jetzt in der Picardie und in der Normandie viel getanzt wird. Ueber dieſen Tanz giebt **Furetiere** in ſeinem **Dictionnaire Universel**, Haag **1690**, 3 Bde, Fol. ausführlich Nachricht. Er ſagt, Th. I, (dieſes Werk iſt bekanntlich nicht paginirt, ſondern nur die Bogenzahl unten am Rande mit Buchſtaben angegeben) Artikel **Bransle.** „Bransle en termes de Musique est un air ou une danse par où on commence tous les bals, où plusieurs personnes dansent en rond et non pas en avant, en se tenant par la main et se donnant un *bransle* continuel et concerté avec des pas convenables selon la différence des airs qu'on joué alors. Les *bransles* consistent en trois pas et un pied joint qui se font en quatre mesures ou coups d'archet qu'on disait autrefois *battement de tabourin.* Quand ils sont repetés deux fois, ce sont des *bransles doubles* ou *communs.* On danse d'abord le *bransle simple* et puis le *bransle gay* par deux mesures ternaires, et il est ainsi appelé, parce qu'on à toùjours un pied en l'air. Voyez Thoinot Arbeau dans son Orchesographie, où il donne les noms, les mesures et la tablature d'un grand nombre de *bransles* qu'on dançoit il n'y a pas long-temps, comme les *bransles* de Bourgogne, qui se dansent à droit et à gauche par une mesure binaire, prompte et legère. Les *bransles* du haut Barrois, du Monstier en Der, de Hainault, d'Avignon, etc. les *bransles* de Poitou, qui se dansent par mesure ternaire en allant toùjours à gauche. Les *bransles* d'Ecosse et de Bretagne. On appele ceux-cy le *Tryori.* Il parle aussi du *bransle des lavandieres* où les danseurs font du pruit par le tapement de leurs mains; du *bransle des sabots,* où on bat des pieds, qu'on a appelé aussi le *bransle des chevaux*, à cause de ce tapement de pieds; du *bransle des pois* et des *Hermites*; du *bransle de la torche*, dans lequel le danseur tient un chandelier, une torche ou un flambeau allumé. Il y a eu aussi des *bransles morgués* et *gesticulés*, qu'on à appelé *de la moutarde*, que les Dames appelent *bransles de la haye*, qui ont degeneré enfin en ceux qu'on appele *bransles à mener*, qui sont ceux par qui se terminent maintenent tous les *bransles*. En ceux-cy chacun mene le bransle à son tour et puis se met à la queuë. Les danses aux chansos sont des espèces de *bransles*. Le *bransle* de sortie est ce qu'on danse à la fin du bal.“

S. 228. Die Hartherzige.

Fleur des chansons S. 46. Dieſes Lied iſt im Original ſehr unregelmäßig gedruckt, und die Verszeilen ſind durcheinander geworfen; es ſcheint ebenfalls ein Tanzliedchen zu ſeyn.

S. 229, 230 u. 232. Der Gefangene. — Das kleine Männchen. — Der Abſchied.

Sämmtlich flandriſchen Urſprungs; zuerſt abgedruckt in Büſchings und Von der Hagen's Sammlung deutſcher Volkslieder. Berlin 1807 S. 335 und folgende, nach mündlicher Mittheilung der Frau Von der Hagen. Der „Gefangene‘, zeigt innere Verwandtſchaft mit deutſchen Liedern, beſonders mit dem bekannten „Es liegen drei Junggeſellen“ ſ. dieſelbe Sammlung S. 81.

S. 234. 235 u. 236. Ein Märchen, wie es wenige giebt. — Der zudringliche Pfarrer. — Die dicke Claudine.

Die beiden erſten, fliegende Blätter, abgedruckt in meinen altfranzöſiſchen Volksliedern S. 142 und S. 145; das dritte aus den Chansons choisies T. III, S. 203.

S. 237. Der zornige Vater.

Sommaire de tous les Recueils S. 77. — Wahrſcheinlich auch ein Tanzliedchen.

S. 240. Der dumme Liebhaber.

Etrennes Tourquennoises Heft **7. Not 3.** Der größte Theil der in dieſer Sammlung enthaltenen und noch überall durch das ganze franzöſiſche Flandern vom Volke geſungenen und in ſeinem Patois verfaßter Lieder rührt von François de Cottignies, genannt **Brûlemaison,** (geboren zu Lille 1679, geſtorben daſelbſt am 1 Februar 1740) her. — Er war als Volksliederdichter ſeiner Zeit ſo berühmt, daß ſogar Boileau in dem Gedichte de l'art poetique von ihm ſpricht. Er ſagt dort:

> **Brûle-Maison, Chanteur, par mille jeux plaisans**
> **Distilla le venin de ses traits médisans;**
> **Aux ac[illegible]solens d'une bouffonne joie**
> **La sag[illegible]esprit, le bon sens fut en proie.**
> **On vit p[illegible] Lillois un poëte avoué**
> **S'enrichir aux dépens du Tourquennois joué.**

Die Bewohner von **Tourcoing,** einem Flecken in der Nähe von Lille, welche für die Abderiten der dortigen Gegend gelten, waren beſonders die Zielſcheibe ſeines Spottes, und er wußte tauſend lächerliche Geſchichten zu erfinden, die er ihnen in ſeinen Liedern aufbürdete, ſo daß ſie ihm zuletzt todtlichen Haß ſchwuren. — Den Beinamen **Brûle-Maison** bekam er, weil er, ehe er auf öffentlichen Plätzen und Märkten ſeine Lieder vortrug, ein an einen Stock befeſtigtes Kartenhäuschen in Brand zu ſtecken pflegte; die dadurch entſtehende Flamme lockte dann die Menge herbei.

S. 243. Das unzufriedene Mädchen.

Ebendaher, Heft **IX. Not 6.**

◆

Halle der Völker.

Sammlung
vorzüglicher Volkslieder

der

bekannteſten Nationen,

größtentheils zum erſten Male, metriſch in das Deutſche
übertragen,

von

O. L. B. Wolff.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.
1837.

BIBLIOTHECA
[illegible]
RIS

Inhalt des zweiten Bandes.

I. Spanien und Portugal.

Seite
Die Ungetreue 3
Die Verzauberte 4
Die Betrogene 6
Die gute Tochter 7
Das treue Weib 8
Liebesverdruß 9
Die zürnende Infantin 10
Der Gefangene 11
Der Verurtheilte 12
Die unglücklich Vermählte 13
Tod der Liebſten 15
Das Soldatenſchätzchen 16
Die Roſen 17
Das tiefe Waſſer 18
Die Schönſte 18
Die Schöne mit dem Tambourin 19
Des Mädchens Klage 20
Klagelied 21
Braſilianiſche Liedchen 23
Portugieſiſche Moudinho's 27
Tanzlied der Bauern um Salamanca 28
Die Riegohymne 29

II. Italien.

Seite
Ritornelle 35
Quadernari 36
Seſtine 37
Sicilianen 38
Aus der Campagna 39
Die hübſche Bäckerin 41
Die ſchöne Margaret 42
Ninette 43
Die Krippe 44
An die Madonna 45
Neues Lied von der Mutter Gottes u. ſ. w. 47
Neues Lied von der Unterhaltung u. ſ. w. 59

III. Dänemark, Norwegen und Schweden.

Däniſches Nationallied 69
Norwegiſches Nationallied 70
Herr Thinne 72
Herzog Magnus und das Meerweib 79
Stolz Gretchen 81
Herr Olof im Elfentanz 88
Der junge Burſch und die Elfen 90
Das Elfenweib und Herr Olof 91
Die Kraft der Harfe 94

IV. Lieder verſchiedener Völker.

In freierer Uebertragung.

Meu-län. (Chineſiſch) 99
Hammer der Thorheit u. ſ. w. (Indiſch) 102

Seite
Frühlingslied. (Türkiſch) 106
Abſchied in der Nacht. (Arabiſch) 109
Mohammed Ben Abad's Klagelied u. ſ. w. (Arabiſch) 112
Auf die Schlacht von Sabla. (Arabiſch) 113
Auf die Eroberung von Jeruſalem im erſten Kreuzzuge. (Arabiſch) 114
Leila. (Arabiſch) 115
Lied an einen feindlichen Stamm. (Arabiſch) . . . 116
Die Zuſammenkunft. (Arabiſch) 117
Verliebte Augen. (Slawiſch) 118
Das verlaſſene Mädchen. (Slawiſch) 118
Troſt. (Slawiſch) 120
Der Hirt ein Räuber. (Slawiſch) 121
Jungfrauenmord. (Slawiſch) 121
Kindliche Dankbarkeit. (Slawiſch) 123
Das iſt zu hart. (Slawiſch) 124
In's Weite. (Ungariſches Lied) 124
Des jungen Weibes Klage. (Ungariſch) 125
Des armen Schelmen Lied. (Ungariſch) 126
Alles gleich. (Ungariſch) 126
Der Magyaren Tanz. (Ungariſch) 127
Ein Wort. (Ungariſch) 128
Miska. (Ungariſch) 129
Der Storch. (Ungariſch) 130
Tauſch. (Ungariſch) 130
Verwandlung. (Serbiſch) 131
Das kalte Herz. (Serbiſch) 131
Die ſpinnende Mutter. (Litthauiſch) 132
Des Sperlings Feſt. (Litthauiſch) 132

Seite
Der Mutter Leid . . . 133
Der Fang. (Litthauiſch) . . . 135
Des Mondes Untreue. (Litthauiſch) . . . 135
Abſchied. (Litthauiſch . . . 136
Die Wahrheit. (Litthauiſch) . . . 137
Der gefallene Sohn. (Litthauiſch) . . . 138
Madecaſſiſche Volkslieder . . . 139
Der Empfang . . . 141
Gaſtfreundſchaft . . . 142
Der Kampf . . . 142
Des Sohnes Tod . . . 144
Mittagsruhe . . . 146
Der Tochter Klage . . . 147
Die unglücklich Liebenden . . . 148
Der böſe Tag . . . 150
Die Weißen . . . 151
Königliche Großmuth . . . 152
Zanchor und Riang . . . 154
Gregor. (Polniſch) . . . 155
Annchen (Ruſſiſch) . . . 156

Anhang.

I. Deutſche Lieder aus dem Itzgrunde.

Die ſchöne Katharina . . . 159
Klein Käthchen . . . 160
O falſche Zungen . . . 161
Ständchen zum Abſchied . . . 162
Die Muſikanten . . . 163
Abſchied . . . 163

	Seite
Getrennt ſeyn	164
Der Vertriebene	165
Liebe in Nöthen	166
Ständchen	167
Vorwurf	168
Abſchied von dem Liebchen	169
Liebestreu bis in den Tod	170
Leiden und Mitleiden	171
Brief an das Schätzchen	172
Abſchiedsſchwur	173
Verlegenheit des falſchen Mädchens	174
Der Krebsgang	176
Untreu und Troſt	177
Der Deſertirer	178
Der Fähndrich	179
Zug der Deutſchen nach Rußland	181
Der Jägersknecht	182
Das faule Gretchen	183
Der verwundete Knab	185
Das Dienſtmägdlein	186
Die gute Lämmerweid'	187
Zweifel	188
Ein Schoos voll Brombeerlein	190
Das Fräulein	191
Thut wunderſelten gut	192
Abſchied	193
Ach, wär' ich ein Knab'	194
Ich wein' um meine Ehr'	196
Das Bildchen. (Abſchied eines Soldaten)	197

II. Zwölf deutſche Lieder aus den Zeiten der Meiſterſänger und größtentheils von ſolchen verfaßt.

Seite
Albertus Magnus mit des Königs Tochter aus Frankreich 201
Ein hübſch Lied wie zu Plonig ein Chriſt u. ſ. w. . 212
Ein hübſch Lied von der Vertreybung der Juden . . 221
Ein ſchönes Lied, wie es im ganzen Teutſchland u. ſ. w. 225
Ein Reye vom Kutenberg 234
Ein Bürger iſt geſeſſen u. ſ. w. 237
Ein hübſch Lied von ſieben Stalbrüdern 239
Von einer Königin von Aſien 243
Wie Got den Pawren gab einen Wunſch 247
Ein hübſch Lied von einem Meydlein 253
Das Lied von der Königin von Frankreich 255
Von Samſon 267
Von einer Königin von Frankreich und von jrer falſchen Bulſchafft 275

Anmerkungen.

I. Spanien und Portugal 287
II. Italien 294
III. Dänemark, Norwegen und Schweden 296
IV. Lieder verſchiedener Völker. (In freierer Uebertragung) 297

Anhang:

I. Deutſche Lieder aus dem Munde des Landvolks im Itzgrunde 304
II. Volkslieder aus den Zeiten der Meiſterſänger und meiſt von ſolchen gedichtet . . . 308

I.

Spanien und Portugal.

Cancionero de Romances. Amberes 1555.

Pedro de Flores, Romancero general. Madrid 1604 in 4.

Poesias Escogidas de nuestros Cancioneros y Romanceros Antiguas. Madrid 1796, 2 Bände.

Böhl de Faber, Floresta de Rimas Antiguas Castellanas. Hamburg 1820 — 25, 3 Bände.

Ch. B. Depping, Sammlung der beſten alten ſpaniſchen hiſtoriſchen Ritter- und Mauriſchen-Romanzen. Altenburg und Leipzig 1817.

Coleccion de Canciones Patrioticas. S. l. 1828. 1 Bändchen in 16., mit dazu gehöriger Muſik.

Fliegende Blätter und handſchriftliche, namentlich portugieſiſche Lieder, im Beſitz des Herausgebers.

Die Ungetreue.

„Ihr ſeid weiß, o meine Herrin!
Weißer, als ein Sonnenſtrahl.
Schlafen will ich dieſe Nacht
Ohne Harniſch, ohne Furcht,
Denn ſeit ſieben langen Jahren
Legt' ich nicht die Rüſtung ab.
Schwärzer noch, als ausgebrannte
Kohlen, iſt mein Leib geworden.“ —
„Schlaft, Sennor, o ſchlafet ruhig!
Ohne Rüſtung, ohne Furcht,
Denn der Graf zog fort zum Jagen
Nach den Bergen von Leon.
Tödte Wuth ihm ſeine Hunde,
Und die Adler ſeinen Falken,
Und vom Berge bis zum Hauſe
Schleif' ihn fort ſein ſchwarzes Roß.“ —
Als ſie ſolches eben ſprachen,
Kam ihr Gatte plötzlich her.
„Sprich! was machſt du, weiße Dirne,
Des Verräthers Tochter du?“ —
„Herr! ich ſträhle mir die Haare,
Strähle ſie mit großem Schmerz,
Daß ihr ſo allein mich laſſet
Und hin zu den Bergen zieht.“ —
„Dieſes Reden, weiße Dirne!
Nicht ganz frei iſt's von Verrath.
Wem gehört das Roß dort unten,
Das im Thale wieherte?“ —

„Es gehörte meinem Vater,
Und er ſandt es her für euch.“ —
„Wem gehören jene Waffen,
Die dort auf dem Gange ſind?“ —
„Sie gehörten meinem Bruder,
Und er hat ſie euch geſandt.“ —
„Wem gehöret jene Lanze,
Die mein Auge hier erblickt?“
„Nehmet ſie, o Graf! ergreift ſie
Und durchbohret mich damit.
Guter Graf! ein ſolches Ende
Hab' ich wahrlich wohl verdient.“

◆

Die Verzauberte.

Fort zum Jagen zog der Ritter,
Fort zum Jagen, wie er pflegte.
Seine Hunde wurden müde,
Und es flog ihm fort ſein Falke.
Er gelangt' an eine Eiche
Von gar wunderbarer Höhe,
Und auf einem hohen Aſte
Sah er ſtehen eine Jungfrau.
Ihres Hauptes Haare deckten
Rings herum die ganze Eiche.
„Fürchte nimmer dich, Herr Ritter!
Hege nicht ſo großes Bangen,
Bin des guten Königs Tochter
Und der Königin von Kaſtilien.

Sieben Feen mich verfeiten
In den Armen meiner Amme,
Daß ich ſieben volle Jahre
Sollt' auf dieſem Hügel weilen.
Heut', ſeit jenem bittern Tage,
Sind die ſieben Jahr vorüber,
D'rum bitt' ich bei Gott euch, Ritter!
Daß ihr nun mich mit euch nehmet;
Wenn ihr wollt, als eure Gattin,
Und wenn nicht, als euer Liebchen. —
Wartet nur auf mich, Sennora!
Wartet nur auf mich bis Morgen.
Ich will erſt zu meiner Mutter,
Um mir Rath von ihr zu holen. —
Ihm antwortete die Schöne,
Und ſie ſagte dieſe Worte:
„Unrecht, wahrlich, thut der Ritter,
Der allein hier läßt das Mädchen. —
Er ging, um ſich Rath zu holen
Und ſie blieb dort auf dem Hügel. —
Daß er ſie zur Freundin nehme,
Rieth ihm alſobald die Mutter. —
Als zurückgekehrt der Ritter,
Fand er ſie nicht auf dem Hügel,
Sondern ſah, daß man ſie holte
Mit gar großem Ritterzuge.
Als der Ritter ſolches ſchaute,
Fiel er gleich hin auf den Boden;
Wie er d'rauf zu ſich gekommen,
Sprach er traurig dieſe Worte:
„Wer ein ſolches Gut verlieret,
Der verdienet große Strafe;
Selber werd' ich mir Alcalde,

Selber werd' ich mir ein Richter.
Hauet ab mir Händ' und Füße
Und ſo ſchleppt mich durch die Gaſſen."

Die Betrogene.

„Wahrlich, es iſt Zeit, Herr Ritter,
Es iſt Zeit von hier zu geh'n,
Denn es ſchwillt mir an der Leib
Und mein Kleid wird mir zu kurz.
Schämen muß ich mich vor meinen
Mädchen; wenn ſie mich bekleiden,
Seh'n ſie ſich einander an,
Und das thun ſie ſtets mit Lachen.
Ihr habt ganz gewiß ein Schloß,
Wohin wir uns retten können.
Ihr wißt ſicher eine Frau,
Die mir beiſteht im Gebären." —
„Ei, gebäret nur, Sennora!
Mit mir macht' es ſo die Mutter.
Ich bin eines Bauern Sohn,
Der ſein Brod ſich ſchwer verdient."

◆

Die gute Tochter.

Auf und nieder ſchritt der Graf,
Auf und nieder, ſchmerzerfüllt,
Schwarze Rechnungen in Händen,
Die er laut zu leſen pflegte,
Traur'ge Worte dazu redend,
Worte, daß man weinen möchte:
„Tochter, ich ſeh' dich erwachſen,
Zur Vermählung alt genug,
Und mein größtes Leid iſt, daß ich
Keine Mitgift hab' für dich.“ —
„Schweiget doch, mein Vater, ſchweiget!
Traget doch darum kein Leid!
Denn wer eine gute Tochter
Hat, der nennt mit Recht ſich reich;
Und wer eine böſe Tochter
Hat, begrabe lebend ſie,
Sie erniedrigt ſein Geſchlecht
Und das darf ihm nicht geſcheh'n; —
Ich, wenn ich mich nicht vermähle,
Kann ja in ein Kloſter geh'n.“

Das treue Weib.

Ritter aus dem fernen Lande,
Nähert euch und haltet an,
Stoßt die Lanze in die Erde,
Bindet euer Rößlein dran;
Denn ich muß euch Neues fragen,
Ob ihr kennet meinen Mann. —
— „Euren Gatten? ſagt, Sennora!
Saget mir, wie ſieht er aus?“ —
„Jung und blühend iſt mein Gatte,
Edelmann und ſein von Art;
Iſt ein großer Trictracſpieler
Und das Schachſpiel liebt er auch.
Auf dem Knopfe ſeines Schwertes
Trägt er Wappen des Marquis,
Ein brocatnes Feſttagskleid,
Ausgeſchmückt mit Karmeſin.
An der Spitze ſeiner Lanze
Portugieſiſch Fähnelein,
Das er tapferen Franzoſen
Im Turniere abgewann.“ —
— „Dieſen Zeichen nach zu ſchließen,
Iſt dein Gatte, Dame! todt.
Zu Valencia, in dem Hauſe
Eines Genueſers, hat
Ein Mailänder ihn erſchlagen,
Herrin, ob dem Trictracſpiel.
Viele Damen weinten um ihn,
Ritter viel im Harniſch auch;
Doch des Genueſers Tochter

Weint vor Allen ſehr um ihn,
Und einſtimmig ſagten Alle,
Daß ſie ſeine Liebſte war: —
Willſt du einen neuen Liebſten,
Laß mich nicht um Andern gehn.“ —
„Heißet mich das nicht, o Ritter!
Ritter, heißet mich das nicht!
Denn eh' ſolches, Herr! geſchähe,
Würdet ihr mich Nonne ſeh'n.“ —
„Werdet keine Nonne, Herrin!
Solches könnet ihr nicht thun!
Euer heißgeliebter Gatte
Steht, Sennora! hier vor euch.

Liebesverdruß.

„Mein Gefährte, mein Gefährte!
Es vermählte ſich mein Liebchen,
Freite einen ſchlechten Bauer,
Und das ſchmerzte mich am meiſten. —
Fort will ich, will Maure werden
Jenſeits in dem Maurendorfe.
Wenn ein Chriſt vorüberziehet,
Raub' ich ihm ſogleich das Leben.

Thu' das ja nicht, Kamerad!
Thu' das nicht, bei deinem Leben!
Von drei Schweſtern, die ich habe,
Will ich dir die Schönſte geben,
Wenn ſie dir gefällt, zum Weibe,
Wenn ſie dir gefällt, zur Freundin.

Nicht zum Weibe will ich ſie,
Und nicht will ich ſie zur Freundin,
Da ich die nicht haben konnte;
Die ich doch am Meiſten liebte.

◆

Die zürnende Infantin.

Hoch am Himmel ſteht der Mond,
Wie zur Mittagszeit die Sonne,
Als der gute Graf Al'man
Bei der Königin geſchlafen.
Wußt' es doch kein Menſch von Allen,
Soviel auch am Hofe dort,
Einzig die Infantin wußt es,
Die in jener Kammer lag.
Alſo ſprach zu ihr die Mutter,
Redete alſo zu ihr:
„Was ihr immer ſeht, Infantin!
Was ihr immer ſehet, ſchweigt!
Es wird Graf Al'man euch ſchenken
Einen Mantel fein von Gold.“ —
„Böſes Feu'r verbrenne, Mutter!
Solchen Mantel fein von Gold,
Wenn bei meines Vaters Leben
Mein Stiefvater leben ſoll.“ —
Weinend iſt ſie fortgegangen,
Und ihr Vater ſah's, der König.
„Warum weinet ihr, Infantin?
Saget, was euch weinen macht?“ —
Gerade war ich bei dem Eſſen,
Aß Weinſuppe, als herein

Kam Graf Aleman gegangen
Und ſie ſchüttet auf mein Kleid.“ —
„Schweiget, meine Tochter! ſchweiget,
Nehmet das nicht ſo zu Gemüth,
Denn der Graf iſt jung und luſtig
Und er hat's aus Scherz gethan.“ —
„Brenne, böſes Feuer, Vater!
Solches Lachen, ſolchen Scherz,
Als er mich nahm in die Arme
Und ſich zu mir legen wollt'.“ —
„Nahm er euch in ſeine Arme,
Wollte, daß ihr bei ihm lägt;
Ehe noch die Sonn' am Himmel,
Send' ich ihm den bittern Tod.“

Der Gefangene.

War es doch im Mai, im Maie,
Wenn die Tage wieder warm,
Wenn die Liebenden, zu dienen
Den Geliebten, fröhlich zieh'n;
Nur ich nicht, ich Unglückſel'ger!
Der ich hier im Kerker bin,
Wiſſend nicht, wann Tag geworden,
Und noch wen'ger, wann es Nacht,
Wäre nicht ein kleiner Vogel,
Der mir in der Dämm'rung ſang. —
Mir getödtet hat ein Schütz' ihn,
Gebe Gott dem Böſen Lohn.

12

Der Verurtheilte.

„Graf, es thut mir Leid um euch,
Daß beſchloſſen euer Tod;
Denn die Schuld, die ihr begangen,
Iſt ſo ſträflich eben nicht.
Wohl kann man entſchuldigen
Fehler, die die Liebe macht.
Und ich bat für euch den König,
Daß er möge euch befrei'n;
Doch der König, voller Zürnen,
Wollte mich nicht hören an,
Und das Urtheil, ſo geſprochen,
Ließ nicht widerrufen ſich;
Denn ihr ſchlieft bei der Infantin,
Die ihr habt bewachen ſollen.
Hattet ihr euch doch um Damen
Nie gekümmert Vetter mein;
Wer ſich viel um ſie bemühet,
Hoffet wohl, es bring' ihm Glück,
Doch dem Tod, dem Untergange,
Dem entgeht er, wahrlich! nicht,
Denn die Feſtigkeit der Frauen
Hat nie Dauer noch Beſtand.“ —
„Guter Oheim, ſolche Worte,
Die ertrag' ich nimmermehr,
Lieber will ich für ſie ſterben,
Als fortleben ohne ſie.

Die unglücklich Vermählte.

„O du ſchlimm vermählte Schöne!
Von den Holden, die ich ſah,
Traurig und betrübt dich ſchauend,
Sage mir die Wahrheit ja.
Willſt du einen Liebſten wählen,
Laß um And'ren mich nicht ſteh'n.
Da mit and'ren Frauen, Herrin!
Deinen Gatten ich geſeh'n,
Die er ſtreichelte und küßte;
Böſes redet er von dir,
Und er ſchwur und ſchwur es wieder,
Schläge würd' er reichen dir.“ —
D'rauf erwiedert die Sennora,
Darauf ſprach und ſagte ſie:
„Nimm mich mit dir fort, Herr Ritter!
Nimm mich mit dir fort von hie
Nach dem Lande, wo du weileſt,
Dir zu dienen, weiß ich gut,
Will das Kämmerlein dir ordnen,
Wo ſich's dann ſelbander ruht. —
Will das Nachtmal dir bereiten,
Recht, wie es für dich muß ſeyn,
Fette Hennen und Kapaunen,
And're Dinge noch ſo fein.
Meinen Mann kann ich nicht lieben,
Und ich bin ihm wahrlich gram,
Er verbittert mir das Leben,
Wie dir's ſchon zu Ohren kam.“

Als ſie ſolches juſt geſprochen,
Ueberraſcht ſie ihr Gemahl:
„Sprich, Verrätherin! was thuſt du?
Treffen ſoll dich Todesqual.“ —
„Und weßhalb, Sennor! weßhalb denn?
Wann verdient' ich ſolches, wann?
Keinen Mann hab' ich umarmet,
Sondern mich umarmt ein Mann.
Strafe, die nur er verdiente,
Wird von euch mir auferlegt,
Daß eu'r Arm mich mit dem Zügel
Eures Roſſes heftig ſchlägt;
Daß mit Gold- und Seiden-Stricken
Ihr mich bald erdroſſelt habt
Und in dem Orangengarten
Dann lebendig mich begrabt
In dem Grab' von Marmorſteine,
Das mit Gold iſt ausgeſchmückt,
Eine Grabſchrift muß d'rauf kommen,
Wo mein Leid ſo ausgedrückt:
Aller Blumen Blume ruhet
Um der Liebe willen hier.
Wer da ſtirbt aus wahrer Liebe,
Laſſe ſich begraben hier;
Alſo macht' ich es, ich Aermſte,
Weil es ſo ergangen mir.

Tod der Liebſten.

Als ich mich zu einer Zeit
Sah recht froh und wohlgemuth,
Reiſt' ich juſt von Burgos ab,
Wollte nach Valladolid,
Einen Pilgrim traf ich an
Und er ſprach zu mir alſo:
„Wohin gehſt du, Unglückskind?
Wohin willſt du, armer Mann?
Recht zur ſchlimmen, böſen Zeit
Hab' ich, Aermſter! dich erkannt,
Todt iſt die Geliebte dein,
Todt, ich habe ſie geſeh'n;
Denn die Bahre, die ſie trägt,
Sah bedecken ich mit Schwarz,
Und die Meſſe, die man ſang
Für die Todte, hört' ich an.
Sieben Grafen klagten laut,
Mehr, als tauſend Ritter noch;
Ihre Jungfrau'n weinten ſehr,
Weinend ſprachen ſie darauf:
O, der arme Ritter, ach!
Daß er ſolches Lieb verliert."

Als ich, Aermſter, das vernahm
Fiel ich todt zur Erde hin;
Zwölf der Stunden und noch mehr,
Kam nicht wieder ich zu mir,
Als ich mich darauf erholt,
Eilt' ich hin zu ihrem Grabe,

Und die Augen thränenvoll
Weint' ich dort und ſprach dabei:
„Nimm, Geliebte! nimm mich auf!
Dir zur Seite nimm mich auf.“ —
Traur'ge Stimme hört' ich nur
Von des Sarges Haupte da:
Lebe, lebe, ſüßes Lieb!
Lebe, da ich war's, die ſtarb,
Deinen Waffen gebe Gott
Glück, und neue Liebe dir.
Meinen Leib verzehrt das Grab
Und die Seele büßt um dich.

Das Soldatenſchätzchen.

Sie trommeln die Reveille
Im Lager, Mütterlein.
Nun ſcheidet mein Geliebter
Und laßt mich hier allein.

Wenn kaum die Morgenröthe
Sich zeiget in der Früh'
So wird alsbald getrommelt,
Von der Infanterie.
Kaum daß er das vernimmt,
Mein Liebſter Abſchied nimmt,
Denn er muß in dem Lager
Zur rechten Stunde ſeyn;
Es ſcheidet mein Herzliebſter
Und laßt mich hier allein.

Dann bin ich wie der Tag
Der ohne Sonnenſtrahl,
Und nichts kann mir erleichtern
Des Scheidens bitt're Qual.
Nichts kann mich freuen hier,
Sobald er fort von mir,
Ich kann mich nur vertragen
Mit meinem Leid allein.
Es ſcheidet mein Geliebter
Und läßt mich hier allein.

Die Roſen.

Von den Roſen komm' ich her,
Mutter, von den Roſen;

Sah den ſchönen Roſenſtrauch
An des Fluſſes Rande ſtehn,
Komme von den Roſen.

An des Fluſſes Uferrand
Blüh'nden Roſenſtrauch ich fand;
Komme von den Roſen.

Sah' ihn blühen ſchön und frei,
Pflückte Roſen, ſeufzte laut,
Von den Roſen komm' ich her,
Mutter, von den Roſen.

Das tiefe Waſſer.

Wenn du ſchlummerſt mein Märchen
Steh' auf und mach' auf,
Denn die Zeit iſt gekommen,
Wir brechen nun auf.

Wenn du biſt ohne Schuhe,
Zieh keine dir an,
Denn tief iſt das Waſſer
Auf unſerer Bahn;

Die tiefen Waſſer
Des Guadalquivir;
Die Zeit iſt gekommen,
Wo es fort geht von hier.

Die Schönſte.

Ganz ſo zierlich iſt das Märchen,
Wie es lieblich iſt und ſchön.

Sage du es, Schiffersmann,
Der du auf den Schiffen lebeſt,
Ob das Schifflein, ob das Segel,
Ob das Sternbild iſt ſo ſchön?

Sage du es, Rittersmann,
Der du dich in Waffen kleideſt,
Ob das Rößlein, ob die Waffen,
Ob die Fehde iſt ſo ſchön?

Sage du es, Schäfersmann,
Der du deine Heerde weideſt,
Ob die Heerde, ob die Thäler,
Ob die Sierra iſt ſo ſchön?

Die Schöne mit dem Tambourin.

Ich ſchlage dich, mein Tambourin,
Und denk' an And'res in der Zeit.

Wenn du, Tambourin! verſtändeſt
Meine Schmerzen, ſie empfändeſt,
Wären deine ſüßen Töne
Nichts als Klagen um mein Leid.

Wenn das Inſtrument ich ſchlage,
Iſt es aus Gewalt der Plage,
Um den Sinn mir zu befreien
Von Gedanken an mein Leid.

Ach es ſind in meinem Herzen
Zu beſtändig dieſe Schmerzen,
Meine Lieder ſelbſt ſind Klagen,
And'res denk' ich in der Zeit.

20

Des Mädchens Klage.

Weine nicht, mein Mütterlein,
Weh thut mir's im Herzen,
Hab' am eig'nen Leid genug,
Wozu fremde Schmerzen!
Als ich einſt geboren ward,
War's zu böſer Stunde,
Keinen Hahn hört' krähen man,
Bellen keine Hunde.
(Eine Fee nur war dabei,
Die mir Fluch gegeben.
Denn es gab mir dieſe Fee,
Als ich trat in's Leben,
Daß ich, wo ich heiß geliebt,
Ach, kein Herz bewegte
Und, wo ich am zärtlichſten,
Abſcheu nur erregte.)
Mit ſich fort ſchleppt mich das Glück
Unter ſeinem Rade,
Kümmert niemals ſich um mich,
Hält es nie gerade.
(Auf den Boden fiel mein Glück
Vor mir hin geſchwinde.
Als ich mich darnach gebückt
Wehten's fort die Winde.
Du haſt mich auf flücht'gem Fuß,
Mütterlein, geboren,
Eine Hündin hat mich dann,
Keine Frau, erzogen.

Alle Glücklichen von mir
Alſobald ſich trennen,
Weil ſie, wenn ſie mich nur ſehn,
Schon in's Unglück rennen.

Klagelied.

Ach, Gott! meiner Seele,
Ach, nimm mich von hier!
Denn nimmer gefällt es
In England mir.

Ach! blicke vom Himmel
Hoch auf mich herab!
Hier find' ich, hier find' ich
Gewißlich mein Grab. —
O, ſiehe die Leiden!
Wie quält man mich hier? —
Ach! nimmer gefällt es
In England mir.

O Gott! welche Sünden
Sind's, die ich beging,
Daß ſo ſchnell ich die Strafe,
So ſchwer ſie empfing? —
Warum zog ich von dannen,
Was ſollt' ich wohl hier? —
Ach! nimmer gefällt es
In England mir.

Ach, Herr! meine Leiden,
Die ſchmerzlichen, wende!
Die gräßlichen Quaalen,
Sie nehmen kein Ende.
Weit beſſer wär' ſterben,
Was ſoll ich noch hier?
Denn nimmer gefällt es
In England mir.

Wie ſchwer ſich erinnern
An Gutes, ſo fort,
Und leiden vom Uebel,
Zugegen am Ort.
Genug ward gelitten,
Gott, nimm mich von hier!
Denn nimmer gefällt es
In England mir.

Braſilianiſche Liedchen.

1.

Cupido gewahrt' ich neulich
Rufend durch die Himmel wandern:
„Wer nicht liebt in dieſer Welt,
Wird nicht ſelig in der andern."

Sehr wohl, liebe Kleine!
Du haſt mich betrogen
Und mir vor der Naſe
Die Thür' zugezogen;
Gott weiß, welchen Schrecken
Ich davon trug.

Cupido gewahrt' ich neulich
Bitter weinend, recht von Herzen,
Als ich fragte, ſagt' er ſchluchzend:
„Freund, das ſind der Liebe Schmerzen."

Sehr wohl, liebe Kleine! ꝛc. ꝛc.

„Liebchen, unter'm Himmelszeichen
Bin des Krebſes ich geboren;
Denn je mehr daß ich dich liebe,
Deſto mehr bin ich verloren."

Sehr wohl, liebe Kleine! ꝛc. ꝛc.

2.

Ich verloren, du verloren,
Da wir beide ſo uns ſehn,
Laß uns, Kind, zuſammenhalten
Und vereint ins Unglück gehn.

Laß uns fliehen von der Erde,
Enden laß uns dieſe Noth;
Dort im Himmel laß uns leben,
Hier hilft uns allein der Tod.

3.

Dort die Schäfer auf den Bergen
Treiben Spott mit meinen Schmerzen.
Bin ich nicht in deiner Nähe,
Fühl' ich tiefes Weh im Herzen.

Welche Kraft iſts, die hinüber
Zieht mein Herz zu deinem Herzen?
Glücklich nur in deiner Nähe,
Leid' ich einſam dieſe Schmerzen.

Böte Glück mir ſeine Schätze,
Weigert' ichs mit vollem Herzen;
Ohne dich ſie zu genießen,
Brächte Freude nicht, nur Schmerzen.

4.

Ich ſah jüngſt den kleinen Amor
Trüb am Ufer und beklommen,
Weil ihm eine bunte Muſchel
In den Wellen fortgeſchwommen.
Leutchen! ach, laßt mich,
Laßt mich, aus Liebe.
Ich bin ſo traurig,
Ich bin ſo trübe. —

Wenn die Liebe uns bekrieget,
Bringt ſie Pein um uns zu tödten,
Wenn ſie gar das Herz beſieget,
Selbſt im Antlitz tief Erröthen.
Leutchen! ach laßt mich,
Laßt mich aus Liebe.
Ich bin ſo traurig,
Ich bin ſo trübe. —

5.

Von der Sierra kommt der Schäfer,
Steigt hernieder in das Thal,
Müde nicht von Tagesarbeit,
Müde von der Liebe Quaal.
Leiſe, leiſe ſteigt er nieder,
Kommend zu dem holden Liebchen,
Findet er die Ruhe wieder.

Nicht beneidet er die Reichen,
Große nicht, in ſeinem Sinne,
Er beſitzt das Gut der Güter,
Sich erfreuend treuer Minne.
Leiſe, leiſe ſteigt er nieder
Kommend zu dem holden Liebchen,
Findet er die Ruhe wieder.

Wollt ihr jenes Loos nicht preiſen?
Sagt, wem Beſſeres beſchieden;
Jenem ſorgenvollen Fürſten,
Dieſem Schäfer, ſo zufrieden?
Leiſe, leiſe ſteigt er nieder,
Kommend zu dem holden Liebchen,
Findet er die Ruhe wieder.

6.

Liebchen, Alle ſah'n nach dir,
Liebchen, Alle lieben dich,
Das bringt herbe Schmerzen mir
Und macht eiferſüchtig mich.

Ach! ſo weit die Wolken ziehn,
Ziehen meine Seufzer auch.
Und du, die ſo nahe mir,
Fühleſt nicht der Liebe Hauch.

Die ſo herzlich ich geliebt,
Nichts als böſen Lohn mir bot;
Eh' man mit ihr ſpricht von mir,
Wähl ich lieber mir den Tod.

Portugieſiſche Moudinho's

1.

Unter jenen Lorbeerbäumen,
Schön mit grünem Laub geſchmückt,
Wurden oft uns Augenblicke
Reich und ſelig und beglückt.

Ach weit mehr als Augenblicke
Sind ſie, wenn erfüllt mit Leid;
Weniger als Augenblicke,
Wenn ſie voll Glückſeligkeit.

2.

Grauſames Sehnen
Glühender Liebe,
Die mich in Schmerzen
Zwinget zu leben.
Weit beſſer wär' es,
Könnt ich nur ſterben!

Selbſt wenn ich ſchlumm're,
Selbſt in den Träumen,
Quälet die Furcht mich,
Quält mich die Angſt.
Mir wäre beſſer,
Könnt' ich nur ſterben!

3.

Solcher Lärm iſt mir verdrießlich,
Und nichts kann ſo ſehr mich ärgern,
Als wenn man von mir erzählet.
Was ich thu', will, bin und ſehe.

Keiner ſchreibe mir doch Briefchen.
Wiſſet, daß ich keine leſe.
Mich verdrießt, wenn man erzählet,
Was ich thu', will, bin und ſehe.

Tanzlied der Bauern um Salamanca.

Meint man, daß wir uns nicht lieben,
Weil Keins mit dem Andern ſpricht;
Frage man dein Herz und meines,
Und ſie läugnen's wahrlich nicht.
Und willſt du nicht und läßeſt mich,
Such' ich mir's anderswo.

An dem Tage, wo ich freie,
Sollſt auf meiner Hochzeit tanzen,
Und ſobald getanzt iſt worden,
Werd' ich bei dem Bräutchen ſchlafen.
Und willſt du nicht und läßeſt mich,
Such' ich mir's anderswo.

Wärſt du nicht ſo falſch, mein Schätzchen,
Wär ich Aermſter! nicht verwachſen,
Würden alle Leute ſagen,
Dir: „du Treue“! mir: „o Schönſter!“
Und willſt du nicht und läßeſt mich,
Such' ich mir's anderswo.

◆

Die Riegohymne.

Chor. Soldaten, das Vaterland
Zu Kämpfen entbot,
Schwört ihm euch zu weihen,
Auf! Sieg oder Tod!

Auf! heiter und muthig,
Begeiſtert und tapfer,
Auf ſinget, Soldaten,
Das Schlachtenlied.
Bei unſeren Sängen
Erſtaune der Weltkreis
Und ſeh' in uns Allen
Die Söhne des Cid.

Chor Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Auf, ziehet die Schwerter!
Der ſchüchterne Sklave,
Nicht wag' er, zu ſchauen
Des Tapferen Blick.
Ihr werdet die Feinde,
Verſtreuet im Staube,
Entfliehend dem Stahle,
Erblicken vor Euch.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

So tapferes Wagen,
Sah nimmer die Erde.
Nie ſtrahlte die Sonne
Beſeelterem Muth,
Als derer, die glühen
Wir ſah'n von dem Feuer,
Das Vaterlandsliebe
Riego'n erweckt! —

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Auf! preiſet den Führer,
Auf! ehret den Tapfern,
Der das Schwert des Befreiers
Zu ſchwingen gewagt;
Das Vaterland weinend
Vernahm ſeine Stimme
Und ſah bald in Freude
Verwandelt ſein Leid.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Sie hörten die Stimme,
Sie folgten dem Rufe,
Sie ſtarben mit Freuden
Für herrlichen Lohn.
Wir wagen zu ſprengen
Die laſtende Kutte,
Die der Tapferen Daſeyn
Erfüllet mit Schmach.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Wohlauf, zu den Waffen!
Es können die Waffen
Verbrechen und Lüge
Beſiegen allein.
Erzittre, erzittre, -
Erzittre, du Schlechter,
Gewahrſt du die Krieger.
Sie ſchwingen das Schwert!

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Die Kriegesdrommete
Erſchallet im Sturme,
Es donnern Kanonen
Mit flammendem Schlund;
Die Götter des Krieges
Sie rufen der Kühnheit,
Sie rufen dem Schutzgeiſt
Des ſpaniſchen Volks.

Chor. Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Sie nahen! Auf, eilet,
Auf, eilet, ihr Krieger!
Seht Ihr ſie betroffen?
Sie ſenken das Haupt.
Auf, eilet! der Freie,
Er beugte für immer
Verkäuflicher Sklaven
Erniedrigte Stirn.

Chor. Soldaten! das Vaterland
Zu Kampfen entbot.
Schwört ihm Euch zu weihen.
Auf! Sieg oder Tod!

II.

Italien.

Egeria. Raccolta di poesie Italiane popolari, comminciata da *Guglielmo Müller*, dopo la di lui morte terminata e pubblicata da *O. L. B. Wolff.* (Egeria. Sammlung italieniſcher Volkslieder u. ſ. w.) Leipzig 1829.

Saggio de' canti popolari della provincia di Marittima e Campagna. Roma 1830.

Fiori d'Ottave Siciliane, date in luce dal *S. A. Viniziano.* In Lucca S. l. 77 Seiten in 12, nebſt Regiſter.

Sammlungen fliegender Blätter aus Venedig (auf die Schlacht von Lepanto, gleichzeitig) Rom, Neapel, Genua, Mailand u. ſ. w. im Beſitze des Herausgebers.

Ritornelle.

Wie du im Kreiſe drehen willſt die Augen,
So dreht der ganze Himmel ſich mit Schweigen,
Und ihm ſind Sonne, Mond und Sterne eigen.

Ich träumte dieſe Nacht mit ſüßer Wonne,
Daß ich von Herzen küßte meine Holde,
Da weckſt du mich, verwünſchte Morgenſonne!

Die Blume der Kaſtanie,
Komm doch, mein Herz, zu wohnen in der Vigne:
Denn eine Schönheit biſt du der Campagne.

Die Blume ſegne ich von Portugal,
Der Blitz, die Weiber ähneln ſich zumal:
Denn beide ziehen ſich nach dem Metall.

Die Sterne ſich allein in Nächten zeigen,
Weil dann ſich ſchließen meiner Liebſten Augen,
Und dieſen weit mehr Glanz und Schönheit eigen.

Auf deine Augen Eiferſucht ſie hegen:
Du haſt im Morgenlicht ſie aufgeſchlagen,
Da ziehen ſchnell ſie fort auf allen Wegen.

Ich ſende dir, mein Kind, ſo viele Grüße,
Als bunte Blumen ſtehen auf der Wieſe
Und als da Heilige ſind im Paradieſe.

Das Märchen, das ſich einen Mann genommen,
Aß leider bald vom Aergerbrod, dem ſchlimmen,
Und glaubte erſt, ins Paradies zu kommen.

Ein Weib, deß Laune ſtets egal,
Das freundlich, ſtill, verſchwiegen, liebevoll,
Das ſchatz' ich mehr, als einen Cardinal.

Die Liebe,
Die Lieb' iſt trübe,
Sprach der Salat bedenklich zu der Rübe.

◆

Quadernari.

Dies iſt das Haus, vor dem ich Abends ſtand
Und dies das Fenſterchen, durch das ich ſprang;
Ich ging nach meiner Holden Schlafgemach
Und weckte ſie und nahm ſie bei der Hand.

Sie öffnete verſtört die Aeugelein:
„Verräther, Dieb! wie kamſt du hier herein?“
„Ich ſprang durch dieſes Fenſterchen herein,
Geöffnet war's, doch ich verſchloß es fein.

„Dem Glücke trotzt' ich, denn ich hab's gewagt.
Nimm deine Kleider, Schöne, folg' mir nach,
Und breite ſie am Hauſe übers Dach.
O dauerte hundert Jahr doch dieſe Nacht!“

Du Nelkenſtock auf dem Geſimſe dort,
Schenk' Gott dir guten Abend fort und fort.
Du Nelkenſtock, der in dem Fenſter ſteht,
Recht guten Abend dem, der kommt und geht.

Sieh' doch, wohin mich hat geführt Fortuna
Hin in den Sumpf, zu halten Quarantaine,
Wo weder Phöbus ſtrahlet, noch die Luna,
Und wo ich mich nach friſchem Waſſer ſehne.

Sieh', welcher heit're Himmel, Sternenſchimmer;
Dies iſt die Nacht, zu ſtehlen Frauenzimmer,
Und wer die ſtiehlt, den nennt man keinen Dieb,
Man nennt ihn einen Jüngling, der verliebt.

◆

Seſtine.

O Turteltäubchen, du weinſt um die Deine,
Ich wein' um jene, die nicht war die Meine.
Verwittwet, ſitzeſt du auf nacktem Zweige,
Da ſeufzend ich am hohlen Stamm mich neige,
Da Echo, und die Sonne, Luft und Schatten
Antworten murmelnd nur dem Leid des Gatten.

◆

Sicilianen.

Ich möcht' in and're fremde Länder eilen
Und and're Luſt und and're Himmel ſehen.
Allein umſonſt, es kann mein Herz nicht heilen,
Denn immer wird die Liebe mit mir gehen;
Ach! Luſt und Freude kann mein Sinn nicht theilen,
Mich kümmert nicht, was ſonſt noch mag geſchehen!
Du biſt der Himmel, wo ich muß verweilen,
In deinen Kreiſen muß ich ſtets mich drehen.

Laßt mich in Ruhe, marternde Gedanken!
Denn Ruhe fehlt mir gar zu ſehr hienieden.
Was wollt ihr ewig um mein Herz euch ranken,
Iſt keine and're Wohnung euch beſchieden?
Müßt ihr in mir ſtets auf- und niederſchwanken,
Da alle Kraft und Stärke mich gemieden?
O, wer euch bannen könnt' in Eure Schranken!
Der euch in Frieden läßt, dem raubt ihr Frieden.

Da es gewiß iſt, Herrin, daß das Leben
Abſtammung hat und Urſprung von der Seele
Und daß ein Körper nur ſo lang' am Leben,
Als da verbunden Körper ſind und Seele,
Was wundr' ich mich denn, daß mir fehlt das Leben,
Da ich ſchon längſt beraubt bin meiner Seele!
Denn da von dir ich habe Seel' und Leben,
Bin fern von dir ich Körper ohne Seele.

Aus der Campagne.

O Schönſte, unter Blumen ward dir Leben,
Von oben kamſt zu uns du hergezogen;
Die Roſe hat die Farben dir gegeben,
Und Ammons Palme Schmuck und Siegesbogen.
Dein Vater war ein Maler wohl, ſein Streben,
Zu malen dich, wie Liebreiz dich umflogen;
Des Adels hohe Zier ward dir gegeben,
O wie ſind meine Blicke dir gewogen!
O, Schönſte! unter Blumen ward dein Leben,
Von oben kamſt zu uns du hergezogen.

Die Roſe, die der Liebende verehret,
Saugt ſelbſt aus ihrer Schönheit neues Leben,
Wenn ſie ſich ſchämt, von Purpurgluth verkläret,
Von Dornen und von Blättern dicht umgeben.
Doch Wohlgeruch und Gluth nicht lange währet,
Da ſchöne Hände ſie zu pflücken ſtreben. —
So wird die Jungfrau anfangs auch verehret,
Doch bald von keinen Freiern mehr umgeben.
Das ſey dir, ſchöner Lorbeer, zum Exempel,
Seh ich die Göttin nicht, verehr' ich doch den Tempel.

Wie gerne möcht' ich doch ein Vogel ſeyn,
Dann flög' ich hin und bliebe ſtets bei dir;
Nicht wich' ich mehr von deinem Zimmerlein
Und, was du ſpräch'ſt und thäteſt, ſäh' ich hier;
Und wie um dich ich leide Schmerz und Pein,
Was mich nur quälet, hörteſt du von mir.

Mein letzter Sang wär': „Vielgeliebte mein,
Wenn du mich wirklich willſt, ſo zieh' mit mir.“
Wie gerne möcht' ich doch ein Vogel ſeyn,
Dann flög' ich hin und bliebe ſtets bei dir.

Nie ſah' ich einen Stern ſo ſüßen Scheines,
Der ähnlich wäre deinem Angeſicht;
Des Mondes ſtrahlend heller Glanz, ich mein' es,
Wird, da er wechſelt, doch vor dir zu Nicht';
In deinen Augen ſtrahlt ein Licht, ein reines,
Das deinem Treuen gleichfalls dient als Licht;
Selbſt in der Nacht zeigſt du dich hellen Scheines,
Wo deine Schönheit durch das Dunkel bricht.
Nie ſah ich einen Stern ſo hellen Scheines,
Der ähnlich wäre deinem Angeſicht.

Wenn ich dich ſehe, werd' ich immer trübe,
Seh' ich dich nicht, ſo leid' ich tiefe Schmerzen.
Wenn ich zu Andern auch die Blicke hübe,
Mich feſſelt doch an dich die Gluth im Herzen.
Ich wüſte nicht, wer mehr der Leiden trüge,
Und ſeufzen muß ich ſtets bei And'rer Schmerzen.
O wendeteſt auf mich du deine Liebe,
Ich wünſchte ſtets nur Gutes dir im Herzen.
Wenn ich dich ſehe, werd' ich immer trübe,
Seh' ich dich nicht, ſo leid' ich tiefe Schmerzen.

Die hübſche Bäckerin.

Die hübſche Backerin, mein Herr, die will ich loben,
Sie iſt ein ſelten Weib, das that ich wohl erprobem,
Sie hält den Ofen heiß und ſie bedient gar gern
Die Cavalier' und Herrn von nah' und auch von fern.

Ein hübſches Frau'chen iſt's, nie wird es Einen affen;
Ihr Ofen iſt ſtets auf, ſie ſtets bereit, zu treffen.
Geht zu dem Ofen nur, ſo oft es euch beliebt,
Sie iſt zufrieden ſtets mit dem, was man ihr gibt.

Gefallig iſt ſie ſtets, verdrießlich nie, noch theuer,
Sobald das Brod nur gahr, nimmt ſie es aus dem Feuer,
Macht es mit ihrer Hand von Aſch' und Kohlen rein.
O! welche Freude war's, ſie ſchob es ſelbſt hinein.

Und wenn die Zeit nun kommt, zu backen friſche Kuchen,
Wird ſie den Ofen ſtets, ob heiß er, unterſuchen.
Sie macht den Tiegel rein, ſchiebt das Geback' hinein,
Und wendet's ſanft und fein, bis daß es gahr muß ſeyn.

◆

Die ſchöne Margaret.

„Wer klopfet an die Thüre,
Wer an die Thüre mein?“
„Ich bin es, der Schiffshauptmann,
Ich bin's, der Diener dein.“

„Biſt du's, mein guter Diener?
Wohlan, ſo öffn' ich dir!“
Die Schöne kam im Hemde
Und öffnet ihm die Thür.

„Sag mir ein wenig, Schönſte!
Wo denn dein Gatte iſt?“
„Mein Gatte iſt in Frankreich,
Und kehrt nicht, daß ihr's wißt.“

„Sag' mir, wenn er nun, Schönſte!
Hört' deine Rede an?“
Die Schöne blickt verwundert;
O weh! es iſt ihr Mann.

Sie warf ſich auf die Kniee,
Ihn um Verzeihung bat.
„Verzeihung keinem Weibe,
Das an mir übt Verrath.“

Er griff nach ſeinem Schwerte
Und haut ihr ab den Kopf,
Und mitten in die Stube
Flog plötzlich hin ihr Kopf.

Da, wo er hingefallen,
Sproßt eine Blume auf,
Die Blume Margarita,
Die zehrt die Liebe auf.

„Nun ziehet mir die Glocke,
Denn todt iſt Margaret;
Sie ſtarb vor lauter Liebe,
Iſt todt und lebt nicht mehr.“

Ninette.

Es waren einſt drei Mädel,
Zum Lieben wohl geneigt;
Nina, die Allerſchönſte,
Ein Schifflein wohl beſteigt.

Allein vom ſtarken Rudern
Entfiel ihr, ach! ihr Ring:
„Du, Fiſcher auf den Wellen,
Komm, fiſche hier geſchwind.“

„Und wenn ich ihn gefunden,
Was giebſt du mir dafür?“
„Hundert goldene Zechinen,
Einen Beutel geb' ich dir.“

„Nicht will ich die Zechinen,
Den Beutel nicht dazu.
Ein einz'ges liebes Küßchen,
Nicht wahr, das gibſt mir du?“

„Ach, nein! wenn das mein Vater
Erführ', was ſagt' er dann?“
„Sey ruhig, mußt nichts ſagen,
Dann werd' ich auch dein Mann.“

„Biſt du mein Mann geworden,
Sag' an, was giebſt du mir?“
„Ich bring' dich nach dem Berge
Und bleibe dort bei dir.

„Dort bauen dir ein Häuschen
Der Maurer dreißig drei;
Es ſollen dir es malen
Der Maler dreißig drei.

„Ich ſchenke dir ein Kleidchen
Von Farben dreißig drei.
Das Kleidchen ſollen nähen
Der Schneider dreißig drei.“

Die Krippe.

Kommt, Ihr Hirten!
Sehet Jeſus, der geboren
In der Krippe, nackt geboren;
Sonne ſtrahlet nicht ſo hell.
Kommet ſchnell!
Kommt zu ſehen den Meſſiah,
Joſeph ſehet und Maria,
Seine Mutter, auserleſen.

Nie ſo herrlich iſt geweſen,
Nimmer wird ſo herrlich ſeyn
Ein Geſchöpf; bei ihm allein
Sind noch Ochs und Eſelein.
Bänder, Kleider, Mäntel fein
Kann der Herr der Herrn nicht zeigen:
Doch vom hohen Himmel ſteigen
Engel-Chöre zu ihm nieder,

Seh'n den Gott hienieden wieder;
Hieher kommen Cherubim,
Tugend mit den Seraphim
Und die ganze Hierarchie.
Und mit ſüßer Melodie
Danken ſie dem Herrn der Heere,
Ihm im Himmel höchſte Ehre
Werde und der Erde Frieden!

An die Madonna.

O meine ſchönſte Hoffnung,
Maria, ſüße Liebe!
Du biſt allein mein Leben,
Du biſt mir Troſt und Friede.
Wenn ich nur dein gedenke
Wird mir, als ob ſich Luſt,
Als ob ſich Freude ſenke
In die bewegte Bruſt.
Du biſt's, der ich befehle,
O Heil'ge! meine Seele,
O ſegne ſie!

Wenn ſündliche Gedanken
Mich in der Andacht ſtören,
So fliehen ſie in Eile,
Da dich ſie nennen hören.
In dieſem Meer der Stürme
Biſt du des Lebens Stern,
Du führſt der Seele Nachen
Zum Hafen ſanft und gern.
Du biſt's, der ich befehle,
O Heil'ge u. ſ. w.

Nur unter deinem Schleier,
Geliebteſte der Erde!
Laß mich in Frieden leben,
Laß mich in Frieden ſterben.
Kann ich auf ſolche Weiſe
Dir ſtets das Leben weih'n,
So wird mir, wenn ich ſcheide,
Gewiß der Himmel ſeyn.
Du biſt's u. ſ. w.

O ſchlinge deine Ketten
Mir um das Herz, Geweihte!
Erwähl' mich zur Gefang'nen,
Ich diene dir in Treue. —
O nimm mein Herz, Maria!
Dein iſt es doch ſo ſehr;
Dein iſt es, nicht mehr meines,
Ich will es ja nicht mehr.
Du biſt's u. ſ. w.

Neues Lied

von

der Mutter Gottes, als ſie nach Aegypten zog mit dem Knaben Jeſus und dem heiligen Joſeph.

Zigeunerin.

Schöne Frau, mög' Gott dich ſegnen
Und nur Gutes dir begegnen.
Greis, du ſollſt willkommen ſeyn
Mit dem lieben Knäbchen dein.

Madonna.

Meine Schweſter, ſey gegrüßet!
Gottes Gnade dich behüte.
Es verzeihe deine Sünden
Seine unermeſſ'ne Güte.

Zigeunerin.

Müde ſeyd ihr von der Reiſe,
Glaub' ich, arme Pilgersleute,
Und Ihr ſuchet Wohnung heute.
Willſt nicht, Herrin, ab du ſteigen?

Madonna.

Meine Schweſter, ſey geprieſen,
Daß ſo gut du dich erwieſen.
Mög' es dir der Herr der Welten
Auch durch ſeine Huld vergelten.

Zigeunerin.

Ich bin nur Zigeunerin,
Gar ein armes Weib ich bin,
Dennoch biet' ich dir mein Haus,
Sieht's auch drin unwürdig aus.

Madonna.

Sey Gott in dem Himmel Ehr'!
Ihm dank' ich für Alles ſehr.
Schweſter mein, dein gutes Wort
Tröſtet mir das Herz ſofort.

Zigeunerin.

Steig' nur ab von deinem Thier,
Einer Göttin gleichſt du ſchier;
Will es dir am Zügel halten,
Haſt mein ganzes Herz gefangen.

Madonna.

Kommen an von Nazareth,
Ohne Hülfe, ohne Pflege;
Sind hier unbekannt und fremd,
Müd und matt vom langen Wege.

Zigeunerin.

Wohl ein Ställchen hab ich hier,
Es iſt Platz d'rin für dein Thier;
Heu und Stroh werf' ich hinein, —
Raum wird für Euch Alle ſeyn.

Mag's auch d'rin unwürdig ſeyn,
Mußt du, Herrin, es verzeih'n;
Denn wie ſollt' ich's wohl anfangen,
Eine Königin zu empfangen?

Setz' dich, Greis! haſt ohn' Verweilen
Dich hieher zu Fuß gebracht;
Mehr noch, als dreihundert Meilen,
Habt ihr, ſchöne Frau, gemacht.

O wie ſchön iſt euer Söhnchen!
Wie gemalet ſcheint es mir,
Nichts ihm ähnlich find' ich ſchier,
Schöne Mutter, ſchönes Söhnchen.

Du biſt einer Königin gleich,
Solches ſagt mein Herz mir gleich;
Dein Sohn iſt dein Bräutigam,
Gar zu ſchön und tugendſam.

Wenn es dir gefallen kann,
Sag' ich dir die Zukunft an.
So, o Herrin, ſind wir frei,
Treibend ſtets Wahrſagerei.

Was ich deute, ſicherlich
Weißt du beſſer noch, als ich;
Denn dein Antlitz kündet wohl,
Daß du aller Weisheit voll.

War'ſt in Bethlehem, jedoch,
Liebes Frauchen, zitterſt noch;
Wirf nur alle Furcht von dir,
Biſt zu guter Stunde hier.

Mir erfüllet recht die Luſt
Mit Zufriedenheit die Bruſt;
Dringt mein Seherblick ſo weit;
Wardſt erwählt in Ewigkeit.

Stets von Gott geliebt du biſt,
Reine Jungfrau, makellos,
Trugſt den Gott in deinem Schooß,
Deſſen Vater droben iſt.

Deine Mutter heißet Anna
Und dein Vater Joachim,
Und du, Herrin, haſt von ihm
Schönſten Namen wohl, Maria.

Als du d'rauf gewachſen, brachte
Man zum Tempel dich ſofort,
Aßeſt dort und ſchliefeſt dort,
Lernteſt dort und laſeſt dort.

D'rauf man dieſen Mann dir gab,
Rein und gut und fleckenlos
Und durch Gottes Wunder groß
Iſt erblühet dir ſein Stab.

Vom Geiſt Gottes du ſodann
Haſt empfangen deinen Sohn;
Seine Mutter biſt du ſchon,
Doch ſein Vater nicht dein Mann.

Seinen Boten hat geſandt
Gott, ihn Gabriel genannt,
Und du war'ſt im Kämmerlein,
Als dir kam die Sendung ſein.

Du erfuhrſt, wie und warum
Gott ward Menſch; in deiner Beichte
Er dir manch' Verborg'nes zeigte,
Schenkte dir gar viel darum.

Sagte, du ſeyſt reich an Gnade,
Sollteſt Himmels Königin ſeyn. —
Gott mit dir auf deinem Pfade,
O, Maria! Jungfrau rein.

Als du ſolchen Gruß gehört,
Ward dein Inneres verſtört;
Deine Frucht geſegnet iſt,
Die der Welten Heiland iſt

O Maria, laß den Gram!
Jungfrau, Mutter tugendſam,
Dir ſteht bei der [illegible]lige Geiſt,
Der die große Demuth preiſt.

Eingewilligt haſt du zwar,
Haſt die Sendung angenommen:
„Ja ich bin die Magd des Herrn.
Der Erlöſer ſey willkommen!“

Alſo ward's zu jener Friſt;
Einen Gott haſt du geboren,
Du zur Königin erkohren,
Die du voller Gnade biſt.

Aber Joſeph, d'rauf dein Gatte,
Gar ein groß Bedenken hatte;
Als er guter Hoffnung ſah
Dich, trat ihm der Kummer nah'.

Doch vom Engel unterrichtet,
Ward ſein Schmerz alsbald vernichtet.
Er erwieß mehr, als bisher
Noch, dir Herrlichkeit und Ehr'.

Darauf biſt du denn in Frieden
Mit dem Gatten dein geſchieden,
Zogſt nach Bethlehem zumal,
Litteſt Schmerzen dann und Qual.

Eine Wohnung fehlte euch,
Und Ihr fandet ſie nicht gleich;
Eine Grotte nur allein
Stand dir offen, Herrin mein!

Welch ein ſchlechter Aufenthalt,
Ohne Bett und Feuer, kalt,
Und ich glaube wirklich, daß
Sie nicht trocken, ſondern naß.

Du gebarſt um Mitternacht,
Haſt es ohne Schmerz vollbracht; —
Deinen Sohn, ſo ſüß und lind,
Das der Welt erſehnte Kind.

Du empfingſt voll Ehrfurcht ihn,
Hüllteſt ihn in Windeln ein,
Leg'ſt ihn dann zum Schlummer hin
Zwiſchen Ochs und Eſelein.

Eine Krippe war die Wiege,
Schöne Herrin, iſt's nicht wahr?
Herrin, die den Gott gebar,
Der ein Ende macht dem Kriege. —

Hell und ſtrahlend war die Nacht,
Daß die Welt es ſtaunen macht
Und die Hirten freudig ſangen,
Welch ein Stern uns aufgegangen.

Hörten, wie die Engel ſangen,
Daß die Welt erfüllte Bangen;
Welche Nacht voll Seligkeit,
Freude und Zufriedenheit.

Hirten nur den Heiland ehrten,
Ihre Gaben ihm beſcheerten,
Unterweges ſich erzählten,
Der Meſſias iſt geboren.

Gnade Gottes auf dir ruht,
Sey nun, Herrin, mild und gut,
Zeige jetzt auch mir zum Lohn
Den Erlöſer, deinen Sohn.

Madonna.

Reiche mir das Knäbchen mein,
Lieber Mann, mein Kindchen fein;
Sieht es die Zigeunerin,
Soll ſie auch ihm prophezeih'n.

Sieh, dein Gott iſt dieſes Kind,
Iſt mein Herz, mein Odem lind.
Schau, wie aus dem Angeſicht
Paradieſeswonne ſpricht.

Iſt des ew'gen Vaters Sohn
Und als Gottheit hoch erhaben;
Doch als Menſch iſt er mein Sohn,
Lieb durch ſeine ſelt'nen Gaben.

Sieh' das iſt der Weltenheiland,
Für die Sünder hergeſandt.
Er und ich wir wollen ſcheiden,
Und mein Gatte mit uns Beiden.

Zigeunerin.

O wie ſüß iſt er und fein!
Wie ihn liebt die Seele mein,
Herrin du und Kaiſerin,
Ob ich gleich nur ſündhaft bin.

Jeſus heißt das holde Kind,
Wer es nicht liebt, der iſt blind;
Sünder müſſen ſich beſtreben
Und dich anfleh'n, zu vergeben.

Wahrlich, ja, ich bin geſegnet,
Daß ich euch am Weg begegnet.
Wohl ſprach es mein Herz zu mir,
Als es ſagt': Tritt vor die Thür!

Da es Gott nun ſo gewollt,
Daß ich prophezeihen ſollt,
Herrin, reiche mir zum Pfand
Deine liebe kleine Hand.

Nicht, daß ich die Worte wähle,
Doch ſie dringen aus der Seele.
Mutter der Barmherzigkeit,
Mach auf Schmerzen dich bereit,

Wenn ſchon manches Jahr entſchwand
Saget Jeſus zu Johannes:
Du ſollſt mich im Fluſſe Jordan
Taufen nun mit deiner Hand.

Und dann zieht mit hohem Sinn
Er zur öden Wüſte hin,
Hält dort ſtrenges Faſten ein,
Ohne Brod und ohne Wein.

Ihm erſcheint der böſe Hund,
Will den Stein in Brod verwandeln;
Doch der Gottmenſch für ſein Handeln
Stürzt ihn in den Höllenſchlund.

Wird mit den Apoſteln allen
Nach Jeruſalem dann wallen,
Ziehen ein zum Feſt der Palmen,
Singend Lobgeſäng' und Pſalmen.

Dann geht unſer Herr zum Mahl,
Die Apoſtel allzumal
Wird im Reichthum ſeiner Gnaden
Er dann, Theil zu nehmen, laden.

Wird die Füße ihnen waſchen,
Judas ſitzet auch dort frei,
Wird auch ihm die Fuße waſchen
Und ihn küſſen noch dabei.

Nimmt das Brod in ſeine Hand,
Weiht's als Liebesunterpfand,
Spricht dann zu den Jüngern ſein:
„Dieſes iſt der Körper mein.“

Und des Kelches wahren Wein
Wandelt er in göttlich Blut.
Solches hohe Wunder thut
Er aus Liebe, tief und rein.

Wenn geſcheh'n das Sakrament,
Kehrt für ihn nicht mehr Advent,
Wird entflammt von Liebe ſeyn,
Um die Menſchheit zu befrei'n.

Dann geht er mit frommem Sinn
Zu dem Garten betend hin,
Alldort die Genoſſen meidend,
Tiefe, bitt're Schmerzen leidend.

Blutſchweiß wird er dort vergießen,
Dieſer auf die Erde fließen,
Gabriel ſich zu ihm ſchwingen,
Um ihm Troſt und Ruh' zu bringen.

Judas wird dann in den Reden
Dort mit Heucheln zu ihm treten,
Mit dem Kuß verrathen ihn,
Ihn verkauft ſein falſcher Sinn.

D'rauf die Juden ihn ergreifen,
Schlagen ihn in Ketten, ſchleifen
Ihn zu manchem Tribunal,
Recht, als litt für Schuld er Qual.

Bringen ihn zur Anna hin
Martern dann mit Fragen ihn,
Geben einen Backenſtreich
Ihm, bei dem Verb're gleich.

Bei Herodes und Pilatus
Er noch viel mehr leiden muß:
Binden nackt ihn an den Pfahl,
Peitſchen ihn zu ſeiner Qual.

Flechten eine Dornenkrone,
Drücken ſie dem Gottesſohne
Auf das Haupt, daß ihm geſchunden
Wird die Stirn mit blut'gen Wunden.

Von Pilatus wird am Schluß
Er zum bittern Tod verdammt,
Alle ſchreien, wuthentflammt,
Daß ſein Kreuz er tragen muß.

Du wirſt, Herrlichſte der Frauen,
Deinen Sohn getödtet ſchauen,
An dem harten Kreuzesholz
Deine Freude, deinen Stolz.

Händ' und Füße ſind gebunden,
Seine Seite, nackt und bloß,
Wird durchbohrt vom Lanzenſtoß,
Ob den Tod er ſchon gefunden.

Welche Schmerzen wirſt du fühlen,
Wie ſie dein Gebein durchwühlen,
Wenn du in den Armen dein
Hältſt den wunden Leichnam ſein.

Und mit Thränen und mit Klagen
Wirſt du ihn zum Grabe tragen,
In ein neues Grabesmal,
Recht zu deiner letzten Qual.

D'rum mit tiefbetrübtem Sinn
Biſt du ſtets Fürſprecherin,
Gottes Tochter keuſch und rein,
Mutter von dem Sohne ſein.

Und des heil'gen Geiſtes Braut,
Ihm auf ewig angetraut,
Kommeſt du zu großen Ehren,
Arme Sünder zu bekehren.

Will nicht mehr dich plagen nun,
Weißt ja, was dir bleibt zu thun,
Reich' nun der Zigeunerin
Freundlich ein Almoſen hin.

Nicht will Gold ich oder Geld,
Ob auch du es gabeſt gern;
Biſt doch ein ſo heller Stern,
Trägſt den Heiland ja der Welt.

Will nur eine tiefe Reue,
Frau, durch deine Lieb' und Treue,
Daß durch dich bei meinem Ende
Gott mir ſeinen Himmel ſpende.

Neues Lied

von

der Unterhaltung unſeres Herrn mit der Samaritanerin.

Müd und matt bin ich geworden
Von dem langen Wege nun;
Hier der Brunnen, hier der Stein um
An demſelben auszuruh'n.

Hier verweil' ich, will hier warten
Auf ein Weib, das bald ſich naht.
Schöner Quell! erwählt, Verirrten
Sanft zu zeigen rechten Pfad.

Ein verlor'nes Schäfchen ſuchet
Seinen Pferch mit trübem Sinn;
Aber ſchnell bekehret, eilt es
Wieder zu dem Hirten hin.

Siehe da, die junge Dirne,
Ganz allein erſcheint ſie hier.
Komm', o komme, dich erwart' ich!
Komm', du Arme! her zu mir. —

„Nun, das hat mir noch gefehlet!
Wer iſt Jener, wer ſitzt da?
Hatt' ich es doch faſt erwartet,
Daß ein And'rer dort mir nah.

„Seh' ich recht, ſo iſt's ein Jude,
Ich erkenn' ihn ſchon ſo weit.
Ja, er iſt's, ich ſeh' es deutlich
An dem Haar, dem Kinn, dem Kleid.

„Dieſes Volk iſt nicht befreundet
Meinem Volk, es wurzelt feſt
Altes Haſſen zwiſchen Beiden,
Das ſich nicht verſöhnen läßt.

„Auf mein Thun will ich recht achten!
Doch zum Brunnen geh' ich hin.
Wird er ſagen: „Weib, wer biſt du?"
„Sag' ich ihm: Bin, wer ich bin."

„Weib, es ſegne dich der Himmel!"
„Guter Mann, ſo thu' er dir.
Du biſt viel zu ſpät gekommen. —
Früher wars nicht möglich mir."

„Meine Tochter, wie mich dürſtet!
Reich', um Gotees Willen mir
Von dem Waſſer, mich zu laben,
Gieb's, um Gottes Willen, mir.“

„Wie! euch ſoll zu trinken reichen
Die Samaritanerin?
Einem Juden! Wer es ſähe,
Glaubt' es nicht in ſeinem Sinn.

„Dieſe beiden Völker können
Sich nicht leiden — ſchaut es nun
Einer von den Ihren, ſaget,
Sagt, was würd' er da wohl thun?“

„Wenn du wüßteſt, wenn du wüßteſt,
Wer von dir den Trunk begehrt,
Würdeſt du verlangen, daß er
Dir vom friſchen Quell beſcheert.“

„Neckſt du mich! Wo iſt der Eimer?
Wo das Waſſer, guter Mann?
Biſt du Einer, der noch Größ'res,
Als der alte Jakob kann?

„Sey er uns geſegnet, der uns
Dieſen Brunnen einſt geſchenkt!
Seine Söhne, ſeine liebe
Heerde hat darin getränkt.“

„Meine Tochter, wer vom reinen
Waſſer trank, das ich geweiht,
Der ſpürt, ſei er, wer er wolle,
Keinen Durſt in Ewigkeit.“

„Könnt' ich denn, o Herr, nicht koſten
Von dem Waſſer ſo geweiht,
Daß mir ob dem ſauren Wege
Schwände alle Müdigkeit?“

„Geh' und hole deinen Gatten,
Dann reich' ich vom Waſſer dir;
Fürchte nicht, ich ſei gegangen;
Denn ich bleib' und warte hier.“

„Ich den Gatten? Gott behüte!
Bin mein eigen ganz und frei.“ —
„Aber wenn ich nun dir ſage,
Daß du hatteſt mehr als drei. —

„Wenn der jetz'ge auch dein Gatte,
Hatteſt fünf du ſchon, nicht wahr?“
„O was hör' ich! Hilf mir Himmel!
Ja, mein Herr, ihr redet wahr.

„Ihr ſeyd ſicher ein Prophete
Und ihr könnt gut prophezeih'n —
Ich will nun ganz in der Stille
Weggehn leiſe und allein.“

„Nein, nein, nein, du ſollſt nicht gehen.
Denn ſchon naht die Zeit zumeiſt,
Anzubeten den Meſſias
In der Wahrheit und im Geiſt.“

„Daß der Meſſias kommen ſolle,
Leugn' ich nicht, gewißlich nicht;
Aber, wenn ich ſagen ſollte,
Ob er da ſchon, wußt' ich's nicht.“

„Ja, er kam ſchon, meine Tochter,
Der Meſſias, glaub' es mir;
Wenn du es vermagſt, zu glauben,
Er iſt's, der da ſpricht mit dir.“

„Ja, dir glaub' ich, Herr und Meiſter!
Ja, o Herr! dich bet' ich an.
Will nun nach Samaria, Allen
Künd ich dieſes Wunder an.“

„Gehe nur, dir ſey's zum Ruhme,
Glaubt die Stadt den Worten dein,
Jubel wird im ganzen Himmel
Ob ſo edlem Siege ſeyn.

O wie göttlich das Beginnen,
Zu bekehren ſolch Gemuth!“
Wer ſo hohes Werk vollendet,
Ganz von Gottes Lieb' ergluht.

Die Samaritanerin kehrt wieder.

„Wieder kehrt die junge Dirne,
Dahin, wo ſie ſchied, zu dir;
O du göttliche, geliebte
Majeſtät, ſieh' nun mich hier.

„Meine Seele hier am Brunnen
Koſtete vom Waſſer dein,
So mit Luſt, daß jede Quelle
Künftig ihm wird ähnlich ſeyn.

„Tauſend Dank ſei dir beſchieden,
Großer Gott, du hochverehrt
Daß mein Herz von ird'ſcher Liebe
Du zur himmliſchen bekehrt.“

„Meine Tochter, denn ſo will ich
Mehr, als je, dich heißen nun,
O wie oft weiß meine Gnade
Doch ſo Herrliches zu thun.

„Ich bin Gott, daß du es wiſſeſt,
Alles, Alles kann mein Arm;
Mehr noch ſoll für dich geſchehen,
Haltſt du deine Treue warm.“

„Du biſt Gott, biſt der Allmächt'ge,
Eben ward es deutlich mir!
Alles Volk, Herr, in Samaria,
Es bekehrte ſich zu dir.“

„Deßhalb hab' ich dich geſendet,
Wußt' es ſchon von Ewigkeit;
Hab' ſchon damals dich erwählet,
Für die Wahrheit dich geweiht."

„Du machſt mich, o Herr, erröthen,
Seh' ich mich ſo hochgeehrt,
Und je mehr ich ſinne, faſſ' ich
Nicht, warum das mir beſcheert."

„Das war immer meine Sitte,
Alſo mach' ich mich bekannt,
Daß ich ſtets zu Gottes Werken
Schwache Mittel angewandt.

„Sprich, wer hat den Holofernes,
Den Unmenſchlichen beſiegt?
Eines ſchwachen Weibes Händen
Er im eig'nen Zelt erliegt.

„Goliath, der wilde Rieſe,
Wie nur ſchied er aus der Welt?
Nur ein Kieſelchen am Wege
Hat, geſchleudert, ihn gefällt.

„Alle Welt, die ſchon erſchaffen,
War ein Werk von meiner Hand;
Aus dem Nichts nahm ich, dem Leeren,
Sie und ſetzte ſie in Stand.

„Darum ſoll der Ruhm mir werden,
Er gebührt mir ganz allein;
Aber deß, der gläubig wirket,
Soll der ganze Nutzen ſeyn."

„Was noch könnteſt du mir geben,
Zeigſt, was deine Lehre ſei,
Willſt, daß ich des Evangeliums
Treueſter Apoſtel ſey.

„O wie viel bin ich dir ſchuldig!
Liebſter Jeſu, ich bin dein!
Dir gehör' ich, dir gehorch ich,
Keines Andern werd' ich ſeyn."

„Ja, ich nehm' ſie an, empfange,
Nehme an die Liebe dein,
Und will einzig deines Herzens
Wonne, ſeine Liebe ſeyn."

„Ja, du ſollſt mein Bräut'gam werden!"
„Wohl und du wirſt meine Braut!"
„Ich in dir." — „In dir ich ſelber,"
Beide. „Sind auf ewig mir getraut."

III.

Dänemark, Norwegen

und

Schweden.

Däniſches Nationallied.

König Chriſtian ſtand am hohen Maſt
In Rauch und Dampf,
Sein Schwert es hämmert ſonder Raſt
Auf Gothen Helm und Hirn die Laſt;
Da ſank der Feinde ſtolzer Maſt
In Rauch und Dampf;
„Flieh'" rief der Feind „o flieh' wer kann.
Wer ſteht denn Dänemarks Chriſtian
Im Kampf!"

Niels Juul weckt auf des Sturmes Wuth;
Jetzt, jetzt iſts Zeit!
Er hißt die Flagge, roth mit Blut,
Die Hiebe fallen dicht und gut.
Da riefen ſie in Sturmes Wuth:
„Nun iſt es Zeit!
Entflieht aus dieſem Höllenpfuhl.
Wer kann beſtehen Dänemarks Juul
Im Streit." —

O Nordſee, Weſſels Donnerbrut
Den Nebel theilt,
Da ſanken Helden in die Fluth.
Denn mit ihm kämpft des Todes Wuth,
Und laut Geſchrei, des Nebels Brut
Vom Walle theilt;
Für Dänemark blitzet Tordenſkjold,
Wie es der Himmel hat gewollt. —
Enteilt!

Der Dänen Pfad zu Ruhm und Macht,
Schwarzdunkle Fluth!
Nimm auf den Freund, der unverzagt
Gefahr begegnet, ſie verlacht,
So ſtolz wie du, trotz Sturmes Macht,
Schwarzdunkle Fluth;
Führ ihn durch Sang nnd Klang hinab,
Durch Schlacht und Kampf, bis daß im Grab
Er ruht! —

Norwegiſches Nationallied.

Wohnt ich auf dem hohen Field,
Wo der Finne auf den Skien ob dem raſchen Rennthier ſiegt,
Wo der reine Brunnen quillt,
Und das Berghuhn über Haiden fliegt,
Zaubre durch mein Lied ich gleich
Mir Verborgnes aus der Klippe Ritzen
Und bin froh damit und reich;
Wein und was mir fehlt kann ich beſitzen. —
Klippenſpitze, wo die Fichte ſprießt,
Froher Seelen freie Stätte iſt
Und das Weltgetümmel nicht erreicht
Mehr mein Ohr noch zu den Höhen ſteigt.

Wohnt ich in dem grünen Thal,
Wo ein Flüßchen lieblich rinnt durch die reichen grünen Matten,
An der Erde Früchten ſtets genug wir hatten;
Wo das Schäflein und das zarte Lamm
Sich ergötzen, und der Ochſe weidet;

Lach' ich herzlich ob der Mode Kram,
Und kein Reicher wird von mir beneidet.
In dem niedern friedensreichen Thal
Sah ich Manchen fallen, hoch in Ehren,
Auf dem Raſen ſitz ich ſicher allzumal
Und der Freundſchaft will ich meinen Becher leeren. —

Wohnt' ich an dem nackten kahlen Strand
Auf dem Holm, an Eiern reich, mitten in den Wellen,
Wo die Vögel fliegend von dem Land
Heringen und Sprott und Stur' nachſtellen,
Zieh' ich dann mein Netz mir ſchwer herein
Beute voll, daß faſt der Kahn will ſinken,
Stellt' Zufriedenheit bei mir ſich ein. —
Laßt Habgier'ge ſprechen nur und winken,
Ein Gericht genüget fort und fort,
Fiſchen ſchwimme! iſt das Loſungswort.
Darauf greif ich nach dem Glas: Es ſei
Glücklich lange noch die Fiſcherei!

Laßt uns ſingen Berg und Thal und Strand,
Gold vom Berg, Brod vom Thal, Fiſch vom Strande;
Waſſer gebt dem Narren vollen Tand,
Aber Ihr füllt mir das Glas zum Rande. —
Norweg's Land iſt nimmer wüſt und öde,
Die Natur iſt ſelbſt der Luſt verſprießlich,
Sei wer will ein Türke, durſtig, blöde,
Sitze dort verlaſſen und verdrießlich. —
Trinken wir auf Norweg's Glück und Ehre;
Singen von dem Berg, dem Thal, dem Strand,
Wünſchen daß ſich aller Wohlſeyn mehre,
Denen lieb und theuer unſer Vaterland!

Herr Thinne.

Und es war der Ritter, Herr Thinne,
Ein ernſter Rittersmann;
Es war zu Fuß, zu Pferde
Der Tapfre ſtets voran.

Und es ging der Ritter, Herr Thinne,
Zur Jagd auf Hirſch und Hinde,
Da ſah er Ulva, des kleinen Zwergs Tochter,
Wohl unter der grünen Linde.

Und es war Ulva, des kleinen Zwergs Tochter,
Sie ſprach zu ihrer Maid:
„Geh', hole die goldene Harfe mir,
Ich locke Herrn Thinne an meine Seit'."

Der erſte Griff auf der goldnen Harf',
Der machte ſo ſchön ſie klingen;
Das wilde Thier in Wald und Feld
Vergaß, wohin es wollt' ſpringen.

Der zweite Griff auf der goldnen Harf',
Der machte ſo ſchön ſie klingen;
Der kleine Falke auf dem Buſch,
Der ſchlug mit ſeinen Schwingen.

Der dritte Griff auf der goldnen Harf',
Der machte ſo ſchön ſie klingen;
Das muntere Fiſchlein in dem Fluß
Vergaß, wohin es wollt' ſchwimmen.

Da blühte die Wieſe, da grünte das Laub,
Durch die Runenweiſe geſchah das hier;
Herr Thinne gab die Sporen dem Roß,
Er konnte nicht länger laſſen von ihr.

Und es war der Ritter, Herr Thinne,
Sprang ſchnell von ſeinem Roß;
So geht er zu Ulva, des kleinen Zwergs Tochter,
Die unter der Linde ſaß.

„Eine Roſe unter Lilien,
So ſitzeſt du, ſchöne Maid,
Du ſieheſt nimmer irdiſchen Mann,
Der dir nicht Liebe weiht."

„Sey ſtill, Herr Thinne, ich bitte dich,
Mit deinem Liebeswahn;
Denn ich bin einem Bergkönig verlobt,
Dem die Zwerge ſind unterthan.

„In dem Hügel ſitzt drinnen der Liebſte mein,
Spielt fröhlich am goldenen Tiſch;
Mein Vater ordnet die Krieger fein,
Und wappnet mit Eiſen ſie friſch.

„Meine Mutter drinnen im Hügel ſitzt
Und legt in die Kiſten das Gold:
Ich ſtahl mich heraus, weil ein Biſchen ich
Auf der Harfe ſpielen wollt'."

Und es war der Ritter, Herr Thinne,
Er ſtreichelt' ihr roſig Geſicht.
„Und ſagſt du, theuerſtes Mädchen, mir
Ein freundliches Wörtchen nicht?"

„Ich darf dir nicht ſagen ein freundliches Wort,
Erlauben darf ich mir's nicht,
Mit einem Bergkönig bin ich verlobt
Und bräche meine Pflicht."

Und es war Thora, des kleinen Zwergs Weib,
Aus dem Hügelthor guckt' ſie geſchwind
Und ſah, wie der Ritter, Herr Thinne, lag
Am Fuße der grünen Lind'.

Und es war Thora, des kleinen Zwergs Weib,
Sehr ärgerlich war ſie nun:
„Was machſt du in dem grünen Hag?
Was haſt du hier zu thun?

„In der Halle zu ſeyn, wäre beſſer dir,
Zu legen in Kiſten das Gold,
Als hier zu ſitzen im grünen Hag
Und zu ſpielen die Harfe von Gold.

„In der Halle zu ſeyn, wäre beſſer dir,
Zu ſäumen dein Hochzeitskleid,
Als zu verlocken mit Runenſchlag
Einen Ritter der Chriſtenheit."

Und es war Ulva, des kleinen Zwergs Tochter,
Ging in die Hügelthür ein;
Herr Thinne, gekleidet in Scharlach und Pelz,
Er ging ihr nach hinein.

Und es war Thora, des kleinen Zwergs Weib,
Einen goldrothen Seſſel ſie nahm,
Und warf Herrn Thinne in tiefen Schlaf,
Bis daß da krähte der Hahn.

Und es war Thora, des kleinen Zwergs Weib,
Nahm die fünf Runenbücher zur Hand,
Und von den Runen ihn machte frei,
Mit denen die Tochter ihn band.

„Und höre du mich, Herr Thinne,
Die Runen binden dich nicht;
Und freundlich will ich dir ſagen:
Meine Tochter gewinnt dich nicht.

„Und ich ward geboren ein chriſtlich Kind,
In den Hügel ſtahlen ſie mich;
Meine Schweſter wohnt in Iſeland,
Eine goldene Krone ſie trägt.

„Eine goldene Krone trägt ſie gewiß,
Und heißt eine Königin dort;
Ihre Tochter ſtahl man gleichfalls ihr,
Noch ſpricht man davon manch Wort.

„Ihre Tochter ſtahl man gleichfalls ihr,
Und bracht' ſie zum Bernerland hin,
Da weilet nun die ſchöne Maid,
Genannt Frau Hermolin.

„Und nimmer kann ſie zu Tanze gehn,
Sieben Frauen ſind ihr nah,
Und nimmer ſpielet die Harfe ſie,
Iſt nicht die Königin da.

„Der König hat einen Schweſterſohn,
Der hofft, die Krone wird ſein;
Für ihn iſt beſtimmt, um ihr kleines Glück,
Das freie Jungfräulein.

„Das will ich mir zur Ehre thun
Und dir zum Beſten es ſey,
Daß ich ſie löſe von jenem Mann,
Dir gebe die Jungfrau frei."

Da ſchenkte ſie ihm ein neues Gewand,
Mit Gold und Perlen ſo fein,
Jeder Saum am Kleide war beſetzt
Mit künſtlichem Edelgeſtein.

Dann gab ſie ihm ein gutes Roß,
Einen neuen Sattel darauf;
„Frag' nach dem Wege nie, das Pferd
Es kennt ſchon ſeinen Lauf."

Und es war Ulva, des kleinen Zwergs Tochter,
Sie wollt' ihm zeigen, daß er ihr ſo werth;
Einen neuen Speer verehrte ſie ihm,
Dabei ein gutes, glänzendes Schwert.

„Und niemals ſollſt du kämpfen im Kampf,
Daß nicht den Sieg du erringſt;
Und niemals ſollſt du fahren zur See,
Daß nicht bis ans Ufer du dringſt."

Und es war Thora, des kleinen Zwergs Weib,
Einen Becher mit Wein ihm verehrt.
„Nun reite fort, reite fort, Herr Thinne,
Eh' mein Gemahl wiederkehrt."

Und es war der Ritter, Herr Thinne,
Er ritt bei dem Hügel vorbei,
Da kamen entgegen mit leichtem Trab
Ihm der Bergkönige zwei.

„Guten Tag, guten Tag, Herr Thinne!
Dein Pferd geht gut mit dir;
Wohin iſt dein Lauf gerichtet?
Wohl weit, weit weg von hier?“

„Reiſen ſoll ich und freien,
Eine Blume pflücken mir,
Mein gutes Schwert verſuchen,
Zum Wohl oder Wehe mir.“

„Reit' in Frieden, in Frieden, Herr Thinne,
Uns fürchte nimmermehr,
Die Ritter von Iſeland kommen,
Mit dir zu brechen den Speer.“

Und es war der Ritter, Herr Thinne,
Ritt' an der Hügelſeit',
Da fand er ſieben berniſche Kämpfer,
Die hießen ihn halten zur Zeit.

„Warum denn wollen wir kämpfen,
Um Silber oder um Gold?
Oder wollen wir heute kämpfen
Um unſer Liebchen hold?“

Der eine war wilden Gemüthes,
Des Königs Schweſterſohn.
„Genug des Silbers und rothen Gold's
Das glaube mir, hab' ich ſchon.“

„Doch haſt du nicht ein Liebchen,
Genannt Frau Hermolin?
Um dieſe wollen wir kämpfen,
Sie ſey des Siegers Gewinn.“

Sie ritten an einander zum Stoß,
Zwei Ritter, groß und gewandt;
Er hieb nach dem Haupte des Königsneffen,
Daß er rollte hin in den Sand.

Zurück nun ritten die andern Sechs,
Legten an ein Kleid von Fell;
Sie traten in die luſtige Hall'
Vor den alten König zur Stell'.

Und es war, daß der alte König
Zerrauſte ſein Haar in Noth.
„Mit Marder und Zobel belohn' ich Euch,
Rächt Ihr meines Schweſterſohns Tod.“

Zurück nun ritten die andern Sechs,
Sich zu erkämpfen die Preiſe,
Doch wurden ſie alle gelähmt und verletzt;
Durch Schaden wird man erſt weiſe.

Und er erſchlug Wölfe und Bären
Vor ihrem hohen Gemach;
Dann führt' er heraus die hohe Maid,
Die lange dort litt Schmach.

Und jetzt iſt Jungfrau Hermolin
Befreit von allem Harm,
Jetzt ſchläft ſie manchen ſüßen Schlaf
In des tapfern Herrn Thinne's Arm.

Und nun hat der tapfre Herr Thinne
Des Guten wahren Gewinn,
Jetzt ſchläft er manchen ſüßen Schlaf
Neben Jungfrau Hermolin.

Sehr dankt' er es Ulva, des kleinen Zwergs Tochter,
Daß ſie mit Runen ihn band;
Denn wär' er nicht in den Hügel gegangen,
Die Jungfrau er nimmer fand.

◆

Herzog Magnus und das Meerweib.

Herzog Magnus ſah aus dem Fenſter der Burg,
Wie das Waſſer rauſchte ſo wild,
Und auf dem Waſſer er ſitzen ſah
Ein ſchönes Frauenbild.
„Herzog Magnus, Herzog Magnus, verlobe dich mir,
Ich bitte dich ſo ſehr,
O ſprich nicht nein, ſprich ja, ja!

„Ich gebe dir ein reizendes Schiff,
Schön wie es kein Ritter mehr hat,
Es gehet zu Lande, wie auf der See,
Durch die Felder früh und ſpat.
Herzog Magnus u. ſ. w.

„Ich gebe dir ein graues Roß,
Schön wie es kein Ritter mehr hat,
Es geht durch's Waſſer, wie über's Land,
Durch die Haine früh und ſpat.
Herzog Magnus, u. ſ. w."

„Und wenn ich mich nun verlobte mit dir,
So würd' ich nimmer ruhn;
Dem König dien' ich und dem Vaterland,
Hab' nichts mit Weibern zu thun."
„Herzog Magnus, u. ſ. w.

„Ich will dir geben des rothen Gold's
Genug für das Leben dein,
Und Hände voll Perlen und Edelſtein,
Und alle ſo koſtbar und rein.
Herzog Magnus, u. ſ. w.“

„O gern verlobt' ich mich mit dir,
Wär'ſt du ein Chriſtenkind;
Doch eine böſe Seetrolle wie du,
Meine Liebe nie gewinnt.“
„Herzog Magnus, u. ſ. w.

„Herzog Magnus, Herzog Magnus, bedenke das wohl
Und ſprich nicht ſo ſtolz mir zu;
Denn wenn du mir dich nicht verlobſt,
So wirſt wahnſinnig du.
„Herzog Magnus, u. ſ. w.“

„Ich bin eines Königs Sohn ſo gut,
Und nie ein Gewinn für dich;
Du weil'ſt in der Fluth, nicht auf dem Land,
Das wäre nichts für mich.“
„Herzog Magnus, Herzog Magnus, verlobe dich mir,
Ich bitte dich doch ſo ſehr,
O ſprich nicht nein, ſprich ja, ja!“

◆

Stolz Gretchen.

Stolz Gretchens Vater war überreich,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Er herrſcht' über ſieben Königreich';
Der Kummer drückt, ich weiß.

Es kamen zu ihr der Grafen zwei,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Sie ſagte, daß keiner willkommen ihr ſey;
Der Kummer drückt, ich weiß.

Es kamen zu ihr der Prinzen fünf,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Sie wollte keinen, that ihnen den Schimpf;
Der Kummer drückt, ich weiß.

Es kamen zu ihr der Könige ſieben,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Sie aber wollte keinen lieben;
Der Kummer drückt, ich weiß.

Bergkönig der Mutter zu leſen anſinnt,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Wie daß er das ſtolze Gretchen gewinnt;
Der Kummer drückt, ich weiß.

„Und ſage, was willſt du geben mir,“
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Wenn ſie ſelbſt in den Hügel kommt zu dir?“
Der Kummer drückt, ich weiß.

„Des rothen Goldes, ſo viel dir gefällt,“
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Und Geld, ſo viel jede Kiſte hält.“
Der Kummer drückt, ich weiß.

Am Sonntag Morgens mußt' es geſchehn.
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Stolz Gretchen ſollt in die Kirche gehn.
Der Kummer drückt, ich weiß.

Sie geht und ſteht an dieſem Tag,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Bis daß ſie naht', wo der Hügel lag;
Der Kummer drückt, ich weiß.

Sie ſchreitet um den Hügelrain,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Eine Thür' ſteht offen, ſie geht hinein;
Der Kummer drückt, ich weiß.

Ein durch die Thüre ſtolz Gretchen ging,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Bergkönig ſie mit Freuden empfing.
Der Kummer drückt, ich weiß.

Die Jungfrau auf ſeinen Schoß er nahm,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Er verlobt ſich mit ihr, einen Ring ſie bekam.
Der Kummer drückt, ich weiß.

Die Jungfrau in ſeine Arme er nahm,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Eine gold'ne Königskron' ſie bekam.
Der Kummer drückt, ich weiß.

Sie war in dem Hügel acht volle Jahr',
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Zwei Söhn' und ein Töchterlein ſie gebar.
Der Kummer drückt, ich weiß.

Als acht volle Jahre ſie dort geſehn,
Die Zeit geht mit mir leiſ',
Da wünſchte zur Mutter ſie heimzugehn,
Der Kummer drückt, ich weiß.

Der König rief ſeine Pagen zur Hand,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Die Grauſchimmel vor den Wagen geſpannt!“
Der Kummer drückt, ich weiß.

Als aus der Hügelthür ſie gegangen,
Die Zeit geht mit mir leiſ',
Ihre kleinen Kinder zu weinen anfangen,
Der Kummer drückt, ich weiß.

Bergkönig die Arme um ſie ſchlug,
Die Zeit geht mit mir leiſ',
Und in den gold'nen Wagen ſie trug.
Der Kummer drückt, ich weiß.

„Und höre, du Page, nun mein Wort,“
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Du fährſt zu ihrer Mutter ſie fort,
Der Kummer drückt, ich weiß.“

An der Schwelle hielt ſtolz Gretchen ſtill,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Und grüßt' ihre Mutter mit freudigem Blick.
Der Kummer drückt, ich weiß.

„O Tochter, wo biſt du ſo lange geweſen?“
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„„Auf den blumigen Wieſen bin ich geweſen.““
Der Kummer drückt, ich weiß.

„Und welchen Schleier trägſt du denn da?“
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„So tragen ihr Frauen und Mütter ja.“
Der Kummer drückt, ich weiß.

„„Wohl trag' ich den Schleier auf meinem Haupt,““
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„„Mit Bergkönig bin ich verlobt und ſein Weib.““
Der Kummer drückt, ich weiß.

„„In dem Hügel war ich acht volle Jahr',““
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„„Zwei Söhn' und ein Töchterlein dort ich gebar,““
Der Kummer drückt, ich weiß.

„„Da hab' ich zwei Söhne, ein Töchterlein,““
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„„Ein lieblicher Mädchen kann nirgends ſeyn.““
Der Kummer drückt, ich weiß.

„Stolz Gretchen, hör', kann ich mit dir gehn,“
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Um deine drei niedlichen Kinder zu ſehn?“
Der Kummer drückt, ich weiß.

Bergkönig trat jetzt zur Thüre herein,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Zu Boden fällt Gretchen, ſtarr wie ein Stein,
Der Kummer drückt, ich weiß.

„Und biſt du nun hier und verklagſt du mich?“
Die Zeit geht mit mir leiſ',
„Kamſt du nicht von ſelbſt? wer verlockte dich?“
Der Kummer drückt, ich weiß.

„Zu beweinen dein Schickſal ſtehſt du nun hier.“
Die Zeit geht mit mir leiſ';
‚Trat'ſt du nicht ſelbſt in die Hügelthür?“
Der Kummer drückt, ich weiß.

Bergkönig ſchlug ſie in das roſ'ge Geſicht,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Zurück zu den Kindern, und zög're mir nicht!"
Der Kummer drückt, ich weiß.

Mit einer Gerte ſchlug er ſie,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Zurück in den Hügel, und weig're dich nie!"
Der Kummer drückt, ich weiß.

Bergkönig die Arme um ſie ſchlug,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Und in den goldenen Wagen ſie trug;
Der Kummer drückt, ich weiß.

„Und höre, du Page, nun mein Wort:"
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Du fährſt zum Hügel ſie ſofort."
Der Kummer drückt, ich weiß.

Stolz Gretchen hielt ſtill an der Hügelthür,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Ihre kleinen Kinder, die freuten ſich ſehr.
Der Kummer drückt, ich weiß.

„Es freut mich auf der Welt nichts mehr,"
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Chriſt gebe, daß ich nicht Mutter wär'!"
Der Kummer drückt, ich weiß.

Einen goldenen Stuhl bracht' das Eine heraus,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
„Da, traurige Mutter, ruhe dich aus!“
Der Kummer drückt, ich weiß.

Das Eine bracht' ein gefülltes Horn,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Hinein warf das Zweit' ein vergoldetes Korn.
Der Kummer drückt, ich weiß.

Den erſten Trunk aus dem Horn ſie that,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Und Himmel und Erde ſie ganz vergaß.
Der Kummer drückt, ich weiß.

Bei dem zweiten Trunk aus dem Horn ſofort,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Vergaß ſie Gott und ſein heiliges Wort.
Der Kummer drückt, ich weiß.

Als den dritten Trunk aus dem Horn ſie that,
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Ihren Bruder und Schweſter ſie ganz vergaß.
Der Kummer drückt, ich weiß.

Beide, Bruder und Schweſter, ſie ganz vergaß.
Die Zeit geht mit mir leiſ';
Ihre traurige Mutter ſie nimmer vergaß.
Der Kummer drückt, ich weiß.

◆

Herr Olof im Elfentanz.

Herr Olof reitet am frühen Tag
Und kam zum Elfentanz im Hag.
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

Elfenvater reicht ihm das Händchen weiß:
„Herr Olof, komm', tanze mit mir im Kreis.
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag."

„„Ich will es nicht, und nicht ich's mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeitstag.""
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

Elfenmutter reicht ihm das Händchen weiß:
„Herr Olof, komm', tanze mit mir im Kreis.
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag."

„„Ich will es nicht, und nicht ich's mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeitstag.""
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

Elfenſchweſter reicht ihm das Händchen weiß:
„Herr Olof, komm', tanze mit mir im Kreis.
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

„„Ich will es nicht, und nicht ich's mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeitstag.““
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

Die Braut ſprach zu den Brautjungfern fein:
„Was ſoll das Glockenläuten denn ſeyn?“
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

„„Es iſt Sitt' auf der Inſel,““ erwiedern ſie traut,
„„Jeder Bräutigam läutet ſo heim die Braut.““
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

„„Ich fürchte, dir zu verbergen, was wahr:
Herr Olof iſt todt und liegt auf der Bahr'.““
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

Früh Morgens, als der Tag noch blind,
In Herrn Olofs Hauſe drei Leichen ſind.
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

Herr Olof, ſein Bräutchen tugendſam
Und auch ſeine Mutter, ſie ſtarb vor Gram.
Der Tanz geht gut,
So gut im Hag.

Der junge Burſch und die Elfen.

Ich war ein hübſches, junges Blut,
Und ſollte reiten an den Hof;
Da ritt ich aus um die Abendſtund',
Im Roſenhag legt' ich mich hin zum Schlaf.
Seitdem ich zuerſt ſie ſah.

Ich legte mich unter die Linde grün,
Die Augen ſchloſſen ſich mir;
Da kamen zwei Jungfrauen her,
Die wollten gern ſprechen mit mir.
Seitdem ich zuerſt ſie ſah.

Die Eine tippte mir auf die Wange,
Die Andere flüſterte mir ins Ohr:
„Steh' auf, junger Burſch, wenn du gerne dir läßt
Von Liebe ſprechen vor.“
Seitdem ich zuerſt ſie ſah.

Da führten eine Maid ſie her,
Es ſchien ihr Haar wie Gold.
„Steh' auf, du hübſcher, junger Mann,
Wenn du der Freude hold.“
Seitdem ich zuerſt ſie ſah.

Die dritte begann zu ſingen ein Lied,
Sie that es mit gutem Sinn;
Davon ſtand ſtill der reißende Strom,
Der vorher brauſte dahin.
Seitdem ich zuerſt ſie ſah.

Davon ſtand ſtill der reißende Strom,
Der vorher brauſte dahin;
Und das Reh mit ſeinem braunen Haar
Vergaß, wo es ſollte hin.
Seitdem ich zuerſt ſie ſah.

Da richtet' ich mich vom Boden auf,
Und lehnte mich an mein Schwert;
Sie tanzten ein und tanzten aus,
Wie es Elfenweiſe lehrt.
Seitdem ich zuerſt ſie ſah.

Wär' nicht das Glück geweſen ſo gut,
Daß der Hahn die Flügel regt',
Ich hätte mich mit den Elfen die Nacht
Im Hügel ſchlafen gelegt.
Seitdem ich zuerſt ſie ſah.

◆

Das Elfenweib und Herr Olof.

Herr Olof reitet früh Morgens aus,
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif,
Es kommt der volle Tag herauf.
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

Herr Olof reitet durch Borgya,
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
Er trifft einen Elfentanz allda.
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

Da tanzet Elf' und Elfenmaid in der Schaar,
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
Elfenkönigs Tochter mit fliegendem Haar.
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

Elfenkönigs Tochter reicht ihm die Hand ſchneeweiß.
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„Herr Olof, komm', tanze mit mir im Kreis!“
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

„„Ich trete nicht an zum Tanz mit dir;““
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„„Meine Braut die hat es verboten mir.““
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

Ich will es nicht, und nicht ich's mag,““
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„Denn morgen iſt mein Hochzeitstag,“
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

„Willſt du nicht treten zum Tanz mit mir,“
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„Herr Olof, ſo thu' ich was Böſes dir.“
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

Herr Olof wendet ſein Rößlein jach.
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
Plagen und Seuche folgen ihm nach.
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

Herr Olof reitet zur Mutter ſein,
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
Draußen vor ihm ſtand ſein Mütterlein.
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

„Willkommen, mein Sohn, einen guten Empfang,“
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„Wie iſt ſo bleich deine roſige Wang'?“
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

„„Mein Füllen war wild und ich im Traum,““
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„„Ich ſtieß mich an einem Eichenbaum.““
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

„„Mach', Schweſter, mir mein Bett bereit,““
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„„Mein Bruder, führe mein Roß zur Weid.““
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

„„Meine theure Mutter, kämme mein Haar,““
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„„Mach', theurer Vater, mir meine Bahr'.““
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

„Mein theurer Sohn, nur das nicht ſag',“
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„Denn morgen iſt dein Hochzeitstag.“
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

„„Er ſey, wann er will, zu jeder Zeit.““
Es dämmert der Tag, es fällt der Reif;
„„Ich komme nimmer zu meiner Braut.““
Herr Olof reitet heim,
Als das Laub im Walde grün.

◆

Die Kraft der Harfe.

Chriſtinchen weinet den ganzen Tag;
Herr Peter ſpielet ſo fröhlich im Hof:
Mein herzlichſtes Liebchen,
O ſage, warum du ſorgeſt?

Trauerſt du um den Sattel, oder trauerſt um's Roß?
Oder trauerſt, daß du mein Ehegenoß?
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Nicht traur' ich um den Sattel, nicht traur' ich um's Roß,
Nicht traur' ich, daß ich dein Ehegenoß.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Ich trauere mehr um mein blondes Goldhaar,
In den Wogen wird heut' es befleckt allda.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

In der Jugend wurd' es mir prophezeih't,
Daß mein Hochzeitstag mir brächte Leid.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Mit runden Schuhen beſchlag' ich das Pferd,
Daß auf goldenen Hufen ihm nichts widerfährt.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Zwölf meiner Diener mit dir ſollen reiten,
Zwölf andere Diener auf beiden Seiten.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Als ſie aber kamen zu Ringfalla's Holz,
Jagt' ein Hirſch mit güld'nem Geweihe ſtolz.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

All' die Begleiter hinterdrein,
Chriſtinchen muß weiter reiten allein.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Und als ſie Ringfall's Brücke berührt',
Da ſtolpert auf goldnen Hufſchuhen das Pferd.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Vier goldene Hufen, dreißig Nägel von Gold,
In den reißenden Strom die Jungfrau fällt.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Herr Peter zu ſeinem Pagen ſprach:
Meine goldene Harfe gleich hierher trag'!
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Als zuerſt die goldene Harfe er ſchlägt,
Der häßliche Nix auf der Woge lacht.
Mein herzliches u. ſ. w.

Als zum zweiten die goldene Harfe er ſchlägt,
Der häßliche Nix ſich weinend bewegt.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Als zum dritten die goldene Harfe er ſchlägt,
Chriſtinchen den ſchneeweißen Arm ausſtreckt,
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Er ſpielte die Rinde von Bäumen ſo hoch,
Chriſtinchen auf ſeinen Schooß er zog.
Mein herzlichſtes u. ſ. w.

Und der Nix hervor aus dem Waſſer kam,
Ein ſtattliches Mädchen auf jedem Arm.
Mein herzlichſtes Liebchen,
O ſage, warum du ſorgeſt?

IV. Lieder verſchiedener Völker.

In freierer Uebertragung.

II. 7

Mou-lân.

(Chineſiſch.)

Tſi-Tſi, noch ein Mal Tſi-Tſi!
Mou-lân webt vor ihrer Thüre,
Nicht hört man des Schiffchens Schwirren,
Nur der jungen Dirne Seufzer.
„Woran denkſt du, junge Dirne?
Worauf ſinnſt du, junges Mädchen?“ —
„An nichts denkt die junge Dirne,
Auf nichts ſinnt das junge Mädchen.“

„Geſtern erſt ſah ich die Liſte,
Zahllos Heer hebt aus der Kaiſer.
Zwölf der Theile hat die Liſte
Und in jedem Vaters Namen.
Keinen Sohn haſt du, mein Vater!
Keinen Sohn, zum Krieg erwachſen.
Keinen Bruder haſt du, Mou-lân,
Der an Jahren älter wäre.“

„Morgen will ich nach dem Markte,
Pferd und Sattel mir zu kaufen,
An der Stelle meines Vaters,
Wie ein gutes Kind, zu dienen.“
Auf dem Oſtmarkt kauft ein Pferd ſie,
Auf dem Weſtmarkt einen Sattel,
Auf dem Südmarkt einen Zügel,
Auf dem Nordmarkt eine Peitſche.

Lebewohl ſagt ſie am Morgen
Ihrem Vater, ihrer Mutter.
Abends bei dem gelben Fluſſe
Will die Nacht ſie dort verbringen;
Höret Vater nicht, noch Mutter,
Die die liebe Tochter rufen,
Höret nur das dumpfe Rauſchen
Von des gelben Fluſſes Wellen.

D'rauf am Morgen nimmt ſie Abſchied,
Scheidend von dem gelben Fluſſe;
Abends iſt ſie angekommen
Bei des ſchwarzen Fluſſes Quelle.
Höret Vater nicht, noch Mutter,
Die die liebe Tochter rufen
Höret bei dem ſchwarzen Fluſſe
Nur des Yenchan wilde Reiter.

„Wohl zehntauſend Meilen Weges,
Hab' ich in dem Krieg durchzogen;
Ueber Felſen, über Schluchten,
Setzt' ich flüchtig wie ein Vogel.
Meinem Ohre trug der Nordwind
Des Nachtglöckchens Ton herüber,
Und auf meine Eiſenkleider
Schien der Mond mit kaltem Lichte,
Und nach hundert wilden Kämpfen
Iſt der Feldherr uns gefallen.“

„Nach zwölf ewig langen Jahren
Kehrt zurück der tapf're Krieger
Und geht alſo gleich zum Kaiſer.
Auf dem Throne ſitzt der Kaiſer

Und vertheilt der Würden eine
Oder tauſend Unzen Silbers.
Was ich wünſche, fragt der Kaiſer.
Mou-lân wünſcht nicht Amt, noch Würde,
Leih' ihm eins von den Kameelen,
Die an einem einzigen Tage
Mehr als tauſend Meilen machen,
Daß es nach dem Vaterhauſe
Bringe ein geſchied'nes Kind."

Als der Vater und die Mutter
Ihrer Tochter Rückkehr hören,
Eilen fort ſie aus dem Thore,
Geh'n ihr alſobald entgegen.
Als der ältern Schweſter Rückkehr
Ihre jüngern Schweſtern hören,
Laſſen gleich ſie ihre Kammer,
Schön geſchmückt mit reichen Kleidern.
Als der ältern Schweſter Kehren
Nun ihr jung'rer Bruder höret,
Schleift er alſobald ein Meſſer,
Um ein junges Lamm zu tödten.

„Meine liebe Mutter! Öffnet
Mir des Saals nach Oſten Thüre,
Setzet mich auf einen Seſſel,
Der nach Weſten iſt geſtellet;
Zieht mir aus das Kleid des Kriegers,
Legt mir an die alten Kleider.
Meine Schweſtern, vor der Thüre
Wartend, ordnen ihren Hauptſchmuck
Und durchflechten vor dem Spiegel
Reich ihr Haar mit goldnen Blumen."

Mou-lân geht aus ihrer Kammer
Und beſucht die Kriegsgenoſſen;
Von Erſtaunen und Verwund'rung
Sind ergriffen die Genoſſen.
Zog ſie doch in ihren Reihen
Fort mit ihnen zwölf der Jahre,
Und ſie haben nicht erfahren,
Daß Mou-lân ein Mädchen war.

Man erkennet bald den Haſen,
Weil im raſchen Lauf er ſtolpert,
Und an den erſchreckten Blicken
Kennet man alsbald die Häſin;
Doch wenn ſie zuſammen laufen,
Wer erkennt da ihr Geſchlecht?!

◆

Hammer der Thorheit

oder

Mittel wider die Zerſtreuung der Seele.

(Indiſch.)

O, hüte dich, Getäuſchter! vor der Schätze Sammeln allermeiſt,
Erzeuge Widerwillen dir davor im Körper wie im Geiſt.
Mit jenem Reichthum, den du haſt erworben durch dein Gutes thun,
Erfreue deine Seele dir und laß habgierig Streben ruh'n.

Wer iſt dein Weib und wer dein Sohn; wer iſt es, der dich ſelber ſchuf?
Wie wundervoll iſt dieſe Welt! — das nur ſey fortan dein Beruf,
Darüber nachzudenken ſtets, bei Tage, Bruder, wie bei Nacht,
Und denke d'rüber nach von Neuem, wenn du darüber nachgedacht.

O prahle mit dem Reichthum nicht, mit Dienern, Jugend und Geſchick,
Das alles reißt die Zeit hinweg von dir in einem Augenblick.
Gleich Maya ſcheuche Täuſchung fort, und ſetz' auf Brahma's Fuß dein Herz,
Dann wird dir Kenntniß bald von ihm, wenn du dich wendeſt himmelwärts.

Sowie der Waſſertropfen zittert auf dem bewegten Lotosblatt,
So iſt das Menſchenleben gleichfalls unſäglich ſchlüpferig und glatt;
Die Tugendhaften ſind dir hier nur augenblicklich zugeſellt;
Es ſegelt unſer Schiff vorüber im weiten Ocean der Welt.

Es wankt der Leib, das Haupt iſt grau und ohne Zähne iſt der Mund,
Es zittert in der Hand dein Staab, wenn du ihn ſtützeſt auf den Grund;
Und doch, ob auch der Wind der Zeit dich unaufhaltſam vorwärts treibt,
Die Flaſche der Begehrlichkeit von dir ſtets ungeleeret bleibt.

Es kehrt der Tag, es kehrt die Nacht, der Abend kehrt, der Morgen kehrt;
Der Winter und der Frühling auch, des Lebens Zeit, vorüberfährt;
Allein der Wind des Hoffens weht doch nach wie vor, wie er geweht,
Ihn hemmet nichts, er wehet ſtets und unaufhörlich früh, wie ſpät.

Wie bald ſind doch geboren wir, wie bald nicht todt, o Bruder mein!
Wie lange liegſt vor der Geburt du in dem Leib der Mutter dein!
Wie kommt es, daß hienieden doch das Laſter ſolche Herrſchaft hält,
Was iſt es denn, das dir, o Menſch! auf Erden nur ſo wohl gefällt?

Zu wohnen unterm Himmelsdach, am Fuß des Baumes hoch und weit,
Den Boden zu der Lagerſtätt', des Thieres Fell zu ſeinem Kleid,
Entſagen jeder äußern Luſt und jedem irdiſchen Genuß,
Wen füllet ſolche Frömmigkeit nicht mit Entzückens Ueberfluß?

Leg' deine Neigung nicht zu ſehr auf einen Freund, auf einen Feind,
Auf einen Vetter oder Sohn, ob Krieg ob Frieden euch vereint,
Sey gegen Alle gleich geſinnt, unwandelbar zu jeder Zeit,
Wenn gern du ſchnell erreichen willſt des Wiſchnu Urvollkommenheit.

Acht Berge echten Urſprungs ſind, und echten Urſprungs
ſind acht Seen,
Brama, Indra, die Sonne, Sudra, die werden ewiglich
beſtehn,
Nicht du, nicht ich, nicht dieſes Volk, noch jenes und
zu keiner Zeit,
Warum ſoll ſich erheben denn in unſern Seelen
Aengſtlichkeit?

In dir, in mir, in Jedem iſt, Wiſchnu, in aller Weſenheit,
Wie kann dich meine Nähe denn mit Zorn erfüllen
oder Leid,
Sieh mich in dir und dich in mir, ſieh jeden Geiſt in
deinem Geiſt
Und lege aller Orten ab den Wahn, daß du ein And'rer ſey'ſt.

Der Knabe freut ſo lange ſich an ſeinem knabenhaften Spiel,
Dem Jünglinge behagt ſo lang' das Märchen, das ihm
wohl gefiel,
Es hängt der Greis in einem fort dem Übel nach, das
ihn befängt,
Daß Keiner forſcht und forſchend ſinnt und an das
höchſte Weſen denkt. —

Dies iſt die Lehre, Lernenden in zwölf der Strophen
abgetheilt,
Was kann mit Solchem dann geſcheh'n, der nicht dabei
mit Andacht weilt.
Wer dieſes Werk mit Frömmigkeit nicht hört und in
ſein Inneres ſchaut,
Was kann mit Solchem noch geſcheh'n, den dieſe Lehre
nicht erbaut.

◆

Frühlingslied.

(Türkiſch.)

Du höreſt Bulbul künden laut, daß ſich der Frühling freundlich naht,
Der eine Freudenlaube jetzt in jedem Hain bereitet hat,
Allwo der Mandelbaum ſo herrlich die Silberblüthen rings verſtreut:
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Die Hügel ſind, es ſind die Thäler mit tauſend Blumen ausgeſchmückt,
Im Garten iſt ein Zelt von Roſen, zum Freudenſitze ausgeſchmückt.
Wer weiß denn, wer von uns noch lebet, wenn ſich die Jahreszeit erneut!
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet, er iſt's, der keine Dauer beut.

Der Laube Hecken ſind gefüllt mit Achmeds Augen holdem Schein,
Die ſchönen Tulpen ſind zu ſchauen, wie alle die Genoſſen ſein.
O komm', du Volk des Muhammed! dies iſt die Zeit, die Jeden freut;
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Der Thau glänzt auf der Lilie Blättern, wie eines Säbels heller Schein,
Thautropfen fallen von dem Himmel ins volle Roſenbeet hinein.
O, folge mir! o, höre mich, wenn dich gelüſtet, was erfreut:
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Die Roſen und die Tulpen gleichen den rothen Wangen ſchöner Maid,
In deren Ohr, wie Tropfen Thau, die Perlen hängen aufgereiht.
O, täuſche dich nicht, nur zu glauben, daß Solches lange Dauer beut!
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Der Tulpen- und der Roſenflor im Garten voller Schönheit ſteht,
Und Sonnenſtrahl und Regenſchauer färbt, wie mit Blut, ein jedes Beet.
Verbring' den Tag, ein kluger Mann, mit einem Freund, der dich erfreut;
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

An jedem Morgen gießt die Wolke Demanten auf den Garten frei,
Es iſt der Hauch des Windes voll von Moſchus aus der Tartarei,

Verſäume nimmer deine Pflicht aus Lebensluſt, daß dich's nicht reut.
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Die ſüße Laube hat die Luft mit Wohlgerüchen angeſchwellt,
Daß Roſenwaſſer wird der Thau, bevor er auf die Erde fällt.
Ein Wolkenzelt der Himmel breitet hell über unſ'rem Garten heut';
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Wer du auch biſt, o wiſſe, daß den Garten hat der Herbſt entweiht;
Allein es kam der Erde Fürſt, der ausgetheilt Gerechtigkeit;
Als er geherrſcht, da ward mit Wein der Schenke überreich erfreut.
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet; er iſt's, der keine Dauer beut.

Mit dieſem Lied feir' ich das Thal; ein Angedenken ſey es nur
An die allhier Verſammelten und an die ſchönen Jungfrau'n hier.
Meñhi, Bulbul ähnlich iſt, geht er mit Jungfrau'n, wie's ihn freut:
Seyd fröhlich, denn der Frühling ſchwindet, er iſt's, der keine Dauer beut.

Abſchied in der Nacht.

(Arabiſch.)

Nimmer werd' ich ſie vergeſſen
Die geliebte holde Maid,
Die zu mir ins Zelt gekommen,
Mit umſicht'ger Schüchternheit.

Schwer auf ihren Augenliedern
Hat der Schlaf ſich ausgeſtreckt,
Und es klopft ihr Herz im Buſen,
Von der bangen Furcht erſchreckt.

Ihres Stammes Drachen ſehend,
Hat ſie leiſe ſich bewegt,
Und bebend' vorüberſchlüpfend,
Alles Zagen abgelegt.

Auch die Ringe, die ihr Füßchen
Zierten, hat ſie abgeſtreift,
Daß, von ihrem Klang verrathen,
Nicht das Unglück ſie ergreift.

Sie beklagte tief das Dunkel
Ihre Weges in der Nacht,
Das vor ihrem Blick verhüllte
Hellen Morgenſternes Pracht.

Denn des Mondes Augenlieder
Hat in dieſer finſtern Nacht
Ganz und gar des Dunkels Pulver
Unauslöſchlich ſchwarz gemacht.

Eine Nacht, in der die Wolken,
Gleich Kameelen, auf der Bahn
Mit weit aufgeriſſ'nen Augen
Aengſtlich nach den Sternen ſah'n.

Während rings des Himmels Augen,
Durch den ganzen, weiten Raum,
Ausgegoſſen bitt're Thränen
An des Horizontes Saum.

Seine glänzend weißen Zähne
Hat der raſche Blitz gezeigt,
Vor Erſtaunen, ob dem Wechſel,
Der das Firmament erreicht.

Und des Donners wildes Rollen,
Das ſich um die Klippen drängt,
Hat der tauben Felſen Ohren
Faſt mit ſeiner Kraft geſprengt.

Sehnſuchtsvoll mich zu umfangen
In der Gegenliebe Glück,
Drängte ſie doch, ſanft erröthend,
Mich aus ihrem Arm zurück.

Ihrer Seufzer ſchweres Athmen,
Als ſie liebend mit mir ſprach,
Rief in meinem tiefſten Herzen
Längſt erloſch'ne Flammen wach.

Unverſieglich quoll der Worte
Strom hervor aus ihrer Bruſt,
Denn ſie tadelte voll Liebe
Meine ew'ge Reiſeluſt.

111

„Du haſt mich mit Leid erfüllet,“
— Redet ſie in ihrem Schmerz —
„Und es iſt durch dich geſchmolzen
Mir in meiner Bruſt das Herz.

„Die dich liebt, haſt du verrathen,
Und du liebſt, wer dich verrieth,
Da dein Fuß von Land zu Lande
Irrt und feſten Wohnſitz flieht.

„Oftmals tragen dich die Wogen
Auf dem weiten, wilden Meer,
Und dann wieder mußt du ſtreifen
Raſtlos am Geſtad' umher.

„Welche and're Frucht, als Mühe,
Welcher Lohn, als Unbeſtand,
Kann dir werden von dem Ziehen
Durch das ferne fremde Land?

„Haſt du dich der Antelope
In der Wüſte zugetheilt
Und dein zahmes Reh vergeſſen,
Das in deiner Heimath weilt?

„Biſt du unſ'rer Nähe müde,
Daß es dich zur Fremde zieht?
Wehe dem, der von den Seinen
Die ſo treu ihn lieben, flieht! —

„Willſt du nimmer Mitleid fühlen
Mit dem armen Herzen mein,
Das ſich ſtets nach Troſte ſehnet
Und ſtets ohne Troſt muß ſeyn?“

◆

Mohammed Ben Abad's Klagelied in der Gefangenſchaft.

(Arabiſch.)

Mit frohem Herzen, heiter'm Sinn
Pflegt ich den jungen Tag zu weih'n.
Wie grüßet jetzt Mohammed ihn?
Gefangen, hülflos und allein.

Die Töchter in der Schönheit Pracht,
Im Lumpenkleid', in bitt'rer Noth,
Sie müſſen, webend Tag und Nacht,
Erwerben jetzt ein kärglich Brod.

Ihr Fuß, der nie betrat den Grund,
Bis Moſchus ſich dem Tritte bot,
Muß nackt, an vielen Stellen wund,
Jetzt waten durch den tiefen Koth. —

Der Wange Roth, in Weh gehüllt
Von bittern Zähren überdeckt,
Wo jede, die das Auge füllt,
Zugleich den ſchweren Seufzer weckt.

Das Schickſal, dem ich einſt gebot,
Und das demüthig ſich gebückt,
Sieht jetzt mich ſelbſt in tiefer Noth,
Vom Unterdrücker unterdrückt.

Ihr Sterblichen, ſo ſtolz und groß!
Und die ihr gebt der Hoffnung Raum,
Bleibt achtſam auf Mohammeds Loos;
Geſteht, das Glück iſt nur ein Traum!

Auf die Schlacht von Sabla.

(Arabiſch.)

Sabla, du ſahſt den jauchzenden Feind
Sich an dem Sieg, dem erdichteten, freu'n,
Du hörteſt die Weiber, im Wahnſinn vereint,
Umher verletzende Worte verſtreu'n.

„Nun trefft Eure Wahl — Ihr geſchlagen, verbannt,
Des Friedens Geſetz, von uns rührt es her;
Empfanget die Feſſel an Eurer Hand,
Oder in Euer Herz den Speer."

Wir riefen: „iſt denn der Kampf vorbei,
Sind wir Euch beſiegt zu Füßen geſtreckt?
Wagt Ihr zu entſcheiden ſo keck und frei,
Was des Schickſals Dunkel noch deckt?

„Wohl mancher hellere Tag noch erſcheint,
Als der, der jetzt ſich zögernd beut,
Wo Kampf um Frieden und Freiheit vereint
Den Kranz der künftigen Stunden erfreut."

Wir ſtanden dem Feind', der wild uns naht;
Ueber Sahla's Eb'ne entlang
Bezeichnet der rothe Säbel den Pfad,
Als in ihren Haufen er drang.

Und als ſie der Arm des Todes umwand,
Da riefen wir: „das iſt die Wahl!
Wir halten den Säbel feſt in der Hand
Und in Euer Herz dringt der Stahl!“

Auf die Eroberung von Jeruſalem im erſten Kreuzzuge.

(Arabiſch.)

Aus unſern ſtarren Augen bricht
Ein Strom von Thränen und von Blut;
Wir wünſchen nichts, wir ſorgen nicht,
Als wer vergießt die größte Fluth.

Doch können Thränen Schutz verleih'n?
Was iſt's, das Hülfe jetzt gewährt,
Da rings das Land mit Flammenſchein,
Vom Schwert entzündet, Krieg verheert.

Nicht ſenke Ruhe mehr der Schlaf
Verführeriſch auf Euch herab.
Ein Schlag, gleich jenem, der uns traf,
Weckt ſelbſt die Todten aus dem Grab.

Bedenkt, wo die Genoſſen ruh'n!
Seht ihr Geſchick, ihr Leiden hört!
Wie Dieſer flieht durch Wüſten nun,
An jenem wild der Geier zehrt.

Doch der elender noch den Hohn
Der Chriſtenzunge ſchwer empfand.
Hört es — Ihr tragt ſo lange ſchon
Des Friedens ſeidenes Gewand.

Bedenkt, wie Syriens reiche Flur
Ein blut'ger Regen färbt mit Roth
Wie mancher Schönheits Blüthe nur
Sich Schutz in Syriens Feſten bot.

Arabiens Jünglinge, könn't Ihr
Taub für des Ruhmes Stimme ſeyn?
Ihr, Krieger Perſiens, zögert hier,
Und fürchtet, euch dem Kampf zu weih'n?

Leila.

(Arabiſch.)

Komm', Leila, fülle mir den Becher
Und gieb herum den roſ'gen Wein!
Befürchte nicht, daß je dein Zecher
Ihn ſchlürſt von andern Händen ein.

Denn ſolchen Trank, den ſucht man lange
Umſonſt — wo ſollt er denn gedeih'n? —
Die Farbe giebt ihm Leila's Wange
Und Leila's Blick giebt ihm den Schein.

Lied an einen feindlichen Stamm.

(Arabiſch.)

Warum der Leidenſchaft die Zügel laſſen
Und dem verwandten Stamme Unrecht thun?
Warum erwecken wiederum das Haſſen?
O, laßt den Streit doch, den begrab'nen ruh'n!

Glaubt nicht, wenn ihr die volle Wuth entzügelt,
Wir könnten nicht entfeſſeln gleiche Wuth!
Wähnt nicht, wenn Ihr das Unrecht raſch beflügelt,
Wir hätten es zu rächen nicht den Muth!

Warum der Leidenſchaft die Zügel laſſen,
Zerreißen unſ'res Friedens ſchönes Kleid?
O, höret auf, zu zürnen und zu haſſen!
Die Rache fürchtet, denn wir ſind bereit.

Wir wollen Freundſchaft nicht am Feinde üben,
Da keine Gunſt der Feind dem Feinde giebt.
Es weiß es Allah, daß wir Euch nicht lieben,
Wir tadeln Euch nicht, daß Ihr uns nicht liebt.

Uns ward verſchiedenes Gefühl gegeben;
Der ſchimpft den Bruder, da ihn jener ehrt.
Der Himmel hat uns für das ganze Leben
Den gegenſeit'gen Haß, Dank ihm! beſcheert.

◆

Die Zuſammenkunft.

(Arabiſch.)

Dunkelheit ringsum, laut des Sturmes Wehen,
Als ich durch das Thal ſah' den Liebſten gehen.
Süßer Freund!
Bald kam er herein, müde, naß und kalt,
Wärme, Wein und ich ihn zu freu'n verſtehen.

„Liebſter, ſag'! „rief ich," wagſt du her zu geh'n,
Fürchteſt Geiſter nicht, die durchs Dickicht ſchwanken.
Süßer Freund?" —
„Hier im Herzen weilt nimmer Furcht", ſprach er,
„Lieb' und du allein füllen die Gedanken,
Süße Maid!" —

◆

Verliebte Augen.

(Slawiſch.)

Aeuglein, meine Aeuglein!
Müßt ihr immer wach ſeyn?
Schlief't nicht geſtern Nacht,
Schlaft nicht heute Nacht,
Werdet dennoch friſch ſeyn!

Aeuglein, meine Aeuglein!
Es wird ſchlimm für Euch ſeyn!
Gleich hat's jeder Mann
Euch es angethan,
Und ihr müßt ihm gut ſeyn. —

Aeuglein, ſchwarze Aeuglein!
Sind voll Schelmerei'n;
Meine die ſind blau,
Jede Seele, ſchau',
Muß den meinen gut ſeyn.

◆

Das verlaſſene Mädchen.

(Slawiſch.)

Durch den Wald mag ich nicht wandeln
Meiner ſchwarzen Augen wegen;
Ungarn könnten mich erblicken,
Die uns gern zu rauben pflegen.

O, wie iſt der Wald voll Bäume!
Wald, ſo weit man nur kann ſpähen!
Wär' er mein, ich ließ ihn hauen,
Um d'rin Majoran zu ſäen.

Majoran für arme Wittwen,
Nelken für die Unvermählten,
Veilchen für die jungen Dirnen,
Die den Liebſten ſchon ſich wählten.

Traurig iſt ein Wald, ein großer,
D'rin kein einz'ger Ahorn ſtehet;
Trauriger noch iſt ein Mädchen,
Das da ohne Freier gehet.

Einſtmals hatt' ich einen Liebſten,
Wie ihn Keine noch bekommen;
Aber eine böſe Seele
Hat ihn, ach! mir weggenommen.

Einſtmals hatt' ich einen Freier,
Schön und weiß und mir gewogen;
Aber, ach! zu fremdem Acker
Iſt der Vogel fort geflogen.

Wüßt' ich, wo ich würde wohnen,
Würd' ich gleich die Schritte lenken,
Um in Eile abzuwiſchen,
Staub und Schmutz von meinen Bänken.

Mit dem Strohwiſch würd' ich wiſchen,
Weil kein Stäubchen d'rauf ich leide,
Und wie gerne würd' ich wiſchen
Mit dem Tüchlein auch von Seide.

Troſt.

(Slawiſch.)

Auf dem Felde
Steht ein Birnbaum,
Halb iſt er ſchon grün geworden;
Unterm Birnbaum
Steht mein Schätzchen
Mit gar ſehr verweinten Augen.

Warum weinſt du,
Warum klagſt du,
Warum jammerſt du, mein Liebchen?
Nimm das Tüchlein,
Wiſch' die Aeuglein,
Trock'ne dir damit die Thränen.

„Wozu trocknen
Mit dem Tuche,
Da ich viel noch weinen werde,
Daß du, Falſcher!
Mich betrogen,
Und ich nicht die Deine werde.“

Wirſt du, Schätzchen!
Nicht mein Liebchen,
Soll dich doch mein Bruder freien,
Biſt du, Schätzchen!
Nicht mein Liebchen,
Biſt du meine liebe Schwäg'rin.

Der Hirt ein Räuber.

(Slawiſch.)

Schäfchen, meine Schäfchen!
Mag, wer will euch weiden!
Ich will von euch ſcheiden,
Werd' ein Räuber nun.

Schäfchen, meine Schäfchen!
Weiß wie Schnee im Grunde,
Meine letzte Stunde
Schlägt am Galgen doch.

Schäfchen, meine Schäfchen!
Mit den gold'nen Ringen,
Die gar traurig klingen;
Martin wird geköpft.

◆

Jungfrauenmord.

(Slawiſch.)

Herrenwieſe unterm Schloß,
Auf ihr iſt das Grab nicht groß.
Nun nur weiter! weiter!

Schneider's dort ein hübſches Mädchen,
Wohl von Belgrad iſt's, das Käthchen.
Nun nur weiter! weiter!

Sieht ſie da der Edelmann,
Liebe hat's ihm angethan.
Nun nur weiter! weiter!

Jungfrau, ſprich! was willſt du bieten
Für das Gras, das du geſchnitten?
Nun nur weiter! weiter!

Sichel geb' ich Euch und Tuch,
Für das Bischen iſt's genug.
Nun nur weiter! weiter!

Laß dir alle deine Gaben,
Will dein rechtes Händchen haben.
Nun nur weiter! weiter!

Rechte Hand geb' ich nicht — nein!
Daß nicht flucht die Mutter mein.
Nun nur weiter! weiter!

Spann' mir, Knecht, nur an den Wagen,
Denn er ſoll aufs Feld mich tragen.
Nun nur weiter! weiter!

Finden dort ein Thierchen zart,
Eine Dirn' im zwölften Jahr.
Nun nur weiter! weiter!

Als ſie auf die Wieſe ziehen,
Sucht das Käthchen zu entfliehen.
Nun nur weiter! weiter!

Hieb ihr in die Bruſt hinein —
„Weh', 's iſt unſer Schweſterlein!"
Nun nur weiter! weiter!

Wo das Blut iſt hingefloſſen,
Aus dem Boden Roſen ſproſſen.
Nun nur weiter! weiter!

◆

Kindliche Dankbarkeit.

(Slawiſch.)

Muß ich nun von hinnen zieh'n,
Darf nicht länger ſchwanken;
Weiß ich doch in meinem Sinn,
Wem ich werde danken.

Wem ich werde danken fein,
Hab' ich wohl erwogen,
Väterlein und Mütterlein,
Die mich gut erzogen.

◆

Das iſt zu hart.

(Slawiſch.)

Dich kann, kühles Wäſſerchen!
Nicht mein Fuß zertheilen. —
Liebchen in der Wache iſt,
Darf nicht zu ihr eilen.

„Warum will man, Schätzchen, denn
Nur ſo hart dich ſtrafen;“ —
„Weil ich, Liebſter, dieſe Nacht
Hab' bei dir geſchlafen?“

„Als du, Liebchen, bei mir ſchliefſt,
Keins von uns ſich rühret,
Und doch hat zur Wache man,
Herzchen, dich geführet? —

◆

In's Weite!

(Ungariſches Lied.)

Das Waſſer ſteigt, das Waſſer ſinkt,
Mein Herz ein tiefer Gram durchdringt.
O! ſetze, Röschen, dich zu mir,
Dann nah'n uns helle Stunden hier;
Mein Herz, in ruhigem Genuß,
Wird dann ſo klar, wie Maro's Fluß.

Süß Täubchen, du biſt trüb', wie ich,
Der Storch entfernet klappernd ſich,
Das Roß eilt nach der friſchen Au',
Und auf dem Graſe perlt der Thau.
Auf denn, mein Mädchen, auf zu Pferd,
In's Feld, dort wird uns Luſt beſcheert.

◆

Des jungen Weibes Klage.

(Ungariſch.)

Ach! mühſam knet' ich hier den Teig
Und muß das Brod nun backen gleich;
Der Pfaffe kann Gebete leſen,
Der Edelmann ins Freie geh'n,
Der Arme wird nie froh ſich ſeh'n,
Nie iſt er ſorgenfrei geweſen.

Wie von dem Fels der Bergſtrom fällt,
War ich bedachtlos in der Welt;
O! wenn ich jetzt erſt mich vermählte,
Und nähme nun erſt einen Mann,
Säh' ich ihn lange prüfend an,
Wie auf dem Markt' ich Töpfe wählte.

◆

Des armen Schelmen Lied.

(Ungariſch.)

Nun, Wirthin, hübſches Vögelchen!
Füll' mir das Glas mit Wein!
Ich will, ich armer Ungarknab',
Verjagen den Kummer mein.

Gott ſegne dich, Kamerad zumal,
Und wolle dich bewahren
Vor Strafgeſetzbuch und Fiſcal,
Vor Türken und Tartaren.

Alles gleich.

(Ungariſch.)

Kleiner Becher, großer Becher, Alles gleich, wenn Beide leer,
Aber ſchenkt ſie voll mein Weibchen, freuen wir uns Beide ſehr.

Kleines Glas und großes Glas, Alles gleich, wenn nichts darin;
Hat es nichts darin gefunden, wird gar zornig Weibchens Sinn.

Kleiner Löffel, großer Löffel, Alles gleich zur Eſſenszeit;
Aber Weibchen ſchilt auf Beide, wenn die Mahlzeit nicht bereit.

Kleiner Deckel, großer Deckel, Alles gleich, wenn er nichts deckt,
Schaut mein Weibchen d'runter hin, iſt's mehr zornig, als erſchreckt.

Kleiner Vorrath, großer Vorrath, Alles gleich bei Hungersquaal.
Gebt nur Weibchen was zu kochen und ich ſteh' euch für das Mahl.

◆

Der Magyaren Tanz.

(Ungariſch.)

Das iſt ein hübſches Ding, zu glauben, daß je ein junger Magyar
In Lederſchuh'n und kurzen Hoſen wird tanzen. — Seht ihn nur, fürwahr,
Mit Klingeſpor'n und Federkalpak vor ſeiner Magyarenmaid,
Mit ihrer ſchönen Perlen-Paſta und ihrem ſtattlich reichen Kleid.

Sie ſagen einſam wär' der Tanz, und voller Trauer wär' er auch.
Seht nur des Magyaren Fuß, wenn er ihn tanzt nach Landes Brauch:
Seht, wie ſie ihn in Somog tanzen, da ruhen ſie zu keiner Friſt
Und tanzen ihren Ugros durch, bis daß er ganz zu Ende iſt.

Franzoſentanz iſt Ziererei; und ob der deutſche Tanz auch leicht,
Bleibt er beſtändig doch daſſelbe und immer fort im Kreiſe ſchleicht;
Engländertanz iſt auch ermüdend, wie eine Kette lang und ſchwer,
Doch unſer Tanz, der iſt geheiligt von König Davids Zeiten her.

Ein Wort.

(Ungariſch.)

Ein Wort, ein einzig Wort, und dann
Tritt wieder zu der Arbeit an;
Will keinen Kuß, will nur ein Wort,
Ein einziges, und wieder fort.

Wenn ſich ein Burſche vor dir zeigt,
Der ſich mit Roſenwaſſer ſtreicht
Und ſeinen Schnurrbart dreht und reibt,
So iſt's die Liebe, die ihn treibt.

Und wenn ſich dir ein Mädchen zeigt,
Das ſich mit Roſenwaſſer bleicht,
Sey ſicher, es liebt einen Mann
Und wird ihn nehmen, wenn es kann.

Am Donau-Ufer ſteht ein Haus,
Es ſchaut ein Mädchen dort heraus.
Zehn Riegel vor der Thür. — Ei, was!
Die Riegel ſpreng' ich all' wie Glas.

◆

Miska.

(Ungariſch.)

Miska kommt mit gelben Stiefeln und im Scharlachkleid:
Panni harr't am Ufer dorten, wohl geraume Zeit.
Wart' nicht, Panni, warte nicht, denn der Miska ſtutzt,
Daß er ſeine Stiefeln nicht und ſein Kleid beſchmutzt.

Wagt er auch ſein Scharlachkleid, weilt er dennoch dort,
Denn er kann nicht durch den Strom, der den Steg trieb fort,
Deſſen Breter riß die Fluth weit hin an das Land;
Panni hat vom Liebſten auch ihren Blick gewandt.

Nicht das Kleid und nicht der Fluß, nicht des Nachbars Hund,
Daß ſich Beide abgewandt, hat gar andern Grund;
Böſes hat der Neid geſchwatzt — und es ging zurück
Ein Verlöbniß, einſt erzeugt von der Liebe Glück.

◆

Der Storch.

(Ungariſch.)

Storch! Storch! armer Storch!
Warum iſt dein Fuß ſo blutig?
Ein Türkenknabe zerriß ihn dir,
Ein Ungarknabe, der heilt ihn dir
Mit Trommeln, Pfeifen und Geigen.

Tauſch.

(Ungariſch.)

Komm' her, ſüß Mädchen! komm' her zu mir,
Und bring' ein Maaß guten Wein's mit dir.
Gieb mir einen Kuß, ich will einen dir geben,
So prellet Keines das Andere, mein Leben.

Verwandlung.

(Serbiſches Liedchen.)

Komm', o Theure! komm, daß wir uns küſſen.
Sprich! wo werden wir uns Beide treffen?
Iſt's in meinem, iſt's in deinem Garten,
Unter deinen Roſen oder meinen?
Werde dann, mein Liebchen! eine Roſe,
Und ich werde d'rauf zum Sommervogel,
Flatternd will ich fallen auf die Roſe;
Glauben wird man, daß ich an der Roſe
Friſchen, ſüßen Blättern emſig ſauge,
Und ich küſſe insgeheim mein Liebchen.

◆

Das kalte Herz.

(Serbiſches Lied.)

Tiefer Schnee lag am Georgi-Tage,
Nicht konnt' ihn der Vogel überfliegen;
Barfuß doch durchſchreitet ihn die Jungfrau,
Und ihr Bruder trägt ihr nach die Schuhe. —
Iſt dir's, Schweſter, kalt an deinen Füßen?
Fragt ſie ängſtlich der beſorgte Bruder.
Nicht iſt's, Bruder, kalt mir an den Füßen,
Aber kalt iſt's mir im tiefſten Herzen.
Nicht iſt's kalt mir ob dem Schnee, dem vielen,
Aber kalt iſt's mir ob meiner Mutter,
Die dem Ungeliebten mich vermählet.

◆

Die ſpinnende Mutter.

(Litthauiſch.)

Als ich ſpat zu Hauſe kam,
Bei Kienfackelſchein,
Traf ich noch mein Mütterchen,
Spinnend Flachs ſo fein.

Spinne du, mein Mütterchen!
Spinne du recht fein!
Denn du wirſt vermählen mich
Weit ins Land hinein.

Spinne, ſprach mein Mütterchen,
Noch einmal ſo fein,
Und es kann, mein Töchterchen,
Noch viel weiter ſeyn.

Des Sperlings Feſt.

(Litthauiſch.

Der Sperling baut' in aller Haſt,
Und lud die Vögel d'rauf zu Gaſt,
Die Vögel, die Vögel.

Dann fing den Ball er an mit Glanz
Und führte die Frau Eul' zum Tanz,
Die Eule, die Eule.

Doch als er anhub mit dem Gruß,
Trat ſeiner Dam' er auf den Fuß,
Der Dame, der Dame.

Frau Eule nahm das gar ſehr krumm
Und ſprach: „Mein Herr, das find' ich dumm,
Herr Sperling, Herr Sperling.

„So etwas darf mir nicht geſcheh'n,
Ich werde zu dem Richter gehn,
Dem Richter, dem Richter.“

Der Sperling thut dem Ding nicht traun
Und flog geſchwinde in den Zaun,
Geſchwinde, geſchwinde.

Der Mutter Leid.

Als ich über die Brücke ritt,
That mein Roß einen falſchen Tritt,
Und ich fiel herunter.

O wie lag ich doch ſogleich
In dem reinen Waſſer weich,
In den klaren Quellen.

Als ich auf vom Falle ſtand
Und den Blick umhergeſandt,
Fort war mein Gefährte.

Mich und auch mein gutes Roß
Sein Betragen ſehr verdroß.
Weh! was nun beginnen?

Sieh', aus Königs Garten dort
Flogen zu mir her ſofort
Drei ſchneeweiße Schwäne.

Und ſie ließen ſich herab,
Setzten ſich hin auf das Grab
Des geliebten Bruders.

Einer zu dem Haupte ſein,
Einer zu den Füßen ſein,
Einer ihm zur Seite.

Oben ſeine liebe Braut,
Unten ſeine Schweſter traut,
Neben ihm die Mutter.

Seine Braut, ſie weint um ihn,
Bis drei Wochen weiter zieh'n;
Drei Jahr ſeine Schweſter.

Doch das treue Mutterherz
Trägt den tieſen ſchweren Schmerz
Durch das ganze Leben.

Der Fang.

(Litthauiſch.)

Ei, den Wittwer möcht' ich freien!
Werden möcht ich' ſeine Frau!
In ein Fiſchlein, ihn zu fangen,
Will ich mich verwandeln ſchlau.
Schwimmen will ich dann zum Meere,
Schwimmen das Geſtad' entlang,
Und da will ich mich verbergen
Leiſe in dem grünen Tang.

Mich verfolget dann der Wittwer,
Der ein Netz von Seide trägt,
Denket in dem Netz zu fangen
Fiſchlein, das ſich ſpielend regt.
Gar ſorgfältig lauſchend, meint er,
Daß er mich ſchon hat am Fädchen;
Ruft vergnügt: „Ein buntes Hechtchen!"
Und es iſt — ein hübſches Mädchen.

◆

Des Mondes Untreue.

(Litthauiſch.)

Es vermählte ſich der Mond der Sonne,
Davon ward des erſten Frühlings Wonne.

Als die Sonne aufſtand früh am Morgen,
Hat der Mond im Scheiden ſich verborgen.

Einſam wandelt er am Himmelsbogen
Und der Venus*) ward ſein Herz gewogen.

Doch Merkur, ergrimmend, das zu ſchauen,
Hat ihn mit dem Schwert alsbald zerhauen.

Warum ließeſt du, o Mond! die Sonne?
Warum wardſt der Venus du gewogen?
Warum biſt du in dem tiefen Dunkel
An dem Himmel einſam hingezogen?

◆

Abſchied.

(Litthauiſch.)

Als ich dich einſt gefrei't,
Hatteſt du keine Zeit.
Nun wirſt du weinen, Maid,
Sobald man dir erzählt,
Daß eine And're
Ich mir gewählt.

Als ich auf's Roß mich ſchwang
Und mir der Hut entſank,
Kam ſie ſo leicht und ſchlank,
Kam ſie ſo ſchlank und leicht,
Hat mir die Dirne,
Den Hut gereicht.

---

*) Dem Morgenſtern.

Als ſie den Hut aufnahm,
Ihn mir zu geben kam,
Weinte ſie laut vor Gram.
Weine nicht, junge Maid!
Ich kehre wieder
Zur rechten Zeit.

Als ich nun ſprengte fort,
Wiehert' mein Rößlein dort.
Lebe wohl! hörſt das Wort,
Das ich noch ſprach zu ihr;
Ich kehre nimmer
Wieder zu dir.

◆

Die Wahrheit.

(Littauiſch.)

Am Morgen in der Frühe,
Bei erſtem Sonnenſchein,
Saß meine liebe Mutter
Schon vor dem Fenſterlein.

„Nun ſage, liebe Tochter!“
Fragt' mich die gute Frau,
„Wo hat ſo früh dein Kränzchen
Durchnäßt der Morgenthau.“

„„Ich ging ſo früh nach Waſſer
Schon aus, du gute Frau!
Da hat mein grünes Kränzchen
Durchnäßt der Morgenthau.““

„Das iſt nicht wahr, o Tochter!
Das iſt gelogen, gelt? —
Du haſt ja deinen Liebſten
Begleitet über Feld.“

„„Ja, das iſt wahr, o Mutter!
Iſt Wahrheit fort und fort,
Ich hab' mit meinem Liebſten
Gered't ein gutes Wort.“ “

◆

Der gefallene Sohn.

(Litthauiſch.)

Warum klagt der alte, greiſe Vater,
Als der Sohn hinaus ins Feld gezogen?
„Gar zu jung iſt noch mein Söhnlein,
Noch gar zu unerfahren.“

„Halt' dich gut,
Faſſe Muth,
Hab' die Fahn' in treuer Hut!
Wirſt im Felde ſterben,
Wirſt dir Ehr erwerben,
Dein gedenkt man, wenn du längſt begraben.“

„Unſ're Brüder dort, die Lanzenträger,
Sagt: wie geht es meinem Sohn im Kriege?“
„Heftig Kämpfen, Schlagen, Siegen!
Schwerter dort zerſtreuet liegen.“ —

„Halt' dich gut,
Faſſe Muth,
Hab' die Fahn' in treuer Hut!
Wirſt im Felde ſterben,
Wirſt dir Ehr' erwerben,
Dein gedenkt man, wenn du längſt im Grabe."

„Dort liegt, dort ſchläft mein lieber Sohn im Grab,
Auf ſeinem Hügel ſinkt der Thau hinab."

Madecaſſiſche Volkslieder.

Nahandove, ſchöne Nahandove!
Horch! ſchon ruft der Vogel der Nacht,
Und der Mond erglänzt am Himmel;
Meine Locken näßt der Thau des Abends.
Nah't die Stunde, was kann noch dich hindern?
Nahandove, ſchöne Nahandove!

Fertig iſt das Lager, das aus Blättern
Und aus duft'gen Blumen ich bereitet;
Würdig iſt es deiner ſüßen Reize,
Nahandove, ſchöne Nahandove!

Und ſie kommt; das ſchwere Athmen hör' ich,
Das der raſche Gang veranlaßt, höre
Auch das Rauſchen ihrer Pagne wieder,
Die die zarten Glieder einhüllt; ja ſie iſt es!
Nahandove, ſchöne Nahandove!

Odem ſchöpfe, meine junge Freundin,
Ruhe aus auf meinem Knie. Wie freundlich
Iſt dein Blick, wie lebhaft wallt dein Buſen,
Sanft gedrückt von des Geliebten Händen,
Und du lächelſt, ſchöne Nahandove!

Deine Küſſe dringen durch die Seele,
Mir entflammt dein Koſen wild die Sinne;
Halt', ich ſterbe! — Stirbt man denn vor Wolluſt,
Nahandove, ſchöne Nahandove?

Wie der Blitz verſchwindet das Vergnügen.
Schwächer wird dein Odem und es ſchließen
Deine feuchten Augen ſich, du ſenkeſt
Sanft dein Köpfchen, ſanft dein reizend Köpfchen.
Deine Gluth erliſcht in mattem Schmachten,
Nimmer war'ſt ſo ſchön du, Nahandove,
Nahandove, ſchöne Nahandove!

O wie ſüß iſt Schlaf im Arm der Liebe!
Aber nicht ſo ſüß, als ſolch Erwachen. —
Weh, du ſcheideſt! Bis zum Abend muß ich
Unter Wunſch und Sehnſucht ſchmachtend warten.
Doch du kommſt gewiß heut' Abend wieder,
Nahandove, ſchöne Nahandove!

Der Empfang.

Sprich! wie heißt des Landes König? —
— Ampanani. — Und wo iſt er? —
— In der königlichen Hütte. —
— Führ' mich zu ihm! — Aber kommſt du
Auch mit off'ner Hand? — Ich komme
Als ſein Freund. — So tritt herein! —

Heil dem Häuptling Ampanani! —
— Weißer Mann, ich grüße dich!
Freundlichen Empfang verſprechend. —
Was begehrſt du? — Dieſes Land
Zu beſuchen, kam ich her. —
— Frei dein Blick und deine Schritte.
Doch die Schatten ſenken ſich
Und des Nachtmahls Stunde naht.
Breitet, Sklaven! eine Matte
Auf dem Boden aus, bedeckt ſie
Mit den breiten grünen Blättern
Des Bananenbaumes. — Bringet
Reis und Milch und reife Früchte.
Nelahe! tritt vor! Die ſchönſte
Meiner Töchter ſoll dem Fremdling
Dienen. Und ihr, junge Schweſtern,
Auf! erheitert uns das Nachtmahl
Nun mit Liedern und mit Tänzen.

Gaſtfreundſchaft.

Führ' den Fremden zu der nächſten Hütte,
Breite, Nelahe! dort eine Matte,
Und ein Lager ſpreite d'rauf von Blättern.
Laß die Pagne fallen, die dich einhüllt.
Siehſt in ſeinem Blick du das Verlangen
Süßer Liebe, faßt er bei der Hand dich,
Zieht dich leiſe zu ſich hin und ſagt dir:
Komm', o ſchöne Nelahe! und laſſ' uns
Mit einander dieſe Nacht verbringen!
Dann laſſ' dich auf ſeinem Schooße nieder. —
Glücklich ſey die Nacht ihm und dir reizend.
Scheide von ihm erſt im Augenblicke,
Wo es dir der junge Tag geſtattet,
Daß in ſeinem Blicke du die Freude
Sehen kannſt, die er durch dich genoſſen.

◆

Der Kampf.

Welcher Unvorſicht'ge
Wagt es, Ampanani
Auf zum Kampf zu fordern!
Die Zagaye nimmt er
Mit dem ſpitz'gen Knochen,
Und mit großen Schritten
Eilt er durch die Eb'ne.

Wie ein junger Palmbaum,
Auf dem Hügel ſproſſend,
Schreitet ihm zur Seite
Der geliebte Sohn.
Schonet, wilde Stürme!
Schon't die junge Palme,
Sproſſend auf dem Hügel.

Zahlreich ſind die Feinde.
Ampanani ſuchet
Einen nur von ihnen
Und hat ihn gefunden.
Tapferſter der Feinde!
Weithin glänzt dein Ruhm,
Denn der erſte Hieb,
Den mit der Zapave
Du geführt, vergießet
Ampanani's Blut.
Aber ungerächet
Nimmer floß dies Blut.

Sieh', du wirſt erſchlagen,
Und es iſt dein Fall
Leider für die Deinen
Jetzt der Wink zur Flucht.

Eilig fliehen ſie
Fort zu ihren Hütten.
Doch der Tod folgt ihnen,
Und die rothen Fackeln
Legen bald in Aſche,
Weh'! das ganze Dorf.

Friedlich kehrt der Sieger,
Vor ihm her die Heerden,
Die gefang'nen Krieger,
Die betrübten Frauen.
Ihr, unſchuld'ge Kinder!
Lachelt und — ſeyd Sclaven!

◆

Des Sohnes Tod.

Ampanani.

Es iſt mein Sohn im Kampf gefallen.
Beweinet Eures Häuptlings Kind.
Tragt ſeine Leiche nach der Wohnung
Der Todten, meine Freunde, hin.
Ein hoher Wall ſoll ſie beſchützen
Und Stiereshaupter rings umher,
Mit ihren wilden krummen Hörnern.
O, ehrt der Todten ſtillen Ruheort!
Denn fürchterlich ſind ſie im Zorne
Und ſchrecklich ihre Rache wird.
Beweinet, Freunde! meinen Sohn.

Die Männer.

Der Feinde Blut färbt nicht mehr ſeinen Arm

Die Frauen.

Nicht küſſet And'rer Mund fortan ſein Mund.

Die Männer.

Es reifen nicht die Früchte mehr für ihn.

Die Frauen.

Nicht drückt mehr zarten Buſen ſeine Hand.

Die Männer.

Nicht ſingt er mehr im Schatten eines Baumes.

Die Frauen.

Nicht flüſtert er mehr der Geliebten zu:
Beginnen wir von Neuem ſüßes Spiel?

Ampanani.

Genug habt ihr den Sohn beweint,
Der Trauer folge Freude nun;
Denn morgen zieh'n wir ſelbſt vielleicht
Dahin, wohin er heute zog.

◆

Mittagsruhe.

Es iſt ſo ſüß, bei heißer Mittagshitze
Im Schatten des belaubten Baums zu ruh'n,
Und zu erwarten, daß der Abendwind
Dir Kühlung bringt.

Ihr Frauen nahet Euch, und da ich ruhe
Im Schatten dieſes dichtbelaubten Baums,
Beſchäftiget mein Ohr mit Eurer Klange
Gedehntem Ton.

Singt von der jungen Maid, wie ihre Finger
Die Matte flechten, wie ſie bei dem Reiß
Zur Wache ſitzt und die begierigen Vögel
Sorgfältig ſcheucht.

Mich freut Geſang. — Und einem Kuſſe gleichend
Erſcheinet mir an Süßigkeit der Tanz.
Bewegt euch langſam, ahmt die Luſt, das Schmachten,
Die Wolluſt nach.

Der Abendwind erhebt ſich, durch die Bäume
Des Hügels bricht des Mondes heller Strahl.
So gehet denn, ihr Frauen, und bereitet
Das Mahl der Nacht.

Der Tochter Klage.

Eine Mutter ſchleppte zum Geſtade
Ihre Tochter hin, die einz'ge Tochter,
Um ſie dort den Weißen zu verhandeln.

„Mutter, weh! dein Leib hat mich getragen,
Deiner Liebe erſte Frucht war ich.
Wodurch hab' ich ſolches Leid verdient?
Hab' ich nicht dein Alter unterſtützt?
Nicht für dich den Boden angebauet?
Nicht für dich die Früchte eingeſammelt?
Nicht für dich den Fiſch im Fluß gefangen?
Schützt' ich dich, o Mutter! nicht vor Kälte?
Trug ich dich, o Mutter! bei der Hitze
Nicht in duft'gen Laubes kühlen Schatten?
Wacht' ich nicht, o Mutter! wenn du ſchliefeſt?
Scheucht ich ſorgſam nicht von dir die Mücken?
Was ſoll ohne mich nun aus dir werden?
Sieh', das Geld, das du für mich empfängeſt,
Schafft dir, Mutter! keine Tochter wieder.
Weh'! du wirſt in tiefes Elend ſinken!
Und mein größter Schmerz wird ſeyn, o Mutter!
Fern von dir, nicht mehr dir helfen können.
O, verkaufe nicht die einz'ge Tochter!“ —

Doch umſonſt das Fleh'n. — Sie ward verhandelt,
Auf der Weißen Schiff geführt, in Ketten,
Und verließ das Vaterland auf immer.

Die unglücklich Liebenden.

Schöne Yaouna!
Wo biſt du?
Es erwacht der König,
Streckt die Hand, die liebende, aus,
Mit dir zu koſen. —
Wo biſt du,
Schuldbeladene Yaouna?

In den Armen des neuen Geliebten
Haſt du ruhige Freuden gekoſtet,
Süße Freuden. Genieße, genieße!
Denn es endet mit ihnen dein Leben.

Furchtbar iſt des Königs Zürnen:
Eilet Wachen!
Bringet Yaouna,
Und mit ihr den Frechen,
Mit dem ſie koſet.

Beide bringt man nackt, in Ketten,
Und in ihren Augen miſchet
Noch der Wolluſt letzter Schimmer
Sich mit Angſt.

Ihr habt Beide den Tod verdient,
Beide ſollt ihr ihn empfangen.
Nimm, o Frecher! die Zagaye
Und durchbohre die Geliebte.

Den Jüngling ſchaudert's; er weicht zurück
Und deckt das Geſicht mit den Händen.
Doch Yaouna ſieht zu ihm auf
Mit Blicken, ſüßer, als Honig des Frühlings,
Mit Blicken, in denen die Liebe
Durch Thränen glänzt.

Wüthend faßt der König die Zagaye,
Schleudert ſie mit ſeiner ganzen Kraft.
Yaouna ſinkt getroffen nieder;
Ihre ſchönen Augen ſchließen ſich.
Der letzte Seufzer öffnet
Ihren erbleichenden Mund.
Einen Schrei des Entſetzens
Stößt der Jüngling aus. —
Ich habe dieſen Schrei gehört,
Er hallt in meiner Seele wider
Und die Erinn'rung faßt mich mit Grauſen.

Zu gleicher Zeit empfängt er
Den Todesſtreich und ſinkt
Auf die Geliebte nieder.

Unglückliche! — O, ſchlummert nun in Frieden,
Und ungetrennt fortan den Schlaf des Grabes!

Der böſe Tag.

Furchtbarer Niang! warum öffneſt du
An einem böſen Tage meinen Schooß?

Wie iſt das Lächeln einer Mutter ſüß,
Wenn ſie ſich zu dem Neugebornen neigt! —
Allein wie grauſam iſt der Augenblick,
Wo ihren Erſtgebor'nen in den Fluß
Sie ſchleudert, um das Leben ihm zu rauben,
Das ſie erſt eben ihm gegeben hat?
Unſchuldiges Geſchöpf! — Unglücklich iſt
Der Tag, den du erblickſt, mit böſem Einfluß
Bedroht er Alle, die ihm folgen werden.
Verſchon' ich dich, ſo furchet Häßlichkeit
Das Antlitz dir; durch deine Adern wühlt
Das Fieber; unter Schmerzen wirſt du groß;
Auf deinen Lippen wandelt ſich der Saft
Der ſüßen Frucht in bitt're Feuchtigkeit;
Von gift'gen Windes Hauch verdorrt der Reiß,
Den deine Hand gepflanzt; die Fiſche kennen
Dein Netz und fliehen es; der Liebſten Kuß
Iſt kalt und ohne Süßigkeit für dich,
Und Unvermögen läßt nicht von dir ab,
Wenn koſend ihre Arme dich umfangen.

Stirb denn, mein Kind! ſtirb jetzt ein einzig Mal,
Um tauſendfachen Tode zu entgeh'n.
Grauſe Nothwendigkeit! — Furchtbarer Niang!

Die Weißen.

Trauet nicht den Weißen, Strandbewohner!
Zu der Väter Zeiten kamen Weiße
Nach der Inſel, und man ſprach zu ihnen:
Hier iſt Land; laßt Eure Frau'n ſein warten,
Seyd gerecht und gut, und unſ're Bruder.

Wohl verſprachen es die Weißen, dennoch
Warfen ſie die Wälle auf; die Feſtung
Hob ſich drohend, und ſie ſperrten Donner
In die ehernen Rachen; ihre Prieſter
Wollten unbekannten Gott uns geben,
Sprachen von Gehorſam und von Knechtſchaft.
Eher Tod! — Der Kampf war lang und blutig:
Aber trotz den Blitzen, die ſie warfen,
Die uns ganze Heere wild getödtet,
Wurden Alle, Alle ausgerottet.
Trauet nicht den Weißen, Strandbewohner!

Neue Zwingherrn kamen, ſtärker, größer,
Pflanzten ihre Zeichen auf am Ufer.
Doch der Himmel kampfte für uns mächtig;
Regen ſandt' er nieder, Ungewitter,
Gift'ge Winde ließ er ſie umrauſchen,
Sie ſind hin, ſind todt; wir aber leben,
Leben frei, und im Genuß der Freiheit.
Trauet nicht den Weißen, Strandbewohner!

Königliche Großmuth.

Ampanani.

„Sprich! wie heißeſt du, gefang'ne Jungfrau?“

Vaina.

„„Herr, Vaina nennt man mich.““

Ampanani.

„Vaina,
Reizend biſt du, wie das Licht des Morgens;
Aber warum weinen deine Augen?“

Vaina.

„„Ach, mir war, o König, ein Geliebter.““

Ampanani.

„Und wo iſt er jetzt?“

Vaina.

„„Vielleicht getödtet
Im Gefecht; vielleicht durch Flucht gerettet.““

Ampanani.

„Laſſ' ihn, wo er iſt; ich will dich lieben.“

Vaina.

„„Habe Mitleid, König mit den Thränen,
Die die Füße reichlich dir benetzen.““

Ampanani.

„Sprich! was willſt du?“

Vaina.

„„Meine Augen küßt' er,
Der Unglückliche, und meine Lippen,
Schlummerte an meiner Bruſt; im Herzen
Lebt er mir nichts kann ihn dort vertilgen.““

Ampanani.

„In den Schleier hülle deine Reize;
Rede weiter!“

Vaina.

„„Laß mich, Herr, ihn ſuchen
Bei den Todten, oder den Entfloh'nen.““

Ampanani.

„Geh' und thu' es.“ Wer da Küſſe raubet,
Die mit Thränen ſind gemiſcht, verderbe!

◆

Zanchor und Riang.

Zanchor und Riang erſchufen die Welt,
O Zanchor, wir richten an dich kein Gebet!
Der gütige Gott, der braucht kein Gebet.
Aber zu Riang müſſen wir beten,
Müſſen Riang beſänftigen.
Riang, böſer und mächtiger Geiſt,
Laß nicht die Donner ferner uns droh'n,
Sage dem Meer, in der Tiefe zu bleiben,
Schone, Riang! die werdenden Früchte,
Trockne nicht aus den Reiß in der Blüthe,
Laß nicht die Frauen gebären an Tagen,
Die Verderben und Unglück bereiten.
Zwinge die Mutter nicht mehr, die Hoffnung
Ihres Alters im Fluſſe zu tödten.
O verſchone die Gaben des Zanchor,
Laß ſie nicht alle, alle vernichten.
Siehe, du herrſcheſt ſchon über die Böſen,
Groß iſt, Riang! die Anzahl der Böſen,
Darum quäle nicht mehr die Guten.

Gregor.

(Polniſch.)

Sagt, kennt ihr meine Hütte an des Baches Rande
Traulich dort und ſtille, ſüßer Ruh' geweiht,
Alle Tage kommen Jungfrau'n dorthin bei des Abends
Schweigen,
Kommen hin zur Abendzeit.

Zu ſpäter Abendzeit, Gregor! da gehe nimmer,
Die jungen Dirnen fürchte du.
Beſonders eine dort, die mit den ſchwarzen Augen,
Sie wirft dir einen Zauber zu.

Am Sonntag in der Früh' da ging ſie auf die Wieſe,
Und pflückte gift'ge Blumen dort;
Und an der Mittwoch drauf, noch in derſelben Woche,
Vergiftete ſie den Gregor.

Am Donnerſtag darauf, da war Gregor geſtorben
Und man begrub am Freitag ihn;
Ob ihrer Tochter Sünde ward ſchwer ergrimmt die Mutter
Und ſchlug ſie mit der eig'nen Hand.

O Mutter, ich erliege der ſchweren, ſchweren Strafe.
Doch ach, er war nicht länger mein;
Es hätte nicht ſein Grab die vielgeliebte Leiche
Wenn er mir treu geblieben wär'.

Am Sonntag Morgen drauf ging man zum Gottesacker,
Die arme Mutter trauerte;
Der Prieſter ſprach Amen, und bald bedeckt die Erde
Des armen jungen Mädchen's Sarg.

Aennchen.

(Ruſſiſch.)

Aennchen über Berge eilend,
Ach! vertrat ſich ihren Fuß,
So daß ſie herab vom Berge,
Rollt bis an des Berges Fuß.

Jetzt die andern Mädchen ruft ſie,
Doch die achten nicht darauf;
Keines kommt um ihr zu helfen
Ach, was ſoll die Aermſte thun.

Sieh', ein Jüngling geht vorüber,
Aennchen ruft ihn ſchnell herbei:
„Komm doch, komm, um mir zu helfen
Denn ich kann allein nicht gehn.“

„Haſt den Fuß du dir vertreten
Und du kannſt nicht weiter gehn?“
„Ja, du haſt ganz recht gerathen. —
Nun, das wundert mich juſt nicht.

„Nun, ſo komm und hilf mir, bitte.“ —
„Nein, denn ſähe man mich hier,
Würd' es derbe Prügel ſetzen,
Kind, und das geſchäh' auch dir.“

Anhang.

I. Deutſche Lieder

aus

dem Munde des Landvolkes im Itzgrunde.

Die ſchöne Katharina.

Es waren einſt drei Kaiſer,
Die hielten einen Rath,
Da war die Katharina
Die allerſchönſte Magd.

Es ſprach der röm'ſche Kaiſer:
„Willſt du mein eigen ſeyn?
Ich will dir auch vermachen
Mein ganzes röm'ſches Reich."

Da ſprach die Katharina:
„„Ach nein, das thu' ich nicht,
Mein Gott, mein himmliſcher Vater,
Verlaſſet mich noch nicht.""

Da krag der röm'ſche Kaiſer
Ein großen grimmigen Zorn,
Und warf die Katharina
Im allertiefſten Thurm.

Darin lag Katharina
Wohl ganze ſieben Jahr.
Er gab ihr weder zu trinken
Noch Eſſen auf ein Jahr.

Und als der röm'ſche Kaiſer
Wohl ſeinen Thurm aufſchloß,
Da kam die Katharina
Und gab ihm einen Kuß.

Da ſprach der röm'ſche Kaiſer:
„Wer hat dich denn ernährt?
Hab'n dich die Ottern und Würmer
Noch nicht ganz aufgezehrt?“

„„Die Ottern und die Würmer
Verzehren mich noch nicht;
Mein Gott, mein himmliſcher Vater,
Verläſſet mich noch nicht.““

Klein Käthchen.

Recht wie ein Sternlein ſtrahlte
Die kleine Katharin,
Der ſtolze Kaiſer ſagte
Zur allerſchönſten Dirn:

„Und höre, kleines Käthchen,
Sprich, willſt du werden mein?
Mein Königreich zur Hälfte
Es ſoll dein eigen ſeyn.“

„„Dein Königreich zur Hälfte
Das will mir gar nicht ſtehn,
Gieb's deiner Frau Gemahlin,
Laß mich mit Ehren gehn.““

„Und höre, kleines Käthchen,
Willſt du nicht werden mein,
So will ich laſſen ſetzen dich
Ins Nägelfaß hinein.“

„Und willſt du laſſen ſetzen mich
Ins Nägelfaß hinein,
Gott's Engelein vom Himmel
Sie ſehn die Unſchuld mein."

Da ſetzten ſie klein Käthchen
Ins Nägelfaß hinein,
Da kamen zwei weiße Täubchen her
Und flogen fort zu drei.

◆

O falſche Zungen!

„Ach Schätzchen, was hab ich dir zu Leid gethan,
Daß ich ſcheiden muß von dir?
:,: Das haben die falſchen Zungen gethan,
Die ſcheiden mich von dir. :,:

„O falſche Zunge, du verlaumderiſcher Mund,
Was wirds denn helfen dich?
Gott wird dich ſtrafen in kurzer Zeit,
Vor meinem Angeſicht.

„Die Armuth iſt ſo ſehr veracht',
Man ſteckt ſie wohl hinter die Thür:
Wenn ich tauſend Thaler reicher wär',
So zög' man mich herfür."

◆

Ständchen zum Abſchied.

Geh ich vor mir auf der Straßen,
Sehn mich alle Leute an;
Meiner Augen helles Waſſer,
Das iſt, was ich ſprechen kann.

Ach, wie oft beiſamm geſeſſen
Sind wir manche halbe Nacht,
Und der Schlaf, der war vergeſſen,
Nur mit Lieb ward ſie zugebracht.

Nun in Trauern muß ich ſchlafen gehn,
Ach, in Trauern früh aufſtehn,
In Trauern leben all meine Zeit,
Weil ich nicht kann ſehn, die mein Herz erfreut.

Spielt noch auf, ihr Muſikanten,
Spielet auf ein neues Lied,
Und ihr Töne, liebliche Geſandten,
Sagt Ade, weil ich auf lange ſchied.

Die Muſikanten.

Heunt han ich die Woch, die Woch allhier,
:,: Schönſter :,: Schatz vor :,: deiner :,: Thür.
Warum ſtehſt du nicht auf und läſſeſt mich nicht ein?
Mein allerſchönſter Schatz, wie kannſt du ſo verſchlafen ſeyn?

Harfen-Harfen- und Saiten-Saitenſpiel,
Die han ich laſſen ſpielen :,: gar oft :,: und viel.
Warum ſtehſt du nun nicht auf und läſſeſt mich nicht ein?
Mein allerſchönſter Schatz, wie kannſt du ſo verſchlafen ſeyn?

Ei ſo verſchlafen :,: bin ich :,: nicht,
Mein Vater und Mutter die ſchlafen noch nicht.
Wenn Vater und Mutter ſchlafen, ſo ſollſt du rein zu mir,
So ſollſt du bei mir ſchlafen die ganze Nacht allhier.

Abſchied.

„Ach, ihr Berg' und tiefe Thal,
Seh' ich mein Schatz zum letzten Mal,
Die Sonne, der Mond, das ganze Firmament,
Die ſollen mit mir trauern bis an mein End."

„„Ach, in Trauern muß ich ſchlafen gehn,
Ach, in Trauern früh aufſtehn,
In Trauern leben all meine Zeit,
Weil ich nicht kann ſehn, die mein Herz erfreut.""

„Geht dirs wohl, ſo denk an mich,
Geht dir's übel, ach, ſo kränkets mich;
Wie froh wollt ich ſchon ſeyn, wenns wohl dir geht,
Wenn ſchon mein jung friſch Leben in Trauern ſteht“

„„Ach ihr Berg und tiefe Thal,
Ihr ſeht mein Lieb noch tauſend Mal,
Seht ihr auch mein Lieb noch tauſend Mal,
Ihr ſteht doch ewig fern und ich nur nah.

Getrennt ſeyn.

„Jetzt muß ich in Trauren leben,
Ach, woran hab ichs verſchuld't?
Weil mir's hat mein Schatz aufgeben,
Muß ichs tragen mit Geduld.“

„„Schönſter Schatz, wir kommen nicht zſammen
Wegen andrer falſcher Leut',
Ach, was wollen ſolche Menſchen,
Die nicht wiſſen, was Lieben heißt?““

„Vater und Mutter wills nicht leiden,
Gelt, mein Schatz, das weißt du wohl?
Kannſt dein Glück noch beſſer machen,
Weil ich dich nicht kriegen ſoll.

„„Hab'n ſo oft beiſamm geſeſſen
Manche lange halbe Nacht,
Hab'n den ſüßen Schlaf vergeſſen,
Und mit Lieben zugebracht.““

„Stehn zwei Sternlein an dem Himmel,
Scheinen heller als der Mond,
Der eine ſcheint auf mein feins Liebchen,
Der andre ſcheint in's grüne Holz."

„„Rosmarin und Lorbeerblätter
Schenk' ich dir zur guten Letzt,
Das ſoll ſeyn das Angedenken,
Weil du mich ſo oft ergötzt.""

„Sollt' ich aber unterdeſſen
Auf dem Felde ſchlafen ein,
Soll es meinem Grabe ſprießen
Blümelein Vergiß nicht mein."

„„Morgens, wenn ich früh aufſtehe,
Iſt mein Schatz ſchon aufgeputzt,
Schon mit Stiefeln, ſchon mit Sporen
Giebt er mir den Abſchiedskuß.""

◆

Der Vertriebene.

In Sorgen ohne Ruh
Bring ich mein Leben zu,
Mag wachen oder ſchlafen,
So machſt du mir zu ſchaffen,
Ich nichts zu hoffen hab,
Als nur das kühle Grab.

Das hätt ich nicht geglaubt,
Ein Haus auf Sand gebaut;
Ach, hätt' ich nie empfunden
Die heißen Liebesſtunden,
Die heiße Liebesglut,
Die ſo ſehr brennen thut.

Meine Wirthſchaft iſt nun aus,
Ich muß jetzt aus dem Haus;
Muß Alles hinterlaſſen,
Muß liegen auf fremden Straßen;
Mein Schatz liegt nicht bei mir,
Ich bin ja weit von ihr.

Ach, wollte Gott, ich ſchlief
Zehntauſend Klaftern tief
Im Schooß der kühlen Erden,
Weil du mir nicht kannſt werden,
Ich nichts zu hoffen hab,
Als nur das kühle Grab.

◆

Liebe in Nöthen.

„Sieh an, mein liebes Kind, ſieh an mein Leiden,
Was mir am liebſten iſt, dich, muß ich meiden;
Alle meine Gelegenheit iſt mir entnommen,
Nur deß getröſt ich mich, 's wird wiedrum kommen.

„Mit was für einem Band bin ich gebunden!
Hab weder Tag noch Nacht keine ruh'ge Stunden."
„„Geh nur, mein Kind halte feſt, laß nur nicht wanken,
Lieben iſt das Allerbeſt, lieben in Gedanken.

Wenn man wohl lieben will, wie muß man's machen?
Muß freundlich zu ihr gehn, muß liebreich lachen,
Und wenn ſie da nicht darf ſich zu dir neigen,
Muß man bei Zeiten gehn, muß ſtille ſchweigen.""

Kein' größre Freude iſt auf dieſer Erden,
Als wenn zwei :,: junge :,: Leut in Ehſtand treten,
Da find't man :,: keine :,: Noth, kein Kreuz, kein Leiden
Nichts als der bittre Tod, der ſoll uns ſcheiden.

Ständchen.

Ach, ſchönſter Schatz, verzeihe mir,
Daß ich ſo ſpät bin kommen;
Doch hat die heiße Lieb zu dir
Mich noch dazu gezwungen.

Und ſchläfſt du ſchon, wenn ich jetzt komm',
So ſanft in deinem Bettchen,
So möcht ich dich gar inniglich
Mit meinem Liedlein wecken.

Erweck ich dich, erſchreck ich dich,
So thuts mein Herz erbarmen;
Gern läg' ich dir, o ſchönſter Schatz
In deinen beiden Armen.

Deine zwei ſchwarzbraunen Aeugelein
Die gar ſo freundlich blicken,
Sollt' dir daran geſchehn ein Leid,
So ſprang' mein Herz in Stücken.

Vorwurf.

Schweig nur ſtill, hättſt längſt geſchwiegen,
Dieweil du biſt ſo hoch geſtiegen,
Dieweil du mich gar nimmer magſt,
Und einen Andern lieber haſt.

Reut mich nichts als manche Stunde,
Die ich gangen bin zu dir im Grunde,
Und war die liebe lange Nacht
Auf dein falſches Herz bedacht.

Ja, das Kränzlein war geflochten,
Und das Wörtlein war geſprochen,
Nun, ſo nimm das Kränzelein,
Leg dein falſches Herz hinein.

Und ſo ſei es auch geſchieden,
Alles mit Geduld erlitten;
Und geſchieden muß es ſeyn
Von der Herzallerliebſten mein.

◆

Abſchied von dem Liebchen.

Jetzund muß ich weg von hier,
Und muß Abſchied nehmen;
O du allerſchönſter Schatz,
Scheiden das macht Grämen,
Scheiden das macht ſehr betrübt.
Da ich dich ſo ſehr geliebt,
Ueber alle Maßen,
Muß ich dich verlaſſen.

Wenn zwei gute Freunde ſind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen ſich,
Ehe ſie ſich trennen;
Noch viel größer iſt der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
Ziehet in die Fremde,
Ziehet in die Fremde.

Hinter jenem grünen Holz
Blüht mein jung friſch Leben,
Werd' ich denn mein Leben lang
In der Fremde ſchweben?
Hab' ich dir was Leids gethan,
Bitt ich, denk nicht mehr daran,
Wollſt Verzeihung ſchenken,
Weil es geht zum Ende.

Küſſet dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke daß es Seufzer ſeyn,
Die ich zu dir ſende.
Tauſend ſchick ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke,
Weil ich dein gedenke.

◆

Liebestreu bis in den Tod.

:,: Allhier auf dieſer Erden
Kann ja nichts Schönres ſeyn :,:
:,: Als wenn zwei junge Herzen
Mit einander ſcherzen
:,: Und treu verliebet ſeyn. :,:

:,: Keine Kohle, kein Feuer
Kann brennen ſo heiß :,:
:,: Als die verborgne Liebe
Als die verborgne Liebe,
:,: Von der noch Niemand weiß. :,:

:,: Man darf nicht Alles glauben,
Nicht Alles, was man ſagt ; :,:
:,: Hab ichs in meinem Herzen
Nichts als Kummer und Schmerzen,
:,: Bei Tag und bei der Nacht. :,:

:,: Da drüb'n an·jener Linden,
Da liegt ein breiter Stein. :,:
:,: Darauf da ſtehts geſchrieben,
Du ſollſt keine Andre lieben
:,: Als nur wie mich allein. :,:

:,: Da kam das kleine Waldvögelein,
Und ſang das Liedelein, :,:
:,: „Begraben mußt du werden
Wohl in die grüne Erden
:,: Vor lauter Liebestreu." :,:

◆

Leiden und Mitleiden.

„Schätzchen, was macheſt du?
:,: Schläfeſt oder wacheſt du?" :,:

„„Schlaf ja nicht, ich bin ſo krank.
:,: Und der Tod macht mir ſo bang."" :,:

„O du Tod, du bittres Kraut,
:,: Hätt ich dirs wohl zugetraut? :,:

Daß du mir mein Schatz wegnimmſt,
:,: Und mein Herz ſo ſehr beklemmſt. :,:

Stürbeſt du, ſo ſterb' auch ich,
:,: Sterben wir beide ſeliglich. :,:

In das Grab ſenkt man uns ein,
:,: Weil wir zwei Brautleute ſeyn. :,:

Auf unſerm Grab da ſteht ein Stein,
:,: Darauf wachſt ein roſenrothes Blumelein. :,:

Das Blümelein iſt roſenroth,
:,: Denn ich liebe dich bis in den Tod. :,:

Deine kirſchbraunſchwarzen Aeugelein
:,: Und dein zuckerſüßes Mündelein. :,:

Deine Händlein kreideweiß
:,: Lieb ich dich mit allem Fleiß." :,:

◆

Brief an das Schätzchen.

„Ach, was wird mein Schätzchen denken,
Daß ich bin ſo weit von ihr.
Daß ich bin, daß ich bin,
Daß ich bin ſo weit von ihr.

Gerne wollt ich zu dir gehen,
:,: Wenn der Weg :,: ſo weit nicht wär.

Gerne wollt ich dir was kaufen,
:,: Wenn ich wüßt :,: was rathſam wär.

Gerne wollt' ich bei dir ſchlafen,
:,: Wenn die Nacht :,: drei Jahr lang wär.

Gerne wollt ich mit dir ſterben,
:,: Wenn der Tod :,: nicht bitter wär."

„„Gerne wollt er wohl mich lieben,
:,: Wenns nur keine :,: Flauſen wär'n.""

◆

478

Abſchiedsſchwur.

„Hilf, o Himmel, ich muß ſcheiden,
Und muß ſagen Lebewohl;
Eine Zeitlang muß ich meiden,
Was mein Herz erfreuen ſoll.“

„„Alle Leute, die dich haſſen,
Sagen dies und jenes mir;
Sagen auch, ich ſoll dich laſſen,
Soll mein Herz nicht ſchenken dir?““

„'S iſt ein Kränzlein, dir gegeben,
Bring dein junges Herz darein,
Thu es treu für mich aufheben
In dem Myrthenkränzelein.

„Saget ſtets, ihr grünen Blätter,
Ihr von meiner Angſt und Pein,
Wenn ich ferne bin, ſo klaget:
Ohne dich kann ich nicht ſeyn.

„Weil der Weinſtock träget Reben,
Und die Reben geben Wein,
Und ſo lang mir Gott giebt Leben,
So ſollſt du mein eigen ſeyn.

„Ach, ich hab' es dir geſchworen,
Dir auf ewig treu zu ſeyn;
Dich hab' ich mir auserkoren,
Schönſter Engel, du biſt mein.

„Sollt' ich aber unterdeſſen
Auf dem Todtbett ſchlafen ein,
Sollſt du auf mei'm Grabſtein leſen,
Wie treu ich geweſen ſei."

◆

Verlegenheit des falſchen Mädchens.

„Harzeſchozele, kumm laß dich harzen,
Die Lieb wird nie vergehn vor Liebesſchmarzen,
Denn des waßt du nor gar ze wohl,
Deß ich dich ewig lieben ſoll.

:,: Ich lieb nor Eine
Und weiters keine :,:
Und des waßt du u. ſ. w.

„Un en Strauß ha ich gewunden
Un ihn tief in mei Harz gebunden,
Un des waßt du nor gar ze wohl,
Deß ich den Strauß dir ſchenken ſoll.

Ich lieb u. ſ. w.

„Uf mein Bruſtblatt do thut michs jucken,
Schatz gib her ze mir un laß dich drucken,
Denn des waßt du nor gar ze wohl,
Daß ich dich ewig drucken ſoll."

Ich lieb u. ſ. w.

„„Ha dich ölle Zeit von Harzen treu geliebt,
Es wie en aufrichtger Freund;
Doch deine Falſchheit die ha ich ausgeliſt,
Die du gegen mich gemeint.

:,: Ich lieb nor Eine
Un weiters keine :,:
Un deine Falſchheit u. ſ. w.

„„In ſeller Gaſſen thun ich net tretten,
Wu du hart an Fenſter liegſt,
In ſeller Kirchen thun ich net beten,
Wo du allzugegen biſt.““

Ich lieb u. ſ. w.

„Der mir Lieb gelernt,
Der iſt mir weit entfernt,
Und der mich nimmer mog,
Den ſeh ich ölle Tag;

„Ken Schöne krieg ich net,
Ken Garſtgen mog ich net,
Un ledig bleib ich net,
Was fang ich a?“

Chor der Burſche.

Du nömmſt en Ma!

◆

Der Krebsgang.

Mein Sach die geht im Krebsgang,
Das kränket mich ſo ſehr.
:,: Mein Schatz liebt jetzt ein'n Andern :,:
:,: Das kränket mich ſo ſehr. :,:

Darüber möcht ich weinen,
Iſt mir ein großer Spott.
:,: Ich hab geliebt in Ehren, :,:
:,: Das weiß der liebe Gott. :,:

Nun iſt mein Kopf voll Sorgen,
Iſt alle Tage voll:
:,: Voll Wankelmuth, Bekümmerniß. :,:
:,: Die Welt, die geht ſo toll. :,:

Es fleugt ſo manches Vögelein
Zum andern in das Neſt,
:,: Es ißt und trinkt gleich, was es findt. :,:
:,: Dazu das allerbeſt. :,:

Biſt du ins Neſt geflogen,
So flieg auch wieder 'raus:
:,: Sie iſt einmal mein Schatz geweſt. :,:
:,: Und wer treibt dich denn aus? :,:

Untreu und Troſt.

:,:Da drob'n auf jener Linden
Schlief ich und ruht' des Nachts,:,:
Bei mei'm ſeins Liebchen oben
Die ganze Nacht.

:,:Die Blätter von der Linden
Die fielen all auf mich;:,:
Wenn mich mein Schatz verlaſſen thut,
Das kränket mich.

:,:Daß mich mein Schatz verlaſſen hat,
Das kommt daher,:,:
Sie dacht ſich zu verbeſſern,
Betrog ſich gar ſehr.

:,:Und wenn ſie mich verlaſſen hat,
Was ſcher' ich mich denn drum?:,:
Wer weiß, ob ich und ſie einmal
Zuſammen kumm.

:,:Das Ringlein, das du von mir haſt,
Steck' du's an deine Hand,:,:
Ich bin einmal dein Schatz geweſt,
Das macht dir keine Schand.

Der Deſertirer.

Nun ade, jezt reiſ' ich fort,
Wohl an ein fremdes, fremdes Ort;
:,: Ob ich ſchon ein Deſertirer bin, :,:
:,: Muß ich doch dahin. :,:

(Er deſertirt dahin, wird ertappt.)

„O ihr Herrn insgemein,
Euch will ich gehorſam ſeyn.
:,: Wollt ihrs aber meine Bitt gewähr'n :,:
:,: Daß ich nicht möchte ſterb'n. :,:"

„„Deine Bitt' kann ich dir nicht gewähr'n,
Mach dich bereit, bereit zum Sterb'n,
:,: Haſt du aber eine Liebſte hier, :,:
:,: So nimm Abſchied von ihr. :,:""

Als ich nun zur Liebſten kam,
Fing ſie's gleich zu weinen an,
:,: „Schönſter Schatz, weine nicht ſo ſehr
:,: Du betrübeſt mich vielmehr." :,:

Drum friſch auf, wer hat das Lied erdacht?
Zwei Spaniſche wohl auf der Wacht;
Und zu Bamberg in der ſchönen Stadt,
Wo mein Schatz geſtanden hat,
:,: Zur guten Nacht. :,:

Der Fähndrich.

Marſchiren drei Regimenter über den Rhein :,:
Ein Regiment zu Fuß,
Ein Regiment zu Pferd,
Ein Regiment Dragoner.

Bei einer Frau Wirthin da kehrten ſie ein, :,:
Da kehrten ſie ein,
„Laßt uns luſtig ſeyn!“
Das ſchwarzbraune Mädchen ſchlief ganz allein.

Und als das ſchwarzbraune Mädchen vom Schlaf erwacht, :,:
Vom Schlaf erwacht,
Und ſich bedacht,
Da fing ſie an zu weinen.

„Ei, ſchönſte Mamſell, warum weinet ihr? :,:“
„„Ein junger Offizier,
Scharmanter Kavalier,
Hat mirs meine Ehre genommen.““

Der Hauptmann der war ein kreuzbraver Mann, :,:
Die Trommel ließ er rühren, :,:
Den Feldmarſch ließ er ſchlagen.

Er ließ ſie marſchiren zu zwei und zu drei :,:
Zu drei und zu zwei
Und zu zwei und zu drei,
Auf daß ſie ihn erkenne.

„Ei, ſchönſte Mamſell, kennt ſie ihn nicht?“ :,:
„„Ich kenne ihn wohl,
So ſchön und voll,
Er thut die Fahne ſchwenken.““

Der Hauptmann der war ein ſolcher Mann, :,:
Ein Galgen ließ er bauen,
Gar weit zu ſchaun,
Den Fähndrich d'ran zu hängen.

„O lieber Kamerad, der Fähndrich bat, :,:
Wenn Einer fragt,
Ihr ihm doch ſagt,
Ich wär' mit Ehren erſchoſſen.“

Des andern Tages kam des Fähndrichs Frau, :,:
Sie ſprach: „auf der Au
Mein'n Mann nicht ſchau,
Wo iſt er denn geblieben?“

„Da draußen vor dem Thor nicht weit von hier, :,:
(So ſagten ſie an)
Der arme Mann,
Da haben ihn drei Spaniſche erſchoſſen.“

So geht es in der Welt, ſo geht es in dem Feld :,:
Wer treu nicht liebt :,:
Sein Leben muß er laſſen.

◆

Zug der Deutſchen nach Rußland.

Ihr Brüder thut euch wohl beſinnen,
Denn das Frühjahr kommt heran,
Da müſſen wir zuſammenbringen
Soviel als Hunderttauſend Mann,
Die mit uns zu Felde ziehen,
Viele ſchöne Länder ſehn;
Mit den Waffen in der Hand
Ziehen aus dem Vaterland.

Seht, es kommen alle Morgen
An, Rekruten ohne Zahl;
Dabei iſt es zu beſorgen,
Daß der Krieg auf's Neu' geht an.
Alle Handwerksleute ſchaffen
An des Kaiſers Kriegeswaffen;
Alles machet ſich bereit
Auf die ſchöne Frühlingszeit.

Als wir aber den Winter erwarten,
Gräßlich war die Kalte groß.
Das erfreuet die Koſaken,
Reiten auf die Feinde los;
Treiben uns in's weite Felde,
Daß wir müſſen Hungers ſterben
Und erfrieren in dem Schnee.
Ach, ihr Deutſchen, großes Weh!

'S hat ſchon mancher liebe Vater
Sein'n geliebten Sohn im Feld;
Als er ihn nun that erwarten,
War er nicht mehr auf der Welt;

Dieſes thut ihm weh im Herzen,
Bringt ihm viele große Schmerzen,
Daß auch ſein geliebter Sohn
In dem Rußland iſt erfror'n.

Auf denn, hinterdrein zu hetzen,
Dem erfrornen Kaiſer nach;
Laſſet uns die Schwerter wetzen,
Denn es kommt der Rachetag;
Dienen dir nun nicht mehr länger,
O Napoleon, du Henker!
Manches Opfer ward geſchlacht't,
Das wird jetzund gleich gemacht.

Der Jägersknecht.

Ich ging einmal ganz Abends ſpat,
Der Wächter auf der Gaſſen trat,
Da ſing er an :,: zu ſingen: :,:

„„Und wer bei ſei'm feins Liebchen leit,
Der ſteh' jetzt auf, es iſt ſchon Zeit;
Die Vöglein han :,: geſungen. :,: ““

„Hab'n ſie geſungen oder nicht,
Von mei'm feins Liebchen ſcheid' ich nicht,
Bis alle Sternlein ſchwanden, ja ſchwanden.“

Früh Morgens, als die Sonn' aufgeht
Das Mädchen zu dem Brunnen geht,
Friſch Waſſer thut ſie holen, ja holen.

Da ging ſie übern ſchmalen Steg,
Begegnet ihr der Jägersknecht,
Da fing ſie an :,: zu weinen. :,:

„Traut Schätzchen, warum weineſt du?
Es weiß's kein Menſch, als ich und du,
Wir Beide war'n :,: alleine. :,:"

„„Mußt' Eins am Fenſter geſtanden hab'n,
Mußt hab'n geſehn, wie wir gethan.
Wir Beide ſind :,: verrathen. :,:""

„Seyn wir verrathen oder nicht,
Von mei'm feins Liebchen laß ich nicht,
Ich kann mirs noch :,: erwerben. :,:"

Das faule Gretchen.

Wer ſo ein faules :,: Gretchen hat, :,:
Der kann ja :,: luſtig ſeyn. :,:
Sie ſchläft ja alle :,: Morgen :,:
Morgen, ja Morgen,
Bis daß die Sonne ſcheint.

Der Vater von dem :,: Holze kam, :,:
Das Gretchen :,: ſchläft ja noch. :,:
Schlaf du's zum tauſend :,: Teufel, :,:
Der Hirt, der iſt ja ſchon im Wald,
Unſre Kuh ſteht noch im Stall.

Das Gretchen aus dem :,: Bette ſprang, :,:
Nahms Malterchen :,: zur Hand, :,:
Sie thät das Kühlein :,: melken :,:
Mit der ungewaſchnen Hand,
Pfui, iſt das nicht eine Schand!

Als ſie die Kuh :,: gemolken hat, :,:
Da ſchütt' ſie :,: Waſſer zu. :,:
Sie zeigt es ihrem :,: Vater: :,:
„Soviel Milch giebt unſre Kuh,
Seht, das macht die lange Ruh.“

Das Gretchen drauf zum :,: Stalle ſprang, :,:
Nahms Riemchen :,: in die Hand. :,:
Sie thät das Kühlein :,: treiben :,:
Bis in den kühlen Wald,
Da ſich der Hirt befand.

„Ach Hirte, liebſter :,: Hirte mein :,:
Was hab ich :,: dir gethan, :,:
Daß ich muß alle :,: Morgen :,:
Morgen, ja Morgen,
Treiben mein Kühlein nach?“

„„Gäbſt du mir deine :,: Buttermilch, :,:
Wie andre :,: Weiber auch, :,:
So wollt' ich alle :,: Morgen :,:
Blaſen vor deiner Thür:
Faules Gretchen komm herfür.““

Der verwundete Knab.

Es wollt ein Mädchen früh aufſtehn,
:,: Wollt in den grünen Wald :,: ſpazieren gehn.

Und als ſie in den Wald 'nein kam,
:,: Da fand ſie einen :,: verwundten Knab'n.

Der Knabe war von Blut ſo roth,
:,: Und eh ſie ihn verband :,: war er ſchon todt.

„Wo krieg ich nun drei Leidfräulein her,
:,: Die mei'm fein Knaben thun :,: die letzte Ehr?

„Wo krieg ich nun ſechs Reuterknab'n,
:,: Die mei'n fein Knab'n :,: tragen zu Grab?"

Und als zum Kirchhof kam die Baar',
:,: Da ſtund das Mädchen :,: die rauft ihr Haar.

„Was ſtehſt du da, und raufeſt dein Haar?"
:,: „„Weil ich muß trauern :,: ſieben lange Jahr.

„„Wie lang muß ich denn traurig ſtehn?""
:,: „Bis alle Wäſſerlein :,: zuſammen gehn."

„„Ja, alle Wäſſerlein gehn nicht zuſamm,
:,: So wird mein Trauern :,: kein Ende hab'n.""

Das Dienſtmägdlein.

Es war ein Markgraf an dem Rhein,
Der hätt' drei ſchöne Töchterlein:
Die erſte ging ins Kloſter,
Die andre freit nach Roſa,
Die dritte zog vor Schweſters Thür,
Nach Vaters Tod zu dienen hier.

„Ei Mägdlein, biſt mir viel zu fein,
Du gingſt wohl mit dem Herren dein.“
„„Ach nein, ach nein! das thu ich nicht,
Mein goldgelb Haar iſt mir viel zu lieb.““
Sie dingt das Mägdlein auf ein halbes Jahr,
Das Mägdlein dient ihr ſieben Jahr.

Und als nun um die ſieben Jahr,
Das Mägdlein immer kränker war.
„Sag Mägdlein, wenn du krank willſt ſeyn,
Sag an, wer ſind die Aeltern dein?“
„„Mein Vater war Markgraf am Rhein,
Ich bin ſein jüngſtes Tochterlein.““

„Ach nein, ach nein, das glaub' ich nicht,
Daß du meine jüngſte Schweſter biſt.“
„„Und wenn du mirs nicht glauben willſt,
So geh nur hin an meine Kiſt.““
Und als ſie's las geſchrieben dran,
Da fing ſie gleich zu weinen an.

„Ach bringt, ach bringt mir Weck und Wein,
Das iſt mein jüngſtes Schweſterlein.“
„„Ach hol nicht, hol nicht Weck und Wein
Für mich dein jüngſtes Schweſterlein,
Will nur ein kleines Lädelein,
Darin ich will begraben ſeyn.““

◆

Die gute Lämmerweid’.

Es fuhr ein Mägdlein über’n See,
Wollt brechen Veiol und grünen Klee,
Mit ihren ſchneeweißen Handen:
Das Jahr hatt’ ſchier ein Ende.

Da kam ein Ritter hoch zu Roß,
Gar freundlich bot er ſeinen Gruß,
Er grüßt ſie da alleine:
„Ich führ’ euch mit mir heime.“

„„Ach, Ritter, ihr ſeid hochgeborn,
So fürcht’ ich meines Vaters Zorn,
Ich furcht’ ihn allzu ſehre,
Verlör’ ich meine Ehre. —

„„Ach Vater, lieber Vater mein,
So weckt mich auf bei Mondenſchein,
Ich weiß gut Lämmer-Weide,
Da drüben auf grüner Haide.““

„Die Lämmer=Weid', die du wohl weißt,
Macht meine Lämmer mir nicht feiſt,
Du mußt hier heime bleiben,
Und ſpinnen braune Seiden.“

„„Die Seide, die ich ſpinnen muß,
Bringt meinem Herzen ſchwere Buß;
Der Ritter muß mir werden,
Sein gleich lebt nicht auf Erden.““

Zweifel.

„Ich kann und mag nicht fröhlich ſeyn.
Wenn alle Leut ſchlafen,
So muß ich wachen,
:,: Muß traurig ſeyn. :,:“

„„Mein Schatz, du darfſt nicht traurig ſeyn.
Wenn dichs Leute fragen,
So mußt du ſagen:
:,: Ich warte ſein. :,:

„„Scheiden von der Lieb das thut ſehr weh'.
Im Roſengarten
Wird mein Schatz warten,
:,: Im grünen Klee. :,:““

„Kann dein nicht warten im grünen Klee.
Geh' zu den Reichen,
Frei deinesgleichen,
:,: Laß mich Arme ſteh'. :,:“

„„Ich freie nicht nach Stand und Gut,
Ich frei' nach Ehren,
Wer will mirs wehren?““
:,: „Wer's glauben thut. :,:“

„„Wer's glauben thut, der iſt nicht hier,
Wird weggenommen,
Wird wiedrum kommen,
:,: Spät oder früh. :,:““

„Kommt er nicht früh bei rechter Zeit,
So hat ſein feines Lieb,
Von Herzen ſehr betrübt,
:,: Keine andre Freud'. :,:

„Stehſt du im Feld, ſo helf dir Gott;
An Gottes Segen
Iſt Alles gelegen.“
„„Wer's glauben thut.““

„Wer's glauben thut, der hat den Sieg;
Er iſt ein König,
Er vermag nicht wenig,
Er führt den Krieg.“

Halt! Wer da? Rund! Wer ſang zur Stund?
Verlorne Feldwacht
Sang es um Mitternacht,
Bleibt mir geſund!

190

Ein Schooß voll Brombeerlein.

Es wollt' ein Mägdlein früh aufſtehn,
Drei Stündelein vor dem Tag,
Wollt' in den grünen Wald 'nausgehn,
Brombeerlein brechen ab.

Und als ſie in den Wald 'nein kam,
Begegnet ihr Jägers Knecht:
Ei Mädchen ſcher dich weg nach Haus,
Dem Herrn iſt das nicht recht.

Und als das Mädchen rückwärts kam,
Begegnet ihr Jagers Sohn;
„Ei Mädchen brech' dir ohne Scham,
Ein Schooß voll gönn' ich dir ſchon.“

„„Ein Schooß voll den begehr ich nicht,
Ein Hand voll hab ich gnug.““
Die Brombeer' ſtanden da ſo dicht,
Sie ſuchten immer zu.

Und als ein halbes Jahr um war,
Brombeerlein wurden groß,
Und als drei Vierteljahr um war,
Ein Knäblein lag im Schooß.

„Ach, Gott, ſind das die Brombeerlein,
Die ich mir gebrochen hab?
Komm her, du falſches Jägerlein,
Hilf tragen mich zu Grab.“

Das Fräulein.

Ich habe mein lieb Schätzchen
So lange nicht geſehn;
:,: Da ſah ichs geſtern Abend
Wohl vor der Thüre ſtehn. :,:

Sie ſagt', ich ſollt ſie küſſen,
Als ich vorbei wollt' gehn;
Die Mutter ſollt's nicht wiſſen,
Hat's aber doch geſehn,

Ach Tochter, du willſt freien,
Wie wird es dir ergehn;
Es wird dich bald gereuen,
Wenn du wirſt Andre ſehn.

Wenn alle junge Mädchen
Wohl auf zum Tanze gehn,
Mit ihren grünen Kränzchen
Im Reihentanze ſtehn;

Dann mußt du, junges Weibchen,
Wohl bei der Wiegen ſtehn,
Mit dei'm ſchneeweißen Häubchen,
Der Kopf thut dir ſo weh.

„Das Feuer kann man löſchen,
Das Feuer brennt ſo ſehr;
Die Liebe nicht vergeſſen,
I nun und nimmermehr.“

Thut wunderſelten gut.

Es kann mich nichts Schönres erfreuen,
Als wenn der Sommer kommt;
Da blühen die Roſen im Garten,
Ja, ja, im Garten,
Soldaten marſchiren ins Feld, ja Feld,
Soldaten marſchiren ins Feld.

Und als er wieder nach Hauſe kam,
Das Mädel ſtand unter der Thür:
„Gott grüß dich, du Schöne, du feine,
Von Herzen gefalleſt du mir.“

„„Ich brauch' dir ja nicht zu gefallen,
Ich hab ja ſchon längſt einen Mann,
Der iſt ja viel ſchöner, viel feiner,
Mich wohl ernähren er kann.““

Was zog er aus ſeiner Taſchen?
Ein Meſſer ſo ſcharf und ſo ſpitz.
Er ſtieß ihr das Meſſer ins Herze,
Das rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

Und als er es wieder heraußer zog,
Das Meſſer ſo blutig und roth,
Ach Gott im ſiebenten Himmel,
Das Mädel war mäuſeleinstodt.

Was zog er ihr aber vom Finger?
Ein roth Goldringelein.
Er warf es ins fließende Waſſer,
Es gab ſein klaren Schein.

„„Schwimm hin, ſchwimm her, Goldringelein,
Bis in die tiefe See,
Mein feins Lieb iſt geſtorben,
Jetzt hab ich kein feins Lieb mehr.““

So gehts, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderſelten gut.
Da haben wirs wieder geſehen,
Was falſche Liebe thut.

Abſchied.

Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus, Ade!
Da ſchaute feins Liebchen zum Fenſter heraus, Ade!
„Und ſoll es denn geſchieden ſeyn,
So nimm mein goldnes Ringelein.“
Ade, Ade, Ade!
Ach ſcheiden und Meiden thut weh.

„Und der uns ſcheidet, das iſt der Tod, Ade!
Er ſcheidet ſo manch jung Mägdelein roth, Ade!
Er ſcheidet ſo manchen Mann vom Weib,
Die konnten ſich machen viel Zeitvertreib. u. ſ. w.

Das Schätzel, das Schätzel, das zieht in Krieg, Ade!
Wann werd' ich mein Schätzel doch wieder krieg'? Ade!
Ach wär es nicht Morgen, ach, wär es doch heut,
Es macht uns all Beiden ſo große Freud.

Ach, wär' ich ein Knab'.

Es wollt' ein Mädchen graſen,
Wollt graſen im grünen Klee,
Da kam ein ſtolzer Reiter
Und bat ſie um die Eh'.

„Ich darf nicht bei dir ſitzen,
Mein Zicklein hat kein Gras,
Hab gar ein zornig Mütterlein,
Die ſchlägt mich alle Tag.“

„„Wenn dich die Mutter ſchlagen will,
Daß du ihr kommſt zu ſpat,
So ſag, du hättſt geſchnitten dir
Den halben Finger ab.““

„Lieb Reiterlein, das Lügen
Ständ mir gar übel an;
Viel lieber wollt ich ſagen,
Der Reiter wär mein Mann. —

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Ach gebt mir einen Rath:
Ein junger, hurt'ger Reiter
Mich um die Ehe bat.“

„„Ach Tochter, liebe Tochter,
Den Rath den geb ich dir:
Laß du den Reiter fahren,
Bleib du das Jahr bei mir.““

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Der Rath, der iſt nicht gut;
Mein Reiter iſt mir lieber
Als euer Hab und Gut.“

„„Iſt dir der Reiter lieber
Als all mein Hab und Gut,
So bind deine Kleider zſammen,
Und lauf dem Reiter nach.““

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Der Kleider hab' ich nicht viel.
Gebt mir nur hundert Thaler,
So kauf ich, was ich will.“

„„Ach Tochter, liebe Tochter,
Der Thaler hab ich nicht viel.
Dein Vater hats verrauſchet
In Würfel- und Kartenſpiel.““

„Hats denn mein Vater verrauſchet
In Würfel- und Kartenſpiel,
So reut michs ja zu tode,
Daß ich ſein Märchen bin.

„Wär ichs ein junger Knabe,
Ich wollte ziehn ins Feld.
Die Trommel wollt ich ſchlagen
Dem Kaiſer um ſein Geld.“

◆

Ich wein' um meine Ehr'.

Es ging ein Knab ſpazieren,
Spazieren in den Wald,
Begegnet ihm ein Mädchen, :,:
Ein Mädchen, ein Mädchen,
War achtzehn Jahre alt.

„Grüß Gott, ſchwarzbraunes Mädchen,
Willſt du mein eigen ſeyn?“
Er nahm das Mädchen balde
Und führt ſie zu dem Walde,
Vom Walde, vom Walde,
Vom Walde zum Wirthshaus 'nein.

„Guten Tag, guten Tag Frau Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein.
Der ſchönen Jungfrau Kleide
Von Sammet und von Seide,
Verſoffen, verſoffen,
Verſoffen müſſen ſeyn.“

„„Auf deiner Jungfrau Kleide
Da ſchenk' ich dirs nicht ein.
Sie iſt noch jung an Jahren,
Sie hat noch nichts erfahren,
Zum Lieben, zum Lieben,
Zum Lieben noch zu klein.““

Und als das Mädchen die Red' vernahm,
Fing ſie zu weinen an.

„Ei, weinſt du um dein Vatersgut,
Oder weinſt du um dein ſtolzen Muth,
Oder weinſt um deine Ehr?
Bekommſt ſie nimmermehr.“

„„Ich wein nicht um mein Vatersgut,
Ich wein' um meine Ehr;
Ich hab' etwas verloren
In meinen jungen Jahren,
Das ſuch ich, das ſuch ich,
Das find' ich nimmermehr.““

Wer hat das Lied geſungen,
Wer hat das Lied gemacht?
Es habens gemacht zwei Schreiber
Die liebten Mädchen und Weiber,
Die Mädchen, die Weiber
Bei Tag, als bei der Nacht.

Das Bildchen.

(Abſchied eines Soldaten.)

„Auf dieſer Welt hab' ich kein' Freud',
Mein trauter Schatz, der zieht ſo weit:
Und wenn ichs von ihm reden hör',
Thut mir das Herz im Leibe weh.“

„„Ich kann nicht ſitzen, kann nicht ſtehn,
Zu meinem Schätzchen muß ich gehn,
Zu meinem Schätzchen will ich gehn,
Und ſollt' ich vor der Thüre ſtehn.““

„Wer iſt den draußen und klopfet an,
Der mich ſo leis aufwecken kann?"
„„Es iſt der Herzallerliebſte dein,
Steh auf, mein Schatz, und laß mich 'nein.""

Da ſtund ſie auf und ließ ihn ein,
Sie heißt ihn auch willkommen ſeyn;
Sie reicht ihm ihre ſchneeweiße Hand,
Da fängt ſie auch zu weinen an.

„„Wein' nicht, wein' nicht, mein Engelein,
Aufs Jahr ſollſt du mein eigen ſeyn;
Iſt auch die grüne, grüne Haid,
Dahin ich zieh, von hier ſo weit.

„„Ein Bildchen laß ich machen mir,
Auf meinem Herzen trag ichs hier.
Darauf ſollſt du gemalet ſeyn,
Daß ich niemals vergeſſe dein.""

II.

Zwölf deutſche Lieder

aus

den Zeiten der Meiſterſänger und meiſt von
Solchen gedichtet.

Albertus Magnus,

mit

des Königs Tochter aus Frankreich.

(In des Marners Gulden thon.)

Es ſaß ein König in Frankreich
Der het ein Tochter minnigkleich
Hielt hoff zu Pariß in der Stat
Sagt die Kronick on ſcherzen.
Sie was die ſchöneſt als man liſt
Ein hohe Schul zu Pariß iſt
Darauff ein glerter Student glat
Den König bracht in ſchmerzen.
Der Student groſze lieb gewann
Wol zu des Edlen Königs kindt.
Alſo hab ichs vernummen
Gar manchen ſeyn den finger an
Und ſich auff ort befindt
Wie er zu jr möcht kummen
Der Student kundt die ſchwarzenkunſt
Zu jr het er ſolch lieb und gunſt
Tag unde nacht früe unde ſpat
Lag ſie jm in dem hertzen.

Der Student, der hieß Albertus
Und mit dem zunamen Magnus
Von Laubigen er bürtig iſt
Das leyt dort an der Thone.

Er was ſo klug in der geſchrifft
Nun merket was er hat geſtift
Des Königs Tochter als man liſt
Zum weyb wolt er ſie bone.
Er macht ſich dar in kurzer ſtunde
Da des Königes Tochter lag
Zu nachts an jrem bethe
Unſichtig er ſich machen kundt
Wol durch ſein kunſte die er pflag
Die niemandt merken thete
Er füret hin gar ſittigkleich
Des edlen Königs Tochter reich
Heym in ſein hauß in kurtzer friſt
Legts an ſein beth gar ſchone.

Die Junckfrau was erſchrocken gar
Sie weſt mit nichte wer er war
Sie maint es wer des Teuffelsplag
Biß das er mit jr redte
Er ſprach O edle Jungfrau zart
Kein menſch auff erd mir lieber ward
Kein ſchönes weyb mir lieber lag
Albie an meinem Bethe.
Er ſchmünkt ſich freundlich an jr bruſt
Mit armen weyß er ſie umbfing
Sie wolt nicht ſeinen willen
Die leng bracht jr doch den geluſt
Das es nach ſeinem willen gieng
Heymlichen in der ſtillen.
Er dreyb mit jr ſein willen frey
Jr wil was doch nicht gar dabey
Er fürt ſie wider heim vor tag
Da ers gewunnen hette.

Diß trib er etwa lange zeyt
Durch groſſe kunſt ward er gefreyt,
Das er ſich heymlich holen thet
Das niemand mocht geſehen
Die Junckfrau die was laydes vol
Die Königin kund es merken wol
Gar offt ſie zu jr ſelber redt
Wie iſt mein kindt geſchehen.
Einmal die Königin außerkorn
Bat die Tochter gar heymlich
Daß ſie jr doch ſolt ſagen,
Sie ſprach warlich on allen zorn
Auff erd hab ich geporen dich
Wenn ich dir hellfen mage
Die Tochter ſprach O müter mein
All nacht ſo kumpt ein Jungling fein
Und fürt mich heimlich auß dem beth
Mit klügen liſten ſpehen.

Er führt mich mit jm in ſein hauß
Darumb ſo ſind mein freud all auß
Mein ehr er mir genumen hat
Das müß ich yemmer klage.
Die müter ſprach kennſt du ihn nicht
Sie ſprach fürwahr mein angeſicht
Mir alſo ſeer verborgen ſtat
Das ich nicht ſehen mage.
Und wo er mich thüt füren hin
Bis er mich bringet auff ein ort
Da er mich haben wille
Darumb ich alſo trawrig bin
O mörtlich mort ob allen mordt
Die mütter ſprach ſchweyg ſtille

Die müter ſprach was ſchreyſt du nicht
Wenn dich füret der böſewicht
Sie ſprach, das ſchafft der künſten ſot
Kan nichts ſprechen noch ſagen.

Die Müter ſprach o Tochter mein
Wie buten dann die Wechter dein
Sie müſſen leyden all den todt
Das ſie alſo verſchlaffen.
Sie ſprach der Wechter hat kein ſchuld
Das ſprich ich bey der Gottesbuld
Wann er ſich gar nicht ſehen lot
Das ſchrey ich immer waffen.
Die müter ſprach kumbt er all nacht
Die Tochter ſprach, ja wenn er will
So thüt er ſich herſchwingen
Ich hab es auch gar offt betracht
Wie er mich als ſchön und ſubtil
Zum laden auß mag bringen.
Die müter ſprach es wird wol ſchlecht
Wenn man den rechten finden möcht
Sein möcht auch nymmer werden rath
Alſo wolt wir jn ſtraffen.

Die Köngin das zu hertzen nam
Sie beyt kaum das der tag hinkam
Und ſagt dem edlen König her
Die ſach wol an dem bethe.
Sie ſprach o Königkliche Kron
Wir wollen etwas fragen thon
Beſcheydet uns der rechten mer
Wenn einer eine Tochter hette.

Und die jr ehr verloren het
Und wider jren willen wer
Sölt man ihr ehr verſchlagen
Gnediger Herr nun gebt uns red
Er ſprach mein edle Frawen ſchwer
Nun hab mir hören ſagen
Wenn ein Junckfraw bezwungen würd
Das ſie nicht trag der Schanden bürd
Er dacht nicht ſeiner Tochter her
Davon die Königin redte.

Die Königin ſprach nun iſt es zeyt
Das ich euch ſag was uns anleyt
Groß übel uns geſchehen iſt
An unſerm lieben kinde.
Darumb ſo iſt des landes vol
Sie kann es ſelber ſagen wol.
Der könig ſchickt in kurzer friſt
Nach der Tochter geſchwinde
Die Tochter er das zu jm nam
Und ſpricht ſag an du Tochter mein
Wie es dir ergangen hette
Sie ſaget jm mit großer Scham
Wie ſie ein Jüngeling ſo fein
All nacht fürt aus dem Bethe
Der König ſprach o we der not
Auch mit jm ſelbſt ging er zu rath
Er ſprach ich weyß ein klugen list
Das man den rechten ſinde.

Der König bieten lies mit fleyß
Das man die Stat ſolt machen weyß

Auſſen all heuſer uberall
Dazü thet er ſie zwingen.
Man müſt ſie malen weyß als der ſchnee
Den armen theet es alſo wee
Er leyth jm gelt ſo mannigmal
Das ſieß mochten verbringen.
Darob das volk einen gefallen hat
Sie mainten der König wolt fürbaß
Allzeyt bey jn bleyben.
Sie weſten nicht warumb ers thet
Sein eygen Räth weſten nicht was
Er auch damit wollt tryben
Do nun die Stat geweiſſet wardt
Der König ging zu der Tochter zart
Er ſprach aus trauriglichem qual
Wirdt er ſich heynt her ſchwingen.

Sie ſprach Vater er bleybt nicht auß
Darumb ſo thüt mir yetz der grauß
Der König ſprach alda zuhandt
Ich hilff dir auß den ſorgen.
Ein ſilber geſchir er jr darbot
Darinn da war ein farb blüt rot
Er ſprch das thü jm nicht bekannt
Und halt es wohl verborgen.
Und wenn er dich heynt holen wil
So dunck und ſtoß beyd hend darein
Und merck mich alſo eben
Vielleicht merckt er darauff nicht viel
Sich das du liebe Tochter mein
Beyt ich dir bey dem leben
Wo er dich zum Laden einfürt
So nym beyd hend und mach geſchmirt

Far damit an die weiſſen wandt
So ſicht man das auff morgen.

Der vater urlaub von jr nam
Albertus zu nacht wieder kam
Er furt die edlen Köngin ſein
Vom beth ſo heymeleichen.
Die Tochter ward alſo behendt
Ferbet jr hendt an weiße wendt
Da er ſie fürt zum Laden ein
Die wendt kundt ſie beſtreichen.
Des Morgens da der tag hertrang
Der König zu ſein Hoffgſindt ſprach
Wir wöllen auß ſpacieren
Mit zoren er in Satel ſprang
Mit zoren, layd und ungemach
Mit rechigen begyren
Er reyt all gaſſen an ein endt
Bis er der Roten farb erkendt
An eim hauß von der Tochter ſein
Er zürnet hertigkleichen.

Sobaldt er nur die farb erſach
Zu ſeinen Rethen er da ſprach
Nun rewt mich nicht das ich die Stat
Hab alſo laſſen machen.
Der König reyt wieder heim zu hauß
Und all ſein ſorg die war ſchon auß
Er rufft zuſammen ſeinen Rath
Und ſagt jn von den Sachen.
Der König ſprach den Rethen zu
Mein Tochter wird mir alle nacht

Genumen auß dem Bethe
Nun rath wie ich den dringen thü
Kein großer hertzlaid mich anfacht
O der auff erden enden hette
O wee der lesterlichen Schand
Sprachen ſeine Rethe all ſamdt.
Der König ſprach frü und ſpat
Mag ich vor layd nicht lachen.

Der König ſprach in zornes grauß
Gehet heyn und fallet in das hauß
Da die Studenten wonung han
Da man die farb thut ſehen.
Sie fielen in das hauß gemein
Da ſtundens ein perſon allein
Das war Magnus der Jungling ſchon
Der klug mit kunſten ſpehen
Sie fiengen in und fürten dar
Hyn für den edlen König reich
Dem was er auch gar eben
Der König nam ſein eben war
Er ſprach zu im gar zornigkleich
Es gilt dir hie dein leben
Albertus ſprach mit klüger leer
Vergebt euch nicht zart edler Herr
Mein junger müt hat es gethan
Sunſt wer es nicht geſchehen.

Darumb ſo teylt mir gnade mit
Der Künig ſprach das thü ich nit
Das mort durch deinen falſchen fot
Das muß dein leyb bezahlen.

Der Köng ging mit den ſeinen hin
Und ſelt das urteyl über jn
Das er alsbald ſoll ſterben todt
Von ſchwerdtsklingen ſchmalen.
Albertus ſprach nun walt ſein Got
Mich dunckt das recht ſey mir zu ſchwer
Ich wil es Apellieren.
Mein kunſt mich nie verlaſſen hat
Zu ſpat ſo ward der König Herr
Sein kunſt die thet ſich rüren.
Er het ein Knewlein fadens fein
Das zoch er auß dem Büchſen ſein
Er nam es in ſein mundt ſo rot
Und für daheyn mit ſchallen.

Schnell und behend recht ſam der windt
Der König ſprach mein liebes kindt
Iſt keuſch und frum das ſich ich wol
An dieſen wunderzeichen.
Ich het jm ſchier unrecht gethan
Das wolt Gott nit für laſſen gan
Er iſt Götlicher gnaden vol
Das ſich nun menigkleichen.
Dem gemeynen Man macht er ein Schein
Damit bedeckt er ſein ſchandt.
Magnus für hin mit liſten
Zu Regenspurg da für er ein
Magnus ſein Zauberey verbrant
Ward zu eim frumen Chriſten.
Er bat Got gar von hertzen ſeer
Verzeych mir meyn Got und mein Herr
Dein gnad mir yetzund helffen ſol
Got ließ ſich bald erweychen.

Albertus der ging hyn zu handt
Sein Nigramantzey er verbrannt
Damit er boßheyt hat geſtifft
Das was jm trewlich layde.
Ein geyſtlich leben er da fürt.
Dem Chriſtenglauben er nach ſpürt
Er leert die heyligen geſchrifft
Von der Treiſaltigkayte.
Er bkert ſich auff der rechten zeyt
Darumb jm Got genedig was
Sein ſündt thet er bewaynen
Da drang auff durch die hymel weye
Magnus ward ſeinem lyb gehaß
Er ſchlüg jn offt mit ſteinen
Albertus der was feſt und ſtet
Mit rhüten er ſich ſchlagen thet
Für zu kummen der ſünden geiſſt
Das ward von jm geſayte.

Nun hört was er von Got erwarb
Es fügt ſich das der Biſchoff ſtarb
Zu Regenspurg auf dem Biſtumb
Man müſt ein andern hane
Man bate Got groß und klein
Das er der menſchheyt güſſe ein
Wo man ein frummen Biſchoff numb
Der trewlich möcht verſtane.
Darnach fügt es ſich alſo drat
Sie hetten auff Albertum gunſt
Zu eim Biſchoff für ware
Das loß fiel auf jn an der ſtat
Er wurd Biſchoff merck durch ſein kunſt
Die pflanzt er manig jare

Er rüfft zu Got gar unverzeyt.
Herr geuß in mich deine weyßheyt
Das ich regir das Volck gar frumm
Der Gottes höchſten kron.

Der heylig Biſchoff fing da an
Die heylig ſchrifft er wol durchſan
Das hertz im brennet als ein glüt
Im fluß des heyligen geiſte.
Er ſchryb viel von dem Sacrament
Wie es ſich geyt ins Prieſters hendt
Es leßt ſich nießen böß und gut
Des ſech mir allermeyſte.
Auch ſchreyb er von dem ſchmertzen groß
In der geburt der reynen weyb
Als man es noch thüt leſen
Die Hebammen leert er die ſchloß
Die hebelt manche bey dem leyb
Die ſunſt nicht kündt geneſen
Nun hört jr Frawen und jr Man
Leget jm nicht in übel an
Das er fellet das Edel blüt
Groß büß er darumb leyſte.

Auß demm mercket jr Chriſten kindt
Urteylt kein menſchen umb ſein ſünd.
Durch reu will Gott ſie faren lan
Und durch ſein leyden wiſte.
Das nembt bey dieſem Biſchoff war
Er hat geſündet manig jar
Noch hat im Got vil gnad gethan
Und durch ſein leyden wiſte
Alſo beger wir alle ſamdt

Das uns Got wôl gnedig ſein
Zu unſerm armen leben
Herr bhüt uns vor ewiger ſchande
Du biſt ein milter vater reyn
Thü uns ein zeyt hie geben
Das wir uns von dir wenden nicht
Das bitt ich Herr in dem gedicht
Am letzten weltſtu uns beyſtan
Vor des Teuffels argliſte.
Amen.

Gedruckt zu Nurnberg durch Hans Guldenmundt.

◆

Ein hübſch Lied

wie

zu Plonig ein Chriſten eynes Juden tochter ſchwanger macht, vnd ſie vermeynt ſie het den Meſſias empfangen von eynem Engel.

(In des Spätem thon.)

In der geſchrift fand ich ein liſt,
in eynem buch in kurtzer friſt,
vnd was zu Plonig geſchehen iſt,
vnd das wil ich euch machen offenbare.

Von eynem Juden alſo drat,
der ſaß zu in der Stat,
derſelb ein feyne tochter hat,
vmb ſie da warb ein Berger dos iſt ware,

Er ging jr nach mit klügen ſitten
wol auff ein zeyt thet er ſie freundtlich bitten
das ſie ſich tauffen lieſz in Chriſtus namen
ſie antwort jm mit worten ſchir,
ſchweyg du der red, das rat ich dir
vnd ſolt mein vater ſolchs an mir
erleben, des müſt er ſich ſchamen.

Der Bürger der was alſo zart,
zum Juden er ſich gſellen wardt;
darzü zwang in die liebe hart,
die er zü ſeyner tochter hat alleyne.

Do hüb er mit dem Juden an,
ich trawe dir für jederman.
Jch müſz weyt in die welt hind an,
behalt du mir da meynen Schatz ſo reyne.

Ein Kaſten ſchick ich dir on als verdrieſſen,
dareyn da wil ich all meyn barſchaft beſchlieſſen,
behalt du mir jn das er verſorget ſeye.
Er antwort jm mit Worten lind
ich wil jn ſetzen zu meym kind
in jr ſchlafkammer ſo geſchwind.
der Berger beſan jm da ein liſt ſo feyne.

Dahin gieng er gar ſchnelligklich,
zü ſeynem geſellen, merckend mich,
er ſprach, ich thü hie bitten dich,
das du mir darynn behülfflich wölleſt ſeyne.

Der Jud der wil mir da zü hand
meyn kaſten behalten in ſein hand,
er meint ich wöl ferr in die land,
ſo hab ich mir erdacht ein liſt ſo ſeyne.

Er gieng vnd ließ ein kaſten wol verſachen,
ein ſchloß ließ er ynnen vnd auſſen machen,
darezü legt er ſich ſelb on alle klage,
er nam acht tag ſpeiß zü jm hineyn.
darnach ſchlüg er den kaſten eyn,
bitt eim zü dir, der mich zum Juden trage.

Seyn geſell was willig vnd dazü ſchlecht.
vor jm trat her ein ſchlechter Knecht,
er ſprach du kumpſt mir eben recht,
hilff mir den Kaſten tragen an ein ende.

Sie trügen jn hin on allen Strauß,
gar bald hin in des Juden hauß,
der Bürger ſchwig wie ein mauß,
im kaſten dorfft er ſich nicht umbewenden.

Wie offt er ward geſtoſſen hin vnd here,
wol in dem kaſten lag er oberzwere,
der Jud griff vnd halff den zweyen abe,
er thut ein red on all gefer,
vnd wie iſt diſer kas ſo ſchwer
vnd helfft mir in heben bis daher,
in meyner tochter kammer will ich in haben.

Der Kaſt vber worfen och
vber ein ſchwell vnd die was hoch.
dem berger thet ſo wee die ſchmoch
im kaſten ſeyn, dannocht dorfft er nichtes jehen.

Da wurden ſie auſſrichten ſchon
den edlen kaſten wol gethon,
in eynem eck do müſt er ſton,
nit ferr von bet das ſie in an möcht ſehen.

Da gingen ſie auß der kammer all dreye,
der Jud vnd auch die zwee geſellen freye.
damit wolt ſich der tag zü gnaden gene,
da es nun was vmb ſchlaffens zeyt,
die tochter ſprach: ich nicht mer beyt.
mit gütter nacht on ſondern neydt
neygt ſie do jrem vatter wolgethone.

Da ſchlich ſie in jr kammer drat,
do ſie jr eynigs Weſen hat,
Sie legt ſich an jr bethe ſtat
vnd ſach den kaſten an ins bürgers namen.

Daran lag ſie mit ſynnen tieff,
manch abentthewr jr da zü lieff,
darin ſie auch gar bald entſchlieff.
da hüb ſie an vnd kallet in dem trawme.

Alsbald der edel bürger das erhorte,
er ſtraffs ſich ſelbs ſchwig ſtill, ſprach nit ein worte,
er öffenet ſeynen kaſten gar heymlichen
vnd kroch auff allen vieren drauß.
er dacht ſolt man mich in dem hauß
ergreyffen, da der ſchimpff wer auß,
am erſten rewet mich die minnigliche.

Alsbald er für das bethlein kam,
do weckt er ſie auß jrem trawm:
gib antwort mir, du, dich nicht ſaum;
jch kum von Got vnd wil zů dir dahere.

Jch bin ein Engel alſo feyn.
Du ſolt mir vnderthenig ſeyn,
das gepeut dir Gott der ſchöpffer deyn:
ja thůſt du das, ſo kummeſt du auß ſchwere.

Der ware Got der thůt mich zů dir ſchicken.
der vrdiſch glaub ſol ſich durch dich blicken,
du wirſt von mir empfahen alſo ſchone
den waren Meſſias alſo zart,
darauff jr ſo lang habt gewart.
Daran ſie ſich doch auch nit ſpart.
ſie griff nach diſem Engel wolgethone.

Er ſchwang ſich zu jr in das beth,
geiſtliche wort er mit jr redt;
das bett ſie im als fur kein geſpot.
Do ward ſich pruſt vnd pruſt zuſamen naben

Der Engel der redt noch viel me,
vil wunder auß der alten Ehe.
Sie ſprach vergangen iſt mein webe.
Da ward ſie in geiſtlichen vmbſahen.

Sie redt mit jm nach ſeynes geyſtes arte,
volend an mir was dir Got gepotten hatte.
Des frewet ſich der Engel als er ſolte
er pflag wolluſt nach ſeynem leyb

auß der Jüdin macht er ein weyb;
er ſprach zu jr, nicht mehr bleyb,
ich hab volbracht, was mir Got hat gevoten.

Da nam er vrlaub ſo geſchwind,
doch in dem ſchimpff bet er ein kind
empfohlen jr als, ich es ſind
in der geſchrifft, das leſen vns die weyſen.

Sie maint der Engel wer verſchwundt,
da leſet er wol auff eyn ſtundt.
bis ſie entſchlieff, ſagt euch meyn mund,
da kroch er wider in kaſten zu ſeyne ſpeiſe.

Des morgens, do der tag was her gone
die Braut war ſchnell vnd thet gar frü auffſtone.
Sie kam zü jrem vatter dar gegangen:
frewt euch, jr Juden alle ſampt,
Der war Meſſias iſt im land,
ich trag in vnter meyn gewand;
von eynem Engel hab ich jn empfangen.

Jrs vatters frewd, die was nicht kleyn,
er gevot den Juden allgemein
ſchnell vnd bald in die Schül hinein
kleyn vnd auch groß, das keyner ſol ausbleyben.

Da kame ſie allſamen dar,
der Jud der ſprach: nu nemet war
den waren Meſſias alſo klar
den tregt meyn tochter warlich in dem leibe.

Das ſag ich euch ſogar on allen zwange,
heynt in der nacht hat ſie in ſchon empfangen,
von einem Engel ward er jr eingoſſen.
die Juden ſprachen: iſt es war,
ſo müſſen die Chriſten alle gar
abtriben werden ſonder zwar,
dann vnſer glaub hat ſie allzeyt verdroſſen.

In rates weyß waren ſie all
wol in der ſchůl mit reychem ſchall,
der burger hort da jren hall,
er dacht ich ſolt mich auß dem Kaſten ſchwingen.

Die weyl ſie bey eynander ſend
der burger gab darzů bald end,
auß Juden hauß macht er ſich bhend.
Er ſchlich davon vnd thet vor freuden ſpringen.

Da rieten ſie all groß vnd darzů kleine;
am letzten wurden ſie da vber eyne,
ſie wolten ſchreyben auß in alle lande
den andern Juden zů eim won
Vnd wie es jn thet wol ergon,
jr Got het ſich herab gelon,
des frewten ſich die Juden alle ſande.

Noch mer gib ich euch vnterſcheid
des Juden tochter daucht ſich gmeit.
Darumb das ſie trug die weyßheyt,
ſie meynt ſie wer als geiſtlich in dem leben.

Die Juden all mit gutem fug
werden ſie heyligen all genüg,
als in der ehr, den ſie da trüg,
jr glaub ward ſich in freuden aufferheben.

Damit kam ſich die zeyt vnd auch der Tage
das ſie geperen ſolt, den ſie was tragen.
des frewet ſie ſich warlich in jrem hertzen.
die zeyt was hie, als ich es ſpurt
die bringung darbey jr gepurt,
ſie gehüb ſich vbel bey dem gurt,
wann ſie gebar ein kindt mit groſſem ſchmertzen.

Es war ein meydlein wunneſam
zwen finger het es in der Scham.
dabey ſol man mercken mit nam
vnd das jr keyne nicht mag Junckfraw ſeye.

Das macht, das ſie nit glauben, das
Maria je ein junckfraw was
vnd vmmer iſt on ſonder haß,
des müſſen ſie do leyden groſſe peyne.

Die Juden wurden all ſeer vngeſtüme
jres Gottes dorfften ſie ſich nicht rüme,
noch wolten ſie das Kindleyn aufferziehen.
Do es kam wol vmb das jar,
ſeyn blut vnd fleyſch ſtal er für war,
er taufft es bald, darumb dorfft er nicht flieben.

Darnach nam er ſeyn Kindlein her,
er ſagt der müter diſe mär,
das er der Engel geweſen wer:
das Kind thet da mit ſeiner müter ſchertzen.

Da ſpürt man müterliche traw,
ſie ſprach zum Burger gfall ich euch,
ſo nemet mich, ich hab groß rew,
den vnglaub treyb ich aus meinem hertzen.

Der burger nam ſie zu eynem weybe;
ſie ſprach man ſol mich zu eym Chriſten ſchreibe,
jch beger innigcklich des heyligen tauffes.
ſie ließ ſich tauffen alſo gar
ſie vnd ir liebes kind ſo klar.
des namen do die Jude war.
ſchnell vnd auch bald theten ſie zü ir lauffen.

Sie woltens abgetriben hon,
zü angeſicht wuchs alſo ſchon
auff irem haupt ein edle kron;
das ſahen do die Juden mit geſichten.

Sie ſchryen all auß hertzens grund;
nun begern wir auch zü diſer ſtund
den heilige Tauf mach vns geſund,
von vnſerm glauben wöllen wir uns richten.

Das ir geſatz theten ſie zerſtören,
der Chriſten glaub ward ſich auch durch ſie meren,
das ſey gelobt drey namen vnd ein Gotte;
die Juden teylt er mit genad,
damit das Lied ein ende hat.
es wird geſungen frühe vnd ſpat
in diſem thon den Juden zu eym ſpotte.

Getruckt zu Nürnberg durch Kunegund Hergotin.

◆

221

Ein hüpſch lied

von

der vertreybung der Juden zu Rotenburg an der Thawer, vnnd von irer Synagog.

(In Hertzog Ernſt's Melodey.)

O Gott heiliger geiſt gib kunſt
Das ich vß vetzitziger brunſt
Müg hie mein dicht volbringen
Dein volck verkünden newe mer
Zu lob der reinen maget her
Gantz wunderliche dinge
Hört als man zalt nach d'gburt Chriſt
Tauſent fünffhundert jare
Vnd zweintzig das geſchehen iſt
Zu Rotenburg fürware
Genennet vff der Thawer zwar
Darinn manch Jud gewonet hat
Lang zeyt mit groſſer rum fürwar.

Do alle ſach ergangen was
Bewert gnugſam der Juden haß
Den ſie taglichen üben
An dem heiligen Sacrament
Auch wie Maria wurt geſchent
Manch Chriſten menſch betrüben
Mit mancher that geſchehen iſt
Das thet einer beweren
Vff offner kantzel hör du Chriſt

Dem creützigten zu eren
Doctor Deuſchle iſt er genant
In der pfare iſt er prediger
Von menigklichem wol bekant.

Sein leyb het gar wenig ru
So lang biß das ers bracht dartzu
Ja das den Juden allen
Von einem Rat ward geſetzt ein zeyt
Wiewol es einem bracht groß neyt
Will ich yetz laſſen fallen
Villeycht es in gerauwen hat
Dünckt mich in meinen ſinnen
Der das volbracht in ſeinem ſtat
Er ſey es worden innen
Was er Danckung empfunden hab
Kein red hinfüre daruon thun
Von ſolchem allen laſſen ab.

Ob ſich der neyder vergeſſen hat
Gegen den gmeyn in dieſer that
Wil ich gott laſſen walte
Vnd Maria die reinen meyd
Wiewol den Jud het darab freüd
Vernemgt mich jung vnd alte
Vermeynten all ir ſach wurd ſchlecht
In ruw lenger beſitzen
Den wucher nemen wider recht
Doch wurd der Jud bald ſchwitzen
Wiewol er in kein badſtub kam
Sein freüd het warlich bald ein end
Die im von diſem oben zam.

Das ſelb geſchach am achten tag
Der beſchneydung Jeſu ich ſag
Nach mittemtag fürware
Dünckt mich ein wunderlich geſchicht
Die zal mag ich begreyffen nicht
Der ſelben großen ſchare
Kam für den Juden Synagog
Von reych vnd armer Kinde
Deßhalb ſich mancher bluth vnd ſchmog
Kein Jud ließ ſich nit finde
Gar bald zerſtört man da ir neſt
Darinn ſie vns verfluchet handt
An diſem ort was es da leſt.

Kein Jud hinfüre kam darein
Das was in nit ein cleine pein
Ich thu eüch grundlich ſagen
Ein Rhat beſchloß die ſelben thür
Wiewol manch Jud offt kam darfür
Mit heulen vnd mit clagen
Das wer bis das ſich endt ir zeyt
Die in ward zugegeben
Am tag der reinen keuſchen meyt
Zu Lichtmeß merckent eben
Kein Jud ward mer geſehen do
Des freüwen ſich yetz weyb vnd mann
Gott wöll das er beleyb alſo.

Es ward ein ſchweygen überal
Gantz in der ſtatt zum ſelben mal
Nyemant thet ſolches anden
Wie vorgemelt in meim gedicht

Fürt ſolt ir nemen baß bericht
Wie lang es iſt geſtanden
Der Juden ſchul verſchloſſen was
Biß vff den Donerſtage
Nach Inuocauit merck fürbaß
Ward Maria getrage
Heimlichen in die Synagog
Mit irem lieben ſun Jeſu
Darab glaub ich ſich mancher ſchmog.

Das menigklich gut wiſſen hat
Ein gantze gmeyn ein weyſer rhat
Was ich euch wil veriehen
Es hub ſich an am ſelben tag
Erzeygt ſich mancher ich euch ſag
Das vor nye was beſchehen
Mit ſeynem dienſt der arbeit groß
Wie man ſie mag benennen
Der Schweiß in ab dem leybe floß
Kein mud thet ſie abtrennen
Ein yeder da das beſt wolt thun
Zu lob vnd eer der reinen meid
Vnd Jeſu irem lieben ſun.

Gar vil treulich gearbeit hon
Maria rein geb in den lon
An irem letſten ende
So ſie ſcheiden vß diſer zeyt
So komm Jůnckfraw mit deim geleyt
Thu dich nit von vns wende
Seyd du ſo gnedig bey vns biſt
Hilff manchem ab groß ſchwere

Das in im lang behaget iſt
Des hab du lob vnd ere
Du hochwirdige Kaiſerin
Gewaltig aller hymel thron
Erhöcht über all Seraphin.

◆

Eynn ſchones lied
wie
es im gantzen teütſchland mit den Baüren ergangen iſt.

(In dem thon: Es geet ein friſcher ſummer daher, do wert jr hören newe mere.)

Ir herren wolt jr ſchweygen ſtill
Vnd hören was ich ſingen will,
Ob yemandt thet belangen,
Wie es in gantzem teütſchem landt
Mit den Baüwren iſt ergangen, ergangen.

Auff den Newen jarstag, als man zalt
Wol fünff vnd zwentzig jar gar baldt,
Bey kempten hont die Baüren
Das new jar auch geſangen an,
Iſt in nit wol ußgangen.

Ins allgey kamen auch die meer,
Gar baldt ſie jr gewer
Gonten zu felt außziben,
Verſprachen all einander da
Keyner ſolt nit von yn flihen, ja flihen.

Vier taüſent baüren nit lang darnach
Zwo meyl von Vlm den war auch gach
Wolten zuſamen ſchweren,
Der bundt wie baldt er das erfur,
Wolt ſie daruon abkeren, abkeren.

Am fünfften tag, nun merck mich recht,
Des mertzen hont ſich viel errecht,
Am waltſen wol acht hauffen
Gar bey in dreyer wochen friſt
Sein auch zuſamen gelauffen, gelauffen.

Der bundt, als er die ſach bedacht,
Auß zog gar bald mit ſtarcker macht
Uff leypheym an der donen.
Acht taüſent baüren lagen da,
Iſt jn nit wol bekomen, bekomen.

Drey taüſent, als ich bei bericht,
Sindt da erſchlagen, auch man ſpricht,
Acht hundert ſindt erſoffen,
Der kopff auch manchem geſchlagen ab,
Vil ſind daruon entloffen, entloffen.

Bey walting lag auch mancher man,
Der bundt zu jn auch zog hinan,
Die bauren wolt er ſtraffen;
Den brotten ſie errochen baldt,
Begonten ſeer zu lauffen, zu lauffen.

Bey wirtzach warden ſie ereylt,
Da hub ſich auch ein neuer ſtreyt,

Vil bauren warden erſtochen,
Den anderen genad vnd vngenad
Baldt wardt durch denn bundt verſprochen, verſprochen.

Bey weyegarten, merckent ebenn auff,
Xiiij tauſend lag ein hauff,
Denn wolt der bundt auch ſchlagen;
Graff Hug von muntfort thet jm recht
Durch jnn wardt es vertragen, vertragen.

Zu Weynſpurg geſchach eyn greülich that,
Graff Ludwig wardt geben in todt
Mit xxiij edlen.
Wolt gott es wer geſchehen nicht
Het mancher noch ſein leben, ja leben.

Fünff taūſent baūren hont ſich geſammlet,
Bey öbernmeſſig zuſammen kamen
Vnd greding eyngenommen,
Viell ander flecken auch darbey
Hont ſie darzu gewonen, gewonen.

Fridreych pfaltzgraff wolbekant
Fünff hundert pferdt hett, mich verſtandt,
Vnd Hertzog Wilhelm auß Beyren,
Zu roß vnd füß auch wol gerüſt,
Hont baūren gefüret an reyhen, ja reyhen.

Ottingen wardt genommen eyn,
Die klöſter auch geplündert darbey.
Xj taūſennt waren der baūren,
Die hatt Caſmirus der frumme fürſt
Zertrennet des ſie traūren, ja traūren.

Elwangen die baüren nammen eyn,
Wol an dem zebenden tag des meyen,
Dar ſindt vom jungen pfaltzgraffen
Meer dan iiij hundert erſchlagen, auch
Gefangen vil entlauffen, entlaüffen.

Am xij. tag des monadts auch
xiiij tauſent bauren darnach
Gar woll geruſt verſammlet
Sindt in dem wirtemberger landt,
Die all zuſamen kament, ja kament.

Den hauffen hat der edel bundt
Geſchlagen auch zur ſelben ſtundt,
vj tauſend vnd iiij hundert
Sindt vff der walſtat bliben todt,
Viell ſindt jr hardt verwundet, verwundet.

Vff weynſpurg iſt der bundt hernoch
Gezogen vff die bauren doch,
Sind, die den graffen tödten,
Vff wirtzburg all gefloben zu,
Sie ſtundt in groſſen nöten, ja nöten.

Weynſpurg dez wardt verbrennet gar
Vnd alles das darjnnen war,
Mit ſampt fünff dörffer umbher,
Vier hundert auch erſchlagen hont;
Da war ein groſſer jammer.

Pfaltzgraff am rheyn, ich melden thu.
Biſchoff von Trier gehört darzu,

Von wyrtzburg auch den herren,
Hertzog otten heinrich auch darbey,
Die fürſten all mit eren, ja eren,

Von heydelberg ſind gezogen auß
Wol von dem wolgebauten hauß,
Seyn landt wider eingenommen;
Vil hat d'fürſt geſtrafft, auch vil
Zu genaden genomen, genomen.

Auch brußell zu der ſelben friſt
Vom fürſt eyngenommen iſt,
Hat viertzigk man gefangen;
Dauon ſindt ir enthaüptet auch,
Die ander ledig außgangen, außgangen.

Vff neckers vlm der fürſt hernach
Zog, da er thet der gleichen auch,
Die maurenn vnd thürn zuriſſen,
Die böſen auch geſtrafft hat
Es möcht ſie wol verdrißen, verdrißen.

Im elſes war viel groſſer not
Von bauren auch an manchem ort
Mit reyſſen vnd mit toben,
Das weret in hertzog auß Lotring,
Iſt war vnd nit erlogen, erlogen.

Zu luyſtein bald ein ſchlacht geſchach,
Zu zabern auch viell mancher man
Seyn leben hat gelaſſen
Bey ſchletſtatt des gleichen thet
Viel thun in darumb haſſen, ja haſſen.

In Summa, ſagt man jn gemeyn,
Von im erſchlagen ſind allein
Wol dreyſſig taüſent baüren,
Des mancher noch vff dieſſen tag
Tregt ſchmertzen vnd groß traüren, ja trauren.

Türingen müß ich melden yetzt,
Da Tomas müntzer ward geſpißt,
Der thet die baüren leren.
Die furſten waren nit vnbehend,
Begunden yhn zu weren, zu weren.

Landtgraff aus heſſen kam gein voll,
Da waren vil baüren grob und voll,
Hetten die ſtatt eyngenommen;
Der fürſt jm ſturm wol tauſent tödt,
Die ſtatt hat widder gewonnen, gewonnen.

Die fürſtene darnach allgemeyn
Vor Franckenhaußen, iſt nit neyn,
Die baüren hont geſchlagen.
vj tauſent ſind todt blieben da,
Des hört man manchen clagen, ja clagen.

Mülhauſſen an dreyen orten hart
Von fürſten auch belegert wardt,
Zum ſturm auch wol beſchoſſen;
Der baüren hauff ſich weren wolt,
Er hat ſein nit genoſſen, genoſſen.

In Francken iſt der hauff nit klein;
Geweſen ſindt ir, als ich meyn

Wol Sechs vnd zwentzig tauſent.
Bey Sechtzig ſchlöſſer hont zerſtöret
Den adel vnd klauſſen, ja klauſſen.

Zu neckers Vlm zuſamen kamm
Der bundt vnd pfaltzgraff lobeſam,
Vff wirtzburg ſindt gezogen
Vnd furter vber taüber gerückt,
Das thut man weytter ſagen, ja ſagen.

Acht tauſent otenwelder hont
Sich vff ein berg gelegt zu handt,
Nit weyt von Königshoffen,
Des bundts ſie noch nit warten warn,
Sie were gern geloffen, ja geloffen.

Doch götz, venn berlingen genandt,
Jr haüptman war verſchwunden baldt,
Man thet die baüren angreyffen,
Sie flohen inn den nechſten wald,
Vil mochten nit entweychen, ja weychen.

Indem acht taüſent baüren auch
Von wirtzburg kamen, den was gach,
Den otenwelder zu helffen,
Der bundt hieß ſie wol wilküm ſeyn,
Man hort ſie ſchreyen vnd gelffen, ja gelffen.

Von yhn kammt des abends noch
iij hundert in ein ſchloſſe hoch,
Zerriſſen vnd zerſtöret,
Hie leyt der bundt ein wenig not,
Sie haben ſich geweret, ja geweret.

Eynn gefangner zeyget an gar baldt,
Wie ſich die and'n in dem waldt
Auch hetten wol verborgen,
Do ſchlug man ſie ſchier alle todt,
Sie waren in groſſen ſorgen, ja ſorgen.

Zu handt der bund auff Wirtzburg zoch,
Das geſchutz gieng auß dem ſchloſſe hoch
So greulich, das vil baüren,
Sich machten auß der Statt zu handt,
Sie vielen vber die maüren, ja maüren.

Darnach die Statt ſich auch ergab,
Die baüwren worden g'ſondert ab,
So des marckgraffen waren,
Gar mancher do enthaüpttet iſt,
Sie handt nit wol gefaren, gefaren.

Zu Bamberg ſind auch xij enthaüpt
Iiij hundert burger, ſolchs mir glaübt,
Sind auch daſelbs entrunnen,
Der biſchoff iſt geſetzet eyn,
Vnnd halſtatt gar verbronnen, verbronnen.

Marckgraff Casmirus auch zog auß,
Manch bauren er verbrant ſeyn hauß,
Viel hot er vnderwegen
Erſtochen vnd geſtrofet vil
Sie ferndt gar vnden gelegen, gelegen.

Ehe der pfaltzgraff wider heym kam,
Hetten ſein bauren gefangen an

Zu wütten vnd zu doben,
Gar bald der furſt geen oppenheym kam,
Er iſt alzeit zu loben, zu loben.

Pferderßheym was der baüwren hoff,
Sie meynten, hie wer noch keyn ſtroff,
Sie zogen den Reuttern entgegen,
Sie würgtenn wol vj hundert do,
Der kützel goot ſich legen, ja legen.

Auff ſankt Johannestag es geſchach,
So manchen ſteyn mit vngemach
Thet man den baüren ſchicken;
Die ſtatt gar baldt ergeben wardt,
Es thet jn nit wol glucken, ja glucken.

Bey Kempten eylff tauſend bauren ſind
Gelegen, warn des bundes feyndt,
Die hat er auch getemmet;
Von je litt er die gröſte nott,
Doch ſindt ſie auch zertrennet, zertrennet.

Hie bleyb es wol zu dieſer friſt,
Wiewol noch viel vorhanden iſt;
Es möcht yemand verdrieſſen,
Der villeycht vermeynt in ſeinem ſyn,
Er möcht ſein nit genießen, genießen.

Das ſoll alleyn ſeyn yedem kundt,
Das er betracht diß zeit vnd ſtundt,
Denck das vns gott thut ſtraffen;
Die wir ſeyn wort verachten gar,
Wir werden nit entlauffen, entlauffen.

Ein Reye, vom Kutenberg.

Was wölln wir aber heben an,
Das beſte, das wir gelernet han,
Auffm Kutenberg hat es der Hawer vil
Und auch darzü der werden heyler gemeyne.

Es warn vier hawer in die ſchotten geſandt,
Sie kamen dem Schultes in ſeyn land:
Ir lieben Bergkgeſellen wer hat euch her geſandt,
In meine ſchotten, ſie ſollen euch werden ſchwere.

Ey Schultes hab wir dir ein Schaden gethan,
Du wölſt von uns bezahlet han,
Wol all zu hand,
Auff zahlten ſie vier weyſſe groſchen.

Ich will meyne Schotten unbezahlet han,
Ich will euch ewre köpffe ſchlahn,
Wol all zu hand,
Da hüb ſich groß hawen und fechten.

Zween blieben in den Schotten todt,
Der dritte vergoß ſein blüt rot,
Der vierdte bracht das pottenbrodt
Gen Kutten auf den Berg,
Wie die Hawer hatten ſchaden genummen.

Ey lieben geſellen nun laßt euch ſagen,
Der Schultes hat unſer geſellen erſchlagen

Er hat es gethan auß übermüt,
Dunkt uns nit güt,
Die hawer und die hespler gemeyne.

Der Bergkmeyſter der hüb an und ſprach:
Lieben geſelln volgt mir hinden nach,
Wir wöllen dem Schultes in die Schotten gan,
Wol all zuhand, an jm wölln wir uns rechen.

Sie giengen wol zu den Schotten zu,
Sie flockten die ſchotten und raufften das ſtr .
Der Schultes ſtund und was gar froh,
Da er ſie ſach in ſeinen ſchotten her tanz und ſchantzen.

In eynem dorff ein Kirchmeß was,
Der Schultes der lüd manchen frembden gaſt,
Das thet er zwar alles umb das,
Das er ſich wolt wol mit den häwern ſchlagen.

Es ſprungen zween Hawer an den tantz,
Die andern ſahen wohl auff den tantz,
Es hüb ſich umb ein Rautenkrantz,
Wol all zu hand hüb ſich groß hawen, ſtechen und fechten.

Vier halb hundert armpruſt wurden geladen,
Die ſteyn wurden auff die heuſer getragen;
Sie ſchoſſen und wurffen unter die güten Bergkgeſellen,
Das ſie ſich nicht wuſten vor den Behemiſchen Bauren
zu behalten.

Es hüb ſich ein alter Hespler an:
So zunden wir alle die Heuſer an,
Bis auf die zwey, darinnen wonen,
Die zarten Junckfrawen

Vierdthalbhundert bliben auff dem platze todt.
Du, was jr bliben in fewres not,
Hilff reicher Got im Himmel,
Halt uns die Hawer in hüte.

Die Hawer warn voll hunger
Sie zogen gen Kutten in die ſtadt,
Sie aßen und truncken ſich balde ſat,
Die gute Bergkgeſellen, darzu die Hesplergemeyne.

Do hub ſich ein alter hespler an:
So rurt noch heut keyn haspel nicht an,
Es werd dann ein brieff, von dem König geſandt,
Wol all zu hand redten ſich die hawer gemeyne.

Alſo hüb ſich der Künig an:
Ir ſolt mir die Hawer zufriden lan,
Sie haben noch alle meynen willen gethan,
Die guten Bergkgeſelle, dazü die hespler gemeyne.

Ey der uns dieſen Reyen ſang,
Ein guter Berggeſel iſt ers genannt,
Wol all zu hand.
Er hat jn gar wol geſungen,
Iſt im ganzen wol gelungen.

◆

Ein newes lied,

Ein Burger iſt geſeſſen, zu Thübing.

(Im thon, Ein Muller iſt geſeſſen zu Baſell.)

Ein Burger iſt geſeſſen
Zu Thübing in der Stadt,
Sein Weyb thet ſich vergeſſen,
Brach jr Ee frue und ſpat.
Der mann von dem ding gar nicht weſt,
Wenn er ging nach ſein gſchefften,
So lüd ſie beym hin geſt.

Eins mals ging er zum weine
In eines wirtes hauß,
Sie blieb dabeym alleine.
Do er kaum kam hinnauß,
Ein ander burger zu ihr kam,
Gar ſchon ward er empfangen,
Freundtlich in d arm nam.

Was bey einander thetten,
Das kündt jr rechnen gnüg.
Sie und ein Münch auch hetten
Jr anſchleg gemacht mit füg,
Der kam für Thür und klopfet an.
Sie het des viel getrieben,
Ließ kein lang draußen ſtan,

Der Burger ſchrack vos ſere,
Er fluche ſchlecht auff die Dill,
Het ſorg auff ſolche mhere,
Wur auch gemiſcht in das ſpill;
Der münch laß jr ein lection,
Maynt er wer nur alleine,
Indem da kam der man.

Der Münch begert zu fliehen,
Sprach: o wo fleuch ich hin?
Hinder ſich thets ihn ziehen,
In offen ſchub ſie in,
Stund grad furs loch, hüb zkochen an
Der man ging dſtigen auff hin,
Sprach alles land müß dich bſtan.

Sie maint er weſt von ſachen,
Warum er flucht ſie fragt,
Gar theur war jr das lachen;
Er ſprach ich habs gewagt,
Drey gulden hab ich heut verſpilt,
Die fraw hüb an zu fluchen,
Und ſtelt ſich leiden wildt,

Sie thet in hefftig ſchelten,
Alſo bringſt mich umbs mein,
Wer wirdt dirs widergelten?
Er ſprach es mag wol ſein,
Der doben wider geben kann.
Der Burger auff der Dillen,
Maynt die red gieng jn an.

Bald ſprung er von der Dillen,
Er ſprach: mir nicht alſo,
Solt ichs allein bezalen;
Der münch im offen do,
Der auch mit jr vil kurtzweil trieb:
Deshalb gett er geben
Das ander ich ſelbs gib.

Es war ein gůt kappen,
Der man der nam das gelt.
Die Frawe lacht auch der Lappen,
Das ſie ſich hetten gmelt,
Mit Friden kamen ſie von jm.
Daran ſolt mancher denken,
Kein ſolche peut nit nym.

G. N.

Getruckt durch Hans Guldenmundt.

Ein hübſch Lied

von

ſyben Stalbrůdern auß Sachſen.

Nun will ichs fröhlich heben an,
Wie ich es ſelbſt gehöret han
Von ſyben Stalbrůdern, die ſaſſen
In eynem offnen wirtes hauß,
Theten ſie jr gelt verpraſſen,
Da lebten ſie frey nach der pauß,
Jrs unglücks alles vergaſſen.

Do ſprach der erſt wol unter jn:
Wie pringen wir nun den winter?
Welcher kann das auſſinnen,
Das wir erlangen eine güte peut,
Der witz will mir zerrinnen,
Wir ſind wahrlich ſunſt arme leut,
So wir nit güt gewinnen?

Der ander ſprach: ſo will ich mit,
Ich hab nit vil, das ich verſchüt,
Das red ich on alles trawren.
Der dritt, der ſprach: ich kum hernach,
Ich weyß mir ein Gelviſchen pauren,
Mich irrt doch zwar kein waſſerbach,
Ich weiß, ich will jm erlauren.

Der vierdt ſprach: ſo ich jn find,
Und der die ſchuh mit weyden bind,
Muß uns das gloch vergelte;
Es hilft ihn weder ſauer noch ſüß,
Kein fluchen oder kein ſchelte;
Ich acht auch nit, wenn es verdrieß,
Es glückt mir wahrlich ſelten.

Der fünfft der ſprach: aus freyem müt,
Bey mir bleibt weder gelt noch güt,
Davon ſo muß ich kumen.
Ich hab mich manchen winter ernerrt,
Gott weyß, wo, hab ichs genumen.
Wenns gleych lang regen wetter iſt,
So ſcheynt darnach die Sunne.

Der ſechſt der ſprach: biet mir uns recht,
So wern wir gar frum Lantzknecht,
So möchten wir frölich traben,
Lauffen den pawren durch die heuſer
Un nemen jn, was ſie haben;
Wir thun nit wie ander tockmauſer,
Die heymlich ſchinden und ſchaben.

Dieſelben ſind gar ferlich leut,
Wolauff, jr geſellen, es iſt zeyt,
Das wir uns nit verſaumen.
Der winter iſt hyn, der ſummer kumpt her,
Es plüen auch ſchier die baumen;
Geprate öpffel die ſchmecke wol,
Doch eß ich hühner für pflaumen.

Der ſiebendt ſprach: ſolt mich vernemen,]
Un ob wir wider zuſamen kemen
Auff eyner preiten heyde;
Daß wir einander kennten baldt,
Wir müſſen uns jetzundt ſcheide.
Hiemit machten ſie ſich darvon,
Geſchach jn allen layde.

Do ſie wider zuſamen kamen,
Einander ſie gar bald vernamen,
Erkannte einander balde;
Ein yeder bracht ſein teyl darvon,
Sie lieſſen wol auf dem walde,
Unn was ſie da gewunnen hetten,
Das verzeren ſie gar balde.

Wol aus dem wald ins wirtes hauß,
Tranke zu halb zu gantzen auß.
Wirt haſt nicht güte ſpeyſe?
Güte ſpeyß der hab ich genüg,
Nun ſaget mir ewer weyſe,
Was jür für Kauffleut mügt geſein,
So wart ich ewer mit fleyſſe.

Wir ſind Kauffleut, und das iſt war,
Wir haben alles verzeret gar,
Wir kumen auß obern Normanden.
Wem juckt der kopff, der ſcher den bart,
Hiemit ſcheyd wir von dannen.
Nach gütem müt ſo trachten wir,
Darnach thüt uns verlangen.

Und der uns diſes Liedlein ſang,
Ein freyer Lantzknecht iſt er genannt,
Er hats ſo frey geſungen;
Der ſchwartzen pfennig hab er nit vil,
Der weißen ſind im zerrunnen,
Er trinckt vil lieber trüben wein,
Dann waſſer auß lauterem prunnen.

Von einer Königin

von

Aſion und von einer kronen.

(Im rotten zwingen thon.)

In Aſion ein Künig was geſeſſen,
Der hat ſich alſo hoher Ding vermeſſen,
er lud zu jm ſo vil der Kenig und Fürſten.
Er begundt mit jn ſo vil der hohen eeren walten,
er lud zu jm die jungen und die alten,
Die herren vnnd die nach eeren guuden dürſten.

Er het wirtſchafft tugentliche,
vierzehen tag ließ er ſein hof anſchawen.
Do kam dar mancher künig reyche,
vnd auch darzu die werden klugen Frawen,
ſie pflagen hoher eeren.
die kenig vnnd die Frawen zart in hoher art,
darnach wardt ſich verkeret,
der Fürſten ſchallen auff der fart.

Ein jüngling kam in den ſal gegangen,
mit einer kron darunter kunt er brangen,
ſie ſtundt jm wol, die Kron was tugentreych
Sie thet vonn edlen ſtainen ſehr ſchaynen,
kein Herr het vor kein ſolche kron geſehen,
ſie was mit aller zierde ſo köſtlichen.
Die Kenigin von Aſion,
het diſe kron heymlichen laſſen machen

den Künigen vnd auch jrem man,
die kron die het an jr ſo keuſche ſachen,
kein Herr die kron mocht tragen,
der falſcher lieb pflage,
es kam ann tag, die kron thet es ſagenn,
welchers auff ſeinem haubt wolt tragen.

Sie begunden all ſambt die Kron beſchawen,
die werden Künig und auch die zarten frawen,
jeden begundt ſeer nach der kron verlangen,
Der Künig von Aſion wolt nit entpern,
er ſprach die kron die will ich bezahlen gern,
vmb das ich hie vor euch darunter brange.
Ich gib für ſie ein gantzes landt,
ob mirs die herren vergünnden zware.
do ſprach der jüngling zuhand,
des dorfft jr nicht vil edler Künig fürware,
die Kron die thut euch ſchencken
Ein Künigin lobesan,
wem dieſe kron wol auff ſteet on alles wancken,
der ſoll ſie frey für eygen han.

Dem Künig begundt die red gar wol gefallen,
er ſprach zun Furſten vnd zun geſten allen:
ich bitt euch ſeer, laſt mich die kron auffragen.
Sie ſprachen: gerne, edler Künig und herre,
wir wöllen euch wol günnen diſer eere;
er ſprach: des wil ich euch groſen danck ſagen.
Dem Künig ſatzt man auff die kron,
Do fiel ſie im nieder bis auff den rucken,
das ſahen Künig vnd Künigin an,
der Künig mocht der ſchandt nit vertrücken,
wol vor den frawenn ſchone.

da het er ſcham vnde ſpot,
er wardt ſchamrot;
ſie ſpotten ſein mit henden,
vonn im riß er die kron ſo drat.

Der Künig von Portugall ſprach mit begierde:
man ſetz mir auff die kron mit reicher zierde,
ich hoff ich wöll die kron von hinnen füren.
Dem Kunig ſatzt man auff die kron fürwar,
Do fiel ihm auff ſein achſel gare;
ſein Frau die ſprach ferrer ich wol ſpüre.
Ich meint, jr wert ein frummer man,
die kron kan ewer boßheyt hin wol ſagen.
do ſprach Künigin vonn Holandt,
zu jrem Künig, er ſolt die Kron aufftragen.
Do ſprach der Künig ſo reyche:
die kron der wil ich nicht,
die kron hat pflicht mit aller zaubereye.
die kron iſt unns zu ſchanden gericht.

Die frau die ſprach: jr ſolt mir nit verſagen,
warlich jr müſſet auch die kron aufftragen,
oder ich wil euch keiner bitte geweren.
Der Künig ſprach: jr mügt uns ſein wol ergetzen,
dem Künig begundt man baldt die kron auffſetzen,
der Künig mocht der kronen mit nicht weren,
Sie fiel im auff die Gürtel ſeyn,
das da Künig vnnd künigin lachens pflagen;
ſein frau ſprach hie iſt wol ſchein,
das jr mir habendt mein pfruntlein dick entragen.
wann ich hab hin geſehen,
wie jr mich habt bethört.
wer diß red hört,

ſprach: jm iſt recht geſchehen,
ſie hat jm ſein bulſchafft zerſtört.

Der König auß zypern ſprach: mit ſolchen Dingen
ich hoff ich wöl die kron vonn hynnen bringen.
ſetzt mir ſie auff, ich will mein heyl verſuchen.
Dem Kunig ſatzt man die kron auff fürwar,
do fiel ſie jm biß auff ſein lenden gar,
der Künig begundt der kron gar ſeer fluchen,
Aldo hub ſich ein groſſer ſchall,
vor dem Künig mit ſpot vnd fingerzeygen
ſie rüfften alle inn dem fall:
herr Künig ſeyt fro, die kron iſt ewer eygen,
mit großem vngefüge,
die kron er von jm brach.
der Künig ſprach: kein man wardt nie ſo küne,
die kron macht jn an eeren ſchwach.

Wol aylff der Künig begunden die Kron aufftragen,
vnter der kron kund keiner eere erjagen,
die kron thet offenbaren jre ſchande.
Von Engelant Philips der junge degen,
der ſprach ich hab vnſtetter lieb nich pflegen.
ich hoff ich bring die kron heym in mein landt.
Er hat ein weyb was graw vnnd alt,
ſie ſprach: nayn, lieber herr, ſchonet ewer eeren,
ich byn alt vnd vngeſtalt
ob jr mich habt verlieſt das ſchatt nit ſeere,
ſeyt diſe herren alle
mit jren frewlein wol gethan
nit gnung hand, ſo ſolt jr mir nicht mißfallen,
ob jr ſchon zu einer jungen gan.

Der Künig ſprach: frau ir ſolt mirs nicht weren,
ich hoff ich wöl die kron tragen mit eeren,
ſetz mir ſie auff die Kron
mit reychem ſchalle.
Do ſatzt man im ſie auff die kron ſo reyche,
die ſtundt im wol vnnd alſo weydeleyche;
das ſahenn wol die Künig vnd Künigin alle.
Die kron vnnd preyß ward im geben,
er was der jüngſt vnnd het die elteſten Frawen.
ſie ſprachen: Gott laß im ſelig leben,
eim frummen hertzen ſol man wol getrawen,
die alten vnd die weyſen,
die haben torheyt pflegen,
ich will nit fragen mer nach den alten greyſenn,
ich lob ein frummen jungen degen.

Jobſt Gutknecht.

◆

Ein hübſch lied,

Wie got der almechtig den Pawren gab ein wunſch.

(In Schillers Ton.)

Ir herren nun ſchweyget ſtill,
Von abentheur ich ſungen will,
Die iſt fürwahr geſchehen.
Dieweyl Gott noch auff erden was,
Mit klugheyt ſollt ir merken das,
Die wahrheyt will ich gehen.

Ein dorff in eynem thale leyt,
Daſſelbig heyßt Winterßhaußen,
Darein kam Gott ſelber auff ein zeyt,
Die Pawren theten pawſen,
Sie ſaſſen bey dem külen wein,
Sie ſuffen wie die Schweyen,
Und waren all ſambt vol,
Mit ſchreyen was jen voll.
Sie ſchreye alda über wort,
Keiner vernam ſein eygen wort,
So wild was da jr leben.
Sanct Peter ſprach: herr, mayſter mein,
Ich bitt dich durch die güte dein,
Du wolſt den Pawren geben
Ein gemeinen wunſch, des bitt ich dich.
Gott ſprach: ich will dich geweren,
Ein wunſch geben ſicherlich,
Als jr wölt werdet hören.
Wie in der wunſch von Gott ward auffgeleit,
Zu den pawren er da ſeyt:
Nun ſchweiget alle ſtill,
Hört was ich ſagen will.
Gott, der ſprach: jr Pawren all, gemeynden wunſch,
Den gib ich euch allein,
Dz ſolt jr merken eben.
Doch ſolt den wunſch nur einer han,
Darnach will ich es wiſſe lan,
Und will es euch darzu geben.
Und was derſelbig wunſchen will,
Das ſoll geſchehen drate,
Dannoch wirdt jm nur halb als vil,
Darumb ſo geet ſo rathe,
Erwelet ein unter den Pawren alle,

Der euch darzu gefalle,
Der diſen wunſch ſol than,
Den ſolt jr bitte ſchon.
Der Schultheß der pott in auff den ayd,
Er ſprach nun gebt mir unterſchayd,
Wer diſen wunſch die thette.
Einer ſprach kein beſſern ich nit weyß
Es thu mein gefatter der Schultheß,
Der kan vil weiſer rethe,
Darzu iſt er an gut ſo reych,
Wünſcht er uns gluck und heyle,
Wirdt ſein gutt erſt dem unſern gleych,
Wirt jm das halbe teyle,
Der Schultheß ſprach: es wer nit wol mein fuge,
Solt ich euch wünſchen genuge,
Das wer nicht wol mein will,
Wird mir nur halb als vil.
Der Schultheß ſprach nun merket mich recht,
Wir haben einen gemeinen knecht,
Nach dem wöll wir ſenden.
Ich ſprich das billig wünſch der ſchütz,
Der iſt der gantzen gemeine nütz,
Die Sach die wolt ſich enden.
Die Pawren ſprachen all gar ſchon,
Wir wöllen nach jm ſchicken,
Der Schütz uns billig den wunſch ſoll thon,
Die Sach die wolt ſich glucken,
Sie thetten einen botten zu ihm ſende,
Der Schütz der kam behende.
Da jnn der Schultheß erſach,
Hört, wie er zu ihm ſprach.
Der Schultheß ſprach: nun merckt mich recht,
Du biſt des dorffs ein gmeiner knecht,

Und haſt uns ein ayd geſchworen,
Du wölles thun, daß uns ſey nütz,
Darumb ſo biſtu unſer Schütz,
Und wir geben dir das Korn.
Darumb ſoltu mich merken eben,
Was ich dir hie verkünde,
Gott hat uns einen wunſch gebe,
Den ſoltu thun geſchwinde.
Das habe wir erkannt auff trew und ayde.
Das du, on alles leyde,
Diſen wunſch ſoltu uns thon,
Des bitten wir dich ſchon.
Die warheyt will ich verjehen,
Und was du wünſcheſt, das ſoll geſchehen.
So hat geſprochen Gotte.
Darumb, mein ſchutz, biſt zweifels on,
Der halb tayl ſo dir werden ſchon.
Er antwort jme gar dortte:
Gehet wider heym bis morgen frü,
Ich will mich baß beſinnen,
Was ich euch darnach wünſchen thü,
Das werdet jr wol innen.
Die red die gefiel den Pawrn alſo wohl,
Sie waren alle ſambt vol,
Und ſchreyen alle do
Das heya heya ho.
Da nun die nacht ein ende nam,
Yeglich er nam ein ſack un̄ kam,
In des Schultheſſen hauſe.
Do ſie all waren zuſamenkumen,
Der Schütz der bets gar wol vernumen,
Er wolt nit bleyben auſſe.
Der Schultheiß ſprach ich beut dir, Schutz,

Auff trew und auch ayde,
Thu uns ein wunſch, der ſey uns nütz,
Laß dir die ſach nit leyde,
Und das dir der halbe teyl ſoll werden,
Dieweyl du lebſt auff erden,
So wöllen wir dich nit lan,
Du ſolt keyn mangel han.
Ein alter Pawer hub ann: wünſch mir,
Das ich im Winter nicht erfrier,
Das füget mir gar eben.
Der ander ſprach: wünſch weyß brodt genug,
Ein ſüſſer medt wer wol meyn fug,
So will ich frölich leben.
Der dritt der ſprach:
Heb Schütz nun beit,
Wünſch das wir nit verderbe.
Der vierdt ſprach: wünſch land und leut,
Und das wir auch nit ſterben.
Der Fünfft der ſprach: wünſch ſchewren von aller Feſen,
Das wir auch vil pfennig löſen.
Der Sechſt ſprach wünſch ruben,
Die ſind im Winter eben.
Der ſiebend ſprach: wünſch pfennig vil,
Und darzu wirfel und karten ſpil,
Damit ſo wöll wir pauſe.
Der acht ſprach: freulein fein,
Darzu den allerbeſten weyn,
Den trinken wir auß krauſen.
Der neundt der ſprach wünſch medt und milch,
Und in der Faſten zweyffel,
Jedem ein Gippe von guttem Zwylich,
Darzu gehefftelt ſtyffel,
Damit wir künden lauffen durch das kalte,

Wir mögen ihr nit geratte,
Darumb verſag mirs nit,
Und thu was ich dich pitt.
Der zehend der ſprach: mein lieber ſchütz,
Brauch vernunfft und all dein witz,
Wann es thet nit ſo notte,
Wünſch das das Korn thu ſelber wachs;
Und das die Arbeyß und der Flachs
All Jar woll geratte.
Darzu wünſch jedem in ſein hauß,
Drey oder vier gut flegel,
Damit wirs korn dreſchen auß,
Und jedem ein guten ſchlegel,
Damit wir das holtz im Winter klieben;
Schütz, laß dich nit betrügen,
Wann du weiſt ſelber wol
Was ein Pawr haben ſoll.
Der aylfft der ſprach: wünſch, wünſch on all gefahr,
Wünſch yedem ein kraußes,
Das dunket mich das beſte.
der Zwelfft ſprach wünſch uns ein brey,
der voller feiſter griffen ſey.
Der Schultheß was der letzte.
Er ſprach: mein Schütz, wünſch ohne haß
Und laß dich nit erſchrecke.
Er ſprach: nun tretet zu herbaß,
Und ſprach: Got geb das jr müſt erblinden,
könnt jr kein beſſern finden.
Do er das wort geſprach,
Keiner kein ſtuck nit geſach.
Do was der Schütz nur halber blind.
Die abentheuer ich euch verkündt,
Die Pawren thet er beſcheyſſen.

Die Pawren ſprachen allgemeyn,
Wirdt uns der ſchnöde wicht allein,
Wir wöllen jn zerreyſſen,
Het wir in bunden an an ein ſall,
Und hätten uns beſunnen,
Er müſt uns han gewünſcht glück,
Un heyl, ſunſt iſt er uns entrunnen.
Die abentheuer geſchach zu Winterßhauſſe,
Damit das lied iſt auſſe,
Den Pawrn den geſchach das recht,
Von jrem gemeynen knecht

Gedruckt zu Nurnberg Durch Jobſt Gutknecht.

◆

Ein hübſch Lied von einem Meydlein.

Swolt eyn Meydlein waſſer holen
Bey eynem kühlen prunne.
Was fand ſie an dem wege ſtan?
Eyn knieblein, das was junge,
Es ſetzt ſeyn krügleyn neben ſich,
Und fraget, wer er were.
Er ſprach: wölt jr meyn büle ſeyn?
Sie ſprach: von hertzen gerne,
Kumpt here, kumpt here.

Die müter zu dem töchterleyn ſprach:
Wo warſtu necht ſo lange,

Ey du liebes müterlein,
Ich ſtund bey dreyen manne,
Der ein der pfiff mir alſo wohl,
Das ich mit jhm müſt tanze;
Der and' wolt meyn bule ſeyn,
dem dritten geriet die ſchantze,
Beim tantze, beim tantze.

So ſchaw, meyn liebes töchterleyn,
Das es dich nicht gerewe,
Ach neyn, du liebes müterlein,
Er gab mir des ſeyn trewe;
Het er mir ſein trew nicht gegeben,
Es wird jm nicht geroten,
Er hat der gulden pfennig vil;
Die wöl mir von ihm ſchroten.
Kum ſpate, kum ſpate.

Dort in meynes vaters haus,
Steet ein baum im garten;
Es ſey gleich Ritter oder knecht,
So darff er meyn nicht warten.
Hab mir ein feins lieb außerkorn,
Gar heymlich und gar ſtille,
Ich hab meyn krentzlein hie verlorn,
Durch meines bülen wille.
Schweig ſtille, ſchweig ſtille.

Der uns dieſes Liedleyn ſang,
Von newen hat geſungen,
Das hat gethon ein Lantzknecht güt,
Im iſt nit wol gelungen.

Er ſingt uns das und noch vilmehr,
Er hat ſo frey geſunge,
Er hat kein gelt im ſeckel mer,
Der Würffel hats jm gnunnen,
beym prunnen, beym prunnen.

Gedruckt zu Nüremberg durch Kunigund Hergotin.

◆

Das lied

von

der Kenigin von Franckreich, die der falſch Marſchalck gegen dem Künig vbergeb, do ſie nicht wolt ſeines willen pflegen.

(In des Regenbogen langen thon.)

Hie vor ein Künig zu Franckreiche
ann macht vnd adel groß geachtet weyt vnd preyt,
der het ein fraw ſo ſchon vnd zart,
frumm tugenthafft, ſenfftmütig, weyß vnd ſtete.

Der ſelbig König ſo lobeleiche,
het ein Marſchalck, der die Künigin vil müe anleyt.
er lag jr ſtetigs an ſo hart,
mit manchem ſüßen wort vnd großer bete,

Ob ſie ſeines hertzens willens wolt,
des jm die Künigin nymmer ſtat wol geben,
ſunder ward jm gentzlich abholt,
als er ſolches an jr verſtund gar eben,

er ſich eins falſchen ſyns erdacht;
do eins der Kunig außrit
jagen, als vormals was ſein alter ſitt.
des morgens frue vor tag es was,
die Kunigin ann dem beth noch ſchlaffens pflag;
ſchnell der Marſchalck den weg hin maß,
zu eim ſchlaffender Zwerge da es lag,
welchs ſo ſchlaffende mit jm nam,
Trugs an jr beth, das kains erwachet nit;
eylends er ſich zum Kunig macht,
ſprach: eylt mit mir, die ſach die hat kayn zit.

Der Künig der eylet zu jm balde.
Der Marſchalck ſagt, wie er offt vor gemercket het
ein ſach, die er nicht melden wolt,
ſo lang biß er zu warer that wer kummen.

Darumb, mein Herr, eylt bald vom walde
es trifft an ewer Künigin, die jr halt ſo ſtet;
ſolt ſie mir werden nymmer holt,
bedaucht mich, jn es hat nicht wol geziemet.

Euch zu verſchweigen die groß ſchmach,
als jr mit ewren augen werdt ſehen.
Die red dem Künig ſein hertz durchbrach
das er vor großem wundern nicht kundtjehen;
ich geſchweig dazü, der Marſchalck dort
fürt in die kamer ſein,
do er dem Zwerglein vnd der Künigin,
gekeret bette mundt gen mundt;
davon der Künig in großem land erſtumbt,
das er ein wort nit reden kundt,

bis er hitzig in dem zorn ergrümbt
vnd ſchrey: o, vnverſchembte brawt; damit riß er vom beth das Zwerglein,
ſchlug es an einer wand zu todt,
davon ein ſchreck der Künigin bildet ein.

Auff wuſcht ſie auß einem ſchwern traume,
der jr die nacht vor vnd nach gegangen was,
ſchluk ob dem kopff zuſamen jr hendt,
ſag ernſtlich an den Künig, hart ergrimet.

Darnach den Marſchalck, der ſo kaume
gebart het, biß er volübet ſeinen haß.
Der Kunig ſprach: ewig ſeyſt geſchendt,
du falſches weyb, die mir all freud benimet.

Sterben mußt du on alle gnad.
diß erhöret ein hertzog, hieß Leopolde,
derſelb den Künig ſo theur erbat,
wie er nie kainer weg das nit thun ſolte,
er ſprach herr: eeret die ſchwangerheyt,
vn die frucht in jrem leyb,
das ewer reich nicht gar on erben bleyb;
verſchickt ſie ann ein frembde ſtat,
gebt jr ein frummen alten diener zu,
der ſie in ſeiner pflege hat,
biß ſie euch ein erben geberen thu,
der fürder ewer reich handhab.
worauff darnach ewer mainung bleyb,
findet jr hie zwiſchen wol beſcheyd,
ob man ſie tödt oder ewig vertreyb.

Diß redet Hertzog Leopold darumbe,
wann er die fraw gar frumm vnnd erber gentzlich het,

ob man der warheit wurde gewar,
durch was untrew ſie kem zu diſen nöten.
Erwechet war der künig frumme,
ſein hertz jemerlich in weynen durchbrechen thet.
empfalch es Hertzog Leopold gar,
doch das man ſie nach der geburt ſolt tödten.

Für jen ſie auch nicht kummen ſolt,
ſchied damit ab in pitterlichen trawren;
mit groſſer mühe Hertzog Leopold
die Künigin begeret zu beſchirmen,
begrüßte ein frummen Ritter alt,
er ſolt ien trewen ſein mit jr,
das er gelobt, die frawen müſt weychen ſchier;
o, wer wolt ſeyn des ſyns ſo hart,
der nit alhie gedecht den groſſen ſchmertz,
der diſem reynen weyb zart
ſogar durchdrang jr reynes gemüt vnnd hertz?
und wen ſolt es erbarmen nicht,
das ſie denn hab vnd aller jrer zier
abweychen muß durch den gewalt
des Marſchalcks, dem ſie nicht erfüllt ſein gier?

Der Ritter alt von dannen keret
mit der künigin durch ein wald grauſam vnd wildt;
der Marſchalck bald nach eylen thet,
wann er beſorgt, die fraw würd jm ergeben.

Wie er jr vnziemlich het begeret,
vnnd das er darnach kumme an den Künig mild,
dar er ſich eylends zu jm nehet
ſchlug auff den Ritter alt vnd wardt im fellen.

Do er nun den mordt wolt began,
inn dem die Fraw abwegs ſich verſchluge,
verſchloff ſich in den wilden than,
kam darnach inn ein weg, vnd der ſie truge
zu einem frummen Koler alt
bey den kolhauffen ſeyn;
ſie eylt zu jm vnd ſprach: O, Herre mein,
ich bitt dich lautterlich, durch Got
vnd durch ſein keuſche werde mutter zart,
du wolleſt anſehen mein groſſe nott,
mein vnſchuldt vnnd ſchmertzliche hynefart,
ich ſchied nechſt ab von eer vnd gut
in großes elendt jamer angſt vnnd pein,
wann, der ober mich het gewalt,
der iſt durch ein mörder gegangen ein.

Unndt ligt dort ferr in dem wald erſchlagen,
ich ſolt zwar auch gelitten han die ſelbig not;
darumb, o herr, ſich, ob du mich
vordem grauſamen merder mögeſt friſten.

Dem Koler gieng gar nahent das klagen,
nam ſie bald an, ee jr die flucht wurde zu ſpat,
troſt ſie mit wortten gar ſüßlich,
furet ſie allbald ſchnell hyn zu ſeiner wyſten.

Hie ſagt uns die hiſtori das,
wie ſie drey tag vor wer im wald umbgangen,
kraut, wurtz vnd ander ſollichs ſie aß;
wer glaubt nit, das jr ſchwer vnnd groß verlangen
der ſchmertz vnnd hertzenliche forcht,
vnzimliche ſpeyß vnd richt,
das klar weyb hab keinen vertrawenn nicht;

ich geſchweng in irem leyb der frucht,
darmit ſie ſo ſchwerlich beladen war,
da ſie ein ſun gebar mit zucht.
nicht wunder wer, das verſchmacht wer gar;
dann, das Got alle ding vermag
vnd hat die ſein allweg in der pflicht,
ob die Götliche macht das wirckt,
dasſelb mein mundt auch nymmer widerſpricht.

Dann do der Koler das zart weybe
vnnd ir ſchön adelich geber vnd art vermerckt,
ir angeſicht vnd köſtlichs klaydt,
fiel ir zu füßen vnn ſprach: genad mir, fraw.

Ewer hochwolgeborner leybe gibt meinem gedanken, das ſich
nun mein hertz ſterckt,
ein ſunderlich verborgens laydt,
ewer zukunfft ſey, mir zu einer trawre.

Mir werde dann kürtzlich erzelt,
durch was vrſach vnnd wie ir her ſeyt kummen,
ſunſt mir ewer zukunfft miſſefelt.
die frawe gundt jms alles kurtzlich vberſummen
vnd geet damit demütigklich
zu ſein in der ſeinen hut.
das was der Koler ſo willig vnd gut;
er ſprach: o Fraw, alles, das ich hab,
ſoll ewer ſein, vnnd habt damit gewalt.
die fraw ſich willigklich ergab,
ſie ſprach: mein Koler, es hat die geſtalt,
ich hab bey mir fünff gülden rod.
die nym mit dir vnd biß nit vngemut,
hyn gen Pariß nym dir den ſtrich,
vnnd kumbt dir jemandt, der dich fragen thut,

So melde inn kainen weg mich nicht;
kauff mir ein Scher, ein Fingerhut vnn Elen,
auch Seyden Schwartz, Grün, Braun, Blab, Rot,
Gelb, Graw vnn Bleich, Liecht, Tunckel, mittelmaßig.

Vnd bleyb nit lang auß, das du mit nichte
erforſchet werdeſt, vonn den Dingen zu erzelen,
dadurch ich kummen möcht in nott;
darumb eyl ſchier, biß nit ableßig.

Der Koler volgt jrem geheyß,
zoch hin, volbracht
die Ding nach jrem willenn;
die Fraw ſich ſchoner erbryt fleyß
hielt ſich damit inn aller großen ſtillen,
nert ſich vnd jren ſun damit,
den ſie in der zeyte gebar.
nun nemen wir des alten Ritters war,
der inn dem walde ermödet lag;
der ſelbig einen hund erzogen het,
der gevir da hyn lieff, alle tag
dem Ritter ſein wunden lecken thet,
darnach er hyn gen hoffe lieff,
vnd, wo der Marſchalck gieng, her vnd dar,
ließ er gen im das murren nicht,
gab jm damit ein zwick on alle ſpar.

Dann jederman den hund ſunſt liebet,
wann jm ſein Herr hinder jm gelaſſen het,
derhalb er offt geſpeyſet wardt;
vnnd ſo er ein wenig gekrefftiget ware,

Er ſich alweg wider begibet
zü ſeinem herren, die wundenn zu lecken ſtet,

doch, ehe das er von dem hoffe kart,
lieff er allweg vor zu dem Marſchalck dare,

Im binden zu ein zwick er gab,
lieff damit hyn, das Hertzog Leopold
vermerckt, das er nicht wolt laſſen ab;
reyt dem hundt nach von ferren, wann er wolt
der ſach ein ware vrſach han,
was der hundt maynet damit;
alſo fürt in der hund in kurtzer zit,
da er den alten Ritter fandt,
vnd ſach den hund ſein wunden lecken da;
ſchnell eylens er ſich heymwartz wandt.
alſo füget ſich gar kürtzlich darnach,
die tiſch bereytet waren all,
auch was der Künig zu mal geſeſſen iſt,
gegen jm vber der feige man;
des Marſchalcks kundt der hundt vergeſſen nit,

Sunder ſprang jm da vnter ſeyne augen,
ryß jm damit ein flarren von ſeim angeſicht
vnd darnach ſprang er vber den tiſch
dem frummen Hertzog Leopoldt in ſein ſchoße.

Der Marſchalck kundt des biß nit laugnen, wuſcht von dem
tiſch unnd maynt des Hundes zu feyern nicht.
von dem Hertzogen er jnn hieſch;
der ſprach: den hundt ich dir mit nichten laſſe.

Stundt auf vnd redt mit lauter ſtimm:
gnediger Künig vermerckt diſen haſſe,
der hundt hat mich erwelet jm
zů eim fürſprechern; nun horent mich fürbaſſe.

er ſagt mir, wie er ſchuldig ſey
ann ſeines lieben herren todt;
darzu er mir die ſtat benennet hat,
in der jn ſol er mördet han;
wer mit jm wöl, den wil er weyſenn dar;
auff wuſcht der kunig mit jedermann,
Hertzog Leopoldt nam des Hundes war,
gab jm ein ſpeyß, ließ lauffen jn.
hyn gen dem wald eylet er ſchnell, vnnd dort
mit jm manich Hertzog, Graff vnnd frey,
die vmb den Ritter hetten angſt vnd not.

Er wardt erſtlich mit der proceſſion
geholet auß dem waldt vnnd guder erdt beſtat
mit groſſer pitterlicher klag,
alle menigklich da bey dem opffer waren;

Darnach do wardt noch nit vergeſſenn
der kunigin vnnd jr vnſchuldt; darumb ſo hat
der Kunig kleglich frag,
vnd darzu manich jemerliches geparen.

Der Marſchalck ward gezegenn an,
der ſagt eim jeden kampffs darumb begeren.
do ließ Hertzog Leopoldt verſtan,
wie daſſelbig auch wer des hundes begeren.
baldt ward des kampffs ſtück gemacht,
vnd das vrteyl gen jn geſelt,
dem Marſchalck ein prügel zugezelt,
handt völl'ig vnn eines armes lanck;
der Hundt ſich ſeiner zeen gebrauchen ſolt.
gar ſchnell wardt vmb ſie gemacht ein ſchranck,
der Hundt vil manchen hertten ſchlage verduldt;

zu letzt er jme die ſeel erwüſcht.
darmit der Künig den kampff abſtelt,
auch das noch weytter wurde beſpracht:
der Marſchalck, ee er mit dem todt werdt quelt,
Von ſtundt an er alle ding verjach;
darumb er dann geſchleyffet vnd geredert wardt.
doch von der künigin nicht weſt,
wie gern er dieſelben auch ermördet hette.

Do thet dem künig ſo wee die ſchmach,
das er von groſſem weynen umb ſein Frawen zart
nydert kundt haben rewe noch raſt, -
zu bringen an, wie er den Sachen thette.

Er ſchickt auß in alle landt:
wer ſie erfur oder zu landt brächt,
der ſolt gereicht werden zuhandt
vnd auch erhöcht inn allem ſeinem geſchlechte.
das ſtund bis inn das dritte Jar,
das niemandt wardt kundt;
bis auff ein zeyt, das ſie ſenden begundt
den Koler wider genn Paris,
da zu verkauffen ihr köſtlich gemecht;
der Koler gar mit hohem fleyß
außlegt; ein Kremerin zu im hir necht,
erkennet als bald der Künigin werck,
ſchweyg ſtille vnnd eylt hyn für den Künig zu ſtundt.
Der Künig hieß jn für ſich bringen dar;
wie faſt aber der Koler laegnen kundt,

Gab doch das werck gezung muß genuge.
Dann das er für jr leben badt ſo innigklich,
ſagt damit alle geſchicht.
der Künig pot auff mit aller ſeiner machte,

Ritten ſo lang bis es bett fuge:
der Koler ſprach: Herr, laſt zu jr alleine mich.
in dem die fraw das erſicht,
ſchnell eylends ſie zu fliehen jr gedachte.

Und jr das kindlein was zu ſchwer,
das mit einem kleinen bogen vnnd einem boltze
vmb ging, die fraw ward fliehen ſeer.
vnd ließ das kindlein hinder jr im Holtze;
Der Künig ſie ereilen thet,
er ſprach: o, werdes weyb,
nit fleicht von mir, geſichert iſt ewer leyb,
löſt mich von großer angſt vnd not,
die ich vmb euch ſo lang gelitten han.
ab fiel er von ſeinem Pferd, gar hart
mit armen er er ſie vmbſchlieſſen began,
kuſt ſie vor freuden offt vnd dick,
ſprach: o, mein allerhöchſtes laid vertreyb,
mein hertz dich nymmer mer verleuſt,
in deinem gunſt ich fürbaß ewig bleyb.

Den jungen Künig er auch ereylet,
nam inn ann ſein arm vnd kuſt jn manigfalt.
ein ſchoner wagen beſtellet was,
darauff man ſie mit groſſen freuden ſetzet.

Darbey ſich der Künig nicht verweylet,
ſunder ſich zu dem wagen ſtettigs hielte hart;
des Kolers er auch nicht vergaß
weyb kindt vnd er wurden jres laids ergetzet.

Furen all frölich mit jm heym,
eyn newe Hochzeyt ließ der Künig außſchreyen,
alles volck erfreuet wardt gemein,

vnnd wurden Got gebenedeyen,
freudten ſich der Künigin here,
die kummen was zu landt;
beſandt wurden die herren alle ſandt.
erſt ward groß ſtechen vnnd thurnieren,
der herlichſt hoff, der je geſehen was,
vnd vber koſtliches hoffieren
alles, das da kam, vergeben trank vnd aß,
vnn werdet die Hochzeyt viertzehen tag;
darnach was frembd was, ſittigklich verſchwandt;
do ſaget menigklich lob vnd eere
dem Künig vnd der Künigin, hoch genannt.

do aber die hochzeyt verginge,
der Künig ſeinen getrewen Koler für ſich hieß,
und der ſein lieber gefatter was,
wann er das kindt het auß der tauff gehoben.

Mit dem er erſt von newem anfienge,
alle die zu hören wöllenn, biß auff dem beſchließ;
Do wurde vil mancher Zeher naß
vergoſſen, vnd darbey mit klaren buchſtaben

Von Wort zu wort geſchrieben ein,
vnn ward darmit gemacht der klag ein ende;
mit dem auch den gefatter ſeyn
der werde Künig nam bey ſeiner hende
vnd gab jm ein gantze Grafſchafft
mit aller ſeiner gewer,
auch ſeinem geſchlecht nachfolgent ymmer mer.
hiemit endet ſich dieß new gedicht,
vnd iſt in einem gemeynen thon gemacht;
doch new nach der Hiſtori nicht,
ſunder wie vor inn ſprüchen iſt gedacht,

und faſt in kurtz begriffner art;
wann jeder mann hat begert das ende.
Gott der Allmächtig durch ſein kraft
am letzten vns all zu hymel ſende, Amen.

Gedrückt zu Nurnberg durch Jobſt Gutknecht.

Von Samſon.

Samſon hieß ich der ſterckeſt man
Die weyber hand mir leyds gethan
Noch wil ich ſie nit ſchelten
Mein ſterck halff nit für jren liſt
An frummkeyt mancher nit gebriſt
War trew ſpürt man doch ſelten.

Ein Fräwlein was zu Thamnata
Als Samſon ſie erſah alda
Gefiel ſie ſeinen augen
Ein Schweſter hat die ſelbig magt
Samſon zů ſeinem Vater ſagt
Gib mirs zu einer Frawen.

Seim Vater was nit wol damit
Dann es was nit der Juden ſitt
Das ſie frembd weyber nemen.
Samſon lag jm doch an ſo vil
Es was auch heymlich Gottes will
Da ſie zůſamen kemen.

Die Junckfraw nam der rede war
Ir handt reycht ſie dem Samſon dar
Wolt jn mit willen haben
So bald die Hochzeyt ward gemacht
Sandten die Heyden dar mit macht
Auß jnen dreyſſig knaben.

Die Hochzeyt weret ſiben tag
Ein todter Löw im weingart lag
Samſon hat jn zerriſſen
Durch Gotlich ſterck in ſeinem grimm
Ein weſſel Höngs ſüß wuchs in jm
Er ließ es niemandt wiſſen.

Des Höngs er auch ſeym vater bracht
Ein ratters alda mit erdacht
Dieß hielt die rätters minen
Ein ſpeyß gieng auß dem eſſenden
Die ſüße von dem ſterckiſten
Wolt breut kleyd mit gewinnen.

Ee dann die hochzeyt het ein endt
Gab er ſein rätters auff behendt
Es galt leenwat vnd klayder
Sein Frewlein lag jm an ſo hart
Die rätters er jr offenbart
Kein Ding ward jm je layder.

Der ſibenſttag was auff der fart
Das Frewlein thet nach weybiſcher art
Beſorgt der Heyden trawen
Was leyt dem Höng in ſüſſe ob
Der Löw hat in der ſterck das lob
Horten ſie von der Frawen.

Die rätteriſch was erfunden ſchon
Ir dreyſſig wollten han den lon
Als jnen was verheyſſen
Die ſach verdroß Samſon wol bald
Ir habt gehört in meinem Kalb
Mit weyben kan man beyſſen.

Samſon jm baldt ein fundt erdacht
zů Aſchalon thet er ein ſchlacht
Hat ſich eins teyls gerochen
zog jnen all jr kleyder ab
Das Breutkleyd er eim jeden gab
Als jnen war verſprochen.

Sein weib er etlich tag verließ
Eim andern ſie die Ee verhieß
Samſon dorfft jr nym gnaden
Sein Schweher wolt jm geben hon
Ir Schweſter junger darzů ſchon
Es thet jm ſeer verſchmahen.

Hinauff in wald er eylends gieng
Da er dreyhundert Fuchs gefing
Band je zwen ſchwentz zůſammen
Im feld ſchleußt auch ein jedes par
Ein prennend Fackel hin und har
Das Korn gab fewrig flammen.

Vil weinſtöck wurden auch verbrant
Das feur auch manchen ölbaum ſchandt
Das Philiſtiner heere
Erkundt wie das die red außging
Samſon wer ſchuldig diſer ding
Sein Schweher urſach were.

Sein Schweher vnd ſeyn Schwiger beyd
Trawrten darumb vnd was jn leyd
Noch muſten ſie beyd ſterben
Samſon wolt noch dann an ein ſün
Den Heyden wolt er ergers thün
Müßt er darumb verderben.

Die Juden wurden vngemüt
Samſon hat in geſchafft ein rüt
Auff ſie bewegt den Heyden
Wenn ſie nit brechten jn zum todt
So müſt jr mancher leyden nodt
Des wurden ſie beſcheyden.

Samſon gieng ſtill auß in ein hol
Den Felſen wiſt die Jüdſcheyt wol
Dreytauſent zü jm kamen
Verhieſſen jm doch bey dem ayd
Das ſie jm wolten thün kein layd
Gefangen ſie jn namen

Jr aller achtet er nit vill
Sie fingen jn es was ſein will
Vil Heyden waren auff den plan
Wolten jr freud mit Samſon han
Jr hertz an jm erquicken.

Die freud ward bald gekert in klag
Im feld ein Eſelskinback lag
Samſon beyd ſtrick zerriſſe
Des Eſels kinback kam jm recht
Hat mit den Heyden ein gefecht
Schlüg tauſent todt gewiſſe

Do er jr tauſent hat gefelt
Lobt Got Samſon der kune Heldt.
zü trincken er begeret
Der Kinback het ein holen zan
Auß dem ein klares brünlein ran
Des trunckꝫ jn Got gewerет.

Des abents er gen Gaza gieng
Ein Frawlein jn zum hauß empfieng,
Der bulſchafft wolt er pflegen
All pforten wurden jm verwart
So er ſich frue macht auff die fart
Er tödt wurd vnderwegen.

Den Heyden ließ Samſon jrn pracht
Macht ſich bald auf zu mitternacht
An ſterck het er kein mangel
Die Pfort mocht jm nit für geſtan
Griff ſie mit beyden pfoſten an
Riß ſie aus jrem angel.

Kein man verwundert ſich genüg
Wie er beyd pforten auff jm trüg
Mit pfoſten vnd mit ſchloſſen
Hinauß auff einen berg was hoch
Der Heyden eylt jhm keiner nach
Het es ſie ſchon verdroſſen.

Wer diſem der ein weyb müß han
Die jm mit güts im hertzen gan
Kan doch den falſch bedecken
Legt jm ein ſpecklin auff die ſchnall
Hüt er ſich dann vnd merckt den fall
Spricht ſie, ich wolt dich ſchrecken.

Dergleichen thet Frau Dalila
Zu der ſich Sampſon guts verſah
Von im wolt ſie erfaren
Worinn er het ſein ſtarke macht
Die Heyden hetten darauff acht
Kein gelt wolten ſie ſparen.

Sie band jn dreymal wie er hieß
Sprach als ſie jn von jr geſtieß
Samſon wehr dich der Heyden
Bald lugt er vmb vnd riß all band
Dreymal ward dieß falſch weyb zu ſchand
Noch mocht er ſie nicht meyden.

Noch was das weyb ſo gar verrucht
Das ſieß zum vierden mal verſucht
An jn was ſie begeren
Worinn ſein große ſterke ſtund
Womit man jn auch binden kund
Das er ſich nicht mocht weren.

Samſon ſach an jr weynend bitt
Spart jr die gantze wahrheyt nit
Thet jr faſt wol getrawen,
Vermeynt ſie wer jm alſo hold
Nem nit von ſeinen feinden ſold
das war jm bald gerawen

Ich bin ein Nazareiſch man
Verwidmet Got von jugent an

Vom Engel Gots verkundet
Sol meyden wein, ſchur ich mein har
Mein ſterk wurd ich verlieren gar
In Got het ich geſundet.

Sie lauſet im als er entſchlieff
Eylends ſie zu den Heyden lieff
Sein haubt hat ſie beſchoren
Den ſeld gaben ſie in jr handt
Legten an Samſon eyſſen bandt
Sein ſterck hat er verloren.

Mit Samſon triben ſie gewalt
Stachen im auß ſein augen baldt
Im Thurn mußt er jn malen
Triben mit im vil gauckelſpill
Samſon gedacht iſts Gottes will
Ich ſol euch noch bezalen.

Gar mancher man was auff dem Sal
Von weybern auch eine große zal
Sie lebten in dem ſauſe
zu eeren Dagon jren Got
Samſon was jrer aller Spot
Ir keinen thet der grauſe.

Samſon gedacht vnd redt nit vil
Villeicht ichs widergelten wil
Ir werdet noch wol trawren
Es koſt euch allen ewren leyb
Ob ich ſchon meinen auch darſchenb
Das thu ich gern on trawren.

O, Got ſich an der Heyden ſchmach
Verleych mir ſterck, das ich ein rach
Noch eineſt jn zu fuge
Mein ſeel ſterb mit Philiſtiim
Got gewerет Samſons bittend ſtimm
Das ſie der Sal erſchlüge.

Der Jüngling ſo den Samſon fürt
Gundt im das er die Seulen rürt
Was im nichts args vertrawen
Samſon was ſeiner ſterck gewiß
Beyd Seulen er zu boden riß
Auff die der Sal was baawen.

Das hauß ließ einen groſſen knal
zu boden fiel der mechtig Sal
All Philiſtiner Furſten
Auch beyd geſchlecht die darauff worn
Das hungers ſie fürt wol empern
Auch ward ſie nit mer durſten.

Der fall begab ſich mancherley
Etlicher fiel ſein haubt entzwey
der dritt kamb vmb ſein kragen.
Der vierd brach ab ſein füß vnd hendt
Samſon nam auch alda ſein endt
Ward in ein grab getragen.

Sein heymligkeyt ein jeder ſpar
Das es kein weyb von im erfar

Deſt minder darff er ſorgen
Do Samſon nit ſein klaffen meyd
Verlor er ſeine augen beyd
Kein weyb helt nichts verborgen.

◆

Ein hübſch Lied

von

einer Künigin von Frankreych, und von jrer falſchen Bulſchafft, wie ſie neun Studenten umb jr leben bracht.

(In des Speten thon.)

Zu ſingen ſtehet mir mein begher
Vonn einer Künigin wunderbar.
Sie ſaß in einem land ſo ferr,
Sie pflag bulſchafft, derſelben mich nit gluſte.

Groß mordt geſchach durch jren leyb,
Darumb ich mich zu ſingen ſchreyb:
Vonn art was ſie ein böſes weyb,
Mit manchem werde man pflag ſie falſche liſt.

Wo ſie ein ſach, der jr was gleich und eben,
Sie ſchickt nach jm, pot jm, bey leyb und leben,

So redt ſie dann mit jm on alle ſchame,
Sie ſprach zu jm: trawt freyer held,
Zu freundtſchafft hab ich dich erwelt;
Denn leyb und geſtalt mir wohl gefelt;
Alſo redt ſie mit manchem mannes namen.

Einsmals plickt ſie zum laden auß.
Ein jüngling ſtund wol vor dem haus;
Sie gedacht, er liebt mir vorauß.
Sie winckt jm da, das er ſolt zu jr kumen.

Der Jüngling nam gar eben war,
Er kame gar heymlich dar.
Er ſprach: zart edle frawe klar,
Kein man ſoll ſich in ewren Dienſt gar ſaumen

Zu jm redet die Künigin hochgeporen:
Jnn meinem Dienſt, ſo haſt du mir geſchworen,
Layb aygen, biſt Du mein,
Deß ſolt du kennen.
Sprach: ſich, die edle Künigin reych,
Dein willen mach dem meinen gleich,
So wirdt mein hertz ganz freudenreych;
Lieblich begier, die laß ich zu dir rennen.

Die Künigin was auff jm verhaynt.
Er weſt nit, wie ſie es da maynt,
Sie het ſich noch mit jm veraynt;
Er mag ſich gegen jr nicht auffenthalten.

Sie plickt jm inn das hertz hynein.
Meines leybs muſtu gewaltig ſein,
Das bewt ich dir bey hober peyn.
Der eeren ſein het er da kein gewalte.

Alſo muſt er erleyden frembde ſachen,
Nun hört, wie es ſich gen den tag thet machen.
Nun deines leibs hab ich begert,
Der iſt mir worden;

Heb dich davon, ſaum dich nit lang,
Das dich der tag nit übergang.
Gar bald er jn die kleyder ſprang,
Er weſt auch nit, das jm nach volgt ein morde.

Sie nam jn felſchlich bey der hendt,
Hinauf ein pret ſie jn da ſendt;
Do nahet im ſein letztes end,
Sie zucket ein ſchur; das pret thet mit jm fallen
Wol in ein waſſer ungehewr.
Darinn verdarb der frumm und trew,
Er ſchwamb tieff inn des wages kewr;
Das was der falſchen künigin nur ein ſchallen.

Darnach thet ſich aber eines beſinnen;
Sie ſchickt hyn nach einem reichen burgerskindte.
Irem gepot was er nicht widerſpennig,
Er kam zu jr in ſchneller fart,
Sie ſprach: inn trewen ich Dein wart,
Du biſt mein blüender mandel zart,
Mein edler leyb ſol dir ſein unterthenig.

Das bewt ich dir bey meiner kron,
Das thuſt, als bald nun wölleſt thon,
Jch laß dir weder frid noch ſon,
All mein begier wil ich an Dir volleyſten.

Der jüngling antwort jr zu ſtundt:
Thündt ewer eer nit ſo verwundt;
Jr liegend auff einem böſen fundt,
Solche Ding rattet euch der böſe geyſte.

Und wölteſt meinem pot hie widerſtreben,
So wiß, das er dir koſten muß dein leben.
Der jüngling der was mit ſorgen umbfangen,
Do er vernam jr ſtrengigkeyt;
Er pflag mit jr der unkeuſchheyt,
Darnach ſie jn bald ledig ſeyd;
Es ging jm; weyß dem erſten was ergangen.

Alſo het ſie zwey mordt geſtifft.
Noch weytter ſagt uns die ſchrifft,
Und wie ſie bab mit mord vergifft
Noch ſibenn hübſcher Jüngling alſo frewe.

Wol mit dem ſibnen wardens neun,
Die pracht ſie all' in todtes peyn;
Die zall was jr noch viel zu kleyn,
Auff den zehenden warff ſie jr falſche trewe.

Derſelbig was ein Student hoch gelartte,
Jm gantzen landt ſeins gleichen nie erhorte;
Er warb umb ſie daran,
Weil ich nicht liege,

Er plickt ſie an durch kunſtes glas,
Er weſt wie ſie genaturt was;
Ir edle compee ſeyd ym das,
Er weſt wol, das ſie jn nit kund betriegen.

Sie gewan zu jm groß lieb und gunſt,
Das bracht er zu wege mit ſeiner kunſt;
Ir hertz das lag in liebe prunſt:
Ich bitt dich, daß du wölleſt bei mir wonen.

Die künigin het auff in gezilt.
Ich thu gleych nun alles, was du wilt.
Nach allem wolluſt biſtu gebildt,
Mein edler leyb, der ſol hie bey dir grunen.

Er warb umb ſie und thet ſich zu ihr fugen,
Er weſt wol, das ſie jn nit kundt betriegen,
Da lagen ſie in freuden alle beyde.
Darnach begab es ſich auff eim ort,
Der Student redt mit jr ein wort,
Wie ſie neun Jüngling het ermort;
Ir falſche liebe bracht jr groſſes leyde.

Die Künigin was zornig behendt,
Mit dem Studenten gab ſie endt;
Sie ließ jm binden füß und hendt
Und ſchuff alda, das man im ſolt ertrenken.

Er plickt ſie an auß eim gemüt,
Er weſte wol, das er was behüt,
Darab erſchrack jm nie ſein blut;
Man hub jn auff, wollt in ſchon verſenken.

Hendt unde fuß die wurden jm gebunden;
Die Strick ſprangen auff wol zu denſelben ſtunden,
Er ſprang in eynem tieffen See gar freye,
Darinn trat er das waſſer ſtolz;
Er ſtund aufrecht, wie ein polz,
Die Künigin gehieß von jm vil golts,
Wer jn umb brecht, den wolt ſie wonen beye.

Die böſen knaben gewunnen luſt,
Auff den Studenten man ſich ruſt;
Sie ſchuſſenn zu jm ſeiner pruſt,
Dannocht mocht jnn kein ſchieſſen verſeren;

Im Graben ſchwamb er auff und ab,
Kein ſchieſſen jm nichts zu ſchaffen gab.
Die Künigin redt zu jm herab,
Ja hette ich dein kunſt,
Ich wolt dich erſtören.

Er plickt ſie an und thet mit worten ſprechen:
Fraw Künigin, neun Jüngling will ich rechen,
Alſo laß ich mein red gen euch bleyben,
Behüt euch Got, ich far dahin;
In einem wald ſteet mir mein ſyn,
Darinn ich ewer vogler byn,
Als vil ich ſach; die will ich euch ſchreiben.

Der Student ſchwang ſich bald hind an,
Im ſahen vil weyb und man,
Er ſetzt ſich in des walden plan,
Darin ſing er vil vögel, merkent ſchon.

Er ſatz ſich in des waldes band,
Vil vögel flugen jm zu band;
Sie blieben al an netz und band,
Als viel er fieng, die ließ er all bey leben.

Mit jnn ſchwang er ſich hoch auff jnn die lüfften;
Mit ſeiner kunſt thet er groß wunder ſtifften,
Auff einen thurm hoch ließ er ſich nyder,
Mit jm die vögel manigfalt,
Die er het gefangen in dem waldt;
Er bandt ſie do und beſchnitt jn jr geſider.

Der Student der was von hertzen fro,
Yecklichen vogel ſchrieb er do ein Brieflein kleyn
Das ſeyt alſo:
Item. die Königin iſt ein mörderinn.

Die vögel blieben unzertrandt,
Jetzlichem in ſein ſchnabel band,
Ein brieflein klein gar unverwandt,
Er ſchupfft ſie hyn wol von des Thurnes zinn,

Wol für die Künigin theten ſie ſich neygen.
Auff die vögel wardt man finger zeigen;
Man hub jr etwa menge auff bey der erden,
Mann laß die zettel allzuband.
Auf ging ein offentliche ſchandt,
Keiner darffs thun ann, der erſt bekannt,
Mann wolts nit kumen laſſen für die werde.

Man ſchenchet hin der vögel ſchaar;
Des nam der Student eben war,
Erſt ließ er ander fliegen dar,
Der Künigin gut gar eben für die augen.

Do was einer inn ſunderheyt,
Baliert für die andern gmeyt;
Die Künigin het ob im ein freud,
Sie griff nach ihm, er thet ſich zu jr nahen.

Er flog jr auf die hendt mit klugenn lyſte,
Den zettel falt er zwiſchen jre Brüſte;
Sie gryff nach ihm, der vogel was geſchwindt,
Er flog gar ſchnelligcklichen hin,
Zu ſeim meyſter ſtund in ſein ſinn;
Wann ſie zerriß mit jrem kinn
Den zettel gut, als wir nun klerlich finden.

Die Künigin was betrübet ſeer,
Erloſchen was jr Künigkliche eer;
Jr hendt die want ſie hin und her,
Sie ſprach: ich bin mit Sorgen jar umbfangen.

Jr ſach kam öffentlich an tag.
Der Student fürt die erſten klag:
Fraw Künigin, merckt, was ich euch ſag,
Mein nam iſt geheyſſen, Albertus Magnus.

Und Albertus heyß ich, on alles wenken,
Jr ſchuffet auch, das man mich ſolt ertrencken;
Do beſchirmet mich mein kunſt vor ewren zorn.

Do ich jm graben ſchwamb und floß,
Daſſelbig euch gar ſeer verdroß;
Schuffendt das mann zu mir ſchoß.
Sie ſprach: o wee, das ich ye ward geporen!

Albertus machet ſie ſo zam,
Sie ſtundt vor jnn in großer ſcham;
Do erret er weyblichen nam,
Er ſtraffets gütigklichen umb jr ſünde.

Der arge teuffel gab jr ein,
Und das ſie wolt verzweyffelt ſein;
Albertus der halff jr auß der peyn,
Die Gottes erbarmung thet er jr verkünden.

Fraw Künigin, nun habt ein feſten mute,
Gedenket, auch das Got ſein wertes blute
Vergoſſen hat umb aller menſchen ſünde.
Daſſelb laßt euch zu hertzen gan;
Ein ware hoffnung ſolt jr han,
Got hat kein ſünder nie verlan;
Habt rew und leyd. gnad thut jr bey im finden.

Das ſey euch warlich zu geſeydt.
Zuhandt gewan ſie rew und auch layde,
Wann ſie zerreyß Künigkliche kleyde.
Und ſchnit jr an wol einen grawen orden.

Darinn büſſets achtzehen Jar,
Bis Gott ein gnügen gwan für war;
Gott thet jr heimlich offenbar,
Wie ſie abtilget het jr ſündig morde.

Gott berüſſt ſie gar bald aus dem elende.
Ein Engel from ſandt er zu jrem Ende,
Der füret ſie wol auf in des hymels throne;
Got hets gar wol in ſeiner pflicht.
Darinne endt ich hie die geſchicht
Und beſchleuß darmit das mein gedicht,
Macht Martin Schleych wol in des Speten thone.

Gedruckt zu Nürnberg durch Jobſt Gutknecht.

Anmerkungen.

I. Spanien und Portugal.

Der Leſer wird erſtaunt fragen, warum gerade bei ſo reichem Material, wie es dieſe Länder, namentlich Spanien, darbieten, unſere Auswahl ſich auf ſo Weniges beſchränkte. Wir haben darauf zu erwiedern, daß es aus doppelten Gründen geſchah; denn erſtlich iſt die Beſtimmung des wirklich Volksthümlichen in der Literatur der pyrenäiſchen Halbinſel ſo ſchwierig, weil es zur Zeit Gongora's und ſeiner Schule Mode war, im Volkston zu dichten, und ſich daher Vieles in die Sammlungen einſchlich, welches eben ſo wenig aus dem Volke ſelbſt entſproſſen, als es in dem Munde deſſelben fortlebte, daß man nur mit der größten Behutſamkeit verfahren darf, und zweitens ward eben dieſes Feld von ausgezeichneten Deutſchen wie z. B. Herder, Schlegel, Beauregard-Pandin (von Jariges,) Dietz und Anderen ſo fleißig angebaut, daß nur eine geringe Nachleſe von wirklich Gutem übrig geblieben iſt. Obendrein kam es uns vorzüglich darauf an, auf das Eigenthümlichſte des Volksgeiſtes bei der Wahl der einzelnen Lieder Rückſicht zu nehmen, und ſo bringen wir hier nur Weniges, aber meiſtentheils gänzlich Neues, indem wir für das Uebrige die Freunde ſpaniſcher Nationalpoeſie auf die von jenen begabten Männern veranſtalteten Sammlungen und Ueberſetzungen verweiſen, welche große und bedeutende Schätze enthalten.

Seite. 3. Ungetreue.

Cancionero de romances. Anveres 1555. 3. 128. — **Böhl et F. Floresta** Th. 1, S. **255. Not 147.** — Dieſes Lied erinnert, auf eine freilich ernſtere Weiſe, an das im erſten Theile dieſer Sammlung von uns mitgetheilte altſchottiſche Lied: „Unſer Hausherr kam des Abends heim“, wo Alles höchſt komiſch abgethan wird.

S. 4. Die Verzauberte.

Cancionero, 2. 144. Böhl l. c. I, S. 254. Not 146.

S. 6. Die Betrogene.

Echt volksthümlich trotzig. — Böhl, l. c. S. 253 Not 144. entlehnte es einem fliegenden Blatte, das den Titel führt: Coplas contra las rameras con otras muchas obras.

S. 7. Die gute Tochter.

Böhl l. c. I, S. 253, Not 142.

S. 8. Das treue Weib.

Böhl l. c. I, S. 245. Not 124. — Verwandte Lieder ſinden ſich im Holländiſchen und Deutſchen. S. u. A. im erſten Theil unſerer Sammlung: Erprobte Treue (holländiſch, bei *Le Jeune* l. c. S. 203 bei Hoffmann l. c. S. 174) ſo wie auch die dazu gehörige Anmerkung, welche ähnliche deutſche Lieder nachweiſt. — Die hier mitgetheilte ſpaniſche Romanze iſt höchſt bezeichnend in Hinſicht auf Sitten und Gebräuche.

S. 9. Liebesverdruß.

Cancionero de romances. Anveres 1555. 2. 103. — Böhl l. c. I, S. 251. Not. 138. — Depping l. c. S. 405 Not. 6.

S. 10. Die zürnende Infantin.

Cancionero d. r. 2. 181. — Böhl. l. c. I, S. 250. Not. 136.

S. 11. Der Gefangene.

Cancionero general. Valencia 1511, fol. 136. — Böhl. l. c. I, S. 247. No. 130.

S. 12. Der Verurtheilte.

Cancionero general. fol. 131. Böhl. l. c. I, S. 246. No. 125.

S. 13. Die ſchlimm vermählte Schöne.

Aus einer von Lorenzo de Sepulveda beſorgten Sammlung von Romanzen, Antwerpen 1580, in 12 fol. 238. — Bei Böhl l. c. I, S. 244. No. 122.

S. 15. Tod der Liebſten.

Aus derſelben Sammlung fol. 219; bei Böhl I, S. 244. No. 123.

S. 16. Das Soldatenſchätzchen.

Romancero general 1604, fol. 449. Böhl l. c. I, S. 300. No. 264.

S. 17. Die Roſen

Altes jedoch wahrſcheinlich nicht vollſtändiges Volkslied, bei Böhl. Th. I. S. 302. No. 273.

S. 18. Das tiefe Waſſer.

Wie das vorige, bei Böhl l. e. I, S. 302, No. 274.

S. 18. Die Schönſte.

Ebenſo, bei Böhl l. c. I, S. 301. No. 271.

S. 19. Die Schöne mit dem Tambourin.

Aus A. F. de Almeida Cancionero general. Lisboa 1517. fol. 196; bei Böhl l. c. I, S. 289. No. 237.

S. 20. Des Mädchens Klage.

Fliegendes Blatt aus Burgos, mitgetheilt von Böhl l. c. I, S. 261. No. 159.

S. 21. Klagelied.

Cancionero general fol. 290. Poësias Escogidas &c. (S. das Quellenverzeichniß) T. XVII. S. 158. — Böhl l. c. I, S. 299, No. 262.

S. 23. Braſilianiſche Liedchen.

In braſilianiſch-portugieſiſchem Dialect, nach mündlicher Ueberlieferung an Ort und Stelle zugleich mit den Originalmelodieen aufgezeichnet, handſchriftlich in meinem Beſitz und bereits mit den letzteren von mir bekannt gemacht in „Braga“ Sammlung deutſcher u. ſ. w. u. ſ. w. Volkslieder in ihren urſprünglichen Melodieen mit Klavierbegleitung. Bonn, bei N. Simrock. 7. Heft, No. 5. „Von der Serra kommt der Schäfer,“ iſt in Hamburg und deſſen Umgegend ſo verbreitet, daß es gleich einem Volksliede dort geſungen wird.

S. 27. Portugieſiſche Mourinho's.

Handſchriftlich in meinem Beſitz und ebenfalls mit den Originalmelodieen in der „Braga“ von mir bekannt gemacht.

S. 28. Tanzlied der Bauern um Salamanca.

Gleich dem Vorigen, ſ. Braga, Heft VI. No. 7.

S. 29. Die Riegohymne.

Coleccion de Canciones Patrioticas. O. O. 1828, in 16. S. 3. Die Ueberſchrift des Originals lautet: Himno del cindadano Riego. In derſelben Sammlung finden ſich zwei Tragala-Lieder, die wir, da ſie wohl ſchwerlich bis nach Deutſchland gedrungen ſind, der Merkwürdigkeit wegen, hier im Original mittheilen; welches von Beiden aber das echte einſt ſo gewaltig wirkende Tragala geweſen ſei, müſſen wir unentſchieden laſſen.

1. A los Paneistas.

Coro. Tu que no quieres
Lo que queremos,
La ley preciosa,
Do està el bien nuestro:
Tragala, tragala,
Tragala perro.

Solo. No ya te engañe
Tu mal deseo,
Que en mil visiones
Te trae inquieto,
Tus esperanzas
No hallarán puerto,
Que la ley todos
Los ha deshecho.

Coro. Tragala, tragala.

Solo. ¡O ley de vida
Para los buenos!
Que ya no sufres
En nuestro suelo,
Ni casa negra,
Ni jueces negros,
Ni el absoluto
Bárbaro cetro.

Coro. Tragala, tragala.

Solo. Busca otros hombres,
Otro hemisferis;
Busca, cuitado:
Dejanos quietos,

Donde, no sabe
Que à vozen cuello,
Lo que vivieres
Te cantarémos.

Coro. Tragala, tragala.

Solo. Dicen que el tragala
Es insultante;
Pero no insulta
Sino al tunante,
Y mientras dure
Esta canalla
No cesarémos
De decir: tragala.

Coro. Tragala, tragala
Tragala perro.

2. A los Mismos.

Coro. Desde los niños
Hasta los viejos
Todos repiten
Tragala perro.

Solo. Tragala dicen
A los camuesos,
Que ántes vivian
Del sudor nuestro.
Ya se acabáron
Aquellos tiempos
Ea, mamola,
No hay mas remedio.

Coro. Tragala perro.

Solo. Acabò el dulce
Chocolateo
Que ántes teniais,
¡O reverendos!)
Y el ser los solos
Casamenteros,
Y algo mas, cuando
Podiais serlo. —

Coro. Tragala perro.

Solo. Tambien se frustran
Vuestros proyectos,
Necios feotas,
Rusos y suecos:
Que presumiais
Con tanto empeño
Aherrojarnos
Cual viles siervos.

Coro Tragala perro.

Solo. Cámaras nunca,
En jamas veto:
O ley o muerte,
Y viva Riego,
Burlados quedan
Asi no menos
Y cabizbajos
Los anilleros.

Coro. Tragala perro.

◆

II. Italien.

S. 35. Ritornelle.

Gröſtentheils aus dem Munde des Volkes in und um Rom aufgeſchrieben ſ. **Egeria** S. 1—9. — Ueber das Ritornell ſelbſt vergleiche Wilhelm Müller's Rom, Römer und Römerinnen Th. 1, S. 52 folgende.

S. 36. Quadernarj.

Egeria S. 11 folgende.

S. 37. Seſtine.

Egeria S. 18.

S. 38. Sicilianen.

Fiori d'ottave Siciliane (ſ. das Quellenverzeichniß.)

S. 39. Aus der Campagna.

Saggio de' canti popolari della provincia di Marittime e Campagna. Roma 1830, No. 1, 3, 4, 6, 7. Der Herausgeber, Ritter P. J. Visconti, ſammelte ſie (32 an der Zahl) auf Streifzügen im Lande der alten Volsker, aus dem Munde der Hirten, doch hatte er die gröſte Mühe, ſie von ihnen zu erhalten, und nur auf ausdrücklichen Befehl ihrer Vorgeſetzten ſagten ſie ihm dieſelben zum Niederſchreiben vor. Wir haben ſie ſo treu wie möglich und genau in der urſprünglichen Form wiedergegeben.

S. 41. Die hübſche Bäckerin.

Egeria S. 60. — Schelmliedchen, das ich mit anderen in einem wahrſcheinlich zu Venedig gedruckten fliegenden

Blatte fand. Ein verwandtes deutſches Volkslied iſt das bekannte des Eſſenkehrers: „Wenn ich Morgens früh aufſteh',“ das zuerſt von Nicolai in ſeinem „Kleynen feynen Almanach“ mitgetheilt wurde.

S. 42. Die ſchöne Margaret.

Egeria S. 44.

S. 43. Ninette.

Egeria S. 45. Dieſes Lied iſt nahe verwandt mit der in Deutſchland allgemein bekannten Barcarole: **O pescator del onda.**

S. 44. Die Krippe.

Egeria S. 66. — Fliegendes Blatt und mündlich, beſonders in Oberitalien verbreitet. Die Verfaſſerin iſt die Mutter des Lorenz von Medicis, Madonna Lucrezia, ſ. **Rime sacre del Magnifico Lorenzo de' Medici vecchio, di Madonna Lucrezia sua madre e d'altri della sua famiglia. Bergamo 1760 in 8.**

S. 45. An die Madonna.

Egeria S. 65. Zuerſt mitgetheilt von Naurach in ſeinen Briefen aus und über Italien, Leipzig 1823. S. 224. Er fand es als Text zu einem Holzſchnitte im Gaſthofe zu Fano.

S. 47. Neues Lied von der Mutter Gottes als ſie nach Aegypten zog.

Egeria S. 73. — Fliegendes Blatt aus Rom. Vgl. W. Müller's Rom, Römer und Römerinnen Th. 1, S. 198.

S. 59. Neues Lied von der Unterhaltung unſeres Herrn mit der Samaritanerin.

Egeria S. 67. Fliegendes Blatt aus Rom.

III. Dänemark, Norwegen und Schweden.

Derſelbe Beweggrund, welcher mich bei der Auswahl der ſpaniſchen Lieder beſchränkte, fand auch bei den Liedern der ſkandinaviſchen Reiche ſtatt. Die däniſche Volkspoeſie iſt ſo vortrefflich durch Wilhelm Grimm, die ſchwediſche ſo ausgezeichnet durch Mohnike auf Deutſchen Boden verpflanzt worden, daß mir faſt gar keine Nachleſe blieb. Ich gebe daher hier nur ſieben, früher zu anderen Zwecken von mir übertragene ſchwediſche Volkslieder, welche alle der Sammlung von Geijer und Afzelius entlehnt ſind, ſo wie den däniſchen und den norwegiſchen Volksgeſang. Beide Letzteren ſind zwar von namhaften Dichtern verfaßt (der däniſche von Ewald, der norwegiſche von Johan Nordahl Bruun, Biſchof von Bergen) ſprechen aber ſo treu den Character ihrer Nation aus und ſind ſo in das Volk gedrungen, daß ſie mit Recht als deſſen Eigenthum und aus ſeinem Geiſte entſproſſen zu betrachten und, wie das engliſche: God save the King, wirkliche Volkslieder zu nennen ſind.

IV. Lieder verſchiedener Völker.

In freierer Uebertragung.

S. 99. Mou-lân.

Nach einer wörtlichen franzöſiſchen Uebertragung aus dem Chineſiſchen von Stanislas Julien mitgetheilt in der Revue de Paris, 1832. (T. I, S. 237 der Brüſſeler Ausgabe.) Dieſes Lied das einige Schriftſteller der Heldin ſelbſt zuſchreiben, iſt unter der Dynaſtie der Liang welche von 502 bis 556 regierte, verfaßt worden und findet ſich in dem Nachtrage zu der Tang-chi betitelten Sammlung. Nach der Erklärung eines Commentators iſt das Wort Tſi-tſi, mit welchem die Romanze beginnt eine Onomatopöie, welche zugleich das Schwirren des Weberſchiffchens und die Seufzer des jungen Mädchens ausdrücken ſoll.

S. 102. Hammer der Thorheit.

(Indiſch.) Im Original und mit wörtlicher engliſcher Ueberſetzung mitgetheilt von Sir William Jones in den Asiatick Researches, London 1806, T. I, S. 84 folgende.

S. 106. Frühlingslied.

(Türkiſch.) Das jedoch mit römiſchen Lettern gedruckte Original, ſammt einer wörtlichen engliſchen Ueberſetzung und einer poetiſchen Paraphraſe in derſelben Sprache, findet ſich in den Poems, consisting chiefly of translations from the Asiatick languages. Altenburgh 1784 S. 79 folgende.

S. 109. Abſchied in der Nacht.

Dieſes wunderſchöne arabiſche Lied haben wir ebenfalls W. Jones zu verdanken, der es T. I, S. 40 der Asiatick

Researches im Original mit wörtlicher engliſcher Ueberſetzung mittheilt. Sein Verfaſſer iſt ein gelehrter Araber Mir Muhammed Husain; er ſchrieb es am Abend vor einer Reiſe nach Hyderabad.

S. 112. Mohammed Ben Abad's Klagelied in der Gefangenſchaft.

(Arabiſch.) Entlehnt aus J. D. Carlyle, Specimens of Arabian Poëtry from the earliest time to the extinction of the Khaliphat. Cambridge, 1796, I. Bd. in 4. S. 135 des engliſchen und S. 49 des arabiſchen Textes. Mohammed Ben Abad, der Held und Verfaſſer dieſes Gedichtes hatte drei und dreißig Jahre glücklich über Sevilla geherrſcht, als er von Juſſuf, Kaiſer von Marokko, angegriffen, geſchlagen und in einen Kerker geworfen wurde, wo er 488 ſtarb. Ebn Khokan, ein gleichzeitiger Schriftſteller erzählt mit folgenden Worten die Veranlaſſung des hier mitgetheilten Gedichtes: „Bei einem Feſte, während der Gefangenſchaft des Mohammed, beſuchten ihn ſeine Kinder, um ſeinen Segen zu empfangen und für ſein Wohl zu beten. Unter ihnen befanden ſich mehrere Töchter, deren äußere Erſcheinung wahrhaft kläglich war; von Natur waren ſie ſchön wie der Mond, aber unter den Lumpen, welche ſie bedeckten, glichen ſie dem Monde während einer Finſterniß; ihre Füße waren nackt und blutig, und jede Spur ihres früheren Glanzes völlig verwiſcht. Bei dieſem traurigen Anblick machte der unglückliche Vater ſeinem Schmerze im (obigen) Liede Luft."

S. 113. Auf die Schlacht von Sabla.

Dieſes Lied, als deſſen Verfaſſer Jaafer Ben Akida genannt wird, iſt der Hamaſa entlehnt, und findet ſich bei Carlyle, S. 25 und S. 7 des urſprünglichen Textes; es bezieht ſich auf eine der häufigen Fehden zwiſchen den einzelnen arabiſchen Stämmen.

S. 114. Auf die Eroberung von Jeruſalem.

Bei Carlyle S. 141 und S. 52 des arabiſchen Textes. — Die Eroberung Jeruſalems fiel in das 492. Jahr der

Hejira (1099 und C. G.) Als Verfaſſer dieſes Liedes wird Almodhafer Alabiweady aus Khoraſan genannt, der im 507 Jahr der Hejira ſtarb.

S. 115. An Leila.

Bei Carlyle S. 65 und A. T. S. 21. Der Verfaſſer dieſes Gedichtes iſt Abd Alſalam, ein ausgezeichneter, aber ausſchweifender Dichter, welcher im 236 Jahr der Hejira ſtarb, und von ſeinen Zeitgenoſſen den Beinamen „Hahn der böſen Geiſter" erhalten hatte.

S. 116. Lied an einen feindlichen Stamm.

Aus der Hamaſa. — Bei Carlyle S. 28 und S. 8. A. T. — Der Verfaſſer iſt Alfadhal Ibn Alabas.

S. 117. Die Zuſammenkunft.

Dieſes reizende Liedchen, deſſen Melodie Carlyle ebenfalls mittheilt (S. 149 und S. 71 A. T.) verdankt derſelbe einem Eingebornen von Bagdad, David Zamir, welcher einige Zeit in Cambridge lebte und es dort für ihn aufſchrieb.

S. 118 — 124. Verliebte Augen. — Das verlaſſene Mädchen. — Troſt. — Der Hirt ein Räuber. — Jungfrauenmord. — Kindliche Dankbarkeit. — Das iſt zu hart.

Slawiſche Liedchen aus Ungarn nach handſchriftlichen Mittheilungen, die ich der Güte meines Freundes und Collegen, des Herrn Geheimen-Hofrathes und Profeſſors Dr. Hand verdanke.

S. 124. In's Weite.

(Ungariſch.) Aus **Hasznos Mulatságok No. XXVIII, p. 209. 1819.** In das Engliſche übertragen von **Bowring Poëtry of the Magyars. London 1830.** S. 236.

S. 125. Des jungen Weibes Klage.

(Ungariſch.) **Hasznos Mulatságok 1818, No. XXXV, p. 281. Bowring l. c.** S. **232.**

S. 126. Das armen Schelmen Lied.

(Ungariſch.) **Hasznos Mulatságok No. XXXVII, 1820. Bowring l. c.** S. **239.** — Der Titel dieſes Liedes lautet urſprünglich **Betyár Dall.** **Betyár** bezeichnet ſowohl einen armen Teufel, wie einen Hirten, namentlich einen Schweinhirten.

S. 126. Alles gleich.

(Ungariſch.) Nach mündlicher Ueberlieferung. Bei **Bowring** S. **295.**

S. 127. Der Magyaren Tanz.

(Ungariſch.) Nach mündlicher Ueberlieferung. Bei **Bowring** S. **269.** Die Magyaren ſehn verächtlich auf die kurzen Hoſen und Schuhe ihrer deutſchen Nachbarn und halten es für nothwendig, mit Sporen zu tanzen; ein ungariſches Sprüchwort ſagt daher: ein Tänzer ohne Sporen iſt wie eine Suppe ohne Salz, ein Kuß ohne Bart. Der Kalpak iſt die National-Kopfbedeckung der Ungarn, ſo wie die Paſta der Hauptſchmuck der ungariſchen Jungfrauen. — Uaros nennen die Ungarn einen eigenthümlichen raſchen und heiteren Tanz.

S. 128. Ein Wort.

(Ungariſch.) **Hasznos Mulatságok. No. XVI, p. 127, 1819. Bowring l. c. 230.**

S. 129. Miska

(Ungariſch.) Nach mündlicher Ueberlieferung. Bei **Bowring l. c.** S. **235.**

S. 130. Der Storch.

(Ungariſch.) **Hasznos Mulatságok 1820 No. II.** Bei **Bowring l. c.** S. **237.** Wenn die Störche im Frühling zuerſt ſich auf Chalóköz, einer Inſel der Donau zeigen, ſo verſammeln ſich die Magyarennknaben mit Trommeln, Pfeifen und Geigen und bewillkommen die rückkehrenden Wandervögel mit dieſem Liedchen. — Einer unter den niederen Ständen in ganz Ungarn vorherrſchenden Meinung zufolge bringen die Störche den Winter in der Türkei zu und werden dort ſehr mißhandelt. Hier das Original dieſes Kinderliedchens:

Gólya, gólya, gólieza
Mert veres a' labod?
Torok gyerek vágta;
Magyar gyerek gyogyitotta
Sipal, dobbal, nádi hegedùvel.

S. 130. Tauſch.

(Ungariſch.) **Hasznos Mulatságok 1818, Not. XII, p. 89. Bowring l. c. 206.**

S. 131. Verwandlung. — Der Tauſch.

(Serbiſche Liedchen.) Beide verdanke ich der handſchriftlichen Mittheilung eines Freundes.

S. 132. Die ſpinnende Mutter.

(Litthauiſch.) Das Original nebſt wörtlicher Ueberſetzung in Rheſa's, Daines oder Litthauiſche Volkslieder. Königsberg 1825. S. 14.

S. 132. Des Sperlings Feſt.

(Litthauiſch.) Bei Rheſa S. 66. Es ſtammt aus Pillupönen im Staluppöniſchen Kreiſe.

S. 133. Der Mutter Leid.

(Litthauiſch.) Ein tiefgefühltes Lied. Bei Rheſa S. 98 unter dem Titel Tiltas (die Brücke). Aus der Gegend von Pillkallen.

S. 135. Der Fang.

(Litthauiſch.) Bei Rheſa S. 120 unter dem Titel Speirys, (der Wittwer). Aus Piktuppönen bei Tilſit.

S. 135. Des Mondes Untreue.

(Litthauiſch.) Bei Rheſa S. 92. — Ein merkwürdiges mythologiſches Lied, deſſen Urſprung in den früheſten Zeiten zu ſuchen iſt. Rheſa bemerkt hierzu, daß die Vorſtellungen von Sonne und Mond als Ehegatten, von der Beſtrafung der Untreue des Mondes durch den Gott des Himmels u. ſ. w. durch den ganzen Lettiſchen Völkerſtamm gehen. Vgl. Seine zu dieſem Liede gehörige Note, Daines S. 314.

S. 136. Abſchied.

(Litthauiſch.) Bei Rheſa S. 238. Aus der Inſterburger Gegend.

S. 137. Die Wahrheit.

(Litthauiſch.) Bei Rheſa S. 136 und bei Ruhig: Betrachtung der Litthauiſchen Sprache S. 75.

S. 138. Der gefallene Sohn.

(Litthauiſch.) Bei Rheſa S. 166. Aus Bilderweizen bei Stalluppönen. Offenbare Nachbildung eines kriegeriſchen Marſches, wie dann in dem Refrain der Trommelſchlag ganz deutlich mit den folgenden Worten nachgeahmt iſt:

Tikt ſtowek
Ne drebbûk
Ant Weluke wis zurûk u. ſ. w.

S. 139 — 154. Madecaſſiſche Volkslieder.

Von Madagascar mitgebracht durch den bekannten franzöſiſchen Dichter Chevalier de Parny, der ſie zuerſt in folgendem Schriftchen in franzöſiſcher Ueberſetzung mittheilte: Chansons Madécasses, traduites en François, suivies de poésies fugitives. Londres et Paris 1787, ein Bändchen in 12. — Herder gab dieſelben bereits in deutſcher proſaiſcher Uebertragung in ſeinen Stimmen der Völker. — Obgleich de Parny ausdrücklich ſagt: Ils (les Madécasses) n'ont point de vers, leur poésie n'est qu'une prose soignée — ſo ſchien es mir doch, als wenn dieſe Naturlaute aus Mangel an beſtimmter Form eines eigenthümlichen Reizes entbehrten, und ich habe es daher verſucht, ſie bei einer neuen Uebertragung, in ein leichtes poetiſches Gewand zu hüllen, ohne jedoch ihrer Einfachheit zu nahe zu treten oder ihren urſprünglichen Character zu verändern.

S. 155. Gregor.

(Polniſch.) Im Originale mit dazu gehöriger Melodie bereits von mir mitgetheilt, in Braga Heft 13. No. 2.

S. 156. Ännchen.

(Ruſſiſch.) Ebendaſelbſt, Heft 12. No. 3.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Anhang.

I. Deutſche Lieder aus dem Munde des Landvolks im Itzgrunde.

Die hier mitgetheilten Lieder wurden von einem jungen und talentvollen Manne, den ſein ſtrebender Geiſt in der neueſten Zeit nach Nordamerika führte, nach mündlichen Ueberlieferungen im Itzgrunde ſelbſt niedergeſchrieben, und gelangten mit vielen anderen ohne ſchärfere Kritik zuſammengerafften nach mancherlei Schickſalen in die Hände des jetzigen Herausgebers, der die Spreu von dem Waizen zu ſcheiden bemüht war und, nach wiederholter Sichtung von ungefähr zweihundert Liedern, nur die hier abgedruckten fünfunddreißig, als wirklich originell und volksthümlich zurückbehielt. Die erſten vierundzwanzig derſelben ſcheinen ihm, wenigſtens in ihrer jetzigen Geſtalt, durchaus neu und noch in keiner Sammlung enthalten; die letzten eilf finden ſich dagegen bereits gedruckt vor, doch weichen ſie in vielen Stücken von den ſchon bekannten Abdrücken ab. — Dieſe Abweichungen nun ſind weiter unten angegeben.

Es ſei uns indeſſen geſtattet, hier einige Notizen über den Geiſt des Völkchens, das dieſe Lieder treu aufbewahrte und von Geſchlecht zu Geſchlechte trug, zu beſſerem Verſtändniß derſelben mitzutheilen. Wir verdanken ſie größtentheils einem Eingebornen, der mit gutem Blick ausgerüſtet, ſcharf beobachtete und uns bereitwillig das nöthige Material lieferte.

Koburg, ehemals ein Theil Frankens, liegt am ſüdlichen Abhange des Thüringer Waldes, deſſen äußerſte Zweige dort drei Thäler bilden. Das erſte dehnt ſich von Norden nach Süden, von einer mäßig hohen Hügelreihe begleitet, auf deren äußerſter Koppe zur Linken die Veſte Koburg erbaut iſt; das zweite nach Weſten laufende verliert ſich langſam in einer Hügelreihe, welche allmählig zu den Hildburghäuſer und dann zu den eigentlichen Thüringer Bergen hinanſteigt, das dritte Thal biegt ſich etwas links um die Veſte gegen Süden hin und heißt von dem Flüßlein, das es bis an den Main führt, der Itzgrund. In der Mitte dieſer drei Thäler liegt die Stadt Koburg. So wie nur das nördliche Thal die Bewohner des Koburger Landes mit dem Thüringer, das weſtliche mit dem Hennebergiſchen und das ſüdliche mit dem fränkiſchen Volke verbindet, ſo erkennt man auch in ihnen ein Gemiſch von den Characteren der drei Nachbarſchaften, das allerdings durch die eigene Regierung Koburgs und manches Jahrhundert der politiſchen Trennung von den genannten Nachbarvölkern, ſich allmählig zu einer feſtſtehenden Eigenthümlichkeit durchgebildet hat.

Dieſe Eigenthümlichkeit nun hat ſich der Bewohner des Itzgrundes, der ſich weſentlich von den Bewohnern der beiden anderen Thäler unterſcheidet, im Allgemeinen ſtreng bewahrt. Kurze Lederhoſen, Schnallenſchuhe, ein dunkelfarbiger Rock mit enggereiheten großen Knöpfen, welche weiland nicht ſelten von Silber waren, der dreieckige oder runde Hut und der Quaſtenſtock kleiden noch jetzt den dortigen Bauer im Mannes- und Greiſenalter; nur die Jugend hat ſtädtiſche Tuchhoſen angenommen, aber der Schnitt derſelben, ſo wie die Pelzmütze und das Jäckchen unterſcheiden ſie noch vollkommen von der „geputzten" Stadtjugend. Die Achtung der jüngeren vor den älteren Dorfbewohnern hat in vielen Gemeinden auch in der Kirche den Unverehelichten und „Ledigen" beſondere Stände angewieſen, und der Aeltere ſagt zu dem Jüngeren „Du" während dieſer Jenen „Ihr" anredet. Dies iſt auch bei dem weiblichen Theil der Bewohner der Fall. Die Tracht derſelben, in einem ſchwarzen Bänder- und Spitzenhäubchen, um das ein breites Tuch gebunden wird, buntem Mieder und Halstuch, mehreren faltenreichen Tuchröcken, dunkelfarbiger Schürze, Strümpfen mit bunten Zwickeln und plumpen Schuhen beſtehend, ziert wenig und iſt unbequem, beſteht aber fort und fort, und nur verehelichte Frauen ändern die bunten hellen Farben in dunkle um. Das allabendliche Zuſammenleben der Burſche oder Bu'm (Buben) wie ſie hier überall heißen, und der Mädchen, geſchieht mit ziemlicher Freiheit, und wird von den Aeltern, aus Gewohnheit, ohne

Aengſtlichkeit geduldet. Zu den Vergnügungen der Dorfbewohner gehören die Kirchweihen, der Beſuch der Jahrmärkte und Meſſen und einige ihnen im Laufe des Jahres geſtattete Tänze; zufällige Freuden gewähren Hochzeiten und Kindtaufen, hier Kindskirchweihen genannt und in früherer Zeit geſchah es auch nicht ſelten, daß ſich ein Leichenbegängniß, dem noch jetzt der ſogenannte Leichentrunk folgt, mit luſtigem Geſang, ja ſogar mit Tanz und einer neuen Verlobung endigte. Während der übrigen Abende des Jahres lebt hier, beſonders in den der Reſidenz fernen Dörfern, noch in jedem Munde das Volkslied; im Winter in der verbotenen Lichtſtube, im Sommer unter der Dorflinde, oder auf ſonſt einem gelegenen Plätzchen. Da hört man noch „Es kann mich nichts Schöneres freuen“ oder „Mein Schatz, was fehlet dir?“ „Drei Lilien, drei Lilien“ und dergleichen Perlen, deren Werth das Völkchen leider nicht recht zu ſchätzen weiß. Ja, es wundert ſich ſogar und ſchämt ſich, wenn ein Städter ſeine „Schlumperlieder“ mitſingt und haſcht begierig nach jedem Verslein, das ſeinem Ohre vernehmer lautet. Eigenthümlich an der Sangesweiſe der Bewohner des Itzgrundes iſt, daß ſie jedem Volkslied, gleichviel ob luſtigen oder traurigen Inhalts, entweder eine Tanzmelodie, oder einen ſogenannter Gaſſenhauer, oder auch einen Jodelruf rein anhängen, eine Gewohnheit, die ſich allenthalben in den Koburger Dorfſchaften findet und vermittelſt welcher die Zahl der oft ſehr witzigen und gemüthlichen, noch öfterer aber ſehr laxen ſogenannter Gaſſenhauer keine unbedeutende iſt.

S. 185. Der verwund'te Knab.

Vollſtändiger als bei Herder (Volkslieder I, S. 153) und aus dieſem bei von Erlach, die Volkslieder „der Deutſchen.“ Mannheim 1834—36 Bd. 1, S. 152, wo ſich nur ſieben Verſe finden.

S. 186. Das Dienſtmägdlein.

Ebenfalls bei Erlach Th. I, S. 400. Liebesdienſt. Die Antwort, welche das Mädchen bei uns gibt, iſt viel naiver als dort, wo es im zweiten Verſe heißt:

Ach nein, ach nein, das thu' ich nicht,
Daß ich ſo mit den Herrlein geh,

wogegen das goldgelbe Haar in unſerer Lesart auf das Bewahren der Jungfrauſchaft hindeutet. — Vgl. ferner von Arnim und Brentano: des Knaben Wunderhorn Th. I, S. 83.

S. 187. Die gute Lämmer Weid'.

Fünfzeilig und mit einem Schlußverſe der auf den Verfaſſer deutet, in Gräters Bragur VI, 2, S. 77, auch im Wunderhorn I, S. 42 und bei Erlach II, 37, der zweite Vers lautet dort zu Anfang:

Ein Ritter kam dort hergeritten;
Er grüßt ſie nach ſchwäbiſchen Sitten.

und ſcheint mir neuer, als unſere Lesart.

S. 188. Zweifel.

Bei Bothe: Frühlings Almanach S. 70; Büſchings und von der Hagens Volkslieder S. 28, Erlach II, S. 135; nirgends aber ſo vollſtändig wie hier, obgleich die drei letzten Verſe ſpäter hinzugekommen zu ſeyn ſcheinen und vielleicht verirrte Bruchſtücke anderer Lieder ſind.

S. 190. Ein Schooß voll Bombeeren.

Bei Erlach III, 58, vollſtändiger, aber nicht ſo naiv erzählt, wie hier.

S. 191. Das Fräulein.

Bekanntes Lied, doch mit ganz anderen Lesarten, bei Buſching und von der Hagen S. 138, im Wunderhorn III, S. 73, bei Erlach III, 118.

S. 192. Thut wunderſelten gut.

Vollſtändiger hier, als in der Bardale (Braunſchweig 1829) I, No. 32, wo es als ein Bergiſches Lied mitgetheilt iſt, und bei Erlach III, S. 200.

S. 193. Abſchied.

Allgemein bekanntes Lied, doch mit ganz anderen Lesarten und einem durchaus verſchiedenen Schluſſe, als im Wunderhorn I, 253 und bei Erlach No. 73.

S. 194. Ach, wär' ich ein Knab'!

Sehr verſchieden von den im Wunderhorn II, S. 29 (Erlach No. 103) und bei Erlach No. 105, aus mündlicher Ueberlieferung mitgetheilten beiden Liedern.

S. 196. Ich wein' um meine Ehr'.

Ein verwandtes Lied, jedoch mit ganz anderem Schluſſe, findet ſich im Wunderhorn II, 191.

S. 197. Das Bildchen.

Mit anderen Lesarten und vollſtändiger in des Knaben Wunderhorn III, S. 81.

II. Volkslieder aus den Zeiten der Meiſterſänger und meiſt vor ſolchen gedichtet.

Fliegende Blätter des ſechzehnten Jahrhunderts, größtentheils aus Nürnbergiſchen Officinen hervorgegangen, in meinem Beſitz, No. 3 ausgenommen, das ich der gütigen Mittheilung meines Freundes, des Herrn Oberbibliothekar Ludwig Bechſtein, in Meiningen, verdanke.

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Adrian, Dr., neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende nach London. Mit einem Wegweiſer von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, ſodann von London über Harwich nach Hamburg, über Oſtende nach Brüſſel und über Dower und Calais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben iſt: Eine Reiſekarte, der Plan und das Panorama von London, ſowie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui geb. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfern. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6.

— — Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6.

— — Reiſe-Scenen aus Amerika. 1r Theil Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

***Beauties* of Shakspeare.** Muſterſtücke aus Shakſpeare's Dramen. Engliſch und deutſch. 2 Bände. 12. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Bechſtein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geh. 21 gr. fl. 1. 30 kr.

— — der Fürſtentag. Hiſtoriſch-romantiſches Zeitbild aus dem ſechszehnten Jahrhundert. 2 Bände 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

— — Gedichte. gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Ludwig Bechſtein wurde bei ſeinem erſten Auftreten in der literariſchen Welt vom deutſchen Publikum als einer der liebenswürdigſten jüngeren Dichter begrüßt; man fand in ſeinem Todtentanz, in ſeinem Fauſt, in ſeinem Luther Adel der Geſinnung mit Wohllaut des Ausdrucks, Wahrheit der Empfindung mit lieblicher Natürlichkeit der Darſtellung gepaart, und erkannte als Charakteriſtiſches des Dichters einen friſchen Schmelz des Frühlings, der alle ſeine Dichtungen wie eine zarte Laſur überhaucht. Alle dieſe Vorzüge, welche ſeine größeren Dichtungen auszeichnen, finden ſich in weit höherem Grade in ſeinen kleineren Gedichten, welche hier zum erſtenmal geſammelt erſcheinen, ja es läßt ſich vielleicht ſogar behaupten, daß in dem einfachen herzlichen Liede, in der heimiſchen Sage die Eigenthümlichkeit unſeres Dichters ſich in den lebhafteſten Farben zeigt. Die zahlreichen Freunde Bechſteins werden durch dieſe ſorgfältig ausgewählte Sammlung ſeiner Dichtungen gewiß vermehrt werden.

Biedenfeld, Freiherr von, Novellen und bunte Blätter. 2 Theile. 8. Rthlr. 2. 18 gr. fl. 4. 30 kr.

Belani, H. E. R., Romantiſche Erzählungen aus Portugal's Geſchichte. 8. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — der Heimathloſe. Roman in Zeitbildern. 3 Theile. Rthlr. 4. fl. 7.

— — der Premierminiſter. Geſchichtliches Volks- und Sittengemälde. 4 Theile. 8. Rthlr. 4. 18 gr. fl. 8. 24 kr.

Belani, H. E. R., der Geächtete. Geſchichtlicher Roman aus dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. fl. 7.

Belani iſt ſchon in ſeinem „Heimathloſen“ und ſeinem „Premierminiſter,“ in denen er merkwürdige Zeitabſchnitte durch lebendige Vorführung großer handelnder Charaktere, welche die Seele ihrer Zeit waren, ſchilderte, in die Reihe der deutſchen hiſtoriſchen Romanſchriftſteller ehrenvoll eingetreten. Er verfolgt dieſe Bahn mit Ernſt auch in dem „Geächteten,“ der ein charakteriſtiſches Zeitbild vom Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts vorführt. Die herrlichen Geſtalten, Georg von Frundsberg, der „Vater der frommen Landsknechte," und Karl von Bourbon, von Franz I. und dem Papſt geächtet, im Dienſt des deutſchen Kaiſers, ſind der Mittelpunkt, um den ſich die andern Figuren in mannigfaltigen Geſtaltungen herumgruppiren. Bald befinden wir uns mitten in Kampf und Sieg, vor Rom und Pavia, bald im Lager, bald im häuslichen Stillleben. Aber überall wird man gefeſſelt durch die lebendigſte treuſte Schilderung jener ritterlichen abentheuerlichen Zeiten.

Byron, Lord, ſämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Anſicht von Newſtead-Abbey. 12 Bände mit 26 Stahlſtichen. Auf geglättetem Velinpapier in engl. Cartonband mit Goldtitel Rthlr. 12. fl. 21. Auf weißem Druckpapier in Congreve-Umſchlag Rthlr. 9. fl. 15. 45 kr.

Dieſe Ausgabe iſt vollſtändiger, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine rühmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rückſicht konnte das Auslaſſen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen ſtärker wurde, wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich über dieſe Ausgabe auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Halliſchen Lit. Zeitung (1832. 195) beginnt:

„Wir ſehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Univerſalität des Geiſtes unſerer Sprache einen ihrer glänzendſten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzoſe oder der Italiener die kühne Kraft des engliſchen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung ſeines Geſanges, die Tiefe zerreißender und verſöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tauſend bedeutungsvollen Nuancen, welche Byron gleichſam tändelnd, aber nie ohne Abſicht und Bewußtſeyn, hinwirft!"

Büchner, Georg, Danton's Tod. Dramatiſche Bilder aus Frankreichs Schreckenszeit. 18 gr. fl. 1. 12 kr.

Cooper's ſämmtliche Werke. 99 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 18. 8 gr. fl. 28. 36 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 12. 2 gr. fl. 19. 24 kr.

Dieſelben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Waſſernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern. — Die Monikins. — Ausflüge in die Schweiz. — Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Beſuch in die Schweiz.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

Döring, Georg, Roland von Bremen, Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — das Kunſthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. Rthlr. 5 8 gr. fl. 9.

— — das Opfer von Oſtrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen, aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaiſerſitz. 3. Die Wahlſtadt. 4. Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1. 8 gr. fl 2. 15 kr.

— — dramatiſche Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpapier. Rthlr. 5. fl. 9.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. 40 kr.

Dieſe Dichtungen des berühmten Herrn Verfaſſers haben ſich des außerordentlichſten Beifalls nicht allein von Deutſchland, ſondern auch theilweiſe von England und Frankreich, wohin ſie talentvolle Ueberſetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritiſche Blätter den deutſchen Cooper; denn wie er gleich dieſem genialen Schriftſteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine ſcharfe Charakteriſirung in allen Individuen aufſtellt, ſo gelingen ihm auch ebenſo die Schilderungen von Naturſcenen, die Darſtellungen reizender und romantiſcher Lokalitäten, mit allen dichteriſchen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunſtwerke zu erheben. Daß die reinſte Moralität in allen ſeinen Dichtungen vorherrſche, und ſie deshalb ohne Anſtand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, iſt allgemein anerkannt.

Berichtigungen zum erſten Theile.

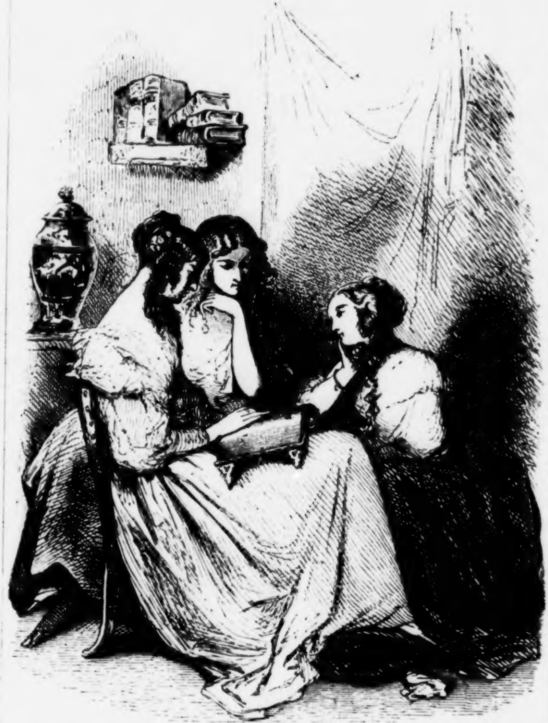
Durch die Entfernung, in welcher der Verfaſſer vom Druckorte lebt, haben ſich folgende ſinnſtörende Fehler eingeſchlichen:

Seite 3. Zeile 12 von oben, ſtatt: da ich die lies: da ich dir.
„ 8. im Titel ſo wie in der ganzen Ballade muß es ſtatt Norvie überall Norvce heißen.
„ 47. Zeile 11 von oben, muß heißen: Da ſchaute ſie, zwiſchen ihm und der Wand.
„ 49. „ 1 von unten, ſtatt o l. ſo.
„ 61. „ 8 v. u. ſtatt Gold l. Geld.
„ 67. „ 6 von oben und überall ſonſt, ſtatt Tiftin l. Tiftie.
„ 73. im Titel und überall ſonſt, ſtatt Lagie l. Logie.
„ 79. Zeile 11 v. o. ſtatt Tag l. Tav.
„ 93. „ 3 v. o. und überall ſonſt, ſtatt Staude l. Raute.
„ 104. „ 13 v. o. ſtatt verſchwelg l. verſchwatz'.
„ 107. „ 4 v. o. ſtatt Bier ſtark l. Bier, das.
„ 112. „ 9 v. o. ſtatt zu ſeinen Gewähr l. zu ſeiner Wehr.
„ 112. „ 5 v. u. ſtatt ſollte er l. ſollt' er.
„ 120. „ 13 v. o. ſtatt Feemgenland l. Kempenland.
„ 126. „ 6 v. u. und ſonſt überall, ſtatt Delden l. Delder.
„ 162. „ 9 v. u. ſtatt nun ward ich gefangen l. nun werd' ich gehangen.
„ 191. „ 10 v. u. ſtatt durch ihre Kämpen l. durch ihr Kämpfen.
„ 196. „ 7 v. u. ſtatt Gott und Himmel l. Gott im Himmel.
„ 205. „ 10 v. u. ſtatt ſchließen l. ſchieſſen.
„ 207. „ 13 v. o. ſtatt Chaffandon l. Cheffardon.
„ 207. „ 20 ſtatt durch den gefeiten Judaiſt l. durch den Judaiſt.
„ 213. „ 8 v. o. ſtatt nein l. mein.
„ 216. „ 8 v. u. ſtatt nur l. nun.
„ 232. „ 7 und 8 v. u. müſſen die Klammern fort.

S. 235. Zeile 11 von oben ſtatt Dieſen l. Dieſer.
„ 238. „ 2 v. o. ſtatt ſchwankt l. ſchwenkt.
„ 247. „ 12 v. o. ſtatt hai l. Lai.
„ 249. „ 18 v. o. und überall ſonſt, ſtatt Folkvisar l. Folkvisor.
„ 252. „ 16 v. u. ſtatt 10 l. W.
„ 267. „ 10 v. o. ſtatt nie l. ein.
„ 267. „ 7 v. o. ſtatt Gontant l. Gontaut.
„ 268. „ 17 v. o. ſtatt Not l. Noy.
„ 268. „ 20 v. o. ſtatt Euette l. Eudette.
„ 210. „ 9 v. u. und überall ſonſt, ſtatt Braale l. Branle.

Berichtigungen zum zweiten Theile.

Seite 49. Zeile 5 von oben, ſtatt d'rin lies Dein.
„ 79. zwiſchen die 3 und 4 Zeile von unten, muß eingeſchoben werden: „Wo die Laube mein geſchmückter Saal“.
„ 99. Zeile 2 v. o. ſtatt Tfi-Tfi l. Tſi-Tſi.
„ 103. „ 3 v. u. ſtatt Staab l. Stab.
„ 105. „ 3 v. u. ſtatt dann l. denn und ſetze hinter weil ein ?
„ 105. „ 1 v. u. ſetze hinter erbaut ein !
„ 108. „ 4 v. u. ſtatt nur l. mir.
„ 109. „ 7 v. u. ſtatt Ihre l. Ihres.
„ 121. „ 5 v. u. ſtatt Grab l. Gras.
„ 133. Nach dem Titel: der Mutter Leid, ſchalte ein (Litthauiſch).
„ 139. Zeile 8 v. o. ſtatt ſeinem l. ſeinen.
„ 165. „ 11 v. o. ſtatt es l. aus.
„ 291. Titel, ſtatt Paneistas l. Pancistas.
„ 291. Zeile 4 v. o. ſtatt eslà l. està.
„ 291. „ 7 v. u. ſtatt ab oluto l. absoluto.
„ 291. „ 3 v. u. ſtatt hemisferis l. hemisferes.
„ 295. „ 10 v. o. ſtatt del onda l. dell'onda.
„ 302. „ 7 v. u. ſtatt Drebbûk l. Drebbèk.
„ 392. „ 6 v. u. ſtatt zurûk l. zurèk.



Die

Reiſe ins Blaue

von

Plinius dem Jüngſten

illuſtrirt von

Tony Johannot.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Reiſe ins Blaue.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. Kapitel. 7

Vom Reiſen und von der Liebe. Charakteriſtik des Helden dieſes wahrhaftigen Märchens. Definition von der wahren Freiheit, die jedem Fräulein gefallen wird, die Definition nämlich.

II. Kapitel. 10

Von Franz und Marie, Frau Forſter und Major von Horn, nebſt einigen Notizen aus der Geſchichte der Poeſie oder einem Catalogue raiſonné poetiſcher Heldinnen.

III. Kapitel. 17

Der Major von Horn.

IV. Kapitel. 21

Wie Franz ganz beſchneit nach Hauſe geht und nachdenkt. Betrachtungen über Tagebücher.

V. Kapitel. 30

Aus Franzens in Proſa geſchriebenem Tagebuche. Album eines Mannes, der ſich verheirathen will.

VI. Kapitel. 39

Eine von des Majors langen Geſchichten.

VII. Kapitel. 57

Ein Auto da Fé. Allerlei andere ſchauerliche und merkwürdige Dinge und Begebenheiten.

VIII. Kapitel. 60

Wer Walter eigentlich war und warum man abreiſt, wenn man bleiben ſollte.

IX. Kapitel. 65

Maria's Klage.

X. Kapitel. 68

Reue, Mondſchein, die Alte in der Hütte und ein Waldmärchen, nebſt einigem guten Rath.

Seite

XI. Kapitel. 77

Weitere ſeltſame Abenteuer und noch ſeltſamere Abenteuerer. Die Zukunft des deutſchen Volkes und der deutſchen Poeſie.

XII. Kapitel. 87

Was die Menſchen Liebe nennen. Walter's Glaubensbekenntniß. Der unglückliche Schäfer.

XIII. Kapitel. 94

Von den Mitteln wider die Liebe nebſt tiefer Weisheit eines Schulmeiſters, mit der aber der geneigte Leſer nicht heimgeſucht wird.

XIV. Kapitel. 97

Die Geſchichte vom kleinen Hieb und der ſchönen Blandina.

XV. Kapitel. 111

Ein Trinklied mit Chor. Walters Betrachtungen über Hieb's Geſchichte und was weiter noch verhandelt wurde.

XVI. Kapitel. 116

Wie, was und weshalb der Held dieſes wahrhaften Reiſemärchens träumt.

XVII. Kapitel. 120

Viſionen der anderen Seelenhälfte, nebſt Abdrücken eines Traumdaguerreotyps.

XVIII. Kapitel. 122

Traum der ganzen Seele.

XIX. Kapitel. 125

Höchſt unangenehmes Erwachen. Der Eſel der Scholaſtiker. Kinder und Sterne.

XX. Kapitel. 133

Was davon kommt, wenn man ſich ſeinen Träumen überläßt.

XXI. Kapitel. 135

Ein alter Bekannter und alte Gedanken.

XXII. Kapitel. 138

Ein neuer Bekannter und zwar ein höchſt ſeltſamer.

XXIII. Kapitel. 138

Geſchichte des Mannes mit dem großen Hute.

XXIV. Kapitel. 151

Der Hirnloſe wird im Bunde der Dritte, nachdem er Einiges von ſeinen Weltanſchauungen mitgetheilt hat.

XXV. Kapitel. 156

Reiſeabenteuer und Reiſebetrachtungen.

XXVI. Kapitel. 158

Weitere Erfahrungen und Betrachtungen.

Seite
XXVII. Kapitel. 161
Ein Tag in London.
XXVIII. Kapitel. 168
Fernere Reiſe-Erfahrungen.
XXIX. Kapitel. 171
Ein italieniſcher Räuber.
XXX. Kapitel. 174
Sitten und Politik.
XXXI. Kapitel. 175
Meeresfahrt.
XXXII. Kapitel. 179
Sturm.
XXXIII. Kapitel. 182
Wunderbare Rettung.
XXXIV. Kapitel. 185
Das Leben ein Traum.
XXXV. Kapitel. 189
Hochzeit und Schluß.

Illustrationen.

1. Der Major reichte ihm Hut und Stock hin. 16
2. Franz bemerkte, daß er unterwegs ganz beſchneit worden. 24
3. Langſam richtete ſie die Augen auf ihre engelgleiche Tochter. 32
4. Reiſeleiden. 34
5. Reiſeleiden. 34
6. Es ſoll mein Erſtes ſein, zu dem Major zu gehen. 35
7. Ich werde mich der Geliebten zu Füßen werfen. 35
8. Dann wird ſie ſich auch ſchmücken. 35
9. Wir werden zuſammen in die Kirche gehen. 37
10. Wir wollen den längſten Weg einſchlagen. 37
11. Die gute Mutter wird uns wohlwollend empfangen. 37
12. Wir ſetzen uns behaglich an den Theetiſch. 37
13. Verbrennt! denn Ihr habt mich unglücklich gemacht. 57
14. Der finſtere Anblick weckte tauſend Erinnerungen in mir. 58
15. Der Wächter auf dem alten Thurm ſtieß zwölf Mal in ſein Horn. 59
16. Walter aber ſchien ſo entſtellt. 59
17. Walter war der beſte und der traurigſte Junge. 60
18. Sie ſang gleichſam prophetiſch. 65

Seite
19. Wie glücklich ſind die Blumen in den Gärten. 70
20. Sie ſcheinen die Königinnen des Gartens zu ſein. 73
21. Es begegneten uns drei nicht anmuthig ausſehende Individuen. . . . 77
22. Walter zeigte mir ein anmuthiges Paar. 87
23. Hiob zog ſeine Glocke wie ein Verzweifelter. 104
24. Blandine erſchien auf der Schwelle. 108
25. Walter ſtarrte mich an und ſagte kein Sterbenswörtchen. 111
26. Sie ſaß unter unſerem Lieblingsbaum und weinte. 117
27. Ich ſah Sie luſtig am Arme eines jungen Mannes. 117
28. Einen Augenblick ſpäter ſaß er bei ſeinem eigenem Leichnam. 120
29. Eine unendliche Reihe wunderlicher Geſtalten kam gezogen. 120
30. Dorthin müßt Ihr ziehen — nicht dahin. 124
31. Sie führte mich eines Abends an das Fenſter. 129
32. Ach! die himmliſchen Tage, wo wir Vergißmeinnicht pflückten. . . . 134
33. Ich begab mich nun zu dem eleganteſten Schneider. 134
34. Der Schuſter that ſein Möglichſtes an mir. 134
35. Auf den Trümmern ſahen wir den Schäfer ſitzen. 135
36. Greiſe und Kinder jammerten und weinten. 137
37. Ich ſah ſie alle Tage nähen, ſticken und ſtricken. 142
38. Demgemäß verſah ich mich mit einem Stricke. 143
39. Gib mir mein Gehirn wieder. 146
40. Ich trat zu einer in politiſcher Unterhaltung begriffenen Gruppe. . 148
41. Ariadne, die dem Fels ihr Leiden klagte. 153
42. Angelika und Medor. 154
43. Die Kinder ſchrien und die Hunde heulten. 157
44. Circe, welche die Menſchen in Thiere verwandelte. 157
45. „Sie irren ſich“ ſagte eine junge hübſche Engländerin. 162
46. Lange folgten wir mit den Blicken den Segeln. 178
47. Ein Donnerſchlag antwortete ihm. 181
48. Ich bringe Ihren Frack, Herr Franz. 184
49. Ich blieb eine Zeitlang zwiſchen Wachen und Schlafen. 186
50. Unſere Hochzeit war prächtig. 189

Die Reiſe ins Blaue.

Einleitung.

Wir wollen abreiſen.

Allerdings wäre es ſehr ſchön und nicht minder paßlich, geliebter Leſer, wenn ich Dir ſagte, warum wir reiſen, wohin wir gehen und weshalb es für mich wünſchenswerth iſt, daß Du die Reiſe mit mir machſt.

Dies ungewöhnliche Vertrauen könnte aber möglicher Weiſe gefährlich werden.

Warum reiſt man überhaupt? Wol nicht blos, um ſich des unbeſtreitbaren Vortheils der Luft- und Ortsveränderung zu erfreuen, ſondern auch vorzüglich, um Unvorhergeſehenes zu erleben und mit dem Zufall — verſteht ſich in allen Ehren — zu liebäugeln?

Würde Dir alſo nicht das Wenige, das ich Dir über unſere Reiſepläne mittheilen könnte, ſchon im Voraus den größten Genuß verderben, die Freude überraſcht zu werden nämlich? Würde man überhaupt irgendwo hingehen, wenn man ganz genau wüßte, wo man eigentlich hinkommt?

Du ſiehſt es, geliebter Leſer! um Deines eigenen Beſten willen muß ich ſchweigen. Auch ſchweige ich und begnüge mich damit, Dir zu verſichern, daß das Reiſen in jedem Falle erſprießlicher iſt, als das zu Hauſe Bleiben.

Glaubſt Du, daß eine Reiſe, die ich in Deiner liebenswürdigen Geſellſchaft mache, anders als angenehm ſein könne? — Wir werden — ohne die Ehre Deiner Begleitung zu vergeſſen — den doppelten Gewinnſt jeder Reiſe haben, die Freude der Abfahrt und die der Heimkehr. Zwei Freuden, die wahrlich nicht freudlos ſind und innerhalb dieſer beiden noch außerdem alle jene kleinen ergötzlichen Abenteuer, an denen es vernünftigen und verſtändigen Reiſenden gar nicht fehlen kann.

Ich bringe nicht einmal in Anſchlag, leſender Freund, daß ich hoffe, Du werdeſt gut mit mir fahren, ohne Hinderniſſe, ohne Dich zu ärgern, ohne umzuwerfen, ohne zu viele Worte und zu große Koſten (wenn man davon überhaupt reden darf), ja ſelbſt ohne von der Kälte zu leiden, vorausgeſetzt, daß Deine Fenſter wohl verwahrt ſind und Dein Ofen gut verſorgt. — Wir gehen gleich an das Ende der Welt, das verſteht ſich; ja vielleicht ſogar ein Biſchen nach einer anderen, wenn es Dir Spaß macht.

Und das Alles — bedenke wohl! ohne daß Du Deine allerliebſten Kinder — wenn Du welche haſt — zu verlaſſen brauchſt. Sie ſind nirgends zu viel, und hier am Allerwenigſten. Auch von Deinen Freunden, die Dich lieben, und von Deinem Ofen, den Du liebſt, kurz von Nichts, was Dir gefällt oder Dich zurückhält, weder von Dieſem noch von Jenem, deſſen Namen Du beſſer weißt als ich, biſt Du genöthigt, Dich zu trennen.

Abreiſen und doch zu Hauſe bleiben; zu Hauſe bleiben und fortreiſen, das iſt die Aufgabe, die wir, ſo es Dir recht iſt, verſuchen wollen, mit einander zu löſen.

Wenn man es ſo haben kann, wer reiſt da nicht! Es iſt ſo hubſch, zu reiſen und kann ſo neu ſein! Und wer bliebe nicht daheim? Es iſt ſo ſüß, zu Hauſe zu bleiben — und ſo leicht.

Aber wozu bei einer ſo vernünftigen Sache noch Gründe aufſuchen wollen, die vielleicht nicht ſo vernünftig und dennoch nicht minder gut ſein können?

Es handelt ſich darum, zu reiſen. Reiſen wir alſo, ſelbſt auf die Gefahr hin, nicht zu wiſſen, ja ſogar niemals zu erfahren, warum wir eigentlich uns auf die Reiſe begeben haben.

Eine beſſere Reiſegeſellſchaft, als die Deinige, kann es nicht geben, Freund Leſer! Alſo, in Gottes Namen, vorwärts! — Wir werden ein herrliches Tagebuch führen, und ich ſehe ſchon im Geiſte ſchöne Augen, vielleicht für Dich die ſchönſten, ſich darin vertiefen.

Wie angenehm, wenn dieſe ſchönen Augen
Mit Dir, in Dich zugleich ſich mild verſenken,
Aus Deinen Zeilen Luſt und Freude ſaugen,
Und wo Du an ſie dachteſt, Dein gedenken.

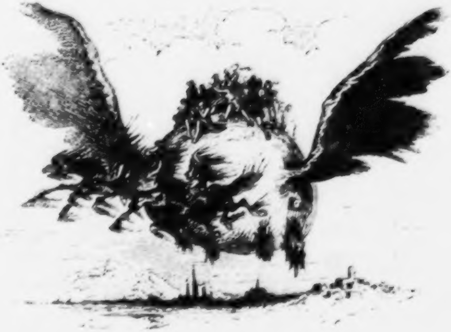
Du reiſteſt ja mit mir; was ich beſchreibe,
Iſt's nicht ſo gut, als hätteſt Du's geſchrieben?
Gefällt es nur dem heißgeliebten Weibe,
Wirſt Du belohnt, denn es verſteht zu lieben.

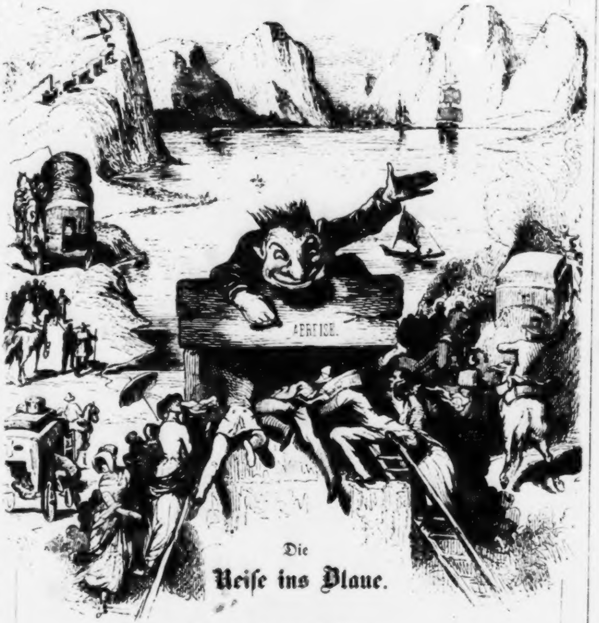
Allein für Sie biſt Du mit mir gezogen,
Um den Gewinn zu Füßen Ihr zu legen;
Du trotzeſt mit mir ſturmgepeitſchten Wogen,
Begleiteſt mich auf ungebahnten Wegen.

Als Held Ihr fern, als Liebender zur Seite,
Ihr gegenüber und auf fremden Meeren,
So zieht Sie mit Dir ängſtlich in die Weite,
Doch fließen dieſer Trennung keine Zahren.

Sie wird gar manches Neue Dir erzählen,
Das Du erlebteſt und bisher nicht kannteſt,
Gar Manches ſich zu Schmuck und Freude wählen,
Das fremd Dir blieb und Du Ihr ſelbſt doch ſandteſt.

Nur dieſe Blätter brauchſt Du Ihr zu bringen,
Um an dies größte Wunder ſelbſt zu glauben. —
Fort! Hörſt Du nicht des Poſthorns freudig Klingen,
Die Peitſchen knallen und die Pferde ſchnauben?





Die

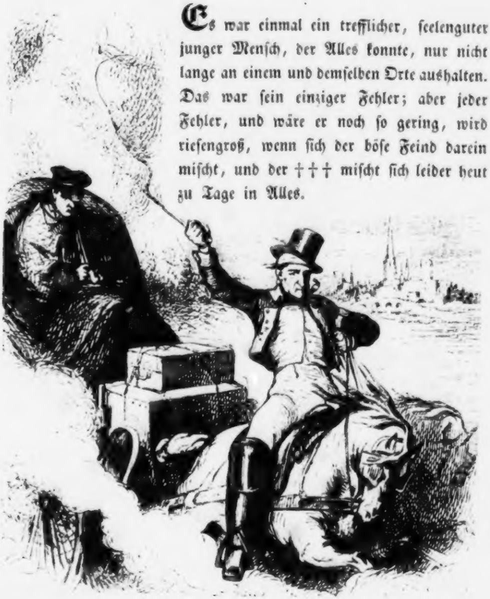
Reiſe ins Blaue.

Jede Art des Reiſens ſiehſt du Leſer abgebildet hier,
Waſſer, Wagen, Dampf, Roß, Füße tragen dich zum fernſten Raum;
Zwei allein ſind nur vergeſſen und die eben wählen wir.
Unſ're Roſſe ſind Gedanken, unſer Wagen iſt der Traum.
Darum ſind vor allen Andern wir zum Reiſen die Bereiteſten
Und wir kommen, glaube mir, auch vor Allen noch am Weiteſten,

Erstes Kapitel.

Vom Reiſen und von der Liebe. Charakteriſtik des Helden dieſes wahrhaftigen Märchens. Definition von der wahren Freiheit, die jedem Fräulein gefallen wird, die Definition nämlich.

Es war einmal ein trefflicher, ſeelenguter junger Menſch, der Alles konnte, nur nicht lange an einem und demſelben Orte aushalten. Das war ſein einziger Fehler; aber jeder Fehler, und wäre er noch ſo gering, wird rieſengroß, wenn ſich der böſe Feind darein miſcht, und der † † † miſcht ſich leider heut zu Tage in Alles.



Unſer Held hatte ſo zu ſagen die Natur eines Wetterhahns: ſeine Launen trieben ihn nach allen zwei und dreißig Winden der Roſe, als ob es der Wind ſelbſt geweſen wäre, der ihn trieb.

Die Spanier nennen das, glaube ich, einen andanteſken Humor, was Aegidius Albertini ſeiner Zeit mit landſtörzeriſch überſetzte.

— „Nur da wo man nicht iſt, befindet man ſich wohl“ — pflegte er zu ſagen. — Und alsbald reiſte er ab.

Die Erde war für ihn eine glatte Eisfläche, auf der es ihm nicht gelingen wollte, einen feſten Standpunkt zu finden. Kam er auch nicht aus China oder Peru, ſo kam er doch aus Treuenbrietzen zurück.

Kurz er hatte eine wirkliche Reiſewuth, und dieſe Reiſewuth hatte wiederum ihn ſchon mehr als ein Mal von einem Ende der Welt zum anderen geführt und zurückgebracht. Da die Welt aber, wie weit man auch gehen möge, doch endlich ein Ende nimmt, ſo muß man immer einmal um- und alſo zurückkehren. Den Beweis dafür liefert unſer Held, der gerade in dem Augenblicke, wo dieſes wahrhafteſte aller Märchen beginnt, zurückgekehrt war, und zwar mit dem feſten Entſchluſſe, nie wieder fortzureiſen.

Er war nämlich verliebt.

Beklage ihn nicht: lieber Leſer! Nicht Jeder iſt verliebt, der es ſein möchte. Auch beweiſt dies, nach meinem unzielſetzlichen Dafürhalten, daß er weder ſein gutes Herz noch ſeine geſunde Vernunft auf der Heerſtraße gelaſſen hatte.

Was würde aus Einem werden, wenn man nicht liebte?

Im Vorübergehen will ich noch bemerken, daß ihm, wenn er auch, wie jeder Reiſende, ſein einäugiges Roß gegen ein blindes, ſowie ſein Gold gegen Silber vertauſcht, und zwei Haſen zugleich gehetzt, ohne je einen einzigen zu erwiſchen, demzufolge aber ſein väterlich Erbtheil geſchmälert hatte — dennoch genug geblieben war, obwol nicht, um von Neuem zu reiſen, doch um anſtändig und ſorgenfrei zu leben. Dieſe Notiz iſt weder unnütz noch überflüſſig, mein gnädiges Fräulein, denn ich habe die Ehre, Ihnen bemerken zu müſſen, daß unſer Held im Begriff ſteht, ſich zu vermählen, und daß er heute Morgen erſt das Brautkleid für ſeine Verlobte gekauft hat.

Dadurch wird die Sache intereſſant, nicht wahr?

Ja, aber Ihr Held hört auf, es zu ſein — antwortete die Gnädige etwas ungnädig.

Mit einer ſtummen Verbeugung fahre ich fort.

„Ich habe meine letzte Reiſe gemacht“, ſagte er zu mir, als er mir dieſe gute Nachricht mittheilte. „Wahrlich“ — ſetzte er hinzu — „die wahre Freiheit iſt, an das gefeſſelt zu ſein, was man liebt.“

— „Beſter Freund!“ — erwiederte ich — „ich gratulire Dir von Herzen; ich glaube, Du haſt Recht“, ſagt doch ein uns Beiden wohlbekannter Poet, was wir hier als eine moraliſche Betrachtung über das erſte Capitel einverleiben wollen:

Bedenkt es wohl, moderne Freiheitsjäger,
Die Ihr ſo oftmals ſchoſſet in die Luft,
Und haſtig, weil die Menge deſto träger,
Eu'r Bischen Witz und Pulver raſch verpufft:

Ihr habt, was wahre Freiheit ſei, vernommen,
Was ſucht Ihr ſie noch thöricht draußen nun?
Ihr ſeht, ſie muß von ſelber zu Euch kommen
Und wie ein Glück in Eurem Schooße ruhn.

Liebt nur und laßt Euch von der Liebe binden,
Dann ſeid Ihr frei, ſelbſt bei der ſtrengſten Pflicht.
In wahrer Liebe iſt allein zu finden,
Was uns zum Leben nöthig: Luft und Licht.

Und ſprudelte Euch ſelbſt der Freiheit Quelle,
Sie labt Euch nicht, wenn Liebe Euch gebrach;
Kennt Ihr das Wort vom Erz und von der Schelle,
Das einſt der reinſte Freund der Freiheit ſprach?

Zweites Kapitel.

Von Franz und Marie, Frau Forſter und Major von Horn, nebſt einigen Notizen aus der Geſchichte der Poeſie oder einem Catalogue raisonné poetiſcher Heldinnen.

Der junge Mann hieß Franz.

Seine Braut hieß? — Ja, das weiß ich wirklich ſelbſt nicht. — Wenn es Dir recht iſt, lieber Leſer, ſo wollen wir ihr den Namen Deiner Geliebten geben. — Aber wie? Du haſt noch keine oder keine mehr! Nun ſo wähle unter den folgenden Namen denjenigen, der Dir am Beſten gefällt. Soll ſie Gretchen oder Laura, Klärchen oder Beatrice, Lotte oder Thekla, Heloïſe oder Luiſe heißen. Wir können ſie auch Fanny nennen oder Julia, Lisbeth oder Thyrza, Eleonore, Stella, Eliza.....

Du ſiehſt mich verwundert an und fragſt mich, woher ich alle dieſe Namen geholt habe, die Dir ſämmtlich entweder geſucht oder unpaſſend erſcheinen. „Wer wird denn eine Lisbeth lieben und nicht wenigſtens Eliſa oder Betty daraus machen, wenn er nur ein Bischen zartes Gehör im Herzen hat“ — bemerkſt Du. — Lieber! Eliſa iſt bekanntlich das Weib, wie es ſein ſoll, von C. A. Fiſcher, der zugleich Gott und dem Teufel diente. Ein Weib, wie es ſein ſoll, wird aber kein vernünftiger Mann lieben, das hält er auf die Länge unmöglich aus, denn ihre übermäßige Tugend iſt, wie alles Uebermäßige in der Welt, ſchlimmer als Sünde, wenigſtens langweiliger. Auch klingt Eliſa ſo ſentimental, und die Sentimentalität haben wir Gottlob in Deutſchland endlich ein Bischen abgeſchüttelt. Gegen Betty habe ich dagegen Nichts weiter einzuwenden, als daß kein großer Poet ſeine Auserkorene in ſeinen Poeſien je unter dieſem Namen verherrlichte, während der Name Lisbeth von einem leider zu früh von der Erde geſchiedenen Dichter wahrhaft verherrlicht worden iſt. — —

„Alſo, die oben angeführten Namen gehören ſämmtlich Heldinnen der Poeſie an?“ unterbrichſt Du mich von Neuem.

Ich brauche Deinen Scharfſinn nicht erſt zu bewundern, leſender Freund, denn er war mir längſt bekannt, und ich habe ſeit dem Beginne dieſes Märchens feſt darauf gerechnet, ja, ich bin ſogar nicht ohne Furcht, daß Du mitunter zu ſcharfſinnig ſein werdeſt und Dinge herausleſen, an die ich gar nicht gedacht. Es iſt dies einmal der Fehler der leſenden Welt, Publicum genannt, als deren Repräſentanten ich Dich verehre. Doch, um uns nicht zu erzürnen, denn wir haben noch eine hübſche Strecke mit einander zu durchwandern, will ich es lieber Neigung oder Leidenſchaft nennen, einem armen Autor Dinge unterzulegen, die gar nicht in ſeinen Zeilen ſtehen und die ihm ſelbſt am Wenigſten in den Sinn kamen, als er ſie niederſchrieb. — Allein um wieder auf jene Namen und Deine Fragen zu kommen. — Allerdings; auch wirſt Du Dich ihrer gewiß erinnern, denn Du haſt ohne Zweifel Goethe's, Petrarca's, Dante's, Schiller's, Rouſſeau's, Byron's, Taſſo's, Swift's, Sterne's und anderer berühmter Dichter Schriften geleſen, und kennſt daher die von ihnen gefeierten Frauen.

Du antworteſt wie Molière's Monſieur Jourdain: „Ja wohl, aber thu', als ob ich ſie nicht kennte.“

Nun denn, da Du es befiehlſt; nur nimm es nicht übel. Ich erlaube mir blos, ſie Dir nochmals vorzuſtellen, unter der Vorausſetzung, daß Du ſie vielleicht mit anderen Augen angeſehen, als ich, und daß wir durch dieſen Tauſch der Ideen Beide gewinnen müſſen. Ich beginne demnach wie folgt, bemerke aber vorher noch, daß Du ſelbſt Schuld biſt, wenn ich zu ſehr in den Lehrton verfalle, und bitte Dich, mich zu unterbrechen, ſobald es anfängt, Dir Langeweile zu machen.

Gretchen war bekanntlich Goethe's erſte jugendliche Neigung; er noch ein halber Knabe, ſie ein verſtändiges Mädchen, das an dem Sohne guter Eltern ein mehr ſchweſterliches oder halb mütterliches Wohlgefallen fand und ihn vor böſen Dingen zu bewahren ſuchte. Als er das ſpäter erfuhr, war es freilich mit der Neigung aus, aber er bat ſie doch zu Gevatter bei der holdeſten, echt weiblichen Tochter, die er mit der Muſe zeugte, als er die Geſchichte der Menſchheit in ſeinem Fauſt dichteriſch wieder erſchuf.

Laura war Petrarca's platoniſche Geliebte und muß eine höchſt verſtändige Dame geweſen ſein, denn ſie ließ ihm auch nicht die mindeſte Gunſt zu Theil werden. Die Frau handelte höchſt vernünftig, vielleicht inſtinctmäßig, denn Petrarca gehörte eigentlich, trotz ſeinen ſchönen Verſen, zu den kalten Naturen, und ſolche Naturen bringen es wol ſo weit, eine Frau zu beſchreiben, aber nie ſo weit, ſie zu beglücken.

Klärchen, lieber Leſer, iſt Dir aus Egmont vollkommen bekannt, und daß Beatrice Dante's Geliebte war, bei deren erſtem Anblick ein neues Leben in ihm begann und die ihn durch ſein ganzes inneres Leben begleitete, weißt Du auch, und ſollte es Dir entfallen ſein, was faſt unmöglich iſt, wenn Du ein patriotiſcher Sachſe biſt, ſo lies, was ein großer deutſcher Dichter, Uhland, von ihm geſungen hat, der ſein herrliches Gedicht mit den Worten ſchließt:

Ja! mit Fug wird dieſer Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'ſche Liebe
Sich zu himmliſcher verkläret.

Von Lotten und Thekla Dir zu reden, wäre eine Beleidigung; denn einen Deutſchen, der ſie nicht kennt, gibt es wol nicht.

Heloiſe war des egoiſtiſchen Abälard unglückliches Weib. Wie groß ſteht ſie ihm gegenüber da: ſie ganz Liebe, ganz Hingebung, ganz Gehorſam, bis an ihr Ende voll tiefer, ſehnſüchtiger Glut, die ſelbſt vor dem Altare des Herrn ſie mit Flammen umgab; er kalt, berechnet, ohne

Hingebung, immer ihr Erzieher — zum Guten wie zum Böſen —, nie wirklich ſie aus innerſter Seele liebend. Arme Heloïſe! Mit welcher tiefen Wahrheit ſagte ſie in einem wirklich von ihr geſchriebenen (nicht in dem von Pope, Colardeau und Bürger auf breite Weiſe nachgebildeten) Briefe von ſich —; doch Lateiniſch liegt es Dir wol zu fern, ich will es Dir alſo anführen, wie es ein ſehr genauer und daher zu Zeiten von mir ſtreng getadelter Bekannter treu, obwol auch in poetiſcher Form, übertrug:

Gott weiß es, du nur warſt es, den ich ſuchte!
Nichts wollte meine Liebe ſonſt erfaſſen.
Ob, der mir Vater war, mich auch verfluchte,
Ich hätte nimmermehr von dir gelaſſen.

Nichts konnte meine Sehnſucht nach dir ſtillen,
Nicht Luſt noch Glanz, vor dir mußt' Alles ſchweigen.
Ich hatte weder Eigenthum noch Willen,
Denn was ich hatte, war dir Alles eigen.

Mich reizte nicht der Name Weib; nur lieben
Wollt' ich dich, Einziger! vor dir mich beugen.
Unwandelbar bin ich mir treu geblieben,
Deß ruf ich dich, o Abälard, zum Zeugen!

Du haſt das in dem Briefe nicht vergeſſen
Und meiner Gründe viele dort berichtet,
Die ſelbſt, nachdem du mich ſchon ganz beſeſſen,
Dir zu entſagen, ſtrenge mich verpflichtet.

Allein die ſtärkſten haſt du doch verſchwiegen,
Die mich bewogen, dir mich hinzugeben:
Durch Liebe ſelbſt die Ehre zu beſiegen
Und keinen Glanz zu fordern von dem Leben.

Gott ruf' ich an, wenn mir vom Herrſcherſtuhle
Die Krone Cäſar legte ſelbſt zu Füßen,
Sollte die Welt doch nur als deine Buhle
Und nimmer mich als Kaiſerin begrüßen.

Neben dieſer tief glühenden und doch ſo wahren und echten Heloïſe kommt nun zwar die Luiſe, des Pfarrers Tochter zu Grünau, dieſes Ideal aller ſich nach dem Eheſtande ſehnenden Schulmeiſterstöchter und als Hauslehrer fungirenden Candidaten nicht auf; aber freilich gehört dieſe breite deutſche Häuslichkeit, deren Homer der Altmeiſter Voß war, einer Zeit an, wo die Mehrzahl der Deutſchen das Beſte that, was ſie thun konnte, nämlich Schlafmützen zu tragen, Tabak aus langen weißen holländiſchen Pfeifen zu rauchen, für den Mond zu ſchwärmen und häuslich zu ſein. Eine ſo leidenſchaftloſe Periode bringt keine Heloïſen hervor.

Ob Du die Fanny noch kennſt, iſt die Frage, theuerer Leſer; es müßte denn ſein, Du hätteſt in deinen Schülerjahren Dir einmal in den Kopf geſetzt, eine deutſche Ode machen zu wollen, und zwar im allerantikſten Versmaße, wodurch ſie denn nichts weniger wurde als deutſch. Bei dieſer Gelegenheit ſchlugſt Du nun unſeres großen Klopſtock Werke auf, den jetzt die Franzoſen ſtudiren, unſere Jugend aber kaum dem Namen nach kennt, und da fandeſt Du, daß Fanny des Dichters erſte oder eigentlich künftige Geliebte war, der er aber blos eine Anweiſung auf ſeine Unſterblichkeit, anſtatt auf ein Liebeleben der Gegenwart ausſtellte, denn er beginnt die Ode an Sie bekanntlich mit den Worten: „Wenn ich einſt todt bin.“ — So poetiſch oder ſo klug warſt Du indeſſen ſchon damals, daß es Dir nicht einfiel, Deiner Geliebten Herz rühren zu wollen mit Betrachtungen über Deinen und ihren Tod, in denen Du verlangt, daß ſie jenſeits den Wechſel, den Du auf ihre Neigung zogſt, honorire, da ſie ihn hienieden proteſtiren ließ, und Du wunderteſt Dich daher, daß ein ſo bedeutender Dichter ſo geſchmacklos ſein konnte, das zu erfinden, und ein ganzes großes Publicum noch geſchmackloſer, es für ſchön zu halten.

Aber wir kommen doch am Ende zu weit von Franz und ſeiner Braut ab; ich will es alſo Deinem Scharfſinn überlaſſen, Dir ſelbſt ein Charakterbild von Rouſſeau's neuer Heloïſe und Romeo's treuer Gattin, die Beide Julia hießen, von Lisbeth, der wahren Jungfrau im ganzen Heiligenſcheine ihrer bewußten Unſchuld, einem Weſen, das Immermann erſt ſchuf, als ihn ſelbſt im Mannesalter die tiefſte Liebe erfaßt hatte; von Byron's ſchöner, unglücklicher Türkin Thyrza, von Taſſo's Eleonore, von der ich übrigens nicht glaube, daß ſie je eine Neigung für den Dichter des verlorenen Jeruſalem empfunden; von Swift's unglücklicher Stella und von Sterne's affectirter Eliza zu machen und lieber mit Dir zu unſerem Paare zurückkehren.

„Wir wiſſen aber noch nicht, wie ſie heißt" — bemerkſt Du.

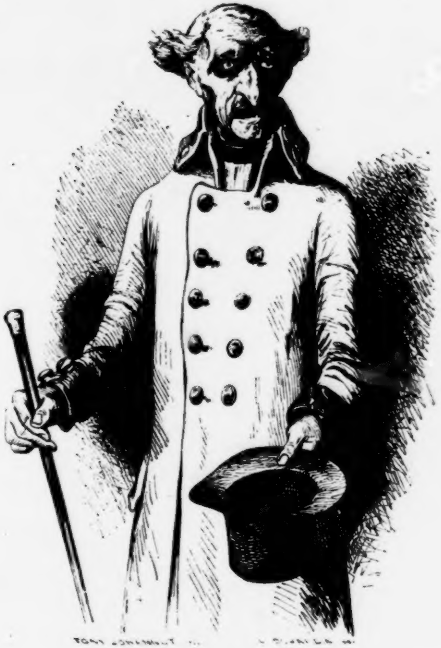
Was thut das? Indeſſen, wenn Du nichts dagegen haſt, ſo wollen wir ſie Maria nennen. Das iſt ein ſo hübſcher Name, und Du findeſt faſt keine Nation, die ihn nicht gefeiert hätte und irgend eine Heldin aufzeigen könnte, die ſo geheißen. Es iſt eine alte Bemerkung, daß nicht jeder Name zu jedem Menſchen paßt, und am Wenigſten zu jedem Mädchen, obwol die Verkehrtheit dieſer Welt gar oft ſchon mit dem Namen beginnt, den die lieben Eltern dem neugeborenen Kindlein in der Taufe beilegen laſſen. Denke Dir einmal eine Mathilde, die Waſſer holt und die Stuben ſcheuert; eine Aurelie, die Putz macht, und eine Cäcilie, die Schuhe einfaßt, und doch ſind dergleichen Exemplare ſo übermäßig ſelten eben nicht unter dem Monde.

Dagegen Maria, das iſt ein Name, der paßt für Jede, möge ſie auf einem Throne ſitzen mit dem Scepter in der Hand, oder in einer Hütte mit der Spindel; ſobald ſie nur liebenswürdig und wahrhaft weiblich iſt, ſteht ihr der Name gewiß gut, und alle Leute werden gern an ſie denken, wenn ſie ihn ausſprechen, und ihn gern ausſprechen, wenn ſie an ſie denken. Es liegt ein Zauber darin.

Wenn ich Dir nun ſage, daß Maria einer jener zarten Blumen glich, mit der leider die deutſchen Poeten ſo viel Unfug getrieben haben, einem Veilchen nämlich, und daß ſie Franz liebte, wie Franz ſie liebte, und daß ſie ihn ſchon geliebt hatte, noch ehe ſie wußte, was Liebe war, ſo biſt Du gewiß damit zufrieden, daß wir ſie Maria nennen.

Ich will Dir auch noch erzählen, daß wir uns mit Franz in das Haus der vortrefflichen Frau Forſter, der Mutter Mariens, begeben haben, daß der Abend ſchon ziemlich vorgerückt und noch obendrein ein Winterabend iſt, und daß Franz, nachdem er auf jede erdenkliche Weiſe ſein Fortgehen verzögert, ſich endlich doch genöthigt geſehen, aufzuſtehen und nochmals „Lebewohl, auf Wiederſehen Morgen" ſeiner Braut, ihrer Mutter und dem Major Horn, dem alten Freunde der Familie, zu ſagen.

Ferner will ich noch hinzufügen, daß, obwol Alles den beſten Anſchein hatte, doch Manches nicht ſo war, wie es hätte ſein ſollen. Franz that nämlich, als könne er ſeinen Hut nicht finden; es wurde ihm ſo ſchwer, zu ſcheiden; der Major reichte ihm Hut und Stock hin und ſah ihn zugleich mit einem unruhigen und mistrauiſchen Blicke an. Die ſonſt ſo ſtill heitere Maria aber ſchien traurig zu ſein.



Der Major reichte ihm Hut und Stock hin.

Drittes Kapitel.

Der Major von Horn.

Hier ſiehſt Du ihn, lieber Leſer, wie er Franz Hut und Stock reicht.

Der alte Major von Horn war ein ſonderbarer, eigenthümlicher Mann. Wer ihn ſo ſah, in ſeiner ſteifen militairiſchen Haltung, mit der Friſur, wie ſie in den letzten Lebensjahren Friedrich's des Großen bei manchen deutſchen Truppen üblich war, der mußte glauben, er ſei im Garniſondienſte irgend eines kleinen deutſchen Reichsfürſten ergraut und habe in ſeinem ganzen Leben weiter Nichts gethan, als die Wache vor dem Pallaſte Sereniſſimi bezogen und Bauerlümmel zu Vaterlandsvertheidigern dreſſirt. Und doch war dem nicht ſo. — Dieſes ſtarre, eingetrocknete mumienartige Geſicht war von der heißen indiſchen Sonne ſo ausgedörrt, von den eiſigen Winden des Nordens ſo verhärtet worden; einſt aber hatten tiefe, warme Empfindungen es beſeelt und belebt. Dieſe lange, ſteife, magere Geſtalt, unverwüſtlich, wie von Eiſen, war in ihrer Jugend berühmt durch ihre Gewandtheit, denn der Major hatte, als er noch Leutnant hieß, für den kühnſten und ſicherſten Reiter, den unverwundlichſten Fechter und den beſten Schwimmer gegolten. — Und unter dem alten altmodiſchen Dienſtrocke ſchlug ein noch älteres und ein noch altmodiſcheres Herz, ein Herz voll echter Liebe und Menſchenfreundlichkeit, ein Herz voll Treue und Wahrheit, kurz ein Herz, wie man es jetzt nur ſelten findet.

Es war ein ſehr bewegtes Leben, das er geführt, der gute Major. Aus einem alten adeligen, reichsunmittelbaren Geſchlechte abſtammend, aber ein jüngerer Sohn, hatte er allerdings ſeine Jugend als Page im Dienſt eines kleinen Fürſten zubringen müſſen, und war, da dieſer ſehr auf eine Garde von großen Leuten hielt, ſobald ſich ſeine Figur ſo vortheilhaft in der Länge entwickelte, ſchnell zum Leutnant in beſagter Garde avancirt. Der Erbprinz war darauf ſein genauer Freund geworden, ſo weit nämlich Erbprinzen überhaupt genaue Freunde werden können, und hatte ſich ihn als Begleiter und Adjutant bei einer Reiſe nach Paris von ſeinem durchlauchtigſten Papa ausgebeten. In Paris ging es dem Prinzen, wie es ſo manchem Prinzen ſchon daſelbſt gegangen iſt: er verwickelte ſich in viele gefährliche Verhältniſſe, aus denen ihn Horn durch ſeine Klugheit und ſeinen Muth jedes Mal rettete. Eines Tages aber war es ihm ummöglich geworden, ein Duell von dem Prinzen, dem es auch keineswegs an Bravheit fehlte, abzuwenden oder für denſelben auszufechten; der Prinz fiel von einem Degenſtoße durchbohrt und Horn, dem allein die Schuld beigemeſſen wurde, fiel auch, aber nur in Ungnade, und wurde auf der Stelle verabſchiedet. Dadurch zerſchlug ſich ſeine bevorſtehende Vermählung mit einer Hofdame der Fürſtin, welche er auf das Innigſte liebte, und die ſchwach genug war, ihren vornehmen Zofendienſt der Verbindung mit einem redlichen, aber gekränkten Manne vorzuziehen. Er trat nun unter das holländiſche Militair und verließ Europa mit ſeinem Regiment. Lange Jahre brachte er auf den überſeeiſchen holländiſchen Beſitzungen zu, bald mit den Engländern, bald mit den Eingebornen im Kampfe. Als er endlich zurückkehrte, war die franzöſiſche Revolution ſchon bis zum Conſulate Bonaparte's vorgerückt, und die Niederlande ſtanden bereits, wenn auch nicht öffentlich, unter franzöſiſcher Botmäßigkeit. Horn fand nun, daß er, obwol ſo eben aus einer ſtrengen Schule der Erfahrung entlaſſen, doch Vieles aus dem Buche des Lebens zu lernen verſäumt habe, und beſchloß daher, als ein fleißiger Schüler der lebendigen Weltgeſchichte, dies emſig nachzuholen. Die neuen Ideen, die ſich damals ſo gewaltſam Bahn gebrochen, ergriffen ihn und erſchütterten ſein innerſtes Weſen, allein er hatte zu viel zu lernen, ſo daß es ihm nie gelang, die Gegenwart einzuholen, und er immer ungefähr eine Stunde hinter dem Heute zurückblieb. Dies war die Urſache, daß er ſich durchaus nicht in die Welt finden konnte und mit Allem unzufrieden ward, am Meiſten mit Napoleon, der ihm immer zu raſch vorwärts eilte. Er kämpfte aber doch unter deſſen Fahnen treulich mit, bis ſich des Eroberers Stern zu ſenken begann. Schwer verwundet bei Smolensk, erhielt er ſeinen Abſchied und ging nach Deutſchland. Am Befreiungskriege nahm er, obwol wieder hergeſtellt und gegen Napoleon heftig erzürnt, weil er ihn nicht begriff, keinen Antheil. Er meinte, er wolle nun auch einmal vom Parterre aus anſehen, wie ſich das neue Trauerſpiel da oben entwickele, wo er ſo lange und ſo oft als Statiſt mitgeſpielt.

Napoleon's Sturz wunderte ihn nicht, freute ihn nicht, ärgerte ihn nicht. Er ſah ganz gelaſſen zu und wartete ungläubig, ob die Verheißungen jener Tage in Erfüllung gingen. Er war überhaupt durch ſeine praktiſchen Studien der Weltgeſchichte ungläubig geworden und hielt nicht viel von den Menſchen; gar nichts eigentlich von den Männern und nur wenig von den Frauen; die letzteren hatte er nämlich nicht ſo genau kennen lernen, wie die erſteren; auch meinte er, er ſei ihnen gegenüber befangen, weil er ſeine untreue Hofdame noch immer nicht ganz vergeſſen konnte. — Nachdem er lange bald hier bald dort gelebt, und es ihm nirgends recht hatte gefallen wollen, ließ er ſich endlich, durch einen ſeltſamen Einfall dazu bewogen, für immer in dem kleinen Städtchen nieder, wo Maria mit ihrer Mutter wohnte. Als er nämlich einſt im Buche ſeines Lebens blätterte, fiel ihm eine Seite in die Augen, die er lange nicht geleſen, und auf welcher etwas geſchrieben ſtand, das ihm angenehme Erinnerungen weckte. In ſeinen Pagenjahren hatte er einmal im Gefolge des Fürſten einen Ausflug auf das Land gemacht und war durch das kleine Städtchen am frühen Morgen gekommen, wo noch Alles in feſtem Morgenſchlaf gelegen. Sereniſſimus, der nur ausnahmsweiſe in der Nacht zu reiſen pflegte, war im Wagen geblieben und ſetzte ſelbſt einen anmuthigen Traum — ich glaube, er träumte, die Kurfürſten hätten ihn zum deutſchen Kaiſer gewählt — behaglich fort. Unſer armer Page hatte aber abſteigen müſſen, um das Umſpannen zu beſorgen, und ſchritt nun nüchtern und frierend, denn es war im Spätherbſte, auf dem Markte auf und ab. Da gewahrte er plötzlich in einem Häuschen gegenüber eine Familie, die traulich um den von einer Lampe erhellten Tiſch bei dem Frühſtück ſaß. Sie beſtand aus Vater, Mutter und Tochter. An das Fenſter klopfen und um eine Taſſe Kaffee und ein Stück Brot bitten, war bei dem kecken Pagen das Werk eines Augenblicks, und nicht ohne Gefahr, denn hätten der gnädigſte Herr oder deſſen ungnädiger Begleiter, der Hof- und Reiſemarſchall, geſehen, daß einer ihrer hochadeligen Pagen ſich ſo weit vergeſſen könne, bei der Roture um einen Morgentrunk zu betteln, während Durchlaucht ſelber noch nichts genoſſen, er wäre für immer verloren geweſen. Unſer Freund hatte aber nur der Stimme ſeines Inneren gehorcht, d. h. ſeines Magens, der wir Menſchen überhaupt weit öfter Gehör ſchenken, als wir ſelbſt glauben, und das kühne Wagniß war ihm gelungen. Freundlich hatte man ihm das Fenſter geöffnet und ihm das Erbetene zugeſagt, aber zugleich ihn eingeladen, in das Haus zu kommen, um ſo mehr, da der kühle Morgenwind unheimlich durch die Oeffnung eindrang. Das hatte er jedoch nicht gewagt. Da war aber die Tochter, ein ſanftes, hübſches Kind von ſechzehn Jahren, mit dem Röthigen zu ihm vor die Hausthür gekommen, ihn mit dem warmen Trank und einem Imbiß bewirthend, und im dünnen Morgenanzuge draußen freundlich wartend, bis des armen jungen Herrn Hunger und Durſt geſtillt war. Einen Kuß, um den er keck gebeten, ſchlug ſie ihm mit freundlichem Ernſt ab. Gleich darauf blieſen die Poſtillone, und die Reiſe ging weiter, ſo daß ihm nur eben die Zeit blieb, ihr auf das Lebhafteſte zu danken und ſich in den Wagen zu ſchwingen.

Verliebt hatte ſich unſer Page eben nicht in die barmherzige Samariterin, aber ihr freundliches Bild ſich doch feſt eingeprägt und im Anfang oft an ſie gedacht. Später ſtieg bei ſeinem bewegten Leben die Erinnerung an dies anmuthige Abenteuer zwar ſeltener in ihm auf, allein die Farben ihres Portraits wurden darum nicht ſchwächer, ſondern ſtanden eben ſo lebhaft vor ſeiner Seele ſelbſt noch in Java, wo er gern wachend von der deutſchen Heimath träumte. Nie war er indeſſen wieder in jenes Städtchen gekommen. Als er nun nach Deutſchland zuruckkehrte, und es ihm weder in Berlin noch in Dresden, weder in Frankfurt am Main noch in Hamburg, kurz in keiner großen Stadt unſeres lieben Vaterlandes recht behagen wollte, kam es ihm in den Sinn, es einmal in einem kleinen Städtchen zu verſuchen, und bei dieſer Gelegenheit fiel ihm jene artige Begebenheit wieder ein. Augenblicklich machte er ſich auf und reiſte hin, ohne recht zu wiſſen, was er dort eigentlich wolle; denn ſich dort auf immer niederzulaſſen, daran dachte er am Wenigſten.

Als er dort anlangte, hatte er merkwürdiger Weiſe ganz vergeſſen, daß er der alte Major von Horn ſei und ihm war völlig zu Muthe, wie wenn er noch der ſiebzehnjährige Page wäre. Dazu trug nun auch wol der Umſtand, daß er in dem kleinen Städtchen nichts verändert und daſſelbe, vorzüglich den ihm wohlbekannten Marktplatz, noch ganz ſo fand, wie er ihn vor mehr als funfzig Jahren an jenem Morgen geſehen. Ohne ſich weiter zu bedenken, ging er daher auch, ſowie er aus dem Wagen geſtiegen war, nach dem Häuschen gegenüber, wo man ihn einſt ſo freundlich bewirthet. In dem Häuschen wohnten aber jetzt Frau Forſter und ihre Tochter. Maria öffnete ihm die Thür und war ganz verwundert, als er ihr ohne Weiteres ſagte, er komme ſich nochmals für den Kaffee zu bedanken, den ſie ihm an jenem Morgen kredenzt. Sie verſtand ihn natürlich nicht, und glaubte erſt, dem alten Herrn Offizier habe entweder die heiße Sonne Spaniens oder das Eis der Bereſina den Verſtand verwirrt. Als aber ihre Mutter dazu kam und dieſe ſich erinnerte, daß ihre Mutter ihr einſt erzählt, wie ſie als blutjunges Mädchen einmal einem hübſchen Pagen ihren eigenen Kaffee gegeben, weil er im Dienſte des damaligen Fürſten, der ſeitdem mitſammt ſeinem Fürſtenthum längſt zu ſeinen Vätern verſammelt, ſo ſehr gefroren, da löſte ſich das Räthſel und da es gerade wieder Kaffeezeit, obwol des Nachmittags war, ſo luden ſie den alten Herrn freundlich ein mit ihnen vorlieb zu nehmen. Das that denn der Major auch und ſiehe da! es gefiel ihm ſo wohl bei den beiden Frauen und die beiden Frauen ſelbſt gefielen ihm noch weit beſſer, daß er eine wahrhaft väterliche Zuneigung zu ihnen faßte und beſchloß, ſeine letzten Lebenstage in dem Städtchen zuzubringen und ſie zu ſeinen Erben zu machen, wovon er ihnen aber noch nichts ſagte. Als ein alter erprobter Soldat war er gewohnt ſtets raſch zu handeln und ſo machte er es auch hier. Noch an demſelben Tage hatte er ſich ein Logis in der Nähe gemiethet und ſich die Koſt bei der Frau Forſter ausbedungen. Am folgenden Morgen bezog er die neue Wohnung und nun war Alles in Ordnung und ging ſeinen alten regelmäßigen Gang fort.

Den beiden Frauen wurde das neue Verhältniß ſehr angenehm; ſie hatten bisher einförmig, wie eine Raupe ihr Blatt, einen Tag nach dem andern von ihrem ſtillen Leben abgezehrt, denn ein Tag war gleich dem andern. Nun brachte die Sorge für ihren neuen Tiſchgenoſſen doch etwas Abänderung hinein und Frauen ſind immer glücklich, wenn ſie nur etwas haben, für das ſie ſorgen können; es iſt eine ſo liebenswürdige Eigenſchaft an ihnen. Mit Unrecht wirft man alten Mädchen ihre Leidenſchaft für Thiere vor; ſie entſpringt aus derſelben Quelle; wenn ſolche arme Stieftöchter des Himmels Menſchen hätten, für die ſie ſorgen könnten, ſo würden ſie die Thiere Thiere ſein laſſen. Marie und ihre Mutter gewöhnten ſich nicht allein bald an den Major, ſie liebten ihn auch eben ſo ſchnell und er verdiente es; denn er war wirklich ein liebenswürdiger Greis, der unermüdlich ihnen das Daſein erfreulich zu machen ſuchte, ohne ihnen unbequem zu werden. Er kam zur Mittagszeit, das einfache Mahl mit ihnen zu verzehren, ging dann bei ſchönem Wetter mit ihnen ſpazieren oder ſpielte Schach mit Marien, das er ihr lehrte, und begab ſich darauf, wenn ſie zuſammen, im häuslichen Kreiſe den Thee getrunken, gegen Abend wieder nach ſeiner Wohnung, nachdem Marie ihm noch einige ſeiner Lieblingslieder vorgeſungen. Sie hatte eine ſchöne, tiefe, glockenreine Altſtimme, ſo eine Stimme, die man, möge man wollen oder nicht, immer mit dem Herzen hören muß und Alles, was ſie ſang, kam ihr aus der Seele. War es daher ein Wunder, daß der Major von Horn eine Neigung zu ihr faßte, als ob ſie ſeine Tochter ſei? Obendrein ſah ſie ja auch ihrer Großmutter ähn lich, wie wenn dieſe es ſelbſt wäre, und das Bild der Großmutter hatte der alte Herr funfzig Jahre mit ſich herumgetragen, ohne in das Original verliebt zu ſein; da iſt es doch wol ganz natürlich, daß er es ein Bischen in die lebendige Kopie wurde.

Für Maria trug übrigens ſein Umgang den größten Nutzen. Sie war, obwol lieb und gut, in einer kleinen einſamen deutſchen Stadt aufgewachſen; ſolchen Chryſaliden wird es doppelt ſchwer durch ihre Hülle zu brechen und ſich frei und ganz zu entwickeln. Der Major aber erweiterte der Jungfrau engen Geſichtskreis, ohne die Heiligthümer ihrer Seele anzutaſten und zu verrücken.

So lebten ſie mehre Jahre ſehr ruhig und glücklich mit einander. Da kam Franz von einer langen Reiſe zurück, ſah Maria ſeine Jugendgeſpielin wieder, verliebte ſich von Neuem in ſie und hielt um ihre Hand an. Dem alten Horn gefiel er eigentlich nicht, denn der junge Mann ſchien ihm noch zu unreif und unſicher, und es war ihm bedenklich. Aber Frau Forſter und Maria hatten Nichts als das Häuschen und eine kleine Penſion, von der ſie lebten und die mit der Mutter Tode aufhörte; des Majors Vermögen war ebenfalls nicht bedeutend. Ob ſich in dem Städtchen ein zweiter Bewerber finden würde, der für die Jungfrau paſſe, war auch noch ſehr zu bezweifeln. Am Meiſten wog jedoch bei dem alten Herrn die Ueberzeugung, daß es des Weibes Beſtimmung ſei, Gattin und Mutter zu werden, und daß ein Unberufener da nicht müſſe das Schickſal ſpielen wollen. Er verhielt ſich alſo ganz paſſiv bei der Verlobung, aber er beobachtete Franz und je länger er ihn beobachtete, deſtoweniger behagte ihm derſelbe, obwol er wiederum keineswegs an ihm verzweifelte.

Nun weiß der Leſer, wer der alte Major iſt.

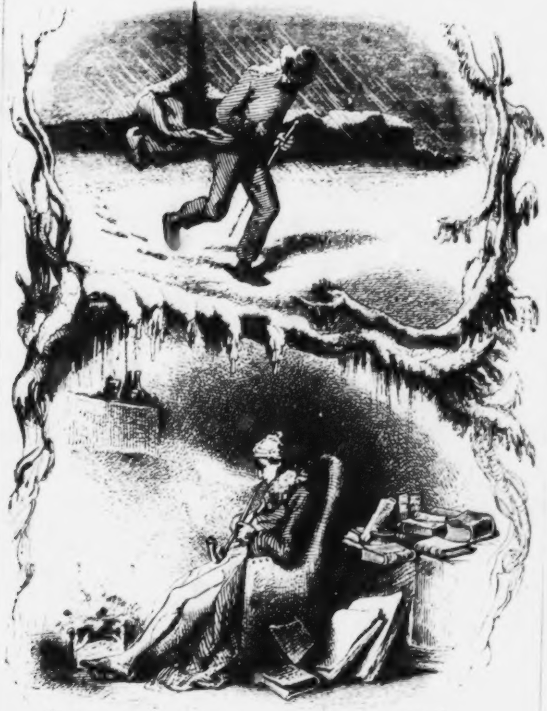
Viertes Kapitel.

Wie Franz ganz beſchneit nach Hauſe geht und nachdenkt. Betrachtungen über Tagebücher.

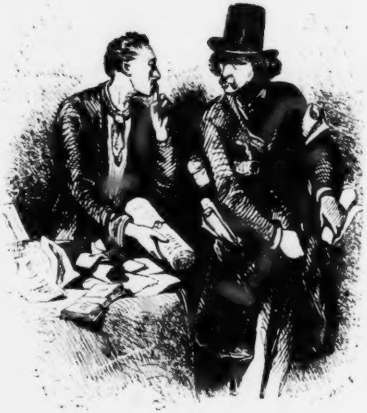
Des Majors forſchender Blick hatte Franzen ganz beſtürzt gemacht, um ſo mehr, als die ſonſt ſo heitere ruhige Maria auch traurig ausgeſehen. Mechaniſch war er daher nach ſeiner Wohnung geeilt und hatte erſt bemerkt, daß er unterwegs ganz beſchneit worden, als er ſich vor ſeinen Ofen hingeſetzt und eine Pfeife angezündet.

Er ſtellte nun allerlei Betrachtungen an. Ich glaube, es iſt aber beſſer, ich laſſe ihn ſelbſt reden und höre ihm zu; oder vielmehr, ich laſſe ihn ſelbſt ſchreiben und leſe es zu gleicher Zeit mit dem geneigten Leſer; denn was nun folgt, das beſitze ich von ſeiner eigenen Hand geſchrieben in Papieren, die er mir am Abend vor ſeinem Hochzeittage gab. Ihr wißt, gerade wenn man ſich verheirathet, beſitzt man oft Dinge, die man eben ſo ungern bewahren wie verlieren will; dieſe Dinge vertraut man dann einem Freunde an, dieſer vertraut ſie wieder einem Freunde an und ſo von Freund zu Freund gelangen ſie endlich bis zu Dir, geliebter Leſer! Warum ſollten ſie das auch nicht?

Es iſt alſo Franzens Portefeuille, das wir zuſammen öffnen wollen. Ich ſage Portefeuille, ich könnte auch Lebensreiſemappe ſagen — Album würde eben ſo gut paſſen — denn Franz hatte die Eigenheit, wenn es



Franz bemerkte daß er unterwegs ganz beſchneit worden.



ihm gerade an Tinte fehlte, oder ſeine Federn nichts taugten, ſeinen Bleiſtift zu nehmen und zu zeichnen, anſtatt zu ſchreiben, oder auch, was noch viel ſchlimmer war, wenn ſein Bleiſtift keine Spitze und er kein Meſſer bei der Hand hatte, Verſe zu machen. —

Das Portefeuille enthält daher Franzens Tagebuch im weiteſten Sinne des Wortes.

Tagebuch! das heißt eigentlich Lügenbuch; denn auch der wahrſte Menſch wird unwahr, wenn er ein Tagebuch führt. Er ſchreibt nicht auf, was er gedacht und gefühlt hat, ſondern was er hätte denken und fühlen ſollen oder müſſen. Das bringt er aufs Papier, als hätte er es gedacht und gefühlt: Wer etwas ſchreibt, denkt ſich im Schreiben deſſelben ſchon einen Leſer, und den Leſer eines Tagebuchs, nämlich ſich ſelbſt, denkt der Schreiber deſſelben als die Quinteſſenz einer Welt.

Mit dieſer Welt nun, die obligat als Inſtrument eines Virtuoſen die Lebensarie ſtets begleitet, liebäugelt der Verfaſſer unwillkürlich und unaufhörlich und bemüht ſich unabläſſig, ſich und Alles, was ſich auf ſeinen Helden bezieht, im glänzendſten Lichte darzuſtellen, obwol nicht jederzeit, trotz der hellen Beleuchtung, deutlich. Ein Tagebuch gleicht einer Landſchaft, die um eine Figur herum gemalt wurde; Alles iſt daher, wenn auch unbewußt, auf Effect berechnet, und die vorherrſchende Leidenſchaft oder Neigung des Schreibers ſetzt allein die Lichter auf oder ſpart ſie aus, je nachdem er ſich die Farbe bereitet.

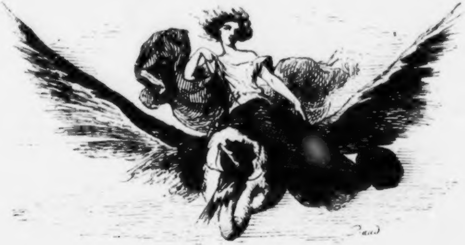
Dieſe Bemerkung ſoll den Leſer indeſſen nicht gegen Franzens Tagebuch ſtimmen. Damit das nicht geſchehe, bitte ich ihn, daſſelbe mit dem ſeinigen zu vergleichen. Dabei gewinnen beide Theile. Entweder findet er, daß er wahrer und beſſer ſei, und das freut ihn; auch leidet Franz nicht darunter, denn als ein beſſerer Menſch muß er — der Leſer — Mitleid mit dem armen Verirrten empfinden. Es iſt ja ein ſehr angenehmes Gefühl, an die Bruſt ſchlagen und ſagen zu können: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieſer Einer!“ — und viele Leute kitzeln ſich in unſeren Zeiten damit. — Oder auch: er findet Franzens Tagebuch intereſſanter, und das iſt ebenfalls ein Gewinn. Denn wer lieſt nicht gern etwas Intereſſantes!

Natürlich bleibt es dem Leſer überlaſſen, ſelbſt zu entſcheiden, nachdem er es durchgeleſen, wo der Gewinn lag.

Ich bemerkte oben, daß Franz Verſe machte, wenn er gerade kein beſſeres Material zur Hand hatte, hier ſind einige von dieſen Verſen — das Bündelchen, das auf dem Tiſche liegt und herunterzufallen droht, enthält Nichts als ſolche. Sehen wir, ob es ſich der Mühe lohnt, ſie zu leſen; man kann ſie ja ohne alle Mühe überſchlagen, wenn es nicht der Fall iſt, und, ohne lange zu ſuchen, gleich wieder auf dem Feſtlande der Proſa weiterreiſen.

Es ſind übrigens auch Reiſeerinnerungen, und da wir einmal zuſammenreiſen, freundlicher Leſer, ſo gehören ſie, denke ich, ebenſowol zum Ganzen, wie alles Andere, um ſo mehr, als ſie uns noch deutlicher denn jenes zeigen, wie Franz ſein Ich ſich ſelber darſtellte. Damit ſie Dich aber nicht ermüden, wollen wir ſie nur einzeln einſchalten, und wenn ſie Dir gar zu ſehr mißfallen, betrachte ſie als Löſchblätter, die zwiſchen den Seiten liegen und wirf ſie hinaus, ohne ſie zu leſen. Franzens Muſe war allerdings eine andere Dame, als Du Dir einbildeſt; ſie gehörte nicht zu den neun Schweſtern des Alterthums, ſondern war ein nachgeborenes Kind, ſo zu ſagen ein Findelkind des Apoll und hieß Eventura.

Waren es Mißgeburten, die Franz mit ihr in das Leben rief? Mir kommen ſie allerdings etwas wunderlich vor. Urtheile jedoch lieber ſelbſt.



Fauſtgedanken.

Wer kämpft nicht gegen Raum und Zeit
Mit Fauſt's rebelliſchen Gedanken,
Wer ſtrebt nicht über Erdenſchranken
Hinaus nach Unermeßlichkeit?
Einmal naht Jedem ſolcher Tag,
Wo er, was ſonſt ihn herzlich freute,
Mit Blumen ſeinen Pfad beſtreute,
Nicht länger lieben will, noch mag.

Dann noch gefeſſelt ſein am Ort,
Den ſelten man ſich ſelber wählte
Und wo man oft die Stunden zählte
Mit heißem Wunſch: O wär' ich fort!
Das iſt der ſchwerſte Zwang und Bann,
Das ſchrecklichſte von allen Leiden,
Daß man dem Drange, raſch zu ſcheiden,
Doch nicht Gehorſam leiſten kann.

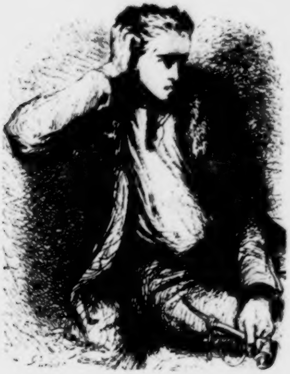
So trifft auch mich der Menſchheit Fluch.
Ich hatte Alles überwunden,
Zerriſſen, was mich ſonſt gebunden
Und mich ſo lang' in Feſſeln ſchlug.
Ein freier Mann wähnt' ich zu ſein
Nach ſo viel kummervollen Nächten;
Da ſtellt, geſandt von Höllenmächten,
Ein neues Hinderniß ſich ein.

Den heut'gen Morgen grüßt' ich froh
Als meinen lang erſehnten Retter.
Doch tobt' ein ſo abſcheulich Wetter,
Daß Alles in die Stuben floh.
Es läßt kein Hund ſich draußen ſehn
Und unaufhaltſam ſtrömt der Regen;
Fürwahr, das iſt ein ſchöner Segen,
Um auf die Wanderſchaft zu gehn!

Ich kann nicht fort — es hält mich feſt. —
O Menſch! das iſt dein Loos auf Erden,
Daß dich die Furcht, recht naß zu werden,
Nie frei und ſicher handeln läßt.
Sie hat ſelbſt Aufruhr ſchon bekämpft,
Revolutionen, die Tyrannen
Mit Schwert und Strick nicht konnten bannen,
Im Nu und wie zum Spiel gedämpft.

Drum wer als neuer Fauſt den Pact
Mit Mephiſtopheles will ſchließen,
Der Erde Freuden zu genießen,
Vergeſſe nicht, in dem Contract
Die Clauſel wohl zu ſchalten ein:
„Wenn ich zum Dienſt mich dort bequeme,
Darf, falls ich Reiſen unternehme,
Hier niemals ſchlechtes Wetter ſein.“

Denn Regenguß und kalter Wind,
So wie zur Unzeit große Hitze,
Sie lehren uns, trotz allem Witze,
Wie wenig doch wir Menſchen ſind.
Auch wird der Teufel nie bereit
Sich zeigen, uns das zu gewähren;
Er muß das ſchlechte Wetter ehren
Als ſeine beſte Erntezeit.



Fünftes Kapitel.

Aus Franzens in Proſa geſchriebenem Tagebuche. — Album eines Mannes, der ſich verheirathen will.

Ach, ach! ſagte ich zu mir, als ich wieder in meinen Pantoffeln ſteckte, „was hat ſich denn zugetragen?“

Ich erinnerte mich, daß der Major während unſeres Geſpräches heftig und mit einer ungewohnten ſehr ungeduldigen Bewegung den Lehnſtuhl zurückgeſchoben und dabei: „Immer noch!“ ausgerufen hatte.

Eine Thräne war langſam aus Maria's ſanftem Auge auf ihre roſige Wange und von da auf die zierliche Geldbörſe hinabgerollt, die ſie für den alten Horn als Weihnachtsgeſchenk häkelte.

Wir hatten zuſammen mit Scherz und Lachen die Farben ausgeſucht und waren ſo heiter dabei geweſen, denn es galt allerlei kleine Liſten anzuwenden, um von dem alten Herrn herauszubringen, was ſeine Lieblingsfarben ſeien. Endlich war es uns geglückt, und Maria begann alsbald die Arbeit, um zur rechten Zeit damit fertig zu werden.

Und nun war ſchon eine Thräne darauf gefallen!!

Gleich einem Edelſtein hing dieſe Thräne
Noch blinkend in dem zierlichen Gewebe,
Dann fiel ſie langſam, langſam — auf mein Herz,
Ein heißer Tropfen, ätzend, und ich wähne,
Daß Nichts ſie löſchen kann, daß dort ſie lebe,
Genährt von meiner Sorge, meinem Schmerz.

Ich ſah ſie aus Maria's Auge dringen
Und hätte ſie ſo gern mit einem Kuſſe
Von ihrem Antlitz leiſe weggehaucht;
Die eigne Trauer konnt' ich nicht bezwingen,
Sie trieb mich fort — dem nagenden Verdruſſe
Zu wehren, hab' ich ſelber Troſt gebraucht. —

Rabbinen lehren: Wenn Jehovah ſchauet,
Wie ſich zum Böſen ſelbſt der Menſch verführet
Und immer abwärts von der Gottheit ſtrebt, —
Daß eine Zähre ihm im Auge thauet:
Wenn dieſe bei dem Fall das Meer berühret,
So brauſt es wild auf und die Erde bebt.

So fiel auch deine helle Thräne nieder
Ins Meer von meinen ſchlummernden Gedanken,
Und plötzlich tobt und ſtürmt es wild in mir;
Die alten Qualen kehren furchtbar wieder;
Die alten Zweifel auf- und abwärts ſchwanken —
Maria! Ruhe find' ich nur bei Dir!

Und doch — Maria's Thräne hat mich nicht ſo ſchmerzlich berührt, wie das ſtumme Mitgefühl ihrer ſanften, liebevollen Mutter. Langſam richtete ſie die Augen auf ihre engelgleiche Tochter, ohne ein Wort zu äußern, aber deutlich las man in ihren Blicken die Worte: Mein armes Kind! Du mußt Dich darein fügen. Es iſt Gottes Wille!

Aber warum war denn der alte Major ſo zornig? — Warum vergoß Maria die Thräne? Das blieb mir unerklärlich.

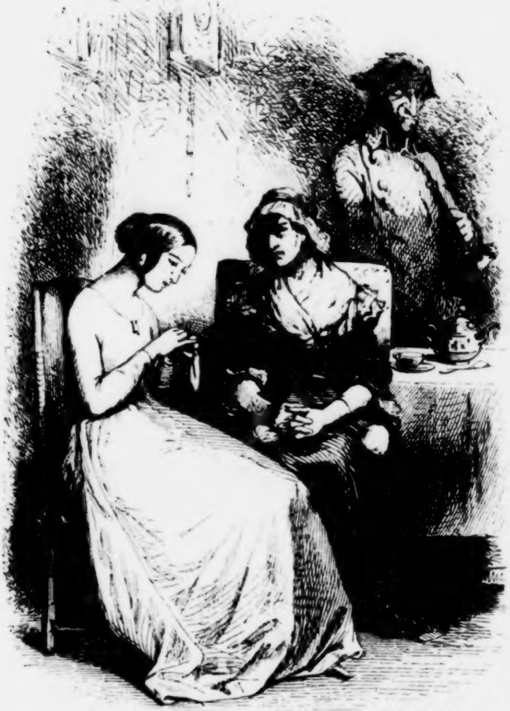
Um mich zu zerſtreuen, zündete ich eine Pfeife an, blies, wie das in ſolchen Fällen immer geſchieht, den Rauch nachdenklich in die Luft und griff zu dem erſten beſten Buche, das nebſt vielen anderen verwandten Werken auf meinem Tiſche aufgeſtapelt lag. Es war ein Band der

Reiſe
um die Welt
von
Capitain Cook.

Da ging mir ein Licht auf — mein Gedächtniß verſagte mir nicht länger den Dienſt.

„Verflucht ſei die unſelige Reiſewuth!“ rief ich; „von Neuem hat ſie mich hingeriſſen, tauſend unſinnige Dinge zu ſchwatzen, die Maria betrübt, ihre Mutter gequält und den alten Herrn recht böſe gemacht haben.“

Ich beſchloß, mich augenblicklich zu beſtrafen. Es fiel mir ein, daß Goethe einmal bemerkt, ſeine meiſten poetiſchen Werke ſeien eigentlich eine Art Selbſtbeichte, um mit ſich über einen ihn beherrſchenden Zuſtand der Seele in das Klare zu kommen. „Das Mittel muß probat ſein,“ dachte ich, „da ein ſo großer Geiſt es ſo oft angewendet hat. Wo eine ordentliche Beichte iſt,“ meinte ich ferner, „da bleibt auch die Reue



Langſam richtete ſie die Augen auf ihre engelgleiche Tochter.

und die Buße nicht aus. Reue und Buße bin ich aber der lieben Maria, der guten Frau Forſter, dem wackeren Major ſchuldig, und will ihnen meine Schuld aus Herzens Grunde abtragen.“

Ich ergriff nun eine Feder und ſchrieb wie folgt:

Wider das Reiſen.

Zerſtreute Gedanken eines Reiſenden, der endlich zu Hauſe bleibt.

Das Reiſen iſt eine Erfindung des Teufels, der es ſo leicht macht, um die Menſchen deſto ſicherer zu verführen. Fing er nicht ſchon mit Adam und Eva an? Hätten ſie den Apfel nicht gegeſſen, ſo wären ſie hübſch im Paradieſe geblieben, das ihnen der liebe Gott in Erbpacht gegeben. Nun aber vertrieb ſie der Engel mit dem flammenden Schwerte, und ſie begaben ſich auf die Reiſe. Von dieſer Reiſe aber datirt ſich alles Elend der Menſchheit.

Wann waren die Iſraeliten am Undankbarſten gegen Gott und Moſes, die es doch beide ſo gut mit ihnen meinten? Auf der Reiſe in das gelobte Land, wo ſie ſich beſtändig gegen die Anordnungen ihres Führers auflehnten und das goldene Kalb anbeteten; eine Schwäche, die ihnen ſeitdem geblieben iſt und mit der ſie allmälig faſt alle anderen civiliſirten Völker angeſteckt haben.

Noch größeren Schaden aber hat die Reiſewuth geſtiftet. Man denke nur an die Völkerwanderung. — Ganze Nationen machten ſich da auf die Reiſe und ſchoben und drängten ſich vorwärts. Es war wie eine hinten angeſpannte Locomotive, die entweder fortſchiebt oder zermalmt. Wer heute an der Donau zu Bette ging, konnte erleben mit dem nächſten Morgen an der Elbe oder gar im Himmel, wenn nicht in der Hölle aufzuwachen. Von der Verwirrung, die dadurch angeſtiftet wurde, haben wir uns jetzt noch nicht erholt; es iſt daraus eine Confuſion in der Weltgeſchichte wie in der Weltgeſchichtſchreibung entſtanden, die noch immer auf Löſung harrt.

Ich könnte noch viele ſolche Belege anführen, aber mein Styl wird dadurch zu altmodiſch und man möchte mir nicht anſehen, daß ich ihn auf Reiſen gebildet habe. Das wünſche ich aber, denn eben dadurch beurkunde ich meinen Beruf, wider das Reiſen zu ſchreiben.

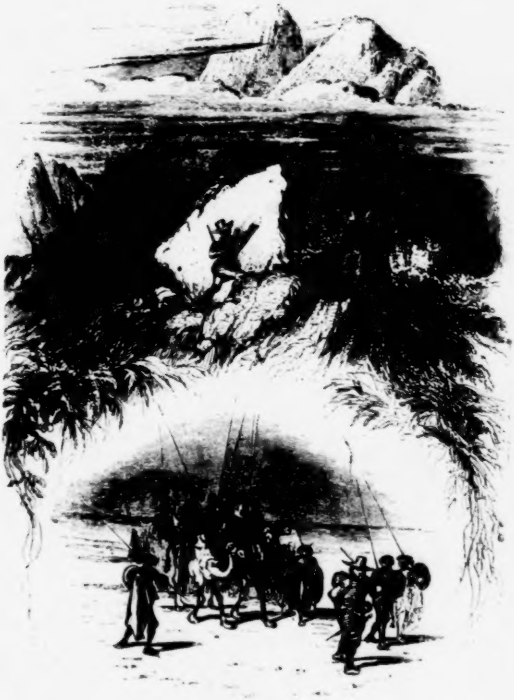
Was gedeiht durch das Reiſen? Nur die Wirthshäuſer, die wie Pilze aus der Erde ſchießen und ſich gegenſeitig überbieten an Luxus, Eleganz und Bequemlichkeit. — Was gedeiht durch die Wirthshäuſer? Das Schlemmen und Zechen, das Einem dort ſo leicht gemacht wird, und daß das leichte Schlemmen und Zechen die Sittlichkeit zerſtöre, das beſtreitet gewiß Niemand. Ergo: das Reiſen zerſtört die Sittlichkeit.

Das Reiſen befördert die unglücklichen Ehen. — Der Gatte auf Reiſen meint, er müſſe ſeine Zeit weiſe benutzen und intereſſante Bekanntſchaften machen; darüber vergißt er gar leicht, daß er verheirathet iſt; die Gattin daheim freut ſich dagegen, daß ſie während ſeiner Abweſenheit nicht blos der Sache nach, ſondern auch dem Namen nach Herr im Hauſe ſei, und das behagt ihr gar ſehr. — Kehrt Jener nun zurück, und das alte Verhältniß tritt wieder ein, ſo gefällt es beiden Theilen nicht mehr, und iſt das erſt der Fall, ſo iſt auch die Untreue nicht mehr weit.

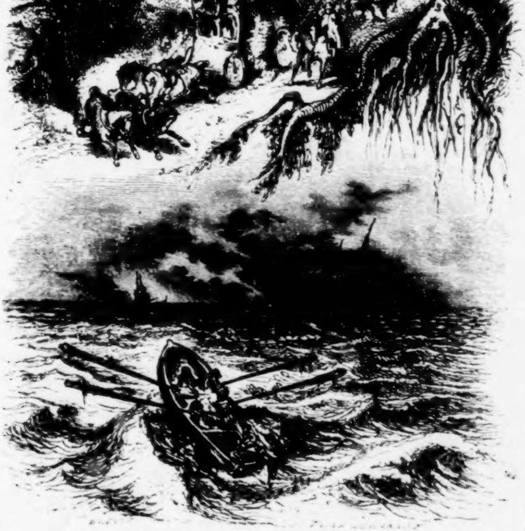
Ein gereiſter Mann zu ſein, iſt jetzt keine Kunſt mehr; hoffentlich wird es aber bald eine Ehre werden, ein nicht gereiſter Mann zu ſein. Reiſen iſt Mode geworden; ſich nicht von der Mode beherrſchen laſſen, beweiſt, daß man Charakter habe.

Das ſogenannte junge Deutſchland überſchwemmte die Welt mit Reiſebildern, Reiſeblättern, Reiſebriefen, Reiſenovellen, Wanderbüchern, Reiſeabenteuern und ſo weiter. Dafür wurden ſeine Schriften auch verboten. Das jüngſte Deutſchland handelt alſo am klügſten, wenn es hübſch zu Hauſe bleibt; dann beſchreibt es ſeine Reiſen nicht und ſeine Werke werden ihm nicht verboten. Es hat dadurch den Gewinn, daß ſeiner Gründlichkeit, ſeinem Geldbeutel und ſeinem Verleger kein Schaden zugefügt wird.

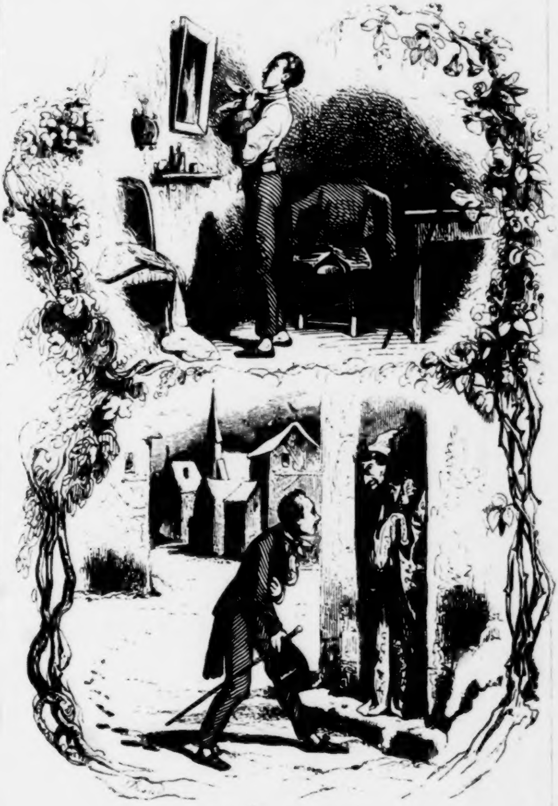
Die Hauptſache aber iſt, daß das Reiſen Geld koſtet und zwar viel Geld, und daß dieſes Geld immer aus dem Lande geſchleppt wird. Die kleinen deutſchen Fürſten ſollten vor Allem daher das Reiſen verbieten, und zwar je kleiner ihr Land iſt, deſto ſtrenger, denn je kleiner ihr Land



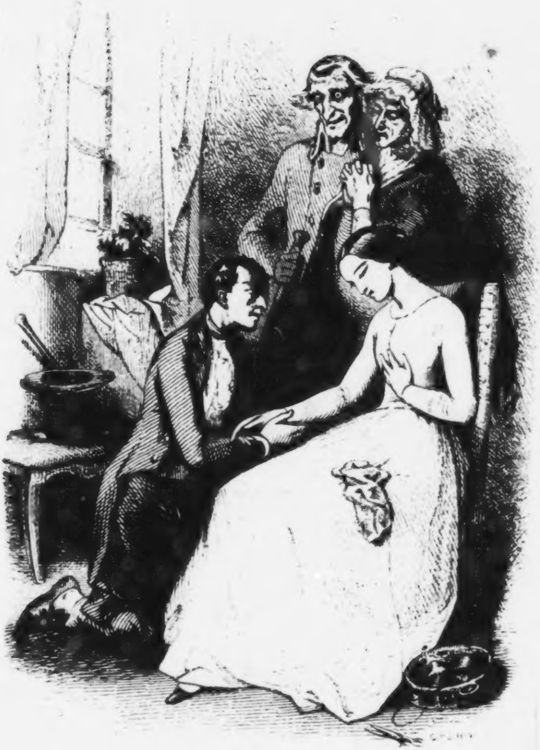
Reiſeleiden.



Reiſeleiden.



Es ſoll mein Erſtes ſein, zu dem Major zu gehen.



Ich werde mich der Geliebten zu Füßen werfen.

iſt, deſto mehr Geld wird hinausgeſchleppt und deſto weniger hineingetragen; das geht Alles in die großen Länder und bleibt dort.

Geld aus dem Lande tragen iſt aber überall ein Hauptverbrechen; man frage nur die Finanzminiſter. Mich wundert, daß die neuen Criminalgeſetzbücher ſo wenig Rückſicht darauf genommen haben. Ich mache die geſetzgebenden Behörden darauf aufmerkſam und bitte mir gelegentlich einen Orden dafür aus; es hat aber keine Eile.

Verdrießlich warf ich die Feder weg und gab mir nicht einmal die Mühe, das Geſchriebene zu überleſen. Der Wurm nagte noch immer fort an meinem Herzen, das in der Einſamkeit klopfte wie eine Todtenuhr. — Maria hatte ja um mich geweint. — Ach, wir Männer ſind ſo täppiſch, wir ahnen oft nicht einmal, wie tief wir durch eine ungeſchickte Bemerkung, einen unzeitigen Scherz ein armes weibliches Herz verletzen können und ihm eine Wunde ſchlagen, die das ganze Leben hindurch bei der leiſeſten Berührung wieder blutet und ſchmerzt.

Maria hat um mich geweint! — Ich kann das nicht vergeſſen. Alle Herrlichkeiten der Welt können mich nicht darüber tröſten, ihr Thränen in die Augen getrieben zu haben.

Nein, nein, ich will nie wieder daran denken, zu reiſen!

Morgen früh ſoll es mein Erſtes ſein, zu dem Major zu gehen und ihn zu bitten, meine Thorheit zu vergeſſen und mir zu helfen, Maria's Verzeihung zu erlangen.

Ich werde mich der Geliebten zu Füße werfen und ihr feierlich geloben, ſie nie zu verlaſſen. Sie wird mir glauben und meine ernſte Reue ihr Herz rühren.

Ich ſehe ſie ſchon mir im Geiſte ihre kleine weiße Hand reichen und ihre ſanften blauen Augen mit dem Ausdrucke der zärtlichſten Liebe auf mich richten.

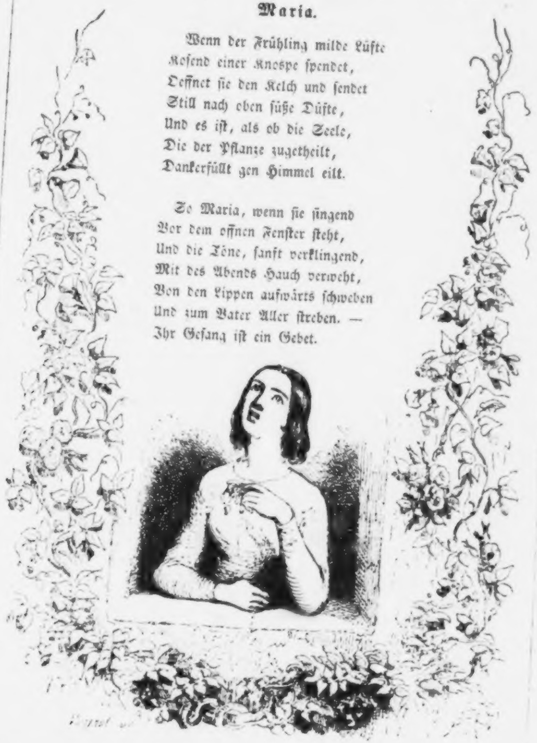
Ach, wie lieb ſtrahlten dieſe ſüßen Sterne an dem Tage, wo ſie mir mein Lieblingslied ſang, das alte herzige Volkslied: „So viel Stern' am Himmel ſtehen“, das ſie mit einem Ausdrucke vortrug, als ob ſie es ſelbſt gedichtet habe, und es in jenem Augenblicke erſt ihrem innigſten Gefühle entquelle:

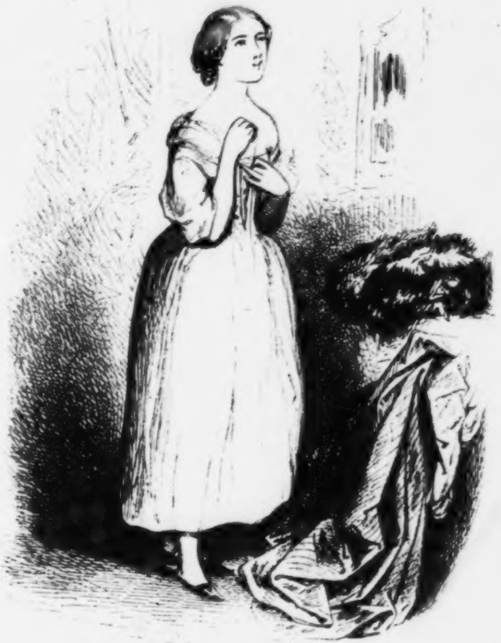
Da ſchrieb ich folgendes Gedicht an ſie, als ich Abends zu Hauſe kam und mir ihre Töne noch immer in tiefſter Seele nachklangen.

Maria.

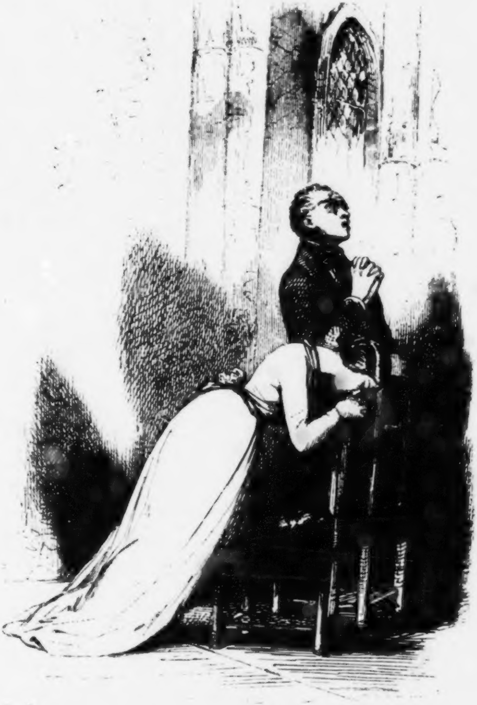
Wenn der Frühling milde Lüfte
Koſend einer Knospe ſpendet,
Oeffnet ſie den Kelch und ſendet
Still nach oben ſüße Düfte,
Und es iſt, als ob die Seele,
Die der Pflanze zugetheilt,
Dankerfüllt gen Himmel eilt.

So Maria, wenn ſie ſingend
Vor dem offnen Fenſter ſteht,
Und die Töne, ſanft verklingend,
Mit des Abends Hauch verweht,
Von den Lippen aufwärts ſchweben
Und zum Vater Aller ſtreben. —
Ihr Geſang iſt ein Gebet.

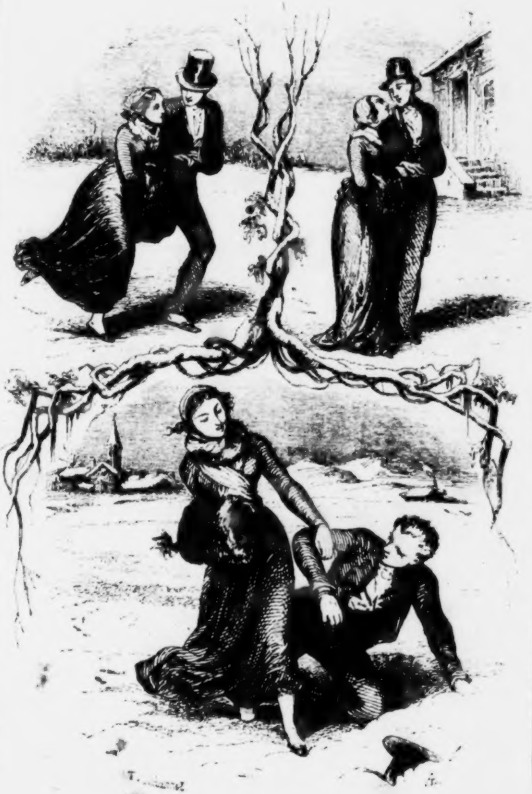




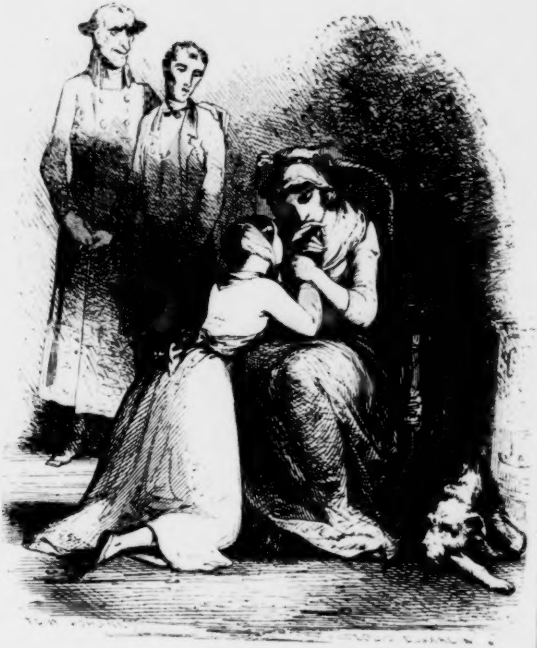
Dann wird ſie ſich auch ſchmücken.



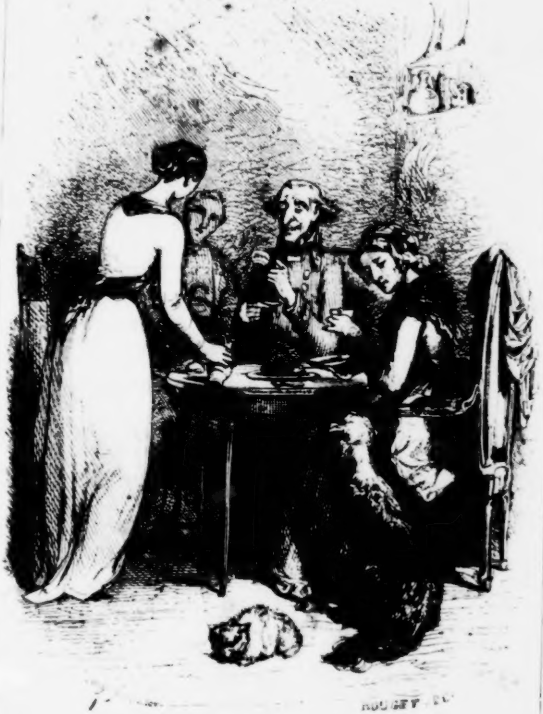
Wir werden zusammen in die Kirche gehen.



[illegible] wollen den längſten Weg einſchlagen.



Die gute Mutter wird uns wohlwollend empfangen.



Wir ſetzen uns behaglich an den Theetiſch.

Sie wird das nicht vergeſſen haben.

Dann wird ſie ſich auch ſchmücken und das hellblaue Kleid anziehen, das ich ſo liebe und das ihr ſo gut ſteht. Wir werden zuſammen in die Kirche gehen, denn morgen iſt ein Sonntag, und die Predigt andächtig anhören; aber wenn die Gemeinde ſtill das Vaterunſer betet, werden wir unſer eigenes inniges Dankgebet zu Gott emporſenden, für das große Glück, das er uns jetzt ſchon gewährt und das uns noch erwartet. Ich will dem Allmächtigen ganz beſonders auf meinen Knieen danken, daß er mich noch einmal vor mir ſelbſt gerettet hat. — Dann wollen wir, wenn wir nach Hauſe gehen, den längſten Weg einſchlagen und die Wieſen durchſtreifen, die eine weiße Schneedecke hüllt und welche in den Sonnenſtrahlen flimmert, als ſei es ein Gewebe von Diamanten und Rubinen. Ich höre ſchon Maria's herzliches Lachen, wenn ihre zarten Füßchen im Schnee verſinken und ich ausgleite, da ich ihr zu Hülfe kommen will.

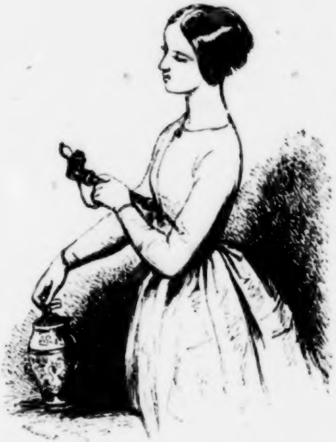
So kehren wir heiter nach Hauſe zurück, indem ſie ſich voll Vertrauen auf meinen Arm ſtützt.

Die gute Mutter wird uns wohlwollend empfangen und die erſtarrten Hände ihrer geliebten Tochter in den ihrigen erwärmen.

Wir nehmen dann unſer einfaches Mahl ein; alle Erinnerung an den geſtrigen unangenehmen Abend iſt verbannt. Nach dem Eſſen plaudern wir und ſetzen uns behaglich an den Theetiſch. Der alte Major, der meine Unart auch vergeſſen hat, wird Maria bitten, ihm die Pfeiſe zu ſtopfen, weil ſie ihm dann am beſten ſchmeckt und mein Liebchen es mit großer Zierlichkeit und Grazie zu thun verſteht.

Dann wird er uns eine von ſeinen langen Kriegsgeſchichten zum hundertſten Male erzählen, und wir ihm aufmerkſam zuhören, oder wenigſtens ſo thun.

Wie groß wird mein Glück ſein, wenn ich ſie glücklich ſehe und zwar glücklich durch mich! Ach! wie iſt die Nacht ſo lang! Will ſie denn gar kein Ende nehmen?!



Sechſtes Kapitel.

Eine von des Majors langen Geſchichten.

Du denkſt vielleicht auch, geliebter Leſer, indem Du das vorhergehende Kapitel ſchließeſt: „Wollen denn dieſe Herzensergießungen, die höchſtens einen Verliebten intereſſiren können, gar kein Ende nehmen? Da wären mir denn doch des alten Majors alte Geſchichten, die zwar Franz zum hundertſten Mal, ich aber wahrſcheinlich noch gar nicht gehört habe, weit angenehmer.“

Mir ſcheint, Du haſt Recht. Liebende zu ſehen, iſt allerdings ein Schauſpiel für Götter, für Sterbliche aber auf die Dauer zuweilen etwas langweilig. So darf ich denn hoffen, es werde Dir nicht misfallen, wenn ich Franzens Tagebuch auf eine Weile abbreche und Dir eine von des Majors beſagten Geſchichten mittheile, wie der gute alte Herr ſie im traulichen Kreiſe am Theetiſche zu erzählen pflegt, beſonders wenn ihn ſein Liebling Maria dazu auffordert.

Folgende wahrhafte Hiſtorie nun erzählte der alte Herr von Horn an einem Winterabende.

Der Pezhutah Wechaſchtah.

Ich war unſerem Regimentsarzte auf Java beſonders zugethan; er war ein Deutſcher, wie ich, hatte als Student eines unglücklichen Duells wegen flüchten müſſen und war nach Nordamerika gegangen, um als Arzt ein Unterkommen zu finden. Hier übten aber — nach der Freiheit, welche die amerikaniſchen Geſetze gewähren, die die mediciniſche Praxis wie jedes andere Geſchäft anſehen, das in einem Freiſtaate Jeglicher das Recht habe, zu treiben, — ſo viele Unwiſſende die ärztliche Wiſſenſchaft aus, daß ihm, dem wirklich Wiſſenden, nur eine kärgliche Aehrenleſe blieb. Er brach daher die angeknüpften Verbindungen in New-York ab und begab ſich, theils weil er dort nicht ſo viele Quackſalber zu finden glaubte, theils aber auch, weil er jung und thatenluſtig war, nach jenen Regionen der Vereinigten Staaten, wo die letzten eingebornen Stämme noch ziemlich ungeſtört ihr Weſen trieben. An Gefahren und Begebenheiten fehlte es ihm nun freilich nicht, aber er wurde auch nicht reicher und kehrte endlich wieder nach New-York zurück, wo ihm durch ein befreundetes Handelshaus der Antrag ward, Arzt auf einem Kauffahrteiſchiffe zu werden. So kam er nach Batavia, blieb dort, ward bei unſerem Regimente angeſtellt, leiſtete treffliche Dienſte und erwarb ſich bald Aller Liebe, denn er war nicht blos ein ausgezeichneter Arzt, ſondern auch ein Meiſter im Erzählen, und daher den wachhabenden Offizieren ſtets ein ſehr willkommener Geſellſchafter.

Als wir ihn einſt damit neckten, daß die Prieſter der Heilkunde in Amerika nicht eben in ſonderlichem Anſehn ſtehen könnten, behauptete er dagegen, ſie genöſſen in manchen Regionen der neuen Welt ſogar göttliche Verehrung, und erzählte uns nun eine ſehr ſonderbare Hiſtorie, die er einem alten Trapper verdankte, der viel in Berührung mit den Urſtämmen Nordamerika's gekommen. Ich gebe ſie Euch, meine Lieben, faſt ganz mit ſeinen eignen Worten wieder. Denn er trug dieſelbe ſo lebhaft und anſchaulich vor, daß ſie ſich meinem Gedächtniſſe unauslöſchlich einprägte, auch habe ich ſie wol zwanzig Mal von ihm gehört, und jedesmal mit demſelben Intereſſe.

Die Sonne — ſo begann er — ſandte ihre mittäglichen Strahlen über die weite Prairie, auf der weder ein Baum, noch ein Strauch, ja nicht einmal ein Grashalm zu ſehen war. Tiefer Schnee, nur hier und da durch einen dunkeln Klumpen unterbrochen, in welchem das Auge vor dem blendenden Schein nicht zu erkennen vermochte, daß es ein

Büffel ſei, deckte die Ebene wie ein Ocean von Glanz. Weder Fels, noch Wald und Schlucht gewährten dem Blicke einen Ruhepunkt, und doch übte das Ganze durch ſeine ſchauerliche Oede einen mächtigen Eindruck. So öde die Gegend indeſſen war, ſie hatte dennoch ihre Bewohner. Liebe und Haß, Neid und Ehrgeiz weilten ſelbſt in dieſer freudloſen Wüſte. In dem dort aufgeſchlagenen Lager von ledernen Zelten regte ſich ein eben ſo kühnes Herz, ein eben ſo übermüthiger Stolz und ein nicht minder ſcharfer und feiner Verſtand, wie ſie bei Napoleon und Mahomet gefunden wurden und nöthig waren, um dieſen die Herrſchaft über Millionen zu verleihen.

Hundert kegelförmige lederne Zelte hatten ihre Bewohner herausgelaſſen, denn die Luft war ſtill und warm, obwohl der Januar noch nicht mehr als die Hälfte ſeiner Tage zählte. Aber die Zelte waren weder zuſammengeſchlagen, noch die Hunde aufgezäumt. Die Pferde ſcharrten ungeſtört im Schnee, um ſich Futter zu ſuchen. Demungeachtet herrſchte große Verwirrung. Kinder ſchrieen, Frauen ſchalten, Hunde heulten und Männer ſprachen in Tönen, welche verkündeten, daß ſie ein Unrecht erlitten hatten, und daß der Beleidiger außer ihrem Bereich ſei. Aber der Ausdruck aller dieſer kriegeriſchen Geſichter redete deutlich von nur verſchobener Rache.

Binnen wenigen Minuten hatten die Weiber den Schnee von einer großen kreisförmigen Stelle weggeſchafft und ein kleines Feuer in der Mitte angezündet. Die Pfeife ging von Mund zu Mund und die ſchwarzbraunen Krieger verhandelten über zwei wichtige Fragen: Wer die Hälfte der dem Lager gehörigen Pferde während der Nacht geſtohlen habe, und was man hinſichtlich der Diebe thun wolle.

Die ausgeſandten Späher erklärten, der Schnee ſei während der Nacht ſo dicht gefallen, daß es ihnen unmöglich geweſen, auch nur die mindeſte Spur aufzufinden. Schon war die Verſammlung im Begriff auseinanderzugehen, ungewiß, ob ſie die Pawnis, die Tſchippewäer oder die Aſſinneboins des Raubes anklagen ſolle, aber entſchloſſen, jeden dieſer Stämme auf blutige Weiſe zur Rechenſchaft zu ziehen: da kam ein neuer Späher und bat um Gehör. Der Inhalt ſeines Berichtes erregte nicht geringes Erſtaunen. Er war weiter geeilt, als die Uebrigen und bis zu einem Platze gekommen, wo die Diebe Halt gemacht. Unter den Bäumen hatte er einige von ihren Fußtapfen entdeckt und ſich überzeugt, daß es weiße Männer geweſen ſeien. Als Beſtätigung ſeiner Ausſage zeigte er ein von ihnen dort zurückgelaſſenes Beil vor mit einem geſchnitzten Stiel und von ganz anderer Form, als diejenigen, deren ſich die Indianer zu bedienen pflegten. Seine Zuhörer waren vor Ueberraſchung außer ſich. Ein weißer Mann ein Pferd ſtehlen! Sie, die den Pferdediebſtahl, dies lobenswerthe Geſchäft, immer für eine Sünde ausgegeben hatten, waren nun endlich auch zur Erkenntniß gekommen, und es ſchien die höchſte Zeit, etwas dagegen zu thun, ſonſt würden ſie bald eben ſo weit ſein, als die Dahcotahs — ſo hieß dieſe Horde — ſelbſt. Und dann — daß die wenigen Einwohner des kleinen Dorfes Pembina, die ſie eben ſo leicht vernichten konnten, wie ein Knabe ein Ei zerdrückt, es wagen ſollten, Feindſeligkeiten zu unternehmen, oder mit ihnen auf eine andere Weiſe Krieg zu führen, als durch Lug und Betrug! — Wer hatte je ſo etwas gehört?!

Ein wildblickender Krieger ſprang augenblicklich auf und ſchlug vor, daß alle ſtreitbaren Männer des Lagers ſogleich nach Pembina ziehen, das Dorf verbrennen und deſſen Bewohner tödten und ſkalpiren ſollten. Obwohl er ſehr ausführlich darthat, daß das höchſt ehrenvoll und zu gleicher Zeit ſehr einträglich ſein würde, ſo erforderte es doch reifliche Ueberlegung. Der Schnee lag zu hoch, die Zufuhr von Büffelfleiſch war außergewöhnlich ungewiß und außerdem der Angriff eines Forts mit Kanonen, obgleich dies Fort nur ein Pfahlwerk, nicht ohne Gefahr. Obendrein könnte es dem Handel ſchaden und vielleicht würden dann einige Hundert von den halbbürtigen Jägern auf die Seite der Weißen treten. Die Stimmen waren getheilt, und man machte daher den Vorſchlag, zu dem Pezhutah Wechaſchtah oder Arznei-Mann zu ſchicken.

Ich muß hier anführen — pflegte der Doctor bei dieſer Stelle ſeiner Erzählung einzuſchieben — daß unter den Indianern die Heilkunſt und die Zauberkunſt eng mit einander verbunden ſind. Der Arzt macht und verordnet ſeine Medicin mit abergläubiſchen Gebräuchen und Beſchwörungen. Gott iſt nicht das einzige Weſen, das der Wilde in den Wolken ſieht und im Rauſchen des Windes hört. Seine Phantaſie bevölkert Erde, Waſſer, Luft und die meiſten lebloſen Gegenſtände mit unſichtbaren und unfühlbaren Geſtalten, vor denen er ſich fürchtet und die daher nicht ſelten eine große Gewalt auf ihn ausüben. Jedes Ding, das bei einer Krankheit wirkt, alles Uebernatürliche, kurz Alles, was er nicht begreift, iſt für ihn — eine Arznei.

Hier neckten wir den Doctor gewöhnlich mit der Bemerkung, daß auch den Aerzten der weißen Männer viele Arzeneien Arzenei ſein möchten im indianiſchen Sinne; denn ſie wendeten dieſelben ſehr oft auf das Gerathewohl an und wären dann hinterher eben ſo über die unerwartete Wirkung erſtaunt, wie ein Tſchippewäer oder Dahcotah. Er ließ ſich aber nie durch unſere Sarkasmen irre machen, ſondern nahm ruhig den Faden ſeiner Geſchichte wieder auf, ohne uns weiter etwas zu erwiedern.

Während dieſe Berathung vor ſich ging, hatte der Pezhutah Wechaſchtah mittlerweile mit ſeinen eigenen finſteren Gedanken Rath gepflogen in ſeinem Zelte, welches das geräumigſte des ganzen Lagers war. Nur ihm allein war es geſtattet, durch die Thür in den heiligen Raum zu treten. Alle Anderen, welche eine Veranlaſſung dahin führte, ſogar ſeine Weiber, mußten zum Zeichen der Ehrfurcht unter dem Saume des Zeltes durchkriechen. Selbſt der Häuptling des Stammes würde ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht gewagt haben, ſich auf eine andere Weiſe hinein zu begeben. Auf der Außenſeite und inwendig war das Zelt mit ſeltſamen Geſtalten, ſcheußlicher als die Löwen und Drachen auf den Wappenſchilden, bemalt; vor der Thür wehte ein weißes Fähnlein mit einer rohen Nachbildung eines menſchlichen Gerippes. Hier, ſich an ſeinen Arzneiſack lehnend, ruhte der berühmte und gefürchtete Arznei-Mann der Dahcotahs, aus einer 4 Fuß langen Pfeife rauchend, deren Rohr mit einem Haarbüſchel geziert war, welcher noch vor gar nicht langer Zeit das Haupt eines Tſchippewaers geſchmückt hatte.

Der Pezhutah Wechaſchtah war keineswegs eine jener alten verwitterten Figuren, wie man ſie ſich bei dem Worte Zauberer vorzuſtellen pflegt. Von faſt rieſenhaftem Wuchſe, zeigten ſich ſeine Glieder doch im vollkommenſten Ebenmaße, und ſeine Bewegungen und ſein Ausdruck waren nicht ohne Anmuth, ja zu Zeiten ſelbſt würdig und edel. Seine breite hohe Stirn verkündete Gedankenreichthum, und ſeine Adlernaſe Kühnheit der Geſinnung. Alle Indianer erfreuen ſich guter Augen, die ſeinigen aber hätten den Baſilisk blenden können. Der untere Theil ſeines Geſichtes zeigte ſich mehr als gewöhnlich ausgebildet und gab dem Ganzen zugleich einen ſinnlichen und verwegenen Charakter. Ein Europäer würde ſein Alter auf dreißig Jahre geſchätzt haben; ein Indianer oder Jemand, der viel Verkehr mit Indianern gehabt, hätte ihm zehn Jahre mehr gegeben.

Das Innere des Zeltes ließ eben nicht auf die Wohnung eines Prieſters ſchließen. Es enthielt ſeine Flinte, ſeine Lanze und ſeinen Schild, ſowie mehre Bogen, welche außer ihm nur ſehr wenige Arme zu ſpannen vermochten, und eben ſo viele Köcher mit Pfeilen, die dem Schwarzfuß wie dem Büffel gewiſſen Tod brachten; denn der Arznei-Mann war, wenn ihn die Luſt dazu anwandelte, ein eben ſo gewiegter Jäger und Krieger, wie ein furchtbarer Zauberer. Pferdegeſchirr, reiche Felle und eine Menge von Küchenwerkzeugen bildeten das übrige Geräth des Zeltes. — Er ging nicht häufig auf die Jagd. Furcht und Verehrung verſorgten ihn mit den ausgeſuchteſten Biſſen. Eben ſo wenig ſchwang er ſeine Waffen oft im Kriege; es machte ihm keine Freude, Nebenbuhler zu haben, die ihn vielleicht ausſtechen konnten, und Andere übertreffen wollte er ſelbſt nicht, um keinen Neid zu erregen. Um geringen Erfolg war ihm noch minder zu thun, und er verſchmähte daher, einen argloſen Feind aus dem Hinterhalte zu tödten, oder ein hülfloſes Weib mit ſeinem Säuglinge niederzumetzeln. Menſchlichkeit machte ihn nicht ſo edel, ſondern Stolz. Selten ſprach er im verſammelten Rathe, noch ſeltener in traulicher Unterhaltung. Er entzog ſich ſo viel wie möglich allem Umgange und blieb allein in ſeinem Zelte, denn ſeine rohe Klugheit lehrte ihm, daß vertrauliche Berührung leicht Geringſchätzung zur Folge hat. Der Name Häuptling, Krieger, Jäger war ihm etwas Gleichgültiges; zog er jedoch in das Feld, ſo ruhte das Verderben im Laufe ſeines Feuerrohrs oder auf der Spitze ſeiner Lanze, und die Andern Alle gehorchten ihm, wie nie wieder einem Führer, weder vor noch nach ſeiner Zeit.

Bei dieſer Schilderung unterbrach der erſte Lieutenant, der, wie er ſich rühmte, in Leyden Humaniora ſtudirt, aber, wie wir behaupteten, nicht ſonderlich viel profitirt hatte, unſern Freund und Arzt meiſt mit dem Ausrufe: „Superb, Doctor! Das iſt ein echt hiſtoriſcher Styl. Tacitus ſelbſt hätte Euern Helden nicht kürzer und prägnanter darſtellen können.“ — Dann antwortete der Heilkundige ihm jedes Mal vornehm: „Wer wirklich viel erlebt hat, hat ſich auch gewöhnt, mit Wenigem Viel zu ſagen,“ und fuhr darauf, ohne ſich irren zu laſſen, fort, wie folgt.

In dem zarten Alter von zwölf Jahren war der Arznei-Mann von den Tſchippewäern gefangen genommen worden, die ihn an einen Kaufmann in der Hudſons-Bai verkauft hatten, welcher ihn mit ſich nach Montreal nahm und dort an einen katholiſchen Prieſter verhandelte. Dieſer, der einer Miſſion angehörte, gab ſich große Mühe, den jungen Wilden zu bekehren, und brachte ihn auch dahin, ſich taufen zu laſſen. Während der fünf Jahre ſeines Aufenthaltes in Montreal machte der Proſelyt auch recht hübſche Fortſchritte in anderen Wiſſenſchaften, aber naturam expellas furca, wie ſchon Horaz ſagt ...

„Tamen usque“, unterbrach ihn ergänzend der Lieutnant.

Der Doctor hörte nicht darauf, ſondern erzählte weiter: Eines Morgens fand man einen Mitſchüler des Indianers ſteif und ſtarr vor der Thürſchwelle, wo er wahrſcheinlich ſchon mehre Stunden ſo gelegen, mit einem Dolchſtoß im Herzen und ſein vermuthlicher Mörder war verſchwunden. Vier Wochen ſpäter tauchte dieſer Letztere plötzlich zweihundert Meilen davon, bei ſeinem Stamme wieder auf, alle Gewohnheiten der Civiliſation von ſich auf immer abſtreifend. Nachdem er bald darauf einen Feind getödtet und ſkalpirt, und eine Sonnenfinſterniß vorhergeſagt, erhielt er den Ruf eines eben ſo tapferen Mannes als bedeutenden Zauberers und wurde ein Mitglied der großen Arzenei ſeines Stammes. Er prophezeite nun auch den Tod mehrer Leute, die ihm im Wege ſtanden, und als dieſer ſich wirklich ereignete, ſo wurde es allgemein für gewiß angenommen, daß er in genauer Verbindung mit unſichtbaren Mächten ſtehe. Selbſt die Zweifler wurden von ihrem Unglauben bekehrt durch folgendes merkwürdige Ereigniß. Ein großer Haufe Indianer war bei dem Angriffe eines Forts, das von den Weißen ſehr tapfer vertheidigt wurde. Unter den Dahcotahs befand ſich auch der Pezhutah Wechaſchtah, den eine kleine Kugel aus einer Büchſe gerade vor der Stirn traf. Da er in demſelben Augenblicke in die Höhe blickte, ſo glitt die Kugel unter dem Skalp rund herum und kam hinten an ſeinem Kopfe wieder heraus. —

— Hier unterbrachen wir den Doctor ſehr ungläubig, worauf er ſich dann jedesmal eine neue Pfeife von ſeinem Burſchen bringen ließ und uns an deſſen Schädel nachwies, daß dieſem gerade daſſelbe wiederfahren, und alſo die Sache, wie wir zu unſerer Beſchämung geſtehen mußten, nicht ſo ganz unglaublich ſei. Dann, nachdem er die Pfeife in Brand geſteckt und den Soldaten entlaſſen, nahm er den Faden ſeiner Geſchichte wieder auf mit den Worten:

Das lange Haar des Wilden verbarg den Weg, den die Kugel genommen, und er rühmte ſich ſeit dieſer Zeit ſtets, er ſei feſt gegen Blei und Stahl, ohne daß ihm Jemand zu widerſprechen wagte. Die Indianer hatten geſehen, wie ihn die Kugel getroffen, und doch war er ſtehen geblieben, als habe ſie ihn nicht berührt. Einige glückliche Curen und einige Kunſtſtücke, wie z. B. daß er die Hand in heißes Waſſer ſteckte, ohne ſie zu verbrennen, die ſtärkſten Feſſeln ohne fremde Hülfe von ſich abſtreifte und dergleichen mehr, verſchafften ihm eine faſt deſpotiſche Gewalt über ſeine Stammgenoſſen. Obendrein begünſtigte ihn noch das

Glück. So traf es ſich unter Anderem, daß ein amerikaniſcher Kaufmann entſetzlich an einem Geſchwür im Halſe litt, ſeit drei Tagen nicht mehr hatte ſchlucken können und den gewiſſen Tod vor Augen ſah. Da alle anderen Mittel nicht anſchlugen, ſo wurde endlich der indianiſche Arznei-Mann geholt, obgleich der Kranke nicht das mindeſte Vertrauen zu ihm hatte. Dieſer kam, verrichtete erſt einige magiſche Ceremonien und begann dann einen Zaubertanz, bei welchem er ſo ſeltſame Capriolen machte und ſo gräulich ſein Geſicht verzerrte, daß der Patient, trotz dem daß er in den letzten Zügen lag, laut auflachen mußte. Durch dieſe Anſtrengung barſt das Geſchwür und der Amerikaner war gerettet, ſtand auf und ging geheilt fort. Die Rothhäute waren natürlich nicht wenig entzückt von dem Siege, den ihr großer Pezhutah Wechaſchtah über die weißen Aerzte davongetragen.

So war der Mann beſchaffen, von dem ich erzählte, daß er allein in ſeinem Zelte ſaß, während die Uebrigen eine Rathsverſammlung hielten. Das tiefe Nachdenken, in das er verſunken war, wurde durch drei Schläge an die Außenwand ſeines Zeltes unterbrochen. Gleich darauf kroch eine junge, ziemlich hübſche Squaw herein und ſtellte ſich dann gerade vor ihm hin mit gefalteten Händen und niedergeſchlagenen Augen.

„Vater!“ ſagte ſie, „die Diebe ſind entdeckt und mein Gatte iſt zurückgekehrt.“

„Fürchte Nichts,“ entgegnete der Magier; „Du haſt dem großen Geiſte gehorcht und brauchſt weder Dich zu ängſtigen, noch zu ſchämen. Du ſtehſt unter ſeinem Schutz. Meinſt Du, ich bedurfte der langſamen Kunde Deines Mannes, um ihnen zu ſagen, wohin ihre Pferde gebracht wurden? Lange bevor ich Dich weckte, war es mir ſchon offenbart worden.“

„Warum ließeſt Du ſie denn nicht ein und benachrichtigteſt ſie davon, Vater?“

„Still, Weib! Frage nicht nach Dingen, die Du nicht begreifen kannſt. — Kannſt Du wiſſen, ob es nicht Deinetwegen geſchah?“

Die Squaw ſchwieg verlegen und zog dann nach einer Pauſe unter ihrem Kleide das Beil hervor, das die Diebe verloren hatten. Darauf ſagte ſie ſchüchtern: „Vater, die Diebe ließen dies zurück, und ein großer Theil des Stammes mit dem Häuptling an der Spitze will nach Pembina, um das erlittene Unrecht zu vergelten.“

„Das dürfen ſie nicht,“ entgegnete er, „der große Geiſt verbietet es, denn die Hüte von Pembina haben die Pferde nicht. Wohl weiß ich, weſſen das Beil iſt. Aber warum weinſt Du, thörichtes Weib?“

„Die Hüte von Pembina, wer iſt denn das?“ unterbrach der Lieutenant hier boshaft den Erzähler. „Können denn Hüte Pferde ſtehlen?“

„Die Rothhäute nennen die Weißen Hüte, weil ſie dieſe Kopfbedeckung tragen, an die ſich die Wilden nie gewöhnen werden,“ entgegnete der Doctor verdrießlich, denn ihm war wohlbekannt, daß der Lieutenant recht gut wußte, was damit gemeint ſei.

„Nun, was antwortete denn die Squaw?“ fragte ich geſpannt.

Sie antwortete: „Ich bin deinetwillen in Angſt.“

Der Arznei-Mann lachte, ſtatt aller Erwiederung, laut.

„Lache nicht,“ ſagte ſie, „ich bin nur ein ſchwaches, unwiſſendes Weib, aber ich ſpreche nicht mit einer geſpaltenen Zunge. Du weißt, daß mein Mann und ſeine beiden Brüder Dir ſtets ſich feindlich entgegenſtellten und Deine Weisheit verhöhnen. Ja, mein Gatte hat ſogar gedroht, ſowie Du ihm widerſprächeſt im Rathe, wolle er einmal verſuchen, ob Du wirklich unverwundbar ſeiſt. Er hat ſich für den Krieg erklärt und ſagt, daß, wenn ihm Niemand nach Pembina folgen wolle, ſo gehe er allein hin und hole dort einen Skalp.“

„Geh!“ ſagte der Pezhutah Wechaſchtah verächtlich; „der Schnee iſt tief und er wird ſich kalte Füße holen. Ich will ihm Mokkaſſins zu ſeiner Reiſe geben.“ Er holte nun ein Paar Mokkaſſins und Socken aus einem Sacke hervor und reichte dieſelben dem Weibe hin. „Wenn er ſich rüſtet, nach Pembina zu gehen, ſo gib ſie ihm, jedoch nicht früher. Auch gib ſie keinem Andern, ſo lieb Dir Dein Leben iſt, und laß

Niemand erfahren, daß Du ſie von mir bekamſt. Nun, fürchteſt Du Dich noch immer und wähnſt Du, daß die Geiſter, die mir unterthänig ſind, ihm geſtatten werden, mir ein Leid anzuthun?“

„Ich weiß, daß mein Vater weiſe und furchtbar iſt,“ erwiederte die Squaw, „aber dennoch ängſtige ich mich um ſeinetwillen. — Das iſt es auch nicht — aber — ſie ſagen — ſie ſagen — mein Vater werde ſich mit der Tochter des Häuptlings vermählen, obwohl dieſe mit dem Bruder meines Mannes verlobt iſt.“

„Laß Dich das nicht kümmern,“ verſetzte er, „ich muß viele Frauen haben, um meine Hände zu kräftigen, aber Du biſt allein die, die ich liebe. Trockne Deine Thränen und gib wohl Acht. Heute wird Dein Mann ſein Gewehr auf mich abdrücken, vielleicht ſogar zwei Mal. Nimm dieſe Kugel. Geh nach Deiner Wohnung, zieh die Kugel aus ſeinem Gewehr heraus und lade es mit dieſer. Schießt er dann zum zweiten Male, ſo gieb ihm dieſe andere Kugel. Hüte Dich, ſie zu verwechſeln. Und nun geh! Du haſt hier ſchon zu lange verweilt. Liſpelſt Du nur, was wir hier mit einander ſprachen, ſo erſtarrt Dir die Zunge im Munde. Geh!“

Die Squaw entfernte ſich und er, von dem es mit Recht heißen konnte, daß er nie eines Mannes in ſeinem Zorn, noch eines Weibes in ſeiner Luſt ſchonte, begab ſich nach der Rathsverſammlung. Er ging unterwegs an den zu ihm geſandten Boten vorüber, ohne ſie anzuhören, und trat mitten in den Kreis. Sein Gewand von den ſtarken Schultern werfend, begann er alſo ſeine Rede:

„Der große Geiſt redet durch meinen Mund und die Geiſter der Luft, der Erde und des Waſſers regen ſich in mir. Geht nicht nach Pembina! Eine ſchwarze Wolke hängt über dem Wege, und die Erde thut ſich auf am Ende deſſelben. In der Finſterniß der Nacht ſtand ein Geiſt neben mir und zeigte nach Norden. Ich ſchaute hin und unſere Pferde waren nicht bei unſern engliſchen Brüdern. Er zeigte nach Mittag und ich ſah ſie. Siehe, mehr denn zwanzig Lange-Meſſer trieben unſer Vieh vor ſich hin. Der Geiſt verſchwand und meine Augen ſchloſſen ſich. Der mitternächtliche Fuß iſt von Blei; der Adler des Krieges ſchreit, aber ſein Hunger muß nicht geſtillt werden. Hunger weilt im Lande — fernhin ſtreift der Büffel — kein Pulver, keine Flinten, keine Decken! — Die böſen Geiſter knirſchen mit den Zähnen — Männer fallen — Kanonen donnern — Weiber und Kinder jammern —“

So redete er eine Viertelſtunde lang mit wahnſinnigen Geberden und der Schaum ſtand ihm vor dem Munde — jedes Wort war eine dunkle Anſpielung auf die zu befürchtenden übeln Folgen eines Zuges nach Pembina. Zuletzt fiel er wie ohnmächtig hin.

„Er hat ſein Zelt drei Tage lang nicht verlaſſen und mit Niemand geſprochen,“ bemerkte ein Indianer, „und doch weiß er das Geſchehene und wer es gethan hat.“

„Seht!“ rief ein Anderer, „er hat das Beil, das der ſchwarze Falke mitbrachte. — Eben lag es noch bei dem Feuer der Rathsverſammlung und Niemand hat es berührt.“

Der ſchwarze Falke ſtand auf und ſagte ſeine Meinung klar und einfach: „So thöricht ſie ſonſt auch ſein mögen, ſo ſind die Männer mit Hüten doch in einigen Dingen weiſer, als wir. Sie lachen über Geiſter und das thu' ich auch. Ich habe nie einen Geiſt geſehen. Nie that je ein Geiſt mir Böſes, noch Gutes, und ich glaube auch nicht, daß ſie es können, denn der große Geiſt ſelbſt iſt zu wohlwollend, um ſeine Geſchöpfe zu quälen, die ſo ſchon genug leiden müſſen. Unſer Vater vermag ſich ſelbſt los zu machen, wenn er gebunden iſt, und ſeine Hand in kochend heißes Waſſer zu ſtecken und unverletzt herauszuziehen; das kann ich aber auch, obgleich kein Geiſt mir beiſteht. Der Geiſt, der aus ihm geredet hat, iſt entweder ein Traumgebilde, oder ein Lügner. Er hat ihm verkündet, daß die Langen-Meſſer und nicht die Leute von Pembina unſere Pferde geſtohlen haben. Wer ſoll das glauben! Pembina iſt nur eine Tagereiſe und die Langen-Meſſer ſind vierzig Nächte von uns entfernt. Wir ſelbſt gehen nie ſo weit, um Pferde zu ſtehlen. Aber unſer Vater hat reiche Geſchenke gern und das Volk aus Mitternacht verehrte ihm viele. Ohne Zweifel war es einer von ihren Geiſtern, der ihm zuflüſterte, dieſe große Schmach ungerächt zu laſſen, und unſere Weiber und Kinder müſſen verhungern, damit nur ſein Bauch gefüllt und ſein Rücken bedeckt werde. Das ſoll nicht ſein. Ich will nach Pembina, und gehe ich allein und bekomme ich nicht einige Vergeltung für die drei mir geſtohlenen Pferde, ſo will ich meinen Leib da laſſen. Unſer Vater iſt weiſer, als ich, und kann viele Dinge vorherſehen eben ſo richtig, wie ich ſagen kann, wann es regnen wird und wann trockenes Wetter eintritt. Er ſagt, eine Kugel könne ſeinen Kopf nicht verletzen. Vielleicht laden die Langen-Meſſer ihre Gewehre nicht ſtark, aber wenn — "

Hier wurde der kühne Redner unterbrochen, und da ſeine Anſichten weit über die Begriffe der Mehrzahl ſeiner Hörer hinausgingen, ſo erregten ſeine Worte allgemeines Mißfallen. Langſam und ſchwerfällig hatte der Pezhutah Wechaſchtah ſich aufgerichtet, als er den ſchwarzen Falken unterbrach. „Warte," rief er, „die Wolke, die meinen Geiſt umnachtete, iſt fortgezogen, aber der Blitz, der ihn erhellte, flammt noch. Der lügneriſche Geiſt, der mir ſagte, wohin die Pferde gebracht wurden, hat mir auch geſagt, was Du im Begriff ſtandeſt, vorzubringen. Du wollteſt mich auffordern, mich Deinem Schuſſe preiszugeben, und dadurch beweiſen, daß der große Geiſt nicht über mich wacht. Ich weiß, warum Du meinen Tod ſucheſt, aber obwohl Dein Herz ſchwach iſt und Du betrogen, fordere mich nicht zu dem Verſuche auf."

„Ich fordere Dich dazu auf," entgegnete der ſchwarze Falke hartnäckig.

„Es ſei denn," erwiederte der Magier, und ſich zu dem Weibe ſeines Gegners mit einem Blicke des Einverſtändniſſes wendend, befahl er ihm, ſeines Gatten Gewehr zu holen.

„Es war heute Morgen ſcharf geladen," ſagte der Krieger, „und wenn die Kugel ihn nicht verwundet, ſo ſind meine Hand und meine Augen nicht beſſer, als die einer alten Frau."

Sein Weib reichte ihm das Gewehr, und nur zwanzig Schritte weit von dem Laufe deſſelben bot ihm der Zauberer ſeine breite Bruſt offen dar. Alle Ermahnungen der Anderen fruchteten Nichts; der Pezhutah Wechaſchtah ſtand unbeweglich und der ſchwarze Falke prüfte ſorgfältig das Schloß ſeiner Flinte. Langſam ſchlug er an und zielte; der Zauberer ſtand noch immer feſt wie ein Fels. Nun drückte Jener ab, deutlich hörte man das Pfeifen der Kugel durch die Prairie, aber der Zauberer blieb aufrecht ſtehen, unberührt und ohne eine Miene zu verziehen. Ein allgemeiner Schrei des Erſtaunens und der Bewunderung drang zum Himmel empor.

„Da iſt irgend ein Kunſtgriff im Spiel,“ ſagte der ſchwarze Falke tief gedemüthigt. „Hat mein Auge ſeine Schärfe oder meine Hand ihre Sicherheit verloren? Wir werden ſehen.“

Bei dieſen Worten wandte er ſich zu ſeinem Weibe, das neben ihm ſtand, ſein Pulverhorn und ſeinen Beutel mit Kugeln haltend, und ließ ſich eine andere Kugel geben, die er in ſeine Flinte lud. Dann ſcharrte er einen Haufen Schnee zuſammen, gerade da, wo der Arznei-Mann geſtanden, ſteckte die Schaufel hinein, ſchoß und traf das Ziel.

„Seht,“ ſagte der Pezhutah Wechaſchtah, „das todte Holz blutet über Deine Ruchloſigkeit.“

So war es wirklich. Die Kugel war abgeprallt und hatte einen dunkeln rothen Flecken zurückgelaſſen. Alle Anweſenden verſtummten vor Erſtaunen. — „Gibſt Du nun Deine Abſicht auf, nach Pembina zu gehen?“ fragte der Magier.

„Ich habe es geſagt und ich werde gehen,“ erwiederte Jener.

„Der Fuß, der dieſe Straße wandelt, kehrt nicht wieder. Der Geiſt, der niemals lügt, hat es geſagt,“ verſetzte der Zauberer.

„So wird er auch geſagt haben, daß ich bereit bin und entſchloſſen, mein Leben zu wagen,“ antwortete der Krieger, der nun ſein Antlitz mit Ruß ſchwärzte, ſeine Waffen ordnete, andere Mokkaſſins anlegte und fortzog, ſeinen Todtengeſang ſingend, denn er ahnete doch, daß er zum letzten Male den Pfad des Krieges wandle. Wenige Tage nachher fand man ihn in einem Walde. Seine Beine waren furchtbar geſchwollen und ſein ganzer Körper purpurroth. Der Froſt hatte ſichtbar die gänzliche Zerſetzung verhindert.

Der Frühling näherte ſich und es war dem Pezhutah Wechaſchtah noch nicht gelungen, ſich mit der Tochter des Häuptlings zu vermählen, „denn," ſagte der alte Vater, „ſie iſt mit Dahkinkiah verlobt und er erklärt, es würde mein Tod ſein, wenn ich ſie einem Anderen gäbe. Er iſt das Ebenbild ſeines Bruders, des ſchwarzen Falken, und er hält ſein Wort. Ich möchte Dir rathen, Dich vor ihm zu hüten; er betrachtet Dich als die Urſache von ſeines Bruders Tode, und Du thuſt wohl, wenn Du ihn nicht reizeſt." So wich er der furchtbaren Verwandtſchaft aus, obwohl des Pezhutah Wechaſchtah Anſehen noch geſtiegen war durch die Entdeckung, daß eine Geſellſchaft Amerikaner die Pferde geſtohlen hatte. Dieſe hatten Hornvieh durch die Prairies von Charenton am Miſſouri nach Pembina getrieben und auf ihrem Rückwege ſich der Pferde als einer guten Beute bemächtigt. Wie der Arznei-Mann dahinter gekommen und auf welche Weiſe er durch die Mokkaſſins dem ſchwarzen Falken den Untergang bereitet, das mögen ſeine Geiſter wiſſen. Sein Stamm ſah nur den Zauberer in ihm.

Auf ſeinen einſamen Streifzugen traf der Arznei-Mann einſt einen dritten Bruder des ſchwarzen Falken, der den ganzen Winter bei den Sioux am Miſſiſſippi zugebracht hatte und nun zu den Seinigen zurückkehrte. Der Pezhutah Wechaſchtah war der Erſte, den er von ſeinem Stamme ſpr[illegible] Nach einer kurzen, aber wichtigen Unterredung wandte ſich der Jüngling, um ſeinen Weg fortzuſetzen, als der Magier ihm verrätheriſch einen Schuß nachſandte, der ihn auf der Stelle tödtete. Der Schiannefluß hatte ſeine Ufer damals uberſchwemmt und wälzte große Eisſchollen mit ſich, von denen die ſtärkſten Bäume umgeriſſen und fortgetrieben wurden. Der Zauberer warf den Leichnam des Ermordeten in den wüthenden Strom, und dieſer war bald zwiſchen dem Eiſe zermalmt

Bald nachher hatte der Pezhutah Wechaſchtah eine ſeiner regelmäßigen Viſionen, in der er das gänzliche Erlöſchen von des ſchwarzen Falken Geſchlechte prophezeite und darauf hindeutete, daß dem Häuptling des Stammes mit den Seinen daſſelbe Unglück drohe, wenn dem Willen des großen Geiſtes nicht augenblicklich Folge geleiſtet würde. Der alte Häuptling war dadurch ſehr geängſtigt und wußte ſich nicht zu helfen. In der einen Schale der Wage lagen Dakinkiah's Zorn, ſeiner Tochter Neigung und ſein eigenes Verſprechen — in der anderen abergläubiſche Furcht, Drohungen und Geſchenke. — Endlich ſuchte er in ſeiner Noth den Magier auf.

„Ich möchte Dir meine Tochter geben,“ ſagte er, „aber wahrlich, ich wage es nicht. Obwohl ich alt bin, iſt mir doch das Leben lieb, und meine Tage würden gezählt ſein, wenn ich das Geſchlecht des ſchwarzen Falken abſichtlich beleidigte. Du haſt ſelbſt ausgeſprochen, es ſei der Wille des großen Geiſtes, daß Du Dich mit meiner Tochter vermähleſt. Nun gib mir einen ſolchen Beweis des göttlichen Willens, daß der ganze Stamm Wehe über den ſchreit, der ihm zuwiderhandelt.“

„Wenn ich das thue, wirſt Du mir dann Folge leiſten?“

Der Häuptling verſicherte es auf das Beſtimmteſte.

Noch an demſelben Abende verſammelten ſich die Aelteſten des Stammes in dem Zelte des Pezhutah Wechaſchtah. Sein Nebenbuhler war auch gegenwärtig. Die Pfeife ging rund. Dann ſtand der Magier auf und ſagte:

„Dieſer alte Mann hat von mir einen offenbaren und ſicheren Beweis gefordert, daß die Vermählung ſeiner Tochter mit mir des großen Geiſtes ausdrücklicher Wille ſei. Wenn ich ihm einen ſolchen Beweis gebe, wollt Ihr dann ſämmtlich einwilligen, daß ſie mein Weib werde?“

Alle willigten unter dieſer Bedingung ein.

„So hört. Ihr wißt, daß ich ſeit langen Jahren nicht in der unteren Gegend war, ſowie, daß ſeit drei Vierteljahren Niemand von dort her zu uns kam. Wenn ich Euch ſage, was ſich dort an einer beſondern Stelle findet, werdet Ihr mit ſolchem Beweiſe zufrieden ſein?“

Alle ſtimmten bei und der Liebhaber fügte hinzu: „Ja, denn das iſt unmöglich!“

„Wohl denn, ſo nennt die Stelle.“

Dies wurde abgelehnt, da Keiner von ihnen die Gegend hinlänglich kannte.

„So muß ich alſo den Ort ſelbſt bezeichnen. Sechs Schritte nach Mitternacht von der Stelle, wo der zweite Bach den Weg durchſchneidet durch das freie Holz, wenn Ihr von der Prairie der Pfeile kommt, ſteht eine hohle Eiche. Sendet einen Boten hin; er wird in dem Stamme eine Decke, einige Pfeile, ein Pulverhorn und noch mehreres Andere finden.“ Er bezeichnete nun noch die einzelnen Stücke näher und Dahkinkiah ſelbſt geſtand, daß, wenn ſich das Alles genau ſo verhalte, dies vollkommen genüge.

Ein Bote wurde dahin abgeſandt und kehrte binnen vier Wochen mit den Sachen, die er ſämmtlich an der bezeichneten Stelle gefunden, zurück. Jetzt ſtand der Hochzeit Nichts mehr im Wege. Die Gäſte wurden eingeladen und die Jungfrau begab ſich, nach der Sitte der Squaws, in den einſamen Wald, um zu weinen und auf immer von ihrem früheren Geliebten Abſchied zu nehmen.

„Er muß einen Geiſt haben, der ihm dienſtbar iſt,“ ſagte die troſtloſe Braut.

„Es muß ein böſer Geiſt ſein,“ entgegnete der Krieger; „denn nie hörte ich, daß er Jemandem Gutes gethan. Es wurde ein großes Glück ſein, wenn man ihn aus unſerem Stamme vertriebe.“

„Wenn es ein böſer Geiſt iſt,“ erwiederte die Jungfrau, „ſo hat man ihn nur noch mehr zu fürchten.“

„Hätte ſich mein Bruder vor böſen Menſchen oder Geiſtern gefürchtet,“ verſetzte Dahkinkiah, „ſo lebte er noch. Es gibt keine Feiglinge in meinem Geſchlechte, Wenuna.“

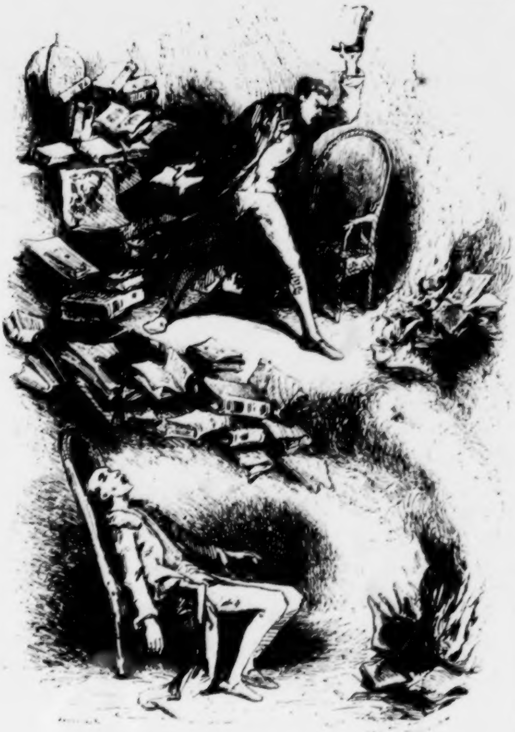
Bei dieſen Worten trennten ſie ſich.

Am nächſten Tage fand die Feier Statt. Das Mahl war bereitet und die Pfeife geraucht. Nichts blieb mehr übrig, als die Braut gewaltſam nach dem Zelte des Bräutigams zu bringen. Dies geſchah und der Magier folgte alsbald nach.

Als er eintrat, fand er die Tochter des Häuptlings im Dunkeln, aber nicht in der Einſamkeit. Neben ihr ſtand ihr Geliebter mit geſpanntem Bogen, auf dem ein ſpitzer Pfeil lag. Er erinnerte ſich des Verſuches, den ſein Bruder gemacht, und traute dem Schießgewehr nicht. So wie die Geſtalt des Pezhutah Wechaſchtah den Eingang verdunkelte, flog dieſem der Pfeil bis an das Gefieder in die Bruſt.

In der Nähe ſtand ein Pferd an einen Baum gebunden. Dahkinkiah ſchwang ſich hinauf, hob die Braut zu ſich und war lange in Sicherheit, ehe man des Zauberers Schickſal entdeckte.

Der Verwundete überlebte ſeine Hochzeitsfeier nur drei Tage und beharrte bis zum letzten Augenblicke dabei, daß er von der Hand des böſen Geiſtes gefallen ſei. Nach ſeiner eignen Angabe ward er auf ein lebendes Pferd geſetzt und mit dieſem auf der Spitze eines Hügels, der weithin die Gegend überſieht, begraben. Noch jetzt wird dieſe Stelle dem Wanderer gezeigt als das Grab des Arznei-Mannes.



Verbrennt! denn Ihr habt mich unglücklich gemacht.

Siebentes Kapitel.

Die Fortſetzung aus Franzens Tagebuch. Ein Auto da Fé. Allerlei andere ſchauerliche und merkwürdige Dinge und Begebenheiten.

In Franzens Tagebuch nun heißt es ferner nach der Stelle: „Wie lang iſt dieſe Nacht!“

Indem ich dies ſagte, packte ich alle Bände jener unglücklichen Sammlung der wichtigſten Land- und Seereiſen, die ich fortan nur als eine Sammlung abſcheulicher Land- und Seelügen betrachtete, zuſammen und warf einen nach dem andern in den Ofen.

„Verbrennt!“ rief ich, „denn Ihr habt mich unglücklich gemacht.“

Es gab ein ſchönes helles Feuer. Als die Flamme Alles aufgezehrt hatte, athmete ich freier und zündete mir luſtig meine Pfeife mit einem herausgefallenen Blatte dieſer Münchhauſiaden im großen Style an.

Aber die Spannung dauerte nicht lange. Der gewaltſame Bruch mit meinen bisherigen Beſchäftigungen, Plänen und Träumen hatte mich heftig erſchüttert und der raſche Uebergang von der quälendſten Unruhe zur lachenden Perſpective des an Glück ſo reichen folgenden Tages meine Kräfte aufgerieben.

Ohnmächtig ſank ich in meinen Lehnſeſſel. Der Kampf war zu heftig geweſen für meine Conſtitution. — Als ich wieder zu mir kam, ſtürzte ein Thränenſtrom mir aus den Augen.

Der Wind brauſte durch die Wipfel der mit Reif und Schnee bedeckten erſtarrten Bäume vor meiner Wohnung und ſchüttelte die Aeſte, daß ſie knarrten und dröhnten.

Rund um mich her aber herrſchte, wenn der Sturm ſchwieg, eine Todtenſtille, und man hörte deutlich das leiſe Kniſtern, das der Froſt in den Kryſtallen der Fenſterſcheiben hervorbringt, indem er tauſend und aber tauſend ſeltſame Figuren dort bildet.

Ich legte die letzten Scheite Holz in den Ofen .... Meine müden Augen blickten wider meinen Willen nach den ſeltſamen Figuren der Fenſterſcheiben. Der Rauch meiner Pfeife, der in bläulichen Wolken zwiſchen ihnen und mir emporſtieg, ſchien ihnen ein wunderliches Leben zu verleihen.

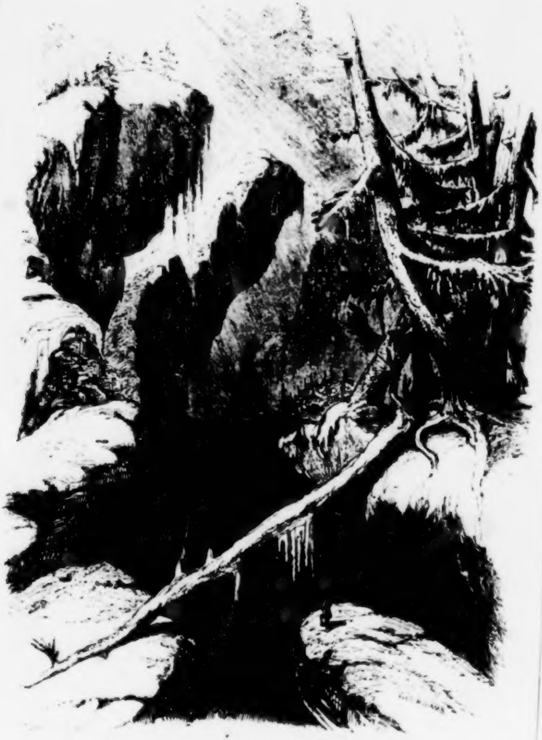
Bald ſah ich ungeheure Felſen, die ſich wie rieſenhafte überhängende Bogen wölbten.

Dann wieder lange, dunkle, mit dichtem Schnee bedeckte Tannenwälder.

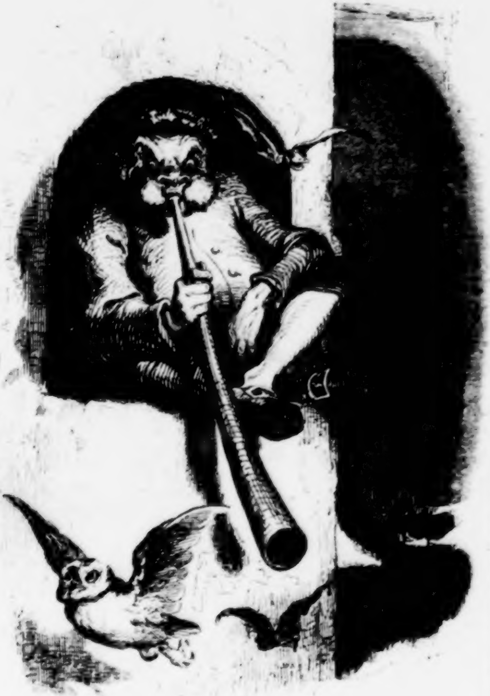
Gleich darauf drang ich in unendliche Bergſchluchten ein, die ſich immer weiter zogen, je tiefer ich kam. — Und Alles war bald mit namenloſen Weſen, mit ſeltſamen Geſtalten bevölkert, die ſich hier ſchweigend aber voll raſtloſer Eile in geſchloſſenen Kreiſen drehten, dort in einem wilden Durcheinander auf ſich einſtürmten; bald aber auch war es nur eine wilde, wüſte Einöde, ohne die mindeſte Spur von Leben.

Der finſtere Anblick dieſer unbeweglichen Natur weckte tauſend verwirrte Erinnerungen in mir, wie von einer Welt, die nicht mehr vorhanden iſt.

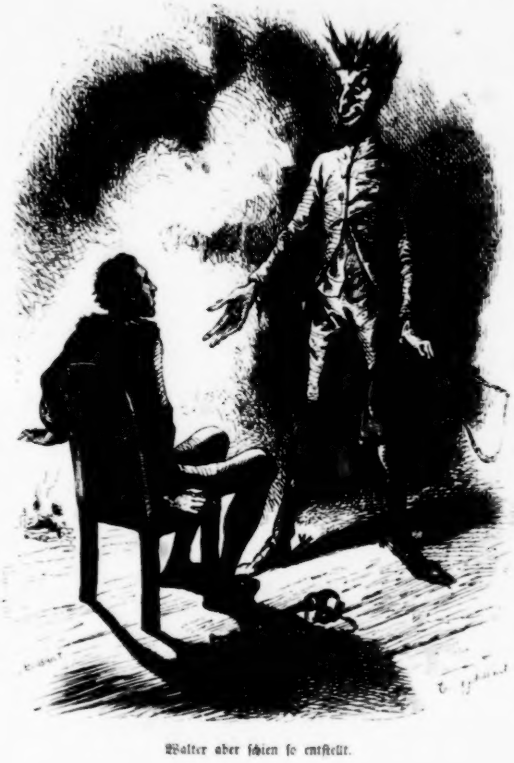
War denn dieſe von dem Froſte überfallene Vegetation mit ihren eleganten, aber unter ewigem Winter erſtarrten Formen nie jung, friſch und grün geweſen?



Der finſtere Anblick weckte tauſend Erinnerungen in mir.



Der Wächter auf dem alten Thurme ſtieß zwölf Mal in ſein Horn.



Walter aber ſchien ſo entſtellt.

Mir war zu Muthe, als ſähe ich das Phantom aller meiner ſchönen und glänzenden Reiſeträume; meine Erinnerungen wurden zu Viſionen, meine Blicke verdunkelten ſich und meine Lampe warf ein blendendes Licht auf alle dieſe Gegenſtände. Mich durchſchauerte ein eiſiges Fröſteln.

Das Feuer im Ofen erloſch und ich fühlte nicht die Kraft in mir, es wieder anzuzünden.

Meine erſtarrten Glieder weigerten ſich, mir zu gehorchen, und ich fuhr fort, mechaniſch in den weiten Einöden umher zu irren, die ſich vor mir geöffnet hatten. Allmälig verſank ich dann in ein ruhiges und tiefes Träumen.

Die Stille um mich her wurde immer größer; bald hörte ich weder draußen den Wind mehr, noch jene geheimnißvollen Stimmen, die gewöhnlich hinter den halbverbrannten Kohlen eines erlöſchenden Feuers zu fliſtern pflegen.

Endlich herrſchte die Stille überall. Der Wächter auf dem alten Thurme ſtieß zwölf Mal in ſein Horn. Es war Mitternacht.

Ich hörte nun Nichts mehr und ſchlief ein.

Plötzlich fuhr ich aus meinem Schlummer auf. Ein kurzer, raſcher Schlag wurde an meine Thür gethan. — Erſchreckt rief ich: „Herein!“

Kaum hatte ich dies Wort ſo höflich wie möglich für einen plötzlich aus dem Schlaf geſtörten Menſchen ausgeſprochen, als ich auch ſchon — nicht ohne Furcht — bemerkte, daß ich nicht mehr allein ſei ....

Und doch war der ſpäte ſeltſame Gaſt Niemand Anderes als Walter — mein guter lieber Walter — dasjenige Weſen, das mir nach Maria das Liebſte auf der Welt war.

Walter aber ſchien ſo bleich, ſo entſtellt, ſo ganz anders als gewöhnlich, daß ſein Geiſt, wäre er geſtorben und aus dem Grabe geſtiegen, um mich zu beſuchen, ebenſo hätte ausſehen müſſen.

Achtes Kapitel.

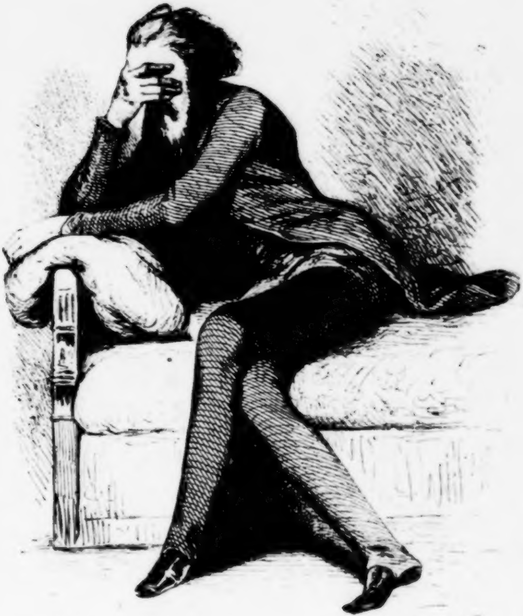
Aus Franzens Tagebuch. Fortſetzung. Wer Walter eigentlich war und warum man abreiſt, wenn man bleiben ſollte.

Walter war der beſte und der traurigſte Junge, den es auf der ganzen weiten Welt gab; der Beſte, weil er ein ganz vortreffliches Herz beſaß, der Traurigſte, vielleicht gerade wegen ſeines Herzens.

Auf dieſer Erde, die eben kein Paradies iſt und, wie ich fürchte, es auch niemals ſein wird, iſt man nie ungeſtraft gut. Diejenigen, die es ſind oder waren, können das bezeugen und werden leicht begreifen, was Walter's unendliche Herzensgüte ihm mußte gekoſtet haben.

Aber das war ſeine geringſte Sorge. Wie die Blumen Jedem ihren Duft ſpenden, ohne Jemanden zu wählen oder vorzuziehen, ebenſo hatte mein Freund ſeit ſeiner früheſten Jugend, trotz allen Rathſchlägen, ja mitunter ſogar aller Vernunft zum Trotz, ſein Herz rechts und links aufs Gerathewohl verſchenkt.

Seiner Meinung nach kam es überhaupt nur darauf an, daß man zu irgend etwas gut ſei. Aber ach! wenn man auch noch ſo gut iſt, man mußte es immer noch etwas mehr ſein, damit Einem die Leute das Gute, das man thut, vergeben. Ich verleumde leider Niemand, indem ich das ſage. Wie Viele hatte nicht auch er durch ſeine Art und Weiſe zu Undankbaren gemacht!



Walker war der beſte und der traurigſte Junge.

Wenn man ihm das bewies, ſo antwortete er auch blos: „Sie haben nicht Unrecht, nur bedürfen ſie meiner nicht mehr.“

Seine zu große Herzensgüte und die Undankbarkeit der Menſchen erzeugte natürlich jene Traurigkeit in ihm, welche ſeine wahren Freunde ſtets, ſelbſt durch ſeine Freude hindurchſchimmern ſahen. Deshalb brachte er aber ſein Leben doch nicht in Thränen, Verzweiflung oder gar mit lauten Klagen hin. Im Gegentheil. Denn wenn er gleich großes Mitleid mit Anderen hatte, ſo hatte er doch keins mit ſich ſelbſt, und trafen die Schläge des Geſchickes nur ihn allein, ſo verwünſchte er, mochten dieſelben auch noch ſo hart ſein, ganz verſchieden von Adams übrigen Söhnen, nicht einmal ſein Schickſal.

Was ihn jedoch eigentlich quälte, das konnte Niemand ſagen.

War er verliebt? War er es nicht? Das Eine iſt eben ſo ſchlimm, wie das Andere. Gewiſſes wußte man indeſſen nicht darüber.

Uebrigens wird ihn Niemand aus dieſer Schilderung erkennen, und ich habe daher Unrecht gehabt, ſie ſo auszudehnen *).

Wie dem auch ſei, ehe ich weiter erzähle, will ich noch bemerken, daß ich neben meiner Liebe zu ihm noch eine große Ehrfurcht vor ihm hegte, wie man ſie immer vor Leuten hat, die zu ſchweigen verſtehn, und daß er zu gewiſſen Zeiten eine bedeutende Herrſchaft über mich ausübte.

Er war es auch, der mich mit der unſeligen Reiſeluſt angeſteckt hatte, die meinem Glücke ſo verderblich zu werden drohte. Mit ihm und um bei ihm zu ſein, durchſtreifte ich die weite Welt.

Als ich ihn daher plötzlich wiederſah, ihn, den ich ſo fern glaubte, konnte ich ein Gefühl des Schreckens nicht bemeiſtern. Denn, wenn er ankam, ſo geſchah es gewöhnlich nur, um gleich wieder abzureiſen. Und reiſte Walter, ſo war ich nahe daran, daſſelbe zu thun.

---

*) Wir fügen hier ein Portrait Walter's bei, das an dieſer Stelle in Franzens Tagebuch lag und ihm früher ſehr ähnlich geweſen ſein ſoll.

Wirklich war er auch geſtiefelt, geſpornt, in Reiſekleidern, die Reitgerte in der Hand, kurz wie Jemand, der im Begriff iſt, ſich auf den Weg zu machen.

Meine Verlegenheit iſt groß: denn — werde ich je wagen, es zu geſtehn? — ſo wie ich ihn erblickte, wachten alle in meinem Herzen ſchlummernden Erinnerungen meines Wanderlebens wie durch einen Zauberſchlag wieder auf. Er machte mir nur ein ſtummes Zeichen; auf der Stelle ſprang ich vom Seſſel auf, an den ſeine urplötzliche Erſcheinung und die Veränderungen, die ich in ſeinem Weſen wahrgenommen, mich bis dahin gefeſſelt hatten. Ich gehorchte, wie wenn Gott ſelbſt mir den Befehl gegeben, und — reiſte ab.

Wenn Ihr mich nach dem Grunde dieſer wahnſinnigen Handlung fragt, ſo kann ich Euch nur ſagen: Fragt die vorüberziehende Wolke, warum ſie ſich vom Winde treiben läßt? Fragt den fortfliegenden Vogel, warum er ſein Neſt meidet? Fragt den girrenden Tauber, was ihn von ſeiner zärtlichen und treuen Taube entfernt? Kurz, fragt jedes Geſchöpf, das freie Wahl hat zwiſchen dem Guten und dem Böſen, warum es das Letztere wählt, obgleich es das Böſe haßt und ſein eigenes Verderben vor Augen ſieht?

Erhaltet Ihr keine Antwort, ſo geſtattet mir, Euch zu fragen, wie Thorheiten geſchehn und ob Du ſelbſt — mit Deiner Erlaubniß, freundlicher Leſer — nie ſtraucheltеſt auf dem ſteinigen Pfade des Lebens, wo doch, wie man zu ſagen pflegt, auch der ſicherſte Fußgänger ſich ſieben Mal täglich verirrt?

* * *

Es gibt Leute, die zu gewiſſen Zeiten von Allem ſcheiden, von Freundſchaft, Liebe, Ruhe und Vaterland, und über das Weltmeer fahren, um mit Gefahr des eigenen Lebens auf dem Gipfel des Chimboraſſo, der ſich zwei und zwanzigtauſend Fuß über der Meeresfläche erhebt, einen chimäriſchen, unfindbaren Schmetterling zu fangen.

Ehemals gab es ſieben Sterne, die das ſogenannte Siebengeſtirn bildeten, jetzt ſind ihrer nur noch ſechs; wohin iſt der ſiebente gegangen?

Eva aß die verbotene Frucht, die ihr, das iſt wahr, von einer Schlange aufgeſchwatzt wurde.

Pandora hatte die Neugier, eine Büchſe zu öffnen, von der ſie wußte, daß nichts Gutes darin ſein konnte. Warum that ſie das?

Diocletian wurde Gärtner.

War es nur der Glaube, der die Kreuzfahrer nach dem gelobten Lande trieb?

Warum ließ ſich Karl V. lebendig zu Grabe tragen?

Die Königin Chriſtina verließ ihren Thron und Schweden, um am Hofe zu Verſailles zu tanzen, wo man fand, daß ſie ſehr ſchlecht tanze. Warum that ſie das?

Bereiſte der Verſtorbene England bloß, um es in ſeinen Briefen zu ſchildern, und ging Semilaſſo nur nach dem Orient, um Pferde zu kaufen?

Hat Goethe blos deswegen den zweiten Theil ſeines „Fauſt“ gedichtet, um Viel hinein zu geheimniſſen?

* * *

Gebt mir die Löſung zu dieſen Räthſelfragen, ſo will ich Eure Fragen beantworten. Ich weiß Euch Nichts zu ſagen, als daß man Myſterien Myſterien ſein laſſen muß. — Kurz, ich reiſte ab, ſtatt da zu bleiben.

* * *

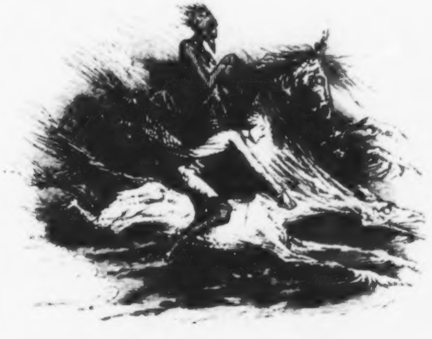
O du, der du abreiſeſt! Wenn du einen Augenblick bedächteſt, daß, was du liebſt, und von dem du dich trennſt, ohne dich und fern von dir ſterben könnte, würdeſt du abreiſen?

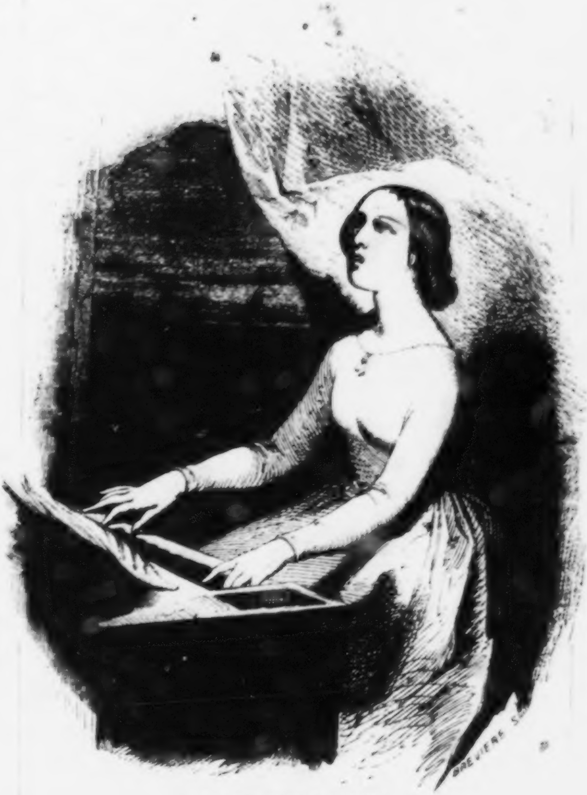
Als ich im Begriff war, über die Schwelle meiner Thür zu treten, kam mir dieſer Gedanke. Und dennoch . . .

Aber ich muß Alles bekennen, Gutes wie Böſes; ich blieb einen Augenblick erſchreckt ſtehen, kehrte wieder um und warf noch einen Blick auf das weiche Neſt, wo ich meine ſüßen Träume von Glück ausgebrütet hatte, von denen ich fühlte, daß ich ſie alle zurückließ. — Mechaniſch — nein, durch eine Eingebung meines guten Engels — nahm ich aus dem Glaſe auf dem Tiſch einen Strauß von Blumen, die Maria in ihrem Zimmer gezogen zu ihrer Winterfreude und mir gegeben hatte. Ich barg ſie auf meiner Bruſt wie ein Amulet gegen den böſen Dämon — des Reiſens.

Dann folgte ich Walter. — Vor der Thür warteten Pferde auf uns. Ich gewahrte ſie kaum, als mein Freund auch ſchon im Sattel ſaß.

Die Roſſe ſahen ſehr böſe aus, aber Walter flößte mir Muth ein, und fort ging es nun, wie auf den Flügeln des Sturmes.





Sie ſang gleichſam prophetiſch.

Neuntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. — Fortſetzung. — Maria's Klage.

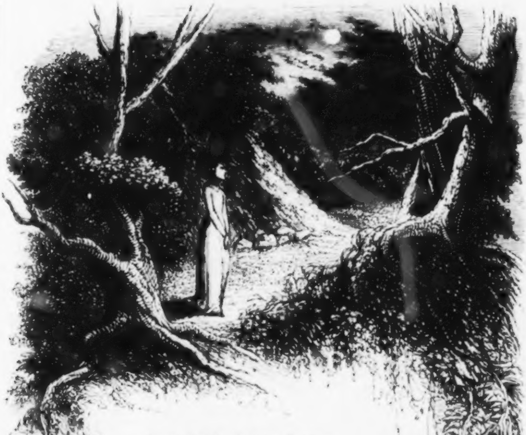
Um aus der Stadt zu kommen, mußten wir bei der Geliebten Wohnung vorüber.

Das Fenſter ihres Zimmers war nicht durch einen Vorhang verhüllt, ich blickte hinein und ſah das holde Mädchen vor dem Klavier ſitzen, das ſie von ihrem Oheim, dem Organiſten, geerbt hatte.

Sie ſang, gleichſam prophetiſch:

Das Lied von der Treue.

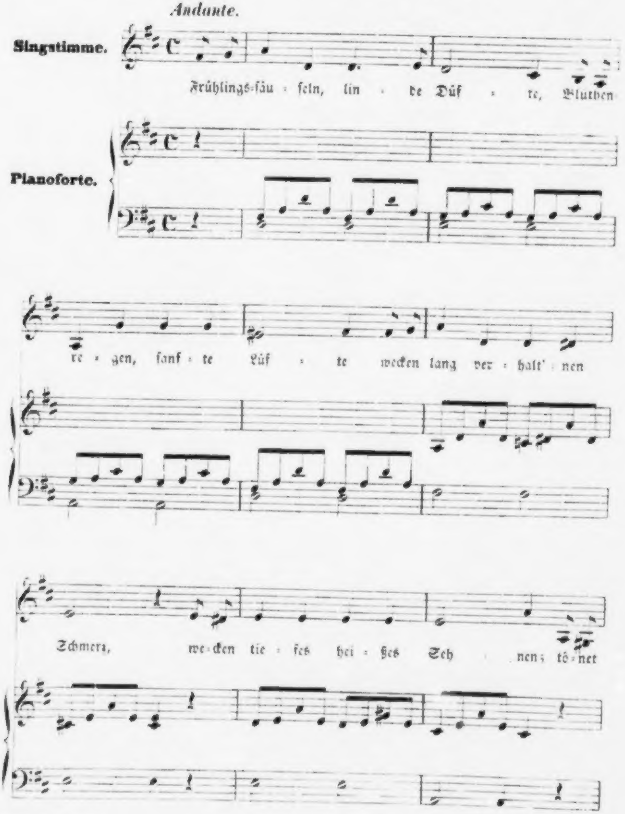
Frühlingsſäuſeln, linde Düfte,
Blüthenregen, ſanfte Lüfte
Wecken lang' verhalt'nen Schmerz,
Wecken tiefes heißes Sehnen.
Tönet denn, ihr Trauerklagen,
In die Ferne ſollt ihr tragen,
Was ſo trüb' bewegt mein Herz
Und gelöſet meine Thränen.



Halte feſt in Deinem Innern
Süßer, ſel'ger Zeit Erinnern,
Dich beherrſchet ſonſt der Gram, ach!
Der, mein Erbtheil, Dir geblieben.
Denke, was Dir auch begegnet,
Daß die Gottheit Alle ſegnet,
Denen ſie die Hoffnung nahm, ach!
Durch die Treue wunderbar.

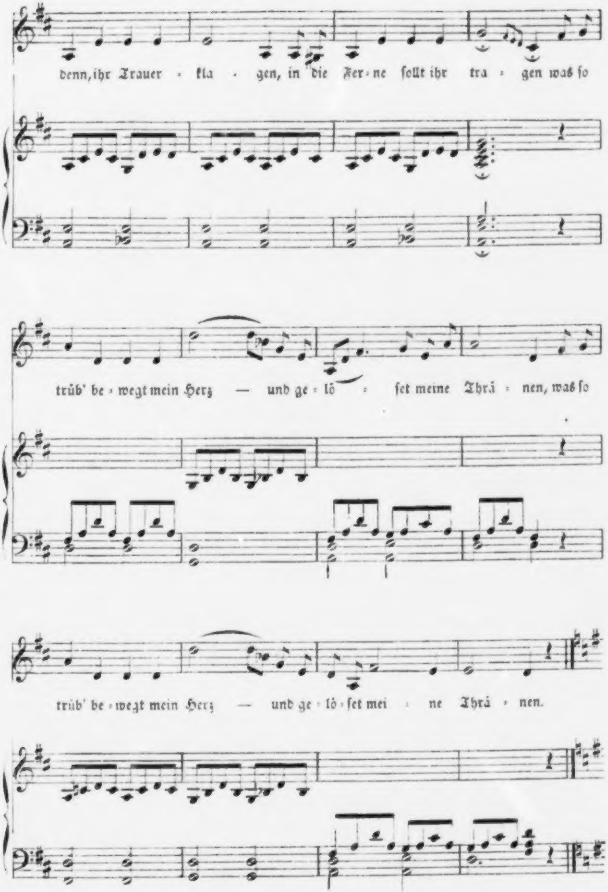
Keine Freude beut das Leben!
Was kann mir die Welt noch geben?
Jeder Tag bringt neues Leid,
Neuen Kummer, neues Grämen.
O daß Du von mir geſchieden,
Raubt mir meiner Seele Frieden.
Iſt die Welt denn gar zu weit
Uns zuſammen aufzunehmen?

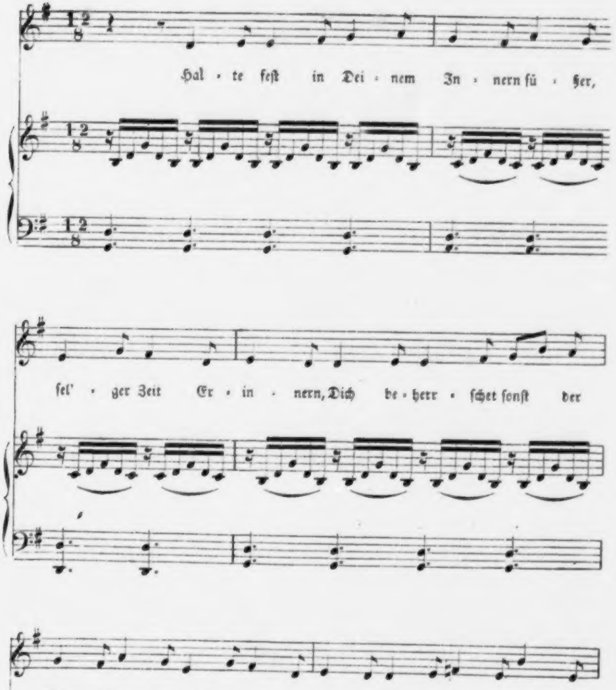
Das Lied von der Treue.*)

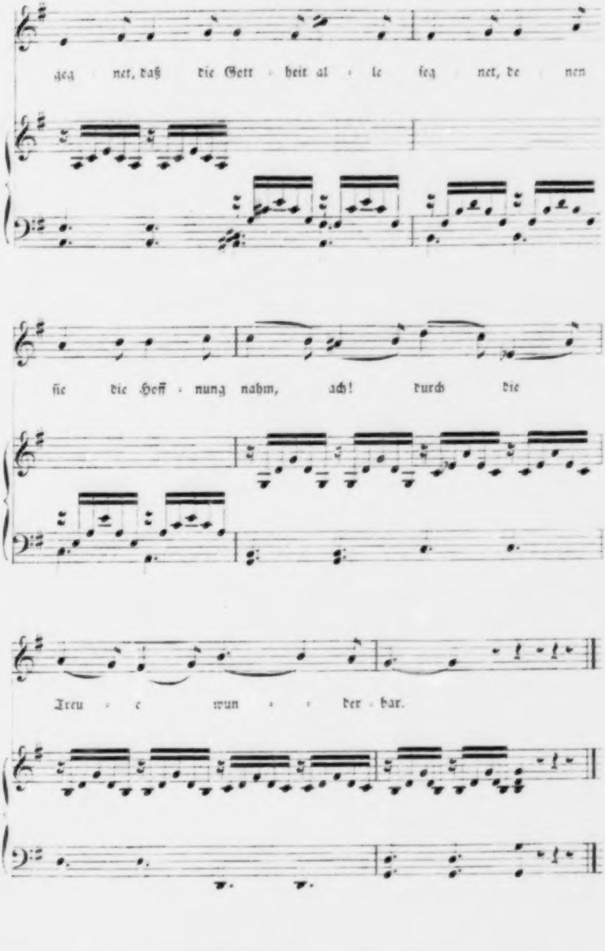

Andante.
Singstimme.
Pianoforte.
Frühlings-ſäu - ſeln, lin - de Düf - te, Blüthen-
re - gen, ſanf - te Lüf - te wecken lang ver - halt' - nen
Schmerz, we - cken tie - fes hei - ßes Seh - nen; tö - net

---

*) Das muſikaliſche Thema dieſes Liedes iſt einer meiſterhaften Compoſition für die Violine, Souvenirs de Paris von Moralt, entlehnt.


denn, ihr Trauer - kla - gen, in die Fer - ne ſollt ihr tra - gen was ſo
trüb' be - wegt mein Herz — und ge - lö - ſet meine Thrä - nen, was ſo
trüb' be - wegt mein Herz — und ge - lö - ſet mei - ne Thrä - nen.


12/8
Hal - te feſt in Dei - nem In - nern ſü - ßer,
ſel' - ger Zeit Er - in - nern, Dich be - herr - ſchet ſonſt der
Gram, ach! der mein Erb - theil, dir ge - blie - ben. Den - ke, was dir auch be -


ſeg - net, daß die Gott - heit al - le ſeg - net, de - nen
ſie die Hoff - nung nahm, ach! durch die
Treu - e wun - - - der - bar.

Treue ſtieg vom Himmel nieder,
Brachte ſel'gen Frieden wieder,
Als die Lüge ſich geſellt, ach!
Zu der Menſchen heißem Lieben.
O wie oft bringt tiefes Leiden
Raſch Vergeſſen, banges Meiden!
Gräßlich wär' es auf der Welt, ach!
Ohne Treue, feſt und wahr.

Zehntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortſetzung. Reue, Mondſchein, die Alte in der Hütte und ein Waldmärchen, nebſt einigem guten Rath.

Das ſang Maria und ich . . . . ſprengte vorüber.

Jeder Ton, jedes Wort dieſes ſüßen, ſehnſüchtigen Liedes weckte Erinnerungen und Reue in mir. — „Maria! Maria!“ rief ich verzweifelnd, „ich verlaſſe Dich und doch liebe ich Dich!“

Bald erreichten die Klänge nicht mehr mein Ohr. Entſetzt bemerkte ich, daß uns tiefes Schweigen eben ſo einhüllte, wie die immer mehr überhand nehmende Dunkelheit, und daß die Erde ſtumm zu bleiben ſchien unter den Hufſchlägen unſerer Roſſe. Wir ritten immer raſcher, als ob ein unſichtbarer Stachel unſere Gäule ſpornte.

„Freund!“ ſagte ich leiſe, ganz leiſe zu Walter, denn es ſchien mir verwegen, dieſe furchtbare Stille zu unterbrechen — „mein theuerer Walter, wohin geht unſere Reiſe?“ — Aber er hörte mich nicht.

Ein Mondſtrahl brach durch die dunkeln Wolken und warf einen bleichen Schein auf Walter's Geſicht. Da ergriff mich das Mitleid, als ich die ſchrecklichen Verwüſtungen ſah, die des Freundes ganze Perſon erlitten hatte. Ein bitterer Zug um den Mund war an die Stelle des ſonſt ſo wohlwollenden Lächelns getreten, deſſen Anmuth ihm alle Herzen, ſelbſt die verſtockteſten, zu gewinnen pflegte. Sein ſanftes und edles Geſicht hatte etwas Rohes und Phantaſtiſches angenommen. Er ſah zwanzig Jahr älter aus als ich, und doch waren wir an demſelben Tage geboren — aber das Unglück zählt die Jahre nicht, und der Schmerz macht noch raſcher zum Greiſe, als ſie es thun.

Mir kam es vor — vielleicht irrte ich mich, wie wenn ihm ſtill die Thränen von den Wangen herabrollten. — Armer Freund! dachte ich, aber mir fehlte der Muth, ihn von Neuem zu fragen. — Unſere Reiſe ging dabei unaufhaltſam weiter.

Ich bin nicht im Stande zu ſagen, wie groß die Strecke Weges war, die wir während dieſer ewig langen Nacht zurücklegten; ich weiß nur, daß wir uns, nachdem wir Ebenen und Hügel, Bergſtröme und Schluchten hinter uns gelaſſen, in einem Walde befanden, wo wir uns gewiß verirrt haben würden, wenn unſere erſchöpften Pferde nicht von ſelbſt vor der Thür einer niedrigen Hütte Halt gemacht hätten. Hier wohnte eine alte, vielleicht hundertjährige Frau, die trotz ihrem hohen Alter noch ſehr liebenswürdig ausſah und uns ſo freundlich ein Obdach anbot, daß ich nicht umhin konnte zu denken, ein ſo liebenswürdiges Greiſenalter müſſe die Belohnung für ein gut geführtes Leben ſein.

Als wir uns etwas ausgeruht hatten, erzählte uns unſere Wirthin, die wol ſah, mit wem ſie zu thun hatte, folgendes Märchen, um uns, wie ſie ſagte, die Zeit bis zum Anbruch des Tages zu vertreiben.

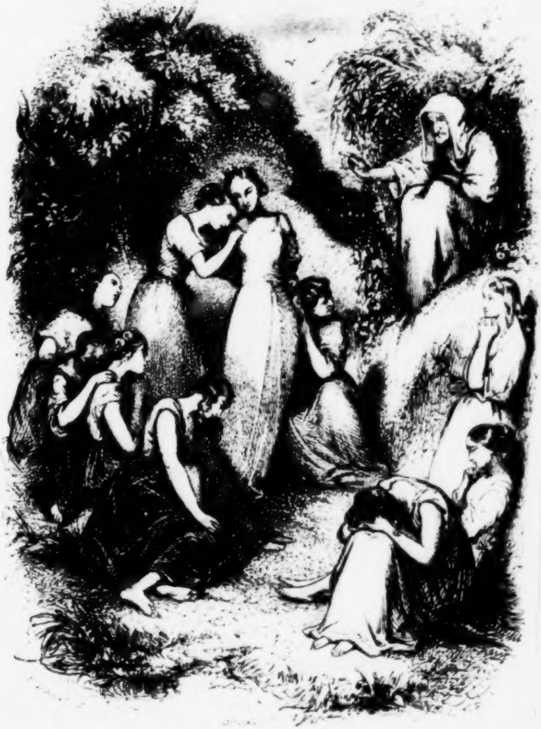
„Die kleinen Blumen, meine Nachbarinnen haben es mir erzählt“ — bemerkte die alte Frau, indem ſie das Feuer anſchürte — „ihre Großmütter ſind die Heldinnen dieſer wahrhaften Geſchichte, und im ganzen Walde lebt kein Grashalm, der ſie nicht kennt und die Richtigkeit derſelben nicht beſtätigen würde.

Die Blumen des Waldes.

Vor einigen Jahrhunderten kam es den kleinen Blumen, die einſam und friedlich im Walde blühten, in den Sinn, ſich über ihre Einſamkeit und ihre Verlaſſenheit zu beklagen.

„Es iſt wahrlich nicht der Mühe werth“ — ſprachen ſie — „hübſch und wohlduftend zu ſein, um tief im Walde zu leben und zu ſterben, und dem Winde, der nicht einmal weiß, was er damit anfangen ſoll, unſere ſüßeſten Wohlgerüche geben zu müſſen. Wie glücklich ſind die Blumen in den Gärten! Sie werden durch die Sorgfalt des Gärtners verſchönert; man bewundert ſie und ihr Leben iſt ein immerwährendes Feſt. Unſere Verbannung dauert zu lange, wir müſſen uns beklagen und den, der uns erſchaffen, bitten, uns auf einen andern Boden zu verſetzen; denn hier ſtirbt man vor Langerweile.“ —

„Ihr bedenkt nicht, was Ihr ſprecht, Kinder! Ihr wollt dieſen ſichern Aufenthalt verlaſſen, um mitten in der großen Welt zu leben?“ — entgegnete eine ſchon etwas verwelkte Blume, die nicht ganz ohne Erfahrung war. — „Glaubt mir, was Gott thut, das iſt wohlgethan, und hat er uns hieher gepflanzt, ſo ſind wir hier beſſer aufgehoben, als anderswo. Sagt, wo weilt das Glück, wenn nicht im Schatten dieſer ſchönen Bäume, deren grünes Laub Euch gegen den Nordwind wie gegen die Sommerhitze ſchützt und das ſich nur über Euern Kronen öffnet, um Euch den Himmel ſehn zu laſſen? Wo findet Ihr dieſen wunderbaren Moosteppich wieder, der ſo ſchön zu Euern Farben paßt? — Ihr klagt über Eure Einſamkeit! Iſt es denn gar Nichts, während des ganzen Tages von ſtets verliebten Schmetterlingen umgaukelt zu ſein und während der Nacht Beſuche von den unſichtbaren Geiſtern zu



Wie glücklich ſind die Blumen in den Gärten.

empfangen, die den Wald bewohnen und vor Euch kein Geheimniß haben? Glaubt mir, Kinder! Die Welt iſt voller Fallſtricke für die armen Blumen. Glücklich ſind die, welche, wie wir, in der Einſamkeit leben, wohin nie der Hauch des Böſen drang.“

Ein leiſes Fliſtern, das von Blume zu Blume eilte, folgte dieſer langen Rede. Man kann ſich leicht Alles denken, was bei dieſer Gelegenheit vorgebracht wurde und mit welcher Geringſchätzung die jungen friſchen, eben aufgeblühten Blumen die weiſen Rathſchläge einer verwelkten Schweſter aufnahmen. Die Jugend iſt ſich überall gleich und handelt immer unbeſonnen.

Einige unter ihnen jedoch und zwar die vernünftigen, wie z. B. die tugendhafte Kräuſemünze, das redliche Farrnkraut und die treue Goldwurz — ſagten, obwohl nicht ſehr laut, man müſſe es überlegen — es ſei ſchon ſpät — Schlafenszeit — guter Rath käme über Nacht, — die Sache ſei zu wichtig, um ſie nicht auf die leichte Achſel zu nehmen, und ſo weiter. — Kurz ſie ſagten, was man zu ſagen pflegt, um Zeit zu gewinnen, wenn man Furcht hat.

Aber die ungeduldigſten Blumen entgegneten, es ſei nie zu ſpät, um etwas Nützliches zu thun, das Leben ſei kurz, die Blumen hätten nur ein Heute und kein Morgen und man müſſe den Augenblick genießen.

— „Na, ich glaubte, die alte Sauerampferwurzel fände gar kein Ende,“ — ſagte ein dicker Borretſch giftig zu einem Klebkraut, das ſich neben ihm ſchüttelte.

„Beſte,“ bemerkte zu einer Baldrianſtaude, deren Leichtfertigkeit bekannt war, ein naſeweiſer Feldmohn — „wenn man die Gefahr fürchtet, ſo kennt man ſie und ich ſetze mein rötheſtes Blatt zum Pfand, die alte Sauerampferwurzel iſt in ihrer Jugend einmal in der Stadt geweſen, und einige jener weißen Mohnköpfe, deren Bläſſe, wie Sie wiſſen, eine Zeit lang Glück machte, haben ihr die Cour gemacht und ſie eingeſchläfert.“

„Geht mir mit alten Leuten“ — rief ein Studentenkraut, — „die ſchwatzen immer daſſelbe.“

Kurz, wie es ſtets geſchieht, diejenigen, die am beſten gethan hätten zu ſchweigen, führten das große Wort.

Während aller dieſer Verhandlungen war die Nacht gekommen und mit derſelben ihr Gefährte, der Schlaf. Beide breiteten ihre Fittige über die Natur aus. Schon ſenkten die kleinen Blumen ihre Kelche der Erde zu und begannen einzuſchlummern; es gab ſogar mehrere unter ihnen, die bereits feſt ſchliefen.

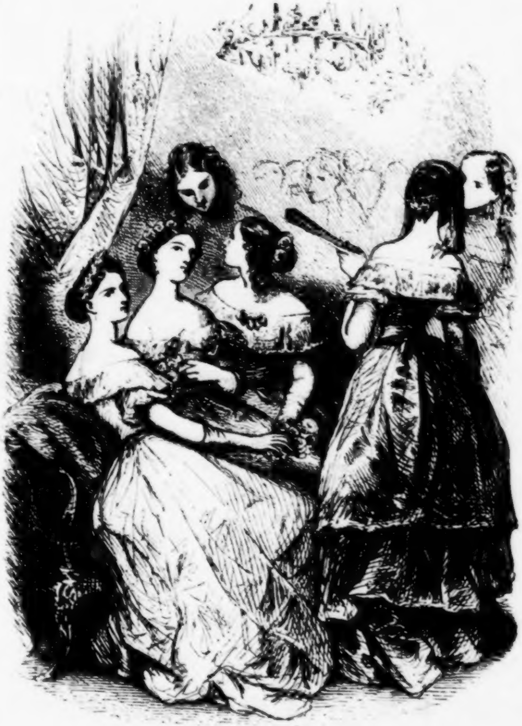
Aber die Sehnſucht wachte doch in ihnen und trat aus dem Grunde ihrer kleinen, troſtloſen Herzen hervor, mit ihren ſüßeſten Düften vermiſcht; denn der Duft der Blumen iſt ihr Gebet und der Weihrauch, den ſie dem Himmel darbringen.

An dieſem Abende nun ſtieg derſelbe noch lieblicher als gewöhnlich empor und gelangte bis zum Fuße von Gottes Thron, auf den Fittigen der Engel der Blumen dahin getragen.

Gott erhörte die Bitte der Blumen des Waldes und ſagte in ſeiner Gnade und Milde: „Es geſchehe alſo, wie ſie es wünſchen!“

Augenblicklich wurden alle Blumen, die mit ihrem Schickſal unzufrieden geweſen, durch ein Wunder mitten in die Welt und in einen großen Garten verſetzt. — Der Epheu ſelbſt hatte die Ulme, das Schilfrohr das liebliche Rauſchen ſeines Quells und das Immergrün ſeine ſüßen Erinnerungen verlaſſen. Als ſie am anderen Morgen bei Tagesanbruch aufwachten und ihre ganz mit Thauperlen bedeckten kleinen Gewänder ſchüttelten, ſahen ſie, daß ihr glühendſter Wunſch erfüllt war, und fühlten ſich ſo überraſcht, daß es ihnen ſchwer wurde, dies große Glück für wahr zu halten.

„O! wie ſchön iſt es hier!“ riefen ſie entzückt, ſo wie ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholt hatten. „Welcher Unterſchied zwiſchen dieſem ſchönen Garten, der das volle ſtrahlende Licht der Sonne erhält, und



Sie ſcheinen die Königinnen des Gartens zu ſein.

unſerem duſteren Walde! Hier kann man wenigſtens nach Herzensluſt hübſch ſein und ſich zeigen, ſich ſehen, lieben und bewundern laſſen."

Die Thörinnen! Sie wußten nicht, daß man ach! nicht immer liebt, was man bewundert. Alle hoben ſtolz die Köpfchen und dehnten ſich aus, um größer zu erſcheinen und ihren gefährlichen Nebenbuhlerinnen gleich zu kommen. Aber vergebens! der liebe Gott hatte kleine Blumen aus ihnen gemacht, und kleine Blumen waren und blieben ſie. Obendrein konnten ſie ſich nicht gegen einander beklagen und wechſelſeitig tröſten, denn ſie waren getrennt worden; die Schweſtern befanden ſich fern von den Schweſtern, die Liebenden fern von den Geliebten, und es gab keine Familienbande mehr unter ihnen. Die Symmetrie verlangte das; jede Pflanze hatte ihren beſtimmten Platz. Vom Glücke war weiter keine Rede, es handelte ſich nur darum ſchön zu ſein und dieſem ſchönen Orte als Zierde zu dienen.

Das betrübte ſie ſehr — ſie tröſteten ſich jedoch etwas mit dem Gedanken, daß man ſie prächtig finden und es ihnen ſagen würde, und dies Glück ſchien ihnen nicht zu theuer erkauft. Sie rufen daſſelbe mit allen ihren Wünſchen herbei — es wird kommen. Nun bereiten ſie ſich darauf vor und thun ihr Möglichſtes, recht reizend zu erſcheinen.

Aber welche Ueberraſchung! welcher Schmerz! welches Unglück! welche Verwirrung! Sie ziehen die Blicke nicht an, man bemerkt ſie nicht, und wären ſie auf den Beeten nicht in Sicherheit, ſo würde man ſie vielleicht zertreten. Die aufgeblühten Centifolien, die ihre Reize ſchamlos zur Schau ſtellen, die Georginen, die unter ihren dunkelrothen Gewändern ihre ſtolze Nichtigkeit verbergen, und alle jene Blumen überhaupt, die keine andern Reize haben, als ihren Putz, ſind es allein, mit denen man ſich beſchäftigt, und ſcheinen die Königinnen des Gartens zu ſein. Dieſe ſind dort zu Hauſe, die Huldigungen eines ſchmeichleriſchen Hofes faſt gleichgültig aufnehmend.

Nun frage ich Euch aber, welche Rolle konnten die einfachen Winden, das naive Silberkraut, die ſanfte Malve, das gutmüthige Schneeglöckchen, der achtbare Salbei, das ängſtliche Zittergras, die thörichte

Glockenblume, die demüthige Primel, das unbemerkbare Marienblümchen, die unſchuldige Kornblume, die unbedachtſame Eſparſette, die trauernde Skabioſe, ſelbſt die Mandragore trotz ihrer Seltenheit, die wilde Roſe und die ſentimentale Maßliebe ſpielen neben der ſtolzen tauſendblättrigen Roſe und der Moosroſe und der Königsroſe und der gelben Roſe und allen den ſiebentauſend neun hundert und ſieben Arten von Roſen, die der Stolz der Gärtner ſind, die Camellien, Georginen, Hortenſien, Narciſſen, Schwertlilien, Jalappen, Sturmhüte, Wolfsrachen und ſo weiter nicht zu vergeſſen!

Ach, wie manche Thräne ward da vergoſſen, wie mancher Kelch trocknete aus, und wie bereuten es die kleinen Blumen ſich von dem Schatten des Waldes, dem Mooſe, der Stille und der Ruhe getrennt zu haben! — Noch ſchlimmer war es aber, als der Gärtner mit dem Spaten in der Hand vorüberging. Alle zitterten vor Todesangſt, und wünſchten ſich einen Fuß tief in die Erde. Sie kamen jedoch mit der Furcht davon. Ihre Todesſtunde hatte noch nicht geſchlagen, die Stunde eines gewaltſamen ſchrecklichen Todes, von dem ſie gar keine Ahnung hatten, denn in den Wäldern ſtarben die Blumen eines ſchönen Todes, und wann es Gott gefällt, der der Herr iſt über Alles, was da lebt.

Es war indeſſen eben ſo ſchlimm, als ob ſie geſtorben wären.

Die Mittagsſonne, welche ungehindert ihre Strahlen auf ſie ſchoß, die nur gewöhnt waren, dieſelben durch einen Schleier von grünem Laube zu empfangen, verſengte ſie unbarmherzig und kein Quell war in der Nähe, der ſie etwas hätte erfriſchen können. — Zwar begoß man ſie dann und wann ein wenig mit Waſſer, aber was war das für Waſſer! Auch kam dieſe Hülfe nie zu rechter Zeit, und manche wurde dadurch dem Tode nahe gebracht. Ferner befand ſich weder ein Grashalm noch ein Biſchen Moos in der ganzen Nachbarſchaft, und ſie mußten in dürrer, ſchwarzer Erde aufwachſen, die beſtändig umgerührt wurde, damit ja kein ihnen befreundetes Pflänzchen durch Zufall dort aufſprießen könne.

„Ach! laßt uns dieſen unwirthlichen Boden fliehen“ — ſagten eines Morgens die Aufrichtigſten — „und in unſer Land zurückkehren! Kommt!“ — Aber wie ſoll man ſich auf den Weg machen, wenn man nicht gewohnt iſt, zu gehen? Sie beteten ſämmtlich ſehr fromm. Jede that ein Gelübde — das Gelübde des Schiffbrüchigen — während ſie das Wunder erwartete, das ſie von dem verwünſchten Orte erlöſen ſollte. Allein, es geſchah kein Wunder. — So viele Wunder, wie man verlangt, geſchehen überhaupt nicht, und die gutwilligen Engel ſind nicht immer bei der Hand, um die Erdenkinder gehorſamſt zu bedienen. Zwar bemühten ſie ſich vom lieben Gott die Heimkehr der armen Verbannten in ihren Vaterwald zu erlangen, aber der liebe Gott war taub gegen alle Bitten.

Seit dieſer Zeit gibt es Waldblumen in den Gärten, doch iſt es, als ob ein Fluch auf ihnen laſte, denn nie haben die Aermſten ſich aufrichten noch verſchönern können. Sie ſind noch ganz ſo, wie ſie waren, als ſie ihre Heimath verließen, und werden immer ſo bleiben, denn der Blumenzucht iſt es nie gelungen, ſie zu ändern. Der liebe Gott hat es ſo gewollt, um ſie zu beſtrafen für ihre Eitelkeit und ihre Luſt auszuwandern.

Eitelkeit und Stolz, die den erſten Menſchen zu Falle brachten, haben auch die Blumen des Waldes und die Blumen des Feldes in das Verderben geführt.“

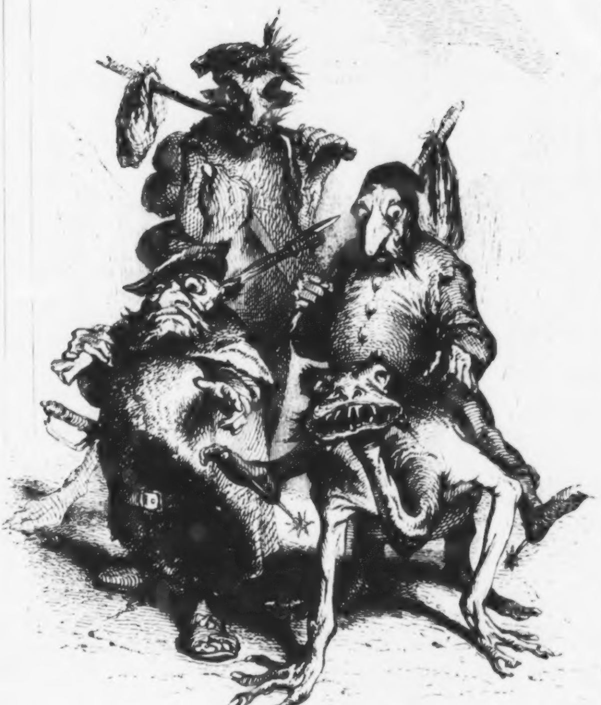
Als ſie das geſagt hatte, ſtand die gute Alte auf.

— „Aus dieſer wahrhaften Geſchichte erhellt, — ſetzte ſie hinzu — daß Nichts ſich wohl befindet, was nicht an ſeinem Platze iſt, und daß Ihr wahrſcheinlich wohl daran thätet, wenn Ihr umkehrtet. Glaubt es einer alten Feldblume, die auch ihren ſtolzen und neugierigen Tag gehabt, der es Gott aber verziehen hat.“ —

Sie ſah uns geſonnen abzureiſen und öffnete die Thür. Dann wandte ſie uns den Rucken zu und verſchwand.

„Ich mag dieſe Märchen gern“ — ſagte ich zu Walter, der, gleich mir, die liebenswürdige alte Frau hatte reden laſſen, ohne ſie zu unterbrechen — „es ſind zwar keine Trauerſpiele und man weint weder zu Anfang noch in der Mitte oder am Schluſſe dabei — die gute Seele könnte aber doch Recht haben, und wir Schlimmeres thun als ihr Glauben ſchenken.“ —

„Fort! fort!“ rief der Freund ſtatt aller Antwort.



Es begegneten uns drei eben nicht anmuthig ausſehende Individuen.

Elftes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortſetzung. Weitere ſeltſame Abenteuer und noch ſeltſamere Abenteuerer. Die Zukunft des deutſchen Volkes und der deutſchen Poeſie.

Unſer Weg führte nun durch eine enge Schlucht. Als wir ſo recht in der Mitte derſelben uns befanden, wo an kein Ausweichen zu denken war, und es einem einzelnen hinter einem Strauche oder einem Felsvorſprung verſteckten Buſchklepper ein Leichtes geweſen wäre, uns das Lebenslicht auszublaſen, noch ehe wir den Schuß ſelbſt fallen hören, begegneten uns drei eben nicht ſehr anmuthig ausſehende Individuen, die gerade nicht die beſten Abſichten zu haben ſchienen.

„Wenn man ſterben muß, iſt's eigentlich ſehr gleichgültig, wie man ſtirbt. Jean Paul ſagt: „„Der Tod iſt nur ein Moment. Das Leben auch nur einer."" Die Präliminarien des Todes gehören aber nicht zum Tode, ſondern zum Leben; wie man lebt bis zum letzten Augenblicke, iſt daher nicht einerlei, denn es gibt die diverſeſten Manieren zu leben, aber wie man ſtirbt, iſt einerlei, ſintemalen es nur eine Manier gibt. Wer die Verdrießlichkeit hat, gerädert zu werden, hat ſchlecht gelebt, aber er iſt darum noch nicht ſchlechter geſtorben, als der tugendhafteſte Menſch, der am Ende ſeiner Tage ſanft einſchläft. Wie die ſchwarze Farbe gar keine Farbe iſt, alſo Nichts, ſo iſt der Tod auch nur gar kein Leben, alſo auch Nichts."

Dieſe tiefſinnigen philoſophiſchen Betrachtungen fliſterte Walter mir zu, als die drei Landſtürzer ſich uns feierlich und langſam näherten und wir nun zuerſt zu unſerem großen Schrecken bemerkten, daß wir uns völlig waffenlos ihnen gegenüber befanden, denn an ein Entfliehen war bei unſeren Gäulen, die nur in der Nacht Flügel hatten, am Tage aber hinter den phlegmatiſcheſten Schnecken zurückgeblieben wären, gar nicht zu denken. Ich muß geſtehen, daß mir auch das Leben noch um ſo angenehmer erſchien, als es in dieſem Moment einen kleineren Moment gab, in welchem ich zu heirathen gedachte. Der Gedanke, im Walde-ermordet zu werden, lächelte mich daher gar nicht an, ſelbſt wenn auch irgend ein noch zartſinnigerer Arviragus einen noch ſchöneren Segen über mein Grab geſprochen hätte, als es der eben Genannte im Cymbeline über des vermeintlichen Fidele Ruheſtätte ſprach:

Mit ſchönſten Blumen,
So lang der Sommer währt und ich hier lebe,
Will ich Dein traurig Grab verſüßen. Dir
Soll nicht die Blume fehlen, Deinem Antlitz
So gleich, die blaſſe Primel, und auch nicht
Die blaue Glockenblume, Deinen Adern
So ähnlich, nicht der wilden Roſe Laub,
Die, ohne ſie zu läſtern, ſüßer nicht
Geduftet als Dein Odem. Solches würde
Dir mit barmherz'gem Schnabel (O, ein Schnabel,
Der jene reichen Erben ſchwer beſchämt,
Die ihre Väter ohne Monument
Vermodern laſſen) — das Rothkehlchen bringen
Und weiches Moos noch obendrein, wenn Blumen
Nicht mehr vorhanden ſind, um Deine Leiche
Vor Winterfroſt zu ſchützen.

Das iſt Alles ſehr ſchön, eben ſo ſchön wie die Stelle im Shakſpeare ſelbſt, aber was nützt es dem, der drunter liegt? — Hier war nun eine herrliche Gelegenheit, über den Unſinn der Leichenfeierlichkeiten, der Prachtgrabmale und ſo weiter höchſt geiſtreiche Dinge zu ſagen, und ich würde gewiß unter anderen Umſtänden deſſen auch nicht ermangelt haben, noch ermangeln, aber drei nach Galgen und Rad auf zehn Schritte riechenden Buſchkleppern wehrlos gegenüber, vergeht auch einem Semilaſſo die Geiſtreichigkeit, und er kann Gott danken, wenn ihm nur die Geiſtesgegenwart bleibt. Dieſe blieb mir denn auch und ich ſegne noch jetzt meinen Stern dafür. „Schuß-, Hieb- und Stoßwaffen haben wir nicht,“ — ſagte ich zu Walter, mich an ihn drängend und entſchloſſen mein Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen — „aber eine andere Waffe bleibt uns, die ſchon oft in der größten Gefahr die herrlichſten Dinge vollbracht hat, die glatte Höflichkeit nämlich, mit der ſich die bedeutendſten Männer der civiliſirten Welt, d. h. Staatsminiſter, Hofmarſchälle, Geheime und andere Räthe, die unangenehmſten Dinge zehn Schritt weit vom Leibe zu halten wiſſen, die will ich anwenden.“

Walter nickte mir Beifall zu. Ich riß nun entſchloſſen die Mütze ab, verbeugte mich ſo tief auf meinem Gaul, daß meine Naſe faſt den Sattelknopf küßte, und ſagte mit lispelnder, einſchmeichelnder Stimme:

„Mir däucht, meine hochgeſchätzten Herrn, ich hätte ſchon die Ehre gehabt, Sie irgendwo zu ſehen und mich auf das Angenehmſte mit Ihnen zu unterhalten.“

„„Das iſt wol möglich““ — ſagte der Eine, der zu Pferde war, oder wenigſtens die Idee eines Pferdes ritt — „„wir ſind ſehr oft dahin gekommen.““

„Sie reiten da ein ſehr ſchönes Roß“ — fuhr ich ſchmeichelnd fort. — „Es muß von einer höchſt eigenthümlichen, mir aber, ich geſtehe meine Unwiſſenheit — durchaus unbekannten Race ſein.“

„„Allerdings““ — entgegnete er ſelbſtgefällig — „„es ſtammt in gerader Linie von dem Zelter, den die Romanze im Prolog zum Kaiſer Octavianus ritt; ſein Urgroßvater war das Roß Bayard der vier Haimonskinder. Dieſer vermählte ſich mit der Leibſtute des edeln Helden Tewerdank; daraus entſprang in gerader Nachkommenſchaft der kleine Schimmel des glaubenstreuen Tilly, der leider ſpäter in eine nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutſchland herumziehende Zigeunerhorde gerieth, wo er mit dortigen andaluſiſchen Stuten, auch leider mit einigen Eſelinnen, ein zahlreiches Geſchlecht ſowol von Pferden wie von Maulthieren zeugte. Später kamen dieſe zum Theil jedoch in gute Pflege, die Hengſte ſogar in Landgeſtüte und die Race veredelte ſich wieder, wie Sie an meinem Renner ſehn können, deſſen leibhafte Brüder alle die klugen Pferde in den la Motte Fouqué'ſchen Romanen, beſonders im Zauberringe und der Sängerliebe ſind.““

Ich verbeugte mich tief und ſprach ihm meinen wärmſten Dank für dieſe Belehrung aus. Das ſchien ihn in die heiterſte Stimmung zu verſetzen, und er ſang nun, wahrſcheinlich um die Beſchreibung vollſtändig zu machen, folgende Verſe aus einem wohlbekannten alten deutſchen Volksliede:

Adelig iſt ſein Natur,
Er iſt kein Bauern Gurr,
Er iſt nit längſt im Krieg geweſen
Und iſt auf ihm ein Hauptmann geſeſſen.
  Zieh, Schimmel, zieh!

Er war ein Kyrriſier,
Bei Gott ein gutes Thier:
Am Haupt trug er ein Federbuſchen,
Nahm ein, theilt aus viel guten Huſchen.
  Zieh, Schimmel, zieh!

Ein recht demüthig Pferd,
Küßt öftermal die Erd',
Er taugt gar wohl zu Rittertänzen
Und iſt gut zu den Reverenzen,
  Zieh, Schimmel, zieh!

Nach dieſer allerdings etwas, jedoch nicht gänzlich beruhigenden Auskunft, da man noch nicht wiſſen konnte, was eigentlich hinter dieſen Reden ſteckte, wandte ich mich — meinem Vorſatze, die äußerſte Höflichkeit bis zum letzten Augenblicke zu beobachten, unerſchütterlich getreu — zu dem Zweiten. Dieſer war ein kleiner dicker Mann, der den Hut verwegen auf das rechte Ohr gedrückt, und in ſeinen Manieren etwas von Falſtaff und etwas von einem ehrlichen Spießbürger an ſich hatte. Auch trug er eine Art von abgedanktem Bratſpieß ſtatt eines Gewehres auf der Schulter und in einem Bandelier auf der rechten Seite einen Nürnberger Kinderſäbel. „Auch Ihnen, mein Herr!“ — ſagte ich überaus höflich — „muß ich in früheren Jahren, ſo in meiner Primanerzeit, oft begegnet ſein; Ihre geehrten Züge wecken alte Erinnerungen, die lange in mir ſchlummerten, wieder auf! —“

„„Das glaube ich““ — entgegnete er ſelbſtgefällig, obgleich mit verdächtig näſelnder Stimme — „„es war eine ſchöne Zeit. Alles riß ſich um mich — Alles liebte man an mir, man betete es ſo zu ſagen an. Von „meiner erſten Ausflucht in die Welt“ bis zum „Friedhofe“ gefiel Alles, was ich that, ſagte, brachte — plötzlich aber . . .““

Hier unterbrach ihn ein heftiges Schluchzen; darauf ermannte er ſich und declamirte ganz ſentimental:

„wann kehrſt du wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!“

Er wollte noch etwas hinzuſetzen, es fiel ihm aber der Dritte in die Rede, dem eine Nachtmütze, die er etwas zur Seite geſchoben, das ſtruppige Haupthaar deckte. Er war der Längſte von den Dreien, trug an einem Knüppel ein Bündel auf der Schulter, ein Soldatenränzel auf dem Rücken und in ſeiner Rechten ein langes hölzernes Falzbein, wie man es braucht, um brochirte Bücher aufzuſchneiden. Ohne eine Frage von unſerer Seite abzuwarten, ſang er, oder vielmehr ſchrie er, denn Geſang konnte man es doch nicht füglich nennen, daß uns die Ohren gellten:

Gott iſt ein Schmied: er konnte ſchlagen
Den ächten Stahl mit Noth und Plagen,
Bis er entbrannt in hoher Gluth;
Dann ſagt er: Schwert, nun biſt Du gut,

Nun darfſt Du leuchten, kannſt ſchön beißen
Und halten, was Du haſt verheißen;
Er gab's dem Helden Michael
Und dieſer jedem Kampfgeſell.

„Mit wem habe ich die Ehre, Herr? Votre nom, Monsieur?“ fragte ich, als er endete, um doch etwas zu ſagen, denn uns war ja noch immer nicht klar, was dieſe drei Geſellen ſo eigentlich beabſichtigten, obgleich ſie uns in der Nähe nicht mehr ſo ſchrecklich vorkamen, wie aus der Ferne geſehen.

Er ſang aber ſtatt der Antwort:

Von Berlichingen Herr Götz
Mocht' lieber die Schicht als das Flötz,
Gen nebelnden, ſchwebelnden Stutz
Setzt' er eiſerne Tiefe und Trutz.
Wir Jäger wir ſchwören beim Horn
Franſchleben all' Haß und all' Zorn,
Und ſchelten den frevelnden Mund,
Der nicht thut im Deutſchen ſich kund.

„Es freut mich, einen ſo ächten deutſchen Jäger kennen zu lernen“ — bemerkte ich nun höflich — „doch ſcheinen Sie in dieſem Augenblicke gerade nicht waidmänniſchen Beſchäftigungen obzuliegen.“

Von Neuem hub er an zu ſingen:

Es jagt der Preußen König,
Es jagt der Reußen Kaiſer,
Es jagt der Kaiſer von Oeſtreich,
Nächſt Gott den böſen Frevler bleich,
Und Forſt und offnes Feld
Begrüßt manch Völker-Held!

Und nun, ihr guten Saſſen,
Dazu ihr alten Katten,

Boyaren und ihr Schwabenleut'!
Wer treu iſt, jage mit uns heut,
Es ſchallt das alte Horn:
Ein Gott, ein Bund, ein Zorn.

„Aber, meine Herren!“ — rief Walter ungeduldig, als der Singſang endete — „wer ſind Sie denn eigentlich? —“

„„Barbar!““ ſagte der Erſte.

„„Böotier!““ ſtöhnte der Zweite!

„„Franſchleben!““ fluchte der Dritte.

„„Nichts von ſolchem biederben Recken, wie ich bin, zu wiſſen,““ ſagte der Erſte wieder.

„„Die Großmutter, dies Meiſterſtück, nicht zu kennen!““ — bemerkte der Zweite.

„„Von mir ſingt er Nichts, aber

Mit Aechzen und Krächzen und Tand
Thut er gar hübſch und galant,
Macht Frauchen er fein Reverenz
Sie Thisbe und er Peter Squenz.
Sein markloſes, wächſernes Herz
Fühlt weder Freude noch Schmerz;
Sein leerer beſonnener Schnack
Iſt galliſch, ſo ſchön, weil ſo brach.“ —

„Wir haben alſo das Glück, hier zu begrüßen“ — entgegnete ich nun, mich tief verbeugend. —

„„Drei weiland berühmte““ — ſagte der Erſte.

„„Jetzt obdachloſe““ — der Zweite.

„„Ein Unterkommen ſuchende““ — der Dritte.

„Deutſche Schriftſteller“ — ſchrieen Walter und ich, wie aus einem Munde, denn nun war uns das Räthſel plötzlich gelöſt. —

Sie verbeugten ſich erſt ſehr tief, dann warfen ſie ſich aber auch ſehr in die Bruſt. „„Sind die Herrn etwa unſere Collegen?““ fragte der Sentimentale. —

„Sie meinen, ob wir Hofräthe ſind?“ — antwortete Walter ironiſch und ſetzte hinzu: „Es gibt bekanntlich drei Dinge, denen in unſeren Tagen kein Sterblicher entgeht, und eins von dieſen Dingen ſoll der Hofrathstitel ſein; bisher hat uns das Fatum noch nicht damit heimgeſucht“ —

„„Nein, das meint er nicht,““ fiel ihm der Ritterliche in die Rede, „„er fragt, ob Sie . . . .““

„Den Völkerbefreiungskrieg oder Befreiungsvölkerkrieg mitgemacht haben“ — ſagte ich — „leider nicht, mein hochzuverehrender Herr; denn wir waren damals eben oder kaum geboren, jedenfalls noch nicht waffenfähig“ —

„„O deutſche Jugend! deutſche Jugend!““ rief er nun, und eine dicke Thräne rollte ihm aus den großen Augen und verirrte ſich in ſeinen gewaltigen Schnauzbart.

„„Auch das war nicht gemeint““ — bemerkte nun der deutſche Recke — „„ſondern ob Sie auch Schriftſteller oder Dichter und inſofern — —““

„Ihre Collegen ſind“ — ergänzte Walter. „Inſofern als Sie jetzt die ganze Welt zu Ihren Collegen rechnen können, ſintemalen die ganze Welt ſchriftſtellert, gehören wir auch dazu.“ —

„„Wir wollen nach Lindenſtadt,““ ſagte der kleine Hofrath. —

„„Wir werden dort Vorträge halten; damit reuſſirt man,““ — ſetzte der Ritterliche hinzu. —

„„Man gibt uns beſtimmt völkerbefreiende Soupers,“ — rief der Recke. —

„Der Humor lacht bekanntlich mit dem linken Auge, während er mit dem rechten weint,“ meinte Walter. —

Als ob ein Bliß die Nacht in ihrem Innern erhelle, ſo funkelten plößlich ihre Augen. Sie verſuchten ſämmtlich humoriſtiſch auszuſehn und ſchnitten dabei ſo entſeßliche Grimaſſen, daß unſere Pferde ſcheu wurden. Nachdem wir ihnen daher glückliche Reiſe gewünſcht, ſprengten wir fort, froh, ſo wohlfeilen Kaufs davon zu kommen.

„Dieſe drei Unglücklichen waren einſt Glanzſterne am Himmel der deutſchen Leihbibliotheken“ — ſagte Walter nun ſchwermüthig zu mir.

„Du irrſt Dich“ — erwiederte ich — „dieſe drei ſind nur ſchlechte Copien wirklicher Sterne, jeßt Repräſentanten einſtiger Moden: —

„Des Ritterromans —“

„Des Familienromans —“

„Der deutſch-vaterländiſchen Freiheitspoeſie —“

„Die wirklichen Sterne ſind nicht untergegangen und werfen immer noch einen hellen Schein in unſere Nacht.“

„Und was haben wir jeßt?“ — fragte Walter.

„Flammende Nordſcheine!“ erwiederte ich.

„Den Tendenzroman —“

„Den hiſtoriſchen Roman —“

„Die politiſche Poeſie.“

„Und dann?“ fragte Walter ferner, mit den Worten des Philipp von Neri. —

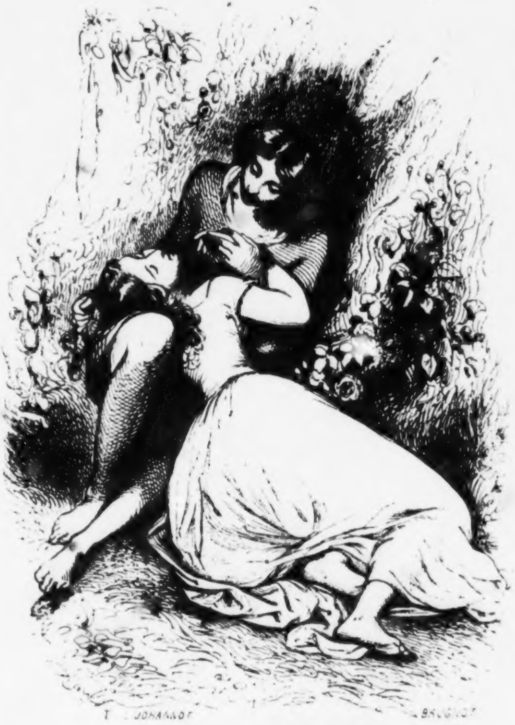
„Auch vacirende Schriftſteller; aber vielleicht hat dann die Gewerbefreiheit aufgehört und die Zunft für ein Spittel geſorgt, ſo daß man ſie nicht mehr auf der Landſtraße findet. —“

„Und was wird aus der deutſchen Poeſie?“ fragte Walter wieder.

„Was aus dem deutſchen Volke wird,“ — ſagte ich. „Verwechſele nur nicht Poeſie mit — — Der Geiſt, der in unſerem Vaterlande wirkt, wird nie ermüden zu ſchaffen und Großes hervorzubringen. Dergleichen Erſcheinungen wie die eben Vorübergezogenen dürfen uns nicht irre machen. — Wenn die Sonne aufgeht, ſammeln ſich auch Wolken zum Kampfe, und es geſtalten ſich allerlei wunderliche Gebilde — noch hat es aber dem Tage nie an Licht gefehlt. —“

„Vorwärts,“ rief er, — „wir haben uns ſchon zu lange dabei aufgehalten.“

„Ja wohl! Vorwärts!“ erwiederte ich, und wir ſprengten fröhlich fort.



T. JOHANNOT BRUGNOT

Walter zeigte mir ein anmuthiges Paar.

Zwölftes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortſetzung: Was die Menſchen Liebe nennen. — Walter's Glaubensbekenntniß. — Der unglückliche Schäfer.

Die Luft war rein, die Vögel erwachten, die Sonne ging prachtvoll auf; kurz, Alles verſprach einen herrlichen Tag. Der ſchöne Morgen ermangelte nicht, ſeinen Einfluß auf Walter auszuüben. Allmälig erheiterte ſich ſeine Stirn, und er wurde wieder ſeinem früheren Selbſt ähnlich. Auch ich — o räthſelhaftes Menſchenherz! — fing an, mir zu verzeihen, daß ich nicht dort war, wo ich hätte ſein ſollen und mögen. Eine innere Stimme fliſterte mir zu, daß, trotz meiner Thorheit, Gott mir das Herz meiner theueren Maria erhalten werde.

Als wir den Saum des Waldes erreichten, hielt Walter plötzlich ſein Roß an, winkte mir mit der Hand zu ſchweigen und zeigte mir in der Nähe, halb vom Laube verſteckt, ein anmuthiges Paar, das uns weder hörte noch ſah.

„Es iſt ein eigenes Ding um die Liebe“ — bemerkte Walter.

„Eine eben ſo tiefe als neue Bemerkung“ — unterbrach ich ihn ironiſch.

Er ließ ſich nicht irre machen, ſondern fuhr fort laut zu reflectiren: „Die Natur hat allerlei eigene Mittel und Wege, um den Menſchen, dieſe Spottgeburt von Dreck und Feuer, wie ihn Goethe nennt, zu zwingen, ihre Abſichten zu erfüllen. Wer zu vornehm iſt oder thut, um blos der Sinnlichkeit gehorchen zu wollen, dem umgibt ſie dieſelbe mit einem Heiligenſchein, der den Geiſt blendet, und das nennen die Menſchen Liebe und glauben Wunder was ſie ſind, wenn ſie lieben.“

„Pfui!“ rief ich erzürnt.

„Die Natur läßt überall ein Gegengift in der Nähe ſich erzeugen, wo ſie ein Gift hingepflanzt hat“ — raiſonnirte er ſarkaſtiſch weiter — „ſo für die Liebe, oder richtiger gegen die Liebe, die Ehe.“

„Man hat aber doch Beiſpiele, daß ſich Leute nach dreißigjähriger Ehe noch eben ſo liebten, wie am Tage vor der Hochzeit —“ entgegnete ich.

„Das machen ſie ſich entweder weiß und kokettiren damit“ — antwortete er, — „oder es iſt Gewohnheit, die ſtärkſte aller Leidenſchaften, die der Menſch aber ſelten bei ihrem rechten Namen nennt, ſondern je nachdem der Gegenſtand iſt, an den ſie ihn feſſelt, bald Liebe, bald Patriotismus, bald Pflichttreue und Gott weiß wie ſonſt noch tauft.“

„Du biſt ein Geiſt, der ſtets verneint“ — rief ich empört. —

„Weil ich allen Illuſionen den Krieg erklärt habe?“ — erwiederte er. ;„Wo ich nur eine finde, da ſetze ich ihr nach und verfolge und hetze ſie, bis ich ſie todt gejagt habe. Das iſt mir eine wahre Wolluſt. Wie einer giftigen Schlange trete ich einer Illuſion auf den Kopf.“

„Du glaubſt aber doch an Freundſchaft“ — warf ich ein.

„Ja, ich halte ſie aber nicht für eine Tugend, ſondern für ein nothwendiges Bedürfniß. Alles Unvollkommene hat den Drang, ſich zu ergänzen; die Menſchen ſind die unvollkommenſten Geſchöpfe der Welt; ſie bilden ſich aber ein, zwei Unvollkommene machten zuſammen einen ganzen Vollkommenen, daher der Drang nach dem, was ſie Freundſchaft nennen, und dieſe ſelbſt.“

„So leugneſt Du alſo alles Höhere im Menſchen?“ — rief ich — „Liebe, Freundſchaft“ —

„Ich leugne nicht, daß dieſe Dinge da ſeien, aber das Höhere an ihnen leugne ich allerdings. Es ſind gewöhnliche Eigenſchaften, in unſerer Natur begründete Nothwendigkeiten, die unſere Eitelkeit mit einer Folie plattirt, ſich darin ſpiegelt und Höheres nennt.“

„Was iſt, was gilt denn Dir der Menſch?“ — fragte ich gereizt.

„Er gilt mir Nichts; er iſt — Gott gegenüber ein Lump, den Thieren gegenüber ein Menſch, den Menſchen, ſeines Gleichen gegenüber ein Thier.“ —

„Und kein Ebenbild der Gottheit?“ —

„Als ſolches, wenn er es auch wirklich wäre, ein mißlungenes Daguerreotyp.“ —

„Aber was hoffſt Du denn vom Leben?“

„Hoffen? Das Wort kenn' ich gar nicht. — Ich ſuche nicht einmal ein großes Vielleicht, wie Meiſter Rabelais, — ich warte ganz ruhig, denn es iſt das Geſcheiteſte, was man thun kann, und nehme mich unterdeſſen ſehr in Acht, mir den Magen zu verderben oder mich zu erkälten; denn Kolik, Zahnweh und Rheumatismen ſind höchſt unangenehme Wirklichkeiten. Liebe, Hoffnung u. ſ. w. ſind nichts als Erfindungen eines ſchadenfrohen Dämon, uns das Daſein auf Erden anſcheinend erträglich zu machen, im Grunde aber verſchlimmern ſie es nur durch die Täuſchung, die ihnen nothwendig folgen muß.“

„Welche troſtloſe Philoſophie!“ rief ich betrübt.

„Wer wird denn das Ding ſo vornehm nennen?“ — entgegnete Walter. — „Ich bin nun einmal ſo und denke, wie ich bin. — Mögen Andere anders ſein und denken, was kümmert's mich?“

„Mit ſolchen Anſichten mußt Du ja die Menſchen haſſen!“ —

„Gott bewahre! Was können ſie dafür, daß ſie da ſind und daß ſie ſo ſind. — Laß uns aber nicht weiter davon reden, denn Du biſt noch verliebt und verſtehſt mich alſo nicht. — Uebrigens wollen wir einen Umweg machen, um das Pärchen da nicht zu ſtören.“

Alſo geſchah es auch. — Wir ritten nun ſchweigend weiter und erreichten bald eine reizende Gegend. Im Hintergrunde erhob ſich ein Berg mit ſchönen Umriſſen und romantiſchen Schluchten; zur Rechten zog ſich der Wald fort, den wir eben verließen, und links zeigte ſich ein freundliches Städtchen mit ſeinem hohen ſpitzen Kirchthurm, ſeinen rothen Dächern und ſeinen lieblichen Gärten. Den Mittelgrund füllten üppige Kornfelder, Rebenhügel und reiche Wieſen aus, durch welche ſich in unſerer Nähe ein Flüßchen ſchlängelte. Der Himmel war ganz wolkenrein und tiefblau, und die Sonne verherrlichte mit ihren glänzendſten Strahlen die reiche Landſchaft. Mir kam das ſeltſam vor — daheim hatte am Tage unſerer Abreiſe noch der ſtrengſte Winter geherrſcht, und hier lachte der Mai. — Ich ſagte das Walter, er erwiederte aber lakoniſch: „Freue Dich und frage nicht, Menſch. — Durch Dein warum, woher, weshalb, wozu, verdirbſt Du Dir immer Alles.“

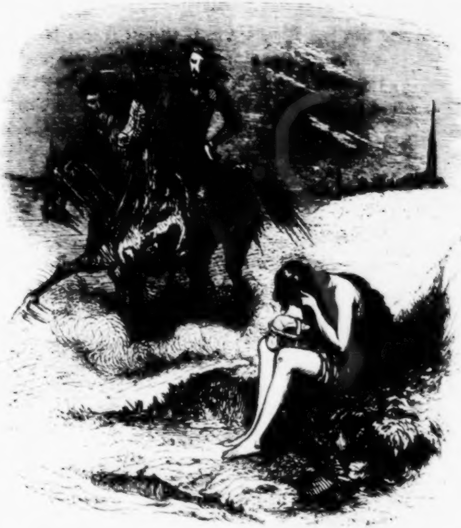
Ich fand, daß er Recht habe, und fragte nicht weiter, denn der einen Frage mußten nothwendig viele andere folgen, und die eine unbeantwortete: „Wie konnteſt Du die liebende Maria verlaſſen“ — bedrückte mir noch immer zu ſchwer die Seele, ſo daß ich ihr meilenweit aus dem Wege ging.

Als wir das Ufer des Fluſſes erreichten, gewahrten wir daſelbſt einen ſchönen jungen Knaben, der in die Wellen ſchaute und bitterlich weinte. So ſaß er dort in heißen Thränen, ſein Antlitz mit den Händen bedeckend. Ein ſchwerer Stein ruhte auf ſeinen Knieen, um dieſen Stein hatte er einen Strick geſchlungen und den Strick an ſeinem Halſe befeſtigt.

Neben ihm lag ein Hirtenſtab, woran wir ſahen, daß er ein Schäfer war.

„Was machſt Du da, mein Freund, und warum weinſt Du?“ fragte ihn Walter.

„„Ich weine, weil ich meine Geliebte verloren habe, und will meinem Leben im Fluſſe ein Ende machen““ — antwortete er. —



„Ein Ende machen!“ — rief ich entſetzt.

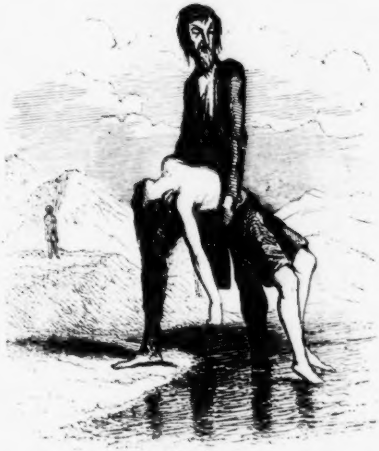
Aber er war während dieſer Worte ſchon in das Waſſer geſprungen. Als ich das ſah, wollte ich ihm ſogleich nach, um ihn zu retten. Walter riß mich jedoch zurück und hielt mich am Arm feſt.

„Was fällt Dir ein?“ — ſagte er. — „Hat der arme Knabe wirklich ſeine Geliebte verloren, ſo thut er recht, dort unten Ruhe und Vergeſſenheit zu ſuchen, und Du würdeſt ſehr thöricht handeln, ihn darin zu ſtören. — Laß ihn doch ....“

„Nimmermehr!“ — rief ich erzürnt.

„Nun dann will ich es thun!“ entgegnete er.

Er ſprang nun dem Jünglinge nach, erreichte ihn, obwol er ein vortrefflicher Schwimmer war, nicht ohne große Mühe, und es gelang ihm endlich, den armen Schelm, der durchaus hatte ſterben wollen und ſchon bewußtlos geworden, an das Ufer zurückzubringen.



„Mein liebes Kind“ — ſagte Walter zu ihm, nachdem er ihn von dem Stricke und dem Stein befreit, die den armen Jungen zu erwürgen drohten, und ihn wieder zu ſich gebracht hatte — „ich bitte Dich um Verzeihung, mich in Deine Angelegenheiten gemiſcht zu haben.

That ich unrecht daran, ſo iſt ja der Fluß noch immer da, und es hängt von Dir ab, es noch ein Mal zu verſuchen. Vorher ſage mir indeſſen: Iſt Deine Geliebte geſtorben?“

„„Geſtorben!““ rief der Schäfer — „„wollte Gott! Läge ſie tief unten in dem Fluſſe, aus dem Du mich herausgeriſſen, ſo würde ich ſie tauſend Mal mehr lieben als jetzt, wo ſie dort im Dickicht mit unſerem Nachbar koſet. — Ihr ſaht ſie vielleicht im Vorüberreiten.““

„Ja,“ — entgegnete Walter, „wir haben ſie geſehen.“

Dann wandte er ſich zu mir und bemerkte: „Wie wahr ſagt Virgil:

.... Varium et mutabile semper
Foemina,

was Franz I. von Frankreich treffend paraphraſirte:

Souvent femme varie,
Bien fol qui s'y fie.

und die Spanier ſehr richtig bezeichnen mit den Worten:

Muger, viento, tiempo, y fortuna presto se muda,

noch kürzer aber Hamlet charakteriſirt:

Frailty, thy name is woman!

Du weißt, mein Freund, daß ich Dir noch eine Menge ähnlicher Stellen in allen möglichen Sprachen und aus allen möglichen Dichtern citiren könnte, die daſſelbe beſagen; ich will Dich aber nicht mit überflüſſiger Gelehrſamkeit beläſtigen, ſondern lieber den armen Jungen hier zu heilen ſuchen.“

Er wendete ſich nun zu dem Schäfer und ſagte zu ihm, was der geneigte Leſer im folgenden Kapitel finden wird.

Dreizehntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortſetzung. — Von den Mitteln wider die Liebe nebſt tiefer Weisheit eines Schulmeiſters, mit der aber der geneigte Leſer nicht heimgeſucht wird.

Alſo ſprach nämlich Walter zu dem unglücklich Liebenden:

„Publius Ovidius Naſo, mein Freund, ein römiſcher Poet, hat unter anderen Werken ein Poem geſchrieben, betitelt Remedia amoris, Mittel wider die Liebe, in welchem er bedauert, nicht zur Zeit der Dido und anderer verliebter Perſonen, die ſich das Leben höchſt eigenhändig nahmen, gelebt zu haben, denn er hätte ihnen ſein Recept mitgetheilt.

„Das beſte Mittel nach ſeiner Meinung iſt die Jagd; weshalb Diana auch immer ein Fräulein geblieben iſt, wie man ſagt.

„Doch muß man, wenn man verliebt iſt, die Einſamkeit fliehen. Beiſpiel. Phyllis würde ſich nicht ertränkt haben, wenn ſie nicht allein gelebt hätte; denn ehe ſie ſich ertränkte, war ſie neun Mal an den Strand des Meeres gegangen, und doch war ihre Liebe außerordentlich ſtark.

„Den Müßiggang muß man ebenfalls fliehen. Allerdings iſt die Liebe ermüdend, aber dieſe Ermüdung gefällt ſelbſt zu Zeiten dem Trägen.

„Das iſt für das Geiſtige; was nun das Diätetiſche betrifft, ſo behauptet Ovid, mein Gewährsmann, daß man viel eſſen und trinken müſſe, um ſich von der Liebe zu heilen. Er führt als Beweis Ariadnen an, welche nach Theſeus Abreiſe gewiß den Tod in den Fluthen geſucht haben würde, wenn Bacchus ſie nicht getröſtet hätte. Bacchus und der Wein ſind bekanntlich ſynonym, und die Mythe läßt ſich eben — es thut mir zwar um Ariadnens willen Leid — auf keine andere Weiſe auslegen.

„Reinald von Montalban iſt der einzige Liebende, der ſich durch Waſſertrinken von der Liebe geheilt hat — das Waſſer, welches er genoß, war aber auch eine ganz beſondere Flüſſigkeit, und man hat den Quell, aus dem er es ſchöpfte, nie wieder auffinden können.

„Laß mich Dir endlich noch Roland anführen, der ſich von ſeiner Liebe heilte, — indem er etwas trank .... da ich Dir aber den Namen dieſes Etwas nicht anzugeben vermag, ſo muß ich mich damit begnügen, Dir zu erzählen, daß man daſſelbe nur im Monde findet; die Cur war ſchwierig, denn dieſer Ritter iſt wüthend verliebt geweſen.“

„„Lieber Herr! — erwiederte der arme Schelm — ich kenne weder die Herren von Bacchus, von Theſeus, von Ovid, von Reinald und von Roland, noch Fräulein von Ariadne und verſtehe auch nicht recht, was Ihr eigentlich meint, das aber weiß ich, daß ich bis auf die Haut durchnäßt bin, und ich glaube auch, daß Ihr Recht haben möget. Was ich von Euern Reden begriffen habe, das will ich mir mit dem morgenden Tage zu Nutzen machen. — Jetzt wollen wir jedoch, ſo es Euch gefällt, zu meinem Vater gehn, der dort unten bei der Kirche, die Ihr von hier aus ſehen könnt, ein kleines Wirthshaus hat, und daſelbſt unſere Kleider trocknen. Wenn die Meinigen erfahren, daß Ihr mir das Leben gerettet habt, ſo werden ſie Euch doppelt willkommen heißen.““

Walter willigte ein, und wir begaben uns nach der Schenke. Es war ein Sonntag und die Wirthsſtube voll Gäſte. — Sobald man das Geſchehene dort erfuhr, und daß der arme Vater nahe daran geweſen, ſeinen Sohn zu verlieren, den „die Liebe, ach die Liebe“ ſo weit gebracht, beeiferten ſich alle die wackeren Anweſenden ſo viel Böſes von dieſer Leidenſchaft und von den Frauen zu ſagen, wie ich in meinem Leben noch nicht zuſammen gehört hatte.

Nur der Schulmeiſter des Ortes, der ein Stammgaſt zu ſein ſchien, ſtimmte nicht in das allgemeine Geſchrei mit ein, ſondern ſagte, tiefe Weisheit blickend, nachdem er den Finger an die Naſe gelegt:

„Man darf nicht darüber erſtaunen, wenn ſothane Dinge einem armen Hirten widerfahren, ſintemalen der große Julius Cäſar und alle römiſchen Kaiſer — ja der König der Könige Agamemnon — und der Großvater unſeres durchlauchtigſten Herzogs ſelbſt, wie ſich erfahrene Leute noch erinnern — — “

Ich will aber mein Tagebuch nicht mit der Liſte verliebter Potentaten, die er unermüdlich herzählte, unnütz anſchwellen; ſeine Beleſenheit und Gelehrſamkeit waren ſo außerordentlich, daß die Nacht einbrach, ehe er ſein Regiſter beendete.

Sämmtliche Gäſte ſchnarchten ſchon ſeit geraumer Zeit gar tief, auch ich war auf meinem Stuhle eingenickt, nur Walter wachte und hörte ihm aufmerkſam zu, ohne ein Wort zu erwiedern; ein Beweis, daß ſein tiefes Leid nur von einem Weibe herrührte. Da ich ſelbſt mich nur im Halbſchlummer befand, ſo ſchwirrten mir einzelne Namen in das Ohr und weckten Gedanken und Träume, die mich nicht wenig quälten und peinigten, denn ſie hielten mir einen Spiegel vor, in welchem ich meine eigene Schwäche und Herzloſigkeit, ſo wie mein Verbrechen an Maria nur zu hell ſah. Ich weinte innerlich vor Reue und Scham, aber Thränen, die man im Schlafe weint, lindern nicht den Schmerz, ſondern nähren ihn, ſobald man ſich wachend geſtehn muß, daß die Urſache derſelben kein Traum war, vielmehr die eigene wirkliche Schuld.

Endlich ſchwieg der Schulmeiſter, und nun wachten, wie mit einem Schlage, ſämmtliche Gäſte auf, wie es Einem in einer Mühle zu geſchehen pflegt, wenn plötzlich die Räder ſtill ſtehn. Es wurden jetzt lauter Geſchichten von unglücklicher Liebe erzählt; ich habe aber von allen nur folgende behalten, die ein ſehr liebenswürdiger alter Mann mittheilte.

Vierzehntes Kapitel.

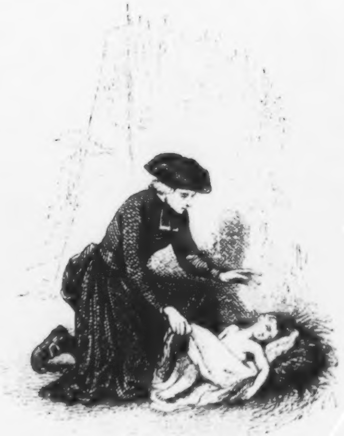
Aus Franzens Tagebuch. — Fortſetzung. Die Geſchichte vom kleinen Hiob und der ſchönen Blandina.

1.

In dem Städtchen X. war eine ſchöne Kirche, die Jeder bewunderte. Dieſe Kirche hatte einen prächtigen Glockenthurm und der Thurm eine herrlich tönende Glocke, die Glocke aber einen allerliebſten jungen Glöckner, der Hiob hieß.

Wenn Ihr zu wiſſen verlangt, warum der kleine Hiob ſo hieß, ſo will ich Euch erzählen, daß ihn einſt an einem kalten Morgen im Februar einer von den guten Geiſtlichen, welche den Gottesdienſt in der Kirche verſahen, mitten im Vorhofe derſelben fand, auf Stroh gelegt und in einige ärmliche Windeln gehüllt, gerade als jener Geiſtliche die Meſſe leſen wollte.

Als der würdige Prieſter das arme halbnackte und faſt erſtarrte Kind ſah, bückte er ſich, hob es auf, erwärmte es in ſeinem Chorrocke und übergab es dann dem Kirchner, der ein wackerer Mann war. Darauf las er ſeine Meſſe wie gewöhnlich, nur fügte er zu ſeinem täglichen Gebet noch eine innige Bitte hinzu für die arme Waiſe, die der Himmel ihm geſandt hatte.



Nachdem die Meſſe vorüber war, ging der treffliche Geiſtliche in die Sakriſtei, um Einiges mit dem Kirchner zu verabreden. Die Folge dieſer Verhandlungen war, daß das arme Kind, deſſen ganze Habe noch vor einer Stunde das Bischen Stroh geweſen, auf dem es gelegen, nun zwei Beſchützer hatte, erſt den Kaplan und dann den Kirchner, und auch ein Haus und zwar ein Gotteshaus, die ſchöne alte Kirche.

Darauf wurde das Knäbchen getauft und erhielt in der Taufe den Namen Hiob, zur Erinnerung an das Stroh, auf welchem man es gefunden.

2.

Der kleine Hiob wohnte mit dem Kirchner in einem Häuschen am Fuße des Thurms, der zur Kirchenuhr führte. Als er etwas heran wuchs, benutzte man ihn zum Dienſt der Kirche; er reinigte die Sakriſtei, putzte die Leuchter, füllte die Weihkeſſel, wenn ſie leer waren, und vertrat in nöthigen Fällen den fehlenden Chorknaben. Am Beſten und am Liebſten aber beſorgte er Alles, was zum Dienſte der Kirchenuhr gehörte, weshalb ſich ihm auch der alte Glöckner beſonders zugethan erwies.

Ehe ich fortfahre, muß ich von dieſer Uhr reden, die wegen ihrer großen Schönheit berühmt war. Die Leute kamen funfzig Meilen weit her, um ſie zu ſehen.

Sie war, wie alle Uhren, aus ſehr künſtlichem Räderwerk zuſammengeſetzt und zeigte die ganzen, halben und Viertelſtunden mit einer Pünktlichkeit an, die der Sonne ſelbſt Ehre gemacht haben würde. Dieſes in einem Glockenthurm angebrachte Meiſterwerk würde aber nie die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo angezogen haben, wenn der geſchickte Mann, der es verfertigte, nicht Allerlei hinzugefügt hätte, das die Menge bezauberte. Ich meine weder die zwölf Apoſtel, noch die ganze Leidensgeſchichte des Herrn Chriſtus, die man darauf abgebildet ſah, ſondern ſpreche nur von einer Niſche, die unter dem Zifferblatte der aufgehenden Sonne gegenüber in Stein ausgehauen war, und welche zwei reichgeſchnitzte und vergoldete Flügelthüren geheimnißvoll verſchloſſen.

In dieſer Niſche wohnte ein zierliches, ungefähr vier Fuß hohes weibliches Weſen, das ſchon ſo lange da lebte, als die Uhr in der Mauer befeſtigt war.

3.

Sie hieß Blandina.

Man hatte ihr dieſen Namen gegeben, weil ſie weiß, ſanft und beſonders zierlich war.

Eine halbe Minute vor dem vollen Stundenſchlage öffnete Blandina ſelbſt die beiden Flügelthüren ihrer kleinen Wohnung, trat kühn auf den Altan vor derſelben und begrüßte die vier Weltgegenden. Dann in der einen Hand ein Hackebrett und in der anderen einen kleinen Hammer von ſeinem blanken Stahl haltend, ſah ſie nach dem Himmel, als wolle ſie Befehle von der Sonne empfangen, und ſchlug darauf in abgemeſſenen Zwiſchenräumen ſo viele Mal auf das Hackebrett, als die Stunde, die ſie bezeichnete, erforderlich machte. Wenn dies geſchehen war, ſteckte ſie das Hackebrettchen und den Hammer in die Taſche, nahm eine Viole d'amour, die ſie an einer ſchönen, aus Gold und Seide gewirkten Schnur um den Hals trug und entlockte dieſer wenigſtens zwei Minuten lang ſo ſanfte und himmliſche Töne, daß man hätte glauben ſollen, die heilige Cäcilia ſei wieder auferſtanden.

Die Sage behauptete, daß in dem Städtchen nie ein Verbrechen begangen worden, da alle Bewohner deſſelben gute, wohlwollende Menſchen ſeien, und ſchrieb es dieſer ſüßen Muſik zu, die ſich regelmäßig jede Stunde hören ließ und ihnen nur tugendhafte Gedanken einflößte.

Sobald Blandina mit ihrem Ständchen fertig war, ließ ſie die Viole fahren, grüßte von Neuem auf das Freundlichſte und ging dann in ihre Zelle zurück, deren Thüren ſie ſorgfältig verſchloß. Dann war ſie eine Stunde lang abweſend, und das däuchte den Leuten gar lange, denn man wurde nie müde ihr zuzuhören, ſo trefflich und angenehm ſpielte ſie.

Diejenigen, die das Wunderbare liebten — warum ſoll man denn im Unrecht ſein, wenn man das thut? — ſagten, ſie ſei nicht, was ſie zu ſein ſcheine, nur eine hölzerne Figur, und erzählten, daß ſie die Freundin, die beſte Freundin des Uhrmachers geweſen, während er das Kunſtwerk verfertigte, und daß eines Tages, als ſie ſeine Verzweiflung geſehn, der kleinen, ſo ſauber geſchnitzten Statue, welche die Stunden anſchlagen ſolle, weder Leben noch Bewegung geben zu können, ſie ihren Antheil am Paradieſe dem Teufel verkauft habe, damit ihr erlaubt würde, mit ihrer Seele das Werk ihres Freundes zu beleben, auf daß ſein Name mit Ruhm bedeckt, weil er ein ſo wunderbares Werk verfertigt, auf die Nachwelt gelange.

Es wird aber ſehr viel geredet, und man thut wohl daran, nicht Alles zu glauben. — Wenn man indeſſen dieſer Geſchichte einigen

Glauben ſchenkte, ſo geſchah es, weil man wußte, daß die Geliebte des Uhrmachers Blandina geheißen hatte, wie die kleine Figur, mehr noch aber, weil an gewiſſen Tagen die kleine hölzerne Blandina wirklich ein beſeeltes und lebendes Weſen zu ſein ſchien. Dann war ihre Geſtalt noch anmuthiger, ihr Lächeln noch ſanfter und die Klänge ihrer Viole tönten noch ſüßer und melodiſcher. Auch waren ſolche Tage Feſttage in der ganzen Gegend, und die Bürger des Städtchens ſagten, wenn ſie am Morgen auf dem Domplatze luſtwandelten: „Wir werden einen ſchönen Tag haben, Blandina iſt heute guter Laune; ihre Augen ſind blauer als gewöhnlich und ſie hat noch beſſer geſpielt, als ſie meiſt zu thun pflegt.“

Die älteſten Leute in der Stadt hatten bemerkt, daß das Herannahen der Sommerzeit einen großen Einfluß auf Blandinens ziemlich launenhaften Charakter ausübe, und daß ihre Launen, wie die Launen aller hübſchen, jungen Frauenzimmer, oft einen ſehr kindiſchen Grund hatten — ich ſage kindiſch — meine aber nur dem Anſcheine nach kindiſch, denn im Grunde iſt Alles ernſt in dieſer leicht beweglichen Welt.

4.

Das iſt genug, vielleicht ſchon zu viel von Blandina geſagt; wir wollen nun, ſo es Euch gefällt, zu dem kleinen Hiob zurückkehren, der, ſobald er das Alter erreicht hatte, wo man ſich zu verlieben pflegt — für die Unglücklichen ſtellt ſich dieſe Zeit ſehr früh ein — eine ſolche Neigung zu ihr faßte, daß er immer ſeine Arbeit, ja ſelbſt ſeine Spiele unterbrach und herbeieilte ſie anzuſchauen, ſobald ſie auf dem Altan erſchien. Ein Ton ihrer Viole reichte hin, ſelbſt wenn er im heftigſten Zorn war, wie das geſunden Knaben wol geſchieht, ihn zu beſchwichtigen und ihn ſanft und geduldig gleich einem Heiligen zu machen, und zwar nicht blos wie einen Heiligen von Fleiſch und Knochen, ſondern gleich einem jener Heiligen von Stein, die den Eingang der Kirche ſchmückten.

Natürlich wuchs Hiob's Liebe zu Blandina mit den Jahren und wurde bald eine große, tiefe Leidenſchaft, eine von jenen Leidenſchaften, die kein Ende nehmen können, weil ſie keinen Anfang gehabt zu haben ſcheinen.

Ihr glaubt vielleicht, daß Hiob irgend ein Mal bei dem Gedanken, daß er eine kleine hölzerne Jungfrau, eine Bildſäule liebe, in Verzweiflung gerieth. Gott bewahre! Gibt es denn Bildſäulen für Verliebte? Wäre Blandina auch von Marmor oder von Eiſen geweſen, hätte ſie weder ihre Glieder noch ihre Augen bewegen, nicht gehen noch lächeln können, ſelbſt wenn ſie weder ſich ſo zierlich zu bewegen wiſſen, noch ſo anmuthig ausgeſehen hätte, der gute Hiob würde ſie doch eben ſo heftig geliebt haben, und es wäre ihm gar nicht in den Sinn gekommen, daß es dieſem reizenden Weſen eben ſo wohl wie jeder anderen Puppe an Seele, Herz und dem Odem Gottes fehlen könne. Wenn es ſich um das Lieben handelt, ſo kommt es ja auch gar nicht darauf an, wen oder wie man liebt — die Hauptſache iſt, zu lieben.

5.

Während deſſen ſtarb der alte Glöckner. Das war ein großes Unglück für Hiob, denn er ließ es ſich in den Sinn kommen, den Kaplan, der Pfarrer geworden war, zu bitten, ihm die Stelle des Verſtorbenen zu geben, indem er als Grund anführte, daß er dann niemals weder ſeine geliebte Kirche noch ſeine theueren Wohlthäter verlaſſen würde. Von Blandinen, obwol er allein an ſie dachte, ſprach er kein Sterbenswörtchen. Das beweiſt, wie glühend er ſie liebte; die wahre Liebe iſt ihrem innerſten Weſen nach verſchwiegen, — ja ſelbſt ſtumm.

Aber, werdet Ihr ſagen, der Tod des Glöckners war ja kein Unglück für Hiob, ſondern für den Glöckner, denn Hiob, wo konnte er anders ſein? Von dem Augenblicke an, wo er Blandinen liebte, mußte er ja Alles, was ihn derſelben näher bringen konnte, als ein Glück betrachten. Ihr werdet doch nicht behaupten wollen, daß man fliehen müſſe, was man liebt?

Vielleicht wird uns der Verlauf dieſer Geſchichte darüber aufklären. Was mich betrifft, ſo werde ich mich wol hüten, in ſolchen Dingen eine Meinung haben zu wollen.

Oder auch — wird man vielleicht fragen — wie kam es, daß Hiob Blandina ſo liebte, um ihr ſein Leben widmen zu wollen? Die gewöhnliche Liebe verlangt Erwiederung, und ſelbſt die aufrichtigſte lebt nur davon. Fühlte denn die kleine Glöcknerin, die kleine Violenſpielerin, Liebe für ihn?

Das iſt allerdings eine ganz richtige Frage, obwol es eine lange Zeit würde unmöglich geweſen ſein, ſie zu beantworten.

Trotz dem, wenn es einmal ausgeſprochen werden muß — man iſt ſehr leichtgläubig, wenn man liebt — wagte Hiob mehr als ein Mal zu glauben, daß Blandinens Herz, daß dieſes Herz von Holz dem ſeinigen Antwort gäbe, und wenn ſie auf ihrer Viole die rührendſten Melodieen ſpielte und ihm dabei einen langen Blick zuwarf, in welchem ſich die zärtlichſte Ermuthigung ausſprach, ſo war er hundert Mal, tauſend Mal im Begriff geweſen, auf den Altan zu ſpringen und zu ihren Füßen zu ſchwören, daß er in ſeiner Liebe für ſie leben und ſterben wolle. Aber hundert Mal, tauſend Mal hatte er es unterlaſſen, hoffend, daß ſie es vielleicht errathe und ihm vielleicht helfe zu reden, oder ſogar — und warum nicht? — daß ſie zuerſt redete, oder endlich, und das würde er Allem vorgezogen haben — daß ſie ſich verſtünden, ohne zu reden — da das Reden Alles verdirbt.

6.

Der Tag der Einführung Hiob's als Glöckner brach an, und man führte ihn ſehr feierlich auf den Wendeltreppen bis an die Thür des Glockenthurms, deſſen Schlüſſel ihm nun mit vielen Ceremonieen übergeben wurden.

Sein Amt beſtand darin, mit der großen Glocke alle Stunden, welche Blandina anſchlug, zu wiederholen und dies um keinen Preis zu unterlaſſen.

Was wäre auch daraus geworden, wenn das ganze Städtchen ſich um eine Stunde geirrt hätte! Das hätte die Weltordnung geſtört.

Hiob gelobte und ſchwur, was man verlangte, und Niemand zweifelte an ſeinem Eifer und ſeiner Pünktlichkeit, weil man ſeine ſtrenge Redlichkeit kannte.

Dann ließ man ihn allein.

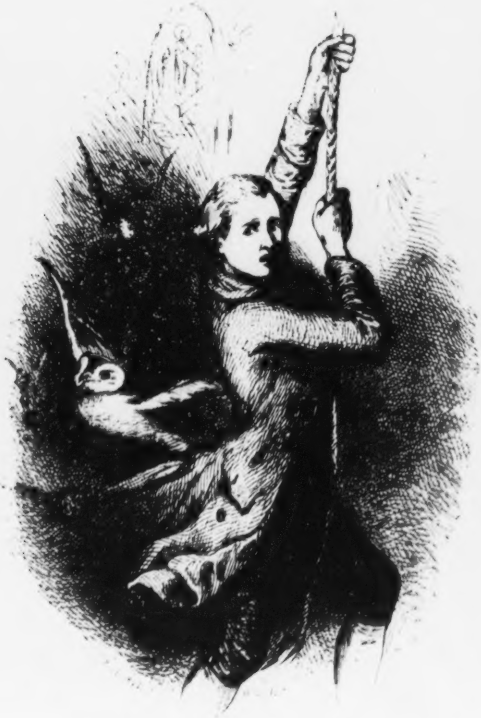
An der Stelle, wo er genöthigt war zu bleiben, um die Stunde anzuſchlagen — und dieſe Stelle war gerade der, an welcher Blandina ſich befand, entgegengeſetzt — hörte Hiob bald das leiſe Geräuſch, welches die Flügel der Thüre machten, indem ſie ſich öffneten und gleich nachher das ſilberhelle Klingen des Hackebretts. Es war gerade Mittagszeit. Euch die Schmerzen zu ſchildern, die er empfand, als er ſah, daß die Pflichten ſeines Amtes ihn zwangen, Blandinen den Rücken zu kehren, wäre eine Unmöglichkeit.

Wenig fehlte, ſo hätte er den ihm anvertrauten Poſten verlaſſen, aber die Ehre, die in einem Herzen, das auf dem rechten Flecke ſitzt, noch ſtärker iſt, als die Liebe — feſſelte ihn an ſeine Glocke, und er beſchloß zu warten, bis der letzte Schlag ausgeklungen, um ſeinerſeits mit der großen Glocke die zwölf Schläge anzugeben, die ihm hunderttauſend zu ſein und gar kein Ende zu nehmen ſchienen.

Endlich nahmen ſie aber doch ein Ende, und Hiob zog nun ſeine Glocke wie ein Verzweifelter und mit ſolcher Heftigkeit, als wolle er ſie beſtrafen, daß ſie ihn von der Geliebten entferne.

7.

Aller Zorn weckt den Böſen. Bei dieſen ungewohnten Klängen, die in dem alten Thurme wiedertönten, indem ſie ihn bis auf den Grund erſchütterten, erwachten plötzlich die Nachtvögel, die denſelben bewohnten, und flatterten um den neuen Glöckner herum, deſſen ſchöne blonde Locken mit den Flügeln ſtreifend, hin und her fliegend, ihn um-



Hieb zog ſeine Glocke wie ein Verzweifelter.

ſchwirrend, als wollten ſie ihn verhöhnen und ſeinen Schmerz verſpotten, der gerade in dieſem Augenblicke recht groß war.

Endlich aber hörte aller Lärm auf; die Käuze, die Ohreulen, die Schleiereulen und die Fledermäuſe entfernten ſich; die zwölf Schläge verloren ſich in der Vergangenheit und die Zeit eilte von Neuem der nächſten Stunde zu.

8.

Glauben denn die Verliebten, daß man ſeit den früheſten Zeiten Amor ſo ohne allen Grund mit einer Binde vor den Augen dargeſtellt habe? Werden ſie ſich niemals überzeugen, daß Nichts, ſelbſt nicht einmal der geliebte Gegenſtand dabei gewinnt, wenn man es zu ſehr in der Nähe ſieht, und daß man, wenn man vernünftig wäre .... — aber, würde man lieben, wenn man vernünftig wäre?

Endlich frei und faſt wüthend vor Ungeduld verließ Hiob ſeine Glocke und kletterte auf den Altan, trotz der Gefahr, ſich den Hals zu brechen. Er hatte keinen anderen Gedanken, als den, Blandina wiederzuſehen.

Aber ſo ſchnell er auch war, ſie war doch noch ſchneller geweſen und es war ſchon zu ſpät, als er anlangte. Sie war ſchon wieder hineingegangen.

Er mußte warten, eine ganze Stunde lang warten. Wer verſteht zu warten, wenn er liebt? Indeſſen — wie Viele warten nicht — die ewig warten werden!

Da es nicht anders ging, ſo wartete Hiob, und nicht blos eine Stunde, ſondern zwei, drei, vier, kurz ſo viele Stunden, daß ihm der ganze Tag verſtrich — zwiſchen ſeiner Pflicht, die ihn jede Stunde an ſeine Glocke rief, und ſeiner Liebe, die ihn zu Blandinen zurücktrieb — ſeine Geduld und ſeine Hoffnung zu ermüden; denn was er auch beginnen mochte, die Stunden folgten einander, ohne daß es ihm gelang, Blandine zu ſehen.

Er war dem Wahnſinn nahe.

Einen Augenblick hatte der arme Junge die Idee, an die Thür ſeiner Geliebten zu klopfen; aber er wagte es nicht.

Er wagte es nicht, ſo lange es Tag war. — Endlich kam jedoch die Nacht, die Nacht, die die Liebenden liebt und auf welche er deswegen ſchon rechnen durfte.

Als die Mitternacht vorüber war, näherte ſich Hiob, zugleich zitternd und entſchloſſen, ohne Geräuſch der kleinen Zelle. Ach! wie ſchlug ſein Herz ....

Das war aber Alles, was er diesmal zu thun vermochte, und da er fühlte, daß vor der ſtets verſchloſſenen Thür der Tod ſeiner harre, ſo ging er eben ſo unverrichteter Sache wieder fort, und nahm ſich vor, am folgenden Tage muthiger zu ſein.

Ihr, die Ihr über Hiob und ſeine Schüchternheit lacht, Ihr würdet es nicht beſſer gemacht haben, oder Ihr waret nie genöthigt, zum erſten Mal an eine Thür zu klopfen, die ſich Euch am Ende doch nicht öffnete.

Am folgenden Tage um dieſelbe Stunde — ich habe den Muth, es zu erzählen — richtete Hiob auch Nichts mehr aus. Erſt am nächſtfolgenden Tage fand er die Entſchloſſenheit, die ihm bis dahin gefehlt hatte. Um ſich alle Ueberlegung zu nehmen, lief er gerade auf die Thür zu, und es gelang ihm, mit einer, vor Furcht und Liebe zitternden Stimme, dreimal zu rufen: Blandine! Blandine! Blandine!

9.

Die Wahrheit iſt, daß ihm Nichts antwortete als ein klagender Seufzer; aber dieſer Seufzer war ſo ſanft und ſo ausdrucksvoll zärtlich, daß er auch den Schüchternſten ermuthigt und befriedigt haben würde; auch glaubte Hiob, entzückt und tauſendmal reicher, als er es je zu ſein gehofft, daß er weder von dem lieben Gott, noch ſelbſt von Blandinen noch irgend etwas zu erbitten habe, und daß er auch nie mehr verlangen würde.

Er fiel auf die Kniee. Wenn Ihr liebt, ſo wißt Ihr, was in ſeinem Herzen vorging, und liebt Ihr nicht, ſo thut Ihr wohl daran, Euch zu verlieben, damit Ihr es erfahrt.

Daß man es erfuhr, kam übrigens blos daher, weil die Liebe ſich immer auf irgend eine Weiſe verräth.

Man verſichert, daß Blandine am folgenden Tage die Bewohner des Städtchens bezauberte durch die wunderbaren, nicht zu beſchreibenden Klänge ihrer Viole, und daß Hiob ſeine Glocke mit außerordentlicher Geſchicklichkeit und muſikaliſchem Verſtändniß läutete. Man blieb auf der Straße ſtehn, um die Stunde ſchlagen zu hören, und ſtimmte darin überein, daß er in einer Nacht den alten erfahrenen Glöckner überflügelt habe und allen Glöcknern in der Welt etwas zu rathen aufgeben könne.

Ein halbes Jahr lang und noch länger kam Hiob jede Nacht an dieſelbe Stelle, und das war ſein ganzes — ein beneidenswerthes Glück; denn jedesmal gab ihm ein Seufzer Antwort, und das iſt nichts Geringes, wenn es ein Seufzer iſt, auf den man wartet.

10.

Wollt Ihr wiſſen, wo das Glück weilte während dieſes halben Jahres, ſo daß es vielleicht Niemand anderswo treffen konnte? Es hatte ſich in den Glockenthurm geflüchtet und verbarg ſich da den Augen Aller. Es blieb da nicht, weil es unbeſtändig iſt und oft dort von ſelbſt wegzieht, wo es ſich am beſten befindet — ohne daß man die Urſache weiß.

11.

Bis hieher habe ich mich als ein treuer Erzähler damit begnügt, von Hiob und ſeinem Leben zu reden, ohne faſt ein Urtheil zu wagen über das, was er that und was er unterließ. Man erlaube mir aber endlich ihn zu tadeln, ſo ſchwer es mir auch wird, und zu ſagen, daß es ſehr Unrecht von ihm war, ſich nicht mit ſeinem Glücke zu begnügen.

Was mich betrifft, wenn ich glücklich wäre — und es iſt möglich, daß ich es nicht bin — ſo würde ich große Sorge für mein Glück tragen, möchte es auch noch ſo gering ſein, und große Furcht hegen, ihm zu ſchaden, indem ich es vermehren wollte.

Das Herz beſitzt nichts Unendliches als das Verlangen — auch glaube man, daß in allen Dingen und vorzüglich wenn es ſich um Liebe handelt, es das Klügſte ſei, auf halbem Wege ſtehn zu bleiben, da wir in dieſem Leben kein Ziel vollkommen erreichen können.

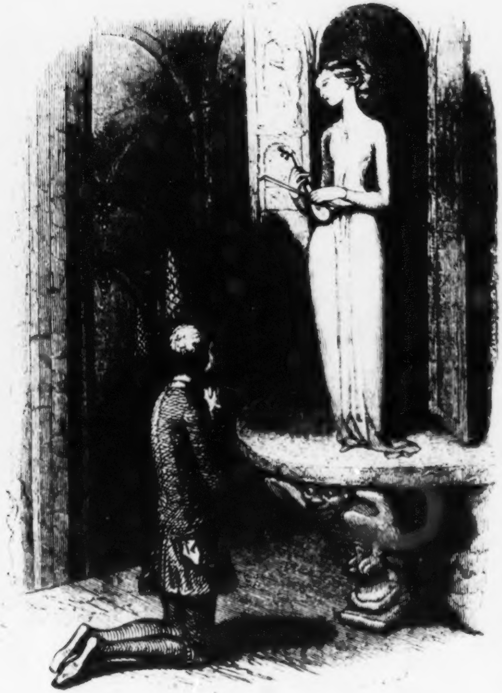
Aber Jeder weiß, daß es tauſend Arten gibt, einen Gegenſtand zu betrachten, und da Hiob als ein Verliebter ſeine Betrachtungen anſtellte, was die ſchlimmſte Art von allen iſt, ſo war er weit entfernt wie ich über das Alles zu denken, denn mit jedem Tage ſchien ihm Blandinens Seufzer zärtlicher zu werden.

Eines Tages — glücklicher, verhängnißvoller Tag! — ſchien ihm dieſer Seufzer ſo viel zu ſagen, daß der arme Junge, von der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft fortgeriſſen, den Muth hatte — in ſeinem Wahnſinn — an die kleine Thür zu klopfen, indem er mit der ganzen Kraft ſeiner Seele rief: „Blandine! liebſt Du mich? Blandine, liebe mich!“

Da — erzählt man — geſchah, was noch nie Jemand geſehen — denn gegen alle Geſetze der Wiſſenſchaft — öffnete ſich die Thür und — Blandine erſchien auf der Schwelle.

Sie liebte Hiob.

Aber in dem Augenblicke, wo dieſer, hingeriſſen, von Freude berauſcht, auf die kleine Zelle zuſtürzte, fing die Glocke — entſetzlich! — von ſelbſt zu läuten an, und in der Stille der Nacht waren ihre Klänge ſo ſchauerlich, daß die Einwohner des Städtchens plötzlich aufwachten, glaubend, das Ende der Welt breche herein. Das iſt noch nicht Alles; faſt in demſelben Augenblicke erhob ſich ein Lärm, ſchrecklicher als ein Donnerſchlag, über dem alten Thurm, und die merkwürdige Uhr zerſprang in tauſend Stücke.



Blandine erſchien auf der Schwelle.

Als am folgenden Morgen der Tag anbrach und die Bewohner des Städtchens ſich von ihrem tiefen Schrecken erholt hatten und ſich in die Kirche wagten, fand man auch nicht die geringſte Spur mehr von der Uhr, die der Stolz des ganzen Landes geweſen — noch weniger Spuren aber von Blandinen und eben ſo wenig von Hiob.

Was man natürlich am meiſten im Lande bedauerte, war die Uhr, auch Blandinen bedauerte man ein Wenig wegen ihrer Viole.

Was Hiob dagegen betrifft, ſo bedauerten einige gute Seelen ſein trauriges Geſchick, und man beſchäftigte ſich acht Tage lang damit — nachher vergaß man ihn. — Man wußte, daß er todt war und daß alles Andenken und alle Sehnſucht ihn nicht wieder zu erwecken vermochte.

Darin war Hiob glücklich; denn gar Viele ſind noch nicht todt und doch ſchon vergeſſen!

12.

Natürlich gab es mehre Erklärungen dieſes Unglücks in dem Städtchen.

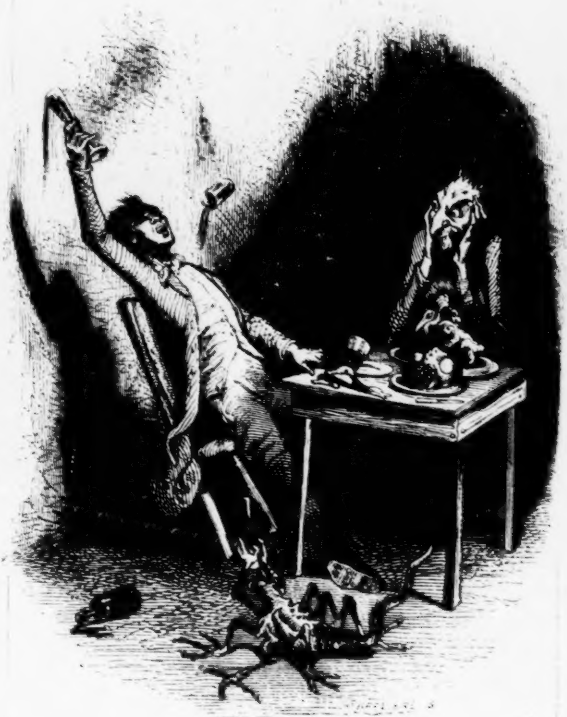
Die verbreitetſte unter den guten Frauen war, daß Blandine, die den kleinen Hiob heftig liebte, ihn in ihre Zelle aufnahm und darüber Alles vergaß, ſogar die Stunde anzuſchlagen. Das hätte nun, ihrem Pactum zufolge, dem Satan volle Macht über ſie gegeben und dieſer auch nicht ermangelt, ſie mit ihrem Geliebten in die Hölle zu ſchleppen.

Was mich betrifft, ſo glaube ich das nicht und will es nicht glauben. Ich bilde mir lieber in jedem Falle ein, daß Gott, deſſen Liebe unendlich iſt, den armen Hiob und die ſchöne Blandine im letzten Augenblick nicht ſo würde verlaſſen haben — da Lieben noch kein ſo großes Verbrechen iſt.

Ich glaube vielmehr mit denen, die Alles erklären, daß der Uhrmacher — eiferſüchtig auf ſein Werk — in der That, wie einige Chronikſchreiber bezeugen — ſeine wunderbare Uhr ſo gebaut habe, daß die

Maſchine vermittelſt einer unſichtbaren Feder, die auf den Altan hinausging, unfehlbar zerſpringen mußte, ſowie ein Anderer als er den Fuß in Blandinens Zelle ſetzte. Das würde auch die eben erzählte Kataſtrophe genügend erklären, falls man nicht mit einigen Anderen annehmen will, daß Hiob wüthend darüber, daß er nur mit einer Bildſäule zu thun habe und vergebens ein Herz bei derſelben ſuche, ſelbſt ſein Ideal zerſtörte und ſich mit ihr unter den Trümmern des Uhrwerkes begrub.

Iſt dieſe Anſicht die richtige, ſo hatte Hiob vielleicht Unrecht, und jedenfalls nicht Recht. Man muß nie zerſtören, was man angebetet hat, und wäre das Idol auch von Holz. — Uebrigens ſind es wol nicht die Bildſäulen allein, die kein Herz auf dieſer Welt haben? Und wohin würden wir gerathen — großer Gott! — wenn alle getäuſchten Verliebten ſich auf ſolche Weiſe rächen wollten?



Walter ſtarrte mich an und ſagte kein Sterbenswörtchen.

Funfzehntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortſetzung. Ein Trinklied mit Chor. Walters Betrachtungen über Hiob's Geſchichte und was weiter noch verhandelt wurde.

Die langen Geſchichten haben das Gute, daß ſie Einen wunderbar zum Schlaf geneigt machen. Es war ſpät, als dieſe endete. Da Jeder das Bedürfniß fühlte, zu Bett zu gehen, ſo ſtanden Alle auf, und Walter und ich blieben allein bei unſern Gläſern ſitzen.

Da ich mein eigenes Tagebuch ſchreibe, ſo darf ich nicht lügen und muß daher bemerken, wie während der langen Erzählung unſere Gläſer ſo oft waren geleert und gefüllt worden, daß ich Walter gleichſam nur durch eine Wolke ſah; der Tiſch ſchien ſich zu drehen oder drehte ſich wirklich, und ich hätte ſchwören mögen, daß unſere Gläſer ſich von ſelbſt unſeren Lippen darboten und um uns herum flogen, und daß aus meinem auf die Erde gefallenen Taſchentuche plötzlich Arme und Beine herauswuchſen und es wie eine den Naturforſchern noch unbekannte Art von jungem Krokodill mit langen Klauen auf mich zukroch, was mir übrigens als etwas ganz Gewöhnliches vorkam.

Walter hatte die Elnbogen aufgeſtützt, den Kopf zwiſchen die Hände gelegt, ſtarrte mich an und ſagte kein Sterbenswörtchen. Seine gute Laune ſchien fort zu ſein und er ſah wieder aus wie ein Geſpenſt.

Ich dagegen war ſehr luſtig geworden und ſtimmte folgendes Lied an:

Getrunken! Getrunken!
Auf dieſer Erd' iſt zu viel Naß,
Und macht der Menſch ſich nicht zum Faß,
So hält ſein morſches Knochenhaus
Die innre Dürr' nicht lange aus.
Denn innen dürr und außen naß,
Da ſpringt das allerbeſte Faß.
Getrunken! Getrunken!

Chor.

Denn innen dürr und außen naß,
Da ſpringt das allerbeſte Faß.
Getrunken! Getrunken!

Solo.

Getrunken! Getrunken!
Vom Waſſer wird man ausgelaugt,
Der Sonnenſchein den Geiſt ausſaugt;
Der Mondenſtrahl macht kalt und blaß
Und zehrt an uns ohn' Unterlaß,
Und Oſt und Weſt und Nord und Süd
Verdörren Einem das Geblüt.
Getrunken! Getrunken!

Chor.

Und Oſt und Weſt und Nord und Süd
Verdörren Einem das Geblüt.
Getrunken! Getrunken!

Solo.

Getrunken! Getrunken!
Die Weisheit liegt im Geiſt des Weins,
Klar iſt das wie das Einmaleins.

Auf meine Lehre nur gehorcht:
So lang der Wirth noch Wein uns berat
Und uns vom Beſten geben will,
So lange ſteht die Sonne ſtill.
Getrunken! Getrunken!

Chor.

So lange ſteht die Sonne ſtill,
Als Wein der Wirth uns geben will.
Getrunken! Getrunken!

Solo.

Getrunken! Getrunken!
Doch hält der Wirth mit Schenken ein,
So muß der jüngſte Tag da ſein,
Wo Alles ſich zum Teufel ſchiert
Und jede Rechnung wird quittirt.
Ein Mann von ächtem Schrot und Schlag
Trinkt darum bis zum jüngſten Tag.
Getrunken! Getrunken!

Chor.

Ein Mann von ächtem Schrot und Schlag
Trinkt darum bis zum jüngſten Tag.
Getrunken! Getrunken!

Ich weiß gar nicht, wie ich dazu kam, ein ſolches Trunkenboldslied anzuſtimmen, denn ich bin eigentlich ein Feind von jeglichem Uebermaß, aber ich befand mich einmal in einer tollen Laune und ließ ihr um ſo mehr freien Lauf, als Alles einzuſtimmen ſchien; denn Tiſche, Bänke, Stühle, Flaſchen und Gläſer, kurz Alles, was im Zimmer war, ſang den Chor, — nur Walter nicht. Walter ſaß ſtumm und unbeweglich da und ſtarrte vor ſich hin.

— „Worüber denkſt Du denn ſo tiefſinnig nach?“ fragte ich ihn.

— „Es kommt mir vor“ — antwortete er — „als ob das eben erzählte Märchen meine Geſchichte enthielte und ich eben ſo naiv geweſen wäre, wie der kleine Hiob.“

— „Wie!“ — rief ich — „Du hätteſt eine Bildſäule geliebt?“

— „Alle Weiber ſtammen etwas aus Sodom“ — erwiederte er — „welchen Weg man auch mit ihnen zurückgelegt habe, es geſchieht immer, daß man eine gewiſſe Stelle, wenn man ſich umſieht, gewahr wird, wo diejenige, welche man für einen Engel hielt, ſich gleich Loths Weibe in eine Salzſäule verwandelt hat.“

— „Nun, nun“ — ſagte der Mann, der uns die Geſchichte Hiob's erzählt hatte und welcher unbemerkt wieder eingetreten war, — „Loths Abenteuer beweiſt nur, daß dieſer Patriarch eine große Thorheit beging, als er ſich umdrehte und nach ſeiner Gattin ſah, die das gewiß nicht für ihn gethan hätte, denn die Frauen ſehen ſich nie nach dem um, was ſie hinter ſich laſſen.“

Darauf wandte er ſich noch beſonders zu Walter und fuhr fort: „Wenn Ihr verliebt ſeid, mein Herr! deſto ſchlimmer für Euch. Obwol die Liebe immer das Feuer des Himmels bleibt und man ſelten an den Brandwunden ſtirbt, die ſie uns macht, ſo iſt ſie doch ein Feuer, das man fürchten muß. Selbſt wenn man wie Prometheus eine Bildſäule belebte, müßte man ſich doch hüten, es zu ſtehlen, denn Pandorens Büchſe kann ſich zu jeder Zeit von Neuem öffnen.

Aus Allem, was hier ſeit heute Morgen geſagt wurde, läßt ſich kein anderer Schluß ziehen, als der, daß, ſo lange noch ein Weib auf Erden iſt, ſich auch etwas Neues unter der Sonne ſagen läßt, und daraus darf man wieder nur den Schluß ziehen, daß die Frauen unvollkommen ſind. Man thäte jedoch großes Unrecht, wollte man ſich darüber beklagen. — Wären ſie vollkommen, ſo müßte man, nach meinem Dafürhalten, ſie ewig lieben, und das möchte wol über unſere Kräfte gehn.“

— „Was mich betrifft“ — ſagte Walter, indem er aufſtand — „ſo bin ich heute Abend der Meinung Harlekins, und behaupte gegen Jedermann, daß die Welt viel beſſer ſein würde, wenn es weder Männer noch Weiber auf derſelben gäbe. — Laßt uns zu Bette gehn.“

Alſo geſchah es auch.

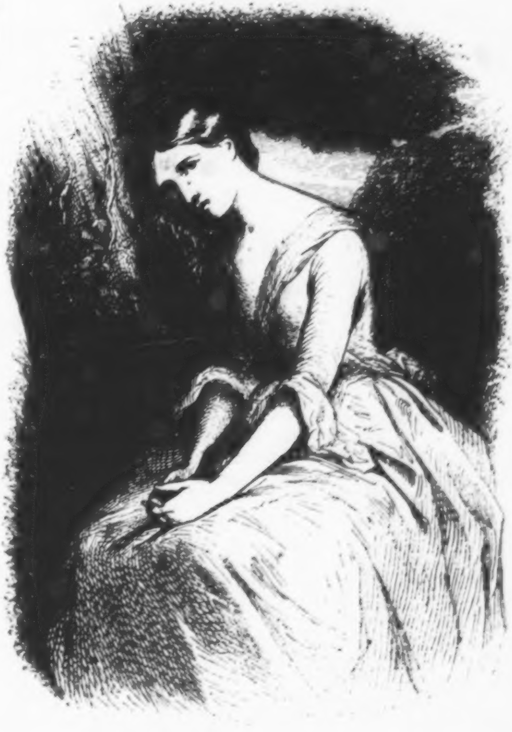
Sechzehntes Kapitel.

Aus Franzens Tagebuch. Fortſetzung. Wie, was und weshalb der Held dieſes wahrhaften Reiſemärchens träumt.

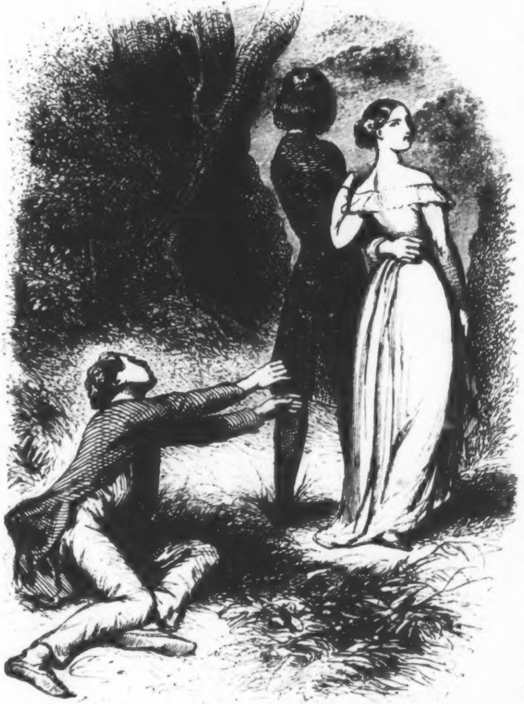
Als Walter aufſtand, mich unter den Arm faßte und nach dem uns angewieſenen Zimmer führte, hatte ich ein ſeltſames Gefühl, das ich nicht eben beſchreiben will, weil es gerade nicht das angenehmſte war. Angekleidet warf ich mich auf mein Bett, aber dies gab eine Erſchütterung wie ein Erdbeben, und ich konnte wirklich mit Dante, als ihm Charon abſchlug, ihn über den Höllenfluß zu ſetzen, nach Philaleth's trefflicher Verdeutſchung ausrufen, denn mir geſchah genau daſſelbe:

— — rings erzitterten die düſtern
Gefilde plötzlich ſo, daß mich der Schrecken,
Wenn ich dran denke, noch im Schweiße badet.
Vom thränenreichen Land erhob ein Sturm ſich,
Begleitet von der Blitze rothem Leuchten,
Das jeglicher Empfindung mich beraubte,
Und nieder ſank ich, wie vom Schlaf umfangen.

Walter behauptete nun zwar, als wir gelegentlich darüber ſprachen, ich hätte mich ſo gewaltſam auf mein Lager geworfen, daß die ganze Stube erzittert und das Licht plötzlich ausgelöſcht ſei; ich glaube das aber nicht, es muß ſich in dem Augenblicke durchaus irgendwo auf der Erde etwas Beſonderes zugetragen haben, das ich mit meinen feineren Nerven empfand, während die ſeinen unberührt blieben.



Sie ſaß unter unſerem Lieblingsbaum und weinte.



Ich ſah ſie luſtig am Arme eines jungen Mannes.

Sei dem, wie ihm wolle, ich war wie Dante am Ende des dritten Geſanges der Hölle plötzlich in tiefen Schlaf geſunken, aber dieſer Schlaf war kein erquicklicher, denn wüſte Träume jagten nach einander durch meinen inneren Menſchen. Anfangs waren ſie nicht ſo ſchlimm und ſchienen, obwol keineswegs golden, doch aus dem Thore von Elfenbein zu kommen. Ich träumte nämlich von Maria und ſah ſie in dem kleinen Gehölz, das an das Häuschen ihrer Mutter ſtößt. Sie ſaß unter unſerem Lieblingsbaum und weinte heiße Thränen.

„Nun“ — hörte ich Jemanden mir in die Rede fallen — „das kann man doch nicht einen angenehmen Traum nennen?“

Gib der Wahrheit die Ehre, lieber Leſer, und geſtehe, daß es Dir nicht leid thun würde, wenn Du von der Herzgeliebten getrennt wäreſt, zu erfahren, wie ſie aus Sehnſucht nach Dir vergeht und ihre Augen ſich um Deinetwillen in zwei Quellen verwandeln.

Aber gleich einem Drama erhielt dieſer Traum bald eine Peripetie, und zwar wie die Poetik ſie nennt: de bien en mal. Ich war es nicht mehr, nach dem Maria ſich ſehnte, auf den ſie harrte, um den ſie weinte in dem Wäldchen, wo jedes Blatt, auf das ihr Auge fiel, ſie hätte an mich erinnern müſſen. Plötzlich ſah ich ſie aufſtehn und nicht mehr allein und traurig, wie ich ſie zuerſt erſchaut, ſondern luſtig und guter Dinge am Arme eines jungen Mannes, der mich aus ihrem Herzen verdrängt hatte, ſich entfernen.

Meine dadurch bis auf den Tod betrübte Seele ſpaltete ſich nun in zwei Hälften, von denen die eine die abſcheulichſten Viſionen voll Unſinn erzeugte, über welche ich nachher noch reden werde, während die andere höchſt vernünftig folgendermaßen über die Eiferſucht, ſowol über den Eifer wie über die Sucht, philoſophirte. Ich widme dieſen Betrachtungen ein beſonderes Nebenkapitelchen in dieſem ſechzehnten Hauptkapitel.

Nebenkapitelchen.

Philoſophiſche Betrachtungen einer halben Seele über die Eiferſucht.

Der Schalk Arioſt ſagt in der dritten Stanze des 16. Geſanges ſeines raſenden Roland — es iſt erſtaunlich, was ſo eine halbe Seele im Halbſchlummer für ein Gedächtniß hat — : Wem das Unglück zu Theil ward, ſich in eine Ungetreue zu verlieben, der

Ha di se stesso e del suo amor vergogna,
Nè l'osa dire, e in van sanarsi agogna

was deutſch wiedergegeben werden könnte:

Er ſchämt ſich ſeiner ſelbſt und daß er liebt,
Wagt's nicht zu ſagen, da es für ihn kein Mittel giebt —

womit freilich nicht Alles überſetzt iſt, was indeſſen auch Nichts macht. Wer aber eine Ungetreue liebt, hat Recht, eiferſüchtig zu ſein. Ein Eiferſüchtiger iſt indeſſen, gleich Denkerin dieſes, nur eine halbe Seele, denn die andere Hälfte iſt nie zu Hauſe; die wandert ſtets zu der untreuen Geliebten hinüber. Bei der zu Hauſe bleibenden erſten Hälfte, die natürlich auch nur die Hälfte der Eiferſucht in ſich aufnehmen kann, frägt es ſich nun, ob der Eifer oder die Sucht ſie fülle. Iſt es der Eifer, ſo wird ſie leichter zu heilen ſein, denn da tobt ſie ſich ab und treibt dadurch den eingeſogenen Giftſtoff wieder hinaus; iſt es aber die Sucht, ſo nährt ſie dieſes Unbild, gefällt ſich darin, ſchmachtet, klagt, macht Verſe, härmt ſich ab, lauter Beſchäftigungen und Seelenzuſtände, durch welche die Krankheit unheilbar wird. Es iſt ſchwer, Jemanden vom Schmachten, noch ſchwerer vom Klagen und ganz unmöglich, ihn vom Verſemachen zu curiren; eine ſolche halbe Seele muß natürlich zu Grunde gehn, und die Hälften der Seele ſind nicht wie die Hälften in der Ehe, wo die eine ſehr oft gerade dann recht geſund wird, wenn die andere erkrankt und ſtirbt, ſondern das Gegentheil, ſie ſind zuſammen geſund, erkranken zuſammen und ſterben miteinander.

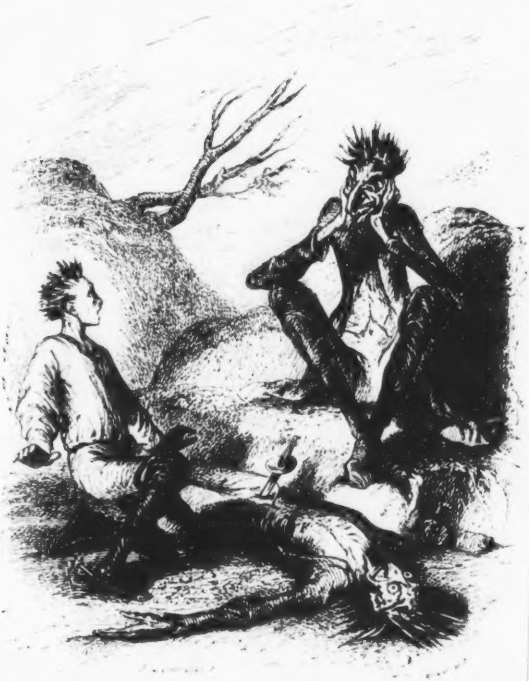
Daraus folgt die Lehre, daß, wenn Einen die Eiferſucht packt und Einem die Seele in zwei Hälften ſpaltet, Einer die halbe Seele mit der Sucht zu der untreuen Geliebten aus dem Hauſe ſenden, die halbe Seele mit dem Eifer aber zu Hauſe behalten und ſich austoben laſſen ſolle; dann vertreibt der Eifer die Sucht, man wird von der Eiferſucht befreit, die beiden Hälften wieder geſund und eins, und die unſterbliche Seele iſt gerettet. Probatum est.

Siebenzehntes Kapitel.

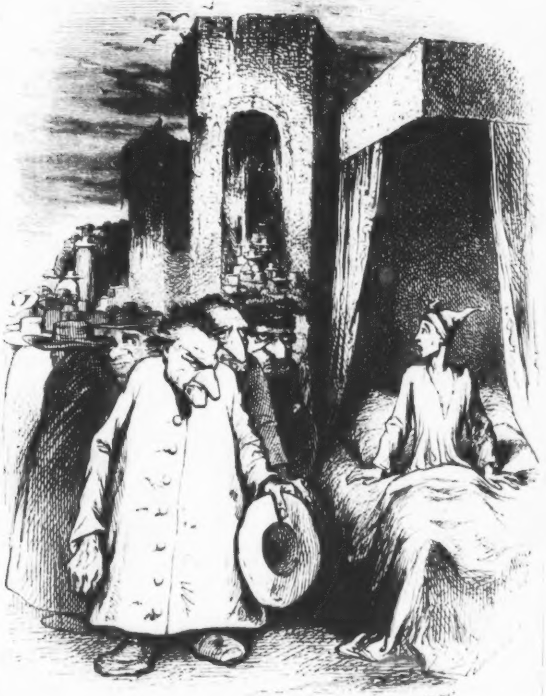
Viſionen der anderen Seelenhälfte, nebſt Abdrücken eines Traumdaguerreotyps.

Meine halbe Seele No. 2 nämlich erkannte plötzlich den Mann, der mir Maria's Herz geraubt hatte, und ſiehe, es war kein Anderer als Walter ſelbſt. O! rief ich mit Shakſpeare — S. Timon von Athen Act. 3 Sc. 1 Londoner Ausgabe von 1823, 1. Bd. in 8. S. 658, zweite Columme, Zeile 19 von oben; es iſt doch, wie ſchon oben bemerkt wurde, erſtaunlich, welch ungeheures Gedächtniß eine ſolche halbe Seele beſitzt — ; alſo ich rief mit Shakſpeare loco citato: Thou disease of a friend and not himself, Du Krankheit eines Freundes, nicht er ſelbſt. Dies nahm er natürlich ſehr übel, wie es auch gemeint war. Wir zogen die Degen, kreuzten ſie und es dauerte nicht lange, ſo rannte ich ihm den meinigen durch den Leib, aber — wer beſchreibt mein grenzenloſes Erſtaunen — es tödtete ihn erſt und dann verdoppelte es ihn. Einen Augenblick ſpäter ſaß er nämlich ruhig bei ſeinem eigenen Leichnam und grinſte mich höhniſch an, ſo daß ich ihn zugleich todt und lebendig vor mir erblickte.

Darauf wurde mein Lager an eine andere Stelle verſetzt, ohne daß ich gleichfalls begriff, wie es zuging. Es ſtand plötzlich neben einer alten Ruine, aus deren Thurm eine unendliche Reihe ernſter, wunderlicher Geſtalten gezogen kam, welche mich im Vorbeigehen mit kalter Höflichkeit grüßten



Einen Augenblick ſpäter ſaß er bei ſeinem eigenen Leichnam.



Eine unendliche Reihe wunderlicher Geſtalten kam gezogen

Dieſen folgte eine Gruppe ſcheußlicher Geſichter, in denen ich zu meinem größten Schmerze meine vertrauteſten Freunde erkannte.

Ich würde aber kein Ende finden, wollte ich Alles beſchreiben, was ich in dem abſcheulichen Traume ſah; ich habe daher für beſſer gefunden, es durch eine neue Erfindung, die noch ein Geheimniß iſt, welche aber ſogar Alles, was man im Traume ſieht, auf zubereiteten Platten fixirt, zu daguerreotypiren, lege die getreuen Abdrücke bei und ſchließe das ſehr kurze und doch ſehr inhaltreiche ſiebenzehnte Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Traum der ganzen Seele.

Bald fand ſich die andere Hälfte meiner Seele wieder zu mir, jene verwirrten Traumbilder verſchwanden und machten anderen Erſcheinungen Platz, deren genaue Deutlichkeit dagegen mich noch mehr erſchütterte.

Ich befand mich mit dem Freunde am Fuße eines hohen Berges und ſah von Weitem auf zwei verſchiedenen Wegen, von denen der eine zu meiner Rechten, der andere zu meiner Linken auslief, zwei Frauen von hoher Geſtalt mit gleichmäßigem Schritte auf uns zuwandeln.

Beide ſchienen mir ſchön und erhaben, nur bemerkte ich, daß die Blumen ſproßten, die Wieſen grünten und die Bäume ſich mit Laub und Früchten deckten auf dem Pfade der zur Rechten Wandelnden, während die Erde unter den Tritten der Anderen verdorrte, als ob die Vernichtung ſie unſichtbar begleite.

Beide waren ſich ſo ähnlich, daß man ſie hätte miteinander verwechſeln können, wenn die Erſtere, das Leben, nicht ebenſo rothe blühende Lippen gehabt hätte, als die der anderen Geſtalt, der Erſcheinung des Todes, bleich und welk waren.

Je mehr ſie ſich näherten, deſto ſtärker bemächtigte ſich meiner eine unbeſchreibliche Angſt.

Als ſie uns ganz nahe waren, ſtellte ſich das Leben zwiſchen uns und den Tod.

„Ich laſſe Dir dieſe Beute nicht“ — ſagte es — „dieſe Beiden ſind meine liebſten Kinder; ſie wollen noch nicht ſterben.“

— „„Wenn man Dir glaubte““ — entgegnete die Erſcheinung des Todes, ihren Schleier zurückwerfend und ihr zugleich ſchönes und ſchreckliches Antlitz enthüllend — „„ſo gäbe es Niemanden, der den Tod liebte. Vergiſſeſt Du denn, daß Deine ausgezeichnetſten Söhne müde, die Erfüllung Deiner unfruchtbaren Verſprechungen umſonſt auf Erden zu erwarten, Dich verließen, um mir zu folgen, und daß ſie ſich leidenſchaftlich in mich verliebten?““

— „Ach!“ ſeufzte das Leben.

— „„Auf allen Seiten dieſes ausgedehnten Reiches““ — fuhr der Tod fort — „„höre ich mich rufen — und die Rufenden ſind Deine Kinder — dieſelben, denen Du Tag für Tag als eine gute Mutter Deinen unerſchöpflichen Reichthum an Leiden ſpendeſt, ohne in dem Antheil eines Jeden das furchtbare Uebel der Hoffnung, dieſes Uebel des folgenden Tages, zu dem ich allein das Gegenmittel beſitze, zu vergeſſen.““

Darauf wandte ſich die Erſcheinung zu uns und ſagte:

„„Alles Erſchaffene ward geſchaffen, um zu leben und zu ſterben. — Die Stunde des Todes iſt für Euch gekommen. Folgt mir!““

„Sobald ich die Geliebte wiedergeſehn!“ — rief ich erſchreckt.

„Ich hoffe noch“ — ſtammelte Walter.

„Du ſiehſt es“ — ſprach das Leben — „ſie wollen nicht ſterben. O Tod! laß Dich erweichen!“

Die furchtbare Erſcheinung warf einen ernſten, unbeſchreiblichen Blick auf uns; ich weiß nicht, ob des Mitleides oder der Verachtung.

— „„Der Tod, der unvermeidliche Tod kann warten““ ſagte ſie.

Dann entfernte ſie ſich.

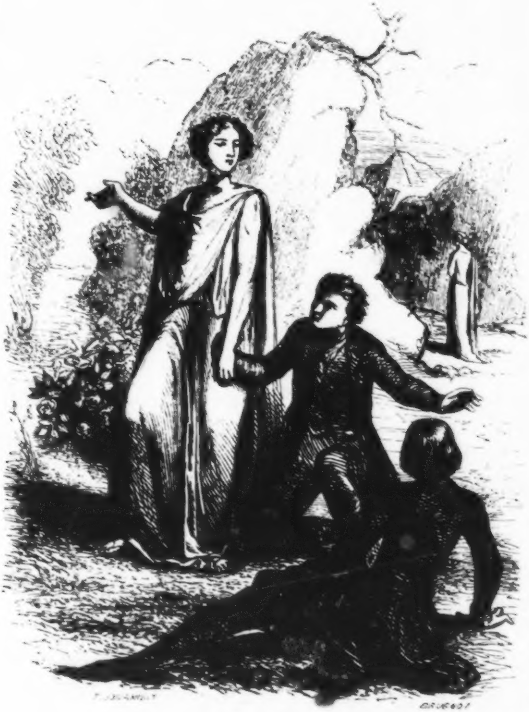
Uns aber faßte das Leben bei der Hand und zeigte uns die blühenden Pfade, auf denen es einhergewandelt war, und die reichen Felder mit der üppigen, hoffnungsvollen Saat.

„Dorthin müßt Ihr ziehn“ — ſagte ſie — „nicht dahin!“

Und mit dem Finger wies ſie auf die düſtere Bahn, die ihre Gefährtin eingeſchlagen hatte; erſchreckt ſahen wir dieſelbe mit Todten und Sterbenden, welche ſie ſchon hinter ſich gelaſſen, bedeckt.

Kaum war jedoch der Tod unſeren Blicken entſchwunden, ſo dachte ich auch nicht mehr an ihn.

Ich hatte Unrecht, denn der Tod iſt nie fern.



„Dorthin müßt Ihr ziehen — nicht dahin.“

Neunzehntes Kapitel.

Höchſt unangenehmes Erwachen. Der Eſel der Scholaſtiker. Kinder und Sterne.

Das lebendigſte Leben riß mich aus den Armen des Traumes, der meine ganze Seele umklammert hielt. Feuer! Feuer! ſchrie man überall; das Haus, in dem wir uns befanden, brannte. Schon umgab uns dicker Rauch und der Boden kniſterte und krachte unter unſeren Füßen. Mir blieb nur die Zeit, den Freund zu wecken und mit ihm zu entfliehn. Nur mit der größten Mühe retteten wir uns durch die Thür des Hühnerhofes, den wir in der größten Unordnung und Verwirrung fanden. Bei dem Schein der Flammen glichen ſeine Bewohner allen möglichen Weſen, nur nicht unſchuldigen Hähnen, Enten, Gänſen, Conſiſtorial- und anderen loſen Vögeln, was ſie doch in der That waren.

Aus dem Hühnerhofe gelangten wir, immer von der Wuth des Feuers verfolgt, auf einen anderen Hof, deſſen Thüre auf das freie Feld führte. Ein Stallknecht öffnete uns dieſelbe. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß oft in den wichtigſten Augenblicken des Lebens und unter den drohendſten Gefahren ſich die geringfügigſten und unbedeutendſten Einzelnheiten gerade am lebhafteſten dem Gedächtniß einprägen. So ging es mir auch mit dieſem Stallknechte. Ich ſehe ihn noch vor mir, wie er da ſtand mit einer brennenden Laterne, die ſehr überflüſſig war, denn die Feuersbrunſt hatte die Nacht in hellen Tag umgewandelt. Er ſchnitt merkwürdige Grimaſſen; man wußte nicht, ob er lache oder weine — kurz, ſchön war er eben nicht; das brauchte er aber auch nicht zu ſein. Unſere Pferde hatten ihn gewiß ſchon gefunden, als er ſie mit Hafer und Heu verſorgte.

Ehe er die Thür wieder hinter uns in das Schloß warf, rief er uns, wahrſcheinlich vom Mitleid für unſere erſchöpften Roſſe getrieben, zu: „Der Reiſende muß ſorgen für ſein Roß!“ Das war ein fünffüßiger jambiſcher Vers, und zwar ein aus dem Arioſt entlehnter; der einzige im ganzen raſenden Roland vorkommende, der ſich für einen Stallknecht paßt. Immermanns Skizze von der ſchreibſeligen Familie, wo die Amme Abhandlungen über das beglückende Muttergefühl verfaßt, und die Pferde Elegieen im Sand ſcharren, fiel mir ein; ich wollte fragen, ob die Cultur ſchon hier ſo weit vorgerückt ſei, daß ein Knecht im Stalle anſtatt des Abendſegens den Arioſto leſe, und an die Antwort, die mir zu Theil würde, Betrachtungen a) über die Cultur überhaupt, b) über die Cultur insbeſondere und c) über die Cultur ins Beſonderſte, d. h. in einem Pferdeſtalle, anknüpfen, aber der immer weiter um ſich greifende Brand ließ mir keine Zeit dazu, um ſo mehr als ſich zwiſchen Walter und mir eine ſehr ernſte Discuſſion erhob.

Bisher war nämlich auf allen unſeren Reiſen und bei allen ſtreitigen Fällen der Zufall, dieſe Vorſehung für Menſchen, die nichts Vernünftiges zu thun haben, unſer Leitſtern und Schiedsrichter geweſen. Damit wir uns nicht wegen des einzuſchlagenden Weges quälten, hatten wir ausgemacht, immer geradeaus zu gehn, denn für zweckloſe Reiſende, die nur reiſen, um zu reiſen, wie wir es thaten, iſt ja jeder Weg der rechte, vorausgeſetzt, daß er einen Ausgang hat.

Wenn dieſe Sorgloſigkeit der Entſchuldigung bedürfte, ſo konnten wir ſie durch zahlreiche und berühmte Beiſpiele rechtfertigen.

Nach der Eroberung von Troja ſchiffte ſich Aeneas mit dem Reſte ſeiner Landsleute ein, ohne zu wiſſen, wohin ihn die Winde treiben wurden, und bat den Zufall um die Gewogenheit, ihm anzudeuten, wo er ſeine neue Stadt gründen ſolle.

Incerti quo fata ferant, ubi sistere detur

was juſt eben ſo viel heißt und nicht erſt verdeutſcht zu werden braucht.

Ein anderer nicht minder berühmter Held, Don Quixote de la Mancha, verließ eines Morgens durch die Hinterthür ſein Haus und befand ſich bei gewaltiger Sonnengluth in der Ebene von Montial, ohne beſſer als Aeneas zu wiſſen, wohin er ginge, und ohne ſich mehr darum zu kümmern, als wir es thaten.

Gibt es denn etwas Troſtloſeres als eine Reiſe, deren Ziel man kennt? Ehe man in Rom anlangt, wird man Rom ſelbſt ſatt haben, weil man es immer vor Augen hat. Da nun obendrein bekanntlich jeder Weg nach Rom führt, wozu ſoll man denn einen beſonders wählen und ſich dadurch um die angenehme Frage bringen: „Wo ſind wir denn eigentlich?“

Uns aber hemmte Folgendes.

Wir befanden uns an einer Stelle, wo der gerade Weg ein Ende nahm und in zwei ſchräge Wege auslief. Wenn ſich der geneigte Leſer ein **Y** denkt, ſo denkt er ſich unſere Situation und unſere Verlegenheit auch leicht hinzu.

Welchen Weg ſollten wir nun einſchlagen und warum dieſen lieber als jenen oder umgekehrt?

Nur leichtſinnige und inconſequente Leute ſind allein fähig, die Bedeutſamkeit einer ſolchen Lage und Frage zu verkennen, oder beſſer, ſind allein unfähig, ſie zu erkennen.

Alle großen Scholaſtiker des Mittelalters, wie St. Thomas, Duns Scotus, Bonaventura u. ſ. w., wurden in ihren Forſchungen durch eine Frage gehemmt, die gewiß nicht wichtiger war.

Es handelte ſich nämlich darum, zu wiſſen — angenommen nämlich, was gar nicht zu beſtreiten iſt, daß es für jedes Thier abſolut unmöglich ſei, ſich zwiſchen zwei Motiven von ganz demſelben Werthe und Gewichte zu entſcheiden — alſo, es handelte ſich darum, zu wiſſen, ob ein vom Hunger und Durſt gleich ſehr gequälter Eſel, welcher zwiſchen einer Metze Hafer und einem Eimer mit Waſſer mitten inne ſtände, nicht unfehlbar vor Hunger und Durſt umkommen würde, ehe er mit Vernunft die Wahl zwiſchen dem Hafer und dem Waſſer träfe?

Die großen Scholaſtiker, ſowol Sanct Thomas von Aquino, Doctor Angelicus, wie Johann de Fidanza, genannt S. Bonaventura, Doctor seraphicus, und Johannes Duns Scotus, Doctor subtilis, eben ſo gut wie der namenloſe Eſel, der kein Doctor war und gewöhnlich nach Johann Buridan, der dem Determinismus anhing, der Eſel des Buridan geheißen wird, konnten recht füglich, ſammt und ſonders mit Hamlet ausrufen:

Sein oder nicht ſein, das iſt hier die Frage.

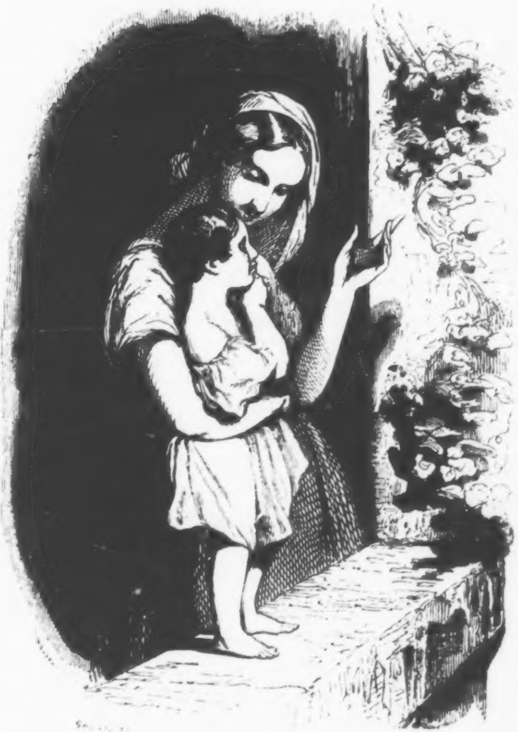
Denn die Gegner des freien Willens — der Eſel, ein Anhänger deſſelben, widerlegte ſeiner Zeit ſiegreich ihren Schluß — behaupteten, der Eſel müſſe verhungern und verdurſten, alſo — — ſterben.

Nach ihnen hätten wir demzufolge unbeweglich auf dem Flecke bleiben müſſen, da wir durchaus keinen Grund hatten, den linken Weg dem rechten oder umgekehrt vorzuziehn. —

Gleich dem Eſel kam uns aber die Frage der gelehrten Herrn ſehr lösbar vor.

Wir hatten nämlich beſchloſſen, in ſolchen Fällen unſeren Pferden die Entſcheidung zu überlaſſen, wie der fromme Aeneas dem Zufall.

Nun ſtellte ſich aber die Schwierigkeit ein, daß Walters Pferd rechts einbog, das meinige dagegen links. — Zuſammen bleiben mußten wir aber doch und das war, wenn wir es den Roſſen anheim ſtellten, unmöglich.



Sie führte mich eines Abends an das Fenſter.

„Nehmen wir an, ſagte Walter, wir ſeien auf dem Meer, und machen wir es wie die Seefahrer; ſchlagen wir die Augen auf, anſtatt auf den Erdboden zu ſchauen, und ſuchen wir dort oben unſeren Weg. Man ſagt, Jedermann habe ſeinen guten oder böſen Stern; laß uns auch einen Stern haben, der unſer Ziel iſt und auf denſelben zureiten.“

Bei dieſen Worten zeigte er mir einen großen Stern, der alle anderen Geſtirne mit unvergleichlichem Glanz überſtrahlte, und rief: „Das iſt unſer Stern!“

Kaum hatte er es geſagt, ſo warf derſelbe Stern plötzlich einen ſeltſamen Schein, löſte ſich vom Himmel ab, glitt durch den Raum, wo er gleichſam eine ſilberne Furche hinter ſich herzog und — verſchwand.

Ich glaube nicht, daß es Jemanden gibt, der zu gewiſſen Zeiten abergläubiſcher iſt, als ich. — Nicht als ob ich mich damit rühmen wollte. — Aber nie, wann es auch ſei, wird mir ein Stern und namentlich ein Stern, der ſich ſchneuzt, etwas Gleichgültiges ſein.

Das hat folgenden Grund.

Als ich noch ein ganz kleiner Knabe war, hatte ich mich in den Himmel verliebt; ich brauchte nur hinauf zu ſchauen um dort Legionen von Seraphin mit ſanften Blicken und feurigen Flügeln zu gewahren; Alles, was ich da ſehen wollte, ſah ich wirklich auch daſelbſt.

Noch jetzt geſchieht es mir wol, daß ich hinaufblicke und ſuche, was ich ſonſt dort zu finden pflegte; aber — bin ich kurzſichtiger geworden? — mein Auge erfaßt jene geliebten Erſcheinungen nicht mehr.

Ich rede von meiner Kindheit; zu den Sternen will ich, aber vorher muß ich den Namen meiner Mutter ausſprechen.

Ich hatte damals eine liebe, zärtliche, fromme Mutter — leider habe ich ſie nicht mehr. Sie führte mich eines Abends, als ich ſehr artig geweſen war, an das Fenſter und zeigte mir, wie ſchön die Nacht ſei und wie prachtvoll die Sterne am Himmel funkelten. Dann erzählte ſie mir, dieſe ſchönen Sterne ſeien Engelsaugen, die dort oben, während der Nacht, den Schlaf artiger Kinder bewachten, und daß die Augen der Engel am Himmel vor Freude und Zufriedenheit deſto heller ſtrahlten, je artiger die Kinder geweſen ſeien.

Es war eins von den Märchen, wie ſie die Mütter ihren Kindern erzählen und welche die Kinder — die das Glück beſitzen, Alles zu glauben — voll Eifer hören. Brach nun der Abend an und bemerkte ich, daß dieſe glänzenden Blicke auf mich herabſtrahlten, ſo wurde ich, wie durch Zauber, der artigſte und (man hat es mir geſagt) liebenswürdigſte kleine Knabe, den es gab. — Riß mich die Heftigkeit fort, ſo brauchte die Mutter nur zu ſagen: „hüte Dich, die Engel ſehn nach dir“ — und augenblicklich wurde ich wieder gut, um nur nicht die Engel zu beleidigen.

Dieſe lieben Sterne, wie ſoll ich würdig von ihnen reden; alles Lob bliebe doch unzulänglich. Die Dichter haben ſie goldnen Staub genannt, ſie mit Allem, mit den Diamanten und was weiß ich ſonſt noch verglichen: Es gibt keinen guten Vergleich für dieſelben. Romeo vergleicht ſie mit Juliens Augen, indem er ſagt:

Zwei von den ſchönſten Sternen rings am Himmel,
Die juſt beſchäftigt, bitten ihre Augen
In ihren Kreiſen dort zu ſtrahlen, bis
Sie wiederkehren. — Wie wenn ihre Augen
Dort wären und in ihrem Haupte jene?
Der Glanz von ihrer Wange würde dann
Beſchämen dieſe Sterne wie das Licht
Des Tages eine Lampe; wär' ihr Aug' am Himmel,
So glänzend würd' es ſtrömen durch die Luft,
Daß alſobald die Vögel ſingen würden,
Glaubend, es ſei nicht Nacht.

Man hat auch geſagt, ſie ſeien die Blumen des Firmamentes. Um der Liebe willen zu den Blumen und zu ſchönen Augen, würde ich dieſe beiden Gleichniſſe vor allen anderen gelten laſſen; aber die Blumen welken und die Sterne, wenn ſie Blumen ſind, ſind unverwelkliche Blumen: ihr Frühling währt dort oben ewig. — Was nun die Augen betrifft, ſo widerfährt es auch den ſchönſten, daß ein Tag kommt, wo ſie ſich ſchließen um ſich nie wieder zu öffnen — während die holden Augen der Nacht, die Sterne ſich jeden Abend mit neuem Glanze ſchmücken.

Kurz, was mir meine Mutter von den Sternen geſagt, hatte mir dieſelben heilig gemacht und ich liebte ſie leidenſchaftlich bis zu dem Tage, wo ich ſie noch mehr lieben lernen wollte und auf der Univerſität Vorleſungen über Aſtronomie beſuchte.

Um wie Vieles bringt Einen nicht das vertrackte Lernen und wie gut wäre es oft, wenn man Nichts wüßte und die Augen gar nicht öffnete.

Wie wurde mir erſt zu Muthe, als ich mir beweiſen laſſen mußte, daß meine kleinen ſchönen Freunde dicke, abſcheuliche Weltkörper gleich unſerer Erde ſeien, auf denen es am Ende auch noch gar Univerſitäten Sternwarten, Pedelle und Carcer gab. —

Seit dieſem Tage waren die Sterne für mich nichts mehr als die Erinnerung, der Schatten deſſen, was ſie mir früher geweſen.

Aber die Erinnerungen muß man ſchonen — dieſe traurigen Ueberbleibſel, dieſe geliebten Schatten der Vergangenheit. —

Es that mir daher ſehr Leid, daß der Stern, dem Walter unſer Vertrauen geſchenkt hatte, ſich — ſchneuzte.

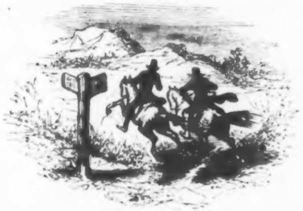
„Wer hätte glauben können“ — ſagte ich zu dem Freunde — „daß ein ſo ſchöner Stern ſeinem Ende ſo nahe ſei?“

„Bah“ — erwiederte er — „nehmen wir einen von dieſen beiden Wegen.“

„Aber welchen?“ — fragte ich — „nach ſo böſer Vorbedeutung!“

Da zerhieb Walter plötzlich den gordiſchen Knoten und ſagte: „Weder rechts noch links! Reiten wir querfeldein.“

Der Gedanke hatte meinen Beifall und ward ſogleich ins Werk geſetzt.



Zwanzigstes Kapitel.

Was davon kommt, wenn man ſich ſeinen Träumen überläßt.

Während wir ſo dahinſprengten aufs Gerathewohl, dachte ich, wenn man etwas dem Zufall anheim ſtellt, braucht man weiter nicht zu denken, wenigſtens nicht an den Weg, und dachte daher auch nicht an den Weg, ſondern an die Feuersbrunſt, den Schäfer, den Stallknecht und die Sterne. Da that mein Pferd plötzlich einen gewaltigen Seitenſprung, und ſchleuderte mich erſt in die Luft und von da in einen Sumpf. — Lieber Leſer! nimm Dir daraus die weiſe Lehre, nicht querfeldein zu reiten; bleib' auf der allgemeinen Heerſtraße, Notabene wenn ſie nicht überſchwemmt iſt, keine Löcher hat und mit Recht von der hochpreislichen Wegebaucommiſſion eine Chauſſee genannt wird.

Ich ſtürzte mit dem Kopfe zuerſt hinein. Als ich auf den Grund kam, hatte ich den geiſtreichen Gedanken, die Stelle im Arioſt: „Wenn man bis an den Gürtel im Waſſer ſteckt und nicht um Hülfe ſchreit, muß man ſehr halsſtarrig ſein,“ ſogleich auf mich anzuwenden, denn es war, als ob ſie eigens auf mich gedichtet ſei. Sobald ich daher wieder die Oberfläche des Waſſers erreichte, rief ich mit allen Kräften meinen Freund Walter.

Den hatte aber ſein Pferd auf den Gipfel eines hohen Berges getragen, wo er mich weder hören noch ſehen konnte.

Allein und ohne alle menſchliche Hülfe ſchien mir die Lage, in der ich mich jetzt befand und die mir zu jeder anderen Zeit ſehr lächerlich vorgekommen wäre, ganz erſchrecklich zu ſein. Bald war mir, als ob das Schilfrohr des Ufers lebendig würde und als ob ſich in der Dämmerung die ganze Oberfläche des Sumpfes mit ſeltſamen, mir bisher gänzlich unbekannten Weſen bevölkere. Ich ſah ſo deutlich, als ob ſie wirklich exiſtirten, halb eingeſchlafene Ungeheuer, die mein Sturz aus ihrem Schlummer weckte. Sie hingen ſich an meine Schritte und ich glaubte einen Augenblick, es ſei mir unmöglich, ihnen zu entkommen. Ach, wie ſehnte ich mich nun nach jenen himmliſchen Tagen zurück, wo ich mit Marien am Ufer unſeres heimathlichen Flüßchens wandelte und wir blaue Vergißmeinnicht pflückten, die ihre Kelche von der Hand der Geliebten berührt zu öffnen ſchienen.

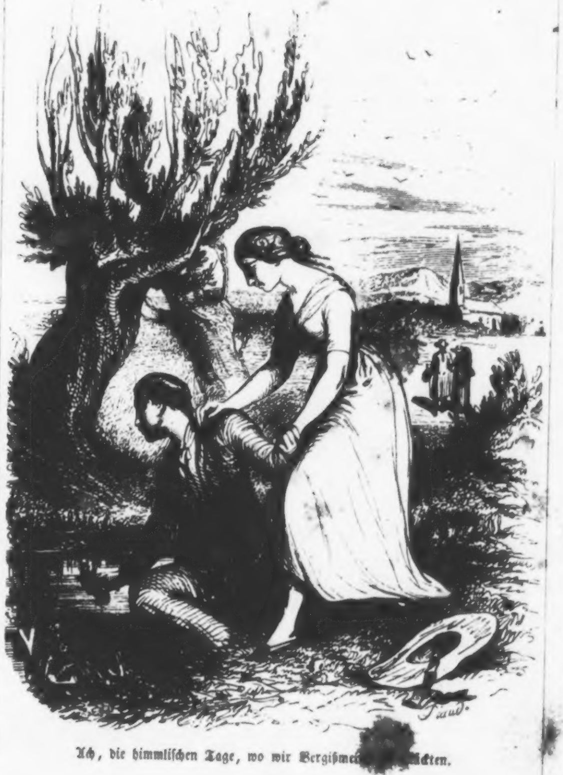
Die Kälte des Waſſers, in dem ich watete, kühlte jedoch bald meine erhitzte Phantaſie, und ich bemerkte nun mit Entzücken, daß das, was ich für belebte Ungeheuer gehalten, nichts weiter ſei, als Waſſerpflanzen, in die meine erſtarrten Beine ſich verwickelt hatten und die ich nun leicht mit den Händen abſtreifte.

Walter, den mein Rufen endlich erreicht hatte, ſtellte ſich gerade wieder ein, als ich eben damit fertig war.

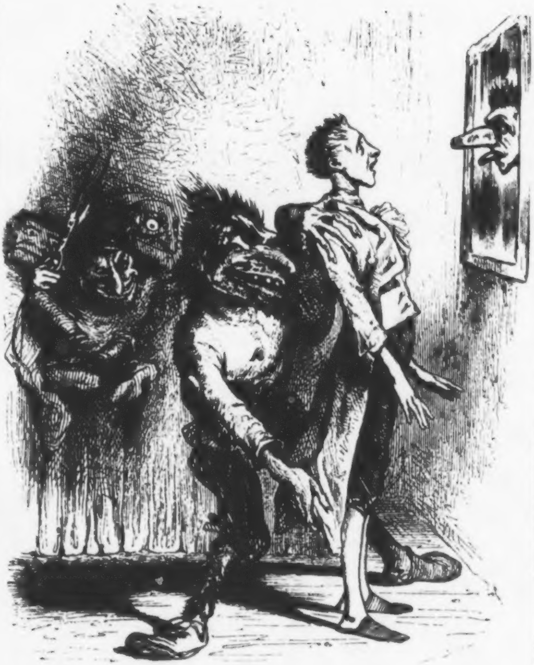
Meine Kleider waren indeſſen gänzlich unbrauchbar geworden; wir mußten alſo wieder umkehren und nach der kleinen Stadt zurückreiten.

„Wir gehen rückwärts,“ bemerkte Walter; „aber was thut das? Ruckwärtsgehen iſt doch immer gehen.“

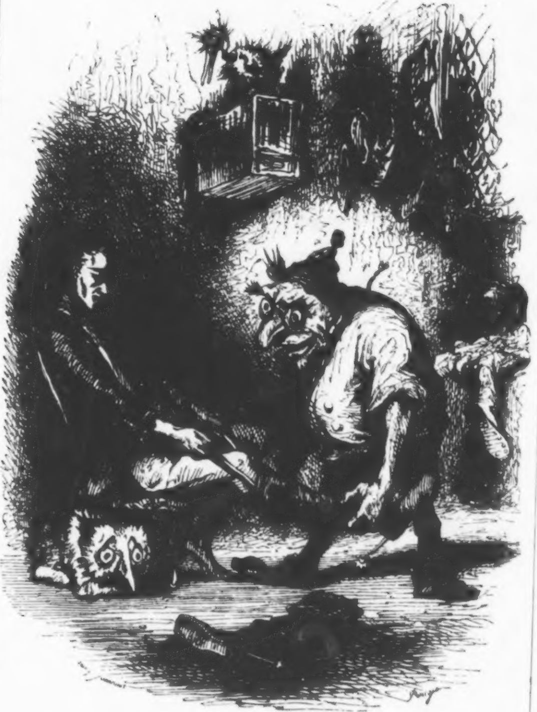
Ich begab mich nun zu dem eleganteſten Schneider und dem berühmteſten Schuſter des Städtchens. Beide thaten ihr Möglichſtes an mir, und wir ritten darauf langſam wieder fort, denn die Luſt am Galoppiren war mir etwas verleidet.



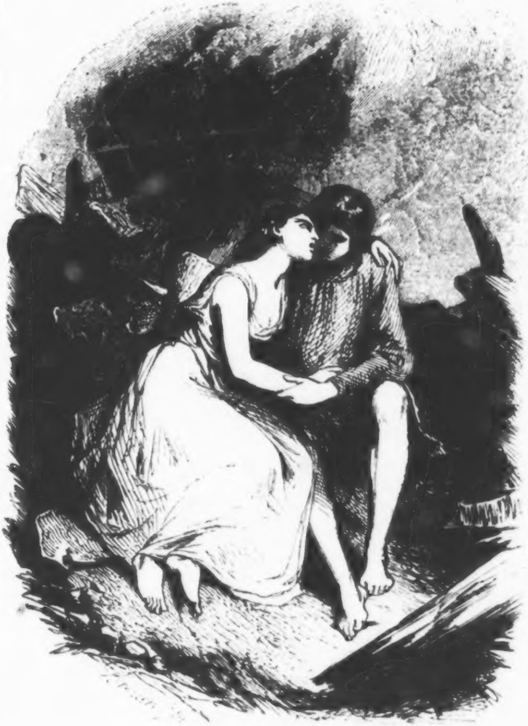
Ach, die himmliſchen Tage, wo wir Vergißmei[illegible]ckten.



Ich begab mich nun zu dem eleganteſten Schneider.



Der Schuſter that ſein Möglichſtes an mir.



Auf den Trümmern ſahen wir den Schäfer ſitzen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Ein alter Bekannter und alte Gedanken.

Als wir wieder an dem Wirthshauſe vorbeikamen, aus welchem die Feuersbrunſt uns vertrieben hatte, ſahen wir auf den noch rauchenden Trümmern den Schäfer ſitzen, welchem Walter das Leben gerettet hatte. Dies Mal war er aber nicht allein, und obwohl von ſeiner Wohnung Nichts als die Schwelle, auf der er ſaß, geblieben, ſo ſah er doch überaus glücklich und zufrieden aus.

„Wieder der Schäfer!“ rief Walter.

An ſeiner Seite erblickten wir nämlich ein junges, hübſches Mädchen, in welchem wir erſtaunt daſſelbe erkannten, deſſen Untreue ihn vor kaum vier und zwanzig Stunden dem Tod in die Arme geführt hatte.

Da er gewahrte, daß wir uns ihm näherten, wandte er einen Augenblick den Kopf auf die Seite, wie wenn er ſich vor uns ſeiner Schwäche ſchäme; dann aber drehte er ſich uns wieder zu, bemerkend, daß er uns nicht ausweichen könne, und ſagte:

„Ich habe Alles vergeſſen.“

„„Daran thateſt du ſehr wohl““ — entgegnete ich — „„Die Reue iſt faſt ſo viel werth wie die Unſchuld.““

Das Mädchen ſtand auf und machte mir einen ſehr freundlichen Knicks. Der glückliche Schäfer aber ſprach zu Walter:

„Geſtern zogen Sie mich aus dem Waſſer und ich verzieh es Ihnen. Heute danke ich Ihnen dafür.“

„„Und was wirſt Du morgen thun, mein guter Junge?““ fragte ihn Walter.

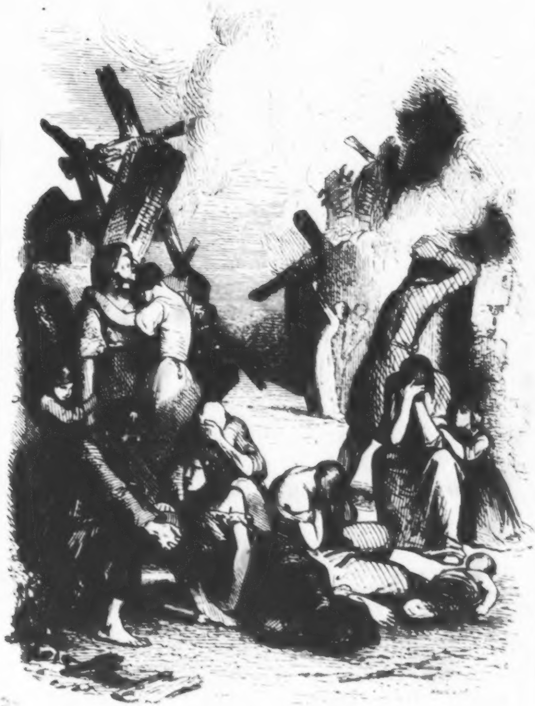
Der Schäfer antwortete nicht; er hatte es vielleicht nicht gehört, oder wenigſtens ſo gethan, und wir ritten weiter.

„Was konnte denn dieſe beiden Weſen, die ſich einſt geliebt, wieder vereinigen, wenn es nicht das Unglück that?“ — bemerkte ich dem Freunde.

„Es gibt für Alles einen Grund“ — entgegnete er — „nur weiß man ihn nicht immer. Um dem armen Jungen die Treue ſeiner Geliebten zu erhalten, bedurfte er zweier Dinge; einmal daß er ſich in das Waſſer ſtürzte, wo er ertrinken konnte, dann daß eine Feuersbrunſt ſeine Wohnung zerſtörte. Uebrigens ſoll man das Mädchen nicht ſchelten; es hat vielleicht zwei Herzen und liebt beide Schäfer gleich ſehr. Ihr Verſtand wußte nicht, für wen er ſich entſcheiden ſollte, nun trat das Unglück hinzu und Dieſer gewann den Prozeß doch endlich, während Jener verlor.“

„Ich hatte den anderen Schäfer ganz vergeſſen,“ ſagte ich zu Walter.

„Beruhige Dich“ — verſetzte er — „es wird ihm nicht mit allen Leuten ſo gehen und am wenigſten mit der, die ihm untreu wurde. Ein Weib verräth Dich, tödtet Dich, aber es balſamirt Dich ein und beweint Dich. Nur jene dürren Naturen, in denen Nichts urſprünglich keimt, in die Alles gepflanzt wurde und welche nicht verdienen, einen ehrlichen Mann vier und zwanzig Stunden lang zu feſſeln, beeilen ſich — wie die Wilden nach einem Siege oder einer Niederlage — ihre Todten einzuſcharren, damit nicht wieder die Rede von ihnen ſei.“



Greiſe und Kinder jammerten und weinten.

„Poſſen!“ — erwiederte ich — „Es gibt noch Frauen, die weder tödten noch einſcharren und vergeſſen. Dir liegt deine Bildſäule auf dem Herzen.“

— „Nicht doch, ich habe ihr verziehen und man verzeiht nur, wenn man nicht mehr liebt — auch ſehne ich mich weder nach einer Statue noch nach einem Weibe — ſondern nach der Liebe.“ —

Bei dieſen Worten ſeufzte er ſehr tief.

Nichts iſt hartnäckiger als eine eingewurzelte Leidenſchaft. Man zündet weit leichter ein Feuer an, als man es löſcht.

Die Feuersbrunſt hatte mehr als das Wirthshaus eingeäſchert. Wenige Schritte davon ſahen wir noch überall Trümmer und neben dieſen Greiſe und Kinder, welche jammerten und weinten, als ob ſie nie ein Ende finden würden.

„Daß die Kinder weinen“ — ſagte Walter, der in ſeiner philoſophiſchen Laune war — „das finde ich ganz natürlich, ſie haben noch alle ihre Thränen; — aber dürfen alte Leute ſich für untröſtlich halten, ſie, die ſchon ſo oft ſich getröſtet haben?“

— „Die Einen ſind noch nicht, die Anderen nicht mehr verliebt“ — bemerkte ich — „Nur Verliebte haben den Muth, Allem Trotz zu bieten.“

So mit einander ſchwatzend, durchreiſten wir allmälig ganz Europa.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ein neuer Bekannter und zwar ein höchſt ſeltſamer.

Eines Tages trafen wir auf dem rechten Rheinufer einen Mann, der auf dem Rande eines Grabens ſaß. Sobald er uns gewahr wurde, ging er uns einige Schritte weit entgegen. Nachdem er uns jedoch ſehr aufmerkſam betrachtet hatte und wahrſcheinlich ſah, daß wir Diejenigen nicht ſeien, die er erwartete, kehrte er wieder um. Was uns am meiſten an ihm überraſchte, war, daß er — obwol er ganz das Weſen eines Mannes von Erziehung hatte — uns nicht grüßte, wie er doch hätte thun ſollen, ſondern im Gegentheil ſeinen breiten Hut mit beiden Händen noch feſter auf den Kopf drückte.

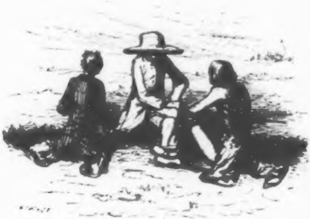
Als wir uns ihm näherten, ſagte er, wahrſcheinlich unſere Verwunderung in unſeren Zügen leſend, zu uns: „Wenn ich Sie nicht grüße, meine Herren, ſo entſchuldigen Sie es nachſichtsvoll; aber es weht jetzt ſehr ſtark, und nehme ich meinen Hut ab, ſo laufe ich Gefahr, daß mir die wenigen Ideen, die ich noch habe, auch davonfliegen.“

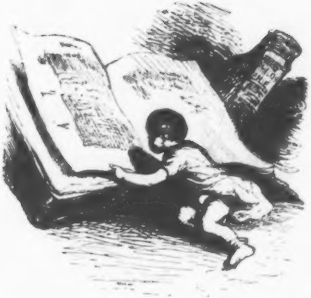
— „Geſchätzteſter Herr,“ — antwortete Walter, der ein Lächeln nicht unterdrücken konnte — „ſtecken denn Ihre Ideen in Ihrem Hute und nicht in Ihrem Kopfe, wie das ſonſt doch bei civiliſirten Leuten der Fall zu ſein pflegt?“

— „Wenn Sie lachen," — erwiederte der Mann mit dem großen Hute — „ſo ſind Sie kein Philoſoph; das läßt mich hoffen, daß wir uns verſtehen werden, und ich habe die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß Ihre Worte wahrer ſind, als Sie es ſelbſt glauben, und daß mein Hut allein meine Ideen bedeckt. Wünſchen Sie mehr darüber zu erfahren, ſo will ich Ihnen meine Geſchichte erzählen, woraus Sie erſehen werden, warum es mir platterdings unmöglich iſt, den Gruß von irgend Jemandem, durch ein höfliches Abziehen des Hutes, zu erwiedern."

— „Wir werden mit Vergnügen zuhören" — ſagte Walter zu ihm.

— „So ſetzen Sie ſich an meine Seite" — entgegnete er — „denn ich habe mir feſt vorgenommen nicht weiter zu gehn und den Mann, den ich vergeblich in der ganzen Welt geſucht habe, hier zu erwarten. Ein perſiſcher Weiſer ſagt: „Wenn Du Dich vergeblich in Nachforſchungen ermüdet haſt, ſetze Dich auf den Rand eines Grabens und warte, bis der, den Du ſucheſt, zu Dir kommt."





Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Geſchichte des Mannes mit dem großen Hute.

1.

Seit meinen Kinderjahren — hub er an zu erzählen — zeigte ich die größte Neigung zu ernſten Studien, weshalb mir mein Vater, der Profeſſor der Philoſophie an einer deutſchen Hochſchule war, ſobald ich leſen konnte, Unterricht in der Logik und Metaphyſik ertheilte. Ich machte ſolche Fortſchritte in dieſen ſchwierigen Wiſſenſchaften, daß ich in einem Alter, wo andere Kinder ſchon Ball ſchlagen und Kreiſel peitſchen können, weiter Nichts wußte, als über die Subſtanz und den Modus, über den kategoriſchen Imperativ und das Ich und Nicht-Ich, ſo wie endlich über das Abſolute zu discutiren. Dagegen aber waren mir alle Dinge des täglichen Lebens ganz fremd geblieben und ich zu gleicher Zeit ein Wunder an Gelehrſamkeit und an Unbeholfenheit. Einen linkiſcheren und demgemäß unglücklicheren Knaben als mich auf der ganzen Erde zu finden, war eine Unmöglichkeit.

Um Euch zu beweiſen, wie ſehr ich zu beklagen war, brauche ich Euch nur zu ſagen, daß Hoffmann's berühmter Student Anſelmus ſich gar nicht mit mir vergleichen konnte. Sobald nämlich meine Hände und nicht mein Verſtand mir einen Dienſt zu leiſten hatten, misglückte mir gewiß Alles. Meine Mutter gab mir in meinen Kinderjahren nicht ein einziges Butter- oder Musbrod, das mir nicht auf das Buch gefallen wäre, in dem ich eben las, und zwar ſtets ſo, daß das Butterbrod und die aufgeſchlagene Seite zu gleicher Zeit verdorben wurden.

Auch nicht ein einziges! — wiederholte er mit einer ſo traurigen Miene, daß es unmöglich iſt ſie vollkommen zu ſchildern.

Später — fuhr er fort — nahm mein linkiſches Weſen immer mehr zu und das Schickſal war mit ihm gegen mich im Bunde. Alles, was ich that, hatte immer den entgegengeſetzten Erfolg von dem, was ich beabſichtigte, und ich brauchte nur etwas zu wollen, um ſicher zu ſein, daß es, wie Göthe zu ſagen pflegt, zu böſen Häuſern auslief.

2.

Ich will Euch nur ein Beiſpiel anführen, das Euch vollſtändig überzeugen wird.

Es widerfuhr mir eines Tages — wie es geſchah, weiß ich übrigens noch jetzt nicht — mich zu verlieben; wenigſtens glaube ich verliebt geweſen zu ſein und glaube, das Gefühl, welches ich empfand, läßt ſich nicht anders benennen. Das junge Mädchen, das ich liebte, verheirathete ſich und that wohl daran; ich hatte ihm nie ein Wort von meiner Leidenſchaft geſagt, und hätte es ſich auch nicht verheirathet, ich würde doch nie gewagt haben, es ihm zu geſtehn.

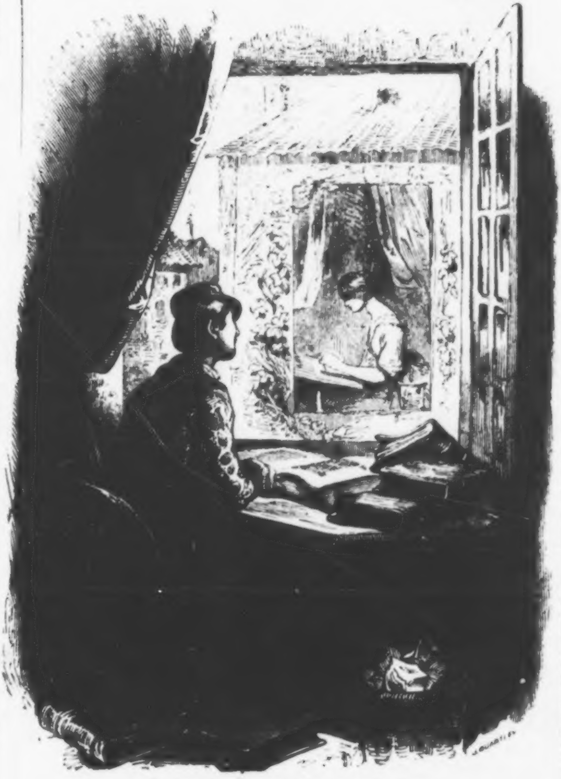
Wenn ich bedenke, daß es Männer gibt, die kühn genug ſind, einem Frauenzimmer in das Geſicht zu ſehn, es anzureden, ihm die Hand zu drücken und ihm zu ſagen, ohne vor Angſt zu ſterben: „Wollen Sie mich heirathen?“ ſo kann ich nicht umhin zu bewundern, wie weit die menſchliche Verwegenheit es zu treiben vermag.

Die junge Schöne, die ich liebte, war meine Nachbarin, und aus meinem Fenſter, dem ihrigen gerade gegenüber, ſah ich ſie alle Tage nähen, ſticken und ſtricken, wenn ich zufällig von dem Buche aufblickte, in das ich vertieft war. Ich muß noch bemerken, daß ich mich wohl hütete hinüberzuſchauen, ſobald ſie nicht die Augen auf ihre Arbeit gerichtet hatte, ſo ſehr fürchtete ich mich von ihr bemerkt zu werden. —

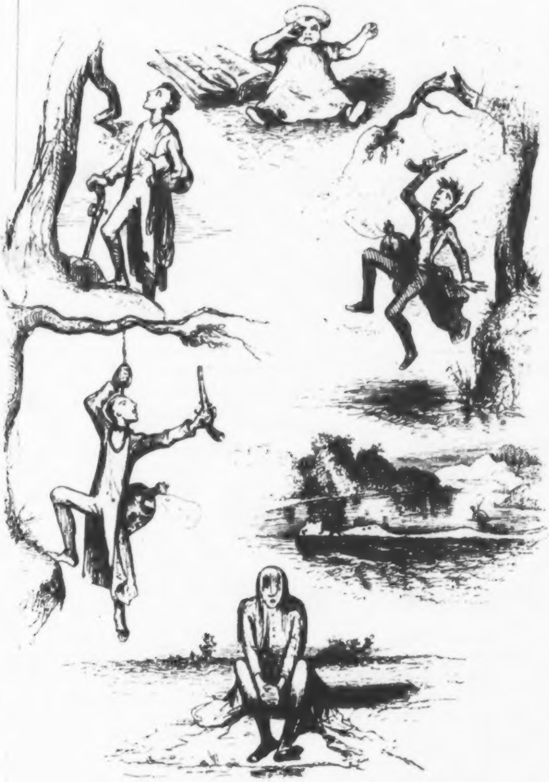
Aber ich ſah ſie an — und fand einen eigenen geheimnißvollen Reiz darin. Den Beweis dafür liefert mir der Umſtand, daß ich an dem Tage, wo ſie getraut wurde und das Haus verließ, um ihrem Gatten zu folgen, nicht im Stande war auch nur eine einzige Zeile zu leſen. Es ſchien mir ſo hart, ſie nicht mehr am Fenſter zu erblicken, daß ich ſogar Nichts zu denken, noch meine Augen von der Stelle abzuwenden vermochte, wo ich ſie ſonſt immer geſehn hatte.

Als ich mich am folgenden Morgen überzeugte, daß meine Verzweiflung den höchſten Grad erreicht habe, dachte ich daran — meine Bücher hatten mir gelehrt, es ſei nicht allein erlaubt, ſondern auch ruhmvoll, es in ſolchen Verhältniſſen zu thun — alſo ich dachte daran, mir freiwillig das Leben zu nehmen, das mir nur noch eine Laſt war.

Das Leben iſt keine Sackgaſſe — ſagte ich — man kann alſo hinaus. Ich ſagte mir zwar auch, daß ich noch ſehr jung ſei und das Spiel ſehr fruh aufgäbe; aber ich antwortete mir: Iſt der Tod das Complement des Lebens, ſo hat man immer genug gelebt, ſobald man ſtirbt.



Ich ſah ſie alle Tage nähen, ſticken und ſtricken.



Demgemäß verſah ich mich mit einem Stricke.

Auch rief ich die Philoſophie um Beiſtand an und mit einem Weiſen aus: „Viele Leute haben ſich wohl dabei befunden, daß ſie ſtarben, und noch Niemand ſich darüber beklagt.“

Sterben wir alſo!

Da ich aber wußte, daß ſelbſt die gewöhnlichſten Dinge für mich mit großen Schwierigkeiten verknüpft waren, ſo beſchloß ich bei dieſer letzten Handlung ſo umſichtig und ſorgfältig zu Werke zu gehn, daß — ſoweit die Klugheit eines einfachen Sterblichen Vorſichtsmaßregeln treffen kann — Nichts im Stande ſein ſollte, mich dabei zu ſtören.

3.

Demgemäß verſah ich mich zu gleicher Zeit mit einem Stricke, einer Piſtole und einer guten Doſis Gift, und begab mich obendrein an das Waſſer, um mir einen zu der Ausführung meines Vorhabens geeigneten Ort auszuſuchen. Ein Baum, von welchem ein Aſt ſich weit über den Fluß hinſtreckte, den er mit ſeinem Laube beſchattete, ſchien mir mein Vorhaben außerordentlich zu begünſtigen. Ich befeſtigte den mitgebrachten Strick daran, trank das Gift, mit dem ich mich verſehen, legte mir den Strick, der über dem Waſſer ſchwankte, um den Hals, und als ich fühlte, daß er anfing mir denſelben zuzuſchnüren, rief ich: „Liebe, ſieh hier Dein Werk!“ — hob den Arm, hielt den Lauf der Piſtole an meine Stirn — ich hatte ſie — die Piſtole nämlich — mit zwei Kugeln geladen, drückte los — und der Schuß fiel. —

O widerwärtiges Schickſal — ich war nicht todt.

Meine unſichere Hand hatte die Piſtole verrückt, der Schuß war über meinen Kopf weggegangen, der Strick von ihm durchſchnitten worden und ich ſtürzte in das Waſſer.

Was thut das! — dachte ich — man kann im Fluſſe ertrinken und jedenfalls tödtet mich das Gift, das ſich ſchon in meinem Inneren befindet.

Darauf verlor ich alle Beſinnung und hielt mich für wirklich todt, als ich mich auf dem Ufer wiederfand, auf das mich der Strom geſchleudert hatte. Obendrein bemerkte ich, daß die Menge des verſchluckten Waſſers mich von dem Gifte — meinem letzten Mittel gegen das Leben — befreit hatte.

4.

Die Sonne ſtand gerade im Zenith und ihre Strahlen, die ſenkrecht auf mich fielen, hüllten mich ein und gaben meinem Herzen alle ſeine Wärme wieder. Ich ſagte mir nun, daß ich für die Liebe genug gethan hätte, und feſt entſchloſſen, nicht mehr an jene ſchönere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts zu denken, welcher Plato und eine Kirchenverſammlung eine Seele abgeſchworen haben, ging ich ruhig wieder zu Hauſe und fand mit Vergnügen meine lieben Bücher noch auf derſelben Seite aufgeſchlagen, die ich am vorigen Tage nicht hatte zu Ende leſen können. Mein erſter Blick fiel auf den Ausſpruch eines alten Römers, „daß der, der unglücklich zu ſein verſteht, den größeren Muth hat.“

Es iſt doch eine vortreffliche Eigenſchaft der Philoſophie, daß ſie Alles rechtfertigt und für alle Umſtände einen kleinen Ausſpruch in Bereitſchaft hat.

Man findet Leute, denen die Liebe wie ein blauer, ſonniger Himmel lacht, — mir war ſie ein Sturm, ein Wirbelwind.

Aber ſeit jenem Tage dachte ich gar nicht mehr an ſie, ſondern gab mich ganz dem Studium der Wirkungen und Urſachen hin, und mein höchſtes und einziges Ziel war — die Wahrheit zu entdecken.

„Aber — unterbrach ihn Walter — was iſt Wahrheit und was ſuchtet Ihr?“ —

Lieber Herr — erwiederte der Mann mit dem großen Hut — darauf findet ſich die Antwort noch nicht ganz vollſtändig. Was die Philoſophen ſuchen, iſt ein Wort, vermittelſt deſſen ſich die Welt erklären läßt. Hat man dieſes Wort noch nicht gefunden, und bis jetzt iſt das noch nicht der Fall geweſen, ſo kann ich Euch nicht antworten, denn dieſes Wort allein vermöchte Euch zu befriedigen. Gleich vielen Anderen ſuchte ich das Unbekannte und — wenn Sie wollen das Unmögliche.

„Das Unmögliche“ — ſagte Walter — „das iſt es vielleicht wirklich, was man auffinden muß; denn das Unmögliche fehlt uns eben.“

Ganz meine Anſicht — erwiederte der Mann mit dem großen Hut — bis jetzt hat der Menſch nur erfunden und das genügt nicht. Noch eine Anſtrengung, ſagte ich zu mir, und er wird ſchaffen. Hätte Prometheus nicht die ſeltſame Idee gehabt, aus dem entwandten Sonnenſtrahl Nichts als noch ein Weib zu machen in einer Welt, die an Weibern Ueberfluß hat; hätte der Dummkopf Ikarus nicht ſeine Flügel mit Wachs verklebt, hätten endlich die Titanen die Berge, die ſie gegen den Himmel thürmten, ſolider mit einander verbunden, ſo wäre es längſt geſchehn. Es handelte ſich alſo vielleicht nur darum, das Wachs vor dem Schmelzen zu bewahren, oder einen unzerſtörbaren Mörtel oder auch einen Mann zu finden, für den die Wahrheit ſchönere Augen hat, als ein Weib, oder ſonſt etwas Aehnliches.

Das war mein Ziel, danach ſtrebte ich. — Das hätte ich thun können, das würde ich gethan haben, wenn ....

Aber das muß die Fortſetzung meiner Geſchichte Ihnen mittheilen — erlauben Sie mir alſo fortzufahren.

5.

Nach zahlloſen Arbeiten und Mühen war ich faſt meinem Ziel nahe und hatte beinahe das Abſolute entdeckt, dieſen Stein der Weiſen, das Räthſel der Welt, über deſſen Auffindung ſo viele Generationen von großen Männern erbleichten, als ein verrätheriſcher Freund, ein Arzt, dem ſeine Entdeckungen auf dem Gebiete der Phrenologie großen Ruf verſchafft hatten, ſich vornahm, mir die Früchte meiner Forſchungen, die nun vom Erfolg gekrönt werden ſollten, zu rauben.

Als er eines Tages bei mir war, bat er mich meinen Kopf unterſuchen zu dürfen, an welchem er eine neue Erhöhung — wahrſcheinlich die der Erfindung, mit welcher ich im Begriff ſtand die Menſchheit zu beſchenken — entdeckt zu haben behauptete. Dieſe Erhöhung, ſagte er, würde ihm ein unbeſtreitbares Argument zu Gunſten ſeiner Theorie liefern. Weit entfernt, ſeine ſchändliche Abſicht zu ahnen, obwol gerade in demſelben Augenblicke mein Gehirn kreiſte und mir das Wort, das mein Räthſel löſen ſollte, gleichſam auf der Zunge ſchwebte, überließ ich ihm vertrauensvoll mein Haupt; — mein Haupt, in welchem mein Gedanke keimte!

Es iſt mir unmöglich Euch zu ſagen, was er damit begann: ich weiß nur, daß, ſo wie er daſſelbe berührte — jene Wahrheit, die ſich mir bereits ſo klar und hell dargeſtellt hatte, mir entſchlüpfte; ich war beſtohlen, beſtohlen um meine Idee, meine Entdeckung, und ſank augenblicklich in die tiefſte Finſterniß zurück.

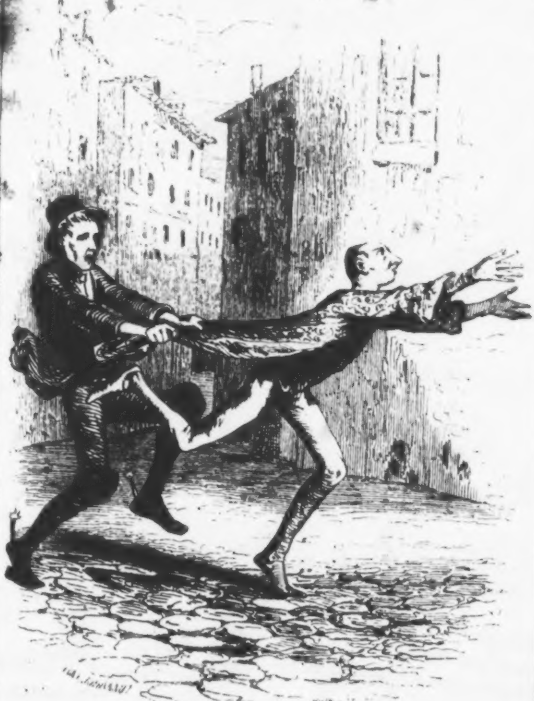
Was hatte es mir nun geholfen bis zur Schwelle der Wiſſenſchaft vorzudringen?

Unter dem Scheine der Freundſchaft gelang es auf ſolche Weiſe dem Schurken ſich meines Gehirns zu bemächtigen, das er zu ſeinem eigenen Nutzen verwendete; denn je mehr mein Kopf an Umfang abnahm, deſto ſtärker nahm der ſeinige zu.

An der Leere, welche ich in meinem Schädel verſpürte, bemerkte ich bald den an mir verübten Diebſtahl. Ich lief dem Verräther eiligſt nach und ſchrie: „Haltet den Dieb! Spitzbube! gib mir mein Gehirn wieder.“ — In dieſer Welt geht es aber ſtets den Beſtohlenen ſchlimmer als den Stehlern. — Mich hielt man auf, nicht ihn. „Sie ſind verrückt!“ rief man mir zu und ſperrte mich, um es mir zu beweiſen, in ein Irrenhaus.

6.

„Zu welchem Zwecke“ — fragte ich einen meiner Mitgefangenen, deſſen ernſtes und geſetztes Weſen mich gleich dermaßen für ihn ein-



„Gib mir mein Gehirn wieder."

genommen, daß ich mir auf der Stelle dachte, ſeine Gegenwart an jenem Orte ſei, wie die meinige, nur das Reſultat einer abſcheulichen Intrigue — „Zu welchem Zwecke kann eine große Nation ſo ſchändliche Handlungen gut heißen, gleich denjenigen, deren Opfer wir Beide wurden?“

„St!“ erwiederte er, und da er ſah, daß ich begriffen hatte, man müſſe dort vorſichtig mit ſeinen Reden ſein, zog er ein kleines, ſauber gebundenes Buch aus der Taſche, öffnete es in der Mitte ungefähr und las mir folgende Stelle daraus vor:

„Einige Narren ſperrt man in ein Irrenhaus, um glauben zu machen, daß diejenigen, die draußen bleiben, bei Verſtande ſeien.“

„O verderbte Welt!“ — dachte ich, denn ich hatte mich nicht geirrt; dieſer ausgezeichnete Mann erfreute ſich ſeines vollen Verſtandes.

— „Aber — wie kamen Sie hieher?“ fragte ich ihn.

— „Still“ — ſagte er wieder und fuhr dann mit leiſer Stimme fort: — „Mein Herr! glauben Sie an die Seelenwanderung, die Metempſychoſe?“

— „Sehr verſtändige Leute haben daran geglaubt,“ erwiederte ich ihm; „die Inder, Aegypter, Aethiopier und andere ſehr aufgeklärte Nationen haben dieſe Lehre zur Grundlage ihres Glaubens gemacht, und Pythagoras betheuerte, er ſei erſt ein Hahn geweſen, habe dann bei der Belagerung von Troja mitgekämpft und ſeinen Schild im Tempel der Juno zu Argos wiedererkannt. Zu allen Zeiten, auch zu den unſrigen, waren höchſt verdienſtvolle Männer Apoſtel dieſer Lehre.“

„Gut“ — ſagte er — „ich kann Ihnen antworten. Ehe ich wurde, was ich jetzt bin, war ich — wer hätte es geglaubt? ich muß Ihnen ganz leiſe den Namen nennen, auf den ich doch ſtolz ſein ſollte — Montesquieu.“

— „Bei meiner armen Seele“ — dachte ich, ihn mitleidig anſehend — „das iſt eine wunderliche Idee, und mir ſcheint doch, als ſei der wackere Mann nicht ganz ohne Grund hier.“

— „Das Büchlein, das ich Ihnen gezeigt“ — fuhr der Verfaſſer des „Geiſt der Geſetze“ und der „Perſiſchen Briefe“ fort — „gehört zu meinen ſämmtlichen Werken, und die daraus angeführte Stelle ward vor ungefähr hundert Jahren von mir geſchrieben. Da ich eines Tages ſo unvorſichtig war, das öffentlich in einer großen Geſellſchaft zu bekennen, ſo geſchah mir, was Ihnen geſchehen iſt. — Das Recht, gewiſſe Wahrheiten zu ſagen, muß man theuer bezahlen, wie Sie ſehn.“ —

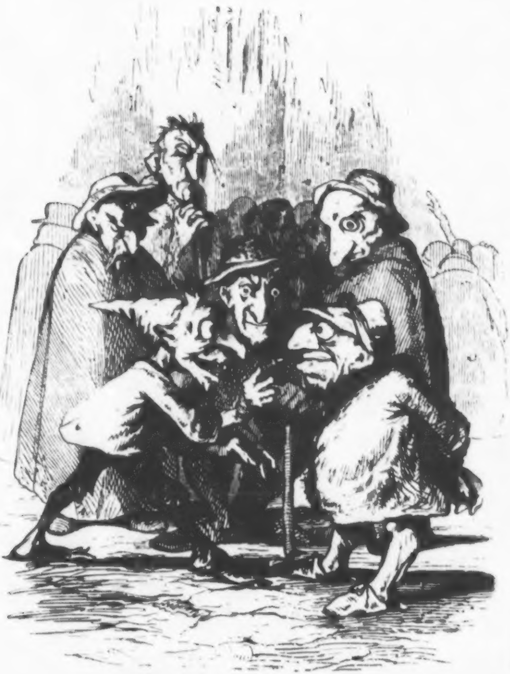
Iſt denn das Wahnſinn? — dachte ich, als ich ihn ſo reden hörte. Ich frage jeden ehrlichen Menſchen, gibt es einen Dichter, einen Feldherrn, einen Philoſophen, einen Hiſtoriker, der nicht wenigſtens ein Mal im Leben ſich einbildete, er ſei Homer, Cäſar, Sokrates oder Tacitus?

Wie Viele müßte man nun nicht deswegen ihrer Freiheit berauben?

7.

Auch das größte Uebel hat ſeine gute Seite. Da ich einmal in einem Narrenhauſe war, ſo gedachte ich der Worte des heiligen Paulus, die da ſagen, wer ſich weiſe dünkt, ſolle ſich der Thorheit hingeben, um die Weisheit zu finden. — Ich nahm mir nun vor, den Umſtand zu benutzen, um die Thorheit recht kennen zu lernen. Aber wie erſtaunte ich, mich mitten unter Unglücklichen zu finden, die man unter allerlei Vorwänden dahin gebracht und mich zu überzeugen, daß ſie nicht wahnſinniger ſeien, als Ihr und ich, oder daß, wenn ſie es waren, ſie vor lauter Weisheit ſo geworden. Ich trat zu einer Gruppe, welche in einer politiſchen Unterhaltung begriffen war, die allen übrigen politiſchen Unterhaltungen auf ein Haar glich.

Man verhandelte dort die wichtigſten Fragen und hatte zu gleicher Zeit Recht und Unrecht, wie das überall der Fall iſt, wo dergleichen Materien discutirt werden.



Ich trat zu einer in politiſcher Unterhaltung begriffenen Gruppe.

Dieſe wackeren Leute — unter ihnen befanden ſich Staatsmänner, Geſchäftsleute, Gelehrte, Journaliſten, Dichter u. ſ. w., denn alle Claſſen der Geſellſchaft waren dort vertreten — dieſe wackeren Leute alſo, welche ſämmtlich die Hoffnung nicht aufgegeben hatten, den abſcheulichen Ort zu verlaſſen, waren zu dem klugen Entſchluſſe gekommen, ein politiſches Comité zu bilden und Zuſammenkünfte zu halten, um die Gewohnheit nicht zu verlieren. In dieſem Augenblicke handelte es ſich darum, einen Präſidenten zu wählen. Man beobachtete dabei die ſtrengſte Form und mein Unwillen wuchs, als ich bemerkte, wie man in dieſem verwünſchten Hauſe Leute behandelte, die es ſo wenig verdienten.

Er wurde aber noch ſtärker, als ich die drei Candidaten zu Geſicht bekam. Anſtatt ſich zu benehmen, wie ſie es bei einer ſolchen Gelegenheit in einer Geſellſchaft ſogenannter vernünftiger Leute gethan haben würden, begnügten ſie ſich damit, ſich mit einander zu unterhalten, während ſie die Entſcheidung der Majorität ruhig abwarteten. Ohne die mindeſte Spur von Eiferſucht und Bitterkeit, blieben ſie ruhig, ernſt und würdevoll. — Sie verdienten das Ehrenamt alſo weit mehr, als jene verſtändigen Herren, die auf den Landtagen das gemeine Beſte verfechten, denn ſie beſaßen Eigenſchaften, die dieſen gewöhnlich fehlen.

Kurz — ich habe ſelten ſo ausgezeichnete Perſonen geſehn — doch will ich Euch nicht weiter von ihnen unterhalten, da ſie Euch nicht intereſſiren können und Ihr ſie doch nicht perſönlich kennt.

8.

Endlich fanden Montesquieu und ich eines Tages Gelegenheit zu entfliehn. Wir benutzten ſie und entkamen glücklich; aber kaum draußen, ſo wurden wir im Gedränge getrennt, und ich habe den großen Mann nicht wieder geſehn. Das thut mir ſehr leid, denn trotz ſeiner Narrheit hatte er viel Gutes; auch war er nur in dem einzigen Punkte ein Narr.

Was mich betrifft, ſo machte ich mich gleich auf, meinen Dieb zu verfolgen, der, wie man mir geſagt, mit meinem Schatz entflohen war.

Ich reiſte ab, feſt entſchloſſen, ihn in der ganzen Welt zu ſuchen und ihm weder Frieden noch Waffenſtillſtand zu gewähren.

Bis jetzt iſt alle meine Mühe umſonſt geweſen und ich bereiſte vergeblich die kleine Kugel, die uns trägt, nach allen Seiten. Als ich jedoch am Ende einſah, daß überall diejenigen, die ſich nicht vom Flecke rühren, eben ſo weit kommen wie diejenigen, die ſich viel herumtreiben, ſo beſchloß ich keinen Schritt mehr zu thun und meinen Mann auf der Landſtraße zu erwarten.

Kommt er vorbei, ſo wird er ſich ſehr wundern.

Bei dieſen Worten rückte er ſorgſam ſeinen Hut, der ſich etwas verſchoben hatte, wieder zurecht. Dann ſagte er: „Ihr wißt jetzt die Urſache, weshalb ich Euch ganz gegen die Geſetze der Höflichkeit nicht grüßte und warum Ihr mich auf dem Rande des Grabens fandet.“

Darauf ſchwieg er. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Hirnloſe wird im Bunde der Dritte, nachdem er Einiges von ſeinen Weltanſchauungen mitgetheilt hat.

„Wahrlich“ — ſagte Walter leiſe zu mir — „ohne die fixe Idee, daß man ihm ſein Gehirn geſtohlen, wäre dieſer Narr ein Weiſer zu nennen.“ — Dann fuhr er fort, ſich zu ihm wendend: „Mein geſchätzter Herr ohne Gehirn, wir haben lebhaften Antheil an Ihrem Unglück genommen, und beſonders tief empfunden, was Sie uns über den Verluſt Ihres Gehirns ſagten. Wir meinen jedoch, Sie hätten deſſen noch genug, um auf Niemand eiferſüchtig zu ſein, und thun ſehr Unrecht, an der Landſtraße auf dem Rande dieſes Grabens ſitzen zu bleiben und die Gelegenheit abzuwarten, das Geraubte wieder zu erhalten. Kommen Sie mit uns, Sie erzeigen uns dadurch eine große Ehre. Treffen wir unterweges Ihren Dieb, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß wir ihn zwingen, Ihnen Ihr Eigenthum wieder zu geben und wäre ſein Schädel härter als ein Diamant.“

„Meinen wärmſten Dank für Euer Anerbieten,“ — antwortete er — „aber Ihr könntet zum Teufel gehn und ich folgte Euch doch nicht.

„Ich reiſte genug — ja zuviel. —

„Als ich mich zum erſten Mal auf den Weg machte, erwartete ich — ich geſtehe es — abgeſehn von der Wiedererlangung meines Gehirns — noch etwas Anderes von einer ſo großen Veränderung. Wer, indem er ſein Dorf verließ, hoffte nicht eine neue Welt zu entdecken? Ich ſagte mir, daß ich, nachdem ich ohne übergroßen Erfolg das Schlußwort der menſchlichen Vernunft in der Einſamkeit und der Stille geſucht, es vielleicht an beſuchten Oertern antreffen würde. Welch ein Irrthum! Aus den Hörſälen und gelehrten Verſammlungen mußte ich ſcheiden mit der Idee, daß ein einzelner Weiſer vielleicht weiſe ſei, daß aber viele Weiſen im Verein durchaus Thoren ſeien. Nun ſind aber die Akademieen nichts Anderes als ſolche Vereinigungsörter, wo ſich verſtändige Leute zuſammen thun, um viel zu reden und doch Nichts zu ſagen.

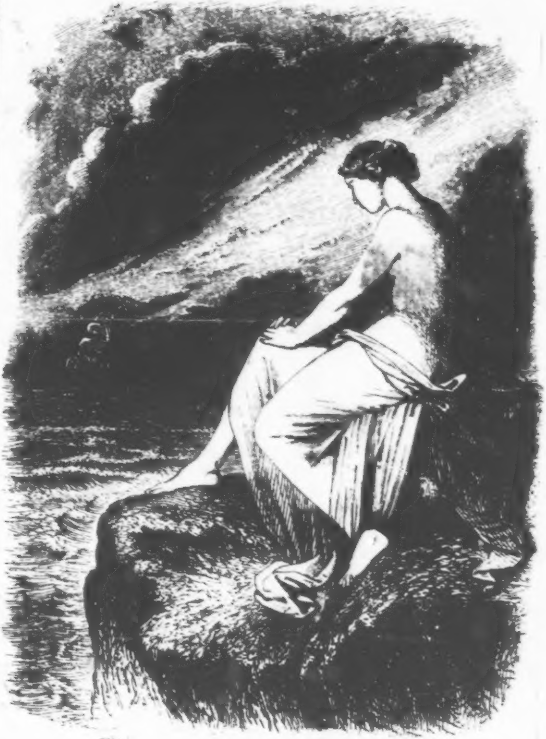
„Wenn man ſich die Erde etwas näher angeſehen hat, ſo wird es Einem entweder ſehr ſchwer zu glauben, daß ſich je etwas Bedeutendes dort habe zutragen können, oder auch man ſtimmt ihren Gegnern bei, erſtaunt überall nur Zerfallenheit anzutreffen und behauptet, ſie ſei heutzutage Nichts als ein entartetes Sandkörnchen.

„Ich will nur von Orten reden, die in und durch die Wiſſenſchaft berühmt ſind. Geht zum Beiſpiel nach Alexandrien, dem ehemaligen Verſammlungsort der Gelehrten und Philoſophen; anſtatt Sophiſten, Lyriker, Akademiker, Stoiker, Epikuräer, Peripatetiker, Skeptiker Gnoſtiker, Myſtiker, Platoniker, Kabaliſtiker und andere Gruppen zu finden, die ſich in dieſem Muſeum ablöſten, in welchem jeder Gelehrte das Recht hatte zu wohnen, findet Ihr daſelbſt nur Schakals, Ratten, Sperber und Eulen.

„Geht nach Athen, dahin, wo Zeno unter dem Porticus und Plato auf dem Cap Sunium lehrte, werdet Ihr noch wirkliche Griechen, ächte Nachkommen der alten Hellenen dort finden? Ich zweifle.

„In Macedonien würde kein Platz mehr ſein, weder für Alexander, noch für ſeinen Lehrer Ariſtoteles.

„Was nun ferner jene von den Himmliſchen begünſtigten Länder betrifft, in welchen die Dichter ihre göttlichen Lügen verkündeten, ſo ſucht doch, was der Hauch der Muſen dort in das Leben rief, und laßt uns ſehen, was Ihr bringt. Ich befand mich eines Tags auf einem



Ariadne, die dem Fels ihr Leiden klagt.

ſteilen, faſt unbewohnten Felſen und entdeckte dort mit großer Mühe zwei oder drei Hütten und einige Wilde. — Ich war in Cythera. Von den Altären, auf welchen ehemals der Weihrauch brannte, den Sappho, Anakreon und andere Verehrer der ſchönſten aller Göttinnen darbrachten, iſt kaum noch ein Stein übrig und das Echo ſelbſt hat den Namen Aphrodite vergeſſen.

„Amathunt iſt verloren gegangen. — Das iſt ſehr Schade.

„In Paphos gibt es weder Lächeln noch Spiele und auch nicht mehr Liebe als überall anderswo. Dort, wie allenthalben, umarmt und kratzt man ſich und macht nachher einem neuen Geſicht die Cour.

„Umſonſt habe ich auf den glücklichen Inſeln ein Andenken an Armida und den tapferen Rinaldo, ſowie an die Zaubergärten, in denen jeder Baum Nymphen, ſchön wie der junge Tag, umſchloß, geſucht. In dieſem herrlichen Klima war die Poeſie abweſend; die Bäume verdorren dort, ſtatt von Liebesflammen entzündet zu werden, und an die Stelle des Geſanges der Feen, denen Taſſo die Harmonie ſeiner Verſe lieh, iſt Nichts als der Geſang der Canarienvögel getreten.

„Ich wollte Alles ſehn und jeder berühmte Name zog mich an.

„Abydos und Seſtos, berühmt durch die Liebe von Hero und Leander und die Schwimmkunſt von Lord Byron, deren Gewinnſt er in folgenden Worten ſchilderte:

Wem's beſſer ging — (Leander oder ihm) — läßt ſchwer ſich ſagen.
So quält Dich, Menſch! der Götter Zwang;
Die Müh' verlor er, ich das Spielchen.
Mir ward das Fieber; er ertrank.

Naxos, wo Theſeus Ariadne verließ,

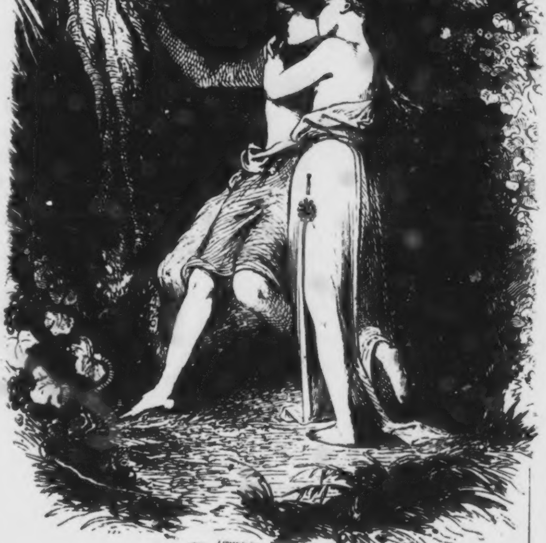
Ariadne, die dem Fels ihr Leiden klagte;

Delos und die Palme, unter der die Sonne und der Mond, Apoll und Diana, geboren wurden; Karthago, wo Chateaubriand noch die Flammen von Dido's Scheiterhaufen zu ſehen glaubte; Ithaka, des Odyſſeus Vaterland, wo ein Weib treu war — und noch ſo viele andere Oerter, die wie Sterne in der Nacht der Geſchichte glänzen.

„Ach, welche Thorheit war es von mir, dieſe verehrten Gegenden des Zaubers der Ferne zu berauben! Man zieht hin, ſucht Götter und Sirenen und findet Bären und Eis! Die Wirklichkeit iſt bitter, weil ſie die Hoffnung verdrängt, die ſtets beſſer iſt als ſie. Alles, was der Menſch ſehn und haben will, möge er in ſich ſelbſt ſuchen und finden. Iſt das Unendliche irgendwo, ſo iſt es in uns, ſo elend wir auch ſein mögen. Schlummert die Poeſie nicht mit Euch auf Eurem Kiſſen, ſo lauft Ihr dieſer Himmelstochter vergeblich nach. Der blinde Homer brauchte nicht das zertrümmerte Troja zu ſehn, um dieſes große Ungemach zu beſingen; Virgil, Milton und Dante bedurften ihrer leiblichen Augen nicht, um zu erblicken, was ihr Geiſt erſchaute; auf dem Boden ſeines Tintenfaſſes fand der göttliche Arioſt die üppigen Wälder, in denen Angelika und Medor ſo herrliche Tage zubrachten und ihre verſchlungenen Namen in die Rinde der Bäume ſchnitzten.

„Kurz es iſt ein Unſinn, überall hinzureiſen, um Alles ſelbſt zu ſehen. Wer Alles geſehn hat, hat Nichts geſehn, denn ſein Herz und ſein Verſtand wurden müde ihm zu folgen; der einzig Weiſe iſt der, der nie ſeine Höhle verlaſſen hat. Ich wollte, ich wäre eine Schnecke und hätte nie nöthig gehabt, den Kopf aus meinem Hauſe zu ſtecken. Der einzige Nutzen, den man vom Reiſen hat, iſt der, daß, wenn man viel gereiſt, man endlich Gott dankt, zu Hauſe zu bleiben.

„Dennoch“ — fügte er nach kurzem Nachdenken hinzu — „hat ein Mann, der nur noch ſein halbes Gehirn beſitzt, das Recht, eine Thorheit zu begehn; — ich werde Euch alſo, gegen meine eigene Anſicht, folgen. — Uebrigens heißt es ja im Sprichwort: Malum consilium est quod mutari non potest — das iſt ein ſchlechter Rath, der nicht geändert werden kann. — Und wäre ich auch ein neues Beiſpiel dafür, daß Beharrlichkeit die ſchwierigſte Tugend von allen iſt, — was macht es denn?



Angelika und Medor.

„Endlich aber" — fügte er noch im Aufſtehen hinzu — „um Alles zu ſagen, ſo wie es nur ſieben Weltwunder gab, ſo gab es auch nie mehr als ſieben Weltweiſe und ich werde nicht der achte ſein; der Name Weiſer ſcheint mir ſehr unüberlegt, und die Weltweisheit iſt mir höchſt widerwärtig, denn ſie hat mich in das Narrenhaus gebracht."

„„Vortrefflich"" — rief Walter — „„Alles, was Ihr da geſagt habt, war ſehr vernünftig, ſogar der Schluß, der ihm widerſpricht. Aber Ihr wißt ja, wie es im Fauſt heißt, und noch dazu in der Walpurgisnacht:

> Man glaubt zu ſchieben und man wird geſchoben.

Sagen wir alſo mit der Sibylle: — Ein Gott zwingt uns zu reiſen — und — machen wir uns auf den Weg!""

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Reiſeabenteuer und Reiſebetrachtungen.

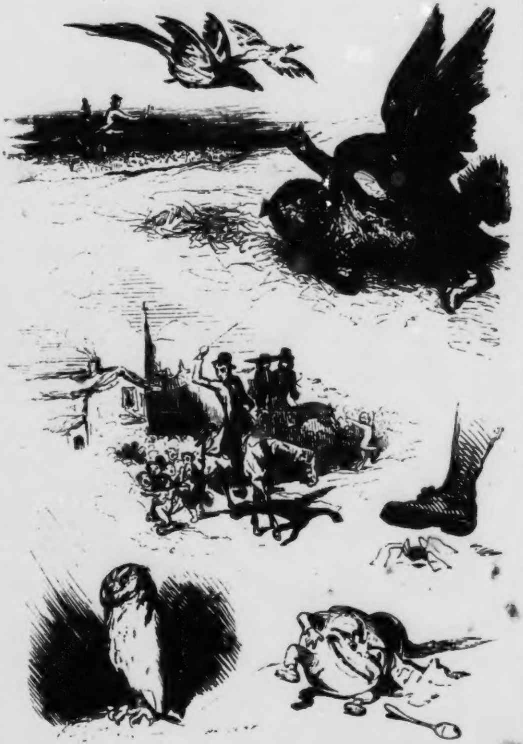
Unſerem neuen Reiſegefährten fehlte ein Pferd; ich nahm ihn zu mir auf das meinige, das nicht einmal etwas davon merkte; dem Halbgehirnten war es aber ſehr willkommen und er geſtand, daß er ein ſchlechter Reiter ſei. „Haltet mich nur feſt,“ ſagte ich zu ihm, und ſo ging es fort.

Europa beſchreibe ich nicht; die alte Demoiſelle iſt gar zu viel ſchon beſchrieben worden. Nach dem, was wir indeſſen gehört hatten, bedurfte es einigen Muthes, um die lange Reiſe zu vollenden. Auch ſtellten ſich uns von Anfang an und während der ganzen Tour ſo viele Vorzeichen und Vorbedeutungen in den Weg, daß noch Unerſchrockenere, als wir, wieder umgekehrt wären.

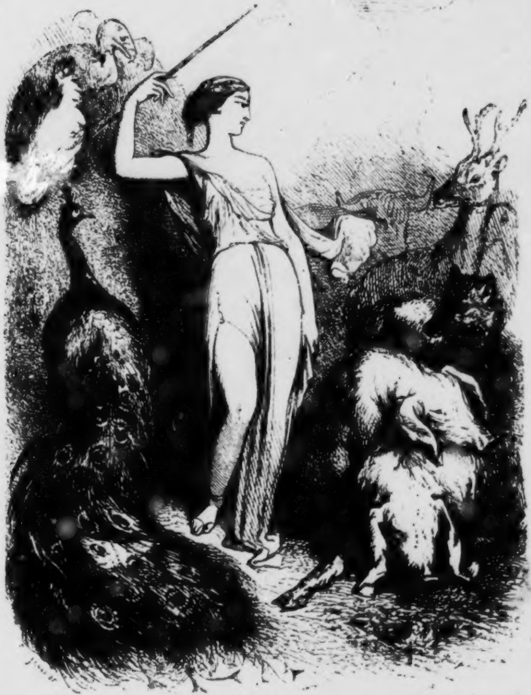
Mehr als ein Mal begegneten wir drei Elſtern, die gegen den Wind und von Mittag nach Mitternacht flogen!!!

Unſere Pferde gingen eines Morgens in einem Bohnenfelde mit uns ohne Weiteres durch!!!

Wir waren eines Tages Zeugen des Kampfes zwiſchen einem Raben und einem ſchwarzen Kater und hatten an demſelben Tage eine alte Eule gefunden, die auf einem Weidenſtamm ſaß und in die Sonne ſchaute!!!



Die Kinder ſchrieen und die Hunde heulten.



Circe, welche die Menſchen in Thiere verwandelte.

Der Blitz zerſchmetterte eine Pappel vor unſeren Augen und ich zertrat eines Abends eine Spinne!!!

Wie oft Walter das Salzfaß umwarf, kann ich gar nicht ſagen; aber ich habe genug geſagt, ſo daß es eigentlich überflüſſig iſt, hinzuzufügen, die Kinder ſchrieen und die Hunde heulten hinter uns her!!!

Wie glücklich waren ſonſt die Reiſenden, die auf allen Wegen fanden, was wir ſo gern gefunden hätten: Feen, Zauberer, Helden, Heldinnen, Rieſen und Dulcineen, phantaſtiſche Heere und geheimnißvolle Windmühlen, Könige, die Schäferinnen heiratheten, und Prinzeſſinnen, die in Hütten wohnten.

Immer neue und immer ſchönere Gegenden.

Wir aber, wir ſahen ſo viele Städte, Wälder, Bäche und Flüſſe, daß wir zuletzt glaubten, es gebe nur einen und immer denſelben Wald, Bach und Fluß, eine und immer dieſelbe Stadt; von Wundern aber ſahen wir gar keins.

Das einzige Wunder, das noch Statt findet, das aber, weil es ſo häufig vorkommt, Niemanden in Erſtaunen ſetzt und daher aufgehört hat, iſt das der Circe, welche die Menſchen in Thiere verwandelte. Dies Wunder iſt nämlich nicht mit der Circe begraben, ſondern jedes ſchönäugige bösherzige Weib hat es geerbt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Weitere Erfahrungen und Betrachtungen.

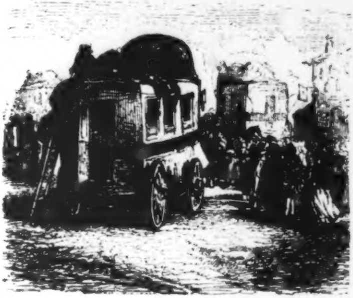
In den Ländern, wo man Niemanden kennt, hat der Reiſende, wie es im Evangelium heißt, Augen und ſieht nicht, Ohren und hört nicht, Hände und fühlt nicht.

Multa hospitia, paucas amicitias.

Nichts iſt wahrer auf Reiſen, als dies traurige Wort: Viele Nachtlager, wenig Freunde! — Reiſt man ſchnell durch, ſo hat man Nichts geſehn; bleibt man, ſo iſt's noch ſchlimmer, denn man läßt, wenn man gutmüthig iſt, überall etwas von ſeinem Herzen, ſeinem Mitleid zurück, und wird man gut aufgenommen, nimmt man unbefriedigte Sehnſucht mit ſich fort.

Iſt es nicht höchſt betrübt, durch dieſe Tauſende von Menſchen, von Brüdern hindurch zu eilen und die Arme immer geöffnet zu haben, ohne je einen Freund in ſie ſchließen zu können?

Uebrigens hatten wir das Glück, auch auf unſerem Wege zu finden, was Jeder eben ſo wohl da gefunden hätte, Leute zu Fuß und Leute zu Pferde, von Begierden gelockt und getrieben, wie ſie das Leben ſtets erzeugt. Hier leichte Extrapoſten, die dem Vergnügen nachjagten und die Langeweile fanden, dort ſchwere, langſame, unbequeme Omnibuſſe, Reiſehäuſer voll armer Teufel, welche ſämmtlich und immer auf die Frage: „Woher und wohin?“ hätten antworten können: „Aus dem Elend in das Elend; aus dem kalten Fieber in das hitzige!“



„Von allen Weſen, die die Chauſſeen abnutzen,“ ſagte der Halbgehirnte, „ſind die Pferde allein vernünftig und wiſſen, was ſie und warum ſie es thun. Denn fragte man ſie: „Warum lauft Ihr?“ ſo könnten ſie mit dem Stolz des Selbſtbewußtſeins antworten: „„Ich laufe, weil man mich peitſcht.““

Nein, der Menſch iſt nicht zum Reiſen geſchaffen, und den Beweis dafür liefern undurchdringliche Wüſten, die es, Gott ſei Dank, immer noch auf Erden gibt.

Was ſoll ich noch von unſeren Reiſen erzählen?

Wie alle Reiſenden hatten wir Hunger und Durſt, mußten abſteigen und aufſitzen, eſſen und trinken, uns abmühen und ausruhen. Wir reiſten nicht in Einem fort, ſondern machten regelmäßig des Mittags Halt, um zu eſſen, des Abends, um zu ſchlafen, und ſchätzten uns glücklich, wenn wir ein ſchlechtes Wirthshaus, ein ſchlechtes Eſſen und im Winkel eines ſchlechten Zimmers eines jener Betten fanden, in welchem man, nachdem es ſo viele Andere vor uns gethan, am liebſten ſchliefe, ohne es zu berühren.

Auf dem flachen Lande fanden wir, daß die Berge die Ebenen beherrſchen, daß die Steine hart ſind, daß das Waſſer näßt und daß man Geographie wohlfeiler lernen kann als auf Reiſen. In der Ferne ſcheint ein Berg ein kleiner Stein zu ſein, ein Wald ein Baum; in der Nähe, ganz dicht vor dem Auge, iſt ein kleiner Stein ein Fels, ein Baumblatt ein Wald und wer ein Kind ſieht, ſieht einen Mann.

So iſt es auch mit den Städten, und die größte von Weitem doch nur ein Ameiſenhaufen, den man zu zertreten fürchtete, wenn man ein Elephant und kein Menſch wäre. — Seltſam genug werden in den Städten alle die ſchönen Redensarten fabricirt, die das flache Land anſtaunt und bewundert, oder verdammt, ohne ſie zu verſtehn.

Wenn die Dächer dort nicht platt ſind, ſind ſie ſpitz, mitunter auch wol rund. Unter dieſen Dächern, die, wie auch die Architekten ſich abmühen, doch weiter nichts ſind als Dächer, wohnt nie etwas Beſſeres als Menſchen. — Und:

> Was iſt der Menſch — halb Thier, halb Engel,

wie es in dem alten Liede heißt; alſo verzweifelt wenig. —

Aber Ihr wollt nichts Allgemeines, Ihr wollt Beſonderes. — Ich erinnere mich deutlich nur eines in London zugebrachten Tages. — Ich will ihn Euch gehorſamſt ſchildern und das folgende Kapitel damit füllen; doch zweifle ich, daß die Schilderung Eueren Beifall haben werde.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein Tag in London.

In Paris erfaßte uns die Luſt, London zu ſehn.

„Geht hin,“ ſagte der Halbgehirnte, „ich folge Euch nicht; die Engländer wären mir ſchon recht, aber ich liebe England nicht, — wir treffen uns in Boulogne wieder.“

In Boulogne angekommen, glaubten wir ſchon in England zu ſein. Es gab dort nur engliſche Hotels und engliſche Bedienung; man ſprach nichts als Engliſch und trank nichts als Thee.

Am Tage unſerer Abreiſe — es war ein Sonnabend — gingen wir in den Geſellſchaftsſalon unſers Hotels, um daſelbſt zu frühſtücken, ehe wir uns einſchifften.

Während des Frühſtücks ſehnte ſich Walter nach Paris zurück. — „Für den Fremden,“ ſagte er, „gibt es nur eine Stadt, und dieſe Stadt iſt Paris. Das Leben hat dort etwas ſo Offenes, Sichtbares, Allgemeines, daß man überall, ſelbſt auf der Straße, glauben kann, zu Hauſe zu ſein. Auch findet man die Boulevards, die Paſſages, die elyſäiſchen Felder, die Wagenreihen, die Million Einwohner, die ewig durch einander wirbelt, die Menge auf den Trottoirs, die Läden in freier Luft, den Lärm der Straßen, die Journale, die glänzenden Boutiken, das Palais Royal, die Tuilerien, die Säule der Place Vendôme — nirgends wieder, ſelbſt nicht in London."

„Sie irren ſich," ſagte eine junge hübſche Engländerin, die ebenfalls ihr Frühſtück, und natürlich Thee einnahm, und mit uns an demſelben Tiſche ſaß — „Sie irren ſich. Paris könnte in London tanzen. Haben wir in London nicht Regent-Street und Oxford-Street, den Strand und Piccadilly, die italieniſche Oper, Drurylane und Coventgarden, St. James-Park und Regents-Park, und um Alles das zu beleben, ſtatt einer zwei Millionen Seelen? Wenn Sie ſich in London nicht verlieren wollen, ſo müſſen Sie da wohl Acht geben, denn Sie ſind in der Menge, was ein Waſſertropfen in der Themſe iſt. — Noch eine Taſſe Thee, meine Herren! und bei Ihrer Rückkehr werden Sie mir Ihre Meinung ſagen."

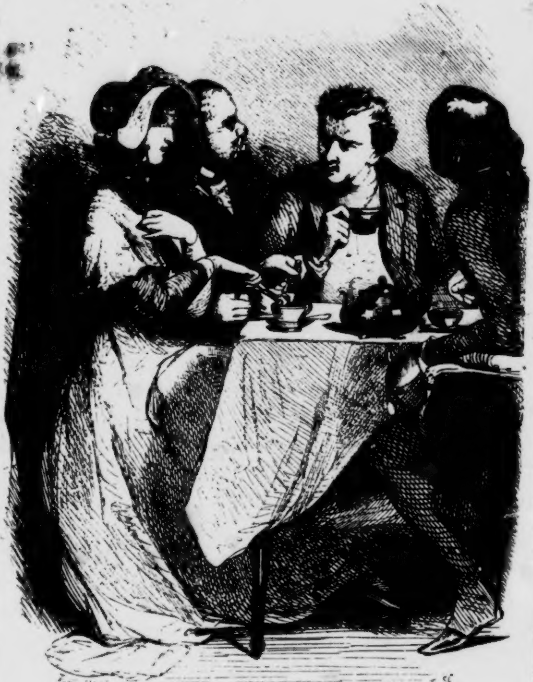
„Um Gottes willen," fliſterte ich Walter zu, „ich werde mich nie an dieſe Namen gewöhnen. Gottes Zorn muß gewaltig geweſen ſein an dem Tage, wo er die Sprachen verwirrte."

In dieſem Augenblicke wurde die Glocke des Dampfbootes geläutet, und wir nahmen Abſchied von der jungen Dame. „Glückliche Reiſe!" ſagte ſie zu uns und gab uns ohne Umſtände die Hand, was uns etwas überraſchte, aber, wie man uns ſpäter ſagte, ihres Landes Sitte iſt. Eine hübſche, gute Sitte, und da übrigens Gott Mann und Weib für einander geſchaffen hat, ſo iſt es das Wenigſte, was ſie thun können, wenn ſie ſich begegnen, daß ſie einander die Hand drücken.

Während der Ueberfahrt blieben wir ausgeſtreckt auf dem Rücken liegen, denn unſer Magen befand ſich herzlich ſchlecht. Man bot uns Thee an, um uns zu curiren.

Endlich ſagte man uns, wir ſeien in London. Wir ließen uns wie Packete in einen Wagen ſtecken, der uns nach einem Hotel brachte, und legten uns, dort angekommen, zu Bett.

Am andern Morgen waren wir friſch und munter. Wir verlangten ein Frühſtück. Man brachte uns Roaſtbeef, Sandwiches,



„Sie irren ſich" ſagte eine junge hübſche Engländerin.

Muffins und — Thee. Dies Mal war indeſſen noch etwas zu dem Thee.

Als ich mein Brod brach, bemerkte ich, daß man uns hartes Brod gegeben habe. Daher rief ich den Kellner und fragte ihn: „Haben Sie kein friſches Brod?“

Seine Antwort war eben ſo trocken, wie ſein Brod. Er ſagte kurzweg: „No, Sir!“ Nein, mein Herr!

Walter konnte das gar nicht begreifen. — „Das Brod iſt doch zuerſt weich,“ bemerkte er, — „warum wartet man denn, bis es hart geworden iſt, um es dem Fremden vorzuſetzen?“ — Dabei fiel ihm jedoch ein, daß er gekommen ſei, um die Sitten des Landes zu ſtudiren, und nicht, um ſie zu corrigiren, und ſchrieb daher in ſein Tagebuch: „In England gibt es nie friſches Brod!“

Nach dem Frühſtücke machten wir uns auf, um die Stadt zu beſehen. Als wir auf die Straße kamen, waren wir mutterſeelenallein; es ging, fuhr, ritt kein Menſch vorüber. Wir ſetzten unſern Weg fort, aus einer Straße in die andere; nirgends Jemand. Es war, als ob wir uns in einer Wüſte befänden. Walter, der ſich nur deſſen erinnerte, was ihm die junge Engländerin empfohlen, band mich mit dem Taſchentuche an ſeinen Arm.

„Laß Dich nur nicht todt treten im Gedränge,“ ſagte ich zu ihm.

Wir hatten uns mit einem Reiſehandbuche, einem Wegweiſer durch London, einem Katalog der Sehenswürdigkeiten und einem Plane der Stadt verſorgt, um uns in den Straßen nicht zu verirren.

Als wir nach dem Tower kamen, um ihn zu beſehen, fanden wir alle Thore und Pforten daſelbſt verſchloſſen. Wir begaben uns daher nach den berühmten Docks, wo Schiffe aus allen Meeren liegen, aber die Docks waren zugeſperrt, wie der Tower.

„Wahrſcheinlich,“ ſagte ich zu Walter, „bekommen Ausländer dieſe Merkwürdigkeiten nicht ohne beſondere Empfehlungsbriefe zu ſehen.“ — Wir hatten nun aber einen ſolchen Brief an einen vornehmen Engländer, und es gelang uns endlich nach vielen Mühſeligkeiten, mit Hülfe unſeres Plans ſeine Wohnung zu finden. Vor ſeiner Thür angekommen, ſahen wir, als wir in die Höhe blickten, die Köpfchen von drei oder vier jungen Damen hinter einem Fenſtervorhange. Sie laſen in einem Buche, das einer Bibel ähnlich ſah.

„Das verſpricht uns eine angenehme Unterhaltung,“ ſagte ich zu Walter. Ich hob den Klopfer an der Thür und that aus Discretion nur einen einzigen Schlag. Man ließ uns eine Viertelſtunde warten. Das war eben nicht ſehr höflich. Endlich wurde geöffnet.

„Sir Howdeda?“ ſagte ich zu dem gepuderten Lakaien, der uns mit ſeiner langen Figur den Weg verſperrte.

„Nicht zu Hauſe,“ erwiederte er, — „Niemand zu Hauſe!“

Das war noch unhöflicher, denn es war erlogen.

Zufolge der Notizen, die wir unſerer kleinen Engländerin verdankten, begaben wir uns nun nach den Parks, um die Equipagen vorüberfahren zu ſehen. Ja, Bäume ſahen wir genug, aber Equipagen gar nicht. Bäume ſind immer hübſch anzuſehen, alſo ſahen wir die Bäume an. Dann gingen wir nach den Straßen zurück, in der Hoffnung, man würde nun die Läden öffnen, aber die Läden wurden nicht geöffnet, und Walter ſchrieb in ſein Tagebuch: „In England gibt es Monumente, man bekommt ſie aber nicht zu ſehen; Läden, ſie bleiben aber geſchloſſen.“

„Träumen wir denn?“ fragte er mich. — „So lange pflegen Träume doch nicht zu währen!“ ſetzte er ungeduldig hinzu.

„Bah,“ ſagte ich, „man hat ſchon ſchlimmer geträumt; Träume unterliegen keiner Regel. Dante erzählt, er ſei erſt im drei und dreißigſten Jahre aufgewacht, in mezzo del cammin di nostra vita, mitten auf dem Wege des Lebens, bis dahin ſei Alles für ihn nur ein Traum geweſen. Voltaire behauptet, den zweiten Geſang der Henriade geträumt zu haben.

Unterdeſſen wurde es Abend, und da wir nicht wußten, was wir beginnen ſollten, ſo richteten wir unſere Schritte nach dem Drurylane-Theater. — „Wir wollen in das Parterre gehen, um die Sitten des Volks beſſer beobachten zu können," ſagte Walter. — Nun warteten wir am Eingange, bis die Caſſe geöffnet würde. Nach zwei Stunden waren wir noch die Einzigen, die darauf warteten. Niemand kam. Ich ſtieg auf einen Prallſtein, um zu ſehen, ob ich nichts entdeckte.

„Schweſter Aennchen! ſiehſt Du nichts?" fragte Walter.

„Nichts!" ſagte ich.

Da es nun keinen Anſchein hatte, als ob je geöffnet würde, ſo ſchrieb Walter in ſein Tagebuch: „In London ſind Theater, aber es wird nicht darin geſpielt."

Nun tappten wir mit Hülfe unſeres Wegweiſers nach dem Hotel zurück. Ich forderte ein Journal, man brachte mir das vom vorigen Tage. Es gab kein anderes.

„Schreib in Dein Tagebuch," ſagte ich zu dem Freunde, „in England kommen die Journale nur am vorigen Tage heraus."

Wir hatten nichts geſehen; auch waren wir ſehr müde.

„Laß uns nach Boulogne zurückkehren," ſagte Walter; „wir wollen unſerer kleinen Engländerin ſchöne Dinge von London erzählen, auch finden wir dort unſern Halbgehirnten wieder, der ſehr wohl wußte, warum er nicht mit uns reiſen wollte."

Das Dampfboot fuhr am andern Morgen früh um fünf Uhr ab; wir packten unſeren Koffer wieder, tranken Thee und legten uns zu Bett.

Am andern Morgen tranken wir Thee und ſchifften uns ein.

Wir landeten in Boulogne und tranken wieder Thee. Unſere hübſche kleine Engländerin von vorgeſtern war auch da und trank Thee, wie wir.

„Nun," ſagte ſie triumphirend, „wie gefällt Ihnen London?"

Walter theilte ihr ſein Tagebuch mit. Da antwortete ſie: „Was iſt heute für ein Tag?“

Walter wußte es nicht. – „Heute iſt Montag,“ ſagte der aufwartende Kellner.

„Montag!“ rief ſie, – „Montag!!!“ Dann fing ſie ſo herzlich anzu lachen, daß wir mit einſtimmen mußten, obgleich wir deutlich ſahen, daß es auf unſere Koſten geſchah.

„Worüber lachen wir?“ fragte Walter.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte ich.

„Worüber lachen wir denn?“ fragte er nun die junge Engländerin.

Sie lachte noch immer. Endlich aber ſagte ſie zu uns: „Sie ſind an einem Sonntage in London geweſen. An einem Sonntage aber feiert in London, wie in ganz England, Alles. Sie haben kein friſches Brod bekommen, weil in der Nacht zum Sonntag nicht gebacken wird; Sie fanden Niemanden auf der Straße, weil man Sonntags, ausgenommen um die Kirchenzeit, zu Hauſe bleibt und in der Bibel lieſt. Sonntags ſind die Läden geſchloſſen und der Zutritt zu den öffentlichen Gebäuden wird nicht geſtattet. Sonntags gibt es nur Sonnabendszeitungen.“

„Aber,“ fragte Walter, „brauchen denn die Thüren, an die man klopft, eine Viertelſtunde, um geöffnet zu werden, und wenn ſie geöffnet ſind, läßt man den Fremden nur des Sonntags draußen und ſchlägt ſie ihm wieder vor der Naſe zu?“

„Wie haben Sie denn an die Thüre geklopft?“ erwiederte ſie.

„Nun,“ entgegnete Walter, „wir haben geklopft, wie man eben zu klopfen pflegt, einen Schlag, gerade ſo viel, als man brauchte, um gehört zu werden, und das wollten wir auch.“

„Einen Schlag, mein Herr,“ ſagte die junge Miß, „einen einzigen nur! Da hat man Sie für Bediente gehalten. In England thun nur die Lakaien einen einzigen Schlag an die Thür, ein anſtändiger Gentleman thut deren aber ſieben oder acht, und die Zahl der Schläge ſteht im genauen Verhältniſſe zu dem Range und der Reſpectability Derjenigen, die Viſite machen. In den Werkeltagen müſſen Sie London ſehen, Sie haben es nicht geſehen, kehren Sie nur nach London zurück."

„Nein," ſagte Walter, „wenn ich nach London zurückkehrte, ſo würde ich doch nur ein Kapitel zur Anatomie der Melancholie des Doctor Burton, Ihres Landsmannes, hinzufügen."

Darauf nahm er ſein Tagebuch und ſchrieb hinein: „Alles, was ich von London geſagt habe, iſt wahr — einmal wöchentlich, Sonntags" —

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Fernere Reiſe-Erfahrungen.

Während unſerer weiteren Reiſe zogen die Tage ohne Abenteuer an uns vorüber.

Wenn Du, lieber Leſer, klüger als wir, jedesmal, wo Dich die Reiſeluſt anwandelte, Dich mit dem Spruche des Weltweiſen tröſteteſt: „Es iſt beſſer, es zu glauben, als nicht zu glauben, ohne es zu ſehen," ſo biſt Du eben ſo weit gekommen, als wir auf unſerem Zuge durch die Welt, denn die ganze Ausbeute und Frucht unſerer Wanderungen war auch nur Folgendes.

Auf der ganzen Oberfläche der Kugel, die die Erde heißt, gibt es ſieben hundert acht und dreißig Millionen Einwohner, Menſchen genannt, ob aber eben ſo viel Seelen, ſteht noch in Zweifel. Die Erde wird in fünf Welttheile getheilt, weil die Menſchen ſo lächerlich ſind, die Erde für die Welt zu halten, und von den andern vier Welttheilen unterſcheidet ſich Europa dadurch, daß es der kleinſte iſt. Europa bietet aber Folgendes dar:

In Dänemark — eigentlich nichts, aber in Island, das dazu gehört: Vulkane, Eiderdaunen und heiße Quellen.

In Norwegen und Schweden: Gebirge, Fichten und Tannen und in Norwegen allein keinen Adel.

In Rußland: Häuſer von Backſteinen und Paläſte von Gyps Pelzwerk, Juchten und die Knute.

In Holland: Sümpfe, Landſeen, Windmühlen, Tulpen, Heringe, Tabaksſpinnereien, Thonpfeifen, Papier, Gemälde und Häuſer, die ſo oft von den Einwohnern gereinigt und geſcheuert werden, daß man glaubt, ſie ſeien eigentlich nur deswegen aufgebaut.

In Belgien: Ebenen, Spitzen, Steinkohlen, Buchdrucker, Buchhändler und kaum ein einziges dort geſchriebenes Buch.

In Deutſchland: 39 Staaten verſchiedener Größe, die ſich für unabhängig von einander halten, Schinken, Glaswaaren und überall in den kleinen Städten mehr Gelehrte als nöthig und mehr Philoſophen als Denker.

(Dieſe Bemerkung rührt von dem Halbhirnigen her, ſie kam uns etwas leichtfertig vor, da er aber in ſeiner Eigenſchaft als Philoſoph behauptete, Deutſchland ſehr genau zu kennen, ſo mußten wir ſie gelten laſſen, wollten wir es nicht ganz mit ihm verderben.)

In Polen: ſtrenge Winter, Haiden, große Wälder und traurige Erinnerungen.

In Ungarn: Edelleute, Edelſteine, Schafe, Schweine, Haiducken und Blutegel.

In der Schweiz: Abgründe und Gletſcher, auf deren Spitze man oft grüne Bänke, grüne Tiſche, fertigen Kaffee, Engländer und herrliche Ausſichten findet.

In Irland: O'Connell, Repealers, Kartoffeln und ſeit der neueſten Zeit Mäßigkeitsvereine.

In Schottland: die etwas dicht gewordenen Nebel Fingals und Oſſians.

In Spanien: Oliven, Mandeln, Orangen, Citronen, Schafe, Maulthiere, Stiere, Verliebte, Guitarren, heiße Winde und Bürgerkrieg.

In der Türkei: Bienen, türkiſchen Tabak, Pfeifenröhre, Bernſteinſpitzen, ſchöne Waffen, die Peſt, Roßſchweife, Feuersbrünſte, Paſchas, Griechen, Juden, Armenier, Corinthen und herrenloſe Hunde.

Lauter Dinge, wie man ſieht, die uns jeder gute Abriß der Erdkunde eben ſo vortrefflich hätte lehren können, als unſere eigene Anſchauung es gethan.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein italieniſcher Räuber.

Das Land, welches wir allen übrigen vorzogen, war und blieb Italien, das trotz ſeinen Bewohnern und Herrn Nicolai immer ein göttliches iſt.

Wir ſahen daſelbſt Zollbeamte, Polizei-Commiſſarien, Büffel mit tückiſchen Blicken, Reiß, Mais, Marmorblöcke, Säulen von allen Farben, wüſt liegendes Land, Strohhüte, Fabriken von Antiquitäten, Maler und Reiſende aus allen Himmelsſtrichen, Abates und Monſignors, Virgils Grab, das Capitol, antike Theater, kurz, überall die Spuren einer großartigen Vergangenheit — und einen Räuber, den eine ſtarke Schaar Sbirren nach der benachbarten Stadt führte.

Es war ein ſchöner Mann von brauner Geſichtsfarbe und mit ſchwarzem lockigen Barte. Er hatte zu gleicher Zeit den feſten und ſanften Blick, welchen der arme Leopold Robert ſeinen Schnittern und Fiſchern zu verleihen pflegte. Da er nun noch obendrein in Ketten einherging, ſo konnte man nicht leicht einen ſchönern Räuber ſehen, und wir betrachteten ihn daher mit großem Intereſſe. Als wir ſtill ſtanden und ſeine Begleiter über ihn befragten, erfuhren wir zu unſerm größten Bedauern, daß dieſer ſtattliche Bandit unfehlbar würde gehängt werden, weil er ein Dutzend Mordthaten und entſetzlich viel Diebſtähle auf der Seele habe. Er hieß Carlo Ferri und war der Hauptmann einer ſehr gefürchteten Bande.

„Aber wer zum Teufel hieß Ihn Räuber werden?“ ſagte der Halbhirnige verdrießlich zu ihm; „das iſt ein mühſeliges Handwerk.“

„Ich verlor meine Aeltern frühzeitig,“ erwiederte er uns, „ſollte Geiſtlicher werden und hatte keine Luſt dazu, lief alſo aus der Schule und in die weite Welt. Da ich nun aber nichts zu eſſen hatte und mich ſchämte zu betteln, ſo wurde ich Dieb; Bettler ſind Leute, die nicht zu ſtehlen wagen. Nachdem ich geſtohlen hatte, um nicht zu betteln, mordete ich, um zu ſtehlen. Das hat mich ſo weit gebracht; that ich Unrecht,“ ſagte er, ein Kreuz ſchlagend, „ſo werde ich beichten und der Hölle entgehen, obgleich leider nicht dem Strick. Dies beweiſt,“ ſetzte er hinzu, indem er einen höchſt melancholiſchen Blick auf uns warf, „daß es weit gefährlicher iſt, ein Dieb, als ein ehrlicher Mann zu ſein, und daher gibt es auch wahrſcheinlich ſo viele ehrliche Leute und ſo wenig Diebe.“

„Signor Carlo,“ ſagte ihm Walter, „Ihre Philoſophie iſt gefährlicher, als Ihre Flinte. Sie werden nicht den Strick ſtehlen, der Ihnen beſtimmt iſt.“

„Das wird alſo das Einzige ſein, das ich nicht gezwungen würde zu ſtehlen.“

„Gleichviel,“ bemerkte der Halbhirnige, „der ſchönſte Sohn Italiens hätte ſich nicht einem ſo ſchimpflichen Tode ausſetzen ſollen.“

„Ich bin kein Italiener,“ verſetzte der Räuber, und drehte uns verächtlich den Rücken.

Einer der päpſtlichen Soldaten, der zu der Eſcorte gehörte, erzählte uns nun, zu unſerem größten Erſtaunen, daß Carlo Ferri das Licht der Welt zu Wäſchenbeuern im Jartkreiſe des Königreichs Würtemberg erblickt habe und eigentlich Johann Friedrich Säbelmeier heiße. Dieſen Namen aber habe er ſeinen Kameraden zu Gefallen mit dem italieniſchen Carlo Ferri vertauſcht. Daraus folgt, daß der ſchönſte Italiener, den wir in Italien ſahen, kein Italiener, ſondern ein Schwabe war.

„Wohin man auch geht,“ ſagte der Halbbirnige, „und wäre es in den Mond, der, wie neuere Forſchungen bewieſen haben, anſtatt ein Geſtirn des reinſten Lichtes zu ſein, nichts als ein trüber, glanzloſer Ball, gleich unſerer Erde, iſt — jeder Schritt deckt doch eine Lüge auf.“

Dreissigstes Kapitel.

Sitten und Politik.

Was nun die Sitten der verſchiedenen Völker betrifft, die wir beſuchten, ſo ſind ſie überall dieſelben: überall reißt man ein und baut wieder auf, und aus Mißbräuchen entſtehen Mißbräuche, weil es weit leichter iſt, ein Uebel zu erdulden, als es zu bekennen. Ferner wird überall dem, der hat, gegeben, und dies iſt ganz natürlich, denn zu einer Zeit, wo der Reichthum das Recht gibt, zu Nichts tauglich zu ſein, wo man geehrt und gehoben wird, nicht weil man der Beſte, ſondern weil man der Wohlhabendſte iſt, da wird die Armuth zum Laſter.

Daher iſt auch das Geld der einzige Gott in der Welt, der alle anderen Götter aus derſelben verjagt hat, ſogar die Liebe. Macht die Liebe Wehen, ſo macht das Geld Ehen, und die jüngſten Herzen verſtehen zu rechnen.

Was die Politik betrifft, ſo ſind die Bezeichnungen verſchieden, aber die Reſultate dieſelben. Die conſtitutionellen Regierungen unterſcheiden ſich dadurch von den abſoluten, daß ſie, anſtatt ohne Umſtände und wie es ihnen gefällt zu handeln, die Repräſentanten des Landes berufen und dieſe um Rath fragen, dann aber doch thun, was ſie wollen.

Uebrigens hat ein weiſer Mann, Montesquieu nämlich, ſchon vor langen Zeiten folgende Definition von einem conſtitutionellen Könige gegeben: „Ein Fürſt, der auf einem unerſchütterlichen Throne niemals bequem ſitzt,“ und dieſe Definition hat ſich fortwährend als richtig beſtätigt.

Einunddreissigstes Kapitel.

Meeresfahrt.

Wir befanden uns am Ufer des Meeres, ein ſtattliches Schiff zeigte ſich unſerem Blick. Von demſelben löſte ſich ein leichter Nachen ab und gleitete auf uns zu, von einem einzigen Ruderer gelenkt. Dieſer winkte uns.

„Laß uns hin," ſagte ich zu Walter.

Plötzlich kam ein junges ſchönes Weib, das ein Felſen unſerem Blicke verborgen hatte, uns entgegen. Es war in Trauer gekleidet.

„Wenn Du eine Gattin, wenn Du ein Kind haſt," ſagte ſie zu mir, auf ihr ſchwarzes Gewand deutend, „wenn Du nicht allein auf der Welt biſt, wenn Du liebſt, das heißt, wenn Du anderswo liebſt, als in Dir ſelbſt, wenn es einen Ort auf der Erde gibt, wo man Dich erwartet, ſo wage Dich nicht auf die See."

„Ich werde mich nicht einſchiffen," ſagte ich zu Walter.

In dieſem Augenblicke drangen harmoniſche Geſänge von dem ſchönen Schiffe wie eine himmliſche Muſik in ſüßen und ſchmeichelnden Klängen zu uns. Die Morgenröthe ſtieg aus dem Schooße der Wellen, vor ihrem ſtrahlenden Geſtirn verſchwanden die Nebel der Nacht, unbegrenzt öffnete ſich der Himmel unſern Blicken. Der Nachen lag zu unſern Füßen, von der friedlichen Woge getragen.

Wer den Abgrund beſchaut, gehört ihm an. Schon hatten wir das feſte Land verlaſſen und ein ruhiges Lüftchen trieb unſern Kahn dem ſchönen Fahrzeuge zu.

Auf dem Hintertheile deſſelben ſah man mit ausgezeichneter Kunſt die Geſchichte aller berühmten Seefahrer, welche es zu den Entdeckungen, die die Welt erweitert haben, getragen, und die bedeutendſten Ereigniſſe dieſer Entdeckungen in halb erhabener Arbeit dargeſtellt. Die Segel waren von einem ſo feinen und doch ſo feſten Gewebe, ſo durchſichtig und ſo undurchdringlich, daß ſie ſich mit dem Winde vermiſchten, deſſen Farbe ſie hatten, ohne den leiſeſten Hauch deſſelben zu verlieren.

Grün und goldene Wimpel, welche die Hand einer Fee allein geſtickt haben konnte, flatterten über jedem ſeiner Maſte, welche, ſo groß ſie auch waren, aus der Werkſtatt eines Juweliers gekommen zu ſein ſchienen, ſo koſtbar waren ſie verziert und eingelegt. In dem Tauwerke, das durchgängig aus Fäden von Seide, Gold und Silber gewirkt war, flatterten mit ausgebreiteten Flügeln kleine Engel, die eben ſo anmuthig wie genau den Dienſt der Matroſen verſahen.

Die Paſſagiere hatten ſämmtlich das ſtolze und edle Anſehen, welches Denen eigenthümlich iſt, die ein großes Geſchick erwartet, und die übrigen Matroſen glichen ſämmtlich verkleideten Prinzen.

Auf dem Verdecke ſtand, in ein tauſendfarbiges Gewand gekleidet, einen Arm nach uns ausgeſtreckt, als ob wir erwartete Gäſte ſeien, mit fliegenden Haaren, von ſeinen eben ſo anmuthigen Gefährten umgeben, ein Weib, was ſage ich, eine Göttin mit himmliſchem Lächeln. Friſche Blumen kränzten ihr Haupt, auf ihrer Stirn glänzte ein Stern und an ihrer Bruſt ſchlummerte ein Kind, ſchön wie die Liebe, wenn es nicht die Liebe ſelbſt war.

„Ich bin die Hoffnung,“ ſagte ſie, „ſeid willkommen.“

„Die Hoffnung!“ rief Walter beſtürzt, einen mißtrauiſchen Blick auf ſie werfend.

„Die Hoffnung,“ bemerkte der Halbhirnige, „das heißt die Schweſter des Schlafes, der ſie unterbricht, und des Todes, der ſie endigt.“

Kaum hatten wir den Fuß auf das Zauberſchiff geſetzt, als ein günſtiger Wind deſſen Segel ſchwellte und wir nach unbekannten Regionen getragen wurden.

Alſo ſangen die luſtigen Matroſen:

„Hoffnung iſt es, die die immer traurige Gegenwart durch die glänzenden Träume der Zukunft verſchönt.“

„Der Augenblick iſt nichts.“

„Geſtern war etwas, heute iſt nur der Tag vor Morgen, aber Morgen wird es ſo ſchön ſein.“

„Zwiſchen der bezauberten Vergangenheit und der bezaubernden Zukunft, was kann die Gegenwart weiter thun, die nur ein armer Sterblicher iſt, als daß ſie uns von der einen zu der andern führt, ſelber von der Hoffnung geleitet!“

Darauf nahm eine der Jungfrauen eine Harfe und ſang nun auch zu derſelben:

„Wer Alles verloren hat, hat Nichts verloren, wenn ich ihm bleibe, denn ich bin es, die man die unbezwingliche Hoffnung genannt hat, die Nichts niederſchlägt und welche Alles überlebt.“

„Durch mich erträgt man das Leben.“

„Durch mich ſucht man den Tod, denn die Zeit ſelbſt gehört mir und ich bin, was Jedem fehlt.“

„Meine Schweſter iſt die Täuſchung, die mit göttlichen Geſängen alle menſchlichen Leiden in Schlummer lullt, aber mein Feind iſt die Wahrheit, welche mit ihrer rauhen Stimme ſie wieder aufweckt.“

„Die Wahrheit iſt der Feind der Menſchen.“

„Wenn der Landmann, müde die immer undankbare Erde zu lockern, erſchöpft ſeinen Pflug fahren läßt, ſo zeige ich ihm die reife Ernte und er vollendet nun die unterbrochene Furche.“

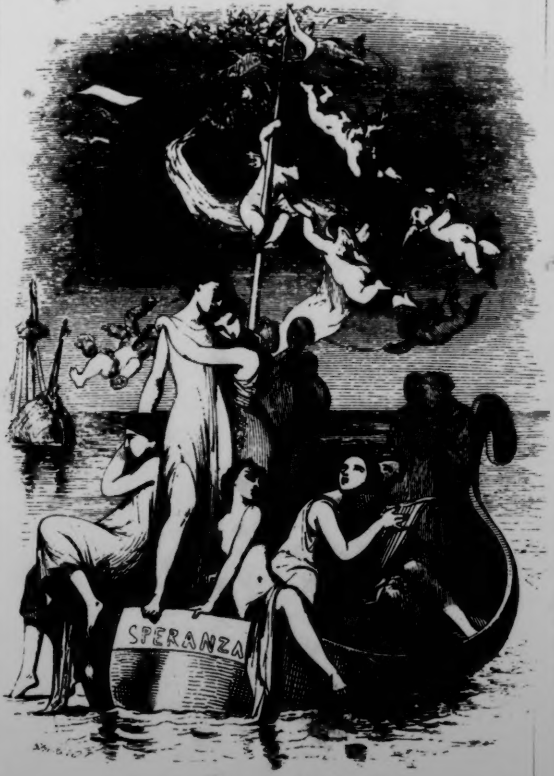
„Da kommt ein Gewitterſturm und zerſtört Alles, aber er hat doch gehofft.“

„Wenn ein Grab geſchloſſen wird und von dem ſchweren Stein nun alles bedeckt ſcheint, was Du geliebt haſt, alle Deine Freuden, ſo bin ich's, die dieſen Stein wieder aufhebt und ſie unter demſelben wieder hervorſchlüpfen läßt, die Dir auf jeden Fall Tröſtung bringt — meine Schweſter, die Vergeſſenheit.“

„Die Vergeſſenheit, die Dich ohne Reue untreu macht.“

Das Schiff durchſchnitt noch immer die geduldige Fluth, aber die Jungfrau ſang nicht mehr und die Matroſen horchten nicht mehr auf ihr Lied. Die Sonne hatte ſich der Welt bemächtigt, kaum zeigte ſich ein leichtes Wölkchen am Himmel, wie ein leichter Flecken auf der hellen Bläue. Die Hand auf das Steuer gelegt, beobachtete der Lootſe den weiten Raum, und ſchien ihn zu befragen, bald darauf gab er ein Zeichen und die Barken wurden in das Meer gelaſſen. Die Hoffnung ſtieg mit ihrem reizenden Gefolge in eine derſelben, ſie warf uns bei dem Abſchiede ein freundliches Lebewohl und ihr ſüßeſtes Lächeln zu, dann entfernte ſie ſich und dieſe Trennung war ſo raſch, daß wir nicht einmal daran dachten, ſie zurück zu halten. Lange folgten wir mit den Blicken den Segeln, welche ſie dem neuen Ufer zutrieben, aber ſie ſollte nicht wiederkehren und der Blick, den ſie uns bei dem Abſchiede zugeworfen, war ihr letzter geweſen.

Als die Barke ganz verſchwunden war und wir wieder unſere Umgebungen betrachteten, hatte ſich alles um uns her verändert. Wie die Hoffnung ſchien auch ſelbſt die Sonne uns verlaſſen zu haben, Wolken häuften ſich über uns, und unſer Schiff glich allen übrigen Schiffen.



Lange folgten wir mit den Blicken den Segeln.

Zweiunddreiſsigſtes Kapitel.

Sturm.

„Ich weiß nicht, was Ihr ſchwatzt,“ ſagte der Halbhirnige, „aber dieſe Matroſen ſind immer arme Matroſen geweſen und dieſe Paſſagiere gute Leute, welche jetzt ihre Reiſeluſt verwünſchen. Das Verdeck war auch immer ſo, wie Ihr es jetzt ſeht, nämlich zerbrechlich, die Sonne war allerdings aufgegangen, das geb' ich Euch zu, aber der Sturm hat ſie verhüllt, und wenn Ihr Euch den Lootſen genau anſeht, ſo werdet Ihr aus den Runzeln ſeiner Stirn leſen, daß wir verloren ſind.“

Wir waren es auch wirklich.

Die entfeſſelten Winde brauſten durch unſer Tauwerk und peitſchten die Segel mit Wuth. Bald ſchien unſer Schiff in den Abgrund geriſſen zu werden, bald wurde es wieder von den empörten Wellen thurmhoch geſchleudert. Die Furcht mit den bleiernen Füßen hatte Jeden in eine Bildſäule verwandelt. Niemand auf dem ganzen Schiffe rührte ein Glied, und der Tod war uns ſo nahe, daß Keiner auch nur ein Wort äußerte, ſelbſt alle Klagen verſtummten.

Das Krachen des Schiffes, durch deſſen geborſtene Planken von allen Seiten das Waſſer eindrang, vermiſchte ſich nur mit dem Getöſe des Abgrundes.

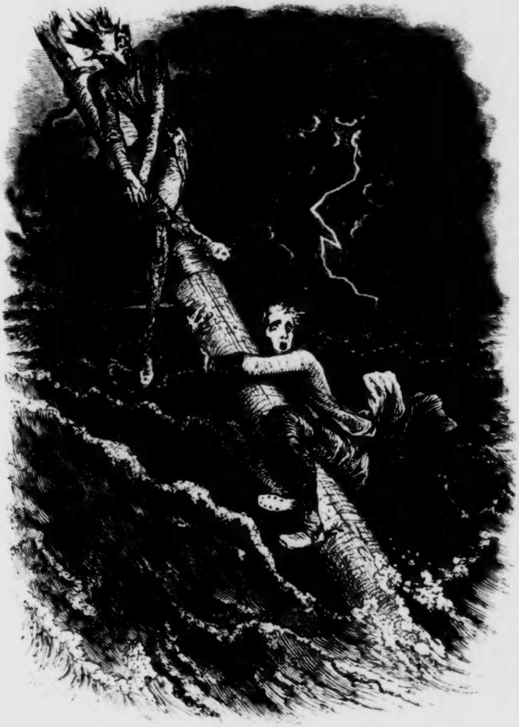
Man ließ uns unſer Gepäck in das Meer werfen. „Werft," ſagte der Halbhirnige, „werft auch die Laute der Seraphim und die goldenen Anker hinein; vergeßt weder die Wimpel noch die Kränze, und wenn Ihr alles hineingeworfen habt, ſo packt Eure letzten Hoffnungen ebenfalls ein und geſellt ſie zu den übrigen."

„Freut Euch doch, — ſagte er ferner — wie Ihr da ſeid; Ihr ſterbt fern von Allem, was Ihr liebt, Eure Freunde würden Euch eine Stunde früher und ſchlechter ſterben machen."

Und armen Teufeln, welche verzweifeln wollten, rief er zu: „Der Sturm iſt ein Straßenräuber, der ſein Handwerk vortrefflich verſteht. Nicht Jeder kann glücklich in den Hafen einlaufen; was ſollte aus der Erde werden, wenn der Tod nicht mitunter die Wieſe abmähete, auf welcher das Leben unaufhörlich ſeinen Samen ausſtreut! Es iſt eine Ueberraſchung, die das Schickſal uns bereitet; wollt Ihr lieber an der Peſt oder vor Hunger ſterben? Betet, das Waſſer wäſcht nicht alle Flecken ab." Darauf kniete er ſelbſt mit den Worten hin: „Das Unglück wendet Gott mehr Menſchen zu, als das Glück, und man ſagt, daß wir wacker ſind."

Wir gedachten einen Augenblick, das Schiff zu verlaſſen, aber der Halbhirnige weigerte ſich. „Ich ſterbe hier eben ſo wohl wie anderswo," ſagte er; „warum ſoll man ſich denn ſo entſetzlich viel Mühe geben, um zu leben!" Plötzlich ließ ſich ein furchtbares Krachen hören. Walter, den ſeine Kaltblütigkeit keinen Augenblick verlaſſen hatte und der das Schiff gerettet haben würde, wenn es möglich geweſen wäre, faßte mich bei der Hand; ich fühlte undeutlich, daß der Boden unter meinen Füßen wich, und verlor die Beſinnung.

Als ich die Augen wieder aufſchlug, trieben Walter und ich allein im Sturme auf dem wüthenden Meere herum. Von unſerem Schiffe war nichts übrig geblieben, als der Maſt, an den ich mich wahrſcheinlich durch Walters Vermittelung klammerte. „Meiner Treu'," ſagte Wal-



Ein Donnerſchlag antwortete ihm

ter, „dieſer Sturm muß ſich, vom Lande aus geſehen, ſehr ſchön ausnehmen.“

Ein Donnerſchlag antwortete ihm.

„Marie!“ rief ich.

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Wunderbare Rettung.

In demſelben Augenblicke und trotz dem rollenden Donner und dem ziſchenden Blitze ſchien es mir, als ob ich ſehr deutlich hörte, daß ein beſcheidener Beſucher an meine Thür klopfe.

Dieſes unmögliche Geräuſch, welches ſich in einem ſolchen Augenblicke hören ließ, erfüllte mich mit einem ſolchen Schrecken, daß ich Alles vergaß, den Sturm, den Abgrund, die himmelan ſich wälzenden Wogen und ſogar den Tod, deſſen kalte Hand ich eben vorher glaubte gefühlt zu haben, um von Neuem darauf zu horchen.

Meine geiſtige Anſpannung war ſo groß und ich iſolirte mich ſo gut von jedem anderen Leben, daß ich gewiſſermaßen eine neue Stätte um mich her ſchuf, in der ich die Schläge meines eignen Herzens deutlich hören und zählen konnte.

Da vernahm ich zum zweiten Male mit unbeſchreiblicher Angſt das Geräuſch, das es macht, wenn Jemand an die Thür klopft. Das Klopfen erinnerte mich obendrein an Walters plötzlichen Eintritt, als er mich meinen ſchönen Träumen und den glücklichen Tagen entriſſen hatte.

Es war unbedingt eine Thür, an die man geklopft hatte, ja noch mehr, es war meine eigne Thür, an die man klopfte. Mein Ohr täuſchte mich nicht.

Aber dieſes Geräuſch in einem ſolchen entſcheidenden Augenblicke, das einem Manne, dem weiter nichts übrig blieb, als zu ſterben, einen Beſuch anzukündigen ſchien, dieſes Geräuſch, das ich vernahm und das doch nicht exiſtirte und nicht vernommen werden konnte, woher kam es und wo war ich? Mein Verſtand verwirrte ſich und mein Schrecken war ſo groß, daß ich den Maſt verließ, der mich noch vom Abgrunde trennte. Meine erſtarrten Hände fanden nur noch die Kraft, ſich zu falten. „Gott und Marie!“ dann ging mir der Athem aus, ich ſank in eine grundloſe Tiefe, mir klopfte das Blut in den Adern, Berge von Waſſer bedrückten meine Bruſt, meine erſchreckten Augen ſahen rieſenhafte Ungeheuer, ſeltſame Schöpfungen, ſchwimmende Wälder, neue Welten. Bald riſſen mich heiße Ströme fort, bald hemmten mich Klippen von Eis. Ich war im Begriff zu ſterben, was weiß ich? vielleicht war ich ſchon geſtorben.

In dieſem Augenblicke, bei dem letzten Athemzuge meines irdiſchen oder gar dem erſten meines jenſeitigen Lebens hörte ich zum dritten Male das Klopfen an die Thür und zwar ſo deutlich, ſo beſtimmt, ſo die hartnäckige, obwol ſchüchterne Ungeduld, eine Antwort zu erhalten, ausdrückend, daß ich, ohne recht zu wiſſen, was ich that, und ohne mir Rechenſchaft davon zu geben, mit furchtbarer Anſtrengung rief:

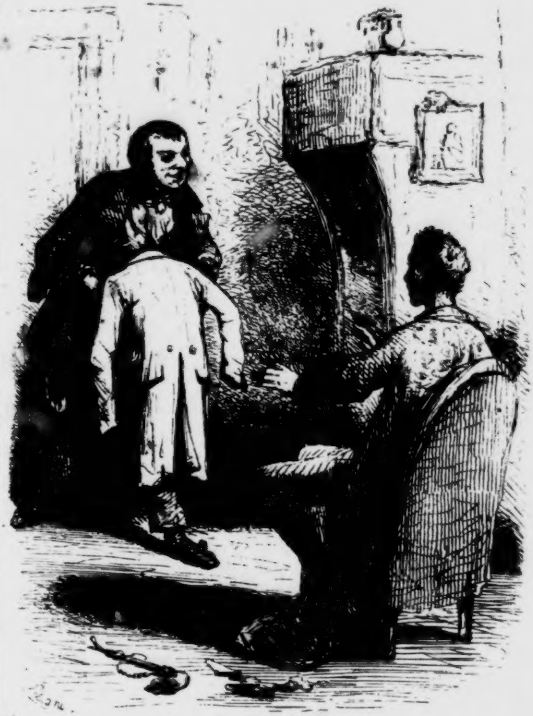
„Herein!“

Sage ſelbſt, wohlwollender Leſer, mußte ich nicht ungeheuer erſtaunt ſein und weit überraſchter als Du, der Du dieſes nur lieſeſt, als ich plötzlich die Thür meines Zimmers ſich öffnen ſah, eine Thüre, von der ich doch einige hundert Meilen weit entfernt war.

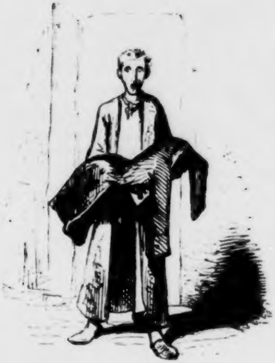
Alſo meine Thür öffnete ſich und als ſie ſich geöffnet hatte, ließ ſie ein Männchen durch, von dem ich noch nichts geſagt habe, weil ich noch nichts von ihm zu ſagen hatte.

Dieſes Männchen war, wie viele kleine Leute, ſehr dick, in allem übrigen aber unterſchied es ſich durch nichts von ſeinen ſämmtlichen Collegen. Es war nämlich ein Schneider und hieß Kolb.

„Ich bringe Ihren Frack, Herr Franz,“ ſagte er mit ſiegreicher Miene, „Herr Franz, Ihren Hochzeitsfrack;“ dann ſetzte er beſcheiden hinzu: „Ihre Beinkleider ſind aber noch nicht fertig.“



„Ich bringe Ihren Frack, Herr Franz."



Vierunddreissigstes Kapitel.

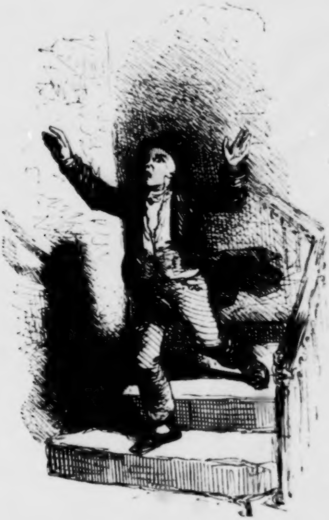
Das Leben, ein Traum.

„Was Teufel ſagen Sie mir!“ rief ich unwillig aus; „hier handelt es ſich wol um Rock und Beinkleider. Reden Sie mir von der Hoffnung, Kolb, und von dem untergegangenen Schiffe und von Walter und vom Tode und von Seeungeheuern und von der zertrümmerten Welt und von Marien, die ich vielleicht auf immer verloren habe!“

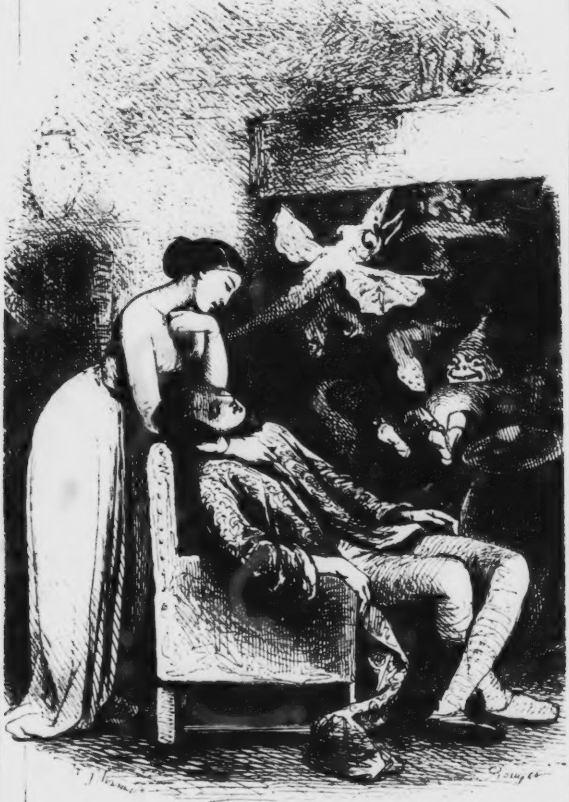
Hier nahm Kolbs Geſicht einen ſonderbaren Ausdruck an, und ſtatt mir zu antworten, ſah er nach der Thür, offenbar in der Abſicht zu entfliehen. Ich hinderte ihn aber daran, indem ich ihn bei dem Arme packte und ihm zurief: „Kolb, lieber Kolb, um Gottes willen ſagen Sie mir die Wahrheit. Wo ſind wir, wo kommen Sie hieher und haben wir nicht hundert Fuß Waſſer über dem Kopf?“

Aber Kolb war ſchon ſehr weit. Er hatte ſich mit Gewalt losgeriſſen und mir vorher meinen neuen Rock auf den Arm gelegt.

„Herr Franz iſt verrückt,“ ſchrie Kolb auf der Treppe.



Allmälig hatte mein Blut wieder einen regelmäßigen Kreislauf bekommen. Die kalte Luft, die durch die Thür eindrang, ſchlug mir ins Geſicht und weckte meine Lebensgeiſter. Ich blieb noch eine Zeitlang in dem Zuſtande, der weder Wachen noch Schlaf iſt, dann wurde mein Blick wieder ganz hell.



Ich blieb eine Zeitlang zwiſchen Wachen und Schlafen.

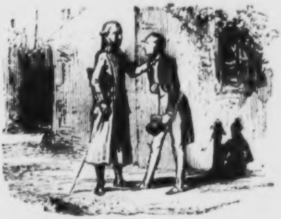
Gott ſei Dank, ich war erwacht, ich befand mich in meinem lieben kleinen, blauen Zimmer, das dem Mariens ſo ganz ähnlich iſt. Da hing ja vor mir das ſchöne Bild der Mutter Gottes, das ich nie ohne Rührung betrachten kann, und auf dem Tiſche ſtand das Bouquet von Winterveilchen und Monatsröschen, das die Geliebte mir gegeben und das ich geglaubt hatte mitzunehmen, als Walter mich mit ſich fortriß; da lag ja auch meine Pfeife und der Beutel mit dem ſtarken Canaſter, den der Major mir geſchenkt und deſſen beizender Rauch vermiſcht mit den verwirrten Erinnerungen meiner früheren Reiſe wahrſcheinlich alle die bewegten Geſpenſter dieſer Nacht in mir erzeugt hatte. Ich war nämlich in meinem Lehnſtuhle eingeſchlafen und hatte hier alle jene wunderbaren Abenteuer erlebt, denen weiter nichts fehlte, als nur die Wahrheit. Es war ein Traum geweſen und zwar — ich bitte um Verzeihung — ein ſchlechter Traum.

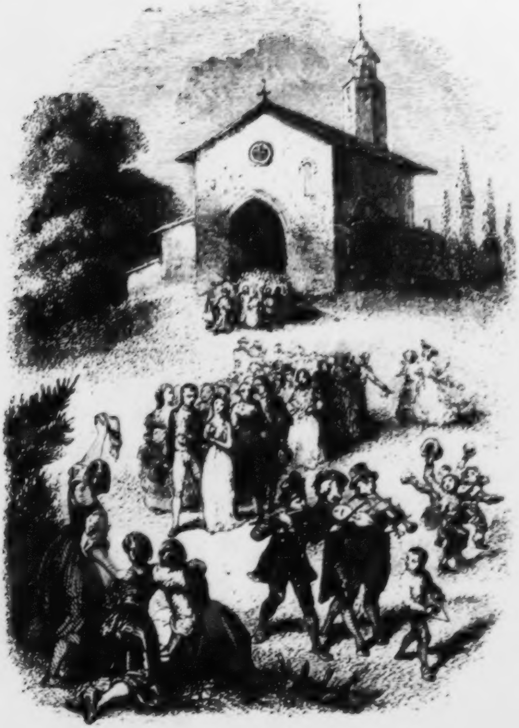
Scheint Dir dieſer Traum ein wenig zu lange gedauert zu haben, geliebter Leſer, ſo erlaube mir, Dir mit dem Dichter zu ſagen, daß das Leben überhaupt ein Traum iſt. Der Menſch ſchläft ein, wenn er geboren wird, und der Tod weckt ihn erſt wieder aus ſeinen Träumen auf. Du ſelbſt, obwohl Du meinſt, in dieſem Augenblicke vollkommen wach zu ſein, wenn Du nicht, was ich ganz natürlich finden würde, bei der Lectüre dieſes Buches eingeſchlafen biſt, wirſt vielleicht eines Tages gewahr werden, daß Du nur geträumt haſt.

Ich aber, ich warf mich auf die Kniee, ſobald meine Augen ganz geöffnet waren; ich war allein, aber ich hätte es vor der ganzen Welt gethan, ich dankte Gott, mir dieſe letzte Reiſe als Lection aufbewahrt und mich nur im Traume beſtraft zu haben. Dann, da es mein neuer Rock war, den ich in Händen hielt, zog ich ihn an. Ich muß zu Kolbs Lobe bemerken, daß er mir vortrefflich ſaß, auch hatte ich nichts eiliger zu thun, als mich damit zu ſchmücken und meiner kleinen Marie zu zeigen.

Gleich mir war das Städtchen eben auch aufgewacht; ich vergeſſe nie, mit welchem Vergnügen ich den erſten Bekannten wieder ſah. Es war der Storch auf dem Hauſe meines Nachbars gegenüber, des Faßbinders; ich kann nicht beſchreiben, welche Freude es mir machte, die alten guten Geſichter meiner Freunde zu erblicken. Alles ſchien mir ein feſtliches Ausſehen zu haben.

Auf dem Wege zu Marien traf ich den Major, der mir zwei gute Nachrichten mittheilte, nämlich daß meine Hochzeit am folgenden Tage ſtattfinden ſolle und daß mein lieber theurer Freund Walter, nicht der Walter meines Traums, ſondern der wirkliche, angekommen ſei.





„Unſer Hochzeit war prächtig.“

Fünfunddreissigstes Kapitel.

Hochzeit und Schluß.

Unſere Trauung fand ein Stündchen von der Stadt in einer kleinen, hübſchen Dorfkirche ſtatt, wo ſich ſeit undenklichen Zeiten alle diejenigen Paare hatten einſegnen laſſen, denen es daran gelegen, in der Ehe glücklich zu ſein. Auf dem Zuge dahin ſagte der alte Major, den ich noch nie in ſo guter Laune geſehen, zu allen jungen Männern und Mädchen, die uns begleiteten: „Seht Euch dieſen Weg wohl an, meine Kinder, und wie ehemals der kleine Däumling im Walde, beſtreuet ihn mit weißen Kieſeln und guten Erinnerungen, um ſicher zu ſein, ihn wieder zu finden, denn es iſt ein Weg, den Ihr gewiß einmal gern zurücklegt.“

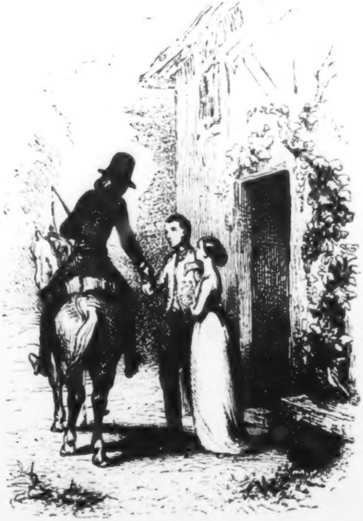
„Amen,“ erwiederten die jungen Männer ganz laut.

„Amen,“ fliſterten einige junge Mädchen ganz leiſe.

Unſere Hochzeit, ſagt man, war prächtig, ſie dauerte drei volle Tage. Man tanzte, man war luſtig, man jubelte und lärmte und lachte, wie man immer bei Leuten zu thun pflegt, die ſich eben verheirathet haben. Endlich aber, Gott ſei Dank, begab ſich jeder wieder in ſein Haus zurück.

Ich ſchließe hier, lieber geneigter Leſer. Man bedarf hundert Seiten, um ein Leid zu ſchildern, aber das Glück läßt ſich nicht erzählen und man ſoll es auch nicht thun wollen. Es geht damit wie mit einem Geheimniß; wer ſchweigt, bewahrt es am beſten.

Ich liebte Maria und war nun ihr Gatte; da haſt Du zugleich die Fortſetzung und den Schluß meiner Geſchichte.



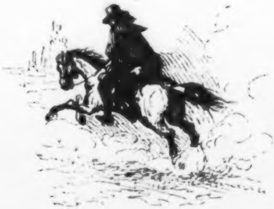
Als Walter wieder von uns Abſchied nahm, zeigte er auf den Horizont, der ſich unendlich vor uns ausdehnte. „Lieben Freunde“ — ſagte er — „die Welt iſt ſo groß, daß es hart iſt, ſich allein darin zu befinden; darum heirathet man auch wahrſcheinlich und es iſt das Vernunftigſte, was man thun kann. Der Name Gattin iſt der ſchönſte, den man einer Geliebten geben kann, und die Liebe, deren älteſte Schweſter die Pflicht iſt, bleibt die beſtändigſte, denn wenn die Eine ſchlummert, wacht die Andere, damit der Ehre nichts Böſes widerfahre. Ihr ſeid nun vereint und in der glücklichſten Lage, denn wie man auch das Glück ſuchen möge, hier findet es ſich allein. Pflegt Euer Glück und möge ſich nie ein Wurm der Blüthe Eures Lebens nahen; das Glück bedarf der Pflege. — Nichts iſt betrübter, als es zu verlieren.

„Du, Franz! blicke fortan vorwärts und nicht rückwärts. Keine Reiſen mehr. Vergiß nicht, daß die Liebe häufig ſtirbt, weil man nicht eben ſo bemüht war, ſie zu erhalten, wie man bemüht war, ſie einzuflößen."

Darauf drückte er dem alten Major, deſſen Liebling er war, die Hand, verſprach uns bald wieder zu kommen und nahm zärtlichen Abſchied von uns.

Dann — ſeinem Schickſal gehorchend,

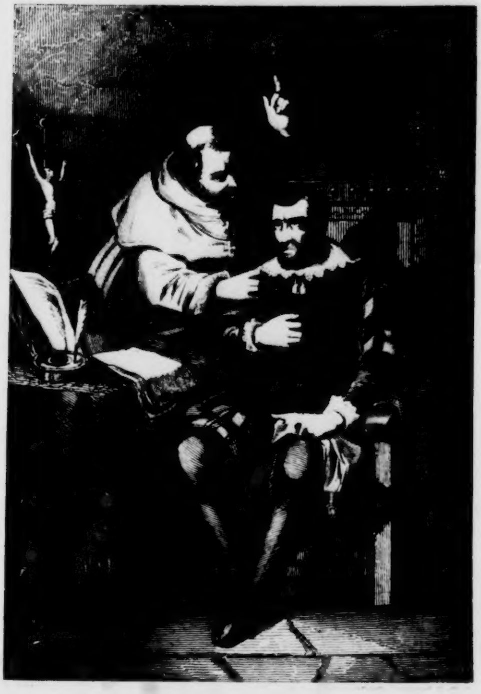
„Zog er dahin, wie er gekommen war."



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

H. Conſcience.

Geſchichte von Belgien.



EGMONT.

[illegible]

H. Conſcience.

Geſchichte von Belgien.

Aus dem Flämiſchen

von

O. L. B. Wolff.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1847.

BIBLIOTHECA
REGI

Inhalt.

Seite

Erſtes Buch.

Belgien vor der Herrſchaft der Römer.

Erſtes Capitel. Urſprung der Belgier. 1

Zweites Capitel. Zuſtand Belgiens vor Ankunft der Römer. — Sitten und Gebräuche unſerer Vorfahren. 4

Zweites Buch.

Die Römer in Belgien.

Erſtes Capitel. Eroberung Belgiens durch Julius Cäſar. (59 bis 50 vor Chriſti Geburt.) 9

Zweites Capitel. Belgien unter römiſcher Herrſchaft. Ankunft der Franken. (Vom Jahre 51 v. Chr. bis zum Jahre 442 der chriſtlichen Zeitrechnung.) 17

Drittes Buch.

Die Franken in Belgien.

Erſtes Capitel. Belgien unter den fränkiſchen Fürſten aus dem Stamme der Merwiginger (Merovinger). — Bekehrung unſerer Vorfahren zum chriſtlichen Glauben. — Belgien, in zwei Abtheilungen zerfallen, gehört zum Oſtreiche und Weſtreiche. — Feſtſtellung des Lehensrechtes oder des Feudalismus. (Von 442 bis 752.) 21

Zweites Capitel. Belgien unter den fränkiſchen Fürſten vom Stamme der Karlinger. — Das Reich Karls des Großen. (Von 742 bis 814.) 29

Drittes Capitel. Theilung des fränkiſchen Reiches. — Der öſtliche Theil von Belgien erhält den Namen Lotharingien (Lothringen). (Von 814 bis 862.) 35

Viertes Buch.

Periode der Lehensherrſchaft. Entſtehung und Befeſtigung der Grafſchaften und Volksgemeinden.

Erſtes Capitel. Die gräflichen Häuſer von Flandern, Hennegau, Löwen und Namur. — Erſte Gründung der Gemeinden. — Die Normannen. — Wunderbare Entwickelung des Staatsweſens in Flandern. — Urſprung des Fürſt-Biſthums von Lüttich. (Von 862 bis 1007.) 39

Seite

Zweites Capitel. Entſtehung des herzoglichen Hauſes von Ardennen. — Der Beſitz des Herzogthums Lothringen verurſacht lange Kriege. — Schreckliche Hungersnoth. — Krieg gegen den Kaiſer von Teutſchland. — Richilde, Gräſin von Hennegau. — Ausbreitung der Volksfreiheiten in Flandern und Lüttich. (Von 1007 bis 1067.) 61

Drittes Capitel. Flandern und Hennegau unter demſelben Fürſten. — Kriege Robrechts des Frieſen gegen Richilde und gegen Gottfried mit dem Buckel. — Das große Friedensgeſetz. — Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen. (Von 1067 bis 1090.) 76

Viertes Capitel. Der erſte Kreuzzug. — Jeruſalem wird von den Chriſten erobert. — Gottfried von Bouillon, König von Jeruſalem. (Von 1093 bis 1100.) 85

Fünftes Capitel. Folgen der Kreuzzüge. — Das Herzogthum Brabant und das Herzogthum Limburg. — Verſuche Frankreichs, Flandern ſeinem Einfluſſe zu unterwerfen. — Wohlfahrt und Fortſchritte in Hennegau unter den Baudewyns. — Erſter Volksaufſtand in Flandern. (Von 1100 bis 1191.) . 93

Sechſtes Capitel. Erniedrigung und Theilung von Flandern unter franzöſiſchem Einfluß. — Politiſche Entwickelung von Brabant unter den Heinrichen. — Zwiſtigkeiten zwiſchen den Dampierres und den d'Avesnes. — Schlacht von Woeringen. (Von 1191 bis 1279.) 123

Fünftes Buch.

Der Kampf der Bürgerſchaft gegen den Adel.

Erſtes Capitel. Guido von Dampierre und Robert von Bethune, Grafen von Flandern. — Franzöſirung des Hofes von Flandern. — Krieg mit Frankreich. — Die Schlacht der güldenen Sporen. — Aufruhr in Brabant und Lüttich. (Von 1279 bis 1322.) 152

Zweites Capitel. Ludwig von Nevers, Graf von Flandern. — Blutige Aufſtände in Flandern. — Belgien nimmt Theil an dem Kriege zwiſchen England und Frankreich. — Jacob von Artevelde. — Das Haus d'Avesnes ſtirbt aus. — Hennegau kommt an das Haus Baiern. (Von 1322 bis 1346.) 187

Drittes Capitel. Ludwig von Male, Graf von Flandern. — Eroberung Brabants durch die Fläminger. — Everhard T'Serclaes. — Die weißen Karruinen zu Gent und Löwen. — Philipp von Artevelde. — Das Haus Burgund erbt Flandern. (Von 1346 bis 1384.) 197

Sechſtes Buch.

Belgien unter dem Hauſe Burgund.

Erſtes Capitel. Philipp der Kühne, Herzog von Burgund. Graf von Flandern. — Regelmäßigere Unterordnung des Adels.

Seite

— Johanna von Brabant legt den erſten Grundſtein zur Einheit Belgiens. — Aufſtände zu Lüttich. — Schlacht von Nikopolis. Tod Philipps des Kühnen. (Von 1384 bis 1404.) 219

Zweites Capitel. Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund und Graf von Flandern. — Aufſtand der Lütticher. — Schlechte Thaten des Biſchofs Johann von Baiern. — Allgemeine Bemühungen, die Volksfreiheiten zu beſchränken. — Jacoba von Baiern. — Kriege in Holland. — Ermordung Johanns ohne Furcht. (Von 1404 bis 1419.) 225

Drittes Capitel. Philipp der Gute, Herzog von Burgund und Flandern. — Fortſetzung der Geſchichte Jacoba's von Baiern. — Unruhen in Brabant. — Einrichtung der Hochſchule Löwen. — Holland, Hennegau, Brabant und Namur kommen unter den Scepter der burgundiſchen Herzöge. — Aufſtand zu Brügge. — Der Herzog geräth dort in große Lebensgefahr. — Luxemburg ebenfalls unter dem Haus Burgund. — Aufſtand zu Gent. — Traurige Folgen deſſelben. — Schreckliche Verheerung von Dinant. — Tod Herzog Philipps des Guten. (Von 1417 bis 1467.) 233

Viertes Capitel. Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Brabant und Luxemburg, Graf von Flandern, Hennegau, Namur und Holland. — Die Genter empfangen ihn auf höhniſche Weiſe. — Sein Zorn. — Verwüſtung von Lüttich. — Verſuche, die burgundiſchen Staaten zu einem Königreiche zu erheben. — Unglücklicher Krieg gegen die Schweizer. — Tod Herzog Karls des Kühnen. (Von 1467 bis 1477.) . . . 254

Fünftes Capitel. Maria von Burgund folgt ihrem Vater in der Regierung aller ſeiner Länder nach. — Falſchheit des Königs von Frankreich. — Maria vermählt ſich mit Maximilian von Oeſtreich. — Schlacht von Guinegate. — Unglücklicher Tod Maria's von Burgund. — Das Haus Burgund ſtirbt aus. (Von 1477 bis 1482.) 262

Siebentes Buch.

Belgien unter den Fürſten aus dem Hauſe Oeſtreich.

Erſtes Capitel. Der minderjährige Philipp folgt ſeiner Mutter Maria in allen ihren Staaten nach. — Maximilian als Reichsvogt. — Wilhelm von der Mark, von Frankreich unterſtützt, verwüſtet das Lüttich'ſche Gebiet, tödtet den Biſchof und wird enthauptet. — Kriege der Fläminger gegen Maximilian. — Großer Auflauf zu Brügge. — Maximilian wird von den Bürgern drei Monate lang gefangen gehalten. — Maximilian, zum Kaiſer von Teutſchland erwählt, verläßt Belgien. (Von 1482 bis 1494.) 274

Zweites Capitel. Der junge Philipp, genannt der Schöne, übernimmt die Regierung. — Liebe der Niederländer zu ihm. — Er vermählt ſich mit einer ſpaniſchen Fürſtin. — Geburt des berühmten Kaiſers Karl V. — Philipp wird zu Brüſſel

Seite

als König von Spanien gekrönt, beſucht ſein neues Reich und ſtirbt in Burgos. — Maximilian übernimmt die Vormundſchaft des jungen Karl. — Margaretha von Oeſtreich, Statthalterin der Niederlande. — Schlacht bei Guinegate. (Von 1494 bis 1515.) 287

Drittes Capitel. Karl V. wird gehuldigt. — Franz I., König von Frankreich. — Das Bisthum Lüttich ſchließt eine engere Verbindung mit den übrigen Niederlanden. — Karl V. wird zum teutſchen Kaiſer erwählt. — Zuſtände in Europa. — Beſtrebungen Kaiſer Karls, die Reformation zu unterdrücken. — Seine unaufhörlichen und ſiegreichen Kriege mit den reformirten Fürſten, Frankreich, den Türken und den afrikaniſchen Seeräubern. — Schwere Strafe, welche er über die widerſpenſtige Stadt Gent verhängt. — Sein Sohn Philipp beſucht die Niederlande. — Kaiſer Karls Abdankung. — Sein Tod. (Von 1515 bis 1555.) 292

Achtes Buch.

Belgien unter den Königen von Spanien.

Erſtes Capitel. Beginn der Regierung Philipps II. — Der Graf von Egmont in der Schlacht von St. Quintin und im Gefecht von Grevelingen. — Philipp II. ſchickt ſich an, Belgien zu verlaſſen. Seine Maaßregeln, um ſich die Regierung der Niederlande zu ſichern. — Sein Abzug aus Spanien. (Von 1555 bis 1559.) 315

Zweites Capitel. Urſachen der Unzufriedenheit und der Verwirrung in den Niederlanden. — Abkunft und Charakter der vornehmſten Staatsmänner dieſes Zeitraums. — Haß der Edelleute gegen den Cardinal von Granvella. Der Eidbund. Verbreitung der Reformation. Granvella's Abreiſe. Urſprung der Geuſen. — Die Bilderſtürmer in den Niederlanden. — Die Geuſen ergreifen die Waffen und rücken in das Feld. (Von 1559 bis 1567.) 320

Drittes Capitel. Ankunft des Herzogs von Alba in den Niederlanden. — Sein Charakter und ſeine unerbittliche Strenge. — Der Rath der Empörung oder Blutrath. — Gefangennehmung und Enthauptung der Grafen von Egmont und von Hoorn. — Abreiſe der Statthalterin Margaretha. — Der hundertſte, zwanzigſte und zehnte Pfennig. — Widerſtand der niederländiſchen Stände. — Die Waſſergeuſen. — Grauſamer Krieg auf beiden Seiten. — Alba's Abreiſe. — Sein Tod. (Von 1567 bis 1573.) 335

Viertes Capitel. Ludwig von Requeſens Statthalter. — Der König wendet ſich zur Milde. — Meuterei der ſpaniſchen Truppen. — Requeſens ſtirbt in Brüſſel. — Die Glieder des Staatsraths regieren das Land, werden aber durch einen Volksaufſtand abgeſetzt. — Die allgemeinen Stände unter Oraniens Einfluß bemächtigen ſich der Herrſchaft. — Die Spanier wer-

Seite

den außer dem Geſetz erklärt. — Sie plündern die Stadt Antwerpen. — Der Friede von Gent. — Don Juan d'Auſtria Statthalter. — Das ewige Edict. — Erzherzog **Matthias** wird von den Ständen zum Statthalter ernannt. — Krieg Don Juans gegen das Heer der Stände. — Die walloniſchen Provinzen trennen ſich von den übrigen. — Don Juan ſtirbt in Namur. (Von 1574 bis 1578.) 348

Fünftes Capitel. Alexander Farneſe, Herzog von Parma, Statthalter der Niederlande. — Vortheile, die er über die Staaten davonträgt. — Die walloniſchen Provinzen verbinden ſich mit ihm. — Eroberung und Verheerung Maeſtrichts. — Der Herzog von Alençon wird als regierender Fürſt nach den Niederlanden gerufen. — Sein Anſchlag auf Antwerpen misglückt. — Wilhelm von Oranien wird zu Delft ermordet. — Moritz von Naſſau ſein Nachfolger. — Alexander belagert und erobert Antwerpen. — Tod des Herzogs von Parma und Undankbarkeit des Königs gegen ihn. (Von 1579 bis 1592.) 359

Sechſtes Capitel. Fernere Statthalter der Niederlande: Graf Ernſt von Mansfeld, Erzherzog Ernſt von Oeſtreich, Graf von Fuentes und Cardinal Erzherzog Albrecht von Oeſtreich. — Kriegsthaten des Letztern. — Er erobert Hulſt und wird bei Turnhout geſchlagen. — Der König erklärt die Niederlande für unabhängig von Spanien und ſchenkt dieſe Provinzen als Brautſchatz ſeiner Tochter Iſabella. — Tod Philipps II., Königs von Spanien. — Zuſtände in Belgien am Schluſſe dieſes Jahrhunderts. (Von 1593 bis 1598.) 370

Siebentes Capitel. Belgien als unabhängiger Staat unter Albrecht und Iſabella. — Schlacht von Nieuport. — Merkwürdige Belagerung von Oſtende. — Zwölfjähriger Waffenſtillſtand. — Albrecht und Iſabella verdienen die Liebe der Belgier durch ihre Sorgfalt für des Landes Wohl. — Blüthe der Malerkunſt. — Rubens. — Erzherzog Albrecht ſtirbt. — Die belgiſchen Provinzen fallen wieder an Spanien. — Der Krieg beginnt von Neuem. — Iſabella's Tod. — Ferdinand, Cardinal-Erzbiſchof von Toledo, Statthalter. — Das Bündniß zwiſchen Holland und Frankreich, um Belgien zu nehmen und zu theilen, wird vereitelt. — Ferdinand ſtirbt. — Erzherzog Leopold von Oeſtreich, Statthalter. — Weſtphäliſcher Friede. (Von 1599 bis 1648.) 377

Achtes Capitel. Krieg gegen Frankreich unter dem Erzherzog Leopold. — Don Juan d'Auſtria Statthalter. — Der pyrenäiſche Friede. — Verſuch Ludwigs XIV., Belgien mit Frankreich zu vereinigen. — Der Aachener Friede. — Die Franzoſen in Holland. — Der Ryswyker Friede. — Philipp von Anjou, König von Spanien. — Die Franzoſen legen Beſatzungen in die belgiſchen Städte. — Der ſpaniſche Erbfolgekrieg. — Maximilian von Baiern Statthalter. — Die Franzoſen werden bei vielen Gelegenheiten von den Verbündeten unter

Seite

dem Herzog von Marlborough und dem Prinzen Eugen geſchlagen. — Der Utrechter Friede. — Der Grenztractat und deſſen ſchmachvolle Beſtimmungen. (Von 1648 bis 1715.) . 387

Neuntes Buch.

Belgien unter den teutſchen Kaiſern.

Erſtes Capitel. Prinz Eugen Statthalter. — Der Marquis von Prié deſſen Gouverneur in Belgien. — Aufruhr in Brüſſel. — Agneeſſens' Tod. — Der Oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft Entſtehen und Untergang. — Der Kaiſer ſtirbt. — Seine Tochter, Maria Thereſia, folgt ihm auf dem Throne nach. — Herzog Karl von Lothringen Statthalter. — Bemühungen der Kaiſerin und des Statthalters um Belgiens Wohlfahrt. — Liebe der Belgier zu ihrem guten Fürſten. — Tod der Kaiſerin. (Von 1716 bis 1780.) 397

Zweites Capitel. Joſeph II. beſteigt den kaiſerlichen Thron. — Er will alle alten Einrichtungen und Rechte vernichten. — Widerſetzlichkeit der belgiſchen Stände. — Van der Noot und Vonck. — Die brabantiſche Revolution. — Das Heer der belgiſchen Patrioten, angeführt von van der Meerſch, ſchlägt die Oeſtreicher zu Turnhout. — Kaiſer Joſeph II. ſtirbt. — Sein Nachfolger, Leopold II., ſendet den Marſchall Bender gegen die Patrioten. — Die Oeſtreicher nehmen, ohne Widerſtand zu finden, Beſitz von den belgiſchen Provinzen. — Die Franzoſen dringen in das Land und verüben ſchändliche Gewaltthaten und Plünderungen. — Kaiſer Franz II. tritt die belgiſchen Provinzen an die franzöſiſche Republik ab durch den Tractat von Campo Formio. (Von 1781 bis 1797.) 404

Zehntes Buch.

Kurzer Ueberblick der Ereigniſſe unſerer Zeit.

Belgien unter der franzöſiſchen Republik. — Napoleon. — Belgien mit Holland zu einem Königreiche vereinigt. — Die Schlacht von Waterloo. — Wilhelm I., König der Niederlande. — Revolution von 1830. — Prinz Leopold von Sachſen-Coburg wird zum König der Belgier erwählt und ihm zu Brüſſel gehuldigt. (Von 1797 bis 1831.) 417

H. Conſcience.

Geſchichte von Belgien.

Erſtes Buch.

Belgien vor der Herrſchaft der Römer.

Erſtes Capitel.

Urſprung der Belgier.

Wenige oder richtiger keins der jetzigen europäiſchen Völker kennen ihren erſten und echten Urſprung anders, als durch mehr oder minder gegründete Vermuthungen. Alle Bemühungen, welche man bis jetzt angewendet, um etwas Beſtimmtes zu entdecken, ſind durchaus vergeblich geweſen und werden es vielleicht immer ſein. In der That, je weiter man in die Geſchichte der Vergangenheit zurückdringt, deſto dunkler wird die Nacht der Zeiten, denn man verliert ſich zuletzt in einem unermeßlichen Chaos, in welchem auch nicht der geringſte Lichtſtrahl dem Forſcher als Führer zu dienen vermag.

Trotz dieſem Mangel an Ueberbleibſeln der alten Welt haben ſich viele Geſchichtsſchreiber keck in das Labyrinth der unbekannten Jahrhunderte begeben; aber da ſie ſich in ihren Hoffnungen getäuſcht ſahn und doch ihr Unvermögen nicht bekennen wollten, ſo füllten ſie die leeren Stellen ihrer Chroniken mit Erdichtungen und Fabeln aus, welche ihre Leſer immer mehr und mehr von der Wahrheit entfernten. In den neueſten Zeiten hat jedoch der Geiſt der Gelehrten eine ernſtere und beſſere Richtung genommen; die Sprachen wurden bis in ihren älteſten Wurzeln durchforſcht, ein edles Selbſtgefühl beſeelte die gebildetſten

Nationen Europa's, welche, ſich auf den erwieſenen Ruhm ihrer Vorfahren ſtützend, keinen Augenblick Anſtand nahmen, Alles aufzuopfern, was frühere Geſchichtsſchreiber zu ihrer Verherrlichung erfunden hatten.

Indem wir eben ſo als unbedeutend oder von aller Wahrſcheinlichkeit entblößt die Ideen derjenigen verwerfen, welche den Urſprung der Belgier in den Thurmbau von Babel, die Eroberung von Troja, das Haus von Gomer und Magog oder in etwas noch Aelteres oder Berühmteres verlegen wollen, können wir durch die Zuſammenſtellung von ſeltenen und zweifelhaften Andeutungen, welche man hier und da in den lateiniſchen und griechiſchen Schriften findet, einen Grund legen, der, wenn er auch nicht als ganz wahr in allen ſeinen Theilen ſich erweiſt, doch im Allgemeinen auf beſtätigten geſchichtlichen Wahrheiten begründet iſt und mit dem Zuſtande, in welchem ſich die Völker Europa's in den früheſten Zeiten befanden, übereinſtimmt.

Viele Jahrhunderte vor Chriſti Geburt war Aſien überdeckt mit herumziehenden Völkerſchaften, welche ſich ſo vermehrt hatten, daß ihnen der Raum zu eng ward und ſie einander durch ihre Menge verdrängten; ſei es nun, daß Krieg, Hungersnoth oder irgend eine andere Urſache einige dieſer Volksſtämme antrieb oder zwang, das Land ihrer Geburt zu verlaſſen, gewiß iſt jeden Falls, daß zu verſchiedenen Zeiträumen, welche uns unbekannt blieben, große Völkerwanderungen ſtattfanden.

Ein zahlreicher Stamm, die Celten genannt, verließ Aſien, indem er, aus den Grenzen des ſpäteren Armeniens über Kleinaſien nach dem Süden des ſchwarzen Meeres ziehend, in großer Menge in Europa einfiel. Dann, wie ein unaufhaltſamer Strom fortrollend, drangen dieſe Celten weiter und bevölkerten Italien, Spanien, Frankreich, Belgien und einen Theil von Großbritannien.

Nach den Celten zog ein zweiter Stamm, die Cimbern, aus Aſien nach Europa. Dieſe, minder zahlreich als die Celten, ließen ſich an der Mündung der Donau nieder und würden wahrſcheinlich hier geblieben ſein, aber ein dritter und größerer Volksſtamm kam unter dem Namen der Teutonen oder Teutſchen aus Aſien nach Europa und griff die Cimbern an, welche, da ſie dieſer andrängenden Wolke von Menſchen nicht Widerſtand leiſten konnten, ſich genöthigt ſahen, ihren erſten Wohnort zu verlaſſen und ſich tiefer landeinwärts zu ziehen. Von den Teutonen fortgeſchoben, ſtiegen die Cimbern aufwärts nach den Quellen der Donau zu und nahmen ferner die Ufer des Rheins zu Führern auf ihrem Zuge. Sobald nun die Bewegung der zwei Völkerſchaften aufhörte, befanden ſich die Cimbern in den Gegenden, welche den nordweſtlichen Theil von Europa bilden, und gaben den Völkern von Island, Norwegen, Schweden und Dänemark ihren Urſprung. Die Teutonen breiteten ſich aus längs den nördlichen Ufern der Donau und des Rheins und ließen ſich in der Mitte des weſtlichen Europa, die jetzt im Allgemeinen Teutſchland heißt, nieder, ſich weit nach Norden ausdehnend. Obwohl unter dem Geſammtnamen Teutonen bekannt, zerfiel doch dieſe Menge in verſchiedene Stämme. Einer derſelben, der den Namen der Belgen führte, zog über den Rhein und vertrieb die Celten aus dem nördlichen Theile von Gallien. Dieſe Teutonen ließen ſich auf dem Boden von Belgien nieder und ihnen hat die gegenwärtige belgiſche Nation Urſprung und Namen zu verdanken.

Ungefähr um das Jahr 112 vor der Geburt des Erlöſers ereigneten ſich an den Küſten der nördlichen Meere ſo furchtbare Ueberſchwemmungen, daß ein großer Theil der Cimbern, welcher dort wohnte, ſich genöthigt ſah, ein anderes Vaterland zu ſuchen. Nach Süden ziehend, riſſen ſie einige kleine Stämme der Teutonen mit ſich fort und kamen, nachdem ſie drei Jahre lang umhergeſchwärmt waren und geplündert hatten, nach Belgien. Hier fanden ſie tapferen Widerſtand und mußten die Bewohner in Ruhe laſſen. Sie faßten nun den Plan, Gallien und Italien zu plündern, und ließen ihre Beute und ihre ſchwerſte Habe auf belgiſchem Boden in einer unbewohnten Gegend an der Maas zurück, ſechstauſend Mann daſelbſt aufſtellend, um Alles bis zu ihrer Rückkehr zu beſchützen. Dann zogen ſie, raubend und verwüſtend, durch Gallien nach Rom zu, wo ſie von Marius, dem oberſten Feldherrn des römiſchen Heeres, geſchlagen und vernichtet wurden. Dieſe Niederlage war die Urſache, daß die 6000 Cimbern, welche in Belgien geblieben waren, ſich dort für immer unter dem Namen der Adratiſchen niederließen.

So beſtand die Bevölkerung unſeres Vaterlandes ganz aus teutoniſchen oder teutſchen Stämmen, eine kleine Zahl Cimbern im Oſten und einige celtiſche Völkerſchaften im Süden ausgenommen, dieſe letzteren jedoch außerhalb der Grenzen des jetzigen belgiſchen Grundgebietes.

Zweites Capitel.

Zuſtand Belgiens vor Ankunft der Römer. Sitten und Gebräuche unſerer Vorfahren.

Ein halbes Jahrhundert vor der Geburt des Erlöſers war der Boden des jetzigen Belgien zum Theil noch in dem Zuſtande, in welchem ſich alle Länder befinden, ehe der Fuß des Menſchen ſie betritt und ſeine Hand die Geſtaltungen der wilden und wüſten Natur verändert, je nachdem die Nothwendigkeit oder ſeine Neigung es verlangt.

Die Seeküſten und die Niederungen, welche ſich von dort landeinwärts erſtreckten, waren beſtändigen Ueberſchwemmungen unterworfen und an vielen Orten mit ſtehenden Moräſten bedeckt, aus deren Untiefen Weiden und Erlen in dichtem Gebüſch emporwuchſen. Der nördliche Theil der belgiſchen Lande bot dagegen Nichts dar, als eine kahle, ſandige Haide, auf welcher ſich nur hie und da ein ſpärliches Gehölz erhob und die wegen ihrer Unfruchtbarkeit verlaſſen und unbewohnt geblieben war; im Süden dagegen war das Land ſehr fruchtbar, eine Reihe breiter Hügel ſtieg hier über dem kalten und feuchten Boden der Seeküſte auf; die Felder waren wärmer und trockener und die von Natur lehmartige Erde mehr zum Anbau von allerlei Gewächſen geeignet. Ein dunkler und undurchdringlicher Wald bedeckte einen großen Theil dieſes Landſtriches. Der Ardennenwald, deſſen rieſenhafte Bäume in der Stille von Jahrhunderten den Stürmen Trotz geboten hatten, begann bei den Ufern der Schelde, breitete ſich von dort nach Nordoſten aus und zog über Berge und Thäler, ſich an den Kamm der Felſen hängend, bis an den Rhein, der ihn von den großen deutſchen Waldungen ſchied. Die Schelde und Maas durchfloſſen in Krümmungen das ganze Belgien und bildeten ohne Zweifel, ſelbſt in den unfruchtbarſten Gegenden, grasreiche Weiden und Wieſen.

Unſer Vaterland bewohnten damals verſchiedene Stämme, welche alle den überrheiniſchen Teutſchen ihren Urſprung verdankten und ſich ſchon damals ihrer Abkunft rühmten. Unſere erſten Vorfahren, deren Namen die römiſchen Hiſtoriker unkenntlich gemacht haben, waren höchſt wahrſcheinlich in folgender Weiſe über Belgien verbreitet:

Die Menapier bewohnten die Küſten des Meeres, ſich längs denſelben ausdehnend nach dem Rheine, deſſen beide Ufer ſie in ziemlicher Länge beſetzt hielten. Die gegenwärtigen Provinzen Oſt- und Weſtflandern, Antwerpen, Nordbrabant und ein Theil von Limburg lagen innerhalb ihrer Grenzen. Zwiſchen ihnen und vielleicht in der Gegend, wo jetzt die Stadt Antwerpen ſich erhebt, wohnte ein kleineres Volk, die Ambivariten genannt.

Dieſe Menapier oder erſten Bewohner von Flandern waren die Gebildetſten unter den Belgiern; ſie trugen einen viereckigen Mantel, ein Kleid und eine Hoſe, oder auch ein linnenes Wamms, das mit der größten Sorgſamkeit gefaltet war; ſie hatten einen Gürtel um den Leib, Ringe am zweiten Finger jeder Hand und hingen eiſerne oder kupferne Ketten um den Hals. Ihre Felder bebauten ſie mit Fleiß und Kenntniß und verſtanden es, dieſelben mit einer Art von Mergel zu düngen; auch hatten ſie Schiffe aus Eichenholz gebaut, mit zubereiteten Thierfellen als Segel, eiſernen Ankern und Ketten. Es war, als ob der Handelsgeiſt, welcher Flandern ſpäter zu einem der reichſten Länder Europa's machte, ſchon damals unſere Voreltern beſeelte, denn ſie hatten in England eine Niederlaſſung gegründet und fortwährende Handelsverhältniſſe fanden zwiſchen den britiſchen Inſeln und Belgien Statt. Die Menapier ſpannen ferner die Wolle ihrer Schafe und webten Tuch; auch wußten ſie Rindfleiſch und Schweinefleiſch ſo zu räuchern, daß es bis nach Rom als Leckerbiſſen verführt wurde.

Ganz anders war es mit den Nerviern beſchaffen, welche die Provinzen Hennegau und Brabant und einen Theil von Antwerpen und Oſtflandern bewohnten; dieſe waren die mächtigſte und zahlreichſte der belgiſchen Völkerſchaften; ſie hatten unter ſich noch fünf kleinere Stämme, die **Kentronen**, die **Gruden**, die **Levaken**, die **Pleumoſen** und die **Gordunen**, deren eigentlichen Wohnſitz man nicht kennt. Die Nervier beſchäftigten ſich wenig mit Ackerbau, ihre vorzüglichſte, ja fortwährende Thätigkeit beſtand in Kriegsübungen und ihre hauptſächlichſte Sorge war die Erhaltung der männlichen und keuſchen Sitten ihrer Vorfahren. Handel trieben ſie gar nicht, aus Furcht, daß durch denſelben Wein und einige andere Dinge, die zu Pracht, Ueppigkeit und Unkeuſchheit verleiten, eingeführt würden. Da ſie außerordentlich tapfer und heldenmüthig waren, ſo wurden die Nervier als die kriegeriſcheſte und angeſehenſte Völkerſchaft in Belgien betrachtet.

Die **Advatiſchen** wohnten in der jetzigen Umgegend von Namur und ſcheinen auch wohlgeübt in den Waffen geweſen zu ſein; ſie bauten feſte Plätze und Städte, die ſie mit Mauern und Wällen umgaben, was man bei den anderen Belgen nicht fand.

Auf dem jetzigen Lüttich'ſchen Gebiete wohnten die **Eburonen**, von denen man nur weiß, daß ſie ebenfalls ſehr ſtreitbar waren.

Dieſe vier Hauptſtämme ſind die einzigen, deren Kenntniß für die Geſchichte unſeres Vaterlandes von Nutzen iſt; es waren wohl noch einige andere, wie die **Morinen**, die einen kleinen Theil von Weſtflandern inne hatten, die **Treviren** von Trier und ihre luxemburgiſchen Bundesgenoſſen, aber dieſe Stämme gehören mehr der Geſchichte der Nachbarländer an.

Die Religion der Belgen war heidniſch und glich der der Teutſchen. Sie glaubten, daß ihr Gott Tuiſto mit ſeinem Sohne Man aus der Erde entſprungen ſei und daß Man drei Söhne erzeugt habe; vielleicht beteten einige Stämme oder Stammabtheilungen, welche höher aus dem Norden waren, die cimbriſchen Götter Thor und Wodan an, darüber weiß man aber nichts Gewiſſes. Die Belgen feierten ihren Gottesdienſt in geheiligten Hainen, ihre Prieſter weiſſagten aus dem Fluge der Vögel und dem Wiehern einiger weißen Pferde, welche ſie ſich zu deuten bemühten. Uebrigens kann man die Sitten der Belgen aus folgenden Hauptpunkten kennen lernen:

Ihre Häuſer waren aus Holz und Stroh gebaut und hatten die Geſtalt eines großen Bienenkorbes; ſie kannten weder Backſteine noch

Ziegel. Jeder hatte ſeinen eigenen Stuhl und Tiſch. Die Kleidung der Männer beſtand größtentheils aus einem Oberkleide von Baſt oder Thierfellen, das bunt war und mit einem Haken am Körper befeſtigt wurde. Gold und Silber kannten ſie nicht und noch weniger gemünztes Geld. Die Frauen trugen linnene Kleider, zierlich mit Purpur durchwirkt. Die Waffen der Belgen waren ein dünner Spieß oder eine Lanze und ein Schild von geflochtenen Weiden mit allerlei Farben bemalt, mitunter auch Bogen und Pfeile. — Sie tranken viel Bier, das ſie aus Roggen und Gerſte zu brauen wußten. Da in Belgien keine Obſtgärten und Weinberge waren, ſo war der Herbſt dort unbekannt und man zählte nur drei Jahreszeiten. Die Gaſtfreundſchaft war unbeſchränkt; Jeder ging frei in das Haus ſeines Nachbarn, um zu eſſen und zu trinken, und weigerte ſich auch nicht, Andern von ſeinen beſten Vorräthen mitzutheilen, dadurch entſtanden viele Zuſammenkünfte, auf welchen alle gewichtigen Angelegenheiten verhandelt wurden und die nicht ſelten Zwiſtigkeiten und Gefechte veranlaßten.

Es ward unter ihnen viel mit Würfeln geſpielt und ſie ergötzten ſich beſonders an Waffentänzen. Die Frauen waren keuſch und ſittſam und wurden auf das Höchſte von den Männern geehrt. Unter ihnen gab es berühmte Wahrſagerinnen oder Prieſterinnen. Die Vielweiberei war unbekannt, jeder Mann hatte nur eine Frau. Sie ſchloſſen keine Verwandtſchaftsbande mit fremden Völkerſchaften, auch waren ſie alle einander ähnlich; große, mächtige Geſtalten mit wildem Anſehen, blauen Augen und gelbem, glänzendem Haar, das ſie ſehr lang trugen und mit einer gewiſſen Lauge oder Kalk röthlich färbten. Eine große Familie hielten ſie für eine Ehre, und wer keine Kinder hatte, war der Gegenſtand allgemeiner Verachtung. Ihre Todten wurden verbrannt.

Die Regierungsform war die eines Volksſtaates. Der König oder Häuptling ward durch Stimmenmehrheit aus den Vornehmſten der Nation gewählt; ohne beſondere Einwilligung der Volksverſammlungen konnte er nichts Bedeutendes unternehmen. Verräther und Ueberläufer wurden an den Bäumen aufgehängt, feige, faule und verächtliche Menſchen in Sümpfen ertränkt. Man geißelte und verjagte die Ehebrecherin, welche fortan als befleckt von Jedem geflohen ward. Tödtung wurde nicht beſtraft; man überließ die Rache den Blutsverwandten, denen es frei ſtand, ſich mit dem Todtſchläger unter gewiſſen Bedingungen zu verſöhnen.

Von Künſten und Wiſſenſchaften wußten ſie wenig; Buchſtaben oder andere Zeichen kannten ſie nicht und verſtanden daher auch nicht zu ſchreiben oder zu leſen. Die einzigen Erinnerungen vergangener Zeiten, welche man bei ihnen fand, waren Lieder oder Geſänge, welche ſie Bardite nannten und in denen ſie einander die Lehren ihrer Religion und die Heldenthaten ihrer Vorfahren überlieferten.

Ohne weitere Schilderung der belgiſchen und teutſchen Sitten in jenen früheren Zeiten bemerken wir nur noch, wie uns die damals lebenden römiſchen Geſchichtſchreiber melden, daß ſie trotz ihrer Rauhheit und Wildheit von außerordentlicher Redlichkeit beſeelt waren; daß ihre häuslichen Tugenden, ihre unverbrüchliche Treue und ihre Gaſtfreiheit fähig waren, gebildetere Völker zu beſchämen, und daß endlich die einfache Reinheit ihrer Sitten, verbunden mit außerordentlicher Tapferkeit und Vaterlandsliebe, die Bewunderung der Römer erregte.

Zweites Buch.

Die Römer in Belgien.

Erſtes Capitel.

Eroberung Belgiens durch Julius Cäſar.

59 — 50 vor Chriſti Geburt.

Während die belgiſchen und teutſchen Volksſtämme noch frei und unabhängig in ihren undurchdringlichen Wäldern oder auf ihren dürren Haiden lebten, froh, wenn nur die ſchöne Sonne der Freiheit ihren wüſten Boden beſtrahlte, hatte die Stadt Rom, welche jetzt bereits 695 Jahre beſtand, ihre Herrſchaft über den Oſten und Süden ausgebreitet. In Aſien und in den Nachbarlanden von Italien hatten alle Völker den Nacken gebeugt unter den Adlern der römiſchen Heere. Der nordweſtliche Strich von Europa konnte ſich allein noch rühmen, das Joch der Fremden nicht zu kennen, auch war es nach dieſer Seite der Welt, wohin die ehrbegierigen und länderſüchtigen Römer ihre Blicke richteten, um ſo mehr, als man damals ſich durch Eroberungen den größten Ruhm erwerben konnte. Julius Cäſar, ein Mann von großem Verſtande und tiefen Kenntniſſen, aber ehrſüchtig und nur auf ſeinen eigenen Vortheil bedacht, unternahm es, mit einem zahlreichen Heere das nordweſtliche Europa der Herrſchaft Roms zu unterwerfen. In kurzer Zeit und ohne große Mühe beſiegte er die Schweizer oder Helvetier und alle celtiſchen Gallier, die im heutigen Frankreich wohnten und ſich größtentheils, ohne Widerſtand zu leiſten, ergaben. Als die belgiſchen Stämme erfuhren, wie die Gallier ſich den Römern unterworfen hatten, erhob ſich ein langes Kriegsgeſchrei unter ihnen; ſie, die die Freiheit wie eine Göttin anbeteten, vernahmen nicht ohne Entrüſtung, daß die Adler, die Vorboten der Sklaverei, ihrem Lande ſo nahe gekommen ſeien. Nachdem ſie ausgemacht hatten, daß jeder Stamm ſeine eigenen Grenzen vertheidigen ſolle, hielten ſie ſich bereit, den Fremden einen hartnäckigen Widerſtand zu bieten.

Cäſar erhielt Nachricht von dieſer Uebereinkunft und zog, ohne Zeit zu verlieren, gegen Belgien, wo er plötzlich im Lande der Nervier erſchien. Dieſer Stamm, der mächtigſte und tapferſte, hatte ſich auf einem Hügel bei dem Sambrefluſſe aufgeſtellt, unter den Befehlen des Bodwognat, der zum Feldherrn erwählt worden war. Unterrichtet von der Kriegskunſt der Römer, hatten die Nervier ihre Frauen, Kinder und Greiſe an ſumpfigen und unzugänglichen Orten verborgen; alle kampffähigen Männer waren dagegen ohne Ausnahme in dem Heere bei Bodwognat. Zwei Stämme des galliſchen Belgien, die Atrebaten und Veromanden, waren gleichfalls zu dem Heere geſtoßen, um mit den Nerviern die Freiheit des gemeinſamen Vaterlandes zu bewahren oder mit ihnen an demſelben Tage zu ſterben. Daſſelbe hatten die Aduatiſchen in der Umgegend des jetzigen Namur zu thun gelobt und waren bereits ſchon auf dem Wege, um ſich mit den Nerviern zu vereinigen.

Bis jetzt hatte es Cäſar wenig Mühe gekoſtet, die Völkerſchaften Galliens unter das Joch der römiſchen Weltherrſchaft zu beugen, aber hier in Belgien wartete ſeiner ein Feind, welcher würdig war, mit den alten Soldaten ſeiner Legionen um den Sieg zu ringen. Zufolge der Angabe, welche Cäſar ſelbſt uns von den alten Belgen hinterlaſſen hat, betrug das nerviſche Heer ungefähr 80,000 Mann, und das Heer der Römer mit ſeinen Hülfstruppen zählte eine gleiche Macht. Beide Heere waren ſich gleich an Macht und Muth, aber die Römer allein beſaßen Kriegserfahrung und die Kunſt, einen Haufen von tauſend Menſchen wie ein gehorſames Werkzeug auf dem Schlachtfelde zu drehen und zu wenden; obendrein waren ihre Glieder mit Eiſen bedeckt und geſchützt, während die Nervier halb nackt in den Kampf zogen. Die

Römer hatten alſo vor den Belgen, außer dem Vortheile größerer Kriegskunſt, noch den ausgewählterer Waffen und faſt unverwundbarer Körper voraus.

Endlich nach dreitägigem Zuge durch das Land der Nervier, das er überall wüſt und verlaſſen fand, erreichte Cäſar die Gegend, wo die Belgen ſich aufgeſtellt hatten. Jedes Heer befand ſich auf einem Hügel und der Sambrefluß floß zwiſchen beiden durch. Die Reiterei, welche die Vorhut der Römer bildete, gewahrte in dieſem Augenblick einige Wachen, welche zu Roſſe am anderen Ufer des Fluſſes hielten, und da die Sambre an dieſer Stelle höchſtens drei Fuß tief war, ſo ſetzten die römiſchen Reiter ſammt den Bogenſchützen und Schleuderern über und griffen ungeſtüm die belgiſchen Wachen an. Dieſe wichen, weil ihre Zahl zu gering war, nach dem Walde zurück, in welchem ihre Landsleute ſich verſteckt hielten.

Während dieſe Scharmützel Statt fanden, ließ Cäſar, zufolge ſeiner Gewohnheit, eilends Schanzen aufwerfen und Gräben ziehen, um ſich ein befeſtigtes Lager zu verſchaffen. Er vermuthete ſicher nicht die mindeſte Gefahr, da ihm bis jetzt ſeine Siege ſo leicht geworden waren, aber gleich darauf erfuhr er, wie ſehr ihn ſeine Sicherheit getäuſcht hatte. — Eben war der größte Theil des römiſchen Heeres auf dem Hügel ſichtbar, als die Belgen plötzlich mit lautem Siegsgeſchrei ihren Wald verließen, in einem Augenblick die römiſchen Reiter, die Schleuderer und Bogenſchützen über den Haufen warfen und ſie in Verwirrung vor ſich her jagten. Dann ſtürzten ſie wie ein wilder Strom hinab, ſetzten durch den Fluß und griffen das feindliche Heer mit unglaublicher Wuth an.

So unerwartet überfallen, war es Cäſar unmöglich, ſich nach den Forderungen der Kriegskunſt vorzubereiten, Befehle zu geben und die Schlacht zu ordnen. Er ſah ſich gezwungen, die letztere anzunehmen, ohne daß es ihm vergönnt war, ihre Erfolge zu berechnen. Glücklicherweiſe verloren ſeine Krieger, die bei den Schanzen beſchäftigt waren, keine Zeit, um Jeder ſeine eigene Legion aufzuſuchen, ſondern ſtellten ſich zuſammen und bildeten raſch wohlgeſchloſſene Glieder. Cäſar eilte in dieſer Bedrängniß von einem Haufen zum andern und ermahnte ſie mit kräftigen Worten, ihr Leben dem Ruhme des römiſchen Namens zum Opfer zu bringen, dann gab er das Zeichen zum allgemeinen Kampfe.

So muthig und geſchickt Cäſar auch war, ſeine Geiſtesgegenwart nützte ihm in dieſem entſcheidenden Augenblicke wenig, da die Legionen ſich gezwungen ſahen, abgeſondert von einander, und ohne daß ſie ſich gegenſeitig gewahren konnten, zu ſtreiten; dadurch entſtanden verſchiedene Gefechte, in welchen bald die Belgen, bald die Römer die Oberhand behielten. Die Atrebaten und Veromanden, welche mit großen Mühen den Hügel erſtiegen hatten, wurden von der neunten und zehnten Legion in furchtbarem Kampfe vernichtet, die achte und eilfte Legion ſchlugen die Veromanden in die Flucht und trieben ſie in den Fluß.

Während dieſer Zeit hatten die Nervier ihre Schlachtordnung noch nicht gebrochen; ſie, die ſich eidlich verbunden hatten, auf dieſem Platze zu ſterben oder die Römer zu vertilgen, waren in geſchloſſenen Reihen fechtend ſtehen geblieben und hatten ſo Vorſicht mit Heldenmuth verbunden. Sobald ſie die vier ſiegenden Legionen die Atrebaten und Veromanden verfolgen ſahen, griffen ſie, von ihrem Feldherrn Boduognat angeführt, die ſiebente und zwölfte Legion von der Seite an, während ſie einen zahlreichen Haufen abſandten, um das römiſche Lager zu erobern.

Es begann ein furchtbares Gefecht, ein blutiger Kampf, in welchem das Glück ſeine Lieblinge, die Römer, verlaſſen zu wollen ſchien. Ihre Reiter, Schleuderer und Bogenſchützen wurden zum zweiten Male in die Flucht geſchlagen und eilten verwirrt und hoffnungslos über die Ebene. Die Troßknechte, welche ſich zerſtreut hatten, um zu plündern, begannen auch zu fliehen, als ſie aus der Ferne ſahen, daß die Nervier das Lager eingenommen hatten; dadurch entſtand ein ungemeines Geheul und Geſchrei unter denen, welche die Wagen bewachten, ſie betrachteten die Schlacht als verloren für die Römer und waren, von Schreck getrieben, ſehr bald aus dem Geſicht. Die Trieriſchen Reiter, welche als Hülfstruppen in Cäſars Lager waren, zweifelten, als ſie das Lager der Römer voll Belgen, die Legionen von einer Wolke von Nerviern umſchloſſen und die Reiter, die Troßknechte, die Schützen, die Schleuderer in voller Flucht ſahen, nicht länger an der gewiſſen Niederlage der

Römer und zogen eiligſt nach Hauſe, um die Vernichtung der Legionen und den Sieg der Belgen zu verkündigen.

Als Cäſar ſich auf dem Punkte ſah, alle Früchte ſeiner Siege mit einem Male zu verlieren und vielleicht mit allen ſeinen Kriegern auf fremdem Boden ſterben zu müſſen, beſchwor er mit feierlichen Worten die zehnte Legion, den Muth nicht ſinken zu laſſen; dann eilte er nach dem rechten Flügel, wo die Sachen noch viel ſchlimmer ſtanden. Alle waren hier zuſammengedrängt und die Soldaten von dem Feinde ſo eingeſchloſſen, daß es ihnen an Raum gebrach, ihre Waffen zu gebrauchen. Der Adlerträger und alle Anführer der vierten Legion wälzten ſich in ihrem Blute; das Feldzeichen war in den Händen der Nervier, die mit ungemeiner Wuth Tod und Vernichtung in die verwirrten Glieder des römiſchen Heeres ſchleuderten.

In dieſem verhängnißvollen Augenblicke ſah Cäſar ein, daß kein anderes Mittel vorhanden ſei, ſeine Truppen zu entſetzen, als allein ein letzter und vermeſſener Verſuch. Von Verzweiflung und Wuth ergriffen, entriß er einem Krieger ſeinen Schild, ſtürzte ſich mit gezücktem Schwerte in die Schlacht, rief die Anführer bei ihren Namen, ließ die Haufen aus einander gehen, die Glieder ſich öffnen und forderte die Krieger auf, noch einen, den letzten, Angriff zu wagen. Als ſie die Stimme ihres Feldherrn vernahmen, ſchöpften die Römer von Neuem Muth und leiſteten eine Zeit lang den heftigen Anfällen der Nervier mächtigen Widerſtand. Cäſar ließ mittlerweile die ſiebente Legion, welche in einiger Entfernung kämpfte, ſich der andern nähern; vereinigt boten beide nun auf allen Seiten gute Gegenwehr. Cäſars Unerſchrockenheit und ſeine klugen Anordnungen hatten zwar ſeine Niederlage nicht verhindern können, aber das unbeſtändige Glück erklärte ſich plötzlich wieder für die Römer. — Zwei neue Legionen, welche den Nachtrab gebildet hatten, kamen jetzt erſt oben auf dem Hügel an; das Eintreffen dieſer friſchen Truppen beſeelte die Römer mit neuer Kraft und ſie erinnerten ſich, daß ſie bis dahin unüberwindlich geweſen waren.

Jetzt änderte ſich die ganze Geſtalt des Kampfes. Die friſchen Legionen fielen die bereits ermüdeten Nervier von der Seite an, während die zehnte Legion von hinten mit ihnen kämpfte, wodurch auch unter die Belgen einige Verwirrung kam.

Auf allen Seiten von den angreifenden Römern umringt, ſahen die Nervier, wie das Glück ſich allmählig für den Feind erklärte. Sie würden ſich vielleicht noch durch die Flucht haben retten können, da die Gegend wegen des Gebüſches ſehr günſtig war; aber ihrem ſchrecklichen Eide treu, blieben ſie ſtehen und empfingen den Tod mit kaltem Blute. Kaum fiel ein Nervier zu Boden, ſo ſprang gleich ein anderer auf deſſen Leiche, um den Kampf fortzuſetzen, und in dieſem hoffnungsloſen Streite wichen die unerſchrockenen Belgen keinen Fuß breit zurück, ja, ihre Wuth ging ſo weit, daß ſie, da ſie kein Schießgewehr hatten, die aufgehäuften Todten beſtiegen und aus deren Körpern die Pfeile und Wurfſpieße herausriſſen, um ſie den Römern zuzuſchleudern.

Nachdem dieſes Schlachten eine Zeit lang gedauert hatte, lagen mehr als funfzigtauſend Belgen todt auf dem Felde, und von dem ganzen Heere blieben nur fünfhundert übrig, welche, ermattet und mit Wunden bedeckt, ſich durch den Fluß in das Gehölz retteten. So war dieſer tapfere Stamm bis auf einige Wenige ganz und allein für die Freiheit geſtorben; die vaterländiſche Erde hatte das Blut von funfzigtauſend Helden eingeſogen und Belgien ſah die römiſchen Weltherrſcher im Jahre 57 vor Chriſti Geburt zum erſten Mal als Herren ſeinen Boden betreten.

Cäſar, ſo großen Muth bewundernd, nahm die übriggebliebenen Nervier mit ihren Weibern und Kindern in ſeinen Schutz und ſchrieb mit eigener Hand in das Buch ſeiner Aufzeichnungen: „Die Belgen ſind die Tapferſten von allen Galliern.“

Man nennt dieſen Kampf die Schlacht von Prele, weil man glaubt, daß er in der Nähe eines Dorfes dieſes Namens bei Chatelet im Hennegau Statt gefunden habe.

Als die Aduatiſchen die Niederlage ihrer Bundesgenoſſen vernahmen, warfen ſie ſich in die Feſte, welche ſie in der Gegend des heutigen Namur beſaßen; aber als ſie die Römer vor ihren Mauern allerlei rieſenhaftes Belagerungszeug aufbauen ſahen, ergaben ſie ſich und warfen einen Theil ihrer Waffen über die Wälle, darauf überfielen ſie in der Nacht unvermuthet die Römer mit Waffen, welche ſie verborgen gehalten oder raſch verfertigt hatten. Dies nahm jedoch einen unglücklichen Ausgang für ſie, denn ſie wurden geſchlagen, auf Cäſars Befehl öffentlich an die Meiſtbietenden als Sklaven verkauft, 53,000 an der Zahl, und nach allen Himmelsſtrichen fortgeführt.

Die beinahe gänzliche Vernichtung zweier ſolcher Stämme, wie es die Nervier und die Advatiſchen waren, jagte dem größten Theile der umwohnenden Völkerſchaften Furcht ein. Von allen Seiten kamen Geſandte zu Cäſar, um ſich den Römern zu unterwerfen. Unter den übrigen belgiſchen Völkerſchaften blieben allein die Menapier oder Fläminger in ihren dichten Wäldern mit den Waffen in der Hand, und es koſtete Cäſar Jahre lange Mühe und eine bedeutende Anzahl Krieger, ſie theilweiſe zu unterjochen, denn ganz wurden ſie nie beſiegt.

Drei volle Jahre führte Cäſar in Belgien Krieg, bald gegen dieſen, bald gegen jenen Stamm. Das Joch drückte die Belgen ſchwer, und obwohl ſie nichts ausrichteten, ſo verſuchten ſie doch vielfach, ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Endlich ſchienen ſie den Muth ganz zu verlieren und das Land beruhigte ſich durchgängig. Als Cäſar dies bemerkte, verließ er Belgien während des Winters und begab ſich tiefer nach dem innern Gallien. Er vertheilte ſein Heer unter verſchiedene Feldherren und verbreitete ſo ſeine Legionen über Belgien und Gallien. Unter Anderem wurden die Anführer Sabinus und Cotta mit einer Legion und fünf Cohorten nach Advatuca gelegt, einer Feſtung im Lande der Eburonen oder in der Umgegend des jetzigen Lüttich.

Mit der Zeit entwickelte ſich in der Stille der Machtloſigkeit ein heißer Durſt nach Rache und ein bitterer Haß in den Herzen der Belgen. Jeder ſeufzte nach Erlöſung und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, um noch einen letzten verzweifelten Verſuch zu wagen.

Ambiorix, ein heldenmüthiger und vorſichtiger Heerführer der Eburonen, auf deren Gebiete Sabinus und Cotta ihr Lager aufgeſchlagen hatten, gab zuerſt das Zeichen zum Aufſtand. Er verband ſich mit Indiciomarus, dem Häuptling der Trevirer, und entwarf mit ihm den Plan, alle die vertheilten Legionen, eine nach der andern, anzugreifen und zu vernichten. Seinerſeits begann Ambiorix unmittelbar den Krieg; ehe er ſich jedoch mit gewaffneter Hand zeigte, machte er ſchlau dem Cotta und dem Sabinus weiß, daß ein großes teutſches Heer nach Belgien kommen würde und daß er als Freund der Römer ihnen daher rathe, Advatuca zu verlaſſen und ſich nach der nächſten Legion zu begeben. Die Römer, durch dieſe Nachricht erſchreckt und keinen Betrug vermuthend, verließen zur Nachtzeit ihr Lager, von Wagen und Karren gefolgt, auf denen ſich ihr Mund- und Kriegsvorrath befand.

Unterdeſſen hatte Ambiorix in einem Hinterhalt, durch welchen die Römer mußten, ſein Volk zu beiden Seiten des Weges verſteckt. Sobald das fremde Heer ſich nahte, überfiel er plötzlich die erſchreckten Cohorten und ſchlug die Römer in einem langen und hartnäckigen Kampfe, ſo daß auch nicht ein einziger von den Feinden entkam. Die ſiegreichen Belgen nahmen nun Advatuca ein und die ganze reiche Beute der Wagen ward ihnen zu Theil. Ohne Zeitverluſt zog jetzt Ambiorix mit ſeinem kleinen Heere nach dem Lande der Nervier, wo der römiſche Feldherr Cicero mit einer Legion lagerte. Unterwegs ſtießen Hülfstruppen aus allen Gegenden Belgiens zu ihm, ja ſogar der ſchwache Ueberreſt der Nervier griff zu den Waffen.

Das belgiſche Heer überfiel eine Cohorte Cicero's und ſchlug dieſelbe, dann baute es Thürme und Sturmwidder, wie es die Römer zu thun pflegten, und ſteckte endlich das römiſche Lager in Brand. Obwohl das Feuer, nachdem es alle Hütten zerſtört hatte, von ſelbſt ausging, brachte es doch die Legion in die größte Gefahr, aber die Tapferkeit der alten römiſchen Krieger wehrte die Belgen noch eine Zeit lang ab, bis Cäſar ſelbſt mit einem Heere aus Gallien heranzog und ſie vermittelſt einer Kriegsliſt in einem Gefechte ſämmtlich in die Flucht ſchlug und zerſprengte. Indiciomarus ward bald darauf beſiegt und mehr als je war Belgien jetzt entmuthigt und niedergeſchlagen. Ambiorix ließ indeſſen nicht nach, alle benachbarten Völkerſchaften zum Kriege anzureizen und Bündniſſe gegen die Römer zu Stande zu bringen. Als nun Cäſar ſah, daß es ihm nicht möglich ſein würde, ſeine Eroberungen in Belgien ruhig zu beſitzen, und daher zugleich Willens war, Teutſchland und England anzugreifen, ſo faßte er den Entſchluß, die Belgen auf immer zu vernichten. Er bildete ein Lager von ſechszigtauſend

Mann, ſandte daſſelbe in großen Abtheilungen queer durch Belgien und ließ Alles verbrennen und verwüſten. Noch unmenſchlicher behandelte er die Eburonen. Weil er ſeinen Feind, den tapferen Ambiorix, todt oder lebend fangen wollte, ließ er alle Eburonen ermorden und lange Zeit, wie wilde Thiere, in Wäldern und Höhlen verfolgen. Ambiorix kam glücklich über den Rhein und blieb in Teutſchland.

Von dieſem Augenblicke an, ungefähr ſeit dem Jahre 50 vor Chriſti Geburt, endete der Widerſtand der erſchöpften Belgen, und Rom pflanzte ruhig den Adler der Herrſchaft auf unſerem vaterländiſchen Boden auf.

Zweites Capitel.

Belgien unter römiſcher Herrſchaft. Ankunft der Franken.

Vom Jahre 51 v. Chr. bis zum Jahre 442 der chriſtlichen Zeitrechnung.

Nach Cäſars Siegen verloren die Belgen allmälig den heißen Durſt nach Freiheit, der ſie vorher ausgezeichnet hatte. Sie betrauerten ihre Unterwerfung in der Stille, und wurden endlich mit ihrer Einwilligung als Provinz dem römiſchen Reiche einverleibt. Nahe an 500 Jahre blieben unſere Väter unter der fremden Herrſchaft; während dieſer Zeit veränderte das Land gänzlich ſein Weſen, die Römer verbreiteten ihre höhere Bildung unter dem Volke. Der ſüdliche Theil wurde allmälig durch galliſche Auswanderer bevölkert, und da die übriggebliebenen Einwohner die lateiniſche Sprache unter ihre teutſche mengten, ſo wichen ſie immer mehr und mehr von ihrem Urſprunge ab und erhielten ſpäter den Namen Walen oder Wallonen. Die nördlichen und weſtlichen Einwohner von Belgien, die jetzigen Fläminger und Brabanter, behielten dagegen ihre urſprüngliche Sprache. Im Allgemeinen verbeſſerte ſich der Zuſtand des Landes unter der Fremdherrſchaft; der Handel und die Gewerbsthätigkeit erhielten eine beſtimmte Richtung. Die Menapier lieferten den Römern Fleiſch, Gänſe, Korn und Vieh. Andere machten Tuchkleider und Waffen, oder trieben Handel mit Mergel und Dünger, ſo daß Belgien ſich zu großem materiellen Wohlſtand emporſchwang.

Damals erſchienen zwei neue Völkerſchaften auf unſerem Boden. Die Taxanderer, von teutſcher Herkunft, ließen ſich in den wüſten Strichen nieder, die jetzt unter dem Namen der Kempenlande bekannt ſind; ein Theil Eburonen und Advatiſcher, nebſt einigen kleinen Stämmen aus der Umgegend von Trier, ſchlugen ihren Aufenthalt dort auf, wo die Stadt Tongeren, von ihnen erbaut, ſich befindet; ſie führten den Namen der Tongern.

Die Belgen dienten als Krieger in den Heeren der Römer und nahmen Theil an den Feldzügen derſelben. Sie zeichneten ſich ſtets durch Tapferkeit und Treue aus und wurden zu Leibwachen der Kaiſer gewählt.

Uebrigens iſt wenig über das unterjochte Belgien zu berichten; da ſie fortwährend gezwungen waren, für Andere zu kämpfen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß unſere Vorfahren der Geſchichte keine merkwürdigen Thaten hinterlaſſen konnten. Ihr Blut ſtrömte oft, bald für den einen, bald für den anderen Kaiſer oder Thronbewerber; aber dem Vaterlande trug ihre Tapferkeit keine Früchte.

Obwohl einige Verkündiger des heiligen Evangeliums den ſüdlichen Theil von Belgien bereits im Jahre 252 beſuchten, ſcheint Chriſti Lehre dennoch damals unter unſern Vorfahren keine großen Fortſchritte gemacht zu haben.

Aber die Zeiten änderten ſich; Gott ſtreckte die mächtige Hand aus über das ehrgeizige und ſittenloſe Rom. Während das Reich erſchüttert und zerriſſen wurde von den blutigen Bürgerkriegen, während die Römer, in Partheien zerfallen, gegenſeitig ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergoſſen, bildete ſich an den Grenzen des Reiches ein furchtbarer Sturm, der die trotzigen Adler auf immer aus ihrem Horſte trieb und die römiſche Herrſchaft vernichtete. Als ob die Stimme des Herrn den wilden Völkern von Teutſchland und Scythien verkündet hätte, daß Roms Fall beſchloſſen ſei, liefen an allen Grenzen des Reichs große Schwärme wilder Stämme zuſammen. Der Oſten, Süden und Weſten ſahen die Gothen, die Hunnen, die Alanen, die Vandalen und die Sueven, welche ſämmtlich, jedes für ſich, einen Theil des Reiches eroberten, ja die Stadt Rom ſelbſt fiel in die Hände der Barbaren. Zur ſelben Zeit ſchloß eine große Zahl teutſcher und cimbriſcher Völkerſchaften ein Bündniß, um gemeinſchaftlich die römiſchen Beſitzungen in Belgien und Gallien anzugreifen. Dieſe raubſüchtigen Stämme nannten ſich Franken, was ſo viel wie muthig, unerſchrocken bedeutet; ſie vereinigten ſich zuerſt am teutſchen Ufer des Rheins und ließen ſich dann im Norden von Belgien nieder, wo ſie lange friedlich bei den Eingeſeſſenen wohnten, deren Sprache ſie redeten.

Endlich im Jahre 442 fortgetrieben von andern vorrückenden teutſchen Stämmen, ſtanden ſie unter ihrem Könige Hlodio auf, und vertrieben die Römer aus Belgien und einem kleinen Theile von Gallien.

Hier endet die erſte Unterjochung unſeres Vaterlandes. Ein neues Reich bildet ſich, die Franken geben dem weſtlichen Europa eine andere Geſtaltung. Dieſer Zeitraum, wie verwirrt und ungleich er ſein möge, iſt der Acker, in welchen die Saat unſerer gegenwärtigen Geſetze, Sitten und Gedanken gelegt wurde, wir können und müſſen die Franken zum Theil als unſere Vorfahren betrachten; ihr Blut hat ſich Jahrhunderte lang vermiſcht mit dem unſerer erſten Väter; aber wir ſind trotzdem nicht von unſerem Urſprunge abgewichen. Belgen und Franken waren beide teutſche Stämme; wir können alſo die Regierung der fränkiſchen Könige nicht als eine fremde Herrſchaft betrachten. Dieſe Franken unterſcheiden ſich leicht von anderen Stämmen durch ihre Kleidung und ihre Sitte; ſie banden ſich die rothgelben Haare in einem Büſchel auf dem Kopfe zuſammen, wobei ſie die Spitzen derſelben wie einen Federbuſch herabhängen ließen. Ihr Antlitz war glatt geſchoren, mit Ausnahme von zwei großen Knebelbärten. Ferner trugen ſie enge linnene Kleider mit einem breiten Gürtel, an welchem das Schwert hing. Ihre Waffen waren die nach ihnen genannte Frankiske oder Streitaxt und ein Spieß mit Widerhaken, den ſie Hang, d. h. Haken nannten. Sie brachten nach Belgien den Götzendienſt von Thor und Wodan und den Glauben an den heidniſchen Himmel Walhalla.

Unter den Franken waren nicht alle Glieder der Nation gleich, einige Stämme betrachteten ſich als die edelſten und waren in großem Anſehen, aus dieſen wurden die Führer gewählt; ſie allein beſaßen Grundeigenthum und ſahen die Bewohner deſſelben als ihre Sklaven oder Leibeigenen an. Die geringeren Stämme, freie Leute genannt, dienten im Kriege und hielten ſich zu dem einen oder anderen Führer als ſeine Kriegsmannen. Aus dieſem Standesunterſchiede entwickelte ſich ſpäter die Lehnsherrſchaft oder das Feudalweſen.

Der vornehmſte Stamm der Franken war der der Salisker, welcher bei dem Fluſſe Sala oder Yſſel gewohnt hatte. Wie bereits fünfhundert Jahre lang die Geſchichte der Römer auch die der Belgen war, ſo wird jetzt noch längere Zeit die Geſchichte der Franken allein die Erzählung des wechſelnden Geſchickes unſeres Vaterlandes enthalten.

Drittes Buch.

Die Franken in Belgien.

Erſtes Capitel.

Belgien unter den fränkiſchen Fürſten aus dem Stamme der Merwiginger (Merovinger). — Bekehrung unſerer Vorfahren zum chriſtlichen Glauben. — Belgien, in zwei Abtheilungen zerfallen, gehört zum Oſtreiche und Weſtreiche. — Feſtſtellung des Lehensrechtes oder des Feudalismus.

Von 442 — 752.

Hlodio, der König der Franken, hatte ſeine Eroberungen über ganz Belgien und den Norden von Gallien ausgedehnt, als der Tod ihn überraſchte. Sein Nachfolger Merwig, welcher wie er zu den Merwigingern oder Kindern des Merwig gehörte und in Kortryk (Courtray) ſeinen Sitz hatte, ſcheint nicht viel gethan zu haben, um die Grenzen ſeines Reiches zu erweitern. Seinem Enkel Hlodowig (Chlodwig, Clovis) war es vorbehalten, die Herrſchaft der Franken auf unerſchütterlichem Grunde zu erbauen. Dieſer junge König verſammelte ſeine Unterthanen, pflanzte um 486 das Banner des Krieges auf und verjagte die Römer aus allen Landen, welche nördlich von der Loire lagen. So kam mehr als die Hälfte von Gallien, jetzt Frankreich, unter denſelben Scepter mit Belgien, und die Geſchichte beider Völker wird dieſelbe.

Während die Belgen und Franken noch in der Finſterniß des Götzendienſtes lebten, hatten viele Gallier und Römer bereits Chriſti Lehre angenommen, und es befanden ſich unter denſelben ſchon zahlreiche Biſchöfe und Prieſter; dieſe unternahmen es, den mächtigen Sieger Hlodewig zu bekehren, und ihr Verſuch gelang ihnen. Das Haupt der Franken entſagte 497 ſeinen cimbriſchen Göttern und empfing mit großer Feierlichkeit die Taufe in der Stadt Rheims durch den heiligen Remigius. Eine bedeutende Anzahl Franken folgte ſeinem Vorbilde, doch der größere Theil, und vorzüglich die Belgen, blieb hartnäckig dem Götzendienſte getreu, der ihrer Sinnlichkeit und ihrer Neigung mehr zuſagte, als die erhabene und beſchauliche Lehre Chriſti.

Während der Regierung Hlodewigs und einiger ſeiner Nachfolger ſcheinen die Belgen nicht als bezwungene Stämme betrachtet worden zu ſein; in den volkreichen Gegenden wenigſtens lebten ſie unabhängig und in vollkommener Gleichheit mit den dort wohnenden Franken. Trotz den Kriegen und Erſchütterungen, die das Land ſo vielfach erlitten hatte, war die Bevölkerung gewachſen. Einige Städte begannen bereits als Mittelpunkte höherer Bildung ſich zu befeſtigen. Kortryk, Doornik und Tongeren beſtanden ſchon lange, Gent und Brügge nahmen zu an Einwohnern und an Wohlſtand, Antwerpen war ein Caſtell oder eine Burg, umgeben von einer Anzahl geringer Wohnungen und Fiſcherhütten, Namen (Namur) ebenfalls ein Caſtell an der Maas; Brüſſel und Luik (Lüttich) beſtanden noch nicht. Eine ſehr große Zahl Dörfer und Weiler bedeckte Belgien; die Seeküſten waren an vielen Stellen eingedämmt, einige Wälder zum Theil verſchwunden, viele Moräſte trocken gelegt, und der Boden begann damals bereits die Spuren einer zahlreichen, fleißigen und verſtändigen Bevölkerung zu tragen.

Das platte Land und die kleinen Dörfer erfreuten ſich der Freiheit der Städte nicht, dort hatten ſich in einigen Gegenden Häuptlinge fränkiſcher Stämme niedergelaſſen, welche das umliegende Gebiet nach dem Rechte des Siegers als ihr Eigenthum betrachteten und ſich zu Herren über die Dorfbewohner aufwarfen; ſie wohnten in Schlöſſern und Caſtellen, nach römiſchem Styl von ſtarken, runden Thürmen umgeben, und zwangen ihre Laten, ſo nannten ſie die ihnen unterthänigen Bauern, ihnen Getraide zu liefern oder ihre Aecker zu bebauen. Dieſe Macht erhielten ſie oft durch Gewalt, öfter jedoch wurde ihnen dieſelbe verliehen durch Jemand, der höher oder mächtiger war, als ſie, und von dem ſie ſelbſt abhingen. Dieſe Unterordnung ſtieg ſo bis zu dem Fürſten oder Könige hinauf, welcher über alle Lande verfügen konnte, aus denen das Grundgebiet des Reiches beſtand, und dieſe, wem er wollte, zu Lehen gab. Auf ſolche Weiſe begann die Lehensherrſchaft oder das Feudalweſen als eine geſetzliche Einrichtung. Der alte Adel findet die erſten Wurzeln ſeiner Stammbäume in dieſen Beſitzern oder Lehnern des vaterländiſchen Bodens. Darauf ſtellte der König unter dem Namen von Grafen und Herzogen Oberhäupter eines gewiſſen Gebietes an, damit ſie an ſeiner Stelle das Recht übten und die Heere anführten. Da es jedoch in jenen barbariſchen Zeiten aus Mangel an gehöriger Aufſicht und regelmäßiger Anſtellung der Amtleute und Herren nicht immer möglich war, die mächtigen Miſſethäter auf dem gewöhnlichen Rechtswege zu ſtrafen, ſo ernannte die allgemeine Volksverſammlung den einen oder anderen ausgezeichneten Grafen oder Herzog zum außergewöhnlichen Verfolger der Mörder mit dem Titel Morddom, was ſo viel bedeutet wie Mordherr. Aus dieſem Worte machten die Lateiner **Majordomus** durch Klangnachbildung und die ſpäteren Franzoſen, dies überſetzend, ſchrieben **Maire du palais**. Die Macht dieſer Beamten wuchs ſehr bald, und nicht lange nachher ſtanden ſie faſt eben ſo hoch, wie der König ſelbſt.

Als Hlodowig 511 geſtorben war, fiel das Reich, nach der Gewohnheit der Franken, an ſeine vier Söhne, Theodorik (Theodorich), Hloter (Clotar), Hildebert (Childebert) und Hlodomir (Chlodemir). Belgien, in zwei Theile zerſpalten, fiel Theodorik und Hloter zu. Der erſtere bekam alles Gebiet, das ſich von der Schelde bis an den Rhein erſtreckte und unter dem Gemeinnamen Oſterike (Auſtraſien) bekannt war; der zweite empfing als Erbtheil die Länder zwiſchen der Schelde und der See, welche Neoſterike (Neuſtrien) hießen. Dieſe zwei Benennungen bezeichnen: die erſte das fränkiſche Reich nach

Oſten und die andere das fränkiſche Reich nach Nichtoſten, d. h. nach Weſten.

Die erſten Fürſten der Merwiginger waren tapfere Feldherren, ſtets bereit, die Waffen zu ergreifen; ihre Nachfolger jedoch, ruhig im Beſitz der eroberten Länder, verloren allmälig die Streitluſt ihrer Väter und verfielen in große Schlaffheit, welche ihnen von ihrem Volke den Namen der faulen Könige zuzog. Stets in ihrem Palaſte eingeſchloſſen, wo ſie ſich ſchrankenloſer Weltluſt und Unkeuſchheit hingaben, ließen ſie das Reich durch den Morddom regieren, der mit der Zeit die ganze Verwaltung der Landesangelegenheiten an ſich gezogen hatte; dieſer beſaß jetzt die volle Macht eines Fürſten; er gab Geſetze, hatte den Befehl über die Heere, verfügte über die Einkünfte des Reichs, kurz, er war wirklicher Herrſcher, während der König bloß den Namen deſſelben führte.

Mehrere Bürgerkriege zerriſſen unterdeſſen das Land der Franken und ließen den Herrſchern wenig Zeit, um der Regierung eine feſte und regelmäßige Einrichtung zu geben. Der Stamm der Merwiginger bereitete ſich ſelbſt ſeinen Untergang durch Achtloſigkeit und Unkenntniß, und hätten nicht die Belgen und Franken von Auſtraſien mit Muth und Beharrlichkeit den wilden teutſchen Völkern Widerſtand geleiſtet, ſo würde vielleicht unſer Vaterland ſehr bald neue Herren geſehen haben. In Teutſchland hatte allerdings eine neue Völkerwanderung Statt gefunden. Die Sachſen waren nach dem Rhein hinabgezogen und verſuchten fortwährend, die Franken von deſſen Ufern zu vertreiben. Von einer anderen Seite war ein cimbriſches Volk, die Briezen (Frieſen), längs dem Seeufer aus dem Norden bis nach Batavien, jetzt Holland, gekommen und bedrohte ernſtlich die fränkiſchen Beſitzungen in dieſen Gegenden. Dieſe beiden Völkerſchaften hatten ſich ſchon eines großen Gebietes bemächtigt und waren den Franken bereits ſehr gefährlich geworden, als ſie von den belgiſchen Auſtraſiern ungefähr um das Jahr 620 zurückgeſchlagen wurden. Der Feldherr oder Herzog der Auſtraſier war ein gewiſſer Peppin (Pipin), zu Landen bei St. Truijen (St. Trond) wohnend oder geboren, und berühmt wegen ſeiner Tapferkeit und Kriegserfahrung.

Der König Hloter (Clotar), der Zweite dieſes Namens, welcher bald darauf über das ganze Frankenland herrſchte, rief Perrin von Landen zu ſich und machte ihn zu ſeinem Morddom. Unter der weiſen und vorſichtigen Verwaltung deſſelben erholte ſich das Land wieder etwas: das Recht wurde geübt, die öffentlichen Angelegenheiten beſſer geregelt, die Streitigkeiten hörten auf, und die Sachſen und Frieſen wurden zurückgehalten.

Um das Jahr 620 kam Perrin nach Belgien zurück mit Dagobert, Hloters Sohn, den ſein Vater zum König des Oſtreichs ernannt hatte. An den Namen des belgiſchen Franken Perrin, der ſich unter unſeren Vorfahren durch Edelmuth auszeichnete, knüpft ſich ein ruhmwürdiger Umſtand, welcher verdient, die Aufmerkſamkeit der Belgier auf ſich zu lenken.

Bis zu dieſer Zeit hatte das Licht des Evangeliums nur wenige ſchwache Strahlen über das weſtliche und nördliche Belgien verbreitet; der größte Theil unſeres Vaterlandes huldigte noch dem Götzendienſt; Chriſti verſöhnendes Wort hatte die wilden Gemüther unſerer Vorfahren noch nicht beſänftigt, das heilige und troſtreiche Geſetz der chriſtlichen Bruderliebe und der Sittlichkeit war ihnen noch nicht mitgetheilt worden. Aber unter König Dagobert, der 628 ſeinem Vater auf dem Throne folgte, oder vielmehr unter dem Morddom Perrin von Landen, ging die Sonne der Aufklärung ihnen auf. Chriſti Ruf durchdrang ihre Wälder und Haine und ſie entſagten ihren Abgöttern, um den friedliebenden Glauben der Chriſten anzunehmen.

Beſchirmt und unterſtützt vom König Dagobert, begaben heilige Männer ſich tiefer nach Belgien, um die Bekehrung unſerer Vorfahren zu bewirken. Zuerſt wurden ſie verhöhnt und vertrieben, aber erfüllt vom Geiſte Gottes ſetzten ſie ihre Geduld der Verfolgung entgegen. Ihr tugendhaftes Beiſpiel, ihre Beredſamkeit und ihre Sanftmuth machten bald Eindruck auf die Gemüther der Belgen und Chriſti Lehre ward endlich mit Bewunderung und Eifer von dem größten Theile derſelben angenommen. Dieſe Bekehrung geſchah binnen wenig Jahren, um 620 ward ſie begonnen und 660 ſah bereits der Sohn Gottes aus ſeinem Himmel auf ein chriſtliches Belgien herab.

Die vorzüglichſten Apoſtel oder Lehrer unſeres alten Vaterlandes waren: St. Eloy, Biſchof von Doornik (Tournay), der 646 den Glauben verkündigte rings um Brügge, längs der ganzen Seeküſte bis nach Antwerpen und in Zeeland; St. Amands, der die Einwohner von Gent bekehrte, dort zwei Klöſter ſtiftete und ferner in allen Gegenden zwiſchen Gent und Doornik Chriſti Wort unter unſern Voreltern ausſäete. Später ging er nach Antwerpen und weihte dort eine Kirche ein. — Als St. Lieven (Levinus), Biſchof von Schottland, vernommen, welche Bemühungen in Belgien zur Bekehrung der Einwohner Statt gefunden, kam er 654 nach Gent und begann den Glauben in dem ſpäteren Brabant zu predigen. Nachdem er eine große Zahl Einwohner getauft hatte, ward er ermordet und ſtarb auf unſerem Boden als Märtyrer. — St. Remakel lehrte in der Umgegend von Lüttich. — St. Willebrorts war der Bekehrer der Kempenlande und Frieslands. Viele andere Verkündiger der chriſtlichen Religion durchzogen die minder bevölkerten Gegenden des mittleren und nördlichen Belgien. Ueberall wurden von den Belgen und Franken Abteien geſtiftet, und ſo mühevoll und langſam auch ihre Bekehrung geweſen war, ſo feurig wurde jetzt ihre Liebe zu dem Gotte, deſſen Dienſte ſie ſich gewidmet hatten. Damals geſchah es, daß die erſten Kirchen zu Chriſti Ehre in unſerem Vaterlande ihre Thürme, gleichſam als eine Huldigung, gen Himmel erhoben.

König Dagobert ſtarb 638. Vor ſeinem Tode ernannte er Peppin zum Führer ſeines Sohnes Sighebert, der die Krone von Auſtraſien von ſeinem Vater empfing. Peppin ſtarb bald darauf 640, das Land in dem Frieden und der Ruhe zurücklaſſend, die er ihm verſchafft hatte. Sein Sohn Grimoald ward Morddom von Auſtraſien an ſeiner Stelle.

So lange König Sighebert lebte, folgte Grimoald dem Vorbilde des edeln Peppin, ſeines Vaters; aber als Sighebert ſterbend ihn zum Vormunde einſetzte über ſeinen einzigen und minderjährigen Sohn Dagobert, kam ein verbrecheriſcher Gedanke der Herrſchſucht in Grimoalds Seele. Er ſah die Möglichkeit, ſeinem eigenen Geſchlechte die Krone zu verſchaffen, da Sighebert, aus Furcht, keinen Erben zu hinterlaſſen, Hildebert, Grimoalds Sohn, als eigenes Kind angenommen hatte. So war alſo kein anderes Hinderniß für ihn, den Thron zu beſteigen, vorhanden, als Sigheberts junger Sohn. Grimoald ließ alſo dieſen jungen Knaben aufheben und heimlich nach Schottland bringen; bald darauf aber, im Jahre 658, lockte Hlodewig der Zweite, König von Neuſtrien, ihn mit ſeinem Sohne nach Paris und ließ ſie Beide dort ermorden, um das Verſchwinden von Sigheberts Sohn zu rächen. Grimoald hatte in Auſtraſien ausgedehnte Beſitzungen, welche erbrechtlich dem Anſegys, dem Gatten der heiligen Begga, der Tochter Peppins von Landen, anheim fielen. Dieſer Anſegys hielt ſich ruhig auf ſeinen Gütern, ohne ſich um ein Staatsamt zu bemühen.

Anders dachte Peppin, ſein Sohn, genannt von Herſtal, welcher in der Umgegend von Lüttich an einem Orte wohnte, der ſo hieß. Sobald ſein Vater geſtorben war, erinnerte er ſich der Größe ſeiner Ahnen und der Ermordung Grimoalds; er rief ſeine Landesgenoſſen zu den Waffen, eignete ſich den Namen eines Herzogs von Auſtraſien zu und zog gegen Theoderik, der damals König aller fränkiſchen Beſitzungen war, zu Felde. Es glückte Peppin von Herſtal dies Mal nicht mit ſeinem Aufſtande; er wurde geſchlagen und gezwungen, ſich lange Zeit in den Wäldern verborgen zu halten. Aber als er drei oder vier Jahre nachher von Neuem einige Truppen geſammelt hatte, ſchlug er 687 das königliche Heer und nahm Theoderik ſelbſt gefangen, den er jedoch wieder frei ließ, unter der Bedingung, ihn zum Morddom zu erheben. Als dies geſchehen war, erhielt Peppin von Herſtal, als oberſter Beamter, das Steuer des fränkiſchen Reichs und lenkte daſſelbe ſieben und zwanzig Jahre lang mit lobenswerther Vorſicht und Tapferkeit.

Er ſtarb 714, keine anderen Söhne hinterlaſſend, als einen jüngeren Knaben Grimoald und einen Baſtard Karl, der auf Anſtiften der Plectruid, der Wittwe Peppins, welche die Regierung von Auſtraſien in ihre Hände nahm, zu Cöln gefangen gehalten wurde.

Lange konnte jedoch ein Weib in jener bewegten Zeit eine Krone nicht ruhig tragen; mächtige Feinde ſtanden bald gegen ſie auf, mit der gegründeten Hoffnung, ſie leicht zu beſiegen. Radbod, das Haupt der Frieſen, rückte mit einem Heere bis vor Cöln und die Neuſtrier fielen von der anderen Seite in das Gebiet der rathloſen Plectrud ein. Dieſe Umſtände benutzend, entfloh Karl bereits 715 aus ſeinem Gefängniß. Er erinnerte ſich, daß der ſterbende Peppin ihn zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte, und nahm ſich vor, das Land, das er als ſein Erbe anſah, durch ſeinen Muth zu retten. Gegen die Frieſen ziehend, verlor er zwar die Schlacht, gab aber doch ſein Unternehmen nicht auf. Drei Jahre brachte er mit kleinen Gefechten hin, die dem Feinde ſehr hinderlich waren, dann endlich, nachdem er ein Heer verſammelt hatte, ſchlug er die Neuſtrier in einem großen Kampfe, und zwang den fränkiſchen König, ihn zum Morddom zu ernennen. So erhielt er 717 die Güter und die Würden ſeines Vaters. Das fränkiſche Reich verdankte ihm großen Ruhm und weite Ausdehnung. Karl war ein glücklicher und tapferer Krieger, und ſein ganzes Leben eine Reihe von Gefechten, in welchen der Sieg ihm ſtets treu blieb. Seine ruhmwürdigſte Waffenthat fand 732 Statt. Die Sarazenen, Mahomedaner von Afrika, waren als ein blutdürſtiger Schwarm in das ſüdliche Europa eingefallen und bedrohten alle chriſtliche Reiche mit gewiſſem Untergange; aber Karl, ihre große Anzahl nicht achtend, zog ihnen entgegen und vernichtete ihre Macht in einer Feldſchlacht bei der Stadt Poitiers in Gallien. Dreimal hunderttauſend Mann fielen an dieſem denkwürdigen Tage und das chriſtliche Europa war gerettet. Der Held erhielt bei dieſer Gelegenheit den Namen Martell, wahrſcheinlich von dem Streithammer, deſſen er ſich im Kampfe bedient hatte.

Karls Ruhm und Macht waren durch alle dieſe Siege ſo groß geworden, daß ihn das Volk als einen Fürſten ehrte und liebte, obwohl ein König vorhanden war; dieſer hatte jedoch von der Oberherrſchaft nichts als den Namen. Der Stamm der Merwiginger ſchien ſich überlebt zu haben, und Alles in der Geſchichte deutet auf die Veränderung hin, welche ſich einige Jahre ſpäter zutrug.

Unter der Regierung der trägen Könige, der Söhne Merwigs, hatte die römiſche Sitte wieder einigermaßen die Oberhand über die teutſche Sitte gewonnen, wenigſtens hatten im ſüdlichen Gallien und in einem Theile von Neuſtrien die meiſten Franken ſelbſt das Lateiniſche unter ihre Sprache gemiſcht, und ſich beinahe gänzlich mit den Einwohnern vermengt. Aus dieſer Miſchung des alten Celtiſchen oder Galliſchen mit der lateiniſchen und fränkiſchen Sprache hat ſich das jetzige Franzöſiſch ſpäter entwickelt. Zu jener Zeit nannte man dies fehlerhafte Miſchmaſch das Romaniſche.

Die lateiniſche Sitte wurde unter Karl Martell gewaltſam zurückgedrängt, das alte Teutſch, wenig verſchieden von dem früheren Vlämiſch, war die Sprache der Bewohner von Auſtraſien. Von Neuem Beſieger Galliens, drangen ſie dieſelbe noch einmal den Völkern auf und die Sprache unſerer Vorfahren herrſchte wieder im ganzen Frankenlande. Das eroberte Gebiet ward unter die vornehmſten Anführer vertheilt, ja ſelbſt geiſtliche Güter und Abteien wurden ungelehrten und rohen Männern übergeben.

Karl Martell ſtarb 741, zwei Erben hinterlaſſend, Karlomann, der ſich etwas ſpäter in ein Kloſter begab, und Peppin, mit dem Beinamen der Kurze (der Kleine); dieſer folgte ſeinem Vater in dem Amte eines Merddoms nach.

Nachdem er eilf Jahre lang unter einem der untauglichſten Fürſten die Leitung des Reiches geführt hatte, wurde er durch eine allgemeine Verſammlung der freien Franken von Auſtraſien und Neuſtrien zum Könige ausgerufen und durch den Geſandten des Papſtes Zacharias als ſolcher geſalbt.

Durch dieſe Begebenheit ging die Krone des Frankenlandes von dem Stamme der Merwiginger an das Geſchlecht der Karlinger (Karolinger) oder der Söhne Karls über.

Zweites Capitel.

Belgien unter den fränkiſchen Fürſten vom Stamme der Karlinger. — Das Reich Karls des Großen.

Von 742 – 814.

Obwohl die Geſchichte uns nicht hinreichenden Stoff darbietet, um mit genauer Kenntniß über die Herrſchaft Peppins des Kurzen und ſein Weſen zu urtheilen, ſo iſt es doch als wahr ausgemacht, daß unter ihm die Verwaltung des Landes an Regelmäßigkeit gewann, und daß ſeine Beſtrebungen dahin gerichtet waren, Ordnung und Recht zu handhaben. Mehr als irgend einer ſeiner Vorgänger erwarb er ſich die Liebe ſeiner Unterthanen und machte dadurch vergeſſen, daß er nicht erbrechtlich den Thron beſtiegen habe. Die Religion und ihre Diener fanden in ihm einen eifrigen Beſchützer; auch zeigte er ſich höchſt wahrſcheinlich weiterer Aufklärung geneigt, denn ſeinen Söhnen wurde neben der Führung der Waffen auch einige Kenntniß der Wiſſenſchaften gelehrt.

Mit ſeiner Umſicht verband er den Heldenmuth ſeiner Väter. Die Chroniken berichten von ihm eine wunderbar kühne That. Er war einſt bei einem Thiergefechte gegenwärtig und befand ſich mit ſeinen Hofleuten auf einer Gallerie, von welcher herab man auf den Kampfplatz ſah. Während alle Augen auf einen Stier gerichtet waren, den ein Löwe mit ſeinen Tatzen zu Boden geriſſen hatte, hörte er, daß ihn Jemand wegen ſeiner kurzen Geſtalt verſpottete. Mismuthig darüber und indem er zeigen wollte, daß eine große Seele in ſeinem kleinen Körper wohne, rief er den Spöttern zu: „Wer von Euch wagt es, den Stier zu befreien?“ Niemand antwortet. Peppin ſpringt unerſchrocken auf den Kampfplatz hinab, bekämpft den Löwen und hebt gleich darauf den abgehauenen Kopf des furchtbaren Thieres als Siegeszeichen empor.

Im Jahre 754 flüchtete ſich der heilige Bonifacius (Stephan II.), Papſt von Rom, den die Lombarden vertrieben hatten, nach dem Frankenlande. Peppin ward von ihm aufs Neue mit großer Feierlichkeit zum Könige geweiht und geſalbt und zwang nachher die Lombarden, das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche zu verehren.

Peppin der Kleine ſtarb 768 und hinterließ das Reich ſeinen beiden Söhnen, Karl und Karlomann; da der letztere aber bald darauf ebenfalls mit Tode abging, blieb Karl allein im Beſitz des fränkiſchen Gebietes. Mit der Thronbeſteigung dieſes Karl, welcher ſpäter der Große (Carolus magnus) genannt wurde, beginnt eine ſchönere und ewig denkwürdige Periode für Europa.

Karl, als ob er durch göttliche Beſtimmung dazu berufen ſei, ließ das Licht der wahren Bildung unter den Völkern leuchten. Mit ihm änderte ſich die lange Verwirrung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe in eine mächtige Regierung um. Die Krone wurde geehrt, die Macht der Lehensherren eingeſchränkt, dem ſchwachen Bürger ein Recht gegen den ſtärkeren gegeben und Alles in eine, wenigſtens für die damaligen Zeiten, wunderbare Uebereinſtimmung gebracht.

Nach dem Zeugniſſe Einhards (Eginhards), ſeines Geheimſchreibers, war Karl mit großer Beredſamkeit begabt und begnügte ſich nicht damit, das Teutſche, ſeine Mutterſprache, zu kennen, ſondern ſprach auch ſehr gut Lateiniſch und verſtand Griechiſch. Er hatte die freien Künſte und Wiſſenſchaften mit Eifer ſtudirt und verdankte die Sprachkunde dem Geiſtlichen Peter von Piſa, ſeine übrigen Kenntniſſe aber einem Sachſen, Albin oder Alkuin genannt, Diakonus von Britannien.

Der Hof Karls des Großen glich einer Akademie; alle Gelehrten verſammelten ſich hier unter dem Schutze des Fürſten und erſt ſeit dieſer Zeit ward die Saat der Wiſſenſchaften in dem neuen Europa ausgeſäet. Dank ſei dem großen Karl, der ſelbſt den Wiſſenſchaften jeden Augenblick widmete, die er von ſeinen andern mannichfachen Geſchäften erübrigen konnte. Nicht ſelten ließ er ſich während der Mahlzeit die Werke des heiligen Auguſtinus oder einige alte, jetzt verloren gegangene, Landeschroniken vorleſen, und hatte großes Vergnügen an Allem, was ihm den Geiſt oder das Gedächtniß bereichern konnte.

Karl war in Belgien geboren; ſich auf die ungeſchwächte Tapferkeit der Franken verlaſſend, die dort noch unverderbt wohnten, hielt er meiſt in unſerem Lande oder in der Nähe deſſelben Hof. Der Süden Galliens war auch wirklich von Völkerſchaften bewohnt, die noch ganz nach den Geſetzen und Sitten der alten Römer lebten; im mittleren Gallien waren allein einige fränkiſche Herzoge oder andere große Herren, welche über die Gallier, wie über unterworfene Lehensleute herrſchten; Belgien dagegen und die belgiſchen Rheinufer waren von Franken und teutſchen Völkerſchaften bewohnt, auf deren Tapferkeit und Treue er ſich verlaſſen konnte. Hier bildete er ſeine Heere und befeſtigte ſeinen Herrſcherſitz. Die Stadt Aachen, zwiſchen Maeſtricht und Cöln gelegen, war ſeine gewöhnliche Reſidenz.

Kein fränkiſcher König hat über eine ſo große Zahl Länder eine ſo unbeſtrittene Herrſchaft geführt, wie Karl der Große. Sein Reich erſtreckte ſich wirklich von jenſeits des Rheins bis an das Mittelmeer und von dem Ocean bis an die Alpen und Pyrenäen.

Dieſer Fürſt, groß durch ſeinen Geiſt, war nicht minder groß durch ſeine Tapferkeit und das Glück ſeiner Waffen. Im Jahre 773 zog er, auf Anſuchen des römiſchen Papſtes, mit einem Heere nach Italien, bezwang dort die Lombarden, nahm ihren König gefangen und ſandte ihn nach Lüttich in ein Kloſter. Die Beſitzungen der Lombarden wurden zu dem fränkiſchen Grundgebiete geſchlagen.

Mächtigere Feinde hatte Karl zu bekämpfen: die Sachſen, eine teutſche Völkerſchaft, ſo tapfer und unverzagt, wie die Franken, aber heidniſch und von wüſten Sitten, hatten ſich ſchon lange niedergelaſſen neben den nördlichen Grenzen der Franken und dehnten ſich von dort bis an die Oſtſee aus. Dieſe Sachſen waren für Karl ſehr läſtige Nachbaren, welche darauf warteten, bei der erſten günſtigen Gelegenheit in das Land der Franken einzufallen, gerade ſo, wie es die früheren Franken mit Gallien gemacht hatten. Karl wartete gleichfalls auf Gelegenheit, ihnen den Krieg zu erklären, und dieſe zeigte ſich bald.

Noch in demſelben Jahre, als die Sachſen nach ihrer Gewohnheit bei einem allgemeinen Landtage verſammelt waren, erſchien plötzlich unter ihnen der heilige Libuin, der ihnen auf Karls Befehl das Chriſtenthum predigte und ihnen ſagte, daß der große Karl, Fürſt der Franken, ſie durch Feuer und Schwert für ihre Abgötterei ſtrafen würde, wenn ſie ſich weigerten, Chriſti Lehre anzunehmen. Ueber dieſe Drohung aufgebracht, wollten ſie den Apoſtel ermorden, aber ein Greis war ſein Fürſprecher und erinnerte ſie, daß er als ein Abgeſandter vollkommenes Recht auf Unverletzlichkeit habe; ſie thaten daher dem Heiligen Nichts, verbrannten aber aus Rachſucht die Kirche zu Deventer in Holland und ermordeten alle Chriſten, welche ſie daſelbſt fanden.

Karl erhob ſein mächtiges Schwert gegen ſie und bekämpfte ſie mit derſelben Hartnäckigkeit, welche er bei ihnen fand. Endlich nach langen Jahren unaufhörlichen Blutvergießens flehte der Häuptling der Sachſen, Wittekind, Karln um Gnade an und erhielt bald darauf die Taufe. Bei dieſer Gelegenheit wurde eine große Menge Sachſen nach der Seeküſte von Belgien gebracht, um dort die unbebauten Landſtriche zu bewohnen. Ihre Sprache unterſchied ſich nur wenig von der der Franken und Belgen, weil eben die Sprachen der drei Völkerſchaften nichts Anderes als Töchter derſelben Mutter waren. In den Namen der Dörfer von Flandern findet man noch heutigen Tages die Beweiſe von der Anweſenheit der Sachſen.

Mit dem Schwerte Karls des Großen wandelte das Licht über das innere Teutſchland, die Barbarei mußte vor der neuen Bildung weichen, und Chriſti Wort, von eifrigen Verkündigern gepredigt, hallte überall wieder unter den erſtaunten Götzendienern.

Nach einigen anderen Feldzügen, durch welche er ſein Reich noch mehr erweiterte, ging Karl, auf Bitten des Papſtes Leo's des Dritten, nach Italien; er hielt ſeinen Einzug in Rom am 24. November des Jahres 800 mit außerordentlicher Feierlichkeit und ward im Vatican durch den Papſt als Kaiſer von Rom gekrönt.

Nach dieſen Ereigniſſen geſchah es, daß Karl, von allen gewichtigen Feinden befreit, ſich mehr als Menſch und Geſetzgeber zeigen konnte und den Ehrennamen des Großen wahrhaft verdiente. Er begünſtigte gelehrte Römer und ſandte ſie überall nach Gallien und Belgien, um Schulen zu errichten; die Mönche fränkiſcher Abkunft, welche meiſt ungelehrt waren, ermahnte er, ſich in den Wiſſenſchaften zu üben, indem er ſagte, daß ſie als Kriegsleute der heiligen Kirche vor Allem gelehrt und beredt ſein müßten. Seine beſondere Aufmerkſamkeit richtete er auf die Kirchenmuſik; durch ihn und auf Anſuchen des Papſtes ward der Unregelmäßigkeit bei dem gottesdienſtlichen Geſange gewehrt und überall die Gregorianiſche Sangweiſe eingeführt.

Was Karl den Großen über alle anderen Könige erhebt, iſt die Zuſammenſtellung des Geſetzbuches, die Capitularien genannt.

In der That, es war ein rieſenhaftes Unternehmen, alle widerſtreitenden Geſetze, Gewohnheiten und Rechte ſämmtlicher ihm unterworfenen Völker zu einem allgemeinen Geſetze zu verſchmelzen und es Allen annehmlich zu machen. Es glückte ihm jedoch; und indem er ſeine Capitularien auf dem chriſtlichen Glauben gründete, ſo weit es ſein Zeitalter zuließ, legte er den erſten Grundſtein zu dem jetzigen geſellſchaftlichen Leben. Die Ernennung von Ortsrichtern und Schöffen, welche für die Ausführung der Geſetze und die Uebung des Rechtes zu ſorgen hatten, trug nicht wenig zur Regelmäßigkeit der Verwaltung des Reiches bei. Zugleich ſtellte er zwei kaiſerliche Aufſeher an, einen weltlichen und einen geiſtlichen, um auf das Betragen aller Amtleute und Lehensherren zu achten; dieſe mußten nach dem Geſetze jährlich Nachforſchungen halten, um zu erfahren, wie alle Angeſtellten ihr Amt verwalteten, wie es mit dem Gottesdienſt und der Geiſtlichkeit beſchaffen ſei und ob das Volk nach Gottes und des Kaiſers Willen regiert werde. Er ſelbſt beſuchte alle Stiftungen und vorzüglich die Kinderſchulen, um ſich zu überzeugen, daß ſeine Pläne für die Bildung des Volkes verwirklicht würden.

Trotz dem Guten, welches Karl der Große der Menſchheit und der chriſtlichen Kirche erzeigte, iſt doch nicht Alles an ihm lobenswerth, einige Thaten wilder Grauſamkeit verdunkeln ſeinen Kriegsruhm, und er war nicht ſtets bereit, ſeine Neigungen, wie es die Religion gebietet, zu zügeln. Viele Beiſchläferinnen haben ſein eheliches Lager entehrt. Dieſe Flecken jedoch, wie bedeutend ſie auch ſein mögen, erſcheinen nur gering, wenn man ſeine erhabenen Thaten und nützlichen Werke damit vergleicht. Bei ſeinem Leben hatte Karl ſeinen drei Söhnen, Karl, Perrin und Ludewig, Antheil an der Regierung eingeräumt und Jedem eine beſtimmte Provinz zugewieſen. Da aber Karl und Perrin geſtorben waren, ſo blieb ihm nur ein Erbe, dem Karls Scepter zu ſchwer wurde. Im Jahre 813 wurde er von ſeinem Vater zum Kaiſer ernannt und von den Biſchöfen und dem Volke als ſolcher angenommen. Als Karl der Große das Alter von zwei und ſiebenzig Jahren erreicht hatte, ward er, aus dem Bade kommend, von einem Fieber befallen, das ihn binnen ſieben Tagen in das Grab legte. Er empfing den letzten Dienſt der Kirche von Hildebald, ſeinem Hofprieſter. Im Sterben hob er noch ſeine abgemagerte Hand auf, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, und ſchloß die Augen auf immer, indem er mit ſchwacher Stimme ſagte: „Herr, in Deine Hände befehl' ich meinen Geiſt!“

So ſtarb der große chriſtliche Kaiſer Karl am 28. Januar 814, nachdem er ſechs und vierzig Jahre lang die Krone des fränkiſchen

Reichs mit Ehre und Ruhm getragen hatte; er leuchtete in der Nacht der Barbarei als ein glänzendes Phänomen, aber, ach! als ein Phänomen verſchwand er auch, Nichts hinterlaſſend, als das Andenken an ſeine Größe und eine Zukunft, ſchwanger mit Elend und Unheil.

Die Saaten der Kunſt und Wiſſenſchaft, welche der große Karl in den Boden des unciviliſirten Europa's gelegt, erſtarben nicht ganz, ſie wurden in den Klöſtern bewahrt und verbreiteten ſich zwei Jahrhunderte ſpäter aus dieſen mit noch hellerem Glanze über das Abendland.

Drittes Capitel.

Theilung des fränkiſchen Reiches. — Der öſtliche Theil von Belgien erhält den Namen Lotharingien (Lothringen).

Von 814—862.

Ludwig, mit dem Beinamen der Gottesfürchtige oder der Fromme, folgte ſeinem Vater auf den Thron. Dieſer Fürſt war rechtlich von Gemüth und gottesfürchtig, ſo wie bei dem Volke ſehr beliebt; aber es fehlte ihm an Kraft und an dem feſten Willen ſeines Vaters. Schon ſehr bald fühlte er, daß die Krone zu ſchwer auf ſeinem Haupte laſtete, und befreite ſich daher früh von den Sorgen der Regierung, die er unter ſeine Söhne vertheilte. Dieſe Undankbaren, nicht zufrieden mit dem Theile, welcher Jedem von ihnen zuerkannt worden war, verbündeten ſich gegen ihren Vater, nahmen ihn 833 nach großem Blutvergießen gefangen und zwangen ihn zu einer harten Erniedrigung, indem ſie ihn nöthigten, ſeinen Rittergürtel vor dem Volke abzulegen und ein Bußkleid anzuziehen. Der gute Fürſt ſtarb vor Schmerz über die fortwährende Widerſetzlichkeit ſeiner Kinder und den Haß, den ſie gegen einander hegten, im Jahre 840 zu Ingelheim am Rhein.

Seine Söhne Ludwig, Lothar und Karl rüſteten ſich alſobald zum Kriege und wurden endlich handgemein in der entſetzlichen Feldſchlacht zu Fontenai. Hierauf folgte im Jahr 843 ein Vertrag zwiſchen den Brüdern, durch welchen das Reich folgendermaßen vertheilt wurde: Lothar empfing die Herrſchaft über Italien und den ſüdlichen Theil von Gallien, wie auch über den Theil von Belgien, welcher den Namen Auſtraſien führte und zwiſchen der Schelde und dem Rheine lag. Karl, ſpäter der Kahle genannt, erhielt den übrigen Theil von Belgien und alle Lande des inneren Galliens, welche ſich von der Schelde und der Maas bis an die See erſtreckten; Neuſtrien war ganz darin begriffen. Die überrheiniſchen Beſitzungen der Franken wurden Ludwig übergeben, der den Ehrennamen eines Kaiſers annahm, jedoch ſeine Brüder zugleich als unabhängige Könige anerkannte.

Die Erſcheinung eines neuen Volkes im weſtlichen und ſüdlichen Europa war es vorzüglich, wodurch die herrſchſüchtigen Söhne Ludwigs zu einem Friedensvertrage geſtimmt wurden. Dieſes neue Volk übertraf an Raub- und Mordluſt alle anderen Nationen. Noren oder Normannen nannten ſich dieſe beuteſüchtigen Banden. Sie wohnten an den Mündungen der Ströme und an den Küſten des Meeres, in Dänemark, Schweden, Norwegen und allen hoch nördlichen Ländern Europa's. Zu gewiſſen Zeiten kamen einige Tauſend dieſer Normannen auf leichten Fahrzeugen aus allen Flüſſen in der einen oder der anderen Bucht von Dänemark zuſammen und wählten dann ein Oberhaupt, das ſie Seakong oder Seekönig nannten. Mit dem erſten Winde ſegelten ſie nun nach den Küſten von Belgien oder Gallien, fuhren die Flüſſe hinauf und landeten darauf bei einer Stadt. Bei ihrer Ankunft erhob ſich ein Schrei des Entſetzens unter den Einwohnern, denn die Normannen ſchenkten Niemandem das Leben. Alles, was Werth hatte, wurde von ihnen geraubt, Häuſer und Gebäude in Aſche gelegt und eine allgemeine Verwüſtung angerichtet. Der chriſtliche Glaube war vor Allem der Gegenſtand ihres Haſſes; indem ſie ihrem Gotte, Wodan, dadurch zu gefallen glaubten, verbrannten ſie die Kirchen und ermordeten die Prieſter, oder ließen, zum Zeichen ihrer Verachtung, ihr Vieh und ihre Pferde in Kapellen oder an anderen heiligen Orten Stallung nehmen. Mit goldenen und ſilbernen Gefäßen und allerlei koſtbaren Gütern beladen kehrten ſie dann nach ihrem Lande zurück, um bald wieder zu kommen und die Zerſtörung fortzuſetzen.

Die Nachkommen Karls des Großen hatten nur Muth, wenn es galt, ſich ſelbſt gegenſeitig zu bekämpfen, ſie ließen daher die Normannen verſchiedene Male ganz Belgien und Gallien durchſtreifen, alle großen Städte plündern, Kirchen und Klöſter verbrennen und waren feig genug, ihren Abzug durch Geld zu erkaufen.

Die Trennung in zwei Abtheilungen, welche Belgien erfahren hatte, beſtand unterdeſſen fort. Das öſtliche Belgien, vormals Auſtraſien, welches Lothar zu Theil geworden war, bekam und behielt Jahrhunderte lang den Namen Lotheringerike (Lotharingien, Lothringen), d. h. Reich der Kinder Lothars; der Theil dagegen, welcher Karl dem Kahlen zugefallen war, behielt den Namen Frankenland fort und war der Anfang des Landes, was wir jetzt Frankreich nennen und welches Paris zur Hauptſtadt hat. Das Gebiet des Kaiſers Ludewig war unter dem Namen Teutſchland oder Germanien bekannt.

Während der Trennung der Fürſten und ihrer inneren Zwiſtigkeiten war es unmöglich geweſen, die Aufmerkſamkeit auf die Verwaltung des Landes zu richten; Alles gerieth in Verwirrung. Während die Normannen zu plündern fortfuhren, vergeudeten die Könige das Leben ihrer Ritter und der Lehenspflichtigen derſelben in ſchändlichen Bürgerkriegen; das Volk verlor allen Muth, und Europa wurde ein Schauplatz der Feigheit, der Sklaverei und der Muthloſigkeit.

Die Zeitverhältniſſe benutzend, begannen die Lehensherren alle Abhängigkeit zu verwerfen. Auf ihren Gütern übten ſie das Recht aus, wie es ihnen gefiel, und maaßten ſich auf ihren feſten Burgen alle Eigenſchaften des Königs an, wobei ſie jedoch ihre Unterthanen betrachteten und behandelten, als ſeien es unvernünftige Thiere. Auf dieſe Weiſe entſtanden überall große und kleine Fürſten, welche unter dem Namen von Bannerherren, Grafen, Markgrafen oder Herzogen das Land regierten und den König nur mit Worten als Oberhaupt des Reiches anerkannten. Die Einheit des Königreiches war durch Karl den Kahlen ſelbſt unwiederbringlich vernichtet; auf dringendes Anſuchen der Lehensherren erklärte nämlich dieſer ſchwache und unvorſichtige Fürſt durch ein Edict alle Lehen der Krone erblich in denjenigen Häuſern, welche in Beſitz derſelben waren. Dies hieß ihre Unabhängigkeit befeſtigen, und die Folge zeigt, daß die

Lehensherren es auch ſo verſtanden. Bald darauf begannen ſie gegen einander und gegen den König für eigene Rechnung den Krieg zu führen, und es bildeten ſich hier und dort mächtige Grafſchaften, welche mehr als einmal das Reich in ſeinen Grundfeſten erſchütterten.

Mittlerweile war Lotharingien an die deutſche Krone gekommen, und es blieb alſo ein guter Theil von Belgien unter dem Kaiſer, während der andere Theil, das ehemalige Neuſtrien, den König von Frankreich durch eine ſogenannte Huldigung als Fürſten anerkannte. Ungefähr um dieſe Zeit entſtanden in Belgien zwei anſehnliche Fürſtenhäuſer, nämlich das Haus Flandern und das Haus Hennegau; das erſtere war dazu beſtimmt, das Land Flandern, das zweite, das innere Belgien, Lotharingien genannt, zu beherrſchen.

Viertes Buch.

Periode der Lehensherrſchaft. Entſtehung und Befeſtigung der Grafſchaften und Volksgemeinden.

Erſtes Capitel.

Die gräflichen Häuſer von Flandern, Hennegau, Löwen und Namur. — Erſte Gründung der Gemeinden. — Die Normannen. — Wunderbare Entwickelung des Staatsweſens in Flandern. — Urſprung des Fürſt-Bisthums von Lüttich.

Von 862 – 1007.

Bis zu dieſem Zeitraume wurde das weſtliche Europa von Schickſalen betroffen, welche ſo wechſelnd und unbeſtändig waren, daß es beinahe unmöglich iſt, die Namen und das Weſen der Völker in dieſer Dunkelheit zu entwirren und einige Klarheit hineinzubringen. Die Römer und die Franken haben abwechſelnd die Völker Europa's beherrſcht und ſie eingetheilt, ohne auf die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten der Stämme, aus welchen ſie ihre Staaten bildeten, zu achten. Deshalb hatte auch kein einziges Reich, keine einzige Eintheilung Beſtand; denn die Völker hegten, wenn ſie nicht mit ihren Sprach- und Stammgenoſſen vereinigt waren, gleich ihren Fürſten, unauslöſchlichen Haß gegen einander. Man rechne noch dazu, daß die echten Einwohner der Länder nicht die Waffen führten, ſondern ſich allein mit dem Ackerbau beſchäftigten, und man wird eine deutliche Antwort finden auf die Frage, warum unſere Vorfahren noch kein Zeichen von Vaterlandsliebe oder Volksgeiſt gegeben hatten und ſich gleichgültig gegen das Schickſal des Landes zeigten. Welche Liebe konnten die Einwohner für das Vaterland fühlen, da ſie nie gerufen wurden, es zu vertheidigen, und in demſelben nichts Anderes fanden, als Sklaverei oder etwas dem Aehnliches!

Die freien Mannen — ſo nannten ſich die Edlen oder Ritter — beſaßen den größten Theil des Bodens, und bekämpften ſich unaufhörlich, um Einer des Andern Erbe an ſich zu reißen. Das Volk folgte beſtändig dem Schickſale desjenigen Flecken Landes, an welchen es als ein abhängiges Eigenthum gefeſſelt war. Der Herr verſchenkte oder verkaufte nicht allein den Boden, ſondern auch die Bewohner mit ihrem ganzen Beſitzthum. Während ſeine Leibeigenen unaufhörlich für ihn im Schweiße ihres Angeſichts arbeiteten, ohne daß die Unglücklichen auf Verbeſſerung ihres Schickſals hoffen durften, hielt ſich ihr Herr in einer unnahbaren Feſte eingeſchloſſen, welche von Gräben, Wällen, Thürmen und Schießſcharten umgeben war. In dieſen ſtarken Häuſern der Tyrannei, in dieſem Aufenthalte der Rohheit und wilder Begierden wohnten noch viele andere freie Mannen, ohne Eigenthum, welche ihrem Oberhaupte ewige Treue geſchworen hatten und ihm unter allen Verhältniſſen mit den Waffen in der Hand dienten; er nannte dieſelben ſeine Leuden oder Leute. Die armen Leibeigenen wohnten in kleinen Hütten rings um das Schloß und ſahen mit Angſt zu dem Hügel empor, auf welchem das Neſt ihres Zwingherrn und ſeiner raubſüchtigen Leute ſtand. Sie hatten keinen Muth zur Arbeit und lebten ſklaviſch hin, ohne Theilnahme und Gewinnſt. Der Zuſtand des Volkes war jedoch nicht allenthalben ſo ſchlimm; hier und da erhoben ſich Klöſter und Abteien, welche auch bedeutenden Grundbeſitz und Lehensleute hatten. Da aber die Mönche ſelbſt den Boden bebauten, ſo betrachteten ſie ihre Leibeigenen nicht ſo verächtlich, wie es die Lehensherren thaten; im Gegentheil, die chriſtliche Menſchenliebe, welche damals noch rein und feurig war, ließ ſie dieſe armen Leibeigenen anſehen als Leute, welche durchaus der Hülfe bedürften. Bald darauf erleichterten ſie das Schickſal derſelben noch mehr, indem ſie ihnen Strecken Landes in Pacht gaben gegen eine beſtimmte Abgabe von Feldfrüchten. Nun begann der Landmann mit Luſt zu arbeiten; er konnte etwas übrig behalten und ſeinen Zuſtand verbeſſern. Der Boden, der ihm dieſes Wohlbefinden ſchuf, wurde ihm theuer — er hatte ein Vaterland. Unglücklicherweiſe war die Zahl der Kloſterleute unbedeutend im Vergleich zu denen, welche unter den Lehensherren ſtanden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer widernatürliche Zuſtand mit der Zeit den Fortſchritten der Bildung in unſerem gemäßigten Klima weichen mußte, beſonders ſobald große Städte ſich geſtalteten und die Nothwendigkeit eine Verſammlung von Menſchen durch ein Band von allgemeinem Intereſſe vereinigte. — Dies geſchah auch.

Das Volk der Städte und Flecken, welches durch das Werk ſeiner Hände und durch einen geringen, aber lebhaften Handel zu Gütern und Reichthum gelangt war, begann, dieſen Zuſtand der Sklaverei einzuſehen; es hatte jetzt auch Eigenthum und ſuchte natürlich nach einem Mittel, um daſſelbe gegen die Habſucht der Lehensherren zu vertheidigen. Dieſes Mittel fand es in der Errichtung von Verbindungen, die es Gilden nannte. Dieſe Gilden, auch unter dem Namen von Eeden bekannt, beſtanden aus Bürgern und geringen Leuten, welche ſich eidlich verpflichteten, einander mit Leib und Gut in allen Gefahren und Unglücksfällen beizuſtehen und ſtets bewaffnet zu ſein zur Vertheidigung der Gilde und jedes ihrer Mitglieder. Schon früh begannen die Fürſten und Lehensherren dieſe Verbindungen zu fürchten. Bereits unter Ludwig dem Frommen wurden ſie durch ein Geſetz verboten, aber nicht vernichtet, denn wir finden ſpäter, daß alle Städte von Flandern durch dieſelben Gilden befeſtigt waren.

Flandern gebührt alſo der Ruhm, den Grundſtein der bürgerlichen Freiheit im weſtlichen Europa gelegt zu haben. Flandern, dem Mutterlande des Gewerbfleißes, kommt die Ehre zu, daß es durch die Arbeit ſeines Volkes die Freiheit errang.

Dieſe Aenderung in den Verhältniſſen zwiſchen den Edeln und den Bürgern der Städte, der Urſprung der freien Gemeinden iſt das charakteriſtiſche Kennzeichen dieſer Periode. Nicht als ob damals das große Werk vollendet worden, ſondern weil durch das gemeinſchaftliche Streben des Volkes die Saat der künftigen Freiheit ſichtbar Wurzel zu treiben begann.

Die Klöſter trugen von ihrer Seite viel zur Entwickelung der Freiheitsgedanken bei, und dies namentlich in dem Sinne, daß ſie durch kundigen und verſtändigen Landbau Ueberfluß an allerlei Producten hervorbrachten und dadurch beſonders auf das Gedeihen des Handels und der Gewerbsthätigkeit wirkten. Ganz anders ſtanden jedoch die Sachen in dem inneren Theile Belgiens, damals Lotharingien genannt. Dort wohnten noch in großer Menge die geraden Abkömmlinge der kriegsluſtigen Franken; dort erhoben ſich noch überall die befeſtigten Burgen, die Wohnſitze der tyranniſchen, meiſt mit einander in Streit liegenden Herren; das Volk war daſelbſt mehr in Sklaverei verſunken und wurde fortwährend beunruhigt durch die Zwiſtigkeiten der Lehensherren, ſo daß Gewerbfleiß und Handel dort unbekannt oder wenigſtens ganz unbedeutend blieben.

Der Zeitraum, welchem wir uns nahten, iſt in Hinſicht auf die Landesverwaltung und den Urſprung unſerer Gemeindefreiheiten der wichtigſte, den die Jahrbücher von Belgien aufzuweiſen haben. Es würde vielleicht nützlich ſein, ſeiner Betrachtung größere Ausführlichkeit zu widmen, auch verlaſſen wir ihn nur ungern, aber der regelmäßige Gang der Geſchichte zwingt uns, die Chronik der Reihenfolge unſerer Fürſten vorzunehmen.

Wir beginnen mit der Gründung der Grafſchaft Flandern. Karl der Kahle, König von Frankreich, hatte eine Tochter, Namens Judith, welche Wittwe des engliſchen Königs Ethelwulf war. Während die junge Fürſtin am Hofe ihres Vaters lebte, hielt ſich dort auch ein vornehmer Ritter, Bauduwyn (Balduin) genannt, auf, welcher Waldherr oder Foreſtier einer kleinen Beſitzung in Weſtflandern war; dieſen Bauduwyn nannte man wegen ſeiner außerordentlichen Körperſtärke den eiſernen Arm. Er gewann Judiths Liebe, floh mit ihr 862 nach ſeinem Schloſſe Harelbeke und machte ſie dort zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin. König Karl entbrannte vor Wuth und zog mit einem Heere gegen ihn zu Felde, ward jedoch in der Gegend von Atrecht (Arras) geſchlagen und verwundet. Nach dem Verluſte eines zweiten Treffens ſchloß der König einen Waffenſtillſtand mit ihm. Während dieſer Zeit bemühte ſich der Papſt Nicolaus, den Frieden zu vermitteln, und ſtellte Karln vor, wie nachtheilig es für die Chriſtenheit ſein würde, die Macht Baudewyns zu verringern, da dieſer ein ausgezeichneter Bekämpfer der räuberiſchen Normannen war. Baudewyn erhielt daher nicht nur Verzeihung für die Entführung der Königstochter, ſondern bekam auch den Titel eines Grafen, nebſt der Herrſchaft über ganz Flandern, welches ſich damals von der Schelde bis beinahe an die Somme in Frankreich ausdehnte. Man hat ſich viel über den Urſprung des Wortes Flandern (Vlaenderen) geſtritten, bis jetzt kann ſich jedoch noch Niemand rühmen, eine begründete Ableitung deſſelben gefunden zu haben.

Obwohl die Geſchichte wenig von Baudewyn erzählt, ſo kann man doch nicht umhin, ſeine Regierung zu loben. Seine Tapferkeit und ſein Kriegsruhm waren ohne Zweifel ſehr groß, denn ſo lange er lebte, wagten die Normannen nicht, ſich an den Küſten von Flandern zu zeigen. Während alle anderen Gegenden durch dieſe Räuberbanden heimgeſucht und geplündert wurden, entwickelte ſich hier der Handel frei und ungehindert, durch den eiſernen Arm des Grafen geſchützt, und gern ſuchten die Bewohner anderer Theile des Landes bei ihm einen ſichern Zufluchtsort. Brügge, Gent und Arras wurden durch ihn befeſtigt und alle ſeine Bemühungen gingen überhaupt darauf hinaus, das Land zu ſichern gegen die Einfälle der heidniſchen Normannen, vor denen das ganze Europa zitterte.

Der heldenmüthige Vertheidiger des chriſtlichen Belgiens ward im Jahre 878 ſeinen Unterthanen durch den Tod entriſſen; ſie betrauerten dieſen Verluſt um ſo mehr, als ſein Sohn, Baudewyn der Zweite, der Kahle genannt, welcher ihm folgen ſollte, damals noch ein minderjähriges Kind war.

Während Flandern alle Kennzeichen eines geregelten Staates annahm, war der Reſt von Belgien noch fortwährend Streitigkeiten, Spaltungen und Plünderungen preisgegeben. Unter den verſchiedenen Lehensherren, die dort von ihren feſten Schlöſſern und Burgen herab ſich die Zwingherrſchaft anmaßten und durch Gewaltthaten den Muth und die Selbſtliebe des Volkes unterdrückten, that ſich ein mächtiges Stammhaus hervor, welches durch ſein Anſehen bald den erſten Rang vor allen einnahm; der Stifter deſſelben war ein gewiſſer Gyſelbrecht, welcher um 846 die Tochter des Kaiſers Lothar entführt und dieſelbe endlich von ihrem Vater zur Gattin, nebſt der Herrſchaft über Hennegau, den größten Theil von Brabant und das Lüttichſche Gebiet erhalten hatte.

Vom Jahre 846 bis zum Jahre 912 kannte Lothringen weder Ruhe noch Frieden. Bis zum Jahre 868 bildete es ein beſonderes Königreich, dann begannen der teutſche Kaiſer und der König von Frankreich ſich um deſſen Beſitz zu ſtreiten; lange brannte das Feuer des Krieges auf dem erſchütterten Boden, bis Lothringen 880 ganz der teutſchen Krone zufiel. Ludewig, genannt von Sachſen, der damals herrſchende Kaiſer, überließ ſeine belgiſchen Beſitzungen bald dem einen, bald dem andern von ihm ernannten Herzoge oder Grafen, aber die Herrſchaft derſelben war nicht ſo befeſtigt, daß ſie ſtets von den Lehensherren anerkannt wurde; Jeder plagte ſeine Bauern und Leibeigenen, wie es ihm gefiel, führte Krieg mit ſeinen Nachbarn und kümmerte ſich wenig um höhere Befehle; dann wieder ſtanden die Herzoge ſelbſt gegen den Kaiſer auf. Das Blut der Ritter ſtrömte um unbedeutender Urſachen willen; die Normannen plünderten das Land, und um die Einwohner kümmerte ſich unterdeſſen Niemand, während dieſelben vielleicht von Zeit zu Zeit einen ſehnſüchtigen Blick nach dem freien, friedlichen Flandern warfen.

Im Jahre 880 beſaß Reinier der Erſte, mit dem Beinamen Langhals, den ſchönſten Theil von Lotharingien. Durch ſeinen Ahn Gyſelbrecht von dem königlichen Blute der Karolinger abſtammend, zeichnete er ſich vor den übrigen Lehensherren nicht bloß durch ſein ausgedehntes Beſitzthum, ſondern auch durch ſeine vornehme Geburt aus; ihm gehörte namentlich die Grafſchaft Hennegau, die Umgegend von Dieſt und Lüttich und eine bedeutende Strecke Landes an der Maas.

In den Augen der Belgen galt es viel, ſich einen Enkel Karls des Großen nennen zu dürfen; auch finden wir, daß die meiſten Herren ſich um das Kriegsbanner des Hauſes Hennegau ſammelten, um gemeinſchaftlich die wüthenden Normannen[*] zu bekämpfen. Mannhaft und heldenmüthig führte Reinier das Schwert gegen die Feinde des Chriſtenthums; aber er vermochte nicht allein mit ſeinen belgiſchen Rittern jene Wolke von Räubern, welche aus Dänemark heruntergekommen war, abzuwehren. Flandern ſtand damals unter einem minderjährigen Fürſten, der noch zu ſchwach war, um das Schwert ſeines verſtorbenen Vaters zu erheben.

Die unglückliche Stunde der Verheerung war für Belgien gekommen. Die Normannen, von ihrem Häuptling oder Könige Rollo angeführt, überſtrömten damals unſer ganzes Vaterland. Nachdem ſie Zeeland und Friesland durchzogen, drangen ſie längs der Schelde und Lys landeinwärts, plünderten Städte, Kirchen, Klöſter und Schlöſſer, zerſtörten Gent beinahe gänzlich und verbreiteten weit hinaus Angſt, Schrecken und Verwüſtung. Reinier mit dem langen Hals wurde geſchlagen und fiel in Rollo's Hände. Andere Haufen von Normannen unter den Häuptlingen Godfried und Siegfried hatten unterdeſſen die Rhein- und Maasufer überzogen; Tongern, Lüttich, Maeſtricht und alle umliegenden Gegenden, nebſt einigen teutſchen Rheinſtädten, wurden geplündert, die Kirchen in Ställe umgewandelt und dem chriſtlichen Gottesdienſt jede mögliche Schmach zugefügt. Dieſes Jahr 880, in welchem die raſenden Normannen in Belgien mit ſolcher furchtbaren Macht erſchienen, ſteht in unſerer Geſchichte verzeichnet als ein Jahr des Blutvergießens, des Schreckens und der Thränen. Die Einwohner, welche nirgends mehr Hoffnung ſahen, als in dem Beiſtande Gottes, ſchalteten in alle ihre Litaneien die flehende Bitte ein: Von der Wuth der Normannen erlöſe uns, o Herr! Zwölf Jahre lang blieben die Normannen noch in unſerem Vaterlande und ſetzten ihre Plünderungen fort. Graf Reinier von Hennegau ward gegen ein großes Löſegeld freigegeben.

Als der junge Baudewyn endlich ſein Mannesalter erreicht hatte, bewies er, daß ſeines Vaters Muth und Tapferkeit ſein Erbtheil ſei; er ſchlug die Normannen mehr als einmal und zwang ſie, Flandern gänzlich zu verlaſſen. Darauf ſuchte er den erlittenen Schaden wieder auszugleichen: Brügge ward aufs Neue mit Feſtungswerken umgeben; Gent erhob ſich langſam, aber ſchöner aus ſeinen Trümmern und Alles kam wieder in den vorigen oder in einen beſſeren Zuſtand zurück. Man kann daraus abnehmen, wie bewohnt und volkreich Flandern damals ſchon geweſen ſein muß.

Ungefähr um dieſe Zeit war es, nach der Annahme einiger Geſchichtſchreiber, daß die Reichsgenoſſen von Flandern ernannt wurden, man hat jedoch hinreichenden Grund, zu vermuthen, daß dieſe Ernennung einer ſpäteren Periode angehört. Wie es auch ſein möge, man erzählt, daß Baudewyn der Kahle zwölf der vornehmſten Lehensherren erwählte, um mit ihm im Rathe des Landes zu ſitzen, ſechs zur Rechten, ſechs zur Linken. Dieſe Würde ward für erblich erklärt und ihre Beſitzer als die erſten Herren des Reichs nach den Grafen betrachtet. Der Hof von Flandern erhielt durch ihre beſtändige Gegenwart großen Glanz und königliches Anſehen. Man findet ebenfalls, daß es damals in Flandern vier Stammhäuſer gab, deren Häupter den Namen Beers führten und an Würde den Grafen zunächſt ſtanden.

Mittlerweile wurden 891 die Normannen in der Umgegend von Löwen ganz und gar vernichtet durch die Teutſchen und die Belgen, welche unter den Befehlen des Kaiſers Arnold (Arnulf) vereinigt waren. Hunderttauſend dieſer Räuber wurden erſchlagen oder in der Dyle ertränkt.

Baudewyn der Kahle war vermählt mit Elstruda, der Tochter des engliſchen Königs Alfred; auf die Neigung ſeiner zahlreichen Unterthanen ſich ſtützend, wollte er Nichts dulden, das ſeinen Stolz oder ſein Recht kränken konnte: er hatte ſogar gegen den König von Frankreich ſelbſt einen glücklichen Krieg geführt. Im Jahre 913 machte ihm der Erzbiſchof von Rheims in Frankreich das Recht ſtreitig, welches er über zwei Abteien zu haben behauptete. Drei flämiſche Herren, ohne Zweifel durch den Grafen geſandt, ermordeten den Erzbiſchof, während er am Altare ſtand. Noch ein anderer Mord wurde ihm neben dem Raube von Kirchengütern zur Laſt gelegt.

Er ſtarb 918, ſein Reich ſeinen beiden Söhnen, Arnold und Adolf, hinterlaſſend. Da dieſer Letztere jedoch auch bald mit Tode abging, ſo blieb Arnold, genannt der Alte, allein im Beſitz der Grafſchaft Flandern.

Ungefähr um dieſe Zeit ſtand das Herzogthum Lotharingien unter Zwentibold, dem Baſtard des deutſchen Kaiſers Arnold. Dieſer junge Fürſt, welchen die Belgier mit dem Titel: König von Lotharingien beehrt hatten aus Erkenntlichkeit für ſeinen Vater, der, wie bereits erzählt wurde, die Macht der Normannen vernichtete, zog ſich bald darauf den Haß und die Verachtung der Lehensherren zu. Einige von ihm geführte unglückliche Feldzüge brachten ihn in den Ruf, ein feiger und unerfahrener Kriegsmann zu ſein. Als er nun fortfuhr, die mächtigſten Herren ihres Erbes und ihrer Güter berauben zu wollen, ſo gerieth das ganze Land in Aufruhr, ſo daß Arnold endlich ſelbſt aus Teutſchland kommen mußte, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Bald darauf begannen jedoch die Lehensherren noch ernſtlicheren Widerſtand zu leiſten. Reinier mit dem langen Hals warf ſich mit einer großen Zahl Ritter in ein feſtes Schloß am Durthefluſſe und in dieſer unbezwinglichen Feſte trotzte er dem erzürnten Könige. Dieſer kam mit großer Heeresmacht angerückt, um ihn zu belagern, ſah ſich aber genöthigt, ohne Erfolg wieder abzuziehen.

Mit Einwilligung der Lehensherren begab Reinier ſich nach Frankreich und bot die Herrſchaft über Lotharingien dem König Karl dem Einfältigen an. Dieſer nahm ſie an, wurde von den Belgen zum Oberherrn ausgerufen und überall in Lotharingien als ſolcher, bis nach Aachen umhergeführt. Der franzöſiſche König ward jedoch bald ſeiner neuen Beſitzungen müde, gab ſie dem Zwentibold wieder und kehrte nach Frankreich zurück.

Der wüthende Zwentibold kam nun von Neuem herangezogen, um das Schloß Reiniers zu belagern, allein eben ſo vergeblich. Als er kein anderes Mittel ſah, die verſchanzten Lehensherren zu beſtrafen, verlangte er, daß die Geiſtlichkeit dieſelben in den Kirchenbann thäte; und als dieſe ſich deſſen weigerte, beſchimpfte er die Biſchöfe, und trieb die Vermeſſenheit ſo weit, daß er den Erzbiſchof von Trier mit einem

Stocke auf den Kopf ſchlug. Dieſes ſchändliche Betragen brachte Alles gegen ihn auf; die Lehensherren verbanden ſich und gaben die Krone Ludewig von Teutſchland, dem Sohn des verſtorbenen Arnold. Zwentibold verſammelte mittlerweile ein Heer und verwüſtete das Land. Bald darauf, im Jahre 900, verlor er jedoch das Leben in einem Treffen an der Maas. Dieſe fortwährenden Unruhen hatten zur Folge, daß die herzogliche oder königliche Macht von den Lehensherren nur als ein Titel betrachtet wurde und Jeder, der ein Schloß und einiges dazu gehörige Land beſaß, ſich benahm, als ob er keinen Fürſten kenne.

Als Ludewig 912 geſtorben war, ſo wurde die deutſche Krone Konrad von Franken übergeben, welcher nicht zum Geſchlecht der Karolinger gehörte. Die Lehensherren von Lotharingien waren damit ſehr unzufrieden; da ſie ſich als Abkömmlinge der Franken betrachteten, ſo wollten ſie auch nur von einem Fürſten aus fränkiſchem Blute beherrſcht ſein, und weil der König Karl der Einfältige von Frankreich ein Sproß der Karolinger war, riefen ſie ihn zu Aachen als Herzog von Lotharingien aus. Darauf baten ſie den neuen König, daß er die Erblichkeit ihrer Lehen von Neuem beſtätigen möge; dies ward ihnen zugeſtanden. Jetzt hatten ſie das Ziel ihrer Beſtrebungen erreicht, denn was konnte der König ſelbſt Unterthanen zu ſagen haben, die anſehnliche Landestheile als vollkommenes Eigenthum beſaßen und hier ganz nach ihrem Wohlgefallen herrſchten.

Reinier mit dem langen Hals wurde zum erblichen Herzog von Lotharingien erhoben und ſo mit der fürſtlichen Würde beſchenkt. Nachdem er einige Jahre lang das innere Belgien regiert hatte, ſtarb er 916 und hinterließ den Titel eines Herzogs von Lotharingien ſeinem älteſten Sohne Ghyſelbrecht; ſein zweiter Sohn, Reinier der Zweite, erbte die Grafſchaft Hennegau; Lambrecht wurde zum erſten Grafen von Löwen ernannt, und Berinaher, Gemahl der Tochter Reiniers mit dem langen Hals, zum erſten Grafen über das Land von Lommen, jetzt Namur. Es ließ ſich hoffen, daß das unglückliche Lotharingien jetzt etwas Ruhe genießen würde, aber der Hochmuth und die Kampfluſt der mächtigen Beſitzer der Grafſchaften waren noch nicht beſchwichtigt. Die Regierung des Herzogs Ghyſelbrecht ward zu einer beſonderen traurigen

Kette von Kriegen und Meuterei. Zuerſt empörte er ſich gegen den König von Frankreich; da er ſich aber von Allen verlaſſen ſah, flüchtete er zu dem Kaiſer und reizte dieſen an, Lotharingien dem franzöſiſchen König durch die Gewalt der Waffen zu entreißen. Jetzt begann die Fackel des Krieges mächtig zu entbrennen. Der Kaiſer und der König zogen gegen einander zu Felde; die Lehensherren theilten ſich in zwei Partheien und man ſah die Belgier lange gegenſeitig ihr Blut vergießen, bis endlich der König von Frankreich das Herzogthum Lotharingien der teutſchen Krone abtrat. Ghyſelbrecht wurde wieder in ſeine Würde und in ſein Erbe eingeſetzt.

Das Land blieb indeſſen der Plage des Krieges unterworfen. Ghyſelbrecht zog gegen ſeinen eigenen Bruder Reinier, Grafen von Hennegau, und gegen Beringer, Grafen von Namur, zu Felde. Darauf empörte er ſich gegen den Kaiſer ſelbſt und ward gefangen genommen. Jedoch behandelte man ihn mit Edelmuth, indem man ihn losließ und er ſich bald darauf wieder in ſeine Herrſchaft eingeſetzt ſah.

Der undankbare Ghyſelbrecht ſchien ſich aber der Wohlthaten des Kaiſers nicht zu erinnern und weigerte ſich nach dem Tode deſſelben, ſeinen Sohn und Nachfolger Otto anzuerkennen. Lotharingien ward nun von Neuem der Schauplatz eines verwüſtenden Krieges; aber noch einmal mußte Ghyſelbrecht die Strafe ſeiner Undankbarkeit und ſeiner Streitluſt erleiden. Als er 939 mit einem Heere an den Rhein gezogen war, wurde er von dem Kaiſer geſchlagen und ertrank im Fluſſe. Nach dieſem Vorfalle wurde Lotharingien feſter als zuvor an die teutſche Krone geknüpft und machte lange Zeit einen Theil des Kaſſerreiches aus.

Arnold der Alte war 918 ſeinem Vater, Baudewyn dem Kahlen, als Graf von Flandern gefolgt. Dieſer Fürſt führte viele Kriege, jedoch meiſt nur um dem König von Frankreich gegen deſſen empörte Lehensherren Beiſtand zu leiſten. So tief war das franzöſiſche Reich in Zerrüttung verſunken, daß der König ſelbſt von ſeinen mächtigſten Unterthanen gefangen genommen wurde. Arnold wandte ſich nun an den teutſchen Kaiſer Otto und flehte ihn um Hülfe an, um dem Könige von Frankreich gegen die Empörer Beiſtand zu leiſten. Otto, deſſen Schweſter vermählt war mit dem gefangenen Könige, Karl dem Einfältigen, zog auf das dringende Anſuchen des Grafen von Flandern nach Frankreich mit faſt hundert belgiſchen und teutſchen Banden, außer der flämiſchen Macht, unter dem Befehle Arnolds. Aber dieſer Zug lief nicht glücklich ab. Otto belagerte vergeblich und mit großem Verluſte die Stadt Rouen und wurde des Krieges müde, ohne etwas Bedeutendes ausgerichtet zu haben. Verdrießlich und beſchämt über den ſchlechten Erfolg ſeiner Bemühungen, ward er ſehr erbittert gegen den Grafen von Flandern und beſchloß, ſich zu rächen. Das kaiſerliche Heer fiel 946 in Flandern ein und verwüſtete das Land zum größten Theil. Otto ließ ein ſtarkes Kaſtell zu Gent erbauen, um die Umgegend zu beherrſchen; zum Befehlshaber deſſelben ernannte er einen ſächſiſchen Grafen, Namens Wichmann. Um die Grenzpfähle zwiſchen der Grafſchaft Flandern und dem Herzogthum Lotharingien feſtzuſtellen, ließ er einen breiten Graben ziehen von Gent bis an den linken Arm der Schelde, welcher unter dem Namen die Hont bekannt iſt; daraus ſieht man, daß das Land von Waes und von Antwerpen urſprünglich ein Theil des Herzogthums Lotharingien war.

Das folgende Jahr brachte Arnold wieder in Gunſt bei dem Kaiſer und in den Beſitz ſeiner Grafſchaft; er ſchloß ein neues Freundſchaftsbündniß mit dem Grafen von Kameryk (Cambrai) und Valencyn (Valenciennes) und gab ſeine Tochter dem Sachſen Wichmann, der im Namen des Kaiſers über das Waesland herrſchte, zur Gemahlin.

Dieſelben Lehensherren von Frankreich, gegen die er die Hülfe des Kaiſers Otto angerufen, kamen, um ſich zu rächen, mit einem Heere nach Flandern, wurden aber von Arnold mannhaft bekämpft und zurückgetrieben.

Die Grafſchaft Flandern mußte, wie bereits mitgetheilt wurde, dem König von Frankreich huldigen, d. h. einen Eid der Treue gegen dieſes Land ablegen und deſſen Oberherrſchaft anerkennen. Da jedoch Arnold ſich mächtiger fühlte, als der franzöſiſche Fürſt, ſo entzog er ſich dieſer Verpflichtung, nahm einen Titel von königlicher Form an und ſchrieb ſich: Arnold der Große, durch Gottes Gnaden Markgraf von Flandern.

Vom Alter geſchwächt und Willens, ſeine letzten Tage in Ruhe zu verleihen, ſetzte er 958 ſeinen Sohn Baudewyn den Dritten, mit dem Zunamen des Jungen, auf den gräflichen Thron.

Trotz der beſtändigen Kriege, welche glücklicherweiſe meiſt außerhalb des Landes Statt fanden, hatten der Handel und der Gewerbfleiß in Flandern ſich auf eine wunderbare Weiſe entwickelt. Die Thronbeſteigung Baudewyns des Jungen war ein Ereigniß, welches viel zu der Unterſtützung der arbeitenden und handeltreibenden Bürger beitragen mußte. Der junge Fürſt ſorgte zuerſt für die Wohlfahrt des Landes; durch ihn wurden zu Ypern, Brügge, Veurne, Caſſel, Kortryk (Courtrai), Thourout und Rouſſelaer die erſten Jahrmärkte eingerichtet und die Verbindungen zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Landes befördert. Aus Mangel an einer ausreichenden Menge gemünzten Geldes ſah man ſich in Flandern genöthigt, Tauſchhandel zu treiben. Man gab zwei Hühner für eine Gans, zwei Gänſe für ein Spanferkel, drei Kälber für eine Kuh u. ſ. w. Die Weberei und die verſchiedenen Verarbeitungen der Wolle, ſo lange Flanderns Reichthum, wurden ebenfalls von ihm aufgemuntert. Er war es, der die erſten Weber und Walker in Gent einführte und damit den Grundſtein zu der ſpäteren Wohlfahrt dieſer Stadt legte. Von dieſer Zeit an beginnt Flandern als ein Land des Handels und des Gewerbfleißes in Europa bekannt zu werden.

Unglücklicherweiſe ſtarb der junge Baudewyn 961 an den Blattern. Er hatte nur drei Jahre lang Flandern beherrſcht, als ſein uralter Vater Arnold ihn in das Grab legen und die Regierung von Neuem übernehmen mußte. Dieſem blieb, um ſeinen Stamm fortzuſetzen, nur ein Enkel, auf deſſen Haupt er die gräfliche Krone vererbt ſehen wollte; demgemäß ließ er dieſes Kind, Arnold II., mit dem Beinamen der Junge, von allen Großen der Grafſchaft anerkennen, und gab der Geiſtlichkeit, um dieſelbe günſtig für ihn zu ſtimmen, alle Kirchengüter zurück, die er ihr früher genommen. Darauf folgte er 964 ſeinem Sohne Baudewyn in das Grab, nach einem langen und unruhigen Leben, das Land in außerordentlicher Blüthe und auf dem Wege einer vortrefflichen, durchaus friedlichen Bildung hinterlaſſend.

Flandern war jetzt ſtark durch die Arbeit und die Wohlfahrt des

Volkes, es liebte ſeine Grafen um des Schutzes willen, den ſie allen Einwohnern gegen die Bedrückungen der Lehensherren angedeihen ließen. Durch die vervielfältigten Handelsbeziehungen zwiſchen den Städten und das gemeinſame Intereſſe derſelben bildete ſich eine patriotiſche Geſinnung, welche man ſonſt in Belgien noch nicht kannte.

In Lotharingien gab es noch kein Volk; es ſchien Niemandes Vaterland zu ſein, denn Niemand hatte bis jetzt einige Theilnahme an deſſen Wohlfahrt gezeigt. Die ſelbſtſüchtigen Lehensherren, die zu des Landes Unglück zu mächtig und zahlreich waren, hörten nicht auf, Alles anzuwenden, um ſich zum Nachtheile des Kaiſers und ihrer Landesgenoſſen zu bereichern. Durch dieſe blutigen und nutzloſen Kämpfe hindurch dringt kein Strahl der Bildung; die Geſchichte ſchweigt von ſeinen Einwohnern, wie wenn Lotharingien keine anderen gehabt hätte, als ſeine ehrgeizigen und wüſten Ritter. Dennoch darf man vermuthen, daß die Bewohner von Löwen, Tongern, Antwerpen, Brüſſel, Lüttich und mehreren anderen bedeutenden Städten und Flecken bereits einigen Handel trieben und langſam auf dem Wege zu größerer Freiheit und Bildung fortſchritten. Aber unaufhörlich zurückgedrängt durch die Kriege der Lehensherren, konnte die Cultur nicht auf eine ungeſtörte Entwickelung rechnen.

Wir haben geſehen, wie Ghyſelbrecht von Hennegau 939 im Rhein ertrank und durch ſeinen Tod Lotharingien wieder an Teutſchland kam. Der Kaiſer, welcher wohl wußte, welche Quelle von Unfrieden dieſer Theil ſeines Reiches war, wollte denſelben nicht den Händen des noch minderjährigen Hendriks, ſo hieß Ghyſelbrechts Sohn und Erbe, überlaſſen; er gab daher die Regierung einem ſeiner Feldherren, Namens Otto; aber dieſer ſtarb vier Jahre ſpäter, 943, und ein Jahr darauf ſegnete auch der junge Hendrik das Zeitliche. Nun ernannte der Kaiſer einen gewiſſen Konrad von Franken, einen berühmten Krieger, der ihm ſtets treu gedient hatte, zum Herzoge. Die Ernennung eines Fremden erbitterte jedoch einige Lehensherren, namentlich Reinier, den Dritten ſeines Namens, Grafen von Hennegau, welcher als ein Nachkomme der Ghyſelbrechte ein Erbrecht auf das Herzogthum hatte.

Es ſcheint, als ob die Sucht nach Empörung und der Durſt nach Unabhängigkeit mit dem Beſitz von Lotharingien verknüpft geweſen ſei, da Konrad ſelbſt ſich bald darauf gegen ſeinen Herrn und Wohlthäter, den Kaiſer, erhob und eine Verſchwörung bildete. Reinier der Dritte, der begierig nach dem Herzogstitel ſtrebte und ſich einiges Recht darauf bei dem Kaiſer erwerben wollte, ſammelte alle die Lehensherren, die mit ſeinem Hauſe verwandt waren, und brachte ein bedeutendes Heer auf, mit welchem er gegen Konrad zog und ihn in einer entſcheidenden Schlacht beſiegte. Konrad floh, in der Abſicht, ſobald als möglich ſein Herzogthum wieder zu gewinnen, nach einem gewiſſen Theile von Teutſchland, wo ein wüſtes Volk, die Hunnen, ſich niedergelaſſen hatte. — Dieſe Hunnen waren die ſchrecklichſten unter allen fremden Völkern, welche Europa jemals verheert haben. Ihr Geſicht war abſcheulich, platt, knochig, hohl und ſchwarz, wie das der wilden Tartaren oder Mongolen, zu denen ſie gehörten.

Konrad kam 954 mit einem Schwarm dieſer raub- und mordſüchtigen Hunnen nach Belgien gezogen; ſie plünderten und verwüſteten Cöln, das Lütticher Land und Hennegau und drangen mit Feuer und Schwert bis an die Ufer der Schelde vor; dann brachen ſie ihre Zelte wieder ab, kehrten nach Teutſchland zurück und begannen die Grenzen von Bayern anzugreifen, bis endlich Kaiſer Otto ſie 955 in einer furchtbaren Feldſchlacht bis auf den letzten Mann tödtete. Konrad, der zu des Kaiſers Fahnen zurückgekehrt war und gegen die Hunnen, die er ſelbſt gerufen hatte, kämpfte, verlor in dieſem Treffen ebenfalls das Leben.

Der herrſchſüchtige Reinier von Hennegau erhielt die Belehnung nicht, die er von der Hülfe erwartete, welche er der teutſchen Krone geleiſtet hatte. Es war ein Glück für Lotharingien, daß der Kaiſer ſich beſſer berathen ſah und die Nothwendigkeit begriff, Belgien unter einem gerechten und weiſen Herzoge einige Ruhe zu verſchaffen. Seinem eigenen Bruder, dem heiligen Bruno, Erzbiſchof von Cöln, vertraute er die Regierung des erſchöpften und nach Frieden ſchmachtenden Lotharingien an. Der heilige Bruno begann damit, die Ordnung im Lande wieder herzuſtellen, aber Reinier, den ſeine Enterbung, wie er es nannte, wurmte, brachte raſch ein Heer zuſammen, um den Erzbiſchof zu bekriegen. Nun traf es ſich, daß der König von Frankreich zu derſelben Zeit auf Reinier erbittert war, weil er die Erbſchaft der franzöſiſchen Königin Gerberga an ſich geriſſen. Gerade in dem Augenblick, als die Heere des heiligen Bruno und Reiniers einander in Schlachtordnung gegenüber ſtanden, erſchien der König von Frankreich mit einem anderen und zwar mächtigeren Heere. Reinier, von Allen verlaſſen, ergab ſich und wurde als Gefangener nach Teutſchland geſandt, wo er 960 ſtarb. Seine beiden Söhne, Reinier und Lambrecht, gingen darüber ihres Erbes verluſtig und flohen nach Frankreich. Jetzt ſah Belgien endlich einem langen Frieden entgegen, und Alles ſchien denſelben unter der väterlichen Regierung Bruno's zu verkündigen. Dieſer fromme Biſchof war der Erſte, welcher ſich in Lotharingien des arbeitenden Volkes annahm und die Zwingherrſchaft der Lehensherren einzuſchränken ſich bemühte. Er beſchützte die Städte und Flecken auf das Kräftigſte, verhinderte den Bau und die Befeſtigung der Burgen, begünſtigte die Entwickelung des Gewerbfleißes und Handels, und würde vielleicht einen feſten Grund zu der Wohlfahrt des Landes gelegt haben, hätten die Lehensherren nicht ſein Streben für das Wohl des Volkes mit Neid betrachtet. Immond von Chevremont und Robrecht von Namur ſtanden gegen den guten Biſchof auf und ſchlugen ſein Heer, welches er als Prieſter nicht ſelbſt anführte. In dieſer Bedrängniß ſah er ſich genöthigt, um den Empörungen ein Ende zu machen, Lotharingien in zwei Kriegsprovinzen zu theilen, in welchen er einen treuen Kriegsoberſten anzuſtellen beabſichtigte, der die Lehensherren bewachen und zügeln ſollte.

Das innere Belgien zerfiel nun in zwei große Theile. Der erſte, welchen man Oberlotharingien und durch Abkürzung Lotherreich nannte, umfaßte das Land ſüdlich von der Moſel, namentlich Elſaß, Trier und Luxemburg; der zweite, Niederlotharingien und abgekürzt nur Lothringen genannt, dehnte ſich aus zwiſchen Moſel, Rhein und Maas und umfaßte Limburg, Cöln, Jülich, Geldern, einen Theil von Lüttich, Brabant, Antwerpen, Hennegau und Namur. Der heilige Bruno ernannte Friedrich, Grafen von Bar, zum Statthalter von Lotherreich, Lothringen dagegen ordnete er dem Grafen Gottfried von Ardennen unter.

Uebrigens behielt er ſich ſelbſt den Oberbefehl mit dem Titel eines Erzherzogs vor.

Dieſe Eintheilung war bleibend und verdient unſere Aufmerkſamkeit ſehr, da ſie das heutige Belgien, Flandern ausgenommen, beinahe ganz unter dem Namen von Niederlotharingien oder Lothringen begreift und ſpäter den belgiſchen Grenzbeſtimmungen als Grundlage diente.

Gewiß würde ſich der heilige Bruno, als Wohlthäter des inneren Belgiens und als Gründer von deſſen Freiheit und Gedeihen, eines ewigen Ruhmes würdig gemacht haben, aber der Tod rief ihn im Jahre 965 zu Gott. Sein Bruder, Kaiſer Otto, ſtarb ebenfalls bald nachher, ohne einen Herzog von Lothringen ernannt zu haben. Kaum war der heilige Bruno geſchieden, als auch ſchon wieder die Kriegsfackel hell aufloderte. Es bildeten ſich in Lothringen zwei Parteien; die eine, zu welcher alle Verwandten des Hauſes Hennegau gehörten, wollte Lothringen dem Könige von Frankreich unterwerfen, die andere, nicht minder zahlreich, blieb dem rechtmäßigen Herrſcher, dem teutſchen Kaiſer, treu. Aus dieſem Zwieſpalt entſproßte natürlicherweiſe einer jener ſchändlichen Bürgerkriege, welche die Blätter unſrer Geſchichte leider nur zu häufig beflecken und nie etwas Anderes, als das Unglück des Volkes in ihrem Gefolge hatten. Endlich kam 976 wieder wie gewöhnlich ein wenig nützender Vertrag zu Stande; man vereinigte ſich, daß der Kaiſer die Oberherrſchaft über Lothringen behalten, aber Karl'n, den Bruder des Königs von Frankreich, als Herzog einſetzen ſollte.

Demungeachtet ging der Krieg doch fort. Lotherreich wollte Karl'n nicht anerkennen, trennte ſich von Belgien und bildete einen beſonderen Staat unter dem Namen: Herzogthum von Moſellanien. Teutſchland und Frankreich oder ihre Anhänger bekämpften ſich noch manches Mal auf unſerem Boden, bis im Jahre 980 endlich ein dauerhafterer Friede geſchloſſen wurde.

Der Herzog Karl, genannt von Frankreich, hielt Hof zu Brüſſel, wo er ſich einen Palaſt baute und ſo den Grund zu der Vergrößerung der nachmaligen Hauptſtadt unſeres Landes legte. Um die Verwaltung des Herzogthums kümmerte er ſich wenig und war nur mit der Jagd in den nächſten Wäldern beſchäftigt, wodurch er bewies, daß er von den trägen Königen, den entarteten Nachkommen Karls des Großen, abſtammte.

In Frankreich hatte der Bürgerkrieg fortwährend gewüthet; die Lehensherren waren in offenbarem Aufſtande gegen ihren König Lothar begriffen und thaten, was in ihren Kräften ſtand, um die Karolinger vom Thron zu ſtoßen. Hugo Capet, Graf von Paris, der mächtigſte Lehensherr von Frankreich, war das Haupt dieſer Empörung. Als Lothar und ſein Sohn, Ludwig der Faule, geſtorben waren, wurde er 987 in Rheims als König von Frankreich gekrönt. So beſtieg der Stamm der Capetinger den franzöſiſchen Thron, obgleich noch ein geſetzlicher Erbe der Karolinger lebte, nämlich Karl von Frankreich, damals Herzog von Lothringen.

Kaum hatte dieſer Letztere den Tod ſeines Neffen, Ludwigs des Faulen, und die Krönung Hugo Capets vernommen, als er ſein Recht auf den Thron geltend machen wollte. Die Lothringer und der Graf von Flandern ſtanden ihm bei und brachten ein großes Heer auf, mit welchem er in Frankreich einfiel und die Capetinger zweimal ſchlug. Er ward jedoch zu Laon in ſeinem Bette überraſcht und in den Kerker geworfen.

Lothringen wurde in der Zwiſchenzeit bis zum Jahre 1005 von ſeinem Sohne Otto regiert, der indeſſen ein unbedeutender Fürſt war und eben ſo wenig Gutes wie Böſes that. Unter ihm gewannen die Lehensherren wieder große Macht und nicht minderen Hochmuth. Bald darauf verſchwindet der Stamm der Karolinger auch aus Belgien; die herzogliche Würde geht auf ein anderes Geſchlecht über.

In Flandern war Arnold der Junge ſeinem Großvater Arnold dem Alten 965 gefolgt. Die Regierung dieſes Grafen iſt eben nicht glücklich für das Land zu nennen, da er nicht im Stande war, ſein Erbe gegen ſeine Feinde zu vertheidigen. Hugo Capet, erbittert über die Unterſtützung, welche Flandern dem franzöſiſchen Könige geleiſtet, fiel mit einem Heere ein, Arnold konnte ihm keinen Widerſtand leiſten und verlor den ſüdlichen Theil ſeiner Grafſchaft. Später gewann er ihn jedoch wieder, nachdem das reifere Alter ihm mehr Einſicht und Muth gegeben hatte. Als Hugo Capet ſich 987 die franzöſiſche Krone auf das Haupt geſetzt, weigerte ſich Arnold, den neuen König anzuerkennen. Dies weckte den Zorn der Franzoſen, welche mit einem anſehnlichen Heere gegen ihn zu Felde zogen. Erſchreckt und entmuthigt bat er den Herzog von der Normandie, den Frieden zu vermitteln, indem er ſich Hugo Capet unterwarf.

Seine Unterthanen waren ſehr aufgebracht darüber, daß er Flandern einen ſolchen Schimpf zugefügt, und einige Lehensherren begannen, ihm Zeichen ihres Misvergnügens zu geben. Es iſt wohl möglich, daß ſie ſich gegen ihn empört haben würden, wäre er nicht 989 geſtorben.

Sein Sohn Baudewyn, genannt mit dem Barte, folgte ihm, faſt noch ein Kind, auf dem Throne und gab dadurch den flämiſchen Lehensherren die Loſung zum Aufſtande. Gilbode, Caſtellan von Kortryk, und eine große Zahl Anderer warfen das Joch des Gehorſams ab und wollten den jungen Baudewyn nicht anerkennen. Die Kriegsdrommete ſchmetterte in ganz Flandern und Alles bedrohte die Grafſchaft mit gewiſſer Zerſplitterung und einem Schickſale, das dem von Lothringen ähnlich war.

Aber der Schutz, welchen die Grafen von Flandern dem Volke hatten angedeihen laſſen, fand nun ſeine Belohnung; alle Bewohner der Städte, die von Kortryk ausgenommen, ſtanden einmüthig auf und erklärten ſich bereit, Leib und Leben für ihren rechtmäßigen Grafen zu wagen. Die Lehensherren wurden durch die Gewalt der Waffen zum Gehorſam gezwungen und Baudewyn mit dem Barte konnte von ſeinem gräflichen Throne mit Freuden auf ein arbeitſames und muthiges Volk hinabſchauen, das ihm einen ſo lebendigen Beweis ſeiner Liebe gegeben hatte. Zum Kriege geneigt und der Treue der Fläminger verſichert, bewaffnete er ſelbſt die Bewohner der Städte und des platten Landes; überall ſtellte er Adelige an, um den Befehl über die Bauern zu führen, ließ dieſe in den Waffen unterrichten und bildete ſo die Landmacht, welche in Europa noch unbekannt war und ſich mehr als einmal furchtbar erwies. Dies war das erſte Mal, daß man in Europa die Leibeigenen und Bürger bewaffnete und zu Kriegsheeren bildete. So unbedeutend dieſe Neuerung auch ſcheinen mag, ſo iſt ſie doch vielleicht der bedeutendſte Schritt, der jemals für die Beförderung der Völkerfreiheit gethan wurde; denn zu einer Zeit, wo die Macht der Waffen Alles beherrſchte, gab man dadurch der Bürgerſchaft das Mittel und das Recht, Theil zu nehmen an der Geſtaltung von des Vaterlandes Schickſal.

Baudewyn machte ſchon früh Gebrauch von der Bewaffnung ſeiner Unterthanen, um Krieg zu führen gegen Arnold von Valenciennes, dem er ſeine Grafſchaft entriß, ohne ſich um den Zorn des Kaiſers und des Königs von Frankreich zu kümmern, welchen ſie gemeinſchaftlich zugehörte. Bald darauf zog ſich nun ein furchtbares Gewitter über Flandern zuſammen. Kaiſer Heinrich, König Robert von Frankreich und Herzog Richard von der Normandie vereinigten ihre Heere, um ſich vereint an Baudewyn zu rächen. Dieſer verlor jedoch, ſich auf ſeine bewaffneten Unterthanen verlaſſend, den Muth nicht, ſondern ſchloß ſich in Valenciennes ein und erwartete ruhig ſeine Feinde.

Als die drei verbündeten Heere vor dieſer Stadt angelangt waren, beſtürmten ſie dieſelbe mit Widdern und allerlei Kriegsgeräth, verloren viel Volk und mußten endlich, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder abziehen und den unbezwinglichen Grafen in Ruhe laſſen.

Im folgenden Jahre kam Kaiſer Heinrich plötzlich und unverſehens mit einem großen Heere nach Flandern, während Baudewyn fortgezogen war, um Cambrai zu erobern. Er that, als ob er gegen Valenciennes rücke, wandte ſich aber plötzlich gegen Gent und glaubte dieſe Stadt überrumpeln zu können. Es glückte ihm jedoch nicht, da die Bürger ihn bei jedem Sturme zurückſchlugen, und er ſah ſich endlich genöthigt, nachdem er zwei ſeiner Blutsverwandten dabei verloren, ſchmachvoll die Belagerung wieder aufzuheben. Er verwüſtete nun die Umgegend, machte reiche Beute und führte viele Edelleute und Bewohner des platten Landes gefangen nach Teutſchland. Als Baudewyn dies vernahm, fühlte er Mitleid mit dem Schickſal ſeiner gefangenen Unterthanen oder war auch vielleicht des Krieges müde, kurz, er bot dem Kaiſer Frieden an und verſprach, Valenciennes gegen die Loslaſſung der Gefangenen herauszugeben.

Der Kaiſer beeilte ſich, dieſen Vorſchlag anzunehmen, und da er einen ſo mächtigen Fürſten, wie Baudewyn, ſich perſönlich verbinden wollte, ſo gab er ihm 1007 dieſelbe Grafſchaft Valenciennes, welche die Urſache des Krieges geweſen war, und fügte derſelben noch das ganze Land von Waes nebſt den zeeländiſchen Inſeln hinzu. Durch dieſes Geſchenk ward Baudewyn hinſichtlich ſeiner neuen Beſitzungen Lehensmann des teutſchen Kaiſers, während er wegen des eigentlichen Flanderns Frankreich huldigen mußte.

Anderthalb Jahrhunderte beſtand nun Flandern und während dieſes Zeitraums hat die Grafſchaft einen wunderbaren Weg zurückgelegt. Während die anderen Länder des weſtlichen Europa's ſich noch in den Wehen der Bildung und eines ungeſicherten Zuſtandes befanden, ſchwang ſich Flandern empor zu einer wohleingerichteten Volksverwaltung, unter dem Schutze von Fürſten, welche man nicht als Tyrannen, ſondern als Väter ihres Volks betrachtet. Der Handel breitet ſich aus: Brügge iſt bereits der Verſammlungsort der fremden Kaufleute und der Stapelplatz außerordentlicher Reichthümer; der Gewerbfleiß reißt das Volk aus wüſter Unwiſſenheit; der Ackerbau, von den Mönchen geleitet, bereichert den Boden mit einem Ueberfluß an Feldfrüchten; die Städte vervielfältigen ſich; die Wälder verſchwinden; die Dörfer nehmen zu, und überall herrſcht Ordnung, Arbeitſamkeit, Friede und Liebe zu dem Fürſten. Flandern eilt allen neueren Völkerſchaften an Bildung voraus! Aus ſeinem Schooße ſtrahlt das Licht der Völkerfreiheit über Europa; auf ſeinem Boden beginnt die Wiedergeburt des geſellſchaftlichen Lebens; alle Nationen, ſelbſt das hochmüthige Frankreich, liegen noch verſunken in Barbarei und in den Feſſeln der grauſamen Lehensherren, während Flandern beinahe ſchon die Staatsform eines conſtitutionellen Fürſtenthums hat. Bliebe uns auch weiter nichts, als dieſer Ruhm, ſo würde er hinreichen, um uns einen hohen Rang unter den heutigen Nationen anzuweiſen.

Wir ſind jetzt in der Geſchichte unſeres Vaterlandes bis zum Schluſſe des erſten Jahrtauſends chriſtlicher Zeitrechnung gekommen; es wird nothwendig, hier von dem Entſtehen eines neuen Staates zu reden, vorzüglich, ehe wir das eilfte Jahrhundert beginnen, nämlich von dem ſpäteren Fürſtbisthum von Lüttich, welches zu großer Macht und wunderbarer Blüthe ſich entwickelt und mitunter gar ſchwer wiegt auf der Waage der Schickſale Belgiens.

Dieſes Lüttich war im Laufe des ſechsten Jahrhunderts ein kleiner Weiler an dem Bache Legia, in einem angenehmen Thale an dem Ufer der Maas. Der heilige Monulf, Biſchof von Tongern, erbaute dort eine kleine Kapelle, und das Bethaus wurde, wie es meiſt in dieſen Zeiten geſchah, der Mittelpunkt, um welchen ſich rings herum allmälig mehrere Einwohner niederließen. St. Huibrecht, gleichfalls Biſchof von Tongern, gründete dort eine größere Kirche und erwählte 709 Lüttich zu ſeiner Reſidenz. Er gab den Bewohnern gute und nützliche Geſetze und faßte das Dorf, das er zu einer Stadt erhob, mit feſten Mauern und hohen Thürmen ein. Um 900 ungefähr gaben die Biſchöfe von Tongern ihren erſten Titel auf und nahmen den Titel Biſchöfe von Lüttich an. In der Mitte des zehnten Jahrhunderts war Lüttich bereits eine für jene Zeiten bedeutende Stadt am rechten Ufer der Maas, ihre wahre Macht beginnt jedoch erſt mit ihrem Biſchof Notker; dieſer erweiterte ſie noch über die Maas hinüber und umgab ſie mit Feſtungsmauern und mit drei ſehr hohen Thürmen. Er bekam von dem Kaiſer oder beſaß vielleicht ſchon die Herrſchaft über die Städte Tongern, Maeſtricht, Viſé, Hoey (Huy), Foſſe, Lobbes und Mecheln. Als Notker, der Wohlthäter der Lütticher, im Jahre 1007 ſtarb, hinterließ er die Stadt mit guten Geſetzen ausgeſtattet, befeſtigt gegen die Misgunſt der Lehensherren und beinahe unabhängig von dem Kaiſer.

Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts geſchah es, daß in unſerem Lande die erſten Chroniken durch Mönche verfaßt wurden, woraus man erſehen kann, daß die Liebe zur Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit ſich unter der Geiſtlichkeit damals unbemerkt entwickelt hatte. Das Lateiniſche war die Sprache, deren man ſich in dieſen Chroniken bediente, da die Landesſprache in jenen Tagen noch nicht ſo weit ausgebildet war, daß man ſie bei ſchriftlichen Arbeiten hätte anwenden können. Da das Papier noch unbekannt war, ſo wurden ſie mit großer Mühe auf Pergament geſchrieben. Die älteſte belgiſche Schrift dieſer Art, welche auf uns gekommen iſt, rührt von einem gewiſſen Folcuin her, der 966 Abt zu Lobbes im Hennegau war und die Chronik ſeiner Abtei verſaßte. Hariger, Abt deſſelben Kloſters und Freund des Biſchofs Notker, verfertigte ungefähr um dieſelbe Zeit die erſte Chronik von Lüttich.

Zweites Capitel.

Entſtehung des herzoglichen Hauſes von Ardennen. — Der Beſitz des Herzogthums Lothringen verurſacht lange Kriege. — Schreckliche Hungersnoth. — Krieg gegen den Kaiſer von Teutſchland. — Richilde, Gräfin von Hennegau. — Ausbreitung der Volksfreiheiten in Flandern und Lüttich.

Von 1007 bis 1067.

Durch den Tod Otto's, des Sohnes Karls von Frankreich, welchen wir zuletzt als Herzog in Lothringen regieren ſahen, war das Geſchlecht der Karolinger 1005 ausgeſtorben. Dieſes Mal wählte der Kaiſer einen belgiſchen Stamm, um die herzogliche Krone zu tragen. Das neue Haus, welches man das Haus der Gottfriede nennen könnte, obwohl es in der Geſchichte unter dem Namen der Grafen von Ardennen bekannt iſt, hatte ſeine Beſitzungen während des vorigen Jahrhunderts ſehr ausgebreitet und ſeine Erhebung auf den Fall der Gyſelbrechte gebaut. Die Tapferkeit und der Muth aller derer, welche demſelben angehörten, veranlaßten, daß man es damals als das vornehmſte Haus von Lothringen betrachtete, vorzüglich aber verdankte es ſeinen Glanz den drei Brüdern, Siegfried, Grafen von Luxemburg, Friedrich, Grafen von Bar und Gottfried, Grafen von Ardennen.

Dieſer Letztere wurde der Stammvater einer neuen Reihe belgiſcher Herzoge, da die Krone durch die Wahl des Kaiſers ungefähr um 1005 ſeinem Enkel Gottfried dem Dritten aufgeſetzt ward. Einer der Brüder dieſes Herzogs kommt in der Geſchichte vor unter dem Namen Gozilo oder Gothelo, als erſter Graf von Antwerpen. Ein anderer Bruder deſſelben beſaß die Grafſchaft Eenham, das jetzige Land von Aelſt, in der Nähe der Schelde.

Der Beſitz von Lothringen wurde ſchon wieder ein Zankapfel, um deſſenwillen viel Blut floß. Lambrecht, Graf von Löwen, war mit Gerberga, einer Schweſter des verſtorbenen Herzogs Otto, vermählt, Robrecht, Graf von Namur, war ein Sohn der Irmengard, einer zweiten Schweſter Otto's, und Beide machten, der Eine im Namen ſeiner Frau, der Andere wegen ſeiner Mutter, Anſprüche auf die herzogliche Krone. Gemeinſchaftlich ihre Intereſſen wahrend, ſchickten ſie ſich an, Gottfried von Ardennen Widerſtand zu leiſten. Einige andere Lehensherren betrachteten ebenfalls die Wahl des Kaiſers als einen Eingriff in ihr Erbrecht, welches ihnen allein das Behalten ihrer Lehen ſichern konnte. So ward es den beiden Widerſachern nicht ſchwer, viele andere Ritter auf ihre Seite zu bringen; zu dieſen gehörten der Graf von Flandern, Baudewyn mit dem Bart, und Reinier von Hennegau.

Es wäre Gottfried von Ardennen unmöglich geworden, die widerſetzlichen Lehensherren zur Anerkennung ſeiner Herzogswürde zu zwingen, aber Kaiſer Heinrich kam mit einem bedeutenden Heere nach Lothringen. Seine Gegenwart allein reichte hin, Jeden zum Gehorſam zu nöthigen, den Grafen von Flandern ausgenommen, der, wie wir bereits geſehen haben, dem Kaiſer trotzte und ihn von Valenciennes zurückdrängte, ſpäter indeſſen Friede mit ihm ſchloß. Jetzt ſchien Lothringen wieder einige Ruhe genießen zu ſollen; aber durfte man das hoffen in einem Lande, in welchem ſich zum Unglück für das Volk ſo viele ſtreitſüchtige Ritter fanden? Lambrecht, ein Abkömmling der Ghyſelbrechte, hatte um 977 die Grafſchaft Löwen eingenommen und darauf Brüſſel und deſſen Umgegend geerbt durch ſeine Frau, Schweſter des Herzogs Otto. Dieſer Lambrecht war ein blutdürſtiger Feind Gottfrieds und reizte heimlich die anderen Lehensherren an, ſich gegen ihn zu empören. Gottfried, darüber erzürnt und behauptend, daß Lambrecht die Grafſchaft Löwen auf eine unrechtmäßige Weiſe beſitze, brachte ein Heer auf und zog gegen ihn, der ſich in Löwen eingeſchloſſen hatte, zu Felde; er wurde jedoch mit großem Verluſte abgeſchlagen und mußte mit Schande wieder abziehen.

Durch dieſen über den Herzog ſelbſt errungenen Vortheil hob Lambrecht das Haupt noch höher und ſuchte eine Gelegenheit, ſich noch mehr Anſehn zu verſchaffen. Er fand dieſe ſehr bald.

Balderik, Biſchof von Lüttich, war damit beſchäftigt, zu Hoegarden, welches an der Grenze von Lambrechts Beſitzungen lag, eine Feſte zu erbauen. Der ſtolze Graf machte ſich alſobald auf, die Unterthanen des Biſchofs zu verjagen, und kam 1014 mit einem Heere nach Hoegarden, wo die Lüttichſchen Truppen ſich nebſt den Hülfstruppen Hermanns, eines Bruders des Herzogs und Robrechts, Grafen von Namur, befanden. Die Schlacht, welche hier Statt fand, war eine der blutigſten. Die beiden feindlichen Heere bekämpften einander mit raſender Wuth und der Sieg blieb lange zweifelhaft; endlich fingen Lambrechts Truppen an, zu weichen, als Robrecht plötzlich zu denen von Löwen überging und nun ſich Alles zum Vortheile der Feinde des Biſchofs wandte. Hermann, der Bruder des Herzogs, wurde von dem Ueberläufer gefangen genommen und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht erlitten die Lütticher eine Niederlage. Lambrecht, durch dieſen zweiten Sieg noch zuverſichtlicher gemacht, ließ deutlich durchblicken, daß ſeine Herrſchſucht ſich noch weiter erſtrecke und er es auf den Beſitz der Herzogswürde abgeſehen habe. Um dieſen Zweck zu erreichen, reizte er fortwährend die anderen Lehensherren gegen Gottfried von Ardennen auf. Dieſer führte damals Krieg mit Gerhard von Egisheim und deſſen Sohn Richard von dem Elſaß, welche ſich Beide mit den aufrühreriſchen Lothringern heimlich verbunden hatten und in dem herzoglichen Gebiete jenſeits der Maas gegen ihn zu Felde gezogen waren. Gottfried ſchlug dieſe beiden Feinde 1014 und zog darauf mit ſeinem ſiegreichen Heere nach Belgien, um den Verbindungen der Lehensherren mit einem Male ein Ende zu machen und vorzüglich den Grafen von Löwen anzugreifen. Unterwegs erfuhr er jedoch, daß man ihn wohlgerüſtet erwarte und daß nicht allein die Grafen von Löwen und Namur ihm Widerſtand leiſten wollten, ſondern daß auch Reinier von Hennegau im Heere der Empörer ſei.

Da Gottfried nicht wagen durfte, ſeine vereinigten Feinde anzugreifen, indem ſie über eine größere Macht zu verfügen hatten, als er ſelbſt beſaß, ſo zog er mit ſeinen Truppen nach der Grafſchaft Hennegau und verwüſtete dieſelbe theilweiſe, in der Hoffnung, dadurch Renier dorthin zu locken und ihn von den Uebrigen abgeſondert bekämpfen zu können. Als jedoch die Feinde des Herzogs von dieſer Verwüſtung Kunde erhielten, rückten ſie gemeinſchaftlich gegen ihn und zwangen ihn, ſich zurückzuziehen und endlich eine Schlacht in der Umgegend von Florennes, zwiſchen der Sambre und der Maas, anzunehmen. Herzog Gottfried gerieth dadurch in große Verlegenheit und Gefahr, denn ſein Heer war bei weitem nicht ſo zahlreich, wie das ſeiner Feinde, doch er mußte kämpfen und vertheidigte ſich daher tapfer. Lambrecht von Löwen, jetzt bereits ſiebenzig Jahre alt, ſtürzte ſich mitten in die herzoglichen Krieger und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Die Chroniken erzählen, er habe ſich unverwundbar gemacht vermittelſt eines wunderthätigen Scapuliers, welches über ſeinem Harniſch auf der Bruſt hing. Nach denſelben Chroniken fiel jedoch das Scapulier ihm endlich vom Leibe herab, ſo daß er verwundbar wurde. Wie dem auch ſein möge, Gottfried trug einen vollſtändigen Sieg davon; Graf Lambrecht und Robrecht, Graf von Namur, verloren das Leben, Reinier von Hennegau zog ſich raſch nach ſeiner Grafſchaft zurück. Dieſe Schlacht, welche 1015 Statt fand, war entſcheidend. Es blieben 800 Todte auf dem Platze und die Luſt zur Widerſetzlichkeit verging den Lothringern auf lange Zeit.

Das Haus von Ardennen bekam durch dieſen großen Sieg ein unbeſtrittenes Uebergewicht. Gottfried zeigte ſich edelmüthig nach demſelben, und das war das größte Glück; er ſchenkte Allen den Frieden und es ward bei dieſer Gelegenheit zwiſchen den größten Häuſern Lothringens ein Vertrag geſchloſſen, welcher lange Ruhe zur Folge hatte. Alles ſchien zuſammenzutreffen, um den Krieg auf immer aus dem erſchütterten Lothringen zu verbannen. Gerberga, Wittwe Lambrechts von Löwen, und Irmengard Mutter des gefallenen Roprecht von Namur, beide Schweſtern des letzten Herzogs Otto, um derenwillen, da man ihr Erbrecht gewaltſam geltend machen wollte, alle dieſe Zerwürfniſſe entſtanden waren, entſagten ihren Anſprüchen auf das Herzogthum und wußten ſelbſt alle Gemüther zu beruhigen. Die Biſchöfe von Lüttich und Cambrai wirkten auch als Friedensvermittler und brachten ein aufrichtiges Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Allen zu Stande. Hermann von Eenham, Gottfrieds Bruder, gab ſeine einzige Tochter, die Erbin ſeiner Grafſchaft, Reinier von Hennegau zur Gemahlin. Durch dieſe Verbindung endete die blutige Feindſchaft, welche zwiſchen den Gyſelbrechts und den Gottfrieds beſtanden hatte. Das dankbare Volk gab Gottfried von Ardennen den Beinamen der Friedſame.

Höchſt wahrſcheinlich hatte in dieſem Zeitraume der Handel in Lothringen bereits einige Ausbreitung erhalten, wenigſtens an den Ufern der Flüſſe; denn kaum war der Friede geſchloſſen, als man ſich auch ſchon zu einem Kriege rüſtete, deſſen Zweck eben das Gedeihen des Handels war. Schon lange hatten ſich mannichfache Klagen erhoben gegen Diederik, den Dritten dieſes Namens, Grafen von Holland, der auf einer Inſel in der Maas, da wo jetzt Dordrecht ſich erhebt, eine Feſte gebaut hatte und durch die Einforderung eines hohen Zolles die Schifffahrt auf der Maas ſehr hinderte. Der Kaiſer, darüber erzürnt, brachte ein Heer auf, um den Grafen von Holland zu bekämpfen, und übertrug Herzog Gottfried den Oberbefehl über daſſelbe. Reinier von Hennegau und alle Lehensherren von Lothringen nahmen Theil an dem Zuge. Das zahlreiche Heer rückte gegen Diederik an; aber da es ſich unvorſichtiger Weiſe hatte in Moräſte und Sümpfe locken laſſen, ward es in einer blutigen Feldſchlacht 1018 beinahe gänzlich vernichtet. Der Graf von Holland trug einen vollſtändigen Sieg davon. Gottfried und Reinier wurden gefangen und erſt nach dem Friedensſchluſſe, durch welchen Diederik ungehindert im Beſitze des Kaſtells blieb, wieder freigelaſſen.

Während dieſer Zeit herrſchte in Flandern noch Graf Baudewyn mit dem Barte, der ſein Geſchlecht 1027 durch ein vortheilhaftes Ehebündniß hob; ſein Sohn Baudewyn, mit dem Beinamen von Ryſſel, weil er dieſer Stadt ſehr geneigt war, erhielt Adela, die Tochter des Königs von Frankreich, zur Gemahlin. Der alte Graf freute ſich außerordentlich über die Erhebung ſeines Sohnes; dieſer jedoch vergaß in ſeiner übermüthigen Vermeſſenheit ſeine Pflichten als Sohn und Unterthan. Im Jahre 1028 erhob er ſich mit gewaffneter Hand gegen den alten Baudewyn, als ob ihm das Leben ſeines Vaters zu lange dauere, und zwang denſelben, das Land zu verlaſſen und nach der Normandie zu fliehen. Sei es jedoch, daß ihn ſeine Miſſethat reute oder daß er nicht ſicher war, welchen Ausgang ſeine Empörung nehmen würde, zwei Jahre ſpäter, 1030, wurde zu Audenaerde ein allgemeiner Friede zwiſchen Vater und Sohn geſchloſſen und auf allen hierher gebrachten Reliquien der Heiligen von Flandern beſchworen. Baudewyn mit dem Barte ſtarb 1036, die Grafſchaft Flandern ſeinem Sohne Baudewyn V., genannt von Ryſſel, hinterlaſſend. Herzog Gottfried von Ardennen war mittlerweile 1023 geſtorben; ſein Bruder Gothelo I., Graf von Antwerpen, war ihm gefolgt, ohne daß dieſer Uebergang der Krone, wie ſonſt gewöhnlich, das Land in Unruhe gebracht hätte. Als im folgenden Jahre das Haus Sachſen ausgeſtorben war, wählten die Teutſchen einen durchlauchtigen Herrn, Konrad der Salier genannt, zum Kaiſer. Herzog Gothelo brachte Lothringen in große Kriegsgefahr, indem er allein unter allen Reichsvaſallen ſich weigerte, den neuen Kaiſer anzuerkennen. Aber Konrad, zum Frieden geneigt, bewilligte den belgiſchen Herren einige von ihnen geforderte Rechte und fand nun in Gothelo einen treuen und muthigen Lehensmann. Dieſer erhielt kurz darauf einen Beweis von des Kaiſers Zuneigung, indem derſelbe ihm die Herrſchaft über das teutſche Lothringen, Lotherreich oder Moſellanien genannt, ertheilte. Als drei Jahre ſpäter Graf Eudes von Champagne mit einem Heere in das Königreich Burgund einfiel, zog Gothelo ihm mit den lothringiſchen Edlen entgegen und beſiegte ihn in einer blutigen Schlacht, in welcher Gottfried, des Herzogs junger Sohn, ſo große Tapferkeit zeigte, daß man ihm von dieſer Zeit an den Beinamen der Muthige gab.

Gothelo ſtarb 1043 und hinterließ drei Söhne, nämlich Gottfried IV., den Muthigen, der Lothringen zum Erbe erhielt, Gothelo II., genannt der Faule, welcher Herzog von Lotherreich ward, und Friedrich, welcher in den geiſtlichen Stand trat und ſpäter zu Rom den päpſtlichen Stuhl beſtieg.

Um dieſe Zeit ward das ganze weſtliche Europa durch eine furchtbare Plage heimgeſucht. Drei Jahre nach einander hatte nämlich eine ſo große Unfruchtbarkeit geherrſcht, daß 1045 die gräßlichſte Hungersnoth die Menſchen zu Tauſenden hinraffte. So weit war es gekommen, daß, nachdem Alles aufgezehrt worden, alle Thiere verſchwunden waren und man ſich mit den ekelhafteſten Dingen genährt hatte, die Menſchen endlich begannen, ſich einander wie Wilde zu zerfleiſchen. In Burgund ſah man Menſchenfleiſch auf den Märkten verkaufen; das ausgehungerte Volk verſteckte ſich bewaffnet in Wäldern und Gräbern, ermordete die vorüberziehenden Reiſenden, hackte ihre Leichen in Stücke und Jeder eilte nun mit ſeinem Antheil an dieſer abſcheulichen Speiſe nach Hauſe, um den Hunger der Seinigen zu ſtillen. Kinder durften ſich an abgelegenen Oertern nicht ſehen laſſen, denn ſie wurden aufgegriffen, um verzehrt zu werden. Dieſe traurigen Zeitverhältniſſe veranlaßten in Belgien einige edelmüthige Handlungen, deren Aufzeichnung uns um ſo mehr freut, als ſie in dieſen Jahrhunderten des Eigennutzes und der Rohheit ſelten ſind. Die entſetzliche Armuth des Volkes bewies, daß die Lehensherren doch nicht ganz aller Gefühle der Menſchenliebe beraubt waren; Viele unter ihnen kamen den Leidenden zu Hülfe und gaben ihnen von ihrem Vorrath. Diejenigen, deren Namen die Geſchichte dankbar bewahrt hat, als der Troſtengel des leidenden Volkes, ſind der Biſchof Waſo von Lüttich und Albrecht, Abt von Gembeloers (Gemblours, **Gemblacum**), welche Allen ein Vorbild der höchſten Mildthätigkeit gaben und ihre Kornböden und ihr ſämmtliches Vieh den Nothleidenden ſchenkten.

Waren dieſe drei Jahre unfruchtbar geweſen, ſo wurden dagegen die drei darauf folgenden Jahre durch eine wunderbare Fruchtbarkeit bezeichnet. Der Ueberfluß trat an die Stelle der Hungersnoth und brachte jene unglückliche Zeit bald in Vergeſſenheit. Kaum war jedoch die furchtbare Plage wieder verſchwunden, als auch ſchon die Herrſchſucht der Grafen die erſchöpften Einwohner wieder mit der Geißel des Krieges heimſuchte. Gottfried der Muthige war, wie wir bereits erwähnten, ſeinem Vater Gothelo in der Regierung des belgiſchen Lothringen gefolgt, der Kaiſer hatte das Herzogthum Teutſch-Lothringen oder Lotherreich Gottfrieds Bruder, Gothelo, gegeben, obwohl er daſſelbe früher ſchon Gottfried zugeſagt. Dieſer, nicht zufrieden mit ſeinem Antheil, nahm ſich vor, ſeinen Bruder des Herzogthums zu berauben, rüſtete ſich zum Kriege und empörte ſich offen gegen den Kaiſer. Die Lehensherren, auf deren Hülfe er gerechnet hatte, ließen ihn jedoch im Stich; und da er ſich bald darauf von Allen verlaſſen ſah, ſo verlor er den Muth, begab ſich nach Teutſchland und flehte um die Gnade des Kaiſers. Dieſer, mit Recht erzürnt, ließ den Empörer ergreifen und gefangen ſetzen, beraubte ihn ſeines Herzogthums, das er Gothelo zuertheilte, und gab ihn nicht eher frei, als bis er ihm ſeinen jungen Sohn ausgeliefert hatte.

Da Gothelo ein Jahr ſpäter, ohne Söhne zu hinterlaſſen, geſtorben war, ſo gab der Kaiſer das Herzogthum Lothringen dem Grafen Albrecht von Elſaß. Hierüber auf das Höchſte erzürnt, begann Gottfried unter der Hand die Fackel des Krieges anzublaſen. Sein Sohn, welchen er dem Kaiſer ausgeliefert hatte, war todt, die väterliche Liebe konnte ihn alſo nicht mehr zurückhalten. Er durchzog das ganze Land und ſtellte jedem einzelnen Lehensherrn vor, daß der Kaiſer das Erbrecht verkenne und ſie alſo ſämmtlich früher oder ſpäter in Gefahr bringe, ſich ihrer Lehensgüter beraubt zu ſehen. Es glückte ihm, viele vornehme Herren in ſeinen Aufſtand zu verwickeln, aber was ihm zugleich die Macht gab, dieſen Krieg mit der Hoffnung auf einen guten Erfolg zu beginnen, war der Beiſtand, der ihm von dem Grafen von Flandern zu Theil wurde. Baudewyn, mit dem Beinamen von Ryſſel, welcher, wie wir geſehn haben, 1036 ſeinem Vater Baudewyn mit dem Barte in der Regierung folgte, war ein kriegsluſtiger und tapferer Fürſt, der vermittelſt ſeiner bewaffneten Fläminger über eine große Heeresmacht verfügte. Dieſer ſchloß mit Gottfried ein Bündniß gegen den Kaiſer. Diederik, Graf von Holland, trat dieſem Bündniſſe bei und ein Gleiches verſprach Hermann zu thun, welcher mit Richilde, der Tochter und Erbin Reiniers von Hennegau, vermählt war; ſeine Gattin widerſetzte ſich jedoch dieſem Vorhaben und wagte es ſogar, den Biſchof Waze von Lüttich merken zu laſſen, daß ſie beabſichtige, ihren Gemahl durch Verrätherei dem Kaiſer in die Hände zu liefern. Der tugendhafte

Geiſtliche tadelte Richilde wegen dieſes verbrecheriſchen Gedankens und rieth ihr, durch gute Gründe ihren Eheherrn den Empörern wieder abwendig zu machen. Das Mittel glückte und Hermann nahm ſein Wort zurück.

Während Gottfried 1047 noch damit beſchäftigt war, ein Heer zu ſammeln, fiel der Kaiſer an der Spitze einer bedeutenden Macht in Belgien ein. Er wollte zuerſt Diederik von Holland angreifen; aber ſeine Schiffe wurden eine Zeit lang auf der Maas aufgehalten, ſo daß ſein Heer Nichts auszurichten vermochte.

In der Zwiſchenzeit hatte Graf Baudewyn von Flandern den Plan gefaßt, Hermann wegen ſeines Wortbruchs zu beſtrafen; er fiel mit ſeinen Soldaten in das hennegauiſche Gebiet ein, eroberte die Grafſchaft Eenham oder Aelſt, ließ das dort befindliche feſte Schloß niederreißen und aus deſſen Trümmern eine Abtei erbauen. Dann, nach Gent zurückkehrend, belagerte er daſelbſt des Kaiſers Burg, die zur Vertheidigung des Landes von Waes mit einer Beſatzung verſehen war, und nahm dieſelbe mit der Unterſtützung eines Edeln Namens Lambrecht ein.

Der Kaiſer, welcher einen Theil ſeines Heeres nebſt ſeiner Flotte im Maas-Lande zurückgelaſſen hatte, um Diederik von Holland zu bekämpfen, kam jetzt ſelbſt mit dem anderen Theile nach Flandern gezogen und gab ſich große Mühe in dieſe Grafſchaft einzudringen; Baudewyn wußte ihn jedoch ſo geſchickt auf allen Seiten abzuwehren, daß der Kaiſer, obgleich er viel Volk verlor, keinen Fuß auf den flämiſchen Boden zu ſetzen vermochte. Dazu kam nun noch die Nachricht, daß Diederik von Holland die kaiſerliche Flotte geſchlagen habe und daß Gottfried mit einem zahlreichen Heere Belgier unterweges ſei. Der Kaiſer durfte nicht länger in Belgien verweilen, da er Gefahr lief, auf allen Seiten angegriffen zu werden und eine große Niederlage zu erleiden. Er brach deshalb mit ſeinem Heere auf und zog in aller Eile queer durch die Kempenlande nach Teutſchland. Gottfried und Baudewyn folgten ihm ſo dicht auf den Ferſen, daß ſich ſein Rückzug in eine Flucht verwandelte. Als ſie nach Nymwegen gekommen waren, bemächtigten ſie ſich dieſer Stadt und verbrannten daſelbſt den kaiſerlichen Palaſt; dann zogen ſie nach Verdun, das ſie in einen Aſchenhaufen verwandelten. Darauf begab ſich Jeder wieder nach ſeinem Wohnorte zurück und das Land harrte ein Jahr lang der Dinge, die da kommen ſollten. Nach Ablauf dieſer Zeit zog Albrecht vom Elſaß, Herzog von Lotherreich, in das Feld, um Gottfried zu bekämpfen; aber der belgiſche Ritter fiel ſeinen Feind an wie ein wüthender Löwe und tödtete ihn in einem Gefecht.

Um dieſe Zeit war ein Belgier Papſt zu Rom, unter dem Namen Leo IX. Dieſer fühlte Mitleid mit ſeinem unglücklichen Vaterlande, das unaufhörlich mit dem Blute ſeiner Einwohner benetzt wurde, und bemühte ſich, den Frieden zwiſchen den kämpfenden Parteien zu vermitteln. Der heilige Vater kam ſelbſt nach Belgien und überredete Gottfried durch ſeine Ermahnungen und Rathſchläge, ſich zu unterwerfen. Es ward ein Vertrag geſchloſſen, vermöge deſſen der Kaiſer Gottfried im Beſitz ſeines väterlichen Erbes ließ, aber ihm die herzogliche Krone nahm, um ſie Friedrich von Luxemburg zu ſchenken. Baudewyn von Flandern fügte ſich nicht gutwillig darein; er wollte ſogar von keinem Frieden hören, wenn man ihm nicht die eroberten Länder abträte. Nach vielen Verhandlungen wurde endlich 1049 zu Aachen eine Uebereinkunft zu Stande gebracht, nach welcher der Kaiſer ihm die Grafſchaft Eenham oder Aelſt und das Caſtell von Gent zu Lehen gab.

Gottfried, der ſich in ſeiner Herrſchſucht getäuſcht ſah, zog nach Italien und vermählte ſich dort mit Beatrix, Markgräfin von Toscana. Die Vermittelung des Papſtes und die Entfernung Gottfrieds ließen hoffen, daß Belgien nun auf lange Zeit vor Blutvergießen und Unruhen ſicher ſei. Der Friede währte jedoch nur zwei Jahre; Baudewyn war es, der, um ſein Gebiet auszudehnen, Urſache zum Kriege gab. Hermann, der Gemahl der Gräfin Richilde von Hennegau, war geſtorben; die Grafſchaft fiel daher ſeiner Wittwe als Erbe und Eigenthum zu. Zwar hatte Hermann einen Sohn hinterlaſſen, aber dieſes Kind war häßlich, kränklich und verwachſen und lebte ſeiner entarteten Mutter zum Trotz. Baudewyn ſah in dieſen Verhältniſſen ein Mittel, das Land von Hennegau mit Flandern zu vereinigen. Nachdem er mit Richilden unter der Hand einig geworden war, hielt er für ſeinen älteſten

Sohn Baudewyn um ihre Hand an. Richilde, welche des Kaiſers Zorn fürchtete, da ſie durch dieſe Heirath einen bedeutenden Theil von Lothringen einem ſeiner Feinde, dem Grafen von Flandern, in die Hände ſpielte, that als ob ſie die erſten Anträge Baudewyns verwerfe; dieſer zog aber 1051 mit einem Heere nach dem Hennegau, erhielt durch Uebergabe die Stadt Bergen und nahm die Gräfin Richilde gefangen. Die Hochzeit zwiſchen ihr und dem jungen Baudewyn ward ſogleich mitten im Lager gefeiert und die argliſtige Frau ſuchte nun dem Kaiſer weiß zu machen, daß ſie der Gewalt habe nachgeben müſſen. Hermanns Sohn, der geſetzliche Erbe des Hennegau, ward auf die Seite geſchoben und für den geiſtlichen Stand beſtimmt; der junge Baudewyn beherrſchte mit Richilden die Hennegauer und erhielt den Namen Baudewyn von Bergen, weil er ſich in dieſer Stadt niederließ.

Sobald der Kaiſer die Nachricht von dieſem Ehebündniß erhielt, entbrannte er in Zorn und ließ, während er ſich zum Kriege anſchickte, die beiden Neuvermählten von dem Biſchofe von Kamerk (Cambrai) in den Bann thun, unter dem Vorwande, daß Baudewyn und Richilde nahe Verwandte ſeien und die kirchliche Dispenſation nicht erhalten hätten. Dies Alles erſchreckte aber den Grafen von Flandern nicht; er ſammelte ebenfalls ſeine Mannen, verließ ſich auf ſeine große Macht und ſah dem Anzuge ſeiner Feinde ruhig entgegen.

Gottfried war mittlerweile in Italien geblieben. Seine Vermählung mit der Markgräfin von Toscana hatte den Kaiſer ſehr aufgebracht, und als Beatrix ſich zu demſelben begab, um ſich zu entſchuldigen, hielt er ſie gefangen; dies fachte Gottfrieds Wuth von Neuem an und entflammte heiße Feindſchaft gegen den Kaiſer in ſeinem Herzen. Er ſandte heimlich Boten zu Baudewyn und bemühte ſich Truppen aufzubringen. Der Biſchof von Lüttich, der Graf von Namur und die Mehrzahl der Lothringer hielten dagegen zu dem Kaiſer.

Deshalb wartete auch Graf Baudewyn die Ankunft ſeiner Feinde nicht ab, ſondern rückte unmittelbar in das Feld. Er ſelbſt zog in das Lüttichſche Land und eroberte und verbrannte die Stadt Thuin.

Zu derſelben Zeit verfuhr Baudewyn von Bergen mit der Stadt Huy auf gleiche Weiſe. Auf der anderen Seite war Baudewyns zweiter Sohn Robrecht nach Zeeland gezogen, wo er das teutſche und holländiſche Heer von der Inſel Walcheren vertrieb.

Mittlerweile nahte das große kaiſerliche Heer; Baudewyn zog alle ſeine Streitkräfte im walloniſchen Flandern zuſammen, weil er glaubte, dies ſei die Seite, auf welcher der Feind Flandern angreifen würde. Wirklich erſchien auch des Kaiſers Heer, ungefähr 35,000 Mann ſtark, zwiſchen Douay und Bouchain. Binnen drei Tagen und drei Nächten ließ nun Baudewyn einen tiefen Graben ziehn und hohe Erdwälle aufwerfen, in einer Länge von drei Stunden Weges. Die Heere trafen auf einander in einer hartnäckigen Feldſchlacht; die Fläminger erſchlugen 12,000 Feinde und der Kaiſer ſah ſich genöthigt, mit Schmach bedeckt ſein Unternehmen aufzugeben. Er kehrte jedoch bald wieder, dieſes Mal von einem Atrecht'ſchen Herrn, Jean de Bethune, begleitet, der das Land gut kannte, und zog während der Nacht mit einem Theile ſeines Heeres über die Schelde. Graf Baudewyn wich überraſcht tiefer nach Flandern zurück, um ſich dort zu vertheidigen. Mittlerweile nahm der Kaiſer die Stadt Ryſſel ein und bald darauf Doornik (Tournay), das er plündern ließ und wo er große Beute machte. In beiden Städten ließ er eine ſtarke Beſatzung und begab ſich dann wieder nach Teutſchland, reichen Raub und eine anſehnliche Zahl Edle und Bürger gefangen mit ſich führend.

Im folgenden Jahre, 1055, kam Gottfried nach Flandern und zog mit Baudewyn nach Antwerpen, wo Friedrich, der Herzog von Lothringen, ſich mit zahlreichen Truppen verſchanzt hatte. Nachdem ſie die Belagerung eine Zeitlang vergeblich fortgeſetzt, ſahen ſie ſich genöthigt, dieſelbe wieder aufzuheben und nach Flandern zurückzukehren.

Im Jahre 1056 ſtarb Kaiſer Heinrich III., einen minderjährigen Sohn unter Vormundſchaft der Kaiſerin Agnes zurücklaſſend. Dieſe, durch ihre Vorſicht ausgezeichnete Fürſtin wünſchte lebhaft dem Kriege ein Ende zu machen. Papſt Victor II. ward als Friedensvermittler zwiſchen die ſtreitenden Fürſten geſtellt, und man ſchloß endlich 1057 zu Cöln, in Gegenwart des Papſtes und der Biſchöfe, einen Vertrag, deſſen Inhalt ſehr vortheilhaft für Graf Baudewyn war; die Kaiſerin trat ihm die Grafſchaft Eenham oder das Land von Aelſt ab, nebſt dem

Lande von Waes und den zeeländiſchen Inſeln. Die Ehe ſeines Sohnes mit Richilden ward beſtätigt und zur Grafſchaft Hennegau die Herrſchaft Doornik (Tournay) gefügt.

Gottfried der Muthige erfreute ſich ebenfalls großer Begünſtigung. Seine Gattin Beatrix erhielt die Freiheit wieder und er ſelbſt das Verſprechen, nach dem Tode des ſchon ſehr bejahrten Friedrich von Luxemburg, Herzog von Lothringen zu werden.

Nun erſt genoß Belgien einen feſten und ziemlich langen Frieden, während deſſen die Bildung, der Handel und der Gewerbfleiß merkliche Fortſchritte machten. Baudewyn war, troß ſeiner Kriegsluſt, ein weiſer, vorſichtiger, gottesfürchtiger und edelmüthiger Fürſt. Sobald alle dieſe Dinge abgemacht waren, nahm er ſich die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen zu Herzen, übte allenthalben ſtrenges Recht, gab der Stadt Gent größere Freiheiten, welche dadurch raſch die Zahl ihrer Bewohner und ihren Reichthum vermehrte, beſchützte den Gewerbfleiß und erwarb ſich die Liebe und Verehrung der Fläminger in jeder Hinſicht. Bei ſeinem Tode war Flandern in ſeiner inneren Einrichtung ſo geſtaltet, wie es ſeitdem geblieben iſt, beinahe bis zu unſerem Jahrhundert. In den Landesverſammlungen, welche zu Audenaerde gehalten wurden, namentlich 1063, hatte man Geſetze erlaſſen, welche man den herrſchaftlichen Frieden **(den heerlyken vrede)** nannte und in denen eines Jeden Pflichten und Rechte, ſowohl die der Leibeigenen und der Bürger, wie die der Edeln und des Grafen ſelbſt, feſtgeſetzt worden waren. Die Lehensherren und alle Edeln mußten in Kriegszeiten ſich unter das Banner des Grafen begeben; außer Landes waren ſie jedoch nur auf gewiſſe Zeit dazu verbunden. Es war den Edeln verboten, ohne des Grafen Erlaubniß eine Burg zu erbauen, und noch ſtrenger wurden diejenigen geſtraft, welche gegen ihre Nachbaren mit gewaffneter Hand in das Feld zogen. Die Städte, diejenigen wenigſtens, welche mit Freiheiten beſchenkt waren, hatten erbliche Schöffen, die die Angelegenheiten der Gemeinen leiteten und Niemanden als dem Volke Rechenſchaft abzulegen brauchten. Dieſe wußten allein, was ſie dem Grafen jährlich zu leiſten, welche Abgaben ſie zu bezahlen hatten und wieviele Bewaffnete die Stadt für das Heer des Grafen zu ſtellen hatte. Durch dieſe Geſetze wurde unter Anderem beſtimmt, daß ein Angeklagter, möchte er Edelmann, Bürger oder Laet ſein, von aller Verfolgung befreit bleiben ſolle, wenn zwölf von ſeinen Genoſſen oder Gleichen ſeine Unſchuld betheuerten. Man ſieht daraus, daß die Einſetzung des Geſchwornengerichtes oder der Jury in Flandern eine alte Thatſache iſt. Durch Baudewyn von Ryſſel und ſeine Gemahlin Adela von Frankreich wurden in Flandern ungemein viele Kirchen und Klöſter geſtiftet und beſchenkt, ſo daß man den Grafen zuletzt nicht mehr Baudewyn von Ryſſel, ſondern den Gütigen oder Gottesfürchtigen nannte.

Im Jahre 1060 ging Baudewyn als Vormund des minderjährigen Königs, Philipps I., nach Frankreich, verwaltete dieſes Land mit großer Weisheit und gab ihm den Frieden. In der Zwiſchenzeit zog er mit ſeinem Schwiegerſohne, Wilhelm von der Normandie, nach England und half ihm dieſes Land erobern, gegen Harald, der ſpäter in der berühmten Schlacht von Haſtings umkam.

Baudewyn von Ryſſel konnte, jetzt hochbejahrt, ſtolz auf die Früchte ſeines langen, thätigen Lebens ſchauen. Sein Schwiegerſohn Wilhelm, der mit ſeiner Tochter Mechtild vermählt war, ſaß auf dem Thron von England; ſein Erbe, Baudewyn von Bergen, war Graf von Hennegau; Robrecht der Frieſe, ſein zweiter Sohn, verheirathet mit Gertrud, Gräfin von Holland, regierte dieſe Grafſchaft als Reichsvogt. Welche Krone der Macht, des Ruhmes und der Wohlfahrt hatte Baudewyn nicht ſeinem Vaterlande Flandern geſchenkt!

Im Jahre 1063 fühlte er, daß das Ende ſeiner Tage nahe; er berief nun alle Biſchöfe und vornehmen Herren des Landes nach Audenaerde und theilte in ihrer Gegenwart die Grafſchaft zwiſchen ſeinen beiden Söhnen. Baudewyn VI. von Bergen erhielt das eigentliche Flandern und Robrecht die Grafſchaft von Aelſt, das Land von Waes und die zeeländiſchen Inſeln; dieſen Theil nannte man auch das Kaiſers- oder Reichs-Flandern.

Endlich, 1067, hatten die dankbaren Fläminger den Tod ihres großen und guten Fürſten zu beweinen, der, die Blicke auf ſein geliebtes Flandern gerichtet, ruhig zu ſeinen Vätern einging.

Obwohl Lothringen, fortwährend durch Kriege heimgeſucht, ſeine

Bildung nur langſam ſich entwickeln ſah, ſo hatte doch demungeachtet die Stadt Lüttich, durch die weiſe Regierung ihrer Biſchöfe, ſich zu einer wunderbaren Höhe der Macht und Blüthe aufgeſchwungen. Gleichwie in Flandern war das Volk hier geſchützt gegen die kleinen Lehensherren, deren Burgen rund um Lüttich, meiſt durch die Macht der biſchöflichen Waffen, in Trümmern lagen. Die Bürgerſchaft hatte Rechte erhalten, welche ihr Selbſtſtändigkeit, Vaterlandsliebe und Luſt zur Arbeit einflößten. Im Jahre 1046 fügte Biſchof Baudry ſein Erbe, das Land von Haſſelt, dem Lüttich'ſchen Grundgebiete hinzu; 1040 gab Kaiſer Heinrich II. dem Biſchof Nithart den ganzen Strich Landes, welcher, an die nördliche Grenze von Lüttich ſtoßend, ſich ausdehnte bis nach St. Truyen (St. Trond) und unter dem Namen Haspengau oder Hesbaye bekannt war. Uebrigens wurde Lüttich beinahe jährlich vergrößert, durch den Handel und den Wohlſtand, die daſelbſt herrſchten und die Einwohnerzahl außerordentlich vermehrten. Damals beſaß es ſchon eine ſteinerne Brücke über die Maas, erbaut durch Biſchof Reginhart.

Flandern und Lüttich glänzen in dieſer Zeit als zwei helle Sterne, deren ſtrahlendes Funkeln den anderen Theilen des Vaterlandes auf der Bahn der Bildung und der Freiheit vorleuchtete.

Hinſichtlich der Stadt Antwerpen haben wir geſehen, daß die Herzoge von Lothringen in Kriegszeiten oftmals daſelbſt verweilten. Es läßt ſich denken, daß dieſelbe, als Grenzſtadt zwiſchen Zeeland und dem kaiſerlichen Flandern, um die Normannen abzuhalten, ſtark durch Thürme und Wälle befeſtigt war; viele Einwohner zählte ſie jedoch wahrſcheinlich nicht und war überhaupt wohl nichts Anderes als eine Burg, bei der ſich eine Kirche und eine kleine Zahl Häuſer befanden.

Brüſſel gedieh auch allmälig, doch noch nicht genug, um die Aufmerkſamkeit rege zu machen. Löwen dagegen ſcheint damals ſchon einige Gewerbthätigkeit beſeſſen zu haben, und Mecheln begann ſich durch Handel auszuzeichnen.

Uebrigens war Lothringen noch ſehr zurück; die Geſchichte bezeugt es durch ihr Schweigen, indem ſie von allen den Grafſchaften, in die es zerfiel, faſt nur ſpricht, um einige Waffenthaten der Lehensherren anzuführen.

Drittes Capitel.

Flandern und Hennegau unter demſelben Fürſten. — Kriege Robrechts des Frieſen gegen Richilde und gegen Gottfried mit dem Buckel. — Das große Friedensgeſetz. — Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen.

Von 1067 bis 1090.

Mit Baudewyn von Bergen, welcher ſeinem Vater 1067 folgte, kam Hennegau mit dem eigentlichen Flandern unter daſſelbe Scepter. Robrecht, Baudewyns Bruder, gebot über das Land von Waes und von Aelſt, ſowie über die zeeländiſchen Inſeln, ſo daß Flandern in zwei Theile zerfiel.

Baudewyn war ein rechtlicher und friedliebender Fürſt; anſtatt wie die Mehrzahl ſeiner Vorgänger ſeine Regierung mit Krieg zu beginnen, bemühte er ſich, des Landes Bedürfniſſe kennen zu lernen und für dieſe zu ſorgen. So ſtreng ward das Recht unter ihm geübt, ſo ſorgfältig die Miſſethäter verfolgt, daß man zu ſeiner Zeit unbewaffnet das ganze Land ohne Gefahr durchreiſen konnte und daß die Einwohner es für unnöthig hielten, ihre Thüren zuzuſchließen. Er kaufte von einem Edeln, Namens Geeraert, das Gebiet, auf welchem jetzt Geeraertsberge ſteht; dieſe Stadt wurde von ihm, wenn auch nicht gebaut, doch wenigſtens mit Mauern umgeben und mit einer Keure oder einem Freiheitsbriefe beſchenkt, durch welchen ſie eigene Schöffen und alle Vorrechte der großen flämiſchen Städte erhielt. Unglücklicher Weiſe war dieſer Fürſt ſchwachen Leibes und kränklich; er fühlte bereits, daß der Tod ihm nahe, nachdem er Flandern nur drei Jahre lang regiert hatte. Wohl ſah er ein, welche Leiden ſein Vaterland treffen würden, wenn ſeine Gemahlin, die tyranniſche und ſtolze Richilde, die Herrſchaft über das freie Flandern erhielte. Um dies zu verhindern, berief er die Vornehmſten beider Grafſchaften nach Audenaerde und ernannte in einer feierlichen Verſammlung, nachdem er derſelben ſeine Söhne Arnold und Baudewyn anempfohlen, ſeinen Bruder Robrecht I., welcher ſpäter den Beinamen der Frieſe erhielt, zum Reichsvogt von Flandern, während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes Arnold III. Richilden blieb die Regierung von Hennegau, ihrem Erbe; ſie vermählte ſich bald nachher mit Wilhelm von Oſbern, einem Normannen. Der gute Baudewyn ſtarb 1070, mit der Hoffnung, Flandern eine lange Ruhe geſichert zu haben; aber die herrſchſüchtige Richilde vereitelte dieſelbe bald.

Robrecht, der, wie wir bereits erzählt haben, mit der Gräfin von Holland vermählt war, befand ſich in der Unmöglichkeit, ſogleich nach Flandern zu kommen, da er gerade in einen bedeutenden Krieg mit den nördlichen Frieſen, dem Biſchof von Utrecht und dem Herzog von Lothringen verwickelt war. Dieſer Letztere war ſeinem Vater, Gottfried dem Muthigen, 1069 auf dem Throne gefolgt. Wegen ſeiner Misgeſtalt hieß er Gottfried mit dem Buckel; aber ſeine Tapferkeit und andere große Tugenden glichen ſeine körperlichen Gebrechen aus und machten ſie vergeſſen. Während er mit einem mächtigen Heere nach Holland gezogen war und dort Robrecht den Frieſen mit einer nahen Niederlage bedrohte, that Richilde von Hennegau das Ihrige, um ſich der Herrſchaft über Flandern zu bemächtigen. Durch allerlei Mittel zog ſie eine bedeutende Anzahl von Edlen auf ihre Seite und erkaufte ſich mit einer großen Summe Geldes den Beiſtand des Königs von Frankreich. Darauf erklärte ſie das Teſtament ihres verſtorbenen Gatten für ungiltig und begann die Regierung von Flandern anzutreten.

Mittlerweile ward Robrechts Heer in Holland von Gottfried mit dem Buckel gänzlich geſchlagen; der unglückliche Fürſt verlangte nur die Regierung von Flandern, welche ihm ſeines Bruders letzter Wille zugeſprochen hatte; aber Richilde ließ ihm ſagen, daß ſie nur der Gewalt weichen würde und daß das Loos der Waffen zwiſchen ihnen entſcheiden könne, wenn er dies wagen wolle.

Ihr Stolz und ihre Verblendung brachten die bösgeſinnte Richilde zum Fall; in ihrem Uebermuthe behandelte ſie die freien Fläminger wie Leibeigene, legte ihnen eine neue und ſchwere Steuer auf und ärgerte ſie durch ihre verſchwenderiſche Pracht und noch mehr dadurch, daß ſie nicht im Namen ihres Sohnes Arnold regierte, ſondern als Gräfin von Flandern, ihren eigenen Namen an die Spitze der Decrete ſtellte. Da ſie kein flämiſches Blut in den Adern hatte, ſo reichte dies hin, um ſie bei den Flämingern verhaßt zu machen. Zu ihrem Unglück lieh ſie ihr Ohr den Eingebungen zweier Franzoſen, ihrer Höflinge, die das Weſen des Volkes im Allgemeinen nicht kannten, und ſchloß noch obendrein die Fläminger von ihrem Rathe aus. Es erhob ſich ein allgemeines Geſchrei gegen ſie, wie wenn ſich die Einwohner mit einander verabredet hätten; das Volk zeigte nicht allein ſeinen Haß, ſondern auch ſeine Geringſchätzung und Verachtung. Die Städte Gent, Brügge und Ypern ſandten ihr Boten, um ihr zu ſagen: daß ſie unrechtmäßig in Flandern ſei und es gutwillig verlaſſen möge, wenn ſie nicht mit Gewalt vertrieben werden wolle. Die böſe Gräfin, von ihren franzöſiſchen Rathgebern aufgereizt, ließ die Geſandten von Ypern feſtnehmen und ihnen zu Meeſſen das Haupt abſchlagen; daſſelbe Schickſal war den Geſandten von Gent und Brügge zugedacht, aber ſie entkamen glücklich durch den Beiſtand des Caſtellans von Ryſſel.

Sobald die Ermordung der Geſandten von Ypern in Flandern bekannt wurden, ſtanden alle Städte, in welchen man Flämiſch ſprach, Audenaerde ausgenommen, gegen die Gräfin auf und ſandten 1071 Boten zu Robrecht dem Frieſen, um ihn nach Flandern zu rufen; das walloniſche Flandern und Hennegau hielten indeſſen zu Richilden.

Robrecht kam aus Holland, landete zu Mardyk bei Dünkirchen mit einigen holländiſchen Truppen und begab ſich nach Caſſel, wo ſich die Fläminger verſammelten, um ſich unter ſeinen Befehl zu ſtellen. Ohne Verweilen eroberte er die Städte Ypern und Ryſſel und ließ ſich hernach von Neuem bei Caſſel auf einem Hügel nieder.

Richilde, welche ein beträchtliches Heer zuſammengebracht hatte und durch eine anſehnliche Kriegsmacht, die der König von Frankreich hinzufügte, unterſtützt wurde, zog gegen Robrecht in das Feld; ſie befand ſich ſelbſt mit ihrem Sohne Arnold bei dem Heere und führte den

Oberbefehl. Robrecht konnte eben nicht hoffen, den Sieg davon zu tragen: ſeine Macht war zu gering im Vergleich mit der ſeiner Feinde; aber er beſaß Muth und Erfahrung und war von Männern umgeben, die aus freiem Willen, aus Liebe zu ihm und aus Haß gegen Richilden zuſammengetreten waren.

Die Franzoſen und Hennegauer, den kleinen Haufen Fläminger verachtend, zogen unbeſorgt und wild zum Kampfe gegen denſelben; ein blutiges Treffen fand am 22. Februar 1071 Statt. Auf beiden Seiten wurde mit ungemeiner Wuth gefochten; in der Mitte ihrer Truppen, ermahnte Richilde dieſelben unaufhörlich zur Tapferkeit und ſetzte ſich mehrfach großer Gefahr aus, ohne die mindeſte Furcht blicken zu laſſen. Endlich aber, nach mannichfachen Wechſelfällen, mußte das franzöſiſch-hennegauiſche Heer vor der Tapferkeit der Fläminger zurückweichen und die Flucht ergreifen. Richilde ward gefangen genommen, doch wollte es der Zufall, daß daſſelbe Schickſal auch Robrecht betraf, denn als er den König von Frankreich bis nach St. Omer verfolgte, ward er umzingelt und mußte ſich ergeben. Sie wurden Beide an demſelben Tage gegen einander ausgewechſelt und man rüſtete ſich auf jeder Seite zu einer neuen Schlacht.

Schon früh am folgenden Tage wurden die beiden Heere wieder handgemein; Haß und Rachſucht hatte das geſtrige Gefecht noch geſteigert; der Kampf war entſetzlich und ſein Ausgang blieb lange zweifelhaft. Zuerſt drängten die Franzoſen den rechten Flügel der Fläminger bis nach Caſſel, wurden aber hier durch Robrecht zurückgeſchlagen; auf einer anderen Seite erlitt Richilde ebenfalls eine Niederlage; ihr Gatte Osbern und Cauchy, einer ihrer franzöſiſchen Anhetzer, fielen neben ihr, ihr Sohn Arnold, der nur ſiebenzehn Jahr alt war, wurde von einem Ritter erſtochen, nachdem er die höchſten Beweiſe der Tapferkeit abgelegt hatte. Der Graf von Boulogne ward von den Flämingern gefangen. Endlich, als 22,000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde lagen, floh Richilde mit dem Könige von Frankreich nach Vitry, ihr Heer in Unordnung und Zerſtreuung den ſiegreichen Flämingern preisgebend. Robrecht ward zum Grafen von Flandern ausgerufen und übernahm die Regierung des Landes. Richilde, durch das Unglück, das ſie ſich ſelbſt zugezogen, nicht entmuthigt, bewies dem Könige von Frankreich, daß ihr zweiter Sohn Baudewyn der geſetzmäßige Nachfolger ſeines Bruders Arnold ſei und jetzt Gefahr lauſe, durch Robrecht gewaltſam ſeines Erbes beraubt zu werden. Die vorigen Niederlagen hatten dem Könige einen Widerwillen gegen den Krieg mit den Fläningern eingeflößt; deshalb zeigte er ſich geneigt, die Angelegenheit durch Unterhandlungen auszugleichen, und entbot Robrecht den Frieſen nach Paris, ihm ein freies Geleite zuſichernd. Dieſer ließ ihm zur Antwort ſagen, daß er nicht hinreichend von der franzöſiſchen Redlichkeit überzeugt ſei, um nach Paris zu gehn, trotz den ihm gemachten Verſprechungen, daß er aber zu Ryſſel über den Frieden unterhandeln würde, wenn der König ſich dort einfinden wolle. Dies entflammte den Zorn des franzöſiſchen Monarchen und hatte zur Folge, daß ein neues, ſtärkeres Heer nach Flandern geſandt wurde. Ehe jedoch der König mit ſeinen zahlreichen Truppen die Grenzen von Flandern überſchritten hatte, bediente ſich Robrecht ſeines Gefangenen, des Grafen von Boulogne, deſſen Bruder des Königs Kanzler war, um dieſen Sturm abzuwehren. Dieſe Angelegenheiten wurden durch den einflußreichen Vermittler ſo gut ausgeglichen, daß der König Richilden ihrem Schickſal überließ, Robrecht als Grafen von Flandern anerkannte und, um das Bündniß noch mehr zu befeſtigen, ſich mit Bertha von Holland, Robrechts Stieftochter, verehelichte.

Die unbeugſame Richilde ließ ſich von dem Allen nicht unterdrücken. Sie wandte ſich an den Biſchof von Lüttich und bot ihm an, die Grafſchaft Hennegau von ihm zu Lehen zu nehmen, eigentlich Hennegau ihm zu unterwerfen, wenn er ihr Geld und Truppen ſchaffen wolle, um Robrecht zu bekämpfen. Der Biſchof nahm es an und ſie ſchloſſen darüber einen Vertrag, den Kaiſer Heinrich IV. genehmigte. Richilde, die auf dieſe Weiſe ihr Erbe verkaufte, erhielt das verſprochene Geld; der Herzog von Lothringen, Gottfried mit dem Buckel, ſandte ihr ein kleines Heer; die Grafen von Löwen und Namur unterſtützten ſie ebenfalls mit einigen Hülfstruppen. Den Befehl über dieſe Kriegsmacht übernahm der junge Baudewyn, ihr Sohn, und ſchickte ſich an, Flandern anzugreifen. Seinerſeits aber hatte Robrecht unterdeſſen die

Fläminger geſammelt und war dem jungen Baudewyn nach dem Hennegau entgegen gezogen. Die beiden Heere trafen bei Broqueroie, unweit Bergen, 1072 aufeinander und es entſpann ſich ein hartnäckiger Kampf, in welchem Robrecht die hennegauiſchen Truppen faſt ganz vernichtete, ſich Richildens bemächtigte und ſie gefangen nach Flandern führte.

Bis zum Jahre 1076 fielen noch einige Treffen vor, dann aber unterwarf ſich Baudewyn von Hennegau und trat, durch die Vermittelung des Kaiſers und des Biſchofs von Lüttich dazu bewogen, Robrecht ſein Recht auf die Grafſchaft Flandern ab, mit Ausnahme der Stadt Douay und ihrer Umgegend, die er behielt. Es wurde ferner auch noch feſtgeſetzt, daß Robrecht an Richilde und Baudewyn als Entſchädigung zu beſtimmten Zeiten eine Summe Geldes zahlen ſolle.

Sobald ſich Robrecht nun ruhig im Beſitz von Flandern ſah, brachte er ein Heer auf, um Holland, das Erbe der Kinder ſeiner Gattin Gertrud, zu gewinnen. Gottfried mit dem Buckel, ſein Feind, befand ſich damals im Heere des Kaiſers, wo er durch ſeinen Muth, ſeine Klugheit und Wohlredenheit ſich großes Anſehn erworben hatte. Sobald er vernahm, daß der König von Frankreich mit Bertha, der Tochter des verſtorbenen Grafen von Florens, ſich vermählt habe und Robrecht ſich rüſte Holland anzugreifen, verließ er daſſelbe um ſein Gebiet zu vertheidigen. Er ſchlug den Grafen von Flandern in einer langen Schlacht und zwang ihn, von ſeinem Vorhaben abzuſtehn. Vielleicht wäre Holland auf immer den Kindern des Grafen Florens entriſſen geblieben, aber Gottfried wurde kurz nachher 1076 zu Antwerpen, Andere ſagen in Holland, von einem alten Diener des Grafen Florens ermordet. Einige Chroniken beſchuldigen den Grafen von Flandern, dieſem Morde nicht ganz fremd geweſen zu ſein, doch wird dieſe Behauptung auch nicht durch eine einzige Thatſache unterſtützt. Wie dem auch ſein möge, unmittelbar nachher zog Robrecht der Frieſe von Neuem nach Holland, ſchlug das Heer des Biſchofs von Utrecht und ſetzte Diederik V., den Sohn und geſetzlichen Erben des Florens, auf den gräflichen Thron.

Im Jahre 1084 ſtarb Richilde im Städtchen Meſſen in Weſtflandern, wo ſie ſich einem klöſterlichen Leben gewidmet hatte. Dieſe Frau, welche ſich durch ihren Muth, ihren Trotz und das Vergießen von ſo vielem Blute einen Namen erworben, hatte gegen das Ende ihres Lebens einen ganz anderen Character angenommen; ſie war ſanftmüthig, geſprächig, gottesfürchtig und bußfertig geworden und es glückte ihr, ſich die Liebe Aller, die in ihre Nähe kamen, zu gewinnen.

Baudewyn hatte den mit Robrecht geſchloſſenen Vertrag nicht gehalten, ſondern das Land noch häufig beunruhigt, bis endlich 1085 durch die Vermittelung des Papſtes und des heiligen Arnold, Biſchofs von Tournay (Doornik), ein feſter Friede zu Stande kam.

Im folgenden Jahre faßte Robrecht den Entſchluß, das Grab des Heilandes zu Jeruſalem zu beſuchen. Dieſe Wallfahrten begannen zu jener Zeit, beſonders unter den Fürſten und Herren, ſehr häufig zu werden und wurden als hochverdienſtlich vor Gott betrachtet.

Robrecht zog mit den vornehmſten Edeln Flanderns nach dem heiligen Lande, das ſich damals unter der Botmäßigkeit der Mohamedaner befand, verweilte dort drei Jahre lang, kehrte 1089 nach Flandern zurück und bemühte ſich die Wohlfahrt des Landes durch gute Geſetze zu befördern. Er ſtarb 1093 in der Stadt Caſſel, die Grafſchaft ſeinem Sohne und Erben, Robrecht II., der junge Frieſe genannt, hinterlaſſend. Drei Jahre vor ſeinem Tode hatte er, auf Anſuchen des griechiſchen Kaiſers Alexis, fünfhundert flämiſche Reiter nach Conſtantinopel geſandt, um im kaiſerlichen Heere gegen die Türken zu kämpfen; über das fernere Schickſal derſelben hat man aber nie etwas erfahren. Robrecht der Frieſe hat viel für Flanderns Wohl gethan und ſein Andenken muß uns bleibend ſein.

Ehe Gottfried mit dem Buckel von Mörderhänden fiel, hatte er, da er ſelbſt keine Leibeserben beſaß, den Sohn ſeiner Schweſter Ida dazu beſtimmt, ihm als Herzog von Lothringen zu folgen. Dieſe Ida war mit Euſtach, Grafen von Boulogne, vermählt, und ihr Sohn, Gottfried, war ein geborner Belgier, da er im Caſtell von Baiſy in Brabant zuerſt das Licht der Welt erblickte. Wir haben bereits geſehen, daß die teutſchen Kaiſer das Herzogthum Lothringen als ein Lehen betrachteten, welches nicht erblich war und von ihnen nach Wohlgefallen als ein Geſchenk weggegeben wurde. Auch dieſes Mal achtete der Kaiſer nicht auf den letzten Willen des verſtorbenen Herzogs und gab Lothringen ſeinem eigenen Sohn Konrad. Gottfried ward die Markgrafſchaft Antwerpen als eine Entſchädigung, und er behielt gleichfalls das Land von Bouillon als ſein väterliches Erbtheil. Mechtild, die Wittwe Gottfrieds mit dem Buckel, aufgebracht über die Eingriffe in das Teſtament ihres Gemahls, bereitete dem jungen Gottfried plötzlich ſehr gefährliche Verdrießlichkeiten; ſie reizte den Biſchof von Verdun gegen ihn auf, der ihm dieſe Stadt entriß, eben ſo den Grafen von Namur, welcher behauptete ein Erbrecht auf Bouillon zu haben durch ſeine Mutter Regelinde, die Schweſter Gottfrieds des Muthigen, und endlich den Biſchof von Rheims, der Hilfstruppen gegen ihn ſenden mußte.

Gottfried, der es nicht für rathſam hielt, ſeine Feinde im offenen Felde anzugreifen, begab ſich mit ſeiner Mutter Ida nach der Burg Bouillon, wo man ihn von allen Seiten belagerte. Obwohl damals nur ſiebenzehn Jahr alt, verrichtete er Wunder der Tapferkeit, ſchlug die Belagerer überall ab und ſandte den Tod ſo furchtbar unter ihre Truppen, daß ſie mit Schmach bedeckt die Belagerung aufheben mußten. Seine ſchönen Waffenthaten und ſein Muth wurden hochgeprieſen und er erwarb ſich von dieſer Zeit an großen Ruhm. Man nannte ihn Gottfried von Bouillon, zum Andenken an ſeine hartnäckige Vertheidigung jener Feſte. Dieſer Jüngling, der einer der ruhmwürdigſten und edelſten Männer Belgiens wurde, war klein von Geſtalt, aber kräftig und ungemein ſtark und gewandt in allen Kriegsübungen. Auch beſaß er, was man damals noch ſehr ſelten fand, gelehrte Kenntniſſe und ſprach und ſchrieb Latein, Niederteutſch und Romaniſch oder Franzöſiſch, war höflich und wohlredend, mit einem Worte, einer der vollkommenſten Ritter ſeiner Zeit. Der Kaiſer berief ihn zu ſeinem Heer und gab ihm Gelegenheit, ſeinen Ruhm noch zu vermehren durch Beweiſe tiefer Kriegskenntniß und wunderbaren Muthes.

Während Gottfried den Kaiſer auf ſeinen Feldzügen in Teutſchland und Italien begleitete, war das getheilte Lothringen ganz in Verwirrung gerathen. Die Lehensherren, welche nicht durch die Gegenwart eines ſorgſamen und ſtrengen Fürſten in Zügel gehalten wurden, begingen von Neuem allerlei Gewaltthaten, fingen Streit an und vergoſſen nutzlos das Blut ihrer Unterthanen. Man hörte täglich von

Mord, Brand und Raub; Jeder wollte ſich ſelbſt Recht verſchaffen; Blutsverwandte hielten zuſammen und rächten einen Todſchlag durch einen Mord. Die Sitten hatten ſich übrigens gemildert und größere Bildung ſich unter den Rittern verbreitet, ſo daß es allerdings Einige gab, welche den ſchlimmen Zuſtand des Vaterlandes mit Betrübniß ſchauten. Unter dieſen verdient der Name des Biſchofs Heinrich von Lüttich als eines Wohlthäters von Belgien hervorgehoben zu werden. Nachdem er lange das Unglück Lothringens beklagt hatte, beſchwor er die mächtigſten Lehensherren in Chriſti Namen, ſich mit ihm zu verbinden, um der Ruchloſigkeit und Barbarei, welche in Lothringen herrſchten und die Miſſethaten auf entſetzliche Weiſe vermehrten, ein Ende zu machen. Die Grafen von Löwen, Antwerpen, Hennegau, Limburg und Luxemburg liehen den Ermahnungen des guten Biſchofs ein geneigtes Ohr und vereinigten ſich mit ihm, ein Friedensgeſetz für das geſammte Lothringen feſtzuſtellen. In dieſem Geſetze wurde beſtimmt, daß es Jedem, ſelbſt dem Lehensherrn verboten ſein ſolle, am Freitage, Sonnabend und Sonntage, ſowie an den Feiertagen und in der Zeit von Faſtnacht bis Pfingſten bewaffnet auszugehn. Ferner wurden Strafen feſtgeſetzt für gewiſſe Verbrechen, und Maaßregeln getroffen um die Schuldigen zu verfolgen. Wer das Friedensgeſetz brach, verlor ſeine Güter und wurde verbannt, ſo er ein Herr war; war er ein Unterthan, ſo verlor er die rechte Hand. Der Biſchof und die vereinigten Grafen leiſteten einen Eid, das Geſetz innerhalb ihrer Landesgrenzen aufrecht zu erhalten, und um deſſen Ausführung zu ſichern, errichtete man zu Lüttich ein Friedensgericht, die Zwiſtigkeiten zu ſchlichten; einmüthig ernannten die Grafen den tugendhaften Heinrich zum Vorſitzenden dieſes hohen Gerichtshofes und ſomit zum Oberrichter über die Verbrechen und Streitigkeiten in Lothringen.

Dieſer Vertrag war eine unſchätzbare Wohlthat für das Vaterland; unter der kräftigen Rechtsverwaltung des Biſchofs hörten die Streitigkeiten auf, Morde wurden ſelten, die Raubſucht ausgerottet und die Lothringer verloren bald darauf die Gewohnheit der Gewaltthaten. Wohl iſt es wahr, daß das Friedensgeſetz bald nach dem Tode des Biſchofs Heinrich ſeine Kraft verlor, aber ſeine Früchte waren bereits gereift, und in den Herzen der Lothringer hatte ſich größere Neigung zu Frieden, Liebe und Wohlwollen entwickelt.

Während dieſer Zeit befand ſich Gottfried von Bouillon bei dem Heere des Kaiſers, der damals in einem ſchlimmen Krieg begriffen war gegen Rudolph von Schwaben, welcher, mächtig durch ſich ſelbſt und von einem großen Theil des teutſchen Landes unterſtützt, ihn mit einer Entthronung bedrohte. In dem Augenblicke, als beide Heere im Begriff ſtanden die Schlacht zu beginnen, erhob ſich die Frage, wer das kaiſerliche Banner tragen ſolle. Alle Ritter riefen Gottfried von Bouillon als den Würdigſten aus und er bewies noch an demſelben Tage, daß man nicht vergeblich auf ſeinen Heldenmuth gerechnet habe. Mitten in dem blutigſten Kampf drang er durch die Feinde des Kaiſers hindurch und ſtieß dem Herzog Rudolph die Lanze des Banners in die Bruſt. Dieſe Heldenthat, welche im Angeſicht des ganzen Heeres geſchah, vermehrte noch ſeinen Ruhm. Er erzeigte dem Kaiſer ſo viele Dienſte, ſowohl in dieſem Kriege wie ſpäter in dem italieniſchen Feldzuge, daß er endlich das Herzogthum Lothringen zur Belohnung von demſelben erhielt, nachdem Konrad 1089 zum römiſchen Könige erwählt worden war.

Viertes Capitel.

Der erſte Kreuzzug. — Jeruſalem wird von den Chriſten erobert. — Gottfried von Bouillon, König von Jeruſalem.

Von 1093 bis 1100.

Gegen den Anfang des eilften Jahrhunderts war die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf die Stadt Jeruſalem gerichtet; der Glaube ſtand in höchſter Blüthe und mit ihm die Begier, die Orte zu beſuchen, wo der Heiland für die Menſchheit gelebt und gelitten hatte. Nichts Bedeutendes konnte ſich damals im Leben eines Chriſten ereignen, zum Unglück wie zum Glücke, das nicht das Gelübde, nach dem gelobten

Lande zu pilgern, zur Folge hatte. Ganze Schaaren von Wallfahrern begaben ſich, ohne Mittel, von allen Seiten nach Jeruſalem; Jeder betrachtete dieſelben als geheiligte Perſonen, ſie wurden geehrt, geſpeiſt und beherbergt. Die Türken, welche damals das gelobte Land ganz beſaßen, ließen anfangs dieſe Wallfahrten zu und hinderten die Pilgrime nicht, da ihr Kommen ihnen großen Vortheil brachte, indem ſie einen hohen Zoll für den Beſuch der heiligen Orte erhoben. Gegen Ende deſſelben Jahrhunderts änderte ſich aber plötzlich die türkiſche Regierung, welche in die Hände barbariſcher Mahomedaner überging. Dieſe ermordeten die zu Jeruſalem wohnenden Chriſten oder marterten dieſelben auf eine grauſame Weiſe. Dadurch wurde indeſſen der Eifer für die Wallfahrten nicht vermindert; man bot allen Gefahren Trotz, ließ ſich in den Kerker werfen, verſpotten und berauben; wenn man nur das Grab des Heilandes geſehen hatte, ging man freudig in den Tod, überzeugt, als Märtyrer zu Gott zu gelangen. Die Leiden und argen Mishandlungen, die den Pilgrimen widerfuhren, wurden in Europa bekannt; eine allgemeine Rachſucht bemächtigte ſich der Völker und ein langer Fluch erhob ſich gegen die Mahomedaner, Chriſti Feinde. Ungefähr um dieſe Zeit begab ſich ein gewiſſer Mönch, an unſeren Grenzen geboren, Peter der Einſiedler genannt, nach Paläſtina und beſuchte Jeruſalem. Bei Jeſu Grabe, das Auge auf den Ort gerichtet, wo der Leichnam des gemarterten Gottmenſchen geruht hatte, ward ſein Geiſt mit innigem Unwillen erfüllt; er ſah, wie die Ungläubigen die heiligen Plätze zu Ställen umgewandelt hatten, wie ſie die Chriſten mishandelten und deren Gottesdienſt verſpotteten. Der Anblick dieſer Kirchenſchändung riß ihn zu außerordentlicher Begeiſterung hin und er faßte den rieſenhaften Entſchluß, die Chriſtenheit zur Befreiung der heiligen Orte aufzufordern. Nach Europa zurückgekehrt, reiſte er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Auf einem Eſel reitend, in härenem Gewande, mit nackten Füßen und entblößtem Haupte, ein Crucifix in der Hand, hielt er überall an unter dem Zulauf des Volkes und ſtellte mit rauher, aber ergreifender Beredſamkeit den Chriſten vor, welche Schande es für Europa ſei, das Land, wo der Erlöſer geboren und geſtorben, dem Spotte und der Macht der Türken hingegeben zu laſſen; er ſchilderte die blutigen Mishandlungen, die ihre Brüder erdulden mußten, und endete damit, ſie in Chriſti Namen zu einem allgemeinen Kampfe gegen die Türken aufzufordern. Einige Augenblicke ſpäter predigte er wieder an einer anderen Stelle. Das Wort Peters des Einſiedlers entflammte alle Herzen in frommer Raſerei; überall, wo er hinkam, entlockte er den Augen ſeiner Hörer heiße Thränen, und bald darauf vernahm man in ganz Europa den Ruf: Gott will es! Nicht zufrieden mit dem Erfolg ſeiner eigenen Beredſamkeit, überredete er 1095 den Papſt, ſelbſt den Krieg gegen die Türken zu predigen. Es ward eine Kirchenverſammlung nach Clermont in der Auvergne ausgeſchrieben, auf welcher vierhundert Biſchöfe und Aebte zugegen waren. Mitten auf dem großen Markte daſelbſt hielt der Papſt eine Rede an das Volk und die verſammelten Ritter. Er rührte alle Gemüther durch ſeine feurigen Worte und endete mit dem Ausruf: „Ihr Ritter, Krieger, die Ihr mich hört, die Ihr unabläſſig nach eiteln Urſachen zum Kriege ſucht, freut Euch und ſeht hier einen rechtmäßigen und geſetzlichen Krieg!“

Die Begeiſterung wuchs ſo ſehr, daß nicht allein die Ritter und die Unterthanen, ſondern auch Frauen und Kinder nach dem gelobten Lande ziehen wollten. Alle, die ſich zu dieſem Kriege entſchloſſen, hefteten ein rothes Kreuz auf ihr Gewand, als Zeichen ihres Gelübdes, ja Viele, die ſich noch mehr durch die Größe dieſes Vorhabens beſeligt hatten, brannten ſich mit einem glühenden Eiſen das Kreuz in die Haut.

Zu Anfang des Jahres 1096, während der Papſt, die Könige und die Grafen noch damit beſchäftigt waren, Alles ſorgfältig zu dem Kreuzzuge vorzubereiten, vermochte man das begeiſterte Volk nicht länger in Europa zurückzuhalten. Mehr als einhundert und fünfzigtauſend gemeine Leute aus Belgien, Frankreich und Teutſchland machten ſich, von Peter dem Einſiedler geführt, auf den Weg nach Jeruſalem, ohne Vorräthe und ohne Sorge und demzufolge dem Hunger, dem Durſte und allen möglichen Gefahren preisgegeben. Bei dieſer Gelegenheit ruft ein Chronikenſchreiber aus: „Wer vermöchte die Zahl der alten Frauen und der Kinder, die ſich zu dem heiligen Kriege rüſteten, anzugeben, wer die Jungfrauen und die uralten Greiſe zu zählen! Ihr würdet gelacht haben über den Anblick dieſer armen Menſchen, die ihre Ochſen wie Pferde mit Hufeiſen beſchlugen und ihre magere Koſt und ihre kleinen Kinder auf Wagen mit ſich führten. In ihrer Einfalt fragten die unſchuldigen Kinder, bei jeder Stadt und jedem Flecken, ſo man erreichte: „Iſt das das Jeruſalem, wohin wir ziehen?“

Armes und unglückliches Volk, deſſen Schickſal beklagenswerth war! Sie hatten kaum die Hälfte ihrer langen Reiſe zurückgelegt, als ſie der Hunger zwang, zu rauben und Gewaltthaten zu begehen. In verſchiedenen Städten Deutſchlands mordeten ſie alle Juden, die ſie finden konnten. Die Völker fürchteten ſich vor ihnen wie vor einem Haufen Plünderer; ſie wurden mit gewaffneter Hand verfolgt und die Wenigen, denen es gelang, Aſien zu erreichen, bald darauf von den Türken vernichtet.

Mittlerweile rüſteten ſich die Edelleute aller Gegenden, um die wahren Krieger von Weſten nach Oſten zu führen, aber kein Land kann ſich rühmen, ſo viele Helden zu dem heiligen Heere geſtellt zu haben, wie es Belgien that. Gottfried von Bouillon, der tapferſte Ritter ſeiner Zeit, verkaufte ſeine Herrſchaft Bouillon an den Biſchof Otbert von Lüttich und bewaffnete mit dem erhaltenen Gelde zahlreiche und ſchöne chriſtliche Truppen. Zu ihm ſtießen faſt alle Edeln Belgiens mit ihren bewaffneten Unterthanen, ſo daß er ſich bald an der Spitze von faſt hunderttauſend Mann ſah und nach Conſtantinopel, der Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerreiches begab, wo die Zuſammenkunft der Kreuzfahrer aus allen chriſtlichen Landen ſtattfinden ſollte. Die Fläminger, angeführt von ihren Grafen Robrecht, dem jungen Frieſen, ſpäter Robrecht von Jeruſalem geheißen, brachen gleichfalls auf; die Franzoſen, unter Hugo dem Großen, Bruder des Königs, zogen von einer anderen Seite nach Conſtantinopel, wo 1097 die Heere des ganzen chriſtlichen Europa ſich verſammelten.

Der Halbmond der Moslemin mochte nun zittern und erbleichen! Es war nicht mehr der zügelloſe Hauſe der gemeinen Leute, der ſich ihnen wehrlos in die Hände lieferte; es waren alle Helden der Chriſtenheit, welche kamen, das Grab des Heilandes zu befreien, und von heiligem Eifer beſeelt ihr Blut auf dem Boden vergießen wollten, der von Jeſu Blute getränkt worden war.

Der Sultan von Roum, das Ungewitter vorherſehend, hatte rings um ſeine Hauptſtadt Nicäa hunderttauſend Reiter verſammelt. Dieſe Stadt war die erſte, bei der die Kreuzfahrer vorbei mußten; ſie kamen auch bald in die Nähe derſelben. Bei dem Anblick des gewaltigen türkiſchen Heeres erhoben die Chriſten ein lautes Freudengeſchrei; wie Löwen griffen ſie die Ungläubigen an, tödteten den größten Theil derſelben und ſchlugen die Uebrigen in die Flucht. Dann zogen ſie durch Klein-Aſien bis nach Klein-Antiochien, aber die Reiſe durch ein Land, das die Türken abſichtlich verwüſtet hatten, koſtete ihnen eine anſehnliche Menge Krieger, welche vor Hunger und Durſt umkamen. In Klein-Antiochien, das ſie eroberten, fanden ſie einen reichen Vorrath von Lebensmitteln und beſchloſſen hier ein Wenig auszuruhen. Gottfried gab daſelbſt einen ſchönen Beweis ſeiner Tapferkeit. In der Umgegend der Stadt trug es ſich zu, daß ein furchtbarer Bär einen von Gottfrieds Genoſſen anfiel und ihn ohne Zweifel getödtet haben würde, da er ihn ſchon zu Boden geriſſen hatte; Gottfried befreite jedoch ſeinen Freund, bekämpfte das Raubthier und erſchlug es nach heftigem Gefecht, in welchem der belgiſche Held ſchwer verwundet wurde. Die Chroniken erzählen ferner, neben vielen anderen wunderbaren Thaten Gottfrieds, daß er einmal mit ſeinem Rieſenſchwerte einen Türken in zwei Stücke gehauen habe, ihn mit einem einzigen Hiebe vom Kopf bis zum Gürtel durchſpaltend. Der Graf von Flandern zeichnete ſich nicht minder aus. Die Griechen nannten ihn den Sohn St. Georgs und die Türken ſelbſt, wenn ſie von dem Feldobriſten der Fläminger redeten, hießen ihn Schwert und Lanze der Chriſtenheit. Von jener Zeit an erhielt er den Namen Robrecht von Jeruſalem. Seine Schweſter Gertrud ritt ſtets auf einem Zelter neben ihm und verließ ihn nie, ſelbſt nicht in den blutigſten Schlachten. Baudewyn von Hennegau ward von türkiſchen Reitern überfallen und verſchwand, ohne daß man irgend etwas über ſein Schickſal vernahm. Auf einer anderen Seite zog Baudewyn, Gottfrieds Bruder, über den Euphrat und eroberte Edeſſa, woraus er eine chriſtliche Grafſchaft bildete. Gegen das Ende des Jahres näherten ſich die Kreuzfahrer Groß-Antiochien; dieſe Stadt war mit Feſtungsmauern von drei Stunden Weges im Umfange und mit hundert und dreißig Thürmen umgeben. Innerhalb derſelben befanden ſich ſiebentauſend Reiter und zwanzigtauſend Einwohner, nebſt einer außerordentlich großen Anzahl türkiſcher Landleute, welche hier eine Zuflucht geſucht hatten. Nach einigen Monaten täglicher Beſtürmung und unausſprechlicher Leiden, durch Hunger und Durſt, Wunden und Verluſt an Menſchen geſchwächt, wagten die Chriſten einen wüthenden Angriff. Die Stadt wurde erobert, das Kreuz auf den Wällen aufgepflanzt und alle Türken bis auf den letzten Mann umgebracht. Hier begingen die Kreuzfahrer Greuelthaten, die man bei jeder anderen Gelegenheit als ſchändlich brandmarken müßte; damals aber glaubten ſie, der Tod eines Saracenen ſei Gott angenehm; ſie hatten ſo viel Schlimmes ausgeſtanden, daß die Rachſucht in Folge ihrer Leiden tief in ihren Herzen feſtgewurzelt war.

Der Ueberfluß, den ſie nach langer Entbehrung in Antiochien fanden, vielleicht auch die verpeſtete Luft allein raffte binnen dreißig Tagen funfzigtauſend Chriſten hin. Bald darauf waren auch die Lebensmittel aufgezehrt und Alles prophezeihte den Ueberlebenden ein trauriges und bejammernswerthes Schickſal. Sie wurden noch mehr entmuthigt durch das Fortziehen einiger franzöſiſcher Anführer, die ihre Brüder verließen und nach Frankreich zurückkehrten. Gerade jetzt, als ſie auf das Aeußerſte niedergeſchlagen und mismuthig waren, kam der Sultan von Muſſul und belagerte ſie in Antiochien mit einem unzählbaren türkiſchen Heere.

Die Anführer der Chriſten beſchloſſen in dieſer äußerſten Noth noch einen Verſuch zu machen, — ſie öffneten die Thore unter dem Abſingen von Pſalmen, forderten ſich gegenſeitig auf, für Chriſtus zu ſterben, und griffen dann die Türken mit der Wuth der Verzweiflung an. — Einige Stunden ſpäter wälzten ſich hunderttauſend Ungläubige in ihrem Blute; das ganze Heer der Türken war vernichtet! Auf ihrer Seite zählten die Chriſten viertauſend Todte.

Zu Anfange des Jahres 1099 ſchlugen die Kreuzfahrer den Weg nach Jeruſalem ein; ſie fanden jetzt keine ernſthaften Hinderniſſe mehr und durchzogen wohlgemuth die Lande von Beryth, Tyrus, Sidon und Phönicien. Glückliche Pilgrime, die nach ſo vielen Gefahren das Ende ihrer langen Wallfahrt ſahen! Von den neunmalhunderttauſend Mann, welche das Kreuz genommen, waren nur noch ſechszigtauſend übrig. — Ihre Freude ward durch die furchtbare Erinnerung an ihre Leiden noch vermehrt, ihre Herzen pochten und jubelnd erklommen ſie die Hügel von Emmaus. In der Ferne erblickten ſie die Mauern einer Stadt und deren viereckige Thürme. Der Ruf: Jeruſalem! Jeruſalem! erhebt ſich wie ein Siegsgeſchrei aus dem chriſtlichen Heere, Thränen entſtrömen Aller Augen, Jeder hebt die Hände gen Himmel, man umarmt ſich mit rührender Freude; die Ritter ſpringen von ihren Pferden, die Fußknechte ziehen die Schuhe aus, um die heilige Erde mit Ehrfurcht zu betreten, alle Kniee beugen ſich und begeiſtert küßt man den heiligen Boden. . . . O wie herrlich war ihnen dieſer Augenblick der Seligkeit, in welchem es ihnen zu Theil wurde, Jeruſalem, die Stadt ihres heißen Verlangens zu ſchauen!

Sie hatten jedoch noch eine ſchwere Aufgabe zu löſen; vierzigtauſend ungläubige Aegypter bewachten Jeruſalem. Nur durch ſchwere Kriegswerkzeuge und das Vergießen von Strömen Blutes konnte man ſich deſſelben bemächtigen. Viele Chriſten fanden den Tod vor den Thoren der heiligen Stadt.

Nach langer Arbeit, furchtbar von Hunger und Durſt gequält, hatte man endlich drei ſchwere Sturmthürme gebaut, welche ſo hoch wie die Feſtungsmauern waren. Oben an dieſen Thürmen hingen Brücken, welche auf die Stadtmauern hinabgelaſſen wurden, um mit Gewalt eindringen zu können. Der erſte Thurm, in welchem ſich Gottfried von Bouillon befand, wurde nach Oſten angebracht, den zweiten, unter dem Befehle Tancreds, eines Helden aus der Normandie, rollte man nach der Nordſeite, und der dritte, in dem Raymund von Toulouſe war, mußte ſich der Stadt auf der Südſeite nähern.

Es geſchah am Freitage, den 15. Juli 1099, daß die Chriſten unter dem Schalle von Poſaunen und Trompeten ihre Thürme nach den Mauern von Jeruſalem führten, während auf allen Seiten Sturmleitern angelegt wurden. Die Türken ſchleuderten Tod und Vernichtung unter die Kreuzfahrer; eine Wolke von Pfeilen, Steinen, brennendem Pech und griechiſchem Feuer bedeckte ſie, aber Nichts vermochte ſie abzuſchrecken... **Gottfried von Bouillon** ſenkte ſeine Zugbrücke auf die Mauern von Jeruſalem; zwei Ritter von Doornik (Tournay), die Brüder **Letbald** und **Engelbrecht**, ſpringen hinüber: zwei Chriſten, zwei Belgier, ſetzen zuerſt den Fuß auf die Wälle der heiligen Stadt; Gottfried folgt ihnen und mit ihm alle belgiſchen Ritter; ſie wüthen unter den Saracenen. Bald darauf ſieht man an der anderen Seite der Stadt das Kreuzpanier ebenfalls auf den Mauern Jeruſalems wehen. Dann, mit lautem Siegesgeſchrei, dringen die Chriſten hinein, ermorden alle Ungläubige bis auf die Frauen und Kinder. — Jeruſalem iſt erobert, die Leiden der Pilger, die Entwürdigung von des Heilandes Grabe und ſein Tod am Kreuze ſelbſt ſind gerächt! — So dachten wenigſtens die Chriſten, die Niemand das Leben geſchenkt und die Ungläubigen, gleichviel ob ſchuldig oder unſchuldig, hingeopfert hatten.

Alle Kreuzfahrer beſuchten das heilige Grab und weinten dort Thränen der Rührung und der Bußfertigkeit. Als der erſte Eifer etwas abgekühlt war, hielten die Oberſten eine Verſammlung, um einen König von Jeruſalem zu wählen. Viele der angeſehenſten Feldherren waren der Meinung, die Krone Robrecht mit dem kurzen Knie von der Normandie oder Robrecht, Grafen von Flandern, anzubieten; da dieſe ſich aber weigerten ſie anzunehmen, weil ſie in ihr Vaterland zurückkehren wollten, ſo ward Gottfried von Bouillon zum Könige von Jeruſalem ausgerufen. Dieſer tapfere und fromme Fürſt gelobte den heiligen Boden zu vertheidigen und zu bewahren, aber der Name König ſchien ihm zuviel an einem Orte, wo der Erlöſer ſo viele Erniedrigungen gelitten hatte; er erklärte, daß er die goldene Krone nicht tragen würde in einem Lande, wo der Weltheiland mit Dornen gekrönt worden, und verlangte nur mit dem Titel Beſchützer und Bannerherr des heiligen Grabes geehrt zu werden.

Bald darauf kamen die Aegypter mit einem zahlreichen Heere nach Jeruſalem um es zu erobern, doch wurden ſie in einem Treffen gänzlich auf das Haupt geſchlagen.

Nach dieſem dachte Jeder an ſein Vaterland, und man machte ſich bereit dem Orte Lebewohl zu ſagen, deſſen Beſitz ſo viel Blut gekoſtet hatte. Robrecht von Flandern und alle Belgier kehrten glücklich, mit Ruhm und Segen beladen, im Jahre 1100 zu den Ihrigen zurück; nie war größere Freude in Europa geweſen, nie größerer Eifer als bei der Heimkehr dieſer Krieger, welche man als Heilige betrachtete. Peter der Einſiedler war auch mit ihnen wiedergekommen; er ſtiftete ſpäter ein Kloſter in Huy, wo er ſtarb.

Gottfried von Bouillon blieb zu Jeruſalem mit Tancred von der Normandie und nur dreihundert Rittern; aber dieſe waren die Blüthe der Chriſtenheit. Obwohl in ſo geringer Anzahl, ſchlugen ſie doch wiederholt die Türken und eroberten alle Städte des gelobten Landes, ſo daß Jeruſalem die Hauptſtadt eines ausgedehnten chriſtlichen Königreiches wurde. Unglücklicherweiſe fiel Gottfried plötzlich, während er damit beſchäftigt war, dem ihm anvertrauten Lande Geſetze zu geben und Alles auf einen feſten Fuß zu bringen, in eine ſchwere Krankheit. Zu Anfange des zweiten Jahres ſeines Aufenthaltes zu Jeruſalem, 1100, überraſchte ihn der unerbittliche Tod und zerſchnitt grauſam den Faden eines ſo ſchönen, nützlichen und ruhmreichen Lebens. Er wurde neben dem Grabe Chriſti, deſſen heldenmüthigſter Diener er geweſen, beſtattet. Sein Name hallte noch lange in Europa, als der eines Vorbildes von Tugend, Tapferkeit und Gottesfurcht, wieder.

Nach ihm wurde ſein Bruder Baudewyn König von Jeruſalem.

Fünftes Capitel.

Folgen der Kreuzzüge. — Das Herzogthum Brabant und das Herzogthum Limburg. — Verſuche Frankreichs, Flandern ſeinem Einfluſſe zu unterwerfen. — Wohlfahrt und Fortſchritte in Hennegau unter den Baudewyns. — Erſter Volksaufſtand in Flandern.

Von 1100 bis 1191.

Wahrlich es iſt wunderbar, wie ſich aus den Kreuzzügen, deren Zweck allein die Befreiung der heiligen Oerter war, die Freiheit der europäiſchen Völker als eine Belohnung des Herrn entwickelte. Vor dieſer blutigen Wallfahrt hatten die Edelleute anderer Länder als Flandern ihre Unterthanen wie zur Sclaverei geboren betrachtet, dieſelben ſtets mit tiefer Verachtung fern gehalten, und ſie als ungeeignet zum Waffenhandwerk und unfähig tiefer Empfindungen angeſehn. Jetzt aber hatten Ritter und Hörige in denſelben Lagern zuſammen gelebt und geſchlafen, mit einander gelitten und gekämpft; ihre Waffenthaten waren gemeinſam geweſen; ihre Thränen des Kummers wie der Freude hatten ſich in Aſien vermiſcht. Der Herr hatte mit ſeinem Unterthan Seite an Seite das Knie in frommer Begeiſterung gebogen, welche Alle, Vornehme wie Geringe, in demſelben Augenblick zu Gott wendete. Auch nach der Heimkehr der Kreuzfahrer konnte man in den Verhältniſſen zwiſchen den Edeln und den Leibeigenen eine große Veränderung wahrnehmen. Die Herren verachteten die Männer nicht mehr, welche ihr Blut für Chriſtus vergoſſen hatten und ſich, gleich ihnen, fähig bewieſen, ein ſo unermeßliches Vorhaben auszuführen. Sie begannen dieſelben zu lieben und ſie werther zu halten. Auf der anderen Seite hatte die Bildung hier zu Lande, namentlich in dem zurückgebliebenen Lothringen, ſehr gewonnen. Viele Lehensherren hatten, um deſto mehr Krieger ausrüſten zu können, für Geld ihren Hörigen Vorrechte und Freiheiten bewilligt und Ländereien als Eigenthum an ſie verkauft. Andere dagegen waren in ſchwere Schulden gerathen, und von faſt Allen war Einigen ihrer Leibeigenen die Freiheit verſprochen worden, wenn ſie je ihr Vaterland wieder erreichen würden; die große Anzahl freier Leute, welche ſich nun mit einem Male bildete, brachte überall das Bürgerthum in die Höhe, und mit ihm das Streben nach Unabhängigkeit. Während des Friedens, der durch die Abweſenheit der Edeln geherrſcht hatte, waren die Dörfer und Städte größtentheils ſehr angewachſen, und da es keine Herren gegeben, welche ſich der Entwickelung des Volkes widerſetzten, ſo hatte man überall Gilden errichtet und den Grund zu ſpäteren Gemeinen gelegt.

Das Ritterthum, ſchon früher bekannt, entwickelte ſich wunderſam während der Kreuzzüge. Es war eine große Ehre für einen Edelmann, zum Ritter geſchlagen zu werden; man konnte dieſe Würde nur durch lange und mühſelige Proben oder durch außerordentliche Beweiſe des Muthes und der Tapferkeit erlangen, neben dem Eide, bei jeder Gelegenheit mit Gut und Blut zu kämpfen für den Fürſten, das Vaterland, Wittwen und Waiſen und unterdrückte Jungfrauen. Dieſe von dem Ritter beſchworenen Pflichten milderten das Gemüth der Edelleute ſehr, obwohl die gelobten Tugenden bei Einigen mehr auf ihrem Kopfe, als auf ihrem Herzen beruhten. Die Sitte, Waffenzeichen und Gedächtnißſchilder zu führen, ward allgemein während der Züge nach dem heiligen Lande; vielleicht fanden die Chriſten dieſe Gewohnheit bei den Türken oder auch ſie nahmen ſie aus Nothwendigkeit an, um ſich in einem Heere, das aus allen Nationen zuſammengeſetzt war, von einander unterſcheiden zu können.

Die Künſte und Wiſſenſchaften wurden damals noch in den Klöſtern bewahrt. Unter den lateiniſchen Chronikenſchreibern zeichnete ſich der Mönch Sigebert von Gemblours, um 1100, durch zahlreiche und bedeutende Werke aus. Noch merkwürdiger jedoch iſt die Chronik des Mönches Alberik von Lüttich, der einige Jahre nach Sigebert von Gemblours lebte. Man ſieht, daß die Literatur und die Wiſſenſchaften ſich noch auf das Aufzeichnen der Begebenheiten beſchränkte und dieſes noch ſtets in einer todten Sprache geſchah. Wohl läßt ſich annehmen, daß es damals bereits einige Volksromane über Karl den Großen und Volkslieder gab, dieſe ſind jedoch nicht mit ſicherer Feſtſtellung der Zeit ihres Entſtehens zur Kenntniß der Nachkommen gelangt. Wie dem auch ſein möge, ſo leidet es keinen Zweifel, daß im Allgemeinen weder die Edeln noch das Volk leſen konnten; aber als die Nationen Europa's, Arme wie Reiche, ihren Geiſt zu den höchſten Stufen der Begeiſterung emporgeſchwungen hatten und durch die Kreuzzüge Jahre lang in dieſem Feuereifer und in unabläſſiger Wißbegier waren erhalten worden, da entzündete ſich auch ihre Einbildungskraft und es verlangte ſie nach jeder Art von wunderbaren und zauberhaften Erzählungen. Aus dieſem Triebe entſprangen zahlreiche Volksromane, im Allgemeinen mit Gefühl und in einem maleriſchen Styl geſchrieben und, da ſie für Ungelehrte waren, in der Landesſprache verfaßt. Die Dichter oder Schreiber jener Zeit zogen von einer Burg zur andern und ſagten ihre Erzählungen mit lauter Stimme vor der Geſellſchaft her; man nannte ſie **Sprekers** (Sprecher) und ihre Erzählungen oder Lieder **Sproken** (Sprüche); mitunter waren ſie von **Janeſtriggers** oder Sängern und von Gauklern (Jongleurs) oder **Baladyns** (Tänzern) begleitet; das Haupt einer ſolchen Truppe hieß **Minſtrel** (Meneſtrel). Man ſieht in dieſen reiſenden Geſellſchaften den deutlichen Urſprung des Schauſpielweſens.

Robrecht von Flandern, genannt von Jeruſalem, wegen der dort von ihm ausgeübten Heldenthaten, vermählte kurz nach ſeiner Heimkehr ſeine Schweſter, die heldenmüthige Gertrud, mit Dietrich vom Elſaß. Er kämpfte ruhmvoll gegen den Grafen von Hennegau und den Kaiſer, die er zwang, einen für ihn vortheilhaften Frieden zu ſchließen.

Durch den Tod Gottfrieds von Bouillon war die herzogliche Würde in Belgien erledigt worden. Wie gewöhnlich nahm der Kaiſer keine Rückſicht auf die Erben des verſtorbenen Herzogs. Dieſe waren ſeine beiden Brüder, Baudewyn, König von Jeruſalem, und Euſtach von Boulogne. Der Kaiſer verkaufte 1101 das Herzogthum Lothringen an Heinrich I., Grafen von Limburg, der ſich nur durch die Beraubung einiger Kirchen und Abteien bemerklich gemacht hatte und kurz zuvor von dem Biſchof von Lüttich in den Bann gethan worden war. Unter ſeiner Regierung ſah man die verſchiedenen Grafſchaften allmälig darauf hin arbeiten, ſich zu unabhängigen Staaten zu machen, theils, weil der neue Herzog, der wenig Eigenthum hatte, nicht die Macht beſaß, dieſes Streben zu hindern, theils aber auch weil er fortwährend mit dem Kaiſer gegen den Papſt Krieg führte und, ſtets abweſend, die herzogliche Gewalt nicht auszuüben vermochte. Er war mit dabei, als das kaiſerliche Heer Rom eroberte und den Papſt Gregor VII. verjagte. Der Kirchenbann, welchen der heilige Vater auf ſeinen Feind ſchleuderte, brachte die Teutſchen zur Empörung gegen den Kaiſer; ſein eigener Sohn zog in das Feld, um ſeinen Vater vom Thron zu ſtoßen. Kaiſer Heinrich, von Allen verlaſſen, mußte flüchten. Von nicht mehr als neun Rittern begleitet, eilte er durch Cöln und ſuchte, ſich auf den Edelmuth der Belgier verlaſſend, einen Zufluchtsort auf ihrem Gebiete.

Die Lothringer, von dem Unglück des Kaiſers bewegt, brachten ein Heer auf unter dem Befehl des Herzogs Heinrich von Limburg und ſchlugen den aufrühreriſchen Sohn unweit Viſé bei Lüttich in die Flucht; vielleicht hätten die Belgier ihn wieder auf den Thron geſetzt, aber der Tod überraſchte ihn 1106, ehe ſie ſo weit gekommen waren. Nun erkannte Lothringen ſeinen Sohn, Heinrich V., als Kaiſer an. Der Herzog Heinrich von Limburg weigerte ſich allein dem neuen Herrſcher zu huldigen; aber er ward beſiegt und, als des Verbrechens beleidigter Majeſtät ſchuldig, in den Kerker geworfen. Das Herzogthum ſowie die Markgrafſchaft Antwerpen erhielt nun, 1106, ein Abkömmling der Ghyſelbrechte, Gottfried mit dem Barte, Graf von Löwen, deſſen Bruder und Vorgänger begonnen hatte ſich Graf von Brabant zu nennen. Gottfried nannte ſich zu gleicher Zeit Herzog von Lothringen und Herzog von Brabant, ein Titel, der in der Folge auch blieb.

Gottfried hatte kaum die Regierung von Lothringen angetreten, als Heinrich von Limburg aus dem Kerker entwiſchte und ihn mit Krieg überzog. Eilig ſeine Mannen ſammelnd, zog nun Jener nach Aachen, wo ſich Heinrich verſchanzt hatte, belagerte die Stadt, eroberte ſie und nahm Heinrichs Gattin nebſt einer großen Zahl Ritter gefangen; ſeinem Feinde allein war es geglückt zu entfliehen. Gottfried gab bei dieſer Gelegenheit einen Beweis ſeines Edelmuthes; er ſandte Heinrichs Gemahlin ihrem Gatten zurück und ließ alle Ritter in Freiheit ziehn, unter dem Gelöbniß, nicht mehr gegen ihn zu kämpfen. Dieſe ſchöne That verfehlte ihren Eindruck auf das Gemüth ſeines Feindes nicht; Heinrich unterwarf ſich und ein guter Friede ward 1107 geſchloſſen. Trotzdem ſcheint ſich Heinrich fortwährend Herzog von Limburg genannt zu haben, denn ungefähr von dieſer Zeit an geſchieht Limburgs als eines Herzogthums Erwähnung.

Robrecht von Jeruſalem, Graf von Flandern, ſtürzte 1112 mit dem Pferde und ſtarb an den Wunden, die er dabei erhalten hatte. Sein Sohn Baudewyn VII. folgte ihm als Graf von Flandern.

Dieſer Fürſt, nur achtzehn Jahr alt, als er die Regierung antrat, gab der Welt die ruhmwürdigſten Beiſpiele der Rechtlichkeit und Strenge, welche je die Geſchichte in ihre Bücher eingetragen hat.

Während der langen Reiſen ſeines Vaters war die Rechtsübung in Flandern ſehr erſchlafft; nicht bewacht durch das väterliche Auge des erſten Beſchützers der Nation, hatten die kleinen Edelleute allmählig die Gewohnheit angenommen, die Geiſtlichen, Bürger und Bauern ihrer Güter zu berauben oder ſie mit Gewalt ihnen abzuleihen und ihnen noch ſonſt alles mögliche Unrecht zuzufügen, ohne Furcht vor Strafe, da die Richter und Amtleute ſich meiſtentheils ihnen günſtig zeigten, wenn es zu Klagen darüber kam. Von einem großen Gedanken beſeelt, berief nun Baudewyn die vornehmſten Edeln und Amtleute nach Ypern zu einer feierlichen Verſammlung und erklärte ihnen, daß er dem Drucke, mit welchem die Edelleute oder wer immer ſonſt die Kaufleute, Bürger und Bauern belaſteten, ein Ende gemacht ſehen wolle. Nachdem er ihnen dies mit kräftigen Worten ausgeſprochen, ſandte er ſie nach ihren Wohnorten zurück, mit dem Befehl, einen Monat ſpäter zu ihm in ſeine Burg zu Wynendael zu kommen und ihm zu ſagen, welche Mittel ſie für angemeſſen hielten, der Gerechtigkeit wieder unverletzt die Herrſchaft in Flandern zu verſchaffen.

In der Verſammlung zu Wynendael wurde ihm von den Edeln große Strenge angerathen; dieſes ſelbſt wünſchend ſagte er zu ihnen, daß er alles bisher Geſchehene vergeſſen, aber von nun an ihrem Rathe folgen und alle Frevelthaten blutig und kurz beſtrafen wolle. Er ließ ſie ſchwören, daß ſie fortan alle Geiſtlichen, Bürger und Leibeigenen nach dem Recht und in Frieden behandeln wollten. So wie der Letzte den Eid geleiſtet, ſtrahlte heller Glanz aus Baudewyns Augen; er ſtand von ſeinem Stuhle auf, zog ſein Schwerdt aus der Scheide, hob es hoch empor und ſah die Umſtehenden mit ſtrengem Ernſte an. Dann, die Stimme erhebend, rief er Gott zum Zeugen an, daß dieſer Friede ſolle in Flandern erhalten werden, daß er mit eigener Hand die Todesſtrafe an denjenigen vollſtrecken wolle, der ihn bräche, und daß er die Geiſtlichkeit, die Wittwen und Waiſen, ſowie alle ſeine Unterthanen in ſeinen fürſtlichen Schutz nehme. Baudewyn trug ſeit dieſer Zeit ſtets ein kleines Beil in der Hand, zum Zeichen des blutigen Rechtes. Solche Waffe hieß damals ein Hapken und er behielt davon den Namen Baudewyn Hapken. Treu ſeinem feierlichen Eide, ließ er täglich Jeden, Arme wie Reiche, frei zu ihm kommen, um ihre Klagen anzuhören. Niemals verſchob er es, eine böſe That zu beſtrafen, und begab ſich meiſt ſelbſt dahin, wo ſie geſchehen war, um deſto beſſer darüber urtheilen zu können. Der Schuldige ward dann unmittelbar, je nach der Schwere ſeines Vergehens, beſtraft.

Trotz dieſer Strenge ließen einige Edelleute nicht ab von ihren Gewaltthaten. Unter Anderem trug es ſich zu, daß drei Kaufleute von der Oſtſee, die nach dem Jahrmarkt zu Thourout gingen, in einer Herberge zu Brügge aßen und tranken und unvorſichtig äußerten, daß ſie koſtbare Edelſteine mit ſich führten. In dieſer Herberge befanden ſich der Herr von Calloo und ein Ritter, Namens Heinrich, mit noch zehn anderen Edelleuten. Als dieſelben nun Jener Reden vernommen, ſetzten ſie ihnen nach, ermordeten ſie bei einem Walde und raubten ihnen alle Edelſteine. Die anderen oſterling'ſchen Kaufleute, welche in Flandern wohnten, klagten dem Grafen dieſen Mord. Wuthentbrannt ſchwingt er ſich auf's Pferd, reitet nach Thourout, wo die Edelleute waren, findet die geſtohlenen Edelſteine bei ihnen, führt ſie gefangen nach Wynendael, läßt ſie mit einem Strick um den Hals in einem Saale ſeiner Burg auf einen Tiſch ſteigen und ſtößt ſelbſt mit ſeinem Fuße den Tiſch unter den Gehängten fort.

Als er ſich, kurz darauf, in Brügge befand, kam eine arme Wittwe zu ihm und klagte ihm, daß der Junker von Ooſtkamp ihr auf dem Markte zwei Kühe abgekauft habe, aber ſie nicht bezahlen wolle, wodurch ſie in das größte Elend verfallen und genöthigt worden ſei, ihre ganze Habe zu verkaufen. Baudewyn ſchwur der Weinenden zu, ihr ſolle Recht werden, ehe er die Stadt verlaſſe. Auf der Stelle ließ er den Junker von Ooſtkamp zu ſich entbieten. Mittlerweile führte das Volk zwei Leute zu ihm, die täglich falſches Geld ausgaben und dem Handel dadurch großen Schaden zufügten. Baudewyn unterſuchte die Sache ſo gründlich, daß ſie ihr Verbrechen eingeſtanden. Darauf erſchien der Junker von Ooſtkamp vor ihm und wurde ſtreng befragt; ſeine Antworten gaben zu erkennen, daß er nie Willens geweſen, der Wittwe die Kühe zu bezahlen. Der Graf, auf das Höchſte erzürnt über dieſe Geringſchätzung ſeiner wiederholten Befehle, beſchloß ein abſchreckendes

Exempel zu ſtatuiren und ließ die drei Schuldigen in das Haus eines Färbers führen und dort in einen großen Keſſel mit ſiedendem Waſſer werfen.

Von Brügge ritt er nach Gent, wo er einen Ritter enthaupten ließ, der ſeinen Leibeigenen wider alles Recht die Kühe hatte wegnehmen laſſen, dann zog er nach Audenaarde, Ypern, Lille und Courtrai, ſowie von dort weiter nach allen Städten und Flecken, überall Flandern von Dieben, Räubern, Falſchmünzern, ungerechten Amtleuten und allen ſolchen ſchlechten Menſchen, die Böſes thaten oder begünſtigten, ſäubernd. Graf Baudewyns Harken flößte endlich eine ſolche Furcht ein, daß man gar nichts mehr von Dieben und Verbrechern hörte. Der Handel bekam neues Leben und Alles kam wieder in einen Zuſtand der Ruhe und des Friedens, unter deſſen heilſamem Einfluſſe der flämiſche Gewerbfleiß entſtanden war und ſich jetzt mehr und mehr entwickelte.

Im Jahre 1119 zog Baudewyn mit der flämiſchen Heeresmacht dem Könige von Frankreich, Ludwig dem Dicken, gegen die Engländer in der Normandie zu Hülfe. Er gab in dieſem Kriege Beweiſe des Heldenmuthes, erhielt aber zuletzt eine ſchwere Wunde am Kopfe und wurde auf einer Tragbahre nach Rouſſelaer gebracht. Die Wunde ſchwer und wollte nicht heilen; dabei wurde er vom Schlage getroffen, ſo daß er ſelbſt und ſeine betrübten Unterthanen deutlich ſahen, wie es mit der Hoffnung auf Geneſung vorbei ſei. Da er keine Söhne hatte, ſo ſetzte er Karl, den Sohn des heiligen Knud, Königs von Dänemark, zu ſeinem Erben ein. Dieſer Karl, ſpäter der Gute genannt, war ein Enkel Robrechts des Frieſen, des Großvaters von Baudewyn, da Knud Adela, die älteſte Tochter dieſes Robrecht und Schweſter Robrechts von Jeruſalem, geheirathet hatte. In der Mitte des Jahres 1120 ſtarb Baudewyn Harken, von einem zweiten Schlagfluß getroffen, ſchmerzlich von ſeinen Unterthanen betrauert. Karl I. von Dänemark folgte ihm in der Regierung; die Fläminger huldigten demſelben trotz den Anſprüchen, welche viele Andere mit gewaffneter Hand auf Flandern machten. Unter dieſen zogen Baudewyn III., Graf von Hennegau, Wilhelm von Ypern, ein Baſtard Robrechts von Jeruſalem, die Grafen von Boulogne und von St. Pol und die Vormünder des minderjährigen Herzogs von Brabant gegen ihn zu Felde. Aber Karl ſchlug ſie ſämmtlich, Einen nach dem Anderen, nahm ihnen viele Städte ab und zwang ſie, ihn friedlich im Beſitz der Grafſchaft zu laſſen.

Darauf beherzigte er, gleich ſeinem Vorgänger, das Wohl ſeiner Unterthanen und die ſtrenge Ausübung der Gerechtigkeit; er verbannte die Juden aus Flandern, wegen ihres Wuchers und Betruges, ließ das Friedensgeſetz von Ypern neu verkündigen und vermehrte es mit weiteren Beſtimmungen. Nach dem Tode Kaiſer Heinrichs V. ward ihm die teutſche Krone angetragen; aber er, der ſeine flämiſchen Unterthanen über Alles liebte, weigerte ſich des Titels Kaiſer von Teutſchland, um den eines Grafen von Flandern zu behalten.

Der Winter des Jahres 1125 war ſo ſtreng im weſtlichen Europa, daß alles Getreide in der Erde erfror, wodurch im folgenden Jahre eine ſo große Theuerung der Lebensmittel und beſonders des Getreides und des Brodes entſtand, daß in Flandern, vorzüglich in Brügge, viele Menſchen Hungers ſtarben. Karl, der gute Graf, that alles Mögliche um ſeinen leidenden Unterthanen zu helfen. Er ließ zuerſt alle Hunde tödten, das Korn aus den Vorrathsböden öffentlich verkaufen und verbot das Brauen von ſtarkem Bier, um das Getreide zu ſparen. Obendrein befahl er ſeinem Almoſenier, daß er allen Armen auf ihre erſte Bitte ein Brod um Gottes willen geben ſolle. Darauf ritt er nach Ypern, wo ebenfalls viele Hungernde waren, und ließ dort an einem Tage 7800 Brode austheilen. Von Ypern begab er ſich nach anderen Plätzen, um überall Troſt und Hülfe zu ſpenden, und da ihn Niemand um ein Almoſen bat, ohne von ihm Geld, Kleider oder Lebensmittel zu empfangen, ſo lief eine unzählige Schaar Armer ihm nach und folgte ihm überall hin, die Hände zu ihm emporſtreckend, wie zu Gott dem Allbarmherzigen, deſſen Abbild er war.

Als die Hungersnoth ihre äußerſte Höhe erreicht hatte, kamen endlich einige mit Korn beladene Schiffe nach Flandern; aber zum größten Verdruſſe des Volkes wurde dieſer Vorrath gänzlich aufgekauft durch Bertholf, Probſt von St. Donatus in Brügge, Lambrecht Nappe und Boſſchaert von Straten, ſämmtlich Edelleute deſſelben Stammes, welche ſehr reich, aber noch habſüchtiger waren. Das Volk, über dieſen

Verkauf ergrimmt, um ſo mehr als die von Straten das Getreide noch theurer als zuvor bezahlt haben wollten, rottete ſich zuſammen und begab ſich zu dem guten Grafen, ihn zur Rache gegen die böſen Kornbeißer, wie es Jene nannte, auffordernd. Der gute Graf beſchied die von Straten zu ſich; ſie ſchwuren hoch und theuer, daß ſie nicht einmal Korn genug für ihre eigenen Leute hätten; als aber Jener eine Unterſuchung anſtellen ließ, fand es ſich, daß ein Meineid auf ihrer Seele laſte. Tief verletzt dadurch ließ Karl ihre Kornböden öffnen, das Getreide den Reichen für einen guten Preis verkaufen und jedem Armen ein großes Maaß umſonſt geben. Dann rief er wieder die von Straten zu ſich, ſtieß ihnen mit dem Fuße einen Sack voll Geld entgegen und bot ihnen denſelben unter heftigen Verweiſen als den Preis ihres Kornes an. Erbittert über die Worte des Grafen und die ihnen zugefügte Schmach, weigerten ſie ſich den Sack zu nehmen und gingen fort. Das Geld ward augenblicklich unter die Armen vertheilt.

Die Liebe zu dem leidenden Volke koſtete dem Grafen das Leben; der Mordſtahl, der ihn tödten ſollte, wurde im Dunkel des Geheimniſſes gewetzt; er mußte als ein Märtyrer der Barmherzigkeit ſterben. Die von Straten konnten ihre Schande nicht verwinden und ſuchten nach Mitteln, um ſich an ihm zu rächen. Der Graf war kurz zuvor nach Frankreich gezogen, um dem Könige gegen den Herzog von Aquitanien und von Auvergne Beiſtand zu leiſten, nun drangen ſie mit ihren Anhängern gewaffnet in das Landgut von Karls Almoſenier ein und erſchlugen deſſen Tochter nebſt ihrem Manne. Karl, der noch in demſelben Jahre zurückkehrte, rüſtete ſich, dieſe Gewaltthaten blutig zu rächen. Mittlerweile waren die von Straten heimlich nach Ypern gekommen und hielten Rath. In ihrer Verſammlung beſchloſſen ſie, den guten Grafen ſo raſch wie möglich zu überfallen und umzubringen; dieſer ſchändliche, im Dunkeln geſchmiedete Betrug raubte bald darauf Flandern ſeinen Vater und Beſchützer.

Es geſchah am 2. März 1127. Graf Karl der Gute hatte ſich, nach ſeiner Gewohnheit, aus ſeinem Palaſte über eine Gallerie nach der Kirche des heiligen Donatus zu Brügge begeben. Dort kniete er, im Obertheil des Tempels, über dem Chor vor Unſerer lieben Frauen

Altar, und betete mit tiefer Frömmigkeit, während die Meſſe geleſen wurde. Viele Arme ſtanden hinter ihm, um ſein Fortgehen abzuwarten und ein Almoſen zu erhalten. Aber nicht Alle, die dort in ſchlechten und zerriſſenen Kleidern mit gefalteten Händen um Hülfe zu flehen ſchienen, waren Hülfsbedürftige. Mörder hatten ſich unter ſie gemiſcht; Beile und Schwerdter hingen lauernd unter mehr als einem Bettlermantel. Die Rachſucht erfüllte die Herzen der böſen von Straten mit ſolcher Wuth, daß ſie keinen Anſtand nahmen, den Altar Gottes mit dem Blute des beſten aller Fürſten zu beflecken. Während ſie giftige Blicke auf den betenden Grafen ſchoſſen, kam eine arme Frau und bat ihn um ein Almoſen; er griff in die Taſche und reichte ihr ein Geldſtück. Nun ſprang der böſe Boſſchaert von Straten hinzu, hieb ihm mit einem Beil den rechten Arm ab und ſpaltete ihm mit dem zweiten Schlage das Haupt, daß ſein Gehirn den Altar beſprützte. Zur ſelben Zeit zogen die anderen Mörder ihre Waffen und zerſtachen und zerhieben die Leiche entſetzlich; plötzlich erhob ſich ein furchtbares Geſchrei in der Kirche; Jeder floh bei dem Anblick der zahlreichen Mörder, und der Schreck war ſo groß, daß der Körper des guten Grafen lange in ſeinem Blute liegen blieb. Von dort begaben ſich die von Straten mit ihren Anhängern nach den Wohnungen der angeſehenſten Räthe des Grafen, ermordeten und zerſtörten dort Alles und warfen ſich dann, da ihre Rache geſtillt war und ſie das Volk fürchteten, mehr als dreihundert an der Zahl, in die Burg von Brügge. Niemand zweifelte, daß ein ſo barmherziger, frommer und gerechter Mann einen hohen Platz im Himmel erhalten würde. Während er in der Kirche auf einer Todtenbahre zur Schau lag, kamen von allen Seiten Kranke, Krüppel und Unheilbare herzugeſtrömt, um den Leichnam zu berühren. Der Eine tauchte ſein Tuch in das Blut des Märtyrers, ein Anderer nahm etwas von dem Gehirn auf und Viele genaſen durch ihren feſten Glauben an die Kraft der heiligen Ueberreſte Karls.

Ein lang anhaltender Schrei der Trauer und des Zornes erhob ſich in ganz Flandern, ſobald die Nachricht von dem ſchrecklichen Morde ſich verbreitete. Aus allen Gegenden zogen Edelleute und bewaffnete Bürger herbei, um die von Straten in ihrem Zufluchtsorte zu belagern.

Bald darauf verſuchten die Mörder ſich der Rache des Volkes durch die Flucht zu entziehn, aber ſie wurden Einer nach dem Anderen gefangen genommen und ihnen Hände und Füße abgehauen; dann brandmarkte man ſie mit glühenden Eiſen, ließ ſie, an den Schweif eines Pferdes gebunden, ſchleifen, ſtürzte ſie von hohen Thürmen herab und flecht ſie endlich nach den entſetzlichſten Martern auf das Rad. In jedem Jahre ward am 2. März vor der St. Donatuskirche ein Bann und eine Verwünſchung ausgerufen über das ganze Geſchlecht und die Genoſſenſchaft der Mörder.

Da der verſtorbene Graf keine Kinder hinterließ, ſo machten viele nahe und ferne Blutsverwandte der vorigen Grafen von Flandern Anſprüche auf die Grafſchaft, aber der König von Frankreich, der bereits die Möglichkeit ſah, einen rechtmäßigen Einfluß auf das mächtige Land zu gewinnen, warf ſich zum Vermittler auf. Er berief die Bannerherren und Edeln von Flandern auf den 20. März 1127 nach Arras, unter dem Vorwande einen neuen Grafen erwählen zu laſſen, wobei er ſeinen Günſtling, Wilhelm von der Normandie, der Verſammlung vorſtellte. Dieſer Wilhelm war ein Sohn Roberts mit dem kurzen Knie, früheren Herzogs von der Normandie, deſſen Großvater, Baudewyn von Lille, einſt Graf von Flandern geweſen. Er hatte eine Schweſter der Königin von Frankreich zur Gattin. Seine Mitbewerber um die Grafſchaft von Flandern waren: Wilhelm von Ypern, Enkel Robrechts des Frieſen; Dieterich vom Elſaß, ein anderer Enkel Robrechts des Frieſen; Arnold von Dänemark, Neffe des ermordeten Grafen, und Baudewyn, Graf von Hennegau, gleichfalls ein Abkömmling der Grafen von Flandern. Mittlerweile verſammelten ſich die flämiſchen Bürger zu Brügge und verbanden ſich eidlich, gemeinſchaftlich und ohne Rückſicht auf den Beſchluß der Bannerherren, den Würdigſten und Geeignetſten zum Grafen zu wählen. Es glückte dem Könige von Frankreich durch allerlei Verſprechungen und Geſchenke und noch mehr durch die Gegenwart ſeines mächtigen Heeres, die Edeln auf ſeine Seite zu bringen, ſo daß dieſe Wilhelm von der Normandie zum Grafen erwählten; da er aber fürchtete, daß die Bürgerſchaft dieſe Wahl verwerfen möchte, ſo ſchrieb er an das Volk von Flandern, daß der neue Graf ſie vom Zoll und

Wohnrecht entlaſſen würde. Zehn Tage nach jener Wahl kamen die Edeln mit dem Könige nach Brügge, unter dem Lauten der Glocken; ſie theilten dem Volke die Wahl, die ſie getroffen hatten, mit, und forderten es auf dieſelbe zu beſtätigen. Die Bürger forderten einen Tag Aufſchub, um ihren Beſchluß zu erkennen zu geben. Am darauf folgenden Sonnabend begaben ſie ſich, begleitet von den Genter Abgeordneten, nach Deynze zu dem Könige und zu Wilhelm von der Normandie. Dort legten ſie den Fürſten viele Bedingungen vor, verlangten die Abſchaffung der obengenannten Belaſtungen und das Recht, ihre Geſetze und Anordnungen nach ihrem Willen und den Umſtänden abändern zu können. Wilhelm von der Normandie ging Alles ein und gefiel durch erheuchelte Zutraulichkeit und Freundlichkeit den Bürgern ſo gut, daß ſie ihn 1127, nachdem er alle Rechte der Fläminger beſchworen, zum Grafen von Flandern ausriefen. Mit Hülfe des Königs von Frankreich brachte er nun die anderen Erben der alten Grafen zur Ruhe und blieb im Beſitz von Flandern. Wir werden ſehen, wie er ſeine Verſprechungen hielt, und ob er geeignet war, über ein Volk zu herrſchen, das hinſichtlich der Freiheitsliebe und der politiſchen Bildung allen anderen Nationen weit vorausgeeilt war.

Eine Bemerkung dürfen wir uns hier nicht entgehen laſſen; die nämlich, daß dieſe Wahl uns beweiſt, welches Anſehn und Gewicht die Bürger von Flandern ſich in jener Periode bereits erworben hatten, da man ohne ihre Zuſtimmung es nicht für möglich hielt, einen Grafen zu ernennen. Obwohl die Feudalherrſchaft damals noch ihre Macht überall gewaltig fühlen ließ, ſo ſieht man hier in Flandern die drei Stände, den Adel, die Geiſtlichkeit und das Volk, bereits unterſchieden und einander das Gleichgewicht haltend. Den Edeln gebührte der Krieg und ruhmvolle Waffenthaten; der Geiſtlichkeit der Gottesdienſt, die Fruchtbarmachung des vaterländiſchen Bodens und die Uebung aller Künſte und Wiſſenſchaften; dem Volke die Arbeit, der Gewerbfleiß, der Handel und die Freiheit.

Wilhelm von der Normandie hatte dem Volke die Grafſchaft abgekauft durch die Ertheilung von Vorrechten und Freiheiten, welche eine gefährliche Waffe gegen den Fürſten und unheilbringend für das Land werden mußten; er hatte nämlich den flämiſchen Städten zugeſtanden, ſelbſt ihre Geſetze und Rechtsinſtitute ändern zu dürfen, ohne, wie früher, des Grafen Erlaubniß einzuholen. Was mußte die natürliche Folge davon ſein? Daß man das flämiſche Volk ſpäter im Beſitz von unzähligen Privilegien finden wird, welche einander widerſtrebten und ſämmtlich gegen die Macht des Fürſten ſich richteten; daß das gemeine Volk, in deſſen unverſtändigen Händen die Uebermacht ein zerſtörendes Werkzeug iſt, ſpäter ſich dieſes Werkzeuges bei der geringſten Gelegenheit bedient und das Vaterland in ein Schlachtfeld umwandelt, auf welchem der Fürſt und ſeine Unterthanen, als unverſöhnliche Feinde, ſich die Macht ſtreitig machen und wechſelſeitig einander entreißen. — Die Zeit hegt dieſe Saat und läßt ſie dreihundert Jahr ſpäter als Baum des Verderbens aufſprießen; dann erkennt man dies Flandern, das Vorbild aller Bürgertugend, nicht mehr; Fürſt und Volk reißen vernichtend den ſchönen Boden auf, und aus der Liſt des franzöſiſchen Königs und aus der Herrſchſucht ſeines Günſtlings Wilhelm von der Normandie entſpringt eine Zukunft des Blutvergießens und des Brandes, des Mordes und der Erniedrigung!

Zu Anfang ſeiner Herrſchaft erwarb ſich Wilhelm die Liebe der Fläminger; er gab einigen Städten noch mehr Vorrechte, wie unter anderen St. Omer, dem er eine Keure oder Machtbrief verlieh, welcher das älteſte auf uns gekommene Document dieſer Art iſt. Als er ſich jedoch ſicher und auf feſten Füßen im Beſitz der gräflichen Krone ſah, zeigte er, daß alle dieſe Beweiſe der Güte nur erheuchelt geweſen. Die ausgebreiteten Rechte des flämiſchen Volkes waren ihm unerträglich und er brach demzufolge alle von ihm beſchworenen Verſprechungen, legte neue Abgaben auf alle Lebensmittel, erhob verſchiedene Zölle und Auflagen und verkaufte Aemter und Würden. Nach der anderen Seite hin und zufolge der in ſeinem Vaterlande herrſchenden Weiſe begünſtigte er die Edelleute auf Koſten der Bürger und ließ ihnen alle ihre Gewaltthaten ungeſtraft hingehn. Die Fläminger bewieſen jetzt, daß ſie das Wahlrecht, ihnen einſt als geſetzlich verliehen, im Ernſt genommen hatten; ſie wandten die mächtige Waffe, die der König von Frankreich ihnen liſtig in die Hand gegeben, nun gegen dieſen ſelbſt. Die Genter verſammelten ſich und ſandten Abgeordnete zu dem Grafen, welche ihm unter Anderem ſagten: er habe ſeine beſchworene Treue gebrochen und ſich ſo tyranniſch gegen die Städte Lille und St. Omer, ſowie gegen alle Einwohner von Flandern betragen, daß es nöthig geworden ſei, eine neue Verſammlung des Adels, der Geiſtlichkeit und des Volkes zu berufen, um zu beſchließen, ob er würdig wäre, länger Graf von Flandern zu bleiben. Ueber dieſe Dreiſtigkeit erzürnt, ſchickte ſich Wilhelm von der Normandie an, die Fläminger zu beſtrafen, aber ſie riefen Dieterich vom Elſaß, Enkel Robrechts des Frieſen, noch in demſelben Jahre, 1127, nach Flandern und erwählten ihn zum Grafen. Dietrich hielt ſeinen feierlichen Einzug in Gent und Brügge, wo die gegenſeitigen Eide geleiſtet wurden. Der König von Frankreich wollte ſich mit der Angelegenheit befaſſen, aber die von Brügge ſchrieben ihm, er habe ſich des Meineides ſchuldig gemacht, und ſie ſähen ſich dadurch rechtmäßig aller Pflichten und Verſprechungen gegen ihn enthoben. Der Krieg folgte unmittelbar; Wilhelm von der Normandie belagerte nutzlos einige Städte, die den neuen Grafen empfangen hatten, bis die beiden Feinde ſich bei Axpoele in einer blutigen Schlacht bekämpften; dieſes Treffen entſchied jedoch nichts und vielleicht wäre es Wilhelm endlich geglückt, ſeinen Gegner zu überwinden, wenn ihn nicht bei der Belagerung von Aelſt ein Bürger, Namens Caſyn Berluut, mit einem Pfeil in den Rücken geſchoſſen hätte, woran er am achten Tage ſtarb. Der König von Frankreich bemühte ſich nun, neue Feinde und Mitkämpfer gegen Dietrich anzuregen, da ihm dies jedoch nicht gelang, ſo ließ er ihn, obwohl nicht ohne großen Verdruß, ungeſtört in dem Beſitze von Flandern.

Seit der Thronbeſteigung Gottfrieds mit dem Barte als Herzog von Lothringen, oder richtiger von Brabant, da dieſer Name damals in Gebrauch kam, hatte ſich das innere Belgien eines ſiebenjährigen Friedens erfreut; aber als ſich 1114 die Teutſchen gegen ihren Kaiſer erhoben, nahm Gottfried an dieſem Kriege als Widerſacher des Kaiſers Theil. Dies that auch Heinrich von Limburg, welcher früher nach dem Herzogthume geſtrebt und ſeine Hoffnung auf Erlangung dieſer Würde nicht aufgegeben hatte. Als nun derſelbe 1119 ſtarb, erbte ſein Sohn Waleram ſeine Beſitzungen und ſeine Herrſchſucht, von welcher er bald darauf einen Beweis gab, gelegentlich eines Streites zwiſchen zwei gleichzeitig ernannten Biſchöfen von Lüttich; den einen, Friedrich, hatte der Papſt, den anderen, Alexander, der Kaiſer erwählt. Gottfried, Herzog von Brabant, hielt es mit Alexander, Waleram von Limburg mit Friedrich. Der Herzog erlitt eine Niederlage und mußte ſeinen Gegnern nachgeben.

Ungefähr um dieſe Zeit erhob ſich zu Antwerpen ein frecher Ketzer gegen den chriſtlichen Glauben. Die Anſichten der Geſchichtſchreiber über ſeine Lehre weichen ſehr von einander ab; jeder beurtheilt ihn nach ſeiner eigenen religiöſen Geſinnung, doch weiß man ſo wenig über ſeine Thaten, daß es mühſam iſt, die Wahrheit in dieſem dunkeln Labyrinthe zu entwirren. Die Chroniken berichten Folgendes von ihm: ſein Name war Tanchelm oder Tanchelinus; ſeine Lehre abſcheulich, da ſie ſich auf die Zügelloſigkeit aller Leidenſchaften gründete. Umgeben von einer Leibwache von mehr als dreitauſend Mann zwang er diejenigen, welche nicht aus Ueberzeugung zu ihm kamen; er vermählte ſich öffentlich mit einem Bilde der Mutter Gottes und beging noch mehrere Sacrilegien. Demungeachtet ſtrömten ihm viele Anhänger zu und er wußte das gemeine Volk ſo zu begeiſtern, daß man das Waſſer aus ſeinem Bade als eine heiligmachende Flüſſigkeit trank. Selbſt nach ſeinem Tode verbreitete ſich noch ſeine Lehre; Antwerpen, Zeeland und ein Theil von Brabant waren von ihr verpeſtet. Dieſe Ketzerei ward ſo ernſt und gefährlich, daß der heilige Norbrecht, der mit anderen wohlberedten Prieſtern in das Land gekommen war, einige Jahre gebrauchte, ehe es ihm gelang, Tanchelms Saat wieder auszurotten.

Da Kaiſer Heinrich V. geſtorben war ohne Erben zu hinterlaſſen, ſo wurden zwei Kaiſer zugleich, jeder von einem anderen Theile Teutſchlands, gewählt. Gottfried erklärte ſich für Konrad von Schwaben; Waleram hielt es mit Lothar von Supplenburg (Sachſen). Der Letztere blieb Sieger und nahm 1128 Gottfried das Herzogthum und die Markgrafſchaft Antwerpen, um Beides Waleram von Limburg zu geben. Ein blutiger Krieg entſpann ſich daraus, in welchem Gottfried die Schlacht von Wildre verlor, allein ſich nicht unterwarf. Die beiden Streiter blieben im Felde bis 1138, wo Kaiſer Lothar ſtarb und

Konrad von Schwaben ihm nachfolgte. Dieſer beraubte Waleram des Herzogthums und gab es Gottfried wieder. Bald darauf ſtarben jedoch beide belgiſche Herzoge ſelbſt; Waleram im Jahr 1139, Gottfried 1140.

Man betrachtet Gottfried als den erſten Herzog von Brabant, weil unter ſeiner Regierung die verſchiedenen Grafſchaften von Lothringen ſich trennen und als unabhängige Staaten vorkommen; weil er ferner der Erſte iſt, welcher ſich Herzog von Brabant nannte und ſich als ſolcher anerkennen ließ, nicht von allen Lehensherren Belgiens, denn Lothringen war ein Wort, das Nichts bezeichnete, ſondern allein von denen, deren Beſitzungen das Herzogthum Brabant ausmachten. Ihm folgte ſein Sohn Gottfried II., welcher ſehr bald die Waffen ergreifen mußte, um ſein Erbe zu vertheidigen. Die Bertholde, Herren von Grimberghe, erbliche Beſchützer oder Herren von Mecheln, weigerten ſich ihn anzuerkennen; Heinrich II. von Limburg, der Erbe Walerams, wollte ihm ebenfalls die herzogliche Krone ſtreitig machen. Er zog gegen ſie zu Felde, ſtarb jedoch bereits 1142, noch ehe es ihm gelungen war ſeine Feinde gänzlich zu beſiegen.

Da er einen Säugling als Erben hinterließ, Gottfried III., welcher ſpäter den Beinamen Gottfried in der Wiege erhielt, ſo wurde ſein Tod die Urſache großer Zwiſtigkeiten und blutiger Kriege. Die vornehmſten Edeln, welche dem Hauſe Gottfrieds treu blieben, verſammelten ſich zu Löwen und verbanden ſich dort, die Rechte des fürſtlichen Sprößlings zu vertheidigen; zu Vormündern deſſelben ernannten ſie die Bannerherren von Dieſt, Bierbeke und Weſemael und den Herrn von Wemmel. Dann zogen ſie, im Jahr 1143, mit allen Truppen, die ſie zuſammenbringen konnten, gegen die Bertholde, welche bereits Vilvorde beſetzt hatten und ſich rüſteten Brüſſel anzugreifen. Die beiden Heere waren beinahe gleich ſtark; die Brabanter hatten Hülfstruppen von dem Grafen von Flandern erhalten unter der Bedingung, daß der junge Gottfried ihm als Lehensmann für das Herzogthum Brabant Huldigung leiſten ſolle; eine Bedingung, in welche die Vormünder des minderjährigen Herzogs aus Noth eingewilligt hatten, ſo erniedrigend ſie auch immer ſein mochte. Die Bertholde dagegen wurden ihrerſeits unterſtützt von den Herren von Breda, von Yſſelſtein, von Bronkhorſt und mehreren Anderen. Bei Ransbeek in der Umgegend von Brüſſel kam es zur Schlacht; lange wurde auf beiden Seiten mit ungemeiner Wuth gekämpft, ohne daß ſich der Sieg entſchied. Endlich kam ein brabantiſcher Ritter, Arnold von Craeijenheim, der, um den Muth ſeiner Genoſſen zu beſeelen, den jungen Gottfried in ſeiner Wiege an den Aeſten eines Weidenbaums im Angeſicht des Heeres aufhing. Das Schreien des Kindes und der Anblick des fürſtlichen Sprößlings, deſſen Schickſal hier entſchieden werden ſollte, machte die Brabanter faſt raſend. Es begann ein entſetzlicher blutiger Kampf; die Brabanter ſchlugen ihre Feinde und die Bertholde mußten ſich nach Mecheln flüchten. Das Land blieb nun in Frieden bis zur Mündigkeit Gottfrieds, welcher Jene 1159 von Neuem mit Krieg überzog, ſie beſiegte und ihre Burg dem Erdboden gleich machte. Um dieſe Zeit ungefähr trat auch Heinrich II. von Limburg wieder hervor mit ſeinen Anſprüchen auf das Herzogthum; dieſer Zwiſt wurde aber endlich in Güte beigelegt, durch ein Bündniß zwiſchen beiden Geſchlechtern; Gottfried vermählte ſich nämlich mit Heinrichs Tochter Margaretha. Von nun an blieben die Gottfriede im Beſitze des Herzogthums, ohne daß es ihnen Jemand ſtreitig machte.

Wir haben geſehen, wie Dietrich vom Elſaß, im Jahre 1127, durch die Wahl des Volkes zum Grafen von Flandern erhoben worden, an der Stelle Wilhelms von der Normandie. Dietrich begann ſeine Regierung mit Verſuchen, die Feindſeligkeiten, welche aus der Ermordung Karls des Guten entſprungen waren, zu beſeitigen. Er erließ einen Befehl, daß alle diejenigen, welche ſich geflüchtet hatten, weil man ſie im Verdacht der Mitſchuld an jener That hatte, frei und ungehindert nach Flandern zurückkehren und die Beweiſe ihrer Unſchuld gerichtlich darlegen könnten. Die meiſten Flüchtlinge kehrten nun wieder in ihr Vaterland zurück. Noch eine andere Wohlthat erzeigte Dietrich Flandern; er verlieh nämlich denjenigen Städten, welche wenige oder gar keine beſaßen, Freiheiten und Privilegien, alle nach dem Landfrieden von Audenaarde einrichtend. Auf dieſe Weiſe entſtand größere Regelmäßigkeit und Gleichheit zwiſchen den verſchiedenen Gemeinen und er trug dadurch nicht wenig dazu bei, dem blühenden Flandern noch feſtere

Grundlagen zu geben. Die Sanftmuth, welche er überall zeigte, ſchloß bei ihm nicht die Mannhaftigkeit aus; er war einer der tapferſten Ritter ſeiner Zeit. Im Jahre 1138 übergab er die Regierung von Flandern ſeiner Gemahlin Sebilla, der Tochter des Königs Fulco von Jeruſalem, und zog nach dem heiligen Lande, um ſeinem Schwiegervater gegen die Türken beizuſtehn. Dort half er mehr denn einmal die Feinde des Chriſtenthums ſchlagen; aber als ihm die Nachricht ward, daß Baudewyn von Hennegau, mit dem Beinamen der Bauer, Flandern anfalle und beſchädige, kehrte er nach Europa zurück und jagte dieſen aus Flandern hinaus. Zehn Jahre ſpäter, 1147, kamen wiederum ſo traurige Meldungen aus Jeruſalem, daß die chriſtliche Welt davon tief betrübt wurde. König Fulco war ſchon ſeit mehreren Jahren geſtorben; unter der Herrſchaft ſeines Sohnes Baudewyn aber entſprangen zwiſchen den Kreuzfahrern Zwiſtigkeiten, welche ihre Macht ſehr ſchwächten. Der Sultan Zengui beſtürmte, dieſe Uneinigkeit benutzend, Edeſſa, eroberte die Stadt und ermordete alle Chriſten daſelbſt, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes. Die ſiegenden Türken waren bereits auf dem Wege Jeruſalem zu erobern und alle Beſitzungen der Chriſten nahe daran ihnen in die Hände zu fallen, wenn Europa keine Hülfe nach Jeruſalem ſendete. Der heilige Bernhard von Clairvaux, der begabteſte Redner ſeiner Zeit, predigte unter freiem Himmel vor dem Volke und den Rittern den zweiten Kreuzzug; er bedrohte die Zuhörer mit dem Zorn des Herrn, wenn ſie nicht Jeruſalem zu Hülfe eilten, und rief gewöhnlich am Schluſſe ſeiner Reden: „Wehe, wehe dem, deſſen Schwerdt ſich nicht mit Blut färbt!“

Ludwig VII., König von Frankreich, und deſſen Ritter nahmen das Kreuz und zogen nach Aſien: Graf Dietrich von Flandern und Herzog Gottfried von Brabant, nebſt einer großen Zahl anderer belgiſcher und franzöſiſcher Grafen, begleiteten ihn. Kaiſer Konrad war zu demſelben Zwecke mit ſeinen teutſchen Rittern aufgebrochen. Dieſer zweite Kreuzzug ward der unglücklichſte; Uneinigkeit herrſchte unter den chriſtlichen Kriegern, die obendrein von den Griechen betrogen und mitunter verrathen wurden. Nachdem die beiden Heere faſt aufgerieben waren, kehrten die meiſten Fürſten und Grafen in ihr Vaterland zurück, Während der Abweſenheit Dietrichs vom Elſaß hatte Baudewyn die Waffen gegen die Gräfin Sebilla wieder erhoben. Nachdem er ein Bündniß mit dem Grafen von Namur und dem Biſchof von Lüttich geſchloſſen, fiel er mit einem mächtigen Heere in Flandern ein und verwüſtete deſſen Grenzen durch Brand und Plünderung; kaum war jedoch Dietrich in ſeine Staaten zurückgekehrt, als er auch ſchon Baudewyn und deſſen Bundesgenoſſen in einem entſcheidenden Treffen bei Douai auf das Haupt ſchlug. Der Biſchof von Rheims vermittelte einen dauerhaften Frieden zwiſchen beiden Fürſten, in welchem ausgemacht wurde, daß Baudewyn, der Erbe von Hennegau, ſich mit Margaretha, Dietrichs Tochter, vermählen ſolle. Dieſe Verbindung machte den Fehden ein Ende und vereinigte ſpäter beide Grafſchaften unter demſelben Fürſten. Im Jahre 1157 übergab Dietrich die Regierung von Flandern ſeinem Sohne Philipp und zog zum dritten Male nach Jeruſalem. Im Laufe deſſelben Jahres erklärte Philipp dem Grafen von Holland, Florens III., den Krieg, weil er flämiſchen Kaufleuten zu Geervliet an der Maas ein ungebührliches Tonnengeld abverlangt hatte. Dieſer Krieg währte bis zum Jahre 1165, wo bei Zeeland eine große Seeſchlacht zwiſchen den Flämingern und den Holländern ſtattfand. Die holländiſche Macht wurde gänzlich vernichtet und Graf Florens mit 400 Rittern gefangen genommen und ſo lange zu Brügge in Haft gehalten, bis er 1168 durch einen Vertrag ſich zum Lehensmann des Grafen von Flandern, hinſichtlich ſeiner Beſitzungen auf den zeeländiſchen Inſeln, erklärte. Der Zoll zu Geervliet ward aufgehoben.

Nach mancher im heiligen Lande ausgeübten Heldenthat war Graf Dietrich 1160 heimgekehrt, jedoch nur um bereits 1163 zum vierten Mal ſein chriſtliches Schwerdt gegen die Türken zu erheben. In demſelben Jahre erklärte ſich das Dorf Santhove zur Stadt und gab ſich den Namen Nieuwpoort, was ſo viel wie neuer Hafen bedeutet. Bei dieſer Gelegenheit beſchenkte er die Einwohner mit einer Keure (Gerechtſame), welche man als die endlich gegebene vollſtändige Einrichtung des flämiſchen Gemeinweſens betrachten kann, indem dadurch Nieuwpoort eine eigene Vierſchare oder Stadtgerichtshof zugeſtanden wurde, innerhalb deſſen die bürgerlichen Angelegenheiten ohne Dazwiſchenkunft einer anderen Obrigkeit entſchieden wurden. Später machen dieſe Vierſcharen, nebſt der Wahl der Obrigkeit, die Grundfeſten aller Gemeindeordnungen aus. Im Jahre 1164 kam der alte Graf nach ſeinen Staaten zurück und wurde daſelbſt mit außerordentlicher Freude empfangen, da er durch ſeine glänzenden Thaten die Fläminger ſtolz auf ſeinen ruhmwürdigen Namen gemacht hatte. Gegen das Ende ſeines Lebens befaßte ſich Dietrich nicht mehr mit der Regierung von Flandern, da er ſah, wie weiſe ſein Sohn Philipp dieſelbe verwaltete, ſondern begab ſich in die Einſamkeit nach dem von ihm erbauten Grevelingen und beſchäftigte ſich hier nur mit gottesdienſtlichen Uebungen. Ruhig und heiter ſtarb er 1169, ſeinem Sohn Philipp den Beſitz der Grafſchaft hinterlaſſend. Während ſeiner Herrſchaft ſah man 1164 zu Gent ein Vorſpiel jener Volksaufſtände, welche in den folgenden Jahrhunderten das ſchöne Flandern ſo häufig mit Blut tränkten. Die Weber, Tuchwalker, Fiſchhändler und Metzger waren gegen ihre Schöffen aufgeſtanden, wurden jedoch bald von dem Grafen wieder zur Ruhe gebracht. Schreckliches Vorzeichen ſpäterer Bürgerkriege, in welchen ſich das Volk durch blutige Kämpfe bis zur Erſchöpfung abmattete.

Während der größte Theil Lothringens mit langſamen und unſicheren Schritten auf der Bahn politiſcher Bildung fortwandelte, hatte der Hennegau, damals noch weit zurück, während eines Jahrhunderts unter den Baudewyns ſeine Macht und Wohlfahrt zunehmen ſehen. Dieſe Fürſten, flämiſchen Urſprunges, waren es, die ſeit 1067 flämiſche Ideen und Freiheiten dort einführten, vor Allen Baudewyn, um ſeiner zahlreichen von ihm aufgeführten Gebäude willen der Erbauer (**de Bouwer**) genannt, welcher dem Hennegau eine feſte und freie Verfaſſung gab; er unterwarf ſich die umwohnenden Lehensherren mit Gewalt, und ließ ſie einen Landfrieden oder ein allgemeines Geſetz beſchwören, wie es in Flandern üblich war. Eine der eigenthümlichſten Satzungen deſſelben beſtand darin, daß alle Hennegauer, gleichviel ob Edle, Bürger oder Laten, ſich eidlich verpflichten mußten, nie auf Befehl ihrer Herren, ohne beſondere Erlaubniß des Grafen die Waffen zu ergreifen, und daß ſie ſelbſt verbunden ſeien, gegen ſie zu kämpfen, wenn ſie ihre Macht misbrauchten und ſeine Herrſchaft nicht anerkannten. Er erzeigte dem Hennegau noch andere Wohlthaten, kaufte die Herrſchaften Chimay, Valenciennes, Ath, Braine-le-Comte, vergrößerte die Stadt Bergen, befeſtigte noch viele andere Städte, ließ in ſeiner Grafſchaft durch eine weiſe und kräftige Regierung und ſorgfältigen Schutz den Ackerbau verbeſſern, vermehrte die Bevölkerung und beförderte einen damals in Hennegau noch ganz unbekannten Wohlſtand. Als er ſich in Valenciennes befand, erſtieg er mit einigen Edelleuten ein Gerüſte, um ihnen einen Palaſt, den er erbaute, zu zeigen. Das Gerüſte brach zuſammen und der gute Graf wurde dadurch ſo ſchwer verwundet, daß er 1171 an den Folgen dieſer Verletzung ſtarb. Sein Sohn, Baudewyn der Muthige, der mit Margaretha, Schweſter des Grafen von Flandern vermählt war, folgte ihm in der Regierung des Hennegau nach.

In Lothringen hatten ſich während der Regierung Gottfrieds in der Wiege große Misverhältniſſe angeſponnen, welche ſämmtlich aus derſelben Quelle entſprungen waren, die ſchon ſoviel Blut hatte vergießen machen, nämlich aus der Herrſchſucht der Herren und den unabläſſigen Zwiſtigkeiten über Erbrecht und Unabhängigkeit, welche kein Ende nahmen. Zu jener Zeit war es ein großes Unglück für Lothringen, daß es im Reiche an Einigkeit fehlte. Niemand hatte den Willen oder die Macht, die Fortſchritte der Civiliſation zu befördern und den Städten eine allgemeine Einrichtung zu geben. Wenn das Volk dennoch langſam vorwärts ſchritt, ſo geſchah es nur durch deſſen eigenen Trieb und das Vorbild der angrenzenden Lande; gewiß iſt, daß bei der beſtehenden Zerſplitterung und Getheiltheit Lothringen in Allem den übrigen Nationen nachſtand, ſelbſt in Waffenthaten. Stets von unruhigen Nachbarn bedroht, vergeudeten die Herren ihren Muth und ihre Streitkräfte in blutigen Fehden, welche verderblich auf das Wohl des Landes wirkten, da ſie ſtets auf deſſen Boden Statt fanden.

Flandern war glücklicher geweſen; es hatte auch wohl ſchwere Kriege geführt, aber ſei es Zufall oder Umſicht der flämiſchen Grafen geweſen, ſelten war das Blut der Eingebornen oder Fremden auf flämiſchem Boden vergoſſen worden und der im Auslande geführte Krieg hinderte weder die Entwickelung des Handels noch die inneren politiſchen Einrichtungen. Uebrigens darf man nicht glauben, daß die Lothringer ganz und gar zurückgeblieben ſeien; einige Städte verdienen im Gegentheil wegen ihres Handels und Gewerbfleißes gerühmt zu werden. Antwerpen begann als Seehafen von kleinen Schiffen beſucht zu werden. Löwen war bekannt durch ſeine Tuchwebereien. Lüttich war eine große gewerbthätige Stadt, die jeden Vergleich aushalten konnte; der Hennegau fing an, durch ſtrenge und gute Geſetze geordnet zu werden. Dies Alles bedeutete jedoch Nichts im Verhältniß zu dem, was Lothringen hätte ſein müſſen, wenn es, wie Flandern, von einem einzigen Fürſten und unterwürfigen Lehnsherrn regiert worden wäre.

Sobald Gottfried mündig geworden, verlangte der Graf von Flandern ſeine Huldigung, als ob er das Herzogthum Brabant von der Krone Flandern zum Lehen halte, zufolge einer 1143 vor der Schlacht gegen die Berthelde getroffenen Uebereinkunft. Der Herzog verſuchte dieſe kränkende Verpflichtung durch Geld abzukaufen, aber der Graf von Flandern wollte Nichts davon hören. Gottfried, der eine große Seele und einen edeln Stolz beſaß, konnte ſich nicht zu der Unterwerfung bequemen; er zog ſein Schwert, bot es dem Grafen dar und rief voll Verzweiflung: „Nehmt! Lieber ſterbe ich von Euerer Hand, als daß ich das edle Herzogthum Brabant erniedrige.“ Der Graf von Flandern, nicht minder edelmüthig, ward von dieſen Worten gerührt und ſtand von ſeinem Verlangen ab; bei dieſer Gelegenheit ward ihm von dem Herzoge die Herrſchaft Dendermonde übergeben, die bis dahin zu Brabant gehört hatte.

Gottfried regierte ſein Herzogthum dreizehn Jahre lang in Frieden; ſeine Unterthanen ſahen den Wohlſtand ſich vergrößern, Handel und Gewerbfleiß ſich ausbreiten und liebten ihren Herzog um dieſer Wohlthaten willen. Von allen Lehnsherren Lothringens erkannte noch kein einziger des Herzogs Oberherrſchaft an, ſo weit war es mit der Zerriſſenheit dieſes Staates gediehen. Unzählige kleine Herrſchaften beſtanden für ſich, entweder unabhängig, oder unter dem Schutze der größten Grafſchaften. Der Graf von Geldern allein ſtand noch unter dem Herzoge, hinſichtlich desjenigen Theils ſeiner Beſitzungen, welcher am linken Rheinufer lag. Gegen das Ende ſeines Lebens faßte Gottfried, durch einen langen Frieden mit Geld und Truppen ausgerüſtet, den Entſchluß, ſich die Oberherrſchaft, wenn auch nicht über ganz Lothringen, doch wenigſtens über einen Theil deſſelben wieder zu verſchaffen. Im Jahre 1168 ſuchte er den Grafen Heinrich von Namur, genannt der Blinde, zu zwingen, ihn als Oberherrn anzuerkennen. Dieſer weigerte ſich trotzig und bereitete ſich zum Kriege; der Graf von Hennegau, ſein Schwager, unterſtützte ihn dabei und er zog nun gegen Gottfried zu Felde. Die beiden Herren begegneten einander 1170 in der Nähe des Dorfes Carnieres bei Fontaine-l'Evèque, an der Grenze von Brabant und Hennegau. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher mehr als zweitauſend Brabanter das Leben einbüßten. Gottfried mußte fliehen und ward bis Brüſſel verfolgt. Unter dieſen ſchlimmen Umſtänden verlangte er ſelbſt Frieden. Der Krieg endete jedoch nicht, denn kaum war Gottfried geſchlagen, ſo wollte der Herzog von Limburg mit Gewalt den Grafen von Luxemburg nöthigen, ihn als Oberherrn anzuerkennen. Auf die Weigerung Heinrichs des Blinden, Grafen von Namur und Luxemburg, zog der Herzog von Limburg plötzlich mit einem Heere gegen ihn und überrumpelte ihn dermaaßen, daß er ſich nach Metz flüchten mußte. Als Baudewyn der Muthige, Graf von Hennegau, das vernahm, eilte er mit ſeinen Kriegern herbei, beſiegte den Herzog von Limburg und belagerte denſelben in der Stadt Arlon, in die er ſich geworfen hatte. Mittlerweile verwüſtete Jener einen großen Theil von Limburg, Alles in Brand ſteckend. Der Herzog ſah ſich endlich 1172 zur Uebergabe gezwungen, mußte eine bedeutende Geldſumme als Entſchädigung zahlen und verpflichtete ſich, Heinrich dem Blinden zu huldigen für das Land von Arlon, das er von der Grafſchaft Namur zu Lehen hielt. In Folge deſſen ward die Belagerung aufgehoben. Gottfried ließ nun ebenfalls ſeine Anſprüche auf die Oberherrſchaft fahren und das innere Belgien blieb ſeitdem in verſchiedene unabhängige Grafſchaften getheilt, ohne daß an eine politiſche Einheit zu denken war.

Als Gottfried in der Wiege 1190 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Heinrich, mit dem Beinamen der Streitbare, als Herzog von Brabant.

Philipp von dem Elſaß, Graf von Flandern, zeigte ſich dem Volke ſehr geneigt; er fuhr fort in dem gewichtigen, bereits von ſeinem Vater begonnenen Werke, die Freiheiten der verſchiedenen flämiſchen

Gemeinen einander gleich zu machen; die meiſten Keuren oder Freiheitsbriefe wurden erneut, und wo Freiheit mangelte, verlieh er dieſelbe. Viele Städte verdanken ihm ihre erſte politiſche Conſtitution. Obendrein hatte er den flämiſchen Handel von allen Banden befreit, ſo daß dieſer ſich nun weithin ausdehnen konnte, durch ſeine ſiegreichen Kriege gegen Holland, ſeine Wachſamkeit gegen die Seeräuber und die Vorrechte, welche die Fläminger durch ihn auf dem Rhein erlangt hatten. Die Geſchichtſchreiber geben ihm den herrlichen Namen der größte Geſetzgeber Flanderns, nicht bloß, weil er die Gemeinen regelmäßiger einrichtete, ſondern auch weil er ſtrenge und gute Geſetze gab gegen alle Miſſethäter, Räuber, Diebe und Mörder. Er war mit Eliſabeth, der Erbin des Vermandois, vermählt. Dieſe Grafſchaft ward eine Zeitlang zu Flandern gefügt und vergrößerte Philipps Macht anſehnlich.

Im Laufe des Jahres **1177**, als Saladin, der große Feldherr der Türken, Jeruſalem bedrohte, zog Philipp mit ſeinen vornehmſten Edelleuten nach Jeruſalem, dem König Baudewyn zu Hülfe. Er erwarb ſich großen Ruhm durch ſeine Tapferkeit und würde vielleicht das Reich von Jeruſalem ſehr ausgedehnt haben, hätten die chriſtlichen Ritter nicht durch ihre Uneinigkeit ſeine Bemühungen vereitelt. Die Chroniken erzählen, daß Philipp von dem Elſaß, ehe er das heilige Land verließ, mit ſeinen Mannen nach dem Berge Sinai wallfahrtete; auf der Rückkehr wurde er von einem türkiſchen Anführer, Namens Nobilio, überfallen. Philipp wehrte ſich mannhaft, ſchlug die Türken aus dem Felde, tödtete eigenhändig den Nobilio und entriß ihm ſeinen Schild, auf welchem ein ſchwarzer aufſteigender Löwe im goldenen Felde abgebildet war. Dieſen Schild aufhebend und ſeinen Kampfgenoſſen zeigend, erklärte er, daß er zum Andenken an den Sieg fortan dieſes Wappen für ſich und ſeine Nachkommen annehme. Der ſchwarze aufſteigende Löwe im goldenen Felde iſt noch jetzt das Wappen von Flandern; vor dem Siege des Grafen Philipp von dem Elſaß beſtand daſſelbe aus fünf blauen Streifen auf goldnem Felde mit einem Schildchen in der Mitte. Wahrſcheinlich war der Löwe als Wappen ſchon früher in Flandern bekannt, denn man findet ihn auf Siegeln von Robrecht dem Frieſen im Jahre 1072.

In ſeinen Verhältniſſen zu ausländiſchen Fürſten beging Philipp Unvorſichtigkeiten, die das erſte Stück aus dem ſchönen Körper von Flandern riſſen. Durch König Ludwig **VII.** von Frankreich zum Vormunde des jungen Philipp, des Thronerben, eingeſetzt, ſcheint er in dieſem Umſtande ein Mittel geſehen zu haben, Flanderns Einfluß auf Frankreich zu vermehren. Er vermittelte eine Heirath zwiſchen dem jungen Philipp und ſeiner Nichte Iſabella von Hennegau und gab ihr, um ſich großmüthig zu zeigen, einen anſehnlichen Theil des walloniſchen Flandern, die Städte Arras, Bapaume, Arien, Terouen, St. Omer und die Grafſchaften Hesdin und Lens als Brautſchatz mit; dieſer Brautſchatz war der Urſprung des Landes Artois, aber auch der Urſprung einer langen Reihe von Unannehmlichkeiten für Belgien. Der Graf von Flandern regierte eine Zeit lang Frankreich als Vormund des jungen Königs, doch nicht ohne Widerſtand zu finden. Die alte Königin, Philipps Mutter, war neidiſch darüber, die Herrſchaft in den Händen des Grafen zu ſehen; ſie wiegelte einige mächtige franzöſiſche Lehnsherren gegen ihn auf, und unter Anderen den Grafen von der Champagne, der ſich ihm mit gewaffneter Hand entgegenſtellte. Endlich brachte ſie es ſogar dahin, daß ihr Sohn ſich weigerte, ſeinen Vormund noch länger anzuerkennen, und in ſeinem eigenen Namen zu regieren begann. Philipp von dem Elſaß verließ Frankreich und kehrte nach Flandern zurück, ſich raſch zum Kriege vorbereitend, der unvermeidlich folgen mußte. Dies thaten ſeine Feinde ebenfalls und man bemühte ſich auf beiden Seiten, ſo viele Bundesgenoſſen wie möglich zu gewinnen. Der Graf von Flandern erhielt Hülfe von den Herzögen von Brabant und Burgund, den Grafen von Hennegau und Namur und mehreren Anderen; den jungen König von Frankreich unterſtützten der Graf von der Champagne und deſſen Freunde, ſowie der König von England. Die Fläminger zogen 1181 durch Frankreich beinahe bis nach Paris und eroberten unterweges alle Städte und feſten Schlöſſer. Das franzöſiſche Heer zeigte ſich, um ſie zu bekämpfen, aber es ward durch Vermittelung des Königs von England ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, in Folge deſſen Jeder in ſein Land zurückkehrte bis zum Jahre 1182, wo der Zwiſt von Neuem anhob, wegen des Todes der Gemahlin des

Grafen von Flandern, Eliſabeth von Vermandois. Die Schweſter derſelben, Eleonora, verlangte das Vermandois als ihr rechtmäßiges Erbe, und hatte, um den Beiſtand des Königs von Frankreich zu gewinnen, dieſem heimlich einen Theil davon geſchenkt. Seinerſeits wollte der Graf von Flandern die Mitgift ſeiner verſtorbenen Gattin nicht herausgeben und beharrte dabei, das Vermandois müſſe ihm bleiben, ſo lange er lebe. Während ſich nun Jeder zum Kriege rüſtete, bemühte ſich der König von Frankreich wiederholt, Baudewyn von Hennegau auf ſeine Seite zu ziehen, indem er ihm bald Verſprechungen machte, bald ihn bedrohte, er würde ſeine Tochter Iſabella verſtoßen, wenn er der Krone Frankreich feindlich geſinnt bliebe. Da Philipp von dem Elſaß Wittwer war und keine Kinder hatte, ſo erbte Baudewyn von Hennegau die Grafſchaft Flandern durch ſeine Gattin Margarethe von dem Elſaß, Philipps Schweſter. Trotzdem verband er ſich dennoch mit dem Könige von Frankreich gegen ſeinen Schwager. Dieſer, mit Recht darüber erbittert, verſuchte Baudewyn um die Erbſchaft zu bringen und vermählte ſich zu dieſem Zwecke mit Mathilde, der Tochter des Königs von Portugal, der er als Heirathsgut das Land Waes nebſt einigen zwanzig Städten gab.

Mathilde verließ Portugal in der Mitte deſſelben Jahres mit ſechszehn ſchönen Schiffen, welche ſämmtlich eine ſehr reiche Ladung führten. Unterweges, jenſeits Cherbourg, einem Hafen der Normandie, ward dieſe Flotte von franzöſiſchen Schiffen, deren Befehlshaber, obwohl Edelleute, Seeräuberei trieben, angegriffen und dreizehn ihrer Fahrzeuge als Beute nach Cherbourg aufgebracht. Die Braut des Grafen war ſelbſt in großer Lebensgefahr geweſen und langte betrübt und noch voller Angſt zu Sluys in Flandern an. Philipp ſtellte ſich, als er es vernahm, eine Zeitlang, als ob er ſich Nichts daraus mache. Kaum waren jedoch die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber, als er auch ſchon ein Flotte rüſtete, in See ſtach, die Stadt Cherbourg eroberte und dort Alles verwüſtete. Obendrein nahm er alle Edeln und Seeleute, die bei dem Raube betheiligt geweſen, 400 an der Zahl, gefangen und führte ſie mit ſich nach Flandern. Der König von Frankreich entflammte in heftigem Zorn, als ihm die Kunde davon ward. Er ſandte ſogleich die

Grafen von Alençon und von Harincourt nach Flandern und ließ Philipp von dem Elſaß melden, er ſolle augenblicklich ſämmtliche Gefangene ohne Ausnahme loslaſſen, oder der König würde ihn ſelbſt gefangen nach Paris führen. An ſolche Sprache nicht gewöhnt, ward der Graf von Flandern ſehr erbittert und nahm ſich vor, den Geſandten des Königs zu zeigen, welches Gewicht er auf ſolche Drohungen lege. Demzufolge reiſte er mit ihnen nach der Seeküſte, wo ſich die Gefangenen in Haft befanden, ließ ſie den franzöſiſchen Grafen vorführen, ihnen ſämmtlich die Köpfe abſchlagen und ihre Körper an den Galgen hängen oder auf das Rad flechten. Dann ſagte er zu den beſtürzten Grafen, welche ſelbſt zwei Söhne unter den enthaupteten Seeräubern hatten, ſie möchten nun ihrem Könige getreulich Bericht erſtatten von dem, was ſie geſehen. Der franzöſiſche Monarch empfand dieſen Hohn ſehr tief und ließ, um ſich ſicher an dem Grafen von Flandern rächen zu können, ganz Frankreich ſich zu einem großen Kriege rüſten.

Noch in demſelben Jahre 1185 fiel der Graf von Flandern in den Hennegau ein, verwüſtete das Land zum Theil und belagerte Baudewyn in der Stadt Bergen (Mons), konnte dieſelbe jedoch nicht überwältigen und hob gegen den Winter die Belagerung wieder auf. Im folgenden Jahre zog er mit einem Heere nach Frankreich, in welchem ſich die ganze bewaffnete Landmacht von Flandern befand und das hunderttauſend Mann ſtark war. Der König kam ihm mit einem anſehnlichen Heere entgegen und meinte die Fläminger zu überrumpeln; aber er wurde in einer entſcheidenden Feldſchlacht an der Oiſe beſiegt und in die Flucht geſchlagen. Man ſchloß einen kurzen Waffenſtillſtand, und als dieſer abgelaufen war, zog der König von Frankreich mit einer noch größeren Macht nach Flandern gegen Philipp von dem Elſaß. Die beiden Heere lagerten eine Zeitlang einander gegenüber, ohne ſich anzugreifen. Darüber ungeduldig werdend, ſandte der Graf von Flandern Herolde zu dem Könige, um ihn zur Schlacht aufzufordern. Er weigerte ſich auf den Rath ſeiner Vaſallen und begann mit Philipp wegen des Friedens zu unterhandeln. Endlich wurde eine Uebereinkunft getroffen, welche beſtimmte: daß man dem Grafen von Flandern die Städte Peronne und St. Quentin laſſen und der König von Frankreich das übrige Vermandois beſitzen ſolle. Dieſen Vertrag brach Philipp jedoch noch in demſelben Jahre, theils weil er ihn nicht für vortheilhaft genug hielt, theils weil der König wieder andere Forderungen machte. Der Graf von Flandern rüſtete ſich von Neuem zum Kriege und Kaiſer Heinrich IV. von Teutſchland wollte ihm Beiſtand leiſten. Als der König von Frankreich dies vernahm, trat er das Vermandois an Philipp von dem Elſaß für deſſen Lebenszeit ab und Nichts ſtörte ſeitdem mehr ihren Frieden.

Mittlerweile entſpann ſich in einem anderen Theile von Belgien die Urſache zu langem Zwiſte und Kriege. Graf Heinrich der Blinde von Namur hatte von ſeiner erſten Gemahlin keine Söhne bekommen, mit ſeiner zweiten Gattin lebte er aber in Unfrieden und ſah ſie nie. Unter dieſen Umſtänden hatte er ſeinen Neffen Baudewyn den Muthigen zum Erben angenommen, aber, als er einſt von einer ſchweren Krankheit genas, rief er ſeine Gattin zurück, lebte in Frieden mit ihr und zeugte 1187 eine Tochter, welche den Namen Ermeſinde erhielt. Voll Freude und Glückſeligkeit über die Geburt dieſes Kindes, dem er ein Erbtheil zu ſichern wünſchte, hob nun Heinrich der Blinde ſeinen erſten Beſchluß wieder auf und verlobte die junge Ermeſinde dem Grafen von der Champagne, den er zu ſeinem Nachfolger ernannte, nach Namur kommen und von den Edeln als ſeinen rechtmäßigen Erben anerkennen ließ.

Als nun der Graf von Hennegau ſich dadurch ſeiner Hoffnungen beraubt ſah, wandte er ſich an den Kaiſer von Teutſchland und brachte es bei ihm dahin, daß er die Grafſchaft Namur zum Leben erhielt. Heinrich der Blinde, der Beiden nicht Widerſtand zu leiſten wagte, da ſie ihm zu mächtig waren, ließ ſich in Unterhandlungen ein. Man ſchloß einen Vertrag, in welchem ausgemacht wurde, daß Baudewyn der Muthige im Beſitz des Landes Namur bleiben, Ermeſinde aber mit ihrem Gatten das Land Luxemburg erhalten ſolle. Bald nachher bereute es jedoch Heinrich ſchon wieder, dies eingegangen zu ſein; er brach daher ſogleich ſein Wort und rief den Grafen von der Champagne mit einem Heere nach Namur. Baudewyn ließ ſeine Feinde nicht lange im Beſitz des ihm zuerkannten Landes; er kam raſch aus dem Hennegau mit bedeutenden Truppen, belagerte ſeinen Oheim Heinrich in Namur und zwang ihn, ſein (Baudewyns) Recht auf die Grafſchaft Namur zu beſtätigen. Der alte Heinrich gab dem Anſcheine nach ihm wohl einen Augenblick Recht, keineswegs aber ſein Vorhaben auf. Er verband ſich mit dem Herzoge von Brabant, Heinrich dem Streitbaren, und rüſtete ſich nun mit deſſen und des Grafen von der Champagne Hülfe, gegen ſeinen Neffen zu Felde zu ziehen. Es ward jedoch durch die Vermittelung des Kaiſers 1188 ein feſter Friede geſchloſſen und Baudewyn von den Edeln von Namur als Erbe dieſer Grafſchaft anerkannt.

Im Jahre 1190 zog Philipp von dem Elſaß mit einer großen Zahl chriſtlicher Fürſten und Ritter zum zweiten Mal nach dem heiligen Lande. Er vermehrte den Ruhm ſeiner Tapferkeit daſelbſt durch viele Heldenthaten, ward jedoch 1191 zu Ptolemais von der rothen Ruhr hingerafft.

Philipp von dem Elſaß hatte Flandern drei und zwanzig Jahre lang allein regiert. Unter ſeiner Herrſchaft hatte dieſes Land die höchſte Staffel des Wohlſtandes, des Reichthums und der Macht erklommen. Leider iſt ſeine Regierung der Schluß der friedlichen Entwickelung des Volks. Flanderns herrliche Laufbahn iſt nicht zu Ende, aber ſie wird ungleich und beſäet mit traurigen Unfällen; die Fürſten ſind von nun an nicht mehr die Väter ihrer Unterthanen, ſie verhandeln den Ruhm des Vaterlandes für die Gunſt des Königs von Frankreich; die Nachkommen Baudewyns mit dem eiſernen Arm werden zu furchtſamen Hofſchranzen eines fremden Fürſten; das Volk, die Günſtlinge Frankreichs haſſend, kämpft bald in blutigen Empörungen Jahrhunderte lang gegen den franzöſiſchen Einfluß und rächt an ſeinen ausgearteten Fürſten und Edeln die Erniedrigung Flanderns. Dieſes ſchöne Land, bis jetzt das Vorbild aller politiſchen und bürgerlichen Tugenden, verwandelt ſich in einen Schauplatz der Verwirrung, des Haſſes und der Ungeſetzlichkeit. Philipp von dem Elſaß muß die erſte Zerſtückelung Flanderns zugeſchrieben werden; durch ſeine unbeſonnene Schenkung, die er ſeiner Nichte Iſabelle, Königin von Frankreich, machte, wurde faſt das ganze Land Artois nebſt vielen Stadten des walloniſchen Flandern auf immer mit der franzöſiſchen Krone vereinigt.

Baudewyn VIII. von Hennegau, mit dem Beinamen der Muthige, wurde 1191 Graf von Flandern durch ſeine Gemahlin Margaretha von dem Elſaß, Schweſter des verſtorbenen Grafen Philipp. Mit ſeiner Thronbeſteigung verdüſtert ſich Flanderns Zukunft. Dieſer Uebergang der Krone an ein anderes Haus war ein Unglück und der Urſprung mannichfacher Erniedrigungen des Vaterlandes, das ſich fortan der Herrſchſucht Frankreichs Preis gegeben ſah, ohne mehr von dem mächtigen Schwerte ſeiner Grafen beſchützt zu werden.

Sechstes Capitel.

Erniedrigung und Theilung von Flandern unter franzöſiſchem Einfluß. — Politiſche Entwickelung von Brabant unter den Heinrichen. — Zwiſtigkeiten zwiſchen den Dampierres und den d'Avesnes. — Schlacht von Woeringen.

Von 1191 bis 1279.

Durch Baudewyn den Muthigen wurden Flandern und Hennegau nun zum zweiten Mal unter demſelben Scepter vereinigt. Dieſer Fürſt ſtammte von den alten Grafen von Flandern ab und gehörte zu dem Geſchlecht der Baudewyns. Die Fläminger begrüßten ihn deswegen auch mit großer Freude und beeilten ſich, ſeine Gemahlin Margaretha von dem Elſaß als Erbin des verſtorbenen Grafen anzuerkennen, trotzdem daß der franzöſiſche Hof den Beſitz von Flandern forderte, ſich auf die Eheacten ſtützend, welche bei der Vermählung Jſabella's von Hennegau mit dem Könige waren abgeſchloſſen worden. Die Franzoſen brachten noch in demſelben Jahre ein großes Heer auf, und zogen nach Flandern, um die Grafſchaft einzunehmen; Baudewyn, obwohl der Muthige genannt, gab bei dieſer Gelegenheit keine Beweiſe muthiger

Tapferkeit: denn, trotzdem daß die flämiſchen Städte ihm jeglichen Beiſtand gelobten und ihn größtentheils angingen, den kränkenden Forderungen des franzöſiſchen Hofes Widerſtand zu leiſten, ging er doch nach Paris zu dem Könige von Frankreich, um ihm wegen Flanderns zu huldigen. Der König empfing ihn ſehr ſchlecht, und er hielt es für gerathen, eiligſt nach Flandern zurückzufliehen, aus Furcht in den Kerker geworfen zu werden. Hieraus würde ſich gewiß ein ſchwerer Krieg entſponnen haben, wenn ſich nicht einige einflußreiche Biſchöfe der Sache angenommen hätten, durch deren Vermittelung ein Vergleich zu Stande gebracht wurde, deſſen Annahme eine ewige Schande für Baudewyn und ein ewiger Schade für Flandern ward. In Folge deſſelben trat Baudewyn das ganze Artois nebſt den Herrſchaften St. Omer, Lens, Hesdin und einen großen Theil des ſüdlichen Flandern an Frankreich ab. Mathilden von Portugal, Altgräfin (verwittweter Gräfin) von Flandern, ſollten als Witthum die Städte Lille, Caſſel, Veuren, Belle, Sluys und noch einige andere zugeſprochen werden. So ward die herrliche und mächtige Grafſchaft Flandern in drei Theile geſchieden und ihr Grundgebiet auf immer zerſtückelt. Baudewyn zerriß auch mit eigenen Händen und durch ſeine Schwachheit den ſchönſten Theil Belgiens. Seine Unterwürfigkeit ging noch weiter; er erkannte das eigene Flandern als Lehen, das er vom Könige von Frankreich hielt, an und zahlte dieſem fünftauſend Mark Silber als Lehnsgeld. Wohl iſt es wahr, daß der Hochmuth Philipps von dem Elſaß die erſte Urſache dieſer Zerſtückelung geweſen, aber dieſer Fürſt hatte aus freiem Willen das walloniſche Flandern ſeiner Nichte und ſeiner Gemahlin Mathilde geſchenkt; hier war alſo nur verderbliche Unbeſonnenheit, doch keine Schwäche. In ähnlichem Falle mit Baudewyn würde er gewiß Flandern gegen den König von Frankreich vertheidigt haben, während der Letztere ſich ſo begierig auf die Freundſchaft des Königs zeigt, daß ſelbſt keine Feigheit ihm zu ſchwer ſcheint um ſie zu gewinnen. Es ließ ſich vermuthen, daß die Flaminger ihre Erniedrigung nicht kaltblütig anſahen; die Verachtung und Geringſchätzung des Volkes ward dem neuen Grafen zu Theil; unter der Hand ſuchte man die Mittel zu finden, ihn vom Throne zu ſtoßen und einen Fürſten auf denſelben zu ſetzen, der im Stande ſei, die abgeriſſenen Theile von Flandern wieder zu gewinnen. Die Genter erhoben ſich gegen ihn und weigerten ſich, ihn länger als Graf anzuerkennen: er beruhigte ſie endlich dadurch, ihnen ſo viele und ſo wichtige Privilegien zu geſtatten, daß er dadurch faſt aller Herrſchaft über dieſe Stadt entſagte. Unter Anderem verlieh er ihnen das Recht, ihre Stadt und ihre Häuſer zu befeſtigen, wie es ihnen gut däuchte; ſowie ferner, daß ſie ihm nicht in den Krieg zu folgen brauchten, wenn er über die Schelde ziehe, und endlich, daß ſie nur hinſichtlich des Caſtells Nieuwburg in Gent in einiger Beziehung zu ihm blieben. Dieſe erſte Zerſtückelung erregte wahrſcheinlich den Glauben, daß Flanderns Fall nahe ſei, denn von allen Seiten machten die Fürſten Anſprüche auf den einen oder anderen Theil der Grafſchaft. Heinrich der Streitbare, Herzog von Brabant, gab ſich die größte Mühe, um bei dem Kaiſer durchzuſetzen, daß das Land von Aelſt, früher Eenham, wieder zu Lothringen gefügt und dadurch von Flandern getrennt würde; Graf Dietrich von Holland ſcheute auch keine Anſtrengungen, die zeeländiſchen Inſeln von dem Kaiſer zum Lehen zu erhalten; kurz es war als ob Jeder ſich beeile, ein Stück von dem gekränkten Flandern zu bekommen. Der Kaiſer ſchlug glücklicher Weiſe dieſe Forderungen ab; denn Baudewyn hatte weder Muth noch Luſt, dieſe Angriffe mit gewaffneter Hand von Flandern abzuwehren. Ein Herr von Gent, Namens Zegher, hatte das Caſtell von Gent, Nieuwburg, eingenommen und wollte es trotz den Drohungen des Grafen nicht wieder herausgeben. So ſehr hatte der Haß des Volkes Baudewyn aller Macht beraubt, daß er ſich mit ſeinem Unterthan in Unterhandlungen einließ und ihm vortheilhafte Friedensbedingungen gewährte. Ehe das Jahr zu Ende war, ſandte Baudewyn ſeinen älteſten Sohn zum Kaiſer, um ihm die Huldigung für den nördlichen Theil von Flandern zu leiſten.

Da die Fläminger eines Fürſten müde waren, der durch ſeine Kniebeugungen das Vaterland entehrt hatte, ſo wandten ſie öffentlich ihre Neigung dem Herzog Heinrich von Brabant zu. Dieſer hatte ſich durch Beweiſe von Willenskraft und großer Unverzagtheit Anſehn erworben; obendrein war er der Gemahl von Mathilde von Boulogne, der Nichte Philipps von dem Elſaß, und hatte durch dieſe Verbindung einiges Erbrecht auf Flandern erhalten. Er fiel 1194 in das Land von Aelſt ein und eroberte die ganze Strecke ſüdlich von der Schelde. Baudewyn zog gleichfalls in das Feld und belagerte die Stadt Nivelles (Nyvel), ward aber von Heinrich dem Streitbaren zurückgetrieben. Hierauf folgte ein Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden Feinden.

In dieſem Jahre fanden zu Gent große Empörungen und Uneinigkeiten Statt, ſo daß die Bürger ſogar gegen einander ihre Häuſer befeſtigten und mit Schießlöchern verſahen. Täglich fielen blutige Raufereien und Ermordungen vor, welche dieſe Stadt mit gewiſſem Untergange bedrohten.

Während der Dauer des Waffenſtillſtandes zwiſchen Heinrich III. von Brabant und Baudewyn verſammelte Heinrich der Blinde ein Heer, um die Grafſchaft Namur, welche er 1188 Baudewyn abgetreten hatte, wieder zu erobern. Der alte Fürſt, der alle dieſe Anſtrengungen machte, um ſeiner Tochter Ermeſinde ein hübſches Erbe zu hinterlaſſen, hatte ſich mit Herzog Heinrich von Limburg und anderen Grafen verbündet, welche ihm ſämmtlich Beiſtand leiſteten. Am meiſten hatte er hinſichtlich des guten Erfolges dieſer Unternehmung auf die Hülfe ſeines Bundesgenoſſen, des Herzogs von Brabant, gerechnet, aber der Waffenſtillſtand hinderte den Letzteren ſich in das Feld zu begeben. Baudewyn zog mit hennegauiſchen und flämiſchen Truppen nach Namur und ſtieß in der Mitte des Jahres 1194 bei dem Dorfe Neuville auf Heinrichs Heer. Die Schlacht, welche dort geliefert wurde, war blutig und hartnäckig, und obwohl Baudewyns Streitmacht bei Weitem nicht ſo zahlreich war, wie die ſeiner Feinde, ſo trug er doch nichtsdeſtoweniger einen entſcheidenden Sieg davon und bewies bei dieſer Gelegenheit, daß er das Schwert beſſer als den Scepter zu führen wiſſe. Herzog Heinrich von Limburg wurde nebſt ungefähr hundert Edeln gefangen genommen. Nach dieſem entſcheidenden Treffen kamen der Herzog von Brabant und der Graf von Flandern im Caſtell von Halle zuſammen und ſchloſſen einen Frieden, durch den der Herzog ſeine Anſprüche auf Flandern fahren ließ unter der Bedingung, daß Baudewyn anerkenne, das Land Aelſt von Flandern zum Lehen zu halten. Obwohl er ſich als den mächtigſten Fürſten betrachten konnte und noch eben den Sieg über ſeine

Feinde davon getragen hatte, nahm Baudewyn die Bedingung an: man möchte ſagen, es ſei ſeine Beſtimmung geweſen, Flandern zu erniedrigen und zu zerſtückeln.

Im Jahre 1194 ſtarb Margaretha von dem Elſaß und ein Jahr ſpäter Baudewyn, ihr Gemahl. Ihr älteſter Sohn, Baudewyn IX., ſpäter B. von Conſtantinopel genannt, erbte Flandern und Hennegau. Ihr zweiter Sohn Philipp erhielt Namur unter der Bedingung, daß er dieſe Grafſchaft als Lehen von Hennegau halte.

Trotz dem Haſſe, den die Fläminger gegen den verſtorbenen Fürſten gehegt hatten, begrüßten die Städte Flanderns die Thronbeſteigung ſeines Sohnes mit jubelnder Freude. Der junge Fürſt hatte ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters deutlich gezeigt, wie ſehr es ihn ſchmerze, den ſchönen Boden Flanderns zerſtückelt und verkürzt zu ſehen, und dem Rathe der Edeln und den Wünſchen des Volkes Gehör gebend ausgeſprochen: er wolle ſich Mühe geben, die abgeriſſenen Theile der Grafſchaft durch die Gewalt der Waffen wieder zu gewinnen. Zuerſt ſchien er jedoch nicht eben zum Kriege geneigt, ſondern bemühte ſich, ſeinen Zweck durch Unterhandlungen zu erreichen. Er begab ſich zu dem Könige von Frankreich, leiſtete ihm Huldigung für Flandern und ſtellte ihm vor, die Fläminger ſeien ſehr aufgebracht über den Verluſt von Artois und ſeine Unterthanen würden ihn zum Kriege zwingen, wenn man ihren Forderungen nicht nachgäbe. Der König beruhigte ihn mit freundlichen Worten und ſchönen Verſprechungen und beſchenkte ihn mit der Grafſchaft Mortange, ſo daß Baudewyn nach Flandern zurückkehrte, ohne etwas Entſcheidendes bewirkt zu haben. Während des Jahres 1196 herrſchte in Flandern große Theuerung in Folge vieler Ueberſchwemmungen; damals zog eine beträchtliche Anzahl flämiſcher Familien nach der Küſte der Oſtſee und ließ ſich einer Gegend nieder, welche ſie Oſterland nannten. Auch ſpäter noch fanden ſolche Ueberſiedelungen Statt; flämiſche Geſetze und Sitten machten ſich dort einheimiſch und Städte erhielten flämiſche Namen, welche man heutigen Tages noch dort findet.

Als Graf Baudewyn vom Hofe des Königes heimgekehrt war, ohne etwas Bedeutendes ausgerichtet zu haben, begannen die Edelleute und das Volk zu murren und eine drohende Haltung anzunehmen. Da er nun ſah, daß König Philipp nicht auf friedlichem Wege ſich beſtimmen laſſe, ſo beſchloß er ſich der Macht der flämiſchen Waffen zu bedienen und ſammelte ein beträchtliches Heer. Mittlerweile erklärte der König von England, Richard Löwenherz, Frankreich den Krieg. Die Fläminger, dieſe Gelegenheit ergreifend, ſchloſſen ein Bündniß mit ihm um gemeinſchaftlich den Feind zu bekämpfen. Die Engländer machten dem Könige Philipp genug in der Normandie zu ſchaffen, während Baudewyn mit den Flämingern und Hennegauern in Frankreich einfiel und bis nach Compiegne hin Alles verwüſtete. Auf der Heimkehr unterwarf er ſich die Städte Peronne, Douay, St. Omer und einige andere noch, belagerte eine Zeit lang Arras und langte endlich, noch in demſelben Jahre 1197, mit reicher Beute in Gent an. Die Bürger dieſer Stadt beſchwerten ſich über den Wappenſchild, welchen der Graf führte, indem er als Fürſt zweier Grafſchaften das Wappen von Hennegau auf demſelben Schilde neben dem flämiſchen Wappen trage. Dies wollten ſie nicht dulden und brachten auch wirklich Baudewyn dazu, fortan nur den ſchwarzen Löwen von Flandern allein im Schilde zu führen. Hier vernahm er auch, daß der König von Frankreich mit einem beträchtlichen Heere gegen Flandern anrücke. Er zog ihm entgegen und wich dann wieder vor ihm bis Ypern zurück. Dieſer Rückzug war eine Kriegsliſt, durch die er ſeinen Feind in moraſtiges Land lockte, ihn auf allen Seiten durch Ueberſchwemmungen mit Waſſer umringte und ſein Heer wie in einem Netze fing. Philipp, voll Scham ſich ſo überliſtet zu ſehen, bot Frieden an. Die Fürſten kamen zu Belle zuſammen und der König von Frankreich ging alle Bedingungen ein, welche die Fläminger ihm machten. Man ließ ihn nun ruhig und ungeſtört mit ſeinem Heere nach Frankreich kehren. Kaum befand er ſich jedoch wieder in Sicherheit, als er auch ſchon erklärte, den Vertrag von Belle nicht halten zu wollen. Dieſer Betrug veranlaßte nun, daß man von Neuem wieder zu den Waffen griff.

Unterdeſſen ward die Grafſchaft Namur durch Philipps Anſtiften auch in Krieg verwickelt. Thibaud, Graf von Bar, war mit Ermeſinde, Tochter des alten Grafen von Namur, Heinrichs des Blinden, vermählt werden, nachdem ihr erſter Verlobter, der Graf von der Champagne, die Verbindung wieder gelöſt hatte. Dieſer Thibaud zog nun auf Anrathen des Königs 1197 mit einer anſehnlichen Streitmacht gegen Philipp von Flandern, damaligen Grafen von Namur, ward jedoch gezwungen, unverrichteter Sache wieder heim zu kehren. Da jedoch Philipp, dem ſein Bruder Baudewyn jetzt keinen Beiſtand leiſten konnte, die ferneren Folgen des Krieges fürchtete, ſo trat er mit dem Grafen von Bar in Unterhandlung und trat dieſem vorläufig, bis auf Weiteres, einen Theil des Gebietes von Namur ab. Als dies geſchehen war, zog er mit einigen Namur'ſchen Truppen ſeinem Bruder zu Hülfe, der bereits gegen den König in das Feld gerückt war und einige Städte eingenommen hatte, fiel jedoch nicht weit von Lens in einen Hinterhalt und ward mit zwölf ſeiner Ritter von den Franzoſen gefangen genommen. Dies hinderte jedoch Baudewyn nicht vorzurücken und noch einige andere Städte einzunehmen. Dieſer Krieg ſchien langwierig zu werden und würde auch wohl ſo bald kein Ende gefunden haben, hätte nicht die Gräfin Maria von Flandern es übernommen, ihn durch ſanftere Mittel zu beſeitigen. Sie war ſeit 1186 mit Baudewyn vermählt und eine Tochter der Schweſter des Königs. Heimlich begab ſie ſich zu dem Könige von Frankreich, erhielt zuerſt Philipps und ſeiner Genoſſen Freilaſſung von ihm und wußte ihre Abſicht ſo vortrefflich zu erreichen, daß die beiden Fürſten 1199 in Peronne zuſammenkamen und Frieden ſchloſſen. Dem Könige blieb Arras und deſſen Umgegend, das nun fortan Frankreich zugehörte und die Grafſchaft Artois ausmachte. Flandern erhielt durch dieſen Frieden ungefähr die Hälfte ſeiner Beſitzungen im walloniſchen Flandern zurück, namentlich die Städte Douay, St. Omer und Arien mit allen Umgebungen; die Grafen von Ghynes, von Ardres, von Lylers, von Richebourg und von Gorge und der Herr von Bethune mußten fortan wie zuvor Flandern als Vaſallen huldigen. Dieſen Frieden empfingen die Fläminger voll Freude und Dankbarkeit gegen ihren Grafen, deſſen Tapferkeit dem Grundgebiete des Vaterlandes beinahe die vorige Ausdehnung wieder gewonnen hatte. Er verdiente die Liebe ſeiner Unterthanen auch noch in anderer Hinſicht; durch ihn wurden verſchiedenen hennegauiſchen und flämiſchen Städten bedeutende Vorrechte zugeſtanden zum Beſten des Handels und der Gewerbe; er ſtellte die Abgaben von den Waaren zu Brügge und Gent feſt, führte in ganz Flandern daſſelbe Maaß und Gewicht ein und erließ noch mehrere andere Geſetze, um größere Regelmäßigkeit in die Handelsverhältniſſe ſeiner Unterthanen zu bringen.

Um dieſe Zeit ungefähr fand ein großer Aufruhr zu Veurne (Furnes) Statt. Mathilde, Altgräfin von Flandern, die das Land von Veurne als Witthum beſaß, hatte wiederholt ſo ſchwere Abgaben auferlegt, daß das Volk ihr endlich den Gehorſam verweigerte und die Waffen gegen ſie ergriff. An der Spitze der Bürger von Veurne befand ſich ein gewiſſer Blaeuwvoet, ſeine Anhänger nannten ſich die Blaeuwvoeter (Blaufüßer); die Anderen dagegen, die der Gräfin treu geblieben waren, die Ingeryker, nach ihrem Haupte, Sighebert Ingeryk. Das Volk beging 1201 viele Räubereien und Verwüſtungen, erſchlug Mathildens Mannen und ſteckte den Prinzenhof zu Veurne in Brand. Graf Baudewyn ſtillte den Aufruhr zwar augenblicklich, rottete ihn aber nicht aus; beide Parteien beſtanden fort und warteten nur auf Gelegenheit.

In demſelben Jahre ſandte der Papſt Abgeordnete durch ganz Europa, um die Chriſten zum vierten Male zu einem Zuge nach dem gelobten Lande aufzufordern. Zwei Jahre lang rüſteten ſich die Fürſten dazu; 1203 begann dieſer Kreuzzug, der ſich jedoch anders geſtaltete, da die Kreuzfahrer, anſtatt nach Paläſtina zu ziehen, Conſtantinopel einnahmen, um den vertriebenen Kaiſer Iſaak wieder auf den Thron zu ſetzen. Als dieſer Fürſt geſtorben und auch ſein Nachfolger Alexis bei einem Aufruhr umgekommen war, erwählten die Kreuzfahrer 1204 einſtimmig Baudewyn zum Kaiſer des griechiſchen Reiches. Am 16. Mai deſſelben Jahres ward er mit außerordentlicher Feierlichkeit von dem päpſtlichen Legaten in der Sophienkirche zum Kaiſer ausgerufen und gekrönt. Von dieſer Zeit an erhielt er den Namen Baudewyn von Conſtantinopel. Er trug nur zwei Jahre die Kaiſerkrone und ward 1206 auf Befehl des Königs der Bulgaren, der ihn in einer Schlacht beſiegt hatte, im Kerker ermordet. In Flandern wußte man von dieſer Ermordung Nichts; es lief nur das Gerücht um, daß er in einer Schlacht bei Adrianopel plötzlich vermißt worden und daß es ungewiß, ob er todt oder ein Gefangener ſei.

Graf Baudewyn hatte keine Söhne; ſeine älteſte Tochter Johanna, nach ihm Johanna von Conſtantinopel genannt, war die Erbin ſeiner Staaten; ſeine zweite Tochter Margaretha wurde erſt während ſeiner Abweſenheit geboren; Beide waren noch minderjährig. Deshalb hatte er ſeinen Bruder Philipp von Namur zum Reichsvogt ernannt, um Flandern und Hennegau bis zu Johanna's Mündigkeit zu verwalten, und ihm zu gleicher Zeit zwei vornehme Edelleute als Räthe und Genoſſen beigeſellt, nämlich Bosſchaert von Avesnes, Unterdiakonus zu Doornik und ſpäter berühmt als Ritter, und Wilhelm von Hennegau, ſeinen Oheim. Unter Anderem war, höchſt wahrſcheinlich auf Betrieb des Volkes, feſtgeſtellt worden, daß die jungen Gräfinnen das Caſtell zu Gent bewohnen mußten.

Ehe Baudewyn von Conſtantinopel ſo elend umkam, hatte Brabant mit Holland Krieg geführt. Der Graf von Geldern war von Herzog Heinrich gefangen genommen, dieſer jedoch ſpäter ſelbſt geſchlagen worden. Nachher hatte er indeſſen, unterſtützt von Philipp, Reichsvogt von Flandern, und den Biſchöfen von Cöln und Mainz, die Holländer beſiegt und deren Grafen zum Gefangenen gemacht. Dieſer Krieg, in welchem Heinrich ſich großen Ruhm erwarb, endete 1203. Es ward ein für ihn ſehr vortheilhafter Friede geſchloſſen. Mittlerweile wiederholten ſich aber die Aufſtände zu Veurne in Flandern zwiſchen den Blaeuwvoeters und den Ingerykers, und es kam zu einem Treffen zwiſchen den beiden feindlichen Parteien, in welchem die Blaeuwvoeters, die Widerſacher der Altgräfin Mathilde, vernichtet wurden.

Kurze Zeit vor dem Tode Baudewyns von Conſtantinopel begann der König von Frankreich heimlich ſeinen Plan auszuführen, welcher Flandern zum Theil ſeiner Herrſchaft und ganz ſeinem Einfluſſe unterwerfen ſollte. Um Philipp, dem Reichsvogt von Flandern, zu ſchmeicheln und ihn für ſich zu gewinnen, verſprach er ihm ſeine eigene Tochter Maria zur Gemahlin, mit der Bedingung, daß er ihm die beiden jungen Gräfinnen übergäbe, unter dem Vorwande, daß dieſe am franzöſiſchen Hofe erzogen werden ſollten. Philipp durchſchaute die Abſicht und ſah leicht ein, daß man den flämiſchen Fürſtenkindern die franzöſiſche Erziehung nur zum Vortheile Frankreichs geben wolle, um, wenn man ſich einmal der Erbinnen des flämiſchen Thrones bemächtigt, ſpäter der Neigung Flanderns ſich leichter verſichern und dieſe für franzöſiſche Zwecke ausbeuten zu können. Leider ſtammte er von den Gunſt ſuchenden hennegauiſchen Baudewyns ab und ſein Eigennutz war mächtiger als ſeine Vaterlandsliebe. Er beeilte ſich den verrätheriſchen Anſchlag auszuführen und brachte 1205 heimlich die jungen Gräfinnen nach Frankreich. Aber der gerechte Fluch und die geſetzliche Rache eines freien und tapferen Volkes zertraten der Schlange den Kopf. Philipp ward mit Schmach und Schande aus Flandern und dem Hennegau gejagt; die Verachtung und der Haß der Edeln und der Bürger waren ſo innig und ſo allgemein, daß er auch nicht einen Freund mehr behielt. Augenblicklich ernannten die Fläminger Bosſchaert von Avesnes zum Reichsvogt; dieſer hatte bereits den geiſtlichen Stand verlaſſen und von König Johann von England den Ritterſchlag erhalten. Die Städte Flanderns, ſowie die Edeln, ſchickten Geſandte, um die Rückkehr der jungen Gräfinnen zu bewerkſtelligen, aber Philipp, dem wohl bekannt war, daß die Fläminger beabſichtigten, Johanna mit dem Sohne ſeines Feindes, des Königs von England, zu vermählen, weigerte ſich entſchieden ihrem Verlangen zu willfahren. Er ſelbſt vermählte ſie mit Ferrand von Portugal, dem Neffen Mathildens, der Gemahlin Philipps von dem Elſaß. Sobald dieſe Vermählung in Paris Statt gefunden hatte, wollte der König den neuen Grafen zwingen, ihm die Städte Arien (Aire) und St. Omer abzutreten. Ferrand, der dieſen Betrug nicht erwartet hatte und ein ſtolzer, muthiger Mann war, weigerte ſich, willigte jedoch endlich, durch die Drohungen des Königs dazu bewogen, ein. Nun ſandte der König die Neuvermählten mit großen Ehren und unter dem Geleite ſeines Sohnes Ludwig nach Flandern. Unterweges hielt dieſer junge Fürſt dieſelben in Peronne gefangen und zog eilig mit Truppen nach St. Omer und Arien, die es ihm auch ohne viele Mühe glückte zu überrumpeln. Dann ließ er Johanna mit ihrem Gemahl wieder frei. Tief erzürnt ſchwur Ferrand in Gegenwart der flämiſchen Edeln, daß er nie mehr einem Franzoſen trauen und ſich wegen dieſes Treubruches rächen wolle. Im Hennegau und in faſt allen Städten Flanderns ward er mit Herzlichkeit empfangen; als er aber ſeinen Einzug in Gent halten wollte, ſchloſſen ihm die Einwohner die Thore vor der Naſe und ließen ihm ſpöttiſch ſagen: Sie hätten keinen Grafen, wohl aber eine Gräfin, die Tochter des Kaiſers Baudewyn von Conſtantinopel; zwar ſei es ihnen als ein Gerücht zugekommen, daß Johanna durch den König von Frankreich an einen Fremdling verkauft worden, ſie könnten aber nicht glauben, daß eine Vermählung Statt gefunden habe, da ſie, zufolge ihrer Rechte und Herkommen, darüber nicht um Rath gefragt worden ſeien; wenn er künftig mit ihrer Gräfin käme, würden ſie ihn aufnehmen, jetzt riethen ſie ihm aber, raſch fortzuziehen, falls er ſich nicht ihrem Zorne Preis geben wolle. Ferrand mußte, trotz ſeiner heftigen Erbitterung darüber, die Umgegend der Stadt verlaſſen. Er zog nach Tournay, ward aber, bei der Tafel ſitzend, ſo unerwartet von einem Haufen Genter überfallen, daß er ſich von Neuem gezwungen ſah, bis nach der Stadt Lille zu fliehen. Bald darauf kehrte er jedoch, von der Gräfin Johanna und einer großen Heeresmacht begleitet, nach Gent zurück. Die Genter öffneten ihm die Thore, empfingen ihn als ihren Fürſten und verpflichteten ſich, zur Entſchädigung 300,000 Gulden zu bezahlen. Bei dieſer Gelegenheit drangen ſie aber dem Grafen ein neues Vorrecht ab, nämlich, daß ihre Schöffen nicht mehr erblich ſein, ſondern jährlich von dem Volke neu gewählt werden ſollten, wie dies bereits ſeit 1290 zu Ypern geſchah. Etwas ſpäter ward ihnen auch zugeſtanden, daß ihre Obrigkeit aus neun und dreißig Mitgliedern beſtehen ſolle, nämlich dreizehn Schöffen, dreizehn Rathsherren und dreizehn Mitgliedern außer Dienſt. Jedes Jahr mußten dieſe Magiſtratsperſonen ihr Amt ändern; die Schöffen traten außer Dienſt, die Rathsherren wurden Schöffen und die Mitglieder außer Dienſt Rathsherren, und ſo alljährlich weiter. Man nannte dieſe Obrigkeit die Neun und dreißig.

Um die Urſache und Art der Ereigniſſe dieſer Zeit und des folgenden Jahrhunderts zu begreifen, muß man wiſſen, daß ſich ſeit einigen Jahren in ganz Belgien, beſonders aber in Flandern, zwei Parteien gebildet hatten, durch deren faſt unaufhörliche gegenſeitige Bekämpfung ſpäter faſt alle Begebenheiten ſich geſtalteten. Die Edeln, welche ſich ſtets der Entwicklung der Macht des Volkes widerſetzt hatten, ſahen jetzt mit großem Aerger und Neid, wie die reichen Gemeinen bei jeder Gelegenheit, vermittelſt ihrer Reichthümer und ihrer Waffen, ihren Willen durchſetzten und wie dem flämiſchen Adel allmählig alle ſeine Vorrechte geraubt und er bald ohne allen Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes ſein würde. Von den Gemeinen um ihres Franzoſenthums willen gehaßt und genau bewacht, durften die Edelleute das geſchriebene Recht nicht um ein Haar breit überſchreiten, oder die Stimme und der Arm des Volkes erhob ſich gegen ſie. Der Unterſchied zwiſchen dem flämiſchen und dem franzöſiſchen Adel war ſehr bedeutend; in Frankreich war der Adel mächtig, reich und in voller Blüthe; er gab damals Europa das Vorbild aller Pracht des Ritterthums, vergeudete ungeheures Geld in glänzenden Turnieren und Feſtlichkeiten und hatte noch hinreichende Herrſchaft über die Leibeigenen auf dem platten Lande, um aus ſeinen Beſitzungen die nöthigen Summen für dieſen Aufwand, trotz dem Murren und den Klagen der Gemeinen, ſchöpfen zu können. Kein Wunder alſo, daß die flämiſchen Edeln, um ihre Stellung zu verbeſſern, ſich unter franzöſiſche Herrſchaft wünſchten, um gleich den franzöſiſchen Rittern, beſchützt von dem Könige, ihre verlorene Uebermacht wieder zu gewinnen. Nicht alle Edelleute hatten ſo unpatriotiſche Geſinnung, aber obwohl die Zahl derjenigen, welche den Haß gegen die Franzoſen theilten, groß war, ſo wurden ſie dennoch ſämmtlich als Feinde der Bürgerfreiheit betrachtet. Auf der andern Seite zeigten ſich, wie wir bereits geſehen, die Grafen von Flandern ſelbſt ſeit der Thronbeſteigung der hennegauiſchen Baudewyne meiſt Frankreich geneigt, und es läßt ſich mit Recht vermuthen, daß die Hoffnung auf noch größere Herrſchaft Schuld an dieſer ſchädlichen Richtung war. Das Volk gab ſpäter den franzöſiſch geſinnten Edelleuten und den wenigen Bürgern, die zu denſelben hielten, den Namen Leliaerts (Liliarden), weil ſie den Lilien (das Wappen Frankreichs) zugethan waren. Ihrerſeits hatten die Gemeinen deutliche Einſicht von dem Treiben des Adels, den ſie daher mit dem bitterſten Haſſe betrachteten; ſie merkten ſehr wohl, daß jener Flandern nur mit Frankreich verknüpfen wolle, um die Volksfreiheit zu beſchränken oder zu vernichten. Sie vereinigten ſich demgemäß auch zu einer entgegengeſetzten Partei, deren Kennzeichen die Erbitterung gegen Frankreich und gegen den Adel, ja gegen den Grafen ſelbſt war. Um ſich von den Leliaerts zu unterſcheiden, gab ſie ſich bald darauf den Namen Klaeuwaerts (Klauarden) nach den vorgeſtreckten Klauen des Löwen auf dem vaterländiſchen Wappen.

Ferrand, den die Fläminger zuerſt mit Widerwillen empfangen hatten, gewann ſich bald die allgemeine Liebe und Neigung des Volkes durch ſeinen Haß gegen die Franzoſen, den er bei jeder Gelegenheit zeigte. Er rief die heftigſten Feinde Frankreichs an ſeinen Hof und ſuchte unter der Hand ſich mit anderen Fürſten gegen den König zu vereinigen; unter Anderen verband er ſich mit Johann, König von England, gegen den Philipp von Frankreich damals, 1213, eine Flotte rüſtete. Als dieſer Letztere bereits eine anſehnliche Macht geſammelt hatte, erſuchte er Ferrand, mit den Flämingern zu ſeinem Heere zu ſtoßen, erhielt jedoch eine abſchlägliche Antwort. Erzürnt darüber und die Beweggründe des Grafen von Flandern vermuthend, ſtand Philipp von dem Kriege gegen England ab, um Ferrand, der nicht zur Gegenwehr bereit war, mit einem Schlage zu zerſchmettern, und fiel plötzlich in Flandern ein, wo er Caſſel, Ypern und Brügge eroberte, während eine Flotte von faſt 1200 Schiffen die Stadt Damme einnahm, welche damals ein Seehafen war. Darauf zog er nach Gent um es zu belagern, aber Johann von England ſandte mittlerweile Ferrand Hülfstruppen; vereint griffen nun die Fläminger und die Engländer die franzöſiſche Flotte an, eroberten vierhundert Schiffe und ſandten ſie nach England. Als der König dies vernahm, gab er die Belagerung von Gent auf, warf ſich, von den Brabantern unter ihrem Herzog, Heinrich dem Streitbaren, unterſtützt, auf Ferrands Truppen, ſchlug ſie und zwang den Grafen, ſich nach Walcheren in Zeeland zu flüchten; dann ließ er durch die ihm gebliebenen Schiffe die Stadt Damme in Brand ſtecken, bemächtigte ſich Gents und einiger anderer flämiſcher Städte und kehrte darauf nach Frankreich zurück, hie und da einige Beſatzung zurücklaſſend. — Noch in demſelben Jahre kehrte Ferrand aus Zeeland zurück mit dem Reſte ſeines Heeres und holländiſchen Hülfstruppen unter der Anführung ihres Grafen Wilhelm. Er wurde freundlich in

Gent, Brügge, Damme und einigen anderen Städten empfangen und führte den Krieg mit wechſelndem Glücke bis 1214. In den Zwiſchenräumen dieſes Feldzugs fand er noch Zeit, die Fläminger und Hennegauer gegen Heinrich den Streitbaren, Herzog von Brabant, zu führen, wegen eines Zwiſtes hinſichtlich der Herrſchaften Moha und Waleff, welcher ſich zwiſchen dieſem Fürſten und dem Biſchof von Lüttich entſponnen hatte. Heinrich hatte ein Jahr früher die Stadt Lüttich erobert und geplündert, war jedoch durch den Grafen von Flandern wieder daraus vertrieben worden und nun ſeit Ferrands Flucht nach Zeeland von Neuem gegen den Biſchof Hugo von Pierrepont zu Felde gezogen. Dieſer, eine zweite Eroberung der Stadt fürchtend und unerſchrockener Art, nahm ſich vor, einen entſcheidenden Verſuch zu machen: er holte die große Fahne von St. Lambrecht aus der Kirche, rief die Bürger auf, ihm zu folgen, und zog ſeinem Feinde entgegen; unterweges ſtießen Hülfstruppen von Dinant und Hoey (Huys), ſo wie des Grafen von Looz zu ihm. Im Felde von Montenaken bei St. Truijen (St. Trond) trafen ſich die beiden Heere und ein mörderiſches Gefecht fand Statt. Die Lütticher, durch den Anblick ihrer heiligen Fahne und die Gegenwart ihres Biſchofs ermuthigt, kämpften wie die Löwen und erſchlugen die Brabanter faſt ſämmtlich. Der Herzog flüchtete in Folge dieſer Niederlage nach ſeiner Hauptſtadt Brüſſel, ſah ſich aber bald darauf dort von dem Grafen von Flandern belagert, der ſich wegen des Beiſtandes rächen wollte, den Jener Frankreich geleiſtet. In dieſer äußerſten Noth und aller Hülfsmittel entblößt, erhielt er den verlangten Frieden unter der Bedingung, Mitglied eines Bündniſſes gegen Frankreich zu werden. Er übergab demgemäß ſeine beiden Söhne Heinrich und Gottfried als Geißeln dem Grafen Ferrand, welcher ſie im Caſtell zu Gent gefangen hielt.

Der Letztere hatte den Herzog von Brabant mit Wohlbedacht zur Feindſchaft gegen Philipp gezwungen: dadurch that er der Macht ſeines Verfolgers bedeutenden Abbruch. Man ging damals unter den Fürſten damit um, einen Bund gegen Frankreich zu Stande zu bringen, und fand ſo viele Theilnehmer, daß man ſich bereits im Stillen in das franzöſiſche Reich getheilt hatte. Der Kaiſer von Teutſchland, der König von England, die Herzoge von Brabant und von Limburg, die Grafen von Boulogne und von Holland, ſo wie Ferrand, Graf von Flandern und Hennegau, vereinigten ſich, das franzöſiſche Gebiet zu erobern und zu theilen. Frankreich kam in die äußerſte Gefahr: noch nie hatte es ſo viele und ſo mächtige Feinde zugleich gehabt. Aber der Stern dieſes ausgedehnten Reiches ſollte noch lange glänzen; es war ihm nicht beſtimmt, ſchon ſo früh auf ſeiner Laufbahn gehemmt zu werden. Die Bundesgenoſſen verſammelten ſich zu Valenciennes und brachten ein Heer von 150,000 Mann auf: von ſeiner Seite zog ihnen Philipp mit 80,000 Mann entgegen, meiſt Reiterei, während die Verbündeten mehr Fußvolk hatten. Eine furchtbare Schlacht fand Statt auf der Ebene von Bovines, zwiſchen Lille und Doornik (Tournai) am 26. Juli 1214. Nach vielen Wechſelfällen und mancher Heldenthat auf beiden Seiten erlitten die Verbündeten eine Niederlage: der Kaiſer und der Herzog von Brabant retteten ſich durch die Flucht; Ferrand und ſehr viele flämiſche und teutſche Herren wurden gefangen; 36,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld.

Wie ein Miſſethäter ward der unglückliche Ferrand gebunden nach Frankreich gebracht und dort im Louvre zu Paris eingekerkert, nachdem man ihn unter Spott und Hohn in den Straßen umhergeführt hatte. Es ließ ſich befürchten, daß Flandern jetzt gänzlich an Frankreich käme, da Philipps Abſicht durchaus geweſen zu ſein ſchien, dies ſchöne Land an ſich zu reißen; aber welche Urſache es auch gehabt haben möge, dies geſchah nicht, und das flämiſche Gebiet erlitt keine Verringerung. Es wurde ein fünfjähriger Waffenſtillſtand zwiſchen den vornehmſten Fürſten geſchloſſen und Flandern darin begriffen. Ferrand allein ward ausgenommen und blieb zwölf Jahre lang ein Gefangener im Louvre zu Paris. Seine Gattin Johanna von Conſtantinopel, welche Frankreich ſehr geneigt war, übernahm die Regierung von Flandern und Hennegau; ſie beſaß weder die Achtung noch die Liebe des Volkes, aber die Bürger waren damals zu muthlos, um ihren Haß durch Gewalt oder Aufruhr zu erkennen zu geben.

Bis jetzt hatte Boſchaert von Aveſnes, früher Reichsvogt von Flandern, mit Margaretha, Johanna's Schweſter, gelebt und zwei

Söhne, Johann und Baudewyn, mit ihr gezeugt, trotzdem daß der Papſt ihre Ehe als nichtig anerkannt, weil er früher die geiſtlichen Weihen empfangen. Seine Kinder wurden jedoch ſpäter für rechtmäßig erklärt. Er gab ſich alle erdenkliche Mühe, um die päpſtliche Genehmigung ſeiner Ehe mit Margaretha zu erlangen, aber der Pabſt beharrte bei ſeiner Weigerung und ſprach 1215 den Bann der Kirche über ihn aus. Noch in demſelben Jahre ließ die Gräfin Johanna ihm zu Rüpelmonde das Haupt abſchlagen und Margaretha ward drei Jahre ſpäter mit Wilhelm von Dampierre, einem vornehmen franzöſiſchen Edelmanne, vermählt.

Während das Land ſich jetzt hinlänglich eines muthloſen Friedens erfreute, that Johanna ihr Möglichſtes, um ihren Gatten Ferrand aus ſeiner Haft zu befreien; ſelbſt der Pabſt bemühte ſich als Vermittler und Fürſprecher: aber Philipp blieb taub gegen alle Bitten. Als dieſer Fürſt 1223 geſtorben war, hoffte man, daß ſein Sohn Ludwig VIII. nicht ſo hartherzig ſein würde; auch zeigte er ſich wirklich zu Unterhandlungen in dieſer Hinſicht geneigt.

Im folgenden Jahr ward Flandern durch ein ſeltſames Ereigniß beunruhigt. Es verbreitete ſich nämlich die Kunde, daß Baudewyn, Kaiſer von Conſtantinopel und Graf von Flandern, welcher in der Schlacht von Adrianopel verſchwunden war, zurückgekommen ſei; man erzählte ſich, wie er in Armenien, als Sklave vor den Pflug geſpannt, von einigen oſtſeeiſchen Kaufleuten erkannt und erlöſt worden ſei. Diejenigen, welche den vermeintlichen Baudewyn geſehen, verſicherten, es wäre der Kaiſer ſelbſt. Die Nachricht erregte große Freude unter dem Volke und durch ganz Flandern verbreitete ſich der Jubel über die Rückkehr des Grafen, der ſolchen Heldenmuth gezeigt und das Vaterland durch ſeine ruhmreichen Thaten verherrlicht hatte. In vielen Städten wurde er als der rechtmäßige Fürſt empfangen; der König von England ordnete Geſandten zu ſeiner Anerkennung an ihn ab. Als dies Alles faſt ein Jahr gewährt hatte, lud Johanna den angeblichen Baudewyn nach Peronne vor König Ludwig. Hier ward er ſcharf inquirirt und man behauptete, Beweiſe zu haben, er ſei ein gewiſſer Bertrand von Rains, der bis dahin als Einſiedler in einer Klauſe zwiſchen Balenciennes und Tournay gewohnt und ſeine große Aehnlichkeit mit Baudewyn zu ſeinem Vortheil benutzt habe. Als er ſah, daß ihm nichts Gutes bevorſtehe, floh er zur Nachtzeit heimlich aus Peronne, wurde aber bald darauf gefangen genommen und 1225 zu Lille öffentlich an den Galgen gehängt. Das Volk beſchuldigte Johanna — wer kann wiſſen ob mit oder ohne Grund — des Vatermordes und viele Chroniken behaupten, es ſei Baudewyn ſelbſt geweſen, den ſie aus Herrſchſucht und um die Regierung nicht aus den Händen geben zu müſſen, habe hinrichten laſſen. Es iſt unmöglich, die Wahrheit an den Tag zu bringen. — König Ludwig von Frankreich willigte endlich ein, durch einen zu Melun geſchloſſenen Vertrag dem unglücklichen Ferrand die Freiheit wieder zu geben, aber unter ſolchen erniedrigenden Bedingungen, daß die Fläminger, über Frankreichs Hochmuth erbittert, dieſelben mit Verachtung verwarfen. Ferrand blieb gefangen bis nach dem Tode König Ludwigs VIII. Dann wurde durch die Fürſprache der Königin Blanca eine Uebereinkunft getroffen, kraft welcher ſich die Gräfin von Flandern verbindlich machte, Frankreich 25000 Livres Pariſis als Entſchädigung zu bezahlen; in Folge einiger anderer Bedingungen, welche bereits in dem ſchändlichen Vertrage von Melun enthalten waren, erkannte Flandern ferner Frankreichs Oberherrſchaft an, und dieſe Uebereinkunft galt fortan als Grundlage der politiſchen Beziehungen zwiſchen beiden Reichen. Im Jahr 1226 erhielt nun Ferrand die Freiheit wieder, nachdem er zwölf volle Jahre im Kerker des Louvre zu Paris zugebracht. Er führte die flämiſchen und hennegauiſchen Truppen ſiegreich nach Brabant und Namur wegen einiger unerheblicher Erbſchaftszwiſtigkeiten und ſtarb 1233 ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Im Jahre 1235 ſegnete Heinrich der Streitbare, Herzog von Brabant, das Zeitliche in hohem Alter, nachdem er beinahe fünfzig Jahr regiert hatte. Dieſer Fürſt, der ſich während ſeines wechſelreichen Lebens den Ruhm großer Tapferkeit erwarb, verdiente nicht minder das Lob ſeiner Unterthanen um der Wohlthaten willen, die er ihnen erzeigte, indem er ihnen Privilegien und Geſetze gab, welche die Städte von Brabant raſch den beſten und freieſten Städten Flanderns an die Seite ſtellten und Jedem Sicherheit für Leben und Habe gewährten. Bereits ſeit 1192 hat er die Stadt Vilvoorden mit gewichtigen Vorrechten begabt und damit den erſten Stein zur Begründung der Gemeinefreiheit im inneren Belgien gelegt. Die **Keure**, welche er 1229 Brüſſel verlieh, ſorgt für Alles und iſt ein kurzes, aber für jene Zeit außerordentlich ſchönes Geſetz. Niederteutſch oder, wie man damals in Flandern ſagte, **dietſch** abgefaßt, zeigt ſie uns, daß man ſich der Mutterſprache auch bereits in Staatsſchriften bediente. Der ſechſte Artikel dieſes Geſetzes lautet: **Wat Wive enen Man sloge, si waers omme twintigh Schellingen worde sys verwonnen; ofte si moeste geketende stenen draghen van hare Prochie in d'ander.** — Als Probe der Sprache haben wir ihm hier ein Plätzchen eingeräumt.

Heinrich I. dem Streitbaren folgte ſein Sohn Heinrich II. der Großmüthige. Dieſer ſetzte das Werk ſeines Vaters fort und verlieh den Städten Brabants gleichfalls viele Vorrechte.

Johanna, welche durch Ferrands Tod wieder Flandern und Hennegau regierte, vermählte ſich 1237 mit Thomas von Savoyen, Oheim der Königin von Frankreich; bald darauf ſtarb ſie jedoch 1244 ohne Erben zu hinterlaſſen. Die Grafſchaften Flandern und Hennegau kamen nun an Margaretha, ihre Schweſter. Dieſe war Wittwe ſowohl des enthaupteten Bosſchaert d'Avesnes, wie auch ihres zweiten Gatten Wilhelm von Dampierre. Von beiden hatte ſie Söhne. Aus dieſem Verhältniß mußte ſich ein langwieriger Bürgerkrieg entſpinnen, da die Dampierre's ihre Brüder von mütterlicher Seite, die d'Avesnes, als Baſtarde betrachtet haben wollten, trotzdem daß der Papſt ſie für legitim erklärt hatte und ſie demzufolge als die beiden älteſten Söhne die Erben der beiden Grafſchaften waren. Dies Letztere ſtimmte jedoch nicht mit Margarethens Wünſchen überein, welche ihre Kinder zweiter Ehe außerordentlich liebte und dagegen die Söhne ihres erſten Ehebettes bitter haßte. Sie wählte daher den König von Frankreich zum Schiedsrichter zwiſchen ihren Söhnen, und dieſer Fürſt, der ſeinen Vortheil dabei im Auge hatte, wenn er ſich Margarethens Wünſchen geneigt zeigte, entſchied 1246, daß die Kinder des d'Avesnes Hennegau nach ihrem Tode beſitzen, die Söhne Dampierre's dagegen die Grafſchaft Flandern erben ſollten. Durch dieſen Ausſpruch wurden die beiden Grafſchaften getrennt und Frankreich freute ſich über den großen Abbruch, den es einer Macht zugefügt, die ihm aus natürlichen Gründen feindlich geſinnt bleiben mußte.

Mittlerweile ſtarb Heinrich der Großmüthige, Herzog von Brabant, 1247, ſehr betrauert von ſeinen Unterthanen, deren Wohlfahrt er ausgebreitet und vermehrt hatte; ſein Sohn Heinrich, genannt der Friedfertige, folgte ihm in der Herzogswürde nach. Ungefähr um dieſe Zeit 1246 verloren die Chriſten die heilige Stadt Jeruſalem, deren Beſitz auf die Aegyptier überging.

Johann, der älteſte d'Avesnes, behauptete mit Recht, alleiniger Erbe der Grafſchaften Flandern und Hennegau zu ſein und weigerte ſich, der Entſcheidung des Königs ſich zu unterwerfen. Von Graf Wilhelm von Holland unterſtützt, ſammelte er ein Heer, erklärte ſeiner Mutter den Krieg und fiel in das Land Waes ein, das er eroberte, ohne daß Margaretha ihm Widerſtand zu leiſten vermochte. Sie ſah ſich wirklich aller Hülfe beraubt, denn der König von Frankreich, der heilige Ludwig, war mit allen ſeinen Vaſallen gegen die Ungläubigen gezogen und ihr älteſter Sohn zweiter Ehe, Wilhelm von Dampierre, begleitete ihn. In dieſer Noth erkaufte ſie den Frieden mit 60,000 Gulden. Dies nützte ihr jedoch wenig, denn der Graf von Holland, der zu gleicher Zeit als römiſcher König Teutſchland regierte und deshalb behauptete, über das kaiſerliche Flandern verfügen zu können, gab 1252 die Lande Aelſt und Waes, die zeeländiſchen Inſeln und die Grafſchaft Namur dem Johann d'Avesnes. Die Grafſchaft Hennegau zeigte ſich bereit, ihr gleichfalls den Gehorſam aufzukündigen und ihren Sohn Johann anzuerkennen. Da ſie dem hennegauiſchen Adel und den dortigen Obrigkeiten nicht länger traute, ſo ſandte ſie dreihundert Fläminger nach Hennegau, um die bedeutendſten Aemter daſelbſt zu bekleiden; aber die Hennegauer empörten ſich und ſchlugen ungefähr hundert von den neuen Amtleuten todt, die Uebrigen aus der Grafſchaft verjagend. Dann ergriffen ſie die zurückgebliebenen Frauen der Fläminger, ſchnitten ihnen die Naſen ab und ſandten ſie ſo, furchtbar entſtellt, Margaretha wieder. Die Fürſtin entflammte bei dem Anblick dieſes Greuels in furchtbarer Wuth und wandte alle ihre Kräfte an, um ein beträchtliches Heer aufzubringen. Sie hatte ſelbſt Rache zu nehmen für den Tod ihres älteſten Sohnes, Wilhelm von Dampierre, der ein Jahr früher bei ſeiner Rückkehr aus Aegypten im Hennegau ermordet worden war. Johann d'Avesnes hatte, ihrer Vermuthung nach, großen Antheil an dieſem Morde. Im Jahre 1253 zog ein bedeutendes Heer gegen die Holländer und Johann d'Avesnes nach Zeeland und es fand ein heftiges Treffen Statt, in welchem die flämiſche Macht beinahe gänzlich vernichtet wurde. Die zwei Söhne Margarethens und Dampierre's fielen in die Hände ihrer Feinde und 20,000 Mann fanden den Tod in dieſer blutigen Schlacht. Dadurch ſtieg Margarethen's Gram und Aerger ſo, daß ſie die Grafſchaft Hennegau an Karl von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, wegſchenkte, unter der Bedingung, ihr gegen ihre Söhne erſter Ehe beizuſtehen. Karl von Anjou fiel demzufolge in Hennegau ein und eroberte faſt alle Städte trotz der Gegenwehr der Einwohner; plötzlich kam aber Wilhelm, Graf von Holland, mit einem beträchtlichen teutſchen Heere ihm entgegen und bot ihm eine Schlacht an. Karl, der dieſelbe nicht anzunehmen wagte, zog wieder in ſein Land zurück, ohne etwas Bedeutendes ausgerichtet zu haben. Da Wilhelm von Holland kurz darauf in Friesland geſtorben war, ſo begann man auf beiden Seiten ſich geneigt zum Frieden zu zeigen. Man bat um die Vermittelung des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich, und dieſer entſchied zum zweiten Male, daß die Dampierre's Flandern erben und die d'Avesnes ihrer Mutter als Grafen von Hennegau folgen ſollten. Obendrein riß man wieder ein Stück von dem flämiſchen Gebiete ab; die zeeländiſchen Inſeln wurden dem jungen Florens, Grafen von Holland, gegeben und blieben von nun an mit dieſer Grafſchaft vereinigt. Ein Jahr ſpäter ſtarb Johann d'Avesnes an der Auszehrung und ſein älteſter Sohn Johann ward Graf von Hennegau.

Margaretha machte ſich allmählig bei den Flämingern beliebt, indem ſie ihnen viele Vorrechte und Freiheiten geſtattete und ihre Regierung jetzt einen langen und günſtigen Frieden zu verſprechen ſchien. Hennegau blieb ihr unterwürfig, obwohl ſie hier allgemein gehaßt und nicht anders als die ſchwarze Grete genannt wurde.

Im Jahre 1258 verkaufte Baudewyn II., Graf von Namur und Kaiſer von Conſtantinopel, dieſe Grafſchaft an Gwyde (Guido) von Dampierre, Margaretha's Sohn. Als der neue Graf ſein Land in Beſitz nehmen wollte, zogen Baudewyn d'Avesnes, Graf von Hennegau, und der Graf von Luxemburg gegen ihn zu Felde; der Krieg drohte von Neuem das Vaterland zu beunruhigen, aber man ſchloß glücklich eine Uebereinkunft, durch welche feſtgeſetzt wurde, daß Guido, der bereits Wittwer von Mathilde von Bethune war, ſich mit Iſabella, der älteſten Tochter des Grafen von Luxemburg, vermählen und Namur als Brautſchatz empfangen ſolle, unter der Bedingung, daß die Kinder ſeiner erſten Ehe Namur nicht erbten. Guido wurde nun als Grafen gehuldigt und er regierte das Land von Namur in Frieden. Kurz darauf, 1265, wurden die chriſtlichen Fürſten von dem Papſt nach Italien gerufen, um Manfred, König von Sicilien, der ein Bündniß mit den Saracenen geſchloſſen hatte, vom Throne zu ſtoßen.

Robrecht von Bethune, Guido's älteſter Sohn, führte, obwohl noch nicht achtzehn Jahr alt, die flämiſchen und hennegauiſchen Truppen nach Italien. Es kam zu einer blutigen Schlacht bei Benevent; die Feinde des Papſtes wurden geſchlagen und der junge Robrecht tödtete mit eigner Hand den Tyrannen Manfred 1296. Karl, der Bruder des Königs von Frankreich, erhielt die Königskrone von Sicilien.

Heinrich III. der Friedfertige, Herzog von Brabant, war ſeinem Vater, Heinrich II., 1249 gefolgt. Während ſeines Lebens hat er mehr als einmal ſeine Unterthanen gegen ſich aufgebracht durch willkührliche Belaſtungen; als er aber 1261 auf dem Todtenbette lag, empfand er Reue über ſeine Habſucht. Er erließ eine Keure in Geſtalt eines Teſtamentes und beſchenkte bei dieſer Gelegenheit die Brabanter mit größeren Freiheiten und Vorrechten, als ſie je genoſſen hatten. Unter Anderem enthielt dieſes Teſtament folgende gewichtige Beſtimmungen: daß kein Brabanter ohne Rechtsgeding oder geiſtliche Entſcheidung ſolle verurtheilt werden; daß ſie fortan keine außerordentlichen Abgaben zahlen ſollten, ausgenommen im Falle eines Krieges, um das Land und die Rechte des Herzogs zu vertheidigen, oder im Falle der Vermählung oder des Ritterſchlages herzoglicher Kinder. Zugleich befahl er in demſelben Teſtamente, daß man jährlich tauſend Pfund nehmen ſolle von dem Ertrage des Zeuninger Waldes und eben ſo viel aus dem öffentlichen Schatz, um alle Leute zufrieden zu ſtellen, die durch ihn irgend einen Nachtheil erlitten hätten. Während ſeiner Regierung hatte er die Herrſchaft Mecheln von dem Biſchof Heinrich für 4000 Mark Silber gekauft und mit Brabant vereinigt. Er hinterließ zwei Söhne, Heinrich und Johann. Der Erſtere folgte ihm in der Regierung nach, aber da er verkrüppelt und beinahe blödſinnig war, während ſein Bruder Johann ſich durch geiſtige und körperliche Kraft auszeichnete, ſo betrieb ihre Mutter, Adelheid von Burgund, es außerordentlich, daß Heinrich zu Johanns Beſten der Krone entſagen möge. Es bildeten ſich dadurch in Brabant zwei Parteien; Brüſſel hielt zu Johann, Löwen erklärte dagegen, daß es dem geſetzlichen Herzoge Heinrich mit Leib und Gut beiſtehen wolle und ſandte Truppen in das Feld unter der Anführung Arnolds von Weſemale. In einem Treffen zwiſchen Löwen und Mecheln wurden die von Löwen geſchlagen; Heinrich, mit dem Beinamen der Einfältige, ſtieg drei Jahre ſpäter 1267 vom Throne und wurde Mönch, um ſeinem Bruder Johann I. das Herzogthum zu überlaſſen. Dieſer junge Fürſt, ſpäter der Sieger genannt, war muthig, unverzagt und berühmt als ein ausgezeichneter Ritter. Er hatte ſich zuerſt mit Margaretha, Tochter des heiligen Ludwig von Frankreich, vermählt, doch als dieſe, ohne Erben zu hinterlaſſen, geſtorben war, heirathete er 1273 Margaretha, die älteſte Tochter Guido's von Dampierre, welche ihm zwei Söhne und zwei Töchter gebar.

Ein ſchwerer Krieg, welchen die Erbſchaft der Grafen von Limburg veranlaßte, gab ihm bald darauf Gelegenheit, ſeinen Heldenmuth zu zeigen. Waleram III., Herzog von Limburg, ſchied 1279 von der Welt und hinterließ das Herzogthum ſeiner einzigen Tochter, welche mit Reinhold, Grafen von Geldern, vermählt war. Nach dem Tode ſeiner Gattin wollte der Letztere das Herzogthum behalten, trotz den gerechten Anſprüchen Adolphs von Berg, des Neffen Walerams. Adolph, welcher die Macht nicht beſaß, ſeinen Forderungen durch Waffengewalt Nachdruck zu verſchaffen, verkaufte ſein Recht auf Limburg an Johann, Herzog von Brabant, der mächtig durch ſeine Verbindung mit dem

Hauſe Flandern, ſich rüſtete, Reinbold das Herzogthum Limburg zu entreißen. Dieſer hatte ſich viele Bundesgenoſſen geworben; in dem Heere, das er verſammelt, befanden ſich die Truppen der Grafen von Jülich, Cleve, Naſſau und Bar und des Erzbiſchofes von Cöln. Auf beiden Seiten rückte man 1283 in das Feld. Der Krieg ward hartnäckig ohne Entſcheidung bis zum Jahr 1288 geführt, wo Reinbold von Geldern den Grafen von Luxemburg auf ſeine Seite brachte, indem er ihm das Herzogthum Limburg verſprach, wenn er ihm gegen Johann von Brabant Beiſtand leiſtete. Das Haus Luxemburg war damals ſehr mächtig durch ſeinen Grundbeſitz wie durch ſeine Verwandtſchaft. Heinrich IV., der die Grafſchaft regierte, hatte ſich großen Ruhm als Krieger erworben und ſeine Hülfe verſtärkte das verbündete Heer außerordentlich. Während ſie damit beſchäftigt waren, ihre ganze Macht zu vereinigen, und allerdings ein ſehr beträchtliches Heer bildeten, belagerte Herzog Johann die Feſte Woeringen in der Nähe von Cöln. In ſeinem Heere befanden ſich fünfzehnhundert brabantiſche Ritter, die bewaffneten Bürger der Städte und einige Hülfstruppen aus den Grafſchaften Jülich und Berg. Das Heer der Bundesgenoſſen rückte gegen ihn an in drei Abtheilungen; die erſte unter dem Befehle des Grafen von Geldern, die zweite unter dem des Grafen von Luxemburg und die dritte unter dem des Erzbiſchofs von Cöln, welcher, Herzog Johann's Niederlage für unfehlbar haltend, ſpöttiſcher Weiſe einen Wagen mit Ketten nachfahren ließ, um ihn damit zu feſſeln. Eilig hob Johann die Belagerung von Woeringen auf, wählte ſich eine vortheilhafte Stellung, bildete ebenfalls drei Abtheilungen aus ſeinem Heere und redete nun, als er auf den Geſichtern der heranziehenden Feinde las, daß der Kampf bevorſtehe, die Seinigen mit flammenden Augen und Worten an, ſo daß er ihren Muth faſt bis zur Raſerei ſteigerte. Dann, vorſichtig zu Werke gehend, begann er die Schlacht. Die Bundesgenoſſen, ſich auf ihre Uebermacht verlaſſend, drangen verwegen vor; die drei Abtheilungen griffen gleichzeitig mit Heftigkeit das brabantiſche Heer an und warfen daſſelbe mit dem erſten Choc faſt zu Boden; aber des Herzogs Kaltblütigkeit hinderte den Feind, ſeine Schlachtordnung zu durchbrechen. Drei Mal griff der muthige Heinrich von Luxemburg die Brabanter an; ſchon waren ſeine drei Brüder neben ihm gefallen, ohne daß er in ſeiner Unverzagtheit wankte; endlich wandte er ſich gegen Herzog Johann ſelbſt. Die beiden Fürſten führten wüthende Hiebe auf einander; da verſetzte ein Brabanter dem Grafen von Luxemburg zwiſchen den Platten ſeines Harniſches eine tödtliche Wunde. In dieſem Augenblicke breiteten die beiden hinteren Abtheilungen des brabantiſchen Heeres ſich über das Schlachtfeld aus und umzingelten die Verbündeten. Jetzt wandelte ſich der Kampf in ein entſetzliches Blutbad um; neun Stunden lang wurde dort gehauen, geſpalten, geſtochen, zerſchmettert und gemordet. Brabant trug einen glänzenden Sieg davon; der Erzbiſchof von Cöln und die Grafen von Geldern und Naſſau wurden gefangen, und mehr als eilfhundert Ritter der Verbündeten verloren das Leben an dieſem blutigen Tage, dem 5. Juni 1288.

Durch die Schlacht von Woeringen erhielt Johann der Sieger die unbeſtrittene Herrſchaft über Limburg, das fortan mit Brabant vereinigt blieb. Nach einigen Chroniken ließ er ſeine Gefangenen mit denſelben Ketten feſſeln, die ſie ihm beſtimmt hatten. Wie dem auch ſei, die Freude in Brabant war unbeſchreiblich; Herzog Johann wurde in allen Städten von dem unaufhaltſam jubelnden Volke empfangen und ſein Ruhm verbreitete ſich durch ganz Europa. Ein ſo ſchöner Sieg blendete ihn jedoch nicht; im Gegentheil, er zeigte ſich großmüthig. Für 6000 Mark Silber ließ er den Grafen von Geldern frei, ſprach eine Amneſtie aus über alle Limburger, die gegen ihn geſtritten, und vermählte ſeine Tochter dem jungen Grafen von Luxemburg, deſſen Vater nebſt drei Brüdern den Tod in der Schlacht gefunden hatte. Durch dies kluge Benehmen ſetzte er ſich in ſeinen neuen Landen feſt und ſicherte ſeinen Unterthanen einen wohlthätigen Frieden.

Während die Herzoge von Brabant ſich bemühten, die Grenzen ihrer Staaten zu erweitern, und Flandern trotz Krieg und Aufruhr ſeine Freiheiten und ſeinen materiellen Wohlſtand vermehrte, war das Bisthum Lüttich fortwährend Störungen Preis gegeben, welche aus dem Haſſe des Volkes gegen den Adel entſprangen. Die Regierung des Biſchofs Heinrich von Geldern war eine Kette von Meutereien und Blutvergießen geweſen, welche ſämmtlich dadurch veranlaßt wurden, daß das Volk die Bürgermeiſter ſelbſt wählen wollte, während dieſe bisher von den Schöffen und aus gewiſſen adeligen Familien gewählt worden waren. Heinrich von Geldern führte ebendrein eine Lebensweiſe, wie ſie ſich nicht für einen Geiſtlichen geziemte. Pabſt Gregor X. ermahnte ihn deswegen, aber er verachtete die Weiſung, die ihm von Rom aus zukam, und ward 1274 abgeſetzt. Johann von Enghien, der nach ihm den biſchöflichen Stuhl beſtieg, ſtillte zwar eine Zeit lang den Hader. Die Ruhe ward jedoch bald auf blutige Weiſe wieder geſtört durch einen an ſich unbedeutenden Vorfall, welcher ſchreckliche Folgen nach ſich zog. Ein Einwohner der Herrſchaft Gosnes in der Grafſchaft Namur hatte auf Lüttich'ſchem Gebiete eine Kuh geſtohlen und ein Amtmann des Biſchofs, dem er in die Hände gefallen, ihn dafür aufhängen laſſen. Der Herr von Gosnes, welcher dem Biſchof das Recht abſprach, einen ſeiner Unterthanen mit dem Tode zu beſtrafen, ergriff die Waffen und wollte dem Amtmann zu Leibe; dieſer ſammelte raſch einen Trupp bewaffneter Landleute aus der Umgegend von Huy, eilte nach der Burg Gosnes und legte ſie in Aſche. Die Blutsverwandten des Herrn von Gosnes griffen gleichfalls zu den Waffen, um ihr Geſchlecht zu rächen, und der Streit erhielt eine ſolche Ausdehnung, daß Brabant, Namur und Luxemburg darin verwickelt wurden. Dieſer Krieg, welchen man den Kuhkrieg nennt, koſtete mehr als 15000 Menſchen das Leben und überſtrömte die Lüttich'ſchen Grenzen zwei Jahre lang mit dem Blute von Rittern und Bürgern. Erſt 1276 fand er ein Ende durch die Vermittelung des Königs von Frankreich. Dem Bisthum war jedoch nicht lange Ruhe vergönnt; der Biſchof zeigte ſich dem Adel geneigt und machte ſich dadurch der Geiſtlichkeit und den Bürgern verhaßt. Ein ſchmerzensvoller Tod ward ihm bereitet: 1281 verlangte Heinrich von Geldern eine Summe von ihm zurück, welche er behauptete früher dem Bisthum geliehen zu haben. Man beſtimmte eine Zuſammenkunft zu Hoegaarden; der Biſchof begab ſich dahin, aber ſtatt Heinrich dort zu finden, fiel er Geldern'ſchen Kriegsknechten in die Hände, die ihm dort auflauerten. Sie ergriffen ihn und banden ihn auf ein Pferd, das mit ihm im Galopp davon ſprengend ihn fortſchleifte, bis ſeine Seele ſeinen umhergeſchleuderten Körper verließ. Nach ihm wurde Johann von Flandern, Sohn Guido's von Dampierre, zum Biſchof gewählt; dieſer, ſtillen und friedſeligen Weſens, brachte durch ſeine Bemühungen alle Gemüther zur Ruhe.

In der Zwiſchenzeit war Margaretha, Gräfin von Flandern, 1279 geſtorben, nachdem ſie ſich in den letzten Jahren ſo viel wie möglich das Glück ihrer Unterthanen hatte angelegen ſein laſſen. Zwei Jahre vor ihrem Tode hatte die Bürgerſchaft von Gent viele Beſchwerden erhoben gegen die Schöffen der Stadt, welche, da ſie Edelleute waren, das Volk, wie es ſcheint, hochmüthig u[illegible]ngerecht behandelten. Die Gräfin, den Klagen der Bürgerſchaft Gehör gebend, änderte die Obrigkeit zu Gent, aber die entlaſſenen Schöffen beriefen ſich auf den königlichen Gerichtshof von Paris, welcher, dem Adel günſtig, Margarethens erſte Entſcheidung wieder aufhob. So ſieht man den Adel gegen die Fürſten von Flandern ſich deſſelben Einfluſſes bedienen, welchem ſich dieſe ſo unbeſonnen und feig unterworfen hatten. Ihre ſchädliche franzöſiſche Geſinnung abgerechnet, war Margaretha eine weiſe Fürſtin, gewandt, verſtändig und immer verſchlagen bei ihren Unterhandlungen mit anderen Staaten. Ihr Sohn Guido, genannt von Dampierre, der bereits die Grafſchaft Namur beſaß, wurde ein Jahr vor ihrem Tode Graf von Flandern. Johann d'Avesnes, deſſen Vater, gleichfalls Johann genannt, Margaretha's Sohn war, wie bereits erwähnt wurde, erhielt die Grafſchaft Hennegau als Erbtheil und begnügte ſich damit, ohne weitere Anſprüche auf Flandern zu machen.

Während dieſer letzten fünfzig Jahre hatten Handel und Gewerbfleiß in Belgien ein neues, bis dahin ungekanntes Leben erhalten. Die Kreuzzüge waren gleichfalls die Urſache einer weiteren Schifffahrt geworden, durch welche die Völker entlegener Gegenden mit einander in Berührung gekommen waren. Vor Allem hatte Flandern den Gipfel des Reichthums und der Wohlfahrt erklommen. Der Hafen von Damme nahm die Schiffe aller Länder des Mittelmeeres und der nördlichen Staaten auf; Brügge war gleichſam ein Stapelplatz des Welthandels, wohin die Kaufleute von zwei und dreißig fremden Reichen ihre Waare zu Markte brachten und belgiſche Waaren dafür holten. Dieſe letzteren beſtanden vorzüglich in Tuch und Leinwand verſchiedener Art, worunter

Scharlach das vorzüglichſte war. Es iſt faſt unglaublich, obwohl unzweifelhaft, daß Gent 40,000 Webſtühle beſaß und Brügge, Ypern und Ryſſel (Lille) wenig minder; alle Wolle, welche England hervorbrachte, wurde in Belgien verarbeitet. Keinen unbedeutenden Handel trieben die Fläminger mit Holland und Teutſchland; ſie beſaßen das Vorrecht, ihre Tuche in Aachen, Cöln und Duisburg frei zu Kauf zu legen und den Rhein ungehindert hinauf zu fahren. Die anderen Gegenden Belgiens, namentlich Brabant, blühten gleichfalls durch ihre Induſtrie: Brüſſel, Mecheln und Lier waren berühmt durch ihre Waffenſchmiede; man legte hohen Werth auf die Harniſche, Helme, Schwerter und Degen, die in dieſen Städten verfertigt wurden. Ferner ward dort großer Handel getrieben mit Korn, Vieh, Wein, Bier und Hanf. Die erſten Steinkohlen in Belgien waren unlängſt zu Publemont bei Lüttich gefunden worden. Dieſe letztere Stadt war der allgemeine Stapelplatz der rheiniſchen Waaren.

Durch die Entwickelung des Handels und der Induſtrie verbreitete ſich unter dem ganzen Volke Belgiens ein gewiſſer Wohlſtand, der bis in die Hütte des ärmſten Bauern hinab drang; in Flandern war es nicht einmal mehr Wohlſtand, ſondern Reichthum und Ueberfluß. Auch ſieht man in dieſer Zeit den Hochmuth der Bürger mehr zunehmen, als es für das Wohl des Landes wünſchenswerth iſt. Die Städte machen ſich durch ihre Privilegien und ihre Schätze beinahe unabhängig; die Herrſchaft des Fürſten nimmt ab und ſcheint ein leeres Wort werden zu wollen. Das gemeine Volk, mächtiger als der Adel, verachtet und haßt denſelben; der Adel, neidiſch und mißvergnügt, ſchließt ſich an Frankreich an, als den einzigen Helfer, der ihm den Sieg wieder verſchaffen kann; ſo verringern die Einwohner des Landes, ſtets in zwei Parteien zerfallen, deſſen politiſche Macht. Schwache Grafen bieten die Hand dem herrſchſüchtigen Frankreich, und Flandern ſinkt trotz aller ſeiner Wohlfahrt und legt in ſeinen Schooß die Saat des Aufruhrs, des Verderbens und der Schwäche. Brabant dagegen wächſt an Macht und politiſchem Einfluß durch das Heldenſchwert Johanns I., des Siegers von Woeringen.

Die Nationalliteratur und die Sprache begannen zu blühen, wie wir bereits angedeutet haben, und während Margaretha das Franzöſiſche an ihrem Hofe einführte und ſich ſelbſt der fremden Sprache bei politiſchen Verhandlungen in Schriften bediente, begann das **Volk** ſeine Mutterſprache feſter auszubilden. Damals war es, wo Jacob von Maerlant, einer der größten Dichter Flanderns, lebte und treffliche Werke verfaßte, welche durch Gelehrſamkeit und Geiſt glänzen. Man nannte ihn: **De vader — der dietscer dichter al te gader.** Seine bedeutendſten Schriften ſind eine Reimbibel und der **Spieghel historiael.** Er zeigte mehr Menſchen- und Natur-Kenntniß und auch mehr Forſchergeiſt als ſeine Vorgänger; er tadelt ſeine Zeitgenoſſen über ihr Wohlgefallen an den frivolen Ritterromanen, die er in Flandern um ihr Anſehn brachte, und fällt vorzüglich aus gegen die franzöſiſchen Dichter, die ſich ganz in erfundenen Erzählungen verirrt haben. Bei dieſer Gelegenheit ſagt er: **Die scone walsche valsche poëten, — die meer rimen dan si weten.** (Die ſchönen wälſchen falſchen Dichter, die mehr reimen, als ſie wiſſen.) Einen Tadel verdient indeſſen Maerlant ſelbſt, den nämlich, daß er Baſtardworte aus dem Lateiniſchen und anderen Sprachen unter das Flämiſche miſchte und ſo der Sprache viel von ihrer urſprünglichen Reinheit raubte. — Um 1175 ward die berühmte flämiſche Thierfabel **Reinaerd de Voes** von Wilhelm van Utenhove verfaßt.

Im Hennegau blühte dagegen die romaniſche oder franzöſiſche Poeſie nicht minder, vielleicht mit noch größerem Glanze als in Frankreich ſelbſt. Außer einigen früheren Dichtern, deren Werke verloren gegangen ſind, muß man vor Allem **Raoul de Houdanc** und **Chrestien de Troyes** anführen, die um 1180 lebten. Der Letztere dieſer beiden verdienſtvollen Männer erwarb ſich durch mannichfache treffliche poetiſche Leiſtungen die Gunſt der Fürſten und die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen; ihm verdankt die franzöſiſche Sprache viel von ihrer Ausbildung. Viele andere Namen guter Sänger ſtehen in den Annalen dieſes Zeitraums verzeichnet.

Die ſchönen Künſte hatten auch bereits einige, für dieſe Zeit ausgezeichnete Jünger in Belgien gefunden. Fulco, ein Mönch der Abtei St. Huibrecht (Hubert), war zu Anfang des eilften Jahrhunderts berühmt wegen ſeines ſchönen Malens mit Waſſerfarben. **Adelhart**, **Abt** von St. Trond, hatte ſich großen Ruf durch ähnliche Leiſtungen und durch Sculpturen erworben; Erembert, Abt des Kloſters zu Wauſort, war erfahren in getriebener Silber- und Goldarbeit; die Abtei St. Huibrecht beſaß eine ſchöne Orgel und gute Tonkünſtler. Die Baukunſt hatte ſich in Belgien mit dem chriſtlichen Glauben entwickelt; die älteſten gothiſchen Kirchen verkünden noch laut das Lob ihrer Erbauer; der erſte Belgier, deſſen als eines ausgezeichneten Baumeiſters Erwähnung gethan wird, iſt Hubald von Lüttich, der im eilften Jahrhundert die Kirche des Kloſters zu Stavelot nach einem neuen Plane aufführte.

Fünftes Buch.

Der Kampf der Bürgerſchaft gegen den Adel.

Erſtes Capitel.

Guido von Dampierre und Robert von Bethune, Grafen von Flandern. — Franzöſirung des Hofes von Flandern. — Krieg mit Frankreich. — Die Schlacht der güldenen Sporen. — Aufruhr in Brabant und Lüttich.

Von 1279 bis 1322.

Die Thronbeſteigung Guido's von Dampierre war ein Unglück für Flandern. Dieſer Fürſt beſaß in der That weder die Gewandtheit noch die Klugheit ſeiner Mutter Margaretha; es bedurfte einer erfahreneren und feſteren Hand um das Schiff des Vaterlandes glücklich durch alle Stürme zu ſteuern, welche die franzöſiſche Herrſchſucht ihm aufwühlte, und den Adel und das Volk von den Ausbrüchen ſeines gegenſeitigen Haſſes zurückzuhalten. Guido hatte nicht weniger als neunzehn Kinder erzeugt mit zwei Frauen, Mathilde von Bethune und Iſabelle von Luxemburg. Um dieſelben ſämmtlich deſto ehrenvoller zu vermählen und auszuſtatten, ſtrengte er ſich unabläſſig an, Geld herbei zu ſchaffen. Die Mittel, es zu erhalten, galten ihm gleich; oft borgte er es von reichen Bürgern, namentlich von einem Wechsler zu Arras, Namens Crespyn, meiſt aber verſchaffte er ſich anſehnliche Summen dadurch, daß er den Gemeinen Privilegien verkaufte. Es giebt wenige Städte in Flandern, welche ihm nicht dafür ihre Pfennige zugetragen hätten. Er trieb es ſo weit, daß er ſogar körperliche Strafen in Geldbußen umwandelte. Hier und da kaufte er Grafſchaften und Herrſchaften, wie er zuvor ſchon die Grafſchaft Namur gekauft, und ſtattete jedes ſeiner Kinder damit aus. Die Vaterliebe, die ihn beſeelte, würde an und für ſich nicht zu tadeln ſein, hätte ſie nicht alle Kennzeichen habſüchtigſter Geldgier und wäre nicht die Verminderung des fürſtlichen Anſehens und der Ehrfurcht der Unterthanen, ſowie die noch größere Schwächung des Landes ihre natürliche Folge geweſen. Man möchte vor Aerger und Unwillen weinen, wenn man bedenkt, daß das ſchöne Flandern ſeit der Thronbeſteigung der hennegauiſchen Baudewyns noch keinen Fürſten gehabt hatte, der, ſich als Fläminger betrachtend, Flandern als ſein Vaterland und nicht als ſein Familienerbtheil behandelte. Guido von Dampierre machte es noch ärger; Alles, was ihn nicht perſönlich betraf, ließ ihn gleichgültig; die Zukunft und der innere Friede des Landes kümmerten ihn nicht, wenn nur ſein Eigenthum unangetaſtet blieb und ihm hinreichend Geld einbrachte. Obendrein neidiſch auf die Macht der Volksgemeinen, wollte er in Allem das feudaliſtiſche und ſklaviſche Frankreich nachahmen, und nicht allein durch Anſchläge auf die Freiheit der großen Städte, ſondern auch in ſeiner Sitte und Lebensweiſe; die flämiſche Sprache ward von ſeinem Hofe verbannt, und ſelbſt als der große Van Maerlant lebte, begünſtigte Guido die franzöſiſchen Dichter, Minſtrels und Gaukler ſo ſehr, daß ſie in ihren Liedern von ihm ſangen: **Li jongleour devront plorer quand il mourra.** (Die Jongleurs werden Urſache haben zu weinen, wenn er ſtirbt.) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Fläminger einen ſolchen Fürſten nicht liebten und daß er den Glanz der Ehre, der dem Fürſtenthum ſo nothwendig und der Ruhe des Vaterlandes ſo heilſam iſt, in Flandern gänzlich verdunkelte und die große Urſache der Unruhen ward, die den Boden Flanderns bald darauf erſchütterten.

Zu Anfang ſeiner Regierung entſpann ſich ein Zwiſt zwiſchen ihm und Johann II. von Avesnes, Graf von Hennegau, dem der Kaiſer von Teutſchland das kaiſerliche oder Reichsflandern geſchenkt hatte; nach langen Unterhandlungen behielt Guido jedoch die Lehen.

Im Jahre 1280 verbrannte der Rathhausthurm (Halle-Thurm) zu Brügge und mit demſelben alle Freiheitsbriefe dieſer Stadt. Guido ſah darin eine gute Gelegenheit, ſich Brügge ganz zu unterwerfen, und wollte die Bürgerſchaft betrachten, als beſäße ſie keine Freiheiten mehr; obendrein hatte er bereits das Verlangen ausgeſprochen, alle Gemeinen ſollten ihm von ihren Geldern Rechenſchaft ablegen. Nachdem die Bürger von Brügge lange vergeblich um ihren Freiheitsbrief gebeten hatten, ergriffen ſie die Waffen und verjagten diejenigen Magiſtratsperſonen, die als Leliaerts oder Franzöſiſchgeſinnte für die Zwingherrnſchaft waren und dem Grafen, ohne Zuſtimmung der Gemeine, Rechnung von den Stadtgeldern ablegen wollten; Guido kam aber mit bewaffneter Macht dorthin und zwang die aufrühreriſchen Bürger, ihm eine Summe von 104,000 Gulden zu bezahlen; zugleich ließ er fünf von den Rädelsführern das Haupt abſchlagen. Kaum war er jedoch wieder fort, als auch ſchon die erbitterten Brügger ſich von Neuem zuſammenrotteten und einen gewiſſen Diederik Frankeſone ermordeten, der nach ihrer Behauptung ein Freund und Aufhetzer des Grafen war. Guido kehrte raſch nach Brügge zurück, unterwarf ſich die Bürger und legte ihnen eine neue Geldbuße von 22000 Gulden auf. Dieſer erſte blutige Aufruhr gegen den Grafen hieß: **de groote Moerlemye** und hatte zur Folge, daß in Flandern die Spaltung zwiſchen den Edeln und deren Anhängern, den Leliaerts, und dem Volke, den Klauwaerts, noch entſchiedener und unverſöhnlicher ward und daß das Volk von Brügge und den anderen großen Gemeinen den Grafen als ſeinen größten Feind zu haſſen begann. Da Guido auf ſein eignes Anſuchen von dem König von Frankreich, Philipp dem Kühnen, den Befehl erhalten hatte, den Städten von Flandern Rechenſchaft über ihre Einnahme und Ausgabe abzufordern, ſo verlangte er dies von den neun und dreißig Magiſtratsperſonen zu Gent. Da dieſe ſich deſſen weigerten, legte er der Stadt eine Geldbuße von 68000 Livres Pariſis, von denen ſie jährlich einen Theil bezahlen ſollten, auf, und ſtellte zwölf Einnehmer an, um die Abgaben zu Gent in Empfang zu nehmen. Dieſer Eingriff in die Rechte der Gemeinen machte den Grafen nicht allein bei den Bürgern furchtbar verhaßt, ſondern auch bei vielen Edelleuten, deren Familien durch Geburtsrecht zu der Obrigkeit von Gent gehörten. Im Jahr 1285 beſtieg Philipp der Schöne nach dem Tode ſeines Vaters den franzöſiſchen Thron; dieſer Fürſt war noch herrſchſüchtiger als ſein Vater und hatte es vor Allem auf Flandern abgeſehen, angehetzt durch ſeine Gemahlin Johanna von Navarra, die ſchon lange einen tiefen Haß gegen die Fläminger nährte. Bei ſeinem Regierungsantritte verlangte Philipp der Schöne die Huldigung Guido's und im folgenden Jahre die Erneuerung des erniedrigenden Vertrages von Melun. Die Fläminger trieben Guido an, Widerſtand zu leiſten und die Freiheit des Landes wieder zu erlangen; aber unter dem Vorwande, daß ein Krieg zu viel Geld koſten und das Land erſchöpfen würde, ging derſelbe nach Frankreich und beſchwor den Vertrag von Melun.

Von nun an begann Philipp der Schöne Alles zu thun, um Frankreich den vollen Beſitz Flanderns zu verſchaffen; jedes Mittel dazu war ihm recht; auf der einen Seite rüſtete er eine große Waffenmacht und ſuchte den Grafen Guy auf jede Weiſe bei ſeinen Unterthanen verhaßt zu machen; auf der anderen Seite bemühte er ſich, die Partei der Leliaerts zu vergrößern, und ſtand den Edelleuten von Flandern und den neun und dreißig Magiſtratsperſonen von Gent offenbar bei gegen den Grafen, der ſein Anſehen nun durch denjenigen ſelbſt untergraben ſah, um deſſen Gunſt er ſich bemühte. Ja, der liſtige König brachte es dahin, daß die neun und dreißig Magiſtratsperſonen von Gent ſich ſelbſt abhängig von dem Parlament zu Paris erklärten, unter der Bedingung, daß der König, wenn es ſich nöthig mache, ſie mit bewaffneter Macht gegen den Grafen unterſtütze. Philipps einzige Abſicht war, Flandern zu ſchwächen durch Uneinigkeit und Parteihaß; es glückte ihm vollkommen, denn ſeit dieſer Zeit nahmen Zwiſt und Widerſetzlichkeit dort in höchſt gefährlicher Weiſe zu.

Während Flandern, der ſchönſte Theil Belgiens, durch die thörichte franzöſiſche Geſinnung ſeines Fürſten und ſeiner Edeln ſich vor den Fremden beugte, begann bald darauf dieſe Erniedrigung durch die Grafſchaft, in welcher ſie zuerſt entſprungen war. Im Jahre 1292 erhob ſich Valenciennes gegen ſeinen Grafen, Johann II. von Hennegau. Guido ſtand den Einwohnern bei im Namen des Königs von Frankreich, der die Stadt für unter ſeinem Schutze ſtehend erklärt hatte. Der Graf von Hennegau zog zu Felde, erlitt aber eine Niederlage, nachdem ſeine Truppen die Umgegend von Valenciennes verwüſtet hatten. In der Abſicht, die Gunſt des Königs von Frankreich zu gewinnen und dadurch größere Macht gegen den Feind ſeines Geſchlechtes Guido zu erlangen, trieb er die Feigheit ſo weit, daß er, ohne dazu genöthigt zu ſein, nach Frankreich reiſte und mit einem Strick um den Hals, als Zeichen ſeiner Unterwerfung, dem Feinde ſeines Vaterlandes knieend huldigte. Trotz dem wurde er gefangen gehalten und zu einer Geldbuße von 40,000 Livres Pariſis verurtheilt. Sein ſchändliches Ziel erreichte er indeſſen und gewann des Königs Gunſt.

Nicht lange nachher, 1294, entſpann ſich ein Krieg zwiſchen England und Frankreich. Die beiden ſtreitenden Mächte zogen ſo viele Bundesgenoſſen auf ihre Seite, als ſie nur finden konnten, und in dieſer Abſicht bewarb ſich der König von England um die Hand der Tochter Guido's für ſeinen Sohn und Erbfolger Eduard. Der Graf von Flandern willigte in die Verbindung und verſprach, Philippine mit einem Brautſchatz von 20,000 Livres Pariſis nach England zu bringen.

Ungefähr um dieſe Zeit wurde die letzte Stadt, welche die Chriſten noch im heiligen Lande beſaßen, von den Mohamedanern erobert; ganz Syrien fiel von Neuem in die Hände der Ungläubigen und die heiligen Orte wurden, wie vor den Kreuzzügen, unter dem Scepter der Türken und Aegypter entheiligt. Die Herrſchſucht, die Uneinigkeit und der Haß der Chriſten gegen einander hatten allein den Verluſt dieſes ſo theuern und ſo blutig gewonnenen Landes herbeigeführt.

Philipp der Schöne verheimlichte ſchlau ſeinen Aerger und that, als ob Philippinens Vermählung ihn freue oder ihm mindeſtens gleichgültig ſei. Sie mußte ihn übrigens verdrießen, denn er hatte früher den Plan gehabt, ſeine eigene Tochter Iſabelle mit dem engliſchen Kronprinzen zu verheirathen, damit doch eins ſeiner Kinder den Thron

Englands beſteige. Von der böſen Königin Johanna dazu veranlaßt, lud er Guy von Flandern ein, ihn mit ſeiner Gemahlin in Corbeil zu beſuchen, um heimlich einige wichtige Dinge mit ihm abzumachen. Der Graf, nichts Arges vermuthend, begab ſich mit ſeiner Gattin nach Corbeil zu dem Könige; kaum ſtellten ſie ſich ihm aber vor, als er ſie mit zornigen Blicken anſah und rief: „Ihr habt heimlich ein Bündniß geſchloſſen mit meinem Feinde Eduard von England und Euch dadurch der Untreue ſchuldig gemacht. Jetzt ſollt Ihr mit den Eurigen gefangen im Louvre bleiben, bis Ihr verurtheilt werdet!“ Der Graf wollte ſich vertheidigen, dazu ließ man ihm aber nicht die Zeit; er ward mit ſeiner Gattin augenblicklich nach Paris geführt und im Louvre eingekerkert.

Nach zweijähriger Gefangenſchaft erhielten Beide, durch Vermittelung des Papſtes, ihre Freiheit wieder, unter der Bedingung, daß Flandern den Vertrag von Melun halten und ſich nicht mit den Feinden Frankreichs verbünden ſolle. Obendrein mußte Philippine nach Frankreich geſandt werden, um als Geißel am Hofe Philipps zu bleiben. Bei ſeiner Rückkehr nach Flandern ſandte Guy, ſeinem gegebenen Worte getreu, Philippine nach Paris, unter dem Geleite ihres Bruders Robert von Bethune und begleitet von ſechszig Edelleuten und Edelfrauen, die ihr zur Geſellſchaft in Frankreich bleiben mußten. Robert von Bethune, der Frankreich nicht traute, weigerte ſich, in Paris einzuziehen, und kehrte nach Flandern zurück. Auf Anſtiften der falſchen Königin Johanna ward die unglückliche Philippine, anſtatt freundlich am königlichen Hofe empfangen zu werden, in denſelben Kerker geworfen, in welchem ihre Eltern ſo lange geſchmachtet hatten, und ihr Gefolge an verſchiedene Orte vertheilt und bewacht. Sie erhielt ihre Freiheit nicht wieder, ſondern blieb in ihrem Kerker, bis der Tod ſie und ihre Begleitung von der Erde abrief. Die meiſten flämiſchen Chroniken jener Zeit behaupten, daß ſie auf Befehl der Königin Johanna vergiftet und daß ihr Gefolge ebenfalls heimlich umgebracht worden ſei. Die franzöſiſchen Chroniken ſchweigen über eine ſo ſchändliche That, welche, nach ihnen, das Andenken der böſen Johanna nicht befleckt.

Philipp begann indeſſen ſehr bald andere Forderungen zu thun, welche deutlich zeigen, wie er beabſichtigte, ſich ganz Flandern zu unterwerfen. Unter Anderem befahl er dem Grafen, die franzöſiſchen Geſetze über die Münze in ſeinen Staaten zu beobachten, den Schotten Handelsfreiheit zu ertheilen, ſogleich nach erhaltenem Befehl die flämiſchen Waffenknechte zum franzöſiſchen Heere ſtoßen zu laſſen und endlich in Flandern eine Kriegsſteuer, die eine beträchtliche Summe betrug, zum Beſten Frankreichs zu erheben, was auch geſchah.

Dies Alles begann endlich den wankelmüthigen Grafen zu verdrießen, ſo daß er zu einem Bündniſſe gegen Frankreich trat mit Kaiſer Adolph von Naſſau, König Eduard von England, Albrecht, Herzog von Oeſterreich, Johann, Herzog von Brabant, und den Grafen von Holland, von Bar und von Jülich. Seinerſeits verbündete ſich der König von Frankreich mit dem Könige von Schottland und dem Grafen von Hennegau und kam mit 60,000 Mann nach Flandern bis nach Ryſſel (Lille), wo der Graf von Hennegau ſeine Krieger zu ihm ſtoßen ließ. Robert von Bethune, Guy's älteſter Sohn, befand ſich mit einem Haufen flämiſcher und teutſcher Waffenknechte in Lille. Nachdem er ſich zwei Monate wacker vertheidigt hatte, ſah er ſich genöthigt zur Uebergabe. Mittlerweile hatte zwiſchen beiden Heeren ein Treffen Statt gefunden zu Bulscamp bei Veurne (Furnes), in welchem die Franzoſen den Sieg davon trugen und Veurne in Aſche legten. Dieſe nahmen nun noch viele andere Städte ein und der Sieg wurde ihnen überall leicht gemacht, da die Leliaerts ſich überall offen für Frankreich und gegen Guido erklärten; ſelbſt das Volk betrachtete die Ereigniſſe nicht mit Trauer wegen ſeines Haſſes gegen den Grafen, den Feind ſeiner Freiheiten, ſondern freute ſich über deſſen vermeintlichen Sturz. Eduard von England war mit einer geringen Heeresmacht zu Damme gelandet und hatte ſich nach Gent begeben, wo er mit ſeinen Truppen liegen blieb. Bald nachher luden die Bürger von Brügge den König von Frankreich in ihre Stadt ein und empfingen ihn herrlich, zu Guy's Verdruß. Der fremde Fürſt beſtätigte alle ihre Privilegien, obwohl er ſelbſt die Urſache geweſen, daß der unglückliche und ſchwache Guido verſucht hatte, dieſelben zu beſchränken.

Mittlerweile ſtarb Johann I. von Brabant an den Folgen einer Wunde, die er in einem Turniere erhalten. Dem Sieger von Woeringen folgte ſein Sohn Johann II. auf dem Throne. Dieſer junge Fürſt ſah während ſeiner Regierung die Volksempörungen in Brabant entſtehen. Auch dort wurde das Uebergewicht des Adels die Quelle blutiger Kämpfe und langen Haders. Faſt alle Städte wurden daſelbſt von gewiſſen adeligen Familien regiert, aus welchen allein die Schöffen und anderen obrigkeitlichen Perſonen gewählt werden durften. Dieſe erbliche Obrigkeit hatte ſich allmälig durch Tyrannei und Hochmuth verhaßt gemacht. Die Zeit nahte, wo das fleißige und reiche Volk ihr Rechenſchaft für ihre Geringſchätzung und ihren Uebermuth abverlangte.

Das Bisthum Lüttich ward während dieſer Zeit, unter dem Biſchofe Hugo von Chalons, der Schauplatz unaufhörlichen Blutvergießens, das, gleich wie der frühere Kuhkrieg, aus einer geringfügigen Urſache entſprungen war. Ein Edelmann vom Geſchlechte der Waroux, der ſich mit einer reichen Jungfrau aus dem Dorfe Awans vermählt hatte, brachte deren Brautſchatz nach ſeiner Wohnung; der Herr von Awans forderte denſelben zurück unter dem Vorwande, daß die Braut zu ſeinen Unterthanen gehöre und daher Nichts aus ſeiner Herrſchaft fortnehmen dürfe. Als man ſich weigerte, in ſein Begehren zu willigen, fiel er 1297 in die Beſitzungen der Waroux ein und verwüſtete dieſelben. Bei dem erſten Zuſammenſtoßen der feindlichen Familien blieben einige Todte auf dem Wahlplatze. Binnen Kurzem verwandelte ſich dieſer Zwiſt in einen ernſten Krieg. Nach den Sitten jener Zeit mußten ſich alle Blutsverwandten unter einander in allen Fällen Beiſtand leiſten. Die Verwandten beider Häuſer griffen daher zu den Waffen und man focht, mordete und plünderte eine Zeit lang mit großer Wuth. Bald darauf erhielt dieſer Familienzwiſt noch eine eigenthümliche Wendung und ward durch den Haß des Volkes gegen den Adel zu einem Bürgerkriege. Der Biſchof und die Vornehmen erklärten ſich für die Waroux, die Bürger für die Awans. So dauerte dieſer Kampf mit wiederholtem Blutvergießen und Wechſelfällen 38 Jahre zum Schaden des Landes. Alle dieſe Uneinigkeiten trugen keine andere Frucht, als daß ſie das Anſehen des Fürſten ſchwächten und das Volk mächtig machten. Die Fürſten zu Lüttich hatten eben ſo, wie die von Flandern und Brabant, den Bürgern Vorrechte verkauft und ihnen Freiheiten zugeſtanden, die ihnen am Ende großen Nachtheil bringen mußten. Biſchof Hugo von Chalons, verrufen durch ſeinen Geldgeiz, verlieh unter Anderem den Einwohnern von Lüttich das Recht, ſich in Gilden (Ambachte) zu vertheilen; jede Gilde nahm ein Fähnlein an, wählte ſich Obriſten, führte Waffen und bildete alſo eine Macht, die, wenn ſie wollte, ſich von allem Gehorſam losſagen konnte. Hugo von Chalons, der Münzverfälſchung beſchuldigt, ward ſpäter durch den Papſt nach Beſançon als Biſchof verſetzt.

Im Jahre 1297 ſchloſſen die Könige von Frankreich und England einen Waffenſtillſtand, bis Papſt Bonifacius VIII. als Friedensſtifter über ihre Mishelligkeiten entſchieden haben würde. Der heilige Vater gab in der Mitte des Jahres 1298 ſeine Entſcheidung zu erkennen, welche unter Anderem Philipp gebot, alle Guido abgenommenen Städte wieder herauszugeben; der König von Frankreich weigerte ſich jedoch, es zu thun; in Folge deſſen mußte es wieder zum Kriege kommen; darum verſammelte Guy, der bereits ſehr alt war, die vornehmſten Bürger der ihm treu gebliebenen Städte zu Audenaarde und übergab ſeinem älteſten Sohne, Robert von Bethune, die Regierung, worauf er ſelbſt die Burg zu Rüpelmonde bezog. Als nun zu Anfange des Jahres 1300 der Waffenſtillſtand abgelaufen war, erſchien ein mächtiges franzöſiſches Heer in Flandern, angeführt von Karl von Valois, Bruder des Königs. Trotz der tapferen Gegenwehr von Guy's Söhnen wurde ganz Flandern ohne große Mühe eingenommen, wozu der Haß des Volkes gegen Guy's Geſchlecht und der Bruch des früheren Bündniſſes von Seiten aller ſeiner Bundesgenoſſen nicht wenig beitrugen. Als der alte Graf von Flandern ſich ſo verlaſſen ſah, erſuchte er Karl von Valois um freies Geleite, erhielt es und reiſte nun, von ſeinen Söhnen Robert und Wilhelm und von fünfzig Edelleuten begleitet, nach Paris, wo ſie dem Könige zu Füßen fielen und um Gnade flehten; ſie fanden aber eine ſchlechte Aufnahme und wurden in den Kerker geworfen.

Flandern war jetzt ohne eigenen Fürſten und wurde als ein Theil Frankreichs von einem franzöſiſchen Landvogte regiert. Das Ziel, dem der herrſchſüchtige Fremdling nachgejagt hatte, war alſo erreicht, nur daß er nicht ſo leicht das freie und mächtige Volk von Flandern an ſeinen Siegeswagen zu feſſeln vermochte, wie es ihm gelungen war, deſſen unbeſonnene Grafen zu unterwerfen. Wie groß die Zahl der Franzöſiſchgeſinnten auch ſein mochte, der Haß gegen die Fremden loderte hell empor und die Partei der Klauwaerts war bedeutend genug, die Befreiung zu bewirken; doch bemerkte man noch keine Anzeichen dieſer Abſicht. Im Mai des Jahres 1301 beſuchte der König mit ſeiner Gemahlin Johanna die Städte Flanderns, in welchen ihn der Adel und die Leliaerts mit tollem Jubel empfingen, das Volk ſich jedoch ſchweigend abwandte. Zu Brügge hatten ſich die Edelfrauen ſo koſtbar gekleidet, daß die Königin voll Neid ausrief: „Ich glaubte allein Königin zu ſein, aber es ſcheint, daß Alle, die ich hier ſehe, Königinnen ſind.“ — Bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich ernannte der König Jakob von Chatillon, Oheim der Königin, zum Landvogt über Flandern. Dieſer, ein geldgieriger und rauher Mann, behandelte die Fläminger wie franzöſiſche Leibeigene und legte ihnen tyranniſch neue Zölle und Steuern auf, ohne ſich um Rechte und Freiheiten zu kümmern. Seine Kriegsknechte, welche mit Recht in einem eroberten Lande zu ſein glaubten, begingen allerlei Schändlichkeiten und erbitterten die Bürger bei jeder Gelegenheit. Zu Brügge wohnten zwei Männer, deren Beſtimmung es war, Flandern aus der Sklaverei zu erretten; der Eine, Pieter de Coninck, war Dechant der Wollenweber, klein von Geſtalt, einäugig, mager und an ſechzig Jahr alt, aber tapfer, liſtig, verſtändig und beredt; der Andere, Jan Breydel, Dechant der Fleiſcher, war groß und ſtark, unverzagt und bei Jedermann wegen ſeiner ungemeinen Tapferkeit beliebt. Der ganz aus Leliaerts beſtehende Magiſtrat der Stadt hatte ſchon einmal Pieter de Coninck in den Kerker werfen laſſen, das Volk ihn aber mit bewaffneter Hand wieder befreit. Die Edelleute von Brügge, die ſich deswegen rächen wollten, verabredeten mit dem Landvogt, daß dieſer um Sonnenaufgang mit 500 Reitern vor Brügge erſcheinen ſolle, während ſie zu derſelben Zeit die noch ſchlafenden Klauwaerts überfallen, ihnen alle Waffen wegnehmen und ſich der Aufrührer bemächtigen würden. Unglücklicher Weiſe für ſie hatten die Bürger davon Kunde erhalten, und als nun die Edeln ſich der Stadt zu bemächtigen glaubten, ſtießen ſie auf die bewaffneten, von Coninck und Breydel angeführten Gilden, welche ſo furchtbar unter ihnen zu wüthen begannen, daß ſie mit großem Verluſt nach der Burg fliehen mußten. Jakob von Chatillon wagte nicht, mit ſeinen Reitern in die Stadt zu kommen, ſondern ſandte raſch überall Boten hin, um die Edelleute und ſeine übrigen Truppen an ſich zu ziehen. Die Bürger ließen ſich mit ihm in Unterhandlung ein und öffneten ihm die Thore, unter der Bedingung, daß er Alle, welche an dem Aufſtande Theil genommen, frei und ungehindert ſolle ziehen laſſen. Pieter de Conynck, Johann Breydel und viele andere Mitglieder der Gilden verließen Brügge und gingen nach Damme und Ardenburg, in Erwartung kommender Dinge. Von nun an begann de Conynck mit Guido's Söhnen, die ſich in Namur befanden, heimliche Verbindungen anzuknüpfen und einen Plan zu allgemeiner Befreiung zu entwerfen. In Gent war faſt daſſelbe, wie in Brügge geſchehen; die Edeln oder Leliaerts hatten, 800 an der Zahl, die Bürger mit gewaffneter Hand zur Bezahlung neuer Abgaben zwingen wollen, waren aber von dem Volke beſiegt worden. Dreizehn Franzöſiſchgeſinnte hatten den Tod dabei gefunden, hundert hatten Wunden erhalten, und hätten die Anderen ſich nicht durch ſchöne Verſprechungen gerettet, ſo würde das erbitterte Volk ſie bis auf den letzten Mann erſchlagen haben.

In der Zwiſchenzeit hatte der Landvogt zu Brügge ein zahlreiches Heer franzöſiſcher Kriegsknechte zuſammengezogen und durch ſeine Drohungen ſo große Furcht verbreitet, daß mehr als 5000 Klauwaerts ſich nach Damme zu de Coninck flüchteten. Dieſer, der ſich an der Spitze eines Heeres ſah, das nahe an 7000 unverzagte Männer zählte, beſchloß ſich blutig an den Franzoſen zu rächen. Am folgenden Tage noch vor Sonnenaufgang ſtanden alle Klauwaerts mit de Coninck und Breydel vor den Thoren von Brügge und überrumpelten auf ein von ihnen gegebenes Zeichen ihre Feinde an drei Thoren. Dann zogen ſie wüthend in die Stadt mit dem Rufe: „Vlaenderen den Leeuw! Wat walsch is valsch is! Slaet al dood!“ (Flandern den Löwen! Was walſch [franzöſiſch] iſt, falſch iſt! Schlagt Alle todt!) Sie vertheidigten ſich in der Stadt, erbrachen die Thüren der Häuſer, in denen Franzoſen ſich befanden, und ermordeten Alles, was ſie fanden. Diejenigen, welche in der Dunkelheit aus einem anderen Thore entwichen wollten, ließ man ſprechen: Schild en vriend! (Schild und Freund). Worte, die kein Franzoſe richtig auszuſprechen im Stande war. Alle, deren Mundart nun den Franzoſen verrieth, wurden auf der Stelle niedergehauen; an 5000 Fremde fanden an dieſem Morgen ihren Tod in Brügge; einige Chroniken geben jedoch nur 1700, andere 3500 an. Wie dem auch ſei, kein Franzoſe blieb dort. Der Landvogt ſchwamm mit einigen Reitern durch den Stadtgraben und floh nach Kortryk (Courtrai), wo er eine Beſatzung ließ, und von dort weiter nach Ryſſel (Lille).

Als der König von Frankreich dieſen Verfall erfuhr, erließ er einen außerordentlichen Aufruf an alle ſeine Bannerherren und brachte ein bedeutendes Heer auf, um die Fläminger zu beſtrafen. Während man damit in Frankreich beſchäftigt war, blieb man auch in Flandern nicht müßig. Wilhelm von Jülich, Enkel des gefangenen Grafen Guido, war drei oder vier Tage nach der Befreiung Brüſſels zu Pieter de Coninck gekommen. Mit einem kleinen Heere, das er aufgebracht hatte, durchzog er das ganze Land und unterwarf ſich die Leliaerts in allen Städten, Gent ausgenommen, das dieſe noch inne hatten, trotz allen Bemühungen der Klauwaerts. Etwas ſpäter kam der junge Guido von Namur, Sohn des alten Grafen, mit einigen deutſchen Reiterbanden nach Brügge und machte ſich gleich nachher auf, das Caſtell von Kortryk zu belagern. Zu Anfang Juli 1302 zog das franzöſiſche Heer, von Robert von Artois, Oheim der Königin, befehligt, nach Belgien; es zählte 10,000 Reiter und 50,000 Mann Fußvolk, nebſt allen den vornehmſten franzöſiſchen Bannerherren: die Franzoſen waren ſo rachſüchtig, daß ſie auf ihrem Zuge durch das ſüdliche Flandern Alles in Aſche legten, die wehrloſen Landleute bis auf den letzten Mann ermordeten, weder Haus noch Baum verſchonten, und den ganzen Strich durch Feuer und Schwert ſo kahl machten, als ob dort nie Menſchen gelebt hätten. Oben an ihre Speere hatten ſie kleine Beſen gebunden, um anzukündigen, daß ſie Willens ſeien, ganz Flandern auf dieſe Weiſe zu behandeln. Sobald der junge Guido die Ankunft der Franzoſen erfuhr, ſandte er überall Boten hin, um die Klauwaerts nach Kortryk zu rufen: ein anhaltendes Kriegsgeſchrei erhob ſich in Flandern, von allen Seiten ſtrömten die Freunde des Vaterlandes herbei und der junge Feldherr ſah ſich in kurzer Zeit an der Spitze eines anſehnlichen Heeres. Wilhelm von Jülich hob die Belagerung von Caſſel auf und vereinigte ſich mit Guido; die Genter brachen mit Gewalt aus ihrer Stadt und ſtießen, 5000 an der Zahl, jubelnd zu ihren Brüdern im Felde bei Kortryk; ihr Obriſter war Jan Borluut, der ſich bereits in der Schlacht von Woeringen bewährt hatte. Veurne (Furnes) ſandte ſeine Männer unter Euſtach Sporkyn, Aelſt unter Baudewyn von Paperode, Audenaerde unter Arnold, dem Sohne ſeines Herrn; Jan von Reneſſe, ein Zeeländer, brachte Hülfe aus dem flämiſchen Zeeland; de Coninck und Breydel führten die Gilden von Brügge an. Ein Mönch aus der Abtei von Ter-Doeſt, Wilhelm von Saeftingen, hatte zwei Pferde ſeines Kloſters gegen eine Rüſtung vertauſcht und kam, um jetzt auch ſein Vaterland zu vertheidigen und ſich an dem denkwürdigen Tage großen Ruhm zu erwerben; kurz, ganz Flandern erhob ſich, um die Befreiung zu erkämpfen, und der junge Guido befand ſich bald an der Spitze von 60,000 Tapferen. Man wähne nicht, daß dies ſo raſch geſammelte Heer Kennzeichen der Verwirrung trug; im Gegentheil, in ganz Europa gab es keine beſſer disciplinirten Truppen, weil ſie ſämmtlich zu beſtimmten Gilden gehörten, Jeder ſeinen Obriſten kannte und Alle verſehen waren mit guten Waffen, wie Schleudern, Armbrüſten, Schwertern, Keulen oder Goedendags. Dieſe letztere Waffe, ein langer Knüppel mit eiſernen Spitzen oben auf allen Seiten, war furchtbar in den Händen der Fläminger und wurde aus Spott Gutentag genannt, weil man den Feind ſo vortrefflich damit begrüßen konnte. Die Mehrzahl des flämiſchen Adels hatte ſich in das franzöſiſche Lager begeben, um gegen das eigene Vaterland zu kämpfen; außer dieſen hatten ſich noch viele Ritter aus Brabant und Hennegau, unter Anführung Gottfrieds von Brabant, eines Oheims des Herzogs, und Johanns ohne Gnade, Sohnes des Grafen von Hennegau, zu der fremden Fahne geſellt; doch iſt es tröſtlich zu berichten, daß ſich auch im flämiſchen Lager eine große Menge treu gebliebener Edelleute befand.

Bei dem Anzuge des Feindes berathſchlagten die flämiſchen Feldobriſten über die Stellung, welche ſie nehmen ſollten; wohl erwägend, daß die Franzoſen mehr als 10.000 Reiter hatten, während die Fläminger, eine unbedeutende Zahl abgerechnet, ſämmtlich zu Fuß waren, ließen ſie ſich neben Kortryk (Courtrai) auf dem Groeningskauter, nach der Abtei von Groeningen zu, nieder. Dieſe Ebene beſtand aus feuchten und moraſtigen Weiden, in denen die Hufe der Roſſe ſehr tief einſinken mußten. Der Fluß, die Leye, begrenzte dieſelbe hinten, während der Groeningerbach vorn wie eine Bruſtwehr das Haupt des flämiſchen Heeres deckte. Andere kleinere Bäche und Gräben bewäſſerten die Ebene in verſchiedenen Richtungen.

Es war am eilften Juli 1302, daß beide Heere einander gegenüber ſtanden und das Schickſal Flanderns entſchieden werden ſollte. Bei dem Anblick der Tauſende von Ritterfähnlein, die über den feindlichen Schaaren wehten, dem Schmettern der Drommeten und dem Wiehern der zahlloſen Pferde fühlten die Fläminger, welcher wunderbarer Thaten es bedürfe, um ein ſo mächtiges Heer zu beſiegen. Raſch bauten ſie einen Altar von Raſen auf, von dem herab ihnen ein Prieſter den Leichnam des Erlöſers zeigte; dadurch begeiſtert bückten ſie ſich Alle zugleich und ſteckten etwas Erde in den Mund, als ob ſie den theuern vaterländiſchen Boden in ihren Eingeweiden aufnehmen wollten; dann empfingen ſie den letzten Segen des Prieſters und machten ſich zum Heldentode bereit.

Ungefähr um ſieben Uhr Morgens begann die ewig denkwürdige Schlacht von Groeningen durch einen Angriff der franzöſiſchen Armbruſtſchützen auf die flämiſchen. Dieſe Letzteren, deren Zahl geringer war, wurden zurückgetrieben. Wider den Rath ſeiner Kriegsgenoſſen gab nun der franzöſiſche Feldherr, Robert von Artois, das Zeichen zum allgemeinen Kampf und ſprengte dem Heere zwei oder drei Körperlängen weit voran. Wie eine Gewitterwolke überſtrömten jetzt die Ritter und Reiter mit langem Kriegsgeſchrei die Weiden, trieben gewaltſam ihre Roſſe queer durch ihr eigenes Fußvolk, warfen daſſelbe über den Haufen und zerſchmetterten einen großen Theil, während die Uebrigen, in Unordnung gebracht, ſich zu retten ſuchten. Als ſie an den Groeningerbach gekommen waren, blieben ganze Reihen Pferde im Schlamme ſtecken; eine bedeutende Anzahl erſtickte hier, Andere wurden von den ſtets neu

Andrängenden zertreten, bis endlich eine Brücke von Leichen den Uebrigen geſtattete, über den Groeningerbach zu ſetzen und die flämiſche Schlachtordnung anzugreifen; hier wurden ſie aber von den furchtbaren Gutentags empfangen und Viele von ihnen zu Boden geſchlagen. Endlich brachte die immer zunehmende Zahl der franzöſiſchen Reiter Verwirrung in einen Theil der Fläminger. Gottfried von Brabant warf Wilhelm von Jülich aus dem Sattel, ward aber unmittelbar darauf ſammt allen ihn umgebenden Rittern getödtet. Demungeachtet ſahen ſich die Truppen, welche Wilhelm von Jülich anführte, gezwungen zurück zu weichen und wären vielleicht ganz vernichtet worden, hätte nicht Johann von Reneſſe mit friſchen Streitern ſich zu ihrer Hülfe eingefunden; nun begann ein gräßliches Niedermetzeln franzöſiſcher Ritter; die beiden Herren von Nesle fielen mit allen ihren Begleitern; die Leichen der Feinde lagen aufgehäuft an dieſer Stelle vor dem flämiſchen Heere. Mittlerweile hatten noch mehrere franzöſiſche Reiter über den Bach geſetzt und ſo mächtig und unwiderſtehlich den linken Flügel der Fläminger angegriffen, daß Guido, der den Oberbefehl über denſelben führte, ſeine Reihen gebrochen und ſich gezwungen ſah, in Unordnung nach der Leye zu zurückzuweichen. Ein Theil ſeiner Krieger ſchwamm durch den Fluß, die Anderen flohen nach Kortryk.

In dieſer bedenklichen Lage beſchwor Guy ſeine Mannen bei Allem, was ihnen theuer war, den Feind von Neuem anzugreifen; ſeine Stimme gab ihnen Muth und ſie drangen vor mit dem Ruf: Flandern den Löwen! und ſtürzten ſich wie echte Löwen mitten unter die Franzoſen. Baudewyn von Papenrode kam ihnen zu Hülfe. Ein blutiger Kampf beginnt; man hört Nichts als die Schläge der Streitäxte, das Klirren der Schwerter und ein verworrenes Toben, in welchem die Stimmen der Menſchen und Pferde im Todesruf ſich vermiſchen. Es iſt unmöglich zu unterſcheiden, wer kämpft und wer fällt; erſt nach dem Streite ſieht man die Fläminger mit Blut bedeckt auf den Leichen ihrer Feinde ſtehen und der Ruf: Flandern den Löwen! zieht wie ein Siegeszeichen über das Schlachtfeld hin. Jacob von Chatillon, der Erzfeind von Flandern, liegt dort in ſeinem Blute, zwiſchen den Leichen berühmter franzöſiſcher Ritter.

Es iſt neun Uhr Morgens, als der Oberfeldherr, Robert von Artois, die Kunde von dieſer Niederlage erhält. Sinnlos vor Wuth rüſtet er ſich nun mit allen ihm gebliebenen Reitern, der Blüthe ſeines Heeres, anzuſprengen. Einige Ritter ſuchen ihn zurück zu halten, aber von wildem Eifer ergriffen, hört er auf Niemand. Mit allen ſeinen Mannen jagt er über die Weiden und bricht wie ein Raſender in das flämiſche Heer ein. Das Schlachten verdoppelt ſich, die Leichen von Pferden und Menſchen häufen ſich wie aufgeworfene Deiche auf einander, Stücke zerſchmetterter Waffen fliegen mit abgehauenen Gliedmaaßen über den Streitenden. Held Breydel thut Wunderthaten: von der Stelle aus, wo er mit ſeinen Mannen ſteht, fließen Ströme Blutes nach dem Groeninger Bach. Robert von Artois dringt bis zum flämiſchen Banner vor und reißt ein Stück aus der Fahne! Da geht ein Schrei der Rache durch das flämiſche Heer; die Söhne des verhöhnten Löwen werfen Alles nieder. Der Mönch Wilhelm von Saeftingen reißt Robert von Artois vom Pferde herunter, ein Fleiſcher haut demſelben den Arm ab und Andere zerhacken und zerſchmettern ſeine Leiche. Den übrigen franzöſiſchen Rittern wird daſſelbe Schickſal zu Theil und bald darauf hört man Nichts mehr als den Ruf: Flandern den Löwen! Was walſch iſt, falſch iſt; ſchlagt Alle todt! Die Schlacht von Groeningen iſt gewonnen! Das Vaterland iſt frei!

In dieſer blutigen Schlacht verloren die Franzoſen 20,000 Mann, unter denen, außer einer großen Anzahl Edelleute, ſich drei und ſechzig Fürſten, Herzöge und Grafen befanden. Die Ueberbliebenen waren auf allen Seiten nach Frankreich geflohen, jedoch zum größten Theil noch unterweges getödtet worden. Auf dem Schlachtfelde fanden die Fläminger 700 vergoldete Sporen, von denen jeder einem franzöſiſchen Ritter zugehört hatte, und hingen ſie unter der Wölbung der Liebfrauenkirche zu Kortryk auf; davon wird dieſe Schlacht die Schlacht der güldenen Sporen genannt.

Sobald König Philipp der Schöne den Verluſt ſeines Heeres vernommen hatte, entbrannte er in raſender Wuth, doch fürchtete er ſich vor den Flämingern und hatte eben nicht Luſt, den Krieg von Neuem zu beginnen; aber aus allen Burgen drang der Ruf nach Rache an ſein Haus; es gab keine adelige Familie, in welcher man nicht den Verluſt eines Vaters, Bruders oder Sohnes zu betrauern hatte. Philipp brachte daher eiligſt ein neues Heer auf. Mittlerweile kam Johann, Graf von Namur und Sohn des alten Guy, nach Flandern und übernahm die Regierung. Er eroberte die Städte Ryſſel (Lille), Douai und Caſſel, in welchen noch feindliche Beſatzungen lagen.

Im Laufe deſſelben Jahres ſah man zu Lüttich die Bürgerſchaft und den Adel ein blutiges Zeichen unverſöhnlichen Haſſes geben. Biſchof Adolph von Waldeck, der Nachfolger Hugo's von Chalons, war geſtorben und das Biſthum eine Zeitlang ohne Oberhaupt geblieben. Das Volk benutzte dies Zwiſchenreich, um verſchiedene Forderungen gegen den Adel aufzuſtellen; der Adel ſeinerſeits ſuchte die Verhältniſſe gleichfalls zu benutzen, um das Volk noch mehr zu beherrſchen. Das biſchöfliche Capitel war auf Seite des Volkes; die Schöffen oder Magiſtratsperſonen, die ſämmtlich von Adel waren, erklärten ſich gegen die Bürgerſchaft und begannen ihren Plan auszuführen und die Abgaben auf Speiſe und Trank zu erhöhen. Eine ſchlimme Gährung entſtand dadurch in den Gemüthern. Um ſich von den Uebrigen zu unterſcheiden, trugen die Edelleute Chaperons mit langen Borten und zogen gewöhnlich durch die Straßen mit den Waffen in der Hand, jedem Bürger gewaltſam Geld abpreſſend oder ihn trotzig mißhandelnd. Dergleichen Anmaßungen mußten nothwendig Blutvergießen zur Folge haben, und dies vorausſehend forderte das Capitel die Gilden auf, daß ſie, ſelbſt während der Arbeitszeit, Waffen bei ſich führen ſollten. Einige geringe Blutvergießen fielen vor bis zum Jahre 1302, wo die Edelleute des Magiſtrates in ziemlicher Anzahl nach dem Fleiſchermarkte kamen und von jeder Metzgerbank neue Abgaben forderten. — Ein Fleiſcher mit rieſigen Gliedern und glühenden Blicken weigert ſich die verlangten Pfennige zu zahlen. Während die Edelleute darauf dringen, ſieht Einer von ihnen Geld auf dem Hackblocke liegen und will es wegnehmen, aber der wüthende Metzger ſchwingt ſein Beil und hackt mit einem Streiche dem Edelmann die Hand ab, die auf dem Blocke liegen bleibt. Die Edelleute fallen ihn an, doch die ganze Fleiſchhalle geräth in Aufruhr und es entſpinnt ſich ein hartnäckiges Gefecht, in welchem viele Menſchen den Tod finden.

Dieſer Aufruhr hatte zur Folge, daß das Volk in ſeiner Uebermacht den Schöffen das Recht nahm, fortan neue Steuern aufzuerlegen, um dem Biſchof etwas von den ſtädtiſchen Einkünften zu bewilligen und die bewaffnete Macht der Stadt zu erhalten. Obendrein mußte ſeitdem einer der Bürgermeiſter aus dem Bürgerſtande gewählt werden.

Kurze Zeit nach der Schlacht von Kortryk zog ein franzöſiſches Heer, 80,000 Mann ſtark, unter dem Befehl von Ludwig, König von Navarra, nach Flandern und ſchlug ſein Lager bei Vitry in der Nähe von Douai auf. Die Fläminger zogen dieſer bedeutenden Macht muthig und ſingend entgegen und boten ihr eine Schlacht an: der franzöſiſche Feldherr wagte es aber nicht, brach ſein Lager auf und zog in Unordnung nach Frankreich zurück, ſo daß ſeine Zelte und ſein Proviant in die Hände der Fläminger fielen. Darauf fanden noch mehrere Scharmützel Statt, in welchen bald die Franzoſen, bald die Fläminger viele Leute verloren. Als ſie ſahen, daß Frankreich keine allgemeine Feldſchlacht liefern wollte, ließen die flämiſchen Feldherren einige Truppen an der Grenze zurück und zogen mit dem übrigen Heere nach der hennegauiſchen Stadt Leſſen, deren Beſatzung in flämiſches Gebiet einzufallen und dort zu plündern pflegte. Obendrein hatte der Graf von Hennegau die Franzoſen bei Kortryk unterſtützt und war noch ihr Bundesgenoſſe. Leſſen wurde im April 1303 erobert und in Aſche gelegt. Dies war nun freilich nicht der Weg, um die blutige Feindſchaft, die noch ſtets zwiſchen den Dampierre's von Flandern und den d'Aveſnes von Hennegau beſtand, beizulegen: eine neue Urſache des Haſſes kam nun noch dazu. Graf Wilhelm von Holland war geſtorben und Graf Johann II. von Hennegau hatte deſſen Staaten von Seiten ſeiner Mutter, die eine Schweſter des Abgeſchiedenen war, geerbt. Bei dieſer Gelegenheit machte Flandern Anſprüche auf den Beſitz von Zeeland und der junge Guy legte ſich ſelbſt den Titel Graf von Zeeland bei, rüſtete eine Flotte aus, landete mit einem Heere auf der Inſel Cadſant und zog von da nach Walcheren, wo er ter Vere eroberte. Kurz nachher kam Wilhelm von Aveſnes, Graf von Hennegau, ihm ebenfalls mit einem Heere entgegen, wurde jedoch in einem blutigen Treffen beſiegt und in die Flucht geſchlagen. Er ſammelte neue Streitkräfte und griff die Fläminger wiederum an, erlitt aber dieſes Mal eine entſcheidende Niederlage. Middelburg ergab ſich und es ward nun ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, durch den der größte Theil von Zeeland in den Händen der Fläminger blieb.

Mittlerweile ſuchte der König von Frankreich ein neues Heer aufzubringen, das mehr als 100,000 Mann zählen ſollte. Dies vernahm Philipp von Tvetta, ein Sohn des alten Guido, der ſich in Italien vermählt und bis jetzt dort gewohnt hatte; er kam mit einigen auserleſenen Truppen nach ſeinem Vaterlande, um ſeinen Brüdern Beiſtand zu leiſten, und da er älter war als dieſe, ſo übergaben ſie ihm die Regierung der Grafſchaft. Bald nachher zog das franzöſiſche Heer heran unter dem Befehl Wilhelms von Chatillon und ſchlug ein Lager zu St. Omer auf. Die Fläminger ſtellten ſich augenblicklich in Schlachtordnung dem Feinde entgegen und forderten ihn zu einer entſcheidenden Feldſchlacht heraus; aber als man auf beiden Seiten ſich dazu bereit hielt, wurde der franzöſiſche Feldherr ängſtlich und ſchwankte. In der Stille ließ er den Troß des Heeres, die Wagen und die Zelte nach Arras bringen, und als es Nacht geworden war, brach er gleichfalls auf und zog in großer Eile nach Frankreich. Zwar verfolgten ihn die Fläminger, aber er hatte bereits zu großen Vorſprung, als daß ſie ihn hätten einholen können. Da das franzöſiſche Flandern nun ſchutzlos war, ſo wurde es von den Flämingern verwüſtet und geplündert, aus Rache für das, was die Franzoſen vor der Schlacht von Courtrai gethan hatten. Durch alle dieſe Niederlagen und noch mehr durch die Entmuthigung der Seinigen zum Frieden geneigt, ſandte der König von Frankreich Amadeus von Savoyen als Friedensvermittler nach Flandern; die Fläminger waren ebenfalls dieſes langwierigen und unbedeutenden Krieges müde und wünſchten die Befreiung ihres gefangenen Landesherrn von ganzem Herzen. So kam es denn zu einem Waffenſtillſtande, in Erwartung eines feſten Friedensſchluſſes. Frankreich ging dabei jedoch nicht redlich zu Werke, ſondern bemühte ſich, ſeine durchlauchtigen Gefangenen zu zwingen, erniedrigende Bedingungen einzugehen. Die unglücklichen

Fürſten, welche bereits drei Jahre im Kerker geſchmachtet hatten, waren leicht zu überreden, einen Vertrag abzuſchließen, welcher viel Nachtheiliges für Flandern enthielt. Philipp der Schöne ließ den achtzigjährigen Guy los, um vermittelſt ſeines Einfluſſes die flämiſchen Städte zur Annahme des Vertrages zu bewegen, wobei er ihm das Verſprechen abnahm, im Fall ſie denſelben verwürfen, im Mai des nächſten Jahres in ſeinen Kerker zurückzukehren. Der alte Guy ward von ſeinen Unterthanen mit Freude und Pracht empfangen, aber als er ihnen die Friedensbedingungen vorlegte, zürnten die Fläminger und verwarfen dieſelben mit Verachtung. Mittlerweile lief der Waffenſtillſtand mit Hennegau ab und man vernahm, daß ein holländiſches Heer mit den Hennegauern aufgebrochen ſei, um Zeeland zu erobern. Eine flämiſche Flotte lief aus und ſchlug die holländiſche und hennegauiſche Macht in einer entſcheidenden Seeſchlacht, die neben dem Verluſt aller Schiffe noch 3000 Feinden das Leben koſtete. Die Fläminger zogen nun vorwärts durch Nordholland und eroberten die bedeutendſten Städte, Haarlem ausgenommen; eine beträchtliche Anzahl holländiſcher Edelleute wurde gefangen nach Gent gebracht. Kurz darauf gerieth eine Abtheilung des flämiſchen Heeres zu Hillegom in einen Hinterhalt und büßte dabei 2000 Mann ein; der Krieg ging indeſſen fort und die Fläminger blieben fortwährend im Vortheil.

Als der Waffenſtillſtand mit Frankreich abgelaufen war, kehrte der alte Guy in ſeinen Kerker zurück und man rüſtete ſich auf beiden Seiten zu einem entſcheidenden Kriege. König Philipp überſchritt ſelbſt an der Spitze eines beträchtlichen Heeres die flämiſche Grenze, während er zu gleicher Zeit eine mächtige Flotte unter dem Befehl des bekannten Seehelden Grimaldi aus Genua nach der flämiſchen Küſte ſandte. In dieſen bedenklichen Verhältniſſen hatte Philipp von Flandern die Grafſchaft zu den Waffen gerufen und ein anſehnliches Heer aufgebracht, mit welchem er dem franzöſiſchen Könige eine Feldſchlacht anbot; dieſer zog ſich jedoch zurück und ließ ſein Lager mit Allem, was es enthielt, den Flämingern zur Beute. Sie eroberten die Stadt Baſſee und ſteckten die Vorſtädte von Lens in Brand.

Im Auguſt 1304 fand die große Seeſchlacht zwiſchen der franzöſiſchen und der flämiſchen Flotte Statt; ſie dauerte zwei Tage; am erſten Tag hatten die Fläminger die Oberhand; da ſie aber während der Nacht mit ihren Schiffen auf den Sand gelaufen waren, ſo erlitten ſie am folgenden Tage eine furchtbare Niederlage; ihre Fahrzeuge wurden verbrannt und der junge Guy nebſt vielen anderen vornehmen Flämingern von den Franzoſen gefangen genommen. Jan von Reneſſe, von Utrecht kehrend, ertrank im Leck. Als die übrigen Fläminger dieſes Unglück vernahmen, wütheten ſie vor Zorn und Rachſucht, zogen dem franzöſiſchen Heere entgegen, trafen es auf dem Peuvelberge zwiſchen Lille und Douai und riefen ihrem Feldherrn Philipp zu, augenblicklich die Schlacht zu beginnen. Da aber ſchon wieder die Rede von Frieden war, ſo beeilten ſich die flämiſchen Anführer eben nicht, ſondern begnügten ſich damit, den ganzen Tag mit Scharmützeln auszufüllen. Unterdeſſen ſandte der König von Frankreich einen Abgeordneten, um Waffenſtillſtand anzubieten, aber die erbitterten Fläminger, ſeine Anträge verwerfend, tödteten denſelben. Gegen Abend griffen ſie mit furchtbarem Geſchrei das Lager der Franzoſen an, brachten dieſelben in Verwirrung und ſchlugen ſie dermaaßen in die Flucht, daß ſie die königliche Fahne in Stücke riſſen; wenig fehlte und König Philipp ſelbſt wäre gefangen worden; er entkam nur dadurch, daß er ſich deſſen, was ihn kenntlich machte, entledigte und heimlich floh. In großer Unordnung plünderten nun die Fläminger das reiche Lager, in welchem ſie alle goldenen und ſilbernen Gefäße des Königs fanden. Während ſie noch damit beſchäftigt waren, hatte ſich die feindliche Reiterei in einiger Entfernung wieder geſammelt und griff nun plötzlich die Fläminger an; eine große Zahl derſelben wurde niedergehauen, die Anderen entkamen mit ihrer Beute, ſo daß man ſich auf beiden Seiten den Sieg zuſchrieb. Wilhelm von Jülich verlor an dieſem Tage das Leben. König Philipp zog jedoch wieder nach Paris, um neue Truppen zu ſammeln. Vierzehn Tage ſpäter kehrte er mit einer anſehnlichen Macht zurück und glaubte jetzt gewiß den Sieg davon zu tragen, aber das Heer, mit dem die Fläminger ihm entgegen kamen, war nicht minder zahlreich. In ſeinem Aerger rief er: Mich dünkt, daß Flandern Kriegsleute ſpeit oder regnet. Nach einigen Scharmützeln ſchloß man einen Waffenſtillſtand und begann Friedensunterhandlungen. Auf der Seite des Königs ernannte man vier Friedensſtifter und eben ſo viele aus den flämiſchen Städten. Dieſe Schiedsmänner trugen folgende Bedingungen an: daß Flandern alle Lande und Städte, die es vor dem Kriege beſaß, behalten ſolle; daß alle Gefangenen auf beiden Seiten ohne Löſegeld ſollten freigelaſſen werden; daß die Gemeinen dem Könige als Entſchädigung eine Summe von 800,000 Livres zu zahlen hätten und die Städte Ryſſel (Lille) und Douai bis zu gänzlich erfolgter Zahlung in den Händen der Franzoſen bleiben ſollten. — Obwohl dieſe Bedingungen den Flämingern nicht eben ſehr gefielen, ſo nahmen ſie dieſelben dennoch an und der Friede ward demzufolge am 16. Januar 1305 definitiv geſchloſſen. Im März deſſelben Jahres ſtarb der alte Graf Guy in ſeinem Kerker zu Compiegne.

Jetzt durfte man wenigſtens hoffen, daß Frankreich redlich handeln würde, aber ſchon wieder lauerten Betrug und Falſchheit hinter dem anſcheinenden guten Willen Philipps des Schönen. Ehe er Robert von Bethune, den rechtmäßigen Erben der Grafſchaft Flandern los ließ, zwang er denſelben im Juni 1305, einen neuen Vertrag zu unterzeichnen, deſſen Bedingungen ſchweren Hohn enthielten. Unter Anderem war darin feſtgeſtellt, daß Flandern 22,000 Livres Pariſis jährlich und außerdem noch 400,000 Livres in vier Jahren zahlen und dem Könige ſechshundert Reiter zu ſeinem Dienſte liefern ſolle; daß der Letztere ferner 3000 Klauwaerts auswählen und dieſelben über Meer ſenden dürfe, um gegen die Türken zu fechten; daß endlich die Städte Gent, Brügge, Ypern, Ryſſel und Douai ihre Mauern ſchleifen und es in Flandern ſtreng verboten ſein ſolle, einen Franzoſen zu ſchimpfen und zu beleidigen, bei Strafe des Kirchenbannes. Die Fläminger, die von dieſem Vertrage Nichts wußten, empfingen Graf Robert mit großer Freude; als er ihnen jedoch die neuen Friedensbedingungen mittheilte, erhob ſich ein allgemeiner Schrei des Unwillens gegen ihn und Frankreich; der Vertrag, den das Volk das Bündniß der Ungerechtigkeit nannte, ward verworfen und man griff von Neuem zu den Waffen. Frankreich zog jedoch die Unterhandlungen ſo ſehr in die Länge, daß die Aufmerkſamkeit des Volkes, da man den Vertrag fallen ließ, ſich zuletzt davon abwendete.

Jetzt, da Flandern endlich einiger Ruhe genoß, brach der Aufruhr aus in dem ſo lange friedfertigen und unterthänigen Brabant. Herzog Johann II. ſteckte in ſchweren Schulden und hatte bereits, um dieſelben bezahlen zu können, ſeine Zuflucht zu den Gemeinen genommen. Dieſe beſchenkten ihn willig mit einigen bedeutenden Zuſchüſſen, aber eben ſo tief, wie ſich der Fürſt erniedrigte, ſteigerte ſich der Hochmuth des Volkes. Auf der anderen Seite erbitterten die Schöffengeſchlechter durch willkürliche Regierung die übermüthige Bürgerſchaft. Zuerſt begann die Stadt Antwerpen das Banner der Widerſetzlichkeit aufzupflanzen und Löwen und Mecheln folgten ihrem Vorbilde. Der Aufruhr brach jedoch 1305 in Brüſſel mit noch größerer Wuth aus. Das Volk griff zu den Waffen, zerſtörte die Wohnungen der ſieben adeligen Schöffengeſchlechter, verjagte die Mitglieder derſelben und wählte ſich ſeine Obrigkeit aus der Bürgerſchaft. Darauf bildete es regelmäßige Truppen und zog gegen den Herzog ſelbſt zu Felde. Die Empörung hatte jedoch damals keine bedeutenden Folgen, da der Herzog ſie beſiegte und die Geſchlechter wieder in ihre Vorrechte einſetzte; doch war es ihm nicht möglich, das Feuer des Haſſes zu dämpfen. Wie in den anderen Staaten Belgiens blieb der Fürſt in Brabant dem Adel zugeneigt und zeigte ſich dem Volke feindlich geſinnt; dadurch ward das Anſehen des Herzogs verringert, indem die Bürgerſchaft ihn, der ihr erſter Schirmherr ſein ſollte, als den wärmſten Freund ihrer Todfeinde betrachten lernte, ein Gefühl, in welchem ſie dadurch beſtärkt wurde, daß der Herzog noch in demſelben Jahre eine Keure erließ, in welcher er unter Anderem ſich verbindlich machte, ohne die Zuſtimmung der Geſchlechter den Gegnern derſelben weder Frieden noch Verzeihung angedeihen zu laſſen. Die Empörungen nahmen kein Ende; täglich fanden Kämpfe und Ermordungen zwiſchen den beiden Parteien Statt. Der Herzog, ſeine Ohnmacht fühlend, entbrannte vor Wuth und vernichtete die Privilegien, die er früher der Stadt Brüſſel verliehen hatte. Außerdem verbot er die Verſammlungen der Gilden und befahl, bei körperlicher Strafe, daß Bürger ihre Waffen auf das erſte Gebot der Schöffen einliefern ſollten. Webern und Walkmüllern wurde unterſagt, in Brüſſel zu übernachten. Unglücklicher Weiſe hatten alle dieſe ſtrengen Maaßregeln eine entgegengeſetzte Wirkung und vermehrten den Haß der Gemeinen außerordentlich. Im Jahre 1312 ſchien der Herzog plötzlich den Vortheil Brabants zu begreifen. Die Keure von Cortenberg, die er in dieſem Jahre ſeinen Unterthanen gab, iſt ein Grundgeſetz, das ſich durch Weisheit und Redlichkeit auszeichnete und beide Parteien einander gleichſtellte. Dieſe Keure beſtimmt unter Anderem: daß der Herzog fortan in Brabant keine außergewöhnlichen Abgaben auflegen ſolle und Jeder, Arm oder Reich, gleiches Recht zu genießen habe, ſowie daß die Vorrechte und Freiheiten der Gemeinen unverletzt bleiben und als Grundlage in allen Verhältniſſen des Fürſten zu den Gemeinen dienen ſollten. Der wichtigſte Punkt in dieſer Keure iſt aber derjenige, in welchem der Herzog anordnet, daß ein Landrath gebildet werden ſolle aus vierzehn Mitgliedern: vier Ritter aus dem Herzogthum, drei Bürger von Brüſſel, drei von Löwen, einer von Antwerpen, einer von Herzogenbuſch, einer von Thienen (Tirlemont) und einer von Leeuwe waren die Mitglieder. Dieſer Rath mußte ſich alle drei Wochen zu Cortenberg verſammeln und über die Angelegenheiten Brabants entſcheiden, ohne daß Jemand, wer es auch ſein möchte, das Recht hatte, ſich ſeinen Beſchlüſſen zu widerſetzen; ja, der Herzog entband ſeine Unterthanen des Eides der Treue, wenn er oder ſeine Nachkommen ſich liſtig oder offenbar dieſer Anordnung entzögen, und erklärte alle Edelleute und Bürger, die ſich gegen dieſelbe auflehnten, als außer dem Geſetz. Johann **II.** ſtarb einen Monat ſpäter, nachdem er ſein Land ſo begabt hatte, im Schloſſe zu Tervuerne; Johann **III.**, ſein Sohn, folgte ihm in der Regierung nach. Dieſer Fürſt gerieth in Verlegenheiten durch die Schulden, die er von ſeinen Vorgängern geerbt hatte; doch die Gemeinen und der Adel kamen ihm zu Hülfe durch einen Zuſchuß von 40,000 Livres und retteten ihn für den Augenblick aus einer unangenehmen Lage.

Das Bisthum Lüttich ward noch fortwährend heimgeſucht von den Folgen der Eiferſucht, die zwiſchen dem Adel und dem Volk herrſchte. Im Jahre 1212 erhielt man in der Stadt die Nachricht, daß Biſchof Thibald von Bar, der nach Italien in den Krieg, zur Unterſtützung Kaiſers Heinrich **VII.**, gezogen war, bei einem Gefechte umgekommen ſei. Jetzt mußte ein Reichsvogt in Lüttich, Mambour genannt, erwählt werden, um das Bisthum bis zur Ernennung eines neuen Biſchofs zu regieren. Das Volk wollte dieſe Wahl anſtellen, aber die Edelleute, die es ſelbſt thun wollten, um das Amt einem der Ihrigen zuzuwenden, kamen, an die fünfhundert ſtark, im Auguſt deſſelben Jahres zur Nachtzeit gewaffnet in die Stadt. Als die Bürger dies vernahmen, griffen ſie in großer Menge zu den Waffen und trieben die Edelleute aus einander; am nächſten Tage erneuerte ſich der Kampf mit großer Wuth; das Volk lief wie raſend durch die Straßen, ſuchte die Edelleute auf und vergoß deren Blut in Strömen; es wurde Sturm geläutet und die Bauern nach Lüttich gerufen; die Edelleute, welche bis dahin mannhaft Widerſtand geleiſtet, ſahen nun, welches Loos ihrer harre, warfen ſich in die St. Martinskirche und verrammelten die Thüren. Die blutdurſtige Menge umſtürmte das Gotteshaus und rannte lange vergeblich mit abſcheulichem Mordgeheul gegen die Mauern und Pforten an, dann ſchleppte ſie in ihrer unſinnigen Wuth Pechtonnen, Holz und Stroh zuſammen und umgab die Kirche damit. Das Feuer ſchleudert bald ſeine Flammen gegen das Gebäude. Die Fenſterſcheiben ſpringen. In dieſer furchtbaren Stunde rennen die eingeſperrten Edelleute heulend und ſchreiend in dem Tempel umher; einige zeigen ſich am Fenſter und flehen um Gnade, aber man ſtößt ſie mit Stangen und Miſtgabeln zurück. Endlich ſteigt ein Siegesgeſchrei aus dem Volke empor, Todesjammer antwortet aus der Mitte der Flammen, das Gebäude kracht, der Thurm wankt, ſtürzt auf die Kirche hinab und zerſchmettert zur ſelben Zeit dreihundert unglückliche Adelige und einen Theil der grauſamen Menge. Dieſer Tag der Wuth und Bosheit wird in den Chroniken der böſe St. Martinstag (**Kwaden St. Marten**) genannt.

Im folgenden Jahre wurde Adolph von der Mark zum Biſchof von Lüttich ernannt. Er war zwar jung, aber tapfer und von kräftigem Willen und begann ſeine Regierung damit, ſtrenges Recht zu üben gegen alle Gewaltthat und dem Rauben und Morden Einhalt zu thun. Schade iſt es, daß er ſich nicht unparteiiſch zeigte, ſondern die Waroux begünſtigte. Die Awans verbündeten ſich nun mit dem Volk und erſchwerten ihm die Regierung der Stadt ſo ſehr, daß der erzürnte Biſchof 1315 ſeinen Wohnſitz in Dinant nahm. Das Volk erwählte nun einen Mambour und führte Krieg mit dem Biſchofe bis ins nächſte Jahr, wo es zu einem Vertrage kam, den man den Frieden von Fexhe nannte und welcher als das urſprüngliche Grundgeſetz von Lüttich betrachtet wird. Hierin wurde unter Anderem beſtimmt, daß die Gemeinen im Genuß ihrer Freiheiten und Privilegien verbleiben und Niemand anders als nach dem Geſetz und durch Richterſpruch von Schöffen und rechtskundigen Männern verurtheilt werden ſolle. Nach dieſem Frieden blieb das Bisthum acht Jahre lang ruhig, obwohl der Haß zwiſchen dem Adel und dem Volk, oder den Waroux und den Awans, keineswegs erloſchen war.

Robert von Bethune, der Graf von Flandern, wandte ſich mittlerweile mit ſo vielen erniedrigenden Bitten an den König von Frankreich, daß es endlich, 1320, zu einem dauerhaften Frieden zwiſchen beiden Reichen kam, aber Flandern verlor durch denſelben die Städte Lille, Douai und Orchies. Der Haß gegen Robert und den Adel, der ſich während dieſer langen Unterhandlung im Herzen des Volkes ausbildete, läßt ſich unmöglich beſchreiben, und wahrlich dies geſchah nicht ſonder Recht und Grund. Sollte man nun nicht denken, daß die Verfolgung der Gemeinen, welche Letzteren das Vaterland gerettet, aufhören, und daß die Grafen von Flandern das Volk, das ihnen den Thron wiedergeſchenkt, lieben, und ſich auf deſſen Liebe ſtützend, Flandern groß und unabhängig machen würden? Aber nein, das Gift der Franzoſentollheit ſtrömte mit dem Blut durch ihre Adern. Noch nicht belehrt durch die Leiden, welche Frankreichs Falſchheit dem Hauſe Flandern bereitet, achtete Robert das Volk noch geringer, als es ſeine Vorgänger gethan, und zeigte ſich bei jeder Gelegenheit den Leliaerts geneigt. Dies war ein verderblicher Irrthum; denn das Volk war mächtig und im höchſten Grade mißtrauiſch und erbittert; auch fanden zu Brügge beklagenswerthe Empörungen Statt; der Adel und die Gemeinen trennten ſich von einander in unverſöhnlicher Feindſchaft und überall wurden die Saaten der blutigen Aufſtände gelegt, welche dieſen Zeitraum bezeichnen.

Philipp, genannt der Lange, ſaß auf dem Throne Frankreichs, als die Zwiſtigkeiten zwiſchen beiden Reichen ein Ende fanden. Dieſer König, nicht minder herrſchſüchtig als ſeine Vorgänger, ſtrebte gleichfalls danach, das Geſchlecht der Grafen von Flandern noch mehr zu verderben. Robert von Bethune hatte einen Enkel, Namens Ludwig von Nevers, ſpäter von Crecy, der nach ihm den flämiſchen Thron beſteigen ſollte. Dieſen ließ der König am franzöſiſchen Hofe erziehen und vermählte ihn dann mit ſeiner eigenen Tochter Margareta. Während ſeiner Regierung ſtiftete Robert von Bethune die erſte Aſſecuranzanſtalt (**Kamer van verzekering**) für Waaren, die man durch eine geringe Abgabe an Geld gegen Verluſt ſichern konnte, im Verhältniß zu ihrem Werthe; eben ſo regelte er das Verhältniß der Wollenwirker in Ypern zu ihren Meiſtern. Er ſtarb nach unaufhörlichen Fehden mit Frankreich im Jahre 1322, dem zwei und achtzigſten ſeines Alters.

Zweites Capitel.

Ludwig von Nevers, Graf von Flandern. — Blutige Aufſtände in Flandern. — Belgien nimmt Theil an dem Kriege zwiſchen England und Frankreich. — Jacob von Artevelde. — Das Haus d'Aveſnes ſtirbt aus. — Hennegau kommt an das Haus Baiern.

Von 1322 bis 1346.

Ludwig von Nevers, erſt achtzehnjährig, folgte ſeinem Großvater Robert von Bethune in der Regierung der Grafſchaft Flandern. Das Volk ſah ſeine Thronbeſteigung mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Verdruß. Die Gemeinen waren bereits unabhängig und Nichts weniger geſchickt, die fürſtliche Herrſchaft zu befeſtigen, als die Ankunft eines Grafen, der vielleicht noch nie ſeinen Fuß auf flämiſchen Boden geſetzt hatte und dort ſo fremd war als der geringſte Franzoſe. Er hatte die Regierung noch nicht lange angetreten, als der König von Frankreich, Karl der Schöne, ihn nach Paris rief und ihn verrätheriſch im Louvre gefangen hielt, bis er von Neuem die Abtretung der Städte Lille, Douay und Orchies beſtätigte. Es wurde darauf in demſelben Jahr, 1322, durch Vermittelung des Königs ein Vertrag geſchloſſen zwiſchen Wilhelm I., Grafen von Hennegau und Holland, und Ludwig von Nevers, vermittelſt deſſen Flandern ſeinen Rechten auf Zeeland entſagte. Dieſer Friede machte der Feindſchaft ein Ende, die ſo lange zwiſchen den Dampierres und den d'Avesnes geherrſcht hatte. Die Uneinigkeiten mit den angrenzenden Mächten waren jetzt beigelegt, aber ein heftigerer Brand als der des Krieges glimmte unter der Aſche; der Haß des Volkes gegen Frankreich und deſſen Anhänger, gepaart mit der unverſtändigen Schwäche des Fürſten, erzeugten Zügelloſigkeit und Meuterei. Die bitteren Früchte des franzöſiſchen Einfluſſes waren jetzt gereift.

Johann, Graf von Namur, hatte Ludwig von Nevers einige Dienſte geleiſtet bei den Zwiſtigkeiten über die Erwerbung der Grafſchaft; aus dieſem Grunde und ohne die mindeſte Rückſicht auf ſeine Unterthanen zu nehmen, gab Ludwig die Herrſchaft des Hafen von Sluys an Johann von Namur, mit dem Rechte, dort alle Arten von Waaren zu verhandeln, obwohl dieſes Vorrecht ſeit langer Zeit das Eigenthum der Stadt Brügge war; obendrein war ſeit dem Untergange von Damme Sluys der Seehafen von Brügge geworden, ſo daß der flämiſche Handel nun durch den Willen eines fremden Fürſten konnte gehemmt, ja gänzlich vernichtet werden. Die Bürger von Brügge bewieſen dem Grafen die nachtheiligen Folgen ſeines Geſchenkes und forderten den Widerruf deſſelben; aber Ludwig, angeſpornt durch Johann von Namur, blieb taub gegen ihre Klagen. Wüthend und bewaffnet eilte nun das Volk von Brügge nach Sluys, um den Hafen mit Gewalt zu nehmen. Der Graf, der davon Kunde erhalten, kam eilig nach Brügge und gab gute Worte, um es zu beruhigen. Anſtatt darauf zu achten, wurde er angepackt und gezwungen, mit nach Brügge zu gehen. Als Johann von Namur dieſe Menge auf der Ebene gewahrte, wollte er Widerſtand leiſten; zwanzig von ſeinen Edelleuten und ſehr viele Kriegsknechte kamen dabei um und er ſelbſt ward von den Brüggern gefangen genommen, nach Brügge geführt und auf dem Grafenſtein eingekerkert. Das Volk eroberte Sluys, plünderte es, ſteckte es in Brand und zerſtörte die Stadt.

Graf Ludwig hätte dies Alles beilegen und die Gemüther beſänftigen können; es wäre ihm ſogar möglich geweſen, Flandern ruhig zu regieren, hätte er ſein Geſchenk zurückgenommen und ſich etwas mehr um die Intereſſen und die Weiſe ſeiner Unterthanen bekümmert. Aber nein, er lief nach Frankreich und beklagte ſich bei dem Könige. Mittlerweile bemühten ſich die Freunde Johann von Namur's, ihm die Freiheit wieder zu verſchaffen; die Brügger verſprachen ihn loszulaſſen, unter der Bedingung, daß man ihnen Sluys wiedergäbe und ſich aller Verfolgung wegen des Aufſtandes enthalte. Dies ward ihnen verweigert. Als eine empörungsſüchtige Menge ohne Zweck begingen ſie nun ſchändliche Miſſethaten und machten ſich zum erſten Mal wirklicher Meuterei ſchuldig. Verwirrt und ohne Anführer griffen ſie in Haufen alle umliegenden Burgen der Edelleute an, alles adelige Beſitzthum beraubend und verbrennend. Unterdeſſen entkam Johann von Namur aus ſeinem Gefängniß durch die Hülfe eines Bürgers, Jan van Doorne, der neben dem Grafenſtein wohnte und ein Loch in die Mauer gemacht hatte. Er eilte nach Frankreich und beklagte ſich bei dem Könige, der das Geſchenk von Sluys beſtätigte. Die Edelleute rüſteten ſich nun, um gegen das Volk zu Felde zu ziehen und Viele derſelben begaben ſich zu dem Grafen Ludwig, welcher ſich mit zahlreichen Truppen zu Gent befand. Die Brügger begannen ſich zu fürchten vor dem Ungewitter, das ſie bedrohte und ſandten Abgeordnete zu dem Grafen, ihn um Gnade zu bitten. Der franzöſiſch geſinnte Fürſt hatte damals an ſeinem Hofe den Sohn des Kanzlers von Frankreich und that Nichts ohne deſſen Rath, den er auch jetzt befolgte. Anſtatt als ein mit Recht erzürnter Fürſt die Brügger für ihre Räubereien zu beſtrafen, empfing er von ihnen äußerſt koſtbare Geſchenke und 66,000 Gulden als Schadenerſatz. Dafür verlieh er ihnen einige neue Vorrechte und erhielt noch eine außergewöhnliche Geldzulage. Jetzt ſchien Alles ruhig zu ſein und unter einem anderen Fürſten würde man auch vielleicht ein Ende dieſer beklagenswerthen Aufſtände geſehen haben, aber Ludwig von Nevers war zu gern in Frankreich, um in ſeinen belgiſchen Landen zu bleiben; er zog mit ſeinem Rathe fort und trieb es ſo weit mit dem Vergeſſen alles vaterländiſchen Gefühls, daß er einem Franzoſen, dem Herrn von Asprement, die Regierung von Flandern als Landvogt übergab. Dieſer Fremdling, unbekannt und verachtet, hatte die Macht nicht, deren er bedurfte, um die Fläminger im Zügel zu halten; im Gegentheil, ſeine höhniſche und ſchwache Leitung der Angelegenheit, erbitterte die Gemüther noch mehr, ſo daß alle Beamten unter ihm ganz nach ihrer Willkühr handelten. Das Volk ſtand auf, verjagte und mißhandelte die Zoll- und Steuereinnehmer, und benahm ſich überhaupt, als ob nie ein Fürſt da geweſen ſei. Graf Ludwig kam eilig aus Frankreich, beſtrafte aber die Bürger nicht, ſondern hörte ihre Klagen an, regelte einige verwirrte Angelegenheiten, erneuerte einige Privilegien von Brügge und gab überhaupt bei dieſer Gelegenheit Beweiſe des Edelmuthes und der größten Güte. — Welcher geheime Zauber entfernte ihn von ſeinen Unterthanen und feſſelte ihn an das herrſchſüchtige Frankreich? Warum begriff er nicht, daß ſeine Gegenwart allein in Flandern die Ruhe befeſtigen konnte? Liebte er wohl dieſes Flandern, das er am franzöſiſchen Hofe nicht hatte kennen lernen? Wie dem auch ſei, er verkaufte drei Mal ſeine Gnade dem aufrühreriſchen Brügge und zog ſtets wieder nach Frankreich, wo er die Grafſchaften Rethel und Nevers beſaß. Im Jahre 1324 flammte das Feuer des Aufruhrs mit noch größerer Wuth als zuvor, in Folge eines umlaufenden Gerüchtes, daß ſich die Edelleute an Brügge rächen wollten. Die Bürger dieſer Stadt und der Umgegend griffen zu den Waffen, unter der Anführung von Zegher Janszone und Lambrecht Boonen und verwüſteten alle Burgen und Schlöſſer des Adels, die ſie erreichen konnten.

Dies ward dem Grafen nach Frankreich gemeldet. Er kam nach Flandern und ließ einige Rädelsführer enthaupten, doch half das wenig, da die Aufrührer im Felde blieben und ſeine Drohungen verachteten. Ja ihr Trotz ging ſo weit, daß ſie die Edelleute, die ſich in die Feſten Ghiſtel und Ardenburg geworfen hatten, belagerten. Ghiſtel mußte ſich dem von Zegher Janszone angeführten Volke ergeben und die daſelbſt befindlichen Edelleute wurden gefangen nach Brügge geführt. Bald darauf ſtieß ein vornehmer Bürger von Veurne (Furnes), Niklaes Zanneken, mit neuen Truppen zu den Brüggern; Nieuport und Veurne erklärten ſich für den Aufſtand und ſandten Krieger zu dem Heere; dieſem Beiſpiele folgten in kurzer Zeit viele andere Städte, unter denen **Kortryk**, **Thourout** und **Rouſſelare**; **Gent** und Audenaerde blieben dem Grafen treu. Dieſer, der ſich damals gerade zu Ypern befand, verließ die Stadt und zog im Juli 1325 mit 400 Edelleuten nach Kortryk. Zur ſelben Zeit hatten die Brügger ſechs Abgeordnete zu den Bürgern von Kortryk geſandt, um ſie zum Widerſtande anzufeuern; aber der Graf war ihnen zuvorgekommen und ließ ſie bei ihrer Ankunft in den Kerker werfen. Sobald die Empörer dies vernahmen, zogen ſie, 5000 Mann ſtark, wohl bewaffnet, nach Kortryk, und zeigten ſich von Weitem im Felde. Graf Ludwig ließ nun die Vorſtädte anzünden, um die Feinde abzuhalten. Als die Kortryker die Flammen längs den Mauern der Stadt ſich verbreiten und die erſten Häuſer brennen ſahen, läuteten ſie Sturm und ergriffen die Waffen, um ſich an dem Grafen zu rächen. Von der wüthenden Menge umringt, ſuchte er ſich durch die Flucht zu retten; aber die Bürger ſperrten ihm die Thore, erſchlugen eine große Anzahl Edelleute und warfen den Grafen in den Kerker. Nun zogen die Brügger ein und holten Ludwig unter heftigen Drohungen aus dem Gefängniß. Trotz ſeinen Bitten wurden alle Edelleute, die ſich noch bei ihm befanden, niedergehauen, er ſelbſt gefangen nach Brügge geführt und im Stadthauſe daſelbſt eingeſperrt, wo er ſechs Monate in Haft blieb.

Mittlerweile führten die Empörer eine Zeit lang Krieg mit den Gentern, die nicht ihrem Bündniſſe beitreten wollten. Vielleicht würde der Graf nicht ſobald ſeine Freiheit wieder erlangt haben, trotz dem daß gegen Ende des Jahres, auf Anſuchen des Königs von Frankreich, ganz Flandern, Gent und Audenaerde ausgenommen, in den Kirchenbann gethan wurde; aber die Brügger erlitten zwei Mal eine Niederlage durch die Genter und verloren ſo viel Beute, daß ihnen der Muth ſehr ſank. Kurz nachher fielen alle anderen Städte von den Brüggern ab, und dieſe, die ſich nun allein der Rache des Königs, des Grafen und des Adels Preis gegeben ſahen, ließen ihren gefangenen Fürſten, um die Kirchweihzeit deſſelben Jahres, in Freiheit ziehen, unter der Bedingung, daß er Alles vergeſſen und die Privilegien von Brügge und Ypern aufs Neue anerkennen wolle. Ludwig begab ſich nun nach Frankreich und klagte dem Könige mit bitteren Worten die Empörung der Brügger und die Schmach, die ihm ſechs Monate lang im Kerker war zugefügt worden. Der König bemühte ſich, den Zwiſt beizulegen durch einen Vertrag zwiſchen dem Grafen und ſeinen Unterthanen, und es ward auch wirklich 1326 eine Uebereinkunft abgeſchloſſen, vermöge welcher Brügge, außer einigen unbedeutenden Strafen, eine Buße von 100,000 Livres und die Bedingung, die vertriebenen Beamten wieder anzuſtellen, auferlegt wurde. Dieſe Bedingungen wurden auf beiden Seiten, dem Scheine nach, als gerecht angenommen; kaum hörten jedoch die Brügger 1328, daß der König von Frankreich, Karl der Schöne, geſtorben ſei, als ſie wieder mit gewaffneter Hand gegen den Grafen aufſtanden, ihre erſten Anführer zurückriefen und von Neuem die Burgen der Edelleute plünderten und in Brand ſteckten. Auf Erſuchen des Grafen Ludwig ſammelte der neue franzöſiſche König, Philipp von Valois, ein mächtiges Heer und zog noch in demſelben Jahre nach Flandern, um dem Aufruhr ein Ende zu machen. Die Brügger hatten den größten Theil von Weſtflandern auf ihre Seite gebracht und in Caſſel und deſſen Umgegend eine anſehnliche Macht unter Niklaes Zanneken's Befehl aufgeſtellt. Das franzöſiſche Heer war eins der zahlreichſten, die man je geſehen; alle Edelleute von Flandern und Hennegau befanden ſich in demſelben. Dies ſchreckte jedoch die Empörer durchaus nicht; im Gegentheil, ſo wie ſie den Feind erblickten, ſteckten ſie einen gemalten Hahn auf, als Sinnbild von Frankreich, mit einer Spottſchrift darunter. Am 23. Auguſt wurden die beiden Heere handgemein. Anfangs drangen die Fläminger bis zu dem Könige vor, nahmen denſelben faſt gefangen, tödteten ſehr viele Franzoſen und ſchienen den Sieg davon zu tragen; aber das Glück wendete ſich und ihr ganzes Heer wurde niedergehauen; ungefähr neuntauſend Fläminger blieben todt auf dem Schlachtfelde und unter ihnen Niklaes

Zanneken, der den Namen eines Helden verdiente. Eine natürliche Folge dieſer Niederlage war die Unterwerfung der aufrühreriſchen Städte.

Der König von Frankreich bediente ſich des einzigen Mittels, das ihm noch übrig blieb, um den Geiſt der Empörung zu brechen; er ließ dem Häuptling Lambrecht Boonen nebſt fünfhundert Rädelsführern das Haupt abſchlagen und verurtheilte alle empörten Städte zu ſchwerer Buße. Brügge mußte allein für ſich 100,000 Livres Pariſis und dann noch jährlich 3000 Livres zahlen, und die Brügger wurden obendrein gezwungen, ihren Grafen, auf freiem Felde, knieend um Verzeihung zu bitten.

Ehe Philipp von Valois nach Paris zurückkehrte, gab er dem Grafen Ludwig von Nevers zu verſtehen, daß ſeine Unachtſamkeit und ſeine geringe Sorgfalt für die Regierung des Landes wohl die Urſache aller dieſer Zerwürfniſſe geweſen ſein möchten und daß er es ihm ſehr übel deuten würde, wenn er ihn durch ſchlechte Verwaltung zwänge, zum zweiten Mal nach Flandern zu kommen. — Kurz darauf wurde Zegher Janszone ergriffen und nach ſchrecklichen Martern enthauptet.

Es ſcheint, daß Graf Ludwig ſich des Königs Tadel zu Herzen nahm und den Entſchluß faßte, mit größerer Theilnahme und Sorgfalt für das Glück und die Ruhe ſeiner flämiſchen Unterthanen zu wirken. Zum erſten Mal kam 1329 die Gräfin Margaretha nach Flandern und beſuchte die vornehmſten Städte; überall ward ſie mit der größten Verehrung empfangen und konnte daraus entnehmen, daß das flämiſche Volk noch Liebe für ſeine Fürſten im Herzen trage. Nach ihrer Rundreiſe bewohnte ſie mit dem Grafen das Schloß von Male bei Brügge und kehrte nicht wieder mit ihm nach Frankreich zurück. Alles ließ jetzt einen langen Frieden hoffen; Jeder hatte durch die That ſeine Schuld bekannt und gebeſſert. Leider aber konnte der Haß zwiſchen dem Volke und dem Adel wohl auf eine Zeit lang gezügelt, aber nicht ganz erſtickt werden.

Nachdem die Gemeinen zur Ruhe gebracht waren, konnte man ohne große Gefahr ihre Privilegien durchſehen und ſäubern; dies war auch höchſt nothwendig, indem hier und da verderbliche Freiheiten beſtanden, die dem Volke zu Nichts dienten, als die Ordnung im Reiche faſt unmöglich zu machen und obendrein den täglichen Meutereien einen Schein von Rechtmäßigkeit zu geben. Ludwig zeigte bei dieſer Gelegenheit, daß es ihm nicht an politiſcher Gewandtheit fehle; er veränderte die Geſetzgebung in Flandern zum Beſten der Regierung, ohne jedoch die Rechte oder Freiheiten der Gemeinen irgend zu kränken. So wahrte er unter Anderem dem Fürſten das Recht und die Pflicht, Geldſtrafen zu empfangen, die Empörungen zu dämpfen, die Falſchmünzer zu verfolgen und die Vortheile der Gemeinevierſcharen (Criminalgerichte) aufzuheben, wenn dieſelben offenbar die Folge von Gunſt oder Haß waren. Dieſe letztere Anordnung traf er vorzüglich, um die Bürger vor der Rache der Edelleute, welche die höchſten Aemter bekleideten, zu ſichern. Auf der anderen Seite beförderte er den Handel durch weiſe Maaßregeln und durch Privilegien, mit denen er fremde Kaufleute begünſtigte. Nach vierjähriger Ruhe gerieth Flandern in Krieg mit Brabant wegen der Herrſchaft Mecheln, die der Graf von Flandern von dem Biſchofe von Lüttich gekauft hatte. Johann III., Herzog von Brabant, der Mecheln als einen Theil ſeiner Staaten betrachtete, beſtritt dem Biſchof das Recht, dieſen Verkauf ohne ſeine Einwilligung abzuſchließen und ergriff die Waffen, um den Grafen von Flandern mit Krieg zu überziehen. Nachdem man auf beiden Seiten einige Mannſchaft eingebüßt und einige Verheerungen angerichtet hatte, ward der Friede durch Vermittelung des franzöſiſchen Königs geſchloſſen, jedoch über Mecheln nichts Entſcheidendes beſtimmt.

Ganz Belgien ſchien ſich nach Ruhe zu ſehnen. Während Flandern und Brabant ihren Zwiſt beendeten, erhielt das Biſthum Lüttich, nach acht und dreißig Jahren des Bürgerkrieges, gleichfalls den Frieden. Die Waroux und die Awans hatten ſich noch mehrere Mal angegriffen und ſich gegenſeitig großen Schaden zugefügt, bis endlich 600 Ritter von beiden Parteien in einem Treffen handgemein wurden und die Waroux unterlagen. Papſt Johann XII. bemühte ſich, die Zwiſtigkeiten im Biſthum Lüttich auszugleichen, aber die Bürger verlangten fortwährend immer mehr und mehr Freiheiten als Bürgſchaft gegen die Uebermacht des Biſchofs Adolph von der Mark. Dieſer, den die Grafen von Jülich, Geldern und Berg unterſtützten, beſiegte das Volk in vielen kleinen Kämpfen und zwang die Bürger, ſich ruhig zu verhalten. Endlich ward 1335 zwiſchen den Waroux und den Awans ein rechtlicher Friede geſchloſſen, der dem Parteiweſen ein Ende machte, und Lüttich erfreute ſich nun ſiebenjähriger Ruhe.

In Flandern begann man allmälig die Erinnerung an die früheren Aufſtände zu verlieren, und der Haß zwiſchen den Bürgern und dem Adel ſchien abzunehmen, der Fürſt herrſchte mächtig und unbeſchränkt, der Handel lebte wieder auf und Alles ſah mit froher Hoffnung der Zukunft entgegen. Aber Belgien, das ſchöne und fruchtbare Land, war ſchon damals wegen ſeiner Lage zwiſchen anderen Staaten nicht Herr ſeiner Handlungen; faſt immer wurde es wider ſeinen Willen in die Streitigkeiten ſeiner Nachbaren verwickelt. So ging es auch jetzt. Im Jahre 1335 begann Eduard III., König von England, deſſen Mutter eine Tochter Philipps des Schönen war, Anſprüche auf das Königreich Frankreich zu machen und wollte den König Philipp von Valois durch die Gewalt der Waffen vom Throne ſtoßen. Um ſich des gewünſchten Erfolges zu verſichern, hatte er die Grafen von Hennegau, Holland, Jülich, Geldern und den Herzog von Brabant zu einem Bündniſſe mit ihm beredet. Seinerſeits zählte der König von Frankreich ebenfalls viele Fürſten und Herren zu ſeinen Bundesgenoſſen. Jeder von Beiden ſuchte Flandern für ſich zu gewinnen. Graf Ludwig, welcher ſich gezwungen ſah, Partei zu nehmen, ließ deutlich durchblicken, daß er ſich zu Frankreich halten wolle. Aber das flämiſche Volk hatte noch nicht vergeſſen, welche Leiden ihm die Herrſchſucht und Treuloſigkeit der franzöſiſchen Könige bereitet und zeigte ſich im Ganzen nicht geneigt, gegen ſeine Handelsgenoſſen unter dem Banner ſeines größten Feindes zu kämpfen. Die Chroniken, die bei dieſer Gelegenheit den Haß der Fläminger gegen die Franzoſen ausdrücken wollen, ſagen in ihrer einfachen Sprache: **de Vlamingen mogten den Franschman met zout noch smout.** (Die Fläminger mochten die Franzoſen [weder] mit Salz noch mit Schmalz.)

Damals wohnte zu Gent ein Mann, Namens Jacob von Artevelde, der wegen ſeines ausgezeichneten Verſtandes und ſeiner großen

Gewandtheit nicht bloß in ſeiner Vaterſtadt, ſondern in ganz Flandern bekannt war. Er ſtammte aus edlem Geſchlechte und war vermählt mit der Tochter Seghers von Kortryk, eines berühmten Ritters und Bannerherrn. Da die Edeln, die es mit der Bürgerſchaft hielten, ſich in einer Gilde aufnehmen ließen, um ſich der Vorrechte derſelben zu erfreuen, ſo hatte ſich Artevelde bei den Brauern einſchreiben laſſen und war von ihnen zu ihrem Dechant (deken) erwählt worden. Bald darauf wurde er Hauptdechant (hoofddeken) der zwei- und fünfzig Gilden oder Ambachten von Gent. Er beſaß bedeutende Reichthümer, unwiderſtehliche Beredſamkeit, Schlauheit und Scharfſinn, und war freundlich und herablaſſend mit dem Volke, dagegen ſtolz und vornehm gegen die Fürſten und Edeln.

In dem Zwiſt, welcher ſich zwiſchen Frankreich und England erhoben hatte, erblickte Artevelde eine gute Gelegenheit, ſein Vaterland von dem verderblichen Einfluſſe Frankreichs zu erlöſen und ein engeres Bündniß für daſſelbe mit England zu ſchließen, deſſen Bewohner mit den Flämingern denſelben Urſprung und gleiche Handelsintereſſen hatten. Er bediente ſich daher ſeines ganzen Einfluſſes, um ſeine Landsleute zu einem Bündniſſe mit Eduard von England zu bewegen. Zuerſt wollte ihm das nicht ganz glücken, aber während die Fläminger noch zweifelhaft waren, was ſie thun ſollten, verbot der König von England die Ausfuhr der Wolle aus ſeinen Staaten nach der flämiſchen Küſte. Da die Tuchwebereien Flanderns ohne dieſelbe nicht wohl beſtehen konnten, ſtanden alle Webſtühle ſtill und die Gilden in den Städten wurden arbeits- und brodlos. Durch Artevelde's Rath dazu ermuntert und durch den elenden Zuſtand der Weberei gezwungen, verſprachen die Genter dem Könige von England Hülfe zu leiſten. Die anderen flämiſchen Städte folgten ihrem Beiſpiel. Es war in Folge deſſen bald wieder Wolle in Ueberfluß da und die Webereien Flanderns entwickelten ſich zu ungemeiner Blüthe.

Noch in demſelben Jahre unterwarfen ſich indeſſen die Genter wieder ihrem Grafen durch Vermittelung des Biſchofs von Doornik (Tournay) und bezahlten ihm eine ſchwere Geldbuße, durch welche das gute Verhältniß zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Unterthanen für den

Augenblick wieder hergeſtellt wurde, ohne daß es Artevelde ſchien ſtören zu wollen. Er ließ im Gegentheil die Unterwerfung ohne Widerſpruch geſchehen, in der Erwartung, daß günſtigere Umſtände ihm zu der Erreichung ſeines Zweckes behülflich ſein würden. Im folgenden Jahre 1336 hatte Graf Ludwig ein kleines Heer zu Cadzant in Zeeland aufgeſtellt, um die engliſchen Schiffe abzuhalten; ſeine Truppen erlitten jedoch eine Niederlage, die ihnen 3000 Mann koſtete. Nun begann Jacob von Artevelde ſeinen Mitbürgern zu beweiſen, daß man deutlich ſehen könne, England würde den Sieg davon tragen, in Folge deſſen in Flandern die Webſtühle ſtill ſtehen und das Volk in die äußerſte Armuth gerathen, wenn die Fläminger ſich weigerten, England Beiſtand zu leiſten; zugleich erinnerte er ſie daran, wie Frankreich ſich ſeit Jahrhunderten ſtets als einen gebornen Feind Flanderns gezeigt und wie dieſes herrſchſüchtige Reich durch Liſt und Ränke das fürſtliche Blut der Grafen verderbt und Uneinigkeit unter den Flämingern angefacht habe, um deren Wohlfahrt zu vernichten und das Volk zu unterdrücken. Durch ſeine kraftvolle Beredſamkeit ſteigerte er die Aufregung dermaaßen, daß die Bürger zu den Waffen griffen und alle von dem Grafen angeſtellten Magiſtratsperſonen und Beamte, oder diejenigen, die ihm und alſo Frankreich anhingen, aus der Stadt trieben. Jacob von Artevelde ward Stadtvogt und begann ſeine Regierung mit einigen klugen Maaßregeln; er errichtete Waffengilden und theilte die Stadt in Wyke ein, über deren jedes er einen Wykmeiſter ſtellte, um bei dem erſten Befehl ſeine bewaffneten Nachbaren anzuführen. Eine Leibwache von hundert Schwertträgern begleitete ihn überall und verlieh ſeinen Geboten Nachdruck. Er handelte nicht immer ſtreng rechtlich und verbannte ohne Rechtsgrund und Urtheil die Edelleute oder die Leliaerts, die ihm im Wege ſtanden. Es glückte ihm, andere Städte Flanderns auf ſeine Seite zu ziehen und ſich in denſelben einflußreiche Freunde zu erwerben, ſo daß ſein Wort wie ein Befehl in dem größten Theile von Flandern verehrt wurde und daß die vorzüglichſten Städte ſich eidlich mit ihm verbanden. Mittlerweile hatte Graf Ludwig den alten Segher von Cortryk nach Brügge gelockt, ihn, als einer Unterhandlung mit England ſchuldig, nach Rupelmonde führen und ihn daſelbſt durch Henkershand umbringen laſſen. Als er vernahm, daß Brügge zu dem Bund der Genter getreten war, zog er mit einigen Truppen in die Stadt; aber die Bürger trieben ihn mit den Waffen in der Hand hinaus und zwangen ihn, das Caſtell von Male zu verlaſſen und Schutz in Frankreich zu ſuchen. Darauf wurden neue Beamte in Flandern angeſtellt. Artevelde, deſſen Macht nicht allein ſehr ausgedehnt, ſondern Schrecken erregend geworden, ward von den Gemeinen zum **Ruwaerd** (Ruhwart) oder Erhalter der Ruhe Flanderns ernannt und ertheilte von Gent aus ſeine Befehle dem ganzen Lande, ohne daß Jemand gewagt hätte, ſich denſelben durch Worte oder Thaten oder zu entziehen.

Im Jahre 1338 begab ſich Graf Ludwig nach Gent, um die Einwohner durch ſanfte Mittel den Engländern abwendig zu machen; einigen Gemeinen bewilligte er alle Freiheiten wieder, welche ſie je beſeſſen hatten und machte Allen bekannt, daß der König von Frankreich der Ausführung des Pactums der Ungerechtigkeit entſage, das Robert von Bethune dereinſt zum Vortheile Frankreichs unterzeichnet, daß er die Gelder als empfangen betrachte, die ſie ihm noch zu zahlen hätten und daß er endlich in Flanderns Neutralität hinſichtlich des Krieges mit England willige. Artevelde's Einfluß brachte es jedoch dahin, daß die Bürger dieſe Anträge als eine franzöſiſche Liſt ſchmachvoll zurückwieſen. Sie zeigten dem Fürſten, aus deſſen Munde ſie nie etwas Anderes vernahmen als Lobpreiſungen des ihnen mit Recht ſo verhaßten Frankreichs, ihre Verachtung. Graf Ludwig, von dem Volke verhöhnt, gerieth in Lebensgefahr, ſo daß er, um ſich zu retten, ſich dem Bündniſſe mit Eduard günſtig zeigte, und ſich unter die Einwohner der Stadt miſchend, ihre Erkennungszeichen trug, als ob er ſelbſt zu den engliſch geſinnten Gilden gehöre. Artevelde tödtete in ſeiner Gegenwart den Herrn Volkaerd von Rhede, der mit dem Grafen gekommen war, und hielt den Letzteren in Gent gefangen. Mittlerweile ward der unglückliche Fürſt von ſeinen Unterthanen gezwungen, alle aus Flandern Verbannten durch ein Edikt zurückzurufen und mit Brabant einen Kriegs- und Handelsvertrag, wie ihn König Eduard verlangte, abzuſchließen. Es ſchmerzte Graf Ludwig ſehr, ſich auf dieſe Weiſe dem Hohn und der Willkühr Artevelde's Preis gegeben zu ſehen und ein gezwungener

Diener der Gilden ſein zu müſſen; darum ſuchte er Mittel zu finden, aus Gent zu entwiſchen, und es glückte ihm endlich, die Wachſamkeit der Genter zu täuſchen und Frankreich zu erreichen. Damals geſchah es, daß Artevelde ſich in der That als Graf von Flandern benahm, obwohl er nur den Namen Ruwaerd führte. Es begann ihn zu verdrießen, ſtets noch Freunde des Fürſten zu finden, welche ihm faſt unüberwindliche Hinderniſſe bereiteten bei der Erreichung ſeiner Zwecke, und heimlich dem franzöſiſchen Könige als Werkzeuge dienten. Ein Sohn der Gewalt, konnte er ſich nur durch Gewalt aufrecht erhalten; das ſah er wohl ein. Deshalb wurde er allmälig zum Deſpoten und begann das Blut der Edelleute und ſeiner Gegner zu vergießen. Der friedlich geſinnte Theil der Fläminger ſah daher mit Furcht und Verdruß ſeine Macht wachſen, aber es war bereits zu gefährlich geworden, ſich dieſen Verdruß merken zu laſſen. So ließ Artevelde fünf obrigkeitlichen Perſonen zu Ardenburg das Haupt abſchlagen, weil ſie ſich dem Grafen geneigt erwieſen, und, ſei es Furcht oder Zwang, alle Städte Weſtflanderns lieferten ihm Geißeln aus als Pfänder ihrer Treue.

Flandern befand ſich noch fortwährend im Bann der Kirche und da kein Gottesdienſt daſelbſt mehr gehalten wurde und alle Tempel des Herrn geſchloſſen waren, ſo erzeugte dies tiefe Trauer in allen Gemüthern. Artevelde, der nicht gewohnt war, ſich durch ein Hinderniß abſchrecken zu laſſen, fand ſchlau ein Mittel, um den Argwohn zu beſeitigen; er ließ Eduard von England, der ſich damals zu Gent befand, in allen ſeinen Schriften den Titel König von Frankreich annehmen und das franzöſiſche Wappen neben dem engliſchen auf ſeinem Schilde führen; durch dieſe Liſt verbanden ſich die Bewohner von Flandern, in Zweifel ſeiend oder ſein wollend, wer von Beiden der echte König ſei, pflichtmäßig mit England, ohne ſich länger des Meineides ſchuldig zu achten. Auch verſprach Eduard Prieſter zu ſenden, die trotz dem Bann der Biſchöfe Meſſe leſen würden. Artevelde bereiſte hierauf Flandern und nahm in allen Städten den Huldigungseid an England ab. Unterdeſſen war Eduard über Meer gefahren und hatte ſeine Gattin und ſeine Kinder in Gent zurückgelaſſen. Es folgten nun einige Treffen zwiſchen den Engländern und Franzoſen. An der Spitze zahlreicher flämiſcher Truppen belagerte Artevelde Tournai, mußte aber unverrichteter Sache abziehen. Bei ſeinem Rückzuge 1339, erfuhr er, daß in Brügge ein blutiger Zwiſt entſtanden ſei zwiſchen den Tuchwirkern und den Mäklern. Er legte dieſen Zwiſt ſehr raſch bei, aber durch ein kräftiges Mittel, das man in dieſem Falle wohl tyranniſch heißen mag; faſt alle Mäkler nämlich wurden hingerichtet. Bald darauf zog er an der Spitze von 60,000 Flämingern nach dem Hennegau, um den Engländern Beiſtand zu leiſten. Das flämiſche Heer kam 1340 um ſeine eigene Küſte zu vertheidigen, die von einer franzöſiſchen Flotte von 380 Schiffen bedroht wurde. Zwiſchen Sluys und Blankenberg fand eine furchtbare Seeſchlacht zwiſchen den Engländern und Franzoſen Statt. Anfangs neigte ſich der Sieg den Franzoſen zu, plötzlich aber miſchten ſich die flämiſchen Fahrzeuge in den Kampf und halfen den Engländern den Sieg davon zu tragen; mehr als 30,000 Franzoſen kamen in dieſem blutigen Treffen um. Der Sieg ward mit großer Freude in Flandern gefeiert, und dieſe Freude vermehrte ſich noch, als die Königin von England in Gent einen Sohn gebar, dem König Eduard in Artevelde's und einiger anderer vornehmer Fläminger Gegenwart den Namen Johann von Gent (John of Gaunt) gab. Dies ſchien die engliſchen Fürſten durch die Bande des Blutes an Flandern zu feſſeln und die Einwohner jubelten darüber, wie über eine Bürgſchaft, daß ſie fortan gegen die Herrſchſucht der Franzoſen einen mächtigen Beſchützer haben würden. Noch in demſelben Jahre ſtanden das franzöſiſche und das engliſche Heer bei Tournai einander kampfgerüſtet gegenüber, aber auf Vermittelung der Altgräfin von Hennegau, Johanna von Valois, traten die beiden Fürſten in Unterhandlung. Bei dieſer Gelegenheit zeigte Eduard, daß Eigennutz die Grundlage ſeiner Verbindung mit Flandern ſei, indem er ſich geneigt zeigte, die Fläminger von dem Vertrage auszuſchließen und ſie demzufolge dem Zorne Frankreichs Preis zu geben, aber Artevelde ſprach ihm ſo hitzig und kraftvoll zu und wußte ſeine Sache ſo gut zu führen, daß man endlich Flandern mit aufnahm in den zweijährigen Waffenſtillſtand, welcher geſchloſſen wurde. Man erklärte daſſelbe aller Geldſchuld an Frankreich ledig, ſo wie daß man wegen Aufruhrs

Niemanden zur Rechenſchaft ziehen wolle. Der Kirchenbann ward aufgehoben.

Graf Ludwig kehrte nun wieder nach Gent zurück, in der Hoffnung, dort einige Herrſchaft von Neuem zu erlangen; da ihm jedoch Artevelde entgegen arbeitete, ſo glückte es ihm nicht, ſelbſt nicht einmal zum Schein, als Fürſt anerkannt zu werden. Der Ruwaerd fuhr fort, Flandern durch ſeinen Einfluß zu regieren, und Ludwig, der ſich überzeugte, daß er Nichts über die Gemüther ſeiner Unterthanen vermöge, begab ſich 1342 nach Frankreich zurück. Artevelde, auf allen Seiten von den Netzen umringt, welche der König von Frankreich rings umher heimlich gegen ihn aufſtellte, überall Feindſchaft und Widerſetzlichkeit findend, und ſehend, daß das aufgehetzte Volk bereits gegen ihn zu murren und dieſelbe Sprache zu führen begann, die es gegen den Grafen geführt hatte, verließ nun gänzlich die Bahn der Mäßigkeit und des Rechtes. Er führte fürſtliche Pracht, ſchuf aus ſeiner Wohnung einen Palaſt und behandelte Alles als ein rechtmäßiger Alleinherrſcher. Sein größter Feind war Geeraert Denys, Dechant der Weber in Gent; dieſe Feindſchaft war aber rein perſönlich, da der Letztere ſich ebenfalls ſtets gegen den Grafen und Frankreich erklärte.

Artevelde hatte ſeine Macht auf dem Aufruhr gegründet; er durfte ſich daher nicht wundern, daß man dieſes gefährliche Werkzeug gegen ihn ſelbſt ſchien anwenden zu wollen. Die Händel der Städte unter einander begannen ſein Anſehen zu untergraben. Die Bürger von Ypern verwüſteten mit gewaffneter Hand die Stadt Poperinghe, um deren Bewohner an der Tuchweberei zu hindern; überall hatten ſich die großen Städte den Alleinhandel angemaaßt und täglich fanden blutige Kämpfe zwiſchen den großen und kleinen Gemeinen Statt. Artevelde fand hier Widerſtand und Ungehorſam; es ward ihm unmöglich, weder durch Blutvergießen noch durch Bitten das wüſte und losgelaſſene Volk zu zügeln. In Gent ward ſein Anſehn zuerſt öffentlich verhöhnt. Ein Bürger, Namens Jan von Steenbeke, warf ihm laut ſeinen Meineid gegen ſeinen geſetzlichen Fürſten vor; der erzürnte Ruwaerd wollte ihn hinrichten laſſen, aber der Magiſtrat der Stadt hinderte ſich bewaffnet auf dem Freitagsmarkt verſammelten und riefen, ſie wollten keinen anderen Oberherrn mehr anerkennen, als den Grafen. Frankreich war dieſer Widerſetzlichkeit nicht fremd und die abſcheulichen Mittel, die es anwendete, um Artevelde durch falſche, ehrenſchänderiſche Gerüchte bei ſeinen Mitbürgern zu verdächtigen und die Eintracht der Fläminger durch Aufhetzung und Beſtechung zu zerſtören, mußten ihm glücken. Mittlerweile ließ Artevelde ſeine Anhänger in den anderen Städten nach Gent kommen, und da er ſich mächtig genug ſah, ſo verbannte er Jan von Steenbeeke nebſt hundert anderen Bürgern aus dem Lande. Voll Aufruhr und der widerwärtigſten Willkühr Preis gegeben, untergrub Flandern ſelbſt ſeine Wohlfahrt und vergoß das Blut ſeiner Bewohner in ſchändlichen Streitigkeiten. Im Jahre 1344 entſpann ſich ein Zwiſt zwiſchen den Webern und Walkern in Gent, indem dieſe Letzteren, von Artevelde unterſtützt, für jedes gewalkte Stück Tuch vier Pfennige mehr als früher verlangten. An einem Montage im Mai deſſelben Jahres liefen beide Parteien bewaffnet auf den Freitagsmarkt. Ein trauriger, gräßlicher Kampf war die Folge; der Markt wurde mit Leichen beſäet und Blut ſtrömte unter den Füßen der Streitenden. Um dieſem Morden Einhalt zu thun, trugen die Prieſter den heiligen Leib des Erlöſers unter die Wüthenden, aber Nichts konnte deren Raſerei ſtillen; ſie fuhren fort, ſich zu tödten, bis 1500 Leichen den Markt bedeckten und die Walker beinahe gänzlich vernichtet waren. Man nannte dieſen Tag den böſen Montag (**de kwade maandag**). Artevelde's Anſehen mußte damals ſchon ſehr ſeinen Glanz verloren haben, da es ihm unmöglich geweſen war, dieſen blutigen Auflauf zu unterdrücken. Jetzt erhob ſich in allen Städten Flanderns ein Geſchrei des Unwillens über dieſen Zuſtand der Verwirrung und Rechtloſigkeit, welcher aus der Abweſenheit des geſetzlichen Fürſten entſprang, und man begann allgemein die Rückkehr des Grafen Ludwig zu verlangen. Dieſes Gefühl, durch Frankreichs geheime Umtriebe befördert, nahm täglich zu und zwar in dem Maaße, daß angeſehene Männer öffentlich auf Mittel ſannen, um Flandern gänzlich und allgemein dem Grafen wieder zu unterwerfen. Ein ſolches Vorhaben ließ ſich jedoch nicht ſobald ins Werk ſetzen, da König Eduard von England mit 80 Kriegsſchiffen an

Sluys einlief und durch ſeine Gegenwart allen Anhängern des Grafen Furcht einflößte. Jacob von Artevelde begab ſich zu ihm und entwarf mit ihm den Plan, Ludwig von Nevers der gräflichen Krone verluſtig zu erklären und den Erbprinzen von England zum Grafen von Flandern zu erheben; kaum hatte er jedoch Eduards Anerbieten oder Begehren in Gent mitgetheilt, als allgemeiner Unwille gegen ihn laut wurde. Allerdings waren die Fläminger händelſüchtig und zum Aufruhr geneigt, auf Frankreich ergrimmt und von glühendem Haſſe gegen den franzöſiſchen Ludwig erfüllt, aber ſo weit war es doch noch nicht mit ihnen gekommen, daß ſie das alte gräfliche Haus von Flandern ſeines Erbes berauben wollten, um einen Fremdling als Fürſten anzunehmen. Artevelde meldete dem Könige nach Sluys, welchen Widerſtand er gefunden; dieſer gab ihm 500 auserleſene engliſche Krieger, und in der Hoffnung, jetzt beſſer ſeinen Zweck zu erreichen, ließ der Ruwaert dieſelben unter einem Vorwande nach Gent in ſein Haus kommen. Er begann darauf von Neuem den Antrag zu ſtellen, daß man den Sohn des Königs von England zum Fürſten erwähle; es gelang ihm jedoch nicht, er machte ſich vielmehr dadurch bei dem Volke außerordentlich verhaßt.

Die franzöſiſche Partei benutzte nun die Gelegenheit, ihn bei den Bürgern zu verdächtigen und durch allerlei Mittel als einen Verräther und Tyrannen darzuſtellen. — Gleich darauf vernehmen die Genter, daß Artevelde's Wohnung voll Engländer iſt. Geraert Denys, Dechant der Weber, ruft am 17. Juli 1345 ſeine Gilde zu den Waffen; ein bedeutender Theil der übrigen Einwohner geſellt ſich zu ihm und Alle ſtoßen Verwünſchungen gegen den Ruwaert aus. Daſſelbe Volk, das ihn ſo ſehr liebte und bereit war, auf ſeinen Wink Gut und Blut zu opfern, verflucht ihn jetzt als einen Landesverräther und fordert ſeinen Tod. Die Menge, von Geraert Denys angeführt, eilt nach ſeiner Wohnung, erbricht das Thor, ſtrömt in den Vorhof und ſtößt ein entſetzliches Mordgeheul aus. Artevelde öffnet in dieſer Bedrängniß ein Fenſter, redet zu dem Volke, erinnert es an die Dienſte, die er dem Vaterlande geleiſtet, wie er den Handel wieder belebt, Ueberfluß in Flandern verbreitet, und bittet die Blutdürſtigen, ſich zu entfernen und machtlos geworden, ſeine Beredſamkeit hat ihren Zauber verloren. Das Volk heult ihm zu: „Komm herunter, rede nicht von der Höhe zu uns, komm herab und lege uns Rechenſchaft ab über den Landesſchatz von Flandern!“ Artevelde, ſehend welches furchtbare Schickſal ihm droht, ſchließt das Fenſter und will ſich in der nahen Kirche einen Zufluchtsort ſuchen; aber die Menge fällt ihn an, die Hand des Schuhmachers Thomas Denys ſpaltet ihm mit einem Beilhiebe das Haupt und die entſeelte Leiche des unglücklichen Artevelde liegt zu den Füßen ſeiner Mörder. Seine Wohnung wird geplündert, die engliſchen Krieger werden niedergehauen und Artevelde's Freunde um ſeinetwillen verfolgt. Auf dieſe Weiſe vernichtete die Flamme des Aufruhrs den Mann des Volkes, der dieſelbe ſo furchtbar auf Flanderns Boden angezündet hatte.

Der berühmte Ruwaert Jacob von Artevelde iſt ein großes hiſtoriſches Bild; ſeine Feinde ſelbſt bezeugten ſeinen reichen Geiſt und ſeine große Gewandtheit. Gewiß war ſein Vorhaben edel und erhaben; aber es geht gewöhnlich ſo; wenn ein mit kräftigem Willen begabter Menſch ein Ziel, das ihn durch ſeine Größe über Alles weghebt, erreichen will, ſo achtet er Nichts; gewaltſam räumt er alle Hinderniſſe aus dem Wege und wird dann leicht ein grauſamer Tyrann. Wie dem auch ſei, Artevelde hat ſeinem Vaterlande einen großen Dienſt erwieſen, indem er es dem franzöſiſchen Einfluſſe entriß und es rettete, als es mit raſchen Schritten ſeiner Vereinigung mit Frankreich entgegeneilte. Dieſe Wohlthat iſt bedeutend genug, um den Flämingern das Andenken dieſes Mannes ewig werth zu erhalten.

Als König Eduard Artevelde's Ermordung vernahm, entbrannte er in heftigem Zorne. Die vornehmſten Städte Flanderns ordneten Geſandte an ihn ab, um ihm zu ſagen, daß ſie keinen Antheil hätten an dem Morde des Ruwaerts und nicht Willens ſeien, die Verbindung mit England aufzuheben, ja, daß dieſelbe auf immer befeſtigt werden könne, wenn der König ſeine Tochter dem jungen Ludwig von Male, Sohn des Grafen von Nevers und geſetzlichem Erben von Flandern, zur Gemahlin geben wolle. Die Zuſtände blieben dieſelben und der Graf gewann Nichts durch den Tod des Ruwaerts; ſeine Truppen wurden ſelbſt durch die Genter vor Dendermonde und Axel geſchlagen.

Ueberall in Belgien, Hennegau ausgenommen, ward das Anſehen der Fürſten verachtet; überall glückte es der Bürgerſchaft die Oberhand zu gewinnen. Lüttich hatte die Macht ſeiner Biſchöfe beinahe vernichtet. Zwiſchen der Stadt Hoey (Huy) und dem Biſchof Adolph von der Mark hatte ſich ein Zwiſt entſponnen; dieſer, der die aufrühreriſche Stadt zum Gehorſam zwingen wollte, bat die Grafen von Hennegau, von Luxemburg und von Geldern, die nach Lüttich gekommen waren, um Hülfe. Ihrerſeits erkannten die Einwohner von Hoey den Herzog von Brabant als ihren Fürſten an, unter der Bedingung, daß er ſie gegen den Biſchof vertheidigen ſolle. Während man Alles zu einem entſcheidenden Kampfe rüſtete, entſtanden in Lüttich neue Unruhen. Der Biſchof, der ſich in einer peinlichen Lage befand, nahm den Vorſchlag an, ſich der Entſcheidung der in Lüttich anweſenden Fürſten zu unterwerfen und dadurch auch zum Frieden zu gelangen. Der Erfolg war ihm nicht günſtig; die Fürſten gaben in Allem den Gemeinen den Vorzug und verſetzten in Folge deſſen dem Anſehn des Biſchofs und dem Einfluß des Adels einen unheilbaren Riß durch den Beſchluß, daß zu Lüttich ein Gerichtshof von 22 Mitgliedern errichtet werden ſolle, welcher allein und ohne höhere Inſtanz über Alles, was den Staat angehe, zu entſcheiden und zu befehlen habe. Nur vier Edelleute durften als Räthe an demſelben Theil nehmen, die übrigen achtzehn Mitglieder mußten aus dem Bürgerſtande gewählt werden. Der Biſchof ſah ſich gezwungen, dieſe Bedingung zu erfüllen, wie peinlich es ihm auch ſein mochte, ſich dieſen zwei und zwanzig untergeben zu ſehen. Als er 1344 ſtarb, hatte er von der fürſtlichen Würde faſt Nichts mehr als den Namen; die Gemeine war der Herr.

Der letzte, von den d'Avesnes abſtammende Graf von Holland und Hennegau ward 1345 in Friesland ermordet. Seine Schweſter Margaretha, Gemahlin des Kaiſers Ludwig von Baiern, erbte ſeine Staaten und brachte ſie dadurch an das Fürſtenhaus Baiern. Sie übergab Holland und Zeeland der Regierung ihres Sohnes Wilhelm und behielt ſich zugleich mit ihrem Sohne Albrecht die Regierung von Hennegau vor. Im nächſten Jahre weigerte ſich Wilhelm, ihr die feſtgeſtellte dieſem Zwiſte geſtaltete ſich in Holland großes Blutvergießen; es bildeten ſich zwei Parteien, die unter dem Namen der Hoeks und der Kabeljauen die eine auf Seite der Kaiſerin, die andere auf Seiten ihres Sohnes waren und lange Jahre hindurch großes Unglück über ihr Vaterland brachten.

Im Juli 1346 wurde der Krieg zwiſchen England und Frankreich mit großer Macht auf beiden Seiten fortgeſetzt. Eduard landete mit einer zahlreichen Flotte an der franzöſiſchen Küſte und drang bis Paris vor, Alles beraubend und verbrennend. Mittlerweile fügten die Fläminger an der franzöſiſchen Grenze dem platten Lande großen Schaden zu. Die Engländer wurden von Paris bis nach Crecy zurückgedrängt, wo am 26. Auguſt 1346 eine überaus blutige Schlacht geliefert ward, in der die Franzoſen eine Niederlage erlitten und mehr als 20,000 Mann verloren. Der Graf von Flandern, Ludwig von Nevers, der unter franzöſiſcher Fahne kämpfte, büßte dabei das Leben ein.

Der junge Ludwig, genannt von Male, weil er zu Male bei Brügge geboren war, folgte ſeinem Vater als Erbe der Grafſchaft Flandern. Er hatte auch an der Schlacht von Crecy Theil genommen und ſich mit dem Könige von Frankreich durch die Flucht gerettet.

Drittes Capitel.

Ludwig von Male, Graf von Flandern. — Eroberung Brabants durch die Fläminger. — Everhard T'Serclaes. — Die weißen Kapruinen zu Gent und Löwen. — Philipp von Artevelde. — Das Haus Burgund erbt Flandern.

1346 bis 1384.

Durch den Tod ſeines Vaters erbte Ludwig von Male die Grafſchaft. Noch in demſelben Jahre 1346 ward er von den großen Städten nach Flandern gerufen und ihm feierlich gehuldigt. Der junge

Graf war damals nur ſechszehn Jahre alt; ſeine Vermählung ward zum Zankapfel zwiſchen den großen Mächten. Der König von England wollte ihn mit ſeiner Tochter Iſabella verheirathen; dies war auch der Wunſch der Gemeinen. Der König von Frankreich dagegen hatte die Abſicht, ihn mit der Tochter des Herzogs von Brabant zu vermählen, unter der Bedingung, daß dieſer ſich nicht mehr mit England verbinden ſolle. Ludwig von Male erklärte, daß er die Tochter des Königs von England, der die Urſache vom Tode ſeines Vaters ſei, nicht ehelichen werde, und wollte demgemäß Allem, was die Städte ihm deshalb vorſtellten, kein Gehör ſchenken. Dieſe bemerkten unter Anderem, daß Englands Freundſchaft dem flämiſchen Handel durchaus nöthig ſei, daß er bedenken möge, wie aller Aufruhr und alle Unzufriedenheit aus ſeines Vaters Anhänglichkeit an Frankreich entſproſſen und daß, wenn ſie mit einem der beiden Könige in Krieg gerathen müßten, es viel vortheilhafter ſei, Frankreich zum Feinde zu haben, da man eben dadurch hoffen könne, die Städte des walloniſchen Flandern, Lille, Douay und Orchies wieder zu bekommen. Eben ſo bewieſen ihm die engliſchen Geſandten, wie Frankreich ſeit mehr als dreihundert und acht und zwanzig Jahren der erklärte Feind aller aus teutſchem Blute entſprungenen Völker geweſen, ohne daß man hoffen dürfe, dieſe urſprüngliche Feindſchaft je ſich vermindern zu ſehen; aber Ludwig von Male, für ſein Alter ſchon ſehr unbeugſam, blieb bei ſeinem Entſchluſſe und entwiſchte 1347 aus Flandern, als er bemerkte, daß man ihn bewache und vielleicht gegen ſeinen Willen zwingen werde. Er begab ſich nach Frankreich und von da nach Brabant, wo er ſich mit Margaretha, Tochter des Herzogs Johann III., vermählte. Als die Fläminger ſich in ihren Hoffnungen getäuſcht ſahen, griffen ſie zu den Waffen, ſetzten die von dem Grafen ernannten Beamten ab, legten Beſchlag auf die Güter ſeiner Freunde und begannen von Neuem die Wohnungen der Edelleute zu plündern. An den Grenzen Frankreichs und beſonders vor Calais leiſteten ſie den Engländern offenbaren Beiſtand. Im Jahre 1348 ward endlich die Oberherrſchaft des Grafen gänzlich anerkannt, ausgenommen zu Ypern und zu Gent, wo Geraert Denys die Feindſchaft gegen Ludwig von Male nährte. Der Letztere ſchloß in demſelben Jahre einen Friedensvertrag mit England, durch den er ſich verbindlich machte, nie gegen dieſen Staat die Waffen zu ergreifen und deſſen Handelsverhältniſſe mit Flandern unverändert zu erhalten. Gent und Ypern unterwarfen ſich, und der Graf regierte das Land, dem Anſcheine nach, ohne fremdem Einfluß zu gehorchen. Er ſah bald, wie geneigt die Fläminger ſeien, ihrem Fürſten Liebe zu ſchenken, ſowie dieſer ſich nur unabhängig zeigte, und konnte daraus die Ueberzeugung ſchöpfen, daß alle Empörungen aus der ſklaviſchen Unterwerfung der Grafen unter einen fremden Hof entſprungen ſeien. Ludwig von Male war ein verſchwenderiſcher Fürſt, ſtets umgeben von Gauklern, Sängern und luſtigen Geſellen. Da ſeine Einkünfte nicht bedeutend waren, ſo ſteckte er wiederholt in Schulden und erhob dann mit Bewilligung der Gemeinen außergewöhnliche Abgaben, um ſich von ſeinen Gläubigern zu befreien. Zu Gent befand ſich noch immer eine ihm feindliche Partei, deren Anſtifter die Weber mit ihrem Dechanten Geraert Denys waren. Die ſchweren Steuern als Urſache angebend, ergriffen ſie die Waffen und empörten ſich gegen den Grafen. Ludwig von Male, nach Gent kommend, fand 600 Weber in drohender Haltung auf dem Freitagsmarkte verſammelt und ward alsbald von dieſen Widerſetzlichen angegriffen, die übrigen Gilden eilten jedoch dem Fürſten zu Hülfe und hieben ſo wüthend auf die Weber ein, daß nach dem Kampfe auch nicht ein Einziger unter dieſen mehr am Leben war. Geraert Denys lag todt unter den Leichen ſeiner Genoſſen. Die Weber von Ypern wurden ungefähr um dieſelbe Zeit zur Ruhe gebracht und Flandern auf kurze Friſt dadurch von den Plagen der Verſchwörung und des Aufruhrs befreit.

Als Philipp von Valois im Jahre 1350 geſtorben war, hatte Johann II. den Thron von Frankreich beſtiegen. Im folgenden Jahre weigerte ſich Graf Ludwig auf den Rath der Gemeinen, dem Könige zu huldigen und der Krönung beizuwohnen, wenn er nicht Flandern die Städte Lille, Douay und Orchies zurückgäbe. Aus dieſer Weigerung ſchien ein Krieg entſtehen zu wollen, aber der Graf ward anderen Sinnes und zog im folgenden Jahre mit einigen Magiſtratsperſonen der flämiſchen Städte nach Frankreich, um den Zwiſt auszugleichen.

Im Jahre 1355 ſtarb Johann III., Herzog von Brabant, in einem Kloſter, in das er ſich während ſeiner Krankheit hatte bringen laſſen, um im Gewande der Bernhardiner den Geiſt aufzugeben. Er hinterließ keinen männlichen Erben und es folgte ihm Wencelyn von Luxemburg, der Gatte ſeiner Tochter Johanna. Dadurch kam Brabant unter einen Scepter mit Luxemburg und dieſer neue und mächtige Staat würde vielleicht ſchwer auf der Wage der Begebenheiten gewogen haben, wäre Wencelyn nicht ein unfähiger, üppiger und geldſüchtiger Fürſt geweſen.

Im folgenden Jahre verlangte der Graf von Flandern die Herrſchaft Mecheln, welche er bereits 1346 an Herzog Johann verkauft, aber nie das Geld dafür erhalten hatte, zurück; obendrein war ihm auch noch Nichts von dem Brautſchatz ſeiner Gemahlin Margaretha zu Theil geworden. Da ſeine Forderungen kein Gehör fanden, ſo brachte er ein flämiſches Heer auf; Mecheln ergab ſich, Brüſſel ward eingenommen, Löwen, Nivelles und andere Städte fielen gleichfalls in die Hände der Fläminger und ganz Brabant ſah ſich gezwungen, die Obmacht des Grafen von Flandern anzuerkennen, der nun den Titel Herzog von Brabant zu führen begann. Mittlerweile befand ſich Wencelyn in Maeſtricht, ſich mit fröhlichen Geſellen erluſtigend und nicht bedenkend, durch welches Mittel er je ſich wieder in ſeinen Staaten würde feſtſetzen können. Graf Ludwig legte gute Beſatzungen in alle Städte und kehrte nach Flandern zurück. Die Brabanter ertrugen die Gegenwart der Fläminger nicht in Geduld; noch in demſelben Jahre 1356 im Oktober drang ein brabantiſcher Ritter, Eberhard T'Serclaes genannt, mit fünfzig muthigen Genoſſen in Brüſſel ein. Durch die Straßen ziehend, erhuben ſie das brabantiſche Kriegsgeſchrei: *Brabant den großen Herzog!* Plötzlich verſammelten ſich die Bürger auf dem Markte und vertrieben die Fläminger aus der Stadt. Noch vor Ende des Jahres befand ſich ganz Brabant wieder unter Wencelyns Scepter. Trotzdem fuhren die Fläminger fort, tägliche Einfälle in Brabant zu machen und das Land zu verwüſten. Endlich 1357 wurde der Friede geſchloſſen. Wencelyn trat Mecheln und Antwerpen an Flandern ab.

Kaum war jedoch Brabant von den Angriffen der Fläminger befreit, als auch ſchon neue innere Unruhen es wieder heimſuchten. Die Bürger widerſetzten ſich mehr denn je gegen das Uebergewicht der alten adeligen Geſchlechter und ſparten keine Mühe, demſelben Abbruch zu thun. Durch Gewerbfleiß im Beſitz bedeutender Reichthümer, waren ſie zu einer Macht gediehen, deren Entwickelung ſie mit Ungeduld von den Edelleuten zurückgehalten ſahen. Während die adeligen Geſchlechter die wichtigſten Aemter bekleideten und ſich immer deſto hochmüthiger benahmen, je mehr ihr Anſehen bedroht wurde, wuchs ein tiefer Haß im Herzen der Bürgerſchaft, bis der Sturm endlich losbrach. In allen Städten lehnte ſich das Volk gegen die Adelsregierung auf und verlangte mit bewaffneter Hand, daß wenigſtens die Hälfte der Magiſtratsperſonen aus der Bürgerſchaft gewählt werden ſolle. Der Herzog ließ beide Parteien gewähren und bekümmerte ſich wenig darum. In Brüſſel hatten die Edelleute bereits das Volk überfallen und mit Gewalt zur Unterwerfung gezwungen. In Löwen dagegen trugen die Bürger den Sieg davon; unter der Anführung ihres Maire Couterel drangen ſie in die Häuſer der Adeligen und ſchleppten jeden Edelmann in den Kerker. Es ſcheint, daß Herzog Wencelyn heimlich den Aufruhr begünſtigte, denn er empfing die Hälfte des Löſegeldes, das man den Gefangenen abnahm, und geſtattete den Löwenern, von den ſieben Schöffen fortan drei aus dem Volke zu wählen.

Die Kaiſerin Margaretha, Gräfin von Holland und Hennegau, ſtarb 1356. Ihr Sohn, Wilhelm von Baiern, folgte ihr in allen ihren Staaten. Er iſt es, der, um gegen den Biſchof von Utrecht Krieg zu führen, zum erſten Mal die Bürgerſchaft von Bergen (Mons) in beſtimmte bewaffnete Haufen theilte. Zwei Jahre ſpäter verlor er den Verſtand und wurde im Schloſſe zu Quesnoi eingeſperrt; ſein Bruder Albrecht folgte ihm in der Regierung. Dieſer Fürſt war trotzig, rachſüchtig und eben nicht geeignet, um die Ruhe in Hennegau aufrecht zu erhalten. Im Jahre 1364 ließ er einen tapferen und berühmten Ritter, Namens Segher von Enghien, um eines geringen Zwiſtes mit ihm willen, ergreifen und enthaupten. Die Blutsverwandten des Hingerichteten ergriffen die Waffen und brachten, von dem hennegauiſchen und flämiſchen Adel unterſtützt, ein Heer auf. Graf Albrecht ließ Hülfstruppen aus Holland und Baiern kommen und griff ſie an, wurde aber geſchlagen und 1366 gezwungen, einen erniedrigenden Frieden zu ſchließen.

Graf Ludwig von Male hatte eine ſehr junge Tochter, welche nach ſeinem Tode die Grafſchaft erbte. Von allen Seiten forderten daher die Fürſten ſie auf, eine für die Letzteren vortheilhafte Heirath zu ſchließen; der König von England verlangte ſie zur Gattin für ſeinen Sohn Edmund, der König von Frankreich dagegen für ſeinen Bruder Philipp von Burgund. Der Graf von Flandern fühlte ſich geneigt, ſie mit Edmund zu vermählen, indem er dadurch den Wunſch ſeiner Unterthanen erfüllte und vielleicht ſelbſt des Einfluſſes von Frankreich überdrüſſig geworden war. Seine Mutter Margaretha, Tochter Philipps V. von Frankreich, reiſte zu ihm und ſuchte ihn durch alle erdenklichen Mittel dahin zu bringen, ihre Enkelin mit Philipp von Burgund zu verehelichen. Als ſie ſah, daß er hartnäckig bei ſeiner Weigerung beharrte, erzürnte ſie ſich heftig, riß ihr Oberkleid los und rief: „Wohl denn! da Du weder dem Willen des Königs, noch dem Deiner Mutter gehorchen willſt, ſo thue ich Dir Schande an! Meine Bruſt, die allein Dich und ſonſt Niemanden geſäugt hat, werde ich abſchneiden und den Hunden zum Fraß vorwerfen! Wiſſe auch, daß ich Dich enterbe und daß Du nie meine Grafſchaft Artois beſitzen ſollſt.“ — Erſchreckt und beſtürzt ſuchte Ludwig ſeine Mutter zu beſänftigen und willigte in ihr Verlangen. Die Vermählung der jungen Margaretha von Flandern mit Philipp von Burgund, der Kühne genannt, ward 1369 in der alten Kirche St. Bavois zu Gent feierlich vollzogen. Die drei Städte von Weſtflandern, deren Herausgabe die Franzoſen ſo lange verzögert und welche bereits ſo viele Jahre hindurch der Gegenſtand des Haſſes und Streites geweſen, wurden endlich wieder an Flandern ausgeliefert. Das Volk freute ſich darüber ſehr und ſah daher mit Zufriedenheit auf die Heirath der jungen Gräfin. Eine lange Ruhe folgte dieſer Verbindung, welche Flandern ſpäter dem Hauſe Burgund unterwarf.

Brabant erfreute ſich jetzt ebenfalls ſeit acht Jahren eines wenig geſtörten Friedens. Vielleicht würde derſelbe noch länger gedauert haben, wenn nicht an den Grenzen des Herzogthums ſich eine Urſache zum Kriege gebildet hätte. Seit einiger Zeit waren alle Wege, die nach den Rheinlanden führten, mit Wegelagerern und Räubern bedeckt, die ſich nach ihrem Hauptmanne Linfaerts nannten. Binnen Kurzem wuchs ihre Zahl dermaaßen an, daß der Handel zwiſchen Brabant und den teutſchen Staaten gänzlich aufhörte. Kaiſer Karl IV. bezweckte eine Vereinigung zwiſchen den Grafen des inneren Belgien, um die Ausrottung dieſer Bande zu bewirken. Herzog Wencelyn erhielt 1371 den Befehl über die Verbündeten und zog gegen den Grafen von Jülich, der die Linfaerts beſchützte, zu Felde. In der Gegend von Baßweiler, zwiſchen Maeſtricht und Jülich, ſtießen die beiden feindlichen Heere aufeinander und eine entſcheidende Feldſchlacht begann. Wencelyn hatte, ohne zum Gefecht bereit zu ſein, ſich überraſchen laſſen und wurde geſchlagen und mit dreihundert Rittern gefangen genommen. Im folgenden Jahr erhielt er durch Vermittelung des Kaiſers die Freiheit wieder und kehrte nach Brabant zurück. Während ſeiner Gefangenſchaft hatten ſich die Städte verbündet, ihre Vorrechte zu vertheidigen, und die Einkünfte und Güter des Herzogs mit Beſchlag belegt, um deſſen Schulden zu bezahlen. Wencelyn zwang nun bei ſeiner Heimkehr die Gemeinen und die Klöſter, 130,000 goldene Moutons zu bezahlen, um die Koſten des Krieges zu decken; er beſtätigte übrigens die früheren Privilegien und erweiterte den Freiheitsbrief von Cortenberg.

Zehn Jahre lang blieb Flandern ohne Krieg, aber obwohl weder große Rüſtungen, noch Unruhen Statt fanden, kann man doch nicht ſagen, daß ſich das Land wirklich der langgewünſchten Ruhe erfreute. Zügelloſigkeit und Rachſucht ſind Folgen der Volksaufſtände; ſie herrſchten jetzt und vergoſſen das Blut der Bürger, nicht bei Empörungen, ſondern durch Ueberfälle. In dem Weichbilde von Gent allein zählte man während eines Jahres vierzehnhundert verſchiedene Mordthaten, meiſt alle in Herbergen, Schenken und an Orten der öffentlichen Freude oder der Unzucht begangen. Der Hochmuth der reichen Bürger hatte den Gipfel erreicht; durch ihre Pracht in Kleidern und Mahlzeiten übertrafen ſie nicht ſelten die Edelleute, welche, in Nachahmung des Grafen, gleichfalls Alles daran ſetzten, ſich durch ihre Verſchwendung auszuzeichnen. Graf Ludwig war ein großer Freund von Turnieren und anderen ritterlichen Feſten, zu denen er gewöhnlich den Adel aller umliegenden Länder einlud. Mehr als einmal ſtürzte er ſich in tiefe Schulden, um die Koſten zu beſtreiten. Es war ihm nicht ſchwer gefallen, von den reichen Städten außerordentliche Zuſchüſſe zu erhalten; allmählig verſiegte aber dieſe Quelle und man begann allenthalben über die neuen Belaſtungen zu murren. Gent weigerte ſich zuerſt, dieſelben zu bezahlen. Der Graf wandte ſich 1379 an die Brügger, die ihm eine anſehnliche Zulage verſprachen, unter der Bedingung, daß er ihnen erlaube, einen Kanal bis nach dem Fluſſe Leye (Lys) zu graben, in der Nähe von Deinze. Obwohl die vornehmſten Edelleute und die einſichtsvollſten Männer Flanderns ihm dies widerriethen, gewährte Ludwig den Brüggern doch ihr Verlangen. Dieſer Vorfall, ſo einfach, ja unbedeutend er auch ſcheinen mag, veranlaßte den beklagenswertheſten Bürgerkrieg, der das Land heimſuchte. Die Genter ſahen darin eine Verletzung ihrer Vorrechte, hinſichtlich des Handels auf den Binnenflüſſen, den ſie ſeit undenklicher Zeit zu beſitzen behaupteten. Ob der neue Kanal ihnen wirklich beträchtlich geſchadet haben würde, iſt ungewiß; jedenfalls beſaßen ſie den Alleinhandel auf den Binnenflüſſen nicht rechtmäßig; es genügte ihnen jedoch, um die Waffen zu ergreifen und die Ruhe des Landes durch blutige Aufläufe zu ſtören. In Gent beſtand eine gewiſſe Gilde oder Brüderſchaft, zu der die tapferſten, meiſt unruhigen Bürger gehörten; dieſe, die man wohl die Unzufriedenen hätte nennen können, war dem Adel und beſonders dem Grafen feindlich geſinnt. Sie hieß die Gilde der Witten Kapruinen (weißen Chaperons), weil ſie als Kennzeichen eine weiße Kappe auf dem Kopfe trugen. Jan Hyoens, ein verwegener, aber gewandter und tapferer Mann, ſtand an ihrer Spitze; er haßte den Grafen tödtlich, weil dieſer ihn ſeines Amtes als Dechant der Schiffer entſetzt hatte, um es einem gewiſſen Mathys zu geben. Sobald er vernahm, daß die Brügger angefangen hatten, den Kanal zu graben, eilte er mit einem Trupp ſeiner tapferſten Genoſſen hin, tödtete einen Theil der Arbeiter und verjagte die Uebrigen. Dieſer Angriff verbreitete Schrecken in Flandern, als ob Jeder gefühlt hätte, daß der geringſte Aufruhr einen langwierigen Kampf hervorbringen müſſe. Vornehme Bürger und Edelleute ſetzten es bei dem Grafen durch, daß er die den Brüggern ertheilte Erlaubniß zurücknahm, unter der Bedingung, daß die Gilde der Witten Kapruinen aufgehoben würde. Die Bürger von Gent zeigten ſich geneigt, den

Willen des Grafen zu erfüllen und ſo dem Streit ein Ende zu machen, aber Jan Hyoens ſtellte ihnen vor, man wolle die Kapruinen nur auflöſen, um ihre Freiheiten ungehindert und ſtraflos verkürzen zu können. So blieben die Kapruinen vor wie nach, den Befehlen des Grafen zum Trotz. Endlich wollte dieſer die Ungehorſamen mit Gewalt zwingen und ſandte zweihundert Reiter nach Gent. Die Kapruinen griffen zu den Waffen, erſchlugen die Mannen des Grafen, zerriſſen ſeine Fahnen und trieben alle ſeine Amtleute und Anhänger aus der Stadt, die dann von Hyoens regiert wurde. Die friedlich geſinnten Bürger ſahen die neue Bewaffnung mit Angſt und Verdruß, aber Niemand durfte den Witten Kapruinen öffentlich widerſprechen, denn dieſe Empörer waren ſo tyranniſch und mordſüchtig, daß es gefährlich war, kluge und friedliche Worte zu reden. Nach vielen ungeſtümen Verſammlungen wurde endlich beſchloſſen, zwölf Abgeordnete zu dem Grafen zu ſenden, ihn um Gnade zu bitten und eine allgemeine Amneſtie zu erlangen, von der jedoch Niemand ausgeſchloſſen werden ſollte. Der Graf empfing die Abgeſandten zu Male und war bereit, ihnen Alles zu gewähren, als man plötzlich hier Kunde erhielt, daß Jan Hyoens mit ungefähr 10000 Kapruinen Gent verlaſſen, das Schloß des Grafen zu Wendelghem verwüſtet und geplündert habe und damit beſchäftigt ſei, das Land zu durchziehen, die Schlöſſer und Burgen des Adels zu berauben und die Einwohner mit Gewalt zu zwingen, ihm den Eid der Treue zu leiſten. Der Graf entließ nun die Geſandten mit furchtbaren Drohungen und ſagte ihnen, daß er Nichts von Frieden hören wolle, bis ſich die Genter auf Gnade oder Ungnade ergeben hätten. Dann zog er nach Lille, berief ſeine Ritter zu einer allgemeinen Verſammlung und vertheilte ſie in einige Feſten, um dieſe gegen die Aufrührer zu vertheidigen. Gleich darauf zog Jan Hyoens von Neuem aus Gent, an der Spitze von 10,000 Mann, die ſich alle unter die Fahne der Kapruinen geſtellt. Er erſchien vor Brügge und wollte ſich dieſer Stadt mit Gewalt bemächtigen, aber das gemeine Volk öffnete die Thore und die Genter zogen ohne Blutvergießen ein. Damme ging ebenfalls zu den Empörern über. Mittlerweile ward Jan Hyoens zu Brügge am dritten Tage plötzlich todkrank; man brachte ihn auf einer Bahre nach Eecloo, wo er ſtarb. Der allgemeinen Annahme zufolge war er durch einige Edelfrauen, mit denen er Abends vor ſeiner Krankheit in Brügge zu Nacht geſpeiſt, vergiftet worden. Sein Tod dämpfte jedoch den Aufruhr nicht. Im Gegentheil, viele andere Städte verbündeten ſich mit den Witten Kapruinen und lieferten ihnen Geißeln als Pfänder ihrer Treue. Nach dem Tode des Jan Hyoens hatten die Empörer ſich vier neue Anführer gewählt: Jan Bruneel, Jan Boele, Raſe van Herzeele und Pieter van den Boſſche. In weniger Zeit waren alle größeren Städte zu dem Bunde der Kapruinen getreten. Audenaerde und Dendermonde blieben allein noch dem Grafen treu.

Merkwürdig iſt es, wie die gefährliche Seuche des Aufruhrs damals ganz Flandern beherrſchte; nie ſah man eine Empörung, die grund- und rechtloſer war, als dieſe. Vergeblich fragte man, was die Fläminger eigentlich begehrten. Verlangten ſie neue Privilegien? Wollten ſie einen anderen Grafen oder eine Volksregierung? Hatten ſie ſich wegen ſchreienden Unrechtes zu rächen? Nicht eine dieſer Fragen läßt ſich bejahen: im Gegentheil, vor dem Aufſtande war Graf Ludwig von Male, trotz ſeiner Verſchwendung, recht beliebt, und ſelbſt jetzt dachte Niemand daran, einen anderen Fürſten haben oder ohne geſetzliches Oberhaupt bleiben zu wollen. Der wahre Urſprung dieſes traurigen und verdammenswerthen Aufſtandes lag, wie noch ſtets, im Haſſe der Geringen gegen die Großen, des Bürgers gegen den Edelmann; daſſelbe Gefühl, das ſeit beinahe dreihundert Jahren den Boden Belgiens mit Blut tränkte. Dazu kam in dieſem Zeitraum noch ein anderes, nicht minder tadelnswerthes Treiben, der Neid und die Eiferſucht zwiſchen den beiden großen Handelsſtädten Belgiens, Gent und Brügge.

Nachdem die Witten Kapruinen ſich gänzlich das Land unterworfen hatten, waren die Edelleute täglichen Mißhandlungen blos geſtellt; eine große Anzahl derſelben hatte ſich nach Audenaerde zurückgezogen; aber die Genter belagerten dieſe Stadt mit 60,000 Mann, welche aus allen Gegenden Flanderns dazu herbei gekommen waren. Audenaerde ward gut vertheidigt, aber trotz dem, daß die Genter täglich viel Volk vor demſelben verloren, ſchien dieſe Stadt doch zuletzt durch Mangel und Noth ſich ihnen ergeben zu müſſen. In dieſer mißlichen Lage ging Graf

Ludwig ſeinen Schwiegerſohn, Herzog Philipp von Burgund, um Hülfe an. Dieſer kam nach Flandern, trat als Vermittler auf und brachte es endlich dahin, daß man Frieden ſchloß, indem Graf Ludwig, um nicht noch mehr Blut zu vergießen, ſich gezwungen ſah, den Gentern eine allgemeine Amneſtie zu gewähren und ihnen zu verſprechen, künftig nicht mehr zu Male, ſondern in ihrer Stadt Hof zu halten. Nachdem er eine Weile gezögert hatte, ging Graf Ludwig nach Gent und wurde dort mit Jubel empfangen; auf dem großen Markte redete er aus einem Fenſter zu dem Volke mit klugen und ſanften Worten und verlangte die Aufhebung der Witten Kapruinen. Dieſe Letzteren aber, die ſich in großer Anzahl auf dem Markte befanden, beantworteten des Grafen Rede mit höhniſchem Murren, und als er zwiſchen ihnen durchging, um nach ſeiner Wohnung zurückzukehren, betrachteten ſie ihn mit ſpöttiſchen Blicken, ohne ſich vor ihm zu verbeugen oder das geringſte Zeichen ihrer Ehrerbietung zu geben. Ludwig merkte bald, daß er unter dieſer feindlich geſinnten Bürgerſchaft nicht ſicher wohnen könne, und zog ſchon am zehnten Tage heimlich von Gent nach Lille und von dort nach Paris zu dem Könige. Unterdeſſen ging Jan Bruneel mit 500 Kapruinen aus Gent nach Audenaerde und bemächtigte ſich dieſer Stadt ohne ſonderliche Mühe, da ſich Niemand zu ihrer Vertheidigung dort befand. Als der Graf dies vernahm, ließ er dem Magiſtrate von Gent ſagen, er möge ſeine Mannen aus Audenaerde zurückziehen oder er, der Graf werde einen entſcheidenden Krieg gegen die Einwohner der aufrühreriſchen Stadt beginnen. Jan Bruneel, der ohne Jemandes Befehl nach Audenaerde gegangen war, wurde zurückgerufen und aus dem Lande verbannt. Bald nachher fiel er dem Grafen in die Hände und ſtarb zu Lille durch Henkershand. Dies jagte den anderen Anführern der Kapruinen großen Schrecken ein; ſie ſahen wohl, daß der Graf ſich auf dieſelbe Weiſe rächen würde, wenn ſie in ſeine Macht geriethen; deshalb ermahnten ſie noch mehr als früher ihre Mitbürger zum Widerſtande. Eine Zeit lang thaten die Witten Kapruinen nichts Anderes, als daß ſie das Land durchſtreiften und alle Burgen der Edelleute verheerten. Zwiſchen Audenaerde und Kortryk tödteten ſie 800 Mann von den gräflichen Truppen. Allmählig faßte jedoch der größte Theil von Flandern

1380 einen Widerwillen gegen dieſe blutigen und nutzloſen Zwiſtigkeiten. Der Handel und der Gewerbfleiß hatten überall darunter gelitten und waren in einigen Städten, wie Lille, Kortryk und Brügge, faſt ganz vernichtet. Antwerpen verdankt dieſen Aufſtänden ſein erſtes Emporkommen als Handelsſtadt, da viele fremde Kaufleute aus Brügge zogen und ſich dort niederließen. Die Hanſen oder Kaufleute des nördlichen Deutſchland hatten ſich nach Dordrecht in Holland übergeſiedelt.

Unter dieſen Verhältniſſen ging der Graf nach Brügge, wo ihn der wohlgeſinnte Theil der Bürgerſchaft freudig empfing. Er ließ 500 Aufrührer hinrichten. Die Genter kamen nun nach Brügge und drangen in die Stadt, aber die Bürger greifen zu den Waffen, beſiegen die Genter nach hartnäckigem Kampfe und nehmen an 300 gefangen. Auf der anderen Seite erobern die Witten Kapruinen Dendermonde und ſtecken es in Brand. Bald darauf bitten die Genter um Frieden; der Graf geht ſelbſt nach Gent und wird von Allen freundlich empfangen, man vergißt auf beiden Seiten Haß und Rache und die Empörung ſcheint gedämpft. Aber ſieben Wochen ſpäter findet ein Auflauf der Weber gegen einige Edelleute zu Brügge Statt; der Magiſtrat vertheidigt die Edelleute und beſtraft die Weber. Dies hören die Witten Kapruinen in Gent, die meiſt alle Mitglieder der Webergilde ſind; ſie laufen zuſammen und ziehen nach Brügge unter der Leitung von Jan Boele und Arnold de Clerck. Unterweges beſchließen die Genter, Jan Boele um Verſtärkung nach Ypern zu ſenden und ſich mit dieſer auf dem Wege nach Rouſſelaere zu vereinigen. Jan Boele bekommt in Ypern eine ziemliche Anzahl Männer und zieht mit derſelben dem Feinde entgegen, ohne den übrigen Theil des Heeres aufzuſuchen. Gleich darauf fällt er in einen Hinterhalt der gräflichen Truppen, ein Gefecht erfolgt, die Genter werden geſchlagen und verlieren 1200 Mann; ſie ermorden Jan Boele, weil ſie Verdacht gegen ihn hegen, mit dem Grafen im Einverſtändniß zu ſein. Ypern ergiebt ſich, Ludwig nimmt daſelbſt eine wüſte, ſtets tadelnswerthe Rache: 300 Bürger werden hingerichtet. Dieſes kurz und blutig ausgedrückte Recht, das der Graf in allen unterworfenen Städten zur Ausübung bringt, hindert die Genter, den

Frieden zu verlangen. Das ganze Jahr hindurch ſtrömt das Blut in verſchiedenen Gefechten; Gent wird ſechs Wochen lang belagert und bittet endlich um Frieden. Der Graf nimmt die aufrühreriſche Stadt zu Gnaden an und es folgt eine dreimonatliche Ruhe.

Nach dieſer Zeit, zu Anfang 1381, verlangten die Brügger den Werth der Güter zurück, welche die Genter ihnen geraubt und öffentlich in ihrer Stadt verkauft hatten. Das Feuer des Aufruhrs ward wieder ſo ſchrecklich wie zuvor entzündet; die Genter, obwohl alle anderen Städte, Geraertsberge ausgenommen, ſich von ihnen losgeſagt hatten, brachten ein zahlreiches Heer auf und zogen gegen die gräflichen Truppen zu Felde; unterweges hieben ſie an ſechshundert Reiter nieder und ſtießen in der Nähe von Nevele auf das gräfliche Heer, das aus 1500 Reitern und 20,000 Mann Fußvolk beſtand, unter dem Befehle des jungen und muthigen Ritters Walter von Enghien, der noch nicht zwanzig Jahr alt war. Eine blutige Schlacht begann: die Genter zeigten ungemeinen Muth und tödteten dem Grafen viel Volk, mit dem Feldgeſchrei: Gent! Gent! Ihre Feinde, nicht minder wüthend, riefen fortwährend: Flandern den Löwen! und räumten ſchrecklich unter den Gentern auf. Endlich wurden dieſe Letzteren von der Ueberzahl erdrückt; an 6000 Genter lagen, in ihrem Blute ſchwimmend, auf dem Schlachtfelde; die Anderen kehrten mit ihrem Anführer Pieter van den Boſſche nach Hauſe. Dort angelangt riſſen ſie ſechs und zwanzig im Kriege gefangene Brügger aus dem Gefängniſſe, ſchleppten ſie auf den Markt und ſchlugen ſie dort in ihrer Wuth mit Hämmern und Stöcken todt; darauf ſteckten ſie fünf oder ſechs kleine Städte in Brand und hörten nicht auf die umliegenden Ortſchaften zu verwüſten. Einige Bemühungen, Frieden zu ſchließen, wurden allerdings gemacht, aber die Witten Kapruinen, die für ihr Leben beſorgt waren, wollten die Bedingungen des Grafen nicht annehmen. Mittlerweile ward Geraertsberge, die einzige Stadt, die noch zu den Gentern hielt, von Walter von Enghien erobert und an zweihundert Stellen angezündet; 5000 Bürger verloren dabei das Leben. Der Graf vereinigte ſeine ſiegreichen Truppen und begann jetzt Gent zu belagern. Während man die Zeit mit kleinen Scharmützeln verbrachte, ward der Dechant der Weber, Lieven Walrave, von den Kapruinen des Einverſtändniſſes mit dem Grafen bezüchtigt, das gemeine Volk tödtete ihn und die Weiber ſchleiften ſeine Leiche durch den Schmutz der Goſſen. Die Belagerung ſchien langwierig zu werden; aber als der muthige Walter von Enghien in einem Gefechte geblieben war, erfaßte den Grafen ſolche Trauer, daß er ſie aufhob und nach Brügge zurückkehrte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß aller Handel und Gewerbfleiß durch dieſe immerwährenden Unruhen in Gent gehemmt, wenn nicht ganz vernichtet wurden. Auch begannen die Bürger laut Frieden zu verlangen und die Witten Kapruinen alles Unglücks, das ihnen widerfahren, zu beſchuldigen. Eine neue Unterhandlung, welche Albrecht von Hennegau auf Bitte der Genter anknüpfte, hatte keinen Erfolg, da die Kapruinen die Bedingungen des Grafen verwarfen. Die Lebensmittel waren ſelten und theuer in Gent, das arme Volk, ohne Arbeit und Brod, ließ ſich nur mit Mühe im Zügel halten, das Anſehen des ſelbſtgewählten Magiſtrats wurde verachtet und Alles deutete auf einen blutigen Kampf in der Stadt ſelber. Sich erinnernd, welcher Ueberfluß während des Bündniſſes mit England geherrſcht hatte, rief das Volk oft aus: „O, lebte Jacob von Artevelde noch, es würde anders um uns ſtehen!“

Pieter van den Boſſche, eins der Häupter der Witten Kapruinen, vernahm das und beſuchte eines Abends Philipp von Artevelde, den Sohn Jacobs. Dieſer Philipp, der ſich ſtets des traurigen Todes ſeines Vaters erinnerte, lebte ganz zurückgezogen mit ſeiner Mutter und ſeiner Gattin, ohne ſich um die Angelegenheiten der Stadt zu kümmern; ſeine gewöhnliche Beſchäftigung beſtand darin, aus einem Fenſter ſeiner Wohnung in der Schelde zu angeln. Pieter van den Boſſche wußte ihn zu überreden, daß er die Stadt allein retten könne, ſo daß Philipp endlich in deſſen Begehren willigte, ſeines Vaters Amt zu übernehmen. Am folgenden Tage huldigten ihm die Gilden und er nahm den Eid des Volkes auf dem Markte entgegen. Philipp von Artevelde war ein Redner wie ſein Vater, freundlich und geſprächig mit Jedem und ein ſehr kluger Mann. Das Volk liebte ihn über die Maaßen und gehorchte ihm blindlings; auch verſtand er, wo er es für nützlich fand, ſich ſtreng und hart zu zeigen. Er ließ ſogleich zwölf Bürger hinrichten, weil ſie es waren, die die Uneinigkeit unter den Bürgern nährten und vormals Antheil an der Ermordung ſeines Vaters gehabt hatten. Der Dechant der Weber, der heimlich für den Grafen wirkte, ward gleichfalls hingerichtet. Hierauf ließ Artevelde in allen Straßen der Stadt unter Anderem folgende Befehle ausrufen: Alle Mörder ſollten unmittelbar mit dem Tode beſtraft werden, alle Feindſchaft zwiſchen Bürgern aber aufgeſchoben ſein bis vier und zwanzig Tage nach geſchloſſenem Frieden; ferner, wer ohne ſchwere Wunden aus dem Kampfe fliehe, ſolle um ſeiner Feigheit willen ſechszig Tage bei Waſſer und Brod gefangen ſitzen; dieſelbe Strafe ſolle diejenigen treffen, welche in Herbergen oder an unzüchtigen Orten Eide ſchwüren, fluchten, würfelten oder Streit anfingen; bei allen Verſammlungen ſollten die Armen, eben ſo wohl wie die Reichen, ihre Meinung äußern; jeden Monat ſolle dem Gemeinweſen Rechnung abgelegt werden von den Stadtgeldern; alle Aebte und reichen Leute ſollten ihr überflüſſiges Getreide allwöchentlich auf den Markt zum Verkauf bringen; — endlich, jeder Bürger von Gent ſolle einen weißen Aermel am Kleide tragen, mit den roth darauf geſtickten Worten: „Hilf Gott!“ — Durch ſeine Strenge und ſeine anderen Maaßregeln ſtellte Artevelde die Eintracht zwiſchen ſeinen Mitbürgern wieder her und dämpfte allen Zwiſt und alle Empörung.

Der Graf belagerte von Neuem die Stadt; dieſes Mal begnügte er ſich damit, die Zufuhr der Lebensmittel abzuſchneiden, wodurch er Gent in große Noth brachte. Artevelde, voll Mitleid für ſeine Mitbürger, ſuchte den Frieden auszuwirken; aber der Fürſt, von ſeiner eignen Rachſucht und den erbitterten Höflingen aufgereizt, muthete den Gentern ſo tiefe Erniedrigungen zu, daß alle Vermittelungsverſuche unnütz wurden. Mittlerweile ſtieg die Hungersnoth dermaaßen, daß ein Heer von 12000 Mann, angeführt von Franz Ackerman, nach Brüſſel und von dort nach Lüttich zog, um durch gute Worte einigen Mundvorrath für Gent zu erbitten. Ueberall hatte man Mitleid mit den heldenmüthigen Bürgern, die, bleich und abgezehrt durch Hunger, doch Nichts raubten und Jeden in Frieden ließen, bloß bittend, ihnen für ihr Geld Speiſe zu geben. Die Lütticher, von ihrem Elend gerührt, verkauften ihnen 600 Fuhren voll Lebensmittel und ließen ihnen ſogar das Fuhrwerk, um ſie wegzubringen. Es war große Freude zu Gent, als der tapfere Ackerman mit den 600 Wagen in die Stadt zog. Aber was vermochten dieſe? Binnen Kurzem herrſchte die Hungersnoth noch furchtbarer als zuvor; man plünderte die Korn- und Bäckerläden; täglich fand man in den Straßen die Leichen von Kindern und Frauen, die der Hungertod hingerafft hatte.

Während die unglücklichen Genter ſo dem äußerſten Elende zur Beute geworden waren, hielten der Biſchof Arnold von Lüttich, der Graf Albrecht von Hennegau und Johanna, die Herzogin von Brabant, eine Zuſammenkunft zu Tournay (Doornik), um als Friedensſtifter den Grafen von Flandern mit ſeinen Unterthanen zu verſöhnen. Graf Ludwig erſchien nicht auf derſelben, ſondern ſandte den Probſt von Harlebeke, um in ſeinem Namen zu unterhandeln. Trotz der Gefahr, der er ſich Preis gab, beſchloß Artevelde, ſich ſelbſt bei dieſer Zuſammenkunft einzufinden und den Frieden um jeden Preis zu bewerkſtelligen. Er zog mit zwölf Stadtälteſten nach Tournay und bot dort die Unterwerfung der Genter an, unter der Bedingung, daß Niemand wegen des Aufſtandes ſolle hingerichtet werden, daß aber der Graf ganz nach ſeinem Willen ſolle ſtrafen und verbannen können. Dieſer Vorſchlag ward dem Grafen durch eine Geſandtſchaft mitgetheilt; aber der unerbittliche Fürſt wollte von keinem Frieden wiſſen, wenn nicht die Einwohner der Stadt Gent, von fünfzehn bis ſechszig Jahren ohne Ausnahme, im Hemde, barfuß und einen Strick um den Hals, ihm halben Weges nach Brügge entgegen kämen und ſich ihm auf Leben und Tod überlieferten.

Tief betrübt kehrte Artevelde nach Gent zurück. Von fern ſchon ſah er, wie eine ungemeine Zahl armer Bürger, ausgehungerter Frauen und Kinder ihn auf dem Felde vor den Thoren der Stadt erwarteten; ſie ſtreckten ihm flehend die Arme entgegen und riefen klagend: „O, Ruwaerd! gebt uns gute Nachrichten!“ Artevelde ging mit gebeugtem Haupte und zerriſſenem Herzen durch ihre Reihen und theilte ihnen des Grafen Forderung mit. Das Jammergeſchrei der Frauen, das Geheul der Kinder und der Racheruf der Männer erfüllte die Stadt bis zum nächſten Tage; dann, als die Männer an dieſem ſich auf dem Markte verſammelten, ſprach Artevelde mit rührender Stimme alſo zu ihnen: „Ihr wißt es, hier ſind dreißigtauſend Menſchen, die ſeit vierzehn Tagen Nichts genoſſen haben, nicht einen Biſſen Brod; dies ſagt Euch hinreichend, daß ein unmittelbarer Beſchluß gefaßt werden muß. Drei Dinge können wir thun: erſtens die Thore ſchließen, beichten und betend als Märtyrer in Kirchen und geweihten Orten Hungers ſterben. Dann wird die Welt von den Gentern ſagen, daß ſie als unerſchrockene Leute geſtorben ſind! — Zweitens können wir mit dem Strick um den Hals Alle zuſammen dem Grafen entgegen gehen und ihn um Gnade anflehen; ich werde ihm zuerſt mein Haupt darbieten, um ſeinen Zorn zu ſtillen. — Drittens endlich können wir fünf oder ſechstauſend unſerer unverzagteſten Männer augenblicklich nach Brügge ſenden, um den Grafen anzugreifen; ſterben wir, ſo wird es mit Ehre und Ruhm ſein.“ — Die Bürger waren bei dieſer Rede wie rathlos; ſie zerſchlugen ſich die Bruſt und rangen die Hände wie Verzweifelte. „O Artevelde!“ — riefen ſie — „rathet uns, was ſollen wir thun, wir wollen Euch folgen!“ — „Mit bewaffneter Hand nach Brügge ziehen!“ war die Antwort. „Nach Brügge! nach Brügge!“ hallte es dem Ruwaerd entgegen und ſehr bald fanden ſich 5000 auserleſene Männer auf dem Markte bewaffnet zuſammen. Man brachte ihnen alle Lebensmittel, die noch in der Stadt waren: fünf Karren Brod und zwei Faß Wein. Sie verließen Gent, von Heldenmuth und Raſerei erfüllt. Noch aus der Ferne riefen die zurückbleibenden Bürger und Frauen ihnen nach: „O kommt ſiegreich zurück; fallt Ihr, ſo zünden wir die Stadt an und tödten uns bis auf den letzten Mann!“

Am zweiten Tage darauf, den 3. Mai 1382, machten die Genter eine Stunde weit von Brügge Halt. Als der Graf dies vernahm, wollte er zuerſt nicht gegen ſie ziehen, indem er ſagte, ſie würden ſchon durch Hunger und Elend umkommen; am Nachmittage gab er aber dem Rath der Brügger Gehör und verſammelte die Ritter und Bannerherren. Die Gilden von Brügge ſtießen zu ſeinen Truppen und er befand ſich an der Spitze von 40,000 Mann. Dieſe gewaltige Macht zieht ſchreckbar den Gentern entgegen, welche in jenen furchtbaren Augenblicken, nichts als den Tod erwartend, ihre Sünden beichten und den Leib des Herrn genießen. Artevelde theilt das letzte Brod unter ſie aus, ermuthigt ſie und befiehlt den Angriff. Mit dem Feldgeſchrei: Gent! Gent! ſtürzen ſich die fünftauſend Helden auf das feindliche Heer, durchbrechen mit dem erſten Choc die Gilden von Brügge und treiben dieſelben in Unordnung auseinander. Vergeblich ſuchen Ritter und Reiter die unerſchrockenen Genter zurückzudrängen; Nichts kann ihnen Widerſtand leiſten, der Graf ſelbſt wird vom Pferde geriſſen und rettet ſich mit Mühe; das ganze Heer von 40,000 Mann flieht nach Brügge, wie eine Wolke, die der Sturmwind treibt. Brügger und Genter dringen zugleich in die Stadt und die Letzteren pflanzen ihr ſiegreiches Banner auf dem großen Markte auf.

Mittlerweile war es Nacht geworden und die Genter durchzogen haufenweiſe die Stadt, um den Grafen zu entdecken und ihn gefangen nach Gent zu führen. Unterdeſſen kam der Fürſt aus ſeinem Verſteck mit einer großen Anzahl Ritter und Knappen, welche Fackeln und Brände trugen; er glaubte zwar durch Gewalt, aber doch leicht die Stadt verlaſſen zu können, allein in der St. Amandsſtraße ſtieß er auf einen ſo beträchtlichen Trupp Genter, Artevelde an der Spitze, daß er voll Angſt befahl, die Fackeln auszulöſchen, und Alle aufforderte, ihr Leben durch die Flucht zu retten. Er ſelbſt öffnete raſch die Thür der Wohnung einer armen alten Frau, die er bei dem Heerde fand, und bat ſie, ihn zu retten. Sie ließ ihn eine Leiter erklimmen und verbarg ihn unter dem Bette ihrer Kinder auf dem Boden. Gleich nachher drangen die Genter in das Haus, fanden jedoch den Grafen nicht. Es glückte dieſem ſpäter, allein und zu Fuß das offene Feld zu erreichen und zu entkommen. Während derſelben Nacht hatten die Genter die Anhänger des Grafen überall aufgeſucht und getödtet; mehr denn 1200 Ritter und Bürger verloren dadurch das Leben. Drei Thore von Brügge wurden geſchleift und 500 Bürger nebſt großen Schätzen nach Gent geſchleppt.

Dieſer entſcheidende Sieg ſteigerte den Muth der Genter auf das Höchſte; alle flämiſchen Städte, Audenaerde und Dendermonde ausgenommen, ſchloſſen ein Bündniß mit ihnen und Artevelde ward als Reichsvogt von Flandern anerkannt. Er wurde von Allen auf das Innigſte geliebt und die Genter betrachteten einen Wink ſeiner Hand wie ein heiliges Gebot. Dies waren nicht bloß die Früchte ſeines letzten Sieges, ſondern auch ſeiner weiſen und wohlthätigen Regierung. Er unterſtützte die Geſetze, verlieh Jedem raſch das ihm gebührende Recht, ſtellte in allen Städten Einnehmer an und verwaltete das Land, als ob er deſſen Fürſt ſei. In Gent war ein außerordentlicher Ueberfluß an Lebensmitteln; ein Maaß Wein, das man kurz vorher mit zwölf Stübern bezahlte, galt jetzt nicht mehr als einen Stüber.

In der Zwiſchenzeit hatte ſich zu Löwen gleichfalls eine Verbindung des Volkes unter dem Namen der Witten Kappruinen gebildet und einige Edelleute aus den Schöffenfamilien vertrieben. 1379 vernahm man daſelbſt, daß die verjagten Edelleute in Brüſſel einen Oberſten der Kappruinen ermordet hätten. Dieſe Nachricht veranlaßte blutige Rache; das Volk griff zu den Waffen, ſchleppte ſiebenzehn vornehme Edelleute nach dem Stadthauſe und warf ſie dort wüthend aus den Fenſtern hinab auf den Markt, wo ſie von der jauchzenden Menge mit Speeren und Schwertern aufgefangen wurden und eines entſetzlichen Todes ſtarben. Herzog Wencelyn wollte ſich in den Streit miſchen, aber ſeine Befehle wurden nicht geachtet und der Krieg zwiſchen Adel und Volk währte auf erſchreckliche Weiſe fort bis zum Schluſſe des Jahres 1382, wo der Herzog mit großer Heeresmacht die Stadt belagerte und nach Monatsfriſt zwang, ſich zu unterwerfen. Löwen hatte während der Unruhen großen Schaden gelitten; ſein Handel und ſeine zahlreichen Tuchwebereien waren vernichtet und die Weber hatten ſich nach England übergeſiedelt; es hatte kaum noch die Hälfte ſeiner früheren Bewohner.

Nachdem er Alles zu Gent wohl geordnet hatte, belagerte Artevelde bald nachher Audenaerde und Dendermonde und ſuchte dieſe feſten Plätze durch Hungersnoth zu bezwingen. Während nun die Fläminger damit beſchäftigt waren, bemühte ſich Graf Ludwig in Frankreich auf das Aeußerſte, um durch Vermittelung des Herzogs Philipp von Burgund, ſeines Schwiegerſohnes und Erben, den Beiſtand des franzöſiſchen Königs zu erhalten. Dieſer hatte Anfangs nicht eben große Luſt zum Kriege, als er jedoch erfuhr, daß die Bürger aller umliegenden Länder nach dem Vorbilde der Genter ſich gegen die Edelleute auflehnten, und daß vielleicht dem Adel in ganz Europa Gefahr drohe, wenn man die Fläminger gewähren ließe, ſo beſchloß er, Flandern mit Krieg zu überziehen und zu unterjochen. Er ward in ſeinem Vorhaben noch mehr beſtärkt, als er die Kunde erhielt, daß die Genter das Caſtell von Male erobert, dort die ſilberne Wiege und die koſtbare Sammlung von Waffen geraubt und dann, dem Grafen zum Trotz und zur Schande, das ganze Schloß geplündert und beſchädigt hätten.

Im November 1382, nach einigen kleinen Gefechten und ſchrecklichen Plünderungen auf beiden Seiten, ſtand das franzöſiſche Heer bei Rouſſelare in Weſtflandern. Artevelde zog ihm an der Spitze von 40,000 Mann entgegen und ſtieß bei dem Dorfe Rooſebeke auf daſſelbe. Am anderen Tage, Donnerſtag den 27. November, ſtellten ſich die Fläminger in Schlachtordnung und griffen den Feind mit Muth und Wuth an. Zuerſt glückte es ihnen, diejenige Abtheilung, bei der ſich der König von Frankreich ſelbſt befand, zurückzutreiben; allein die feindliche Reiterei war ſo ſtark, daß ſie einen Kreis um die Fläminger ſchloß und dieſe auf allen Seiten anfiel. Die blutige Schlacht währte lange, mit großem Toben und ungemeiner Verwirrung; bald konnte man jedoch bemerken, daß die Fläminger erlagen und ſich zwar verzweifelt, aber nutzlos wehrten. Nach dem Kampfe lag Artevelde's Leichnam, wie verloren, zwiſchen den Leichen von 20,000 ſeiner gefallenen Brüder.

Ganz Flandern unterwarf ſich dem Könige, nur Gent nicht. Auf den Rath Pieters van den Boſſche und Hülfe von England erwartend, wies es alle Friedensvorſchläge zurück. Franz Ackerman, der ſich bei jeder Gelegenheit als ein tapferer Kriegsmann gezeigt hatte, ward zum Anführer der Genter Truppen ernannt. Der König von Frankreich hielt es wegen der ſchlechten Jahreszeit nicht für rathſam, Gent zu belagern; er kehrte nach Paris und ließ den Edelmann Jan van Giſtel als Reichsvogt von Flandern zu Brüſſel mit zahlreichen Truppen zurück. Der Winter verfloß in einzelnen Gefechten; oft trugen die Genter entſchieden den Sieg über ihre Gegner davon, unterſtützt durch einen Theil der engliſchen Reiterei. Nach vielen Wechſelfällen traten die Könige von Frankreich und England in Unterhandlung, um einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Graf Ludwig wollte Gent davon ausgeſchloſſen wiſſen, aber der Herzog von Lancaſter, ein engliſcher Feldherr, widerſetzte ſich dieſem Anſinnen und der Herzog von Berry tadelte des Grafen Rachſucht und Unvorſichtigkeit mit bitteren Worten. Endlich, im Oktober

1383, kam ein Vertrag auf ein Jahr zu Stande. Die Genter waren darin aufgenommen und durften ſogar die von ihnen eroberten Städte Audenaerde und Grevelingen behalten.

Als Ludwig von Male ſah, daß Alles ohne ihn abgemacht worden und weder Freund noch Feind ihn zu achten ſchien, ſtarb er vor Verdruß am 29. Januar 1384 zu St. Omer. In Flandern ging das Gerücht, daß er bei einem Zwiſt mit dem Herzoge von Berry einen Dolchſtoß erhalten habe; man nahm ſich aber ſeinen Tod ſo wenig zu Herzen, daß Niemand ſich die Mühe gab, die Wahrheit zu ermitteln.

Durch dieſen Tod kamen an den Herzog von Burgund, Philipp den Kühnen, der mit Margaretha, der Tochter und Erbin des verſtorbenen Grafen, vermählt war, die Grafſchaften Flandern, Artois, Rethel und Nevers, die Herrſchaft Mecheln und noch einige andere geringere Ländereien.

Im vorhergehenden Jahr war Herzog Wencelyn von Brabant gleichfalls von der Welt geſchieden, die Regierung des Landes in den Händen ſeiner Gemahlin Johanna laſſend.

Während dieſes letzten Jahrhunderts hatten Künſte und Wiſſenſchaften in Belgien nicht eben große Fortſchritte gemacht; die Theilnahme der Menſchen, auf die Aufſtände und Kriege gerichtet, konnte ſich nicht mit den Werken des Geiſtes beſchäftigen, die vor den Werken der Macht und Gewalt gänzlich weichen mußten. Es ſind jedoch auch aus dieſer Periode einige verdienſtvolle Dichter und Geſchichtſchreiber zu nennen. Unter anderen brabantiſchen Fürſten zeichnete ſich Herzog Johann III. durch ſeine ſchönen flämiſchen Lieder aus. Um 1291 ſchrieb Jan van Heelu, ein Brabanter, ſeine Reimchronik von der Schlacht von Woeringen; etwas ſpäter verfaßte der Prieſter Lodewyk van Velthem ſeinen **Spiegel historiael**. Hendrik Goethals, 1271 zu Gent geboren, war einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit; er ſchrieb über Naturkunde und Philoſophie und erwarb ſich großen Ruhm. Der verdienſtlichſte Geſchichtſchreiber, den Belgien bis dahin hervorgebracht, war Jean Froiſſard, 1337 zu Valenciennes, damals im Hennegau, geboren. Seine franzöſiſch geſchriebene Chronik iſt eine koſtbare Quelle, aus der man ausführliche Berichte für die Geſchichte Belgiens ſchöpfen kann; Froiſſard war zugleich ein bedeutender Dichter. Im Fach der Künſte hat dagegen das vierzehnte Jahrhundert wenig Namen aufzuweiſen, die beſondere Erwähnung verdienen. In Brabant und Hennegau wurde die Poeſie nicht ohne Erfolg, aber keineswegs mit dem früheren Glanze angebaut. In Flandern ſchien die Kunſt durch die Unruhen keinen Fortgang zu haben. — Die ſpeculativen Wiſſenſchaften fingen an, jedoch faſt unmerklich, ſich zu entwickeln. — Die Muſik ward allgemeiner, beſonders von Belgiern gepflegt; 1318 beſaß Brügge bereits Schulen, wo man Unterricht darin ertheilte.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden die meiſten **Rederykkamers** oder poetiſchen und dramatiſchen Geſellſchaften geſtiftet und gaben nun der Ausübung dieſer Künſte, die ſie wohl aufrecht erhielten aber nicht vervollkommneten, ja denen ſie ſpäter allen wahren Geiſt raubten, eine entſchiedene Richtung.

Die Malerkunſt diente noch ausſchließlich zur Ausſchmückung von Handſchriften und ſcheint ſich damals noch nicht entwickelt zu haben, eben ſo wenig wie die Bildhauerkunſt. Die Baukunſt machte dagegen rieſenartige Fortſchritte; einige ſchöne gothiſche Kirchen fallen in dieſen Zeitraum. Unter anderen Erfindungen und Verbeſſerungen muß man folgende hervorheben: das Einpökeln der Heringe durch Willem Beukels von Biervliet um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; die Teppichwebereien in Flandern; die Stiftung einer Handelsbörſe zu Brügge und die Einführung der Wechſelbriefe; die Uhrwerke mit Glockenſpielen und der Bau der Kohlengruben in großer Ausdehnung; endlich der Gebrauch des Schießpulvers und der Kanonen, welche um 1337 zum erſten Mal geſehen wurden; erſt viel ſpäter jedoch veranlaßte das grobe Geſchütz dazu, Handbüchſen oder Schießgewehre zu verfertigen.

Sechstes Buch.

Belgien unter dem Hauſe Burgund.

Erſtes Capitel.

Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, Graf von Flandern. — Regelmäßigere Unterordnung des Adels. — Johanna von Brabant legt den erſten Grundſtein zur Einheit Belgiens. — Aufſtande zu Lüttich. — Schlacht von Nikopolis. Tod Philipps des Kühnen.

Von 1384 bis 1404.

Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, war einer der mächtigſten Fürſten Europa's, nicht allein durch ſeine ausgedehnten Beſitzungen in Frankreich und Belgien, ſondern auch durch ſeine königliche Abkunft und die hohen Blutsverwandten ſeines Hauſes. In ſeinem Weſen war er allerdings etwas trotzig und hochmüthig, aber große Vorſicht mäßigte die äußere Erſcheinung dieſes Fehlers ſehr. Ihm hatte Belgien bald die ſo lange gewünſchte Einigkeit und großen Wohlſtand zu verdanken; während ſeiner Herrſchaft gelangen Adel und Volk ins Gleichgewicht und der gegenwärtige Adel, in ſeinen Forderungen und ſeinen Rechten ganz verſchieden von dem vorigen, nimmt ſeinen Urſprung.

Wie mächtig der neue Graf auch ſein mochte, das unbeugſame Gent unterwarf ſich doch nicht, und obwohl Philipp von Burgund in ganz Flandern als Fürſten gehuldigt wurde, ſo weigerten ſich doch die Genter hartnäckig, ihn anzuerkennen oder ihm zu gehorchen. Von Pieter van den Boſſche dazu angereizt und von Franz Ackerman angeführt, verwüſteten ſie mit Hülfe der Engländer die umliegende Gegend und eroberten 1385 die Stadt Damme.

Es bedurfte eines mächtigen franzöſiſchen Heeres und der Anweſenheit des Königs, um die tapferen Genter nach einer langen und für die Franzoſen ſehr nachtheiligen Belagerung wieder aus Damme zu vertreiben. Bei dieſer Gelegenheit erwarben ſich die Fläminger durch ihren Heldenmuth die Bewunderung der franzöſiſchen Ritter und zeigten, wie tüchtig ſie waren. Der König von Frankreich hatte nämlich einige Genter zu Gefangenen gemacht, ließ ſie vor ſich führen und verſprach ihnen das Leben zu ſchenken, unter der Bedingung, daß ſie ſich vor ihm demüthigten, aber ſie verſchmähten ſtolz ſeine Gnade und erwiederten: „Ihr könnt Euch wohl den Leib der tapferſten Männer der Welt unterwerfen, aber ihre Seelen nicht, und wenn auch alle Fläminger todt wären, ſo würden ihre Gebeine wieder auferſtehen und ſich gegen die Franzoſen vereinigen.“

Der König hätte damals gern Gent belagert, aber viele Urſachen hinderten ihn daran; unter Anderem ſein großer Verluſt an Kriegsknechten vor Damme, der Mangel an Geld und der Krieg, den er gegen England zu führen Willens war. Während er nach Frankreich heimgekehrt war, begannen der Adel und die Kaufleute in Gent das Volk zur Unterwerfung zu ermahnen, und erreichten endlich 1385, unterſtützt von Franz Ackerman, daß man Abgeordnete nach Doornik (Tournay) ſandte und mit dem Herzoge Friedensunterhandlungen anknüpfte. Der Fürſt kam zu demſelben Zwecke dorthin, begleitet von ſeiner Gemahlin Margaretha, Gräfin von Nevers, ſowie von der Herzogin von Brabant und der Gräfin von Hennegau und Namur. Die Geſandten von Gent, unter dem Geleite von Franz Ackerman, erſchienen vor ihm, aber nicht als demüthige Unterthanen, ſondern mit einer Pracht und einem Stolz, welche den Herzog ſehr erzürnten; ſie wollten ſich nicht vor ihm beugen und weigerten ſich, ſich als ſchuldig anzuerkennen. Der Herzog war im Begriff, alle Unterhandlungen mit ſeinen trotzigen Unterthanen abzubrechen, da warfen ſich die alte Herzogin Johanna von Brabant und die Gräfin von Nevers vor ihm auf die Kniee. Als die Herzogin Margaretha von Flandern dies gewahrte, ſtand ſie von ihrem Sitze auf und warf ſich gleichfalls vor Philipp auf die Kniee. — Nun flehten alle drei gemeinſchaftlich im Namen Flanderns um Gnade für die unglückliche Stadt Gent. Philipp von Burgund, ein kluger und gewandter Fürſt, ließ ſich von den drei durchlauchtigen Frauen erbitten und unterzeichnete einen weitläuftigen Friedensvertrag, durch welchen er allen ſeinen Unterthanen vollſtändige und unbeſchränkte Verzeihung ſchenkte und Gent alle Vorrechte und Privilegien zurückgab. — Die Geſandten bedankten ſich feierlich bei der Herzogin von Brabant, deren Bemühungen ſie vorzüglich dieſen höchſt vortheilhaften Frieden zuzuſchreiben hatten.

Mit Recht freuten ſich die Bewohner von Gent über dieſen Vertrag und blieben nun dem Fürſten ergeben. Pieter van den Boſſche, die Seele und der Rathgeber der Empörung, zog nach England; Franz Ackerman, der Held von Gent, der Arm des Volkes, ward 1387 durch einen Baſtard des Herrn van Herzeele aus perſönlicher Rache ermordet.

Die Herzogin Johanna, Wencelyns Wittwe, hatte keine Kinder. Bei ihrem Ableben erbte ihre Nichte, Margaretha von Flandern, Gemahlin Philipps von Burgund, ihr Land. Man erſieht daraus, daß Flandern und Brabant einſt gemeinſchaftlich dem Hauſe Burgund gehören würden. Dies flößte Johanna den Gedanken ein, die vornehmſten belgiſchen Geſchlechter durch Bande des Blutes mit einander zu verbinden und ſo den erſten Grund zur Einheit Belgiens zu legen. Sie war eine beredte und verſtändige Fürſtin und hatte ſich durch ihre glückliche Vermittelung in wichtigen Staatsangelegenheiten mächtigen Einfluß erworben. Trotz allen Hinderniſſen bewirkte ſie die Vermählung zwiſchen Johann von Burgund und Margaretha, Tochter des Erben von Hennegau und Holland, ſowie ferner zwiſchen dem Bruder und der Schweſter dieſer Beiden, Wilhelm von Baiern und Margaretha von Burgund. Dieſe doppelte Verbindung vergrößerte die Macht und den Glanz des

Hauſes von Burgund und vermiſchte das Blut der beiden fürſtlichen Geſchlechter, welche zuſammen Belgien beherrſchten. Da der biſchöfliche Stuhl von Lüttich durch den Tod Arnolds von Hoorne erledigt worden, ſo vereinigten die beiden Häuſer ihren Einfluß, um die Wahl auf Johann von Baiern fallen zu laſſen, obwohl dieſer erſt ſiebenzehn Jahr alt und noch nicht in den geiſtlichen Stand getreten war. Es gelang ihnen und Biſchof Johann hielt ſeinen Einzug zu Lüttich in der Mitte des Jahres 1390. Bei dieſer Gelegenheit zeigte derſelbe zuerſt die Bosheit, welche ſeine Seele barg. Während des feierlichen Mahles, das ihm zu Ehren gegeben wurde, ſchimpfte ein Bürger auf ſeine Ernennung, mußte aber ſeine Kühnheit theuer bezahlen; er ward ſogleich auf Befehl des neuen Fürſten nach dem Markte geſchleppt, dort mit Ruthen gepeitſcht und ihm die Hand abgehackt.

Johann von Baiern war ein zügelloſer Fürſt, allen böſen Leidenſchaften ergeben und des biſchöflichen Standes durchaus unwürdig. Trotz wiederholten Klagen und Beſchwerden weigerte er ſich, die geiſtliche Weihe zu empfangen, und lebte wie ein wüſter, frecher Ritter. Endlich brachte er die Lütticher ſo gegen ſich auf, daß ſie ſich gemeinſchaftlich empörten und ihn 1393 zwangen, nach Dieſt zu entfliehen. Man erlaubte ihm unter gewiſſen Bedingungen zurückzukommen, aber er änderte ſeine ſchlechte Lebensweiſe nicht.

Mittlerweile nahm Philipp der Kühne Theil an dem Kriege zwiſchen Frankreich und England. Zu Sluys brachte man tauſend Schiffe zuſammen; die ungünſtige Jahreszeit vereitelte aber dieſe ungewöhnlichen Rüſtungen, deren einzige Folge war, daß ſie den flämiſchen Handel vernichteten und dieſer ſich nach Holland überſiedelte. Als Philipp der Kühne gewahr wurde, wie der Krieg den ſchönſten Theil ſeiner Staaten verarmen mache, bemühte er ſich, den Streit beizulegen. Durch ſeine Vermittelung wurde endlich kurzer Waffenſtillſtand geſchloſſen; er benutzte denſelben, um die fremden Kaufleute, beſonders die der Hanſeſtädte, durch Entſchädigung aus Holland nach Brügge zurückzurufen. Binnen Kurzem blühte der Handel wieder, Flandern erfreute ſich eines Zeitraums der Wohlfahrt und Herzog Philipp gewann ſich die Neigung der Fläminger trotz der ſchweren Abgaben, die er von ihnen erhob.

Wilhelm der Blödſinnige, Graf von Hennegau und Holland, ſtarb 1388 und ließ die Regierung ſeiner Staaten in den Händen ſeines Bruders Albrecht von Baiern. Dieſer Fürſt verband mit vielen Untugenden noch die Wolluſt; er entflammte in blinder Liebe zu einer ſchönen Jungfrau, Adelheid von Poelgeeſt, und ließ ſie zu Jedermanns Aerger als ſeine Concubine in einem Palaſte wohnen. Dieſes Weib erhielt durch ſeine Schmeichler eine unbegrenzte Macht über ihn und herrſchte gewiſſermaaßen in ſeinem Namen mit einer Frechheit, die alle Höflinge des Fürſten gegen ſie empörte. Einige Edelleute verbanden ſich und ermordeten ſie durch Ueberfall im gräflichen Palaſt. Um der Wuth des erzürnten Fürſten zu entfliehen, verließen ſie Holland und begaben ſich nach dem Hennegau, wo Wilhelm, der älteſte Sohn Albrechts von Baiern, ſie freundlich aufnahm. Als Jener davon Kunde erhielt, glaubte er, ſein Sohn wolle die Mörder Adelheids vertheidigen, fiel mit einem Heere in Hennegau ein und zwang Wilhelm, nach Frankreich zu flüchten. Sechs Jahre ſpäter verſöhnten ſich Vater und Sohn.

Im Jahre 1396 bedrohten die Türken Europa mit einer Ueberwältigung. Die chriſtlichen Ritter rüſteten ſich wie zu einem Kreuzzuge und zogen aus Belgien und Frankreich den Moslemim entgegen. Johann von Nevers, bekannt unter dem Namen Johann ohne Furcht, Sohn des Herzogs Philipp, führte den Oberbefehl über das chriſtliche Heer. Wilhelm von Baiern, Albrechts Sohn, hätte gern mit dem Adel an dieſem Kreuzzuge Theil genommen, aber auf den Rath ſeines Vaters führte er Krieg gegen die Frieſen und brachte dieſem unbezähmbaren Volke ſo ernſte Niederlagen bei, daß es ſich bald nachher Holland unterwarf.

Dieſelben Urſachen, welche den ſchlechten Erfolg der letzten Kreuzzüge herbeigeführt, ließen auch dieſen neuen Zug gegen die Türken misglücken, beſonders die Zügelloſigkeit und das thörichte Treiben der Ritter. Statt ſich wie chriſtliche Helden zu betragen, ergaben ſie ſich allen Ausſchweifungen, führten unſittliche Weiber mit ſich, mishandelten unterweges die Bewohner des binnenländiſchen Europa und verbrachten ihre Zeit mit Gelagen und Schwelgereien. Die Ermahnungen der Prieſter, welche in ihrem Gefolge waren, vermochten ihre wüſten Gemüther nicht zu überreden, ehrbarere Sitten anzunehmen, eben ſo wenig wie der Rath des Königs von Böhmen im Stande war, ihnen die nöthige Vorſicht einzuflößen. Zuerſt nahmen ſie den Türken einige Städte und tödteten viele Feinde. Aber bei Nikopolis griff ſie der berühmte Bajazet mit einem mächtigen Heere an und vernichtete das chriſtliche Lager bis auf wenige Mannen. Die vornehmſten Ritter wurden gefeſſelt vor Bajazet gebracht und Einem nach dem Andern das Haupt abgeſchlagen; ſchon wälzten ſich mehrere in ihrem Blute, als Johann von Nevers durch flehende Geberden und Zeichen dem Bajazet zu verſtehen gab, daß er ein großes Löſegeld für ihr Leben erhalten könne. Der Sultan ließ inne halten und einen chriſtlichen Ritter als Boten nach Belgien und Frankreich reiſen, um das Löſegeld zu ermitteln. Die flämiſchen Städte bezahlten 200,000 Ducaten für Johanns von Nevers Freiheit.

Dieſer unglückliche Zug hatte keinen Einfluß auf den Zuſtand von Belgien. Ueberall entwickelten ſich die Induſtrie und der Handel, welchen die letzten Unruhen ſo großen Schaden zugefügt hatten. Im Jahre 1403 ward Anton, der zweite Sohn Philipps des Kühnen, auf das Geſuch der Herzogin Johanna von Brabant, durch den Rath des Landes zum Reichsvogt von Brabant erwählt. Später gab er dort einem neuen herzoglichen Hauſe den Urſprung. Sein Vater, Philipp der Kühne, ging nach Brüſſel, um ſeiner Huldigung beizuwohnen; der alte Herzog gab daſelbſt Johanna von Brabant zu Ehren glänzende Turniere und Feſte, ward aber von einer heftigen Krankheit überfallen, die ihn zwang, Brüſſel zu verlaſſen. Sei es durch Gottesfurcht oder durch Zufall, er befand ſich in einer Herberge zu Halle, damals ſehr berühmt durch ein wunderthätiges Bild der Mutter Gottes; hier begannen ihn ſeine Kräfte plötzlich zu verlaſſen und er fühlte den Tod nahen. Er ließ ſeine Kinder rufen, ermahnte ſie, in der Furcht Gottes zu leben, und ſtarb im April des Jahres 1404. Obwohl dieſer Herzog ſo gewandt die Macht ſeines Stammes auf breiten Grundfeſten erbaut und ſich ſein Leben lang als ein großmüthiger Fürſt benommen hatte, ſteckte er doch dermaaßen in Schulden, daß ſeine Wittwe Margaretha von Flandern, der es an Geld fehlte, ihn ehrlich zu beſtatten, und welche ſich den Verfolgungen der Gläubiger entziehen wollte, ſich eines Mittels bediente, zu dem ſelbſt Arme nicht ohne ſich zu ſchämen ihre Zuflucht genommen haben würden. Sie ging nach damaliger Sitte in geborgten Kleidern zum Grabe ihres Mannes und legte dort ihren Gürtel, ihren Geldbeutel und ihre Schlüſſel nieder, zum Zeichen, daß ſie der Erbſchaft ihres Gemahls entſage und die Gütergemeinſchaft mit ihm aufhebe. Die beiden Söhne des Verſtorbenen verpfändeten nun all ſein Silberzeug, um ihren Vater, wie es ſich gehörte, prachtvoll zu beſtatten, was unter einem großen Zulauf von Rittern geſchah.

Zweites Capitel.

Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund und Graf von Flandern. — Aufſtand der Lütticher. — Schlechte Thaten des Biſchofs Johann von Baiern. — Allgemeine Bemühungen, die Volksfreiheiten zu beſchränken. — Jacoba von Baiern. — Kriege in Holland. — Ermordung Johanns ohne Furcht.

Von 1404 bis 1419.

Johann von Nevers, genannt Johann ohne Furcht, folgte ſeinem Vater in deſſen franzöſiſchen Beſitzungen nach und als im folgenden Jahre auch ſeine Mutter Margaretha geſtorben war, erbte er gleichfalls die Grafſchaft Flandern und es ward ihm am 21. April 1405 zu Gent gehuldigt. Da ihn Margaretha erzogen und er ſeine Jugendjahre meiſt in Flandern zugebracht hatte, zeigte er große Liebe und Sorgfalt für dieſen Theil ſeiner Staaten und erwarb ſich zur Belohnung für ſeine Wohlthaten die unbegrenzte Zuneigung der Fläminger. Er ordnete einige Zwiſtigkeiten, welche zwiſchen Brügge und den umliegenden Gemeinen wegen der Tuchweberei entſtanden waren, gab ſeinen flämiſchen Unterthanen einige wichtige Privilegien, die Erbſchaftsverhältniſſe betreffend, nahm ihnen die ſchwerſten Auflagen wieder ab und beförderte ihren Handel in England. Aber was noch mehr als dies und in jener Zeit der Herrſchaft des Franzöſiſchen von außerordentlicher Wichtigkeit war, auf die Bitte der Fläminger geſtattete Herzog Johann denſelben, daß künftig alle Schriften bei Rechtsverhandlungen in flämiſcher Sprache abgefaßt werden ſollten.

Während das beruhigte Flandern durch Fleiß und Handel ſeinen Wohlſtand vermehrte, ward das franzöſiſche Reich ſehr beunruhigt durch die Herrſchſucht einiger Edelleute. König Karl, von Blödſinn befallen, konnte die Zügel der Regierung nicht ſelbſt halten; dies hatte viele ſchlimme Folgen, da ſich mehrere Herzoge und Grafen, Jeder einen Theil der königlichen Macht anzueignen ſuchten. Herzog Johann ohne Furcht und der Herzog von Orleans waren die mächtigſten Fürſten des Landes; zwiſchen ihnen, die ſich tödlich haßten, mußte das Streben, Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, Böſes erzeugen. Von Neid getrieben hatte der Herzog von Orleans die Ehre von Johanns Mutter ſchmählich geläſtert. Dieſer, um ſich zu rächen, ließ ihn 1407 verrätheriſch ermorden. Es bildeten ſich nun in Frankreich zwei Parteien, welche dreißig Jahre lang dieſes Reich beunruhigten, ohne daß Belgien jedoch Antheil daran nahm oder irgend einen anderen Schaden dadurch litt, als den Verluſt einiger Ritter.

Im nächſten Jahre ward der Herzog von Burgund aus Frankreich nach Belgien gerufen, um einem ſeiner Blutsverwandten Hülfe zu leiſten. Biſchof Johann von Baiern hatte durch ſeine Laſter und ſeinen Despotismus die Einwohner von Lüttich dermaaßen gegen ſich aufgebracht, daß das Volk ihn zum zweiten Mal verjagte und er ſich eine Zuflucht in Maeſtricht ſuchen mußte. Die Gemeinen des Bisthums erklärten ihn der fürſtlichen Würde verluſtig, wählten den Herrn von Perwez zum Reichsvogt oder Mambour von Lüttich und ſeinen Sohn Dietrich von Hoorne zum Biſchof. Die Burgen der Edelleute, welche es mit Johann von Baiern hielten, wurden zerſtört, deren Güter geraubt und einige von Jenen ſelbſt ermordet. Darauf bildeten die Gemeinen ein Heer von 40,000 Mann und belagerten Maeſtricht, wo ſich Johann von Baiern eingeſchloſſen hatte. Dieſer befand ſich in einer ſchlimmen Lage und mußte täglich fürchten, ſeinen erbitterten Feinden in die Hände zu fallen. Endlich verbanden ſich auf ſein Geſuch der Herzog von Burgund und der Graf von Hennegau, um die Lütticher zu unterwerfen und ihn zu entſetzen. Wilhelm von Baiern, der ſeinem Vater Albrecht kürzlich nachgefolgt war, ſammelte einige hennegauiſche Truppen, während Johann von Burgund ſeine burgundiſchen und flämiſchen Reiter anführte. Die beiden Fürſten mit ihrer vereinten Macht ſtießen auf die Lütticher bei Othee am 23. September 1408. Es wurde eine furchtbare Schlacht geliefert, in welcher die Lütticher, trotz ihrer Tapferkeit, von der Reiterei umzingelt, beinahe gänzliche Vernichtung fanden; nach weniger als zweiſtündigem Kampfe bedeckten 26,000 Leichen derſelben das blutige und rauchende Feld. Der Herr von Perwez und ſein Sohn, der neue Biſchof, waren auch gefallen. Am andern Tage verließ Johann von Baiern Maeſtricht, um ſeinen Befreiern zu danken. Man zeigte ihm das Haupt des Herrn von Perwez, auf einer Lanze befeſtigt, als Siegeszeichen. Mit wüſter Freude wandelte er auf dem gräßlichen Schlachtfelde einher, zwiſchen den Leichen ſeiner erſchlagenen Feinde, und ließ noch einige Bürger, die man verſteckt fand, hinrichten. Die Stadt Lüttich verlor den Muth nach dieſer entſcheidenden Niederlage; demüthig flehte ſie den blutgierigen Fürſten um Gnade an. Dieſer verlangte, daß die Einwohner mit entblößtem Haupte und barfuß ihm entgegen ziehen ſollten. Sechs und zwanzig der vornehmſten Bürger, nebſt den Herren von Rochefort und von Seraing, mußten vor dem Volke hergehen. Es gab kein Mittel, dieſe erniedrigende Bedingung zu verwerfen. Die Bürger zogen nun dem Biſchof entgegen; kaum waren ſie ihm jedoch genaht, als er jene ſechs und zwanzig Männer ergreifen und ihnen im Angeſicht Aller das Haupt abſchlagen ließ. Bebend und voll Angſt vor ſolchem ſchrecklichen Geſchick, fielen die zitternden Bürger auf die Kniee und baten wiederholt um Gnade. Unterdeſſen hatte Johann von Baiern Truppen in die Stadt geſandt, um hier noch größere Grauſamkeit auszuüben. Der Herr von Jumont, der mit dieſer ſchändlichen Sendung beauftragt war, ließ eine große Anzahl Einwohner, Männer wie Frauen, aus den Häuſern reißen, ſie Rücken an Rücken zuſammenbinden und dann in die Maas werfen. Dieſe furchtbare Rache fand mehrere Tage hinter einander zu Lüttich, Huy, Dinant, St. Trond und Tongern Statt. Der Fluch des Volkes heftete ſich an den Namen des unmenſchlichen Fürſten, den man ſeit dieſer Zeit Johann ohne Gnade nannte. Er fand es nicht rathſam, zu jener Zeit in Lüttich zu bleiben, und zog mit 200 Geißeln nach Ryſſel (Lille), um noch nähere Maaßregeln mit ſeinen Verwandten zu nehmen und über die Angelegenheiten des Bisthums zu entſcheiden. Da die verbündeten Fürſten das Volk ganz niedergeſchmettert ſahen, faßten ſie einen widerrechtlichen Entſchluß; ſie entriſſen nämlich den Bewohnern des Bisthums alle ihre alten Freiheiten und unterwarfen die Gemeinen ohne Berufung einer willkürlichen Alleinherrſchaft. Unter Anderem befahlen ſie: daß die Städte des Bisthums ihre Freiheitsbriefe ausliefern ſollten, damit dieſelben vernichtet würden; daß fortan die Ernennung der Bürgermeiſter und Schöffen, ſo wie aller anderen ſtädtiſchen Beamten dem Biſchof allein zukomme und dieſer ihnen ebenfalls allein Rechenſchaft von ihrer Verwaltung abzunehmen habe; endlich, daß alle Zuſammenkünfte, Rathsverſammlungen, Brüderſchaften oder Gilden aufgehoben ſeien und die Bürger überhaupt, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Biſchofs, ſich nicht mehr verſammeln dürften.

Die Beſchränkung der Volksrechte und Freiheiten iſt überhaupt ein Kennzeichen dieſes Zeitraums. Was im Fürſtbisthum Lüttich auf ſo blutige Weiſe erreicht wurde, geſchieht langſam und beinahe unſichtbar in den anderen Grafſchaften Belgiens, obwohl nicht bis zu dieſem äußerſten Punkte. Die große Macht der fürſtlichen Häuſer Burgund und Baiern, die letzten Kriege und Aufſtände, welche die Gemeinen geſchwächt hatten, brachten dieſe Reaction von ſelbſt hervor. Dazu kommt noch eine gewichtigere Urſache, die regelmäßigere Unterwerfung des Adels nämlich. In den vorhergehenden Perioden ſieht man oft die Edelleute ſich gegen die Fürſten auflehnen oder ſich einander befehden; jetzt herrſcht dagegen mehr Einigkeit unter dem Adel. Jeder ſcheint dort ſeine Stellung zu kennen und Alle ohne Ausnahme gehorchen ihrem Fürſten und vertheidigen ihn mit Gut und Blut. Daß eine gemäßigte

Beſchränkung der Volksfreiheiten ein Uebel ſei, würde ſchwer zu beweiſen ſein; ſicher iſt, daß neben der großen, ſtets wachſenden Macht Frankreichs Belgien nicht durch eine längere Getheiltheit gewinnen konnte und es mindeſtens Zeit geworden war, den Rechten der Gemeinen mehr Uebereinſtimmung und der Regierung mehr Macht zu geben. Die früheren, nicht ſelten unrechtmäßigen Aufſtände, welche dem Lande großen Schaden zufügten, hatten oft ihren Urſprung in Streitigkeiten über Freiheiten, welche die eine Gemeine vor der anderen beſitzen wollte, und noch mehr in dem Kampfe des Volkes gegen den Adel. Die Edelleute hatte nun ihre Forderungen auf unmittelbare Oberherrſchaft aufgegeben und blieben meiſt an den Höfen der Fürſten. Da nun die Urſache zu Unruhen beinahe verſchwunden war, ſo konnte man es als eine Wohlthat für das Vaterland betrachten, daß der Arm des Fürſten genug Macht bekommen hatte, um die Streitigkeiten unter einander entſcheidend zu beenden oder im Allgemeinen einige ihrer, der Regierung hinderlichen Vorrechte aufzuheben.

Nach der blutigen Unterwerfung der Lütticher war Herzog Johann ohne Furcht wieder nach Frankreich gezogen, um dem Hauſe Orleans die Regierung mit gewaffneter Hand ſtreitig zu machen. In den nun entſtehenden Bürgerkriegen weigerten ſich die Fläminger, ihrem Grafen nach Frankreich zu folgen, wie ſehr er ſie auch darum bat; nicht weil ſie mit ſeiner Regierung unzufrieden waren, im Gegentheil, er hatte ihnen ſeinen dreizehnjährigen Sohn Philipp, ſpäter der Gute genannt, zum Reichsvogt gegeben, ihn das Flämiſche lernen und als Belgier erziehen laſſen, ſo daß die Belgier den Gedanken an fremde Herrſchaft ganz fahren ließen. Sie waren dafür ſehr dankbar, liebten ihren jungen Fürſten über die Maaßen und beſchenkten, ihm zu Ehren, ſeinen Vater mit außergewöhnlichen Zulagen. Aber als man ſie zu tief nach Frankreich hinein führen wollte, bedienten ſie ſich eines alten Rechtes, verbrannten ihre Lagerhütten und kehrten nach Hauſe, ohne ſich darum für widerſpenſtig zu halten oder von dem Herzoge, dem Anſchein nach, dafür betrachtet zu werden. Der Aufbruch eines Theils ſeiner Unterthanen mußte denſelben erbittern, aber das Haus Burgund zeichnete ſich ſtets durch eine tiefe und kluge Politik aus, welche die Beſchränkung der Volksrechte ſtill und langſam, mehr von der Zeit und der Beharrlichkeit als von der Gewalt erwartete. Die Brabanter hatten ſich eben ſo ihrem Herzog Anton gegenüber geweigert.

Mittlerweile landete ein engliſches Heer an der Küſte von Frankreich; Herzog Johann, aufgebracht auf den König, der ſich gegen ihn und für Orleans erklärt hatte, verweigerte ſeinen Beiſtand und ſah unthätig dem Kriege zu. Die Franzoſen wurden im October 1415 bei Azincourt geſchlagen, verloren 10,000 Mann und ließen 14,000 Gefangene in den Händen der Engländer. In dieſer Schlacht, die vielen belgiſchen Rittern das Leben koſtete, fiel auch der Herzog von Brabant, Anton von Burgund. Sein Sohn, Johann IV., war noch minderjährig; die Staaten von Brabant ſtellten ihn daher unter Vormundſchaft eines aus eilf Mitgliedern, nämlich zwei Geiſtlichen, fünf Edelleuten und vier Bürgern, gebildeten Rathes. Johann IV. beſtieg 1418 den herzoglichen Thron; er war ein ungeſchickter Fürſt, ſchwach an Körper und Geiſt, ohne Willen und Muth, und brachte eine lange Reihe von Leiden über Brabant durch ſeine Vermählung mit Jacoba von Baiern, der einzigen Tochter und Erbin des verſtorbenen Wilhelm IV., Grafen von Hennegau und Holland. Jacoba hatte männlichen Geiſt, war voll Muth, aber auch voll Leidenſchaften, die den Lebenslauf eines Weibes ſtürmiſch und ſelten lobenswerth machen, daher keine für den jungen Herzog paſſende Gemahlin. Dieſer wollte ſogleich Holland und Hennegau in Beſitz nehmen als Jacoba's rechtmäßiges Erbe, aber ein mächtiger Mitbewerber ſtellte ſich ihm entgegen. Johann ohne Gnade, Biſchof von Lüttich, Jacoba's Oheim, machte Anſprüche auf Hennegau und Holland und faßte den Entſchluß, ſein Bisthum mit der Grafenkrone zu vertauſchen. Der unwürdige Fürſt warf ſein geiſtliches Gewand ab und vermählte ſich mit der Wittwe des Herzogs Anton, Eliſabeth von Görlitz, welche Luxemburg als Witthum beſaß. Dadurch ging die Regierung dieſes Landes in ſeine Hände über und er empfing ſeine erſte weltliche Macht. Johann von Heinsberg wurde Biſchof von Lüttich und erwarb ſich bald die Liebe des Volkes, dem er große Zuneigung zeigte.

Da er ſich allein nicht für ſtark genug hielt, um mit dem Herzoge von Brabant Krieg zu führen, ſo wandte ſich Johann ohne Gnade an den teutſchen Kaiſer Siegmund, der die Grafſchaften Hennegau und Holland, in Ermangelung männlicher Erben, als der kaiſerlichen Krone anheimgefallen betrachtete und ſie Johann ohne Gnade ſchenkte. Dieſer begab ſich ſogleich nach Holland und erwarb ſich zahlreiche Anhänger unter der Partei der Kabbeljauws, während die Hoeks es mit Jacoba hielten. Im Jahre 1418 wurde Johann als Grafen von Holland zu Dortrecht von den Kabbeljauws gehuldigt. Jacoba ſuchte unterdeſſen ihren Gemahl aus ſeiner Unthätigkeit aufzurütteln; da ſie aber ſah, daß alle ihre Bemühungen vergeblich waren, zog ſie nach Holland, wo ſie die Hoeks verſammelte und als eine Heldin ſelbſt ihre Truppen in das Feld führte. Sie war jedoch nicht glücklich und ſah ihren Mitbewerber ihr ſtets vorauseilen. Nachdem er Rotterdam im October deſſelben Jahres ſich zu eigen gemacht hatte, verminderte ſich die Zahl der Hoeks beträchtlich. Man begann an Friedensunterhandlungen zu denken und es wurden in Folge derſelben auf beiden Seiten die Waffen niedergelegt unter nachſtehenden Bedingungen: Johann ohne Gnade ſolle Holland regieren als Jacoba's Vogt und Südholland zum Lehen halten; er ſolle ferner als Ruwaerd fünf Jahre lang die Leitung haben von Jacoba's Erbe und daſſelbe erben, wenn ſie ohne männliche Kinder ſtürbe. Dieſer für Brabant ſo ſchimpfliche Vertrag gefiel Jacoba nicht, obwohl ſie durch die Schwäche ihres Gemahls ſich gezwungen ſah, ihn anzunehmen. Sie, die in ihrer Seele Heldenmuth und männlichen Willen barg, fühlte in ihrem Herzen tiefe Verachtung entſtehen gegen einen Mann, deſſen Geſinnung nicht verletzlich genug war, um ſich durch ihre und ſeine Erniedrigung beleidigt zu finden. Sie verbarg ihren Unwillen nicht und erntete ſeinen Haß für ihre Verachtung.

Man kann ſich mit Recht wundern, daß Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund und Graf von Flandern, ſich nicht in den Zwiſt über den Beſitz von Holland thätig einmiſchte; aber er hatte damals hinreichend zu thun, um ſein Anſehen in Frankreich aufrecht zu erhalten gegen die Anhänger von Orleans, an deren Spitze der Kronprinz oder Dauphin ſich befand. Im Jahre 1418 waren die Engländer unter König Heinrich von Lancaſter zum zweiten Male ſiegreich in Frankreich eingedrungen und bedrohten nun dieſes Land mit gewiſſer Unterwerfung.

Dies veranlaßte die beiden ſtreitenden Parteien, dem Scheine nach ſich zu verſöhnen. Eine Zuſammenkunft ward feſtgeſetzt zwiſchen dem Dauphin und dem Herzog von Burgund; ſie ſollte Satt finden in einem Zelte auf der Brücke der Stadt Montereau. Viele treue Räthe ſuchten den Herzog von dieſer gefährlichen Unterredung abzuhalten; aber er, der rechtlich handelte und Frankreichs Ehre retten wollte, antwortete ihnen: „Was auch geſchehe, ich begehre den Frieden. Ermorden ſie mich, ſo werde ich als Märtyrer ſterben; wird aber der Friede vermittelt, ſo ziehe ich mit den Rittern des Dauphins gegen die Engländer; er hat muthige Männer und erfahrene Feldherren. Dann wird man ſehen, wer mehr werth iſt, Hänschen von Flandern oder Heinrich von Lancaſter.“

Am 10. September 1419 begab ſich Herzog Johann mit zehn Rittern nach dem beſtimmten Orte, wo der Dauphin ihn erwartete. Auf der Brücke empfingen ihn die Herren Beauveau und Tanneguy Duchatel, zu denen er ſagte: „Ihr ſeht, meine Herren, wie wir kommen,“ womit er andeuten wollte, daß ſie keine anderen Waffen als Schwerter hätten. Als ſie dem Zelte nahten, ſah die umſtehende Menge, wie er das Chaperon abnahm und ſich vor dem Dauphin verbeugte. In dem Augenblicke aber, wo er ſich aufrichten wollte, rief Tanneguy Duchatel: „Es iſt Zeit! Schlagt ihn todt, ſchlagt ihn todt!“ und ſpaltete dem unglücklichen Herzog, der in ſeinem Blute ſchwimmend hinfiel, das Haupt mit einem Beil, worauf derſelbe noch abſcheulich von den anderen Leuten des Dauphin zerhauen wurde. Von den zehn Rittern, welche mit ihm gekommen waren, entwiſchte nur ein Einziger aus dieſer verrätheriſchen Mördergrube.

Der Tod Herzogs Johann ohne Furcht ward von ſeinen flämiſchen Unterthanen mit Recht tief betrauert. Während ſeiner Regierung hatte ſich Flandern heilſamer Ruhe erfreut. Handel und Induſtrie waren in voller Blüthe und ſtreuten Reichthum und Ueberfluß ſelbſt auf die unterſten Klaſſen aus. Dieſer Fürſt ward geliebt, weil er ſeine Unterthanen liebte und beſonders weil er ſich Flandern vor Allem geneigt erwies, was man deutlich aus dem Namen Hänschen von Flandern (**Janneken van Vlanderen**) ſehen kann, den das Volk ihm gegeben und er mit Stolz geführt hatte. Obwohl die kleinen Gemeinen allmählig ihre Vorrechte verloren, ſei es daß der Herzog ſie nicht beachtete oder ſie ſelbſt dieſelben verfallen ließen, ſo hatte er doch die großen Städte ungehindert im Beſitz ihrer Freiheiten gelaſſen und ſich dadurch eines Jeden Liebe erworben. Als ſeine größte Wohlthat jedoch betrachteten es die Fläminger aus Vaterlandsliebe, daß er ihnen ſchon während ſeines Lebens ſeinen Sohn und Erben Philipp als beſonderen Fürſten eingeſetzt und es geſtattet hatte, daß derſelbe in Sprache und Sitte zum Fläminger wurde.

Drittes Capitel.

Philipp der Gute, Herzog von Burgund und Flandern. — Fortſetzung der Geſchichte Jacoba's von Baiern. — Unruhen in Brabant. — Einrichtung der Hochſchule Löwen. — Holland, Hennegau, Brabant und Namur kommen unter den Scepter der burgundiſchen Herzöge. — Aufſtand zu Brügge. — Der Herzog geräth dort in große Lebensgefahr. — Luxemburg ebenfalls unter dem Haus Burgund. — Aufſtand zu Gent. — Traurige Folgen deſſelben. — Schreckliche Verheerung von Dinant. — Tod Herzog Philipps des Guten.

Von 1417 bis 1467.

Philipp der Gute, der bis jetzt als Vogt des Landes ſeinen Aufenthalt in Flandern genommen hatte, folgte ſeinem ermordeten Vater in der Regierung aller ſeiner Staaten nach. So ſanft, wie es ſein Name anzudeuten ſchien, war er übrigens nicht; er gehörte zum Hauſe Burgund und hatte, wie ſeine Vorgänger, einen trotzigen Character; doch beſaß er tiefe Vorſicht und kluge Politik und dies gab ihm das äußere Weſen eines guten und ſanftmüthigen Fürſten. Um den

Tod ſeines Vaters zu rächen, verband er ſich mit dem König von England gegen den Dauphin; die Engländer, von ihm unterſtützt, nahmen Paris und Heinrich V., ihr König, beherrſchte Frankreich faſt unumſchränkt.

Unterdeſſen war der Haß zwiſchen Herzog Johann IV. von Brabant und ſeiner Gemahlin noch größer geworden. Der ſchwache Fürſt ward von einigen Hofleuten gegängelt, die mit ihm machten, was ſie wollten. Auf ihren Rath ließ er ſich viele ſchlechte Handlungen zu Schulden kommen, ſo daß die Brabanter ſeiner überdrüſſig wurden und insgeſammt gegen ſeine unverſtändige Regierung zu murren begannen. Jacoba haßte ihn ſchwer und lebte in beſtändiger Uneinigkeit mit ihm. Um ſie zu betrüben und zu erniedrigen, verbannte er alle ihre Hoffräulein und Freundinnen nach Holland. Sie entbrannte in Zorn, verließ Brabant und begab ſich zu ihrer Mutter nach Valenciennes. Kurz darauf ſchiffte ſie ſich nach England ein, wo ſie am Hofe König Heinrichs blieb. Die Stände von Brabant, welche das Misvergnügen des Volkes täglich zunehmen ſahen, fingen an einen Aufſtand zu befürchten; die Klagen über die Günſtlinge und Schmeichler des Herzogs, der ſich taub für allen guten Rath zeigte, waren allgemein geworden. Um die Mitte des Jahres 1420 faßten die Stände daher einen kühnen Entſchluß; ſie erklärten die Herren von Aſſche und t'Serclaes, ſo wie die übrigen Räthe des Herzogs, für unfähig, ein Amt in Brabant zu bekleiden, und verbannten ſie aus dem Lande. Ueber dieſen Eingriff in ſeine Rechte erbittert, wählte der Herzog die größten Feinde des Volkes zu Räthen, Männer, die in ſeinen Augen kein anderes Verdienſt hatten, als den Haß ſeiner Unterthanen. Dies ſteigerte die Unzufriedenheit dermaaßen, daß die Stände am Schluß deſſelben Jahres ihn der Krone für verluſtig erklärten und ſeinen Bruder Philipp von St. Pol zum Reichsvogt ernannten. Herzog Johann zog nach Deutſchland und kam plötzlich mit einem Heere zurück, überrumpelte Brüſſel und hielt dort einen triumphirenden Einzug, aber ſeine Herrſchaft war nichts weniger als geſichert; es entſtand ein blutiger Aufruhr, in welchem das Volk t'Serclaes und zwei andere Höflinge nach dem Schaffot ſchleppte und tödtete. Herzog Johann, jetzt anders berathen, zeigte ſich nun minder unbeugſam; er gab dem Volke einige neue Privilegien und wählte ſich weniger verhaßte Günſtlinge; die Unzufriedenheit nahm ein Ende und er blieb im Beſitz von Brabant.

Jacoba von Baiern, die am engliſchen Hofe verweilte, ſuchte unterdeſſen die Mittel, ſich an ihrem Gatten zu rächen. Sie ließ den Papſt Martin V. zu Rom um Aufhebung ihrer Ehe erſuchen, unter dem Vorwande, daß ſie ſelbſt dazu gezwungen worden ſei; da aber derſelbe ſich nicht geneigt zeigte, ihren Wunſch zu erfüllen, wandte ſie ſich an Benedict XIII., der trotz dem Beſchluſſe der Kirchenverſammlung zu Conſtanz als Pabſt betrachtet ſein wollte. Dieſer machte keine Umſtände, in ihr Begehren zu willigen. Nun vermählte ſie ſich 1423 mit Humphrey von Gloſter, Bruder des Königs von England, der ſich rüſtete, Holland und Hennegau, das Erbe ſeiner Gattin, in Beſitz zu nehmen. Er fuhr mit Jacoba über das Meer und vernahm bei ſeiner Ankunft in Frankreich, daß Philipp der Gute, Herzog von Burgund, ein Heer ſammle, um ihn mit Krieg zu überziehen. Dies veranlaßte ihn, nach England zurückzukehren, um neue Hülfstruppen zu holen. Johanna blieb in Hennegau, wo ein brabantiſches Heer ſie angriff. Die Städte von Hennegau öffneten den Brabantern ihre Thore und erkannten Johann IV. als Herzog an. Bergen (Mons) blieb allein Jacoba treu. Die heldenmüthige Fürſtin wußte den Bürgern durch ihre Beredſamkeit Muth einzuflößen; die Stadt ward belagert und alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten. Lange trotzten die Einwohner einer bittern Hungersnoth, endlich aber 1425 entſank ihnen der Muth, und durch ihre Drohungen dazu gezwungen, mußte die rathloſe Jacoba die Stadt übergeben. Die Brabanter zogen ein und lieferten Jacoba in die Hände des Herzogs Philipp von Burgund. Die unglückliche Fürſtin wurde nach Gent geführt und dort im Hof zum Walle gefangen gehalten.

Während dieſer Vorfälle war der frühere Biſchof Johann ohne Gnade in Holland geſtorben. Jacoba's Erbe ward von den Fürſten von Belgien für verfallen erklärt. Der Herzog von Brabant erhielt Holland, Zeeland und Friesland; Philipp der Gute nahm Hennegau in Beſitz.

Jacoba ſchien ihre Haft mit Geduld zu ertragen, aber ein Herz wie das ihre brach man ſo leicht nicht. Ein Jahr nach ihrer Einkerkerung bemerkte ſie, daß die Wachſamkeit ihrer Feinde etwas nachlaſſe und ſie ihnen vielleicht entwiſchen könne. Um dies zu bewerkſtelligen, zog ſie Männerkleider an und ließ ihre Kammerfrau daſſelbe thun; zwei treue Edelleute waren als Knechte verkleidet aus Holland gekommen, um ſie zu begleiten. So unkenntlich gemacht, ſprangen ſie Alle zugleich auf raſche Pferde, kamen glücklich aus der Stadt und ritten nach Antwerpen; hier angekommen, beſtiegen ſie einen Wagen und gelangten bald nach Holland, wo Jacoba von den Hoeks in einigen Städten mit Eifer und Begeiſterung empfangen wurde. In Gouda hatte ſie die meiſten Anhänger und verweilte gewöhnlich dort. Herzog Philipp der Gute ſammelte ein Heer und fuhr im Januar 1426 mit demſelben nach der Inſel Schouwen in Zeeland, wo ſich 3000 Engländer befanden, die der Herzog von Gloſter Jacoba zur Unterſtützung geſandt hatte. Als Philipp ſich dem Ufer nahte, ließ er ſeine Truppen landen und die Engländer angreifen. Dieſe ſchoſſen ſo furchtbar auf dieſelben, daß Philipps Vortrab in Unordnung gerieth und zurückwich. Auf dem Verdeck des Schiffes ſtehend ſah es der Herzog, ergriff das Banner von Burgund, ſprang an den Strand, beſtieg ein Pferd, rief die Kabbeljauw'ſchen Truppen zu ſich heran und rückte nun gegen den Feind voll Wuth vor. Zu weit in deſſen Reihen dringend, ward er umzingelt und gerieth in die äußerſte Lebensgefahr; zu ſeinem Glücke kam Jan Vilain, ein berühmter flämiſcher Ritter, ihm zu Hülfe und hieb mit ſeiner Streitaxt ſo muthig auf die Feinde ein, daß er den Herzog befreite. Bei dem Anblick dieſer Heldenthat ſtieg der Muth der Truppen; die Engländer wurden jetzt mit Raſerei angegriffen und erlitten eine entſcheidende Niederlage. Der Verluſt dieſer Schlacht ſchwächte Jacoba's Macht ſehr und vielleicht würde Philipp der Gute ſich ganz Holland unterworfen haben, hätte nicht die ungünſtige Jahreszeit und der ſcharfe Froſt ihn gezwungen, nach Flandern zurückzukehren und die Fortſetzung des Krieges bis zum nächſten Frühjahr aufzuſchieben. Die unbeugſame Jacoba belagerte an der Spitze ihrer Truppen Haarlem und ſchlug dort die Kabbeljauws, welche ſich mit einer Abtheilung Fläminger, unter dem Befehl des Herrn von Uitkerke, der Stadt genähert hatten. Nachdem ſie noch einige ſolcher Vortheile davon getragen, vernahm ſie, daß

Herzog Philipp mit einer anſehnlichen Macht gegen ſie im Anzug ſei; ſie hielt es nicht für gerathen, ihm im freien Felde die Spitze zu bieten, und zog nach der Grenze von Friesland. Ihr Feind machte täglich entſchiedene Fortſchritte und ganz Holland unterwarf ſich ihm bald darauf, Gouda ausgenommen, das Jacoba treu blieb.

In demſelben Jahre, 1427, war Herzog Johann von Brabant geſtorben, im Alter von vier und zwanzig Jahren. Wie wenig Lob auch ſeine Regierung verdient, da er ein höchſt ſchwacher Fürſt war, ſo muß doch die Nachwelt ihm dankbar ſein für eine unſchätzbare Wohlthat, die er dem Vaterlande erwieſen. Er iſt es, der am 7. September 1426 die Hochſchule zu Löwen in das Daſein rief und ſo den erſten Grund legte zu einer Stiftung, welche Jahrhunderte lang der Ruhm und Stolz Belgiens war und gleich einem milden Sonnenſchein das Licht der Wiſſenſchaft nicht allein über die belgiſchen Lande, ſondern über ganz Europa ausſtrahlte. — Der Bruder des Herzogs, Philipp, Graf von St. Pol, folgte ihm in der Regierung nach.

Jacoba von Baiern, die ſich faſt von allen ihren Anhängern verlaſſen ſah, ſchloß ſich in Gouda ein, mit dem Vorhaben, dieſe Stadt hartnäckig gegen das Heer des Herzogs Philipp zu vertheidigen. Sie ward von mehrfachem Unglück heimgeſucht; der Papſt zu Rom erklärte ihre Ehe mit Humphrey von Gloſter für ungültig und dieſer Letztere, ſie ihrem Schickſale überlaſſend, vermählte ſich mit Eleonore von Cobham, einer engliſchen Dame. Die Einwohner von Gouda, die Philipps Zorn fürchteten, forderten ſie auf, ſich zu unterwerfen, und gaben ihr deutlich zu verſtehen, daß ſie eben nicht Willens ſeien, viel Blut zu ihrer Vertheidigung zu vergießen. Alle dieſe widerwärtigen Ereigniſſe brachen endlich ihre Stärke und ihr großer und männlicher Charakter ſah ſich genöthigt, ſich demüthig zu beugen. Sie ſchloß daher einen Vertrag mit Herzog Philipp, kraft deſſen ſie ihn als ihren einzigen Erben anerkannte und ihm ſogleich die Regierung aller ihrer Länder übergab, für ſich als Witthum nur die Herrſchaften von Oſtrevent, Süd-Beveland und Briel behaltend; auch machte ſie ſich verbindlich, ſich nicht ohne Philipps Erlaubniß zu vermählen, und ließ ſich dann nach dem Abſchluſſe dieſes Vertrags zu Tergoes in Zeeland nieder. Das Ende ihrer Leiden war jedoch noch nicht gekommen.

Aus allen dieſen Begebenheiten ſieht man, wie raſch die Macht des Hauſes Burgund wächſt und deſſen Grundbeſitz ſich ausdehnt. Neben den burgundiſchen Landen in Frankreich beherrſchte Herzog Philipp jetzt ſchon Flandern, Hennegau und Holland; darauf beſchränkte ſich die Grenze ſeiner Staaten jedoch nicht; Brabant und Namur unterwarfen ſich in dieſem Zeitraum ebenfalls ſeinem Scepter und bald vereinigte ſich ganz Belgien, Lüttich und Luxemburg ausgenommen, unter demſelben Fürſten. Im Jahre 1429 nahm er Beſitz von der Grafſchaft Namur, die er dem letzten Grafen, Johann III., für 132,000 goldene Kronen abkaufte. Als im folgenden Jahre der Herzog von Brabant, Philipp von St. Pol, geſtorben war, wurde er von den Ständen des Landes als geſetzlicher Erbe anerkannt und ihm gehuldigt.

Vier Jahre lang blieb Jacoba von Baiern friedlich in Tergoes, ohne daß man von ihr reden hörte; nach dieſer Zeit zog ſie ſich aber den Zorn Philipps von Burgund zu wegen abſonderlicher Urſache. Sie hatte ſich in Geldnoth befunden und ſich deswegen an Franz von Borſele, Landvogt von Zeeland, den der Herzog dort angeſtellt, gewandt. Dieſer Ritter lieh ihr nicht allein das Gewünſchte, ſondern erwies ihr ſo viele Dienſte, daß ihre Dankbarkeit gegen ihn ſich in blinde Liebe umwandelte. Trotz den Beſtimmungen des letzten Vertrags ſchloß ſie ein heimliches Ehebündniß mit ihm, in der Hoffnung, dies geheim halten zu können; einer ihrer Diener ſetzte aber den Herzog davon in Kenntniß. Der mächtige Fürſt entbrannte in Wuth, da er ſich nicht der Regierung von Holland beraubt ſehen wollte. An der Spitze von ſechshundert Mann zog er augenblicklich nach dem Haag, nahm von Borſele gefangen und brachte ihn nach Rupelmonde. Um Jacoba zu erſchrecken, machte er ihr weiß, daß er ihren Gatten werde enthaupten laſſen; die unglückliche Fürſtin, welche denſelben über die Maaßen liebte, ſah ſich gezwungen, ſeine Freiheit durch einen neuen Vertrag mit dem Herzoge zu erkaufen. Sie trat ihm dieſes Mal ihre Staaten als volles Eigenthum ab und erhielt dafür eine Leibrente nebſt einigen geringen

Vorrechten. Von nun an lebte ſie ungeſtört mit dem Manne ihrer Wahl.

Bei ſeiner Vermählung mit Iſabella von Portugal ſtiftete Philipp den berühmten Ritterorden des goldenen Vließes. Urſprünglich durfte derſelbe nur vier und zwanzig Mitglieder haben, welche vier Adelsſtufen väterlicher und mütterlicher Seite nachweiſen mußten; das Großmeiſterthum ſollte erblich ſein im Hauſe Burgund. Dieſe Stiftung trug viel dazu bei, dem Adel eine feſte Rangordnung zu geben und die Ritterſchaft beſtimmten Geſetzen zu unterwerfen.

Im Jahre 1432 ward die Ruhe in Flandern durch einen Aufruhr zu Gent geſtört. Der Herzog hatte den Werth des alten Geldes vermindert. Das gemeine Volk, welches dadurch großen Schaden litt, lief bewaffnet auf den Freitagsmarkt, ermordete drei Bürger, plünderte einige Häuſer, erbrach das Gefängniß und beging mehrere andere Gewaltthaten. Philipp der Gute hatte zu viel in Frankreich zu thun, um ſich in dieſem Augenblick an den Gentern rächen zu können. Durch die Vermittelung einiger Vornehmen legten dieſe die Waffen wieder hin, unter der Bedingung, daß man ſie um des Aufſtandes willen nicht zur Rechenſchaft ziehe. Der Herzog nahm es an, um ſich ganz anderen Angelegenheiten widmen zu können.

Die Feindſchaft zwiſchen dem Hauſe Burgund und dem Könige von Frankreich war noch immer dieſelbe. Philipp hatte ſich ſchon ſeit langer Zeit mit den Engländern verbündet, aber 1435 ſchloß er Frieden mit Frankreich. Sobald man dies in England vernahm, beſchuldigte man den Herzog des Eidbruches; in London lief das Volk zuſammen, plünderte die Packhäuſer der Fläminger und tödtete viele derſelben. Philipp wurde darüber ſehr böſe und erklärte England den Krieg. Mit 30,000 Flämingern ging er nach Calais, um ſeine neuen Feinde aus dieſer Stadt zu vertreiben; da er jedoch nach länger als einem Monate noch Nichts ausgerichtet hatte, ſo fingen die Fläminger an zu murren; denn es verdroß ſie, daß die holländiſche Hülfsflotte nicht kam. Endlich erſchien dieſelbe im Angeſichte des Heeres, zog ſich indeſſen vor den engliſchen Schiffen zurück, ohne ſich auf einen Kampf einzulaſſen. In Folge deſſen riefen die

Fläminger, hinter dieſer Langſamkeit laure Verrath; es entſtand ein Aufruhr und Jeder ſchickte ſich an, nach Hauſe zurückzukehren. Sobald der Herzog dies hörte, lief er nach dem Lager der Genter, bat ſie zu bleiben und ſtellte ihnen vor, daß die Engländer ihn ſehr bald angreifen würden und ſeine Ehre auf immer verloren ſei, wenn er ihnen die Schlacht abſchlagen müſſe. Die Fläminger ſchenkten ihm aber kein Gehör, ſteckten ihre Feldhütten in Brand und zogen nach Flandern, unter der Anführung Jacobs de Zaghere, Dechanten der Gilden von Gent.

Man hat bereits geſehen, daß das Haus Burgund die Vorrechte der Gemeinen langſam und ohne Gewalt zu beſchränken ſtrebte; das ſchwerſte Hinderniß, das ſich den Fürſten bei Ausführung dieſes Planes entgegenſtellte, war die Ausdehnung des Gebietes der großen Städte, unter denen eine anſehnliche Zahl kleiner Gemeinen ſtand. So leicht ließen ſich daher die Freiheiten von Gent, Ypern, Brügge und anderen gebietenden Städten nicht antaſten. Aus dieſem Grunde nun hatten die burgundiſchen Fürſten einen großen Rath von Flandern eingeſetzt. Bei dieſem konnten alle kleinen Gemeinen Schutz ſuchen gegen die großen Städte, und dieſe letzteren ſahen ſich durch eine Liſt der Herrſchaft über dieſelben beraubt. Die Brügger und Genter hatten das zu ihrem Verdruſſe wohl gemerkt, aber die Gelegenheit noch nicht gefunden, ihre Rechte zurückzufordern. Durch ihren Abzug von Calais waren ſie der Treuloſigkeit gegen ihren Fürſten ſchuldig geworden, und wie es gewöhnlich geht, um eine ſchlechte That zu beſchönigen, begingen die Fläminger jetzt deren mehrere. Unter dem Vorwande, die alten Vorrechte wieder gewinnen zu wollen, ſtreiften die Brügger im Lande umher, plünderten und raubten wie eine ausgelaſſene Menge, ermordeten den Schout (Schultheiß) von Brügge und mishandelten die friedlichen Bürger. Selbſt die Herzogin verhöhnten ſie auf eine ſchändliche Weiſe. Dieſe hatte mit ihrem Sohne und einigen Hofdamen einen Wagen beſtiegen und wollte Brügge verlaſſen. Am Thore wurden die Pferde angehalten und das Volk riß die Edelfrauen von Uytkerke und von Hoorn vom Wagen herab und ſchleppte ſie in das Gefängniß, unter dem Vorwande, die Gatten derſelben ſeien Feinde der Bürgerſchaft. In Todesangſt drückte die Herzogin ihren jungen Sohn an die Bruſt; man ließ ſie wegfahren, aber der Pöbel lief ihr noch lange nach und verfolgte ſie mit Schimpfreden. Zu Damme bei ihrem Gemahl angelangt, klagte ſie bitterlich über dieſe Beleidigung; Philipp jedoch, von anderen Dingen zu ſehr bedrängt, ließ die Gewaltthätigkeiten noch eine Zeit lang geſchehen und verlieh dann ſogar Brügge Gnade unter gewiſſen Bedingungen, durch welche das Rechtsgebiet der hochmüthigen Stadt bedeutend verkürzt wurde. Ungefähr um dieſelbe Zeit wurden Jacob de Zaghere und Ghysbrecht Pateel von den Gentern ermordet, unter dem Vorgeben, ſie hätten Schuld an dem ſchändlichen Abzuge der Genter von der Belagerung von Calais. Bald darauf entſtand wieder ein Aufruhr in Brügge, für den ſich kein anderer Grund angeben läßt, als eben die Luſt der Brügger an Unruhen. Sie ermordeten auf eine ſchändliche Weiſe ihren Bürgermeiſter und deſſen Bruder und begingen noch andere unbegreifliche Frevelthaten.

Endlich am 22. Mai 1437 erſchien Herzog Philipp mit einem Heere von 30,000 auserleſenen Kriegern vor Brügge; die Thore wurden ihm geöffnet und er zog an der Spitze ſeiner Truppen in die Stadt. Als ungefähr eilfhundert Mann drinnen waren, baten der Magiſtrat und die Dechanten den Herzog, ſein übriges Heer draußen zu laſſen, weil es ſonſt durchaus nicht ohne Blutvergießen abgehen würde. Der Herzog willigte ein und befahl den übrigen Truppen, vor dem Thore zu warten. Er ſelbſt ritt auf den Markt, wo er das Volk verſammelt fand.

Zwei alte Bürger gingen ihm entgegen, um ihm zu huldigen; ſie hatten ſich jedoch kaum vor ihm verbeugt, als auch ſchon die wüthende Menge ſie vor den Augen des erſtaunten Fürſten todt ſchlug. Seine Krieger ſchoſſen nun unter das Volk und ſtreckten ungefähr ein Dutzend Bürger zu Boden; aber nun flogen ſo viele Pfeile, Steine, Bretter und andere Dinge aus den Fenſtern auf die herzoglichen Truppen herab, daß dieſe ſehr bald bemerkten, in welcher Todesgefahr ſie ſich befänden. In dieſem Augenblicke kam der Herr von Liedekerke und meldete dem Fürſten, daß die Brügger das Thor geſchloſſen hätten und er dadurch von ſeinen übrigen Leuten abgeſchnitten worden ſei. — Der Herzog befiehlt nun, nach dem Thore zurückzureiten; unterwegs erſchlagen die

Aufrührer mehr als hundert ſeiner Mannen. Am Thore wird das Gefecht noch heftiger; der Marſchall von L'Isle-Adam wird vom Pferde geriſſen, ermordet und durch die Straßen geſchleift. Nichts ſcheint den Herzog vor der Gefangenſchaft oder dem Tode retten zu können; die blinde Menge iſt toll und wüthend. Glücklicherweiſe kommt ein Brügger, Jacob van Hardoyen, in dieſer äußerſten Gefahr auf einen guten Einfall; er läuft in eine benachbarte Schmiede, holt Werkzeug, ſprengt, von dem Schmied unterſtützt, das Schloß des Thores und öffnet daſſelbe mitten in dem blutigen Aufruhr. Philipp der Gute und einige Edelleute entkommen glücklich; hinter ihnen wird das Thor aber wieder geſperrt, und die übrigen franzöſiſchen Kriegsknechte werden todt geſchlagen, oder ſie ertrinken auch im Waſſer des Stadtgrabens. Der edelmüthige Schmied, der dem Herzog das Thor geöffnet hatte, wurde am andern Tage enthauptet und ſeine Leiche geviertheilt. So endete dieſer unbeſonnene Anfall auf die Freiheit des Fürſten.

Wüthend zog der Herzog raſch nach Lille, um ein Heer gegen Brügge zu ſammeln. Bis dieſes ausgerüſtet war, ließ er die Kanäle ſchließen und hinderte alle Zufuhr von Lebensmitteln nach der aufrühreriſchen Stadt. Die Brügger, durch Mangel gezwungen und trotzend auf den errungenen Vortheil, ſtreiften bewaffnet im Lande umher, plünderten und verbrannten die Burgen der Edelleute und verwüſteten alle umliegenden Felder.

Durch dieſe tollen Aufſtände verfielen der Handel und der Gewerbfleiß auf das Aeußerſte, die Kanäle waren geſchloſſen, die Webſtühle ſtanden ſtill, Jeder war ohne Arbeit und Verdienſt; die Städte Gent, Ypern und Kortryk (Courtray), nebſt den fremden Kaufleuten, ſandten Abgeordnete an den Herzog, um ihn zu bitten, er möge doch die Brügger zur Ruhe zwingen und dem Lande den Frieden wiedergeben. Der Fürſt hoffte jedoch ſeine widerſpenſtigen Unterthanen ſich durch die Hungersnoth zu unterwerfen. Endlich nach langem Zaudern verloren die Aufrührer den Muth, da ſie ſich von Allen verlaſſen ſahen. Um dem Herzoge zu ſchmeicheln und einiges Recht auf ſeine Gnade zu gewinnen, begingen ſie eine That, die noch ſchändlicher war als ihre früheren. Sie bemächtigten ſich ihrer Dechanten, derſelben, welche bei dem Aufſtande ihre Anführer geweſen waren, und ſandten ſie in das herzogliche Gefängniß zu Vilvoorden; obendrein ſchickten ſie alle Kriegsgefangene, mit koſtbaren Kleidern und vielem Gelde beſchenkt, dem Herzoge zurück; dann unterwarfen ſie ſich den ſchändlichſten Bedingungen, nämlich: der Magiſtrat von Brügge ſolle barfuß und mit bloßem Haupte dem Herzoge eine Stunde weit entgegen gehen, vor ihm niederknieen und ihn um Gnade anflehen; Brügge ſolle eine Geldſtrafe von 20,000 goldnen Reitern bezahlen und allem Rechtsgebiet über die Stadt Sluys entſagen; endlich, und das war das Beklagenswertheſte für ſie, vier und vierzig Bürger mußten dem Herzoge ausgeliefert werden, um ſie nach ſeiner Willkür zu behandeln. Von dieſen Schlachtopfern wurden eilf auf dem Schaffot enthauptet; noch mehrere blutige Strafen fanden Statt und Brügge empfing ſeinen Fürſten gehorſam und gedemüthigt.

Wenige Zeit nach dieſen Vorfällen vereinte Philipp der Gute das Herzogthum Luxemburg mit ſeinen anderen Staaten und beſaß ſo ganz Belgien, das Gebiet von Lüttich ausgenommen. Er hatte dies Herzogthum Eliſabeth von Görlitz, der Wittwe Johann's ohne Gnade, abgekauft, der König von Böhmen ihm jedoch den Beſitz deſſelben ſtreitig gemacht. Nachdem er indeſſen die Truppen ſeines Gegners geſchlagen, ward ihm Luxemburg 1443 durch einen Vertrag entſcheidend abgetreten.

Der Herzog fuhr noch immer fort, allmählig die Vorrechte der flämiſchen Gemeinen zu beſchränken. Er, welcher Herr eines guten Theils von Frankreich war und dort unumſchränkt regierte, ſah mit tiefem Aerger ſeine geringſten Befehle in Flandern verachtet. Die Freiheiten, welche die Gemeinen in vorigen Zeiten erhalten oder gekauft hatten, waren ſo mannichfaltig und verſchieden, daß der Fürſt nicht eine einzige Maaßregel gebieten konnte, ohne von den Flämingern dieſes oder jenes Privilegium dagegen geltend gemacht zu ſehen. Allerdings muß man zugeben, daß die Zeiten ſich geändert hatten; die Regierung Flanderns konnte ihre urſprüngliche Einfachheit nicht länger behalten; ein einziger Umſtand hätte Flandern allein im Beſitz ſeiner Freiheit laſſen können, nämlich die ununterbrochene Folge eingeborner Fürſten. Unglücklicher Weiſe war es aber ſchon lange ſein Schickſal geweſen, fremden Fürſtenhäuſern durch Erbrecht anheim zu fallen, und namentlich ſolchen, welche ſeinen Beſitz nur als eine Ausdehnung ihres Grundgebietes betrachteten und es derſelben Regierungsform mit ihren übrigen Staaten unterwerfen wollten. Vielleicht hätten die Herzöge von Burgund nicht ſo eifrig Hand an die Freiheiten der Fläminger gelegt, wenn ſie nicht durch andere Urſachen dazu gezwungen worden wären. Es muß hier bemerkt werden, daß zu jener Zeit ſich die reichen Bürger und alle friedlich geſinnten Einwohner von den Gilden getrennt und mit dem Herzoge gegen die Aufrührer verbündet hatten. Das Volk, das ſie deswegen ſehr haßte, war dadurch der Gefahr preisgegeben, ohne rechtlich geſinnte Anführer der Spielball dieſes oder jenes Intriguanten zu werden. Dies geſchah auch nicht ſelten; der Zorn des Volkes wurde um der geringſten Urſachen willen aufgereizt und die Fahne des Aufruhrs erhoben. Obendrein mußten die Fläminger damals ſchon eingeſehen haben, daß die Gemeinen bei jedem Aufſtande, wenn er nicht eine gründliche und allgemeine Umwälzung bezweckte, einen Theil ihrer Privilegien verloren hatten; jetzt aber, da man gegen einen der mächtigſten Fürſten Europa's kämpfen mußte, war es gewiß nachtheilig und unvorſichtig, um geringer Urſachen willen ſich Gewaltthaten zu erlauben; denn das vergab ein ſolcher Regent ſo leicht nicht. Aber die Menge überlegt nicht; ſie iſt edel oder ſchlecht, je nach ihren Trieben und dem Einfluſſe ihrer Häuptlinge. Durch einen letzten Beweis des Muthes und der Unbeugſamkeit gab ſie dem Hauſe Burgund hinreichenden Grund, die Vorrechte Flanderns zu vernichten und auf eine Zeit lang das Vaterland der Volksfreiheit gleicher Herrſchaft wie die übrigen europäiſchen Staaten zu unterwerfen.

Nachdem er die Vorrechte der Gemeinen bereits mehrere Male verachtet, legte Herzog Philipp 1448 eine Abgabe auf das Salz; dieſes verhaßte Mittel, um ſich Geld zu verſchaffen, war von den franzöſiſchen Fürſten erfunden und bekannt unter dem Namen **Gabelle**. Alle Städte Flanderns gehorchten dem fürſtlichen Befehl; Gent allein weigerte ſich, weil die Stände von Flandern dieſe Auflage nicht bewilligt und der Fürſt alſo kein Recht habe, dieſelbe zu erheben. Der Herzog, um ſie zu beſtrafen, entſetzte die Schöffen und alle ſeine Diener ihrer Aemter; ferner ließ er in ſeinen Staaten bei ſchwerer Strafe verbieten, mit der widerſpenſtigen Stadt Gemeinſchaft zu haben, und ſperrte, um dies noch nachdrücklicher durchzuſetzen, alle Kanäle und Flüſſe. Die Genter ließen ſich durch das Andenken ihrer früheren Leiden nicht abſchrecken; ohne ſich ſelbſt zu fragen: was wollen wir erreichen und was können wir gewinnen? ergriffen ſie 1451 die Waffen, ermordeten eine Anzahl Beamte und Bürger und plünderten und beraubten das flache Land; dann wählten ſie ſich einen neuen Magiſtrat und bildeten von Neuem die Gilde der Witten Kapruinen, deren blutiges Andenken noch Schrecken erregend in Flandern herrſchte. Herzog Philipp, der die Abſicht hatte, dieſes Mal dem Aufſtande auf entſcheidende Weiſe ein Ende zu machen, beeilte ſich nicht ſo ſehr, ſondern nahm ſich kaltblütig die Zeit, deren er bedurfte, um alle ſeine Ritter und Kriegsknechte aus Frankreich kommen zu laſſen. Dieſe großen Vorbereitungen erregten ſchwere Angſt in ganz Flandern. Alle anderen Städte, die wohl einſahen, daß dem Handel von Neuem großer Abbruch geſchehen würde, beklagten den Aufſtand um deſto mehr, als der Herzog, um den Gentern keine Bundesgenoſſen zu laſſen, die Abgabe vom Salz wieder aufgehoben hatte. Sie ſandten Abgeordnete zu Philipp, die ihn fußfällig um Gnade für Gent baten, damit das Blutvergießen durch ihre Bitte verhindert würde. Der Herzog verſprach ihnen, ſich gütig zu erweiſen, wenn die Aufrührer ſich unterwürfen; ſeine Sprache war die eines Fürſten, der rechtmäßig den Frieden will, und flößte den Abgeordneten ſichere Hoffnung auf die Wiederherſtellung der Ruhe ein. Aber an demſelben Tage, an welchem die Geſandten von Flandern bei dem Herzoge geweſen waren, hatten die Genter das Schloß Gaveren erobert und fuhren fort, kleine Feſtungen und Burgen zu überrumpeln. Während der Herzog 1652 die letzten Vorbereitungen zum Kriege traf, zogen die Genter vor Audenaerde und begannen dieſe Stadt zu beſtürmen. Das herzogliche Heer nahte ſich raſch und griff die Aufrührer wüthend an; dieſe wurden verwirrrt, aus einander geſprengt und größtentheils vernichtet. In Gent war die Betrübniß ſehr groß, aber doch noch nicht groß genug, um dieſes wunderliche Volk dazu zu bringen, den Nacken zu beugen; ſie vollbrachten von Neuem eine jener Frevelthaten, welche der Geiſt des Aufruhrs nicht ſelten eingiebt: nicht wiſſend, wem ſie die Schuld ihrer Niederlage geben ſollten, ermordeten ſie ihre Obriſten, Lieven Boone, Jan Willays und Everhard van Botelare. Hierauf folgten tägliche Plünderungen und Ermordungen. Die Genter brachten ohne Ausnahme jeden Kriegsgefangenen um, und der Herzog ſeinerſeits ließ jeden Aufrührer, der ihm in die Hände fiel, enthaupten. Die Rachſucht ſtieg auf beiden Seiten ſo hoch, daß bald darauf dreihundert Dörfer und achthundert einzelne Bauernhöfe in Aſche gelegt waren. Noch in demſelben Jahre brachten die Genter ein zahlreiches Heer auf und zogen mit demſelben nach dem Lande Waes, wo ſie des Herzogs Heer angriffen, ihm mehr als dreihundert Mann tödteten und ihn zwangen, das Feld zu verlaſſen, um neue Hülfstruppen in Frankreich zu werben. Als dies geſchehen war, griff er mit einem mächtigen Heere die Genter im Lande Waes an; ein hartnäckiges Treffen fand Statt; 1700 Genter fanden den Tod auf dem Schlachtfelde, und viele andere wurden auf der Flucht erſchlagen. In anderen Treffen verloren ſie noch mehr Volk; doch koſteten dieſe dem Herzog auch ſehr viele Leute. Als die Einwohner der Stadt ſahen, daß ihre Zahl merklich abnahm und ſie nur zu oft eine Niederlage erlitten, wurden ſie nachgiebig; obendrein herrſchte Hungersnoth in Gent und eine anſteckende Seuche raffte täglich viele Menſchen hin. In ſolchem betrübten Zuſtande wendeten ſie ſich an den König von Frankreich, um durch ſeine Vermittelung Frieden unter annehmlichen Bedingungen zu erhalten. Herzog Philipp ſah dies mit Vergnügen und gewährte ihnen einen ſechswöchentlichen Waffenſtillſtand. Die Geſandten Frankreichs, Burgunds und Gents verſammelten ſich zu Lille und blieben einen Monat lang in Unterhandlung. Da aber die Genter Abgeordneten bemerkten, daß dieſe Zuſammenkunft keinen guten Ausgang nehmen würde, verließen ſie dieſelbe viel früher, nur zwei Herolde und einen Dolmetſcher in Lille zurücklaſſend. Zu Anfange des Monats September 1452 ſtellten die franzöſiſchen Geſandten die Friedensbedingungen auf; ihr Beſchluß war ungerecht und hart gegen die Genter; denn er bezweckte nichts Anderes, als die Vernichtung aller Freiheiten der Gemeinen bis auf die letzte, und enthielt unter anderen folgende wichtige Punkte: Die Genter dürfen fortan Niemanden verbannen ohne Erlaubniß des Herzogs, — der Magiſtrat der Stadt ſoll die Benennung „die Herren von Gent“ nicht mehr gebrauchen, — ſie dürfen die Beamten des Fürſten nicht vor den ſtädtiſchen Rath laden oder ihnen eine Strafe auferlegen, — ſtatt ihre ſechs und zwanzig Schöffen ſelbſt zu wählen, wie zuvor, und ſechs aus den Bürgern, zehn aus den Gilden, zehn aus den Webern zu nehmen, ſoll die Wahl ohne Anſehen des Standes durch vier Männer des Herzogs und vier Einwohner der Gemeine geſchehen, — alle Magiſtratsperſonen, Hauptleute, Dechanten und 2000 Angeſeſſene von Gent ſollen eine halbe Stunde weit von der Stadt dem Herzoge im Hemde entgegen ziehen und ausrufen, daß ſie böſe und fälſchlich gegen ihren Fürſten ſich erhoben hätten und ihn um Gnade anflehten, — ſie ſollen ferner eine Buße von 250,000 goldenen Reitern zahlen, und endlich binnen Jahresfriſt ſoll entſchieden werden, ob Gent das Rechtsgebiet des Landes von Waes, von Aelſt, von Audenaerde, von Dendermonde und von Rüpelmonde behalten ſolle oder nicht.

Es ließ ſich wahrlich nicht erwarten, daß die Genter dieſe Bedingungen annehmen würden; ein Volk, das bereits ſo viel Blut vergoſſen hatte, um ſeine geringſten Freiheiten ſich zu bewahren, ſollte ſich das mit einem Schlage ſo aller ſeiner Rechte berauben laſſen? Als die Herolde dem Volk in Gent den Beſcheid der franzöſiſchen Geſandten vorlaſen, brach die verſtummte Menge in Wuth aus: „Es iſt die Vernichtung unſerer Freiheiten, unſerer alten Vorrechte; lieber wollen wir die Stadt bis auf den letzten Stein vertilgen laſſen," rief man überall. Die Glocken läuteten Sturm, die Banner der Gilden zogen umher, und augenblicklich verließen zahlreiche bewaffnete Haufen die Stadt. Hulſt und Axel mußten ſich ihnen ergeben und wurden geplündert. Im Monate Juli 1453 war es dem Herzog gelungen, eine ungemeine Streitmacht zu ſammeln; mit derſelben erſchien er zuerſt vor allen den kleinen Städten, welche die Genter eingenommen hatten. Da die Beſatzungen derſelben keine Hülfe erwarten konnten, ſo ergab ſich eine nach der andern und ward nicht ohne viele Grauſamkeit auf Philipps Befehl umgebracht. Gaveren, die einzige Feſte, welche noch im Beſitz der Genter war, ſah bald das ganze herzogliche Heer vor ihren Mauern. In der Nacht entflohen ſechs Männer aus der belagerten Stadt nach Gent; dort angekommen machten ſie den Einwohnern weiß, daß der größte Theil von des Herzogs Kriegsvolk, aus Mangel an Bezahlung, ihn verlaſſen habe, und daß er jetzt leichter als je beſiegt werden könne. Ein großer Eifer bemächtigte ſich der Genter bei dieſer ungegründeten Nachricht; man befahl bei Leibesſtrafe, daß alle Einwohner von zwanzig bis ſechszig Jahren ſich bewaffnen ſollten, und als man dadurch eine anſehnliche Kriegsmacht bekommen hatte, zog man nach Gaveren. Der Herzog freute ſich ſehr über die Nachricht ihrer Annäherung; jetzt endlich ging ſein Wunſch, die Aufrührer im offenen Felde zu finden, in Erfüllung.

Als die beiden Heere einander gegenüber ſtanden, ſahen die Genter deutlich, wie ſehr man ſie hinſichtlich der Zahl der Feinde getäuſcht habe; ſie wichen jedoch nicht zurück; im Gegentheil, bei dem Beginn des Treffens ſchlugen ſie wiederholt den herzoglichen Vortrab und hatten ſo viel Grund gewonnen, daß ſie drei Mal ihr Geſchütz weiter vorbringen konnten. In dem Augenblicke, wo das ganze Heer des Herzogs den allgemeinen Angriff begann, ſprang mitten unter den Gentern ein Pulverwagen in die Luft. Der Geſchützmeiſter, fürchtend, daß das Feuer ſich den anderen Wagen mittheile, rief: Habt Acht, fort, fort! Dadurch geriethen die Genter in ein verwirrtes Schwanken; die feindliche Reiterei ſprengte auf ſie ein; ein entſetzliches Schlachten begann. In die Flucht geſchlagen, liefen die Genter nach der Schelde und ſuchten hindurch zu ſchwimmen; aber Viele ertranken in Folge ihrer ſchweren Rüſtung; Andere wurden am Ufer des Fluſſes erſchlagen oder erſchoſſen. Ungefähr 2000 der Tapferſten hatten ſich nach einer Weide gerettet, die auf allen Seiten von einem breiten Graben umgeben war. Als Herzog Philipp ſah, daß ſie hier mit mehr Vortheil auf ſeine Leute ſchoſſen, gab er ſeinem Pferde die Sporen und ſetzte mit einer kleinen Zahl Ritter über den Graben. Bei dem Anblick ihres Fürſten blieben die Genter entſetzt regungslos ſtehen, bald aber erinnerten ſie ſich, daß er der Feind ihrer Freiheiten ſei, und fielen ihn wüthend an. Er gerieth in die äußerſte Gefahr; denn ſein Pferd wurde gleich bei dem erſten Angriff verwundet. Ohne Zweifel würde er hier den Tod gefunden haben; aber ſein Sohn und Erbe Karl, der ihn von Weitem umringt ſah, führte raſch einige Fähnlein nach der Weide und griff die Genter mit Uebermacht an. Dieſe wehrten ſich wie die Löwen und ſtreckten die Ritter in der Runde haufenweiſe zu Boden; der junge Fürſt Karl ſelbſt erhielt eine Wunde am Fuß. Endlich mußten aber die heldenmüthigen Bürger der großen Anzahl ihrer Feinde unterliegen und ſtarben bis auf den letzten Mann mit den Waffen in der Hand. Die burgundiſchen Ritter waren erſtaunt über ſo großen Muth und ſagten in ihrer Verwunderung, daß viele dieſer niederen und geringen Leute an dieſem Tage mehr gethan hätten, als nöthig ſei, um einen Edelmann auf immer berühmt zu machen.

Unmittelbar nach dieſer Schlacht, die man die Plage von Gent nennt, ſchrieb der Herzog den Gentern, daß er, ohne auf ihre Niederlage zu achten, ihnen verzeihen wolle, wenn ſie ſich den Bedingungen von Lille unterwürfen, und machte ſich bereit, im Fall ſie ſich weigerten, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. Einige Bürger, welche zu ihm kamen, baten ihn, mit ſeinem Heere nach Gaveren zurückzukehren, indem ſie ihm verſicherten, daß Gent ſich binnen drei Tagen ihm ergeben würde. Er gewährte ihre Bitte und gab Befehl zum Abzuge. Ueber das Schlachtfeld reitend, ſah er ein herzzerreißendes Schauſpiel: die Frauen von Gent hatten die Stadt verlaſſen und ſuchten nun mit Thränen und Wehklagen die Leichen ihrer Brüder und Gatten unter den Todten. Viele fiſchten ſie aus der Schelde auf und jammerten laut, wenn ſie die Geliebten gefunden hatten. Der Herzog, bis zu Thränen gerührt, befahl ſtreng, dieſe Frauen nicht zu beunruhigen. Man fand nahe an 20,000 Todte auf dem Schlachtfelde.

Am 31. Juli 1453 war Alles vorbei; die Stadt Gent hatte ſich Philipps ſchwerem Arm unterworfen und den Beſcheid von Lille angenommen; die Fahnen der Gilden wurden in Gegenwart des Volkes in Säcke geſteckt und aus Gent fortgeführt. Mit ſchwerem Herzen ſahen die Einwohner die Zeichen ihrer Gemeinefreiheiten fortziehen und ertrugen ihr Loos mit erzwungener Geduld. Im Lande herrſchte jetzt einige Jahre Ruhe; Handel und Induſtrie, die bereits ſo hoch geſtiegen waren, nahmen mit jedem Tage wieder zu, und Flandern ſah einen unbegreiflichen Ueberfluß in allen Dingen entſtehen.

Obgleich Philipp mit ſo großem Eifer die Freiheiten der Gemeinen angegriffen und beinahe vernichtet hatte, ſo machte er doch keinen Mißbrauch von ſeiner unumſchränkten Herrſchaft. Wahr iſt es, daß er viel Geld erhob, um ſeine ungemeine fürſtliche Pracht beſtreiten zu können; aber auf der anderen Seite erſetzte er dies zwiefach wieder durch den Schutz, welchen er allen Quellen der Wohlfahrt des Volkes angedeihen ließ; obendrein ſorgte er dafür, daß bei Erhebung der Steuern vorſichtig und rechtlich verfahren wurde.

Im Jahre 1458 hielt er ſeinen feierlichen Einzug in Gent. Bei dieſer Gelegenheit ſuchten die Bürger ihm einen Beweis ihrer Liebe zu geben. Ihre Stadt war in allen Straßen und auf allen Märkten mit Triumphbogen und Emblemen geſchmückt, alle Häuſer köſtlich mit prächtigen Stoffen und Geweben behangen. Unter Andern hatte ein Goldſchmied das Dach ſeines Hauſers mit ſilbernen Platten wie mit Ziegeln bedeckt. Mit einem Worte, es waren ſo viele ſchöne und intereſſante Dinge zu ſehen, daß der Herzog vier ganze Stunden zu dem Ritte durch die Stadt brauchte. Abends wurden die ganze Stadt und die Schelde erleuchtet. Gaſtmähler, fröhliche Tänze und unaufhörliche Muſik vereinigten alle Bürger zu Beweiſen der herzlichſten Freude. Der Magiſtrat gab dem Herzoge Philipp und ſeinem Gefolge ein Abendeſſen, welches nahe an zehntauſend Goldgulden koſtete.

Zu hohem Alter gelangt, durfte Philipp, Herzog von Burgund, bei dem Frieden des Landes auch einige Ruhe für ſich ſelbſt hoffen. Dennoch beſchloß es das wankelmüthige Schickſal anders. Im Jahre 1456 hatte Philipp dem Kronprinzen von Frankreich, ſpäter Ludwig XI., der in Uneinigkeit mit ſeinem Vater Karl VII. lebte, einen Zufluchtsort in ſeinen Staaten vergönnt. Als nun Karl VII. im Jahre 1461 geſtorben war, folgte ihm Ludwig XI., ein überaus ſchlauer und heuchleriſcher Fürſt, in der Regierung nach. Karl, der einzige Sohn und Erbe des Herzogs Philipp, war im Gegentheil ein tapferer, raſcher und offenherziger Jüngling, und da er gewöhnlich in Geſellſchaft Ludwigs XI. am franzöſiſchen Hof verweilte, ſo entſpann ſich ſchon früh zwiſchen ihm und dem Letzteren ein gegenſeitiger Haß, der nicht ohne ſchädliche Folgen für das Wohl ihrer Unterthanen blieb. Der alte Herzog betrübte ſich über den wilden und unbeugſamen Charakter ſeines

Sohnes; aber dieſe Betrübniß wuchs noch mehr, als der junge Karl ſich für einen Feind des Herrn von Croy erklärte, den Philipp um ſeiner treuen Dienſte willen ſehr liebte. Lange Zeit ermahnte er ſeinen Sohn mit guten Worten, vorſichtiger und minder unbeugſam zu ſein, doch umſonſt; Karl fuhr fort, ſeinen Haß offen zu zeigen und die Befehle ſeines Vaters zu verachten. Der burgundiſche Hof theilte ſich in zwei Parteien. Der Herzog, endlich deſſen müde, mit Jahren belaſtet und des Befehlens überdrüſſig, übergab 1464 die Regierung ganz ſeinem Sohne. Dieſer, von ſeinem Haſſe gegen Ludwig angetrieben, verband ſich mit einer Anzahl Herzöge und Grafen und entzündete den Bürgerkrieg auf franzöſiſchem Boden. In einem Treffen bei Montlhery zeigte er, welche außerordentliche Tapferkeit ihn beſeele; er war ſtets mitten in dem heftigſten Kampfe, weckte den Muth ſeiner Truppen durch ſein Vorbild und ſchlug die Franzoſen dermaaßen auf das Haupt, daß Ludwig in drohender Lebensgefahr nach Paris floh. Noch in demſelben Jahre 1465 ward ein Friedensvertrag geſchloſſen und der Krieg nahm ein Ende. Der junge Karl mochte indeſſen die Waffen nicht niederlegen; ein im Bisthum Lüttich entſtandener Aufruhr rief ihn raſch mit ſeinen Truppen nach Belgien.

Schon ſeit langer Zeit war das Bisthum Lüttich Unruhen und Empörungen Preis gegeben. Trotz der weiſen und vorſichtigen Regierung des Biſchofs Johann von Heinsberg waren die Gemeinen doch nicht ruhig geblieben und hatten ſelbſt ihren guten Fürſten gezwungen, ohne gegründete Urſache das Land von Namur anzugreifen. Als Johann von Heinsberg ſah, daß ſeine Bemühungen, das Volk im Zaume zu halten, vergeblich waren, und auf der andern Seite des Einfluſſes von Burgund müde, ſtieg er 1456 von dem biſchöflichen Stuhle herab und übergab denſelben Ludwig von Burgund, dem Neffen Philipps von Burgund. Dieſer junge Fürſt war gutartig und großmüthig, aber wie alle franzöſiſchen Edelleute liebte er über die Maaßen ritterliche Pracht und Geldverſchwendung. Er ſah ſich daher genöthigt, ſeine Zuflucht zu ſchweren Abgaben zu nehmen und dieſe mit Gewalt einzutreiben. Dadurch ward er Allen ſo verhaßt, daß die drei Stände des Landes ihn 1465 der biſchöflichen Würde für verluſtig erklärten und zur ſelben Zeit zum Mambour oder Reichsvogt

Mark von Baden, Schwager des teutſchen Kaiſers, ernannten. Die Lütticher wußten wohl, daß der Herzog von Burgund ſeinem Neffen zu Hülfe kommen würde, und waren nicht ohne Furcht über die Folgen ihrer Empörung. Sobald jedoch Mark von Baden mit einem kleinen Heere teutſcher Truppen in ihre Stadt gekommen war, verblendete ſie der Uebermuth. Die Hinterliſt des franzöſiſchen Königs hatte auch nicht wenig dazu beigetragen, ihre Vermeſſenheit zu ſteigern. In der Abſicht, dem Hauſe Burgund ſo viele Widerwärtigkeiten wie möglich zu bereiten, waren ſeine Geſandten heimlich nach Lüttich gekommen, um ſeine Unterſtützung zuzuſagen und das Feuer des Krieges anzuſchüren. Die Lütticher, ſich mächtig wähnend, ſandten nun Boten an Philipp, um ihn herauszufordern und ihn auf Feuer und Blut vorzuladen. Darauf zogen ſie nach der Umgegend von Maeſtricht, wo ſich Ludwig von Bourbon befand. Das platte Land wurde von ihnen verwüſtet und geplündert und manche Grauſamkeit ausgeübt. Zu der Zerſtörungsſucht fügten ſie ſogar die Gottloſigkeit, beraubten die Kirchen, zerbrachen Alles in denſelben und behandelten die heiligſten Dinge ohne Ehrfurcht und Scheu. Mark von Baden, über dieſe ihm unbekannte Rohheit erſtaunt und überzeugt, daß er nicht die Macht habe, den Gewaltthaten Einhalt zu thun, gab die wüthende Menge ihrem Schickſal preis und zog wieder nach Teutſchland. Herzog Philipp ſandte eine geringe Macht gegen die Lütticher; die beiden Heere trafen ſich bei Montenaken (Montenac) am 15. October 1465. Die Lütticher verloren eine blutige Schlacht und ließen 2000 Todte zurück; dann ergaben ſie ſich, wiederum mit dem Verluſte eines Theils ihrer Unabhängigkeit; um Frieden zu erhalten, wurden ſie gezwungen, die Herzöge von Burgund als erbliche Mambours von Lüttich anzuerkennen. Dies ſchmerzte ſie aber ſo ſehr und der Haß gegen das Haus Burgund, das ihnen alle ihre Freiheiten entriſſen hatte, war ſo groß, daß ſie bereits im folgenden Jahre wieder zu offenbarem Aufſtande die Waffen ergriffen. An dieſer Empörung nahmen nicht alle Bürger Theil, aber das gemeine Volk ſtellte ſich wie unſinnig an und ſetzte ſeinen Willen durch. Eine bewaffnete Menge zog nach der Stadt Dinant und machte von dort aus Streifzüge durch das Land von Namur. Um den Herzog von Burgund zu verhöhnen, begaben ſie ſich auf ſein Gebiet vor die Mauern der Stadt Bovigne und zeigten den Einwohnern derſelben das Bild eines Mannes, das am Galgen hing, indem ſie unter anderen Schmähreden fortwährend ausriefen: „Seht, das iſt Karl, der vermeintliche Sohn eures Herzogs, wie ihn der König von Frankreich hat hängen laſſen oder wird hängen laſſen. Er ſagt, er ſei der Sohn eures Herzogs, aber das lügt er; er iſt ein Baſtard.“

Als Karl dieſe Schmach vernahm, beeilte er ſich, Frankreich zu verlaſſen, um die frechen Lütticher zu beſtrafen. Er ſammelte ein Heer von faſt 30,000 Mann und zog damit vor Dinant, das 4000 Mann Hülfstruppen aus Lüttich bekommen hatte. Der alte Herzog Philipp ließ ſich, obgleich krank und gelähmt, in einem Tragſeſſel hinter dem Heere nachführen. Bald hatte das grobe Geſchütz eine Breſche in die Mauern von Dinant geſchoſſen. Die Einwohner der nächſtgelegenen Stadt Bovigne, erſchreckt von dem Schickſale, welches Dinant bedrohte, ſandten einen Boten, um die Belagerten zur Uebergabe aufzufordern. Dieſe jedoch, verblendet, weil Lüttich ihnen 40,000 Mann zugeſagt und ſie Hülfe aus Frankreich erwarteten, hängten den Abgeſandten an den Galgen und ſtießen von ihren Wällen herab allerlei Schmähreden gegen Karl und gegen die Ehre ſeiner Mutter, der Herzogin, aus. Aufgebracht durch dieſen blutigen Hohn, beſchloſſen die Fürſten, die Stadt nach ihrer Eroberung dem Erdboden gleich zu machen. Die Belagerung dauerte lange; 700 Einwohner waren bereits durch das Geſchütz und die eingeſtürzten Häuſer getödtet und in die Mauern der Stadt eine ſechszig Fuß breite Breſche geſchoſſen. Am 27. Auguſt 1466 bereitete ſich das herzogliche Heer zu einem entſcheidenden Sturme vor. Tief erſchreckt ergaben ſich die Einwohner auf Gnade und Ungnade und brachten dem Herzog Philipp die Schlüſſel der Stadt. Der Fürſt ließ ſeine Truppen ſich in allen Vierteln der Stadt aufſtellen und ſchien eine blutige Rache zu beabſichtigen. Kaum war daher Dinant überall beſetzt, ſo wurde auch ſchon das Zeichen zur Plünderung und Vernichtung gegeben und mit Grauſamkeit ausgeführt. Vier Tage lang raubte und wüthete das Heer, 800 Einwohner wurden, Rücken an Rücken gebunden, in die Maas geworfen und ertränkt; die Stadt brannte bis auf die Grundmauern ab. Nun unterwarfen ſich die Lütticher und einpfingen ihren Biſchof, Ludwig von Bourbon, mit ängſtlicher Unterthänigkeit.

Im folgenden Jahre wurde der alte Herzog Philipp zu Brügge von einem Schlage getroffen. Als ſein Sohn Karl es erfuhr, kam er in vollem Trabe von Gent geritten, lief nach dem Gemache ſeines ſterbenden Vaters, warf ſich knieend und weinend vor deſſen Sterbelager nieder und rief mit ſchmerzerfüllter Stimme: „O, mein Vater, gieb mir Deinen letzten Segen, und habe ich Dich je betrübt, ſo verzeihe mir!“ Der ſterbende Fürſt konnte nur noch die erlöſchenden Blicke auf den Sohn werfen und ihm faſt unmerklich die Hand drücken. Bald darauf verſchied er und endete ſo ſein langes Leben am 15. Juni 1467 im zwei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters.

Ungeachtet der berechneten und kalten Grauſamkeit, die Herzog Philipp bei vielen Gelegenheiten gezeigt hatte, und ſeiner Angriffe auf die Freiheiten der Gemeinen, hatte er in den letzten Jahren ſich die Liebe des größten Theiles der Fläminger erworben. Sie waren ihm dankbar für den Wohlſtand, den er dem Lande verſchaffte. Als die Nachricht ſeines Todes ſich verbreitete, herrſchte allgemeine Betrübniß in Flandern; 30,000 trauernde Bürger folgten ſeiner Leiche.

Viertes Capitel.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Brabant und Luxemburg, Graf von Flandern, Hennegau, Namur und Holland. — Die Genter empfangen ihn auf höhniſche Weiſe. — Sein Zorn. — Verwüſtung von Lüttich. — Verſuche, die burgundiſchen Staaten zu einem Königreiche zu erheben. — Unglücklicher Krieg gegen die Schweizer. — Tod Herzog Karls des Kühnen.

Von 1467 bis 1477.

Die Trauer, welche die Fläminger über den Tod Philipps des Guten empfanden, hatte ihren Urſprung nicht bloß in der Liebe zu dem verſtorbenen Fürſten, ſondern auch in der Furcht, welche die bevorſtehende Regierung ſeines Sohnes Karl, der den Beinamen der Kühne führte, ihnen einflößte. Man hatte in ganz Belgien ein tiefes Vorgefühl der Leiden, welche der trotzige Charakter Karls dem Vaterlande bereiten würde, und wahrlich nicht ohne Grund. Der junge Herzog hatte ſeinen Vater zu der blutigen Zerſtörung von Dinant angetrieben und ſich überhaupt bei allen Gelegenheiten gezeigt als ein Fürſt, der wenig Werth legt auf die Liebe ſeiner Unterthanen und nichts mehr wünſcht, als eine Veranlaſſung zu finden, Gewalt der Waffen zu ihrer Vernichtung anwenden zu können. War der Vater liſtig und ſchlau in der Beſchränkung der Gemeinefreiheiten, ſo war der Sohn unbeſonnen und grauſam in der Vertilgung derſelben. Nicht als ob er wirklich böſe und haſſenswerth geweſen ſei oder keine guten Eigenſchaften beſeſſen hätte; was aber wirklich Gutes in ihm war, nahm eine ſolche tyranniſche und übermüthige Geſtalt an, daß ſeine Wohlthaten ſelbſt eine Bedrückung ſchienen. Ließ ſich nun wohl hoffen, daß Flandern, bewohnt von einem unruhigen und eigenſinnigen Volke und beherrſcht von einem trotzigen und nicht minder eigenſinnigen Fürſten, ruhig bleiben würde?

Sobald Karl ſeines Vaters Leichenbegängniß, wie es ſich gehörte, vollzogen, hielt er ſeinen feierlichen Einzug in Gent und wurde dort mit ungemeiner Pracht empfangen. Am anderen Tage jedoch liefen die Gilden vor ſeinem Schloſſe zuſammen und begannen mit drohender Haltung die Aufhebung der Abgabe vom Getraide zu verlangen. Bereits hatten ſie das Zollhaus abgebrochen und die Steuereinnehmer verjagt. Herzog Karl, der keine andere Sprache als die des aufgehobenen Schwertes kannte, ſchäumte vor Zorn und zeigte ſich geneigt, mit ſeinen wenigen Rittern auf das Volk einzuhauen; aber der Herr von Gruuthuſe bewies ihm, daß dieſe kühne That vielleicht ihnen Allen das Leben koſten könne. Der Herzog gab ſein vermeſſenes Vorhaben auf, ſo ſehr es ihn auch ſchmerzte, ſeine Regierung mit einer Demüthigung zu beginnen. Trotz dem Rath ſeiner Ritter wollte er jedoch beweiſen, daß er das Volk nicht fürchte; er zog einen ſchweren Koller an, nahm einen Stock in die Hand und begab ſich, von allen ſeinen Mannen begleitet, quer durch die Menge nach dem Markt. Dort angekommen ſah er die

Gilden unter den Waffen und entbrannte in heimlicher Wuth über die kühne Haltung ſeiner Unterthanen. Mitten durch einen Haufen Volkes hindurch ſchreitend, ſagte er mit innerem Zorn: „Nun denn, was wollt Ihr haben, böſe Menſchen, was verlangt Ihr?“ Die Schaar öffnete ſich nicht raſch genug vor ſeinem Begehren und er, von ſeinem heißen Blute verführt, ſchlug einige Bürger, die ihm im Wege ſtanden. Dieſe fingen an gegen den Fürſten zu ſchreien und zu wüthen; die Gilden kamen in Bewegung; das Blutvergießen ſchien unvermeidlich. Durch die Weisheit des Herrn von Gruuthuſe wurde das Unglück jedoch abgewendet. Karl der Kühne, noch ganz entſtellt vor Wuth, trat an das Fenſter, von welchem herab die Grafen von Flandern gewohnt waren zu dem Volke zu reden. Um ſich freundlich zu zeigen, bediente er ſich der flämiſchen Sprache und ſeine Worte waren ſo wohlwollend, daß die Menge ihre Freude darüber blicken ließ. Da kam plötzlich, als die Sachen auf ſo friedlichem Fuß begannen, ein tollkühner Menſch, Haſte Bruneel genannt, in voller Rüſtung aus dem Volke herauf gelaufen, ſtellte ſich ohne Reſpect vor dem Herzoge zu ihm an das Fenſter, ſchlug heftig mit dem Panzerhandſchuh auf das Geländer und rief dem Volke zu: „Leute, Ihr wollt die Zöllner beſtraft haben, nicht wahr?“ Die Menge antwortete mit donnerndem Ruf: „Ja, ja!“ — „Ihr wollt die Abſchaffung des Kornrechtes? Ihr wollt Euer voriges Rechtsgebiet zurück haben und alle Eure alten Gewohnheiten und Rechte?“ — „Ja, ja, das wollen wir!“ erwiederte das Volk. Sich nun zu dem erſtaunten Herzoge wendend, ſagte er: „Herr, Ihr habt gehört, was dieſe Leute wollen; es iſt jetzt Eure Sache, dafür zu ſorgen.“

Was der erſtaunte, ja, jetzt beſchämte Fürſt auch ferner zu den Gilden ſagen mochte, nichts konnte ſie beruhigen, und der Herzog mußte mit gekränktem Herzen, aber voll Haß und Rachſucht, zurück nach ſeinem Schloſſe gehen. Die Menge weigerte ſich die Waffen niederzulegen, ehe man ihr die verlangten Rechte zugeſtanden hatte. Endlich, als der Herzog ſich in ſeiner eigenen Wohnung belagert ſah, bewilligte er Alles, jedoch mit dem heimlichen Vorhaben, das ihm abgezwungene Wort nicht zu halten. Von dieſem Augenblick an flammte in Karls des Kühnen Herzen ein bitterer Haß gegen die Fläminger. Nie konnte er ihnen den erlittenen Hohn verzeihen, ſondern zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er vielmehr ihr Feind als ihr Fürſt ſei. Er wurde noch erbitterter auf ſie, weil Brüſſel, Antwerpen und Mecheln dem Vorbilde folgten. Dieſer Aufruhr ward jedoch bald gedämpft. Der Herzog zog mit einigen Rittern nach Mecheln und ließ die Rädelsführer ergreifen und zum Tode verurtheilen. Als Alles bereit war, das Urtheil zu vollziehen, und die Schuldigen auf dem Schaffot ſtanden, rief er aus dem Fenſter ſeines Palaſtes, daß er ihnen Gnade ſchenke. Dieſer Beweis von Barmherzigkeit, die man von ihm nicht gehofft hatte, beruhigte die Gemüther.

Es war, als ob die Thronbeſteigung Karls des Kühnen das Zeichen zu neuen Empörungen ſein ſollte; überall gährte es im Volk, überall herrſchte die Hoffnung, daß die Zeit gekommen ſei, die alten Freiheiten wieder zu gewinnen. Die Einwohner von Lüttich, heimlich von dem Könige von Frankreich aufgehetzt, hatten ihren Biſchof, Ludwig von Bourbon, zum zweiten Mal verjagt. Als Herzog Karl das vernahm, rief er in heftigem Zorn aus: „Ich will ſterben oder dies Volk mit der Peitſche und dem Stock zu Boden ſchlagen.“ Er ſammelte nun ein großes Heer und zog damit vor St. Truijen (St. Trond), um es zu belagern. Hier griff ihn ein Heer von 20,000 Lüttichern an und eine blutige Schlacht war die Folge dieſes Zuſammenſtoßes. Die Lütticher erlitten eine furchtbare Niederlage und ließen 9000 Todte vor St. Trond. Als die Stadt ſich ergeben hatte, verlangte Karl zehn Geißeln und ließ denſelben das Haupt vor die Füße legen. Tongern wurde ebenfalls erobert und einige ſeiner vornehmſten Einwohner hingerichtet. Lüttich ergab ſich, verlor den größten Theil ſeiner bereits zugeſtandenen Freiheiten und mußte 120,000 Gulden Strafe zahlen. Nachdem die Unruhen überall gedämpft waren, wandte Karl ſeine Kraft auf die Regierung ſeiner Staaten. Ohne Gnade behandelte er die untreuen Beamten und zwang durch ſeinen feſten Willen Alle, welche die Macht in Händen hatten, zur Rechtlichkeit. An drei Tagen in jeder Woche hielt er offenen Gerichtshof, bei welchem er ſelbſt als Oberrichter waltete und ohne Berufung allerlei Urtheile fällte. Arme und Reiche konnten zu ihm kommen und Beſchwerden anbringen, ſowohl gegen die mächtigſten Herren ſeines Reichs, wie gegen gemeine Bürger. Obwohl er meiſtentheils durchaus gerecht urtheilte, ſo war doch ſein Benehmen ſo unumſchränkt und tyranniſch, daß er ſich eher den Haß, als die Liebe der Ritter und Bürger dadurch erwarb.

Mittlerweile hatte der argliſtigſte aller Fürſten, Ludwig XI., König von Frankreich, nicht aufgehört, dem Hauſe Burgund allerlei Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten zu bereiten. Karl der Kühne, wohl einſehend, daß er allein nichts gegen dieſen ſchlauen Feind würde ausrichten können, vermählte ſich 1468 mit Margaretha, der Schweſter Eduards IV., Königs von England. Bei dieſer Gelegenheit erhob er von allen ſeinen Staaten, ganz beſonders aber von ſeinen belgiſchen und holländiſchen Beſitzungen, überaus große Abgaben. Flandern allein mußte 1,000,000 goldene Schildthaler bezahlen. Ludwig XI., um Zeit zu gewinnen und das Bündniß der beiden Fürſten zerſtören zu können, ſchlug eine Zuſammenkunft mit Herzog Karl vor. Dieſe fand zu Peronne Statt. Während jedoch der König von Frankreich ſich ſehr freundlich zeigte und durch erheuchelte Zuneigung den Herzog zu fangen ſuchte, erfuhr dieſer, daß franzöſiſche Sendlinge von Neuem einen Aufruhr in Lüttich veranlaßt und die Lütticher ihren Biſchof, Ludwig von Bourbon, mit ſeinem ganzen Hofhalte in Tongern gefangen genommen hätten. Wüthend über den Betrug des Königs ließ Karl unter einem unbedeutenden Vorwande die Thore der Stadt ſchließen und hielt Ludwig gefangen. Dieſer ſtellte ſich, als merke er es gar nicht, und rettete ſich durch Liſt aus der Verlegenheit. Er folgte ſogar dem Herzoge nach Lüttich, um Zeuge von deſſen Rache zu ſein. Das burgundiſche Heer umzingelte die Stadt und blieb ſieben Tage vor derſelben liegen, erwartend, daß die Einwohner einen Ausfall thun würden. Jetzt aber zum erſten Mal wagten die Lütticher nicht zu kämpfen. Niemand führte dort noch Waffen, als ungefähr 600 Eiſenarbeiter aus der nahen Grafſchaft Franchimont. Als dieſe muthigen Männer erfuhren, daß die Stadt am nächſten Morgen bei Sonnenaufgang geſtürmt werden ſolle, beſchloſſen ſie einen letzten Verſuch für die Freiheit zu machen. Heimlich ſtiegen ſie zur Nachtzeit über das Gebirge und überfielen in der Dunkelheit das ſchlafende Heer. Lange Zeit wurden die Zelte der Fürſten angegriffen, endlich aber von den erwachten Truppen befreit. Gleich darauf ſahen die 600 Männer von Franchimont ſich auf allen Seiten umzingelt; ſie kämpften tapfer gegen ihre Feinde und ſtreckten dieſe haufenweiſe zu Boden. Ihr Muth vermochte ſie aber nicht zu retten und ſie wurden bis auf den letzten Mann erſchlagen.

Am andern Tage, dem 30. October 1468, drangen 40,000 burgundiſche Kriegsknechte über die Mauern von Lüttich in die Stadt; die Einwohner flohen auf allen Seiten mit ihren Weibern und Kindern aus den Thoren nach den Ardennen. Was ſie fürchteten, geſchah: auf Karls des Kühnen Befehl erlitt die Stadt eine gräßliche Plünderung. Alle Lütticher, welche man in den Kirchen oder Häuſern verborgen fand, wurden ermordet oder haufenweiſe zuſammengebunden und in die Maas geworfen. Es ſcheint unglaublich, daß 40,000 Männer und 12,000 Frauen bei dieſer Zerſtörung das Leben verloren haben ſollen, und doch hat die Geſchichte dieſe furchtbare Zahl neben dem blutigen Namen Karls des Kühnen in ihren Büchern verzeichnet. Die Rachſucht des grauſamen Fürſten war aber noch nicht befriedigt; drei Mal ward die Stadt an den vier Ecken angezündet und es blieben nicht mehr als ſechshundert Häuſer in Lüttich ſtehen, das kurz zuvor 120,000 Einwohner zählte. Dann verließ er die rauchenden Trümmerhaufen und zog nach der Grafſchaft Franchimont. Alle Wohnungen wurden dort verbrannt und die Eingeſeſſenen in Wäldern und Bergen wie wilde Thiere gejagt und getödtet. Als Belgien dieſe Unmenſchlichkeiten vernahm, verfluchte es einen ſo blutgierigen Fürſten und der Papſt zu Rom ſchleuderte den Bann der heiligen Kirche auf alle diejenigen, welche der Zerſtörung von Lüttich beigewohnt hatten.

Erſchreckt über die Folgen deſſen, was ſie bei dem erſten Einzuge Karls ſich hatten zu Schulden kommen laſſen, brachten die Genter ihm alle ihre Freiheitsbriefe und erkauften ſeine Gnade dadurch, daß ſie allen ihren Privilegien entſagten. Der unerbittliche Fürſt ſchenkte ihnen doch nicht ſeine Neigung, ſondern bewahrte ſeinen Haß gegen ſie vor wie nach, was deutlich zu entnehmen iſt aus folgenden harten Worten, die er bald darauf zu ihnen ſprach: „Ihr Fläminger mit Euren harten Köpfen habt Eure Fürſten jederzeit entweder verachtet oder gehaßt. Wenn ſie nicht mächtig waren, habt Ihr ſie verachtet, und wenn Ihr Nichts gegen ſie vermochtet, ſie gehaßt. Was mich betrifft, ſo will ich lieber von Euch gehaßt als verachtet ſein; ich liebe Euch, aber ich fürchte Euch nicht.“

Einige Feindſeligkeiten fanden 1472 zwiſchen dem Herzoge und dem Könige Statt und endeten durch einen eben nicht rechtlichen Friedensvertrag. Bereits hatte Karl ſein Grundgebiet ſchon über den Rhein ausgedehnt durch den Ankauf der Landgrafſchaft Elſaß; 1473 nahm er gleichfalls Beſitz von Geldern, das ihm Herzog Arnold von Egmont verkaufte. An der Spitze ſo mächtiger Staaten begnügte ſich Karl nun nicht mehr mit der Herzogswürde und faßte den Plan, alle ihm gehörigen Lande zu einem Königreiche zu vereinigen. Ludwig **XI.** war zu ſehr ſein Feind, um ihm dabei zu helfen. Deshalb wendete der Herzog ſich an den Kaiſer Friedrich **III.**, damit er von dieſem die neue Krone empfinge. Maria von Burgund, Tochter und Erbin Karls, ſollte ſich mit Maximilian von Oeſterreich, dem Sohn des Kaiſers, vermählen. Alles wurde in Trier für die Krönung vorbereitet, die Kirchen geſchmückt, die Throne errichtet, die Altäre verziert. Im Monat November 1473 war der Kaiſer mit dem Herzoge zu Trier. Die Krönung ſollte am andern Tage Statt finden; aber der König von Frankreich, der nie ruhte, wenn er ſeinem Feinde ſchaden konnte, hatte heimlich Boten an den Kaiſer geſandt. Durch ſchöne Worte, Bitten und Drohungen gelang es ihnen endlich, den Letztern dahin zu bringen, daß er am Abend, ohne einen Grund anzugeben, Trier verließ; das neue Königreich und die Krönung blieben daher ſtecken. Herzog Karl ertrug den Vorfall, ohne ſeinen Plan aufzugeben; er verſchob ihn nur bis zu einer beſſeren Gelegenheit und vermehrte täglich ſein Heer. Um ſeine Staaten mit geringerer Mühe zu regieren und mehr Einheit in die Geſetze zu bringen, ſetzte er 1474 zu Mecheln einen hohen Rath ein, von dem alle anderen Gerichtshöfe, ſowie auch die Rechnungskammern, abhängig gemacht wurden.

Herzog Karls Macht hatte ihren Gipfel erreicht; ſeine Pracht und ſein Reichthum flößten Jedem Bewunderung und Ehrfurcht ein, und doch war ſein Untergang nahe; das Schwert, das er ſo blutig erhoben, ſollte ihn vernichten. Schon ſchwebte das Unglück über ſeinem Haupte.

In der Grafſchaft Elſaß hatte er einen tyranniſchen und grauſamen Edelmann als Landvogt angeſtellt. Das Volk, durch deſſen Gewaltthätigkeit erbittert, hatte ſich empört und, von den Schweizern unterſtützt, alle Diener und Waffenknechte Burgunds verjagt. Karl brachte nun ein ungemein großes Heer zuſammen und zog gegen die Schweizer, die ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen Beiſtand geleiſtet hatten. Unterweges wollte er erſt noch den abgeſetzten Erzbiſchof von Cöln wieder in ſeine Rechte einſetzen. Er belagerte die Stadt Nuys und erlitt hier die erſten Widerwärtigkeiten.

Trotz dem, daß er wohl ſah, die Belagerung werde ihm mit jedem Tage ſchädlicher und ſein Heer ſchmelze zuſammen wie der Schnee, blieb er doch hartnäckig zehn Monate lang davor liegen; faſt ganz Teutſchland hatte ſich, von dem König von Frankreich dazu angereizt, gegen ihn bewaffnet. Endlich mußte er ſein Vorhaben aufgeben. Mittlerweile hatte Ludwig XI. die Schweizer dahin gebracht, daß ſie Karl den Krieg erklärten. Dieſer, durch jene Widerwärtigkeiten mehr erbittert als betrübt, hob die Belagerung von Nuys auf, vergrößerte ſein Heer in Flandern, legte einige neue Abgaben auf und zog dann nach Lothringen, deſſen er ſich ganz bemächtigte. Bald darauf rückte er mit einem mächtigen Heere in die Schweiz ein; aber hier ging 1476 ſein Glücksſtern hinter dunkeln Wolken unter; er wurde zu Murten und zu Granſon geſchlagen und verlor vor der letzteren Stadt mehr als 10,000 Mann, die von den Schweizern in ein großes Grab geworfen wurden, das man ſpäter den Mordacker nannte. Nichts konnte ihn jedoch beugen; im Gegentheil, ſeine Wuth wuchs im Verhältniß zu ſeinem Verluſt. Er ſchrieb nach Belgien, ihn mit Geld und Truppen zu unterſtützen. Doch jetzt ſah er ſich auch verlaſſen von den Unterthanen, die er gehaßt hatte. Die Stände antworteten ihm, daß Belgien keine Opfer mehr bringen wolle, es ſei denn für die Vertheidigung des Vaterlandes; daß ſie, wenn der Herzog zuerſt angegriffen worden wäre, ihn mit Gut und Blut zu befreien ſuchen würden; da er aber ſelbſt der Anſtifter des Krieges ſei, ſo möge er zurückkehren und ſeine Rache aufgeben. Dies war Oel ins Feuer gegoſſen: Karls Blut ſtrömte ungeſtümer bei dem Gefühl ſeiner Ohnmacht und ſeine Leidenſchaften riſſen ihn fort. In dieſer Stimmung und trotz den Bitten ſeiner Feldherren wagte er mit einem erſchöpften

Heere von ungefähr 6000 Mann eine Schlacht gegen die Schweizer bei Nancy am 6. Januar 1477. Erdrückt von der übergroßen Zahl der Feinde und entmuthigt durch den Verrath eines Feldherrn, fliehen die Burgunder nach allen Seiten. Karl ſieht ſeine Niederlage voraus, läßt jedoch den Muth nicht fahren und kämpft hartnäckig gegen ſein Schickſal. Von Blut und Schweiß triefend, wüthet er furchtbar unter der Wolke von Feinden, die ihn umringt, und wird mit Wunden bedeckt. Ein Lanzenſtoß raubt ihm die letzten Kräfte; er ſchwankt und will über den gefrornen Teich reiten; das Eis kracht und die Hufe ſeines Roſſes brechen durch. Nun ruft er einem ſeiner Verfolger zu, ihm Beiſtand zu leiſten, empfängt jedoch den Todesſtreich von deſſen Hand.

Am anderen Tage wurde die Leiche Herzog Karls des Kühnen an dieſer Stelle, den Kopf im Eiſe feſtgefroren, gefunden. Man hob ſie auf und ſtellte ſie unter einem ſchwarzſeidnen Zelte zur Schau aus für das Volk, das aus allen Gegenden herbei kam und neugierig, aber ehrfurchtsvoll das unkenntliche Antlitz des Helden betrachtete. Flandern freute ſich über den Tod des tyranniſchen Fürſten, deſſen unbeſonnene Kriegsluſt das Land ausgeſogen hatte. Nur ſeine Diener wohnten ſeiner Todtenfeier in den Städten Belgiens bei. Die Menge, unerbittlich in ihrem Haſſe gegen den Feind ihrer Freiheiten, weigerte ſich, ſogar für die Ruhe ſeiner Seele zu beten.

Fünftes Capitel.

Maria von Burgund folgt ihrem Vater in der Regierung aller ſeiner Länder nach. — Falſchheit des Königs von Frankreich. — Maria vermählt ſich mit Maximilian von Oeſterreich. — Schlacht von Guinegate. — Unglücklicher Tod Maria's von Burgund. — Das Haus Burgund ſtirbt aus.

Von 1477 bis 1482.

Da Karl der Kühne keinen Sohn hinterließ, ſo folgte ihm ſeine neunzehnjährige Tochter, Maria von Burgund, die ſich damals in Gent befand. Während der Abweſenheit Herzog Karls waren die Gemeinen unruhig geworden. Man verlangte von allen Seiten die Aufhebung des großen Rathes in Mecheln und die Zurückgabe der Gemeinefreiheiten. Brüſſel, Antwerpen und Brügge weigerten ſich, die Abgaben und Zölle zu bezahlen; der Schatz war erſchöpft, das Heer vernichtet. In dieſen Verhältniſſen nahm ein ſchwaches Weib das Steuer des Reichs in die Hände. Die Empörungen waren nicht das Schlimmſte, das ſich ihr entgegenſtellte; Ludwig XI., jetzt von ſeinem mächtigſten Feinde befreit, hatte ein ſtarkes Heer geſammelt und ſich bereits durch Liſt und Geld als Herrn des Herzogthums Burgund anerkennen laſſen. Die junge Maria verſammelte raſch die Stände von Flandern, Brabant, Hennegau und Holland, welche man die vier Lande nannte, ſtellte ihnen ihre Ohnmacht vor und bat um Unterſtützung und Hülfe. Die vier Lande verſprachen ihr, daß die verſchiedenen Provinzen zuſammen ein Heer von 100,000 Bewaffneten ſtellen ſollten, verlangten jedoch die Abſchaffung aller Neuerungen, welche Philipp der Gute und Karl der Kühne bei der Regierung des Landes eingeführt hätten. Maria bewilligte Alles und die Städte erhielten ſämmtlich ihre alten Vorrechte wieder. Ludwig XI. ſandte bald darauf ſein Heer nach der Picardie und Artois, in der Abſicht, ganz Belgien zu erobern und ſeinem Reiche einzuverleiben. Seiner Gewohnheit nach verließ er ſich mehr auf ſeine Schlauheit und Hinterliſt als auf die Gewalt der Waffen. Er machte Maria und ihren Räthen weiß, daß er ſich vorgenommen habe, ihr ihre Länder zu bewahren, und ſie deshalb beſetze, weil er Willens ſei, ſie mit ſeinem Sohne, dem Kronprinzen Karl, zu vermählen. Maria, durch ihre beſtochenen oder betrogenen Räthe dazu veranlaßt, zeigte ſich dieſer Verbindung geneigt, obwohl ſie wußte, daß die Stände Belgiens und beſonders Flanderns ſich dagegen erklärten. Deshalb ſandte ſie ihre Vertrauten, Hugonet und d'Himbercourt, zu dem Könige mit einem Briefe, in welchem ſie ihm mittheilte, daß ſie, um ihre Staaten zu regieren, einen geheimen Rath, nur aus vier Perſonen beſtehend, ernannt habe und ſich in Allem den Beſchlüſſen deſſelben unterwürfe; ſie bot ferner dem Könige an, ihm viele Städte an der franzöſiſchen Gränze abzutreten, ſeine Oberherrſchaft über Burgund und Flandern anzuerkennen und Flanderns Gerichtshöfe in letzter Inſtanz für abhängig von dem Parlamente zu erklären. Die Stadt Arras (Atrecht) wurde ihm augenblicklich ausgeliefert. Dieſe Unterhandlung war ein wirklicher Verrath, ein Verſuch, den Rath der vier Lande zu betrügen; man kann ihn jedoch der noch unerfahrenen Fürſtin nicht zum Vorwurf machen. Wider ihren Willen hatte ſie den Brief unterzeichnet und ihre Zuſtimmung zu den Friedensbedingungen gegeben. Sie befand ſich in einer traurigen Lage und auf dem Punkte, ihr Erbe ganz zu verlieren. Man darf ſich daher nicht wundern, daß ſie ihr Ohr verderblichem Rathe lieh, den man ihr als das einzige Rettungsmittel ſchilderte. Unglücklicherweiſe waren ihre Vertrauten, Hugonet und d'Himbercourt, auf franzöſiſchem Boden, in Burgund und der Picardie geboren. Der Erſtere war beſonders franzöſiſch geſinnt und hatte ſogar dem Könige verſprochen, die junge Maria heimlich aus Flandern zu entführen, um ſie in Frankreich mit dem Kronprinzen zu vermählen. Die Stände der vier Lande hatten ſich mittlerweile zu Gent verſammelt; ſie merkten an einigen Umſtänden, daß man Böſes mit dem Vaterlande im Schilde führe, und baten die Herzogin um Erlaubniß, eine Geſandtſchaft an den König abgehen laſſen zu dürfen. Maria willigte ein und verließ ſich auf das Schweigen des Königs. Aber dieſer, der noch nie ein Wort geſprochen, das nicht eine Hinterliſt barg, ließ ſie bald ihren Irrthum ſchwer büßen. Sowie die Geſandtſchaft am Hofe Ludwigs XI. erſchien, ſchmeichelte der ſchlaue Fürſt derſelben über die Maaßen, und als ſie ihm anzeigten, daß ſie als Stände des Landes über Krieg und Frieden zu entſcheiden hätten und ihre Fürſtin Nichts thäte ohne ihre Vermittelung, ſagte er in einem ſanften, aber ſcherzhaften Ton: „Seid Ihr auch ſicher, meine lieben und beſonderen Freunde, daß Niemand als Ihr mir Friedensbedingungen vorſchlägt und mit mir unterhandelt?“ — „Deſſen ſind wir ſicher.“ antworteten die Geſandten. — „Ihr täuſcht Euch,“ verſetzte der liſtige König, „das Fräulein von Burgund entſcheidet über die Angelegenheiten des Landes durch andere Leute, die nicht, wie Ihr, den Frieden ſuchen“ Großer Schrecken zeigte ſich auf dem Antlitz der Geſandten und ſie ſahen ſich zweifelhaft an. Dies war es, was Ludwig XI. erwartete. Er reichte ihnen einen Brief und ſagte: „Nehmt dieſe Schrift, welche mir die

Herren Hugonet und d'Himbercourt zugeſtellt haben, und überzeugt Euch, daß Ihr Euch irrt!“ Tiefer Schmerz, Unwille und Schaam bemächtigte ſich der Gemüther der Geſandten; ſie nahmen eilig Abſchied von dem Könige und kehrten nach Gent zurück. Ludwig hatte ſeinen Zweck erreicht. Zwieſpalt und Empörung mußten ihm nun die Eroberung Flanderns leicht machten, und er hoffte die junge Fürſtin ihres Erbes zu berauben, ohne ein einziges Verſprechen erfüllen zu müſſen.

Das Geſchehene nicht ahnend, empfing Maria die Geſandten öffentlich und feierlich, um den Erfolg ihrer Botſchaft zu vernehmen. Mit bitteren Worten jedoch äußerten dieſelben, daß die Herzogin nicht Willens ſei, die vier Stände bei den Angelegenheiten des Landes zu Rathe zu ziehen. Maria unterbrach ſie heftig und erklärte laut, daß dies Alles falſch ſei; aber einer der Geſandten zog ihren Brief hervor und zeigte ihn der ganzen Verſammlung. Roth vor Schaam und beſtürzt ſah die gedemüthigte Fürſtin ſich zum Schweigen gezwungen und fiel gleich darauf in Ohnmacht. — Jetzt entbrannte die Wuth des Volks; überall wurde die Sturmglocke geläutet und die Straßen hallten wieder von Verwünſchungen gegen die Räthe der Fürſtin. Während der Nacht wurden Hugonet und d'Himbercourt nebſt Wilhelm von Clugny aus ihrem Verſteck geholt und nach dem Gravenſteen gebracht. Dieſe drei Perſonen und die Stiefmutter der Herzogin waren die Mitglieder des geheimen Rathes, welcher mit dem Könige in Einverſtändniß gehandelt hatte. Die Gegenwart der vier Lande hinderte noch die raſche Ausübung des Rechtes, wie ſie das Volk in Anwendung zu bringen gewohnt war, da ſonſt wohl die Schuldigen ſehr bald um das Leben gebracht worden wären. Maria liebte ihre Räthe außerordentlich und konnte ſich nicht denken, daß ſie anders als redlich gehandelt hätten. Um ſie der Wuth der bewaffneten Menge zu entziehen, befahl ſie, daß eine Verſammlung von Richtern die Vertheidigung derſelben anhören und man überhaupt die Angelegenheit auf kaltblütige Weiſe und auf dem regelmäßigen Rechtswege zu Ende bringen ſolle. Wilhelm von Clugny wurde als geiſtlicher Beamter dem geiſtlichen Gerichtshofe übergeben; Hugonet und d'Himbercourt aber, nachdem ſie gräßliche Martern erlitten, zum Tode verurtheilt. Als die Herzogin dieſen Richterſpruch vernahm, erſchien ſie weinend im Gerichtsſaal und bat flehend, ihr die Entſcheidung zu überlaſſen. Sie fand aber Alle unerbittlich und hörte ſelbſt den Befehl ertheilen, das Urtheil binnen der drei nächſten Stunden zu vollſtrecken.

An demſelben Tage, am 3. April 1477, wurde das Schaffot auf dem Freitagsmarkte zu Gent errichtet. Eine Menſchenmenge bedeckt den Platz und wogt auf und ab; Verwünſchungen ſteigen gegen die unglücklichen Räthe empor; ſelbſt die Erwartung des furchtbaren Schauſpiels erſtickt das grauſame Freudengeſchrei nicht. Alle Augen wenden ſich nach dem Schaffot; der Henker ſteht bereit, er mißt bereits den Hieb ab und hebt das Beil. Da bewegt ſich das Volk; die Haufen öffnen ſich, um Jemanden durchzulaſſen; eine Frau mit fliegendem Haar, mit Thränen auf den Wangen und emporgehobenen Armen wirft ſich zwiſchen die Menge und ſchreit um Gnade für die Verurtheilten. Es iſt die Herzogin Maria, die einen letzten Verſuch macht, das Volk zu erbitten. Ihr Flehen erweckt in der That das Mitleid einiger Bürger; aber die größte Anzahl ſchreit wüthend dem Henker zu, ſein Amt zu vollſtrecken. Das Beil glänzt in der Luft; es fällt zwei Mal nieder; ein Blutſtrom benetzt das Schaffot und die ſiegende Menge begrüßt die beiden herabrollenden Häupter mit lautem Freuderuf, während die niedergeſchmetterte Fürſtin mit furchtbarem Schrei zu Boden ſinkt.

Die Belgier mußten von der Unſchuld ihrer Herzogin überzeugt ſein, denn gegen ſie erhob ſich auch nicht ein Wort des Haſſes; im Gegentheil, ſie wurde wegen ihrer Sanftmuth und ihrer feinen Sitten ſehr geliebt. Man jagte nur alle fremden Rathgeber aus ihrer Umgebung fort, ſelbſt ihre Stiefmutter, welche bei den vorigen Anſchlägen betheiligt geweſen war.

König Ludwig benutzte unterdeſſen das Böſe, das er angerichtet hatte, und nahm einige Städte im Hennegau weg. Seine Liſt glückte ihm jedoch nicht ganz, denn bald darauf fand er, mindeſtens eine Zeit lang, einen mannhaften Vertheidiger Belgiens auf ſeinem Wege.

Auf den Rath der vier Lande vermählte ſich Maria mit dem Erzherzog Maximilian, Sohn des teutſchen Kaiſers Friedrichs III. Die Hochzeit wurde am 19. Auguſt 1477 zu Gent gefeiert. Dieſe Verbindung wurde überall mit großer Freude aufgenommen, da man darin die Zeichen einer Abwendung von Frankreich ſah. Dieſelbe Volksfreude bewillkommnete auch Maximilian, als er bald darauf mit ſeiner jungen Gemahlin alle Städte Belgiens nach einander beſuchte.

Es war ein kurzer Waffenſtillſtand mit Frankreich geſchloſſen worden; da derſelbe jedoch jetzt zu Ende war, ſo fuhr Ludwig fort, die Grenzſtädte anzugreifen. Dieſer Krieg brachte ihm indeß wenig Nutzen, da die Hennegauer ihm auf das Heldenmüthigſte Widerſtand leiſteten. Jetzt ward wieder Waffenſtillſtand geſchloſſen und man benutzte auf beiden Seiten die Zeit, um eine ſtärkere bewaffnete Macht zuſammen zu bringen. Sobald d [illegible] ſcheben war, ging der Krieg wieder an. Einige franzöſiſche Truppen, [illegible] ſich in den luxemburgiſchen Städten feſtgeſetzt hatten, wurden durch den Grafen von Chimay und Wilhelm von der Mark verjagt. Einige andere Feindſeligkeiten fielen auf der franzöſiſchen Grenze vor, doch ohne entſcheidenden Erfolg. Maximilian beſaß nicht, wie der franzöſiſche König, ein regelmäßiges und bezahltes Heer. Einige teutſche und engliſche Bogenſchützen neben ſeinen Rittern bildeten ſeine ganze ſtehende Macht. Seine Unterthanen aber, vorzüglich die Fläminger, lieferten ihm eine bedeutende Truppenzahl, ſo daß ſein Heer ſich bald auf 27,000 Mann belief. Mit dieſer Macht zog er nach den Grenzen, um die Franzoſen anzugreifen, und ließ ſich bei der Stadt Terouanne, die eine franzöſiſche Beſatzung hatte, nieder. Nachdem die Belgier eine Zeit lang vor dieſer Stadt verweilt, erfuhr Maximilian, daß ein franzöſiſches Heer von 1800 Lanzen (Reiter) und 14000 Schützen nebſt bedeutendem groben Geſchütz unter dem Befehle des Feldherrn Esquerdes ſich ihm nähere. Obwohl er nur 800 Lanzen hatte und alſo gegen die feindliche Reiterei nicht mit gleichen Kräften kämpfen konnte, ſo brach er doch am Morgen des 17. Auguſt 1479 vor Sonnenaufgang mit ſeinem Heere auf und rückte den Franzoſen entgegen. Er hatte volles Vertrauen auf den Muth der Fläminger, von deren Siegesliedern die umliegenden Felder wiederhallten, und die unter den Augen ihres Fürſten ſo friſch und fröhlich in die Schlacht zogen, als ob ſie zu einer Kirmſe eilten. Gegen Mittag erblickten die Belgier das franzöſiſche Heer, das in der Ferne auf einem breiten Hügel, Guinegate genannt, ſich entfaltete. Maximilian ſandte einen Vortrab aus, um den franzöſiſchen Schützen Widerſtand zu leiſten, und ſtellte unterdeſſen ſein Heer in Schlachtordnung auf. Er ließ die Fläminger ſich in langer Reihe dicht an einander ſchließen und deckte jeden Flügel mit Reiterei; etwas voraus ſandte er 500 engliſche und 3000 teutſche Schützen, die ihm als Hülfstruppen dienten. Er ſelbſt blieb als Oberfeldherr mit ſeinen flämiſchen und hennegauiſchen Rittern an der Spitze des Heeres. Als nach ſeiner Meinung der Streit beginnen ſollte, ſtellte er ſich mitten vor die Schaar, lachte Jedem freundlich zu und ſprach mit erhabener, aber ſanfter Miene: „O edle Fläminger, freut Euch, meine Kinder, der lange gewünſchte Tag iſt gekommen! Haltet Euch fromm und tapfer, betet zur Ehre der fünf heiligen Wunden Chriſti, daß er uns den Sieg gebe; denn von Gott allein kommt der Sieg!“ Alle, die ihn hörten, knieten betend nieder und hoben wie zum Eide die rechte Hand in die Höhe. Dies theilte ſich dem ganzen Heere mit und Alle gelobten, an dieſem Tage ihr Beſtes zu thun. Nachmittags 2 Uhr hatten ſich beide Heere einander ſo genähert, daß man die Pfeile wie Wolken durch die Luft ſandte und das grobe Geſchütz auf beiden Seiten donnerte. Die Franzoſen zogen den Kürzeren bei dieſem erſten Treffen; ihre Schützen litten großen Verluſt und wären gewiß zum Weichen gezwungen worden, hätte nicht der franzöſiſche Feldherr Esquerdes durch einen gewandten Streich ſie geſchützt. Er ſammelte eilig 600 Reiter und eine bedeutende Menge Schützen und eilte mit denſelben längs einem Gehölze, wobei er verſuchte, das belgiſche Heer in zwei Theile zu theilen. Zuerſt fand er bedeutenden Widerſtand an den herbeigeeilten Rittern und den burgundiſchen Kriegsknechten. Dieſe wurden aber endlich durch die Uebermacht der Franzoſen umzingelt, von dem Heere getrennt, in die Flucht geſchlagen und von franzöſiſchen Truppen auf den Ferſen verfolgt. Unterdeſſen rückte das feindliche Heer gegen die dicht geſchloſſene Schaar der Fläminger an. Hier ſtießen ſie aber auf die Helden der Gemeinen, die, mit ihren ſchrecklichen Goedendags oder mit langen Speeren bewaffnet, wie eine eiſerne Mauer unbeweglich ſtanden und Tod und Verderben zur Bruſtwehr hatten. Auf der anderen Seite wurden die Franzoſen ſo mannichfach von den Pfeilen und Bolzen der engliſchen und teutſchen Schützen getroffen, daß ſie in Unordnung geriethen und zum Theil von den Flämingern erſchlagen wurden. Gewiß wäre es jetzt um das feindliche Heer geſchehen geweſen, wenn nicht unvorhergeſehene Hülfe gekommen wäre. Denn in dieſem Augenblicke erſchien die Beſatzung der Stadt Terouanne auf dem Schlachtfelde. Dieſe friſchen Truppen fielen das Lager der Fläminger an, mordeten die Kranken, Frauen und Prieſter, die ſich dort befanden, und raubten und plünderten. Das grobe Geſchütz der Fläminger wurde von den Feinden überrumpelt und gegen ſie gewandt. In dieſer Noth hören die Belgier das Schreien der Frauen, das Rufen der Prieſter, und eine finſtere Wuth bemächtigt ſich derſelben. Sie eilen vorwärts, laufen gegen das donnernde Geſchütz an, bemächtigen ſich deſſelben, werfen die feindlichen Truppen über den Haufen, hauen und ſtechen unabläſſig, bis die Franzoſen, von dieſem wüthenden Angriffe niedergeſchmettert, ſich ſelbſt umrennen und von ſelbſt vor Schrecken nach allen Seiten von dem Schlachtfelde entfliehen, ihr eignes Lager, zwei und zwanzig Stück Geſchütz und alle ihre Habe den Flämingern zur Beute laſſend.

Während der Schlacht, die nicht weniger als ſechs Stunden dauerte, hatte Maximilian ſich ſtets an der Spitze des Heeres und an den gefährlichſten Stellen befunden, glänzende Beweiſe ſeiner Tapferkeit gegeben und ſeine Krieger oft gezwungen, ihn aus einer Wolke Franzoſen herauszuhauen. Ihrerſeits hatten die Fläminger unter ſeinen Augen mit ihrem gewohnten Heldenmuthe geſtritten. Er hatte geſehen, über welche unerſchrockene Männer er gebieten könne, und ihm ſchwoll das Herz von freudigem Stolz. Nach dieſem ſchönen Siege zog Maximilian unter dem fröhlichen Jauchzen der Fläminger nach Gent zu ſeiner Gemahlin Maria. Dieſe kam ihm vor dem Stadtthore mit einem Gefolge von Edelleuten und Bürgern entgegen und reichte ihm ſein Kind dar, welches ſie das Jahr vorher zu Brügge geboren hatte und das den Namen Philipp führte. Die Freude rührte ihn ſo, daß er ſein Kind auf den Arm nahm und mit demſelben durch die Stadt ritt bis zu ſeinem Palaſt. Die Freude der Genter bei dieſem Beweiſe von Vaterliebe kannte keine Grenzen; um Maximilian ihre Ergebenheit zu zeigen, ſchenkten ſie ihm aus freiem Willen 24,000 goldene Kronen.

Fürſt und Unterthanen hatten jetzt ein Bündniß gegenſeitiger Liebe und Hochachtung geſchloſſen und man konnte nun in Flandern einer Periode des Ruhms und des inneren Friedens entgegenſehen. Unglücklicherweiſe dauerte aber die Neigung der Belgier für Maximilian nicht lange. Sie erwarteten von ihm Feſtigkeit und einen kräftigen Willen, ſahen ſich aber bald darin betrogen. Statt den Krieg fortzuſetzen und ſich der eroberten Städte zu verſichern, ließ Maximilian ſein Heer gegen deſſen Willen nach Flandern zurückkehren und ſchloß einen Waffenſtillſtand mit dem Könige von Frankreich. Dies erbitterte ſeine Unterthanen, welche mit Recht fürchteten, daß er dem Feinde dadurch die Zeit laſſe, ſich von ſeinem Verluſte zu erholen und Belgien mit einem neuen Heere anzugreifen.

Maximilian war ein wohlwollender und redlicher Fürſt, aber ſchwach und träge. Allerdings iſt es wahr, daß er in Holland und Geldern Krieg führte und dieſe Länder zum Frieden und zum Gehorſam zwang. Aber nach dieſem Feldzuge ſchien er eines ſo mühſeligen Lebens überdrüſſig geworden zu ſein. Nicht achtend auf das Murren der Fläminger, welche ihm bereits ſeine Geldverſchwendung vorgehalten und einen Etat ſeiner Ausgaben aufgeſtellt hatten, den er nicht überſchreiten ſollte, beſchäftigte er ſich nur mit Feſtlichkeiten, Gaſtmählern und Jagden. Während er ſo unaufhörlich auf Vergnügungen ſann, fielen die Franzoſen von Neuem in Belgien ein, eroberten einige Grenzſtädte und bedrohten das Land mit gänzlicher Unterjochung. Dazu kam noch ein großes und beweinenswürdiges Unglück. Die junge Maria von Burgund, die ſanfte und ſittſame Fürſtin, welche das Volk ſo ſehr liebte, war nach ihrer Gewohnheit aus Brügge auf die Jagd geritten. Ein raſches Pferd trug ſie; aber der Stamm eines abgehauenen Baumes lag ihr im Wege; in dem Augenblick, wo das Pferd hinüberſetzte, ſprang der Sattelgurt und die unglückliche Fürſtin wurde mit ihrem zarten Körper gegen den Stamm geſchleudert. Vielfach verletzt brachte man ſie nach Brügge; aber ſie ſtarb drei Wochen ſpäter an den Folgen ihrer Wunden.

Maria war der letzte Sproß des Hauſes Burgund. Mit ihrem Tode endete dies mächtige Haus, das ein Jahrhundert hindurch Belgien beherrſcht hatte.

Wenn man die Thaten der Herzöge von Burgund prüft, ſo muß man bekennen, daß ein großer und erhabener Gedanke ſie beſeelte und daß der Ruhm und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen ihr Ziel war. Man kann ihnen zur Laſt legen, daß ſie ſich unaufhörlich als Feinde der Volksfreiheit zeigten und nach despotiſcher Herrſchaft ſtrebten; aber dieſe Reaction fand in ganz Europa Statt; überall wurden Verſuche gemacht, um dem Fürſten als Regierer des Landes die ihm mangelnde Macht zu geben und auf dieſe Weiſe die Hauptpunkte aller Obrigkeit und Stärke in einem Centrum zu vereinigen. In denjenigen Staaten, wo, wie in Belgien, das Volk über den Fürſten herrſchte, drückte man das letztere gewaltſam nieder, um den Fürſten zu erheben, und in Ländern wie Frankreich und England, wo der Adel einen Theil der fürſtlichen Macht beſaß, wurden die Edelleute erniedrigt und zu unbeſchränktem Gehorſam gezwungen. Die Herzöge von Burgund ſind von Grauſamkeit und Tyrannei nicht freizuſprechen, namentlich nicht der kriegsſüchtige Karl der Kühne; aber haben ihre belgiſchen Unterthanen ſich denn ſtets rechtmäßig und ohne böſen Willen gegen ſie betragen? War es nicht oft zum Beſten des Vaterlandes durchaus nothwendig, ſie mit harten Schlägen zur Unterwerfung zu zwingen? Wenn man erwägt, wie viele Verſuche Frankreich während dieſer Zeit machte, um ſich Flanderns zu bemächtigen, und einſieht, daß das Leben der burgundiſchen Herzöge ganz der Vertheidigung dieſes Landes gegen fremde Gewinnſucht gewidmet war, ſo muß man mit Dankbarkeit anerkennen, daß ſie es von einer fremden Herrſchaft befreiten, aus dem zerriſſenen Lande einen mächtigen und ſchönen Staat bildeten und den alten Namen Belgien wieder erweckten. Unglücklicherweiſe waren die burgundiſchen Fürſten franzöſiſcher Abkunft und hatten franzöſiſche Sitten und Begriffe. Die Fläminger konnten das nie vergeſſen und ſtellten daher den großen Plänen, welche Philipp ſeinen Nachkommen hinterlaſſen hatte, unbezwingliche Hinderniſſe entgegen.

Während des burgundiſchen Zeitraums, d. h. von 1384 bis 1482, entwickelte ſich der menſchliche Geiſt auf eine wunderbare Weiſe. Die Eroberung von Conſtantinopel, der Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerthums, durch die Türken, 1453, vertrieb viele Gelehrte von dort.

Dieſe veranlaßten in Italien die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Folge der Ueberlieferungen, welche ſie den Griechen und Römern verdankten. Aus Italien verbreitete ſich die größere Luſt am Wiſſen durch ganz Europa. Die klaſſiſche Schule, welche ſich durch ihre Nachahmung der lateiniſchen und griechiſchen Schriftſteller auszeichnet, nahm damals ihren Urſprung. Belgien blieb in dieſer Hinſicht nicht an Wiſſen zurück; die hohe Schule von Löwen war der Brunnen, aus welchem ſich die Gelehrſamkeit ſanft über ganz Belgien ergoß. Die Dichtkunſt, die wir in früheren Zeiten ſo große Fortſchritte machen ſahen, ſchien damals ſtill zu ſtehen und lieferte wenig bedeutende Erzeugniſſe. Andere Künſte dagegen, die zu jener Zeit gleichſam noch in der Wiege gelegen hatten, entwickelten ſich plötzlich auf überraſchende Weiſe. Johann van Eyck, der Zeitgenoſſe Philipps des Guten, erfand die Oelmalerei und gab dadurch den Farben, die man früher mit Gummiwaſſer, Eiweiß oder geſchmolzenem Wachs gemiſcht hatte, einen ungewöhnlichen Glanz. Er entdeckte zu gleicher Zeit die Kunſt, die Farben auf dem Glaſe zu fixiren, oder verbeſſerte wenigſtens die Glasmalerei ſo ſehr, daß er ſie in eine neue Kunſt umſchuf. Abgeſehen von ſeinem erfinderiſchen Geiſte beſaß Johann van Eyck noch ein großes Talent als Maler. Seine Bilder, die ſeines Bruders Hubert und die Gemälde des fleißigen Hemling gehören noch jetzt zu den ſchönſten Blumen, welche in der glänzenden Kunſtkrone Belgiens leuchten. Die Bildhauerkunſt begann ebenfalls ſich raſch zu entwickeln. Werke der Kupferſtecherkunſt kannte man damals noch nicht und beſchränkte ſich auf Holzſchnitte. Die Baukunſt dagegen war in ihrem größten Glanze und die ſchönſten Muſter des gothiſchen Styls entlehnte man zu jener Zeit aus Belgien. Jan Appelmans legte 1422 den Grundſtein des Thurms zu Antwerpen, deſſen Kühnheit und Schönheit Jeden mit Bewunderung erfüllen. Etwas ſpäter baute Jan Ruysbroeck den Thurm des Stadthauſes zu Brüſſel; das Stadthaus von Löwen, dieſes ſteinerne Kunſtwerk, iſt gleichfalls ein Meiſterſtück dieſer ruhmreichen Zeit der Baukunſt.

Die Herzöge von Burgund waren große Freunde und Gönner der Tonkunſt; auch wurde dieſe während ihrer Herrſchaft von den Belgiern mit mehr Glanz als von den anderen Nationen ausgeübt. Es waren

Belgier, die in Frankreich und Italien die Muſik als eine Wiſſenſchaft einführten und als Lehrer die Völker unterrichteten; während der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war ein Hennegauer, Jan Ackerghem, Kapellmeiſter der Könige von Frankreich, während ein Brabanter, Jan Tinctor oder der Färber, zu Neapel eine Muſikſchule ſtiftete und Kapellmeiſter Ferdinands, Königs von Aragonien, ward. Andere Belgier gaben zu Rom oder Mailand der Tonkunſt ihre Richtung. Ludwig Berken aus Brügge erfand 1476 die Kunſt, Diamanten mit ihrem eigenen Staube auf eiſernen Scheiben zu ſchleifen. Unter den vielen anderen Erfindungen, welche während dieſes Zeitraums der Menſchheit zum Geſchenk gemacht wurden, haben zwei einen unermeßlichen Einfluß auf die Welt ausgeübt: erſtens, die der Buchdruckerkunſt mit beweglichen Buchſtaben, welche um 1440 in Holland oder Teutſchland gemacht wurde und ſich in wenigen Jahren über ganz Belgien verbreitete; zweitens, die des Compaſſes, welche der Schifffahrt eine bis dahin unbekannte Ausdehnung gab und geſtattete, daß die Schiffe, die früher nicht gewagt hatten, die Küſten zu verlaſſen, nun den Ocean kühn durchſchneiden durften. Es geſchah ebenfalls während des fünfzehnten Jahrhunderts, daß einige Seeleute von Brügge die Azoren entdeckten, Vasco de Gama, ein Portugieſe, den Seeweg nach Oſtindien, am Cap der guten Hoffnung vorbei, auffand und Chriſtoph Columbus durch die Entdeckung des Feſtlandes von Amerika zu den drei bekannten Welttheilen einen vierten fügte.

Siebentes Buch.

Belgien unter den Fürſten aus dem Hauſe Oeſtreich.

Erſtes Capitel.

Der minderjährige Philipp folgt ſeiner Mutter Maria in allen ihren Staaten nach. — Maximilian als Reichsvogt. — Wilhelm von der Mark, von Frankreich unterſtützt, verwüſtet das Lüttich'ſche Gebiet, tödtet den Biſchof und wird enthauptet. — Kriege der Fläminger gegen Maximilian. — Großer Auflauf zu Brügge. — Maximilian wird von den Bürgern drei Monate lang gefangen gehalten. — Maximilian, zum Kaiſer von Teutſchland erwählt, verläßt Belgien.

Von 1482 bis 1494.

Durch den Tod der Herzogin Maria fielen Belgien und alle anderen burgundiſchen Staaten an ihren jungen Sohn Philipp, welcher, 1478 zu Brügge geboren, jetzt nur ein Alter von vier Jahren erreicht hatte. Man ſah ſich daher verpflichtet, einen Reichsvogt zu ernennen, um das Land bis zur Mündigkeit des jungen Herzogs zu regieren, und konnte natürlich ohne gewichtige Gründe Niemanden ſonſt als ſeinen Vater Maximilian dazu nehmen. Die Fläminger allein weigerten ſich, ihn als ſolchen anzuerkennen, trotz dem, daß die anderen Theile des Landes es ohne alle Schwierigkeiten gethan hatten.

Als Maximilian zuerſt nach Flandern kam, hatten ihn die Fläminger mit großer Liebe empfangen und um ſeiner Tapferkeit bei Guinegate willen in ihm einen heldenmüthigen Schirmherrn des Landes und durch ihn eine glücklichere Zeit zu ſehen gehofft. Leider aber täuſchte ſie Maximilian in allen ihren Erwartungen und zog ſich aus mehr als einem Grunde ihren Haß zu. Der Krieg mit Frankreich dauerte immer noch an den Grenzen fort und beſtand vorzüglich in unaufhörlichen Scharmützeln und Plünderungen. Der Handel litt auf dieſer Seite dadurch ungeheuer und es ließ ſich nicht hoffen, daß die Feindſeligkeiten bald ein Ende nähmen. Ungeachtet der ſchweren Abgaben, welche Flandern auferlegt wurden, um die Kriegskoſten zu beſtreiten, geſchah doch nichts Entſcheidendes und man beſchuldigte den Herzog öffentlich der Trägheit und des Mangels an Kraft. Um ihren Handel zu retten, zeigten die Fläminger ſeit längerer Zeit große Neigung zum Frieden mit Frankreich und hatten bereits freundliche Unterhandlungen angeknüpft, Maximilian jedoch, der einen eigenthümlichen Haß gegen den König hegte und deſſen Argliſt kannte, hatte ſich dieſem Vorhaben entſchieden widerſetzt. Uebrigens lagen gegen den Letzteren noch viele Urſachen zum Misvergnügen vor; er war ſchwach, ließ die Angelegenheiten des Landes immer mehr und mehr in Verwirrung gerathen, verſchwendete das Geld ſeiner Unterthanen in Feſtlichkeiten und Gelagen mit höhniſcher Gleichgültigkeit und, was die Fläminger am meiſten erbitterte, er befolgte nur den Rath teutſcher Herren, aus denen ſein Hofhalt ausſchließlich beſtand.

Die Fläminger, die auf eine gute Gelegenheit warteten, um Maximilian die Regierung der Grafſchaft zu entreißen, hielten den jungen Philipp und deſſen Schweſter Margaretha in Gent feſt und ernannten vier Edelleute zu Vormündern der fürſtlichen Kinder. Es vereinigten ſich zu Gent Abgeordnete der drei Städte Gent, Brügge und Ypern, um im Namen des jungen Herzogs Flandern zu regieren. Durch dieſe Maaßregeln ward Maximilian aller Einfluß auf die Angelegenheiten der Grafſchaft geraubt und ihm ſelbſt nicht einmal geſtattet, ſeine Kinder zu ſehen. Das Erſte, was der Rath von Flandern zu Ende des Jahres 1482 zu Stande brachte, war ein Friedensvertrag mit Frankreich, in welchem man unter Anderem feſtſetzte, daß die junge Margaretha als Verlobte des franzöſiſchen Kronprinzen nach Paris geführt werden und bei ihrer Vermählung dereinſt Burgund, Artois und einige andere, auf franzöſiſchem Boden gelegene Beſitzungen ihren Brautſchatz bilden ſollten. Um Schlimmeres zu vermeiden, ſah ſich Maximilian gezwungen, dieſen Frieden zu unterzeichnen, wie ſehr es ihn auch ſchmerzte, ſeine Anſprüche auf die burgundiſchen Lande aufgeben zu müſſen. Bald darauf ging Margaretha nach Frankreich.

Unterdeſſen war Maximilian mit einem kleinen Heere nach Holland gezogen, um die ruheſtörende Partei der Hoeks zu beſtrafen und die Einwohner von Utrecht zu zwingen, den von ihnen verjagten Biſchof wieder aufzunehmen. In beiden Angelegenheiten trug er den Sieg davon.

Während die anderen Theile des Landes ſich eines kurzen Friedens erfreuten, ſah das Bisthum Lüttich plötzlich ſeinen Boden mit Blut getränkt; die unglückliche Stadt trug noch die Spuren der Verwüſtung durch Karl den Kühnen. Kaum daß ſie langſam begann, ſich aus ihren Trümmern zu erheben, kaum daß der wieder aufblühende Handel in den Herzen der Bürger Muth und Hoffnung für eine beſſere Zukunft weckte, als ſich auch ſchon wieder eine neue Geißel für das Bisthum zeigte. Wilhelm von der Mark, ein heftiger und hochmüthiger Mann, ward Bürgermeiſter oder Mambour von Lüttich und gebrauchte die Macht, die dieſe Würde ihm gab, zu unaufhörlichen Gewaltthaten. Die Stände des Bisthums verbannten ihn deswegen auf fünfzig Jahre aus dem Lande. Voll Haß und Rachſucht gegen den Biſchof Ludwig von Bourbon, der ihm die Strafe zugezogen, eilte er nach Frankreich zu dem böſen Könige Ludwig XI. Dieſer, dem nichts lieber war, als Belgien in Aufruhr zu bringen, um Maximilian Unanehmlichkeiten zuzuziehen, gab Wilhelm von der Mark einige Truppen und das nöthige Geld, ſein Vaterland mit einem verwüſtenden Kriege heimzuſuchen. Zu ihm geſellten ſich viele franzöſiſche und ſchweizeriſche Landſtreicher, welche beutegierig ſich unter ſeine Befehle ſtellten. Mit dieſem Räuberhaufen überfiel er wie ein vernichtender Sturm das Lüttich'ſche Gebiet, ſetzte das platte Land in Feuer und Flammen und vergoß das Blut ſeiner Landsleute mit ſchändlicher Grauſamkeit. Niemand wagte ihm Widerſtand zu leiſten; Alles floh vor ihm und die erſchreckten Einwohner gaben ihm den Namen: „der Eber der Ardennen." Nachdem er das ganze Bisthum verwüſtet hatte, zeigte er ſich vor Lüttich und bedrohte die Stadt mit einer furchtbaren Plünderung. Der Biſchof rief die bewaffneten Bürger zuſammen, um ihn zu bekämpfen; aber die Furcht vor Jenem war ſo groß, daß ſich nur wenig Freiwillige erboten und er nur mit Mühe eine geringe Macht zu ſtellen vermochte. Demungeachtet wollte er ſeinem Feinde entgegenziehen und verließ die Stadt an der Spitze dieſes unbedeutenden Corps. Es war eine Vermeſſenheit; denn wie durfte eine Hand voll furchtſamer Krieger daran denken, auch nur den geringſten Sieg über die Räuberbanden des Ebers davon zu tragen? Auch wurden die Lütticher bei dem erſten Angriff geworfen und zerſtreut. Da der Biſchof ſich in einem Engpaſſe befand, ſtürzte Wilhelm von der Mark wüthend auf ihn zu und ſpaltete ihm mit einem einzigen Hiebe ſeiner Streitaxt den Kopf. Die Leiche wurde von des Ebers Mannen zerhackt und verſtümmelt. Der ſiegreiche Räuber ließ ſich die Thore der Stadt öffnen und dort noch viele Menſchen ermorden. Darauf wollte er die Canonici von St. Lambert zwingen, ſeinen Sohn zum Biſchof von Lüttich zu erwählen. Mittlerweile war aber ein brabantiſches Heer bis zu den Mauern der Stadt vorgerückt; das Capitel wollte ſich durchaus nicht dazu verſtehen, Wilhelms von der Mark Forderung zu erfüllen, ſondern wählte den Herrn von Croy zum Biſchof. Nachdem das brabantiſche Heer eine Zeit lang Lüttich umzingelt gehalten, zog es unverrichteter Sache wieder ab. Der Eber zwang die Einwohner, die Waffen zu ergreifen, und verließ die Stadt mit einer bedeutenden Kriegsmacht, um ſeine Verwüſtungen von Neuem zu beginnen; er unterwarf ſich Haſſelt, St. Trond und Tongern mit Gewalt, indem er die biſchöflichen Truppen mehr als einmal ſchlug. Jetzt nahte ſich ein anſehnliches Heer, aus Brabantern und Hennegauern zuſammengeſetzt, unter dem

Oberbefehl Philipps von Cleve. Der Eber wartete jedoch den Angriff deſſelben nicht ab, ſondern zog ihm eiligſt ſelbſt entgegen. Diesmal war ihm indeſſen der Ausgang des Kampfes nicht günſtig, ſein ganzes Heer wurde vernichtet oder aus einander geſprengt und er ſelbſt gezwungen, ſich durch die Flucht zu retten. Er ſchloß ſich in Lüttich ein und vertheidigte ſich dort hartnäckig, dem Haſſe der Bürger zum Trotz. Während er in der Stadt als ein Tyrann herrſchte, bemühten ſich die Bürger, den Frieden von dem Erzherzoge zu erhalten. Aber Wilhelm, der wohl einſah, daß ſein Haupt der Preis des Friedens ſein würde, ließ die beiden Bürgermeiſter von Lüttich ergreifen und durch ſeine Leute ermorden, weil ſie ſich erkühnt hatten, wider ſeinen Willen von einem Friedensvertrage zu reden.

Wilhelm von der Mark leiſtete Widerſtand bis um die Mitte des Jahres **1484**, wo er mit Maximilian einen Frieden ſchloß, unter der Bedingung, daß dieſer ihn auf keine Weiſe wegen des Geſchehenen verfolgen ſolle. Statt des Herrn von Croy ernannte das Capitel einen anderen Biſchof, Johann van Hoorne, ſowie den Erzherzog zum Mambour oder weltlichen Regenten von Lüttich. — Maximilian benahm ſich in dieſer Angelegenheit mit Liſt und Falſchheit; er wartete, bis Wilhelm von der Mark ſeinen Einfluß und ſeine Macht verloren hatte, und ließ ihn dann in Maeſtricht auf dem Schaffot hinrichten, dem Friedensvertrage zum Trotz. In dem Augenblicke, in welchem er den Todesſtreich empfangen ſollte, rief der Eber aus, er werde ſchon ſeinen Rächer finden. Sein Bruder Eberhard begann dieſe Prophezeihung unmittelbar auszuführen. Heimlich von Frankreich unterſtützt, brachte er neue Truppen auf, raubte, brannte und mordete ſieben Jahre lang auf Lüttichſchem Boden, und zwang endlich den Biſchof in Gegenwart ſeines Heeres, ihn um Verzeihung zu bitten wegen der Ermordung Wilhelms.

Nachdem Maximilian in Holland den Sieg davon getragen, zog er mit ſeinem Heere nach Belgien, in der Abſicht, ſich an den Flämingern zu rächen und ſie zu zwingen, ihn als Vormund ſeiner Kinder anzuerkennen. Mittlerweile führten die Genter ihren jungen Herzog Philipp mit großer Feierlichkeit nach Brügge, wo man den ſechsjährigen Knaben mit außerordentlicher Freude und Verehrung empfing und ihn dann mit zweihundert prächtig gekleideten Reitern nach Gent zurückbegleitete. Acht Tage ſpäter erſchien in Brügge Anton, genannt der große Baſtard von Burgund, der ſeit der Schlacht bei Nancy in Frankreich als Geſangener behalten worden war. Die Brügger empfingen den edeln Ritter ſehr feierlich und er verſprach ihnen, ſein Möglichſtes zu thun, um den Frieden mit Maximilian zu vermitteln. Er reiſte darauf durch Gent nach Brüſſel zu dem Erzherzoge und ſetzte denſelben von den friedlichen Geſinnungen der Fläminger in Kenntniß. Aufgeblaſen durch ſeine letzten Siege, gab ihm jedoch Maximilian zur Antwort, daß er mit den Bauern und Lumpen von Gent Nichts zu thun haben und ihnen zum Trotz Vormund über ſeine Kinder ſein wolle. Dies erfuhren die Stände von Flandern und es erbitterte die Gemüther nur noch mehr. Man rüſtete ſich dort raſch zum Kriege und ſchloß ein engeres Bündniß mit dem Könige von Frankreich, Karl VIII., der 1483 ſeinem verſtorbenen Vater in der Regierung gefolgt war.

Als die Truppen des Erzherzogs in das Feld rückten, trugen ſie einige Vortheile über die Fläminger davon und eroberten unter Anderem Dendermonde, Audenaerde und Geeraerdsberge. Die Fläminger ließen jedoch den Muth nicht ſinken und waren Willens, den Krieg hartnäckig fortzuführen. Sie hofften viel von Frankreichs Unterſtützung und der Feldherr Esquerdes kam auch wirklich mit achthundert auserleſenen Reitern nach Gent. Dieſe betrugen ſich aber ſehr gewaltthätig und beraubten und plünderten Freund wie Feind, ſo daß die Fläminger die fremden Raubgeſellen ſehr bald müde wurden und ſich bemühten, Frieden zu ſchließen, um nur von dem Drucke der franzöſiſchen Reiter erlöſt zu werden. Brügge trat zuerſt in Unterhandlung und ging 1485 einen Vertrag ein, durch welchen Maximilian als Vormund ſeines Sohnes Philipp anerkannt wurde. Der Erzherzog hielt ſeinen Einzug in die Stadt und wurde wohlwollend und ehrerbietig empfangen. Kurz darauf ſchloß Gent unter denſelben Bedingungen Frieden und zeigte ſich bereit, den Erzherzog ebenfalls zu empfangen. Maximilian erſchien nun vor Gent an der Spitze eines bedeutenden Heeres, trotz ſeinem Verſprechen, nur mit einem angemeſſenen Gefolge zu kommen; obgleich dies die Einwohner ſehr verdroß, ſo öffneten ſie doch die Thore und brachten den jungen Philipp zu ſeinem Vater, der ihm mit freudiger Rührung entgegeneilte und ihn zärtlich umarmte. Unter dem Zujauchzen des Volks zog er darauf mit ſeinen Truppen in die Stadt und blieb hier eine Woche lang, ohne daß die Ruhe geſtört wurde. Aber ſeine teutſchen Soldaten thaten den Einwohnern ſo viel Aerger und Schmach an, daß die geringen Bürger nach Rache ſchrieen. Am achten Tage liefen die Mitglieder der Gilden in großer Menge auf dem Markte zuſammen, in der Abſicht, die öſtreichiſchen Krieger aus der Stadt zu treiben. Dieſe aber ſchlugen die Aufrührer in die Flucht, ſieben Rädelsführer wurden ſogleich ergriffen und enthauptet, und Maximilian zwang den Magiſtrat von Gent, ihn öffentlich um Verzeihung zu bitten.

Nachdem er die Genter auf dieſe Weiſe gedemüthigt, zog der Erzherzog nach Mecheln und entließ ſein Heer.

Wenige Zeit nachher erwählten die Kurfürſten ihn zum römiſchen Könige und demgemäß zum Erben des Kaiſerthums. Er ward im April 1486 zu Aachen gekrönt Als er ſich in Teutſchland befand, erſuchten ihn der König von England und der Herzog von Bretagne, mit ihnen ein Bündniß gegen Frankreich zu ſchließen. Da ihm dies ſehr gelegen kam, um ſich an einem Lande zu rächen, das ihm ſtets feindlich geſinnt geweſen, ging er darauf ein und begann augenblicklich den Krieg an der franzöſiſchen Gränze.

Bei dem Abſchluſſe des Friedens mit den flämiſchen Gemeinen hatte Maximilian als Entſchädigung beträchtliche Geldſummen verlangt und erhalten. Die großen Städte Flanderns waren mit Schulden belaſtet, Brügge allein hatte ein Deficit von 14,000 Pfund. Demungeachtet wollte Maximilian die Grafſchaft Flandern zwingen, drei Jahre hindurch jährlich 900,000 Goldkronen zu zahlen. Auf ſeine Anforderungen erwiederten die Stände, daß Flandern bereits tief genug in Schulden ſtecke, und daß man ihm keine Geldunterſtützung bewilligen werde, um Krieg gegen ein Land zu führen, mit dem ſie zu Arras Frieden geſchloſſen hatten. In Folge deſſen erhob nun der römiſche König in den kleinen Städten und auf dem platten Lande allerlei Steuern und zog ſich dadurch den allgemeinen Haß zu. Obendrein wurde er in der Zwiſchenzeit faſt in allen Gefechten geſchlagen und ſah ſein Heer ganz zuſammenſchmelzen, theils durch den Tod, theils durch Deſertion, denn ſeine Truppen beſtanden faſt ganz aus Miethlingen und er hatte die flämiſchen Krieger nicht mehr unter ſeinem Befehl. Um nicht als ein Flüchtling die Grenze zu verlaſſen, ſah er ſich 1487 zu Unterhandlungen mit Frankreich gezwungen. Seine Niederlage verurſachte große Freude in Flandern und der Haß der Fläminger, durch die Verachtung geſteigert, kannte jetzt keine Grenzen mehr. Im ganzen Lande hörte man nichts als Vorwürfe der Feigheit und Ungeſchicklichkeit, und Schmähworte gegen den erniedrigten Fürſten ertönten überall. Dies waren die Vorzeichen eines furchtbaren Gewitters, das gleich darauf ausbrach. Wie gewöhnlich begann der Aufruhr in Gent. Der von Maximilian angeſtellte Magiſtrat wurde abgeſetzt und ein anderer von dem Volke ernannt. Man bildete zahlreiche Banden von Wittenkapruinen und Groententers, um das Land zu durchſtreifen und die Soldaten des römiſchen Königs zu überfallen, wo man ſie fand. Maximilian, von Antwerpen nach Brügge reiſend, fiel ſelbſt in einen Hinterhalt der Genter. Seine Leibwache ſchlug dieſelben jedoch in die Flucht. Da die Brabanter und Antwerpener auf des römiſchen Königs Seite waren, ſo fingen die Wittenkapruinen und Groententer alle Kaufleute und Reiſige auf, die, aus den Brabanter Städten kommend, es wagten, ſich auf Genter Gebiet zu zeigen.

Maximilian wurde nicht eben freundlich zu Brügge empfangen. Zwar war Alles bei ſeinem Einzuge ganz ruhig; auf den Geſichtern der Bürger las man jedoch deutlich, daß dieſe Ruhe nicht lange dauern werde, und es zogen viele reiche Familien mit ihren Schätzen aus der Stadt, als ob ſie fürchteten, daß die Ankunft des Fürſten augenblicklich eine Empörung veranlaſſen würde. Maximilian ging nach Ypern und kehrte dann mit einer Leibwache von 250 Mann Reiterei und Fußvolk nach Brügge zurück. Dieſes Corps zog täglich aus den Thoren, um die Bewohner auf dem platten Lande ihrer beſten Habe zu berauben, und kam Abends mit der Beute nach der Stadt, ſo daß Brügge ganz das Anſehen einer Feſtung erhielt. Dies war die Urſache, daß faſt alle fremde Kaufleute ſich nach Antwerpen überſiedelten und daß, wer damals noch blieb, doch wenigſtens ſpäter die Stadt verließ, als der Aufruhr auf blutige

Weiſe ſein Banner erhob. Aus dieſer Zeit ſtammt die Entwickelung Antwerpens als Handelsſtadt und der Beginn des Verfalls von Brügge. Die Unzufriedenheit der Bürger zeigte ſich zuerſt thätlich in einer Verſammlung der Gemeinen, welche Maximilian berufen hatte, um von ihnen Geld und Truppen zum Kriege zu verlangen. Sie ſchlugen ihm nicht allein ſeine Forderung trotzig ab, ſondern die verſammelten Gilden beſchloſſen auch, man ſolle dem römiſchen Könige zu wiſſen thun, daß ſie die teutſchen Soldaten aus Brügge entfernt ſehen und ſelbſt ihre Thore bewachen und öffnen oder ſchließen wollten, wie ſie es für gut hielten. Dies verdroß Maximilian über die Maaßen und erbitterte ihn um ſo mehr gegen die Einwohner, als ſie ihm täglich neue Beweiſe des Ungehorſams gaben. In der Abſicht, die Brügger gewaltſam zu unterdrücken, entbot er heimlich den Herrn von Gaesbeck mit allen ſeinen hennegauiſchen Reitern und wähnte, daß die Bürger dieſe Truppen ohne Argwohn in die Stadt laſſen würden. Aber darin täuſchte er ſich, und wie er auch bat und drohte, es half ihm Nichts. Die Gilden liefen an den Thoren zuſammen und hielten dieſelben, ihm zum Trotze, geſchloſſen. Einige Bemühungen Maximilians, das Volk zu überliſten, verunglückten und beſchleunigten noch den Augenblick des Ausbruchs. Endlich am 1. Februar 1488 flammte das lange verborgne Feuer auf; die Gilden rührten die Trommel, läuteten die Sturmglocke und trugen ihre Banner gleich ſo vielen Blutflaggen durch die Straßen. Von allen Seiten ſtrömten bewaffnete Bürger herbei und bald waren die Hauptplätze der Stadt von dem wüthenden, nach Rache ſchreienden Volke bedeckt. Fürchtend, von den Truppen des Fürſten und ſeiner Anhänger überfallen zu werden, umgaben die Gilden den großen Markt mit Palliſaden, ſtellten 50 Stück Geſchütz zur Vertheidigung dieſer abſonderlichen Feſtung auf und ſchlugen dort ihre Zelte auf. In der Mitte der Verſchanzung erbauten ſie ein Schaffot und ſchleppten alle Werkzeuge der Folterbank herbei. Darauf ſandten ſie ihre bewaffneten Haufen nach verſchiedenen Seiten aus, um die Magiſtratsperſonen und die Freunde des Fürſten gefangen zu nehmen, und ſchleppten dieſe Unglücklichen im Angeſichte des Volkes zur Folterbank. Viele dieſer Unglücklichen wurden dort mit furchtbarer Grauſamkeit gemartert und dann auf dem Schaffote enthauptet. Von den Gentern aufgehetzt machten nun die Brügger den römiſchen König ſelbſt zum Gefangenen und wieſen ihm zum Kerker ein Haus, die Cranenburg genannt, an, das ſie mit eiſernen Gittern verſahen und mit einer Wache von vierhundert Mann beſetzten.

Während Maximilian, ſtreng bewacht und nicht wiſſend, welches Schickſal ihn erwarte, aus ſeinem Gefängniſſe voll Angſt auf den Markt blickte, hielten die Dechanten der Gilden offenes Gericht vor den Augen des erſtaunten Fürſten; täglich ſah er ſeine treueſten Diener und wärmſten Freunde auf die Folter ſpannen und nach entſetzlichen Qualen durch die Hände des Henkers umkommen. Nachdem dies einige Zeit gewährt hatte, begannen die Rädelsführer zu fürchten, daß der römiſche König, der ſie aus ſeinem Fenſter auf dieſe Weiſe beſchäftigt ſah, ſpäter an ihnen dieſen Gewaltſtreich rächen würde. Deshalb verlangten ſie, daß man Maximilian in ein anderes Gefängniß, das keine Ausſicht auf den Markt gewähre, bringen ſolle, und behaupteten, daß die Cranenburg nicht ſicher genug ſei und der Fürſt leicht daraus entfliehen könne. Demgemäß beſchloß man, ihn nach dem Hofe Philipps von Cleve an der Eſelsbrücke, der ganz und gar mit eiſernen Gittern verſehen war, zu bringen.

Als die Abgeordneten der Gemeinen den römiſchen König aus ſeinem Gefängniſſe geholt und nach dem Markte gebracht hatten, erſuchte er ſie, den Anführern des Volkes folgende drei Wünſche vorzutragen, nämlich: ihn perſönlich nicht zu mishandeln, ihn nicht an die Genter auszuliefern und achtzehn Perſonen ſeines Gefolges zu ihm kommen zu laſſen, um ihn zu bedienen. Dieſe drei Bitten, welche er von Banner zu Banner mit entblößtem Haupte that, wurden ihm zugeſtanden und er zog in ſeine neue Wohnung. Eine Wache von ſechs und dreißig Mann wurde aufgeſtellt, um ſich ſeiner zu verſichern. Dieſe bildeten ſechszehn Bürger von Gent, zwölf von Brügge und acht von Ypern. Während man nun zu Brügge fortfuhr, blutige Rache an allen denjenigen auszuüben, welche unter Maximilian ein Amt bekleidet hatten, und Schuldige wie Unſchuldige unter dem Schwerte des Henkers fielen, ſetzten die Genter den Krieg gegen die Feldobriſten des römiſchen Königs fort. Die anderen Provinzen des Landes, beſonders Brabant und Antwerpen, waren mit dem Benehmen der Fläminger gegen den Fürſten ſehr unzufrieden. Da ſie jedoch nicht hoffen konnten, ihn durch Gewalt zu befreien, ſo beſchloſſen die Stände in einer Verſammlung zu Mecheln, Maximilian die Reichsvogtſchaft über Flandern zu nehmen, aber ſie ihm über die anderen Provinzen zu laſſen. Dies als Grundbedingung aufſtellend, entwarfen nun die Fläminger einen Friedensvertrag und trugen ihn dem gefangenen Fürſten an. Allerdings mußte es ihm ſchwer fallen, ſich vor ſeinen Unterthanen zu beugen, die Reichsvogtſchaft über Flandern zu verlieren und die Rädelsführer des Aufſtandes auf keinerlei Weiſe verfolgen zu dürfen. Seine Furcht, an die Genter oder an Frankreich ausgeliefert zu werden, war indeſſen größer, als ſein Verdruß. Er ging die Friedensbedingungen ein und ſchwur bei den Reliquien der Heiligen, ſie treulich zu erfüllen. Die Fläminger trauten jedoch ſeinem Eide nicht vollkommen, ſondern verlangten Geißeln zum Unterpfande für ſeine Redlichkeit. Philipp von Cleve, ein tapferer und berühmter Feldherr, bot ſich an, ſich den Gentern als Geißel zu überliefern, und leiſtete im Angeſicht des Volkes den Eid, ſich unmittelbar nach Gent zu begeben und dort zu bleiben, bis alle Friedensbedingungen erfüllt ſein würden. Obendrein verpflichtete er ſich, auf der Seite der Fläminger gegen Alle zu kämpfen, welche irgend einen Punkt des Vertrages brächen. Brügge erhielt als Geißeln zwei Blutsverwandte Maximilians, den Markgrafen von Baden und den Herzog von Baiern. Maximilian bekam nun ſeine Freiheit und verließ Brügge nach mehr als dreimonatlicher Kerkerhaft. Unmittelbar darauf verlangte er, daß die Gem[illegible]n die Geißeln wieder loslaſſen ſollten. Ihm ward jedoch die kühne [illegible]ort, daß er durch dieſe Forderung ſeinen Eid bräche. Mangel an Macht würde ohne Zweifel Maximilian gezwungen haben, den Frieden zu halten, wie unangenehm es ihm auch ſein mußte, das ihm abgepreßte Verſprechen zu erfüllen. Aber wenige Tage ſpäter kam ſein Vater, der Kaiſer von Teutſchland, ihm mit einem Heere von 20,000 Mann zu Hülfe. Ohne den geſchloſſenen Frieden zu achten, begannen dieſe fremden Truppen das platte Land zu verwüſten und die kleinen Städte anzugreifen. Trotz ihrer großen Zahl, da ſich noch 20,000 Wallonen mit ihnen vereinigt hatten, lähmte ihre Gegenwart doch den unbegreiflichen Muth der Genter nicht. Philipp von Cleve, ſeinem Eide treu, befehligte die Kriegsmacht derſelben, und von dieſem geſchickten Feldherrn geleitet ſchlugen die Fläminger ihre Feinde mehr als einmal, beſonders bei der Belagerung von Damme, wo die Teutſchen große Verluſte erlitten. Gent wagten ſie nicht anzugreifen und die Fläminger wehrten ſich ſo tüchtig, daß der Kaiſer den Krieg aufgab und mit ſeinem entmuthigten Heere nach Antwerpen zog. Dieſe Stadt war dem römiſchen Könige beſonders zugethan, weil ſie während der Unruhen den Handel von Brügge an ſich gezogen hatte und vermittelſt eines ununterbrochenen Friedens ihr Glück auf immer zu befeſtigen gedachte. Anders war es mit Brüſſel und Löwen; während der Kaiſer ſich noch in Antwerpen befand, öffneten dieſe Städte ihre Thore den Flämingern, die unter Philipps von Cleve Befehl nach Brabant gezogen waren. Ueberhaupt erklärte ſich dieſer Theil des Landes gegen Maximilian und ſtellte den Flämingern zahlreiche Hülfstruppen. Als Bundesgenoſſe von Flandern ſandte auch der König von Frankreich ſeinen Feldherrn Esquerdes mit 20,000 Mann nach Gent, um den Flämingern und Brabantern beizuſtehen. Dieſe beträchtliche Unterſtützung gereichte denſelben jedoch nicht eben zum Vortheil; denn die Franzoſen drückten die Einwohner auf jede Weiſe. Der Krieg dauerte noch ein ganzes Jahr, doch fielen keine entſcheidenden Gefechte vor. Kleine Kämpfe, Brennen, Rauben und Morden erlebte man täglich. Aber das Ende dieſes Treibens ſah noch Niemand vorher. Da kam plötzlich die Nachricht nach Belgien, daß Frankreich ein Bündniß mit dem teutſchen Kaiſer geſchloſſen habe. Um das Unglück voll zu machen, brach plötzlich eine gräßliche Seuche in Brüſſel aus und raffte 33,000 Menſchen hin. Die Fläminger und Brabanter verloren dadurch allen Muth und begannen laut um Frieden zu bitten. Brüſſel empfing den Herzog von Sachſen in ſeinen Mauern und erkaufte ſich mit Geld den Frieden. Endlich 1489 ward ein allgemeiner Friede zwiſchen Flandern und Maximilian geſchloſſen, jedoch unter ſchlimmen Bedingungen für die Gemeinen. Die Magiſtratsperſonen der Städte mußten mit entblößtem Haupte, barfuß und in ſchwarze Gewänder gekleidet um Gnade flehen und Flandern

300,000 goldene Kronen als Kriegskoſten zahlen. Seinerſeits verpflichtete ſich Maximilian, die teutſchen Truppen aus der Grafſchaft zu entfernen.

Die Genter zeigten ſich nicht zufrieden mit den Bedingungen, obwohl ſie ſich unterwarfen und für den Augenblick aus der Noth eine Tugend machten. Aus Dankbarkeit ſchenkten ſie Philipp von Cleve 4000 rheiniſche Gulden und nahmen etwas ſpäter den Herzog Albrecht von Sachſen als Bevollmächtigten des römiſchen Königs in ihren Mauern auf. Philipp von Cleve wollte jedoch von keinem Frieden wiſſen, ſondern warf ſich mit ſeinen tapferſten Soldaten in die Feſtung Sluys, die ſehr ſtark und durch zwei Caſtelle geſchützt war. Dieſer Widerſtand hatte damals in den Augen der Fläminger einen Schein von Rechtmäßigkeit, da die teutſchen Truppen trotz den Bitten der Städte überall in Flandern blieben. Dadurch entſtanden bald neue Unruhen in Brügge und Gent, welche durch die ſtrenge Regierung Engelberts von Naſſau, den Maximilian zum Landvogt von Flandern ernannt hatte, noch erbitterter wurden. Nach drei Jahren endlich übergab Philipp von Cleve die Feſte Sluys 1492 an den Herzog von Sachſen in Folge eines Vertrages, kraft deſſen man ihm ſeine lange Gegenwehr verzieh und ihm eine runde Summe von 60,000 Gulden und einen Jahrgehalt von 6000 Gulden zuerkannte.

Nachdem die Ruhe nun endlich hergeſtellt war, entſtand noch in dieſem Jahre eine neue Urſache zum Kriege. Das Herzogthum Bretagne war das Erbe einer jungen Fürſtin, Namens Anna. Maximilian bewarb ſich um die Hand derſelben, mit der Abſicht, jenes anſehnliche Beſitzthum dadurch Frankreich zu entreißen; als jedoch der König Karl VIII. dies vernahm, zwang er die junge Anna, ihn zu heirathen, obwohl er bereits mit der Tochter Maximilians, Margaretha von Oeſtreich, verlobt war. In dem dadurch entſtandenen Kriege zogen die Franzoſen den Kürzeren. Arras ließ die Belgier einziehen und die Sachen nahmen eine ſo nachtheilige Wendung für Frankreich, daß Karl ſich genöthigt ſah, durch die Abtretung der Provinzen Artois und Franche Comte an Maximilian den Frieden zu erkaufen.

Im Jahre 1493 ſtarb Friedrich III., Maximilians Vater. Dieſer Letztere ward als Kaiſer gekrönt und verließ Belgien, um ſich nach Teutſchland zu begeben.

Zweites Capitel.

Der junge Philipp, genannt der Schöne, übernimmt die Regierung. — Liebe der Niederländer zu ihm. — Er vermählt ſich mit einer ſpaniſchen Fürſtin. — Geburt des berühmten Kaiſers Karl V. — Philipp wird zu Brüſſel als König von Spanien gekrönt, beſucht ſein neues Reich und ſtirbt in Burgos. — Maximilian übernimmt die Vormundſchaft des jungen Karl. — Margaretha von Oeſtreich, Statthalterin der Niederlande. — Schlacht bei Guinegate. —

Von 1494 bis 1515.

Endlich athmete das erſchütterte Belgien wieder auf und begann in tiefer Ruhe ſeine Wunden zu heilen. Dieſe tröſtliche Hoffnung würde damals faſt vermeſſen geſchienen haben, da dieſes Land ſich noch nie in einem ſo traurigen Zuſtande befunden hatte. Alles war in Verwirrung, der Handel in Flandern meiſt vernichtet, das Volk und die Städte durch den Krieg erſchöpft und verarmt, das platte Land verwüſtet, Haß und Rachſucht trennten die Bürger, kurz das Elend war grenzenlos. Aber Belgien ſollte nun von einem eigenen Fürſten regiert werden und die Einwohner wußten genugſam, theils durch eigene Erfahrung, theils durch die Ueberlieferung ihrer Väter, daß die einzige Bedingung von des Landes Wohlfahrt an den Beſitz eines Fürſten geknüpft war, den weder Zwang noch Neigung dazu bringen konnte, das Intereſſe der Niederlande den Intereſſen eines anderen größeren Reiches aufzuopfern.

Unter den bedenklichſten Verhältniſſen ward Philipp der Schöne Sohn Maria's von Burgund und Maximilians, in den Städten Belgiens als Erzherzog ausgerufen und empfing 1494 den Eid der Treue durch ſeine Geſandten. Er war damals kaum fünfzehn Jahre alt, als man ihm die Regierung in die Hände gab, aber die Hoffnung des Volkes ſo groß, daß Niemand daran Anſtoß nahm; im Gegentheil, die herzlichſte Freude herrſchte überall und zeigte ſich in ſämmtlichen Städten bei ſeinem Einzuge auf außergewöhnliche Weiſe. Die Belgier hatten Philipp ſtets geliebt, weil er, auf vaterländiſchem Boden geboren und erzogen, trotz allem Aufruhr und Unglück der beſtändige Gegenſtand der Ehrfurcht und Hoffnung der belgiſchen Provinzen geblieben war. Er, der Sohn der eben ſo geliebten wie betrauerten Maria von Burgund, hatte ſeit ſeiner Kindheit nicht allein Beweiſe der Liebe zu den Belgiern, ſondern auch des Heldenmuthes gegeben. So erzählte ſich das Volk in ſeiner Freude, daß der junge Erzherzog, noch als Kind von dem Herrn von Raveſtein zum Ritter geſchlagen, den Dolch gezogen habe, um ſich gegen ihn zu vertheidigen. Vieler anderen Dinge wußte ſich die Liebe ſeiner Unterthanen noch zu erinnern; kurz man konnte nun wieder bemerken, daß die Belgier, und beſonders die Fläminger, trotz ihrem unbeſchränkten Streben nach Freiheit, die tiefſte Neigung zu einem Fürſten nährten, der ihnen angehörte, wie ſie ihm angehörten wollten. Keine Unruhen, kein Aufruhr fand Statt; der Haß verging und alle verbrüderten ſich in der Freude und in der Ergebenheit für den vaterländiſchen Fürſten. Die allgemeine Freude in Flandern ward noch durch die Nachricht von einem feſten Frieden mit England vermehrt, ſo daß nun die Schiffahrt frei und ungehindert war, der Handel wieder auflebte und die Tuchwebereien einer neuen Blüthe entgegen ſehen konnten.

Im Jahre 1496 vermählte ſich Philipps Schweſter, Margaretha von Oeſtreich, mit Don Juan, Kronprinzen von Spanien, und im folgenden Jahre der Erzherzog Philipp ſelbſt mit des Letzteren Schweſter. Dieſe Verbindung, von den Ständen des Landes genehmigt, ward in der Stadt Lier gefeiert und iſt eine Begebenheit, auf welche wir unſere Aufmerkſamkeit richten müſſen, indem ſie auf das Schickſal Belgiens einen großen Einfluß ausübte und die ſpaniſche Herrſchaft in dieſem Lande mit allen ihren traurigen und blutigen Folgen derſelben ihren Urſprung zu verdanken hat.

Don Juan ſtarb 1498, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Durch dieſen frühzeitigen Tod mußte Spanien als Erbe ſpäter dem Erzherzoge zufallen, und obwohl man deswegen keine Furcht hegte, war es doch leicht vorauszuſehen, daß Belgien, unter demſelben Scepter mit einem großen Lande, eine düſtere Zukunft zu erwarten habe.

Der Erzherzog und ſeine Gemahlin, Johanna von Spanien, hielten gewöhnlich ihren Hof zu Gent; dort war es, wo die Erzherzogin am 24. Februar 1500 von einem Sohne entbunden wurde, welcher den Namen Karl erhielt. Die Geburt dieſes Kindes, das wir ſpäter als einen zweiten Alexander die Welt durch ſeine Kriegsthaten mit Staunen erfüllen ſehen werden, wurde in Belgien durch allgemeinen Jubel und öffentliche Feſte begrüßt, und die Wirkung dieſes Ereigniſſes auf die Einwohner von Belgien und Holland, welche damals den gemeinſamen Namen der Niederlande führten, war ſo außergewöhnlich, daß ſie in dem fürſtlichen Kinde bereits einen großen Mann ſahen. — Der berühmte Kaiſer Karl V. war geboren.

Auf den Rath des Biſchofs von Beſançon reiſte der Erzherzog Philipp mit ſeiner Gemahlin Johanna 1501 nach Spanien, um ſeine künftigen Unterthanen kennen zu lernen, aber die mürriſchen und ſteifen Sitten der Spanier misfielen ihm und er kehrte, ſeine Gemahlin dort laſſend, über Teutſchland nach Belgien zurück. Im Jahre 1504 ſetzte er zu Mecheln einen großen Rath ein, um die Angelegenheiten des Landes zu erwägen und über wichtige Rechtsfragen in letzter Inſtanz zu entſcheiden. Brabant, Flandern und Hennegau blieben jedoch, was das Recht betraf, unabhängig von demſelben. Zu gleicher Zeit führte er einen glücklichen Krieg gegen Herzog Karl von Geldern und hatte beinahe ſchon das ganze Land beſiegt, als ihm die Kunde ward, 1505, daß ſeine Schwiegermutter, Iſabella, Königin von Spanien, geſtorben ſei. Philipp ließ ſich zu Brüſſel als König krönen und ſchiffte ſich dann mit einem großen Gefolge von Belgiern zu Vlieſſingen ein. Nachdem man ihm in ſeinem neuen Reiche als Fürſten gehuldigt hatte, zeigte er den Niederländern, die er mit ſich gebracht, ein zu großes Vertrauen und gab deutlich zu erkennen, daß ihm die ſpaniſchen Sitten mißfielen. Dadurch entſtand ein tiefer Haß zwiſchen den Spaniern und den Niederländern, der nicht ohne Einfluß auf ſpätere Ereigniſſe blieb. Philipp ſelbſt, nicht minder von ſeinen neuen Unterthanen gehaßt, ward 1506 von einem hitzigen Fieber ergriffen und ſtarb im September zu Burgos. Sein Tod erſchütterte ſeine unglückliche Wittwe Johanna, welche ſich damals gerade guter Hoffnung befand, dermaaßen, daß ſie darüber den Verſtand verlor. Die Chronikenſchreiber jener Zeit geben zu verſtehen, Philipp ſei von den Spaniern aus Haß vergiftet worden. Dies iſt jedoch nur eine Vermuthung, welche keinen anderen Grund hat, als die tiefe Unzufriedenheit der Letzteren.

Da der junge Karl, Philipps Erbe, noch minderjährig war, ſo kam die Reichsvogtſchaft wieder in Maximilians Hände. Seine eigenen Angelegenheiten geſtatteten ihm jedoch nicht, ſich um die Niederlande genauer zu bekümmern, und er ernannte daher ſeine Tochter, Margaretha von Oeſtreich, zur Statthalterin. Dieſer belgiſchen Fürſtin fehlte es weder an Klugheit, noch an Gewandtheit. Sie ſchloß einen vortheilhaften Frieden mit Frankreich, der indeſſen keinen langen Beſtand hatte. Denn bereits 1512 erklärte der franzöſiſche König dem Kaiſer den Krieg. Margaretha trat nun augenblicklich in ein Bündniß mit dem Könige von England und 30,000 Engländer ſtießen zu dem belgiſchen Heere. Dieſe Kriegsmacht, welche Maximilian ſelbſt befehligte, zog nach der Grenze, um die Stadt Terouanne zu belagern. Ein bedeutendes franzöſiſches Heer, das in Italien unter den beſten Feldherren gekämpft hatte, rückte in die Niederlande ein und ſtieß auf die Belgier bei Guinegate, wo Maximilian früher ſeinen erſten Sieg davon getragen und jetzt von Neuem ſich ſchöne Lorbeern erringen ſollte. Die Franzoſen wurden geworfen, geſchlagen und verſprengt, ehe noch die Engländer Zeit hatten, an dem Gefechte Theil zu nehmen. Der berühmte franzöſiſche Ritter Bayard fiel in die Hände der Belgier und Terouanne ergab ſich. Doornik (Tournay), das damals noch unter franzöſiſcher Herrſchaft war, unterwarf ſich etwas ſpäter. Der Krieg erhielt ein Ende durch den Frieden, welcher am 17. Auguſt 1514 zwiſchen dem Kaiſer, dem Könige von England und dem Könige von Frankreich zu London geſchloſſen wurde. Terouanne und Tournay kamen durch denſelben wieder an Frankreich.

Während des inneren Friedens entwickelten ſich Handel und Induſtrie in Belgien auf eine wunderbare Weiſe. Es ſchien, als ob die langen Jahre des Aufruhrs und der Unruhen den Einwohnern mehr Macht gegeben und das Volksleben verſtärkt hätten. Dies zeigte ſich zuerſt am deutlichſten dadurch, daß Brügge aufhörte, eine große Handelsſtadt zu ſein. Denn in dem Maaße, in welchem ihre Nebenbuhlerin Antwerpen als ein Welthafen in Aufnahme kam, ſah jene Stadt ihre Wohlfahrt ſich verringern. Bereits 1511 verließen die Portugieſen, damals die reichſte Handelsnation, die flämiſche Stadt, um Antwerpen zu ihrem Stapelplatz zu machen; die Italiener und Oſtſeekaufleute thaten bald darauf daſſelbe, und ihnen folgten Alle, welche ſich mit Handel und Schifffahrt befaßten. Von jener Zeit an durfte Antwerpen ſich rühmen, die erſte Handelsſtadt, nicht bloß der Niederlande, ſondern der Welt, zu ſein.

Das Bisthum Lüttich erfreute ſich nicht minder als die anderen Theile des Landes der allgemeinen Ruhe und Wohlfahrt; unter dem weiſen und gottesfürchtigen Biſchof Erhard von der Mark blühte daſelbſt der Handel auf wunderbare Weiſe und die Bevölkerung war ſo gewachſen, daß Lüttich unter allen Städten der Niederlande die meiſten Einwohner zählte und ſich mit ungemeiner Pracht wieder aus ſeinen Trümmern erhoben hatte.

Mittlerweile wandte Margaretha von Oeſtreich alle ihre Sorgfalt darauf, dem jungen Karl eine zweckmäßige Erziehung geben zu laſſen. Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, war ſein Erzieher und ein Profeſſor der Hochſchule Löwen, Floris Boynes oder Floriszoon genannt, ſein Lehrer. Als ob er ſeine Beſtimmung gefühlt habe, zeigte ſich Karl allen Wiſſenſchaften abgeneigt, welche in keiner Beziehung zur Politik ſtanden. Dagegen lernte er mit Eifer die lebenden Sprachen und die Fecht- und Kriegskunſt und ließ ſich von Margaretha und ſeinen Erziehern in Allem unterrichten, was ein Fürſt und Kriegsmann zu wiſſen nöthig hat.

Drittes Capitel.

Karl V. wird gehuldigt. — Franz I., König von Frankreich. — Das Bisthum Lüttich ſchließt eine engere Verbindung mit den übrigen Niederlanden. — Karl V. wird zum teutſchen Kaiſer erwählt. — Zuſtände in Europa. — Beſtrebungen Kaiſer Karls, die Reformation zu unterdrücken. — Seine unaufhörlichen und ſiegreichen Kriege mit den reformirten Fürſten, Frankreich, den Türken und den afrikaniſchen Seeräubern. — Schwere Strafe, welche er über die widerſpenſtige Stadt Gent verhängt. — Sein Sohn Philipp beſucht die Niederlande. — Kaiſer Karls Abdankung. — Sein Tod.

Von 1515 bis 1555.

Die politiſche Erziehung Karls konnte als vollendet betrachtet werden, als man ihn im Jahre 1515 für mündig erklärte und alle Städte mit ungemeiner Feierlichkeit ihm als regierenden Fürſten der Niederlande huldigten. Einige Monate ſpäter wurde auch Franz I., berühmter König der Franzoſen und ſpäterer Feind Karls, gekrönt. Zu jener Zeit jedoch ſchienen die beiden jungen Fürſten zur Freundſchaft geneigt, da ſie unmittelbar nach ihrer beiderſeitigen Huldigung einen Vertrag unterzeichneten, um einige noch ſchwebende Streitigkeiten auszugleichen.

Wir haben geſehen, daß das unabhängige Bisthum Lüttich bis dahin noch einer beſonderen Politik folgte und ſehr ſelten an den Ereigniſſen in Belgien Theil nahm. Dies Verhältniß änderte ſich jetzt auch. Der Biſchof von Lüttich, Erhard von der Mark, war als Bundesgenoſſe Frankreichs bei der Krönung Franz des I. gegenwärtig geweſen. Es ſcheint, daß er mit einigen Urſachen zum Misvergnügen nach Belgien zurückkehrte, denn er machte augenblicklich Verſuche, ſich ſelbſt näher mit Karl, ſowie ſein Bisthum mit den Niederlanden zu verbinden. Aus dieſen Unterhandlungen entſtand drei Jahre ſpäter ein Vertrag, der zur Folge hatte, daß das Bisthum Lüttich fortan gleiche Politik mit den andern Theilen des Landes befolgte und ſeine Intereſſen mit denen des gemeinſamen Vaterlandes verſchmolz.

Karl liebte die Belgier ſehr; er war in Gent geboren und erzogen und hatte unaufhörlich Beweiſe der Liebe von den Flämingern erhalten. Kein Wunder alſo, daß ſein Hofhalt ganz aus Belgiern und meiſt aus Flämingern zuſammengeſetzt war. Auch als er 1517 nach Spanien zog, um ſich als König dieſes mächtigen Reiches huldigen zu laſſen, folgte ihm eine bedeutende Anzahl niederländiſcher Edelleute. Der Aufenthalt derſelben in Spanien, die hohen Aemter, welche Karl ihnen dort verlieh, und die Vorliebe, die er ihnen bei jeder Gelegenheit zeigte, entflammten den Haß der Spanier von Neuem und ſteigerte ein Gefühl, das vielleicht den Tod von Karls Vater veranlaßt hatte.

Maximilian ſtarb 1519 in Teutſchland. Der durch dieſen Tod erledigte kaiſerliche Thron mußte durch die Wahl der Kurfürſten wieder beſetzt werden. Karl V. durfte wohl am Meiſten von der Gunſt der Teutſchen hoffen, da ſein Vater bereits viel zu ſeinem Vortheil gethan hatte. Aber der König von Frankreich, der mit Neid Karls Erhebung betrachtete, trug ſich gleichfalls den Kurfürſten an und ſparte weder Liſt noch Verſprechungen, um ſein Ziel zu erreichen. Wahrſcheinlich wagten die Teutſchen nicht, zwiſchen zwei ſo mächtigen Nebenbuhlern zu entſcheiden; denn ſie erklärten ſich für einen dritten Fürſten, den Herzog Friedrich von Sachſen. Dieſer weigerte ſich indeſſen, die Krone anzunehmen, und zwang die Kurfürſten zu einer neuen Wahl, die endlich auf den Belgier und Fläminger Karl fiel. Hier beginnt nicht allein das thätige und mühſelige Leben Kaiſer Karls, ſondern auch eine neue geiſtige Richtung in vielen Ländern Europa's. Die geſellſchaftlichen Elemente gerathen in Gährung; die alte Cultur neigt ſich dem Falle zu; die herrſchende Religion wird mit Vernichtung bedroht; die Türken heben ihr ſiegreiches Schwert gegen die weſtliche Welt; Belgien empfängt in ſeinem Schooße die Keime des Bürgerkrieges, des Blutvergießens und der Zerſtörung; der ſpaniſche Zeitraum, traurigen Andenkens, wird in der geheimen Werkſtatte der Zukunft vorbereitet.

Die Geſchichte des kriegeriſchen Helden Karl iſt die Geſchichte Europa's während ſeines Lebens; ſie iſt zugleich die Erklärung einer langen Reihe gleichzeitiger und ſpäterer Begebenheiten, deren Urſprung und Folgen ſelten im wahren Lichte dargeſtellt wurden und hier ausnahmsweiſe beſonders behandelt zu werden verdienen.

Kaiſer Karl, der belgiſche Held, wird ſehr ſtreng und meiſt ungerecht von den Geſchichtſchreibern beurtheilt. Würde ſein Andenken nicht noch heutigen Tages von den Belgiern mit frommer Ehrfurcht bewahrt, ſo könnte man glauben, daß er ſelbſt in ſeinem eigenen Vaterlande nicht beliebt geweſen ſei. Dies widerlegt aber die Verehrung der Belgier für ſeinen glanzreichen Namen und die unſterbliche Erinnerung ſeiner Thaten, welche in den belgiſchen Familienkreiſen noch immer unvermindert fortlebt. Es iſt nicht ſchwer, den Haß Einzelner gegen Kaiſer Karl zu begreifen. Dieſes feindſelige Gefühl beruht bei den Einen auf gekränktem Volksſtolz, bei den Anderen auf der Verſchiedenheit der Religion. Die franzöſiſchen Hiſtoriker können dem belgiſchen Kaiſer nicht verzeihen, daß er länger als zwanzig Jahre Frankreich unter ſeinem gewaltigen Schwerte beugte. Die andern Völker, welche die Kirchenreformation angenommen haben, vergeben ihm noch viel weniger, daß er den katholiſchen Glauben gegen die Ueberſchwemmung der neuen Anſichten vertheidigte. Wir aber, ſeine belgiſchen Landsleute, haben ihn nicht bloß mit Redlichkeit zu beurtheilen, ſondern auch mit jener Vorliebe, die man den großen Männern ſeines Vaterlandes ſchuldet. Uns alſo befreiend von allen ausländiſchen Gefühlen werfen wir einen raſchen Blick auf den Zeitraum und die Thaten Karls V.

Zu jener Zeit, in welcher Karl den kaiſerlichen Thron beſtieg, befand ſich Europa in einem Zuſtande, deſſen Folgen unzweifelhaft einen andern Fürſten vernichtet haben würden. Die Türken, damals auf dem Höhepunkte ihrer Macht und angeführt von dem Sieger Soliman II., wagten es in Ungarn einzudringen und ſich im Namen Mohameds einen blutigen Weg bis in das Herz der europäiſchen Staaten zu bahnen. Teutſchland und die Länder an der Küſte des Mittelmeeres waren verſtummt durch die Angſt, welche die wahrſcheinliche Ankunft des Halbmondes ihnen einflößte. In den teutſchen Staaten zog ſich ein noch furchtbareres Ungewitter zuſammen: Zwingli und Luther predigten daſelbſt einen neuen Gottesdienſt. Dieſer Letztere zog mehrere Fürſten auf ſeine Seite, fand Anhang unter dem Volke und warf ſo in den Schooß des harrenden Europa ein Element der Trennung, des Glaubenshaſſes und der Zerriſſenheit. Auf einer andern Seite befand ſich Franz I., der tapfere und kriegsſüchtige König der Franzoſen, der ſich bereitete, in einem langen Kampfe gegen Kaiſer Karl ſein Leben hinzubringen und durch Liſt und Gewalt deſſen Macht Abbruch zu thun. Wohin ſich daher der Kaiſer Karl auch wenden mochte, überall zeigte ſich ihm nur Schlimmes und bedrohte ihn mit der Unmöglichkeit, ſein weitläuftiges Reich vertheidigen zu können. Groß war Kaiſer Karl, ungemein groß als Kriegsheld, doch nicht minder groß als einſichtiger Staatsmann. Siegreich erhob er ſeinen Rieſenarm gegen alle ſeine Feinde; doch es entging ſeinem Blicke auch nicht, daß die religiöſen Zwiſtigkeiten das bedeutendſte Uebel für die Ruhe ſeines Reiches ſeien, das er während ſeines Lebens zu bekämpfen haben würde. Fromm und treu dem katholiſchen Glauben ſeiner Vorfahren, ſah er gewiß mit Betrübniß ſeine Religion unter den Angriffen der Reformatoren leiden. Aber noch andere Gründe waren es, die ihn zu der Unterdrückung dieſer Neuerung antrieben. Er fühlte, daß die Ungewitter, die ſich über ſeinem Haupte ſammelten, ſeine und ſeines Reiches vereinigte Kräfte, ja mehr als menſchliche Macht fordern würden, um abgewehrt zu werden. Es ſchmerzte ihn alſo ſehr, befürchten zu müſſen, daß er, durch innere Unruhen geſchwächt, vielleicht ſeinen Feinden unterliegen würde. Wie alle bedeutenden Menſchen zögerte er nicht lange, einen Entſchluß zu faſſen, und zwar den, die Einheit des chriſtlichen Glaubens in ſeinen Staaten aufrecht zu erhalten, die Reformation zu unterdrücken, das geängſtigte Europa von den Türken zu befreien und ſeinen Feind Franz I. zu zwingen, weder ſein gutes Recht, noch ſein Eigenthum anzutaſten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Kaiſer Karl, Fürſt und Gebieter von ganz Spanien, Teutſchland, Neapel, Sicilien und den Niederlanden, ſeine Politik nicht allein auf das ausſchließliche Intereſſe von Belgien richten konnte, und daß dieſes Land von Neuem in die Lage kam, große Opfer zum Vortheile des allgemeinen Beſten bringen zu müſſen. Uebrigens bemühte ſich der Fürſt eben ſo wie ſeine burgundiſchen Vorgänger, die Einheit zwiſchen allen ſeinen Staaten herzuſtellen, dadurch, daß er die Macht in ſeiner Perſon vereinte.

Karls erſte Handlung war die Berufung eines allgemeinen Landtages der teutſchen Fürſten, um mit ihnen über den Krieg gegen die Türken und die Ausrottung der ſich entwickelnden Reformation zu berathſchlagen. Dieſe große Verſammlung, auf welcher Luther erſcheinen und Rechenſchaft von ſeinen religiöſen Anſichten ablegen mußte, fand im Januar 1521 zu Worms Statt. Luther beharrte bei ſeinen Gedanken über den Gottesdienſt und wollte dieſelben nicht aufgeben, trotz den ſtrengen Drohungen und den ſanften Bitten, die man gegen ihn äußerte. Er wurde demgemäß von dem Kaiſer und der Reichsverſammlung als hartnäckiger Ketzer verurtheilt und in den Bann des Reiches gethan. Niemand durfte ihn nach einer gewiſſen Zeit bei ſich aufnehmen und alle teutſchen Fürſten waren verbunden, ihn zum Gefangenen zu machen, wo ſie ihn fänden. Dieſer ſtrenge Befehl blieb indeſſen ohne allen Erfolg, indem Luther bereits einige Anhänger unter den teutſchen Fürſten hatte und vorzüglich von dem Herzog Friedrich von Sachſen unterſtützt wurde, der ihn dem Zorne des Kaiſers entzog und ihm eine ſichere Zuflucht auf dem feſten Schloſſe Wartburg eröffnete. In dieſer Einſamkeit begann Luther ſeine Bibelüberſetzung und ſandte unzählige Flugſchriften gegen den katholiſchen Gottesdienſt über ganz Teutſchland.

Wie raſch auch Luthers Anſichten ſich im Kaiſerthum verbreiteten, ſo würde Karl wahrſcheinlich dieſes drohende Ungewitter abgewandt haben; aber es kam die Nachricht, daß in Spanien ein Aufſtand gegen die Niederländer auszubrechen drohe, welche er dort als regierende Beamte zurückgelaſſen, und daß die Franzoſen im Begriff ſeien, in Navarra einzufallen. Daher ſah er ſich gezwungen, die Lutheraner eine Zeit lang in Ruhe zu laſſen, und zog eilig nach Spanien, wo er die Gemüther beſänftigte und ſelbſt über die Spanier dadurch, daß er ihre Sitten und ihre Sprache annahm, größere Macht gewann, als ſie je ein eingeborner Fürſt beſeſſen. Die Franzoſen wurden aus Navarra getrieben und verloren obendrein das Herzogthum Mailand.

Belgien wurde ebenfalls der Schauplatz des Krieges: von Franz I.

unterſtützt, empörten ſich Karl, Herzog von Geldern, und Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, gegen den Kaiſer. Da Robert in das Luxemburgiſche eingefallen war, ſo bildete der Kaiſer ein niederländiſches Heer und übergab den Befehl dem Grafen Heinrich von Naſſau. Unterdeſſen nahte ſich die franzöſiſche Macht den Grenzen Belgiens und verwüſtete einen Theil von Hennegau. Robert von der Mark zeigte ſich in Brabant. Bald darauf wurden die Franzoſen zurückgeſchlagen und das niederländiſche Heer eroberte die Stadt Tournay, welche dadurch für immer Belgien verblieb.

Unbedeutend und langſam ging der Krieg an den belgiſchen Grenzen fort; die Aufmerkſamkeit der beiden kämpfenden Fürſten wandte ſich mit größerer Sorge nach Italien, auf deſſen Boden über bedeutendere Intereſſen entſchieden werden ſollte. Die Franzoſen wurden zu Biagraſſo geſchlagen, aber bei der Belagerung von Marſeille erlitten die kaiſerlichen Truppen eine Niederlage. Franz I., ſie verfolgend, zog an der Spitze eines mächtigen und wohlgerüſteten Heeres nach Italien und eroberte die Stadt Mailand. Ein neues kaiſerliches Heer, eiligſt aufgebracht, rückte nun, von erfahrenen Feldherren befehligt, ihnen nach und machte in geringer Entfernung von der Stelle, wo die Franzoſen ihr Lager aufgeſchlagen hatten, Halt. Am 24. Februar 1525 begann bei Pavia eine entſcheidende Schlacht zwiſchen beiden Heeren, in welcher Franz glänzende Beweiſe ſeines Heldenmuthes gab und ſeine beſten Kriegsobriſten vor ſeinen Augen fallen ſah. Das ganze franzöſiſche Heer wurde geſchlagen, zerſprengt und vernichtet; der tapfere König wehrte ſich bis zum Schluſſe des für ihn ſo unglücklichen Kampfes und gab ſich nicht eher gefangen, als bis er, ermattet, mehrfach verwundet und auf allen Seiten angegriffen, alle Hoffnung auf Rettung fahren laſſen mußte. Er rief jetzt den Unterkönig von Neapel, Karl von Lannoy, einen Belgier, herbei und überreichte ihm ſein Schwert. Voll Ehrfurcht nahm der Ritter das Schwert knieend an und gab zur ſelben Zeit dem Könige das ſeinige, indem er ſagte, daß ein ſo großer Fürſt einem Unterthan des Kaiſers gegenüber nicht unbewaffnet bleiben dürfe. Franz I. wurde als Kriegsgefangener nach Madrid gebracht, wo Kaiſer Karl ſich damals befand. Der franzöſiſche König blieb ein Jahr lang dort in Haft und ſah ſich gezwungen, ſeine Freiheit durch die Unterzeichnung eines Friedens zu erkaufen, durch welchen er allen Rechten auf Italien, Burgund, Artois und Flandern entſagte, ſeine beiden älteſten Söhne als Geißeln an Karl auslieferte und ſich verbindlich machte, die Schweſter des Kaiſers, Eleonore, zu heirathen.

Dieſer erzwungene Friede dauerte indeſſen nicht lange, da Franz ſich weigerte, die Bedingungen deſſelben zu erfüllen, und 1526 mit den Staaten Italiens, dem Papſte und dem Könige von England ein Bündniß gegen Karl ſchloß.

Das kaiſerliche Heer brach nun auf, eroberte das Herzogthum Mailand und rückte dann bis Rom vor. Die Hauptſtadt der Chriſtenheit, wie gut ſie auch vertheidigt werden mochte, wurde nach einer heftigen Beſtürmung mit bewaffneter Hand genommen und der Papſt Clemens VII. zum Gefangenen gemacht. Die teutſchen Kriegsknechte, unter denen ſich viele Lutheraner befanden, riefen dort ſpottweiſe Luther zum Papſt der Chriſtenheit aus.

Es iſt allerdings wahr, daß Kaiſer Karl ein Heer nach Italien geſandt hatte, um gegen ſeine verbündeten Feinde zu kämpfen, und daß die Eroberung Roms eine natürliche Folge ſeiner Befehle war; die Entweihung der chriſtlichen Hauptſtadt ſchmerzte ihn jedoch mehr, als irgend Jemanden ſonſt. Sobald ihm die Kunde von dieſer Begebenheit ward, erklärte er vor ganz Europa, daß er nicht Theil habe an dem, was ſeine Feldherren und Krieger gethan, legte Trauer an und ließ überall zur Sühne beten; trotzdem behielt er aber den Papſt im Gefängniß. Franz I. machte ſich die Gelegenheit zu Nutzen, gab vor, er wolle den Papſt befreien, und ſandte ein anſehnliches Heer nach Italien bis vor Neapel. Kaiſer Karl warf ihm ſeinen Meineid vor und der Zorn der Fürſten ging ſo weit, daß ſie einander zum Zweikampf herausforderten, ohne jedoch dieſes ſeltſame Vorhaben auszuführen. Während nun der Krieg langſam fortgeſetzt wurde, kam die Statthalterin Margaretha von Oeſtreich auf den Gedanken, einen redlichen Frieden zwiſchen Karl V. und Franz I. zu bewirken, und trat zu dieſem Zwecke mit der Mutter des franzöſiſchen Königs in Unterhandlung. Die Bemühungen der beiden Fürſtinnen glückten vollkommen, und am 3. Auguſt 1529 ward zu Cambray (Kameryk) der Frieden zwiſchen dem Könige und dem Kaiſer unterzeichnet, den man den Weiberfrieden nennt. Franz I. behielt das Herzogthum Burgund, bezahlte jedoch 2 Millionen Goldgulden als Löſegeld für ſeine beiden Söhne.

Im folgenden Jahre ſtarb Margaretha von Oeſtreich, die geliebte Statthalterin der Niederlande; Maria von Oeſterreich, Kaiſer Karls Schweſter, ward ihre Nachfolgerin.

Die neue Lehre hatte ſich inzwiſchen unaufhaltſam über Teutſchland verbreitet. Einige Herzöge und Grafen unterſtützten die Reformatoren öffentlich und begünſtigten die Trennung. Der Kaiſer verbarg ſich nicht, welche Gefahr ſein Reich lief, auf immer die Einheit zu verlieren, und bemühte ſich mit aller ſeiner Macht, dieſe zu erhalten. Von Anfang an ward die Reformation von verſchiedenen Parteien ergriffen, in der Schweiz von dem Volke, in Dänemark von dem Adel, in Schweden von dem Könige. In Teutſchland nahm ſie einen andern Charakter an, und es entging dem Kaiſer nicht, daß ſie dort, die Freiheit des teutſchen Volkes zum Wahrzeichen nehmend, ſeiner Macht unwiederbringlich Abbruch thun würde, wenn man ſie nicht gewaltſam mit einem Schlage vernichte. Während er ſich öffentlich dazu rüſtete, übergaben die Lutheraner, unter dem Namen Proteſtanten, zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniß und ſchloſſen eine Verbindung gegen den Kaiſer, welche man den Schmalkaldiſchen Bund nennt. Von nun an ergriff die Reformation die Waffen und ward zur ſelben Zeit zur religiöſen und zur politiſchen Umwälzung.

Kaiſer Karl ſtand im Begriff, die verbündeten Fürſten zu vernichten und ſie zur Wiederherſtellung des katholiſchen Glaubens zu zwingen, als ſich plötzlich in dem erſchreckten Europa die Nachricht verbreitete, daß Sultan Soliman II. mit 250,000 Türken durch Ungarn gezogen ſei und Wien belagere. Dieſe ſchreckliche Neuigkeit befreite die teutſchen Proteſtanten von der Rache des Kaiſers, da der große Fürſt wohl einſah, daß er allein durch Anſtrengung aller ſeiner Kräfte im Stande ſei, das öſtliche Europa von den Türken zu erretten. Von den Zeitverhältniſſen gezwungen, verſtattete er daher den Proteſtanten die Freiheit des Gottesdienſtes bis zum nächſten Kirchenconcil und verſammelte die teutſche Streitmacht. An der Spitze von 120,000 Mann zog er 1532 nach Wien und zwang die Türken, die Belagerung dieſer Stadt aufzuheben. Mittlerweile kreuzte eine türkiſche Flotte im mittelländiſchen Meere, unter dem Befehl des berühmten Piraten und Deys von Algier, Barbaroſſa. Aus Haß gegen Kaiſer Karl ſchloß Franz I. jetzt ein ſchändliches Bündniß mit Sultan Soliman, um Italien längs der Nordgrenze zu erobern, während die türkiſche Flotte die Südküſte plündern und verwüſten ſollte.

Auf allen Seiten ſah Kaiſer Karl jetzt Hinderniſſe ſich erheben, und es bedurfte in der That eines klaren Verſtandes und einer eiſernen Willenskraft, um nicht unter der Laſt der Regierung zu Boden zu ſinken. — Die katholiſche Religion, deren Repräſentant und Vertheidiger er ſein will, wird mehr denn je mit gänzlicher Vernichtung bedroht: der König von England, um ſeine unkeuſchen Triebe zu befriedigen, ſtellt ſich an die Spitze der engliſchen Kirche, weigert ſich, den Papſt als geiſtliche Obrigkeit anzuerkennen, und bringt eine Spaltung hervor, durch welche er ganz England von dem römiſchen Gottesdienſte losſagt; die Reformation gewinnt täglich mehr Raum in Teutſchland und erzeugt andere Secten, welche unter dem Namen von Wiedertäufern den Menſchen durch eine zweite Taufe vor der Sünde zu ſichern behaupten. Dieſe neue Lehre verbreitet ſich in Holland, das ihre Anhänger durch Gewaltthaten beunruhigen, dringt in Hennegau ein, wo ſie einige Anhänger findet, und Belgien ſieht ſie plötzlich in ſeinem Schooße ſich erheben.

Als der Kaiſer dieſe Gefahr bemerkte, erließ er ſtrenge Befehle gegen die Ketzer, befahl dieſelben überall zu verkündigen und gebot den Gerichtshöfen, die Ungehorſamen mit dem Tode zu beſtrafen. Die Verbreitung der lutheriſchen Lehre und der Wiedertäuferei ward dadurch gehemmt und die Niederlande blieben damals noch dem Glauben ihrer Väter getreu.

Trotz den religiöſen Zwiſtigkeiten herrſchte in Europa anſcheinend der Friede und geſtattete Kaiſer Karl, einen Gedanken auszuführen, den er ſchon lange genährt hatte. Die afrikaniſche Küſte am mittelländiſchen Meer war der Aufenthaltsort türkiſcher Seeräuber, mit denen der berühmte Barbaroſſa nicht allein die chriſtlichen Schiffe raubte, ſondern auch oft die europäiſchen Küſten überfiel. In der Abſicht, Italien auf dieſer Seite zu befreien, ließ Kaiſer Karl in der Mitte des Jahres 1535 eine Flotte von 400 Schiffen ausrüſten und ſegelte damit von Barcelona nach Afrika, wo er die Türken in verſchiedenen Gefechten ſchlug, die Feſte Goeletta und die Stadt Tunis eroberte, ſich der türkiſchen Flotte von 87 Schiffen und 300 Stück Geſchütz bemächtigte und 22,000 Chriſtenſklaven von den Ketten der Ungläubigen erlöſte. Kaiſer Karl hat in dieſem Kriege ſelbſt den Befehl über das Heer geführt und mehr als ein Mal ſein Leben gewagt. Als die Nachricht von ſeinem Siege und der Befreiung der Chriſtenſklaven nach Europa kam, prieſen ihn alle Völker und nannten ihn die Schutzmauer der Chriſtenheit.

Kaum hatte Kaiſer Karl das Neſt der türkiſchen Seeräuber vernichtet, ſo zog der franzöſiſche König an den Grenzen Italiens gegen ihn zu Felde und bedrohte zu gleicher Zeit die Niederlande mit einem Einfall. Obendrein hatten ſich die von Geldern wieder erhoben, ſo daß Belgien große Gefahr lief, während Karls Abweſenheit im Norden wie im Süden angegriffen zu werden. Die Statthalterin Maria von Oeſtreich verlangte nun von den niederländiſchen Ständen eine Kriegszulage von 120,000 Goldgulden. Brabant und Flandern, die zuſammen zwei Drittel dieſer beträchtlichen Summe zahlen mußten, weigerten ſich zuerſt, doch bezahlte endlich jede Provinz ihren Antheil, die Stadt Gent ausgenommen, welche hartnäckig bei ihrer Weigerung blieb und behauptete, man dürfe ihr, zufolge ihrer alten Privilegien, durchaus keine Abgabe auferlegen. Die Statthalterin ließ nun alle Genter Kaufleute in Brüſſel, Antwerpen und Mecheln gefangen nehmen, um die Genter dadurch zu zwingen. Aber die unbeugſamen Nachkommen der Artevelde wichen trotz dieſer Strenge nicht von ihrem Entſchluſſe ab.

Der Krieg an den Grenzen ward unterdeſſen mit wechſelndem Erfolge, doch ohne entſcheidende Gefechte fortgeführt und auf beiden Seiten wurden einige kleine Städte gewonnen und verloren. Franz I. war aus Italien vertrieben worden, vertheidigte aber die ſüdliche Grenze ſeines Landes ſo tapfer, daß Kaiſer Karl ſich vergeblich abmühte, in Frankreich einzudringen. Unterdeſſen drohten die Türken mit einem neuen

Einfalle; die Reformation nahm täglich zu, und Gent, Karls Geburtsſtadt, hatte den Niederlanden ein gefährliches Beiſpiel gegeben. In Erwägung, daß der Krieg mit Frankreich ihn an der Ausführung ſeiner beiden Hauptpläne hindere, der Unterdrückung der Reformation und der Beſiegung der Türken, zeigte ſich Kaiſer Karl geneigt, in ein freundſchaftliches Verhältniß zu dem Könige von Frankreich zu treten. Beide Fürſten trafen ſich zu Aigues-Mortes in der Provence. Karl machte Franz I. die Gefahr begreiflich, mit welcher die Türken Europa bedrohten, bat ihn um Hülfe gegen die Feinde der Chriſtenheit und bot ihm an, den Frieden durch die Vermählung ſeiner Tochter oder ſeiner Nichte mit dem zweiten Sohne des Königs zu beſiegeln, ihnen als Mitgift das Herzogthum Mailand zu ſchenken und ſo aller Urſache zum Kriege zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer ein Ende zu machen.

Es ſcheint, daß die Fürſten in dieſer Zuſammenkunft einander das Verſprechen gaben, gemeinſchaftlich einen mächtigen Verſuch gegen die Türken zu unternehmen. Denn Karl hatte kaum Aigues-Mortes verlaſſen, als er auch ſchon in ſeinem ganzen Reiche eine mächtige Kriegsſteuer ausſchrieb. Die Niederlande gehorchten ohne Widerrede; Gent allein wiederholte ſeine erſte Weigerung und widerſetzte ſich den kaiſerlichen Befehlen. Die Statthalterin lud die Stadt vor den Rath von Mecheln, welcher die Genter verurtheilte. Der Kaiſer ſandte den Widerſpenſtigen ſtrenge Briefe, jedoch ohne allen Erfolg; im Gegentheil, die Genter ergriffen die Waffen, wie zu offenem Aufſtande, ermordeten ihren Altdechanten (**Ouddeken**) Lieven Boen, unter dem Vorwande, er habe ſie betrogen, und bemühten ſich, die andern Theile des Landes in die Empörung zu verwickeln. Einige Geſchichtſchreiber behaupten ſogar, ſie hätten Franz I. die Grafſchaft Flandern angeboten, unter der Bedingung, ſie gegen den Kaiſer zu vertheidigen. Wie dem auch ſein möge, gewiß iſt, daß Karl in heftigem Zorn gegen ſeine Vaterſtadt entflammte, als er die Kunde davon in Spanien erhielt. Voll Ungeduld, ſich an den Gentern wegen ihres Ungehorſams zu rächen, zauderte er keinen Augenblick, ſelbſt auf die Gefahr hin, Franz I. in die Hände zu fallen, ſondern verließ Spanien und reiſte mit der größten Eile quer durch Frankreich nach Brüſſel. Hier ſtellte er ſich an die Spitze von 4000

Kriegsknechten und erſchien mit denſelben vor Gent am 6. Februar 1539. Der Magiſtrat brachte ihm demüthig die Schlüſſel der Stadt und die Einwohner holten ihn mit großen Ehrenbezeugungen ein. Er dagegen, im Einverſtändniß mit ſeinem geheimen Rathe, ſprach ein grauſames und ungerechtes Urtheil über die Stadt aus. Alle ihre Privilegien wurden aufgehoben und ſie behielt auch nicht eine einzige ihrer alten Freiheiten. Außerdem mußte ſie 150,000 Gulden aufbringen, um ein Caſtell zu erbauen, durch das ſie ſelbſt im Zaume gehalten wurde, und der Magiſtrat und die Vornehmſten der Gilden mußten öffentlich mit dem Stricke um den Hals um Verzeihung bitten wegen ihrer Widerſpenſtigkeit gegen den Kaiſer und die Statthalterin Maria; alle Einkünfte der Stadt, alle ihre Güter, Geſchütz und Waffen wurden eingezogen. Obendrein ließ der Kaiſer 26 Genter enthaupten.

Ohne Zweifel hat Kaiſer Karl nicht bloß die Strafe wegen des Widerſtandes gegen ſeine Befehle bezweckt, ſondern politiſche Gründe von größerer Wichtigkeit trieben ihn wahrſcheinlich an, eine ſo freiheitraubende und blutige Rache an ſeiner Vaterſtadt zu nehmen. Wäre dem nicht ſo, ſo würde das Genter Urtheil ſeinem glorreichen Namen einen unauslöſchlichen Flecken anhängen. Die unglückliche Stadt mußte zum Beiſpiel dienen und ein ſo ſchweres Schickſal erdulden, um allen anderen Städten der Niederlande eine unvertilgbare Furcht vor Empörungen einzuflößen. Kaiſer Karl, der größere Entwürfe auszuführen hatte und ſich nicht in ſeinen Plänen durch den Widerſtand ſeiner Unterthanen gehemmt ſehen wollte, opferte gewiß ſeine Landsleute ſeiner Politik auf. Die von einander abweichenden Geſetze und Privilegien der Städte misfielen ihm über die Maaßen; er ſtrebte darnach, allen ſeinen Staaten Einheit der Rechtsverwaltung zu geben, und taſtete daher mehrere Mal die Freiheit der Völker an, um ſeine Befehle ausgeführt zu ſehen. Der Widerſtand der Stadt Gent war die letzte Klage der alten flämiſchen Gemeinen über den Verluſt ihrer Privilegien. Von dieſem Augenblicke an ſchließt die eigentliche Geſchichte der Volksmacht in Belgien. Dieſe muß ſich fortan vor der Herrſchaft des Fürſten beugen, welcher ſie ſeit Jahrhunderten enge Grenzen gezogen hatte und der ſie jetzt ſelbſt nicht ein ſchwaches Gegengewicht mehr bieten konnte.

Der Gedanke, welcher Karl am meiſten beſchäftigte, war die Vernichtung der türkiſchen Macht. Im Jahre 1541 beſchloß er den Krieg gegen ſie durch einen zweiten Zug nach Afrika zu beginnen. Er landete auch mit einer großen Macht an den Küſten der Berberei; aber das Glück war ihm diesmal nicht günſtig: ein Ungewitter vernichtete die Mehrzahl ſeiner Schiffe, und er mußte unverrichteter Sache nach Spanien zurückkehren. Kaum war die Nachricht von dieſem Unfall in Europa bekannt geworden, als die Franzoſen auch ſchon mit vier Heeren zugleich in Spanien, Italien, Artois und Luxemburg einfielen und die letztere Provinz gänzlich eroberten. Die Statthalterin Maria, durch den unerwarteten Krieg überraſcht, wußte ſich nicht zu helfen und auch die Stände waren rathlos. Seit man ſich allgemein bezahlter Soldaten bediente, waren die Bürger ihrer Waffen beraubt geblieben und es gab keine Landmacht mehr. Nur mit der Zeit und durch Geld konnte man einige Truppen aufbringen. Zum Uebermaaß des Unglücks erhob ſich plötzlich im Norden Belgiens ein noch gefährlicherer Feind. Es war Wilhelm, Herzog von Jülich, Cleve und Geldern, der ſich mit den Franzoſen verbündet hatte und ein zuſammengerafftes Heer von 15,000 zügelloſen Soldaten unter dem Befehle des berüchtigten Marten von Roſſem gegen Belgien ausſandte. Daſſelbe ließ ſich zuerſt vor Antwerpen nieder, in der Abſicht, ſich der Stadt durch Liſt zu bemächtigen. Während nun die von Geldern in der Umgegend verweilten, ſandte der Prinz von Oranien, damals Feldobriſter in den Niederlanden, einen Boten von Brüſſel nach Antwerpen mit einem Briefe, in welchem er den Magiſtrat von Antwerpen benachrichtigte, daß er Truppen aufgebracht habe, um Marten von Roſſem zu bekämpfen, und daß ſie wohl auf ſeine Ankunft achten möchten, um zu derſelben Zeit einen Ausfall gegen den Feind zu machen. Marten von Roſſem fing den Brief auf und ließ raſch alle ſeine Banner das kaiſerliche Wappen aufziehen, um den Prinzen von Oranien dadurch zu täuſchen. Dieſe Liſt glückte: der Prinz, in der Meinung, ſich den Antwerpiſchen Truppen zu nähern, gerieth unter das Geldern'ſche Heer, verlor tauſend Mann in einem kurzen Treffen und entkam nur mit genauer Noth ſammt dem ſchwachen Ueberreſte ſeiner Truppen. Einige Tage ſpäter ſteckte Marten von

Roſſem die vornehmſten Gebäude rings um Antwerpen in Brand und begann dann einen Verwüſtungszug. Ohne Widerſtand drang er in Brabant ein bei den Dörfern Duffel und Waelhem, ließ Lier, ohne einen Einfall zu wagen, ſeitwärts liegen und erſchien plötzlich vor der Stadt Löwen, deren Umgebungen er zerſtörte. Er verlangte ſogar von dieſer Stadt eine Brandſchatzung von 70,000 Goldkronen, ward aber von den Einwohnern mit Gewalt zurückgetrieben. Nun ſetzte er ſeinen Zug fort, verbrannte und raubte unterwegs Alles, was er erreichen konnte, und vereinigte ſich dann mit dem franzöſiſchen Heere im Luxemburgiſchen.

Belgien ſtand in großer Gefahr, zerſtörungsſüchtigen Feinden ganz und gar in die Hände zu fallen. Die Statthalterin und ihre Räthe zitterten in Brüſſel und alle belgiſchen Provinzen ſahen ängſtlich der drohenden Unterjochung entgegen. Dennoch glückte es dem Prinzen von Oranien, mit einigen niederländiſchen Truppen die Franzoſen aus dem Luxemburgiſchen zurückzudrängen und dem Herzoge Wilhelm von Geldern die Spitze zu bieten, bis Kaiſer Karl über Teutſchland aus Spanien kam und plötzlich auf dem Kriegsſchauplatze erſchien. Alles änderte ſich um, als ob die Gegenwart des Kaiſers hinreichte, die Völker zur Unterwerfung zu zwingen. Wilhelm warf ſich ihm zu Füßen und trat ihm ſeine Beſitzungen ab. Dadurch fielen die ſiebenzehn Provinzen der Niederlande nun gänzlich der Herrſchaft des Kaiſers anheim, der jetzt das Herzogthum Geldern und die Grafſchaft Zütphen mit den Niederlanden vereinigte, wie er es ſchon einige Jahre früher durch Kauf hinſichtlich der Herrſchaften Utrecht, Gröningen und Drenthe gethan hatte. Nachdem dieſes abgemacht war, zog das kaiſerliche Heer den Franzoſen in Luxemburg entgegen, trieb ſie aus allen eroberten Städten und gleich darauf aus ganz Belgien heraus und betrat dann ſelbſt den franzöſiſchen Boden, um ſich der Picardie zu bemächtigen. Bei der Nachricht von der Ankunft des ſiegreichen Kaiſers verbreitete ſich ein Schrecken in ganz Frankreich, denn man zweifelte nicht, daß er geradezu nach Paris marſchiren werde. Noch mehr erſchraken die Franzoſen, als ſie einige Tage ſpäter vernahmen, daß der König von England ſich mit dem Kaiſer verbündet habe; die vornehmſten Bürger von Paris begannen ihre köſtlichſten Güter einzupacken und tiefer landeinwärts zu flüchten; das Entſetzen war allgemein; auch an der italieniſchen Grenze erlitten die Franzoſen mehrere Niederlagen und verloren in einer einzigen Schlacht nahe an 30,000 Mann. — Unter dieſen ſchlimmen Verhältniſſen verlangte und erhielt Franz I. den Frieden, indem er dem Kaiſer einige Vortheile einräumte. Unter Anderem enthielt der Vertrag, der 1544 zu Crespy geſchloſſen wurde, einen höchſt merkwürdigen Punkt: Frankreich entſagte dadurch ein- für allemal der Lehnsherrſchaft über Flandern, die es ſeit den fränkiſchen Königen ſelten in der That, mehr dem Namen nach beſeſſen hatte.

Gewiß würde Kaiſer Karl die Gelegenheit, Frankreich tief zu demüthigen und Franz I. zu vernichten, nicht haben vorübergehen laſſen, wenn ihm nicht wichtigere Dinge am Herzen gelegen hätten. Während er gegen die Feinde ſeines Reiches kämpfte, hatte die Reformation ſich unaufhaltſam ausgebreitet und war jetzt bereits zur herrſchenden Glaubensform in mehr als der Hälfte Teutſchlands geworden. Einige Kurfürſten hatten ſich an die Spitze des Schmalkaldiſchen Bundes geſtellt und verhehlten nicht, daß ſie ſich bereiteten, jedenfalls der Macht des Kaiſers mit bewaffneter Hand Widerſtand zu leiſten. Dies ließ Karl einen entſcheidenden Krieg gegen die reformirten Fürſten beſchließen. Um ſie deſto ſicherer zu überraſchen, that er, als ob er die Streitfrage durch Unterhandlungen erledigen wollte, und ſammelte mittlerweile ein Heer in Baiern; aber Papſt Paul III. begann zur ſelben Zeit den Krieg gegen die Reformation wie einen Kreuzzug zu predigen und verrieth ihnen dadurch die Abſichten des Kaiſers. Ihrerſeits brachten ſie eine Macht von mehr als 85,000 Mann auf und würden vielleicht den Kaiſer, deſſen Heer kaum halb ſo ſtark war, beſiegt haben, wenn ſie raſcher und gewandter zu Werke gegangen wären. Sie ließen den Niederlanden die Zeit, Maximilian von Egmont mit 15,000 Mann dem Kaiſer zu Hülfe zu ſenden. Nun begann dieſer, obwohl mit ungleicher Macht, ſeine Feinde anzugreifen und ihnen einige Städte wegzunehmen. Moritz von Sachſen, ein proteſtantiſcher Fürſt, ging zu dem Kaiſer über und ſchwachte dadurch ſeine vorigen Bundesgenoſſen ſehr. Endlich wurde im April 1547 eine große Schlacht zu Mühlberg geliefert, in welcher

Kaiſer Karl das Heer der verbündeten Fürſten gänzlich vernichtete und ihr Haupt, den Kurfürſten von Sachſen, gefangen nahm. Etwas ſpäter ſiel der Landgraf von Heſſen gleichfalls in ſeine Hände. Der Schmalkaldiſche Bund war durch dieſe harten Schläge gänzlich zerſtört.

Es entging Kaiſer Karl nicht, daß die Macht ſeiner Waffen allein unzureichend ſei, um die Völker zu zwingen, eine angenommene Glaubensform aufzugeben; deshalb nahm er wahrſcheinlich ſeine Zuflucht zu einem andern, doch für ſeine Pläne höchſt ſchädlichen Mittel. Er erließ nämlich 1548 zu Augsburg ein Edict, welches das Interim genannt wurde und den Proteſtanten einige gottesdienſtliche Freiheiten geſtattete, bis eine allgemeine Kirchenverſammlung über die beſtehenden Differenzen entſchieden haben würde.

Wie große Hinderniſſe ſich auch Karl auf allen Seiten entgegenſtellten und wie ſchwer auch das Scepter ſo vieler und ausgedehnter Reiche in einer Hand wiegen mußte, vergaß er doch nichts, was zu der inneren Verbindung ſeiner Staaten beitragen konnte. Er ſah nämlich deutlich ein, daß die niederländiſchen Beſitzungen, welche bis auf einen kleinen Theil alle die niederteutſche Sprache redeten und dieſelben Sitten hatten, höchſt geeignet ſeien, zuſammen einen unabhängigen Staat zu bilden, der durch ſeine Lage und ſeinen Reichthum als ein mächtiger Vorpoſten von Teutſchland gegen das habſüchtige Frankreich dienen konnte. Den Gedanken, alle Lande von dieſſeits über, ſo nannte man damals die Niederlande, mit einander und mit Teutſchland zu verbinden, führte er am 26. Juli 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg aus und erließ ein Edict, durch welches feſtgeſtellt wurde, daß die Niederlande unter dem Schutze des teutſchen Kaiſerreichs ſtehen und alle Freiheiten und Privilegien deſſelben genießen, ſowie die Laſten tragen ſollten; daß ferner der in den Niederlanden gebietende Fürſt eine Stimme auf dem allgemeinen Reichstag haben ſolle, wie der Erzherzog von Oeſtreich; daß aber in allen Sachen, welche die Niederlande allein angingen, dieſe unabhängig ihren eigenen Geſetzen und Rechtsgewohnheiten folgen dürften. Dieſes Edict ſtellte nun die Niederlande vor Allem auf ihren natürlichen Stand und würde ohne Zweifel ihr Glück und ihre Unabhängigkeit zur Folge gehabt haben, wenn es gänzlich ausgeführt worden wäre; aber es ſcheint, daß der Kaiſer damals nicht die Zeit dazu fand, oder aus anderen Rückſichten die wirkliche Vereinigung der Niederlande verſchob, bis er ſelbſt ſeine Erben ernannt haben würde. Mit ſeinem ſcharfen Blicke hatte er bereits das Weſen der ihm untergebenen Nationen betrachtet und ſich ohne Zweifel überzeugt, daß weder die Niederlande noch Teutſchland je mit Spanien unter demſelben Scepter ſich würden befinden mögen, indem die nordiſchen Nationen zu ſehr durch Sitte, Charakter und Sprache von den Spaniern abwichen. Um dieſe unnatürliche Vereinigung zu verhindern, hatte er beſchloſſen, das Kaiſerreich und die Niederlande als ein Glied deſſelben ſeinem Bruder Ferdinand zu hinterlaſſen und Spanien mit deſſen überſeeiſchen Beſitzungen, ſowie Neapel und Sicilien ſeinem Sohne Philipp als Erbtheil zu geben. Es ſcheint jedoch, als ob geheime Beweggründe ihn ſpäter ſeinen Entſchluß ändern ließen. Vielleicht hatte er während ſeines Aufenthaltes in Teutſchland beſſer als je eingeſehen, daß die Reformation nicht durch teutſche Waffen unterdrückt werden könne und daß es höchſt nothwendig ſei, einen ſtreng katholiſchen Staat wie Spanien mit dem Kaiſerthum zu verbinden, um den herrſchenden Fürſten in ſeinen Bemühungen gegen die neue Lehre zu unterſtützen; vielleicht hatte er auch damals ſchon ſein mühſeliges und bewegtes Leben ſatt und wollte es vor ſeinem Tode und unter ſeinen Augen in den Händen eines andern Fürſten ſehen, um über deſſen Feſtigkeit urtheilen zu können und es, wenn es ſich nöthig mache, vor einer Zerſtückelung zu bewahren. Dieſer letztere Grund iſt der wahrſcheinlichſte, da der Kaiſer dann und wann von Gicht und Podagra gequält wurde. Wie dem auch ſei, der Kaiſer verhehlte nicht länger, daß er den Willen habe, alle ſeine Beſitzungen ſeinem Sohn Philipp als Erbtheil zu hinterlaſſen.

Dieſer junge Fürſt, damals ungefähr ein und zwanzig Jahre alt, war in Spanien erzogen worden, mit der Idee, einſt einer der mächtigſten Regenten in Europa zu ſein. Die ſteife Etikette des ſpaniſchen Hofes hatte ihm eine kalte und ſtets gemeſſene Haltung zur Gewohnheit gemacht, und da dieſer Zwang auf ſeinen Geiſt wirkte, ſo war er zurückhaltend, hochmüthig und wortkarg geworden. Auch nicht ein Zug ſeines Charakters ſtimmte mit dem gutmüthigen und offenen Weſen der Niederländer überein, die nicht gewohnt waren, von einem eiſernen Scepter, ſelbſt zum Schein, beherrſcht zu werden, und kein anderes Band kannten, als die Liebe des Volks zum Fürſten. War Kaiſer Karl, der Belgier, gut, freundlich im Geſpräch, herablaſſend und dem Volke geneigt, ſo verſtand Philipp dagegen nichts als ſpaniſch und ſchien gemeſſen, dem Volke abgeneigt und die Einſamkeit liebend, als ob er in Spanien gelernt habe, daß ein König ſeine Würde verliere, wenn er ſich geſprächig und freundlich gegen Jedermann zeige. Obendrein hatte ihm die Natur nur einen ſchwachen Körper verliehen und es fehlte ihm das ritterliche Aeußere ſeines Vaters. Seine Umgebung ſelbſt glaubte, er ſei geiſtig beſchränkt, obwohl dies nur von ſeinen abgemeſſenen Antworten herrührte; denn er hatte ein glückliches Faſſungsvermögen, großen Scharfſinn und beharrliche Feſtigkeit des Willens.

Kaiſer Karl kannte ſicher die zurückſtoßenden Eigenſchaften ſeines Sohnes, und es geſchah wahrſcheinlich, damit derſelbe ſie ſo viel wie möglich ablegen ſolle, daß er beſchloß, ihn nach den Niederlanden und dort in Berührung mit dem Volke zu bringen, das ſich durch Offenheit und ein gemüthliches Weſen ſo ſehr auszeichnete. Philipp kam im April 1549 aus Spanien nach Belgien. Er wurde von Stadt zu Stadt geführt und überall mit einer damals noch unbekannten Freude und Feierlichkeit empfangen. Die Belgier wollten ihren geliebten und großen Kaiſer Karl in ſeinem Sohne verehren und ſparten keine Koſten, um dieſen Zweck zu erreichen. Antwerpen allein verwandte auf die Feſte, die ſeine Ankunft feiern ſollten, über 130,000 Goldgulden. Die laute und lärmende Freude der Belgier war für Philipp etwas Fremdes, das er nicht zu begreifen ſchien. Während das Jubelgeſchrei des Volkes in den Straßen wiederhallte, während die Menge ihn wie eine begeiſterte Schaar umſtrömte und ihn mit mehr Liebe als Ehrerbietung bewillkommnete, ſaß er kalt und, wie es ſchien, verdrießlich in ſeinem Wagen verſteckt; bei Feſten, öffentlichen Feierlichkeiten, Empfängen und Vereidigungen blieb er immer derſelbe und zeigte ſich nicht eben liebenswürdig; dazu kam noch der ſchlimme Umſtand, daß er das Niederländiſche gar nicht ſprach und ſo gänzlich ein Fremdling unter ſeinen Unterthanen zu ſein ſchien.

Eben ſo wenig gefiel Philipp den Kurfürſten von Teutſchland, als ihn ſein Vater nach Augsburg geleitete. Die teutſchen Fürſten, die ihn ungeſchickt in allen ritterlichen Uebungen, ſchwach von Körper und dem Anſcheine nach auch von Geiſt ſahen, verbargen ihren Widerwillen vor Philipp dem Kaiſer Karl nicht. Dieſer ſah nun die Unmöglichkeit ein, ihn den Kaiſerthron beſteigen zu laſſen, und gab ſeinen erſten Plan auf. Sein (Karls) Bruder Ferdinand ſollte nach ſeinem Tode Kaiſer werden.

Der junge Philipp verließ 1551 Teutſchland, um nach Spanien zurückzukehren. Mittlerweile wurde des Kaiſers Uebel immer ſchlimmer, die Gicht bereitete ihm entſetzliche Qualen und lähmte ihn mitunter Monate lang. Heinrich II., der nach dem Tode ſeines Vaters Franz I. den franzöſiſchen Thron beſtiegen hatte, benutzte die Gelegenheit, um dem Kaiſerthume den Krieg zu erklären. Er ſchloß mit den proteſtantiſchen Fürſten Teutſchlands ein geheimes Bündniß, und während dieſe die Waffen ergriffen, fiel ein anſehnliches teutſches Heer plötzlich in das Luxemburgiſche ein. Die Statthalterin Maria, von der Annäherung der Franzoſen überraſcht, zog eiligſt nach Brügge, wo jetzt eine Zeit lang der Sitz der Regierung blieb. Moritz von Sachſen, der Ueberläufer von den Proteſtanten, führte den Befehl über das kaiſerliche Heer gegen die Proteſtanten. Aber wie er es einſt mit ſeinen Glaubensgenoſſen gemacht hatte, ſo machte er es jetzt auch mit dem Kaiſer. Er erklärte ſich plötzlich gegen ihn und ging mit dem ganzen Heere zu den Feinden über. Kaiſer Karl, aller Streitkräfte beraubt, ſah ſich dadurch zur Flucht gezwungen, um nicht Moritz in die Hände zu fallen. Damit er ſich ungehindert gegen die Franzoſen wenden und Belgien vor ſicherer Eroberung retten könne, unterzeichnete er 1552 den Vertrag von Paſſau, durch welchen den Proteſtanten in Teutſchland Gewiſſensfreiheit bewilligt wurde und der Kaiſer alle ſeine Kriegsgefangenen freiließ, dadurch aber der Reformation zwei ihrer mächtigſten Häupter, den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen, wiedergab. Karl zog nun unmittelbar nach Lothringen gegen die Franzoſen, verlor aber viel Volk und viel Zeit bei der Belagerung von Metz, ohne daſſelbe zu erobern. Glücklicher war er dagegen 1553 an der belgiſchen Grenze, wo er ſich einer

Anzahl Städte bemächtigte, Terouanne vernichtete und die Franzoſen zurücktrieb. Im folgenden Jahre fiel König Heinrich mit einem mächtigen Heere in die Grafſchaft Namur ein und erſtürmte Marienburg, Dinant und Bouvines. Die Chroniken berichten bei dieſer Gelegenheit eine wunderbare That dreier junger Frauen, die man die Frauen von Crevecoeur nennt. Nachdem die Franzoſen bereits die Stadt Bouvines eingenommen hatten und Herren des Caſtells waren, weigerte ſich die Beſatzung des Schloſſes Crevecoeur, ſich zu ergeben, und erklärte, unter den Trümmern ſterben zu wollen. Als ihr durchaus keine Hoffnung mehr blieb, that ſie, als wenn ſie zur Uebergabe geneigt ſei, öffnete die Thore und ließ die Franzoſen ein; in demſelben Augenblicke aber erſchienen oben auf dem Schloßthurme drei Frauen, in weißes Gewand gekleidet, der unterminirte Thurm begann zu krachen, neigte ſich auf die Seite, ſtürzte mit furchtbarem Gepraſſel auf den Feind und begrub unter ſeinen Trümmern die drei Heldinnen von Crevecoeur.

Die Franzoſen zogen nun nach Hennegau, wo ſie einige kleine Städte vernichteten, bis Kaiſer Karl ihnen ſelbſt die Spitze bot und ſie zum Weichen zwang. Nichts Merkwürdiges geſchah mehr, weder in dieſem Jahre noch in dem folgenden. Der Krieg beſtand nur aus unbedeutenden Gefechten, ohne wichtige Folgen. Karl ließ unterdeſſen die beiden Grenzſtädte Charlemont und Philippeville befeſtigen.

Philipp, der Sohn des Kaiſers, hatte ſich 1554 mit Maria, der herrſchenden Königin von England, vermählt. Er hoffte, über dieſes Land zu regieren, da ſich Maria bereit zeigte, ihm die Herrſchaft abzutreten. Aber die Engländer weigerten ſich, ihm etwas Anderes als den bloßen Namen eines Königes zu geben, und wollten ihm durchaus keinen Einfluß auf die Regierung geſtatten. In Folge dieſer Vermählung beſtimmte Kaiſer Karl, daß ein Sohn Philipps aus einer früheren Ehe die ſpaniſchen Staaten erben und der erſte Sohn, den Maria zur Welt bringen würde, England und die Niederlande beſitzen ſolle. Hätte das Schickſal es nicht anders beſchloſſen, ſo würde Belgien nicht mit Spanien, wohl aber mit England demſelben Scepter anheimgefallen ſein: jedenfalls gerieth dann ſeine Unabhängigkeit in die äußerſte Gefahr.

Der große Fürſt, welcher Europa ſo lange Jahre durch ſeine Macht und ſeinen Alles umfaſſenden kriegeriſchen Geiſt in Erſtaunen geſetzt hatte, war jetzt körperlich ganz erſchöpft. Als er zwei Jahre nach ſeiner Rückkehr von Metz Belgien beſuchte, ſahen die Einwohner mit tiefer Betrübniß ſein abgemagertes Geſicht und ſeinen entkräfteten Körper, und Viele hatten im Stillen Thränen vergoſſen über das Welken dieſer ſchönſten Blume in Belgiens Ruhmeskranz. Seitdem hatte die Gicht, die ihn furchtbar peinigte, die Verheerungen an ſeinem Körper unaufhörlich fortgeſetzt. Sein Antlitz war bleich und von tiefen Furchen durchzogen, ſeine Wangen hohl, ſeine Augen ohne Leben, ſein Hals abgemagert, ſein Rücken gebogen und ſeine Beine unfähig, länger die Wohnung einer ſo großen Seele zu tragen. In ſolcher betrübten Lage fühlte Kaiſer Karl, daß er nicht mehr im Stande ſei, die Herrſchaft, wie es ſich gehöre, zu führen, und beſchloß, zuerſt die Niederlande ſeinem Sohne zu übergeben und gleich darauf die Kaiſerkrone ebenfalls ſeinem Bruder Ferdinand abzutreten.

Am 25. October 1555 waren die allgemeinen Stände und die Repräſentanten aller Städte im Palaſte zu Brüſſel verſammelt, um der feierlichen Abdankung des Kaiſers beizuwohnen. Ungefähr um drei Uhr Nachmittags erſchien der kranke Kaiſer im Saale; er ſtützte ſich auf einen Stock und lehnte ſich mit der andern Hand an denſelben Wilhelm von Oranien, der ſpäter der größte Feind ſeines Sohnes werden ſollte. Philipp, aus Spanien gerufen, folgte ihm nebſt ſeiner Schweſter, der Statthalterin Maria. Die Verſammlung war außerordentlich zahlreich und mehrere gekrönte Häupter, die Geiſtlichkeit, die vornehmſten Edelleute und die Geſandten der fremden Mächte waren gegenwärtig.

Die Sitzung wurde durch eine kurze Anrede Philiberts von Brüſſel im Namen des Kaiſers eröffnet, in welcher er erklärte, daß der Fürſt wegen ſeiner leidenden Geſundheit die Laſt der Regierung abgeben und unter dem wärmeren Himmel Spaniens Linderung für ſeine Leiden ſuchen wolle. Vorzüglich wurde darin auf die Nothwendigkeit, dem katholiſchen Glauben treu zu bleiben, und auf das Unglück, welches eine Spaltung für die Niederlande unvermeidlich herbeiführen müſſe, aufmerkſam gemacht.

Während die ganze Verſammlung, von dieſer Rede ergriffen, ſtillſchweigend ſich traurigen Gedanken hingab, ſtand der noch immer große Kaiſer wankend auf und gab ein Zeichen, daß er reden wolle. Er begann mit ſchwacher, faſt unverſtändlicher Stimme. Als er jedoch die Verſammlung an ſeine Kriegsthaten erinnerte, beſeelte ihn ſeine vorige Kraft. Seine Stimme wurde voll und ſtark; er richtete ſich auf; aus ſeinen Augen ſchoſſen Feuerſtrahlen, und es war noch der gewaltige Kaiſer Karl, der folgende Worte ſprach: „Ich bin neunmal nach Teutſchland gezogen, ſechsmal nach Spanien, ſiebenmal nach Italien, zehnmal nach den Niederlanden, viermal nach Frankreich, zweimal nach England, zweimal nach Africa; ich habe achtmal das mittelländiſche Meer und zweimal den ſpaniſchen Ocean durchkreuzt.“ Dann mit der Geſchichte ſeiner Heldenthaten fortfahrend erhielt ſeine Stimme immer mehr Kraft, bis er, von inniger Rührung ergriffen, folgendermaaßen ſchloß: „Der Friede ſei mit Euch, meine niederländiſchen Unterthanen; bleibt vereinigt durch Gefühle gegenſeitiger Freundſchaft, ſchenkt den Geſetzen den Gehorſam, den man ihnen ſchuldig iſt, achtet vor Allem darauf, daß die Ketzereien, die in den benachbarten Landen ſich verbreiten, keinen Zugang zu Euch finden; wenn Ihr bemerkt, daß ſie unter Euch Wurzel faſſen, rottet ſie aus, denn ſie würden eine allgemeine Umwälzung herbeiführen. Um auch Etwas von mir ſelbſt zu ſagen, eh' ich ſchließe, muß ich geſtehen, daß ich während meines Lebens ohne Zweifel viele Fehler begangen habe, ſei es durch Unwiſſenheit in meiner Jugend, ſei es durch Hochmuth in meinen ſpäteren Jahren oder durch irgend andere der menſchlichen Natur eigenthümliche Schwächen; aber ich erkläre hier, daß ich nie wiſſentlich oder willentlich Jemanden Gewalt oder Hohn angethan und auch nie geduldet habe, daß ſolches geſchah. Iſt es dennoch der Fall geweſen, ſo war es gegen meinen Willen; ich beklage es aus Herzensgrund und bitte die Gegenwärtigen wie die Abweſenden um Verzeihung.“ Er ſagte noch einige rührende Worte zu ſeinem Sohne Philipp; aber dann drangen ihm die Thränen aus den Augen und er fiel ohnmächtig in ſeinen Seſſel zurück. Kaiſer Karl hatte vor den Augen der Völker wie eine ſtrahlende Sonne geglänzt. Dieſer Tag war ſeine Abendſtunde, und gleich der untergehenden Sonne hatte er während ſeiner Rede ſich noch von aller Macht umgeben gezeigt, die ihm Gott ſo milde geſchenkt. Jetzt war ſeine Laufbahn zu Ende, — dort lag er vor ſeinen weinenden Unterthanen, eine vom Sturm entwurzelte Eiche.

So mächtig waren alle Anweſenden ergriffen, daß kein einziges Auge trocken blieb bei dem Anblicke dieſes rührenden Schauſpiels und die Feierlichkeit unter dem Vergießen unzähliger Thränen ein Ende nahm. Kaiſer Karl trat im folgenden Jahre den Thron von Spanien ebenfalls ſeinem Sohne Philipp, ſowie die Kaiſerwürde ſeinem Bruder Ferdinand ab. Er begab ſich darauf nach Spanien, wo er in einem Thale von Eſtremadura im Kloſter zu St. Juſt ein ruhiges, bußfertiges Leben führte, bis der Tod im Jahr 1558 den leidenden Helden von der Erde wegnahm.

Achtes Buch.

Belgien unter den Königen von Spanien.

Erſtes Capitel.

Beginn der Regierung Philipps II. — Der Graf von Egmont in der Schlacht von St. Quintin und im Gefecht von Grevelingen. — Philipp II. ſchickt ſich an, Belgien zu verlaſſen. Seine Maaßregeln, um ſich die Regierung der Niederlande zu ſichern. — Sein Abzug aus Spanien. —

Von 1555 bis 1559.

Philipp II. war nicht dazu erzogen, unter Belgiern zu wohnen, und ſicher hatte ihn ſein Vater früher nicht dazu beſtimmt, dieſelben zu beherrſchen; denn ſonſt wäre es ein unbegreifliches Verſehen Karls V. geweſen, ihn ſeine ganze Jugend in Spanien zubringen zu laſſen. Dieſe Erziehung hatte denſelben in der Sprache, den Sitten, der Kleidung und den politiſchen Anſichten ausſchließlich zum Spanier gemacht; er war ſtreng, kalt, ſchweigſam und gegen die Niederländer abſtoßend in ſeinem Benehmen. Es iſt nicht zu leugnen, daß Philipp tiefen Verſtand und großen Scharfblick beſaß; aber Krieg und Reiſen waren ihm ſo zuwider, daß er alle Angelegenheiten ſeines ausgedehnten Reiches von ſeinem Palaſte aus leitete, ohne es für nöthig zu halten, mit eigenen Augen zu ſehen und ſein Urtheil auf eigene Unterſuchungen zu gründen. Dies Benehmen übte auf Spanien keinen nachtheiligen Einfluß aus, weil der Fürſt immer in dieſem Lande blieb, aber es bewirkte, daß er falſche Ideen über Belgien auffaßte und, im Widerſpruch mit den Verhältniſſen, erſt zu langſam, ſpäter dagegen zu gewaltſam zu Werke ging.

Nachdem Philipp die Regierung angetreten hatte, blieb er eine Zeit lang in den Niederlanden und befolgte die klugen Eingebungen der Räthe, welche ſeinem Vater ſo treu dienten. Die Stände des Landes bewilligten ihm eine neunjährige Steuer, um die Koſten des Kriegs gegen Frankreich in Italien zu beſtreiten. Frankreich hatte nämlich vor der Abdankung Kaiſer Karls mit demſelben einen Waffenſtillſtand auf fünf Jahre geſchloſſen, brach denſelben aber bereits 1556 und zwang Philipp dadurch zum Kriege. Der franzöſiſche Monarch griff Italien mit einer großen Macht an und ſandte auf der anderen Seite ein anſehnliches Heer nach Belgien. Philipp hatte bereits die Statthalterei der Niederlande Philibert, Herzog von Savoyen, anvertraut und gab ihm unter dieſen Verhältniſſen den Oberbefehl über das niederländiſche Heer, welches, an 60,000 Mann ſtark, aus allen Nationen, doch meiſt aus Belgiern zuſammengeſetzt war und in welchem ſich die Blüthe des niederländiſchen Adels, unter Andern der Prinz von Oranien, der Herzog von Aerſchot, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Meghen, von Mansfeld und von Barlaymont befanden. Philibert rückte raſch in Frankreich ein und unternahm die Belagerung von St. Quintin, wo ſich eine franzöſiſche Beſatzung befand. Während nun die Niederländer und ihre teutſchen Hülfstruppen die Stadt eng umzingelt hielten, näherte ſich das franzöſiſche Heer unter dem Befehle des Herzogs von Montmorency, um St. Quintin zu entſetzen. Es glückte demſelben, während der Nacht ungefähr 500 Mann nebſt einigen Rittern durch einen Moraſt auf Kähnen in die Stadt zu bringen. Philibert hielt nun Kriegsrath mit ſeinen vornehmſten Offizieren über das, was zu thun ſei, um alle fernere Hülfe von der belagerten Feſtung abzuhalten.

Graf Egmont behauptete und blieb beharrlich dabei, man müſſe das franzöſiſche Heer ohne Zaudern angreifen und es zu einer Schlacht zu zwingen ſuchen. Seine muthigen Worte fanden Gehör; die Reiterei, an deren Spitze Egmont ſelbſt ſich befand, ſprengte voraus und griff den franzöſiſchen Vortrab an, welcher zurückwich, um ſich mit der Hauptmacht zu vereinigen. Egmont folgte ihm auf den Ferſen drei Meilen weit, ſtieß hier auf die ganze feindliche Macht, durchbrach mit unwiderſtehlicher Gewalt ihre Schlachtordnung und hieb Alles nieder, was ſich ihm entgegen ſtellte. Mittlerweile griffen die andern niederländiſchen Truppen, von muthigen Feldherren angeführt, die erſchreckten Franzoſen gleichfalls an; binnen Kurzem war das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt und das franzöſiſche Heer geworfen und genöthigt, in äußerſter Verwirrung nach allen Seiten hin zu flüchten.

Der Feind ließ in der Schlacht von St. Quintin nahe an 5000 Todte und eine außerordentliche Zahl Kriegsgefangener, unter denen ſich der Herzog von Montmorency ſelbſt nebſt 600 Rittern befand; außerdem verlor derſelbe ſeine Fahne, ſein Geſchütz und ſein Gepäck.

Siebenzehn Tage darnach ward die Stadt St. Quintin durch Sturm genommen, verwüſtet und zum Theil verbrannt. Der Admiral Coligny, Commandant der Feſtung, gerieth ſammt vielen andern Rittern in die Hände der Feinde.

Da das belgiſche Heer keine Feinde mehr zu bekämpfen fand und nicht für einen langen Feldzug ausgerüſtet war, ſo ging es auseinander und wurde größtentheils abgedankt. Dieſe Unvorſichtigkeit machte ſich der König von Frankreich während des Winters zu Nutzen. Er ließ 20,000 Kriegsknechte in Teutſchland anwerben, vereinigte ſie mit den franzöſiſchen Truppen und ſandte nun im Frühling 1558 zwei Heere nach Belgien; das eine, unter dem Herzoge von Guiſe, fiel in das Luxemburgiſche ein und eroberte die Städte Diettenhoven und Arlon; das andere, unter dem Marſchall von Thermes, überwältigte Dünkirchen, plünderte Winox-Berghe und verwüſtete das platte Land bis zu den Wällen von Nieuport.

Sobald die Nachricht von dieſem Einfalle nach Brüſſel kam, ließ König Philipp eiligſt Truppen ſammeln und befahl Philibert von Savoyen, gegen den Herzog von Guiſe in das Luxemburgiſche zu ziehen; den Grafen von Egmont ſandte er dagegen nach Flandern, um wo möglich den Marſchall von Thermes auf ſeinem Zuge aufzuhalten. Der muthige Egmont hob einige Truppen aus den Beſatzungen der flämiſchen Städte aus, warb eine gute Anzahl Landleute an und begab ſich dann mit weniger als 10,000 Mann an die Grenze. In der Mitte des Juli erſchien er plötzlich vor dem franzöſiſchen Heere, das mit Raub beladen bei Grevelingen längs der Seeküſte nach Frankreich ziehen wollte. Egmont hielt eine kurze Anrede an ſeine Truppen, ſprengte dann vor und griff, indem ihm alle ſeine Leute folgten, die feindliche Schlachtordnung an. Es entſtand ein furchtbares Gefecht, wie man dergleichen lange nicht geſehen hatte; in der größten Verwirrung kämpfte Mann gegen Mann; das Treffen dauerte lange, ohne daß man den Ausgang errathen konnte. Egmonts Pferd war ihm bereits unter dem Leibe getödtet und das Geſchütz der Franzoſen ſtreckte ganze Reihen des flämiſchen Heeres zu Boden; nichts vermochte jedoch Egmonts Krieger zu erſchüttern, die er durch Worte wie durch Heldenthaten ermuthigte. Endlich durchbrachen die Fläminger ſammt der teutſchen Reiterei überall die feindliche Schlachtordnung; eine Stunde ſpäter war das franzöſiſche Heer gänzlich geſprengt und größtentheils vernichtet. 1500 Feinde lagen hingeſtreckt vor den Dünen; ihr Feldherr, der Marſchall von Thermes, verwundet und verlaſſen, ward gefangen genommen.

In beiden Ländern rüſtete man ſich nun unmittelbar zu einem langen und entſcheidenden Feldzuge, und die gegenſeitigen Heere waren bereits einander ſo nahe gekommen, daß täglich Scharmützel vorfielen. Da traten die beiden Könige in Unterhandlung und ſchloſſen am 3. April 1559 Frieden.

Während man in den Niederlanden und in Frankreich wegen dieſes Friedens große Freudenfeſte feierte, bereitete ſich König Philipp vor, Belgien zu verlaſſen und nach Spanien zu gehen. Ohne Zweifel fühlte er ſchon damals, daß er wahrſcheinlich dieſes Land nie wiederſehen werde; denn er traf ſo ausgedehnte und vorſichtige Maaßregeln, daß die Ruhe des Landes während ſeiner Abweſenheit in einer minder bewegten

Zeit gewiß durch Nichts geſtört worden wäre. Im Auguſt deſſelben Jahres nämlich berief er die Stände nach Gent, unterrichtete ſie von ſeiner nahen Abreiſe und ordnete die Regierung der Niederlande folgendermaaßen an. Seine Schweſter Margaretha, Herzogin von Parma, ernannte er zur Statthalterin und ſtellte ihr einen hohen Staatsrath zur Seite, um über alle wichtigen Angelegenheiten zu entſcheiden. Die Mitglieder dieſes Raths waren Anton Perrenot, Biſchof von Arras und ſpäter Cardinal von Granvella; Viglius von Aytta, ſpäter Biſchof von Gent; der Graf von Barlaymont; Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien; Lamoral, Graf von Egmont; Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn. Noch zwei andere Rathscollegien wurden ernannt unter dem Namen des Finanzraths und des geheimen Raths. Außerdem gab der König jeder Provinz einen Ritter des goldenen Vließes zum Gouverneur. Die Herzogin Margaretha erhielt Brabant; der Prinz von Oranien, Holland, Seeland und Utrecht; der Graf von Egmont, Flandern und Artois; der Graf von Aremberg, Friesland, Oberyſſel und Gröningen; der Graf von Meghen, Geldern und Zütphen; der Graf von Mansfeld, Luxemburg; der Markgraf von Berghe, Hennegau; der Bannerherr von Barlaymont, Namur. Andere Edelleute erhielten den Oberbefehl über kleinere Landestheile.

Von Kaiſer Karls Kriegsmacht waren noch 3000 ſpaniſche Soldaten in Belgien geblieben. Philipp hätte ſie gern dort gelaſſen, da er bereits ahnte, welche Unannehmlichkeiten man ſeiner Schweſter Margaretha bereiten würde. Aber die verſammelten Stände drangen ſo entſchieden auf die Entfernung dieſer fremden Macht, daß er, obwohl widerſtrebend, verſprach, die ſpaniſchen Truppen ſollten binnen drei Monaten die Niederlande verlaſſen. Dies Verſprechen ward jedoch erſt anderthalb Jahre ſpäter erfüllt.

Nachdem er ſo die Regierung der Niederlande dem Anſchein nach ſicher geordnet hatte, nahm der König Abſchied von der Statthalterin Margaretha und von den Ständen, ihnen wiederholt die Ausübung der katholiſchen Religion anempfehlend, und ſchiffte ſich endlich am 26. Auguſt 1559 in Seeland nach Spanien ein.

Vor ſeiner Abreiſe und in dem Augenblick, wo er den belgiſchen Edelleuten Lebewohl ſagte, warf er Wilhelm von Oranien mit bitteren Worten vor, er ſei die Urſache der Widerſetzlichkeit der Stände. Dabei drückte er ihm ſo heftig die Hand, daß dieſer deutlich ſehen konnte, Philipp II. würde tiefen Groll gegen ihn bewahren.

Zweites Capitel.

Urſachen der Unzufriedenheit und der Verwirrung in den Niederlanden. — Abkunft und Charakter der vornehmſten Staatsmänner dieſes Zeitraums. — Haß der Edelleute gegen den Cardinal von Granvella. Der Eidbund. Verbreitung der Reformation. Granvella's Abreiſe. Urſprung der Geuſen. — Die Bilderſtürmer in den Niederlanden. — Die Geuſen ergreifen die Waffen und rücken in das Feld.

Von 1559 bis 1567.

Ehe wir den traurigen Bericht der nachfolgenden Ereigniſſe beginnen, iſt es nothwendig, in einer kurzen Skizze den Charakter, die Fähigkeiten und die Tendenz derjenigen Perſonen zu ſchildern, welche einen beſonderen Einfluß auf das Schickſal Belgiens ausgeübt haben und das ſechszehnte Jahrhundert gleichſam zu dem machten, was es für die Niederlande ward.

Margaretha, Herzogin von Parma, jetzt Statthalterin der Niederlande, war die natürliche Tochter Kaiſer Karls und eines Bürgermädchens, Margaretha van der Geeſt oder van der Gheinſt, mit dem er zu Audenaerde eine Liebſchaft gehabt hatte. Die junge Fürſtin war gottesfürchtig, ſittſam und herzensgut, nicht ohne Kenntniß in der Politik und den damals beſtehenden Regierungsformen, in Belgien erzogen, bei Jedem beliebt und wirklich geeignet, um in gewöhnlichen Zeiten ihr

Vaterland gut zu verwalten. Ihre Geſichtszüge und ihr ganzes Weſen hatten etwas Männliches, woher es auch gekommen ſein mag, daß Viele ſie mit männlichem Muthe und Willenskraft begabt wähnten, während ſie im Gegentheil durch ihre geduldige Güte und ihr Verlangen, Jeden zufrieden zu ſtellen, mehr als eine Unvorſichtigkeit beging und nicht ſelten das Schlimmſte herbeiführte.

Anton Perrenot, ſpäter Cardinal von Granvella, in Burgund geboren, war der Sohn eines der erſten Räthe Kaiſer Karls. Keine der genannten Eigenſchaften, welche Jemanden befähigen, Einfluß auf die Angelegenheiten eines Landes auszuüben, fehlte ihm. Mit Reichthum des Geiſtes, Klugheit und Gelehrſamkeit verband er tiefe Menſchenkenntniß und gründliches Wiſſen in Allem, was die Kunſt zu regieren betrifft. Er war ſeinem Fürſten in unerſchütterlicher Anhänglichkeit zugethan und ein ſo entſchiedener Feind der neuen Lehre, daß ſein Feuer in der Vertheidigung des katholiſchen Gottesdienſtes ihn mehrere Male in der Wahl der Mittel zur Erreichung ſeines Zwecks fehlgreifen ließ. So ausgezeichnet Perrenot als Staatsmann war, ſo ſchwach war er als Menſch. Seine hohe Stellung und ſeine politiſche Gewandtheit machten ihn hochmüthig und außerordentlich prachtliebend; in ſeinen Reden ließ er deutlich merken, welchen großen Werth er auf ſich ſelbſt ſetzte und wie gering er andere einflußreiche Männer achtete. Dieſer Stolz veranlaßte ihn mehr als einmal, dieſen oder jenen Edelmann zu beleidigen und ſich, der Aufgeblaſenheit beſchuldigt, den Haß Vieler zuzuziehen.

Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien, der Schweigſame genannt, war in Teutſchland geboren und bis zu ſeinem zwölften Jahre im proteſtantiſchen Glauben erzogen worden. In den Niederlanden hatte er bedeutende Landgüter geerbt und blieb fortwährend im Dienſte Kaiſer Karls, der ihm ein ausgezeichnetes Vertrauen ſchenkte. Während ſeines Aufenthalts in Belgien that er, als ſei er gut katholiſch geſinnt, während er heimlich dem Proteſtantismus anhing. Mit einem durchdringenden Geiſte, einem ſcharfen Blicke und einem ruhigen Charakter verband er ein berechnetes Schweigen und eine unbeugſame Beharrlichkeit bei der Erreichung ſeiner Zwecke; Heuchelei und Liſt dienten ihm als Mittel, ſeine Feinde zu täuſchen und ſich ſeiner Freunde als Werkzeuge bei der Ausführung ſeiner Pläne zu bedienen. Er beſaß eine unbezwingliche Macht über ſein eigenes Gemüth und konnte ſich mit wunderbarer Gewandtheit in die Umſtände ſchicken, ohne daß ihm ein Wort mehr entfiel, als er nothwendig brauchte. Mit anderen Edelleuten war er luſtig und fröhlich bis zur Ausgelaſſenheit, um als ihr Genoſſe Einfluß auf ſie zu gewinnen, mit Staatsmännern dagegen vorſichtig und zurückhaltend, um viel zu hören, viel zu ergründen und doch nie Jemanden in ſeinem eigenen Herzen leſen zu laſſen.

Lamoral, Graf von Egmont, in Holland geboren, war ein muthiger Kriegsmann, deſſen Ruhm durch die Siege von St. Quintin und Grevelingen in ganz Europa wiederhallte, und ein edler, redlicher und treuer Charakter. Wie tapfer er aber auch auf dem Schlachtfelde ſich benahm, im täglichen Leben war er träge und biegſam. Es ward daher auch Wilhelm von Oranien nicht ſchwer, den guten Egmont gegen die Diener des Königs aufzuhetzen und ihn unbewußt die Proteſtanten begünſtigen zu laſſen, obwohl er der katholiſchen Religion und dem Könige auf das Wärmſte zugethan war.

Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, von holländiſcher Abkunft, war Großadmiral und hatte ganz den Charakter eines Seemanns. Er war rauh und muthig, geneigt, an allen Bewegungen, die ſeinem unruhigen Geiſte Nahrung geben konnten, Theil zu nehmen, jedoch nicht ſcharfblickend genug, um zu berechnen, welche Folgen ſeine Thaten haben könnten.

Dieſe vier Männer ſaßen im Staatsrath mit der Statthalterin und außer ihnen noch Viglius von Aytta, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, und der Graf von Barlaymont, bedeutend durch ſeine genaue Kenntniß der Finanzen des Landes.

Wilhelm von Oranien, Egmont und Hoorn hätten ſich begnügen können mit dem Antheil, den ſie an der Regierung als Mitglieder des Staatsraths und Statthalter von Provinzen hatten. Aber es ſchmerzte ſie, zu ſehen, daß Granvella, Viglius und Barlaymont, ſowie die Statthalterin im geheimen Rathe die Briefe des Königs für ſich behielten und über die wichtigſten Sachen entſchieden, ohne ſie daran Theil nehmen zu laſſen. Da ſie wußten, daß Granvella das Haupt und die Seele des geheimen Raths war, ſo entbrannten ſie in Haß gegen ihn, betrachteten es als eine unleidliche Kränkung, daß ein Mann von bürgerlicher Abkunft mehr Macht haben ſolle als ſie, und konnten nicht Herr ihres Unwillens werden, daß ſie ſich häufig vor ſeinem Einfluſſe und ſeinem politiſchen Scharfblicke beugen mußten. Er allein beſaß das Vertrauen des Königs, aus ſeinem Munde erfuhren die Fürſten deſſen Befehle, und da ſie in Kriegszeiten als Feldherren dem Könige zunächſt geſtanden hatten, ſo konnten ſie ſich in Friedenszeiten an dieſe Unterordnung nicht gewöhnen.

Während der langen Kriege Kaiſer Karls waren die Edelleute, die als Gefährten in deſſen Heere dienten, durch anhaltende Opfer, die ſie brachten, verarmt. Da der offenbare Wohlſtand den Bürgern erlaubte, eine ungemeine Pracht zu zeigen, ſo hatte der Adel, um ſeinem Stande Ehre zu machen, ſich verpflichtet geglaubt, dieſe Pracht zu übertreffen, und ſteckte dadurch tief in Schulden; was er an Geld verloren, hatte er freilich an Ruhm gewonnen, und er konnte daher, als der Friede geſchloſſen war, mit Recht auf eine Vergeltung Anſpruch machen. König Philipp hatte die Vornehmſten dieſes Standes mit Statthaltereien begabt und ſie zu den höchſten Aemtern befördert. Doch war es ihm nicht möglich geweſen, Aller Ehrgeiz zu befriedigen. Der Schluß des Krieges hatte unzählige Edelleute in Unthätigkeit verſetzt, die nun nach Aemtern und Würden ſtrebten und, da ſie dieſe nicht erhalten konnten, den König der Undankbarkeit beſchuldigten und mit allen ihren Forderungen und ihrer Unzufriedenheit der Statthalterin und ihrem Rathgeber Granvella zur Laſt fielen.

Es verdroß Jeden, daß die ſpaniſchen Soldaten, trotz dem von dem Könige zu Gent gegebenen Verſprechen, in Belgien blieben. Das wüſte Betragen dieſer Leute, ihre Raubſucht und ihr Uebermuth trugen nicht wenig dazu bei, die allgemeine Unzufriedenheit zu erregen und zu vermehren. Von allen Seiten drangen ſo bittere Klagen zu der Statthalterin, daß ſie ſich vornahm, in den König zu dringen, um die Abberufung der ſpaniſchen Truppen von ihm zu erlangen. Während die Gemüther ſo beunruhigt waren und man das Volk heimlich gegen den

König aufhetzte, erfuhr man plötzlich aus Spanien, daß Philipp II. im Laufe des Jahres 1559 päpſtliche Bullen zur Errichtung einer Anzahl neuer Bisthümer in den Niederlanden erhalten habe. Dieſe waren namentlich drei Erzbisthümer: Mecheln, als oberſte erzbiſchöfliche Stadt, Cambray und Utrecht, und vierzehn Bisthümer: Antwerpen, Herzogenbuſch, Gent, Brügge, Ypern, St. Omer, Namur, Haarlem, Middelburg, Leuwaarden, Gröningen, Roeremonde, Oberyſſel und Deventer.

An und für ſich betrachtet wurde dieſe Maaßregel durch die Vorſicht eingegeben. Bei des Königs Abreiſe beſtanden nur fünf Bisthümer in den Niederlanden: Utrecht, Lüttich, Tournay, Arras und Cambray. In früheren Zeiten, als die herrſchende Religion noch nicht feindlichen Angriffen preisgegeben war, mochte dieſe Zahl hinreichend ſein; jetzt aber, wo die Reformation von allen Seiten langſam und beinahe unmerklich in das Land eindrang, Geiſtliche unter ſich über einzelne Punkte des Gottesdienſtes ſtritten und eine ärgerliche Unregelmäßigkeit ſich in das Kloſterleben eingeſchlichen hatte, mußte die Zahl der natürlichen Wächter des Glaubens und der Geiſtlichkeit vermehrt werden, wollte man anders nicht bloß der Reformation, ſondern auch Irrungen in der katholiſchen Kirche den Zugang wehren. Das Schlimme dieſer Maaßregel lag demgemäß nicht in ihrem Zwecke, der gewiß lobenswerth war, ſondern in den tyranniſchen Formen, welche Philipp ihr gegeben hatte. Ohne die Stände, die Geiſtlichkeit, die Edelleute oder das Volk nur im Mindeſten auf eine ſo durchgreifende Aenderung vorzubereiten, ward dieſe Maaßregel erſt bekannt gemacht, als ſie bereits von dem Könige beſchloſſen und von dem Papſte genehmigt war. Dieſe politiſche Ueberraſchung in Zeiten der Unzufriedenheit erweckte ein böſes Mistrauen und bereitete den Boden, in welchen die Reformatoren die Saat ihrer Anſichten ſtreuten. Ein Theil der Geiſtlichkeit ſelbſt klagte heftig über die Ernennung der neuen Biſchöfe, weil der König für gut befunden hatte, ihnen die Einkünfte der reichſten Abteien anzuweiſen, und dadurch die Rechte der Abteien und der Klöſter kränkte.

Die Anhänger der neuen Lehre verſäumten nichts, um Alles zum Nachtheile des Fürſten zu deuten und aus dieſen Umſtänden Nutzen zu ziehen für die Verbreitung der Reformation. Sie redeten dem

Volke ein, daß mit den neuen Biſchöfen die ſpaniſche Inquiſition eingeführt werden würde, und da dieſe den Niederländern großen Schrecken und tiefen Abſcheu einflößte, ſo ſteigerten ſie dadurch das Misvergnügen auf das Aeußerſte.

Unter dem Einfluſſe Wilhelms von Oranien begannen die Edelleute ſich gegen Granvella zu verbünden, der jetzt als Cardinal und Erzbiſchof von Mecheln durch ſeine hohe Stellung und ſeine übergroße Pracht ihnen noch mehr im Wege war, als früher. Wilhelm von Oranien war es freilich nicht allein um den Cardinal zu thun; ſein damals noch unergründlicher Plan dehnte ſich viel weiter aus und mußte, wenn er ausgeführt werden ſollte, eine Umwälzung in Staat und Kirche veranlaſſen. Jetzt richtete er die Aufmerkſamkeit der Edelleute noch allein gegen die Anweſenheit der ſpaniſchen Soldaten und gegen Granvella, den einzigen Mann, der die Macht und die Klugheit beſaß, ſeine Abſichten zu durchſchauen und möglicherweiſe zu vereiteln. Die Anſtellung der Biſchöfe fand ſehr langſam Statt, theils weil die Städte Widerſtand leiſteten, theils auch weil die Statthalterin verlangt hatte, daß eine Ausfertigung an den König geſendet würde, die ihm den Stand der Dinge hinſichtlich der Bisthümer darſtellte.

Im Jahre 1561 rief der König endlich die ſpaniſchen Soldaten aus den Niederlanden zurück und räumte dadurch eine der größten Urſachen zur Unzufriedenheit aus dem Wege. Man ſollte glauben, dies hätte die Gemüther beruhigt; aber es fand gerade das Gegentheil Statt. Die Anhänger der neuen Lehre, die dadurch mehr Freiheit erhielten, erhoben das Haupt und begannen kühn ſich zu zeigen. Cardinal Granvella, welcher ſich dem Abzuge der ſpaniſchen Soldaten widerſetzt hatte, war jetzt ohne Unterſtützung dem Haſſe und den Angriffen des Adels preisgegeben. Man begann gegen ihn allerlei Pasquille zu verbreiten, und da er das Haupt der Regierung war, trugen dieſelben nur dazu bei, deren Anſehen bedeutend zu ſchwächen. Das Volk weigerte ſich, den Befehlen des Königs zu gehorchen; die Calviniſten durften es wagen, in Tournay und Valenciennes öffentlich zu predigen; die Lutheraner verbreiteten ihre Anſichten in den nördlichen Provinzen, und ſowohl die religiöſen wie die politiſchen Verhältniſſe wurden mit einer allgemeinen

Verwirrung bedroht. Ein einziges Mittel nur konnte die Niederlande vor einer Umwälzung retten: die Ankunft des Königs ſelbſt. Wie ſehr aber auch Granvella in den Fürſten drang, dieſe Reiſe zu unternehmen, Philipp blieb in Spanien und ließ durch ſeine Trägheit das Böſe unausreißbare Wurzeln ſchlagen. Oranien, Egmont und Hoorn, die ſich an die Spitze von Granvella's Feinden geſtellt hatten, weigerten ſich, länger mit ihm im Staatsrathe zu ſitzen, und machten ihn durch ihre fortwährenden Klagen auch der Statthalterin verdächtig und verhaßt. Die Edelleute, von ihnen aufgehetzt und über des Cardinals Hochmuth und Pracht heftig ergrimmt, ſandten Einen der Ihrigen zu dem Könige, um Granvella's Entfernung zu verlangen. Philipp ſah mit großem Verdruß, daß man in den Niederlanden einen Krieg gegen ſeine treueſten Diener begonnen habe, und ſchenkte damals den Forderungen des Adels kein Gehör. Aber der Widerſtand wurde endlich ſo heftig, daß Granvella ſelbſt um ſeine Entlaſſung bat und die Statthalterin den König anflehte, dem niederländiſchen Adel dieſe Genugthuung zu geben. Mit Philipps Bewilligung verließ nun der Cardinal 1564 die Niederlande.

Unter ſolchen Verhältniſſen war die Entfernung Granvella's ein Ereigniß, welches die Statthalterin nur zu bald zu beklagen hatte; denn er war kaum fort, als ſich auch ſchon Wilhelm von Oranien und ſein Anhang zu Herren aller Macht und alles Einfluſſes machten und überall eindrängten, nicht ohne die Staatsangelegenheiten in die größte Verwirrung zu bringen. Jeder wollte nur für ſeine lange vernachläſſigten Intereſſen ſorgen. Man verkaufte Aemter, verſchenkte Abteien und griff des Königs Einkünfte an, als ob das Land durchaus ohne alle Regierung ſei. Zur ſelben Zeit ward der Statthalterin außerordentlich geſchmeichelt und ſie, ein Weib, verwarf den Rath des klugen Viglius d'Aytta, der ſie auf das, was ihre Schmeichler eigentlich beabſichtigten, aufmerkſam machte.

Alle Urſachen zur Unzufriedenheit ſchienen jetzt aus dem Wege geräumt zu ſein; doch hetzte man heimlich das Volk, wie es ſich erwarten ließ, immer mehr und mehr gegen den König auf. Man ſprach von Inquiſition, Scheiterhaufen und Folter und verbreitete das Gerücht, daß Granvella, obgleich fern, doch noch großen Einfluß auf die Regierung ausübe und daß binnen Kurzem ein ſpaniſches Heer in den Niederlanden die Inquiſition mit Gewalt einführen würde.

Solche Gerüchte begünſtigten die Verbreitung der neuen Lehre außerordentlich; auch traten hier und dort calviniſtiſche Prediger öffentlich auf. Die Mehrzahl des Adels war damals gewiß nicht feindſelig gegen die katholiſche Religion geſinnt; ſie glaubte nur gegen den Einfluß der Spanier zu kämpfen; aber ihr Führer, Wilhelm von Oranien, wußte ſehr wohl, was er that und wollte. Er begünſtigte jetzt liſtig die Reformation, und als im Staatsrathe erwogen wurde, ob man gegen die Verbreiter der neuen Lehre nicht nach der Strenge der Geſetze verfahren ſolle, brachte er es dahin, daß man dieſes Zwangsmittel fahren ließ. An einigen Orten bemühte ſich allerdings die Obrigkeit, Kaiſer Karls Geſetze gegen die Ketzer auszuführen; aber ihr Anſehen hatte ſo gelitten, daß die Schuldigen mitunter durch Gewalt wieder befreit wurden.

Während dies Alles zuſammen traf, um den Zuſtand der Dinge zu verſchlimmern, kamen einige der kühnſten Edelleute auf den Gedanken, ſich eidlich zu einem mächtigen Bunde zu vereinigen. Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, ſetzte das Eidesbündniß (Compromiß) auf und unterzeichnete es mit eilf ſeiner Genoſſen. Einige Tage ſpäter ſetzten vierhundert Edelleute ihre Namen darunter. Dieſe wichtige Schrift enthielt einige Anſchuldigungen gegen diejenigen, die des Königs Befehle auszuführen verſucht hatten, und ſchilderte die Inquiſition in den ſchwärzeſten Farben. Sie ſchloß mit einer Art von Eid, durch welchen alle Unterzeichner ſich verbanden, gegen die Einführung der Inquiſition Leib und Leben zu wagen und ſich gegenſeitig beizuſtehen, wenn Einer von ihnen um des Glaubens oder um dieſes Eidbündniſſes willen verfolgt würde. Oranien, Egmont und Hoorn unterſchrieben jedoch aus geheimen Gründen den Vertrag nicht.

Sobald das Volk Kunde von dem Bündniſſe des Adels erhielt, kannte die Kühnheit der Reformatoren keine Grenzen mehr, da ſie nun unter dem Schutze der vornehmſten Herren des Landes zu ſtehen glaubten. Der Prinz von Oranien verließ den Hof der Statthalterin und zog nach Breda, wo man kurz darauf eine Bittſchrift aufſetzte, die der Herzogin Margaretha übergeben werden ſollte. Am 5. April 1566 verſammelten ſich zu Brüſſel an vierhundert Edelleute, welche ſich ſämmtlich der Statthalterin vorſtellten, um ihr die Bittſchrift zu übergeben. In dieſer Schrift und durch den Mund Heinrichs van Brederode baten ſie um eine Verſammlung der Stände des Landes und um Aufhebung der Glaubensunterſuchung und der beſtehenden Befehle.

Am andern Tage begaben ſich die Edelleute wieder an den Hof und erhielten von der Statthalterin zur Antwort, ſie hoffe, die Unterſuchung wegen des Glaubens werde abgeſchafft und die kaiſerlichen Edicte gemäßigt werden; vor Allem aber gezieme es ſich, die Antwort des Königs deswegen abzuwarten. Die Edelleute ſchienen nicht ſehr zufrieden mit dem ſchlechten Erfolge ihrer Bemühung, doch baten ſie die Statthalterin, zu glauben, daß ihr Schritt keinen andern Zweck habe, als des Landes Wohl und des Königs Dienſt, worauf Margaretha von Parma ihnen zur Antwort gab, die Zeit und ihre Thaten würden das zeigen.

Die meiſten Hiſtoriker erzählen, daß, als die Statthalterin am Tage der Ueberreichung der Bittſchrift über die große Anzahl der Edelleute erſchreckt geweſen, der Graf von Barlaymont auf Franzöſiſch zu ihr geſagt habe: „**Rassurez-vous, Madame, ce n'est qu'une troupe de gueux** (beruhigen Sie ſich, Madame, es iſt nur ein Haufen Bettler).“ Wie dem auch ſei, die Unzufriedenen eigneten ſich von dieſem Augenblicke die Benennung Geuſen an, und man nannte ſpäter alle diejenigen ſo, welche von der katholiſchen Religion zur neuen Lehre übergegangen waren. Unter dem ſcheinbaren Schutze des Adels hatte dieſelbe ſich furchtbar verbreitet; Reformatoren verſchiedener Parteien befanden ſich in faſt allen Provinzen der Niederlande und bemühten ſich öffentlich, Anhänger zu gewinnen: in Valenciennes, Tournay, Lille und Audenaerde herrſchten die Calviniſten; in Gent und Ypern befanden ſich Calviniſten und Wiedertäufer; in Holland bildeten die Wiedertäufer die Mehrzahl; in Antwerpen waren Wiedertäufer, Lutheraner und Calviniſten.

Unter dieſen Verhältniſſen wußte die Herzogin Margaretha nicht, was ſie thun ſollte. Sie ſchrieb nochmals an den König und bat ihn dringend, zu ihr nach den Niederlanden zu kommen, ihr zu erlauben, die allgemeinen Stände des Landes zu verſammeln, und ihr zu ſagen, welche Mittel ſie bei dieſem bedenklichen Zuſtande zu ergreifen habe. Der König, mit ſeiner gewöhnlichen und höchſt tadelnswerthen Trägheit, antwortete auf Alles mit unbeſtimmten Reden und ließ ſie in ihrer Macht- und Rathloſigkeit ohne Hülfe.

Mittlerweile begann man in faſt allen Städten öffentlich gegen den katholiſchen Glauben zu predigen und viel Volk zu den Verſammlungen zu locken. Anfangs wollten die Obrigkeiten der Städte es verwehren; aber die Anhänger der neuen Lehre begaben ſich bewaffnet zu den gottesdienſtlichen Verſammlungen und man ſah ſich endlich gezwungen, um Blutvergießen zu vermeiden, ſie ungehindert gewähren zu laſſen.

Auf der andern Seite verſammelten ſich zu St. Trond (St. Truijen) ungefähr 2000 bewaffnete Edelleute mit Dienerſchaft und Gefolge, wie wenn ſie ſich zum Kriege ausgerüſtet hätten. Während die erſchreckte Statthalterin mit ihnen in Unterhandlung getreten war, um ſie zu beruhigen, brach plötzlich das lange gefürchtete Ungewitter über die Niederlande herein. — Im Monat Auguſt 1566 begannen einige Calviniſten, von franzöſiſchen Landſtreichern unterſtützt, die Bilder längs den Heerſtraßen umzureißen und zu zerſtören. Bald darauf erkühnten ſie ſich, die Capellen aufzubrechen und alle Zeichen des katholiſchen Gottesdienſtes darin zu vernichten. Dieſe Kirchenſchändung war ein Ruf, der in allen Städten der Niederlande einen abſcheulichen Wiederhall fand. Der blinde Pöbel, den man gegen den Gottesdienſt aufgehetzt hatte, vereinigte ſich mit unzüchtigen Weibern und fremden Buben, erbrach die Kirchen und Klöſter, verjagte und mißhandelte die Prieſter, riß die Bilder des Erlöſers und der Heiligen um, raubte Geld und Edelſteine, trat die geweihten Gegenſtände mit Füßen und trieb ſolche Schandthaten auf den Treppen der zertrümmerten Altäre ſelbſt, daß es jedem redlichen Menſchen Abſcheu einflößte. Wie ein verheerendes Feuer verbreitete ſich die Bilderſtürmerei; in wenigen Tagen waren die meiſten Kirchen, Klöſter und Abteien Belgiens durch wüthende Banden geplündert, verwüſtet und geſchändet. Die Liebfrauenkirche zu Antwerpen, ſo reich an ſchönen Altären und unſchätzbaren Meiſterwerken früherer Kunſt, war der Gegenſtand ihrer beſonderen Wuth. Hier ließen ſie nichts ungeſtört; mit unzüchtigem Spotte warfen ſie das Marienbild um, riſſen die Gemälde in Stücke, zertrümmerten die Statuen, ſtreuten die Hoſtien auf den Boden, ſchmierten ihre Schuhe mit dem heiligen Oele, ſchleppten Fahnen und prieſterliche Gewänder durch den Koth und füllten ſo an Einem Tage das Maaß der losgelaſſenen Bosheit bis an den Rand. Der Schrecken der Bürger und der Obrigkeit war ſo groß, daß Niemand auf den Gedanken kam, der Bilderſtürmerei durch Gewalt Einhalt zu thun. Jeder fürchtete für ſein eigenes Leben und Gut, und ehe die allgemeine Beſtürzung abnahm, gab es in den überfallenen Städten ſchon kein einziges äußeres Zeichen des katholiſchen Gottesdienſtes mehr.

Dieſe Gewaltthaten öffneten Vielen die Augen. Eine bedeutende Anzahl ächt katholiſcher Bürger, welche aus Unzufriedenheit, und ohne es zu ahnen, die Reformation begünſtigt hatten, bemerkten jetzt erſt, daß man es nicht allein auf die Spanier, ſondern hauptſächlich auf den Gottesdienſt abgeſehen habe. Die Reformirten erklärten allerdings ſchriftlich, die Bilderſtürmerei ſei gegen ihren Willen geſchehen und ſie betrauerten ſelbſt die Ausſchweifungen. Da ſie aber unmittelbar darauf ſich der verwüſteten Kirchen bemächtigten und dort zu predigen begannen, ſo ſchenkte man ihrer Erklärung keinen Glauben. Dem größten Theile der verbündeten Edelleute ward jetzt auch die Binde von den Augen geriſſen. Sie, die der katholiſchen Religion treu geblieben zu ſein wähnten, ſahen nun voll Schrecken und Reue, welchen furchtbaren Schlag ſie ihrem eigenen Glauben verſetzt hatten, und trennten ſich von denen, welche erklärten, mit dem angefangenen Werke fortfahren zu wollen.

Die unglückliche Statthalterin Margaretha hatte die Tage der Bilderſtürmerei in tödtlicher Angſt verlebt und ſich bereit gehalten, nach Bergen (Mons) im Hennegau zu flüchten. Aber die Bürger, voll Angſt über die Folgen dieſer Abreiſe, beſetzten die Thore der Stadt, um es zu verhindern. Durch ihren guten Willen und die Wachſamkeit des Grafen Peter von Mansfeld blieb Brüſſel von den Bilderſtürmern befreit. — Noch ganz entſetzt und aufgebracht ſchrieb nun die Statthalterin dem König, was geſchehen war, und rieth ihm dringend, ſelbſt nach den Niederlanden zu kommen und ein furchtbares Exempel an den Widerſpenſtigen und Kirchenſchändern zu ſtatuiren. Ein allgemeiner Schrecken ergriff mittlerweile die Bewohner der Niederlande, beſonders diejenigen, welche durch Widerſetzlichkeit gegen die Befehle des Königs die Verbreitung der neuen Lehre unterſtützt hatten. Unter Andern wendete Egmont, als Gouverneur von Flandern, alle möglichen Mittel an, um in ſeiner Provinz ſich der Bilderſtürmer zu bemächtigen, und ließ mehrere derſelben hinrichten.

Man zweifelte nicht, daß des Königs Wuth ſchrecklich ſein würde, und ſah nun der Ankunft eines ſpaniſchen Heeres als einem unvermeidlichen Unglück entgegen. Man täuſchte ſich auch nicht in dieſer trüben Erwartung. Als Philipp II. die Briefe der Statthalterin Margaretha empfing, entflammte er in grenzenloſer Wuth. Er, gewöhnlich ſo ruhig, konnte ſich dieſes Mal nicht bezwingen und rief bebend vor Zorn, indem er ſich den Bart ausraufte: „Oh, es ſoll ihnen ſchwer zu ſtehen kommen, ich ſchwöre es bei der Seele meines Vaters!“ Von dieſem Augenblicke an wurzelte in ſeinem Geiſte der Gedanke, daß die Reformation in den Niederlanden mit rieſenhafter Gewalt unterdrückt werden müſſe, daß die Milde endlich ein verächtliches Gefühl geworden und daß es Zeit ſei, mit dem unerbittlichen Schwerte den Boden durch Blut zu reinigen. In dieſem Sinne ſchrieb er an die Statthalterin, ſie von ſeiner nahen Ankunft benachrichtigend, und befahl ihr zu derſelben Zeit, teutſche Truppen anzuwerben. Andere Briefe aus Spanien, von Privatperſonen abgeſandt, ſchilderten den Zorn und die Rachſucht des Königs auf das Heftigſte und erfüllten alle niederländiſchen Provinzen mit großer Angſt. Von jetzt an begannen viele Familien ihre Beſitzungen zu verkaufen, um ſich nach Teutſchland, England oder tiefer nach Holland hinein überzuſiedeln; dieſe Auswanderung dauerte fort und nahm durch den Einfluß der ſpäteren Ereigniſſe immer mehr zu.

Wilhelm von Oranien konnte ſich nicht verbergen, daß des Königs Zorn wahrſcheinlich zuerſt in ſeinem Tode eine Sättigung ſuchen würde, da er die Veranlaſſung und die Seele des Widerſtandes der Edelleute geweſen war, der alle anderen Empörungen und Gewaltthaten möglich gemacht hatte. Andere vornehme Herren, die zu der Eidverbindung gehörten, begannen gleichfalls für ihr Leben zu fürchten. In dieſer unangenehmen Lage waren ſie zweifelhaft, was ſie thun ſollten. Um darüber zu berathſchlagen, hielten die Vornehmſten unter ihnen eine heimliche Zuſammenkunft zu Dendermonde am 3. October 1566. Dort fanden ſich Wilhelm von Oranien und deſſen Bruder Ludwig nebſt den Grafen von Egmont, von Hoorn und von Hoogſtraten ein. Es wurde vorgeſchlagen, ob es nicht rathſam ſei, die Waffen gegen den König zu ergreifen und ihn gewaltſam von den Niederlanden fern zu halten. Die Mehrzahl ſtimmte für offene Empörung; Egmont ſeinerſeits ſuchte ſie zur Unterwerfung zu überreden, indem er ſagte, man dürfe nicht zweifeln, der König würde Alles vergeben, wenn man dem Predigen Einhalt thäte und ſich zum Dienſte des Fürſten ſtellte, um ihm bei der Unterdrückung der Unruhen behülflich zu ſein. Die Edelleute trennten ſich, ohne einen feſten Entſchluß gefaßt zu haben, und hielten, wie ſie es ſich gelobt, geheim, was dort geſagt und verhandelt worden. Die Statthalterin erfuhr es aber dennoch und ſchrieb es dem Könige. Der edelmüthige, aber ſchwache Egmont, treu dem Fürſten und dem katholiſchen Glauben, wenn auch nicht durch ſeine Thaten, doch mindeſtens durch ſeine inneren Gefühle, hatte den Muth nicht, ſich von Freunden zu trennen, die ein anderes Ziel beabſichtigten, als er, und welche ihn als ihren Verbündeten verantwortlich machten für das, was ſie thaten. Egmonts Betragen war ſtets doppelſinnig geweſen; von Wilhelm von Oranien beherrſcht, obwohl er keineswegs deſſen Entwürfe theilte, hatte er immer, ohne es zu wiſſen, dieſem als Werkzeug gedient, und während er mit redlichen Worten ſeine Ergebenheit für den König und den Glauben rühmte, gereichten ſeine Thaten faſt immer der Reformation und dem Aufruhre zum Vortheil. Seine Gegenwart bei einer Verſammlung, in welcher man einen offenbaren Aufſtand verhandelte, war eine unbegreifliche Unvorſichtigkeit, die ihn bei dem Könige als einen falſchen Freund und Verräther verdächtig machte.

Die Schandthaten der Bilderſtürmer hatten eine kräftige Gegenwirkung unter den Einwohnern der Niederlande hervorgerufen und viele Edelleute hatten ſich von der Eidverbindung getrennt und Margarethen ihre Dienſte angeboten. Die Statthalterin, dadurch unterſtützt, zeigte ſich plötzlich voll Kraft und zum Gebrauch der Waffen geneigt. Sie warb Truppen an und verbarg nicht, daß ſie Gewalt gegen die Ruheſtörer anwenden wolle.

Als ſie dieſes vernahmen, verſammelten ſich die verbündeten Edelleute zu Amſterdam und Breda und beſchloſſen, gleichfalls die Waffen zu ergreifen, um die Truppen der Statthalterin zu bekämpfen; der Plan ward eiligſt ausgeführt. Sie brachten eine ziemliche Anzahl Truppen in den Niederlanden ſelbſt und in Teutſchland auf, vertheilten ſie in verſchiedene Städte und erklärten, dieſelben in Beſitz zu nehmen, um ſie gegen feindliche Gewalt zu vertheidigen. Auf dieſe Weiſe kamen Antwerpen, Amſterdam, Herzogenbuſch, Maeſtricht, Utrecht, Gröningen, Tournay und Valenciennes in ihre Hände.

Mittlerweile rückten die von der Statthalterin angeworbenen Truppen auch in das Feld. Der Graf von Meghen zog gegen Utrecht, wo eine Beſatzung von Geuſen lag, fühlte ſich aber zu ſchwach, es zu erobern, und kehrte wieder um. Jan van Marnix, Herr von Toulouſe, zog aus Antwerpen mit einem Haufen Aufrührer und wollte Vließingen überfallen, kehrte aber unverrichteter Sache nach Auſtruweel bei Antwerpen zurück, wo er ſich aufſtellte. Die Statthalterin ſandte gegen ihn eine kleine zuſammengeraffte Macht unter Philipp von Lannoy. Dieſer griff am 13. März 1567 die Geuſen ſo gewaltig an, daß er ſie ganz in die Flucht ſchlug und größtentheils zwang, in die Schelde zu ſpringen, wo viele den Tod fanden. Der Herr von Toulouſe kam ebenfalls um in dieſem Treffen bei Auſtruweel, dem erſten, das mit den Geuſen Statt fand.

Bereits ſeit einigen Monaten belagerte der Herr von Noircarmes, Gouverneur von Hennegau, Valenciennes. Dieſe Stadt, auf das Aeußerſte gebracht, ergab ſich ohne Bedingungen am 24. März. Der

Herr von Noircarmes ließ dort ungefähr 100 Geuſen hinrichten. Die Uebergabe dieſer Stadt hatte zur Folge, daß Viele ſich von dem Aufruhr losſagten und das ganze Land bald darauf wieder zum Gehorſam gebracht wurde. Um der Eidverbindung noch einen ernſten Stoß zu verſetzen und Jeden zur öffentlichen Erklärung zu zwingen, verlangte die Statthalterin einen neuen Eid der Treue gegen den König. Wilhelm von Oranien und die Grafen von Brederode, von Hoogſtraten und von Hoorn weigerten ſich, denſelben zu leiſten. Egmont dagegen ſchwur aufs Neue, ohne zu zaudern, dem Könige unverbrüchliche Treue.

Ueberall wurde die Statthalterin jetzt mit Eifer und gutem Willen unterſtützt bei der Ausrottung der Reformation und der Beſtrafung der Bilderſtürmer. In allen Städten und auf dem platten Lande unterdrückte man das Predigen und den reformirten Gottesdienſt. Die Widerſpenſtigen und Bilderſtürmer wurden in großer Anzahl gefangen genommen und enthauptet oder gehängt, die Kirchen wieder geſchmückt, der katholiſche Gottesdienſt wieder öffentlich ausgeübt und Jeder gehorchte höherem Befehl.

Sehr erfreut darüber und in der Meinung, der Zukunft ruhig entgegenſehen zu können, ſchrieb die Statthalterin Alles dem Könige und ſuchte ihn zu überzeugen, daß die Ankunft eines ſpaniſchen Heeres eher ſchädlich als nützlich ſein würde und die Fackel des Aufruhrs leicht wieder entzünden könne.

Drittes Capitel.

Ankunft des Herzogs von Alba in den Niederlanden. — Sein Charakter und ſeine unerbittliche Strenge. — Der Rath der Empörung oder Blutrath. — Gefangennehmung und Enthauptung der Grafen von Egmont und von Hoorn. — Abreiſe der Statthalterin Margaretha. — Der hundertſte, zwanzigſte und zehnte Pfennig. — Widerſtand der niederländiſchen Stände. — Die Waſſergeuſen. — Grauſamer Krieg auf beiden Seiten. — Alba's Abreiſe. — Sein Tod.

Von 1567 bis 1573.

Margaretha hatte allerdings Recht, als ſie dem Könige abrieth, ein ſpaniſches Heer zu ſenden. Aber Philipp II. war nicht der Mann, der einen Plan aufgab, den er einmal auszuführen beſchloſſen hatte. Hinſichtlich der Niederlande wußte dieſer Fürſt nie zur rechten Zeit eine Maaßregel zu treffen. Er zog auch jetzt keinen Nutzen aus der Rückkehr der Gemüther zu gemäßigteren Anſichten und blieb hartnäckig bei dem Gedanken, daß man durch einen zerſchmetternden Schlag den Bewegungen in den Niederlanden ein Ende machen müſſe.

Um dieſen Plan auszuführen, bedurfte er eines Werkzeuges, das ohne Anſehen der Perſon, ohne Abſcheu vor Blutvergießen und ohne Furcht vor dem Haß der Völker das eiſerne Scepter der Rache in ſeinem Namen führte. Ein ſolches fand er in Fernando Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, dem er den Auftrag gab, ein Heer zu bilden, um die jetzt ſehr ruhigen Niederlande zu unterwerfen. Dieſer Alvarez von Toledo war ein alter Feldherr, der ſich bereits unter Kaiſer Karl durch ſeine Tapferkeit und Kriegskenntniß berühmt gemacht hatte. Mehr noch kannten ihn ſeine Landsleute wegen ſeines ungemeinen Hochmuthes, ſeines finſtern Weſens und ſeiner kalten Conſequenz bei der Ausführung ſeiner Pläne. Philipp konnte daher keinen geeigneteren Mann wählen, um ſeine Befehle, welcher Art ſie auch ſein mochten, ohne Rückhalt auszuführen und dieſelben an Strenge vielleicht noch zu übertreffen. Der Herzog von Alba war mit Leib und Seele Krieger. Er kannte weder Zögerung noch Schonung, und wie er bei dem geringſten Wort ſeinem Könige blindlings gehorchte, ſo verlangte er auch augenblicklichen Gehorſam für ſeine Befehle. Bei ihm wirkten keine anderen Triebfedern mehr, als Pflichterkenntniß und Hochmuth. Die Welt war ihm ein Heer, in dem ſich Jeder ohne weitere Unterſuchung dem Willen ſeines Vorgeſetzten zu beugen hatte, und demzufolge kannte er keine anderen Mittel zu herrſchen, als das Schwert und das Schaffot.

Dieſe Eigenſchaften von böſer Vorbedeutung, vereinigt mit dem Rufe eines ausgezeichneten, aber unerbittlichen Kriegers, reichten hin, den Bewohnern der Niederlande einen tödtlichen Schreck einzujagen, ſobald ſich das Gerücht verbreitete, daß Herzog Alba ſich rüſte, um mit einem ſpaniſchen Heere zu kommen. Einige Tauſend Einwohner verließen Belgien und ſuchten in den benachbarten Ländern einen Zufluchtsort.

Während einer letzten Zuſammenkunft zu Willebroek, welche im April 1567 Statt fand, bemühte ſich Wilhelm von Oranien den Grafen von Egmont zu überreden, mit ihm nach Teutſchland zu ziehen. Aber Egmont, der ſich für ſtraflos hielt, weigerte ſich, ſein Vaterland zu verlaſſen, worauf Wilhelm mit Nachdruck zu ihm ſagte: „Wahrlich, Ihr werdet die Brücke ſein, über welche die Spanier in die Niederlande ziehen und die ſie, wenn ſie einmal hinüber ſind, zertrümmern.“ Da dieſe Worte ohne Wirkung auf Egmont blieben, ſo ſchieden die beiden Edelleute bewegt von einander. Oranien zog gleich nach Breda und von dort nach Teutſchland; Egmont begab ſich an den Hof, bot der Statthalterin ſeine Dienſte an, zog in das Feld mit ſechs Fähnlein Fußknechten und verfolgte, wo er konnte, die Aufrührer und die Anhänger der neuen Lehre. Mittlerweile zog der Herzog von Alba mit 8700 Fußknechten und 1200 Reitern aus Spanien über den mailändiſchen Boden und kam längs Lothringen und Burgund nach dem Luxemburgiſchen, wo ſich Graf Albrecht von Lodron, Graf Otto von Oberſtein und der Graf von Schauenburg, Jeder an der Spitze deutſcher Truppen, mit ihm vereinigten.

Am 22. Auguſt 1567 erreichte er Brüſſel und ſchlug dort ſeine Reſidenz im Hofe von Culemburg auf. Er zeigte der Statthalterin die königlichen Befehlsbriefe, durch welche ihm eine ſo ausgedehnte Macht zuerkannt war, daß Margaretha von Parma nur mit Mühe ihren Verdruß darüber verbarg. Darauf begann er damit, ſtarke ſpaniſche Beſatzungen in die Städte zu legen und für die Mittel zu ſorgen, ſich aller Verdächtigen bemächtigen zu können. Uebrigens ließ er nichts von ſeinen Plänen durchblicken und ſchien nicht gekommen zu ſein, um zu ſtrafen, ſondern nur, um falls es nöthig ſei, neue Unruhen zu verhindern. Mit freundlicher Artigkeit behandelte er die Edelleute und lockte durch dieſes Betragen die vornehmſten Herren des Landes an den Hof. Egmont, deſſen Charakter wohl ſchwach, aber redlich und vertrauensvoll war, begab ſich am 9. September 1567 mit dem Grafen von Hoorn zu einer Rathsverſammlung, welche Alba nach Brüſſel ausgeſchrieben hatte. Als die Berathſchlagung zu Ende war, wollte Egmont ſich entfernen, da that Alba, als habe er noch mit ihm allein zu ſprechen. Zu dieſem Zwecke begaben ſie ſich in ein abgeſondertes Gemach, wo Alba plötzlich ſein Benehmen veränderte und Egmont im Namen des Königs den Degen abforderte. Der erſtaunte Graf ward augenblicklich von ſpaniſchen Soldaten umringt und gefangen genommen. Zu derſelben Zeit that Ferdinand, des Herzogs Sohn, ein Gleiches mit dem Grafen von Hoorn; andere ſpaniſche Oberſten bemächtigten ſich an demſelben Tage des Antonius van Stralen, Bürgermeiſters von Antwerpen, Caſembroods, Herrn von Backerzeele, Geheimſchreibers Egmonts, und noch einiger anderer verdächtiger Edelleute. Alle wurden in den Kerker geworfen. Dieſe verrätheriſche That brachte das Volk dermaaßen zum Schweigen, daß Niemand ein Wort zu ſprechen wagte. Auf den Geſichtern der Bürger allein war tiefe Trauer zu leſen und manches Herz blutete vor Mitleid mit dem Vaterlande, deſſen Zukunft ſich ſo bedenklich zeigte. Die Statthalterin war am meiſten über das Geſchehene aufgebracht, da ſie jetzt ihr Friedenswerk in Trümmer zerfallen ſah und die Hoffnung verlor, ohne großes Blutvergießen die Niederlande dem Könige zu erhalten. Sie ſchrieb unmittelbar nach Spanien, um der Statthalterſchaft enthoben zu werden, und drang ſo entſchieden darauf, daß Philipp II. endlich in ihre Abreiſe willigte. Die gute Fürſtin, deren friedliebende Sanftmuth man jetzt erſt nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen anfing, verließ Belgien im Februar 1568 und begab ſich nach Italien zu ihrem Gemahl, dem Herzog von Parma.

Alba, jetzt allein Oberfeldherr und Statthalter der Niederlande, ſetzte ſein begonnenes Werk mit Eifer fort. Um die Städte in Zwang zu halten, ließ er augenblicklich ſehr ſtarke und beinahe unüberwindliche Citadellen bauen, zu Antwerpen, Valenciennes, Vließingen und Gröningen. Vor der Abreiſe der Statthalterin hatte er einen Rath gebildet, um die Angeklagten zu richten. Dieſer Gerichtshof war aus niederländiſchen Rechtsgelehrten und einigen Spaniern zuſammengeſetzt. Er nannte ihn den Rath der Unruhen; aber das Volk, welches ſah, wie unerbittlich man immer mehr und mehr die Todesſtrafe auszuſprechen begann, nannte ihn den Blutrath, eine Benennung, die ihm blieb. Und in der That, vermittelſt der Urtheile dieſes Rathes enthauptete man zu Brüſſel an einem Tage neunzehn Edelleute. Kurz darauf wurde dem Bürgermeiſter van Stralen zu Vilvoorden der Kopf vor die Füße gelegt und zu gleicher Zeit erlitte Caſembrood in Brüſſel daſſelbe Schickſal.

Mittlerweile war der Graf von Aremberg mit einem kleinen Heere ausgezogen, Ludwig von Naſſau aufzuſuchen, und hatte ihn in der Nähe des Kloſters Heiligerlee in Friesland wohlverſchanzt gefunden. Da der Graf von Aremberg ſah, daß der Feind von allen Seiten durch Moräſte geſchützt wurde, ſo hielt er es nicht für gerathen, ein Treffen auf ſo ungünſtigem Boden zu liefern. Aber die ſpaniſchen Soldaten warfen ihm Feigheit vor und wüthend darüber gab er den Befehl zum Angriff. Er ſelbſt eilte voran und drang kämpfend durch bis zu Adolph von Naſſau. Die beiden Ritter ſprengten gegen einander an, kämpften einen Augenblick mit einander und fielen dann Beide todt vom Pferde. Bald darauf kamen die ſpaniſchen Truppen in Verwirrung; die Geuſen ſchlugen ſie in die Flucht, ermordeten faſt ſämmtliche Spanier und trugen einen blutigen Sieg davon.

Dieſe Niederlage ſchien den Herzog von Alba eher wüthend zu machen als zu betrüben. Er erklärte, daß er ſelbſt bald das Heer anführen würde, und beſchloß erſt noch den Niederlanden ein furchtbares Beiſpiel zu geben. Er zog nun endlich auch die Grafen Egmont und Hoorn, als des Hochverraths beſchuldigt, vor das Kriegsgericht. Die Richter beriethen lange über das Urtheil, das man rechtmäßig über ſie fällen könne. Einige führten an, wie Egmont ſich ſtets als Freund von des Königs Feinden gezeigt habe, wie er und der Graf von Hoorn mit Jenen von Dendermonde gewagt habe ſich zu berathen, ob man den König nicht durch Waffengewalt hindern ſolle, nach den Niederlanden zu kommen, und wie er endlich der erſte Anſtifter des Bündniſſes gegen den Cardinal von Granvella geweſen ſei, aus dem alle anderen Unruhen entſprungen wären. Ferner brachte man vor, daß das Betragen der beiden Edelleute immer zweideutig und verrätheriſch geweſen ſei und ſie den Eid der Treue gebrochen hätten, um ſich mit den Feinden des Königs und der Religion zu verbünden. — Andere erinnerten dagegen an die unſchätzbaren Dienſte, welche Egmont dem Könige und dem Vaterlande bewieſen, an ſeine Tapferkeit zu St Quintin und zu Grevelingen, durch die er damals vielleicht die Niederlande dem Könige erhalten, an ſeine ſpäteren Bemühungen für die Beſtrafung der Bilderſtürmer und die Ausübung des katholiſchen Glaubens, und endlich an ſeinen redlichen, guten Willen, ſich von den Freunden zu trennen, die ihn irregeführt hatten. Gleiche Gründe wurden zum Beſten des Grafen von Hoorn aufgeſtellt; aber umſonſt. Man verurtheilte Beide, durch Henkershand zu ſterben.

Die unglücklichen Grafen wurden unter dem Geleite von 3000 ſpaniſchen Soldaten aus ihrem Kerker zu Gent nach Brüſſel geführt und dort im Brodhauſe eingeſperrt. Zwei Tage ſpäter kam der Biſchof von Ypern, Martin von Rithoven, in der Nacht zu ihnen, las ihnen das Todesurtheil vor und ſagte ihnen zugleich, daß er ihnen als Prieſter Beiſtand leiſten würde, ſich zu dem letzten Gange zu bereiten. Der Graf von Egmont beklagte ſich anfangs mit Betrübniß über ſein Schickſal und über die geringe Erkenntlichkeit, die man ihm für ſeine erwieſenen Dienſte zeige. Bald darauf aber tröſtete er ſich, empfing gottesfürchtig den Beiſtand des Prieſters und erwartete ergeben ſein Ende.

Er ſchrieb einen Brief, um ſeine Frau und ſeine eilf Kinder der Gunſt des Königs zu empfehlen, und brachte den übrigen Theil der Nacht im Gebete zu. Der Graf von Hoorn empfing ſein Urtheil mit außerordentlicher Unerſchrockenheit und zeigte ſich zuerſt wenig geneigt, des Biſchofs Beiſtand anzunehmen; zuletzt folgte er aber auch Egmonts Beiſpiele.

Am 5. Juni 1568 ſteht das Schaffot vor dem Stadthauſe zu Brüſſel aufgerichtet: 22 Fähnlein ſpaniſcher Soldaten umringen es, um die Bürger fern zu halten. Um 10 Uhr Morgens beſteigt Graf Egmont mit dem Biſchof von Ypern das Schaffot, küßt das von demſelben ihm vorgehaltene Crucifix, empfängt die heilige Oelung und legt das Haupt auf den Block. Der Henker haut zu.... Thränen ſtürzen ſtromweiſe aus den Augen des Volks.... Das edle Haupt fällt.... Der niederländiſche Ritter iſt nicht mehr! Sein Genoſſe, der Graf von Hoorn, folgt ihm. Das Schwert blitzt zum zweiten Male nieder, Blut ſtrömt wiederum von dem mörderiſchen Block. Das Volk eilt ſeufzend und weinend, aber ſprachlos und furchtſam, durch die angrenzenden Straßen nach Hauſe.... Alles wird ſtill auf dem Markte.... Es iſt geſchehen!

Dieſe eben ſo unpolitiſche, wie unmenſchliche und nutzloſe Hinrichtung war höchſt ſchädlich für den König, die Religion und das Vaterland, und man kann ſie als eine der hauptſächlichſten Urſachen des Unglücks und der Trennung, die zwiſchen dem nördlichen und dem ſüdlichen Theile der Niederlande Statt fand, betrachten. Egmont war über die Maaßen bei dem Volke beliebt, wegen ſeines freundlichen Weſens und des Kriegsruhmes, den er den niederländiſchen Waffen erworben hatte. Die Katholiken ſelbſt ſahen in ihm einen mächtigen Vertheidiger des Glaubens, und das wäre er auch in der That geweſen und geblieben, hatte nicht ein grauſames Urtheil ſein Leben unzeitig geſtört. Von nun an erzeugte ſich ein unverſöhnlicher Haß in den Herzen der Niederländer gegen Alba und im Stillen warf ihm Mancher den Namen Bluthund zu; die Geuſen, die ſich in Holland aufhielten und dort unter Ludwigs von Naſſau Befehl bereits mit abwechſelndem Glücke gegen die Spanier gekämpft hatten, vermehrten ſich anſehnlich durch die zunehmende Auswanderung der Belgier, und Alles zeigte deutlich, daß der Herzog von Alba durch ſeine unberechnete Strenge das Schickſal der Niederlande in die Wagſchale werfe.

Die teutſchen Fürſten, von denen viele mit den Häuſern Egmont und Hoorn verwandt waren, erſchraken außerordentlich, als ſie die Enthauptung ſo vornehmer Edelleute erfuhren; ſie zeigten ſich bereit, Wilhelm von Oranien mit Geld und Truppen zu unterſtützen, und dieſer, der jetzt einen Grund fand, offen die Waffen zu ergreifen, bildete ein Heer, das ſich bald auf 20,000 Mann belief. Mit dieſer Macht drang er in das Limburgiſche ein, während ſein Bruder Ludwig mit einem andern kleinen Heere in Holland das Feld behauptete. Als der Herzog von Alba Wilhelms Ankunft vernahm, zog er zuerſt gegen Ludwig und ſchlug denſelben am 21. Juli 1568, ihn ſo heftig verfolgend, daß er ihn zwang, in die Ems zu ſpringen und ſich durch Schwimmen zu retten. Darauf ging Alba nach Limburg und wußte dort ſo geſchickt der Streitmacht Wilhelms von Oranien Abbruch zu thun und ſie zu beſchäftigen, daß endlich der Winter und der Mangel an Geld die Geuſen zwang, das Feld zu verlaſſen und unverrichteter Sache auseinander zu gehen. Der Herzog von Alba ließ ſich zur Erinnerung an dieſen ſchönen Feldzug ein Standbild von Bronze in der Citadelle von Antwerpen errichten.

Als Philipp II. ſeinen Feldherrn, den Herzog von Alba, mit einem anſehnlichen Heere nach den Niederlanden ſandte, erwartete er einen gemächlichen Sieg und eine unmittelbare Unterwerfung aller niederländiſchen Provinzen. Ohne Alba's grauſame Rechtspflege würden ſich auch ſeine Hoffnungen wohl verwirklicht haben; aber jetzt, da der Herzog die Sachen verdorben hatte, ſah es ganz anders aus. Das ſpaniſche Heer koſtete dem Könige ungeheures Geld; ſein Schatz war erſchöpft und demungeachtet forderte die Unterhaltung von Alba's Streitmacht wieder einige Millionen Gulden. Die Niederlande ſelbſt trugen wenig ein, da die reichſten Kaufleute nach England und Teutſchland gezogen und alle Zweige der Induſtrie, bei der vorherrſchenden allgemeinen Angſt, in Verfall gerathen waren. Obendrein beraubte der allgemeine Haß, deſſen Gegenſtand der hochmüthige und grauſame Alba war, ihn aller Hülfe. Jeder verhielt ſich leidend, ſchwieg und wartete mit betrübtem Gemüthe und ängſtlichem Herzen. Die Erbauung der Citadellen und Feſtungswerke koſtete auch beträchtliche Summen und der Statthalter ſchrieb immer dringender nach Spanien um Geld.

Um ſich dieſer unangenehmen Verhältniſſe zu entledigen, kam man in Madrid auf den Gedanken, daß die Niederlande ſelbſt die Koſten des Krieges tragen ſollten. Dieſer Plan beſtand namentlich aus folgenden drückenden Maaßregeln: jeder Niederländer ſolle unmittelbar den hundertſten Theil vom Werthe ſeines Vermögens aufbringen; von nun an und in Zukunft überhaupt ſolle bei jedem Verkaufe von allen unbeweglichen Gütern der zwanzigſte Theil des Ertrages an den Reichsſchatz gezahlt werden und von allen Waaren, beweglichen Gütern und Lebensmitteln der zehnte Theil. Man nannte dies den hundertſten, den zwanzigſten und den zehnten Pfennig. Der Herzog von Alba erhielt von Madrid aus den Befehl, dieſen Plan ſogleich in Ausführung zu bringen. Zu gleicher Zeit ſandte ihm der König einen Beſchluß und päpſtliche Bullen, welche den Niederländern für den frühern Ungehorſam Verzeihung zuſicherten unter der Bedingung, daß ſie fortan dem Könige und dem katholiſchen Glauben treu blieben. Dieſe Amneſtie mußte Alba's blutiger Verfolgung ein Ende machen, und man hoffte in Madrid, daß ihre Verkündigung die Niederländer bewegen würde, die Abgaben zu zahlen. Der Herzog von Alba hielt aber dieſelbe für zu frühzeitig und hielt ſie länger als ein Jahr geheim. Nach dieſer Zeit ließ er das königliche Edict mit großer Feierlichkeit in Antwerpen verkünden, fügte aber der Amneſtie ſo viele Ausnahmen hinzu, daß der König gleichgültig dagegen blieb.

Er verſammelte die allgemeinen Stände des Landes zu Brüſſel und theilte ihnen des Königs Verlangen mit. Großer Schrecken zeigte ſich in der Verſammlung und Jeder erhob ſeine Stimme gegen die geforderten Abgaben, vorzüglich aber gegen die Erhebung des zehnten Pfennigs. Beredte Männer bewieſen mit Kraft, daß der gänzliche Untergang des Handels und der Induſtrie unvermeidlich die Folge ſolcher Maaßregeln ſein würde, da kein niederländiſcher Kaufmann oder Fabrikant ſeine Waaren nach andern Ländern würde führen können, indem dieſelben mitunter drei- oder viermal, in Folge des Umſatzes, den zehnten Pfennig zu bezahlen haben würden, und daß die Induſtrie, namentlich die Tuchweberei, dabei unmöglich beſtehen könnte, indem der Preis der rohen Stoffe durch Ankauf und Verkauf jedesmal um den zehnten Theil erhöht werden würde. Dieſe Gründe waren ſo gewichtig, daß die treueſten Freunde des Königs, und Viglius von Aytta ſelbſt, gegen die Annahme der neuen Abgabe ſprachen. Alba zeigte ſich ſehr aufgebracht über dieſen Widerſtand und drohte heftig, doch vermochte er nicht die Stände zur Einwilligung zu überreden. Endlich begnügte er ſich mit 2 Millionen Gulden, welche ihm die Verſammlung zugeſtand, und ſchob die Erhebung des zwanzigſten und des zehnten Pfennigs auf.

Als die Kunde von dem Geſchehenen in Madrid anlangte, zürnte der König ſeinem Statthalter ſehr, den er der Schwäche beſchuldigte und welchem er es übel nahm, daß er die Amneſtie nicht verkündet habe. Doch ließ er die Dinge, wie ſie waren, ohne fürs Erſte auf die Erhebung der neuen Abgaben zu dringen.

Ein anderer Vorfall verſchlimmerte Alba's Verhältniſſe noch mehr. Der König hatte ihm 400,000 Goldgülden mit einigen genueſiſchen Schiffen geſandt, welche, von franzöſiſchen Corſaren verfolgt, ſich in den Hafen von Plymouth flüchteten. Die Königin Eliſabeth von England hatte Beſchlag auf dieſes Geld gelegt und Alba zur Vergeltung daſſelbe hinſichtlich aller engliſchen Schiffe in den niederländiſchen Häfen gethan. Daraus erfolgte Feindſeligkeit zwiſchen England und Spanien. Eliſabeth geſtattete einigen holländiſchen Freibeutern, welche auf ſpaniſche Fahrzeuge Jagd machten, freie Einfahrt und ſichere Zuflucht an der engliſchen Küſte. Die Zahl dieſer Geuſen-Raubſchiffe vermehrte ſich raſch; einige derſelben ſtanden unter dem Befehl ausgewanderter Edelleute, unter denen ſich Wilhelm Vandermarcke Freiherr von Lumey durch ſeine Unerſchrockenheit und Grauſamkeit beſonders auszeichnete. Bald kannte man dieſe Freibeuter unter dem Namen der Waſſergeuſen, zur Unterſcheidung von den Stadtgeuſen und von den wilden Geuſen, welche Letzteren ſich in den Wäldern aufhielten. Die Waſſergeuſen wurden von Jedermann gefürchtet; ſie waren unternehmend und kühn und hinderten allen Handel an der niederländiſchen Küſte; ſie ſind der Anfang der ſpäteren Seemacht der vereinigten Provinzen von Holland geweſen.

Wilhelm von Oranien und Ludwig von Naſſau, ſein Bruder, befanden ſich mittlerweile in Frankreich, wo ſie im Heere der Calviniſten, die man Hugenotten nannte, gegen den König kämpften. Dieſe ſchloſſen 1570 Frieden mit demſelben und ihr Anführer, Coligny, entwarf nun mit Wilhelm von Oranien einen Plan, welcher, gut ausgeführt, die ſpaniſche Macht in den Niederlanden vernichten mußte. Coligny ſollte nämlich mit ſeinem hugenottiſchen Heere die Grenzſtädte des franzöſiſchen Belgiens angreifen, während Wilhelm zu derſelben Zeit mit den Geuſen und mit teutſchen Hülfstruppen durch Limburg in Brabant einrückte. Der König von Frankreich unterſtützte dieſen Plan.

Sobald Alba Kenntniß erhielt von dem Vorhaben ſeiner Feinde, ſchickte er ſich an, ihnen Widerſtand zu leiſten, aber es fehlte ihm an den nöthigen Geldmitteln zu einer zweckmäßigen Ausrüſtung des Heeres und dem Beginnen eines Feldzuges, der allem Anſcheine nach von langer Dauer ſein würde. Er bemühte ſich jetzt von Neuem außerordentlich, die Zuſtimmung der Stände hinſichtlich des zehnten und des zwanzigſten Pfennigs zu erhalten, aber weder durch Bitten noch durch Drohungen gelang es ihm, ſeinen Zweck zu erreichen. Durch die Noth und den Anzug der Feinde zur Erhebung von Geldmitteln gezwungen beſchloß er, eigenmächtig und ohne die Zuſtimmung der Stände die Abgaben zu befehlen, und gebot den Beamten mit der Erhebung des zwanzigſten und zehnten Pfennig den Anfang zu machen.

Alba's Befehl erregte allgemein in den Niederlanden Beſtürzung und Unwillen. Die Stände ſandten Abgeordnete nach Spanien, um ſich über den Eingriff in ihre Vorrechte bei dem Könige zu beklagen und die Aufhebung der neuen Abgaben zu verlangen, was ſie auch ſpäter, im Jahre 1572, durchſetzten. Unterdeſſen führte der Herzog ſein Vorhaben aus und ließ, namentlich in Brüſſel, wo ſich die meiſten Beamten und eine bedeutende Kriegsmacht befanden, den zwanzigſten und den zehnten Pfennig mit Strenge erheben. Aber die Brüſſeler leiſteten kräftigen Widerſtand, die Gilden hörten auf zu arbeiten, die Laden wurden geſchloſſen und Niemand kaufte oder verkaufte Waaren, ſo daß die Hoffnung des Herzogs vereitelt wurde. Dieſer, erzürnt, ſchickte ſich an eine furchtbare Rache zu nehmen, als plötzlich die Nachricht nach Brüſſel kam, daß die Waſſergeuſen ſich der kleinen, aber feſten Seeſtadt Briel auf der holländiſchen Inſel Voorne bemächtigt hätten. Der Herzog ließ nun augenblicklich ſeine Rache fahren und ſandte eiligſt Truppen unter Maximilian von Boſſu dorthin, um die Waſſergeuſen aus Briel zu vertreiben. Wilhelm Vandermarcke hatte ſich aber dort bereits ſo feſtgeſetzt, daß er die ſpaniſchen Soldaten, denen er einige ihrer Schiffe verbrannte, zwang, die Belagerung aufzugeben. Dies war das Zeichen zum Abfall für viele bedeutende holländiſche Städte, die ſich plötzlich für die Geuſen und gegen Spanien erklärten, namentlich Vließingen, Enkhuyzen, Alkmaar, Eidam, Gouda, Hoorn, Leyden und Gorkum.

Während nun die Geuſen in Holland Alba's Macht ſo großen Abbruch thaten, zog Ludwig von Naſſau mit einigen franzöſiſchen proteſtantiſchen Truppen über die ſüdliche Grenze und überrumpelte Bergen (Mons) im Hennegau. Alba zog ihm eilig perſönlich entgegen und ſchlug einige franzöſiſche Hülfstruppen, die ihn entſetzen wollten. Unterdeſſen zog Wilhelm von Oranien aus Teutſchland nach Limburg und Brabant mit mehr als 20,000 Mann und beſetzte binnen Kurzem viele Städte, unter ihnen Mecheln, Nivelles, Dendermonde, Audenaerde, Dieſt und Thienen. Obendrein verbreitete ſich das Gerücht, daß Coligny ſich anſchicke, mit einem beträchtlichen Heere in die Niederlande einzufallen. Auf allen Seiten ſah ſich alſo der Herzog von gefährlichen Feinden umringt, und vielleicht würde es ihm nicht geglückt ſein, die ſpaniſche Herrſchaft vor einem wahrſcheinlichen Untergange zu bewahren, hätte ihn nicht ein unerwarteter Vorfall aus der unangenehmen Lage gerettet.

Am 24. Auguſt 1572, dem St. Bartholomäustage, wurden die Hugenotten in Paris und in vielen Städten Frankreichs überfallen und in großer Anzahl ermordet. Dies beraubte die Geuſen der Hülfe, welche ſie aus Frankreich erwartet hatten. Wilhelm von Oranien, der bis Bergen vorgedrungen war, konnte ſeine Truppen nicht länger bezahlen und hatte große Mühe, ſeine Befehle ausgeführt zu ſehen. Auf der anderen Seite entmuthigte ihn die Ueberzeugung, daß Belgien ſeiner Sache wenig geneigt ſei und er irrthümlich auf die Theilnahme der ſüdlichen Provinzen gerechnet habe. Endlich, nach einer langen und hartnäckigen Belagerung, übergab Ludwig von Naſſau die Stadt Bergen dem Herzoge von Alba unter ſehr vortheilhaften Bedingungen: Alle Geuſen der Beſatzung und die Edeln, die bei ihnen waren, durften dieſelbe mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten verlaſſen, ſammt ihrem ganzen Kriegsvorrath und dem Heerestroß. Wilhelm von Oranien zog gleichfalls aus Brabant nach dem Rhein und entließ dort ſein teutſches Heer. Er begab ſich nach Haarlem, wo er ſich an die Spitze des holländiſchen Aufſtandes ſtellte und mit dem Titel Stadhouder die Leitung der Angelegenheiten übernahm.

Alba glaubte jetzt eine günſtige Gelegenheit zu haben, die Empörung durch entſcheidende Schläge zu unterdrücken, und ließ die Zeit nicht unbenutzt verſtreichen. Gleich nach der Uebergabe von Bergen zog ſein Heer nach den holländiſchen Provinzen und plünderte unterwegs Mecheln, weil deſſen Einwohner Wilhelm von Oranien empfangen hatten. Darauf belagerte er Zütphen, das er binnen wenigen Tagen überwältigte und zur Strafe eine furchtbare Plünderung erleiden ließ. Friedrich von Toledo, der Sohn des Herzogs, verhing unterdeſſen ein noch grauſameres Schickſal über die Stadt Naerden, deren Bewohner unbarmherzig ermordet wurden. Es war ein blutiger Vernichtungskrieg auf beiden Seiten. Während die Spanier mit unerhörter Grauſamkeit an den Einwohnern der Städte, gleichviel ob ſchuldig oder unſchuldig, Rache übten, thaten die Geuſen daſſelbe an den Katholiken und namentlich an Prieſtern und Mönchen, von denen viele in Leyden, Enkhuizen, Alkmaar und Gorkum umgebracht wurden. In dieſer letztern Stadt nahmen ſie unter dem Befehle Wilhelm Vandermarcke's neunzehn Prieſter und Mönche gefangen, ließen dieſelben unausſprechliche Martern erdulden und hingen ſie dann während der Nacht in einer Scheune auf. So ſehr entſagten ſie allen menſchlichen Gefühlen, daß ſie den gehängten Geiſtlichen Naſe und Ohren abſchnitten und dieſe blutigen Siegeszeichen auf den Hüten trugen.

Nach der Einnahme von Zütphen fühlte ſich Herzog Alba ſchwach und kränklich; er befahl nun ſeinem Sohne, Haarlem zu belagern, und kehrte nach Brüſſel zurück, um von dort aus die Kriegsoperationen zu leiten. Jetzt erſt begann der unbeugſame Alba wirklich einzuſehen, daß er nicht die rechten Mittel zu der Unterwerfung der Niederlande angewandt habe. Denn trotz den furchtbaren Schlägen, die er unaufhörlich den Geuſen verſetzt, wuchs ihre Zahl außerordentlich. Sie verfügten jetzt bereits über eine anſehnliche Seemacht und hatten ſich in den ſtärkſten Städten Hollands ſo feſtgeſetzt, daß es ſelbſt bei fortwährendem Siege einer nicht zu berechnenden Zeit bedurfte, um ſie aus den nördlichen Provinzen zu vertreiben. Obendrein ſah ſich Alba allgemein in den Niederlanden gehaßt; Niemand billigte ſein Betragen und er wußte ſelbſt, daß der König kein Vertrauen mehr zu ihm habe und bereits auf den Gedanken gekommen ſei, ihn durch den Herzog von Medina-Celi ablöſen zu laſſen.

Nachdem er ſieben Monate vor Haarlem gelegen, bemächtigte ſich Friedrich von Toledo endlich dieſer Stadt. Darauf belagerte er Alkmaar; aber die Geuſen zwangen ihn, die Belagerung aufzuheben, und vernichteten obendrein die königlichen Schiffe im Zuiderzee. Friedrich zog nun mit ſeinem Heere fort und umzingelte Leyden, das er ſich vornahm auszuhungern und dadurch in ſeine Macht zu bekommen.

Während er damit beſchäftigt war, kam Don Ludwig von Requeſens nach Brüſſel, um auf Befehl des Königs den Herzog von Alba abzulöſen und Statthalter in den Niederlanden zu ſein.

Der alte Herzog von Alba zog am 18. December 1573 nach Spanien und wurde von dem Könige ſehr kühl empfangen. Später erhielt er jedoch deſſen Gunſt wieder und führte mit Glück und Ruhm den Krieg in Portugal. Im December 1582 ſtarb er, ſiebenundſiebzig Jahre alt, zu Liſſabon.

Viertes Capitel.

Ludwig von Requeſens Statthalter. — Der König wendet ſich zur Milde. — Meuterei der ſpaniſchen Truppen. — Requeſens ſtirbt in Brüſſel. — Die Glieder des Staatsraths regieren das Land, werden aber durch einen Volksaufſtand abgeſetzt. — Die allgemeinen Stände unter Oraniens Einfluß bemächtigen ſich der Herrſchaft. — Die Spanier werden außer dem Geſetz erklärt. — Sie plündern die Stadt Antwerpen. — Der Friede von Gent. — Don Juan d'Auſtria Statthalter. — Das ewige Edict. — Erzherzog Matthias wird von den Ständen zum Statthalter ernannt. — Krieg Don Juans gegen das Heer der Stände. — Die walloniſchen Provinzen trennen ſich von den übrigen. — Don Juan ſtirbt in Namur. —

Von 1574 bis 1578.

Philipp II. hatte ſich endlich überzeugt, daß es unmöglich ſei, die Niederlande durch einen Deſpotismus, wie ihn Alba ausgeübt, zu unterwerfen und ſich zu erhalten. Er beſchloß nun, Milde anzuwenden; aber, wie gewöhnlich, irrte er ſich in der Zeit und kam damit zu ſpät. Denn durfte man wohl hoffen, daß die Geuſen, nachdem ſie beinahe ganz Herren der nördlichen Provinzen geworden waren, wo ſie eine anſehnliche Land- und Seemacht beſaßen, auf ſchöne Verſprechungen, ja ſelbſt auf eine allgemeine Amneſtie hin die Waffen niederlegen würden? Würde Wilhelm von Oranien ſo leicht die Früchte ſeiner langen und immer berechneten Arbeit aufgegeben haben, um nach Teutſchland zu gehen oder ſich wehrlos dem Zorne des Königs zu überliefern? Obendrein war Philipp II. wohl bereit, alle vorigen Freiheiten und Rechte wieder zu gewähren und die alte Regierungsform in den Niederlanden einzuführen; aber unter keiner Bedingung wollte er zugeben, daß dort ein anderer als der katholiſche Gottesdienſt ausgeübt werde. Für Belgien, wo man dem alten Glauben beharrlich anhing, genügte des Königs Entſchluß; für die nördlichen Provinzen dagegen durchaus nicht, weil daſelbſt die Hälfte der Einwohner und das ganze Heer den reformirten Gottesdienſt angenommen hatten. Philipp täuſchte ſich daher ſehr, indem er glaubte, bloß einen politiſchen Aufſtand durch das Zugeſtändniß von bürgerlichen Freiheiten ſtillen zu können, während es im Gegentheil ein Glaubenskrieg war, mit dem er es zu thun hatte.

Als Don Ludwig von Requeſens nach den Niederlanden kam, zeigte er deutlich, daß der König ihn als einen Geſandten des Friedens abgeordnet habe; denn er hob augenblicklich den Blutrath auf, erklärte den zwanzigſten und den zehnten Pfennig auf immer für abgeſchafft, ließ die Statue des Herzogs von Alba aus der Citadelle von Antwerpen wegnehmen und ſprach eine allgemeine Amneſtie aus. Dies Alles blieb aber beinahe ohne günſtigen Eindruck auf die Gemüther, indem die nördlichen Provinzen ſich benahmen, als ob es ſie gar nichts angehe, und Belgien, erſchöpft und müde, den Verſprechungen des Statthalters wenig Vertrauen ſchenkte.

Seit zwei Jahren ſchon hatten die Geuſen Middelburg in Zeeland belagert; Obriſt Mondragon, der es bis dahin mit Hartnäckigkeit vertheidigt, ſchrieb dem Statthalter, daß er die Stadt nächſtens aus Mangel an Lebensmitteln und Munition übergeben müſſe. Requeſens rüſtete nun raſch zwei Geſchwader aus, um Middelburg zu entſetzen und Zeeland zu erobern. Aber Ludwig Boiſot, der Admiral der Geuſen, vernichtete in einem heißen Treffen dasjenige Geſchwader, welches im Begriff war, zu Bergen op Zoom in See zu ſtechen. Man mußte daher dieſes Unternehmen fahren und Middelburg unentſetzt laſſen, das ſich bald nachher den Geuſen übergab.

Der Statthalter ließ ſich durch eine ſo ſchwere Niederlage nicht entmuthigen; er ſandte ſein Heer nach Geldern unter d'Avila und befahl unterwegs, daß die Fähnlein von der Belagerung von Leyden zu dieſem Obriſten ſtießen, um mit der ganzen Macht den teutſchen Hülfstruppen entgegen zu ziehen. Ludwig und Wilhelm von Naſſau, die mit 10,000 Kriegsknechten aus Teutſchland kamen, wurden von Requeſens auf der

Moocker Haide, nicht weit von Nimwegen, angegriffen. Ein furchtbares Treffen fand hier am 14. April 1574 Statt; die Geuſen wurden auf das Haupt geſchlagen und eine blutige Vernichtung unter ihnen angerichtet. Die Grafen Ludwig und Heinrich von Naſſau fanden dabei gleichfalls den Tod.

Dieſer Sieg hätte unberechenbare Folgen für die Niederlande haben können und vielleicht den Geuſen einen unerſetzlichen Schaden zugefügt, wenn das ſpaniſche Heer ſeinen Zug nach Holland und Zeeland fortſetzte. Aber das Gegentheil geſchah. Die ſpaniſchen Kriegsknechte hatten ſeit achtzehn Monaten keinen Pfennig erhalten und verweigerten den ferneren Dienſt, wenn man ihnen nicht, wie es d'Avila vor der Schlacht verſprochen, den rückſtändigen Sold auszahle. Es entſtand ein Aufruhr im Heere; die Soldaten ſetzten ihre Obriſten ab, um andere zu wählen, und zogen nach Antwerpen, wo die Beſatzung ſie einließ. Hier begannen ſie laut zu rufen, daß ſie Willens ſeien die Stadt zu plündern, wenn ihre Bezahlung nicht bald erfolge. In dieſer Noth verkaufte Requeſens ſein eigenes Silberzeug und lieh ſo viel Geld, als er bekommen konnte; er bezahlte einen kleinen Theil des Soldes damit und es glückte ihm damals, die Stadt Antwerpen vor einer abſcheulichen Plünderung zu retten. Die ſpaniſchen Kriegsknechte gehorchten ihm wieder und wurden hingeſandt, Leyden zu belagern, welche Stadt, binnen Kurzem von der entſetzlichſten Hungersnoth geplagt, ſich dennoch nicht ergab. Mittlerweile wendete Requeſens die äußerſte Mühe an, um von den Ständen das nöthige Geld zur Fortſetzung des Krieges zu erhalten, und zeigte ſich in allen Punkten äußerſt nachgiebig. Aber den Ständen fehlte es an gutem Willen und er bekam nichts als Verſprechungen ſpäterer Unterſtützung. Alles traf jetzt zuſammen, um die Verhältniſſe des Statthalters zu verſchlimmern. Der König hatte eine beträchtliche Flotte ausrüſten laſſen, um die Waſſergeuſen zu bekämpfen. Da brach eine furchtbare Seuche unter der Mannſchaft aus und richtete eine ſolche Verheerung an, daß die Flotte nicht unter Segel gehen konnte. Auf der andern Seite erlitt das ſpaniſche Heer vor Leyden eine ſchwere Niederlage. Die Geuſen hatten im October 1574 während einer Nacht die Schleuſen geöffnet und die Dämme durchſtochen.

Nahe an 1000 ſpaniſche Kriegsknechte fanden dadurch den Tod im Waſſer und die übrigen retteten ſich nur mit genauer Noth und dem Verluſte aller Munition.

Requeſens, dadurch aller Macht beraubt, ließ jede Hoffnung auf das Glück der Waffen fahren und beſchloß, Unterhandlungen mit den Ständen von Holland und Zeeland zu eröffnen. Der teutſche Kaiſer Maximilian III. trat als Vermittler auf und ſandte die Grafen von Schwarzenburg und Hohenlohe nach Breda, um dort mit den Abgeordneten des Statthalters und der Geuſen zuſammenzutreffen. Requeſens bewilligte den Geuſen und allen Einwohnern der nördlichen Provinzen die allgemeine Amneſtie und die Rückgabe aller Vorrechte, wenn ſie die Waffen niederlegten. Aber er wollte nicht gegen des Königs Befehl ihnen die öffentliche Ausübung des reformirten Gottesdienſtes bewilligen. Da nun dies die Hauptſache für die Geuſen war, ſo wurde man nicht einig und bereitete ſich, alle Unterhandlung abbrechend, auf beiden Seiten von Neuem zum Kriege.

Zeeland war damals der Zufluchtsort vieler Waſſergeuſen, welche alle Schifffahrt hinderten und die belgiſchen Küſten unſicher machten. Wie ſehr der Statthalter auch fühlte, daß ihr Aufenthalt dort den Untergang des Antwerpener Handels und der flämiſchen Induſtrie zur Folge haben müſſe, ſo konnte er doch dieſem Uebel keine Grenzen ſetzen, weil er keine Seemacht zu ſeiner Verfügung hatte. Endlich faßte er den ſonderbaren Entſchluß, die zeeländiſchen Inſeln ohne Schiffe anzugreifen. Er zog mit ſeinem Heere vor die Bucht, welche Philippsland von Duiveland ſcheidet, wählte 1700 tüchtige Soldaten aus, ließ ſie Pulver und Brod an der Spitze ihrer Flinten befeſtigen und gab in der Nacht des 28. Septembers 1575 den Befehl zum Uebergang. Von der Ebbe begünſtigt watet der Vortrab glücklich durch das Waſſer; den mittleren Haufen aber verſchlingt die ſteigende Fluth, und der Nachtrab kehrt raſch zurück, um einem gleichen Schickſal zu entgehen. Unterdeſſen ſchießen die Geuſen aus ihren Schiffen auf die watenden Kriegsknechte; aber nichts hält dieſe zurück; ſie vertreiben die Geuſen, bemächtigen ſich der Inſel und belagern Zierikzee.

Unterdeſſen war Ludwig von Requeſens nach Brüſſel zurückgekehrt, wo ihn plötzlich eine anſteckende Krankheit überfiel, die nach der Meinung Einiger die Peſt geweſen ſein ſoll. Er fühlte ſein Ende herannahen und ernannte bis auf weiteren Befehl des Königs den Grafen Karl Philipp von Barlaymont zu ſeinem Stellvertreter hinſichtlich der Regierungsangelegenheiten und den Grafen Peter Ernſt von Mansfeld zum Oberfeldherrn des Heeres. Ehe er jedoch dieſe Ernennungen ſchriftlich ausfertigen laſſen konnte, überraſchte ihn der Tod am 5. März 1576.

Der Staatsrath, aus neun Mitgliedern zuſammengeſetzt, unter denen zwei Spanier, übernahm die Regierung. Aber man beſtritt in allen Provinzen und namentlich in Brabant das Anſehen, das derſelbe ſich anmaaßte, unter dem Vorwande, man müſſe die allgemeinen Stände einberufen. Als Philipp II. die Kunde von Requeſens' Tod erhielt, gerieth er in große Verlegenheit, weil er nicht wußte, wen er wählen ſolle. Um Zeit zu gewinnen, beſtätigte er das Anſehen des Staatsraths und machte dadurch die Bürger und die allgemeinen Stände misvergnügt, die ihm geſchrieben hatten, um einen ſolchen Beſchluß zu verhindern.

Am 5. Juni 1576 ergab ſich die Stadt Zierikzee nach einer hartnäckigen Belagerung, bei welcher Boiſot, der Admiral der Geuſen, den Tod gefunden hatte. Als die ſpaniſchen Soldaten von dieſem Siege zurückkehrten, verlangten ſie den rückſtändigen Sold von zweiundzwanzig Monaten; da aber kein Geld vorhanden war, ſo konnte der Staatsrath ihnen nicht Genüge leiſten, und ſie fingen nun an zu rauben und zu plündern. Sie beſetzten die Stadt Aelſt und machten dieſelbe zu einer Feſtung der Meuterei, aus der ſie täglich auf Raub zogen. Der Staatsrath, von den Drohungen der Bewohner Brüſſels erſchreckt, erließ nun ein Decret, durch welches die aufrühreriſchen Soldaten für rechtlos erklärt wurden und Jeder ſie als Feinde des Königs todtſchlagen durfte, wo er ſie traf. Oraniens Partei, die in Brüſſel ziemlich viele Anhänger hatte, benutzte die Gährung unter dem Volke, um einen Aufſtand zu veranlaſſen. Die Mitglieder des Staatsraths wurden in den Kerker geworfen, unter dem Vorwande, daß ſie die Spanier begünſtigten.

Das Land gerieth dadurch in ſchreckliche Unordnung, aus der Wilhelm von Oranien großen Vortheil ziehen mußte. In allen Provinzen verſammelten ſich die Stände und begannen damit, die ſpaniſchen Soldaten von Neuem für rechtlos zu erklären. Bald darauf ging man ſo weit, daß man die Beſatzungen der Städte, die an der Meuterei keinen Theil genommen hatten, gleichfalls mit Gewalt aus dem Lande treiben wollte. Die Genter gaben das Beiſpiel. Sie traten mit Wilhelm von Oranien in Unterhandlung, um durch ſeine Hülfe die Spanier aus der Citadelle zu verjagen. Wilhelm ſandte ihnen acht Fähnlein Kriegsknechte mit ſiebenzehn Stücken groben Geſchützes. Die Citadelle wurde belagert und ergab ſich nach einem Monat unter gewiſſen Bedingungen. Mittlerweile ſandte der Prinz von Oranien noch andere Truppen nach verſchiedenen Theilen Belgiens, ohne daß ſich Jemand dem zu widerſetzen vermochte. Kurz darnach ſchickten alle Provinzen ihre Abgeordneten nach Brüſſel zur allgemeinen Ständeverſammlung. Hier wurde zuerſt beſchloſſen, daß man im Namen des Königs die früheren in Breda fehlgeſchlagenen Unterhandlungen wieder aufnehmen wolle. Gent war die Stadt, in welcher ſich die Repräſentanten der ſüdlichen und nördlichen Provinzen verſammelten.

Während man in Gent über den Frieden unterhandelte, verbündeten ſich die ſpaniſchen Beſatzungen, um ſich an den Belgiern zu rächen. Sie eroberten Maeſtricht und plünderten es auf entſetzliche Weiſe. Auf der andern Seite ſchlugen ſie im offenen Felde zwiſchen Löwen und Thienen den Herrn von Glienes, Gouverneur von Brabant, der ihnen mit einigen belgiſchen Truppen entgegengezogen war. Man hatte beſchloſſen, Wälle gegen die Citadelle von Antwerpen aufzuwerfen, um die Spanier daraus zu vertreiben. Aber d'Avila, der ſich in derſelben befand, entbot alle ſpaniſchen Heeresabtheilungen nach Antwerpen, wo ſie auch faſt ſämmtlich an demſelben Tage anlangten, ſogar die Meuterer von Aelſt. Am 14. November 1576 machen die Spanier einen Ausfall auf die Stadt, morden und brennen mit entſetzlicher Grauſamkeit, zünden 500 Wohnungen und das Stadthaus an, bringen 5000 Menſchen um, ohne Anſehen des Alters und Geſchlechts, plündern und rauben, bis ſie, nachdem ſie drei volle Tage mit ſolchen Grauſamkeiten hingebracht, des Blutvergießens ſatt und mit Schätzen beladen wieder in das Caſtell ziehen. Als dieſe unmenſchliche Rache bekannt wurde, wurden die Spanier in ganz Belgien allgemein verwünſcht und es zeigte ſich überall die Neigung zu einem Bündniß mit den nördlichen Provinzen, um gemeinſchaftlich einen ſo ſchändlichen Feind zu bekämpfen. Die Unterhandlungen zu Gent wurden mit größerem Eifer fortgeſetzt und bald geſchloſſen.

Am 8. November 1576 wurde zu Gent der Friede, die Pacification von Gent genannt, unter dem Geläute der Glocken verkündigt. Dieſer Vertrag beſtimmte unter Anderem, daß die ſpaniſchen Soldaten aus dem Lande getrieben, die allgemeinen Stände der ganzen Niederlande einberufen, der katholiſche Glaube weder gehindert noch geſchmäht und alle Befehle des Herzogs von Alba als ungültig betrachtet werden ſollten.

Man ſieht klar, daß Belgien durch den Abſchluß dieſes Vertrags ſich ganz der Politik der nördlichen Provinzen anheimgab. Denn ſobald das ſpaniſche Heer fort war, beſtand die ganze Kriegsmacht und deren Befehlshaber nur aus Reformirten. Dieſe, die demzufolge ein unbeſchränktes Uebergewicht hatten, würden nun in gottesdienſtlichen, wie in Regierungs-Angelegenheiten Belgien geleitet haben; doch ward ihnen dazu dieſes Mal die Zeit nicht gelaſſen. Kaum war die Pacification von Gent bekannt, als man auch ſchon vernahm, daß ein neuer Statthalter aus Spanien in Luxemburg angekommen ſei, deſſen Name und hoher Kriegsruhm der Nachricht ein noch größeres Gewicht gab. Es war Don Juan d'Auſtria, der ſich ſchon ſo ſehr durch die Seeſchlacht von Lepanto ausgezeichnet hatte, in welcher er 1571 die Türken beſiegte. Als natürlicher Sohn Kaiſer Karls konnte er auf die Achtung der Belgier Anſpruch machen; noch mehr Recht auf Neigung und Verehrung gab ihm ſein milder und edler Charakter. Bei ſeiner Ankunft in Belgien vernahm er mit tiefer Betrübniß die vielen und ſcheußlichen Gewaltthätigkeiten der ſpaniſchen Soldaten und gerieth in große Verlegenheit durch den unerwartet ſchlimmen Zuſtand, in welchem ſich die Angelegenheiten des Königs befanden. Er beſchloß daher, ſeine Zuflucht zur Milde zu nehmen, ſchrieb an die allgemeinen Stände, bat um ihre

Hülfe bei ſeinem Vorhaben, den Niederlanden den Frieden zu geben, und befahl ſtreng allen Theilen des Heeres, die Feindſeligkeiten einzuſtellen.

Die ſpaniſchen Soldaten gehorchten dem Befehle des Statthalters und blieben von nun an ruhig in ihren Feſtungen. Die Stände des Landes berathſchlagten mit dem Prinzen von Oranien, was ſie thun ſollten. Wilhelm gab ihnen zur Antwort, ſie möchten Don Juans Verſprechungen nicht trauen und ihn durchaus nicht als Statthalter anerkennen, wenn er nicht in die Entfernung der ſpaniſchen Truppen willige und die Pacification von Gent beſtätige. Oranien und ſeine Anhänger glaubten, der Statthalter würde dieſe Bedingungen nimmer annehmen, täuſchten ſich aber in ihren Erwartungen, da Don Juan mit der größten Geduld Alles, ſelbſt höhniſche Worte und Forderungen ertrug und endlich einen Vertrag unterzeichnete, durch welchen er in Alles willigte. Dieſer überall verkündigte und durch den König beſtätigte Friede wurde das ewige Edict genannt.

Im Mai 1577 hielt Don Juan ſeinen Einzug zu Brüſſel, wo er mit ungemeiner Freude und unter dem Zujauchzen des Volks empfangen wurde. Bereits einen Monat früher waren die ſpaniſchen Soldaten aus den Niederlanden fortgezogen und hatten die Feſtungen niederländiſchen Kriegsknechten eingeräumt.

Während Don Juan durch freundliche Behandlung ſich die Achtung des Adels und die Liebe des Volks zu erwerben ſtrebte, ſuchten die Anhänger Oraniens ihm alle möglichen Hinderniſſe in den Weg zu legen und verbreiteten überall beunruhigende Gerüchte und Spottſchriften, wodurch ſie die Bürger zum Mistrauen und zur Widerſpenſtigkeit aufhetzten. Wilhelm von Oranien fuhr täglich damit fort, neue Soldaten anzuwerben, als ob die Pacification von Gent gar nicht Statt gefunden hätte. Der Statthalter ließ ihn deswegen befragen und erhielt zur Antwort, daß die nördlichen Provinzen das ewige Edict nicht angenommen hätten und die teutſchen Truppen noch nicht aus dem Lande gezogen ſeien. Auf der andern Seite raubten die allgemeinen Stände dem Statthalter alle Macht und Obrigkeit: viele unter den Repräſentanten der verſchiedenen Provinzen waren Wilhelm von Oranien zugethan und ließen ſich keine Mühe verdrießen, Don Juan die Statthalterſchaft zu verleiden und das Volk gegen ihn aufzubringen. Dieſer ſah am Ende ein, daß ſeine Nachgiebigkeit den Feinden des Königs zum Deckmantel diene, und beſchloß daher, ſich der drückenden Macht der Stände zu entledigen und Wilhelms Pläne durch Waffengewalt zu vereiteln. Im Juli zog er daher mit großem Gefolge nach Namur, angeblich, um die Fürſtin Margaretha zu bewillkommnen, überrumpelte die ſtarke Citadelle dieſer Stadt und zog alle Truppen und ein ſpaniſches Corps an ſich.

Als die allgemeinen Stände des Statthalters unerwarteten Entſchluß vernahmen, entboten ſie Wilhelm von Oranien nach Brüſſel und ernannten ihn zum Ruwaerd (Statthalter) von Brabant. Dieſe Ernennung mißfiel aber vielen belgiſchen Edelleuten, die es für eine Schande hielten, Einem ihres Gleichen gehorchen zu müſſen. Sie bemühten ſich demgemäß heimlich bei dem Kaiſer Rudolph II., um von ihm zu erlangen, daß ſein Sohn, der Erzherzog Matthias, als Statthalter nach den Niederlanden komme. Ehe noch der Kaiſer ſeine Zuſtimmung gegeben, entfloh der junge Erzherzog aus Wien und erſchien plötzlich zu Lier, zum großen Erſtaunen Wilhelms von Oranien und der allgemeinen Stände, welche von der ganzen Verhandlung gar nichts gewußt hatten. Sie hielten es jedoch vorerſt nicht für gerathen, ſich misvergnügt zu zeigen, und luden den Erzherzog nach Antwerpen ein, um ihn unter gewiſſen Bedingungen als Statthalter der Niederlande anzuerkennen. Wilhelm von Oranien bemerkte augenblicklich, daß es ihm ein Leichtes ſein würde, den zwanzigjährigen, in allen Staatsverhältniſſen unerfahrnen Erzherzog zur Ausführung ſeiner eigenen Pläne zu gebrauchen. Er ließ ſich von ihm als Statthalter anerkennen und regierte allein im Namen dieſes Fürſten.

Die Stände ernannten den Herzog von Aerſchot zum Landvogt von Flandern und dieſer Ritter hielt am 20. October 1577 unter dem Jubel des Volks ſeinen Einzug in Gent. Die Anhänger Oraniens wurden ihm aber aufſäſſig, weil er ihnen alle ihre Forderungen verweigerte. Zwei Edelleute, Ryhove und Hembyſe, brachten endlich das Volk zum Aufruhr und nahmen die Biſchöfe von Ypern und Brügge nebſt vielen anderen vornehmen Perſonen gefangen. Unmittelbar darauf lief ein wüthender Haufen nach der Reſidenz des Herzogs von Aerſchot und begann bereits Holz und Stroh heranzuſchleppen, um ihn ſammt ſeiner ganzen Umgebung zu verbrennen, als er plötzlich die Thüren öffnete und ſich der Menge überlieferte. Unter vielen Schmähworten und Drohungen führte man ihn auch in das Gefängniß. Der Strafloſigkeit ſicher, begannen jetzt Ryhove und Hembyſe Volk anzuwerben, ohne weder den König noch die Stände anzuerkennen. Ihre Abſicht war, Flandern zu einer Republik zu machen und dieſe durch ſich ſelbſt und das Volk regieren zu laſſen.

Der Prinz von Oranien und die Stände erſchraken ſehr, nicht über den Aufſtand ſelbſt, den ſie heimlich gut geheißen hatten, ſondern über den Plan der beiden Edelleute. Sie ſahen voraus, daß die Ausführung deſſelben eine Trennung unter den Niederlanden hervorbringen und dieſe Don Juan zum Nutzen gereichen könne. Eilig zog nun der Prinz von Oranien nach Gent und ſuchte die Aufrührer zur Unterwerfung zu zwingen; Alles jedoch, was er erreichen konnte, war die Freiheit des Herzogs von Aerſchot. Dagegen weigerte man ſich, die Biſchöfe und die übrigen Edelleute freizulaſſen, ſo daß Oranien wieder nach Antwerpen zurückkehrte, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben. Kaum war er aus Gent fort, ſo plünderte der Pöbel, von den Reformirten aufgehetzt, mit grenzenloſer Wuth die Kirchen und Klöſter, machte einige derſelben dem Erdboden gleich, vernichtete die Statuen, verjagte die Geiſtlichen und verfolgte und mishandelte die katholiſchen Bürger. Dieſer gewaltthätige Bruch der Pacification von Gent ſchmerzte alle Wohlgeſinnten, erwarb Don Juan viele Anhänger und hatte ſpäter zur Folge, daß die walloniſchen Provinzen ſich ganz und gar gegen die Staaten (Stände) und für den König erklärten.

Don Juan verweilte unterdeſſen zu Namur, wo er bald eine Macht von 18,000 Mann zuſammenbrachte. Die Staaten hatten gleichfalls ein Heer von ungefähr 20,000 Mann geſammelt und ſandten daſſelbe nach Namur gegen den Landvogt. Dieſer, davon unterrichtet, zog ihnen entgegen und zwang ſie am 31. Januar 1578 zu einer entſcheidenden Schlacht auf der Ebene von Gembeloers (Gembloux), drei

Stunden von Namur, wo ſie geſchlagen und zum Theil vernichtet wurden. Don Juan vertheilte nun augenblicklich ſeine Fähnlein und ſandte ſie unter verſchiedenen Feldherren nach Brabant. Binnen Kurzem unterwarfen die Spanier dem Könige eine Anzahl Städte, namentlich Löwen, Thienen, Aerſchot, Dieſt, Nivelles und Philippeville. Dagegen verloren ſie Amſterdam, das ſich bisher immer noch geweigert hatte, ſich gegen Spanien zu erklären. Die Staaten wendeten ſich mittlerweile an die angrenzenden Lande, um Hülfe gegen Don Juan zu erhalten. Der Pfalzgraf Caſimir führte ein Heer von 15,000 Mann nach Belgien, um Don Juan zu bekämpfen. Auf der anderen Seite boten die Staaten dem Herzoge von Alençon, dem Bruder des Königs von Frankreich, den Ehrennamen: „Beſchützer der niederländiſchen Freiheit“ an. Dieſer Fürſt zog gleichfalls mit Hülfstruppen nach Belgien, eroberte Binche und Maubeuge und beſetzte die Stadt Bergen im Hennegau.

Es würde Don Juan ſicher unmöglich geweſen ſein, allen dieſen vereinigten Kräften Widerſtand zu leiſten, hätte Eintracht unter ſeinen Feinden geherrſcht. Dies konnte aber nicht wohl Statt finden, da zu viele verſchiedene Intereſſen hier im Spiel waren. Wilhelm von Oranien ſah ſich nicht gern ſeines ausſchließlichen Einfluſſes und ſeiner Hoffnung auf Macht beraubt, und obwohl er das Gegentheil erheuchelte, ſo ſchmerzte es ihn doch, Anderen untergeordnet ſein zu müſſen. Der Erzherzog Matthias und der Herzog von Alençon ſtrebten Beide nach der Regierung der Niederlande und Pfalzgraf Caſimir barg vielleicht denſelben Gedanken in ſeinem Innern. Auf der andern Seite herrſchte eine noch größere Spaltung unter den Staaten und den Bürgern. Einige wollten dem Könige und ſeinem Statthalter gehorchen, Andere ſich von Spanien losreißen, aber dem katholiſchen Glauben treu bleiben. Die Reformirten, die den katholiſchen Gottesdienſt ganz vernichtet haben wollten, waren ſelbſt nicht einig, ob man den König als Fürſten ferner anerkennen ſolle oder nicht. Da die Gewaltthaten der Bilderſtürmer und die Verfolgung der Katholiken zu Gent fortwährten, ſo trennten ſich die walloniſchen Länder plötzlich von den übrigen niederländiſchen Provinzen, nannten ſich die Misvergnügten und zogen unter

Anführung eines gewiſſen Emanuel de Lalaing zu Felde, um den Unternehmungen der Genter in Flandern Widerſtand zu leiſten. Don Juan rüſtete ſich, um aus dieſen Spaltungen Nutzen zu ziehen und einen entſcheidenden Krieg zu beginnen, als ihn bei Namur ein hitziges Fieber überfiel und nach wenigen Tagen, am 1. October 1578, in das Grab ſtürzte. Vor ſeinem Ende ernannte er Alexander Farneſe zu ſeinem Nachfolger als Statthalter.

Fünftes Capitel.

Alexander Farneſe, Herzog von Parma, Statthalter der Niederlande. — Vortheile, die er über die Staaten davonträgt. — Die walloniſchen Provinzen verbinden ſich mit ihm. — Eroberung und Verheerung Maeſtrichts. — Der Herzog von Alençon wird als regierender Fürſt nach den Niederlanden gerufen. — Sein Anſchlag auf Antwerpen misglückt. — Wilhelm von Oranien wird zu Delft ermordet. — Moritz von Naſſau ſein Nachfolger. — Alexander belagert und erobert Antwerpen. — Tod des Herzogs von Parma und Undankbarkeit des Königs gegen ihn.

Von 1579 bis 1592.

Alexander Farneſe, Herzog von Parma, war der Sohn der alten Statthalterin Margaretha und alſo ein Enkel Kaiſer Karls V. Er hatte ſich bereits unter Don Juan im Kriege ſehr ausgezeichnet und erfreute ſich großer Achtung bei den Offizieren und Soldaten; außerdem war er ſehr vorſichtig, erfahren in Staatsangelegenheiten, liebenswürdig im Umgange und überaus tapfer.

Zuerſt benahm ſich Farneſe unthätig und wartete, bis verſchiedene Uneinigkeiten ſeine Feinde geſchwächt haben würden. Dies geſchah noch eher, als er es zu hoffen wagte. Der Herzog von Alençon, der heftig gegen Caſimir erbittert war, dankte ſein Heer ab und kehrte nach Frankreich zurück. Caſimir ſeinerſeits ließ ſeine Truppen in Belgien und ging nach England.

Wilhelm von Oranien begann für ſeine Sache beſorgt zu werden, indem er einſah, daß die herrſchende Uneinigkeit zuletzt den Spaniern den Sieg bereiten müſſe. Er zog daher nach Gent und wandte ſeinen ganzen Einfluß an, um den Verfolgungen gegen die Katholiken Einhalt zu thun und die Genter dazu zu bringen, mit den walloniſchen Provinzen einen Glaubensfrieden zu ſchließen. Nach langem Zögern und vielen Zwiſtigkeiten nahmen die Genter den Glaubensfrieden an und gaben den Katholiken einige Kirchen zurück. Als ſie jedoch hörten, daß die walloniſchen Provinzen unter einander ein Bündniß gegen die Staaten geſchloſſen hätten, verjagten ſie von Neuem die Geiſtlichen und verhinderten die Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes. Da nun Wilhelm ſah, daß ſeine Bemühungen in Belgien misglückten, ſo bewirkte er eine feſtere Verbindung zwiſchen den nördlichen Provinzen, Holland, Zeeland, Utrecht und Geldern. Am 29. Januar 1579 ward in Utrecht eine Art von Grundgeſetz unterzeichnet, welche die Utrechter Union genannt und der Anfang der vereinigten Provinzen von Holland wurde. Obwohl man in dieſem Bündniſſe ſich nicht von der Unterthänigkeit gegen die ſpaniſche Krone loszuſagen ſchien, ſo bildeten doch die theilnehmenden Provinzen einen beſonderen Staat, der ſich thatſächlich von den übrigen Niederlanden trennte.

Während die Sachen ſo ſtanden und der Pfalzgraf Caſimir ſich noch in England befand, brach plötzlich Farneſe's Heer nach Flandern auf. Die teutſchen Hülfstruppen der Staaten, welche umzingelt zu werden fürchteten und keinen Anführer hatten, traten mit dem Statthalter in Unterhandlung und zogen mit freiem Geleite nach Teutſchland zurück. Farneſe that, als ob er es auf Antwerpen abgeſehen habe, zog aber geradezu auf Maeſtricht los und griff dieſe Stadt heftig an. Mittlerweile wurden die Katholiken noch immer in vielen Städten ihrer Kirchen beraubt und ihr Gottesdienſt auf jede Weiſe geſchmäht. Dieſer Bruch der Genter Pacification veranlaßte, daß die walloniſchen Provinzen ſich dem Farneſe ganz unterwarfen und ihr Heer zu ſeinem Dienſte ſtellten, unter der Bedingung, daß er ſeine fremden Soldaten wegſenden ſolle. Nach mühevoller Belagerung und blutigen Stürmen eroberte der Herzog von Parma Maeſtricht am 29. Juni 1579, ſeine Soldaten plünderten und mordeten drei Tage lang und die Stadt verlor während dieſer grauſamen Belagerung und der darauf folgenden Verheerung mehr als 8000 Einwohner.

Durch Vermittlung des teutſchen Kaiſers und des Papſtes begann man wieder an eine Friedensvermittelung in den Niederlanden zu denken. Eine Zuſammenkunft der Abgeordneten verſchiedener Fürſten und der empörten Provinzen ward nach Köln berufen. Die wohlgeſinnten Bürger hofften nun bald ein Ende der Unruhen zu ſehen, aber Alles misglückte, und nachdem man ſich lange über Glaubenspunkte geſtritten hatte, kehrten die Geſandten unverrichteter Dinge wieder nach Hauſe zurück.

Um dieſelbe Zeit ungefähr erklärte die Stadt Mecheln ſich für den Statthalter und gegen die Staaten. Daſſelbe that Herzogenbuſch, wo Katholiken und Reformirte ſich auf den Straßen mit den Waffen in der Hand bekämpft hatten. Brügge hatte ſich ebenfalls den Staaten feindſelig gezeigt und die reformirten Prediger verjagt, war aber durch einige Hülfstruppen der Staaten gehindert worden, eine Beſatzung Farneſe's aufzunehmen.

Wilhelm von Oranien ſah nicht ohne Furcht dieſe Reaction ſich bilden und begriff, daß es Zeit ſei, die Spaltungen und den Zweifel entſchiedener zu bekämpfen. Er ging nach Gent, ſandte Hembyſe von dort nach Teutſchland, ernannte eine neue Obrigkeit und beruhigte die Gemüther. In Brügge veränderte er ebenfalls die Obrigkeit. Endlich beſchloß er eine kühne und gefährliche That zu wagen, deren Folgen das Schickſal der Niederlande entſcheiden mußten. Die Staaten, welche beinahe blindlings ſeinem Einfluſſe gehorchten, verſammelten ſich zu Antwerpen im Januar 1580 und begannen über den Vorſchlag des Prinzen von Oranien zu berathſchlagen, nämlich den König von Spanien für verluſtig aller Herrſchaft über die Niederlande zu erklären und den Herzog von Alençon, Bruder des Königs von Frankreich, als Fürſten anzuerkennen. Die katholiſchen Staaten verwarfen dieſen **Vorſchlag** mit Nachdruck; da ſie aber in der Minorität waren, ſo **wurden ſie** von den reformirten Staaten überſtimmt. Man wagte **jedoch nicht ſogleich** den gefaßten Entſchluß auszuführen. Die Abgeordneten kehrten, **jeder** nach ſeiner Provinz, zurück, um neue Vollmacht zu erhalten, und erſt **am** 12. Auguſt deſſelben Jahres ſchickte man Geſandte nach Frankreich, um dem Herzog von Alençon die Niederlande als erbliches Geſchlechtseigenthum anzubieten. Dieſer Fürſt war jung und herrſchſüchtig und unterzeichnete daher ohne reifliche Ueberlegung die ihm angetragenen Bedingungen, welche ſeiner Herrſchaft enge Grenzen ſetzten und ihm eigentlich nur den Namen eines Fürſten gewährten. Erzherzog Matthias verließ die Niederlande gegen das Verſprechen einer Entſchädigung an Geld und des Genuſſes der Einkünfte des Bisthums Utrecht.

Als Philipp II. von dem, was ſich in den Niederlanden zugetragen, Nachricht erhielt, konnte er die ihm von den Staaten zugefügte Schmach nicht verwinden. Er entflammte in heftigem Zorn gegen Wilhelm von Oranien, den er als den Urheber der Empörung der Niederlande betrachtete. Ein königliches Edict that denſelben in die Reichsacht, erklärte ihn für rechtlos wegen beleidigter Majeſtät Gottes und des Königs und gelobte Jedem, der ihn lebend oder todt den Dienern des Königs überliefere, eine Belohnung von 5000 Goldgulden. Farneſe, der in Folge ſeines den walloniſchen Provinzen gegebenen Verſprechens ſeine ſpaniſchen Soldaten hatte fortziehen laſſen, ſah ſich wegen ſeiner ſchwachen Heeresmacht gezwungen, alle wichtigen Unternehmungen aufzugeben, bis ihn, als der Herzog von Alençon mit franzöſiſchen Soldaten nach Belgien gekommen war, die walloniſchen Provinzen ſelbſt um die Rückkehr der ſpaniſchen Truppen baten, in Folge deſſen er plötzlich, von vielen erfahrenen Kriegsleuten unterſtützt, ſein Benehmen änderte und noch vor der Ankunft der Hülfe aus Spanien einen ernſten Krieg mit der Belagerung von Doornik (Tournay) begann. In dieſer Stadt befand ſich Maria van Lalaing, die Gemahlin des Gouverneurs, der im Heere der Staaten diente. Die heldenmüthige Frau ergriff das Schwert wie ein Ritter, führte die Beſatzung und die Bürger auf die Wälle, focht mit Unerſchrockenheit gegen Farneſe's Truppen, erhielt ſelbſt eine Wunde im Arme und fügte dem Feinde bedeutenden Schaden zu. Endlich mußte ſie ſich ergeben und trat mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlung. Am 29. November 1581 verließ ſie die Stadt mit fliegenden Fahnen und unter dem Beifallsruf und den Glückwünſchungen ihrer Feinde, deren Bewunderung und Hochachtung ſie ſich erworben hatte.

Während der Statthalter unaufhörlich Vortheile davontrug und ſeine Mittel vermehrte, war der Herzog von Alençon in England, wo er die Königin Eliſabeth zu überreden hoffte, ihn zum Gemahl zu wählen. Da ihm dies nicht glückte, ſo kam er am 19. Februar 1582 nach Antwerpen, wo ihm als Herzog von Brabant und Markgraf des heiligen römiſchen Reichs mit großer Feierlichkeit gehuldigt wurde.

Kurze Zeit darnach, noch während der Feier von des Herzogs Ankunft, näherte ſich ein junger Mann aus Biscaja, Namens Jaureguy, dem Prinzen von Oranien und ſchoß ihm mit einem Piſtol durch beide Wangen. Der Mörder wurde ſtehenden Fußes von den anweſenden Edelleuten und Dienern mit Degenſtichen getödtet. Ein gewiſſer Anton Venero und ein Antwerpner Mönch, Namens Zimmermann, wurden angeklagt, die Mitſchuldigen dieſes Mordes geweſen zu ſein, und ſtarben auf dem Schaffot. Der Prinz von Oranien genas binnen wenigen Monaten und begleitete den Herzog von Alençon nach Gent, wo dem Letzteren als Grafen von Flandern gehuldigt wurde. Bald darauf vereinigten ſich Beide mit den franzöſiſchen Hülfstruppen. Alexander Farneſe eroberte unterdeſſen die Stadt Audenaerde und griff am 27. Auguſt unter den Mauern von Gent Alençon's Heer an, welches er zwang ſich in die Stadt zurückzuziehen. Auf beiden Seiten verlor man in dieſem Gefecht viele Leute, doch blieb es ohne Entſcheidung, ſo daß ſich der Statthalter unverrichteter Dinge von Gent entfernte.

Man verlor noch einige Zeit mit der Belagerung von kleinen Städten, ohne daß ein bedeutender Nutzen für eine der beiden Parteien daraus erwachſen wäre; was aber den Staaten jetzt Furcht einzuflößen begann, war, daß Parma's Heer fortwährend neue Hülfstruppen erhielt und ſich mit Spaniern, Teutſchen und Böhmen verſtärkte, während das Heer des Herzogs von Alençon nur 4000 franzöſiſche Soldaten zählte und täglich durch Deſertion ſchwächer wurde. Wilhelm von Oranien und die Staaten hatten gehofft, daß Alençon mit einem ſehr mächtigen franzöſiſchen und engliſchen Heere den Herzog von Parma aus den Niederlanden treiben würde. Nach Verlauf ſo langer Zeit war aber noch kein Anſchein da, daß die verſprochene Hülfe unterwegs ſei. Alençon dagegen hatte erwartet, nicht bloß dem Namen nach, ſondern auch in der That Fürſt der Niederlande zu ſein, und ſah nun, daß jede Provinz ſich nach Belieben regiere, ohne ihm die geringſte Macht in Händen zu laſſen, ja daß der Prinz von Oranien mehr Einfluß habe, als er ſelbſt. Frankreich und England ließen ihn ohne Unterſtützung in ſeinen ſchwierigen Verhältniſſen und ſeine Höflinge wiederholten ihm täglich, daß es ſich für einen ſo vornehmen Herrn nicht zieme, der Spielball eines ſo hochmüthigen und veränderlichen Volkes zu ſein. Durch alle dieſe Gründe angetrieben beſchloß nun der Herzog von Alençon, ſich mit Gewalt zum Herrn der Niederlande zu machen und die läſtige Oberherrſchaft der Staaten zu vernichten. Alles wurde heimlich vorbereitet, um dieſen Schlag auszuführen; die franzöſiſchen Beſatzungen von Brügge, Dünkirchen und Dendermonde erhielten den Befehl, ſich an einem beſtimmten Tage dieſer Städte zu bemächtigen; Antwerpen wollte der Herzog von Alençon ſelbſt in Beſitz nehmen und ließ demgemäß ſein Heer ſich zu Bergerhout nahe bei der Stadt aufſtellen. An dem beſtimmten Tage, den 17. Januar 1583, ſtellt ſich der Herzog, als ob er mit einem großen Gefolge von Hofleuten zu ſeinem Heere reiten wolle, und zieht zum Bergerhout'ſchen Thore hinaus. Kaum iſt er jedoch außen auf der Brücke, als das Zeichen zum Angriff gegeben wird. Sein Gefolge kehrt um, ruft ſiegprahlend: „gewonnene Stadt! gewonnene Stadt! ſchlagt todt!“ und ermordet zuerſt alle Bürger, welche Wache am Thore halten und mit entblößtem Haupte den Herzog hatten vorbeiziehen laſſen. Augenblicklich dringt nun das ganze franzöſiſche Heer in die Stadt, erſteigt die Citadelle, wendet das grobe Geſchütz nach innen und verbreitet ſich in den angrenzenden Straßen. Als die Bürger zuerſt den verrätheriſchen Anſchlag bemerken, lähmt ſie der Schrecken. Gleich darauf faſſen ſie aber wieder Muth und vergeſſen ihren Glaubenszwieſpalt, um die Franzoſen zu bekämpfen. Katholiken wie Reformirte, Alle ergreifen die Waffen, die Trommeln wirbeln, die Bürger verſammeln ſich, greifen die Franzoſen an, beginnen aus allen Häuſern zu ſchießen und zwingen endlich den Feind zum Abzug nach dem Thore und der Citadelle. Auf den Ferſen verfolgt wiſſen die Franzoſen nicht mehr, wie ſie den raſenden Bürgern entfliehen ſollen. In ihrer Angſt ſpringen ſie von oben in die Stadtgräben hinunter und ertrinken unter entſetzlichem Geſchrei. Am Thore von Borgerhout liegen ihre Leichen wohl anderthalb Mannslängen hoch. Das Niedermetzeln der Franzoſen hält an, bis auch nicht ein einziger mehr in Antwerpen zu finden iſt. 1500 liegen todt vor dem Thore, in den Straßen, in den Gräben; die Bürger ihrerſeits zählen 83 Gefallene.

In Dünkirchen und Dendermonde hatten die franzöſiſchen Beſatzungen den Sieg davon getragen, aber in den andern Städten war es ihnen ſo wenig wie in Antwerpen geglückt.

Der Herzog von Alençon ſuchte ſich bei den Staaten wegen ſeines ſonderbaren Benehmens zu entſchuldigen. Durch die Noth dazu gedrängt und von Wilhelm von Oranien berathen, ließen ſie ſich mit ihm in Unterhandlungen ein und würden ihn wahrſcheinlich von Neuem als Herzog anerkannt haben; er ſtarb jedoch in Frankreich am 10. Juni 1584, ehe dieſe Angelegenheit ſo weit gediehen war.

Der Herzog von Parma, dem die Verwirrung in der Regierung der Staaten neue Kräfte gab, zog unendlichen Nutzen aus den unbeſonnenen Anſtalten der Franzoſen. Binnen Kurzem eroberte er viele Städte und das ganze Land von Waes, hinderte dadurch die Schifffahrt auf der Schelde und bedrohte Antwerpen mit einer Belagerung.

Eine andere Reaction that damals dem Einfluß Wilhelms von Oranien in den belgiſchen Provinzen merklichen Abbruch. Er habe, ſagte man, die Franzoſen in das Land gebracht, auf ſeine Vorſtellung ſei Alençon gerufen worden, und deshalb maß ihm jetzt ein Theil des Volkes die Schuld des Vorgefallenen bei. In Flandern klagte man ihn öffentlich an. Die Genter hatten ſeinen Gegner, Hembyſe, aus Teutſchland zurückgerufen, und in Antwerpen ſelbſt fand ein Auflauf der Bürger Statt, unter dem Vorwande, Wilhelm von Oranien wolle die Franzoſen in die Citadelle bringen. Wie dem auch ſein möge, Wilhelm ſah deutlich, daß ſeine Macht in Belgien zu Ende gehe, und begab ſich misvergnügt nach Zeeland. Als er ſich bald darauf in Delft befand, ward er von einem gewiſſen Balthaſar Gerard aus Burgund mit einer Piſtole erſchoſſen, am 10. Juli 1584. Der Mörder entkam, wurde jedoch bei den Wällen der Stadt gefangen genommen und unter entſetzlichen Martern hingerichtet. Moritz von Naſſau, der Sohn des ermordeten Wilhelm, nahm ſeines Vaters Stelle ein und ward von den Staaten als Vorſitzer eines Reichsrathes anerkannt, den man augenblicklich bildete. Der junge Fürſt hatte noch nicht ſein achtzehntes Jahr zurückgelegt, war aber ſehr tapfer und in allen Kriegsangelegenheiten erfahren, wie ein alter Befehlshaber.

Während der Reichsrath die Mittel zu finden ſuchte, den Krieg fortzuſetzen und den Spaltungen Einhalt zu thun, zeigte ſich Hembyſe zu Gent geneigt, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlung zu treten. Als jedoch das Volk es erfuhr, ward er gefangen genommen und als ein Verräther enthauptet. Ryhove, ein ähnliches Schickſal fürchtend, floh nach Holland. Sobald die Stadt Gent dieſer beiden mächtigen Führer beraubt war, ließen die Reformirten den Muth ſinken und die katholiſchen Bürger, die Oberhand erhaltend, übergaben dieſelbe dem Herzog von Parma. Die Bedingungen der Uebergabe beſtimmten die Herſtellung des katholiſchen Gottesdienſtes, die Zurückgabe aller alten Freiheiten und eine allgemeine Amneſtie mit Ausnahme von zwölf Perſonen, die der Herzog von Parma jedoch auch frei ziehen ließ. Die Reformirten mußten die Stadt binnen zwei Jahren verlaſſen.

Ganz Flandern, Oſtende ausgenommen, hatte ſich jetzt wieder dem Könige unterworfen; doch wog dieſes Alles nicht Antwerpen auf, welches das Arſenal der Staaten war und durch ſeinen Reichthum und ſeine Schiffahrt als unüberwindlich betrachtet werden konnte. Auch hatte Parma ſchon lange die Ausführung eines höchſt kühnen Planes begonnen, den ihm ſeine Offiziere und Hofleute vergeblich widerriethen. Er wollte nämlich die Schelde abſperren und Antwerpen durch Hungersnoth zur Uebergabe zwingen. Zwiſchen Calloo und Oordam ließ er zwei ſtarke Verſchanzungen aufwerfen und dann auf beiden Seiten der

Schelde viele Pfähle einrammen, ſo weit in den Strom hinein, als es nur immer möglich war. Dieſe Pfähle ließ er ferner als zwei vorſpringende Köpfe mit Planken belegen und viele Stücke Geſchütz darauf aufpflanzen. Da er die Breite der Schelde dadurch merklich vermindert hatte, ſo verband er eine Zahl Schiffe vor der Oeffnung mit einander und ſchloß auf dieſe Weiſe die Schelde gänzlich zu. Die Antwerpner wollten anfangs nicht glauben, daß ein ſo ungewöhnliches Unternehmen gelingen könne, und ſchienen ſich wenig um die begonnene Belagerung zu kümmern. Als ſie jedoch ſahen, daß der Eisgang ſelbſt die Brücke nicht zerſtöre, ſuchten ſie nach Mitteln, um Parma in ſeinem Werke zu hindern und die Schelde zu öffnen.

In der Zwiſchenzeit befand ſich auch Brüſſel ſehr in der Klemme. Parma hatte Villebroek eingenommen und der Hauptſtadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten. Nachdem es eine Zeit lang viele Noth ausgeſtanden, ergab ſich Brüſſel unter denſelben günſtigen Bedingungen, wie ſie der Stadt Gent zugeſtanden worden waren, am 10. März 1585.

Die Antwerpner waren ſeit einiger Zeit damit beſchäftigt, Brander auszurüſten, um Parma's Brücke zu zerſtören. Ein Italiener, Namens Giambelli, hatte zwei dieſer Schiffe nach ſeinem Plane mit Pulver gefüllt und mit ſchweren Steinen belaſtet. Man zweifelte nicht daran, daß die Exploſion derſelben im Stande ſei, alle Werke des Feindes in einem Augenblicke in die Luft zu ſprengen und zu zerſchmettern. Die Schiffe aus Zeeland ſollten unterhalb der Schelde bereit liegen, um unmittelbar nach der Exploſion Parma's Truppen anzugreifen. Ein Gleiches ſollten die Antwerpner Schiffe thun. In der Nacht vom 4. zum 5. April ſandte man die Brander gegen die Brücke. Der eine ſprang unterwegs, der andere dagegen trieb an die Brücke und explodirte mit ſolcher Gewalt, daß die Erde davon bebte, die Schelde mit ihren Wellen hoch über die Teiche weg ſchlug und ein guter Theil der Brücke ſammt 500 Spaniern in die Luft flog.

Hätten die Antwerpner und die Zeeländer Schiffe in dieſem Augenblicke Parma's Heer angegriffen, ſo würden ſie gewiß einen leichten Sieg davon getragen haben und man hätte Antwerpen reichlich mit

Lebensmitteln verſehen können. Aber die Schiffe blieben aus und Parma gewann Zeit den Schaden auszubeſſern. Dieſer Verſuch blieb alſo ohne andere Wirkung, als den Tod von 500 Soldaten, die mit der Brücke in die Luft geflogen waren. Ein anderer ſpäter losgelaſſener Brander ſtrandete am Teiche, ohne dem Feinde Schaden zuzufügen. Nachdem ſie noch einige andere Mittel verſucht hatten und keine Hülfe mehr erwarten konnten, übergaben die Antwerpner gleichfalls ihre Stadt an Parma am 16. Auguſt 1585.

Obwohl die nördlichen Provinzen an Moritz von Naſſau einen gewandten Feldherrn hatten, ſo flößten doch Parma's Erfolge ihnen ſolche Furcht ein, daß ſie beſchloſſen, ſich dem Könige von Frankreich zu übergeben, und zu dieſem Zwecke Abgeordnete an denſelben ſandten. Der franzöſiſche Fürſt, der damals genug mit ſeinen eigenen Unterthanen zu kämpfen hatte, entſchuldigte ſich und wies den Antrag zurück. Jetzt ward daſſelbe Anerbieten der Königin von England gethan. Dieſe entſchuldigte ſich gleichfalls, lieh aber den Staaten ein Hülfsheer von 5000 Fußknechten und 1000 Reitern, das der Graf von Leiceſter befehligen ſollte.

Der König von Spanien, erzürnt über die Hülfe, welche Eliſabeth den Niederlanden gewährte, mehr aber noch in der Abſicht, den Katholiken dort Beiſtand zu leiſten, beſchloß England zur See anzugreifen und zu erobern. Er rüſtete mit unberechenbaren Koſten die größte Flotte aus, die man bisher geſehen hatte. Die Schiffe führten zuſammen mehr als 2600 Stücke Geſchütz. Parma empfing den Befehl, in den Niederlanden ebenfalls alle Schiffe, deren er habhaft werden konnte, auszurüſten und ſich zu Dünkirchen bereit zu halten, um ſich ſammt ſeinem ganzen Heere mit der unüberwindlichen Armada, ſo nannte man dieſe Flotte, zu vereinigen. Die zeeländiſchen Schiffe aber legten ſich vor Dünkirchen und hinderten Parma auszulaufen. Die Armada ſelbſt wurde durch anhaltende Stürme und engliſche Schiffe ſo ſehr beſchädigt, daß ſie, um die Hälfte verringert, unverrichteter Sache nach Spanien zurückkehrte. Die Spanier beſchuldigten Farneſe, die Urſache des Verluſtes der Flotte zu ſein. Dies bereitete dem Statthalter tiefen Kummer, der heimlich an ihm nagte und ſeine Geſundheit ſehr ſchwächte. Dennoch rüſtete er ſich muthig von Neuem, gegen Moritz von Naſſau in den nördlichen Provinzen den Krieg zu führen, als ihm der König von Spanien den Befehl gab, nach Frankreich zu ziehen und Paris, das Heinrich IV. belagerte, zu entſetzen. Nachdem er dies gethan, kehrte er nach den Niederlanden zurück, wo unterdeſſen der Krieg langſam und unbedeutend fortgeſetzt worden war. Noch zweimal zog er nach Frankreich, um der Ligue gegen Heinrich IV. Beiſtand zu leiſten. Aber aufgerieben von dem quälenden Gedanken, daß alle ſeine Verdienſte nicht anerkannt würden und der König ſelbſt ihm mit Unrecht den Verluſt der Flotte Schuld gebe, wurde er allmählig körperlich ſo ſchwach, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit die Hoffnung auf ein langes Leben aufgab. Während ſeines letzten Zuges hatte er in Frankreich eine Wunde erhalten. Dieſe, ſeine Krankheit beſchleunigend, brachte ihm den Tod am 3. December 1592.

Alexander Farneſe, obwohl ein Fremdling, ward von den Belgiern ſehr geliebt und ſelbſt von den Feinden um ſeines edeln Charakters und ſeiner ausgezeichneten Tapferkeit willen geachtet und gerühmt. Wahrſcheinlich würde er die Ruhe in den Niederlanden durch ſeine Siege und ſeine politiſche Gewandtheit ganz hergeſtellt haben, hätte nicht des Königs Befehl ihn dreimal nach Frankreich geſandt und wäre ihm nicht durch heimliche Feinde in Spanien großer Kummer bereitet und ihm von dem Könige auf das Abſcheulichſte gelohnt worden.

Sechſtes Capitel.

Fernere Statthalter der Niederlande: Graf Ernſt von Mansfeld, Erzherzog Ernſt von Oeſtreich, Graf von Fuentes und Cardinal Erzherzog Albrecht von Oeſtreich. — Kriegsthaten des Letztern. — Er erobert Hulſt und wird bei Turnhout geſchlagen. — Der König erklärt die Niederlande für unabhängig von Spanien und ſchenkt dieſe Provinzen als Brautſchatz ſeiner Tochter Iſabella. — Tod Philipps II., Königs von Spanien. — Zuſtände in Belgien am Schluſſe dieſes Jahrhunderts. —

Von 1593 bis 1598.

Vor ſeinem Tode hatte der Herzog von Parma den Grafen Peter Ernſt von Mansfeld zu ſeinem Nachfolger ernannt und der König denſelben einſtweilen beſtätigt. Bald darauf aber wählte Philipp II. ſeinen Neffen, den Erzherzog Ernſt von Oeſtreich, zum Statthalter der Niederlande, in der Abſicht, ihn ſpäter mit ſeiner Tochter zu vermählen und bei dieſer Gelegenheit die Niederlande für unabhängig von Spanien zu erklären.

Der Erzherzog kam nach Belgien zu Anfang des Jahres 1594. Dieſer Fürſt, Sohn Maximilians II. und Maria's, der Tochter Kaiſer Karls, war nicht eben kriegsluſtig; auch bemühte er ſich gleich nach ſeiner Ankunft, freundliche Verhältniſſe mit den Staaten von Holland anzuknüpfen und den Frieden unter rechtlichen Bedingungen einzuleiten. Seine Anerbietungen wurden zwar artig, aber hochmüthig von den Holländern verworfen, als von einem Feinde kommend, deſſen Schwäche ihn allein dem Frieden geneigt mache. Die Verhältniſſe des Erzherzogs trugen allerdings die Kennzeichen der äußerſten Ohnmacht. Er war aller Geldmittel beraubt; der ſpaniſche Hof verweigerte ihm alle Unterſtützung oder ließ ſeine Briefe unbeantwortet. Die ſpaniſchen Soldaten empörten ſich an den Grenzen und König Heinrich IV. von Frankreich erklärte Spanien und alſo auch Belgien den Krieg. Unterdeſſen eroberten die Holländer die Städte Gröningen und Huys. Um ſo zahlreichen Mühſeligkeiten und Gefahren, die den unerfahrenen, aber guten Erzherzog überall umringten, die Spitze zu bieten, beſaß derſelbe weder Kriegsmacht noch Einfluß genug. Ein nagender Verdruß und die tiefſte Muthloſigkeit griffen ſeinen ſchwachen Körper dermaaßen an, daß er 1595 nach kurzer Krankheit ſtarb.

Der Graf von Fuentes übernahm unterdeſſen die Regierung, bis der König einen andern Statthalter ernannt haben würde. Fuentes war ein gewandter Krieger, der ſich nicht entmuthigen ließ durch dieſelben Verhältniſſe, denen ſein Vorgänger erlegen war. Er bildete eilig zwei kleine Heere, beſtimmte das eine, dem Könige von Frankreich an den Grenzen Widerſtand zu leiſten, und ſandte das andere gegen Moritz von Naſſau unter dem Befehle des tapfern Mondragon, welcher den Holländern die Stadt Huys wieder nahm und durch vielfache Streifzüge Moritz hinderte, den mindeſten Vortheil davonzutragen. Fuentes ſelbſt, an der Spitze des erſten Heeres, zog über die franzöſiſche Grenze und bemächtigte ſich dort der Städte Chatelet, Dourlens und Cambray.

Unterdeſſen kam aus Spanien als Statthalter der Niederlande der Cardinal Erzherzog Albrecht von Oeſtreich, Bruder des Kaiſers und des vorigen Statthalters. Obwohl er mit einer hohen kirchlichen Würde bekleidet war, ſo fehlte ihm doch keine der Eigenſchaften, die ein gewandter Staatsmann und tapferer Krieger beſitzen muß.

Als Vicekönig von Portugal hatte er Spanien bereits viele Dienſte geleiſtet und erfreute ſich der beſondern Freundſchaft Philipps II. Bei ſeiner Abreiſe nach den Niederlanden gab der König ihm 3000 auserleſene alte Soldaten mit und einen Schatz in Goldbarren, den man zum Werthe von zwei Millionen Ducaten berechnete. Noch mehr aber konnte zum Frieden beitragen, daß mit dem Herzoge gleichfalls Philipp Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien, nach den Niederlanden kam, der ſeit acht und zwanzig Jahren als Gefangener in Spanien geblieben war und jetzt auf Albrechts Bitte die Freiheit erhalten hatte.

Der Erzherzog hielt ſeinen Einzug zu Brüſſel am 11. Februar

1596 und wurde dort freudig empfangen. Bald darauf ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner Truppen und belagerte Calais, welches er mit ſo viel Gewalt und Glück beſtürmte, daß er es trotz ſeiner Citadelle und im Angeſichte des feindlichen Heeres und der franzöſiſchen und holländiſchen Flotte eroberte. Die Stadt Ardres ergab ſich nach kurzer Belagerung ebenfalls. Darauf verließ der Erzherzog die ſpaniſchen Grenzen und that, als ob er es auf Breda abgeſehen habe, wodurch er Moritzens Aufmerkſamkeit auf die holländiſche Grenze wendete. Plötzlich ſandte er Truppen unter dem Befehle des Marſchalls von Rhosne gegen Hulſt in Flandern. Als Moritz dies vernahm, begab er ſich eilig nach der bedrohten Feſtung und bereitete ſich zu hartnäckiger Gegenwehr. Der Erzherzog kam gleichfalls zu der Belagerung, welche ſechs Wochen dauerte und mehr als 3500 Menſchen das Leben koſtete. Hulſt ergab ſich Albrecht am 18. Auguſt 1596.

Während dieſes Jahres geſchah nichts Merkwürdiges mehr; aber im Beginn von 1597 ſchlug Moritz die erzherzoglichen Truppen in einem blutigen Gefechte zu Turnhout. Der Feldherr Varax, der den Oberbefehl über das belgiſche Heer führte, fiel an dieſem Tage, dem 24. Januar, nebſt 2000 ſeiner Kriegsknechte. Es glückte Albrecht auch nicht, die Stadt Amiens zu entſetzen, die ein ſpaniſcher Obriſt vor Kurzem überrumpelt hatte und welche der König von Frankreich belagerte. Amiens ergab ſich den Franzoſen durch Vertrag im Monat September.

Während der Krieg mit geringer Kraftanwendung auf beiden Seiten fortdauerte, ſuchten verſchiedene Fürſten und der Papſt den Frieden zu vermitteln. Die Staaten von Holland gaben den Vorſchlägen kein Gehör; aber der König von Frankreich ſchloß einen feſten Frieden mit Spanien, über den man ſich in Belgien ſehr freute.

König Philipp II., welcher allmählig fühlte, daß ſeine Geſundheit abnehme, hatte am 6. Mai 1598 zu Madrid die Niederlande für unabhängig von der Krone von Spanien erklärt und dieſelben als erbliches Geſchlechtseigenthum ſeiner Tochter Iſabella geſchenkt, welche ſich mit dem Erzherzog Albrecht unter der Bedingung vermählen ſollte, daß, wenn aus dieſer Ehe keine Kinder entſpröſſen, die Niederlande wieder an Spanien zurückfielen.

Mit Genehmigung des Papſtes entſagte der Erzherzog ſeinen kirchlichen Würden und zog nach Spanien, um dort ſeine Vermählung mit Iſabella zu feiern. Unterwegs erhielt er die Nachricht vom Tode des Königs. Nach einem langen, aber traurigen Leben ſtarb Philipp II. am 13. September 1598, zwei und ſiebenzig Jahre alt. Der Tod dieſes Fürſten, unter deſſen Herrſchaft Belgien ſo vielen Jammer erlitt, giebt uns Gelegenheit, einen raſchen Blick auf den Gang der Civiliſation, der Künſte, der Wiſſenſchaften und des materiellen Wohlſtandes während des letzten Jahrhunderts zu werfen. Was ſich darüber ſagen läßt, iſt ſchmerzlich und betrübend. Waren wir bis jetzt der frohe Dolmetſcher von Belgiens Blüthe und Ruhm, ſo ſind wir nun gezwungen, der trauernde Bote ſeines Verfalles zu werden.

Schreiten wir nur eine kurze Strecke im Zeitenlaufe zurück, ſo finden wir Belgien an der Spitze der europäiſchen Induſtrie und vielleicht auch des Welthandels. Flandern mit ſeinen Tauſenden von Tuchwebereien lockt das Gold in Strömen nach dem reichen Boden; Antwerpen mit ſeinen 2500 Schiffen auf der Rhede iſt für alle Völker der Mittelpunkt der bewohnten Welt geworden. — Aus dieſen milden Quellen fließt das Leben durch alle Kunſtadern. Die ſchönſten gothiſchen Kirchen ſteigen wie durch Zauberei aus dem Boden empor; die van Eycks ſetzen ganz Europa durch ihre Erfindung und ihre Kunſt in Erſtaunen; Belgien ſendet ſeine ausgezeichneten Tonmeiſter nach Frankreich und Italien, um Lehrer der Nationen zu werden; Dichter beſingen in ſüßen Klängen des Landes Glück und der Väter Tapferkeit.

Faſt nichts von Allem dem beſteht noch am Schluſſe des für Belgien ſo unglücklichen ſechszehnten Jahrhunderts. Das alte und ſo ruhmreiche Land hat den Nacken gebeugt unter dem eiſernen Scepter des Geſchickes; es ſchläft den Schlaf der Muthloſigkeit. Da liegt es, niedergeſchlagen, zerſchmettert, blutend aus allen ſeinen Wunden. Was die Vorfahren durch unabläſſigen Fleiß und auf Koſten von Strömen Blutes ſtifteten, — Wohlſtand, Volksleben, Kunſteifer, Freiheit — das haben der Krieg, der Glaubenshaß, die Tyrannei in kurzer Zeit ganz zerſtört und bis auf die Wurzel vernichtet oder vom belgiſchen Boden fort und nach anderen Gegenden hingetrieben.

Während der inneren Unruhen, ganz beſonders aber bei der Ankunft des ſchreckenerregenden Alba verließen in großer Zahl Weber, Walker und Färber die flämiſchen Provinzen und flohen nach England, um ſich dort einen Zufluchtsort zu ſuchen. Die Königin Eliſabeth empfing die belgiſchen Auswanderer mit Wohlwollen, verlieh ihnen Vorrechte und gab ihnen ſo viele Beweiſe ihrer beſonderen Gunſt, daß ſie dadurch noch tauſend Andere lockte, dem Beiſpiele ihrer Landsleute zu folgen. Die Fläminger legten damals den erſten Grund der weltbedrückenden Induſtrie Englands; aber ihr eigenes Vaterland, das ſeine ausgezeichneten Arbeiter verlor, ſah auch plötzlich ſeine Fabriken zu Grunde gehen und mit ihnen alles Leben, das früher ſeine großen Städte beſeelt hatte. Eben ſo ging es mit dem Handel, deſſen Blüthe bei Empörungen, Morden und Verheerungen unmöglich iſt. Bereits unter Alba's Herrſchaft waren viele bedeutende Kaufleute aus Antwerpen und Brügge nach Holland gezogen; als aber die Spanier 1576 die große Stadt an der Schelde ausplünderten und 7000 ihrer Einwohner tödteten, erhielten Belgiens Handel und Schiffahrt den Todesſtoß. Rotterdam und Amſterdam verliehen den geflüchteten Kaufleuten einen ſicheren Aufenthalt, und wenn auch damals noch Einige in Antwerpen blieben, ſo mußten ſie doch etwas ſpäter den Anderen folgen, weil ſie faſt Alle den reformirten Gottesdienſt angenommen hatten und durch die Uebergabe der Stadt an Alexander Farneſe ſich zum Wegzuge gezwungen ſahen. Obendrein hielten die Holländer die Schelde geſperrt und machten hartnäckig und vernichtend Jagd auf belgiſche Schiffe.

Giebt es ein Gefühl, das der Freiheit und des Friedens bedarf, um zu leben, ſo iſt es ſicher das Gefühl der Kunſt in ſeinen verſchiedenen Aeußerungen. Daher trug Alba's Schreckensregierung nicht minder als die unaufhörlichen Kriege dazu bei, die Fackel der Künſte in Belgien auszulöſchen; die Malerkunſt allein entging durch beſondere Umſtände dem allgemeinen Verfall. Um jene Zeit hatten die Rederykkammern ſich zu hoher Blüthe entwickelt, und da ſie durch die Aufführung von Schauſpielen faſt täglich zu dem Volke redeten, ſo machten ſie auch ſchon früh die Aufmerkſamkeit der Regierung rege, welche mit Recht fürchtete, daß die Ausübung der Poeſie ein Mittel zur Verbreitung der neuen Lehre würde. Allerdings ſcheint es, daß viele Mitglieder der Rederykkammern zur Reformation übertraten; denn ſobald die Regierung ernſtliche Anſtrengungen machte, dem katholiſchen Gottesdienſte die Oberhand zu verſchaffen, und größtentheils wohl unter Alba, verließen die belgiſchen Dichter niederteutſcher Sprache gleichfalls ihr Vaterland und zogen nach Holland, um dort ihren Sinn für die Kunſt zu verbreiten und zur Ausbildung der holländiſchen Literatur das Ihrige beizutragen. Der berühmte Zeeländer Jacob Cats, 1577 geboren, bezeugt, daß er in der Dichtkunſt von einem Brabanter unterrichtet worden ſei.

So ſah Belgien mit einem Male alle Quellen ſeines materiellen und ſeines geiſtigen Wohlſtandes verſiegen. Handel, Induſtrie und Literatur lebten nur noch im Andenken der muthloſen Belgier, und andere Länder bereicherten ſich an den glänzenden Strahlen, welche die Sonne Belgiens bei ihrem Untergange mit Kraft und in die Ferne geworfen hatte.

Mit der Malerei, dieſem andern Ruhme Belgiens, ſtand es jedoch weit beſſer. Durch ein beſonderes Glück hatte ſie ſich aus der Zerſtörung ſelbſt mit neuer Kraft erhoben. In der That, die Bilderſtürmer hatten die meiſten Gemälde vernichtet, und da eben jene Kämpfe die Frömmigkeit der treu gebliebenen Katholiken um deſto inniger gemacht hatten, je mehr ihr Glaube bedroht und von feindlichen Angriffen heimgeſucht worden war, ſo wandte man jetzt in Belgien einen großen Theil der gebliebenen Kräfte an, um die Kirchen von Neuem zu ſchmücken und mit den Erzeugniſſen der Kunſt zu bereichern. Zu jener Periode, der wir jetzt in der Geſchichte genaht ſind, hatten gelebt oder lebten noch die folgenden Meiſter, deren Namen hinreichend ſind, um einen Idee von dem damaligen Zuſtande der Malerkunſt zu geben: Quintin Metſys aus Antwerpen; Bernard von Orley aus Brüſſel; Frank Floris aus Antwerpen; Franz Porbus aus Brügge; Lucas de Heere aus Gent; Michiel van Coxien aus Mecheln; Marten de Vos aus Antwerpen; Karel van Mander aus Meulebeke in Flandern; Jan Breughel aus Brüſſel und einige Andere. Der große Rubens, ſeiner glänzenden Zukunft noch unbewußt, bildete ſich damals in der Werkſtatt Adam van Oort's zu Antwerpen. Ihm war es beſtimmt, dereinſt Belgien einen Theil ſeines verlorenen Werths wiederzugeben; vor ſeinen Schritten öffnet ſich noch eine ruhmwürdige Periode.

In den Wiſſenſchaften hatte Belgien gleichfalls einige bedeutende Männer hervorgebracht, deren Werke in ganz Europa bekannt und geachtet waren; Rembert Dodoens aus Mecheln erzeigte der Heilkunſt und der Menſchheit große Dienſte durch ſeine Rieſenarbeit über die Botanik; Andreas Veſalius aus Brüſſel wurde als der größte Anatom in Europa anerkannt; Abraham Ortelius aus Antwerpen, Geeraert Mercator aus Rupelmonde und Jodocus Hondius aus Wackene in Flandern machten ſich berühmt durch ihre Gelehrſamkeit und ihre Schriften über die Geographie; Cornelius Janſenius und Wilhelm Lindanus, Beide auf einander folgende Biſchöfe von Gent, zeichneten ſich durch ihre tiefen theologiſchen Kenntniſſe aus. Ferner nennen wir noch als Männer, welche dazu beigetragen haben, die Kenntniß der Geſchichte und die Luſt an den Wiſſenſchaften und der Literatur zu verbreiten: die Geſchichtſchreiber Meyer und Oudegherſt, Beide Fläminger, und Jan de Buiſſon, ein Hennegauer; die Rechtsgelehrten Van der Piet, Damhoudere, Viglius, Peck und Hopperus, faſt Alle Schüler der Univerſität Löwen; den Dichter Heinſius aus Gent und die Dichterin Anna Byns aus Antwerpen. Einige Belgier erwarben ſich ferner noch gleichfalls einen Namen durch die Beſchreibungen ihrer Reiſen in wenig bekannten Theilen Aſiens, und vergeſſen wir am Schluſſe nicht hier beizufügen, daß es ebenfalls in dem verfloſſenen ſechszehnten Jahrhundert war, wo Chriſtoph Plantyn zu Antwerpen ſeine kunſtreiche Druckerei ſtiftete und ſich durch deren treffliche Erzeugniſſe in ganz Europa berühmt machte. Neben ihm und in demſelben Zweige arbeitend lebte der gelehrte Cornelius Kiliaen aus Duffel, der ein lateiniſch-flämiſches Wörterbuch ſchrieb, das noch jetzt der tiefſte und reinſte Quell iſt, aus dem man ſchöpfen kann, um den Urſprung der niederteutſchen Wortformen kennen zu lernen und zu ergründen.

Siebentes Capitel.

Belgien als unabhängiger Staat unter Albrecht und Iſabella. — Schlacht von Nieupoort. — Merkwürdige Belagerung von Oſtende. — Zwölfjähriger Waffenſtillſtand. — Albrecht und Iſabella verdienen die Liebe der Belgier durch ihre Sorgfalt für des Landes Wohl. — Blüthe der Malerkunſt. — Rubens. — Erzherzog Albrecht ſtirbt. — Die belgiſchen Provinzen fallen wieder an Spanien. — Der Krieg beginnt von Neuem. — Iſabella's Tod. — Ferdinand, Cardinal-Erzbiſchof von Toledo, Statthalter. — Das Bündniß zwiſchen Holland und Frankreich, um Belgien zu nehmen und zu theilen, wird vereitelt. — Ferdinand ſtirbt. — Erzherzog Leopold von Oeſtreich, Statthalter. — Weſtphäliſcher Friede. —

Von 1599 bis 1648.

Philipp III., der neue König von Spanien, beſtätigte die von ſeinem Vater angeordnete Abtretung der Niederlande. Die Vermählung des Erzherzogs Albrecht mit der Infantin Iſabella ward zu Valencia gefeiert, worauf die Neuvermählten ſich einſchifften, um von den Niederlanden Beſitz zu nehmen. Sie langten im September 1599 in Belgien an und wurden zu Brüſſel mit einer Freude und einer Pracht empfangen, welche alle früheren Feierlichkeiten dieſer Art bei Weitem übertraf.

Die Huldigungsfeſte hatten kaum ein Ende, als ſich der Erzherzog auch ſchon mit großem Ernſte den Angelegenheiten des Landes widmete. Während ſeiner Reiſe nach Spanien hatten die Holländer und der Prinz Moritz große Vortheile davongetragen. Die ſpaniſchen Soldaten empörten ſich beſtändig und veranlaßten alle anderen Truppen durch ihr Beiſpiel zur Widerſpenſtigkeit. Die Deſertion zu dem Feinde trug gleichfalls viel dazu bei, das erzherzogliche Heer zu ſchwächen.

Die Holländer beſchloſſen, die Lage der Dinge in Belgien zu benutzen und einen Angriff auf Flandern zu wagen. Sie landeten an der flämiſchen Küſte mit einem Heere von 15,000 Mann und belagerten augenblicklich die Stadt Nieupoort. Die unerwartete Ankunft des Feindes brachte den Erzherzog in große Verlegenheit; er bediente ſich aller Mittel, die zu ſeiner Verfügung ſtanden, brachte ſo eine gleich ſtarke Kriegsmacht auf und zog alsbald nach Gent, wo Iſabella das Heer muſterte und durch eine ſchöne und erhebende Anrede die Herzen der Krieger mit Kampfluſt und Muth erfüllte. Hierauf zog das belgiſche Heer mit dem Erzherzoge nach der Küſte und nahm dem Feinde alle von ihm eroberten Schanzen wieder ab. Ein von Ernſt von Naſſau befehligtes Corps ward in einem blutigen Gefechte durch die erzherzoglichen Truppen geſchlagen.

Dieſe erſten davongetragenen Vortheile ſteigerten den Muth der Offiziere wie der Soldaten auf das Höchſte. Alle riefen, man müſſe die Holländer zu einer Schlacht zwingen, ohne die 3000 Fußknechte abzuwarten, welche unterwegs waren, um ſich mit dem Heere zu verbinden. Man hätte wohl auf den entgegengeſetzten Rath der älteſten Anführer gehört; aber die ſpaniſchen Soldaten, die ihre Meuterei wieder gut machen wollten, waren nicht mehr zu halten und verlangten augenblicklich gegen den Feind geführt zu werden. Bald erblickten die erzherzoglichen Truppen das holländiſche Heer. Prinz Moritz, der ſich ſo unerwartet angegriffen ſah, verlor jedoch ſeine Geiſtesgegenwart nicht. Kaltblütig beurtheilte er die Größe der Gefahr, theilte ſeine Befehle aus, redete ſeine Krieger an und ließ ſeine Flotte weit in die See ſtechen, um ſeinen Truppen die Ueberzeugung zu geben, daß hier Nichts übrig bleibe, als die Wahl zwiſchen Sieg oder Tod. Darauf ſtellte er ſich vor Nieupoort auf, mit dem linken Flügel die See, mit dem rechten die Dünen berührend. Durch dieſe kluge Anordnung waren ihm Sonne und Wind günſtig.

Am Nachmittage des 2. Juli 1600 rücken die Spanier vor und beginnen den Angriff gegen den feinlichen Vortrab, deſſen Anführer ſie verwunden und deſſen Glieder ſie über den Haufen zu werfen drohen. Jetzt aber zieht die ganze Macht der Holländer nach dem Kampfplatze und die des Erzherzogs thut daſſelbe. Das Gefecht wird allgemein: man kämpft mit Raſerei; das Geſchrei des Haſſes und der Wuth beherrſcht das Schlachtfeld; Ströme Blutes befeuchten den dürren Sand der Dünen; eine Staubwolke hüllt die Kämpfer ein; man ſieht nicht, wer vorrückt, noch wer fällt oder ſiegt; lange dauert das Schlachten, lange kämpft man hartnäckig um den Sieg, bis endlich die belgiſche Reiterei der holländiſchen weichen muß und fliehend die tapferen Fußknechte in Unordnung bringt. Drei Stunden bereits haben die Dünen unter den Hufen der Pferde und unter dem Fallen der Sterbenden geſeufzt; jetzt iſt es entſchieden; das erzherzogliche Heer iſt geſchlagen und vernichtet; hundert Fahnen, alles Kriegszeug und das Geſchütz des Erzherzogs werden Moritz zur Beute.

Wie ſehr man auch in Belgien dieſe ſchreckliche Niederlage beklagte, ſo verminderte ſie doch weder die Achtung noch die Liebe für Albrecht. Er hatte in dem Kampfe ſo viele Tapferkeit gezeigt und fortwährend ſo unerſchrocken im Feuer geſtanden, daß man ihn gerade von jetzt an recht als einen Helden betrachtete und die Hoffnung nährte, er werde dieſen Verluſt bald wieder einholen. Prinz Moritz zog auch keinen Vortheil aus dieſem Siege. Er belagerte Nieupoort zum zweiten Male, ging aber bald darauf unverrichteter Sache nach Holland zurück.

Albrecht erhielt unterdeſſen einige Geldzuſchüſſe von den belgiſchen Provinzen und begann das folgende Jahr mit der Belagerung von Oſtende. Dieſe Stadt war ſeit dem erſten Aufſtande der Geuſen in der Macht der Holländer geblieben und diente ihnen als Waffenplatz, um von dort aus Flandern und ganz Belgien zu bedrohen und zu beunruhigen. Die Belagerung von Oſtende war in jeder Hinſicht äußerſt mühſelig und Albrechts Vorhaben ließ ſich der Vermeſſenheit zeihen. Die Holländer, welche über eine bedeutende Seemacht verfügten, konnten nämlich mit ihren Schiffen täglich in die belagerte Feſtung kommen, ſie mit Allem verſehen, ihre Beſatzung vergrößern und ihr alles Kriegsgeräth zuführen. Vor der Stadt nach der Landſeite dehnte ſich eine ſumpfige Ebene aus, die ſich unter Waſſer ſetzen ließ. Die Belagerer waren alſo genöthigt, Deiche aufzuwerfen und andere Rieſenwerke auszuführen, ehe ſie ſich der Stadt nähern konnten, um das Geſchütz unter ihren Werken aufzupflanzen. Dieſe Belagerung iſt eine der merkwürdigſten, von welchen die Geſchichte berichtet. Sie dauerte nicht weniger als vier Jahre und verſchlang auf beiden Seiten entſetzlich viel Menſchen. Das erzherzogliche Heer ließ 72,000 Mann vor Oſtende. Endlich, nach vielen mörderiſchen Beſtürmungen, nachdem die Stadt vom Geſchütz zerſchmettert war und die Holländer, Fuß für Fuß zurückgetrieben, keinen Platz mehr hatten, um zu kämpfen, ergab ſie ſich unter ehrenvollen Bedingungen am 2. September 1604. Albrecht und Iſabella kamen bald darauf nach der eroberten Stadt. Sie fanden die Häuſer in Schutt liegend, die Einwohner verſchwunden, den Boden wie durch ein ſchreckliches Erdbeben in Erdhaufen und Gruben umgewandelt; mit einem Worte, ſie ſchritten mit blutendem Herzen und naſſem Auge unter Trümmern einher, deren Ueberwältigung Tauſenden das Leben gekoſtet hatte.

Ambroſius Spinola, Feldherr des erzherzoglichen Heeres, vermehrte ſeine Streitmacht nach der Uebergabe von Oſtende und zog nach Oberyſſel, wo er bei mehr als einer Gelegenheit die holländiſchen Truppen ſchlug.

Unterdeſſen war Belgien ebenſowohl wie ſeine Feinde durch die langwierigen Kriege erſchöpft worden. Auf beiden Seiten ſehnte man ſich nach Frieden, und als Albrecht dieſes Mal Holland Unterhandlungen anbot, fand er es geneigt, die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Man ſchloß vorläufig einen Waffenſtillſtand, um ungeſtört an einem feſten Frieden arbeiten zu können. Aber wie ſehr man ſich auch bemühte und wie auch die Könige von England und Frankreich als Vermittler auftraten, man konnte über die Bedingungen nicht einig werden. Endlich ward ein zwölfjähriger Waffenſtillſtand unterzeichnet, unter den Bedingungen, daß jeder Theil die Provinzen und Städte behalten ſolle, die er im Beſitz habe; daß der Handel und alle Verhältniſſe zwiſchen beiden Ländern ungehindert ſein ſollten; ferner, daß man auf beiden Seiten die Kriegsgefangenen in Freiheit ſetzen wolle. Dieſer Vertrag, durch welchen das erzherzogliche Paar erklärt hatte, die vereinigten Provinzen als einen unabhängigen Staat zu behandeln, ward am 14. April

1609 zu Antwerpen verkündigt und in allen Städten beider Länder mit ungemeiner Freude gefeiert.

Kaum waren dieſe Freudenbezeugungen vorüber, als ſich auch ſchon ein wunderbares Streben, den erlittenen Schaden wieder herzuſtellen, aller Gemüther bemächtigte: die leidenden Belgier richteten ſich wieder auf, blickten mit Hoffnung in die Zukunft und ſuchten durch Fleiß den verlornen Wohlſtand wieder zu gewinnen. Allerdings glückte es ihnen nicht, alle Brunnen ihres vorigen Reichthums wieder zu öffnen; aber der Landbau, die kleine Induſtrie und die Gewerbe blühten ſogleich wieder und es verbreitete ſich Ueberfluß an Allem unter dem Volke. Der Handel und die großen Fabriken konnten freilich ſo bald nicht wieder aufleben, doch verlor man die Hoffnung nicht: Antwerpen begann bereits wieder von Neuem durch Schiffe beſucht zu werden und hier und da tauchte gleichfalls ein größeres induſtrielles Unternehmen auf.

Albrecht und Iſabella waren im vollſten Sinne des Worts die Wohlthäter Belgiens. Ihrer Sorgfalt, ihrer innigen Liebe zu ihren Unterthanen verdankte es die günſtige Einwirkung, durch die es aus dem Schlafe erweckt wurde und welche ihm wenigſtens Leben genug einflößte, um ſpätere Zeiten abzuwarten, ohne ganz zu erliegen. Das Erſte, was der Erzherzog that, war, das Heer abzudanken und den größten Theil der Truppen über See nach Spanien zu ſenden. Er vernichtete ſo die Haupturſache der Unruhe und des Miſtrauens in Belgien, wo man in der That weit weniger den Feind als das Heer ſelbſt zu fürchten hatte. Außerdem ſchaffte er allen kraftlos gewordenen Geſetzen neues Anſehen, gab neue Befehle über Dinge von allgemeinem Intereſſe, ließ die örtlichen Rechtsgebräuche und Privilegien unterſuchen und brachte Alles nach langer Verwirrung zu vollſtändiger Uebereinſtimmung.

Unter ſolchen guten und weiſen Fürſten erfreuten ſich die Belgier einer glücklichen Zeit, obwohl ſie ſich ihrer früheren Reichthümer beraubt ſahen. Die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft beſeelte jedes Gemüth und man widmete Albrecht und Iſabella die tiefſte Dankbarkeit und innigſte Liebe.

Die ſchönen Künſte verbreiteten jetzt über Belgien die reichſten

Strahlen des Ruhms; Rubens' Name hallte bereits in Europa wieder; van Dyck erprobte ſchon ſeinen verlockenden Pinſel. Neben ihnen arbeiteten an der Verherrlichung der flämiſchen Malerſchule zahlreiche Meiſter, deren Werke das ſchönſte Erbe der Vorzeit ſind. Die Wiſſenſchaften blühten gleichfalls mit einigem Glanze und fanden beſonders an dem Belgier Juſtus Lipſius einen berühmten Vertreter.

Das Vertrauen des Volkes auf die Zukunft ward durch eine einzige, aber tiefe Furcht geſtört. Zu Folge der von Philipp II. bei der Abtretung der Niederlande aufgeſtellten Bedingungen ſollten die abgetretenen Provinzen an Spanien zurückfallen, ſobald die Ehe Albrechts und Iſabella's ohne Kinder blieb. Alles deutete darauf hin, daß die ſchickſalsſchwere Bedingung nicht unerfüllt bleiben werde. Belgien, das noch bei dem Andenken an Spaniens Herrſchaft zitterte, ſah ſich jetzt faſt unfehlbar dem Schickſal preisgegeben, wieder demſelben Gebieter anheimzufallen. Dieſe ängſtliche Beſorgniß erklärt, weshalb die Belgier und ihr Fürſtenpaar, während ſie alle ihre Kräfte anwendeten, den materiellen Zuſtand der Bürger zu verbeſſern, nichts thaten, Belgien auf einer politiſchen Baſis als einen unabhängigen Staat zu befeſtigen.

Sobald man die Gewißheit hatte, daß Iſabella nicht mit Kindern geſegnet werden würde, gewöhnte man ſich allmählig an den Gedanken, dereinſt Spanien wieder gehorchen zu müſſen. Auch als der zwölfjährige Waffenſtillſtand mit Holland endete und man ſich wieder zum Kriege rüſten mußte, verhielten die Belgier ſich, als ob die Sache ſie gar nichts anginge, und es waren wieder ſpaniſche Miethlinge, die im Namen Spaniens die Waffen gegen Holland führten. Belgien begnügte ſich damit, einige Hülfstruppen in dem Heere des Königs zu unterhalten und zu beſolden.

Der gute Erzherzog Albrecht ſtarb am 13. Juli 1621 vor dem Anfange des Krieges, und da er keine Kinder hinterließ, kamen die belgiſchen Provinzen wieder an die ſpaniſche Krone. Die Erzherzogin Iſabella blieb jedoch daſelbſt und regierte das Land mehr als unabhängige Fürſtin, denn als Statthalterin, man fühlte daher Spaniens Oberherrſchaft nicht.

Das Heer rückte unterdeſſen in das Feld unter dem Befehle Spinola's, der in der Pfalz über Prinz Moritz und deſſen Bundesgenoſſen merkwürdige Vortheile davontrug. Nach Belgien zurückkehrend belagerte er Breda und trieb dieſe Stadt zum Aeußerſten trotz den mannigfaltigen Bemühungen der Holländer, ſie zu entſetzen.

Der Tod des Prinzen Moritz, des größten und berühmteſten Feldherrn jener Zeit, ſchwächte die Holländer noch mehr. Obwohl deſſen Bruder und Nachfolger, Friedrich Heinrich, alle ſeine Kräfte anwandte, um Breda zu befreien, ſo ergab ſich die erſchöpfte Stadt doch 1625 an Spinola. Dieſer Sieg war indeſſen den ſpaniſchen Angelegenheiten eher ſchädlich als vortheilhaft. Die Belagerung hatte ſo viel Geld gekoſtet, daß Spinola gleich darauf in die größte Machtloſigkeit verſank, weil ſich Spanien weigerte, ihm neue Zuſchüſſe zu ſenden. Friedrich Heinrich zog nun mit größerer Keckheit in das Feld, eroberte Herzogenbuſch nach fünfmonatlicher Belagerung und bald nachher auch die Städte Venloo, Roermonde und Maeſtricht. Spinola, der Einzige, der fähig war, dem ausgezeichneten holländiſchen Feldherrn die Spitze zu bieten, hatte unterdeſſen Belgien verlaſſen und war in Italien geſtorben. Der Graf von Berghe führte in ſeiner Abweſenheit den Oberbefehl über das ſpaniſche Heer, wurde aber ſehr bald durch einen ſpaniſchen Edelmann, den Marquis von Santa-Cruz, abgelöſt. Dies verletzte des Erſteren Ehrgefühl ſo ſehr, daß er mit dem Feinde in geheime Unterhandlung trat und deſſen Pläne verrätheriſch begünſtigte. Ein bedeutender Theil des belgiſchen Adels, gleich ihm über die Wahl des ſpaniſchen Feldherrn erzürnt, verbündete ſich in der Abſicht, ſich plötzlich gegen Spanien zu erklären und Belgien zu einer unabhängigen Republik zu machen. Die Verſchwörung wurde entdeckt und vereitelt; aber die Regierung war bereits ſo ſchwach, daß ſie die zahlreichen und mächtigen Edelleute dieſer Partei nicht zu beſtrafen wagte. Niemals hatte der Mangel an Geld die ſpaniſche Krone ohnmächtiger gemacht als jetzt; ſelbſt die Erzherzogin konnte nicht mehr die nöthigſten Ausgaben ihres Hofes beſtreiten, und als die gute Fürſtin 1633 ſtarb, wurde ſie beinahe wie eine Bürgersfrau begraben, obwohl ſie vor ihrem Tode den Wunſch ausgeſprochen hatte, mit aller Feierlichkeit, welche ihrer fürſtlichen Herkunft geziemte, beerdigt zu werden.

Der König von Spanien, Philipp IV., ſandte ſeinen jüngern Bruder Ferdinand als Statthalter nach den Niederlanden. Dieſer Ferdinand war Cardinal-Erzbiſchof von Toledo, ein kluger und tapferer Mann, welchem keine der einem Fürſten und Krieger nothwendigen Eigenſchaften fehlte. Er hieß gewöhnlich der Prinz-Cardinal. Bei ſeiner Ankunft in Belgien befanden ſich die ſpaniſchen Angelegenheiten dort in dem allerſchlimmſten Zuſtande, und wäre der Prinz-Cardinal demſelben nicht gewachſen geweſen, ſo würden die katholiſchen Niederlande gewiß ihren Feinden zur Beute geworden ſein. Die vereinigten Provinzen von Holland hatten ſich nämlich mit dem gewinnſüchtigen Frankreich verbündet, um gemeinſchaftlich die belgiſchen Länder zu erobern und ſie nach dem Siege zu theilen. Frankreich ſollte Luxemburg, Namur, Hennegau und Flandern haben, Holland dagegen Antwerpen, Brabant, Limburg und das zeeländiſche Flandern erhalten.

Der Krieg begann mit ungünſtigen Vorzeichen; denn die ſpaniſchen Truppen wurden bei dem erſten Treffen im Luxemburgiſchen von den Franzoſen geſchlagen. Seinen ſiegreichen Zug fortſetzend und noch einige Feſtungen unterwegs nehmend, vereinigte ſich das franzöſiſche Heer mit der holländiſchen Macht und beide rückten gegen Thienen vor. Dieſe Stadt wurde erobert, geplündert und auf die abſcheulichſte Weiſe verwüſtet.

Die Unmenſchlichkeit der franzöſiſchen Soldaten erweckte die Belgier aus ihrer Unthätigkeit und man begann ſich überall zu rüſten, um ihnen kräftigen Widerſtand zu bieten. Die Verbündeten belagerten vergeblich die Stadt Löwen, deren Einwohner alle Anſtrengungen des Feindes vereitelten. Darauf erſchien der Prinz-Cardinal mit einem ziemlich bedeutenden Heere und zwang die Feinde, ſchmachvoll die Belagerung von Löwen aufzuheben. Sie zogen eiligſt nach Geldern; der Prinz-Cardinal folgte ihnen aber ſo dicht auf den Ferſen nach, daß ſie nicht ohne großen Verluſt freien Boden erreichten. Der von Holland und Frankreich entworfene Plan, ſich auf immer Belgiens zu bemächtigen, hatte weiter keine Folgen. Die ganz in Unordnung gerathenen und durch Seuche und Armuth zur Hälfte aufgeriebenen franzöſiſchen Truppen wurden zu Rotterdam eingeſchifft und kehrten in ihr Vaterland zurück.

Der Prinz-Cardinal, ſeinen Vortheil benutzend, zog nach der franzöſiſchen Grenze und eroberte dort einige Feſtungen; dagegen verlor er eine Anzahl Schiffe, welche die Zeeländer auf der franzöſiſchen Küſte nahmen oder zerſtörten; ſpäter bemächtigte er ſich der Städte Roermonde und Venloo. So ward der Krieg auf beiden Seiten mit wechſelndem Erfolge fortgeſetzt bis zum Jahre 1641, in welchem der tapfere und unermüdliche Fürſt ſtarb.

Don Franzisco de Mello erhielt als Statthalter den Oberbefehl des Heeres und nahm den Franzoſen die Städte Lens und La Baſſée; darauf belagerte er 1643 Rocroy, ward aber hier von dem Herzoge von Enghien zu einer Schlacht gezwungen, in welcher die Franzoſen einen vollkommenen Sieg davontrugen und die ſpaniſchen Truppen gänzlich vernichteten. Ein Italiener, Piccolomini, wurde nun Oberfeldherr, während der König die Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten dem Marquis von Caſtel-Rodrigo anvertraute. Es wurde Piccolomini überaus ſchwer, der vereinigten Macht Frankreichs und Hollands mit ſeinen ſchwachen Mitteln die Spitze zu bieten; auch verlor er nach einander eine Anzahl Städte und Feſtungen, unter denen die Holländer Sas-van-Gent und Hulſt, die Franzoſen Courtray und Dünkirchen eroberten.

Der König von Spanien nahm Caſtel-Rodrigo die Leitung der belgiſchen Provinzen und Piccolomini den Oberbefehl des Heeres. An ihrer Stelle und als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande erwählte er den Erzherzog Leopold von Oeſtreich, Ferdinands II., des teutſchen Kaiſers, Bruder, der 1647 in Brüſſel einzog.

Während die Feindſeligkeiten unaufhörlich fortgingen, waren zu Münſter und zu Osnabrück in Teutſchland Abgeſandte der europäiſchen Fürſten verſammelt, um dem Kriege in den Niederlanden ein Ende zu machen und einen rechtlichen und dauerhaften Frieden zwiſchen Spanien und den vereinigten Provinzen zu bewirken. Zuerſt zeigten ſich die Holländer gar nicht zum Frieden geneigt; ſobald ſie aber entdeckten, daß Frankreich heimlich Unterhandlungen angeknüpft habe, um denſelben ohne ihr Wiſſen zu ſchließen und ſie wahrſcheinlich zu betrügen, willigten ſie endlich ein. Ihre Forderungen waren jedoch erniedrigend für Spanien und grauſam gegen die belgiſchen Provinzen, deren Wohlfahrt gänzlich geopfert werden mußte. Hier waren die vereinigten Provinzen die Stärkſten und ihrer Macht ſich wohl bewußt drangen ſie Spanien alle die Bedingungen auf, die ihnen vortheilhaft erſchienen. Der am 30. Januar 1648 zu Münſter unterzeichnete Friedensvertrag beſtimmte unter Anderem, daß die vereinigten Provinzen als ein unabhängiger Staat anerkannt werden und Herzogenbuſch, Bergen-op-Zoom, Breda, Sluys, Hulſt nebſt den Feſtungen am linken Scheldeufer ihnen zugehören ſollten; was aber Belgien am meiſten zu beklagen hatte und was ſeinem Handel den Todesſtoß verſetzte, war, daß die Schelde durch den Vertrag von Münſter längs der See für geſperrt erklärt und die belgiſche Schifffahrt durch dieſen ungerechten Beſchluß ganz und gar zum Vortheile der holländiſchen Seeſtädte vernichtet wurde.

Achtes Capitel.

Krieg gegen Frankreich unter dem Erzherzog Leopold. — Don Juan d'Auſtria Statthalter. — Der pyrenäiſche Friede. — Verſuche Ludwigs XIV., Belgien mit Frankreich zu vereinigen. — Der Aachener Friede. — Die Franzoſen in Holland. — Der Ryswycker Friede. — Philipp von Anjou, König von Spanien. — Die Franzoſen legen Beſatzungen in die belgiſchen Städte. — Der ſpaniſche Erbfolgekrieg. — Maximilian von Baiern Statthalter. — Die Franzoſen werden bei vielen Gelegenheiten von den Verbündeten unter dem Herzog von Marlborough und dem Prinzen Eugen geſchlagen. — Der Utrechter Friede. — Der Grenztractat und deſſen ſchmachvolle Beſtimmungen. —

Von 1648 bis 1715.

Nachdem der Friede von Münſter dem langen Kriege zwiſchen Spanien und den vereinigten Provinzen von Holland ein Ende gemacht hatte, wandte der Erzherzog Leopold alle ſeine Macht gegen Frankreich. Dies Mal war ſein Heer bedeutend und er konnte den Feldzug mit Hoffnung auf Erfolg beginnen. Anfangs trug er allerdings wichtige Vortheile über die Franzoſen davon und nahm ihnen einige Städte weg. Dann aber erlitt er durch den Prinzen von Condé in der Nähe von Lens am 20. Auguſt 1648 eine furchtbare Niederlage. Während die Franzoſen ſich ihren Sieg zu Nutzen machten, um ſich der flämiſchen Städte zu bemächtigen, und der Krieg langſam fortging, bildete ſich in Frankreich eine mächtige Partei gegen den König und deſſen Miniſter, den Cardinal Mazarin, die Fronde genannt. Der Prinz von Condé, der ſich für dieſelbe erklärt hatte, wurde mit ſeinen Brüdern in den Kerker geworfen, und dieſe Zwiſtigkeiten ſetzten den Erzherzog in den Stand, mit Vortheil in das Feld zu rücken und ſich faſt aller verlorenen Städte wieder zu bemächtigen. Unterdeſſen entfloh der Prinz von Condé aus ſeinem Gefängniß und verband ſich mit Spanien, um gegen ſein eigenes Vaterland die Waffen zu ergreifen. Er übernahm den Befehl über ein Corps und führte daſſelbe ſiegreich bis an die Mauern von Paris. Aber hier wurde er von dem Marſchall Turenne geſchlagen und ſah ſich bald darauf gezwungen, nach den Niederlanden zurückzukehren.

Im Jahre 1656 verließ der Erzherzog Leopold die belgiſchen Provinzen und begab ſich nach Teutſchland; Don Juan d' Auſtria, ein natürlicher Sohn des ſpaniſchen Königs, wurde an ſeiner Stelle Statthalter und ſetzte unmittelbar den Krieg fort, gab aber mehr Beweiſe des Muthes als der Erfahrung. Der Prinz von Condé befand ſich als Bundesgenoſſe Spaniens bei ſeinem Heere und die tiefe Kriegskunſt dieſes berühmten Feldherrn hätte Don Juan von großem Nutzen ſein können; aber der Neid und die Eiferſucht der Spanier trieben den Statthalter an, den Rath des franzöſiſchen Prinzen zu verwerfen und zu vereiteln. Die franzöſiſche Kriegsmacht, durch zahlreiche engliſche Truppen verſtärkt, belagerte 1658 unter dem Marſchall Turenne die Stadt Dünkirchen. Don Juan, der dieſelbe entſetzen wollte, griff den Feind an, beging aber ſo viele Unvorſichtigkeiten und gab ſo verkehrte Befehle, daß der große Condé vor Zorn und Aerger weinte. Das ſpaniſche Heer verlor die Schlacht der Dünen; Dünkirchen fiel in die Hände des Feindes und wurde den Engländern überliefert. Dieſe Niederlage hatte zur Folge, daß Spanien England den Frieden anbot und ſich bereit zeigte, wieder ſchwere Opfer zu bringen. Der Vertrag, bekannt unter dem Namen des pyrenäiſchen Friedens, ward am 7. November 1659 geſchloſſen und ſtellte die Vermählung Ludwigs XIV. mit der älteſten Tochter des Königs von Spanien feſt. Frankreich erhielt, wie gewöhnlich, einen Theil der belgiſchen Provinzen und unter anderen folgende Grenzſtädte: Grevelingen, Bourbourg und St. Venant in Flandern; Landrecy, Avesnes und le Quesnoi im Hennegau; Philippeville und Marienburg im Namur'ſchen und Montmedy im Luxemburgiſchen. In jenen Zeiten der Muthloſigkeit und Ohnmacht war Belgien ſehr unglücklich: der Friede von Münſter vernichtete ſeine Induſtrie und ſeinen Handel; der pyrenäiſche Vertrag machte es zur Beute ſeines habſüchtigen Feindes Frankreich und lieferte ſeine Feſtungen demjenigen aus, gegen den ſie als Bruſtwehr dienen ſollten. Fühlten die Belgier damals den Hohn und das Unrecht, das ihnen zugefügt wurde? Wahrſcheinlich nicht, denn ſie gaben kein Zeichen des Misvergnügens; das Volk war geiſtig und körperlich todt, niedergeſchlagen, ſchmiegſam und gleichgültig gegen Alles. Nie hatte Belgien größere Gefahr gedroht, von Frankreich verſchlungen zu werden, als gerade jetzt. Die Abtretung der Grenzſtädte genügte der Herrſchſucht Ludwigs XIV. nicht; er wollte die ſpaniſchen Niederlande ganz beſitzen, die lange Selbſtändigkeit des Volks vernichten und ſie zu einem verlorenen Winkel Frankreichs machen: das war ſein Wunſch!

Der ſpaniſche König Philipp IV. ſtarb 1666. Da ſein Sohn und Nachfolger, Karl II., nur vier Jahre alt war, ſo wurde die Vormundſchaft der Königin Mutter anvertraut. Spanien gerieth dadurch in einen Zuſtand der Schwäche, den der habſüchtige Ludwig XIV. nicht verſäumte zu benutzen, um ſeinen Plänen auf Belgien den Erfolg zu ſichern. Um den geſchloſſenen Frieden mit einigem Anſchein des Rechts brechen zu können, behauptete er, daß Brabant und Limburg der franzöſiſchen Krone anheimgefallen ſeien durch ſeine Gemahlin, die Infantin von Spanien, welche, aus erſter Ehe entſproſſen, das Erbrecht auf dieſe Provinzen beſitze, mit Ausſchließung des jungen Karl II., der ein Sohn zweiter Ehe ſei. Seine Forderung war ungegründet, indem das Recht, welches er vorſchützte, wohl in einigen Städten Brabants für bürgerliche Angelegenheiten beſtand, nie aber für die Erbſchaft der Lande unter den Fürſten gegolten hatte. Ueber die Rechtmäßigkeit dieſer Sache wurde auch gar nicht geſtritten. Die Franzoſen brachten eiligſt ein großes Heer auf, fielen in den Hennegau ein und beſetzten ganz Flandern, ohne Widerſtand zu finden. Sie würden gewiß ihren bequemen Zug fortgeſetzt und ſich des ganzen Landes bemächtigt haben, wäre das kraftloſe Spanien ihr einziger Gegner geblieben. Glücklicher Weiſe erhob ſich aber ein mächtigerer Feind an der Nordgrenze; die vereinigten Provinzen von Holland waren bei dem Siege der Franzoſen für ihr eigenes Wohl beſorgt geworden und hatten England und Schweden um Hülfe erſucht. Ludwig XIV. hielt es nicht für gerathen, mit den drei verbündeten Mächten zu kämpfen, und ſchloß 1668 den Frieden zu

Aachen, wodurch wieder folgende belgiſche Städte an Frankreich abgetreten wurden: Charleroi, Ath, Binche, Douay, Lille, Tournay, Audenaerde, Courtray, Furnes und Mons.

Wie vortheilhaft auch der Aachener Frieden für Frankreich war, der hochmüthige Ludwig XIV. konnte doch ſeinen Aerger nicht verwinden, daß Holland ihn gezwungen habe die Waffen niederzulegen. Er beſchloß ſich zu rächen und ließ die Liſt der Gewalt vorangehen. Zuerſt wußte er es durchzuſetzen, daß England und Schweden das Bündniß mit den vereinigten Provinzen löſten, und als er dieſes erreicht hatte und die nördlichen Niederlande aller Hülfe beraubt waren, rückte ein mächtiges franzöſiſches Heer in die vereinigten Provinzen ein, nahm auf einem Zuge Geldern, Oberyſſel und Utrecht und verbreitete überall Schrecken und Angſt. Selbſt die Amſterdamer begannen für ihre Stadt beſorgt zu werden. Eine Zeit lang wurden jedoch die Franzoſen zurückgehalten durch die Ueberſchwemmungen, die man in Holland durch das Oeffnen der Schleuſen über das platte Land verbreitet hatte. Mittlerweile ſahen Teutſchland und Spanien mit großer Beſorgniß auf Frankreichs kühne Unternehmung und deſſen übermüthige Handlungsweiſe. In Belgien befehligte damals der Graf von Monterey als Statthalter. Dieſer erklärte im Namen ſeines Königs, Karls II., Frankreich den Krieg und ſammelte eilig ein Heer, mit welchem ſich die holländiſchen und die teutſchen kaiſerlichen Truppen zu Venloo vereinigten. Die Franzoſen verließen nun die vereinigten Provinzen und zogen ſich auf das belgiſche Gebiet zurück, welches jetzt der Schauplatz eines ſchrecklichen und langen Krieges wurde. Nach einigen unbedeutenden Feindſeligkeiten lieferten die Verbündeten unter Wilhelm III., Prinzen von Oranien, den Franzoſen eine blutige Schlacht bei Senef in Hennegau, am 11. Auguſt 1674. Man ſchrieb ſich auf beiden Seiten den Sieg zu und das Treffen hatte keine anderen Folgen, als daß beide Heere dadurch geſchwächt wurden. Im Jahre 1677 eroberten die Franzoſen St. Omer, Cambray und Valenciennes. Der Prinz von Oranien wurde bei Caſſel geſchlagen und im folgenden Jahre führte Ludwig XIV. ſelbſt ein Heer nach Flandern, mit welchem er Gent und Ypern belagerte und nahm.

Ludwigs XIV. Siege hatten indeſſen zur Folge, daß England und die teutſchen Fürſten ſich mit Holland und Spanien verbanden, um ihn aufzuhalten. Da er es nicht für gerathen hielt, das drohende Ungewitter abzuwarten, ſo ſchlug er ſelbſt Unterhandlungen vor und unterzeichnete in der That zu Nimwegen den Frieden mit den vereinigten Provinzen und mit Spanien am 17. September 1678. Dieſer Vertrag war jedoch nichts als eine Liſt Frankreichs, das ſich eben nichts aus Redlichkeit und Ehre machte; die Verbündeten hatten kaum ihre Kriegsmacht abziehen laſſen, als Ludwig in der Stadt Metz einen Rath einſetzte, den er die Kammer der Vereinigungen (**Chambre des réunions**) nannte. Dieſe hatte die eigenthümliche Aufgabe, zu ermitteln, welche Länder und Städte Frankreich als ſein Eigenthum anſehen könne, und begann damit, zu erklären, daß die Grafſchaft Chiny und die Stadt Virton im Luxemburgiſchen Frankreich zugehörten, nebſt einer Anzahl Herrſchaften im Namur'ſchen; kurze Zeit darauf behauptete ſie daſſelbe hinſichtlich des Landes von Aelſt und eines anſehnlichen Theiles von Flandern. Ludwig XIV., der nur einen Vorwand ſuchte, um den Frieden zu brechen, fiel plötzlich mit einem Heere in Flandern ein und bombardirte die Stadt Audenaerde; auf der andern Seite zwangen die Franzoſen die Stadt Luxemburg zur Uebergabe. Hierauf ward 1684 ein zwanzigjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen, durch welchen Spanien ſeinem ſiegreichen Feinde die Städte Luxemburg, Beaumont, Bouvigne und Chimay abtrat.

Ueber Frankreichs Feldzug in Sorge ſchloß der teutſche Kaiſer zu Augsburg ein Bündniß gegen Ludwig XIV. Der Prinz von Oranien, Wilhelm III., beſtieg kurz darauf den engliſchen Thron; die Alliirten wurden dadurch ſehr verſtärkt und ſammelten ein mächtiges Heer in Brabant, um gegen die Franzoſen zu ziehen. Im erſten Gefechte trugen ſie den Sieg davon, wurden aber 1690 bei Fleurus geſchlagen. Später eroberte Ludwig XIV. Mons und Namur und die Franzoſen ſchlugen das Heer der Verbündeten 1694 in einer höchſt blutigen Schlacht zu Neerwinden bei Thienen. Deſſenungeachtet kann man nicht ſagen, daß Frankreich ſich wohl dabei befand; jeder Sieg koſtete Ludwig XIV. ganze Regimenter Soldaten und unberechenbare Summen; ſein Heer wurde ſchwach und ſeine Mittel verminderten ſich, während im Gegentheil die Verbündeten unaufhörlich neue Hülfstruppen erhielten. Kurz darauf verlor Ludwig die Städte Huys und Namur wieder. Während dieſe letztere Stadt 1695 von den Verbündeten belagert wurde, beſchoß der franzöſiſche Marſchall Villeroi Brüſſel, um dadurch Namur zu entſetzen; 4000 Häuſer wurden in der Hauptſtadt verbrannt oder durch das Geſchütz zerſtört.

Bald darauf zeigte der König von Frankreich ſelbſt ſich geneigt, den Krieg zu enden und Frieden zu ſchließen. Der Vertrag wurde am 20. September 1697 auf dem Luſtſchloſſe Ryswyk in Holland geſchloſſen. In Folge deſſelben gab Ludwig XIV. ſeine Eroberungen zurück; Luxemburg, Charleroi, Ath, Mons und Courtray kamen wieder an die ſpaniſche Krone.

Der Ryswyker Friede war unbedingt ein Glück für Belgien, indem es dadurch alle ſeine abgeriſſenen Theile zurückbekam; aber ein rechter Friede folgte doch nicht, da Frankreich ſein Heer unter den Waffen ließ und den Verbündeten drohend gegenüber ſtehen blieb. Eine andere Urſache zum Kriege zeigte ſich bald. Karl II., König von Spanien, war ſehr kränklich und näherte ſich ſichtlich dem Grabe. Da er keine Kinder hatte, ſo richteten die verſchiedenen Mächte ihre Aufmerkſamkeit auf Spanien. Der teutſche Kaiſer und Ludwig XIV. behaupteten zu derſelben Zeit ein Recht auf das ſpaniſche Reich, als auf ihr Erbe, zu haben, und vergaßen ſo ſehr allen Anſtand, daß ſie ſchon vor Karls Tode durch Vermittlung Englands und Hollands einen Vertrag unterzeichneten, durch welchen feſtgeſtellt wurde, Frankreich ſolle für ſeinen Antheil das Königreich Neapel und das Herzogthum Lothringen erhalten und der Erzherzog Karl von Oeſtreich dagegen die übrigen ſpaniſchen Staaten erben. Die Unterzeichnung des Vertrags war wieder eine Liſt Ludwigs XIV. Durch Geld und Beſtechungen gewann er viele Anhänger am ſpaniſchen Hofe, und als Karl II. kurz vor ſeinem Tode, der am 1. November 1700 Statt fand, ſein Teſtament machen ſollte, zwangen Frankreichs Anhänger den ſchwachen Fürſten mit allerlei Gründen zu einer Erklärung, welche Ludwigs XIV. Wünſche ganz erfüllte. Durch Karls II. letzten Willen wurde der franzöſiſche Prinz von Anjou zum Univerſalerben der ſpaniſchen Krone ernannt. Die Herrſchaft der ſpaniſchen Beſitzungen ging dadurch von dem öſtreichiſchen Stamme an das Haus Bourbon über.

England und Holland erkannten zuerſt den Herzog von Anjou als König von Spanien an, Teutſchland dagegen verlangte die Ausführung des Theilungsvertrages, welchen Ludwig unterzeichnet hatte, und als dieſer ſich deſſen weigerte, erklärte der Kaiſer, daß er ſein Recht durch die Waffen geltend machen wolle. Im Jahre 1702 ſchloſſen England und die vereinigten Provinzen von Holland ein Bündniß mit Teutſchland gegen Frankreich. Auf beiden Seiten wurden Armeen gebildet und ungewöhnliche Zurüſtungen zu einem entſcheidenden Kriege gemacht.

Belgien, dem Wechſel der Schickſalsfälle preisgegeben, befand ſich in einem beklagenswerthen Zuſtand; Handel und Induſtrie waren vernichtet; das gelähmte und entmuthigte Volk betrauerte ſeine Erniedrigung und ſeinen Untergang, ohne in ſeinem Gemüthe noch die Kraft zu Klagen zu finden. Es konnte auch in der That nicht anders ſein, da die Verhältniſſe des Landes ſelbſt zu einem Räthſel geworden waren und die verſchiedenen Mächte wechſelsweiſe als Herren in den Städten Belgiens geboten. Patriotiſche Gefühle konnten nicht eben vorherrſchen in einem Volke, das man ſeines freien Willens und der Theilnahme an der Regierung beraubt hatte und über deſſen Intereſſen ohne ſein Zuthun ſtets nur die herrſchende Macht entſchied. Als nun der Herzog von Anjou den ſpaniſchen Thron beſtiegen hatte, mußte Belgien gleichfalls den franzöſiſchen Fürſten als Herrn anerkennen. Eine ſo gänzliche Aenderung in ihren politiſchen Verhältniſſen ſcheint nicht einmal das Gemüth der Belgier gerührt zu haben. Geduldig ergaben ſie ſich in ihr neues Geſchick und zeigten ſich bereit, ihr Blut unter den Fahnen derjenigen zu vergießen, welche ſie geſtern noch mit Recht als die Erzfeinde ihres Vaterlandes betrachteten.

Maximilian von Baiern war während der letzten Jahre Statthalter der ſpaniſchen Niederlande geweſen. Er leitete in dieſer Eigenſchaft die belgiſchen Angelegenheiten unter dem neuen Könige fort und legte vorerſt franzöſiſche Beſatzungen in alle belgiſchen Städte. Mittlerweile hatten die Bundesgenoſſen gegen Frankreich an Macht zugenommen und ein bedeutendes Heer unter der Anführung des berühmten Herzogs von Marlborough nach den Niederlanden geſandt. Der Erfolg dieſes erſten Feldzuges war für die Franzoſen nicht günſtig; ſie verloren Venloo, Roermonde und Lüttich. Im folgenden Jahre leiſteten ſie mit einigem Vortheile dem Heere der Verbündeten Widerſtand. Aber im Jahre 1704 trug der Herzog von Marlborough einen glänzenden Sieg bei Hochſtädt an der Donau davon, und von nun an wurde der Krieg unglücklich für die Franzoſen. Neben minder wichtigen Treffen, in welchen ſie geſchlagen wurden, verloren ſie 1706 die Schlacht von Ramillies bei Nivelles, durch welche die Bundesgenoſſen in den Beſitz von Brabant und Flandern kamen. Kurz nachher ſtellte ſich ein franzöſiſches Corps zwiſchen Landen und Geldenaken (Jodoigne) auf, aber der Herzog von Marlborough zog ihm nach, zwang es zum Kampf, ſchlug es in die Flucht und erbeutete ſein ſämmtliches Geſchütz und ſeine Munition. Während ſo der Krieg mit ſtets erneuten Kräften fortging, maaßten ſich England und Holland die Regierung der belgiſchen Provinzen an und erließen im Namen Karls von Oeſtrei[illegible] allerlei Befehle, um die geringe Induſtrie und den bedeutenden Handel, welche ſich dort noch fanden, gänzlich zu vernichten und in Zukunft unmöglich zu machen.

Obwohl die Verbündeten fortwährend die franzöſiſchen Beſatzungen aus vielen Feſtungen vertrieben, ſo ging der Krieg doch eben nicht ſehr vorwärts. Nachdem aber der Prinz Eugen von Savoyen mit dem kaiſerlichen Heere zu Marlborough geſtoßen war, änderte ſich das Verhältniß gänzlich; Frankreich verlor am 11. September 1709 die blutige Schlacht von Malplaquet in Hennegau, und Ludwig XIV., der große König der Franzoſen, ſah ſich gezwungen, um Frieden zu bitten. So weit ging ſeine Demüthigung, daß er ſich ſelbſt erbot, ſeinen Theil an den Koſten des Krieges zu tragen, den man führen würde, um ſeinen Enkel vom ſpaniſchen Throne zu ſtoßen. Deſſenungeachtet verwarfen die Alliirten ſeine Anerbietungen, rückten von Neuem in das Feld und eroberten noch einige Grenzſtädte. Da Kaiſer Joſeph I. 1711 geſtorben war, ſo beſtieg der Erzherzog Karl von Oeſtreich den teutſchen Thron. Jetzt begann England zu erwägen, daß es für das Gleichgewicht von Europa nicht rathſam ſei, wenn der neue Kaiſer gleichfalls König von Spanien würde. Der Herzog von Marlborough, welcher eine andere Anſicht hatte, fiel in Ungnade und England unterzeichnete einen heimlichen Vertrag mit Frankreich. Prinz Eugen, von Marlboroughs Nachfolger verlaſſen und vielleicht verrathen, wurde bei Denain geſchlagen und verlor einige Grenzſtädte. Unterdeſſen waren Abgeſandte der europäiſchen Staaten in Utrecht verſammelt, um über die Bedingungen eines allgemeinen Friedens zu unterhandeln. Endlich im Jahre 1713 ward der Friede zu Utrecht unterzeichnet, kraft deſſen der Herzog von Anjou im Beſitze Spaniens und der Kolonien blieb, während dem Kaiſer von Teutſchland die ſpaniſchen Niederlande nebſt Mailand und Neapel zuerkannt wurden. Anfangs weigerte ſich der Letztere dieſe Bedingungen anzunehmen. Im folgenden Jahre aber unterzeichnete Prinz Eugen in ſeinem Namen den Vertrag von Raſtadt, der dieſelben Bedingungen enthielt.

Der Utrechter Friede war für Belgien höchſt nachtheilig, nicht durch die Abtretung an den teutſchen Kaiſer, ſondern durch die Bedingungen, welche die unterhandelnden Mächte an dieſe Abtretung geknüpft hatten. Auf der Nordgrenze verlor es Venloo und einen Theil von Geldern, auf der Südgrenze gab Frankreich zwar Ypern, Dixmuiden, Furnes, Tournay und Menin wieder, behielt aber viele andere Feſtungen. Die Schelde wurde von Neuem für geſperrt erklärt und Belgien mußte Holland eine jährliche Abgabe von 1,250,000 Gulden bezahlen. Dieſe Verpflichtung war aber noch immer nicht die härteſte; der Utrechter Vertrag hatte beſtimmt, daß die belgiſchen Provinzen nicht dem teutſchen Kaiſer übergeben werden ſollten, ehe nicht über gewiſſe Forderungen Hollands entſchieden worden ſei. Die Abgeordneten der betreffenden Staaten verſammelten ſich zu Antwerpen, wo ſie am 15. November 1715 einen Tractat unterzeichneten, den man den Grenztractat (traité de la barrière) nennt. In demſelben wurde feſtgeſetzt, daß die Holländer Beſatzungen in die belgiſchen Feſtungen Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und die Schanze Knoke legen ſollten; Dendermonde dagegen ſollte halb von kaiſerlichen, halb von holländiſchen Soldaten beſetzt werden.

Trotz der tiefen Muthloſigkeit der Belgier konnten ſie dieſe letzte und größte Schmach nicht verwinden. Eine allgemeine, aber ohnmächtige Klage erhob ſich im ganzen Lande, und die Stände von Brabant und Flandern ſandten eine Geſandtſchaft an den Kaiſer, um ihm vorzuſtellen, daß der Grenztractat die belgiſchen Niederlande nicht allein an Holland ſteuerpflichtig gemacht und ihre vorzüglichſten Feſtungen den Fremden ausgeliefert, ſondern auch, daß man ihrem bedeutendſten Vorrechte Abbruch gethan habe, indem man ihnen die Geldzuſchüſſe an Holland als eine jährliche Abgabe auferlegt, ohne die Zuſtimmung der Stände, welche ganz von dem freien Willen derſelben abhing, eingeholt zu haben. Der Kaiſer begann neue Unterhandlungen mit Holland, aber ohne Erfolg, obwohl ſpäter einiges Unbedeutende an dem Vertrage geändert wurde.

Neuntes Buch.

Belgien unter den teutſchen Kaiſern.

Erſtes Capitel.

Prinz Eugen Statthalter. — Der Marquis von Prié deſſen Gouverneur in Belgien. — Aufruhr in Brüſſel. — Agneeſſens' Tod. — Der Oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft Entſtehen und Untergang. — Der Kaiſer ſtirbt. — Seine Tochter, Maria Thereſia, folgt ihm auf dem Throne nach. — Herzog Karl von Lothringen Statthalter. — Bemühungen der Kaiſerin und des Statthalters um Belgiens Wohlfahrt. — Liebe der Belgier zu ihrem guten Fürſten. — Tod der Kaiſerin.

Von 1716 bis 1780.

Als der teutſche Kaiſer 1716 von Belgien Beſitz nahm, war dieſes Land in einem traurigen Zuſtande, erſchöpft durch Kriege, mishandelt durch Verwüſtungen und ſittlich getödtet durch eine unerträgliche Erniedrigung. Die wenigen Zweige der Induſtrie, die noch einiges Leben beſaßen, waren die Tuchweberei, das Spitzenklöppeln und die

Waffenſchmieden. Die flämiſche Leinwand hatte noch nichts von ihrer außerordentlichen Berühmtheit verloren und der Handel mit derſelben war noch eine reiche Quelle des Wohlſtandes für einen großen Theil von Flandern. Außerdem lag aber alle Induſtrie und aller Handel danieder. Die tiefſte Armuth hatte ſich in den Städten eingeniſtet und allmählig in den Gemüthern der Bürger eine bittere Unzufriedenheit erzeugt. Belgien wurde wieder, wie unter der ſpaniſchen Herrſchaft, von Statthaltern regiert. Der Kaiſer ernannte den Prinzen Eugen von Savoyen dazu und dieſer ſtellte zuerſt den Grafen Königsegg und darauf den Marquis von Prié an, um ſtatt ſeiner die belgiſchen Niederlande zu verwalten. Der Marquis von Prié war ein gewandter Politiker, ſchlau und liſtig, aber unbekannt mit den belgiſchen Sitten und zu tyranniſch in ſeiner Handlungsweiſe. Im Jahre 1717 entſtand zwiſchen ihm und den Gewerken zu Brüſſel ein Streit über die Vorrechte der Gilden oder Nationen. Der Rath von Brabant gab dem Statthalter Recht und ſchlug den Gewerken ihre Forderungen ab. In Folge deſſen brach in Brüſſel ein ſo heftiger Aufruhr aus, daß die Regierung ſich gezwungen ſah, den Bürgern vollkommene Genugthuung zu verſprechen.

Der Landvogt ſuchte dennoch durch Aufſchub und Liſt der Ausführung ſeines Verſprechens wenigſtens zum Theil überhoben zu werden. Dies ſteigerte die Wuth und die Widerſetzlichkeit der Gilden auf das Höchſte. Die Bürger liefen auf den Märkten zuſammen und hetzten ſich gegenſeitig zur Rache auf. Gleich darauf brach das Unwetter los, der Pöbel plünderte und verwüſtete die Wohnungen der Staatsbeamten und Magiſtratsperſonen.

Mittlerweile hatte der Landvogt teutſche Truppen entboten, um die Brüſſeler Gilden zu bezwingen. Da dieſe geringe Macht, ohne irgend Widerſtand zu finden, in die aufrühreriſche Stadt eingerückt war, ſo ließ der Marquis von Prié eine Anzahl Aufrührer und fünf Dechanten der Gilden gefangen nehmen und vor ein Gericht ſtellen. Vier von den Dechanten wurden auf ewig aus dem Lande verbannt, der fünfte aber zum Tode verurtheilt. Das unglückliche Opfer des Aufruhrs war ein ſiebenzigjähriger Greis, Namens Franz Agneeſſens, ſeinem

Handwerke nach ein Stuhlmacher und zur geringſten Klaſſe gehörig. Nach ſeiner Ueberzeugung hatte er das gekränkte Recht der Bürger vertheidigt, und als er ſein Urtheil verkündigen hörte, verließ ihn ſeine heldenmüthige Standhaftigkeit keineswegs; er lud die Richter vor Gottes höheren Richterſtuhl und legte am 19. September 1720 ſein Haupt furchtlos und ruhig auf den Block. Das Volk von Brüſſel beweinte ſeinen Tod mit bitteren Thränen und betrachtete ihn als einen ruhmwürdigen Märtyrer der Freiheit.

Seit einiger Zeit waren einige unternehmende Bürger auf den Gedanken gekommen, die Seefahrt nach Indien, welche jetzt in Antwerpen vernichtet war, aus dem Hafen von Oſtende zu verſuchen. 1715 ſandten ſie zwei Schiffe nach Oſtindien und in den beiden folgenden Jahren ein Schiff nach Surate, eins nach Bengalen und zwei nach China. Dieſe erſten Verſuche glückten ſo ſehr, daß 1719 bereits ſieben Schiffe von Oſtende nach Indien fuhren und man die Möglichkeit einſah, die Schifffahrt auf einem großen Fuße einzurichten und Oſtende zu dem zu machen, was Antwerpen geweſen war. Die belgiſchen Rheder, von dem Prinzen Eugen und dem Marquis von Prié unterſtützt, baten den Kaiſer um Genehmigung, eine oſtindiſche Schifffahrtsgeſellſchaft zu errichten, und erhielten dieſelbe. Die Geſellſchaft ſollte aus Actionairen beſtehen und mit einem Capital von ſechs Millionen Gulden Handel treiben. Am 11. Auguſt 1725 wurden die Einzeichnungen auf der Börſe zu Antwerpen eröffnet und bereits nach zwei Tagen wieder geſchloſſen, da in dieſer kurzen Zeit ſechs Millionen Gulden gezeichnet worden waren. Die Hoffnung auf dieſes vaterländiſche Unternehmen war bei Allen groß; ſelbſt der Adel nahm bedeutenden Theil an der Einzeichnung. Die Namen des Marquis von Prié, des Herzogs von Aremberg, der Grafen von Lalaing und von Maldeghen nebſt vielen Andern ſtanden auf den Liſten mitten unter den Einzeichnungen von Rhedern und Bürgern.

Die Kunde von der Errichtung einer belgiſchen Handelsgeſellſchaft erzeugte auf das Heftigſte Neid und Eiferſucht bei den Holländern und Engländern. Während ſie Alles anwandten, um den Kaiſer zur Aufhebung der Geſellſchaft zu überreden oder zu zwingen, verboten ſie, Holland bei Tod und Verbrennung, England bei geringerer Strafe, allen ihren Rhedern, Matroſen und Bürgern, perſönlich oder durch Geld in irgend eine Beziehung zu der belgiſchen Geſellſchaft zu treten. Frankreich erließ ein ähnliches Verbot für ſeine Unterthanen. Holland wandte alle Mittel an, um das Unternehmen zu zerſtören. Die belgiſchen Schiffe wurden angegriffen und weggenommen, die oſtindiſchen Waaren von Holland auf den belgiſchen Märkten zu unbedeutenden Preiſen verkauft, beunruhigende Schriften verbreitet und Drohungen ausgeſtoßen. Trotz allen dieſen Hinderniſſen machte die Geſellſchaft viele glückliche Unternehmungen und ſchwang ſich binnen wenigen Jahren auf eine bedeutende Höhe. Sie hatte bereits Beſitzungen zu Cablon und zu Tranquebar an der Küſte von Coromandel, zu Baltaſor am Ganges, zu Bankebaſar und zu Itſchapour. In Canton hielt ſie ein Handelshaus und einen Makler.

Jetzt hatte Belgien wieder in ſeinem eigenen Schooße eine Quelle allgemeiner Wohlfahrt eröffnet; jetzt konnte man der Zukunft vertrauensvoll entgegenſehen. Aber ach! das unerbittliche Geſchick, das ihm ſchon ſo viele Schläge verſetzt, ließ ihm auch dieſe Hoffnung nicht. Es ward wieder das Opfer des Neides ſeiner Nachbarn. Kaiſer Karl VI. hatte keine Söhne. Nach den beſtehenden Geſetzen mußte alſo ſein Reich der älteſten Tochter ſeines Bruders zu Theil werden. Da er nun ſelbſt eine Tochter beſaß, ſo wandte er die größte Mühe an, um die Kaiſerkrone ſeinem einzigen Kinde, Maria Thereſia, zu ſichern. Dies konnte jedoch nicht geſchehen, wenn die europäiſchen Mächte nicht ihre Einwilligung gaben. Um Englands und Hollands Zuſtimmung zu erhalten, hob Karl VI. auf deren Verlangen die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft am 22. Juli 1731, fünf Jahre nach ihrer Errichtung, für immer auf.

Der Marquis von Prié, obwohl er der Belgier Freiheiten nicht genug geachtet, verdient doch ein dankbares Andenken von den Belgiern wegen des kräftigen Schutzes, den er der Handelsgeſellſchaft angedeihen ließ. Er war nicht mehr in Belgien, als ſein patriotiſches Werk vernichtet wurde. Der Kaiſer hatte ihn einige Zeit vorher aus den Niederlanden abberufen und ſeine eigene Schweſter, die Erzherzogin Maria

Eliſabeth, zur Statthalterin ernannt. Sie war eine wohlwollende Fürſtin, die ſich die Liebe der Belgier erwarb.

Karl VI. ſtarb 1740 zu Wien, wahrſcheinlich in der Ueberzeugung, daß die Mächte ſeine Tochter Maria Thereſia ruhig den teutſchen Kaiſerthron beſteigen laſſen würden. Aber er hatte ſich ſehr in dieſer Erwartung getäuſcht. Kaum war ſein Tod bekannt, als ſich auf allen Seiten gewaltige Feinde erhoben, um ihr das väterliche Erbe ſtreitig zu machen. Maria Thereſia war kaum dreiundzwanzig Jahre alt und ohne Kenntniß der Staatsangelegenheiten; an gutem Willen und Muth fehlte es ihr jedoch nicht. Ihr Gemahl Franz, Herzog von Lothringen, mit dem ſie ſich 1736 verehelicht hatte, war ein tugendhafter Fürſt; aber die nothwendigen Eigenſchaften zum Regieren fehlten auch ihm. Die junge Kaiſerin durfte alſo von Niemand Hülfe und Rettung erwarten, als von ſich ſelbſt und von Gott. — Die Könige von Preußen, von Frankreich, von Spanien und von Sardinien, ſowie der Kurfürſt von Baiern rücken ſämmtlich gegen die ſchwache Fürſtin in das Feld; ein preußiſches Heer nimmt Schleſien weg; der Kurfürſt von Baiern fällt mit franzöſiſchen Truppen in Oeſtreich ein, läßt ſich zum Erzherzog, zum König von Böhmen und zum römiſchen König ausrufen und bedroht die Stadt Wien. Die junge Maria Thereſia muß aus ihrer Hauptſtadt fliehen; ſie begiebt ſich nach Ungarn und beruft die vier Stände des Landes nach Preßburg. — Hier erſcheint ſie vor der Verſammlung, mit ihrem Sohne auf dem Arm, und redet in männlicher Sprache lateiniſch alſo zu den Repräſentanten des ungariſchen Volkes: „Ungarn, von meinen Freunden verlaſſen, von meinen Feinden verfolgt, von denen, die mir die Nächſten ſind, angegriffen, bleibt mir nichts mehr als Eure Treue, Euer Muth und meine Standhaftigkeit; in Eure Hände gebe ich die Tochter und den Sohn Eurer Könige; von Euch erwarten ſie ihre Rettung!“

Als ſie dieſe Worte vernahmen, beſeelte ein glühender Eifer die verſammelten Ungarn; ſie bogen ſämmtlich ihre Kniee, zogen ihre Säbel aus der Scheide und riefen in der höchſten Begeiſterung: „Moriamur pro rege nostro, **Maria Theresia**! (Sterben wir für unſern König Maria Thereſia!)“ Die heldenmüthigen Ungarn hielten ihr Wort.

In kurzer Zeit hatten ſie die Feinde zurückgetrieben und ihre geliebte Kaiſerin wieder auf den Thron ihrer Väter geſetzt.

Bis zu jener Zeit war Belgien unter Karl von Lothringen vom Kriege befreit geblieben. Als aber nun die Kaiſerin England zum Bundesgenoſſen erhielt, löſten engliſche Soldaten die holländiſchen Beſatzungen in den Feſtungen ab und Frankreich rüſtete ein Heer aus, um in Belgien einzurücken. An der Spitze einer bedeutenden Kriegsmacht fiel Ludwig XV. in Weſtflandern ein und eroberte 1744 Ypern und Menin. Die Franzoſen wurden eine Zeit lang zurückgehalten; doch gewannen ſie im nächſten Jahre die Oberhand. 1745 ſchlugen ſie die Verbündeten zu Fontenay und bemächtigten ſich der Stadt Tournay. Ganz Belgien, das Luxemburgiſche ausgenommen, gerieth bald darauf in ihre Hände und der Krieg dauerte auf belgiſchem Boden fort bis zum 18. October 1748, wo der Friede zu Aachen geſchloſſen wurde und Belgien wieder der Kaiſerin Maria Thereſia zufiel. Jetzt kam der Herzog Karl von Lothringen, Schwager der Kaiſerin und Statthalter der öſtreichiſchen Niederlande, in Perſon nach Belgien, um die dortigen Provinzen zu verwalten; er ſchlug ſeinen Hofhalt in Brüſſel auf und verließ das Land nicht wieder.

Herzog Karl war ein tugendhafter Fürſt, wohlwollend und freundlich, tapfer und thätig. Von gewandten Staatsmännern unterſtützt, rettete er die Angelegenheiten des Landes aus der ſchrecklichen Verwirrung, in welche ſie ſeit langer Zeit gerathen waren, und wußte Mittel zu finden, den öffentlichen Schatz durch anſehnliche Einkünfte zu bereichern. Seine Miniſter achteten nicht immer die Vorrechte und Gewohnheiten der Belgier, ja ſie veranlaßten wohl mitunter die Unzufriedenheit derſelben; aber dann hörten die Kaiſerin und der Herzog deren Klagen mit ſo vieler väterlicher Güte an und behandelten ſie mit ſo offenbarer Rechtlichkeit, daß ihre belgiſchen Unterthanen ſich manche Aenderung gern gefallen ließen. Alle Zweige der Induſtrie und des Handels fanden die kräftigſte Unterſtützung; der Landbau blühte mehr als je; die allgemeine Ruhe gab Allen neuen Muth; ein gewiſſer Wohlſtand bildete ſich unter dem Volke und man ſegnete dankbar den Namen Maria Thereſia's, unter deren weiſer Regierung man, wenn auch nicht im Reichthum, doch in Frieden leben konnte.

1756 bekam die Kaiſerin Krieg mit dem König von Preußen. Bei dieſer Gelegenheit gaben die Belgier ihrer Fürſtin einen Beweis ihrer innigen Liebe. Sie ſchenkten ihr einen Zuſchuß von 16 Millionen Gulden und ein Heer von 12,000 Soldaten. Auch während des Kriegs, der erſt 1763 endete, war ihnen kein Opfer zu ſchwer, um der Kaiſerin gefällig zu ſein. Die edelmüthige Neigung der Belgier rührte Maria Thereſia tief und ſie begann jetzt mit wahrer Vorliebe für das Heil des Landes zu ſorgen. Sie bemerkte nämlich, daß Belgien nicht bloß in materieller, ſondern auch in geiſtiger Hinſicht geſunken ſei. In der That war auch alle geiſtige Entwickelung wie todt, der Unterricht ſchlecht, alle Gelehrſamkeit verſchwunden. Man ſchlummerte, einen beſſern Zuſtand nicht kennend, in der tiefſten Unwiſſenheit. Maria Thereſia gebührt die Ehre, das Signal zum Erwachen gegeben zu haben. Wenn ſich die Belgier ſpäter wieder erhoben haben auf die ſittliche Höhe, die ihnen durch ihr angeerbtes Recht unter den Nationen zukommt, ſo darf man nimmer die Fürſtin vergeſſen, welche zuerſt den Stern einer beſſern Zukunft am Horizont der Zeiten aufgehen ließ. Sie ließ den Unterricht zweckmäßig geſtalten, gründete viele Schulen, ließ gute Lehrbücher ſchreiben, ſtiftete zu Brüſſel die kaiſerliche und königliche Akademie der Wiſſenſchaften, beſchenkte Antwerpen mit einer Kriegsſchule und wandte überhaupt viele andere Mittel an, um die Wiſſenſchaften und Künſte aus dem Schlafe zu wecken und wenigſtens für eine ſpätere Zeit der Blüthe vorzubereiten.

Herzog Karl trug nicht minder zur Erreichung dieſer lobenswerthen Zwecke bei. Ihm ſetzten die Stände von Brabant noch während ſeines Lebens 1777 ein Standbild. Bis zum Jahre 1780 erfreuten ſich die Belgier der Wohlthaten ihrer guten Fürſten. Da traf ſie ein zwiefaches Unglück. Herzog Karl ſtarb im Juli und die geliebte Kaiſerin am 29. November deſſelben Jahres.

Nie, man darf es ſagen, war eine Betrübniß ſo allgemein, als diejenige, welche die Gemüther in Belgien bei der traurigen Kunde vom Tode Maria Thereſia's ergriff. Man vergoß Thränen auf den

Straßen und den Märkten; Jeder trauerte, als ob ſeine eigene Mutter geſtorben wäre; bei der Todtenfeier in der St. Gudulakirche zu Brüſſel hörte man nichts als Seufzen und Schluchzen. Der Fußboden der Kirche ſchimmerte gegen den Schein des Tageslichts, benetzt von den Thränen der Dankbarkeit und des Schmerzes.

Zweites Capitel.

Joſeph II. beſteigt den kaiſerlichen Thron. — Er will alle alten Einrichtungen und Rechte vernichten. — Widerſetzlichkeit der belgiſchen Stände. — Van der Noot und Vonck. — Die brabantiſche Revolution. — Das Heer der belgiſchen Patrioten, angeführt von van der Meerſch, ſchlägt die Oeſtreicher zu Turnhout. — Kaiſer Joſeph II. ſtirbt. Sein Nachfolger, Leopold II., ſendet den Marſchall Bender gegen die Patrioten. — Die Oeſtreicher nehmen, ohne Widerſtand zu finden, Beſitz von den belgiſchen Provinzen. — Die Franzoſen dringen in das Land und verüben ſchändliche Gewaltthaten und Plünderungen. — Kaiſer Franz II. tritt die belgiſchen Provinzen an die franzöſiſche Republik ab durch den Tractat von Campo Formio. —

Von 1781 bis 1797.

Maria Thereſia's Nachfolger war jenes Kind, das ſie bei dem Landtage der Ungarn auf dem Arme getragen hatte und das jetzt, zu männlicher Reife gelangt, unter dem Namen Joſeph II. den kaiſerlichen Thron beſtieg. Schon während des Lebens ſeiner durchlauchtigen Mutter hatte ſich in Europa ein kräftiges Streben nach Neuerungen und Veränderungen gezeigt, und die Kaiſerin ſelbſt hatte in dieſer Hinſicht den Forderungen ihres Jahrhunderts gehorcht und in ihren Staaten viele alte Rechte und Gewohnheiten vernichtet, um ſie durch andere zu erſetzen. So ſehr auch die Belgier an ihren alten Rechten und Gewohnheiten hingen, ihre innige Liebe zu der Kaiſerin und die milde Vorſicht, mit welcher dieſelbe Alles behandelte, waren Urſache geweſen, daß ſie die neuen Formen geduldig annahmen. Anders mußte ſich dies unter ihrem Sohne Joſeph II. geſtalten. Dieſer junge Fürſt war mit vielen Gaben des Geiſtes ausgeſtattet, raſchen Verſtandes und edelmüthigen Charakters, aber trotzig, unruhig und voll von den Principien der franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, das heißt, erfüllt von einem tiefen Haſſe gegen Alles, was die früheren Zeiten uns an Geſetzen, Formen und Gebräuchen hinterlaſſen hatten. Er glaubte ſich berufen, eine Wiedergeſtaltung der bürgerlichen Geſellſchaft zu befördern; aber mit der Begeiſterung, die er für die Größe ſeiner Pläne empfand, ward er zum blinden Tyrannen und beeinträchtigte die Völker in ihren theuerſten Rechten. Er verachtete die Anſichten und den Rath der Staatsdiener, welche unter ſeiner Mutter große Erfahrungen gewonnen hatten, nannte die Ehrfurcht vor gottesdienſtlichen Verrichtungen Aberglauben, die Vorſicht Furcht und Schwäche, und ſchien ſich wenig aus der Liebe ſeiner Unterthanen zu machen. Er wollte Gewalt gebrauchen; ein tyranniſches von ihm geſprochenes Wort ſollte alle alten Einrichtungen beſeitigen und die neuen an ihre Stelle ſetzen; die Völker ſollten ſchweigen und ſich beugen vor ſeinem mächtigen Scepter; das ganze Kaiſerreich, durch ihn umgeſchaffen, ſollte nur eine Geſetzgebung und ein Recht haben und ſo, in Uebereinſtimmung gebracht, der mächtigſte Staat der bewohnten Welt werden. Allerdings gab es viele Misbräuche. Die europäiſche Geſellſchaft war alt und verrottet; ſie mußte eine Reform erleiden, das lag im Geiſte der Zeiten, und, mochte nun Joſeph II. das Werk ſeiner Mutter fortſetzen oder ſpätere Umwälzungen die Geſellſchaft in einem furchtbaren Blutbade wiedertaufen, dieſelbe mußte nothwendiger Weiſe einen großen Theil ihrer alten abgenutzten Einrichtungen verlieren. In dieſer Hinſicht war Joſephs II. Anſicht keineswegs unzeitig; aber er ging zu weit in ſeinem Eifer für die Neuerungen, täuſchte ſich über die Mittel, erbitterte ſeine Unterthanen durch ſeine tyranniſche Willkühr und verfehlte das Ziel, das er ſich geſetzt.

Joſeph II. kam im Jahre 1781 nach Belgien. Bei ſeinen Grundſätzen konnten ihm die Regierungsformen, die er hier fand, und die verſchiedenartigen Privilegien der Provinzen unmöglich behagen. Kein Land war ſeiner Denkweiſe ſo fern, wie dieſes. Auch verließ er es bald wieder, wahrſcheinlich mit einer ſehr ungünſtigen Stimmung. Damals zeigte er jedoch noch nichts von ſeinen Abſichten; ſeine Aufmerkſamkeit war auf den Krieg gerichtet, den die vereinigten Provinzen mit England begonnen hatten. Er ertrug es nur ſchwer, daß eine fremde Macht in einigen belgiſchen Städten gebieten ſolle, und benutzte die Gelegenheit, um den Grenztractat zu brechen. Den beſtehenden Vertrag verachtend, erließ er den Befehl, alle Feſtungen in Belgien zu ſchleifen. Man begann ſogleich mit denjenigen, in welchen die Holländer Beſatzungen hatten, und dieſe zogen ab, ohne den geringſten Widerſtand zu leiſten. In ſeinen Forderungen weiter gehend wollte der Kaiſer nun die Schelde geöffnet haben, trotz der Weigerung der Holländer, die ſich auf den beſtehenden Vertrag beriefen. Wähnend, daß man es aus Furcht vor einem Kriege nicht wagen werde, ihm die Spitze zu bieten, ließ er 1783 zu Antwerpen ein Schiff ausrüſten und mit der kaiſerlichen Flagge die Schelde hinabfahren. Aber es ward von einem holländiſchen Kriegsſchiffe beſchoſſen und aufgebracht. Joſeph II. that, als ob er wegen dieſer Beleidigung furchtbare Rache nehmen wolle; ganz Europa zitterte in Erwartung eines allgemeinen Kriegs. Es war ihm jedoch nicht um das Wohl Belgiens zu thun, obwohl man nach ſeinen erſten Handlungen es hätte glauben ſollen und in den flämiſchen Provinzen ſeinen Forderungen zugejauchzt worden war. Auf Frankreichs Rath nahm er von den vereinigten Provinzen eine baare Entſchädigung von 10 Millionen Gulden an und entſagte auf immer der Oeffnung der Schelde. Die Belgier, in ihren Erwartungen getäuſcht, vergaben es dem Kaiſer nicht, daß er für eine unbedeutende Geldſumme die Vertheidigung ihrer wichtigſten Intereſſen zum Vortheile Hollands aufgeopfert habe. Noch deutlicher bewies Joſeph II. ſeine Gleichgültigkeit gegen Belgien, als er bald darauf die belgiſchen Provinzen gegen das Kurfürſtenthum Baiern umzutauſchen beabſichtigte, woran er jedoch durch Preußen gehindert wurde.

Ungefähr um dieſe Zeit widmete ſich Joſeph gänzlich der Ausführung ſeiner Reformpläne und erließ unaufhörlich Befehl auf Befehl, von denen jeder eine ganze Reihe Einrichtungen aufhob und die freiheitsliebenden Belgier mit Unwillen und Betrübniß erfüllte. Gottesdienſt, Rechte, Gebräuche, Sitten, alles Beſtehende mußte verſchwinden oder umgeſtaltet werden, um unbekannten Neuerungen Platz zu machen, unter denen ſich gewiß viele wünſchenswerthe Verbeſſerungen befanden, welche aber, gewaltſam aufgedrungen und ohne die mindeſte Ehrfurcht vor angeerbtem Recht und Eigenthum, den erſtaunten Belgiern als eben ſo viele unerklärliche Angriffe auf ihre Freiheiten erſchienen. Joſeph II. wollte allen ſeinen Staaten Einſtimmigkeit der Geſetze und Rechte im Bereich der fürſtlichen Macht auferlegen. War dies nicht die Abſicht der Herzöge von Burgund, Karls V. und der ſpaniſchen Könige auch geweſen und haben die Belgier, gegen dieſe Idee kämpfend, ihre Vorrechte nicht durch das Vergießen von Strömen Blutes, wenn auch nicht erhalten, doch hartnäckig vertheidigt? Allerdings hatten ſich die Zeiten geändert und die Einwohner Belgiens glichen nicht mehr ihren tapferen Vorfahren, aber Joſephs II. Tyrannei übertraf wenigſtens um ſo viel die Willkühr jener Fürſten, als der ſittliche Werth der Belgier gegen den ihrer Väter geſunken war. Man wundere ſich alſo nicht, daß die Einwohner der öſtreichiſchen Niederlande ſich unwillig zeigten über die Alles umſtürzenden Neuerungen und ſich ängſtlich an ihren alten Rechten und Gewohnheiten feſtklammerten, als dem Einzigen, was ihnen noch von ihrem früheren Ruhm und Reichthum übrig blieb.

Im October 1786 erließ der Kaiſer einen neuen Befehl, durch welchen plötzlich die biſchöflichen Seminarien aufgehoben und ein allgemeines Seminarium zu Löwen errichtet wurde. Niemand täuſchte ſich über den Zweck dieſes Beſchluſſes. Joſeph II. wollte auch den Gottesdienſt unter ſeiner Leitung haben, nicht allein hinſichtlich der weltlichen Beziehungen der Geiſtlichen zum Staate, ſondern auch hinſichtlich der ſittlichen Richtung und des Unterrichts der jungen Prieſter. Die Ausdrücke des Befehls ſelbſt waren höhniſch und verletzend. Es wurde unter Anderem darin geſagt, daß derſelbe gegeben ſei, „um der herrſchenden Verderbniß der Sitten Grenzen zu ziehen und die künftige Geiſtlichkeit von einer Anſteckung zu befreien, welche allgemein zu werden drohe.“ Natürlich erhoben die Biſchöfe und die ganze Geiſtlichkeit, welche ſich eines uralten Rechtes beraubt und ſich überdies der Unfähigkeit, die Jugend zu erziehen, und der Unſittlichkeit beſchuldigt ſah, bittere Klagen, die einen lauten Wiederhall unter einem gottesfürchtigen und ſittlichen Volke fanden, das der Kaiſer ſelbſt ſich nicht enthalten hatte verderbt zu ſchelten.

Während die Gemüther über die Vernichtung der biſchöflichen Seminarien noch ſehr beunruhigt waren, erſchienen im Januar 1787 neue Befehle, durch welche alle beſtehenden Gerichtshöfe abgeſchafft und andere, mehr von der höchſten Gewalt abhängige, an deren Statt eingeſetzt wurden. Alle rathgebenden Inſtitute waren aufgehoben, um durch einen einzigen hohen Rath erſetzt zu werden. Zwei Monate ſpäter ließ der Kaiſer einen dritten Beſchluß ausgehen, welcher diesmal das Land ganz in Verwirrung brachte. Durch denſelben wurden die öſtreichiſchen Niederlande in neun Kreiſe getheilt, von denen jeder durch einen von dem Kaiſer ernannten Mann regiert werden ſollte. Da alle Provinzen der alten Grafſchaften ihre beſonderen Rechte hatten und ſehr viele Leute ihre Aemter und Dienſte durch dieſe alte Einrichtung erhielten, ſo kann man leicht denken, wie ſehr ſowohl die allgemeinen, als die Privatintereſſen durch dieſes letztere Decret verletzt wurden und wie ſehr es die Belgier ſchmerzen mußte, ſich plötzlich aller alten vaterländiſchen Einrichtungen beraubt zu ſehen, um wie ein Haufe Sklaven wider ihren Willen auf eine neue und unbekannte Bahn gedrängt zu werden.

Vielleicht wäre ſchon damals ein offener Aufſtand ausgebrochen, hätte nicht die Statthalterin Maria Chriſtina, Schweſter des Kaiſers, welche mit ihrem Gemahl, Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, zu Brüſſel Hof hielt, es für beſſer gehalten, die Ausführung der kaiſerlichen Befehle noch aufzuſchieben. Joſeph II. verdroß dies ſehr und er zürnte darüber. Als jedoch die Abgeordneten der Stände ihm in Wien ſchilderten, wie drohend die Haltung der Belgier ſei, willigte er ein, ſeine

Befehle hinſichtlich der neuen Eintheilung des Landes und der Abſchaffung der Gerichtshöfe zurückzunehmen; alle anderen Decrete ſollten aber unmittelbar ausgeführt werden.

Die Stände von Brabant weigerten ſich, die kaiſerlichen Reſcripte hierüber zu publiciren; aber der Miniſter Trautmannsdorf drohte, das grobe Geſchütz auf den Ständeſaal richten zu laſſen, wenn ſie nicht gehorchten. Die Soldaten umzingelten wirklich das Gebäude und die Stände ſahen ſich durch Gewalt zur Publication gezwungen. In Erwartung des Kommenden ſtrömte eine ängſtliche Menge durch die benachbarten Straßen, und da ſie ſich wahrſcheinlich in Schimpfworten und Drohungen gegen die Soldaten äußerten, ſchoſſen dieſe auf das Volk und tödteten oder verwundeten mehrere Bürger. Auf gleiche Weiſe ward in Antwerpen und Mecheln Blut vergoſſen, als man dort mit Hülfe der Soldaten und wider den Willen der Einwohner die biſchöflichen Seminarien ſchloß und aufhob.

Mittlerweile ſandten die belgiſchen Stände aus allen Provinzen kühne Klagebriefe oder demüthige Bittſchriften an den Kaiſer, um ihm vorzuſtellen, daß die Rechte des Landes durch ſeine Befehle verletzt worden ſeien, und ihn zu bewegen, dieſelben zurückzunehmen. Alles war jedoch vergeblich.

Als die Stände der verſchiedenen Provinzen 1788 über die Geldzuſchüſſe zu ſtimmen hatten, ſchlug Hennegau den Zuſchuß ab. In der Verſammlung der brabantiſchen Stände ſtimmten die Geiſtlichkeit und der Adel dafür; da aber der dritte oder Bürgerſtand ſich dagegen erklärte, war die Stimme der beiden andern Stände machtlos und Brabant verweigerte gleichfalls den Zuſchuß.

Dieſe Kühnheit, obwohl ſie rechtlich begründet war durch den frohen Einzug (les joyeuses entrées, de blyde Intrede), erregte den heftigſten Zorn bei dem Kaiſer. Er ſandte dem Statthalter Befehle, die Abgaben ohne die Dazwiſchenkunft der Stände einzufordern und die Privilegien als nicht beſtehend zu betrachten. In Hennegau rückten Truppen ein und mit Waffengewalt erklärten die Abgeordneten des Kaiſers, daß alle Freiheiten, ſowie auch die Stände aufgehoben ſeien und man die Grafſchaft fortan wie ein erobertes Land beherrſchen und verwalten werde. Die brabantiſchen Stände hatten ſich unmittelbar dem Willen des Kaiſers unterworfen und aus Rückſicht auf dieſelben ward die Ausführung der ſtrengen Befehle noch aufgeſchoben. Bald darauf aber wurden ſie zuſammenberufen, um über eine regelmäßige fortwährende Schatzung, die Aufhebung des dritten Standes in der Ständeverſammlung, die Publication der Geſetze ohne Genehmigung der Stände und die Einſetzung neuer Gerichtshöfe abzuſtimmen. Dieſes Mal weigerte ſich die Verſammlung mit unbeugſamer Standhaftigkeit, die Forderungen des Kaiſers zu bewilligen. Die Soldaten umzingelten wieder das Ständehaus, und als die Verſammlung aus einander ging, wurden die geiſtlichen Mitglieder der Stände gefangen genommen. Noch an demſelben Tage publicirte man ein Decret des Kaiſers, welches die Stände von Brabant und den frohen Einzug für aufgehoben erklärte.

Bereits ſeit einiger Zeit hatte man damit begonnen, in allen Städten des Landes diejenigen Bürger gefangen zu nehmen, welche verdächtig waren, den Planen des Kaiſers hinderlich zu ſein. Dies hatte Viele veranlaßt auszuwandern, und die neuen Gewaltthaten waren eben nicht geeignet, die allgemeine Unruhe und Beſorgniß zu ſtillen. Die meiſten Ausgewanderten verweilten in Holland oder in dem freien Bisthum Lüttich, wo ſie freundliche Aufnahme und ſichern Schutz fanden. Sehr bald bildete ſich zu Breda eine Rathsverſammlung belgiſcher Auswanderer, welche damit beauftragt war, Truppen zu werben, um mit gewaffneter Hand in Belgien einzurücken und die kaiſerlichen Soldaten hinauszutreiben. Eine ähnliche Rathsverſammlung geſtaltete ſich gleich nachher im Lüttich'ſchen.

Zwei Männer beherrſchten in Belgien die öffentliche Meinung. Der Eine, Hendrik van der Noot, vom Volke Heintje van der Noot genannt, hatte eine kühne Schrift gegen die kaiſerlichen Befehle veröffentlicht und war darauf nach London geflohen und von dort nach Berlin und dem Haag gereiſt. In dieſen drei Hauptſtädten hatte er mit ziemlichem Erfolg ſich bemüht, den Schutz und die Unterſtützung der Mächte für die Belgier zu erlangen. Jetzt ſtand er an der Spitze des Rathes der Auswanderer zu Breda. Der Andere war gleichfalls ein

Advocat, Namens Vonck. Dieſer ſchien für den Augenblick nach demſelben Ziel mit van der Noot zu ſtreben; doch war dem wirklich nicht ſo. Van der Noot wollte durch Vermittelung der Mächte und durch kluge Politik die Freiheit bewirken; obendrein war er ein Anhänger der alten Einrichtungen und Gebräuche; Vonck dagegen behauptete, Belgien dürfe ſich nicht auf die Verſprechungen der Mächte verlaſſen, ſondern müſſe ſich ohne fremde Hülfe retten. Ferner hatte er hinſichtlich der bürgerlichen Verhältniſſe gleiche Anſichten mit Denen, welche damals beſchäftigt waren, in Frankreich eine Revolution vorzubereiten. Vonck ſtand an der Spitze des Rathes der Auswanderer im Bisthum Lüttich.

Als man ſich für ſtark genug hielt, um das Kriegsglück zu erproben, vereinigten ſich die Auswanderer von Lüttich mit ihren Landsleuten zu Breda und bildeten zuſammen ein kleines Corps von 3000 Mann. Ein alter Officier, van der Meerſch, welcher, nachdem er mit Ehren im franzöſiſchen und öſtreichiſchen Heere gedient, als Obriſtlieutenant nach ſeiner Geburtsſtadt Menin in Flandern zurückgekehrt war, übernahm den Oberbefehl über die Patrioten — ſo nannten ſich die Aufrührer — und begab ſich nach Breda. Er war ein muthiger und erfahrener Soldat. Als er die Handvoll Menſchen, meiſt unbewaffnet und Alle ungeübt, ſah, wurde er bedenklich und zeigte ſich nicht eben geneigt, mit dieſem unbedeutenden Haufen junger Leute und Deſerteurs einen Verſuch gegen die Oeſtreicher zu unternehmen. Er ließ ſich jedoch überreden, traf alle möglichen Maaßregeln und zog über die Grenze, in der Abſicht, gerades Weges nach Dieſt zu marſchiren. In Hoogſtraten las er ſeinem Corps die Erklärung der Stände vor, durch welche Joſeph II. der herzoglichen Krone von Brabant beraubt und alle Unterthanen der Treue gegen ihn enthoben wurden. Tiefer in Brabant einrückend erhielt er nun die Nachricht, daß der öſtreichiſche General Schröder gegen ihn im Anzug ſei. Van der Meerſch zog ſich nach Turnhout zurück, ſprach ſeinen Leuten Muth ein, ließ die Straßen durch Erdwälle abſperren und erwartete nun kaltblütig den Feind. Die tapferſten Einwohner der Stadt ſtellten ſich unter ſeinen Befehl; die Anderen, Frauen wie Männer, trugen Steine und anderes Wurfgeſchoß auf die Dächer und brachen Schießlöcher durch die Mauern ihrer Häuſer.

Am Morgen des anderen Tages, des 26. Octobers 1789, dringen die Oeſtreicher bei dem erſten Angriffe auf Turnhout bis zum großen Markte vor, wo ſich van der Meerſch mit dem Hauptthei l ſeines Corps befindet. Hier ziehen die Erſteren den Kürzern; die Patrioten halten hartnäckig Stand und ſchießen die vorderen Reihen des Feindes nieder, während die Einwohner aus ihren Häuſern und Kellern furchtbar feuern und von den Dächern hageldicht Steine auf den Feind ſchleudern. Die Oeſtreicher beginnen zu wanken; van der Meerſch erhebt die Stimme und ermuthigt ſeine Leute; die Patrioten, durch ſeine Rede begeiſtert, dringen unter lautem Siegsgeſchrei vor, greifen ihre Feinde mit dem Seitengewehr an, tödten eine Menge und erobern das grobe Geſchütz. General Schröder führt ſeine Truppen wiederholt gegen die Patrioten; aber nach fünfſtündigem vergeblichem Bemühen und nach großem Verluſte ſieht er ſich endlich genöthigt, Turnhout mit Schande zu verlaſſen. Dieſer Sieg, wie unbedeutend er auch unter anderen Verhältniſſen geweſen wäre, hatte gewichtige Folgen. Er entmuthigte die öſtreichiſchen Soldaten und veranlaßte ganz Belgien zu offenbarem Aufſtande. Van der Meerſch hatte ein Corps Freiwilliger nach Gent geſandt. Von den Einwohnern unterſtützt wagte es einen Angriff auf die Beſatzung, verjagte dieſelbe und bemächtigte ſich der Citadelle. Aus ganz Flandern, Brabant und Hennegau wurden die Oeſtreicher gleichfalls mit Gewalt vertrieben.

Hierauf verſammelten ſich zu Brüſſel die Abgeordneten von Brabant, Flandern, Limburg, Hennegau, Namur und Geldern und proclamirten die Unabhängigkeit Belgiens unter dem Namen vereinigte belgiſche Staaten.

Kaiſer Joſeph II., bereits ſehr krank, vernahm die Nachricht aus Belgien mit bitterem Schmerze, welcher ohne Zweifel ſeinen Tod beſchleunigte. Am 20. Februar 1790, im Todeskampfe liegend, ſagte er mit ſchwacher Stimme zu dem Fürſten von Ligne: „Ihr Land hat mich getödtet; das verlorene Gent war mein letzter Seufzer; das verlaſſene Brüſſel iſt mein Tod. Welche Schande für mich! Ich ſterbe daran. Gehen Sie nach den Niederlanden. Treiben Sie ſie an, zu ihrem Fürſten zurückzukehren, und können Sie es nicht, ſo bleiben Sie dort. Opfern Sie mir Ihre Intereſſen nicht; Sie haben Kinder."

Während die Ständeverſammlung ſich damit beſchäftigte, Geſetze und Beſchlüſſe zu erlaſſen, als ob es gar keinen Feind mehr gebe, ließ man van der Meerſch mit ſeinem Corps ohne Geld und Munition im Namur'ſchen liegen. Wie ſehr er auch darüber klagte, man achtete nicht darauf, weil die Mitglieder der Stände auf ihn erbittert waren und böswillig ſeine gegründeten Forderungen zu erfüllen unterließen. Der Grund war in politiſchen Anſichten zu ſuchen. Seit van der Meerſch's Siegen hatte van der Noot Neid gegen ihn empfunden. Aus Rache oder vielleicht aus Ueberzeugung war Jener zu der Partei der Vonckiſten getreten und die meiſten Obriſten und Soldaten ſeines Corps waren ihm darin nachgefolgt. So entſtand in dem noch nicht befreiten Belgien eine beklagenswerthe Spaltung. Die Stände, mit van der Noot an ihrer Spitze, wollten die alten Einrichtungen beibehalten; Vonck und van der Meerſch dagegen ſuchten Jeden zu überzeugen, daß man die alten Vorrechte und Gebräuche aufgeben und ein neues allgemeines Grundgeſetz einführen müſſe. Da die letztere Partei ihre politiſchen Anſichten der franzöſiſchen Revolution entlehnte, fand ſie keinen Anhang unter dem Volke, obwohl das ganze Heer ihr zugethan war. Van der Noot's Anhänger wußten den Haß der Menge gegen die Vonckiſten ſo aufzuregen, daß der Pöbel von Brüſſel am 16. März 1790 alle Wohnungen der Vonckiſten plünderte. Kurz darauf ſandten die Obriſten, die unter van der Meerſch ſtanden, eine vermeſſene und höhniſche Schrift an die Stände und ſtellten ſich, als ob ſie eine Gegenrevolution veranlaſſen wollten. Ihr Anführer erklärte, daß es mit ſeinem Willen und ſeiner Genehmigung geſchehen ſei. Er ward deshalb nach Brüſſel gerufen und als Gefangener nach der Citadelle von Antwerpen gebracht. Wie ſehr er auch gefehlt haben mochte, man behandelte ihn mit ſchändlicher Undankbarkeit. In ſeinem Gefängniſſe von Allem entblößt überlieferte man ihn ſchutzlos den Beſchimpfungen ſeiner Wächter und die Stände, gefühllos gegen ſeine Klagen, ließen ihn wie mit Freuden den Becher der Schande und der Leiden leeren. Statt ſeiner ward der preußiſche General Schönfeld zum Oberanführer ernannt.

Kaiſer Leopold II., Joſephs II. Nachfolger, ließ unterdeß den belgiſchen Ständen den Frieden und eine allgemeine Amneſtie anbieten und machte ſich verbindlich, unter Bürgſchaft von Preußen, England und Holland, alle alten Vorrechte, Geſetze und Gebräuche wieder herzuſtellen; aber das Schickſal Belgiens war in den Händen von ehrſüchtigen und beſchränkten Menſchen, die ihre eigene Erhebung nicht aufopfern wollten. Man ſchlug des Kaiſers Anerbietungen aus. Dieſer ließ hierauf 1791 unter dem Feldmarſchall Bender ein Heer in Belgien einrücken. Die Belgier leiſteten keinen Widerſtand und zogen ſich bis nach Flandern zurück. Die Oeſtreicher nahmen wieder Beſitz von dem Lande. Die Mitglieder der Stände flüchteten über die Grenze und die Revolution endete wie ein Traum, der nichts hinterläßt als eine verworrene Erinnerung.

Während der letzten Tage hatte man van der Meerſch's Kerker geöffnet. Er floh nach Frankreich und ſtarb 1792 zu Menin. Vonck endete ſeinen Lebenslauf in demſelben Jahre zu Lille. Van der Noot erreichte ein Alter von ſechsundneunzig Jahren und ſtarb 1826 zu Strombeek bei Brüſſel.

Während der Graf Mercy d'Argenteau, bevollmächtigter Miniſter des Kaiſers, mit großer Mühe die Gemüther in Belgien zu beruhigen ſuchte bis zur Ankunft Maria Chriſtina's und Alberts von Sachſen-Teſchen, war die große franzöſiſche Revolution ausgebrochen und hatte die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf dieſes drohende Ungewitter gelenkt. Der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſtreich ſollte beginnen, als Kaiſer Leopold II. am 1. März 1791 ſtarb. Sein Nachfolger Franz II. hatte kaum den Thron beſtiegen, als er ſich auch ſchon genöthigt ſah, alle ſeine Kräfte anzuwenden, um ſeine Staaten gegen die Habſucht und Brandſchatzung der Franzoſen zu vertheidigen. Obwohl die Belgier geringen oder gar keinen Antheil nahmen, ſo wurde ihr Land doch wieder das Feld, auf welchem ſich das Schickſal Europa's entſchied.

Anfangs trugen die Oeſtreicher mehrere Vortheile davon: Albrecht von Sachſen-Teſchen beſchoß ſelbſt die Stadt Lille ſechs Tage lang; aber der franzöſiſche General Dumouriez rückte bald darauf über die Grenze in Hennegau ein und ſtieß hier auf ein öſtreichiſches Corps von

20,000 Mann, befehligt von den belgiſchen Generalen Clairfait und Beaulieu. Dumouriez, an der Spitze von 40,000 Mann, zwang daſſelbe zu einer Schlacht und trug am 6. November 1792 einen entſcheidenden Sieg zu Jemappes bei Mons davon. Die Oeſtreicher zogen über die Maas und ließen die Franzoſen Beſitz von ganz Belgien nehmen.

Zu Anfang des folgenden Jahres rückte das öſtreichiſche Heer, weit mächtiger und beſſer ausgerüſtet, aufs Neue in das Feld unter dem Befehl des Prinzen von Coburg; dieſer tapfere Feldherr ſchlug Dumouriez in einer blutigen Schlacht, zwang darauf die Franzoſen, Belgien ganz zu verlaſſen, und eroberte ſelbſt die Stadt Valenciennes.

Der Erzherzog Karl Ludwig, Bruder des Kaiſers, kam als Statthalter nach Belgien. Der Krieg wurde unterdeſſen mit wenigem Vortheil auf beiden Seiten fortgeſetzt bis zur Mitte des Jahres 1794, wo die Franzoſen zum zweiten Male das ganze Land eroberten.

Jetzt erſt ſollte Belgien erfahren, wo ſich die äußerſte Grenze des Unglücks und der Unterdrückung befinde. Wie eine Wolke raubſüchtiger Geier nahm der Abſchaum der franzöſiſchen Nation Beſitz davon. Unanſtändige Prahler, ekelhaft durch Dummheit und Unſittlichkeit, niſteten ſich in den Städten ein, um im Namen einer lügenhaften Freiheit die Bürger ärger als gekaufte Sklaven zu behandeln. Nichts wurde mehr geachtet, weder Religion noch Sitten, weder Eigenthum noch Geſetze der Menſchlichkeit. Man zerſtörte oder raubte die Werke der Kunſt, zerbrach die goldenen und ſilbernen Gefäße in den Kirchen und ſtampfte ſie in Tonnen ein, um nach Frankreich gebracht zu werden; man verhöhnte ein noch unverdorbenes Volk durch den bitterſten Spott über ſeinen keuſchen und gottesfürchtigen Charakter; man legte endlich den Belgiern eine Brandſchatzung von 80 Millionen auf und ſchleppte binnen fünf Monaten 32 Millionen gemünzten Geldes nach Paris. Alle Läden und Magazine wurden geplündert von Beamten der Republik, die für einen Werth von vielen Tauſenden die beſtürzten Bürger ein nichtiges Papiergeld anzunehmen, dagegen aber die Steuern in Gold und Silber zu bezahlen zwangen. Wer ſich ſo vieler Freiheit abgeneigt zeigte oder mit zu großer Betrübniß Alles, was er beſaß, ja ſelbſt das Nothwendigſte, wegſchleppen ſah, den brachten die Säbel der unverſchämten Tyrannen zum Schweigen oder man warf ihn in den Kerker.

Dies unglückliche Leben dauerte länger als zwei Jahre. Die Franzoſen hatten das Geld, das Getreide, das Vieh, die Pferde, kurz Alles, was Werth hatte oder eßbar war, größtentheils nach ihrem Lande geſchleppt oder zu ihrem beſonderen Nutzen geſtohlen. Während des harten Winters von 1794 verwandelte ſich die Theuerung in Hungersnoth: — in einem ſo fruchtbaren Lande wie Belgien kämpften die Bürger täglich um ein Brod vor den Thüren der Bäcker! Um ein vollſtändiges Bild von den Gewaltthätigkeiten, der lächerlichen Prahlerei und den zügelloſen Plünderungen der Franzoſen in jenen trüben Zeiten zu geben, müßte man ganze Bücher ſchreiben.

Allmählig begann man jedoch in Frankreich ſelbſt einen Abſcheu vor dieſem ſchändlichen Treiben zu bekommen: nach mehr als einer Umwälzung hatten gemäßigtere Männer den wüſten Pöbel und deſſen Anführer unterdrückt. Man fing nun auch an, dem ausgeſogenen Belgien eine regelmäßigere Regierung zu geben und ſich zu bemühen, den erlittenen Schaden wieder herzuſtellen.

Auf dieſem beſſeren Wege war man bereits ziemlich vorgerückt, als der Kaiſer Franz II. am 6. October 1797 durch den Vertrag von Campo Formio die Niederlande an Frankreich abtrat. Lüttich hörte ebenfalls auf, ein Fürſtbisthum zu ſein, und theilte das Schickſal der anderen belgiſchen Provinzen, die, in neun Departements getheilt, der franzöſiſchen Republik einverleibt wurden. Die vereinigten Provinzen von Holland, die der franzöſiſche Feldherr Pichegru beſetzt hatte, bildeten einen beſondern Staat unter dem Namen: die bataviſche Republik.

Zehntes Buch.

Kurzer Ueberblick der Ereigniſſe unſerer Zeit.

Belgien unter der franzöſiſchen Republik. — Napoleon. — Belgien mit Holland zu einem Königreiche vereinigt. — Die Schlacht von Waterloo. — Wilhelm I., König der Niederlande. — Revolution von 1830. — Prinz Leopold von Sachſen-Coburg wird zum Könige der Belgier erwählt und ihm zu Brüſſel gehuldigt. —

Von 1797 bis 1831.

Der franzöſiſchen Republik einverleibt blieb nun Belgien, durch die Geſetze derſelben beherrſcht, an das Schickſal ſeiner Ueberwinder geknüpft, ohne noch andere Uebel zu erleiden, als diejenigen, welche die unvermeidliche Folge der menſchenverzehrenden Kriege des Kaiſerthums ſein mußten. Die Belgier hatten wahrlich viel verloren, ſogar ihre Mutterſprache und ihre Selbſtſtändigkeit. Aber dennoch verlieh die franzöſiſche Herrſchaft, ſo ſchädlich ſie auch für die Sitten ſein mochte, ihnen einige Vortheile, die man nicht verkennen darf. Napoleon ließ in Belgien, und vorzüglich in Antwerpen und Oſtende, viele nützliche und rieſenhafte Werke ausführen. Die Belgier kamen in eine lange Berührung mit einem unruhigen Volke, das aus ſeiner Revolution eine außerordentliche Thätigkeit geſchöpft hatte und ſie aus dem Schlummer weckte, in welchem ſie ſo lange lagen. Sie wurden an die jetzigen Regierungsformen gewöhnt und lernten dieſelben wenigſtens theilweiſe in ihrem Verhältniſſe zum geſellſchaftlichen und zum politiſchen Leben kennen.

Als Napoleon von ſeinem Zuge nach Rußland mit den Ueberreſten ſeines unglücklichen Heeres zurückgekehrt war, wurde er bei Leipzig auf das Haupt geſchlagen. Die Alliirten rückten gleich darauf in Frankreich ein, nahmen Paris und verbannten am 31. März 1814 Napoleon nach der Inſel Elba. Die Verbündeten vereinigten Belgien mit Holland; beide zuſammen ſollten fortan das Königreich der Niederlande bilden unter Wilhelm von Naſſau-Oranien, der als Wilhelm I. den neuen Thron beſtieg und im Februar 1815 den Belgiern verkündete, daß ſeine Regierung begonnen habe.

Nur einen Monat nachher verließ Napoleon plötzlich die Inſel Elba, landete in Frankreich, zog in Paris als Sieger ein und beſtieg wieder den kaiſerlichen Thron. Er ſammelte ein Heer, um durch einen entſcheidenden Verſuch die drohende Macht der Alliirten abzuhalten, und rückte über die belgiſche Grenze ſeinen Feinden entgegen.

Am 18. Juni 1815 finden ſich beide Heere auf der Ebene von Waterloo. Die ſchreckliche Schlacht beginnt; 160,000 Menſchen kämpfen dort auf dem blutigen Felde; der Sieg ſcheint ſich für die Franzoſen zu erklären; ein Flügel der Bundesgenoſſen iſt bereits durch die Cavalerie der kaiſerlichen Garde geworfen; aber die Ankunft des preußiſchen Feldherrn Blücher, der mit 33,000 Mann plötzlich auf dem Schlachtfelde erſcheint, giebt Allem eine entſcheidende Wendung; die Franzoſen werden geſchlagen und zerſtreut und fliehen nach allen Seiten; Napoleon will mit den Helden ſeiner Garde noch Stand halten; aber bald iſt Alles verloren, ſeine Getreuen reißen ihren Kaiſer vom Schlachtfelde fort und flüchten mit ihm nach Frankreich.

In der Schlacht von Waterloo, welche mehr als 40,000 Menſchen das Leben koſtete, hatten die Belgier mit den Alliirten gegen die

Franzoſen gekämpft und ſich durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet. Der belgiſche General van Merlen aus Antwerpen fand daſelbſt den Tod durch eine Kanonenkugel.

Napoleons wunderbare Laufbahn war nun auch geendet. Er mußte zum zweiten Mal dem Kaiſerthron entſagen und wurde nach der Inſel St. Helena geführt, wo er nach ſechsjähriger Verbannung ſtarb.

Unter König Wilhelm I. erfreute ſich Belgien, als ein Theil des Königreichs der Niederlande, eines fünfzehnjährigen Friedens. Der Handel und die Induſtrie lebten wieder auf und entwickelten ſich zu ungewöhnlicher Blüthe. Die Belgier gewannen mit dem Gebrauche ihrer Mutterſprache zum Theil ihre ächt vaterländiſchen Sitten wieder; der Unterricht wurde verbeſſert und erſtreckte ſich auf alle Stände der Geſellſchaft; die Bürger vollendeten ihre politiſche Bildung und erhielten eine genaue Kenntniß aller grundgeſetzlichen Regierungsangelegenheiten. Dagegen aber bewahrten die beiden Länder, welche man ohne alle Vorbereitung mit einander verknüpft hatte, eine beſtändige Eiferſucht auf einander. Schon früh klagten die Belgier über verſchiedenartige Bedrückungen, und die Unzufriedenheit wuchs unaufhörlich — bis zum Jahr 1830, wo zu Brüſſel eine Revolution ausbrach, die ſich raſch über das ganze Land verbreitete. Das königliche Heer wurde durch Waffengewalt aus den ſüdlichen Niederlanden vertrieben und Belgien erhob ſich zu einem unabhängigen Staate.

Am 4. Juni 1831 ward im Congreß zu Brüſſel Leopold Georg Chriſtian Friedrich von Sachſen-Coburg zum Könige der Belgier erwählt. Die fünf Mächte erkannten darauf die Unabhängigkeit des belgiſchen Königreichs an.

Begrüßt von dem Jubel einer unzählbaren Volksmenge hielt Leopold am 21. Juli 1831 ſeinen feierlichen Einzug zu Brüſſel, beſchwur nach altem Gebrauch das Grundgeſetz des Landes unter freiem Himmel und empfing die Huldigung als erſter König der Belgier.

Von dieſem denkwürdigen Augenblicke an beginnt für Belgien eine neue glänzende Laufbahn. Hätten nicht bereits die Anſtrengung aller Kräfte des Volkes, die Entwickelung der Induſtrie, der gewonnene Kunſtruhm und die ausgeführten Werke hinlänglich bewieſen, daß Belgien, von kräftigem Leben beſeelt, vorwärts ſchreitet auf einer hohen Stufe materiellen Wohlſtandes und geiſtiger Entwickelung, ſo würde die Geſchichte unbedingt die Ueberzeugung von dieſer ſchönen Zukunft geben. Belgien war immer groß und glücklich, ſobald es nicht von fremden Fürſten beherrſcht wurde. Jetzt hat es einen vaterländiſchen König, deſſen durchlauchtiger Name ſein Beſtehen unter den europäiſchen Nationen verbürgt, deſſen geliebte Söhne einſt über ihr eigenes Vaterland und die Kinder ihrer Landsleute herrſchen werden und berufen ſind, das belgiſche Fürſtenblut und das belgiſche Königreich zu verewigen.

Nach ſo vielen Leiden, nach einer Unterdrückung, die gewiß jede andere Nation auf immer entkräftet haben würde, ſind die Belgier mit wunderbarer Kraft aus der Erniedrigung und aus dem Schlummer des Geiſtes auferſtanden. Die harten Schläge des Geſchicks, die jahrhundertlange Herrſchaft von Fremden vermochten doch das Blut der Vorfahren nicht in den Adern der Belgier zu ſchwächen: die Stunde des Erwachens fand die Belgier noch tapfer, arbeitſam und keuſch, noch voll Liebe für das angeborne Vaterland. Gleich ihren Vätern können ſie das Haupt erheben und aufrecht einhergehen unter den Völkern der Erde: der Name Belgier iſt von Neuem das Sinnbild geworden friedlicher Freiheitsliebe, inniger Kunſtliebe, angeborner Tugend und eifrigen Gewerbfleißes!

Gott behüte das theure Belgien vor dem herrſchſüchtigen Feinde, der ſeit Jahrhunderten aus dem Süden ſo gierig auf daſſelbe lauert! Er beſchirme die Schutzengel ſeiner Unabhängigkeit — Eintracht unter allen Belgiern, Mutterſprache und keuſche Sitten — und erhört Er dies Gebet, dann vorwärts mit Hoffnung und Muth: am Horizonte kommender Jahre glänzt eine ſtrahlenreiche Sonne!

Schnellpreſſendruck von Friedrich Nies in Leipzig.

Die
weibliche Schönheit.

Untersuchungen

über

ihre natürliche Beschaffenheit, die Ursachen,
welche sie zerstören

und

die Mittel, welche sie zu erhalten und
wiederherzustellen vermögen.

Ein Buch für denkende Frauen
namentlich für Mütter erwachsener
Töchter.

Aus dem Spanischen übersetzt

von

O. L. B. Wolff.

Weimar, 1850.
Druck und Verlag von B. F. Voigt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort des Uebersetzers.

Die Spanierinnen besitzen, wie allgemein bekannt ist, das Geheimniss, dem Auge am Anmuthigsten zu erscheinen; sie verbinden mit der ihnen angeborenen Grazie die grösste Sorgfalt für ihr Aeusseres und verstehen sich auf die Kunst, das, was ihnen an körperlicher Vollkommenheit fehlt, täuschend zu ergänzen.

Aber nicht immer sind die kosmetischen Mittel, deren sie sich bedienen, gefahrlos; manches sogar, das augenblickliche Reize hervorbringt. wird mit der Zeit zum heftigsten Feinde der Gesundheit und der Schönheit.

Ein eben so gelehrter und erfahrener wie hochgestellter spanischer Arzt machte daher sowohl das Wesen der Schönheit selbst wie der Ursachen, die sie zerstören und der Mittel, welche sie zu erhalten vermögen, zum Gegenstande seiner Prüfung und legte die Resultate in dem hier verdeutschten Werkchen nieder.

Zwei treffliche Grundsätze leiteten ihn.

1) Die Schönheit ist die Begleiterin der Gesundheit und der Tugend und ohne diese nur ein leerer Schimmer, eine vergängliche Lüge.

2) Die strengste chemische und ärztliche Prüfung aller kosmetischen Mittel ist eine heilige Pflicht des Arztes, denn er darf nur die unschädlichen empfehlen.

Sein Buch ist daher ein eben so wahrhaft sittliches als nützliches und lehrreiches Werk. —

Ein glücklicher Zufall brachte dem Uebersetzer dieses in Deutschland ganz und vielleicht auch in seinem Vaterlande ziemlich unbekannte Buch in die Hände *). Er glaubte, sich durch die Uebertragung ein wahrhaftes Verdienst um seine Landsmänninnen zu erwerben; aber er begnügte sich nicht damit, eine blosse wörtliche Verdeutschung zu geben, sondern zog bei allen ihm zweifelhaften Fällen einen erfahrenen Arzt und Chemiker zu Rathe. So darf er denn getrost diese Arbeit, wenn sie gleich seinen gewöhnlichen Beschäftigungen fern liegt, in die Welt senden; sie enthält mehr als einen guten Rath, der im Stande ist, die heimlichen Thränen in manchem schönen Auge zu trocknen, manchen gestörten Seelen- und Hausfrieden wiederherzustellen und manche stille Sorge zu verbannen.

---

*) La Hermosura T. I. Reflexiones sobre su naturaleza; Causas fisicas y morales que la alteran. T. II. Medios de conservarla o El Tocador. Madrid: Imprenta de Repullés. 1807. 2 Voll. in 12. —

Inhalt.

Seite

Vorrede III

Erste Abtheilung.

Untersuchungen über das Wesen der Schönheit und die Ursachen, welche dieselbe zerstören.

I. Das Wesen der menschlichen Schönheit beruht weder unbedingt auf dem Teint, noch auf den Formen oder auf den Verhältnissen des Körpers 1

II. Verfolg der Untersuchung: Es giebt keine unveränderliche physische Schönheit. Beweise. Meinungen verschiedener Völker über die Schönheit. Verschiedenheit des Geschmacks der Menschen 10

III. Die Ansicht der Griechen von der Schönheit. Die Schönheit eines Gegenstandes ist der Ausdruck derjenigen Eigenschaften, welche zu seiner Natur als ihr eigenthümlich passen. Ursachen der Verschiedenheit des Geschmackes unter den Nationen und den Individuen . . 20

IV. Vortheile der Schönheit. Ihre Herrschaft in Griechenland. Belohnungen, die ihr bewilligt wurden. Die Schönheit ist die Begleiterin der Gesundheit und der Tugend . . . 28

Seite
V. Ueber den Luxus der Frauen 34
VI. Von der Mode 40
VII. Von den ausgeschnittenen Kleidern der Damen 51
VIII. Ueberblick der Geschichte der Moden . 57
IX. Die Haut und die Ursachen, welche dieselbe zerstören 72

Zweite Abtheilung.

Von den Mitteln, welche die Schönheit zu erhalten vermögen.

I. Die Mittel für die Erhaltung der Haut . 79
  Balsam von Mekka oder von Judäa . 82
  Jungfernmilch. — 1, 2, 3, 4 . . 84—86
  Oel oder Pomade von Cacao 86
  Behennussöl 87
  Venetianischer Talk . . . . —
  Talkwasser . . . . —
  Talköl 88
  Weinsteinöl 89
  Alaun . . . . —
  Alaunzucker . . . . —
  Kalbswasser. — 1, 2 90
  Einige andere Schönheitswasser. — 1, 2, 3, 4, 5 . . . . 91—92
  Rebenwasser 92
  Gerstenwasser . . . . —
  Rosenwasser 93
  Erdbeerwasser . . . . —
  Allgemeine Bemerkungen über die Schönheitsmittel . . . . —
II. Von den Bädern und deren Bereitung . 95
III. Von den Fehlern und Mängeln der Haut 101
  Vom sogenannten kupferigen Gesicht . 102
    Mittel dagegen. — 1, 2 . . . 103—104
  Von den Flechten 104
    Recept zu einer Salbe wider die Flechten 105

Seite

Von den Finnen 106
Von den Hautflecken . . . . . —
  1) Die angeborenen Hautflecken . —
  2) Die von der Sonne verursachten Hautflecken 107
  Mittel dagegen. — 1, 2, 3, 4 . . 108
  Recept zu einem Wasser gegen die hochrothen Flecken im Gesicht . . —
  Wasser gegen die Finnen im Gesicht . 109
  3) Flecken im Gesicht bei Frauen, die guter Hoffnung sind 110
  4) Altersflecken . . . . —
Von den Runzeln 112
  Pomade gegen die Runzeln . . . . —
  Balsamisches Mittel gegen dieselben . —
  Ein anderes Mittel, die Runzeln nicht bloss aus dem Gesicht, sondern vom Halse, von den Händen u. s. w. zu vertreiben 113

IV. Von der Schminke . . . . . . —
Die weisse Schminke 115
  Drei Recepte unschädlicher weisser Schminke . . . . 116—117
Die rothe Schminke 117
  Drei Recepte unschädlicher rother Schminke 119

V. Vom Haar 120
Pomade 122
Haaröl . . . . —
Salbe, um das Haar wachsen zu machen . —
Puder, um das Haar zu erhalten . . 124
Mittel, das Haar zu färben . . . . —
  Mittel, um das Haar schwarz zu färben 126
  Englisches Mittel . . . . . . —
  Noch drei Mittel . . . . . . —
  Mittel, um die Augenbrauen schwarz zu färben 127
  Mittel, graues Haar hellschwarz oder kastanienbraun zu färben . . . —

Seite
- Von der Depilation oder dem Ausrotten der Haare 128
  - Einige Mittel, um dies zu bewirken . 129
  - Mittel, um die Haare in den Naslöchern zu vertreiben 130
- VI. Vom Munde . . . . —
  - Ursachen des stinkenden Athems und Mittel dagegen 131
  - Mittel wider das Aufspringen der Lippen 132
- VII. Von den Zähnen und dem Zahnfleisch . 133
  - Mittel, die Zähne weiss zu erhalten . 135
  - Vorsichtsregeln für die Erhaltung der Zähne 1—10 . . . . . 137—138
  - Mittel, um die Zähne vor Fäulniss zu schützen 138
  - Wasser, um das Zahnfleisch zu stärken und den übeln Geruch des Mundes zu heben 140
- VIII. Von den Augen, den Ohren und dem Busen 142
  - Mittel wider das Triefen der Augen . —
  - Pflaster, die Milch zu vertreiben . . 143
- IX. Von den Händen und Füssen . . . 144
  - Seife zur Verschönerung der Haut . —
  - Türkische Seife . . . . —
  - Moschusseife 145
  - Teig für die Hände 146
  - Von den Nägeln 147
  - Mittel die Nägel wohlgestaltet und schön zu erhalten 148
  - Verschiedene Leiden der Hände und Füsse 149
  - Das Aufspringen, die Frostbeulen, die Warzen, der zu starke Schweiss u. s. w. nebst Mittel dagegen 150
- X. Von der Wohlbeleibtheit, der Magerkeit und der Fettheit 152
- XI. Von der Möglichkeit, sich zu verjüngen . 154
- XII. Schlussbetrachtung 160

Erste Abtheilung.

Untersuchungen über das Wesen der Schönheit und die Ursachen, welche dieselbe zerstören.

I.

Das Wesen der menschlichen Schönheit beruht weder unbedingt auf dem Teint, noch auf den Formen oder auf den Verhältnissen des Körpers.

Wenn die Schönheit so häufig unsere Einbildungskraft anregt und sie veranlasst, so bedeutende Werke der Kunst hervorzubringen, wie sie das in allen Jahrhunderten gethan, so muss man dagegen auch einräumen, dass die Einbildungskraft ihrerseits höchst dankbar ist, da sie das Kräftige, Schöne und Erhabene selbst in einer idealen Welt sucht, und sich nie grossmüthiger zeigt, als wenn es darauf ankommt, einem bestimmten Gegenstande Reize zu verleihen. Der Mensch, von Natur zu einer ehelichen Verbindung geneigt, findet alle möglichen Vollkommenheiten in dem Wesen, das er gewählt hat, um sein Glück zu machen. Lange glaubt er es wenigstens; wenn aber ein Zufall, ein Uebelstand, oder ein wichtiger Grund seiner Einbildung Schranken setzt und er sich gezwungen sieht, seine Zärtlichkeit zu verringern, so wird er in demselben Augenblicke erfahren, dass ein Theil jenes Werthes und jenes Zaubers seine Kraft verloren hat. Es ist noch dasselbe Wesen, aber wie hat es sich verändert! Zerbrochen ist das Prisma der Phantasie, erloschen der Strahl der Schönheit, der sich früher mit so lebendigen Farben zeigte und nun sich weder in jenem magischen Krystall mehr bricht, noch dem natürlichen Blicke etwas Anderes jetzt darbietet, als ein schwaches, monotones Licht.

Die Analyse der Schönheit kann nicht einer gewöhnlichen Berechnung unterworfen werden. Vergebens suchte Hogarth ihre flüchtigen Formen zu bestimmen; weder seine Umrisse noch seine Wellenlinien werden uns je lehren können, was eigentlich die Schönheit sei.

In welche Verlegenheit würde sich selbst die von der Natur am Höchsten begünstigte Frau versetzt sehen, wenn man von ihr eine Antwort auf die Frage: „Was ist die Schönheit?“ verlangte. Fast ihr ganzes Leben hindurch nur mit der Sorge beschäftigt, schön zu erscheinen, dem Zauber der Schönheit den Vorrang vor allen übrigen Verdiensten und Vorrechten einzuräumen, alle Mittel anzuwenden, um ihre Anziehungskraft auf das Höchste zur Geltung zu bringen während sie die boshafte Gewandtheit besitzen mit einer gewissen Natürlichkeit und wie zufällig die Mängel ihrer Nebenbuhlerinnen bemerklich zu machen, wissen die Frauen doch schwerlich, was die Schönheit ist. Würden wir die Kühnheit haben, ihnen diese Frage vorzulegen?

In welche Verlegenheit würde man gleichfalls liebende Jünglinge stürzen, (wenn es überhaupt jetzt noch solche giebt, welche sittlich und tugendhaft lieben) wenn man ihnen dieselbe Frage vorlegte.

Und die Künstler und Philosophen, die so viel von der schönen Natürlichkeit reden und sich in phantastische Träume von der idealen Schönheit verlieren; die nicht bemerken, wie sehr ihre Kunst schon von der sichtbaren Schönheit entfernt ist, oder wie sich ein berühmter Schriftsteller über die Bildhauerkunst ausdrückt, die sich aus Trägheit nicht um die sichtbaren Schönheiten bekümmern, sondern der abstracten Schönheit nachjagen, was werden sie antworten, wenn man sie fragt: „Was ist die Schönheit?“

Aristoteles erwiderte: „es sei die Frage eines Blinden“. Allerdings reicht es hin, Augen zu haben, um die Schönheit aller Gegenstände zu sehen oder sie an denen wahrzunehmen, wo sie vorhanden ist; aber wäre das vielleicht auch hinreichend, um zu erklären, worin sie besteht? Nein, gewiss nicht, denn dazu braucht man mehr als das blosse Organ des Sehens, dazu bedarf man des durchdringendsten Scharfsinnes, der klarsten und deutlichsten Anschauung der Verhältnisse und man kann sagen, wenn die dem Aristoteles vorgelegte Frage die eines Blinden war, so war seine Erwiederung die Antwort eines Tauben.

Die Dichter, die Künstler, die Philosophen halten sich nicht für Blinde und haben sich ohne Bedenken diese Frage schon oft gegenseitig vorgelegt in der Absicht, einen genauen Begriff von der Schönheit aufzustellen, aber fast Alle haben sich vergriffen. Und warum?

Die ganze Welt kennt die Geschichte von dem berühmten Zahn, welcher die Gelehrten Deutschlands so lange beschäftigte. Man berichtete, es sei ein Kind mit einem goldenen Zahn geboren worden. Dies setzte augenblicklich alle Gelehrten des Reichs in Bewegung; Philosophen, Physiologen, Aerzte, Naturforscher, Anatomen, Alle machten sich auf, um in ihrem weisen Gehirn zu ermitteln, wie es möglich sei, mit einem goldenen Zahn geboren zu werden; es erschienen zahlreiche Werke über diesen reichhaltigen Gegenstand. Man kann sich leicht denken, welche sonderbaren Systeme, wie viele wunderlichen Ideen und lächerlichen Hypothesen dieser ausserordentlichen Discussion ihren Ursprung verdankten: kurz, alle Gelehrten bewiesen, es sei möglich, mit einem goldenen Zahn geboren zu werden. Indessen, waren gleich die erleuchteten Forscher vollkommen einverstanden über das Resultat, so waren sie es doch durchaus nicht über die Art und Weise, wie ein menschliches Gebiss hatte mit einem so kostbaren Werkzeuge bereichert werden können; Jeder gab seine Ansicht darüber ab, zugleich mit dem Mittel, wodurch es ihm gelungen sei, das Natürliche in einem so undurchdringlichen Geheimnisse zu errathen; wie gross sind nicht die Hülfsquellen der Wissenschaft!

Endlich, nachdem alle diese Discussionen beendet waren, kamen Einige auf den Gedanken, zu untersuchen, ob der Zahn wirklich ein goldner sei, und ein scharfsinniger Beobachter, der wahrscheinlich nicht so viel studirt hatte, entdeckte, der Zahn sei nichts Anderes als ein ganz gemeiner Zahn, mit dem viele Kinder geboren werden. Ein gewandter Charlatan hatte denselben geschickt mit einem Goldplättchen überzogen, um Geld zu gewinnen, indem er dies Wunder öffentlich zeigte.

Es wird nicht mit der Schönheit gehen, wie mit diesem Zahn: nachdem wir so viel darüber gestritten haben, sehen wir uns genöthigt, zu untersuchen, ob Schönheit wirklich existirt, oder, um uns genauer auszudrücken, ob es eine physische Schönheit giebt.

Welche Thorheit! rufen die Frauen... Was soll das heissen, die Existenz der Schönheit leugnen?

Gemach, meine Damen, verständigen wir uns erst über die Worte, damit wir uns die Mühe ersparen, über die Sache zu streiten. Vergönnen Sie mir einige Augenblicke Aufmerksamkeit und Sie werden sich überzeugen, dass diese Abschweifung sich nur zu Ihrem Vortheile gestalten könne, und dass, wenn Sie diese ersten Capitel gelesen haben, Ihre Anmuth neue Reize für unsere Augen erhält.

Ich frage, ob es eine positive physische Schönheit giebt; ob das, was man Schönheit nennt, von Formen abhängt, die man bestimmen, von Verhältnissen, die man nachweisen, von Farben die man classificiren kann u. s. w., und wir werden bald sehen, dass nichts von diesem die Schönheit festzustellen vermöge.

Giebt es eine beständige physische Schönheit, warum hat denn kein Philosoph ihr Wesen bestimmen, warum kein Künstler bisher weder zeigen noch lehren können, was sie ausmacht?

Giebt es eine reale und positive physische Schönheit, warum sind denn die Menschen verschiedener Länder so uneinig über ihre Eigenschaften? warum hat eine und dieselbe Nation zu verschiedenen Zeiten einen so verschiedenen Geschmack? warum sieht sich sogar ein und derselbe Mensch in seinen verschiedenen Lebensaltern von einander abweichenden Ansichten über das Wesen der Schönheit unterworfen.

Untersuchen wir diese Fragen! Einige Schriftsteller haben behauptet, die Färbung, die Regelmässigkeit, die Ordnung und das Verhältniss der Formen machten die Schönheit aus; das ist aber nicht genau.

Es ist gewiss, dass uns an schönen Gegenständen die Farbe, die Form und die Verhältnisse bestechen. „Die Farbe,“ sagt Winkelmann, „trägt zur Schönheit bei, aber sie macht dieselbe nicht aus; sie hebt die Formen hervor und giebt ihnen Werth.“ Sind es denn die Farbe, die Form und die Proportion, welche den Vorzug verdienen? Sehen wir nicht schöne Frauen mit bleichem und andere mit rosigem Teint? Sind rothe Haare kastanienbraunen vorzuziehen? Haben blaue Augen nicht eben so viele Anhänger wie schwarze? Giebt es denn irgend eine Farbe, die durch sich selbst uns schön erscheinen kann? Werden wir z. B. sagen, dass Roth die Farbe der Schönheit sei, oder dass Weiss es sei oder Braun? Das Roth der Korallen ist uns gewiss angenehm an den Lippen, aber lassen wir die Nasenspitze dieselbe Farbe haben und es wird hässlich sein; auf den Rand der Augenlieder übertragen, wird es sogar einen widerlichen und schmerzlichen Eindruck hervorbringen. Die Farbe macht also nicht das Wesen der Schönheit aus, da sie uns unter gewissen Umständen entzücken und unter anderen uns abschrecken wird.

Die Gestalt kann uns auch nicht sagen was schön ist. Einige Künstler und Philosophen mögen reden, was sie wollen, es giebt keine Form, von der man behaupten könne, sie sei schöner als die anderen. Alle sind gleich schön, was wir alsbald beweisen werden. Einige Bewunderer der Natur, indem sie die scheinbare Rundung des Weltalls und sämmtlicher Weltkörper in dessen unermesslichem Raume betrachteten, stellten die Behauptung auf, die runde Form sei die vollkommenste und schönste. Die Form macht aber nicht die Schönheit aus: diejenige Form, welche dazu beiträgt, einen Mann schön zu machen, würde ein Weib hässlich machen. Das Runde ist uns angenehm im Antlitz eines jungen Mädchens, nun gebe man aber einmal ihren Füssen dieselbe Form und frage dann die Herren Philosophen, ob die runde Form die schönste ist.

Wenn die Form die Schönheit ausmacht, warum lässt sie sich nicht bestimmen? Alle werden ihr Urtheil abgeben über eine sehr grosse, sehr dicke oder sehr kleine, über eine aufgestülpte oder eine Adlernase, über einen grossen oder einen kleinen Mund, aber Niemand kann sich rühmen, dass er genau die Gestalt einer schönen Nase, eines schönen Mundes oder einer schönen Stirn kenne. Das rechte Mass einer jeden Sache ist uns verborgen, ist ein Geheimniss für uns.

Gehen wir zu der Proportion über! Ohne Zweifel werden einige meiner Leser erstaunen, wenn ich mich erkühne, zu behaupten, dass die Schönheit nicht von den Proportionen abhängt. Welch' ein Paradoxon! werden sie ausrufen. Ich gebe zu, dass diese Behauptung sehr seltsam erscheinen kann, namentlich wenn man ihr eine Ausdehnung giebt, die sie nicht hat. Untersuchen wir daher, worauf sie sich beschränken lässt.

Ich gebe zu, dass in allen schönen Gegenständen Ordnung, Regelmässigkeit und bekannte Proportionen vorhanden sind. Erscheinen uns nun diese Gegenstände schön wegen ihrer Proportionen, oder erscheinen sie uns nur so, weil diese Proportionen uns gefallen?

Giebt es feststehende Proportionen, welche die Schönheit bestimmen, so werden alle Gegenstände, die diese Proportionen darbieten, schön sein und diejenigen, welche sich davon trennen, aufhören es zu sein; das ist aber nicht gewiss. Ist es dagegen die Schönheit der Gegenstände, welche uns ihre Proportionen angenehm macht, so werden verschiedene Gegenstände mit verschiedenen Proportionen uns schön erscheinen können, was auch wirklich sich ereignet.

Es wird nicht an Leuten fehlen, die mir entgegnen, die geschickten Männer vom Fach haben die Proportionen festgestellt, welche die Schönheit bestimmen, und also ist es auch. Verwechseln wir aber nicht die Ausdrücke! — Jene Kenner haben z. B. die Proportionen der schönsten Frauen bei einer Nation oder in einem Lande gemessen, in welchem dieselben dafür galten und uns wirklich die

Proportionen eines schönen Weibes festgestellt; aber sind das die ausschliesslichen Proportionen der Schönheit? Sehen wir nicht täglich schöne Frauen, welche weder die Proportionen noch die Formen des griechischen Styls haben? Wir können Madrid anführen, dessen Klima gewiss der Schönheit nicht günstig ist und wo es trotzdem doch Frauen giebt, schöner als die mediceische Venus. — Man darf sich nicht von den griechischen Proportionen und Formen trennen, sagen einige Aesthetiker; desto schlimmer, sage ich, denn so führt man die Monotonie und die Einförmigkeit in die Kunst ein, die man in der Natur nicht findet. Mit Recht haben einige Kritiker Winkelmann angegriffen, dass er uns unaufhörlich die Werke griechischer Künstler als wahre Muster der Schönheit in jeder Gattung aufführt und verlangt, dass diese Verehrung sich zum Wahnsinn steigere, denn wenn wir diesen Gegenstand mit dem heiteren Lichte der Philosophie beleuchten, so werden wir finden, dass die Gewohnheit es ist, die uns vor dieser blinden Bewunderung schützt.

Ohne Uebertreibung, die Aesthetiker blieben sich nicht immer gleich hinsichtlich ihrer Ideen über die Formen und Proportionen. Zur Zeit Ludwig's XIV glaubten die französichen Maler und Bildhauer den griechischen Styl aufgeben zu müssen, um eine andere Gattung von Schönheit, nach ihrem Ausspruch, die nationale Schönheit, an die Stelle zu setzen. Dadurch wurde es Mode, französische Köpfe zu malen, weil die Mode ihre Herrschaft bis auf die Region der schönen Künste erstreckt.

Ziehen wir nun den Schluss: die Schönheit hängt weder von der Farbe, noch von den Formen oder von den Proportionen ab. Ist sie vielleicht ein eingebildetes Wesen? Und wenn sie existirt, wie ist ihre Beschaffenheit, wie ihr Sein? das wollen wir von Neuem untersuchen.

II.

Verfolg der Untersuchung. Es giebt keine unveränderliche physische Schönheit. Beweise. — Meinungen verschiedener Völker über die Schönheit. Verschiedenheit des Geschmacks der Menschen.

„Ich sehe allgemein,“ — sagt, ich weiss nicht mehr welcher Philosoph — „dass die Menschen bei den Gegenständen, mit denen sie sich beschäftigen, lieber deren Ursachen als die Wahrheit der Existenz derselben untersuchen; sie gehen über den Vordersatz eines Urtheils weg und ziehen doch gleich Folgeschlüsse? Gefällige Charlatans beginnen meist mit der Frage: Wie geschieht das? untersuchen aber sehr selten, ob es auch wirklich geschieht.“

Der grösste Theil derjenigen, welche über die Schönheit Untersuchungen anstellten, machte es wie die Charlatane des Philosophen. Diese Leute begannen mit der Behauptung, die Schönheit sei unveränderlich, sie habe eine primitive Form, und nachdem sie dies einmal festgestellt, zeigten sie ohne weitere Untersuchung nach, welcher Art ihre Principien und jene ursprüngliche Gestalt sei. Gerade das Gegentheil musste geschehen; aber so schreitet mitunter der menschliche Verstand vorwärts. Der gelehrte Camper ging nicht so zu Werke. Er suchte das Grundprincip auf und bewies in einer trefflichen Abhandlung, dass es in der Natur keine positive und unveränderliche Schönheit gebe. Er bewies, dass das, was wir schön nennen, bloss auf den Ideen beruht, welche wir von Kindheit auf annahmen, und dass diese von einer Art gegenseitiger Uebereinkunft abhängen, welche das Ansehen einer geringen Anzahl von Personen feststellte. Er zeigte ferner, dass die Schönheit bloss ein Ding des Verstandes sei, allein begründet auf dem Gebrauch, der Mode, dem Vorurtheil oder auf besonderen Ideen, welche bei jedem Volke vorherrschen und uns die Schönheit in denjenigen Gegenständen finden lassen, welche wir am Meisten zu sehen gewohnt sind. Er entwickelte, dass jene Idee von der Schönheit auf jegliche Weise der Autorität derjenigen Personen unterworfen sei, von denen wir wegen ihrer tiefen Studien glauben, dass sie am Urtheilsfähigsten seien und wies nach, dass die Fähigkeit, das Schöne zu erkennen, die wir Gefühl, Tact, Geschmack nennen, obwohl zum Theil auch abhängend von einer eigenthümlichen Beschaffenheit des Verstandes gewisser Personen, im Allgemeinen der Erziehung, der Gewohnheit täglich die besten Erzeugnisse der Kunst zu betrachten, zugeschrieben werden mussten, und dass jener Tact, jener Geschmack sich in uns vervollkommnen, nach Verhältniss der von uns erworbenen Kenntnisse; kurz er bewies, dass wir kein angebornes Urtheil von der physischen Schönheit besitzen, während wir dagegen ein sehr deutliches von der moralischen Schönheit haben.

Alle jene Behauptungen sind durch höchst schlagende Beweise unterstützt, doch stellte der Verfasser die Betrachtungen über diesen Gegenstand von einem wissenschaftlichen Standpuncte aus an, welcher nicht zu dem Zwecke und Wesen dieses Büchleins passt.

Wenn etwas zu beweisen vermag, dass die Schönheit nicht unveränderlich sei, so ist es die geringe oder gar nicht vorkommende Aehnlichkeit der Frauen in jedem Lande, die geringe oder gar nicht vorkommende Uebereinstimmung der verschiedenen Völker in den Ideen, die sie sich von der Schönheit bilden und die Verschiedenheit des Geschmackes, die sogar unter den Individuen eines und desselben Volkes vorherrscht.

Die schöne Spanierin, die schöne Italienerin, die schöne Engländerin, die schöne Chinesin, die schöne Mingrelierin und endlich die schöne Negerin sind ohne Zweifel schöne Frauen; jede von ihnen übt in ihrem Lande ihren Zauber aus; jede Einzelne begeistert die Dichter und fesselt den Blick der Denker; jede dient den Künstlern unter ihren Landsleuten zum Modell, jede führt endlich in ihrem Vaterlande den Scepter der Schönheit und doch, wie verschieden sind diese Schönheiten von einander!

Untersuchen wir rasch diese Verschiedenheit der Meinungen bei den verschiedenen Völkern!

Wir lieben es, dass der ganze Kopf die ovale Form darbiete; die Menschenfresser und Karaiben betrachten als vollkommenen Kopf keinen, der nicht ganz rund oder abgeplattet ist, und sorgen schon seit der Geburt sehr dafür, dass er so werde, indem sie die Köpfe ihrer Kinder zwischen zwei Bretern zusammendrücken. Andere Völker ziehen die viereckige Gestalt vor und bemühen sich zwischen vier Bretern die Köpfe ihrer Kinder, wenn sie noch klein sind, so zu modeln.

Die Verhältnisse, die wir an den Stirnen lieben, werden vielen Völkern nicht angenehm sein. Die Bewohner von Arakan in Hinterindien schätzen sehr die breiten und plattgedrückten Stirnen, und so wie bei ihnen ein Kind geboren wird, befestigen sie ihm eine bleierne Platte an der Stirn, um ihm diese Art von Schönheit, welche sie vorziehen, zu geben. Die Siamesen dagegen lieben die Stirnen, welche oben in einer Spitze auslaufen, so dass der Kopf eine Art von Raute oder Rhombus bildet, eine längliche Figur, deren entgegengesetzte beide Puncte die Stirn und die Kinnspitze sind. Die Mejicaner, sehr verschieden von den Einwohnern von Arakan, lieben die Stirn äusserst klein und wenden alle möglichen Mittel an, damit Haare in diesem Theile des Gesichtes wachsen, während sie dieselben überall sonst an ihrem Körper zu vertilgen suchen.

Die Ideen über die Schönheit des Haars sind eben so wenig überall gleich oder besser begründet. Wir werden Gelegenheit haben zu bemerken, dass im Alterthum die gebildetsten, civilisirtesten und in den Künsten geschicktesten Völker rothes Haar leidenschaftlich liebten. Die Gallier hatten denselben Geschmack, und heutzutage ist den südwestlichen Nationen diese Farbe ein Greuel. Wir lieben das schwarze Haar, das in einigen Ländern Afrika's verachtet wird, und in China verabscheut man das rothe, für das dennoch in ausgedehnten Weltstrichen eine grosse Neigung vorherrscht. Die Türken und die Bewohner von Tripolis geben ihrem Haar mit Zinnober die Farbe, die das Klima ihnen versagt; die Frauen von Denan färben sich auch das Haar mit Gelb und Roth.

Kleine Ohren gelten nicht in allen Theilen der Welt für sehr hübsch. Bei allen Völkern des Orients und auch in China liebt man grosse, breite und hängende Ohren. Diejenigen Völker, denen diese Form nicht angeboren ist, suchen sich dieselbe zu verschaffen, indem sie die Ohren mit schweren Dingen belasten. Aus diesem Grunde machen sich die Bewohner von Laos die Ohrlöcher so gross, dass man eine Faust durchstecken kann.

Ein Volk glaubt, die Schönheit der Nase bestehe in ihrer möglichsten Länge, ein anderes nimmt das Gegentheil an. Eine vorragende Nase gilt für etwas Hässliches bei den Chinesen, welche dieselbe ihren Kindern schon in der Wiege breit drücken. Die Einwohner von Macassar haben denselben Geschmack und befriedigen ihn auf ihre eigene Weise. Die Indianer halten alles Breite für schön.

Bei vielen Völkern ist ein Schmuck der Nasenlöcher ein Gegenstand des Luxus; sie hängen sich Ringe hinein, wie es die Europäer mit den Ohren thun. An der Küste von Malabar durchbohren sich die jungen Mädchen den Nasenknorpel, um Gehänge darin anzubringen, und dasselbe geschieht bei den Inselbewohnern des persischen Meerbusens und in Californien. In Mogul dagegen und in einigen Districten von Afrika sind es die Männer, welche sich nicht allein die Naslöcher, sondern auch die Ohren und die Lippen schmücken, und ein Jüngling, der den Frauen seines Landes zu gefallen wünscht, würde übel thun, wenn er nicht Ringe in den Ohren, den Naslöchern und den Lippen trüge.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich die unzähligen Extravaganzen aufführte, die man überall trifft. Es giebt eine Nation, die sich die beiden Mittelzähne ausreisst. Die Weiber der Jaggas in Afrika thun noch mehr, und eine der grössten Schönheiten, nach der sie streben, besteht darin, vier Zähne weniger zu haben, zwei oben und zwei unten, was weit regelmässiger ist. Das Weib, das nicht den Muth hätte, sie sich auszureissen, würde verachtet werden, wie man in China eine Jungfrau verachtet, deren Füsse die natürliche Grösse haben. Bei den Siamesen sind schwarze Zähne schön; sie färben dieselben daher mit einem schwarzen Firniss, der jährlich erneuert wird. Die Einwohner von Macassar bemalen sich die Zähne mit verschiedenen Farben, was heiterer aussieht.

Gehen wir zur Haut über, so finden wir, dass diese bei den verschiedenen Völkern verschiedenen Behandlungen unterliegt: die Einen beschmieren sie mit Fett und Oel wie die Urbewohner von Californien und fügen ihr zufällig einen Schaden dadurch zu; Andere färben sie mit Orleans, wie die Karaiben; wieder Andere bemalen sie wie die Grönländer, die sich das Antlitz mit Weiss und Gelb bestreichen, gleich den Europäern, wenn sie sich roth und weiss schminken; die Weiber von Nowaja Zembla machen sich Streifen auf Stirn und Kinn; die Japanerinnen bemalen sich Lippen und Augenlieder blau und die Weiber im Königreich Douan Hände und

Füsse gelb und roth, die arabischen Frauen aber die Nägel roth, Hände und Füsse jedoch hellgelb und die Augenbrauen und Ränder der Augenlieder schwarz. Andere tättowiren sich an diesen Theilen, wie die Neger von Gorea, welche sich Blumen und Thiere auf der ganzen Haut mit einem scharfen Kiesel einritzen; die Mogulesinnen schneiden sich Blumen in die Haut ein, die sie mit dem Safte von Wurzeln färben; in anderen Erdtheilen überhäufen sie dieselbe mit Stichen, welche sie mit einer Flüssigkeit schwarz machen. Diese Sitte herrscht in Tripolis, in Arabien, auf Otaheiti u. s. w. vor.

Hinsichtlich der Schönheit der Taille stimmen die verschiedenen Nationen ebensowenig überein. Die Türken lieben fette Frauen, die Chinesen magere. Einige Völker ziehen die kurzen Taillen vor, und bei den Frauen in Tripolis besteht die Schönheit in einer breiten Taille. Noch merkwürdiger aber ist, dass wir im Mittelpuncte des gebildeten Europa, bei einer Nation, welche sich für gross und civilisirt hält, sehen mussten, wie die Damen wechselsweise eine sehr hohe und eine sehr niedrige Taille einführten. Dies beweis't, dass die Frauen dieses gebildeten Volkes nicht eben wissen, worin die Schönheit der Taille eigentlich besteht; noch sonderbarer aber erscheint, dass die Mehrzahl der Männer beide Moden für passend, oder, richtiger, für schön hielt; ein sicherer Beweis, wie falsch die Behauptung ist, die Schönheit sei immer dieselbe und dass sie weder von der Mode noch von den Vorurtheilen abhänge.

Das Gemälde, das ich soeben entworfen, ist ohne Zweifel sehr mannichfaltig und zeigt, dass die Bewohner der verschiedenen Theile der Erde ganz in ihren Ansichten über die Natur der Schönheit von einander abweichen.

Man macht mir vielleicht den Einwurf, jene seltsamen Arten des Geschmacks seien eine natürliche Folge der Rohheit gewisser wilder Völker, — darauf erwiedere ich: Verstehen es die cultivirten und civilisirten Nationen besser? Kann man die Chinesen Barbaren nennen? Waren die wegen ihres feinen und zarten Geschmackes, der Vollendung ihrer Werke und der Intelligenz, welche sie in den schönen Künsten zeigten, so berühmten Griechen etwa Barbaren? Waren es die Römer, dieses Volk von Königen? Die Chinesen aller Zeiten, die Griechen und die Römer hatten eben einen von dem unsrigen sehr verschiedenen Begriff von der Schönheit.

Die Römer liebten zusammenstossende Augenbrauen und eine kleine Stirn, die Griechen getrennte und von einander abstehende Augenbrauen und eine regelmässige Stirn; die Römer schätzten die wenig geöffneten Augen, die Griechen verlangten dieselben gross. So nennt Homer, von Here (Juno) sprechend, sie die ochsenäugige Here, um ihre majestätische Schönheit zu characterisiren. Man betrachte die Büsten und Medaillen der Griechen und vergleiche sie mit den Büsten und Medaillen der Römer und urtheile dann über die Verschiedenheit ihres Geschmacks.

Aber nicht allein die verschiedenen Völker, sondern die gleichzeitigen Individuen eines und desselben Volkes weichen ausserordentlich von einander ab in ihren Ansichten über die Schönheit. Welche Mannichfaltigkeit der Meinungen herrscht nicht über die weibliche Schönheit, die der Hauptgegenstand dieser unserer Betrachtungen ist. Welche verschiedenen Ursachen üben nicht dabei ihren Einfluss auf unser Urtheil aus! Sind wir günstig für eine Frau eingenommen, so finden wir sie schön und unsere Einbildungskraft, die stets mit unserer Eigenliebe sich verbindet, lässt uns tausend Vollkommenheiten an dem Gegenstande unserer Zärtlichkeit entdecken; weil wir ihn schätzen, so verlangen wir, Jeder solle unserer Meinung sein, und derjenige Mann, der die grösste Fähigkeit besitzt, die Dinge mit heiterer und ruhiger Seele zu untersuchen, wird in Verlegenheit sein, wenn er entscheiden soll, ob die Schönheit die Ursache einer zärtlichen Neigung oder ob die zärtliche Neigung die Ursache ist, dass wir etwas schön nennen.

Einen ausserordentlichen und bleibenden Einfluss auf die Ideen, welche wir von der Schönheit hegen, übt der Nationalgeschmack aus. Wir sind gewohnt, das für schön zu halten, was wir, so lange wir existiren, bewundern sahen. Dieser Einfluss hat eine solche Macht, dass weder diejenigen Künstler, welche um ihrer tiefen und fortgesetzten Forschungen über ihren Beruf und ihrer gründlichen Studien der verschieden Stylarten willen sich am Meisten auszeichneten, doch niemals sich von den nationalen Vorurtheilen losreissen, noch aufhören konnten, in ihren Werken dem Character des Geschmackes ihrer Landsleute Folge zu leisten. Es liessen sich viele Beispiele dafür aufstellen, ich will mich hier jedoch auf ein einziges beschränken. Man sehe Rubens Gemälde. Alle Frauen, die er malte, haben eine riesenhafte Taille und sind sehr stark. Man wird vielleicht sagen, er habe nicht die Schönheit, sondern nur die Natur, wie er sie sah, darstellen wollen. Nun denn, so betrachte man sein Bild der drei Göttinnen, welche sich vor Paris um den Apfel, den Preis der vollkommensten Schönheit, streiten. Gewiss, Rubens konnte hier keinen anderen Zweck haben, als den, die Schönheit selbst darzustellen; beschauen wir aber das Gemälde so finden wir, dass Minerva, Venus und Juno drei plumpe und fleischige Flamänderinnen sind.

Die ersten Eindrücke, welche wir empfingen tragen sehr viel dazu bei, unser Urtheil über die Schönheit zu bestimmen. Gewisse Formen gefallen uns unser ganzes Leben lang, weil sie die ersten waren, die uns gefielen seit unserer Kindheit und zuerst Gefühle in uns erweckten. Wir lieben sie nicht wegen einer durchdachten Perception ihrer Schönheit, sondern weil sie in uns die lebhaftesten Empfindungen rege machten, die wir je erfahren, jene Empfindungen, die für uns den ganzen Zauber der Neuheit hatten, einen Zauber, dessen ganze Kraft man nur dann erkennt, wenn es nicht mehr in unserer Macht liegt, ihn zu erproben. Diese Ursache übt oft eine solche Wirkung auf uns, dass sie uns sogar Mängel reizend erscheinen lässt und uns einen seltsamen und übertreibenden Geschmack giebt. Descartes behielt sein ganzes Leben hindurch eine vorherrschende Neigung zu schielenden Frauen, und das kam daher, weil die erste, die seine Liebe zu gewinnen wusste, diesen Fehler hatte.

Es ist also offenbar unmöglich, zu sagen, worin die Schönheit besteht, und diejenigen, die am Genauesten das Wesen derselben zu ergründen suchten, gestehen das ein.

Es liessen sich viele Autoritäten dafür citiren; es genüge jedoch, auf Winkelmann zu verweisen, der ausdrücklich dasselbe behauptet.

III.

Die Ansicht der Griechen von der Schönheit. Die Schönheit eines Gegenstandes ist der Ausdruck derjenigen Eigenschaften, welche seiner Natur als ihr eigenthümlich passen. Ursachen der Verschiedenheit des Geschmackes unter den Nationen und den Individuen.

Die Alten hatten sehr grosse und erhabene Gedanken von der Schönheit; sie betrachteten dieselbe nicht als eine mechanische Verbindung von nur materiellen Vollkommenheiten. Sie bemerkten, dass alle Gegenstände der Natur die ihnen angemessene Gestalt haben, dass diese Gestalt bei jeder Gattung ziemlich bleibend ist, und dass diejenigen Individuen, welche sich mehr oder minder von ihr entfernen, dem Auge mehr oder minder angenehm seien; sie fanden, dass dieselbe Form, welche an einem Gegenstande missfiel, an einem anderen wohlgefiel, und daraus schlossen sie, dass, da die Natur eines jeden Gegenstandes eine andere sei, auch die Schönheit desselben eine andere seyn müsse und was, z. B., die Schönheit bei einem Hunde hervorbringe, Hässlichkeit bei einem Pferde hervorbringen müsse, so wie dass die Formen, welche bei einem Manne angenehm sind, be einem Weibe unangenehm sein würden. Diese Schlussfolgerung war sehr scharfsinnig und musste sie zur Wahrheit führen. Folgen wir ihnen!

Wenn die Schönheit verschieden ist in Folge der verschiedenen Beschaffenheit der Gegenstände, so ist sie weiter Nichts als der Ausdruck der Perceptionen des Gegenstandes. Man kann also eine Sache schön nennen, welche die Vollkommenheiten ihrer Natur besitzt.

Die Schönheit besteht ferner nicht in einer bestimmten Form, sondern in dem Verhältnisse dieser Formen zu den Functionen, für die sie bestimmt sind; sie besteht nicht in dieser oder jener Farbe im Besonderen, sondern in der Farbe, die aus der vollkommenen Disposition der Organe entspringt. Daher gefällt uns das Rosenroth, weil es in Europa das Zeichen der Jugend, der Gesundheit und der Kraft ist; an einem Neger aber würde es uns missfallen.

Die Schönheit ist ferner nichts Anderes als die sichtbare Vortrefflichkeit der Gegenstände. Sie ist die geschriebene Güte.

Dies war die Ansicht der Griechen, der würdigen Bewunderer der Natur; in ihrer Sprache bezeichnete dasselbe Wort schön und gut. Zeno sagte, die Schönheit sei die Blüthe der Tugend; diese Benennung gab ihr neuen Glanz. Plato verkündet dieselbe Lehre. Die Schönheit — sagt er — ist der Glanz der Güte. Es giebt keine Schönheit weder für die Seele noch für die Augen als die der wirklich guten und nützlichen Gegenstände.

Denselben Gedanken sprechen die griechischen Philosophen unzählige Mal aus. Nichts ist schön, was nicht gut ist, und es giebt nichts Gutes, das nicht nützlich wäre. — Alles, was uns schön scheint, ist gut, wenn wir es recht betrachten. — Die Kenntniss des Schönen würde nutzlos sein für uns, wäre sie nicht auch die Kenntniss des Guten u. s. w.

Die Schönheit wird also der Ausdruck aller physischen und moralischen Eigenschaften sein, welche der Natur des Gegenstandes geziemen, an dem sie sich zeigen.

Wenden wir nun dieses Princip auf das Menschengeschlecht an und wir werden sehen, dass die unterscheidenden Merkmale der Schönheit am Manne wie am Weibe gerade der Ausdruck der Eigenschaften sind, welche zu dem Zwecke führen, den die Natur sich vorgesetzt hat. Es ist nicht nöthig, hier von Neuem ein Bild zu entwerfen, das uns schon ein ausgezeichneter Schriftsteller gegeben hat. Meine Leser und Leserinnen erlauben mir gewiss, ihnen hier eine Stelle aus Marmontel zu übertragen, welche die bereits vorgebrachten Behauptungen vollends bestätigen wird.

„Welche Absicht hatte die Natur hinsichtlich des Menschengeschlechtes? Sie wollte, dass der Mann geeignet sei, zu arbeiten und zu kämpfen, um seine schüchterne Gefährtin und seine schwachen Kinder zu ernähren und zu beschützen. Alles was in der Gestalt und den Handlungen des Mannes die Gewandtheit, die Behendigkeit, die Stärke und den Muth anzeigt: biegsame und nervichte Glieder, feste Sehnen, Formen, welche entweder einen starken Widerstand oder eine freie und rasche Thätigkeit andeuten; eine Natur, deren Eleganz und Umfang nichts Schwächliches, deren kräftige Festigkeit nichts Plumpes oder Gebrechliches an sich haben, eine gleichmässige Uebereinstimmung der Glieder mit einander, dass ihre mechanische Thätigkeit ganz gesichert wird; Gesichtszüge, aus denen der Stolz, die Sicherheit, die Verwegenheit und auf der anderen Seite auch die Güte, die Zärtlichkeit, das Gefühl sprechen; Augen, in welchen eine friedliche und starke Seele glänzt; ein Mund, der geneigt scheint, der Natur und der Liebe zuzulächeln: Alles dies, sage ich, bildet den Character der für einen Mann geeigneten Schönheit und sagen, dass derjenige, welcher diese Eigenschaften besitzt, schön sei, heisst sagen, dass die Natur wusste, was sie that, als sie den Mann bildete und dass sie that, was sie thun musste."

„Die Bestimmung des Weibes ist, dem Manne zu gefallen, seine Strenge zu mildern und ihn an sie und seine Kinder zu fesseln. Ich sage fesseln, weil die Treue eine Naturnothwendigkeit ist; zufällige und vorübergehende Verbindungen würden nie das Menschengeschlecht dauernd fortgesetzt haben; die Mutter, welche ihrem Sohne die mütterliche Brust darreicht, würde sich im natürlichen Zustande nicht damit beschäftigen können, weder sich selbst noch ihren gemeinschaftlichen Vertheidiger zu ernähren, und während der Sohn der Mutter bedarf, bedarf die Mutter des Gatten. Das Interesse, das im Menschen schwach und von kurzer Dauer ist, würde ihn gewiss nicht gefesselt haben; der wilde umherschweifende Mensch verlangte andere Bande als die des Blutes: die Liebe allein erfüllte die Absichten der Natur, und das Mittel gegen die Unbeständigkeit war der anziehende und mächtige Reiz der Schönheit."

„Wünscht man zu wissen, was der Character der weiblichen Schönheit sei, so braucht man nur über die Bestimmung des Weibes nachzudenken. Die Natur schuf dasselbe, um Gattin und Mutter zu sein, für die Ruhe und die Gesellschaft des Mannes, um sein Wesen zu mildern, um ihn theilnehmend und zärtlich zu machen. Alles muss am Weibe das Süsse einer liebenswürdigen Herrschaft verkündigen."

„Zwei mächtige Anziehungskräfte der Liebe sind die Begierde und die Schaam; der Character der weiblichen Schönheit ist daher der des Gefühls und der Bescheidenheit."

„Der Mann wünscht seinem Siege Werth zu verleihen, er wünscht in seiner Gattin seine Geliebte und nicht seine Sklavin zu finden, und je mehr er an der, die ihm gehorcht, Adel der Gesinnung entdeckt, um desto mehr wird er sich des Ruhms, zu befehlen, erfreuen. Die Schönheit des Weibes mus daher von Bescheidenheit und Vorsicht begleitet sein."

„Eine anziehende Schwäche regt die volle Aufmerksamkeit des Mannes an, indem sie ihm zu erkennen giebt, dass sie seiner Unterstützung nothwendig bedarf; die Schönheit des Weibes muss daher schüchtern und, um ihr desto grösseren Nachdruck zu geben, dessen Seele ganz Gefühl sein; dies spiegelt sich wieder in seinen Blicken, athmet auf seinen Lippen und giebt allen seinen Zügen etwas Rührendes. Der Mann, der da wünscht, Alles der Neigung zu verdanken, wird in der Ehe sich ihrer Vorzüge erfreuen und in der nachgiebigen Schwäche nur die einwilligende Liebe sehen. Der

Argwohn der Erkünstelung würde jedoch Alles zerstören; der Ausdruck der Offenheit, der Unbefangenheit, der Unschuld, jene natürliche und angeborene Grazie, welche sich zeigt, indem sie sich verbirgt, jenes Geheimniss der Neigung, das sich durch ein zärtliches Lächeln verräth, durch den plötzlichen Blitz eines innigen Blickes, die tausend raschen Steigerungen im Auge und in den Gesichtszügen, das ist die Beredsamkeit der Schönheit.“

„Die grosse Gewalt, welche das Weib auf den Mann ausübt, entspringt aus dem geheimen Verständniss seines Wesens und dem Scharfsinn, mit welchem es ihn behandelt; jene freie Urtheilskraft, jene lebhafte Durchdringung muss sich in den Zügen eines schönen Weibes und besonders in jenem Blicke abspiegeln, der bis in das innerste Herz dringt, um Gleichgültigkeit oder Traurigkeit zu entdecken und dort Heiterkeit und Liebesgluth hervorzurufen.“

„Kurz, um das Herz zu fesseln, dessen Theilnahme es gewann, und es vor Unbeständigkeit zu bewahren, ist es nothwendig, es vor Uebersättigung zu schützen und unaufhörlich der Gewohnheit des Zusammenlebens die Reize der Neuheit zu verleihen. Immer dieselbe in den Augen des Mannes muss ihm die Gattin doch immer neu erscheinen. Dieses Wunder bewirkt bei dem Weibe jene bewegliche Lebendigkeit, die seiner Schönheit so viel Glanz und Frische verleiht. Gelehrig für alle Bewegungen der Phantasie, des Verstandes und des Gemüthes muss die Schönheit, gleich einem Spiegel, alle Gegenstände weit reizender, als sie in der Wirklichkeit sind, darstellen und zurückstrahlen.“

Alles dies, als richtig und erwiesen angenommen, führt zu dem Schlusssatze: die Schönheit ist der Ausdruck der physischen und moralischen Vollkommenheiten eines Gegenstandes. Es wird uns nun leicht werden, zu erklären, wesshalb die verschiedenen Nationen einen verschiedenen Begriff von der Schönheit haben.

Die Beschaffenheit der Menschen wechselt je nach der Beschaffenheit der Länder, die sie bewohnen: Kälte, Hitze, Feuchtigkeit, Trockenheit des Klima's, gebirgige Gegenden und sumpfige Thäler, Alles dies übt einen grösseren oder geringeren Einfluss auf unsere Organe aus und modificirt dieselben.

Die Resultate dieser Modification müssen sich nothwendig an äusseren Merkmalen zeigen, und man sieht daher leicht ein, warum der Character einer Polin, welche sich aller Vollkommenheiten erfreut, sich von dem einer Italienerin, die doch auch sehr schön ist, unterscheidet. Heisst das nicht mit anderen Worten: die Schönheit der Ersteren müsse von der Schönheit der Letzteren verschieden sein? Aus demselben Princip musste entspringen, dass kein Volk sich einen anderen Begriff von der Schönheit machen konnte, als nur nach den Modellen, die sich ihm darboten, weil in diesen jeder Einzelne den Gegenstand findet, der ihm am Meisten zusagt, als denjenigen, den die Natur für ihn geschaffen hat. Das ist es gerade, was wir überall erfahren; sobald man die Formen und die Farbe kennt, welche bei den Individuen einer Nation vorherrschen, wird man auch den Geschmack derselben kennen.

Man frage eine Kröte, was Schönheit ist — sagte ein Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts — und sie würde antworten, wenn sie reden könnte: das Weibchen ihrer Gattung; sie würde demzufolge dessen zwei runde, grosse und hervorstehende Augen, dessen breiten und glatten Schwanz, den gelben Bauch und den dunkeln Rücken bewundern und preisen.

Ich weiss nicht, ob der Verfasser recht seine Frage studirt hat, aber das weiss ich und kann es versichern: die Antwort der Kröte ist die vernünftigste, die man geben kann. Es lässt sich also der Schluss ziehen, dass die Schönheit erwiesenermassen nicht positiv, sondern relativ und der Ausdruck der für den Gegenstand geeigneten Vollkommenheiten ist, wodurch sich die Verschiedenheit der individuellen Ansichten über dieselbe erklären lässt. Muss es nicht in der Wirklichkeit eben so viele Arten der Schönheit geben, als die Männer verschiedene Eigenschaften an den Frauen suchen?

Wir finden häufig, dass, wenn zwei Männer in ihren Ansichten hinsichtlich der weiblichen Schönheit von einander abweichen, sie dies auch in ihren moralischen Ansichten thun. — Man wird mir jedoch den Einwurf machen, dass eine schöne Frau immer der ganzen Welt als solche erscheine. Das liesse sich noch bestreiten, aber angenommen, es wäre wahr, was würde sich daraus ergeben? Dass wir von Kindheit an die in dem Lande, in welchem wir leben, vorherrschenden Ideen angenommen haben, dass diese Ideen sich mit den Jahren festsetzten und sich durch die Gewohnheit zu sehen, das, was man gute Modelle nennt zu prüfen und vielleicht durch Studium und Praxis in den schönen Künsten vervollkommneten. Man sehe nur, wie wir nach vorgefassten Meinungen, nach Autoritäten, nie aber nach unserem natürlichen und besonderen Geschmacke urtheilen. Die ganze Welt feiert eine anerkannte Schönheit; gut, aber wie viele Menschen giebt es nicht, die anderer Meinung sind und deren Antwort, wenn sie die Wahrheit sagen, folgendermassen beschaffen sein wird. „Ja, ich weiss wohl, dass diese Dame den schönen antiken Statuen sehr ähnlich sieht; sie ist sehr schön, ohne Zweifel, aber Alles wohl erwogen, gefällt sie mir doch nicht: es ist eine Schönheit, die ich nicht liebe.“

IV.

Vortheile der Schönheit. Ihre Herrschaft in Griechenland. Belohnungen, die ihr bewilligt wurden. Die Schönheit ist die Begleiterin der Gesundheit und der Tugend.

Was schön ist, ist von Natur gut; das haben wir schon im vorigen Capitel nachgewiesen. Zu allen Zeiten übte die Schönheit eine grosse, unwiderstehliche Herrschaft auf die Menschen aus, die man jenem beredten Ausdruck unsichtbarer Vollkommenheiten zuschreiben muss.

Die Schönheit und die Anmuth, sagt Aristoteles, werden mehr begünstigt, als die besten Empfehlungen. Die Schönheit, wie gering auch immer, hat oft grössere Macht, als der grösste Reichthum.

Nirgends feierte die Schönheit solche Triumphe wie in Griechenland, nirgends ward ihr so aussergewöhnliche Ehre erzeigt. nirgends endlich flösste sie solche Begeisterung ein. Welche Sorgfalt, welchen Eifer wandten aber auch nicht die Bewohner jenes schönen Landes an, um eine so kostbare Eigenschaft zu erhalten und zu vermehren. Sie sorgten für die Schönheit der Kinder, noch ehe dieselben geboren waren, und bei ihnen entstand das System, das Menschengeschlecht zu vervollkommnen. Ihr Streben ging so weit, dass sie sogar den Mitteln nachforschten, blaue Augen in braune zu verwandeln.

Jedes schöne Weib wurde wie eine Göttin bei ihnen gefeiert. Die durch ihre Talente, ihre Tugenden oder ihren Rang am Meisten ausgezeichneten Männer, die berühmtesten Krieger, die weisesten Philosophen, sogar die Könige selbst sahen sich der Macht der Schönheit unterworfen. Lais empfing die Huldigungen der grössten Feldherren ihrer Zeit; Rhodope erhob sich zur Würde der Gemahlin Psammetich's, Königs von Aegypten. Lamia gab dem Demetrius ein prachtvolles Fest, für das sie Beiträge von der Stadt Athen forderte. Aspasia riss den Sokrates fort, entflammte den Alcibiades und ward zuletzt die Gattin des Perikles.

Phryne, vor die Richter gefordert, war im Begriff, ihren Process zu verlieren, trotz der Beredsamkeit ihres Anwaltes; da steht sie auf, nähert sich den Richtern, entblösste ein Wenig ihre Schönheit, die sie sonst verhüllte, und der Einfluss dieser Reize schon übte eine stärkere Gewalt zu Gunsten des Urtheils aus als die Talente ihres Redners.

Solcher Art war die Herrschaft der Schönheit, dass sie sogar aussergewöhnliche Ehre erlangte. In vielen Städten wurden öffentliche Feste bereitet, an welchen die Schönheit sich um den Preis stritt. In Tenedos, jener Insel, von der die Sage geht, dass Paris nach dem Raube der Helena dort gelandet sei, gab es Richter, um über die Schönheit der Frauen zu entscheiden; diese ertheilten den Schönsten Preise. Dieselbe Sitte herrschte auf Lesbos und im Peloponnes. Es gab Städte, in welchen auch die Männer sich um den Preis der Schönheit stritten. Fragt man nun, welche Idee die Griechen leitete, indem sie dem schönsten Manne einen Preis zuerkannten, so wird man darauf antworten müssen: Sie belohnten die äussere Schönheit, weil sie eine edle und grosse Seele verkündigt; sie zeichneten den Mann aus, dessen körperliche Erscheinung andeutete, er besitze alle Tugenden seines Geschlechtes, alle schönen moralischen und physischen Eigenschaften desselben, den Mann, von dem man sagen konnte, dass er stark und tugendhaft sei und als Starker sein Vaterland schützen, als Tugendhafter es lieben werde. So war der Mann beschaffen, dem die Griechen einen Preis zuerkannten; nicht einem hübschen Schwächling aber geschah Solches; denn der Preis, den der Schönste erhielt, bestand in Waffen, die er selbst im Tempel der Pallas aufhängte: der Preis der Schönheit war der Weisheit gewidmet.

Emeric-David schildert uns in seinem vortrefflichen Werke über die Bildhauerkunst*) den Geist der Griechen in dieser Hinsicht mit folgenden Worten: „Um das Aeussere eines Mannes zu bewundern, suchten die Griechen an demselben die Kennzeichen einer vollkommenen physischen Constitution, der Gesundheit, der Kraft, der Gewandtheit und der Behendigkeit auf; sie forschten auch nach den Kennzeichen der Weisheit und der Klugheit, weil ohne diese die körperliche Kraft eines Mannes Nichts zu seinem eigenen Glücke beitragen würde, so wie nach den Kennzeichen der Güte, da, wenn diese fehlte, seine Stärke dem Glück und dem Frieden seiner Mitmenschen nachtheilig wäre; kurz, sie wünschten den Ausdruck des Wohlbefindens, der physischen Kraft und der friedlichen und menschenfreundlichen Gesinnung an ihm zu finden, welcher macht, dass man einen Mann als einen angenehmen Gegenstand betrachtet und zwar als einen so angenehmen, dass man nicht müde wird, ihn anzuschauen. Der allein galt für schön, an dem man die Kennzeichen einer tugendhaften Seele und eines kraftvollen Körpers entdeckte; der allein war schön, bei dem die Vollkommenheit der Seele mit der des Leibes übereinstimmte.“

---

*) Recherches sur l'art statuaire, considéré chez les anciens et les modernes etc. Paris 1800. — Eine von dem Institut gekrönte Preisschrift. Anmerk. d. Uebers

Nehmen wir also mit den Alten an, dass die Schönheit nicht eine bloss materielle Eigenschaft, die allein von gewisser äusserer Bildung abhängt, sondern dass sie der Ausdruck der Güte, der Tugend und der Gesundheit ist. — Wem wäre es unbekannt, welche Veränderungen ein einziger Tag der Krankheit auf dem schönsten Antlitz hervorzubringen vermag? Die Schönheit verschwindet, sobald die Organe ihre Functionen schlecht verrichten; die schönste Frau hört auf schön zu sein, wenn sie krank ist, und erscheint sie uns vielleicht interessanter als Genesende, als wenn sie in vollem Wohlsein sich befindet, so ist das nur eine Wirkung jenes unbeschreiblichen Ausdruckes des Vergnügens und des Glückes, welchen die Natur jedem Wesen verleiht, das aus einem schmerzlichen Zustande in einen besseren überschreitet und wieder die Herrschaft über alle seine Fähigkeiten gewinnt.

Der Zusammenhang zwischen der Gesundheit und der Schönheit ist so innig, dass man sagen kann, die Schönheit sei der sicherste Bürge für eine gute Gesundheit. Einige Aerzte haben bemerkt, dass die Gesundheit schöner Personen weniger Veränderungen ausgesetzt ist, und dass ihre Natur, wenn Krankheit sie angreift, sich zahlreicher Hülfsmittel und einer vollständigen und glücklichen Krisis zu erfreuen pflegt.

Das Laster zerstört vielleicht noch mehr als die Krankheiten die Schönheit; wir werden auf diesen Gegenstand zurückkommen, wenn wir von dem Einflusse der Leidenschaften auf die Schönheit reden; wir werden sehen, dass unter gleichen Verhältnissen die schönste Frau auch die tugendhafteste sein muss, eben so wie eine schöne Frau auch die liebenswürdigste sein wird, wenn sie nicht eine schlechte Erziehung erhalten hat, von Umständen begleitet, die im Stande sind, das allerbeste Naturell und die glücklichsten Anlagen zu verderben.

Ich glaube nun hinreichend diejenige Ansicht entwickelt zu haben, welche allgemein als die richtigste und vernünftigste angenommen ist. Niemand wird leugnen wollen, dass die Schönheit das schätzbarste und werthvollste Geschenk der Natur sei, da sie die vollkommenste innere Constitution, die glücklichsten moralischen Anlagen, friedliche Leidenschaften, deren Thätigkeit die eigene Glückseligkeit und die der Nebenmenschen im Auge hat, so wie den Frieden der Seele und die bewundernswürdige Heiterkeit der Offenheit und der Unschuld verkündet.

Umsonst wird man den Einwurf machen, dass der wechselvolle Zustand der Gesellschaft oft diese so vortreffliche und erhabene Theorie Lügen straft, indem er zeigt, dass die schönsten Personen nicht immer die vollkommensten sind, und dass gar häufig in einem missgestalteten Körper eine schöne Seele wohnt. Das weiss ich sehr wohl, aber dieser Einwurf zerstört mein System nicht. Es ist eine wesentliche Eigenschaft des Meeres, ein vollkommenes Niveau zu bewahren und uns eine gleichmässige und glatte Oberfläche darzubieten, aber trotzdem bewegen Windstürme seine Wogen und heben sie bis zu den Wolken. Wir werden mit guten Anlagen geboren, aber tausend verschiedene Ursachen können dieselben ersticken oder auf Abwege führen. Ein schöner Mensch kann von Natur nicht lasterhaft sein, sondern ist vollkommen und verkündet alle Eigenschaften, welche seinem Wesen zukommen; aber es ist möglich, dass tausend fremde Ursachen, einem Nordwinde ähnlich, den wohlthätigen Keim, der sich eben entwickeln wollte, zerstören; solche Ursachen sind unter Anderem schlechte Beispiele, der unschuldigen und zarten Kindheit dargeboten, die dann um so mitleidswerther ist, wenn sie gerade in eine Periode fällt, in welcher Laster vorherrschen, von denen sich auch die Begabtesten nicht frei erhalten; ferner verschiedene gefahrvolle Ereignisse, fortwährende Sorgen, Mangel des Nothwendigsten, oder im Gegentheil ein schädlicher Ueberfluss, der zur Trägheit verleitet; heftige Widersprüche, Krankheiten, namentlich solche, welche besonders die Schönheit zerstören und die der nagende Wurm des Neides oder Kummers hervorbringt; der Luxus, der verrätherische Mörder der Tugend u. s. w. — Man befreie sich von diesen fremden Ursachen und jeder schöne Mensch wird immer vollkommen in seinen physischen und moralischen Verhältnissen sein. Die Natur schuf uns ebensowohl, um schön wie um gut zu sein, und wenn wir von einer sehr hässlichen Person sagen, sie ist ein Ungeheuer, wollen wir da nicht gerade durch diesen Ausdruck zu erkennen geben, dass die Hässlichkeit etwas durchaus Naturwidriges sei?

V.

Ueber den Luxus der Frauen.

Man sagt, das Ueberflüssige sei das Nothwendigste. Diese Behauptung ist ein Bonmot, das leider unsere Sitten gerechtfertigt haben. Der Luxus ward so allgemein, dass man nichts Paradoxes vorbringt, wenn man erklärt, das Ueberflüssige sei heutzutage in ganz Europa ein Gegenstand der höchsten Nothwendigkeit. Wie viele Menschen giebt es nicht, die sich wirklich das Nothwendige entziehen, um den Schein eines Bischen Ueberfluss zeigen zu können.

Der Luxus erzeugt bei jungen Mädchen neue Bedürfnisse und verbrecherische Begierden, welche naturwidrig sind. Um des Luxus willen vergisst ein Solches die Pflicht mit dem Manne, der es achtet und verliert die zärtliche Neigung desselben, die ihm sein künftiges Glück versprach. Bescheidener Putz wusste zum Herzen zu sprechen, aber der Luxus that mehr oder wird mehr thun, denn er wird seiner Tugend ein schmachvolles Stillschweigen auferlegen und das Gold der einzige Götze seiner Liebe werden. Der Luxus ist der erste Same der Corruption, vorzüglich in der mittleren und unteren Klasse, die die zahlreichsten der bürgerlichen Gesellschaft sind. Dergleichen Wahrheiten erscheinen hart in Zeiten der Verderbtheit, aber sie sind so gewiss, dass sie keinen Zweifel gestatten.

Man hat für und gegen den Luxus geschrieben. Ich will hier nicht die verschiedenen Gründe weder seiner Anhänger noch seiner Widersacher aufzählen. Mir gilt es gleich, welches System man annimmt. Es ist möglich, dass der Luxus wesentlich sei für das Gedeihen grosser Staaten; mich beunruhigt innerlich der Schmerz, dass das noch gar nicht genügend erwiesen ward. Ich will hier aber eine grosse Wahrheit aussprechen, eine Wahrheit, welche die Erfahrung aller Jahrhunderte und das Zeugniss aller Nationen bestätigt haben, die nämlich, dass der Luxus der Frauen direct die Bevölkerung, das Glück des Einzelnen, die nothwendige Harmonie der Familien, die allgemeinen Sitten und sogar die fundamentalen Constitutionen der Staaten zerstört und mit der Zeit totale Revolutionen hervorbringt. Aus dieser Wahrheit, welche sich leicht beweisen lässt, sollen wir den Schluss ziehen, dass man — angenommen auch, es sei gerathen, den allgemeinen Luxus zu begünstigen — den Luxus der Frauen durch strenge Gesetze unterdrücken müsse.

Mein Schluss wird streng erscheinen und es an Leserinnen nicht fehlen, die mir deswegen zürnen. Ja; er ist furchtbar und darum verlangt es die Gerechtigkeit, dass die Richtigkeit des Vordersatzes, aus dem wir ihn zogen, erwiesen werde. Untersuchen wir denselben!

Der Luxus widersetzt sich der wahren Bestimmung der Frauen. Die schweren Kosten, welche dazu erforderlich sind, eine ausgesuchte Toilette zu bestreiten, erschrecken vernünftige und vorsichtige Männer und bringen sie von dem Gedanken an das Heirathen ab; die Ehe bietet heutigen Tages bei vielen Frauen keine andere Perspective dar, als die einer schmachvollen Vergeudung des Vermögens. Der junge Mann nun, der sich ehelich verbinden will, sucht eine Gattin, deren Vermögen wenigstens einigermassen den künftigen Schaden aufwiegt. Das mittellose Mädchen, das den Luxus liebt, sucht auch, sich wenigstens mit einem wohlhabenden Manne zu verbinden. Das Geld ist also das einzige Verdienst; es vertritt die Stelle der wesentlichen Schönheit, der Liebenswürdigkeit, der Talente. Fahre wohl, Schönheit; fahre wohl, natürliche Grazie; fahret wohl, liebenswürdige Tugenden, Ihr seid nichts als ein Schatten! Fahret wohl, Ihr süssen bescheidenen Liebkosungen! Ihr werdet künftig nicht mehr die zärtlichen Herzen der Ehegatten verbinden.

Die elegante Dame, welche, von ihrem Glanz umgeben, diese Worte lies't, wird die Achseln zucken und über den altmodischen Verfasser spotten, der in unseren Zeiten noch von Liebe und Ehe redet. — „Was hat die Liebe damit zu thun, wenn man einen Mann nimmt? Wenn ich meinen Stand verändern soll, so will ich einen sehr reichen Mann haben, der stets alle meine Launen befriedigt? Wer kann denn leben ohne ein prächtig meublirtes Haus, ohne moderne Equipage, ohne reiche Bedienung, ohne bei jeder Gelegenheit andere Toilette zu machen, ohne die Nebenbuhlerinnen durch Glanz und Pracht zu demüthigen?“ Sagt, Ihr Männer, habt ihr nicht tausend Mal diese Sprache gehört? Denken nicht viele Frauen so? Wollte Gott, dem wäre nicht so! Dann würde nicht die innige eheliche Verbindung herabgewürdigt und von Tag zu Tag seltener; dann gäbe es nicht so viele bescheidene und tugendhafte Frauen, welche ausrufen, weil sie nicht reich sind: „Wer macht sich etwas aus einer Armen!“ Der Mann fürchtet diese Verbindung, dieses heilige Institut; er fürchtet, dass die Früchte bitter und was seine schönste Belohnung sein sollte, seine Strafe werden könne. — Kurz, der Luxus ist ohne allen Zweifel der Mörder der Nachkommenschaft.

Je seltener die Ehen werden, desto stärker vermehren sich bis in das Unendliche, wenigstens an volkreichen Orten, jene unnützen Frauen, die ihre Verderbtheit nicht einmal mit dem Schleier der Täuschung zu verhüllen wissen; Ungeheuer der Unfruchtbarkeit, die jedes Mal, wenn sie dem Laster opfern, einen Raub an der Menschheit begehen, ähnlich der faulen Drohne, die aus dem Kelch der Blume den kostbaren Saft schlürft, aus welchem die fleissige Biene würzigen Honig bereiten würde.

Wenn nun aber das Vermögen des Mannes nicht ausreicht für den verschwenderischen Luxus seiner geliebten Ehehälfte, wird er sich da nicht genöthigt sehen, ihr die Unordnung, die Intriguen, die Verderbtheit, die durch die unersättliche Habsucht und Eitelkeit gefährdete Ehre zu schildern? Wird er nicht sagen müssen, dass der Friede, die Eintracht und das Vertrauen schwinden und die Zwietracht mit allen sie begleitenden Uebeln sich in den Schooss seiner Familie einnistet? .... Nicht weiter .... werfen wir einen Schleier auf das leider nur zu treue grässliche Bild des Luxus einer Frau!

Das ist aber noch nicht Alles. Die Frauen sind gewandt und schlau, die Männer schwach, gerade um ihrer Fehler willen oft sie liebend. Die Eigenliebe der Männer bleibt oft, selbst wo die eheliche Zuneigung aufhört. Man will eine ausgezeichnete Frau besitzen, nicht weil man sie liebt, sondern weil sie sich auszeichnet. Wir leben in einer Zeit, wo die Frauen eine verderbliche Herrschaft auf uns ausüben und wo neben grosser Aufklärung die practische Sittlichkeit sehr zurückgesetzt wird. Für viele Männer ist es ein Ruhm, eine ausgezeichnete Frau zu haben, obwohl sie sie verabscheuen, so dass als letztes Resultat sie die äusseren Reize mit Huldigungen bezahlen, mögen diese nun wahr oder erheuchelt sein.

Was soll nun in einem Jahrhundert, wo die Frauen Verschwenderinnen sind, der Mann thun, der sich bei ihnen Geltung verschaffen möchte? Die Antwort ist eben so leicht als grausam: „Gold säen.“ So sieht der Mann selbst sich dem Durst nach Gold geopfert, weil er nur dadurch geliebt werden kann.

Daher denn auch jene Habsucht, die jedem anderen Verdienste so verderblich ist; daher das Ansehen und die Ehre, welche der Reichthum geniesst, daher die Unredlichkeit des Kaufmanns, der Betrug im Geschäftsleben, die erkaufte Parteilichkeit, die verkaufte Tugend, die von der öffentlichen Meinung sanctionirten Missbräuche, daher die gestörte bürgerliche Ordnung und die Verderbtheit ganzer Nationen, daher endlich unzählige Uebel, welche verschwinden würden, wenn man den Luxus der Frauen streng unterdrückte.

Man wird mir vielleicht bemerken, warum ich vorzugsweise den Luxus der Frauen tadle? Darauf erwidere ich, weil er bei ihnen raschere Fortschritte macht, als bei den Männern, ohne dass etwas sie zurückzuhalten vermag, wie das die Geschichte des Luxus der römischen Matronen beweis't; weil ferner bei den Frauen gar keine Rücksicht, sei sie welche sie wolle, sich dem reissenden Strome ihrer Wünsche entgegenzustemmen, im Stande ist; weil endlich die Frauen, einmal dem Genusse hingegeben, keine Grenzen kennen; extrem in Allem, werden sie in einem Augenblick das Vermögen von zehn Familien verzehren. Man denke an Cleopatra.

Warum? Weil die Frauen nie befriedigt werden und weil die Genüsse des Luxus, wie alle anderen, sie übersättigen, ohne sie wirklich satt zu machen.

Warum? Weil der Luxus, der sie treibt, ihnen ungemessenen Einfluss giebt, was immer verderblich ist.

Aber wie den Luxus unterdrücken? Durch Gesetze gegen den Aufwand, welche allein den höheren Klassen der Gesellschaft kostbare Stoffe gestatten? Nein, gewiss nicht; denn die grosse Zahl Gesetze, die man darüber erlassen, beweis't, wie unnütz dieselben sind. Nur den Grossen Gegenstände des Luxus erlauben, heisst den Werth derselben in den Augen der Menge erhöhen. Zeleucus zügelte den ungemessenen Luxus der Lokrierinnen, indem er den ausgezeichnetsten Personen den Gebrauch der überflüssigen Dinge verbot; keine Frau hohen Ranges durfte mehr als eine Sklavin haben, wenn sie nicht gelähmt war; er erlaubte weder goldenes Geschmeide noch Stickereien, als nur öffentlichen Dirnen, so wie kostbare Ringe nur Männern, welche wegen schlechter Sitten in üblem Rufe standen.... Diesen Gesetzen wurde gehorcht und sie wirkten, während die zahlreichen Gesetze, die seitdem bei allen Völkern über denselben Gegenstand gegeben wurden, nur dazu dienten, die Begierden und das Verlangen zu entflammen, jene glänzenden, überflüssigen Dinge zu besitzen, die man gerade verbannen wollte. — Ich könnte dieses Capitel noch viel weiter ausdehnen, aber ich wage es nicht.

VI.

Von der Mode.

Wer ist jene profane, unbeständige, unbequeme, wechselvolle, überladene Gottheit, die da erscheint, flieht, wiederkehrt, sich verbirgt und sich von Neuem zeigt zu allen Zeiten? Ihr Name ist die Mode; sie nennt sich des Proteus Tochter.

So haben die Dichter diesen Götzen geschildert, dem zu allen Zeiten knechtisch gehuldigt wurde und der sogar die Weisheit unter das Joch der Thorheit.

aus Furcht vor der Lächerlichkeit, mit zu beugen wusste. Dieses Idol findet keine Ungläubigen, sein profaner Dienst ist überall eingeführt, es verlangt die Huldigung aller Völker und alle Völker erweisen sie ihm.

Diese wunderbare Macht der Meinung, die jetzt verdammt, was sie vorher billigte, heute uns zwingt, dem Beifall zuzujauchzen, was sie morgen vernichtet, und wiederum heute uns Gefallen finden lässt an einer Form, die uns gestern lächerlich erschien, ist etwas sehr Seltsames.

Wir sind vielleicht ungerecht, indem wir leichtsinnig die Frauen unbeständig schelten und ihnen einen Geschmack zuschreiben, den wir Männer ihnen mitunter eingeflösst haben. Jene Unbeständigkeit, die an den Excess streift, in den Gegenständen ihres Putzes, muss am Ende mehr unserer Flatterhaftigkeit als der ihrigen zur Last gelegt werden. Allerdings fürchten die Frauen im Allgemeinen immer gleich zu erscheinen, weil sie an unserer Beständigkeit zweifeln, und wenn sie sich, so zu sagen, täglich neu gestalten, so geschieht es nur, um unserem Lobe neue Motive darzubieten; mit einem Worte, sie wünschen uns gerade durch unsere Unbeständigkeit zu fesseln; diese Furcht herrscht vorzüglich an den Höfen vor, wo die Frauen wissen, dass es grosser Gewandtheit bedarf, um das Herz eines Höflings zu fesseln, und da die Residenzen die hohen Schulen der Mode sind, so ist dieselbe so unbeständig bei allen Völkern, denen sie sich wie ein Contagium mittheilt.

Ich wage nicht zu behaupten, dass dieses Motiv die einzige Ursache von der Wandelbarkeit der Mode sei; noch viele andere Ursachen vereinigen sich mitunter, welche minder schmeichelhaft für unser Geschlecht sind. Bewahren wir jedoch, falls es möglich ist, die glückliche, sie sei meistentheils die einzige wirkliche in unserem Geschmacke vorhandene.

Was mich betrifft, so werde ich immer der Ueberzeugung leben, dass die Frauen weniger leichtsinnig sein werden, wenn die Männer weniger frivol sind. Der Zweck der Frauen ist zu gefallen und ihr feines, beobachtendes Talent weiss sehr wohl, was uns gefällt, ohne dass es erst darnach zu fragen braucht. Sie denken über die Mittel nach, welche sie anwenden und die unseren besonderen Neigungen angemessen sind. Täuschen sie sich, so geschieht es, wie wir zeigen werden, nicht immer in der Theorie, sondern in der Ausführung; sie ziehen falsche Schlussfolgerungen aus einem richtigen Princip.

Einige Schriftsteller sind als Lobredner der Mode aufgetreten, indem sie dieselbe von dem nationalökonomischen und politischen Standpuncte aus betrachteten; sie sahen in ihr einen wichtigen und productiven Handelszweig, eine wahre, allen Staaten, welche sie auszubeuten verstehen, nützliche Goldmine und eine Zunahme des dem allgemeinen Geldumsatze nothwendigen Luxus. Diese Herren haben sich getäuscht.

Man hat über den Luxus viel geredet und viel gefaselt, und könnte man Alles das zusammentragen, was seine Anhänger und seine Gegner geschrieben haben, so würde man sehen, dass die Gründe für denselben denen wider ihn nachstehen müssen. Wir haben jedoch schon von dem Luxus der Frauen geredet, und wollen und dürfen daher auch die Mode nicht von diesem Gesichtspuncte aus betrachten.

Wir werden in der Mode nichts untersuchen, als die tyrannische Gewalt, die sie auf uns ausübt und welche, wie bereits gesagt wurde, uns so verblendet, dass sie uns sogar Gegenstände reizend finden lässt, die wir bereits verwarfen und wiederum andere uns als lächerlich zeigt, die uns kurz vorher bezauberten; ohne Zweifel eine höchst sonderbare Verblendung, gegen die schon sehr oft zu Felde gezogen ward.

Die Franzosen sind unzweifelhaft das der Mode am Demüthigsten unterworfene Volk. Dies erinnert mich an ein Bild, das ich gesehen; ich bitte um Erlaubniss, die Idee hier mitzutheilen. Ein Maler stellte nämlich verschiedene Völker dar; jeder Repräsentant eines solchen war nach der Sitte seines Landes gekleidet; nur der Franzose stand nackt da und hatte ein Stück Tuch unter dem Arme. Unter seinem Bilde befanden sich jedoch die Worte: „Da dieser gewohnt ist, sich jeden Tag anders zu kleiden, so geben wir ihm ein Stück Tuch, damit er sich selbst anziehe, wie es ihm gefällt.“

Vielleicht entlehnte der Maler diesen Gedanken einem alten italienischen Buche, in welchem sich folgende Anecdote findet. Ein Narr streifte nackt durch die Strassen mit einem Stück Tuch auf der Schulter. Als man ihn fragte, warum er sich nicht bekleide, da er doch Zeug besitze, antwortete er: „Ach, ich hoffe, das Wesen der Mode wird aufhören, denn ich möchte mein Tuch nicht verlieren, indem ich mir ein Kleid daraus machte, welches mir binnen Kurzem Nichts mehr nutzen würde, da es aus der Mode wäre.“

Diese Vorliebe für die Veränderung ist in ganz Europa sehr alt; dies bezeugen bereits viele Schriftsteller vor dem Zeitalter Ludwig's XIV. Was würden aber jene Autoren sagen, wenn sie jetzt wiederkehrten und sähen, wie sehr dieser Geschmack an fortwährenden Neuerungen zugenommen hat, wie die Europäer einzig mit der Sorge beschäftigt sind, zu wechseln und ohne irgend ein anderes Motiv als eben die Lust am Wechsel. Sie kleiden sich Heute ganz anders als Gestern, nicht um sich besser zu befinden, sondern nur um das Vergnügen zu haben anders zu sein; sie legen ein geschmackvolles Kleid ab, nicht um ein noch gesschmackvolleres, nein, um eins anzuziehen, das noch Niemand gesehen hat.

Die Mode hat ihre Herrschaft indessen noch auf eine viel ausschweifendere Weise ausgebreitet. Sie begnügt sich nicht damit, den Grazien Gesetze vorzuschreiben, über die Form unserer Kleider zu entscheiden, die Farbe des Stoffes oder die Zahl der Falten an einem Gewande zu bestimmen; nein, sie wusste ihrer unsichtbaren Gewalt auch die Künste, die Wissenschaften, die Sprache, ja sogar die Krankheiten und deren Heilart zu unterwerfen. Es spräche eben nicht für den guten Ton eines Herrn oder einer Dame, eine Medicin einzunehmen, die ausser der Mode ist; das hiesse sich wie ein Bauer curiren, und wenn man diesen Fehler begeht, so kann man sich wohl über die Heilung freuen, man muss sich aber hüten, davon zu reden.

Kommen wir jedoch zu unserer Aufgabe, zu der eigentlichen Mode, dieser stolzen Nebenbuhlerin der

Natur, welche allein auf Kosten der Grazie und der Schönheit zu herrschen pflegt.

Die Frauen, zu allen Zeiten eifersüchtig bestrebt, die Herrschaft, welche sie auf unser Geschlecht ausüben, zu erhalten und gelegentlich zu vergrössern glaubten keine mächtigeren Waffen zu haben, als die der Schönheit. Um nun ihren Reizen mehr Macht zu verleihen, riefen sie die Kunst herbei, damit sie sich mit der Natur verbinde. Daraus entsprang jener uralte, allgemein verbreitete Geschmack am Putz, den man ebensowohl bei dem nackten Wilden wie bei der in Seide und Gold gekleideten Europäerin findet. Die Moguleserin, deren Körper ganz mit Bildern von Blumen und Thieren bedeckt ist, welche sie sich selbst in die Haut grub, bildet sich eben so viel auf ihren Schmuck ein, wie eine Dame der Residenz auf ihr prachtvoll gesticktes Kleid.

Erreichen aber die Frauen, die den guten Geschmack der Toilette in unaufhörlichen Neuerungen suchen und sich dem schmählichen Joche der Mode unterwerfen, ihren vorgesetzten Zweck? Ich wage zu behaupten, dass sie ihn nicht erreichen.

Der Schmuck ist für die Schönheit, was die Harmonie für die Musik ist; er soll ihr Kraft und Glanz verleihen, aber nie sie verdunkeln oder verlarven. Es geht damit wie mit dem Luxus der Musikbegleitung, der, weit entfernt, dem Gesange Werth zu verleihen, ihn erstickt.

Der Putz muss, gleich der Musikbegleitung, mit der Person übereinstimmen, welche er verschönern soll; er muss verschieden sein, je nach der Gestalt, den Gesichtszügen, dem Ganzen der Physiognomie, der Farbe der Haut und der Haare; er muss modificirt werden durch das Alter, den Stand und den Character. Es wäre eben so unsinnig, wenn sich alle Frauen auf dieselbe Weise putzten, als wenn man alle Arien und Lieder mit derselben Musikbegleitung singen wollte.

Geschmackvolle Frauen wissen sehr wohl, dass der Putz der Person angemessen sein muss, und werden sich hüten, Neues anzunehmen, das ihrer Schönheit Abbruch thut und ihre natürlichen Gaben nicht erhöht oder die natürlichen Fehler nicht verbirgt. Diese Frauen fragen nicht die Mode um Rath, sondern ihre eigene Figur; sie ahmen nicht nach, sie erfinden. Die glücklichen Erzeugnisse ihrer Phantasie müssen anmuthig erscheinen, denn der gute Geschmack und nicht die Laune leitet ihre Einbildungskraft. Die weniger discreten Frauen nehmen den neuen Putz an, ohne zu untersuchen, ob er allen Gestalten oder allen Gesichtern gut lässt, und darin eben liegt der Missbrauch der Mode.

Was ist aber die Mode in dem Sinne, den wir hier derselben geben? Ist es jene Art von Putz, der mitunter einigen Frauen gut steht und den Alle anzunehmen wünschen? Ist es z. B. eine Frisur, welche diejenige sehr verhässlicht, so dieselbe annahm, weil sie sie mit Beifall auf dem Kopfe einer Andern sah, oder ein Kleid, das Euphemiens körperliche Mängel enthüllt, das aber Euphemie trägt, weil es an dem jugendlichen Leibe Eleonorens wie angegossen sass? Wie viele Contraste entdeckt nicht ein scharfer Blick zwischen den Gesichtszügen und dem Putz der Frauen, welche Sklavinnen der Mode sind! Anderswo wiederum sieht man Arme, welche die Klugheit unter der schützenden Hülle langer Handschuhe oder Aermel verbergen sollte, die aber, um der Mode zu gehorchen, entblösst eine Magerkeit und eine Farbe von schlechter Bedeutung zur Schau tragen.

Es liessen sich tausend Beispiele des schlechten Geschmackes vieler Frauen und ihrer Weise, sich zu entstellen, indem sie blind der Mode folgen, anführen. Aber wozu? Sie selbst bemerken besser alle Fehler, welche die übrigen Frauen ihrem Spotte darbieten, und ich habe vorkommenden Falles stets nur eine Unterhaltung von einer Viertelstunde gebraucht mit einer Einzigen, um mich von dem schlechten Geschmacke im Putze der Anderen vollständig zu unterrichten. Ich wiederhole es, die Mode ist die Tyrannin des guten Geschmackes und der Mörder der wirklichen und eigentlichen Schönheit.

Es sollte mich nicht wundern, wenn viele junge Damen bei dieser Stelle ausriefen: „Schlecht von der Mode sprechen? Von diesem angenehmen Gegenstande, der ausser dem Vergnügen, ihm zu folgen, noch das grössere Vergnügen gewährt, von ihm zu reden?

Alle werden mit mir darin übereinstimmen, dass die Mode zu häufig wechselt, und dass man, um diesen unersättlichen Durst nach beständiger Unbeständigkeit zu befriedigen, unaufhörlich erfinden muss, und sich genöthigt sieht, wenn man die anmuthigen und eleganten Formen erschöpfte, zu den unregelmässigsten, seltsamsten und ungewöhnlichsten seine Zuflucht zu nehmen. — Hat denn der gute Geschmack alle diese Formen und Erfindungen gebilligt? Gewiss nicht ... Die Damen werden mir aber antworten: die neueste Mode ist anmuthig und köstlich, die vor zehn Jahren herrschende war abscheulich. Das ist klar. Die abscheuliche Mode war vor zehn Jahren Mode und damals angenehm, was werden sie nun von der heutigen Mode nach zehn Jahren sagen?

Wie ist es Schade, dass die Feenmärchen Märchen sind. Gäbe es so wunderbare Wesen, die solche Dinge durch die blosse Kraft ihres Zauberstabes zu bewirken vermöchten, so hätten wir ein weit leichteres Mittel, diese Materie recht zu verstehen. Nehmen wir einmal an, es sei wirklich so.

Ernestine ist schön, sie setzt sich an ihre Toilette und putzt sich so elegant und so neu, dass sie ihre Nebenbuhlerinnen muthlos macht. Sie steht auf; eine feindselige Fee schwingt ihren Stab und Ernestine, die auf einen Ball gehen wollte, schläft ein. Wie lange wird ihr Schlaf dauern? Zehn Jahre; das ist ja eine Kleinigkeit für eine Fee.

Ernestine hat zehn Jahre geschlafen; sie wacht auf, dehnt sich ein Bischen, öffnet die Augen, merkt, dass sie geschlafen hat, verlässt ihre Wohnung und begiebt sich auf den Ball. Welcher Schrecken! In demselben Augenblicke, wo sie in den Saal tritt, erhebt sich auf allen Seiten ein Gelächter ohne Ende; Aller Blicke sind auf sie gerichtet; Alle zeigen mit dem Finger nach ihr. Erstaunt setzt sie sich, ohne die Ursache eines so seltsamen Empfanges zu begreifen. Madame, sagt ihre Nachbarin auf dem Stuhle, schämen Sie sich nicht, sich dem Publicum in einem so hässlichen Anzuge zu präsentiren? — Wie, Madame, — erwiedert Ernestine — es ist ja ein Anzug nach der neuesten Mode; Sie selbst sind aber höchst seltsam und wunderlich gekleidet. —

Befinden wir uns denn auf einem Maskenballe? bemerkt Amalie mit spöttischem Lächeln — die Dame ist wohl nicht richtig im Kopfe? — Ursula nimmt nun das Wort und entgegnet: Madame Ernestine, Sie sind die Einzige, die sich für einen Maskenball angezogen hat, aber Sie sind wahrlich noch zu jung, um sich so wie eine Alte zu kleiden. Man sollte glauben, meine Grossmutter hätte Ihnen ihre Kleider und auch die Art, sie zu tragen, geborgt .... Meine Leserinnen werden den Schluss dieses Märchens besser finden können, als ich.

Dergleichen würde sich bestimmt zutragen, wenn es möglich wäre, plötzlich zwei Damen zusammenzubringen, von denen Jede nach einer Mode gekleidet wäre, welche einige Jahre älter oder jünger ist, als die, der die Andere folgte. Daraus sehen wir, dass nur der Gebrauch der Mode Werth verleiht und dass man heute herausstreicht, was man morgen herabsetzen muss. Im Allgemeinen ist es nicht der gute Geschmack an einem Putze oder einer Form, welche ihnen Geltung giebt, sondern die Laune des Augenblickes. Man sieht mit Vergnügen eine hässliche Mode, so lange sie neu ist, und mit Verachtung eine hübsche und anmuthige, sobald sie vorbei ist. Die Mode ist also eine Tyrannin, die Tochter des Ueberflusses und der Neuerungssucht.

Es giebt ohne Zweifel geschmackvolle Moden, aber in allen Dingen herrscht ein Punct der Vollkommenheit vor, den man ohne Uebertreibung und Ausschweifung nicht überschreiten kann. Hat einmal etwas diese Vollkommenheit erreicht, so verträgt es keine Aenderung, ohne sie einzubüssen und das geschieht gerade täglich.

Alle Frauen müssen sich überzeugen, dass die Uebertreibungen den guten Geschmack tödten und dass die Einfachheit dagegen immer gerechte Ansprüche behält, die Schönheit zu schmücken.

Die Capricen der Mode, statt den Einfluss zu steigern, den die Frauen auf unser Geschlecht ausüben wollen, dienen nur dazu, sie in unseren Augen hässlich und lächerlich zu machen.

Die Zeit, in welcher die griechischen Frauen eine so glänzende Rolle spielten und die Huldigungen der vornehmsten und ausgezeichnetsten Männer empfingen, war gerade diejenige, in welcher die Einfachheit ihrer Kleidung mit der Vollkommenheit ihrer Reize übereinstimmte. Damals beluden sie nicht das Haupt mit einem Luxus unnöthigen Schmuckes. Ihr langes schwarzes Haar fiel in wallenden Locken auf ihre Schultern, oder eine einfache goldene Nadel hielt die schönen Flechten fest. In den Städten gingen sie immer mit entblösstem Haupte; mussten sie sich den Sonnenstrahlen zu sehr aussetzen, so trugen sie einen Hut, der die Haut schützte, ohne den Geschmack zu beleidigen.

Ich darf dieses Capitel nicht schliessen, ohne zu bemerken, dass viele Moden einen niederen, dunkeln, verhassten und grausamen Ursprung haben. Alle Siege geben Veranlassung zu einer Mode, und oft geschah es, dass man Gegenstände als Schmuck trug, welche an trübe und unglückliche Ereignisse erinnerten. So z. B. brannte einmal das Opernhaus in Paris ab und viele Menschen kamen dabei um das Leben; wenige Tage nachher sah man als die neueste Mode die Farbe feu de l'opéra erscheinen. Die so gefühlvollen und mitleidigen Damen — wie abscheulich — schmückten sich mit der Erinnerung an verbrannte Menschen. Das feu de l'opéra war eine beliebte Farbe!

Wenden wir uns von einem so widerlichen Gegenstande ab; selten bietet uns die Mode einen solchen Grad der Grausamkeit dar, aber gemein und niedrig war sie oft: sie suchte ihren Ursprung im Koth, um glänzende Ausschweifungen, welche die öffentliche Meinung beherrschten und verführten, daraus zu bilden. Das zarte Himmelblau, das schöne Rosenroth, das sanfte Grün der Wiesen wurden zu gemeinen Farben; man überliess sie den gemeinen Leuten und boue de Paris, Caca du Roi de Rome erhob man dafür zu Modefarben. Kurz es giebt Nichts, auf das sich nicht die Herrschaft der Mode erstrecken wird, sobald die Wuth nach Neuem und die Sucht nach Veränderung sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, den Anstand und den guten Geschmack, die Einzigen, welche eine verständige Frau zu Rathe ziehen soll, mit Füssen zu treten.

VII.

Von den ausgeschnittenen Kleidern der Damen.

Wenn die Verschämtheit dem schönen Geschlechte eigenthümlich ist, warum gefallen sich denn so viele Frauen darin, zu weit ausgeschnittene Kleider zu tragen? Zu allen Zeiten hat man gegen diesen Misbrauch geeifert, ein Beweis, dass er von jeher vorhanden war. Es ist eine Mode, die mitunter verschwand, aber immer wieder mit grösserer Unverschämtheit auftauchte.

Man könnte die Sittengeschichte eines Volkes aus der Geschichte seiner Trachten entwickeln. Stets wird man sehen, dass die Epoche der grössten Verderbtheit diejenige war, in welcher der Geschmack an ausgeschnittenen Kleidern am Stärksten vorherrschte.

Bei den Römern trugen einst die Frauen einen so durchsichtigen Stoff, dass es so gut war, als trügen sie gar Nichts. Dieser Stoff ward aus einer äusserst feinen Seide bereitet, welche sie vor dem Weben mit Purpur färbten. Die Muscheln, die diese kostbare Farbe lieferten, kamen von der Insel Kos. Daher nannten die Alten dieses Zeug das Gewand von Kos, und es verdient bemerkt zu werden, dass, nach Plinius Bericht, eine Frau die Erfinderin desselben war. Seneca, von diesem Gegenstande sprechend, sagt: „Man sehe diese Gewänder, wenn man sie so nennen darf. Was bemerkt Ihr an ihnen, das den Körper anständig bedeckte? Wird das Weib, das sich darin kleidet, zu schwören wagen, es gehe nicht nackt einher?“

Es scheint, dass damals wie jetzt, die Frauen, deren unansehnliche Gestalt der klugen Hülfe eines Schleiers bedurfte, der Mode ihre Eigenliebe zum Opfer brachten, indem sie grossmüthig eine Tracht annahmen, welche öffentlich die Fortschritte des Alters und die Kränkungen der Zeit enthüllte. Horaz machte sich über Licea lustig, weil sie, gleich den Jungfrauen, ein durchsichtiges koisches Gewand trug.

Diese schimpfliche Mode war von langer Dauer; anfangs von den Courtisanen angenommen, ward sie später auch, man weiss nicht warum, von vornehmen Frauen getragen, welche Jene nachahmten; sie bestand noch zu den Zeiten des heiligen Hieronymus, der gegen diese Unsitte eiferte; auch beschränkte sie sich nicht auf Rom; sie ward eben von den Römern weiter getragen und es ist bekannt, dass die Frauen zu Jerusalem sie gleichfalls einführten.

Es ist nicht erforscht, wie weit man zurückgehen muss, um bis zu ihrem Ursprunge zu gelangen. Muster derselben finden sich in den entferntesten Jahrhunderten. In Montfaucon's bekanntem Werke findet man die Figur einer Aegyptierin, welche mit einer so feinen Tunica bekleidet ist, dass man alle Umrisse ihres Körpers deutlich sehen kann; merkwürdig genug schliesst sie so genau an, als hätte eine moderne französische Putzmacherin sie gemacht.

Vor vierhundert Jahren trugen die Frauen gerade wie jetzt die Schultern und einen Theil der Brust entblösst. Historische Monumente zeigen uns, dass die Königin Isabelle von Baiern, Gemahlin Karl's VI, so gekleidet ging.

Während der Regierung Heinrich's II und Karl's IX von Frankreich ward diese unanständige Tracht allgemein; es scheint, dass sie auch unter Heinrich III vorherrschte.

Zur Zeit Ludwig's XIV erschien sie wieder und verschwand gegen das Ende seiner Regierung, um während der ersten Jahre nach Ludwig's XV Thronbesteigung wiederzukehren.

Am Allgemeinsten zeigte sich diese unanständige Mode aber seit der französischen Revolution.

Man nahm die wegen ihrer Schönheit und ihres Geschmackes so berühmten Griechinnen des Alterthums zum Vorbilde, wich aber gerade hierin von ihnen ab. Die Extreme berühren sich immer; von der früheren fast nonnenähnlichen Tracht ging man zu dieser freiesten über.

Ein übermässig strenger Anzug verhüllt die Schönheit, aber ein übermässig freier prostituirt sie. Ein römischer Dichter hat gesagt: Diana misfällt mir gekleidet und Cythere nackt; die Eine hat keine Grazie und die Andere ist unverschämt.

Wollten unsere Europäerinnen die alten Griechinnen nachahmen, so mussten sie auch deren Sitten und deren Decenz annehmen. Die Griechinnen lebten sehr zurückgezogen in unzugänglichen Gemächern; ihre Tracht schmückte ihre Reize, ohne sie zu enthüllen. Das Beispiel der spartanischen Jungfrauen fand nirgends sonst in Griechenland Anklang und die Gebräuche und Trachten, welche uns die Künstler überliefert haben, waren die der Courtisanen, welche dem Anstande Trotz boten; auch lässt sich annehmen, dass die Phantasie des Künstlers die Wirklichkeit überschritt. Beurtheilen wir nicht noch heute die Tracht unserer Frauen nach den launenhaften Bildern, welche unsere Künstler davon entwerfen? Wird also die Nachwelt sie richtig beurtheilen können, wenn sie weiter nichts hat als diese?

Die Kleidung der Griechinnen war nicht allein sehr streng, sie durften auch nur selten vor den Männern erscheinen, und Plutarch erzählt uns, dass Elpinice geschmäht wurde, weil sie dem Polignot gesessen, obgleich dieser Künstler nur ihre Gestalt dargestellt hatte und ihr Antlitz verhüllt blieb. Die

Bewohner der Insel Kos weigerten sich, in ihrer Hauptstadt die Bildsäule der Venus aufzustellen, weil sie nackt war.

Zu allen Zeiten hat man mit grossem Recht, aber mit geringem Erfolg, gegen diesen schlechten Geschmack geeifert.

In Europa, wo, wie wir bereits bemerkten, sich alle Moden erneuern und wieder zeigen, hat man das Möglichste gethan, um die Frauen von dieser unsinnigen und unschicklichen Mode abzubringen, indem man ihnen bewies, dass sie ihre kostbarsten Vortheile derselben opferten; die Aerzte zeigten nach, wie schädlich sie für die Gesundheit sei: tausend Beispiele bewiesen die Richtigkeit dieser Behauptung, Tausende von Opfern. Dennoch bieten die Frauen allen diesen Gefahren Trotz. Dem Tode entgegentreten um des Ruhmes willen, ist Heldenmuth, und dem Tode entgegentreten um der Laune willen, der Muth der Weiber unserer Tage.

Es ist aber noch Eins zu bedenken, an dem ihnen viel liegen muss. — Sollen die Frauen ihre Schönheit und die Zartheit und Frische der Haut sich erhalten, so müssen sie bedeckt gehen. Weiter unten werde ich nachweisen, dass die stets der Berührung der Luft ausgesetzte Haut schlaff und dunkel wird und jene ihr eigenthümliche Zartheit verliert, welche ihr bloss die Kleider und die weisse Leinwand bewahren können. Es wird die Zeit kommen, wo die Männer der bescheidenen Frau, die Brust und Arme verhüllt, den Vorzug geben. — Worauf kann denn eine Frau Anspruch machen, die sich vor Aller Augen enthüllt? Die Strafe wird nicht ausbleiben, die beleidigte Natur rächt sich; die

Luft trocknet ihre Formen aus und raubt ihr die Frische, das Licht verdirbt ihr den Glanz und die Weisse des Teints und macht ihre Haut rauh: die Blüthe ihrer Reize wird welk. Ein Weib bringt seine Schönheit zum Opfer, wenn es in der eitlen Hoffnung, noch schöner zu erscheinen. öffentlich den Blicken Preis giebt, was Tugend und Schaam zu verhüllen gebieten.

Und wozu hat es ein solches Opfer gebracht? Was ist sein Zweck? Gefallen. nur gefallen; das ist aber nicht das Mittel dazu; sein guter Ruf und seine natürliche Schönheit leiden darunter und es verliert mehr, als es gewinnt.

Wahrlich, jede Frau. die, um zu gefallen, kein anderes Mittel anwendet, als die Sinnlichkeit zu reizen, wird sich eben so wenig dauernde Aufmerksamkeit gewinnen, als der Eindruck, den sie macht, nachhaltig sein kann.

Die Frauen klagen über den Mangel an Rücksicht, mit welchem die Männer sie behandeln; wie können sie aber hoffen, dass man sie geziemend achte? Indem sie uns Nichts zu wünschen übrig lassen, dürfen sie auch nicht glauben, uns Achtung und Zuneigung einzuflössen.

Mögen sie daher jene schmachvolle Mode den Verlorenen ihres Geschlechtes überlassen, die, da sie wissen, das Herz nicht rühren zu können, zu dem letzten, schimpflichsten Mittel ihre Zuflucht nehmen, die Sinnlichkeit zu reizen; die die wahre Schönheit durch Kunst zu ersetzen streben und alle ihre Reize auf ein Mal verschwenden, weil sie doch nur auf Augenblicke zu verlocken im Stande sind, kurz jenen Geschöpfen, deren Anblick die Einbildungskraft tödtet.

VIII.

Ueberblick der Geschichte der Moden.

Es ist hauptsächlich die Geschichte der Moden in Frankreich, von der ich hier eine kurze Uebersicht geben will, da diese fast durchgängig ganz Europa beherrschten. Da dieses Buch vor Allem dem schönen Geschlechte bestimmt ist, so will ich auch nur von seiner Tracht, wie sie die Zeiten gestalteten, hier reden. Ich kann nur sehr wenig von dem mittheilen, was sich über einen so reichen Stoff sagen liesse, aber es wird genügen, für meine schon wiederholt aufgestellte Behauptung den Beweis zu liefern, dass nämlich die Herrschaft der Mode immer die Sklavin der tollsten Launen und dass die lächerlichsten Moden stets diejenigen waren, welche am Längsten währten oder am Raschesten wiederkamen.

Man weiss sehr wenig über die Geschichte der Kleidertracht in der früheren Zeit; wenige Schriften handeln davon und wenige Monumente haben uns ihre Formen aufbewahrt. Auch sind, unserer bereits ausgesprochenen Ansicht zufolge, die Denkmale nicht immer als eine genügende Autorität zu betrachten, denn, wenn sich die alten Künstler solche Freiheiten herausnahmen, wie es die unsrigen thun, so liessen sie höchst wahrscheinlich die Einbildungskraft bei ihren Werken vorwalten, und wir können nur, indem wir die hinterlassenen Monumente mit den historichen Berichten und den Aufwandsgesetzen jener Zeiten vergleichen, hier einigermassen die Wahrheit ermitteln.

Die Tracht des zwölften Jahrhunderts scheint sich auf eine einfache von einem Gürtel festgehaltene Tunica beschränkt zu haben; ein Mantel war nur den verheiratheten Frauen gestattet; ausserdem trug man noch einen Schleier; diesen Anzug zeigen uns wenigstens die Denkmäler jener Tage. Am Gürtel, von demselben herabhängend, war eine Geldtasche befestigt, ähnlich dem Ridicule der Französinnen neuerer Zeit. Im dreizehnten Jahrhundert herrschten so lange Röcke vor, dass die vornehmen Frauen nicht einherschreiten konnten, ohne dieselben vorn etwas aufzunehmen. Gehen wir jedoch zum vierzehnten Jahrhundert über, gegen dessen Schluss die Moden anfingen sehr veränderlich zu werden.

In diesem Jahrhundert glich die Tracht der Wittwen dem Anzug der Nonnen oder, richtiger, die Frauen, welche ihren Lebensberuf in klösterlicher Abgeschiedenheit suchten, kleideten sich wie Wittwen, denn das war von nun an die bleibende Ordenstracht.

Einige Denkmäler geben uns eine Idee von den Moden jener Epoche. Auf einem Miniaturbilde einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Paris, welches die Salbung Karl's von Frankreich darstellt, sieht man die Frauen mit einer Frisur, wie sie unter Ludwig XIV einmal Mode war als Coiffure de Ninon de Lenclos; doch herrschte dieselbe zu jener Zeit nicht allein vor; man trug auch grosse

Mützen in Gestalt eines Herzens, die den Kopf so einschlossen, dass das Kinn die untere Spitze bildete.

Bald nachher, zur Zeit Isabeau's von Baiern, wurden die oberen Theile dieses Herzens allmählig so erweitert und erhielten zuletzt die Gestalt von so grossen Hörnern, dass die Frauen nicht durch eine gewöhnliche Thür gehen konnten. Diese Mode erregte den Zorn der Geistlichkeit, welche von den Kanzeln herab dagegen eiferte. Damals trugen die Damen auch so missgestaltete Schleier, dass diese auf der Erde schleppten, so wie kleine Hüte, die vorn mit Stückchen Horn und vielen Fischbeinstäben gefüttert waren, um ihnen Haltung zu geben. Man kann sich leicht denken, wie ein zartes Köpfchen sich in einem solchen Schmucke mit Hörnern ausnehmen musste. Die Damen jener Tage hatten jedoch ihr grosses Wohlgefallen daran.

Man glaube indessen nicht, dass die Mehrzahl diesen Kopfputz trug; es lässt sich annehmen, dass damals, wie jetzt, die lächerlichsten Moden nur von Solchen eingeführt wurden, die sich am Meisten auszeichnen wollten und im Verhältniss zu ihrem Range und ihrer Würde entstellten. Haben uns daher die Monumente jener Tage nur so lächerliche Trachten überliefert, so geschah es, weil die Maler und Bildhauer gewöhnlich nur die Portraits und Statuen vornehmer Personen verfertigten. Diese Behauptung lässt sich durch viele alte Denkmäler beweisen.

Um dieselbe Zeit vervielfältigten sich die Hauben in Gestalt eines Zuckerhutes, an die ein Schleier befestigt wurde, der mehr oder weniger herabhing, je nach dem Range der Dame, die ihn trug. Diese Mode war im vierzehnten Jahrhundert auch in England sehr beliebt; das Miniaturbild einer Handschrift, welches den Einzug der Königin Isabelle von England, Schwester Karl's des Schönen, in Paris darstellt, zeigt uns diese Fürstin mit einem spitzen, ausserordentlich hohen, von Kanten überladenen Kopfputz, dessen äussere Enden in der Luft hin und her schwankten.

Im funfzehnten Jahrhundert kamen die Hals- und Armbänder wieder auf. Agnes Sorel, die Geliebte Karl's VII, führte die Ohrgehänge ein, die zwar schon früher bekannt, doch nicht gewöhnlich waren. Der Geschmack an Juwelen artete bis zum Wahnsinn aus, und während man hier den grössten Luxus trieb, kannte man die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten des Lebens noch nicht, denn in dem strengen Winter 1437 liessen sich die Damen, da sie keine andere Weise, an den Hof zu kommen, wussten, in Tonnen stecken und durch die Strassen von Paris ziehen.

Die Zuckerhutfrisuren herrschten damals noch vor. Diese Mode scheint nicht lächerlich und, wenn sie nicht übertrieben wurde, auch nicht ohne Geschmack und Anmuth gewesen zu sein; mitunter war es eine Art von breitem Toupet, durch einen Turban von mittlerer Höhe gekrönt, oben abgestumpft, ohne in eine Spitze auszulaufen. Montfaucon giebt in seinen Monumens de la Monarchie française die Abbildung dieses sehr artigen Kopfputzes, der seitdem oft nachgeahmt wurde. Auch die übrige Tracht auf diesem Bilde verdient als geschmackvoll unser Lob. Es ist ein Kleid, das vollkommen an den Körper passt: eine Schärpe bedeckt die Brust und fällt dann über den Rücken bis zum Arm hinab, um den sie sich schlingt und der sie hält. Wer ohne Vorurtheil dieses Bild betrachtet und es mit den Moden des vorigen Jahrhunderts vergleicht, muss gestehen, dass die des fünfzehnten den Vorzug verdienen.

Die Höhe des spitzen Kopfputzes wurde allmählig bis zum Aeussersten getrieben. Es war das nicht das einzige Mal, wo die Uebertreibung eine ursprünglich anmuthige und geschmackvolle Tracht verdarb. Bald nachher musste man die Thürflügel vergrossern, damit die so geschmückten Damen hindurchkonnten, ohne sich zu bücken, wie man sie im vorigen Jahrhundert der Breite der Hörner wegen hatte erweitern müssen; so dass die Baumeister sich genöthigt sahen, die Regeln der Kunst dem Umfange des weiblichen Kopfputzes zu unterwerfen.

Die Höhe verschwand, kehrte aber zu verschiedenen Zeiten und immer lächerlicher wieder; so gewiss ist es, dass die ausschweifendsten Moden stets diejenigen sind, die den Vorzug erhalten.

Gegen den Schluss des fünfzehnten Jahrhunderts verkürzten die Damen ihre ungeheuern Schleppen und die Schleier, welche den Boden fegten und trugen sehr kurze Kleider, die sie mit einem ausserordentlich breiten Besatz schmückten.

Müde des hohen und spitzen Kopfputzes, gingen sie, wie das immer geschieht, von einem Extrem zum anderen über und trugen flache Hauben; die Frisur wurde zuletzt so abgeplattet, dass sie wie Kühe aussahen, denen man die Hörner abgesägt hat.

Um dieselbe Zeit oder doch gleich nachher gaben sie alle diese Absonderlichkeiten auf, deren Sklavinnen sie gewesen, ordneten sich geschmackvoll das Haar und kleideten sich in weissen Rasch.

So zeigte sich in Frankreich die Königin, Gemahlin Karl's VII, an ihrem Hochzeitstage, und als ihr Gatte starb, legte sie einen schwarzen Schleier an, den sie nun beständig trug. Die Hofdamen nahmen, um ihr zu schmeicheln oder weil sie wirklich gut stand, ebenfalls diese Tracht, ursprünglich das Zeichen der Trauer, sämmtlich an; die dunkle Farbe ward jedoch bald durch hellrothe oder purpurne Streifen geschmückt. Diese Mode überliess man jedoch zuletzt den Bäuerinnen, welche nun gelehrig in Nachahmung des Hofes, ihre Schleiertücher mit Perlen und goldenen Behängen aufputzten. Die Damen des Hofes nahmen jetzt zu besonderen Auszeichnungen ihre Zuflucht. Die Herzoginnen trugen eine Krone mit Kleeblättern und einer Feder und die Gräfinnen eine solche mit Perlen und einer Feder geschmückt.

Um diese Zeit war es, wo Frankreich begann, sich zur Herrin des Scepters der Mode zu machen, den es seitdem nicht wieder aufgab, sondern im Gegentheil ganz Europa dazu brachte, seinem Geschmacke zu gehorchen, indem es den Damenputz an die fremden Höfe versendet. Anna von Bretagne, Gemahlin Ludwig's XII, (1498) liebte die Pracht und umgab sich mit Damen, welche sich eben so reich als geschmackvoll kleideten.

Zur Zeit Franz I (1515) erreichte aber die Galanterie und die Kostbarkeit der Kleidung ihren höchsten Grad. Die Frauen begannen das Haar in die Höhe zu kämmen Die Königin Margaretha von Navarra liess sich das Haar an den Schläfen kräuseln und aus der Stirn hinaufstreichen; zu dieser Frisur fügte sie mitunter ein Mützchen von Rasch oder Sammet, mit Perlen und Edelsteinen besetzt und mit Federn geschmückt. Diese Toque war geschmackvoll, doch sah man noch dann und wann die hohen Frisuren, die mit ihr um den Vorrang stritten. Während derselben Regierung kam die lächerlichste Mode auf, die vielleicht existirt hat: die Entstellung der Taille der Damen. Ich meine nämlich die Wülste oder Reifröcke, welche seitdem Gestalt und Namen änderten, aber bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein reichen und auch im neunzehnten Anstalt zu machen scheinen, wiederzukehren.

Der Reifrock (franz. Vertugadin von Vertugardien, englisch hoop-petticoat, spanisch guardainfante) war eine Art von Unterrock, mit Reifen besetzt, die nach unten zu weiter wurden, so dass die Gestalt einer Dame vom Gürtel bis zu den Füssen einer Glocke glich.

Der Luxus stieg mit jeder neuen Mode trotz dem strengen Tadel der Geistlichen und den Verboten, welche die Gold- und Silberstoffe untersagten. Zur Zeit Heinrich's II kannte er schon keine Grenzen, obwohl dieser König die Edicte seiner Vorgänger erneuerte und erweiterte und vorzüglich den Luxus der Frauen zu unterdrücken suchte. Was vermochten aber alle Regierungsmassregeln gegen den vulkanischen Geist der Frauen. Gerade unter Heinrich II gab Catharina von Medicis das Beispiel des glänzendsten Luxus. Eine merkwürdige Veränderung machte sich sowohl in der Tracht, wie in den Sitten bemerklich und die Italiener führten damals zuerst in Frankreich die Schminke ein.

In jener Epoche war das Hütchen mehr als je und sehr lange Mode, denn es war eine Auszeichnung. Ein Sammethütchen zu tragen gestatteten die Aufwandsgesetze nur den Damen des Hofes. Die übrigen Frauen belohnten sich für diese grausame Zurücksetzung und trugen dasselbe von Tuch, obwohl Sammet ihnen vornehmer schien. Deshalb bewarb sich auch die Boursier, Leibhebamme der Maria von Medicis, lange Zeit um die Ehre, ein Sammethütchen tragen zu dürfen, bis ihr endlich ein ausdrücklicher Befehl des Königs diese Gnade bewilligte.

Die Männer trugen ebenfalls kleine, niedrige, mit einer Feder geschmückte Hüte; sonderbarer aber ist, dass auch die Damen dieselben als Kopfschmuck annahmen. Das Portrait der Marguerite, der dritten und jüngsten Tochter Franz I, von Corneille, einem Maler jener Tage, stellt sie mit einem Hute dar, ganz so, wie ihn der König, ihr Bruder, trug.

Es scheint, als ob die Fächer damals auch schon sehr an der Tagesordnung waren, denn die vornehmsten Damen liessen sich mit dem Fächer in der Hand malen.

Gleichzeitig zeigte sich eine sehr wunderliche Mode bei den Männern, nämlich die Bäuche. Sie fanden, dass ein tüchtiger Bauch seinem Besitzer ein gewisses majestätisches Ansehen gebe, das unendlich zu seinem Verdienste beitrüge. Die vom Schicksal Mishandelten nun, welche sich nicht auf inneren Wegen diese Dicke, die so grosse Bedeutung gab, schaffen konnten, halfen diesem Mangel durch äussere Vorkehrungen ab und machten sich falsche Bäuche; die Kunst des Schneiders musste also ersetzen, was ein geschickter Koch nicht hervorzubringen vermochte. Die Frauen bildeten sich ein, dieser Geschmack sei so übel nicht und schafften sich eine umfangreiche Taille an, ausserdem bedeckten sie sich das Gesicht mit einer schwarzen Maske, die loup hiess. Diese Mode herrschte noch unter Heinrich III.

Die Regierungen Karl's IX und Heinrich's III bieten nur wenige Aenderungen in diesen Gebräuchen dar. Wir finden allein, dass die Reifröcke so an Umfang zunahmen, um Karl IX zu zwingen, ihnen durch einen eigenen Artikel in der Ordonnance de Blois vom Jahre 1560 Schranken zu setzen. Hier heisst es: „Wir verbieten allen Frauen, Reifröcke zu tragen von mehr als einer oder anderthalb Ellen im Durchmesser.“ Die Edicte der Könige hatten aber nicht mehr Kraft, als der Tadel der Prediger, und noch lange Jahre hindurch nahmen die Reifröcke fortwährend an Umfang zu.

Je mehr wir uns nun unseren Tagen nähern, desto reicher wird das Material hinsichtlich der Damenmoden; um jedoch nicht zu ermüden, wollen wir viele Thatsachen mit Stillschweigen übergehen und uns darauf beschränken, einige Anecdoten und Characterzüge mitzutheilen, welche eine Idee von dem seltsamen Geschmack der Damen, selbst in Jahrhunderten, die den ehrenvollen Namen Jahrhunderte der Aufklärung verdienen, zu geben im Stande sind.

Heinrich IV sah die Nothwendigkeit ein, dem immer wachsenden Luxus Grenzen zu ziehen. Unter allen Gesetzen gegen den übermässigen Aufwand giebt es kein besseres als das Edict von 1601, in welchem Heinrich's Weisheit, nachdem er verboten, Gold und Silber in der Kleidung zu tragen, ausdrücklich sagt: „Wir nehmen natürlich die öffentlichen Dirnen und die Gauner aus, denn an diesen haben wir so wenig Interesse, dass wir ihnen nicht die Ehre erweisen, uns um ihr Betragen zu kümmern.“ Dies Edict war vielleicht das einzige, das in neueren Zeiten eine gute Wirkung hatte. Weder die öffentlichen Dirnen noch die Gauner wagten von einer Erlaubniss Gebrauch zu machen, die nur für sie vorhanden war, während sie bis dahin sich sehr wenig um die wiederholten Erlasse dieser Art gekümmert hatten.

Gehen wir zum siebenzehnten Jahrhundert über! Die Reifröcke und der hohe Kopfputz waren schon lange verschwunden, aber sie kehrten gegen das Ende dieses Säculums und noch viel lächerlicher als je wieder. Der letztere änderte jedoch den Namen und hiess Cocarde.

Man denke sich ein hohes Gebäude von Metalldraht, mitunter zwei Fuss hoch, in verschiedene Stockwerke abgetheilt. Um dieses Gerüste herum schlangen sich viele Stücke Mousselin, Bänder, Flechten und Haarlocken. Bewegte sich eine Dame nur ein Wenig, so zitterte das ganze Gebäude und drohte den Einsturz, was sehr unbequem war. Jedes Stück, das zu dem Bau dieses ungeheuern Kopfputzes verwendet wurde, hatte seinen besonderen Namen, eben so lächerlich wie die Sache selbst; z. B. die Herzogin, der Einsiedler, der Kohl, die Fledermaus, der Musketier, der Halbmond, das Firmament, der zehnte Himmel und was dergleichen verrückte Benennungen mehr waren. Diese Mode hörte jedoch plötzlich auf: der Kopfputz kam herunter und die Damen, welche glaubten dadurch an Länge verloren zu haben, führten nun die hohen Absätze ein.

Diese glückliche Aenderung dauerte jedoch nicht lange; die Damen begannen bald wieder elegante Gebäude auf ihren Köpfen zu errichten. Die Herrschaft der Mode ist indessen auch heftigen Revolutionen unterworfen; ein Augenblick reicht hin, um eine Frisur zu zerstören, und dieser Augenblick trat ein. Zwei Engländerinnen brachten eine Umwälzung in den Moden hervor, die Epoche in den Annalen derselben macht. Sobald diese Damen in Paris anlangten, begaben sie sich nach Versailles, im Juni 1714, um Ludwig XIV soupiren zu sehen. Sie trugen einen ausserordentlich niedrigen Kopfputz, damals eben so lächerlich, wie es jetzt ein zwei Fuss hoher sein würde. So wie sie eintraten, machten sie ein solches Aufsehen, dass eine grosse Unruhe entstand. Der König fragte nach der Ursache der ungewöhnlichen Bewegung; man antwortete ihm, zwei Damen, deren Kopfputz höchst seltsam sei, verursachten dieselbe. Sobald er sie erblickte, bemerkte der Monarch zu den Herzoginnen und den übrigen gegenwärtigen Damen, dass, wenn alle Frauen vernünftig wären, sie den lächerlichen Frisuren entsagen und die geschmackvolle der beiden Fremden annehmen würden. Der Wille eines Königs ist Gesetz für die Hofschranzen. Die Damen glaubten, es bleibe Ihnen Nichts übrig, als sich zu unterwerfen; das Opfer war ein schweres; den hohen Kopfputz verkürzen, war fast dasselbe, als die Damen jener Zeit selbst um einen Kopf kürzer machen; aber was half's, die Furcht, dem Könige zu missfallen, siegte und noch in derselben Nacht sanken die Gebäude von drei Etagen von den Köpfen der Hofdamen herab; es wurde nur ein Stockwerk beibehalten und dies um die Hälfte kleiner gemacht. So endete plötzlich die Herrschaft der hohen Frisuren, welche sich zu verschiedenen Perioden wieder geltend gemacht hatte, während eines Zeitraumes von drei Jahrhunderten, die aber seitdem doch wiederkamen, wie wir weiter unten sehen werden und zwar noch mit einem Zusatze.

Ich sehe mich in die Nothwendigkeit versetzt, zu beweisen, dass die Frauen, wenn sie eine lächerliche Sitte aufgeben, gleich eine noch seltsamere annehmen, aber der Historiker hat das Recht, die Wahrheit zu sagen.

Nachdem die hohen Frisuren wie durch Zauber in einer einzigen Nacht verschwunden waren, verlangte die weibliche Caprice neue Nahrung; die Reifröcke kehrten unter anderem Namen wieder, denn welche Dame hätte eine Mode aus Franz I Zeiten angenommen. Die Person, welche sie vorschlug, würde sich zur Zielscheibe des Spottes und Gelächters gemacht haben, wäre sie nicht so geistreich gewesen, sie Körbe (paniers) zu nennen. Alle Damen waren fast närrisch vor Vergnügen darüber. Die Umstände, welche den neuen Sieg dieser seltsamen Sitte begleiteten, sind höchst merkwürdig.

Den beiden erwähnten Engländerinnen verdankte man die Rückkehr der Reifröcke. Zwei Tage nach der Niederlage der Frisuren besuchten sie am Abend den Tuilerieengarten. Ihre durch Fischbeinreifen aufgeblähten Kleider zogen die Neugier der Pariser, des neugierigsten Volkes der Erde, an; eine um so verzeihlichere Neugier, als dieses Schauspiel neu war. Leute sammelten sich rings um die Damen, um sie zu betrachten, und der Zulauf ward immer grösser, so dass dieselben Gefahr liefen, zu ersticken und vielleicht erdrückt worden wären, hätte nicht zufällig eine steinerne Bank dagestanden, hinter die sie sich zurückzogen, so dass sie die Belagerung der allgemeinen Neugier leichter abhalten konnten. Ihre Lage war allerdings keine angenehme; sie wurden von vorn und von hinten bewacht, und man hätte sie vielleicht von der Seite angegriffen, wenn nicht ein Mousquetaire das Mittel gefunden, sie zu retten. Hinter der Bank befand sich nämlich ein Staket; er machte dort eine Bresche, zog die beiden Damen hindurch und brachte sie glücklich nach der Orangerie, wo er seine Wohnung hatte.

Mehr war nicht nöthig, um die Reifröcke wieder in das Dasein zu rufen; diese erschienen nicht gleich, denn die Damen fürchteten eine Blokade und wagten nicht sich öffentlich mit dieser Tracht zu zeigen. Man fing damit an davon zu reden, um etwas zu sagen; darauf erschienen die Schauspielerinnen auf der Bühne in solchem Anzuge; nun ward der Wunsch, ihn zu tragen, immer allgemeiner, aber die Furcht war noch zu gross. Die Modedamen, welche die Schauspielerinnen nicht gänzlich nachahmen wollten, begannen damit, heimliche Reifröcke zu tragen, die jedoch die Taille schon sehr entstellten. Mit der Heimlichkeit währte es natürlich nicht lange, denn man sah die Reifröcke zu deutlich. Endlich, im nächsten Frühling, legten die vornehmen Damen, unter dem Vorwande, sich, da sie sehr stark seien, einigermassen vor der Hitze zu schützen, in ihren Häusern wirkliche Reifröcke an und wagten sich damit einige Tage nachher in den Tuilerieengarten. Anfangs thaten sie es nur Abends und gebrauchten die Vorsicht, durch die Orangerie zu gehen, um den gewöhnlichen Eingang zu vermeiden, der immer von Livréebedienten besetzt war, deren Unverschämtheit man allgemein kannte. Bald nachher erschienen sie schon mit grösserem Muthe; Andere ahmten sie nach, und die Mode ward rasch so allgemein, dass alle Frauen sie annahmen. Wenige Jahre nachher schon wären die Frauen der Handwerker und selbst die Dienstmädchen ohne sehr weite Reifröcke nicht auf den Markt gegangen.

Diese Epoche war gewiss nicht für die Französinnen die Epoche des guten Geschmacks. Weisse und rothe Schminke, Puder, Alles wurde übertrieben; das Haar ward in die Höhe gekämmt, es gab nur lächerliche Frisuren, die Reifröcke herrschten. Was brauchte es mehr, um die schönste Frau zu entstellen! Im Jahre 1718 kam die geistreiche Lady Montague durch Paris, sie wunderte sich über den Anblick der Französinnen und entwarf ein eben nicht schmeichelhaftes Bild von ihnen. „Ich habe“ — sagt sie — „diejenigen gesehen, die unter den Französinnen für schön gelten. Ihr Benehmen und die Affectation, mit der sie sich das Gesicht bedecken, hat etwas Widerliches. Ihre kurzen und gekrausten Haare scheinen Wolle zu sein, und mit ihrem feuerfarbenen Gesichte sehen sie gar nicht wie Menschen aus, sondern wie eben abgehäutete Schafe.“

So war also die Mode und die Erscheinung der Damen in dem schönen Jahrhundert Ludwig's XIV und während der Regierung Ludwig's XV beschaffen. Der lächerliche Kopfputz erhielt zu derselben Zeit die wunderlichsten Benennungen; es gab Frisuren à la Schmetterling, à la tollen Hund, à la Castanie u. s. w.

In der letzteren Periode war es auch, wo die Frisuren toller als je sich gestalteten. Die Damen trugen so hohe Frisuren, dass sie in den Carrossen knieen mussten. Man sollte es kaum glauben, aber es ist nur zu wahr. Ein Spanier, der sich damals in Paris befand, erzählt Folgendes, das ihm selbst begegnet ist. Er war mit einigen Damen seiner Bekanntschaft in La Chapelle. Diese wollten nach Versailles zu einem Hofballe und hatten sich sehr elegant angezogen. Bewundernswürdig aber war die Weise, mit der sie sich im Wagen einrichteten. Die Höhe ihrer Federn erlaubte ihnen nicht, sich zu setzen; sie knieeten also einander gegenüber nieder und machten so die ganze Reise von La Chapelle nach Versailles. Viele dieser Frisuren stellten hohe Berge, grüne Wiesen, silberne Flüsse, Gebüsch, kurz einen englischen Park dar und ein ungeheurer Federbusch hielt das Ganze hinten fest.

Um diese Zeit erschien der berühmte Carlino in einer vor dem Hofe aufgeführten italienischen Komödie mit einem ausserordentlich grossen Busch von Pfauenfedern auf dem Kopf, so dass keine Thür hoch genug war, um ihn aufrecht durchzulassen. Dies gab dem gewandten Harlekin Gelegenheit zu tausend Possen. Man drang darauf, ihn deswegen zu bestrafen, aber der König selbst hatte ihm die Erlaubniss gegeben, es zu thun.

Die Thorheiten jener Tage findet man ausführlich in den damals zu Paris erschienenen Modenzeitungen; namentlich stösst man dort auf höchst seltsame Anzeigen. Ich will unter Anderem die folgenden anführen.

„Am 16. October 1778. Man bietet heute den Damen einen Hut (Kopfputz) à la Admiral an. Er ist bei Mademoiselle Fredin, Modistin in der rue de la Ferronnerie, zu haben. Auf diesem Hut sieht man ein Schiff ohne Segel, mit allem seinem Sparren- und Tauwerk, seinen Kanonen und Batterieen, eben so genau wie geschmackvoll ausgeführt.“

„Im Januar 1780. Bei Mademoiselle Saint-Quintin, rue de Cléry, findet man Kopfputz mit kriegerischen Trophäen; die Standarten und Pauken sind bewundernswürdig angebracht.

Wir schliessen hier unsern raschen Ueberblick. Die Moden des neunzehnten Jahrhunderts empfanden die Folgen der französischen Revolution. Das Natürliche trat an die Stelle des Künstlichen, aber man übertrieb das Erstere eben so, wie man das Letztere übertrieben hatte. Die Quellen und die Erinnerungen bieten sich zu leicht dar, als dass wir dabei zu verweilen nöthig hätten.

IX.

Die Haut und die Ursachen, welche dieselbe zerstören.

Da viele Frauen ihre Schönheit ihrer Haut verdanken, da sie selbst die Nothwendigkeit kennen, dieselbe zu erhalten und da diese Erhaltung einen unmittelbaren Einfluss auf die Gesundheit ausübt, so glaube ich, es wird meinen Leserinnen angenehm sein, wenn ich die Schönheitsmittel untersuche, deren Zweck ist, der Haut ihre Vollkommenheit zu bewahren und ihre Mängel aus dem Wege zu räumen.

Die Weisse mit einem leichten röthlichen Schimmer, die Feinheit und die Frische der Haut sind diejenigen Eigenschaften, die man derselben vorzüglich zu erhalten wünscht. Selten finden sich freilich alle Umstände vor, welche die Vollkommenheit derselben fordert, und besitzt man sie auch wirklich, so giebt es doch eine Menge sowohl äusserer wie innerer Ursachen, welche täglich dazu beitragen, sie zu zerstören.

Allerdings erleidet die Haut, wegen ihres Zusammenhanges mit der Mehrzahl der inneren Organe, verschiedene Veränderungen, welche von der Disposition dieser Organe abhängen. Gar oft erscheint sie welk, bleich, gelb, schwärzlich, matt, grünlich, bläulich u. s. w. je nach den verschiedenen Zuständen, in denen sich gewisse Theile des Körpers befinden.

Der Zustand der Haut hängt also theilweise vom Zustande der inneren Organe ab; daher kann man den Teint im nördlichen Klima von Europa und auch fast in allen Ländern der gemässigten Zone als den wirklichen und wahren Thermometer des Gesundheitszustandes betrachten. Ich sagte im nördlichen Klima von Europa, weil hier die Weisse der Haut die zartesten Steigerungen am Deutlichsten zeigt, und da die Hautfarbe ein sicheres Zeichen des Gesundheitszustandes ist, so hat man hier die Ansicht, dass eine frische und lebhafte Haut, rothe Lippen, lebendige und scharfe Augen als die Merkmale des vollkommenen Wohlbefindens angenommen werden können. Erscheint jedoch die Haut bleich, gelb oder bleifarbig und die Lippen farblos, so kann man sicher sein, dass die Verrichtungen der Organe nicht ordentlich vor sich gehen und dass die Gesundheit leide.

Die äusseren Ursachen verderben nicht minder die guten Eigenschaften der Haut und ihr Einfluss ist sehr energisch, so dass sie dieselbe endlich ganz und gar zerstören können, gleich den fortwährend langsam fallenden Tropfen, die endlich einen Stein aushöhlen.

Die äusseren Ursachen, welche ohne Unterbrechung dazu beitragen, die Haut zu verderben, sind die fortwährende Einwirkung der Kälte, der Hitze und des Lichtes; drei Ursachen, welche vereint den Anlass geben, das die Haut jene Weisse, Feinheit, Sanftheit und Lebendigkeit verliert, die man als ihre schönsten Eigenschaften preist. Jedermann weiss, welcher Unterschied vorherrscht zwischen den stets bedeckten und den stets dem Einflusse des Wetters und des Lichtes ausgesetzten Theilen dieses Organs.

Von diesem Princip ausgehend, bereitete man die ersten Schönheitsmittel, welche, wie wir weiter unten sehen werden, aus einer Art von Teig bestanden, der während der Nacht auf das Gesicht gelegt und am folgenden Morgen wieder abgenommen wurde. Man glaubte durch dieses Mittel den Einfluss äusserer Ursachen auf Theile, deren Zartheit man erhalten wollte, hindern zu können. Aus demselben Grunde bedeckten die Alten den Sklavinnen, die sie verkauften, das Gesicht mit einer Art Lehm. Aber dieser Gebrauch bot zu viele Unbequemlichkeiten dar, so dass man seine Zuflucht zu anderen Mitteln nahm.

Die wegen der bewunderuswürdigen Schönheit ihrer Haut so berühmten Venetianerinnen erfanden und gebrauchen noch jetzt einen aus dem feinsten Mehl und Eiweiss bereiteten Teig, aus dem sie eine Art von Maske kneten, die sie während der Nacht auf das Gesicht legen; sie erneuern so eine Sitte, welche das Alterthum uns überliefert hat.

Ein gelehrter Arzt, de Senac, war der Meinung, dass die Frauen ihr Antlitz immer jugendlich erhalten könnten, wenn sie die Frische der Jugend zu bewahren wüssten, welche die Weisse durch die Spannung der Haut und das Roth durch die Fülle in den Blutgefässen hervorbringt. Da nun unter allen künstlich aufgelegten Farben sich keine findet, die nur einigermassen das darstellt, was sie sein sollte, so suchte er nach einem Mittel, um wirklich hervorzubringen, was die Schminke nur nachahmt. Gerade dadurch, sagte er, dass man die Ausdünstung des Gesichtes verhindert, findet in den kleinen Gefässen eine Verstopfung von Blut und Lymphe Statt; und die Haut wird sich vollkommen erhalten mit dem wahren Weiss und Roth und ohne Runzeln; mehr kann man ja nicht wünschen. Die Oele, fuhr er fort, verhindern die Ausdünstung, und, indem man sich also das Gesicht damit reibt oder Droguen nur mit ihnen anwendet, wird man mehr erreichen, als mit allem Teig, der die Haut austrocknet und sie runzlicht macht.

Bis zu einem bestimmten Puncte ist das ganz richtig. Allerdings trägt Nichts mehr zur Erhaltung der Haut bei, als in ihr die Producte der unmerklichen Transspiration zurückzuhalten. Aber das Mittel, das er angiebt, ist nicht vollständig und passt auch nicht für alle Fälle; es giebt Frauen, deren Haut ausserordentlich dadurch leiden würde. Auch würden die eigentlichen Oele mitunter schädlich sein und nicht immer den gewünschten Erfolg hervorbringen. Allerdings hindert man durch ölichte Schönheitsmittel die äusseren Ursachen, die Schönheit und Feinheit der Haut zu zerstören; dies Mittel wird aber ganz wirkungslos, sobald innere Ursachen die natürliche Vollkommenheit derselben angreifen. Was nützen alle örtlichen Mittel, wenn die Fehler der Haut von einer Störung des Magens, einem Leberleiden, einem Brustübel oder irgend einer unterbrochenen Absonderung herrühren? Da helfen die äusseren Anwendungen gar nichts; man muss einen guten Arzt zu Rathe ziehen, und wenn alle Organe wieder regelmässig ihre natürlichen Functionen verrichten, so wird auch die Haut ihre frühere Schönheit und Frische wieder erhalten. Die vorzüglichste Sorgfalt muss daher auf die inneren Theile verwendet werden; will man seine Schönheit erhalten, so bekümmere man sich um seine Gesundheit.

Die Weisse ist eine schätzbare Eigenschaft der Haut, und der Geschmack der Alten stimmte in dieser Hinsicht ganz mit dem unsrigen überein. Sie legten ihr solchen Werth bei, dass sie dieselbe für das Hauptmerkmal der Schönheit hielten.

Ich sagte, dass viele Ursachen die Weisse der Haut verderben könnne und dass ganz besonders die Luft ein natürlicher Feind ihrer Reize ist; leider aber ist sie nicht der einzige Feind. Die übermässige Anstrengung, eben so wie das übermässige Vergnügen der Ruhe, zu langer Schlaf und zu lange Nachtwachen, heftige Leidenschaften, Sorgen, Unruhe, Neid und Hass, Alles dies ist der Schönheit der Haut höchst nachtheilig, indem es ihre Frische tödtet und ihre Farben ändert.

Ein vorsichtiges, geregeltes Leben dagegen, friedliche Beschäftigungen und Zerstreuungen, wohlthätige, edle, grossmüthige Empfindungen, Ausübung der Tugenden mit innerer Heiterkeit, die deren köstlichste Belohnung ist, das sind die Mittel, welche die Organe thätig, den freien Kreislauf der Säfte, den vollkommenen Zustand aller Verrichtungen erhalten, und daraus allein entspringen Gesundheit und Schönheit.

Die Lebensweise hat ferner einen ganz besonderen Einfluss auf die Färbung der Haut. Buffon behauptet, dass wohlhabende Leute die Feinheit und den guten Teint zum Theil der Nahrung verdanken, die sie geniessen. Man hat z. B. beobachtet, dass Gerstenbrod bleich macht, und dass Leute, welche viel gepökeltes und gedörrtes Fleisch essen, selten eine gute Haut haben. Die ärztlichen Schriften enthalten viele Erfahrungen, die diese Ansicht Buffon's bestätigen; sie hier anführen zu wollen, hiesse unser Buch unnöthig ausdehnen.

Das Wasser hat nicht minder Einfluss auf die Schönheit des Teints; man kann das Wasser einer Gegend leicht nach der Gesichtsfarbe ihrer Bewohner beurtheilen. Es ist daher auch in Hinsicht auf die Schönheit höchst wichtig, nur ganz reines und frisches Wasser zu gebrauchen.

Unter den inneren Ursachen, welche sichtlich auf den Zustand der Haut einwirken, übt namentlich die Leber den stärksten Einfluss aus. Sie steht in directer Verbindung mit der Haut. Die hypochondrischen Leiden geben dieser eine dunkle Farbe; von den Folgen eines Vipernbisses wird die Haut durch eine sanfte, ölichte Galle geheilt. Gallichte erkennt man immer an ihrem gelben Teint; Personen dieses Temperamentes leiden häufig an Hautübeln, mitunter auch an gallichten Fiebern, die in allgemeinen Ausschlag oder in hartnäckige Quartanfieber überzugehen pflegen.

Alle diese Thatsachen, denen wir noch viele hinzufügen könnten, beweisen unwiderleglich nicht allein, dass die acuten und chronischen Hautübel von Fehlern der Leber und der Galle herrühren, sondern auch, dass der Teint grösstentheils von der Thätigkeit dieser Organe abhängt.

Man sieht also daraus, wie vergeblich es ist, durch Schönheitsmittel gewisse Fehler der Haut und besonders ihre bleiche und fahle Farbe heilen zu wollen, und dass man in solchen Fällen durchaus zu inneren Mitteln seine Zuflucht nehmen muss.

Zweite Abtheilung.

Von den Mitteln, welche die Schönheit zu erhalten vermögen.

I.

Die Mittel für die Erhaltung der Haut.

Unter dem Namen kosmetische oder Schönheitsmittel begreift man alle äusseren Mittel, welche ersonnen wurden, um die Schönheit zu erhalten, oder sie zu ersetzen. Alle Mittel, welche angewandt wurden, um die Haut schöner und zarter zu machen, ihr Frische und Lebendigkeit zu geben und Farbe zu verleihen, die Runzeln zu verhindern oder auszuglätten, die Zähne weiss und rein zu erhalten, das Haar zu färben u. s. w., gehören zu der Klasse der Schönheitsmittel. Wir wollen jedoch in diesem Capitel nur von denen reden, welche in genauer Beziehung zu der Haut stehen; die anderen werden wir in den folgenden Capiteln behandeln, in denen wir von der Sorgfalt sprechen, welchen man jedem anderen Theile seines Körpers schuldig ist.

Einige Schriftsteller haben nachgewiesen, wie unnütz und selbst wie gefährlich viele Schönheitsmittel sind; Andere gingen aus diesem Grunde so weit, sie sämmtlich zu verdammen und mancher Arzt nahm diese Meinung an, verwarf sie ohne Ausnahme und behauptete, das Wasser allein könne sie ohne Ausnahme vortheilhaft ersetzen.

Ich werde immer den Damen rathen, dass sie sich so viel wie möglich aller Schönheitsmittel enthalten; die natürlichen täglichen Waschungen mit reinem Wasser und die vollkommenste Sauberkeit bewirken weit mehr als jene. Es ist ein Irrthum, ja mitunter sogar ein Vergehen, das, was die Natur versagte, erheucheln, oder sie mit Mitteln, welche sie nicht anwies und welche vor der Vernunft und der Bescheidenheit nur als Missbrauch erscheinen können, herauszuputzen zu wollen. Allein gegen einen in Europa allgemein eingeführten und in unseren Tagen vorherrschenden Gebrauch zu Felde ziehen zu wollen, wäre ganz vergeblich. Tausend Gründe, die ich hier nicht anführen will, haben die Anwendung der Schönheitsmittel gut geheissen, und da es unmöglich sein würde, sie zu verbannen, so bleibt uns nichts übrig, als sie zu untersuchen und nur diejenigen zu empfehlen, welche wenigstens der Gesundheit keinen Nachtheil bringen und keine von den Eigenschaften besitzen, die verständige Aerzte für schädlich erklären.

Es ist ebensowenig richtig, vom Besonderen auf das Allgemeine zu schliessen, wie alle Mittel verdammen zu wollen, weil einige von ihnen gefährlich sind: das wäre gerade eben so, als wollte man alle Aerzte verwerfen, weil es unter ihnen auch Unwissende giebt; wie man sich nur den besten Arzt wählen soll, so auch nur das beste Schönheitsmittel. Zur Sache also!

Wir finden Aerzte, welche die Schönheitsmittel ausdrücklich empfehlen. Moreau de la Sarthe sagt: „Die Haut, dem Spinnengewebe ähnlich, ist fähig die zartesten Eindrücke aufzunehmen; es passt daher vollkommen zu ihrer Beschaffenheit, sie mit kosmetischen Pomaden, Schleimsäften und bitteren reinigenden Salben zu tränken, zu nähren, anzufeuchten und glatt zu machen.“

Ein anderer Gelehrter äussert: „Die Schönheit kann nicht bestehen ohne die Anwendung von Mitteln, welche die Erhaltung der Gesundheit sichern. Sie fordert ganz besondere Sorgfalt; es ist nothwendig, sie zu nähren, zu vervollkommnen, ja selbst sie zu cultiviren.“

Es liessen sich noch viele ähnliche Aeusserungen anführen, aber wozu, sobald die Thatsachen reden? Jeder ist fähig, den grossen Unterschied zwischen sauberen, reinlichen und sorgfältigen Frauen und denen, die ihr Aeusseres vernachlässigen, selbst zu finden. Ich habe unbemittelte Mädchen gekannt, die nur höchst geringe Reize besassen, aber ein günstiger Schicksalswechsel bot ihnen die Gelegenheit, Sorgfalt auf ihre Person zu verwenden, und in kurzer Zeit erschienen sie gleichsam mit neuer Schönheit ausgestattet. Wie oft fand man nicht Bäuerinnen, die in Folge ihres Aufenthaltes in der Stadt anmuthig, graziös und geschmackvoll wurden und die glücklichste Metamorphose zeigten. Den grössten Theil an solchem Wunder hatten kosmetische Mittel. Führen wir also solche vor, die das vollkommenste Vertrauen der Damen verdienen.

Balsam von Mekka oder Judäa.

Dieser Balsam, der auch weisser Balsam von Constantinopel, Balsam von Aegypten, Balsam von Kairo genannt wird, ist ein flüssiges, gelblich weiches Harz von durchdringendem Geruch, dem der Bergamottcitrone ähnlich und von bitterem, aromatischem Geschmack. Man rechnet ihn zu den geschätztesten Schönheitsmitteln; er ist aber sehr theuer und wird selten echt gefunden. Die Art, welche meist in den Handel kommt, wird von den Parfumeurs zu Paris fabricirt. In einem der Mémoires de l'Institut de France berichtet M. A. Mongez, dass es eine Mischung von gutem Terpenthinöl mit aromatischen Oelen sei, deren Arom ziemlich dem des echten Balsam von Mekka, der mindestens zwei Mal so theuer ist, gleich komme. — Der in Paris fabricirte Balsams von Mekka hat keine von den Eigenschaften des wirklichen; man muss also sie von einander zu unterscheiden wissen. Ein Freund, der sich lange in Constantinopel aufgehalten, hat mir folgendes Mittel angegeben. Man giesst einen Tropfen in Wasser und durchsticht denselben mit einer Stricknadel; hängt er sich ganz an dieselbe an, so ist er nicht nachgemacht. Um sich ganz von der Zuverlässigkeit dieses Mittels zu überzeugen, musste man allerdings Balsam haben, von dem man sicher wusste, dass er echt sei.

Die Frauen in Constantinopel, in Asien und in Aegypten schätzen diesen Balsam, den sie Opobalsamum nennen, ausserordentlich, und wenden ihn an, um ihrer Haut Weisse, Zartheit und Frische zu verleihen. Die Ersteren bestreichen sich vor dem zu Bette gehen leicht die Hände und das Gesicht damit, und am folgenden Morgen lösen sie überall, wo dieser kostbare Balsam seine Wirkung gethan, fast unmerkliche Schuppen von der Haut ab, die dadurch bewundernswürdige Weisse erhält.

Die Aegyptierinnen dagegen brauchen ihn in grösserer Menge. Ihre dunklere Hautfarbe macht allerdings eine stärkere Dosis nöthig. Sie nehmen ihn mit in das Bad, in dem sie bleiben, bis er warm ist; dann bestreichen sie sich das Gesicht und den Hals damit; doch gebrauchen sie viel und reiben sich so lange, bis die Haut ihn ganz eingesogen hat und getrocknet ist. Darauf gehen sie drei Tage lang so gesalbt einher; am vierten Tage nehmen sie wieder ein Bad, waschen sich von Neuem mit dem Balsam; dies wiederholen sie oft, so dass die Einreibung wenigstens dreissig Tage lang dauert, während deren sie sich die Haut nicht abtrocknen.

Die Europäerinnen, denen es gelingt, sich diesen köstlichen Balsam zu verschaffen, gehen nicht so verschwenderisch damit um und wenden ihn selten unvermischt an, sondern versetzen ihn mit anderen ähnlichen Substanzen und machen einen kosmetischen Balsam daraus, der als sehr vortheilhaft für die Haut betrachtet werden kann. Die beste Mischung ist die folgende.

Man nimmt gleiche Theile echten Mekkabalsam und frisch ausgepresstes Oel von süssen Mandeln; beide Substanzen werden sorgfältig in einem gläsernen Mörser zusammengerührt und dann auf je drei Drachmen dieser Mischung sechs Unzen Weingeist in einen Destillirkolben gegossen und langsam digerirt, bis man eine hinreichende Tinctur extrahirt hat. Diese Tinctur reinigt man mit Oel und giesst eine Unze auf acht Unzen Bohnenblüthenwasser; dadurch erhält man ein treffliches milchartiges Schönheitsmittel.

Andere machen aus diesem Balsam eine Art Jungfrauenmilch. — Man lös't den Balsam von Mekka in Weingeist auf oder in ungarischem Wasser und giesst dann einige Tropfen von dieser Auflösung in reines Wasser, mit dem man sich das Gesicht wäscht.

Jungfernmilch.

Diesen nichtssagenden Namen führen mehrere Flüssigkeiten sehr verschiedener Art, die eine milchige Farbe annehmen, d. h. undurchsichtig und weisslich bei flüchtigem Niederschlag, der sich im Wasser bildet.

Ich bemerkte, dass man verschiedenen, sehr von einander abweichenden Flüssigkeiten diesen Namen gegeben hat. Es ist wirklich lächerlich, dass man unter derselben Benennung von einem Parfumeur ein ganz unschädliches und von einem anderen ein gefährliches Schönheitsmittel bekommt, ja dies kann Einem sogar in derselben Parfumeriefabrik zu verschiedenen Zeiten geschehen. Ich rathe daher den Damen, sich die Jungfernmilch selbst zu machen, was sehr leicht ist.

Die bekannteste, gebrauchteste und heilsamste Flüssigkeit dieses Namens ist eine Tinctur von Benzoë, in Wasser präcipitirt.

Um die Benzoëtinctur zu erhalten, giesst man Weingeist auf Benzoë und rührt es so lange um, bis das Letztere sich aufgelös't hat.

Man giesst nun einige Tropfen von dieser Tinctur in ein Gefäss mit Wasser und erhält alsbald eine milchartige Flüssigkeit. Wäscht man sich das Gesicht damit, so bekommt dasselbe einen sanften rosigen Teint; soll die Haut rein und glänzend werden, so trocknet man sich nicht ab.

Diese Benzoëtinctur wird auch empfohlen gegen Flecken im Gesicht, Sonnenbrand, Flechten, Rothlauf u. s. w.; doch ist ihre Wirkung sehr zweifelhaft, oder richtiger, sie wirkt gar nicht in solchen Fällen, für die wir später Besseres mittheilen wollen.

Folgende Arten von Jungfernmilch sind die besten:

1) Man nimmt Benzoë und Storax zu gleichen Theilen und lös't dieselben in einer hinreichenden Quantität Weingeist auf, der eine röthliche Farbe und einen sehr sanften Geruch dadurch annimmt. Viele Leute thun auch wohl noch etwas Balsam von Mekka hinzu. Einige Tropfen dieser Mischung werden in recht klares Quellwasser gegossen. Vortrefflich, um das Gesicht damit zu waschen.

2) Man stampft Rhabarber in einem steinernen Mörser, drückt den Saft aus und klärt ihn. Will man ihn gebrauchen, so thut man etwas von dem Safte in ein Gefäss und giesst einige Tropfen guten Weingeist darauf; es wird sich gleich eine Art Milch bilden, die sehr geeignet ist, die Haut zart zu machen und die Flecken im Gesicht zu vertreiben.

3) Man nehme eine Unze Alaun und eine Unze Schwefel, Beides sehr fein pulverisirt, thue es in eine gewöhnliche Flasche und giesse ein Trinkglas

Rosenwasser hinzu. Diese Stoffe werden eine halbe Stunde lang durchgeschüttelt, bis das Wasser dadurch wie Milch wird. So oft man es gebrauchen will, schüttle man es wieder. Mit dieser Flüssigkeit benetze man Abends etwas das Gesicht, lasse sie die Nacht über darauf, und wasche sie am anderen Morgen mit Rosenwasser ab.

Eine andere Art Jungfernmilch.

Man giebt diesen Namen auch einer ganz von den obigen verschiedenen Flüssigkeit, nämlich dem in Wasser gegossenen Bleiessig. Dies Mittel wird sehr gegen die sogenannten Blüthchen in der Haut empfohlen, ist aber zurücktreibend und daher sehr gefährlich. Als Heilmittel darf man dasselbe nur mit grosser Vorsicht und als Schönheitsmittel gar nicht gebrauchen, denn es trocknet die Haut aus und macht sie schwärzlich. — Die meisten Arten der Jungfernmilch sollen nichts als Bleiextracte in Essig aufgelös't sein. — Ich wiederhole daher eindringlich meinen Rath, die Jungfernmilch nicht von Parfumeurs zu kaufen, sondern, wenn man welche gebrauchen will, sie sich selbst zu bereiten.

Oel oder Pomade von Cacao.

Dies ist die beste und natürlichste aller Pomaden. Sie eignet sich vorzüglich für Personen, die eine trockene Haut haben, denn sie giebt derselben Zartheit und Frische, ohne etwas Fettiges zurückzulassen. Die Mejicanerinnen und Peruanerinnen gebrauchen sie sehr viel. In Europa kann man sie jedoch nicht rein anwenden, weil sie zu leicht eintrocknet und hart wird, man muss sie daher mit irgend einem anderen Oel, wie z. B. von süssen Mandeln, das jedoch nicht durch Feuer gewonnen sein darf, oder mit Behennussöl mischen und wendet sie mit gutem Erfolg als besänftigend und schmerzstillend bei Verbrennungen, heftigen Eruptionen der Haut und aufgerissenen Lippen oder Brustwarzen der Säugenden an.

Behennussöl.

Dies wird aus der Behennuss durch Pressen gewonnen; es hat die Eigenschaft, nie ranzig zu werden und weder Geruch noch Geschmack, weshalb es sehr nützlich für die Fabricanten von Parfumerien ist, da es die Pflanzengerüche um desto leichter annimmt Man gebraucht es, um die Haut zart zu machen; mit Essig und Salpeter vermischt ist es gut gegen den Salzfluss und lindert das Jucken.

Venetianischer Talk.

Die Alten lobten sehr ein Wasser oder Oel von Talk, dem sie die Eigenschaft beilegten, die Haut weiss und den Frauen bis in das späteste Alter die Frische der Jugend zu erhalten. Ihr Recept ist verloren gegangen; wir verdanken jedoch einem spanischen Gelehrten die Anweisung zu einem Talkwasser und einem deutschen Chemiker die Bereitung eines Talköls, welche beide Verluste ersetzen sollen. Wir lassen daher ihre Vorschriften hier folgen.

Talkwasser.

Man nimmt eine beliebige Quantität Talk, zertrennt sie in Blätter und calcinirt sie mit Schwefelblumen. Sobald dies geschehen ist, wird sie gemahlen, durchgesiebt und mit vielem Wasser gewaschen. Sind alle Salze dadurch aufgelös't, so giesst man das Wasser ab und lässt den Bodensatz trocknen, den man nun in einem Ofen bei starkem Feuer zwei Stunden lang calciniren lässt. Von diesem calcinirten Talk nimmt man nun ein Pfund und stösst ihn mit zwei Unzen Salmiak, die man hinzuthut, zu Pulver, worauf man ihn in eine Glasflasche schüttet, die man der Feuchtigkeit aussetzt. Der Talk lös't sich nun rasch ganz von selbst auf; die Flüssigkeit wird vorsichtig abgegossen, damit sie sich ja nicht trübe. Dieselbe ist sehr weiss und durchsichtig und es kann den Damen, die dessen bedürftig sind, nicht leicht ein wirksameres Schönheitsmittel dargeboten werden.

Talköl.

Der deutsche Chemiker Justi giebt dessen Zubereitung folgendermassen an. Man nimmt einen Theil Marienglas oder venetianischen Talk und zwei Theile calcinirten Borax. Wenn man Beides gut pulverisirt und miteinander gemischt hat, so schüttet man es in einen Schmelztiegel, den man gut zugedeckt in einen Ofen stellt und eine Stunde lang bei sehr heftigem Feuer darin stehen lässt. Nach Ablauf dieser Zeit hat sich die Mischung in Glas von grünlich gelber Farbe verwandelt. Dies wird nun pulverisirt und mit zwei Theilen Weinsteinsalz vermischt, worauf man es wieder in einem Tiegel schmilzt. Die dadurch erhaltene Masse stellt man nun in einem weit offenen gläsernen Gefäss in den Keller, und zwar so, dass dasselbe schief über einem anderen Gefässe steht. Binnen Kurzem wird sich die Masse in eine Flüssigkeit verwandeln, in welcher sich der Talk gänzlich aufgelös't hat.

Vermittelst dieses Verfahrens erhält man eine Flüssigkeit, welche die Haut reinigt und weiss macht und durchaus unschädlich ist.

Weinsteinöl.

Man nimmt anderthalb Pfund Weinstein von weissem Wein, zwei Unzen Salpeter, anderthalb Unzen calcinirtes Zinn und eine Unze Alaun. Diese Stoffe werden pulverisirt, in eine Thonschüssel gethan und dem Reverberirfeuer ausgesetzt, bis sie calcinirt sind. Dann schüttet man eine Unze von dieser Mischung in ein halbes Quart Branntwein.

Obgleich dies Schönheitsmittel sehr gepriesen wird, so ist es doch nur mit der grössten Vorsicht zu gebrauchen, wie alle Compositionen, welche Metalloxyde enthalten.

Alaun.

Einige Personen thun Alaun in ihr Waschwasser, um sich die Haut frisch und rein zu erhalten; das ist aber gefährlich. Der Alaun besitzt eine sehr adstringirende Kraft und spannt daher die Haut ausserordentlich. Dadurch wird dieselbe allerdings lebhaft, aber sie verliert ihre Elasticität und frühe Runzeln sind die Folge. Jedenfalls muss die adstringirende Kraft des Alauns gemildert werden, wie das bei den folgenden Mitteln der Fall ist.

Alaunzucker.

Eiweiss und Alaun werden in Rosenwasser gekocht, bis sie einen Teig bilden, dem man die Form eines Zuckerhutes giebt. Die Damen gebrauchen diesen Teig, um der Haut Festigkeit zu verleihen.

Eine andere Art Alaunzucker wird so bereitet. Man nimmt zwei Unzen Borax, zwei Unzen Alaun und zwei Drachmen Campher, pulverisirt Alles und kocht es in einer grossen Quantität Quellwasser. Dann lös't man das Weisse von zwei frischen Eiern in etwas unreifem Traubensaft auf und giesst es in das Wasser, sobald man dies vom Feuer abgenommen hat. Darauf setzt man es zwanzig Tage den Sonnenstrahlen aus. Der französische Arzt Le Camus schreibt dieser Mischung wunderbare verjüngende Wirkungen zu.

Kalbswasser.

1.

Man nimmt zwei Pfund Kalbfleisch von der Keule und lässt es bis zur Hälfte in zwei Mass Wasser einkochen; dann thut man ein halbes Pfund Reis und die Krume von Weissbrod in Milch eingeweicht, so wie ein Pfund frisches Fett und fünf zerschlagene frische Eier mit ihren Schalen, so wie etwas Campher und Alaun hinzu; worauf man es destilliren lässt. Ein sehr empfehlenswerthes Schönheitsmittel.

2.

Man nimmt drei Hände voll Kalbfleisch und schneidet es in Stücke, drei Melonen von mittlerer Grösse, drei Gurken, vier oder fünf frische Eier, ein Stück Citrone, zwei Bergamotten, ein halbes Viertel Zucker, ein halbes Quart Rosenwasser, ein halbes Mass Nenupharwasser, ein Trinkglas voll weisses

Pappelwasser und eine halbe Unze Borax. Dies Alles wird in einem Marienbade destillirt.

Einige andere Schönheitswasser.

1.

Man nimmt ein halbes Dutzend Bergamotten, zerschneidet sie und thut sie nebst einer Unze weissem Zucker und einer Unze Alaun in zwei Quart Milch. Dies Alles wird in einem Marienbade destillirt. Vor Schlafengehen wäscht man sich das Gesicht mit diesem Wasser; es macht die Haut sehr frisch und seine Wirkung ist gewiss.

2.

Man nimmt eine Unze Schwefel, zwei Unzen Myrrhen und Baumöl, sechs Körner Bernstein und ein Pfund Rosenwasser; dies Alles lässt man in einem Marienbade destilliren. Vor Schlafengehen wäscht man sich damit und am folgenden Morgen mit Gerstenwasser (s. weiter unten) und das Antlitz wird wie verjüngt dadurch.

3.

Man giesst Essig auf Waizenkleie, lässt diese Infusion einige Stunden stehen, thut dann einige Eidotter und ein oder zwei Gran Ambra hinzu und destillirt Alles. Dann stellt man das dadurch gewonnene Schönheitswasser in einer gut verkorkten Flasche acht oder zehn Tage lang an die Sonne.

4.

Man nimmt gleich viel Citronensaft und Eiweiss, schlägt es zusammen in einen glasirten Topf, stellt diesen offen über ein gelindes Feuer und rührt die Mischung mit einem Stäbchen so lange, bis sie die Consistenz von Fett angenommen hat. Ehe man sie gebraucht, thue man ein Paar Tropfen wohlriechende Essenz hinzu, und bevor man sich das Gesicht damit einreibt, wasche man dasselbe tüchtig mit Reiswasser. Dies ist ein gutes Schutz- und Verschönerungsmittel für die Haut.

5.

Man nimmt gleiche Theile Mastix, Baumöl und Baumharz, reibt es zusammen auf einem Farbenreibstein und schüttet die Mischung in sehr guten weissen Wein, dergestalt, dass sie klar wird und sich in einer gläsernen Destillirblase destilliren lässt. Man wäscht sich das Gesicht vor Schlafengehen damit; es macht die Haut ausserordentlich weiss und rein.

Rebenwasser.

Man sammelt die Tropfen, welche die Reben im Mai und Juni fliessen lassen und wasche sich ohne Weiteres das Gesicht damit; es ist ein von der Natur selbst bereitetes Schönheitswasser.

Gerstenwasser.

Dies Schönheitswasser ist vortrefflich, kann aber nur zu einer bestimmten Zeit im Jahre bereitet werden. Man pflückt nämlich die Gerstenkörner, wenn sie noch weich und milchig sind, stampft sie in einem Mörser, thut Milch dazu und destillirt dann Alles in einem Marienbade. Es verschönert die Haut und ist ganz unschädlich.

Rosenwasser.

Obwohl dieses Wasser als Schönheitsmittel nicht besonders wirkt, so gebraucht man es doch häufig wegen seines angenehmen und sanften Geruchs. Folgende Weise ist die beste, es sich leicht und schnell zu bereiten. Man legt Rosen in Wasser und schüttet zwei bis drei Tropfen Schwefelsäure hinzu. Augenblicklich nimmt das Wasser die Farbe und den Geruch der Blumen an. Auf gleiche Art bereitet man das Wegerichwasser, von dem gerühmt wird, dass es die Haut sehr weiss mache.

Erdbeerwasser.

Man versteht darunter das aus Erdbeeren destillirte Wasser. Nimmt man wilde Erdbeeren (Walderdbeeren) dazu, so erhält es einen sehr angenehmen Geruch und vertreibt die Flecken und die Hitze im Gesicht. Hoffmann schlägt vor, das Wasser nicht bloss aus den Erdbeeren, sondern aus der ganzen Pflanze zu bereiten, und behauptet, es sei weit wirksamer als das aus Gartenerdbeeren gewonnene.

Allgemeine Bemerkungen über die Schönheitsmittel.

Ich habe nur einen kleinen Theil der unzähligen Recepte dieser Art hier aufgeführt; denn mein Zweck war, eine sehr vorsichtige Auswahl unter den geeignetsten zu treffen, und mich auf solche zu beschränken, welche durchaus nicht gefährlich sind. Man wird in den verschiedenen Capiteln dieser Abtheilung noch manches Mittel angegeben finden, das auch zu der Verschönerung der Haut beiträgt, jedoch mehr noch zu besonderem Gebrauche dient, von dem an seinem Orte die Rede sein wird.

Die Schönheitsmittel erscheinen in mancherlei Gestalt, flüssig, schleimig, fest, in Pastillen und fett als Pomaden. Es ist durchaus nothwendig, keins zu gebrauchen, von dem man nicht genau weiss, wie es zubereitet wird. Es giebt gewisse Schönheitswasser, welche rasche und wunderbare Wirkungen äussern, aber auf die Länge die Haut gänzlich zerstören. Man mistraue daher allen kosmetischen Mitteln, die auf eine marktschreierische Weise angepriesen werden.

Die schleimigen Mittel besitzen die Eigenschaft, der Haut Biegsamkeit zu verleihen, indem sie dieselbe glatt und sanft machen.

Von den Essigen lässt sich nicht dasselbe sagen. Gewisse adstringirende Essige, deren sich die Damen bedienen, sind sehr schädlich. Allerdings geben sie der Haut Lebhaftigkeit, erhöhen ihre Farbe und vertreiben auch mitunter die Flecken, aber es leidet keine Frage, dass sie das Gewebe der Haut verändern, indem sie es austrocknen und daher das Entstehen der Runzeln beschleunigen. Man bediene sich ihrer also ja nicht zu oft.

Die Pastillen sind deswegen nützlich, weil sie jene Nachtheile nicht mit sich führen, sondern die Haut biegsam und frisch erhalten.

Den sichersten Erfolg haben die Pomaden, weil sie länger auf der Haut bleiben können, die damit eingeriebenen Theile vor dem Einflusse der Luft schützen, die übermässige Ausdünstung beschränken und noch besser als die Oele alle jene Wirkungen haben können, welche die Aerzte von diesen erwarten. Damit aber diese Pomaden und Salben wirklich und vollständig nützen, dürfen sie nichts Irritirendes enthalten und es muss die fette Substanz, die ihnen zur Basis dient, durchaus frisch und rein sein. Das frische Fett ist daher allen anderen Präparaten vorzuziehen, vorzüglich bei Damen, die eine trockene und reizbare Haut haben.

Von den verschiedenen Schönheitsmitteln, welche in den Parfumeriehandlungen zu haben sind, rede ich hier nicht. Es kann sehr gute darunter geben, aber man ist nicht im Stande darüber zu urtheilen, so lange man ihre Zusammensetzung nicht kennt. Uebrigens glaube ich, dass alle diese theuern Mittel nichts als neue Combinationen aller schon bekannten Methoden sind. Ein neuer Name reicht oft hin, um ihnen Aufnahme zu verschaffen, und gar oft schon trug es sich zu, dass ein alter Ladenhüter, mit einer neuen, blendenden Etikette geschmückt, reissend abging.

II.

Von den Bädern und deren Bereitung.

Die heitere Mythe der alten Griechen verbarg hinter anmuthigen Bildern alle jene Wahrheiten, welche die Moral und die Physik in sich fassen. Es war das ein anmuthiges Colorit gleichsam, das den dürrsten und magersten Vorschriften Interesse verlieh. Die Phantasie dieses Volkes gab Allem Leben und Handlung und wusste die strengste Wissenschaft mit dem glücklichen Schleier der Allegorie zu umhüllen. Von jeher priesen die Aerzte den Gebrauch der Bäder als höchst vortheilhaft für die Schönheit. Die Griechen stellen uns die Göttin der Schönheit als aus dem Schoosse des Meeres geboren, dar; durch diese geistreiche Fiction gaben sie uns zu verstehen, dass das Wasser das schöpferische Element der Schönheit ist, und dass sich in seinen Fluthen die Formen und Merkmale vervollkommnen, welche dieselbe auszeichnen.

Es ist ausgemacht, dass unter allen Gebräuchen keiner einen so entschiedenen Einfluss auf die Gesundheit, die Schönheit und die Rüstigkeit ausübt, wie der häufige Gebrauch der Bäder. Diejenigen Nationen, welche sich am Meisten derselben bedienen, unterscheiden sich von den anderen vorzüglich durch grössere physische Vollkommenheit und dauerhaftere Gesundheit.

In Griechenland und Rom war das Baden allgemein gebräuchlich, und dieser heilsamen Gewohnheit schreiben die ärztlichen Schriftsteller die längere Jugend und die grössere Kraft der meisten Völker des Alterthums zu.

Wenn man die Lebensweise der Römer mit der unsrigen vergleicht, so findet man bald, dass die ihrige viel naturgemässer und also auch der Gesundheit weit zuträglicher war. Die Zeit nach Tische ward mit körperlichen Uebungen und Bewegungen, wie Tanzen, Spazierengehen und Ballspielen ausgefüllt; gegen Abend begaben sich Alle in das Bad, dem sich Niemand entzog aus Furcht vor strengem Tadel. Dort vereinigten sich alle Stände und die Dichter recitirten daselbst ihre Leistungen und legten den Grund zu ihrer künftigen Berühmtheit.

Waren gleich die Aerzte einer und derselben Meinung über die Nützlichkeit, so waren sie es doch nicht über die Art und Weise der Bäder. Während die Einen warme Bäder priesen, lobten die Andern kalte. Antonius Musa, der Leibarzt des Augustus, schrieb den kalten Bädern solche Kraft zu, dass er sie als ein Universalmittel betrachtete; woran auch immer einer seiner Kranken leiden mochte, er musste sich kalt baden. Durch einen glücklichen Zufall ward der Kaiser selbst auf diese Weise von einem Uebel hergestellt und dies erwarb dem Antonius Musa solche Berühmtheit, dass man ihn wie einen Gott betrachtete, ihm eine kostbare Statue errichtete und Augustus ihm die ungewöhnliche Ehre bewilligte, den Goldring tragen zu dürfen. Bald nachher ward der junge Marcellus krank, der Schwiegersohn und Erbe des Augustus. Musa verordnete ihm kalte Bäder und der Jüngling starb als ein Opfer der Unwissenheit und des Eigensinnes eines Mannes, der nun seine ganze Berühmtheit plötzlich verlor und so verachtet wurde, dass er in andere Länder ging, um seine Schande und sein System dort zu verbergen.

Die Ansichten der neueren Aerzte über die Eigenschaften und Wirkungen der Bäder sind sehr verschieden. Jedes Jahrhundert folgt dabei seinem eigenen System. Lange Zeit behauptete man, dass die warmen Bäder schwächten und erschlafften und die kalten dagegen stärkten; Macard stiess jedoch diese ganze Theorie um und bewies, dass die warmen Bäder, anstatt zu schwächen, stärkten, sobald die Temperatur des Wassers die Temperatur des Körpers nicht übersteige. Dies System ist indessen nicht neu, die bedeutendsten Aerzte des Alterthums sind schon dieser Ansicht gewesen. Die Thermen waren dem Herkules, dem Schützer der Stärke, gewidmet, und die Römer machten täglichen Gebrauch davon.

Als die Aerzte die warmen Bäder für schwächend erklärten, hoben sie die wohlthätige Wirkung der kalten hervor, aber die Erfahrung zeigte, dass sie das Lob derselben übertrieben, und die wiederholten Versuche, die sie mit Kindern, unglücklichen Opfern eines verderblichen Systems, machten, lieferten den Beweis, wie leicht es ist, selbst bei anscheinend richtiger Theorie, in eine falsche Praxis zu gerathen.

Kalte Bäder müssen jedenfalls mit grosser Vorsicht gebraucht werden, und man hat sich vor dem Gebrauche erst genau zu prüfen, ob man stark genug ist, sie zu ertragen. Man muss wohl abgekühlt sein, ehe man in das Bad geht, sich vor Kälte schützen, wenn man dasselbe verlässt und so abgetrocknet sein, dass man nirgends die geringste Feuchtigkeit mehr an sich verspürt, ehe man sich der freien Luft wieder aussetzt.

Den Damen, die ihre Schönheit und Frische erhalten wollen, möchte ich rathen, nur selten ein kaltes Bad zu nehmen, vorausgesetzt, dass der Arzt sie ihnen nicht, um ihres Gesundheitszustandes willen, vorgeschrieben hat. Als Schönheitsmittel betrachtet, taugt ein kaltes Bad Nichts; es macht die Haut hart und schuppicht, und eine solche Beschaffenheit derselben kann der Gesundheit sehr nachtheilig werden, indem sie auf eine eigenthümliche Weise die unmerkliche Ausdünstung verhindert.

Noch viel weniger würden wir Kindern in ganz zartem Alter kalte Bäder verordnen, vor denen sich überhaupt Personen von schwächlicher Constitution hüten und sich jedenfalls sehr langsam und allmählig daran gewöhnen müssen. Mit den kalten Bädern ist überhaupt in neuester Zeit viel Misbrauch getrieben worden, und ich halte es für unsinnig, eine derartige Kur anders als auf den Rath und unter der Leitung eines sehr besonnenen und erfahrenen Arztes zu unternehmen.

Die warmen Bäder tragen dagegen viel zur Erhaltung der Schönheit und Anmuth bei und geben der Haut Frische und blühende Farbe. Hippokrates empfahl schon, die Kinder mit lauwarmem Wasser zu waschen, um sie vor Convulsionen und Epilepsie zu bewahren, ihr Wachsthum zu befördern und ihnen lebhafte Farbe zu verschaffen.

Man darf nicht in das Bad steigen, wenn man sich sehr schwach, oder von Hitze oder Leidenschaft sehr aufgeregt fühlt und sehr heiss ist oder schwitzt. Kurz vor dem Eintritt der Periode müssen sich Frauen durchaus und gänzlich des Badens enthalten.

Zu warme Bäder üben einen nachtheiligen Einfluss aus; sie sind nicht bloss der Gesundheit, sondern auch der Schönheit gefährlich, indem sie die Haut erschlaffen und runzlicht machen. Gleich den kalten Bädern verändern die heissen das Gewebe der Haut, machen sie spröde, berauben sie ihrer Elasticität, verhärten sie und entkräften. Im Winter eine Wärme von 18 bis 20 Grad Réaumur, im Sommer eine Temperatur von 24 bis 26 Grad ist die, zu welcher wir rathen, denn die Temperatur des Bades muss mit der Temperatur der Atmosphäre übereinstimmen; ein Bad von 18 Grad, das im Winter lauwarm erscheint, würde Einem im Sommer etwas kühl vorkommen. So wie wir es hier anrathen, hat es den gewünschten Erfolg; doch muss man jedenfalls körperlich so gestimmt sein, dass man weder bei dem Hineinsteigen noch bei dem Heraussteigen Hitze oder Frost empfindet. —

So viel von den einfachen Bädern. Hinsichtlich der zusammengesetzten möchte noch Folgendes zu bemerken sein. — Etwas gute Seife schadet auf keinen Fall, die Haut wird besser dadurch gereinigt. Einige Recepte zur Bereitung solcher Seife werden später in diesem Buche mitgetheilt.

Viele Leute pflegen aromatische und erweichende Kräuter in das Bad zu thun; dadurch erhält die Haut allerdings Biegsamkeit, Zartheit und Wohlgeruch. Die Aegyptierinnen warfen Borax hinein, um die Haut glänzender zu machen.

Die berühmtesten Bäder sind die von Eselsmilch; die alten Schriftsteller erzählen uns, dass die Kaiserin Poppaea sich zu diesem Zwecke allein fünfhundert Eselinnen hielt.

Man hat eine andere Art von Bad sehr gepriesen, das, unter dem Namen des Bescheidenheitsbades bekannt, eben solchen Erfolg haben soll, wie die Eselsmilchbäder und bei weitem nicht so kostbar ist. Es wird auf folgende Weise bereitet:

Man nimmt vier Unzen süsse Mandeln, ein Pfund Heu, zehn Hände voll Leinsamen, eine Unze Malvenwurzel und eine Unze Leinzwiebeln. Alle diese Gegenstände werden klein gerieben und ein Teig daraus gemacht und in drei Säckchen gethan, die man in das Badewasser hängt und von Zeit zu Zeit ausringt.

Dies Bescheidenheitsbad kann man indessen noch einfacher bereiten; man nimmt eine Portion Mandelteig, welche hinreicht, um dem Bade eine milchähnliche Farbe zu geben.

Sobald die Damen das Bad verlassen, müssen namentlich diejenigen, die eine zarte Haut besitzen, sich sehr vorsichtig abtrocknen, ohne sich stark zu reiben. Eine Einreibung mit Oel nach dem Bade giebt der Haut grössere Biegsamkeit und Zartheit, und wehrt den Einfluss der Luft ab, welche oft nur zu nachtheilig einwirkt. Häufiges Waschen ersetzt in vielen Fällen das Bad, und ist jedenfalls, wenn es umsichtig geschieht, sehr zu empfehlen.

III.

Von den Fehlern und Mängeln der Haut.

Die Haut ist unzähligen Uebeln ausgesetzt; die Mehrzahl derselben verlangt ärztliche Hülfe. Viele Leute begehen den Fehler, Hautleiden, welche, sogleich ärztlich behandelt, rasch und ohne Nachtheil verschwunden wären, einwurzeln zu lassen, so dass dieselben nicht bloss sich ausserordentlich schwer heilen lassen, sondern oft auch sehr gefährlich werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, der leider häufig vorkommt, will ich meinen Lesern, gleichviel zu welchem Geschlecht sie gehören, behülflich sein, bei der ersten Erscheinung eines solchen Uebels, rasch ein gutes Mittel anwenden zu können.

Ich sagte, gleichviel zu welchem Geschlechte sie gehören, denn auch die Männer müssen, ebensowohl wie die Frauen, alle erdenkliche Vorsicht anwenden, um den furchtbaren Folgen entgegenzuwirken, die gleich sehr die Gesundheit wie die Schönheit bedrohen.

Es fällt mir nicht ein, den Aerzten hier vorzugreifen, im Gegentheil, ich werde immer rathen, eher einen Arzt zu befragen, als sich selbst heilen zu wollen. Daher rede ich auch nur von den gewöhnlichsten Fehlern der Haut und von dem, was allgemein thunlich ist und Allen möglich, nicht aber von den Hautkrankheiten, denn das Letzte würde eine weit ausführlichere Behandlung, wie sie nur einem medicinischen Werke geziemt, verlangen.

Vom sogenannten kupferigen Gesicht.

Dies ist ein Hautübel, das aus einem krankhaften Zustande der Leber entspringt; seine Heilung kann nur der Arzt unternehmen, und wenn ich hier davon rede, so geschieht es allein, um nachzuweisen, wie gefährlich es ist, dasselbe bloss mit örtlichen Mitteln kuriren zu wollen.

Es ist eine Entzündung im Gesicht, von röthlichen Tuberkeln begleitet, welche häufig wie Blutstropfen aussehen, und hat oft seinen Grund in zu vielem Trinken von Wein oder Branntwein; doch entwickelt es sich auch aus anderen Ursachen, denn man sieht mitunter ganz mässige Personen daran leiden. Was indessen auch immer diese Ursache sein möge, man kann das Uebel nur heilen, indem man diese ausrottet, und eben deswegen ist es so bedenklich, sich auf äussere Mittel allein zu beschränken. Nur gewissenlose Aerzte können solche verordnen, ohne zugleich eine innere Kur vorzunehmen, die obendrein nicht zu den leichtesten gehört. Je schneller bloss äusserlich angewandte Mittel wirken, um desto gefährlicher sind sie, denn sie treiben krankhafte Säfte zurück, welche die Natur bemüht ist auszustossen, und die nun, indem sie wieder hineintreten, unheilbare Krankheiten veranlassen können, indem sie sich auf die edeln Organe werfen und deren Verrichtungen stören. Man kann sich in solchem Falle sehr glücklich schätzen, wenn es gelingt, das Uebel wieder auf die Haut zu treiben; ist das nicht der Fall, so steht das Schlimmste zu befürchten, und Mancher, der es versuchte, das eingewurzelte Leiden auf die obige Weise zu vertreiben, hat dies unsinnige Unternehmen mit dem Tode büssen müssen.

Nur wenn es noch im ersten Entstehen ist, kann man unternehmen, es heilen zu wollen, doch nie ohne innere Kur. — Der Patient muss Abführungen erhalten, nur zarte, leicht verdauliche Speisen geniessen, sich alle hitzigen Getränke und Gewürze versagen, Molken und andere blutreinigende Flüssigkeiten geniessen u. s. w. Ist das geschehen, so kann man das örtliche Uebel auch direct angreifen, indem man das Gesicht mit einer Salbe bestreicht, die aus Eiweiss und etwas Alaun oder ein Wenig Campher bereitet ist. In der Folge gebrauche man Myrrhenöl, das hier sehr gute Dienste leistet, aber die Kur währt lange und muss jedenfalls von einem Arzte geleitet werden.

Folgende Mittel sind ferner zu empfehlen, wenn das Uebel noch jung ist.

1.

Man nehme ein Pfund pulverisirten Alaun, ein halbes Quart Portulaksaft, eben so viel Wegerichsaft und ein gleiches Mass unreifen Weintraubensaft nebst zwanzig Eidottern. Dies schütte man zusammen und destillire es.

2.

Man nehme einen Becher voll Branntwein, fülle ihn mit reifen Walderdbeeren, thue Alles in eine Flasche, die man fest zupfropft und den Pfropfen noch mit Rindsblase umwickelt. Dann stelle man Alles acht Tage der Sonne aus, drücke den Inhalt darauf durch ein leinenes Tuch und thue in die gewonnene Flüssigkeit von Neuem Erdbeeren, worauf man sie wieder wie das erste Mal behandelt und dann noch eine halbe Unze Campher hinzufügt. Man wasche sich Morgens und Abends das Gesicht damit.

Ich werde hier nicht die Bereitung der zurücktreibenden Salben und Pomaden anführen, zu denen Bleipräparate genommen werden. Ist das Uebel nicht alt, so reichen die obigen Mittel vollkommen hin, es zu vertreiben; ist es dagegen veraltet, so bedarf es der ganzen Geschicklichkeit und Erfahrung eines bewährten Arztes.

Von den Flechten.

Was von der Gefährlichkeit der zurücktreibenden Mittel hinsichtlich des Vorhergehenden gesagt wurde, ist auch vollkommen auf die Flechten anzuwenden. Oft schon war die Auszehrung die traurige Folge dieses Uebels, wenn es unvorsichtig vertrieben wurde. Man muss hier ebenfalls durchaus eine innerliche Kur und die bereits angeführte Diät anwenden, doch auch zugleich häufig Bäder und einen Aufguss von Scabiosenblättern als Thee gebrauchen.

Sind die Flechten leicht, so nehme man ein Salzkorn in den Mund früh Morgens, wenn man noch nüchtern ist, und bestreiche sie dann mehrere Mal mit dem eigenen Speichel.

Ein englischer Arzt berichtet, dass er alle ihm bekannten Mittel vergeblich angewandt habe, um sich selbst zu heilen, endlich aber sei er auf den Gedanken gekommen, sich mit Harz vom Pflaumenbaum in Essig aufgelös't, zu bestreichen, und dies habe ihn gänzlich davon befreit. Um dieses Harz zu erhalten, braucht man nur einige Zweige von einem Pflaumenbaum zu knicken und sie werden sich im Frühjahr damit bedecken.

Recept zu einer Salbe gegen die Flechten.

Man nehme Schwefelblumen und gereinigten Salpeter, von Jedem eine halbe Unze, zwei Drachmen gutes weisses Präcipitat (um sich zu überzeugen, ob dieses echt sei, streue man etwas davon auf eine glühende Kohle; verdunstet es, so ist es gut, bleibt es aber darauf liegen oder schmilzt es, so ist es gemahlenes Bleiweiss oder etwas dem Aehnliches) und eine Drachme Benzoe, welche man mit dem Salpeter so lange in einem messingenen Mörser stösst, bis es ein ganz feines Pulver wurde; dann thue man die Schwefelblumen und das Präcipitat hinzu, mische Alles sorgfältig durcheinander und bewahre es für den Gebrauch auf. Will man sich seiner bedienen, so vermenge man es mit weisser, wohlriechender Jasminpomade, um den unangenehmen Geruch der Schwefelblumen zu überdecken, und bestreiche sich die Flechten damit.

Einige Leute bedienen sich in ähnlichen Fällen kleiner Seemuscheln, die sie in Citronensaft auflösen, um sich die leidenden Theile damit zu bestreichen. Will man dieses Mittel gebrauchen, so muss man jedoch oft dabei Abführungen einnehmen.

A. Le Roy machte viele Versuche mit warmem Mehl, das er auf die krankhaften Stellen bei Hautübeln auflegte und fand es sehr wohlthätig.

Ist die Flechte fliegend oder mehlicht, so heilt man sie leicht mit dem oben angeführten Recepte und einigen inneren Mitteln; ist sie aber hirseartig (miliar), so verlangt sie eine sehr sorgfältige Behandlung, die man nur einem bewährten Arzte anvertrauen kann.

Von den Finnen.

So nenet man eine Art von Körnchen, welche sich besonders im Gesichte und am Halse zeigen, namentlich bei jungen Leuten beider Geschlechter zur Zeit der Entwickelung; diese Körner sind roth und hart und auf der Spitze weisslich. Es ist besser, sich von einem Arzte etwas dagegen verordnen zu lassen und eine strenge Diät jedenfalls angemessen, namentlich Enthaltung von fetten und blähenden Speisen, hitzigen Getränken, Gewürzen u. s. w.

Von den Hautflecken.

Es giebt verschiedene Arten derselben, die gleichfalls aus verschiedenen Ursachen entspringen: wir wollen hier nur von den gewöhnlichsten reden.

1) Die angeborenen Hautflecken, Muttermäler. Diese zeigen sich schon gleich bei der Geburt oder in den ersten Lebensjahren; sie sind

sehr schwer, oft gar nicht, zu vertreiben, auch entstellen sie nicht immer, sondern verleihen mitunter einen eigenthümlichen Reiz. Verunstalten sie jedoch, so mag man wohl etwas dagegen anwenden; doch hüte man sich sorgfältig vor zu scharfen Aetzmitteln und thue Nichts dagegen ohne den Rath eines erfahrenen Arztes.

2) Die von der Sonne verursachten Hautflecken. Dies sind rothgelbe Flecken ohne sichtliche Erhöhung; berührt man sie aber, so fühlt man, dass die Haut dadurch rauh geworden ist. Sie zeigen sich verstreut auf den Theilen der Haut, welche gewöhnlich der Luft ausgesetzt sind und heissen in diesem Falle Sommersprossen; dehnen sie sich aber über die ganze Oberfläche der Haut aus, wo diese der Sonne ausgesetzt war und geben ihr eine schwarzbraune Farbe, so werden sie Sonnenbrand genannt.

Vor allen Dingen muss man sich vor der Sonne hüten und nie mit unbedecktem Kopfe in das Freie gehen; ein leichter Strohhut, der das Gesicht schützt, reicht schon hin. Folgendes vortreffliche Mittel rührt von einem berühmten Arzte her:

Man nimmt ein Pfund Rindsgalle, eine Drachme Alaun, eine halbe Unze Kandiszucker, zwei Drachmen Borax, eine Drachme Campher, mischt das Alles wohl mit einander und dann lässt man es eine halbe Stunde stehen. Das Umrühren geschieht vierzehn Tage hintereinander, drei bis vier Mal täglich, bis die Galle klar wie Wasser geworden ist. Dann seiht man es durch ein Filtrirpapier und bewahrt es zu seinem Gebrauche auf. Kommt man nun in den Fall, sich der Sonne sehr aussetzen zu müssen, so bestreicht man sich das Gesicht und die Hände damit, und wäscht sich vor dem zu Bette gehen sorgfältig mit Wasser.

Ein vortreffliches Präservativ ist ferner, sich vor dem zu Bette gehen einige zerquetschte Erdbeeren auf das Gesicht zu legen, sie die Nacht über dort liegen zu lassen, so dass sie trocknen und sich am Morgen das Antlitz mit Brunnenwasser zu waschen. Dies macht die Haut zugleich ausserordentlich frisch und zart.

Ein anderes sehr probates Mittel ist noch: Man nimmt eine unreife Weintraube, feuchtet sie an und bestreut sie dann mit Alaun und Salz, worauf man sie in Papier wickelt und in der heissen Asche röstet, dann wäscht man sich mit dem Safte das Gesicht.

Folgendes Mittel wird ebenfalls gelobt: Man nimmt ein halbes Quart Milch, presst den Saft von einer Citrone hinein, fügt einen Löffel voll Branntwein hinzu, kocht Alles miteinander und lässt es vorsichtig abkühlen, wenn man es vom Feuer nimmt. Dann thut man etwas Zucker und Alaun dazu und bewahrt es für den Gebrauch auf.

Recept zu einem Wasser gegen die hochrothen Flecken im Gesicht.

Man nimmt gleiche Theile von den Wurzeln wilder Gurken und Narcissen, trocknet sie im Schatten und pulverisirt sie sehr fein, worauf man sie in guten Branntwein schüttet. Mit dieser Mischung bestreiche man das Gesicht, und fängt man an ein Jucken zu fühlen, so wasche man es mit frischem Wasser. Dies muss täglich bis zur gänzlichen Heilung wiederholt werden. — Es ist ein ursprünglich türkisches Mittel, das ein neapolitanischer Cavalier mitbrachte und einer Fürstin Colonna empfahl, welche es mit grossem Erfolg gebrauchte.

Wasser gegen die Finnen im Gesicht.

Man nimmt ein Pfund Ochsengalle und schüttet eine halbe Unze pulverisirten Alaun hinein; dann schlägt man die Mischung tüchtig, wobei sich ein starkes Aufbrausen zeigt, und die Flüssigkeit zu einem gelblichgrünen Brei wird, nachher aber einen Niederschlag auf dem Boden des Gefässes bildet. — Die Flüssigkeit klärt sich an der Sonne und wird röthlich mit grauem Schimmer. Man lässt sie nun fünf bis sechs Tage stehen, bis sich die oben aufschwimmenden Hefen und der Bodensatz geschieden haben; dann giesst man die Flüssigkeit in eine Flasche, verpicht dieselbe wohl und setzt sie drei bis vier Monate der Sonne aus. Sie wird von Neuem etwas Niederschlag und oben ein sehr weisses und hartes Fett von der Dicke einer Nuss bilden, die röthliche Farbe aber sich in Citronengelb verwandeln und das Ganze einen Geruch wie gekochte Seekrebse annehmen. Von dieser Flüssigkeit nun nimmt man anderthalb Drachmen, eben so viel Oleum tartari per deliquium und eine Unze Brunnenwasser, mischt Alles wohl durcheinander und giesst es in ein Fläschchen, das man gut verpicht. Es ist nöthig, dass man von dieser Mischung nur wenig bereite, da sie sich nicht lange hält. Will man sie gebrauchen, so steckt man einen Finger hinein und bestreicht dann mit diesem die Stellen, wo sich solche Flecken befinden. Dies wiederholt man hinter einander sechs bis sieben Mal täglich, bis die trockene Stelle der Flecken roth wird. Gleich nachher wird man ein leises Jucken empfinden, und die Haut einen oder zwei Tage lang wie mit Mehl bestreut aussehen; sobald aber dies Mehlige abfällt, verschwinden auch die Finnen.

3) Flecken im Gesichte bei Frauen, die guter Hoffnung sind. Diese Flecken verschwinden mitunter von selbst im vierten Monat, zuweilen auch kommen sie und verschwinden mehrere Mal während der ganzen Zeit der Schwangerschaft und bleiben erst nach der Niederkunft fort. Es giebt auch Fälle, wo sie noch lange nachher sich zeigen. Ich möchte den Damen, die daran leiden, rathen, sich das Gesicht mit einer aus Honig und pulverisirten Lorbeerkörnern, von denen vorher die Schale entfernt wurde, bereiteten Salbe zu bestreichen, oder sich die leidenden Theile mit einer Emulsion von Endiviensamen zu waschen.

Unvermählte Frauen, deren Regel nicht in Ordnung ist, pflegen auch an solchen Flecken zu leiden: diese können sie vertreiben, indem sie dieselben mit einem linnenen Tuche reiben, das in den Saft der Borretschwurzel, die frisch zerschnitten und ausgepresst worden, getaucht ward; doch wird jedes äussere Mittel nicht viel helfen, wenn nicht die innere Ursache, die ihre Periode störte, gehoben ist. Selbst jenes äussere Mittel darf nicht um die Zeit gebraucht werden, wo die Regel eingetreten ist, oder deren Eintritt erwartet wird.

4) Altersflecken. Diese sind jedenfalls die unangenehmsten von allen; sie kommen mit den Jahren und namentlich bei denjenigen Damen um so

früher, welche die Schönheitsmittel, die der Haut Feinheit und Biegsamkeit geben, nicht mit Vorsicht gebraucht haben. Gewöhnlich zeigen sich diese Altersflecken in der Nasengegend und bilden auf beiden Seiten Stellen, die wie gekochtes Leder aussehen. Mitunter dehnen sie sich bis zur Stirn und den Kinnladen aus und die Haut wird sehr dick und borkig. Diese Borke muss zerstört werden, weil sie sehr hinderlich ist; man erreicht das jedoch nicht, ohne nach einander zwei verschiedene Mittel angewandt zu haben. Zuerst ist es nöthig, die Haut durch erweichende Mittel wieder feucht und weiss zu machen und dann Aetzmittel zu appliciren, wie wir gelegentlich der Muttermåler riethen. Reicht das nicht hin, so wasche man sich mit dem aus Ochsengalle destillirten Wasser, in dem man etwas Salz aufgelös't hat, doch muss die Haut erst wieder hergestellt sein. Haben die Aetzmittel nicht den gewünschten Erfolg, so ist ein Fehler bei der Anwendung der erweichenden Mittel vorgegangen, und man muss zu diesen zurückkehren.

Ich bemerkte bereits, dass vorzüglich Damen, welche unvorsichtig Schönheitsmittel brauchten, von diesem Uebel heimgesucht werden. Dies hat die Erfahrung vollkommen bestätigt. Man hüte sich also sorgfältig davor, und will man den Fehlern der Haut abhelfen, so bediene man sich der Jungfrauenmilch, des Erdbeerwassers, kurz derjenigen Mittel, die ich in diesem Buche empfohlen habe und die sich als eben so unschädlich wie der Haut vortheilhaft bewährten.

Von den Runzeln.

Die Mehrzahl der von mir angeführten Mittel zur Erhaltung der Schönheit der Haut verzögert auch das Erscheinen der Runzeln. Um dieselben zu vermeiden, rathen Einige, Schnitte frischen Kalbfleisches nächtlich auf das Gesicht zu legen. Das ist ein durchaus unschädliches Mittel und allen anderen vorzuziehen, weil es die Haut frisch und zart erhält.

Das aus grünen Tannenzapfen destillirte Wasser vertreibt ebenfalls die Runzeln aus dem Gesicht und verjüngt es.

Wir können ausserdem noch folgende drei Recepte wider die Runzeln, die wir als unschädlich und bewährt aus einer grossen Menge auswählten, empfehlen.

Pomade gegen die Runzeln im Gesicht.

Man nehme zwei Unzen Zwiebelsaft, zwei Unzen Saft von weissen Lilien, zwei Unzen Jungfernhonig und eine Unze weisses Wachs. Dies setze man in einem neuen irdenen Tiegel über das Feuer, bis das Wachs geschmolzen ist, nehme es dann wieder fort und rühre es beständig mit einem hölzernen Spatel um, bis es ganz erkaltet. Mit dieser vortrefflichen Pomade reibe man vor Schlafengehen das Gesicht ein und wische sie am nächsten Morgen mit einem linnenen Tuche wieder ab.

Balsamisches Wasser gegen die Runzeln.

Man nehme das Gerstenwasser, welches unter I dieser Abtheilung angegeben wurde, seihe es durch ein linnenes Tuch und giesse einige Tropfen Balsam von Mekka dazu; dies schüttle man in einer Flasche oft tüchtig durch, bis sich der Balsam vollkommen mit dem Wasser vermischt hat, was man daran erkennen kann, dass dasselbe sich trübt und etwas weisslich absetzt. Mit diesem trefflichen Wasser benetze man sich täglich das Gesicht; doch wasche man sich vor dem Gebrauche das Antlitz stets mit reinem Wasser.

Ein anderes Mittel, um die Runzeln nicht bloss aus dem Gesicht, sondern vom Halse, von den Händen u. s. w. zu vertreiben.

Man schmelze eine Portion des besten weissen Wachses, thue eben so viel Spermaceti dazu, so dass sich Beides genau vermischt und etwas Weingeist. Dann taucht man linnene Lappen in diese Mischung und legt dieselben auf die Runzeln, so dass sie sich genau anschliessen. Dies wird täglich Morgens wiederholt und jede Woche frische Leinwand dazu genommen.

IV.

Von der Schminke.

Die heuchlerische Kunst sich zu schminken ist fast so alt wie die Welt. In früheren Zeiten hatte dies Wort eine weit ausgedehntere Bedeutung, denn man begriff Alles darunter, was dazu diente, körperliche Mängel und Fehler zu verbergen.

Da man z. B. im ganzen Oriente grosse und weit geöffnete Augen als ein Erforderniss der Schönheit betrachtete, so suchten sich die Frauen, denen die Natur diese Eigenschaft versagt hatte, wenigstens den Anschein zu geben, als besässen sie dieselbe und bedienten sich dazu des Antimoniums, welches die Augenlieder ausdehnte und daher machte, dass die Augen grösser aussahen. Diese Sitte herrscht dort noch in vielen Gegenden, die arabischen Frauen färben sich den Umkreis des Auges schwarz und ziehen einen schwarzen Strich bis über die Thränendrüse hinaus, damit das Auge sehr geöffnet erscheine.

Die Griechen und Römer nahmen auch die Sitte an sich die Augen mit Antimonium zu färben, doch bedienten sie sich ausserdem noch zweier Arten Schminke, die sich bis auf uns vererbt haben. Diese sind die weisse und die rothe Schminke, welche zu des Augustus Zeiten nur von vornehmen Frauen gebraucht wurden. Die römischen Matronen hatten ausserdem noch andere, sicherlich bessere Mittel, da ihre Compositionen dazu beitrugen, der Haut Lebhaftigkeit zu verleihen und ihre Frische zu erhalten.

Die berühmte Poppaea erfand eine Schminke, der sie ihren Namen gab. Es war ein zarter Teig, der auf das Gesicht gelegt und nur dann abgenommen wurde, wenn man sich öffentlich zeigte. Wahrscheinlich trugen die Damen diese Masken immer in ihren Häusern, denn sie nannten eine solche das Hausgesicht.

Schon in der ersten Abtheilung dieses Buches führte ich an, dass viele Völkerschaften sich den Körper mit verschiedenen Farben bemalen. Dies beweis't, wie sehr jener Gebrauch und seine Methoden sich ausbreiteten. Hier soll jedoch nur von der weissen und rothen Schminke geredet werden, weil man in Europa vorzüglich zu diesen seine Zuflucht nimmt.

Man darf jedoch die Schminke nicht mit den bereits angeführten Schönheitsmitteln verwechseln. Jene gehören der Gesundheitslehre an, denn sie dienen dazu, die natürliche Weisse, Biegsamkeit und Frische der Haut zu erhalten, oder sie hervorzubringen, wo die Natur sie versagte.

Die weisse Schminke.

Diese wird aus mehr oder minder schädlichen, jedenfalls immer beizenden, Mineralien bereitet. Sie greift die Augen an, schwellt sie an und macht sie roth bis zu den Thränendrüsen, und erzeugt Schmerzen und eine übermässige Feuchtigkeit in denselben. Sie greift ferner das Hautgewebe an, bringt Finnen und Flüsse hervor, macht die Zähne gelb oder schwarz, zerstört deren Schmelz, entwurzelt dieselben, verursacht Reissen, entzündet den Mund und die Kehle und verdirbt den Athem. Da sie endlich die Poren der Haut durchdringt, so dehnt sie allmählig und unmerklich ihre Wirkung auf die Lunge aus und veranlasst Krankheiten. Ist sie dagegen aus alaunartigen und kalkigen Substanzen bereitet, so zieht sie die Poren zusammen und verhindert die Ausdünstung, wodurch sie nicht minder gefährlich wird.

Die metallischen Schminken werden aus Blei, Zinn und Wismuth bereitet und haben ausser jenen schon erwähnten übeln Folgen noch das Schlimme an sich, dass sie die Haut schwärzen, sobald die

Person, die sich ihrer bedient hat, durch Zufall von der Ausdünstung von Schwefel und Phosphor oder von gequetschtem Knoblauch berührt wird.

Ich werde die Recepte metallischer Schminken hier deshalb nicht mittheilen. Wollte Gott, sie gingen auf immer verloren! Da die Schauspielkunst jedoch den Gebrauch der Schminke unumgänglich nothwendig macht, so halte ich es für meine Pflicht, hier wenigstens einige Arten anzuführen, welche leicht zu bereiten und am Wenigsten schädlich sind.

1) Man nehme ein Stück Talk oder guten Gypsstein, wenn möglich von der Farbe der Perlen, reibe es sehr sorgsam, seihe es durch ein sehr feines seidenes Sieb und schütte dann dieses Pulver in eine halbe Flasche guten destillirten Weinessig. Diese Mischung schüttelt man vierzehn Tage lang tüchtig, am funfzehnten aber lasse man sie ruhig stehen, dann giesst man den Weinessig vorsichtig ab, so dass das Pulver ganz in der Flasche zurückbleibt. Auf dasselbe wird nun sehr klares, filtrirtes Wasser gethan, Alles in ein reines Gefäss geschüttet und mit einem hölzernen Spatel wohl umgerührt. Wenn sich das Pulver auf den Boden setzt, so giesst man das Wasser allmählig ab und wäscht das Pulver dann auf diese Weise sechs oder sieben Mal immer mit filtrirtem Wasser. Ist dasselbe nun so weiss und zart wie möglich geworden, so trocknet man es an einer Stelle, wo kein Staub hinzukommen kann und sieht es dann wieder durch Seide. Man kann es nun entweder so aufbewahren oder anfeuchten und Pastillen daraus machen, wie sie die Parfumeurs gebrauchen. Zwei Pfund Essig reichen hin, ein Pfund Talkstein aufzulösen.

Diese weisse Schminke wird eben so aufgelegt wie Karmin; man bestreicht einen Finger, ein Papier oder ein zubereitetes Hasenpfötchen mit Pomade und legt dann ein Bischen von dieser Composition darauf. Diese weisse Schminke geht auch nicht ab, wenn man schwitzt, und ist die dabei gebrauchte Pomade gut bereitet, so schadet sie dem Gesicht durchaus nicht.

2) Auf einen Theil gut pulverisirtes Marienglas giesst man zwei Theile camphorisirtes Oel und digerirt es in einem Marienbade, bis die Mischung sehr weiss geworden ist.

3) Pomade zu gleichem Zweck. Man nimmt vier Unzen sehr weisses Wachs, fünf Unzen frisch gepresstes Mandelöl (ol. amygdal. rec. expr.) eine Unze sehr reines Spermaceti, anderthalb Unzen Kremnitzer Weiss in Rosenwasser gewaschen und eine halbe Unze Kampher und macht eine Pomade daraus, welche jeder anderen weissen Schminke vorzuziehen ist.

Die rothe Schminke.

Man weiss nicht, welcher Ursache man die Vorliebe fast aller Völker für die rothe Farbe zuschreiben soll. Die Phönicier gaben ihren Namen der rothen Farbe ihrer Vasen und der Stoffe, welche sie den Barbaren auf den Küsten des Mittelmeeres verkauften. Der Phönix, jener schöne Vogel, von dem so viele Wunderdinge erzählt werden, verdankt auch seinen Namen und zum Theil seinen Ruf dem lebhaften Roth seiner Federn, und dies war vielleicht die Veranlassung zu der Sage von seiner Wiedergeburt im brennenden Scheiterhaufen. Die Alten malten den Jupiter roth an bei Festen, und in Rom färbte man den Siegern den Körper roth; so z. B. erschien Camillus am Tage seines Triumphes.

Bei den barbarischen und abgesondertsten Nationen herrscht derselbe Geschmack. Macartney sah in Peking tatarische Weiber, welche sich die ganze Hälfte der unteren Lippe übermässig roth angemalt hatten.

Diejenigen, welche aus den bereits angeführten Gründen nothwendig sich der rothen Schminke bedienen, müssen sich sorgfältig vor jenen Zusammensetzungen hüten, zu denen Mineralien gebraucht werden, da diese höchst gefährlich sind und alle jene schlimmen Folgen haben können, die wir bereits gelegentlich der metallischen weissen Schminke anführten.

Zu jenen gefährlichen rothen Schminken gehören namentlich, die aus Mennig oder Zinnober bereitet wurden.

Man bediene sich nur vegetabilischer Schminken, die nicht gefährlich sind, wenn sie mässig gebraucht werden. Zu den vegetabilischen Substanzen, die roth färben, gehören das rothe Sandelholz, die rothe Ochsenzungenwurzel, die Cochenille, das Brasilienholz und vorzüglich der wilde Safran, der ein sehr schönes Roth giebt, mit einer hinreichenden Quantität Talk vermischt.

Einige Parfumeurs bereiten vegetabilische rothe Schminke mit Essig; dies kann leicht die Haut verderben, und es ist besser, sie mit Oelen zu bereiten oder Pomade daraus zu machen; zu dieser kann man Balsam von Mekka, Cacaobutter, Spermaceti, Behennussöl u. s. w. gebrauchen.

Damen, deren Haut weder Oel noch Fett gestattet, können sich folgender Schminke bedienen. Man pulverisire etwas Talk sehr fein und thue so viel Karmin hinzu, als hinreicht, um das Roth, das man haben will, hervorzubringen; diese Mischung wird sehr sorgfältig gerieben und kann ohne Nachtheil gebraucht werden.

Die Fabrikanten von rother Schminke schieben oft aus Gewinnsucht Zinnober statt Karmin unter; man kann diesen Betrug aber gleich durch flüchtiges Kali erkennen, das den Zinnober verändert.

Folgende Recepte für rothe Schminke sind empfehlenswerth:

1) Man nehme ein Viertelmass guten Branntwein, thue eine halbe Unze Benzoe, eine Unze rothes Sandelholz, eine halbe Unze Brasilienholz und eine halbe Unze weissen Alaun hinein, pfropfe die Flasche wohl zu und schüttle sie ein Mal täglich. Nach zwölf Tagen kann man sich derselben bedienen, indem man sich damit die Wangen reibt; doch nehme man nur wenig, um die natürliche Farbe nachzuahmen.

2) Man nehme Brasilienholz und weissen Alaun, zermalme beide Substanzen wohl und schütte sie in rothen Wein, den man bis zu drei Viertel seiner Quantität hat einkochen lassen. Will man sich dieser Schminke bedienen, so tauche man etwas Baumwolle hinein und reibe sich damit die Wangen.

3) Man nehme eine halbe Unze pulverisirtes rothes Sandelholz, eine halbe Unze Gewürznägelchen und fünf Pfund süsse Mandeln. Dies Alles wird gemahlen und zusammengethan und dann zwei Unzen weissen Wein und anderthalb Unzen Rosen-

wasser dazu gethan und täglich tüchtig durchgemengt. Nach acht oder neun Tagen presse man diesen Teig eben so aus, wie es bei der weissen Schminke Nr. 3 angegeben wurde und man erhält eine treffliche rothe Schminke.

V.

Vom Haar.

Die berühmtesten Dichter aller Zeiten haben diesen natürlichen Schmuck von jeher gepriesen.

Die erste Sorgfalt, welche das Haar verlangt, besteht darin, überhaupt den Kopf so sauber wie möglich zu halten und zu verhindern, dass sich Schweiss und Schmutzklumpen, die von der Ausdünstung herrühren, auf demselben bilden. Um diesem Uebelstande, der der Gesundheit sehr nachtheilig werden kann, zu wehren, muss man sich täglich kämmen und von Zeit zu Zeit das Haar entweder mit Puder bestreuen oder mit Pomade einreiben und es mit einem eigenen sehr engen Kamme strählen.

Gegen das Waschen des Kopfes mit kaltem oder warmem Wasser, das in neuerer Zeit ziemlich allgemein geworden ist, erklären sich viele Aerzte. Ein sehr ausgezeichneter medicinischer Schriftsteller bemerkt darüber: „In vielen Familien und Erziehungsanstalten müssen sich die Kinder und jungen Leute zu bestimmten Zeiten den Kopf waschen, und man betrachtet dies Waschen als das beste Mittel, ihn zu reinigen. Nachher beklagt man sich aber, dass die

Knaben und Mädchen so häufig an Zahnschmerzen leiden und man sich oft genöthigt sehe, ihnen Zähne ausreissen zu lassen. Das ist jedoch ganz natürlich; jene schlecht verstandene Reinlichkeit hält ihnen den Kopf fast immer feucht; ihr Gesicht ist blass und kennt die lebendigen Farben der Jugend gar nicht und die Frische der Kindheit weicht rasch den Runzeln des Alters. Vergeblich behaupten die Anhänger dieser Methode, dass man alle bösen Folgen vermeide, wenn man den Kopf nur recht abtrockne. — Das aber ist eben nicht möglich; die Wurzeln der Haare werden immer feucht bleiben und die häufigen Flüsse, an denen die Kinder leiden, beweisen das. Die Alten hatten in diesen Dingen gewiss eine geprüfte Erfahrung und sie hinterliessen uns die Vorschrift, die Hände täglich, die Füsse dann und wann und den Kopf nie zu waschen.

Wenn der Kopf zu viel Fett oder Schmutz absetzt und die Reinlichkeit nicht ausreicht, um sich davon zu befreien, so ist das ein Beweis, dass die Säfte und die Hautdrüsen nicht in Ordnung sind; dann muss man zu Bähungen seine Zuflucht nehmen und Decocte von Waldrebe (Bryonia), Malven und Borrätsch mit Wasser oder Wein gemacht — das Letztere sobald man wünscht, dass sie sehr stärkend sein sollen, auflegen; doch hüte man sich vor allen Bähungen mit adstringirenden Kräutern und Alaun, weil es sehr gefährlich ist, diese Feuchtigkeiten zurückzutreiben, welche die Natur sich bemüht auszustossen.

Auf die Sorgfalt für die Reinlichkeit des Haares folgt nun die Fürsorge für dessen Erhaltung, Wachsthum, Festigkeit und Schönheit. Hier lässt sich durch gute Pomade viel bewirken; ist es aber einmal gänzlich ausgefallen und schon einige Zeit darüber vergangen, so wird es ausserordentlich schwer, neues Haar zu erzeugen. Ein specifisches Mittel dafür ist nicht bekannt, doch wäre es nicht unmöglich, dass ein solches existirte. Die Alten scheinen mehr davon verstanden zu haben, da sie einen so grossen Werth auf das Haar legten und die Kahlheit mit Verachtung ansahen. — Die Fälle sind übrigens nicht selten, dass sehr alten Leuten nach langer Kahlheit das schönste Haar wieder wuchs, ja es giebt sogar ein Beispiel wo Jemand funfzig Jahre nach der Zeit, in welcher er kahl geworden war, prächtiges Haar wieder bekam. Der Gebrauch der Perrücken ist Ursache, dass wir nicht hinreichende Experimente in dieser Hinsicht gemacht haben, sonst würden solche Erscheinungen häufiger sein. Hätte die Kunst die Mittel gefunden, der Natur zu Hülfe zu kommen oder, richtiger, hätten wir das Geheimniss der Natur ergründet, hinsichtlich der Wiedererzeugung dieser animalischen Vegetation, so würde man nicht so oft vergebliche Versuche machen.

Gehen wir zu den verschiedenen Mitteln über, welche das Wachsen der Haare befördern. Man empfiehlt dafür die Asche von verbrannten Bienen, mit Rosenöl angefeuchtet, Bärenfett, Rindsmark, Mandelöl, Lorbeeröl, Gänsefett u. s. w. Im Allgemeinen nähren alle fetten Substanzen das Haar, doch muss man das Uebermass vermeiden, weil dies das Gegentheil hervorbringt und es ausfallen macht; eine nur zu oft bestätigte Erfahrung.

Andere feuchten sich den Kopf mit Branntwein oder Honigwasser an und behaupten, das sei noch besser.

Die alte salernitanische Schule empfahl zu diesem Zwecke den Saft von Brunnenkresse oder von Zwiebeln und es giebt Schriftsteller, die den Zwiebelsaft allem Uebrigen vorziehen.

Wir wollen hier die bewährtesten Recepte für die Erhaltung und das Wachsthum des Haares mittheilen.

Pomade.

Man nimmt eine Unze Rindsmark und eine Unze Suppenfett, abgeschöpft, ehe man das Salz dazu gethan hat, und koche Beides in einem neuen irdenen Topfe, indem man eine Unze Nussöl hinzufügt. Ist es erkaltet, so gebrauche man es wie jede andere Pomade.

Haaröl.

Man nimmt ein halbes Pfund frische eben gekochte Stabwurz (Eberraute), quetscht sie, giesst anderthalb Pfund ranziges Oel und ein halbes Pfund weissen Wein hinzu, kocht es und presst dann den Saft durch ein leinenes Tuch. Dies wird drei Mal wiederholt, jedoch immer neue Stabwurz und bei dem letzten Mal zwei Unzen Bärenfett dazu gethan. — Dies Oel soll vorzüglich sein, um neues Haar auf kahlen Stellen wieder zu erzeugen.

Salbe, um das Haar wachsen zu machen.

Man nimmt zwei Unzen Bärenfett, eine halbe Unze Honig, sechs Gran Labdanum (Ladan-Gummi), drei Gran Stabwurzpulver, drei Gran peruvianischen Balsam, anderthalb Drachmen Asche von Schilfrohrwurzel und ein Wenig Mandelöl.

Puder, um das Haar zu erhalten.

Man nimmt anderthalb Unzen Bärenfett, eben so viel Kalmus, eben so viel Jouquillenwurzel, eine Unze Benzoë, sechs Drachmen Aloeholz, anderthalb Unzen rothe Korallen, eben so viel Bernstein, vier Unzen Bohnenmehl und acht Unzen Veilchenwurzel reibt Alles zu einem sehr feinen Pulver, mischt es sorgfältig und fügt dann noch zwei Gran Moschus hinzu. Dieser Puder, mit dem man sich den Kopf parfumirt, befördert die Wiedererzeugung des Haares und befestigt dessen Wurzeln, auch sagt man, dass das Gedächtniss sehr dadurch gestärkt werde.

Mittel, das Haar zu färben.

Es reicht nicht hin das Haupthaar zu pflegen, dasselbe darf auch keine den Augen unangenehme Farbe haben. Jedes Land hat hierin seinen eigenen Geschmack und sieht aus Nationalvorurtheil andere Farben deshalb mit Verachtung an; die Einen ziehen schwarzes, die Andern röthliches Haar vor.

Dieser Grund ist aber nicht der einzige, um das Haar zu färben, es giebt einen viel bedeutenderen, der von jeher und überall sich geltend machte; der Wunsch nämlich, die hässliche Farbe des Haars zu verbergen, welche das Aelterwerden unvermeidlich mit sich führt; namentlich sind es die Damen, die diesen schlimmen Zeugen zu verstecken streben.

Die Deutschen allein schätzten früher das röthliche Haar, und diejenigen, denen die Natur diese

Farbe versagt hatte, suchten sie sich durch alle erdenklichen Mittel zu verschaffen. Sie gebrauchten vorzüglich eine aus Ziegenfett und Asche von der Steineiche bereitete Seife, hessische Seife genannt, welche den Perrücken eine hellröthliche Farbe gab. Die römischen Damen hatten denselben Geschmack, deshalb kauften, wie uns Ovid erzählt, die Friseurs in Rom das Haar von deutschen Gefangenen und machten falsche Locken daraus, um die Laune der Stutzerinnen zu befriedigen, welche für jeden Preis ihr schönes schwarzes Haar unter blonden Perrücken verbergen wollten. In neuerer Zeit hatten die spanischen Damen einmal ähnliches Gelüsten, doch hielt es nicht lange an.

Bei den Römern mussten sogar auch die Männer diesem herrschenden Geschmacke des Landes Tribut zollen und der Wunsch, ihren Haaren eine helle Farbe zu geben, zwang sie, dieselben sogar mit Gold zu pudern.

Es ist allerdings eine wunderliche Laune der Mode, sein natürliches Haar ändern zu wollen; da sie aber noch überall sich geltend macht, so wollen wir wenigstens den Damen den guten Rath geben, gewisse gefährliche Präparate, welche Silberauflösungen enthalten und von den Parfumeurs unter verschiedenen Namen verkauft werden, auf keinen Fall zu gebrauchen. Es ist erwiesen, dass Personen davon wahnsinnig geworden sind. Eben so vermeide man die Präparate, zu denen der Saft von Bilsenkraut, Wolfsmilch und anderen giftigen Pflanzen genommen wird, so wie die Compositionen, welche Scheidewasser, Arsenik u. s. w. enthalten.

Mittel, um das Haar schwarz zu färben.

Man zerstosse ein Pfund Galläpfel und koche sie in gewöhnlichem Oel, bis sie weich werden; dann lasse man sie trocknen und stosse sie zu einem sehr feinen Pulver, das man mit gleichen Theilen gepülverter Holzkohlen und gepülverten Kochsalzes vermischt; darauf füge man ein Wenig pulverisirte getrocknete Citronen- und Orangenschale hinzu. Dieses Alles koche man nun wiederum mit zwölf Pfund Wasser, bis die Materie, die sich auf dem Boden des Gefässes setzt, consistent wird, und wie eine schwarze Pomade aussieht. Mit dieser Composition salbe man sich das Haar und setze eine Mütze auf, bis es trocken ist; dann kämme man es durch. Diese Tinctur ist eben so nützlich wie gesund, doch muss man sie allwöchentlich anwenden.

Weise der Engländerinnen, das Haar schwarz zu färben.

Man lässt eine Stunde lang eine Unze pulverisirte schwarze Kreide und eine Unze Ebenholzfeile in einem halben Quart Wasser kochen und wäscht sich das Haar mit dieser Mischung, indem man seinen Kamm hinein taucht und sich dann damit kämmt. Fügt man noch zwei Drachmen Campher hinzu, so wird diese Farbe lebhaft und glänzend und das Haar bekommt ein herrliches Aussehen.

Noch einige Mittel, die Haare schwarz zu färben.

1.

Man wäscht sich den Kopf, taucht dann den Kamm in Weinsteinöl und kämmt sich damit in der

Sonne. Dies wird drei Mal täglich wiederholt und binnen acht Tagen ist das Haar schwarz.

2.

Man lässt Stahlfeilspäne in Essig digeriren und reibt sich damit das Haar ein, solange man es für nöthig hält; binnen Kurzem ist es schwarz.

3.

Man wäscht sich zuerst den Kopf mit Aschenlauge, in der man etwas Alaun aufgelös't hat. Dies präparirt das Haar. Dann kämmt man sich mit einem bleiernen Kamm, oder mit einem Kamme, den man mit etwas, das die Haare schwarz zu färben vermag, angefeuchtet hat, wie z. B. Cedernöl, mit flüssigem Pech vermischt, oder Myrrhenöl, in einem bleiernen Mörser geschlagen.

Mittel, um die Augenbrauen schwarz zu färben.

Man nimmt eine Unze Pech, eine Unze Harz, eine Unze Weihrauch und eine halbe Unze Mastix, schmilzt sie über einer Flamme und deckt einen Teller darüber, um den Rauch aufzufangen, der sich an dessen Oberfläche wie ein schwarzes Oel ansetzt. Mit diesem färbe man sich die Augenbrauen, wiederhole diese Operation aber alle acht Tage.

Mittel, graues Haar hellschwarz oder kastanienbraun zu färben.

Man wäscht sich zuvor den Kopf mit lauwarmem Wasser, in dem etwas Alaun aufgelös't ist. Dann nimmt man zwei Unzen lebendigen Kalk, der sich an der Luft löschen lässt, eine Unze Silberglätte und eine halbe Unze schwarze Kreide. Dies Alles wird zu Pulver zerstossen und durchgesieht; darauf weicht man dieses Pulver in Rosenwasser ein, bestreicht sich das Haar damit und lässt es an der Luft trocknen. Später reibt man sich den Kopf mit warmen Tüchern ab.

Man kann sich auch das Haar mit verschiedenen in Wein gekochten vegetabilischen Substanzen färben, wenn man sich mit einer solchen Mischung mehre Mal täglich den Kopf wäscht; doch muss man das eine Zeitlang ununterbrochen thun. Zu diesen Substanzen gehören die Blätter des Maulbeerbaums, der Myrthe, des Feigenbaumes, des Sennesstrauches, des Himbeerstrauches, der Artischocke, ferner die Wurzel des Kaperstrauches, die Rinde des Nussbaumes und des Granatbaumes, Nussschalen, Sumach und Galläpfel.

Von der Depilation oder dem Ausrotten der Haare.

Wenn die Haare zu dicht stehen, zu tief auf die Stirn hinabgehen oder unregelmässig wachsen, so schaden sie der Schönheit des Gesichtes, entweder weil sie die Regelmässigkeit der Formen stören, oder weil sie denjenigen Theil der Stirn bedecken, der unbedeckt bleiben soll. Zu starke oder zu dicht an einander stehende Augenbrauen stören gleichfalls die Harmonie, die im Antlitz vorherrschen soll. Einige Damen bekommen sogar einen Anflug von Haaren auf der Oberlippe, was doch nur einem Manne gut lässt. Aus solchen Gründen nun greift man zu depilatorischen Mitteln, d. h. zu solchen Substanzen oder Mischungen, welche die Eigenschaft besitzen, die Haare ausfallen zu machen.

Dieser Gebrauch ist sehr alt, und die Geschichte erzählt uns, dass die Griechinnen und Römerinnen ihn ausübten, ja dass sogar Männer ihn anwendeten, was jedoch in Zeiten, wo lange Bärte Mode waren, zu den Seltenheiten gehören mochte. Auch eiferten die Philosophen dagegen. Wir wollen jedoch nicht zu lange bei diesen geschichtlichen Merkwürdigkeiten verweilen, sondern lieber die gebräuchlichsten Enthaarungsmittel unserer Zeit mustern.

Die mildesten sind Petersilienwasser, wilder Schlehensaft und das Gummi des Epheu.

Nussöl pflegt das Ausgehen des Haars bei Kindern zu hemmen.

Folgende Methode hatte sehr guten Erfolg. Man bestreicht mit einem Pinsel, der in dulcificirten Salzspiritus getaucht ist, die Stelle, von der man das Haar forthaben will; dann reibt man diesen Theil mit einem linnenen Tuche. Dasselbe lässt sich anwenden, um Auswüchse, die sich mitunter auf der Stirn zeigen, zu vertreiben.

Ein anderes gutes depilatorisches Mittel ist folgendes: Man nimmt eine Unze Epheugummi, eine Drachme Auripigment und eben so viel Ameiseneier und Gummi arabicum, stösst Alles sehr fein zu Pulver und macht mit einer hinreichenden Quantität Weinessig eine Salbe daraus; doch nehme man sich bei dem Stossen sehr in Acht, den Staub des Auripigments einzuathmen, da er ein heftiges Gift ist.

Das wirksamste Mittel zur Vertreibung der Haare wird aus einer Unze Auripigment, einem Pfunde lebendigen Kalk und zehn Unzen Kraftmehl bereitet;

dies wird fein gerieben und nach und nach so viel Wasser dazu gethan, als nöthig ist, um einen Teig daraus zu machen, mit dem man sich die Stellen salbt, wo man das Haar vertreiben will. Man lässt ihn trocknen und wäscht sich dann mit Wasser rein. Sehr lange darf man diesen Teig durchaus nicht liegen lassen, sonst giebt es Flecken, die schwer fortzubringen sind.

Mitunter wachsen Einem zu viele Haare in den Naslöchern und hindern sogar das freie Athmen. Von diesen befreit man sich auf folgende Weise: Man nimmt feine Asche von neuem Brennholz, weicht sie mit Wasser auf, taucht den Finger hinein und bestreicht inwendig die Naslöcher damit. — Die Haare fallen davon aus, ohne den geringsten Schmerz zu verursachen.

VI.

Vom Munde.

Der Mund ist das Thor, welches dazu bestimmt ward, die Sprache des Verstandes hindurch zu lassen. Die anderen Theile des Gesichts sind fast sämmtlich rein materiell, aber ein schöner Mund hat grosse Privilegien, er ist der Dolmetscher der Seele und des Herzens; er allein kann die lieblichsten Beweise der Zuneigung geben. Es giebt Nichts, das er nicht verkündet. Um den Mund spielt das reizende Lächeln, dessen Ausdruck alle anderen Gaben der Schönheit hervorhebt. Auf dem Munde ruht die Rede und deshalb hat er ein besonderes Recht darauf.

dass man alle seine Theile mit vorzüglicher Sorgfalt behandle und erhalte.

Um den Athem rein und die Zähne schön zu erhalten, kauen die Araber stets Mastix; die Türken haben immer Sakkis im Munde und die Perser Konderuüm.

Der schlechte Geruch des Athems rührt von verschiedenen Ursachen her. Diese sind:

I. Unreinlichkeit der Zähne; man hilft ihr ab, wenn man sich oft den Mund mit Wasser spült, in das man ein Zehntel Wein und ein Achtel Salz thut. Wir werden später noch darauf zurückkommen.

II. Ein Fehler in der Lunge. Hier ziehe man den Arzt zu Rathe.

III. Schlechte Verdauung. Auch hier muss der Arzt helfen. — Um wenigstens den schlechten Geruch des Athems zu vertreiben, ist man auf den Gedanken gekommen, Pastillen, aus fein gestossener Holzkohle und Gummiwasser bereitet, in den Mund zu nehmen.

Dies sind die drei Hauptursachen eines schlechten Athems; ausserdem kann er noch durch wiederholte Nachtwachen, ausserordentliche Anstrengungen, Uebermass des Vergnügens u. s. w. hervorgebracht werden. Rührt er jedoch von einem unheilbaren Uebel her, so bleibt nichts Anderes als das traurige Auskunftsmittel, ihn durch andere Gerüche zu verdecken. Man kann Mastix, mit anderen wohlriechenden Substanzen vermischt, dazu anwenden, da der Mastix das Gute hat, den Geruch, den man vorzieht, auch vorherrschen zu lassen.

Den Lippen muss nicht mindere Sorgfalt gewidmet werden. Die Erhaltung ihres natürlichen Incarnates hängt von dem ganzen Gesundheitszustande ab. Droht es zu verschwinden, so kann man ihm allerdings mitunter nachhelfen, doch geschieht dies selten ohne Nachtheil. Einige Damen benetzen sich die Lippen mit etwas Branntwein oder anderen geistigen Flüssigkeiten, um sie roth zu machen. Andere gebrauchen zu diesem Zwecke starken Weinessig, aber es ist das Schlimme dabei, dass man dieses künstliche Incarnat nicht hervorbringt als auf Kosten der Zartheit, Biegsamkeit und Frische dieser Theile. Essig ist am Schädlichsten, weil er die Haut austrocknet. Will man die Lippen vor dem Einflusse der äusseren Luft schützen, so bediene man sich nur schleimiger oder ölichter Substanzen.

Die Lippen sind dem Springen leicht ausgesetzt und bekommen zu Zeiten sogar tiefe Risse von der Kälte. Dagegen helfen alle ölichten und fetten Substanzen. Man macht sehr viele Arten von Lippenpomade. Folgende scheinen mir die besten zu sein. Man schmilzt bei langsamem Feuer vier Unzen gelbes in Stücke gebrochenes Wachs in einem glasirten irdenen Topfe und thut anderthalb Pfund Rindsfett hinzu, und sobald Alles geschmolzen ist, setzt man die Körner von drei gewöhnlichen reifen Weintrauben und eine Unze pulverisirte rothe Ochsenzungenwurzel hinzu. Dies lässt man Alles kurze Zeit sieden und seiht es dann durch ein linnenes Tuch, ohne es auszudrücken. Sobald sie erkaltet, wird diese Pomade fest; man bewahrt sie in Fayencedosen auf. Sie ist vortrefflich für aufgerissene Lippen.

Käsefett ist auch sehr gut in solchen Fällen und Personen auf dem Lande zu empfehlen. Um es zu erhalten, presst man ein Stück Käse sehr stark zwischen zwei heissen Eisenplatten. Es heilt auch aufgerissene Hände, Flechten und eine rauhe Haut.

VII.

Von den Zähnen und dem Zahnfleisch.

Wer sich nicht um seine Zähne kümmert, zeigt, dass er überhaupt sehr nachlässig ist. Die Reinlichkeit der Zähne macht auf die Augen denselben Eindruck, wie der reine Athem auf die Nase. Es giebt nichts Hässlicheres als schwarze, schmutzige, mit dickem Weinstein überzogene Zähne. Der Wunsch zu gefallen ist nicht der einzige Grund, der uns antreiben muss, für die Reinlichkeit und Erhaltung der Zähne zu sorgen. Gute und gesunde Zähne hängen von der Gesundheit ab und tragen wiederum zur Erhaltung derselben das Ihrige bei. Sind sie gut, so dienen sie dazu, die Speisen wie es sich gehört zu zerkauen, die erste Bedingung einer guten Verdauung; sind sie gesund, so theilen sie den nährenden Substanzen nicht verdorbenen und entarteten Speichel mit. Der gute Zustand der Zähne ist ferner nothwendig für die Bildung der Stimme und die Articulation der Worte; denn grössere oder geringere Schadhaftigkeit derselben wirkt immer nachtheilig auf die Deutlichkeit der Aussprache und die Harmonie der Rede. Cicero verglich die Zähne mit den Saiten eines Instrumentes, welche den Ton modificiren. Es liegt im Interesse der Schönheit, die Zähne zu erhalten. Da diese nicht allein an und für sich den Eindruck des Schönen machen, durch ihre Gestalt, ihre Stellung und ihre Weisse, sondern auch zur allgemeinen Schönheit des Gesichts beitragen. Wenn sie ausfallen, so höhlen sich die Lippen und Wangen, ihres natürlichen Haltes beraubt, und bieten dem Auge den eben nicht reizenden Anblick frühreifer Altersschwäche dar.

Durchdrungen von der ganzen Wichtigkeit dieser Gründe, wandten die Alten grosse Sorgfalt auf ihre Zähne. Die römischen Damen gebrauchten sogar ein sehr widerliches Mittel zum Reinigen derselben, das mir der Anstand mitzutheilen verbietet.

Die Griechinnen prunkten mit ihren schönen Zähnen und es war bei ihnen Mode, einen Myrthenzweig in den Mund zu nehmen. Bei den Türkinnen ward früher ein so grosser Werth darauf gelegt, dass man die Erlaubniss des Sultans haben musste, wollte man sich einen Zahn ausziehen lassen.

Die Schönheit der Zähne beruht vorzüglich auf ihrer guten Stellung, ihrer Regelmässigkeit, ihrer Reinheit und ihrer Weisse.

Die mehr oder minder senkrechte Stellung der Zähne, besonders der Schneidezähne, trägt viel zur Schönheit des Gesichtes bei; sie hängt jedoch von der ursprünglichen Knochenbildung ab und die Kunst kann fast gar Nichts dazu thun.

Ohne Regelmässigkeit giebt es kein schönes Gebiss; aber diese Eigenschaft ist nicht vollkommen, wenn sie nicht Naturgabe ist. Die Damen, denen sie versagt wurde, können wohl durch die Geschicklichkeit eines Zahnarztes die auffallendsten Entstellungen aus dem Wege räumen lassen, nie aber jene Anmuth einer von der Natur verliehenen Regelmässigkeit der Zähne erlangen.

Die Reinheit und die Weisse sind andere, gleich nothwendige Eigenschaften; die Mittel, sie zu bekommen, gehören hierher. Das erste Mittel von allen, die Zähne gesund zu erhalten, und eben so häufige als heftige Schmerzen zu vermeiden, ist die Reinlichkeit des Mundes. Es reicht vollkommen hin, sich denselben täglich mit reinem, lauem Wasser oder mit Salzwasser auszuspülen; zu kaltes und zu warmes Wasser ist dagegen schädlich.'

Man hat eine Menge von Recepten erdacht, um die Zähne weiss zu erhalten; viele derselben sind äusserst gefährlich, weil sie den Schmelz zerstören, der so viel zu der Festigkeit der Zähne beiträgt. Dahin gehören die Zahnpulver, die Latwergen und die Opiate, zu denen Schmergel, Bimsstein u. s. w genommen werden; ebenso muss man sich vor den Tincturen, Elixiren u. s. w. hüten, welche Mineralsäuren enthalten, da sie auf chemischem Wege den Zähnen denselben Nachtheil bringen. Ueberhaupt taugen Säuren den Zähnen Nichts, gleichviel ob vegetabilisch oder mineralisch; die letzteren freilich sind die schädlichsten, denn ausserdem, dass sie die Zähne angreifen, geben sie denselben auch noch eine gelbliche Farbe, die nachher nicht wieder fortzuschaffen ist, rauben ihnen den Glanz und machen sie zuletzt schwarz. Ich begreife nicht, wie Zahnärzte so gewissenlos sein können, ihren Kunden so verderbliche Mittel zur Reinigung der Zähne zu empfehlen.

Viele Ursachen giebt es, die den Zähnen ihre Weisse rauben; zu Zeiten ist es eine weinsteinartige Masse, welche dieselben überzieht; mitunter haben gewisse Nahrungsmittel oder ein verdorbener Magen die Schuld. Rührt der Verlust der Weisse vom Weinstein her, so reinige man sich die Zähne mit einer Korallenstange, welche auf folgende Art zubereitet wird:

Man macht einen ziemlich harten Teig aus Pulver von präparirter Koralle, Drachenblut, Cremor Tartari, Zimmt, Gewürznägelchen und einer hinreichenden Quantität Gummi Tragant und bildet dann aus diesem Teig kleine, runde Stängelchen, die man trocknen lässt. Wenn man Gebrauch davon machen will, so reibt man sich die Zähne damit, die dadurch vollkommen rein werden. Diese Stangen vertreten zugleich die Stelle der Pulver, der Opiate und der Wurzeln; doch muss man sich derselben nur so lange bedienen, als noch etwas Weinstein an den Zähnen sitzt, nachher durchaus nicht mehr.

Die schwarze Farbe der Zähne kann man auf folgende Weise beseitigen: Man pulverisirt gleiche Theile Weinstein und Salz, spült sich den Mund tüchtig mit Wasser früh Morgens nüchtern aus und bürstet dann die Zähne mit diesem Pulver.

Eins der besten Zahnpulver bleibt ohne allen Zweifel die pulverisirte Holzkohle, namentlich in der folgenden Mischung. Man nimmt eine Unze fein gepülverte und durchgesiebte Holzkohle, eine halbe Unze fein gestossenen Kandiszucker und eine Drachme Cremor Tartari.

Viele Leute nehmen statt der Holzkohle geröstete und pulverisirte Brodrinde; jene ist indessen als wirksamer vorzuziehen.

Ein gutes Opiat ist ferner: Man röstet süsse Orangenschalen zu Kohle und pulverisirt sie, oder in Ermangelung deren verfährt man mit Brodrinde eben so und siebt das Pulver durch; dann vermischt man dasselbe mit einem Löffel voll Jungfernhonig, so dass es eine Salbe wird. Dies Opiat giebt den Zähnen eine schöne Weisse, bewahrt sie vor dem Hohlwerden und ist auch dem Zahnfleisch sehr zuträglich. Man reibt sich des Abends vor Schlafengehen die Zähne damit ein und spült sich den Mund nicht vor dem nächsten Morgen aus.

Die Erhaltung der Zähne hängt nicht blos von der Sorgfalt ab, die man auf dieselben verwendet, sondern auch von der Lebensweise, welche man führt. Bei gestörter Verdauung werden sich die Zähne auch nicht lange gesund erhalten; kurz Alles, was Krankheiten veranlassen kann, ist auch den Zähnen verderblich.

Die Vorsichtsmassregeln, welche man nehmen muss, um diesen so wichtigen Theil des Körpers vor Zerstörung zu behüten, sind folgende:

1) Man muss nie harte Gegenstände, wie die Steine von Früchten, Nüsse, Haselnüsse u. s. w. zerbeissen, denn man läuft Gefahr, sich einen Zahn zu zerbrechen und dessen Fäulniss zu veranlassen, so dass man sich genöthigt sieht, ihn ausreissen zu lassen. Auch wenn man ihn nicht zerbricht, kann man ihn doch so erschüttern, dass starke Schmerzen die Folge davon sind.

2) Man muss nie mit den Zähnen schwere Gegenstände heben, oder sie daran hängen.

3) Die Damen haben die schlechte Gewohnheit, Zwirn und Seidenfäden mit den Zähnen abzubeissen;

dadurch zerstören sie den Schmelz derselben, die Zähne fangen an zu schmerzen, brechen oder werden schartig und auf die Länge ganz unregelmässig.

4) So viel wie man kann muss man das Gefrorene vermeiden, oder dies wenigstens nur mit Vorsicht essen, und zwar so, dass man den Löffel umkehrt, sobald man ihn in den Mund geschoben hat; dadurch vermeidet man, dass das Eis den Gaumen berührt, ehe es auf der Zunge liegt.

5) Zu heisse Getränke und Speisen muss man gleichfalls vermeiden, die Zähne werden gelb davon.

6) Wenn man etwas isst, so kaue man dasselbe mit dem ganzen Gebiss. Einige Personen haben die Gewohnheit, nur auf der einen Seite zu kauen; die andere Hälfte der Zähne, die nun weniger gebraucht wird, setzt dadurch leicht Weinstein an und wird hohl; auch sitzt sie nicht so fest in den Kinnladen und es überwächst sie leicht das Zahnfleisch.

7) Alle metallenen Zahnstocher sind nachtheilig.

8) Das unvorsichtige Waschen des Kopfes erzeugt leicht Nachtheile für die Zähne. Es ward schon früher darauf aufmerksam gemacht.

9) Man hüte sich vor Erkältung der Füsse; sie ist den Zähnen und dem Zahnfleische besonders gefährlich.

10) Zu dünne Kleidung, namentlich in der Abendluft, Mangel an Schutz gegen Wind und Zugluft u. s. w. veranlassen ebenfalls leicht Zahnschmerzen. Folgendes Recept wird als sehr wirksam empfohlen, um die Zähne gegen Fäulniss zu schützen.

Man kocht eine Hand voll Epheu in rothem Wein, bis dieser um die Hälfte eingekocht ist und seiht ihn dann durch ein Tuch. Mit dieser Flüssigkeit spült man sich mehre Mal täglich den Mund aus und setzt das eine Zeit lang fort; selbst schon angegangene Zähne werden dadurch wiederhergestellt.

Zu den Ursachen, welche die Fäulniss der Zähne veranlassen, gehört auch der Schleim, der sich während der Nacht auf der Zunge ablagert, namentlich gegen Morgen; er setzt sich leicht an die Zähne an und erzeugt Weinstein. Jeden Morgen, ehe man sich den Mund ausspült, reinige man daher die Zunge mit dem dazu bestimmten kleinen Instrument, das sich in jeder Toilette findet; doch ziehe man die Zungenkratzer von Schildpatt oder Elfenbein denen von edlem Metall vor.

Einige Personen rathen, die Zähne mit Winterbirnen oder Winteräpfeln zu reiben, um sie schön zu erhalten. Andere schlagen Hirschhorn wider die Fäulniss der Zähne vor.

Das Zahnfleisch ist schön, wenn es incarnatroth und fest ist; diese Eigenschaften hängen grösstentheils vom Gesundheitszustande ab. Es ist vielen Zufällen, die es sehr hässlich machen, unterworfen; es wird schlaff und weich, schwillt an und füllt sich mit verderbtem Blute, oder es verlängert sich und überdeckt die Zähne, oder auch es entzündet sich und schmerzt, oder endlich es bedeckt sich mit bösartigen und stinkenden Geschwüren und haucht einen unerträglichen Geruch aus.

Rührt der schlechte Zustand des Zahnfleisches von einem inneren Uebel her, so muss man einen Arzt zu Rathe ziehen. Ich werde daher hier nur von den Fällen reden, in denen örtliche Mittel genügen.

Um das leidende, leicht blutende Zahnfleisch zu stärken, spüle man sich häufig den Mund mit Branntwein, den man durch Wasser verdünnte, aus. Reicht das nicht hin, so gebrauche man folgendes

Wasser, um das Zahnfleisch zu stärken und den übeln Geruch des Mundes zu heben.

Man nimmt eine halbe Flasche gewöhnlichen Weins und eben so viel destillirtes Wasser von Brombeerblättern, eine halbe Unze Zimmt, Gewürznägel und bittere Orangenschale, von Jedem zwei Drachmen, eine Drachme Alaun und eine Drachme Copallack; dies wird Alles sehr fein pulverisirt und dann zwei Unzen Jungfernhonig hinzugefügt. Man thut nun das Ganze in eine Glasflasche, stellt es in heisse Asche und lässt es so vier Tage lang stehen. Am fünften Tage presst man diese Infusion durch ein grobes linnenes Tuch und bewahrt sie dann in einer gut zugekorkten Flasche auf. Will man Gebrauch davon machen, so giesse man einen Löffel voll in ein Gefäss, und spüle sich zuerst mit der Hälfte langsam den Mund aus; dann nehme man die andere Hälfte, behalte sie so lange wie möglich im Munde und reibe sich das Zahnfleisch mit dem Finger. Nachher spüle man sich den Mund wieder mit lauwarmem Wasser aus. Man bediene sich dieses Mittels gleich nach dem Aufstehen des Morgens und Abends, ehe man sich niederlegt. Will man es noch wirksamer machen, so füge man ein halbes Weinglas Zimmtwasser, mit weissem Wein destillirt, hinzu.

Wünscht man das durch verderbte Lymphe angeschwollene Zahnfleisch zu heilen, so koche man etwas Veilchenwurzel in Rothwein und spüle sich damit den Mund.

Gegen die Geschwüre des Zahnfleisches in Folge verderbten Blutes ist nichts besser als Löffelkraut, doch muss man zugleich eine damit übereinstimmende innere Kur gebrauchen.

Um dem Athem einen angenehmen Geruch zu geben und sich vor Zahnschmerzen zu schützen, kaue man nüchtern Mastix. Dieser muss aber echt und rein, weiss, durchsichtig, trocken, zerbrechlich und wohlriechend sein und gekaut wie weisses Wachs in den Zähnen bleiben, sonst taugt er nichts.

Die Alten schrieben dem Holze des Mastix und des Myrthenbaumes die Eigenschaft zu, den schlechten Geruch des Mundes zu heben und das Zahnfleisch zu stärken; deshalb bedienten sich die römischen Damen aus diesem Holze geschnitzter Zahnstocher.

Gegen Zahnschmerzen giebt es so viele Mittel wie Tage im Jahr, und dasjenige, welches sie gänzlich hebt, ist jedes Mal das Beste. Man hüte sich jedoch vor allen Compositionen mit Opium, es erschlafft das Zahnfleisch und macht bei zu häufigem Gebrauch die Zähne ausfallen. Ein Gleiches thut der Löffelkrautspiritus, wenn er auch die Schmerzen vertreibt. Ueberhaupt sind alle starken und ätzenden Flüssigkeiten, die man gegen Zahnschmerzen anwendet, verderblich, und man darf sie nur mit grosser Vorsicht gebrauchen.

Unter den äusseren Mitteln wider dieses Leiden sind die Räucherungen mit Rosmarin, Rosen, Mastix, Papier, heissem Wasser, Kaffee und ganz besonders mit Wespennestern, das Beste.

Ein gutes Mittel, sich vor Zahnschmerzen zu bewahren, besteht darin, sich alle Morgen, wenn man aufgestanden ist, die Feuchtigkeit, die sich hinter den Ohren sammelt, mit einem reinen linnenen Tuche wegzureiben.

VIII.

Von den Augen, den Ohren und dem Busen.

Die Augen sind unzähligen Uebeln ausgesetzt, deren Heilung nur erfahrenen Aerzten anvertraut werden kann, ich will daher hier nur von einigen besonderen und einfachen Fällen reden.

Nach der gänzlich geheilten Gelbsucht pflegen doch mitunter die Augen noch eine Zeit lang gelb zu bleiben; dieser Uebelstand ist bald gehoben, wenn man das Gesicht warmen Essigdämpfen aussetzt.

Das Triefen der Augen macht die schönsten hässlich und es ist wesentlich, dies Uebel so bald wie möglich zu heilen. Lässt man es einwurzeln, so wird die Kur sehr schwierig. Im ersteren Falle reicht es hin, sich die Augen mit Fenchelwasser und Wein oder mit Wasser und etwas Branntwein zu waschen. Weicht es noch nicht, so muss man eine Abführung nehmen und, wenn auch das nicht hilft, eine spanische Fliege legen. Am Schlimmsten ist das Triefen der Augen, wenn es von Scropheln herrührt. Man thut jedenfalls am Besten, wenn man einen erfahrenen Arzt um Rath fragt; es ist zu gefährlich für einen Laien, sich selbst auch das unbedeutendste Augenleiden heilen zu wollen; er kann sich nur zu leicht in der Wahl der Mittel vergreifen und sich unwiederbringlich die Augen zerstören.

Der Gebrauch, sich die Ohrläppchen zu durchstechen, um allerlei Schmuck darin zu tragen, ist so alt, so allgemein und so verbreitet, dass man ihn bei den wildesten wie bei den civilisirtesten Nationen findet. — Die ganze Sorgfalt, die man für diesen Theil des Kopfes zu tragen hat, besteht in der äussersten Reinlichkeit; doch bemühe man sich die Ohren, besonders hinten, stets tüchtig abzutrocknen.

Einige Damen sind der Meinung, sie müssten, um den Busen nicht zu entstellen, ihre Kinder nicht selbst stillen, sondern sie lieber bezahlten Ammen übergeben. Das ist ein Irrthum; denn die topischen Mittel, die sie nun anwenden, sich die Milch zu vertreiben, bringen immer weit schlimmere Folgen hervor, als wenn eine Frau dem Naturgesetze gehorcht und ihren Säugling selbst nährt.

Tritt jedoch der leider nicht seltene Fall ein, dass eine Frau verhindert wird, ihr Kind selbst zu säugen, so ist ein Pflaster von Wallfischthran mit in Essig aufgelös'tem Ammoniak das Beste; es vertreibt die Milch, stillt die Schmerzen und lös't die Knötchen auf, welche die Milch bildet.

IX.

Von den Handen und den Füssen.

Die Sorgfalt, welche man den Händen und Armen zu widmen hat, beruht hauptsächlich auf den Grundsätzen, die wir aufstellten, als von der Haut im Allgemeinen die Rede war. Wir sagten, dass übermässige Kälte und übermässige Hitze sie runzlicht und rauh machten; demzufolge darf man sie also weder mit zu kaltem noch mit zu heissem Wasser waschen, noch endlich gleich nach dem Waschen der Luft preisgeben.

Es ist daher sehr gerathen, Handschuhe anzuziehen, wenn man das Haus verlässt, doch gebührt den ledernen der Vorrang vor allen. Sie schützen die Haut, erhalten sie zart, lindern das Jucken und Brennen und heben die Rauhheit derselben.

Die Seifen dienen dazu, die Hände zu reinigen und vom Fett zu befreien, auch sollen sie die Haut weiss und biegsam machen. Unter den unzähligen Seifenrecepten, die es giebt, hebe ich die folgenden als die besten heraus.

Seife zur Verschönerung der Haut.

Man lös't zwei Unzen gute Seife in zwei Unzen Citronensaft auf und giesst eine Unze frisch gepresstes Mandelöl und eine Unze Ol. tart. per deliq. hinzu; dies Alles rührt man so lange durch, bis es die Consistenz einer Salbe erhalten hat.

Türkische Seife.

Man nimmt ein halbes Pfund Veilchenwurzel, zwei Unzen Benzoë, eine Unze Storax, eine Unze

Citronenmelisse, eine halbe Drachme Zimmet, einige Gewürznägelchen, etwas Citronenschale, Brasilienholz und Muscatnuss und pulverisirt Alles sehr fein. Dann nimmt man ein Pfund geschabte weisse Seife und schüttet diese sammt dem Pulver in ein halbes Mass Branntwein, zu dem man noch zwei Weingläser voll Orangenblüthenwasser giesst. Reicht dies nicht hin, um feste Stücke Seife, so gross wie man sie wünscht, daraus zu bilden, so thut man noch Stärkemehl, Eiweiss und etwas in irgend einem Riechwasser aufgelös'ten Gummi Tragant hinzu. — Will man diese Seife sehr wohlriechend machen, so fügt man etwas Moschus, Lavendelöl oder Bergamottöl u. s. w. kurz, ein wohlriechendes Oel, das man den übrigen vorzieht, hinzu.

Moschusseife.

Man nimmt zwei Unzen gereinigte und im Schatten getrocknete Althaeenwurzel, pulverisirt sie und fügt ein halbes Pfund Stärke- und ein halbes Pfund Weizenmehl, so wie eine Unze geschälter Mandeln, eine Unze Orangenkerne, eine Unze Weinsteinöl, eine Unze frisch gepresstes Mandelöl und zwölf Gran Moschus hinzu. Alles, was sich hiervon pulverisiren lässt, wird sehr fein zu Pulver gestossen und zu jeder Unze von diesem Pulver eine halbe Unze pulverisirte Veilchenwurzel gethan. Dann weicht man nochmals vier Unzen Althaeenwurzel in Rosen- oder Orangenblüthenwasser ein, lässt diese Infusion eine Nacht hindurch stehen und presst sie sehr stark aus. Aus dem dadurch gewonnenen Schleim und dem obigen Pulver macht man nun einen Teig, den man trocknen lässt und woraus man

Pastillen macht, die man gebraucht, indem man sich etwas Wasser auf die Hände giesst. Keine andere Seife macht die Haut so weiss und zart.

Die Haut der Arme und der Hände wird auch durch verschiedene Arten Teig zart und weiss gemacht. Der Mandelteig zu diesem Zwecke ist allgemein bekannt, er enthält ein Oel, das sehr dienlich ist, die Zartheit zu bewahren und die Schwielen wegzuschaffen. Man gebraucht noch feinere Compositionen, unter denen die hier folgenden die empfehlenswerthesten sind.

Teig für die Hände.

1) Man nimmt ein Pfund süsse Mandeln, ein Viertelpfund Brodkrume, ein Weinglas Brunnenwasser, eben so viel Branntwein, eben so viel Weinessig und zwei Eidotter. Die Mandeln werden gereinigt und zerquetscht und mit dem Weinessig angefeuchtet; dann thut man die mit dem Branntwein angefeuchtete Brodkrume und die Eidotter hinzu und rührt Alles wohl durcheinander. Alles wird dann langsam am Feuer gekocht, aber beständig umgerührt, damit der Teig sich nicht ansetze.

2) Zerstossene Mandeln werden in Milch gethan und zwei oder drei Stunden lang hingestellt; dann thut man Alles in ein leinenes Tuch und presst es sehr stark durch. Das Ausgepresste wird über Feuer gesetzt, ein halbes Pfund weisse Brodkrume, zwei Drachmen Borax und zwei Drachmen calcinirten Alaun, so wie endlich eine Unze Spermaceti dazu gethan; man rührt es wohl durch und lässt es kochen, bis es so geworden ist, wie man es zu haben wünscht.

3) Man nimmt süsse Kastanien, schält sie, lässt sie trocknen, stösst sie in einem Mörser und sieht das Pulver dann durch ein sehr feines Sieb. Will man es gebrauchen, so nimmt man eine Hand voll davon, wirft es in Wasser und wäscht sich damit. Statt der Kastanien nehmen die Italienerinnen Maismehl.

4) Folgende **Pomade**, mit der man sich gleich nach dem Aufstehen die Arme und Hände einreibt und dann Handschuhe anzieht, ist vortrefflich. Man nimmt zwei Unzen süsse Mandeln, drei Drachmen Jungfernwachs und drei Drachmen Spermaceti; diese drei Gegenstände werden in drei verschiedenen Gefässen erwärmt und dann mit einem hölzernen Stäbchen in einem vierten zusammengerührt. Nun giesst man frisches Wasser darauf, das man so lange wieder wegschüttet und neues dazu thut, bis die Pomade weiss bleibt; dann bewahrt man sie in Rosen- oder Brunnenwasser auf.

Von den Nägeln.

Die Gestalt der Nägel hängt zum Theil von der Sorgfalt ab, die man bei dem Abschneiden auf dieselben verwendet; schneidet man sie zu kurz ab, so lösen sie sich vom Fleisch, heben sich und werden misgestaltet. Man muss bei dem Abschneiden genau der äussersten Linie der Finger selbst folgen.

Die Wurzel der Nägel ist jener weissliche halbe Mond, den die Haut zum Theil, mitunter zu sehr bedeckt; im letzteren Falle ist es nothwendig, diese übermässige Haut vorsichtig mit einem Messer wegzuschneiden, weil sie die Gestalt der Nägel verändert und sie klein macht.

Damit die Nägel eine gute Farbe bekommen, wasche man sich erst die Hände mit Seife, reibe dann die ersteren mit gleichen Theilen Zinnober und Schmergel und salbe sie darauf mit frisch gepresstem Mandelöl. Wiederholt man dies einige Tage, so bleiben die Nägel rein und durchsichtig.

Wenn irgend ein inneres Uebel die schlechte Farbe der Nägel zur Folge hat, so muss man sogleich die Ursache heben. — In der Gelbsucht werden die Nägel gelb und es würde vergeblich sein, sie durch äussere Mittel wiederherstellen zu wollen.

Mitunter haben die Nägel weisse Flecken. Diese werden durch folgendes Mittel vertrieben: Man schmilzt gleiche Theile Baumharz und Terpenthin in einem Gefäss, thut Weinessig und gepülverten Schwefel hinzu, lässt es kalt werden und bestreicht die Nägel damit.

Mitunter werden die Nägel schwarz in Folge eines Stosses oder Schlages; dann ist ein Blutstropfen darunter geronnen, der fortgeschafft werden muss. Dies erreicht man, wenn man den Nagel an der schwarzen Stelle etwas dünner schabt und dann eine geistige Flüssigkeit anwendet.

Krümmen sich die Nägel, so ist das eine Folge ihrer zu grossen Trockenheit oder Biegsamkeit. Diesem Uebel hilft man ab, wenn man sie mit Leinöl, Hühnerfett u. s. w. einreibt und sie mit einem Stück Glas abschabt.

Zu weiche Nägel erhalten durch folgendes Mittel Festigkeit. Eine halbe Unze Mastixöl, eine halbe Drachme Salz, zwei Skrupel weisses Baumharz und zwei Skrupel Alaun werden gemischt und etwas Wachs dazu gethan, um eine Salbe daraus zu machen.

Schuppige Nägel feilt man mit etwas Glas und reibt sie dann mit Wachs glatt.

Die sogenannten Nietnägel darf man nie abreissen, sondern muss sie vorsichtig abschneiden und die Haut dann mit fettigen Substanzen einreiben.

Verschiedene Ursachen können das Ausfallen der Nägel veranlassen: sehr strenge Kälte, eine schwere Wunde, ein heftiger Schlag, gewisse Krankheiten u. s. w. Einige Schriftsteller rathen, um die Nägel wieder zu erzeugen, zu einer Mischung von gleichen Theilen Wachs und Auripigment. Andere schlagen vor, den verletzten Finger eine Zeit lang in einen Decoct von Weihrauch und Schilfwurzel mit weissem Wein zu stecken.

Der grösste Feind der Nägel ist das Panaritium, der sogenannte Wurm im Finger; ein böses Uebel, das sie oft ausfallen macht und das, wenn es nicht gut geheilt wird, leicht den Finger kosten kann. Die Eingeborenen von Java heilen es, indem sie den Finger einen Augenblick in siedendes Wasser tauchen. Noch besser ist es jedoch, ihn so lange wie möglich über dem Dampf von kochendem Wasser zu halten und dies oft zu wiederholen. Nicht minder wirksam ist eine Lauge von sehr heisser Asche von Weinreben. Es bleibt jedoch das Gerathenste, sich dieses Leiden nicht selbst kuriren zu wollen, sondern es von einem Arzte behandeln zu lassen.

Verschiedene Leiden der Hände und der Füsse.

Die gewöhnlichsten sind die Risse oder das Aufspringen der Hände, die Frostbeulen und die Warzen. Auch der Schweiss der Hände wird mitunter lästig, besonders Damen, denen saubere und zierliche Handarbeiten Vergnügen machen.

Das Aufspringen der Hände verhindert man durch die Mittel, welche wir zur Erhaltung der Haut vorschlugen, wie z. B., sich nicht starker Kälte auszusetzen, sich nicht zu viel mit Wasser zu waschen, und wenn man sich wäscht, die Hände nicht gleich dem Feuer oder der Luft preiszugeben und endlich lederne Handschuhe zu tragen. Hilft dies Alles nicht und die Hände springen doch auf, so ist folgende Pomade vortrefflich dagegen:

Man nimmt drei Drachmen armenischen Bolus, drei Drachmen Myrrhen und drei Drachmen Bleiweiss, reibt sie und vermengt sie mit einer hinreichenden Quantität Gänsefett.

Auch folgende Salbe ist gut. Man nimmt eine Unze Myrrhen, eine Unze Silberglätte, vier Unzen Honig, zwei Unzen Wachs und sechs Unzen Rosenöl und vermischt das miteinander.

Sind die Hände aufgesprungen, so darf man sie nicht in Wasser stecken. Die Frostbeulen greifen gewöhnlich die Füsse und die Hände an. Folgende Mittel sind gut dagegen.

In der Erdbeerenzeit reibt man sich mit reifen Erdbeeren diejenigen Theile, welche während des Winters vom Frost gelitten haben.

Gleich anfangs sind die Frostbeulen leicht zu kuriren und ihr Umsichgreifen zu verhindern, später wird aber die Heilung langwierig und schwer. Bei dem ersten Jucken schon muss man die Stellen mit einigen Tropfen Benzoëtinctur reiben und dies sieben oder acht Tage lang wiederholen, bis das Jucken gänzlich aufgehört hat.

Auch Salzgeist wird dagegen empfohlen. Diese Mittel helfen jedoch nur gleich Anfangs; öffnen sich die Frostbeulen, so werden sie sogar schädlich. In solchem Falle wende man sich an den Arzt.

Die Warzen werden durch sehr einfache Mittel gehoben. Man reibe sie öfter am Tage mit Portulak; Rettig in Scheiben geschnitten auf einem Zinnteller wohl in Salz umgewendet, lässt eine Feuchtigkeit zurück, mit der man sie benetzt. Als unfehlbares Mittel werden Salmiak in Wasser aufgelös't, Seesalz in Essig aufgelös't und endlich vorsichtiges, aber wiederholtes Aetzen mit Höllenstein angegeben. — Das Abbinden mit einem Faden nützt nicht viel; die Wurzel bleibt gewöhnlich zurück und sie kommen sehr bald wieder. Dasselbe findet bei dem Abschneiden Statt.

Den zu starken Schweiss der Hände suche man nicht zu unterdrücken, es kann sehr gefährliche Folgen haben und alle dagegen vorgeschlagenen Mittel, wie z. B. der sogenannte vegetabilische Schwefel, sind bedenklich. Man begnüge sich damit, sie oft mit einem linnenen Tuche trocken zu reiben.

Noch unbequemer ist der zu starke Schweiss der Füsse, umsomehr als er oft von einem übeln Geruche begleitet wird. Ihn plötzlich durch adstringirende Fussbäder zu unterdrücken, wäre höchst schädlich, man kann ihn aber vermindern dadurch, dass man täglich reine Strümpfe anzieht und keine wollenen Socken trägt. Sehr gesund ist auch, sich bei dem Aufstehen die Füsse mit einem trockenen linnenen Tuche, auf das man einige Tropfen Branntwein giesst, abzureiben.

Gegen die Leichdörner giebt es unzählige Mittel. Das folgende ist vielleicht den Damen angenehm, weil es das einfachste ist. Man umwickelt den Leichdorn mit einem Streifchen Mousselin, das zwei Mal herumgeht, befestigt es mit einem Zwirnsfaden und lässt es nun so lange sitzen, bis das Streifchen und mit ihm der Leichdorn von selbst abfällt.

X.

Von der Wohlbeleibtheit, der Magerkeit und der Fettheit.

Die Wohlbeleibtheit, welche in genauem Verhältniss zu den übrigen Theilen des Körpers steht, ist der vollkommenste Zustand der physischen Constitution und entspringt aus dem Gleichgewicht aller Functionen und dem freien Wirken aller Organe. Die Schönheit bedarf wesentlich dieses Zustandes; er giebt dem Antlitz eine mässige Fülle, der Haut Biegsamkeit, Frische und lebhafte Farbe, den Zügen Anmuth und Feinheit und allen Formen sanfte und vollendete Umrisse.

Dieses richtige Verhältniss kann man jedoch auf zweierlei verschiedene Weise einbüssen, durch Mangel oder durch Ueberfluss; im ersten Falle entsteht Magerkeit, im zweiten beschwerliche Fettheit. Beide Extreme schaden der Schönheit.

Die Magerkeit ist ein Feind des schönen Geschlechtes, denn sie trocknet die Haut aus, macht sie runzlicht und welk, beraubt sie ihrer Farbe und zerstört die anmuthigsten Formen. Man kann dieses Uebel zwei allgemeinen Ursachen zuschreiben, entweder dem Mangel an der hinreichenden Nahrung oder einem besonderen Fehler in den Organen der Verdauung. Dem Ersteren ist leicht abzuhelfen, das zweite aber verlangt eine sehr genaue Untersuchung, weil es sehr viele besondere Ursachen haben kann, die man kennen muss, um die zuträglichsten Mittel zu finden.

Die besonderen Ursachen der Magerkeit sind ein zu heisses oder zu trockenes Klima, schlecht gewählte, scharfe, salzige oder überwürzte Nahrung, ungesundes Wasser, übermässiger Genuss des Weins, hitziger Getränke, des Kaffee's oder der Gewürze, heftige fortwährende Anstrengung des Körpers, häufige Nachtwachen, Uebermass der Vergnügungen, zu starke Ausleerungen, geistige Anstrengung, starke Leidenschaften, Neid, Sorgen, Langeweile, Ueberdruss u. A. m.

Um die Wohlbeleibtheit wiederherzustellen, muss man die Ursachen aus dem Wege räumen, die sie angreifen, also allem jenem Uebermass oder Mangel das Gegentheil bereiten, namentlich aber die Seelenruhe zu befördern suchen. Bäder, nach denselben Reibungen mit Flanell über den ganzen Körper und dann ein leichtes Frühstück sind ein gutes Mittel. Uebrigens thue man hier Nichts ohne Genehmigung eines Arztes und hüte sich namentlich vor den nährenden Substanzen, welche die Franzosen vorzüglich feil bieten, wie Racahout des Arabes u. s. w. Diese sind in manchen Fällen eher schädlich als nützlich.

Mitunter ist das Fettwerden der Schönheit und der Gesundheit noch nachtheiliger als die Magerkeit und den Functionen des Geistes eben so wenig zuträglich, wie denen des Körpers. Fette Personen athmen schwer, sind häufigen und gefährlichen Leiden unterworfen und leben selten lange. Die Ursachen des übermässigen Fettwerdens sind zu nahrhafte Speisen und Getränke, Mangel an Bewegung, zu langes Schlafen, gestörte Ausleerung, zu grosse Gemüthsruhe und Leidenschaftslosigkeit.

Kennt man einmal diese Ursachen, so ist es leicht, sie zu bekämpfen durch ihr Gegentheil, doch muss eine Aenderung der Lebensweise, der Nahrungsmittel u. s. w. allmählig eintreten und eben so allmählig, aber mit Consequenz, die körperliche und geistige Thätigkeit vermehrt und die Ausdünstungen und Ausleerungen befördert werden. Innere Mittel, Mineralquellen u. s. w. gebrauche man jedoch nie dagegen ohne die Anweisung eines bewährten Arztes.

XI.

Von der Möglichkeit, sich zu verjüngen.

Die beständige Reinlichkeit der Haut trägt nicht allein das Ihrige zur Erhaltung der Schönheit, sondern auch der Gesundheit und demgemäss zur Erneuerung des Lebens bei. Sie begünstigt also die Möglichkeit, sich zu verjüngen.

Es leidet keinen Zweifel, dass die Schönheit und die Gesundheit unzertrennliche Gefährtinnen sind;

daraus kann man, ohne Anstand zu nehmen, den Schluss ziehen, dass diejenige Person, die sich am Reinlichsten hält, auch diejenige sein werde, die sich der besten Gesundheit erfreut und der das dürre, runzlichte Alter am Längsten fern bleibt.

Wenn die Alten sich eines längeren Lebens und festerer dauerhafterer Gesundheit erfreuten, als wir, so muss man das zum grössten Theile der Sorgfalt, die sie auf sich verwandten, zuschreiben. Alle waren hier derselben Ansicht und Niemand, weder die strengsten Philosophen, noch die tapfersten Krieger, verschmähten die Regeln der Schönheitslehre. Es war der allgemeine Glaube, dass die Schönheit der Seele auch eine schöne Wohnung haben müsse. Cäsar badete sich nicht allein so oft wie möglich, sondern liess sich auch nach dem Bade die Haut so trocken reiben, dass nicht das kleinste Fleckchen darauf zurückblieb. Jene grossen Männer waren nicht Sklaven der Mode wie wir, sie wollten nur sich gesund erhalten und machten dieses Streben zu einem gründlichen Studium, dessen Aufgabe war, sich Wohlsein, Schönheit, Kraft und sittliche Schönheit zu bewahren. Sie glaubten, dass eine Maschine in gutem Zustande sein müsse, um alle ihre Verrichtungen vollkommen auszuführen.

Ich wiederhole hier, dass von der sorgfältigen Erhaltung der Haut wir unsere Gesundheit, ein langes Leben, ein glückliches Alter und auch vielleicht eine gänzliche Erneuerung der physischen Constitution, eine Verjüngung, die der grösste Triumph der Schönheitslehre sein würde, zu erwarten haben.

Dass diese Verjüngung möglich und zum grössten Theil ein Werk der Haut sei, ist weder eine paradoxe noch eine neue Behauptung; viele Gelehrte alter wie neuer Zeit waren bereits derselben Meinung.

Hippokrates schrieb Bäder, Reibungen und tägliche Bewegung vor und ward hundert und vier Jahr alt.

Galen erreichte ein Alter von einhundert und vierzig Jahren, war nie krank und verdankte seine Gesundheit dem Umstande, dass er selbst genau die Rathschläge befolgte, die er uns in seinem Werke über die Mittel, sich gesund zu erhalten, hinterlassen hat.

Asklepiades behauptete, man könne durch Gesundheit sich das Leben verlängern, und willigte ein, in den Augen seiner Genossen und der Nachwelt für einen Unwissenden zu gelten, wenn er je irgend einen Schmerz empfände. Er gewann seine Wette und starb einhundert und funfzig Jahre alt, an den Folgen eines Falles.

Demokrit war hundert und vier Jahre alt, als er aus der Welt schied. Man fragte ihn einst, wie er es gemacht habe, um ein so hohes Alter schmerzlos zu erreichen und er antwortete: Ich ass Honig und rieb mir den Körper mit Oel ein.

Vermittelst der Reibungen verlängerte Herodikus vielen schwächlichen Individuen das Leben.

Plutarch war auch der Meinung, dass es Mittel gebe für ein langes Leben und hinterliess vortreffliche Rathschläge für die Erreichung dieses Zweckes.

Deodatus, ein Arzt, schrieb ein Werk über die Mittel, ein Alter von mehr als einhundert und zwanzig Jahren zu erreichen.

Robertus Valensis, Arnaud de Villeneuve und Raimundus Lullus behaupteten, es sei möglich, ein sehr hohes Alter zu erleben und auch sich zu verjüngen.

Plempy stellte in einem 1665 zu Löwen erschienenen Buche gleichfalls die Behauptung auf, dass es im Alter möglich sei, sich natürlich zu verjüngen.

Baco giebt Mittel an, sich von Zeit zu Zeit zu erneuern und zu verjüngen. Er empfiehlt Bäder und die Sitte der Alten, sich mit Oel einzureiben.

Auch an neueren Schriftstellern fehlt es nicht, welche die Ansichten der Alten bestätigen; ich begnüge mich damit, Banau, Cabanis und Hufeland zu nennen.

Die Haut steht in so genauer und eigenthümlicher Verbindung mit allen inneren Organen, dass ihr Zustand nothwendig den grössten Einfluss auf dieselben haben muss und Niemand daran zweifeln kann, wie nützlich es ist, ihre Absonderungen zu begünstigen, wie gefährlich, dieselben zu unterdrücken. Aber nicht durch ihre Absonderungen allein, sondern auch dadurch, dass sie alles ihr Zuträgliche, das sich in der Atmosphäre befindet, einsaugt und es den andern Organen vermittelt, ist sie so wichtig für die Gesundheit. Eben durch das Letztere trägt sie vorzüglich zu der Schönheit bei. Wir sehen das an den Metzgern, die in allen Ländern sich durch ihre schöne Haut auszeichnen. Die Ausdünstungen des frischen Fleisches, welche die Haut in sich aufnimmt, geben ihr jenes frische und lebhafte Incarnat, das diesem Stande eigenthümlich ist. Derselben Eigenschaft der Haut müssen wir auch die Wohlbeleibtheit der meisten Köche und Köchinnen, welche sehr oft nur wenig geniessen, zuschreiben.

Es muss hier bemerkt werden, dass die Haut sich beständig erneuert, ohne auch nur einen Augenblick dadurch sich in ihren Verrichtungen stören zu lassen. Sobald es daher gelingt, die Haut zu grösserer Thätigkeit zu veranlassen, so dass diese die im Körper befindlichen unreinen Säfte an sich zieht und ausstösst, wird durch sie nicht allein die volle Gesundheit wieder gewonnen, sondern sie erneut sich auch selbst in einem solchen Processe. Hier kommt es nun allein darauf an, sie in ihren Operationen zu unterstützen und diese auf keine Weise zu stören; das Letztere hat stets höchst verderbliche Folgen. In solchen Fällen ist Geduld und eine vernünftige Diät das beste Schönheitsmittel.

Galen erzählt, dass ein Mann, der den Aussatz im höchsten Grade gehabt und ganz mit Geschwüren bedeckt gewesen, sich dies so zu Herzen nahm, dass er freiwillig sein Leben zu enden beschloss. Eine Viper war in ein Gefäss mit Wein geschlüpft, dort ersäuft und lange darin liegen geblieben. Der Mann glaubte, dieser Wein sei ein tödtliches Gift und trank ihn aus. Gleich darauf überfiel ihn ein heftiges Erbrechen und er sank in tiefe Bewusstlosigkeit. Endlich wieder zu sich kommend, bemerkte er, dass seine Haut sich am ganzen Körper lös'te und sogar die Nägel abfielen. Die Haut ward ganz runzlicht und er sah wie ein uralter, kränklicher Mann aus. Er wähnte sich nun am Rande des Grabes und erwartete geduldig seinen Tod. Wie gross war aber sein Erstaunen, als er bemerkte, dass seine alte Haut sich löse, um überall einer neuen, gesunden Platz zu machen, dass ihm neues Haar und neue Nägel wüchsen und dass er, ein armer Aussätziger, plötzlich ein neuer, schöner, vollkommen gesunder Jüngling wurde.

Die merkwürdigste Thatsache, die nicht zu bezweifeln ist, berichtet Valerius von Tarent, der selbst ein Augenzeuge war. Die Aebtissin des Klosters Murviedro lag lange an einer sehr gefährlichen Krankheit darnieder. Wieder genesen, war sie sehr erstaunt, dass die ihrem Geschlechte eigenthümliche Unbequemlichkeit, welche sie seit geraumer Zeit nicht mehr gehabt, zurückkehre. Dies war aber nur ein Vorspiel zu weit wunderbareren Dingen. Ihr zahnloser Mund erhielt neue Zähne, ihr Kopf, der nur spärliches graues Haar aufzuweisen gehabt, bedeckte sich plötzlich mit reichen, schwarzen Haaren; ihre Runzeln verschwanden gänzlich, ihre Haut ward frisch und schön, sie erhielt ein hübsches Embonpoint, kurz aus der alten hundertjährigen Aebtissin von Murviedro ward eine blühende Jungfrau von fünfundzwanzig Jahren. Eine unzählige Menschenmenge strömte herbei, um dies Wunder zu schauen, so dass die neue Schönheit sich zuletzt genöthigt sah, sich zu entschuldigen und sich nur ihren genauesten Bekannten zu zeigen.

Aulus Gellius erzählt, dass eine Frau, Namens Victoria, in ihrem achtzigsten Jahre ihre sämmtlichen Zähne und ihr graues Haar verloren und neue Zähne und neues Haar wieder bekommen habe.

Im Jahre 1531, berichtet Torquemada, wohnte zu Tarent ein hundertjähriger Greis, der die Kräfte der Jugend wiedererhielt. Er häutete sich wie eine Schlange, bekam neues Haar, und sah aus wie ein junger Mann von dreissig Jahren, so dass ihn weder seine Freunde noch seine Nachbarn kannten. Er lebte noch ungefähr funfzig Jahre nach seiner Regeneration.

Es liessen sich noch unzählige Beispiele anführen, welche die Möglichkeit einer Wiederverjüngung beweisen, aber wir wollen die Leserinnen nicht ermüden und nur noch Folgendes mittheilen, das damals in allen französischen und anderen Zeitungen zu lesen war. Madame Gouvelle (so berichtet le Publiciste vom 16. Juli 1805) zu Courtenai, Departement des Loiret, eine sechsundneunzigjährige Frau, war kränklich bis zu ihrem funfzigsten Jahre, und da sie sich zu dieser Zeit in einem verzweifelten Zustande befand, so kam ihre Tochter, Madame Coutau, auf den Gedanken, sie mit ihrer (der Tochter) eigenen Milch zu ernähren. Sie säugte daher ihre Mutter ungefähr sechs Monate lang. Madame Gouvelle ward dadurch nicht allein ganz hergestellt, sondern auch nie wieder von einer Krankheit überfallen und erlebte und kannte ihre vierte Generation.

XII.

Schlussbetrachtung.

Die Hand der Zeit, welche tiefe Furchen in unsere Stirn zieht, je mehr wir uns dem Grabe nähern, können wir allerdings nicht aufhalten. Erfahrene Aerzte, welche Untersuchungen darüber anstellten, behaupteten, die durch die Jahre bewirkte Veränderung des Körpers rühre von der Verhärtung der festen Theile desselben her, und diese habe wiederum ihren Grund in dem Uebermasse von thierischer Erde, die die Basis der Knochen bilde, sich unaufhörlich durch die Assimilation der Nahrungsmittel aufhäufe, die excretorischen Organe verstopfe, in die Knorpel, Gefässe und Eingeweide dringe und alle Functionen des animalischen Systemes erschlaffe. Demgemäss schlagen sie vor, um die Fortschritte des Alters zu verzögern, die überflüssige Anhäufung der Nahrungsmittel fortwährend auf folgende Weise zu bekämpfen:

1) durch eine gesunde und geeignete Diät;

2) durch Mittel, welche die Fähigkeit besitzen, das Uebermass von Erdstoff fortzuschaffen.

Für die Diät schreiben sie vegetabilische Nahrungsmittel, Fische, Milch, Substanzen, die wenig Kalkphosphat enthalten u. s. w. vor. Als Mittel rathen, sie durch Reibungen und Bäder die Hautausdünstung zu befördern, eben so wie die Absonderung durch die Urinwege vermittelst des Trinkens von klarem, reinem Wasser und des innerlichen Gebrauches von Zuckersäure. — Sie behaupten, auf diese Weise den Häuten, Knorpeln, Blutgefässen und Nerven ihre ganze Biegsamkeit zu erhalten.

Ich wiederhole, dass die Haut das ausgedehnteste Organ ist und mit allen übrigen Organen sich in genauer Verbindung befindet. Ihre Absonderungen verflüchtigen die Krankheitsstoffe, reinigen die nährenden Substanzen und erleichtern die Wiederherstellung der Kräfte. Ausserdem bemächtigt sie sich der in der Luft befindlichen wohlthätigen Ausflüsse, beseelt sich, athmet und lebt durch ihre Poren.

Mit einem Worte, wenn wir annehmen, dass unser Körper ein kleines Reich sei, dessen Besitz wir uns erhalten wollen, so müssen wir die Haut als

Grenze betrachten, wo der Aus- und Eingang der Substanzen, die es ernähren, erhalten und erneuern, geprüft wird.

Wie anziehend ist es nicht, für dieses Organ zu sorgen, das eine so grosse Rolle spielt und ihm seine Zartheit, Frische, Biegsamkeit, Glätte und Porosität zu erhalten, die es so tauglich für seine Functionen machen! Welche gefährlichen Folgen hat nicht die Verstopfung der Haut durch Mangel an Reinlichkeit oder den Gebrauch metallischer Schminke und adstringirender Mittel, die zwar einen Augenblick aufputzen, dann aber um desto sicherer zerstören. — Wie wesentlich dagegen ist es, sie beständig rein durch sorgfältige Waschungen, biegsam und zart durch Bäder und den Gebrauch von öligen und schleimigen Substanzen zu erhalten und durch Reibungen zu stärken. Kurz, die rechte und wahre sorgfältige Behandlung der Haut ist das sicherste Mittel, sich Gesundheit, Anmuth und Schönheit zu bewahren, das Leben zu verlängern und sich vielleicht auf wunderbare Weise zu verjüngen.

* * *

Das Gedicht vom Cid.

In der Versweiſe des altſpaniſchen Originals

zum erſten Mal

in das Deutſche übertragen

und mit erklärenden Anmerkungen begleitet

von

O. L. B. Wolff.

Jena,
Verlag von C. Hochhauſen.

1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinen bewährten Freunden

D. F. Ried und D. M. J. Schleiden

in herzlichſter Zuneigung

gewidmet.

Das Schwert des Geiſtes wie das Schwert von Stahl
Wird Keiner bis an's Ende ſiegreich ſchwingen,
Den, gleich dem Eid, aus freier, feſter Wahl,
Das Herz nicht treibt zu raſtlos treuem Ringen.
Matt iſt die Zeit und in der Lüge Schlingen;
Feigheit und Schmach nur halten frech ihr Mahl,
Indeſſen Die, ſo auf die Wahrheit dringen,
Unmuthig von ſich ſchieben den Pokal.
Nehmt freundlich drum von mir den alten Becher,
Den ein vergeſſ'ner Dichter vollgeſchenkt,
Mit ſtarkem ed'lem Wein, echt zum Entzücken.
Und da Ihr Euch in ſeine Fluth verſenkt,
Und Euch daran erquickt habt, treue Zecher,
Gönnt mir mit Eueren Namen ihn zu ſchmücken.

Jena, im September 1850.

O. L. B. Wolff.

Einleitung.

Zu geſchichtlichen Unterſuchungen, ob es einen, ob es mehrere Cid gegeben, wie ihre Thaten zu trennen, wie zu verbinden ſeien, iſt hier nicht der Ort, das muß anderen Forſchern auf anderem Felde des Wiſſens überlaſſen bleiben. Wir haben es hier nur mit dem Gedichte vom Cid zu thun, einem der erſten mittelalterlichen Romane in der urſprünglichen Bedeutung des Wortes und jedenfalls dem erſten bekannten ſpaniſchen Werke dieſer Gattung. Während die Romanzen vom Cid ſo vielfach bei uns wieder abgedruckt, überſetzt und bearbeitet wurden, blieb das Gedicht vom Cid, deren vorzüglichſte Quelle und an wahrem poetiſchen Werth ſie weit überragend, uns Deutſchen faſt ganz unbekannt; daß einzelne Hiſtoriker deſſelben Erwähnung thaten, kommt hier nicht in Betracht. Leicht zugänglich wurde es uns indeſſen ſchon vor bald einem halben Jahrhundert, denn von der 1779 zu Madrid durch Sanchez beſorgten Ausgabe, ließ bereits 1804 zu Altenburg, G. H. Schubert, einen Abdruck in ſeiner Bibliotheca Castellana, Portuguez y Proenzal veranſtalten. Mit dem Gedanken aber, es zu überſetzen, wollte ſich Niemand befreunden, ſei es, daß die vielen ſprachlichen Schwierigkeiten abſchreckten, die übrigens, bei näherer Betrachtung, nicht ſo groß ſich darbieten, wenn man die verſchwiſterten Idiome zu Rathe zieht, ſei es, daß man glaubte, die Romanzen wären bedeutender und da dieſe durch Herder gleichſam bei uns naturaliſirt worden, ſo müſſe jede Verdeutſchung als etwas Ueberflüſſiges erſcheinen.

Das Letztere iſt aber nicht der Fall und Jeder, der unbefangen prüft und vergleicht, und ſich durch die unbeholfene Form und die epiſche Breite nicht ſtören läßt, wird unbedingt dem Gedichte den Vorzug vor dem Romanzencyclus einräumen und ihm einen weit bedeutenderen, wahrhaft poetiſchen Werth zuſprechen müſſen. Hier iſt Alles aus einem Guß, ein ſorgfältig ausgeführtes Bild, auf dem auch der geringſte Nebenumſtand mit derſelben Genauigkeit, Feinheit und Liebe ausgeführt wurde, wie die Hauptfiguren. Während die Romanzen den verſchiedenſten Zeiten und den verſchiedenſten Verfaſſern angehören, oft nur in Verſe gebrachte Bruchſtücke aus der Chronik ohne die mindeſte dichteriſche Zuthat, oft wiederum dagegen ſehr künſtlich im Geſchmacke einer geſchraubten Zeit gedrechſelte Poeſieen mit unnütz geſteigertem Pathos, hohl tönenden Worten, Hyperbeln und Bildern ſind, iſt dagegen das Gedicht ein einfacher, aber naturgetreuer Spiegel der Zeit, die es darſtellt, einer Zeit nämlich, die nur in der That ihren Ausdruck findet. Wie prachtvoll tritt in unſerem Gedichte der Character des Cid hervor, während er in den Romanzen nur zu oft ſich ſchönredneriſch, von weiſen Lehren überfließend, mitunter einem Pfau nicht unähnlich, zeigt. — Der Cid des Gedichtes dagegen iſt ein tapferer, ſeinem ungerechten Könige dennoch bis in das Kleinſte gehorſamer, frommer, beſcheidener, ſtreng redlicher Mann, ein treuer Freund, liebevoll und gütig, kurz ein Ehrenmann und ein Mann der Ehre im allerſchönſten und allerhöchſten Sinne dieſer Worte. Ganz den Romanzen entgegengeſetzt iſt er nirgends ein Freund des Redens; wo er kann, da drückt er lieber ſeine Geſinnungen durch Thaten aus, und muß er ſprechen, wird es ihm leicht zu viel und er ruft gern einen Anderen auf, es an ſeiner Statt zu thun. Ein vertrauender, liebender Held, fühlt er ſich nie glücklicher, als wenn er ſeine Getreuen loben und beſchenken kann, und ihnen, indem er ſie vor der Welt ehrt, beweiſen, wie ſehr er es in ſeinem Herzen thut. Es iſt ein ſo tiefes Gefühl der Anerkennung Anderer in ihm, daß ſeine Dankbarkeit für das, was ſie ihm Freundliches thun, ſtets überfließt, und wie ein Heiliger, macht er zur Grundlage alles ſeines Handelns der göttlichen Lehre göttlichſtes Wort. „Geben iſt ſeliger denn Nehmen.“

So ſtellt ihn der Dichter des Poems dar und ſo und durch dieſes iſt er zum Ideal für ſein Volk geworden, hat in deſſen Sagen fortgelebt und iſt in ſpäteren Tagen, aus der Dichtung hinübergetragen in das wirkliche Leben, abermals ein Eigenthum der Dichtung geworden, die ihn neu wiederſpiegelte, jedoch einer anderen, nicht ſo einfachen und reinen Zeit angehörte, welche denn auch nicht unterließ in dieſen Wiederſpiegelungen, ſich ſelbſt huldigend, vom Ihrigen hinzuzuthun und die echten Edelſteine, die aus dem maſſiven Golde herausgefallen, durch unechten Schmuck und frivole Zuthat zu erſetzen. — Es könnte ſcheinen, als wollte ich das Gedicht auf Koſten des Romancero erheben; das iſt aber nicht der Fall; ich habe dem Leſer ſelbſt in den Anmerkungen die Mittel zur Prüfung an die Hand gegeben, indem ich ihm genau anführte, welche Romanzen mit dem Gedichte zuſammentreffen und ihm nur ſolche Ausgaben citirte, die in Deutſchland erſchienen oder doch bei uns leicht zu erlangen ſind. Wenn er die Mühe der Vergleichung nicht ſcheut, wird er mir, glaube ich, unbedingt Recht geben. — Es verſteht ſich, daß ich hier nur von den Romanzen rede, die den Cid unter König Alfonſo behandeln und in der ganzen Reihe überhaupt die ſchwächeren ſind; die früheren haben hier Nichts zu thun.

Die Sprache, in welcher das Gedicht geſchrieben iſt, gehört ohne Zweifel dem zwölften Jahrhundert an; vergleicht man ſie mit der Sprache des alten Gonzalo de Berceo, der zu Ende deſſelben Zeitraumes lebte, ſo findet man bei dem Letzteren ſchon einen ſehr großen Fortſchritt. Johannes von Müller hat vollkommen Recht, wenn er ſagt, das Idiom, in dem das Poema del Cid geſchrieben, ſei eine ſich kaum aus dem Latein loswindende Sprache; ſtreng genommen iſt es aber noch gar keine Sprache; wenigſtens keine reine Sprache zu nennen, denn der Dichter nimmt was er brauchen kann, um einen Ausdruck für ſeine Meinung zu finden, und Wörter wie Wendungen ſind eben ſo oft catalaniſch und provenzaliſch, wie ſie ſpaniſch ſind, ja wir werden ſogar nicht ſelten an die lingua franca der Levante erinnert, da oft nur bloße Infinitive die Handlung bezeichnen und das ſie regierende Zeitwort gänzlich fehlt. Ebenſo iſt es mit der Orthographie. — Hier muß freilich dahin geſtellt bleiben, wieviel der Abſchreiber verſchuldet, wieviel nicht, denn bis auf den heutigen Tag kennt man leider nur eine einzige und noch dazu lückenhafte Handſchrift dieſes Gedichtes, welche in Vivar ſelbſt aufbewahrt, von Sanchez herausgegeben wurde; Sanchez Ausgabe aber mit dem Original zu vergleichen, iſt bis jetzt noch keinem ſpaniſchen Gelehrten in den Sinn gekommen, und alle Kritik muß ſich daher auf Conjecturen beſchränken. — Man wird daraus erſehen, mit welchen Schwierigkeiten ein Ueberſetzer hier zu kämpfen hat, und ich darf alſo ſicher auf Nachſicht rechnen, wenn beſſer Wiſſende finden, daß und wo ich gefehlt und mich geirrt.

Die metriſche Form des Gedichtes iſt nicht minder eigenthümlich und von dem Dichter nicht minder frei behandelt als die Sprache. Urſprünglich ſchwebte demſelben, das ſieht man deutlich, der aus dem Hexameter hervorgegangene akatalektiſche Tetrameter, vor, deſſen ſich die Mönchspoeſie bemächtigte und in romaniſche wie germaniſche Länder hinübertrug, woraus ſich dann ſpäter der Alexandriner der Franzoſen, der politiſche Vers der Neugriechen und die Verszeile der Nibelungen bildete. Dieſe Formen waren dazu beſtimmt, recitirt zu werden, wahrſcheinlich in einer Art von Halbgeſang (Parlante) und wurden daher bequemſten Vortrage möglichſt angeeignet. — So iſt es auch mit den Verszeilen unſeres Dichters, nur daß er es ſich noch weit bequemer gemacht hat. Ihm ſcheint dunkel das Grundgeſetz alles Rythmus — deſſen Erſcheinen nämlich in Bild und Gegenbild — vorgeſchwebt zu haben, und die ganze Aufgabe, die er ſich ſtellte, die geweſen zu ſeyn, durch genaue Beobachtung der Cäſur, das rythmiſche Bild und Gegenbild, d. h. die beiden Hemiſticha der Verszeile ebenfalls in ein ganz genaues Verhältniß zu einander zu bringen. Die Cäſur iſt bei ihm daher wie ein Zapfen, um den ſich die ganze Verszeile dreht; ſie theilt nicht allein dieſe entweder in zwei gleiche Hälften, oder in zwei Hälften, von denen die erſte eine Arſis, die zweite eine mit dieſer rythmiſch correſpondirende Theſis bildet, ſondern wenn es irgend angeht, auch den

Sinn. Dies ſcheint das einzige Geſetz geweſen zu ſeyn, das ſich unſer Dichter auferlegt hat und das man faſt durchgängig genau beobachtet findet. Um gleiches Maaß der Verszeilen kümmert er ſich dagegen gar nicht; man findet bei ihm ganz lange und ganz kurze Verſe bunt durcheinander, wie z. B. V. 1658 und folgende.

Por casar son vuestras fijas || aducenvos axuuar,
A vos grado, Cid, é al || Padre espiritual.
Mugier, sed en este palacio, || é si quisieredes en el Alcazar;
Non hayades pavor || porque me veades lidiar.
Con la merced de Dios || é de Sancta Maria Madre,
Crecem' el corazon || porque estades delant;
Con Dios aquesta lid || yo la he de arrancar.

In dieſen ſieben Verszeilen iſt keine der anderen gleich, aber ſie unterliegen ſämmtlich dem eben erwähnten Geſetz. — Ebenſo leicht macht es ſich der Dichter mit den Endklängen; Reime kommen nur ſehr ſelten und zufällig vor; im Ganzen herrſcht eine Aſſonanz, jedoch nur auf einem Vocal, und er hält ſie bloß ſo lange feſt, wie es ihm paßt; a und o ſind natürlich am Meiſten und am Längſten feſtgehalten, weil die Sprache ſie am Meiſten darbietet; dazwiſchen findet ſich dann oft ein Wort auf anderem Vocal endend, zu dem ſehr häufig die correſpondirende Aſſonanz fehlt.

Ich habe noch zu bemerken, wie ich die Ueberſetzung behandelte. Mir lag daran, ſo wenig wie nur irgend thunlich, von dem Urſprünglichen des Gedichtes zu verwiſchen, daher habe ich mich, ſo weit es der Genius unſerer Sprache geſtattete ohne Zwang an ihr zu üben, ſo dicht in Form und Ausdruck an das Original angeſchmiegt, als es mir nur irgend möglich war. — Mir iſt nicht darum zu thun geweſen, meine Gewandtheit als Ueberſetzer zu zeigen oder aus dem alten würdigen Bilde ein elegantes Gemälde zu machen, an die Stelle halbwilder Kunſt geleckte, moderne Bildnerei zu ſetzen; ich habe mich nur bemüht, eine deutſche ehrliche Abſchrift zu nehmen, in der ſelbſt ein minder geübtes Auge das Characteriſtiſche des Urbildes nicht vermißt. — Ich weiß nicht, ob es mir gelungen iſt, und wie ich ſchon geſagt habe, auf Nachſicht rechne ich jedenfalls und bitte dringend darum, denn ich bedarf ihrer, bei dieſem Wagniß mehr als je.

Eins aber muß ich wiederholen: der hohe Werth dieſes Gedichtes beſteht allein darin, daß es der treueſte Abdruck einer Periode iſt, wo die Worte wenig galten und die That Alles.

W.

Erſter Geſang.

— — — — — — —

Mit ſeinen Augen ſo gar heftig Thränen weinend,
Wandt' er das Haupt und ſtand und ſchaut ſie an.
Sah Thüren offen ſtehend und Pforten ohne Riegel
Und Kleiderhalter, leer an Pelzen und an Mänteln
Und ohne Falken, ohne Geier in der Mauſe. —
Mein Cid erſeufzte da, denn viele Leiden hatt' er.
Es ſprach mein Cid alſo gut und wohl abgemeſſen:
„Dank dir, Herr Vater, der du droben weileſt,
Das haben böſe Feinde mir bereitet.“ —
Sie wollen dorthin ziehn, dort löſen ſie die Zügel;
Bei'm Auszug aus Vivar hatten ſie die rechte Krähe,
Bei'm Einzug in Burgos da hatten ſie die linke.

V. 3. Thüren ohne Riegel, im Original uzos sin cannados. — Es leidet keinen Zweifel, daß uzo vom lateiniſchen ostium in das Spaniſche übergegangen und ſpäter außer Gebrauch gekommen, Eingang, Thür bezeichnet. Eben ſo findet es ſich provençaliſch us für Thür, ussol, Pförtchen, Guckfenſter, italieniſch, wie in dem Sprüchworte picchiar l'uscio col piè Geſchenke bringen; altfranzöſiſch im Fabliau de la Borgoise d'Orléans: Lors venist aux deux huis serrez u. ſ. w. — Cannado, candado, offenbar von catena, — überſetzt J. Grimm (Silva de romances viejos XVI und 286) mit Schloß (que a la antigua casa de Hercules quisiesse un candado echar;) — vom Span. cadena, davon cadenado, cadnado, candado, cannado; Riegel ſcheint mir der urſprünglichen Bedeutung beſſer zu entſprechen.

V. 4. Kleiderhalter, alcandaras, vom Arabiſchen, wo dieſes Wort eine Brücke bezeichnet; hölzerne Geſtelle (Wiemen) für Kleider und für gezähmte Vögel, wie Falken u. ſ. w.

V. 1 — 14 ſchildert den Zuſtand, in welchem der Cid ſich befindet, nachdem Alfonſo ihn zum Exil verdammt hat. Seine Gattin und ſeine beiden Töchter ſind ſchon fort; er verläßt Bibar (Vivar), wo Alles ausgeräumt iſt und macht ſich mit ſeinen Mannen auf den Weg. Was ihm in Burgos begegnet, erzählt nun ausführlich unſer Gedicht.

V. 11 — 12 Anſpielung auf die uralten Weiſſagungen aus dem Fluge der Vögel, ein Aberglaube, der, wie ſo Manches dieſer Art, auch in das Chriſtenthum hinüber getragen worden. Es iſt wörtlich die sinistra cornix aus der neunten Ekloge des Virgil. — Vivar, Geburtsort und Beſitzthum des Cid, iſt ein Flecken in Altcaſtilien, zwei Stunden von Burgos.

Es zuckt mein Cid die Schultern und hat ſein Haupt erhoben:
„Botenlohn Alvar Fanez, man bannte uns aus dem Lande!“
Mein Cid Ruy Diaz, er zog hinein nach Burgos,
Ihm folgten ſechszig Fähnlein; es kamen ihn zu ſehen
Frauen wie Männer her, Burgeſen, Burgeſinnen:
Sie lagen in den Fenſtern und weinten laut vor Schmerzen.
Aus einem Munde ſagten ſie Alle nur daſſelbe:
„Gott, welchen guten Lehnsmann hätte ein guter Lehnsherr!“
Hätten ihn gern geladen, allein es wagt' es Keiner. —
Der König Don Alfonſo hatte gar großen Zorn,
Noch vor der Nacht ſandt' er nach Burges ſeinen Brief,
Mit großer Sorgfalt und gar wohl beſiegelt,
Daß meinem Cid Ruy Diaz dort Keiner Herberg gäbe,
Und wer ihm Herberg' gäbe, ſollt' wiſſen wahres Wort,
Daß ſeine Güter er verlör' und ſeine Augen,
Und obendrein dazu den Leib und auch die Seele.
Gar großes Leiden hatten die chriſtlichen Geſchlechter,
Verbargen ſich vor meinem Cid, wagten ihm Nichts zu ſagen.
Nach ſeiner Herberg' nun ritt der Campeador;
Als an die Thür' er kam, fand er ſie feſt verſchloſſen,
Aus Furcht vor König Alfonſo, der es alſo ihm bereitet,
Daß bräch' er nicht mit Gewalt ſie, ihm Keiner ſollte öffnen.
Die Männer meines Cid rufen mit lauter Stimme,
Doch die da drinnen ſind, die geben keine Antwort.
Es kam herbei mein Cid, begab ſich zu der Pforte,
Den Fuß zog aus dem Bügel, gab damit einen Stoß ihr.
Nicht öffnet ſich die Thür, denn ſie war feſt verſchloſſen.
Ein Mädchen von neun Jahren zeigt ſich vor ſeinen Augen.
„Campeador, Ihr gürtetet Euer Schwert zu guter Stunde.
Der König hat's verboten zur Nacht in ſeinem Briefe
Mit großer Sorgfalt und gar wohl beſiegelt,
Wir dürfen Euch nicht öffnen, noch drinnen auf Euch nehmen.
Wir würden unſer Habe verlieren und die Häuſer,
Und obendrein auch noch die Augen des Geſichtes.

V. 16. Sechszig Fähnlein, pendones, d. h. ſechszig Reiter, welche an ihren Lanzen Fähnlein trugen.

Bei unſerm Unglück, Cid! würdet Ihr Nichts gewinnen.
Euch aber helf' der Schöpfer mit ſeinen heil'gen Tugenden!"
Das Mädchen ſprach alſo und kehrt' in ſeine Wohnung.
Es ſieht der Cid, daß Gnade für ihn nicht hat der König.
Er ſchied von jener Pforte und ritt hinein nach Burgos,
Er kam nach Sancta Maria, ſtieg ab von ſeinem Pferde,
Er warf ſich auf die Kniee, betet' aus vollem Herzen.
Als ſein Gebet vollendet, beſtieg ſein Roß er wieder,
Ritt aus dem Thore und in Arlanzon er raſtet.
Nahe bei dieſem Ort raſtet er auf der Haide.
Er ſchlug ſein Zelt hier auf und ſtieg alsbald vom Pferde.
Mein Cid Ruy Diaz, der ſich zu guter Stunde
Umgürtet hat das Schwert, er raſtet auf der Haide,
Da ihn in ſeinem Hauſe Niemand wagt aufzunehmen.
Rings um ihn her da lagert ſich eine gute Schaar.
Es raſtet' da mein Cid, als wär' er im Gebirge.
Verboten iſt es, ihm in Burgos zu verkaufen
Von allen Speiſen, die aus Fleiſch ſind zubereitet;
Auch nicht für einen Pfennig dürfen ſie ihm verkaufen.
Martin Antolinez, der wack're Burgaleſe
Mit Brod und Wein verſorgt' meinen Cid und ſeine Mannen;
Er kauft' es nicht, dieweil er es ja mit ſich führte.
Mit aller Speiſe hat er ſie gar wohl geſättigt.
Es aß mein Cid, der Campeador und Alle, die ihm dienten.
Es ſprach Martin Antolinez, nun höret, was er ſagte:
„Auf, Campeador! zu guter Stunde wurdet Ihr geboren,
Steh'n wir auf in dieſer Nacht, zieh'n wir fort bei Tagesanbruch,
Denn ich werde angeklagt, weil ich euch gedienet habe,
Und der Zorn Königs Alfonſo wird ganz ſicherlich mich treffen.

V. 48. Für: mit allen ſeinen Heil'gen; im Original con todas sus virtudes sanctas.

V. 55. Flecken am Fluſſe gleichen Namens, welcher zu Pineda entſpringt, bei Burgos vorüberfließt und ſich dann in den Arlanza ausmündet.

V. 65. Martin Antolinez iſt einer der treueſten und tapferſten Anhänger des Cid; er wird daher ſtereotyp im ganzen Gedichte als der wack're Burgaleſe el Burgales complido, oder el Burgales de pro bezeichnet.

V. 70. Wörtlich: Es bezahlte ſich mein Cid, pagos' mio Cid. — pagar kommt faſt nur in der Bedeutung von ſich ſättigen, ſich befriedigen, ſich zufrieden ſtellen, vor.

Doch wenn ich mit Euch entkomme in Geſundheit und lebendig,
Wird der König früher, ſpäter, mich zum Freunde haben wollen.
Wenn nicht, — was ich laſſe, ſchätz' ich nicht den Werth von einer Feige,“
Sprach mein Cid, der ſich das Schwert umgegürtet zu guter Stunde:
80 „Martin Antolinez, Ihr ſeid eine kühne Lanze!
Wenn ich am Leben bleibe, verdoppl' ich Euch den Sold:
Das Gold hab' ich geſpendet und auch das Silber alle.
Wohl ſehet Ihr, daß jetzt ich keine Habe führe.
Und nöthig wär' ſie mir für meine ganze Schaar;
85 Muß ſie gewaltſam nehmen, gutwillig beut ſie Keiner.
Mit Eurer Hülfe denk' ich zwei Kiſten zu verfertigen;
Wir füllen ſie mit Sand, ſo daß recht ſchwer ſie wiegen,
Bedeckt mit vergoldetem Leder und beide wohl vernagelt,
Das vergoldete Leder röthlich und die Nägel wohl vergoldet.
90 Zu Rachel und zu Vidas begebt euch auf der Stelle.
Komm' ich nach Burgos, wehren ſie mir zu kaufen, und der König iſt mir erzürnet.
Nicht kann ich mit mir nehmen das Gut, dieweil es viel zu ſchwer iſt,
Verpfänden muß ich es für das, was mir geliefert worden.
Zur Nachtzeit ſoll man bringen es, daß Chriſten es nicht ſehen,
95 Seh' es der Schöpfer immerzu mit allen ſeinen Heil'gen!
Ich kann nicht anders und ich thu' es wider meinen Willen.“
Martin Antolinez, er hielt ſich auf nicht länger,
Nach Rachel und nach Vidas er fragte alſobald,
Durch Burgos zog er, in die Feſte ritt er ein.
100 Nach Rachel und nach Vidas verlangt' er alſobald.
Rachel und Vidas waren, die Beiden, dort zuſammen;
Sie zählten ihre Habe, zählten, was ſie gewonnen.
Es kam Martin Antolinez recht wie ein würd'ger Mann.
„Wo ſeid Ihr, Rachel und Vidas, Ihr meine lieben Freunde?
105 Ich möchte im Geheimen wohl mit euch Beiden reden.“
Sie zögern nicht und gingen alle Drei bei Seite.
„Rachel und Vidas, Beide, Ihr gebt mir darauf die Hände,
Daß Ihr mich nicht verrathen wollt an Moren nicht noch Chriſten.
Für immer mache ich Euch reich, wenn Ihr nicht feige handelt.

V. 80. *ardida lanza*, ein tapferer Mann.

110 Es hatte der Campeador ſich den Tribut erhoben,
Gar große Habe nahm er und außerordentlich viele;
Was ihm gebührte, das hat er davon behalten.
Da kam es denn dazu, daß er ward angeſchuldigt.
Er hat zwei Kiſten voll von gedieg'nem Golde;
115 Ihr aber wiſſet, daß der König ſchwer ihm zürnet;
Verlaſſen hat er Güter und Häuſer und Palläſte;
Sie kann er nicht mitnehmen; wenn nicht entdeckt ſie werden,
Will der Campeador ſie in Euren Händen laſſen,
Und leihet ihm an Gut dafür, was recht und billig:
120 Nehmet die Kiſten hin und bringt ſie ſicher unter.
Mit großem Eide ſchwört und treu gelobt Ihr Beiden,
Daß Ihr ſie nimmer anſchaut in dieſem ganzen Jahre."
Rachel und Vidas überlegten nun mit einander:
„Wir haben nöthig Beide wohl etwas zu verdienen.
125 Wir wiſſen auch recht wohl, daß etwas er gewonnen.
Als er in's Morenland fiel, wie großes Gute gewann er!
Der ſchläft nicht ohne Argwohn, der da gemünztes Gut hat.
Wir nehmen nun die beiden Kiſten zu uns
Und bringen ſie dahin, wo man ſie nimmer findet.
130 Doch ſaget uns vom Cid, womit denn wird bezahlet,
Oder welchen Gewinn er uns für dieſes ganze Jahr giebt?"
Martin Antolinez erwiedert, wie es ziemt wackerem Manne:
„Verlangen wird mein Cid nur das, was recht und billig;
Er wird nur wenig fordern, daß ſeine Habe ſicher;
135 Es ſammeln Bedürftige ſich um ihn von allen Seiten:
Er braucht ſechshundert Mark."
Sagten Rachel und Vidas: „Wir geben ſie ihm gern."
„Ihr ſeht, die Nacht bricht an und Eile hat der Cid,
Und nöthig iſt es uns, daß Ihr die Gelder gebt."
140 Sagten Rachel und Vidas: „So ſchließt man keinen Handel,
Wenn nicht zuerſt empfangend und dann gebend."

V. 116. Güter: im Original heredades, d. h. Erbgüter, im Gegenſatze zu erobertem Beſitz. Das Erbgut machte den Beſitzer zum Lehnsmann des Landesherrn, der als natürlicher Herr im Gedichte bezeichnet wird.

V. 137—139. Erwiederung des Antolinez.

Martin Antolinez ſprach: „Das bin ich zufrieden.
Gehn zum Campeador, dem berühmten, wir alle Drei.
Wir wollen da Euch helfen, ſo iſt es recht und billig,
Daß Ihr die Kiſten her und ſie in's Sich're bringet.
Auf daß es Moren nicht noch Chriſten je erfahren."
Sagten Rachel und Vidas: „Das ſind wir wohl zufrieden.
Sind hergebracht die Kiſten, ſo nehmt ſechshundert Mark." —
Martin Antolinez ritt nun ganz eilig fort.
Mit Rachel und mit Vidas freiwillig und bereit.
Er kam nicht an die Brücke, denn durch das Waſſer ritt er,
Daß kein geborner Menſch von Burgos ihn gewahre.
Seht da ſie, bei dem Zelte des vielgerühmten Cid:
Sie küßten dem Cid die Hände, ſobald ſie eingetreten;
Es lächelte der Cid und ſprach alſo mit ihnen:
„Don Rachel und Vidas, Ihr habt mich ja vergeſſen:
Ich ziehe aus dem Lande, weil mir der König zürnet,
Ihr ſollt, da mir es paßt, von dem Meinen etwas haben,
So lang Ihr lebet, werdet Ihr nicht verkürzet werden."
Don Rachel und Vidas küßten meinem Cid die Hände.
Martin Antolinez hat den Vertrag geſchloſſen,
Daß auf die beiden Kiſten ſechshundert Mark ſie gäben,
Und ihm ſie wohl bewahrten bis zu dem neuen Jahre.
So hätten ſie gelobt und alſo es geſchworen.
Eröffneten ſie früher ſie, ſo wären ſie meineidig,
Und ihnen von der Beute gäb' mein Cid nicht einen Heller.
Alſo ſprach Martin Antolinez: „Packt eilig auf die Kiſten,
Hebt auf ſie, Rachel und Vidas, und bringet ſie in's Sich're.
Ich werde alsbald mit euch gehn, daß ich die Mark empfange.
Aufbrechen muß von hier mein Cid, bevor der Hahn noch krähet."
Gar große Luſt war es, als ſie die Kiſten aufgeladen,
Sie konnten ſie nicht heben, ſo ſehr ſie auch ſich mühten,
Es freuten Rachel und Vidas ſich mit der reichen Habe:
So lang ſie lebten, waren ſie fortan gemachte Leute.
Rachel ging nun zu meinem Cid und küßte ihm die Hand:
„Campeador, Ihr habt das Schwert umgürtet zu guter Stunde,
Fort aus Caſtilien ziehet Ihr nun zu den fremden Völkern,

Alſo iſt Euer Glück und groß iſt Eure Beute.
Ein röthlich moriſch köſtlich Fell, ich küſſe Euch die Hand,
Gefall' es Euch, o Cid, daß ich als Gabe es bekomme."
„Mir recht," — erwiederte der Cid, — „es ſei hieher geſendet,
Wenn ich's mitbringe und wo nicht, rechnet es auf die Kiſten."
In Mitte des Pallaſtes nun breiteten ſie einen Teppich
Und auf ihm aus ein leinen Tuch, das war ganz weiß und ſauber.
Auf einen Schlag nun brachten ſie dreihundert Mark an Silber;
Es zählte Don Martino die und nahm ſie ohne Reue.
Die anderen dreihundert noch bezahlten ſie in Golde.
Martin hatte fünf Knappen dort, belud damit ſie Alle.
Als dieſes nun geſchehen war, vernehmet, was er ſagte:
„Don Rachel und Vidas, es ſind in eurer Hand die Kiſten.
Ich, der ich ſolches euch verſchafft, verdiene doch wohl Hoſen."
Bei Seite gingen drauf Rachel und Vidas mit einander.
„Geben wir ihm ein gut Geſchenk, er hat es uns geholet.
Martin Antolinez, berühmter Burgaleſe!
Wir geben Euch ein gut Geſchenk, denn wahrlich Ihr verdient es,
Daß Hoſen Ihr davon Euch ſchafft und reiche Pelz' und Mantel.
Wir geben zum Geſchenk Euch dreißig Mark:
Ihr habt ſie wohl verdient, und es iſt recht und billig,
Vermittelt habt ihr uns das, was wir hier erlangten."
Martin bedankte ſich und er empfing die Mark.
Er zog nun aus der Herberg, nahm Abſchied von den Beiden.
Ritt fort aus Burgos und durch Arlanzon hindurch.
Er kam zum Zelte deſſen, der zu guter Stunde geboren,
Und ihn empfing der Cid mit beiden off'nen Armen.
„Kommt, Martin Antolinez, Ihr mein getreuer Lehnsmann,
O ſäh' ich nur den Tag, wo Ihr etwas von mir habet."
„Ich komme, Campeador, mit aller guten Antwort,
Sechshundert habet Ihr und dreißig ich gewonnen.
Laßt nun das Zelt abſchlagen, und ziehen wir jetzt eilig
Nach San Pero de Cardena, es krähet ſchon der Hahn.
Dort ſehn wir Eure hohe Frau, die werthe Edeldame;
Bezahlen wir die Herberg' nun, verlaſſen wir das Königreich,
Nothwendig iſt es, denn die Friſt iſt beinah abgelaufen."

Als dieſe Worte er geſagt, das Zelt ward abgeſchlagen;
215 Mein Cid und ſeine Schaar reiten nun eilig fort:
Des Roſſes Haupt wandt' er Sancta Maria zu.
Er hob die Rechte auf und heiligt ſich das Antlitz.
„Ich danke dir, o Gott, der du Erd' und Himmel leiteſt!
Mich ſchütze deine Tugend glorreiche heil'ge Maria!
220 Ich laſſe nun Caſtilien, da mir der König zürnet;
Weiß nicht, ob ich im Leben je wiederkehren werde.
Mich ſchütze deine Tugend, Glorreiche, bei dem Auszug,
Und helfe mir und ſteh mir bei, bei Nacht ſo wie bei Tage.
Wenn du es alſo machſt und ſich mein Glück erfüllet,
225 So ſende deinem Altar ich reiche und ſchöne Gaben.
Ich bin in deiner Schuld, laſſe tauſend Meſſen ſingen."
Es eilte fort der Edle mit freiem Herzen und Willen.
Sie laſſen die Zügel ſchießen und haſten ſich auf den Weg.
Sprach Martin Antolinez: „Sehn werd' ich mein Gemahl nach Herzensluſt,
230 Belehren werd' ich ſie, wie ſie ſich ſollen benehmen.
Will mir's der König nehmen, ich mache mir Nichts draus;
Bin eher bei euch wieder, als noch die Sonne ſtrahlt."
Es wandte ſich Martin Antolinez und weiter eilt mein Cid
Nach San Pero de Cardena, er ſetzte die Sporen ein.
235 Mit jenen Rittern, ſo ihm dienten nach ſeinem Gefallen.

V. 214. Cid bedarf des Geldes; er weiß ſich nicht anders zu helfen, als daß er zwei Koffer mit Sand füllt, ſtatt mit werthvollen Dingen, und ſie wohl verſchloſſen auf ein Jahr unter der Bedingung, ſie während dieſer Zeit nicht zu eröffnen, zwei Juden in Burgos als Unterpfand gegen ſechshundert Mark einſetzt. Martin Antolinez iſt ihm dabei behülflich und die Juden, die mit dem redlichen Cid ſchon manches gute Geſchäft gemacht haben, gehen auch mit vollem Vertrauen darauf ein. V. 80—214. — Daſſelbe, aber bei Weitem nicht mit der anſchaulichen Lebendigkeit, wie hier im Gedicht, erzählt die Romanze, welche mit den Worten beginnt: Don Rodrigo de Vivar está con donna Jimena (S. Ochoa, Tesoro de los Romanceros. Paris 1838. S. 168. Nr. XVI. Romancero etc. Francofurto 1828. S. 266. Nr. XIII des Supplements; Herder hat dieſelbe ſehr frei behandelt und in ſeiner Weiſe herausgeputzt; es iſt bei ihm Nr. 45. — In den Hauptpunkten weichen das Gedicht und die Romanze darin von einander ab, daß in der letzteren der Cid mit Liebkoſungen con amigables caricias, die beiden hier nicht genannten Juden um tauſend Gulden Vorſchuß bittet und ſie ihm zweitauſend Gulden geben. — Dieſe Romanze iſt übrigens offenbar das weit jüngere Werk eines ſchön redenden, moraliſirenden Kunſtdichters und ihre Darſtellung bei weitem nicht ſo lebensfriſch und ausführlich wie die vorliegende.

V. 216. Cid betet vor einem Marienbild am Wege.

Es krähten kaum die Hähne, der Morgen dämmert kaum,
Als nach San Pero kam der gute Campeador.
Der Abt Don Sancho, der ein Chriſt des Schöpfers war,
Bei Tagesanbruch las ſchon die Frühmette da.
Donna Ximena war dort mit fünf edeln Frauen,
Betend zum heil'gen Petrus und zu dem Schöpfer nun.
„Du, der Du Alle leiteſt, ſchütz' meinen Cid Campeador!"
Da rief er an der Pforte, ſie hörten ſeinen Ruf;
O Gott, wie froh ward drob der Abt Don Sancho!
Mit Lichtern und mit Kerzen liefen ſie nach dem Hof.
Mit Luſt empfingen ſie ihn, der zu guter Stunde geboren.
„Ich danke Gott, mein Cid," — hub an der Abt Don Sancho —
„Weil ich allhier Euch ſehe, nehmt Gaſtfreundſchaft von mir an."
Es ſprach der Cid drauf: „Dank, Herr Abt, ich bin Euer Freund und Diener,
Ich brauche Nahrung jetzt für mich und auch für die Vaſallen.
Doch da ich aus dem Lande zieh', ſchuld' ich Euch funfzig Mark,
Erleb' ich nur den Tag, Herr Abt, werd' ich ſie euch verdoppeln;
Ich bringe Eurem Kloſter nicht für einen Pfennig Schaden.
Seht hier für Donna Ximena auch ſchuld' ich Euch hundert Mark.
Sie, ihre Töchter, ihre Frauen, bewahret dieſes Jahr mir,
Zwei Töchter laß ich, Kinder noch, nehmt ſie in Eure Arme:
Sie alle nun empfehl' ich Euch, Herr Abt, Don Sancho,
Für ſie und mein Gemahl müßt Ihr mir ſicher ſtehen,
Wenn es am Nöthigen, Herr Abt, Euch fehlet und ermangelt,
Sorgt wohl für ſie, denn Solches will dagegen ich geloben,
Für eine Mark, die Ihr ausgebt, geb' ich dem Kloſter vier."
Verſprochen hat es ihm der Abt mit wahrem Wohlgefallen.
Seht da, Donna Ximena naht mit ihren beiden Töchtern,
Zwei Duennen wohl geleiten ſie und führen ſie dahin.
Vor dem Campeador kniete Ximena nieder,
Sie weinte heiße Thränen, wollt' ihm die Hände küſſen.

V. 237. San Pero (Sanct Peter) de Cardena, ein dem heiligen Petrus geweihtes Kloſter, liegt eine Meile von Burgos. Cid verehrte dieſes Gotteshaus ſehr, und er ſowohl wie ſeine Gattin ließen ſich ſpäter dort begraben. In neueſter Zeit ſind jedoch die irdiſchen Reſte des Cid nach der Kathedrale von Burgos geſchafft und dort beigeſetzt worden.

V. 249. Im Original é só vuestro pagado. — S. die Anm. zu V. 70.

„Gnade, Campeador, zu guter Stunde geboren."
Um böſer Zungen willen Du aus dem Land verbannet:
Dank dir, o edler Cid, o Du vollkommner Bart!
Seht mich vor Euch hier, ich und Eure Töchter,
Noch Kinder ſind ſie und noch klein an Tagen,
Mit dieſen meinen Duennen, durch die bedient ich werde,
Sehe ich, daß Ihr auf der Reiſe ſeid.
Wir uns im Leben von Euch trennen müſſen.
O gebt uns Rath aus Liebe zur heiligen Maria!"
Er faltete die Hände wohl auf dem rauhen Bart,
Die beiden Töchter nahm er in die Arme,
Und drückte ſie an's Herz, dieweil er ſie ſehr liebte.
Er weinte heiße Thränen und ſeufzt' über die Maaßen.
„O Donna Ximena, o meine edle Gattin,
Ich liebe Euch ſo innig, wie meine eigne Seele;
Ihr ſehet, daß wir uns im Leben trennen müſſen,
Ich werde ſcheiden und Ihr müßt zurück nun bleiben.
Gefall' es Gott dem Herrn, gefall's Sancta Maria!
Daß einſt ich meine Töchter vermähl' mit eignen Händen,
Oder daß uns das Leben noch gute Tage bringe,
Und ihr, geehrt Gemahl, von mir bedienet werdet!"
Sie geben großen Schmaus dem guten Campeador;
Sie läuten mit den Glocken nun in San Pero laut.
In ganz Caſtilien hört man den Ruf erſchallen,
Wie aus dem Lande zieht mein Cid Campeador. —
Die Einen laſſen die Häuſer, die Andern laſſen die Ehren; —
An jenem Tage auf der Brücke von Arlanzon
Haben vereinigt ſich hundert und fünfzehn Ritter.
Alle verlangen nach meinem Cid Campeador.
Martin Antolinez ſtößt auf dem Weg zu ihnen.
Sie ziehn nach San Pero, wo weilt, der zu guter Stunde ward geboren.

V. 268. Im Original barba tan complida. — Eine damals übliche Benennung für einen tapferen Krieger; ſie kommt mehrere Mal in unſerem Gedichte vor. Auch werden wir ſpäter ſehen, welchen Werth der Cid auf ſeinen Bart legte.

V. 292. d. h. Einige von den Begleitern des Cid verlaſſen Haus und Hof, Andere geben Rang und Anſehn auf, um mit ihm zu ziehn.

Als das erfahren hat mein Cid der von Bivar,
Wie ſeine Schaar gewachſen, weshalb er mehr vermag,
Reitet ſogleich er hin alsbald ſie zu empfangen,
Er lächelte ihnen zu; ſie nahn, um ihm die Hand zu küſſen.
Es ſprach mein Cid mit ganzem Willen nun:
„Ich bitte Gott und den geiſtigen Vater,
Daß Euch, die Häuſer Ihr und Erbe um mich ließet,
Bevor ich ſterben muß, ich könne Gutes thun;
Und das, was Ihr verliert, Euch zwiefach wiedergeben."
Es freute meinen Cid, weil es beim Schmauſe wuchs,
Es freut' die Andern Alle, ſo Viele bei ihm waren.
Vorbei ſind die ſechs Tage nun der Friſt;
Drei haben ſie, um zu ziehen, o wiſſet, daß nicht mehr!
Der König wohl befahl dem Cid, er ſolle darauf achten,
Daß wenn nach abgelauf'ner Friſt er ihn im Lande finge,
So könne nicht für Silber er und nicht für Gold entkommen.
Der Tag iſt abgelaufen, es nahet ſich die Nacht,
Und ſeine Ritter heißt er ſämmtlich zuſammenkommen.
„Nun hört, meine Mannen, nicht fall' es Euch zur Laſt;
Ich habe wenig Gut, will Euer Theil Euch geben.
Seid eingedenk, wie Ihr's nun müßt beginnen,
Morgen, ſobald die Hähne krähen, zögert nicht,
Und laßt die Roſſe ſatteln alſobald;
Frühmette in San Pero leſen wird der gute Abt.
Die Meſſe leſen wird er uns der heiligen Dreieinigkeit;
Iſt ſie geleſen, müſſen wir an das Reiten denken,
Faſt abgelaufen iſt die Friſt und weiten Weg noch haben wir."
So wie mein Cid es anbefahl, ſo haben Alle es zu thun.
Es zieht die Nacht vorüber, der Morgen kommt heran;
Sobald die Hähne krähten, gedenken ſie zu reiten.
Sie läuten zur Frühmette mit gar großer Eile,
Mein Cid und ſein Gemahl alsbald zur Kirche gehn.
Donna Ximene kniet' auf den Stufen vor'm Altar,
Bittend den Schöpfer, wie ſie es am Beſten weiß:

V. 304. El padre spiritual, den heiligen Geiſt.

Daß meinen Cid Campeador vor Böſem Gott behüte.
„O Du, glorreicher Vater, der Du im Himmel weilſt,
Du ſchufeſt Himmel und Erd', zum Dritten dann das Meer;
Du machteſt Stern' und Mond und Sonne, um zu wärmen;
Du wurdeſt Wort zu Fleiſch in der heiligen Mutter;
In Betlehem erſchienſt Du, ſo wie Dein Wille war,
Hirten lobſangen Dir, ſie hörten Herr dich preiſen;
Drei Könige aus Arabien kamen Dich anzubeten,
Melchior, Caspar, Balthaſar und Gold, Weihrauch und Myrrhen,
Brachten ſie Dir als Gabe dar, wie es Dein Wille war!
Den Jonas als er fiel in das Meer,
Den Daniel retteteſt Du, im Kerker von den Löwen,
Du retteteſt Sancta Suſanna vom falſchen Urtheilsſpruch;
Auf Erden wandelteſt Du, Herr, zwei und dreißig Jahre,
Die Wunder zeigend, heiliger Geiſt, von denen wir noch reden;
Aus Waſſer haſt Du Wein gemacht, den Stein in Brod verwandelt;
Du haſt den Lazarus wieder erweckt, wie es dein Wille war.
Von den Juden ließeſt Du greifen Dich auf dem Calvarienberge;
Sie haben Dich als Menſch an's Kreuz geſchlagen zu Golgatha;
Zwei Schächer waren Herr! bei Dir zu Deinen beiden Seiten,
Der eine kam in's Paradies, der Andre nicht hinein;
Am Kreuze hängend, übteſt Du große Tugend aus:
Longinos war da blind, der niemals etwas ſah,
Er ſtieß Dir mit der Lanze in die Seite, Blut floß heraus,
Es floß am Schaft hinunter, er mußte die Hände ſalben;
Er öffnete die Augen, ſchaute nach allen Seiten,
An Dich glaubt er alsdann und ward geheilt vom Uebel.
Im Grabe erſtandeſt Du und fuhrſt hinab zur Hölle,
So wie Dein Wille war,
Zerbrachſt die Thore, zogſt heraus die heil'gen Väter.
Du biſt der Könige König, Vater der ganzen Welt,
Dich bet' ich an und glaube mit ganzer Kraft an Dich;

V. 334—365 enthalten wörtlich Donna Ximena's Gebet. Eigenthümlich iſt, daß der Dichter V. 346 Chriſti Leben nur zwei und dreißig Jahre währen läßt, nach der Meinung einiger Theologen, die ſeinen Tod in den Anfang ſeines drei und dreißigſten Lebensjahres ſetzen; eine Anſicht, welche nur ſehr wenige Gottesgelehrte hegen.

365 Ich flehe zu San Peydro, daß er mir helfe beten
Für meinen Cid Campeador, daß Gott ihn wolle bewahren,
Und wenn wir heute ſcheiden, uns lebend führe zuſammen.“
Als das Gebet geſprochen, ward die Meſſe geleſen.
Drauf gingen ſie aus der Kirche und wollten nun fortreiten;
370 Der Cid umarmete Donna Ximena,
Donna Ximena küßte dem Cid darauf die Hand.
Sie weinte heiße Thränen, wußte nicht, was zu thun.
Er aber wandte ſich und ſchaut die Mädchen an.
„Gott empfehl' ich Euch, Ihr Töchter!
375 Und der Frau und dem geiſtigen Vater.
Jetzt ſcheiden wir, Gott weiß es wohl zu fügen!“
Heißeſte Thränen weinend, wie Ihr es nie geſehen,
Trennten ſie ſich von einander wie der Nagel von dem Fleiſche.
Mein Cid mit den Vaſallen ſchickte ſich an zu reiten
380 Und Allen, voller Hoffnung, wandt' er das Haupt nun zu.
Zu ſo großem Wohlgefallen ſprach Minaya Alvar Fanez:
„Cid, wo iſt Eure Kraft?
Zu guter Stunde hat die Mutter Euch geboren.
Ziehn wir jetzt unſre Straße, genug war nun der Ruhe;
385 Bald werden unſre Schmerzen in Freuden ſich verwandeln;
Der uns die Seele gab, Gott wird auch Rath uns geben.“
Dem Abte Don Sancho ward nun noch eingeprägt,
Wie er Donna Ximena und ihren Töchtern diene
Und allen ihren Duennen, ſo da bei ihnen ſind.
390 Es wußte wohl der Abt, daß reicher Lohn ſein harre.
Gewandt hat ſich Don Sancho und es ſprach Alvar Fanez:
„Wenn Leut' Ihr kommen ſeht, die mit uns ziehen wollen,
Sagt ihnen, daß der Spur ſie folgen und aufbrechen,
Denn in Wüſte oder Flecken können ſie uns holen ein.“
395 Sie löſten nun die Zügel, machten ſich auf den Weg.
Nahe kam nun die Friſt, aus dem Königreich zu ſcheiden.
Es übernachtete mein Cid zu Spinar de Can,
Am andern Tag des Morgens wollen ſie weiter reiten;

V. 375. Im Original E à la muger é al **Padre Spiritual**, d. h. der Mutter Gottes und dem heiligen Geiſt.

Viel Volk kam in der Nacht herbei von allen Seiten.
400 Nun aus dem Lande zieht der treue Campeador,
Zur Linken Santeſtevan, eine gute Stadt,
Zur Rechten Alhilon las Torres, die der More inne hat.
Er ritt durch Alcobiella, wo Caſtiliens Grenze iſt.
Die Straße von Quinea durchritt er ebenfalls
405 Auf Flößen ſetzte über den Duero er,
In der Figueruela verbrachte er die Nacht.
Es kamen da zu ihm Leute von allen Seiten.
Es legte ſich mein Cid nachdem zur Nacht geſpeiſt war.
Ein Traum nahm ſüß ihn ein, er ſchlief vortrefflich ein;
410 Der Engel Gabriel, der kam zu ihm im Traum:
„Reitet Cid, der gute Campeador!
Denn niemals zu ſo guter Stunde ritt ein Edelmann.
So lange wie Ihr lebet macht ſich das Deine gut.“
Als nun der Cid aufwachte, heiligt' er ſein Geſicht,
415 Bekreuzigt das Geſicht, empfahl ſich Gott dem Herrn.
Er war gar ſehr erfreuet vom Traum den er geträumt.
Am andern Tage Morgens brechen ſie wieder auf,
Es iſt der Tag der Friſt, ſie währet länger nicht.
Auf der Sierra de Miedes hielten ſie ihre Raſt;
420 Es war noch hell am Tage, die Sonne noch nicht unter.
Es wollte ſeine Leute ſehn der Cid Campeador;
Ohne das Fußvolk und die wacker'n Männer ſonſt
Zählt er dreihundert Lanzen die Alle Fähnlein trugen.
„Gebet bei Zeiten Gerſte ſo euch der Schöpfer helfe
425 Und wer da eſſen will, der reite nun nicht weiter;
Wir ziehen über die Sierra die öde iſt und groß;

V. 400—409. Hier wie überall ferner giebt der Dichter ſehr genau die einzelnen Orte an, durch welche die Reiſe ging oder wo geraſtet wurde. — Zu jener Zeit, in welcher und für das Publicum, für welches das Gedicht verfaßt wurde, hatte das ein ganz beſonderes Intereſſe, denn eine Reiſe in dem gebirgigen, an vielen Stellen unwirthbaren und unſicheren Spanien war nichts Geringes und eine ſolche Gelegenheit vortrefflich geeignet, um ſich entweder darüber belehren zu laſſen oder die Erinnerung an Selbſterlebtes aufzufriſchen. Viele dieſer Oerter würde man jetzt vergeblich auf der Karte ſuchen, auch reicht es vollkommen hin zu bemerken, daß er von Burgos ſüdöſtlich queer durch Altcaſtilien am Gebirge entlang, welches er zum Theil überſtieg, nach Aragonien zog.

Das Land des Königs Alfonſo können wir die Nacht verlaſſen.
Denn wenn er hier uns ſuchte, ſo kann er uns finden."
Sie ziehn zur Nacht über die Sierra, gekommen iſt der Morgen
430 Und nach der Loma hinab gedenken ſie zu gehn. —
Inmitten eines Berges bewundernswürdig und groß,
Ließ raſten nun mein Cid und ließ Gerſte vertheilen.
Zu Allen ſagte er, daß die Nacht durchreiten er wolle;
So treffliche Vaſallen nehmen's zu Herzen ſich
435 Und was ihr Herr befiehlt, das müſſen ſie Alles thun.
Noch eh' die Nacht einbricht, gedenken ſie zu reiten.
Deshalb thut es mein Cid, daß Niemand ſie entdecke.
Sie zogen bei der Nacht, laſſen ſich keine Muße,
Sie nennen Caſteion, was über Fenares iſt.
440 Mein Cid legt ſich in Hinterhalt, mit denen die bei ihm ſind;
Die ganze Nacht lag er alſo, der zu guter Stunde ward geboren,
Wie ihnen es gerathen Minaya Alvar Fanez.
„Ja Cid, zu guter Stunde habt Ihr das Schwert umgürtet
Ihr mit Hundert von dieſer unſrer Heerſchaar,
445 Weil wir Caſteion aus dem Hinterhalt einnehmen
Und mit zweihundert werde den Vortrab nun ich bilden."
„Dahin geh' Alvar Alvarez und Alvar Salvadores
Und Galin Garcia eine kühne Lanze:
Die guten Ritter ſo begleiten den Minaya,
450 Nun eilet muthig fort, Ihr laſſet Nichts aus Furcht.
Gerade hinunter geht's nach Guadalfaxara.
Bis Alcala reitet der Vortrab,
Wohl nimmt er zu ſich alle Beute,
Aus Furcht vor den Moren läßt Nichts er zurück.
455 Und ich mit den Hundert bleib hier in dem Nachtrab,
Caſteion zu halten, wo großer Schutz iſt.
Wenn irgend Euch Schlimmes geſchieht bei dem Vortrab,
So laßt es mir gleich bei dem Nachtrabe melden.

V. 439. Caſteion, jetzt Caſtejon de las Armas, gegenwärtig ein Dorf an der Grenze von Aragonien, nahe bei Calatayud; es ſoll auf derſelben Stelle ſtehn, wo fruher die Stadt Platea war.

V. 451. Unter Fenares und Alcala iſt daſſelbe, nämlich Alcala de Henares verſtanden.

Von dieſem Schuß wird ganz Spanien reden.“
460 Genannt ſind die, die den Vortrab nun bilden,
Und die mit meinem Cid in dem Hinterhalt bleiben.
Schon dämmert der Tag, ſchon nahet der Morgen,
Schon geht auf die Sonne, Gott, leuchtet ſo herrlich!
In Caſteion ſtanden nun Alle auf,
465 Sie öffnen die Thore und gehen hinaus
Zu ſehn ihre Arbeit und all’ ihre Güter.
Sie ſind Alle hinaus, ließen offen die Thüren
Mit wenigen Leuten, ſo in Caſtrion weilten;
Die Leute verſtreueten Alle ſich draußen.
470 Aus dem Hinterhalt brach der Campeador und eilte nach Caſteion.
Moren und Morinnen hatten ſie zur Beute
Und jene Heerden, die rings umher weiden.
Mein Cid Don Rodrigo beſetzte das Thor,
Die inne es hatten, als den Angriff ſie ſahen,
475 Empfanden ſie Furcht und haben’s verlaſſen.
Mein Cid Ruy Diaz ritt ein durch die Thore mit blankem Schwerte.
Eilf Moren erſchlug er, die dort er erreichte,
Er gewann Caſteion und das Gold und das Silber.
Seine Ritter langten dort an mit der Beute,
480 Sie laſſen ſie meinem Cid, er achtet das Alles Nichts.
Seht nun die Zweihundertdrei in dem Vortrab!
Ohne Furcht nun ſprengen ſie fort bis Alcala.
Es nahte das Fähnlein des Minaya,
Von dort nach oben zog es mit der Beute.
485 Fenares liegt über Guadalfarara;
Sie führen mit ſich ſo reiche Beute,
Und viele Heerden von Schaafen und Kühen,
Und Kleider und andre große Schätze.
Gerade heran kam das Fähnlein Minaya’s.
490 Es wagte Keiner den Nachtrab anzugreifen.
Mit ſolcher Habe nun kehrte die Schaar.
Seht ſie in Caſtrion, wo der Campeador verweilte,

V. 485. Guadalajara, Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens in Neu-Caſtilien.

Die Feſte blieb in ſeiner Macht; es reitet der Campeador.
Er brach auf, ſie zu empfangen mit ſeinem Gefolge,
495 Mit offenen Armen empfängt er den Minaya:
„Kommt Alvar Fanez, eine erprobte Lanze,
Als ich Euch ſandte, hegt' ich ſchon ſolche Hoffnung,
Dieſes werde mit Jenem vereint.
Ich ſchulde das Fünftel Euch, wollt Ihr's Minaya?"
500 „Ich danke Euch ſehr, großer Campeador!
Für dieſes Fünftel, das Ihr mir geboten,
Bezahle ſich Alfonſo der Caſtilier;
Ich ſag Euch frei davon, nehm's für empfangen.
Gott ſag' ich's zu, ihm der dort oben weilet,
505 Bis ich mich bezahle auf meinem guten Roſſe,
Kämpfend mit Moren im Felde,
Daß ich die Lanze gebrauche, lege die Hand an's Schwert
Und bis zum Ellenbogen hinab das Blut mir fließt.
Von Ruy Diaz dem berühmten Kampfeshelden,
510 Nicht nehm' ich von Euch auch nur eines ſchlechten Pfennigs Werth.
Was immer Ihr durch mich auch mögt gewinnen.
Alles Andre ſeht es da in Euern Händen."
Als jetzt die Beute dort war angelangt
Bedachte nun mein Cid, der zu guter Stunde ward geboren
515 Es könnten wohl des Königs Alfonſo Schaaren nahen,
Weil er ihm Böſes ſuchte mit allen ſeinen Leuten:
Er befahl nun zu theilen alle jene Habe:
Daß jeder ſeinen Theil nach dem Vertrag erhalte.
Es kamen ſeine Reiter nun herbei;
520 Auf Jeden von denſelben fielen hundert Mark Silber
Und auf die ſo zu Fuß, die Hälfte ſonder Fehl.
Der ganze fünfte Theil verblieb jetzt meinem Cid.
Hier können ſie Nichts verkaufen noch als Geſchenke geben:
Nicht Sklaven noch Sklavinnen wollt' im Gefolg er haben.
525 Er ſprach mit denen von Caſteion, er ſandte nach Fita und Guadalfarara,
Für wieviel dieſer fünfte Theil würde erſtanden werden

V. 522. Ein Fünftel der gemachten Beute war ſtets der rechtmäßige Antheil des Feldherrn.

Und was ſie dafür gäben, da großen Gewinn es brächte.
Es boten die Moren dreitauſend Mark Silber.
Und dieſes Gebot gefiel wohl meinem Cid.
530 Am dritten Tage wurden ſie ohne Fehl gezahlet.
Es meinte nun mein Cid mit ſeiner ganzen Schaar
Daß in der Feſte dort kein läng'res Bleiben ſei
Und daß, wer ſie behielte, an Waſſer Mangel hätte.
Er blieb in Frieden, denn geſchrieben iſt der Brief.
535 „Uns ſuchen ging König Alfonſo mit ſeiner ganzen Schaar.
Verlaſſen will ich Caſteion, hört's Krieger und Minaya!
Und was ich jetzt Euch ſagen will, nehmt es nicht übel auf;
In Caſteion da können wir nicht bleiben,
Nah iſt König Alfonſo, er wird kommen uns zu ſuchen.
540 Doch die Feſte hier will ich nicht fahren laſſen;
Hundert Moren und Morinnen hundert will ich geben frei,
Daß von mir nichts Böſes ſie ſagen und vermelden.
Alle ſeid Ihr bezahlt, Keiner iſt zu bezahlen mehr.
Morgen in der Tagesfrühe denken wir zu reiten,
545 Mit Alfonſo meinem Herrn wünſcht' ich nicht zu ſtreiten."
Wohl gefiel den Andern Allen, was der Cid geſagt,
Von der Feſte, die ſie nahmen, ſcheiden Alle reich;
Und die Moren und Morinnen ſegnen ihn dafür.
Nun nach Fenares hinab eilten ſie gar ſchnell,
550 Zogen über die Alcarieen immer weiter fort,
Durch die Höhlen von Anquita zogen ſie hindurch,
Zogen über die Gewäſſer ins Gefilde von Torancio,
Ueber dieſes Land hinunter, dann ſo weit ſie kommen konnten,
Zwiſchen Fariza und Cetina übernachtete mein Cid.
555 Gar beträchtlich iſt die Beute, die er in dem Lande machte
Und es wiſſen nicht die Moren, welche Kühnheit ſie beſitzen.

V. 535 fgde. Dies ſpricht der Cid. Sehr oft läßt unſer Dichter Perſonen reden oder ſich mit einander unterhalten, ohne dies näher zu bezeichnen, und es wird daher mitunter nicht ganz leicht, herauszufinden, wer eigentlich ſpricht.

V. 536. Hört's Krieger, im Original oyd escuellas, wie bereits J. v. Müller in ſeiner Abhandlung „von dem Cid. Nach den Quellen" bemerkt, die scholae des ſpäteren Romerreichs.

V. 556. Cid und ſeine Krieger ſind hier gemeint.

Es brach auf am andern Tage nun mein Cid der von Bivar,
Er zog dann nach Alfama und ging die Foz hinab,
Darauf zog er nach Bobierca und Teca, das jenſeits iſt,
Und über Alcocer, da raſtete mein Cid:
Auf einem runden Hügel, hoch und groß,
Daneben fließt Salon, das Waſſer iſt nicht zu vermeiden.
Mein Cid Don Rodrigo will Alcocer gewinnen
Beſetzet wohl den Hügel, nimmt feſte Stellung ein;
Die Einen gegen die Sierra, die Andern gegen das Waſſer.
Der gute Campeador zu guter Stunde geboren,
Rund um den Hügel nun und an dem Waſſer
Läßt alle ſeinen Mannen wohl einen Graben ziehen,
Daß nicht bei Tage noch bei Nacht ſie überfallen würden
Und daß man wüßte, daß mein Cid alldort ſein Lager habe.
Durch alle dieſe Länder erging die Botſchaft nun,
Daß der Campeador, mein Cid, dort ſeinen Wohnſitz habe,
Daß er zu den Moren gekommen, geſchieden ſei von den Chriſten.
In ſeiner Nachbarſchaft da iſt nicht viel zu gewinnen.
Es harret nun mein Cid mit allen ſeinen Vaſallen
Ob wohl das Schloß von Alcocer Tribut ihm geben werde,
Ob die von Alcocer von ſelbſt Tribut ihm geben
Und die von Teca und die von Teruel dem Hauſe:
Denn die von Calatauth, wiſſet, die drückt es ſchwer.
Alldort wohnte mein Cid nun volle funfzehn Wochen.
Als drauf gewahrt mein Cid, daß Alcocer ſich ihm nicht gab,
Erſann er eine Liſt und zögert länger nicht.
Er ließ ein Zelt geſchloſſen, die andern ſchlug er ab,
Er zog Salon hinab mit aufgehob'nem Banner
Die Panzer angeſchnallt, die Schwerter umgürtet
Wie ein erprobter Mann, um ſie nach dem Hinterhalt zu zieh'n.

V. 550—580. Der Cid iſt nun nordöſtlich aus Caſtilien nach Aragonien gezogen, lagert auf einem Berge am Flüßchen Jalon (ſo heißt es jetzt), einem Nebenfluſſe des Ebro und fordert Tribut von den umliegenden Ortſchaften.

V. 575. Teruel dem Hauſe, Teruel la casa, d. h. dem Schloſſe; Haus für Schloß iſt bekanntlich auch ein alter deutſcher Ausdruck, wie z. B. noch jetzt das zu dem Schloſſe Oſterſtein bei Gera gehörige Amt das Amt „Unter'm Haus" genannt wird.

Es ſehn es die von Alcocer, o Gott, wie ſie ſich prieſen.
Es fehlte meinem Cid das Brod und auch die Gerſte.
Die andern hebt er mühſam, ein Zelt hat er gelaſſen
590 So zog mein Cid, als ob er auf der Flucht entwiſche.
„Laßt uns angreifen ihn, wir machen große Beute,
Eh die von Teruel es thun, die Nichts davon uns geben.
Er ſoll uns den Tribut nun doppelt wiedergeben.“
Sie zogen aus Alcocer mit gar ſeltſamer Eile.
595 Als nun mein Cid ſie draußen ſah, zog er hin wie zum Siege,
Zog nach Salon hinunter nun mit den Seinen Allen.
Es ſagen die von Alcocer: „da kommt uns ſchon die Beute!“
Die Großen und die Kleinen den Ausfall machen ſie,
Vor Freude ihn zu fangen, bedenken ſie nichts And'res,
600 Laſſen die Thore offen ſtehn, daß Keiner ſie bewachet:
Der gute Held Campeador, der wendet ſchon ſein Antlitz
Sah einen großen Raum wohl zwiſchen ihnen und dem Schloß;
Er ließ das Banner wenden, zog vorwärts nun in Haſt,
„Schlagt ſie ihr Ritter, ſchlagt ſie Alle ohne Zweifel
605 Mit unſers Schöpfers Gnade iſt unſer nun die Beute;
Sie haben ſich gewandt inmitten von der Eb'ne:
O Gott, wie groß iſt das Vergnügen dieſen Morgen!“
Mein Cid und Alvar Fanez, ſie reiten raſch nun vorwärts
Sie haben gute Pferde, wißt, ſie laufen nach ihrem Gefallen.
610 Zwiſchen Jenen und dem Schloſſe drangen ſie nun hinein;
Meines Cid Vaſallen gaben mitleidslos es ihnen,
In einer Stund' auf wenig Raum tödten ſie dreihundert Moren.
Es huben groß Geſchrei an, die ſo im Hinterhalte.
Sie laſſend, wandten Jene ſich vorwärts nach dem Schloſſe
615 Und mit den blanken Schwertern zeigten ſie ſich am Thore.
Gleich kamen nun die Seinen, es war der Sieg gewonnen.
Mein Cid gewann ſo Alcocer, wißt es, auf dieſe Weiſe.
Es kam Pero Bermuez, der das Banner hält in Händen,

V. 591. Vgl. die Anm. zu V. 535. — Der Dichter führt hier die Einwohner von Alcocer redend ein. Alcocer iſt ein kleiner Flecken in Neu-Caſtilien, der einſt der ganzen ſehr fruchtbaren Umgegend den Namen, das Feld von Alcocer, gab.

V. 604 – 607. Worte Cid's.

Er pflanzt' es in den Boden auf der allerhöchſten Stelle.
620 Es ſprach mein Cid Ruy Diaz, zu guter Stunde geboren:
„Gedankt ſei Gott im Himmel und allen ſeinen Heil'gen;
Jetzt werden das Quartier wir beſſern Herrn und Roſſen.
Höret mich Alvaro Fanez und alle meine Ritter!
In dieſem Schloſſe haben wir großes Gut erbeutet.
625 Die Moren liegen todt, nur Wen'ge ſeh' ich lebend.
Die Moren und die Morinnen verkaufen, wird nicht gehen
Und wir gewinnen Nichts, den Kopf ihnen abzuſchlagen.
Verſammeln wir ſie drinnen, wir haben ja die Herrſchaft,
Wir ziehn in ihre Häuſer, ſie ſollen uns bedienen“
630 In Alcocer war nun mein Cid mit dieſem Siege
Er ließ das Zelt jetzt holen, das er zurückgelaſſen.
Sehr drückt es die von Teca und die von Teruel
Und denen von Calatayuth misfiel es auch nicht minder.
Sie ſandten eine Botſchaft zum König von Valencia
635 Und meldeten, daß mein Cid Ruy Diaz de Bivar
Dem zürnte König Alfonſo und ihn verbannet hat
Sich zu Alcocer niederließ an einem ſo feſten Orte.
Er faßte ſie aus dem Hinterhalte, eroberte das Schloß:
„Schaffſt du nicht Rath, verlierſt du Teca und Teruel,
640 Verlierſt Calatayud, das nicht entgehen kann,
Am Ufer des Salon wird Alles übel geh'n
Und ſo auch am Siloca, ſo auf der andern Seite.“
Als dieſes nun vernahm König Tanin:
„Drei Morenkönige ſeh' ich hier in dem Kreiſe ſtehn,
645 Haltet ſie mir nicht auf, zwei gehet gleich dahin;
Dreitauſend Moren hebet mit Kriegeswaffen aus,
Mit denen von der Grenze, die Beiſtand leiſten Euch.

V. 633. Calatayuth, das unſer Dichter auf verſchiedene Weiſe ſchreibt, jetzt Calatayud, iſt noch gegenwärtig eine bedeutende Stadt in der Provinz Zaragoza in Aragonien, am Zuſammenfluß des Jalon und des Jiloca.

V. 635 fgde enthalten die Rede des Boten an den König von Valencia. Unter Ribera de Salon V. 641 iſt das ganze Flußgebiet des Jalon zu verſtehn.

V. 643. Der ſpaniſche Herausgeber meint, es müſſe wohl ſtatt Tanin, Fariz heißen.

V. 644 fgde. Antwort des Königs von Valencia.

Fanget mir ihn lebendig und bringt mir ihn hierher.
Denn fiel er in mein Land, ſchuldet er Rechenſchaft."
650 Sie ruhten in Segorve für die Nacht;
Am andern Tage früh reiten ſie wieder fort,
Und raſteten die andere Nacht in Celſa.
Zu denen an der Grenze ſandten ſie alſobald.
Sie kommen ohne Zaudern von allen Seiten her
655 Sie ziehen fort aus Celſa, das von Canal man nennt:
Sie ziehen den ganzen Tag, laſſen ſich keine Ruh';
Sie raſteten die Nacht nun in Calatayuth.
Ausrufen laſſen ſie's in allen jenen Landen;
Es ſtießen Männer zu, gar vornehm und gar groß
660 Zu jenen beiden Königen, Fariz und Galve heißend.
Sie ſuchen meinen guten Cid auf nun in Alcocer;
Sie ſchlugen auf die Zelte und raſteten alldort.
Es wuchs nun ihre Macht, es war gar große Menge.
Die Moren ſtellen Wachen am hellen Tage aus,
665 Und Wachen aus bei Nacht, die wohlbewaffnet ſind.
Gar viele ſind der Wachen, es iſt das Heer gar groß;
Das Waſſer nehmen ſie den Mannen meines Cid.
Die Krieger meines Cid wünſchen zur Schlacht zu ziehn,
Der zu guter Stunde geboren, verwehrte es ihnen faſt.
670 Es währte drei Wochen ungefähr.
Als die drei Wochen um und als begann die vierte
Begann nun mit den Seinen mein Cid zu überlegen:
„Sie wehrten uns das Waſſer, es geht das Brod uns aus;
Wenn wir bei Nachtzeit ziehen, ſie laſſen es nicht zu,
675 Gar groß iſt ihre Macht, gar groß für einen Kampf,
Ihr Ritter, ſaget, was gefällt Euch jetzt zu thun?"
Es ſprach zuerſt Minaya, ein tapf'rer Rittersmann:
„Aus Caſtiella der edeln ſind wir gezogen her
Kämpfen wir nicht mit den Moren, geben ſie uns kein Brod,
680 Wir ſind ja an ſechshundert und auch noch etwas mehr;
Im Namen Gottes ziehn wir nun nicht alſo fort,

V. 673 fgde. Cid's Anrede.

Und ſchlagen wir ſie drum am Tag, der Morgen iſt.“
Campeador hub an: „Ihr ſpracht nach meiner Weiſe
Ihr ehrtet Euch Minaya und Ihr auch ſollt es thun.
Die Moren und Morinnen Alle, die wollen wir jagen fort,
Allein es wiſſe Niemand um dies Geheimniß als wir.“
Den Tag und auch die Nacht bereiteten ſie ſich vor. —
Am andern Tage Morgens bei Sonnenaufgang gleich,
Bewaffnet iſt mein Cid mit Allen die er hat.
Es redete mein Cid, wie Ihr nun hören ſollt,
Wir ziehen All' hinaus, es bleibe Keiner hier.
Als zwei vom Fußvolk nur, daß ſie das Thor bewachen,
Sterben wir auf dem Feld, begraben ſie uns im Schloß,
Gewinnen wir die Schlacht, ſo wachſen wir an Gut.
Und Ihr, Pero Bermuez, nehmt meine Fahne nun,
Da Ihr ein Wackrer ſeid, ſo ſollt Ihr führen ſie,
Allein entfernt Euch nicht mit ihr, befehl' ich's nicht.“
Er küßt dem Cid die Hand, ging und die Fahne nahm.
Sie öffneten die Thore, einen Ausfall machten ſie,
Es ſahn's der Moren Wachen und kehrten zu ihrem Heer;
Welche Haſt fuhr in die Moren, ſie waffneten ſich gleich,
Und von dem Lärm der Trommeln die Erde wiederhallt.
Es waffneten ſich die Moren und eilten in den Kampf;
Auf ihrer Seite hatten die Moren Hauptfahnen zwei
Sie ſtellten zwei Reihen Fußvolk; wer könnte zählen ſie?
Die Reihen von den Moren, die rücken vorwärts ſchon
Auf meinen Cid und auf die Seinen und wollen fangen ſie.
„Nun löſcht den Durſt Ihr Schaaren, allhier an dieſem Ort,
Und es entferne ſich Keiner, wenn ich's ihm nicht befehle.“
Jener Pero Bermuez hielt es nicht länger aus,
Die Fahne in der Hand, wollt' eilen er voran.
„Es ſegne Dich der Schöpfer, Cid, edler Campeador!
In jenen dichten Haufen trag' ich die Fahne Dein;
Die Ihr verpflichtet ſeid, Ihr eilet ſchon raſch herbei!“

V 696, 710 u. fgde. Die Uebergabe der Fahne an Pero Bermuez beſingt im Romancero die Romanze (bei Depping N. 88) Por mando del Rey Alfonso u ſ. w. einfach und mit Würde.

V. 708 u. 709. Rede des Cid

V. 712—714. Ausruf des Bermuez.

715 Es ſprach der Campeador: „Nicht doch um Gottes Liebe!“
Pero Bermuez entgegnet: „Ich bleibe nicht zurück.“
Er ſpornte ſein Roß und trug in den dichteſten Haufen ſie.
Die Moren empfangen ihn die Fahne zu gewinnen,
Verſetzen ihm ſtarke Hiebe, doch können ihn nicht bezwingen.
720 Es ſprach der Campeador: „Helft ihm um Gottes Liebe!“
Sie faßten die Schilde feſt und hielten ſie vor dem Herzen,
Sie ſenkten die Lanzen tief, an denen Fähnlein hingen,
Sie neigten das Geſicht bis zu den Bügeln hinunter,
Sie machten ſich auf zu ſtreiten wie tapfere Herzen.
725 Mit lauter Stimme rief, der zu guter Stunde geboren:
„Schlagt ſie, Ihr Ritter, ſchlagt ſie! Darauf, um Gottes Liebe!
Ich bin Ruy Diaz, der Cid Campeador von Bivar.“
Sie kämpfen Alle in den Reihen, da wo Pero Bermuez.
Dreihundert Lanzen ſind ſie, an allen hängen Fähnlein.
730 Sie tödten jeden Moren, mit einzelnen Hieben alle.
Und wie ſie machen Wendung, ſind deren eben ſo Viele.
Ihr hättet geſehn ſo viele Lanzen ſtoßen und heben,
So viele Schilde durchhauen und durchſtoßen,
So viele Panzer in Stücke zerfallen,
735 So viele weiße Fähnlein roth von dem Blute werden,
So viele gute Pferde fortſprengen ohne Reiter.
Die Moren rufen Mahomet, die Chriſten Sant Jago;
Es fallen auf kleinem Raum dreihundert todte Moren:
Wie kämpft gut auf vergoldetem Sattel,
740 Mein Cid Ruy Diaz der gute Streiter:
Minaya Alvar Fanez der wackere Führer;
Martin Antolinez der edle Burgaleſe:
Munno Guſtioz der von ihm erzogen;

V. 741. Im Original ſteht Minaya Alvar Fanez que corta mando. Dies iſt eine von den Stellen, die nicht recht verſtändlich ſind und höchſt wahrſcheinlich corrumpirt; corta bezeichnet das Fällen, das Abhauen der Bäume, oder das Abſchneiden des Schilfes. Vielleicht muß geleſen werden que cortar mandó, der zu ſchneiden, d. h. niederzumetzeln befahl. — Jedenfalls iſt das Beiwort, das ich an die Stelle zu ſetzen mir geſtattete, ein paſſendes: denn Minaya erweiſt ſich als der zuverläſſigſte Freund des Cid und als der tapferſte Degen in deſſen Schaar.

V. 743. Das so des Originals (que fué so criado) bezieht ſich hier,

Martin Munnoz, der Herr zu Mont'mayor:
745 Alvar Fanez und Alvar Salvadores:
Galin Garcia der Gute von Arragonien:
Felez Munoz der Neffe des Campeador:
Sie Alle, ſo viel ihrer da ſind,
Kommen der Fahne zu Hülfe meines Cid Campeador.
750 Dem Minaya Alvar Fanez tödteten ſie das Roß;
Wohl unterſtützten ihn Schaaren von Chriſten;
Die Lanze hat er zerbrochen, das Schwert nahm er zur Hand,
Trotzdem, daß er zu Fuß, theilt' er aus gute Hiebe;
Es ſah das mein Cid Ruy Diaz der Caſtilianer,
755 Er naht ſich einem Alguacil, der ritt ein gutes Roß;
Er gab ihm ſolchen Schwerthieb mit ſeinem rechten Arm
Er haut ihn bei dem Gürtel durch und warf die Hälft' auf's Feld.
Sein Roß jedoch das gab er Minaya Alvar Fanez,
„Streitet, Minaya, denn Ihr ſeid mein rechter Arm,
760 Und große Dienſte leiſtet Ihr mir am heut'gen Tage:
Die Moren halten ſich tapfer und räumen noch nicht das Feld:
Es ritt Minaya nun, das Schwert in ſeiner Hand
Und kämpfte tapfer fort mit jener Macht;
Die er erreichet, die befreit er.
765 Mein Cid Ruy Diaz zu guter Stund' geboren,
Hatte drei Hiebe ſchon verſetzt dem König Fariz,
Zwei hatten ihn verfehlt, der dritte aber ſaß.
Und unter'm Harniſch quoll ſein Blut davon hervor.
Den Zügel wandte er, das Schlachtfeld zu verlaſſen:
770 Durch jenen Hieb alsbald beſieget war der Feind.
Martin Antolinez gab einen Hieb dem Galve,
Den Helmſchmuck haut er ihm dadurch vom Helm herab;
Und hieb entzwei den Helm, ſo daß den Kopf er traf.
Wiſſet, der Andere wagte Euch nichts zu hoffen;
775 Beſieget iſt der König Fariz und Galve;
Ein guter Tag das für die Chriſtenheit.

---

nicht auf den Martin Antolinez, ſondern auf den Cid, der überhaupt ſtets als die Hauptperſon betrachtet wird.

V. 755. Alguacil bedeutet hier nicht einen Gerichtsdiener, ſondern einen moriſchen Offizier.

V. 759. Rede des Cid.

Die Moren fliehen nach allen Seiten.
Die meines Cid hauen Alles nieder.
Der König Fariz zog nach Teruel hinein,
780 Aber den Galve nahmen dort ſie nicht auf
So raſch er kann, nach Calatayuth er eilt.
Der Campeador, der ſprenget ihm nach,
Bis Calatayuth währt die Verfolgung.
Dem Minaya Alvar Fanez ging gut das Pferd
785 Von jenen Moren erſchlug er vier und dreißig;
Das ſchneidende Schwert färbt blutig den Arm,
Bis zum Ellenbogen floß ihm das Blut hinab.
Sprach Minaya: „Jetzt bin ich bezahlt,
Denn nach Caſtilien kommt gute Botſchaft,
790 Daß mein Cid Ruy Diaz hat geſiegt in der Schlacht.“
Gar viele Moren liegen todt, nur Wenige blieben lebend;
Bei der Verfolgung ſicherlich hau'n ſie noch Viele nieder.
Es wenden ſich die Mannen nun des zu guter Stunde Gebornen.
Es ritt mein Cid einher auf ſeinem guten Roſſe;
795 Das Haarnetz hing herunter, o Gott wie bärtig war er!
Halsberge feſt am Nacken, das Schwert in ſeiner Hand.
Die Seinen ſah er, wie ſie tapfer ſich benahmen.
„Dank Gott dem Herrn, der in dem Himmel thronet,
Daß ſolche Schlacht wir nun gewonnen haben!“
800 Die meines Cid, ſie haben das Lager gleich beraubt,
Der Schilde und der Waffen und and'rer reicher Habe.
Den Moren aber fehlten fünfhundert und zehn Roſſe;
Gar großer Jubel war jetzt unter ſeinen Chriſten
Denn mehr als funfzehn fehlten ihm von den Seinen nicht.
805 Sie haben Gold und Silber, ſie wiſſen nicht wieviel;
Mit jener Beute ſind die Chriſten oben drauf,
In ihre Schlöſſer jagten die Moren ſie zurück.
Es befahl mein Cid, daß ſie ihnen etwas gäben.
Gar große Luſt hat nun mein Cid mit all' ſeinen Vaſallen.
810 Er gab zu theilen jenes Geld und jenes reiche Gut,

V. 795 — 96. Eben ſo.
V. 800. Das Lager; im Original albergada: eine Verſchanzung.

Auf ſeinen Theil nun kommen ihm einhundert Roſſe zu.
O Gott wie gut bezahlt er ſeine Vaſallen alle,
O Gott wie gut bezahlt er das Fußvolk und die Reiter!
Gut richtet ein es der zu guter Stunde geboren,
Die er bei ſich hat Alle ſind ſie bezahlt.
„Nun hört Minaya mich, Ihr ſeid mein rechter Arm:
Von jenem Reichthum, den der Schöpfer uns gegeben,
Nach Eurem Wohlgefallen nehmet mit Eurer Hand.
Ich möchte nach Caſtilien Euch ſenden, mit der Botſchaft
Von dieſer Schlacht, die wir gewonnen haben,
Zum Könige Alfonſo, der mir gezürnet hat,
Ich wünſch' ihm als Geſchenk zu ſenden dreißig Roſſe
Alle mit Sätteln und wohl aufgezäumet alle
Einige Schwerter auch gehänget an die Bügel.
Minaya Alvar Fanez ſprach: „Das will ich gerne thun.“ —
„Ihr ſeht hier Gold und Silber und einen vollen Beutel,
An dem Nichts fehlet, gar Nichts.
Zu Sancta Maria de Burgos beſtellet tauſend Meſſen.
Was übrig bleibt, das gebet meinem Weib und meinen Töchtern,
Damit ſie für mich beten bei Nacht ſo wie bei Tage,
Wenn ich es noch erlebe, ſo werden ſie reiche Frauen,“
Minaya Alvar Fanes, der iſt damit zufrieden,
Daß mit ihm ziehn einige Mannen.
Jetzt gaben ſie die Gerſte, die Nacht war angebrochen:
Mein Cid Ruy Diaz, er letzt ſich mit den Seinen,
„Ziehet Minaya nun nach dem edelen Caſtilien,
Unſeren Freunden könnet Ihr es ſagen:
Gott hat uns beigeſtanden, wir ſiegten in der Schlacht.
Wenn bei der Rückkehr Ihr uns hier nicht findet,
So wißt Ihr wo wir ſind und kommt uns nach,
Wir müſſen uns von den Lanzen und von den Schwertern heilen
In dieſem magern Lande, da können wir nicht leben.“

V. 816–824. Rede des Cid.

V. 826 fgde. Dies iſt nicht Fortſetzung von Minaya's Antwort, ſondern der Cid ſpricht wieder.

V. 834. Sie fütterten die Roſſe.

V. 836. Wiederum Rede des Cid.

Er war nun unterrichtet, Minaya zog fort am Morgen,
Der Campeador mit ſeiner Schaar.
815 Das Land war mager und über die Maaßen ſchlecht.
Den ganzen Tag ſchauten nach meinem Cid
Die Moren von den Grenzen und auch fremde Leute,
Wohl mit König Fariz ſich beriethen ſie,
Zwiſchen denen von Techa und von Teruel dem Hauſe
850 Und denen von Calatayuth, das da gar hochgeehret,
Haben ſie's alſo feſtgeſetzt und zu Papier gebracht: —
Verkauft hat er ihnen Alcocer für dreitauſend Mark Silber.
Mein Cid Ruy Diaz iſt nach Alcocer gekommen,
Wie gut hat er bezahlt ſeine Vaſallen ſelbſt!
855 Die Reiter und das Fußvolk er hat ſie reich gemacht;
Unter Allen den Seinigen findet Ihr keinen Armen:
Wer dienet gutem Herrn, der lebet ſtets in Freuden.
Als nun mein Cid gedachte zu verlaſſen das Caſtell
Da fingen Moren und Morinnen an zu klagen:
860 „Du gehſt mein Cid, und vor Dir her ziehen unſere Gebete.
Wir bleiben hier, bezahlt, o Herr, von Deiner Seite.“
Als Alcocer verließ mein Cid der von Bivar,
Moren und Morinnen begannen da zu weinen.
Er hob ſein Banner, der Campeador zog fort,
865 Zog nach Salon hinunter und immer weiter fort;
Bei dem Auszug aus Salon hatt' er gar gute Vögel,
Es freute die zu Teruel, zu Calatayut noch mehr,
Es ſchmerzte die zu Alcocer, weil er Jenen ſehr genützt.
Es ging zu Rath mit ſich mein Cid, zog immer weiter fort,
870 Und hielt an einem hohen Ort, ſo liegt auf Mont' Real:
Hoch iſt der Ort und wunderbar und groß;
Er fürchtet Krieg von keiner Seite, wiſſet:

V. 841 u. 846. Hier in den Engthälern von Calatayud und auf den öden Hochebenen Aragoniens iſt die Gegend überaus dürr und trocken, weshalb der Cid mit ſeinen Mannen dort nicht länger zu verweilen wünſchte.

V. 860—861. Abſchiedsworte der Moren.

V. 866. Gute Vorzeichen. S. die Anm. zu V. 11 u. 12.

V. 869—877. Der Cid zog ſich nun mit ſeinen Mannen ſüdöſtlich in Aragonien, längs der Grenze von Alt- und Neu-Caſtilien in den dortigen Gebirgen und legte den moriſchen Städten Tribut auf.

Er legte Tribut auf Daroca und weiter
Von da nach Molina ſo auf der andern Seite
875 Die dritte, Teruel, welche ferner lag.
In ſeiner Hand hielt er Celſa, das vom Canal
Mein Cid Ruy Diaz, dem Gott woll' gnädig ſeyn!
Alvar Fanez Minaya zog nach Caſtilien;
Dreißig Roſſe bracht' er dem Könige dar,
880 Es ſah ſie der König und lächelte freundlich.
„Helf Euch Gott Minaya, wer gab Euch dieſe?"
„Mein Cid Ruy Diaz, der zu guter Stunde gürtete das Schwert;
Zwei Könige der Moren beſiegt' er in jener Schlacht;
Außerordentlich iſt ſeine Beute, Herr!
885 Euch, geehrter König, ſendet er dies Geſchenk:
Er küßt Euch die Füße und die beiden Hände,
Daß Ihr ihm gnädig ſein mögt, ſo helfe Euch der Schöpfer!"
Sprach der König: „Es iſt ſehr früh,
Ein wilder Menſch dem fehlt die Gnade des Herrn,
890 Ihn zu beſchützen ſchon nach drei Wochen.
Da es jedoch von Moren kommt, ſo nehm ich dies Geſchenk;
Gefällt mir wohl von meinem Cid, daß ſolche Beut er machte.
Ueberdies verzeih' ich Euch Alles, Minaya,
895 Ehren und Güter habet geſchenkt.
Gehet und kommt, Ihr habt meine Gnade,
Aber vom Cid Campeador ſag' ich Euch Nichts.
Uebrigens will ich, Minaya, Euch ſagen,
In meinem ganzen Reiche was ſie werden thun
900 Die Guten und Tapfern, meinem Cid beizuſtehn
Ich gebe ihnen frei die Leiber und laß ihnen frei das Erbe."
Es küßt ihm die Hände Minaya Alvar Fanez:
„Dank und aber Dank, König, als natürlichem Herrn!"

V. 881. Frage des Königs. V. 882 fgde: Antwort des Minaya.

V. 888. Im Original: mucho es maunana, es iſt ſehr Morgen. — Der König meint: Er meldet ſich ſchon ſehr fruh wieder, um ihn anzunehmen, da kaum drei Wochen verfloſſen ſind, daß er verbannt wurde. Der König oder der Dichter irren ſich hier etwas in der Zeitrechnung. Vgl. V. 672—73.

V. 894. Der Sinn der folgenden Rede iſt: Weder Minaya, oder wer ſich ſonſt von Tapferen dem Cid anſchloſſe, ſolle in deſſen Verbannung mit einbegriffen ſeyn und nicht verfolgt, noch ſein erbliches Beſitzthum eingezogen werden.

„Dieſes thuet Ihr jetzt und werdet es künftig thun,
905 Zieht durch Caſtilien und ſie laſſen Euch gehn, Minaya,
Ohne Bedenken zieht zu meinem Cid, Beute zu ſuchen.“
Ich wünſch' Euch zu reden von dem, der zu guter Stunde geboren
und ein Schwert umgürtete,

An jenem hohen Orte ſchlug er Wohnung auf,
Während der Ort von Moren und von Chriſten bewohnt ward,
910 Den Ort meines Cid nannten ſie ihn in Briefen;
Dort ſeiend, beherrſchte vieles Land er da;
Das von Rio Martin macht' er ganz unterthänig.
Nach Saragoza kam von ihm Kunde;
Nicht gefiel es den Moren, daß er ſie ſchwer bedrückte;
915 Dort verweilt mein Cid volle funfzehn Wochen.
Als der Edle ſah, daß Minaya zögerte,
Mit allen ſeinen Mannen macht' er eine nächtliche Wacht;
Zog fort vom hohen Ort und räumt' ihn ganz und gar.
Ueber Teruel zog Don Rodrigo weiter
920 Und im Pinar de Tebar ruhte Don Ruy Diaz;
Alle jene Lande waren ihm unterthänig
Und Saragoza hat Tribut er aufgelegt.
Als dies geſchehen war, am Ende von drei Wochen,
Iſt aus Caſtilien Minaya gekommen;
925 Zweihundert ſind mit ihm, die ſämmtlich Schwerter gürten,
Das Fußvolk, wiſſet, wird gar nicht gerechnet.
Als nun mein Cid gewahrte Minaya ſich ihm nahn

V. 904. Als natürlichem Herrn, como a Sennor natural; mit natürlich bezeichnet unſer Dichter ſtets: das durch die Geburt und die früheſten Lebensverhältniſſe beſtimmte geſetzliche Recht; Alfonſo iſt natürlicher Herr des Cid und des Minaya, weil ſie beide geborne Caſtilianer, alſo geborne Lehnsmänner des Königs ſind; eben ſo heißen die beiden ehelichen Tochter des Cid, Donna Elvira und Donna Sol, deſſen natürliche Töchter. S. weiter unten.

V. 905. Dank Minaya's. V. 904—906 Antwort des Königs. V. 907 der Dichter redet nun in eigener Perſon.

V. 910. por carta, in Urkunden. — Wahrſcheinlich die noch heutigen Tages ſo heißende Penna del Cid.

V. 913. Das Flußgebiet des Martin, der von den Bergen von Segura in Aragonien herabkommt, bei Montalvan und Hijar vorbeifließt und weſtlich von Caspe in den Ebro mündet.

V. 919 fgde. Er zog alſo wieder nördlich.

Da ſprengt er ihm entgegen, alsbald ihn zu umarmen;
Er küßt ihn auf den Mund und auf die beiden Augen,
Und ſagte Alles ihm und hielt ihm Nichts verborgen.
Gar freundlich lächelte jetzt der Campeador,
„Dank ſei Gott und den heil'gen Tugenden!
So lang Ihr lebt Minaya, ſo lange wird mir's wohlgehn!“
O Gott wie fröhlich war deshalb das ganze Heer,
Daß Minaya Alvar Fanez alſo zurückgekehrt,
Beſtellend ihnen Grüße von Muhmen und von Brüdern,
Und von den Gattinnen, die ſie zurückgelaſſen.
O Gott wie froh war nun der ſtarke Bart,
Daß Alvar Fanez hatte bezahlt die tauſend Meſſen,
Und daß er Grüße brachte von der Gattin und den Töchtern.
Gott, wie war der Cid zufrieden und wie erfreut war er!
„O Alvar Fanez mögt Ihr viele Tage leben!“
Nicht zögert er, der da zur guten Stunde geboren,
Schwarze reiche Lande will er ſich unterwerfen
Und rings im Kreiſe Alles wird er unterjochen.
Am dritten Tag iſt er von dort gegangen und gekehret,
Und es ging die Botſchaft durch die Lande alle,
Sie drückt die von Monzon und drücket die von Huesca
Daß ſie Abgaben zollen gefällt denen von Saragoſſa.
Meines Cid Ruy Diaz, denn ſie ſind ohne Furcht,
Zum Lager kehren ſie alsbald zurück mit ihrer Beute,
Gar freudig ſind ſie Alle, ſie haben reiche Beute.
Sehr wohl gefiel es meinem Cid und ſehr dem Alvar Fanez.
Es lächelte der Mächt'ge, er konnte gar nicht anders.
„Nun höret Ritter, ich muß Euch die Wahrheit ſagen
Hier in dem Morenorte kann immer Mangel kommen.
Morgen in der Frühe gedenken wir zu reiten
Laſſet die Herberg hier, wir ziehen weiter fort.“

V. 932 u. 933. Rede des Cid.

V. 938. La barba velida, eine ſehr ehrenvolle Bezeichnung des Cid. Das Warum ergiebt ſich am Schluſſe des zweiten Geſanges V. 3292 u. fgde.

V. 942. Ausruf des Cid.

V. 944. Tierras d'alcanz negras im Original; Lande, welche die Moren bewohnten.

V. 955 — 958. Rede des Cid.

Es ritt alsbald mein Cid nach dem Hafen von Alucant;
Von dort eilte mein Cid nach Huesca und Montalban;
Auf dieſem Zuge brachten ſie zehn der Tage zu.
Die Boten gingen nach allen Seiten
Daß der, der aus Caſtilien verbannt, ſie ſchlecht behandelt.
Die Boten ſind gegangen nach allen Seiten,
Es kam die Nachricht zu dem Grafen von Barcilona,
Daß mein Cid Ruy Diaz das ganze Land durchſtreife;
Es macht' ihm ſchweres Leid, er nahm's als große Schmach
Es iſt der Graf ein Prahler und ſprach ein eitles Wort:
„Gar großes Unrecht thut mein Cid der von Bivar,
In meinem Hofe that er großes Unrecht mir;
Er ſchlug mir den Neffen und macht es nicht wieder gut.
Nun ſtreift er mir durch die Lande, die mir gehorſam ſind.
Ich fordert' ihn nicht heraus und feindlich iſt er mir.
Doch treff' ich ihn irgendwo, ſo ſtell' ich ihn zur Rede.“
Groß iſt die Heeresmacht und ſammelt ſich alsbald;
Es ſammeln ſich gar Viele der Moren und der Chriſten.
Sie rücken an auf meinen Cid den Guten von Bivar.
Drei Tage und zwei Nächte gedachten ſie zu ziehn;
Sie treffen meinen Cid in Tebar el Pinar.'
Dahin kam er mit Macht, der aus den Händen ihm es nehmen wollt'.
Mein Cid don Rodrigo führt mit ſich große Beute;
Er ſteigt herab vom Berge und ziehet in ein Thal.
Vom Grafen Don Remont iſt ihm Botſchaft geworden.
Mein Cid als er es hörte, hat er dahin geſandt.

V. 960. Alicante. Er zog alſo ſüdöſtlich. — Obgleich ſich der ganze Schauplatz von des Cid Thaten auf die Königreiche Aragonien und Valencia beſchränkt, ſo läßt ihn doch unſer Dichter ſehr wunderliche Kreuz- und Querzüge machen; denn von der ſüdlichſten Oſtſpitze Spaniens begiebt er ſich plötzlich nach Huesca, das ganz nördlich in Aragonien liegt und von dort nach Montalvan zwiſchen Saragoſſa und Valencia, ſieben Meilen von der erſteren Stadt.

V. 978. Im Original: Tres dias é dos noches pensaron de andar. — Der Dichter gebraucht beſtändig pensar für: im Begriff ſeyn, etwas zu thun, es ſoeben unternommen haben.

V. 980. Der Graf von Barcelona.

V. 985. Nach Joh. v. Müller fand dieſer Kampf mit dem Grafen Berenguel von Barcelona früher, vor des Cid zweiter Verbannung und vor dem Jahre 1091 Statt.

985 „Saget dem Grafen nur, er ſoll's nicht übel nehmen;
Vom Seinen nehm ich Nichts, wir wollen in Frieden ziehn."
Der Graf erwiederte: „Das wird nicht Wahrheit ſeyn;
Das von vordem und das von jetzt ſoll er mir Alles zahlen,
Wiſſen ſoll der Verbannte nun, wen er hat beſchimpft."
990 Es eilte jetzt der Bote ſo raſch er konnte fort,
Und alſobald erfuhr es nun, mein Cid, der von Bivar.
„Wir können ohne eine Schlacht einander nicht verlaſſen,
Ihr Ritter bringt die Beute nur bei Seite
Und rüſtet Euch in Eil und nehmet Eure Waffen!
995 Eine große Schlacht wird uns der Graf Don Remont liefern,
Von Moren und von Chriſten hat er gar viele Mannen
Und ohne eine Schlacht läßt er uns mindeſtens nicht fort.
Rücken ſie uns entgegen, wird hier die Schlacht geliefert.
Bereitet nun die Pferde und leget an die Waffen,
1000 Sie kommen hier herunter und Alle tragen Hoſen
Und haben Kriegesſättel und loſe ihre Gurte.
Wir reiten mit galiziſchen Sätteln und Waffenröcken
Wir hundert Ritter müſſen beſiegen jene Schaaren.
Eh ſie die Ebene erreichen, bieten wir ihnen die Lanzen;
1005 Für Einen dem Ihr begegnet, müſſen Drei die Sättel räumen.
Es wird ſehn Remont Berenger, durch wen kam die Verfolgung,
Heut in dem Pinar de Tebar, um mir die Beute zu rauben."
Alle ſind ſie gerüſtet, ſobald mein Cid hat geredet,
Sie hatten die Waffen ergriffen und ſaßen auf ihren Roſſen.
1010 Sie ſahen unten am Berge die Streitmacht wohl der Franken
Im tiefen Grunde am Berge, rund umher wo Alles eben.
Es befahl anzugreifen mein Cid der zu guter Stunde geboren.
Das thun die Seinen denn auch freiwillig mit Wohlgefallen,
Sie gebrauchen gar wohl die Fähnlein, gebrauchen gar wohl die Lanzen.
1015 Die Einen hauend, die Andern hinunterſtoßend.
Geſiegt hat in jener Schlacht der zu guter Stunde geboren;
Den Grafen Don Remont, den führten ſie ins Gefängniß.

V. 985 — 1007. Rede des Cid.

V. 1018. Colada: ſein berühmtes Schwert, von dem ſpäter noch oft die Rede iſt.

Allda gewann er Colada, mehr werth als tauſend Mark Silber.
Und ſiegte in jener Schlacht, durch die er geehrt ſeinen Bart.
Er nahm gefangen den Grafen und führte ihn nach ſeinem Lande.
Seinen Vertrauten befahl er wohl ihn zu bewachen,
Aus ſeinem Zelte macht' er einen Sprung;
Von allen Seiten kamen herbei die Seinen.
Es gefiel meinem Cid, denn groß iſt die Beute,
Meinem Cid Don Rodrigo bereiten ſie großes Eſſen
Der Graf Don Remont der achtete es gar nicht:
Sie trugen ihm das Eſſen hin, ſtellten es vor ihm auf,
Er aber wollt' nicht eſſen, verachtete ſie Alle.
„Nicht einen Biſſen eſſ' ich für Alles was in Spanien,
Eher verlör' ich den Leib und eher ließ' ich die Seele;
Weil ſolche Schlechtbehoſten mich in der Schlacht beſiegten.“
Mein Cid Ruy Diaz, nun höret, was er ſagte:
„Eßt, Graf, von dieſem Brod und trinkt von dieſem Wein;
Thut Ihr das, was ich ſage, ſo geht Ihr frei von dannen,
Wo nicht in Euerm Leben ſeht Ihr kein Chriſtenthum.“
Es ſprach der Graf Don Remont: „Eßt Don Rodrigo und wollet Euch ausruhen;
Ich aber laſſe mich ſterben, denn eſſen will ich nicht.“
Bis zum dritten Tage nicht brachten ſie ihn dazu.
Sie, die ſich theilten jene große Beute,
Bewogen ihn nicht, einen Biſſen Brod zu eſſen.
Es ſprach mein Cid: „Eſſet, Graf, eſſet etwas
Denn eßt Ihr nicht, ſo ſehet Ihr keine Chriſten,
Und wenn Ihr etwas eſſet, ſo werde bezahlt ich ſein.
Euch und zwei Ritter laſſ' ich los und gebe Euch die Freiheit.“
Als dies vernahm der Graf, begann er ſich zu freuen,
„Wenn Ihr das thuet, Cid, thut was Ihr habt geſagt,
Werd ich ſo lang' ich lebe davon verwundert ſein.“
„So eſſet Graf, und wenn Ihr davon ſeid geſättigt,

V. 1029 fgde. Worte des Grafen.

V. 1035. Im Original: non veredes christianismo, d. h. wie wir noch jetzt ſagen: keinen Chriſtenmenſchen.

V. 1046 — 47. Rede des Grafen. V. 1048 — 56. Antwort des Cid.

Laß ich alsbald Euch frei, Euch und die beiden Andern:
1050 Allein von dem was Ihr verlort, ich in der Schlacht gewann,
Nicht einen ſchlechten Heller, wißt, geb' ich Euch davon:
Denn nöthig hab' ich es für mich und meine Vaſallen,
Die mit mir ziehn erduldend, und Euch werd' ich's nicht geben;
Von Euch und Andern nehmend müſſen wir uns bezahlen;
1055 Wir haben dieſes Leben, ſo lang es gefällt dem heil'gen Vater;
Wie der, ſo den Zorn des Königs trägt, verbannt iſt aus dem Lande."
Froh iſt der Graf und forderte ſich Waſſer für die Hände;
Sie hielten es ihm vor und gaben es ihm raſch:
Mit den Rittern, welche der Cid ihm hatte gegeben.
1060 Es aß der Graf, und Gott! wie aß er gern!
Bei ihm ſaß der zu guter Stunde ward geboren:
„Wenn Ihr nicht wacker eßt, Graf, daß ich werde bezahlt,
So bleiben wir dahier und ziehen Beide nicht weiter."
Alsbald ſprach der Graf: „Freiwillig und auch gern!"
1065 Mit jenen beiden Rittern aß er nun auf der Stelle,
Bezahlt iſt mein Cid der Solches ſchauet an,
Wie der Graf Don Remont, ſo gut wandte die Hände.
„Wenns Euch gefällt mein Cid, ſind wir gewillt zu ſcheiden,
Sendet uns die Roſſe, wir reiten ſogleich dann fort." —
1070 Vom Tage, wo er Graf, hat er ſo gern nicht gegeſſen,
Den Genuß, den er hat davon, wird nicht vergeſſen werden,
Sie geben ihm drei Zelter, gar trefflich aufgeſchirret
Und gute Kleider von Fellen und geben ihm gute Mäntel.
Der Graf Don Remont iſt zwiſchen den Beiden geritten,
1075 Bis zu der erſten Wohnung begleitet ihn der Caſtilier.
„Zieht nun fort mein Graf, ſo wie ein rechter Franke.
Ich danke Euch für das, was Ihr mir habt gelaſſen;
Käm' es Euch in den Sinn, daß Ihr es rächen wolltet,

V. 1055. Unter dem heiligen Vater, Padre sancto, iſt bald Gott, bald Chriſtus verſtanden.

V. 1063 – 64. Worte des Cid.

V. 1067. Im Original: Porque el conde don Remont tan bien bolvie las manos, d. h. die Speiſen zum Munde führte.

V. 1068 – 69. Worte des Grafen.

V. 1076 – 81. Rede des Cid.

Wenn Ihr mich aufſucht, ſo könnt Ihr mich finden,
Und wenn Ihr mich nicht ſuchet oder mir es laſſet,
Vom Euern oder Meinen werdet Ihr etwas nehmen.“
„Behaltet es, mein Cid, ſicher und ungeſtört;
Bezahlet hab' ich Euch für dieſes ganze Jahr,
Allein Euch aufzuſuchen, daran wird nicht gedacht.“
Es rüſtet ſich der Graf und dachte fortzuziehen,
Doch wandte er das Haupt und ſchaute hinter ſich,
Dieweil er fürchtete, daß es mein Cid bereute,
Das thäte nicht der Edle für Alles in der Welt;
Eine Unredlichkeit beging' er nimmermehr.
Der Graf iſt fort, es kehrte zurück der von Bivar.
Zu ſeinen Schaaren gekehrt, beginnt er ſie zu ſammeln;
Bewundernswürdig und groß iſt die Beute, die ſie gemacht.
Von da erzählt die Geſchichte meines Cid, der von Bibar:
Die Seinen ſind ſo reich, ſie wiſſen nicht was ſie haben.
Genommen hat mein Cid den Hafen von Alucant,
Saragoſſa laſſend und das Land auf jener Seite
Und Huesca laſſend und das Land von Montalvan
Dem ſalzigen Meere zu, begann er Krieg zu führen.
Im Oſten geht die Sonne auf, er wandte ſich dahin,
Mein Cid gewann ſich Xerica und Onda und Almenar
Das Land von Borriana, das hat er ganz erobert.
Es half ihm der Schöpfer, der Herr, der droben im Himmel iſt,
Und mit Allem dieſem hat er genommen Murviedro,
Wohl ſah mein Cid, daß Gott ihm ſeinen Beiſtand leiſtet,
Drinnen in Valencia iſt nicht geringe Furcht,
Es drückte die von Valencia, wißt, nicht gefällt es ihnen,
Sie faßten nun den Rath, alsbald ihn aufzuſuchen.
Sie übernachteten bis zu des Tages Anbruch,
In der Nähe von Murviedro ſchlugen ſie Zelte auf.
Es ſah ſie da mein Cid, er wunderte ſich deß:
„Dank ſei Dir geiſtiger Vater!

V. 1082—1084. Antwort des Grafen.

V. 1095. Er zog nun wieder ſüdöſtlich in das Königreich Valencia hinein.

V. 1111. Heiliger Geiſt.

In ihrem Lande ſind wir, thun ihnen Uebles an,
Wir trinken ihren Wein, eſſen von ihrem Brod,
Wenn ſie uns zu ſuchen kommen, ſo thun ſie es mit Recht.
1115 Ohne einen Kampf wird's nicht von hinnen gehn,
Gehn die Boten denn zu denen, die Beiſtand leiſten ſollen,
Die Einen nach Xerica, die Andern nach Alucad,
Von da nach Onda, die Andern nach Almenar.
Die von Borriana ſollen gleich hieher zu uns kommen!
1120 Wir werden beginnen dieſen Kampf im Felde
Ich baue auf Gott, er endet zu unſerem Beſten."
Am dritten Tage waren Alle zuſammen,
Der zu guter Stunde geboren, begann alſo zu reden:
„Höret Ihr Schaaren, ſo Euch der Schöpfer helfe!
1125 Seitdem wir uns getrennet von reiner Chriſtenheit,
War Niemand uns zu Willen, wir konnten anders nicht.
Dank ſei Gott, das Unſrige ging vorwärts.
Die von Valencia haben uns aufgeſucht.
Wenn wir in dieſem Lande verweilen wollen,
1130 Sind ſie feſt entſchloſſen mit uns zu kämpfen.
Es ziehe vorüber die Nacht und komme der Morgen.
Seid mir gerüſtet zu Roß und mit den Waffen,
Wir wollen in Augenſchein nehmen ihr Heer,
Wie Menſchen gekommen aus fremden Lande,
1135 Da wird ſich zeigen, was gilt die Kriegerſchaft."
Hört, was da ſagte Minaya Alvar Fanez:
„Campeador, wir thun was Euch gefällt,
Gebt mir hundert Ritter, denn mehr verlang' ich nicht.
Ihr mit den Andern ſchlaget die Vorderreihn,
1140 Gut werdet Ihr ſie ſchlagen, das leidet keinen Zweifel,
Ich mit den hundert komme von der andern Seite,
Wie ich auf Gott baue, wird unſer ſein das Feld."
Wie er's geſagt, gefiel es ſehr dem Campeador.

V. 1111 — 1121. Rede des Cid, der ſeine Befehle ertheilt. V. 1117. Alicante.

V. 1127 — 1135 ändert ſich im Original plötzlich der Vers, der weit kürzer wird und durchgehends auf einfachem a aſſonirt.

Morgen war's, ſie dachten an die Rüſtung,
Jeder von ihnen weiß gar wohl was er zu thun hat.
Mit Tagesanbruch beginnt mein Cid den Kampf,
„Im Namen des Schöpfers und des Apoſtels Sanct Jago
Schlagt ſie, Ritter, aus Liebe und Luſt und großem Willen,
Denn ich bin Ruy Diaz mein Cid der von Bibar.“
So viele Stricke von Zelten würdet Ihr dort reißen ſehn
So viele Pfähle ausziehn, ſo viele Planen niederlegen!
Der Moren ſind Viele, ſie ſuchen ſich wieder zu ſtellen,
Von der andern Seite griff Alvar Fanez ſie an,
Obgleich es ſchwer ſie drückte, mußten ſie ſich ergeben,
Groß iſt der Jubel der ziehet durch die Gegend. —
Zwei Könige der Moren tödten ſie im Treffen,
Bis nach Valencia dauerte das Verfolgen,
Groß iſt die Beute ſo mein Cid gemacht hat.
Sie nahmen Cebola und Alles ringsum und weiter;
Die entwiſchen konnten, waren auf Roſſeshufen,
Sie raubten das Lager und dachten dann zu kehren.
Sie zogen in Murviedro ein mit ihrer großen Beute,
Die Nachrichten von meinem Cid, wißt, ziehen tönend fort,
Furcht haben ſie in Valencia, nicht wiſſen ſie was zu thun,
Die Kunde von ihm zieht tönend weit über's Meer,
Freudig war der Cid und alle ſeine Gefährten,
Daß Gott ihnen beigeſtanden und bewirkt jene Niederlage.
Sie ließen die Roſſe traben, ſie zogen die Nächte durch;
Sie kommen nach Guyera und kommen nach Xativa
Und noch weiter hinunter nach dem Hauſe Deina
Haupt des Meeres, Land der Moren, die Feſte bricht er:
Sie gewannen Penna Cadiella, den Ausgang und den Eingang,
Als der Cid Campeador hatte Penna Cadiella,
Drückt es ſie ſchwer in Xativa und drinnen in Guyera,
Nicht läßt ſich erzählen der Schmerz in Valencia.

V. 1147—49. Rede des Cid.

V. 1155 fgde. Sie, wenn es ſich nicht auf Vorhergehendes bezieht, bezeichnet immer den Cid und ſeine Krieger.

V. 1170. Deina, d. i. Denia; dergleichen Verſetzungen kommen ſehr häufig vor.

Im Lande der Moren nehmend und raubend,
Am Tage ſchlafend und die Nächte durchziehend,
Solche Orte beſiegend verbrachte mein Cid drei Jahre.
Die von Valencia wurden gewarnt.
1180 Sie wagen nicht hinauszugehn noch ſich mit ihm zu treffen,
Sie zerſtörten ihnen die Gärten, thaten ihnen großen Schaden,
In jedem dieſer Jahre nahm ihnen mein Cid das Brod.
Schwer klagen die von Valencia, ſie wiſſen nicht was zu thun
Von keiner Seite was immer, kam Brod zu ihnen hinein,
1185 Nicht räth der Vater dem Sohn und nicht dem Sohn der Vater,
Es weiß der Freund den Freund nicht zu tröſten.
Mangel an Brod haben, Ihr Herrn, iſt gar ein böſes Ding,
Kinder und Frauen ſterben ſehn vor Hunger!
Sie ſeh'n den Jammer vor ſich und können ſich nicht helfen,
1190 Zu dem Könige von Marruecos hatten ſie zu ſenden
Den von Montes Clares baten ſie um große Gnade.
Er gab ihnen keinen Rath noch kam er ihnen zu helfen.
Es erfuhr es mein Cid, von Herzen gefiel es ihm:
Er zog aus Murviedro eine Nacht, die er durchwachte,
1195 Es verweilte mein Cid im Lande von Mon Real,
Nach Aragon und Navarra befahl er Kunde zu ſenden,
Nach dem Lande Caſtilien ſandt' er ſeine Botſchaft:
Wer da will Sorgen verlieren und gelangen zu Gütern,
Der komme zu meinem Cid, wer da hat Luſt zu reiten.
1200 Valencia will er belagern, um es den Chriſten zu geben.
„Wer mit mir ziehen will Valencia zu belagern,
Alle kommen freiwillig, Keinem geſchieht Gewalt.
Drei Tage erwart' ich ſie in Canal de Celfa,"
Dieſes ſagte mein Cid, der zu guter Stunde geboren
1205 Er kehrte nach Murviedro, denn dieſes hatt' er gewonnen.
Die Kunde ging nun, wißt, nach allen Seiten hin.
Denn der Luſt nach Beute wollt' er ſie nicht verſpäten;
Viele Leute ziehn zu ihm von der guten Chriſtenheit.
Immer reicher wird mein Cid der von Bivar,
1210 Als mein Cid die Leute kommen ſah, ſchickt er ſich an zu zahlen
Mein Cid Don Rodrigo nicht wünſcht er ſie aufzuhalten.

Er brach auf nach Valencia, begann es anzugreifen
Wohl belagert er es, denn dort war keine Kunſt,
Er hinderte ſie hinaus- und auch hineinzugehen,
Seine Kunde zieht klingend nach allen Seiten.
Aber ſie kommen zu meinem Cid, wißt und ſie gehn nicht fort;
Er ſetzte eine Friſt, wenn ſie ihm zu helfen kamen.
Neun volle Monde, wißt, lag er davor,
Als der zehnte kam, da mußten ſie ihm es geben,
Die Freude war gar groß, die zog durch dieſen Ort,
Als mein Cid einzog in Valencia und einzog in die Stadt;
Die ſo zu Fuße waren, die machten ſich zu Reitern.
Das Gold und auch das Silber, wer hätte das zählen können!
Alle wurden reich ſo viel da ihrer waren.
Mein Cid Don Rodrigo befahl das Fünftheil zu nehmen
An gemünztem Gut fielen ihm zu dreißigtauſend Mark,
Und die andere Habe, wer hätte die zählen können.
Froh war der Campeador mit Allen die er hat,
Als ſein Hauptbanner war aufgepflanzt auf der Höhe des Alcazar.
Es ruhte aus mein Cid mit allen ſeinen Genoſſen.
Den König von Sevilla erreichte nun die Botſchaft,
Daß Valencia genommen, daß ſie ſie nicht vertheid'gen.
Er kam ſie zu ſehen mit dreißigtauſend Kriegern,
Bei dem Garten hatten ſie die Schlacht.
Es ſchlug ſie da mein Cid, der mit dem langen Barte,
Bis nach Xativa hinein zog ſich das Treffen,
In dem Paß von Jucar würdet Verwirrung Ihr ſehn;
Moren in Menge, gezwungen Waſſer zu trinken.
Der König von Marruecos entwiſchte mit drei Wunden. —
Es iſt mein Cid gekehrt mit aller jener Beute.
Gut war der zu Valencia, als ſie gewannen das Haus;
Aber äußerſt vortheilhaft wißt, zeigte ſich dies Treffen,
Allen Geringen fielen hundert Mark Silber zu,
Die Kunde von dem Ritter nun, ſeht Ihr, wo ſie hinkam,
Große Freude war unter allen dieſen Chriſten,

V. 1229. Alcazar, arabiſches Wort: das feſte Schloß, der Pallaſt des Königs.

Mit meinem Cid Ruy Diaz der zu guter Stunde geboren.
Schon wächſt ihm der Bart und wird ihm immer länger.
Es ſprach mein Cid mit ſeinem Munde nun:
„Aus Liebe zu König Alfonſo, der mich aus dem Lande verbannt,
1250 Keiner finge mit jener Tigerin an und riſſe ihr ein Haar aus:
Was auch davon reden Moren und Chriſten.“
Mein Cid Don Rodrigo ruht in Valencia aus,
Mit dem Minaya Alvar Fanez, der nicht ihm geht vom Arm;
Die aus dem Lande zogen, die wurden reich bedacht,
1255 Allen gab er in Valencia Häuſer und Erbſchaftsgüter
Sie ſind zufrieden, ſie haben ſich meines Cid Liebe erprobt,
Die mit ihm waren, die von nachher, ſie wurden Alle bezahlt.
Es ſah mein Cid, daß mit dem Gut, das ſie empfangen hatten,
Sie, wenn ſie es nur könnten, gar gerne fortziehn würden,
1260 Darum befahl mein Cid, Minaya gab ihm den Rath,
Daß Jeder von den Seinen Urlaub erbäte, darum ihm die Hände küſſe;
Wenn ſie's ihm nehmen könnten oder er gefangen würde,
Sollten ſie das Gut ihm nehmen, auf einen Pfahl ihn thun.
So ſeht Ihr wie er Alles gebracht in gute Ordnung.
1265 Mit Minaya Alvar Fanez berieth er ſich noch ferner,
„Wenn's Euch gefiele Minaya, ſo wünſcht' ich genau zu wiſſen
Von Allen die allhier und mit mir etwas gewonnen,
Aufſchreiben will ich ſie und Alle werden gezählt:
Daß, wenn Einer entläuft oder fehlt, ſein Gut mir falle zu.
1270 Meine Vaſallen, die in Valencia weilen oder umherſtreifen,“
Es ſprach Minaya: „Gut iſt der Rath.“
Er forderte ſie zu Hofe, ließ Alle ſich verſammeln,
Als er ſie hatte beiſammen, ließ er ſie zählen,
Dreitauſend ſechshundert hatte mein Cid der von Bibar.
1275 Deß freute ſich ſein Herz und er begann zu lächeln,
„Dank ſei Gott, Minaya, und der heil'gen Mutter Maria
Mit Wenigen zogen wir fort aus dem Hauſe von Bibar
Jetzt haben wir Reichthum, werden künftig mehr noch haben. —
Wenn's Euch gefiele Minaya und keine Laſt Euch macht,
1280 Möcht' ich Euch nach Caſtilien ſenden, wo wir Erbgüter haben,
Zum Könige Alfonſo, meinem naturlichen Herrn,

Von dieſer meiner Beute, ſo wir hier gemacht,
Hundert Roſſe will ich ihm geben und Ihr ſollt ihm ſie bringen.
Küßt ihm von mir die Hand, inſtändig bittet ihn drum,
Daß er mein Weib und meine Töchter gnädig mich holen läßt.
Ich will nach ihnen ſenden und Ihr wißt nun die Botſchaft.
Die Gattin meines Cid und ſeine Töchter die Infantinnen,
Gerne werden ſie ziehn und kommen in großen Ehren
Nach dieſen fremden Landen die wir gewonnen haben.“
Sogleich ſprach Minaya: „Mit gutem Willen.“
Da ſie's beſprochen haben, gedenken ſie's auszuführen,
Hundert Mannen gab mein Cid Alvar Fanez ihm auf dem Zuge zu dienen
Und tauſend Mark Silber ließ er nach San Pero bringen,
Daß er ſie gebe dem Abte Don Sancho.
Als bei dieſer Kunde Alle ſich freuten
Kam vom Orient her ein Gekrönter,
Der Biſchof Don Hieronymo, alſo wird er genannt,
Sehr erfahren in der Wiſſenſchaft und gar wohl unterrichtet,
Von Fußvolk und von Rittern war er gar gut begleitet;
Er fragte nach den Thoren meines Cid,
Es ſeufzt der Biſchof, als er mit Moren ſich im Lager ſah,
Daß, wenn es käme zum Kampfe und auch zum Handgemenge,
In Ewigkeit ſich Chriſten nicht beklagten.
Als dies mein Cid vernahm, war er gar wohl bezahlt:
„Höre Minaya Alvar Fanez, bei dem der droben weilet!
Wenn Gott uns helfen will, ſo ſollen wir ihm wohl danken.
Ein Biſthum will ich nun im Land Valencia machen
Und es verleihen dieſem guten Chriſten.
Wenn Ihr nach Caſtilien geht, bringt dorthin gute Botſchaft.“
Was Don Rodrigo ſagte gefiel dem Alvar Fanez,
Den Don Hieronoymo ernannten ſie zum Biſchof.
Sie gaben es ihm in Valencia, wo er reich leben konnte.
Gott, wie froh war darob die ganze Chriſtenheit,
Daß im Lande Valencia der Herr hatt' einen Biſchof.
Froh war Minaya, beeilte ſich, zog fort,

V. 1296. Ein Gekrönter. Im Original un Coronado, d. h. ein geweihter katholiſcher Prieſter; die Tonſur heißt ſpaniſch la corona.

Das Land Valencia ließ er in Frieden zurück.
Es reiſte nach Caſtilien Minaya Alvar Fanez,
Ich übergeh' die Herbergen, will ſie Euch nicht erzählen,
Er fragte nach Alfonſo, wo er ihn finden könne,
Es war der König zu San Fagunt noch vor kurzer Zeit;
Er wandte ſich nach Carrion und dort könnt' er ihn finden,
Erfreuet war darüber Minaya Alvar Fanez:
Alsbald mit den Geſchenken begab er ſich dahin.
Aus der Meſſe gegangen war eben der König Alfonſo,
Seht, Minaya Alvar Fanez traf ein zur rechten Zeit.
Er beugte ſeine Knie vor dem ganzen Volke
Zu den Füßen des Königs Alfons fiel er mit großem Schmerz,
Er küßte ihm die Hände und ſprach ganz angemeſſen:
„Gnade, Herr Alfonſo aus Liebe zu dem Schöpfer,
Es küßte Euch die Hände mein Cid, der wack're Streiter:
Die Füße und die Hände wie einem guten Herrn;
Daß Ihr Gnad' erzeiget, ſo Euch der Schöpfer helfe!
Ihr bannet ihn aus dem Lande, er hat nicht Eure Liebe,
Trotzdem auf fremder Erde thut er gar wohl das Seine,
Erobert hat er Xerica und hat Ondra genommen,
Genommen hat er Almenar und Murviedro, das beſſer noch,
So macht er es mit Cebola und ferner mit Caſteion,
Und Penna Cadiella, das eine feſte Höhe,
Mit Allen von Valencia iſt er allein der Herr;
Es hat der gute Campeador einen Biſchof eingeſetzt
Und lieferte Feldſchlachten fünf und hat ſie all' gewonnen,
Groß iſt die Beute, die der Schöpfer ihm gegeben;
Sehet hier die Fahnen, Wahrheit ſag' ich Euch,
Hundert ſtarke Pferde und Zelter,
Sind mit Sätteln und Zügeln ganz aufgezäumt;
Er küßt Euch die Hände und daß Ihr ſie nehmen mögt.
Er bekennt ſich Euern Vaſallen und hält Euch für ſeinen Herrn!"
Der König hob die Rechte und ſegnete ſich alsbald;
„Von jener ſtolzen Beute, wie der Campeador ſie gemacht,
So helfe mir Sant Eſidro, von Herzen gefällt es mir,
Und gefällt mir die Nachricht, ſo mir wird vom Campeador.

Ich nehme jene Roſſe, die er ſchickt als Geſchenk.“
Obgleich dem König es gefiel, verdroß es Garci Ordonnez.
„Es ſcheinet, daß im Morenland kein Lebender mehr iſt,
1355 Wenn ſo nach Wohlgefallen thut der Cid Campeador.“
Es ſprach der König zum Grafen: „Laßt ſolch' Bemerken ſeyn;
Denn jeden Falles dient er mir beſſer noch als Ihr.“
Es redete Minaya recht, wie ein Edelmann:
„Um Gnade flehet Euch der Cid, wenn Euch es wohlgefällt,
7360 Für ſeine Gattin Donna Ximena und ſeine lieben Töchter
Daß ſie aus dem Kloſter gehen, wo er ſie ließ zurück,
Und ziehen nach Valencia zum guten Campeador.“
Alsbald nun ſprach der König: „Von Herzen gefällt mir das
Ich ſende ihnen Geleit, ſo lang' in meinem Lande ſie ſind.“
1365 Vor Schmach und Uebel ſie zu ſchützen und vor Schande.
Wenn an der Grenze meines Reichs ſein werden dieſe Frauen,
So ſorget wie Ihr ihnen dient, Ihr und der Campeador.
Höret mich Ihr Krieger und auch mein ganzer Hof!
Ich will, daß Nichts verliere der Campeador.
1370 Allen den Schaaren die Herr zu ihm ſagen,
Um Alles weshalb ich ihn verbannt, das Alles löſ' ich ihm,
Ihm dienen ſoll ſein Erbe, wo auch ſei der Campeador.
Ich befreie ihnen die Leiber von Uebel und von Tod,
Und thue dieſes, damit ſie dienen ihrem Herrn.“
1375 Die Hände küßte ihm Minaya Alvar Fanez,
Es lächelte der König, weil er ſo lieblich ſprach.
„Die da zu dienen wünſchen dem Campeador,
Haben von mir Erlaubniß und geh'n mit der Gnade des Herrn,
Wir gewinnen mehr von dieſem als in and'rer Sache Schande!“
1380 Es huben hier an zu reden die Infanten von Carrion:

V. 1354—1355. Rede des Garci-Ordonnez.

V. 1377—79. Worte des Königs.

V. 1380. Die Infanten von Carrion; ſie führten als Grafenſöhne dieſen Titel. Ueber dies Geſchlecht war jedoch nichts Näheres zu ermitteln; entweder war es überhaupt ein erdichtetes, oder weil eben jene beiden Infanten in Folge ihres Betragens verbannt und geächtet wurden, iſt es ſchon ſehr früh erloſchen. Jene Beiden waren die Neffen des Grafen Garcia, des erbittertſten Feindes des Cid. — Der Ort, von welchem ſie ihren Namen führten, Carrion, iſt noch vorhanden, ein Flecken, der im Kö-

„Es wächſt gar ſehr die Kunde von meinem Cid Campeador
Gern freiten wir ſeine Töchter, es wäre zum Nutzen uns
Doch würden wir nicht wagen zu äußern unſ're Meinung.
Mein Cid iſt von Bibar und wir von den Grafen von Carrion,
1385 Wir ſagen es Niemanden, verſchwiegen bleibe die Meinung."
Minaya Alvar Fanez nahm Abſchied vom guten König.
„Da Ihr nun geht, Minaya, geht mit des Schöpfers Gnade!
Nehmet Euch einen Diener, ich will, daß er Euch nütze,
Begleitet Ihr die Frauen, bedient ſie nach Wohlgefallen.
1390 Bis nach Medina hinein gebt ihnen was ſie brauchen.
Von dort dann weiter denkt an ſie der Campeador."
Es beurlaubt ſich Minaya und geht vom Hofe fort.
Die Infanten von Carrion begleiteten Minaya Alvar Fanez,
„In Allem ſeid geehrt und machet es alſo,
1395 Grüßt von uns meinen Cid, den von Bibar
Wir ſind zu Dienſten ihm, ſo viel wir es vermögen,
Wenn uns wohl will der Cid, ſo wird er Nichts verlieren."
Es entgegnete Minaya: „Das macht mir keine Laſt."
Gegangen iſt Minaya, gekehrt ſind die Infanten,
1400 Er begab ſich nach San Pero, allwo die Frauen weilen.
So groß war die Freude, als ſie ihn kommen ſahn,
Abgeſtiegen iſt Minaya, zu San Pero betet er;
Als das Gebet vorüber, wandt' er ſich zu den Frauen.
„Ich beuge mich Donna Ximena, bewahr Euch Gott vor Leid
1405 Und alſo thu' er Euern beiden Töchtern!
Es grüßet Euch mein Cid von dort, wo er verweilt,
Geſund verließ ich ihn und mit großem Gut.
Der König in ſeiner Gnade hat Euch nun freigegeben
Um Euch nach Valencia zu bringen, das unſer Eigenthum.
1410 Wenn Euch der Cid geſund ſieht, ſo weiß ich ohne Böſes
Wird er ganz heiter ſein und keine Sorge haben."
Es ſprach Donna Ximena: „Mög es der Schöpfer geben!"

nigreiche Leon, am Flüßchen gleichen Namens, im Diſtricte von Campos zwei Meilen von Saldanha, ſieben Meilen von Burgos liegt und vom Volke noch heutigen Tages als Carrion de los Condes bezeichnet wird.

V. 1388. Nehmet Euch einen Diener, Levedes un portero, d. h. einen königlichen Boten, der für ſie auf der Reiſe ſorgt.

Minaya Alvar Fanez wählte drei Ritter aus;
Er ſandte ſie zu meinem Cid nach Valencia, wo ee weilt;
1415 „Sagt dem Campeador: Gott behüte ihn vor Böſem!
Daß ſeine Gattin und ſeine Töchter der König mir freigegeben.
So lange wir in ſeinem Land, befahl er uns zu geleiten
Von heut' in funfzehn Tagen, wenn Gott uns ſchützt vor Böſem
Sind ich und ſeine Gattin und ſeine Töchter die er hat,
1420 So wie die Frauen, die guten, alle die bei ihnen ſind, dort."
Fortgezogen ſind die Ritter und werden es beſorgen;
Es blieb in San Pero Minaya Alvar Fanez.
Ihr konntet Ritter ſehn von allen Seiten kommen
Sie wünſchen nach Valencia zu ziehn zu meinem Cid dem von Bibar.
1425 Sie baten Alvar Fanez, er ſolle für ſie ſprechen.
Minaya ſagte ihnen: „Das will ich gerne thun."
Füufundſechszig Ritter geſellten ſich zu Minaya
Und er hielt ſich hundert, die er von dort mit führte.
Um mit den Frauen zu ziehn, ſorgt' er für gute Begleitung.
1430 Fünfhundert von den Mark Silber gab Minaya dem Abte,
Ich ſag' Euch was er mit den andern fünfhundert that.
Donna Ximena und den Töchtern die ſie hat,
Und den andern Frauen, welche ſie fortan bedienen,
Dachte der gute Minaya zu beſorgen
1435 Das beſte Reiſezeug ſo in Burgos zu finden,
Zelter und Maulthiere, die nicht ſchlecht erſcheinen.
Als nun dieſe Frauen die Ausrüſtung erhalten,
Dachte der gute Minaya die Reiſe anzutreten.
Sehet Rachel und Vidas, die fallen ihm zu Füßen:
1440 „Gnade Minaya, wackerer Ritter!
Verlaſſen hat uns der Cid, wißt, wenn er uns nicht braucht,
So ſetzen wir die Beute um, die uns der Feldherr gab."
„Ich werde es ſehn bei dem Cid, wenn Gott mich führt dahin,
Für das was Ihr gethan habt, wird guten Erſatz es geben."
1445 Sprachen Rachel und Vidas: „Der Schöpfer ſteh ihm bei!
Wenn nicht, ſo laſſen wir Burgos und gehn und ſuchen ihn auf."

V. 1413 – 44. Antwort Minaya's.

Gegangen iſt nach San Pero Minaya Alvar Fanez.
Es geſellen ſich Viele zu ihm; er dachte fortzureiten.
Der Abt iſt ſehr betrübt, da es zum Scheiden kommt.
„Wenn gnädig Euch der Schöpfer iſt, Minaya Alvar Fanez!
Küßt dem Campeador für mich die Hände.
Dieſes Kloſter mag er nicht vergeſſen;
Alle Tage des Jahrhunderts von nun an weiter
Wird der Cid immer mehr gelten.“
Es entgegnete Minaya: „Ich will es gerne thun.“
Sie rüſten ſich nun und gedenken zu reiten,
Der Bote mit ihnen, der ſie zu ſchützen hat.
Durch das Land des Königs giebt man ihnen großes Geleit.
Von San Pero nach Medina ziehn ſie in fünf Tagen;
Seht in Medina die Frauen und Alvar Fanez,
Ich ſag Euch von den Rittern ſo die Botſchaft beſorgten.
Sobald es erfuhr mein Cid, der von Bivar,
Gefiel es ihm von Herzen, begann er ſich zu freuen.
Mit ſeinem Munde hub er an zu reden:
„Wer guten Boten ſendet, der ſoll hoffen!
Du Munno Guſtioz und Pero Bermuez voran,
Und Martin Antolinez ein treuer Burgaleſe;
Der Biſchof Don Hieronymo, der wackere Geweihte
Reitet mit hundert Streitern, falls Kampf ſich nöthig machte.
Durch Sancta Maria müſſet Ihr ziehn;
Zieht nach Molina, das noch etwas weiter liegt,
Es hat es Abegalvon, der friedlich Freund mir iſt,
Mit hundert andern Rittern wird er Euch wohl begleiten;
Ziehet nach Medina, wenn Ihr thun es könnt.
Meine Gattin und meine Töchter mit Minaya Alvar Fanez
So wie zu mir ſie ſagten, könnt Ihr allda ſie finden;
Mit großen Ehren bringet mir ſie her,
Ich bleibe in Valencia, das mir viel gekoſtet hat,
Gar große Thorheit wär's, wenn ich's verlaſſen wollte.

V. 1450—54. Rede des Abtes.

V. 1465. Der Dichter meint, die von Minaya voraus geſandten Ritter, welche dem Cid die Nachricht bringen ſollten, daß ſeine Gattin und ſeine Töchter kommen würden.

Ich bleibe in Valencia, ich halt' es als Eigenthum.“
Dieſes war geſagt, ſie gedachten nun zu reiten
Und ſo viel ſie können, ſo raſten ſie nicht.
Sie kamen durch Sancta Maria, herbergten ihm gegenüber
Und am anderen Tage ruhten ſie zu Molina.
Der More Abegalvon, als er die Botſchaft erfuhr
Erhob er ſich ſie zu empfangen mit großem Wohlgefallen.
„Kommt Ihr Vaſallen meines natürlichen Freundes
Mir wird es nicht zur Laſt, wißt, mir gefällt es ſehr.“
Es redete Munno Guſtioz, er erwartete Nichts:
„Es grüßte Euch mein Cid, und bat ihn zu unterſtützen
Mit hundert Rittern, die beſonders Ihr führt herbei.
Seine Gattin und ſeine Töchter ſind in Medina;
Ihr möchtet zu ihnen gehn, dann führen ſie hieher
Und bis nach Valencia Euch nicht von ihnen trennen.
Es ſprach Abegalvon: „Das will ich gerne thun.
Dieſe Nacht führe ſie der große Gott!“
Morgen früh gedenken ſie zu reiten.
Hundert erbaten ſie doch, er zog mit zweihundert.
Sie überſtiegen die Berge rauh und hoch
Sie zogen durch Mata de Toranz, ſo daß keine Furcht ſie hatten,
In das Thal von Arbuxedo denken ſie hinabzuſteigen.
Und in Medina iſt die ganze Schaar.
Zwei Ritter ſandte Minaya Alvar Fanez, daß ſie die Wahrheit erführen,
Er zögerte nicht, denn es lag ihm am Herzen.
Der Eine blieb bei ihnen, der Andere kehrte zu Alvar Fanez,
„Krieger des Campeador kommen uns zu holen,
Siehe, da ſind Pero Bermuez und Munno Guſtioz, die Euch redlich ſuchen,
Und Martin Antolinez der geborne Burgaleſe
Und der Biſchof Don Hieronymo, der wackere Geweihte,
Und der Alcayaz Abegalvon mit den Schaaren die ihm folgen,
Aus Liebe zu meinem Cid große Ehre Euch zu erweiſen.
Alle kommen zuſammen, ſie langen alſo gleich an,

V. 1487 — 88. Rede des Abegalvon.

V. 1510. Alcayaz, Acaiaz, ein arabiſches Wort, ſoviel wie Herr.

V. 1506 — 13. Rede des Ritters.

„Jetzt“ — ſagte Minaya — „müſſen wir reiten.“
Dies wurde raſch gethan, ſie wünſchten nicht zu zögern.
1515 Wohl gegen hundert von da, nicht übel ſcheinen ſie
Auf guten Roſſen mit Bruſtriemen und Schellen,
Und mit Decken von Seide und mit Schilden an den Hälſen,
In den Händen Lanzen, an denen Fähnlein hängen,
Daß die Andern wüßten, welcher Meinung ſei Alvar Fanez,
1520 O wie zog aus Caſtilien Alvar Fanez
Mit jenen Frauen die er begleitet.
Die welche vorauszogen ſich langſam nähernd,
Nehmen gleich die Waffen und kehren mit um.
Rings um Salon war großer Jubel.
Als die Anderen nahn, huldigen ſie Minaya Alvar Fanez.
1525 Als Abegalvon naht, ſobald er ihn erblickt,
Lächelt er mit dem Munde, eilt ihn zu umarmen,
Auf der Schulter grüßt er ihn, denn das iſt ſeine Sitte.
„Ein guter Tag ſei mit Euch, Minaya Alvar Fanez!
Ihr geleitet jene Frauen, die ſo gar hoch wir ſchätzen,
1530 Die Gattin des Cid Lidiador und ſeine natürlichen Töchter,
Wir wollen Euch Alle ehren, denn ſo iſt ſein Geſchick,
Ob wir auch Uebles ihm wollten, wir könnten's ihm nicht thun.
In Frieden oder in Krieg wird er das Unſ're haben;
Den halt' ich für ſehr ſchlecht, der Wahrheit nicht anerkennt.“
1535 Es lächelte mit dem Munde Minaya Alvar Fanez;
„Nun Abegalvon, Freund ſeid Ihr ihm ſonder Fehl,
Wenn Gott mich bringt zum Cid und ich ihn ſeh' mit der Seele
Von dem was Ihr gethan, ſollet Ihr Nichts verlieren,
Ruh'n wir uns aus, es iſt das Abendeſſen bereit.“
1540 Sprach Abegalvon: Mir gefällt der Empfang.
Und vor dem dritten Tage geb' ich ihn doppelt wieder.
Sie zogen ein in Medina; es bediente ſie Minaya
Alle waren froh von dem Dienſte den ſie nahmen,
Der Bote des Königs wollte ſie verlaſſen.
1545 Geehret iſt mein Cid in Valencia, wo er weilt,

V. 1523—34. Rede des Abegalvon. — Ueber das Beiwort natürlich im V. 1530 vgl. die Anm. zu V. 904.

Durch ſo große Begleitung wie ſie in Medina ſie wählten.
Der König bezahlte Alles und frei aus ging Minaya.
Vergangen iſt die Nacht, gekommen iſt der Morgen,
Gehöret wird die Meſſe und weiter reiten ſie.
1550 Sie zogen aus Medina und kamen durch Salon,
Arburuelo vorüber zogen ſie gar ſchnell,
Durch das Feld von Torancio zogen ſie dann,
Sie kamen nach Medina das Abegalvon beherrſchte;
Der Biſchof Don Hieronymo, ein guter Chriſt unzweifelhaft,
1555 Bei Nacht ſo wie bei Tage die Frauen wohl beſchützend,
Auf gutem Pferd zur Rechten reitet vor ſeinen Kriegern,
Zwiſchen ihm und Alvar Fanez ziehn ſie in guter Geſellſchaft.
Sie kamen nach Molina, gutem und reichem Hauſe,
Der More Abegalvon bediente ſie wohl ſonder Fehler,
1560 Was ſie nun irgend brauchten, es fehlte ihnen nicht,
Sogar die Hufbeſchläge bezahlte er für ſie.
O Gott, wie ehrte er Minaya und die Frauen!
Am anderen Morgen ritten ſie weiter in der Frühe:
Bis nach Valencia diente er ihnen ohne Fehl.
1565 Das Seine gab aus der More, vom Ihrigen nahm er Nichts.
Mit ſolchen Luſtbezeugungen und ſolchen Ehrengrüßen,
Sind nahe ſie Valencia bis auf drei Meilen noch.
Meinem Cid, der da zu guter Stunde geboren
Sandten ſie die Botſchaft nach Valencia hinein,
1570 Fröhlich war mein Cid ſo wie noch nie vorher:
Denn von dem was er am Meiſten liebte, kam die Botſchaft ja.
Zweihundert Ritter hieß er ſogleich entgegenreiten
Minaya zu empfangen und die adligen Frauen.
Er weilet in Valencia ſorgend und ſchützend,
1575 Denn er weiß, daß Alvar Fanez führet den ganzen Zug.
Sehet Alle Jene empfangen Minaya
Und die Frauen und Töchter und andern Gefährten.

V. 1546. Hier iſt das Wort conducho gebraucht (conductus des mittelalterlichen Latein), das an anderen Stellen Lebensmittel, Proviant heißt, hier aber nur ſeine primitive Bedeutung haben kann.

V. 1573. Im Original é a las duennas fijas d'algo. — Dies ließ ſich nicht gut anders wiedergeben.

Denen, ſo er im Hauſe hat, befahl mein Cid,
Daß ſie bewachten den Alcazar und die andern hohen Thürme,
Und alle Thore und Ausgänge und Eingänge,
Und ihm Babieca brächten, den noch nicht lang' er gewonnen.
Noch wußte nicht mein Cid, der zu guter Stunde geboren
Ob er ein Renner würde ſein und ob er gut gehorche.
Am Thore von Valencia, wo er ſich ſelber Schutz,
Vor ſeinem Weib und den Töchtern ſein, wollt' er die Waffen führen,
So daß mit großer Ehre die Frauen empfangen würden.
Der Biſchof Don Hieronymo zog alſobald hinein,
Stieg ab vom Roſſe, begab ſich nach der Capelle
Mit ſo Vielen er konnte, die ſich mit Horen verſahen
Mit Chorhemden bekleidet und mit Kreuzen von Silber.
Sie gingen die Frauen und den guten Minaya zu empfangen.
Der da zu guter Stunde geboren, zögerte nicht,
Sie ſattelten Babieca, legten ihm Decken auf,
Mein Cid ſchwang ſich auf ihn und nahm Waffen von Holz.
Er zog den Ueberwurf an, lang trug er den Bart.
Er machte einen Ritt, der war ſo ſeltſam,
Mit Ruhm läuft das Roß Babieca.
Als er den Ritt gemacht, wunderten ſich Alle,
Von dieſem Tage pries man Babieca, ſo weit wie Spanien war,
Am Schluſſe des Rittes ſtieg ab mein Cid
Er begab ſich zu ſeiner Gattin und ſeinen beiden Töchtern.
Als Donna Ximena ihn ſah, warf ſie ſich ihm zu Füßen:
„Gnade, Campeador, Du haſt das Schwert zu guter Stunde umgürtet!
Erlöſt haſt Du mich von mancher böſen Schmach,
Sehet mich hier, Herr, mit Euern beiden Töchtern!
Mit Gott und Euch, ſie ſind gut und auch wohl erzogen."
Die Mutter und die Töchter umarmte er gar herzlich;

V. 1581. Babieca, nicht Babieça, wie es Herder fälſchlich hat; das berühmte Roß des Cid.

V. 1584—85. d. h. er wollte ſie da im Waffenſchmucke erwarten.

V. 1589. d. h. mit Gebetbüchern.

V. 1594. armas de fuste, d. h. Lanzen, Speere.

V. 1596. d. h. einen Proberitt.

V. 1603—1606. Rede der Donna Ximene.

Vor Freude floſſen ihm die Thränen aus den Augen,
Alle ſeine Schaaren freuten ſich gar ſehr,
1610 Sie hielten Waffen, zerbrachen Tiſche.
Hört was da ſagte der zu guter Stunde geboren,
„Ihr, theuere und geehrte Gattin und meine beiden Töchter,
Mein Herz und meine Seele!
Zieht mit mir ein in das Haus Valencia,
1615 In das Erbe, das ich Euch gewonnen.“
Mutter und Töchter küßten ihm die Hände,
Mit ſo großer Ehre zogen ſie in Valencia ein,
Mein Cid begab ſich mit ihnen nach dem Alcazar
Dort ſtieg er auf die höchſte Stelle mit ihnen,
1620 Sie warfen die gewimperten Augen nach allen Seiten,
Sie beſchauen Valencia, wie da liegt die Stadt,
Und auf der andern Seite faßt ihr Auge das Meer,
Sie ſehn die Huerta, breit iſt ſie und groß;
Sie erheben die Hände zu Gott zu beten
1625 Für dieſes Eigenthum, das ſo gut und groß,
Mein Cid und ſeine Genoſſen ſind in großer Luſt.
Der Winter iſt vergangen, es will der März beginnen,
Neues will ich Euch ſagen von Landen über'm Meer,
Von jenem König Yucef, der in Marruecos iſt,
1630 Es quälte den König von Marruecos, daß mein Cid Don Rodrigo
Sich in ſein Eigenthum mit Gewalt hat eingeſetzt,
Und ihm nicht danket ſondern Jeſu Chriſto.

V. 1610. Indem ſie hinauf ſtiegen, um beſſer zu ſehn.

V. 1623. Die Huerta (die nächſte Umgebung) von Valencia iſt berühmt wegen ihrer Ueppigkeit und Fruchtbarkeit.

V. 1625. Der Auftrag, der dem Minaya zu Theil ward und deſſen Ausführung ſchildern, aber bei Weitem nicht ſo anſchaulich und lebendig, gleichfalls die beiden Romanzen: Desterrado estaba el Cid und Llego Alvar Fannez a Burgos; im Romancero l. c. No. 40 und 41, S. 112 fgde. — Ochoa l. c. IV. No. 32. S. 178 theilt in einer anderen Romanze El vasallo desleale u. ſ. w. den Brief mit, welchen der Cid bei dieſer Gelegenheit dem Könige ſchrieb. Dieſes Sendſchreiben iſt ſehr ſtolz und ſalbungsreich, offenbar das Product eines ſpäteren Kunſtdichters.

V. 1631. Im Original: Que en mis heredades fuertemientre es metido. — Die plötzliche directe Anrede macht einen wunderlichen Eindruck und der Text iſt hier jedenfalls corrumpirt; wir haben für die Ueberſetzung uns erlaubt, eine beſſere Lesart anzunehmen.

Jener König von Marruecos ſammelte ſein Heer,
Mit funfzig Mal tauſend Waffen wurden Alle verſehn.
1635 Sie begaben ſich auf das Meer, ſetzten ſich in die Barken,
Suchen zu Valencia meinen Cid Don Rodrigo.
Die Schiffe ſind gelandet, ſie ſind hinausgeſtiegen,
Sie langten zu Valencia an, das mein Cid hat erobert,
Sie ſchlugen Zelte auf und das unglaubige Volk lagerte ſich.
1640 Dieſe Nachricht war zu meinem Cid gekommen,
„Dank dem Schöpfer und dem geiſtigen Vater!
Alles Gute das mein, hab' ich von ihm,
Mit Müh gewann ich Valencia und hab' es als Erbe,
Um weniger als den Tod kann ich's nicht laſſen,
1645 Dank ſei dem Schöpfer und der heil'gen Mutter Maria!
Daß meine Gattin ich hier habe und meine Töchter;
Gekommen iſt mir Vergnügen von Landen jenſeits des Meeres;
Ich werde die Waffen ergreifen, nicht kann ich's unterlaſſen,
Meine Gattin und meine Töchter ſollen mich kämpfen ſehn,
1650 In dieſem fremden Lande werden ſie ſehn, wie man Hiebe austheilt,
Deutlich mit ihren Augen, wie man ſich Brod gewinnt.“
Seine Gattin und ſeine Töchter bracht' er nach dem Alcazar;
Sie erhoben die Augen, ſah'n Zelte aufgeſchlagen.
„Was iſt das, Cid, ſo Euch der Schöpfer gnadet?“
1655 „Geehrte Frau, Ihr braucht Euch nicht zu ſorgen;
Reichthum iſt's, der uns wird, wunderbar und groß.
Weil Ihr kamet, wünſchten ſie Geſchenke Euch zu machen,
Um Eure Töchter zu vermählen, bringen ſie Euch Mitgift her.“

V. 1640 fgde. Rede des Cid.

V. 1650. Dieſe Stelle iſt etwas undeutlich. Im Original ſteht: En estas tierras agenas veran las moradas como se facen, wörtlich: In dieſen fremden Landen werden ſie ſehn die Wohnungen, wie ſie gemacht werden. Ich glaube, man muß für moradas, morradas leſen, eigentlich Stöße mit dem Kopf, wie ſie das Hornvieh giebt, hier ſymboliſch; das Zuſammenſtoßen zweier Heere andeutend. — Vertheidigen ließe ſich die erſtere Lesart freilich auch, wenn man ſie deutete: „Wie man ſich die Niederlaſſung erkämpft,“ was allerdings in Beziehung ſteht zu dem folgenden Verſe.

V. 654. Frage der Donna Ximena.

V. 1653 fgde. Antwort des Cid.

V. 1658. Erwiederung der Gattin.

„Dank Dir Cid und dem geiſtigen Vater,“
1660 „Frau, Ihr ſeid in dieſem Pallaſte und wollt Ihr's im Alcazar,
Habet keine Furcht, ſo Ihr mich kämpfen ſeht,
Mit der Hülfe Gottes und der heil'gen Mutter Maria.
Es wächſt das Herz mir, weil Ihr gegenwärtig ſeid;
Mit Gott werd' ich in jenem Kampfe ſiegen.“
1665 Errichtet ſind die Zelte, der Tag beginnt zu dämmern
Mit großer Eile rührten ſie die Trommeln.
Es freute ſich mein Cid und ſprach: „Gar guter Tag iſt heut!“
Furcht hat ſeine Gattin, es will das Herz ihr brechen;
So iſt's auch mit den Frauen und ihren beiden Töchtern,
1670 Seit dem Tage ihrer Geburt hatten ſie nicht ſolche Angſt.
Es ſtrich ſich ſeinen Bart der gute Cid Campeador.
„Heget keine Furcht, zu Euerem Beſten iſt Alles,
Noch ehe funfzehn Tage um, ſo es dem Schöpfer gefällt,
Bringt man die Trommeln Euch und Ihr ſehet, wie ſie ſind.
1675 Sie werden dann dem Biſchof Don Hieronymo gehören
Und aufgehängt werden in Sancta Maria, Mutter des Schöpfers.“
Dieſes Gelübde that der Cid Campeador.
Froh ſind die Frauen, verlieren die Furcht,
Die Moren von Marruecos reiten mit Macht heran,
1680 In den Gärten umher weilen ſie ohne Furcht.
Es ſah ſie der Atalaya und ſchlug an die Glocke:
Bereit ſind die Schaaren der chriſtlichen Männer;
Sie rüſten ſich von Herzen und brechen aus der Stadt hervor;
Wo ſie die Moren finden, da greifen ſie raſch ſie an.
1685 Sie treiben ſie aus den Gärten mit großer Kraft,
Fünfhundert ſchlugen ſie todt an dieſem Tage;
Bis an die Zelte zog ſich jener Kampf,
Sie hatten viel gethan, nun dachten ſie zu reiten.

V. 1659 fgde. Weitere Rede des Cid.

V. 1666. Die Moren nämlich thaten dies.

V. 1672—76. Rede des Cid. — Der Spanier wie der Franzoſe ſagt funfzehn Tage, wo wir Deutſchen uns mit vierzehn begnügen.

V. 1681. Atalaya, eine Benennung, die aus dem Arabiſchen in das Spaniſche übergegangen iſt, der Wächter auf dem Wartthurm.

Alvar Salvadores blieb gefangen allda.
Gekehrt ſind zu meinem Cid die, ſo da eſſen ſein Brod,
Er ſah mit den Augen, man zählet ſie vor ihm.
Erfreuet iſt mein Cid, daß ſie ſo Viel gethan.
„Höret mich, Ihr Ritter, dabei verbleibt es nicht,
Ein guter Tag iſt heute, ein beſſerer wird Morgen ſein!
Morgen mit Tagesanbruch ſeid mir Alle bewaffnet.
Wir wollen die Meſſe hören und dann zu reiten denken.
Der Biſchof Don Hieronymo giebt ſeinen Segen uns;
Wir wollen ſie ſchlagen im Namen des Schöpfers und des Apoſtels Sanctiague.
Beſſer iſt's, daß wir ſie beſiegen, als daß das Lager ſie halten.“
Alle ſagten ſogleich: „Mit Liebe und freiem Willen.“
Minaya ſprach, — er wollt' es nicht verzögern:
„Da Ihr das wünſchet, Cid, ſendet mich dahin.
Gebt mir CXXX Ritter, ſo ich zum Kampfe brauche,
Wenn Ihr dabei, ſie anzugreifen, komm ich von der andern Seite.
Entweder auf beiden oder auf einer wird Gott uns helfen.“
Alsbald ſprach der Cid: „Aus gutem Willen thu' ich's.“
Der Tag iſt angebrochen, es iſt die Nacht vergangen,
Nicht zögern ſich zu rüſten jene chriſtlichen Mannen,
Um die Mitte des Hahnenſchrei vor dem Morgen
Sang Don Hieronymo der Biſchof ihnen die Meſſe;
Als die Meſſe geleſen, gab er ihnen großen Ablaß.
„Wer hier ſterben ſollte kämpfend mit dem Geſicht,
Ich nehme ihm ab die Sünden und Gott wird haben die Seele!

V. 1689. Die Gefangennehmung des Alvar Salvadores, welcher hier, wie im Vorübergehn, in einer Zeile Erwähnung geſchieht, behandelt im Romancero ausführlich eine eigene Romanze, die ſich jedoch im Ganzen genau unſerem Gedichte anſchließt. Sie beginnt mit den Worten: Aqueste famoso Cid und findet ſich bei Depping unter Nr 95, im Romancero unter Nr. 42, S. 120 und bei Ochoa, der als die Quelle, aus welcher er ſie ſchöpfte, die Romanzenſammlung von Sepulveda (Antwerpen 1566) angiebt unter IV, Nr. 34, S. 179.

V. 1693—99. Rede des Cid. — V. 1698. Santiague, St. Jakobus.

V. 1712. d. h. Wer im Kampfe fiele, nicht auf der Flucht. V. 1712 u. fgde. Rede des Biſchofs. — Nach der Chronik ſtammte der tapfere Biſchof aus Perigord, nach unſerem Gedicht kam er aus dem Morgenlande zum Cid, wahrſcheinlich, wie J. v. Müller meint, aus dem heiligen Lande.

Euch Cid Don Rodrigo, zu guter Stunde habt Ihr das Schwert umgürtet,
1715 Sehet, ich ſang Euch die Meſſe für dieſen Morgen.
Ich bitt' Euch um ein Geſchenk und es ſei mir gewähret.
Daß die erſten Hiebe mir werden übertragen,
Sprach der Campeador: „Alsbald ſeien Euch ſie gegeben.“
Bewaffnet zogen Alle nach den Thürmen von Valencia
1720 Mein Cid mit ſeinen Vaſallen, ſie alle trefflich leitend
Sie ließen an den Thoren gar zuverläſſige Männer.
Gott, wie ſprengte mein Cid auf Babieca ſeinem Roſſe;
Mit allem Reiterzeug iſt es gar wohl geſchmückt;
Sie trugen die Banner aus Valencia und griffen an:
1725 Viertauſend weniger dreißig mit meinem Cid von vorn
Sie wollen funfzigtauſend muthig ſchlagen.
Alvar Fanez und Minaya Alvar Fanez
Griffen von der anderen Seite her an,
Es gefiel dem Schöpfer und ſie hatten ſie zu beſiegen.
1730 Mein Cid gebrauchte die Lanze, an's Schwert legt' er die Hand,
So viele Moren ſchlug er todt, ſie waren nicht zu zählen,
Am Ellenbogen hinunter rieſelte ihm das Blut.
Dem König Yucef hatt' er drei Hiebe verſetzt,
Er griff ihn an mit dem Schwert allein, denn raſch lief dieſem das Pferd;
1735 Er trieb ihn nach Guyera einer feſten Pfalz.
Mein Cid, der von Bibar, verfolgt ihn bis dahin.
Mit den Andern, die bei ihm als ſeine guten Vaſallen,
Dort aber kehrt' er um, der zu guter Stunde geboren.
Er war ſehr froh, daß ſie ihn haben gejagt.
1740 Damals pries er Babieca vom Kopfe bis zum Schweif;
Die ganze Beute iſt in ſeiner Hand geblieben,
Von funfzig tauſend, die vorher man hatte gezählt,
Entkamen nicht mehr als hundert und vier.
Die Schaaren meines Cid eroberten das Lager;
1745 An Gold und Silber fanden ſie dort dreitauſend Mark,

V. 1722 — 45. Dieſen Kampf ſchildert ebenfalls die Romanze, welche ſich bei Sepulveda findet und mit den Worten beginnt: Ya se salen de Valencia, nur daß der Morenkönig hier nicht Yucef (Joſeph), ſondern Miramolin heißt. S. Depping Nr. 96; der Romancero Nr. 43, S. 123, Ochoa, N. Nr. 85, S. 150.

Die andere Beute achteten ſie nicht.
Froh war mein Cid und alle ſeine Vaſallen,
Daß ſie durch Gottes Gnade den Sieg davon getragen.
Da ſie den König von Marruecos nun beſiegt,
1750 Ließ er Alvar Fanez, um Alles zu erfahren.
Mit hundert Rittern zog er in Valencia ein.
Gefurcht war ſein Antlitz, denn er war entwaffnet —
So zog er ein auf Babieca, das Schwert in der Hand,
Es empfingen ihn die Frauen, die ihn erwarteten,
1755 Mein Cid hielt ſtill vor ihnen und nahm das Roß am Zügel.
„Ich beuge vor Euch, Ihr Frauen, mich, Koſtbares gewann ich Euch;
Während Ihr in Valencia bliebt, hab' ich die Schlacht Euch gewonnen.
Alſo gefiel es Gott mit allen ſeinen Heil'gen
Daß er bei Eurer Ankunft uns ſolche Beute gab.
1760 Seht, voll Blut iſt das Schwert und voll Schweiß iſt das Roß,
Mit Solchem gleich ihm beſiegt man Moren in dem Feld,
Bittet den Schöpfer, daß es noch manches Jahr Euch lebe.
Koſtbarkeiten erhaltet Ihr, man wird Euch küſſen die Hände."
Alſo ſprach mein Cid, vom Roß herab ſich ſchwingend,
1765 Als ſie zu Fuß ihn ſahen, weil er nun abgeſtiegen,
Die Frauen und die Töchter und die edle Gattin
Beugten alsbald ſie das Knie vor dem Campeador;
„Wir ſind in Eurer Gnade, lebet noch viele Jahre!"
Sich mit ihm wendend, gingen ſie nun in den Pallaſt
1770 Und ruhten ſich aus mit ihm auf koſtbaren Sitzen.
„Gattin, Donna Ximena, batet Ihr mich nicht drum?

V. 1752. Dieſer Vers iſt hier nicht an der rechten Stelle, oder froncida muß damals eine Bedeutung gehabt haben, die man jetzt nicht mehr kennt. Denn der Inhalt, wie wir ihn wörtlich wiedergaben, ſteht ſowohl zu dem Vorhergehenden, wie zu dem Nachfolgenden in Widerſpruch. Sanchez erklärt froncida mit triste, angustiata und leitet es von dem mittelalterlichen Lateiniſchen franciatus, ſoviel wie rugatus, sinuatus ab. — In dieſer Bedeutung kommt es auch ſpäter vor. — Iſt der Text hier nicht corrumpirt, ſo kann ich mir nur denken, daß der Dichter damit meinte: von Staub und Schweiß durchfurcht, dann leſe ich aber nicht que era desarmado, ſondern é era desarmado, er hatte es ſich bequem gemacht. — Möglich auch, daß hier ein Vers fehlt; die Romanze berichtet, Cid habe den Alvar Salvadores am andern Tage frei gemacht, und der mangelnde Vers erzählt nun, daß dieſer ſich im Zuge des Cid befunden, dann paßt das Folgende allerdings.

V. 1768. Worte der Frauen.

Die Frauen, ſo Ihr hieher gebracht, die Euch ſo wacker dienten,
Ich wünſche ſie zu vermählen mit dieſen von meinen Vaſallen,
Zweihundert Mark Silber geb' ich Jeglicher von ihnen,
1775 Damit man in Caſtilien wiſſe, wem ſie ſo gedient.
Was Eure Töchter betrifft, ſo hat das noch Zeit."
Sie ſtanden Alle auf und küßten ihm die Hand.
Die Freude war gar groß, ſo im Pallaſte herrſchte.
Wie der Cid es geſagt, ſo ward es ausgeführt,
1780 Minaya Alvar Fanez war draußen in dem Lager:
Mit allen jenen Leuten, ſchreibend und zählend,
Zwiſchen Zelten und Waffen und koſtbaren Kleidern,
Soviel finden ſie davon, daß es außerordentlich iſt,
Ich will Euch ſagen, was das Größte war;
1785 Nicht konnten ſie die Zahl von all' den Pferden erfahren,
Welche aufgeſchirrt waren; nicht war da der ſie nahm.
Die Moren von den Landen haben auch Beute erhalten,
Trotz dem aber fielen, dem Campeador gezählt
Von den guten ihm bewilligten tauſend und D Roſſe zu.
1790 Als meinem Cid ſo Viele zufielen,
Konnten die Andern ſehr wohl bezahlt werden.
So viel koſtbar Gezelt und ſo viel gewirkte Planen
Hat gewonnen mein Cid mit allen ſeinen Vaſallen
Des Königs von Marruecos Zelt, ſo das Haupt der andern iſt,
1795 Zwei Planen deckten es, ſie ſind mit Gold geſtickt.
Mein Cid Ruy Diaz befahl, daß ihm das Zelt man laſſe,
Und daß kein Chriſt ſich unterſtehe, es zu nehmen.
„Ein Zelt, wie dieſes iſt, das von Marruecos kam
Will ich Alfonſo dem Caſtilier ſenden,
1800 Daß er die Nachricht glaube von meinem Cid, er habe etwas."
Mit dieſem großen Reichthum zogen ſie nach Valencia.
Der Biſchof Don Hieronymo, der wohl gerühmte Prieſter,
Da er des Fechtens ſatt mit ſeinen beiden Händen,
Kann nicht die Moren zählen, ſo Viele ſchlug er todt,
1805 Was ihm zufiel war ganz bedeutend.

V. 1771 – 76. Rede des Cid.

V. 1792. Planen, tanto tendal obrado, ſo viel geſticktes Zelttuch.

Mein Cid Don Rodrigo, der zu guter Stunde geboren,
Von ſeinem ganzen Fünftheil ſandt' er ein Zehntheil ihm,
Froh ſind nun in Valencia die Chriſtenſchaaren,
Sie hatten ſo viel Gut an Roſſen und an Waffen.
Froh iſt Donna Ximena mit ihren beiden Töchtern
Und alle andern Frauen, die für vermählt ſie halten.
Mein guter Cid der zögerte auch nicht.
„Wo ſeid Ihr Wackerer, kommt her Minaya!
Von dem was Euch zufiel, nehmt Ihr Nichts an,
Von meinem Fünftheil ſag' ich Euch ohne Fehl
Nehmet was Euch gefällt, das Andre bleibe,
Und Morgen früh müßt jeden Falls Ihr ziehn
Mit Roſſen von dem Fünftheil, das ich erbeutet habe,
Mit Sätteln und mit Zügeln, mit Fähnlein und mit Schwertern
Aus Liebe zu meiner Gattin und meinen beiden Töchtern,
Denn ich ſende ſie hin, da wo ſie ſind bezahlt.
Jene zweihundert Pferde die gehen als Geſchenke,
Damit nichts Böſes ſage König Alfonſo von dem, der Valencia beherrſcht.“
Er befahl Pero Bermuez, daß er mit Minaya ziehe.
Am andern Tage früh ritten ſie raſch davon
Und ſie begleiteten zweihundert Mannen,
Mit Grüßen von dem Cid, der ihm die Hände küßte.
Aus jenem Kampf, wo er geſiegt, ſchickte er CC Roſſe als Geſchenk.
Und würde ihm immer dienen, ſo lang er habe die Seele.
Sie ritten aus Valencia, machten ſich auf den Weg
Sie führen ſolche Beute, die wohl des Schauens werth.
Sie reiten Tag und Nacht und ziehen über die Sierra,
Die die andern Länder ſcheidet.
Nach dem Könige Alfonſo beginnen ſie zu fragen.
Sie ziehen über die Sierras und die Berge und die Flüſſe,
Sie kommen nach Valadolid, wo der König Alfonſo war,
Es ſandten ihm Botſchaft Pero Bermuez und Minaya,
Daß er kunde, ob er die Schaar empfange.
Mein Cid, der von Valencia, ſendet ſein Geſchenk.

V. 1813 fgde. Rede des Cid.
V. 1827. Mit ihm iſt hier der König gemeint.

1840 Der König war über die Maaßen froh.
Er befahl alsbald ſeinen Edeln Allen zu reiten.
Und unter den Erſten ritt hinaus der König,
Um die Boten zu ſehn von ihm, der zu guter Stunde geboren.
Die Infanten von Carrion, wißt, nahten ſich da,
1845 Der Graf Don Garcia, ſein böſer Feind.
Die Einen freut' es, die Andern drückt' es.
Vor Augen hatten ſie die von ihm, der zu guter Stunde geboren,
Sie meinen, es ſei ein Heer, und komme nicht mit Botſchaft.
Der König Alfonſo kreuzigte ſich,
1850 Minaya und Pero Bermuez kamen heran;
Sie ſtiegen von den Roſſen und ſprangen auf die Erde;
Vor König Alfonſo beugten ſie die Kniee,
Küſſen die Erde und beide Füße;
„Gnade, König Alfonſo, Ihr ſeid ſo geehrt!
1855 Für meinen Cid den Campeador küſſen wir Euch Alles dieſes.
Euch nennt er ſeinen Herrn, hält ſich für Euern Lehnsmann.
Sehr preiſt die Ehre Cid, ſo Ihr ihm habt gewährt.
Vor wenig Tagen, König, hat er eine Schlacht gewonnen,
Gegen den König von Marruecas, den man Yucef nennt.
1860 Funfzigtauſend ſchlug er aus dem Felde:
Die Beute, die er machte, iſt von großem Werth;
Reich geworden ſind alle ſeine Vaſallen
Und er ſchickt Euch zweihundert Pferde und küßt Euch die Hände.“
Der König Don Alfonſo ſprach: „Ich nehme gern ſie an,
1865 Ich danke meinem Cid, daß er ſolch' Geſchenk mir ſandte;
Er ſoll auch bald ſehn, daß ich's ihm vergelte.“
Das gefiel gar Manchem, ſie küßten ihm die Hände.
Den Grafen Don Garcia drückt's, er war ſehr aufgebracht;
Mit X ſeiner Verwandten ließ er's bei Seite aus.
1870 „Ein Wunder iſt es mit dem Cid, ſeine Ehre wächſt ſo ſehr,
Durch die Ehre, die ihm wird, werden wir geſchändet werden,

V. 1845. El conde don Garcia so enemigo malo; ſein, d. h. hier: des Cid böſer Feind.

V. 1854—64. Minaya's und Bermuez Anrede an den König.

V. 1870—74. Bemerkungen des Grafen Don Garcia.

Weil er ſo ſchmählich Könige im Feld beſiegt,
Und als ob er todt ſie fände, herführen läßt die Roſſe.
Durch das was er thut, wird uns ein Hinderniß."
1875 Es ſprach König Alfonſo und ſagte, wie da folgt:
„Dem Schöpfer Dank und dem Herrn Sanct Eſidro, der von Leon!
Dieſe zweihundert Pferde, die mir mein Cid geſendet,
In Zukunft wird er mir noch beſſer dienen können,
Euch Minaya Alvar Fanez und Pero Bermuez hier
1880 Ich will Euch die Leiber ehrenvoll laſſen kleiden und bedienen,
Und Euch ausrüſten mit allen Waffen, damit Ihr ſaget,
Daß Ihr gut erſcheinet vor Ruy Diaz meinem Cid.
Ich gebe Euch drei Roſſe, nehmet ſie hier
Wenn das, wie mir ſcheint, der Wille iſt, ſagt es mir,
1885 Mögen dieſe Nachrichten alle Gutes bringen."
Sie küßten ihm die Hände und gingen nun auszuruhen,
Er befahl ſie wohl zu bedienen mit Allem was ſie brauchten. —
Von den Infanten von Carrion will ich Euch erzählen,
Redend in ihrem Rathe, habend Ihr Geheimniß.
1890 „Die Nachrichten vom Cid verbreiten ſich immer mehr
Wir werben um ſeine Töchter, mit ihnen uns zu vermählen:
Wir werden an Ehre wachſen und werden weiter kommen."
Mit dieſem Geheimniß kamen ſie zum Könige Alfonſo:
„Wir bitten um Eure Gnade als König und natürlicher Herr,
1895 Mit Euerem Rathe wünſchen wir es zu thun;
Daß Ihr uns verlanget, die Töchter des Campeador.
Wir wollen uns mit ihnen vermählen, zu ſeiner Ehre, zu unſerem Beſten."
Eine große Stunde bedachte und überlegt es der König.
„Ich verbannt' aus dem Lande den guten Campeador,
1900 Ihm that ich großes Uebel, er that mir großes Wohl,
Ich weiß nicht, ob er Luſt zu dieſer Heirath hat,
Da Ihr es aber wünſcht, ſo gehen wir drauf ein."
Minaya Alvar Fanez und Pero Bermuez

V. 1876. Sant Eſidro, St. Iſidor.
V. 1890—92. Aeußerung der Infanten von Carrion.
V. 1894—97. Anrede derſelben, an den König gerichtet.
V. 1899—1902. Antwort des Königs.

Rief der König Alfonſo zur ſelben Stunde herbei,
1905 In einen Saal führt er ſie bei Seite:
„Hört mich Minaya und Ihr Pero Bermuez
Mir dient mein Cid der Campeador, ich wünſch' es zu verdienen,
Ich verzeih' ihm, er komme zu mir, wenn Luſt er dazu hat.
Noch andere Botſchaft giebt's an dieſem meinem Hofe.
1910 Diego und Ferrando, die Infanten von Carrion
Bezeigen Luſt mit ſeinen beiden Töchtern ſich zu vermählen.
Seid gute Boten Ihr, ich bitte Euch darum,
Daß Ihr es ſagen möget dem guten Campeador:
Ehre hat er davon und wird an Ehre wachſen,
1915 Verſchwägert er ſich mit den Infanten von Carrion."
Er ſprach zu Minaya, Pero Bermuez gefiel es:
„Das was Ihr uns geſagt, das wollen wir ihn fragen,
Thue dann der Cid das, was ihm wohlgefällt."
„Sagt dem Ruy Diaz, der zu guter Stunde geboren,
1920 Daß ich ihn beſuchen werde, wo es recht ihm iſt,
Wo er beſtimmt, und ſei es der Grenzſtein.
Ich wünſche zu meinem Cid zu gehn in allem Guten."
Sie nahmen Abſchied vom König und kehrten damit zurück.
Sie gehen nach Valencia, ſie und die Ihrigen Alle.
1925 Als es erfuhr der gute Campeador
Reitet er raſch und macht ſich auf ſie zu empfangen.
Es lächelte mein Cid, herzlich umarmt er ſie.
„Kommet, Minaya und Ihr Pero Bermuez
In wenig Ländern giebt es zwei ſolche Ehrenmänner.
1930 Wie iſt das Wohl Alfonſo's meines Herrn,
Iſt er zufrieden und nahm er das Geſchenk?"
Minaya ſprach: „Mit der Seele und dem Herzen
Iſt er bezahlt, und giebt Euch ſeine Liebe."
Es ſprach mein Cid: „So ſei dem Schöpfer Dank!
1935 Nachdem ſie dies geſagt, berichteten ſie

V. 1906—1915. Rede des Königs.
V. 1917—1918. Antwort Minaya's.
V. 1919—1922. Weitere Rede des Königs.
V. 1928—1931. Rede des Cid.

Was da verlangte Alfonſo, der von Leon
Zu geben ſeine Töchter den Infanten von Carrion,
Denn er kenne und ehre ſie und werd' er an Ehre wachſen.
Und er rathe es ihm von Seele und von Herzen.
Als das vernahm mein Cid, der gute Campeador
Eine große Stunde ſann er und überlegte:
„Dafür danke ich Chriſtus meinem Herrn,
Verbannt des Landes war ich, die Ehre mir geraubt,
Mit großer Mühe gewann ich was ich habe,
Ich danke Gott, daß mir des Königs Gnade wird!
Er fordert meine Töchter für die Infanten von Carrion,
Sie ſind gewaltig ſtolz, haben Partei am Hof,
Zu dieſer Heirath hätt' ich keine Luſt,
Allein da der es räth, der weit mehr gilt als wir,
So wollen wir davon ſprechen, im Geheimniß ſind wir nun,
Möge Gott im Himmel das Beſte in's Herz uns geben!"
„Mit Allem dieſem ſagte zu Euch Alfonſo,
Er würde kommen Euch zu ſehn, allwo es Euch gefiele,
Er wolle Euch beſuchen, Euch ſeine Liebe geben.
Ihr würdet Euch dann wohl vereinen für das Beſte;
Alsbald ſprach der König: „Mir gefällt es von Herzen.
Dieſe Zuſammenkunft veranſtaltet Ihr,
Sagte Minaya; Ihr ſeid der Wiſſende."
„Kein Wunder iſt es, wenn es wünſchte der König Alfonſo,
Bis wir ihn finden, müſſen wir ihn ſuchen
Ihm große Ehre zu geben als Könige des Landes.
Aber was er wünſchte, das wünſchen wir auch.
Auf dem Tajo der ein Hauptwaſſer iſt
Halten wir die Zuſammenkunft, wann es wünſchet mein Herr."
Sie ſchrieben Briefe, wohl verſiegelt er ſie,
Mit zwei Rittern ſandt er gleich ſie fort.
Was der König gewünſcht, wird thun der Campeador.

V. 1942 — 1951. Eben ſo.

V. 1952 — 1958. Fernerer Bericht des Minaya. V. 1958. Vos sed sabidor, d. h. Ihr wißt am Beſten, was Ihr zu thun habt.

V. 1959 – 64. Entgegnung des Cid.

Dem geehrten Könige kamen zu die Briefe.
Als er ſie ſah, freut er ſich von Herzen.
„Grüßt mir meinen Cid, der zu guter Stunde das Schwert umgürtete.
Es ſei die Zuſammenkunft binnen drei Wochen;
Bin ich am Leben, ſo geh' ich ſonder Fehl dahin.“
Sie zögerten nicht, kehrten zu meinem Cid,
Von beiden Seiten ward die Zuſammenkunft vorbereitet.
Wer ſah je in Caſtilien ſo viel koſtbare Maulthiere
Und ſo viel Zelter die gut gehen?
Stattliche Roſſe und Renner ohne Fehl?
So viele gute Fähnlein an gute Lanzen heften,
Schilde beſchlagen mit Gold und Silber,
Mäntel und Felle und gute Planen von Adria.
Der König befahl ein groß Gefolge zu ſenden
Zu den Waſſern des Tajo, wo die Begegnung ſein wird.
Mit dem König iſt eine gar gute Geſellſchaft.
Die Infanten von Carrion ziehen gar fröhlich.
Das Eine ſchulden, das Andre bezahlten ſie.
Sie waren des Glaubens, daß ihre Habe wüchſe,
Wie viel ſie wünſchten an Gold und an Silber.
Der König Don Alfonſo ritt mit Eile
Grafen und Poteſtaden und gar groß Gefolge.
Die Infanten von Carrion haben große Begleitung.
Mit dem Könige ziehen Leoneſer und galicianiſche Krieger;
Wißt, die Caſtiliſchen laſſen ſich nicht zählen;
Sie löſen die Zügel, entſchwinden den Blicken.
Mein Cid der Campeador drinnen in Valencia
Zögerte nicht, rüſtete ſich zu der Zuſammenkunft.
So manches ſtattliche Maulthier, ſo manches tüchtige Roß
So manche gute Waffe, ſo manchen guten Renner,
So manche gute Kappe und Mäntel und Pelzgewande,
Kleine und Große ſind in Farben gekleidet.

V. 1970—72. Mündliche Antwort des Königs.

V. 1980. Im Original buenos cendales d'Adria, gute Zeltleinewand von Venedig.

V. 1989. Poteſtaden, ſoviel wie das italieniſche podestà, Schultheiß.

2000 Minaya Alvar Fanez und jener Pero Bermuez,
Martin Munoz und Martin Antolinez der wack're Burgaleſe,
Der Biſchof Don Hieronymo, der edle Prieſter,
Alvar Alvarez und Alvar Salvadores,
Munno Guſtioz, der tapfere Ritter,
2005 Galind Garciaz, der aus Arragonien:
Dieſe rüſten ſich zu ziehn mit dem Campeador
Und Alle die Andern, die dort ſind.
Alvar Salvadores und Galind Garciaz, der von Aragonien,
Dieſen Beiden befahl der Campeador
2010 Daß ſie für Valencia ſorgten mit Seele und Herzen,
Und für Alle die da wären in ihrer Macht:
Daß ſie die Thore des Alcazar nicht öffneten bei Tag und bei der Nacht.
Drinnen iſt ſeine Gemahlin und ſeine beiden Töchter,
An denen hängt ſein Herz und ſeine Seele
2015 Und andere Frauen, die ihnen, wie ſie es wünſchen, dienen.
Beſtimmt hat er, wie ein guter Feldherr,
Daß Einer nicht gehen dürfe aus dem Alcazar,
Bis der zurückgekehrt, der zu guter Stunde geboren.
Sie ziehen aus Valencia, ſie eilen und ſie jagten,
2020 So viele Roſſe im Zügel, ſtattlich und gute Renner;
Mein Cid erbeutete ſie, ſie waren ihm nicht geſchenkt.
Es geht nun zu der Zuſammenkunft, die er mit dem König beſtimmt.
An einem Tage kam er zum Könige Don Alfonſo.
Als ſie ſahen, daß komme der gute Campeador,
2025 Gehn ſie ihn zu empfangen mit ſo großer Ehre.
So wie im Aug' ihn hatte, der zu guter Stunde geboren,
Befahl er Allen den Seinen ſtill zu halten:
Nur mit jenen Rittern, die er von Herzen liebte
Ihrer funfzehn, warf er ſich zur Erden,
2030 Wie es ſich vorgenommen der zu guter Stunde geboren.
Die Kniee und die Hände legt' er auf die Erde,
Das Gras des Feldes faßte er mit den Zähnen:
Er weinte mit den Augen, ſo groß war ſeine Freude;

V. 2017. Keine von den Frauen.
V. 2026. ihn, d. h. den König.

So weiß er zu huldigen Alfonſo ſeinem Herrn,
2035 Auf dieſe Weiſe fiel er ihm zu Füßen hin,
So großen Schmerz hatte der König Don Alfonſo:
„Stellt Euch auf Eure Füße, auf, Cid Campeador!
Küſſet die Hände aber die Füße nicht,
Thut Ihr das nicht, nicht habt Ihr meine Liebe.“
2040 Auf den Knieen richtete ſich auf der Campeador.
„Um Gnade bitte ich Euch, Euch meinen natürlichen Herrn,
So weilend gebt mir Eure Liebe, daß es hören die hier ſind.
Der König ſprach: „Das werd' ich thun von Seel und Herzen,
Hier verzeih' ich Euch und geb' Euch meine Liebe,
2045 In meinem ganzen Königreich von heute an.“
Es ſprach mein Cid und ſagte: „Dank, ich nehm es an Alfonſo, mein Herr:
Ich dank' es Gott im Himmel und darauf dank' ich Euch,
Und jenen Kriegern, die uns hier umgeben.“
Mit gebogenen Knieen küßte er ihm die Hände.
2050 Er ſtellte ſich auf die Füße und grüßte ihn auf den Mund.
Alle die Andern hatten ihre Luſt daran.
Es drückte Alvar Diaz und auch Garci Ordonnez. —
Es ſprach mein Cid und redete ſo: „Dem Schöpfer dank' ich das
Wenn ich die Gnade habe Alfonſo's meines Herrn,
2055 So möge Gott mir helfen bei Tage und bei Nacht.“ —
„Ihr ſollt mein Gaſt mir ſeyn, wenn Euch es, Herr, gefällt.“
Sagte der König: „Heute iſt's nicht paſſend
Ihr langtet eben an, wir aber kamen zur Nacht,
Ihr ſollt mein Gaſt ſeyn, Cid Campeador,
2060 Und Morgen thun wir was Euch wohl gefallen wird.“
Er küßte ihm die Hand, mein Cid gewährt es ihm.
Alsbald verbeugten ſich die Infanten von Carrion:
„Wir beugen uns o Cid, der zu guter Stunde geboren
Wo wir nur können, handeln zu Euerem Beſten wir.“
2065 Mein Cid entgegnete: „So füge es der Schöpfer!“

V. 2037 — 2040. Alfonſo's Rede.
V. 2041 — 42. Antwort des Cid.
V. 2063 — 64. Gruß der Infanten von Carrion.

Mein Cid Ruy Diaz der zu guter Stunde geboren,
An jenem Tage war er ſeines Königes Gaſt,
Nicht ſättigen konnt' er ſich an ihm, ſo liebte er ihn von Herzen;
Er ſaß und ſchaute ſeinen Bart, der ihm ſo raſch gewachſen.
Es wundern ſich über meinen Cid, ſo Viele zugegen ſind.
Es iſt der Tag vergangen, gekommen iſt die Nacht.
Am andern Tage früh geht hell die Sonne auf,
Der Campeador befahl den Seinen,
Daß Speiſe ſie bereiten für Alle die dort ſind.
Auf ſolche Weiſe bezahlt ſie mein Cid Campeador.
Alle waren froh und eines Sinnes ſämmtlich,
Seit drei Jahren hatten nicht beſſer ſie geſpeiſt.
Am andern Tage früh, ſobald aufging die Sonne
Sang der Biſchof Don Hieronymo die Meſſe.
Alle kamen zuſammen, als aus der Meſſe ſie gingen;
Der König zögerte nicht, er leitet die Sache ein:
„Höret mich, die Krieger, Grafen und Edelleute
Eine Bitte trage ich vor, meinem Cid dem Campeador,
Möge Chriſtus geben, daß es zu ſeinem Beſten ſei!
Ich bitte, daß Ihr Eure Töchter Don Elvira und Donna Sol
Zu Frauen gebet den Infanten von Carrion.
Mir ſcheinet ehrenvoll und vortheilhaft die Heirath,
Sie bitten Euch darum und ich theil' es Euch mit.
Auf beiden Seiten ſo viel hier zugegen ſind
Der Meinen und der Euern ſeien ſie Bittende,
Gebet ſie uns mein Cid, ſo Euch der Schöpfer helfe!"
„Ich hätte keine Töchter zu vermählen," ſprach der Campeador —
„Sie haben kein großes Alter und ſind noch klein an Tagen.
Von großem Neuem ſind die Infanten von Carrion.
Sie paſſen für meine Töchter und auch für Beſſere;
Ich habe beide erzeugt, doch Ihr erzoget ſie
Zwiſchen mir und ihnen ſind wir in Euerer Gnade,
In Euere Hände geb' ich Don Elvira und Donna Sol
Gebt ſie, wem Ihr ſie habt beſtimmt, ich bin damit bezahlt."

V. 2094. Im Original: De grandes nuevas son los Infantes de Carrion, d. h. ſie ſind vornehme Herrn.

2100 „Dank" — ſagte der König — „Euch und dieſem ganzen Hof,"
Alsbald erhoben ſich die Infanten von Carrion.
Sie küſſen die Hände dem, der zu guter Stunde geboren.
Sie tauſchten die Schwerter vor dem Könige Alfonſo.
Es ſprach der König Alfonſo wie ein ſo guter Herr:
2105 „Dank aber Dank Euch Cid, als ſo Gutem, und dem Schöpfer zuerſt
Daß Ihr mir Eure Töchter gebt für die Infanten von Carrion.
Hier nehme ich mit meinen Händen Don Elvira und Donna Sol,
Und gebe ſie als Gattinnen den Infanten von Carrion.
Ich vermähle Eure Töchter mit Euerer Liebe,
2010 Gefalle dem Schöpfer, daß es Euch Freude mache!
Hier in Euere Hände die Infanten von Carrion,
Sie werden mit Euch gehn, denn ich kehre nun zurück.
Dreihundert Mark an Silber zur Hülfe geb' ich ihnen,
Die ſie zur Hochzeit verwenden ſollen, wo Ihr für gut es haltet.
2015 Denn ſie ſind in Eurer Macht in Valencia der großen.
Die Schwiegerſöhne und Töchter ſind ſämmtlich Euere Kinder
Was Euch gefällt das thut mit ihnen, Campeador!"
Mein Cid empfängt ſie nun, die Hände küßt' er ihm,
„Ich danke es Euch ſehr als König und als Herrn
2120 Ihr vermählet meine Töchter, ich bin's nicht der ſie giebt."
Abrede wird genommen, daß am andern Morgen früh
Wenn die Sonn' aufgeht, ein Jeder kehre, woher er gekommen.
Etwas Neues begann nun mein Cid Campeador:
So manches gute Maulthier, ſo manches ſtattliche Roß
2125 Beſchloß mein Cid zu geben dem der es nähm' als Geſchenk;
So viele gute Kleider, ſo da von Seide ſind.
Jedem, der ihn um etwas bat, dem ſagte er nicht Nein,
Von den Roſſen LX machte mein Cid zum Geſchenk;
Zufrieden mit der Zuſammenkunft ſind Alle, ſoviel ihrer ſind.
2130 Sie wollen fortziehen, denn gekommen iſt die Nacht.
Es nahm der König die Infanten bei den Händen,
Gab ſie in die Gewalt meines Cid des Campeador:
„Seht hier Eure Söhne, wann ſie Eure Schwiegerſöhne ſind,

V. 2119 u. 2120. Antwort des Cid.
V. 2133—34. Rede Alfonſo's. V. 2135—36. Antwort des Cid.

Von nun an wißt Ihr, was mit ihnen zu thun iſt, Campeador!"
2135 „Ich danke Euch, o König, und nehme Euer Geſchenk,
Gott der im Himmel iſt, gebe mir guten Lohn dafür."
Es ſchwang mein Cid ſich auf ſein Roß Babieca.
„Hier ſag' ich es vor meinem Herrn, dem Könige Alfonſo,
Wer mit mir will zur Hochzeit gehn oder mein Geſchenk empfangen,
2140 So wie er mit mir kommt, glaub' ich, wird's ihm zum Beſten ſeyn,
Ich bitte um Eure Gnade, Ihr mein natürlicher König,
Daß meine Töchter Ihr vermählt, ſo wie es Euch gefällt,
Gebt ſie mit Eurer Hand allhier, wo Ihr ſie nehmt."
„Nicht werd' ich ſie geben mit meiner Hand, ſie werden ſich deſſen nicht rühmen."
2145 Verſetzte der König: „Seht hier Alvar Fanez,
Nehmt ſie mit Euern Händen und gebt ſie den Infanten.
So wie ich ſie nehmen würde, wären ſie hier zugegen,
Seid Gevatter ihnen bei der ganzen Hochzeit,
Wann Ihr mit mir zuſammenkommt, ſo ſaget mir die Wahrheit."
2150 Es ſprach Alvar Fanez: „Herr, es gefällt mir wahrlich!"
Alles dieſes, wißt, ward in Ehren geordnet.
„König Don Alfonſo, hochgeehrter Herr,
Nehmet etwas von mir ob unſ'rer Zuſammenkunft.
Ich bring' Euch dreißig Zelter mit, ſie ſind gut aufgeſchirrt,
2155 Und dreißig Renner, die gar gut geſattelt ſind.
Nehmt dieſes und ich küſſe Eure Hände."
Es ſagte König Alfonſo: „Ihr habt mich ſehr belaſtet,
Ich nehme das Geſchenk, daß Ihr mir habt beſtimmt.
Gefalle es dem Schöpfer mit allen ſeinen Heil'gen.
2160 Die Freude, die Ihr mir gemacht, ſie werde wohl belohnt.
Mein Cid Ruy Diaz, Ihr habt mich ſehr geehrt;
Von Euch bin ich wohl bedient und halte mich für bezahlt,
So lange ich am Leben, macht etwas Ihr aus mir.
Ich empfehle Euch nun Gott, von der Zuſammenkunft ſcheidend.
2165 Es führe Gott im Himmel ihn an einen guten Ort!"
Es beurlaubt ſich mein Cid von ſeinem Herrn Alfonſo,

V. 2138 – 44. Rede des Cid.
V. 2152 – 56. Hier redet der Cid wieder.

Er will nicht, daß er ihn begleite, ſondern verläßt ihn gleich,
Ihr ſähet Ritter, die gar trefflich ſich befinden,
Die Hände küſſen, Urlaub nehmen vom Könige Alfonſo,
2170 „Gnade ſei Euch, gewährt uns die Erlaubniß,
Wir gehen in der Macht vom Cid nach Valencia der großen,
Wir werden bei der Hochzeit ſein der Infanten von Carrion,
Und der Töchter meines Cid Don Elvira und Donna Sol.“
Dieſes gefiel dem König und er erlaubt es Allen.
2175 Des Cid Geſellſchaft wuchs, des Königes nahm ab.
Groß iſt die Schaar, die mit dem Campeador fortzieht.
Sie machen ſich nach Valencia auf, das er ſo wohl gewann
Und Don Fernando und Don Diego zu ſchützen anbefahl,
Dem Pero Bermuez und Muno Guſtioz.
2180 Im Hauſe meines Cid giebt's nicht zwei Beſſere,
Welche wußten, was geziemet den Infanten von Carrion.
Seht da Aſur Gonzalez, der ein Spaßmacher war,
Das heißt mit breiter Zunge, doch iſt er nicht ſo gewandt.
Sie erzeigen große Ehre den Infanten von Carrion,
2185 Nur ſind ſie in Valencia, das da mein Cid gewann,
Als ſie es erreichten, war die Freude groß.
Es ſprach mein Cid zu Don Pero und zu Munno Guſtioz:
„Gebt ihnen eine Wohnung, den Infanten von Carrion,
Und bleibet Ihr bei ihnen, denn alſo heiß' ich's Euch.
2190 Wenn der Morgen kommt und die Sonne ſich erhebt,
Gehn ſie zu ihren Bräuten Don Elvira und Donna Sol
Dieſe ganze Nacht ſind ſie in ihrer Wohnung.“
Mein Cid der Campeador zog in den Alcazar
Es empfing ihn Donna Ximena nebſt ihren beiden Töchtern.
2195 „Kommt Campeador, Ihr gürtetet das Schwert zu guter Stunde,
Mögen wir viele Tage Euch ſehn mit den Augen des Geſichtes!“
„Dank ſei dem Schöpfer, ich komme, geehrte Gattin,
Ich führ' Euch Schwiegerſöhne zu, die Ehr' uns bringen werden.

V. 2168. Im Original que bien andantes son, die gut gehend ſind.
V. 2170 — 73. Rede der Ritter.
V. 2195 — 96. Begrüßung Cid's von ſeiner Gattin.
V. 2197 — 99. Antwort des Cid.

Dankt mir es meine Töchter, gut hab' ich Euch vermählet."
Die Gattin mit den beiden Töchtern, ſie küßten ihm die Hände,
Und alle die Frauen, welche ſie bedienen,
„Dank ſei dem Schöpfer und Euch Cid, ſtattlicher Bart!
Alles was Ihr thut, iſt ganz vortrefflich;
Sie werden nicht verkürzt in allen Eueren Tagen."
„Wenn Ihr uns vermählt, werden reich wir ſein."
„Gattin Donna Ximena, Dank ſei dem Schöpfer.
Euch ſag' ich, meine Töchter Don Elvira und Donna Sol,
Durch dieſe Eure Heirath werden wir an Ehre wachſen;
Aber wiſſet die Wahrheit, daß ich's nicht angefangen,
Gebeten und gefordert hat Euch mein Herr Alfonſo,
So mit Feſtigkeit und ſo von ganzem Herzen,
Daß ich in keiner Weiſe Nein zu ſagen wußte.
Ich legt' in ſeine Hände Euch, meine geliebten Töchter!
Ihr glaubt es mir, daß er es iſt, nicht ich, der Euch vermählt."
Sie wollten nun ſogleich ausſchmücken den Pallaſt.
Auf dem Boden und oben ſo herrlich überhangen,
Mit ſoviel Purpur und ſo viel Sammet und ſo viel koſtbarem Tuche
Ihr hättet Freude dran, zu ſeyn und zu ſpeiſen im Pallaſte.
Alle ſeine Ritter verſammelten ſich ſogleich.
Nach den Infanten von Carrion ſandten ſie alſobald.
Es reiten die Infanten, ſie kamen nach dem Pallaſte
Mit herrlichen Gewändern und mächtig aufgeſchmückt.
Zu Fuße und mit Luſt, Gott! wie friedlich traten ſie ein
Es empfing ſie mein Cid mit allen ſeinen Vaſallen;
Vor ihm und ſeiner Gattin verbeugten ſie ſich tief,
Und ſetzten ſich auf einen koſtbaren Sitz.
Alle Mannen meines Cid ſind gänzlich einverſtanden.
Sie achten auf ihn der zu guter Stunde geboren,
Der Campeador iſt aufgeſtanden:
„Da etwas zu thun wir haben, was zögern wir noch es zu thun?

V. 2202—04. Rede der Frauen.
V. 2205. Antwort der Töchter des Cid.
V. 2206—14. Rede des Cid.
V. 2230—36. Ebenſo.

Kommet her Alvar Fanez, Ihr, den ich ſchätze und liebe,
Seht hier meine beiden Töchter, ich übergebe ſie Euch,
Ihr wiſſet, daß der König es alſo hat befohlen.
Nicht wünſch' ich in irgend etwas ſo er angeordnet, zu fehlen.
Den Infanten von Carrion gebt ſie mit Euerer Hand
Sie mögen den Segen empfangen, gehn wir es auszuführen."
Alsbald ſagte Minaya: „Solches thu' ich gar gern!"
Sie ſtanden auf, er gab ſie ihnen in die Hände.
Zu den Infanten von Carrion ſprach alſo Minaya:
„Seht hier vor Minaya, Beide ſeid Ihr Brüder,
Für die Hand des Königs Alfonſo, der mir es hat befohlen
Geb' ich Euch dieſe Frauen, adelig ſind ſie Beide,
Daß Ihr ſie nehmet als Gattinnen zu Ehre und zum Ruhm."
Beide empfangen ſie mit Liebe und mit Luſt;
Meinem Cid und ſeiner Gattin küſſen ſie die Hände.
Als ſie Solches gethan, verließen ſie den Pallaſt.
Nach Sancta Maria begaben ſie ſich gleich.
Der Biſchof Don Hieronymo kleidete ſich eilig,
Vor der Thür der Kirche ſaß er ihrer harrend.
Er gab ihnen den Segen, die Meſſe hat er geſungen.
Als ſie die Kirche verließen, ritten ſie gar ſchnell
Und begaben ſich nach der Glera von Valencia.
Gott wie gut führten Waffen der Cid und ſeine Vaſallen!
Drei Roſſe tauſchte der zu guter Stunde geboren.
Mein Cid war wohl mit dem, was er erſchaut, zufrieden,
Die Infanten von Carrion haben gut geritten.
Sie kehren mit den Frauen, ziehn in Valencia ein,
Reich war die Hochzeit im geehrten Alcazar.
Am andern Tage ließ mein Cid aufſchlagen ſieben Tiſche,

V. 2252. Glera. Ich habe das ſpaniſche Wort beibehalten, weil es mir paſſender ſchien, da ich es deutſch nur durch eine Umſchreibung hätte wiedergeben können; es bezeichnet eine natürliche ſandige Ebene, auch einen künſtlich mit Sand bedeckten ebenen Platz, einen Turnierplatz, Kampfplatz. Hier im Gedichte kommen zwei Gleras vor, dieſe und eine andere bei Urlanzon. Der alte ſpaniſche Dichter Gonzalo de Berceo, der zu Ende des 12. Jahrhunderts lebte, gebraucht es in ſeinen Milagros de Nuestra Sennora XIX, copl. 442 in der Bedeutung von ſandigem Meeresufer, und XXIII, 674, 4 deſſelben Gedichtes ebenſo.

2260 Ehe ſie kamen zu ſpeiſen, brachen alle zuſammen.
Funfzehn volle Tage dauerte die Hochzeit.
Nach den funfzehn Tagen ziehn fort die Edelleute
Von meinem Cid Don Rodrigo der zu guter Stunde geboren.
An Zeltern und Maulthieren und ſtattlichen Rennern
2265 An Thieren ward bis zu der Zahl von hundert gegeben,
Mäntel und Pelze und andre weite Kleider;
Und das gemünzte Gut war nicht zu zählen.
Die Vaſallen meines Cid hatten es ſo beſtimmt,
Jedem hatten für ſich ſie ſeine Geſchenke gegeben,
2270 Wer zu nehmen wünſchte für ihn war hinreichend da.
Reich kehrten nach Caſtilien die zu der Hochzeit kamen;
Es zogen alsbald fort jene Bewirtheten
Abſchied nehmend von Ruy Dias, der zu guter Stunde geboren,
Von allen Frauen und von den Edelleuten. —
2275 Befriedigt ziehn ſie fort vom Cid und ſeinen Vaſallen.
Gar Gutes reden ſie von ihnen aus Ueberzeugung.
Diego und Ferrando waren gar ſehr erfreut,
Sie waren Söhne des Grafen Don Gonzalo.
Nach Caſtilien ſind gekommen jene Gäſte.
2280 Der Cid und ſeine Schwiegerſöhne blieben in Valencia.
Hier weilten die Infanten wohl zwei Jahre lang,
Die Liebe die ſie pflegten war gar groß.
Froh war mein Cid und alle ſeine Vaſallen.
Es gefalle Sancta Maria und dem heiligen Vater
2285 Daß zufrieden mit der Vermählung ſei mein Cid oder der der ihn ſchätzte.
Hier enden die Coplas dieſes Geſanges.
Behüte Euch der Schöpfer mit allen ſeinen Heil'gen!

V. 2260. So reichlich hatte er nämlich auftragen laſſen, daß die Tiſche unter der Laſt der Speiſen zuſammenbrachen.

V. 2285. Der König.

V. 2286. Die Zuſammenkunft des Cid mit dem König, die Werbung um die Töchter, die Ernennung des Alvar Fanez zum Brautpathen im Namen des Königs und die Hochzeit, ſchildert ziemlich gedrängt, in der Hauptſache aber mit dem Gedichte übereinſtimmend, eine einzige Romanze des Romancero, welche mit den Worten beginnt: Considerando los condes (im Romancero Nr. 46, S. 131; bei Ochoa Nr. 39, S. 189; bei Depping Nr. 102). — Nach derſelben findet die Zuſammenkunft mit dem Könige zu

Zweiter Geſang.

In Valencia weilt mein Cid mit allen ſeinen Genoſſen;
Mit beiden Schwiegerſöhnen den Infanten von Carrion.
2290 Er lag auf einem Sitze, es ſchlief der Campeador,
Ein böſer Zufall wiſſet, überkam ſie da.
Es ging aus ſeinem Käfig und machte ſich los der Löwe,
In großen Aengſten ſahn ſie ſich mitten in dem Hofe.
Die vom Campeador thun die Mäntel um
2295 Und ſuchen den Sitz und bleiben vor ihrem Herrn.
Ferran Gonzalez ſah nirgends weder Zimmer offen noch Thurm,
Er ſteckte ſich unter den Sitz, ſo groß war ſeine Furcht.
Diego Gonzalez lief aus der Thür,
Sagend mit dem Munde: „Nicht wird kommen Carrion!“
2300 Hinter einer Preßſpindel barg er ſich mit großer Furcht.
Den Mantel und den Brial zog er ganz ſchmutzig auf.
Indeß erwachte, der zu guter Stunde geboren,
Sah ſeinen Sitz umgeben von ſeinen guten Männern.
„Was ſoll dieſe Schaar oder was wünſchet Ihr?“
2305 „Ach, geehrter Herr, es überfiel uns der Löwe.“
Mein Cid ſtemmt ſeinen Arm, ſtellt ſich auf ſeine Füße,
Zog den Mantel an den Hals und eilte nach dem Löwen.
Als ihn der Löwe ſah, da ward er ganz beſchämt,

Requena Statt, und Ximene iſt bedenklich hinſichtlich der Heirath, überläßt aber die Entſcheidung ihrem Gatten und dem Könige. Herder hat aus dieſer Romanze (bei ihm Nr. 56 und 57) zwei gemacht, indem er das gleich folgende Ereigniß vom Löwen mit hinein verwebte und, wie überall, ſehr Viel vom Seinigen hinzu that.

V. 2295. Um den Schlafenden zu ſchützen.

V. 2300. Hinter einer Preßſpindel; im Original viga de lagar, der Balken einer Weinkelter.

V. 2301. Brial. Ich habe den ſpaniſchen Namen beibehalten. J. Grimm in dem Gloſſar zu ſeiner silva de romances viejos erklärt es mit vestido, tunica. — Das iſt aber nicht genug. Jetzt bedeutet brial einen weiten ſeidenen Frauenrock; ehemals und zur Zeit des Poems bezeichnete es ein weites, einem Frauenrock ähnliches Untergewand, wie es die Krieger trugen, über dem Hemde.

V. 2304. Frage des Cid.

V. 2305. Antwort ſeiner Getreuen.

Vor meinem Cid ſenkte er das Haupt und ſchloß den Rachen.
2310 Mein Cid Don Rodrigo packt ihn bei dem Hals,
Zog ihn mit ſich fort, und brachte ihn in den Käfig.
Es wunderten darüber ſich Alle ſo da waren,
Und kehrten an den Hof nach dem Pallaſt zurück.
Nach ſeinen Schwiegerſöhnen fragte mein Cid und fand ſie nicht;
2315 Trotzdem daß man ſie rufet, giebt doch Keiner Antwort.
Als ſie ſie trafen und ſie kamen, da kamen ohne Farbe ſie.
Nie ſäht ihr ſolchen Spott, wie er am Hofe Statt fand.
Es wollte ihn verbieten mein Cid der Campeador.
Es hielten ſich für ſehr gefoppt die Infanten von Carrion.
2320 Es drückte ſie gar ſchwer das was ich Euch erzählte;
Gar großen Aerger hatten fortwährend ſie darüber.
Ein Heer aus Marruecos kam nach Valencia.
Es hat dort funfzigtauſend Hauptzelte aufgeſchlagen.
Das war der König Bucar, wenn Ihr's habt erzählen hören.
2325 Es freute ſich der Cid und alle ſeine Mannen
Daß ihnen die Beute wüchſe, Dank dem Schöpfer!
Aber wißt, von Herzen drückt's die Infanten von Carrion.
Als ſo viel Zelte der Moren ſie ſahn, war's ihnen nicht zur Luſt.
Beide Brüder gingen auf die Seite.
2330 „Wir ſchätzen wohl die Beute, doch nimmer den Verluſt
Und an jener Schlacht Theil nehmen ſollen wir:
Das iſt ausgedacht, um Carrion nicht zu ſehn."
Wittwen werden bleiben die Töchter des Campeador."
Das Geheimniß hörte jener Munno Guſtioz.
2335 Mit dieſer Nachricht kam er zu meinem Cid Diaz dem Campeador;
„Ei, welche Furcht haben Euere Schwiegerſöhne; ſie ſind ſo muthig:
In die Schlacht zu ziehn wünſchen Carrion.
Geht ſie zu berathen, ſo Euch der Schöpfer helfe;
Mögen ſie in Frieden ſein und keinen Theil dran nehmen.
2340 Wir werden ſchon mit Euch ſiegen und uns der Schöpfer helfen."
Mein Cid Don Rodrigo alsbald ſtand lächelnd auf.

V. 2330—33. Bemerkungen der Carrion. V. 2334. d. h. damit wir Carrion nicht wieder ſehn ſollen.

V. 2336 fgde. Rede des Munno Guſtiaz.

Schütze Euch Gott, Ihr Schwiegerſöhne, Infanten von Carrion!
In den Armen habt Ihr meine Töchter ſo weiß wie die Sonne.
Ich ſehne mich nach Kämpfen, Ihr Euch nach Carrion,
Raſtet in Valencia ganz nach Wohlgefallen,
Was die Moren betrifft, ſo bin ich der Wiſſende
Ich erdreiſte mich ſie zu ſchlagen mit der Gnade des Schöpfers.

Lücke in der altſpaniſchen Handſchrift von
ungefähr funfzig Verszeilen.

Möge er die Stunde ſehen, die Euch Beiden ſo viel einbringt,
In einer Geſellſchaft ſind Beide gekehrt,
So gewährt es Don Pero, wie ſich ſchmeichelt Ferrando.
Es gefiel meinem Cid und allen ſeinen Vaſallen,
„Wenn es Gott ſo beliebt und dem Vater der droben weilet
Werden meine beiden Schwiegerſöhne gut ſein im Felde."
Dieſes ſprach er und ordnete die Schaaren.
In dem Heere der Moren erklangen die Trommeln.
Ihn bewunderten ſehr Viele von ſeinen Chriſten,
Die ihn noch niemals ſahen, weil ſie neu zu ihm gekommen,
Sehr wundern ſich inzwiſchen Diego und Ferrando,
Durch ihren Willen wären ſie nicht dazu gekommen.
Höret was da ſprach der zu guter Stunde geboren,
„Auf, Pero Bermuez, du mein lieber Neffe!
Sorge mir für Diego und ſorge für Don Ferrando,
Meine beiden Schwiegerſöhne, die mir das Liebſte ſind
Denn die Moren, mit Gott, werden nicht im Lager bleiben.
„Ich ſage Euch, Cid, mit aller Liebe:
Heut werden die Infanten mich nicht zum Schützer haben.
Es ſchütze ſie wer will, mich kümmern ſie gar wenig:
Heut will ich mit den Meinen wacker kämpfen im Gefecht.
Ihr mit den Euern haltet feſt bei dem Nachtrab,
Wenn Noth es thäte, könnet Ihr mir wohl helfen."
Alsbald kam Minaya Alvar Fanez: „Hört Cid, edler Campeador,

V 2346. ſo bin ich der Wiſſende: yo so sabidor, d. h. ich weiß mit ihnen fertig zu werden.

V. 2352 — 53. Aeußerung des Cid.

V. 2365 — 70. Antwort des Pero Bermuez.

Dieſe Schlacht die ſchlage der Schöpfer;
Und Ihr, ſo würdig, daß mit ihm Ihr Antheil habt!
Sendet uns ſie zu ſchlagen, wohin es gut Euch dünkt.
2375 Die Schuld, die Jeder hat, wird zu tilgen ſeyn.
Wir werden es ſehn mit Gott und mit Euerem Vogel."
Es ſprach mein Cid: „Thun wir es aber mit Muße.
Seht da den Biſchof Don Hieronymo gar wohl gerüſtet,
Er ſtellte ſich vor den Campeador immer mit dem guten Vogel.
2380 „Heut ſang' ich Euch die Meſſe der heiligen Dreifaltigkeit.
Deshalb ging ich aus meinem Land und kam Euch aufzuſuchen;
Aus Luſt, ſo ich empfand, einen Moren umzubringen.
Ich wünſchte meinen Orden und meine Hände zu ehren,
Und bei jenen Kämpfen wünſch' ich voran zu ziehn.
2385 Ich führ' ein Wimpel-Fähnlein und Waffen zum Signal.
So es Gott gefiele, wünſcht' ich ſie zu verſuchen.
Daß ſich mein Herz erfreuen könnte
Und Ihr, mein Cid, mit mir Euch recht bezahlen.
Wenn Ihr die Liebe mir nicht thut, ſo wünſch' ich mich von Euch zu löſen."
2390 Alsbald ſprach mein Cid: „Das was Ihr fordert, gefällt mir.
Seht dort die Moren, geht ſie im Auge zu verſuchen;
Wir werden von dieſſeits ſehn, wie da ſtreitet der Abt."
Der Biſchof Don Hieronymo eilte auf ſie zu,
Und griff ſie an, an der Spitze des Heeres,
2395 Durch ſein Glück und durch Gott, der ihn liebte,
Bei ſeinen erſten Hieben tödtet er zwei Moren mit der Lanze.
Den Schaft hat er zerbrochen und legte die Hand an das Schwert.

V. 2376. Euerem Vogel, im Original la vuestra auce, hier: Euerem guten, günſtigen Geſchick.

V. 2379. mit gutem Omen.

V. 2380—89. Dies ſpricht der Biſchof.

V. 2385. ein Wimpel-Fähnlein; im Original: Pendon traio a corzas. Aus dieſem Worte weiß Sanchez nichts Rechtes zu machen; er meint ein leichtes Fähnlein zum Laufen, cuando se corria, oder ein Fähnlein mit Stricken, cordas (cuerdas), um es feſt zu binden. — Mir ſcheint es aus dem gleich Folgenden ſich zu erklären: e armas de sennal. — Im Provençaliſchen — und es finden ſich manche provençaliſche Wörter und Wendungen in unſerem Gedicht — heißt coza der Schwanz, Schweif. — Der tapfere Biſchof will an ſeiner Lanze ein ſolches Fähnlein und überhaupt ſolche Waffe tragen, die als Signal dienen können.

V. 2391. Mann gegen Mann.

Es verſuchte ſich der Biſchof, o Gott, wie ſtritt er gut!
Zwei tödtet' er mit der Lanze und fünf mit ſeinem Schwerte.
2400 Der Moren ſind Viele, ſie umzingelten ihn.
Sie gaben ihm ſtarke Hiebe, doch entreißen ihm nicht die Waffen.
Der zu guter Stunde geboren, richtet dorthin die Augen,
Er faßte den Schild und ſenkte die Lanze,
Und lenkte Babieca, das Roß das gut geht;
2405 Er hieb auf ſie ein von Herzen und von Seele;
In die vorderſten Reihen drang der Campeador.
Sieben haut' er nieder und tödtete Vier.
Es gefiel Gott, das war der Sieg.
Mein Cid mit den Seinen begann die Verfolgung.
2410 Soviel Stricke ſolltet Ihr reißen ſehn und ſoviel Pfähle ausreißen.
Und die Zelte angreifen; gar koſtbar waren viele,
Die von meinem Cid ziehen die von Bucar aus den Zelten;
Sie ziehen ſie aus den Zelten und treiben ſie in die Flucht.
So manchen Arm mit Panzer ſeht Ihr hernieder fallen,
2415 So viele Häupter mit Helmen die fallen auf das Feld,
Roſſe ohne Reiter nach allen Seiten ſprengen,
Sieben ganze Meilen erſtreckte ſich die Verfolgung.
Mein Cid den König Bucar jagte in die Flucht.
„Wende dich, Bucar, du kamſt von jenſeits des Meeres,
2420 Sehn mußt du dich mit dem Cid, dem mit dem großen Barte,
Wir müſſen uns Beide begrüßen und müſſen Freundſchaft ſchließen;“
Bucar antwortete dem Cid: „Verderbe ſolche Freundſchaft Gott!
Du haſt das Schwert blank in der Hand und ſprengeſt auf mich zu,
Und wie es mich bedünkt, willſt du's an mir erproben.
2425 Aber wenn mein Roß nicht erlahmt oder mit mir nicht ſtürzt,
So holſt du mich nicht ein, bis an das Meer.“
Darauf verſetzte mein Cid: „Das wird nicht Wahrheit ſeyn.“
Ein gutes Roß hat Bucar, das große Sprünge macht.
Doch Babieca, das von meinem Cid, ſetzt ihm verfolgend nach.
2430 Es erreichte mein Cid den Bucar drei Klafter weit vom Meer,
Hoch ſchwang er Colada, gab ihm einen ſtarken Hieb,
Die Karfunkel des Helmes die haut' er ihm herab;

V. 2419—21. Cid fordert den Bucar heraus mit ihm zu kämpfen.

Er zerhieb ihm den Helm und ſchlug ihn ihm ganz ab,
Bis an den Gürtel drang ſein Schwert hinein.
2435 Er tödtete Bucar den König von jenſeits des Meeres,
Und gewann Tizon, das tauſend Mark Goldes werth;
Er ſiegte in der Schlacht wunderbar und groß.
So ehrte ſich mein Cid und Alle, die mit ihm ſind.
Mit dieſer Beute kehrten ſie zurück.
2440 Wißt, Alle beraubten machtvoll das Lager.
Zu den Zelten waren ſie gekommen, wo er war, der zu guter Stunde geboren.
Mein Cid Ruy Diaz, der berühmte Campeador,
Mit zwei Schwertern, die hoch er ſchätzte,
Kam zur Tödtung ſo eilig dahin.
2445 Das Geſicht gerunzelt und den Almofar aufgeſchlagen,
Das Haarnetz über den Haaren ſchon etwas dadurch gedrückt.
Etwas ſah mein Cid von dem, daß er bezahlet.
Er ſchlug auf die Augen und ſchaute vor ſich hin.
Er ſah Diego und Fernando kommen;
2450 Beide ſind Söhne des Grafen Don Gonzalo.
Es freute ſich mein Cid gar lieblich ihnen lächelnd:
„Kommt, meine Schwiegerſöhne, meine Söhne ſeid Ihr Beide!
Ich weiß, daß zu kämpfen Ihr wohl bezahlet ſeid:
Nach Carrion wird gute Botſchaft von Euch kommen,
2455 Wie wir den König Bucar geſchlagen haben.
Wie ich Gott vertraue und allen ſeinen Heil'gen,
Für dieſen Sieg werden wir bezahlet werden.“
Minaya Alvar Fanez iſt dazu gekommen,
Er trägt den Schild am Hals und ganz zerſtoßen,
2460 Um die Lanzenſtöße macht er ſich keine Sorge;
Die, welche ſie ihm gaben, die hatten ihn nicht getroffen,
Vom Elnbogen herab tröpfelte ihm das Blut.
Ungefähr ihrer XX hat er Moren getödtet,

V. 2436. Tizon (der Feuerbrand) das andere berühmte Schwert des Cid. — Nach dem Romancero, Romanze Encontrando se ha el buen Cid; (bei Depping Nr. 107) entkommt der More, mit einer Wunde im Rücken, auf ſein Schiff, und der Cid gewinnt nur deſſen Schwert.

V. 2445. Hier wieder la cara froncida. S. die Anm. zu V. 1752. Der Almofar war ein Theil des Panzers, der über den Kopf gehängt wurde.

Von allen Seiten kommen ſeine Vaſallen,
„Dank ſei Gott und dem Vater der droben weilet,
Und Euch Cid, der Ihr zu guter Stunde geboren!
Ihr tödtetet den Bucar und wir erſtürmten das Lager
Alle jene Güter ſind Euer und Eurer Vaſallen,
Und Eure Schwiegerſöhne haben ſich hier verſucht.
Geſättigt zu kämpfen mit Moren in dem Felde.“
Es ſprach mein Cid, „Ich bin damit bezahlt,
Sind ſie jetzt gut, ſie werden in Zukunft rühmlich ſein.“
Gut meinte es der Cid, ſie aber nahmen es übel.
Alle Beute ward nach Valencia gebracht,
Freudig iſt mein Cid mit allen ſeinen Gefährten,
Denn auf einen Antheil fielen ſechshundert Mark Silber.
Die Schwiegerſöhne des Cid, als ſie dieſe Habe nahmen,
Aus dieſem Kampfe, daß ſie ſie nur ſicher haben,
Sie meinten, daß in ihren Tagen ſie niemals Mangel litten,
Sie wurden in Valencia gar wohl ausgeſchmückt:
Schmackhafte Speiſen, gute Pelze und gute Mäntel.
Sehr heiter ſind mein Cid und ſeine Vaſallen.
Groß war an dem Tage der Hof des Campeador,
Seit in jener Schlacht ſie ſiegten und er den König Bucar erſchlug.
Er hob die Hand und griff ſich an den Bart.
„Dank ſei Chriſtus, der der Herr der Welt iſt,
Da ich ſehe, wonach mich gelüſtete,
Daß mit mir im Felde kämpften meine beiden Schwiegerſöhne,
Gute Botſchaft wird von ihnen gehn nach Carrion
Wie ſie geehrt ſind und wird Euch ſehr nützen;
Herrlich iſt die Beute, die Alle gewonnen haben,
Das Eine iſt unſer, das Andre haben ſie ſicher.“
Es befahl mein Cid der zu guter Stunde geboren
Von dieſer Schlacht die ſie gewonnen,
Daß Alle nähmen ihr gezähltes Anrecht,
Daß ſein Fünftel nicht werde vergeſſen.
Alſo machten es Alle, denn ſo waren ſie einig.

V. 2465—2470. Worte der Krieger des Cid.
V. 2486—92. Rede des Cid.

Als Fünftel fielen zu dem Cid ſechshundert Roſſe
Und andre Laſtthiere und viele Kameele;
2500 So viel ſind deren, daß man ſie nicht zählen kann.
Alle dieſe Beute machte der Campeador,
„Dank ſei Gott, der der Herr der Welt iſt!
Früher war' ich in Nöthen, jetzt aber bin ich reich
Denn ich habe Gut und Land und Gold und Ehre.
2505 Und meine Schwiegerſöhne ſind Infanten von Carrion.
Ich ſiege in den Kämpfen, wie es dem Schöpfer gefällt.
Moren und Chriſten haben große Furcht vor mir,
Da drinnen in Marruecos oder den Moſcheen ſind ſie
Die vor meinem Angriff wohl haben einige Angſt.
2510 Sie fürchten ihn, ich denke nicht daran,
Nicht werd ich ſie ſuchen gehn, in Valencia werd ich ſeyn.
Sie werden Tribut mir geben mit des Schöpfers Hülfe,
Daß ſie mir zahlen oder hier, das würde mir gefallen.“
Groß iſt die Luſt in Valencia mit meinem Cid dem Campeador
2515 Von allen ſeinen Genoſſen und allen ſeinen Vaſallen
Groß iſt die Luſt ſeiner beiden Schwiegerſöhne,
Ueber jene Schlacht, die ſie von Herzen kämpften;
Fünftauſend Mark Gewinn machten die Beiden;
Für ſehr reich halten ſich die Infanten von Carrion,
2520 Sie kamen mit den Andern an den Hof,
Da iſt bei meinem Cid der Biſchof Don Hieronymo,
Der gute Alvar Fanez ein ritterlicher Held
Und viele Andere ſo erzog der Campeador.
Als nun eintraten die Infanten von Carrion
2525 Empfing Minaya ſie für meinen Cid den Campeador.
„Ei kommt hieher, Ihr Vettern, wir ſchätzen Euch gar hoch!“
Als ſie dann näher kamen, freut ſich der Campeador:
„Seht hier Schwiegerſöhne, meine edle Gattin
Und meine beiden Töchter Don' Elvira und Donna Sol;
2530 Innig umarmen ſie Euch und bedienen Euch von Herzen.

V. 2502—14. Ebenſo.
V. 2526. Gruß des Minaya.
V. 2528—35. Rede des Cid.

Wir beſiegten die Moren im Felde und erſchlugen
Jenen König Bucar, den erwieſenen Verräther.
Dank ſei Sancta Maria der Mutter unſeres Herrn und Gottes!
Von Eurer Ehe werdet Ihr Ehre haben.
2535 Gute Botſchaft wird nach dem Lande Carrion gehn."
Zu dieſen Worten ſprach Fernan Gonzalez:
„Dank dem Schöpfer und Euch, geehrter Cid.
Wir beſitzen ſoviel Habe, daß ſie nicht zu zählen iſt;
Durch Euch haben wir Ehre und haben wir gekämpft:
2540 Denket an das Andre, denn das Unſre haben wir ſicher."
Lächelnd ſetzen ſich die Vaſallen meines Cid;
Wer kämpfte beſſer oder wer war bei der Verfolgung.
Sie redeten nicht mehr mit Diego und Fernando
Wegen jener Späße, die ſie brachten vor,
2545 Bei Nacht wie bei Tage ſie ſo böſe tadelnd.
Gar ſchlecht beriethen ſich jene beiden Infanten.
Beide gehen bei Seite, ſie ſind wirklich Brüder,
Aus dem, was ſie ſprachen, machen wir kein Geheimniß.
„Gehn wir nach Carrion, hier weilen wir zu lange.
2550 Die Habe, die wir beſitzen, iſt gar groß und prächtig;
So lange wir am Leben ſind, können wir ſie nicht verzehren.
Verlangen wir unſ're Frauen vom Cid Campeador.
Sagen wir, daß wir ſie führen nach dem Lande Carrion;
Wir müſſen ſie unterrichten, wo die Erbgüter ſind,
2555 Wir wollen ſie aus Valencia nehmen aus der Macht des Campeador,
Darauf unterweges thun wir nach unſ'rer Luſt,
Eh' ſie uns wieder vorhalten, was geſchah mit dem Löwen.
Wir ſind von Natur von den Grafen von Carrion.
Wir werden große Habe bringen, Habe von reichem Werth;
2560 Verhöhnen wollen wir die Töchter des Campeador:
Durch dieſe Habe werden wir ſtets reiche Männer ſeyn.
Heirathen können wir Töchter von Königen oder von Kaiſern,
Denn von Natur ſind wir von den Grafen von Carrion.
So wollen wir alſo verhöhnen die Töchter des Campeador,
2565 Ehe ſie uns wieder vorhalten, was geſchah mit dem Löwen."

V. 2549—65. Geſpräch der Infanten von Carrion.

Mit dieſem Rathſchluß ſind ſie Beide zurückgekehrt.
Es ſprach Feran Gonzalez und machte ſchweigen den Hof:
„So Euch der Schöpfer helfe, Cid Campeador!
Wenn es Donna Ximena gefällt und Euch zuerſt,
2570 Und dem Minaya Alvar Fanez und Allen die hier ſind;
Gebt uns unſere Frauen, die wir zum Segen haben,
Wir wollen ſie führen nach unſrem Lande Carrion,
Wir wollen ſie einſetzen in die Schlöſſer,
Die wir als Wittwenſitz und zur Ehre ihnen geben;
2575 Es werden Eure Töchter ſehen, was wir beſitzen,
Und was zufallen wird den Söhnen, die wir bekommen.“
Es ſprach der Campeador: „Ich gebe Euch meine Töchter und von dem Meinigen.“
— Der Cid, dem es nicht einfiel alſo verhöhnt zu werden —
„Ihr gabt ihnen Villen und Güter als Brautgeld im Lande von Carrion,
2580 Ich will ihnen geben als Mitgift dreitauſend Mark Silber,
Euch aber Maulthier' und Zelter recht ſtattlich wie ſich's gehört,
Und Roſſe zum Reiten ſtark und gute Renner
Und viele Gewänder von Tuch und von Ciclatonen.
Zwei Schwerter will ich Euch geben, Colada und Tizon,
2585 Wohl wißt Ihr, daß ich ſie gewann als freier Mann;
Meine Söhne ſeid Ihr Beide, wann ich Euch meine Töchter gebe,
So nehmet Ihr mir die Haut des Herzens.
Wiſſen ſoll man in Galizien, in Caſtilien und in Leon
Mit welchem Reichthum ich meine beiden Schwiegerſöhne ſende.

V. 2571. die wir zum Segen haben; im Original: que abemos a bendiciones; ich habe es wörtlich überſetzt, die Bedeutung iſt aber wohl „mit denen wir kirchlich eingeſegnet, d. h. die unſere rechtmäßigen Frauen ſind.

V. 2583. Ciclatonen. — Ciclaton, Ciclatones, hat zwiefache Bedeutung, einmal einen gewiſſen Stoff, dann das Gewand, das vorzugsweiſe aus demſelben verfertigt wurde; hier bezeichnet es das Erſtere, einen ſehr koſtbaren Stoff, der aus dem Oriente bezogen und überall im Mittelalter ſehr geſchätzt wurde. So z. B. wird ſeiner im altfranzöſiſchen Roman Partenopex de Blois von einem unbekannten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, Erwähnung gethan bei der Aufzählung der koſtbaren und ſeltenen Dinge, die aus dem Morgenlande kommen. Hier heißt es:

Par là li poile Alexandrin
Vienent et li bon siglaton
Li melequin et li mangon u. ſ. w.

Das Kleidungsſtück, das daraus verfertigt wurde, war ein Gewand, das den ganzen Körper bedeckte und von beiden Geſchlechtern getragen wurde.

Bewahret meine Töchter, die Euere Frauen ſind;
Wenn Ihr ſie wohl beſchützet, werd' ich Euch gut belohnen."
Verſprochen haben es ihm die Infanten von Carrion.
Sie erhalten nun die Töchter des Campeador:
Und empfangen alsbald, was ihnen ſandte der Cid.
Als ſie befriedigt ſind nach ihrer ganzen Luſt,
Befehlen aufzupacken die Infanten von Carrion.
Groß iſt die Neuigkeit in Valencia der großen.
Alle nehmen Waffen und reiten mit Kraft,
Damit ſie begleiten die Töchter des Campeador nach dem Lande Carrion,
Sie wollen reiten und nehmen Abſchied nun.
Die beiden Schweſtern Don' Elvira und Donna Sol,
Sie bogen die Kniee vor dem Cid Campeador.
„Um Gnade bitten wir, Vater, ſo Euch der Schöpfer helfe
Ihr habt uns erzeugt, unſ're Mutter hat uns geboren,
Für uns ſeid Ihr Gebieter, Herrin und Herr,
Jetzt ſendet Ihr uns nach dem Lande Carrion.
Unſre Pflicht iſt zu thun, was Ihr uns befehlt,
Darum bitten wir Euch Beide um Eure Gnade,
Daß Ihr habet Euere Botſchaft in dem Lande Carrion."
Es umarmte ſie mein Cid und begrüßte ſie Beide,
Er that dieſes, die Mutter verdoppelte es.
„Ziehet Töchter, von hinnen, es ſteh' Euch bei der Schöpfer!
Von mir und Euerem Vater wohl habt Ihr unſ're Erlaubniß.
Geht nach Carrion, wo Ihr Erbgüter habt.
Wie ich glaube, hab' ich Euch gut vermählt."
Dem Vater und der Mutter küßten ſie die Hände,
Beide ſegneten ſie, gaben ihnen ihre Gnade.
Mein Cid und die Andern ſchickten ſich an zu reiten,
Mit großem Schmucke der Roſſe und der Waffen.
Nun verlaſſen die Infanten Valencia die berühmte,

V. 2603 – 09. Rede der Töchter des Cid.

V. 2610. begrüßte ſie, saludo las; saludar wird im Gedicht immer in der Bedeutung von küſſen gebraucht, als Zeichen innigſter Begrüßung.

V. 2612 – 15. Rede der Donna Ximena.

V. 2620. Valencia la clara.

Abſchied nehmend von den Frauen und allen ihren Genoſſen;
Durch die Huerta von Valencia ritten ſie die Waffen haltend.
Heiter zieht mein Cid mit allen ſeinen Gefährten.
Er ſah in den Vorzeichen, der zu guter Stunde gürtete das Schwert,
Daß dieſe Ehen nicht ſeyn würden ohne Flecken.
Nicht kann er es bereuen, daß Beide er vermählte.
„Wo biſt Du mein Neffe, Du Felez Munoz
Du biſt Vetter meiner beiden Töchter von Seele und Herzen,
Ich trage Dir auf, mit ihnen zu gehn bis nach Carrion,
Du wirſt die Güter ſehn, die meinen Töchtern gegeben ſind;
Mit dieſen Nachrichten kehrſt Du zum Campeador."
Es ſprach Felez Munoz: „Das gefällt mir von Seel und Herzen!"
Minaya Alvar Fanez ſtellte ſich vor meinen Cid:
„Kehren wir, Cid, nach Valencia der Großen!
Wenn es Gott gefällt und dem Vater Schöpfer,
Werden wir ſie beſuchen im Lande Carrion,
Gott empfehlen wir Euch Don' Elvira und Donna Sol!
Thuet ſolche Dinge, daß Freude dadurch uns wird."
Es erwiederten die Schwiegerſöhne: „Alſo gebe es Gott!"
Groß waren die Schmerzen bei der Trennung,
Der Vater und die Töchter weinen von Herzen,
Solches thaten auch die Ritter des Campeador.
„Höre, Vetter, Du Felez Munoz!
Durch Molina zieht Ihr, eine Nacht dort ruht Ihr:
Grüßet meinen Freund den Moren Abengalvon;
Er empfange meine Schwiegerſöhne ſo gut wie er nur kann,
Sag' ihm, ich ſende meine Töchter nach dem Lande Carrion;
Was ſie brauchen, deß ſollen ſie ſich nach Luſt bedienen.
Von da begleit' er ſie nach Medina, mir zu Liebe,
Was er für ſie wird thun, belohn' ich reichlich ihm."
Wie der Nagel vom Fleiſch, ſo haben ſie ſich getrennt;
Es kehrte nach Valencia, der zu guter Stunde geboren.
Es machten ſich auf den Weg die Infanten von Carrion.

V. 2622. d. h. mit blanken Waffen, ein ehrenvolles Geleite gebend.
V. 2627—31. Rede des Cid.
V. 2643—50. Rede des Cid.

In Sancta Maria d'Albarracin ruhten ſie aus.
Es reiten ſoviel ſie können die Infanten von Carrion,
Nun ſind ſie in Molina bei dem Moren Abengalvon.
Als es der More erfuhr, gefiel es ihm von Herzen;
Er ging ſie zu empfangen mit gar großer Freude.
Gott, wie bedient er ſie gut, ganz nach ihrer Luſt!
Am andern Morgen früh ritt er mit ihnen fort;
Mit zweihundert Rittern befahl er ſie zu begleiten;
Sie überſtiegen die Berge, die da heißen von Luzon,
Den Töchtern des Cid gab der More ſeine Geſchenke:
Gute geſunde Pferde den Infanten von Carrion.
Sie überſtiegen Arburuelo und kamen nach Salon
Was man nennt die Anſarera, da haben ſie geraſtet.
Dies Alles that ihnen der More aus Liebe zum Cid Campeador.
Sie ſehen den Reichthum, den der More führte,
Beide Brüder beriethen mit einander Verrath.
„Da wir doch verlaſſen wollen die Töchter des Campeador,
Wenn wir tödten könnten den Moren Abengalvon,
Der Reichthum, den er hat, fiele dann ganz uns zu.
Wir hätten ihn eben ſo ſicher, wie den von Carrion.
Nie würde bekommen Recht von uns der Cid Campeador."
Als dieſe Falſchheit ſagten die von Carrion
Ein More, der Latein verſtand, der hörte Alles wohl,
Er machet kein Geheimniß, ſagt' es Abengalvon:
„Acaiaz, hüte Dich vor dieſen, denn Du biſt mein Herr,
Deinen Tod hört' ich berathen von den Infanten von Carrion."
Der More Abengalvon war ein ſehr tapf'rer Mann.
Mit zweihundert, die er hatte, ritt er des Weges fort;
Er führte Waffen und zeigte ſich vor den Infanten.
Was der More ſagte, gefällt nicht den Infanten:
„Sagt mir, was Ihr thatet, Infanten von Carrion!

V. 2670—74. Rede der Infanten von Carrion.

V. 2676. Ein More, der Latein verſtand; im Original Un Moro Latinado. Unter Latein iſt hier das verderbte Lateiniſch, das ſogenannte Romance, aus dem ſich ſpäter das Spaniſche geſtaltete und welches man zu den Zeiten des Cid noch ſprach, gemeint.

V. 2578—79. Rede des Moren. Acaiaz, ein arabiſches Wort, ſoviel wie Herr, Gebieter.

2683 Ich diente Euch ohne Falſch,
Und Ihr beriethet meinen Tod.
Wenn ich es nicht ließe wegen meines Cid's von Bibar,
Würd' ich ſolch Ding' Euch thun, daß durch die Welt es klänge,
Und brächte gleich ſeine Töchter dem edeln Campeador:
2690 Nie aber würdet Ihr einziehn in Carrion;
Ich trenne mich hier von Euch als von Böſen und Verräthern.
Ich gehe mit Eurer Erlaubniß Don' Elvira und Donna Sol!
Wenig ſchätze ich die Kunde von denen von Carrion.
Gott geb' und füge es, der der Herr iſt der ganzen Welt,
2695 Daß dieſe Heirath gefalle dem Campeador!"
Solches hat er geſprochen, dann kehrte der More um,
Sie führten die Waffen, als bei Salon ſie überſtiegen,
Ganz verſtändig kehrte er nach Molina zurück.
Es brachen auf von der Anſarera die Infanten von Carrion,
2700 Sie beſchließen zu reiſen bei Tage und bei Nacht.
Zur Linken laſſen ſie Atineza, eine ſehr hohe Kuppe,
Die Sierra von Miedes überſteigen ſie alsdann.
Ueber die hellen Berge ritten ſie in Eil,
Zur Linken laſſen ſie Griza, das Alamos bevölkerte,
2705 Dort iſt Canas, wo er Elpha einſchloß.
Zur Rechten laſſen ſie Santeſteban, das weithin liegt,
Gekommen ſind die Infanten nach dem Eichenwald von Corpes.
Die Berge ſind hoch, die Aeſte wachſen in die Wolken,
Und die reißenden Thiere ſtreifen rings herum.
2710 Sie fanden ein Baumſtück mit einer klaren Quelle,
Das Zelt befahlen aufzuſchlagen die Infanten von Carrion.
Mit Allen, die bei ihnen, lagern ſie dort die Nacht,
Mit ihren Frauen in den Armen, beweiſen ihnen Liebe.
Schlecht ſorgten ſie für ſie, als die Sonne aufging,
2715 Sie hießen bepacken die Saumthiere mit der großen Habe;
Genommen ward das Zelt, in dem ſie übernachtet,

V. 2707. Von Tormes, Torpes nennt dieſen Eichenwald die Romanze De concierto estan los condes (im Romancero Nr. 52, bei Depping Nr 108, bei Ochoa Nr. 44, S. 185, jedoch hier ſehr abgekürzt), welche die Mishandlungen der Töchter und deren nächſte Folgen, indeſſen bei Weitem nicht ſo ausführlich, wie unſer Gedicht erzählt.

Vorausgezogen waren die von der Dienerſchaft,
Alſo befahlen es die Infanten von Carrion,
Daß Niemand alldort bleibe, weder Frau noch Mann,
2720 Als nur ihre beiden Gattinnen Don' Elvira und Donna Sol.
Sie wollten ſich mit ihnen vergnügen nach ihrer Luſt.
Alle waren fort, die IIII allein noch da.
Auf ſo Böſes ſannen die Infanten von Carrion,
„Wohl müßt Ihr es glauben Don Elvira und Donna Sol,
2725 Hier werdet Ihr mishandelt in dieſen wilden Bergen;
Wir ziehen heut weiter, Ihr werdet von uns verlaſſen,
Nicht ſollt Ihr Antheil haben am Lande von Carrion,
Dieſe Botſchaft wird gehn an den Cid Campeador,
Wir nehmen dieſe Rache für die des Löwen.“
2730 Sie nehmen ihnen die Mäntel ab und die Pelzgewande;
Sie halten ſie feſt in Leibchen und in Hemden und Ciclatonen:
Sie ſind bereit fortzureiſen die ſchändlichen Verräther.
Sie nehmen in die Hand die feſten und harten Gurte,
Als dieſes ſahn die Frauen, da hub an Donna Sol:
2735 „Um Gott bitten wir Euch, Don Diego und Don Ferrando,
Zwei Schwerter habt Ihr, die ſtark ſind und ſcharf;
Das Eine heißt Colada, das Andere Tizon,
Haut uns die Köpfe ab, dann werden wir Märtyrer ſeyn;
Moren und Chriſten werden die Meinung theilen,
2740 Daß für das, was wir verdienen, wir es nicht nehmen.
So ſchlechtes Beiſpiel übt nicht an uns aus,
Werden wir geſchlagen, ſo erniedrigt Ihr Euch:
Sie müſſen es verwerfen vor Gerichten oder an Höfen.“
Was die Frauen fordern, bringt ihnen keinen Nutzen.
2745 Die Infanten von Carrion beginnen ſie zu ſchlagen,
Mit den geſchmeidigen Gurten peitſchen ſie ſie ohn Erbarmen;
Mit den ſpitzigen Sporen, zu ihrer großen Pein;
Beiden zerfetzten ſie die Hemden und den Leib.
Es fließt das klare Blut hinab auf die Ciclatonen,

V. 2724 — 29. Rede der Infanten von Carrion.

V. 2743. Vor Gerichten und an Höfen, en vistas o en cortes. — Vista war das Gericht des Einzelrichters; junta der höhere Gerichtshof, corte das Landesgericht, das der König hielt, die corte real, cour royale.

Und ſie fühlen es im Innerſten des Herzens.
Welch ein Glück wäre das, ſo es dem Schöpfer gefiele,
Wenn alsbald ſich zeigte der Cid Campeador!
Sie haben ſie ſo gepeitſcht, weil ohne Schutz ſie ſind,
Blutig ihre Hemden und die Cielatonen;
Beide ſind vom Schlagen müde geworden.
Sie haben verſucht, wer die beſten Hiebe giebt.
Sprachlos ſind geworden Don' Elvira und Donna Sol,
Sie ließen als todt ſie zurück im Eichenwalde von Corpes;
Nahmen ihnen die Mäntel und die Pelze von Hermelin,
Aber ließen ſie betrübt in Untergewänden und Hemden,
Den Vögeln des Berges, den wilden, reißenden Thieren.
Für todt ließen ſie ſie da, wiſſet, nicht als lebendig.
Welch Glück wär's, wenn ſich jetzt zeigte der Cid Campeador!
Die Infanten von Carrion im Eichenwalde von Corpes,
Ließen als todt ſie zurück,
Weil die Eine zur Andern Nichts ſagte.
Ueber die Berge zogen ſie fort, ſie prieſen ſich Beide.
„Für unſ're Heirath ſind wir jetzt gerächt;
Wir ſollten ſie nicht nehmen zu Beiſchläferinnen,
Wären wir nicht aufgefordert worden;
Denn unſeres Gleichen waren ſie nicht dem Stande nach;
Die Schande mit dem Löwen wird alſo gerächt."
So ritten fort ſich lobend die Infanten von Carrion.
Jetzt will ich Euch aber ſagen von jenem Felez Munoz,
Neffe war er des Cid Campeador;
Sie hatten ihn vorausgeſandt, nicht war's mit ſeinem Willen.
Auf der Bahn, die er ritt, that das Herz ihm weh.
Von Allen Andern macht' er ſich bei Seite;
Auf einen hohen Berg begab ſich Felez Munoz,
Bis er kommen ſähe ſeine Muhmen beide.
O, was haben gethan die Infanten von Carrion!

V. 2768—72. Rede der Infanten.

V. 2774. Nach der zu V. 2708 angeführten Romanze war es nicht Felez Munoz, ſondern Ordonno, der ſie rettete. — Die Romanze behandelt den ganzen Vorgang weit ſentimentaler und lange nicht mit der rührenden anſchaulichen Einfachheit, wie das Gedicht.

Er ſah ſie kommen und hörte ein Geſpräch.
Sie ſahn ihn nicht und wußten Nichts von ihm.
Wißt, hätten ſie ihn geſehn, wär' er dem Tod nicht entgangen.
Es reiten die Infanten in voller Haſt vorbei.
Nach ihrer Spur wandte ſich Felez Munoz.
Er fand ſeine Muhmen in tiefer Ohnmacht Beide.
Rufend: Muhmen! Muhmen! ſtieg er ſogleich vom Roß.
Er ließ dem Roß die Zügel und eilte auf ſie zu.
„O Muhmen, meine Muhmen, Don' Elvira und Donna Sol!
Schlecht haben ſich benommen die Infanten von Carrion.
Gefall' es Gott und Sancta Maria, daß ſie ſchlechten Lohn davon haben!"
Er eilt herbei, ſie Beide los zu machen.
Sie ſind ſo erſchüttert, daß ſie Nichts ſagen können.
Es löſte ſich ihnen die Haut im Innerſten der Herzen.
„Muhmen! Muhmen!" rief er Don' Elvira und Donna Sol —
„Kommet zu Euch Muhmen, um der Liebe des Schöpfers willen!
Denn es iſt der Tag ſo weit, daß bald ſich naht die Nacht;
Daß uns nicht die reißenden Thiere freſſen auf dieſem Berge."
Zu ſich kommen wieder Don' Elvira und Donna Sol;
Sie öffneten die Augen und ſahen Felez Munoz.
„Strengt Euch an, o Muhmen, um der Liebe des Schöpfers willen,
Daß nicht mich hier finden die Infanten von Carrion.
Mit großer Eile werde ich geſucht.
Wenn uns Gott nicht hilft, müſſen wir hier ſterben."
Mit großem Schmerze ſprach Donna Sol:
„Wenn es um Euch verdient, mein Vetter, unſer Vater der Campeador,
Schaffet uns Waſſer, ſo Euch der Schöpfer helfe."
Mit einem Hute den Felez Muno trägt,
Neu war er und friſch, er nahm ihn mit aus Valencia,
Schöpft er Waſſer und gab es ſeinen Muhmen.
Sie ſind ſehr elend und Beide erquickte es.
So lange bat er ſie, bis er ſie hinſetzte.
Er ermuthigte ſie und machte ſie beherzt,
Bis ſie Kraft gewannen und er Beide nahm
Und ſie raſch ſchwang auf das Roß;
Mit ſeinem Mantel deckte er Beide zu.

Er nahm das Roß bei dem Zügel und führte gleich ſie fort.
Alle drei allein durch den Eichenwald von Corpes.
2820 Zwiſchen Tag und Nacht ſtiegen ſie von den Bergen.
An die Waſſer des Duero ſind ſie gekommen,
In dem Thurme von Don' Urraca ließ er ſie.
Nach Santeſteban ging Felez Munoz:
Er ſprach zu Diego Tellez, der des Alvar Fanez war;
2825 Als der das hörte, grämt' es ihn von Herzen,
Maulthiere nahm er und koſtbare Kleider,
Er ging zu empfangen Don' Elvira und Donna Sol.
Drinnen nach Santeſteban brachte er ſie;
So gut er's nur vermochte, ehrte er ſie.
2830 Die von Santeſteban ſind immer verſtändig:
Als ſie es erfuhren, that es ihnen herzlich Leid;
Den Töchtern des Cid erwieſen ſie ſich hülfreich;
Dort verweilten dieſe, bis hergeſtellt ſie waren.
Verwünſcht ſeien die Infanten von Carrion!
2835 Schwer laſtet es auf dem Herzen dem guten König Don Alfonſo.
Jene Botſchafter gehn nach Valencia der Großen.
Als ſie es ſagen meinem Cid dem Campeador,
Eine große Stunde ſann er und überlegte;
Er hob ſeine Hand und faßte ſeinen Bart.
2840 „Dank ſei Chriſtus, der der Herr der Welt iſt!
Wenn mir ſolche Ehre gethan haben die Infanten von Carrion,
Bei dieſem Barte, den Keiner raufte!
So werden ſie nicht genießen die Infanten von Carrion.
Denn meinen Töchtern hab' ich ſie wohl vermählt.“
2845 Es drückte meinen Cid und ſeinen ganzen Hof.
Und Alvar Fanez von Seel' und Herzen.
Es ritt Minaya mit Pero Bermuez
Und Martin Antolinez, der wackere Burgaleſe,
Mit zweihundert Rittern, die mein Cid ſandte.
2850 Er ſagte ihnen ernſtlich, daß ſie zögen Tag und Nacht,
Und ſeine Töchter brächten nach Valencia der Großen.
Nicht verzögern ſie ihres Herrn Befehl;

V. 2840 — 44. Rede des Cid.

Eilig reiten ſie am Tage und die Nacht hindurch.
Sie kamen nach Santeſteban de Gormaz, einem feſten Schloß,
Hier herbergten ſie in Wahrheit eine Nacht.
Nach Santeſteban gelangte die Botſchaft,
Daß Minaya käme wegen ſeiner beiden Muhmen.
Die Männer von Eſteban nach Art von edeln Leuten,
Empfangen Minaya und alle ſeine Mannen;
Sie bieten Minaya in dieſer Nacht große Ehren an.
Er wollte ſie nicht empfangen, doch dankt' er ihnen gar ſehr:
„Dank Ihr Herrn von Santeſteban, die Ihr Kenner ſeid,
Für dieſe Ehre, die Ihr erzeigtet dem, der uns erwählt;
Sehr dankt es Euch da, wo er weilt mein Cid
Und ſo thu' ich, der ich hier bin;
Möge Euch Gott vom Himmel gewähren reichen Lohn!“
Alle dankten ihm und die Seinen ſind zufrieden.
Sie entfernten ſich, um auszuruhn die Nacht.
Minaya geht zu ſehn ſeine Muhmen, wo ſie ſind.
Auf ihn heften die Augen Don' Elvira und Donna Sol.
„Wir danken Euch ſo ſehr, als ob wir den Schöpfer ſähen,
Und danket Ihr ihm dafür, daß wir noch lebend ſind.
In den Tagen der Muſſe werden wir unſern ganzen Groll zu erzählen wiſſen.“
Es weinten mit den Augen die Frauen und Alvar Fanez,
Und Pero Bermuez macht' es ebenſo.
„Don' Elvira und Donna Sol quälet Euch nicht,
Da Ihr geſund und lebend ſeid und ohne andres Uebel.
Eine gute Heirath verlort Ihr, eine beſſere könnt Ihr gewinnen.
O ſähen wir den Tag, wo wir Euch rächen können!“
Hier bleiben ſie die Nacht und freuen ſich gar ſehr.
Am andern Tage früh gedenken ſie zu reiten.
Die von Santeſteban geben ihnen Geleite,
Bis Rio Damor geben ſie ihnen Troſt.
Abſchied nehmen ſie dort, gedenken umzukehren,
Und Minaya mit den Frauen gradaus weiter zog.
Sie überſtiegen Alcoceba, rechts von Santeſteban de Gormaz,
Was man nennt des Königs Furt, allda raſteten ſie;
Im Hauſe von Berlanga haben Herberg ſie genommen.

Am andern Tage Morgens brachen ſie wieder auf,
Was man nennt Medina, da haben ſie übernachtet;
Und von Medina nach Molina ziehn ſie am nächſten Tage.
Dem Moren Abengalvon gefällt es recht von Herzen;
Er ging ſie zu empfangen aus gutem, freiem Willen,
Aus Liebe zu meinem Cid gab er ihnen reiches Nachtmahl.
Von dannen nach Valencia ziehn ſie nun graden Weges;
Zu ihm, der zu guter Stunde geboren, kam die Botſchaft.
Eilig reitet er hinaus, ſie zu empfangen.
Er führte Waffen und freute ſich gar ſehr.
Mein Cid umarmte ſeine beiden Töchter;
Sie Beide küſſend fing er an zu lächeln:
„Kommt, meine Töchter, behüt' Euch Gott vor Böſem!
Ich nahm die Heirath an und wagte nicht dem (König) zu ſagen.
Es gefalle dem Schöpfer, der im Himmel weilt,
Daß ich in Zukunft Euch beſſer vermählet ſehe!
Möge Gott mich es rächen laſſen an den Schwiegerſöhnen von Carrion.“
Es küßten die Töchter ihrem Vater die Hände.
Sie zogen die Waffen führend, ſie ritten in die Stadt.
Es freute ſich ſehr mit ihnen Donna Ximena ihre Mutter.
Der zu guter Stunde geboren, der wünſchte nicht zu zögern;
Mit den Seinen ſprach er im Geheimen,
Zum Könige Alfonſo von Caſtilien wollt' er ſenden:
„Wo biſt du, Muno Guſtioz, mein wackerer Vaſall?
Zur guten Stund' erzog ich dich an meinem Hofe:
Du bringſt die Botſchaft nach Caſtilien zum Könige Alfonſo:
Für mich küſſ' ihm die Hände von Seele und von Herzen.
Wie ich bin ſein Vaſall und er iſt mein Herr.
Die Schmach, ſo mir angethan die Infanten von Carrion,
Sie drücke den guten König von Seele und von Herzen.
Er vermählte meine Töchter, denn nicht gab ich ſie ihnen.

V. 2871 – 73. Rede der Töchter des Cid.

V. 2876 — 79. Erwiederung des Alvar Fanez.

V. 2898. d. h. er holte ſie feierlich ein.

V. 2902. Im Original: Ilyo tomé el casamiento, mas non osé dir al. Hier muß unbedingt rey ſupplirt werden.

2920 Nun da ſie ſie verlaſſen haben zu gar großem Schimpf,
Wenn irgend Schmach daraus erwächſet gegen uns,
Die kleine wie die große, alle iſt meines Herrn.
Sie haben mir großes Gut und herrliches genommen,
Das kann wohl auf mir laſten mit der anderen Schmach.
2925 Er führe mir ſie vor Viſtas, vor Juntas oder Cortes,
Daß mein Recht mir werde an den Infanten von Carrion;
Denn gar groß iſt der Zorn drinnen in meinem Herzen.“
Muno Guſtioz ritt in Eile,
Mit den beiden Rittern die ihn nach ſeiner Luſt bedienen,
2930 Und mit den Knappen, die zur Dienerſchaft gehören.
Sie ziehen aus Valencia, reiten ſo raſch ſie können,
Sie gönnen ſich keine Raſt bei Tage wie bei Nacht.
Den König redet er alſo an in Santfagunt.
„Du biſt König von Caſtilien und König von Leon,
2935 Und zu Aſturien wohl zu San Salvador,
Bis drinnen in Santiaguo biſt du von Allem Herr.
Jene Galiziſchen Grafen halten ihn als Herrn.“
Wie nun vom Pferde ſteigt jener Muno Guſtioz,
Warf er ſich vor den Heiligen hin und betete zum Schöpfer;
2910 Dann ging er nach dem Pallaſte, wo der Hof verweilte,
Mit den beiden Rittern, welche als Herrn ihn betrachten.
Als ſie nun traten in die Mitte des Hofes,
Sah ſie der König und erkannte Muno Guſtioz.
Es ſtand der König auf und empfing ſie gar wohl,
2945 Vor dem König beugte die Kniee jener Muno Guſtioz
Die Füße küßte ihm jener Muno Guſtioz:
„Gnade König, ſie nennen Euch Herr von großen Reichen.
Die Hände und die Füße küßt Euch der Campeador,
Er iſt Euer Vaſall und Ihr ſeid ſein Herr!
2950 Ihr vermähltet ſeine Töchter mit Infanten von Carrion,
Prächtig war die Hochzeit, denn Ihr wünſchtet es;

V. 2925. S. die Anmerkung zu V. 2743.

V. 2934—37. Wahrſcheinlich will der Dichter damit angeben, was Muno Guſtioz dem Könige zu ſagen gedenkt.

V. 2945—63. Wirkliche Rede des Muno Guſtioz an den König.

Wiſſet nun die Ehre, die uns iſt widerfahren,
Wie uns beleidigt haben die Infanten von Carrion:
Sie peitſchten die Töchter meines Cid Campeador:
2955 Gepeitſcht und entblößt zu großer Schmach,
Hülflos ließen ſie ſie im Eichenwald von Corpes,
Den reißenden Thieren und den Vögeln des Berges.
Seht ſeine Töchter in Valencia, wo ſie ſind;
Darum küß' ich Euch die Hände, wie ein Vaſall ſeinem Herrn,
2960 Daß Ihr ſie fordert vor Viſtas, vor Juntas oder vor Cortes.
Er hält ſich für entehrt, aber Euere (Schmach) iſt noch größer,
Und daß es Euch drücke, o König, wie Ihr ein Wiſſender ſeid,
Daß meinem Cid Recht werde an Infanten von Carrion."
Eine lange Stunde ſchwieg und überlegte der König.
2965 „Wahrheit ſag' ich Dir, daß es mich drückt von Herzen,
Und Wahrheit ſagſt Du in dieſem, Du Muno Guſtioz.
Denn ſeine Töchter vermählt' ich mit Infanten von Carrion.
Ich that's in guter Abſicht, daß es ihm zum Beſten ſei.
Heute wünſch' ich, es wäre die Heirath nicht vollzogen;
2970 Zwiſchen mir und meinem Cid drückt es uns von Herzen.
Ihm beizuſtehn hat er Recht, ſo helfe der Schöpfer!
Was ich nicht meinte zu thun dieſe ganze Zeit;
Es ſollen meine Boten gehn durch mein ganzes Reich,
Sollen laden meinen Hof, drinnen nach Toledo,
2975 Daß mir dahin gehn Grafen und Edelleute.
Ich werde befehlen, daß dahin gehn Infanten von Carrion,
Und daß ſie Recht erweiſen meinem Cid dem Campeador,
Und keine Tücke geſchehe, wenn ich es kann verwehren.
Sagt dem Campeador, der zu guter Stunde geboren,
2980 Daß von jetzt in ſieben Wochen er ſich rüſte mit ſeinen Vaſallen.
Und mir nach Toledo komme, das geb' ich ihm als Friſt.

V. 2961. Im Original: Tienes' por desondrado, ma la vuestra es maior. Hier muß nach vuestra unbedingt deshonra geleſen werden.

V. 2965—81. Antwort des Königs.

V. 2975. Eigenthümlich iſt es, daß von dem Augenblicke an, wo ſie ſo ſchlecht handeln, der Dichter faſt nie mehr (gegen das Ende hin, ein oder zwei Mal ausgenommen) den Artikel vorſetzt, wenn er von den Infanten von Carrion redet und immer nur Infantes de Carrion ſtatt los Infantes ſagt.

Aus Liebe zu meinem Cid halt' ich jenen Hof.
Grüßet mir ſie Alle und ſämmtlich bis dahin
Für das, was ihnen geſchah, ſollen wohl geehrt ſie werden."
Es beurlaubt ſich Muno Guſtioz, zu meinem Cid iſt er gekehrt,
So wie er es geſagt, ſo war auch ſein Sorgen.
Es hält es durchaus nicht zurück Alfonſo der Caſtilianer.
Er ſandte ſeine Briefe nach Leon und Sanctiaguo,
Zu den Portugaleſen und den Galicianern
Und denen von Carrion und caſtilianiſchen Herrn
Daß Hof in Tolledo halte jener geehrte König,
Und daß in ſieben Wochen ſie dort zuſammen kämen.
Wer an den Hof nicht käme, der ſei nicht ſein Vaſall.
In allen ſeinen Landen dachten ſie alſo,
Daß ſie nicht unterließen, was der König hatte befohlen.
Es machte große Sorge den Infanten von Carrion,
Warum der König Hof halte in Tolledo.
Sie fürchten, es komme dahin mein Cid der Campeador,
Sie faſſen ihren Rath, wie ſie Verwandte ſind,
Und bitten den König, ſie zu befrei'n von dieſem Hof.
Es ſprach der König: „Das werd' ich nicht thun, ſo helfe mir Gott:
Denn es wird kommen dahin mein Cid der Campeador.
Recht ſollt Ihr ihm thun, Groll hat er gegen Euch,
Wer das zu thun ſich weigert, oder nicht kommt an meinen Hof;
Der verlaſſe mein Reich, an dem hab' ich kein Gefallen."
Es ſahen nun, was ſei zu thun, die Infanten von Carrion,
Sie halten Rath, Verwandte die ſie ſind,
Der Graf Don Garcia war dabei betheiligt,
Feind von meinem Cid, dem er immer Böſes ſuchte,
Dieſes rieth er den Infanten von Carrion;
Es kam der Termin, ſie ſollten geh'n an den Hof.
Mit den Erſten geht der gute König Don Alfonſo,
Der Graf Don Anrrich und der Graf Don Remond:
Dieſer war Vater des guten Kaiſers.
Der Graf Don Vella und der Graf Don Beltran,
Es waren dort von ſeinem Reiche viele andre Wiſſende,

V. 2999. Die ganze Familie nämlich.

Von ganz Caſtilien alle die Beſten,
Der Graf Don Garcia mit Infanten von Carrion,
Und Aſur Gonzalez und Gonzalo Aſurez,
Und Diego und Ferrando ſind Beide auch dort,
Und mit ihnen große Partei, die ſie nach dem Hofe führten.
Betrügen wollen ſie meinen Cid Campeador.
Von allen Seiten kamen ſie dort zuſammen;
Noch war nicht eingetroffen der zu guter Stunde geboren:
Daß er zögert, iſt dem Könige nicht lieb.
Mein Cid Campeador iſt am fünften Tage gekommen.
Alvar Fanez ſandte er voraus,
Daß er küſſe die Hände dem Könige, ſeinem Herrn,
Und dieſer wohl wiſſe, daß er da ſeyn werde zur Nacht.
Als es der König vernahm, gefiel es ihm von Herzen.
Mit vielen Leuten ritt der König
Und zog Den zu empfangen, der zu guter Stunde geboren.
Gut gerüſtet kommt mein Cid mit allen den Seinen,
Gute Genoſſen, die auch haben ſolchen Herrn.
Als in's Auge ihn faßte der gute König Don Alfonſo,
Warf ſich auf die Erde mein Cid der Campeador,
Sich erniedrigen will er und ehren ſeinen Herrn.
Als der König es hörte, zögerte er nicht:
„Bei Sant' Eſidro, wahrlich, es wird heute nicht ſeyn!
Reitet Cid, wenn nicht, ſo hab' ich dran kein Gefallen,
Grüßen wollen wir Euch von Seele und von Herzen;
Was Euch drücket, davon thut mir weh das Herz,
Gebe Gott, daß für Euch ſich ehre heut' der Hof!“
„Amen!“ ſagte mein Cid, der Campeador.
Er küßte ihm die Hand und dann begrüßte er ihn.
„Dank ſei Gott, wann ich Euch ſehe, Herr!
Ich beuge mich vor Euch und dem Grafen Don Remond,
Und vor dem Grafen Don Anrich und vor Allen, die hier ſind.
Gott ſegne unſre Freunde und Euch am Meiſten, Herr!
Meine Gattin Donna Ximena iſt eine Edelfrau,
Sie küſſet Euch die Hände und auch meine beiden Töchter.

V. 3039 – 43. Rede des Königs.

Was uns geſchehen iſt, mög' es Euch ſchmerzen, Herr!"
Der König antwortete: „Das thut es, helfe mir Gott!"
Nach Toledo ſchlug der König die Rückkehr ein.
3055 Dieſe Nacht wollte mein Cid nicht über den Taio gehn.
„Gnade, König, ſo Euch der Schöpfer helfe,
Denket, Herr, zu ziehen in die Stadt,
Ich werde mit den Meinen raſten zu San Servan.
Meine Schaaren kommen dieſe Nacht dahin.
3060 Ich werde Vigilie halten an jenem heil'gen Ort.
Früh am Morgen will ich ziehen in die Stadt.
Mich an den Hof begeben vor dem Frühſtück noch."
Sprach der König: „Wohl bin ich's zufrieden."
Der König Don Alfonſo zog in Toledo ein,
3065 Mein Cid Ruy Diaz raſtet in San Servan,
Er befahl Lichter zu machen und auf den Altar zu ſtellen,
Luſt hat er zu wachen in dieſer Heiligkeit,
Zu dem Schöpfer zu beten und zu reden im Geheimen.
Minaya und die Guten die dort ſind,
3070 Sie waren einig als der Morgen kam.
Frühgebet und Prime ſprachen ſie bis zu Tagesanbruch.
Gehalten war die Meſſe, eh' die Sonne aufging,
Und ihr Opfer brachten ſie ſehr reichlich und vollkommen.
„Minaya Alvar Fanez, Ihr mein beſſerer Arm
3075 Ihr werdet mit mir gehn und der Biſchof Don Hieronymo,
Und Pero Bermuez und dieſer Muno Guſtioz,
Und Martin Antolinez der edle Burgaleſe,
Und Albar Albarez und Albar Salvadorez,
Und Martin Munoz, der in gutem Augenblick geboren,
3080 Und mein Neffe Felez Munoz,
Mit mir wird Malanda gehn, der ein Weiſer iſt,
Und Galind Garciez, der Gute von Aragon,
Mit dieſen vereinen ſich hundert der Guten, die hier ſind.

V. 3056—62. Rede des Cid.

V. 3067. Im Original: Sabor ha de velar en esa Santidad. — Er wünſchte an dem heil'gen Orte die Nacht mit Gebet zuzubringen.

V. 3074—92. Rede des Cid.

In Waffenröcke gekleidet, um die Rüſtung zu dulden:
3085 Drüber die Panzer ſo hell wie die Sonne,
Ueber den Panzern Hermeline und Pelzgewande,
Und daß nicht die Waffen erſcheinen, gut gezogen die Bänder,
Unter den Mänteln die ſüßen, ſcharfen Schwerter;
Auf dieſe Weiſe will an den Hof ich gehn,
3090 Um mein Recht zu fordern und meine Gründe zu ſagen.
Wenn Schimpf ſuchen Infanten von Carrion,
Wo ſolche Hundert ich habe, da bin ich ohne Furcht.“
Es erwiederten Alle: „Wir wünſchen das, o Herr!“
Alſo wie er es ſagte, haben ſich Alle gerüſtet,
3095 Es zögert nicht der zu guter Stunde geboren,
Mit Hoſen von gutem Tuch bekleidete er ſeine Beine,
Ueber ſie zog er an Halbſtiefel von großer Arbeit,
Ein linnen Hemd legt' er an, das weiß war wie die Sonne,
Von Gold und von Silber ſind alle Schnuren,
3100 An der Fauſt liegt gut es an, wie er es ſich beſtellt,
Darüber einen Brial zuerſt von Ciclaton,
Gewirkt iſt er mit Gold, ſie ſcheinen für was ſie ſind.
Darüber einen hochrothen Pelz, die Streifen ſind von Gold:
Es trägt ihn immer mein Cid der Campeador.
3105 Ein Haarnetz über dem Haupte vom allerfeinſten Scharlach,
Mit Gold iſt es durchwirkt, abſichtlich ſo gemacht,
Daß man das Haar nicht ſchneide dem guten Cid Campeador.
Den Bart hatte er lang und faßt' ihn mit der Schnur,
Er that dies, weil er ihn ganz feſthalten wollte.
3110 Einen Mantel warf er darüber, der von großem Werthe,
Alſo konnten ihn ſehn Alle, die dort ſind,
Mit dieſen Hundert, denen ſich zu ſchmücken er befahl,
Reitet er raſch davon, zog aus San Servan.
Alſo zog mein Cid gerüſtet an den Hof,
3115 Vor dem Außenthor ſteigt er freiwillig ab.
Herzhaft ſchreitet mein Cid hinein mit allen den Seinigen,
Er geht in der Mitte, die Hundert rings umher.

V. 3102. Soll wahrſcheinlich heißen: Alles iſt echt. Im Original: Obrado es con oro, parecen poro son.

Als ſie ihn kommen ſah'n, der zu guter Stunde geboren,
Stand auf der gute König Don Alfonſo,
3120 Und der Graf Don Anrrich und der Graf Don Remond,
Und ſo ferner, wiſſet, alle Andern;
Mit großen Ehren empfangen ſie ihn, der zu guter Stunde geboren,
Nicht wollte ſich erheben der Crespo von Granon,
Noch Alle die von der Partei der Infanten von Carrion.
3125 Der König ſprach zum Cid: „Kommt hieher, Ser Campeador!
Auf dieſen Sitz, den Ihr mir zum Geſchenk gemacht.
Obgleich es Einige drückt, beſſer ſeid Ihr als wir.
Jetzt ſag' ich großen Dank dem, der Valencia gewann;“
„Ihr ſeid' auf Eurem Sitze als König und als Herr,
3130 Dort will ich mich ſetzen mit allen den Meinigen.“
Auf eine gedrechſelte Bank ſetzte ſich nun mein Cid.
Die hundert, die ihn bewachen, ſetzen ſich rings umher,
Was da ſprach der Cid, gefiel dem König von Herzen;
Es betrachteten meinen Cid, ſo viel am Hofe waren,
3135 Seinen Bart, den lang er trug, in eine Schnur gefaßt.
In ſeinem Weſen ſchien er wohl ein edler Herr.
Nicht konnten ſchauen vor Schaam Infanten von Carrion.
Alsbald ſtand auf der gute König Don Alfonſo:
„Hört Krieger, ſo Euch der Schöpfer helfe
3140 So lang ich König war, hielt ich nur zwei Mal Hof,
Der eine war in Burgos, der andere in Carrion,
Dieſen dritten in Toledo, den berief ich heut',
Aus Liebe zu meinem Cid, der zu guter Stunde geboren,
Daß er Recht empfange von Infanten von Carrion,
3145 Groß Unrecht haben ſie ihm gethan, das wiſſen wir Alle wohl,
Alcalden ſollen ſeyn der Graf Don Anrrich und der Graf Don Remond,

V. 3126. Aus dieſen wenigen Worten hat ein ſpäterer Dichter den Stoff zu einer beſonderen Romanze genommen, in welcher er den prächtigen Sitz, welchen der Cid dem Alfonſo geſchenkt, auf das Ausführlichſte ſchildert und darſtellt, wie des Königs Gunſt, trotz den Neidern und Feinden des Cid, immer ſtärker wird. Es iſt Nr. 63, S. 175 des Romancero, Nr. 118 bei Depping, Nr. 57, Abth. V. S. 92 bei Ochoa; ſie beginnt mit den Worten: A Toledo habia llegado, Ruy Diaz que el Cid decian etc.

V. 3130—31. Antwort des Cid.

V. 3139—55. Rede des Königs.

V. 3146. Alcalden, arabiſches Wort: Richter.

Und die andern Grafen, die Ihr nicht von der Partei,
Richtet Alle den Geiſt darauf, denn Ihr ſeid Wiſſende,
Um das Rechte zu wählen, denn Unrecht befehl ich nicht.
3150 Von dieſer und jener Seite ſind wir in Frieden heut.
Ich ſchwöre bei Sant Eſidro, wer meinen Hof mir ſtört,
Verlaſſen muß er das Königreich, verlieret meine Liebe,
Mit dem der Recht erhalten wird, auf deſſen Seite bin ich.
Jetzt fordre Recht, mein Cid Campeador,
3155 Wir werden wiſſen, was erwiedern Infanten von Carrion."
Es küßte mein Cid dem König die Hand und ſtellte ſich aufrecht hin.
„Ich danke es Euch ſehr, als König und als Herrn,
Daß dieſen Hof Ihr einberieſt, um meiner Liebe willen,
Dieſes fordere ich von den Infanten von Carrion:
3160 Für meine Töchter, die ſie verließen, hab' ich keine Schande;
Da Ihr ſie vermähltet, König, ſo wißt Ihr, was ſie heut' thun.
Als meine Töchter ſie führten aus Valencia der großen,
Da liebt' ich ſie von Seele und von Herzen,
Ich gab ihnen zwei Schwerter: Colada und Tizon,
3165 Die ich gewonnen als ein freier Mann,
Daß ſie mit ihnen ſich ehrten und daß ſie Euch dienten.
Als meine Töchter ſie ließen im Eichenwald von Corpes,
Kümmerten ſie ſich gar nicht um mich und verloren meine Liebe.
Sie ſollen mir meine Schwerter geben, wann ſie meine Schwiegerſöhne nicht ſind."
3170 Es urtheilen die Alcalden: „Das iſt Alles richtig."
Es ſprach der Graf Garcia: „Darauf nun reden wir."
Alsbald gehen hinaus bei Seite Infanten von Carrion,
Mit allen ihren Verwandten und ihrer ganzen Partei.
Sie überlegten es raſch und wurden darüber einig:
3175 „Da große Gunſt uns erzeigt der Cid Campeador,
Indem er der Töchter Schmach heute nicht fordert von uns,
So kommen wir gut zurecht mit dem Könige Don Alfonſo:
Wir geben ihm ſeine Schwerter, wenn dabei bleibt das Wort,
Und wenn er ſie hat, ſo trennet ſich der Hof,
3180 Mehr bekommt nicht Recht von uns der Cid Campeador."

V. 3157—60. Rede des Cid.

Mit dieſer Rede kehrten zum Hofe ſie zurück:
„Gnade, König Alfonſo, Ihr ſeid unſer Herr!
Wir können es nicht läugnen, zwei Schwerter gab er uns,
Wenn er ſie verlangt und Luſt zu ihnen hat,
3185 Wollen wir ihm ſie geben in Eurer Gegenwart.“
Sie nahmen die beiden Schwerter, Colada und Tizon,
Sie legten ſie in die Hände des Königs ihres Herrn;
Er nimmt die Schwerter, es leuchtet der ganze Hof,
Der Knauf und die Querſtangen ſind ganz und gar von Gold;
3190 Es bewundern ſie Alle die guten Männer am Hof.
Er empfing die Schwerter, die Hände küßt’ er ihm,
Er wandte ſich zu dem Sitze, von dem er aufgeſtanden,
Er hält ſie in den Händen und beſchauet Beide,
Sie können ſie nicht vertauſchen, der Cid kennt ſie gar wohl,
3195 Es freute ſich ſein ganzer Leib, er lächelte von Herzen,
Er hob die Hand und faßte ſeinen Bart.
„Bei dieſem Bart, den Niemand noch geſchoren,
So werden ſie rächen Don’ Elvira und Donna Sol.“
Seinen Neffen rief er bei Namen:
3200 Er ſtreckte aus den Arm, gab ihm das Schwert Tizon,
„Nehmt es Neffe, es beſſert ſich im Herrn,“
Martin Antolinez, den wackern Burgaleſen,
Streckt’ er den Arm entgegen, gab ihm das Schwert Colada.
„Martin Antolinez, mein wackerer Vaſall!
3205 Nehmt Colada, das ich von gutem Herrn gewann,
Vom Grafen Don Remond Berengel von Barcellona der großen.
Ich geb’ es Euch, damit Ihr wohl es hütet,
Wenn Euch irgend etwas mit ihm geſchieht,
So werdet Ihr gewinnen großen Preis und großen Ruhm.“
3210 Er küßte ihm die Hand, nahm und empfing das Schwert,
Alsbald erhob ſich mein Cid der Campeador.
„Dank dem Schöpfer und Euch König und Herr!
Bezahlt bin ich mit meinen Schwertern Colada und Tizon;
Andern Groll hab’ ich gegen Infanten von Carrion.
3215 Als ſie aus Valencia meine beiden Töchter führten,

V. 3210. Er, d. h. Martin Antolinez.

Gab ich an Gold und Silber ihnen dreitauſend Mark Silber,
Während ich dieſes that, verbeſſerten ſie das Ihre.
Sie ſollen mein Gut mir wiedergeben, da ſie nicht meine Schwiegerſöhne ſind."
Hier hättet Ihr klagen ſehn ſollen Infanten von Carrion.
Es ſprach der Graf Remond: „Saget Ja oder Nein!"
Alsbald antworten Infanten von Carrion:
Wir gaben ſeine Schwerter dem Cid Campeador,
Daß er Nichts weiter fordere, denn darauf ſchwieg er;
Wenn es dem König gefiele, ſprachen wir." — Der König ſprach:
„Das was der Cid verlanget, das bezahlet Ihr."
Es ſprach der gute König: „Alſo beſtimm' ich es."
Es ſprach Alvar Fanez: „Steht auf, o Cid Campeador,
Von dem Gut, das ich Euch gab, ob Ihr mir es gebt oder Rechenſchaft gebt."
Bei Seite gingen hinaus Infanten von Carrion,
Sie werden nicht einig darüber, denn die Habe iſt groß;
Verſchwendet haben ſie Infanten von Carrion,
Sie kehren mit dem Rathe, reden nach ihrem Gefallen.
„Sehr verpflichtete uns, der Valencia gewann,
Wenn ihm nach unſ'rer Habe alſo anwandelt die Luſt;
So wollen wir ihn bezahlen mit Erbgütern im Lande Carrion."
Es ſprachen die Alcalden, ſobald ſie ſich geäußert:
„Wenn es dem Cid gefällt, ſo haben wir Nichts dagegen,
Aber in unſerem Urtheil verordnen wir alſo:
Daß Ihr es überliefert hier innerhalb des Hofes."
Zu dieſen Worten ſprach der König Don Alfonſo:
„Wir wiſſen wohl dieſen Grund,
Daß Recht fordert der Cid Campeador,
Von jenen dreitauſend Mark habe ich zwei Mal hundert;
Es gaben mir dieſelben beide Infanten von Carrion.
Ich will ſie wiedergeben, denn Alles iſt wahr.
Sie ſollen ſie geben meinem Cid der zu guter Stunde geboren,
Wenn ſie ſie zu zahlen haben, da will ich ſie nicht."
Es ſprach Ferran Gonzalez: „Gemünztes Geld beſitzen wir nicht."
Alsbald entgegnete der Graf Don Remond:
„Das Gold und das Silber habt Ihr ausgegeben.

Wir ſprechen als Urtheil hier vor dem Könige Don Alfonſo:
Sie ſollen dafür es zahlen in Werth und nehm' es der Campeador."
Es ſahen nun was zu thun die Infanten von Carrion.
Ihr hättet ſehn können herführen ſo manchen guten Renner,
3255 So manches tüchtige Maulthier, ſo manchen ſtattlichen Zelter,
So manches gute Schwert mit ſeinem ganzen Gehänge,
Es empfing es mein Cid, wie es vom Hofe geſchätzt ward
Bis auf die zweihundert Mark, die der König Alfonſo hatte.
Die Infanten bezahlten ihn, der zu guter Stunde geboren,
3260 Sie leihen es von Fremden, da nicht ausreicht das Ihre.
Schlecht kamen ſie davon, verſpottet, wißt, aus der Sache.
Jenen Werth hat mein Cid nun angenommen.
Seine Männer haben ihn und ſorgen dafür.
Aber als dieſes vollzogen, dachten ſie an Weiteres.
3265 „Gnade, König und Herr, aus Lieb' und Barmherzigkeit,
Den größten Groll, den kann ich nicht vergeſſen,
Höre mich der ganze Hof, nehme Theil an meinem Leid!
Die Infanten von Carrion, die mich ſo ſehr beſchimpften,
Ohne Ausforderung kann ich ſie nicht entlaſſen.
3270 Sagt, wie ich es verdient, in Scherz oder Ernſt, Infanten!
Daß ich es hier ausgleichen ließe durch das Urtheil des Hofes.
Warum entblößtet Ihr mir die Häute des Herzens?
Bei dem Fortzug von Valencia gab ich Euch meine Töchter.
Mit großen Ehren und mit reicher Mitgift.
3275 Wenn Ihr ſie nicht liebtet, verrätheriſche Hunde!
Warum führtet aus Valencia Ihr denn ihre Ehren?
Warum zerfetztet Ihr ſie mit Gurten und mit Sporen?
Ließet ſie allein im Eichenwald von Corpes,
Den wilden Thieren und den Vögeln des Gebirges.
3280 Um ſo mehr als Ihr das thatet, um ſo weniger ſeid Ihr werth,
Wenn Ihr Euch nicht vertheidigt, ſeh' es dieſer Hof."
Der Graf Don Garcia ſtand auf von ſeinem Sitze:
„Gnade, König, der Ihr der Beſte im ganzen Spanien,

V. 3265—81. Dritte Rede des Cid als Klage.

V. 3283—91. Erwiederung des Grafen Don Garcia, des Oheims der Infanten von Carrion.

Es kam mein Cid zum einberuf'nen Hofe,
Er ließ ſich wachſen den Bart und trägt ihn lang,
Die Einen haben Furcht vor ihm, die Andern Angſt;
Doch die von Carrion ſind von ſolchem Weſen,
Sie ſollten ſeine Töchter nicht wollen als Beiſchläferinnen.
Wer würde ſie ihnen geben als Gattinnen und Bräute?
Sie thaten Recht darin, daß ſie ſie ließen,
Was er auch ſagen möge, von uns wird's nicht beachtet.“
Der Campeador alsbald faßte ſich bei dem Barte:
„Dank ſei Gott, der Himmel und Erde beherrſchte!
Deshalb iſt er lang, weil er mit Freuden gepflegt ward.
Was habt Ihr, Graf, mir meinen Bart zu tadeln?
Denn ſo wie er ſproßte, ward er mit Wonne gepflegt:
Nie packte mich bei ihm ein vom Weibe Geborner,
Nie rauft' ihn aus ein Sohn von Moren oder Chriſten,
Wie ich Euch, Graf, in dem Caſtell von Cabra.
Als ich Cabra nahm und Euch bei dem Barte packte,
Es gab keinen Burſchen, da der nicht ſeinen Zoll ausraufte,
Der den ich ausriß, hat noch nicht ſeines Gleichen.“
Ferran Gonzalez ſtand von ſeinem Sitze auf,
Ehret, was er mit lauter Stimme ſprach:
„Laſſet ab, o Cid, von dieſem Gegenſtand,
Für Euer Gut ſeid Ihr vollkommen jetzt bezahlt.
Es geſtalte ſich kein Streit zwiſchen Euch und uns.
Von Geburt ſind wir Grafen von Carrion,
Wir müſſen uns vermählen mit Töchtern von Königen oder von Kaiſern,
Denn es ziemen ſich nicht Töchter von Edelleuten.
Als wir ſie verlaſſen, haben wir Recht gethan.
Schätzet uns höher, wißt, aber weniger nicht.“
Mein Cid Ruy Diaz ſchaut Pero Bermuez an:
„Rede, Pero Mudo, Mann, der du ſo viel ſchweigſt,
Ich habe ſie zu Töchtern, Du zu leiblichen Muhmen.
Mir ſagen ſie's, allein Dir geben ſie's zu hören.

V. 3293—3308. Des Cid Gegenrede. — Die Begebenheit, auf welche er hier anſpielt, habe ich ſonſt nirgends gefunden, und es iſt zu verwundern, daß die Romanzendichter ſich dieſelbe haben entgehen laſſen, da ſie doch Stoff zu gewaltigen Schilderungen darbietet.

Wenn ich antwortete, ergriffeſt Du nicht die Waffen."
Pero Vermuez hub nun an zu ſprechen;
Er hält ſich die Zunge, er kann nicht reden,
Aber, wenn er beginnt, wißt, giebt er ihr keine Muſſe.
„Ich will Euch ſagen, Cid, Ihr habt ſolche Gewohnheit,
Immer an den Höfen ruft Ihr mich Pero Mudo,
Ihr wißt es wohl, daß ich nicht anders kann.
Was ich zu thun habe, da wird's bei mir nicht fehlen.
Du lügſt, Ferrando, was Du haſt geſagt!
Für den Campeador galteſt Du weit mehr.
Deine Art und Weiſe will ich Dir erzählen:
Erinn're Dich, als wir kämpften bei Valencia der großen,
Bateſt um den erſten Kampf Du den Campeador.
Du ſahſt einen Moren, griffeſt ihn an, flohſt aber, ehe er dir nahe kam,
Half ich Dir nicht, gab's Dir der More bös:
Ich eilte Dir vor, um mit dem Moren anzubinden,
Mit den erſten Hieben hab' ich ihn beſiegt.
Sage, das Roß, Du nahmſt es im Geheimen.
Bis zu dieſem Tage entdeckt' ich es Niemand,
Vor meinem Cid und Allen hatteſt Du Dich zu preiſen,
Daß du den Moren erſchlugſt und Tapferes gethan.
Es glaubten Dir Alle, denn ſie wiſſen nicht die Wahrheit,
Und Du biſt ſchön, aber ein ſchlechter Gefährte.
Zunge ohne Hände, wie wagſt Du zu ſprechen?
Sage, Ferrando, geſtehe dieſes zu,
Kommt Dir nicht in den Sinn in Valencia das vom Löwen,
Als da ſchlief der Cid und der Leu ſich losgemacht?
Und Du, Ferrando, was thateſt Du in der Angſt?
Du ſteckteſt dich unter den Sitz meines Cid des Campeador,
Das thateſt Du, Ferrando, um ſo weniger giltſt Du heut.
Wir ſuchten den Sitz, zu ſorgen für unſern Herrn.
Sobald aufwachte mein Cid, der Valencia gewann,
Stand er vom Sitze auf und machte ſich an den Leu;
Der Löwe ſenkte das Haupt, erwartete meinen Cid,
Ließ ſich am Halſe packen, in den Käfig ſteckt' er ihn.
Als ſich wandte der gute Campeador,

Zu ſeinen Vaſallen, ſah er ſie rings umher,
Fragte nach ſeinen Schwiegerſöhnen, Keiner redete.
3355 Ich fordere Dich heraus als Böſewicht und Verräther!
Und führen werd' ich den Kampf hier vor dem Könige Don Alfonſo,
Für die Töchter des Cid, Dan' Elvira und Donna Sol.
Um ſo mehr als Ihr ſie ließet, um ſo minder geltet Ihr!
Sie ſind Frauen, Ihr ſeid Männer;
3360 In jeder Weiſe gelten ſie mehr als Ihr.
Wann der Streit ſeyn wird, ſo es dem Schöpfer gefalle,
Wirſt du ihn eingehn nach Weiſe des Verräthers.
Was ich Alles geſagt, das werde ich behaupten.
Genugthuung verlang' ich von den Beiden hier."
3365 Ihr werdet nun vernehmen, was Diego Gonzalez ſprach:
„Von Natur ſind wir von den reinſten Grafen.
Jene Heirath ward nicht geſchloſſen,
Um uns zu verſchwägern mit meinem Cid Don Rodrigo,
Darum laſſen wir ſeine Töchter und bereuen es nicht.
3370 So lange ſie leben, können ſie Seufzer haben;
Wozu wir ſie machten, ward zurückgenommen, das will ich gegen den Kühnſten bekämpfen;
Denn weil wir ſie ließen, ſind wir hochgeehrt."
Martin Antolinez ſtand auf von ſeinem Sitz:
„Schweige, Du Verräther, Mund ohne Wahrheit Du!
3375 Das vom Löwen mußt Du nicht vergeſſen;
Du liefeſt aus der Thür, flüchteteſt dich auf den Hof,
Du ſteckteſt dich in die Preßſpindel hinein,
Den Mantel ließeſt Du fahren und den Brial.
Ich werde ihn bekämpfen, entwiſchen ſoll er nicht.
3380 Die Töchter des Cid, warum verließt Ihr ſie?
In jedem Fall ſind ſie mehr werth als Ihr.
Bei dem Ausgang des Kampfes ſollſt Du ſelber ſagen,
Daß du ein Verräther warſt und was Du ſagteſt, logſt."
Beide wußten nicht mehr was zu ſagen.

V. 3366. Im Original: De natura somos de los condes mas limpios, d. h. gehören wir zu dem edelſten und unbefleckteſten Grafengeſchlechte.

V. 3374 — 83. Rede des Martin Antolinez.

3385 Aſur Gonzalez trat in den Pallaſt,
Mit Mantel von Hermelin und geſtreiftem Brial.
Roth kommt er, denn er hatte gefrühſtückt.
In dem, was er ſprach, war wenig Verſtand.
„Nun, Ihr Herrn, wer ſah je ſolches Uebel, fürwahr?
3390 Wer wird uns Nachricht geben von meinem Cid von Bibar?
Er war zu Riodovirna, wo er die Mühlen trieb,
Und Mahlgeld eingenommen, wie es ihm recht und lieb:
Wer mit den Carrion wohl ihn zu verſchwägern blieb?“
Sogleich ſtand Muno Guſtioz von ſeinem Sitze auf:
3395 „Schweige, Treubrüchiger, Du Böſer, Du Verräther!
Vor dem Frühſtück gehe hin und bete,
Denen Du Frieden beutſt, die ekeln ſich rings vor Dir,
Du ſagſt die Wahrheit weder dem Freunde noch dem Herrn,
Falſch biſt Du gegen Alle, am meiſten gegen den Schöpfer,
3400 An Deiner Freundſchaft will ich keinen Antheil haben,
Ich will Dich ſagen machen, daß du biſt, wie ich es ſagte.“
Es ſprach der König Alfonſo: „Es ſchweige dieſe Rede!
Die ſich gefordert haben, die kämpfen, ſo helfe uns Gott!
Wie ſie dieſen Theil ſo vollenden.
3405 Siehe, zwei Ritter kamen zu dem Hof;
Zum Einen ſagen ſie Ojarra, zum Andern Yenego Simenez.
Der Eine iſt Infant von Navarra,
Und der Andre Infant von Aragon.
Sie küſſen die Hände dem König Don Alfonſo;
3410 Sie bitten um ſeine Töchter meinen Cid den Campeador,
Um Königinnen zu ſeyn von Navarra und von Aragon,
Und daß er ſie gebe zu Ehre und zu Segen,
Es ſchwieg und horchte der ganze Hof.
Von ſeinem Sitz ſtand auf mein Cid der Campeador.

V. 3389—93. Rede des betrunkenen Aſur Gonzalez. — Der Dichter bedient ſich hier des Reimes; es iſt wie eine Art Spottlied auf des Cid frühere Armuth und angeblich niederen Stand.

V. 3397. d. i. die du begrüßeſt u ſ. w. — Ein Trunkenbold iſt bekanntlich dem Spanier etwas höchſt Verächtliches. V. 3395—3401. Rede des Muno Guſtioz.

V. 3401. Dieſen Theil der Gerichtsverhandlung nämlich.

„Gnade, König Alfonſo, Ihr ſeid mein Herr,
Dieſes danke ich dem Schöpfer;
Wenn ſie von mir verlangen Navarra und Aragon,
Ihr habt ſie früher vermählt, ich nicht,
Seht, meine Töchter ſind in Euern Händen,
Ohne Euern Befehl werde Nichts ich thun.“
Es erhob ſich der König, machte ſchweigen den Hof:
„Ich bitte Euch Cid, tapfrer Campeador,
Daß es Euch gefalle und gewähren will ich's;
Dieſe Heirath wird heut geſchloſſen an dieſem Hof;
Es erwächſt Euch hier Ruhm und Land und Ehre.“
Es erhob ſich mein Cid, dem König küßt' er die Hände:
„Wenn es Euch gefällt, ſo gewähre ich es, Herr!“
Alsbald ſprach der König: „Belohne Euch Gott dafür,
Euch Oiarra und Euch Yenego Ximenez,
Bewillige ich dieſe Heirath
Mit den Töchtern meines Cid Don' Elvira und Donna Sol,
Für die Infanten von Navarra und Aragon,
Daß ſie Euch ſie geben zur Ehre und zum Segen.
Es ſtanden auf Oiarra und Yenego Ximenez,
Sie küßten die Hände dem Könige Don Alfonſo
Und dann meinem Cid dem Campeador.
Sie gelobten Treue, leiſteten Huldigung;
„Wie es geſagt ward, ſo ſei es oder beſſer.“
Vielen gefällt es von dieſem ganzen Hofe,
Aber nicht gefällt's den Infanten von Carrion.
Minaya Alvar Fanez ſtand auf von ſeinem Sitz:
„Gnade bitt' ich von Euch als König und als Herr
Und daß es nicht verletze den Cid Campeador;

V. 3415—20. Rede des Cid.

V. 3417. d. h. die Infanten von N. und A.

V. 3422—25. Rede des Königs.

V. 3432. Der Dichter iſt oben V. 3407—08 etwas fahrläſſig geweſen oder der Text mangelhaft. — Es ergiebt ſich hier deutlich, daß jene Beiden nur Geſandte der Infanten waren.

V. 3438. Formel des Vertrags.

V. 3442—45. Rede des Minaya.

Wohl gab ich Muſſe Euch an dieſem ganzen Hofe,
Nun wünſch' ich von dem Meinen auch etwas zu ſagen.
Es ſprach der König: „Von Herzen gefällt es mir,
Redet, Minaya, wozu Ihr Neigung habt.“
„Ich bitte den ganzen Hof, daß er Gehör mir gebe,
Denn großen Groll hab' ich auf Infanten von Carrion:
Ich gab ihnen meine Muhmen auf Befehl des Königs Alfonſo:
Sie nahmen ſie zur Ehre und zum Segen.
Große Habe gab ihnen mein Cid der Campeador,
Sie haben ſie verlaſſen uns zur Schmach.
Ich fordere ſie heraus als Böſe und Verräther.
Von Natur ſeid Ihr von denen des Vani Gomez,
Woher Grafen ſtammten von Werth und Tapferkeit,
Aber wohl wiſſen wir die Weiſe, die ſie haben:
Dieſes dank' ich dem Schöpfer.
Wann um meine Muhmen Don' Elvira und Donna Sol
Anhalten die Infanten von Navarra und Aragon;
Früher hattet Ihr ſie, als Gleiche ſie in den Armen zu halten
Jetzt werdet Ihr ihnen die Hände küſſen und Herrinnen ſie heißen:
Ihr habt ſchlecht ſie bedient, komme das auf Euch!
Dank ſei Gott im Himmel und dem Könige Don Alfonſo,
So wächſt die Ehre meinem Cid dem Campeador.
Auf jede Weiſe ſeid Ihr ſo wie ich es ſagte,
Wenn hier Einer iſt, der antwortet oder ſagt Nein,
Ich bin Alvar Fanez für Alles der Beſſere.“
Gomez Pelayet ſtand auf von ſeinem Sitz:
„Was nützt Minaya, die ganze Rede?
Denn an dieſem Hofe iſt genug für Euch,
Und wer Andres wollte, es wäre ſein Tod.
Wenn Gott es giebt, daß wir aus dieſem gut herausgehn,
So werdet dann Ihr ſehen, was Ihr ſagtet oder nicht.“
Es ſprach der König: „Es ende dieſe Sache,
Sage Niemand mehr noch eine Meinung darüber,
Morgen ſei der Kampf, ſobald die Sonne aufgeht,

V. 3448—63. Eben ſo.
V. 3470—74. Antwort des Gomez Pelayet.

Jener drei gegen drei, die ſich am Hofe gefordert.“
Alsbald ſprachen Infanten von Carrion:
„Geſtattet uns o König, denn Morgen kann's nicht ſeyn.
Waffen und Roſſe haben die des Campeador,
Wir aber müſſen vorher nach dem Lande Carrion.“
Es ſprach der König zu dem Campeador:
„Es ſei dieſer Kampf, wo Ihr ihn beſtimmt.
Alsbald ſagte mein Cid: „Das werd' ich nicht thun o Herr,
Lieber iſt mir Valencia, als das Land von Carrion.“
Gleich nun ſagte der König: „Auf der Stelle, Campeador!
Gebt mir Euere Ritter mit allen Euern Rüſtungen,
Sie ſollen mit mir gehn, ich werde für ſie ſorgen.
Ich überlief're ſie Euch, wie ein guter Vaſall ſeinem Herrn,
Daß nicht Gewalt ſie nehmen weder von Grafen noch Edelmann,
Hier ſetz' ich ihnen Friſt an meinem Hof:
Am Ende von drei Wochen auf den Ebnen von Carrion,
Daß dieſen Kampf ſie führen in meiner Gegenwart.
Wer nicht zur Zeit ſich einſtellt, der verliere ſein Recht,
Er ſei beſiegt und entfliehe als Verräther.“
Es nahmen an das Urtheil Infanten von Carrion,
Es küßte mein Cid dem König die Hand und ſprach: „Mir gefällt es o Herr!
Dieſe meine drei Ritter ſind in Eurer Hand.
Ich empfehle ſie Euch als König und als Herrn,
Sie ſind gerüſtet, um das Ihrige zu erfüllen,
Sendet ſie mir geehrt nach Valencia aus Liebe zum Schöpfer.“
Der König erwiederte gleich: „Alſo gebe es Gott!“
Es nahm nun ab die Kappe der Cid Campeador:
Die Cofia auch von Linnen, die weiß war wie die Sonne,
Und löſte ſich den Bart, und nahm ihn aus der Schnur.
Nicht werden ſatt ihn anzuſehn, ſo viel am Hofe ſind.
Er ging dann zu Graf Anrrich und dem Grafen Don Remond,

V. 3491. Der König verſpricht ſie zu ſchützen, daß ihnen Nichts gethan werde von Grafen und Edelleuten.

V. 3504—06. Eine ſymboliſche Handlung, durch welche der Cid zu verſtehen giebt, daß ihm Recht wiederfahren und jeder Flecken von ſeiner Ehre genommen ſei.

Umarmte ſie gar wohl und bat ſie dann von Herzen,
3510 Daß ſie nähmen von ſeinem Gute, wozu nur Luſt ſie hätten,
Dieſe und die Andern, die auf der guten Seite ſind.
Alle bat er, ſo wie nur Luſt ſie haben,
Einige giebt es die nehmen, Andere thun es nicht.
Die zweihundert Mark löſte er dem König,
3515 Daß er von ihm nähme, wozu er Luſt nur habe:
„Gnade bitt ich Euch, König, um der Liebe zum Schöpfer willen!
Da alle dieſe Dinge ſo geordnet ſind,
Küß' ich Eure Hände mit Eurer Erlaubniß, Herr!
Ich möchte nach Valencia gehn, mit Mühe gewann ich es.“
3520 Der König erhob die Hand, heiligte ſein Geſicht:
„Ich ſchwör' es bei Sanct Eſidro, dem von Leon,
Daß in allen unſern Ländern es nicht giebt ſo wacker'n Mann!“
Mein Cid ſchwang alſobald ſich auf ſein Roß,
Er kam die Hand zu küſſen ſeinem Herrn Alfonſo,
3525 „Ihr befahlt mir zu bewegen Babieca den Renner,
Bei Moren und bei Chriſten giebt's heut nicht einen zweiten,
Ich mach' ihn Euch zum Geſchenk, laßt holen ihn, o Herr!“
Alsbald ſagte der König: „Nicht hab' ich Luſt dazu,
Nähm' ich es Euch, ſo hätte nicht das Roß ſo guten Herrn;
3530 Ein ſolches Roß iſt nur für ſolchen Mann wie Ihr,
Um Moren zu ſchlagen aus dem Feld und ein Verfolger zu ſeyn.
Wer es Euch zu nehmen wünſchte, dem helfe nicht der Schöpfer!
Denn durch Euch und durch das Roß werden wir geehrt.“
Sie nahmen nun Abſchied und ſogleich trennte ſich der Hof.
3535 Der Campeador ermahnte wohl Die, ſo da kämpfen ſollten:
„Martin Antolinez und Ihr Pero Bermuez
Und Muno Guſtioz ſeid mir feſt im Feld wie Männer.
Laßt gute Botſchaft mir von Euch zukommen in Valencia.“
Es ſprach Martin Antolinez: „Für wen ſagt Ihr das, Herr?

V. 3516—19. Rede des Cid.

V. 3521—22. Erklärung des Königs.

V. 3525. d. h. vorzureiten, mover im Original. V. 3525—27. Rede des Cid. — Dieſe kurze Epiſode ward ausführlich in einer Romanze behandelt: Nr. 123 bei Depping; Nr. 71. S. 95 im Romancero; Nr. 64. S. 196 bei Ochoa: Ya se parte de Toledo, Ese buen Cid afamado etc. — Sie iſt aus der Sammlung von Sepulveda.

Wir haben die Schuld übernommen und müſſen ſie bezahlen.
Ihr könnt von Todten hören, doch von Beſiegten nicht."
Froh war darüber der zu guter Stunde geboren,
Abſchied nahm er von Allen, die ſeine Freunde ſind:
Mein Cid iſt nach Valencia, der König nach Carrion.
Doch die drei Wochen Friſt ſind gänzlich abgelaufen:
Seht zu dem Zeitpunkt Die des Campeador,
Sie wollen die Schuld bezahlen, die ihnen auflegte ihr Herr.
Sie ſind in der Macht des Königs Alfonſo, der von Leon.
Zwei Tage erwarteten ſie Infanten von Carrion.
Sie kamen gut verſehn mit Roſſen und Rüſtungen,
Und alle ihre Verwandten ſind bei ihnen,
Daß wenn ſie könnten bei Seite bringen die des Campeador,
Daß ſie ſie todtſchlügen im Felde zur Schmach für ihren Herrn.
Der Gedanke war ſchlecht, ward er gleich nicht vollbracht.
Sie hatten zu große Furcht vor Alfonſo, dem von Leon.
In der Nacht war Waffenwache, zum Schöpfer beteten ſie.
Vergangen iſt die Nacht, es dämmert ſchon der Tag.
Es verſammelten ſich viele vornehme Herrn,
Zu ſehen jenen Kampf, ſie hatten daran Gefallen.
Vor allen Andern iſt dort der König Don Alfonſo,
Um das Recht zu üben und Unrecht nicht zu dulden,
Es legen an die Waffen Die des guten Campeador,
Alle drei ſind ganz einig, ſie ſind ja eines Herrn;
An anderem Ort bewaffnen ſich die Infanten von Carrion,
Und es ermahnet ſie der Graf Garci Ordonnez.
Sie machten es zur Bedingung, ſagten's dem König Alfonſo,
Daß nicht in dem Kampfe wären die ſcharfſchneidenden Schwerter,
Colada und Tizon; daß nicht mit dieſen kämpften Die des Campeador.
Es bereueten es ſehr die Infanten, daß ſie ſie gegeben haben,
Sie ſagten es dem König, er aber lobte es nicht:
„Ihr nahmet keins, als den Hof wir hatten;
Wenn Ihr gut ſie haltet, werden ſie Euch nützen,
Wenn nicht, ſo werden ſie's thun denen des Campeador,

V. 3550. Sie, d. h. die Infanten von Carrion.
V. 3571—79. Rede des Königs.

Auf, begebt Euch auf's Feld, Infanten von Carrion,
Nothwendig iſt's, daß Ihr wie tapf're Männer kämpft,
Denn Nichts wird fehlen an Denen des Campeador.
Wenn gut Ihr das Feld verlaßt, ſo wird Euch große Ehre,
Und werdet Ihr beſiegt, ſo rufet uns nicht an,
Denn Alle wiſſen, daß Ihr es geſucht habet.“
Große Reue fühlen Infanten von Carrion,
Was ſie haben gethan, ſie bereuen es ſehr;
Für Alles in Carrion möchten ſie nicht gethan es haben.
Bewaffnet ſind alle Drei des Campeador,
Es ging ſie zu ſehn der König Don Alfonſo:
Es ſprachen Die des Campeador:
„Wir küſſen Euch die Hände als König und als Herr!
Daß Ihr heut Richter ſeid zwiſchen uns und ihnen,
Schätzet uns nach Recht, doch nach Unrecht nicht.
Hier haben ihre Partei die Infanten von Carrion,
Wir wiſſen nicht, was ſie vorhaben oder nicht,
In Euere Hände hat unſer Herr uns übergeben,
Haltet uns im Recht aus Liebe zu dem Schöpfer.“
Alsbald ſprach der König: „Von Seele und von Herzen!“
Sie führen ihnen herbei, die guten, raſchen Roſſe
Sie heiligten die Sättel und reiten mit Kraft;
Die Schilde an dem Halſe, die gut beſchlagen ſind;
In die Hand nehmen ſie die Schafte mit ſpitzen Eiſen,
An den drei Lanzen hängen Fähnlein herab,
Und rings um ſie ſind viele gute Herrn.
Sie ritten auf das Feld, wo die Grenzſteine waren,
Alle drei ſind einig Die des Campeador,
Daß jeder Einzelne den Seinen recht treffen will.
Seht von der andern Seite die Infanten von Carrion
Sehr wohl begleitet, es ſind viele Verwandte da.
Der König gab ihnen Richter, um das Recht zu ſprechen,
Daß ſie nicht ſie irren mit Ja oder Nein.
Als nun im Felde ſie ſitzen, ſprach der König Don Alfonſo:
„Hört was ich Euch ſage, Infanten von Carrion:

V. 3644. Gr. d. h. Pero Bermuez.

Dieſen Kampf ſolltet in Toledo Ihr führen, allein Ihr wolltet es nicht;
Dieſe drei Ritter meines Cid des Campeador,
Ich habe ſie ſicher geführt nach dem Lande Carrion.
Habet Euer Recht, Unrecht verlanget nicht;
Denn wer hier Unrecht thun will, ich werd' es ihm ſchon wehren.
Es wird mein ganzes Reich das nimmer gut aufnehmen.“
Dieſes drückte die Infanten von Carrion.
Die Richter und der König bezeichneten die Grenzſteine,
Alle ringsumher entfernten ſich vom Felde.
Wohl zeigten ſie allen Sechs wie ſie ſind
Daß der beſiegt ſeyn würde, der die Grenze überſchritte.
Das ganze Volk nun räumte ringsumher den Platz.
Mit ſechs Lanzenſchaften, daß ſie nicht berührten den Grenzſtein,
Sie verlooſten ihnen das Feld, ſie theilten ihnen die Sonne.
Aus der Mitte gehn die Richter, nun ſind ſie Geſicht an Geſicht,
Es kamen die von meinem Cid gegen die Infanten von Carrion,
Und die Infanten von Carrion gegen die des Campeador,
Jeder von Ihnen achtet auf das Seine.
Sie halten die Schilde dicht vor den Herzen,
Sie ſenken die Lanzen nieder mit den Fähnlein,
Sie beugten das Antlitz hinab auf den Sattelknopf,
Sie treiben die Roſſe an mit den Sporen,
Die Erde wollte zittern, da wo ſie Beweger waren,
Jeder von Ihnen achtet auf das Seine;
Alle, drei auf drei, ſtoßen nun zuſammen.
Es denken, daß gleich Todte fallen, die ſo da waren rings umher.
Pero Bermuez, er, der zuerſt forderte,
Stieß mit Ferran Gonzalez zuſammen.
Sie hauen ſich auf die Schilde ohne alle Furcht;
Ferran Gonzalez durchſtieß dem Pero Bermuez den Schild
Er faßt ihn in die Leere, im Fleiſch faßt' er ihn nicht;
Wohl an zwei Stellen brach ihm der Schaft entzwei.
Feſt ſaß Pero Bermuez, deshalb wankt' er nicht.
Einen Stoß empfing er, doch einen andern führt' er,
Er zerbrach den Buckel des Schildes und machte ihn entzwei,

Er durchbohrt ihn ganz, ſo daß er gar Nichts taugte.
3645 Er ſetzt ihm die Lanze auf die Bruſt, denn der Schild taugte Nichts,
Drei Lagen des Panzers trug Ferrando, die hielt er ihm entgegen.
Zwei löſten ſich ab, die dritte blieb.
Der Waffenrock mit dem Hemde und dem Beſatz,
In das Fleiſch drang es ihm eine Hand breit,
3650 Aus dem Munde ſtrömte ihm das Blut,
Es riſſen ihm die Gurte, es taugte keiner mehr.
Von der Kruppe des Roſſes ſtürzte er zur Erde,
Die Leute glaubten, daß er auf den Tod verwundet.
Er ließ die Lanze und ergriff das Schwert.
3655 Als das Ferran Gonzalez ſah, erkannte er Tizon
Und eh' er den Hieb erwartete, rief er: „Ich bin beſiegt.“
Es gewährten es die Richter, Pero Bermuez ließ ihn.
Martin Antolinez und Diego Gonzalez ſtießen ſich mit den Lanzen;
So heftig waren die Stöße, daß ihnen Lanzen zerbrachen.
3660 Martin Antolinez legte die Hand an's Schwert,
Es leuchtet das ganze Feld, ſo rein iſt es und hell.
Er gab ihm einen Hieb, den ſchräg er auf ihn führte;
Der Helm von oben fiel ihm entzwei herab,
Den Beſchlag des Helms ſchnitt er ihm mitten durch.
3665 Er hieb ihm ab den Almofar, bis er an's Haarnetz kam,
Das Haarnetz und den Almofar die hieb er ganz ihm ab,
Er ſchnitt das Haar des Kopfs ihm ab und kam wohl an das Fleiſch,
Das Eine fiel auf's Feld, das Andere blieb oben,
Als mit dieſem Hieb getroffen Colada die geſchätzte.
3670 Es ſah Diego Gonzalez, daß er mit der Seel' nicht entkäme,
Er ließ dem Pferd die Zügel, um ſich mit dem Antlitz zu wenden,
Jetzt empfing ihn Martin Antolinez zur Stunde mit dem Schwerte,
Er gab ihm einen flachen Hieb, mit der Schneide faßt' er ihn nicht.
Diego Gonzalez hatte ein Schwert in der Hand, doch er gebrauchte es nicht.
3675 Jetzt hub der Infant an gar laut zu ſchreien:
„Hilf mir, glorreicher Gott, Herr ſchütze mich vor dem Schwerte!“
Das Pferd beim Zügel faſſend, ihn meſſend mit dem Schwerte,

Führt ihn jenſeits des Grenzſteins Martin Antolinez und blieb auf dem Felde.
Alsbald ſprach der König: „Kommet zu mir, Genoſſen,
3680 Durch das, was Ihr gethan, habt Ihr dieſe Schlacht gewonnen."
Es beſtätigen ihm die Richter, daß wahres Wort er ſage. —
Die Beiden haben geſiegt, nun erzähl' ich Euch von Muno Guſtioz,
Wie mit Aſur Gonzalez er fertig wurde.
Sie führten auf die Schilde gar gewaltige Stöße.
3685 Aſur Gonzalez ſtark und tapfer,
Stieß auf den Schild dem Don Muno Guſtioz,
Von dem Schilde ſtieß er ihm ab den Beſchlag,
In's Leere traf die Lanze, das Fleiſch faßte ſie nicht.
Als dieſer Stoß verſetzt war, führte Muno Guſtioz einen,
3690 Den Buckel des Schildes ſtieß er ihm herab,
Mitten entzwei brach er ihm den Buckel des Schildes,
Er konnt' es nicht verhindern, er ſtieß ihm ab den Beſchlag.
Bei Seite faßt er ihn, daß er das Herz nicht träfe.
Er ſtieß ihm in das Fleiſch die Lanze mit dem Fähnlein,
3695 Auf der andern Seite kam ſie einen Arm lang weit hervor,
Damit gab er ihm eine Wendung und hob ihn aus dem Sattel,
Als er die Lanze zurückzog, warf er ihn auf die Erde;
Roth kam der Schaft heraus und die Lanze und das Fähnlein,
Alle glaubten, er ſei zum Tode getroffen.
3700 Er richtete die Lanze empor und blieb über ihm ſtehn.
Es ſprach Gonzalo Aſurez: „Um Gott ſtoßet nicht!"
Gewonnen war der Sieg, als Dieſes ſich ereignet,
Es ſprachen nun die Richter: „Dieſes vernahmen wir."
Es befahl das Feld zu räumen der gute König Don Alfonſo,
3705 Die Waffen, die dort blieben, nahm er nun.
Geehret ſcheiden Die des guten Campeador.
Sie trugen den Sieg davon, der Schöpfer ſei gedankt!
Groß iſt der Verdruß im Lande Carrion,
Der König ließ geleiten Die von meinem Cid zur Nacht:

V. 3703. nämlich: die Bitte des Beſiegten, ihm das Leben zu ſchenken.
V. 3709. nämlich: das Zeugniß.

3710 Daß ſie ſie nicht überfielen und ſie Nichts befürchteten.
Wie Wohlberühmte reiſen ſie Tag und Nacht hindurch.
Seht ſie in Valencia bei meinem Cid dem Campeador!
Schlimm ließen ſie zurück die Infanten von Carrion.
Sie haben die Schuld gelöſt, die ihnen auflegte ihr Herr.
3715 Erfreuet war darüber mein Cid der Campeador.
Groß war die Schmach der Infanten von Carrion.
Wer eine gute Frau verhöhnt und ſie nachher verläßt,
Solches mög' ihm geſchehn, wenn nicht noch Schlimmeres!
Laſſen wir nun den Streit der Infanten von Carrion,
3720 Deß was ſie genommen, haben ſie keinen Genuß. —
Reden wir nun von dem, der zu guter Stunde geboren;
Groß iſt der Jubel in Valencia der großen,
Weil ſo wurden geehrt Die des Campeador.
Es faßte ſich bei dem Bart Ruy Diaz ihr Herr:
3725 „Dank ſei dem König des Himmels, meine Töchter ſind gerächt!
Jetzt ſeien abgemacht die Erben von Carrion.
Ohne Schimpf vermähl' ich ſie, ob es ärgre oder nicht."
Es gingen zur Huldigung Die von Navarra und Aragon,
Sie hatten Zuſammenkunft mit Alfonſo dem von Leon,
3730 Sie hielten Hochzeit mit Don' Elvira und Donna Sol.
Die Erſten waren groß, aber dieſe ſind weit beſſer.
Mit größrer Ehre vermählte er ſie, als es zuerſt geſchah.
Seht, welche Ehre dem erwächſt, der zu guter Stunde geboren,
Da Herrinnen ſeine Töchter ſind von Navarra und Aragon.
3735 Heut' ſind die Könige von Spanien ſeine Verwandten.
Allen wird Ehre durch den, der zu guter Stunde geboren.
Geſchieden iſt er aus dieſer Welt am Tage vor Pfingſten.

V. 3719. Den ganzen Rechtshandel und Kampf mit den Infanten von Carrion behandeln die Romanzen (bei Depping Nr. 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125; im Romancero Nr. 73—78; bei Ochoa Nr. 46—69. Herder hat Alles in zwei Romanzen zuſammengedrängt Nr. 60 und 61.

V. 3726. d. h. Meine Töchter haben Nichts mehr damit zu ſchaffen.

V. 3725—27. Rede des Cid.

V. 3731. Die Schwiegerſöhne nämlich.

V. 3737. Nach möglichſt genauer Berechnung am 29. Mai 1099.

Von Chriſtus werd' ihm Vergebung!
Mögen wir Alle ſo thun, Gerechte und Sünder!
3740 Das iſt die Kunde von meinem Cid dem Campeador.
An dieſer Stelle endet ſich dieſe Mähr.
Wer das Buch ſchrieb, gebe Gott das Paradies ihm. Amen!
Per Abbat ſchrieb es in dem Monat Mai
3744 Im Zeitraum des Jahres Tauſend und C.C.... XLV.

V. 3744. Nach unſerer Zeitrechnung 1207, alſo hundert und acht Jahre nach des Cid Tode.

Ende.

Buchdruckerei von A. Neuenhahn in Jena.

1.

Hendrik Conſcience.

Der Rekrut.

Aus dem Vlämiſchen

von

O. L. B. Wolff.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1850.

Der Verfaſſer an ſeine Freunde.

Antwerpen, am 15. November 1849.

Verehrte Leſer und Leſerinnen!

Euch, meine guten Freunde, die Ihr dem Erzähler doch treu geblieben ſeid, wie ſehr ſein Name auch durch aufgeſtachelte Leidenſchaften mishandelt worden — bringe ich heute eine gute Nachricht.

Ich bin krank geweſen.

Mein Geiſt war ermüdet, meine Seele entzaubert, mein Leib krank. Ich, den Gott wenigſtens mit Kraft, Muth und umfaſſender Liebe begabte, verſank in die bitterſte Muthloſigkeit und fühlte erſchreckt, wie ein tödtliches Gift — vielleicht Menſchenhaß — in meine gepreßte Bruſt eindrang.

Habe ich nicht, zum erſten Mal in meinem Leben, in dieſen unbegreiflichen Zeiten, alle eigennützigen Leidenſchaften wüthen ſehen? Nackt, ſchaamlos? Das größte Unrecht, das Laſter, geſetzlich gemacht durch den Kampf, wie der Mord geſetzlich wird durch den Krieg? Und dann, die heiligſte Sache: Flanderns Erhebung? Die Sehnſucht meiner Jugend, das Streben meiner männlichen Jahre?.... Aber ſchweigen wir davon! Ich habe eine Wunde im Herzen, ſie möchte wieder anfangen zu bluten. — Reden wir lieber von ſüßen Erinnerungen.

Drei Monate verlebte ich auf der Haide: — Ihr wißt es, an jenem ſchönen Orte, wo die Seele in ſich ſelbſt zurückkehrt und Ruhe genießt; wo Alles ſingt von Frieden und Stille; wo der Geiſt, gegenüber der urſprünglichen Schöpfung Gottes, den laſtenden Schleier der Convenienz wegwirft, die Geſellſchaft vergißt und mit erneuter Jugend ſich von ſeinen Banden befreit; wo jeder Gedanke ſich zu einem Gebete geſtaltet; wo Alles aus dem Herzen ſchwindet, was nicht mit der friſchen, zwangloſen Natur im Einklang iſt.

O, dort, dort iſt Friede für das ermattete Gemüth, dort iſt noch Jugendkraft für den abgehetzten Menſchen.

Und ſo ſind die Tage meiner Krankheit vergangen: Tage unausſprechlichen Genuſſes für meine Seele: Der Sonne entgegen lachen, wenn ſie in voller Majeſtät ihre erſten Strahlen über den Horizont ſendet; die Natur belauſchen, wenn ſie erwacht und die erſten

Töne ihres großen Lobgeſanges gen Himmel ſteigen; Haide und Gebüſch durchwandeln, meine eigene Seele befragen — und nachdenken — das Leben der Pflanzen und Thiere erforſchen und bewundern, die reine Luft mit vollen Zügen einathmen, ſtehen bleiben, weiter gehen, zurückkehren und laut reden in der Einſamkeit — und von unbegreiflich ſchönen Dingen träumen — von Gott, von der Zukunft, von Flandern, von Frieden und von Liebe!

Und des Abends! — in der alten Herberge unter dem breiten Vorſprunge des Heerdes ſitzen; die Füße in der Aſche, die Augen dem Sterne zugewandt, der droben, durch die Oeffnung des Schornſteins, mir entgegen blinkt, als rufe er mir etwas zu; — oder auch mit unbeſtimmtem Nachſinnen in das Feuer ſchauen und Acht geben, wie die Flammen ſich bilden, in die Höhe ſtreben, keuchen, krachen, blaſen und einander wie neidiſch verdrängen, um mit den feurigen Zungen den Keſſel zu lecken; — und denken: das iſt das menſchliche Leben: geboren werden, arbeiten, lieben, haſſen, groß werden und vergehen.... Oben fliegt der Rauch zum Schornſtein hinaus; nichts weiter von all dieſem Krachen und Keuchen!....

Und dann wieder aus dem Traume erwachen, um zu hören, was die Dorfbewohner einander erzählen. Eine kleine enge Welt ringsum ſich bewegen ſehen, mit ihren unverborgenen Schwächen und Leidenſchaften; im Herzen des Menſchen leſen und die bloßliegenden Triebfedern in ihrem Wirken verfolgen; —

und ſich erluſtigen an dieſem einfachen Landleben, das die unverdorbene Natur mit ſolchen friſchen Tönen malte.

Mitunter ſich merken, was Jeder zu erzählen weiß, und Vorrath ſammeln, um meinen Freunden bei meiner Heimkehr einige Geſchenke aus dem Kempenlande anbieten zu können......

Da bin ich nun mit meinen Geſchenken: beſcheidene Kränze, die ich träumeriſch aus Haidekraut und Kornblumen geflochten habe.

Einigen unter Euch, verehrte Leſer! werden dieſe ſtillen, friedlichen Erzählungen nicht gefallen. Einfach wie der Boden, aus dem ſie wuchſen, laufen ſie der herrſchenden Mode ſchnurſtracks entgegen; ſie ſind kein Gemenge von Blut, Liebesſprache, Unehre, Ehebruch, nackter Unzucht, ſpöttiſchem Unglauben, zerſtörungsſüchtiger Muthloſigkeit; ſie treiben dem Leſer nicht die Haare zu Berge aus Angſt für ſeine eigene Tugend und die Zukunft des Menſchengeſchlechts. Nein, nein, der Dämon der Verzweiflung und des Haſſes hat ſie nicht eingegeben. Die Natur in ihrer unbefleckten Friſche hat ſie aus demüthigem Stoffe gewebt, in welchem nur hier und da eine reine Perle der menſchlichen Seele leuchtet. Um ſie zu genießen, muß man nicht ganz entzaubert ſein: ſie berühren ſtets nur die feinſten Saiten des Herzens, die zarten Adern der Lebensluſt, der Liebe zu Gott und ſeinen Mitmenſchen, welche erſt durch die Reibung keuchenden Eigennutzes mürbe werden und zerreißen.

Demgemäß, Leſer und Leſerinnen, wenn ich hier verſpreche Euch die Geſchichten zu erzählen, die ich in der alten Herberge erlauſcht und auf der Haide ſelbſt geſammelt, ſo erwartet nur die treue Schilderung der friedlichen Sitten der Haidebewohner und ſeid nachſichtig mit mir, der ich zu Eurem Vergnügen aus ſolchem geringen Stoffe ein ganzes Buch zu ſchreiben verſuchen will.

Euch, vlämiſche Freunde, wird in dieſer Erzählung von dem Rekruten die erſte Blume aus dem Kränzchen angeboten. Möge Eure freundliche Aufnahme meine Belohnung werden und mich ermuthigen, mit der Zeit mein Verſprechen ganz zu löſen.

Der Rekrut.

I.

Die jüngſte Frühlingsſonne ſtrahlte mit vollem Glanze auf ihrer blauen Himmelsbahn. — Als wäre ſie das erhabene Antlitz der Gottheit, welche mit lachendem Blicke den Erſchaffenen zuruft: „Auf! auf! der Winter iſt vergangen, lebt auf und ſeid fröhlich vor meinem Angeſicht!“ — ſo mild ſpreitete ſie das jugendliche Licht über Haide und Felder und machte den feuchten Erdboden von der Gluth ihrer Strahlen gähren und dampfen.

Nur wenige Pflanzen hatten den Ruf der Weltfreundin gehört; das Schneeglöckchen allein bewegte ſeine ſilbernen Sternchen in den Rändern, die Haſelſtaude entfaltete ihre ſich wiegenden Kätzchen, die Waldanemone zeigte ihre erſten Blätter im Unterholz; — aber die Vögel hüpften freudig im warmen Lichtſtrom und ſangen mit hellen Stimmen von der nahenden Zeit der Liebe.

Nicht weit vom Zoerſelboſch, einſam und vergeſſen, ſtanden zwei Häuschen von Lehm neben einander. In dem erſteren wohnte eine arme Wittwe mit ihrer

Tochter; ihre ganze Habe auf Erden war eine Kuh. — Im anderen Häuschen wohnte ebenfalls eine Wittwe mit ihrem ſehr alten Vater und zwei Söhnen, von denen der Eine bereits das Jünglingsalter erreicht hatte. Sie waren reicher als ihre Nachbarn, denn ſie beſaßen einen Ochſen und eine Kuh und hatten weit mehr Land in Pacht. Trotz dem bildeten die Bewohner beider Hütten — denn es waren Hütten — ſeit langen Jahren nur eine einzige Familie, indem ſie ſich gegenſeitig liebten und einander halfen, wo es Noth that. Jan und ſein Ochſe arbeiteten auf dem Felde der armen Wittwe; Trien holte auch das Futter für den Ochſen und weidete für ihre Nachbarn und half ihnen ernten, ohne daß je dieſe Leute den Gedanken gehabt hatten, zu berechnen, wer am Meiſten für die Andern gethan.

Einfältig, unwiſſend in Allem, was ſich draußen unter dem wühlenden Menſchenſchwarme ereignet, lebten ſie zufrieden mit dem Stücke Schwarzbrod, das Gott ihnen gegönnt hatte. Ihre Welt war eng umgrenzt; auf der einen Seite des Dorfes ein demüthig Kirchlein, auf der anderen die unermeßliche Haide und der unbegrenzte Himmel.

Und dennoch lachte und ſang Alles rings um die einſame Wohnung; Freude und Genuß herrſchte dort in vollem Maße und keines von dieſen armen Leuten würde ſein Schickſal mit einem ſcheinbar beſſeren vertauſcht haben.

Die Liebe war es, die mit ihrem goldenen Zauberſtabe auch hier die Einſamkeit belebt hatte. — Jan und Trien — ſie wußten es nicht — liebten einander mit dem unausgeſprochenen und ſchüchternen Gefühl, welches das Herz klopfen macht bei der geringſten Veranlaſſung, die Stirne erröthen läßt bei dem leiſeſten Worte, das Leben umwandelt in einen langen Traum, einen blauen Himmel von funkelnden Glücksſternen, eine unermeßliche Tiefe, als müßte das Menſchenherz ewig das bleiben, wozu der erſte Liebesſeufzer — der keuſche Weihrauch der Seele — es machte.

Arme Leute! ſie dachten nicht an die große Geſellſchaft, die dort fern in den Städten wimmelt; da ſie nichts von ihr verlangten, wähnten ſie, daß ſie ſich ihrer nie erinnern würde und lebten voll Vertrauen fort in ihrem ſchönen und ſüßen Elend. Plötzlich kam man aber und forderte den Lehmhütten den Blutzoll ab. Der einzige Jüngling, der dort wohnte — der Einzige, der die Kraft hatte den undankbaren Boden durch ſeinen Schweiß fruchtbar zu machen, ſollte looſen — und Soldat werden, wenn ſeine zitternde Hand eine unglückliche Nummer zog; ſeiner Haide, ſeiner Mutter, ſeiner Freundin ein langes Lebewohl ſagen — vielleicht auf ewig Abſchied von ihnen nehmen und verſiechen an den Wunden, die das wüſte Kriegerleben ſeiner reinen, ſtill friedlichen Seele geſchlagen.

Der trübe Märztag, im Kalender für 1833 von Trien mit einem ſchwarzen Kreuz bezeichnet, war gekommen.

Der junge Mann war mit ungefähr zehn Genoſſen aus dem Dorfe nach Brechts gegangen, um zu looſen.

Drinnen ſaßen die beiden Mütter und der Knabe mit aufgehobenen Armen vor dem Marienbilde und beteten. Der alte Großvater wankte ſtumm auf und ab und blieb endlich vor der Thür ſtehen, die Hand auf einen Stamm der Rebenlaube ſtützend und das Haupt niedergebeugt, als ſchaute er in ein Grab.

Das Mädchen ſtand im Stall vor ſeiner Kuh und ſah dem Thier ſtarr und trüb in die Augen und ſtreichelte ihm ſanft den Kopf, als wolle es daſſelbe tröſten über das nahe Unglück.

Ueber beiden Häuſern brütete eine unheimliche Stille, die nur dann und wann durch das dumpfe Brüllen des Ochſen unterbrochen wurde.

Gleich darauf trat Trien ſchweigend zu dem Großvater und ſah ihm eine Weile bittend und fragend in die Augen.

Der Greis erwachte aus ſeinem peinlichen Nachſinnen, ergriff einen ſchweren Wanderſtab und ſagte zu dem Mädchen:

„Verliere den Muth nicht, Trien, Gott wird uns beiſtehen in dieſer ſchrecklichen Noth. — Komm, die Zeit iſt da, wir wollen den armen Rekruten entgegen gehen.“

Trien folgte dem Großvater auf einem Fußſteige, der neben dem Hauſe vorbei lief und nach dem Dorfe führte. Obgleich brennende Ungeduld ſie vorwärts trieb, ging ſie doch mit langſamen Schritten. Der Greis wandte ſich nach dem Mädchen um und bemerkte, wie es mit geſenktem Kopf und äußerſt bleichen Wangen hinter ihm her ſchlich. Er faßte es mitleidig ſanft bei der Hand und ſprach:

„Armes Kind, wie lieb mußt Du unſern Jan haben. Er iſt Dein Bruder nicht und Du biſt beſtürzter als wir. Sei doch muthiger, Trienlieb; Du weißt ja noch nicht, was Gott beſchloſſen hat.“

„Ich bin ſo erſchrocken!“ ſeufzte das Mädchen, ſichtbar zitternd und mit den Blicken das Gehölz durchdringend.

„Erſchrocken?“ wiederholte der Alte, während er ſich bemühte, die Urſache von des Mädchens Schrecken zu erſpähen.

„Ja, ja,“ ſchluchzte Trien, ihre Augen mit der Schürze bedeckend; „es iſt geſchehen, wir ſind unglücklich: er hat ſich feſtgelooſt.“

„Aber woher kannſt Du das wiſſen? Ach, Du machſt mich auch beben,“ ſagte der Großvater ängſtlich.

Das Mädchen zeigte mit dem Finger weit über die Bäume hinaus und antwortete:

„Dort, hinter dem Holz . . . . horcht!“

„Ich höre nichts. Komm, ſputen wir uns lieber; es werden die Rekruten ſein. Deſto beſſer.“

„Gott, Gott!“ rief das Mädchen — „ich höre eine Stimme . . . ſo peinlich, ſo betrübt: es ſummt wie ein ſchweres Seufzen mir in die Ohren.“

Mit ängſtlicher Verwirrung betrachtete der Großvater eine Weile die Jungfrau, die auf ein fernes Schreien zu horchen ſchien. — Er ſtrengte auch ſein Gehör an, um das Geräuſch auf der ſtillen Haide zu vernehmen. Ein freundliches Lächeln erhellte ſein Antlitz, indem er ſagte:

„Thörin! Es iſt der Wind, der durch den Tannenwald ſtreicht.“

„Nein, nein,“ — antwortete das Märchen — „weiter, weiter, hinter dem Gehölz. Hört Ihr die klagende Stimme nicht?“

Nach wenigen Augenblicken der Aufmerkſamkeit erwiderte der Greis:

„Nun begreife ich, was Du meinſt. Es iſt Pächter Claes Hund, der über einen Todten heult; die Pächterin, die die Auszehrung hatte, ſoll dieſe Nacht geſtorben ſein. Gott habe ihre arme Seele!“

Die Jungfrau, die durch die Spannung, in der ſich ihr Gemüth befand, das nahe Geheul als den Vorboten eines gewiſſen Unglücks betrachtet hatte, erkannte ihren Irrthum. Unaufhörlich ſich die Thränen abwiſchend, beeilte ſie ihre Schritte und folgte ſchweigend dem Greiſe, bis dieſer endlich zu ihr ſagte:

„Aber Trien, wenn Du ſchon ſo untröſtlich biſt, was ſoll ſeine Mutter, was ſoll ich, ſein Großvater, dann ſagen? Wir haben ihn aufgezogen im Schweiße unſeres Angeſichts, ihn geliebt, wie unſeren Augapfel. Jetzt ſind wir alt und kränklich; er muß arbeiten für uns in unſeren ſchweren Tagen . und ach, wenn Gott ſeinen guten Engel nicht geſandt hat, um ihm die Hand zu führen, ſo muß er Soldat werden und uns verlaſſen in unſerer Noth . . . .“

Dieſe Worte machten das Mädchen in Thränen ausbrechen. Sie verſetzte mit einer Art von Trotz:

„Ja, das iſt Alles nichts, Vater, ich habe auch Arme am Leibe und wenn Ihr es nicht mehr könnt, ſo gehe ich ſelbſt mit dem Ochſen auf das Land und verrichte alle grobe Arbeit allein. Aber er, aber Jan, ach der Aermſte! Nichts hören als fluchen und ſchwören, und Prügel bekommen, und im Loch ſitzen und Hunger leiden und die Auszehrung bekommen vor Verdruß, wie der unglückliche Pauw Stuyck, den ſie dort in vier Monaten zu Tode gemartert haben. — Und Niemand mehr ſehen von Allen, die ihn liebten auf Erden, weder Euch, noch ſeine Mutter, noch ſeinen kleinen Bruder, noch . . . . keinen Menſchen mehr als die böſen, wüſten Soldaten.“

„Rede nicht ſo, Trien,“ — ſagte der alte Mann mit gepreßter Stimme. — „Deine Worte thun mir weh. — Warum ſo bitter klagen? — Du jammerſt und zitterſt, als ob Du an ſeinem Unglück nicht zweifelteſt; ich im Gegentheil habe ein Gefühl, daß er ſich frei looſe; ich habe Vertrauen zu Gottes Güte.“

Unmerklich lächelte das Mädchen in ihren Thränen; ſie antwortete jedoch nichts mehr und Beide ſchritten nun ſchweigend fort, bis ſie das Dorf erreicht hatten.

Hier ſtanden vor dem Wege, auf welchem die

Rekruten von Brecht zurückkommen mußten, viele Menſchen in kleinen Haufen zuſammen, Alle voll Ungeduld wartend, um den Ausgang der Looſung zu vernehmen. Man konnte ſehr leicht diejenigen erkennen, deren Sohn, Bruder oder Liebhaber nach Brecht gegangen war; hier und dort ſah man eine Mutter mit der Schürze vor den Augen ſtehen, einen Vater, der ſich Gewalt anthat, um die Angſt zu verbergen, die man wider ſeinen Willen auf ſeinem Geſichte las, ein Mädchen mit bleichen Wangen und ſchüchternem Blick, von dem einen Haufen zum anderen gehend, wie durch eine heimliche Furcht gejagt.

Viele Andere, die aus bloßer Neugier da ſtanden, ſprachen und ſcherzten mit lauter Stimme. Der alte Schmied, der vorzeiten bei Napoleon's Dragonern geſtanden, lobte den Soldatenſtand über die Maßen und ward darin ſehr von dem betrunkenen Sohne eines Müllers unterſtützt, der eilf Monate gedient und ſeitdem ſein elterliches Vermögen verſchwendet und vertrunken hatte. Der Schmied that es nicht in böſer Abſicht; er wollte ſeine ängſtlichen Freunde durch ſolche prächtige Schilderung tröſten und rief daher fortwährend:

„Alle Tage Suppe und Fleiſch, viel Geld, gut Bier, knappe Mädel, Tanzen und Springen und Fechten, daß die Stücke davon fliegen: das iſt ein Leben! Ihr kennt es nicht, Ihr kennt es nicht!“

Aber ſeine Worte hatten eine ganz entgegengeſetzte Wirkung; denn ſie machten die Thränen der Mütter ſtärker fließen und ärgerten viele Gemüther.

Trien konnte ſich nicht länger beherrſchen; in dieſem Scherze war ein Wort, das ihr Herz verwundet hatte; ſie ſprang mit drohender Fauſt auf den Spötter zu und rief:

„Pfui, abſcheulicher Schmied! ſie müſſen ſicher alleſammt Trunkenbolde werden wie Ihr! und ſchlechte Kerle wie der verlebte Landſtreicher, der bei den Soldaten nichts Anderes gelernt hat, als liederlich leben und ſeine Eltern unter die Erde bringen.“

Der Sohn des Müllers fuhr heftig auf ſie zu und wollte grob ausfallen gegen das kecke Mädchen, in dieſem Augenblicke aber rief man auf der anderen Seite des Weges:

„Da ſind ſie! Da ſind ſie!“

Wirklich ſah man in der Ferne die Rekruten aus einem Gehölze auf dem Wege erſcheinen und jauchzend und ſingend näher kommen, daß die Luft davon wiederhallte. Einige warfen zum Zeichen der Freude ihre Hüte oder Mützen hoch empor und Alle zuſammen hatten das Ausſehen eines Haufens Betrunkener, die von einer Kirmſe zurückkehren. Aber wer von ihnen ſang und fröhlich war und wer dagegen ſchwieg und Kummer empfand, das konnte man nicht ſehen.

Sobald die Rekruten ſich auf dem Wege zeigten, eilten ihre Blutsverwandten und Freunde von allen Seiten ihnen entgegen. Der alte Großvater konnte nicht ſo ſchnell gehen, obgleich Trien ihn jetzt an der Hand fortzog. Endlich, als das Mädchen ſeine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, indem es ſah, wie die Mütter und Mädchen einigen Wehrpflichtigen mit lautem Jubel um den Hals fielen, ließ es die Hand des Großvaters fahren und lief, ſo raſch es konnte, voraus, hielt aber mitten auf dem Wege plötzlich inne, als hätte eine unbekannte Macht es gelähmt. Schwankend wandte es ſich ſeitwärts, lehnte den Kopf an einen Baum und blieb ſtehen und weinte.

Der Greis holte die Jungfrau ein und fragte:

„Iſt Jan denn nicht dabei, daß Du ſtehen bleibſt, Trien?“

„Gott, Gott, das iſt mein Tod!“ rief das Mädchen. — „Seht dort, Vater, hinter den Anderen kommt er mit geſenktem Kopf und bleichem Geſicht .... er iſt ſchon halb todt; ach der Aermſte!“

„Vielleicht aus Uebermaaß von Freude, Trien.“

„Wie ſeid Ihr glücklich, Vater!“ — rief ſie — „daß Ihr nicht mehr gut ſeht!“

Mittlerweile näherte ſich Jan der Stelle, wo er ſeinen Großvater bemerkte und ging langſam auf denſelben zu.

Trien ging ihm nicht entgegen, vielmehr verbarg ſie ihr Geſicht am Baum und ſchluchzte hörbar.

Der Jüngling ergriff die Hand des Alten, zeigte ihm eine Nummer und ſagte mit heiſerer Stimme

„Vater, ich habe mich feſtgelooſt.“

Dann, zu dem Mädchen gehend, ſeufzte er und ein Thränenſtrom ſtürzte aus ſeinen Augen:

„Trien! Trien!“

Mehr konnte er nicht ſagen; die Stimme erſtickte ihm in der Kehle.

Der alte Mann war zu ſehr erſchrocken, um ein Wort zu reden oder einen Gedanken zu faſſen; während Thränen in den Furchen ſeiner Wangen hinabrollten, ſtand er ſtumm und beſtürzt, den Blick auf den Boden geheftet.

Eine Weile herrſchte dort die tiefſte Stille, bis Jan plötzlich mit finſterer Verzweiflung ausrief:

„O, meine arme Mutter, meine arme Mutter!“

Als ſie das hörte, ward die Jungfrau plötzlich wie umgewandelt. Sie war ein edles, muthvolles Weib. So lange ſie im Zweifel blieb, weinte ſie, jetzt aber bei der Gewißheit des Unglücks fand ihr Herz die nöthige Kraft. Nun, wo ein erhebendes Gefühl der Pflicht ſie aus ihrem Schmerze weckte, kehrte die Stärke wieder in ihre Seele zurück, die ihrem ſchönen Charakter eigen war. — Sie hob den Kopf empor, trocknete ihre Thränen und ſagte mit ruhiger Gelaſſenheit:

„Jan, Freund, Gott hat es ſo beſchloſſen; wer kann ihm widerſtreben? Du bleibſt doch noch ein Jahr; vielleicht giebt es noch Mittel. Laß mich gehen; ich will das auch Deiner Mutter ſagen. Wenn ein Anderer ihr die ſchreckliche Nachricht brachte, konnte es ihr Tod ſein.

Bei dieſen Worten verließ ſie raſch den Weg, eilte in den Tannenwald und verſchwand.

Der Greis und der unglückliche Jüngling ſchlugen den gewohnten Weg nach dem Dorfe ein. Sie hörten ſingen, ſchreien, jauchzen, blieben aber zu tief in ihrem Gram verſunken, um auf dieſen Lärm zu achten.

Als ſie ſich ihrer armen Wohnung näherten, kamen Trien, die beiden Frauen und der kleine Bruder ihnen weinend entgegen.

Der Jüngling warf ſeiner Freundin einen Blick der tiefſten Dankbarkeit zu, denn er bemerkte auf dem Geſicht ſeiner Mutter, daß das edle Mädchen wirklich ein Gefühl der Hoffnung in dem Herzen der leidenden Frau geweckt hatte.

Durch dieſen Anblick geſtärkt, bezwang er auch ſeinen Schmerz und eilte mit offenen Armen auf ſeine Mutter zu.

Zuerſt gab es eine heftige Erſchütterung, eine tief ſchmerzliche Empfindung, eine Fluth von Thränen; aber die Verzweiflung wich und allmälig kehrte wieder der Friede in die Hütten der beiden Wittwen zurück.

II.

Die Stunde der Abreiſe iſt gekommen! Dort vor den Hütten ſteht ein ſchöner junger Mann, den Wanderſtab auf der Schulter und das Päckchen auf dem Rücken. Seine ſonſt ſo lebhaften Augen bewegen ſich jetzt langſam in die Runde, ſein Geſicht iſt ruhig und Alles ſcheint auf Stille des Gemüthes in ihm zu deuten, nur pocht ſein Herz heftig und ſeine Bruſt hebt und ſenkt ſich keuchend.

Seine Mutter hält eine von ſeinen Händen feſt und überſchüttet ihn mit den wärmſten Bezeugungen der Liebe; die arme Frau weint nicht, ihre Wangen zittern unter der Gewalt, welche ſie ſich anthut, um ihren Schmerz zu verbergen. Sie lacht ihren Sohn an, um ihn zu tröſten, aber dieſes gezwungene und peinliche Lachen iſt trauriger als die bitterſte Klage.

Die andere Wittwe iſt damit beſchäftigt, den Knaben zu beruhigen und ihn glauben zu machen, Jan werde ſehr bald zurückkommen, aber der Kleine hat, durch die jahrelange Trauer ſeiner Eltern ſchon begriffen, daß der Abſchied ein ſchreckliches Unglück iſt, — und ſchreit nun laut.

Der Großvater und Trien ſind drinnen, um die letzten Vorbereitungen für die Reiſe zu treffen; ſie ſchneiden ein großes Loch in ein rundes Brod und füllen es mit Butter; dann treten ſie damit vor die Thür und bleiben neben dem Jüngling ſtehen.

Der Stall iſt offen; der Ochſe blickt traurig nach ſeinem Herrn und brüllt dann und wann leiſe und muthlos; man möchte ſagen, es ſei als ob das Thier wüßte was ſich ereignet.

Alles iſt fertig; er zieht fort. Schon hat er die Hand ſeiner Mutter feſter gedrückt und einen Fuß vorgeſetzt; aber er ſchaut nochmals in die Runde und umfaßt mit einem Blicke der Liebe die demüthige Hütte, wo ſeine Wiege ſtand, die Haide und das Gehölz, die Zeugen ſeiner Kinderjahre und die mageren Felder, die ſein Jünglingsſchweiß ſo oft befruchtete. Dann fällt ſein Blick wechſelsweiſe wieder auf die Augen Aller, die er liebt, ſelbſt auf die Augen des Ochſen, ſeines treuen Freundes bei der ſchweren Arbeit . . . . er bedeckt das Geſicht mit der Hand, verbirgt die Thräne, die über ſeine Wangen rollt, und ſeufzt unhörbar:

„Lebt wohl!“

Nun richtet er den Kopf wieder empor, ſchüttelt ſich das lange Haar aus der Stirn, das ſeinen Hals wie eine Mähne umgiebt, und geht entſchloſſen fort.

Aber Alle folgen ihm, denn noch wollen ſie ihn nicht verlaſſen. Etwas weiter nach dem Dorfe zu hängt am Kreuzweg ein Muttergottesbild unter der Linde. Trien hat es dort an einem ſchönen Maiabend aufgehängt und Jan am Fuß des Baums eine Bank zum Knieen gezimmert. — An dieſem heiligen Orte, an dem täglich Eins von Ihnen kniete und betete, ſoll das betrübte Lebewohl ſich von ihren zitternden Lippen winden . . . . .

Schon ſehen ſie in der Ferne die Linde, den Grenzpfahl, wo die tödtliche Trennung beginnen ſoll. Der Jüngling geht langſamer, während ſeine Mutter unter zärtlichen Liebkoſungen zu ihm ſpricht:

„Jan, Sohn, vergiß nicht was ich Dir geſagt: Habe allezeit Gott vor Augen und unterlaß nie zu beten, ehe Du Dich niederlegſt. So lange Du das thuſt, wird Dein Herz rein bleiben; ſollte es aber geſchehen, daß Du es einmal vergäßeſt, ſo denke am nächſten Tage an mich, an Deine Mutter, und Du wirſt wieder gut und brav werden; denn wer an Gott und ſeine Mutter denkt, iſt gegen alles Böſe geſchützt, liebes Kind.“

„Ich werde immer, immer an Dich denken, Mutter“ — ſeufzte der Jüngling leiſe — „und wenn ich betrübt bin und den Muth verliere, ſoll Dein Andenken mich ſtützen und tröſten, — denn, ich fühle es wohl, ich werde unglücklich ſein; ich habe Euch Alle zu lieb.“

„Und dann — fluche nicht, hörſt Du, und führe kein ruchloſes Leben. Du wirſt in die Kirche gehen, nicht wahr? Und uns ſo oft wie möglich Nachricht zukommen laſſen, ob Du geſund biſt, und ſtets denken, daß die geringſte Kunde von ihrem Kinde eine Mutter glücklich macht, nicht wahr? O, ich werde alle Tage zu Deinem Schutzengel beten, daß er Dich nicht verlaſſe!“

Der Jüngling fühlte ſich auf das Tiefſte gerührt durch den wunderbar ſüßen Ton von ſeiner Mutter Stimme: er wagte es nicht, ſie anzuſehen, ſo ſehr erſchütterte ihn in dieſer feierlichen Stunde der glänzende Blick der Frau; mit geſenktem Haupte hörte er ihr zu. Seine einzige Antwort iſt zu Zeiten ein ſtärkerer Druck der Hand und ein langer Seufzer, in den ſich mitunter die Worte: „Mutter, liebe Mutter!“ miſchen.

Schweigend nähern ſie ſich dem Kreuzwege; der Großvater begiebt ſich auf die andere Seite des Jünglings und ſagt mit ernſtem Tone zu ihm.

„Jan, mein Sohn, Du wirſt nun Deine Pflicht thun, ohne Widerſpenſtigkeit und mit Liebe, nicht wahr? Du wirſt Deinen Vorgeſetzten gehorchen, und lieber im Stillen Unrecht leiden, wenn es Dir zugefügt wird? Du wirſt Jedem gefällig und dienſtlich ſein, guten Willen zeigen und was Dir auferlegt wird, Alles pünktlich thun? Dann wird Gott Dir beiſtehen, Deine Vorgeſetzten und Kameraden werden Dich lieben ......“

Trien, deren Mutter und der Knabe knieen bereits unter der Linde im Graſe neben der Bank und beten.

Jan hat keine Zeit, dem Großvater auf ſeine Ermahnungen zu antworten: ſeine Mutter geleitet ihn zu der Bank. Alle knieen nieder und beten mit erhobenen Händen.

Der Wind rauſcht ſanft in den Tannen, die Frühlingsſonne ſtrahlt mild auf den ſandigen Weg: die Vögel droben ſingen ein fröhliches Lied; aber dennoch iſt Alles ſtill und feierlich und hörbar ſteigt das fromme Liſpeln der Betenden zur Linde empor.

Es iſt gethan; Alle ſtehen auf, doch aus Aller Augen ſtürzt eine Thränenfluth. Die Mutter umarmt ihren Sohn unter bitteren Klagen, und obwohl die Anderen mit geöffneten Armen bereit ſtehen das traurige Lebewohl auszuſprechen, läßt ſie dennoch ihren theueren Erſtgeborenen nicht los; ſie küßt ihm wiederholt die Thränen von den Wangen und redet unverſtändliche Worte der Angſt und Liebe.

Endlich ſetzt ſich die ermattete Frau, ohnmächtig, doch immer weinend auf das Bänkchen.

Jan umarmt haſtig ſeinen Großvater und Trien's Mutter; mit freundlicher Gewalt entfernt er ſeinen kleinen Bruder, der ſich ſchreiend an ſeine Beine klammert, läuft nochmals zu ſeiner Mutter, preßt ſie in die Arme, küßt ihr die Stirn, ruft mit ſchneidender Stimme „Lebt wohl," und ſchreitet, ohne daß er ſich umzuſehen wagt, auf das Dorf zu, bis er um die Ecke des Gehölzes biegend ſeinen Verwandten aus den Augen entſchwunden iſt.

Nur mit Mühe vermag Trien, die das Brod

unter dem Arme trägt, ihm zu folgen und ihn einzuholen.

Eine Zeitlang gehen die beiden jungen Leute neben einander her ohne zu reden, ihr Herz pocht raſch, dunkle Schaamröthe bedeckt ihre Stirnen und Wangen; ſie wagen nicht ſich anzublicken. — Große Stunde, in der zwei Seelen zittern vor einem Bekenntniß, in der ſie fühlen, daß ein heilig bewahrtes Geheimniß ihnen entſchlüpfen wird.

Jan ſucht ſchüchtern Trien's Hand, er faßt ſie, aber als ob dieſe Berührung eine Miſſethat wäre, als ob dieſe Hand ihn brenne, läßt er ſie zitternd wieder fahren.

Nach einer Pauſe des Schweigens ergreift er ihre Hand von Neuem und ſeufzt mit eigenem Ton:

„Trien, wirſt Du mich nicht vergeſſen?“

Thränen ſind die einzige Antwort der Jungfrau.

„Wirſt Du warten bis Jan von den Soldaten zurückkommt?“ fragt der Jüngling wiederum. „Darf er wenigſtens den Troſt mitnehmen, um nicht vor Kummer zu ſterben?“

Das Mädchen ſchlägt ihre großen blauen Augen zu ihm auf und ſieht ihn mit einem langen, ſchmerzlichen Blicke an, der wie ein Feuerſtrahl ſeine Seele durchdringt und ſein Herz mit ungekannter Seligkeit füllt.

Bewußtlos bleibt er ſtehen; wie es kommt, weiß er nicht, aber ſeine brennenden Lippen haben die Stirn der Jungfrau berührt. Wie aus Furcht iſt er zurückgewichen und hat den Arm um eine Eiche geſchlagen. Da, vor ihm, ſtrahlt das Antlitz des Mädchens von dem Feuer der Keuſchheit und des Glücks; er legt die Hand auf ſein Herz, denn es droht ihm in der Bruſt zu zerſpringen, ſo heftig pocht es — und doch, ein unbeſchreibliches Lächeln ſchwebt auf ſeinem Geſicht, ſeine Augen funkeln von männlicher Gluth, er richtet das Haupt ſtolz und trotzig in die Höhe; ein einziger Blick der Geliebten ſcheint ihn mit Rieſenkraft und Rieſenmuth begabt zu haben.

Hinter dem Gehölz erhebt ſich aber eine bekannte Stimme; es naht Jemand, der ein fröhliches Lied ſingt . . . . .

Es iſt des Patatbauers Karl, der auch Soldat werden muß, und ſich nach dem Dorfe begiebt.

Trien thut ſich Gewalt an, um ihre Beſtürzung zu verbergen. Dieſe Ueberraſchung weckt ſie aus ihren unbegreiflichen Träumen; ſie wirft einen haſtigen Blick auf ihren Freund und treibt ihn fortzugehen, damit Karl ihn nicht erreiche und kein fremdes Auge leſe, was ſich in ihren Seelen zugetragen hat.

Aber Karl geht raſch zu, um ſeinen Reiſegefährten einzuholen. Trien bemerkt es und ſagt eilig:

„Jan, wenn Du fort biſt, werde ich ſchon für Deine Mutter, Deinen Großvater und Dein Brüderchen ſorgen; ich werde hinter dem Pfluge gehen wie es ſich gehört, und auf den Ochſen achten, daß er nicht zu kurz komme. Ich bin ſtark und geſund genug und werde ſchon machen, daß Du bei Deiner

Rückkehr Alles ſo wieder findeſt, wie Du es bei Deinem bitteren Abſchiede verläſſeſt.“

„Alles?“ — wiederholt der Jüngling, ihr tief in die Augen ſehend — „Alles?“

„Ja, Alles — und ich werde nicht zur Kirmſe gehen, ſo lange Du fort biſt, denn ohne Dich habe ich doch nichts als Kummer. Aber .... Du mußt auch nicht es machen wie der abſcheuliche Schmied ſpricht, mit Trinken und knappen Mädeln, denn wüßte ich das, würde ich bald auf dem Kirchhof liegen ....“

In dieſem Augenblick ſchlägt Karl mit ſeiner ſchweren Hand Jan auf die Schulter, indem er zum Scherz mit trauriger Stimme ſingt:

„Ach Gott, ſchön Lieb, ich muß nun von Dir ſcheiden,
Muß in den Krieg; ach, welch' ein ſchweres Leiden.
Leb wohl, vergiß mich nicht!“

Die Jungfrau wird roth vor Schaam. Jan, ihre Verlegenheit bemerkend, beantwortet die Späße ſeines Kameraden mit gleichgültigen Reden und faßt ihn bei dem Arm, um mit ihm nach dem Dorfe zu gehen. Trien geht ſchweigend hinter ihnen her.

Endlich erreichen ſie das Dorf. Vor der Krone ſtehen noch drei junge Burſche mit Ranzen auf dem Rücken; ſie warten auf Jan und Karl.

Jeder küßt ſeine Eltern und Freunde. Trien allein küßt Niemand; aber in dem heimlichen Blicke, den ſie mit Jan wechſelt, während ſie ihm das Brod giebt, liegt ein rührendes Seelengeſpräch.

Die Rekruten ziehen fort nach der Stadt.

Trien verläßt das Dorf ohne zu weinen; aber hinter dem Tannenwald wird ihr das Herz zu voll; mit der Schürze vor den Augen kehrt ſie nach der Hütte zurück, — wo Alles leer ſeyn wird, wenn nicht die Erinnerung die Leere ausfüllt, die durch den Abſchied des Sohnes und Geliebten entſtand.

III.

An einem hellen Tage im Auguſt verließ Trien heiter das Dorf, um nach Hauſe zu kehren; ihr Antlitz von einem ſüßen Lächeln geſchmückt verrieth Freude und fröhliche Eile; leicht waren ihre Schritte im ſtaubigen Sande des Wegs und mitunter ſtiegen einige unverſtändliche Töne aus ihrer keuchenden Bruſt auf, als rede ſie mit ſich ſelbſt.

In der einen Hand hielt ſie zwei große Blatt Schreibpapier, in der anderen eine geſchnittene Feder und ein Fläſchchen Tinte, die ihr der Küſter geſchenkt.

Unterwegs begegnete ihr die ſchöne Kaet des Holzſchuhmachers, die ſingend mit einem Büſchel Klee auf dem Kopfe aus einem Seitenwege kam und ihre Freundin zum Stehenbleiben nöthigte, durch die Frage:

„He, Trien, wo läufſt Du mit dem Papier hin? Wozu ſolche Eile, es brennt ja nirgends? — Sage, wie ſteht es mit Euerem Jan?“

„Ja, mit unſerem Jan“ — antwortete Trien — „das mag Gott der Herr wiſſen, Kaetjelieb. Seit er fort iſt, haben wir nur drei Mal Nachricht von ihm bekommen, daß er ſich geſund befindet. Es iſt jetzt ſchon ein halbes Jahr her, daß ein Kamerad von Turnheuz in der Krone eine Botſchaft von ihm für uns abgegeben hat; aber es muß doch mühſam ſein, er liegt irgend wo über Maſtricht und es kommen doch nicht alle Tage Bekannte von ſo weit her nach dieſer Gegend."

„Kann er denn nicht ſchreiben, Trien?"

„Er hat es gekonnt; denn als wir klein waren und zuſammen bei dem Küſter in die Schule gingen, hat er einmal den Preis für ſein Schreiben bekommen. Er wird aber Alles vergeſſen haben wie ich."

„Was willſt Du denn mit dem Papier?"

„Ja, Kaet, ſeit zwei Monaten habe ich mein altes Schreibebuch wieder aus der Lade hervorgeſucht und es von Neuem gelernt. Ich will einmal ſehen, ob ich einen Brief zuſammenbringe. Ob es gehen wird, weiß ich nicht, haſt Du ſchon einmal in Deinem Leben einen Brief geſchrieben?"

„Nein, aber ich habe ſchon viele leſen hören; denn mein Bruder Dries, der in der Stadt wohnt, ſchreibt faſt jeden Monat an uns."

„Wie iſt das mit einem Briefe? Was ſteht darin? Iſt es als ob ſie Jemanden anreden?"

„Behüte, Trien! Das wäre ſchön! Allemal mit Complimenten und großen Worten, die Du beinahe nicht verſtehen kannſt." —

„Ach, Kaet, wie ſoll ich damit zurecht kommen. Aber, wenn ich nun, zum Beiſpiel, ſo ſchreibe? —

Jan, wir ſind betrübt, weil wir nicht wiſſen, ob Du geſund biſt; Du mußt uns raſch Nachricht geben, denn Deine Mutter wird ſonſt krank und ſo weiter; — das wird er doch wohl verſtehen?"

„Ja, Herzchen, das iſt aber kein Brief; ſo ſprechen alle Menſchen, Gelehrte wie Ungelehrte. Warte! Sieh, ſo fängt es ſtets an: — Sehr geehrte Eltern, ich nehme zitternd die Feder in die Hand, um . . . um . . . jetzt kann ich gerade nicht darauf kommen."

„Um zu ſchreiben!"

„O, Du weißt es beſſer als ich. Du hältſt mich für recht dumm. Das iſt ſchlecht von Dir, Trien!"

„Aber, Kaet, was fällt Dir ein? Wenn er die Feder in die Hand nimmt, ſo thut er es doch nicht, um eine Butterbemme zu ſtreichen. Ich muß über Dich lachen. Ich begreiſe nur nicht, warum Dein Bruder Dries immer zittert, wenn er einen Brief anfängt. Das Schreiben wird ihm gewiß ſchwer? Das iſt aber ſchlimm, denn Jemand, der zittert, ſchreibt dadurch noch viel ſchlechter."

„Nein, das iſt es nicht; aber Dries geht ſo ſeine eigenen Gänge in der Stadt und verlangt immer Geld und darum zittert er, denn Vater iſt ſo böſe. Aber, ſag Trien, wie ſteht's mit Euerer Kuh?"

„Nun, ziemlich gut. Sie hat viel ausgeſtanden. Die Aermſte. Nun iſt ſie aber faſt durch damit und kommt ſich wieder. Das Kalb haben wir an einen

Bauer von Wechel-ter-Zande verkauft. Es war ein buntes, o, ein liebes Vieh." —

Während dieſer letzten Worte hatten beide Mädchen ſich ſchon einige Tritte von einander entfernt.

„Na, grüß zu Hauſe, Trien!" rief Kaet im Weggehen. „Sieh zu, daß Du mit Deinem Briefe zu Stande kommſt und ſag dem Jan viele Complimente von uns."

„Bis Sonntag nach der Hochmeſſe; dann will ich Dir ſagen, wie ich damit fertig geworden bin. Grüß Deine Schweſter . . . ."

Kaet's Stimme ſchallte bereits im Tannenwäldchen; luſtig und mit hellem Klange ſang ſie den Refrain eines bekannten Mailiedes:

Der Maibaum wird gepflanzt,
Geſchmückt mit grünen Kränzen:
Die Jugend Hand in Hand
Freut ſich an heitern Tänzen.
Auf, Mädchen, wie Ihr ſeid,
Achtet auf Eure Zeit.
Denn iſt man einmal alt,
So flieht die Luſt gar bald.

Trien blieb träumend ſtehen, bis daß die ſchöne Stimme ihrer Freundin hinter dem Gehölz verhallte. Dann ſprang ſie, halb tanzend, halb gehend, den Weg entlang und erreichte gleich darauf ihre Wohnung.

Hier ſaßen die beiden Wittwen am Tiſche und warteten mit Ungeduld auf Trien. Der alte Großvater, der ſich erkältet hatte, lag zu Bett im Alkoven und ſteckte den Kopf durch die Vorhänge, um wenigſtens mit Auge und Ohr gegenwärtig ſein zu können, bei dem großen Werke, das man vorhatte.

Sobald ſich das Mädchen auf der Schwelle zeigte, rafften die Frauen haſtig alle auf dem Tiſche liegenden Gegenſtände zuſammen und wiſchten ihn mit einem Zipfel ihrer Schürze rein.

„Komm her, Trien,“ — ſagte Jan's Mutter — „ſetz Dich auf Großvaters Stuhl, er iſt bequemer.“

Die Jungfrau ſetzte ſich ſchweigend an den Tiſch, legte das Papier zurecht und ſteckte die Spitze der Feder ſinnend in den Mund ....

Mittlerweile betrachteten die Frauen und der Großvater das nachdenkende Mädchen mit äußerſter Neugier. Der kleine Bruder hatte ſich mit beiden Armen über die Tafel gelegt und ſtarrte ihr nach dem Mund und den Augen, um ihr abzuſpähen, was ſie mit der Feder thun würde.

Aber eben ſo ſtumm ſtand Trien auf, nahm ein Kaffeetäßchen vom Bord, goß die Tinte aus dem Fläſchchen hinein und ſetzte ſich an den Tiſch, wo ſie das Papier zehnmal hin und wieder kehrte.

Endlich tunkte ſie die Feder in die Tinte und ſchickte ſich zum Schreiben an. Nach einem Augenblicke hob ſie den Kopf und fragte:

„Nun, ſagt nur, was ſoll ich ſchreiben?“

Die beiden Wittwen ſchauten einander fragend an und blickten gleichfalls auf den kranken Großvater.

der den Hals weit aus dem Vorhange heraus geſteckt und die Augen feſt auf Trien's Hand gerichtet hielt.

„Nun, ſchreibe, daß wir Alle geſund ſind", — ſagte der Greis huſtend — „ſo fängt ein Brief doch immer an."

Das Mädchen machte lächelnd die Bemerkung:

„Ach, das wäre ſchön. Daß wir Alle geſund ſind und Du liegſt ſeit vierzehn Tagen krank zu Bett."

„Nun, das kannſt Du ja noch immer zuletzt ſagen im Briefe, Trien."

„Nein, Kind, weißt Du was Du thun mußt?" — ſprach Jan's Mutter. — „Frage zuerſt, wie es mit ſeiner Geſundheit ſteht. Und wenn Du das geſchrieben haſt, wollen wir noch allerlei hinzufügen."

„Nein, Kind," — ſagte die andere Wittwe — „ſchreib erſt, daß Du die Feder in die Hand nimmſt, um Dich nach ſeiner Geſundheit zu erkundigen. So fing der Brief von Peer-Jan's-Tiſt auch an, den ich geſtern Abend bei dem Schrotmüller leſen hörte."

„Ja, das ſagte Holzſchuhmachers Kaet auch; aber ich thue es doch nicht, es iſt viel zu kinderhaft," — antwortete das Mädchen ungeduldig — „Jan weiß von ſelber, daß ich nicht mit den Füßen ſchreiben kann."

„Setze nur erſt ſeinen Namen oben auf das Papier", — bemerkte der Großvater.

„Welchen Namen? Braems?“

„Ja, nicht: Jan!“

„Du haſt Recht, Vater,“ — entgegnete die Jungfrau. — „Geh weg, Pauwken, thu' die Arme vom Tiſch. — Und Du, Mutter, rück' ein Bischen ab, denn ſonſt ſtößeſt Du mich.“ —

Sie brachte die Feder auf das Papier und während ſie die Stelle ſuchte, wo ſie ſchreiben ſollte, buchſtabirte ſie leiſe den Namen ihres abweſenden Freundes.

Plötzlich ſtand Jan's Mutter auf, ergriff des Mädchens Hand und ſagte:

„Warte ein Bischen, Trien. Meinſt Du nicht auch, daß Jan allein nicht gut iſt? Das iſt ſo kurz ab. Thäteſt Du nicht beſſer, hin zu ſetzen: Geliebter Sohn oder liebes Kind?

Dieſe Worte hörte Trien faſt nicht; ſie war damit beſchäftigt, das Papier abzulecken — und rief halb erzürnt:

„Seht Ihr, das kommt davon! Einen großen Klecks auf das Papier und da hilft kein Lecken; er geht nicht wieder heraus. — Ich muß das andere Blatt nehmen.“

„Nun Trien, was ſagſt Du dazu? Geliebter Sohn, das klingt doch viel ſchöner.“

„Nein, das will ich auch nicht hinſetzen“, — brummte Trien ärgerlich. — „Kann ich denn an Jan ſchreiben, als ob ich ſeine Mutter wäre?“

„Nun, was willſt Du denn ſchreiben?“

Das Mädchen wurde über und über roth, während ſie antwortete:

„Schreiben wir: Lieber Freund. Findet Ihr nicht, daß das am Allerſchönſten iſt?"

„Nein, das will ich jetzt auch nicht," — ſagte die Mutter — „da ſetze lieber: Jan, kurzweg."

„Geliebter Jan?" fragte das Mädchen.

„Ja, ſo iſt's recht," — antworteten die Anderen zugleich, wie erfreut über die Auflöſung des ſchweren Räthſels.

„Bleibt aber vom Tiſche fort, alleſammt," — rief Trien — „und haltet mir Pauwken vom Leibe, daß er mich nicht ſtoße."

Sie begann nun die Arbeit. Gleich darauf ſtanden ihr bereits die hellen Schweißtropfen auf der Stirn; ſie hielt den Athem an und ihr Geſicht glühte. Bald nachher ſtieß ſie einen ſchweren Seufzer aus, als ob ſie ſich von einer großen Laſt befreit fühle und ſagte dann freudig:

„Ach das G iſt doch der ſchwerſte Buchſtabe! Aber nun ſteht er auch da mit ſeinem dicken Kopfe!"

Die beiden Frauen richteten ſich auf und ſahen den Buchſtaben, der mindeſtens ſo groß war, wie das Glied des Fingers, voll Verwunderung an.

„Das iſt artig!" — rief Jan's Mutter — „das Ding ſieht aus wie ein Querſack, und das heißt Geliebter Jan! Schreiben iſt doch ſchön; man könnte beinahe ſagen, es wäre Hexerei!

„Kommt, laßt mich nur fortfahren," — ſagte

Trien muthig — „nun will ich ſchon damit zu Stande kommen. — Wenn die Feder nur nicht ſo ſpritzte.“

Trien arbeitete nun ſchwitzend und ſtöhnend weiter. Der Großvater keuchte und huſtete. Die Frauen ſchwiegen und wagten nicht ſich zu rühren; der kleine Bruder beſchäftigte ſich damit, den Finger in die Tinte zu tauchen und ſein nacktes Aermchen mit ſchwarzen Flecken zu bemalen.

Als nun nach einer Weile die erſte Zeile voll großer Buchſtaben ſtand, hielt das Mädchen einen Augenblick inne.

„Nun, Trien, wie weit biſt Du ſchon?“ — fragte Jan's Mutter. — „Du mußt uns vorleſen, was Du auf dem Papier ſtehen haſt.“

„Seid doch nicht ſo ungeduldig!“ — rief Trien — „da ſteht noch nichts weiter als [illegible]eliebter Jan. Mir ſcheint Alles gut. Seht nur, wie mir der Schweiß ausbricht. Lieber ſchaffe ich den Miſt aus dem Stall; Ihr denkt ſicher, daß Schreiben keine Arbeit ſei? — Pauwken, laß die Tinte ſtehen, Du wirfſt mir ſonſt noch die Taſſe um.“ —

„Nun, fahr nur fort, Mädchen!“ — bemerkte der Großvater — „ſonſt iſt der Brief nächſte Woche noch nicht geſchrieben.“

„Ja, das weiß ich wohl,“ — antwortete Trien — „aber ſagt, was ich nun hinſetzen ſoll?“

„Vor Allem frage erſt nach ſeiner Geſundheit.“

Sie ſchrieb wieder eine Weile, wiſchte zwei oder drei unrichtige Buchſtaben mit dem Finger aus, quälte ſich ſehr, um das Haar zu faſſen, das in die Spalte der Feder gekommen war, ſchalt auf den Küſter, daß die Tinte ſo dick ſei und las dann mit lauter Stimme

„Geliebter Jan, wie ſteht es mit Deiner Geſundheit?“

„So iſt's recht,“ — ſagte die Mutter — „ſchreibe nun, daß wir Alle geſund ſind, Menſchen und Vieh und daß wir ihm guten Tag ſagen.“

Trien dachte einen Augenblick nach und fuhr dann fort zu ſchreiben. Als ſie fertig war, las ſie:

„Gott ſei gelobt, wir ſind allzumal noch geſund und der Ochſe und die Kuh auch, ausgenommen Großvater, der krank iſt, und wir wünſchen Dir mit einander einen guten Tag.“

„Aber, groß[illegible] Gott!“ — rief ihre Mutter — „Trien, Kind, wo haſt Du das gelernt? Der Küſter . . . . .“

„Störe mich nicht,“ — fiel das Mädchen in die Rede — „damit ich nichts vergeſſe. — Ich fühle jetzt, daß es gehen wird.“

Eine halbe Stunde lang herrſchte die tiefſte Stille. Die Arbeit ſchien gemächlicher fortzugehen; denn Trien lächelte bisweilen unter dem Schreiben. Pauwken allein ſtörte ſie, denn er tunkte jetzt die ganze Hand in die Tinte und ſein Arm war über und über ſchwarz. Wohl zehnmal hatte ſie die Taſſe auf die andere Seite des Tiſches geſchoben, der Junge war ſo auf die Tinte verſeſſen, daß man ihn gar nicht davon wegbringen konnte.

Die beiden erſten Blattſeiten wurden trotzdem voll bis an den Rand. Auf die Bitte der Frauen las Trien nun, mit einem gewiſſen Stolze, was ſie aufgeſetzt, es lautete:

„Geliebter Jan!“

„Wie ſteht es mit Deiner Geſundheit? Gott ſei gelobt, wir ſind allzumal noch geſund, und der Ochſe und die Kuh auch, ausgenommen Großvater, der krank iſt, und wir wünſchen Dir mit einander einen guten Tag. Es iſt ſchon ſechs Monate her, daß wir nichts mehr von Dir gehört haben. Melde uns doch, ob Du noch lebſt. Es iſt doch ſchlecht gehandelt von Dir, daß Du uns vergiſſeſt, die wir Dich ſo lieb haben, daß Deine Mutter den ganzen Tag von Dir ſpricht und daß ich Nachts immer von Dir träume, daß Du unglücklich ſeieſt und daß ich ſtets Deine Stimme mir in das Ohr rufen höre. Trien, Trien! ſo daß ich aus dem Schlaf auffahre und herausſpringe. — Und der Ochs, ach der Arme, er guckt immer aus dem Stalle heraus und ſtößt Seufzer aus, Du würdeſt faſt Thränen darüber weinen. — Und daß wir ſo ganz und gar nichts von Dir wiſſen alleſammt, iſt uns ein großer Kummer, mit dem Du doch Mitleid haben ſollteſt, Jan; denn Deine gute Mutter wird noch ganz krank davon werden. Die arme Frau, wenn ſie nur Deinen Namen hört, kommt ihr der Krampf in die Kehle und ſie fängt an zu weinen, daß mir mitunter ſelbſt das Herz davon bricht……"

Während ſie dieſe Zeilen vorlas, hatten die Augen der Zuhörer ſich allmälig mit Thränen gefüllt; bei dem trüben Tone der letzten Worte jedoch konnte Niemand mehr der Rührung Widerſtand leiſten, und das Mädchen wurde durch lautes Schluchzen und Stöhnen unterbrochen. Der Großvater hatte den Kopf auf die Bettſtelle gelegt, um ſo ſeine Thränen zu verbergen; Jan's Mutter, zu tief erſchüttert, um ihr Gefühl bezwingen zu können, ſprang auf und fiel ſprachlos der Jungfrau um den Hals, welche erſtaunt die Wirkung ihrer Schrift gewahrte.

„Trien, Trien! wo nimmſt du die Worte her?" rief die andere Wittwe. — „Sie gehen mir wie Meſſer durch's Herz! Aber es iſt doch ſchön!"

„Ach, es iſt die reine Wahrheit," — ſeufzte Jan's Mutter — „er muß es einmal wiſſen, was ich in meinem Gemüthe ausgeſtanden habe. — Lies doch weiter, Trienlieb; ich bin ganz erſtaunt darüber, daß Du ſo ſchreiben kannſt, das iſt etwas Unerhörtes; Deine Hände ſind wahrlich viel zu gut, Kind, um die Kühe zu melken oder das Land umzuarbeiten; aber Gott läßt ſchon viele Dinge geſchehen in der Welt."

Erfreut über dieſes Lob, ſagte das Mädchen mit ſtolzem Lächeln:

„So iſt's. — Aber laß ſie nur kommen! Ich will's mit dem Beſten im Schreiben aufnehmen. Jetzt habe ich erſt den rechten Brief gefunden. Hört nun, es iſt noch nicht Alles:"

„Ach Jan, wenn Du es wüßteſt, Du würdeſt uns bald Nachricht zukommen laſſen."

„Der Klee iſt misrathen durch die ſchlechte Saat und weil er obendrein erfroren iſt; aber die Eſparſette lacht Dich an, wenn Du ſie ſiehſt, ſo mürbe wie Butter. Und das Korn hat etwas gelitten von der Dürre, dennoch hat uns aber der liebe Herrgott geſegnet mit ſchönem Buchweizen und vielen Frühpataten. Und der Champieter iſt getraut mit einem Mädchen von Pulderboſch, die ſcheel ſieht, aber ſie bringt was mit. — Jan Sus, der Metzger iſt von des Brauers Dache unſerem alten Schmied auf den Rücken gefallen und der Schmied liegt am Tode, der Arme."

Das Mädchen ſchwieg.

„Iſt das Alles?" — fragte die Mutter mismuthig. — „Willſt Du ihm nicht zu wiſſen thun, daß die Kuh gekalbt hat?"

„Ach ja, das habe ich vergeſſen...... Seht, da ſteht es ſchon.

«Unſere Bunte hat gekalbt; Alles iſt gut gegangen und das Kalb iſt verkauft»."

„Willſt Du denn nichts ſagen von unſeren Kaninchen, Trien?" fragte der Großvater.

Nachdem es geſchrieben hatte, las das Mädchen:

„Großvater hat einen Kaninchenberg im Stalle gemacht; ſie ſind ſo fett wie die Dachſe, aber das größte

Männchen muß am Leben bleiben, bis Du wiederkommſt, Jan, dann wollen wir einmal lecker ſchmauſen.“

Alle brachen in ein herzliches Gelächter aus; der kleine Junge, der Aller Freude ſah und ſelbſt gerührt ward von dem Worte ſchmauſen, klatſchte in die Hände. — Unglücklicherweiſe aber traf ſeine Hand die Kaffeetaſſe ſo gewaltig, daß ſie über den Tiſch rollte und die Tinte wie einen ſchwarzen Strom auf den ſchönen Brief ausgoß.

Das Lachen verſchwand von allen Geſichtern; ſie ſahen einander beſtürzt und ſchweigend an und hoben die Hände gen Himmel, während Pauwken, dem vor Schlägen bangte, ſchon im Voraus heulte und ſchrie, daß Einem die Ohren ſchmerzten.

Lange Zeit wurde das Kind mit Verweiſen überſchüttet, und man klagte jämmerlich über das Unglück, bis man endlich mit der Frage ſchloß:

„Ach Gott, was ſoll nun geſchehen?“

„Kommt, kommt!“ — ſagte Trien entſchloſſen — „das Unglück iſt ſo arg nicht; ich war doch willens, den Brief noch einmal zu ſchreiben, denn zuerſt ging es nicht ganz gut, die Buchſtaben waren zu groß und die Schrift krumm. Jetzt werde ich es ſchon beſſer machen, ich habe Muth dazu bekommen. Laßt mich nur raſch ins Dorf laufen nach Papier und Tinte, und auch meine Feder nochmals ſchneiden zu laſſen, denn ſie iſt viel zu weich geworden.“

„Nun, ſo gehe raſch, Kind,“ — war die Antwort — „da haſt Du das Fünffrankenſtück für das

Kalb. Laß es bei dem Küſter wechſeln, denn wir müſſen unſerem armen Jan doch mindeſtens wohl ſiebenzehntehalb ſchicken. — Pauwken, marſch aus dem Hauſe und komm noch vor Abend wieder, wenn Du kannſt.“

Trien eilte aus der Thür und mit zufriedenem Lächeln auf dem Geſichte nach dem Dorfe zu. Der Sieg, den ſie davon getragen, die Ueberzeugung, daß ſie fortan Jan ſchreiben könne, und vor Allem eine Art von Hochmuth über ihre Kenntniſſe, füllten ihr Herz mit ſüßer Freude.

An der Linde, bei dem Kreuzwege, ſah ſie von fern den Briefträger auf ſie zukommen. Dies trieb ſie an, ſtehen zu bleiben, und machte ihr Herz klopfen; denn da dieſer Weg nur zu den Lehmhütten und nach der unbewohnten Haide und dem Gehölz führte, ſo zweifelte ſie nicht, daß der Bote eine Nachricht von Jan bringe.

Und wirklich: als er ſich ihr näherte, nahm er einen Brief aus ſeiner Taſche und ſagte lachend:

„Trientje, hier habe ich etwas für Euch, das von Venloo kommt; aber es koſtet fünfunddreißig Centen.“

„Fünfunddreißig Centen?“ — murmelte Trien, während ſie den Brief zitternd nahm und die Aufſchrift träumeriſch anſtarrte.

„Ja, ja,“ — ſagte der Briefträger — „es ſteht oben auf der Adreſſe. Ich werde Euch wohl um eine ſolche Kleinigkeit betrügen?“

„Könnt Ihr dies wechſeln?“ — fragte Trien, ihm das Fünffrankenſtück gebend.

Der Briefträger wechſelte ihr das Geldſtück und zog das Porto ab. Dann grüßte er das Mädchen freundlich und kehrte nach dem Dorfe zurück.

Trien lief jubelnd nach Hauſe. Von Ungeduld getrieben, riß ſie den Brief auf, und erſtaunte nicht wenig, als ſie einen zweiten Brief herausfallen ſah. Sie blieb ſtehen und hob ihn auf. Röthe der Schaam bedeckte ihre Stirn und Wangen, während ein Lächeln um ihre Lippen ſchwebte, und ihre Augen vor Freude glänzten. Auf dem zweiten Briefe ſtand mit großen Buchſtaben: „Für Trien allein.“ — Für Trien! Jan's Seele war in dieſem Blatte Papier eingeſchloſſen; ſeine Stimme ſprach aus demſelben zu ihr, zu ihr allein! Es war ein Geheimniß zwiſchen Jan und ihr.

Gerührt und beſtürzt ſtand ſie einen Augenblick, das Geſicht zur Erde gewandt; eine Fluth von Gedanken ſtrömte ihr durch den Kopf, bis das ferne Brüllen des Ochſen ihr Ohr traf und ſie erinnerte, daß ſie unrecht handle, wenn ſie länger wegbliebe. Sie verbarg den zweiten Brief im Buſen und eilte nach der Hütte, wo ſie mit dem frohen Rufe: „Ein Brief von Jan! ein Brief von Jan!“ auf die wartenden Frauen zuſtürzte.

Die beiden Wittwen kamen ihr froh erſtaunt entgegen und trippelten vor Vergnügen. Der Großvater, der ſich weit vorbeugte, um beſſer zu ſehen, fiel faſt aus dem Bette.

Mit haſtigen Worten erzählte das Mädchen, wie ſie den Briefträger unterwegs getroffen und derſelbe fünfunddreißig Cents gefordert; ſie ward aber von den Frauen unterbrochen, die unaufhörlich riefen:

„O Trien, lies ihn doch, lies ihn doch!“

Trien ſetzte ſich an den Tiſch und begann den Brief mit lauter Stimme zu buchſtabiren; da die Schrift nicht ſehr deutlich war, mußte ſie Wort vor Wort ſo behandeln und manches Wort wiederholen, um etwas Verſtändliches herauszubringen. Sie las:

„Sehr geliebte Eltern!“

„Ich nehme die Feder in die Hand, um den Stand von Eurer Liebden Geſundheit zu erfahren, und hoffe von E. L. daſſelbe; ich habe ſchlimme Augen bekommen und liege im Hoſpital. Und daß ich viel Kummer habe, geliebte Eltern, und ich bin bange, weil ſo viele Kameraden blind geworden von derſelben Seuche.“

Trien konnte nicht mehr ſprechen, ſie ließ ſchluchzend den Kopf auf das unglückliche Blatt ſinken, während die Frauen und der Großvater bittere Thränen vergoſſen und mit heftigem Geſchrei ihr Unglück bejammerten.

„Ach Gott, ach Gott! mein armes Kind, mein armes Kind, mein armes Kind!“ rief die Mutter, die Hände gen Himmel hebend und verzweifelnd in der Stube umher laufend. — „Blind! blind!“

Das Mädchen richtete den Kopf wieder auf und ſagte unter Thränen: — „Um Gottes willen macht es doch nicht ſchlimmer, es iſt ſchon ſchlimm genug. Laßt mich fortfahren, vielleicht iſt's beſſer als wir denken. Haltet Euch ſtill und hört zu:

> „Aber ſagt Mutter, ſie ſoll nicht ängſtlich ſein, denn es iſt ſchon mit mir in der Beſſerung, und ich hoffe, wenn es Gott beliebt, daß ich geneſen werde. Das Schlimmſte von Allem iſt noch der Hunger; denn wir ſind im Hoſpital auf halber Ration. Das Brod und das Fleiſch, das wir auf einen ganzen Tag bekommen, können wir bequem auf ein Mal in den Mund ſtecken, und dabei ein Schälchen Ratatul*), ohne Salz und Pfeffer, und das iſt Alles. Da lebt davon, wenn das Herz geſund iſt. Darum, geliebte Eltern, wenn Ihr könnt, ſo ſendet mir doch ein Bischen Geld. Uns geht es hier ſchlecht, und wir ſitzen ganze Tage im Dunkeln und trauern, denn wir können kein Licht vertragen. Viele Complimente an Großvater und Trien und an ihre Mutter und an Pauwken, und ich wünſche Euch Allen zuſammen Geſundheit und ein langes Leben."
>
> „Kobe von Tiſtje, dem Hüfner, iſt Corporal geworden. Die Ratten in der Kaſerne haben ein großes Loch in meinen Ranzen gebiſſen — und ſie

---

*) Ratatoul oder Ratatouil, ein walloniſches Wort, eine Art Suppe oder Ragout von Fleiſchreſten.

Der Ueberſ.

haben einen neuen Ranzen auf meine Rechnung geſetzt, und der koſtet ſieben Franken und ſiebenzig Centimen. Anders hatte ich ſonſt keine Schulden. Ich werde geliebt von allen meinen Vorgeſetzten, und der Sergeant, der ein Wallone von Lüttich iſt, hat mich auch gern."

„Der dieſen Brief geſchrieben hat, iſt Karl, von dem Batatbauer, und er liegt auch im Hoſpital mit böſen Augen; aber Ihr müßt es ſeinen Vater nicht wiſſen laſſen, denn er iſt faſt geneſen. Die anderen Freunde aus unſerem Dorfe ſind noch geſund. Und hiermit, geliebte Eltern, haben wir alleſammt die Ehre Euch zu grüßen mit Händen und Füßen.

Euer gehorſamer Sohn."

Trien hielt nach dem Leſen den Zipfel ihrer Schürze vor die Augen und trauerte in der Stille; der Großvater war hinter den Bettvorhängen verſchwunden; die beiden Frauen weinten eben ſo ſtumm.

Die peinlichſte Stille herrſchte lange, nur dann und wann durch Seufzen und Schluchzen unterbrochen, bis Trien aufſtand, eine Sichel von der Wand nahm, auf die Thür zuging und ſagte:

„Ueber die Betrübniß hätte ich unſere arme Bunte bald vergeſſen. Ich hole Eſparſette vom Felde. Schöpft unterdeſſen ein Bischen Muth und denkt nach über das, was wir thun ſollen."

Niemand antwortete. — Das Mädchen nahm einen Schubkarren vor der Thür und fuhr damit neben dem Hauſe weg. Hinter einer Eichenecke und durch das Buſchwerk verborgen, hielt ſie ſtill und ſetzte ſich auf den Schubkarren. Mit zitternden Händen öffnete ſie ihr Bruſttuch und nahm den Brief heraus. Als ſie ihn erbrochen, buchſtabirte ſie Folgendes laut zuſammen, während dabei ihre Thränen mehr denn ein Mal ihre Augen verdunkelten und ſie nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

„Dieſen Brief hat Karl auch geſchrieben; aber ich habe ihm Wort für Wort geſagt, was er hineinſetzen ſoll.“

„Trien!

„Ich habe nicht gewagt, es meiner Mutter zu ſchreiben, weil es doch zu ſchrecklich iſt. Trien, ich bin blind; blind für mein ganzes Leben. — Meine beiden Augen ſind ausgeeitert. Daß ich meine Augen verloren habe, macht mich noch nicht ſo betrübt; aber daß ich Euch nie mehr auf der Erde ſehen kann, weder Mutter noch Großvater, noch Jemand von Allen, die mich lieben — das wird mir den Tod bringen, ich fühle es wohl.

Trien, ſeit ich blind bin, ſehe ich Dich immer vor meinen Augen, und das iſt noch das Einzigſte, das mich am Leben erhält; aber daran mag ich nun nicht mehr denken, und Du auch nicht. Ach, liebe Freundin, gehe nun doch auf die Kirmiſen, wie zuvor, und laß es nicht um meinetwillen ſein, und nimm Deine junge Zeit wahr; denn wenn Du um meinetwillen leiden ſollteſt, da würde ich noch früher unter der Erde liegen.

Trien, ich habe dies Dir allein geſchrieben, damit Du es meiner armen Mutter allmälig zu wiſſen thueſt. Daß ihr doch ja nichts zuſtoße, um Gottes Willen, Trien.

Dein unglücklicher Jan bis zum Tode.“

Kaum hatte die Maid mit geſpannter Aufmerkſamkeit die letzten Worte des Briefes geleſen, als auch ſchon Todesbläſſe ihr Geſicht bedeckte, die Arme ihr ſchlaff am Leibe herniederſanken, ihre Augen ſich ſchloſſen und ihr Haupt ſich langſam hintenüber auf den Schubkarren ſenkte....

Dort lag ſie ſinnlos und von einer tiefen Ohnmacht befangen.

Nur die ſchwülen Lüftchen der Haide bewegten das Eichenlaub und ließen den Schatten der Blätter ſich auf der weißen Stirn der Jungfrau wiegen; die Honigbiene umſchwirrte ſie und ſummte ihr vor den Ohren; höher nach dem Himmel zu ſchwebte die Lerche mit ihrem Liede; ferner hin in der Einſamkeit herrſchte das ſtete Zirpen der Grillen — und dennoch war Alles ſtill und ſchweigſam.... Nichts weckte die Jungfrau aus ihrem todesähnlichen Schlummer.

Die Sonne rückte auf ihrer Bahn allmälig vor, bis einer ihrer heißen Strahlen das Laub durchbohrte und das Antlitz des Mädchens beſchien.

Die Unglückliche öffnete langſam die Augen, während das Blut von Neuem durch ihre Adern floß. Sie hob den Kopf empor wie Jemand, der aufwacht, und blickte verwirrt umher, als ob ſie ihren Zuſtand nicht begriffe.

Der Brief, der zu Ihren Füßen noch geöffnet lag, erinnerte ſie an das ſchreckliche Unglück. Sie faltete das Papier zuſammen, ſteckte es in ihren Buſen, beugte das Haupt und verſank in tiefes Nachſinnen.

Nach einiger Zeit richtete ſie ſich wieder auf, fuhr den Schubkarren eilig auf ein kleines Feld, wo ſie die Esparſette halb ausriß und halb mit der Sichel abſchnitt. In weniger als einem Augenblicke war der Schubkarren voll geladen. Mit derſelben Eile kehrte das Mädchen heim, warf der Kuh das Futter vor, trat dann in das Haus und ſagte zu den Eltern:

„Morgen früh, mit Tagesanbruch, gehe ich zu Jan!“

„O Kind!“ — rief ihre Mutter — „es iſt am anderen Ende des Landes. Was ſind das für Gedanken? Du kommſt in einem Jahre nicht hin!“

„Ich gehe zu Jan, ſage ich Euch“ — verſetzte das Mädchen entſchloſſen. — „Und ich werde ihn finden und wäre es hundert Stunden Weges von hier. Unſer Gemeindeſchreiber wird mir ſchon ſagen, welchen Weg ich einſchlagen muß.“

Jan's Mutter trat mit gefalteten Händen und bittender Miene zu dem Mädchen und ſeufzte:

„Ach, Trien, lieber Engel, wollteſt Du das für mein Kind thun? Ich würde Dich noch auf meinem Todtenbette ſegnen!“

„Thun?“ — rief Trien — „thun? Der König ſelbſt ſollte mich nicht abhalten; ich werde Jan ſehen und tröſten, oder ſelbſt dabei zu Grunde gehen.“

„Ach, ich danke Dir tauſend Mal, Trien!“ — rief Jan's Mutter und umhalſte das Mädchen mit beiden Armen

IV.

Es iſt erſt ſieben Uhr Morgens und die Hitze doch ſchon ſehr ſtark, denn die Sonne brennt glühend am tiefblauen Himmel.

Seht, dort auf der Landſtraße, nicht ferne vom ſchönen Maasſtrom, ſchreitet ein Bauermädchen muthig vorwärts. Ihre Kleidung beweiſt, daß ſie hier fremd iſt. Denn ſolche Faltenhauben mit Spitzen und ſolche Strohhüte tragen die limburger Frauen nicht. — Sie hält ihre Schuhe in der Hand und geht barfuß. Der Schweiß tropft von ihrer Stirn. Obwohl ſie zum Umſinken müde iſt, richtet ſie doch die Blicke mit unausſprechlicher Freude auf einige ferne Kirchthürme. Dort liegt die Stadt Venloo, das Ziel ihrer langen Reiſe.

Arme Trien, ſchon vier Tage wanderte ſie, fragte und quälte ſich. Kaum eine kurze Raſt und nur wenig Speiſe hat ſie ſich geſtattet;. aber Gott und ihre ſtarke Natur ſtanden ihr bei.... Sie hat ihn gefunden, den Ort, wo der unglückliche Freund, fern von den Seinen, leidet und ſchmachtet. All ihr Weh iſt vergeſſen; ihr Herz jubelt vor Freude und pocht vor Ungeduld. Hätte ſie Flügel, ſie flöge blitzſchnell zu jenen Thürmen, von deren Dach die Sonne wiederſtrahlt wie von einem Spiegel.....

Mit ſteigender Schnelligkeit ſchritt die junge Dirne vorwärts, bis ſie die Verſchanzungen der Stadt Venloo vor ſich ſah. Raſch zog ſie nun ihre Schuhe an, ſäuberte ſich ein wenig vom Staube, ſtrich ihre Kleider zurecht und ging dann muthig in die Feſtung hinein.

Nachdem ſie zwiſchen den Außenwällen einige Schritte vorwärts gethan hatte, ſah ſie einen Soldaten, mit dem Gewehr im Arme, vor einem Häuschen auf- und niedergehen. Schon in einiger Entfernung lachte ſie der Schildwache freundlich zu, dieſe ſah ſie aber mit ſtarrer Gleichgültigkeit an. Trotz dem kam ſie keck näher und fragte mit anmuthigem Lächeln:

„Freund, könnt Ihr mir nicht ſagen, wo ich Jan Braems finden kann? Er iſt auch hier unter den Soldaten.“

Die Schildwache war ein Wallone aus der Gegend von Lüttich.

„Kann nicht verſtehen“, — brummte der Soldat, und wandte ſich um, den Corporal zu rufen.

Dieſer trat aus dem Wachthauſe und kam freundlich auf das Mädchen zu, das ſich artig verneigte und fragte:

„Herr Obriſt, könnt Ihr mir nicht ſagen, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, wo Jan Braems wohl iſt?“

Der Corporal ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, wie Jemand, der ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht ſieht; doch wandte er ſich nach der Wache und rief im hennegauer Dialekt:

„He, Fläming, komm einmal her! Hier iſt eine Kanne zu verdienen.“

Ein junger Soldat ſprang von der Pritſche herunter und kam heraus, ſich noch den ſchweren Schlaf aus den Augen reibend; als er die Jungfrau ſah, wurden ſeine Züge freundlicher.

„Nun, Mieken“ — fragte er — „was wünſcht Ihr?“

„Ich komme hierher, um Jan Braems zu beſuchen; könnt Ihr mir nicht ſagen, wo er iſt?“

„Jan Braems? den Namen habe ich nie gehört.“

„Er iſt aber doch Soldat bei den Belgiern, wie Ihr?“

„Ja, dient er aber bei der Cavalerie oder bei der Infanterie?“

„Was wollt Ihr damit ſagen, Freund?“

„Ob er bei der Reiterei oder unter dem Fußvolke iſt?“

„Das weiß ich nicht; er iſt aber Soldat unter den grünen Jägern. Liegen die nicht in der Stadt?“

„Da wundert es mich nicht, daß ich ihn nicht kenne; wir ſind vom Neunten.“

Während dieſes Geſpräches waren der Corporal und drei oder vier Soldaten, nebſt der Schildwache ſelbſt, zu dem Mädchen getreten. Trien begriff nicht, warum ſie ihr ſo wunderlich in das Geſicht guckten und dabei auf Walloniſch lachten und ſpotteten. Doch fing ſie an ſich beſchämt zu fühlen, und ſagte daher bittend zu dem Fläminger:

„Ach, Freund, zeigt mir doch den Weg, ich habe ſolche Eile.“

Der dienſtfertige Soldat antwortete ihr raſch:

„Geht durch das Thor; die erſte Straße rechts ſchlagt Ihr ein, dann links, dann nochmals links und dann wieder rechts, bis daß Ihr an eine Kapelle kommt; die laßt Ihr links liegen und biegt rechts ein hinter dem großen Hauſe, wo ein Laden iſt; wenn Ihr dann etwas weiter gegangen ſeid, wieder links, dann kommt Ihr auf den Markt. Fragt da nach der Kaſerne vom zweiten Jäger; das kleinſte Kind wird Euch die zeigen.“

Trien war faſt wie von Sinnen; der Kopf wirbelte ihr von all dem links und rechts, das ſie ſich angeſtrengt hatte zu merken. Sie begriff aber nichts davon und wollte ſich eine deutlichere Erklärung ausbitten, als plötzlich die Schildwache aus voller Kehle ſchrie:

«Aux armes!»

Alles lief durcheinander und eilte nach der Wache, um die Gewehre zu ergreifen. Der Soldat ſagte haſtig zu dem erſchreckten Mädchen:

„Fort, fort! Lauft oder wir kommen ins Loch. Da iſt der Platzcommandant!“

Das Mädchen ließ es ſich nicht zwei Mal ſagen, denn am Stadtthor ſah es einen Offizier zu Pferde, der ihm wie ein König gekleidet ſchien und einen gewaltigen Schnauzbart hatte. Zornig, weil er die Wache überraſcht hatte, daß ſie mit einem Mädchen ſprach, warf er der armen Bauerdirne ein paar Augen zu, als ob er ſie freſſen wollte, doch ritt er an ihr vorüber, ohne ſie anzureden; aber ſie hörte bebend, wie er die Soldaten auszankte, ohne daß ſie begreifen konnte, was ſeinen heftigen Zorn erregt haben mochte.

Sie beeilte ſich in die Stadt zu gehen, und fand auch endlich den Markt. Hier und da ſah ſie Soldaten in verſchiedener Kleidung, aber der Vorfall mit der Wache hatte ſie vorſichtig gemacht. Sie wandte ſich nun an eine Bürgerfrau und fragte:

„Baſe, könnt Ihr nicht Vlämiſch?“

„Dietſch? Ja.“

„Wollt Ihr wohl ſo gut ſein und mir ſagen, wo die Jäger liegen?“

„Gewiß. Ihr müßt da um die Ecke biegen und geradeaus gehen bis an das Ende der Straße. Da wohnen die Jäger in der Kaſerne!“

„Ich danke Euch hundert Mal,“ ſagte Trien, die angegebene Richtung einſchlagend.

Als ſie vor die Kaſerne kam, erkannte ſie das Gebäude gleich, ſowohl an den vielen Soldaten, die ein und aus gingen, wie an dem Trommeln, das ſie drinnen hörte.

Lachend vor Freude ging ſie gerade auf das Thor zu, um in die Kaſerne zu treten; aber die Schildwache rief mit barſcher Stimme:

„Halt! Zurück! Es darf Niemand hinein!"

Und als das Mädchen noch einen Schritt that, drängte er daſſelbe zurück.

„Ach, Freund!" — ſeufzte Trien — „ich möchte gern Jemanden ſprechen, der auch Soldat iſt. Was muß ich denn thun?"

„Bei welchem Bataillon und bei welcher Compagnie ſteht er?" fragte die Schildwache.

„Ach, das weiß ich ja nicht" — erwiderte ſie mismuthig.

„So wartet eine halbe Stunde" — entgegnete die Schildwache — „ſie werden gleich das Zeichen geben wegen der Suppe und einen Augenblick nachher iſt Appell zum Exerciren. Da werdet Ihr die ganze Mannſchaft aus der Kaſerne marſchiren ſehen, und wenn Ihr gute Augen habt, ihn herauskennen. — Geht, trinkt unterdeſſen ein Glas Bier hier nebenan im Falken — und laßt mich nun in Ruhe, der Adjutant lauert da auf uns."

Die Schildwache ließ die erſtaunte Trien ſtehen, ſchlug mit der Rechten kräftig an den Gewehrkolben, warf den Kopf zurück und ſchritt wie ein ſtolzer Soldat auf und nieder, ohne ſich nach der jungen Bäuerin umzuſehen.

Dieſe blieb einen Augenblick in tiefe Betrachtung verſunken, und quälte ſich zu begreifen, wie es eine Miſſethat ſein könne, einem Fremden den rechten Weg zu zeigen. Der Schmerz begann ihre Seele zu überwältigen. Wie ungeduldig ſie auch war, eine halbe Stunde zu warten, ſchien ihr nicht zu lange. Sie wollte bei dem Ausmarſch der Jäger in der Nähe des Thores der Kaſerne ſtehen, und ihrer Achtſamkeit ſollte auch nicht ein Einziger entſchlüpfen. Sie ſollte Jan ſehen und erkennen; aber bei dieſem hoffnungsvollen Gedanken verfinſterte ſich plötzlich ihr Antlitz; es fiel ihr ein, daß ein Blinder unmöglich mit den Anderen marſchiren würde. — Doch, was wußte ſie davon? — Alles ſchien ihr hier ſo ſonderbar und ungewöhnlich. — In ihren Zweifeln befolgte ſie den Rath der Schildwache und wandte ſich mit langſamen Schritten nach dem Falken. In der Herberge angekommen, forderte ſie ein Glas Bier und ſetzte ſich verſchämt in einem Winkel neben dem Tiſche hin.

In der Wirthshausſtube befanden ſich acht oder zehn Soldaten, die neben dem Schenktiſch ſtanden und mit lauter Stimme von Dienſtſachen ſchwatzten.

So wie das Mädchen eingetreten war, hatten ſich Alle demſelben zugewandt, und einander lachend ihre Bemerkungen mitgetheilt; da ſie jedoch Franzöſiſch oder Walloniſch ſprachen, ſo verſtand Trien nicht, was man über ſie redete, und obwohl die freien Blicke der Soldaten ſie verlegen machten, lächelte ſie doch und ſagte:

„Guten Tag Alle mit einander, Freunde!“

Dieſe Soldaten ſchienen ihr wackere Leute zu ſein, einen Einzigen ausgenommen, der älter war als die Anderen und mit einer Art von Herrſchaft über ſie ſich äußerte. Er trug grobe Handſchuhe von ſämiſchem Leder; die Knöpfe ſeines Kamiſols glänzten wie Gold; die Commiß-Mütze hing ihm auf das linke Ohr herab; ſein ſtattlicher Schnurrbart war mit ſchwarzem Wachs in die Höhe gewichſt; er ſtand mit zurückgebeugtem Oberleibe, die Hand in die Seite geſtemmt, wie eine ewige Herausforderung. Fürwahr, es konnte nicht anders ſein; dieſer trotzige Kriegsmann mußte Profoß oder Fechtmeiſter ſein.

Sein Aeußeres und ſeine Haltung waren es nicht, die dem Mädchen eine ſo ſchlechte Meinung von ihm einflößten; aber daß er ſie ſo unverſchämt zwang, die Augen vor ſeinem frechen Blick niederzuſchlagen und daß er ſo laut über ſie zu ſpotten ſchien, das ärgerte ſie; ſie verbarg das Gefühl auch nicht, denn der ſtolze Jäger konnte wohl an ihrem Geſichte ſehen, daß ſie ihm nicht freundlich geſinnt war.

Während man einander ſo betrachtete, brachte die Wirthin ein Glas Bier für das Mädchen. Ein junger Soldat, mit mildem Blick und freundlichen Augen, näherte ſich ihr, bot ihr ſein Glas und ſagte im Dialekt des Kempenlandes:

„Mieken, wir wollen anſtoßen. Ihr ſeid ſicher von der Seite von Antwerpen?“

„Nein, Kamerad, ich bin von der Seite von St. Antonis, von Schilde oder von Magerhalle, wie Ihr wollt.“

„Und ich bin ein Junge von Wechel-ter-Zande; da ſind wir ja Nachbarn.“

Heitere Freude erhellte des Mädchens Antlitz; es warf dem jungen Soldaten einen ſo liebevollen Blick zu, als hätte es einen Bruder in ihm gefunden.

Mittlerweile hatten ſich die anderen Jäger gleichfalls an den Tiſch geſtellt oder geſetzt; der Soldat mit dem aufgeſtrichenen Schnurrbart ließ ſich ſo dicht neben Trien nieder, daß er faſt ihre Seite ſtreifte.

Trien konnte dieſe ſpöttiſche Zutraulichkeit nicht vertragen und zitterte wie vor Schreck. Sie ergriff die Hand ihres Landsmannes und bat höchſt freundlich:

„O, guter Freund, Ihr müßt bei mir ſitzen bleiben, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, ich fürchte mich vor dem Wallonen. Wer meint er denn, daß ich ſei?“

„Bah, bah!“ — antwortete der Andere — „es iſt ein Windbeutel — Laß ihn ſich nur unterſtehen und Euch anrühren, dann will ich ſchon meine Fauſt auf ſeinen Knebelbart legen, und wenn er auch hundert Mal Fechtmeiſter iſt.“

Durch dieſe Worte ermuthigt, wandte Trien ſich dem Spötter zu und ſagte dreiſt:

„Herr Soldat, ich möchte Euch bitten, etwas fort zu rücken. Was glaubt Ihr denn? Oder haltet Ihr mich für eine ſchlechte Dirne?“

Der Fechtmeiſter ſchlug ein lautes Gelächter auf, ſchob jedoch ſeinen Stuhl etwas zurück, während er allerlei Spaß machte, den das Mädchen zum Glück nicht verſtand.

„Sagt, Freund!“ — fragte Trien ihren Beſchützer — „wie heißt Ihr, wenn ich es wiſſen darf?“

„Sus Caers.“

„Sus Caers? Ei ſieh, vor vierzehn Tagen haben wir Eurem Vater ein Kalb verkauft; ein ſchönes, buntes. Ich habe noch von dem Gelde in meiner Taſche.“ —

„Und was macht mein Vater? Iſt er geſund?“

„Ganz geſund! Ein Mann wie ein Baum — jetzt fällt mir ein, daß er geſagt hat, Ihr wäret auch unter den Soldaten. — Aber kennt Ihr unſeren Jan denn nicht?“ —

„Wie heißt er weiter?“

„Braems.“

„O Gott, als ob ich Jan Braems nicht kennte! Wir ſtehen in derſelben Compagnie. Wir gingen ſtets zuſammen aus, ehe er böſe Augen bekam.“

Tiefgerührt ergriff ihn das Mädchen bei beiden Händen und ſeufzte:

„Seht, Freund, nun danke ich unſerem lieben Herrgott dafür, daß ich in dieſe Schenke kam. Ihr werdet mich zurechtweiſen, wo ich Jan finde, nicht wahr? Die Jungen aus unſerer Gegend ſind doch allzumal gute Menſchen.“

„Gewiß! Ich werde Euch nach dem Hoſpital bringen. — Ihr wißt, daß er blind iſt?“

„Leider ja“ — ſeufzte Trien — „aber in Gottes Namen, es iſt nun einmal ſo! Wir haben viele Thränen deswegen geweint......“

Die Soldaten hatten mit einer Art von Neid zugeſehen, wie ſich ſo ſchnell eine innige Vertraulichkeit zwiſchen dem Kempener und dem jungen Mädchen bildete. Der Fechtmeiſter vor Allen rutſchte auf dem Stuhle hin und her und machte allerlei Geberden. Mittlerweile war er wieder ganz dicht an das Mädchen herangekommen und griff ihr mit der Hand nach dem Kinn, gerade als ſie am wenigſten auf ihn achtete.

Der Fläming ſprang auf und ſtieß Drohungen aus, aber Trien, deren Geſicht vor Zorn glühte, ſtand auf und ſchlug dem Fechtmeiſter mit der flachen Hand ſo tapfer ins Geſicht, daß ihm der Kopf wirbelte *).

Sobald der Geſchlagene ſich von ſeiner Betäubung wieder erholte, verwandelte ſich die Schenke in einen ſchrecklichen Kriegsſchauplatz. Er ergriff eine Kanne und wollte dem Mädchen damit den Kopf zerſchlagen; aber der junge Kempener war ſtärker als er, hatte ihn raſch bei der Kehle gepackt und ihm die Kanne aus der Hand gerungen. Die andern Kameraden ſprangen hinzu und riſſen die Kämpfenden aus einander, ihnen zurufend, daß Soldaten ſich nicht mit der Fauſt ſchlagen dürften, ſondern der Säbel entſcheiden müſſe.

Während Trien in der größten Angſt und zitternd eine Fluth von groben Worten anzuhören bekam, die

---

*) Dieſe etwas rauhe Vertheidigungsweiſe iſt unter den Kempenſchen Bauermädchen etwas durchaus Gewöhnliches und wird als eine Pflicht der Ehrbarkeit betrachtet.

Soldaten ſich zankend hin und her trieben und die Wirthin ſchrie, ſie würde die Wache holen laſſen, hörte man plötzlich ein anhaltendes Trommeln in der Kaſerne.

„Die Suppe! Die Suppe!" riefen Diejenigen, die an dem Streite keinen Theil nahmen; — ſie ließen die Andern ſtehen und eilten zur Schenke hinaus.

Der Fechtmeiſter ſtieß noch einige Drohungen aus und ging dann gleichfalls fort, indem er zu dem Kempener ſagte:

A ching heures sol terraing! èdj vindrai vos quérie!*)

„Gut, gut, Schwätzer!" antwortete der geforderte junge Mann mit ſpöttiſchem Lachen.

„Ach! Suslieb, was habe ich für Angſt ausgeſtanden" — ſeufzte Trien, als ſie ſich mit ihrem Beſchützer allein ſah. — „Iſt's nun abgemacht?"

„Abgemacht? Ich muß heute Abend mit dem Eiſenfreſſer mich auf den Säbel ſchlagen." —

O Gott! und das um meinetwillen!" — rief die Maid erbleichend und ſichtlich zitternd.

„Das darf Euch nicht ängſtigen, Kind, das iſt zum Lachen. Es wird darauf hinauslaufen, daß wir zuſammen trinken gehen; das iſt für den Wallonen ſo eine Manier, um Genever zu bekommen, wenn er oben drauf iſt. Das paſſirt ihm jede Woche nur zwei Mal und iſt allgemein bekannt. — Kommt nur raſch, ich werde Euch nach dem Hoſpital bringen, wo Jan Braems iſt."

---

*) Walloniſch: „Um fünf Uhr auf den Fechtplatz; ich werde Euch abholen." Der Ueberſ

Trien bezahlte ihr Bier und verließ die Schenke mit dem Soldaten. Er brachte ſie ſchwatzend zwei oder drei Straßen weit und verließ ſie dann mit den Worten:

„Seht Ihr dort den Soldaten auf der Bank vor der Thür des großen Hauſes ſitzen? Nun, das iſt das Lazareth. Ihr müßt den Soldaten anreden. Er wird Euch hineinlaſſen, wenn's möglich iſt. — Kommt gut wieder nach Hauſe und viele Grüße an meinen Vater, wenn Ihr die Gelegenheit habt."

„Seid tauſend Mal bedankt, Freund!" antwortete Trien und verließ ihn, um ſich nach dem Hoſpital zu begeben.

Sobald die Jungfrau ſich allein ſah, bemächtigte ſich eine tiefe Bekümmerniß ihrer Seele und es fehlte ihr faſt der Muth, ein Wort an den Soldaten, der auf der Bank ſaß, zu richten. Als ſie ſich jedoch dem Lazareth näherte, glänzte ein freudiges Lächeln auf ihrem Geſicht. Es ſchien ihr, als kenne ſie den Soldaten. Und wirklich, als ſie noch einige Schritte von ihm war, rief ſie ihn ſchon bei ſeinem Namen; es war Kobe, von Tiſtje dem „Hüfner" — von dem Jan geſchrieben, daß er Corporal geworden und hier ſaß er auf der Bank als Corporal-Planton.

Sobald er das Mädchen bemerkte, ſprang er jubelnd auf, eilte zu ihm und rief mit froher Verwunderung:

„Wie, Trientjelieb, ſeid Ihr es? — O Gott, wie freue ich mich, Euch hier zu ſehen! Wie geht es Allen in unſerm Dorfe? Iſt meine Mutter geneſen? Wie ſteht's mit Loken Verbaet's? Wiſſen ſie dort, daß ich Corporal geworden bin? Und was hat Loken geſagt, als ſie es vernahm?“

„Es geht noch allezeit gut,“ antwortete Trien. Eure Mutter war vorigen Sonntag ſchon in der Hochmeſſe; ſie iſt das Fieber los und man ſieht es ihr ſchwerlich an, daß ſie krank war. — Ich habe ſelbſt im Vorbeigehen Loken geſagt, daß Ihr Oberſt geworden ſeid.“

„Nun, und lachte ſie nicht?“

„Nein, ſie wurde roth bis in die Haarſpitzen, aber ſie war doch ſo vergnügt, daß ſie nichts mehr ſprechen konnte, ich habe ihr das an den Augen abgeſehen.“

Kobe, der Corporal, ſenkte langſam den Kopf und ſah zu Boden; der Ausdruck ſeiner Züge veränderte ſich plötzlich; er fühlte auch, daß die Schaam ihm die Wangen röthete und ſein Herz raſcher ſchlug. Das Geburtsdorf mit ſeinen Haiden und Feldern, der keuſche Blick der Geliebten, das liebreiche Lachen der Mutter, die Sonntagsfreuden nach der langen Arbeit, die Lieder unter der grünen Linde, das Schwatzen der zahmen Elſter, das Bellen des Haushundes, das Rauſchen der Tannen . . . . dies Alles ſtieg friſch und lebendig vor ſeinen Blicken auf, dies Alles tönte lockend in ſein Ohr und ließ ihn in die zauberhafte An ſchauung des Lebens, nach dem er ſich ſehnte, verſinken . . . .

„Was habe ich denn geſagt, Kobe, das Euch betrübt?“ fragte Trien leiſe.

— „Ach Trientjelieb,“ — lautete die Antwort — „ich weiß es ſelbſt nicht; mir ſtellte ſich auf ein Mal unſer Dorf vor die Augen, ſo deutlich, daß ich die Sonne auf den Thurm ſcheinen ſah. Mein Vater war damit beſchäftigt, die Stoppeln aus dem Felde zu harken, und meine Mutter ſtand dabei und ich hörte, daß ſie von mir redeten. — Ich war ganz von Sinnen, aber nun iſt's vorbei.“

„Kommt Kobe“ — ſagte Trien — „führt mich nun raſch zu Jan, er wird ſo froh ſein, wenn er mich ſieht!“

„Ihr wißt alſo ſein Unglück?“ —

„Ach ja, ich komme um ihn zu ſprechen und ihn zu tröſten. — Laßt mich nicht länger hier ſtehen, ſondern bringt mich gleich zu ihm.“

„Trienlieb, wie beklage ich Euch“ — ſeufzte Kobe wahrhaft betrübt.

„Und warum?“ rief Trien — „Ach Kobe, geht, Ihr macht mich ängſtlich.“

„Unglückliche Trien!“ — erwiderte Kobe — „es darf Niemand zu den Blinden und den andern Augenkranken gelaſſen werden; es iſt uns bei ſchwerer Strafe verboten.“

Ein peinlicher Schrei entfuhr dem Mädchen, während es die Schürze vor die Augen brachte und weinend klagte:

„Ach Gott, ach Herr! Vier Tage lang ſoll ich gewandert und mich gequält haben, und ihn nun nicht ſehen dürfen! Dann geh ich nicht lebendig von hier fort, deſſen könnt Ihr ſicher ſein!“

„Trien, Ihr müßt nicht auf der Straße ſo heulen“ — ſagte Kobe — „ſonſt kommen die Menſchen um uns herum und gaffen. Seid lieber ſtill.“

Die Jungfrau trocknete ſich mit einem Ausdrucke des Muthes und der Verzweiflung die Thränen und rief:

„Und wenn ich wie ein Dieb in dies Haus brechen müßte, und ſollte ein Säbel mir das Herz durchſtoßen, ich will ihn ſehen und ſprechen — ſie ſollen mich abhalten, wenn ſie können!“

„Höret, Trienlieb“ — ſagte der Corporal leiſe — ich kann vielleicht meine Treſſen dadurch verlieren, aber ich werde Euch doch helfen. Haltet Euch ſtill und thut, als ob Ihr von nichts wüßtet. Der Sergeant geht gleich mit dem Rapport zum Platzcommandanten; der Doctor iſt ſchon da geweſen, und der Director iſt nicht wohl, der kommt nicht in die Krankenſäle. Wenn der Sergeant fort iſt, bringe ich Euch ſacht in das Blindenzimmer. Aber Trien, komme ich ins Loch und verliere ich meine Treſſen, ſo ſagt auch meiner Mutter und Loken, daß es aus Freundſchaft und aus Barmherzigkeit geſchah.“

„Seid gewiß, Kobe“ — antwortete das Mädchen mit thränenfeuchten Augen — „ich werde Euch mein Leben lang dafür dankbar ſein; laßt mich nur machen, Loken ſoll Euch einen Brief ſchreiben, ſo wie ich wieder zu Hauſe bin.“

„Sie kann nicht ſchreiben, Trien!“ — ſeufzte der Corporal.

„Deſto beſſer kann ich's“ — entgegnete die Jungfrau — „dann werde ich es für ſie thun; und ich werde Dinge hineinſetzen, daß Ihr vor Freuden in die Höhe ſpringen ſollt.“

„Seht, Trien, ich ſtehe hier nicht auf Schildwache; ich bin Planton und es iſt mir verboten, mit den Leuten zu ſprechen. Kommt, ſetzt Euch auf die Bank, ohne Euch etwas merken zu laſſen, bis der Sergeant zur Thür hinausgeht; ich werde ſagen, daß Ihr meine Schweſter ſeid, ſonſt kommt er uns noch dazwiſchen. Laßt uns ein bischen ſchwatzen, über die Freunde daheim. Iſt des Brauers Neel ſchon getraut mit der Kuhmagd vom Pachter Dierikx? Iſt das Füllen, das wir dem Baas in der Krone verkauft haben, ein ſchönes Pferd geworden?“

Sie ſetzten ſich, abſichtlich in einiger Entfernung von einander auf die Bank, und begannen von den Abweſenden zu plaudern.

Drinnen im Spital für Augenkranke befand ſich ein beſonderes Gemach, deſſen Fenſter mit Läden von grünem Papier verſchloſſen waren, damit auch nicht ein einziger Sonnenſtrahl hinein könne. Für Sehende war es ein abſcheulicher Aufenthalt, denn ein trüberer

Ton als das dunkelſte Schwarz überzog dort Alles mit peinlichen Farben, und das Herz des Betrachtenden fühlte ſich beklemmt von Angſt und Schrecken. Hier herrſchte eigentlich weder Licht noch Finſterniß, aber man mußte ſich erſt an den tödtlich grünen Tag gewöhnen, wenn man irgend einen Gegenſtand unterſcheiden wollte. Oben drein, trotz dem, daß hier Menſchen wohnten und von unſäglichem Gram litten, herrſchte daſelbſt eine Todtenſtille, die nur von Zeit zu Zeit durch Klagen über das ſchmerzhafte Brennen der Augen mit Höllenſtein unterbrochen wurde.

Längs den Wänden auf hölzernen Bänken ſaßen die Blinden wie eine Reihe Geſpenſter, unbeweglich und ſtumm in der Dunkelheit. Jeder von ihnen hatte einen langen grünen Lichtſchirm vor, der Stirn und Geſicht ſo tief deckte, daß Niemand das Antlitz ſehen konnte.

In der hinterſten Ecke ſaß Jan Braems, mit geſenktem Haupte, ſchmerzlich träumend von Dingen, die er liebte und nie wieder ſehen ſollte. Seine Seele weilte in der Ferne, wo ſeine Eltern und Freunde wohnten. Unter dem grünen Lichtſchirm ſpielte ein ſtilles Lächeln um ſeinen Mund, während ſeine Lippen ſich rührten, als hielt er ein Geſpräch mit unſichtbaren Weſen. Eben hatte er das Bild ſeiner guten Freundin aus der Erinnerung heraufbeſchworen und ſie gezwungen, das ſchüchterne Bekenntniß ihrer Liebe ihm aufs Neue in das Ohr zu flüſtern, als ſich plötzlich ein faſt unhörbares Geräuſch auf der Treppe vernehmen ließ.

Ihm ſchien, als ſei ſein Name genannt worden. Zitternd ſprang er auf, wie von einer unſichtbaren Hand berührt, und ſein Mund ſeufzte ohne ſeinen Willen: „Trien! Trien!“

Die Thür wurde draußen geöffnet und das Mädchen erſchien mit dem Corporal auf der Schwelle des Zimmers. Trien erſchrak, als ſie in das dunkle Gemach ſchaute und die geſpenſterhaften Schatten, mit den grünen Lichtſchirmen vermummt, ſitzen ſah. Sie fuhr mit einem lauten Schrei zurück, aber Jan Braems hatte ihre Stimme erkannt und tappte mit vorgeſtreckten Händen taſtend und ſuchend auf ſie zu. Sie erkannte ihren unglücklichen Freund, eilte weinend auf ihn zu und ſchlang ihm beide Hände um den Hals.

Zuerſt vernahm man nichts als: „Trien!“ — „Jan!“ mit dem Ausdrucke der Liebe, des Mitleids, des Kummers geſprochen. Weinend lag das Mädchen an der Bruſt des Jünglings und ſchien vor Rührung endlich ohnmächtig zu werden, denn ihr Kopf lag auf der Seite und ihre Hände hingen ſchlaff von den Schultern ihres unglücklichen Freundes herab.

Mittlerweile hatten ſich die andern Blinden rings um die Jungfrau geſtellt und betaſteten ſie mit den Händen, als wollten ſie ſie gleichfalls erkennen. Dieſe Berührungen weckten ſie aus ihrer Bewußtloſigkeit. Sie zog Jan zurück und ſagte erſchreckt:

„Ach Gott, Janlieb, was iſt das hier? Sage doch, daß ſie mich in Ruhe laſſen, ſonſt kann ich nicht hier bleiben.“

„Fürchte Dich nicht, Trien," antwortete Jan — „es iſt nichts. Die Blinden ſehen mit den Fingern. Sie befühlen Deine Kleider und wiſſen aus welcher Gegend Du biſt. Sie meinen nichts Arges damit."

„Ach, die armen Menſchen!" — ſeufzte Trien — „wenn es ſo iſt, ſo verzeihe ich ihnen von Herzen; aber ich habe es doch nicht gern. Laß uns lieber in dieſer dunkeln Ecke uns auf die Bank ſetzen, Jan, ich habe Dir ſo viel zu ſagen."

Bei dieſen Worten führte ſie ihren Freund zu der Bank und ſetzte ſich neben ihm hin, ſeine Hände in den ihrigen haltend.

Das Geſpräch, das ſie nun begannen, mußte äußerſt rührend ſein, obwohl faſt unhörbar; denn auf Triens Geſicht löſten helle Freude und Trauer und Thränen einander oftmals ab, und von Zeit zu Zeit ſah man ſie Jan's Hände mit innigem Gefühl drücken. Gewiß bemühte ſie ſich, den Balſam des Troſtes in das Herz des Unglücklichen zu gießen; denn die wenigen vernehmbaren Laute ihrer Stimme waren ſo zart und eindringlich ſüß, wie die ſüßeſten Töne eines Liebesliedes. Auf Jan's Angeſicht, der den Lichtſchirm höher hinauf geſchoben hatte, war ein eigenthümlicher Ausdruck von träumeriſcher Aufmerkſamkeit und zugleich von Schmerz und Verzweiflung ſichtbar, wie bei Jemandem der aus dem Abgrunde des Leides auf Worte lauſcht, die ihm zwar ſein Leid nicht vergeſſen machen, ihn aber doch einen Augenblick mit eingebildeter Freude täuſchen.

Im Halbkreiſe umſtanden die Blinden ſchweigend das gerührte Paar. Auch ſie lauſchten aufmerkſam, um zu erfahren, was die Beiden ſprachen und einige von den troſtreichen Klängen aufzufangen.

Der Corporal war vor der Thür geblieben und ging auf und ab, von Zeit zu Zeit den Kopf in das Blindengemach ſteckend, um zu ſehen, ob Trien noch nicht bereit ſei, das Zimmer zu verlaſſen. Plötzlich erblaßte er und in ſeinen Blicken war das heftigſte Erſchrecken ſichtbar.

Er ſah den Sergeanten die Treppe herauf kommen. — Ohne eine Bewegung zu wagen, ließ er ihn in das Blindenzimmer gehen und folgte ihm mit geſenktem Haupte wie ein Miſſethäter, der ſein Urtheil erwartet.

Kaum ward der Sergeant das Mädchen gewahr, ſo brach er auch ſchon in einem Strom von zornigen Worten aus und rief endlich dem Corporal zu:

„Ha, Ihr habt hier Jemand Fremdes eingelaſſen. Und noch dazu ein Weib! Ich werde Euch augenblicklich ablöſen laſſen und vierzehn Tage Stadtprofoß für Euch fordern. Wenn Ihr Eure Corporalstreſſen behaltet, ſo iſt es nicht meine Schuld!“

Trien ſtand auf und ſagte flehend zu dem erzürnten Sergeanten:

„O, Herr Oberſt, ſeid doch barmherzig. Ich bin allein daran Schuld, durch meine Thränen habe ich ihn bewogen, mich einzulaſſen. Thut ihm nichts Böſes, weil er ſo gutherzig iſt . . . .“

Das Haupt ungeduldig ſchüttelnd fiel ihr der Sergeant ſpöttiſch in die Rede:

„So, was bedeutet das Alles? Ich kenne meinen Dienſt und weiß, was ich zu thun habe . . . und Ihr, Mieken, augenblicklich hinaus! Und das ſchnell!“

Das Mädchen ſchien ſchmerzlich überraſcht zu werden durch dieſen unerwarteten Befehl; es merkte jedoch, daß das Ernſt ſei, und trat zitternd zu dem Sergeanten ihn anflehend:

— „Ach bitte, nur noch ein halbes Stündchen! Ich will ſieben Vater unſer für Euch beten und meine Hand küſſen vor Freude . . . . .“

„Kommt, kommt, macht dem dummen Spiel ein Ende!“ — ſchnauzte der Sergeant ſie an — „Keine Minute länger!“

„Aber Gott, lieber Mann“ — ſchrie die betrübte Trien — „ich komme zu Fuß vom andern Ende des Landes, um unſerem unglücklichen Jan Troſt zu bringen, dem Armen, und Ihr wollt mich nun fortjagen? — Ich habe ihm faſt noch nichts geſagt!“ —

„Geht Ihr oder nicht?“ — ſchrie der Sergeant, mit groben Worten drohend, die das Mädchen beben machten.

Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, ſie hob die gefalteten Hände zum Sergeanten empor und ſchluchzte bittend:

„Um Gottes willen, Freund, noch ein Viertelſtündchen. Bringt mich nicht um! Habt doch Mitleiden mit einem armen Blinden; es kann Euch ja auch zuſtoßen, Mann! — Würde es Euch das Herz nicht zerreißen, wenn Ihr Eure Mutter oder Eure Schweſter wegjagen müßtet, wie einen Hund? Ach Herr Oberſter, erbarmt Euch unſer; ich will Euch mein Leben lang lieb haben dafür!“

Jan und die andern Blinden waren erzürnt über die Härte des Sergeanten und unterſtützten des Mädchens Bitte. Das ganze Zimmer kam in Unruhe und Aufruhr und es war, als ob die Blinden ſich gegen ihren unerbittlichen Vorgeſetzten empörten. Dieſer dadurch noch mehr erzürnt, drohte ſie Alle auf Waſſer und Brod zu ſetzen und ergriff plötzlich Trien bei dem Arm, um ſie mit Gewalt aus dem Zimmer zu führen; ſie bemerkte aber ſeine entſchiedene Abſicht, riß ſich los, lief weinend auf Jan zu und ſchloß ihn mit lauten Klagen in die Arme. Eben ſo traurig, aber überzeugt, daß Nichts die Trennung verhindern könne, wollte der Jüngling ſie tröſten und ſagte ihr haſtig eine Menge von Dingen, die ſie während ihrer leiſen Unterhaltung vergeſſen hatten.

Der Sergeant war ihr jedoch eben ſo raſch gefolgt, und hatte ſie wieder gepackt. Indem er die Hand auf ihre Schulter legte, wollte er ſie von Jan losreißen, aber die jammernde Trien hielt ihre Arme wie ein eiſernes Band feſt um den Körper ihres blinden Freundes geſchloſſen und leiſtete der heftigen Gewalt des Sergeanten Widerſtand. Dieſer rief Kobe zu, welcher beſtürzt neben der Thür ſtand:

„Corporal! Was bleibt Ihr dort ſtehen? Hierher!

Ich befehle Euch, daß Ihr ſelbſt die Bäuerin aus der Thür werft, oder Ihr ſollt es mir theuer bezahlen. Sputet Euch!“

Kobe näherte ſich dem Mädchen, faßte es am Arm und ſagte:

„Trienlieb, es thut mir weh, aber da kann Nichts helfen. Geht nur ruhig fort; ſonſt werfen ſie Euch noch die Treppe hinunter. Die Conſigne iſt einmal ſo; der Sergeant muß thun was ſein Dienſt befiehlt.“

Trien ließ ihren Freund los, und den Kopf mit ſtiller Würde aufrichtend, trat ſie, obwohl noch immer bitterlich weinend, auf den Sergeanten zu und ſagte:

„Herr Oberſter, ich will gehen; aber, Freund, verzeiht es mir und verzeiht es Kobe auch: Gott wird Euch gewiß dafür belohnen, denn es iſt ein gutes Werk. Ihr habt doch auch ein Herz im Leibe und alle Menſchen ſind ja Brüder in der Welt. Nicht wahr, Herr Sergeant, Ihr werdet ſo gut ſein und es vergeſſen? Ich werde Eurer in allen meinen Gebeten gedenk ſein.“

Des Sergeanten Zorn legte ſich, als er ſah, daß man ſo demüthig ſeinen Befehlen Folge leiſtete; die ſüße Stimme und die eindringlichen blauen Augen der Maid hatten ſein Gemüth erweicht, und er antwortete wahrhaft gutherzig:

„Nun denn, geht aber raſch fort — und wenn die Uebertretung verborgen bleibt, ſo will ich, aus Mitleid mit Euch, die Sache verſchweigen und vergeſſen.“

„Ach, Ihr guter Menſch!“ — rief Trien — „ich wußte es wohl, Ihr ſprecht ja auch Vlämiſch wie wir; ich gebe augenblicklich, nur noch ein einziges Lebe wohl!“

Sie umarmte nochmals den unglücklichen Blinden, der ſprachlos ihren Abſchiedskuß empfing, murmelte einige zauberhafte Worte in ſein Ohr und wandte ſich dann weinend und ſchluchzend der Thür zu. Dort drehte ſie den Kopf und ſtieß dann einen ſchneidenden Schrei aus, indem ſie wieder umkehren wollte und mit dem Serganten rang, der ſie aber dies Mal gewaltſam feſthielt. — Das Mädchen ſah nämlich, daß ſein unglücklicher Freund in der Ecke zu Boden geſunken war und mit dem Kopfe wie leblos auf der Bank lag. Dieſer Anblick erſchütterte daſſelbe dermaßen, daß es vor Angſt und Schmerz zitterte und wie wüthend mit dem Sergeanten rang, um ſich frei zu machen. Dieſer riß ſie aber fort und machte die Thür des Zimmers hinter ihr zu.

Abgemattet, kraftlos und faſt ſterbend vor Verzweiflung, folgſam wie ein Märtyrer und beinahe gefühllos, ging ſie zwiſchen dem Sergeanten und dem Corporal die Treppe hinunter und trat in den offenen Vorhof. Hier ließ ſie ſich bewußtlos fortſtoßen und ziehen, denn ihre Füße verweigerten die Bewegung, welche ſie von Jan entfernen mußte. Sie ſagte indeſſen kein Wort; ſtille Thränen, die über ihre Wangen ſtrömten, waren der einzige Beweis ihrer Schmerzen.

Auf der Schwelle von einer der Thüren, die zu dem Vorhofe führten, ſtand eine reich gekleidete Frau mit edeln Zügen. Sie betrachtete aus der Ferne das weinende Mädchen, und ſchien begierig zu erfahren, was ſich da zutrage. Je näher ihr Jene kamen, um das Thor zu erreichen, deſto mehr drückte ihr Blick tief empfundenes Mitleid aus.

Trien ward es gewahr; ein Strahl der Hoffnung drang ihr in die Bruſt. Dies entging Koben nicht, er fliſterte ihr ins Ohr:

„Das iſt die Frau von dem Vorgeſetzten des Hoſpitals; o, ein ſo gutes Menſch. Sie iſt von Antwerpen.“

Die Jungfrau ſchritt jetzt raſcher fort und ſchien nun ſelbſt Eile zu haben, zum Thore hinaus zu kommen; als ſie ſich aber in der Nähe der reich gekleideten Frau befand, lief ſie plötzlich ſchreiend auf dieſelbe zu, warf ſich vor ihr mit ausgeſtreckten Armen auf die Kniee und rief:

„Ach, Frau! Hülfe, Barmherzigkeit für einen armen Blinden!“

Die Frau ſchien überraſcht und verlegen über dieſen unerwarteten Kniefall; eine Weile betrachtete ſie die junge Bäuerin, welche ihre ſchönen blauen Augen wie zu inbrünſtigem Gebet auf ſie gerichtet hielt, und unter Thränen hoffnungsvoll lächelte, als danke ſie bereits für eine empfangene Wohlthat. Sie ergriff Trien bei beiden Händen, richtete ſie auf und ſagte freundlich zu ihr:

„Armes Mädchen! Komm herein, liebes Kind; was iſt's, das Dich ſo betrübt?“

Mit dieſen Worten und ohne auf den Sergeanten zu achten, der höflich die Hand an die Stirn legte, führte ſie die Jungfrau in ihre Wohnung, und ſchob ihr einen Stuhl hin, um ſich zu ſetzen.

Im Zimmer befand ſich ein Offizier der Jäger, der vor einem Pulte ſtand und ſchrieb; neugierig und theilnehmend ſah er von ſeiner Arbeit auf und betrachtete das weinende Mädchen, erwartete jedoch ohne ſich zu rühren eine nähere Erklärung.

Die Frau — ſie war des Offiziers Gattin — faßte von Neuem die Hand der Jungfrau und ſagte:

„Komm, komm, Mädchen, tröſte Dich nur; es ſoll Dir nichts Böſes widerfahren. Sage mir, was Dich ſo erſchreckt; iſt es möglich, ſo werde ich Dir helfen.“

„Ach, Frau!“ — ſeufzte Trien, während ſie die Hand ihrer Beſchützerin mit Inbrunſt küßte — „Gott wird Euch ſegnen für Eure Güte! Ich bin ein armes Bauermädchen von zwiſchen St. Antonis und Magerhal in den Kempen. Unſer Jan hat ſich feſtgelooſt und iſt Soldat geworden. Vor vier Tagen hat er ſeiner Mutter einen Brief geſchrieben, daß er ſchlimme Augen habe, aber mir allein hat er geſchrieben, daß er blind iſt für ſein ganzes Leben. Ich habe wohl zwei Stunden wie todt gelegen unter einem Eichbaum; aber ſeiner Mutter habe ich Nichts ſagen dürfen, damit ſie nicht vor Jammer ſtürbe. Am andern Tage früh Morgens bin ich barfuß fortgegangen, ohne den Weg zu wiſſen, um von unſerm Dorfe nach Venloo zu kommen; ich habe gefragt, mich verirrt und bin umhergelaufen, habe Schaam und Pein genug gelitten, bin Tag und Nacht gegangen, faſt ohne zu eſſen und zu trinken, daß mir das Blut von den Füßen tropfte. Nachdem ich mich drei Tage abgequält wie ein verirrtes Schaaf, komme ich hier an; ein Burſche aus unſerm Dorfe, der Corporal iſt, läßt mich aus Mitleid herein; ich ſehe unſern Jan mit ausgelaufenen Augen, ich will ihn tröſten — und da kommt der Sergeant und jagt mich fort. — Nun ſoll ich Jan nicht mehr ſehen; ich muß ihn verlaſſen, den Armen, ohne Troſt; o Frau, das iſt doch ganz unmöglich. Bedenkt, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, was ich ausgeſtanden, um hierher zu kommen, und habt doch Mitleid mit dem unſchuldigen Lamm, das dort im Dunkeln ſich vor Schmerz auszehrt und verſchmachtet!“

„Iſt er Euer Bruder?“ fragte der Offizier hinter dem Pulte.

Die Jungfrau ſenkte den Kopf um die Schaamröthe zu verbergen, die bei dieſer Frage ihr Geſicht färbte.

Nach kurzem Schweigen ſchlug ſie die Augen wieder auf und ſagte:

„Herr! ich bin ſeine Schweſter nicht; aber von Kindesbeinen an wohnten wir unter demſelben Dache; ſeine Eltern ſind die meinen; er liebt meine Mutter; ſein Großvater hat mich getragen, als ich noch nicht laufen konnte; Arbeit, Verdienſt, Freude und Leid, Alles haben wir gemeinſchaftlich.“

Nach einer Pauſe ſenkte ſie wieder den Blick zur Erde und ſagte mit leiſerem Ton:

„Seit er unglücklich iſt, fühle ich auch wohl, daß ich nicht ſeine Schweſter bin . . . .“

Von den Worten des Mädchens gerührt, war der Offizier vom Pulte fortgegangen und hatte ſich Trien langſam genähert.

„Armes Kind!“ ſeufzte die Frau — Du mußt Dir die Gedanken aus dem Sinn ſchlagen und Dich tröſten über ſein Unglück. Einen Blinden kannſt Du doch nicht immer lieben!“

Trien zitterte vor Schmerz.

„Ihn verlaſſen!“ — rief ſie — „ihn vergeſſen, weil er für ſein ganzes Leben blind und unglücklich iſt! O Frau, ſeid ſo gut und ſagt das nicht wieder: es zerſchneidet mir das Herz wie ein Meſſer!“

Ein neuer Thränenſtrom brach ihr aus den Augen.

Der Offizier wechſelte einige Worte in franzöſiſcher Sprache mit ſeiner Gattin. Er ſagte ihr, daß ein Miniſterialbefehl gekommen ſei, welcher den Oberſten die Macht verleihe, die erblindeten Soldaten mit unbeſchränktem Urlaub zu ihren Gemeinden zurückkehren zu laſſen, und dort einen beſtimmten Abſchied aus dem Dienſte abzuwarten. Obwohl dieſe Maßregel erſt binnen einigen Wochen ausgeführt werden ſollte, ſo zeigte er ſich doch bereit, einen Verſuch bei dem Obriſt und wen es ſonſt anging, zu machen, um für den unglücklichen Freund der Bäuerin ausnahmsweiſe noch an demſelben Tage einen Urlaubsſchein zu erhalten. Seine

Gemahlin trieb ihn an, dieſen Plan auszuführen. Obwohl Trien nun nicht verſtand was ſie redeten, ſo merkte ſie doch wohl, daß ihre Beſchützerin ihren Mann zu etwas Gutem für ſie antrieb; die halbgetröſtete Jungfrau nickte bittend mit dem Kopfe, als wolle ſie ihn zu dieſem menſchenfreundlichen Unternehmen ermuthigen.

Der Offizier wandte ſich zu ihr und fragte ſie:

„Würdet Ihr Euch freuen, wenn Euer Freund mit Euch nach Hauſe kehrte?“

Ein unbeſchreiblicher Ausdruck gemiſchter Freude und Angſt erhellte plötzlich Trien's Angeſicht. Ihre großen blauen, weit geöffneten Augen, ſchienen noch andere Worte aus dem Munde des Offiziers locken zu wollen. Endlich machte ſie ſich in Worten Luſt:

„Freuen! froh ſein?“ — rief ſie — „ich werde faſt närriſch über die Frage; o Herr, Herr, betrügt mich nicht mit ſolcher Hoffnung. Ich würde im Staube vor Euch kriechen und Euch die Füße küſſen aus Dankbarkeit!“

Raſch ergriff der Offizier ſeinen Tſchako, ſchnallte den Säbel um und ging fort mit den Worten:

„Habt nur guten Muth, Jungfer; vielleicht glückt es mir. Auf jeden Fall ſollt Ihr Jan morgen noch ſprechen, dafür werde ich ſorgen.“

Einige unverſtändliche Laute des Dankes folgten dem Offizier bis auf den Vorhof nach; dann begann Trien innig ihrer Wohlthäterin zu danken, doch dieſe ließ ihr nicht die Zeit, um das Gefühl, von dem ihr

Herz überſtrömte, ganz auszuſprechen. Sie lief nach der Küche und kam mit einer Magd zurück, die ein Tiſchchen vor Trien hinſchob und Fleiſch, Brod und Bier darauf ſetzte, während Jene zu Trien ſagte:

„Iß und trinke nur ruhig, Mädchen; es iſt Dir vom Herzen gegönnt.“

„Ach, das weiß ich wohl, Frau,“ — ſeufzte Trien — „aber womit hab ich das verdient? Es iſt, als ob Ihr meine Mutter wäret. Möge Gott es Euch lohnen!“

„Du haſt wohl ſchon ſeit lange nichts genoſſen?“ fragte die Frau.

„Seit drei Uhr heute früh“ — antwortete Trien, mit wahrem Hunger die Speiſen genießend; „ich bin ſchon ſieben Stunden gelaufen, aber nun danke ich dem barmherzigen Gott doch in allem meinem Jammer, daß er Euch ſo gut geſchaffen hat, Frau.“

Lange bezeugte Trien ihre Erkenntlichkeit, und lange noch tröſtete die edelmüthige Frau ſie mit ſolchen ſüßen und ſchweſterlichen Worten, denn der Offizier blieb wohl zwei Stunden lang aus. Trien hatte bereits ihre ganze Lebensgeſchichte erzählt, und mit tiefer Anhänglichkeit von dem ſchönen und geliebten Kempenlande geſprochen, wo Geiſt und Leib rein ſind wie die Luft der ſandigen Ebene, wo jedes Gefühl der Seele umfloſſen wird von dem Odem der Einfalt und Redlichkeit, wie die ewige Blüthenflur der Haide, die ſich an jeglichem Morgen in balſamreichen Dünſten badet . . . . .

Die Frau fand ein inniges Behagen an dieſem Bauermädchen, deſſen ungekünſtelte Sprache einen ſcharfen Verſtand und ein reichbegabtes Herz verrieth. Mehr als ein Mal hatte Trien ihr Gemüth bewegt, und ihre Augen glänzten vor Rührung.

Während ſie nun wartend da ſaßen und über das Landleben plauderten, war der Offizier zurückgekommen und mit dem Sergeanten nach dem Blindenzimmer hinaufgegangen. Nachdem ſie einige Zeit bei den Unglücklichen verweilt, ſtieg er wieder die Treppe hinunter bis in den Vorhof. Jan folgte ihm mit dem Ranzen auf dem Rücken und einem Wanderſtab in der Hand, von dem Sergeanten bis zu der Thür von des Offiziers Wohnung geleitet. Hier faßte der Letztere ſelbſt den Blinden bei der Hand und ſagte zu ihm:

„Dort drinnen iſt Trien; ſie erwartet Euch."

Mit dieſen Worten öffnete er die Thür.

Jan zog ein Papier aus der Bruſttaſche und rief, es hoch emporhaltend, mit freudigem Jauchzen:

„Trien, liebe Trien, ich darf mit nach Hauſe gehen! Ich brauche nicht mehr Soldat zu ſeyn: hier iſt mein Abſchied!"

„Es iſt wahr, was er ſagt" — bemerkte der Offizier, als er ſah daß Trien nicht wagte, es zu glauben.

Unterdeſſen trat Jan mit ausgeſtreckten Händen in das Gemach, aber Trien ſprang ihm nicht entgegen. Das erſchütterte Mädchen ſank vom Stuhl und kroch auf den Knieen zu ihrer Wohlthäterin, die etwas weiter hin auf dem Sopha ſaß. Mit ausgeſtreckten Händen und weinend, ihr dankbar in die Augen ſehend, rief das Mädchen laut:

„O Frau, wenn Ihr nicht in den Himmel kommt, wer ſoll dann ſelig werden! Ich kann nicht reden! Ach, mir bricht das Herz — ich ſterbe vor Freude. — Dank! Dank!“

Wirklich ließ ſie den Kopf kraftlos in den Schooß der Frau ſinken und umfaßte ſchweigend deren Kniee. Plötzlich aber erwachte ſie aus dieſer tiefen Rührung, ſprang auf und lief mit lautem Jubel, in dem man nur den Namen des Jünglings allein vernehmen konnte und mit offenen Armen auf den Blinden zu.

Nachdem ſie ihre Freude und Dankbarkeit ganz ergoſſen hatten, verließen Trien und Jan das Hospital, von den freundlichen Glückwünſchen ihrer Wohlthäter begleitet.

Es war ein ſeltſamer Anblick, die blühende Bäuerin, welche den blinden Soldaten an der Hand führte, durch die Straßen von Venloo ſchreiten zu ſehen. Alle Vorübergehenden blieben erſtaunt ſtehen, nicht ſo ſehr durch die Erſcheinung des Unglücklichen, der mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem grünen Lichtſchirm vor den Augen, neben dem Mädchen herlief, als durch den unerklärlichen Ausdruck von Stolz und Freude, der dem Antlitz der Jungfrau etwas Edles und Wunderſchönes gab, angezogen.

Die gute Trien war ſo glücklich, ſo ſtolz auf den Erfolg ihrer Aufopferung und ihrer Kühnheit, daß ſie den Kopf hoch haltend und mit jubelnden Mienen dahinſchritt, ohne die Augen vor den neugierigen Blicken der Bürger niederzuſchlagen.

Sie hatte große Eile die Stadt zu verlaſſen, und trieb daher den Blinden an, ſchnell zu gehen. Der unerwartete Sieg hatte ſie überraſcht und erſtaunt. Selbſt jetzt konnte ſie kaum daran glauben und fühlte noch dann und wann ängſtliche Schauer, wie wenn ſie fürchtete, daß man ihr den unglücklichen Freund wieder entreißen könnte.

Endlich erreichte ſie das Stadtthor; ſie ſah das freie Feld am fernen Horizonte, über welches der Weg nach ihrem Dorfe führte. Jetzt erſt entfuhr ihrer Bruſt ein lauter Jubelruf. Dankbar wandte ſie die Augen zum Himmel, machte das Zeichen des Kreuzes und ſagte dann mit ſüßem Entzücken:

„Nun komm nur Jan! Nun ſind wir frei!“

V.

Es war noch drückend heiß, obwohl der Schatten der Bäume ſich ſchon beträchtlich auf dem Boden verlängerte; über Haide und Feldern ſchwebte noch der durchſichtige Odem des Sommers; kein Lüftchen liſpelte im Laub; die Vögel ſaßen keuchend und ſtill zwiſchen den unbeweglichen Blättern; alle Stimmen der Natur ſchwiegen; ſo weit das Auge reichte, erblickte man weder Menſchen noch Thiere; die Erde ſchien von Ermattung eingeſchlummert zu ſeyn.

Am Rande eines einſamen Weges, überdeckt von den Zweigen junger Eichen, lag ein Soldat mit dem Kopf auf ſeinem Torniſter und ſchlief. Seine Füße waren nackt; die Schuhe ſtanden neben ihm.

Eine junge Bäuerin ſaß an ſeiner Seite und hielt ihren kummervollen Blick auf ihn gerichtet, während ſie in tiefſter Stille mit einem Birkenzweige die Fliegen von ſeinem Geſicht und ſeinen Füßen verjagte.

Der Soldat lag auf einem Bette von wildem Thymian, der rings um ihn her ſüße Düfte ausſandte. Die wilde Glockenblume neigte ihre Glöckchen auf ſeine Stirn; tiefer, neben ſeinen Füßen, hob der himmelblaue Enzian ſeine prächtigen Kelche zu ihm empor.

Er mußte ſchon lange der Raſt gepflegt haben, denn ſeine Gefährtin blickte mit einer gewiſſen Unruhe nach der Sonne, als wolle ſie an dem Gange der Himmesſackel abmeſſen, wie weit der Tag vorgeſchritten ſei. Vielleicht entſtand ihre Bekümmerniß aus einer andern Urſache. Wirklich bemerkte ſie mit Betrübniß, daß die Sonne ſich um die Ecke des Eichenholzes gedreht habe und einige ihrer Strahlen bereits mit voller Gluth auf den Körper des Schlafenden ſielen. Ihre Verlegenheit wuchs; ſie ſtand auf und warf die Blicke umher. Erſt wollte ſie die Zweige der jungen Eichen biegen und zuſammenbinden, um die Ruhe des Soldaten zu ſchützen; aber dieſer Verſuch ergab ſich als nutzlos, da die Sonne ſchon in gerader Richtung auf den Rand des Weges ſchien.

Mit der größten Stille und leiſe auftretend, kroch ſie nun in das Gebüſch und ſchnitt mit einem Meſſer zwei lange gerade Zweige ab, ſtellte ſich vor den Soldaten, und die Sonne betrachtend, als ob ſie einen Plan berechnete, ſteckte ſie die beiden Stöcke neben ihm in den Boden. Dann löſte ſie ihr Gürtelband und hing ihre Schürze wie eine breite Schattenwand vor das Angeſicht des Schlafenden; worauf ſie ſich wieder mit dem Ausdruck der Zufriedenheit zu ihm ſetzte.

Geraume Zeit belauſchte ſie noch ſeine Ruhe und ſein Athmen, als wolle ſie die Schläge ſeines Herzens zählen. Seine Augen konnte ſie nicht ſehen, denn ein grüner Lichtſchirm verbarg dieſelben.

Endlich machte der Soldat eine Bewegung, taſtete ängſtlich in die Runde, ſtreckte die Hände aus und rief mit banger Stimme:

„Trien, Trien, wo biſt Du?“

Das Mädchen ergriff ſeine Hand und ſagte:

Ach, Jan, hier bin ich. Beruhige Dich! Du zitterſt? Was haſt Du?“

„O, ich habe geträumt, Du wäreſt von mir gegangen“ — antwortete der Jüngling ſich in die Höhe richtend. — „Gott, welch ein Traum! Der kalte Schweiß bricht mir noch davon aus.“

„Was das für Gedanken ſind!“ — bemerkte die Jungfrau mit freundlichem Zorn. — „Deſto beſſer, daß Du es geträumt haſt, Jan; es iſt ein ſicheres Zeichen, daß ich Dich nie verlaſſen werde; Träume müſſen immer umgekehrt ausgelegt werden.“ —

„Es iſt wahr, Beſte,“ — ſagte der Soldat ihr die Hände drückend — „Gott wird Dich im Himmel dafür belohnen!“

Mittlerweile hatte das Mädchen die Riemen des Ränzels aufgeſchnallt und ein Brod mit einem Stücke Fleiſch herausgenommen. Sie ſchnitt das Brod in kleine Stücke, legte ſie auf den Thymian und bedeckte ſie dann mit Fleiſch.

Zugleich ſagte ſie mit liebreichem Ton:

„Wie geht es Dir nun, Jan? Haſt Du Dich ausgeruht? Hat Dich der Schlaf erquickt?“

„Müde bin ich nicht mehr, Trienlieb,“ — war die Antwort — „aber ich weiß nicht, ich bin ſo traurig von dem häßlichen Traume.“

„Das wird übergehen, Jan; es kommt von dem ſchweren Schlaf auf der Erde. — Ich habe hier den Tiſch ſchon gedeckt. Willſt Du eſſen?“

„Ja, mich hungert, Trien.“

Das Mädchen legte ihm die Stückchen Brod und Fleiſch, eins nach dem andern in die Hand. Während er ſchweigend die dargereichte Nahrung zu ſich nahm, betrachtete ſie aufmerkſam ſein Geſicht und bemerkte einen eigenthümlichen Ausdruck der Muthloſigkeit und der Betrübniß auf demſelben. Noch immer der Meinung, daß der ſchwere Schlaf die einzige Urſache dieſer anſcheinenden Trauer ſei, machte ſie keinen Verſuch, ſein Gemüth zu erheitern. Sobald ſie ihm die letzten Stücke Brod gereicht, zog ſie ihm die Strümpfe und Schuhe an. Der Soldat griff nach dem Ränzel; aber die Jungfrau nahm ihn ihm.

„Nein, Trien, laß mich ihn jetzt tragen“ — bat er — „Du machſt Dich zu müde. Es ſchickt ſich auch nicht, daß ein Mädchen mit dem Ränzel auf dem Rücken wandert; es muß ſo ſchon ſeltſam genug ſeyn, eine Bäuerin mit einem blinden Soldaten über die Haide ziehen zu ſehen. Was mögen die Menſchen davon denken?“

„Was kümmern uns die Menſchen, Jan! Du, der Du nicht ſehen kannſt, ermüdeſt Dich hundert Mal mehr als ich; Du trittſt ja faſt bei jedem Schritte fehl. Mir iſt der Ranzen nicht zu ſchwer."

Sie nahm ſelbſt wieder den Torniſter auf den Rücken und führte nun reiſefertig den Soldaten in die Mitte des Weges, indem ſie ihm einen Stock in die Hand gab, deſſen anderes Ende ſie hinten auf ihrem Rücken hielt, damit der arme Blinde ganz genau in ihre Fußſtapfen treten könne. Im Fortgehen ſagte ſie:

„Sollte ich zu raſch gehen, lieber Jan, ſo mußt Du es mir ſagen, und laß uns ein wenig ſchwatzen, es wird uns den Weg abkürzen."

Da ſie keine Antwort erhielt, ſo wandte ſie ſich, immer vorwärts ſchreitend, zu dem Jünglinge und bemerkte:

„Jan, Du mußt den Kopf nicht ſo hängen laſſen, es greift Dir die Bruſt an."

Der Blinde hob ſchweigend das Haupt in die Höhe, ließ es aber nach wenigen Schritten ſchon wieder ſinken. Er war ſichtbar in ernſte Gedanken vertieft; dies war auch wohl die Meinung der Jungfrau, denn, obſchon Betrübniß ihre Züge verdüſterte, ſagte ſie doch mit heiter klingender Stimme, als wolle ſie ihn aus dem ihm beherrſchenden Kummer wecken:

„O Jan, morgen Abend ſind wir zu Hauſe! Das ſoll eine Luſt ſein. Deine arme Mutter denkt, Du ſchmachteſt noch in dem dunkeln Siechhauſe. — Wie glücklich wird ſie ſein und Dich vor Freude küſſen . . . . Und Bauwken, der ſo viele Thränen vergoß, als Du weggingſt zu den Soldaten! Wie wird das Kind ſpringen — und meine Mutter und Großvater. Mir dünkt, ich ſehe ſie ſchon mit offenen Armen Dir entgegenkommen . . . . und der Ochſe, das arme Vieh, wenn er Dich hört, wird er ſich haben wie ein Menſch; denn ich kann es ihm noch täglich an den Augen abſehen, daß er Dich nicht vergeſſen hat . . . . und dann wird Großvater raſch das fette Kaninchen ſchlachten, und wir werden Alle zuſammen ſchmauſen wie Könige. Ach, ich wollte, ich ſäße ſchon dabei!“

So plaudernd ſah ſich die Maid oftmals um nach dem Blinden — der hinter ihr an dem Leitſtocke herſchritt, um die Wirkung ihrer Worte auf ſeinem Geſichte zu leſen. Ein zweifelhaftes Lächeln war die einzige Veränderung, die ſie auf demſelben bemerkte. Dieſes Zeichen, wie gering auch immer, flößte ihr Muth ein, und obgleich der Jüngling nicht geantwortet hatte, fuhr ſie doch fort:

„Und ſind wir erſt zu Hauſe, Jan, ſo werde ich immer bei Dir ſein und Dich nicht verlaſſen. Ich werde Lieder kaufen und ſie lernen, um ſie Dir Abends am Heerde vorzuſingen; wenn ich aufs Feld arbeiten gehe, mußt Du immer bei mir ſein, wir wollen während der Arbeit zuſammen ſchwatzen und was Du nicht ſehen kannſt, werde ich Dich mit den Händen fühlen laſſen: dann wirſt Du eben ſo gut wie ich wiſſen, wie die Frucht ſteht; Du ſollſt ſie in Deinem Gemüth wachſen ſehen. Ich werde Dich zur Kirche führen und mit Dir Sonntags Abends in der Krone eine Kanne Bier trinken, damit Du die Freunde ſprechen hörſt. Es ſoll ſein, als ob Du nicht blind wäreſt! Was ſagſt Du dazu! So iſt es doch immer noch ganz gut!“

Eine Thräne fiel blinkend unter dem grünen Lichtſchirm des Soldaten herab und rollte wie ein Thautropfen von ſeinen Wangen herunter auf den Weg. Er antwortete mit dumpfem Ton:

„Trienlieb, Deine Stimme iſt ſo ſüß, daß ſie mein Herz vor Gram beben macht. Wenn ich auf Deine lieben Reden horche iſt mir's, als ob mein Schutzengel vor mir herginge; ich ſehe Dich vor mir ſtehen; Du haſt Flügel, Dein Leib iſt ſo licht wie die Sonne. Ich glaube, unſer lieber Herr läßt mich durch meine blinden Augen ſehen, wie Du ſpäter im Himmel wirſt belohnt werden, für Deine unbegreifliche Güte.“

„Ach Jan, Du mußt nicht ſo ſonderbar reden“ — antwortete die Jungfrau. — „Ich verlange nur eine Belohnung für meine Mühe und die iſt, daß Du nicht ſo traurig ſein ſollſt. Geſtern warſt Du doch weit fröhlicher.“

Der Blinde zog den Stock an ſich, ergriff des Mädchens Hand, um neben ihr zu gehen und ſagte:

„Trien, geſtern war ich ſo froh, daß ich nach Hauſe kehren durfte. Aber ſeit dieſem Morgen und während ich dort ſchlief, hat ſich mir die Wahrheit gezeigt; jetzt nagt etwas an meinem Herzen, das ich Dir nicht verſchweigen will. Gott würde mich ſtrafen, wenn ich Deine Liebe mit Begehrlichkeit lohnte!“

„Aber Jan, was iſt Dir in den Kopf gefahren? Du machſt mich ſo betrübt, daß ich kaum gehen kann. Sag mir nur, was Dir das Herz drückt; es iſt doch wohl nur Einbildung!“

„Laß uns einmal mit ruhigem Gemüth darüber reden, Trien,“ — verſetzte der Jüngling mit erſtickter Stimme. — „Du biſt ſchön, ſtark und gut von Herzen, kannſt jede Arbeit thun, und Du ſollteſt Dein junges Leben verſtreichen und verloren gehen laſſen, aus Liebe und Barmherzigkeit für einen unglücklichen Blinden? Und dann, wann unſere Eltern auf dem Kirchhofe liegen, wirſt Du alt ſein, allein und verlaſſen auf der Welt um meinetwillen.“ —

Das Mädchen weinte bitterlich, von dem trüben Ton ſeiner Stimme erſchüttert; der Blinde bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Trien, noch auf meinem Todbette werde ich des Augenblicks gedenken, wo wir Abſchied nahmen von einander; ich habe verſtanden, was Deine lieben blauen Augen ſagten und es hat mich glücklich gemacht in meinen Leiden. Selbſt als der Doctor mir die Augen mit dem Höllenſtein brannte, daß ich vor Schmerz ſchrie, ſtandeſt Du vor mir mit derſelben Röthe auf der Stirn, und ich fühlte noch Deine Hand in der meinen zittern. Ach, hätte der allgütige Gott mir nur ein einziges Auge gelaſſen, um für unſer tägliches Brod arbeiten zu können, ſo wäre ich auf die Kniee gefallen, Trien, um Dich um etwas zu bitten, das uns für unſer ganzes Leben verbinden müßte, und ich hätte mich zu Tode gearbeitet, um Dich für Deine Güte zu belohnen. — Jetzt kann das nicht mehr geſchehen ...“

„Aber um Gottes willen, Jan!“ — rief die Jungfrau voll Verzweiflung — „was redeſt Du denn da? Thuſt Du es, um mich zu quälen? Ich begreife Dich nicht. Und was ſollſt Du denn haben auf der Welt?“

„Kummer ..... und den Tod!“ — ſeufzte der Jüngling.

„Den Tod!“ — rief das Mädchen mit Bitterkeit. — „Du denkſt wohl, ich werde Dich ſterben laſſen? Was meinſt Du denn? Sprich deutlicher: ich kann die dunkeln Worte nicht vertragen! So will ich nicht weiter gehen. — Setze Dich hier etwas nieder, damit Dir die häßlichen Dinge aus dem Kopfe kommen.“

Sie führte den Blinden an den Rand des Weges, ſetzte ſich mit ihm im ſpärlichen Graſe nieder, legte den Torniſter ab und ſagte:

„Laß hören, Jan, ſage gerade heraus, was Du meinſt.“

„Ach, liebe Trien, Du begreifſt mich wohl,“ — antwortete der Soldat — „Du willſt Deine Jugend um meinetwillen abſchwören. Kann ich denn verlangen, daß Du Dir Dein ganzes Leben verdirbſt aus Güte für mich? Der Gedanke allein, daß Du dies thun willſt, zerfrißt mir das Herz. Wenn Du willſt, daß ich mich tröſten ſoll und heiter werden, ſo gelobe mir, daß Du mir Nichts mehr ſein willſt, als eine

Schweſter; daß Du auf die Kirmſen gehen willſt wie zuvor und gegen andere Burſche freundlich ſeyn in Ehrbarkeit . . . . ."

Schluchzend unterbrach ihn die Jungfrau mit heißen Thränen:

„Jan, Jan, wie iſt es möglich, daß Du ſo böſe ſeyn kannſt! Du zerſchneideſt mir das Herz wie ein Henkersknecht. Das habe ich von meiner Güte: Geh, ſuch' Dir andere Burſchen! Womit habe ich das verdient, oder was habe ich geſündigt?"

Jan ſuchte des Mädchens Hand und als er dieſelbe erfaßt hatte, ſagte er mit traurigem Tone:

„Ach, Trien, Du willſt mich nicht verſtehen. Hätte ich noch ſechs Augen, ich ließe ſie mir alleſammt ausbrennen, um Dich zu lieben, ohne Dir Schmerz zu machen. Und doch iſt Blindſeyn ein Leid, das Niemand begreifen kann, ſo lange er das Licht ſieht. Aber Gott würde mich ſicher ſtrafen, wenn ich Dein Leben zu meinem Vortheil verbrauchen wollte."

„Und wenn ich Deinen häßlichen Rath befolgte, dann würdeſt Du mich auch vergeſſen, nicht wahr?"

„Vergeſſen!" — ſeufzte der Blinde — „es iſt immer Nacht um mich. Ich muß mein ganzes Leben lang denken und träumen. An wen, woran könnte es ſeyn? Nur an Deine Güte und was Deine Augen mir bei dem Scheiden ſagten."

„Und Du würdeſt Trien doch lieb behalten, wenn ſie auch Deinen Wunſch erfüllte?"

„Allezeit, bis zum Tode."

Das Mädchen wiſchte ſich die Thränen aus den Augen. Ein ganz anderer Ausdruck zeigte ſich in ihren Zügen: mit freudigem Stolz und heiterem Muthe entgegnete ſie:

„Und ich ſollte Dich verlaſſen? Mit anderen Burſchen zur Kirmſe gehen, während Du im Winkel des Heerdes Wochen lang ſäßeſt und trauerteſt und an mich dächteſt? Jan, ich begreife nicht, wie Du das nur denken kannſt! Wärſt Du es nicht, ich würde gewiß ſehr böſe darüber werden. Meinſt Du denn, ich hätte kein Herz und würde Dich ſo auszehren laſſen? Nein, nein, Du hatteſt mich recht lieb, als Du Deine zwei ſchwarzen Augen noch hatteſt; nun werde ich Dich auch lieb behalten, wenn Du auch Deine Augen verloren haſt, Du Armer! — Und rede mir nicht mehr von anderen Burſchen; es thut mir ſehr weh; denn es iſt, als hielteſt Du nichts mehr von mir ..... Wenn ich nur daran denke, rollen mir die Thränen über die Wangen."

Jan drückte ſtumm, bewundernd und dankbar, dem Mädchen die Hand. Nach einigem Stillſchweigen ſprach er ſeufzend:

„Trien, Du biſt ein Engel auf Erden, ich fühle es wohl; Du allein kannſt mich vergeſſen machen, was Gott mir genommen hat; aber es kann nicht ſeyn!"

„Ja," — entgegnete ſie — „ich verſtehe Dich wohl; Du willſt ſagen, ich ſoll in St. Anna's Orden kommen, eine alte Jungfer werden. Dem iſt nicht ſo, ich will eine glückliche Ehe ſchließen und mich verheirathen, ehe das Winterkorn ausgeſäet wird, ſiehſt Du!"

„Heirathen!“ — murmelte der Soldat, innerlich heimlich betrübt — „o Trien, nun wird mein Gemüth beruhigt. Gebe Gott, daß Dein Mann Dich liebe, wie Du es verdienſt. Du willſt Dich alſo verheirathen? Mit wem? Iſt es ein Freund aus dem Dorfe?

„Jan, haſt Du den Verſtand verloren?“ — rief die Jungfrau ſo laut, daß es hinter ihr im Tannenwald widerſchallte. — „Ich verheirathe mich. Du fragſt mit wem? Mit Dir!“

„Gott! Mit mir? Mit einem Blinden?“

„Mit Dir! Mit Demjenigen, der ſechs Augen darum geben würde, mich lieben zu dürfen.“

„O Dank, Dank für Deine äußerſte Güte! Sei geſegnet für ſo viel Liebe, aber ....“

Trien legte ihm die Hand auf den Mund und erſtickte das ablehnende Aber, indem ſie ſagte:

„Schweig; Du haſt da ſo ernſthaft geſprochen und ich habe zugehört, daß mir das Herz davon in der Bruſt ſpringen wollte; laß mich nun auch einmal ſo ſprechen. — Wenn Trien durch ein Unglück blind geworden wäre, würdeſt Du das arme Schaaf verſtoßen haben? Und wenn ſie fortführe, Dich zu lieben in ihrem Jammer, würdeſt Du ihr den Todesſtoß gegeben haben, anderen Märchen gut zu ſeyn? Nun, antworte mir darauf!“

„Ich darf nicht.“

„Du mußt, und gerade heraus ſollſt Du es ſagen, Jan!“

„Ach, Trien, ich würde gethan haben, was Du jetzt thuſt; aber es kann doch nicht ſein, liebe Freundin! Was würden die Menſchen von mir ſagen?“

„Es ſoll ſeyn!“ — ſprach die Jungfrau mit Nachdruck — „gelobe es hier in meine rechte Hand, daß Gott es ſehe, in Erwartung, bis der Prieſter über uns betet.“

Als der Soldat dies hörte, bedeckte er ſich das Geſicht mit beiden Händen und ließ den Kopf langſam auf die Bruſt des Mädchens ſinken; er wurde faſt ohnmächtig vor Rührung und blieb ſtumm, bis Trien begeiſtert rief:

„Die Menſchen! Wer recht thut, braucht ſich nicht zu ſchämen! Und wenn ich mit Dir zur Kirche gehe, um das Jawort vor dem Altar zu ſprechen, dann will ich ſtolz den Kopf emporheben und denken, daß Gott droben weiß, was böſe und was gut iſt. Und laß mich nur machen, ich will ſchon zeigen, was man kann, wenn Herz und Arme ſtark ſind. Es ſoll Dir an Nichts fehlen, Janlieb; dafür ſoll Trien ſorgen; und ſie wird bei Dir bleiben und Dich tröſten und liebhaben und aufheitern, bis der Tod uns ſcheidet. Und ſo wollen wir mit unſeren Müttern, mit Großvater und Pauwken leben, in Glück und Frieden wie zuvor. Iſt es nicht ſo gut?“

Weinend und ſchluchzend küßte ihr der blinde Soldat die Hände. Er murmelte wohl noch einige Worte, um das liebreiche Anerbieten abzulehnen; aber ſie ſprach in befehlendem Tone:

„Jan, hier können wir nicht ſitzen bleiben; wir müſſen aufbrechen. Es wird ſchon dunkel ſeyn, ehe wir den Hof erreichen, wo ich vor vier Tagen geſchlafen habe. Steh auf und geh nur fröhlich weiter. Ich will Nichts mehr von der Sache hören; was geſagt iſt, bleibt geſagt. Laß uns jetzt von anderen Dingen ſchwatzen.“

Sie nahm den Torniſter auf den Rücken, reichte Jan den Stock und Beide ſchritten nun ſtill, aber fröhlichen Sinnes über die Haide fort.

VI.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch war Trien ſchon wieder unterweges mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem blinden Soldaten hinter ihr.

Das Gras der Seiten des Weges und die Kräuter der Haide glänzten im erſten Sonnenſtrahl, als wären ſie mit Diamanten beſtreut geweſen, während die Spitzen der Tannen, von dem Thau befeuchtet, ſich wie mit Silber überzogen zeigten. Im Oſten glühte der Himmel von Gold und Purpur; nach dem fernen Gebüſch zu ſtieg der Dunſt der Nacht in die Höhe und ſchwebte dort zwiſchen Himmel und Erde. Die Vögel waren erwacht und füllten die Luft mit ihrem Geſange; die emſige Biene umſchwirrte ſummend den Thymian; Käfer, Schmetterlinge, Heuſchrecken flogen luſtig umher; Alles lachte bei dem Anbrechen des ſchönen Tages; Alles jauchzte der Ankunft des jungen Lichtes entgegen.

Auch das gute Mädchen fühlte ſich unbewußt in gleicher Stimmung mit der Natur. Von Zeit zu Zeit ſang es begeiſtert einige Töne des einen oder andern Liedes, oder ſprach einzelne Worte, um dem Frohſinn in ſeinem Herzen Raum zu geben. Der Soldat war lange ſchweigend fortgeſchritten; endlich fragte er:

„Aber, Trienlieb, wie biſt Du vergnügt! Gewiß, weil ſchönes Wetter ſein wird? Ich kann es nicht ſehen, aber ich höre wohl, wie die Vögel guten Tag rufen und wie die Bienen zu meinen Füßen ſummen und froh ſind.“

„Nein, Jan, deshalb iſt es nicht“ — antwortete das Mädchen — „tritt doch zu mir; ich muß Dir etwas Sonderbares erzählen. Es iſt nur ein Traum und ich hätte ihn beinahe ganz vergeſſen; ſeit ich wieder heiter geworden bin, iſt er mir ganz ins Gedächtniß zurückgekommen. Träumen iſt doch angenehm, nicht wahr, Jan?“

„Mitunter.“

„Ja, ich meine, wenn es ſchöne Träume ſind. Ich bin noch nie ſo glücklich geweſen, wie heute Nacht, wo ich ſchlief, und ich gebe meinen Traum nicht für zwanzig Kronthaler fort, und das iſt doch erſchrecklich viel. Es iſt ärgerlich, Jan, daß Träume keine Wahrheit ſind.“

„Was haſt Du denn ſo ſchön geträumt, Trien?“

„Ja, Du biſt auch dabei, Jan, das kannſt Du Dir wohl denken. Ach, es iſt ſo artig. Höre nur. — Die Pächtersfrau — das gute Menſch, Gott möge es ihr lohnen! — hatte mich in eine kleine Kammer zum Schlafen geführt. Als ich nun allein war, kniete ich und betete zur lieben Frau, die dort auf dem Hausaltärchen ſtand. Ich weiß nicht, wie lange ich kniete, aber als ich aufſtand, wirbelte mir der Kopf und ich verlor faſt die Sinne, ſo ſchien es mir wenigſtens. Der Mond war unterdeſſen aufgegangen und leuchtete ſo hell durch das Fenſterchen, daß meine Kammer überall klar ausſah und ganz fremd. Ich legte die Stirn an die Scheiben, um mir den Kopf etwas zu kühlen, und warf mich dann halb angezogen auf das Bett, um am nächſten Tage früh bei der Hand zu ſein. Aber ich konnte doch nicht ſchlafen, denn der Mond ſchien mir gerade in die Augen und ich wurde immer geplagt, nach dem Mann mit ſeinem Reisbündel zu ſehen, der darin iſt. Ob ich endlich doch eingeſchlafen bin, kann ich nicht ſagen; allein es muß doch geweſen ſein, denn höre nur, was mir widerfuhr. — Plötzlich bekam der Mond einen Mund und wunderſchöne blaue Augen und fing an roth zu werden wie ein Apfel und lachte mir ſo freundlich zu, daß ich ganz davon ergriffen wurde. In meinem Leben habe ich keine Frau geſehen mit einem ſo ſchönen und lieblichen Weſen, denn gäbe es ſo eine auf der Welt, die Menſchen würden gewiß vor ihr niederknien. Ich glaube es gewiß, doch höre nur weiter. — Allmälig wuchſen dem Mond Arme und Beine und ein langes Kleid mit großen, goldenen Blumen; auf ſeinem Haupte war eine ſilberne Krone von ſieben blinkenden Sternen. Und nun war es plötzlich eine Frau, die ein Kind auf dem Arme trug, ſchöner als die Engelchen im Himmel. — Und, o Gott, Jan, es war die Unſere liebe Frau aus dem Kämmerchen, die lebendig geworden war, und mit unſerm lieden Herrn auf dem Arme, der in der Luft mir zulachte und winkte ..... Nun kommt's noch artiger. Wie ſie in meine Kammer gekommen war, weiß ich nicht, aber ſie ſaß auf einem Stuhl am Fenſter und mit Deinen blinden Augen ſahſt Du die Unſere liebe Frau auch, denn wir fielen zuſammen auf die Knie und ſtreckten die Arme aus hinter den Scheiben, als ob wir die Mutter Gottes anriefen. Da kommt ſie plötzlich leiſe, leiſe herunter, immer näher und näher und gerade durch die Scheiben in die Kammer. Sie ſagte etwas ihrem Kindchen Jeſus und das Kindchen berührt Dir mit dem Finger die Augen und Du, Jan, rufſt mit höchſter Freude: «Ich ſehe, ich ſehe!» Ich war ſo davon ergriffen, ich Aermſte, daß ich im Schlafe aufſprang und aus dem Bett fiel .... und es war nicht wahr. Ich hatte nur geträumt; denn der Mond mit dem Manne darin ſtand noch am Himmel und ſchien und das Unſere Liebfrauenbild ſtand noch ruhig auf dem Altärchen .... Iſt das ein glücklicher Traum?"

Sie ſchwieg und wartete auf eine Antwort. Der Jüngling ſagte nach kurzer Pauſe:

„Trien, wie kannſt Du ſchön erzählen. Mein Herz pupperte vor Vergnügen, während Du ſprachſt; ich glaubte, ich ſähe es geſchehen, und als Du ſagteſt, daß Unſer Herr mir die Augen berührte, habe ich etwas gefühlt, das ich nicht beſchreiben kann; und ich habe Unſere liebe Frau geſehen, ſo klar und deutlich, daß ich im Sande die goldenen Blumen zeichnen könnte, die auf ihrem Kleide funkelten."

„Was haſt Du für Blumen darauf geſehen, Jan?“

„Große Roſen.“

„Ich auch; das iſt wunderbar.“

„Und Lilien, wie vergangenes Jahr ſo viele in des Brauers Hofe ſtanden.“

„Und ich habe auch Roſen und Lilien darauf geſehen. Aber wie iſt das nur möglich? Mir ſteht der Verſtand ſtill davon.“

„Ach, Beſte!“ — ſeufzte Jan — „täuſche Dich nicht ſelbſt mit einer falſchen Hoffnung. Träume ſind Schäume, ſagt das Sprüchwort; es iſt nur ein Troſt, den Gott uns für die Reiſe zuſendet.“

„Das iſt daſſelbe!“ — rief das Mädchen freudig — „mir dünkt, ich habe ſeit heute Nacht die Mutter Gottes noch lieber als zuvor .... und wenn wir zu Hauſe ſind, werde ich bei Küſters Mariane mir etwas Silberpapier ausbitten, um dem Bilde unter der Linde auch eine ſolche Krone mit ſieben Sternen zu machen, und wenn wir in unſerm Leben es thun können, ſoll das Bild auch ein Kleid mit goldenen Blumen bekommen. — Laß uns nun raſcher fortſchreiten, ehe die Sonne höher ſteigt, und nimm den Stock, denn der Fußweg wird ſchmal und holpericht. Ich glaube, wir haben uns verirrt über dem Erzählen.“

„Trienlieb, Du mußt auf den Weg achten; denn meine Kniee fangen ſchon an zu ermüden; ich fühle, daß ich heute nicht werde zehn Stunden gehen können.“

„Sei unbekümmert, Jan!“ — antwortete ſie, langſamer gehend — „auf einer flachen Haide, wie dieſe, findet man ſich immer zurecht, und ich ſehe dort in der Ferne zwei Thürme: Moll und Baelen, wie man uns heute Morgen geſagt hat.“

„Wie weit ſind ſie wohl, Trien?“

„Wohl anderthalb Stunden. Kannſt Du heute Morgen noch ſo weit gehen?“

„Ja, wenn wir dann und wann unterweges ausruhen.“

— „Du mußt es nur ſagen, wenn Du müde biſt. Wir wollen nur wieder ſchweigen, ſonſt wirſt Du es noch früher ....“

Die Sonne war mittlerweile hochgeſtiegen und begann ihr Licht wie einen Feuerſtrom über die Haide auszugießen. Die Hitze ward ſo drückend, daß beide Reiſende keuchten, während ihnen der Schweiß vom Geſicht floß. Der Soldat klagte jedoch nicht über Müdigkeit und ſchritt tapfer hinter ſeiner Führerin her. Er hatte die Stille noch nicht unterbrochen, als nur mit der Bemerkung, daß ſeine Augen ihm weh thäten, als ob die brennende Sonnengluth die Entzündung vermehre.

Nachdem ſie eine gute Stunde Weges zurückgelegt, ſtand das Mädchen plötzlich ſtill, ohne dem Blinden etwas zu ſagen. Dieſer fragte ſie verwundert:

„Trien, was giebt's denn, daß Du ſo plötzlich ſtill ſtehſt?“

„Ja, Jan,“ — erwiderte Trien betrübt — „ich habe was Schönes gemacht. Gott weiß, wie lange wir ſchon vom Wege abgekommen ſind, und da ſtehen wir nun vor einem breiten Waſſer, das quer über die ganze Haide läuft, ohne daß ich irgendwo eine Brücke ſehe.“

„Das iſt ärgerlich,“ — ſeufzte Jan — „ich wurde ſchon ſo müde. Iſt das Waſſer tief?“

„Ach nein; es iſt ein breiter Bach; den Grund kann ich ganz gut ſehen; bis an die Kniee würde man wohl durchwaten können.“

„Laß uns es wagen, Trien, dann brauchen wir doch keinen Umweg zu machen.“

„Ja, aber es iſt unmöglich, Jan, die Ränder ſind ſo hoch; Du kommſt weder herunter noch hinauf. — Komm, komm, aus der Noth eine Tugend gemacht!“

Sie führte den Blinden an den Rand des Baches, warf das Ränzel hinüber und ſtieg in das Waſſer hinab; der Jüngling hörte es und fragte:

„Was willſt Du thun, Trien?“

„Schlage Deine Arme um meinen Hals und halte Dich recht feſt,“ — antwortete das Mädchen, während ſie den Soldaten mit der Hand zu ſich zog und ihn, trotz ſeiner Einwürfe, zwang, ihrem liebreichen Befehl zu gehorchen.

Sie trug dann die ſchwere Laſt durch das Waſſer bis an das andere Ufer und ſagte:

„Jan, dort am Rande ſteht ein Weidenbuſch; faſſe die Zweige und hilf Dir daran hinauf, ich werde Dir ſchon beiſtehen.“

Er that, was ſie ihm ſagte, und erreichte ohne Mühe den feſten Boden. Trien trat zu ihm und ſchüttelte das Waſſer aus ihren Kleidern. Der Blinde ſagte zu ihr:

„Ach, Trien, Du biſt die Güte und die Liebe ſelbſt. Wie ſchmerzt es mich, daß ich Dir ſo viele Freundlichkeit und Barmherzigkeit nie lohnen kann.“

„Nun, Jan, das iſt wohl der Mühe werth, ſo viel davon zu ſprechen,“ — fiel ihm das Mädchen in die Rede — „daß ich Dich durch das Waſſer getragen habe. Die Sonne wird mir bald die Kleider wieder getrocknet haben. Komm nur wieder langſam mit; in einer halben Stunde ſind wir bei dem erſten Thurm; das wird Moll ſein; da ruhen wir uns aus.“

„Iſt das Waſſer des Baches rein?“ — fragte er.

„So klar wie Glas“ — erwiderte die Jungfrau — „biſt Du durſtig? Warte, ich kann doch nur ein Mal naß werden und will Dir einen guten Schluck zu trinken geben.“

Während ſie dies ſprach, ſchnallte ſie ſchon das Feldkeſſelchen vom Torniſter los, das darauf befeſtigt war; aber der Soldat bemerkte:

„Nein, Trien, deshalb nicht. Meine Augen ſtechen ſo peinlich; Du mußt mir etwas Waſſer auf einem Tuche geben, um ſie zu waſchen, das wird mich erfriſchen.“

Sie ſtieg in den Bach hinunter, füllte den kleinen

Keſſel mit dem klarſten Waſſer, ging dann zu dem Blinden, zog ein weißes linnenes Tuch aus dem Buſen und ſagte zu ihm:

„Setze Dich und laß mich Deine Augen auswaſchen, ſonſt machſt Du Dir Deine Kleider naß.“

Der Soldat gehorchte und ſetzte ſich in das Gras, den Rücken der Sonne zugewandt. Trien nahm ihm den grünen Lichtſchirm vom Haupte und ſäuberte ſeine geſchloſſenen Augen mit dem naſſen Tuche. Da er ihr ausſprach, daß dieſe Waſchung ihm eine große Erleichterung und Labung verurſache, ſo hörte ſie nicht auf und benetzte ihm Geſicht und Stirn reichlich, bis er ihre Hand abwandte und zu ihr ſagte:

„Halt ein, Trien, es iſt genug.“

Als ſie nur etwas auf die Seite trat, um den Lichtſchirm zu nehmen, ſprang der Blinde plötzlich mit einem eigenthümlichen Schrei in die Höhe und blieb, die Hände nach ſeiner Gefährtin ausſtreckend, zitternd ſtehen, während unverſtändliche Laute ſeinem Munde entſchlüpften.

„Gott, Janlieb, was iſt Dir?“ — rief die Jungfrau, erſchreckt auf ihn zu eilend.

Aber wie verwirrt, drückte er ſie ſanft zurück und bat:

„Trien, Trien, geh wieder an denſelben Platz, bitte, bitte!“

Erſtaunt über den Ton ſeiner Stimme und die unbegreifliche Freude, die auf ſeinem Geſichte zu leſen war, that die Jungfrau, was er verlangte und ſtellte ſich einige Schritte weit von ihm hin. Er öffnete ſeine erſtorbenen Augen und rief mit ausgeſtreckten Armen:

„Trien, o Gott! ich habe Dich geſehen! Mein linkes Auge iſt noch nicht ganz todt!“

Wie vom Blitz gerührt, zitterte ſie an allen Gliedern; mit ſchwankenden Schritten ging ſie auf den Soldaten zu und ſagte:

„Nein, nein, Jan, es iſt nicht wahr! Tödte mich nicht vor Freude. Das Sonnenlicht hat Dich betrogen, Du Armer!“

„Ich habe Dich geſehen,“ — rief der Soldat, faſt wahnſinnig vor Luſt — „im Schwarzen, wie ein Schatten. Mein linkes Auge iſt noch nicht todt, ſage ich Dir. O Trienlieb, es iſt Dein Traum von dieſer Nacht!“

Ein Schrei, ſo ſchneidend, als wäre er einer gefolterten Bruſt entfahren, drang aus dem Munde der Jungfrau, während ſie zitternd mit zum Himmel erhobenen Händen auf die Knie ſank und ein ſtilles, aber inniges Dankgebet zu Gott emporſandte. Der Soldat ſah ſie, obwohl undeutlich und in dunkeln Umriſſen und kniete ebenfalls neben dem betenden Mädchen nieder.

Dieſe, in begeiſterte Dankbezeugung verſenkt, bemerkte ihn nicht und kniete eine Weile unbeweglich. Endlich, durch das Gebet ſelbſt beruhigt, drehte ſie den Kopf ſeitwärts und rief:

„Himmel! Du haſt geſehen, was ich that?“

„Ich habe es geſehen!“ — jauchzte Jan.

„Ach, Unſere Liebe Frau!“ — ſeufzte Trien unter einer Thränenfluth, die jetzt erſt aus ihren Augen brach — „das haſt Du gethan, heilige Mutter Gottes! Aber ich werde es auch nie vergeſſen und alljährlich barfuß zu Deiner Ehre nach Scherpenheuvel wallfahrten.“

Nach dieſem innigen Ausrufe ſchien die Kraft ſie zu verlaſſen; ſie ſchlug den Arm um des Soldaten Schulter und weinte ſtumm, den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt. Der Jüngling war eben ſo tief gerührt; ihm fehlten gleichfalls die Worte, um die Gefühle, die ſein Herz überſtrömten, auszudrücken. Eine ganze Zukunft der Dankbarkeit, der Liebe und des Glückes hatte ſich ſeinen Blicken eröffnet und entzückte ihn mit dem Zauberglanz eines ſeligen Lebens.

Endlich richtete Trien ſich auf und band unter frohen Ausrufungen ihrem Freunde den Lichtſchirm vor die Augen; ſie nahm das Ränzel auf den Rücken und den Jüngling bei der Hand und Beide ſetzten nun mit leichten Schritten ihre Reiſe fort, während die Jungfrau ſagte:

„O, Janlieb, ich weiß nicht, wie mir zu Muthe iſt, aber ich möchte tanzen und ſpringen vor Freude; jetzt könnte ich noch zwanzig Stunden gehen, ohne müde zu werden.“

„Mir iſt's auch ſo, Trien,“ — antwortete der Soldat — „mir iſt, als könnte ich fliegen! O, Beſte, wenn mein linkes Auge wieder geſund würde! Welch ein Glück, welch ein Glück! Wenn ich daran denke, beklemmt es mir das Herz.

„Geſund werden? Du wirſt geſund werden! Dafür wird Unſere Liebe Frau im Himmel ſchon ſorgen, Siehſt Du nicht, daß Gott ſeine Hand dabei hat? Mein Traum dieſe Nacht!“

„Trientjelieb, Trientjelieb!“ — rief der Jüngling, ihr zitternd die Hand drückend — „ach, wenn es wahr wird, wie ſchön kann dann unſer Leben auf Erden noch ſein! Wir würden thun, was Du mir ſo freundlich verſprochen haſt, wir würden uns heirathen. Ich würde arbeiten wie ein Sklave, aber mit Muth und Glück; Du, meine allerliebſte Frau, ſollteſt Nichts mehr zu thun brauchen, als Dich zu pflegen ....“

„Nicht doch, Jan,“ — fiel ſie ihm lachend in die Rede — „meinſt Du, daß ich mich an den Müßiggang gewöhnen könnte? Das würde ich Dir ſchon zeigen.“

„Das iſt gleich,“ — entgegnete der Jüngling — „Du ſollteſt nur thun, wozu Du Luſt hätteſt, und weiter Nichts. — Und unſere Eltern, Trien, wie ſollten ſie ſich bis zu ihrem Ende an unſerer Liebe und Sorgfalt erfreuen. Ich würde die Scheidewand zwiſchen den beiden Hütten niederreißen und nur Ein Haus daraus machen, damit wir Alle zuſammenwohnen könnten. Das würde ein Himmelreich von Liebe und Freude ſeyn!“

„O, es iſt ſchön, was Du da ſagſt,“ — ſeufzte ſie gerührt — „die Scheidewand muß fort, ſobald wir nach Hauſe kommen; und dann ſollen Großvater und unſere Mütter und Bauwken und Du und ich und auch unſer Vieh ſtets bei einander und zuſammen ſeyn. Welch ein Leben, welch ein Leben!“

Trien ſchlug vor Freuden in die Hände wie ein Kind.

„Und dann,“ — fuhr Jan fort — „wir haben zu wenig Land in Pacht, um immer arbeiten zu können und vorwärts zu kommen. Ich werde einen Handel anlegen mit Tannenzapfen und allmälig mit Halbholz und Reisbündeln. Da muß ein Bischen im Voraus geſorgt werden, wenn ....“

Er dämpfte hier etwas die Stimme und ſagte kaum hörbar:

— „Wenn es Gott beliebt, daß unſere Familie ſich allmälig vergroßert. ....“

Er ſchwieg, denn das Märchen bedeckte ſich die Augen mit den Händen und er hörte ſie ſchluchzen und weinen.

„Warum betrüben Dich meine Worte?“ fragte der Soldat.

„Um Gottes willen, ſchweige doch von allen den ſchönen Dingen. Es ſprengt mir das Herz, aber allein vor Freude .... Jan, ich bin ſo glücklich, daß ich verrückt werde, wenn Du fortfährſt zu erzählen, welches Paradies uns auf Erden erwartet.“

„Und ich, Trien! Ich kann nicht ſchweigen; mein Herz ſtrömt über. Laß mich nur fortfahren und ſage Du auch etwas. So kommen wir voll Freude und ohne zu wiſſen wie nach Moll, wo wir raſten.“

Der Soldat begann aufs Neue ſeine frohen Pläne zu entwickeln und zauberte der gerührten Jungfrau eine ſelige Zukunft herauf, in der Beide ihr ganzes glückliches Leben durchgingen und die Freuden ſchon im Voraus genoſſen.

Endlich erreichten ſie den Ort. Trien gab Jan das Ränzel und Beide betraten, Hand in Hand, das Dorf.

VII.

Spät am Nachmittage wanderte Trien mit ihrem Freunde über die Haide, jenſeits Caſterlee, wo ſie die Nethe überſchritten hatten. Beide waren ſchweigſam und betrübt, aber Keins hatte dem Andern ſeine traurige Gemüthsſtimmung entdeckt; im Gegentheil, die wenigen Worte, die ſie wechſelten, waren noch Verſuche, einander heiter zu erſcheinen.

Dennoch aber hatte eine bittere Enttäuſchung ihre Herzen mit Weh erfüllt.

Seit der Fortſetzung ihrer Reiſe hatte Trien bereits fünf oder ſechs Mal die Augen des Soldaten gewaſchen; an keinem Waſſer kamen ſie vorüber, ohne zu verſuchen, ob es nicht die wunderthätige Kraft des erſten Haidenbaches beſäße. Ach, ihre liebreiche Sorgfalt wurde für ſie ſelbſt und für den unglücklichen Jüngling ein Quell von Verzweiflung und Leiden.

Sei es, daß der Soldat ſich ſelbſt getäuſcht hatte, als er wähnte, ſeine Gefährtin geſehen zu haben, ſei es, daß das kühle Waſſer und das Reiben mit dem Tuche die Entzündung ſteigerten, er ſah von nun an

Nichts mehr, wie oft er ſich auch bemühte, das Schattenbild ſeiner Freundin zu entdecken. Er konnte jetzt ſogar das Licht nicht mehr vertragen und ſchloß unter heftigen Schmerzen die Augen jedes Mal, wenn Trien ihm den Lichtſchirm vom Kopf nahm.

So befeſtigte ſich denn unabweislich in Beider Gemüth die ſchreckliche Ueberzeugung, daß eine häßliche Täuſchung ſie betrogen und die Blindheit vollſtändig und unheilbar ſei. Wohl blieb noch die Hoffnung wie eine glückliche Ungewißheit auf dem Grunde ihres Herzens, aber ſie vermochte nur von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Strahl in die ſtille Verzweiflung zu ſenden und machte dann durch die daraus entſpringende Gemüthsbewegung den Schmerz noch heftiger.

Eine andere Urſache ſtimmte ihre Seelen gleichfalls traurig und ſorgenvoll. Seit dem Morgen hatten ſie bereits acht Stunden Weges zurückgelegt und waren äußerſt ermüdet, namentlich fühlte ſich der Soldat, der auf dem Wege oft fehltrat, erſchöpft und kraftlos. Faſt gefühllos und ohne Beſinnung ſchwankte er an dem Stocke hinter ſeiner Freundin fort und hielt ſich, mit ſchlaffen Gliedern vorübergebeugt, wie ein unbeſeeltes Weſen. Seine Füße waren wund, und hätte er das Bewußtſein nicht ganz verloren, ſo würde er gefühlt haben, daß warme Tropfen in ſeinen rechten Schuh fielen, denn aus ſeiner Ferſe ſickerte das Blut.

Trien war nicht minder abgemattet; doch ſchritt ſie vorwärts, ohne etwas zu ſagen, ſelbſt ohne ſich nach dem Soldaten umzuſehen. Das arme Mädchen wagte nicht zu reden. Sie hatte keinen Troſt mehr im Herzen, ihre ſelige Hoffnung war verſchwunden, ihre Ausſicht auf Glück erblichen. Eine unausſprechliche Freude hatte ſie beinahe wahnſinnig gemacht, als die Zukunft ſich ſo herrlich vor ihren Augen erſchloß, aber eben dadurch wirkte auch der Schmerz der Entzauberung tauſend Mal ſtärker und hielt ſie, wie muthig ſie ſonſt auch war, jetzt wie eine Sklavin gebeugt unter dem Joche einer unendlichen Muthloſigkeit. — Was konnte ſie denn ſagen, um ihren Freund in ſeiner Verzweiflung aufzurichten? Sollte ſie von ſeinen Augen reden und ihr eigenes Gefühl belügen? Sie konnte es nicht; es hätte ihr Herz und ſein Herz zerriſſen, gleich einem bittern Spotte.

Deshalb ging ſie ſtumm und mit trägen Schritten weiter, in die traurigſten Betrachtungen verſenkt und ihren eigenen Zuſtand faſt gar nicht bemerkend.

Nach einer guten halben Stunde des tiefſten Stillſchweigens ſagte der Soldat plötzlich mit einem ſchmerzlichen Athemzuge:

„Trien, halt ein, ich kann nicht mehr!“

„Ich bin auch zu Ende,“ — antwortete das Mädchen, ohne ſich umzuſehen — „wir wollen etwas ruhen und dieſe Nacht dort in jenem Dorfe ſchlafen.“

„Ach, bleibe ſtehen!“ — flehte der Blinde.

„Wir ſind ganz nahe bei einem Hofe; noch zwanzig Schritte, Jan; dort iſt ein ſchöner Buchenhag. Dort ſitzen wir im Schatten.“

„Um Gottes willen, geh dann ſchnell.“

Ihn bei der Hand faſſend, führte ſie ihn nach dem Buchenwäldchen, ſo daß er dieſem den Rücken zuwandte, und ließ ihn dort ſich ſetzen.

Der Jüngling fiel ſenkrecht auf das Gras hin und bog den Kopf vorn über ....

Hinter dem Platze, wo der Soldat und ſeine Gefährtin ſich befanden, war eine Laube in dem Hag angebracht. In derſelben ſaß ein Mann, der in einem Buche las. Er mußte ſehr alt ſeyn, denn tiefe Runzeln furchten ſein Antlitz und die wenigen Haare, die wie eine Krone ſeinen Schädel zierten, waren weiß wie Schnee. Ein bis oben zugeknöpfter Rock und ein Ehrenzeichen auf der Bruſt gaben ihm das Anſehen eines verabſchiedeten Offiziers.

Als er hinter ſich das Geräuſch hörte, das die beiden Reiſenden machten, wandte er ſich um und ſah durch das Laub einen Soldaten und eine Baüerin mit einem Ränzel auf dem Rücken. Dieſer Anblick überraſchte ihn anfangs, doch dachte er, es ſei eine Schweſter, die ihren Bruder nach Hauſe geleitete und ihm aus Liebe ſeine Laſt abgenommen habe. Nichtsdeſtoweniger bewunderte er dieſen einfachen Beweis der Zuneigung und lächelte mit freundlicher Theilnahme, während er die Ruhenden betrachtete.

Trien hatte ſich mittlerweile neben dem Blinden hingeſetzt und ſagte zu ihm:

„Jan, Du biſt ſo ſtill und traurig! Was fehlt Dir? Du biſt müde, nicht wahr? Das wird ſchon vorübergehen!“

Da ſie keine Antwort erhielt, fuhr ſie mit freundlichem Tone fort:

„Ach, ſei nur getroſt und denke, daß wir morgen zu Hauſe ſein werden. Von Venloo bis hieher ſind an die zwanzig Stunden Weges .... Noch drei Stunden, und wir ſind in unſerm Dorf. Wenn wir morgen früh aufbrechen, können wir den kurzen Weg wie einen Spaziergang abmachen. Wir haben doch Grund zufrieden zu ſein, denn es iſt wirklich ein großes Glück, daß ich Dich von den Soldaten fort und nach Hauſe bringen durfte. Und was das Uebrige betrifft, ich werde ſchon machen, daß Du nicht viel Verdruß in Deinem Leben haben ſollſt, Janlieb! ..... Warum ſprichſt Du denn gar nicht?“

Der Jüngling zwang ſich, Odem zu ſchöpfen, und ſagte ſeufzend:

„Mir pocht das Herz und meine Augen brennen ſo ſehr .... laß mich ruhen.“

Einige Augenblicke verſtrichen, ohne daß das Mädchen die Stille unterbrach; allmälig begann ſie die Meinung zu faſſen, daß es eher Betrübniß als Ermüdung ſei, was ihren Freund niederdrückte. Edelmüthig bezwang ſie ihren eigenen Schmerz, um dem Blinden Troſt einzuflößen, und ſagte mit fröhlicherm Tone:

„Aber, Jan, Du biſt doch ſicher, daß Du mich geſehen haſt? Das macht mich glauben, daß doch noch Leben in Deinem linken Auge ſeyn muß, obwohl Du jetzt wieder ganz blind biſt; das kommt von der Hitze, die Dir die Augen entzündet hat. Habe nur Geduld, bis wir zu Hauſe ſind; wir wollen etwas neues Korn verkaufen und den Doctor von Wyneghem kommen laſſen. Der wird Dich kuriren, denn er hat ſchon andere Wunder gethan an Menſchen, die bereits mehrere Tage ganz todt da lagen. Denke nur, Jan, morgen ſehen wir Deine Mutter und Großvater und Pauwken, und dann führe ich Dich zu allen Freunden, um ihnen guten Tag zu ſagen. Wenn Du ausgeruht haſt, werden Deine Augen nicht mehr ſtechen und Du wirſt wieder ein Bischen ſehen. Und wir beten dann zuſammen unter der Linde, um Unſerer Lieben Frau zu danken für ihre Barmherzigkeit; denn, zweifle nicht daran, Jan, ſie hat mich erhört und wird .... Was iſt das? Ich ſehe Blut auf Deinem Strumpfe! Weh mir! Und Du, unglückliches Schaaf, Du ſagſt gar Nichts davon?“

Haſtig zog ſie ihm den Schuh und den Strumpf aus und trocknete ihm den Fuß vom Blut mit ihrem weißen Bruſttuch. Darauf wollte ſie ihm ſagen, daß es nur eine unbedeutende Wunde ſei, aber kaum hatte ſie die Augen zu ihm aufgeſchlagen, ſo zitterte ſie wie Eſpenlaub und rief ängſtlich:

„Jan, Freund, was iſt Dir? Du wirſt ſo bleich!“

Der Jüngling ſeufzte mit ſchwacher Stimme:

„Ach, ich weiß nicht; mir bricht das Herz; es iſt, als ob ich ſtürbe ....“

Ein ſchweres Zittern durchlief ſeine Glieder, ſein Kopf ſank ohnmächtig auf ſeine Schulter und ſeine Arme fielen ihm ſchlaff vom Leibe auf das Gras.

Unverſtändlich ſchreiend legte Trien ihre Hände an ſeine entfärbten Wangen und wollte ihm den Kopf aufheben, während ſie voll Verzweiflung rief:

„Jan, Jan! Ach, der Aermſte! Er iſt todt! Waſſer, Waſſer! Hülfe, Hülfe!“

Bei dieſen Worten ſprang ſie empor, blickte wie wahnſinnig in die Runde und lief von einer Seite nach der andern, um zu ſehen, ob ſie nirgends Waſſer entdecken könne. Da ward ſie plötzlich hinter dem Wäldchen ein offenſtehendes Gatter gewahr, das zu einem Hofe mit einem Herrenhauſe führte. Dieſer Anblick entlockte ihr einen Schrei der Freude und ſie eilte ſo raſch ſie nur konnte dahin, um ſich auf dem Landſitz Hülfe zu erbitten.

Während ſie nun auf den ſich ſchlängelnden Pfaden des Blumengartens ſich dem Eingang der Wohnung näherte, ſah ſie aus derſelben zwei Männer auf ſie zu kommen. Der Eine war ein alter Herr mit ſchneeweißem Haar und einem Ehrfurcht gebietenden Antlitz; der Andere, gleichfalls bejahrt, ſchien noch ſehr kräftig zu ſeyn. Eine breite Narbe, wie von einem Säbelhiebe, lief dem Letztern von der Stirn herab über Mund und Kinn und gab ſeinen Zügen etwas Bitteres. Er trug einen Krug, ein Paar Fläſchchen und etwas Leinwand. Es mußte ein Diener des alten Herrn ſeyn, denn er folgte ihm ſtill in einiger Entfernung.

„O mein Herr!“ — rief Trien verzweifelnd — „gebt mir doch etwas Waſſer oder Eſſig! Dort hinter dem Hag liegt ein armer, blinder Burſche: er iſt ohnmächtig geworden. Um Gottes willen, Herr, ſeid barmherzig; thut ein gutes Werk und geht mit mir. O, wenn Ihr ſo gut ſeyn wollt!“

Der Greis lächelte mitleidig und antwortete mit großer Ruhe, das Mädchen bei der Hand faſſend:

„Sei ruhig, mein Kind; es iſt Nichts. Wir ſind auf dem Wege, um ihn zu heilen. Du brauchſt nicht ängſtlich zu ſeyn, es iſt nur eine gewöhnliche Ohnmacht. Dein Freund hat ſich zu ſehr angeſtrengt. Komm nur und traure nicht.“

Trien verſtand beinahe nicht, was er ſagte; es ſchien ihr ſo wunderbar, die Hülfe in Bereitſchaft zu finden, ohne daß Jemand im Herrenhauſe den Vorfall gemeldet hatte, daß ſie in ihrer Einfalt wieder die gütige Vermittelung der Mutter Gottes zu entdecken meinte. Mit frohem Erſtaunen ſtarrte ſie dem Greiſe in das freundliche, troſtreiche Geſicht, das ihr ſchützend zulächelte. Raſch gehend, ſagte derſelbe zu ihr:

„Du biſt ein braves Mädchen, meine Tochter, daß Du einem armen Soldaten ſolche Liebe zeigſt. Woher kommſt Du denn mit ihm? Von Venloo, nicht wahr?“

„Ja, von Venloo, mein Herr; es iſt ſehr weit von hier.“

„Und haſt Du die ganze Zeit den Torniſter getragen, den Du noch auf dem Rücken haſt?

„Ach, Herr,“ — ſeufzte die Jungfrau ſtill weinend — „der Arme iſt blind und kann nicht gut gehen, weil er den Weg nicht ſieht. Wir waren eilig; ich bin ſtark und geſund .... Gott! Seht, da liegt er; weiß wie der Tod!“

Ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen. Die Hände bittweiſe zuſammenſchlagend, rief ſie betrübt und flehend:

„Er wird doch nicht ſterben, Herr?“

Lächelnd ſchüttelte der Greis den Kopf und trat zu dem Jüngling. Der Knecht ſetzte die Flaſchen auf die Erde, hob, ohne einen Befehl zu erwarten, den Kopf des Soldaten mit der einen Hand in die Höhe, während er ihm mit der andern die Halsbinde aufſchnallte und die Kleider über der Bruſt öffnete. Unterdeß wuſch der alte Herr dem Kranken das Geſicht und die Pulſe.

Trien kniete neben ihnen und ſah weinend die Fürſorge, welche die beiden Unbekannten für ihren unglücklichen Freund trugen.

Sie merkte bald, daß dieſe Männer gewohnt ſeien mit Kranken umzugehen und zweifelte nicht mehr daran, der alte Herr ſei ein Arzt.

Dieſer Gedanke tröſtete ſie und flößte ihr Muth ein; Dankbarkeit und ängſtliche Erwartung drückten ſich mit einem eigenthümlichen Lächeln, das durch ihre Thränen ſchimmerte, auf ihrem Geſichte aus. Noch mehr erſtaunte ſie, als ſie die folgenden Worte hörte:

„Major,“ — ſagte der Knecht — „das iſt wie bei Sabijana de Alba in Spanien. Mir wird ganz traurig zu Muthe, wenn ich daran denke.“

„Unſer armer Freund, der Capitain Steens, nicht wahr?“ — antwortete der Herr mit einem Seufzer — „die Ohnmacht iſt tief!... Reich’ mir das Fläſchchen.“

„Ja, mir iſt, als ob ich es noch ſähe; der Capitain lag auch ſo, an einem Citronenbaum; aber er hat ſeine Gebeine zu Vittoria gelaſſen. Das war ein Hauen, Stechen, Schießen und Schneiden! An dem Tage haben wir Manchen aufgehoben und verbunden. Ich war voll Blut vom Kopfe bis zu den Zehen und Sie auch, Major!“

„Das Herz fängt wieder an zu ſchlagen .... er wird gleich zu ſich kommen.“

Der Diener hob mit dem Finger des Jünglings Augenlider und ſagte:

„Er iſt blind! Das alte Soldatenübel! Wir kennen die Plage. Aber beſehen Sie einmal das linke Auge, Major; das iſt noch nicht ganz fort, wie mir ſcheint.“

„Ein froher Schrei entfuhr der Bruſt des Mädchens. Sie hatte die Rückkehr des Lebens auf dem bleichen Antlitz ihres Freundes belauſcht und mit klopfendem Herzen geſehen, daß eine leichte Röthe, von innen nach außen dringend, ihm die Wange färbte. — Jetzt bewegte er ſich auch.

Als er gleich darauf wieder zu ſich kam, betaſtete der Blinde die Kleider der Beiden, die ſich ſeiner angenommen, und ſeufzte ängſtlich:

„Wo bin ich? Was iſt mit mir geſchehen?“

Und die Hand weiter in die Runde ausſtreckend, rief er klagend:

„Trien, Trien, wo biſt Du?“

Jauchzend ergriff die Jungfrau ſeine Hände und ſagte:

„O Jan! Danke Gott, daß Du hier gefallen biſt. Es iſt ein Glück; gute Menſchen ſind bei Dir. Sie ſagen auch, daß Dein linkes Auge noch nicht todt iſt.“

„Wer Ihr auch ſeid, unſer Herrgott möge Euch ſegnen für Eure Barmherzigkeit!“ — ſprach der Jüngling.

„Kamerad!“ — fiel ihm der Knecht in die Rede — „wir wollen einmal verſuchen, ob wir nicht aufſtehen können. Habt nur guten Muth; es wird ſchon gehen.“

Er faßte den Soldaten unter dem linken Arme, während der alte Herr ihn gleichfalls auf der andern Seite unterſtützte. So halfen ſie Beide dem Blinden auf ſeine Füße.

In der Meinung, daß die Dienſtwilligkeit der Beiden hier enden müſſe, lächelte Trien freundlich und ſagte mit leuchtenden Blicken:

„Meine Herren, ich bin ein armes Bauermädchen und unſer Jan iſt auch nicht reich; aber ſeid verſichert, wir werden unſer ganzes Leben Eurer gedenken in unſeren Gebeten und Euch ſegnen für Eure Güte. Gebt Euch nun keine Mühe mehr; laßt ihn nur auf dem Raſen ſitzen, daß er ſich ausruhe. Ich werde ihm Tücher um die Füße ſchlagen. Wir müſſen nach dem Dorfe, dort wollen wir über Nacht bleiben. Gott ſchenke Euch Geſundheit und Glück auf Erden und hernach die ewige Seligkeit im Himmel!“

„Nein, ſo nicht!“ — antwortete der Greis — „folgt mir. — Ihr ſeid wackere Leute; ich will nicht, daß Ihr Euch durch die Reiſe abmattet. Der junge Kamerad ſoll nicht fortziehen, ehe er ſeine Kräfte wieder hat. Wir wollen ſehen, ob ich Nichts thun kann, um Deine edle Aufopferung zu belohnen.“

„Wir haben noch einige Flaſchen alten ſpaniſchen Wein, der einen Todten würde auferſtehen machen,“ — ſetzte der Knecht hinzu. — „Das iſt die einzige Medicin, die er braucht. Warte nur, meine Tochter, binnen einer Stunde kennſt Du ihn gar nicht mehr.“

„Ach, meine Herren,“ — ſtammelte die Jungfrau — „thut nach Eurem chriſtlichen Herzen; wenn ich Eure Güte ſehe, kann ich kaum noch ſprechen vor Rührung. Habt tauſend Dank, Ihr lieben Menſchen!“

Auf beiden Seiten durch den Herrn und Diener unterſtützt, wankte Jan mit langſamen Schritten fort. Als ſie in den Garten kamen, begab ſich das Mädchen an die Seite des Dieners und fragte ihn leiſe:

„Sagt, Freund, iſt Euer Herr ein Doctor?“

„Doctor?“ — antwortete der Knecht — „Er iſt Chirurgien major unter Napoleon geweſen. Wir haben mehr Beine und Arme abgeſchnitten als hier auf dieſem Wege liegen können, und das iſt nicht wenig.“

„Kann er auch die Augen kuriren, Freund?“

„Ja, ja, und beſſer, mit Deiner Erlaubniß, als die gegenwärtigen Chirurgiens. Es ſind bitter Wenige übrig geblieben von den tapfern Kameraden aus Spanien, ſonſt würden noch Viele herumlaufen, die ihm das Geſicht verdanken."

„Ach, Ihr guter Menſch, Ihr müßt ihn einmal recht demüthig bitten, daß er unſers Jan's Augen beſehe. Gott weiß, ob er ſie nicht heilen kann!"

„Laß nur gut ſein, Töchterchen, das wird er ſchon thun. Er hat die Soldaten lieb. Jan wird ſobald von hier nicht wegkommen."

„Und wenn Ihr etwas dabei thun könnt, oder ein gutes Wort dafür einlegen, ſo werde ich Euch ſehr dankbar ſein."

„Darum braucht Ihr mich nicht zu bitten; an mir ſoll's nicht fehlen. Soldat, Kamerad, ſagt das Sprüchwort. Siehſt Du, es geht ſchon viel beſſer, ich unterſtütze ihn faſt nicht mehr."

Sie überſchritten die Schwelle des Hauſes und traten in ein mit ſchönen Mobilien verziertes Zimmer. Der Greis führte den Blinden zu einem breiten Lehnſtuhl und ließ ihn ſich mit dem Rücken gegen das Licht ſetzen. Dann gab er einen Schlüſſel dem Knecht, der eben ſo raſch wie erfreut aus dem Zimmer ging und gleich darauf mit einer Flaſche und einigen Gläſern zurückkehrte. Im Vorübergehen flüſterte er dem Mädchen ins Ohr:

„Das iſt der Wein der die Todten auferwecken ſoll; Du wirſt's ſchon ſehen."

Trien begriff nicht recht, was er damit ſagen wollte; mit geſpannter Neugier ſah ſie auf den alten

Herrn, der jetzt ein Glas mit einer hellrothen Flüſſigkeit an die Lippen des Jünglings brachte und zu ihm ſagte:

„Trinkt das mit langſamen Zügen aus, Freund, es wird Euch erquicken“ —

„Gott, was iſt das!“ rief der Blinde erſtaunt, einige Augenblicke nach dem er den Trank zu ſich genommen hatte. „Wie wärmt mich das inwendig. — Dank, Dank .... Ich bin hungrig.“

„Gemach, Kamerad, nicht zu raſch“ — bemerkte der alte Herr. — „Jetzt wollen wir Euern Fuß verbinden und dann die Augen einmal beſehen. Komm, Tochter, beinahe hätte ich Dich vergeſſen, liebes Kind. Setz Dich da auf den Stuhl und, Karl, gieb dem Mädchen ein Glas Wein.“

Während der Knecht ſich mit Trien unterhielt und ihr den wunderthätigen ſpaniſchen Wein anpries, hatte der Greis den Fuß des Jünglings verbunden. Jetzt wuſch er ihm die Augen mit einer Flüſſigkeit und beſtrich ſie ihm dann mit einer weißen Salbe. Als er dies gethan, ging er zum Fenſter und ließ die Vorhänge herunter, um das Licht zu dämpfen. Darauf näherte er ſich wieder dem Soldaten und ſagte:

„Freund, öffnet nun einmal die Augen und verſucht, ob Ihr nichts unterſcheiden könnt.“

Jan öffnete die Augen und blieb eine Weile ſtumm, obwohl der Greis ihn fragte, was er bemerke. Er ſchien mit ſeinen erſtorbenen Augen einen Gegenſtand zu ſuchen.

Plötzlich ſtieß er einen lauten Schrei aus; er ſtand auf und ging mit vorgeſtreckten Händen auf das Mädchen zu, das aufgeſprungen war und vor fieberhafter Hoffnung zitternd, ihn nähern ſah. Sie wollte ihm in die Arme fliegen, aber der Knecht hielt ſie zurück.

Der Blinde trat zu ihr und bot ihr mit unſicheren Bewegungen die Hand, während er mit bebender Stimme ſeufzte:

„Trien, Trien, ich bin nicht blind! Nun iſt es doch wahr. Ich werde Mutter und Großvater und Pauwken wieder anſchauen können in meinem Leben. Ja ich ſehe, daß Du Dein rothes Halstuch um haſt.“

Die Jungfrau umarmte ihn unter unverſtändlichen Worten, welche eher Klagen als Freudenbezeugungen glichen.

Aber der alte Herr entzog ihr den Jüngling und zwang ſie, ſich wieder ruhig auf den Stuhl zu ſetzen. Er band dem Kranken augenblicklich den Lichtſchirm wieder vor die Augen und fragte ihn:

„Ihr behauptet geſehen zu haben, daß Euere Freundin ein rothes Halstuch trägt. Es ſcheint mir unmöglich, täuſcht Ihr Euch nicht?“

„Ich ſehe nichts als einen grauen Schatten“ — antwortete der Soldat — „aber als ich anfing blind zu werden, habe ich bemerkt, daß das Roth im Dunkeln viel ſchwärzer ſcheint, als die andern Farben, daher weiß ich, daß es roth iſt.“

„Das dachte ich mir“ — bemerkte der alte Herr, — „nun wollen wir vorſichtig zu Werke gehen.“

Und ſich zu dem Knecht wendend, ſagte er:

„Karel, führe den Kameraden in die Küche, damit er ein wenig Fleiſch und Brod eſſe: halbe Ration, nicht mehr! Dann bringſt Du ihn in das Hinterzimmerchen und läßt ihn ſich zu Bette legen, damit er ſich ausruht. Sage der Magd, daß ſie zugleich etwas zu eſſen bringt für das Mädchen.“

So wie der Knecht mit dem Soldaten aus der Thür war, fiel Trien mit lautem Schluchzen dem Greis zu Füßen und umfaßte ſprachlos deſſen Kniee, die ſie mit ihren Thränen benetzte. Er wollte ſie aufheben, aber ſie leiſtete ihm Widerſtand und ihre glänzenden blauen Augen zu ihm aufſchlagend, rief ſie:

„Mein Herr, mein Herr! Gott wird Euch ſegnen dafür, daß Ihr armen Bauern ſo viele Güte erzeigt. Ich kann nicht ſagen, was ich fühle, aber ich würde gern zehn Jahre früher ſterben, wenn Euch das ein längeres Leben verſchaffte. Und daß Ihr unſerm Jan die Augen heilen wollt, Engel Gottes der Ihr ſeid, deswegen wollen wir täglich für Euch beten und eine Wallfahrt thun, mein Herr!“

Der Greis hob das Märchen vom Boden auf und führte es mit troſtreichen Worten zu dem Tiſche, um zu eſſen. Gleich darauf kam die Magd und ſtellte einige ausgewählte Speiſen vor Trien hin, worauf ſie eben ſo raſch wieder das Zimmer verließ.

Trien konnte nur wenig von den Speiſen genießen. Sei es Ermüdung oder Rührung, ſie endete nach wenigen Augenblicken ihre Mahlzeit und betrachtete mit ſtillem, dankbarem Blick ihren Wohlthäter, der ſich zu ihr geſetzt hatte und ſie einlud zu eſſen.

Als der alte Herr bemerkte, daß ſie nichts mehr nahm, faßte er ihre Hand und ſagte:

„Nun erzähle mir, wo Du her biſt und wie es kommt, daß Du ſo allein mit dem blinden Soldaten Dich unterwegs befindeſt, und ob Du Eltern haſt und wo ſie wohnen.“

Mit angeborner einfacher Beredſamkeit begann die Jungfrau nun, ihm von den Lehmhütten, dem Feſtlooſen, der alten Mutter, dem Großvater, Bauwken, und der Trennung zu erzählen. Als ſie jedoch darauf kam zu berichten, wie ſie ſich gequält habe, um den blinden Freund in Venloo zu finden, wie ſie beinahe vor Freude ohnmächtig geworden ſei, als der Offizier ihr geſtattet, den Unglücklichen mit nach Hauſe zu nehmen, wie ſie geträumt von Unſerer Lieben Frauen und was ſie unterwegs mit einander geſprochen, da bemächtigte ſich eine tiefe Rührung des Greiſes und er wiſchte ſich dann und wann eine Thräne des Mitgefühls aus den Augen. Der ſüße Ton von des Mädchens Stimme wirkte unwiderſtehlich auf ihn und er bewunderte ihre unbegreifliche Aufopferung und Liebe.

Sie hatte ihm nichts verheimlicht und ihm redlich und offen von ihren Plänen, ihrer Verheirathung mit dem Blinden und von Allem, was ſie dieſem gelobt habe und auszuführen gedenke, um das Bittere ſeines Lebens zu verſüßen, geſprochen; eben ſo von dem, was ihr Jan gelobt und zugeſagt, wenn er durch Gottes Güte ſein Geſicht wieder erhalte.

Dieſe rührende Erzählung hatte lange gewährt und der Greis ſie troß dem nicht mit einer einzigen Frage unterbrochen.

Als das Mädchen mit glühendem Danke ſchloß und ſchweigend eine Bemerkung erwartete, ſaß ihr Zuhörer mit niedergeſchlagenen Augen in tiefes Sinnen verſunken.

Nach einigen Augenblicken hob er den Kopf empor und ſprach:

„Du haſt recht gehandelt, meine Tochter. Du biſt ein tugendhaftes, edel geſinntes Kind! Alſo Dein Traum war, daß Ihr, indem Ihr Tag und Nacht arbeitet, vorwärts kommen werdet. Du, um den Schmerz des Blindſeins von Deinem Freunde abzuwenden, er, um Dich für Deine Liebe zu belohnen; Ihr Beide zuſammen um Eueren alten Eltern ein friedliches Leben zu bereiten? Es iſt gut: Gott hat Euer Gebet erhört. Er iſt es, der Euch hierher führte und mir geſtattet, ein gutes Werk zu thun. — Ich werde meine ganze Erfahrung anwenden, um das linke Auge Deines Freundes zu heilen, und ich habe gegründete Urſache zu glauben, daß es mir gelingen werde. Was das Uebrige betrifft, ſei unbekümmert; Dein edler Traum ſoll Wahrheit werden . . . . Ihr ſollt dieſe Nacht auch hier ſchlafen. Morgen wollen wir ſehen, was wir thun müſſen. Du kannſt Dich inzwiſchen ausruhen oder im Garten ſpazieren, und wünſcheſt Du etwas, ſo fordere es nur von der Magd oder dem Knecht; es ſind gute Leute, die fliegen werden um Dir zu dienen. Jetzt verlaſſe ich Dich bis zum Abend.“

Sprachlos blickte Trien dem Greiſe nach, als er fortging .... Nach einer Weile verließ ſie auch das Zimmer und wandelte heiteren Muthes im Garten umher, an das denkend, was der alte Herr ihr geſagt.

Am nächſten Vormittage fuhr ein Wagen aus dem Gartenthor des Landſitzes. Auf der vorderſten Bank ſaß der Knecht mit der Narbe auf der Stirn, der ein luſtiges Stückchen pfiff und das Pferd mit der Peitſche zum Laufen antrieb. Auf der hinterſten Bank ſaß der Jüngling mit dem grünen Lichtſchirm vor den Augen, und hinter ihm die fröhliche Trien, die ihm ſtill die Hand drückte und ihm in das Ohr flüſterte:

„O Jan, wir ſind doch glücklich, nicht wahr? Mein ſchöner Traum iſt in Erfüllung gegangen! Nun wird Deine Mutter recht froh werden .... und Du wirſt gewiß geſund, der alte Herr hat es verſichert .... Wie werden ſie ſich Alle wundern, wenn wir, wie Barone, angefahren kommen in einem ſchönen Wagen!“

„Wir wollen über Gierle und Wechel-ter-Zande fahren“ — ſagte der Knecht — „und ſo auf Zoerſel. Dort müßt Ihr mir den Weg zeigen. — Und nun drauf!“

Er ließ dem Pferde muthig den Zügel und rief: „Hopla Marengo, vorwärts! Marſch!“

Der Staub der Landſtraße wirbelte wie eine Wolke empor; das Fuhrwerk verſchwand bald zwiſchen den erſten Häuſern des Dorfes.

VIII.

Eines Tages, als ich in gänzlicher Einſamkeit auf der Haide umherſtreifte und mir die poetiſchen Eindrücke der Natur im Geiſte ſammelte, ſtieg ein Gewitter im Weſten auf.

Es iſt etwas Wunderbares, oft etwas Furchtbares, ſich im heißen Sommer auf einer Ebene zu befinden, wenn die blitzſchwangeren Dünſte ſich langſam am grenzenloſen Himmel zu Sturmwolken bilden. Man möchte ſagen, daß die Natur plötzlich von einer tödtlichen Angſt befallen wird; die Sonne erbleicht und ſcheint mit ſchwachen Strahlen; die Luft wird drückend und beengt des Menſchen Bruſt; die Thiere flüchten und verkriechen ſich mit Bangigkeit; die Bienen ſchießen wie Pfeile durch den Raum, um ihre Körbe zu erreichen; das Laub der Bäume ruht, der Wind hält ſeinen Odem an; die Kräuter ſchließen ihre Blätter und kleinen Blumenkelche; in furchtbarer Stille harret Alles. . . . . Ein unbeſchreibliches Gefühl von Angſt und Ehrfurcht beklemmt das Herz des Dichters, und inmitten der allgemeinen Furcht jauchzt ſeine Seele, weil ihm vergönnt wird, das ſchreckliche Naturwunder in ſeiner vollen Majeſtät anzuſchauen.

Aber bald treiben die Wolken wühlend durch einander; was Stunden lang ſtill am Himmel hing, kommt jetzt in wilder Fahrt herangeſtürmt; der Orkan tobt und brauſt, als würde er durch Gottes Hand mit mächtigen Schlägen fortgepeitſcht, er entreißt den Tannenwäldern ein Geheul der Pein, er wirbelt Wolken von Sand und Blättern empor, und zerbricht und entwurzelt einſam ſtehende Bäume. Dann erſt kommt der Donner und beherrſcht mit ſeiner mächtigen Stimme allen jenen Lärm. Der Blitz ſchießt ſeine flammenden Pfeile durch den Raum; die Haide ſcheint zu brennen, feurige Schlangen durchwühlen ihren Schooß. Waſſerſtröme ſtürzen auf die Erde nieder und auf das Brüllen des Orkans folgt das eintönige, dumpfe Geplätſcher des fallenden Regens . . . . .

Meine Seele war an dieſem Tage zu dichteriſchen Anſchauungen geſtimmt; ich hatte mit beſonderer Luſt das große Schauſpiel dieſes Fieberanfalls der Natur betrachtet, bis die erſten Blitzſtrahlen mir begreiflich machten, daß ich thun müſſe, was alle lebenden Weſen bereits gethan; einen Schutzort ſuchen und mich in Demuth verbergen vor den Wundern Gottes.

Nicht weit von dem Orte, wo ich mich befand, ſtand ein Pachthof, einſam auf der Haide, aber wie eine Oaſe in der Wüſte, umringt von grünen Feldern und friſchem Gehölz.

Kaum hatte der Regen begonnen wie eine zweite

Sündfluth (vom Himmel herabzuſtrömen), ſo trat ich in das Thor des Pachthofes und bat um Erlaubniß, mich unter dem Dache zu bergen.

Ich fand die Bewohner in der größten Stille, rings um eine geweihte Kerze betend. Der Pächter allein ließ ſich durch mein Kommen ſtören und wies mir mit freundlichem Lächeln einen Stuhl, worauf er wieder das Haupt ſenkte und die Hände faltete.

Ich weiß nicht wie es kam, aber obwohl das Ungewitter mir als eine nützliche Naturerſcheinung die unerklärliche Angſt nicht einflößte, welche dieſe Leute zittern machte, erſchien es mir doch ſo ſchön, ſo rührend und ſo himmliſch, dieſes ſtille Gebet der Familie, daß ein unbezwingliches Gefühl mich drängte, Theil zu nehmen an der Gemeinſchaft dieſer Menſchen mit dem Gotte, deſſen Stimme droben ſo erhaben durch den Raum hallte. Mit entblößtem Haupte faltete ich gleichfalls die Hände und betete. Es that meiner Seele ſo wohl, die kindliche Wallung meines Herzens wieder zu finden, als ob mich der Odem der entzaubernden Welt nie berührt hätte.

Nachdem einige zwanzig Blitze das Gemach erhellt und die Leute des Pachthofes eben ſo oft das Zeichen des Kreuzes gemacht hatten, zog das Ungewitter vorüber und wurde merklich ſchwächer. Die Bewohner des Hofes hörten jedoch noch nicht auf zu beten und ließen mir daher Zeit, unbemerkt Alle aufmerkſam zu betrachten, wie es eben einem Beobachter der Menſchen, und vor Allen einem Schriftſteller eigen iſt.

Dort befand ſich ein alter Großvater, der wohl das neunzigſte Jahr, vielleicht noch mehr, erreicht haben mochte, denn Haupt und Hände zitterten ihm fortwährend, als habe er das Fieber. Neben ihm ſaßen zwei gleichfalls bejahrte Frauen, etwas weiter ein kräftiger Mann, deſſen rechtes Auge ohne Leben, wie eine weiße Kugel unter der ſchwarzen Braue drohte, während das linke von Muth und Lebensluſt funkelte. An ſeiner Seite ſaß eine friſche Frau mit einem Kinde auf dem Schooße und bei ihr noch ein Knäbchen und ein kleines Mädchen von acht oder ſieben Jahren. Ganz am Ende des Tiſches zeigte ſich ein ſchöner Jüngling mit blühendem Antlitz und prächtigen Augen.

Auf ein Zeichen des einäugigen Mannes ſchlugen Alle ein Kreuz und ſtanden auf. Der Großvater ging mit ſchwankenden Schritten nach dem Winkel des Heerdes, wo er ſich hinſetzte. Die andern Hausgenoſſen redeten Alle mit mir und boten mir ihre Wohnung als Obdach an, da es noch immer ſtark regnete.

Binnen Kurzem war ich bereits mit dieſen guten Menſchen vertraut und plauderte mit ihnen, wie ein längſt gekannter Freund. Am Nachmittage genoß ich mit ihnen das nährende Roggenbrod und trank den Kaffee der Gaſtfreiheit. Und da ich damals nichts Beſſeres zu thun hatte, als auf die artigen Dinge zu lauſchen, die der Mann mit nur einem Auge und ſeine Frau mir erzählten, ſo verließ ich erſt am andern Morgen den Pachthof.

Was ich Dir in dieſer Geſchichte erzählt habe, lieber Leſer, vernahm ich an jenem Abend auf dem einſamen Pachthofe, der vor Zeiten nur aus zwei Lehmhütten beſtand, doch jetzt ein ſchönes Bauerngut mit vier Kühen und zwei Pferden geworden iſt.

Jan Braems und Trien, ſeine wackere Ehefrau, arbeiten wie ſie es gelobt haben. Und Gott hat ihre Liebe geſegnet, drei Kinder ſpielen um ſie herum und trocknen ihnen liebkoſend täglich den Schweiß von der Stirn.

Alle ſind noch am Leben; der Großvater, obwohl mit einem Fuße ſchon im Grabe, raucht noch ſein Pfeifchen neben dem Kuhkeſſel; die beiden Mütter freuen ſich an dem Glücke ihrer Kinder und ſind noch thätig, das Vieh zu verſorgen und bei der Hausarbeit zu helfen. Bauw, der ſchöne Jüngling, wartet die Pferde und pflügt und erntet für ſeinen Bruder; aber nächſte Oſtern verheirathet er ſich mit der jüngſten Schweſter von Holzſchuhmachers Kaet ....

Jeden Abend betet die ganze Familie für den alten Doctor; denn er iſt es, der Jan Braems das Geſicht wiedergab; er iſt es, der durch ſeinen edelmüthigen Schutz die Lehmhütten in einen wohlhabenden Pachthof umwandelte.

Gebe Gott den Wohlthätern und den Dankbaren ein langes und glückliches Leben hienieden! —

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Proſpectus.

Niederländiſche Bibliothek.

Auswahl des Gediegenſten und Beſten
aus der neueſten
holländiſchen und vlämiſchen ſchönen Literatur.

In Bändchen à 10 Ngr.

Während von den Stürmen der Zeit zum Verſtummen gebracht, die ſchöne Literatur in Deutſchland, Frankreich und Italien faſt ganz daniederliegt, und nur einzelne Erſcheinungen ſchüchtern und wie verloren hin und wieder auftauchen, hat ſich dagegen in den ruhigen, politiſch-ſelbſtbewußten Niederlanden ein deſto regeres Streben in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften entwickelt, und nicht allein treffliche Erzeugniſſe zu Tage gefördert, ſondern auch von Jahr zu Jahr neue bedeutende Talente den anerkannten ältern Schriftſtellern hinzugefügt. Die Namen Oltmanns (van den Hage), Touſſaint, Potgieter, Meijer, Biſſering, van der Hoeven, van Schalck u. ſ. w. in Holland; Conſcience, Sleeckx, Zetternam, van Beers u. ſ. w. im vlämiſchen Belgien, haben nicht blos in ihrem Vaterlande einen guten Klang, ſondern werden auch bereits in England und Deutſchland rühmlich genannt. Wir glauben alſo durch das obige Unternehmen, bei der jetzigen Dürre, der deutſchen Leſewelt einen guten Dienſt zu erweiſen, indem wir in guter, von gediegenen Kennern des Niederdeutſchen beſorgter Ueberſetzung, für einen billigen Preis, aber elegant ausgeſtattet, das Neueſte und Beſte auf dieſem Gebiete bringen. —

Band 1—6 enthält:

Hendrik Conſcience.

Jakob von Artevelde.

Hiſtoriſcher Roman unter Mitwirkung des Verfaſſers.

Deutſch von O. L. B. Wolff.

Mit einer biographiſchen Skizze und einem Portrait des Verfaſſers
in Stahl geſtochen.

6 Bdchen. — Preis 2 Thlr.

Dieſer neue, in der Landesſprache ſeines Vaterlandes Flandern geſchriebene Roman des trefflichen Conſcience iſt in jeder Hinſicht als eine der gelungenſten und anziehendſten Leiſtungen der neueſten Zeit zu betrachten. Auf genaue hiſtoriſche Forſchungen gegründet, entwickelt uns Conſcience hier ein eben ſo treues als farbenſattes Bild des großen Genter Bürgers, welcher mit eben ſo geſunder Lebensweisheit als richtiger Politik in jenen dunkeln Zeiten es ſich zur Aufgabe ſetzte, Flandern von verderblichen ausländiſchen Einflüſſen und Bedrückungen, die dies gewerbreiche Land lange niedergehalten hatten, zu erlöſen und ihm die einzig wahre Freiheit, die bürgerliche Freiheit unter dem Geſetze zu erringen, leider aber dem Haß ſeiner Feinde erliegen mußte. Die Charakterſchilderungen der Hauptperſonen, namentlich Artevelde's und ſeines Gegners Dany's, die Darſtellung der Sitten und Gebräuche, die Volksſcenen u. ſ. w. ſind meiſterhaft; über Allem ſchwebt aber wie ein milder und ſtärkender Hauch, des Verfaſſers Vaterlandsliebe und Unparteilichkeit und übt einen höchſt wohlthätigen Eindruck auf den Leſer aus, der dieſes Buch mit zweifachem Gewinne aus der Hand legen wird, nämlich dem intereſſanteſter Unterhaltung und befriedigendſter Belehrung, wie ſie nicht leicht ein anderes ähnliches Werk darbietet.

Der 8—11. Band wird enthalten:

C. van Schaick.

Niederländiſche Dorfgeſchichten.

4 Bdchen. — Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Niederländiſche
Bibliothek.

Zwanzigſter und einundzwanzigſter Band.

Hendrik Conſcience.
Der arme Edelmann.
Blinde Roſa.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1851.

Hendrik Conſcience.

Der arme Edelmann.

Aus dem Vlämiſchen

von

O. L. B. Wolff.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1851.

P.o.rel. 5545/20.21

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

154

I.

In den letzten Tagen des Juli 1842 rollte ein offenes Cabriolet über eine der drei großen Landſtraßen, welche von der holländiſchen Grenze nach Antwerpen führen.

Dies Fuhrwerk, obwohl es mit ſichtlicher Sorgfalt gereinigt und aufgeputzt war, verrieth dennoch eine gewiſſe Armuth; langer Gebrauch hatte es abgenutzt, es ſchwankte hin und her in ſeinem Riemenwerk und klapperte wie ein loſer Fenſterrahmen in ſeinen ausgeſchliffenen Radbüchſen. Das lederne Verdeck, das jetzt zum Theil zurückgeſchlagen war, glänzte in der Sonne durch das Fett, mit dem man es beſtrichen hatte, allein der Glanz verbarg die unzähligen Riſſe und Brüche des Leders nicht. Die Griffe der Thüren und das übrige Kupferwerk waren zwar ſehr ſorgfältig geputzt, aber die Ueberreſte einer Verſilberung, die man noch in den Tiefen der Verzierungen ſah, zeugten von früherem Reichthum, der jetzt ſehr vermindert oder gänzlich verſchwunden ſein mußte.

Das Pferd, welches den Wagen zog, war derb und kräftig; ein Kenner brauchte daſſelbe jedoch nicht lange zu betrachten, um aus ſeinen kurzen und ſchwerfälligen Tritten zu errathen, daß es zu ſchwererer Arbeit beſtimmt und gewöhnt ſei, einen Frachtwagen zu ziehen oder vor dem Pfluge zu gehen.

Auf dem Bocke des Cabriolets ſaß ein junger Bauer von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren, in Livree mit einer Goldtreſſe um den Hut und blanken Kupferknöpfen am Rock; aber der Hut fiel ihm über die Ohren und der Rock war ſo weit und breit, daß er dem jungen Menſchen wie ein Sack um die Glieder ſchlotterte. Dieſe Kleider, das Eigenthum des Herrn, hatte gewiß ſchon mancher Knecht getragen, und ihre Beſtimmung war, noch eine lange Reihe von Jahren von einem Diener dem anderen überliefert zu werden.

Die einzige Perſon im Wagen ſelbſt war ein Herr von ungefähr funfzig Jahren. Niemand würde vermuthet haben, daß er der Gebieter des Knechtes und der Eigenthümer dieſes alten abgenutzten Fuhrwerkes ſei, denn Alles an ihm flößte Ehrerbietung und Hochſchätzung ein.

Mit gebeugtem Haupte und in tiefes Nachdenken verſunken, ſaß er regungslos da, bis irgend ein Geräuſch die Annäherung eines anderen Wagens verkündigte. Dann hob er den Kopf empor; ſein Blick ward milder und nahm den helleren Glanz der Zufriedenheit an, und ein ſanfter Stolz ſtrahlte auf ſeinem Antlitz; kaum hatte er jedoch mit den Vorüberfahrenden einen höflichen Gruß gewechſelt, ſo bemächtigte ſich ſtille Trauer wieder ſeiner Züge, während ſein Haupt langſam auf die Bruſt hinabſank.

Trotz dem bedurfte es aber nur eines Augenblickes der Beachtung, um ſich durch geheime Zuneigung zu dieſem

Menne hingezogen zu fühlen. Obwohl abgemagert und mit unzähligen ſchmerzlichen Falten bedeckt, war doch ſein Geſicht ſo regelmäßig und edel, ſein Blick ſo ſanft und dabei ſo tief, ſeine hohe gewölbte Stirn ſo rein und ſo mächtig, daß man nicht daran zweifeln konnte, dieſer Mann müſſe reich begabt mit Verſtand und Gefühl ſein.

Wahrſcheinlich hatte derſelbe bereits viel gelitten. Wenn der Ausdruck ſeines Geſichtes dieſe Vermuthung auch nicht beſtätigt hätte, ſo wäre es doch ſichtbar geworden an den ſilberweißen Haaren, die ſo früh ſchon ſeinen Kopf bedeckten und von denen ſeine dunkeln ſchwarzen Augen, bei dem Drange heranſtürmender Gedanken, oft mit einem eigenthümlichen funkelnden Glanze abſtachen.

Seine Kleidung ſtimmte vollkommen mit ſeinem Weſen überein; ſie trug den Stempel jener reichen, man könnte ſagen, prächtigen Einfachheit, welche große Welterfahrung und ein feines Gefühl deſſen, was ſich ziemt, zu gewähren pflegen. Seine Wäſche war fein und äußerſt ſauber, ſein Kleid von vortrefflichem Tuch, ſein Hut ſorgfältig gebürſtet.

Zu Zeiten, beſonders wenn Jemand vorüber fuhr, zog er eine ſchöne goldene Tabacksdoſe heraus und nahm ſo zierlich und elegant eine Priſe, daß man ſchon aus dieſer unbedeutenden Bewegung allein hätte urtheilen können, er ſei gewöhnt, ſich in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft zu bewegen.

Ein ſcharfes oder böswilliges Auge hätte allerdings bei genauerer Unterſuchung entdecken können, daß das Kleid dieſes Edelmannes bis auf den Faden kahl gebürſtet, daß die Haare ſeines Hutes mühſam über die abgenutzten Ränder deſſelben geſtrichen und daß ſeine Handſchuhe an vielen Stellen genäht ſeien. Ja hätte man in den Wagen bis auf den Boden ſehen können, ſo würde man bemerkt haben, daß einer ſeiner Stiefel auf der linken Seite zerriſſen und der darunter befindliche Strumpf auf dieſer Stelle mit Tinte ſchwarz gefärbt ſei — aber alle dieſe Spuren der Armuth waren ſo künſtlich verdeckt, dieſe Kleider wurden mit ſolchem Anſchein des Reichthums und ſo edlem Stolz getragen, daß die meiſten Menſchen unfehlbar daraus den Schluß ziehen mußten, wenn dieſer Herr keine ganz neuen Kleider trage, ſo geſchehe es nur, weil er keine Luſt dazu habe.

Der Wagen war bereits zwei Stunden lang ziemlich raſch auf der Landſtraße dahin gerollt, als der Knecht vor der Stadt Antwerpen auf dem Damme bei einer geringen Schenke ſtill hielt.

Die Wirthin und der Stallknecht kamen heraus und überſchütteten den Herrn mit Beweiſen tiefer Verehrung, während ſie das Pferd ausſpannen halfen. Der Beſitzer des Wagens mußte ein gewöhnlicher Gaſt in dieſer Ausſpannung ſein, denn Jeder nannte ihn bei ſeinem Namen:

„Schönes Wetter! nicht wahr, Herr van Vlierbeke? Aber es wird heiß werden. Wenn es nur mehr regnen wollte; es würde im Oberlande auch keinen Schaden bringen; nicht wahr, Herr van Vlierbeke? Sollen wir dem Pferde von unſerem Hafer geben? Ah, der Knecht hat den Hafer mitgebracht. Befehlen Sie etwas, Herr van Vlierbeke?

Während die Wirthin raſch hinter einander dieſe und ähnliche Fragen an ihn richtete, ſtieg Herr van Vlierbeke aus dem Wagen. Er ſagte der Frau einige freundliche Worte, wünſchte ihr Glück zu ihrer Geſundheit, erkundigte ſich nach allen ihren Kindern und endete damit, ihr zu erzählen, daß er augenblicklich in die Stadt gehen müſſe. Dann drückte er ihr freundſchaftlich, jedoch mit der Weiſe eines wohlwollenden Beſchützers, die Hand, ſo daß der Standesunterſchied zwiſchen Beiden dadurch nicht aufgehoben wurde. Er ertheilte darauf ſeinem Knechte einige Befehle und wandte ſich alsbald mit artigem Gruße der Brücke zu, welche nach der Stadt führt

An einer einſamen Stelle der Außenwerke blieb Herr van Vlierbeke ſtehen, ſchlug den Staub von den Kleidern, rieb ſeinen Hut mit dem Taſchentuche ab und ging dann durch das Rothe Thor.

Jetzt in der Stadt, wo er an allerlei Menſchen vorüber gehen mußte und keinen Augenblick glauben konnte, nicht geſehen zu werden, hielt er Kopf und Körper ſehr gerade und gab ſeinen Mienen fortwährend den heiteren Ausdruck der Selbſtzufriedenheit, welche Andere wähnen läßt, man ſei glücklich. — Obwohl jedoch ſein Antlitz eine ſolche Stimmung offenbarte, wühlten Schmerz und tiefe Angſt in ſeiner Seele. Er ging einer Erniedrigung entgegen, bei deren Wahrſcheinlichkeit ſchon ihm das Herz blutete. Aber es gab ein Weſen auf Erden, das er noch mehr als ſein Leben, noch ſtärker als ſeine Ehre liebte. Für daſſelbe hatte er ſo oft ſeinen Stolz zum Opfer gebracht, für daſſelbe wie ein

Märtyrer gelitten. . . . Und doch beherrſchten ihn die Gefühle der Liebe ſo mächtig, daß jede Pein, jede Erniedrigung die er erduldete, ihn in ſeinen eigenen Augen erhob und ihn den Schmerz betrachten ließ als etwas, das da veredelt und heilig macht.

Nichts deſto weniger war aber ſein Gemüth erſchüttert; je tiefer er in die Stadt kam und je mehr er ſich dem Hauſe näherte wo er einen traurigen Verſuch zu wagen hatte, deſto ungeſtümer jagte ſein Blut durch die Adern.

Gleich darauf blieb er vor einer Thür ſtehen und ſeine Hand zitterte, trotz der wunderbaren Herrſchaft, die er über ſich ſelbſt beſaß, als er die Glocke zog. —

Bei dem Anblick des Dieners, der ihm öffnete, wurde er wieder Meiſter ſeiner ſelbſt.

„Iſt der Herr Notarius zu Hauſe?“ fragte er.

Nach einer bejahenden Antwort führte ihn der Diener in einen kleinen Saal und entfernte ſich um ihn ſeinem Herrn anzumelden.

Sobald er ſich allein ſah, ſchlug Herr van Vlierbeke raſch den rechten Fuß über den linken und ſicherte ſich durch dieſe Haltung davor, daß man den Riß in ſeinem Stiefel bemerken könne, dann zog er ſeine goldene Doſe hervor und ſchickte ſich an eine Priſe zu nehmen.

Der Notar trat mit einem Amtsgeſicht ein, bereit höflich zu grüßen, kaum bemerkte er jedoch, wer ihn erwartete, ſo überzog auch ſchon der Ausdruck jener Zurückhaltung ſein Antlitz, deren man ſich als Schutzwehr bedient, wenn man ein läſtiges Anliegen vorausſieht und abweiſen will.

Weit entfernt ſeine gewöhnliche Redſeligkeit zu zeigen, ſetzte er ſich, nach einigen kühlen Worten der Artigkeit, ſchweigend und fragend Herrn van Vlierbeke gegenüber hin.

Dieſer Letztere, durch ſolche ungünſtige Stimmung erniedrigt und verletzt, fühlte einen kalten Schauer in ſeinen Adern und erbleichte. Endlich faßte er jedoch Muth und ſagte mit flehendem Ton:

„Verzeihen Sie, Herr Notarius. Von äußerſter Nothwendigkeit gezwungen, wende ich mich nochmals an Ihre Güte und bitte Ihre edle Geſinnung um einen kleinen Dienſt.“

„Und was wünſchen Sie von mir?“ — fragte der Notar mißtrauiſch.

„Ich wünſchte Herr Notar noch eine Summe von tauſend Franken oder ſelbſt weniger, gegen Hypothek auf mein Beſitzthum aufzunehmen, dies iſt jedoch nicht meine beſondere Bitte; ich brauche heute durchaus Geld und möchte noch dieſen Morgen einige hundert Franken von Ihnen borgen. Sie werden mir hoffentlich, dieſe geringe Hilfe, die mich aus der größten Verlegenheit rettet, nicht verweigern.“

„Tauſend Franken! gegen Hypothek!“ — murmelte der Notar. — „Wer würde die Zinſen zahlen, Ihre Güter ſind weit über ihren Werth belaſtet.“

„O Sie täuſchen ſich Herr Notar,“ entgegnete Herr van Vlierbeke mit großer Betrübniß.

„Durchaus nicht, ich habe im Auftrage derjenigen Perſonen, welche Summen auf Ihre Güter vorgeſtreckt haben, eine Taxation Ihres ganzen Beſitzthums, und zwar ſo hoch wie möglich angeſtellt; das Ergebniß war, daß dieſelben nur im Falle äußerſt günſtigen Verkaufs, ihre Capitalien ganz zurück bekommen können, Sie haben eine unverbeſſerliche Thorheit begangen, mein Herr; wäre ich an Ihrer Stelle geweſen, ſo hätte ich mein ganzes Vermögen und das meiner Gattin nicht geopfert um einem Undankbaren, ich möchte faſt ſagen einem Betrüger zu helfen, gleichviel ob er mein Bruder war oder nicht.“

Herr van Vlierbeke, von einer ſchmerzlichen Erinnerung niedergedrückt, beugte das Haupt, gab jedoch keine Antwort auf die Beſchuldigung ſeines Bruders, ſeine Finger ſchienen die goldne Doſe krampfhaft zu drücken. Der Notar fuhr fort:

„Durch dieſe unvorſichtige Handlung haben Sie ſich ſelbſt und ihr Kind in Armuth geſtürzt, denn verbergen können Sie es jetzt nicht mehr: -- Zehn Jahre lang haben Sie, Gott weiß, mit welchen Leiden das Geheimniß Ihres gänzlichen Ruins verborgen gehalten, nun naht ſich aber unfehlbar der Augenblick, wo Sie ihre Güter verkaufen müſſen.“

Der Edelmann ſah den Notar mit einem fragenden Blicke, in welchem Angſt und Zweifel vorherrſchten, an.

„Es iſt dennoch ſo“ fuhr dieſer fort: „Herr van Hoogebaen iſt auf ſeiner Reiſe in Deutſchland geſtorben, die Erben haben Ihren Schuldbrief über 4000 Franken, im Nachlaß gefunden und mir berichtet, daß an eine Erneuerung deſſelben nicht zu denken ſei. Wenn auch Herr van Hoogebaen Ihr Freund war, die Erben kennen Sie nicht. — Zehn Jahre lang haben Sie bereits verſäumt dieſe Schuld abzutragen, Sie haben 2000 Franken an Zinſen gezahlt. Zu Ihrem eignen Beſten muß die Sache ein Ende nehmen. Noch vier Monate bleiben Ihnen, Herr van Vlierbeke, denn ſo lange läuft der Schuldbrief noch.“

„Noch vier Monate,“ ſeufzte der Edelmann mit traurigem Ton, und dann — „o Gott.“

„Dann werden Ihre Güter gerichtlich verkauft. Ich begreife, daß dieſer Gedanke Ihnen Schmerz macht, aber da ein unabwendbares Schickſal Ihnen droht, thun Sie am Beſten ihm muthig entgegen zu gehen und ſich auf den Schlag vorzubereiten. Laſſen Sie mich unter irgend einem Vorwande Ihre Güter feil bieten, ſo entgehen Sie der Schmach eines gezwungenen Verkaufs.“

Herr van Vlierbeke ſaß ſeit einigen Augenblicken und bedeckte die Augen mit den Händen, als ob die ſchlimmen Worte des Notar ihn zu Boden ſchmetterten. Als die Frage wegen des freiwilligen Verkaufs ſeiner Güter an ihn gerichtet wurde, hob er den Kopf empor und ſagte mit ſchmerzlicher Ruhe!

„Ihr Rath iſt gut und edelmüthig Herr Notar, aber ich kann ihn nicht befolgen. Sie wiſſen, daß alle meine Opfer, mein bittres Leben, meine ewige Angſt nur dazu dienen müſſen, das Schickſal meines einzigen Kindes zu ſichern. Sie wiſſen es, Sie allein Herr Notar, daß Alles, was ich thue, nur einen einzigen, und nach meiner Meinung einen heiligen Zweck hat. Nun es ſcheint mir, als ob Gott mein zehnjähriges Gebet erhören wolle. Zwiſchen meinem Kinde und einem reichen Manne, deſſen Güte und

Vortrefflichkeit ich bewundere, hat ſich ein Liebesverhältniß angeknüpft. Seine Eltern ſcheinen uns ſehr geneigt zu ſein. Vier Monate! die Zeit iſt wahrlich kurz, aber ſoll ich durch einen Verkauf alle meine Hoffnungen zerſtören, meinem Kinde und mir ſelbſt eine offenbare Armuth auferlegen, jetzt wo ich vielleicht allen meinen Leiden und Qualen ein Ende machen kann?"

„So würden Sie alſo dieſe Leute betrügen wollen, vielleicht träfe dadurch Ihr Kind noch ein größeres Unglück!"

Das Wort betrügen, machte den Edelmann zittern, ein kalter Schauder lief durch ſeine Glieder und die Röthe der Schaam färbte ſeine ſchöne Stirn.

„Betrügen," ſeufzte er bitter, „o niemals! Aber ich will das Gefühl der Liebe, das aus gegenſeitiger Neigung ſo mild in zwei Herzen entſpringt nicht unterdrücken, dadurch, daß ich mein Elend offenbare. Muß irgend ein Entſchluß gefaßt werden, ſo erkläre ich redlich, wie es mit mir ſteht. Wird meine Hoffnung dadurch vernichtet, ſo befolge ich Ihren Rath, laſſe mein Gut verkaufen und ziehe aus dem Vaterlande, anderswo hin, wo ich durch Unterricht das Nöthigſte für mich und mein Kind zu erringen ſuche."

Er ſchwieg eine Weile und fügte dann, wie mit ſich ſelbſtredend, hinzu: „An dem Sterbelager meiner Gattin und auf dem Crucifix habe ich gelobt, daß mein Kind dieſes Schickſal nicht theilen, daß es friedlich und glücklich leben ſolle. Zehn Jahr Leiden, zehn Jahr Erniedrigung reichten nicht hin mein Gelübde zu erfüllen, jetzt erleuchtet ein letzter Strahl der Hoffmung unſere dunkle Zukunft. .“

Er ergriff zitternd die Hand des Notars, ſchauete ihm, wie verwirrt in die Augen, und rief bittend: „O Freund, helfen Sie mir bei dieſem entſcheidenden Verſuch, halten Sie mich nicht länger hier auf der Folter, ſondern gewähren Sie mir, was ich bitte. Ich werde den Namen meines Wohlthäters, den Retter meines Kindes ſegnen, ſo lange ich lebe.“

Der Notar zog ſeine Hand zurück und anwortete verlegen:

„Aber ich begreife nicht, in welcher Beziehung dies Alles zu der Summe ſteht, die Sie geborgt haben wollen.“

Herr van Blierbeke ſteckte die Hand in die Taſche und ſagte mit eignem Ton:

„Ach es iſt lächerlich, nicht wahr, ſo tief zu ſinken, und ſein Glück oder ewiges Unglück abhängig zu ſehen von Dingen, über die jeder andere Menſch ſpotten würde? — Morgen kommt der junge Mann mit ſeinem Oheim zu uns, um bei uns zu ſpeiſen, der Oheim hat ſich ſelbſt eingeladen. Wir haben nichts ihnen vorzuſetzen, meine Tochter braucht einige Kleinigkeiten um anſtändig gekleidet zu ſein, wir werden ebenfalls von ihnen gebeten werden. Unſere Einſamkeit wird unſere Armuth nicht länger verbergen, Opfer jeder Art müſſen gebracht werden um nicht vor Schaam zu vergehen. . .“

Bei dieſen Worten zog er die Hand aus der Taſche und zeigte dem Notar mit unbeſchreiblichen Ausdrücken zwei Franken in kleiner Münze.

„Sehen Sie,“ ſeufzte er, bitter lächelnd, „das iſt Alles, was ich noch beſitze und morgen muß ich reiche Leute zu Mittag bewirthen. Wird meine Armuth nur im Mindeſten verrathen, ſo geht alle Hoffnung für mein Kind verloren. Um Gottes Willen Herr Notarius verſagen Sie mir Ihre edelmüthige Hilfe nicht.“

„Tauſend Franken“ murmelte der Notar, „ich kann meine Clienten nicht betrügen, welches Pfand wollen Sie mir geben? Sie beſitzen nichts mehr, das nicht überſchuldet wäre.“

„Tauſend, oder fünfhundert oder zweihundert, leihen Sie mir doch etwas, daß es mich aus der Verlegenheit rettet.“

„Ich habe kein Geld disponibel,“ war die kalte Antwort, „vielleicht in vierzehn Tagen, aber ich kann es nicht gewiß verſprechen.“

„So leihen Sie mir, um unſrer Freundſchaft willen, aus Ihrer eignen Kaſſe.“

„Ich darf nicht hoffen, daß Sie je im Stande ſein werden, das Geliehene wiederzugeben,“ fiel ihm der Notar mit ſichtbarem Verdruß in die Rede, „es iſt daher ein Almoſen, was Sie verlangen.“

Der Edelmann rang ſchmerzlich die Hände und wurde blaß, ein funkelnder Blitz ſtrahlte aus ſeinen Augen, ſeine Stirn runzelte ſich zornig, dennoch bezwang er ſeine heftige

Bewegung, ſchlug die Augen nieder und murmelte mit trauriger Gelaſſenheit.

„Ein Almoſen; ſei es! Auch dieſen letzten Tropfen aus dem Leidenskelch, will ich trinken, es iſt für mein Kind."

Der Notar nahm einige Fünffrankenſtücke aus einer Schublade und bot ſie ihm an. Mochte es nun ſein, daß dieſer ſich verletzt fühlte, ein Almoſen anzunehmen oder ob die Summe ihm unzulänglich ſchien, er betrachtete das Geld eine Weile mit wildem Blicke, warf ſich mit einem Seufzer zurück und bedeckte ſein Geſicht wieder mit den Händen.

Ein Diener trat ein und meldete den Beſuch einer fremden Perſon; der Edelmann ſprang in die Höhe, ſo bald jener den Saal verlaſſen hatte und wiſchte ſich zwei helle Thränen aus den Augen. Der Notar zeigte auf die Fünffrankenſtücke, welche er auf den Tiſch gelegt hatte; aber Herr van Vlierbeke wendete ſeine Augen mit Abſcheu von dem Gelde und ſagte eilig: Herr Notar verzeihen Sie meine Kühnheit, ich erbitte mir nur noch eine Gunſt von Ihnen.

„So, und welche?"

„Im Namen meines Kindes, das Geheimniß!"

„Was das betrifft, ſo kennen Sie mich lange. Hegen Sie keine Furcht. Sie wollen alſo dieſe geringe Hilfe nicht annehmen?"

„Dank, Dank," rief der Edelmann, indem er die Hand des Notar von ſich zurück wies und zitternd als habe ihn ein Fieber ergriffen, den Saal verließ und zur Thür hinaus eilte, ohne abzuwarten, daß ihm der Diener dieſelbe öffnete.

Noch beſtürzt von dem erniedrigenden Schlage, der ihn getroffen hatte, faſt bewußtlos, ſterbend vor Schaam, den Kopf auf die Bruſt geſenkt und die Augen zu Boden ſchlagend, lief der unglückliche Edelmann eine Zeitlang durch die Straßen der Stadt, ohne zu wiſſen wo er ſich befand. Endlich weckte ihn das Gefühl der Nothwendigkeit aus ſeinen fieberhaften Träumen, er lenkte die Schritte zum Burgerhout'ſchen Thor hinaus, und ging die Feſtungswerke entlang, bis er ſich ganz allein an einem einſamen Orte befand.

Dort ſtillſtehend ſchien er noch einen ſchweren Kampf beſtehen zu müſſen. Seine Lippen bewegten ſich ſchnell, auf ſeinem Angeſicht wechſelte der Ausdruck der Pein, der Verzweiflung und der Schaam. Mittlerweile nahm er die goldne Doſe aus der Taſche und betrachtete mit tiefem Schmerz, das darauf eingegrabene adelige Wappen; dann verſank er in trübe Gedanken und erwachte darauf wieder, als ob er etwas Wichtiges beſchloſſen hätte.

Endlich ſagte er mit leiſer, aber voll Rührung bebender Stimme:

„Andenken meiner guten Mutter, Schutzengel, der mein Elend ſo lange verborgen hielt, heiliger Schild, den ich als Schirm gegen Alles erheben konnte, das meine Armuth verrathen wollte; du uraltes Erbe meiner Väter, auch dir muß ich Lebewohl ſagen, dich ſchänden mit meiner Hand. Möge dieſe letzte Hilfe durch dich verliehen uns von größerer Erniedrigung erretten.“

Eine Thräne rollte über ſeine Wangen, dennoch fuhr er in ſeiner ſonderbaren Beſchäftigung fort und kratzte mit einem Meſſer auf die Doſe, bis daß das Wappen gänzlich unſichtbar geworden war.

Darauf verließ er dieſen Ort und kehrte nach der Stadt zurück, wo er meiſt alle kleinen und einſamen Straßen durchkreuzte und mit furchtſamen und ſcheuen Blicken alle Aushängeſchilde betrachtete.

Nachdem er über eine Stunde ſo umhergeſchlichen war gelangte er an eine kleine Gaſſe des St. Andreas Viertels und ein plötzlicher Ausdruck auf ſeinem Geſichte beurkundete, daß er gefunden habe, was er geſucht. Sein Auge richtete ſich nämlich auf ein Schild, welches nur vorne zwei Worte enthielt: Vereidigter Bergträger. Dies bezeichnete nämlich, daß in dem Hauſe Jemand wohne, welcher für die Stiftung, Berg der Barmherzigkeit genannt (mont de piété), Geld auf Pfänder lieh.

Der Edelmann ging dort vorbei und bis an das Ende der Straße, dann kehrte er um und beſchleunigte oder verzögerte ſeine Schritte, je nachdem ſich irgend Jemand in der Straße zeigte, bis er zuletzt einen günſtigen Augenblick fand und zitternd ſich längs der Mauer in das Haus ſchlich, an welchem er das Aushängeſchild entdeckt hatte.

Eine ziemliche Zeit darnach kam er wieder aus dem Leihhaus heraus und flüchtete ſich in einen Winkel einer andern Straße. Wohl ſtrahlte einige Freude aus ſeinen Augen, aber das dunkle Roth, das noch ſein Antlitz färbte, bezeugte deutlich, daß er die erwünſchte Hilfe nur auf Koſten einer neuen Erniedrigung erhalten habe.

Bald darauf hatte er die Mitte der Stadt erreicht, er trat an einen Laden mit Eßwaaren, kaufte ein gefülltes Huhn, eine Fleiſchpaſtete, eingemachte Früchte und andere kleine Gerichte, ließ dieſelben in einen Korb packen, bezahlte den Betrag und ſagte, daß er ſeinen Diener ſenden würde um ſie zu holen. Darauf kaufte er bei einem Goldſchmiede ein paar ſilberne Löffel und ein paar Ohrenglöckchen, worauf er dieſe Gegend verließ, wahrſcheinlich um ſich noch verſchiedene andere Dinge anzuſchaffen.

II.

In vielen unſerer Haidegegenden hat der Menſch einen ſiegreichen Kampf angefangen um den Boden aus ſeinem Jahrhundert langen Schlafe zu erwecken. Er hat die dürren Eingeweide der Erde durchwühlt und ſeinen Schweiß in ihren Schooß gegoſſen, hat Wiſſenſchaft und Gewerbfleiß zu Hilfe gerufen, Sümpfe und Moräſte ausgetrocknet, das fruchtbare Waſſer der Gebirge aus dem Strome der Maas geleitet und ſo die befruchtenden Lebensadern durch einen Boden ſtrömen laſſen, der wie eine Leiche tauſend Jahre lang geſchlummert hatte.

Ruhmreicher Kampf des Menſchen mit der Materie, nie genug geprieſener Sieg, welcher dereinſt das unfruchtbare Kämpenland in einen reichen Garten umwandeln wird! Wahrlich unſere Nachkommen werden es nicht glauben, wenn einſt eine wogende See von Korn oder eine grünende Weide ſich ihrem entzücktem Blick zeigt, wo jetzt die Sonne, von dem hellen Sande zurückprallt.

Im Norden der Stadt Antwerpen nach den holländiſchen Grenzen zu, bemerkt man jedoch kaum einige Spuren dieſes Beginnens, nur längs den Landſtraßen ſieht man hier und da da den Ackerbau in die Haide eingreifen, weiterhin dagegen im Herzen des Landſtrichs iſt Alles wüſt und dürr; dort zieht ſich eine verſengte Ebene hin, deren einförmiger Schmuck das Haidekraut iſt, ſo weit das Auge reichen kann; dort findet man noch Plätze, wo nichts den Horizont begrenzt als jener bläuliche Nebel, welcher zu erkennen giebt, daß die Wüſte ſich noch viel weiter ausdehnt, als die Macht des Blickes ſich erſtreckt. Wenn man hier große Strecken durchwandert hat, ſo begrüßt Einen von Zeit zu Zeit ein ſich windendes Bächlein, deſſen Ufer Kräuter ſchmücken und Weidengebüſche zieren. Längs dieſem murmelnden Haidenbächlein, oder etwas höher hinauf auf dem Lande, zeigen ſich einige Pachthöfe, Luſthäuſer und ganze Dörfer, als ob der Menſch, wie der Boden nur des fließenden Waſſers bedürfe um Nahrung zu finden und zu leben. In einer dieſer Gegenden, wo Weiden und anderes Gebüſch den Anbau möglich gemacht hatten ſtand ein ziemlich großer Hof zu dem ein abgelegener Weg führte. Die hohen Bäume, welche ihren Schatten ſo majeſtätiſch rund warfen, bezeugten, daß der Menſch ſich hier ſchon ſeit Jahrhunderten niedergelaſſen habe und der Graben, welcher ſich rings herumzog, ſo wie die ſteinerne Brücke vor dem Thor, berechtigten zu der Annahme, daß daſelbſt ein herrſchaftliches Landgut ſein müſſe.

Man nannte dieſes Beſitzthum in der Gegend den Grinſelhof.

Der Pachthof nahm mit ſeinen Wohnungen, Ställen und Scheunen die ganze Vorderſeite des Guts ein und hinderte dadurch größtentheils die Vorübergehenden zu ſehen, was ſich hinter dem dichten Gehölze und innerhalb des Grabens befinde oder zutrage.

Das war auch in der That ein Geheimniß, ſelbſt für den Pächter des Hofes. Hinter ſeinem Hauſe und Vorhofe erhoben ſich undurchdringliche Bäume, wie ein Vorhang und entzogen das Innerſte des Landgutes ſeinem neugierigen Auge. Weder er noch irgend Jemand ſeiner Hausgenoſſen durfte ungerufen dieſe Grenze überſchreiten.

In der Tiefe des Beſitzthums, zwiſchen den höchſten Bäumen, ſtand ein großes Haus, welches die Bauern das Caſtell nannten: in dieſem wohnte ein Edelmann mit ſeiner Tochter, ſo einſam und verborgen, wie ein Einſiedler, ohne Knechte und Mägde, ſorgfältig alle Geſellſchaft meidend. Man glaubte, daß derſelbe, welcher ziemlich ausgedehnte Güter beſaß aus unbegreiflicher Habſucht und Gierigkeit, ſich ſo von andern Menſchen abgeſchloſſen habe.

Was den Pächter betrifft, ſo wich dieſer darüber aller Erklärung aus, das Geheimniß ſeines Herrn mit tiefem Stillſchweigen ehrend. Es ging ihm gut auf dieſem Hofe. Der Boden war dort fruchtbar und das Pachtgeld nicht hoch. Er erzeigte ſich ſeinem Herrn dankbar dafür und lieh ihm willig ein Pferd um ihn an jeden Sonntagmorgen nach dem Dorfe zu fahren, wo der Edelmann und ſeine Tochter dem Gottesdienſte beiwohnten. Auch ſtand bei dringenden Gelegenheiten ſein junger Sohn, als Knecht dem Gutsherrn zu Dienſten.

Es iſt an einem Spätnachmittage des Monates Juli, die Sonne hat ihre tägliche Reiſe am Himmel beinahe zurückgelegt und neigt ſich nach Weſten, aber ihre Strahlen, obwohl nicht mehr ſo brennend, wie am Mittage, ſind doch noch warm und überſtrömen die Natur mit farbenreicher Gluth. Auch auf dem Grinſelhof ſpielt die ſinkende Sonne fröhlich und heiter zwiſchen dem Laube: Während ihre Strahlen die höchſten Gipfel der Bäume mit ſanfteren Tinten bemalen und überglänzen, wird Alles Grün an der Oſtſeite dunkler und das Innere des Gehölzes düſter und geheimnißvoll. Rieſige Schatten ſtrecken ſich über den Boden, und nach der erſtickenden Tageshitze erhebt ſich langſam die friſche Abendkühle aus Gras und Blättern und erfüllt die Luft mit erquickenden Düften.

Trotzdem iſt aber auf dem Grinſelhof Alles traurig. Eine Todtenſtille liegt wie ein Leichentuch über der einſamen Wohnung, die Vögel ſchweigen, der Wind ruht, kein Blatt bewegt ſich... Nichts als das Licht, das hier allein zu leben ſcheint.

Man möchte bei der Abweſenheit aller Bewegung, alles Klanges denken, daß die Natur hier auf immer in einen Zauberſchlaf verſenkt läge. Wenn man das Auge in der undurchdringlichen Finſterniß zwiſchen dem verwilderten Laube umherirren ließe, ſo würde man von einem Schauder ergriffen werden, als ob das ſtille Geheimniß dieſes Ortes etwas Schreckliches in ſeinem Schooße verborgen hielte...

Plötzlich raſchelt es in den Blättern, mitten im Gebüſch beugen ſich Zweige, bei dem raſchen Durchgange eines unſichtbaren Körpers, viele Vögel verlaſſen das Gehölz und fliegen lärmend durcheinander, als wollten ſie einer ſich nahenden Gefahr entfliehen.

Kommt vielleicht ein menſchliches Weſen um durch ſeine Erſcheinung Leben und Klang zu bringen, wo Tod und Stille auf immer zu herrſchen ſchienen?

Dort öffnet ſich das Laub, ein junges Mädchen, ganz in Weiß gekleidet ſpringt zwiſchen den Haſelbüſchen hervor; mit einem ſeidnen Fangnetze in der Hand jagt es einem Schmetterling nach: es hüpft und läuft raſcher, als ein Reh; den ſchlanken Körper ausſtreckend, die Arme emporgehoben, den Boden nur mit den Fußſpitzen berührend ſcheint es geflügelt und noch behender zu ſein als die Vögel, welche durch daſſelbe aus ihrem Verſtecke geſcheucht werden. Langes, in dichten Locken herabfallendes Haar bedeckt ſeinen ſchönen Hals. Seht es thut einen mächtigen Sprung in die Höhe!...

Wie iſt er doch reizend und prächtig dieſer Schmetterling, der über ihrem Haupt flattert und tanzt, als hätte er Luſt mit der Jungfrau zu ſpielen. Seine gezackten Flügel ſind mit Augen von Laſur, Purpur und Gold überſäet.

Ein Freudenſchrei, ein Klang, wie ein heller Geſangton entflieht der Bruſt des Mädchens, beinahe hätte es den Gegenſtand ſeines Verlangens gefaßt, doch berührte es ihn nur mit dem Rande des Netzes und verletzte ſeine Flügel. Obwohl verſtümmelt erhebt ſich der Schmetterling in die Höhe und iſt bald aus ſeinem Bereich; es ſieht ihm traurig nach, bis ſeine Farben ſich mit dem Blau des Himmels verſchmelzen.

Die Jungfrau bleibt einen Augenblick keuchend ſtehen und ſchlägt dann mit langſameren Schritten einen breiten Fußpfad ein.

Wie ſchön iſt ſie. Die Sonne hat den ſanften Teint ihres Antlitzes wohl etwas gebräunt, aber dies erhöht die Röthe auf ihren Wangen und giebt denſelben den vollen Ausdruck geiſtiger Kraft und körperlicher Geſundheit. Unter ihrer hohen Stirn funkeln ſchwarze Augenſterne durch die langen Wimpern, ihr feingeſchnittner Mund umſchließt zwei Reihen von glänzenden Perlen, welche zwiſchen Lippen hervorblinken, die eine aufblühende, rothe Roſe beſchämen würden.

Alles Bezaubernde, das aus dieſem freundlichen, jungfräulichen Antlitze ſtrahlt, wird umgeben von einer Krone herabwallenden Haares, welches ſich auf ihren Schultern wiegt und dann und wann ihren weißen Schwanenhals durchſchimmern läßt. — Sie iſt ſchlank gewachſen, das einfache, weiße Kleid, das von einem Gürtel feſt gehalten wird verbirgt ihre feinen Formen nicht. Wenn ſie das Haupt emporhebt und hintüberſtreckt um in das Blaue des Himmels zu ſehen, ſo hätte man leicht glauben können die Traumgeſtalt eines Luftgeiſtes zu gewahren und ſich einbilden dieſe Jungfrau ſei die Elfe des Grinſelhofs.

Während ſie jetzt ſo durch die Gänge ſtreifend, an etwas Fröhliches dachte und ſinnig lächelte oder die Regungen ihres Herzens unterdrückte und da mit ernſtem Antlitz ſtehen blieb und auf den Boden ſah, näherte ſie ſich einem Blumenbeete, in welchem einige Nelken mit hängenden Köpfen, von der Hitze verſenkt, ſchmachteten. Dieſe Blumen mußten der Gegenſtand von Jemandes beſonderer Vorliebe ſein, denn ſie waren alle an weiße Stöcke gebunden und ſorgfältig vor Unkraut bewahrt. Die Wahl der Blumen, die kindliche Fürſorge mit der man ſie umgab, ein Ton von mütterlicher Pflege, der ſich fühlen, aber nicht ausſprechen läßt, Alles dies bezeugte, daß eine Frauenhand, oder vielmehr eine liebevolle jungfräuliche Hand dieſelben aufziehe und pflege.

Das Mädchen bemerkte ſchon von Weitem, daß die Blumen ſchlaff und ermattet an den Stöcken niederhingen. Sie nahete ſich ängſtlich und ſagte, indem ſie den Kelch einer Nelke mit der Hand empor hob.

„Ach Gott, meine armen Blumen, ich vergaß geſtern euch zu begießen, ihr habt Durſt, nicht wahr? Jetzt ſteht ihr da ſchmachtend und wartet auf mich mit Geſenktem Köpfchen, als ob ihr ſterben wolltet!“

Nachdenkend fügte ſie hinzu: „aber ich bin auch ſeit geſter ſo zerſtreut, ſo freudig, ſo heiter.“

Zu Boden ſehend, als ob ein Gefühl der Schaam ſie beſeele, fliſterte ſie mit gedämpfter Stimme.

„Guſtav!“

Sie blieb eine Weile ſo ſtehen und vergaß die Blumen und dabei vielleicht die ganze Erde, um mit einer entzückenden Traumgeſtalt allein zu ſein. Bald darauf rührten ſich ihre Lippen und ſie fliſterte:

„Immer, immer ſein Bild vor meinen Augen, immer ſeine Stimme, die mich verfolgt. Es iſt unmöglich dieſem Gaukelſpiel zu entfliehen, das Herz klopft mir in der Bruſt, Gott was geht in mir vor; bald jagt das Blut mir glühend durch die Adern, bald wieder fließt es kalt und träg oder es eilt in wilden Sprüngen mir durch die keuchende Bruſt. Ich bin beklemmt, eine geheime Angſt belebt mein Gemüth und doch jauchzt meine Seele und fühlt unbegreifliches Entzücken!..“

Sie blieb noch eine Weile unbeweglich und ſchweigend, dann ſchien ſie plötzlich zu erwachen, hob raſch den Kopf empor und ſchüttelte mit einer eigenthümlichen Wendung die dichten Locken aus dem Geſicht, als ob ſie ſich von einem ſie beherrſchenden Gedanken befreien wollte.

Lächelnd ſagte ſie zu den Nelken:

„Wartet ein bischen, ich will euch helfen und erquicken.“ Sie ſprang auf die Seite und brach einige Zweige im Gebüſch ab; nachdem ſie damit die Blumen beſchattet hatte, nahm ſie eine kleine, danebenliegende Gießkanne und lief damit durch das Gras nach einem kleinen Weiher, welcher ſich unter Trauerweiden mitten auf dem Raſenplatz befand.

Die Oberfläche des Waſſers war glatt und ruhig als ſie erſchien, kaum aber ſpiegelte ſich ihr Bild in derſelben wieder, ſo ſchien auch der Weiher von lebenden Weſen zu wimmeln; Hunderte von Goldfiſchchen, jeder Größe und Farbe, rothe, weiße, ſchwarze kamen hervor geſchwommen und geſchoſſen und ſteckten den Kopf aus dem Waſſer, mit den

Mäulern ſchnappend, wie wenn ſie ſich Gewalt anthäten mit dem Mädchen zu reden.

Mit der einen Hand ſich an dem Stamme der nächſten Trauerweide feſthaltend, bog ſie ſich anmuthig über das Waſſer und bemühte ſich die Gießkanne zu füllen ohne die Goldfiſche zu berühren.

„Kommt, kommt, laßt mich zufrieden,“ ſagte ſie, während ſie die Fiſche vorſichtig auseinander trieb, „ich habe jetzt keine Zeit zu ſpielen, ich will euch gleich euer Mittageſſen holen.“

Aber die Fiſche ſpielten um die Gießkanne herum, bis ſie dieſelbe aus dem Waſſer herausnahm, ja ſelbſt als ſie ſchon fort war, umkreiſten ſie noch mit ſchnellen Bewegungen die Stelle am Rande des Weihers, welche ihr Fuß eingedrückt hatte.

Das Mädchen hatte die Blumen begoſſen. Die Gießkanne war ihr langſam aus der Hand geglitten. Mit geſenktem Haupte richtete ſie nun ihre Schritte nach der einſamen Wohnung, kehrte ebenfalls langſam zurück und warf den Goldfiſchen etwas Weißbrod zu, darauf wandelte ſie wieder ganz in Gedanken vertieft, in den Gartenpfaden umher.

Endlich näherte ſie ſich einem Platze, wo ein hoher Katalpaſtrauch ſeine Zweige wie ein breiter Schirm über den Weg ausſtreckte und niederbeugte; darunter ſtand ein Tiſch und zwei Stühle. Ein Buch und ein Tintenfaß und weibliche Handarbeit bezeugten, daß die Jungfrau noch kürzlich hier geſeſſen und gearbeitet habe.

Sie ſetzte ſich auch jetzt auf einen der Stühle hin, nahm abwechſelnd das Buch und die Handarbeit, ließ aber Beide wieder fallen und legte dann, ſich ihren Gedanken hingebend, ihr holdes Köpfchen auf den Arm, wie Jemand, der ermattet iſt und ruhen will.

Eine Zeit lang irrten ihre Augen unſtet im Raume umher, dann und wann ſpielte ein ſüßes Lächeln um ihren Mund, wie wenn ſie ſich mit einem befreundeten Weſen unterredete, mitunter ſanken ihre ermüdenden Augenlider; ihre Wimpern hoben ſich jedoch wieder um noch ſchwerer niederzuſinken, bis endlich ein tiefer Schlaf ſich ihrer bemächtigt zu haben ſchien.

„Schlief ſie?“ Ihre Seele wachte und genoß der Freude, denn das anmuthige Lächeln zeigte ſich noch immer auf ihrem Antlitz, und verſchwand es auch mitunter, um einem ruhigern Ausdruck Platz zu machen, ſo erſchien es doch bald wieder und zeigte von Neuem den Ausdruck des Glückes und der Lebensfreude in dem ſpiegelreinen Weſen der Jungfrau. Man hätte ſagen können, daß ihre Traumgeſtalten ſich verkörperten und vor ihren Augen in der Abendröthe ſchwebten, um ihr Herz mit einer Fluth von Freude zu überſtrömen.

Lange lag ſie ſo dort, in gänzlicher Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, von ſüßen Träumen eingewiegt, da ließ ſich an dem Vorderthor bei dem Pachthofe ein Geräuſch hören und das laute Wiehern des Pferdes ſtörte die Stille des Grinſelhofes. Die Jungfrau erwachte jedoch nicht.

Das alte Cabriolet war aus der Stadt angekommen und auf dem Hof nach dem Stalle gefahren.

Der Pächter und ſeine Frau eilten herbei um den Herrn zu begrüßen und das Pferd auszuſpannen.

Während ſie damit beſchäftigt waren ſtieg Herr van Vlierbeke aus dem Wagen und ſprach einige freundliche Worte mit ihnen, jedoch in einem ſo trüben Tone, daß der Pächter und ſeine Frau ihn verwundert anſahen. Allerdings pflegte ihn der ſtille Ernſt ſelbſt bei der äußerſten Freundlichkeit nie zu verlaſſen, dies Mal jedoch zeigte ſein Antlitz eine ganz ungewöhnliche Niedergeſchlagenheit. Er ſchien ſehr ermattet und ſein ſonſt lebendiges Auge bewegte ſich langſam und träge unter den geſenkten Wimpern.

Das Pferd ging in den Stall; der junge Knecht, der bereits die Livree abgelegt hatte, nahm einige Körbe und Pakete aus dem Wagen, trug ſie hinein und legte ſie auf einen Tiſch; unterdeſſen näherte ſich Herr van Vlierbeke und ſagte:

„Baas Jans, ich brauche Eure Hilfe, morgen kommt Beſuch nach dem Grinſelhof; Herr Denecker und ſein Neffe werden hier zu Mittag ſpeiſen.“

Erſtaunt ſah der Pächter ſeinen Herrn an, er konnte nicht glauben was er hörte. Nach einer kurzen Pauſe fragte er zweifelnd: „Der dicke reiche Herr, der Sonntags während der Meſſe neben Euch im Stuhle ſitzt?“

„Nun denn, Baas Jans, was iſt daran ſo wunderbar?“

„Und der fröhliche, junge Herr Guſtav, der geſtern nach der Meſſe auf dem Kirchhof mit unſerm Fräulein geſprochen hat?“

„Derſelbe."

„Ach, Herr, es ſind ſo reiche Leute, ſie haben alle Güter rund um den Echelpoel gekauft. Auf ihrem Hofe ſtehen wohl zehn Pferde im Stall, ohne diejenigen, die ſie noch in der Stadt haben; ihre Kutſche iſt von unten bis oben mit Gold und Silber geſchmückt."

„Ich weiß es, und gerade deshalb will ich ſie empfangen, wie es ſich für ihren Stand geziemt. Haltet euch mit eurer Frau und eurem Sohne bereit: ich will euch morgen ſehr früh rufen, ihr werdet mir willig eine Hand reichen, um mir zu helfen, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß Herr, mit dem größten Vergnügen, das geringſte Wort von Euch genügt. Es freut mich, wenn ich Euch einen Dienſt leiſten kann."

„Habt Dank für Eure Güte, es bleibt alſo dabei, morgen früh." Herr van Vlierbeke ging in den Hof und gab dem jungen Knechte einige Befehle hinſichtlich der Körbe, die aus dem Wagen genommen waren; darauf verließ er den Hof und ging durch das Gehölz nach dem Grinſelhof.

Sobald er dem Pächter aus dem Geſicht war, erhielt ſein Antlitz einen freiern Ausdruck und ein lächelndes Verlangen umſpielte ſeinen Mund, während er ſich in den Gartenwegen umſah, als ſuche er Jemand in dieſer Einſamkeit.

Plötzlich fiel ſein Auge auf die ſchlafende Jungfrau. Wie von einem zauberhaften Anblick ergriffen, wurden ſeine Schritte langſamer und er blieb entzückt vor ihr ſtehen.

Gott, wie ſchön war die Ruhende! Jetzt, wo die ſinkende Sonne ſie mit warmer Gluth übergoß und Alles rund um ſie her in roſigem Schimmer erglänzte; ihre ſchweren Locken lagen in holder Verwirrung auf ihren Wangen. Der Katalpaſtrauch hatte viele ſeiner Blüthen auf ihr Haupt fallen laſſen und ihren Ruheplatz mit ſchneeweißen Kelchen beſtreut. Sie träumte noch immer, ein Lächeln ſtiller Seligkeit ſpielte in ihren Zügen; ihre Lippen bewegten ſich und fliſterten unbeſtimmte Worte, wie wenn ihre Seele ſtrebe ſich Luſt zu machen durch den Ausdruck eines überwältigten Gefühls.

Lange hielt Herr van Vlierbeke ſeinen Athem zurück und liebkoſete das ſüße, jungfräuliche Weſen mit ſeinen Blicken. Von tiefer Rührung ergriffen, hob er die Augen gen Himmel und ſagte mit ſtiller, begeiſterter Stimme:

„Dank, dir, Allmächtiger, ſie iſt glücklich! Laß mich auf Erden ein Dulder bleiben, aber mein Leid mache dich barmherzig gegen ſie! Gnade, Schutz für mein Kind, möge ihr Traum Wahrheit werden, o Gott!

Nach dieſem kurzen, aber feurigem Gebete ließ er ſich auf dem zweiten Stuhle nieder, legte den Arm vorſichtig auf den Tiſch, um ſeinen Kopf darauf zu ſtützen, mit dem ſüßen Lächeln des Glücks und dem Glanz froher Verwunderung auf dem Geſicht. Für ihn mußte der Anblick der jungfräulichen Schönheit ſeiner Tochter, eine Quelle inniger Freude ſein, welche ihn durch eine wunderbare Kraft auf einen Augenblick, alle ſeine Leiden vergeſſen machte; denn er hielt jetzt den Blick mit ſeligem Entzücken auf ſie gerichtet und auf ſeinem Geſichte wiederholte ſich wie in einem treuen Spiegel, jede Rührung, welche die feinen Züge der Jungfrau in Bewegung ſetzte.

Plötzlich färbte ein tiefes Erröthen ihre Stirn, ihre Lippen bewegten ſich deutlicher. Ihr Vater betrachtete ſie mit großer Aufmerkſamkeit und obwohl ſie nicht geſprochen hatte, verſtand er doch eins der tonloſen Worte, welche mit ihrem Odem in der Luft verſchwunden waren.

„Mit noch größrer Freude,“ ſagte er leiſe zu ſich:

„Guſtav,“ ſie träumt von Guſtav, ihr Herz ſtimmt mit meinen Wünſchen überein, möge es glücken, möge Gott ihm günſtig ſein. Ja mein Kind öffne dein Herz nur dem ſchmeichelnden Gefühl der Hoffnung, träume und ſinne. „Aber wer weiß — doch nein vergällen will ich dir dieſe ſelige Stunde nicht durch das kalte Bild der Wirklichkeit. Schlafe, ſchlafe und laß deine Seele ſich baden in dem Zauberſtrome aufkeimender Liebe.“

Herr van Vlierbeke blieb noch einige Zeit in ſtiller Betrachtung vor der Jungfrau ſitzen; endlich richtete er ſich auf, trat hinter ſie und drückte ihr einen langen Kuß auf die Stirn.

Noch halb träumend öffnete ſie langſam die Augen. Kaum bemerkte ſie jedoch, wer ſie weckte, als ſie aufſprang, beide Arme um ihren Vater ſchlug, ſchmeichelnd an ſeinem Halſe hing und unter zärtlichen Küſſen allerlei Fragen an ihn richtete.

Der Edelmann wand ſich aus den Armen ſeiner Tochter und ſagte mit liebreichem Scherz:

„Wahrſcheinlich darf ich Dich, Lenora, heute nicht fragen, welche Schönheiten Du im Vondel's Lucifer entdeckteſt, dir hat es gewiß an Zeit gefehlt die Vergleichung dieſes Meiſterſtückes unſrer Sprache mit Milton's verlornem Paradieſe zu beginnen.“

„Ach Vater, ſtammelte Lenora, es iſt mir allerdings ſo wunderlich und ſeltſam zu Muthe, ich weiß nicht was mir fehlt, ich kann ſelbſt nicht einmal mit Aufmerkſamkeit leſen.“

„Nun, Lenora, betrübe Dich nicht mein Kind, ſetze Dich, ich muß Dir etwas Wichtiges ſagen. Du weißt nicht, warum ich heute in die Stadt gefahren bin; wir haben Morgen Gäſte zu Tiſch.“

Die Jungfrau erſtaunte über dieſe Mittheilung und blickte ihren Vater fragend und verwundernd an.

„Es iſt Herr Denecker, er kommt Morgen; Du weißt es wohl, der reiche Kaufmann, welcher neben mir im Kirchenſtuhl zu ſitzen pflegt und das Schloß bei dem Echelpoel bewohnt.“

„Ja, ich kenne ihn wohl, er grüßt mich immer ſo freundlich und hilft mir aus dem Wagen ſteigen, wenn wir vor der Kirche halten. Aber?..

„Deine Augen fragen mich, ob er allein kommt,“ erwiederte er. „Nein, Lenora, es kommt noch Jemand mit ihm.“

„Guſtav!“ rief die Jungfrau wider ihren Willen, mit einem eignen Ton der Ueberraſchung und der Freude, während das Erröthen der Schaam ihre Stirn bedeckte.

„In der That, es iſt Guſtav,“ antwortete Herr von Vlierbeke; „zittre darum nicht und fürchte Dich nicht davor, weil Deine Seele, ſich ſich ſelbſt noch unbewußt, einem neuen

Gefühle öffnet. Zwiſchen Dir und mir kann kein Geheimniß beſtehen, das meine innige Liebe nicht ergründete.“

Die Jungfrau ſah ihrem Vater tief in die Augen und ſchien in ſeinen milden Blicken die Erklärung ſeines Räthſels zu ſuchen. Plötzlich, als wenn ihr Geiſt auf einmal erleuchtet worden ſei, ſchlug ſie ihm den Arm um den Hals, verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und ſagte mit feuriger Dankbarkeit:

„Vater, lieber Vater, Deine Güte iſt unendlich!“

Der Edelmann erfreute ſich eine Weile an den zärtlichen Liebkoſungen ſeiner Tochter. Allmälig verfinſterten ſich aber ſeine Züge, und eine Thräne blinkte in ſeinem Auge. Er ſagte mit tief gefühltem Tone:

„Lenora, was uns auch im Leben widerfahren möge, Du wirſt deinen Vater immer ſo lieben, nicht wahr?“

„Ach immer, immer!“ rief die Jungfrau.

„Lenora, mein Kind,“ ſeufzte der Vater, „Deine ſüße Liebe iſt mein einziger Lohn und mein Leben auf Erden, raube meiner Seele nie dieſen Troſt.“

Der traurige Ton ſeiner Stimme erſchreckte das junge Mädchen ſo ſehr, daß es ſprachlos ſeine Hände ergriff, ihm den Kopf an die Bruſt legte und ſtill zu weinen begann.

Sie blieben einige Augenblicke ſo bewegungslos in tiefer Rührung ſtehen, welche weder Betrübniß noch Freude war, jedoch ihr unergründliches Weſen der Miſchung dieſer beiden Empfindungen verdankte.

Des Vaters Antlitz nahm zuerſt einen anderen Ausdruck an, ſeine Züge wurden ernſt, er ſchüttelte zweifelnd das Haupt und ſchien ſich ſelbſt etwas vorzuwerfen. In der That, die ſeltſamen Worte, welche die Thränen ſeiner Tochter fließen machten, waren aus ſeiner Seele aufgeſtiegen bei dem Gedanken, daß ein Anderer mit ihm die Neigung ſeines Kindes theilen, daſſelbe vielleicht auf immer entfernen würde.

Zu jedem Opfer bereit und wenn ſolches noch ungleich größer wäre, ſobald es nur etwas zu dem Glücke ſeines Kindes beitragen konnte, hatte dennoch die Idee einer ſolchen Trennung ſein Herz ſchmerzlich berührt. Liebkoſend ſagte er nun zu ſeiner Tochter:

„Komm, komm, Lenora! Sei wieder heiter und fröhlich; es iſt ein Glück, daß unſere Seele ſich manchmal wieder entlaſten kann, wenn das Uebermaaß des Gefühls ſie drückt. Laß uns hinein gehen, ich habe Dir noch viel zu ſagen, damit wir unſere Gäſte empfangen, wie ſich's gehört“

Die Jungfrau gehorchte ſeufzend und folgte ihrem Vater mit langſamen Schritten, während noch einige Thränen ihren ſchönen Augen entfielen.

Einige Stunden ſpäter ſaß Herr von Vlierbeke in dem großen Saal ſeiner Wohnung bei einem kleinen Lämpchen, die Arme auf den Tiſch legend. Das Gemach, das nur an einer einzigen Stelle erleuchtet war, während alle Winkel und Ecken in tiefer Dunkelheit verſchwammen, hatte etwas

Unheimliches und Todtes; die flackernde Flamme der Lampe warf ihren Schein in langen Streifen auf die Mauer und bildete allerlei geſpenſterhafte Geſtalten, während die alten Portraits, welche die Wände ſchmückten, ihre eigenſinnigen Augen auf den Tiſch zu heften ſchienen.

Aus dieſer Dunkelheit und Stille trat das ſchöne und ruhige Antlitz des Edelmannes allein hervor. Das glänzende Auge in die Tiefe der Nacht gerichtet, ſaß er da wie ein unbewegliches Bild und ſchien aufmerkſam wartend auf etwas zu lauſchen.

Endlich ſtand er vorſichtig auf, ging auf den Fußſpitzen bis an das andere Ende des Saales und legte das Ohr an eine verſchloſſene Thür.

„Sie ſchläft,“ fliſterte er leiſe und ſeufzte dann mit emporgerichtetem Blicke:

„Gott beſchütze ihre Ruhe!“

Jetzt näherte er ſich dem Tiſche, ergriff die Lampe und eröffnete einen in der Mauer angebrachten Schrank. Niederkniend nahm er aus den unterſten Schubladen einige Servietten und ein Tiſchtuch, entfaltete ſie und verſicherte ſich mit ängſtlicher Genauigkeit, daß kein Flecken ſie entſtellte. Ein Lächeln der Zufriedenheit bezeugte, daß der Ausgang dieſer Unterſuchung ihn erfreue.

Sich aufrichtend ergriff er jetzt ein Körbchen, ging mit demſelben zu dem Tiſche und nahm aus dem Schubladen einen Lappen und ein Stück Kreide; dieſe letztere zerklopfte er mit dem Griffe eines Meſſers und begann nun die ſilbernen Meſſer und Gabeln, welche in dem Körbchen lagen, zu reiben und zu putzen. Daſſelbe that er mit den Salzmeſten und anderem kleineren Tiſchgeräth, das meiſt von Silber war und durch ſeine getriebene Zierrathen einen gewiſſen Reichthum andeutete.

Während er ſich ſo beſchäftigte, gab ſich ſein Geiſt der Erinnerung hin. Die Unbeweglichkeit ſeines Geſichtes und ſeiner Augen bewieſen, trotzdem er unſicher in die Dunkelheit zu blicken ſchien, daß er tief in Gedanken verſunken war. Von Zeit zu Zeit bildeten ſeine Lippen zuweilen Worte, welche ſtille und zugleich liebe Töne begleiteten, denn ein liebevolles Lächeln ſtrahlte dabei auf ſeinem Geſichte; er hatte bereits auf ſeinen Lippen alle Namen genannt, die ihm auf Erden theuer geweſen waren, und vielleicht die reine Lebensfreude ſeiner Jugend wiedergenoſſen. Seine Stimme wurde deutlicher, er ſeufzte:

„Armer Bruder, ein einziger Menſch weiß, was ich für dich that, und dieſer nennt dich einen Undankbaren, einen Betrüger, und du, du irrſt umher im Norden Amerika's kränklich und verkümmernd; für geringen Lohn durchſtreifſt du die Wüſten, wo Monate lang kein menſchliches Antlitz dich anblickt; du, auch ein Edelmann, biſt des Engländers Knecht geworden und ſammelſt die Pelze, welche zur Pracht der Reichen dienen müſſen. Ach, ich erdulde bittere Leiden um deinetwillen, aber Gott iſt mein Zeuge, daß die Liebe zu dir unvermindert in meinem Herzen lebt. Möge deine Seele, o Bruder, während du in der einſamen Wüſte ſitzeſt und trauerſt, dieſen Seufzer meiner Seele empfinden und er dich tröſten in deinem Elend."

Der Edelmann verſank eine Weile in die Betrachtung von ſeines Bruders Schickſal; endlich riß er ſich los von ſeinen Träumen und wandte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Arbeit. Er legte die ſilbernen Gegenſtände neben einander auf den Tiſch hin und ſagte nachdenkend:

„Sechs Gabeln, acht Löffeln, wir ſind unſrer vier am Tiſch, es muß alſo genau aufgepaßt werden, ſonſt fehlt es irgendwo; es wird indeſſen doch gehen, ich werde die Pächterin genau unterrichten, ſie iſt eine gewandte Frau.“

Während er dieſe Worte ſagte, ſchloß er Alles wieder in den Schrank; dann nahm er das Lämpchen, verließ mit langſamen und vorſichtigen Schritten den Saal und ſtieg eine ſteinerne Treppe hinunter in einen weiten gewölbten Keller, wo er eine kleine Thür öffnete und ſich unter eine noch niedrigere Wölbung bückte. Bei dem Scheine der Lampe taſtete er unter einer großen Anzahl leerer Flaſchen umher und fand endlich, was er ſuchte. Er nahm drei Flaſchen aus dem Sande heraus und ſagte, mit Angſt und Bläſſe auf dem Geſicht:

„Himmel, nur drei Flaſchen, drei Flaſchen Tiſchwein, mehr nicht, und man ſagt, daß Herr Denecker ſeinen Stolz darin ſetzt, viel trinken zu können. Was ſoll ich anfangen, wenn man dieſe drei Flaſchen leert und dann noch mehr Wein verlangt? . . . Ich trinke nicht, Lenora wenig, alſo zwei Flaſchen für Herrn Denecker und eine für ſeinen Neffen, es kann genug ſein. Hier hilft doch kein Klagen, das Schickſal muß entſcheiden.“

Ohne weiter etwas hinzuzuſetzen, ging der arme Edelmann in die anderen Ecken des Kellers und ſammelte dort einige Spinneweben, die er kunſtmäßig über die drei Flaſchen hing und hier und dort mit ein wenig Sand beſtreute.

Dann ging er wieder hinauf in den Saal und kleiſterte ein Stück Tapete an die Wand, da wo dieſe durch Zufall etwas abgeſcheuert war. Nachdem er darauf noch eine halbe Stunde an ſeinen Kleidern gebürſtet und die von der Zeit abgeſchabten Stellen an den Ellenbogen und den Knien durch Tinte und Waſſer zu verbergen geſucht hatte, ging er wieder an den Tiſch und bereitete ſich auf eine noch viel ſeltſamere Arbeit vor. Er nahm nämlich einen ſeidenen Faden, eine Schuſterahle und ein Stück gelbes Wachs aus einer Schublade, legte ſeinen Stiefel auf den Schooß und fing an, wie ein geſchickter Schuhmacher den Riß an demſelben zuzunähen.

Dieſe Arbeit mußte traurige Gedanken in ihm erwecken, denn er lachte verächtlich, als ob er eine bittere Freude daran finde, ſich ſelbſt zu verſpotten. Auf ſeinem Antlitz offenbarte ſich bald darauf ein heftiger, inniger Streit: das Roth der Schaam wechſelte ab mit der Bläſſe der Angſt, bis er endlich wie erzürnt den ſeidenen Faden abſchnitt, den Stiefel auf den Tiſch warf, in die Höhe ſprang, die Hand nach den Bildniſſen ausſtreckte und mit unterdrückter Stimme rief:

„Ja, ſchaut mich an, Ihr, deren edles Blut durch meine Adern fließt! Du, Feldoberſt, der an Egmont's Seite bei St. Quentyn das Leben für das Vaterland opferte, — Du, Staatsmann, der Du nach der Schlacht von Pavia dem großen Kaiſer Karl ſo ausgezeichnete Dienſte leiſteteſt, — Du, Wohlthäter der Menſchheit, der ſo viele Gotteshäuſer beſchenkte, — Du, Prälat, der du als Prieſter und Gelehrter die Kirche deines Gottes ſo mannhaft vertheidigteſt! Seht mich an, nicht allein von dieſer lebloſen Leinwand — auch aus dem Schooße des Allmächtigen! Er, der hier ſeinen Stiefel näht und in nächtlicher Stille ſein Elend verdeckt, er iſt euer Sohn, der Sproſſe Eures Stammes. Wenn auch der Blick der Menſchen ihm Leid verurſacht, vor Euch zum mindeſten ſchämt er ſich ſeiner Erniedrigung nicht!... O meine Väter, Ihr habt mit Schwert und Wort geſtritten gegen die Feinde des Vaterlandes, ich kämpfe gegen Spott und unverdiente Schmach ohne Hoffnung auf Sieg und Ruhm, ich leide und meine Seele nutzt ſich ab, ohne daß die Welt mir etwas Anderes als Spott und Verachtung aufbewahrt! — Und dennoch hab' ich Euer Wappen nie befleckt, was ich that, iſt gut und tugendhaft in den Augen Gottes; die Quellen meines Unglücks ſind Edelmuth, Barmherzigkeit und Liebe. Ja, ja, richtet eure glänzenden Augen auf mich, ſeht mich an, wie ich in Armuth verſunken bin; aus der Tiefe meiner Erniedrigung will ich das Haupt ſtolz zu Euch emporheben und das Auge nicht niederſchlagen vor Eurem Blick. Hier in Eurer Gegenwart bin ich allein mit meiner Seele, mit meinem Gewiſſen, hier trifft keine Schmach denjenigen, der als Edelmann, als Bruder, als Chriſt und als Vater zum Märtyrer wird, weil er ſeine Pflicht gethan hat."

Herr van Vlierbeke ward von ſeinem Eifer fortgeriſſen, mit großen Schritten wandelte er vor der Mauer auf und ab und hob mit raſchen Geberden die Hand zu den Bildniſſen ſeiner Väter empor; es lag etwas Majeſtätiſches in ſeinem Weſen, mit aufgerichtetem Haupte erſchien er gebieteriſch, wie ein Herr; ſeine ſchwarzen Augen funkelten in der Dunkelheit, ſein ſchönes Antlitz ſtrahlte von Würde, ſein Ausdruck und ſein Benehmen waren männlich und wunderbar groß.

Plötzlich blieb er ſtehen, legte die Hand an die Stirn und murmelte mit traurigem Lächeln:

„Armer Wahnſinniger, deine Seele ſucht ſich Raum, ſie bricht die Bande der Erniedrigung — und träumt . . .“

Die Hände zuſammenſchlagend, ſagte er mit zum Himmel gerichtetem Blick:

„Ja, es iſt eine Täuſchung, aber dennoch danke ich dir, o gütiger Gott, daß du dieſen Brunnen von Muth und Geduld in meine Seele leiteteſt. — Genug, die Wirklichkeit ſteht wieder vor meinen Augen wie ein Gerippe, das mich angrinſt in der Finſterniß; jetzt aber bin ich ſtark, ich verlache dieſes widerliche Geſpenſt der Demüthigung.“

Er ſammelte ſich wieder, die Muthloſigkeit ſpannte ſeine Züge von Neuem ab, er ſenkte das Haupt und ſeufzte ängſtlich:

„Und Morgen? . . . . Morgen wird das Auge der Menſchen mißtrauiſch ſich auf dich richten: du wirſt zittern bei den verwunderten Blicken Derjenigen, welche das Räthſel deiner Handlungen zu löſen ſuchen, du wirſt mit vollen Zügen den Kelch der Schande leeren; doch lerne deine Rolle gut, berechne die Züge deines Geſichtes, ſpiele die feige Poſſe fort... und ſei eingedenk deines edlen Stammes, um auf der Folterbank aus allen Gefäßen deines Herzens zu bluten und hundertmal in einer Stunde zu ſterben ... Geh, deine nächtliche Arbeit iſt abgethan, geh und ſuche Ruhe, vergiß im Schlafe, was du biſt und was dir droht. Der Spott! Dort erwartet dich die Bühne der letzten Erniedrigung, dort kannſt du dich ſelbſt ſehen — ſehen, wie man dein väterliches Erbe verkauft, wie man verächtlich über deinen Fall lacht, wie du mit deinem Kinde aus deinem Vaterlande flieheſt, um in fernen Gegenden das Brod des Elendes zu ſuchen .. ſchlafen! das macht mich zittern .. der Schuldbrief .. der Schuldbrief ..“

Dieſes Wort wiederholte er mehrere Male mit ſteigender Angſt, während er alle auf dem Tiſche liegende Dinge bei Seite brachte.

Gleich darauf verſchwand er mit dem Lämpchen durch eine Thür, die wahrſcheinlich zu ſeinem Schlafgemach führte.

III.

Sobald am andern Tage die erſte Morgenröthe den Himmel färbte, war ſchon Alles auf dem Grinſelhofe in Thätigkeit, die Pächterin und ihre Magd ſcheuerten die Treppen und Gänge, der Pächter reinigte den Stall und ſein Sohn ſäuberte und hackte die Wege des Gartens; Lenora war ſo früh ſchon im Speiſeſaale, damit beſchäftigt, Staub abzuwiſchen und die Möbel und die anderen kleinen Gegenſtände kunſtgerecht zu ordnen.

Es war ein Leben und eine Bewegung, wie man ſie ſeit zehn Jahren auf dem Grinſelhofe nicht mehr geſehen hatte; es ſchien, als ob die Leute des Hofes ſich der Arbeit außerordentlich freuten; auf ihrem Antlitz glänzte eine Art von ſiegreichem Ausdruck, als ob ſie wähnten, mit der tödtlichen Einſamkeit, die hier ſo lange ungeſtört geherrſcht hatte, einen glücklichen Kampf zu führen.

Herr van Vlierbeke, obwohl innerlich mehr als die Anderen aufgeregt, wanderte mit ſcheinbarer Kälte auf und ab und ging von Einem zum Andern, Jeden durch einige liebreiche, ſanfte Worte ermunternd und Alles lenkend, ohne ſich eigentlich merken zu laſſen, daß er ſich viel um das, was vorgenommen wurde, bekümmere. Er ſchmeichelte lächelnd der Eigenliebe dieſer einfältigen Leute und machte ihnen mit freundlichem Scherz begreiflich, daß es auch eine Ehre für ſie ſei, wenn ſeine Gäſte ſich mit ſeinem Empfange zufrieden zeigten.

Noch nie hatten der Pächter und ſeine Frau Herrn van Vlierbeke ſo mittheilend und fröhlich geſehen, und da ſie ihn wirklich von Herzen ehrten und liebten, ſo waren ſie darüber auch nicht weniger erfreut, als ob auf dem Grinſelhofe Kirmſe geweſen wäre. Sie erkannten nicht, daß, da der arme Edelmann ſie nicht mit Geld bezahlen konnte, er ihnen ihre Arbeit mit Zuneigung und Freundlichkeit zu vergelten ſuchte.

Als das ſchwerſte Werk gethan war und die Sonne bereits höher am Himmel ſtand, rief Herr van Vlierbeke ſeine Tochter herunter und theilte ihr das Nähere über die zu kochenden Speiſen mit; ſie ſollte nur dann und wann nachſehen und der Pächterin ſagen, wie ſie die ihr unbekannten Gerichte zu bereiten habe.

Das Feuer wurde in den alten Oefen angezündet, das Holz flammte und krachte auf dem Heerde, die Kohlen glühten in den Pfannen und der Rauch rollte in ſpielenden Kreiſen über das Dach hin.

Der Korb ward ausgepackt, das gefüllte Huhn, die Fleiſchpaſteten und andere ausgeſuchte Speiſen herausgenommen; man brachte ganze Körbe mit Erbſen, Bohnen und anderem Gemüſe; die Frauen begannen dieſe zu putzen und zu bereiten.

Lenora ſelbſt nahm Antheil an dieſer Arbeit und plauderte fröhlich mit der Pächterin und mit der Magd: die letztere, welche nur ſehr ſelten, die Jungfrau in der Nähe geſehen hatte und nie lange in ihrer Gegenwart geblieben war, betrachtete ihre ſchönen jungfräulichen Züge, ihre ſchlanke Geſtalt und ihre feurigen Augen mit einer Art von Bewunderung und außerordentlicher Ehrerbietung, noch lebendiger drückten ſich dieſe Gefühle auf ihrem Antlitze aus, als aus dem Munde der träumenden Lenora einige Töne von einem bekannten Volksliede aufſtiegen.

Die Magd ſtand vom Stuhl auf, näherte ſich ſchüchtern ihrer Herrin und ſagte dieſer bittend und leiſe etwas in das Ohr, doch laut genug um von Lenora verſtanden zu werden:

„Ach Frau Pächterin bittet doch das Fräulein uns ein Stückchen von dem Liede zu ſingen, ich habe geſtern zugehorcht, es war ſo ſchön, daß ich dumme Lieſe wohl noch eine Viertelſtunde hinter den Haſelſträuchern ſtand und weinte.“

„Ach ja, bat die Pächterin Lenora, wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht Fräulein, ſo würden Sie uns ſehr dadurch erfreuen, Sie haben eine Stimme, wie eine Nachtigall und ich erinnere mich, Fräulein, daß meine Mutter — ſie iſt ſchon lange bei Gott — mich ſtets in den Schlaf zu wiegen pflegte mit dieſem Liedchen.“

„Es iſt ſo lang,“ antwortete Lenora lächelnd.

„Ach, wenn es auch nur einige Verſe wären,“ erwiederte jene, „heut' iſt einmal ſo ein fröhlicher Tag.“

„Nun denn,“ ſagte Lenora, „wenn es euch Vergnügen macht, warum ſollt ich es Euch da abſchlagen, ſo hört:

Am Rand von einem ſchnellen Fluß,
Ein traurig Mädchen ſaß,
Sie klagt' und weinte voll Verdruß
In's Gras, von Thränen naß.

Sie warf die Blümchen, die ſie ſah,
Fortwährend in den' Strom,
Sie rief ach lieber Vater, ach:
Ach, lieber Bruder, komm!

Ein Reicher, der dort wandelte
Hört' ihren lauten Schmerz,
Als er das Mädchen weinen ſah,
Brach ſein mitleidig Herz.

Er ſprach zu ihr: „Mein liebes Kind,
Was dich quält, ſage mir,
Sag' mir, warum du weinſt und klagſt
Kann ich, ſo helf ich dir.“

Sie ſeufzt' und ſah ihn troſtlos an,
Und ſprach: „O braver Mann,
Eine arme Waiſe, trefft Ihr an
Der Gott nur helfen kann.

Seht Ihr den grünen Hügel nicht,
Es iſt der Mutter Grab;
Seht Ihr den Rand des Flußes nicht,
Mein Vater ſtürzt' hinab.

Der wilde Strom bezwang ihn gleich,
Er kämpfte und verſank.
Mein Bruder ſprang alsbald ihm nach,
Allein, auch er ertrank.

Jetzt eil' zur Hütte ich hinaus,
Wo nichts als Jammer iſt" —
So ſchüttete ihr Herz ſie aus,
Das voller Kümmerniß.

Der Herr ſprach: „Klage nicht mein Kind,
Ich lindre deine Pein,
Ich will dein Bruder und dein Freund
Und auch dein Vater ſein."

Er hieß ſie liebreich ſeine Braut
Und nahm ſie bei der Hand,
Und ließ ſie bei dem Fluſſe noch
Anziehn ein reich Gewand.

Sie hat nun Speiſ' und leckern Trank
Und was ihr Freude macht,
Der reiche Mann verdient viel Dank,
Daß er ſo brav gedacht*).

Bei dem Beginne der letzten Strophe zeigte ſich Herr van Vlierbeke an der Schwelle der Küche, die Pächterin ſtand ehrerbietig auf und ſchien zu fürchten, daß er ſich über das Geſchehene erzürnen möchte, er gab jedoch ſeiner Tochter ein Zeichen fortzufahren. Als der Geſang zu Ende war ſagte er freundlich zur Pächterin:

---

*) Dieſes Volkslied, unter den Namen: die Waiſe bekannt, wird in den Kempen, viel geſungen. Die Melodie iſt traurig, doch ſüß und anmuthig und hat wie Willems (**Oude Vlaemsche Liederen** S. 223) bemerkt viel Aehnliches mit dem Lieblingsliede der Catalani. **Nel cor più, non mi sento**; es iſt eigentlich ein urſprunglich deutſches Gedicht.

„Ah, man iſt hier heiter, das freut mich wirklich, ich brauche einige Augenblicke Eurer Hilfe oben, liebe Frau.“

Von der Pächterin begleitet ging er die Treppe hinauf in den oberen Saal, wo die Tafel gedeckt war, der junge Bauer ſtand bereits dort in Livree, mit der Serviette auf dem Arm. Nachdem der Edelmann durch eine kurze Anrede, die Pächterin und ihren Sohn überzeugt hatte, daß, was er thue, nur darauf hinausgehe, damit ſie Ehre einlegten durch ihre Bedienung bei Tiſche, begann er eine wahre Komödie mit ihnen zu ſpielen und ließ Jedes ſeine Rolle mehrere Mal durchmachen. Vorzüglich ſah er bei dieſer Uebung auf den ſchnellen Wechſel von Löffeln und Tellern und wußte alle Fälle, welche er fürchtete, bei dieſem Unterrichte ſo gut und ſo künſtlich ſich wie von ſelbſt zutragen zu laſſen, daß er endlich zufrieden aufhören konnte, mit der Hoffnung es werde Alles gut und recht gehen.

So näherte ſich endlich die Stunde des Mittageſſens, Alles ſtand in der Küche bereit, Jeder war an ſeinem Platze, Lenora hatte ſich angekleidet und wartete mit klopfendem Herzen hinter den Gardinen eines Nebenzimmers. Ihr Vater ſaß mit einem Buche unter dem Katalpaſtrauch und ſchien zu leſen: ſo verbarg er ſeine ſteigende Angſt vor den Leuten des Hofes.

Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags fuhr ein prächtiger Wagen von ſchönen engliſchen Pferden gezogen in den Grinſelhof und hielt vor der ſteinernen Haustreppe.

Der Edelmann begrüßte ſeine Gäſte mit der ihm eigenthümlichen freundlichen Würde und ſagte einige heitere

Worte, während der Kaufmann ſeinem Kutſcher den Befehl gab, ihn präcis fünf Uhr mit dem Wagen abzuholen, weil er noch an demſelben Abende wegen unaufſchieblicher Geſchäfte nach der Stadt müſſe.

Herr Denecker war ein wohlbeleibter Mann, deſſen Kleidung, obwohl ſehr reich, abſichtlich ſchien vernachläſſiget zu ſein um ihm ein unabhängiges Aeußere zu geben: ſein Geſicht war übrigens nicht ſehr bedeutend, es verkündete eine gewiſſe Schlauheit, doch auch eine gewiſſe Herzensgüte, welche vielleicht nur zu ſehr durch Gleichgiltigkeit gemäßigt wurde.

Edler war das Weſen ſeines Neffen Guſtav, der mit einer ſchönen Geſtalt und einem ſtolzen männlichen Geſicht eine ausgeſuchte Erziehung verband und in Feinheit der Manieren und des Ausdruckes dem Edelmanne beinahe gleich kam. Sein blondes Haar und ſeine dunkelblauen Augen gaben ſeinem Geſichte etwas Poetiſches, während ſein feſter Blick und einige leichte Furchen auf ſeiner Stirn andeuteten, daß er reichlich mit Verſtand und Gefühl ausgeſtattet ſei.

Unter den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen führte Herr van Vlierbeke ſeine Gäſte in den unterſten Saal, wo ſeine Tochter ſich befand. Der Kaufmann begrüßte ſie mit freundlichem Lachen und rief mit wahrer Verwunderung:

„So ſchön und anmuthig zu ſein und im Grinſelhof verſteckt zu bleiben, ach Herr van Vlierbeke, das iſt nicht recht.“

Unterdeſſen ging Guſtav zu der ſchönen Jungfrau und murmelte einen unverſtändlichen Gruß. Beider Stirn bedeckte ſich mit Roth, ſie ſchlugen faſt bebend die Augen nieder; bis endlich der Jüngling ſich von dieſer Rührung ermannte und verſtändlich mit Lenora ſprach.

Der Kaufmann machte Herrn van Blierbeke auf die eigenthümliche Rührung der beiden jungen Leute aufmerkſam und fliſterte ihm in das Ohr:

„Sehen Sie, was ſich dort zuträgt, mein Neffe wird duſſlig im Kopf, das Fräulein ſticht ihm die Augen aus, ich weiß nicht wie weit die Neigung zwiſchen Beiden ſchon gediehen iſt, wenn Sie aber nicht gern ſehen, daß ſie wachſe und vielleicht unheilbar werde, ſo thun Sie bei Zeiten dazu, es möchte ſonſt bald zu ſpät ſein; denn ich ſage Ihnen, mein Neffe mit ſeinem ſtillen Geſicht iſt kein Junge, der vor einem Hinderniß ſtehen bleibt; ſehen Sie nur, da erzählen ſie ſich ſchon etwas: der Schreck iſt ſchon vorüber.“

Herr van Blierbeke fühlte ſich tief erſchüttert durch die Worte des Kaufmannes, weil ſie ſeine letzte Hoffnung auf Rettung ſtützten: doch ließ er ſich nichts merken und antwortete:

„Sie lachen Herr Denecker, es iſt ja nichts Böſes; ſie ſind beide jung: kein Wunder, daß ſich einige Neigung bei ihnen kund thut; es hat nichts zu ſagen.“

„Kommen Sie,“ ſagte er jetzt mit lauter Stimme, „die Speiſen ſind aufgetragen, zu Tiſche, zu Tiſche!“

Schüchtern bot Guſtav, Lenora ſeinen Arm, die ihn erröthend und zitternd annahm, Beide ſchienen verlegen und doch ſtrahlte himmliſche Freude aus ihren Augen, und ihre Herzen pochten von unſäglicher Freude.

Der Oheim drohte ſeinem Neffen ſcherzend mit dem Finger, als ob er ſagen wolle, „ich ſehe ſchon was hier vorgeht.“

Dieſer Wink machte den Jüngling noch mehr erröthen, obwohl ihm, die anſcheinende Zuſtimmung ſeines Oheims das Herz mit ſüßer Hoffnung füllte; obendrein hatte Leonora glücklicherweiſe nichts davon gemerkt.

Man ſetzte ſich zu Tiſche, der Edelmann nahm Herrn Denecker gegenüber, ſeinen Platz ein, neben Guſtav, welcher wiederum der Jungfrau gegenüber ſaß.

Die Pächterin trug die Speiſen auf, ihr Sohn in Livree bediente die Tafel. Die Gerichte waren ziemlich gut bereitet und der Kaufmann bewies mehr als ein Mal ſeine Zufriedenheit darüber; er wunderte ſich über die gute Waare und die Fülle der Speiſen, denn er hatte ein ſehr mageres Mittagsmahl erwartet, da Herr van Vlierbeke in der ganzen Umgegend, als ein habſüchtiger und höchſt ſparſamer Filz ausgeſchrieen war.

Das Geſpräch war unterdeß allgemein geworden und da Leonora oft, die eine oder die andere Frage des Kaufmanns zu beantworten hatte, ſo fühlte ſie ſich freier und ſetzte ihre beiden Gäſte in Erſtaunen, durch die Beweiſe von Bildung und ſcharfem Verſtande, welche ſie ihnen gab. Anders war es jedoch mit ihr, wenn ſie das Wort gerade an Guſtav richten mußte, dann ſchien ſie aller Verſtand zu verlaſſen und ſie wagte ihm nur mit niedergeſchlagenen Augen, eine abgebrochene und unbedeutende Antwort zu geben. Es ging dem Jünglinge nicht viel beſſer, und obwohl

Beide ſich im Herzen glücklich fühlten, ſchienen ſie ſich doch nicht ſehr zu amüſiren.

Herr van Vlierbeke leitet unterdeſſen das Geſpräch auf allerlei Gegenſtände, von denen er glaubte, daß ſie ſeinen Gäſten angenehm ſein könnten; mit unbegrenzter Nachgiebigkeit, hörte er dem Kaufmann zu und gab ihm Gelegenheit über Dinge zu ſprechen, die er als Kaufmann beſſer wiſſen mußte. Sein Gaſt durchſchaute dieſe Freundlichkeit und war ihm im Innern dankbar dafür. Der Kaufmann fühlte ſich durch ein wahres Gefühl der Freundſchaft zu Herrn Vlierbeke hingezogen und bemühte ſich, ihm in Höflichkeit und Artigkeit nicht nachzuſtehen.

So ging denn Alles gut: Jeder war mit den Anderen und mit ſich ſelbſt zufrieden; vor Allem freute es den Edelmann daß die Pächterin und ihr Sohn ihren Dienſt ſo gut verſtanden und die gebrauchten Löffel und Teller ſo raſch fortzunehmen und ſauber wiederzubringen wußten, daß es unmöglich geweſen wäre, zu bemerken, wie dieſelben nur unzureichend vorhanden ſeien.

Eine Bemerkung allein begann dem Edelmann tiefe Beſorgniß zu verurſachen. Er ſah mit Angſt, wie Herr Denecker während der Unterhaltung ein Glas Wein nach dem andern leerte. Der junge Herr trieb aus Freundlichkeit oder um eine Gelegenheit zu haben mit ihr zu reden, Lenora unaufhörlich an, doch auch ein Glas zu trinken und ſo geſchah es, daß ſchon bald nach dem Anfange des Mahls, die erſte Flaſche bereits, zwiſchen dem Weine durch, ihren Boden zeigte.

Herr van Blierbeke ſah mitunter verſtohlen nach der noch vorhandenen Flüſſigkeit und zitterte innerlich, ſo wie der Kaufmann ſein Glas austrank. Der Knecht mußte jetzt auf des Edelmannes Befehl die zweite Flaſche heraufholen und der Letztere ließ allmälig um den Durſt des Kaufmannes nicht zu ſteigern, das Geſpräch fallen, denn er hatte bemerkt daß dieſer nicht lange reden konnte, ohne nach dem Glaſe zu greifen. Er ſah ſich jedoch betrogen, denn jetzt brachte Herr Denecker das Geſpräch auf den Wein ſelbſt, begann das edle Naß himmelhoch zu preiſen und gab ſeine Verwunderung über die unbegreifliche Mäßigkeit des Edelmannes zu erkennen. Mittlerweile trank er noch mehr als zuvor und wurde, obwohl in geringerem Maaße dabei durch Guſtav unterſtützt.

Die Angſt des Edelmannes ſtieg mit jedem Zuge den der Kaufmann an ſeine Lippen brachte und obwohl es ihm ſehr verdrießlich war, ſo enthielt er ſich doch ſeinem Gaſte Beſcheid zu thun und zeigte ſich hierin wenigſtens unfreundlich, aus Furcht vor größerer Beſchämung.

Auch die zweite Flaſche war bald geleert, der Kaufmann ſagte leichthin zu Herrn van Blierbeke, der mit beklemmtem Herzen, wenn auch dem Scheine nach immer fröhlich und lachend, ſein Benehmen ängſtlich beobachtete:

„Ja, Herr van Blierbeke, der Wein iſt alt und einladend; das geſtehe ich, aber mit dem Trunke muß man wechſeln oder man verliert den Geſchmack. Ich muß glauben daß Sie einen guten Keller beſitzen, nach der erſten Probe zu urtheilen. Laſſen Sie doch eine Flaſche Château

Margaux bringen, und haben wir dann noch Zeit, ſo wollen wir unſere Zuſammenkunft mit einem Schlucke Hochheimer beſchließen. Champagner trinke ich nie; das iſt ein ſchlechter Wein für Kenner."

Bei den letzten Worten des Kaufmanns verbreitete ſich eine plötzliche Bläſſe über das Geſicht des Herrn van Vlierbeke, aber um die Erſchütterung ſeines Schreckens zu verbergen, rieb er ſich eine Weile die Stirn und die Augen, raſch und angeſtrengt nachdenkend wie er ſich aus dieſer Verlegenheit retten könne.

Als ſein Gaſt ſchwieg, enthüllte der Edelmann wieder ſein Geſicht; ein ruhiges Lächeln war Alles was man darauf wahrnehmen konnte.

„Château Margaux," ſagte er. — „Wie Sie befehlen Herr Denecker," und ſich zu dem Diener wendend, befahl er dieſem:

„Jan, eine Flaſche Château Margaux. Links, in der dritten Reihe."

Der Bauernjunge ſtarrte ſeinen Herrn an als ob man eine unbekannte Sprache mit ihm rede und murmelte einige unverſtändliche Worte:

„Entſchuldigen Sie" — ſagte der Edelmann aufſtehend — „er findet es nicht. — Einen Augenblick!"

Er ging die Treppe hinunter und trat in die Küche, wo er die dort bereit ſtehende Flaſche nahm und ſich damit in den Keller begab.

Hier ſich allein befindend, blieb er ſtehen und athmete tief, während er zu ſich ſelbſt ſagte:

„Chateau Margaux, Hochheimer, Champagner! Nichts im Hauſe als dieſe letzte Flaſche Bordeaux! Was ſoll ich thun? Zum Nachdenken iſt keine Zeit! Der Würfel iſt gefallen, möge Gott mir helfen!“

Nun ſtieg er wieder die Treppe hinauf, und erſchien lächelnd im Speiſeſaal mit dem Korkzieher in dem Stöpſel der einzigen Flaſche. Unterdeſſen hatte Lenora andere Gläſer bringen laſſen.

„Dieſer Wein iſt wohl zwanzig Jahr alt; ich hoffe er werde Ihnen gefallen,“ ſagte der Edelmann, indem er die Gläſer vollſchenkte und zitternd von der Seite, die Wirkung ſeines Thuns auf dem Antlitz des Kaufmanns nachſpürte.

Dieſer hatte kaum das Glas an den Mund geſetzt, als er es auch ſchon zurückzog und mit unzufriedner Miene ausrief:

„Hier hat ein Fehlgriff Statt gefunden; das iſt derſelbe Wein.“

Herr van Vlierbeke koſtete den Wein ebenfalls, jedoch mit dem Ausdruck des Zweifels und rief dann wie überraſcht:

„In der That, ich habe mich vergriffen. Nun iſt die Flaſche aber einmal angebrochen, nun wollen wir ſie erſt leeren. Wir haben ja Zeit genug.“

Wie Sie wollen,“ — entgegnete der Kaufmann — „unter der Bedingung daß Sie mir beſſer helfen. Wir wollen uns ein Wenig ſputen.“

Auf dieſe Weiſe verminderte ſich auch der Wein in der dritten Flaſche allmälig, ſo daß nur noch einige Gläſer übrig blieben.

Der Edelmann konnte ſeinen Schrecken nicht länger verbergen, er wandte ſein Geſicht zwar von der Flaſche ab, allein unwillkürlich kehrten ſeine Blicke immer wieder zu ihr zurück. In den Ohren gellte ihn bereits das ſchreckliche Wort Chateau Margaux, das ihn mit Schande bedecken mußte. Der kalte Schweiß brach ihm aus allen Poren, Die Farbe ſeines Angeſichts wechſelte mehreremale in demſelben Augenblick, doch waren ſeine Mittel noch nicht erſchöpft und er kämpfte, wie ein muthiger Soldat gegen die herannahende Erniedrigung. Indem er ſich Stirn und Wangen mit den Händen und dem Taſchentuch rieb, huſtete, ſich umwandte als ob er nieſen wollte und dergleichen mehr, entging er noch eine Weile der Aufmerkſamkeit ſeiner Gäſte bis Herr Denecker die Flaſche ergriff um ſich den letzten Wein einzuſchenken. Als er dieſes ſah überlief den Edelmann ein Schauer, tödtliche Bläſſe bedeckte ſein Geſicht und mit einem Seufzer ließ er den Kopf an die Stuhllehne ſinken.

War es eine geheuchelte Ohnmacht, oder benutzte der arme Edelmann nur ſeinen Schrecken um ſich aus ſeiner tödtlichen Verlegenheit zu helfen?

Alle ſprangen auf, Lenora ſtieß einen Schrei aus und eilte mit kummervollen Blicken zu ihrem Vater, dieſer verſuchte zu lächeln und ſagte, indem er ſich langſam erhob:

„Es iſt Nichts, die Luft erſtickt mich hier, laſſen Sie mich einen Augenblick in den Hof gehen, mir wird gleich wieder beſſer ſein.“

Bei dieſen Worten ging er aus der Thür und die ſteinerne Treppe hinab in den Garten; Lenora hatte ihn am Arm gefaßt und wollte ihn hinab führen, obwohl er deſſen eigentlich nicht bedürftig war. Denecker und ſein Neffe folgten ihnen, mit Beweiſen vieler Theilnahme.

Nachdem der Edelmann nur einige Augenblicke ſich auf eine Bank im Schatten eines rieſenhaften Kaſtanienbaums geſetzt hatte, war die Bläſſe von ſeinem Antlitz verſchwunden und mit kraftvollem und ruhigem Ton, ſagte er zu ſeinen Gäſten und ſeiner Tochter, daß ihm wieder ganz beſſer ſei, daß er ſie jedoch bitte, ihn noch ein wenig in der freien Luft zu laſſen, aus Furcht die Ohnmacht möge wiederkehren. Bald darauf ſtand er auf und drückte den Wunſch aus, ſpazieren zu gehen.

„Das iſt mir ſehr recht,“ ſagte der Kaufmann, „denn um fünf Uhr kömmt meine Kutſche und ich muß mit meinem Neffen in die Stadt fahren, ſonſt wäre ich am Ende wieder fort ohne Ihre Beſitzung zu ſehen. Laſſen ſie uns ein Bischen umhergehen, dann trinken wir vor dem Schloſſe noch eine gute Flaſche Wein auf unſere Freundſchaft.“ Bei dieſen Worten bot er Lenora den Arm, welche ihn freimüthig annahm. Obwohl Herr Denecker ſeinen Neffen dabei neckend anſah, war der junge Mann doch durchaus nicht mißvergnügt darüber, daß ſein Oheim zu der Jungfrau ſo große Zuneigung zeigte.

Der Spaziergang begann, man ſprach über den Landbau, über die Kultur der Haide, über die Jagd und allerlei andre Dinge. Lenora, welche jetzt in der freien Luft, am Arm des Kaufmanns, ihre ganze Freiheit wieder erhalten hatte, legte ſich keinen Zwang mehr an. Ihre natürliche Heiterkeit offenbarte ſich jetzt mit dem hellen Glanze jungfräulicher Unſchuld. Wie ein ſpielendes Reh, wollte ſie den Kaufmann zum Laufen zwingen und hüpfte neben ihm her unter allerlei Aeußerungen der Lebensluſt und Freude. Herr Denecker freute ſich außerordentlich an der Luſtigkeit der Jungfrau und ließ ſich faſt überreden mit ihr zu tanzen und zu ſpielen; er konnte das bezaubernde Antlitz Lenora's, welches jetzt ein Gefühl von Glück erleuchtete nicht genug betrachten, und ſagte zu ſich ſelbſt, während ein Lächeln auf ſeinen Lippen ſchwebte, daß ſein Neffe keinen ſchlechten Geſchmack habe.

Während jedoch der Edelmann geſchäftig war, ſeinem Gaſte etwas zu erklären und ihm einen Entwurf in den Sand zeichnete, waren Lenora und Guſtav weiter gegangen und ſchienen ſehr ernſthaft mit einander zu ſprechen.

Als der Vater und deſſen Begleiter ihren Spaziergang wieder fortſetzten, waren die jungen Leute wohl fünfzig Schritte voraus und — mochte es nun abſichtlich geſchehen, oder mochte es der Zufall ſo fügen — dieſe Entfernung blieb fortwährend zwiſchen beiden Paaren.

Die Jungfrau zeigte Guſtav ihre Blumen, ihre Goldfiſche und Alles was ſie in ihrer Einſamkeit liebte und pflegte: er hörte kaum auf ihre ſüßen und kindlichen Worte, denn was ſie ſagte verſchwand vor ſeinen Ohren, wie himmliſcher Geſang, der ihn entzückte und ſeine Seele in Träume von unbeſchreiblicher Seligkeit verſetzte.

Seinerſeits gab ſich dagegen Herr van Vlierbeke undenkliche Mühe, ſeinen Gaſt zu erheitern und ihn zu hindern, wieder zur Tafel zurückzukehren, er rief alle Schätze ſeines gründlichen Wiſſens zu Hilfe, erzählte ihm merkwürdige Geſchichten und ſuchte die innerſten Falten in der Bruſt des Kaufmanns zu erſpähen, um ihm zu gefallen, ja ſelbſt, als er das Geſpräch ſtocken ſah, fing er an Poſſen mitzutheilen und ſagte und that Dinge, welche wohl anſtändig waren, aber doch nicht eigentlich zu ſeinem edlen und ernſten Gemüthe paßten.

Schon nahte ſich der Augenblick, den Herr Denecker zu ſeinem Wegfahren beſtimmt hatte. Der Edelmann dankte Gott aus Herzens Grunde, daß er ihm geſtattet ſich in dieſer Qual helfen zu können, da rief der Kaufmann plötzlich ſeinem Neffen zu:

„Nun Guſtav, wir gehen hinein, willſt du den Abſchiedswein mit uns trinken, ſo ſpute dich, es iſt ſchon fünf Uhr.“

Wieder erblaßte Herr van Vlierbeke, ſichtlich erſchreckt ſah er den Kaufmann an, welcher die Wirkung ſeiner Worte auf ihn nicht begreifen konnte und diesmal ſeine Verwunderung nicht verhehlte.

„Fühlen Sie ſich nicht wohl,“ fragte er.

„Ich bekomme einen Magenkrampf ſchon bei dem bloßen Worte Wein,“ — ſtammelte Herr van Vlierbeke, — „es iſt ein eigenthümliches Nervenleiden. . .“

Plötzlich nahm ſein Antlitz wieder einen hellern Ausdruck an, während er mit dem Finger nach dem Thor zeigte und ſagte:

„Da höre ich Ihren Wagen auf dem Damme, Herr Denecker.“

Wirklich fuhr auch die Kutſche in dem Grinſelhof.

Der Kaufmann ſprach nicht mehr vom Wein, ihm kam es ſeltſam vor, daß man ſich über ſein Wegfahren zu freuen ſchien und ohne Zweifel würde ihn dieſe Vermuthung verdrießlich gemacht haben, wenn nicht auf der andren Seite, das äußerſt freundliche Benehmen und der gaſtfreie Empfang des Edelmannes ihn vom Gegentheil überzeugt hätten. Er glaubte das unhöfliche Benehmen ſeiner Unpäßlichkeit zuſchreiben zu müſſen, die er vielleicht aus Artigkeit geſucht habe zu bekämpfen und zu verbergen. — Herr Denecker ſagte daher liebevoll, indem er dem Edelmann die Hand drückte:

„Herr van Vlierbeke, ich habe einen höchſt angenehmen Nachmittag bei Ihnen verlebt, in Ihrer Geſellſchaft und der des lieben Fräuleins befindet man ſich wirklich wahrhaft glücklich, ich bin hocherfreut Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben und ich hoffe, daß ein nähres Verhältniß mir Ihre Freundſchaft erwerben wird, mittlerweile, laſſen Sie mich aus Grund meines Herzens danken für Ihre gütige und freundliche Aufnahme.“

Guſtav und Lenora hatten ſich genähert, der Edelmann ſagte einige Worte der Entſchuldigung.

„Und mein Neffe, — fuhr der Kaufmann fort — iſt gewiß meiner Meinung, daß er nicht viele ſo angenehme Stunden in ſeinem Leben genoſſen hat, wie dieſe wenigen, die wir heute auf dem Grinſelhofe zubrachten, Sie werden mir gleichfalls doch die Ehre anthun, Herr van Vlierbeke mit dem liebenswürdigen Fräulein bei mir zu ſpeiſen, doch muß ich um Verzeihung und mir einigen Aufſchub erbitten. Ich reiſe übermorgen nach Frankfurt zu Geſchäften und bleibe vielleicht einige Monate abweſend, macht Ihnen mein Neffe unterdeſſen ſeinen Beſuch, ſo hoffe ich er wird Ihnen ſtets willkommen ſein.“

Der Edelmann wiederholte ſeine freundſchaftlichen Aeußerungen, Lenora ſchwieg, obwohl Guſtav ihr in die Augen blickte und auch ſie um Erlaubniß zu bitten ſchien.

Der Oheim nahm ſeine Richtung nach dem Wagen zu.

„Und der Abſchiedstrunk,“ — fragte Guſtav verwundernd, — „ach laſſen Sie uns noch ein Bischen hinein gehen.“

„Nein, nein,“ fiel ihm Herr Denecker in die Rede, „wollte man Dir folgen, ſo würden wir heute wahrſcheinlich gar nicht fortkommen, aber es iſt hohe Zeit zu gehen, alſo Nichts mehr darüber, ein Kaufmann muß ſein Wort halten, und Du weißt ſelbſt, was wir verſprochen haben.“

Guſtav und Lenora wechſelten einen langen Blick mit einander, in welchem man deutlich die Trauer über den Abſchied und die Hoffnung auf baldiges Wiederſehen, leſen konnte. Der Edelmann und Herr Denecker drückten ſich die Hand mit aufrichtiger Neigung, dann ſtiegen die beiden Gäſte in den Wagen.

Freundlich lachend, und mit den Händen grüßend, ſo weit man einander noch ſehen konnte, verließen die Fremden den Grinſelhof.

IV.

Am zweiten Tage nach ſeines Oheims Abreiſe ſtellte ſich Guſtav auf dem Grinſelhof ein, Vater und Tochter empfingen ihn mit derſelben Freundlichkeit, und er brachte den größten Theil des Nachmittags in ihrer Geſellſchaft zu, worauf er bei Anbruch des Abends, das Herz voll heißer Erinnerung, nach dem Schloſſe am Echelvoel zurückkehrte.

Zuerſt wagte er nicht, ſich zu oft auf dem Grinſelhof einzuſtellen: ſei es aus Schicklichkeitsgefühl, ſei es weil er fürchtete dem Edelmann läſtig zu werden; in der zweiten Woche aber, hatte die herzliche Aufnahme des Herrn van Vlierbeke dieſe Beſorgniß in ſeiner Seele beſeitigt.

Der Jüngling wiederſtand nicht länger der Sehnſucht, die ihn zu Lenora hinzog und ließ jetzt keinen Tag vorübergehen, ohne den Nachmittag auf dem Grinſelhof zuzubringen, dort ſchwanden ihm die vorübereilenden Stunden in ſtiller Seligkeit. Er luſtwandelte mit Lenora und ihrem Vater in den ſchattigen Laubgängen, — wohnte dem Unterrichte bei, den der Edelmann ſeiner Tochter in vielen Wiſſenſchaften und Künſten gab, — horchte entzückt auf die ſchöne Stimme der Jungfrau, wenn ſie zuweilen ihre Lieder ſang, — führte mit Beiden ein belehrendes Geſpräch — oder ſaß träumend unter dem Katalpaſtrauch und dachte an eine glückliche Zukunft, während er das junge Mädchen mit liebevollen Blicken betrachtete, das in Folge der hoffnungsreichen Bitten, die er beſtändig zu Gott empor ſandte, dereinſt ſeine Gattin werden ſollte.

Hatte das edle und bezaubernde Antlitz Lenora's ſchon den Jüngling gewonnen, als er ſie zum erſten Male auf dem Kirchhofe erblickte, ſo war jetzt, da er nun auch die Schönheit ihrer Seele kannte, ſein Gefühl für ſie ſo innig und ſo unbegrenzt geworden, daß die ganze Welt ihm farblos und todt erſchien, ſobald die Geliebte nicht zugegen war, um dadurch allein in ſeinen Blicken Alles mit Licht und Leben zu überſtrahlen.

Für ihn konnte ein Engel, aus der reinſten religiöſeſten Poeſie entnommen, nicht ſchöner ſein als ſeine jungfräuliche Freundin. Und in der That, während ſie geſchmückt war mit aller körperlicher Schönheit, die der Schöpfer dem erſten Weibe verliehen haben muß, klopfte in ihrer Bruſt ein Herz, deſſen Spiegelreinheit noch nicht der leiſeſte Anhauch der Welt getrübt hatte und aus dem, bei der geringſten Rührung, das innigſte Gefühl wie ein klarer Quell entſprang.

Noch nie hatte ſich Guſtav ganz allein mit Lenora befunden, da die Jungfrau in ſeiner Anweſenheit niemals das Gemach verließ, wo ſie gewöhnlich mit ihrem Vater verweilte, wenn nicht dieſer ſelbſt den Wunſch ausſprach etwas im Freien zu luſtwandeln; nie jedoch war in dem Jüngling der Wunſch entſtanden ſeine Neigung vor Herrn van Vlierbeke zu verbergen oder der Jungfrau zu ſagen wie ſehr ihr Bild ſein Herz beherrſchte. Hier wäre es es nutzlos geweſen mit Worten zu erklären, was in jedem Gemüthe vorging. Liebe, Freundſchaft, Ehrerbietung ſtrahlten unverſchleiert und frei aus den Augen Aller; drei Seelen lebten hier in derſelben Empfindung, umſchloſſen von demſelben Bande, verſchmolzen in demſelben Gefühl von Zuneigung und Hoffnung.

Obwohl Guſtav dem Vater Lenora's tiefe Ehrfurcht zollte und ihn wahrhaft wie ein zärtlicher Sohn liebte, ſo gab es doch etwas, das mitunter ſeiner Hochſchätzung deſſelben Abbruch zu thun drohte. Was er außerhalb des Grinſelhofes von dem unbegreiflichen Geize des Herrn van Vlierbeke hatte ſagen hören war ihm zur gewiſſen Wahrheit geworden. Nie hatte ihm der Edelmann ein Glas Wein oder Bier angeboten, oder ihn eingeladen mit ihm zu Abend zu eſſen, ſondern Guſtav dagegen ſehr oft mit Betrübniß bemerkt, welche Mühe man ſich gebe dieſe beiſpielloſe Knickerigkeit vor ihm zu verbergen.

Habſucht iſt eine Leidenſchaft, welche Abſcheu und Verachtung einflößen muß, weil man inſtinktmäßig begreift, daß dieſe Untugend bei ihrem Entſtehen im menſchlichen Herzen allen Edelmuth zerſtört und ihn mit eiſig kalter Selbſtſucht füllt. Auch hatte Guſtav lange mit ſeinem Gefühl zu kämpfen, um ſeine Aufmerkſamkeit von dieſem Fehler des Herrn van Vlierbeke abzuwenden und ſich zu überzeugen, daß es eine Grille ſeines Geiſtes ſei, eine bloße Verirrung ſeines Verſtandes durch die er Nichts von dem angebornen Adel ſeines Gemüthes eingebüßt hatte.

Hätte der Jüngling nur die Wahrheit gewußt! Hätte er nur einen tieferen Blick in das Herz des Edelmannes thun können, dann würde er geſehen haben, daß hinter jedem Lächeln auf dem Angeſichte deſſelben ein Schmerz verborgen lag, daß jeder Schauer der denſelben plötzlich überfiel, ein Ausdruck der Angſt ſeiner Seele war, die ſich zu verrathen fürchtete. Er wußte es nicht, der Glückliche, der ſich an Lenora's Augen ſonnte und aus dem goldenen Kelche der Liebe ſchlürfte, daß das Leben des Edelmannes ein ewiges Leiden war, daß dieſer Tag und Nacht von einer gräßlichen Zukunft träumte und mit dem Angſtſchweiß auf der Stirn die forteilenden Stunden zählte, als ob jede Minute ihn einem gefürchteten, unabweisbaren Unglücke näher führe .... und in der That, hatte der Notar nicht zu ihm geſagt: „Noch vier Monate! Noch vier Monate und der Schuldbrief iſt verfallen! dann werden Jhre Güter gerichtlich verſteigert!“

Von dieſen vier verhängnißvollen Monaten waren ſchon zwei verſtrichen.

Schien auch der Edelmann die Liebe des Jünglings zu ermuthigen, ſo geſchah es doch nicht allein aus Freundſchaft zu dieſem. Nein, nein, das Drama ſeiner Leiden mußte ſich innerhalb einer beſtimmten Zeit abſpielen! — Geſchah das nicht, ſo drohte ihm und ſeinem Kinde die offenbare Schande, der ſittliche Tod. Dann entſchied das Schickſal unwiderruflich, ob er aus dieſem zehnjährigen Streite gegen das Elend als Sieger hervorgehen oder beſiegt in den Abgrund öffentlicher Verachtung hinabſinken ſollte.

Deshalb verbarg er ſeine Armuth noch hartnäckiger und obwohl er wie ein Schutzengel über die beiden jungen Leute wachte, that er doch Nichts um die raſche Entwickelung der Liebe in ihren Herzen zu hemmen.

Als der Zeitpunkt der Rückkehr des Herrn Denecker nahete, ſchienen die beiden Monate ſeiner Abweſenheit für Guſtav wie ein Traum verflogen zu ſein. Obwohl er ſich für überzeugt hielt, daß ſein Oheim nichts gegen ſeine Liebe einwenden würde, ſo ſah er doch voraus, daß er ihm nicht geſtattete, ſo viele Zeit drauf zu verwenden. Der Gedanke, vielleicht Wochen lang von Lenora entfernt zu ſein, ließ ihn ängſtlich und betrübt der Heimkehr des Oheims entgegenſehen.

Einſt ſprach er gegen Lenora, mit tiefem Schmerz ſeine Befürchtung aus und ſchilderte den Schmerz, der ihn, fern von ihr erfüllen würde. Zum erſten Mal ſah er Thränen aus ihren Augen fließen. Dieſer Beweis der Neigung rührte ihn ſo tief, daß er ſtillſchweigend ihre Hand ergriff und lange ſtumm neben ihr ſitzen blieb. Mittlerweile ſuchte Herr van Vlierbeke ihn zu tröſten, ſeine Worte ſchienen jedoch das gewünſchte Ziel nicht zu erreichen. Nach langer Trauer ſtand Guſtav von dem Stuhl auf und nahm Abſchied von Lenora, obwohl die gewöhnliche Stunde ſeines Weggehens noch nicht gekommen war. Die Jungfrau las auf ſeinem Antlitz, daß eine Aenderung in ſeinem Gemüthe ſtattgefunden habe und ſeine Züge von Muth und Freude erleuchtet würden. Sie ſuchte ihn zurück zu halten, um den Grund von ſeiner anſcheinenden Heiterkeit zu erfahren, aber er wies ihren Verſuch mit Freundlichkeit ab und ſagte ihr nur, daß ſie am folgenden Tage wahrſcheinlich ſein Geheimniß kennen würde. Dann verließ er den Grinſelhof mit eiligen Schritten, als ob ihn ein heranſtürmender Gedanke forttreibe.

Herr van Vlierbeke war der Meinung, in des Jünglings Augen geleſen zu haben, was in ſeinem Herzen vergangen war; einige ſchöne Träume verſüßten während der Nacht den Schlaf des Edelmannes. Am anderen Tage, als die Stunde nahte, wo Guſtav zu kommen pflegte, klopfte das Herz des Vaters voll Erwartung.

Gleich darauf ſah er Guſtav durch das Thor und auf ſeine Wohnung zugehen.

Die Kleidung des Jünglings war nicht wie gewöhnlich aus leichten Stoffen zuſammengeſetzt, ſondern er hatte ſich faſt ganz in Schwarz gekleidet, wie damals, wo er zum erſten Male den Grinſelhof beſuchte.

Ein heitres Lächeln umſpielte die Züge des Edelmanns, als er ihm entgegen ging, denn die gewählte Kleidung Guſtavs beſtätigte ſeine Hoffnung und ſagte ihm, daß eine feierliche Bewerbung beabſichtigt werde.

Guſtav drückte das Verlangen aus, einige Augenblicke mit ihm allein zu ſein. Herr van Vlierbeke führte ihn in ein Nebenzimmer, bot ihm einen Stuhl an, ſetzte ſich zu ihm und ſagte, mit anſcheinender Ruhe, aber ſehr freundlichem Ton.

„Ich höre, mein junger Freund.“

Guſtav ſchwieg eine Weile, als wollte er ſeine Gedanken ſammeln, dann ſagte er, obwohl mit Angſt, doch nicht ohne Feſtigkeit:

„Herr van Vlierbeke, ich erlaube mir einen ſehr wichtigen Schritt bei Ihnen zu wagen. Ihre unendliche Güte allein giebt mir den nöthigen Muth dazu und ich hoffe, wie auch die Antwort auf meine Bitte ausfallen möge, daß Sie auf jeden Fall meine Kühnheit entſchuldigen werden. Es wird Ihnen nicht entgangen ſein, mein Herr, daß bereits ſeit dem erſten Tage, wo ich das Glück hatte Lenora zu ſehen, mein ganzes Herz erfüllt wurde von einer unbezwinglichen Neigung zu ihr, die mir als ein Engel erſchien und ſtets ſo geblieben iſt. Ich hätte vielleicht, ehe ich dieſem Gefühl unbegrenzte Herrſchaft über mich einräumte, Sie um Ihre Zuſtimmung bitten ſollen, aber ich glaubte aus Ihrer zuvorkommenden Freundlichkeit gegen mich zu erſehen, daß Sie in meinem Herzen geleſen hätten..!“

Der Jüngling ſchwieg, in der Hoffnung einige ermunternde Worte aus dem Munde des Edelmanns zu vernehmen. Dieſer betrachtete ihn jedoch mit einem ſtillen Lächeln, in welchem nicht deutlich zu erkennen war, wie ihm die Eröffnungen des Jünglings gefielen. Ein Zeichen mit der Hand, als wollte er ſagen, fahren Sie fort, war ſeine einzige Bewegung.

Guſtav fühlte, daß er ſeine Zuverſicht gänzlich verlor, jedoch gleich darauf ſeine Furcht bezwingend, faßte er Muth und ſagte mit Eifer:

„Ja ich habe Lenora geliebt ſeit dem erſten Male, wo ſie Ihre Augen auf mich richtete; ſenkte ſie damals einen Funken der Liebe in meinen Buſen, ſo iſt dieſer ſeitdem zu einer Flamme geworden, welche mich verzehren würde, wenn man ſie zu erſticken ſuchte. Sie glauben mein Herr, daß ihre

Schönheit, allein der Grund meiner Liebe ſei? Gewiß iſt dieſer Grund hinreichend, um auch den Fühlloſen zu beſtimmen. Aber ich habe in dem Herzen dieſes Engels einen weit größeren Schatz entdeckt: ihre Tugend, die unbefleckte Reinheit ihres Gemüthes, ihr ſanftes und doch ſo edelmüthiges Gefühl, lauter Gaben, welche Gott ihr ſo reichlich geſchenkt hat — dieſe ſind es, die mich von der Liebe zur Bewunderung, von der Bewunderung zur Anbetung geführt haben. Ach, warum denn es Ihnen länger verbergen? — Nein, ohne Lenora kann ich nicht mehr leben, der Gedanke allein, von ihr getrennt zu werden, füllt mich mit Trauer und macht mich zittern: ich muß ſie ſehen, täglich, ſtündlich ihre Stimme hören, Seligkeit aus ihren Blicken ſaugen. Ich weiß nicht Herr van Vlierbeke, was Sie entſcheiden werden, aber fällt Ihre Entſcheidung nicht günſtig aus, ſo wird, glauben Sie mir, mein Herz dadurch auf immer zerſchmettert. Würde Ihr Ausſpruch mich von meiner geliebten, von meiner ſüßen Lenora trennen, ſo wäre das ein Schlag, der mich tödtlich verletzen und mir das Leben verhaßt machen würde.“

Mit tiefer Rührung und großer Kraft hatte Guſtav dieſe Worte ausgeſprochen. Herr van Vlierbeke ergriff theilnehmend ſeine Hand und ſagte mit freundlichem Ton:

„Aengſtigen Sie ſich nicht zu ſehr, mein junger Freund, ich weiß, daß Sie Lenora lieben, ſo wie, daß ſie Ihre Neigung erwiedert, aber was wünſchen Sie von mir?“

Mit niedergeſchlagenem Blicke antwortete der Jüngling:

„Wenn ich an Ihrer Einwilligung nach allen Beweiſen noch zweifle, ſo veranlaßt mich dazu ein Grund, der mich fürchten macht, daß Sie mich nicht für würdig halten das Glück zu genießen, um welches ich flehe. Ich habe keinen Stammbaum, der ſeine Wurzeln tief in die Vergangenheit ſchlägt, die Thaten meiner Väter glänzen nicht in der Geſchichte unſres Landes, das Blut, das durch meinen Adern fließt iſt bürgerliches Blut."

„Glauben Sie denn, Guſtav," ſagte Herr van Vlierbeke, „daß ich das nicht wußte, ehe Sie zu mir kamen. Ihr Herz iſt edel und großmüthig, ſonſt würde ich Sie ja nicht lieben, wie meinen eigenen Sohn."

„Alſo," rief Guſtav mit froher Hoffnung „alſo werden Sie mir Lenora's Hand nicht verweigern, wenn mein Oheim gleichfalls ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung giebt."

„Nein," ſagte der Edelmann, „ich würde ſie nicht verweigern; ich würde Ihnen im Gegentheil mit größter Freude das Glück meines Kindes anvertrauen, allein es beſteht ein Hinderniß, das Ihnen unbekannt iſt."

„Ein Hinderniß," ſeufzte der Jüngling erblaſſend, „ein Hinderniß zwiſchen mir und Lenora."

„Bezwingen Sie das Gefühl der Liebe auf einen Augenblick," entgegnete van Vlierbeke, „und hören Sie ohne vorgefaßte Meinung auf die Erklärung, die ich Ihnen jetzt gebe. Sie glauben Guſtav, daß der Grinſelhof und die Güter, die dazu gehören, mein Eigenthum ſeien, Sie täuſchen ſich, wir beſitzen Nichts, wir ſind ärmer, als der Pächter, der am Thor im Hofe wohnt."

Der Jüngling ſah ihn eine Weile verwundernd und zweifelnd an; gleich darauf zeigte ſich jedoch ein Lächeln des

Unglaubens auf ſeinem Antlitz, das den Edelmann erröthen und zittern machte. Dieſer ſagte mit trübem Nachdruck:

„Ach, ich leſe in Ihren Augen, daß Sie meinen Worten kein Vertrauen ſchenken. Für Sie bin ich ein Habſüchtiger, ein Menſch, der ſein Gold verbirgt, der ſich und ſeinem eigenen Kinde Mangel auferlegt, um Schätze zu ſammeln und Alles ſeinem gemeinen Geize opfert; ein ſelbſtſüchtiges Geſchöpf, das man fürchtet oder verachtet.“

„O, verzeihen Sie mir,“ rief Guſtav ängſtlich, „meine Hochachtung für Sie iſt unbegrenzt.“

„Erſchrecken Sie nicht über meine Worte,“ fiel ihm der Edelmann mit ruhigeren Worten in die Rede, „ich beſchuldige Sie nicht Guſtav, Ihr Lächeln beweiſt mir nur, daß es mir auch bei Ihnen glückte, hinter dem Mantel des abſcheulichſten Geizes meine Armuth zu verbergen. Für den Augenblick iſt es nutzlos Ihnen darüber nähern Aufſchluß zu geben, was ich Ihnen ſage iſt Wahrheit, ich beſitze Nichts, gar Nichts. Kehren Sie zurück nach Ihrem Hofe ohne Lenora zu ſehen, überlegen Sie reiflich und mit vollkommner Seelenruhe, ob keine Gründe vorhanden ſind, welche Sie veranlaſſen könnten Ihren Entſchluß zu ändern, laſſen Sie eine Nacht darüber hingehen und wenn Ihnen die arme Lenora morgen früh ebenſo theuer iſt, wenn Sie dann noch glauben, daß Sie noch eben ſo glücklich ſein und ſie glücklich machen können, dann bitten Sie Ihren Oheim um ſeine Einwilligung. Hier iſt meine Hand, möchten Sie ſie dereinſt als eine Vaterhand drücken, mein innigſter Wunſch würde dadurch erfüllt.“

Der feierliche und ruhige Ton dieſer Worte überzeugte den Jüngling, daß man ihm die Wahrheit ſagte, wie ſehr auch dieſe unerwartete Mittheilung ihn überraſcht hatte. Ebenſo ſchnell zeigte ſich jedoch auf ſeinem Geſicht der Ausdruck freudiger Begeiſterung.

„Ob ich die arme Lenora lieben würde," rief er aus, „o Gott, ſie zur Gattin zu bekommen, mit ihr durch das Band ewiger Liebe vereinigt zu werden, an ihrer Seite zu leben und unaufhörlich aus ihrem ſüßen Blicke Seligkeit zu ſchöpfen! Wiſſen, daß ich ſie ſchützen kann, daß meine Arbeit ſie glücklich macht. Ob Palaſt oder Hütte, Reichthum oder Armuth, Alles iſt mir gleichgiltig, wenn nur ihre Gegenwart den Ort beſeelt, wo ich mich befinde. Die Nacht kann mir keinen Rath bringen, Herr van Vlierbeke; erhalte ich Leonora's Hand von Ihrem Edelmuthe, ſo werde ich Ihnen knieend danken für das unſchätzbare Geſchenk, das Sie mir machen."

„Ich glaube es," antwortete der Edelmann, „dieſe innige Leidenſchaft, dieſes feſte Gefühl, ſind bei Ihrer Jugend und Ihrem feurigem Geiſte natürlich; — aber Ihr Oheim."

„Mein Oheim?" murmelte Guſtav, ſichtlich bekümmert, „es iſt wahr, ich bedarf ſeiner Einwilligung, was ich auf der Welt beſitze oder beſitzen werde, hängt von ſeiner Neigung zu mir ab. Ich bin eine elternloſe Waiſe, der Sohn ſeines Bruders, er hat mich als ſein Kind angenommen und mit Wohlthaten überſchüttet, er hat daher aber auch das Recht über mein Schickſal zu verfügen, ich muß ihm gehorchen."

„Und wird er, der Kaufmann iſt, und das Geld wahrſcheinlich ſehr hoch ſchätzt, weil er gelernt hat, was man damit anfangen kann — auch ſagen: Arm oder reich, Palaſt oder Hütte, das iſt gleichgiltig."

„Ach, ich weiß nicht Herr van Vlierbeke," ſeufzte Guſtav betrübt, „aber er iſt doch ſo gut gegen mich, ſo äußerſt gut, daß ich Urſache habe auf ſeine Einwilligung zu hoffen. Morgen iſt der Tag ſeiner Rückkehr, ſchon bei dem Willkommenkuße werde ich mit ihm von meinem Vorhaben reden und ihm ſagen, daß meine Ruhe, mein Glück und mein Leben von ſeiner Zuſtimmung abhingen. Er achtet und liebt Lenore außerordentlich und ſchien mich ſelbſt zu ermuthigen mich um ihre Hand zu bewerben, wohl wird ihn Ihre Erklärung ſehr in Verwunderung ſetzen, aber meine Bitten ſollen ihn erweichen, das glauben Sie mir."

Der Edelmann ſtand auf um dem Geſpräch ein Ende zu machen und ſagte:

„Nun denn, ſo bitten Sie Ihren Oheim um ſeine Einwilligung und verwirklicht ſich Ihre Hoffnung, ſo erſuchen Sie ihn ſich zu mir zu bemühen um das Nähere zu beſprechen. Was auch der Erfolg ſein möge Guſtav, Sie haben ſich als ein wackerer und redlicher Jüngling gegen uns benommen. Meine Achtung und Freundſchaft bleiben Ihnen Gewiß. Gehen Sie; verlaſſen Sie den Grinſelhof ohne dieſes Mal Lenora zu ſehen; ſie kann nicht ehr wieder vor Ihnen erſcheinen, bis die Sache entſchieden iſt; ich werde ihr ſagen, was ſie davon wiſſen ſoll."

Halb vergnügt und halb traurig, Freude und Angſt im Herzen, nahm Guſtav Abſchied von Lenora's Vater.

V.

Am folgenden Nachmittage ſaß Herr van Vlierbeke, das Haupt in die Hand geſtützt, neben dem Tiſche im oberen Saale ſeiner Wohnung; er mußte in tieſes Nachdenken verſunken ſein, denn ſein Blick irrte unſtet durch den Raum, während ſich bald Hoffnung oder Zufriedenheit, bald Betrübniß oder Angſt in ſeinen Zügen offenbarten.

Lenora erſchien mitunter im Zimmer, blieb einen Augenblick unruhig ſtehen, ging von einer Seite nach der anderen, ſah durch das Fenſter auf den Garten und eilte dann wieder die Treppe hinunter. Es war nicht zu verkennen, daß ſie mit heftiger Ungeduld auf etwas wartete; ihr Antlitz zeigte jedoch unverhüllte Heiterkeit, welche vermuthen ließ, daß ihr Herz von ſüßer Hoffnung überſtrömte.

Hätte ſie ſehen können, welche Angſt zu Zeiten ihren Vater bei ſeinen Betrachtungen überfiel, ſo würde ſie vielleicht nicht ſo frei und fröhlich von einer glücklichen Zukunft geträumt haben, aber Herr van Vlierbeke bezwang ſeine Empfindungen in ihrer Gegenwart und lächelte ihrer Ungeduld zu, als ob er gleichfalls einer vertrauungsvollen Zukunft entgegen ſähe.

Endlich von allem Kommen und Gehen ermüdet, ſetzte Lenora ſich zu ihrem Vater hin und ſah ihn mit hellen fragenden Blicken an.

„Meine gute Lenora," ſagte er, „ſei doch nicht ſo ungeduldig; heute können wir noch Nichts wiſſen, morgen vielleicht; mäßige deine Freude, mein Kind, dann wird auch dein Schmerz deſto leichter zu überwinden ſein, falls Gott in dieſer Angelegenheit gegen deine Hoffnung entſchiede."

„Ach mein Vater," ſtammelte Lenora, „Gott wird mir günſtig ſein, ich fühle es an der Rührung meines Herzens, daß ich freudig bin; wundere dich nicht, Vater, ich ſehe Guſtav vor meinen Augen, wie er mit ſeinem Oheim redet, ich höre, was er ſagt und was Herr Denecker antwortet, ich ſehe, daß er Guſtav umarmt und ſein Jawort giebt; — gewiß, ich darf es wohl hoffen, denn Herr Denecker liebt mich auch und war immer ſo freundlich gegen mich."

„Du würdeſt alſo recht glücklich ſein, wenn Guſtav dein Bräutigam würde?" fragte Herr van Vlierbeke lächelnd.

„Ihn nie verlaſſen," rief Lenora, „ſein Leben ſchmücken mit Vergnügen, Troſt und Freude, die Einſamkeit des Grinſelhofes beſeelen durch unſere Liebe! O dann werden wir Zwei ſein, um Dir deine Tage zu verſüßen, Vater; Guſtav verſteht es noch beſſer als ich, die Trauer, die bisweilen dein Angeſicht verdüſtert, aus Deinem Herzen zu verſcheuchen. Du wirſt mit ihm ſpazieren gehen und jagen und ſchwatzen und fröhlich ſein, er wird Dich lieben wie ein Sohn, Dich verehren und mit zärtlicher Fürſorge umgeben; ſein einziges Beſtreben auf Erden wird Dein Glück ſein, weil er weiß, daß Deine Freude meine Seligkeit iſt; ich werde ihn für ſeinen Edelmuth belohnen und ſeinen Pfad beſtreuen mit den ſchönſten Blumen einer dankbaren Seele, ja ſo werden wir zuſammenleben in einem Paradieſe des Friedens und der Liebe.“

„Arme, unſchuldige Lenora,“ ſeufzte Herr van Vlierbeke, „der Herr erhöre Dein ſchönes Gebet, aber es giebt Geſetze und Herkommen in der Welt, die Du nicht kennſt; eine Frau muß ihrem Gatten gehorſam folgen, wohin er auch gehe. Wenn Guſtav für Dich und ſich eine andere Wohnung wählte, ſo müßteſt Du ihm ohne Widerſpruch gehorchen und Dich allmälig über meine Abweſenheit tröſten. Eine ſolche Trennung von mir würde unter anderen Umſtänden außerordentlich bitter ſein, aber wenn ich Dich glücklich wüßte, würde mich die Einſamkeit nicht ſchmerzen.“

Beſtürzt und erſchreckt hatte die Jungfrau ihren Vater angeſehen, während er dieſe Worte ſprach; jetzt da er ſchwieg, ließ ſie den Kopf langſam auf die Bruſt ſinken und einige ſtille Thränen entfielen ihren Augen. Herr van Vlierbeke ergriff ihre Hand und ſagte mit ſanfter Stimme:

„Ich wußte, daß ich Dich betrübte, Lenora; aber Du mußt Dich an den Gedanken dieſer Trennung gewöhnen.“

Sie hob den Kopf wieder empor und ſagte entſchloſſen:

„Wie, Guſtav ſollte verlangen, daß ich Dich verlaſſe? Du ſollteſt allein auf dem Grinſelhof bleiben und Deine Tage in troſtloſer Einſamkeit verbringen, während ich mit meinem Gatten in die Welt tretend, ihm zu Feſten und Vergnügungen folgen müßte? Dann würde ich keinen ruhigen Augenblick mehr genießen, überall, wo ich mich beſände, würde die Stimme des Gewiſſens mir zurufen: Undankbares, gefühlloſes Geſchöpf, Dein Vater leidet! — Ja, ich liebe Guſtav, er iſt mir theurer als mein Leben, und ich würde ſeine Hand als eine milde Wohlthat Gottes empfangen, und dennoch, wenn er mir ſagte, ich ſollte meinen Vater verlaſſen, ich ſollte zwiſchen Dir und ihm wählen… ſo würde ich ihn verſtoßen, trauern, weinen, vielleicht ſterben, aber doch in Deinen Augen, mein Vater . . .“

Sie ſenkte einige Augenblicke das Haupt, wie wenn ſie ſich unter einen trüben Gedanken beugte, unmittelbar darauf aber ſah ſie ihrem Vater muthig in die Augen und ſagte:

„Du zweifelſt an Guſtav's Neigung zu Dir, Du hältſt ihn für geeignet, Dein Leben mit Betrübniß zu erfüllen, mich von Dir zu entfernen? O Vater, Du kennſt ihn nicht, Du weißt nicht, wie ſehr er Dich liebt und ehrt und welchen Schatz von Güte und Liebe er im Herzen trägt…

Herr van Vlierbeke zog ſeine aufgeregte Tochter an ſich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn; er glaubte durch einige tröſtende Worte ihr Gemüth zu beruhigen, allein plötzlich riß ſich Lenora aus ſeinen Armen los und ſprang lachend und zitternd in die Höhe, ſie wies mit dem Finger nach dem Fenſter und ſchien auf ein ſich näherndes Geräuſch zu horchen.

Pferdegetrappel und das Rollen von Rädern auf dem Damme machten dem Herrn van Vlierbeke klar, was es ſei, das ſeine Tochter ſo plötzlich aufgeſtört habe; auch auf ſeinem Antlitz zeigte ſich ein Ausdruck der Freude, er eilte hinunter und erreichte eben die Vorderthüre ſeiner Wohnung, als Herr Denecker aus dem Wagen ſtieg.

Der Kaufmann ſchien ſehr guter Laune zu ſein und drückte herzlich die Hand des Herrn van Vlierbeke, indem er ihm zurief:

„Ah, Herr van Vlierbeke, ich freue mich, Sie wieder zu ſehen. Wie geht es? Mir ſcheint, mein Neffe habe die Zeit meiner Abweſenheit wohl zu benutzen verſtanden.“

Während er von dem Edelmann mit gewohnter Höflichkeit in ein Zimmer geführt wurde, ſchlug er ihm freundlich auf die Schulter und ſagte lachend:

„Ah, ah, wir waren ſchon gute Freunde, jetzt werden wir Schwäger werden, ich hoffe es wenigſtens. Mein Schelm von Neffe hat wirklich keinen ſchlechten Geſchmack, er könnte auch in der That lange ſuchen, ehe er eine ſchönere und liebreichere Frau fände, als Lenora. Sehen Sie, Herr van Vlierbeke, es muß eine Hochzeit werden, daß man in zwanzig Jahren noch davon ſpricht.“

Unterdeſſen waren ſie in das Seitenzimmer getreten und hatten ſich hingeſetzt. Obwohl dem Edelmanne das Herz vor frohem Schrecken klopfte, ſo wagte er doch nicht zu glauben, was der Ton des Herrn Denecker zu ſagen ſchien, und ſah ihm zweifelnd in die Augen. Der Kaufmann fuhr fort:

„Nun, es ſcheint, als ob Guſtav mit brennender Ungeduld ſich nach ſeinem Glücke ſehne, denn er hat mich auf den Knieen gebeten, die Sache zu beſchleunigen. Ich habe wahrlich Mitleid mit dem jungen Narren, darum laß ich ihn noch auf einen Tag außer'm Geſchäft ſein und komme zu Ihnen gelaufen, um die Sache abzumachen. Er hat mir wenigſtens geſagt, daß Sie Ihre Einwilligung gegeben haben, das iſt brav gehandelt von Ihrer Seite, mein Herr; ich habe auf meiner Reiſe ebenfalls an dieſe Heirath gedacht, denn ich hatte wohl bemerkt, daß der Pfeil der Liebe meines Neffen Herz ganz durchbohrt habe, aber ich war nicht ohne Furcht über Ihre Anſichten, die Ungleichheit des Standes — ein Gedanke aus alter Zeit — hätte Sie abhalten können."

„Alſo Guſtav hat Ihnen geſagt, daß ich in ſeine Heirath mit Lenora willige," fragte der Edelmann.

„Er hat mich doch nicht getäuſcht?" entgegnete Denecker verwundert.

„Nein, aber ſagte er Ihnen nichts Anderes, das Ihnen ebenſo wichtig erſcheinen mußte?"

Der Kaufmann ſchüttelte lachend den Kopf und ſagte ſcherzend:

„Ach, was Poſſen, die Sie ihm weißgemacht haben; aber das wird zwiſchen uns Beiden bald aufgeklärt ſein. Er hat mir erzählt, daß der Grinſelhof Ihnen nicht gehöre und daß Sie arm wären. Sie haben doch wohl beſſere Gedanken von meinem Verſtande, Herr van Vlierbeke, als zu denken, daß ich ſolchen Poſſen Glauben ſchenke."

Der Edelmann zitterte; bei dem fröhlichen und zutraulichen Tone des Herrn Denecker hatte er einen Augenblick gehofft, daß er Alles wiſſe und trotzdem ſeines Neffen Wünſche erfüllen wolle, die letzten Worte überzeugten ihn jedoch, daß er von Neuem traurige Erklärungen geben müſſe, er bereitete ſich daher mit kaltem Muthe auf den Kampf gegen die Erniedrigung und ſagte:

„Herr Denecker, haben Sie die Güte, nicht den mindeſten Zweifel zu hegen über das, was ich Ihnen ſagen werde. Ich willige gern ein, meine Lenora mit Ihrem Neffen zu verheirathen, aber ich erkläre Ihnen hier, ich bin arm, ganz und gar arm.“

„Ach was!“ rief der Kaufmann, „ich begreiſe wohl, daß Sie entſetzlich an Ihrem Gelde hängen, — das weiß man ſchon lange, aber in dem Augenblicke, wo Sie Ihr einziges Kind verheirathen, da ſollten Sie doch Ihr Herz und Ihren Geldbeutel öffnen und das Ihrige herbeibringen, um die Tochter, wie es ſich gebührt, auszuſtatten; jetzt ſchon ſagt man — verzeihen Sie es mir — daß Sie ein Geizhals ſind, was würde man erſt ſagen, wenn man erführe, daß Sie Ihre einzige Tochter ohne eine Ausſteuer geben ließen.“

Der Edelmann ſaß wie auf Nadeln auf ſeinem Stuhl und kämpfte peinlich gegen den ungläubigen Scherz des Herrn Denecker, welcher ihm nicht erlaubte, das Geſpräch durch kurze und klare Andeutungen aus dieſer demüthigenden Richtung zu entfernen; beinahe flehend rief er aus:

„Um Gottes Willen, mein Herr, erſparen Sie mir dieſe bitteren Anſpielungen, ich erkläre Ihnen bei meinem Worte als Edelmann, daß ich Nichts auf der Welt beſitze.“

„Nun denn,“ antwortete der Kaufmann mit ſchlauem Lächeln, „da wollen wir die Sache mit Zahlen auf die Tafel bringen und bald ſehen, ob die Probe mit der Rechnung übereinſtimmt. Sie meinen vielleicht, daß ich hergekommen ſei, Sie zu großen Opfern zu überreden, nicht doch, Herr van Blierbeke, Gott ſei gelobt, ich brauche ſo genau nicht darauf zu ſehen, aber eine Heirath iſt ein Geſchäft, das zwei mit einander machen, und da gehört es ſich wohl, daß Jeder etwas in die Kaſſe zahle, wenn die Einzahlungen auch noch ſo ungleich ſind."

„Gott, Gott!" ſeufzte der Edelmann die Hände ringend.

„Hören Sie," ſagte der Kaufmann, „ich gebe meinem Neffen eine Ausſtattung von 100,000 Franken, und will er im Geſchäft bleiben, ſo wird ihm mein Credit noch viel mehr werth ſein. Ich verlange nicht, ich will ſogar nicht, daß Sie Lenora mit einer gleichen Summe ausſtatten, ihre vornehme Herkunft und ihre Liebenswürdigkeit wiegen in dieſer Hinſicht auf, was am Brautſchatz fehlen wird. Aber die Hälfte, etwa 50,000 Franken, die können Sie doch geben, oder ich täuſche mich ſehr, was meinen Sie? Geben wir einander die Hand —"

Bleich und bebend ſaß der Edelmann wie niedergeſchmettert auf ſeinem Stuhle; er ſeufzte mit trüber Muthloſigkeit:

„Herr Denecker, dieſes Geſpräch tödtet mich, hören Sie auf, mich ſo zu peinigen; ich wiederhole es Ihnen, ich habe Nichts, und da Sie mich zwingen, zu reden, noch ehe ich Ihren Entſchluß kenne, ſo wiſſen Sie, daß der Grinſelhof und die dazu gehörigen Beſitzungen mit Hypotheken belaſtet ſind, deren Capital ihren wahren Werth bei Weitem überſteigt. Es iſt nutzlos, Ihnen zu erklären, woher dieſe

Schulden entſtanden ſind, es genüge, Ihnen zu wiederholen, daß ich die Wahrheit ſage, und ich erſuche Sie, ehe wir weiter reden, mir genau zu erklären, was Ihr Entſchluß hinſichtlich der Heirath Ihres Neffen ſei, jetzt da Sie den Stand meiner Angelegenheiten kennen.“

Dieſe Mittheilung, die der Edelmann mit großer Kraft ausgeſprochen hatte, überzeugte den Kaufmann noch nicht, wohl zeigte ſich einiges Erſtaunen auf ſeinem Geſicht, doch ſagte er mit zweifelndem Lachen:

„Verzeihen Sie, Herr van Vlierbeke, es iſt mir unmöglich, es zu glauben; ich konnte mir nicht einbilden, daß Sie ſo hartnäckig bleiben würden, aber ſei es, Jeder hat ſeinen Fehler, der Eine iſt zu habſüchtig, der Andere zu verſchwenderiſch. Nun wohlan, ich will etwas thun, um Guſtav nicht auf zu lange Zeit unglücklich zu machen. Geben Sie Ihrer Tochter 25,000 Franken, unter der Bedingung, daß der Betrag Ihrer Ausſteuer ein Geheimniß bleibe, — denn ich will auch nicht lächerlich werden: 25,000 Franken, das werden Sie doch nicht ſagen, ſei zu viel, — ſolche Kleinigkeit reicht kaum hin, um ihre Einrichtung zu bezahlen, nun, handeln Sie rechtlich und redlich, hier iſt meine Hand!“

Wie von einem Fieberſchauer ergriffen, ſprang der Edelmann plötzlich in die Höhe und ſchloß mit zitternder Hand einen Wandſchrank auf; gleich darauf warf er ein Paket Papiere auf den Tiſch und ſprach:

„Nun leſen Sie, überzeugen Sie ſich!“

Der Kaufmann ſah eine Weile die Papiere durch, ſein Geſicht veränderte ſich allmälig und er ſchüttelte mitunter nachſinnend den Kopf; unterdeſſen ſagte der Edelmann mit einer Art von ſpöttiſchem Eifer:

„Ah, Sie wollten mir nicht glauben, aber hüten Sie ſich, nach dieſen Papieren allein Ihren Entſchluß zu beſtimmen, Sie müſſen Alles wiſſen, ich will nicht mehr auf die Folterbank der Erniedrigung zurückkehren, hier iſt noch ein Wechſel von 4000 Franken, den ich nicht bezahlen kann, Sie ſehen es, ich bin ärmer, als arm, ich habe Schulden.“

„Es iſt alſo wahr,“ ſagte Herr Denecker erſtaunt, „Sie beſitzen Nichts; ich ſehe aus dieſen Papieren, daß mein Notarius auch der Ihrige iſt; ich ſprach bereits mit ihm über Ihre Güter — und er hat mich in meiner Weisheit oder richtiger in meinem Irrthum gelaſſen.“

Der Edelmann athmete jetzt freier, wie wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen ſei, und ſein Antlitz nahm jetzt wieder die ihm eigenthümliche Haltung und Würde an, er ſetzte ſich und ſprach mit erzwungener Kälte:

„Jetzt, wo Sie nicht mehr an meiner Armuth zweifeln, frage ich Sie, Herr Denecker, was iſt Ihr Entſchluß?“

„Mein Entſchluß,“ erwiderte der Kaufmann, „mein Entſchluß iſt, daß wir gute Freunde bleiben, wie vorher — aber die Hochzeit? Die Sache fällt in's Waſſer, wir wollen nicht mehr davon reden. — So alſo, Herr van Vlierbeke, hatten Sie Ihre Rechnung gemacht, jetzt fange ich erſt an, klar zu ſehen, Sie wollten einen guten Handel machen und Ihre Waare ſo theuer wie möglich verkaufen.“

„Mein Herr," rief der Edelmann mit flammendem Blick, „ſprechen Sie mit Ehrfurcht von meiner Tochter, arm oder reich — vergeſſen Sie nicht, wer ſie iſt."

„Erzürnen Sie ſich nicht, Herr van Vlierbeke," antwortete der Kaufmann, „ich will Sie nicht beleidigen, ich bin weit entfernt davon; wäre Ihnen Ihr Vorhaben geglückt, ſo würde ich Sie vielleicht bewundert haben, aber wer mich überliſten will, muß früh aufſtehen, und da Sie doch ſo häklich im Punkte der Ehre ſind, geſtatten Sie mir, Sie zu fragen, ob Sie ehrlich handelten, indem Sie meinen Neffen verlockten und veranlaßten, daß dieſe unglückliche Liebe in ſeinem Herzen Wurzel ſchlug?

Herr van Vlierbeke ließ den Kopf ſinken, um die Schaamröthe zu verbergen, welche wie eine glühende Wolke ſeine Stirn überzog. Er blieb vom tödtlichen Schrecken ergriffen ſitzen, bis der Kaufmann ſeine Aufmerkſamkeit weckte durch das Wort:

„Nun?"

„Ach!" ſeufzte Herr van Vlierbeke, „haben Sie Mitleid mit mir. — Vielleicht ließ die Liebe zu meinem Kinde mich dieſen Irrthum begehen. — Gott hat meiner Lenora alle Gaben verliehen, welche eine Frau auf Erden zu ſchmücken vermögen; ich habe gehofft, daß ihre Schönheit, die Reinheit ihrer Seele, der Adel ihres Geſchlechtes Schätze ſeien, wenigſtens ebenſo köſtlich wie Geld . . . . ."

„Wohl möglich für einen Edelmann, aber nicht für einen Kaufmann," murmelte Herr Denecker.

„Machen Sie mir nicht den Vorwurf, ich hätte Ihren Neffen angelockt; das Wort verletzt mich tief und iſt ungerecht; aber als ich zur ſelben Zeit eine gegenſeitige Neigung in Guſtav und Lenora aufkommen ſah, unterdrückte ich allerdings dies Gefühl nicht. Im Gegentheil, ich dankte Gott täglich in meinem Gebete, daß er einen Retter meines Kindes zu uns geführt habe. Ja, denn Guſtav iſt ein wackerer Jüngling, der ſie — nicht durch das Geld — glücklich gemacht haben würde, ſondern durch ſeinen edeln Charakter und ſeine Herzensgüte. — Iſt es denn eine ſo große Miſſethat, wenn ein Vater, der durch unabweisliches Unglück in Armuth verſinkt, die Hoffnung nährt, ſein Kind werde ſich aus dieſem Elende retten?“

„Gewiß nicht,“ antwortete der Kaufmann „Alles kommt darauf an, daß es gelinge, aber Sie haben eine ſchlechte Wahl getroffen, Herr van Vlierbeke; ich bin ein Mann, der die Waare zwei Mal unterſucht, ehe er den Handel abſchließt, und es iſt außerordentlich ſchwer mir Aepfel für Citronen aufzuhängen.“

Dieſe dem Handel entlehnte Redeweiſe ſchien den Edelmann entſetzlich zu verletzen und zu foltern; denn er ſprang auf und ſagte mit ſteigendem Zorn:

„Sie haben alſo keine Barmherzigkeit mit meinem Unglück? Sie wollen mir zu verſtehen geben, es ſei meine Abſicht geweſen Sie zu betrügen? Aber waren Sie es, der meine Armuth entdeckte? Steht es Ihnen, nach meiner freiwilligen Erklärung nicht frei, zu thun, was Sie für gut finden? Glauben Sie, weil ich demüthig Ihre Vorwürfe anhöre, meinen Irrthum, meine Schuld ſelbſt bekenne, daß alles Gefühl eigenen Werthes in meinem Herzen erſtorben ſei? Sie reden von Waaren, als ob Sie hieher gekommen wären um etwas zu kaufen? Soll das meine Lenora ſein? dazu reichen alle Ihre Schätze nicht hin, mein Herr! Iſt für Sie die Liebe nicht mächtig genug, um dies Mißverhältniß auszugleichen, ſo wiſſen Sie, daß ich van Vlierbeke heiße und daß dieſer Name, ſelbſt in der Armuth, ſchwerer wiegt als Ihr Gold!"

Während dieſer Aeußerung offenbarte ſich ein tiefes Gefühl des Unwillens in den Zügen des Edelmanns; ſeine Augen ſchoſſen feurige Strahlen auf den Kaufmann, der, durch ſeine raſchen Bewegungen erſchreckt, zurückgewichen war und ihn beſtürzt anſah."

„Ach Gott!" ſagte Denecker, „wir wollen nicht ſo viele Worte darüber machen; Jeder bleibt was er iſt; Jeder behält was er hat und damit iſt die Sache abgethan. Ich habe Ihnen nur noch eine Bitte vorzutragen, die nämlich, daß Sie meinem Neffen nicht mehr erlauben Sie zu beſuchen; ſonſt...."

„Sonſt," rief der Edelmann zornig, „Sie drohen mir!" doch ſich bezwingend, ſagte er mit fieberhafter Kälte:

„Genug davon! Soll ich Herrn Denecker's Wagen verfahren laſſen?"

„Wie Sie wünſchen," antwortete der Kaufmann, „können wir kein Geſchäft mit einander machen, ſo brauchen wir darum keine Feinde zu werden."

„Gut, gut! Laſſen Sie uns abbrechen, mein Herr! dieſes Geſpräch verletzt mich; es muß ein Ende haben.“

Mit dieſen Worten geleitete er den Kaufmann bis zur Thür und nahm mit kurzem Gruße Abſchied von ihm.

Herr van Vlierbeke kehrte in das Zimmer zurück, ſank auf einen Stuhl und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen, während ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt aufſtieg und dieſe heftig keuchte.

So blieb er eine Weile ſchweigend und unbeweglich ſitzen; ſeine Hände ſanken dann kraftlos auf ſeine Kniee hinab. Tödtliche Bläſſe überzog ſein Antlitz; er ſchien in die ſchmerzlichſten Gedanken verſenkt zu ſein. Keine Miene, kein Zug auf ſeinem Geſicht verrieth die Folterqualen ſeiner Seele.

Plötzlich hörte er ein Geräuſch in dem Zimmer über ſeinem Kopfe. Er erwachte aus ſeiner Bewuſtloſigkeit, zitternd vor Angſt und Schrecken.

„Gott, meine arme Lenora!“ rief er. „Sie kommt! Ich habe noch nicht genug gelitten, ich muß auch das Herz meiner armen Tochter zerſchmettern, mit grauſamer Kälte ihre alle Hoffnung rauben, ihre ſüßeſten Träume zerſtören, ſie vor meinen Augen verzweifeln ſehen. Ach, könnte ich dieſer gräßlichen Eröffnung entfliehen! Was ſoll ich ihr ſagen? Wie es auslegen?“

Ein bitteres Lachen umzog ſeinen Mund; er ſagte mit ſchrecklichem Ton:

„Ach, verbirg dein eigenes Leid, habe noch Muth. Wird dir auch das Herz zerriſſen, bemächtigt ſich gleich deiner die

Verzweiflung, lächle, lächle, dein Schickſal iſt doch ein ewiger Spott. — Was kannſt du Anderes thun, elender Sklave? Unterdrücke das ſich empörende Gefühl! Still, ſtill, da iſt dein Kind!"

Lenora öffnete wirklich die Thür und trat mit einem fragenden aber hoffnungsvollem Blicke auf ihren Vater zu.

Welche Gewalt auch Herr van Vlierbeke ſich ſelbſt anthat, um ſeine Angſt zu verbergen, es glückte ihm dies Mal nicht. Lenora bemerkte gleich, daß ein tiefer Schmerz ihn beherrſchte. Da er ſchwieg, begann ſie zu zittern und fragte mit heftiger Ungeduld:

„Nun, Vater, nun?"

„Ach, mein Kind," ſeufzte der Edelmann, „wir ſind nicht glücklich: Gott prüfte uns durch harte Schläge: wir müſſen uns ſeinem allmächtigen Willen beugen!"

„Was muß ich fürchten," rief Lenora beſtürt, „ſprich Vater, hat er ſeine Einwilligung verſagt?"

„Er hat ſie verſagt, Lenora."

„Nein, nein!" rief die Jungfrau, „es iſt nicht möglich!"

„Verſagt, weil er Millionen beſitzt und wir neben ihm nur arme Leute ſind."

„Iſt das wahr? Iſt Guſtav mir geraubt? Hoffnungslos geraubt?"

„Hoffnungslos!" wiederholte der Edelmann dumpf.

Ein heftiger Schrei des Schmerzes entfuhr der Jungfrau; ſie eilte zu dem Tiſche und legte ihren Kopf auf denſelben. Hörbar ſchluchzte ſie und murmelte nur zu Zeiten den Namen des Geliebten mit einem Tone äußerſter Verzweiflung.

Der Edelmann ſtand auf und betrachtete eine Zeitlang ſein leidendes Kind: eine unausſprechliche Trauer drückte ſich auf ſeinem Antlitze aus, ſeine ſonſt ſo feurigen Augen, waren unſtet und trübe, krampfhaft ballten ſich ſeine Hände, endlich faltete er dieſelben, näherte ſich der Jungfrau und ſagte bittend:

„Lenora habe Mitleid mit mir, mäßige Deine Betrübniß um meinetwillen. In dieſer unglücklichen Zuſammenkunft mit Herrn Denecker habe ich alle Qualen erlitten, welche das Herz eines Edelmannes, das Herz eines Vaters foltern können, ich habe die Galle der Beſchämung mit vollen Zügen getrunken und den bittern Kelch der Erniedrigung bis auf den Boden geleert. Aber dieſes Alles iſt Nichts, gegen den Anblick Deiner Schmerzen, o, faſſe Dich, zeige mir Dein Antlitz, laß mich Troſt finden in Deiner Gelaſſenheit, Lenora, mein Kopf verwirrt ſich, ich ſterbe vor Verzweiflung.“

Indem er dieſes ſagte, ſank er ermattet und von Leiden erſchöpft auf einen Stuhl. Die Jungfrau näherte ſich ihrem Vater und ließ ihren Kopf auf ſeiner Schulter ruhen, während ſie unter Thränen und Seufzern ausrief:

„Ihn nie wiederſehn, ſeiner Liebe, allem geträumten Glücke entſagen! Ach, er wird ſterben vor Schmerz!“

„Lenora, Lenora,“ ſeufzte der Edelmann flehend.

„O lieber Vater,“ rief die Jungfrau, „Guſtav auf ewig verlieren! Ich könnte vergehen bei dieſem ſchrecklichen Gedanken, doch ſo lange ich Dich behalte, will ich Gott ſegnen und preiſen, aber jetzt muß ich Thränen vergießen, ach laß mich weinen.“

Herr van Vlierbeke drückte ſein Kind feſt an ſeine Bruſt und ehrte ſtumm deſſen Schmerz.

Eine tödtliche Stille umringte Vater und Tochter, Beide blieben lange ſo ſitzen, bis die außerordentliche Trauer ſelbſt ihre Kräfte abgeſpannt hatte und die Ermattung ihre Herzen dem gegenſeitigen Troſt zugänglich machte.

VI.

Vier Tage ſpäter, nachdem Herr Denecker Guſtav's Verheirathung mit Lenora zurückgewieſen, fuhr eine Miethkutſche über die Haide ungefähr eine halbe Stunde weit vom Grinſelhof und hielt hier an einem einſamen Sandwege.

Ein junger Mann ſprang aus dem Fuhrwerk und zeigte dem Kutſcher eine ferne Schenke, dieſer wandte den Wagen und fuhr dahin, während der junge Mann mit haſtigen Schritten in der entgegengeſetzten Richtung forteilte. Er ſchien von heftiger Geduld getrieben zu werden und zitterte mitunter, als ob ſeine eigenen Gedanken ihn erſchreckten. Sobald er den Grinſelhof zwiſchen den Bäumen hervorſchimmern ſah, ſchritt er vorſichtig neben dem Gehölz her und ging bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Weges ſtets da, wo ihn das dichte Laub am Beſten verbergen konnte. Als er vor dem Hofe ankam, ſchrie er vor Freude laut auf, denn das Thor ſtand offen.

Vorſichtig ſchlüpfte er durch das Gebüſch bis an die Brücke und ging dann auf den Fußſpitzen an dem Hof vorüber bis zu den hohen Bäumen, die wie eine Scheidemauer den Grinſelhof einſchloſſen.

Er war kaum einige Schritte weit im Garten vorgedrungen, als er auch ſchon zitternd ſtehen blieb.

Unter dem Katalpaſtrauche ſaß Lenora, mit dem Kopf auf der Tiſchecke ruhend, ihre Bruſt keuchte gewaltſam und von ihren Fingern, die ſie vor den Augen hielt, rollten glänzende Thränenperlen in den Sand.

Der Jüngling nahete ſich mit leiſen Schritten, doch wie ſtill und ſchleichend auch ſeine Bewegungen waren, die Jungfrau hob den Kopf empor und ſprang bebend in die Höhe, während das Wort „Guſtav“ ſich wie ein Angſtgeſchrei ihrer Bruſt entwand und durch das Laub hallte. Sie wollte entfliehen, aber ehe ſie noch einen Schritt thun konnte lag der Jüngling knieend zu ihren Füßen und ſprach mit fieberhafter Angſt, während er ihre Hände feſt hielt:

„Lenora, Lenora, hören Sie mich an! Wenn Sie mich fliehen, wenn Sie mir dieſen Troſt weigern, Ihnen mit einem letzten Lebewohl zu ſagen, was ich leide und hoffe, ſo ſterbe ich zu ihren Füßen, oder ich nehme eine Schlange mit mir im Herzen und ende fern von meinem Vaterlande, fern von Ihnen meine Schweſter, meine Geliebte, meine Braut! — Ach Lenora, bei unſerer innigen, reinen Liebe verſtoßen Sie mich nicht.“

Obwohl Lenora an allen Gliedern zitterte, ſo zeigte ſich doch Würde und Stolz in ihrem Antlitz. Sie antwortete mit Ruhe und Kälte:

„Ihre Kühnheit wundert mich, mein Herr, es gehörte viel dazu um wieder auf dem Grinſelhof zu erſcheinen, nach der Beleidigung, die meinem Vater zugefügt worden iſt. Jetzt liegt er krank zu Bette, ſein Gemüth erlag den Leiden, ein Fieber hat ihn überfallen; iſt das der Lohn für meine Neigung zu Ihnen.“

„Gott, Gott, Sie beſchuldigen mich, Lenora, was habe ich denn verbrochen,“ rief der Jüngling verzweifelnd.

„Es beſteht keine Gemeinſchaft mehr zwiſchen uns,“ entgegnete die Jungfrau, „ſind wir auch nicht ſo reich wie Sie, mein Herr, ſo duldet doch das Blut, das in unſern Adern fließt, durchaus keinen Hohn: ſtehen Sie auf, entfernen Sie ſich, ich darf Sie nicht mehr ſehen.“

„Gnade, Barmherzigkeit,“ flehte Guſtav, die Hände bittend zu ihr emporſtreckend, „ich bin unſchuldig, Lenora!“

Die Jungfrau verbarg die Thränen, die ihr aus den Augen drangen und wandte ſich um zu gehen.

„O, wie grauſam,“ rief der Jüngling verzweifelnd, „Sie verlaſſen mich für immer ohne Lebewohl, ohne Troſt, Sie ſind taub gegen meine Bitten, gefühllos gegen meinen Schmerz. Wohl denn, ich werde mein Schickſal erdulden, Sie haben es ſo gewollt.“

Er ſprang auf und rief unter häufigen Thränen aus:

„Lenora, Freundin, Sie verurtheilen mich zum Tode, ich verzeihe Ihnen, mögen Sie ohne mich auf Erden glücklich ſein; leben Sie wohl, leben Sie wohl auf ewig!“

Nachdem er dieſes geſagt ſchienen ihn ſeine Kräfte zu verlaſſen, er ſank auf einen Stuhl und ließ die Arme ſchlaff und ausgeſtreckt auf einen Tiſch fallen.

Lenora hatte zwei oder drei Schritte gethan um ſich zu entfernen, aber der Schmerz des Geliebten hielt ſie jetzt zurück, man konnte deutlich auf ihrem Angeſichte einen heftigen Streit zwiſchen der Pflicht und der Liebe leſen, endlich ſchien ihr Herz bei dieſem Kampfe zu erliegen, Thränen ſtürzten aus ihren Augen, ſie näherte ſich langſam dem Jüngling, ergriff ſeine Hand und ſeufzte zärtlich:

„Guſtav, armer Freund, wir ſind unglücklich, nicht wahr?“

Bei dieſer Berührung, bei dem ſüßen Tone dieſer Stimme kam der Jüngling wieder zu ſich, mit ſeligem Lächeln ſah er der Jungfrau in die Augen und ſagte entzückt:

„Lenora, theure Lenora, Sie ſind zu mir zurückgekehrt, Sie haben Barmherzigkeit mit meinem Leiden, Sie haſſen mich alſo nicht?“

„Schwindet eine Liebe, wie die unſere, Guſtav?“ fragte ſie ſeufzend.

„O, nein, nein,“ rief der Jüngling heftig aus, „ſie iſt ewig, ewig, nicht wahr Leonora? Mächtig gegen Unglück und Elend, unvertilgbar ſo lange unſer Herz im Buſen ſchlägt!“

Die Jungfrau ſenkte das Haupt und ſchlug die Augen nieder, ſie antwortete mit feierlichem Tone:

„Glauben Sie nicht Guſtav, daß unſere Trennung mir weniger Schmerzen macht als Ihnen; wenn die Gewißheit meiner Liebe, Sie in der Abweſenheit tröſten kann, ſo ſeyn Sie ſtark und muthig, ich werde Ihr Andenken in meinem trauernden Gemüthe bewahren, Ihnen im Geiſte folgen und Sie lieben bis das Grab den Abgrund füllt, welcher ewig zwiſchen uns gähnt: dort oben bei Gott begegnen wir einander wieder, auf Erden nicht mehr.“

„O, Sie täuſchen ſich, Lenora,“ rief Guſtav, beinahe glücklich, aus, „es iſt noch Hoffnung da, mein Oheim iſt nicht unerbittlich, er wird nachgeben, aus Mitleid mit meiner Verzweiflung.“

„Es iſt möglich, aber meines Vaters Ehrgefühl iſt unbeugſam,“ ſagte das Mädchen mit traurigem Stolz. „Sie müſſen ſcheiden, Guſtav, ſchon zu lange übertrat ich ſein Gebot, zu lange ſchon verletzte ich meine Pflicht, indem ich mit einem Manne allein blieb, der nie mein Gatte werden kann. Verlaſſen Sie mich. Wenn uns Jemand überraſchte, würde mein unglücklicher Vater ſterben vor Schmerz und Schaam.“

„Gute, liebe Lenora nur noch einen Augenblick, hören Sie auf das, was ich Ihnen ſage! — Mein Oheim hat mir Ihre Hand verweigert, ich habe geweint, gebeten, mir die Haare ausgerauft, Nichts beweg ihn ſeinen Entſchluß zu ändern, die Verzweiflung verdüſterte meine Sinne, ich habe mich gegen ihm empört, ihm gedroht wie ein Undankbarer und ihm Dinge geſagt, welche mir vor mir ſelbſt Abſcheu einflößten, ſobald ich wieder zu mir kam. Auf den Knieen bat ich ihn um Vergebung, mein Oheim iſt gutherzig, er ſchenkte mir ſeine Verzeihung unter der Bedingung, daß ich augenblicklich und ohne Widerſetzlichkeit eine längſt beabſichtigte Reiſe nach Italien mit ihm anträte, er hofft, daß ich Sie vergeſſen werde. Sie vergeſſen, Lenora! Ich habe jedoch dieſen Plan mit geheimer Freude angenommen, ich werde Monate lang allein mit ihm ſein, ihn mit Liebe und Sorgfalt umgeben, ihn durch meine grenzenloſe Ehrfurcht erweichen, ihn unaufhörlich um ſeine Einwilligung bitten, ihn überreden und ſiegreich wiederkehren, Lenora, um Ihnen mein Leben und meine Hand anzubieten, Ihre Stirne mit dem frohen Brautkranze zu ſchmücken und Sie, vor Gottes Altar knieend, als meine theure Gattin zu empfangen.“

Ein helles Lachen ſtrahlte auf dem Antlitz der Jungfrau, ihre Augen funkelten von Erregung bei dieſer bezaubernden Schilderung eines noch möglichen Glückes: bald jedoch verließ die Täuſchung ſie wieder, ſie antwortete mit ſtillem Schmerz:

„Armer Freund, es iſt grauſam, auch dieſe letzte Hoffnung aus Ihrem Buſen reißen zu müſſen — wohl mag Ihr Oheim einwilligen, aber mein Vater?“

„Ihr Vater, er wird Alles verzeihen und mich in ſeinen Armen empfangen, wie einen wiedergefundenen Sohn.“

„Nein, nein, glauben Sie es nicht, Guſtav, man hat ſeine Ehre verletzt: als Chriſt wird er verzeihen, als Edelmann aber die Schmach nie vergeſſen.“

O, Lenora, Sie thun Ihrem Vater Unrecht! Wenn ich mit der vollen Zuſtimmung meines Oheims wiederkehre und zu ihm ſage: Hier bin ich, der ich Ihr Kind glücklich machen werde, ich will ihr Leben ſchmücken mit aller Freude und Liebe, die je ein Gatte ſeiner Gattin geſpendet hat, ihr Schickſal ſoll beneidenswerth ſein auf Erden, geben Sie mir Lenora zur Frau. Was meinen Sie, was er antworten werde?“

Mit niedergeſchlagenen Blicken antwortete Lenora:

„Sie kennen ſeine unendliche Güte, Guſtav, mein Glück iſt der einzige Wunſch ſeiner Seele, er würde Sie ſegnen und Gott danken.“

„Nicht wahr, Lenora, er würde einwilligen, Sie ſehen, Alles iſt nicht verloren, ein heller Strahl erleuchtet noch unſre Zukunft, geben auch Sie ſich dieſer ſüßen Hoffnung hin, trauern Sie nicht, laſſen Sie mir den Troſt auf der betrübten Reiſe, daß Sie, Gottes Güte vertrauend, auf mich warten wollen. Gedenken Sie meiner in Ihren Gebeten, ſprechen Sie meinen Namen mitunter in dieſen ſchattigen Gängen, wo die Liebe ſo ſüß unſer Herz erfüllte —, wo ich zwei Monate lang, ein Jahrhundert unendlicher Seligkeit aus Ihrem Blick ſchöpfte, lächeln Sie mir zu in Ihrer Einſamkeit, mein Geiſt wird Ihren fernen Gruß vernehmen, ich werde mich freuen und Muth finden die Abweſenheit zu ertragen.“

Lenora weinte ſtumm, die ſüßen und rührenden Worte des Jünglings hatten ihren Stolz gänzlich beſiegt, in ihrem Herzen war Nichts zurückgeblieben als Liebe und Schmerz; der Jüngling bemerkte es und ſagte:

„Ich ſcheide, Lenora. Mit voller durch Ihre Liebe verſtärkter Hoffnung verlaſſe ich mein Vaterland und die Geliebte. Komme was will, ich werde es muthig ertragen. Lenora Sie werden an mich denken, täglich an mich denken, nicht wahr?“

„Gott, ich habe meinem Vater verſprochen Sie zu vergeſſen,“ ſeufzte das Mädchen erſchreckt.

„Mich vergeſſen, Sie würden ſich Gewalt anthun um mich zu vergeſſen?“

„O nein, Guſtav,“ war die leiſe Antwort, „ich werde zum erſten Male meinem Vater ungehorſam ſein, denn ich fühle, daß mir die Kraft fehlt. Mein Gelübde war eine Lüge, vergeſſen kann ich Sie nicht, ich muß Sie lieben, ſo lange ich lebe; es iſt mein Schickſal auf Erden.“

„O Dank, Dank Lenora!“ rief Guſtav entzückt, „Ihre liebreichen Worte geben mir Kraft und Muth, möge Gott Sie hüten. Ihr Bild wird mich ſchützen in Freude wie in Leid, bei Tage wie bei Nacht; ſtets wird es mich umſchweben. Mir bricht das Herz bei dem Abſchiede, aber die Pflicht gebietet, ich muß gehen, leben Sie wohl, leben Sie wohl.“

Mit fieberhafter Spannung drückte er noch ihre beiden Hände und verſchwand dann in den Baumgängen.

„Guſtav, Guſtav, leben Sie wohl!“ ſchrie Lenora wie bewußtlos. Sie war wie zerſchmettert und ſuchte mit zitternder Hand einen Stuhl. Gleich darauf ſank ſie kraftlos auf denſelben nieder, legte den Kopf auf den Tiſch und gab ſich ganz ihrem unendlichen Schmerze hin, während heiße Thränen über ihre Hände ſtrömten.

VII.

Lenora hatte ihrem Vater den letzten Beſuch des Jünglings mitgetheilt und ſich bemüht die ſüße Hoffnug auf eine beſſere Zukunft auch auf ihn überzutragen, aber Herr van Vlierbeke hatte gefühllos und mit bitterem Lachen auf dem Geſicht ihre Erzählung angehört, ohne ihr irgend eine beſtimmte Antwort zu geben.

Seit dieſem Tage war der Grinſelhof noch einſamer und trauriger geworden als vorher. Sichtlich durch ein geheimes Leiden gequält, ſaß der Edelmann meiſt das Haupt auf die Hände geſtützt und den Blick nachdenkend zu Boden gerichtet; gewiß ſah er den unglücklichen Verfalltag des Schuldbrieſes vor Augen, welcher drohend und unabänderlich ſich näherte um den unglücklichen Vater mit ſeinem Kinde für immer in das Elend zu treiben.

Lenora verbarg ihren eignen Liebesſchmerz um den unerklärlichen Gram ihres Vaters nicht noch durch ihre Trauer zu vermehren. Obwohl ihr Herz gleichfalls von trüben Gedanken überſtrömte, ſo ſtellte ſie ſich doch als ob ſie ruhig und heiter ſei. Sie that oder ſagte ihm Alles was ihr liebendes Herz ihr eingab, um ihn aus ſeinem peinlichen Nachſinnen heraus zu reißen. Ihre Bemühungen blieben jedoch ohne Erfolg; ihr Vater belohnte ſie wohl mit einem Lächeln, mit einer zärtlichen Liebkoſung, aber das Lächeln war traurig und bitter, die Liebkoſung matt und ſchwach.

Fragte Lenora mitunter, mit weinenden Augen, nach der Urſache von ihres Vaters Schmerz, ſo wußte er jeder Erklärung darüber auszuweichen. Ganze Tage irrte er einſam und in finſtern Gedanken vertieft, durch die dunkelſten Laubgänge des Gartens und ſchien ſelbſt die Gegenwart ſeiner Tochter zu fliehen. Sah Lenora ihn von Weitem, ſo bemerkte ſie Blicke des Grams und der Verzweiflung an ihm, während ſeine Hände ſich mit heftigen Geberden bewegten. Näherte ſie ſich, um durch Beweiſe tiefer Zuneigung ſeinen Schmerz zu mildern, ſo antwortete er kaum auf ihre liebreichen Fragen und verließ ſie um ſich im Hauſe einen einſamen Verſteck zu ſuchen.

So verfloß ein ganzer Monat, ein Monat tödtlicher Trauer und ſtummer Leiden.

Lenora bemerkte unterdeſſen mit Verzweiflung, wie ſchnell das Geſicht ihres Vaters an Magerkeit und Bläſſe zunahm und ſeine Augen ihren Glanz verloren, als ob eine zehrende Krankheit ſein Leben untergrübe.

Ungefähr um dieſe Zeit jedoch überzeugte ſie eine Aenderung in ſeinem Benehmen, daß ein trauriges, vielleicht ein ſchreckliches Geheimniß ſein Herz belaſte.

Seit einer Woche hatten ſeine Augen mitunter wieder mit hellerem Feuer geſtrahlt; er ſchien jetzt beſtändig wie von einem Fieber gequält zu werden; ſeine Worte, ſeine Gedanken, ſeine Geberden, ſeine Handlungen, Alles zeugte von Ungeduld und Spannung an ihm. Obendrein fuhr er jetzt faſt jede Woche zwei oder drei Mal nach der Stadt, ohne im Mindeſten merken zu laſſen, was er dort thue. Spät am Abend kehrte er wieder nach dem Grinſelhof zurück, und ſetzte ſich dann ruhig zu Tiſche, bis er Lenora ſelbſt aufforderte auf ihr Zimmer zu gehen und mit einer Lampe in dem ſeinigen verſchwand. — Aber daß er nicht ruhe, wußte ſeine traurige Tochter nur zu wohl; denn da die Angſt ſie nicht ſchlafen ließ, hörte ſie oft in der Nacht den Boden unter den Tritten ihres Vaters ächzen und zitterte erſchreckt und betrübt in ihrem Bette.

Lenora beſaß großen Muth und hatte durch ihre ungewöhnliche Erziehung eine faſt männliche Kraft der Seele erhalten; auch keimte allmälig in ihrem Herzen der Entſchluß, ihren Vater zu zwingen ihr ſein Geheimniß mitzutheilen. Wie ſehr auch die Ehrfurcht vor ihm ihr abrieth dieſen Schritt zu thun, ſo trieb und ſpornte doch ihre ſorgenvolle Liebe ſie auf der anderen Seite täglich mehr zu Muth und Kühnheit an. Oft ſchon hatte ſie ihren Vater aufgeſucht, mit der Abſicht ihren Plan auszuführen, aber ſein durchdringender Blick und der Ausdruck ſeines Geſichtes hatten ſie immer wieder davon abgehalten. Sie ſah daß ihr Vater ihr Vorhaben vermuthete und, als fürchte er ſich vor ihren Fragen, in ihrer Gegenwart zu zittern ſchien.

Eines Tages war Herr van Blierbeke wieder mit dem Früheſten nach der Stadt gefahren.

Schon war die Mittagsſtunde vorüber. Lenora irrte langſam, in bittere Träume verſunken durch die todtenſtillen

Gemächer ihrer Wohnung. Mitunter ſchien ſie in ſchmerzlichem Nachſinnen zu reden, blieb ſtehen, ſtreckte die Hand aus oder wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen. Zerſtreut und ohne zu wiſſen was ſie that, zog ſie die Schublade des Tiſches heraus an dem ihr Vater zu ſchreiben pflegte. Vielleicht trieb die Begierde ſein Geheimniß zu ergründen ſie unbewußt zu dieſer That. Sie fand in der Schublade ein offen daliegendes Papier.

Kaum hatte ſie ihr Auge darauf gerichtet, als eine plötzliche Bläſſe ihre Wangen entfärbte und zitternd las ſie, was ihr dieſes Blatt offenbarte.

Gleich darauf machte ſie die Schublade mit Abſcheu wieder zu und verließ das Zimmer mit geſenktem Haupte und langſamen Schritten, wie Jemand der ſich in die trübſten und peinlichſten Gedanken vertieft hat. Im Vorzimmer ſetzte ſie ſich, ſah eine Weile ſtill auf den Boden und ſeufzte dann:

„Den Grinſelhof verkaufen, warum? Herr Denecker hat meinen Vater verſpottet, weil wir nicht reich genug wären, was iſt das für ein Geheimniß? Sollten wir wirklich arm ſein? Welch ein Licht! Gott das iſt alſo die Löſung des Räthſels von meines Vaters Leiden! . .“

Sie verſank wieder in finſtres Nachſinnen. Allmälig jedoch erheiterte ſich ihr Geſicht, ihre Lippen bewegten ſich raſch und ihre Augen begannen mit dem Feuer des Muthes zu ſtrahlen.

Während ſie ſo in ihrem Innerſten gegen das Schickſal kämpfte und ſich vorbereitete dem Unglück und der Erniedrigung Trotz zu bieten, ſah ſie plötzlich das alte Cabriolet in den Grinſelhof hinein fahren. Sie bemerkte alsbald daß ihr Vater, wie gefühllos, mit geſenktem Kopfe, darin ſaß und als bei dem Ausſteigen ihr Blick auf ſein Angeſicht fiel, erſchreckte ſie die tödtliche Bläſſe, welche ihn entſtellte.

Tief erſchüttert hatte ſie nicht die Kraft ein Wort an ihn zu richten. Sie ließ ihn daher ſtumm in das Haus treten, um ſich wahrſcheinlich wieder in dem abgelegenſten Zimmer zu verbergen; ſie hatte kaum einen Augenblick an der Thür geſtanden, als eine dunkle Röthe plötzlich ihre Stirn und ihre Wangen färbte, während ihre ſchwarzen Augen, obwohl von Thränen benetzt, von Kraft und Entſchloſſenheit ſtrahlten. Sie eilte in das Haus und ſagte mit Entſchiedenheit zu ſich ſelbſt:

„Soll ein Gefühl der Ehrfurcht mich noch länger zurückhalten? Soll ich meinen Vater ſterben laſſen? Nein, nein, ich will Alles wiſſen! Ich will den giftigen Wurm aus ſeinem Herzen reißen, ihn retten durch meine Liebe.“

Mit dieſen Worten lief ſie durch zwei oder drei Zimmer, in dem letzten ſaß ihr Vater, beide Arme auf den Tiſch und den Kopf mit den Händen ſtützend, aus ſeinen Augen floß ein Strom ſtiller Thränen auf den Tiſch.

Lenora ſprang weinend auf ihn zu, kniete vor ihm nieder und rief mit flehend emporgehobenen Armen:

„Barmherzigkeit, Vater! Ich bitte Dich auf den Knieen laß mich Theil nehmen an Deiner Betrübniß, ſage mir, was Dein Herz zernagt. Laß mich es wiſſen, warum mein Vater Thränen vergießt in der Einſamkeit.“

„Lenora, Du Alles, was mir übrig bleibt auf Erden,“ — ſeufzte der Vater mit dem Lächeln der Verzweiflung, während er ſie von dem Boden aufhob, „ich habe Dir ſchwere Leiden verurſacht, nicht wahr? Komm und ſuche Dir einen Zufluchtsort an meiner Bruſt, ein furchtbarer Schlag droht uns zu zerſchmettern, mein armes Kind.“

Die Jungfrau ſchien auf dieſe Klage nicht hören zu wollen und wich der Umarmung ihres Vaters aus. Mit großer Feſtigkeit des Willens ſagte Sie:

„Vater, ich bin mit dem unabänderlichen Entſchluſſe gekommen zu vernehmen, was Dich quält; ich gehe nicht von hier fort, ohne zu wiſſen, welches feindſelige Gefühl oder welches Unglück mir ſchon ſo lange die Liebe meines Vaters geraubt hat. Wie groß auch meine Ehrfurcht gegen Dich iſt die Pflicht ſpricht noch lauter in meinem Herzen, ich will, ich muß das Geheimniß Deines Leidens kennen lernen,“

„Dir die Liebe Deines Vaters geraubt!“ — ſagte der Edelmann — „das Geheimniß meines Leidens iſt meine Liebe zu Dir, mein angebetetes Kind. Zehn Jahre lang habe ich den bitterſten Kelch des Elends getrunken und Gott täglich gebeten, daß Du glücklich werdeſt auf Erden, ach, er hat mein Gebet auf immer verworfen?“

„Ich ſoll alſo unglücklich ſein,“ fragte Lenora, ohne das mindeſte Entſetzen.

„Unglücklich durch Armuth,“ — antwortete der Vater, — „der Schlag, der uns trifft beraubt uns aller unſrer Güter, wir werden unſern Grinſelhof verlaſſen müſſen.“

Dieſe letzteren Worte, welche ihre Furcht gänzlich beſtätigten, ſchienen die Jungfrau einen Augenblick beſtürzt zu machen, ſie bezwang jedoch ihr Gefühl und ſagte mit ſteigendem Muth:

„Und Du quälſt Dich um mich und ſtirbſt langſam dahin, weil dieſes Unglück Dich trifft, ich kenne Deine unbeſiegliche Gemüthskraft, mein Vater. — Nein, Dein Herz erliegt den Leiden, nur den Leiden, weil Deine Lenora mit Dir dieſe Armuth theilen muß; ſei geſegnet für alle Deine zu innige Liebe; aber ſage mir: Wenn man mir alle Reichthümer der Erde anböte unter der Bedingung, daß ich einwilligte Dich einen einzigen Tag leiden zu ſehen, was glaubſt Du, daß ich da antworten würde?“

Stumm und verwundert ſah der Edelmann ſeine begeiſterte Tochter an, deren Augen heldenmüthig ſtrahlten, ein ſchwacher Händedruck war ſeine einzige Antwort.

„Ach,“ — rief ſie aus — „ich, würde die Reichthümer verſchmähen und ohne Schmerz die Armuth erdulden und Du Vater, wenn Dir die Wahl gelaſſen würde, Alles Gold Amerikas zu beſitzen oder Deine Lenora zu verlieren, wozu würdeſt Du Dich entſchließen?“

„Himmel,“ — ſeufzte der Vater, — „giebt man ſein Leben denn für Schätze oder Güter hin?“

„Alſo,“ — entgegnete die Jungfrau, — „der gütige Gott hat uns Beiden das gelaſſen, was uns das Theuerſte auf Erden iſt. Warum klagen, da wir ihn ſegnen ſollen für ſeine Barmherzigkeit! Laß den Muth wieder Dein Herz erfüllen, o Vater, was auch das Loos ſein möge, was uns erwartet, und müßten wir eine Hütte bewohnen, ſo lange wir bei einander ſind, ſoll uns Nichts niederdrücken."

Ein eigenthümliches Lächeln des Staunens und der Bewunderung erleuchtete das Antlitz des Edelmannes. Es kam ihm vor, als ob etwas Unbegreifliches geſchehen ſei. Mit gefalteten Händen rief er aus:

„Lenora, Lenora, mein Kind, biſt Du ein überirdiſches Weſen, ein Engel! Du verwirrſt mich, ich begreiſe die Größe Deiner Seele nicht."

Die Jungfrau ſah mit größter Freude, daß ſie den Sieg davon trug, denn in den Augen ihres Vaters glänzte wieder das helle Auge des Muthes. Er hob ſein edles Haupt langſam in die Höhe, als ob ein Gefühl der eignen Würde ſeine Bruſt ſchwellte. Einen Augenblick betrachtete ſie mit himmliſchen Lächeln die Wirkung ihrer Worte und rief dann mit begeiſtertem Tone:

„Auf, auf Vater in meine Arme, keinen Gram mehr! So vereinigt, iſt das Schickſal machtlos gegen uns."

Vater und Tochter umarmten ſich und blieben einige Augenblicke, Bruſt an Bruſt liegend, in tiefer Seligkeit. Als dieſe heilige Umarmung endete und ſie darauf Hand in Hand neben einander ſaßen, ſpielte um Beider Lippen ein unausſprechliches Glück des Lächelns, wie wenn ſie die ganze Welt vergeſſen hätten.

Der Edelmann war noch gerührter, als ſeine Tochter, mit Thränen in den Augen und begeiſterter Stimme ſagte er:

„Neues Blut, neues Leben ſtrömen durch meine Adern: ach, ich that Unrecht, Lenora, Dir nicht Alles mitzutheilen, aber verzeih mir! Die Furcht Dich zu betrüben, die Hoffnung das vielleicht noch Rettung möglich ſei, hielten mich zurück, ich kannte Dich noch nicht ganz; ich wußte noch nicht wie groß der Schatz iſt, den Gott mir in ſeiner Güte geſchenkt hat. Jetzt ſollſt Du Alles wiſſen: ich hätte ſo nicht länger das Geheimniß meines Betragens und meiner Leiden vor Dir verbergen können. Der verhängnißvolle Zeitpunkt iſt gekommen; der Schlag, den ich fürchtete, bedroht uns und iſt nicht mehr zu vermeiden. Biſt Du bereit meine Mittheilungen zu hören, Lenora?“

Durch das heitere Lächeln ihres Vaters erfreut, antwortete Lenora mit ſüßer, ſchmeichelnder Stimme:

„Ach, Vater, ſchütte alle Deine Schmerzen in meinen Buſen aus, aber verbirg mir nichts, mein Antheil muß vollſtändig ſein, Du wirſt fühlen, wie Alles, was Du mir anvertrauſt, von Deinem Herzen fällt.“

Der Edelmann ergriff feierlich die Hand ſeiner Tochter und antwortete:

„Wohlan denn, nimm von jetzt an Theil an meinen Leiden und hilf mir mein Kreuz tragen, ich will Dir nichts verſchweigen. Was ich Dir erzählen werde iſt eine traurige, ſchmerzliche Geſchichte, doch zittre nicht mein Kind, nichts darin wird Dich erſchrecken, es iſt nur eine Darſtellung von Deines Vaters Leiden. Du wirſt dann auch wiſſen, weshalb Herr Denecker ſo böſe gegen Dich und mich handelte.“

Er ließ die Hand ſeiner Tochter los ohne ſein Geſicht von ihr abzuwenden und begann folgendermaßen ſeine Erzählung mit ruhigem Ton:

„Du warſt noch klein Lenora, gut und hold wie jetzt, die Freude und der Liebling Deiner Mutter; wir bewohnten in ſtillen Freuden den beſcheidnen Hof unſrer Vorfahren und fanden in den Einkünften unſrer Güter Mittel genug um mit Sparſamkeit unſrem Namen und Stande Ehre zu erweiſen.“

„Ich hatte einen jüngeren Bruder, gut von Herzen, edelmüthig aber unvorſichtig. Er wohnte in der Stadt und war mit einer Frau von edler Abkunft, doch nicht reicher als er ſelbſt, verheirathet. Ob ſeine Gattin aus Prahlſucht ihn antrieb unſichre Mittel zu verſuchen um ſeine Einkünfte zu vermehren, weiß ich nicht, kurz er ſpielte in den Fonds, Du weißt nicht was das ſagen will. Es iſt ein Spiel mit dem man in einem Augenblicke Millionen gewinnen kann; ein Spiel aber auch, das Dich mit Frau und Kindern in das äußerſte Elend zu ſtürzen vermag und einen Edelmann oder einen Reichen wie durch einen Zauberſchlag an den Bettelſtab bringt.“

„Mein Bruder hatte zuerſt viel gewonnen und ſein Haus auf großem Fuß eingerichtet, ſo daß ſie die Reichſten hätten beneiden können; er beſuchte uns oft, brachte für Dich Lenora, die ſein Liebling war, allerlei Geſchenke mit und bewies uns um deſto mehr Freundſchaft, je mehr ſein Vermögen das unſere zu überſteigen ſchien.“

„Sehr oft ſtellte ich ihm das Gefährliche ſeiner Unternehmungen vor und ſuchte ihm klar zu machen, daß es ſich für einen Edelmann nicht gezieme täglich Hab und Gut auf eine unſichere Zeitungsnachricht zu wagen; dennoch aber, da der Erfolg gegen mich war, wirkten meine Ermahnungen Nichts auf ſein Gemüth, ſein feuriger Eifer für das Spiel, denn es iſt ein Spiel, war mächtiger als meine Worte.“

„Das Glück, das ihn eine Zeitlang begünſtigt hatte, ſchien ihn endlich verlaſſen zu wollen: er verlor einen großen Theil ſeines frühern Gewinnes und ſah allmälig ſeine Mittel ſich vermindern; troß dem entfiel ihm aber der Muth nicht, er ſchien mit Hartnäckigkeit gegen das Schickſal zu kämpfen und war überzeugt er könnte das Glück zwingen zu ihm zurückzukehren. Unglückſeliger Irrthum!“

„An einem Winterabend, ich zittere noch wenn ich daran denke, ſaß ich im unteren Zimmer, im Begriff zu Bett zu gehen. Du hatteſt Dich ſchon niedergelegt, deine Mutter ſaß bei Dir an Deinem Bette und betete mit Dir, wie ſie es gewöhnlich that: Du warſt ſchon zu Bett. Ein eiſiger Regen ſchlug heftig an die Fenſter, der Wind tobte in den Bäumen und ſchien unſre Wohnung in den Grundmauern erſchüttern zu wollen; von dem Orkan beherrſcht, war ich in düſtre Gedanken verſunken. Plötzlich wurde heftig am Thore geläutet, während das Wiehern von Pferden uns die Ankunft eines Wagens meldete. Der Knecht, wir hielten damals deren zwei, geht und öffnet die Thür, eine Frau ſtürzt in das Zimmer und fällt mir weinend zu Füßen, es war die Gattin meines Bruders.“

„Bebend vor Ueberraſchung und Schrecken will ich ſie aufheben, doch ſie umarmt meine Kniee und flehet mich um Hilfe an, während eine Thränenfluth über ihre Wangen ſtrömte. In unklaren Worten beſchwört ſie mich, das Leben meines Bruders zu retten und giebt mir zu verſtehen, daß es vielleicht ſchon unwiederbringlich verloren ſei, was mich mit gräßlicher Angſt erfüllt.“

„Deine Mutter kam unterdeſſen herunter, wir verſuchten Beide die halb wahnſinnige Frau zu beruhigen, es gelang uns auch durch Beweiſe der Theilnahme und Freundſchaft, ſie wieder zum völligen Bewußtſein zurückzubringen.“

Ach, mein Bruder, hatte Alles, Alles verloren, ja vielmehr noch als er beſaß: herzzerreißend waren die Worte ſeiner unglücklichen Frau, mehr als ein Mal ſtürzten mir die Thränen aus den Augen. Beſonders aber machte der Schluß ihrer Mittheilung uns auf das Tiefſte beſorgt. Mein Bruder, niedergeſchmettert von der Ueberzeugung, daß er nicht die Ehre ſeines Namens aufrecht erhalten könne, gequält von den Gedanken, daß Gericht und Obrigkeit ſeine Angelegenheiten in die Hände nehmen würden, war in furchtbare Verzweiflung gerathen und ging mit dem Gedanken um, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Seine unglückliche Frau, von Gott geführt, hatte ihn bei ſeinem ſündigen Vorhaben überraſcht und ihm das Mordgewehr mit Gewalt entriſſen; jetzt ſaß er eingeſchloſſen in einem Zimmer ſeines Hauſes, ſtumm und unbeweglich, von zweien unſerer treueſten Freunde bewacht. Gab es Jemanden auf Erden, der ihn aus der Verzweiflung retten konnte, ſo war es ſicher nur ſein Bruder.“

„Die arme Frau hatte das ebenfalls gedacht, ſie hatte ſich in einen Wagen geworfen und war allein in Nacht und Sturm zu mir gekommen, als dem einzigen Retter in ihrer

Noth. Da lag ſie nun knieend zu meinen Füßen und mich anflehend mit ihr nach der Stadt zu eilen. — Ich zögerte keinen Augenblick. Deine gute Mutter nicht minder als ich von der ſchrecklichen Nachricht ergriffen und wohl vorausſehend, was von mir verlangt werde, rief mir noch zu, als ich in den Wagen ſprang: „O, rette ihn, nimm nur auf ihn Rückſicht, ich heiße Alles gut.“

„Der Kutſcher, welcher glücklicher Weiſe den Weg genau kannte, peitſchte die Pferde und wir flogen raſcher als der Wind durch die Nacht dahin... Du erbleichſt und zitterſt Lenora, o, es war ſchrecklich! Nie ſollſt Du erfahren, welchen Eindruck es auf mich machte. Meine früh ergraueten Haare ſind das trübe Andenken jener Angſt. Faſſe Muth mein Kind und höre das Ende.“

Die Jungfrau ſaß wie zerſchmettert da und ſah ſtarr ihren Vater an, welcher fortfuhr:

„Es iſt nutzlos Dir zu beſchreiben, in welchem Zuſtand der Verzweiflung ich meinen Bruder fand und wie ich viele Stunden mit ihm kämpfen mußte um einen ſchwachen Lichtſtrahl in ſein verdunkeltes Gemüth zu werfen, nur ein Mittel gab es ſeine Ehre und dadurch ſein Leben zu retten, aber welches Mittel, o Gott! Ich mußte meine geringe Habe verpfänden um die Schulden meines Bruders zu decken, das Gut unſerer Väter, den Brautſchatz Deiner Mutter, Dein ganzes Erbe Lenora, Alles, Alles wagen mit der Gewißheit den größten Theil davon auf immer zu verlieren; unter dieſer Bedingung konnte die Ehre meines Bruders gerettet werden, unter dieſer Bedingung würde er den Gedanken aufgeben, der Schande durch den Tod zu entfliehen. Er war es nicht, der das von mir verlangte, im Gegentheil er glaubte gar nicht, daß ich es thun könnte oder würde, aber ich hatte die Ueberzeugung, daß mein Bruder ſeinen ſündigen Vorſatz ausführte, wenn ich nicht mit der größten Aufopferung ſeine Angelegenheiten augenblicklich ordnete, und dennoch wagte ich nicht mich dazu zu entſchließen.“

„Wie,“ rief Lenora plötzlich erſchreckt, „Vater, Vater Du haſt Dich geweigert?“

Ein Lächeln ſtiller Freude ſchwebte auf dem Antlitz des Edelmanns. Statt durch dieſen anklagenden Ausruf ſeiner Tochter ſich beleidigt zu fühlen, glänzte ſein Auge und er hob den Kopf mit einem Gefühl eigenen Werthes empor; kräftiger fuhr er fort:

„Ach, Lenora, ich liebte meinen Bruder, aber noch mehr liebte ich Dich, mein einziges Kind. Was man von mir forderte, war Armuth für Dich und Deine Mutter...“

„Gott, Gott,“ ſeufzte Lenora mit ängſtlicher Ungeduld.

„Dieſer Gedanke zerriß mir auf der einen Seite das Herz, während auf der anderen, der Anblick von meines Bruders Verzweiflung mir die Seele vernichtete; endlich trug der Edelmuth in dieſem Kampfe den Sieg davon. Es war Tag geworden, ich ſuchte die vornehmſten Gläubiger auf und unterzeichnete mit meiner Hand die Schrift, welche meinem Bruder Ehre und Leben rettete, die aber zugleich meine gute Gattin und mein unſchuldiges Kind zu dem bitterſten Elende verdammte...“

„Ach, Gott ſei Dank!“ rief Lenora freudig, wie wenn ſie plötzlich von einem ſchweren Traum befreiet werde, „ſei geſegnet Vater, daß Du ſo gut und muthig warſt!“

Sie ſtand langſam auf, legte ihm die Hand auf die Schulter und küßte ihn feierlich, jedoch mit beſonderem Ernſt, als ob ſie ſelbſt dieſem eigenthümlichen Kuße etwas Feierliches beimiſchen wolle.“

„Du ſegneſt mich für dieſe That?“ ſagte der Edelmann mit dankbaren Blicken, „und dennoch iſt ſie es, für die ich Dich um Verzeihung bitten muß, mein Kind!“

„Meine Verzeihung,“ rief Lenora erſtaunt, „o, wenn Du anders gehandelt hätteſt, was würde ich nicht gelitten haben durch Zweifel an meines Vaters Edelmuth. Jetzt liebe ich Dich noch mehr als zuvor; iſt es denn eine Miſſethat ſeines Bruders Leben zu retten, wenn man es kann?“

„Die Welt urtheilt nicht ſo darüber, Lenora, man verzeiht es einem Edelmann nie, wenn er arm iſt; dann muß er büßen für die Erniedrigung, welche viele Leute durch das Beſtehen des Adels zu erdulden glauben, dann muß er es bezahlen, doppelt bezahlen für die Andern, dann überhäuft man ihn ohne Mitleid mit Spott und Verachtung und behandelt ihn als einen Ausgeſtoßenen aus der Geſellſchaft. Seinesgleichen fliehen ihn, um nicht verantwortlich für ihn zu erſcheinen, die Bürger und Bauern ſehen lachend auf ſein Unglück, als gewährte ihnen das eine ſüße Rache. Glücklich wem Gott in ſolchen Verhältniſſen einen Engel ſchenkt, um Troſt und Labung in ſeine Bruſt zu gießen und ihn ſtark zu machen gegen Unglück und Leiden. Aber höre weiter mein Kind:“

„Mein Bruder wurde gerettet, das tiefſte Geheimniß umgab die Hilfe, die ihm von mir zum Theil ward, er verließ das Vaterland und ging mit ſeiner Frau nach Amerika, wo er ſeitdem mit großer Anſtrengung ſich nur einen kärglichen Lebensunterhalt erwirbt; ſeine Frau ſtarb auf der Reiſe. Was uns betrifft, ſo beſaßen wir nichts mehr. Der Grinſelhof und unſere anderen Güter wurden mit Hypotheken belaſtet, deren Betrag den Werth des Grundbeſitzes überſtieg. Obendrein hatte ich mich genöthigt geſehen von einem befreundeten Edelmanne eine Summe von 4000 Franken gegen einen Wechſel aufzunehmen. Als Deine Mutter zuerſt vernahm, wie ausgedehnt das Opfer war, das ich gebracht hatte, machte ſie mir nicht den mindeſten Vorwurf, ſondern hieß ſogar meine That gut, bald darauf aber verdammte uns die Armuth zu ſo bitteren Entbehrungen, daß ihr Gemüth allmälig darunter litt und ſie ohne zu klagen in eine ſtille aber tödtliche Auszehrung verfiel.“

„Ach, es war auch zu ſchmerzlich, wir mußten, um unſern Verfall zu verbergen und den Namen unſerer Vorfahren vor Geringſchätzung zu verwahren, mit äußerſter Kargheit das Geld erſparen, das nothwendig war, um unſere Zinſen zu bezahlen.“

„Allmälig während der nächſten drei Monate verſchwanden unſere Dienſtboten und unſere Pferde, wir vergaßen bald den Weg zu unſeren Freunden und ſchlugen alle Einladungen aus, um unſererſeits nicht genöthigt zu ſein

Jemanden bei uns zu empfangen. Unter den Einwohnern unſeres Dorfes und den benachbarten Edelleuten, unſern vorigen Freunden bekamen wir bald einen ſehr ſchlechten Ruf. Man ſagte, daß eine abſcheuliche Habgier uns dazu treibe ſo einſam zu leben. Wir ertrugen dieſe üble Nachrede, ja ſogar den offenbaren Haß ſelbſt, mit Freude; es war ein Schleier, mit dem man uns bedeckte und unter welchem wir unſer Elend ſicher verbergen konnten.“

„Ach, Lenora, ich zittere, meine Bruſt zieht ſich krampfhaft zuſammen, ich komme in meiner Erzählung zu dem ſchmerzlichſten Augenblicke meines Lebens, habe den Muth ohne Thränen anzuhören, was ich Dir mitzutheilen habe.“

„Deine arme Mutter war ſehr mager geworden, ihre Augen lagen tief in den Höhlen, die Bläſſe ihrer Wangen war ſchrecklich anzuſehen. Bei dem Anblick der Leiden Derjenigen, die ich mehr als mein Leben liebte und bei der ſteten Leſung des Wortes: „Sterben,“ das auf ihrem Geſichte ſo deutlich und drohend ausgeprägt ſtand, wurde ich faſt wahnſinnig vor Verzweiflung und Gram ...“

Lenora hatte den Blick auf den Boden geheftet und ſtille Thränen begonnen auf ihren Wangen zu fließen; der Edelmann ſah ſie eine Weile zitternd an, doch fuhr er dann in ſeiner trüben Erzählung fort:

„Arme Mutter, ſie that Nichts als weinen. So oft ſie ihr Kind, ihre kleine Lenora anblickte, brachen ihr die Thränen aus den Augen; Dein Name ſchwebte beſtändig auf ihren Lippen, die Gute ſandte unaufhörlich ein Gebet für Dich gen Himmel — endlich hörte ſie die Stimme Gottes, die ſie zu ſich rief. Der Prieſter hatte ſie auf die letzte Reiſe vorbereitet; man hatte Dich aus ihren Armen geriſſen und auf den Hof geführt; ich befand mich allein in dunkler Nacht bei ihr, deren kalte Lippen mir ſchon den ewigen Abſchiedskuß gegeben hatten; mein Herz blutete, Verzweiflung wüthete in meinen Eingeweiden . . . Wie waren ihre letzten Stunden ſchmerzhaft! O Gott, ſie ſchien bereits eine gefühlloſe Leiche zu ſein und noch floſſen Thränen aus ihren eingeſunkenen Augen, während ſich ihre Lippen noch bemühten, den Namen ihres geliebten Kindes wie eine Klage zu ſtammeln. Vor dem Bette knieend hob ich die Hände gen Himmel und bat um Linderung ihrer Leiden, um Verzeihung für das, was ich gethan. Sodann ſtand ich auf, legte meine Hände auf ihre bleichen Wangen und trocknete die Thränen auf ihrem Antlitz; ich war wie von Sinnen, plötzlich ſchien ihr Gefühl zurückzukehren, es war der letzte Funke der erlöſchenden Lebensflamme. Sie rief mich bei Namen, ich ſprang auf und blickte ſie wie wahnſinnig an, mit deutlicher Stimme ſagte ſie: Es iſt geſchehen, mein Freund, Gott hat mir keinen leichten Todeskampf gegeben, lebe wohl, ich ſterbe mit der Ueberzeugung, daß mein Kind, mein armes Kind unglücklich ſein werde auf Erden . .“

„Ich weiß nicht, was meine Liebe ihr ſagte und mir in den Mund legte, aber ich gelobte ihr und rief Gott zum Zeugen an, daß ihr Kind, daß Du, Lenora, nicht im Elend bleiben, ſondern daß Dein Schickſal ein glückliches werden ſollte. Auf dem Antlitz deiner ſterbenden Mutter erſchien ein himmliſches Lächeln, ſie glaubte in dieſem letzten Augenblicke an mein Gelübde, ſchlang ihre Arme um meinen Hals und berührte meinen Mund mit ihren Lippen. Bald jedoch ſanken ihre Arme wieder nieder und mit dem letzten Odemzuge ſchwebte ihre Seele zu Gott empor — ach, Lenora, Du hatteſt keine Mutter mehr, meine arme Margaretha war todt...“

Der Edelmann ſenkte das Haupt tief auf die Bruſt und ſchwieg; Lenora ſaß ebenſo ſtumm da und weinte mit den Händen vor den Augen. Im Zimmer herrſchte Todtenſtille...

Gleich darauf rückte die Jungfrau ihren Stuhl näher zu ihrem Vater und ergriff ſprachlos ſeine Hand.

So blieben ſie Beide lange Zeit in tiefen Schmerz verſunken ſitzen, bis Lenora aufſtand und ihren Vater durch Beweiſe ihrer Liebe zu tröſten ſuchte.

Als ob Herr van Vlierbeke Eile hätte, ſeine Geſchichte zu beenden, ſprach er jetzt mit freierer Stimme:

„Höre mir noch zu, Lenora; was ich noch zu ſagen habe, iſt nicht ſo traurig, es betrifft mich allein; vielleicht thäte ich wohl, es Dir zu verſchweigen, aber ich bedarf einer Freundin, welche wiſſe, was ich gelitten habe, welche alle meine Geheimniſſe kenne und mir geſtatte, in ihr Herz auszuſchütten, was mein Herz ſeit Jahren unterdrückte und verbarg.“

„Deine Mutter, meine einzige Stütze, war mir geraubt, und ich blieb allein auf dem Grinſelhof mit Dir, Lenora, meinem Kinde, und mit meinem Gelübde, mit dem vor Gott einer Sterbenden abgelegten Gelübde! — Was ſollte ich thun, um es zu erfüllen? Mein Erbe abtreten, mich in ein fremdes Land begeben und arbeiten, um uns Beide zu ernähren, das mochte ich nicht, das hieß unmittelbar Dich dem Elend entgegenführen, an dieſes Mittel konnte ich nicht denken. Nach langer und peinlicher Ueberlegung war es, als ob ein Lichtſtrahl von oben in meine Seele kam, und hoffnungsvoll ergriff ich den einzigen Ausweg, der, wenn auch nicht mir, eine glücklichere Zukunft verſprach."

„Ich beſchloß, unſere Armuth noch eifriger als je verborgen zu halten und mein Leben Deiner Ausbildung zu widmen. Gott hatte dich gnädig mit körperlicher Schönheit ausgeſtattet. Lenora, Dein Vater ſollte Dich nun ausrüſten mit Kenntniſſen und Künſten, mit Liebenswürdigkeit und Tugend, mit Gottesfurcht und Sittſamkeit, er ſollte Dich an Körper und Seele zur ausgezeichnetſten Frau machen, und er wagte zu hoffen, daß der Adel Deines Geſchlechtes, die Anmuth und Wohlgeſtalt Deiner Geſichtszüge, die Schätze Deines Verſtandes und Deines Gefühles die Mitgift aufwiegen würden, welche er Dir nicht zu geben vermochte; er ſchmeichelte ſich mit dem Gedanken, daß Du auf dieſe Weiſe eine gute Heirath ſchließen und ſo in der Welt zum Theil die Stellung wiederfinden würdeſt, zu der Deine Herkunft Dich zu berechtigen ſcheint."

„Zehn Jahre lang, mein Kind, habe ich Dich unterrichtet, in Künſten und Wiſſenſchaften; was ich vergeſſen hatte oder was ich noch nicht kannte, lernte ich oft ſelbſt erſt in der Mitte der Nacht, um es Dir mittheilen zu können. Während ich mit frommer Angſt jeden Schmerz, jede unangenehme Berührung Dir aus dem Wege räumte und Dir, ſo viel ich konnte, Alles verſchaffte, was unſer Stand zu fordern ſchien, während das beſtändige Lächeln des Vergnügens auf meinem Geſichte Dich erfreuete, nagten Furcht, Angſt und Schaam fortwährend an meinem Herzen, und ich zählte mit Schrecken die Schritte der Zeit, welche mich dem entſcheidenden Augenblicke näher führte. Ach, Lenora, ſoll ich es Dir ſagen, ich habe Hunger gelitten und bin abgemagert durch Mangel an Nahrung! Die Hälfte meiner Nächte verbrachte ich mit gemeiner Arbeit, ich nähete meine Kleider, grub den Gemüſegarten um und lernte und trieb in der Dunkelheit noch ſonſt allerlei Beſchäftigungen, um unſere Armuth vor Dir und Anderen verborgen zu halten.“

„Dies Alles war jedoch Nichts, in der Stille der Nacht hatte ich mich vor Niemand zu ſchämen. Bei Tage jedoch mußte ich immer kämpfen gegen die Erniedrigung und mit blutendem Herzen den quälendſten Hohn einſchlucken.“

Die Jungfrau ſah ihren Vater mit gerührten Blicken an, in welchen ſich eine Thräne des Mitleids zeigte. Herr van Vlierbeke drückte ihr tröſtend die Hand und fuhr fort:

„Sei nicht betrübt, Lenora. Schlug gleich die Hand des Herrn mir tiefe Wunden, ſo hatte er mir doch auch in ſeiner Barmherzigkeit den Balſam geſchenkt, der ſie zu heilen vermochte; ein einziges Lächeln, das aus Deinem anmuthigen Geſichte mir entgegenſtrahlte, reichte hin, um aus meiner Bruſt ein Dankgebet gen Himmel ſteigen zu laſſen. Du wenigſtens warſt glücklich, und ich hatte mein Gelübde nicht gebrochen.“

„Endlich glaubte ich, daß Gott ſelbſt Jemand auf den Weg geführt habe, um Dich, mein Kind, vor dem nahenden Elende zu erretten. Ein reines Liebesverhältniß bildete ſich zwiſchen Guſtav und Dir, eine Heirath ſchien die Folge dieſer Neigungen werden zu müſſen. Bei ſeinem letzten Beſuche klagte ich Herrn Denecker den beklagenswerthen Zuſtand meiner Angelegenheiten. Er weigerte ſich darauf unwiederruflich, den Wunſch ſeines Neffen zu erfüllen. Als ob der Schlag, der meine ſchönſte Hoffnung vernichtete, nicht hinreiche, um mich zu zerſchmettern, vernahm ich zu derſelben Zeit, daß der Freund, welcher mir 4000 Franken gegen einen Wechſel lieh, mit der Erlaubniß, ihn jährlich zu erneuern, in Deutſchland geſtorben ſei, und daß die Erben die Tilgung der Schuld verlangten. Ich habe die Stadt durchkreuzt, an jeder Freundesthüre geklingelt, Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, um dieſe letzte Schmach abwehren zu können — Alles war vergebens! Morgen wird man vielleicht ſchon an das Thor unſeres Grinſelhofs ein Plakat heften, welches nicht allein den Verkauf aller unſerer liegenden Güter, auch ſelbſt unſeres Hausgeräthes und vieler Dinge, die uns als Andenken lieb und theuer ſind, bekannt macht. Unſere eigene Ehre gebietet uns, Alles herbeizubringen, was nur einigermaßen Werth hat, damit der Betrag unſerer Schulden erreicht werde. Und wäre uns das Schickſal günſtig genug, daß wir Jeden befriedigen könnten, ſo würde das noch ein großes Glück in unſerem Elende ſein. — Du lächelſt ſo heiter, Lenora, Freude ſtrahlt aus Deinen Augen, betrübt Dich denn dieſes Unglück nicht?“

„Und das iſt Alles, was Dich quält, Vater? Weiter Nichts? Du birgſt kein Geheimniß mehr in Deinem Herzen?“ fragte die Jungfrau.

„Nein, mein Kind, Du weißt nun Alles.“

„Wahrlich,“ entgegnete Lenora ernſt, „ich weiß, daß ein ſolcher Schlag von allen anderen Menſchen als ein ſchreckliches Unglück würde betrachtet werden, aber was vermag er auf uns? Warum ſprichſt Du jetzt ſelbſt ſo kaltblütig, Vater? Warum ſcheinſt Du, ganz wie ich, gleichgiltig gegen die ungünſtige Entſcheidung des Schickſals?“

„Ach, weil Du mir Vertrauen und Muth in die Seele geflößt haſt, Lenora, weil ich nach ſo langer Entbehrung wieder im vollen Beſitze Deiner ganzen Neigung bin, weil Du mir Hoffnung machſt, daß Du doch nicht unglücklich ſein wirſt. Ich weiß, was Du mir antworten wirſt, edles Kind, das Gott mir ſchenkte als Schild gegen alle Leiden. Nun denn, ohne das Haupt zu beugen, will ich dem Unglück entgegen gehen und mich mit Geduld dem Willen Gottes unterwerfen.“

„Aber ach,“ fügte er traurig hinzu, „wer weiß, welche Leiden uns noch erwarten! In der Welt umherirren, fern von Freunden und Bekannten und einen verborgenen Aufenthalt ſuchen und durch unſerer Hände Arbeit unſere tägliche Nahrung erwerben müſſen — Du weißt nicht, Lenora, wie bitter das Brod der Armuth ſchmeckt.“

Die Jungfrau zitterte, als ſie die Betrübniß wieder wie eine finſtere Wolke auf das Antlitz ihres Vaters herabſinken ſah. Lebhaft ſeine Hände ergreifend und ihm tief in die Augen ſehend, fragte ſie mit bittendem Tone:

„Ach, Vater, laß das Lächeln der Zufriedenheit auf Deinem Antlitz bleiben, ſei überzeugt, wir werden glücklich ſein. Verſetze Dich mit dem Geiſte in den Zuſtand, der uns erwartet; was iſt denn ſo Schreckliches darin? Ich bin in jeder weiblichen Arbeit geſchickt, obendrein hinlänglich von Dir unterrichtet, um Andere lehren zu können, was Du mir an Kenntniſſen mitgetheilt haſt. Ich werde für uns Beide ſtreben und Gott wird meine Arbeit ſegnen. Siehſt Du, Vater, wir wohnen vergeſſen und allein in einem freundlichen Zimmerchen, friedlich in froher Ruhe des Herzens, ſtets bei einander, uns liebend, über Schickſal und Unglück erhaben, im Himmel unſerer gegenſeitigen Aufopferung, im Himmel unendlicher Liebe lebend. Auch mir ſcheint, als ob die wahre Seligkeit für uns erſt beginnen werde, und Du, mein Vater, ſollſt nun nicht länger trauern, da uns ein Glück winkt, das Wenige auf Erden genießen können.“

Herr van Vlierbeke hatte entzückt ſeine Tochter angeſchaut, und der begeiſterte, aber ſüße Ton ihrer Stimme ihn ſo gerührt, ihr Muth, deſſen edle Beweggründe er durchſchaute, ihn dermaßen mit Bewunderung erfüllt, daß tief empfundene Thränen des Glückes aus ſeinen Augen floſſen. Er zog mit der einen Hand Lenora an ſeine Bruſt, legte die andere auf ihr Haupt und blickte mit frommem Entzücken gen Himmel. So blieb er ſprachlos, den Blick empor zu Gott gerichtet; ein ſtilles Gebet, ein Segen für ſein Kind, ein inniger Dank ſtieg wie eine heilige Altarflamme aus ſeinem Herzen empor zu dem Throne Deſſen, der ihm ſeine gute Lenora geſchenkt hatte.

VIII.

Genau wie Herr van Vlierbeke Lenora geſagt hatte, wurde ein Paar Tage ſpäter die Anzeige des Verkaufs ſeiner Güter in die Zeitungen geſetzt und in der Stadt und den umliegenden Dörfern angeſchlagen.

Die Sache machte ein gewiſſes Aufſehen und Jeder wunderte ſich über die Verarmung des Edelmannes, den man für ſo reich und habſüchtig gehalten hatte. Da der Verkauf wegen Wegzuges angekündigt worden war, ſo würde man die wahren Beweggründe nicht errathen haben, hätte ſich nicht aus der Stadt die Nachricht verbreitet, daß Herr van Vlierbeke dieſen Beſchluß nur gefaßt habe, um ſeine Schulden zu bezahlen, und daß er alſo verarmt ſein müſſe; ſogar die wahre Urſache ſeines Unglückes, die Hilfe, welche er ſeinem Bruder hatte angedeihen laſſen, wurde unter den Leuten bekannt, obwohl man die Einzelnheiten derſelben nicht genau zu erzählen wußte. Seit der Ankündigung hatte ſich der Edelmann noch mehr abgeſondert, um allen Erklärungen aus dem Wege zu gehen. Er wartete mit Geduld den Zeitpunkt des Verkaufes ab und obwohl ein ſchmerzliches Gefühl noch oft ſeinen Geiſt zu überwältigen drohte, ſo fand er doch in der unermüdlichen Aufmunterung ſeiner

Tochter die Kraft, um mit einem gewiſſen Stolze dem unglücklichen Tage entgegenzuſehen.

Unterdeſſen war ihm aus Rom ein Brief von Guſtav zugekommen, welcher auch einige Zeilen an ſeine Tochter enthielt. Der Jüngling erklärte in demſelben, daß ſeine Neigung zu Lenora durch die Abweſenheit noch ſtärker und inniger geworden ſei, und daß er ſeinen einzigen Troſt in der Hoffnung finde, doch dereinſt durch die Bande der Ehe mit ihr vereinigt zu werden; auf der anderen Seite war ſein Schreiben jedoch nicht ſo ermuthigend, indem er gleichfalls traurig klagend meldete, daß ſeine Verſuche bei ſeinem Oheim bis jetzt gänzlich mislungen ſeien.

Der Vater hatte die Briefe gleichgiltig hingelegt; er verbarg Lenora nicht, daß er keine Hoffnung hinſichtlich einer möglichen Verbindung mit Guſtav mehr hege, und rieth ihr, dieſe unglückliche Liebe zu vergeſſen, um ſich ſpäter nicht noch größeren Schmerz zu bereiten.

Lenora ſelbſt war überzeugt, daß ſie — jetzt nachdem ihres Vaters Armuth allgemein bekannt geworden — jede Hoffnung aufgeben müſſe, und dennoch war es ihr ein ſo ſeliges und ermuthigendes Gefühl, zu wiſſen, daß Guſtav ſie noch immer liebe, daß er, deſſen Bild ihr Herz erfüllte und ihre Träume beſeelte, fortwährend an ſie denke und ihre Trennung beklage.

Gleich ihm ihren Gelübden treu, ſprach ſie mitunter ſeinen Namen in der Einſamkeit aus, mancher Seufzer ſtieg unter dem Katalpaſtrauch empor, als vertraue ſie ihn dem Winde an, um den Wunſch ihrer Seele nach einem milderen

Himmelsſtriche zu tragen. Sie wiederholte ſich in der Stille Guſtav's zärtlichſte Bekenntniſſe, und in ihren gedankenreichen Spaziergängen, in den ſchattigen Alleen blieb ſie an jedem Orte ſtehen, wo ein Wort, ein Händedruck, ein Blick von ihm ſie je berührt hatte . . .

Als ob alles Unglück, das das Herz des Edelmannes zu zerſchmettern im Stande war, mit einem Schlage auf ihn niederſtürzen ſolle, erhielt er jetzt die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders in Amerika. Der Unglückliche war an einem zehrenden Fieber in den Wildniſſen nördlich von der Hudſonsbay geſtorben.

Herr van Vlierbeke trauerte einige Tage über den Verluſt des geliebten Bruders. Die ſich nähernde Entſcheidung ſeines eigenen Schickſales zog ihn jedoch gewaltſam von dieſem Gegenſtande wieder ab . . .

Endlich erſchien der Tag der Auction.

Schon am frühen Morgen ſtellten ſich allerlei Leute auf dem Grinſelhofe ein, welche theils aus Neugierde, theils aus Luſt zu kaufen, in den Zimmern umherſtreiften, das Hausgeräth beſahen und den Werth jedes Stückes bei ſich feſtſtellten.

Der arme Edelmann hatte alle verkäuflichen Gegenſtände in den größten Zimmern aufgeſtellt. Von ſeiner Tochter unterſtützt, hatte er die ganze vorige Nacht zugebracht, um die meiſten Stücke aufzufriſchen und herauszuputzen, damit ihr nettes Aeußere die Liebhaber anlocke, gute Preiſe zu bieten. Dieſe Fürſorge war ihm nicht von Eigennuß eingegeben worden, denn da der Grundbeſitz einige Tage vorher ſehr unvortheilhaft war verkauft worden, ſo hatte er dadurch den Beweis, daß auf keinen Fall der Geſammtverkauf mehr als den Betrag ſeiner Schulden einbringen würde. Seine Redlichkeit allein hatte ihn veranlaßt, ſeine nächtliche Ruhe dem Intereſſe ſeiner Gläubiger zu opfern, um ihre Verluſte ſo viel wie möglich zu vermindern.

Wahrſcheinlich hatte ſich Herr van Vlierbeke vorgenommen, nach dieſem Tage nicht mehr auf dem Grinſelhofe zu ſchlafen, denn unter den zum Kaufe ausgeſtellten Gegenſtänden konnte man zwei vollſtändige Betten bemerken, nebſt vielen Kleidern, welche ihm und ſeiner Tochter zugehörten.

Lenora hatte ſich ſchon früh nach dem Pachthofe begeben und verweilte dort in einem Nebenzimmer, bis Alles vorüber ſein würde.

Um zehn Uhr war der Saal, wo man anfangen wollte, mit Menſchen angefüllt; dort miſchten ſich Edelleute und vornehme Damen mit alten Kleiderhändlern und zänkiſchen Trödlerinnen, die aus der Stadt gekommen waren in der Hoffnung, einen guten Kauf zu machen; dort ſtanden Bauern und ſchwatzten heimlich und verwundert mit einander über das Unglück des Herrn van Vlierbeke; es waren ſogar Leute dort zugegen, welche laut lachten und ſich mit allerlei Späßen ergetzten, bis der Notar anfing, die Verkaufsgegenſtände vorzuleſen.

Eine halbe Stunde ſpäter begann der Verkauf.

Der Feldwächter ſtand als Aufrufer auf einem Tiſche und der Notar war gerade damit beſchäftigt, einen ſchönen eingelegten Kleiderſchrank zu preiſen, als Herr van Vlierbeke ſelbſt in den Saal trat und ſich neben den Ausrufer ſtellte.

Sein Erſcheinen verurſachte eine allgemeine Bewegung unter den Umſtehenden, man ſteckte die Köpfe zuſammen, fliſterte ſich ins Ohr und betrachtete den Edelmann mit einer Art von kecker Neugier, zu der ſich bei Einigen ein Gefühl des Mitleides miſchte, bei den Meiſten konnte man jedoch nur Gleichgiltigkeit oder Heiterkeit bemerken.

Dieſes kränkende Benehmen währte jedoch nur einen Augenblick: das ſtille würdige Antlitz des Edelmanns flößte ihnen bald Bewunderung ein. Er war allerdings arm und das Unglück hatte ihn, was ſein Vermögen betraf, zu Grunde gerichtet, aber aus ſeinen Blicken und ſeinen klaren ruhigen Geſichtszügen ſtrahlte eine freie, muthige Seele, welche durch Widerwärtigkeiten von ihrer Größe und ihrem milden Stolze nichts ſchien eingebüßt zu haben.

Der Notar ſetzte mittlerweile die Auction fort und wurde bei dem Anpreiſen der Gegenſtände durch Herrn von Vlierbeke unterrichtet über ihren Urſprung, ihr Alter und ihren wirklichen Werth.

Der eine oder andere Edelmann der dortigen Gegend, welcher in früheren Zeiten zu Lenora's Vater in freundlichem Verhältniß geſtanden hatte, kam zu ihm um mit ihm von ſeinem Unglück zu reden: er entwich jedoch mit höflichen Worten ihrem neugierigen Troſt. Er ſprach ſo ungezwungen, er blieb ſo ganz Herr über ſich ſelbſt, daß ſie keine Gelegenheit fanden ihm ihr nutzloſes Mitleiden zu bezeugen. In ſeiner Haltung, ſeinem Betragen, ſeinem Lächeln, war etwas ſo Würdiges und Herrſchendes, daß ein Jeder mit der größten Achtung wieder von ihm ſchied.

Mochte indeſſen auch das Geſicht des Herrn van Vlierbeke ruhig ſein, mochten aus ſeinen Augen eine unverminderte Kraft des Gemüthes und ein hohes Gefühl des eignen Werthes ſtrahlen, ſo wühlten doch mitunter in ſeinem Herzen die heftigſten Leiden. Alles was ſeinen Vorfahren zugehört hatte, Gegenſtände die das Wappen ſeines Geſchlechts trugen und ſeit zwei oder drei Jahrhunderten in ſeinem Hauſe fromm waren aufbewahrt worden, ſah er jetzt für geringe Preiſe verkaufen und in die Hände der Trödler übergehen. Nach Maaßgabe, wie dieſe Kleinodien der Erinnerung auf den Tiſch gelegt wurden, entrollte ſich vor den innern Blicken des Edelmannes, die ganze ruhmwürdige Geſchichte ſeiner Vorfahren und es war ihm ein eben ſo ſchmerzliches Gefühl, als ob mit jedem Stücke ein Andenken aus ſeinem blutenden Herzen geriſſen würde.

Die Auction war beinah ganz zu Ende, als man die Portraits der ausgezeichneten Männer, welche den Namen: Vlierbeke, getragen hatten, von der Wand nahm und zu verſteigern begann. Das erſte — das des Helden von St. Quentin — fiel einem alten Trödler zu, für etwas mehr als drei Franken.

Es lag in dem Verkauf der Portraits und in dem lächerlichen Preis der dafür bezahlt wurde, ein ſo bitterer Spott für den Edelmann, daß der Schmerz, welcher ſeine Seele durchzuckte ſich zum erſten Male auf ſeinem Antlitze offenbarte. Er ſchlug die Augen nieder und verſank eine Weile in bittere und muthloſe Gedanken, dann hob er wieder den Kopf empor und verließ tief erſchüttert den Saal, um nicht bei dem Verkauf der übrigen Bildniſſe gegenwärtig zu ſein.

Die Sonne hat noch den vierten Theil ihres täglichen Weges zurückzulegen um den weſtlichen Horizont zu erreichen.

Auf dem Grinſelhofe hat eine Todtenſtille das lärmende Gewühl der Handelsleute abgelöſt: kein Menſch iſt mehr in den einſamen Gängen des Gartens ſichtbar, das Thor iſt verſchloſſen und Alles zu ſeiner gewohnten Ruhe zurückgekehrt: man möchte ſagen daß hier nichts geſchehen ſei.

Die Thür von Herrn van Vlierbeke's Wohnung öffnet ſich: zwei Perſonen zeigen ſich auf der Schwelle, ein bejahrter Mann und ein junges Mädchen, jedes trägt ein Päckchen in der Hand und ſie ſcheinen reiſefertig zu ſein. Es iſt ſchwer in dieſen gering gekleideten Leuten Herrn van Vlierbeke und ſeine Tochter wiederzuerkennen und dennoch ſind ſie es, obwohl man es nicht vermuthen ſollte; man ſieht deutlich, daß ſie ſich bemüht haben nicht bemittelt auszuſehen, ſondern ſo beſcheiden wie möglich zu erſcheinen.

Lenora trägt ein Kleid von dunkelem Kattun, eine Haube und ein kleines viereckiges Halstuch, ihre ſchönen Locken ſind unſichtbar, ſei es nun daß die Haube ſie bedeckt, oder daß ſie unter der Scheere fielen.

Der arme Edelmann trägt einen Leibrock von ſtarkem Tuch, welcher bis an den Hals zugeknöpft iſt und eine Mütze mit breitem Schirm, der ſein Geſicht beinahe gänzlich verbirgt.

Dennoch herrſcht eine gewiſſe Nettigkeit in ihrer Kleidung. Was ſie auch gethan haben um ihren vorigen Stand und ihre Abkunft zu verbergen, in ihrem Gange, ſelbſt in der Weiſe ſich zu tragen bleibt etwas Unerklärliches, das deutlich eine ausgezeichnete Erziehung verkündet. Das Geſicht des Vaters iſt ruhig, aber man kann nicht darin leſen ob Schmerz, Freude oder Gleichgiltigkeit ihn bewegen; Lenora ſcheint muthig zu ſein, obwohl das Verlaſſen ihres Geburtsortes und der Abſchied auf immer, von dem, was ſie ſeit ihrer Kindheit liebte — von den reich belaubten Bäumen, in deren Schatten ſie das erſte Gefühl der Liebe in ihrem Herzen empfand — von dem anmuthigen Katalpaſtrauche, zu deſſen Füßen das furchtſame Liebesbekenntniß Guſtav's, wie ein himmliſches Wort ihr Ohr berührte. . . Ja ſie iſt muthig, obwohl dieſes feierliche Lebewohl ihre Seele mit Trauer erfüllt; aber ſie muß ihren leidenden Vater unterſtützen, auf ſeinem Antlitz, die Bewegungen ſeines Gemüthes beobachten, wie eine Schildwache ſein Herz bewachen, um den Gram, der daſſelbige überwältigen will, durch Beweiſe ihrer Liebe zu verſcheuchen, darum iſt ihr Blick ſo hell und ſo ſüß, wenn er dem Blick ihres Vaters zu begegnen ſtrebt.

Mit langſamen Schritten gingen Vater und Tochter nach dem Pachthofe, ſie traten ein um Abſchied von dem Pächter und ſeiner Frau zu nehmen.

Dieſe Letztere war allein mit ihrer Magd in einem unteren Zimmer.

„Mutter Beth,“ — ſagte der Edelmann mit ſanftem, weichem Tone, — „wir kommen Euch Lebewohl zu ſagen.“—

Die Frau betrachtete ſie erſchreckt eine Weile, muſterte ihre Kleider mit Beſtürzung und lief dann die Schürze vor die Augen haltend, ſchreiend zur Hinterthür hinaus. Die Magd legte ihren Kopf auf die Fenſterbank und begann leicht zu ſchluchzen, obwohl Lenora zu ihr geeilt war und ſie zu tröſten ſuchte.

Gleich darauf kehrte die Pächterin mit ihrem Manne wieder, den ſie aus der Scheune geholt hatte.

„Ach, iſt es denn wahr, Herr,“ ſagte der Pächter mit erſtickter Stimme, — „Ihr verlaßt den Grinſelhof, und wir werden Euch nie wiederſehen.“

„Nun gute Mutter Beth,“ — antwortete der Edelmann, indem er ihre Hand nahm, — „weint darum nicht, Ihr ſeht, daß wir unſer Schickſal mit Geduld tragen.“

Die Frau hob den Kopf empor, warf wieder einen Blick auf die Kleider ihrer vorigen Gebieter und fing dann noch heftiger an zu weinen. Der Pächter ſtand einen Augenblick da, den Blick auf den Boden geheftet. Plötzlich ſagte er entſchloſſen zu dem Edelmann:

„Herr, ich bitte Euch, erlaubt mir doch einige Worte mit Euch allein zu reden.“

Herr von Blierbeke folgte ihm in ein anderes Gemach. Der Pächter machte die Thüren zu und fragte ſchüchtern:

„Gnädiger Herr, ich wage kaum zu ſagen was meine Bitte iſt: wollt Ihr ſie mir vergeben, wenn ſie Euch misfällt?"

„Sprecht frei heraus, Freund!" antwortete der Edelmann mit gütigem Lächeln.

„Seht Herr," — ſtammelte der Landmann gerührt,— „Alles was ich erworben habe verdanke ich Euch. Als ich mich mit meiner Beth verheirathete, hatten wir Nichts und Ihr habt uns auf dieſem Hofe gegen ein geringes Pachtgeld aufgenommen. Es iſt uns mit Gottes Gnade und unter Eurem Schutze gut gegangen. Ihr aber, unſer Wohlthäter, habt dagegen Unglück gehabt und zieht fort. Gott der Herr, weiß wohin! Vielleicht um Armuth und Mangel zu leiden, das darf doch nicht geſchehen; ich würde es mir mein Lebelang vorwerfen und mich darüber grämen! Ach, Alles was ich beſitze, ſteht Euch zu Dienſten. . . . ."

Herr van Vlierbeke drückte zitternd des Pächters Hand und ſagte tief ergriffen:

„Ihr ſeid ein braver Mann; ich bin glücklich daß ich mich Eurer annahm; aber gebt Euer Vorhaben auf, mein Freund; behaltet was Ihr im Schweiß Eueres Angeſichts gewannet. Seid nicht beſorgt um uns; wir werden mit Gottes Hilfe ſchon ein leidliches Unterkommen finden."

„Ach Herr!" — bat der Pächter — „verweigert meine geringe Hilfe nicht." Er öffnete eine Lade und zeigte ein Häufchen Silbergeld.

„Seht," — ſagte er, — „dies iſt noch nicht der hundertſte Theil von dem Guten, das Ihr uns erwieſen. Erzeigt mir die Gnade, die ich mir von Eurer Großmuth erbitte. Nehmt dieſes Geld; wenn es Euch einen einzigen Schmerz erſpart, werde ich Gott zeitlebens dafür dankbar ſein.“

Thränen der Rührung ſtrömten aus den Augen des Edelmannes. Er ſagte tief bewegt:

„Habe Dank, mein guter Freund; ich muß es ablehnen; jeder weitere Verſuch iſt nutzlos. Laßt uns dies Zimmer verlaſſen.“

„Aber Herr,“ — rief der Pächter verzweifelnd — „wo geht Ihr hin? Um Gotteswillen ſagt es mir!“

„Es iſt unmöglich,“ — antwortete Herr van Vlierbeke — „ich weiß es ſelbſt nicht. Und wüßte ich es, ſo würde ich es doch aus Vorſicht verſchweigen.“

Er hatte dieſe Worte noch nicht ganz geſagt, als er ſchon wieder in das andere Zimmer trat. Hier fand er Alle, ſelbſt Lenora, in Thränen aufgelöſt. Die Jungfrau hing am Halſe der Pächterin, während die Magd ihr weinend die Hand küßte.

Der Edelmann begriff, daß dieſem ſchmerzlichen Schauſpiel ein Ende gemacht werden müſſe. Er ſagte mit tiefem Nachdruck einige Worte zu ſeiner Tochter, welche ſich nun aus ihrem Schmerze aufraffte.

Sie drückten einander nochmals fieberhaft die Hand und gaben ſich den Abſchiedskuß — dann nahmen der Vater und die Tochter ihre Päcktchen und gingen über die Brücke des Grinſelhofes nach der Haide zu.

Lange ſahen die Leute des Hofes ihnen weinend nach, bis ſie hinter einigen Eichen verſchwanden.

Stumm hatte Herr van Blierbeke den Haideweg eingeſchlagen bis er zu einer Anhöhe gelangte, hinter welcher ein dichter Tannenwald den Horizont begrenzte. Er wußte, daß, ſobald er die Straße durch das Gehölz einſchlüge, der Grinſelhof ihm nicht mehr ſichtbar ſein würde.

Hier blieb er ſtehen und wandte ſich langſam um. Noch ein Mal warf er den Blick auf das Landgut, wo ſeiner Vorfahren und ſeine Wiege geſtanden hatte.

Was jetzt in ſeiner Seele vorging mußte peinlich ſein, denn Lenora ſah ihn zitternd an; dennoch fühlte ſie nicht die Kraft ihn in dieſem ernſten Traume zu ſtören.

Endlich fielen zwei belle Thränen aus den Augen des erſchütterten Edelmannes. — Lenora umfing ihn, küßte ſie ihm von den Wangen und zog ihn unter tröſtlichen Worten, mit der Hand in den Wald.

Bald darauf verſchwanden ſie in dem Wege der ſich durch den dunkeln Schooß des Waldes ſchlängelte.

IX.

Es waren kaum acht Tage, ſeit Herrn van Blierbeke's Fortzug verfloſſen, als ein Brief aus Italien für ihn eintraf. Der Poſtbote fragte den Pächter, wo der vorige Eigenthümer des Grinſelhofes ſeinen Aufenthalt genommen, konnte aber durchaus nichts Näheres erfahren, da Niemand wußte wohin ſich der Edelmann und ſeine Tochter begeben hatten. Ebenſo ward der Notar vergeblich darum befragt.

Man legte das Schreiben nebſt drei oder vier anderen, welche ſpäter gleichfalls aus Italien für ihn ankamen, auf dem Poſtamte nieder und kein Menſch bekümmerte ſich weiter um das Schickſal des armen Edelmannes, als allein der Pächter des Grinſelhofes, der jeden Freitag auf dem Markte die Leute aus anderen Dörfern unaufhörlich fragte, ob ſie ſeinen alten Herrn nicht geſehen hätten, aber Niemand wußte ihm etwas darüber mitzutheilen.

Faſt vier Monate waren vergangen; da hielt eines Morgens ein reicher Reiſewagen vor der Wohnung des Notarius.

Die Thür wurde geöffnet. Ein junger Mann in Reiſekleidern ſprang aus der Kutſche und eilte mit haſtigen Schritten in das Haus.

„Der Herr Notar?“ ſagte er ungeduldig zu dem Diener, aber dieſer entſchuldigte ſeinen Herrn, der erſt nach einigen Augenblicken zu ſprechen ſei, worauf er den Fremden in ein Zimmer führte, ihm einen Seſſel hinſchob, etwas zu warten bat und darauf das Gemach verließ.

Der junge Mann ſchien ſehr verdrießlich über dieſen Aufſchub zu ſein und ſetzte ſich murrend in den Lehnſtuhl. Traurigkeit überzog ſein Antlitz; er blickte auf den Boden und ſchien in tiefe Gedanken zu verſinken. Allmälig erhellten ſich ſeine Züge wieder, ein heiteres Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, er hob den Kopf empor und ſagte freudig und feurig zu ſich ſelbſt:

„Ach! wie pocht mir das Herz vor Verlangen! Wie iſt doch die Hoffnung ſo ſüß, die Sicherheit, daß ich ſie heute noch wiederſehen werde, ihr heute noch die Belohnung für ihre Treue, die Vergütung der ſechsmonatlichen Leiden ſchenken könne und vor ihr knieend ausrufen: Lenora, Lenora, meine ſüße Braut, hier iſt die Einwilligung zu unſerer Verbindung! Ich bringe Dir Reichthum! Liebe! Seligkeit! Ich kehre zurück mit dem Willen und der Macht, Deines Vaters Alter zu erfreuen, mit Euch Beiden in dem verſprochenen Himmel zu leben. O, Geliebte, drücke mich frei in Deine Arme, empfange meinen Kuß, ich bin Dein Bräutigam, Nichts auf Erden kann uns trennen! O komme! Eine einzige Umarmung, ein ewiges Band umſchließe den Vater und ſeine

Kinder. — Ach, ja, ich fühle es, daß unſere Seelen Eins werden in einem Verlangen, in einer Empfindung der Liebe! Dank, Dank o Gott."

Während dieſer Worte hatten ihn die Verſpiegelungen ſeiner Phantaſie ganz der Gegenwart entrückt, er war vom Stuhl aufgeſtanden, um ſich ſo frei zu bewegen, wie ſein aufgeregtes Herz es forderte.

Ein Geräuſch, das er an der Thür des Zimmers zu vernehmen glaubte, führte ihn wieder zu der Wirklichkeit zurück, er bezwang ſeine Aufregung und nahm einen ruhigern Ausdruck an, obwohl das heitre Lächeln noch auf ſeinem Geſichte zurückblieb.

Nach einigen Augenblicken verſank er wieder in tiefes Nachſinnen, ein anderes Gefühl ſtieg wahrſcheinlich in ſeinem Herzen auf, denn ein leichtes Zittern ſchien ihn zu ergreifen und Angſt zeigte ſich in ſeinen Mienen.

„Aber, wenn ich mich täuſchte," ſeufzte er, „man ließ meinen Brief unbeantwortet, man blieb alſo gefühllos gegen meine Bitten, ſelbſt gegen meine Thränen? Und wenn Lenora..?"

Er ſtand eine Weile unbeweglich, die Hand an die Stirn gedrückt, plötzlich aber verwarf er den finſtern Gedanken wieder und rief mit begeiſterter Ueberzeugung:

„Fort, fort mit dieſem Mistrauen, das wie eine Schlange in meinen Buſen ſchlüpfen will. Lenora mich vergeſſen, mich verſtoßen? Nein, nein, das iſt unmöglich! Hat ſie nicht geſagt unſere Liebe ſei ewig und unvertilgbar, kann Lenora's

Mund lügen? Kann ein Herz, wie das ihre, untreu werden und verrathen? O, ſchweige, ſchweige, du läſterſt."

Kaum war dieſes letzte Wort ſeiner Bruſt mit Kraft entflohen, als ſich die Thüre des Gemaches öffnete. Der Jüngling verbarg ſeine Bewegung und ging dem Notar entgegen. Dieſer trat mit einem Amtsgeſicht in das Zimmer, bereit ſeine Worte und Geberden nach dem Range ſeines Beſuches abzumeſſen. Kaum hatte er jedoch den jungen Mann erkannt, als ſich ein zutrauliches Lächeln der Freundſchaft auf ſeinem Antlitz zeigte, er mit offenen Armen auf ihn zuging und zu ihm ſagte:

„Willkommen, willkommen, Herr Guſtav, ich erwartete Sie ſchon ſeit einigen Tagen und bin ſehr erfreut Sie wiederzuſehen. Ohne Zweifel werden wir einige wichtige Angelegenheiten mit einander zu ordnen haben: ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir ſchenken. — Und wie ſteht es nun eigentlich mit der Hinterlaſſenſchaft? Iſt ein Teſtament vorhanden?"

Eine beſtimmte Erinnerung ſchien Guſtav traurig zu machen. Während er ſeine Brieftaſche herausnahm, überzog ſein Geſicht der Ausdruck wahren Schmerzes. Der Notar bemerkte es und ſagte:

„Ihr Verluſt betrübt mich ſehr, mein Herr! Ihr wackerer Oheim war mein Freund, und ich beklage ihn mehr als jeden Andern. Fern von ſeinem Vaterlande rief ihn Gott ab. Es iſt ein großes Unglück, aber der Menſchen Schickſal iſt einmal ſo, wir müſſen uns tröſten mit dem Gedanken, daß wir Alle ſterblich ſind.. Ihr Oheim hatte Sie außerordentlich lieb, mein Herr, ohne Zweifel hat er Sie in ſeinen letzten Verfügungen nicht vergeſſen.“

„Haben Sie die Güte, ſich ſelbſt zu überzeugen wie er mich liebte,“ ſagte Guſtav und legte einige Documente auf den Tiſch.

Der Notar durchlief die Papiere; was er las ſchien ihn zu überraſchen, denn in ſeinem Geſichte zeigte ſich eine Art von frohem Erſtaunen. Guſtav ſaß unterdeſſen mit geſenktem Haupte da und blickte zu Boden, doch bewegte er ſich unruhig hin und her, als ob eine heftige Ungeduld ſich ſeiner bemächtigt habe.

Nach einigen Augenblicken ſtand der Notar von ſeinem Stuhle auf und ſagte mit ſehr ehrerbietigem Tone:

„Erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünſchen, Herr Denecker, dieſe Papiere ſind unangreifbar und in vollſter, geſetzlicher Ordnung. Univerſalerbe! Aber wiſſen Sie auch Alles mein Herr? Sie beſitzen mehr als eine Million.“

„Wir wollen ein ander Mal ausführlicher darüber reden,“ fiel ihm Guſtav ungeduldig in das Wort, „ich fuhr unmittelbar bei Ihnen vor, weil ich Ihre Gefälligkeit um einen Dienſt bitten wollte.“

„Sie haben zu befehlen.“

„Sie ſind der Notar des Herrn van Vlierbeke?“

„Zu dienen.“

„Durch meinen ſeligen Oheim vernahm ich, daß Herr van Vlierbeke verarmte; ich habe Gründe zu wünſchen ihn von dieſem Unglücke zu erlöſen.“

„Ich denke mir, mein Herr,“ entgegnete der Notarius, „daß Sie eine Wohlthat üben wollen; ſie kann nicht beſſer angewandt werden. Ich weiß wie Herr van Blierbeke in das Elend gerieth und was er gelitten hat; er iſt ein Opfer ſeines Edelmuths und ſeiner Redlichkeit. Vielleicht hat er dieſe Tugenden bis zur Thorheit getrieben; jedenfalls aber verdient er ein beſſeres Loos."

„Nun denn, Herr Notarius, ich bitte Sie um die Güte, mir bis auf das Geringſte mitzutheilen, was geſchehen muß, um Herrn van Blierbeke zu helfen, ohne ſein Ehrgefühl zu verletzen. Es exiſtirt unter andern ein Schuldbrief von 4000 Franken, zum Beſten der van Hoogebaen'ſchen Familie. Dieſen Schuldbrief muß ich ſogleich beſitzen und ſollte er um das Zehnfache ſeines Werthes angekauft werden müſſen."

Mit ſichtbarem Erſtaunen und ohne zu antworten betrachtete der Notar den Herrn Denecker und dieſer fragte ängſtlich:

„Warum erſchreckt Sie mein Verlangen? Sie machen mich zittern."

„Ich begreife Ihre Angſt nicht, aber ich denke mir, daß das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, Sie tief betrüben wird; ich wage kaum zu reden. Iſt meine Vermuthung begründet, ſo beklage ich Sie mit Recht, mein Herr."

„Gott, was ſagen Sie," rief Guſtav erſchreckt, „erklären Sie ſich, hat der Tod den Grinſelhof heimgeſucht? Iſt die einzige Hoffnung meines Lebens vernichtet?"

„Nein, nein," rief der Notarius raſch, „zittern Sie nicht, Beide leben noch, aber ein großes Unglück hat ſie betroffen."

„Was iſt es?" ſeufzte der Jüngling mit fieberhafter Angſt."

„Beruhigen Sie ſich,“ entgegnete der Notarius, „ſetzen Sie ſich und hören Sie mich an, mein Herr. Es iſt ſo ſchlimm nicht wie Sie meinen, da Ihr Reichthum auf jeden Fall dies Elend zu mindern vermag.“

„Ach, Gott ſei Dank,“ rief Guſtav erfreut, „aber ich beſchwöre Sie, Herr Notarius, eilen Sie, beruhigen Sie mich, Ihre Langſamkeit peinigt mich unbarmherzig.“

„So wiſſen Sie denn, daß der Schuldbrief während Ihrer Abweſenheit verfiel. Herr van Vierbeke verſuchte Monate lang vergeblich, das nöthige Geld zu finden, um ihn bezahlen zu können. Auf der andern Seite waren ſeine Güter mit den ſchwerſten Hypotheken überladen. Um der Schmach eines gerichtlichen Verkaufes zu entgehen, hat er ſeine Immobilien und Mobilien öffentlich verauctioniren laſſen. Der Ertrag erreichte beinahe die Summe ſeiner Schulden und Jeder iſt zufrieden geweſen mit dem edlen und redlichen Betragen des Herrn van Vlierbeke, der ſich ſelbſt lieber in das äußerſte Elend ſtürzte, um ſeinem Namen keine Schande zu machen.“

„Alſo bewohnt Herr van Vlierbeke ſein väterliches Erbgut jetzt als Miether?“

„Keinesweges, er hat es verlaſſen.“

„Und wo hält er ſich jetzt auf, ich muß ihn ſehen und ſprechen, ehe noch der Tag zu Ende iſt.“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie, Sie wiſſen es nicht?“

„Kein Menſch weiß es, ſie ſind aus dieſer Provinz verſchwunden, ohne irgend Jemandem Ihre Abſicht mitzutheilen.“

„Himmel, was ſagen Sie,“ rief Guſtav mit dem tiefſten Schreck, „wie? ich ſoll noch länger von ihr getrennt bleiben, nicht wiſſen, was aus ihr geworden iſt..! Ach, ich zittere und eine gräßliche Angſt befällt mich. Sie können mir alſo ihren Wohnort nicht ſagen? Niemand, Niemand weiß, wo ſie ſind?“

„Niemand,“ wiederholte der Notarius. „Noch am Abend der Auction iſt Herr van Vlierbeke zu Fuß von dem Grinſelhofe weggegangen und hat einen ungewiſſen Weg über die Haide eingeſchlagen. Seitdem habe ich mich mehrere Male bemüht ſeinen Aufenthalt zu erforſchen, aber immer vergeblich.“

Dieſe traurige Nachricht erſchüttert den Jüngling tief. Er erbleichte ſichtbar, krampfhaft bedeckte er ſein Antlitz mit den Händen, als wolle er zwei Thränen verbergen, die aus ſeinen Augen rollten. Was der Notar ihm früher über das Unglück von Lenora's Vater mitgetheilt, wie ſchmerzlich es auf immer für ſein Gefühl ſein mochte, hatte ihn nicht ſo erſchüttert, weil er ihre Armuth bereits kannte; aber die Gewißheit, die Geliebte nicht gleich wiederſehen und ſie aus ihrem Elende retten zu können, erfüllte ſein Herz mit tödtlichem Gram, während die Unſicherheit über ihr Schickſal ihn noch größeres Unglück befürchten ließ.

Der Notar betrachtete ſchweigend den Jüngling und zuckte mitunter die Achſeln mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Mitleids auf dem Geſichte. Endlich ſagte er tröſtend zu ihm:

„Sie ſind jung, mein Herr, und nach der Weiſe der Jugend übertreiben Sie Freude und Schmerz; Ihre Verzweiflung hat keinen Grund, in der Zeit in der wir leben iſt es ſo leicht die Leute zu entdecken, die man aufſuchen laſſen will. Mit Geld und Thätigkeit iſt man faſt ſicher, binnen wenigen Tagen über den Aufenthalt des Herrn van Vlierbeke Nachrichten zu bekommen, ſelbſt wenn er in einem fremden Land wohnte; wollen Sie mir dieſen Auftrag geben, ſo will ich weder Mühe noch Zeit ſparen, um Ihnen ſobald wie nöthig befriedigende Mittheilungen machen zu können."

„Ich meinerſeits, will die ausgedehnte Correſpondenz unſers Handelshauſes benutzen und raſtlos verſuchen ſie zu entdecken, müßte ich ſelbſt deswegen große Reiſen unternehmen."

„Faſſen Sie alſo Muth, Herr Denecker," ſagte der Notar, „ich zweifle nicht, daß wir binnen Kurzem unſer Ziel erreichen. Jetzt da Sie von meiner Bereitwilligkeit überzeugt ſind, wird es mir angenehm ſein, wenn Sie mir erlaubten ruhig und ernſt einige Worte an Sie richten zu dürfen. Ich habe kein Recht Sie über Ihre Pläne zu befragen und noch weniger mir einzubilden, daß dieſelben nicht höchſt achtungswerth ſeien. — Ihre Abſicht iſt alſo, ſich mit Fräulein Lenora zu verheirathen."

„Mein unabänderlicher Entſchluß," antwortete der Jüngling.

„Unabänderlich," entgegnete der Notarius, „wohl denn! Aber das Vertrauen, daß Ihr geehrter Oheim mir ſtets ſchenkte und mein Amt als Notarius und Rathgeber machen es mir zur Pflicht, Ihnen ruhig zu entwickeln, was Sie zu thun im Begriff ſind. Sie ſind Millionär, Sie führen einen Namen, der allein an der Börſe ein anſehnliches Capital werth iſt, Herr van Blierbeke beſitzt Nichts, ſeine Armuth iſt Jedem bekannt und möge die Welt ungerecht handeln oder nicht, ſie verurtheilt den herabgekommenen Edelmann zu Schmach und Verachtung. Mit Ihrem Vermögen, Ihrer Jugend, Ihrem Aeußeren können Sie die Hand einer ſehr reichen Erbin erhalten und Ihren Beſitz verdoppeln ...“

„Guſtav hatte zuerſt dieſe Worte mit peinlicher Geduld angehört, bald aber jedoch die Augen von dem Notarius abgewandt, um an andere Dinge zu denken; plötzlich wandte er ſich um und unterbrach ihn mit haſtigem Ton.

„Es iſt gut, Sie thun Ihre Pflicht, ich danke Ihnen; genug davon: aber ſagen Sie mir, wem gehört jetzt der Grinſelhof?“

Der Notar ſchien etwas verletzt über die Unterbrechung ſeiner Rede und den wenigen Eindruck ſeines Rathes, doch verbarg er ſeinen Aerger hinter einem feinen Lächeln und antwortete:

„Ich ſehe, daß Sie den feſten Entſchluß gefaßt haben, handeln Sie alſo nach Ihrem Willen; die Beſitzer der Hypotheken haben den Grinſelhof behalten, weil er unter dem Werthe wegging.“

„Wer bewohnt ihn jetzt?“

„Er iſt unbewohnt geblieben; während des Winters zieht Niemand hinaus.“

„Man könnte ihn alſo von den Eigenthümern übernehmen.“

„Gewiß! Ich habe ſelbſt Befehl ihn unter der Hand zu verkaufen, gegen den Werth der Hypotheken.“

„Der Grinſelhof gehört alſo mir, Herr Notar; haben Sie die Güte, die Eigenthümer ſogleich davon zu benachrichtigen.“

„Sehr wohl, mein Herr, betrachten Sie den Grinſelhof von jetzt an als Ihr Eigenthum. Wenn Sie unterdeſſen Luſt haben das Landgut zu beſehen, ſo finden Sie die Schlüſſel bei dem Pächter.“

Guſtav nahm den Hut, um ſich von dem Notarius zu verabſchieden; er drückte ihn mit wahrer Freundſchaft die Hand und ſagte:

„Ich bin müde und bedarf der Ruhe: mein Gemüth iſt zu ſehr erſchüttert worden durch die traurige Nachricht. Leben Sie daher wohl, Herr Notarius, und haben Sie die Güte Ihr Verſprechen ſogleich zu erfüllen; meine Dankbarkeit wird größer ſein als Sie glauben. Leben Sie wohl, bis morgen.“

Mit betrübtem Herzen verließ Guſtav das Haus des Notarius, um in der Einſamkeit über den harten Schlag, der ihn ſo ſchnell getroffen hatte, zu trauern.

X.

Der zauberiſche Lenz hat ſchon lange das traurige Winterkleid von der Erde genommen und alle Geſchöpfe zu neuem Leben und neuen Kräften aufgerufen. Auch der Grinſelhof ſtrahlt wieder in ſeiner wilden und freien Pracht: die ſtattlichen Eichen entfalten ihr Laub, die Alpenroſe ſteht in voller Blüthe, die Syringaſträuche füllen die Luft mit ſüßen Düften, die Maikäfer ſchwärmen und brummen in den Gebüſchen, die jugendliche Sonne gießt ihr mildes Feuer auf die zarten Blätter aus.

Auf dem Grinſelhof ſcheint Nichts ſich geändert zu haben: Seine Gänge ſind noch ebenſo einſam und es herrſcht noch immer dieſelbe tödtliche Stille in ſeinen Gebüſchen, um die Wohnung herum iſt jedoch mehr Bewegung und Leben. Dort ſieht man zwei Knechte einen koſtbaren Wagen mit Waſſer begießen und von Staub und Schmutz reinigen, und hört Wiehern und Stampfen im Stalle. Ein junges Mädchen ſteht auf der Schwelle und ſchwatzt und lacht mit den Knechten.

Plötzlich erklingen drinnen im Hauſe die Töne eines ſilbernen Tiſchglöckchens, das Mädchen läuft hinein, indem es ängſtlich ruft:

„Himmel, der Herr verlangt ſein Frühſtück und es iſt noch Nichts fertig.“

Dennoch ſteigt es nach kurzer Zeit die Treppe hinauf und trägt das Frühſtück auf einem prächtigen Theebrette in den obern Saal, wo es daſſelbe vor Jemand hinſetzt, der dort, den Kopf mit den Händen geſtützt, ſchweigend und nachdenkend ſitzt.

Der Herr erwacht aus ſeinem Nachſinnen und genießt das Frühſtück, jedoch mit großer Zerſtreutheit, er ſcheint nicht zu wiſſen, was er eigentlich thut.

Die Mobilien, welche den Saal ſchmücken, ſind ſehr eigenthümlich. Während einige derſelben ſich durch Reichthum und Feinheit auszeichnen und als Erzeugniſſe des neueſten Geſchmackes erſcheinen, ſtehen auch Seſſel und Schränke dort, deren dunkelbraune Farbe und ſorgfältig geſchnitzte Façon ein hohes Alter andeuten; einigen Gegenſtänden ſieht man ſogar deutlich an, daß zwei bis drei Jahrhunderte vergeblich ihren Einfluß auf ſie geübt haben. An den Wänden hängen viele verräucherte Gemälde, deren goldene mit Staub und Schmutz bedeckte Rahmen ganz ihren Glanz verloren haben; es ſind Portraits von Staatsmännern, Aebten und Prälaten.

Dieſe Bildniſſe tragen das Wappen des Herrn van Vlierbeke und andere Gegenſtände ſind ebenfalls mit demſelben gezeichnet. Kurz, Jeder weiß, daß man eine öffentliche Auction auf dem Grinſelhof hielt, wo Alles, was Herrn van Vlierbeke gehörte, an die verſchiedenartigſten Leute verkauft worden war. Wie mag es nun gekommen ſein, daß dieſe

Gegenſtände an den Ort zurückgekehrt ſind, den ſie auf ewig ſchienen verlaſſen zu haben?

Der Herr ſteht, noch immer zerſtreut, vom Stuhle auf, geht mit langſamen Schritten im Saale auf und ab, beſieht die Bildniſſe mit ſchmerzlichen Blicken, geht wieder fort, hält die Hand vor die Augen, um noch ungeſtörter nachzuſinnen und nähert ſich dann einem altmodiſchen Käſtchen, das auf einem Ecktiſchchen ſteht. Er öffnet daſſelbe und nimmt einige an Werth unbedeutende Sachen heraus, ein Paar goldene Ohrglöckchen und eine Halsſchnur von rothen Korallen. Dieſe Gegenſtände betrachtet er lange mit ſüßem, aber traurigem Lächeln; ein tiefer Seufzer entſchlüpft ſeiner Bruſt, klagend blickt er zum Himmel und legt dann die Schmuckſachen wieder in das Käſtchen zurück.

Darauf geht er durch den Saal, die Treppe hinunter in den Hof.

Seine Knechte und Mägde grüßen ihn im Vorübergehen, er beantwortet ſtumm ihren Gruß und verſchwindet in den dunkelſten Gängen des Gartens.

Vor einem wilden Kaſtanienbaume bleibt er ſtehen und ſchlägt die Arme über die Bruſt zuſammen; ſeine Lippen bilden unverſtändliche Worte, allmälig wird jedoch ſeine Stimme hörbar, er ſeufzt mit traurigem Ton:

„Hier iſt es, wo zum erſten Mal das Geſtändniß ihren jungfräulichen Lippen entſchlüpfte; die Röthe der Schaam färbte ihre Stirn, ſie ſchlug ihren Blick ſchüchtern zu Boden, ihre ſüße Stimme murmelte das heilige Wort und ich, gerührt, fortgeriſſen von unendlicher Seligkeit, ſtand ſtumm und zitternd neben ihr, als ob die Größe meines Glückes mich erſchreckte. O, Du, deſſen Laut ſo oft ihre ſüße Stimme vernahm, Du, der Zeuge unſerer reinen Empfindung! Der Lenz hat wieder Deine Krone mit jungen Blättern geſchmückt, aber an Deinem Fuße waltet weder Freude noch Tröſtung mehr, die klagenden Seufzer eines gequälten Herzens ſteigen allein zu Deinem Laube empor; Alles iſt traurig und ſtill; ſie, die durch ihre Anweſenheit Deine Einſamkeit belebte, iſt fort: wir haben ihn verloren den Engel, der durch ein einziges Wort dieſen Platz zu einem ſchönen Himmel umwandeln konnte und Freude, Troſt und Seligkeit rings um ſich verbreitete, wie eine Sonne des Lichtes und des Lebensglückes.. Ach, er hat uns verlaſſen, dieſer Geiſt der Liebe! Nichts, nichts mehr als die Erinnerung!“

Nach einigem Stillſchweigen ſchlug er langſam einen andern Pfad ein und irrte im Gebüſch umher. Von Zeit zu Zeit blieb er bei Gegenſtänden ſtehen, welche als Zeuge früherer Erlebniſſe ihm theuer waren und zu ihm redeten von ihr, die er ſo tief betrauerte. Am Rande des Weihers betrachtete er mit ungewiſſem Blick das Gewimmel der ſpielenden Goldfiſche, längs den breiten Gängen ſah er mit liebreichem Gefühl auf die Nelken, die ſie ſo mütterlich aufzog und pflegte.

So gab er ſich ſeinen Erinnerungen hin und klagte ſein Weh Allem, was ſie gekannt hatte oder von ihr geliebt worden war, bis er endlich ermüdet und muthlos ſich unter dem Katalpaſtrauche auf einen Stuhl warf. Lange ſaß er dort in Schmerz verſunken, da kam die Pächterin mit einem Buche auf ihn zu und ſagte froh:

„Herr, hier iſt ein Buch, in welchem Fräulein Lenora zu leſen pflegte. Mein Mann hat geſtern auf dem Markte den Bauer wieder erkannt, der es in der Auction kaufte und iſt mit ihm nach Hauſe gegangen, um es zu holen; es muß ein artiges Buch ſein und wenn es nicht von unſerem Fräulein käme, ſo würde ich es nicht um alles Geld der Welt anfaſſen, denn mein Mann ſagt, daß es Lucifer heiße.“

Während die Pächterin dieſe Worte ſprach, hatte der Herr das Buch mit inniger Freude angenommen und durchblätterte es jetzt, ohne ſcheinbar auf das zu achten, was die Pächterin zu ihm ſagte. Endlich hob er den Kopf empor und ſagte mit freundlichem Lächeln:

„Habt Dank für Eure gütige Sorgfalt, Frau Jans, Ihr wißt gar nicht, wie ſehr es mich freut, wenn ich etwas wieder bekomme, was Eurer Herrin zugehört hat: ſeid überzeugt, daß ich Eure Bereitwilligkeit nie vergeſſen werde.“

Nach dieſen Worten ſah er wieder in das Buch und ſchien aufmerkſam darin zu leſen. Die Pächterin entfernte ſich jedoch nicht und ſagte mit betrübtem Ton:

„Erlaubt mir, Herr, Euch zu fragen, ob Ihr noch keine Nachricht über das Fräulein bekommen habt.“

Der Herr ſchüttelte den Kopf und antwortete:

„Ach nicht die geringſte: alle Bemühungen ſind vergeblich.“

„Das iſt doch ſehr unglücklich, Herr,“ klagte die Frau. „Gott weiß es, wo ſie jetzt iſt und was ſie leidet; ſie ſagte mir als ſie fortging, daß ſie für ihren Vater arbeiten wolle. Ach, um ſich mit eigenen Händen ſein Brod zu gewinnen, muß man von Klein auf gearbeitet haben. Wenn ich daran denke, zerreißt es mir das Herz, — unſer gutes Fräulein, das vielleicht jetzt Andern dienen und wie eine arme Sclavin um ein Biſchen Brod arbeiten muß. — Ich habe auch gedient, Herr, und weiß es, was es heißen will vom Morgen bis Abend zu arbeiten — und ſo ſchön, ſo gebildet und ſo liebenswürdig, ſo wohlthätig! — es iſt doch zu arg, ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, wenn ich an ſie denke…"

Sie fing an zu weinen und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen. Von dem tiefgefühlten Tone ihrer Stimme gerührt, ſah der Herr ſtill vor ſich hin, die Frau fuhr mit erſtickter Stimme fort:

„Und jetzt, wo ſie ſo glücklich ſein könnte und wieder Herrin werden von dem Grinſelhof und den übrigen Gütern, wo ſie geboren und aufgewachſen iſt; jetzt, wo Herr van Vlierbeke ohne Verdrießlichkeiten ſeine alten Tage ruhig verleben könnte; jetzt irren ſie vielleicht in der Welt umher, arm und von Jedermann verlaſſen. Ach, Herr, es iſt doch zu bitter, wenn man ſeine Wohlthäter ſo unglücklich weiß und Nichts thun kann, um ihnen zu helfen, als Gott bitten und auf ſeine Barmherzigkeit hoffen."

Ohne es zu wiſſen, hatte die einfache Frau die gefühlvollſten Saiten in dem Herzen ihres neuen Herrn berührt und ihn auf das Tiefſte erſchüttert; ſie bemerkte jetzt erſt, daß ſtille Thränen aus ſeinen Augen ſtrömten und er die Hände krampfhaft rang, mit dem Ausdruck ſchmerzlicher Verzweiflung. Mit einer gewiſſen Angſt ſagte ſie:

„Verzeiht mir, Herr, daß ich Euch ſo bittern Schmerz zugefügt habe, mein Herz iſt zu voll davon, es läuft über und ich rede, ohne beinahe zu wiſſen, was; wenn ich Unrecht gethan habe, ſo ſeid Ihr doch viel zu gut um mir zu zürnen, weil ich unſer Fräulein liebe und über ſein Unglück traurig bin; hat der gnädige Herr mir Nichts zu befehlen?"

Sie wollte fortgehen, aber der Herr hob den Kopf und ſagte, ſeinen Schmerz unterdrückend, tief gerührt:

„Ich Euch böſe ſein, Frau Jans, weil Ihr mir Eure Liebe zu Lenora ausſchüttet, nein, mein Herz ſegnet Euch dafür. Die Thränen, die Ihr meinen Augen entlockt, thun mir wohl; denn, liebe Frau, ich leide ſchrecklich und bin unglücklich: das Leben wird mir zur Laſt und wollte der barmherzige Gott mich von der Erde rufen, ich ſtürbe mit Freuden. . Alle Hoffnung, ſie noch auf Erden zu ſehen verſchwindet in meiner Bruſt, vielleicht erwartet mich Lenora oben im Himmel. ."

Ach, Herr, Herr, was ſagt Ihr da," — rief die Pächterin ängſtlich, — „das kann doch nicht ſein."

„Ihr trauert Frau, Ihr weint mitunter Thränen um Ihretwillen," — fuhr der Herr fort, ohne auf ihre Ausrufung zu achten, — „aber begreift Ihr denn nicht, wie meine Seele von Reue und Schmerz leidet, wie kein einziger Augenblick in meinem Leben vorübergeht, ohne daß eine neue Quaal mein Herz zerreißt. Acht Monate lang von Gott als die höchſte Gunſt erbeten zu haben, ſie meine Braut nennen zu dürfen, ſie wieder zu ſehen, alle Hinderniße zu beſiegen, ſie glücklich machen zu können, endlich vor Freude und Entzücken faſt den Verſtand zu verlieren, nach ihrem Vaterlande eilen mit Blitzesſchnelle und nun ſtatt aller Belohnung, Nichts, als die troſtloſeſte Einſamkeit finden . . wiſſen, daß ſie arm iſt und vielleicht der Schaam und dem Mangel unterliegt, — wiſſen, daß meine geliebte, meine edle Lenora unglücklich iſt und ſie nicht aus der Erniedrigung emporheben können; — die Tage ihres Leidens in ohnmächtiger Verzweiflung aufzählen müſſen und ach, ſelbſt nicht einmal darüber beruhiget ſein, daß der Schmerz ſie noch nicht getödtet habe!"

Die tiefſte Stille folgte auf dieſen heftigen Ausbruch des Schmerzes. Die Pächterin ſtand mit geſenktem Auge da und war tief gerührt, nach einigen Augenblicke ſagte ſie mit tröſtendem Ton:

„Ach, ich begreife Eure tiefen Leiden wohl, Herr! Wer weiß aber ob nicht plötzlich unerwartet eine Nachricht von dem Fräulein kommt. Gott iſt gut, er wird unſere Gebete erhören und dann wird die Freude über ihre Rückkehr uns alle Schmerzen vergeſſen machen."

„Möge Eure Hoffnung ſich verwirklichen, liebe Frau, aber es iſt jetzt bereits mehr, als ſieben Monate, daß ſie fortgezogen, mehr als drei Monate, daß Hunderte von Menſchen den Befehl haben nach ihnen zu forſchen, daß in allen Städten Verſuche gemacht werden, ſie zu entdecken und bis jetzt auch nicht die geringſte Nachricht, nicht das geringſte Zeichen, daß ſie leben, daß ſie noch auf Erden ſind! Mein Verſtand ſagt mir auch, daß ich nicht verzweifeln ſoll, aber mein ungeduldiges, blutendes Herz peitſcht mich mit dem Unglück und ruft mir zu, daß ich ſie auf immer verloren habe. Auf ewig!"

Er ſtand auf und verließ den Katalpabuſch um ſich von der Pächterin zu entfernen, plötzlich aber ſchlug er den Blick verwundert empor und ſagte, während er mit dem Finger nach der Landſtraße wies:

„Horcht! Hört Ihr nichts?“

„Der Trab eines Pferdes,“ — antwortete die Pächterin, ohne zu begreiſen, warum dieſes Geräuſch ſo ſehr auf ihn wirkte.

„Armer Thor,“ — ſeufzte der Herr mit ſchmerzlichelm Lächeln, „was bedeutet mir denn auch in der That ein vorübertrabendes Pferd.“

„Seht, ſeht, es wendet ſich hierher,“ — rief die Pächterin mit ſteigender Aufmerkſamkeit, — „Gott, der Bote bringt ganz gewiß eine Nachricht, möge es eine glückliche ſein!“

Der Reiter ſprengte wirklich im vollen Trabe bis an das Thor, hielt jedoch ſein Pferd an, als er den Herrn und die Pächterin auf ſich zueilen ſah. Er ſtieg ab, zog einen Brief heraus und übergab denſelben dem Beſitzer des Grinſelhofes mit den Worten:

„Herr Denecker, der Herr Notarius ſchickt mich, er hat mir befohlen ohne Raſt herzureiten um Ihnen dieſen Brief zu bringen.“

Dann zog er das dampfende Pferd nach dem Stall.

Zitternd riß Herr Denecker das Siegel von dem Briefe, während die Pächterin ihm hoffnungsvoll lachend zuſah.

Als Herr Denecker die erſten Zeilen las, erblaßte er und zitterte an allen Gliedern je weiter er las, endlich aber rief er wahnſinnig vor Freude:

„Gott ſei Dank, ſie iſt mir wieder gegeben!“

„Herr, Herr,“ — rief die Pächterin, — „haben Sie eine gute Nachricht?“

„Ja wohl, freut Euch Alle mit mir, Lenora lebt, ich weiß wo ſie iſt, ich eile ſie zu holen,“ antwortete Herr Denecker halb wahnſinnig vor Glück, während er nach ſeiner Wohnung lief, alle ſeine Diener zuſammen rief und mit großer Eile zu ihnen ſagte:

„Schnell die Reiſekutſche, die engliſchen Pferde, meinen Koffer, meinen Mantel, eilt, fliegt!“

Selbſt mit Hand anlegend, trug er viele Reiſeſachen in den Wagen, den man aus der Remiſe geholt hatte; die Pferde wurden vorgeſpannt und obwohl ſie ungeduldig mit den Füßen ſtampften und ihr Gebiß ſchienen zerbrechen zu wollen, ward doch die Peitſche nicht geſpart.

Als ob der Wagen vom Winde entführt würde, ſo rollte er durch das geöffnete Thor und trieb gleich darauf den Staub auf der Landſtraße nach Antwerpen, in dicken Wolken gen Himmel.

XI.

Wir begeben uns im Geiſte ebenfalls auf die Reiſe nach der franzöſiſchen Stadt Nancy, um Herrn van Vlierbeke und ſeine Tochter zu ſuchen.

Dort angekommen durchkreuzen wir viele Straßen der ſogenannten Altſtadt und bleiben endlich vor einem ärmlichen Schuſterladen ſtehen — hier iſt es wo wir ſein müſſen.

Geh durch den Laden, ſteig die Treppen hinauf, — noch höher, öffne nun die kleine Thür!

Hier ſieht es ärmlich aus, obwohl Alles ſehr nett und ſauber iſt; die Vorhänge dieſes kleinen Bettes ſind ſchneeweiß, der geſcheuerte Ofen glänzt, der Boden iſt auf flämiſche Weiſe mit Sand beſtreut. Vor dem offenen Fenſter ſtehen Maaßlieben und Veilchen und blühen an der Sonne, daneben hängt ein Käfig mit einem Goldfinken.

Wie ſtill iſt es in dieſem Zimmerchen, kein Seufzer unterbricht ſeine ruhige Einſamkeit und doch ſitzt neben dem offnen Fenſter ein junges Mädchen; aber es iſt ſo eifrig damit beſchäftigt einige neue Leinwand zu nähen, daß man keine andere Bewegung als das raſche Hin- und Herfahren der rechten Hand an ihr bemerken kann.

Die Kleidung der jungen Arbeiterin iſt äußerſt gering; dennoch aber ſehr geſchmackvoll und Alles ſo rein und knapp an ihr, daß ein Hauch von Friſche und Lebensluſt ſie zu umgeben ſcheint.

„Arme Lenora, das iſt alſo das Dir beſtimmte Schickſal! Deine vornehme Abkunft zu verbergen unter dem Dachziegel einer Arbeiterwohnung; fern von Deinem Vaterlande, einen Schutzort zu ſuchen gegen Spott und Verachtung, unaufhörlich zu arbeiten, kämpfend gegen Noth und Mangel, Dich beugend unter Kummer und Schaam und mit blutendem Herzen an den unheilbaren Wunden der Erniedrigung und Verzweiflung leidend.“

„Gewiß hat das Elend bereits Deinem Antlitz die gelbliche Farbe des Mangels gegeben, der Verdruß an Deiner Seele genagt und Deinen Augen den funkelnden Glanz geraubt! Sterbende Blume, durch ſtilles Leiden dahin ſchmachtend!“

„Gott ſei Dank, dem iſt nicht ſo! Das Heldenblut, daß durch Deine Adern fließt hat Dich ſtark gemacht gegen das Schickſal! Dein holdes Weſen iſt noch ſchöner wie zuvor! Hat das Leben in dem engen Raume auch die bräunliche Färbung von Deinem Antlitz gewiſcht, ſo iſt der Ton Deines Geſichtes dagegen deſto zarter, Deine edle Stirn deſto weißer, das Roſenroth Deiner lieblichen Wangen deſto friſcher geworden! Noch glänzt Dein ſchwarzes Auge voll Feuer und Leben hinter den langen Wimpern, noch umſpielt ein reizendes heitres Lächeln Deine anmuthigen Lippen! Vielleicht trägſt Du noch in Deinem Herzen einen reichen Schatz von Muth und Hoffnung, vielleicht ſchwebt noch immer Dir ein theures Bild vor den Augen! Aus der Quelle der Erinnerung ſchöpfſt Du daher die Kräfte um ſiegreich mit dem Unglück zu kämpfen?“

Seht ein Traum bemächtiget ſich ihrer, ſie läßt die Hände ruhen und arbeitet nicht mehr. Den Kopf auf ihre Arbeit geſenkt ſcheint ſie feſt auf den Boden zu blicken, ihre Seele iſt anderswo und läßt ſich bewußtlos fortreißen von dem Strome des Selbſtvergeſſens.

Sie legt die Leinewand auf den Stuhl und ſteht langſam auf, betrachtet einen Augenblick ihre beſcheidenen Blümchen am Fenſter, pflückt eine Maaßliebe, entblättert ſie träumeriſch und ſendet dann den Blick in die Ferne, wo ein wilder Kaſtanienbaum zwiſchen den Dächern der Häuſer ſeine Krone erhebt.

Der Anblick des ihr ſo wohlbekannten Laubes wirkt mächtig auf ihr Gemüth, ein unverſtändliches Lächeln ſchwebt um ihre Lippen, Thränen ſtrömen ihr aus den Augen, in heftiger geiſtiger Spannung ſcheint ſie die friſche Frühlingsluft und den warmen Sonnenſchein mit vollen Zügen einzuathmen. Der Ausdruck ihres Geſichtes wechſelt; man möchte ſagen, daß ihre Phantaſie zwiſchen geliebten Weſen umherwandelt und von Glück und Freude mit ihnen redet; ihren Lippen entſchlüpft ein unverſtändlicher Klang, den jedoch ein ſchmerzliches Lächeln begleitet. — Vielleicht murmelt ſie den Namen eines abweſenden Freundes. Dort ſteht ſie nun mit mitleidigem Blicke, vor dem Goldfinken, der unruhig im Käfig auf und abſpringt und mit dem Schnabel das Gitter ſeines Gefängniſſes zu zerbrechen ſucht. Sie ſieht dem Vogel in träumeriſcher Vergeſſenheit eine Weile zu und ſagt dann mit ſanfter Stimme:

„Warum, willſt Du uns verlaſſen Liebſter, Du unſer getreuer Gefährte im Unglück, ſei doch fröhlich, Vater iſt wieder geſund, jetzt wollen wir wieder heiter und glücklich leben! Warum flatterſt Du denn ſo unruhig in Deinem Käfig umher. .. O, es iſt peinlich, ſo gefangen zu ſein, wenn man weiß, daß draußen Freude und Freiheit herrſchen, wenn man im freien Felde oder im Walde geboren iſt; wenn man weiß, daß dort allein unter Gottes ſchöner Sonne Leben und Freude zu genießen ſind? Ach, armer Vogel ich bin ein Kind der Natur wie Du, ich bin auch aus meinem Vaterlande geriſſen, ich ſehne mich auch nach der Einſamkeit meiner Kinderjahre und dem ſtillen Laube, daß meine Wiege beſchattete. ... es iſt Dir, wie mir auf immer ein Freund geraubt? Miſcht ſich auch in Deine Trauer das Bild desjenigen, den Du liebteſt? Beklagſt Du auch etwas mehr als Freiheit? .... Wozu frage ich Dich, die Zeit der Liebe iſt wieder da, nicht wahr? Lieben iſt auch für Dich das ſchönſte Räthſel des Lebens! .... Ich habe Dich in beſſern Zeiten gekauft, Du warſt lange Zeit mein einziger Gefährte, mein Freund und mein Zeitvertreib. .“

Mit dieſen Worten nahm ſie den Käfig in die Hand und ſagte:

„Aber ich verſtehe Dein Leiden, ich will nicht länger Dir ſein, was das unerbittliche Schickſal mir iſt. . Da, fliege fort, Gott möge Dich beſchützen! Geh und genieße im vollem Maaße das, was allen lebenden Weſen das Nothwendigſte iſt: Freiheit und Liebe! .. O, wie hüpfeſt Du vor Freude, wie ſchlägſt Du mit den Flügeln! Lebe wohl, lebe wohl, Glücklicher!" ..

Lenora ſah dem Vogel einen Augenblick nach, als er pfeilſchnell durch Luft und Licht himmelan flog; dann kehrte ſie mit einem Lächeln ſüßer Zufriedenheit zu ihrem Stuhle zurück, nahm die Leinewand wieder zur Hand und arbeitete mit großem Fleiße wie zuvor.

Eine Viertelſtunde lang ſetzte ſie ſtill ihre Beſchäftigung fort, plötzlich hob ſie den Kopf empor und ſagte freudig, während ſie auf ein Geräuſch horchte:

„Ach, da kommt der Vater, möge er glücklich geweſen ſein!" Sie ſtand vom Stuhle auf und ging nach der Thür.

Herr van Vlierbeke trat in das Stübchen, eine Rolle Papier in der Hand, näherte ſich langſam einem Stuhle und ſetzte ſich ermattet und keuchend nieder.

Er war ſehr mager geworden, ſeine Augen ſteckten tief in ihren Höhlen, ſeine Wangen waren bleich, ſein ganzes Antlitz leidend. Man konnte deutlich merken, daß eine ſchwere Krankheit ihn ſo angegriffen und zu gleicher Zeit ſeine geiſtigen wie ſeine körperlichen Kräfte erſchöpft habe.

Seine Kleidung iſt ſehr ärmlich, zwar mit großer Mühe ſauber und reinlich gehalten, aber durchaus fadenſcheinig, hier und dort ſichtlich ausgebeſſert und auf jeden Fall zu weit für ſeinen abgemagerten Körper; vielleicht hatten Unglück und Krankheit die männliche Seele dieſes Mannes niedergedrückt, vielleicht war ſein Muth geknickt und ſein Herz gebrochen.

Lenora ſah ihn einen Augenblick tief bekümmert an und fragte:

„O Gott, Vater, biſt Du wieder krank?“

„Ach nein, Lenora,“ war die Antwort, „aber ich bin ſo unglücklich.“

Sie umarmte ihn zärtlich, während ſie tröſtend und ſchmeichelnd ſeine Hand faßte.

„Vater, Vater, vor acht Tagen noch lagſt Du krank zu Bett. Wir baten Gott um Deine Geſundheit als um das größte Gut, was uns auf Erden zu Theil werden könnte. Gott hat uns erhört, Du biſt geneſen . . und nun trauerſt Du wieder bei der erſten Unannehmlichkeit. Deine Verſuche ſind misglückt, nicht wahr, ich leſe es aus Deinem betrübten Blick. O was ſchadet das! Was fehlt uns, um glücklich zu ſein? Komm, laß, uns wie zuvor uns gegen das Schickſal erheben, laß uns ſtark ſein und kühn der Armuth ins Antlitz ſehen; der Muth iſt auch ein Reichthum. Komm, Vater, vergiß den Verdruß; ſieh mich an, bin ich traurig, laſſe ich mich niederdrücken von verzweifelten Gedanken? — Ja, ich habe geweint, ich habe getrauert und gelitten, als die Krankheit meinen Vater ergriffen hatte . . aber jetzt, da Du geneſen biſt . . nun komme was will, Deine Lenora wird ſtets Gott danken für ſeine Güte! —“

Der Vater blickte ſeiner begeiſterten Tochter mit traurigem Blick in die Augen und ſeufzte:

„Arme Lenora, Du machſt mir ſelbſt Muth, um mich zu ſtützen und zu tröſten; der Himmel vergelte Dir ſo viele Liebe; ich kenne die Quelle, aus der Du dieſe Kraft ſchöpfeſt, und dennoch wirken, Du von Gott mir geſchenkter Engel, Deine Worte und Dein Lächeln ſo mächtig auf mich, als ginge ein Theil von Deiner Seele in die meinige über, ich bin zurückgekehrt mit zerſchmettertem Herzen, mit geſtörten Sinnen, ohnmächtig vor Verzweiflung; Dein Anblick genügt, um mir Troſt in die Bruſt zu gießen . .“

„Komm, Vater,“ unterbrach ihn die Jungfrau, die Beweiſe ihrer Zärtlichkeit noch vermehrend, „ſage mir, wie es Dir ergangen iſt, ich will Dir nachher auch etwas erzählen, was Dich freuen wird.“

„Ach mein Kind, ich meldete mich in dem Erziehungsinſtitute des Herrn Roncevaux, um meine engliſchen Stunden wieder zu beginnen; während meiner Krankheit iſt ein Engländer damit beauftragt worden, uns iſt das beſte Stück Brod geraubt.“

„Und die deutſche Stunde bei Fräulein Pauline?“

„Fräulein Pauline iſt nach Straßburg gezogen und kehrt nicht zurück. Ach, Lenora, Alles ſo auf einmal verloren — hatte ich nicht gegründete Urſache, mich zu betrüben? Du ſelbſt ſcheinſt durch dieſe unglückliche Nachricht erſchüttert, mir däucht, Du würdeſt blaß?“

In der That hatte die Jungfrau die Augen niedergeſchlagen und ſchien ſchmerzlich erſchüttert zu ſein. Die Frage ihres Vaters gab ihr jedoch das Bewußtſein wieder. Sie antwortete, ſich Gewalt anthuend, um heiter zu ſcheinen:

„Ich dachte an den Schmerz, den dieſe Abweiſungen Dir gemacht haben müſſen, Vater, und fühlte die Pein mit Dir, aber doch finde ich noch Gründe, um fröhlich zu ſein.. Ja, Vater, denn ich wenigſtens habe gute Neuigkeiten.“

„So, das wundert mich!“

Lenora zeigte mit ihrem Finger auf den Stuhl und fuhr dann fort:

„Siehſt Du da die Leinewand, ich muß zwölf feine Hemden daraus nähen und wenn ſie fertig ſind, bekomme ich noch ebenſoviel; man bezahlt mich gut . . und ich weiß noch etwas Beſſeres, doch iſt das nur eine Hoffnung.“

Lenora hatte dieſe Worte ſo fröhlich und ſo raſch geſprochen, daß der Vater, von ihrer heiteren Lebendigkeit hingeriſſen, ebenfalls zufrieden lächelte.

„Nun,“ fragte er, „was iſt es denn, was Dich ſo glücklich macht?

Als werfe ſie ſich die verlorene Zeit vor, ſetzte ſich die Jungfrau wieder hin und fuhr fort zu nähen; ſie war ſichtbar erfreut, daß ſie ihres Vaters Traurigkeit beſiegt hatte. Halb ſcherzend ſagte ſie:

„Ach, Du wirſt es nie rathen; weißt Du, Vater, wer mir dieſe Näharbeit aufgetragen hat? Die reiche Dame aus dem großen Hauſe da in der Ecke; ſie ließ mich heute Morgen rufen, und ich ging während Deiner Abweſenheit zu ihr: Du wunderſt Dich darüber, Vater, nicht wahr?“

„Ja wohl, Lenora, Du ſprichſt von Madame de Rovan, für die man Dir den ſchönen Kragen zu ſticken gab. Woher kennt ſie Dich?“

„Ich weiß es nicht, wahrſcheinlich hat die Frau, die die mühevolle Arbeit bei mir beſtellte, ihr geſagt, wer ſie gemacht. Sie muß ihr ſelbſt von Deiner Krankheit und unſerer Armuth erzählt haben, denn die Dame wußte mehr von uns, als Du vermutheſt.“

„Himmel, ſie weiß doch nicht . . .?“

„Nein, ſie weiß nicht, was unſer Name in unſerem Vaterlande bedeutet.“

„Fahre fort, Lenora, Du machſt mich neugierig; ich ſehe wohl, Du willſt mich plagen.“

„Nun denn, Vater, weil Dir wieder wohl iſt, will ich es kurz machen. Madame de Noyan hat mich freundlich empfangen und mich ſehr gelobt wegen der ſchönen Stickerei, ſie befragte mich über unſere früheren Schickſale und tröſtete und ermunterte mich. Höre nur, was ſie mir geſagt hat, nachdem ſie mir durch ihr Mädchen die Leinewand zu den Hemden hatte geben laſſen: Gehen Sie, mein Kind, arbeiten Sie muthig, bleiben Sie ſo tugendhaft, ich will Ihre Beſchützerin ſein; ich brauche ſelbſt viel Näharbeit und Sie haben wohl zwei Monate für mich allein zu thun, aber das iſt nicht genug, ich will Sie meinen zahlreichen Bekannten empfehlen und dafür ſorgen, daß Sie durch Ihre Arbeit die Mittel finden, um ſich ſelbſt und Ihren kranken Vater vor Mangel zu ſchützen. — Mit Thränen in den Augen ergriff ich ihre Hand und küßte ſie: denn ihre ſchöne edle Wohlthat, die mir nicht ein Almoſen, ſondern Arbeit ſchenkte, rührte mich außerordentlich. Als ſie die Dankbarkeit aus meinen Augen ſtrahlen ſah, ſagte ſie noch freundlicher, indem ſie mir auf die Schulter klopfte: Haben Sie nur Muth, Lenora, es wird eine Zeit kommen, wo ſie ſelbſt werden Schülerinnen annehmen müſſen, um Ihnen zu helfen; ſo vom Kleinen zum Größeren übergehend, wird man zuletzt ſelbſt Herrin. Ja, Vater, das hat ſie geſagt, ich kann Ihre Worte auswendig."

Sie ſprang auf, umarmte ihren Vater und ſagte aufgeräumt:

„Was ſagſt Du nun, Vater, iſt das keine gute Neuigkeit? Wer weiß — Schülerinnen, Lehrerin, einen Laden, ein Magazin, ein Dienſtmädchen . . . Du führſt die Bücher und kaufſt die Stoffe ein . . ich ſtehe im Laden und verkaufe oder leite die Arbeit meiner Näherinnen; o Gott, es iſt doch ſchön, glücklich zu ſein und zu wiſſen, daß man Alles dem Werke ſeiner Hände verdankt, und dann, Vater, dann wäre Dein Gelübde ganz erfüllt, dann ſollteſt Du Deine alten Tage in ſüßem Wohlleben hinbringen!"

Herr van Vlierbeke lächelte ſo heiter und man ſah deutlich an dem Ausdrucke des Glücks, der ſich in ſeinen abgemagerten Zügen offenbarte, daß ihn die Worte ſeiner Tochter zur größten Selbſtvergeſſenheit verleitet hatten. Er merkte es bald ſelbſt und ſchüttelte ſcherzend den Kopf, indem er ſagte:

„Lenora, Lenora, ſüße Verführerin, Du bezauberſt mich ſo leicht, ich hing wie ein Kind an Deinen Lippen und ſchenkte dem verſprochenen Glücke Glauben. Wie dem auch ſein möge, wir haben wahrlich Gott zu danken . . . Aber nun ernſthaft. Der Schuſter hat wieder von der Miethe mit mir geſprochen und mich gebeten, ihm zu bezahlen; wir ſind ihm noch zwanzig Franken ſchuldig, nicht wahr?“

„Ja, zwanzig Franken Miethe und ungefähr zwölf Franken im Kaufladen, das iſt Alles. Sobald dieſe Hemden fertig ſind, wollen wir dem Schuſter meinen Verdienſt auf Abſchlag geben und er wird zufrieden ſein; im Laden wird man uns ſchon noch borgen; ich habe dritthalb Franken für meine letzte Arbeit bekommen, Du ſiehſt, Vater, wir ſind noch reich. Binnen vier Wochen haben wir keine Schulden mehr. Du biſt geneſen, Deine Kräfte werden bald wiederkehren . . . Es wird Sommer, Alles lacht uns an, o wir werden wieder glücklich ſein.“

Herr van Vlierbeke ſchien ganz getröſtet, neuer Muth glänzte in ſeinen dunkeln Augen und ſein Muth war heller geworden; er trat zum Tiſch und ſagte, indem er die Papierrolle öffnete:

„Lenora, ich habe auch etwas Arbeit, der Profeſſor Delſaux hat mir einige Muſikalien gegeben, um ſie für ſeine Schüler abzuſchreiben; es wird mir in einigen Tagen wohl vier Franken einbringen. Sei jetzt ein wenig ſtill, mein Kind, mein Geiſt iſt noch zu zerſtreut, ich würde bei dem Reden zu viele Fehler machen und vielleicht das Papier verderben.“

„Singen kann ich doch wohl, nicht wahr, Vater?“

„O ja, das macht mir ſogar Vergnügen und ſtört mich nicht!“

Der Vater begann zu ſchreiben, während Lenora mit heiterer aber leiſer Stimme alle ihre Lieder wiederholte und ihrem Herzen Luft machte durch den anmuthigſten Geſang.

Unterdeſſen nähete ſie fleißig fort und ſah nur von Zeit zu Zeit nach ihrem Vater, um darauf zu achten, ob nicht ein trüber Gedanke in ihm aufſteige, der bekämpft werden müſſe.

Ziemlich lange nachher hörte Lenora die Uhr auf der Pfarrkirche ſchlagen, ſie legte ihre Arbeit hin, nahm einen Korb hinter dem Ofen weg, hing ihn über den Arm und wollte das Zimmer verlaſſen, ihr Vater, der es jedoch bemerkte, fragte ſie verwundert:

„Jetzt ſchon Lenora?“

„Es ſchlägt halb Zwölf, Vater.“

Ohne weiter eine Bemerkung zu machen, bückte ſich Herr van Vlierbeke wieder auf ſeine Noten und fuhr fort zu ſchreiben. — Das junge Mädchen lief raſch die Treppe hinunter.

Bald darauf kehrte ſie wieder, mit dem Körbchen voll Kartoffeln und noch etwas Anderem, in ein Papier gewickelt, das ſie jedoch unter der Schürze verbarg, als ſie wieder ins Zimmer trat.

Sie goß Waſſer in einen Topf, ſetzte dieſen neben ſich und ſchälte ſingend die Kartoffeln. Da ſie gewandt dabei war, ſo hatte ſie dieſe Arbeit bald beendigt.

Nun zündete ſie Feuer an, wuſch die Kartoffeln und ſetzte ſie auf das Feuer, um ſie zu ſieden. Hinten in die Ofenröhre ſtellte ſie ein Töpſchen mit etwas Butter und viel Eſſig.

Bis jetzt hatte der Vater noch nicht von ſeiner Arbeit aufgeblickt, das Mittagsmahl ſah er täglich bereiten und es war ſehr ſelten, daß etwas Neues in dem Ofen gekocht wurde. Diesmal waren jedoch die Kartoffeln kaum gar, als ſich auch ſchon ein ſehr appetitlicher Geruch in der Stube verbreitete, Herr van Vlierbeke ſah ſeine Tochter verwundert an und ſagte:

„Fleiſch an einem Mittwoch! Lenora, Kind wir müſſen ſparſam ſein, Du weißt es wohl.“

„Ach Vater,“ antwortete Lenora lachend, „ſorge nicht, der Doctor hat's befohlen.“

„Du betrügſt mich dieſes Mal doch, nicht wahr?“

„Nein, nein, der Doctor hat geſagt, Du müßteſt wenigſtens drei Mal in der Woche Fleiſch genießen, wenn wir es kaufen könnten. Es wird Dir gut thun, Vater, und Deine Kräfte wieder herſtellen.“

„Aber, Lenora, unſere Schulden.“

„Nun, nun, Vater, laß mich nur ſorgen. Jeder wird befriedigt werden und zufrieden ſein. Quäle Dich nicht länger damit, ich ſtehe für Alles. Habe die Güte und lege Deine Papiere weg, daß ich das Tiſchtuch ausbreiten kann.“

Der Vater ſchüttelte den Kopf und that, was Lenora von ihm verlangt hatte. Sie legte ein ſchneeweißes Linnen über die Tafel und ſetzte zwei Teller mit Kartoffeln darauf. Alles war ärmlich und gering, aber ſo weiß und ſauber gehalten, daß das gedeckte Tiſchchen ſelbſt einen Reichen würde angelacht haben.

Vater und Tochter ſetzten ſich zum Mahl und beugten tief das Haupt, als ſie mit gefaltenen Händen dem Herrn für die Speiſe dankten.

Während dieſes ſtille Gebet noch zu Gott emporſtieg, hörte man plötzlich Stimmen unten an der Treppe.

Lenora ward dadurch in ihrem Gebete geſtört und zitterte heftig. Sie lauſchte mit weitaufgeriſſenen Augen und ausgeſtrecktem Hals nach Etwas, das ihr unerklärlich ſchien und ſie doch mit Schrecken und Erſtaunen erfüllte. Der Vater, betroffen durch dieſe ſeltſame Erſchütterung der Tochter, ſah ſie an, als wollte er fragen: Was giebt es? Was iſt da? Lenora winkte ihm jedoch mit der Hand, zu ſchweigen.

Neue Laute drangen deutlich in das Stübchen. Lenora erkannte den Ton dieſer Stimme. Als ob ein Blitzſchlag ſie getroffen habe, ſprang ſie ängſtlich ſchreiend nach der Thür, ſchlug dieſelbe zu und drückte mit Hand und Schulter dagegen.

„Lenora, um Gottes Willen, was fürchteſt Du,“ rief der beſorgte Vater.

„Guſtav, Guſtav,“ ſchrie ſie, „er iſt da, er kommt. O weg, weg mit Allem von dem Tiſche, er allein darf unſere Armuth nicht ſehen.“

Das Antlitz des Herrn van Vlierbeke verfinſterte ſich bei dieſer Mittheilung. Er richtete ſtolz den Kopf empor und ſein Blick wurde funkelnd und ſtreng. Stumm zu ſeiner Tochter gehend, entfernte er ſie von der Thür. Lenora flüchtete ſich in den entfernſten Winkel des Zimmers und ſenkte den Kopf in tiefer Schaam.

Die Thür flog auf. Ein junger Mann drang jauchzend in das Zimmer und lief mit offenen Armen auf die Jungfrau zu; während er verwirrt ihren Namen mit andern unverſtändlichen Worten rief.. Er würde in ſeiner blinden Freude Lenora um den Hals gefallen ſein, aber die ausgeſtreckte Hand und der ſtrenge Blick des Vaters hielten ihn plötzlich zurück.

Er blieb ſtehen, ſah ſich verſtummend um und betrachtete wie zerſchmettert das Mittagsmahl, ſowie die ſchlechten Kleider des Greiſes und ſeiner Tochter. Dieſe Beobachtung mußte ihn ſchmerzlich erſchüttern, denn er bedeckte die Augen mit den Händen und ſagte, während er dieſelben fieberhaft drückte:

„O, Lenora, Geliebte, ſieh mich an, damit ich wiſſe ob Dein Herz das ſüße Andenken an unſere Liebe bewahrt habe!“

Die Jungfrau warf ihm einen innigen Blick zu, einen Blick, in welchem ſich ihre reine, liebende Seele ganz offenbarte.

„O welch ein Glück,“ rief Guſtav begeiſtert, „immer noch meine ſüße, liebe Lenora. Gott ſei geprieſen, kein Macht der Erde kann mir meine Braut rauben. O, Lenora, komm in meine Arme, empfange den Brautkuß.“

Er öffnete die Arme, um ſie an ſein klopfendes Herz zu drücken. Zitternd vor Angſt und Glück blieb ſie mit zu Boden gerichteten Blicken ſtehen, als ob ſie bereit ſei. ſeinen feierlichen Kuß zu empfangen, allein ehe der Jüngling der Leidenſchaft gehorchte, die ſich ganz ſeiner bemächtigt hatte, ſtand Herr van Blierbeke neben ihm und ergriff mit Feſtigkeit ſeine Hand, um ihn zurückzuhalten, dann ſagte der gerührte Vater mit ſtrengem Ton:

„Herr Denecker, mäßigen Sie ihre Freude, auch wir freuen uns ſehr Sie wiederzuſehen, aber weder Ihnen noch uns iſt es erlaubt zu vergeſſen, was wir ſind. Ehren Sie unſere Armuth ...“

„Wie, was ſagen Sie, wer Sie ſind? Sie ſind mein Freund, mein Vater! Lenora iſt meine Braut.. Himmel, warum dieſen anklagenden Blick? Ich vergehe... Ich weiß nicht was ich thue!“

Er ergriff von Neuem Lenora's Hand, zog ſie zu ihrem Vater und ſprach mit großer Haſt:

„Hören Sie... Mein Oheim iſt in Italien geſtorben; er hat mich zum Univerſalerben gemacht; er hat mir auf ſeinem Sterbebette befohlen Lenora zu heirathen; ich habe Himmel und Erde in Bewegung geſetzt Sie aufzufinden; habe getrauert und gelitten, während der Abweſenheit meiner innig geliebten Freundin; endlich ſie gefunden, und nun komme ich den Lohn für meine Schmerzen zu fordern. meinen Reichthum, mein Herz, mein Leben Ihnen zu Füßen zu legen und dagegen Sie um das Glück anzuflehen, Lenora zum Altare führen zu dürfen. Vater, o Vater, erweiſen Sie mir dieſe höchſte Gunſt! Kommen Sie, der Grinſelhof erwartet Sie, ich habe ihn für Sie gekauft, Alles iſt noch dort. Die Bildniſſe Ihrer Väter ſchmücken wieder die Wände und Alles was Ihnen theuer iſt, iſt wieder dahin gebracht worden. Kommen Sie, ich werde ihr Alter mit Ehrfurcht umgeben; Sie mit ſüßer Seligkeit überſchütten; ich werde Ihre Lenora lieben und ehren. . ."

Der Ausdruck auf dem Geſichte des Vaters hatte ſich nicht geändert, nur ſeine Augen ſchienen ſich langſam anzufeuchten.

„O!" rief Guſtav begeiſtert aus, — „Nichts auf Erden kann mir Lenora wieder entreißen, ſelbſt nicht die Macht Ihres Vaters! Gott hat Sie mir geſchenkt."

Knieend ſank er Herrn van Vlierbeke zu Füßen und hob die Hände flehend zu ihm empor, während er rief:

„O, Verzeihung! Nein, Sie werden mir den Todesſtoß nicht geben! Vater, Vater um Gottes Willen ſchenken Sie mir Ihren Segen; Ihre Kälte bringt mich um!"

Herr van Vlierbeke ſchien den Jüngling zu vergeſſen und hob die Augen gen Himmel, als ſpräche er ein inniges Gebet. Seine Stimme wurde verſtändlich, er ſagte, während Thränen der Rührung ihm aus den Augen ſprangen:

„Margaretha, Margaretha, freue Dich im Schooße der Gottheit. Mein Gelübde iſt erfüllt, Dein Kind wird glücklich ſein auf Erden."

Und als nun Guſtav und Lenora, von Hoffnung zitternd, ihm in die Augen ſahen, hob er plötzlich den Jüngling auf, küßte ihn auf das Herzlichſte und ſagte:

„Guſtav, mein theurer Sohn, der Himmel ſegne Eure Liebe; mache mein Kind glücklich, Sie iſt Deine Braut."

„Guſtav, Guſtav! Mein Bräutigam!" rief die Jungfrau, eilte ihrem Vater und ihrem Geliebten zugleich in die Arme und umſchlang Beide mit fieberhafter Freude.

Der erſte Liebeskuß, der heilige Brautkuß wurde an des Vaters Bruſt gewechſelt, während der Greis die Häupter ſeiner entzückten Kinder mit Thränen benetzte und ſeine Hände ſegnend über ſie ausſtreckte.

Und jetzt lieber Leſer muß ich Dir das Geſtändniß machen, daß ich Dir die Lage und ſelbſt den wahren Namen von des alten Herrn van Vlierbeke's Schloß aus überwiegenden Gründen verſchwiegen habe. Demzufolge wird Niemand von Euch vermuthen können, wo Guſtav mit ſeiner jungen Gattin wohnt.

Was mich betrifft, ſo habe ich Herrn und Frau Denecker ſelbſt geſprochen und bin gar oft mit ihren beiden lieben Kindern, und mit Herrn van Vlierbeke, dem Großvater auf dem Grinſelhof umherſpaziert.

Das bezaubernde Schauſpiel häuslichen Glückes, ſtillen Friedens und ſüßer Liebe, das ich dort geſehen, hat ſich tief meinem Gedächtniſſe eingeprägt, — wie der alte Edelmann im Garten auf einer Bank ſaß und ſeinen beiden ſpielluſtigen Enkelchen bereits etwas von den Naturkräften, die auf Erden wirkſam ſind, ſuchte begreiflich zu machen; wie die kleine Adelina auf ſeinen Schooß kletterte um ihm die Wangen zu ſtreichen, während der unruhige Iſidor mit muthwilligen Sprüngen auf ſeinen Knieen ritt; — und wie Herr Denecker und ſeine Gattin dabei ſtanden, einander ſtill die Hände drückten und mit ſeliger Empfindung das Glück des Großvaters und das fröhliche Spiel der Kinder betrachteten. —

Wer mir dieſe Geſchichte erzählte werde ich Euch nicht ſagen; es genüge Euch zu wiſſen, daß ich alle Perſonen kenne, die eine Rolle darin ſpielen und ſelbſt mehr als einmal am Tiſche geſeſſen habe bei Baas Jans dem Pächter, deſſen Frau Beth und der Magd Kaeth, die ziemlich viel von Schwatzen halten und gern von ihren Wohlthätern ſprechen.

Hendrik Conſcience.

Baas Ganſendonck.

Aus dem Blämiſchen

von

O. L. B. Wolff.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1850.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erinnerung.

In einem Dorfe zwiſchen Hoogſtraten und Calmpthout in den Autwerpener Kempen wohnte Peer Ganſendonk, der Baas der Wirthſchaft zum Heiligen Sebaſtian.

Ich habe ihn gekannt nach 1830, als ich Soldat war; aus jener Zeit weiß ich aber Nichts mehr von ihm, als nur, daß er weder Soldaten noch Bauern leiden konnte und am Liebſten mit Officieren zu thun hatte; auch war er außerordentlich aufgebracht gegen den Bürgermeiſter, weil dieſer den Capitain der Compagnie in ſeine eigene Wohnung genommen, die anderen drei Officiere zu dem Baron, dem Notar und dem Doctor gelegt und ihm, Peer Ganſendonck, Niemanden zu beherbergen gelaſſen als den Sergant-Major, Eueren gehorſamſten Diener.

Ich erinnere mich auch, daß ich meine müſſigen Stunden oft damit ausfüllte, allerlei hübſches Spielzeug für Lieschen, das fünfjährige Töchterchen des Baas Ganſendonck, zu verfertigen. Das Kind kränkelte und ſchien ſich auszuzehren; aber es war etwas ſo Liebliches in ſeinen engelhaften Aeugelchen, etwas ſo Reines in ſeinem marmornen Geſichtchen, ſo ſüß Klagendes in ſeinem ſilbernen

Stimmchen, daß ich eine Art von Glück darin fand, das kranke Lämmchen durch Spiel, Geſang und Erzählungen zu tröſten und zu erquicken.

Wie bitterlich weinte Lieschen, wie rollten ihm die Thränen über die Wangen, als die Trommeln zum letzten Male Lebewohl! wirbelten und ſein guter Freund, der Sergeant-Major, mit dem Torniſter auf dem Rücken, dort marſchfertig ſtand, um für immer fortzuziehen! Aber ſolche Eindrücke verſchwinden ſo ſchnell aus dem jungen Gemüth. Seitdem habe ich nie mehr an das kleine Lieschen gedacht, und das Kind hat mich ohne Zweifel ebenſo ganz und gar vergeſſen.

Vor Kurzem führten mich meine Streifzüge durch die Kempen wieder zum erſten Male in daſſelbe Dorf. Ich betrat es ohne Vorgefühl, ohne die geringſte Erwartung.

Kaum hatte jedoch mein Inneres das Bild der Kirche, der Häuſer und der Bäume in ſich aufgenommen, als ein Lächeln der Ueberraſchung auf mein Geſicht trat und die Bruſt mir von froher Rührung ſchwoll. Ganz beſonders war es der Anblick des alten Schildes über der Thür des Wirthshauſes, der mir das Herz klopfen machte...... Erſchüttert ſenkte ich den Kopf und blieb eine Weile unbeweglich ſtehen, um den Strom jugendlicher Erinnerungen zu genießen, der wie eine warme wohlthätige Fluth mir durch das Haupt wogte.

Wie muß in der Jugend unſere Seele doch lieben und kräftig ſein, daß ſie Alles, was ſie umringt, auf immer in ſich aufnimmt und in eine unvergängliche Wolke der Reigung hüllt! Menſchen, Bäume, Häuſer, Worte, Alles, lebend oder leblos, wird ein Theil unſeres eigenen Weſens; an jeden Gegenſtand heften wir eine Erinnerung, die ſo ſchön und ſo ſüß iſt, wie unſere Jugend ſelbſt. Unſere Seele fließt über von Kraft; ſie ſprüht Funken und Blitze ihres Lebens über alles Geſchaffene, und während wir unaufhaltſam dem Glücke entgegenjauchzen, das uns, Kinder oder Jünglinge, in der unbegränzten Zukunft erwartet, jubelt und ſingt Alles in der Natur einſtimmig mit uns.

Ach! wie liebe ich die Weide, die Linde, den Pachthof, die Kirche, und alle anderen Dinge, die mich grüßten, als die Roſen der Jugend und die Lilien reiner Lebenspoeſie mir das Haupt ſchmückten! Sie haben genoſſen, was ich genoß; ich ſah ſie üppig grünen, blühen und lachend im Sonnenſchein glänzen, als ich fröhlich war und muthwillig dahinzog auf der unbekannten Bahn menſchlicher Beſtimmung. Sie ſind meine alten Spielkameraden, meine Genoſſen; Jedes von ihnen ruft mir etwas Angenehmes, etwas Entzückendes zu; ſie reden die Sprache meines Herzens; die feinſten Saiten meiner Seele klingen wieder mit jugendlicher Kraft bei ihrem Rufe ...... und in ſtiller frommer Rührung danke ich dem Herrn, daß er ſelbſt in dem erſtarrten Herzen des abgemüdeten Menſchen noch den ſüßen Brunnen der Erinnerung fließen läßt.

Vor der Thüre des alten Wirthshauſes ſtehend, war ich ganz in beſſere Zeiten zurückgezaubert. Ich ſah meine Kameraden, meine Officiere wieder; die Trommel wirbelte in der Ferne; ich hörte das mächtige Commando-Wort erſchallen, hörte den fortziehenden Kriegsgeſang über den Häuſern verhallen und das Jägerhorn im Lindenlaub tönen...... Aber zwiſchen Allem erſchien mir noch klarer und friſcher Lieschens ruhiges Engelbild, das mir aus der Vergangenheit zulachte.

Der Gedanke des Menſchen eilt ſchneller durch die Welt der Ideen, als der Blitz durch den Raum des Himmels. Nur eine Minute ungefähr hatte ich ſo gerührt dageſtanden, und ſchon waren fünf ſchöne Monate meines Lebens in voller Klarheit vor meinen Augen vorübergezogen.

Mit großem Verlangen und fröhlichem Antlitz ſchritt ich auf das Wirthshaus zu — ich werde Lieschen ſehen, ſie wird mich nicht erkennen, ich weiß es wohl, denn das Kind muß jetzt ein ſchönes Weib geworden ſein; ihr Anblick wird mich aber doch erfreuen; ſie war kränklich und leidend; vielleicht liegt ſie in der Erde auf dem ſtillen Friedhof. Fort mit dieſem häßlichen Gedanken, den die kalte Vernunft mitten unter meine warmen Erinnerungen wirft!

Aber wie iſt es mir hier fremd und trübe im heiligen Sebaſtian. Alles hat ſich verändert, Menſchen und Dinge. Wo iſt Baas Ganſendonck? Wo iſt Lieschen? Wo der Einſchiebtiſch, auf welchem ich mit meinen Cameraden um ſo manche Kanne Bier ſpielte? Alles iſt verſchwunden!

Armes Lieschen! ich ſehe noch die Ecke am Fenſter, wo du mit deinem Köpfchen auf dem Schooß deiner Mutter ruhteſt, wo ich dich ſo erfreute mit dem Wagen von Karten, den vier Maikäfer zogen, wo dein müder Blick wie ein Gebet mir dankte für meine Freundſchaft!

Ich hatte das Alles ſo ganz und gar vergeſſen, ich wußte nicht einmal mehr, daß ich einſt in dieſe Gegend gekommen war; aber jetzt ſpringt aus jedem Dinge ein Bild, eine Stimme hervor; ich ſehe, ich höre Alles wieder; Alles wird jung und lachend; — ſelbſt mein Herz, das zu der harmoniſchen Uebereinſtimmung mit dieſer bekannten und geliebten Umgebung zurückkehrt.

Süß Lieschen! wer würde damals geſagt haben, daß ich einſt deine Geſchichte meinen Landsleuten erzählte, wie ich früher dein Herz durch Kindergeſchichten erfreute!

Das Leben gleicht einem jener Rieſenſtröme Amerika's, welche eine Zeitlang friedlich zwiſchen lachenden Ufern dahin fließen, aber dann plötzlich ſich von einem hohen Berge herabſtürzen und in brauſenden Wogen ſtürmiſch und vernichtend fortrollen. Der Menſch iſt ein Strohhalm, der auf dem Strome dahinfließt; die ſtille Fahrt zwiſchen den blühenden Ufern iſt die Jugend, der brauſende Waſſerfall, der tobende Strom die menſchliche Geſellſchaft, in die der Einzelne wie ein Strohhalm geſchleudert wird. Er fällt, er geht zu Grunde, er erhebt ſich wieder, er taucht von Neuem unter; er wird gefoltert, gequetſcht, zerſchmettert, abgenutzt. — Wer kann wiſſen, an welches Ufer der arme Strohhalm geworfen wird!

Baas Ganſendonck.

I.

Wenn Nichts mit Etwas ſich verflicht
Kennt ſich das Etwas ſelber nicht.

Baas Ganſendonck war ein ſonderbarer Mann. Obwohl von den niedrigſten Dorfbewohnern herſtammend, hatte er ſich doch ſchon früh eingebildet, daß er aus viel edlerem Stoffe gemacht ſei, als die anderen Bauern, daß er allein weit mehr wiſſe, als ein ganzer Haufe Gelehrter zuſammen, daß die Gemeineangelegenheiten in Verwirrung geriethen und den Krebsgang gingen, bloß weil er mit ſeinem Verſtande nicht Bürgermeiſter ſei, und viele andere Dinge dieſer Art.

Und doch kann der arme Mann weder leſen noch ſchreiben und hat von den meiſten Dingen ſehr wenig vergeſſen ...... aber er hattte ja viel Geld.

In dieſer Hinſicht wenigſtens glich er vielen vornehmen Leuten, deren Verſtand auch in einer Kiſte hinter dem Schloſſe liegt, oder deren Weisheit für fünf Procent Zinſen ausgeliehen, ihnen jährlich mit dieſen Zinſen von Neuem in den Kopf kommt.

Die Bewohner des Dorfes, täglich durch die Einbildung von Baas Ganſendonck beleidigt, hatten allmälig einen tiefen Haß gegen ihn gefaßt, und nannten ihn ſpottweiſe den Blaeskaek (den Prahlhans).

Der Baas oder Wirth zum heiligen Sebaſtian war Wittwer und hatte nur ein einziges Kind. Es war eine Tochter von achtzehn oder neunzehn Jahren, ſchwach und bleich, aber ſo zart und fein von Geſicht, ſo lieblich und anmuthig von Charakter, daß ſie die Augen vieler jungen Männer auf ſich zog. Ihr Vater, in ſeiner Thorheit, hielt ſie für viel zu gut, zu gebildet und zu ſchön um ſich mit einem Bauernſohn zu verheirathen. Er hatte ſie auf einige Jahre in eine berühmte Erziehungsanſtalt gethan um dort Franzöſiſch und feine Manieren zu lernen wie ſie ſich für ihre hohe Beſtimmung geziemten.

Glücklicher Weiſe war Liſa, oder Lieschen wie die Bauern ſie nannten, eben ſo einfach zurückgekehrt, obwohl dort allerdings der Saame der Eitelkeit und des Leichtſinns, wenn auch nur in geringem Maaße, in ihren Geiſt geſtreut worden; aber die natürliche Reinheit ihres Herzens ließ die gefährlichen Keime nicht aufkommen, während ihre jungfräuliche Unſchuld, ſelbſt den Anzeichen derſelben etwas Reizendes verlieh, das Alles an ihr liebenswürdig machte.

Wie gewöhnlich hatte ſie nur eine halbe Erziehung bekommen; ſie verſtand ziemlich gut Franzöſiſch, ſprach es jedoch unvollkommen. Dagegen konnte ſie ſehr fertig ſticken, bunte Pantoffeln und Ruhekiſſen machen, mit Perlen ſtricken, Blumen in Papier ausſchneiden, äußerſt freundlich guten Tag ſagen, ſich neigen und verbeugen, ſehr kunſtreich tanzen und viele andere Liebhabereien mehr, die zu dem Bauernhauſe ihres Vaters paßten, wie, mit dem Sprüchwort zu reden, ein Spitzenkragen zu dem Hals einer Kuh.

Von Kindheit an war Liſa dazu beſtimmt worden, ſich mit Karl, dem Sohn des Brauers, einem der ſchönſten jungen Männer weit und breit, zu verheirathen. Er war für einen Dorfbewohner ſehr wohlhabend und recht gebildet, da er einige Jahre das Gymnaſium zu Hoogſtraten beſucht hatte.

Das Studiren hatte ihn indeſſen wenig verändert; er liebte die zwangloſe Freiheit des Landlebens, war fröhlich wie ein Vogel, trank und ſang ehr- und tugendſam mit Jedermann, voller Lebensluſt und benahm ſich gegen jeden Bekannten als ein wackerer Freund und Kamerad.

Wegen des frühzeitigen Todes ſeines Vaters hatte er das Gymnaſium verlaſſen, um ſeiner Mutter bei der Verwaltung der Brauerei behülflich zu ſein und die gute Frau dankte täglich Gott, daß er ihr einen ſo braven Sohn zu ihrem Troſte gelaſſen, denn einen fleißigeren und ordentlicheren Jüngling fand man wirklich nicht.

Nur in Liſa's Gegenwart verlor Karl ſeine Unbefangenheit, und verſank in poetiſches unbeſtimmtes Träumen. Bei dem geliebten Mädchen ſitzend, wurde er mit ihm zum Kinde, fand Vergnügen an deſſen unbedeutenden Beſchäftigungen und fügte ſich mit frommem Gehorſam in ihre geringſten Wünſche; ſie war ſo zart, ſo ſchwach, aber dabei auch ſo ſehr ſchön, ſeine Braut. Auch behandelte er, der ſtarke, muthige Jüngling das zierliche Weſen mit ſolcher Eiferſucht, Nachgiebigkeit und ängſtlicher Sorgfalt, als habe man ihm das Leben einer hinwelkenden Blume anvertraut.

Fünf oder ſechs Monate lang hatte Baas Ganſendonck nichts Böſes darin gefunden, daß ſeine Tochter Karl's Frau wurde. Sein Hochmuth ward allerdings nicht ganz dadurch befriedigt; da jedoch ein reicher Brauersſohn, nach ſeiner Meinung wenigſtens kein Bauer war, hatte er ſein längſtgegebenes Wort nicht brechen wollen und ſogar eingewilligt, daß man Alles für die bevorſtehende Hochzeit anordne und bereit halte.

Die Angelegenheit der jungen Leute ſtand alſo ziemlich gut, — da ſtarb der unverheirathete Bruder des Baas Ganſendonck an einem hitzigen Fieber und hinterließ eine ſchöne Erbſchaft, die bald nachher im Wirthshauſe zum heiligen Sebaſtian, in klingender Münze mit anderen Geldſäcken vereinigt wurde.

Peer Ganſendonck theilte mit vielen anderen Leuten die Meinung, daß der Verſtand, der Werth und die Vortrefflichkeit des Menſchen allein nach dem Gelde, das er beſaß, gemeſſen werden dürften, und obwohl er kein Engliſch konnte, war er doch ganz von ſelbſt auf den erhabenen engliſchen Gedanken gekommen, daß die Frage: „Wie viele Pfund Silber wiegt der Mann?“ Alles abthut und unwiderleglich beantwortet, nach dem altvlämiſchen Volksreim:

Das Geld, das ſtumm iſt,
Macht recht, was krumm iſt,
Und klug, was dumm iſt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß durch eine ſolche Lebensweisheit ſein Hochmuth oder richtiger ſeine Verrücktheit noch größer geworden war als ſein Vermögen. Er ſchätzte ſich nun wenigſtens gleich mit dem Herrn Baron im Dorfe, denn er bildete ſich ein, eben ſo viele Pfund zu wiegen wie der adelige Gutsbeſitzer.

Seit dieſem Tage nun rappelte es dem Baas Ganſendonck noch mehr im Oberſtübchen und er hielt ſich für einen der erſten Männer im Lande. Oft träumte ihm die ganze Nacht, er ſei von vornehmem Geſchlecht, und ſelbſt am Tage zogen ihm liebkoſende Gedanken unaufhörlich durch Kopf. Um die Gegenprobe dieſer eingebildeten Vortrefflichkeit zu machen, bemühte er ſich zu Zeiten, herauszubringen welcher Unterſchied zwiſchen ihm und einem Edelmanne ſein möchte, aber fand wirklich keinen.

Sein Gewiſſen ſagte ihm zwar dann und wann, er ſei zu alt, um noch Franzöſiſch lernen oder ſeine Lebensweiſe gänzlich zu ändern und in höhere Kreiſe der Geſellſchaft zu treten, indeſſen, wenn er das auch nicht mehr konnte, ſo ſollte doch ſeine Tochter höher ſteigen und ſich mit dem erſten beſten Baron verheirathen. — Welche ſelige Gewißheit für Baas Ganſendonck! Ehe er ſtürbe, würde er noch das Vergnügen haben, ſeine Liſa Frau Baronin nennen zu hören! Er ſelbſt würde Großvater einiger Barönchen ſein!

Deshalb nun fing die Liebe Karl's des Brauers an, ihm gewaltig im Kopfe herumzugehen und er betrachtete in ſeinem Gemüthe den luſtigen jungen Mann als ein Hinderniß für die Zukunft ſeiner Tochter. Bereits hatte er in Liſa's Gegenwart ſich über Karl mit biſſiger Geringſchätzung geäußert und Dinge geſagt, welche das arme Kind ſo verletzten, daß es zum erſten Male in ſeinem Leben trotzig ſeinem Vater widerſprach und dann wohl zwei Stunden lang bittere Thränen vergoß.

Um ſeine Tochter nicht zu betrüben gab er jeden direkten Angriff hinſichtlich der Liebe des Brauers auf, aber er beſchloß die Hochzeit ſo lange zu verſchieben, bis die Zeit Liſa die Binde von den Augen nähme und ſie ſich ſelbſt überzeugte, Karl ſei nur ein grober Bauer gleich allen Anderen.

II.

Deß Brod ich eſſe
Deß Lied ich ſinge.

Auf dem Hofe der Wirthſchaft zum heiligen Sebaſtian, waren die Dienſtboten und Tagelöhner, bereits ſeit Tagesanbruch mit der gewöhnlichen Arbeit beſchäftigt. Trees, die Kuhmagd ſtand am Brunnentrog und wuſch Rüben für das Vieh; in der offenen Scheune hörte man das taktmäßige Niederſchlagen der Dreſchflegel; der Stallknecht ſang ein rohes Lied und ſtriegelte die Pferde.

Ein Mann allein wandelte ſorglos auf und ab, rauchte ſeine Pfeife und blieb dann und wann ſtehen um der Arbeit der Anderen zuzuſchauen. Er war auch wie ein Tagelöhner gekleidet, und trug eine Jacke und Holzſchuh. Obwohl ſein Geſicht in voller Ruhe träge Gleichgültigkeit beurkundete, blickte doch eine gewiſſe Schlauheit und Argliſt aus ſeinen Augen. Uebrigens ſah man deutlich an ſeinen glänzenden Wangen und ſeiner rothen Naſe, daß er an einem fetten Tiſche ſaß und den Weg zum Keller kannte.

Die Kuhmagd ließ ihre Rüben ſtehen und ging nach der Scheune, wo die Dreſcher eben neue Garben ſpreiteten und die Gelegenheit benutzten zwiſchen der Arbeit ein Biſchen zu plaudern. Der Mann mit ſeiner Pfeife war dabei.

— „Kobe, Kobe!“ — rief die Kuhmagd ihm zu — „Ihr habt den rechten Brief gefunden. Wir plagen uns zu Tode vom Morgen bis zum Abend und bekommen ſtatt des Lohns Schelte an den Kopf. Ihr habt den Wind von hinten; Ihr geht ſpazieren, raucht Euer Pfeifchen, ſeid der Freund des Baas, bekommt die fetteſten Biſſen. Ihr müßt ſagen, daß Euer Brod in den Honig gefallen iſt, das Sprüchwort hat Recht: Menſchen äffen iſt nur eine Gewohnheit.“

Kobe lachte ſchelmiſch und antwortete:

— „Haben iſt haben und Bekommen iſt die Kunſt; das Glück fliegt, der es fängt, der hat es.“

— „Schmeicheln iſt Heucheln und Fuchsſchwänzen iſt ſcherwenzen“, murrte einer der Tagelöhner biſſig. —

— „Worte ſind keine Meſſer“, — lachte Kobe. „Jeder iſt auf der Welt um dem Sohn ſeines Vaters Gutes zu thun und wer was findet, hebe es auf.“

— „Ich würde mich ſchämen“ — rief der erzürnte Arbeiter — es iſt keine Kunſt aus fremdem Leder Riemen ſchneiden, und ein Ferkel wird auch gemäſtet ohne daß es arbeitet.

— „Dem einen Hund thut's Leid daß der Andere in die Küche geht,“ — ſpottete Kobe. — „Ungleiche Schüſſeln machen böſe Brüder, aber beſſer Neider als Mitleider.

Und da der Menſch auf dieſer Welt doch einmal ſitzen muß, ſetze ich mich lieber auf Kiſſen als auf Dornen.“

— „Schweig, Schmarotzer, und bedenke daß es unſer Schweiß iſt von dem Du ſo fett wirſt.“

— „Tiſtje, Tiſtje, warum ſo verbiſſen auf mich? Du kannſt nicht vertragen daß die Sonne auf meinen Teich ſcheint. Kennſt Du denn das Sprichwort nicht: Wer gegen einen Andern hat Neid, zerfrißt ſein Herz und verſpillt ſein' Zeit? — Wenn ich etwas weniger bekäme, bekämſt Du darum mehr? Bin ich hochmüthig? Thu' ich Böſes? Im Gegentheil, ich ſteck' es Euch, wann der Baas kommt und ſchieb' Euch immer eine gute Kanne Bier in das Kellerloch. Du ſuchſt, wo man's nicht verloren hat, Tiſtje.“ —

— „Ja, ja, wir kennen Deine Mildthätigkeit. Du biſt wie der Paſtor, der ſegnete Jedermann, aber ſich ſelbſt zuerſt.“

— „Er hat Recht, und ich auch: wer dem Altar dient lebt vom Altar.“

— „Das iſt wahr“ — rief ein anderer Arbeiter — „Kobe iſt ein guter Kerl und ich wollte, ich ſteckte in ſeinen Schuhen: dann würde ich auch mein Brod verdienen, indem ich den Krähen Rauch zublieſe; iſt das Bäuchlein voll, hat das Herzlein Ruh.“

— „Ja, dicker Bauch, ſchlafende Füße; — voller Kropf, toller Kopf.“

— „Laß ſie nur ſchwatzen, Kobe. Jeder kann nicht einen ſchönen Stern am Himmel haben, und ich ſage daß Du viel Verſtand haſt!“

— „Nicht mehr Verſtand als der Pilz dort am Kirſchbaum“ — ſagte Kobe mit erheuchelter Beſcheidenheit.

Alle blickten verwundert auf einen großen Baumſchwamm der zwiſchen den ſchwerſten Aeſten des Kirſchbaums wuchs. Eben ſo raſch wandten ſie ſich zu Kobe, um von ihm wie gewöhnlich, eine ſchalkhafte Erklärung zu erhalten.

— „Oho“ — rief die Kuhmagd — „nicht mehr Verſtand als der Pilz da — dann müßt Ihr ja ein ſchrecklicher Lump ſeyn.“

„Das kennt Ihr nicht, Mieken. — Was ſagt das Sprichwort. Das Arbeiten iſt für Dummköpfe. — Ich thue Nichts, alſo? . . . . .“

„Aber was hat der Pilz damit zu thun?“

„Seht Ihr, es iſt ein Räthſel: der ſchöne große Kirſchbaum iſt unſer Baas. —

„O, Ihr Fuchsſchwänzer!“ — rief die Magd.

„Und ich bin der arme demüthige Pilz . . . .“

„Scheinheiliger!“ murrte der aufgebrachte Tagelöhner.

— „Wenn Ihr das rathen könnt, ſo wißt Ihr was kleine Hunde thun müſſen um mit den großen aus derſelben Schüſſel zu eſſen, ohne gebiſſen zu werden.“

Kobe's Abſicht war, ſie noch länger mit ſeinen doppelſinnigen Worten zu plagen, aber er hörte die Stimme des Baas drinnen im Hauſe und ſagte zu den Arbeitern, während er ſeine Pfeife einſteckte:

— „Laßt die Bauern nur dreſchen, Jungen! Unſer braver, freundlicher Baas kommt um zu ſehn, ob das Werk gut von Statten geht.“

— „Wir bekommen unſern Morgenimbiß; das wird wieder kein kleines Geſchrei geben!“ — rief die Kuhmagd und lief nach dem Brunntrog.

— „Wenn er mich wieder anſchnauzt und wie geſtern, Tagedieb und Bauerlümmel ſchimpft, ſo werfe ich ihm den Dreſchflegel an den Kopf!“ — ſagte einer der Tagelöhner voll Zorn.

„Als der Krug mit dem Stein fechten wollte, ging er bei dem erſten Stoß entzwei!“ — ſpottete Kobe.

„Was mich betrifft, ſo lache ich über ſein Schelten und laſſe ihn ruhig toben;“ — bemerkte ein Zweiter.

„Das iſt das Beſte,“ — fiel ihm Kobe in die Rede — „ſperrt die Ohren weit auf, dann fliegt es hier herein und dort hinaus. Der Baas muß doch was haben für ſein Geld! Gebt ihm Recht und thut, was er ſagt.“

— „Thun was er ſagt, und wenn man das nicht kann?“

— „So gebt ihm doch Recht und thut es nicht, — oder beſſer, ſagt Nichts und haltet Euch als ob Ihr weder von tuten noch von blaſen etwas wüßtet; denkt, daß Schweigen nicht verbeſſert werden kann.“

— „Alle Menſchen ſind Menſchen. Ich ſpotte über ſeine Barſchheit. Er ſoll nur anfangen ich will ihm auch ein Mal die Zähne zeigen. Er hat nicht das Recht, mich wie ein Vieh zu behandeln, wenn ich auch nur ein Tagelöhner bin.“

— „Es iſt wohl wahr was Du ſagſt, und doch triffſt Du daneben, Triesken,“ — bemerkte Kobe — „Jeder muß ſeinen Platz in der Welt kennen. Was lehrt das Sprichwort? Biſt Du Amboß, dulde wie ein Amboß, biſt Du Hammer, ſchlage wie ein Hammer. Obendrein bringt ein kleines gutes Wort großen Aerger. Und willſt Du es beſſer haben, ſo bedenke daß es nicht möglich iſt mit Eſſig Fliegen oder mit Trommeln Haſen zu fangen . . . . ."

— „Kobe, Kobe!" — rief eine Stimme drinnen mit hörbarer Ungeduld.

— „Nun ſeht, ſeht, wie er die Heuchlerfratze zieht!" — ſpottete ein anderer Dreſcher.

— „Das iſt gerade die Kunſt, die Ihr nie lernen werdet," — antwortete Kobe. — Sich darauf dem Hauſe zuwendend, rief er mit bittendem Tone, als ſei er erſchrocken:

„Ich komme, ich komme, lieber Baas! Werdet nicht böſe, ich fliege, da bin ich ſchon!"

„Der gewinnt ſich ſein Brod damit, daß er den Schooßhund macht!" — murrte der erzürnte Tagelöhner verächtlich — da dreſch' ich doch lieber mein Leben lang! Das iſt ſo Einer der mit allen Waſſern gewaſchen iſt." —

„Er hat zehn Jahr lang gedient, da lernt man den Unſchuldigen im Stücke ſpielen, um ſo wenig wie möglich zu thun. Nachher iſt er Herren-Knecht geworden, dabei kriegt man auch keine Schwielen in den Händen. --- Aber welch ein artig Räthſel gab er uns auf? Verſteht Ihr was er meint?"

— „O das iſt leicht zu rathen" — antwortete der Erſte — „er will damit ſagen, daß er dem Baas auf dem Nacken ſitzt und ihn ausſaugt, wie der Pilz den Kirſchbaum. — Kommt, kommt, laßt uns nun nur weiter dreſchen!"

III.

Kaiſers Kätz' iſt ſeine Nicht';
Große Latern' doch kleines Licht.

„Nun denn, Kobe!“ — fragte Baas Ganſendonck ſeinen Knecht, — „wie ſeh' ich aus mit der neuen Mütze?“ —

Der Knecht trat zwei Schritt zurück und rieb ſich die Augen wie Jemand, der ſich über etwas Unglaubliches wundern muß.

„O Baas!“ — rief er, — „ſagt es recht heraus, ſeid Ihr es wirklich? Ich glaubte den Herrn Baron vor mir zu ſehn. — Aber heiliger Gott, wie kann das ſein? Hebt Euern Kopf etwas in die Höhe. Baas, Baas, dreht Euch einmal herum; geht einmal vorwärts Baas. — Seht Ihr, Ihr gleicht dem Herrn Baron wie ein Tropfen Waſſer dem .....“.

„Kobe! — fiel ihm der Baas mit verſtelltem Ernſt in die Rede — „Du willſt mir ſchmeicheln, das habe ich nicht gern.“

— „Das weiß ich, Baas!“ — antwortete der Knecht.

— „Es giebt wenige Menſchen die minder Hochmuth haben als ich, wenn ſie gleich aus Neid ſagen daß ich hoffärtig ſei, weil ich die Bauern nicht leiden kann.“

„Ihr habt Recht, Baas. — Nun, ich zweifle aber doch noch, ob Ihr nicht der Baron ſeid?“

Die Freude ſtrahlte aus Baas Ganſendonck's Augen; den Kopf hintenüber werfend und in ſtolzer Haltung daſtehend, betrachtete er lächelnd den Knecht, welcher fortfuhr allerlei Geberden der Verwunderung zu machen.

Kobe hatte ſeinen Herrn nicht ganz hintergangen. Im Aeußeren, und ſein dummes Geſicht nicht in Betracht gezogen, war Baas Ganſendonck dem Baron ſehr ähnlich. Kein Wunder, denn ſeit mehreren Monaten bereits hatte er die täglichen Kleider des Barons nachmachen laſſen; wenige Menſchen hatten darauf geachtet, da der Letztere auf ſeinem Landgute in voller Freiheit lebte und meiſt nur ſehr gewöhnliche Kleider trug.

Vor einigen Wochen indeſſen hatte der Baron auch eine Grille gehabt. Wer hat keine? Ein ſehr ſchöner Waſſerhund war ihm geſtorben und er hatte ſich von deſſen Fell eine Mütze machen laſſen. Dieſe artige Mütze ſtach unſerm Baas dermaßen in die Augen, daß er ſich am Ende auch eine ſolche in der Stadt machen ließ. Jetzt prangte ſie mit ihren tauſend Locken auf dem Haupte des Baas zum heiligen Sebaſtian, der ſich ſelbſt nicht genug im Spiegel bewundern konnte, ſeit den Schmeichelreden ſeines Knechtes.

Endlich ſchickte er ſich an auszugehen und ſagte:

„Kobe, nimm meine Gaffel, wir gehen durch's Dorf.“

„Ja Baas!“ antwortete der Knecht, ſeinem Herrn mit heuchleriſchem Antlitz auf den Ferſen folgend.

Auf dem breiten Wege zwiſchen den Häuſern begegneten ſie vielen Dörflern, die freundlich Hut oder Mütze vor Baas Ganſendonck zogen, aber in ein Gelächter ausbrachen, ſo wie ſie vorüber waren. Viele Einwohner kamen auch neugierig aus den Häuſern und Ställen herbeigelaufen um die härene Mütze des Baas zu bewundern. Dieſer grüßte Niemanden zuerſt, ſondern ging mit emporgehobenem Kopfe und langſamem Schritte, gleichmäßig vorwärts, wie es der Baron zu thun pflegte. Kobe ſpazierte mit anſcheinend unſchuldigem Geſicht ſtillſchweigend hinter ſeinem Herrn einher und folgte ihm in allen ſeinen Wendungen ſo genau und treu als vertrete er die Stelle eines Hundes.

Alles ging gut, bis an die Schmiede. Dort ſtanden einige junge Leute und ſchwatzten zuſammen. Sobald ſie den Baas kommen ſahen, begannen ſie ſo laut zu lachen, daß es über die ganze Straße ſchallte.

Sus, der Sohn des Schmiedes, der als ein ſpöttiſcher Schalk bekannt war, ging mit dem Kopfe hintenüber und mit kunſtmäßigen Schritten vor der Schmiede auf und ab, und äffte Baas Ganſendonck ſo treffend nach, daß dieſer faſt vor Aerger barſt. Im Vorübergehn betrachtete er den jungen Schmied mit einem wüthenden Blicke und riß die Augen auf, daß ſie faſt platzten. Aber der Schmied ſah ihn mit einem ſpöttiſchen Lachen an, ſo daß Baas Ganſendonck wüthend vor Zorn, zuletzt murrend fortging und einen Seitenweg einſchlug.

„Prahlhans! Prahlhans!“ rief man ihm nach.

„Nun, Kobe, was ſagſt Du zu dem Bauernpack?“ — fragte er, als ſich ſein Zorn etwas gelegt hatte — „die ſollen mich zu verhöhnen wagen! Mich zum Beſten haben, einen Mann wie ich bin!“

„Ja, Baas! ſtechen doch die Fliegen ein Pferd, und das iſt ein ſo großes Thier!“

„Aber ich werde ſie ſchon zu finden wiſſen, die Lumpen! Laß ſie nur aufpaſſen! Sie ſollen es mir theuer bezahlen! Berge kommen nicht zu einander aber Menſchen wohl!"

„Gewiß, Baas! Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben."

„Ich würde ein rechter Thor ſein, wenn ich meine Pferde von dem ungezognen Schlingel beſchlagen ließe, oder meine ſonſtige Arbeit bei ihm machen!"

„Ja, Baas! zu gut iſt halb dumm!"

„Und von meinen Leuten ſoll Keiner wieder je einen Fuß in ſeine Schmiede ſetzen!„

„Nein, Baas!"

„Dann wird der Spötter ſchon betrübt ausſehn und an den Nägeln kauen!"

„Ohne Zweifel, Baas!"

„Ich glaube, Kobe, daß der ſchuftige Schmied von Jemanden bezahlt wird, um mich zu verfolgen und zu ärgern. Der Feldwächter meint, er ſei es auch geweſen, der in der vergangenen Mainacht Etwas auf mein Aushängeſchild geſchrieben hat."

„Zum ſilbernen Eſel, Baas!"

„Es iſt nicht nöthig, die abſcheuliche Unverſchämtheit zu wiederholen."

„Nein, Baas!"

„Du mußt ihn einmal tüchtig durchdreſchen, unter vier Augen, wenn es Niemand ſieht! Und dann beſtelle ihm mein Compliment!"

„Ja, Baas!"

„Willſt Du es thun?"

„Das Compliment? — Ja, Baas!"

„Nein, ihn durchdreſchen!“

„Wenn Ihr mich ohne Arme und Beine wollt nach Hauſe kommen ſehen! Ich bin nicht ſehr ſtark, Baas, und der Schmied iſt keine Katze, die man ohne Handſchuhe anpacken kann!“

„Fürchteſt Du Dich vor dem feigen Prahler? Ich würde mich ſchämen!“

„Es ficht ſich ſchlecht mit Jemanden, der ſeines Lebens müde iſt! Beſſer ein blöder Hans, als ein todter Hans, ſagt das Sprüchwort, Baas!“

„Kobe, Kobe, ich glaube, an Muth ſtirbſt Du nicht!“

„Das hoffe ich, Baas!“

Während ſie ſo plauderten, verging allmälig Baas Ganſendonck's Zorn. Neben vielen Fehlern hatte er doch eine gute Eigenſchaft: obwohl er leicht aufbrauſte, vergaß er doch ebenſo ſchnell das Böſe wieder, das man ihm gethan.

Er war jetzt an ein Gehölz gekommen und ging hinter demſelben zwiſchen ſeinen eignen Feldern durch, wo er allerlei Urſachen fand, ſeinem übertriebnen Gefühl von Eigenthum Luſt zu machen und auf Gott und alle Welt zu ſchelten und zu zanken. Hier war eine Kuh zu weit gegangen und von dem Fußſteig auf ſein Land gekommen; dort hatte eine Ziege etwas Laub von ſeinen Pflanzungen abgefreſſen und weiter hin glaubte er ſogar die Fußſtapfen von Jägern und die Tritte ihrer Hunde zu entdecken.

Dies Letztere reizte ihn ſo zur Wuth, daß er mit dem Füßen ſtampfte. Er hatte an allen Ecken ſeiner Felder hohe Pfähle aufſtellen laſſen, mit der Inſchrift: Verbotene

Jagd; und trotzdem war Jemand ſo keck geweſen, ſein Eigenthumsrecht mit Füßen zu treten.

Ein Schwall von Scheltworten entſtrömte ihm nun, und er ſchlug vor Zorn mit der Fauſt an einen Buchenſtamm.

Kobe ſtand hinter dem Baas und dachte an das Mittagseſſen. Er wußte, daß es einen Haſen geben würde, bildete ſich ein, man würde die Sauce nicht gut zubereiten, und ſtampfte deßhalb auch mit dem Fuße. Mittlerweile antwortete er nichts Anderes als: Ja, Baas! und Nein, Baas! ohne auf das, was ſein Herr ſagte, Acht zu geben.

Plötzlich hörte Peer Ganſendonck eine Stimme, welche ſpottend rief:

„Prahlhans! Prahlhans!“

Wüthend blickte er ſich um; doch bemerkte er Niemanden als ſeinen Knecht, der die Augen auf den Boden geheftet hatte und die Lippen bewegte, als ſei er mit Eſſen beſchäftigt.

„Was, Schelm! Biſt Du es geweſen!“ — rief Baas Ganſendonck zornig.

„Ich bin es noch, Baas!“ antwortete Kobe ....“
„Aber, Herr Gott! Was überkommt Euch, Baas!“

„Ich frage, Lump, ob Du es geweſen biſt, der da geſprochen hat?“

„Habt Ihr es denn nicht gehört, Baas?“

Der geärgerte Ganſendonck riß ihm die Gaffel aus der Hand und wollte ihn damit ſchlagen; aber als der erſchreckte Knecht bemerkte, daß es Ernſt war, ſprang er zurück und rief mit emporgehobenen Armen.

„Ach, Gott! ach, Gott! Nun iſt unſer Baas ganz verrückt geworden!“

„Prahlhans! Prahlhans!“ — rief wieder Jemand hinter Peer Ganſendonck's Rücken.

Jetzt ward er erſt gewahr, daß in den Zweigen der Buche eine Elſter ſaß, und daß dieſer Vogel das Scheltwort wiederholte.

„Kobe, Kobe!“ — rief er — „Laufe und hole mein Jagdgewehr! Es iſt die Elſter des Schmiedes! Das verfluchte Vieh muß ſterben!“

Aber die Elſter verließ den Baum und flog nach Hauſe.

Der Knecht brach in ein ſo tolles Gelächter aus, daß er auf das Gras ſank und ſich dort eine Zeitlang hin und her rollte.

„Hör' auf!“ — ſchrie der Baas — „hör auf, oder ich jage Dich fort! Höre auf zu lachen, ſage ich Dir!“

„Ich kann nicht, Baas!“

„Stehe auf!“

„Ja, Baas!“

„Unter einer Bedingung will ich Deine Ungezogenheit verzeihen: Du mußt der Elſter des Schmiedes das Garaus machen!“

„Womit, Baas?“

„Mit Gift!“

„Ja, Baas, wenn ſie es nur frißt!“

„So ſchieße ſie todt!“

„Ja, Baas!"

„Komme, laß uns gehen! Aber was ſehe ich dort in meinem Tannenwäldchen? Da ſei man einmal Eigenthümer, wenn Einen Jeder plündern darf!"

Nach dieſen Worten lief er, von dem Knechte begleitet ſcheltend hin.

Er hatte von Weitem geſehen, daß eine arme Frau und zwei Kinder damit beſchäftigt waren, die dürren Aeſte aus den Tannen zu brechen und zu einem großen Reiſigbündel zuſammenzubinden.

Obwohl ein uralter Gebrauch den Armen geſtattet, dürres Holz in den Tannenwäldern zu ſammeln, ſo konnte Baas Ganſendonck das doch nicht leiden. Das dürre Holz war ja eben ſowohl ſein Eigenthum wie das grüne, und ſein Eigenthum durfte Niemand anrühren. Obendrein war es nur eine Frau, und er hatte daher weder Widerſtand noch Spott zu fürchten. Dies flößte ihm Muth ein und gab ihm Gelegenheit, ſeinem ganzen Zorne Luft zu machen.

Er packte die arme Frau bei der Schulter und rief:

„Unverſchämte Holzdiebe! Vorwärts! Mit nach dem Dorfe! In die Hände der Gensdarmen! in's Loch, Ihr Spitzbuben!"

Die zitternde Frau ließ das aufgeraffte Holz fallen und ward ſo beſtürzt von der ſchrecklichen Drohung, daß ſie ſprachlos zu weinen anfing. Die beiden Kinder hielten ſich an den Kleidern ihrer Mutter feſt und erfüllten das Gehölz mit ihrem Schreien.

Kobe ſchüttelte verdrießlich den Kopf; der gleichgültige Ausdruck war von ſeinem Geſichte verſchwunden; ein Gefühl des Mitleides ſchien ſich ſeiner bemächtigt zu haben.

„Komme her, Du Faulpelz!“ — rief der Baas ihm zu — „Strecke doch die Hand aus, um die Diebsbrut zu den Gensdarmen zu bringen!“

„Lieber Mann! Ich werde es nie wieder thun!“ — flehte die Frau. — „Bedenkt doch meine armen Kinder; ſie ſterben vor Schrecken!“

„Schweige, Landſtreicherin!“ — polterte der Baas — „Ich will Dir das Rauben und Stehlen ſchon ablehren!“

Der Knecht packte die Frau mit erheucheltem Zorn bei dem Arme und ſchüttelte ſie heftig; doch flüſterte er ihr zu gleicher Zeit in das Ohr:

„Fallt auf die Kniee, und ſagt: Gnädiger Herr!“

Die Frau kniete vor Baas Ganſendonck nieder, ſtreckte die Arme zu ihm empor, und bat:

„Ach, gnädiger Herr! gnädiger Herr! verzeiht mir, ich bitte Euch! ach, um meiner armen Kinderchen willen, gnädiger Herr!“

Ein heimlicher Grund ſchien den Baas zu rühren; er ließ die Frau los und ſah ſie träumeriſch mit milden freundlichen Blicken an. Doch hieß er ſie nicht aufſtehen.

Jemand vor ihm auf den Knieen, mit emporgehobenen Händen, und um Gnade flehend! Es war königlich!

Nachdem er eine Weile dieſes große Glück genoſſen hatte, hob er ſelbſt die arme Frau von der Erde auf, wiſchte ſich eine Thräne der Rührung aus den Augen und ſagte:

„Arme Mutter! ich bin wohl zu haſtig geweſen! Es iſt ſchon vorbei. Nehmt Euer Reiſigbündel auf; Ihr ſeid eine brave Frau! Künftig könnt Ihr das dürre Holz in allen meinen Holzungen brechen, und wenn auch ein Biſchen grünes darunter kommt, ich werde Nichts ſagen. Seid ruhig; ich ſchenke Euch meine volle Gnade!“

Mit großer Verwunderung betrachtete die Frau die beiden ſonderbaren Menſchen, welche vor ihr ſtanden, den Baas mit ſeinem protegirenden Geſicht, und den Knecht, der ſich ſichtbar Gewalt anthat, um nicht zu lachen.

„Ja, Mütterchen!“ — wiederholte der Baas — „Ihr dürft Holz leſen in allen meinen Holzungen.“

Indem er dies ſagte, zeigte er mit der Hand in die Runde, als ob die ganze Gegend ihm zugehörte.

Die arme Frau trat einige Schritte zurück, um ihr Bündelchen aufzunehmen, und ſeufzte mit dankbarem Gefühl:

„Gott ſegne Euch für Eure Güte, Herr Baron!“

Baas Ganſendonck fühlte ſich von einem ſüßen Schauer überlaufen und ſein Antlitz leuchtete, wie beſtrahlt von der Sonne des Glücks.

„Frau, Frau! kommt einmal her!“ — rief er — „Was habt Ihr da geſagt? Ich verſtand es nicht!“

„Daß ich Euch tauſendmal danke, Herr Baron!“ — entgegnete die Holzleſerin.

Baas Ganſendonck fuhr in die Taſche, holte eine Silbermünze heraus, reichte ſie der Frau, und ſagte mit Thränen in den Augen zu ihr:

„Da, Mütterchen! macht Euch auch einmal einen guten Tag, und im Winter kommt alle Sonnabende dort nach dem heiligen Sebaſtian! Ihr ſollt Holz und Brod in Ueberfluß haben! Geht jetzt nur nach Hauſe!“

Mit dieſen Worten verließ er die Frau und ebenſo eilig das Gehölz. Er weinte, daß ihm die Thränen über die Backen rollten. Der Knecht, der es bemerkte, wiſchte ſich auch mit dem Aermel ſeiner Jacke die Augen aus.

„Es iſt wunderbar,“ — ſeufzte endlich der Baas — „daß ich Niemanden leiden ſehen kann, oder mir geht das Herz über!“

„Ich auch nicht, Baas!“

„Haſt Du es gehört, Kobe? Die Frau hielt mich auch für den Herrn Baron!“

„Sie hat Recht, Baas!“

„Schweige nun ein wenig, Kobe; wir wollen ſachte nach Hauſe gehen!“

„Ja, Baas!“

Kobe folgte mit der größten Unterthänigkeit den Fußſtapfen ſeines Herrn. Beide gingen träumend weiter. Der Baas dachte an den ſchönen Namen, den ihm die Frau gegeben; der Knecht phantaſirte von Haſenpfeffer mit Weinſauce.

Seit einigen Augenblicken waren drei Jäger aus einem Eichenwäldchen hervorgetreten und ſtanden nun lachend und ſpottend dort, Baas Ganſendonck und ſeinen Knecht beſchauend. Es waren drei junge Herren, in eleganten Jagdkleidern, mit Gewehren unter dem Arme.

Einer von ihnen ſchien den Baas zum heiligen Sebaſtian genau zu kennen. Er erzählte ſeinen Gefährten, von welchem ſonderbarem Hochmuthsteufel der Mann beſeſſen ſei, und ſprach dann mit großem Lobe von deſſen Tochter Lieschen.

„Kommt, kommt!“ — rief er endlich — „Wir ſind müde, laßt uns nun etwas luſtig ſein! Folgt mir; wir gehen mit dem Baas nach dem heiligen Sebaſtian und leeren eine Flaſche. Aber redet ſehr ehrfurchtsvoll mit ihm und macht viele Complimente. Je närriſcher, deſto beſſer!“

Nachdem er dies geſagt, ſprang er mit ſeinen Begleitern über den trocknen Graben und lief auf den Baas zu, ſich tief verbeugend und ihn außerordentlich höflich grüßend.

Peer Gansendonck nahm ſeine Pelzmütze in beide Hände und bemühte ſich nachzuahmen, was ihm der junge Herr vorgemacht hatte. Die beiden anderen Jäger nahmen jedoch an dieſen Complimenten keinen Theil, ſondern verbargen ſich hinter dem Rücken des Knechtes, und thaten ſich die größte Gewalt an, um nicht in lautes Gelächter auszubrechen.

„Nun, Herr Adolph, mein Freund!“ — ſagte der Baas — „wie geht es Ihrem Papa? Noch immer dick und fett? Er beſucht uns nicht mehr, ſeit er in der Stadt wohnt. Aber, aus den Augen, aus dem Sinn, ſagt das Sprüchwort.“

Adolph faßte einen ſeiner lachenden Freunde bei der Hand und zog ihn mit Gewalt zu dem Baas.

„Herr von Ganſendonck!“ — ſprach er ernſthaft — „ich habe die Ehre, Ihnen den jungen Herrn Baron Victor von Bruinkaſteel vorzuſtellen: aber Sie müſſen ſein Uebel entſchuldigen; es iſt ein Nervenleiden, das ihm von den Krämpfen geblieben iſt; er kann Niemanden ſehen, ohne in ein Lachen auszubrechen.“

Victor konnte ſich nicht länger halten; er warf den Kopf hinten über, trampelte mit den Füßen, und wurde blitzblau vor Lachen.

„Ihr verderbt das Spiel!“ — raunte Adolph ihm in das Ohr — „Laſſ't es ſein, oder er merkt es!“

„Ganz nach Ihrem Belieben, mein Herr von Bruinkaſteel!“ — ſprach der Baas — „Lachen macht keine Hühneraugen.“

Seinen Freund von Neuem bei der Hand faſſend, wiederholte Adolph die Vorſtellung.

„Herr von Bruinkaſteel hat die Ehre, mich nicht zu kennen,“ — ſprach der Baas mit einer Verbeugung.

„In der That!“ — antwortete Victor — „ich habe die Ehre, Euch unbekannt zu ſein.“

„Die Ehre iſt nicht groß gnädiger Herr!“ — ſagte der Baas, ſich verneigend. — „Der Herr wollen gewiß mit unſerm Freund Adolph die Jagdſaiſon auf dem Gütchen zubringen?“

„Aufzuwarten, Herr von Ganſendonck!“

„Sein Herr Vater hat uns den Jagdhof abgekauft.“ — ſagte Adolph. — „Herr von Bruinkaſteel wird jährlich im Winter Ihr Nachbar ſein und wahrſcheinlich Sie oft beſuchen, Herr von Ganſendonck.“

„Aber, Adolph, mein Freund, warum bleibt der andere junge Herr dort hinter Kobe ſtehen? Fürchtet er ſich vor mir?“

„Er ſchämt ſich, Herr von Ganſendonck! Was kann man dazu thun? Die pure Jugend! Aber Herr von Ganſendonck beſitzen eine freie Jagd, ſehe ich Sie ſind alſo Jäger?“

„Ich bin ein großer Liebhaber, nicht wahr, Kobe?“

„Ja Baas, von Haſen! Ich auch...... Wenn ſie ihn nur nicht anbrennen laſſen!“ — ſetzte er leiſe hinzu.

„Was murmelſt Du da!“ — rief der Baas zornig, um den Herren zu zeigen, daß er ein gutes Regiment führe. — „Was murmelſt Du da, Du unverſchämter Lump!“

„Ich frage, ob Ihr nicht meint, daß es Zeit ſei, nach Hauſe zu gehen, Baas, und ich ſagte ſo zu mir ſelbſt: Fiſchen und Jagen macht hungrigen Magen.“

— „Wenn ein Ferkel träumt, ſo träumt's von Trebern. Du ſollſt ſchweigen.“

— „Ja, Baas; ſchweigen und denken thut Niemanden kränken.“

— „Kein Wort mehr, ſage ich Dir!“

— „Nein, Baas.“

— „Die Herren erzeigen mir wohl die Ehre in meinem Hauſe ein Glas Morgenwein mit mir zu trinken?“ — fragte Peer Ganſendonck.

— „Es war unſere Abſicht, mein Herr, Sie darum zu erſuchen.

— „Wohl, da kommen Sie nur; Sie werden von dem Weinchen erzählen können. Nicht wahr, Kobe, Du haſt ihn ſchon einmal in Deinem Leben gekoſtet? Wenn Sie ſich nicht die Finger nachher ablecken, meine Herren, ſo ſagen Sie daß ich ein Bauer bin."

— „Das iſt wahr, Baas!" — antwortete der Knecht.

Der Baas ſchritt gravitätiſch auf ſeinem Wege fort, und plauderte freundlich mit Adolph, deſſen zwei Gefährten etwas zurück blieben um ihrer Luſt freien Lauf zu laſſen. Kobe ſah Allen mit ſeltſamen Blicken nach und würde auch wohl gelacht haben, hätte ihm nicht der Haſenpfeffer ſo ſehr im Kopfe geſteckt, daß er faſt einen Magenkrampf davon bebekam.

Langſam begab ſich die Geſellſchaft nach dem heiligen Sebaſtian.

IV.

Bringe den Wolf niemals in deinen Schaafſtall.

Es war ein prachtvoller Morgen. Die Sonne erſchien am Horizonte in einer Gluth von brennendem Golde aus der glänzende Strahlenbüſchel über den ganzen Himmel ſchoſſen. Ihr funkelndes Licht bohrte ſich ſpielend durch die Fenſterſcheiben des Heiligen Sebaſtian und fiel dort, wie ein roſenfarbiger Glanz auf die Stirn einer Jungfrau.

Liſa Ganſendonck ſaß am Fenſter vor einem Tiſch. — Sie träumte — denn ihre langen ſchwarzen Wimpern hingen über ihre Augen hinab, und ein ſtilles Lächeln ſpielte um ihren Mund, während dann und wann ein rothes Wölkchen auf ihren bleichen Wangen, eine eigenthümliche

Rührung ihres Herzens beurkundete.... Gleich darauf, aber richtete ſie ſich plötzlich empor auf ihrem Stuhl; ihre Augen ſchienen heller zu leuchten und ſie lachte deutlicher, als ob ein Gefühl von Glück ſich ihrer bemächtigt habe.

Sie ergriff eine franzöſiſche Zeitung aus Antwerpen, die offen vor ihr lag und, nachdem ſie einige Zeilen geleſen hatte, verfiel ſie wieder in ihr früheres ſtilles Sinnen.

Wie reizend ſaß ſie da, einem lieblichen Traume gleich, umgeben von der tiefſten Stille und beleuchtet von dem wärmſten Strahl der Morgenſonne! Bleich und zart, jung und lieblich wie eine halb geſchloſſene weiße Roſe, deren Kelch ſich erſt am nächſten Tage ganz öffnen wird.

Klänge, ſo zarte und zitternd, wie der ſterbende Seufzerhauch eines fernen Saitenſpiels entglitten ihren Lippen. Tiefathmend ſagte ſie:

— „O, in der Stadt muß man glücklich ſein! Ein ſolcher Ball! Alle die reichen Toiletten, Diamanten, Blumen im Haar, Kleider ſo koſtbar, daß man ein halbes Dorf dafür kaufen könnte; Alles ſtrahlend von Gold und Licht! Und dazu die Artigkeit, die ſchöne Sprache. Ach, könnte ich das nur einmal ſehen und wäre es auch nur durch ein Fenſter!“

Nach langem Sinnen ſchien der bezaubernde Gedanke von einem Ball in der Stadt ſie endlich zu verlaſſen. Sie ſtand von dem Tiſche auf, und trat vor einen Spiegel, in welchem ſie ſich aufmerkſam betrachtete, hier und dort eine Falte im Kleide ordnend, oder ihr ſchönes ſchwarzes Haar glatt ſtreichend, damit es noch mehr erglänze.

Uebrigens war ſie ſehr einfach gekleidet, und man würde in ihrem Putze nicht eins zu tadeln gefunden haben, wenn nicht der Geruch des Kuhſtalles, die verräucherten Wände des Wirthshauſes und die zinnernen Kannen auf dem Bord von allen Seiten geſchrieen hätten daß Jungfrau Liſa nicht an ihrem Platze ſei.

Ihr ſchwarzſeidenes Kleid war ſchlicht und nur mit einem einzigen Volant, ihr Fichu roſenfarb und Beides paßte ſo ſchön zu ihrem blaſſen Geſicht. Das Haar trug ſie unbedeckt, einfach anliegend und hinten auf dem Kopfe in einem Krönchen zuſammengeflochten.

Nachdem ſie eine Weile vor dem Spiegel zugebracht, ſetzte ſie ſich wieder an den Tiſch und begann gleichmüthig einen Spitzenkragen zu ſticken, während ihre umherſchweifenden Blicke bezeugten, daß ſie mit dem Gedanken ſehr fern von ihrer Arbeit war. Gleich darauf, ſagte ſie ſinnend mit beinah unhörbarer Stimme:

— „Die Jagd iſt eröffnet; die Herren aus der Stadt werden nun wieder herauskommen. Vater ſagt, ich müſſe freundlich mit ihnen ſein. — Er will mich mit nach der Stadt nehmen um mir einen ſeidenen Hut zu kaufen.... Ich darf nicht mit niedergeſchlagnen Augen da ſitzen. Ich ſoll lachen und den Herren in's Geſicht ſehen, wenn ſie mit mir reden? Was meint Vater damit? Ich wiſſe nicht, wozu es gut ſein könne ſagt er.... Aber Karl! Es ſcheint ihm nicht zu gefallen, wenn ich oft die Kleidung wechſele; es macht ihm Schmerz, wenn die Fremden zu viel mit mir reden... Was ſoll ich thun? Vater will es ſo. — Ich kann doch nicht unfreundlich gegen die Leute ſein! Doch ich will Karl auch nicht kränken . . . .“

Die Stimme ihres Vaters ließ ſich vor der Thür vernehmen; ſie ſah ihn ſich verbeugen und drei jungen Herren in Jagdkleidern Artigkeiten beweiſen. Ein dunkles Roth färbte ihre Stirn. War Verlangen oder Verlegenheit die Urſache daran? — Sie ſtrich ſich mit den Händen nochmals die Haare glatt und blieb ſitzen als ob ſie Nichts gehört hätte.

Baas Ganſendonck trat mit ſeiner Geſellſchaft ein und rief voll Freude:

„Sehen Sie meine Herrn, das iſt meine Tochter! Was ſagen Sie zu ſolcher Blume? Sie iſt gelehrt, ſie kann Franzöſiſch, meine Herren; zwiſchen meinem Lieschen und einer Bäuerin iſt ein ebenſo großer Unterſchied wie zwiſchen einer Kuh und einem Schubkarren!“

Der Knecht brach in ein lautes Lachen aus.

„Schlingel!“ — rief Baas Ganſendonck zornig — „was ſtehſt Du da und lachſt? Pack' Dich fort!“

— „Ja, Baas!“

Kobe ſetzte ſich in die Ecke des Heerdes und zog mit Wolluſt den Haſengeruch in die Naſe, der aus einer Hinterküche in duftreichem Qualm hereindrang. Mittlerweile ſchaute er in das Feuer, horchte aber anſcheinend gleichgültig auf Alles was rings um ihn her geſprochen wurde.

Während Liſa aufgeſtanden war und in franzöſiſcher Sprache einige Complimente mit den Herren wechſelte, hatte ſich Baas Ganſendonck in den Keller begeben und kehrte mit einer Flaſche und Gläſern zurück, die er vor ſeiner Tochter auf den Tiſch ſtellte.

— „Setzen Sie ſich, ſetzen Sie ſich meine Herren,“ — ſagte er — „wir wollen mit Liſa anſtoßen: ſie ſoll Ihnen Beſcheid thun. Ach, Sie reden Franzöſiſch mit ihr. — Seltſam, daß ich ſo gern das Franzöſiſch höre, ich könnte einen ganzen langen Tag zuhorchen; es iſt mir immer als ſänge Jemand ein Lied.“

Er faßte Victor am Arm und zwang ihn ſich neben Liſa zu ſetzen.

„Nicht ſo viele Komplimente, Herr von Bruinkaſteel“ — rief er — „thun Sie als ob Sie zu Hauſe wären.“

Liſa's ſchönes ſanftes Antlitz hatte auf den erſten Blick zwei von den jungen Jägern eine Art Ehrfurcht eingeflößt; ſie ſaßen auf der andern Seite des Tiſches und betrachteten ſtumm das einfache Mädchen, das ſich deutlich Gewalt anthat, freundlich zu erſcheinen, deſſen erſchreckte Verſchämtheit aber ſeine Stirn wie von rothem Feuer erglühen machte.

So zurückhaltend war Victor von Bruinkaſteel nicht; er begann keck dem jungen Mädchen Schmeicheleien über ihre Schönheit, ihre Stickerei, ihr Franzöſiſch zu ſagen und wußte ſeine Worte ſo zu ſetzen und zu miſchen, ohne im Mindeſten dem Anſchein nach ſich etwas Unziemliches zu erlauben, daß Liſa träumeriſch auf ſeine Rede horchte als ob ſie einen ſüß klingenden Geſang vernehme.

Baas Ganſendonck, deſſen Hoffnung mit jedem Worte höher ſtieg und der eine Vorliebe für den Herrn Victor nährte, rieb ſich lachend die Hände und ſprach zu ſich ſelbſt:

— „Niemand weiß wie ein Dubbeltchen (Zweiſtüberſtück) rollen kann und Alles iſt möglich, nur nicht in die Höhe fallen. — Das würde erſt recht ein ſchönes Paar ſein!.... Nun, meine Herren, trinken Sie doch noch eins. — Auf ihre Geſundheit, Herr von Bruinkaſteel! Fahren Sie nur fort, Franzöſiſch zu parliren; um mich brauchen Sie ſich nicht zu kümmern; ich ſehe in Ihren Augen, was Sie ſagen wollen.“

Die jungen Jäger ſchienen ſich außerordentlich zu ergötzen. Liſa ſprach zwar nicht das beſte Franzöſiſch aber in ihrem Munde klang Alles ſo reizend und natürlich. Die fortwährende Schaamröthe auf ihren Wangen hatte etwas ſo Anmuthiges; ihr ganzes Weſen gab ein ſo friſches und liebliches Bild daß der Ton ihrer Stimme allein hinreichte, um ſüße Rührung im Herzen zu erwecken.

Victor, ein ausgelernter Stutzer, hatte bald die ſchwache Seite von Liſa's jungfräulichem Gemüth entdeckt. Er ſprach mit ihr von der neueſten Mode, ſchönen Anzügen, dem Stadtleben; ſchilderte ihr Feſte und Bälle mit prächtigen Farben und wußte ihre Aufmerkſamkeit ſo zu feſſeln, daß das arme Mädchen Alles um ſich her vergaß.

Allmälig ward er ſo kühn, daß er mitten im Geſpräch wie zufällig, Liſa's Hand ergriff.

Jetzt erſt ſchien die Jungfrau aus ihren Träumen zu erwachen. Zitternd zog ſie ihre Hand fort, ſchob ihren Stuhl zurück und warf ihrem Vater einen trüben, fragenden Blick zu. Dieſer aber, wie wahnſinnig vor Freude, ſah ſie verweiſend an und nickte ihr zu, ſie ſolle ſitzen bleiben.

Liſa's Benehmen überraſchte Victor und er wandte das Geſicht ab, um ſeine Verlegenheit zu verbergen. Nun bemerkte er, daß der Knecht im Winkel am Ofen aufgeſtanden war und ihm mit einem drohenden Blicke und ſcharf lachend in die Augen ſtarrte.

Aergerlich wandte er ſich zu dem Baas und fragte:

— „Was hat der Lump hier zu ſagen, daß er mich ſo unverſchämt anzugucken wagt und mich auslacht?

— „Er etwas zu ſagen?“ — ſchrie der Baas — „das ſollt Ihr gleich ſehn!“

— „Kobe!“ —

— „Was ſoll ich, Baas?“

— „Haſt Du Herrn von Bruinkaſteel unfreundlich angeguckt? Wagſt Du es ihn auszulachen, Erdenwurm?“

— „Ich lache wie ein Hund dem man Senf um's Maul gewiſcht hat; ich habe mir die Hand verbrannt, Baas.“ —

— „Pfui! Du biſt noch zu plump um vor dem Teufel zu tanzen. Pack Dich zum Hauſe hinaus.“

„Ja, Baas!“

Der Knecht verließ mit trägen Schritten das Zimmer und nahm ſeine Mütze ungeſchickt ab, als wiſſe er von gar Nichts.

Bald nachher war die Wirkung von Victor's Keckheit ſchon vergeſſen; die jungen Leute plauderten freundlich in franzöſiſcher Sprache mit Liſa fort, und der Baas ermunterte ſie ſeine Tochter oft zu beſuchen, ſie würden ſtets eine Flaſche des beſten Weins vorfinden. Victor's frivoles franzöſiſches Geſchwätz gefiel Liſa und ſie machte im Stillen die Bemerkung, daß ſolche feine Sprache doch tauſend Mal ſchöner ſei, als das gewöhnliche Alltagsgeplapper der Bauern.

Ein junger Mann öffnete die Hinterthür und trat von dem Knechte begleitet in das Zimmer.

— „Ein Glas Bier, Kobe, und zapfe auch eins für Dich ab,“ — ſagte er.

Der kräftige Jüngling trug einen Kittel von feiner blauer Leinwand, ein ſeidenes Halstuch und eine Mütze von Otterfell. Sein ſchönes und regelmäßiges Geſicht war von der Sonne gebräunt, ſeine breiten Hände bezeugten zugleich die tägliche Arbeit, während ſeine großen blauen Augen, voll Feuer und Leben, den Gedanken einflößten, daß Geiſt und Herz bei ihm nicht minder reich ausgeſtattet ſeien, wie der Körper.

Bei ſeinem Eintritt ſtand Liſa auf, und lachte ihm ſo freundlich und zuthulich ein Willkommen zu, daß zwei von den Jägern ihn verwundert anſahen. Adolph, der dritte Jäger, kannte ihn ſchon lange.

Der Baas murmelte einige brummige Worte und zog ein ſaures Geſicht, als ob die Gegenwart Karl's, des Brauers, ihm höchſt läſtig ſei; er ſtampfte ſogar verdrießlich mit dem Fuß und verhehlte ſeinen Verdruß nicht.

Der junge Mann ſchien das Alles nicht ſonderlich zu beachten; er hielt die Augen auf Liſa gerichtet, als ob er ſie etwas fragen wolle. Das Mädchen lachte ihm noch freundlicher und offener zu und nun erſt zeigte ſich in ſeinen Zügen ein Ausdruck der Zufriedenheit.

— „Vater ....“ ſagte Liſa.

— „Schon wieder das Bauernwort!“ — rief der Baas.

— „Papa“ — fragte Liſa, ſich verbeſſernd — „Papa, ſoll Karl nicht ein Glas mit uns trinken?“

— „Er mag ſich einen Römer aus dem Schrank nehmen!“ — war die barſche Antwort.

— „Ich danke Euch, Baas Ganſendonck,“ — ſagte Karl mit ſcharfem Lächeln — der Wein ſchmeckt mir nicht am Morgen.“

— „Nein, trinke lieber Bier, Junge! Davon bekommſt Du einen dicken Kopf“ — ſcherzte der Baas lachend, wie Jemand, der etwas ſehr Geiſtreiches geſagt zu haben glaubt.

Karl war die plumpe Sprache des groben Ganſendonck gewohnt und achtete daher auch jetzt nicht darauf. Er wollte ſich zu dem Knechte in der andern Ecke neben dem Feuer ſetzen; aber Liſa rief ihn zu ſich und ſagte:

— „Karl, hier iſt ein Stuhl! Kommt, ſetzt Euch zu mir und plaudert auch ein Bischen mit uns.“

Baas Ganſendonck ſah ſeine Tochter mit ärgerlichem Geſichte an und biß ſich vor Ungeduld auf die Lippen. Dies hinderte Karl nicht, Liſa's freundlicher Einladung zu folgen, obwohl er die höhnenden Geberden ihres Vaters recht gut bemerkte.

— „Sie werden dieſes Jahr eine gute Jagd haben, meine Herren, — ſagte er in vlämiſcher Sprache, ſich neben Adolph hinſetzend — „Es wimmelt von Haſen und Feldhühnern.“

— „Ich glaube es auch“ — antwortete Adolph — „aber heute Morgen iſt es uns nicht geglückt, Etwas zu ſchießen; die Hunde haben keine Witterung.“

— „Ich dachte es doch“ — rief der Baas ſpöttiſch — „daß er wieder Stöcke in die Räder ſtecken würde! Mit ſeinem ewigen Vlämiſch! Nun werdet Ihr wieder nichts Anderes hören als von Hunden, Kühen, Pferden und Kartoffeln. Laſſen Sie ihn nur ſchwatzen, Herr von Bruinkaſteel, und ſprechen Sie nur Franzöſiſch mit unſerer Liſa fort. Ich höre es gar zu gern, ich kann nicht ſagen, wie gern!“

Karl lachte, daß es ſchütterte, und ſah Victor frei und ſtolz in die Augen. Dieſer Letztere ſchien ſeiner leichten Wohlredenheit beraubt zu ſein und zeigte ſich im Ganzen nicht geneigt, das ſchmeichelnde Geſpräch mit Liſa in Karl's Gegenwart fortzuſetzen. Ein Augenblick der läſtigſten Stille trat ein. Mit einer Art von Verzweiflung ſah der Baas, daß Herr von Bruinkaſteel anfing verdrießlich zu werden. Er warf daher einen tadelnden Blick auf Karl und ſagte:

— „Herr Victor, achten Sie nicht auf ihn; es iſt unſer Brauer und ein Bekannter des Hauſes; aber er hat hier doch Nichts zu ſagen, wenn er auch glaubt Nummer Eins gezogen zu haben. Fahren Sie nur fort, Herr von Bruinkaſteel! Ich will, daß meine Tochter freundlich mit Ihnen ſei und lache, wenn Sie mit ihr reden. Will der Brauer ein ſchiefes Geſicht ziehen, ſo kann er hinausgehen und es auf der Straße thun.“

Durch dieſe Worte ermuthigt, und vielleicht in der Abſicht, den jungen Brauer zu ärgern, neigte ſich Victor zu Liſa und betrachtete ſie während des Redens mit jenem zärtlichen Blinzeln, das man ſich in der vornehmen Geſellſchaft erlaubt, wenn man eben nicht die beſte Meinung hat von der Ehrbarkeit einer Frau.

Karl wurde blaß, zitterte und biß die Zähne krampfhaft zuſammen; doch bezwang er dieſe Aeußerung des Schmerzes und Zornes ebenſo raſch; trotzdem bemerkten Alle dieſelbe. Victor war davon erſchrocken. Zwar fürchtete er ſich nicht, aber ſie machte doch einen ſolchen Eindruck auf ſein Gemüth, daß ihm alle Luſt zu Scherz und Fröhlichkeit verging. Den Baas dagegen hatte es noch heftiger erzürnt, und er ſtampfte murrend mit dem Fuße. Liſa, welche glaubte, daß ihres Vaters harte Worte allein den Jüngling verletzt hatten, ſchlug die Augen nieder und war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Karl ſaß ruhig auf ſeinem Stuhl, zwar noch etwas bleich und zitternd, aber doch dem Anſcheine nach ganz gelaſſen.

Plötzlich ſtand Victor auf, nahm ſein Gewehr und ſprach zu ſeinen Begleitern:

— „Kommt, wir wollen noch etwas jagen. Fräulein Liſa wird es mir verzeihen, wenn ich unwiſſend Etwas geſagt habe, das ihr unangenehm war.“

— „Was! was!“ — rief der Baas — „Alles, was Sie geſagt haben, war ſchön und unverbeſſerlich und ich hoffe, ſie hat Sie nicht zum letzten Male geſehen und gehört.“

— „Fräulein Liſa denkt vielleicht anders, obwohl meine Abſicht geweſen iſt, ihr alle Ehre und Freundlichkeit zu erweiſen.“

Als er ſah, daß ſeine Tochter nicht antwortete, fuhr der Baas ſie verdrießlich an:

— „Na! was ſoll das hier werden mit dem dummen Bauernſpiel! Liſa, was ſitzeſt Du da, wie ein Trinchen rühr' mich nicht! Gieb doch raſch eine Antwort!“

Liſa ſtand auf und ſagte auf Blämiſch mit kaltem, höflichem Tone:

— „Herr von Bruinkaſteel, werden Sie nicht böſe, wenn vielleicht etwas Anderes mich zerſtreut macht. Was Sie die Güte gehabt haben mir zu ſagen, iſt mir ſehr angenehm geweſen, und wenn Sie uns wieder die Ehre erzeigen, unſer Haus zu beſuchen, ſo werden Sie uns ſtets willkommen ſein.“

— „Das iſt recht! das iſt recht!“ — rief der Baas in die Häude ſchlagend. — „Ach! Herr von Bruinkaſteel es iſt eine Perle von einem Mädchen! Sie kennen ſie noch nicht. Sie kann ſingen wie eine Nachtigall...... Wollen Sie ſich nicht wieder hinſetzen? Ich werde eine neue Flaſche herausholen.“

— „Nein, wir müſſen fort; der Tag verſtreicht uns ganz und gar! Haben Sie Dank für Ihre freundliche Aufnahme.“

— „Ich gehe noch ein Stückchen mit, wenn die Herren es erlauben“, — ſagte der Baas. — „Ich habe da am Fahrwege ein Hölzchen liegen, in dem ich mich einmal umſehen will. Des Herrn Auge macht die Pferde fett, ſagt das Spruchwort.“

Die jungen Herren erklärten ſämmtlich, daß ihnen die Geſellſchaft des Herrn von Ganſendonck großes Vergnügen mache. Unter höflichen Reden verließen ſie mit ihm das Haus. Der Knecht folgte ſeinem Herrn.

Sobald die jungen Leute allein waren, ſagte Liſa mit freundlichem Tone:

— „Karl, Ihr müßt Euch nicht betrüben, wennn mein Vater rauh mit Euch redet; Ihr wißt ja, er meint es nicht ſo.“

Der Jüngling ſchüttelte den Kopf und antwortete:

— „Das iſt es nicht, Liſa, was mich ſchmerzt.“

— „Was denn?“ — frägte das Mädchen verwundert.

— „Das iſt mir zu ſchwer Euch klar zu machen, Liſa! Euer reines und ſauberes Gemüth würde es nicht begreifen. Wir wollen lieber davon ſchweigen.“

— „Nein, Ihr müßt mir es ſagen.“

— „Nun denn: ich ſehe es nicht gern, daß die jungen Stutzer aus der Stadt hier ihre flauen Complimente vor Euch auskramen. Es kommt ſo leicht etwas Unziemliches hinein, und in jedem Falle beweiſen die ſchönen franzöſiſchen Manieren und das zärtliche Augenblinzeln, daß ſie ſich Euch nicht mit der Ehrfurcht nahen, wie einer Frau gezieml.“

Ungeduld und Betrübniß zeigten ſich auf dem Antlitz der Jungfrau.

„Ihr ſeid im Unrecht, Karl,“ — antwortete ſie — „die Herrren haben mir nichts Unziemliches geſagt. Im Gegentheil, wenn ich ihnen zuhöre, lerne ich wie man ſprechen und ſich benehmen muß, um nicht für eine Bäuerin zu gelten."

Karl ſenkte ſtumm den Kopf; ein ſchmerzlicher Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt los.

„Ja, ich weiß es" — fuhr Liſa fort, — Ihr haßt die Stadtmenſchen und die Stadtmanieren; aber was Ihr auch darüber denken möget, mir iſt es nicht gegeben unfreundlich zu ſein. Ihr habt doch ſehr Unrecht, Karl, daß Ihr mich zwingen wollt, Menſchen zu haſſen, welche mehr als Andere verdienen geachtet zu werden."

Das junge Mädchen hatte dieſe Worte mit einer gewiſſen Empfindlichkeit geſprochen. Karl ſaß ſchweigend vor ihr und ſchaute ihr gar eigen in die Augen. Liſa fühlte, daß er tiefe Schmerzen leide, obwohl ſie nicht begreifen konnte, wie es käme, daß ihre Rede ihn ſo ſehr betrübte. Sie faßte theilnehmend ſeine Hand und fuhr fort:

„Aber Karl, ich begreife Euch nicht, — Was ſoll ich denn thun? Wenn Ihr an meiner Stelle wäret, wie würdet Ihr Euch benehmen, ſobald fremde Herren kommen und Euch anreden?"

„Darüber kann nur das Gefühl entſcheiden, Liſa!" — antwortete er, den Kopf ſchüttelnd, — ich weiß ſelbſt nicht, was ich Euch rathen ſoll; aber, wenn es zum Beiſpiel, ſolche Complimentenmacher wären, ſo würde ich ihnen zwar freundlich antworten, doch nicht dulden, daß ſie ſich zu Dreien um mich herumſetzten und mir leere Redensarten in die Ohren blieſen."

„Und mein Vater, der mich dazu zwingt," — rief Liſa beſtürzt. — „Man findet hundert Gründe aufzuſtehen, wenn man nicht ſitzen bleiben will." —

— „Alſo habe ich in Euern Augen nicht recht gehandelt," — ſchluchzte die Jungfrau, während ihr plötzlich Thränen in die Augen drangen. — „Ich habe mich nicht gut betragen."

Der Jüngling ſchob ſeinen Stuhl näher an Liſa und erwiederte mit bittendem Ton:

— „Liſa! Verzeiht es mir. Ihr müßt auch etwas nachſichtig gegen mich ſein; es iſt meine Schuld nicht, daß ich Euch ſo ſehr liebe. — Mein Herz beherrſcht mich, ich kann es nicht bezwingen. Ihr ſeid ſchön und rein wie eine Lilie; ich zittere bei dem Gedanken daß ein zweideutiges Wort, ein unſauberer Hauch Euch berühren könne; ich liebe Euch mit ängſtlicher Ehrfurcht. Iſt es alſo ein Wunder daß die zudringlichen Blicke dieſer Junker mich beben machen? O Liſa, Ihr glaubt, daß mein Gefühl tadelnswerth ſei! Vielleicht iſt es das auch wirklich, aber beſte Freundin, könntet Ihr wiſſen, welche Pein mir die Seele durchwühlt, welchen Gram mir das bereitet, Ihr würdet Mitleid haben mit meiner allzugroßen Liebe. Ihr würdet mir dieſe Gedanken verzeihen und mich in meiner Betrübniß tröſten."

Dieſe Worte, die er mit leiſem Tone ſprach, rührten die Jungfrau ſehr. Freundlich erwiederte ſie, mit Thränen in den Augen:

— „Ach Karl, ich weiß nicht was Ihr Euch für Gedanken macht; aber ſei es auch was es wolle. Da es Euch verdrießt, ſoll es nicht wieder geſchehen. Wenn künftig Herren kommen, werde ich aufſtehen und in ein anderes Zimmer gehen.“

— „Nein, nein, Liſa, ſo mein ich es nicht.“ — ſeufzte Karl halb beſchämt über den Erfolg ſeiner Aeußerung. — „Sei artig und freundlich mit Jedermann, wie es ſich geziemt, auch mit den Herren, die eben hier waren. Ihr habt mich nicht recht verſtanden, Beſte. — Benehmt Euch wie zuvor, aber bedenkt daß gewiſſe Dinge mich ſchmerzen; vergeßt in ſolchen Fällen nicht daß Euer Vater ſich zuweilen täuſcht, und legt den Maaßſtab Eueres eignen Werthes an, um Euch zu ſagen, was Ihr thun müßt. — Ich kenne Euer reines Herz. Liſa, mir iſt es gleich wer hieher kommt, aber ich verlange daß man Euch reſpectvoll behandle: das geringſte Vergeſſen, ſchon der Schein von Geringſchätzung gegen Euch, beleidigt mich auf das Tiefſte.“

— „Aber Karl, Ihr habt gehört, daß Herr Adolph und ſeine Freunde noch oft herkommen werden. Ich muß ihnen doch Rede ſtehen, wenn ich im Zimmer bleibe. Wird Euch denn das jedes Mal böſe und verdrießlich machen?“

Karl wurde roth und machte ſich innerlich Vorwürfe über die Bemerkungen die er ſich erlaubt hatte, indem er zugleich die natürliche Herzensgüte der Geliebten bewunderte. Ihre Hand ergreifend antwortete er mit freundlichem Lächeln:“

— „Liſa, ich bin ein Thor. Wollt Ihr mir einen Gefallen thun?“

— „Gewiß, Karl!“

— „Ja aber im Ernſt, ganz aufrichtig. Verzeiht meine Grille. Wahrlich es würde mich jetzt betrüben, wenn ich ſähe, daß Ihr Euer Betragen ändertet. Warum ſollte ich es auch verlangen da Euer Vater der Herr iſt, und Euch zwingen würde, nach ſeinem Willen zu handeln.“

— „Nun ſeid Ihr brav, Karl!“ — erwiederte das Mädchen — „ich muß doch freundlich ſein, nicht wahr? Mein Vater iſt hier Herr. — Auch auf der anderen Seite habt Ihr Unrecht. Herr von Bruinkaſteel hat zwar lange mit mir geſprochen, aber Alles was er ſagte war ſehr ſchicklich und ich bekenne gern, daß ich ihm mit großem Vergnügen zuhörte.“

Karl empfand von Neuem daß ihm etwas das Herz beklemmt machte; aber er unterdrückte das aufwallende Gefühl und verſetzte bittend:

„Beſte, laßt uns vergeſſen, was geſchehen iſt. Ich bringe eine gute Nachricht. Meine Mutter hat endlich eingewilligt, unſer Haus beträchtlich zu vergrößern; die Arbeiten ſollen ſchon nächſten Montag beginnen. Ihr ſollt ein ſchönes Zimmer für Euch allein haben, recht zierlich ausgeſchmückt. Wir bekommen eine Wohnung mit eignem Eingang und eine Remiſe wo eine Chaiſe für Euch ſtehen ſoll. So Liſa braucht Ihr nicht durch die Brauerei zu gehen und am allgemeinen Kamin zu ſitzen; Ihr ſollt ein ſtilles und ruhiges Leben führen und Alles bekommen, was Euer Herz wünſcht. Freut Euch das nicht, Beſte?“

— „Ihr ſeid zu gut Karl,“ — antwortete ſie — und ich bin Euch herzlich dankbar für ſoviel Liebe und Freundſchaft, aber ich glaube Vater wird mit Euch von etwas noch Beſſerem ſprechen, das Euch wahrſcheinlich auch gefällt. Er würde es gern ſehen, daß wir den Hof pachteten, der hinter dem Schloſſe leer ſteht. Mir ſcheint der Gedanke nicht ſo übel. Dann lebten wir doch nicht mehr unter den Bauern und könnten allmälig mit ordentlichen Leuten Bekanntſchaft machen.“

— „Aber Liſa,“ — fiel ihr der junge Mann ungeduldig in die Rede — „wie iſt es möglich, daß Ihr daran denkt? Ich meine Mutter verlaſſen! Sie iſt Wittwe und hat Niemanden auf der Welt, als mich allein . . . . Und wäre das auch nicht der Fall, ich thäte es doch nicht; ich habe von Kindheit auf gearbeitet, ich muß auch ferner arbeiten, für mein eignes Vergnügen und meine Geſundheit, für meiner Mutter Wohlergehn — für Euch Liſa, um Euch das Leben heiter und froh zu machen, um zu wiſſen, daß die Früchte meiner Arbeit zu Eurem Glücke beitragen.“

— „O, das iſt doch nicht nöthig“ — ſeufzte Liſa — „unſere Eltern beſitzen ja ſchon genug Geld und Gut.“

— „Und dann, Liſa, bedenkt, daß wir jetzt zu den Erſten in unſerem Stande gehören. Euer Vater iſt einer der vornehmſten Eigenthümer in der Gemeinde; unſere Brauerei ſteht keiner andern nach. Soll ich nun einwilligen ein neuer Reicher zu werden, hochmüthigen Leuten ihre Freundſchaft abzubetteln und mich von meinen vorigen Genoſſen verhöhnen zu laſſen, als Einer, der aus Hochmuth den gnädigen Herrn ſpielen will? Nein Liſa, das mag Manchem in ſeiner Eigenliebe ſchmeicheln, mich würde es erniedrigen und elend machen. Lieber von Bauern geachtet und geliebt, als von Edelleuten ſcheel angeſehen und verſpottet.“

Liſa wollte Karl etwas auf ſeine eifrige Rede erwiedern, aber der Knecht öffnete mit ſichtbarer Eile die Thür, trat zu dem Jüngling und ſagte ſehr ſchnell:

— „Karl habt Ihr Luſt Euch ein Paar Stunden mit unſerem Baas zu zanken? Nicht? Nun dann macht daß Ihr fortkommt, denn er iſt wüthend auf Euch. Ihr müßt ihn häßlich auf den Fuß getreten haben. Wenn Ihr nicht geht, kehrt er im Hauſe das Oberſte zu unterſt.“

— „Ach, Karl“ — bat Liſa, ihm die Hand drückend — „geht nur, bis meines Vaters Zorn vorüber iſt. Heute Nachmittag denkt er nicht mehr daran.“

Der junge Brauer ſchüttelte den Kopf, nahm mit einem trüben Blicke von ſeiner Verlobten Abſchied und eilte durch die Hinterthür aus dem Hauſe.

Der Knecht folgte ihm und ſagte im Vorübergehn:

— „Fürchtet Nichts, Karl, ich werde ſchon die Augen auf's Segel halten und Euch einen Wink geben, wenn der Wagen zu ſehr aus der Spur geht. Bei unſerem Baas iſt eine Schraube los. Beruhigt Euch aber nur, die Grille geht ſchon vorüber. Der Wetterhahn auf dem Thurme dreht ſich auch wie ein Narr und doch zeigt er mitunter gar ſchönes Wetter an.“

V.

Ehrbarkeit, der Frauen Ruhm.
Schöne aber zarte Blum'!

Zwei Monate waren verſtrichen.

Eines Morgens früh ſtanden drei oder vier junge Bauern in der Schmiede und ſchwatzten dort über allerlei Dinge. Sus hielt mit der einen Hand ein Eiſen im Feuer und zog mit der andern an dem Blaſebalg, indem er ſich langſam ein Stückchen pfiff.

— „Nun, wer hat die Neuigkeit ſchon gehört?“ — rief einer von den jungen Männern — „Liſa Ganſendonck heirathet einen Baron.“

— „Oho“ — lachte der Schmied — „nächſtes Jahr fällt Oſtern auf einen Freitag! Geh', verkaufe Deine Neuigkeit auf einem andern Markt.“

— „Ja, ja, ſie heirathet den Junker, der ſeit ſechs oder ſieben Wochen beſtändig im heiligen Sebaſtian liegt.“

— „Wenn es glückt, kalbt der Ochſe!“ — rief Sus.

— „Ihr glaubt es nicht? Der Blacskack hat es ſelbſt dem Notar geſagt.“

— „Dann glaub' ich's noch viel weniger.“

— „Wißt Ihr, was ich denke? Baas Ganſendonck braut ſich da ſelbſt ein gar bitteres Bier. Ueber Jungfer Liſa gehn ſchon gar wunderliche Gerüchte um. Die Leute reden von ihr wie die Juden vom Speck.“

— „Der Blaeskaek bekommt nur was er verdient, und die leichtſinnige Modepuppe auch. Wer mit der Katz' ſpielt, den kratzt ſie, ſagt das Sprüchwort."

— „Und der unglückliche Karl, der dumm genug iſt, ſich das verdrießen zu laſſen. Ich ließe ſie zum Guckguck fahren mit ſammt ihrem Herrn Baron!"

— „Da kommt Karl" — ſagte einer von den Bauern, der an der Thür ſtand. — „Schon von Weitem kann man ihm anſehen, daß er traurig iſt, er hängt den Kopf auf die Bruſt wie Jemand der Stecknadeln ſucht. Er ſieht aus als hätt' er ſchon ſeinen Sarg beſtellt."

Alle ſteckten die Köpfe hinaus und ſahen nach Karl, der langſam mit zu Boden gerichteten Blicken und achtlos träumend über den Weg ſchritt.

Sus warf ſeinen Hammer mit Gewalt auf den Amboß und murrte in ſich hinein als hätte ein plötzlicher Aerger ihm die Stimme gelähmt.

— „Was fällt Euch denn an?" — fragt er die Anderen.

— „Wenn ich Karl ſehe, kocht mir das Blut," — rief Sus — „ich würde mich verbindlich machen ein ganzes Jahr kein Bier zu ſehen, wenn ich dem Blaeskaek Eins auf dem Rücken ſchmieden könnte. — Der hochmüthige Lump! Er wird durch ſeine dummen Grillen ſeine Tochter in Schande bringen; das verſteht er; aber der Leichtfuß von Mädchen verdient es auch nicht beſſer! Daß er mir aber meinem Freund Karl vor Verdruß die Auszehrung an den Hals bringt, und ihn in die Grube jagt, ... einen Jungen wie ein Baum, reich, geſchickt, herzensgut, der mehr werth iſt als hundert ſolche Prahlhänſe und Modepuppen — das iſt zum Tollwerden. Seht, ich wünſche Niemandem Uebles, aber wenn Ganſendonck zufällig den Hals bräche, ſo würde ich meinen, das iſt eine Strafe Gottes.“

— „Beruhigt Euch, Sus; Hochmuth kommt vor dem Fall. Wenn die Ameiſe Flügel bekommt, ſtirbt ſie bald.“

— „Droht nicht zuviel, Sus, der Blaeskaek hat geſagt, er ließe Euch noch in's Loch ſtecken.“

— „Bah, ich kümmere mich ſoviel um den Prahler als ob er an die Mauer gemalt wäre.“

— „Aber könnt Ihr Karl nicht begreiflich machen, daß er ſie laufen läßt, wofür ſie gut iſt?“

— „Da hilft keine Salbe; jemehr ſie ihn im heiligen Sebaſtian zum Narren halten, deſto ärger wird es; ſie machen ihm da weiß, daß die Katz' Eier legt; er iſt ganz von Sinnen. Muth ſteckt auch nicht mehr in ihm; ſpricht man viel davon, ſo kommen ihm die Thränen in die Augen, er kehrt ſich um und guten Tag bis Morgen!“

„Kann denn Kobe ſeinem Baas nicht begreiflich machen, daß wenn eine Krähe mit Schwanenſedern fliegen will, ſie gar bald niedertaumelt, und im See ertrinkt?“

— „Baas und Knecht ſind über denſelben Kamm geſchoren: zwei naſſe Säcke trocknen einander nicht.“

— „Schweigt, Sus, da iſt er; ich glaube, er kommt nach der Schmiede.“

Wirklich trat Karl ein und grüßte die Anweſenden mit erzwungenem Lächeln. Sprachlos ging er an die Werkbank und drehte träumeriſch am Schraubſtock, oder nahm achtlos irgend ein Werkzeug in die Hand, während die jungen Bauern ihn neugierig und mitleidig betrachteten.

Ein unaufhörliches Leid mußte in der That an ihm nagen, ſo hatte er ſich in der kurzen Zeit verändert. Sein Geſicht war blaß und aſchenfahl, ſeine Augen irrten glanzlos umher oder ſtarrten eigenſinnig auf gleichgültige Gegenſtände; ſeine Wangen waren eingeſunken und abgemagert. In ſeiner ganzen Erſcheinung lag etwas, das von Verſäumniß und Unachtſamkeit zeugte; ſeine Kleider ſchienen nicht ſo ſauber wie zuvor. Sein Haar fiel verwirrt auf ſeinen Hals.

— „Nun Karl," — rief Sus — „Du trittſt hier ſchon wieder ein wie der liebe Sonnenſchein, ohne zu reden. Komm, komm, wirf die häßlichen Gedanken über den Zaun und denke daß Du beſſer ſeieſt, als die ſo Dich ärgern. Mach' ein Kreuz darüber und trink ein gut Maaß Bier darauf; mit all' der Betrübniß ſchaffſt Du dem Blaeskaek doch keinen Verſtand. — Und aus ſeiner leckeren Tochter machſt Du auch nichts Anderes als eine...."

Karl's Zittern und deſſen wilder Blick machten daß ihm das Wort im Munde ſtecken blieb.

— „Ja" — fuhr er fort — „ich weiß wohl daß ich das Fäßchen nicht aufdecken darf; Du ſchlachteſt die ſchlechten Kranken und ſchütteſt die Medicin in den Graben; aber das giebt's nicht her, die tollen Grillen dauern zu lange. Weißt Du was der Blaeskaek ſagt? Mammaſell Liſa verheirathet ſich mit Herrn von Bruinkaſteel, vor Notar und Prieſter."

„Ich gönne ſie ihm lieber als mir“ — ſagte ein Anderer — „er wird was Schönes an ihr haben, der verlaufenen Bäuerin, die mit ihrer Tugend keinen Weg mehr weiß.“

Karl hatte die Fauſt krampfhaft um den Schraubſtock gedrückt und blickte die Redenden zornig an.

— „Liſa“ — ſeufzte er mit dumpfem Ton — „Liſa iſt unſchuldig und rein. Ihr redet böſe und unrechtlich.“

Nach dieſen wenigen Worten wandte er ſich um und verließ die Schmiede mit langſamem Schritt, ohne auf das zu achten was ſein Freund Sus ihm noch zurief.

Er ging queer über den Weg und ſchlug einen Fußſteig ein, der nach den Feldern führte. Unterwegs redete er mitunter laut zu ſich allein, blieb ſtehen und ſtampfte mit dem Fuße, ging dann wieder raſch weiter und ſo träumeriſch hinſchlendernd entfernte er ſich immer mehr vom Dorfe, bis er plötzlich an der Ecke eines Tannenhölzchens ſeinen Namen rufen hörte.

Dort ſah er den Knecht des Baas Ganſendonck auf dem Ranft ſitzen, mit einer Flaſche in der einen und einem Stück Fleiſch in der anderen Hand; ein Jagdgewehr lag neben ihm.

— „Ha, Kobe“ — rief der Jüngling freudig — „was thut Ihr hier?“

— „Eine neue Grille von unſerem Baas“ — antwortete der Knecht. — „So oft er mich nur entbehren kann, muß ich hier den Holzvoigt ſpielen. Ich ſitze da und paſſe auf, daß die Bäume nicht wegfliegen.“

„Geht ein Biſchen mit mir!“ — bat Karl.

„Ich bin gerade mit dem Eſſen fertig,“ ſagte der Knecht aufſtehend. „Seht Karl, das iſt ein ſchönes Jagdgewehr; der Hahn iſt ſo eingeroſtet daß man ihn nicht ſpannen kann und wenn man ein Pferd davor ſpannte, und der Lauf iſt nun bereits ſeit zwanzig Jahren und drei Monaten geladen; wie der Meiſter ſo die Waffe.“

„Kommt Kobe,“ antwortete der Brauer, als der Knecht zu ihm trat, „ſagt mir etwas, das mich tröſten kann. Wie ſteht es zu Hauſe?“

— „Ich weiß nicht, Karl, auf welcher Seite ich den verfaulten Apfel anpacken ſoll. Drüben geht's ſchief; der Baas weiß ſich nicht vor Freuden zu laſſen; er träumt laut von Baronen und Schlöſſern; wohl drei Mal täglich läuft er zum Notar.“

— „Weswegen? Was bedeutet das?“ — fragte Karl erſchreckt.

— „Er ſagt, Liſa werde ſich binnen Kurzem mit Herrn von Bruinkaſteel verheirathen.“

Der Brauer erblaßte und ſah den Knecht traurig und beſtürzt an.

— „Ja,“ fuhr Kobe fort — „der junge Baron weiß Nichts davon und denkt nicht daran.“

— „Und Liſa?“

— „Liſa auch nicht.“

— „Ach!“ — ſeufzte Karl als fiele ihm ein Stein vom Herzen. — „Ihr habt mir weh gethan!“

— „Wäre ich Ihr“ — hub Kobe wieder an — „ich müßte hell ſehen in der Sache; läßt man das Unkraut zu lange wuchern, frißt es das ſchönſte Korn auf; Ihr kommt nie nach dem heiligen Sebaſtian als wenn Herr von Bruinkaſteel weggegangen iſt; Ihr ſitzt dort halbe Tage bei Liſa und grämt Euch, daß es einen Stein erbarmen müßte. Fragt Liſa Euch nach der Urſache Eurer Betrübniß, ſo macht Ihr ihr weiß, daß Ihr krank ſeid und ſie glaubt es Euch.“

— „Aber Kobe, was kann ich thun? So wie ich das kleinſte Wort davon anhebe, ſo brechen ihr die Thränen aus den Augen! Sie begreift mich nicht.“

— „Weiberthränen ſind wohlfeil, Karl; daraus würde ich mir nicht viel machen; wenn das Kalb ertrunken iſt, hilft es Nichts mehr den Brunnen zu leeren. Bei einer Wurſt bleibt ein Hund nicht lange.“

— „Was wollt Ihr damit ſagen?“ — murmelte Karl erſchreckt — „habt Ihr Liſa im Verdacht? Fürchtet Ihr, daß ſie.......?“

— „Wenn ich wüßte daß ein Haar auf meinem Kopfe Böſes von Liſa dächte, ich riſſe es aus. Nein, nein, Liſa iſt unſchuldig. Die Aermſte bildet ſich ein dies Scherwenzeln und Franzöſiſchparliren wären feine Manieren. Und wenn ſie auch, aus Liebe zu Euch, den Baron kühl abfertigt, ſo kommt der Baas und zwingt ſie zur Freundlichkeit. Herr von Bruinkaſteel muß ſehr gut ſein. Der Baas wirft ihm Liſa zehn Mal jede Woche in die Arme.“

— „Wie? In die Arme!“ — rief Karl heftig.

— „Das iſt nur eine Redensart“ — fuhr der Knecht fort — „verſteht Ihr mich nicht, deſto beſſer!“

— „Was ſoll ich thun?“ — rief Karl verzweiflungsvoll den Boden ſtampfend.

— „Unter dem Sande liegt es nicht verborgen, Karl. — Wäre es meine Sache, ich ſchlüge gerade durch; beſſer eine Scheibe zerbrochen, als das Haus verloren.“

— „Was wollt Ihr ſagen, um Gottes willen, redet deutlicher!“

— „Nun fangt Streit an mit Herrn Victor; wenn es auch einen Kampf giebt, ſo bringt es doch eine Veränderung zuwege und das Schlechte wird durch Veränderung gewöhnlich beſſer.“

— „Wenn er mir nur eine Urſache gäbe“ — rief Karl — „aber Alles was er ſagt und thut iſt ſo ſchlau berechnet, daß man keine Rache nehmen kann und ſollte man berſten.“

— „Kommt, kommt; wer finden will, der braucht nicht lange zu ſuchen. Tretet ihm vorſichtig auf den Fuß; Ihr wißt ſchon, fein bäuriſch, mit Sammetſchuhen. Da wird das Spiel ſchon losgehn.“

— „Ach, Kobe, was würde Liſa dazu ſagen? Soll ich ihrem Ruf ſchaden durch eine Handlung aus der man abnehmen kann, daß ich gleichfalls Böſes argwöhne?“

— „Ihr, liebe Unſchuld; glaubt Ihr, Liſa ſei nicht ſchon in der Leute Mäuler? Täglich wird ihr das Aergſte nachgeſagt? Die ganze Sache hängt am Glockenſeil und Jeder hängt noch etwas hinzu.“

— „Gott, Gott! ſie iſt unſchuldig und man klagt ſie ſchlechter Handlungen an!“

— „Karl, Karl! Ihr habt kein Blut mehr im Herzen. Ihr ſeht das Böſe täglich wachſen und ſenkt den Kopf dazu, wie ein ohnmächtiges Kind. Ihr ſeht, daß Alles ſich verbindet Eure unſchuldige Braut in das Verderben zu ſtürzen; Victor's verlockende Reden, der verrückte Hochmuth ihres Vaters, und ihre eigene Sucht nach allem Städtiſchen. — Niemand kann etwas thun um ſie zu retten, als Ihr ... und Ihr ſeid wie ein Schutzengel der einſchläft, wenn der Teufel ſich daran macht, das Seelchen zu übertölpeln. — Durch Euere furchtſame Nachgiebigkeit ſetzt Ihr Liſa hülflos der drohenden Gefahr aus. Wenn ſie unglücklicher Weiſe ſtrauchelt, wer hat Schuld. Hilf dir ſelber, ſo hilft dir Gott; habt Muth, haut zu, ſeid ein Mann! — Sagt nicht das Sprüchwort: Weil die ſich irren, ſo wiſſen den Weg, frißt der Wolf das Schäflein weg."

Karl antwortete erſt nach einer Pauſe.

— „Ach, ach," ſeufzte er — „Alles erſchreckt mich! Was kann ich thun? Sowie mich Liſa anſieht, ſinkt mir der Muth. Kobe, mir iſt das Herz krank, ich muß mein bittres Loos ertragen."

— „So vertheidigt ſie wenigſtens gegen den ſchmählichen Hohn des Barons ſelbſt."

— „Hohn! Hat er ſie verhöhnt?" —

— „Wißt Ihr, was Herr von Bruinkaſteel vorgeſtern ſpottend zu ſeinen Kameraden ſagte? Adolph's Jäger war dabei."

Er näherte ſich dem Brauer und fliſterte ihm einige Worte in das Ohr.

„Ihr lügt, Ihr lügt!“ — rief Karl, den Knecht von ſich ſtoßend. — „Das hat er nicht geſagt!“ —

— „Wie Ihr wollt, Karl“ — brummte Kobe; — „mir kann's auch recht ſein; ich lüge und der Jäger lügt; es iſt nicht wahr, es kann nicht ſein, Herr von Bruinkaſteel hat Liſa viel zu lieb um ſo etwas zu ſagen.“

Karl hatte den Stamm einer Tanne gepackt und hielt ſich daran feſt; ſeine Bruſt keuchte heftig, er athmete röchelnd und ſeine Augen funkelten von ſeltſamer Gluth unter den zuſammengezogenen Brauen. Was der Knecht ihm in das Ohr geraunt hatte, mußte ihm eine tiefe Wunde verſetzt haben, denn er ſtand da, zitternd wie ein Schilfrohr und zornig wie ein Löwe.

Plötzlich ballte er dem Knecht die Fauſt entgegen und rief ganz außer ſich:

— „Ha, es iſt alſo ein Mord, den Du mir anräthſt, Teufel?“

Kobe wich erſchreckt einige Schritte zurück und ſtammelte:

— „Karl, iſt das Spaß oder Ernſt, daß Ihr ein Geſicht zieht wie eine Hungersnoth? Ich habe Euch nichts Böſes gethan. Wollt Ihr mich lieber von hinten ſehn, ſo braucht Ihr es nur zu ſagen; mit einem guten Tag iſt Alles gethan und Jeder geht ſeines Weges.“

— „Bleibt hier!“ ſchrie der Brauer.

— „So macht die Hände auf,“ — antwortete Kobe — „ich ſehe nicht gern geballte Fäuſte.“

Karl ſchlug von Neuem die Augen zu Boden und blieb lange unbeweglich ſtehen, ohne ſich nach dem Knecht umzuſchauen. Endlich hob er den Kopf empor und fragte mit bebender Stimme.

— „Kobe, iſt Victor von Bruinkaſteel um dieſe Zeit im heiligen Sebaſtian?“

— „Ja — aber —“ rief der Knecht ängſtlich — „Ihr geht nicht dorthin, Karl; ich laſſe Euch nicht hin und müßte ich mit Euch ringen, bis kein Glied an meinem Leibe mehr lebendig iſt. Ich begreife Euch nicht, Ihr ſeid, wie das Sprüchwort ſagt: Bald zu weiſe, bald zu dumm, aber immer queer und krumm. Ihr würdet ſchöne Dinge anſtiften im heiligen Sebaſtian. — Ihr ſeid ja wie ein wildgewordener Stier.“

Ohne auf ſeine Reden zu achten wendete ſich Karl um und ſchlug haſtig die Richtung nach Baas Ganſendonck's Wohnung ein. Der Knecht ließ ſein Gewehr fallen, ſprang dem Brauer vor und hielt ihn mit Gewalt zurück.

„Laßt mich gehen“ — ſagte Karl, indem er Kobe bitter lachend anſah — „Ihr werdet mich doch nicht hindern. Warum wollt Ihr mich zwingen Euch ein Leid anzuthun?“

Die Kälte mit der er dieſe Worte ſprach, ſetzte den Knecht in Erſtaunen, er ließ ihn jedoch nicht los, ſondern fragte ihn:

„Wollt Ihr mir geloben, daß es bei Warten bleibt, und daß Ihr die Fäuſte im Sacke behaltet?“

— „Ich will Niemandem etwas thun“ — entgegnete der junge Brauer.

— „Was wollt Ihr denn eigentlich?“

— „Euern Rath befolgen, Kobe; Rechenſchaft fordern von Allen und gerade heraus ſagen, was mir auf dem Herzen liegt. Fürchtet Nichts, Kobe, ich vergeſſe nicht, daß ich eine Mutter habe.“

— „Aha, Euer Verſtand iſt wiedergekommen? Ihr könnt dem Wetterhahn auf dem Thurm eine Lection geben! Ihr heuchelt nicht, nicht wahr? Nun dann gehe ich mit. Bleibt kalt und ſtandhaft, Karl; kühn geſprochen iſt halb gefochten. Macht ein Bischen Lärm, zeigt die Zähne und leſ't dem Baas einmal ſein Evangelium; vor Muth bekommt er das Fieber nicht. Gott weiß, wenn Ihr ihm ordentlich auf den Leib rückt, ob er nicht ſelbſt den Baron erſucht, an ſeiner Thür vorüber zu gehen und dann: auf Leid folgt Freud'! Mir däucht, ich ſehe den Spielmann ſchon auf dem Dache ſitzen.“

Sie gingen Beide mit gemäßigten Schritten den Weg entlang; der Knecht eröffnete dem Jüngling eine troſtreiche Ausſicht und ermuthigte ihn ſanft, aber beſonnen zu ſein, indem er ihm rieth dieſes Mal nicht eher auf Liſa's Thränen zu achten, als bis er ſein vorgeſtecktes Ziel gänzlich erreicht habe.

In der Nähe des heiligen Sebaſtian verließ Kobe ſeinen ſchwermüthigen Begleiter, mit der Bemerkung, es ſei für ihn noch zu früh, nach Hauſe zu kehren, er müſſe noch eine ganze Stunde den Holzvogt ſpielen.

Karl drückte ihm dankbar die Hand und verſprach ſeinen Rath zu befolgen. Sobald der Jüngling ſich allein befand, kam es ihm vor, als ſei ihm eine Binde von den

Augen genommen und er durchſchaue jetzt erſt klar, was ſich zutrage und was er thun müſſe. Er nahm ſich vor vom Baas Ganſendonck Rechenſchaft über deſſen Benehmen zu fordern und ihn zu überzeugen — mochte er böſe werden oder nicht — daß ſeine Thorheit nicht allein Liſa um ihren guten Ruf bringe, ſondern ſelbſt ihrer Ehrbarkeit gefährlich werde. Während er ſich der Wohnung näherte, zeigte des Jünglings Geſicht Entſchloſſenheit.

Als er jedoch vor der Hinterthür des heiligen Sebaſtian anlangte, änderte ſich aber plötzlich dieſe Gemüthsſtimmung.

Drinnen erklang die verführeriſche Stimme des Barons. Dieſer ſang eine franzöſiſche Romanze, deren Ton und Weiſe Liebe und Zärtlichkeit athmeten.

Als Karl den Geſang hörte, blieb er bebend ſtehen und lauſchte mit fieberhafter Aufmerkſamkeit.

„Pourquoi, tendre Elise, toujours vous défendre *)
A mes désirs daignez vous rendre!“

Krampfhaft zuckten die Hände des Brauers; ein furchtbarer Sturm begann in ſeiner gefolterten Seele zu toben.

„Ayez moins de rigueur:
Si mon amour vous touche,
Qu'un mot de votre bouche,
Couronne mon ardeur!“

---

*) Bruchſtück einer Arie aus der franzöſiſchen Oper Joconde. Deutſch: „Warum theuere Eliſe immer Dich wehren; o wolle Dich meinen Wünſchen ergeben. — — Habe weniger Strenge; wenn meine Liebe Dich rührt, ſo kröne

Furchtſam vermiſchte ſich Liſa's Stimme mit dem Geſange: ſie ſang gleichfalls die zärtlichen Worte.

Ungeſtüm brauſte das Blut durch die Adern des Jünglings; ſeine Augen funkelten, knirſchend biß er die Zähne zuſammen, und als die letzten Verſe der Romanze aus Liſa's und des Baron's Munde zugleich ihm wie verzehrende Feuerfunken auf das Herz fielen, ſträubte ſich ſein Haar auf ſeinem Kopfe empor:

„Pitié mon trouble est extrême.
Ah, dites je vous aime!
Je vous aime!

„Bravo, Bravo!“ — rief der Baas in die Hände klatſchend; — „ach, wie ſchön!“

Ein dumpfes Röcheln drang aus der Kehle des Jünglings, während er in das Haus trat.

Bei ſeinem Erſcheinen im Zimmer, ſprangen Alle vor Schreck oder Ueberraſchung in die Höhe; Liſa ſtieß einen gellenden Angſtſchrei aus und ſtreckte bittend die Arme gegen Karl aus; der Baron ſah ihn ſtolz und fragend an, der Baas ſtampfte ungeduldig mit den Füßen und murmelte höhniſch etwas in ſich hinein.

Eine Weile blieb Karl wie ſinnlos, die Hand auf einen Stuhl gelegt, ſtehen; er zitterte ſo heftig, daß ſeine Beine faſt unter der Laſt ſeines Körpers zuſammenknickten; ſein Geſicht war todtenbleich, krampfhafte Zuckungen lieſen ihm

---

ein Wort aus Deinem Munde meine Gluth. — — Mitleid! meine Verwirrung iſt außerordentlich. Ach, ſage: Ich liebe Dich, ich liebe Dich.“ —

über Stirn und Wangen; ſein ganzes Weſen mußte etwas Schreckliches haben, denn der Baron, wie muthig er ſonſt auch war, erbleichte gleichfalls und trat einige Schritte zurück, um aus dem Bereich des wüthenden Brauers zu kommen. Baas Ganſendonck allein ſchien Karl's zu ſpotten und betrachtete ihn mit verächtlichem Lachen.

Plötzlich ſchleuderte der junge Mann einen feurigen Blick voll Haß und Rachſucht dem Baron in die Augen, der ſich dadurch beleidigt fühlte und trotzig ausrief:

„Nun, was ſoll das Kinderſpiel hier? Wißt Ihr wen Ihr vor Euch habt? Ich verbitte mir ein ſolch impertinentes Anglotzen!“

Wüthend packte der Brauer den Stuhl und wollte ihn empor heben, um den Baron damit zu Boden zu ſchlagen, aber ehe er dies thun konnte, hing Liſa ſchreiend und bitterlich weinend an ſeinem Halſe. Sie blickte ihm ſo flehend, ſo liebreich in die Augen, ſie nannte ihn mit ſo ſüßen Namen, daß er gleich darauf kraftlos den Stuhl fallen ließ, während er mit einem tiefen Seufzer zu ihr ſagte:

„O, Dank, Dank, Liſa; Ihr habt mich gerettet; ohne Euch wäre es geſchehn.“

Das Mädchen hielt ſeine beiden Hände feſt und fuhr fort ihn durch Worte der Liebe zu beruhigen und zu tröſten; ſie merkte wohl an ſeinem ganzen Weſen, daß der Zorn noch heftig in ſeinem Innern loderte und bemühte ſich die Urſache ſeiner Heftigkeit aus dem Wege zu räumen.

Mittlerweile näherte ſich der Baron der Thür und wollte das Haus verlaſſen; aber Baas Ganſendonck rief demſelben zu:

„Nun, Herr Baron, fürchten Sie ſich denn vor einem verrückten Bauer. Bleiben Sie doch, ich laſſe ihn durch meine Knechte hinauswerfen.“

— „Ich fürchte mich vor keinem verrückten Bauer auf der ganzen Welt,“ — antwortete der Baron — aber es paßt ſich nicht für mich mit einem verrückten Bauer in Streit zu gerathen.“

Bei dieſen beleidigenden Worten ſprang Karl empor, riß ſich aus den Armen ſeiner Geliebten los und eilte nach der Thür, um dem Baron auf die Straße zu folgen; Baas Ganſendonck hielt ihn jedoch feſt und rief im höchſten Zorn:

— „Halt, Kerl, wir Beide jetzt! Es dauerte ſchon zu lange! Was, Ihr wollt die Leute aus meinem Hauſe jagen und hier den Baas ſpielen! Den Herr Baron von Bruinkaſteel mit Stühlen ſchlagen! Was hindert mich, daß ich nicht die Gensdarmen holen laſſe? Kommt nun, ich will Euch Dinge ſagen, die meine Tochter nicht zu hören braucht, — ſo ſoll es mit einem Male abgemacht werden, oder ich will Euch zeigen, wer hier der Herr iſt.“

Ein bitteres Lächeln umſpielte Karl's Lippen; er folgte dem Baas in ein anderes Zimmer. Dieſer verriegelte die Thür und ſtellte ſich dann ſtumm, aber mit drohenden Blicken vor den Brauer, der ſich augenſcheinlich Gewalt anthat, um ſeinen Zorn zu bezwingen und ſo ruhig zu ſein;

wie es ihm in dieſem erwünſchten Zwiegeſpräche nothwendig war, um ſeinen Zweck zu erreichen.

— „Zieht nun ſo viel Fratzen wie Ihr wollt,“ — ſprach der Baas — „ich lache über Euere dummen Grillen. Nun ſagt mir aber raſch, wer Euch das Recht giebt, in mein Haus zu kommen und ungezogen gegen Jedermann zu ſein? Oder meint Ihr etwa, Ihr hättet meine Tochter gekauft?“

— „Reizt mich nicht, um Gottes Willen“ — bat Karl — „ſteht mir nur Rede, ich will verſtändig mit Euch ſprechen und wollt Ihr mich nicht begreifen, ſo gehe ich und komme nie wieder über Eure Schwelle.“

— „Nun, da bin ich doch neugierig; ich weiß zwar, was für ein Liedchen Ihr ſingen werdet, aber es ſoll Euch doch nicht glücken; Ihr klopft an eines tauben Mannes Thür.“

— „Mein Vater hat Euch beigeſtanden, Euch vom Untergang gerettet. Ihr habt ihm auf ſeinem Todtenbette gelobt, daß Liſa meine Frau werden ſollte; Ihr habt unſere Liebe ermuthigt. . . . . .“

„Die Zeiten ändern ſich und die Menſchen auch!“

„Jetzt, da Ihr Koth geerbt habt, Koth, den man Geld nennt, wollt Ihr nicht allein als ein Undankbarer Euer heiliges Wort brechen, ſondern Ihr befleckt auch den guten Ruf meiner Verlobten. Für die Hoffnung einer unmöglichen Standeserhöhung, verkauft Ihr ihre Keuſchheit, ſchleiſt ihre Ehre durch den Gaſſenſchmutz. . . . . .“

— „Oho, was iſt das für ein Ton und mit wem meint Ihr zu reden?“

— „Und mich tödtet Ihr durch Aerger und Verzweiflung. Nicht, weil Ihr mir Liſa rauben wollt! Nein, das könnt Ihr nicht, denn ſie liebt mich. Aber kann es eine größere Marterqual geben, als ſeine Geliebte, ſeine Braut vor ſeinen eigenen Augen verderben zu ſehn, ſie beflecken zu ſehn durch Alles, was die Stadt Leichtfertiges und Sittenloſes ausbrütet? Sie vor dem Altar erwarten zu müſſen in das zerriſſene Gewand gemordeter Seelenreinheit gehüllt?“

— „Wo habt Ihr das Wiſchiwaſchi gelernt? Das verſteh' der Guckguck! Ich bin der Herr und was ich thue iſt wohlgethan, oder glaubt Ihr, daß Ihr mehr Verſtand habt, als Baas Ganſendonck?“

„O, Ihr Blinder, Ihr zwingt Euere Tochter die vergifteten Worte des Barons anzuhören; jede ſeiner Schmeicheleien iſt ein Schmutzfleck auf ihre reine Seele. Ihr ſtoßt ſie ins Verderben und fällt ſie, ach, ſo hat der Vater ſelbſt die Grube gegraben, in der die Ehre ſeines Kindes zu Grunde gehen muß. Was hofft Ihr denn? Daß ſie ſich mit Herrn von Bruinkaſteel verheirathe? O, das iſt unmöglich. Wären auch ſein Vater und ſeine Verwandten nicht da, um es zu hindern, ſo würde er ſelbſt eine Frau verſtoßen, die durch Eure unanſtändige Anlockung und durch ſeine niedrigen Abſichten bereits in ſeinen eigenen Augen entehrt iſt.“

— „Fahrt nur fort,“ — ſpottete Baas Ganſendonck, — ich wußte nicht, daß Ihr ſo viele Noten für Euer Lied hattet? Sie ſollte ſich mit dem Baron nicht verheirathen?

Das wollen wir doch ſehn. Wenn Ihr Euch gut betragen wollt, könnt Ihr zur Hochzeit kommen. Schlagt Euch die Liebe aus dem Sinn, Karl, das iſt das Beſte, was Ihr thun könnt; Ihr möchtet ſonſt noch daran erſticken! Bleibt lieber im Guten aus unſerem Hauſe fort — denn Ihr ſeht doch wohl ein, daß der Baron nun faſt den ganzen Tag hier ſein wird und Ihr ihm nur zwiſchen die Beine lauft; er iſt nicht der Mann, um viel mit Bauern umzugehn.“

— „Alſo, mein tödtlicher Schmerz vermag Nichts über Euch? Er ſoll alſo vor wie nach kommen, ihr ſchmeicheln, ſie mit ſchändlichen Worten betrügen, von Luſt und Leidenſchaft ſingen und meiner Liſa Herz mit dem Gifte füllen, das alle Sittſamkeit zerſtört?“

— „Gift? Was das für Redensarten ſind! Weil Ihr es ihm nicht nachmachen könnt. So reden die Bauern immer von den Stadtleuten; ſie berſten vor Neid, wenn ſie Jemanden ſehen, der gute Manieren hat und artig iſt. Aber macht Euerm Herzen Luft, Freund, fahrt nur fort, es hilſt Euch doch Nichts. Der Baron ſoll vor wie nach kommen und Liſa ſoll gnädige Frau werden! Und wenn Ihr Euch den Kopf entzwei lieft, es ſollte Euch doch nicht mehr helfen als eine Fliege in Eurem Braukeſſel. Ich habe das Recht, mit meinem Hauſe und meiner Tochter zu thun was ich will und Niemand hat ſeine Naſe hienein zu ſtecken, Ihr ſo wenig wie ein Anderer.“

— „Das Recht!“ — rief Karl bitter lachend — „das Recht, die Ehre Eueres Kindes zu morden! Sie, rein und unſchuldig wie ſie iſt, der Läſterung aller Menſchen Preis zu geben? Sie als die leichtfertige Liebſte eines liederlichen Junkers dem allgemeinen Spott und der allgemeinen Verachtung zur Beute zu machen? Nein, das Recht habt Ihr nicht! Mir gehört Liſa! Will Ihr Vater ſie in den Schlamm der Schande hinabdrücken, ſo werde ich ſie ſiegreich herausreißen. Meine Pflicht hatte ich vergeſſen; aber jetzt iſt's geſchehen. Euer Baron ſoll fort bleiben. Liſa ſoll wider Euren Willen gerettet werden. Nein, ich reſpectire Eure unglückliche Ehrſucht nicht mehr."

— „Iſt das nun Alles, was Ihr zu ſagen habt?" — fragte Baas Ganſendonck mit der größten Gleichgültigkeit. — „Dann will ich Euch nur ſagen, daß ich Euch mein Haus verbiete, und wenn Ihr es wagt, wieder hieher zu kommen, ſo laſſe ich Euch durch den Feldwächter und meine Knechte aus der Thüre werfen!"

— „Eine Herberge ſteht Jedermann offen."

— „Es ſind Zimmer genug in meinem Hauſe, wo der Baron mit meiner Tochter ſprechen kann."

Ermattet und muthlos ſank der Jüngling in einen Stuhl, ließ den Kopf ſinken und blieb ſprachlos, die Augen zu Boden geheftet, ſitzen.

— „Nun, nun!" — ſagte der Baas — „ſchlagt Eure Augen nur auf! Der blaue Schein wird bald geheilt ſein. Geht nach Hauſe und bleibt fortan aus dem heiligen Sebaſtian weg, ohne Euch weiter um Liſa zu bemühen. Unter dieſer Bedingung wollen wir künftig auch gute Freunde bleiben; ich werde Euren Hochmuth und Eure ſeltſamen

Grillen vergeſſen. Späte Vernunft iſt auch Weisheit! Na, geht Ihr nun?“

Karl ſtand auf. Sein Geſicht hatte eine vollkommene Umwandlung erfahren. Die Spannung, in der er ſich befunden, hatte aufgehört, der fieberhafte Anlauf zur That ihn erſchöpft; die Fruchtloſigkeit ſeiner Worte ihn alles Muthes beraubt. Flehend und die Hände faltend trat er vor den Baas und bat mit thränenden Augen:

— „O Ganſendonck, habt Mitleiden mit mir und mit Liſa! Seid überzeugt, ich muß ſterben. . . . . . Bei dem Andenken meines Vaters beſchwöre ich Euch, öffnet die Augen, gebt mir Eure Tochter zur Frau, ehe ihr Name ganz entehrt iſt. Ich will ſie glücklich machen, ſie lieben, wie ein Sklave für ſie ſorgen und arbeiten. Ich werde Euch ehren, gehorchen, Euch lieben wie ein Sohn, und Euch dienen wie ein Knecht.“

Als er ſah, daß Karl ſich ſo vor ihm erniedrigte, fühlte der Baas einiges Mitleiden mit ihm und antwortete:

— „Karl, ich will nicht ſagen, daß Ihr nicht ein guter Junge ſeid, und daß meine Liſa nicht einen guten Mann an Euch haben würde.“

— „O Baas, um Gotteswillen!“ — bat der Jüngling, ihm voll Hoffnung in die Augen blickend — „erbarmt Euch meiner, gebt mir Liſa zur Frau; ich will mit kindlicher Unterwürfigkeit Eure leiſeſten Wünſche erfüllen, die Brauerei verkaufen, auf einem Herrenhofe wohnen, dem Bauernſtande entſagen, meine Lebensweiſe ändern.“

— „Es kann nicht mehr ſein, lieber Karl; es iſt zu ſpät.“

— „Und wenn Ihr nun gewiß wißt, daß es mein Tod ſein wird?“

— „Das ſollte mir wahrlich leid thun; aber ich kann Euch nicht zwingen am Leben zu bleiben.“

— „O Ganſendonck!“ — rief der Jüngling, niederknieend und die Arme ausſtreckend — „gebt mir Hoffnung, mordet mich nicht!“

Der Baas hob ihn auf und ſagte:

— „Aber habt Ihr denn den Verſtand verloren, Karl? Ich kann ja Nichts mehr thun. Bedenkt doch, wie die Sachen ſtehn. Morgen ſpeiſen wir auf dem Jagdhofe bei dem Baron. Er giebt Liſa zu Ehren ein Feſt.“

— „Sie? ſie? meine Liſa? auf dem Jagdhofe bei dem Baron? O, Ihr zerſtört ihre Ehre auf immer, unrettbar. Es iſt ja nicht eine einzige Dame auf dem Jagdhofe.“

— „Sie ſoll das Jagdſchlößchen ihres künftigen Mannes kennen lernen.“

— „Alſo keine Hoffnung mehr! Für ſie die Schande, für mich das Grab!“ — ſchrie der Brauer verzweifelnd, während er beide Hände vor die Augen ſchlug und eine Thränenfluth ihm von den Wangen rollte.

— „Ich beklage Euch, Karl!“ — ſprach der Baas gleichgültig — „Liſa ſoll gnädige Frau werden! Es ſtand droben geſchrieben, und es ſoll geſchehn!“

Er faßte den betrübten Karl ſanft bei der Schulter und ſchob ihn nach der Thür, indem er ſagte:

— „Kommt! es hat nun lange genug gedauert, und es hilft doch Nichts! Geht nur nach Hauſe ...... und redet nicht mehr mit Liſa, hört Ihr?“

Karl ließ ſich kraftlos und ſtumm fortſchieben. Er ſenkte den Kopf vorn über, und die Thränen aus ſeinen Augen fielen auf die Erde. In das Zimmer tretend, in dem Liſa ſich befand, warf er, wie ein ewiges Lebewohl, noch einen ſterbenden Blick auf ſie. .....

Die Jungfrau, welche ſchon lange mit tiefer Angſt auf die undeutlichen Stimmen gelauſcht hatte, welche in der Kammer ein Geſpräch mit einander führten, wartete zitternd, bis die Thür ſich öffnete.

Jetzt erſchien ihr Geliebter vor ihr, weinend und ſtumm, wie ein geduldiges Schlachtopfer, das zum Tode geführt wird. Ein lauter Schrei entwand ſich ihrer Bruſt. Sie ſprang auf den Jüngling zu und ſchlug ihm die Arme um den Hals, ihn mit ängſtlicher Gewalt von der Thüre fortreißend. Karl blickte ſie geduldig an und lächelte ſo trübe, daß der Ausdruck ſeines Geſichts ihr einen neuen Angſtruf erpreßte.

Mit drohenden Worten löſte Baas Ganſendonck die Arme ſeiner Tochter von Karl's Halſe, ſchob den jungen Mann zum Hauſe hinaus und warf die Thür hinter ihm zu.

VI.

Wer aufgeblaſen iſt und dumm,
Der macht ſich ſelbſt zum Spott ringsum.

Baas Ganſendonck lief wie ein Narr in ſeinem Zimmer auf und ab, zog den Spiegel nach Vorn, um ſeine Beine ſehen zu können und ging mit lauter Selbſtbewunderung bald vorwärts bald rückwärts. Er war in Hemdärmeln und hatte ein nagelneues Beinkleid mit Strippen an. Auf einem Stuhle an der Wand lagen ein Paar gelbe Handſchuhe, eine weiße Weſte und ein Vorhemdchen mit einem Jabot von Spitzen.

Der Knecht ſtand mitten im Zimmer und hatte ein zuſammengelegtes weißes Tuch auf dem Arme. Er ſah den Baas ruhig an; nur von Zeit zu Zeit ſpielte um ſeinen Mund ein faſt unerklärbares Lächeln des Mitleids und der Unzufriedenheit.

— „Nun, Kobe!“ — ſagte der Baas freudig — „was meinſt Du dazu: ſitzen ſie nicht gut?“

— „Das verſtehe ich nicht, Baas!“ — antwortete Kobe wie verdrießlich.

— „Du kannſt doch wohl ſehen, ob es mir gut oder ſchlecht ſteht?“

— „Ich ſehe Euch lieber ohne Riemen unter der Hoſe, Baas, als mit Beinen, ſo ſteif wie Beſenſtiele!“

Verwundert hörte Ganſendonck dieſe kecke Bemerkung; er warf einen wüthenden Blick auf den Knecht, und rief:

— „Was ſoll das bedeuten? Fängſt Du auch ſchon an die Hörner herauszuſtrecken? Oder meinſt Du, daß ich Dich bezahle und Dir zu eſſen gebe, um mir Dinge zu ſagen, die mir nicht anſtehen? Komm, laß hören! Sitzt ſie mir gut oder nicht?“

— „Ja, Baas!“

— „Was? Ja, Baas!“ — ſchrie Ganſendonck, und ſtampfte mit dem Fuße. — „Ob ſie mir gut ſitzt oder nicht, frage ich Dich.“

— „Sie kann Euch nicht beſſer ſitzen, Baas!“

— „Du biſt dickköpfig! Willſt Du gern Deine Rechnung gemacht haben und Dir einen andern Dienſt ſuchen müſſen? Oder haſt Du es hier nicht gut genug, Schlingel? Du wünſcheſt Dir vielleicht noch beſſeres Brod, als Hausbackenbrod? So kommt man vom Klee ins Unkraut; aber das Sprüchwort hat Recht, wenn es ſagt: Gebt einem Eſel Hafer und er läuft nach den Diſteln.“

Kobe ſagte bittend, mit erheuchelter oder mit wahrer Angſt:

— „Ach, Baas! ich habe ſolches Bauchgrimmen, daß ich nicht weiß, was ich ſage. Ihr müßt es mir verzeihen. Eure Hoſe ſteht ſo ſchön, als ob ſie Euch an die Beine gemalt wäre.“

— „So, Du haſt Bauchgrimmen?“ — ſagte der Baas theilnehmend. — „Oeffne dort das Schränkchen und ſchenke Dir einen Wermuthsſchnaps ein. Bitter im Mund macht das Herz geſund.“

— „O, Baas! Ihr ſeid ſehr gut, Baas!“ antwortete Kobe, und ging nach dem Schränkchen.

— „Gieb mir mein Halstuch“ — entgegnete der Baas — aber vorſichtig, daß Du mir es nicht zerknüllſt.“

Während er fortfuhr ſich zu kleiden und zu putzen, ſagte er halb träumend:

— „Na, Kobe! wie werden die Bauern gaffen, wenn ſie mich vorbeigehen ſehen mit einer weißen Weſte, einem Jabot von Spitzen und gelben Handſchuhen! Gott weiß! das haben ſie in ihrem Leben noch nicht geſehn! Sehr ſchlau hatte ich Herrn von Bruinkaſteel gefragt, wie die feinen Herren ſich anziehen, wenn ſie zu Tiſche gebeten ſind, und in vier Tagen haben ſie mir das in der Stadt zuſammengenäht. Mit Geld kann man noch mehr als zaubern; mit Geld kann man Wunder thun. Und Liſa wird den Leuten nicht wenig in die Augen ſtechen mit den ſechs Kragen unten an ihrem ſeidenen Kleide!“

— „Sechs Volants, Baas? Die gnädige Frau vom Schloß trägt ihrer nur fünf, und das auch nur am Sonntag.“

— „Wenn Liſa meinen Willen thun wollte, ſo trüge ſie ihrer zehn. Wer lang hat, läßt lang hängen, und wer bezahlen kann, mag auch kaufen! Du ſollſt ſie nur einmal recht, wie es ſich für eine gnädige Frau geziemt, vor den Bauern erſcheinen ſehen, Kobe! Mit einem Atlashut, auf dem Blumen hängen, wie ſie im Winter auf dem Schloſſe blühen!“

— „Camelia's, Baas!“

— „Ja, Camelia's! Denke Dir nur, Kobe, da hatten ſie mir in der Stadt nachgemachte Kornähren und Buchwaizenblumen auf Liſa's Hut geſteckt! Aber das Bauernzeug habe ich einmal flink herunterreißen laſſen! Gieb mir meine Weſte, aber komme ihr nicht mit den Händen zu nahe!“

— „Das iſt eine Kunſt, die ich nicht gelernt habe, Baas!“

— „Lump! ich meine, Du ſollſt ſie mit dem Handtuche anfaſſen!“

— „Ja, Baas!“

— „Sage einmal, Kobe, ſiehſt Du mich dort auf dem Jagdhofe, am Tiſche ſitzen? Liſa zwiſchen mir und dem Baron! Hörſt Du, wie wir uns dort Complimente machen und ſchöne Dinge ſagen? Alle fremden Sorten Weine trinken, und Wildpret eſſen, das mit Saucen angerichtet iſt, deren Namen der Teufel nicht behalten kann? In vergoldeten Schüſſeln, mit ſilbernen Löffeln!“

— „Ach, Baas, ſchweigt ſtill, wenn Ihr ſo gut ſein wollt! Ich bekomme Heißhunger davon.“

— „Da haſt Du auch Urſache, Kobe! Aber ich will nicht allein glücklich ſein. Es iſt noch ein halber Haſe von Geſtern da; den kannſt Du aufpappeln, und ein Paar Kannen Gerſtenbier kannſt Du auch dazu trinken.“

— „Ihr ſeid ſehr gütig, Baas!“

— „Und am Nachmittage kommſt Du nach dem Jagdhofe, um zu ſehen, ob ich Nichts zu befehlen habe.“

— „Ja, Baas!“

— „Sage einmal, Kobe, ob Liſa wohl ſchon angezogen iſt.“

— „Ich weiß es nicht, Baas. Eben als ich friſches Regenwaſſer holte, ſaß ſie noch am Tiſche.“

— „Was hatte ſie denn für ein Kleid an?“

— „Ihr gewöhnliches Sonntagskleid, glaube ich, Baas.“

— „Hat ſie Dir nicht erzählt, daß ich geſtern dem Brauer die Thüre gewieſen habe?“

— „Ich habe geſehen, daß ſie ſehr niedergeſchlagen iſt, Baas. Aber ich frage nicht nach Dingen, die mich nicht angehen. Der iſt ein Thor, der ſich die Finger an eines Anderen Keſſel verbrennt.“

— „Du haſt Recht, Kobe! Aber ich bin doch der Herr, mit Dir davon zu ſprechen, wenn mir es gefällt. Glaubſt Du wohl, daß ſie den verrückten Karl noch ſo ſehr liebt, um ſich zu weigern, auf dem Jagdhofe zu ſpeiſen, weil ſie den Musje hat weinen ſehen, als er fortging. Den ganzen Abend habe ich mit ihr zanken müſſen, um ihren Starrſinn zu brechen.“

— „Hat ſie denn endlich geſagt, daß ſie mitgehen will, Baas?“

— „Was? Da hat ſie Nichts zu ſagen; ich bin der Herr!“

— „Das iſt gewiß, Baas!“

— „Hat ſie nicht ſelbſt die Kühnheit gehabt, mir zu ſagen, ſie wolle ſich nicht mit dem Baron verheirathen?“

— „So?“

— „Ja, und daß ſie ihr Lebenlang eine alte Jungfer bleiben will, wenn ſie den lumpigen Karl nicht zum Manne bekommt. Sie würde ſchön da ſitzen in der ſchmutzigen Brauerei, mit einem Spinnrad, bei'm Kochkeſſel — und wenn ſie dann einmal nach der Stadt fahren wollte, da könnte ſie auf den Bierwagen ſteigen, nicht wahr, Kobe?“

— „Ja, Baas!“

— „Komm, gieb mir nun meine Handſchuhe; ich bin fertig. Jetzt aber nach Liſa umgeſehen! Vielleicht hat ſie noch Grillen zu verkaufen. Geſtern Abend wenigſtens wollte ſie gar keine Bekanntſchaft machen mit den ſechs Kragen, die an ihrem neuen Kleide hängen. Lieb' oder Leid, ſie ſoll ſich kleiden, wie ich meine, daß es ſich für ſie ſchickt!“

Liſa ſaß im Vorzimmer am Fenſter; tiefe Trauer lag auf ihrem Geſichte; ſie hielt eine Nadel in der einen und eine Stickerei in der andern Hand; aber ihre Gedanken waren weit davon entfernt; denn ſie blieb unbeweglich, und arbeitete nicht.

— „Was iſt das?“ — rief Baas Ganſendonck ärgerlich. — „Ich bin von Kopf zu Füßen angezogen, und Du ſitzeſt da, als ob gar Nichts vor ſich ginge.“

— „Ich bin bereit, Vater!“ — antwortete Liſa mit freundlicher Gelaſſenheit.

— „Vater! Vater! Du willſt, daß ich aus der Haut fahren ſoll?“

— „Ich bin bereit, Papa!“ — wiederholte das Mädchen.

— „Stehe einmal auf!“ — entgegnete Baas Ganſendonck, mit ſtrengem Geſicht. — „Was haſt Du da für ein Kleid an?“

— „Mein Sonntagskleid, Papa!“

— „Schnell ziehſt Du mir Dein neues Kleid an und ſetzeſt den Hut mit Blumen auf!“

Liſa ſenkte den Kopf und antwortete nicht.

— „Na, wie lange dauert es?“ — ſchrie Ganſendonck. — „Wirſt Du reden oder nicht?“

— „Ach, Papa!“ — bat Liſa — „zwinge mich nicht! Das Kleid und der Hut ziemen ſich nicht für unſern Stand; ich wage nicht damit durch das Dorf zu gehen. Du willſt, daß ich Dir nach dem Jagdhofe folge, obgleich ich Dich auf den Knieen gebeten habe, mich zu Hauſe zu laſſen. Nun denn, das will ich thun; aber um Gotteswillen, laß mich in meinen Sonntagskleidern gehen!“

— „Mit einer Haube? und nur mit einem einzigen Kragen unten am Kleide?“ — ſpottete Baas Ganſendonck. „Du wirſt ſchön ausſehen an einer Tafel mit vergoldeten Schüſſeln und ſilbernen Löffeln. Komm', komm'; mache nicht ſo viele Worte! Dein neues Kleid an und den Hut auf! ich will es haben!“

— „Du magſt thun, was Dir gut dünkt, Papa!“ — ſeufzte Liſa, betrübt den Kopf ſinken laſſend; — „Du kannſt mich beſtrafen, mich auszanken; ich ziehe das neue Kleid nicht an, ich trage den Hut nicht. . . . . .“

Aus dem Winkel am Feuer nickte Kobe mit dem Kopfe, um die Jungfrau zu ermuthigen.

Der Baas wandte ſich zu dem Knechte, und fragte wüthend:

— „Na, was ſagſt Du zu einer Tochter, die ſo mit ihrem Vater zu ſprechen wagt?“

— „Es iſt möglich, daß ſie Recht hat, Baas!“

— „Was ſagſt Du? Du auch? Habt Ihr Euch mit einander verabredet. um mich vor Aerger berſten zu machen? Ich will es Dir lehren, Du undankbarer Lump! Morgen ziehſt Du ab.“

— „Aber lieber Baas, Ihr verſteht mich nicht!“ — antwortete Kobe mit erheuchelter Furcht. — „Ich meine, Liſa könnte Recht haben, wenn ſie nicht Unrecht hat.“

— „Na, da ſprich ein anderes Mal deutlicher!“

— „Ja, Baas!“

— „Und Du, Liſa, ſpute Dich! Mag es Dir lieb oder leid ſein, Du ſollſt mir gehorchen, und müßte ich Dir das Kleid mit Gewalt anziehen!“

Das Mädchen brach in Thränen aus. Ihr Vater wurde noch ärgerlicher dadurch; denn er murmelte heftig mit ſich ſelbſt und ſchob die Stühle durch einander.

— „Noch beſſer!“ — ſchrie er. — „Heule nur eine oder zwei Stunden, Liſa! dann wirſt Du erſt recht ſchön ausſehen, mit einem Paar rother Augen, wie ein weißes Kaninchen! Ich will nicht haben, daß Du Thränen vergießeſt; das iſt blos ein Pfiff um zu Hauſe bleiben zu können.“

Das Mädchen blieb ſtumm und fuhr fort zu weinen.

— „Komm' nur!“ — ſagte der Baas mit peinlicher Ungeduld. — „Wenn es nicht anders ſein kann, ſo kleide Dich, wie Du willſt; aber höre auf zu weinen. Um Gotteswillen, Liſa, mach zu!“

Die Jungfrau ſtand vom Stuhle auf, ging, ohne zu ſprechen, die Treppe hinauf, um ſich für den Beſuch auf dem Jagdhofe anzuziehen.

Sie war kaum aus dem Zimmer, als Herr von Bruinkaſteel eintrat und zu dem Baas ſagte:

— „Wo bleibt Ihr ſo lange, Herr von Ganſendonck? Ich war ſchon beſorgt, daß Euch Etwas widerfahren ſein möchte. Wir warten bereits länger als eine Stunde auf Euch.“

— „Es iſt Liſa's Schuld,“ — antwortete der Baas. — „Ich hatte ihr ein ſchönes neues Kleid und einen Atlashut machen laſſen; aber ich weiß nicht, was ihr im Kopfe ſteckt; ſie will keine neuen Kleider anziehen.“

— „Sie hat Recht, mein Herr von Ganſendonck! Sie iſt auch ſo hübſch genug.“

— „Schöne Kleider machen ſie nicht häßlicher, mein Herr Victor!“

Liſa kam wieder und grüßte den Baron mit ſtiller Freundlichkeit. Man las ihre Betrübniß in ihren Augen und konnte leicht ſehen, daß ſie geweint hatte. Sie trug ihr gewöhnliches ſeidenes Kleid mit dem einfachen Beſatz, und hatte ein ſauberes feines Spitzenhäubchen dazu aufgeſetzt. Abſichtlich nahm ſie ihres Vaters Arm und wollte ihn zur Thür hinausführen; der Baas ließ ſie aber los und entfernte ſich von ihr, als wolle er den Baron nöthigen, ihr ſeinen Arm anzubieten.

Herr Victor ſchien es nicht zu merken. Vielleicht hielt er es weder für Liſa noch für ſich ſelbſt paſſend, Arm in Arm durch das Dorf zu gehen.

Nach einigen Complimenten, wer zuerſt aus der Thür gehen ſolle, verließen ſie das Haus. Der Baas machte aus der Noth eine Tugend und führte die Tochter. Unterwegs ſagte er ſpitzig:

— „Siehſt Du nun wohl, Du eigenſinniges Mädchen, hätteſt Du Dein ſchönes Kleid angezogen und Deinen Hut mit Blumen aufgeſetzt, ſo würde Dir der Baron den Arm gegeben haben. Nun will er nicht; Du biſt zu gemein gekleidet; das kommt davon.“

Sie mußten an der Brauerei vorübergehen. Dort hinter der Mauer des Stalles, ſah das Mädchen den armen Karl ſtehen. Mit übergeſchlagenen Armen und geſenktem Kopfe ſah er ſie leidend an, ohne weder Aerger noch Verwunderung zu zeigen. Ermattung, Muthloſigkeit und ſtille Verzweiflung waren allein in ſeinen Blicken zu leſen.

Liſa ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus, riß ſich von ihres Vaters Arm los, und lief auf Karl zu, deſſen Hände ſie zitternd ergriff, unter verwirrten Ausrufungen des Troſtes und ſüßer Zuneigung.

Baas Ganſendonck näherte ſich den beiden Liebenden, ſah wüthend den Brauer an, und riß ſeine Tochter von ihm fort.

Stumm und voll bitterer Gedanken ging Liſa nun nach dem Jagdhofe des Herrn von Bruinkaſteel.

VII.

Hochmuth iſt die Quelle alles Uebels.

Spät am Nachmittage ſtand Karl in einem hochgewachſenen Gebüſch, ſich mit dem Rücken an eine Birke lehnend.

Dort vor ihm, auf der anderen Seite des Grabens, lag der Jagdhof des Herrn von Bruinkaſteel.

Schon lange befand ſich der Jüngling an dieſem einſamen Orte; er wußte ſelbſt nicht, wie und warum er dahin gekommen war. Während er mit ſchrecklichen Träumen in der Seele achtlos durch die Felder ſtreifte, hatte ſein Herz ihn dahin geführt, um einen Kelch, der noch weit bitterer war, zu leeren. Dort ſtand er jetzt, wie ein gefühlloſes Bild, die Augen ſtarr auf die Wohnung des Barons heftend, und nur von Zeit zu Zeit Leben äußernd durch ein Lachen der Verzweiflung oder ein krampfhaftes Zittern ſeiner Glieder. Seine Seele lag auf der Folterbank; ſeine gequälte Phantaſie drang durch die Mauer, hinter der Liſa ſich befinden mußte. Er ſah ſie neben dem Baron ſitzen, hörte Liebeserklärungen und verführeriſche Schmeichelreden; er überraſchte gierige Blicke, und ſah, wie der Baas Ganſendonck mit Gewalt die Keuſchheit ſeiner Tochter unterdrückte, und dann ...... dann wußte die ſchwache Liſa nicht mehr, was ſie thun ſollte — ſie ließ den Baron ihre Hand angreifen und ſie mit dem befleckenden Blicke ſchändlicher Verführung betrachten.

Armer Karl! So verſetzte er ſeinem Herzen zahlreiche Wunden und zwang ſeine überſpannte Phantaſie, gräßlich in denſelben zu wüthen, um den Schmerzenskelch bis auf die Hefen zu leeren.

Nachdem er lange ſich ſolchen ſchweren Träumen hingegeben und von ihnen gelitten hatte, verfiel er in eine Art von Geiſtesſchlaf. Die Spannung, in der er ſich befunden, ließ nach; auf ſeinem Antlitze ſah man nur noch den ruhigen Ausdruck der Ermattung; ſein Kopf ſank auf ſeine Bruſt, und mit halb geſchloſſenen Augen blickte er auf die Erde. Plötzlich drangen einige ferne Saitenklänge zu ſeinem Ohr und mit dieſen die faſt unhörbaren Töne einer Männerſtimme.

Wie undeutlich dieſer Geſang auch war, er wirkte gewaltig auf des Jünglings Gemüth. An allen Gliedern zitternd und voll Rachſucht, die ſich in ſeinen Zügen ausſprach, ſprang er auf, als ob ihn eine Schlange gebiſſen hätte. Seine Augen ſchoſſen glühende Blicke, ſeine Zähne knirſchten, krampfhaft ballte er die Hände...... Er kannte den verhaßten Geſang; er hatte ihn ſchon an dieſem Morgen gehört, wie eine Stimme aus der Hölle; welche zu Liſa's Ohr von ſchändlichen Begierden geſprochen. Verzehrend brannten noch in ſeinem Herzen die entehrenden Worte, welche aus Liſa's Munde dem Verführer entgegenklangen.

In ſeiner Verzweiflung brach der Jüngling die Eichenzweige in Stücke und murmelte mit ſchrecklichen Lauten......

Die Töne des Geſanges wurden deutlicher; das Wort: „Je vous aime“ drang durch die Eichen; es ward von dem Baron mit ſolchem Feuer, mit ſolchem innigen Gefühl geſungen, daß es unmöglich anders als unmittelbar an Liſa gerichtet ſein konnte. Ganz außer ſich und nicht wiſſend, was er thue, lief Karl durch den Graben, erkletterte den andern Rand deſſelben und verſchwand in dem dichten Laube von Haſelbüſchen, die ſich längs einem breiten Wege hinzogen. Sich immer verbergend, kroch er wie ein wildes Thier durch das Gebüſch fort, bis er ſich einer dunklen Laube nahte. Es waren hier zwei Anpflanzungen von Buchen in weniger Entfernung von einander angelegt, und man hatte mit großer Sorgfalt ihre Aeſte zu einer ſchattigen Laube zuſammengebogen. Obwohl die letzten Strahlen der Sonne noch auf der einen Seite die Bäume beſchienen und einzelne Blätter als helle Punkte ſich ſtrahlend von dem tieferen Grün abhoben, ſo war es doch in derſelben ſehr dunkel.

Der Jüngling ſchlich ſich durch den Baumgang und nahte ſich dem Hauſe und dem Saal, in welchem der Baron und ſeine Gäſte ſich befanden. Drei oder vier Schritte weit von einem Fenſter dieſes Saales ſtanden mehrere Sirenbüſche, deren Blumen gewiß im Sommer die ganze Wohnung mit ihrem ſüßen Duft erfüllen. Mitten in dieſem dunklen Verſtecke befand ſich Karl und ſah gerade und ungehindert in das Gemach hinein.

Wie klopfte ihm das Herz! wie wallte das Blut in ſeinen Adern! Er konnte Alles gewahren, Alles hören; denn der Wind und die Fröhlichkeit drinnen hatten den Stimmen einen helleren Klang gegeben.

Es ſchien, als ob man Liſa wieder ihren Willen zu Etwas zwingen wolle. Der Baron zog ſie mit freundlicher Gewalt, an der Hand nach dem Fortepiano hin; ihr

Vater ſchob ſie mit geringerer Rückſicht vorwärts und rief halb ärgerlich:

— „Liſa, Liſa! Dein Eigenſinn macht, daß ich noch aus der Haut fahre! Was Du heute Morgen gethan haſt, kannſt Du jetzt auch thun. Die Herren bitten Dich ſo freundlich, das Liedchen noch einmal zu ſingen, und Du biſt unartig genug es abzuſchlagen. Du brauchſt Deine Stimme nicht zu verbergen, Mädchen! ſie kann ſich hören laſſen.“

Der Baron bat von Neuem; der Baas befahl zornig; Liſa gehorchte, und begann unter Begleitung des Piano mit dem Baron zu ſingen:

„Ah, pitié! mon trouble est extrême,
„Dites: je vous aime,
„Je vous aime!“

Das Sireengebüſch bewegte ſich zitternd, als ob ein Windſtoß durch daſſelbe fahre......

Baas Ganſendonck verlor faſt den Verſtand vor Hochmuth. Sein Antlitz ſtrahlte und war roth von Selbſtzufriedenheit. Er rieb ſich unaufhörlich die Hände und ſprach ſo frei, ſo keck und ſo viel, daß ein Fremder ihn ohne Zweifel für den Eigenthümer des Schloſſes würde gehalten haben. Neben dem Fortepiano ſtehend, wiegte er den Kopf und trat den Takt mit ſeinen ſchweren Füßen unrichtig auf dem gebohnten Fußboden, in den Pauſen zu ſeiner Tochter ſagend:

— „Lauter! raſcher! So iſt es gut! Bravo!“

Daß Adolph und deſſen Gefährte, ja Victor ſelbſt mit ihm ihren Spott trieben, fühlte er nicht. Er hielt im Gegentheil ihr luſtiges Lachen für einen Beweis ihrer Zuſtimmung und Freundſchaft.

Der Geſang war kaum zu Ende, ſo ließ Adolph, der vor dem Piano ſaß, ſeine Finger eine Weile über die Taſten laufen und begann dann einen ſo raſchen und verführeriſchen Walzer zu ſpielen, daß der Baas, als er das hörte, ſelber Luſt zum Tanzen bekam und ſich wirklich auf die Fußſpitzen ſtellte, als ob er im Saale herumhüpfen wollte.

— „Tanzen! Tanzen!“ — rief er — „das verſteht unſere Liſa vortrefflich. Es iſt, als wollte ſie fortſchweben, wenn ſie nur die Füße hebt!“

Das Mädchen, das bereits mit großer Betrübniß ſich zum Singen hatte nöthigen laſſen, wollte ſich von dem Piano entfernen, um dieſes Mal dem Befehl ihres Vaters zu entfliehen. Aber er führte ſie in die Mitte des Saals zurück und gab dem Baron ein aufforderndes Zeichen.

Fröhlich und leichtſinnig ſprang dieſer zu, ſchlug ſeine Arme um die Jungfrau und riß ſie gegen ihren Willen fünf oder ſechs Tacte lang fort.

Aus dem Sireengebüſch drang ein dumpfes Stöhnen peinlich und ſchrecklich, wie der letzte Seufzer eines ſterbenden Löwen; drinnen war man jedoch viel zu beſchäftigt, um der Stimme des Schmerzes Aufmerkſamkeit zu ſchenken……

Da Liſa ſich entſchieden weigerte zu tanzen und ſich unwillig fortſchleppen ließ, ſo mußte Herr von Bruinkaſteel es aufgeben. Er entſchuldigte ſich mit artigen Worten bei dem beſchämten Mädchen, und weder ihre ſichtbare Betrübniß noch ihre Weigerung ſchienen einen Eindruck auf ihn zu machen. Der leichtfertige junge Herr amüſirte ſich; wahrſcheinlich ſah er in Liſa Ganſendonck nichts Anderes, als ein artiges unſchuldiges Mädchen, mit dem er ſich angenehm die Zeit vertreiben konnte. Hätte ihn ein tieferes Gefühl zu ihr gezogen, ſo würde ihn ihre Kälte verletzt oder betrübt haben; aber er ſchien ſelbſt nicht im Mindeſten darauf zu achten. Mit leichter Verbeugung bot er Liſa den Arm, die ihn nicht ablehnen durfte, und rief den Anderen zu.

— „Kommt, wir wollen einen Spaziergang im Garten machen, bis die Lichter hier angebrannt ſind. Nehmt es nicht übel, Freunde, daß ich den Cavalier von Fräulein Liſa mache.“

Alle verließen den Saal und wandten ſich nach dem ſchattenreichſten Theile des Gartens. Viele Wege boten ſich ihnen hier dar. Der Baron führte Liſa zu einer Anlage von Georginen. Adolph und deſſen Gefährte ſchlugen ſogleich einen anderen Weg ein. Mit Schrecken und Angſt ſah die Jungfrau, daß ihr Vater ſich ebenfalls von ihr entfernte. Sie warf einen bittenden Blick auf ihn und wollte den Baron verlaſſen, aber Baas Ganſendonck gebot ihr mit erheucheltem Zorn, ihrem Führer zu folgen, und lief dann ſogleich lachend zu Adolph, als ob er etwas ſehr Schönes gethan habe. Liſa zitterte; ihr jungfräuliches Gewiſſen ſagte ihr, daß ſie Unrecht thue, ſo allein Arm in Arm mit dem Baron durch die einſamen Alleen zu gehen. Indeſſen er äußerte ſich nicht unziemlich, und am Ende der Allee traf ſie ja ihren Vater wieder. — Würde es nicht eine grobe Unart ſein, den Baron ſtehen zu laſſen, und wie eine

Bäuerin von ihm wegzulaufen? Mit dieſem Gedanken folgte ſie dem Junker gehorſam, gab ihm jedoch nur einſylbig und zerſtreut Antwort.

Gleich nachher verſchwanden Alle in den ſchattenreichen krummen Gängen des Gartens.

Der unglückliche Karl war wie im Fieber und litt unſägliche Marter. Mehr als zwanzig Mal hatte ſchon die Rachſucht, die in ſeinem Buſen brannte, ihn angetrieben, aus ſeinem Verſteck hervorzuſpringen und den Verführer zu tödten; aber dann trat ihm wieder das Bild ſeiner alten flehenden Mutter vor die Seele und hin und hergezogen von der aufregenden Rachſucht und dem warnenden Gefühl der kindlichen Liebe, tobten in ihm Schmerz und Verzweiflung. Eine ſolche Raſerei hatte ſich ſeiner bemächtigt, daß ſein glühender Athem ihm gleichſam das Antlitz verſengte. Plötzlich hörte er, nur einige Schritte von dem Orte, wo er ſich befand, die ſchmeichelnde Stimme des Barons. Er ſah Liſa mit ſtillem und traurigem Geſichte an deſſen Arme fortſchreiten. Beide ſchlugen den Weg ein, der ſie nach dem Sireengebüſche und von dort nach dem dunklen Baumgange führen mußte.

Nur wenige Schritte von der Stelle, wo Karl mit zurückgehaltenem Athem und in ängſtlicher Erwartung ihre Bewegungen belauſchte, bemerkte Liſa erſt das dunkele Gebüſch, dem ſie zuſchritten. Sie bat den Baron mit ihr zu ihrem Vater zurückzukehren, und als dieſer ihren Arm feſter hielt und ihre Furcht verſpottend ſie antrieb, mit ihm durch die Allee zu gehen, begann ſie wie ein Eſpenlaub zu zittern und wurde bleich vor Angſt. Der Edelmann ſchien darauf nicht zu achten oder glaubte vielleicht, es ſei nur erheuchelt. Kurz, er wollte ſie mit ſcherzhafter Gewalt nach der Allee ziehen, und es glückte ihm auch einigermaßen.

— „Vater, Vater!“ — rief Liſa mit ſchneidendem Angſtſchrei.

Ebenſo raſch entwand ſich ein anderer, noch viel ſchrecklicherer Schrei aus ihrer Bruſt......

Ehe ſie jedoch ein Wort äußern konnte, packten zwei mächtige Hände die Schultern des Barons und ſchleuderten ihn drei oder vier Schritte fort in den Sand.

Wüthend richtete der Baron ſich auf, riß eine Stange von einer Georgine fort und lief damit auf Karl zu, welcher ihn rachſüchtig und wahnſinnig erwartete. Es glückte dem Baron, ihm mit derſelben einen ſolchen Hieb auf den Kopf zu verſetzen, daß ihm das Blut gleich aus dem Geſichte ſprang. Aber das war auch das Signal zu einem wüthenden Kampfe. Karl packte ſeinen Feind an den Beinen, hob ihn in die Höhe und warf ihn wie einen Stein zu Boden. Deſſenungeachtet ſprang der Baron wieder auf und leiſtete dem jungen Manne ſo lange Widerſtand, bis dieſer ihn zu Boden warf, ihm auf die Bruſt kniete und ihm mit ſeinem ſchweren Fäuſten Haupt und Geſicht zerquetſchte und blutig ſchlug.

Liſa war einen Augenblick ſchreiend ſtehen geblieben, bis ſie das erſte Blut gewahrte; dann hatte ſie weinend die Flucht ergriffen und war etwas weiter hin ohnmächtig zu Boden geſtürzt.

Ihr Geſchrei nach Hülfe war jedoch von den anderen Gäſten und ſelbſt von der Dienerſchaft vernommen worden und hatte dieſe mit Schrecken erfüllt. Alle kamen jetzt auf den verſchiedenen Pfaden herbeigeeilt und riſſen den jungen Mann von dem Körper des Barons weg.

Adolph befahl den Bedienten, den Knecht zu packen. Dieſe gingen ihm auch ihrer fünf oder ſechs zu Leibe und hielten ihn bei den Armen, während er verwirrt und lachend betrachtete, wie er ſeinen Feind behandelt habe.

Baas Ganſendonck war zu ſeiner Tochter gelaufen und riß ſich verzweifelnd die Haare aus, da er ſich einbildete, ſein Kind ſei ermordet.

Adolph und deſſen Freund halfen Herrn von Bruinkaſteel wieder in die Höhe; der Baron war im Geſicht und am Leibe arg zugerichtet; dennoch hatte er die Kraft, mit heftigem Zorn ſeinen Verdruß zu äußern, als er den Brauer dort ſtehen ſah.

— „Schelm!“ — rief er — „ich könnte Euch durch meine Knechte zu Tode peitſchen laſſen; aber das Schaffot ſoll mich an einem Meuchelmörder rächen. Man ſperre ihn in den Keller, und Du, Steven, laufe und hole die Gensdarmen!“

Die Knechte wollten den Jüngling fortſchleppen, um des Herrn Befehl auszuführen; als dieſer jedoch merkte, was man mit ihm im Sinne habe, riß er ſich los warf den, der vor ihm ſtand, in den Sireenbuſch, lief durch das Waſſer und verſchwand vor Aller Augen hinter einer Ecke des Tannenwaldes.

VIII.

Stille Waſſer ſind tief.

Am Morgen des andern Tages ſaß Liſa in einem Nebenzimmer des heiligen Sebaſtian hinter den Gardinen eines Fenſters. Die außerordentliche Bläſſe ihres Geſichts und die Röthe ihrer Augen bezeugten, daß ſie vom Weinen erſchöpft war.

Wie ſehr Liſa auch durch den Schmerz ermattet ſchien, dennoch verriethen ihre Züge eine unruhige Spannung des Gemüthes und ihr krampfhaftes Zucken den Eindruck einer inneren heimlichen Erſchütterung. Es war, als ob ein tiefer Schrecken oder eine ängſtliche Erwartung ihr das Herz beklemmte; denn mitunter blickte ſie bebend durch die Fenſterſcheiben und ſtarrte mit ſichtlicher Furcht auf die Straße bis irgend ein Vorbeigehender ihre Wohnung zu betrachten ſchien. Obwohl man ſie nicht von Außen ſehen konnte, zog ſie doch dann den Kopf zurück. Die Schaam färbte ihre Wangen mit einem dunklen Roth. Sie ſchlug die Augen nieder, als ob ſie die anklagenden Blicke der Leute fliehen wollte, und blieb dann lange Zeit in der größten Stille ſitzen, um darauf wieder mit angeſtrengter Neugier und Angſt auf die Straße zu ſchauen.

Was möchte ſie erwarten? Sie wußte es ſelbſt nicht; aber ihr Gewiſſen nagte wie ein Wurm an ihrem Herzen. Karl's Bild ſchwebte ihr vor den Augen und rief ihr laut zu, daß ſie Schuld ſei an allen Qualen, welche ſein liebendes Gemüth gefoltert hatten. Ihre erſchreckte Phantaſie ließ ſie hören, was die Dorfbewohner von ihr ſagten, und ſie begriff jetzt erſt gänzlich, daß ihr guter Name verloren ſei und Karl ſie mit Recht verſtoßen werde. Darum zitterte und erröthete ſie vor den Blicken der Vorübergehenden; denn ſie ſah auf dem Geſichte derſelben, daß ſie über den geſtrigen Vorfall ſprachen, und daß Spott, Verachtung und Zorn deren Worte begleiteten. Ja, ſie hatte einige Bauern die drohenden Fäuſte nach dem Hauſe ausſtrecken ſehen, als wenn ſie geſchworen hätten, Rache zu nehmen für die Schande, welche dem ganzen Dorfe durch die Ganſendonck's zugefügt worden ſei.

Während Liſa im Nebenzimmer den bitteren Kelch der Schaam und Reue mit langen Zügen trank, ſaß Kobe eben ſo ſtill und einſam in der Herberge bei dem Heerde.

Er hielt ſeine Pfeife in der Hand, aber rauchte nicht. Tiefes Sinnen, trübe Gedanken ſchienen ſich ſeiner bemächtigt zu haben. Ein ganz anderer als der gewöhnliche Ausdruck zeigte ſich auf ſeinem Geſicht. Es war etwas Bitteres, Strafendes, ja, ſogar etwas Trotziges darauf zu leſen. Seine Lippen rührten ſich, als ob er ſpräche, und ſeine Augen funkelten zu Zeiten vor Zorn und Aerger.

Plötzlich glaubte er die Stimme des Baas Ganſendonck zu vernehmen. Ein Lachen des Mitleids ſpielte um ſeinen Mund; ebenſo ſchnell aber verſchwand dieſes Zeichen der Rührung wieder, und man ſah auf ſeinem Antlitz Nichts weiter als Aerger und Verdruß.

So wie der Baas ſich der Hinterthür des Hauſes näherte, hörte der Knecht ihn polternd und ſcheltend ſich

Bayeriſche Staatsbibliothek München

gegen Leute äußern, welche ihn verſpottet haben mußten; Kobe konnte aber nicht verſtehen, wer oder was den Baas ſo in Harniſch gebracht hatte; es ſchien ihm indeß jedenfalls ſehr gleichgültig zu ſein; denn Kobe rührte ſich nicht und blieb ruhig wartend unter dem Mantel des Heerdes ſitzen.

Jetzt kam der Baas plötzlich, als falle er in das Haus hinein, ſtampfte mit den Füßen wie ein Toller, und ſchlug mit ſeinem Stocke an die Stühle, als hätten dieſe ihm auch Etwas zu Leide gethan.

— „Das geht zu weit! gewiß, das geht zu weit!“ — rief er — „Ein Mann wie ich! Was? ſie ſollen mir auf der Straße mit Fäuſten drohen? mir nachrufen? mich aushöhnen? mich ſchelten dürfen? wie einen Schelm? einen Eſel? Denke einmal, Kobe! müſſen ſie nicht vom Teufel beſeſſen ſein? Die ſchändlichen Bauern aus der Schmiede laufen mir nach und rufen: „„Skandal! Skandal!““ Hätte ich es nicht unterlaſſen, weil ich meine Hände nicht an dieſem Geſindel beflecken wollte, ſo hätte ich ihrer drei oder vier die Köpfe entzwei geſchlagen. Aber Sus ſoll mir für alle dieſe Lumpen zugleich bezahlen. Ich will ihm lehren Baas Ganſendonck mit Koth bewerfen! Wir werden einmal ſehen, wie ich ihm die Luſt dazu vertreibe; und wenn ich die Hälfte meines Vermögens darüber verlieren ſollte, er ſoll mir es ſchrecklich bezahlen. Die Gensdarmen ſollen dazwiſchen kommen und wenn noch Jemand wagt mir ein Geſicht zu ziehen, ſo citire ich das ganze Dorf vor das Gericht. Ich habe Geld genug dazu und Herr von Bruinkaſteel, der ein Freund von dem Staatsprocurator iſt, wird ſie ſchon auf einige Wochen in's Loch zu bringen wiſſen. Dann werden ſie Mores lernen: dann werden ſie erfahren, mit wem ſie zu thun haben, die Flegel! Das Ding muß ein Ende nehmen. Da ſie mich ſo unverſchämt gehöhnt haben, ſo werde ich auch unbarmherzig ſein und ſie fühlen laſſen, was Baas Ganſendonck vermag! Jetzt iſt es einmal geſchehen, nun auch keine Gnade mehr!"

Der wüthende Baas würde wahrſcheinlich noch lange in dieſem Tone fortgeraſ't und geſchimpft haben, wenn ihm nicht der Athem ausgegangen wäre. Keuchend warf er ſich auf einen Stuhl und betrachtete mit ärgerlicher Bewunderung den Knecht, welcher höchſt gleichgültig in das Feuer blickte, als ob er Nichts gehört habe. Nur auf ſeinem Geſichte konnte man einige Betrübniß bemerken.

— „Was ſitzeſt Du da wieder und faulenzeſt, wie Jemand, der keine drei zählen kann? Das faule Leben verdirbt Dich, Kobe! Ich weiß nicht, aber Du wirſt ſo träge und ſchwabblich wie ein Schwein. Es gefällt mir nicht. Mein Knecht ſoll Leben haben und nicht kalt bleiben, wenn ich mich ärgere."

Kobe ſah ſeinen Herrn mit einem ſchmerzlichen Blick des Mitleids an.

— „Ach! Du haſt wieder Bauchſchmerzen!" — rief der Baas — „Das ärgert mich nicht wenig. Oder meinſt Du, daß der heilige Sebaſtian ein Spittel iſt? Du ſollſt keine Bauchſchmerzen haben; Du mußt weniger eſſen, Vielfraß! Na, wirſt Du nun reden oder nicht?"

— „Ich würde ganz gern reden“ — antwortete Kobe — „wenn ich nicht wüßte, daß Ihr mir bei dem erſten Worte den Mund ſchließt, und dann nach Eurer Gewohnheit ausfallt und eine lange Litanei ſingt.“

— „Was nimmſt Du für einen Ton an? Sage nur gerade heraus, daß ich ein Schwätzer ſei; halte nicht hinter dem Berge: ſie rücken ja Alle jetzt Baas Ganſendonck auf den Leib. Warum wollteſt Du denn nicht einen Stein werfen nach Dem, der Dir zu eſſen giebt!“

— „Seht Ihr wohl,“ — ſagte Kobe mit trübem Lächeln — „ſechs Worte habe ich geſagt, und ſchon ſitzt Ihr wieder hoch zu Pferde! Ich werde mich wohl hüten, von Euch etwas Böſes zu ſagen; aber das müßt Ihr mir zugeben, Baas: die Spinne müßte ſehr flink ſein, die vor Euern Mund ein Gewebe ziehen wollte......“

— „Ich bin der Herr, ich kann ſo lange allein reden, wie mir es gefällt.“

— „In der That, Baas! da laßt mich ſchweigen, und ſollte ich daran erſticken!“

— „Schweigen? Nein, das will ich nicht! Du ſollſt reden! Ich bin doch neugierig, zu ſehen, was aus ſolchem Dummkopf Gutes kommen kann!

— „Stille Waſſer ſind tief, Baas!“

— „Na, laß hören: aber ſprich nicht zu lange, und vergiß beſonders nicht, daß ich meinen Knecht nicht bezahle, um von ihm belehrt zu werden.“

— „Es giebt ein Sprüchwort, Baas, das ſagt: Der weiſe Mann geht bei den Thoren zu Rathe und findet dort die Wahrheit.“

— „Nun dann, ſo ſage doch, was der Thor dem weiſen Manne zu rathen hat. Wenn Du ſo vernünftig reden willſt, ſo will ich Dir ſchon ein Bischen zuhören.“

Der Knecht drehte ſich mit dem Stuhle ſeinem Herrn zu, und ſprach mit freier und kecker Haltung:

— „Baas, es geſchehen hier ſeit zwei Monaten Dinge, die ſelbſt ein dummer Knecht nicht mit anſehen kann, ohne daß ihm das Blut mitunter vor Ungeduld zu kochen anfängt.“

— „Das glaube ich wohl; aber es ſoll nicht lange dauern, Kobe; die Gensdarmen werden nicht bezahlt, um Fliegen zu fangen.“

— „Was mich betrifft, Baas, ſo bin ich ein Faulpelz, ich bekenne es; aber mein Herz iſt gut. Ich würde viel thun, um unſer braves Lischen aus einem Unglück zu retten, wenn ich die Macht dazu hätte, und ich vergeſſe auch nicht, Baas, daß Ihr bei allem Euren hoffärtigen Weſen doch gut gegen mich ſeid.“

— „Das iſt wahr, Kobe!“ — ſagte der Baas gerührt. — „Ich höre mit Vergnügen, daß Du dankbar gegen mich biſt. Aber, wo willſt Du denn eigentlich mit dieſem Ernſte hin?“

— „Spannt den Wagen nicht vor die Pferde, Baas! Ich werde bald genug an dem ſchmerzlichen Drathe ziehen.“

— „Mach's kurz, oder ich laufe zum Hauſe hinaus!“

— „Nun dann, ſo horcht mir nur einen Augenblick zu. Liſa war lange mit Karl verlobt, der ein guter Junge iſt, wenn er auch eine Unvorſichtigkeit begangen hat. . . . . .“

— „Ein guter Junge!“ — ſchrie der Baas. — „Wie kannſt Du Den einen guten Jungen nennen, der als ein Mörder den Herrn von Bruinkaſteel in ſeinem eigenen Hauſe anfiel . . . . . .“

— „Das beſte Pferd ſtrauchelt auch.“

— „So! das nennſt Du ſtraucheln? Er iſt ein guter Junge? Das Wort ſoll Dir ſchlecht bekommen! Dein Weißbrot iſt alle; heute noch ziehſt Du ab.“

— „Na, meine Sachen ſind ſchon gepackt, Baas!“ — antwortete Kobe kalt. — „Aber ehe ich fortgehe, ſollt Ihr doch hören, was mir auf dem Herzen liegt; Ihr ſollt es hören, und müßte ich Euch nachlaufen auf das Feld, auf die Straße, oder in Eure Kammer. Es iſt meine Pflicht, und der einzige Dank, den ich Euch abſtatten kann. Daß Ihr mich fortſchicken wollt, wundert mich nicht. Wahrheit findet nirgends Herberge.“

Baas Ganſendonck trippelte vor Ungeduld mit den Füßen; doch ſagte er nichts mehr; der Ernſt und unerſchrockene Ton ſeines Knechtes verwirrte und beherrſchte ihn.

— „Unſere Liſa“, — fuhr Kobe fort — „würde mit Karl glücklich geweſen ſein; aber Ihr, Baas, habt den Fuchs zu Euren Gänſen gebracht, einen leichtſinnigen Junker in Euer Haus gelockt, ihn angeſpornt, Eurem Kinde verderbliches Geſchwätz in die Ohren zu blaſen, ihr von erheuchelter

Liebe vorzuſchwatzen und Lieder mit ihr zu ſingen, welche aller Ehrbarkeit entſchieden widerſprechen. . . . . .“

— „Das iſt nicht wahr!“ — murmelte der Baas. —

— „Ihr habt gewollt, daß er Franzöſiſch mit Eurer Tochter ſpräche! Könnet Ihr wiſſen, was er ſagte, da Ihr kein Wort Franzöſiſch verſteht?“

— „Und Du Lump, verſtehſt Du es denn ſo gut, daß Du ſo keck darüber urtheilen darfſt?“

— „Ich verſtehe genug davon, Baas, um zu begreifen, daß der Teufel der Begierde und des Spottes dabei im Spiele war. Was ſind nun die Folgen Eurer Unvorſichtigkeit geweſen? Soll ich es Euch ſagen? Die Ehre Eurer Tochter ward geſchändet, wenn auch nicht in der That, doch hinreichend in den Gedanken der Leute, ſo daß ſie nie in ihrer ganzen Reinheit wieder hergeſtellt werden kann; Karl, der Einzige, der ſie aufrichtig liebte und glücklich machen würde, ſtirbt vor Schmerz und Verzweiflung; ſeine Mutter iſt bettlägerig geworden aus Gram über die Leiden ihres einzigen Sohnes. Ihr, Baas, Ihr werdet von Jedermann gehaßt und verachtet. Man ſagt, Ihr wäret Schuld an Karl's Tode, an Eurer Tochter Schande und an Eurem eigenen Unglücke.“

— „Ja, wenn man den Hund gern todt haben will, ſo ſchreit man, er ſei raſend geworden; aber was geht denn das ſie an,“ ſchrie der Baas in ſeinem Zorne. — „Das geht ſie gar Nichts an; ich thue was ich will; und Du, Unverſchämter, Du ſollſt auch wiſſen, warum Du Deine Naſe in Dinge ſteckſt die Dir Nichts angehen:“

— „Es iſt mir ganz gleichgültig, ob Euch meine Worte gefallen, oder nicht; es ſind doch die letzten, die ich im heiligen Sebaſtian ſprechen werde.“

Es ſchien, daß Baas Ganſendonck trotz ſeiner Drohungen außerordentlich viel von ſeinem Knechte hielt und nicht gern den Abzug deſſelben geſehen haben würde; denn ſo wie dieſer ihm mit großer Ruhe ankündigte, daß er Willens ſei, ſeinen Dienſt zu verlaſſen, legte ſich plötzlich der Aerger des Baas, und er lieh ihm bereitwillig ſein Ohr. Kobe fuhr daher fort:

— „Was ſoll nun daraus werden? Soll man hier mit dem Sprüchworte ſagen: der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht? Nein! die Keuſchheit Eurer Tochter muß dieſelbe vor größerer Schande bewahren. Der Baron wird Liſa's Geſellſchaft müde werden und andern Zeitvertreib ſuchen; Liſa wird ſitzen bleiben und von jedem rechtlich Denkenden gemieden werden; die Leute werden Euch verſpotten und ſich an Eurer Beſchämung freuen. . . . .“

— „Aber, Kobe! wer kann es denn Jedermann recht machen? Wer an der Straße baut, hat viele Tadler. Ich begreife Deine Dummheit nicht; oder weißt Du nicht, was ſtattfinden wird? Der Baron wird Liſa heirathen; daran iſt gar nicht zu zweifeln; das kann ja ein Kind ſehen; und dann werden die böſen Zungen im Dorfe, und Du obendrein ſtehen und gaffen und die Augen aufſperren wie ein Haufe Eulen im Sonnenſchein. Ja, wenn ich deſſen nicht ſo ganz gewiß war, ſo hätten die Leute Recht gehabt, obwohl ſich auch Niemand darum zu bemühen brauchte, denn ich bin Herr in meinem Hauſe."

— „So! der Baron verheirathet ſich mit Liſa! dann iſt Alles vortrefflich, und Ihr könnt Euch eine ſchöne Feder auf den Hut ſtecken, Baas! Aber meinen und müſſen fängt mit demſelben Buchſtaben an. Wollt Ihr mir eine Frage erlauben, Baas?"

— „Nun?"

— „Hat denn der Baron ſchon mit Euch von der Heirath geſprochen?"

— „Das iſt nicht nöthig!"

— „So? Da habt Ihr ihn wohl um ſeine Abſichten befragt?"

— „Das iſt auch nicht nöthig?"

— „Hat der Baron denn mit Liſa davon geſprochen?"

— „Was das für kindiſche Fragen ſind, Kobe! Er wird wohl Liſa um ihre Einwilligung zu bitten brauchen, wenn er weiß, daß ich allein der Herr bin, der hier zu entſcheiden hat! Das geht nicht ſo!"

— „Nein! Aber der Baron hat über Euch und Eure Tochter ſeinen Spott getrieben, als der Doctor ihn auf dem Kirchhofe in Gegenwart von mehr als zehn Menſchen fragte, ob er ſich wirklich mit Liſa verheirathen wolle!"

— „Was ſagſt Du? Der Herr von Bruinkaſteel hätte über mich geſpottet?"

— „Er hat den Doctor gefragt, ob er glaube, daß er als Baron ſich mit einer Tochter aus einer Bauernwirthſchaft verheirathen könnte; und als man ihm ſagte, Ihr hättet ſchon mit dem Notar über den Heirathscontract geſprochen, hat er gerufen: „„Die Tochter iſt ein braves Mädchen, aber der Vater ein eingebildeter Narr, den man ſchon längſt hätte nach Gheel *) bringen ſollen“.

Als er dies vernahm, ſprang der Baas plötzlich ſo wüthend in die Höhe, als ob ihn Jemand unverſehens auf den Fuß getreten hätte.

— „Was ſagſt Du da?“ — rief er drohend — „Ich nach Gheel gebracht werden? Was fällt Dir ein? Haſt Du ganz den Verſtand verloren, Du Flegel? Das iſt doch wirklich wahr: Ein toller Hund beißt auch ſeinen eigenen Herrn.“

— „Ich wiederhole Euch, was zehn Menſchen bezeugen werden gehört zu haben. Wollt Ihr es nicht glauben, Baas, ſo ſteht es Euch frei. Was hilft . . . . . .“

— „Ja, ſagt es nur gerade heraus: Was hilft eine Brille, wenn die Eule nicht ſehen will! Ich begreife noch nicht, wie es möglich iſt, daß ich Dich nicht aus der Thür werfe.“

— „Was hilft das Licht Dem, der die Augen zukneipt!“ — fuhr Kobe fort. — „Der Baron hat ganz andere Bemerkungen über Eure Einbildung gemacht.“

— „Nein, nein! Was Du mir da erzählen willſt, iſt nicht wahr, kann nicht wahr ſein. Du ſchenkſt den Läſterungen neidiſcher Leute Glauben, die vor Gift berſten, weil

---

*) Eine Gemeine in den Kempen, wo ſich eine Irrenanſtalt befindet.

ich mehr Geld habe als ſie, und weil ſie wohl vorherſehen, daß Liſa gnädige Frau werden wird, allen Denen, die es ihr nicht gönnen, zum Aerger."

— „Wenn der Blinde träumt, daß er ſieht, dann ſieht er, was er gern ſieht" — ſeufzte Kobe. — „Für Eure Wunde giebt es keine Salbe, Baas; darum kann ich Euch auch nicht helfen; und ich ſage mit dem Sprüchworte: Jeder kocht, wie er es eſſen will! Macht es nach Eurem Geſchmack und heirathet morgen."

— „Es ſind Erfindungen von boshaften Neidhämmeln, weiter Nichts."

— „Der Doctor beneidet Euch nicht, Baas; er iſt ein ruhiger, vorſichtiger Mann, vielleicht der Einzige im ganzen Dorfe, der Euer Freund geblieben iſt. Er ſelbſt trieb mich an, Euch wider Eurem Willen die Augen zu öffnen, welchen Gefahren Ihr Euch ausſetzt."

— „Aber der Doctor hat ſich getäuſcht, Kobe; man hat ihm allerlei Lügen weiß gemacht. Es kann nicht anders ſein, ſage ich Dir. Das würde eine ſchöne Geſchichte werden, wenn der Baron ſich nicht mit Liſa verheirathen wollte."

— „Ungelegte Eier, unſichere Küchlein, Baas!"

— „Ich bin davon eben ſo überzeugt, wie von meines Vaters Namen."

— „Ihr ſitzt noch nicht im Sattel und reitet ſchon. Ich ſage Euch, Baas, der Baron verſpottet Euch und lacht Euch aus und hat Euch als einen Dummkopf zum Beſten. Ich ſage Euch, Ihr ſeid blind! Ich beklage Euch und Liſa. Ich gehe morgen früh von hier weg, um das Ende der traurigen Giſchichte nicht mit anzuſehen; und wollt Ihr die Ohren aufmachen, Baas, ſo will ich Euch zum Lebewohl einen Rath geben, einen guten goldenen Rath."

— „Zum Lebewohl? Das wollen wir ſehen. Laß Deinen köſtlichen Rath hören."

— „Seht, Baas! Wer gern glaubt, der wird bald betrogen. Wäre ich an Eurer Stelle, ſo müßte ich heute noch wiſſen, woran ich bin. Da ginge ich nach dem Jagdhofe und fragte geradezu den Herrn von Bruinkaſteel, wie er es eigentlich mit Liſa meint. Schöne Worte und widrige Redensarten ſollten mich nicht irre führen. Jeden Satz würde ich mit der Frage ſchließen: Heirathet Ihr oder heirathet Ihr nicht? Ich würde ihn zwingen, mit mir Karten auf dem Tiſche zu ſpielen und mir ein für alle Mal eine deutliche und entſcheidende Antwort zu geben. Weigert er ſich, was ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo würde ich ihn hindern, je wieder ein Wort an Liſa zu richten, dagegen aber die Dinge wieder in das alte Gleis bringen, mich bei Karl entſchuldigen, ihn zurückrufen und ſeine Verheirathung mit Liſa beſchleunigen. Das iſt das einzige Mittel, das Euch bleibt, um großes Leid und große Schande zu verhüten."

— „Nun, wohl! Wenn Herr von Bruinkaſteel nicht ſelbſt bald mit mir von ſeiner Heirath redet, ſo werde ich kühn genug ſein, ihn darüber zu befragen; — aber es hat keine Eile."

— „Keine Eile, Baas? Von Hand zu Mund iſt Gefahr. Heute noch müßt Ihr wiſſen, was der Baron im Sinne hat."

— „Nun, nun!“ — rief der Baas — „Ich werde heute Nachmittag nach dem Jagdhofe gehen und mir von dem Barone eine beſtimmte Erklärung ausbitten. Ich weiß aber ſchon jetzt, was er mir antwortet.“

— „Ich wünſchte, daß Ihr die Wahrheit ſagtet, Baas; aber ich fürchte, Ihr backt ſchliff mit Euern Neujahrskuchen.“

— „Was? daß ich die Wahrheit ſagte?“

— „Ja, wenn auch nur dieſes Mal!“

— „Die Welt hat ſich umgekehrt“ — ſeufzte der Baas mit ziemlicher Ungeduld — „der Knecht hat den Herrn zum Narren . . . . . . und ich muß es verbeißen. Spiele mit dem Eſel und er ſchlägt Dir mit dem Schwanze ins Angeſicht. Aber warte nur, ich werde bald gerächt ſein. Noch dieſen Nachmittag gehe ich nach dem Jagdhofe . . . . . . Und was wirſt Du dann ſagen, Unverſchämter, wenn ich die Erklärung zurückbringe, daß der Baron ſich mit Liſa verheirathen will?“

— „Daß Ihr allein Verſtand habt, Baas, und daß alle Anderen, ich nicht ausgenommen, große Dummerjahne ſind. Aber, was werdet Ihr ſagen, Baas, wenn Herr von Bruinkaſteel Euch verſpottet?“

— „Das iſt unmöglich, ſage ich Dir.“

— „Wenn es nun aber doch wäre?“

— „Wenn! wenn! Wenn der Himmel einfällt, ſo ſind wir Alle todt!“

— „Ich wiederhole meine Frage, Baas: Wenn der Baron Euch nun mit Spott abweiſt?“

— „Ach, Baron oder nicht Baron! Ich will ihm ſchon zeigen, wer ich bin, und . . . . . .“

Ein ſchwerer furchtbarer Angſtſchrei machte ihm das Wort im Munde erſterben. Erſchreckt und beſtürzt ſprangen Beide auf und eilten nach dem Zimmer, in dem Liſa ſich befand.

Die Jungfrau ſtand am Fenſter und ſah auf die Straße. Was ſie gewahrte, mußte furchtbar ſein; denn ihre Lippen zuckten und ſie biß ihre Zähne krampfhaft zuſammen. Ihre weit aufgeriſſenen Augen ſchienen ihr aus dem Kopfe treten zu wollen, und ſie zitterte furchtbar an allen Gliedern. Baas Ganſendonck war kaum in das Zimmer getreten, ſo flog ein neuer Angſtſchrei ſchneidend durch daſſelbe; — Liſa hob beide Hände gen Himmel empor und ſchlug rücklings ohnmächtig hintenüber.

Schreiend kniete der Baas neben ihr hin.

Kobe lief nach dem Fenſter und warf einen Blick hinaus. Er erblaßte und zitterte gleichfalls; Thränen ſprangen ihm aus den Augen, und was er ſah, beſtürzte ihn dermaaßen, daß er gar nicht auf den Hülferuf ſeines Herrn achtete.

Draußen auf der Straße ging Karl, mit auf den Rücken gebundenen Händen, zwiſchen zwei Gensdarmen den Weg entlang, der nach der Stadt führte; eine alte Frau trippelte ſchreiend hinter ihm her und ſäete glühende Thränen in die Fußſtapfen ihres unglücklichen Sohnes. Sus, der Schmied, riß ſich die Haare aus und wüthete vor Zorn und Betrübniß. Eine Anzahl Bauern und Bäuerinnen ſchritt mit geſenktem Haupte und traurigem Antlitze hinterher. Mehr als eine Schürze wurde in Bewegung geſetzt, um die Thränen des Mitleids zu trocknen. — Man hätte ſagen mögen, ein Leichengefolge ſei hier vorübergezogen, um einen theuren Todten zu Grabe zu geleiten.

IX.

Wenn dem Eſel zu wohl iſt, geht er aufs Eis tanzen und bricht ein Bein.

Baas Ganſendonck war kaum mit ſeinem Mittagseſſen fertig, als er ſich auch ſchon nach dem Rathe ſeines Knechtes aufmachte, um den Baron über ſeine Abſichten zu befragen. Da er nicht an der Schmiede vorübergehen wollte, ſo verließ er ſein Haus durch die Hinterthür und ſchlug einen Nebenweg ein, der ihn queer durch Tannenwälder und über einſames Feld nach dem Jagdhofe des Herrn von Bruinkaſteel führen ſollte.

Man las aber keine Trauer auf dem Geſichte des Baas Ganſendonck, obwohl ſeine Tochter ſeit dem Morgen an einem heftigen Fieber darniederlag. Im Gegentheil, es zeigte eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit, und mitunter ſchlug er ein Lachen auf, ſo hell und ſo jubelnd, als freue er ſich über einen gewonnenen Sieg. An der Beweglichkeit ſeiner Geſichtszüge und dem abwechſelnden Ausdrucke, den ſie zeigten, konnte man ſehen, daß er ſich nur mit angenehmen Dingen beſchäftigte und ſeine Gedanken achtlos auf dem Strome der

Hoffnung und der Täuſchung dahintreiben ließ. Er hatte ſchon eine Zeitlang leiſe vor ſich hingemurmelt und nur durch Geberden die Beſchäftigung ſeines Innern verrathen. Endlich aber riſſen ihn ſeine Einbildungen ſo fort, daß ſeine Stimme ſich mehr und mehr ſteigerte und er gleich darauf laut ſagte:

— „O, ſie verſchwören ſich Alle zuſammen gegen mich und ſie glauben, ich werde auch nur einen Fuß breit zurückweichen wegen ihres dummen Geſchreies? Baas Ganſendonck wird zeigen, was er iſt und was er vermag. Ein Anderer würde ſagen: Es iſt beſſer Freunde als Feinde zu haben. Aber ich ſage: Beſſer Neider als Mitleider; und Jedermanns Freund iſt Allermanns Geck...... Der Baron ſollte Liſa nicht heirathen? Und er hat heute ſchon zweimal ſeinen Knecht geſchickt, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Wenn ich mir es recht überlege, ſo iſt gar nicht daran zu zweifeln. Hat er mir nicht ſelbſt geſagt, daß Liſa viel zu gut und zu gebildet iſt, um die Frau eines groben Bauers zu werden? Hat er nicht hinzugefügt: ſie muß eine beſſere Partie und Jemanden glücklich machen, der im Stande iſt, ſie zu begreifen? Mir dünkt, das iſt klar genug. Oder glauben die Flegel von Bauern, daß ein Baron dergleichen abmacht wie ſie und ſo ohne Weiteres ſagt: Trina, wollen wir uns heirathen? Nein, ſo geht es nicht. Wie? Herr von Bruinkaſteel würde ſich weigern, ſich mit Liſa zu verheirathen? Ich wette fünf Morgen Landes, daß er mir um den Hals fällt, wenn ich anfange davon zu reden. Herr von Bruinkaſteel ſollte ſich nicht mit

Liſa verheirathen? nicht verheirathen? Als ob ich nicht bemerkt hätte, warum er immer ſo freundlich mit mir war und ſo höflich gegen mich that, daß es Jedermann ſehen konnte! Das hieß immer: Herr von Ganſendonck hier, Freund Ganſendonck dort! Und die Haſen, die er ſchickte! und die Rebhühner, die er brachte! Und Liſa ißt kein Wild! Alſo nur mir wünſchte er zu gefallen. Warum? Gewiß nicht um meiner ſchönen Augen willen. Nein, nein! er wollte ſich nur den Weg ebenen, ehe er den großen Schritt wagte. Ich werde ihm die Sache leichter machen; er wird ſehr froh darüber ſein . . . . . .“

Baas Ganſendonck rieb ſich mit fröhlicher Selbſtzufriedenheit die Hände und ſchwieg eine Weile, wahrſcheinlich um noch beſſer die Süßigkeit ſeiner Ueberzeugung zu genießen. Plötzlich brach er in Lachen aus und ſagte:

— „Aha! ich ſehe ſie ſchon im Dorfe ſtehen, mit Naſen, ſo lang wie mein Stock! Da geht der Baron und führt Liſa am Arme. Sie ſind gekleidet, daß die Bauern die Augen zukneipen möchten vor dem Glanze. Vier Knechte mit Gold und Silber am Hute, folgen ihm; die Kutſche, mit vier Pferden beſpannt, fährt hinterher. Ich, Peter Ganſendonck, ich gehe neben Herrn von Bruinkaſteel her mit hochgehobenem Kopfe und betrachte mir die Läſterer und Neider, wie es ſich für den Schwiegervater eines Barons geziemt, gemeines Bauernpack ſich zu beſehen. Wir gehen nach der Kirche; dort liegen Teppiche und Kiſſen; dort werden Blumen geſtreut; die Orgel ſpielt, daß die Fenſterſcheiben zittern; das Jawort wird vor dem Altar geſprochen ...... und Liſa fährt in Begleitung ihres Mannes mit Extrapoſt durch das Dorf, daß die Funken aus den Steinen ſpringen. .... Am nächſten Tage liegen wohl zwanzig Bauern zu Bette vor Aerger und Neid. — Unterdeſſen verkauſe oder verpachte ich den heiligen Sebaſtian, und wenn mein Schwiegerſohn mit meiner Tochter zurückkehrt, ziehe ich nach dem großen Schloſſe. Baas Ganſendonck, das heißt Herr von Ganſendonck hat ſeine Schäfchen in's Trockene gebracht; er thut weiter Nichts mehr als befehlen, eſſen, jagen, ſpazierenreiten. Aber indem ich mir alle dieſe ſchönen Dinge überlege, renne ich beinahe mit der Naſe an die Thür des Jagdhofes."

Dies ſagend, zog der Baas an der Glocke. Nachdem er einen Augenblick gewartet hatte, kam ein Diener und ſagte, während er die Thür öffnete:

— „O, guten Tag, Baas! Ihr kommt gewiß um den Herrn Baron zu beſuchen!"

— „Ja wohl, Kerl!" — ſagte der Baas mit vornehmem Tone.

— „Er iſt nicht zu Hauſe."

— „Was? nicht zu Hauſe?"

— „Das heißt, er iſt nicht zu ſprechen."

— „Was? für mich nicht zu ſprechen? Das wäre ſchön! Er liegt vielleicht zu Bette!"

— „Nein: aber er will Niemanden empfangen. Ihr könnt Euch denken, warum: Ein blaues Auge und das Geſicht voll Schrammen. ....

— „Das macht Nichts! Vor mir braucht er ſein Geſicht nicht zu verbergen: wir ſind intim genug, der Herr Baron und ich, ſo daß ich mit ihm ſprechen kann, wenn er auch zu Bette liegt. . . . . . Ich gehe hinein; ſein Befehl iſt nicht für mich gegeben.“

— „Da kommt nur!“ — ſagte der Knecht mit einem ſchlauen Lächeln. — „Folgt mir; ich werde Euren Beſuch anmelden.“

— „Das iſt nicht nöthig“ — entgegnete der Baas. — „Complimente ſind zwiſchen uns überflüſſig.“

Der Knecht führte ihn jedoch in ein kleines Vorzimmer und zwang ihn, trotz ſeiner Einreden, ſich zu ſetzen und die Antwort des Barons zu erwarten.

Es war bereits mehr als eine halbe Stunde verfloſſen und der Bediente noch immer nicht zurück. Der Baas fing an ſich ſchrecklich zu ärgern, und brummte vor ſich hin:

— „Der Knecht meint auch, mich zum Beſten zu haben. Schon gut! Ich werde mir es ſchon anotiren! In unſeren Dienſten ſoll der keine grauen Haare bekommen. Er muß fort! Das wird ihm ſchon eine Lection ſein. . . . . Aber ich horche mich taub, und ich höre Nichts ſich auf dem Jagdhofe rühren! Sollte der Knecht vergeſſen haben, daß er mich hier warten läßt? So weit wird er doch nicht die Ungezogenheit zu treiben wagen! Auf jeden Fall kann ich doch nicht bis morgen ſitzen bleiben. Aha! da höre ich den Schelm! Er lacht! Mit wem lacht er denn?“

— „Baas Ganſendonck!“ — ſprach der Bediente — „beliebt mir zu folgen! Der Herr Baron hat die Güte, Euch zu empfangen. Ohne meine Fürſprache mußtet Ihr unverrichteter Dinge wieder nach Hauſe gehen."

— „Nun, was ſchwatzt Ihr denn da grober Patron?" — rief der Baas ärgerlich. — „Wißt Ihr mit wem Ihr ſprecht? Ich bin Herr Ganſendonck!"

— „Und ich bin Jack Miermans, Euch zu dienen!" — antwortete der Bediente mit kaltem Spott.

— „Ich werde Euch ſchon zu finden wiſſen, Kerl!" — ſagte der Baas, die Treppe hinaufſteigend. — „Ihr ſollt erfahren, daß Ihr mich eine halbe Stunde habt in dem Zimmer warten laſſen! Schnürt nur Euer Bündel! Ihr ſollt hier nicht lange mehr mit Männern, wie ich bin, Euern Spott treiben!"

Ohne auf die Drohung zu antworten, öffnete der Bediente die Thür eines Salons, und rief mit lauter Stimme:

— „Der Baas aus dem heiligen Sebaſtian!" — Darauf ließ er den erzürnten Ganſendonck ſtehen, und lief raſch die Treppe hinunter.

Herr von Bruinkaſteel ſaß am Ende des Salons und lehnte ſich mit dem Ellenbogen an einen Tiſch. Sein linkes Auge war durch eine Binde bedeckt; ſeine Stirn und ſeine Wangen trugen die Spuren des Kampfes mit dem Bräuer.

Was jedoch die Aufmerkſamkeit des Baas Ganſendonck bei ſeinem Eintritt weit mehr anzog als dies, war der prächtige türkiſche Schlafrock des Barons. Der bunte und ſammetartige Anzug ſtach ihm gewaltig in die Augen, und mit einem Lachen der Bewunderung rief er, noch ehe er ſelbſt den Baron begrüßt hatte:

— „Heiliger Gott! Herr Baron! was haben Sie für einen ſchönen Schlafrock an!“

— „Guten Tag, Herr Ganſendonck!“ — ſagte der Baron, ohne darauf zu achten. — „Sie wollen ſich gewiß erkundigen, wie es mir geht! Haben Sie Dank für Ihre Freundſchaft!“

— „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Baron! Aber ehe ich nach Ihrer Geſundheit frage, möchte ich gern wiſſen, wo Sie dieſen Schlafrock haben machen laſſen. Er ſticht mir wahrlich in die Augen.“

— „Bringen Sie mich nicht zum Lachen, Herr Ganſendonck; es thut mir weh im Geſicht.“

— „Es iſt nicht um zu lachen, Herr Baron; nein, nein, es iſt mein Ernſt!“

— „Ihre Frage iſt ſonderbar. Dieſer Schlafrock ward in Paris gekauft.“

— „Zu Paris? Das iſt ärgerlich Baron!“

— „Warum denn?“

— „Ich hätte mir gern auch einen ſolchen machen laſſen.“

— „Er koſtet an die zweihundert Franken.“

— „Ach, das macht mir Nichts aus!“

— „Er würde Sie nicht kleiden, Herr Ganſendonck!“

— „Nicht kleiden? Wenn ich ihn bezahlen kann, ſo muß er mir auch gut ſtehen! — Aber laſſen wir das! Wie ſteht es denn eigentlich mit Ihrer Geſundheit, Herr von Bruinkaſteel?“

— „Sie ſehen es: ein blaues Auge und den Leib voll Beulen!“

— „Der Schelm iſt von den Gensdarmen abgeholt und nach der Stadt gebracht worden. Sie werden ihn doch ſeinen unverſchämten Angriff bezahlen laſſen, wie ſich’s gehört?“

— „Allerdings, beſtraft muß er werden! Er hat mir mit Vorbedacht in meinem eigenen Hauſe aufgelauert und mich angefallen. Auf dergleichen ſteht eine ſchwere Strafe; jedoch würde ich nicht gern ſehen, daß man die Sache nach dem Buchſtaben des Geſetzes behandelte; denn dann käme er unter fünf Jahren Gefängniß nicht davon. Seine alte Mutter war heute Morgen bei mir, und bat und flehte; ich habe Mitleiden mit der armen Frau. . . . .“

— „Mitleid!“ — rief der Baas, ärgerlich und verwundert. — „Mitleid? Mit dem Schurken?“

— „Wenn der Sohn auch ein Tollkopf iſt, welche Schuld hat dann die arme Mutter daran?“

— „Sie müßte ihren Sohn beſſer erzogen haben. Der grobe Schlingel wird nur bekommen, was er verdient. Und was ſollten die Bauern denken, wenn ſie Menſchen, wie wir, ſo behandeln könnten, als ob ſie ihres Gleichen wären? Nein, nein; Reſpect, Ehrfurcht, Unterthänigkeit müſſen aufrecht erhalten werden! Sie tragen jetzt ſchon die Hörner viel zu hoch. Wäre ich an Ihrer Stelle, ſo würde ich nicht auf das Geld ſehen, um dem Brauer und mit ihm dem ganzen Dorfe eine tüchtige Lection zu geben.“

— „Nun, das iſt meine Sache.“

— „Das weiß ich wohl, Baron. Jeder iſt Herr in ſeinen eigenen Angelegenheiten.“

Es ſchien, als ob dieſe Wendung des Geſprächs dem Baron mißfalle; denn er wandte das Geſicht ab und ſaß einen Augenblick da, ohne ein Wort zu reden. Der Baas, der gleichfalls nicht wußte, was er ſagen ſollte, ſah zerſtreut im Zimmer umher, und ſuchte Etwas zu finden, um von der Heirath ſeiner Tochter anzufangen. Er ſcharrte mit den Füßen und räuſperte ſich einige Male; aber es wollte ihm Nichts einfallen.

— „Und unſer armes Lieschen!“ — ſagte der Baron endlich. — „Der Anblick der Gefangennehmung des Brauers muß ſie ſehr erſchreckt haben. Ich begreife das wohl; ſie liebt ihn ſeit ihren Kinderjahren.“

Der Baas ſchien wie aus dem Schlafe aufzufahren, ſobald der Name Liſa aus dem Munde des Barons in ſeine Ohren klang. Er dachte, daß ihm das den Weg ebene, um ſeinen Plan auszuführen, und hub daher lächelnd wieder an:

— „Sie liebe ihn, meinen Sie, Baron? Nein, nein! es war früher eine Kälberliebe, wie man zu ſagen pflegt; aber das iſt lange vorbei. Ich habe einen Riegel vorgeſchoben und dem Brauer die Thür gewieſen. Denken Sie nur, Baron, das grobe Bierfaß hätte ſich gar zu gern mit Liſa verheirathet.“

— „Es giebt noch andere Leute, Baas, die dieſelbe Neigung verſpüren könnten.“

Ein Strahl der Freude brach aus des Baas Augen. Er ſprang in ſeinem Seſſel empor und ſagte mit dummſchlauem Lächeln:

— „O, ich weiß es ſchon lange. Ein verſtändiger Mann räth leicht, wo die Kuh liegt, ſobald er ihren Schwanz ſieht.“

— „Ein artiger Vergleich!“

— „Nicht wahr? Ich bin ſo dumm nicht, Baron. Aber laſſen Sie uns das Kalb bei dem Kopfe packen; Umwege ſind ja zwiſchen uns nicht nöthig.“

Der Baron ſah den Baas mit gezwungenem Lächeln an.

— „Alſo denken der Herr Baron ernſtlich an die Heirath? — fragte Ganſendonck zuverſichtlich.

— „Woher wiſſen Sie das? Ich habe es ſelbſt vor meinen Freunden verborgen gehalten.“

— „Ich weiß Alles, Baron; ich habe mehr im Schubſacke, als Sie meinen.“

— „In der That! Sie müſſen ein Wahrſager ſein; oder Sie rathen es nur; Sie treffen jedoch den Nagel auf den Kopf„

— „Dann wollen wir alles Uebrige nur kurz abmachen!“ — ſagte der Baas ſich die Hände reibend. — „Sehen Sie, ich bringe ein Opfer: ich gebe meiner Liſa dreißigtauſend Franken Ausſteuer in Geld und liegenden Gütern. Wenn ich ſterbe, bekommt ſie noch dreißigtauſend. Ich verkaufe die Wirthſchaft, um keine Gemeinſchaft mehr mit den lumpigen Bauern zu haben . . . . . . und ich werde bei Ihnen auf dem Schloſſe wohnen. So bekommen Sie doch die ſechszigtauſend Franken ſchon vom erſten Tage an."

Bei dieſen Worten ſtand er auf, bot dem Baron die Hand, und rief:

— „Sie ſehen, daß ich nicht viele Schwierigkeiten mache. Nun, Herr von Bruinkaſteel, ſchlagen Sie ein auf dieſe Heirath...... Warum ziehen Sie Ihre Hand zurück?"

— „Auf dieſe Heirath? Auf welche Heirath?" — fragte der Baron.

— „Kommen Sie, drücken Sie ihrem Schwiegervater die Hand, und binnen vierzehn Tagen fallen Sie mit meiner Tochter von der Kanzel! Schämen Sie ſich nicht, Baron; wir ſind ja keine Kinder mehr; geben Sie mir die Hand!"

Der Baron brach in ein lautes Gelächter aus; — auf dem Geſichte des Baas malte ſich Beſtürzung und Angſt.

— „Warum lachen Sie, Herr von Bruinkaſteel?" fragte er verlegen. — „Vielleicht vor Freude?"

— „Nun, Herr Ganſendonk," — rief der Baron, ſobald er wieder Herr über ſich ſelbſt wurde — „ſind Sie von Sinnen? oder was geht mit Ihnen vor?"

— „Haben Sie nicht ſelbſt geſagt, daß Sie ſich verheirathen wollen?"

— „Gewiß mit einer Dame in Paris! Sie iſt nicht ſo ſchön, wie ihre Liſa; aber ſie iſt eine Gräfin und hat einen ſehr alten und berühmten Namen."

Es durchfuhr den Baas; er zitterte vom Kopf zu Füßen; mit bittender Miene ſagte er:

— „Herr Baron! Scherz bei Seite, wenn Sie die Güte haben wollen! Sie beabſichtigen ja doch meine Liſa zu heirathen. Ich weiß Sie lachen gern, und habe Nichts dagegen, wenn es ihnen Spaß macht, — bedenken Sie aber nur, Baron! Mädchen, wie unſere Liſa, laufen eben nicht viele herum. Schön wie ein Blümchen im Felde, gebildet, liebenswürdig, von guter Herkunft und dreißigtauſend Franken gleich, und eben ſo viel in der Zukunft! Das iſt doch nicht lächerlich, und ich kenne nicht eine einzige Gräfin, die ſo viele Vortheile darbietet. Eine gute Gelegenheit fliegt mit den Störchen über das Meer, und man weiß nicht, wann ſie wiederkehrt.“

— „Armer Ganſendonck!“ — ſagte der Baron — „ich beklage Sie! Sie haben wahrlich ihre fünf Sinne nicht beiſammen; in Ihrem Kopfe iſt eine Schraube losgegangen!“

— „Was! Was!“ — rief der Baas aufgebracht — „Ich will mich bezwingen; es iſt vielleicht nur ein Scherz. Unſer Mißverſtändniß muß jedoch ein Ende haben. Ich frage Sie, Herr von Bruinkaſteel: Wollen Sie meine Tochter heirathen, oder nicht? Haben Sie die Güte und geben Sie mir eine kurze und deutliche Antwort.“

— „Es iſt mir eben ſo unmöglich, Liſa zu heirathen, Baas, als Ihnen, eine Ehe mit dem Morgenſtern zu ſchließen!“

— „Und warum das?“ — rief der Baas zürnend — „oder ſind Sie vielleicht zu vornehm für uns? Die Ganſendonck's ſind ehrliche Leute, mein Herr; ſie haben manches ſchöne Stück Land unter dem blauen Himmel liegen. Sagen Sie kurz: Heirathen Sie meine Tochter oder nicht?“

— „Ihre Frage iſt lächerlich, doch will ich ſie beantworten. Nein! Ich heirathe Liſa weder heute, noch morgen, noch jemals! Und nun laſſen Sie mich zufrieden mit Ihrem lächerlichen Wahn!“

Vor Wuth bebend und roth wie ein Hahn vor Schaam und Zorn, ſtampfte der Baas mit dem Fuße auf den Teppich und rief:

— „So! meine Frage iſt lächerlich? ich bin ein Narr? Sie wollen Liſa nicht heirathen? Das wollen wir ſehen! Das Recht iſt für Jedermann, ſowohl für mich, wie für einen Baron! Und wenn ich die Hälfte meines Vermögens daran ſetzen ſoll, ſo werde ich Sie zu zwingen wiſſen. Was? Sie wollen mit ſcheinheiligem Weſen in mein Haus dringen, meiner Tochter einen Haufen Lügen weißmachen, ihren guten Namen in Gefahr bringen, mich zum Beſten haben? . . . . . . und dann zu ſagen wagen: Ich will ſie nicht, ich verheirathe mich mit einer Gräfin! Das geht nicht ſo, Baron! Mit Baas Ganſendonck kann man nicht ſo umſpringen! Nach dem, was geſtern vorgefallen iſt, dürfen Sie ſich nicht mehr weigern. Sie müſſen die Ehre meiner Tochter wiederherſtellen, oder ich laſſe Sie vor das Gericht laden, und treibe den Prozeß bis nach Brüſſel. Sie müſſen ſie heirathen; und wenn Sie mir nicht gleich das Jawort geben, ſo verbiete ich Ihnen, je wieder einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen.“

Während dieſes Ausfalles hatte der Baron mit einem ſtillen Lächeln des Mitleides und mit großer Ruhe den Baas angeſehen. Nur als dieſer drohte, zeigte die plötzliche Röthe ſeines Geſichts, daß Unwille oder Zorn ſich ſeiner bemächtigten.

— „Herr Ganſendonck! — ſagte er — „Aus Achtung gegen mich ſelbſt müßte ich an dieſem Klingelzuge ziehen und Sie durch meine Diener hinausführen laſſen; aber ich habe wahrlich Mitleid mit ihrer Verrücktheit. Wenn Sie wollen, will ich ein für alle Mal klar und deutlich antworten auf das, was Sie geſagt haben und noch ſagen könnten. In dem, was vorgefallen iſt, liegt eine Lehre für Sie wie für mich. Wir werden Beide wohlthun, wenn wir Nutzen daraus ziehen.“

— „Ich will wiſſen,“ — rief der Baas — „ob Sie ſich mit Liſa verheirathen werden oder nicht!“

— „Haben Sie keine Ohren, daß Sie mich ſo oft daſſelbe fragen? Achten Sie, Herr Ganſendonck, auf das, was ich Ihnen ſagen werde, und unterbrechen Sie mich nicht! oder meine Knechte ſollen unſerem lächerlichen Geſpräche ein Ende machen!“

— „Ich höre, ich höre!“ — murrte der Baas, die Zähne zuſammenbeißend — „Und wenn ich verſchmachten ſollte, ich werde ſchweigen, bis nachher die Reihe an mich kommt.“

— „Sie werfen mir vor, daß ich mich in Ihr Haus gedrängt habe,“ — hub der Baron an — „und doch wiſſen Sie ſelbſt, daß Sie mich dahin lockten und mich antrieben mit Ihrer Tochter Bekanntſchaft zu machen. Was habe ich denn gethan, das ohne Ihre Zuſtimmung geſchah? Nichts! Sie fanden im Gegentheil ſtets, daß ich nicht vertraut genug mit ihrer Tochter umgebe. Nun verlangen Sie, daß ich mich mit ihr verheirathen ſoll. Es war alſo eine Falle, die Sie mir ſtellten, und Sie hatten Ihre geheimen Abſichten dabei. Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ich nicht ſolche Mittel und ſo abſcheuliche Pläne verwerfen müſſe. Ich kam zu Liſa, weil ihre Geſellſchaft mir angenehm war, und weil ein echt freundſchaftliches Gefühl mich zu ihr zog. Hat dieſer Umgang, durch den ich Sie zu ehren meinte, eine traurige Folge für uns Alle gehabt, ſo iſt es allein dadurch gekommen, daß wir das Sprüchwort: „Bleibe bei Deines Gleichen“, nicht geachtet haben. Wir haben Beide unverſtändig gehandelt und ſind Beide dafür beſtraft worden. Ich ward zu meiner großen Schande faſt von einem Bauer todtgeſchlagen. Sie ſind der Spott des ganzen Dorfes geworden und haben alle die Luftſchlöſſer einſtürzen ſehen, die Sie bauten. Beſſer unter dem Galgen beichten, als niemals! Ich bekenne, daß ich Unrecht that, in eine Bauernherberge zu kommen und mich zu benehmen, als ob ich Ihres Gleichen wäre, und ich ſehe jetzt wohl ein, daß, wenn Liſa nicht von Natur ſo ſtreng ſittlich wäre, meine Worte und Manieren ihren ſchönen Charakter verdorben haben würden.“

— „Was erlauben Sie ſich zu ſagen?“ — brach der Baas los — „haben Sie Unſittliches zu meiner Tochter geſagt, Sie Verführer?“

— „Ich lache über Ihre Thorheit“ — fuhr der Baron fort — „und will noch einen Augenblick vergeſſen, wer es iſt, der ſo mit mir zu ſprechen wagt . . . . . . Ich habe Ihrer Tochter Nichts geſagt, als was man in höheren Klaſſen als tägliche Komplimente betrachtet, Dinge, die der franzöſiſchen Sprache eigen ſind und Perſonen, die von Jugend auf nichts Anderes hören, vielleicht wenig ſchaden, die aber in den niederen Ständen das Herz und die Sitten verderben, weil man ſie dort für Wahrheit hält und ſie alſo Leidenſchaft entzünden, als ob ſie nicht leere Complimente wären. Darin habe ich gefehlt: es iſt das einzige Unrecht, oder der einzige Mißgriff, den mir Jeder vorwerfen darf, Sie ausgenommen, der Sie mich mehr ſagen und thun ließen als ich ſelbſt wollte. Sie haben mir ſo eben gedroht, Sie wollen mir Ihr Haus verbieten; das iſt nicht nöthig. Ich hatte ſchon beſchloſſen, mir die erhaltene Lehre zu Nutze zu machen und nicht allein nicht mehr zu Ihnen als Freund zu gehen, ſondern mich zu jedem Bauer nur zu ſtellen, wie es ſich für meinen Stand geziemt.“

— „Bauern?“ — rief der Baas ungeduldig — „Ich bin kein Bauer! Ich heiße Ganſendonck! Welche Aehnlichkeit finden Sie zwiſchen mir und einem Bauer? Sagen Sie!“

— „Unglücklicher Weiſe für Sie leider keine große.“ — antwortete der Baron — „Ihr Hochmuth hat Sie verführt; jetzt ſind Sie weder Fiſch, noch Fleiſch; weder Bauer, noch Herr; Sie werden Ihr ganzes Leben hindurch Nichts finden, als Feindſeligkeit und Spott auf der einen, Verachtung und Mitleid auf der andern Seite. Sie ſollten ſich ſchämen, daß Sie ſo unvernünftig Ihren eigenen Stand verachten. Ein Bauer iſt auf Erden der nützlichſte Menſch, und wenn er dabei ein ehrlicher und redlicher Mann iſt, der ſeine Pflicht erfüllt, ſo verdient er vor allen andern Menſchen geachtet und geliebt zu werden. Wiſſen Sie, wer die Bauern lächerlich macht? Leute, wie Sie, die ſich einbilden, man erhebe ſich dadurch, daß man ſeine Brüder verachtet, die da meinen, daß man kein Bauer mehr iſt, wenn man von den Bauern mit Geringſchätzung redet, und daß es genüge, ſich einige Adlerfedern auf den Leib zu hängen, um ein Adler zu ſein.“

— „Hab' ich nun lange genug zugehört?“ — rief der Baas aufſpringend, — „oder denken Sie, Herr Baron, daß ich gekommen bin, mich ſo durch den Koth ſchleifen zu laſſen, ohne etwas darauf zu antworten?“

— „Noch ein Wort,“ — ſetzte der Baron hinzu — „ich will Ihnen einen guten Rath geben, Herr Ganſendonck! Schreiben Sie über die Thür Ihrer Schlafſtube das Sprüchwort: „Schuſter bleibe bei Deinem Leiſten!“ — Kleiden Sie ſich wie die andern Bauern, ſprechen und handeln Sie wie Leute Ihres Standes, ſuchen Sie einen braven Bauernſohn für ihre Tochter zum Mann, rauchen Sie Ihre Pfeife und trinken Sie Ihr Glas Bier in Freundſchaft mit den Dorfbewohnern und geben Sie ſich keine Mühe mehr, zu ſcheinen, was Sie nicht ſind. Denken Sie, daß wenn auch ein Eſel eine Löwenhaut trägt, ſeine Ohren doch herausgucken, und daß man ſtets an Ihren Federn und Ihrem Geſange deutlich genug merkt, Ihre Mutter ſei keine

Ente geweſen. — Und nun gehen Sie in Frieden mit dieſer Lehre nach Hauſe; Sie werden mir ſpäter dafür danken. Glauben Sie aber noch etwas ſagen zu müſſen, ſo reden Sie, ich werde Sie nun meinerſeits anhören.“

Der Baas ſprang wieder vom Stuhl empor, kreuzte die Arme wüthend auf der Bruſt und rief:

— „O, Sie glauben mit Ihrer erheuchelten Kälte und mit Affenſprüngen mich zu betrügen. Nein, nein, ſo ſoll das nicht enden; wir wollen einmal ſehn, ob es kein Recht in der Welt mehr giebt, das Sie zwingt, Herr Baron! Ich werde zu Ihrem Vater nach der Stadt gehn und ihm erzählen, wie Sie die Ehre meines Hauſes ſchändeten. Und müßte ich nach Paris an die Gräfin ſchreiben, deren Namen Sie aus Furcht verſchweigen, ſo werde ich es thun — Ihre Heirath hindern und der ganzen Welt mittheilen, welch’ ein falſcher Betrüger Sie ſind.“

— „Iſt das nun Alles, was Sie zu ſagen hatten?“ — fragte der Baron mit verhaltenem Zorn.

„Heirathen Sie Liſa oder nicht?“ — ſchrie der Baas, mit den Fäuſten drohend.

Der Baron ſtreckte die Hand aus und riß zwei Mal heftig am Klingelzuge. Eben ſo raſch hörte man die Schritte herbeieilender Diener auf der Treppe. Baas Gansendonck zitterte vor Wuth und Beſchämung. Die Thür öffnete ſich, die Diener erſchienen im Salon. —

„Der Herr Baron haben geklingelt?“ — fragten Alle zugleich beſtürzt.

„Begleitet Herrn Ganſendonck bis an das Thor des Jagdhofes!“ — befahl er, ſo kalt wie es ihm noch möglich war.

„Was, Sie wollen mich aus der Thür werfen,“ — ſchrie der Baas mit verbiſſener Wuth — „das ſollen Sie mir bezahlen, Tyrann, Betrüger, Verführer . . . . .!“

Der Baron gab den Bedienten ein Zeichen mit der Hand, ſtand auf und verließ den Salon durch eine Seitenthür.

Baas Ganſendonck war wie vom Donner gerührt und wußte nicht, ob er ſchelten oder weinen ſollte. Die Bedienten ſchoben ihn unterdeſſen artig, aber unwiderſteblich bis an die Thür, ohne auf ſeine Ausrufungen zu achten.

Ehe der Baas noch recht wußte, was mit ihm vorgegangen, befand er ſich auf offenem Felde und ſah das Thor des Jagdhofes hinter ſich zufallen.

Eine Weile ging er gerade aus, wie ein Blinder, der nicht weiß wo er iſt, bis er mit dem Kopf an einen Baum rannte und durch dieſen Stoß zu erwachen ſchien. Dann ſchritt er eilig auf dem Wege weiter und ſtieß Schimpfreden gegen den Baron aus, um ſeiner Betrübniß und ſeinem Zorn Luft zu machen.

Hinter der Ecke eines Gehölzes blieb er überlegend ſtehen. Nach zehn Minuten etwa des peinlichſten Nachdenkens fing er an ſich ſelbſt mit Fäuſten zu puffen und mit der flachen Hand an die Stirn zu ſchlagen, während er bei jedem Schlage ſich ſelbſt zurief:

„Eſel, darfſt Du nun noch zu Hauſe gehn, Du Eule? Die Peitſche verdienſt Du, dummer Lump. Das ſoll Dich lehren Barone und gnädige Herren ſuchen! Thu' nur noch eine weiße Weſte und gelbe Handſchuh an! Eine Narrenkappe paßt beſſer für Dich! Einfältig und dumm genug biſt Du, um in einer Windmühle zu ertrinken! — Verſteck' Dich, kriech' in die Erde vor Schaam, lumpiger Bauer! lumpiger Bauer! . . . .

Endlich, nachdem er ſeinen Aerger über ſich ſelbſt ausgegoſſen, ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen; weinend und ſeufzend, beſchämt und betrübt, trabte er nach ſeiner Wohnung fort.

Plötzlich ſah er ſeinen Knecht von Weitem, der ihm entgegen lief und ihm in der Eile unverſtändliche Worte zurief.

„Baas, Baas, kommt ſchnell,“ — rief Kobe, ſo wie er ſich ſeinem Herrn näherte — „unſere arme Liſa liegt in tödtlichen Krämpfen!“

— „Gott, Gott!“ — ſeufzte Baas Ganſendonck — „Alles ſtürzt zugleich auf mich ein! Und Jeder verläßt mich. Du auch Kobe!“

— „Vergeben und vergeſſen Baas!“ — ſagte der Knecht höchſt mitleidig — „Ihr ſeid unglücklich; ich bleibe bei Euch, ſo lange ich Euch nützlich ſein kann . . . . aber kommt nur, kommt!“

Beide eilten mit haſtigen Schritten und traurigem Geſchrei nach dem Dorfe.

X.

Schmach iſt die Tochter des Hochmuths.

Der Winter iſt vorbei. Schon beginnen Bäume und Kräuter wieder ihr zartes Grün im milden Sonnenſchein zu entfalten; die Vögel bauen ihre Neſter und ſingen ihre ſüßen Maienlieder; Alles prangt in jugendlicher Kraft, Alles lacht der Zukunft entgegen, als ob niemals eine graue Wolke den ſchönen blauen Himmel verdunkeln könnte. . . .

In einer Nebenſtube des heiligen Sebaſtian ruhte eine kranke Jungfrau, ihr Haupt auf das Kiſſen gelegt. Armes Lieschen! ein böſer Wurm zernagt ihr Leben! —: Dort ſitzt ſie unbeweglich und doch vor Ermattung keuchend die leiſeſte Bewegung iſt für ſie eine ſchmerzliche Anſtrengung. Bleich und durchſichtig wie Glas iſt ihr Antlitz, aber auf jeder ihrer abgezehrten Wangen glimmt ein röthlicher Fleck . . . . ein böſes Anzeichen. In ſchwere Träume verſunken, entblättert ſie mit ihren mageren Fingern einige Maaßlieben, die ihr wie einem Kinde zum Troſt gebracht worden ſind. Sie läßt die zerpflückten Blumen zur Erde fallen; ihr Kopf ſinkt kraftlos auf das Kiſſen zurück; ihr verglaſter Blick ſteigt himmelwärts zum Unendlichen empor; ihre Seele mißt ſchon den Weg der Ewigkeit.

Etwas ferner, hinter der Jungfrau, ſeitwärts neben dem Fenſter, ſaß Baas Ganſendonck, die Arme auf der Bruſt zuſammengeſchlagen. Er hielt den Kopf tief geſenkt und die halbgeſchloſſenen Augen auf den Boden geheftet, ſeine Geſichtszüge wie ſein ganzes übriges Weſen ſprachen bittres Leid, Reue und Beſchämung aus.

Von welcher Beſchaffenheit waren die Gedanken des unglücklichen Vaters, der ſo ſein einziges Kind als eine Märtyrerin hinſterben ſah? Erkannte er, daß ſein Hochmuth der Henker war, der das unſchuldige Opfer auf die Folterbank gelegt hatte?

Wie dem auch ſein mochte, er barg ebenfalls eine quälende Schlange im Herzen; denn tiefe Runzeln des Schmerzes furchten ſein Antlitz und ſeine abgemagerten Wangen und trägen Bewegungen zeigten nur zu deutlich, daß die letzten Funken von Selbſtvertrauen, Muth und Hoffnung in ſeinem Buſen erloſchen waren.

Der leiſeſte Seufzer ſeiner kranken Tochter durchſchauerte ihn, ihr peinliches Huſten zerriß ihm das Herz. Wenn ſie ihren leidenden Blick auf ihn richtete, ſo bebte er, als ob in ihren müden Augen für ihn das ſchreckliche Wort Kindesmörder zu leſen ſei. — Jetzt, wo das Gefühl der Liebe in ſeinem Innern ſich rein und mächtig von den Banden des Hochmuths befreit hatte, würde er den bitterſten Tod mit Freuden erduldet haben, hätte er das Leben ſeines Kindes dadurch auch nur um ein einziges Jahr verlängern können.

Armer Ganſendonck! Ihm hatte Alles ſo zugelacht auf der Welt. So himmliſch ſchöne Träume von Glück und Größe hatten ihn ſein ganzes Leben hindurch umgaukelt und gewiegt! Nun ſaß er da wie ein ſtummer Schatten bei ſeinem hinſterbenden Kinde — ängſtlich und zitternd wie ein Miſſethäter auf der Bank der Schande.

Wenn auf der einen Seite das beſtändige Nagen des Gewiſſens, das ſtete Nachdenken ſeinen Körper alt gemacht, ſo hatte es auf der anderen Seite dagegen ſeinen Geiſt aus dem Dunkel des Hochmuths und der Vermeſſenheit zur Klarheit geführt und ſeine Gemüthsart ſehr gemildert. Jetzt war ſeine Kleidung gering, ſeine Rede freundlich, ſeine Haltung beſcheiden. Geduldig ſein ſchweres Schickſal tragend, war jetzt ſeine einzige Lebensaufgabe ſeiner Tochter Schmerzen zu lindern, ſein einziges Streben, Karl's Befreiung.

Seit einer halben Stunde bereits ſaß Baas Ganſendonck in derſelben Stellung. Er hielt den Odem an und rührte ſich nicht, aus Furcht die Ruhe ſeiner Tochter zu ſtören.

Endlich hob Liſa mit einem ſchmerzlichen Seufzer den Kopf empor, als liege ihr das Kiſſen nicht bequem. Baas Ganſendonck näherte ſich ihr mit tiefem Gefühl:

— „Liſalieb, es verdrießt Dich ſo, hier immer allein in dieſer Kammer zu ſitzen, nicht wahr? Sieh, die Sonne ſcheint ſo hell draußen, die Luft iſt ſo ſanft und friſch! Ich habe einen Stuhl in den Hof geſetzt. Soll ich Dich in den Sonnenſchein führen? Der Doctor hat geſagt, daß Dir das gut thun würde.“ —

— „Ach nein, laß mich hier ſitzen“ — ſeufzte das Mädchen — „das Kiſſen iſt ſo hart.“ —

— „Die ewige Stille dieſer Kammer iſt peinlich, Liſa; Dein Herz bedarf der Erquickung.

— „Die ewige Stille?“ — wiederholte die Jungfrau ſinnend — „Wie muß es ſtill und ſüß ſein im Grabe!“

— „Laß die bittern Gedanken, Liſa. Komm, ſoll ich Dir helfen? Niemand ſoll Dich ſehn. Ich ſchließe die Hofthür zu; Du ſollſt in der ſchönen Buchenlaube ſitzen, und ſehn wie prächtig die Blumen blühen und hören wie lieblich die Vögel ſingen. Thu’ es mir zu Gefallen, Liſa.“ —

— „Nun denn Vater“ — antwortete ſie — „Dir zu Liebe will ich verſuchen, ob ich noch ſo weit gehen kann.“ —

Mit beiden Händen ſich auf den Tiſch ſtützend, richtete ſie ſich langſam auf; den Augen ihres Vaters entſtrömten heiße Thränen, als er ſah wie ſie auf ihren Füßen ſchwankte und alle ihre Glieder zitterten, als erliege ſie unter der Laſt ihres Körpers. Er faßte ſie ſtumm unter dem Arme und trug ſie mehr, als daß er ſie ſtützte. So gingen Beide, Schritt für Schritt, durch das Haus und kamen, nachdem ſie mehr als einmal ſtehen geblieben, um auszuruhen, in den Hof, wo Liſa erſchöpft und ſchmerzlich huſtend ſich in den Lehnſtuhl fallen ließ.

Nachdem der Baas ihr Kiſſen im Rücken und unter dem Kopfe zurecht gelegt hatte, ſetzte er ſich neben ſie auf einen anderen Stuhl und wartete ſtill bis ihre Ermüdung ſich verminderte.

Endlich ſagte er unter Thränen, mit tröſtendem Tone:

— „Habe nur gute Hoffnung, liebe Liſa; der ſchöne Sommer hat begonnen, die ſüße reine Luft wird Dich ſtärken. Du wirſt wieder geſund werden.“

— „Ach, Vater, warum mich betrügen?“ — ſeufzte ſie den Kopf ſchüttelnd. — Wer mich ſieht — Du auch Vater — der vergießt Thränen und weint über mein Schickſal! Es iſt vorbei, nicht wahr? — Wenn die Kirchweih kommt, liege ich ſchon auf dem Friedhofe?“

— „Kind, betrübe Dich nicht ſelbſt mit ſo ſchrecklichen Gedanken!“

— „Schreckliche Gedanken? Auf der Welt iſt es nicht gut, Vater. Wäre ich doch ſchon im Himmel! Dort iſt Geſundheit, Freude, ewige Liebe!“

— „Karl kommt bald zurück, Liſa. Haſt Du nicht ſelbſt geſagt, daß Du bald geſund ſein werdeſt? Er wird Dich tröſten, ſeine freundliche Rede Dich mit neuer Kraft beſeelen, daß Du Dich aus Deinen ſchweren Leiden herausreißeſt.“

— „Noch ſechs Monate“ — ſeufzte das Mädchen verzweiflungsvoll gen Himmel blickend, als frage ſie Gott etwas. — Noch ſechs Monate!“

„So lange nicht mehr, Liſa; Kobe iſt geſtern nach Brüſſel gereiſt mit einem Briefe von unſerem Bürgermeiſter an den Herrn, der unſer Fürſprecher bei dem Miniſter iſt. Alles läßt uns hoffen, daß wir eine Veringerung der Strafe für Karl erhalten. Dann wird er augenblicklich frei. Will's Gott bringt uns Kobe dieſen Nachmittag die frohe Kunde von ſeiner baldigen Erlöſung. — Liſa, mein Kind, giebt dir nicht ſchon der Gedanke neues Leben?“

„Armer Karl!“ — ſeufzte Liſa träumeriſch — ſchon vier lange Monate! O Vater, ich habe geſündigt . . . . . .

aber er, der Unſchuldige was muß er leiden in ſeinem düſtern Kerker!“

— „Nicht doch Liſa, ich habe ihn noch vorgeſtern in ſeinem Gefängniſſe beſucht. Er trägt ſein Schickſal mit Geduld; machte ihn nicht Deine Krankheit traurig, er würde ſich glücklich ſchätzen auf Erden.“

— „Er hat ſo viel gelitten, Vater; Du wirſt ihn lieben, nicht wahr? Ihn nicht mehr verſtoßen? Er iſt ſo gut!“

— „Ihn verſtoßen?“ — rief der Baas mit zitternder Stimme — „ich habe ihn auf den Knieen um Verzeihung gebeten, ſeine Füße mit meinen Thränen benetzt . . . . . .“

„Himmel! Und Er, Vater?“

— „Er iſt mir um den Hals gefallen, hat mich geküßt und getröſtet. Ich wollte mich ſelbſt anklagen, ihm ſagen, daß mein Hochmuth allein die Urſache ſeines Unglücks iſt, ihm geloben, daß mein ganzes Leben eine Bußübung ſein ſolle . . . . . Er hat mir den Mund mit einem Kuſſe verſchloſſen . . . . einem Kuſſe, der wie ein Balſam des Himmels, Hoffnung und Kraft in mein Herz flößte und mich ſtark gemacht hat, nun mit geringerer Angſt Gottes Beſchluß zu erwarten. Geſegnet ſei er, der Barmherzige, der Böſes mit Liebe vergilt!“

— „Und mir hat er auch Alles vergeben, nicht wahr, Vater?“

— „Dir vergeben, Liſa? Was haſt Du denn je geſündigt? Ach, wenn Du leideſt, wenn eine Strafe von oben Dich zu treffen ſcheint, ſo büßeſt Du allein um meinetwillen ſo ſchwer, mein armes Kind!“

— „Und ich, bin ich unſchuldig, Vater? War es nicht mein Leichtſinn, der ihm das Herz zerriß und ihn zur Verzweiflung brachte? Aber er hat mir doch Alles verziehen der Gute!“

— „Nein, nein!“ — rief der Vater — „Karl hat Dir Nichts verziehen. In ſeinen Augen warſt Du ſtets die reine, keuſche Lilie. — Selbſt damals als mein unſinniger Hochmuth Dich zu einer Unvorſichtigkeit zwang und Alles zuſammentraf um ihm Mißtrauen einzuflößen, wehrte er ſich gegen den geringſten Verdacht und ſagte ſtolz: meine Liſa iſt rein, mich allein liebt ſie auf Erden.“

Ein ſüßes Lächeln umſpielte die Lippen der Jungfrau während ſie ſagte:

— „O, dieſe Gewißheit wird mir das Sterbekiſſen ſanft machen. Wenn ich erſt droben bin, werde ich Gott für ihn bitten .... aus dem Himmel will ich ihm zulächeln wo er geht und ſteht, bis er auch kommt.“

— Der frohe Ton von Liſa's Stimme flößte ihrem Vater Muth ein den Verſuch zu machen ihre Gedanken von ſo trüben Dingen abzulenken. Freudig ſagte er:

— „Und Du weißt nicht, Liſa, was er mir vorgeſtern Alles ſagte von einem ſchönen Garten, den er Dir anlegen will ſobald er frei ſein wird — von ſchönen Blumen, mit ſich ſchlängelnden Wegen und Gängen, mit Lauben, Raſenplätzen und Teichen .... Und während man daran arbeitet, will er mit Dir eine Reiſe nach Paris machen und Dir die ſchönſten Dinge auf der Welt zeigen und Dir durch ſeine treue Liebe und allerlei Genuß und Freude den Geiſt erquicken .... O, Liſa, denke nur, dann wirſt Du ſchon Karl's Frau ſein. Nichts auf Erden kann Euch dann mehr trennen; Euer Leben wird ein Himmel voll Seligkeit ſein! Und Karl will, daß ich mit Euch und mit ſeiner Mutter in der Brauerei wohne. Er ſoll mein Sohn ſein. Du, Liſa, wirſt wieder eine zärtliche Mutter haben. Ich werde mir durch Sanftmuth und Zuthulichkeit die Freundſchaft der Dorfbewohner wieder gewinnen. Jeder wird uns achten und lieb haben. Wir wollen alle einander lieben, vereinigt durch das Band der Bruderliebe und friedlich unſer Leben verbringen auf Erden ..... Aber Liſa, Kind, was haſt Du? Du zitterſt! Iſt Dir nicht wohl?"

Die Jungfrau bemühte ſich, zu lächeln; man ſah aber deutlich, daß ihr die Kraft dazu fehlte; ſie ſuchte jedoch die Hand ihres Vaters, und als ſie dieſelbe gefunden hatte, ſprach ſie mit ſchwacher, allmälig erſtickender Stimme:

— „Vaterlieb! hätte Gott im Himmel mich nicht gerufen, ſo würde Dein tröſtendes Wort mich wohl heilen; — aber ach! was kann mich retten ...... vom Tode, den ich ſtets vor meinen Augen ...... wie Etwas, das ich nicht ſagen kann ...... eine Wolke, — Etwas, das mir winkt. Jetzt wieder. Es läuft mir kalt über den Leib; die Luft iſt zu ſcharf ...... Waſſer! Waſſer auf meine Stirn! O, Vater! lieber Vater! ich glaube ...... ich muß ſterben ......!"

Bei dieſen ſchmerzlichen Worten ſchloß ſie die Augen und ſank leblos wie eine Leiche zuſammen.

Baas Ganſendonck ſtürzte auf die Knie vor ſeiner Tochter und hob die Arme flehend gen Himmel, während ein Thränenſtrom ihm aus den Augen brach. Gleich darauf aber ward er ſich ſeines Zuſtandes bewußt, und ſprang mit fieberhafter Angſt in die Höhe. Er rieb der ohnmächtigen Liſa die Pulſe, hob ihr den Kopf empor, rief ſie bei ihrem Namen, küßte ihr die erſtarrten Lippen und benetzte ihre Stirn mit Thränen der Reue und der Liebe.

Bald nachher kam die Kranke wieder zu ſich. Während ihr Vater, halb ſinnlos vor Freude, die Zeichen ihres Erwachens aus dem Todesſchlafe auf ihrem Antlitz belauſchte, öffnete ſie langſam die Augen und blickte wie verwundert umher.

— „Noch nicht! noch auf Erden!“ — ſeufzte ſie. — „O, Vater! führe mich hinein! Mir ſchwindelt es im Kopfe; es brennt mir ſo in der Bruſt; die Luft zehrt mir die Lungen aus; die Sonne macht mir Schmerzen.“

Baas Ganſendonck hob ſie mit eiferſüchtiger Kraftanſtrengung empor, als wolle er ſein Kind von dem drohenden Tode entfernen, und trug ſie in ihr Gemach.

Dort ſetzte ſich Liſa wieder neben dem Tiſch hin und legte den Kopf ſtillſchweigend auf das Kiſſen.

Der Baas wollte etwas ſagen, um ſie zu tröſten, aber ſie flehte:

— „Sprich nicht, lieber Vater! ich bin ſo müde — laß mich ruhen!“

Baas Ganſendonck ſetzte ſich ſtill wieder auf ſeinen Stuhl und vergoß ſtumme Thränen über den nahen Tod ſeiner geliebten Tochter. . . . . .

Es war eine halbe Stunde verfloſſen, ohne daß eine Bewegung, ein Klang, ein Seufzer die Anweſenheit von Menſchen in dieſem Zimmer verrathen hätte, als man plötzlich einen Wagen vor der Thür halten hörte.

— „Da iſt Kobe, Liſa! da iſt Kobe!“ — rief Baas Ganſendonck freudig. — „Ich höre es am Tritt unſeres Pferdes!“

Ein ſchwacher Hoffnungsſchimmer erglänzte in den ſterbenden Augen der Jungfrau.

Wirklich trat der Knecht in die Kammer. Liſa ſchien alle ihre übrigen Kräfte zu ſammeln, um die frohe Nachricht zu vernehmen. Sie hob den Kopf empor und wandte ihn Kobe zu. Der Baas ſprang auf und rief:

— „Nun, Kobe, nun?“

Mit Thränen in den Augen antwortete der Knecht:

— „Nichts! Der Herr, der bei dem Juſtizminiſter für Karl ſprechen ſoll, iſt nach Deutſchland gereiſt. . . . . .“

Ein leiſer, doch höchſt ſchmerzlicher Klageruf entfuhr Liſa's Munde. Ihr Haupt fiel ſenkrecht in das Kiſſen zurück; ſtille Thränen drangen ihr aus den Augen.

— „Ach! ach!“ — ſeufzte ſie beinahe unhörbar. — „Er ſoll mich auf Erden nicht mehr ſehen.“

XI.

Diſteln geſäet, Dornen gemähet.

An einem ſchönen Morgen ſchritt ein junger Bauer mit großer Eile auf dem Steinwege von Antwerpen nach Breda. Er keuchte ſichtbar, und der Schweiß ſtand in Perlen auf ſeiner Stirn. Dennoch ſtrahlte unausſprechliche Freude aus ſeinen Augen, und in den flüchtigen Blicken, die er auf die Felder und auf das dunkle Blau des Himmels warf, funkelten Dankbarkeit gegen Gott und Liebe zu der belebenden Natur. Seine Schritte waren leicht; von Zeit zu Zeit entfuhr ihm ein Schrei der Freude. Man hätte ſagen mögen; daß er mit brennender Ungeduld nach einem Orte eilte, wo ein großes Glück ſeiner harrte.

In der That, es war Karl der Brauer, deſſen Feſſeln plötzlich durch eine Ermäßigung der Strafe gefallen waren.

Er kehrte jetzt heim, das Herz voll ſeliger Träume. Er ſollte ſeine Liſa wieder ſehen, ſie tröſten, ihr Geneſung bringen; denn war es nicht ſeine Verurtheilung, ſeine Gefangenſchaft, welche die Jungfrau unter dem Drucke eines nagenden Schmerzes niederbeugte und krank machte? und mußte daher nicht ſeine Befreiung, ſeine Rückkehr das unfehlbare Heilmittel ihrer Krankheit ſein? Ja, er kehrte zu ihr zurück, rein, liebevoll; er überraſchte ſie durch ſein Erſcheinen; er wollte ihr zurufen: „Stehe auf aus Deinem Schmerz, meine Liſa! Hier bin ich, Dein treuer Freund! Schöpfe Kraft aus meiner Liebe; erhebe Dein Haupt voll Hoffnung! All' unſer Leid iſt vorüber! Blicke muthig und heiter in die Zukunft; lache dem Leben zu; es verſpricht uns noch ſo viele ſchöne Jahre!“

Und ſeine gute alte Mutter! wie wollte er ſie belohnen für ihre liebreichen Schmerzen! Er ſah bereits im Geiſte, wie ſie ihm vor Rührung ſchreiend entgegeneilte, fühlte, wie ſie ihm die Arme um den Hals ſchlug, wie ihr Kuß auf ſeinen Wangen glühte, ihre Thränen ſeine Stirn benetzten...... Liebevoll lachte er dieſem ſüßen Bilde zu, während das Wort „Mutter! Mutter!“ ihm von den Lippen fiel.

O! ſelig war der Jüngling! Die wiedergewonnene Freiheit machte ihm die Bruſt ſchwellen. Die düftereiche Heideluft umwallte ihn und goß Lebensfeuer in ſeine Lunge; die Lenzſonne vergoldete ringsum das liebliche Grün der Tannen, und kleidete die Natur in ein prachtvolles Feſtgewand...... Träumend von einer ſchönen Zukunft, Gott dankend mit überfließendem Herzen, Alles, was er liebte, ſich vor die Seele zaubernd, ſeufzend vor Liebe, lachend vor Glück, ſchritt der Jüngling immer raſcher fort, bis er ſich ungefähr eine halbe Stunde Weges von ſeinem Geburtsdorfe befand.

Dort blieb er plötzlich zitternd ſtehen, als ob eine häßliche Erſcheinung ihn mit Schreck und Verwirrung geſchlagen habe.

Aus einem Seitenwege waren drei Herren auf den Steindamm getreten; der Eine war Herr von Bruinkaſteel.

Es wäre ſchwer zu ſagen, ob dieſe Perſonen den jungen Bauer bemerkt hätten: ſie ſahen ihn jedoch nicht an, ſondern ſchlugen den Weg nach dem Dorfe ein.

Karl war rathlos. Mit dem Baron wollte er jetzt nicht in ein Geſpräch kommen, denn er fühlte an dem Pochen ſeines Herzens, wie gefährlich es für ihn werden könne, wenn ſein Feind ihn auch nur mit einem einzigen Worte verhöhnte. Stehen bleiben konnte er jedoch auch nicht. Seine Ungeduld, die Geliebte wiederzuſehen und ſeine Mutter zu umarmen, riß ihn zu mächtig vorwärts.

Nach kurzer Ueberlegung faßte er raſch einen Entſchluß. Er ſprang von dem Steindamme auf einen Nebenpfad und lief zwiſchen Gebüſch und Feld auf Umwegen ſeinem Dorfe zu . . . .

. . . .

Ueber dem Dorfe ſchweben die langſamen Klänge der Todtenglocke...... Auf dem Kirchhofe gähnt ein friſch aufgeworfenes Grab. Jeder Ton des Trauergeläutes hallt wieder in der wartenden Grube. Es iſt, als ſtiege eine hohle Stimme aus dem Boden empor, als ſeufzte die Erde voll Verlangen: „Komm, komm, komm!“

Selbſt die Sinne der Thiere werden ſchmerzlich ergriffen von dem dumpfen Ruf des Todes. Die Hunde heulen, die Stiere brüllen dem Glockengeläute entgegen; und dennoch umfängt eine tiefe Stille die ganze Gemeine. Man verſpürt keine andere Bewegung als den trägen Gang von einſamen alten Leuten, die mit Gebetbuch und Roſenkranz wie ſtumme Schatten nach der Kirche wandeln.

Fernher naht ein trauriges Gefolge...... Aber wie ſchön zeigt ſich hier der Zug nach dem letzten Ruheort!

Vier Jungfrauen in ſchneeweißen Gewändern tragen die Leiche ihrer Gefährtin, welche in der Blüthe des Lebens ſtarb; andere, ebenſo gekleidete Mädchen gehen nebenher, um, wenn die Reihe an ſie kommt, die theure Laſt auf ihre Schultern zu nehmen. Hinter ihnen folgen alle Töchter der Gemeine, mit Blumen oder Weihepalmen in der Hand, ja, ſelbſt die kleinen Mädchen, deren unſchuldiges Gemüth noch nicht begreift, was das Wort „ſterben“ bedeutet. Viele weinen bitterlich; Alle gehen mit geſenktem Haupte und trauern über die arme Liſa, die ach! ſo unſchuldig gebüßt hat.

Auf den Sarg ſind Blumen geſtreut, Roſen und Lilien, Sinnbilder jungfräulicher Reinheit. Sie duften ſo friſch, ſie prangen ſo lieblich auf dem weißen Bahrtuch...... In dem Sarge liegt auch eine Blume, eine Lilie, die der Wurm des Leides zernagt, kalt und bleich; ein unſchuldiges Lamm der Sühne, ein ſchuldloſes Schlachtopfer des Hochmuthes und der Aufgeblaſenheit.

Nur drei Männer folgen unmittelbar der Leiche. Auf der einen Seite geht Kobe, der Knecht, auf der anderen Sus, der Schmied. Mitleidig weinend unterſtützen ſie einen Dritten, der wie ein Betrunkener auf den Beinen ſchwankt. Er bedeckt ſein Angeſicht mit den Händen; Thränen tröpfeln durch ſeine Finger, ſeine Bruſt keucht ſichtbar unter peinlichem Schluchzen...... Armer Gansendonck! ſchuldvoller Vater! Du darfſt das Auge nicht mehr auf die Bahre richten! Bei jedem Blicke nagen Gewiſſensbiſſe Dir das Herz blutig, nicht wahr? Du zitterſt vor Angſt und Beſchämung?...... Aber ich will nicht in Dein

Herz ſchauen. Deine Marter ſtößt mir Ehrfurcht ein. Deinen unglücklichen Hochmuth vergeſſend, weine ich auch Thränen des Mitgefühls über Dein bitteres Leiden......

Man naht ſich dem Felde des Todes. Dort iſt der Prieſter, der das letzte Gebet über der Leiche ſprechen ſoll......

Aber was erfüllt Jeden mit Schrecken und Beſtürzung? Warum dieſer Schrei der Angſt, der zu gleicher Zeit ſich aus jeder Bruſt drängt? Welche gräßliche Erſcheinung macht die Jungfrauen zittern?

Gott! dort iſt Karl! Er bleibt einen Augenblick, wie vom Blitz getroffen, ſtehen und ſtarrt mit wildem Blicke auf den Leichenzug, der ihm plötzlich vor die Augen gekommen iſt...... Niedergeſchmettert erkennt er, was ſich zuträgt. Die Haare ſteigen ihm zu Berge. Er eilt herbei; er ſtürzt neben der Leiche nieder; gewaltſam ſtößt er die Jungfrauen fort, reißt das Bahrtuch ab, und reißt ſich die Hände blutig an den Schrauben. Er will den Sarg öffnen; er ruft ſeine Liſa; er ſchreit, er weint, er lacht...... Es kommen Männer herbei und ziehen ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt von der Leiche weg...... Aber eine neue Erſcheinung entreißt ihm einen Schrei der Rache, ſo gräßlich und gewaltig, daß Jeder davor zurückbebt. Was hat denn ſein verwildertes Auge geſehen, daß er wüthend Alles aus dem Wege räumt, und mit furchtbarem Geſchrei auf Etwas, das ihn ärgert, zuläuft?

Himmel! dort an dem Fenſter eines Wirthshauſes ſteht der Baron!

Wehe! wehe! Wahnſinnig zieht der Jüngling ein Meſſer aus der Taſche. Es funkelt ſo gräßlich in der Sonne. Raſch ſpringt er in das Wirthshaus. Es wird ein Mord geſchehen. — Aber nein! er ſtrauchelt an der Schwelle und fällt wie ein Stein mit dem Kopf auf den Boden. Jeder hebt ſchreiend die Arme empor, Jeder zittert...... Aber Karl ſteht nicht wieder auf; er bleibt liegen, als hätte der Tod in ihm ein neues Opfer gefunden.

Der Baron, ſein Feind, iſt der Erſte bei ihm. Er hebt mitleidig den Jüngling vom Boden auf. Auch an ihm nagt die Reue; auch ihm ruft Etwas zu: Dein Leichtſinn hat Antheil an dem Unglück, das hier ringsum ſo ſchrecklich wüthet!

Kobe läuft ebenfalls herbei. Beide ſetzen den Jüngling auf einen Stuhl und benetzen ihm Stirn und Bruſt mit Waſſer. Er bleibt jedoch todtenbleich und bewegungslos ſitzen......

Unterdeſſen murmelt der Prieſter den letzten Friedensgruß über einem Grabe, und dumpf rollen die Erdſchollen auf einen Sarg.............

Karl hat ſich von der Ohnmacht erholt. Der Baron will ihn tröſten...... Kobe ſpricht zu ihm von ſeiner Mutter. Aber der Jüngling kennt weder Freund noch Feind mehr. Etwas Gräßliches blickt aus ſeinen Augen. Er lacht und ſcheint ſo glücklich. Er iſt wahnſinnig.

Lieber Leſer! Wenn Du einſt zufällig durch das Dorf kommſt, wo dieſe traurige Geſchichte ſich zugetragen hat, dann wirſt Du vor der Brauerei zwei Männer auf einer

Bank ſitzen ſehen und ſpielen, als ob ſie Beide noch Kinder wären. Der Jüngſte hat ein lebloſes Geſicht, obwohl das Feuer des Wahnſinns in ſeinen Augen glüht; der Andere iſt ein alter Knecht, der mit liebreichem Mitleid für ihn ſorgt und ſich bemüht, ihn zu tröſten.

Frage den Knecht nach der Urſache von ſeines Herrn Unglück; der gute Kobe wird Dir traurige Dinge erzählen, Dir das Grab zeigen, wo Baas Ganſendonck neben ſeinem Kinde den ewigen Schlaf ſchläft, und ſei gewiß, er wird ſeine Rede unfehlbar beſchließen mit dem Spruche:

Hochmuth iſt die Quelle alles Uebels.

Druck von Friedrich Ries in Leipzig.

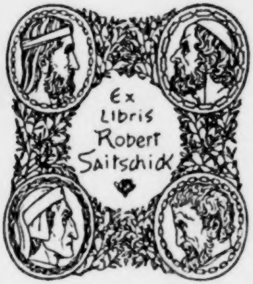
Eleutheria.

Vollſtändigſte Sammlung
der
Freiheitslieder und Klagen
aller bekannten Nationen
in
wörtlichen metriſchen Uebertragungen.

Von
O. L. B. Wolff.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1861.

39
4085


Ex
Libris
Robert
Saitschick

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eleutheria.

I.

Nationen vorchriſtlicher Zeit.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Klagelied der Juden in der babylonischen Gefangenschaft.

Der berühmte 137. Pſalm.

An den Waſſern zu Babel ſaßen wir: und weineten, wenn wir an Zion gedachten.

Unſere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen ſind.

Denn daſelbſt hießen uns ſingen, die uns gefangen hielten, und in unſerm Heulen fröhlich ſein: Lieber ſinget uns ein Lied von Zion.

Wie ſollten wir des Herrn Lied ſingen in fremdem Lande?

Vergeſſe ich dein, Jeruſalem: ſo werde meiner Rechten vergeſſen.

Meine Zunge müſſe an meinem Gaumen kleben, wo ich dein nicht gedenke: wo ich nicht laſſe Jeruſalem meine höchſte Freude ſein.

Herr, gedenke der Kinder Edom am Tage Jeruſalem, die da ſagen: Rein ab, rein ab, bis auf ihren Boden.

Du verſtörte Tochter Babel: wohl dem, der dir vergelte, wie du uns gethan haſt.

Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt, und zerſchmettert ſie an dem Stein!

Das Heil der Völker.

Fürchtet nicht der Feinde Dräuen und der Widerſacher Bund,
Zittert nur, ihn umzureißen, eurer Eintracht ſichern Grund.

Banget vor dem innern Zwiſte, vor der Bürger wildem Streit,
Den die Sünde zeugt, den nähren Stolz und Ungerechtigkeit.

Wahrheit, Liebe und Vertrauen, gleiches Recht und ſtrenge Pflicht,
Darin liegt das Heil der Völker. Glaubt ihr nicht, ſo bleibt ihr nicht.

Fordert ihr vom Himmel Zeichen? Schauet auf die Erde nur,
Da erkennt ihr ohne Zweifel deutlich des Verbrechens Spur.

Wie der Blitz kommt vor dem Donner, nach dem Schlage kommt der Schall,
So kommt Elend nach der Sünde und der Hochmuth vor dem Fall.

Wider die geſetzliche Unſittlichkeitsförderung.

Weh' euch, ihr Rechtsgelehrten, die ihr, zu Hohn und Spott
Der Sittlichkeit, Geſetze macht, frevelnd wider Gott,

Die ihr das Recht der Armen laßt eitel Unrecht ſein,
Und in das Haus der Witwen als Räuber brechet ein!

Am Tage der Vergeltung, was werdet dann ihr thun?
Ach! in der Nacht des Unglücks, wo werdet dann ihr ruhn?

Wohin wollt ihr entfliehen, wenn euch der Höchſte ruft
Und euch entgegen gähnet die dunkle Todtengruft? —

Ihr ſeid's ja, die vergiften des Volkes Geiſt und Herz,
Ihr ſeid's ja, die es ſtürzen in Jammer, Leid und Schmerz;

Ihr ſeid's, die hin es reißen zur Sünd' und Laſterthat,
Daß es nun keine Freude und keinen Frieden hat.

Um euch kann Gott nicht ſegnen das arme Vaterland,
Muß fort und fort noch ſtrafen mit ſeiner Vaterhand.

Regententhorheit.

Blinde Thoren ſeid ihr, Fürſten, eure Räthe ſind verwirrt,
Eure Klugheit iſt verloren, eure ganze Weisheit irrt.

Ihr ſeid alleſammt betrogen durch der Zeiten Schwindelgeiſt,
Der in des Verderbens Tiefen euch und eure Völker reißt.

Nehmet nur hinweg die Freiheit, löſchet aus der Wahrheit Licht,
Tretet nieder alle Rechte, führt die Seelen vor Gericht;

Bannt die ſchaffenden Gedanken und verbietet jedes Wort,
Das durch unbekannte Meere ſchifft nach unentdecktem Port;

Leget Zoll auf jedes Streben, eine Laſt auf jede Kraft,
Schlaget jedes Herz in Bande, haltet jeden Geiſt in Haft:

Dann habt ihr ein Volk von Sclaven, ohne Liebe, Treu' und Muth, —
Ihre Sehnen ohne Spannung, ihre Adern ohne Blut —

Schattenweſen ohne Leben, Schwächlinge, des Geiſtes baar,
Die nur beben, die nur ſchaudern und entflieh'n in der Gefahr.

Sagt! wer wird euch dann beſchützen vor der grimmen Feinde Macht?
Sagt! wer wird euch dann erretten aus des Unglücks Schreckennacht?

Ihr habt eure Wehr zerbrochen, abgehau'n des Retters Hand,
Und der Feind beſiegt die Söldner, nimmt euch höhnend Leut' und Land.

Wider die lichtscheuen Wahrheitshasser.

Geh' denn hin, ſchreib's auf die Tafel, ſchreib's vor ihren Augen ein,
In ein Buch ſollſt du's verzeichnen, graben in den feſten Stein,

Daß es bleibe für die Zukunft, für die Nachwelt allezeit,
Daß es ſei ein lautes Zeugniß für die lange Ewigkeit!

Denn verlogne Söhne ſind ſie, Töchter ohne Zucht und Scham,
Ihrer Väter Schmach und Schande, ihrer Mütter Schmerz und Gram.

Sprechen zu den heil'gen Sehern: ſehet nicht! weh' thut das Licht;
Sagen laut zu den Propheten: keine Wahrheit — ſagt ſie nicht!

Schmeichelt uns mit ſüßem Lobe, malt uns holder Täuſchung Bild,
Lenket ab vom graden Wege in der Sinne Luſtgefild.

Schaffet weg aus unſern Augen Gottes Wort und Gottes Hand,
Löſet der Gebote Feſſel, und zerreißt der Pflichten Band! —

Wohl, weil ihr das Licht verwerfet und die ew'ge Wahrheit haßt,
Weil ihr euch auf krumme Wege und auf Lug und Trug verlaßt,

Darum wird euch euer Frevel wie ein Riß der Mauer ſein:
Sie will weichen, droht zu ſinken, plötzlich bricht ſie krachend ein,

Bricht wie ein Gefäß von Leimen, das, gemein und ohne Werth,
Schonungslos die Magd zertrümmert an des eignen Hauſes Herd.

Und es bleibt nicht eine Scherbe, eine Scherbe, groß genug
Für ein Köhlchen von dem Herde, für ein Tröpflein aus dem Krug.

Der Taumelkelch.

Stehe auf, du Gottesſtadt, die du trankſt aus meinen Händen
Einen bittern Taumelkelch! Ich will deinen Jammer enden.

Da iſt keiner, der dich führt, keiner von all' deinen Söhnen,
Der vom Gifttrank ſchnöder Luſt dich vermöge zu entwöhnen.

Ueber dich kam Angſt und Schmerz; wer iſt's, der ſich dein erbarme?
Ueber dich kam Schwert und Tod; ach wer tröſtet dich, du Arme? —

Höre dies, bedrängte Stadt, taumelnde, doch nicht von Weine,
So ſpricht Gott, der deiner denkt, der dich liebt und trägt alleine:

Sieh! der bittre Taumelkelch ſoll dir aus der Hand entſinken,
Und die Hefen meines Grimms ſollſt du ferner nicht mehr
trinken.

Aber geben will ich ihn denen, die dich unterdrücken
Und in Herrſcherhochmuth keck ſchreiten über deinen Rücken.

Aufruf an das geknechtete Volk.

Wache auf, ermanne dich, ziehe deine Stärke an,
Kleide dich in deinen Schmuck, den dir Niemand wehren kann.

Schüttle ab den fremden Staub, ſteig' auf deinen hohen
Thron,
Aus dem Joche zieh' den Hals, mein gefangner armer Sohn!

Wie umſonſt du warſt verkauft, löſ' ich auch umſonſt dich ein,
Denn ich bin dein Herr und du ſollſt mein freier Diener ſein.

Kennen lernen ſollſt du nun meinen Namen jeden Tag:
Ich bin's, der, was er verſprach, dir zu halten auch vermag.

Jubellied der Befreiten.

Wie erwünſcht ſind auf den Bergen froher Glückverkünder Schritte,
Wie erfreuend in den Thälern heil'ger Friedensboten Tritte!

O wie jauchzen alle Wandrer, die da gehn auf dunklem Pfade,
Wenn der Herr zu ſeinem Volke wiederkehrt mit ſeiner Gnade!

Singet laut und jauchzet alle in dem theuren Vaterlande,
Gott hat unſer Volk erlöſet, hat zerriſſen unſre Bande,

Hat vor aller Welt erhoben ſeine heil'gen Retterarme,
Uns getragen an die Sonne, daß uns Leib und Seel' erwarme.

Die blinden Wächter und die ſchlechten Hirten.

Blind, mein Volk, ſind deine Wächter, wiſſen nichts von Recht und Licht;
Alle ſind ſie ſtumme Hunde, bellen nicht und beißen nicht.

Träumer ſind ſie, ſchlummern gerne, ſtrecken ſich auf's Ruhebett,
Haben einen ſtarken Hunger, werden nimmer ſatt und fett.

Deine Hirten ſelber haben keinen Geiſt, Witz und Verſtand,
Weiſen dich auf ihren Pfaden in der Sünder Unglücksland.

Von dem Erſten bis zum Letzten haben alle einen Sinn,
Jeder richtet die Gedanken nur auf irdiſchen Gewinn,

Will nur immer höher ſteigen, ringt nach nichts als Ueberfluß,
Lebet geſtern, heut' und morgen für des Augenblicks Genuß.

Die altgriechiſchen Kriegslieder des Tyrtäus.

1.

Herrlich fürwahr iſt ſterben dem Tapfern, wenn in der Vorhut
Muthig er Bürger und Land ſchützet und kämpfend erliegt.
Aber das eigne Gebiet und die herrlichen Fluren der Heimath
Meiden und betteln umher, bringet den bitterſten Schmerz;
Irrend von Lande zu Land mit der lieben Mutter, dem greiſen
Vater, den Kindern noch klein, und mit dem blühenden Weib!
Alle fürwahr, die bittend er heimſucht, haſſen den Armen,
Wenn er der Armuth Drang weicht und der feindlichen Noth.
Schmach auch bringt er dem Stamm; er beſchimpft ſein ſtrahlendes Antlitz;
Schlechtheit jeglicher Art folgt ihm und herber Verdruß.

Niemand denket mit Ehren des Mannes, der alſo herumirrt;
Auch nichts bleibet hinfort übrig von achtender Scheu.
Laßt uns kämpfen mit feurigem Muth für das Erbe der Väter;
Gebt für der Kinder Geſchlecht freudig das Leben dahin.
Jünglinge, auf und kämpft in geſchloſſenen Gliedern beharrend,
Nimmer gedenket der Furcht oder der ſchändlichen Flucht;
Sondern erſtarket an Muth, und die Bruſt voll kräftigen Mannſinns,
Laſſet im Kampf mit dem Feind Liebe des Lebens zurück.
Niemals laßt die Bejahrten zurück — nicht regen bebend ſich
Ihnen die Schenkel — und flieht nicht vor den Greiſen hinweg.
Schande ja bringt es dem Heer, wenn unter den Reihen der Vorhut
Weit vor den Jüngern voraus liegt der getödtete Greis,
Weiß ſchon Scheitel und Wangen umher von dem greiſenden Alter,
Und den gewaltigen Muth blutend im Staube verhaucht;
Schmählich die Schenkel entblößt. Wohl ziemt das Alles dem Jüngling:
Während die Blüth' ihn noch lieblicher Jugend bekränzt,
Dünket er ſtattlich den Männern zu ſchau'n und den Frauen erfreulich,
Während er lebt; noch ſchön, fiel er im vorderſten Glied.

2.

Aber ihr ſeid ja des ſtets obſiegenden Herakles Abkunft!
Alſo getroſt! denn Zeus wendet die Augen nicht ab.
Fürchtet euch nicht, noch bebt vor der Schaar andringender Männer,
Sondern im vorderſten Glied halte der Kämpfer den Schild.

Feindlich erachtend des Lebens Genuß, und die Looſe des dunkeln
Todtengeſchickes erwünſcht, wenn ſie die Sonne beſcheint.
Wiſſet ihr doch, wie ſchrecklich das Werk des bejammerten Ares;
Wohl auch kennt ihr die Art völkerverderbender Schlacht.
Unter den Fliehenden waret ihr ſchon und bei den Verfolgern;
Beides, ihr Jünglinge, ſchon habt ihr genügend erkannt.
Die ſich im Kampfe vertraun und wanklos feſt in dem Glied ſtehn,
Stets in den vorderſten Reihn gegen die Feinde gekehrt,
Retten das hintere Volk, und ſie ſelbſt trifft ſelten der Tod nur;
Aber dem Bebenden weicht jegliche Tugend und Kraft.
Niemand möchte mit Worten fürwahr wohl Alles erzählen,
Was, wer Schändliches thut, Schändliches wieder erfährt.
Schmählich und grauſam iſt es fürwahr, wenn kämpfender Feinde
Lanze den fliehenden Mann hinten im Nacken verletzt.
Schändlich auch iſt des Gefall'nen Geſtalt, wenn todt er im Staub liegt,
Und ſein Rücken zerfleiſcht blutet von Feindes Geſchoß.
Alſo ſtelle ſich Jeglicher feſt, und die Füße mit ſtarkem
Ausſchritt wacker geſtützt, beiß' er zuſammen den Mund.
Aber die Bruſt und Schultern und Bein' und Schenkel von unten
Wahre ſich Jeder, bedeckt mit dem geräumigen Schild;
Schwing' auch mächtiger Lanze Gewicht in der kräftigen Rechten,
Und ihm über dem Haupt flattre der ſchreckliche Buſch.

Alſo erlernend die Werke des Kriegs in der Thaten Vollbringung,
Und mit dem Schilde bewehrt, weich' er den Pfeilen nicht aus,
Sondern heran und dem Feinde genaht mit der Schärfe des Schwertes
Oder dem ragenden Speer, ſchlag' er mit Wunden den Feind.
Fuß an Fuß ihn ſetzend, und Schild mit dem Schilde geſtoßen,
Helm an den ehernen Helm ſtutzend, und Buſch an den Buſch,
Bruſt an Bruſt, ſo nah' er im rüſtigen Kampfe dem Feind ſich,
Faſſend des Schwertes Gefäß oder den ſchattenden Speer.
Aber ihr Leichtern verbergt euch hinter dem Schilde der Andern;
Und mit des Steinwurfs Kraft bringet zum Wanken den Feind;
Auch hinſchleudert den Speer, den geglätteten, gegen die Feinde,
Stets dem gepanzerten Mann feſt an die Seite gedrängt.

3.

Nimmer gedenk' ich im Lied, noch acht' ich der Rede den Mann werth,
Welcher die Ringkunſt nur übt und der Füße Gewalt;
Wär' er an Größ' und gewaltiger Kraft den Kyklopen vergleichbar;
Thät' er im Laufen es ſelbſt Thrakiens Boreas vor;

Wär' er ein größ'rer Monarch, als Pelops, Tantalos Sprößling,
Und wie Adraſtos einſt ſüßer Beredſamkeit voll;
Hätt' er auch jeglichen Ruhm, und ermangelte kräftigen Mannſinns.
Denn nie glänzet ein Mann unter den Tapfern im Krieg,
Der nicht ohne zu zagen den Mord in der blutigen Feldſchlacht
Schaut und gegen den Feind tretend erhebet den Speer;
Dies iſt die Tugend und herrlicher Preis in der Menſchen Geſchlechtern,
Und nichts Schöneres wird blühender Jugend zu Theil.
Heilſam, traun, auch iſt es der Stadt und den ſämmtlichen Bürgern,
Wenn ausſchreitend ein Mann unter die Erſten ſich ſtellt,
Wanklos, nimmer der ſchändlichen Flucht, noch denkend der Rettung;
Leben und duldſamen Muth ſetzt er im Kampfe daran,
Und giebt auch dem Benachbarten Muth, daß nicht er den Tod ſcheut.
Solch ein Bürger erglänzt unter den Tapfern im Krieg.
Plötzlich zur Flucht hintreibt er der erzumpanzerten Feinde
Schaaren und raſtlos ſtets hemmt er die Wogen der Schlacht.
Selbſt wohl fällt er, im vorderſten Kampf ſein Leben verlierend;
Dann auch krönt er mit Ruhm Vater und Bürger und Stadt.
Oftmals wurde die mächtige Bruſt und der eherne Harniſch
Und hochbauchigen Schilds Rund ihm mit Lanzen durchbohrt.
Um ihn weint wehklagend zugleich ſo der Greis wie der Jüngling,
Drückender Sehnſucht Schmerz füllet die trauernde Stadt.

Ruhm umſtrahlt ſein Grab bei den Sterblichen: ſeine Erzeugten
   Feiert die Welt und des Sohns Söhne und ſpätes Geſchlecht.
Nimmer erſtirbt ſein trefflicher Ruhm und der Name des Edlen;
   Sondern im Schooße der Gruft lebet unſterblich der Mann,
Der, nie weichend und immer voran und im Kampfe beharrend,
   Schützend die Kinder, das Land, Ares Geſchoſſen erlag.
Aber wofern er entflieht des erſtarrenden Todes Verhängniß,
   Und ihn ſtrahlender Sieg ſchmücket im Lanzengefecht,
Hoch dann ehren ihn Alle zugleich, ſo die Jungen und Alten,
   Und zu dem Hades hinab ſteigt er mit Freude gekrönt.
Greis auch, glänzt er vor Allen im Land und Keiner verletzt ihm
   Weder die ehrende Scheu noch das gebührende Recht.
Naht er, erheben die Jüngern ſich ihm und die Altersgenoſſen
   Weichen vom Sitz, und ſelbſt Aeltere treten zurück.
Strebe denn jeglicher Mann voll rüſtigen Muthes zu ſolcher
   Tugend empor, und nie weich' er im Kampfe dem Feind.

Altgriechiſches Freiheitslied.

Myrthenzweige ſollen mein Schwert umhüllen,
Wie's Armodius und Ariſtogiten
Trugen, als ſie die Tyrannei erlegten
Und die Freiheit Athenen wieder ſchenkten.

Biſt, Armodius, Liebſter! nicht geſtorben.
Auf der Seligen Inſeln wohnſt du, ſingen
Dich die Dichter, ſingen, daß Held Achilles
Und Tydides und Diomed da wohnen.

Myrthenzweige ſollen mein Schwert umhüllen,
Wie's Armodius und Ariſtogiten
Trugen, als ſie, an Athenens Feſte,
Den Tyrannen Ipparchus niederwarfen.

Euch, ihr Liebſten, ew'ger Ruhm wird bleiben,
Dir, Armodius und Ariſtogiten,
Daß ihr einſt den Tyrannen niederwarfet
Und die Freiheit dem Vaterland ſchenktet.

Mannesstolz.

Fremder Ruhm drückt heimlich des Bürgers Bruſt, doch
Schwerer noch bei ihm unerreichbarem Glück.
Dennoch aber — Neid iſt beſſer als Mitleid —
Klimme zum Gipfel des Ruhms,
Lenke mit dem Steuer des Rechts dein Volk und
Schmiede der Zunge Richterſpruch auf trugloſer
Wahrheit Ambos.

Denn entſprühet Kleines ihr auch,
Achtet von dir man es dennoch
Hoch: von Vielem Ordner biſt du;
Deiner Thaten jede beachten der Zeugen viel.
Schwoll des Ruhmes Blüthe ſehnſuchtsvoll
Dir die Bruſt, und ſoll ewig des ſüßen Preiſes

Wonne dir ſein, ſchone der Schätze nicht karg.
Gieb, des Schiffes weiſem Führer ähnlich, die
Buſigten Segel dem Wind.
Gleißneriſchen Vortheils Gewinn laſſ', o Freund, dich
Nimmer verblenden.

Nur des überlebenden Ruhms
Stimme dringt — wenn vom Leben wir ſcheiden,
Unſers Wandels Zeug' — in's Ohr dem
Thatenverkünder und Sänger.
Nie ſtirbt Kröſos' menſchenbeglückende Huld.
Aber Phalaris, den wilden
Mörder in ehernem Stier, weiht
Ueberall dem Abſcheu der Nachruf.
Nie geſellt bei häuslichem Mahl
Die froh ertönende Leier ihn der
Jugend lieblich liſpelnden Wonnegemeinſchaft zu!

Glücksgenuß iſt der erſte der Preiſe,
Edlen Rufs Beſitz das zweite
Loos, und wo irgend ein Mann
Beide Gaben fand und errang,
Der hat der Kränze ſchönſten gebrochen.

Die Tugend.

O Tugend, ſchwer zu erringen
Dem ſterblichen Geſchlecht,
Des Lebens ſchönſte Belohnung,
Jungfrau du!

Um deine Schöne gingen
Die Griechen freudig in Tod,
Beſtanden harte Gefahren
Mit eiſerm Muth.

Du giebſt dem Herzen
Unſterbliche Frucht,
Die ſüßer als Gold und Eltern iſt
Und als der zarte Schlaf.

Um deinetwillen hat Herkules
Und Leda's Söhne ſo viel ertragen,
Zeigten in Thaten
Deine Macht.

Aus Lieb' um dich ging Held Achill
Und Aias in's Todtenreich,
Um deine ſüße Geſtalt hat ſich Atarne's Gaſtfreund
Den Glanz der Sonne geraubet.

Unſterblich ſinget ihn, ihn den Thatenreichen,
O Muſen, Töchter des Ruhms,
So oft ihr preiſet den Gott verbündeter Treu'
Und feſter Freundſchaft Lohn!

Römertugend.

Den Drang der Armuth lerne der Jüngling gern,
Im harten Kriegsdienſt kräftiglich aufgeblüht,
Erdulden und dem wilden Parther
Nah' er zu Roß, mit dem Speere furchtbar.

Sein Leben ſchwind' ihm unter des Himmels Blau
Dahin in Drangſal. Ihn von dem Feindeswall
  Erblicke dann des fremden Herrſchers
    Ehegemahl und erwachſ'ne Tochter.

Und ſeufze bang: „Ach, daß mir der Bräutigam,
Im Schlachtgewühl noch Neuling, den grimmen Leu'n
  Nicht reize, den blutgier'ger Jähzorn
    Mitten hinein in das Mordfeld reißet! —“

Süß iſt's und ruhmvoll, ſterben für's Vaterland!
Der Tod ereilt, auch wenn er entfleucht, den Mann
  Und ſchonet nicht wehrloſer Jugend
    Knie, noch den feig abgewandten Rücken.

Die Tugend, unkund ſchnöder Verweigerung,
In ungetrübten Ehren erglänzet ſie:
  Nicht nimmt ſie oder legt die Beile
    Nach unbeſtändiger Volkeswillkür.

Sie, die den Himmel jenen, die unverdient
Hinſcheiden, aufſchließt, wandelt verſagte Bahn,
  Und Pöbelſchwarm' und feuchten Erddunſt
    Schaut ſie verachtend im Schwung des Fittigs.

Auch ſich'rer Lohn harrt treuer Verſchwiegenheit.
Nie duld' ich, daß, wer heiligen Ceresdienſt
  Ausbreitet, unter einem Dache
    Weile mit mir und in ſchwacher Barke

Mit mir entſegle. Oft hat Diespiter,
Verſäumt, den Frevlern Redliche beigefügt:
  Nur ſelten blieb gelähmten Fußes
    Hinter dem Sünder zurück die Rache.

II.

Deutſchland und die deutſche Schweiz.

Ich hab's gewagt.

Ich hab's gewagt mit ſinnen
und trag des noch kain rew,
mag ich nit dran gewinnen,
noch muß man ſpüren trew;
dar mit ich main nit aim allain,
wen man es wolt erkennen:
dem land zu gut, wie wol man tut
ain pfaffenfeint mich nennen.

Da laß ieden liegen
und reden was er wil;
hat warhait ich geſchwigen,
mir wären hulder vil,
nun hab ichs geſagt, bin drumb verjagt,
das klag ich allen frummen,
wiewol noch ich nit weiter fleich,
villeicht werd wider kummen.

Umb gnad wil ich nit bitten,
die weil ich bin on ſchult;
ich het das recht gelitten,
ſo hindert ungedult,
daß man mich nit nach altem ſit
zu ghör hat kummen laßen;
villeicht wils got und zwingt ſie not
zu handlen diſer maßen.

Nun iſt oft diſer gleichen
geſchehen auch hie vor,
daß kainer von den beſten
mir er mag brechen ab
noch ſagen, daß uff ainig maß
ich anders ſei gegangen
dan eren nach, hab diſe ſach
in gutem angefangen.

Wil nun ir ſelbs nit raten
dis frumme nation,
irs ſchadens ſich ergatten
als ich vermanet han,
ſo iſt mir laid; hie mit ich ſchaid,
wil mengen baß die karten,
bin unverzagt, ich habs gewagt
und wil des ends erwarten.

Ob dan mir nach tut denken
der curtiſanen liſt:
ain herz laſt ſich nit krenken,
das rechter mainung iſt:
ich waiß noch vil, weln auch ins ſpil
und ſoltens druber ſterben:
auf, landsknecht gut und reuters mut,
laſt Hutten nit verderben!

Der deutsche Reichsadler.

Was Ruhm hat der junge Adler doch,
Wenn er ſich rühmt der Eltern hoch,
  Wie ſie frei wohnten in Bergesklüften
  Und frei regierten in den Lüften,

Und er ſitzt gefeſſelt auf der Stangen,
Muß, was der Menſch nur will, ihm fangen?
  Alſo was iſt dir für eine Ehr,
  Wenn rühmſt die alten Deutſchen ſehr:

Wie ſie für ihre Freiheit ſtritten
Und keinen böſen Nachbar litten,
  Und acht'ſt nicht der Freiheit dein,
  Kannſt kaum in dei'm Lande ſicher ſein.

Läßt dir dein Nachbarn ſein Pferd binden
An deinen Zaun vorn und hinten?
  Sollt' auch ſolch feiger Art gebühren,
  Daß ſie ſoll Kron' und Scepter führen?

Ja ihr gebührt für den Königsſtab
Ein hölzin Roß, welchs ſie nur hab,
  Und führe für den Adler kühn
  Ein bunte Atzel nun forthin,

Und für den Weltapfel ein Ball,
Den man ſchlägt, wenn er hupft im Fall:
  Weil heut doch ſchier kein Ernſt iſt mehr,
  Handzuhaben Freiheit und Ehr,

Sondern man ſcherzt nur mit der Freiheit,
Sucht fremde Sitten, Brauch und Neuheit,
Und für alt deutſch Standhaftigkeit
Reißt ein weibiſch Leichtfertigkeit.

Drum iſt nichts, daß man Adler führt,
Wenn man des Adlers Muth nicht ſpürt.
Nichts iſt's, daß man den Scepter tragt,
Und ihn wider kein Untreu regt.

Nichts iſt's, daß man fürmalt die Welt
Und kaum ein Stuck der Welt erhalt:
Sondern man muß erweiſen ſein
Dies, daß man will geruhmet ſein.

Und nicht der Alten wackre Thaten
Schanden mit Unthun ungerathen!
Aufrecht, treu, redlich, einig und ſtandhaft,
Das gewinnt und erhalt Leut und Landſchaft.

Deutsches Soldatenlied.

Friſch auf, ihr tapfern Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutſchem Blut,
Ihr, die ihr noch mit friſchem Muth
Belebet, ſuchet große Thaten!
Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', friſch auf!
Das Land, die Freiheit ſich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig ſchlaget drauf
Und uberwindend triumphiret.

Der iſt ein Deutſcher, wohl geboren,
Der, von Betrug und Falſchheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu',
Noch Glauben, noch Freiheit verloren.
Der iſt ein Deutſcher, ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit ſeinem Schwert
In einige Gefahr ſich waget.

Denn wenn die Feind' ihn ſchon verwunden,
Und nehmen ihm das Leben hin,
Iſt Ehr' und Ruhm doch ſein Gewinn,
Und er iſt gar nicht überwunden.
Ein ſolcher Tod iſt ihm nicht ſchwer,
Weil ſein Gewiſſen ihn verſüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr',
Indem er ſo ſein Blut vergießet.

Sein Nam' und Ruhm allzeit erklingen
In allem Land, in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil ſein Lob die Nachkommen ſingen.
Die edle Freiheit iſt die Frucht,
Die er dem Vaterland verlaſſet,
Da der Herzloſe durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehaſſet.

Alſo zu leben und zu ſterben,
Gilt dem aufrechten Deutſchen gleich,
Der Tod und Sieg ſind ſchön und reich,
Durch beide kann er Heil erwerben.
Hingegen fliehen allen Dank
Die Flüchtigen und die Verräther,
Und ihnen folget ein Geſtank,
Weil ſie verfluchte Uebelthater.

Wohlan derhalb, ihr wahren Deutſchen,
Mit deutſcher Fauſt, mit deutſchem Muth
Dämpft jetzo der Tyrannen Wuth,
Zerbrecht ihr Joch und Band und Peitſchen.
Unüberwindlich rühmet ſie
Ihr Titel, Thorheit und Stolzieren;
Aber ihr Heer mit ſchlechter Müh'
Mag überwindlich bald verlieren.

Ha! fallet in ſie! ihre Fahnen
Zittern aus Furcht; ſie trennen ſich;
Ihr' böſe Sache hält nicht Stich,
Drum zu der Flucht ſie ſich ſchon mahnen.
Groß iſt ihr Heer, klein iſt ihr Glaub';
Gut iſt ihr Zeug, böſ' ihr Gewiſſen.
Friſch auf! ſie zittern wie das Laub,
Und wären ſchon gern ausgeriſſen.

Ha, ſchlaget auf ſie, liebe Brüder!
Iſt groß die Müh', ſo iſt nicht ſchlecht
Der Sieg und Beut'; und wohl und recht
Zu thun, ſind ſie, denn ihr, viel müder.
So ſtraf', o deutſches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Böſen!
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt du auf dieſe Weiſ' erlöſen.

Verzage nicht.

Verzage nicht, o Häuflein klein,
Obſchon die Feinde Willens ſein,
Dich gänzlich zu verſtören,
Und ſuchen deinen Untergang,
Davor dir recht wird angſt und bang,
Es wird nicht lange währen.

Dich tröſte nur, daß deine Sach'
Iſt Gottes, dem befiehl die Rach',
Laß ihn alleine walten.
Er wird durch ſeinen Gideon,
Den er wohl kennt, dir helfen ſchon,
Dich und ſein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott iſt, und ſein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort',
Und was dem thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott.
Gott iſt mit uns und wir mit Gott,
Wir werden Sieg erlangen.

Schlachtlied.

Drum geht tapfer an, ihr, meine Kriegsgenoſſen!
Schlagt ritterlich darein! eur Leben unverdroſſen
Vors Vaterland ufſetzt, von dem ihr ſolches auch
Zuvor empfangen habt: das iſt der Tugend Brauch.

Eur Herz und Augen laßt mit Eiferflammen brennen,
Keiner vom Andern ſich menſchlich Gewalt laß trennen,
Keiner den Andern durch Kleinmuth je erſchreck,
Noch durch ſein Flucht im Heer ein Unordnung erweck.

Kann er nicht fechten mehr, er doch mit ſeiner Stimme,
Kann er nit rufen mehr, mit ſeiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thue in ſeinem Heldenmuth,
Nur wünſchend, daß er theur verkaufen mög ſein Blut.

Ein Jeder ſei bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in männlicher Poſtur und Stellung ſterbe,
An ſeinem Ort beſteh feſt mit Füßen ſein,
Und beiß die Zähn' zuſamm und beide Lefzen ein:

Daß ſeine Wunden hobwärtig ſich all befinden,
Davornen uf der Bruſt und keine nicht dahinten,
Daß ihn der Tod ſelbſt auch in dem Tode zier
Und man in ſein Geſicht ſein Ernſt noch Leben ſpür.

So muß, wer Tyrannei geübriget will leben,
Er ſeines Lebens ſich freiwillig vorbegeben:
Wer nur des Todes begehrt, wer nur friſch geht anhin,
Der hat den Sinn und dann das Leben zu Gewinn.

Schlachtlied.

Kein ſel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer vor'm Feind erſchlagen,
Auf grüner Haid im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett', da ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber find't er Geſellſchaft fein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Main.
Ich ſag' ohn' Spott,
Kein ſel'ger Tod
Iſt in der Welt,
Als ſo man fällt
Auf grüner Haid',
Ohn' Klag' und Leid!
Mit Trommeln-Klang
Und Pfeifen-G'ſang
Wird man begraben,
Davon thut haben
Unſterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm
Hat zugeſetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu gute.

Kaplied.

(Für die Würtemberger gedichtet, welche Herzog Karl den Holländern verkaufte. —)

Auf, auf! ihr Brüder und ſeid ſtark,
Der Abſchiedstag iſt da!
Schwer liegt er auf der Seele, ſchwer!
Wir ſollen über Land und Meer,
In's heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben ſteht,
Ihr Brüder, um uns her;
Uns knüpft ſo manches theure Band
An unſer deutſches Vaterland,
Drum fällt der Abſchied ſchwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letzten mal die Hand;
Den koſen Bruder, Schweſter, Freund;
Und Alles ſchweigt und Alles weint,
Todblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geiſt ſchlingt um den Hals
Das Liebchen ſich herum:
Willſt mich verlaſſen, liebes Herz,
Auf ewig? und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen ſtumm.

Iſt hart. Drum wirble du, Tambeur,
Den Generalmarſch d'rein.
Der Abſchied macht uns ſonſt ſo weich,
Wir weinten kleinen Kindern gleich;
Es muß geſchieden ſein.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
  Vielleicht zum letztenmal:
So denkt, nicht für die kurze Zeit,
Freundſchaft iſt für die Ewigkeit,
  Und Gott iſt überall.

An Deutſchlands Grenze füllen wir
  Mit Erde unſre Hand,
Und küſſen ſie, das ſei der Dank
Für deine Pflege, Speiſ' und Trank,
  Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge ſich
  An unſern Schiffen bricht,
So ſegeln wir gelaſſen fort:
Denn Gott iſt hier und Gott iſt dort,
  Und der verläßt uns nicht!

Und da, wenn ſich der Tafelberg
  Aus blauen Düften hebt,
So ſtrecken wir empor die Hand
Und jauchzen: Land! ihr Brüder, Land!
  Daß unſer Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
  Geſund an's Ufer ſpringt,
Dann jubeln wir, ihr Brüder, ha!
Nun ſind wir ja in Afrika!
  Und Alles dankt und ſingt.

Wir leben drauf in fernem Land
  Als Deutſche brav und gut,
Und ſagen ſoll man weit und breit,
Die Deutſchen ſind doch brave Leut',
  Sie haben Geiſt und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir ſeinen Götterwein,
So denken wir, von Sehnſucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an euch,
Und Thränen fließen drein.

Deutsche Freiheit.

Da lupfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Feſſel am Arme,
Daß ich ſtürm' in die Saite
Und ſinge dein Lob.

Aber, wo find' ich dich, heilige Freiheit,
O du, des Himmels Erſtgeborne?
Könnte Geſchrei dich wecken, ſo ſchrie ich,
Daß die Sterne wankten,

Daß die Erd' unter mir dröhnte,
Daß geſpaltene Felſen
Vor dein Heiligthum rollten
Und ſeine Pforte ſprengten.

Könnten Thränen dich rühren,
Ach, du kämſt zum Feſſelbeladenen,
Dem ſchon neun ſchreckliche Jahre
Zährenfeu'r die Wange ſengt.

Aber hier biſt du nicht, wo Gallioten
Wie Vieh an Karren geſpannt,
Mit Ketten vorüberraſſeln.
Hier, Göttin, biſt du nicht.

Wo die ſtarre Verzweiflung
Am Eiſengitter ſchwindelt;
Wo des Langgefangnen Flüche
Fürchterlich im Felſenbauche hallen.

Aber wo biſt du?
Gottes Vertraute, wo biſt du?
Ach, daß du mir lüfteſt die Feſſel!
So ſäng' ich, Göttin, dein Lob.

Doch weinend, wie der Siegling ſingt
Von der Geſundheit goldnen Gabe,
Wie der einſame Mann von der fernen Geliebten,
So ſing' ich, Göttin, dein Lob.

Haſt du verlaſſen Germania's Hain,
Wo du unter dem Schilde des Monds
Auf Knochen erſchlagener Römer
Deinen Thron erthürmteſt?

Wo du mit deinem aufgeſäugten Sohne
Hermann Winfelds Schlacht ſchlugſt,
Und die Aeſer der Freiheitshaſſer
Den Wölfen vorwarfſt zum Fraße?

Die Fürstengruft.

Da liegen ſie, die ſtolzen Fürſtentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt.
Da liegen ſie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blaſſen Tags erhellt.

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
  Verweſungsgruft, wie faules Holz:
Wie matt die großen Silberſchilde funkeln,
  Der Fürſten letzter Stolz!

Entſetzen packt den Wandrer hier am Haare,
  Geußt Schauer über ſeine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
  Aus hohlen Augen ſchaut.

Wie fürchterlich iſt hier des Nachhalls Stimme,
  Ein Zehentritt ſtört ſeine Ruh' !
Kein Wetter Gottes ſpricht mit lauterm Grimme:
  O Menſch, wie klein biſt du!

Denn ach! hier liegt der edle Fürſt, der gute,
  Zum Völkerſegen einſt geſandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
  Im Zorn zuſammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeiſter,
  Doch kalte Thränen nur von Stein,
Und lachend grub vielleicht ein welſcher Meiſter
  Sie einſt dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloſchnen Blicken,
  Die ehmals hoch herab gedroht,
Der Menſchheit Schrecken! denn an ihrem Nicken
  Hing Leben oder Tod.

Nun iſt die Hand herabgefault zum Knochen,
  Die oft mit kaltem Federzug
Den Weiſen, der am Thron zu laut geſprochen,
  In harte Feſſeln ſchlug.

Zum Todtenbein iſt nun die Bruſt geworden,
  Einſt eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stein und ein entweihter Orden
  Wie zween Kometen ſtand.

Vertrocknet und verſchrumpft ſind die Canäle,
  Drin geiles Blut wie Feuer floß,
Das ſchäumend Gift der Unſchuld in die Seele,
  Wie in den Körper goß.

Sprecht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
  Nun Schmeichelei'n in's taube Ohr!
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
  Mit Weihrauch, wie zuvor.

Er ſteht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
  Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit beſchminkte Zofen ihn belächeln,
  Schamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den eiſern Schlaf zu ſchlafen,
  Die Menſchengeißeln, unbetrau'rt,
Im Felſengrab, verächtlicher als Sklaven,
  In Kerker eingemau'rt.

Sie, die im ehrnen Buſen niemals fühlten
  Die Schrecken der Religion,
Und gottgeſchaffne, beſſ're Menſchen hielten
  Für Vieh, beſtimmt zur Frohn;

Die das Gewiſſen, jenen mächt'gen Kläger,
  Der alle Schulden niederſchreibt,
Durch Trommelſchlag, durch welſche Trillerſchläger
  Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen, denn das Zürnen
Der Geiſter ſchreckte ſie:

Die liegen nun in dieſer Schauergrotte
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So ſtumm! ſo ruhmlos! noch von keinem Gotte
Jn's Leben aufgeſchreckt.

Weckt ſie nur nicht mit eurem langen Aechzen,
Jhr Schaaren, die ſie arm gemacht,
Verſcheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!

Hier klatſche nicht des armen Landmanns Peitſche,
Die Nachts das Wild vom Acker ſcheucht,
An dieſem Gitter weile nicht der Deutſche,
Der ſiech vorüberkeucht!

Hier heule nicht der bleiche Waiſenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm,
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
Vom fremden Solde lahm.

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menſchlicher, erweckt ſie nicht!
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht:

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn ſie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräu'l zu einem Berge häufen,
Der flammend ſie bedeckt.

Ihr aber, beſſ're Fürſten, ſchlummert ſüße
  Im Nachtgewölbe dieſer Gruft!
Schon wandelt euer Geiſt im Paradieſe,
  Gehüllt in Blüthenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
  Der aller Fürſten Thaten wiegt,
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Wage,
  Drauf eure Tugend liegt.

Ach, unter'm Liſpeln eurer frohen Brüder —
  Ihr habt ſie ſatt und froh gemacht —
Wird eure volle Schale ſinken nieder,
  Wenn ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's euch ſein, wenn ihr vom Sonnenthrone
  Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
  Ihr ſeid zu herrſchen werth."

Der Gefangene.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
  Durch's ſchwarze Eiſengitter
Starr' ich den fernen Himmel an
  Und wein' und ſeufze bitter.

Die Sonne, ſonſt ſo hell und rund,
  Schaut trüb auf mich herunter;
Und kommt die braune Abendſtund',
  So geht ſie blutig unter.

Mir iſt der Mond ſo gelb, ſo bleich,
Er wallt im Wittwenſchleier,
Die Sterne mir — ſind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag ſehen nicht die Blümlein blühn,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach! lieber ſäh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber ſtehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren.
Möcht' nur in meinem Felſenbauch
Die Stürme brauſen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenſchein
Im Buſen einer Roſe?
Denn nichts iſt mein, ach! nichts iſt mein
Im Muttererdenſchooße.

Kann nimmer an der Gattin Bruſt,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Gattenwonne, Vaterluſt
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernachten wallen.

Es gähnt mich an die Einſamkeit,
Ich walze mich auf Neſſeln;
Und ſelbſt mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Feſſeln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Ketten ſchuf,
Um ſie damit zu ſtrafen.

Was hab' ich, Brüder! euch gethan?
Kommt doch und ſeht mich Armen!
Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen.

Der freie Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Der, dem nur eigner Wille
Und keines Zwingherrn Grille
Geſetze geben kann;
Der iſt ein freier Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Der das Geſetz verehret,
Nichts thut, was es verwehret,
Nichts will, als was er kann;
Der iſt ein freier Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Wem ſeinen hellen Glauben
Kein frecher Spötter rauben,
Kein Prieſter meiſtern kann;
Der iſt ein freier Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Der auch in einem Heiden
Den Menſchen unterſcheiden,
Die Tugend ſchatzen kann;
Der iſt ein freier Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Dem nicht Geburt noch Titel,
Nicht Sammetrock noch Kittel,
Den Bruder bergen kann;
Der iſt ein freier Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Wem kein gekrönter Würger
Mehr, als der Name Burger
Ihm werth iſt, geben kann;
Der iſt ein freier Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Der, in ſich ſelbſt verſchloſſen,
Der feilen Gunſt der Großen
Und Kleinen trotzen kann;
Der iſt ein freier Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Der, feſt auf ſeinem Stande,
Auch ſelbſt vom Vaterlande
Den Undank dulden kann;
Der iſt ein freier Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Der, muß er Gut und Leben
Zum Raub Tyrannen geben,
Doch nichts verlieren kann;
Der iſt ein freier Mann.

Wer iſt ein freier Mann?
Der bei des Todes Rufe,
Keck, auf des Grabes Stufe
Noch rückwärts blicken kann;
Der iſt ein freier Mann.

Geſang der Deutſchen.

Mel. des Marſeiller Marſches.

Der Geiſteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd' auf Deutſchlands dumpfen Gauen;
Da wandte Gott ſein Angeſicht,
Und rief herab: Es werde Licht!
Die Nacht verdämmert: Dämmrung ſchwindet:
Der Wild', ein kaum belebter Kloß,
Wird Menſch, blickt um ſich und empfindet,
Was wahr und edel iſt und groß.

Chor.

Wir alle! Wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil Vaterland!

Vernunft, durch Willkür erſt befehdet,
Doch kühn und kühner, ſingt und redet
Von Menſchenrecht und Bürgerbund,
Von aller Satzung Zweck und Grund.
In Zauberſchrift umhergeſchwungen,
Fliegt tauſendfach der weiſe Schall,
Hat bald des Volkes Herz durchdrungen,
Und ſchafft Gemeinſinn überall.

Chor.

Wir alle! Wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil Vaterland!

Nicht herrſcht durch fremde Formeln düſter
Hinfort Gerichtsherr oder Prieſter:
Das Volksgeſetz wägt grad und gleich
Gerechtigkeit für Arm und Reich.
Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,
Nicht gilt für Gottesdienſt ein Brauch.
Nur Lieb' iſt aller Kirchen Einung,
Der Tempel und Moskeen auch.

Chor.

Wir alle! Wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil Vaterland!

Nur Tugend, nicht Geburt, giebt Würde:
Vertheilt nach Kraft iſt Amt und Bürde:
Der bauet Kunſt, Gewerb und Saat:
Der ſchmückt den Geiſt, der Heer und Staat:
Der, gegen Feind' und Unterdrücker,
Trägt Obermacht zu treuer Hut,
Und giebt, des freien Volks Beglücker,
Ihm Rechenſchaft von Hab' und Blut.

Chor.

Wir alle! Wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil Vaterland!

Was zittert ihr, der Staaten Wächter?
Veredelt ſtrebt das Volk, nicht ſchlechter!
Nur frei von Mißbrauch wird der Thron,
Vom Wahne nur Religion!
Die Feſſel ſtrengt ihr an? Vergebens!
Zur Freiheit ruft uns unſer Gott!
Dem Geiſt im Vollgefühl des Strebens
Iſt aller Welten Macht ein Spott!

Chor.

Wir alle! Wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil Vaterland!

Freiheit.

Freiheit, ſo die Flügel
Schwingt zur Felſenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Webt des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' im deutſchen Klange,
Athme Waldes Duft.

Was mit Luſt und Beben
In die Seele bricht,
Dies geheime Leben
Iſt es Freiheit nicht?
Dieſe Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne ſpricht?

Frei ſich regt und froher
Ahnung in der Bruſt,
Und des Waldes hoher
Geiſt wird uns bewußt.
Linde Bluthenwellen
Schlagen an und ſchwellen
Höher ſtets die Luſt.

Höher noch entzündet
Flammt der Geiſt empor,
Weſſen Herz verbündet,
Sich den Freund erkor.
Für die Freiheit ſterben
Sah man, Ruhm erwerben,
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todeswunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zuſammen
In der Sonne dort.

Ach! dem Vaterlande
Wird der Geiſt nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als ſeinen Herrn.
Kühnen Stolzes ſchlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür Alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da ſind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder ſtark alleine,
Stärker im Vereine,
Iſt des Ganzen Bild.

Doch die höchſte Liebe
Nimmt wohl andern Lauf:
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt ſie Alles auf.
Irdiſch hier in Thränen,
Steigt ihr ſanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in ſich verſenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Iſt der ewge Morgen
Seinem Geiſt geſchenkt.

Eins ſind dieſe Dreie,
Eine Freiheit ganz;
Einer Sehnſucht Weihe
Flicht zu Einem Kranz
Frühlings Waldesblühen,
Helden-Herzens Glühen
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du biſt der Gefühle
Herz und Lebensblut!
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in Adlers Klange,
Athme deutſchen Muth.

Tell's Lied.

Seht dieſe heil'ge Waldkapell'!
Sie iſt geweiht zur ſelben Stell',
Wo Geßler's Hochmuth Tell erſchoß
Und edle Schweizerfreiheit ſproß.

Hubertus! habe Dank und Lohn,
Des wackern Waidwerks Schutzpatron:
Tell klomm, ein raſcher Jägersmann,
Die Schlüft' hinab und alpenan.

Den Steinbock hat er oft gefällt,
Der Gemſ' in Wolken nachgeſtellt:
Er ſcheute nicht den Wolf und Bär
Mit ſeiner guten Armbruſt Wehr.

Da rief ihn Gott zu höherm Werk
Und gab ihm Heldenmuth und Stärk';
Vollbringen ſollt' er das Gericht,
Das Geßlern Todes ſchuldig ſpricht.

Hier in dem Hohlweg kam zu Roß
Der Landvogt mit der Knechte Troß:
Tell lauſchet ſtill und zielt ſo wohl,
Daß ihn ſein Volk noch loben ſoll.

Die Sehne ſchnellt: es ſauſt der Pfeil,
Des Himmels Blitzen gleich an Eil;
Es ſpaltet recht der ſcharfe Bolz
Des Geßler's Herz ſo frech und ſtolz.

Geprieſen ſei der gute Schütz!
Er iſt für manches Raubthier nütz;
Sein Aug iſt hell, ſein Sinn iſt frei,
Feind aller Schmach und Drängerei.

Sein beſtes Ziel ein Zwingherr iſt,
In Acht und Bann bei jedem Chriſt!
Kein Forſtrecht, kein Gehege gilt
Zu Gunſten ſolchem argen Wild.

Drum ehrt die heil'ge Waldkapell',
Allhier geweiht zu ſelber Stell',
Wo Geßler's Hochmuth Tell erſchoß
Und edle Schweizerfreiheit ſproß.

Aufruf.

Friſch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
  Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du ſollſt den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Friſch auf, mein Volk! — die Flammenzeichen rauchen,
  Die Saat iſt reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchſte Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
  Drück dir den Speer in's treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gaſſe! — Waſch' die Erde,
  Ein deutſches Land, mit deinem Blute rein!

Es iſt kein Krieg, von dem die Kronen wiſſen;
  Es iſt ein Kreuzzug, 's iſt ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Glauben, Tugend und Gewiſſen
Hat der Tyrann aus deiner Bruſt geriſſen,
  Errette ſie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winſeln deiner Greiſe ruft: „Erwache!“
  Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter ſchreit um Rache,
  Der Meuchelmord der Söhne ſchreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugſchar, laß den Meißel fallen,
  Die Leier ſtill, den Webſtuhl ruhig ſtehn!
Verlaſſe deine Höfe, deine Hallen: —
Vor deſſen Antlitz deine Fahnen wallen,
  Er will ſein Volk in Waffenrüſtung ſehn.
Denn einen großen Altar ſollſt du bauen
  In ſeiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert ſollſt du die Steine bauen,
  Der Tempel gründe ſich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
  Für die der Herr die Schwerter nicht geſtählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
  Daß euch des Kampfes kühne Wolluſt fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
  Für Wunden gab er zarte Sorgſamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
  Den ſchönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
  Daß wir daſtehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutſchen Sache,
O ruft ſie an als Genien der Rache,
  Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Louiſe, ſchwebe ſegnend um den Gatten;
  Geiſt unſers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutſchen freien Heldenſchatten;
  Mit uns, mit uns und unſrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
  Drauf, wackres Volk! drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch ſchlägt dein Herz, hoch wachſen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
  Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch ſtehſt du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
  In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht und ſchmücke
  Auch unſre Urne mit dem Eichenkranz!

Männer und Buben.

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen, unter den Zofen!
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht;
Kannſt du freilich auf üppigen Pfühlen
Wollüſtig träumend die Glieder fühlen;
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn uns der Trompeten rauher Klang
Wie Donner Gottes zum Herzen drang;
Magſt du im Theater die Naſe wetzen
Und dich an Trillern und Läufern ergötzen;

Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn die Glut des Tags verſengend drückt,
Und uns kaum ein Tropfen Waſſer erquickt:
Kannſt du Champagner ſpringen laſſen,
Kannſt du bei brechenden Tafeln praſſen:
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn wir vor'm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abſchied an's ferne Treuliebchen gedacht:
Magſt du zu deinen Mätreſſen laufen
Und dir mit Gold die Luſt erkaufen;
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze ſauſt,
Wenn der Tod uns in tauſend Geſtalten umbrauſt:
Kannſt du am Spieltiſch dein Septleva brechen
Und mit der Spadille die Könige ſtechen:
  Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
  Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
  Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
  Und deutſcher Wein erquickt dich nicht.
      Stoßt mit an,
      Mann für Mann,
  Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Und ſchlägt unſer Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, ſel'ger Soldatentod! —
Du verkriechſt dich in ſeidene Decken,
Winſelnd vor der Vernichtung Schrecken:
  Stirbſt als ein ehrlos erbärmlicher Wicht:
  Ein deutſches Mädchen beweint dich nicht,
  Ein deutſches Lied beſingt dich nicht,
  Und deutſche Becher klingen dir nicht. —
      Stoßt mit an,
      Mann für Mann,
  Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Letzter Trost.

  Was zieht ihr die Stirne finſter und kraus?
  Was ſtarrt ihr wild in die Nacht hinaus?
  Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt brauſt das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her,
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen!

Die Hölle brauſt auf in neuer Glut:
Umſonſt iſt gefloſſen viel edles Blut:
Noch, noch ſiegjubeln die Böſen!
Doch nicht an der Rettung des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt,
Roth muß ja der Morgen ſich löſen.

Und galt es früherhin Muth und Kraft;
Jetzt alle Kräfte zuſammenrafft,
Sonſt ſcheitert das Schiff noch im Hafen!
Erhebe dich, Jugend, der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landſturm! jetzt kommt deine Zeit!
Erwache du, Volk, das geſchlafen!

Und die wir hier rüſtig zuſammenſtehn
Und keck dem Tod in die Augen ſehn:
Woll'n nicht von dem Rechte laſſen,
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig ſterben, das Schwert in der Hand,
Und Knechtſchaft und Wüthriche haſſen.

Das Leben gilt Nichts, wo die Freiheit fällt:
Was giebt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden? —
Frei woll'n wir das Vaterland wiederſehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja, glücklich und frei ſind die Todten!

Drum heule du Sturm, drum brauſe du Meer!
Drum zittre du Erdreich um uns her!
Ihr ſollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann neben uns untergehn:
Wir wollen als freie Männer beſtehn
Und den Bund mit dem Blute beſiegeln.

Bundeslied vor der Schlacht.

Ahnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unſrer blut'gen Bahn.
In der nächſten Stunden Schooße
Liegt das Schickſal einer Welt,
Und es zittern ſchon die Looſe
Und der ehrne Würfel fällt.
Brüder, euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernſt zu dem heiligſten Bunde,
Treu, ſo zum Tod, als zum Leben geſellt!

Hinter uns, im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutſche Eiche brach.
Unſre Sprache ward geſchändet,
Unſre Tempel ſtürzten ein,
Unſre Ehre iſt verpfändet:
Deutſche Brüder, löſ't ſie ein!
Brüder, die Rache flammt! reicht euch die Hände,
Daß ſich der Fluch der Himmliſchen wende!
Löſ't das verlor'ne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.

Deutſche Kunſt und deutſche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu ſchlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
Feſt vereint dem Schickſal ſtehn,
Unſer Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod' entgegengehn.
Vaterland! dir woll'n wir ſterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unſre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachſe du Freiheit der deutſchen Eichen,
Wachſe empor über unſere Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt ſie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröſte und ſchütze ſie, ewiger Gott! —

Und nun friſch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'ſche iſt vollendet,
Und das Himmliſche geht auf.
Faßt euch an, ihr deutſchen Brüder!
Jede Nerve ſei ein Held!
Treue Herzen ſehn ſich wieder;
Lebewohl für dieſe Welt!
Hört ihr's? ſchon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiederſehn in der beſſern Welt!

Gebet vor der Schlacht.

Hör' uns, Allmächtiger!
Hör' uns, Allgütiger!
Himmliſcher Führer der Schlachten!
Vater, dich preiſen wir!
Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten.

Wie auch die Hölle brauſ't,
Gott, deine ſtarke Fauſt
Stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreiein'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!

Führ' uns! — Fall' unſer Loos
Auch tief in Grabes Schooß:
Lob doch und Preis deinem Namen!
Reich, Kraft und Herrlichkeit
Sind dein in Ewigkeit!
Führ' uns, Allmächtiger! — Amen.

Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?
Hör's näher und näher brauſen.
Es zieht ſich herunter in düſteren Reih'n,
Und gellende Hörner ſchallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort raſch durch den finſtern Wald
Und ſtreift von Bergen zu Bergen?
Es legt ſich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchſe knallt,
Es fallen die fränkiſchen Schergen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Jäger fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort brauſt der Rhein,
Der Wüthrich geborgen ſich meinte;
Da naht es ſchnell, wie Gewitterſchein,
Und wirft ſich mit rüſtigen Armen hinein
Und ſpringt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die ſchwarzen Schwimmer fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was brauſt dort im Thale die laute Schlacht,
  Was ſchlagen die Schwerter zuſammen?
Wildherzige Reiter ſchlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit iſt glühend erwacht,
  Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Reiter fragt,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer ſcheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
  Unter winſelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angeſicht,
Und die wackern Herzen erzittern nicht;
  Das Vaterland iſt ja gerettet!
Und wenn ihr die ſchwarzen Gefall'nen fragt,
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutſche Jagd
  Auf Henkers Blut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land iſt ja frei und der Morgen tagt,
  Wenn wir's auch nur ſterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln ſei's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Magſt du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führeſt deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen,
In dem luſt'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Iſt dein Aufenthalt.

Ach, das iſt ein Leben,
Wenn es webt und klingt,
Wenn dein ſtilles Weben
Wonnig uns durchdringt:

Wenn die Blätter rauſchen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauſchen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf:
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnſucht auf.

Aus den ſtillen Kreiſen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweiſen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo ſich Gottes Flamme
In ein Herz geſenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo ſich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig ſich verbinden,
Weilt ein frei Geſchlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch ſchwellen
Zu dem Licht empor.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebſte fallen,
Wenn die Freiheit ruft;

Das iſt rechtes Glühen,
Friſch und roſenroth,
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb' und Luſt,
Wolleſt gern dich ſenken
In die deutſche Bruſt.

Freiheit, holdes Weſen,
Gläubig, kühn und zart,
Haſt ja lang erleſen
Dir die deutſche Art.

Das Lied vom Rhein.

Es klingt ein heller Klang,
Ein ſchönes deutſches Wort
In jedem Hochgeſang
Der deutſchen Männer fort;
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutſche Herz geſchworen. —
Wie oft ſein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie zu oft gehört.

Das iſt der heil'ge Rhein,
Ein Herrſcher, reich begabt,
Deß Name ſchon, wie Wein,
Die treue Seele labt.
Es regen ſich in allen Herzen
Viel vaterländ'ſche Luſt und Schmerzen,
Wenn man das deutſche Land beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felſenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von ſeinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Feſſeln lag der Held geſchlagen:
Sein Zürnen und ſein ſtolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauſcht,
Von Geiſterſchauern her umrauſcht.

Was ſang der alte Held? —
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh' dir, ſchnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und bar von Ehren!
Und willſt du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! geſtorbenes Geſchlecht
Und mein gebrochnes deutſches Recht?

„O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutſchland vor mir lag
Und auf und ab, am Ufer wallten
Die ſtolzen adligen Geſtalten,
Die Helden weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert.

„Es war ein frommes Blut
In ferner Rieſenzeit,
Voll kühnem Leuen-Muth
Und mild als eine Maid:
Man ſingt es noch in ſpäten Tagen,
Wie den erſchlug der arge Hagen:
Was ihn zu ſolcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's verſenkt.

„Du Sünder, wüthe fort!
Bald iſt dein Becher voll:
Der Nibelungen Hort
Erſteht wohl, wann er ſoll.
Es wird in dir die Seele grauſen,
Wann meine Schrecken dich umbrauſen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!“

Erfüllt iſt jenes Wort:
Der König iſt nun frei,
Der Nibelungen Hort
Erſteht und glänzet neu!
Es ſind die alten deutſchen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutſche Kaiſerthum!

Wir huld'gen unſerm Herrn,
Wir trinken ſeinen Wein,
Die Freiheit ſei der Stern!
Die Loſung ſei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue ſchwören:
Wir müſſen ihm, er uns gehören!
Vom Felſen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer.

Schlachtruf.

Hinein in die Schlacht, hinein in die Reihen!
Wir wollen befreien das heilige Land.
Die Ehre zu rächen, die Schande zu brechen,
Sind Herzen und Schwerter zum Streite gewandt.

Hinein in die Schlacht! Auf, flattert ihr Fahnen,
Zur Ehre zu mahnen, zur Ehre, zum Sieg!
Auf, klinget Trommeten und Trommeln und Flöten
Zum fröhlichen Reigen, zum heiligen Krieg!

Hinein in die Schlacht, auf, waidliche Herzen!
Heut tilget die Schmerzen der brennenden Schmach,
Heut färbet das Eiſen, heut laſſet uns weiſen,
Helvetiſche Männer, was Treue vermag.

Hinein in die Schlacht, zu ringen, zu ſtreiten
Auf Tod und auf Leben für Freiheit und Recht!
Die Ehre erſtehe! die Schande vergehe!
Der Feige erblaſſe, es zittre der Knecht!

Hinein in die Schlacht mit fröhlichem Herzen!
Gleich flammenden Kerzen die Schwerter heraus!
Die Blicke gehoben zum Helfer nach oben!
Er ſchirmet die Freien, er führet es aus.

Deutſches Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ächter, deutſcher Männerchor,
Dann dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor.
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen,
Mit hehrem, heiligem Gefühl:
Drum muß die volle Bruſt erklingen,
Ein volles, helles Saitenſpiel!

Wem ſoll der erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war:

Der unſrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut,
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben Allen, die es höhnen,
Heil dem, der mit ihm fällt und ſteht!
Es geh' durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert
An Kraft und Ehren ungeſchwächt.

Das Dritte, deutſcher Männer Weide —
Am hellſten ſoll's geklungen ſein!
Die Freiheit heißet deutſche Freude,
Die Freiheit führt den deutſchen Reihn.
Für ſie zu leben und zu ſterben,
Das flammt durch jede deutſche Bruſt;
Für ſie den großen Tod zu werben,
Iſt deutſche Ehre, deutſche Luſt!

Das Vierte — hebt zur hohen Weihe
Die Hände und die Herzen hoch!
Es lebe alte deutſche Treue,
Es lebe deutſcher Glaube hoch!
Mit dieſen wollen wir beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort;
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort.

Rückt dichter in der heilgen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrauſe freudig der Geſang:
Das Wort, das unſern Bund geſchürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und Zwingherrntrug uns nimmer kurzet,
Das ſei gehalten und geglaubt!

Des Deutſchen Vaterland.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? Iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Mein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland? Iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein! u. ſ. w.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtphalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dunen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein! u. ſ. w.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer? iſt's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein! u. ſ. w.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es iſt das Oeſterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein! u. ſ. w.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott zur Ehre Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund —
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel, ſieh darein!
Und gieb uns rechten deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Deutschland stehe fest.

Stehe feſt, o Vaterland,
Deutſches Herz und deutſche Hand
Halte feſt am Rechten!
Wo's die alte Freiheit gilt,
Sei dir ſelber Hort und Schild,
Freiheit zu verfechten!

Bleibe treu, o Vaterland!
Fern vom welſchen Flittertand,
Treu den alten Sitten!
Bleibe einfach, ernſt und gut,
Nimmer tritt in Wankelmuth
Franzen nach und Britten!

Bleibe wach, o Vaterland!
Wenn der Geiſt zum Geiſt ſich fand,
Bring' ihn zum Gedeihen!
Wo aus ernſter, tiefer Bruſt
Weisheit ſtrömt und Sangesluſt,
Führe du den Reihen!

Bleibe ſtark, o Vaterland!
Eigner Satzung freies Band
Halte dich zuſammen;
Daß, droht dir der Feinde Schwert,
Jeder, wie um eignen Herd,
Brennt in Zornesflammen!

Schönſter Tod.

Kein ſchön'rer Tod auf dieſer Welt,
Als wer auf grüner Haide fällt!
Auf grüner Haide ſchlafen,
Wenn Schwert und Kugel trafen,
Das nenn' ich ſüße Ruh,
Thät gern die Augen zu.

Und zieht er heim in's Vaterland,
Wer fällt, zieht noch in ſchön'res Land.
Des Heils kann ſich vermeſſen,
Kann Welt und Glück vergeſſen,
Wer unter Blumen ruht,
Getränkt von treuem Blut.

Und wer daheim ein Herz noch kennt,
Das treu ſich und ſein eigen nennt,
Der denke dran im Streite,
Daß Freiheit er bereite,
Zum Heil dem Vaterland,
Zum Heil dem Liebesband.

Drum Brüder, raſch die Wehr zur Hand,
Den kühnen Blick zum Feind gewandt!
Laßt eure Banner ſchweben,
Ertrotzt vom Tod das Leben,
Denn nur aus Sieg und Tod
Blüht Freiheitsmorgenroth.

Siegsgeſang.

Des großen Tages heil'ge Feier
Verſammelt uns zum ernſten Bund,
Es hebt das Herz ſich kühner, freier
Und jubelnd ruft's aus Aller Mund:
Des Feindes ſtolze Schaaren weichen,
Zu Boden ſtürzt der goldne Aar,
Die Freiheit pflanzt das Siegeszeichen,
Und gründet ihren Hochaltar.

Mit theurem Blute iſt's errungen,
Es brach wohl manches Heldenherz,
Wie laut der Jubelruf erklungen,
So achte ſie ein edler Schmerz!
Laßt uns die todten Brüder ehren:
Bei ihrem Blut, das mächtig ruft,
Bei ihrem Blute laßt uns ſchwören:
Nie werd' entweiht der Helden Gruft.

Wir wollen ſein ein Volk von Brüdern,
Gewaffnet gegen jede Schmach;
Die Freiheit tönt in unſern Gliedern,
In Herzenstiefen tönt ſie nach.

Drum laßt den Schwur uns ewig binden,
Schützt unſer höchſtes Eigenthum!
Der Freiheit feſtes Recht zu gründen,
Das ſei des Deutſchen hoher Ruhm.

Deutschlands Heldenleib.

Zu welch hohem Heldenleibe
   Einer Rieſin voller Mark
   Könnteſt du aus ſchwachem Weibe
   Wachſen, Deutſchland, groß und ſtark!

Da vom Moder der Verweſung,
   Wo du lageſt ſchwer und tief,
   Gott zu plötzlicher Geneſung
   Dich des neuen Lebens rief!

Wenn nur auf dem Bau der Glieder
   Gleich ein kriegeriſches Haupt
   Oben wollte wachſen wieder,
   Das man dir im Schlaf geraubt!

Wenn nur Glieder nicht, die kleinen,
   Statt ein Leib zu ſein vereint,
   Selber Leiber wollten ſcheinen,
   Oder gar dem Ganzen feind!

Zu welch hohem Heldenleibe
   Einer Rieſin voller Mark
   Könnteſt du aus ſchwachem Weibe
   Wachſen, Deutſchland, groß und ſtark!

Die drei Geſellen.

Es waren drei Geſellen,
Die ſtritten wider'n Feind,
Und thaten ſtets ſich ſtellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oeſterreicher,
Der Ander' ein Preuße hieß,
Davon ſein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht der von Oeſtreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutſchland war er nur.

Und als die Drei einſt wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätſchenſaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich.
Der Eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oeſterreich!
Der Andre, ſich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der Dritte, ruhig ſterbend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: Deutſchland ſoll leben!
 Da hörten es die zwei,
 Wie rechts und links daneben
 Sie ſanken nah dabei:
 Da richteten im Sinken
 Sich beide nach ihm hin,
 Zur Rechten und zur Linken,
 Und lehnten ſich an ihn.
 Da rief der in der Mitten
 Noch einmal: Deutſchland hoch!
 Und beide mit dem Dritten
 Rieſen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
 Im Kampfgewühl vorbei
 Mit einem Palmenſtengel,
 Und liegen ſah die drei.
 Er ſah auf ihrem Munde
 Die Spur des Wortes noch,
 Wie ſie im Todesbunde
 Gerufen: Deutſchland hoch!
 Da ſchlug er ſeine Flügel
 Um alle drei zugleich,
 Und trug zum höchſten Hügel
 Sie auf in Gottes Reich.

Das alte Recht.

Noch iſt kein Fürſt ſo hoch gefürſtet,
So auserwählt kein ird'ſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann:
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden,
So viel, ſo wenig ihm gefällt.

Die *Gnade* fließet aus vom Throne,
Das *Recht* iſt ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdenſohne,
Es quillt in uns, wie Herzensblut;
Und wann ſich Männer frei erheben
Und treulich ſchlagen Hand in Hand,
Dann tritt das inn're Recht in's Leben
Und der *Vertrag* giebt ihm Beiſtand.

Vertrag! Es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen ſeine heil'gen Bande
Den Volksſtamm an das Fürſtenhaus.
Ob Einer im Palaſt geboren,
In Fürſtenwiege ſei gewiegt,
Als Herrſcher wird ihm erſt geſchworen,
Wenn der Vertrag beſiegelt liegt.

Solch' theure Wahrheit war verfochten,
Und überwunden iſt ſie nicht.
Euch, Kämpfer, iſt kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht:
Nein! wie ein Fähnrich, wund und blutig,
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickt ihr, tief gekränkt, doch muthig
Und ſtolz auf das gewahrte Recht.

Kein Herold wird's den Völkern künden
Mit Pauken- und Trompetenſchall,
Und dennoch wird er Wurzel gründen
In deutſchen Gauen überall:
Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es erſetzen mag,
Daß in dem biedern Volk der Schwaben
Das Recht beſteht und der Vertrag.

An die Volksvertreter.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Beſonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören,
Laßt euch nicht den Tadel ſtören!

Tadeln euch die Ueberweiſen,
Die um eigne Sonnen kreiſen:
Haltet feſter nur am ächten,
Alterprobten einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten :
Brennet heißer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmähn euch Jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen :
Zeigt in deſto ſchön'rer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwieſen,
Sei von uns mit Dank geprieſen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sei erwartet mit Vertrauen.

Das gute alte Recht.

Wo je beim alten guten Wein
Der deutſche Bürger zecht,
Da ſoll der erſte Trinkſpruch ſein:
Das alte, gute Recht!

Das Recht, das unſres Fürſten Haus
Als ſtarker Pfeiler ſtützt,
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten ſchützt.

Das Recht, das uns Geſetze giebt,
Die keine Willkür bricht,
Das offene Gerichte liebt
Und gültig Urtheil ſpricht.

Das Recht, das mäßig Steuern ſchreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kaſſe ſitzen bleibt
Und kargt mit unſerm Schweiß.

Das unſer heil'ges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Das Wiſſenſchaft und Geiſtesglut
Getreulich nährt und ſacht.

Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen giebt zur Hand,
Damit er ſtets verfechten kann
Den Fürſten und das Land.

Das Recht, das Jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe feſt
Am Mutterboden hält.

Das Recht, das wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das Jeder, wie ſein Chriſtenthum,
Von Herzen liebt und ehrt.

Das Recht, das eine ſchlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regſamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja! wenn auch wir von hinnen ſind,
Beſteh' es fort und fort,
Und ſei für Kind und Kindeskind
Des ſchönſten Glückes Hort!

Und wo bei altem gutem Wein
Der deutſche Bürger zecht,
Soll ſtets der erſte Trinkſpruch ſein:
Das gute, alte Recht!

Im ständischen Kampfe.

Und wieder ſchwankt die ernſte Wage,
Der alte Kampf belebt ſich neu:
Jetzt kommen erſt die rechten Tage,
Wo Korn ſich ſondern wird von Spreu,
Wo man den Falſchen von dem Treuen
Gehörig unterſcheiden kann,
Den Unerſchrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet iſt:
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie ſein Ritterwort vergißt;
Den Geiſtlichen wird man verehren,
In dem ſich regt der freie Geiſt;
Der wird als Bürger ſich bewähren,
Der ſeine Burg zu ſchirmen weiß.

Jetzt wahret, Männer, eure Würde,
Steht auf zum männlichen Entſcheid!
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter ſeid.

Es iſt ſo viel ſchon unterhandelt,
Es iſt geſprochen fort und fort,
Es iſt geſchrieben und geſandelt —
So ſprecht nun euer letztes Wort!

Und kann es nicht ſein Ziel erſtreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sei euch ein lohnend ſtolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen ſteigt herauf.
Ein Gott iſt's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltſam iſt ihr Lauf!

Das Rheinlied von 1840.

Sie ſollen ihn nicht haben
  Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben
  Sich heiſer darnach ſchrei'n;

So lang' er ruhig wallend
  Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder ſchallend
  In ſeinen Wogen ſchlägt.

Sie ſollen ihn nicht haben
  Den freien deutſchen Rhein,
So lang' ſich Herzen laben
  An ſeinem Feuerwein;

So lang' in ſeinem Strome
  Noch feſt die Felſen ſteh'n,
So lang' ſich hohe Dome
  In ſeinem Spiegel ſeh'n.

Sie ſollen ihn nicht haben
  Den freien deutſchen Rhein,
So lang' noch kühne Knaben
  Um ſchlanke Dirnen frei'n;

So lang' die Floſſen hebet
  Ein Fiſch auf ſeinem Grund;
So lang' ein Lied noch lebet
  In ſeiner Sänger Mund.

Sie ſollen ihn nicht haben
  Den freien deutſchen Rhein,
Bis ſeine Flut begraben
  Des letzten Manns Gebein.

Zur Beruhigung.

Wir ſchlafen ganz wie Brutus ſchlief —
Doch jener erwachte und bohrte tief
In Cäſar's Bruſt das kalte Meſſer;
Die Römer waren Tyrannenfreſſer.

Wir ſind keine Römer, wir rauchen Tabak.
Ein jedes Volk hat ſeinen Geſchmack,
Ein jedes Volk hat ſeine Größe;
In Schwaben kocht man die beſten Klöße.

Wir ſind Germanen, gemüthlich und brav,
Wir ſchlafen geſunden Pflanzenſchlaf,
Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürſten,
Doch nicht nach dem Blute unſerer Fürſten.

Wir ſind ſo treu, wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf ſind wir ſtolz;
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals ſich ein Brutus finden.

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär',
Den Cäſar fänd' er nimmermehr,
Vergeblich würd' er den Cäſar ſuchen;
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben ſechs und dreißig Herrn,
(Iſt nicht zu viel!) und einen Stern
Trägt jeder ſchützend auf ſeinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzen.

Wir nennen ſie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigenthümlich gehört dem Fürſten,
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würſten.

Wenn unſer Vater ſpazieren geht,
Zieh'n wir den Hut mit Pietät;
Deutſchland, die fromme Kinderſtube,
Iſt keine römiſche Mördergrube.

Das Lied der Deutschen.

Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es ſtets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zuſammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etſch bis an den Belt —
Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Ueber Alles in der Welt!

Deutſche Frauen, deutſche Treue,
Deutſcher Wein und deutſcher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten ſchönen Klang,
Uns zu edler That begeiſtern
Unſer ganzes Leben lang —
Deutſche Frauen, deutſche Treue,
Deutſcher Wein und deutſcher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutſche Vaterland!
Danach laßt uns alle ſtreben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieſes Glückes,
Blühe deutſches Vaterland!

Das deutſche Lied.

Heil dir im Sternenglanz,
Heil dir im Blüthenkranz,
Heil, Freiheit, dir!
Lorbeer aus unſerm Muth,
Roſen aus unſerm Blut
Schmücken dein ſtrahlend Haupt,
Heil, Freiheit, dir!

Wie klingt dein Name ſchön!
Auf ihm zu Himmelshöhn
Schwingt ſich der Geiſt:
Freiheit, du Siegesklang!
Freiheit, du Liebesſang!
In deiner Harmonie
Lebt Deutſchland auf.

Leben iſt Leben nicht,
Wo nicht dein roſig Licht
Alles umfließt;
Menſchen ſind Menſchen nur,
Schwingt aus der Creatur
Jauchzend die Seele ſich,
Freiheit, zu dir!

Geiſt, Muth und Kraft erglüht,
Schönheit und Tugend blüht
An deinem Thron.

Stolzer ſchlägt jedes Herz,
Kleiner wird jeder Schmerz,
Es fühlt der Aermſte ſich
Glücklich in dir.

Brüder, die Bruderhand!
Freiheit und Vaterland!
Ruft das Panier.
Schwarz war die Kerkernacht,
Roth iſt die Sonn' erwacht,
O goldner Freiheitstag,
Sei uns gegrüßt!

Heil dir im Blüthenkranz,
Heil dir im Sternenglanz,
Heil, Freiheit, dir!
Laß, Himmelskönigin,
Laß deinen Heiland ziehn
Segnend durch's deutſche Land!
Heil, Freiheit, dir!

Die Revolution

von Freiligrath.

Und ob ihr ſie, ein edel Wild, mit euren Henkersknechten fingt;
Und ob ihr unter'm Feſtungswall ſtandrechten die Gefang'ne gingt;
Und ob ſie längſt der Hügel deckt, auf deſſen Grün um's Morgenroth
Die junge Bäu'rin Kränze legt — doch ſag' ich euch: ſie iſt nicht todt!

Und ob ihr von der hohen Stirn das weh'nde Lockenhaar ihr ſchort;
Und ob ihr zu Genoſſen ihr den Mörder und den Dieb erkort;
Und ob ſie Zuchthauskleider trägt, im Schooß den Napf voll Erbſenbrei;
Und ob ſie Werg und Wolle ſpinnt — doch ſag' ich kühn euch: ſie iſt frei!

Und ob ihr in's Exil ſie jagt, von Lande ſie zu Lande hetzt;
Und ob ſie fremde Herde ſucht, und ſtumm ſich in die Aſche ſetzt;
Und ob ſie wunde Sohlen taucht in ferner Waſſerſtröme Lauf —
Doch ihre Harfe nimmermehr an Babels Weiden hängt ſie auf!

O nein — ſie ſtellt ſie vor ſich hin; ſie ſchlägt ſie trotzig, euch zum Trotz!
Sie ſpottet lachend des Exils, wie ſie geſpottet des Schaffots.
Sie ſingt ein Lied, daß ihr entſetzt von euren Seſſeln euch erhebt!
Daß euch das Herz — das feige Herz, das falſche Herz! — im Leibe bebt!

Kein Klagelied! kein Thränenlied! kein Lied um Jeden, der ſchon fiel!
Noch minder gar ein Lied des Hohns auf das verworfne Zwiſchenſpiel,
Die Bettleroper, die zur Zeit ihr plump noch zu agiren wißt,
Wie mottig euer Hermelin, wie faul noch euer Purpur iſt!

O nein, was ſie den Waſſern ſingt, iſt nicht der Schmerz und nicht die Schmach —
Iſt Siegeslied, Triumpheslied, Lied von der Zukunft großem Tag!
Der Zukunft, die nicht fern mehr iſt! Sie ſpricht mit dreiſtem Prophezei'n,
So gut wie weiland euer Gott: Ich war, ich bin — ich werde ſein!

Ich werde ſein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich ſtehn!
Befreierin und Rächerin und Richterin, das Schwert entblößt,
Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die Welt erlöſt!

Ihr ſeht mich in den Kerkern bloß, ihr ſeht mich in der Grube nur,
Ihr ſeht mich nur als Irrende auf des Exiles dorn'ger Flur —
Ihr Blöden, wohn' ich denn nicht auch, wo eure Macht ein Ende hat:
Bleibt mir nicht hinter jeder Stirn, in jedem Herzen eine Statt?

In jedem Haupt, das trotzig denkt? das hoch und ungebeugt ſich trägt?
Iſt mein Aſyl nicht jede Bruſt, die menſchlich fühlt und menſchlich ſchlägt?
Nicht jede Werkſtatt, drin es pocht? nicht jede Hütte, drin es ächzt?
Bin ich der Menſchheit Odem nicht, die raſtlos nach Befreiung lechzt?

Drum werd' ich ſein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich ſtehn!
'S iſt der Geſchichte eh'rnes Muß! es iſt kein Rühmen, iſt kein Droh'n —
Der Tag wird heiß — wie wehſt du kühl, o Weidenlaub von Babylon!

Aufruf.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden!
  Gott im Himmel wird's verzeih'n.
Laßt, o laßt das Verſeſchweißen!
Auf den Ambos legt das Eiſen!
  Heiland ſoll das Eiſen ſein.

Eure Tannen, Eure Eichen —
Habt die grünen Fragezeichen
  Deutſcher Freiheit ihr gewahrt?
Nein, ſie ſoll nicht untergehen!
Doch ihr fröhlich Auferſtehen
  Koſtet eine Höllenfahrt.

Deutſche, glaubet euren Sehern,
Unſre Tage werden ehern,
  Unſre Zukunft klirrt in Erz;
Schwarzer Tod iſt unſer Sold nur,
Unſer Gold ein Abendgold nur,
  Unſer Roth ein blutend Herz!

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden!
Gott im Himmel wird's verzeih'n.
Hört er unſre Feuer brauſen
Und ſein heilig Eiſen ſauſen,
Spricht er wohl den Segen drein.

Vor der Freiheit ſei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beſchieden
Und kein golden Korn dem Feld;
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

In den Städten ſei nur Trauern,
Bis die Freiheit von den Mauern
Schwingt die Fahnen in das Land;
Bis du, Rhein, durch freie Bogen
Donnerſt, laß die letzten Wogen
Fluchend kniſchen in den Sand.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden!
Gott im Himmel wird's verzeih'n.
Gen Tyrannen und Philiſter!
Auch das Schwert hat ſeine Prieſter,
Und wir wollen Prieſter ſein!

Wer ist frei?

Der iſt allein ein freier Mann,
Und ſeiner ſei gedacht,
Der ſie ſich ſelbſt verdienen kann,
Die Freiheit in der Schlacht;
Der mit der eignen Klinge
Sie holt herbei;
Der Mann iſt's, den ich ſinge,
Der Mann iſt frei!

O wehe, wer dem Franken traut
Und ihn zu froh begrüßt!
Er bringt uns immer unſre Braut,
Wenn er ſie ſatt geküßt.
Noch giebt's in unſren Reihen
Pulver und Blei —
Drum laßt uns ſelber freien,
So ſind wir frei!

Die Freiheit wohnt am Don und Belt,
Sie trinkt aus unſrem Rhein,
Die Freiheit ſchläft im Wüſtenzelt
Und glänzt im Sternenſchein;
Doch muß man um ſie werben,
Wo's immer ſei,
Doch muß man für ſie ſterben,
Dann wird man frei!

Noch hat der Deutſche eine Hand
  Und eine ſtarke Wehr,
Giebt keinen Schritt vom Vaterland
  Selbſt für die Freiheit her.
Und die mit uns erheben
  Solch Feldgeſchrei,
Die ſollen alle leben,
  Denn ſie ſind frei!

Vieltauſend Funken, Eine Glut,
  Viel Herzen und Ein Schlag,
So harren wir gar wohlgemuth
  Bis an den jüngſten Tag:
Die Einheit muß verſchlingen
  Die böſe Zwei,
Dann ſoll es donnernd klingen:
  Deutſchland iſt frei!

Kriegserklärung.

Nein, ſie ſollen wieder klingen,
Wie ſie ehemals erklungen,
Nein, wir wollen wieder ſingen,
Die wir ehemals geſungen:
Berg hinauf und Thal hernieder,
Unbekümmert, unerſchrocken,
Unſrer Zukunft Oſterglocken,
Unſrer Freiheit Morgenlieder!

Was wir einſam, gramumdüſtert,
Nur gedacht mit Herzenspochen,
Was wir heimlich nur geflüſtert
Und vor Gott nur ausgeſprochen:
Laßt es nun die Welt erfahren!
Laßt es nun aus jedem Munde,
Laßt es nun aus Herzens Grunde
Unverhüllt ſich offenbaren!

Nun herbei! die Glocken läuten
Und die Fahnen ſeh' ich wehen:
Nun herbei, ihr Weitzerſtreuten,
Nun zum Banner laßt uns ſtehen!
Werdet Männer nun aus Knechten,
Werdet Krieger nun aus Hirten:
Das wir trugen unter Myrthen,
Mit dem Schwert nun laßt uns fechten!

Nun herbei auch ihr zur Stunde,
Die ihr Frieden uns geheuchelt
Und mit Lächeln auf dem Munde
Mitternächtlich uns gemeuchelt:
Nun bei Seite eure Schlingen,
Eure Netze, eure Fallen!
Denn nun ein Recht gilt uns Allen
Und das iſt das Recht der Klingen!

Schweigend, in den Lüften droben,
Ernſte Geiſter ſeh' ich ſitzen,
Eine Hand ſeh' ich erhoben
Und ein Richtbeil ſeh' ich blitzen.
Dieſe Stunde ruft uns Beide!
Wagt es nun die Glut zu dämpfen,
Wagt es nun mit uns zu kämpfen —
Und der ew'ge Gott entſcheide!

Die erste Saat.

Hier iſt die Stätte, ſeht! hier fällten
Den unbetretnen Urwald wir,
Mit unſerm Schweiße hier beſtellten
Wir das jungfräuliche Revier!
Hier ſoll die Heimath ſich erneuen,
Hier, von Europa wir verbannt,
Woll'n wir den erſten Samen ſtreuen
In dieſes neue, fremde Land.

Reicht her das Korn -- o ſei willkommen,
Du unſrer Heimath theure Frucht,
Die wir als Erbſchaft mitgenommen,
Als Pfand der Zukunft auf der Flucht,
Als wär's ein Kind, das wir verſenken,
So ſtreut dich zögernd unſre Hand,
Und unſre tiefſten Herzen denken
An das geliebte Vaterland!

Als du zuerſt emporgewachſen,
Ein grüner Halm aus dunkler Gruft,
Am Elbeſtrand im ſchönen Sachſen,
Da küßte dich die deutſche Luft;
Da ſchien auf dich, da floß hernieder
Die deutſche Sonne, deutſcher Thau,
Und deutſcher Lerchen ſüße Lieder
Begrüßten die geſchmückte Au'.

Drauf als die Halme höher rauſchten,
Und ſchon die Frucht im Keime ſchwoll,
O Gott, da ſtanden wir und lauſchten
Wehmüthiger Erwartung voll.
Und als ſich wiegten deine Aehren,
Gekleidet all in lautres Gold,
O damals, damals wie viel Zähren
Sind abwärts in den Staub gerollt!

Denn ach! ſchon ſuchten die Gedanken
Fern über Meer ein neues Ziel,
Im Geiſte ſchon ſahn wir uns ſchwanken
Fernhin auf ungewiſſem Kiel:
Was nützt es, daß geerntet werde,
Was wogt das Korn, was blüht der Wein!
Soll nimmer doch auf deutſcher Erde
Der Freiheit theure Saat gedeih'n!

Und als man unter Spiel und Scherzen
Das reife Korn in Garben flocht,
Wie hat da ſchon in Abſchiedsſchmerzen
Der Buſen ängſtlich uns gepocht!
Die Andern ſchwangen ſich im Tanze,
Da ſchrie die Fiedel, klang das Horn:
Doch wir, im letzten Abendglanze,
Wir banden ſchweigend unſer Korn. —

Nicht eine Hand voll Erde nahmen
Wir zum Valet von unſrer Flur:
Nur deutſche Frucht, nur deutſcher Samen!
Denn Leben bringt Lebend'ges nur.
Und wie ein Fähnrich ſeine Fahne
Pflanzt auf des letzten Walles Rand,
So, jenſeits nun dem Oceane,
Wird es gepflanzt in fremdes Land.

O du, geſät in guter Stunde,
Du Samen unſers Vaterlands,
Wachſ' und gedeih' in fremdem Grunde,
In einer andern Sonne Glanz!
Es wird dich keine Lerche grüßen,
Wie du ſie einſt vernommen haſt,
Kein Kranz von Roſen wird verſüßen
Des heißen Erntetages Laſt.

Und doch, will's Gott, ſo ſollſt du ſprießen
In ſtolzen Halmen, frei und ſtark,
Und freie Männer ſoll'n genießen
Dein vaterländiſch, deutſches Mark.
So, während wir am fremden Strande
Mit Thränen unſre Ausſaat weih'n,
O möge ſo im Vaterlande
Der Freiheit theure Frucht gedeih'n!

An die Frauen.

Jetzt, da die Männer feige ſünd'gen
Durch Zagen an dem Geiſt der Zeit,
Erhebt euch, Frauen, ihr Unmünd'gen,
Ein Wort der Freiheit zu verkünd'gen,
Tragt grüne Palmen in den Streit!

Wohl könnt ihr keine Schwerter heben,
Euch wehrt's ein ſtärkeres Geſchlecht,
Unmundig werdet ihr für's Leben,
Und Gott der Herr hat's zugegeben,
Daß ihr wie Kinder Wahrheit ſprecht.

Doch wo die Welt gedient dem Schlechten,
Habt ihr getrotzt der rauhen Macht,
Durch all den Troß von Kriegesknechten
Gingt ihr zum Grabe des Gerechten,
Den das Geſetz an's Kreuz gebracht.

Und wo in Kampf und harten Nöthen
Die Welt gebangt vor'm Untergeh'n,
Hat man mit Worten der Propheten
Die Frau'n vor die Tyrannen treten
Und zu den Drängern ſprechen ſeh'n.

Nicht anders iſt's in unſern Tagen,
Die Welt verſiegt im Morgengrau'n,
Das Herz der Jugend will verzagen —
Wo iſt ein Arm zum Bannertragen?
Schmückt uns das Banner, edle Frau'n!

Verlaßt der Stuben enge Feier,
In die Geſchichte tretet ein,
Habt ihr Geſang, ſo ſchlagt die Leier,
Und habt ihr Schönheit — wählt euch Freier,
Doch ſei'n es Freie, die euch frei'n.

Wie wird die Jugend ſich ermannen,
Wenn die Walkyre auferſteht,
Die gegen Fürſten und Tyrannen,
Der Freier Schaar um ſich zu bannen,
Voraus mit kühnen Liedern geht!

Dann dräue Tod, du grimmig harter!
Wir blicken freudig und gefeit,
O unſer harte Kampf und Marter,
Die Mütter, ſie gebären Sparter
Und ſo beginnt die neue Zeit.

Eleutheria.

Rückſtändiger Sold.

Wir ſehn's in aller Zeit Geſchichten,
Daß ſtets ein wackerer Soldat
Auf Schätz' und Freuden zu verzichten,
Wenn's Noth befahl, gelernet hat.

Er hat das Schwerſte leicht ertragen,
Kampf, Wetter, Hunger, Durſt und Peſt,
Er hat die wild'ſte Schlacht geſchlagen
Und ſang zum letzten Speiſereſt.

Folgt auch der Löwe ſeinem Wächter
Als wie der allgetreuſte Hund,
Doch fühlt er ſich als der nicht ſchlechter
Und brüllt bei naher Mittagsſtund'.

Doch hatte der Soldat gerungen
Und kam ihm der Bezahlung Friſt,
Hat er gefordert, was bedungen,
Und murrte, wenn's verblieben iſt.

Und wahrlich wir ſind nicht entartet
Vom kriegeriſchen Urgeſchlecht,
Wir haben lang genug gewartet,
Nun fordern wir nach altem Recht.

Auch nicht geruht und nicht geraſtet,
Geduldet haben wir genug,
Gekämpft, gedurſtet und gefaſtet
Bei heim'ſcher Liſt und fremdem Trug.

Es ſtand Jedweder auf dem Poſten,
Den ihm ſein König wies und pries,
Am Peſtcordon, am Burgthorpfoſten,
Am Grenzgeländ' und am Verließ.

Wohl hätt' er oft Geneſung ſchlürfen
Gekonnt, wo er geſcheut die Peſt,
Und öfter noch zertreten dürfen,
Als es betrau'n, das Schlangenneſt.

Wohl hätt' er's beſſer oft verſtanden,
Wenn er den Grenzcordon zerriß,
Den er bewacht aus Nacht und Banden
In die erſehnte Freiheit ließ. —

Doch ſei's wie's ſei — wie wir beordert,
So thaten wir, wie Ihr's gewollt;
Erſchreckt nun nicht, es wird gefordert
Der noch rückſtänd'ge alte Sold.

Für alles Wachen, Hungern, Dürſten
Bezahlt nun den rückſtänd'gen Sold
In guter Münze, deutſche Fürſten:
Heraus der Freiheit ächtes Gold!

Und wär's nur ob dem Einen Jahre,
In deutſchen Büchern hoch belobt,
Das hätt' gebleicht geſalbte Haare,
Wär's nicht in unſerm Blut vertobt;

Das Jahr, als wir die Kronenſcherben
Gekittet mit dem eig'nen Blut
Und den verblaßten Purpur färben
Gemußt mit unſres Herzens Fluth.

Heraus den Sold! daß fremden Blicken
Verdeckt ſei unſre Blöß' und Schand',
Sonſt thät' es noth, daß wir uns flicken
Mit Purpurfetzen das Gewand.

Heraus den Sold! daß ab wir wälzen
Die Armuth, die uns unterjocht,
Sonſt müſſen Kronengeld wir ſchmelzen, —
Schon glüht der Keſſel und es kocht.

Das Lied von Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen,
Deutſcher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was ſchwer errungen,
Bis ein ſchön'rer Morgen tagt!
Schleswig-Holſtein ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung toſe,
Flut auf Flut, von Bai zu Bai:
O, laß blüh'n in deinem Schooße
Deutſche Tugend, deutſche Treu!
Schleswig-Holſtein ſtammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch, wenn inn're Stürme wüthen,
Drohend ſich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mild'rer Süd belebt!
Schleswig-Holſtein ſtammverwandt,
Stehe feſt, mein Vaterland!

Gott iſt ſtark auch in den Schwachen,
Wenn ſie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird troß Sturm den Hafen ſchau'n!
Schleswig-Holſtein ſtammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die ſich bäumet
Längs dem Belt, am Oſtſeeſtrand,
Bis zur Flut, die ruhlos ſchäumet
An der Düne flücht'gem Sand:
Schleswig-Holſtein ſtammverwandt,
Stehe feſt, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauſchend ſtolze Barken
Elbwärts zieh'n zum Holſteingau:
Schleswig-Holſtein ſtammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Theures Land, du Doppel-Eiche
Unter einer Krone Dach,
Stehe feſt, und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holſtein ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Hochgeſang der Freiheit.

Auf, Brüder, biedre Männer, ſinget
Der Freiheit Hochgeſang!
Weh' dem, deß Geiſt nicht aufwärts dringet
Bei ihres Namens Klang.

Ihn führte nicht zu unſerm Bunde
Der Wahrheit leiſe Spur;
Ihn faßte nicht in heil'ger Stunde
Der ihr geweihte Schwur.

Schnell welkt der Kranz der Erdenfreuden,
Wenn Dienſtbarkeit ihn wand.
Leicht, Bruder! leicht ſind Erdenleiden,
Beut Freiheit uns die Hand.

Sie flicht den Kranz, der ewig grünet:
„Heil!“ — ruft ſie — „du warſt treu!
„Gott dienteſt du, wer ihm nur dienet,
„Iſt frei, iſt ewig frei!“

Frei, Bruder! iſt, den nicht das Toben
Der Leidenſchaft betäubt,
Der mächtig über ſie gehoben,
Sie dämpft' und Herrſcher bleibt.

Frei, dem der Himmel Hochgefühle
Von Menſchenwürde gab;
Er ſchaut mit Gleichmuth auf die Spiele
Des Erdenglücks herab.

Horch, Freiheit, horch auf unſre Lieder!
Wir bau'n Altäre dir.
Senk' mächtig dich auf uns hernieder,
Und ſtärk' uns für und für.

Freiheit.

Endlich ſehen wir uns wieder,
Und die holde Stunde ſchlug,
Die hieher die trauten Brüder
Aus den fernſten Gauen trug.
Seid uns alle denn gegrüßet
Mit der Freundſchaft Friedensgruß!
Tretet näher und umſchließet
Euch mit warmem Bruderkuß.

Von dem heimathlichen Dache
Trieb der gleiche Drang uns fort;
Liebe für die gute Sache,
Freiheit war das Loſungswort.
Freiheit ſoll darum, ihr Brüder,
Unſers Bundes Göttin ſein,
Und das erſte unſrer Lieder
Laſſet uns der Freiheit weih'n!

Freiheit ſtieg vom Gott der Liebe
Nieder aus dem Sterngefild,
Adelte des Menſchen Triebe,
Schuf ihn zu der Gottheit Bild.

Seelengröße, Manneswürde,
Danken wir, o Freiheit, dir!
Ach der Ketten ſchwere Bürde
Drückt den Knecht herab zum Thier.

Prächtig ſtehn die Alpen alle
Noch um's tapfre Land herum,
Schützen mit dem Felſenwalle
Noch der Freiheit Heiligthum,
Und der Väter Stimmen tönen
Aus den Gräbern uns hinan:
Freiheit wohnet bei den Söhnen,
Wenn der Vater ſterben kann!

Bei der Aſche dieſer Väter
Schwört der Freiheit ew'ge Treu!
Rache jedem Uebertreter!
Untergang der Tyrannei!
Dieſen Sinn in allen Gauen
Auszuſtreu'n in jedes Herz:
Schwört es bei des Grabes Grauen,
Bei des Todes letztem Schmerz!

Schweizer Bundeslied.

Singt, ihr Schweizerbrüder!
Stolze Freiheitslieder,
Stolzen Feſtgeſang.
Von den Alpen allen
Laßt hinab ihn wallen,
Berg und Thal entlang.

Gletſcher donnern in den Lüften,
Und aus echoreichen Klüften
Murmelt ernſt des Berges Strom.
Mächtig darf das Lied hier ſchallen,
Denn der Berge graue Hallen
Wölben ſich zum Rieſen-Dom.

Singt die Thaten eurer Ahnen!
Fürſten flohn vor ihren Fahnen,
Völker ſegneten ihr Schwert.
Seht den Wahlplatz dieſer Krieger,
Das bemooſte Grab der Sieger —
Seht's, — und bleibt der Väter werth!

Wo die Väter einſt geſtritten,
Wohnt in weit geſä'ten Hütten
Jetzt der Enkel frei und reich.
Alles lebt und athmet Freude;
Von dem Hügel, von der Weide
Grüßt der muntre Reigen euch.

Heerden läuten auf den Matten,
Jauchzend geht der Senn' im Schatten
An der Felſenwände Grab;
Und vergnügt mit ſeiner Heerde
Schaut er auf die niedre Erde,
Stolz auf Könige hinab.

Seht, ihr Brüder! voll Entzücken,
Seht mit wonnetrunk'nen Blicken
Hier der Freiheit Himmelsreiz!
Ach, ſo weit die Wolken reichen,
Kann ſich Nichts mit uns vergleichen;
Ewig einzig iſt die Schweiz!

Vaterland, von Gott beſchieden,
Dich beſingen wir im Frieden,
Dich beſchützen wir im Krieg!
Dir die Freiheit zu bewahren,
Werden wir das Blut nic[illegible]ren;
Leichten Tod gewährt der Sieg.

Gebet bei der Schlachtfeier am Stoss.

Es ſah der Herr vom blauen Zelt
Bergan die Rotten Oeſtreichs blinken:
„Die bringen Ketten nur der Welt;
„Die Ernte reift, ſie ſollen ſinken."

Er ſprach's. Die Wolken dicht in Eil'
Mit Sturm und Fluten fuhren nieder.
Wie müde Schwalben flackt der Pfeil,
Das Wehn der Nacht umſpannt die Glieder.

Hinwieder ob der Wolkenſchlacht
Sah man noch and're Boten fliegen.
Sie ſangen laut: Ihr Freie, wacht,
Es ſoll das Recht, die Tugend ſiegen!

Die Freien ſtanden, ring an Zahl,
Mit Schwertern an des Vorlands Stirne.
Der Waldſtrom trug das Blut in's Thal,
Der Widerhall das Glück zur Firne.

Herr Gott! wir preiſen deine That,
Der Mund mit Schall, das Herz mit Sehnen.
Nimm hin! wenn neu der Würger naht,
Gieb uns die Luſt und ihm die Thränen.

III.

Die Niederlande.

Wilhelm von Nassau.

Wilhelmus von Naſſawe
Bin ich von teutſchem Blut,
Dem Vaterland getrewe
Bleib ich bis in den Tod,
Ein Prinze von Vranien
Bin ich frei vnerfehrt.
Den König von Hispanien
Hab ich allzeit geehrt.

In Gottesfurcht zu leben
Hab ich allzeit betracht,
Drum bin ich vertrieben,
Vmb Land und Leut gebracht.
Aber Gott ſol mich regieren
Als ein gut Inſtrument,
Das ich mag wiederkehren,
Wol an mein Regiement.

Leid euch, meine Vaterſaſſen,
Die auffrecht ſein von Art,
Gott wird euch nicht verlaſſen,
All ſeit ihr nun beſchwert.
Wer fromm begert zu leben,
Der bitt Gott Nacht und Tag,
Daß er mir Kraft will geben,
Daß ich euch helffen mag.

Leib vnd Gut alszuſammen
Habe ich nit geſpart,
Mein Bruder hoch mit Nahmen,
Haben euch auch verwart.
Graf Adolf iſt geblieben
In Friesland in der Schlacht,
Sein Seel im ewigen Leben
Erwardt den jungſten Tag.

Edel und Hochgeborn
Von kaiſerlichem Stamm,
Ein Furſt des Reichs erkoren,
Als ein fromm Chriſtenmann,
Fur Gotteswort gepreiſen
Hab ich frey vnverzagt,
Als ein Held ſonder Forchten
Mein edel Blut gewagt.

Mein Schild vnd mein Vertrawen
Biſtu, o Gott mein Herr,
Auff dich ſo will ich bawen,
Verlas mich nimmermehr,
Das ich dort fromm mag bleiben,
Dir dienen zu aller Stund,
Die Tyrannei vertreiben,
Die mir mein Herz verwundt.

Von Allen, die mich beſchworen,
Vnd mein Verfolger ſind,
Mein Gott, wölſt doch bewaren
Den trewen Diener dein,
Das ſie mich nit verraſchen
In ihrem böſen Mut,
Ir Hande nit thun waſchen
In meinem vnſchuldigen Blut.

Wie David muſte fliehen
Vor Saulo dem Tyrann,
So hab' ich müſſen weichen
Mit manchem Edelmann.
Aber Gott that ihn erheben,
Erlöſen aus aller Noth,
Ein Königreich gegeben
In Iſrael ſehr groß.

Nach Sawr werd ich empfangen
Von Gott meim Herrn das Süß,
Darnach ſo thut verlangen
Mein fürſtelich Gemüt,
Das ich doch möge ſterben
Mit Ehren in dem Feld,
Ein ewigs Reich erwerben
Als ein getrewer Held.

Nicht thut mich mehr erbarmen
In meinem Widerſput,
Denn das man ſieht verarmen
Des Königs Landen gut,
Daß euch die Spanier krenken,
O Niederlande gut.
Wenn ich daran thu denken,
Mein edel Herz das blut.

Als ein Prinz aufgeſeſſen
Mit meiner Herren Krafft,
Wol von dem Feind vermeſſen
Hab ich die Schlacht verwacht,
Der bei Maſtricht lag vergraben
Befürchtet mein Gewält,
Mein Reuter ſah man traben
Sehr muthig durch das Feld.

So es der Will des Herren
Auf die Zeit wer geweſt,
Het ich gern wöllen kehren
Von euch die ſchwere Tempeſt.
Aber der Herr dort oben,
Der alle Ding regiert,
Den man alzeit muß loben,
Der hat es nit begert.

Sehr chriſtlich war getrieben
Mein fürſtelich Gemut,
Standhaftig iſt geblieben
Mein Herz in Widerſput.
Den Herrn hab ich gebeten
Aus meines Hertzen Grund,
Daß er mein Sach wöll richten,
Mein Vnſchuldt machen kundt.

Urlaub mein armen Schaafen,
Die hier in großer Not,
Ewer Hirt, der ſoll nit ſchlafen
Vnd ſeid ihr nun verſtrewt,
Zu Gott wöllt euch begeben,
Sein heilſam Wort nempt an,
Als fromme Chriſten leben
Soll hie bald ſein gethan.

Vor Gott will ich bekennen
Vnd ſeiner großen Macht,
Das ich zu keinen Zeiten
Den König hab veracht,
Weil daß ich Gott dem Herrn,
Der höchſten Majeſtat,
Hab müſſen obedieren
In der Gerechtigkeit.

Siegeslied von Oudenaarde.

Spart, Hollands edle Herren,
Jetzt nicht den Traubenſaft.
Auf, windet Lorbeerkränze
Den Helden reich an Kraft;
Laßt hören die Muſketen
Zum Trotze der Bourbonen,
Fügt Trommeln und Trompeten
Zum Donner der Kanonen.

Laßt nicht die Freude ſchweigen,
Vendome mit ſeinem Heer
Muß euren Fahnen weichen
Und wagt es nimmer mehr.
Der Staaten Brandemoris,
Den fand er viel zu heiß,
Der Ritter von Sanct Joris
Schwimmt ſchon in ſeinem Schweiß.

Burgund mag auch nicht eſſen
Der Britten Pudding jetzt;
Berry verſchmäht den Käſe,
Den man ihm vorgeſetzt.
Die Suppe aus den Töpfen
Iſt beſſer nun für All',
Als ſo mit blut'gen Köpfen
Zu ſpielen Fangeball.

Der Doctor von Savoyen
Ließ nach der rechten Weiſ'
Holländiſch Pulver ſtreuen
Auf böſes Franzenfleiſch:
Dann hat er's noch begoſſen
Mit Spiritus von Stahl
Und Geiſt von blauen Bohnen
Aus Flaſchen von Metall.

Nun ſind ſie derb geſchlagen,
Die luſtigen Franzoſen,
Und wenn ſie's wieder wagen,
Verlieren ſie die Hoſen.
Dann packen ſie die Spindeln
Und fliehen nach Paris,
Um dort die nackten H—t—n
Zu zeigen dem Louis.

Spart, Hollands edle Herren,
Nicht edlen Traubenſaft
Und flechtet Lorbeerkränze
Den Helden voller Kraft.
Laßt hören die Muſketen
Zum Trotze der Bourbonen,
Fügt Trommeln und Trompeten
Zum Donner der Kanonen.

Holländisches Nationallied.

Wer Liebe nur im Herzen hegt
Für Holland warm und rein,
Wem Hollands Heil die Bruſt bewegt,
Der ſtimme mit uns ein.
Der hebe mit uns himmelan
Den Blick zu Gott gewandt
Das herzerfreu'nde Feſtlied an
Für Fürſt und Vaterland.

Wir treuen Brüder ſtimmen gern
Dies Lob- und Feſtlied an.
Weg, wer den König ſeinen Herrn,
Sein Land vergeſſen kann!
Dem hat das Herz noch nie geglüht:
Dem weigern wir die Hand,
Der kalt bleibt bei Gebet und Lied
Für Fürſt und Vaterland.

Behüte, Gott, beſchirm' die Au'n,
Die wir ſchon jung geliebt,
Die Flur, die wir als Männer ſchau'n,
Die einſt ein Grab uns giebt.
Zu dir, o Vater, flehen wir,
Selbſt noch am Grabesrand,
Um Schutz und Segen dort und hier
Für Fürſt und Vaterland.

Laut dringe durch das Feſtgebrauſ'
Die Bitte, Gott, zu dir:
Bewahr' den Fürſten und ſein Haus,
Als Hollands ſchönſte Zier.
Ja, noch in unſerm Schwanenſang
Sei dir das Flehn geſandt:
Bewahre, Herr, den König lang
Und unſer Vaterland!

Belgiſches Nationallied.

Mit Sklavenketten uns zu binden,
War der Deſpoten kühner Plan;
Drum ruckte mit ehernen Schlünden
Ein Prinz auf uns drohend heran.
Doch hielt unſer Muth und Glaube,
Und Naſſau's Hoffnung entſchwand wie ein Traum,
Die Orange liegt im Staube,
Hoch prangt der Freiheit ſchöner Baum.

Gerechtigkeit war unſer Streben.
Für das Recht kampften wir allein,
Der König ſollte uns es geben,
Sollt' ein liebender Vater uns ſein.
Doch er, im ſtolzen Uebermuthe,
Färbt mit dem Schwert, das ſein Sohn erhebt,
Die Orange mit unſrem Blute,
Das ſelbſt am Baum der Freiheit klebt.

Du wackres Volk, das feſt geſtanden
Im Kampfe für dein höchſtes Gut,
Aus Hollands entehrenden Banden
Befreite dich ſiegend dein Muth.
Dein Panier mag laut es verkünden,
Du ſiehſt in Brüſſel bei'm Engel es wehn;
Und nach der Orange Verſchwinden
Wird hoch der Baum der Freiheit ſtehn.

Ihr Edlen all', die kämpfend ſanken
Von des Todes mörd'riſcher Hand,
Eh' Belgien, lohnend euch zu danken,
Selbſt eure Namen noch gekannt:
Das ſchönſte Loos war euch beſchieden,
Ihr ſtarbt für's Vaterland, an Lorbeern reich!
Fern der Orange ſchlafſt in Frieden,
Der Freiheit Baum beſchattet euch!

IV.

Groſsbritannien und Irland.

Rule Britannia.

Engliſches Nationallied.

Als aus dem Wellenſchooß empor
Britannia einſt der Himmel rief,
War dies des Landes Freiheitsbrief,
Schutzengel ſangen dies im Chor:
Herrſch' Britannia! das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Britte ſein!

Nationen, nicht wie du beglückt,
Sind wechſelnd Raub der Tyrannei,
Indeß du blüheſt groß und frei,
Zu ihrem Schreck und Neid geſchmückt.
Herrſch' Britannia! das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Britte ſein!

Erhab'ner nun wirſt du erſteh'n,
Furchtbarer noch nach fremdem Streich,
So wie im Sturm feſt ſteht die Eich',
Indeß die Wolken leicht verweh'n.
Herrſch' Britannia! das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Britte ſein!

Dich zwinge nie Tyrannenthum,
Strebt dich zu beugen ſeine Wuth,
Sie wecke nur die edle Glut,
Sich zum Verderben, dir zum Ruhm.
Herrſch' Britannia! das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Britte ſein!

Für dich die Flur des Landmanns ſprießt,
Im Handel blüht der Städte Pracht,
Dein iſt des Meeres ſtolze Macht,
Und jeder Strand, den es umfließt.
Herrſch' Britannia! das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Britte ſein!

Der Muſen freier Liederſchall
Den hochbeglückten Strand verſchönt,
Glückſelig Land mit Reiz gekrönt,
Wo Tapferkeit der Schönheit Wall!
Herrſch' Britannia! das Meer, das Meer ſei dein!
Sklave ſoll kein Britte ſein.

Fabrikelend.

Tiſch, Stühle, Bett — ſie nahmen's, gingen dann;
Dämoniſch wild ſah ihnen nach der Mann;
Sein mager Weib ſucht' ihn umſonſt zu halten;
Auf's Bierhaus wieſen ſeiner Stirne Falten —
Hurrah, Brodtax' und England!

Zum ſchwangern Leibe hielt ſie ſtumm die Hand,
Erſtach dann das Kind, das im Winkel ſtand;
Küßt' es und ſchrie, von Schluchzen unterbrochen:
„Was hat mich *meine* Mutter nicht erſtochen?“
Hurrah, Brodtax' und England!

Sie rang ſich auf, zur Kammer ſchlich ſie matt: —
Ach, ihres Jüngſten letzte Schlummerſtatt!
Ja, wer nicht Grab und Prieſter kaufen mußte —
Da lag das Kind ſeit Monden in der Kiſte! —
Hurrah, Brodtax' und England!

Wo aber mag des Todten Schweſter ſein?
Sterbend, o Gott, wo Keine ſtirbt, die rein!
Gefallen ſterbend, fern der Eltern Hauſe: —
„Mutter, o komm!“ ächzt es durch die Klauſe, —
Hurrah, Brodtax' und England!

Sieh', vor dem Richter ſteht die Mutter wirr
Und Keiner redet: „Herr, das Weib iſt irr.“
Kalt, ſtumpf die Maſſen, die den Platz umdrängen;
Berauſcht im Schwarme ſieht ihr Mann ſie hängen!
Hurrah, Brodtax' und England!

Bald geht auch er in Kettenwucht einher;
Und wen, Tyrann, und wen erſchlug denn er? —
Die arme Wittfrau, die von Gram verzehrte,
Die von dem Miethsmann Wochenzins begehrte!
Hurrah, Brodtax' und England!

Großhändler ihr in Mangel, Noth und Blut —
O, ſtände eingegraben, was ihr thut!
Es iſt's! — In Herzen, die verzweifelnd klopfen,
Tief eingebrannt mit heißen, rothen Tropfen! —
Hurrah, Brodtax' und England!

Altschottisches Schlachtlied.

Donuil Dhu's Kriegsgeſang!
Schlachtlied von Donuil!
Töne mit wildem Klang!
Wecke Clan Conuil!
Kommt herbei, kommt herbei,
Auf zum Gefechte!
Horcht auf das Feldgeſchrei,
Herren und Knechte!

Meidet die Schlucht ſo wild,
Felſige Bahnen!
Hört, wie die Pfeife ſchrillt!
Schaut auf die Fahnen!
Hügel-Plaid, Hochlands-Schwert,
Kommet hernieder!
Und wer ſie trägt und ehrt
Muthig und bieder!

Laſſet die Braut, das Weib!
Laſſet die Heerde!
Laſſet des Todten Leib
Ueber der Erde!
Laſſet die Jagd, den Teich,
Barken und Schlingen!
Bringt euer Kriegeszeug,
Tartſchen und Klingen!

Kommt, wie der Sturm kommt, wenn
Wälder erzittern!
Kommt, wie die Brandung, wenn
Flotten zerſplittern!
Schnell herab, ſchnell herab,
Schneller kommt Alle,
Häuptling und Bub' und Knapp',
Herr und Vaſalle!

Seht, wie ſie kommen, ſeht,
Wie ſie ſich ſchaaren!
Haidkraut im Winde weht,
Feder des Aaren!
Weg den Plaid, zieht das Schwert!
Vorwärts, ihr Leute!
Donuil Dhu's Kriegsgeſang
Töne zum Streite!

Jacobitiſches Lied.

Für unſern rechten König ward
Verlaſſen Schottlands Strand,
Für unſern rechten König ward
Betreten iriſch Land,
Mein Lieb!
Betreten iriſch Land.

Was Menſchen können, iſt geſchehn,
Vergebens Alles, weh!
Leb' Liebchen wohl und Vaterland!
Muß ſchiffen durch die See,
Mein Lieb!
Muß ſchiffen durch die See.

Er wandte ſich rechts und rings herum,
An Irlands Strand fürwahr,
Und rief und zog den Zügel ſtraff:
Leb' wohl auf immerdar,
Mein Lieb!
Leb' wohl auf immerdar!

Der Krieger aus dem Kampfe kehrt,
Der Seemann von dem Meer,
Ich ſchied von meinem Liebchen fort
Und treff' es nimmermehr,
Mein Lieb!
Und treff' es nimmermehr.

Wenn hin der Tag, wenn kam die Nacht
Und Allen Schlaf gebracht,
Dann denke ich an die Lieben fern,
Weinend die lange Nacht,
Mein Lieb!
Weinend die lange Nacht.

Daheim.

O, heim, heim, daheim möcht' ich ſein!
Daheim in dem eig'nen Lande mein!
Das grüne Laub der Treue fällt,
Die gute weiße Roſe verwelkt;
Die Treuen des Landes ſind alle hinab,
Das grüne Gras wächſt, ach! auf ihrem Grab.
Sie lebten und ſtarben in Treue vereint,
Und ihr eigenes Land ſie lange beweint.

O, heim, heim, daheim möcht' ich ſein!
Daheim in dem eig'nen Lande mein!
Allein dort möcht' ich wandeln im Thal
Und die Geſchied'nen grüßen zumal.
Von Schlachten und Siegen erzählt mir nicht viel,
Mein Donald er ſiegte, mein Donald er ſiel.
Ihr möget euch freu'n — meinen Kummer verzeiht,
Im Vaterlande da theilt man mein Leid.

O, daheim! ſagen, wenn wir voll Luſt;
O, daheim! ſeufzen, wenn Schmerz in der Bruſt;
Heim, aus einer Welt voll Grauſen und Fluch.
Verſteckt mich, ihr Berge, vor allem Betrug.

Unſer Vaterland rettet nichts aus der Noth;
Verräther entfliehen, die Tapfern ſind todt.
Die Hoffnung iſt hin — mit Thränen im Blick,
Die Wanderer kehren zur Heimath zurück.

Schottiſches Klagelied.

Stern grauer Dämmerung,
Sprich, wo du glänzteſt,
Wenn du mit deinem Strahl
Hügel bekränzteſt?
„Ueber des Freiherrn Schloß
Stolz auf der Haide,
Ueber den hohen Wald
Und grüne Weide.“

Stern holder Abendzeit,
Was du erlebteſt,
Sage, als über'm Schloß
Strahlend du ſchwebteſt?
„Schwerter und bunte Tracht,
Fröhliches Tanzen,
Rudel von Edelwild,
Blinkende Lanzen.“

Stern, der der Jungfrau Traum
Pflegt einzuwiegen,
Sage, wo jetzt du ſtrahlſt,
Wenn Eulen fliegen?

„Da wo im hohen Schloß
Moos grau ſich ſtrecket,
Wo den gefallten Wald
Kalter Thau decket.“

Stern holder Abendzeit,
Was du erſchauet,
Sage, wenn ringsumher
Dämmerung grauet?
„Giebel, die eingeſtürzt,
Zerfall'ne Herde,
Schafe, wo Wild gegraſt,
Bäume zur Erde.“

Lebewohl, o Glan-Shalloch!

Lebewohl, o Glan-Shalloch,
Auf immer verbannt!
Leb' wohl, meine Hütte
Am Uferrand!
Der Waſſerfall brauſet,
Die Töne hinziehen,
Der Widerhall klaget,
Vereint mit Marien.

Ich ſah ſie noch geſtern
Mit nagenden Schmerzen,
Ein Kind auf dem Schooße,
Ein andres am Herzen.
Ich hört' ihre Stimme
Im feſteſten Schlummer;
Das Lied, das ſie ſang,
War voll Leid und voll Kummer.

„Schlaf feſt, mein ſüß' Kindchen,
Schlaf ruhig zumal;
Nichts können dir thun
Die Söhne vom Thal.
Ich ſing' dich zur Ruh'
Mit dem Lied um die Todten,
Die tapfere Schaar
Auf dem Feld von Culloden.

Man täuſchte die Braven. —
Es wagt's der Tyrann
Uns niederzutreten
In Schmach und in Bann.
Deine Mutter bleibt treu
Der heiligen Sache,
Kein ander Lied ſingt ſie
Als das Wecklied der Rache.

Ich ſage dir, Sohn!
Wie ſchwer wir gelitten.
Dir reich' ich das Schwert,
Wird wieder geſtritten;
Dann heiß' ich dich ziehen
Hinaus für die Ehre
Und eh' du nicht ſiegteſt,
Zurück mir nicht kehre!

Das Gotteshaus iſt
Obdach der Halunken,
Des Oceans Stolz
Iſt auf immer geſunken.
Die Fichte des Waldes,
So die Zeit nicht verkümmert,
In den Staub ward getreten,
Ihre Krone zertrümmert.

Ihr Geiſter der Vorzeit,
So tapfer, uns theuer,
Es haben die Feinde
Das Land, das einſt euer. —
Kommt aus euern Grüften,
Ohne Blut, doch voll Leben,
Daß die Teufel des Thales
Vor euch zittern und beben.“

Erin, o Erin!

Wie die Lampe, die hell in Kildare einſt gebrannt
Und in Stürmen und Finſterniß nimmer erliſcht,
Iſt das Herz, dem vergeblich ward Kummer geſandt,
Da ſein Geiſt ihn beſiegt, unverwelklich, erfriſcht.
Erin, o Erin, ſo hell glänzt dein Geiſt
Durch die Nacht deiner Knechtſchaft, die ſo eng dich umkreiſt.

Es ſanken Nationen, du bliebſt immer jung,
Deine Sonne geht auf, wo anderswo Nacht!
War auch wolkicht dein Morgen, im wirbelnden Schwung
Der Zeiten ſtrahlt einſt noch dein Mittag voll Pracht.
Erin, o Erin, ob auch lange verdunkelt,
Wenn die ſtolzen erloſchen, dein Sternbild noch funkelt!

Deine Lilie ſchläft nicht vom Regen erſtarrt,
Nicht vom Winde geweckt in Winterzeit,
Bis ſie frei wird, die ſtill auf den Frühling geharrt,
Und das Licht und die Freiheit ſie wieder geweiht.
Dann iſt Erin, o Erin, dein Winter vorbei,
Es blieb dir die Hoffnung, ſie machte dich frei!

Irland.

Von Ferdinand Freiligrath.

„An roſt'ger Kette liegt das Boot,
Das Segel träumt, das Ruder lungert.
Das macht, der Fiſcherbub' iſt todt:
Das macht, der Fiſcher iſt verhungert.
Denn Irlands Fiſch iſt Herrenfiſch,
Der Strandherr praßt vom reichen Fange,
Leer aber bleibt des Fängers Tiſch —
So ſtarb der Fiſcher, ſo ſeine Range.

„Die Heerde blökt, die Heerde brüllt;
Welch' ein Gedräng von Küh'n und Schafen!
Der Hirt, von Lumpen ſchlecht verhüllt,
Treibt ſie an's Meer zum nächſten Hafen.
Denn Irlands Vieh iſt Herrenvieh:
Das gerne Paddy's Knochen ſtärkte
Und ſeiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr ſchickt's auf fremde Märkte.

„Drum iſt ſein Viehſtall ihm ein Born
Der Ueppigkeit und des Genuſſes,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Ueberfluſſes.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltiſch unter'm Gold ſich biegen: —
Sein Volk, das er zu Hauſe ließ,
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

„Halloh! Halloh! Grün Erins Jagd!
Paddy, lang zu! das nenn' ich Ziemer!
Umſonſt! auch das wird fortgebracht
Meerüber mit dem erſten Steamer!
Denn Irlands Wild iſt Herrenwild,
Es füllt der Grundherrn Bauch und Taſchen: —
Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
Hilf Gott! iſt ſelbſt zu ſchwach zum Paſchen.

„So ſorgt der Herr, daß Hirſch und Ochs,
Das heißt, daß ihn ſein Bauer mäſte!
Statt auszutrocknen ſeine Bogs —
Ihr kennt ſie ja: Irlands Moräſte!
Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
Drauf Halm an Halm ſich wiegen könnte;
Er läßt ihn ſchnöd' dem Waſſerhuhn,
Dem Kibitz und der wilden Ente.

„Ja doch bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildniß vier Millionen Aecker!
Ihr aber ſeid blaſirt und ſtumpf,
Faul und verfault — euch weckt kein Wecker!
O! iriſch Land iſt Herrenland;
Drum ſtehn die Mütter an den Wegen,
Den todten Säugling im Gewand,
Und flehn euch, ihn ins Grab zu legen."

So ſchallt die Klage Tag und Nacht,
So gellt es Connaught durch und Leinſter,
Der Weſt hat mir den Schrei gebracht —
Er trug ihn ſchrill bis vor mein Fenſter.
Matt, wie ein angeſchoſſner Weih,
Verſchwebt' er über Höh'n und Sunde —
Der Schrei der Noth, der Hungerſchrei,
Der Sterbeſchrei aus Erins Munde.

Erin — da liegt ſie auf den Knien,
Bleich und entſtellt mit weh'ndem Haare,
Und ſtreut des Shamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
Sie kniet am See, ſie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
Mehr noch, als Harold Byron's Rom,
„Die Niobe der Nationen.“

V.

Dänemark, Norwegen und Schweden.

Sturmlied.

Ich hört' im Norden
Ein Wetter aufſtehn;
Hagel raſſelt
Auf Helmen hart!
Wolkenſteine
Stieben im Wetter
In der Streiter Augen
Vom ſcharfen Sturm.

Es hagelt Schloßen,
Jed' ein Loth ſchwer!
Blut in's Meer,
Blut aus Wunden
Röthet den Speer.
Die Leichen lagen,
's war harter Kampf,
Das Heer der Grafen
Steht dem Kampf!

Der Sturmgeiſt grimmig
Schleudert ſpitzige
Pfeile von den Fingern
Den Fechtern in's Geſicht;
Die mächt'gen Fechter
Im harten Gewitter,
Dem Sturme ſtehend,
Weichen nicht!

Bis daß am Ende
Dem tapfern Grafen,
Geſchwächt an Kräften,
Der Muth erlag,
Zog ab die Flotte,
Befahl den Seinen,
Segel zu ſpannen!
Die Wellen ſchlugen;
In die hohlen Segel
Der Sturmwind blies.

Am Morgen der Schlacht.

Tag bricht an!
Es kräht der Hahn,
Schwingt's Gefieder;
Auf, ihr Brüder!
Iſt Zeit zur Schlacht!
Erwacht, erwacht!

Unverdroſſen
Der Unſern Führer!
Des hohen Adels
Kampfgenoſſen,
Erwacht, erwacht!

Har mit der Fauſt hart,
Rolf, der Schütze,
Männer im Blitze,
Die nimmer fliehn!

Zum Weingelage,
Zum Weibsgekoſe
Weck' ich euch nicht.
Zu harter Schlacht
Erwacht, erwacht!

Norwegischer Nationalgesang.

Söhne von Norwegens uraltem Reiche,
Singet zur Harfe den feſtlichen Klang;
Männlich ertöne der Jubel und ſteige,
Weihet dem Vaterland unſern Geſang.
Herrlich gelangen
Thaten, ſie prangen,
Wo wir gedenken der Väter ſo traut.
Schwellende Herzen und glühende Wangen
Grüßen den lieben, den heiligen Laut.

Flieget der Geiſt zu geſchwundenen Zeiten,
Schaut er ſo herrlich des Vaterlands Glanz,
Kämpen, ſie wandeln an Dovrefjeld's Seiten,
Stürmen zum Schiffesgefecht wie zum Tanz.
Wellen befahren
Männliche Schaaren!
Norwegens Ruhm dringt zum fernſten Geſtad.
Kämpen genug ſind daheim, zu bewahren
Erbliche Freiheit mit muthiger That.

Während die Starke die Stählernen probten,
Während ſie ſtritten im kämpfenden Glied,
Ritzten die Skalden die Runen und lobten
Herrlich die Thaten der Helden im Lied.
Könige, hehre,
Hielten das ſchwere
Scepter und übten die heilige Macht,
Strahlend durchleuchtend im Saale der Ehre
Ewig ihr Schild der Jahrhunderte Nacht!

Vorzeit — es ſchwand deine heilige Flamme,
Aber ſie glüht in des Norwegers Bruſt.
Noch iſt derſelb' an Muth und Stamme,
Immer der Freiheit und Ehre bewußt.
Wenn Norwegs Hallen
Vom Ruhmlied ſchallen,
Schwellet von freudigem Stolze ſein Sinn.
Gerne wohl gäb' er den Süden in allen
Reizen um's ſchneeige Heimathland hin.

Herrlich erhebt ſich, nimmer zu wanken,
Tempel der Freiheit im nordiſchen Land.
Frei ſind die Worte und frei die Gedanken,
Frei wirkt zu Vaterlands Wohle die Hand!
Wallten und flogen
Vögel und Wogen
Freier doch nimmer als Norwegens Mann!
Treu dem Geſetz, das er ſelbſt ſich erzogen,
Hängt er dem König, dem Vaterland an.

O theures Land mit den wolkigen Spitzen,
Fruchtbaren Thälern und fiſchreichen Seen,
Du wirſt die Liebe der Deinen beſitzen;
Rufſt du, für dich wirſt du bluten uns ſehn.

Liebſtes der Lande,
Stehe, zum Pfande
Ewiger Freiheit, ihr Heiligthum!
Wachſe, ſo lang noch die Welle am Strande
Brauſet, o wachſe an Glück, wie an Ruhm!

Dänisches Nationallied.

König Chriſtian ſtand am hohen Maſt
In Rauch und Dampf.
Sein Schwert es hämmert ſonder Raſt
Auf Gothen Helm und Hirn die Laſt;
Da ſank der Feinde ſtolzer Maſt
In Rauch und Dampf.
„Flieht!“ rief der Feind, „o flieh' wer kann!
Wer ſteht denn Dänemarks Chriſtian
Im Kampf!“

Niels Juul weckt auf des Sturmes Wuth;
Jetzt, jetzt iſt's Zeit!
Er hißt die Flagge, roth mit Blut,
Die Hiebe fallen dicht und gut.
Da riefen ſie in Sturmes Wuth:
„Nun iſt es Zeit!
Entflieht aus dieſem Höllenpfuhl!
Wer kann beſtehen Dänemarks Juul
Im Streit!“ —

O Nordſee, Weſſel's Donnerbrut
Den Nebel theilt,
Da ſanken Helden in die Flut,
Denn mit ihm kämpft des Todes Wuth:
Und laut Geſchrei des Nebels Brut
Vom Walle theilt.
Für Dänemark blitzet Tordenſkjold,
Wie es der Himmel hat gewollt —
Enteilt! —

Der Dänen Pfad zu Ruhm und Macht,
Schwarzdunkle Flut!
Nimm auf den Freund, der unverzagt
Gefahr begegnet, ſie verlacht,
So ſtolz wie du, trotz Sturmes Macht,
Schwarzdunkle Flut;
Führ' ihn durch Sang und Klang hinab,
Durch Schlacht und Kampf, bis daß im Grab
Er ruht! —

Schwedisches Nationallied.

König Karl Johann,
Er kommt zu uns wieder,
Wir ſingen ihm Lieder,
So Kind, Weib, als Mann.
Den Thron kräftig ſtützt er,
Sein Volk treu beſchützt er,
Das ſchafft Karl Johann.

Folgt kühn ihm Feind- an
In krieg'riſchen Zeiten
Zum muthigen Streiten,
Greis, Jüngling und Mann!
Schwert war ihm beſchieden,
Doch herrſcht auch im Frieden
Mit Ruhm Karl Johann.

Hold iſt Karl Johann,
Er ſchirmt uns, ingleichen
Die Armen, die Reichen,
Das Kind und den Mann.
Bei Großen und Kleinen
Sieht nur nach dem Einen,
Nach Recht Karl Johann.

Dank dir, Karl Johann!
Gefahren bezwingſt du,
All' Gutes uns bringſt du
Für Weib, Kind und Mann;
Daß einig ohn' Fehden
Sind Norweg und Schweden,
Schufſt du, Karl Johann!

Heil dir, Karl Johann!
Du hebſt uns aus Grauen
Nach blühenden Auen,
So Kind, Weib, als Mann.
Du trägſt unſre Schmerzen
Als Vater am Herzen,
Heil dir, Karl Johann!

Leb' hoch, Karl Johann!
Zur Freiheits-Erhaltung,
Zur Segens-Verwaltung
Für Kind, Weib und Mann!
Bei Kön'gen ein Beſter,
Bei Helden ein Größter,
Leb' hoch, Karl Johann!

Norwegens Preis.

Wohnt' ich auf dem hohen Field,
Wo der Finne auf dem Skien ob dem raſchen Rennthier fliegt,
Wo der reine Brunnen quillt,
Und das Berghuhn über Haiden fliegt,
Zaubre durch mein Lied ich gleich
Mir Verborgnes aus der Klippe Ritzen
Und bin froh damit und reich;
Wein und was mir fehlt kann ich beſitzen. —
Klippenſpitze, wo die Fichte ſprießt,
Froher Seelen freie Stätte iſt
Und das Weltgetümmel nicht erreicht
Mehr mein Ohr, noch zu den Höhen ſteigt.

Wohnt' ich in dem grünen Thal,
Wo ein Flüßchen lieblich rinnt durch die reichen grünen Matten,
An den Früchten ſtets genug wir hatten;
Wo das Schäflein und das zarte Lamm
Sich ergötzen, und der Ochſe weidet;
Lach' ich herzlich ob der Mode Kram,
Und kein Reicher wird von mir beneidet.

In dem niedern friedensreichen Thal
Sah ich Manchen fallen, doch in Ehren,
Auf dem Raſen ſitz ich ſicher allzumal
Und der Freundſchaft will ich meine Becher leeren. —

Wohnt' ich an dem nackten kahlen Strand,
Auf dem Holm, an Eiern reich, mitten in den Wellen,
Wo die Vögel fliegen von dem Land,
Heringen und Sprott' und Stur' nachſtellen,
Zieh' ich dann mein Netz mir ſchwer herein,
Beute voll, daß faſt der Kahn will ſinken,
Stellt Zufriedenheit bei mir ſich ein. —
Laßt Habgier'ge ſprechen nur und winken,
Ein Gericht genüget fort und fort,
Fiſchchen ſchwimme! iſt das Loſungswort.
Drauf greif ich nach dem Glas: Es ſei
Glücklich lange noch die Fiſcherei!

Laßt uns ſingen Berg und Thal und Strand,
Gold vom Berg, Brod vom Thal, Fiſch vom Strande!
Waſſer gebt dem Narren voller Tand,
Aber ihr füllt mir das Glas zum Rande. —
Norweg's Land iſt nimmer wüſt' und öde,
Die Natur iſt ſelbſt der Luſt erſprießlich.
Sei wer will ein Türke, durſtig, blöde,
Sitze dort verlaſſen und verdrießlich —
Trinken wir auf Norweg's Glück und Ehre;
Singen von dem Berg, dem Thal, dem Strand,
Wünſchen, daß ſich Aller Wohlſein mehre,
Denken liebend unſer Vaterland.

VI.

Frankreich, die Provence und die französische Schweiz.

Die Marseillaise.

Ihr Männer, auf! Im Vaterlande,
Es kam des Ruhmes Tag herbei!
Die blutbeſpritzte Fahne wandte
Hoch wider euch die Tyrannei.
Hört ihr der rohen Söldner Horden
Das Feld durchziehen mit Gebrüll?
Sogar in euren Armen will
Der Feind euch Weib und Kinder morden!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure
Reih'n!
Marſch! marſch! das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Was fordert die Verrätherbande?
Was Kön'ge und ihr Sklavenheer?
Für wen bringt man der Zügel Schande
Und Ketten, längſt geſchmiedet, her?
Für euch — o Schmach! — für euch, Franzoſen: —
Fühlt ihr euch nicht in Wuth gejagt?
Ihr ſeid's, die man zu träumen wagt
In's alte Sklavenjoch zu ſtoßen.
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure
Reih'n!
Marſch! marſch! das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Was, fremde Kriegerſchaaren wollen
Uns meiſtern an dem eignen Herd?
Was, unſre ſtolzen Krieger ſollen
Hinſtürzen durch der Knechte Schwert?
Gott! Unſre Nacken ſollten ſpannen
Solch' feile Hände in das Joch,
Herrn unſres Schickſals werden noch
Die feigen Söldner der Tyrannen?
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch! marſch! das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Despoten bebt! Verräther zittert!
Ihr, aller Reihen Schmach und Hohn!
Das Vaterland habt ihr erſchüttert,
Den Vatermord ereilt der Lohn.
Soldat iſt Alles, euch zu ſchlagen;
Ob unſre Helden untergehn,
Frankreich laßt neue auferſtehn,
Die Waffen gegen euch zu tragen.
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch! marſch! das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Als edle Krieger, Brüder, ſchwinget
Zur Gnade auch das tapfre Schwert!
Die euer Feind zum Streite zwinget,
Die Armen ſind des Mitleids werth!
Doch nicht der blutige Despote,
Von Bouillé nicht der Mitgenoß,
Kein Tiger, der empfindungslos
Der Mutter Bruſt zu ſpalten drohte!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch! marſch! das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Stärk', Vaterlandeslieb', und leite
Den Rächerarm, der dir ſich weiht!
O Freiheit, ſüße Freiheit, ſtreite
Mit uns! Wir führen deinen Streit.
Zu unſern Fahnen, Mächt'ge! kehre
Der Sieg ſich auf dein Machtgebot,
Daß ſchau' der Feind, mäht ihn der Tod,
Dein Siegesgepräng' und unſre Ehre!
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marſch! marſch! das falſche Blut ſaug' euer Boden ein!

Die Pariſienne.

Auf! Frankreichs Volk! auf! Volk der Braven!
Die Freiheit öffnet ihren Arm;
Ihr werdet, ſagten ſie, alle Sklaven,
Wir ſagten, Jeder wird Soldat!
Der alte Ruhm erwacht; es hieß:
Vorwärts, ihr Kinder von Paris!
Vorwärts, vorwärts gegen Kanonenknall!
Vorwärts gegen ihrer Bataillone Wall!
Stürmt auf, ſtürmt auf zum Siege!

Die Glieder ſchließt feſt nun zuſammen!
Auf, auf! ihr Kinder von Paris!
Für's Vaterland friſch in die Flammen!
Ihm opfert Gut und Bürgerblut!
O Tag, unvergeßlich für immer!
Paris ſieht die Despoten nimmer!
Vorwärts, vorwärts gegen u. ſ. w.

Umſonſt frißt uns der Kugelregen,
Es wachen neue Streiter auf,
Im Hagel glänzt hell uns entgegen
Manch' zwanzigjähr'ger General.
O Tag, unvergeßlich für immer!
Paris ſieht die Deſpoten nimmer!
Vorwärts u. ſ. w.

Wir brechen durch die dichten Schaaren,
Denn unſre blut'gen Banner führt
Held Lafayette mit Silberhaaren,
In zweien Welten der Freiheit Hort.
O Tag, unvergeßlich für immer!
Paris ſieht die Deſpoten nimmer!
Vorwärts u. ſ. w.

Soldat der Fahne von drei Farben,
Orleans, trugſt du ſie nicht auch?
Zum Blute derer, welche ſtarben,
Fließ' ein Tropfen wohl noch von dir.
Wie damals, als vorwärts hieß,
Rufſt du auch jetzt mit ganz Paris:
Vorwärts u. ſ. w.

Tambour, ſchlage für unſre Brüder
Den letzten ernſten Todesmarſch,
Und auf die Todtenbahre nieder
Werf' Jeder ſeinen Todtenkranz!
Und du, Pantheon, umſchließe
Den Ruhm der Helden von Paris.
Traget, Brüder, ſie und entblößt das Haupt,
Nicht der Tod hat dieſe Banner uns geraubt,
Bewahrt ſind ſie dem Ruhme!

Seht die drei Farben, Frankreichs Wonne,
Zurückgekehrt der Krieger Stolz,
Durch die Wolken glänzt zur Sonne
Der Freiheit Regenbogen auf.
O Tag, unvergeßlich für immer!
Paris ſieht die Deſpoten nimmer!
Vorwärts, vorwärts gegen Kanonenknall!
Vorwärts gegen ihrer Bataillone Wall!
Stürmt auf, ſtürmt auf zum Siege!

Brod.

Von Pierre Dupont.

Wenn in der Luft und auf dem Waſſer
Der Mühle raſtlos Klappern ſchweigt,
Wenn durch das Feld, nach Diſteln ſuchend,
Des Müllers Eſel müßig ſtreicht:
Dann tritt, am hellen lichten Tage,
Der Hunger wie ein Wolf in's Haus;
Am Himmel braut ſich ein Gewitter,
Ein Schrei durchdringt die Luft mit Graus.
Ihr wehrt umſonſt dem Murren nur
Des Volks, wenn's ſpricht: Ich leide Noth.
Es iſt der Angſtſchrei der Natur:
Schafft Brod!

Der Hunger ſchleicht heran vom Dorfe,
Zieht durch die Vorſtadt in die Stadt.
O ſchreckt ihn doch auf ſeinem Wege
Mit euern Trommeln, dumpf und matt.

Trotz eurem Pulver, euren Kugeln,
Gleicht eines Vogels Flug ſein Lauf,
Und auf der allerhöchſten Zinne
Pflanzt er ſein ſchwarzes Banner auf.
Ihr wehrt umſonſt dem Murren nur
Des Volks, wenn's ſpricht: Ich leide Noth,
Es iſt der Angſtſchrei der Natur:
Schafft Brod!

Was nützen eure Bayonette!
Der Hunger leihet ſeiner Schaar
Auf freiem Feld geraubte Waffen,
Ergriffen, wo ſonſt Arbeit war.
Da dringen Sicheln, Flegel, Senſen
Zur Stadt, wo Sturm ſie lauten, her;
Man ſieht ſogar die jungen Dirnen
Die Bruſt zerreiben am Gewehr.
Ihr wehrt umſonſt dem Murren nur
Des Volks, wenn's ſpricht: Ich leide Noth,
Es iſt der Angſtſchrei der Natur:
Schafft Brod!

Verſucht es doch und wehrt der Menge,
Die Flinten anſchlug, Senſen ſchwang;
Errichten laßt auf offnem Markte
Nur das Schaffot zum letzten Gang;
Sobald des Beiles Schärfe blitzet,
Entſteigt des Volks bewegter Flut,
Wenn ſeiner Führer Haupt gefallen,
Der wilde Schrei der Rache: Blut!
Ihr wehrt umſonſt dem Murren nur
Des Volks, wenn's ſpricht: Ich leide Noth,
Es iſt der Angſtſchrei der Natur:
Schafft Brod!

Uns Allen iſt das Brod nothwendig,
Wie Feuer, Waſſer, Luft und Noth.
Nichts könnt ihr ohne Brod beginnen,
Und Gottes Schuld an uns iſt: Brod.
Doch Gott hat ſeine Schuld bezahlet,
Verweigerte er je im Zorn
Den Boden? Immer ſtrahlt die Sonne
Und reifen kann ſie ſtets das Korn.
Ihr wehrt umſonſt dem Murren nur
Des Volks, wenn's ſpricht: Ich leide Noth.
Es iſt der Angſtſchrei der Natur:
Schafft Brod!

Zuviel liegt brach noch von der Erde,
Sonſt müßten goldne Aehren wohl
Allüberall den Boden decken
Von einem bis zum andern Pol.
Laßt uns der Erde Schooß zerreißen
Mit Wunden, ſo die Liebe ſchlug;
Des Krieges Waffen laßt uns tauſchen
Mit Friedenswaffen: Egg' und Pflug.
Ihr wehrt umſonſt dem Murren nur
Des Volks, wenn's ſpricht: Ich leide Noth.
Es iſt der Angſtſchrei der Natur:
Schafft Brod!

Was kümmert uns der Kabinette
Europa's eitler Zank und Harm?
Soll man, um ihrem Haß zu fröhnen,
Neu waffnen des Cyklopen Arm?
Das Volk, ein Meer, das überſchwillet,
Hat Ebb' und Flut, ſo euch bedroht.
O gebt dem Pflug die Erde wieder,
Und nimmer mangelt es an Brod.

Ihr wehrt umſonſt dem Murren nur
Des Volks, wenn's ſpricht: Ich leide Noth.
Es iſt der Angſtſchrei der Natur:
Schafft Brod!

Zornlied.

Ich dicht' ein Rügelied ſtatt einen Fluch
Und ſing' in meinem Unmuth, meinem Grimme,
Wie Böſewichter ſich erhöhn durch Trug,
Und Herzensgüt' und Tugend gehn in's Schlimme:
Den Räuber ſeh' ich Redlichen vergeben,
Verbrecher die verdammen, die fromm leben,
Und Sünder predigen mit lauter Stimme.

Betrogen iſt in ſeinem tollen Wahn
Der Thor, der meint, daß Liſt und ſündlich Streben
Dem, der ſie treibt, je Schaden angethan,
Da ſie vielmehr ihn ſtärken und erheben.
Mich wundert's, daß nicht Alle ganz verderben,
Da man durch Schlechtthun nur kann Glück erwerben
Und Redlichkeit für Trug wird ausgegeben.

Ein ärg'rer Herrſcher Seinesgleichen haßt,
Und voll von gleicher Habſucht ſind die Pfaffen,
Sie möchten Alles, was die Welt nur faßt,
Mit Ausſchluß jedes Andern an ſich raffen.
Um Land zu rauben, geben ſie Geſetze
Und ſpannen aus nach Beute ihre Netze,
Um immer mehr Gewalt ſich zu verſchaffen.

Mit allen Händen ſieht man ſie bemüht,
Die Welt zu fahn, die ſie auch ohne Zweifel
Erlangen, ſei's gewaltſam, ſei's in Güt',
Sei es mit Heucheln oder ſei's mit Schmeicheln,
Sei es mit Ablaß, Trinken oder Eſſen,
Mit Bannſtrahlſchleudern, Predigten und Meſſen,
Sei es mit Gott, ſei es auch mit dem Teufel.

Fehdelust.

Mich freut des ſüßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüthe neu entſpringt:
Mich freut's, hör' ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
   Erſchallet in den Wäldern:
Mich freut es, ſeh' ich weit und breit
Gezelt' und Hütten angereiht;
   Mich freut's, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet ſtehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nahn
Und furchtſam Menſch und Heerde weicht;
Mich freut's, wenn ſich auf ihrer Bahn
Ein rauſchend Heer von Kriegern zeigt;
   Es iſt mir Augenweide,
Wenn man ein feſtes Schloß bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und ſpringt,
   Und wenn ich auf der Haide
Ein Heer von Gräben ſeh' umringt,
Um das ſich ſtarkes Pfahlwerk ſchlingt

Vom wackern Herrn auch freut es mich,
Wenn er zum Kampfe ſprengt voran
Auf ſeinem Schlachtroß ritterlich;
Denn ſo ſpornt er die Seinen an
  Mit kühner Heldenſitte!
Und wenn er angreift, iſt es Pflicht,
Daß jeder Mann mit Zuverſicht
  Ihm nachfolgt auf dem Schritte;
Denn Jeder gilt für einen Wicht,
Bevor er wacker kämpft und ficht.

Manch farb'ger Helm und Schwert und Speer
Und Schilde ſchadhaft und zerhau'n,
Und fechtend der Vaſallen Heer,
Iſt im Beginn der Schlacht zu ſchau'n:
  Es ſchweifen irre Roſſe
Gefall'ner Reiter durch das Feld,
Und im Getümmel denkt der Held,
  Wenn er ein edler Sproſſe,
Nur, wie er Arm' und Köpfe ſpellt,
Er, der nicht nachgiebt, lieber fällt.

Nicht ſolche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speiſ' und Trank, als wenn es ſchallt
Von beiden Seiten: drauf! hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
  Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hülferuf die Freunde weckt,
Und Groß und Klein ſchon dicht bedeckt
  Des Grabens grüne Matten,
Und Mancher liegt dahingeſtreckt,
Dem noch der Schaft im Buſen ſteckt.

Klagelied auf die Schlacht von Pavia und deren Folgen.

Nun helft mir Alle klagen, ihr Abenteurer all',
Nun helft beklagen Franz, des edlen Königs Fall.

Er iſt ein edler Ritter, dem ſtets der Sieg beſcheert,
Nicht giebt es Seinesgleichen zu Fuße, noch zu Pferd.

Am Tage Sanct Matthiä der edle Ritter war
Gewappnet und gerüſtet mit ſeiner ganzen Schaar.

Wir ſollen wohl beklagen den edeln König Franz,
Von allen Herrn auf Erden die Krone und der Glanz.

Verflucht ſei'n die Verräther in ihrer Schlechtigkeit,
Die ihn verlaſſen haben in ſolcher ſchweren Zeit.

O dieſe falſchen Hände, voller Betrügerei'n!
Sie wollten bei des Kampfes Beginn nicht ſchlagen d'rein,
Den edlen König Franz, den ließen ſie allein.

Die Herrn de la Paliſſe und la Trimouille dabei,
Nach wackrer Krieger Brauch ſie fochten kühn und frei.

Auch Frankreichs Abenteurer und der Landsknechte Macht,
Sie kämpften kühn und tapfer und zogen in die Schlacht.
Iſt's nicht ein großer Schade, daß ſie d'rein umgebracht?

Prinzen und Herrn von Frankreich und alle Ritterſchaft,
Gedenket nun der Edeln, die Tod dahin gerafft,
Gedenkt des Königs Franz auch in ſeiner Blüth' und Kraft.

O Herzog von Albanien, wär'ſt, Edler, du dabei,
So wäre Frankreichs König gewiß noch frank und frei.

Die Genfer Escalade.

Jetzt, gute Genfer, freudig ſingt
Und Gott dem Herrn Danklieder bringt,
Der euch ſo wundervoll befreite.
Hätt' er nicht ausgeſtreckt die Hand,
So unterlag in dieſem Streite
Unwiederbringlich Stadt und Land.

Zur Nachtzeit kam der Savoyard,
Recht wie ein Fuchs von liſt'ger Art,
Um tückiſch uns zu überfallen,
Obgleich er Frieden erſt verſprach,
Das Leben uns zu rauben Allen,
Wenn Jeder ſanft im Schlafe lag.

Gar wen'ge Tage noch vorher,
Da kam ein kluger Heuchler her,
An Liſt und Pfiffigkeit ein Teufel;
Beſucht den ganzen Magiſtrat,
Verbannt mit glattem Wort die Zweifel,
Daß deſto leichter der Verrath.

Von uns hat Keiner das gedacht;
Sie ſchlichen her ſich bei der Nacht,
Um unſre Mauern zu erklimmen,
Wohl gegen Recht und Billigkeit;
Doch hatten ſie gehegt, die Schlimmen,
Den böſen Plan ſchon lange Zeit.

An einem Samſtag ſpät es war,
Dem dunkelſten im ganzen Jahr,
Daß ſie dieſe Loſung ſich gegeben,
Keck zu erklettern unſern Wall,
Um uns zu rauben Gut und Leben
Durch dieſen ſchnöden Ueberfall.

Doch Gott in ſeiner ew'gen Macht,
Der ſtets für ſeine Kinder wacht,
Ließ es bemerken von dem Poſten;
Der rief gleich ſeinen Corporal;
Als ſein Gewehr er abgeſchoſſen,
So ward Allarm allüberall.

Sie meinten ſchon uns eingekrallt
In ihre Obmacht und Gewalt.
Zweihundert waren auf dem Walle,
Schon Herrn deſſelben hübſche Zeit;
Doch Picot wußt' in dieſem Falle
Mit der Petarde nicht Beſcheid.

Sein Plan ihm diesmal nicht gelang;
Denn von den Unſern, Gott ſei Dank!
Ließ einer das Fallgatter ſchließen,
Daß Picot nicht ausführ' den Streich;
Doch mußt' ſein Leben der beſchließen,
Sie hackten ihn in Stücke gleich.

Das eine Stück vom Boulevard
Gab Feuer auf den Savoyard
Und bei der zweiten Kanonade
Traf es ſo ſicher da hinein,
Daß ſie die ganze Escalade
Mit Schimpf und Schande ſtellten ein.

Was ſich noch in der Stadt befand,
Ward überall nun angerannt:
Man trieb ſie mit Musketenſchüſſen.
Sie ließen gleich vom Kampfe ab;
Und da die Andern fort ſchon müſſen,
So ſpringen ſie vom Wall hinab.

Da gab es dann der Wunden viel,
Denn mancher Springer fehlt' das Ziel,
Zerbrach ſich Arme oder Füße
Und trug davon zu dieſer Zeit
Den Galgen, daß er's würdig büße,
Anſtatt des Degens an der Seit'.

Nachdem nun Alle man vertrieb,
In Stadt und Graben Keiner blieb,
So haben ſie die Flucht genommen
Und ihrem Führer arg geflucht,
Daß er das Wagſtück unternommen
Und doch es ſelber nicht verſucht.

Daß dem Franzoſen ſie getraut,
Beklagten ſie mit Schmerzen laut,
Der ſeinen König ſelbſt verſchworen
Und, ſeit aus Frankreich fort er zog,
Noch jedes Treffen hat verloren
Und überall den Kürzern zog.

Gar Viele hat man früh entdeckt
Todt auf den Steinen ausgeſtreckt,
Zwiſchen der Münze und dem Thore.
Den Reſt, den man lebendig fing,
Den lehrte man in vollem Chore
Zu zappeln, wenn der Wind recht ging.

Mons d' Albigny, der es erſann,
Nahm einen armen Heiligen an,
Der ruhig hängen ließ die Andern.
Er ſelbſt, erhaſchte man nur ihn,
Zuſammt der Piper Alexander'n,
Ihr Salve hätten ſie geſchrie'n.

Senas war auch ſehr aufgebracht,
Daß ſeinen Vater todt gemacht
Wir einſt, in früherem Scharmützel;
Er kam, um ihn zu rächen jetzt,
Und dachte nicht an dieſe Schüſſel,
Die Tabazon ihm vorgeſetzt.

Herr Cheffardon, der Jägersmann,
Gelobt bei ſeiner Ehre an,
Er wollt' uns mitleidslos verdrängen;
Allein die Genfer fingen ihn,
Und als er mußt' am Stricke hängen,
Sah ſeinen Trotz man bald entflieh'n.

D' Attignac kam zu dieſer Friſt,
Gewappnet durch den Judaiſt,
Der großen Ablaß ihm verſprochen,
Vergebung aller ſeiner Schuld;
Vom Galgen hat er nichts geſprochen,
An dem ihm ausging die Geduld.

Dies Jüngerlein des Loyola
Verſprach: an dieſem Tage da
Würd' er gewiß am Leben bleiben, —
Ertappt rief er: „mein Maß iſt voll,
Kein Zauberſpruch kann mir vertreiben
Den Strick, an dem ich hängen ſoll."

Herr Brunaulieu, der kluge Fant,
Der lange ſchon gar ſehr gewandt
Den Plan der Gegend aufgenommen,
Ohn' Zirkel, Feder und Papier,
Hat von dem Henker nun bekommen
Den Plan zu ſeinem Ende hier.

De Watteville, der Herr Baron,
Der in der ganzen Escadron
Galt für den kühnſten Schlachtendämpfer,
Anſtatt zu fechten in der Schaar,
Glaubt Apotheker unſere Kampfer,
Und bot uns ſeinen H—tern dar.

Der ſchöne Ritter Dandelos
Salvirte ſich, wie ein Matros,
Der ſich vor'm Sturme druckt behende;
Ungünſtig blies der Wind die Nacht,
Und er beſorgt, daß noch am Ende
Die achtundſechzig voll er macht.

Herr La Jeuneſſe, ſehr anerkannt
Und von dem Savoyard genannt
Ein Krieger von dem größten Werthe,
Als man ihn gar zu arg bedrängt,
Raſch ſich zu ſchneller Flucht bekehrte,
Damit man ihn nicht auch noch hängt.

Sie ſchwuren einen wilden Eid,
— Die Teufel, — voller Grauſamkeit,
Uns zu ertränken in dem Fluſſe;
Allein es lief ganz anders ab,
Da es für alleſammt am Schluſſe
Auch keinen andern Kirchhof gab.

Wir ſind darob nicht ſehr erſtaunt,
Wenn ganz Savoyen in's Ohr ſich raunt,
Die Gans ſei männlichen Geſchlechtes.
Sie haben Recht in aller Welt,
Daß jetzt in Folge des Gefechtes
Ihr Kopf ſo viele ſicher hält.

Nun ſaget mir, was ihr gewann't,
Daß Savoyarden ihr geſandt
Zum Kampf ſo viele her von drüben?
Wird denn die Nahrung ſo geſpart?
Hattet ihr nicht hinlänglich Rüben,
Die vor dem Tode ſie bewahrt?

Denn als man ſich noch heftig ſchlug,
Da ſchrie der Troß — ihn treffe Fluch! —
Hoch, Spanien! — die Stadt iſt über!
Doch als man ſie geſchüttelt dann,
Da rief ein Jeder, wie im Fieber,
Wer, H—nſöhne, fing denn an?

So ſchlugen wir, in Muth vereint,
Mit Gottes Hülfe unſern Feind. —
Ihr braucht euch nicht mit leeren Taſchen,
O Savoyarden, zu bemüh'n,
Die Nachbarin zu überraſchen,
Denn ihre Söhne ſind gar kühn.

Ihr laſſet nimmer eure Tück'
Und kämet gar zu gern zurück,
Um unſern Wahlſpruch umzuwandeln.
Den Eulen ſeid ihr gar zu gleich,
Die gern das Licht in Dunkel wandeln;
Doch nie gelingt ein ſolcher Streich.

Denn Gott, der uns erhalten hat,
Der ſtets uns beiſtand mit der That,
Wird über euch den Sieg gewähren;
Wir bitten d'rum von Herzen ihn,
Daß ſtets die Feinde ſeiner Ehren
Vor uns im Kampfe feig entflieh'n.

VII.

Italien.

Italien.

Italien, Italien, o du,
Das ſeine Schönheit unglücklich macht;
Ein traurig hartes Schickſal gaben dir
Mit ihrer Gunſt die Götter.

Wäreſt du
An Schönheit ärmer, oder reicher nur
An Kräften, daß man mehr dich fürchtete,
Wie oder minder liebte, und nur nicht
Herbeigelockt von deiner Schönheit Strahl,
Dich forderte zum Tode.

Vaterland!
Dann dürft' ich nicht die Ströme Krieger ſehn,
Die von den Alpen rollen; dürfte nicht
Die Heerden fremdes Vieh ſich tränken ſehn
Im blutgefärbten Po. Ich ſähe nicht
Dich ſelbſt, umgürtet, mit ſo fremdem Schwert
Umgürtet, kämpfen ſtets mit fremdem Arm,
Und überwunden oder Ueberwinderin
Doch immer dienen. — —

VIII.

Spanien und Portugal.

Friss es, du Hund!

(Das berühmte Tragalo.)

Chor.

Kinder wie Alte,
Kleine wie Große
Stets wiederholen:
Friß es, du Hund!

Solo.

Friß es, ſo ſagen ſie
Zu den Dickwänſten,
Die ehmals lebten
Von unſerm Schweiß.
Längſt ſchon vorüber
Sind jene Zeiten,
Wo man das Volk
Ueber'n Löffel barbirt.

Chor.

Friß es, du Hund!

Solo.

Längſt auch vorüber
Sind jene Tage
Süßen Genuſſes,
O ihr Hochwürd'gen!
Wo ihr die einz'gen
Stifter der Ehen
Und euch in Alles
Pflegtet zu miſchen.

Chor.

Friß es, du Hund!

Solo.

All' eure Pläne
Werden vereitelt,
Alle Kabalen,
Alle Intriguen,
Da ihr doch wähntet
Uns in die Feſſeln
Schmieden zu können
Gleich niedern Sklaven!

Chor.

Friß es, du Hund!

Solo.

Nie Privilegien!
Nieder auf immer!
Es lebe Riego!
Geſetz oder Tod!
Alſo verſpottet,
Alſo verhöhnet
Werden die feigen
Schleicher und Schurken.

Chor.

Friß es, du Hund!

Die Riegohymne.

Chor: Soldaten, das Vaterland
Zu Kämpfen entbot!
Schwört ihm euch zu weihen!
Auf! Sieg oder Tod!

Auf! heiter und muthig,
Begeiſtert und tapfer,
Auf! ſinget, Soldaten,
Das Schlachtenlied.
Bei unſern Sängen
Erſtaune der Weltkreis
Und ſeh' in uns allen
Die Söhne des Cid.

Chor: Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Auf, ziehet die Schwerter!
Der ſchüchterne Sklave,
Nicht wag' er zu ſchauen
Des Tapferen Blick.
Ihr werdet die Feinde
Verſtreuet im Staube,
Entfliehend dem Stahle,
Erblicken vor euch.

Chor: Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

So tapfres Wagen
Sah nimmer die Erde.
Nie ſtrahlte die Sonne
Beſeelterem Muth,

Als derer, die glühen
Wir ſah'n von dem Feuer,
Das Vaterlandsliebe
Riego'n erweckt! —

Chor: Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Auf! preiſet den Führer,
Auf! ehret den Tapfern,
Der das Schwert des Befreiers
Zu ſchwingen gewagt:
Das Vaterland weinend
Vernahm ſeine Stimme
Und ſah bald in Freude
Verwandelt ſein Leid.

Chor: Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Sie hörten die Stimme,
Sie folgten dem Rufe,
Sie ſtarben mit Freuden
Für herrlichen Lohn.
Wir wagen zu ſprengen
Die laſtende Kette,
Die der Tapfern Daſein
Erfüllet mit Schmach.

Chor: Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Wohlauf zu den Waffen!
Es können die Waffen
Verbrechen und Lüge
Beſiegen allein.
Erzittre, erzittre,
Erzittre, du Schlechter,
Gewahrſt du die Krieger!
Sie ſchwingen das Schwert!

Chor: Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Die Kriegesdrommete
Erſchallet im Sturme,
Es donnern Kanonen
Mit flammendem Schlund:
Die Götter des Krieges
Sie rufen der Kühnheit,
Sie rufen dem Schutzgeiſt
Des ſpaniſchen Volks.

Chor: Soldaten, das Vaterland u. ſ. w.

Sie nahen! Auf, eilet!
Auf, eilet, ihr Krieger!
Seht ihr ſie betroffen?
Sie ſenken das Haupt.
Auf, eilet! der Freie,
Er beugte für immer
Verkäuflicher Sklaven
Erniedrigte Stirn.

Chor: Soldaten, das Vaterland
Zu Kämpfen entbot,
Schwört ihm euch zu weihen!
Auf! Sieg oder Tod!

Portugieſiſches Nationallied.

Hör' es Vaterland und König!
Hör' es göttliche Religion!
Das Volk beſchwor und wird ſie halten
Unſre heilige Conſtitution.

Seht, mit welcher Kraft und Stärke,
Aus der wilden Revolution,
Bauten wir am großen Werke
Unſrer heiligen Conſtitution

Groß und mächtig ſind wir wieder,
Iſt nur einig die Nation,
Singt nur Jeder Jubellieder
Unſrer heiligen Conſtitution.

Jetzt dringt Wahrheit hin zum Throne
Und der König hört die Nation.
Portugieſen! ruft zum Lohne
Hoch der heiligen Conſtitution!

Ein Hoch dem König, dem Vaterlande!
Ein Hoch der heiligen Religion!
Ein Hoch den tapfern Portugieſen
Unter'm Schutze der Conſtitution!

IX.

Neugriechenland.

Rhigas' Kriegshymne.

Wie lange, Palikaren, wie lange ſollen wir
Wie Löwen einſam hauſen in Bergeswildniß hier?
Wie lang' in Schluchten wohnen, nur Wald und Felſen ſehn?
Der Menſchen Städte meiden, den Ketten zu entgehn?
Fliehn Eltern, Brüder, Kinder, Genoſſen, Vaterland
Und Alles, was dem Herzen verbunden und verwandt?
's iſt beſſer, eine Stunde geathmet frank und frei,
Als vierzig Jahr' im Kerker, im Joch der Sklaverei!
Was mag ein Leben frommen, in Feſſeln hingebracht,
Wo der Vernichtung Blitze dir drohen Tag und Nacht! —
Ein Feuereifer eine uns Alle! Es iſt Zeit!
Herbei, auf's Kreuz zu leiſten den feierlichen Eid!
Die Arme hebt zum Himmel und ſchwört mit Hand und Mund,
Schwört bei dem Allerhöchſten aus tiefſtem Herzensgrund:
„Bei dir, o Gott, gelob' ich, du höchſter Weltenhort,
„Den Nacken nicht zu beugen vor der Tyrannen Wort;
„Nichts zwingen, nichts verführen ſoll mich zu ihrem Dienſt,
„Nicht Drohung noch Verheißung, Entbehrung noch Gewinnſt.
„So lang' ich leb' auf Erden, will ich, der Türken Schreck,
„Ihr ſtolzes Heer verderben; feſt ſteht der einz'ge Zweck.
„Getreu dem Vaterlande, brech' ich ſein Joch mit Macht,
„Will unzertrennlich ſtehen beim Feldherrn in der Schlacht.
„Der Himmel ſoll mich treffen, vergeſſ' ich meinen Eid;
„Der Blitz ſoll mich zerſchmettern, wie Rauch ſei ich zerſtreut!“

In Oſten und in Weſten, in Süd und Mitternacht
Sei'n freudig Aller Herzen für's Vaterland erwacht.
Bulgaren, Arwaniten, Serwen, Rhomäer! auf!
Vom Feſtland, von den Inſeln verſammelt euch zu Hauf'!
Umgürtet für die Freiheit euch, Brüder, mit dem Schwert!
Die Welt ſeh' uns als Männer, ererbten Ruhmes werth.
Ihr, die in fremden Landen des Krieges Kunſt erlernt,
Zu ſtürzen die Tyrannen, bleibt länger nicht entfernt!
Bleibt nicht! Mit offnen Armen ruft Hellas euch zurück,
Giebt Gut euch, Haus und Ehren und jedes Erdenglück.
Wie lang' willſt du den Säbel dem Dienſt der Fremden weih'n?
Herbei, des Sieges Säule dem eignen Volk zu ſein!
Der Tod für Volk und Freiheit iſt höherer Gewinnſt,
Als goldne Ehrenwaffen in fremder Herrſcher Dienſt.
Sulioten und Mainotten! Gepries'ne Löwenbrut!
Wie kommt's, daß ihr noch ſchlummernd in euren Höhlen ruht?
Auf! Mawrowini's Leuen, Olympos Königsaar,
Ihr Sperber von Agrapha! ſeid Ein Herz, Eine Schaar!
Ihr Chriſten von der Sawa und von der Donau Strand,
Vereint euch mit den Brüdern, die Waffen in der Hand.
Gerechte Rach' entflamme das Blut! Schwört, Groß und Klein,
Schwört, unſre blut'gen Dränger dem Untergang zu weih'n.
Mannhafte Makedoner, ſteht auf mit Tigermuth!
Auf! euren Grimm verſöhne nur der Tyrannen Blut!
Ihr Drachen auf den Inſeln, Delphine rings im Meer,
Wie Wetterſtrahl zuckt nieder auf unſres Feindes Heer!
Auf! Ydra's Waſſervögel! Pſarioten, ſeid bereit!
Den Ruf des Vaterlandes zu hören kam die Zeit.
Ihr, Hellas' würd'ge Söhne auf Hellas' Schiffen all,
Auf! das Geſetz gebeut es, auf! werft den Feuerball.

Ein Herz ſeid, Eine Seele, Ein Wille und Ein Geiſt!
Kämpft, bis die letzte Wurzel der Tyrannei zerreißt.
Entzünden wir ein Feuer im ganzen Türkenland
Von Bosniens Gefilden bis zu Arabiens Sand.
Laßt doch auf unſrem Banner des Kreuzes Zeichen wehn,
Es müſſe blitzgetroffen der Feind vor uns vergehn.
Glaubt nicht, er wappne kräftig ſich mit des Muthes Schild:
Ihm ſchlägt das Herz, er zittert, wie aufgeſcheuchtes Wild.
Dreihundert Kirſaliden, ſie haben's ihm gezeigt,
Daß auch mit Feuerſchlünden dem Muth der Knechtſinn
weicht.
Drum wozu noch das Zaudern? Was ſcheint ihr ſtarr und
todt?
Erwacht! Seid einig! Hadert nicht in gemeiner Noth!
Wie unſre großen Ahnen ſich einſt mit Leuenmuth,
Erhoben für die Freiheit, geſtürzt in Kampfesglut:
So ſchwingen wir auch, Brüder, den blanken Säbel hoch,
Und ſpannen die Muskete und brechen unſer Joch!
Zerſchmettern wir die Wölfe, die, ſelbſt in Sklaverei,
Der Griechen Söhne drängen mit blut'ger Tyrannei.
Das Kreuz des Heilands leuchte hoch über Land und See!
Gerechtigkeit erſcheine, des Feindes Macht verweh'!
Der Knechtſchaft grauſe Geißel ſei aus der Welt verbannt!
Als Freie laßt uns leben im freien Vaterland!

Rhigas-Hymne.

Hört, ihr Kinder der Hellenen:
Kommen iſt der Tag des Ruhmes.
Auf, uns gleich zu zeigen jenen,
Denen wir entſproſſen ſind!

Auf, die Ketten der Tyrannen
Feſten Muthes zu zerbrechen!
Auf jetzt, jeden Schimpf zu rächen,
Jede Schmach des Vaterlands!
Ihr Hellenen-Kinder hört:
Auf und ergreift geſchwind das Schwert!
Und Blut vergießt und Blut vergießt,
Feindesblut, daß ſtromweis
Es uns zu Füßen fließt.

Ihr Gebeine der Hellenen,
Tapfre, wo ſeid ihr gelegen?
Neu lebendig ſollt ihr regen
Euch, zerſtreute Geiſter all'.
Hört, es tönt meine Trommete,
Daß ihr euch zuſammenfügt,
Und zur Stadt der ſieben Hügel
Eilet und für's Ganze ſiegt.
Ihr Hellenen-Kinder hört! u. ſ. w.
Sparta, Sparta, warum ſchläfſt du
Solchen todestiefen Schlaf?

Auf, erwach' und ruf' Athen auf,
Stets dir hülfreich, treu und brav!
Des Leonidas gedenket,
Der geprieſen durch die Welt
Als ein Mann ſich hat bewähret,
Furchtbar ſchreckend, wie ein Held.
Ihr Hellenen-Kinder hört! u. ſ. w.

Welcher in den Thermopylen
Wild ſich ſtürzet in die Schlacht,
Und die Perſer hat vernichtet
Und gebrochen ihre Macht:

Welcher mit dreihundert Männern
Wie ein Leu in grimmer Wuth
In der Feinde Centrum ſtürzte,
Badend ſich in ihrem Blut.
Ihr Hellenen-Kinder hört:
Auf und ergreift geſchwind das Schwert!
Und Blut vergießt und Blut vergießt,
Feindesblut, daß ſtromweis
Es uns zu Füßen fließt!

Hellas an ſeine Kinder.

Meine Lieben,
Die vertrieben
Ihr bald hier-, bald dorthin wart,
Ihr Geſchmähten,
Faſt zertreten —
Wer verfolgt euch denn ſo hart?

Stets elender
Durch die Länder
Lauft um's liebe Brod ihr mir;
Und Despoten,
Idioten,
Dienet gar als Sklaven ihr.

Nächtlich, täglich
Treibt man kläglich
Euch umher gleich einem Ball.
Reichthum finden
Und ergründen
Wollt den Ruhm ihr überall.

Und ihr ſtrebet,
Daß ihr lebet
Treu ſtets eurem Vaterland.
Greiſe bleiben,
Junge treiben
Sich umher in fremdem Land.

Im Verderben
Weilen, ſterben
Arme hier nur, ohne Glück,
Und am Ende
Im Elende
Bleib' ich ganz allein zurück.

Kommt in Schaaren,
Zu gewahren
Meine Wunden, ach der Noth!
Andre brechen
Auf, in Bachen
Strömt herab mein Blut ſo roth.

Wie zum Leid mir,
Ach, das Kleid mir
Jammervoll zerriſſen ward!
Und gekettet,
Nie errettet,
Schmacht' ich hier in Feſſeln hart.

Es nicht tragend
Ruf' ich klagend
Mir herbei den bittern Tod,
Wenn nicht denkt ihr,
Wie bald ſprengt ihr,
Ach, die Ketten meiner Noth.

Die Kinder an Hellas.

Mutter einſt, ach,
Nicht mehr weinſt, ach,
Freuen wirſt du dich alsdann,
Wenn dir klar wird,
Offenbar wird
Unſer jetzt geheimer Plan.

Wie wir ſtreben,
Uns zu heben
Zu dem Ruhm der alten Zeit,
Deſſen Prangen
Voll Verlangen
Sah die Welt und voller Neid.

Mutters Wunden,
Vaters Wunden
Sähen an wir ohne Schmerz?
Und wir hätten
Ihre Ketten
Ruhig anzuſchaun das Herz?

Nein, die Stunde
Kam, die Stunde,
Wo nicht ferner herrſcht der Feind,
Wo wild blickend
Sein Schwert zückend
Jeder Griechenſohn erſcheint.

Schworen muthig
Wir ja, blutig
Stehn wir all' vereinigt hier,
Kampf zu wagen,
Drein zu ſchlagen,
Dringend an, wie wildes Thier.

In der Menge
Wild Gedränge
Miſche jeder ſeine Bruſt,
Blut vergieß' er
Und genieß' er,
Brüllend laut der Rache Luſt.

Horn erdröhnet,
Laut ertönet
Unſrer Feinde Schlachtgeſchrei. —
Daß dir, Grieche,
Pfeil im Kriege
Und der Tod nicht furchtbar ſei!

* * *

X.

Ungarn.

Lied von Ungarns Eroberung.

Erinnern wir der Alten uns,
Und ihres Zugs aus Scythien,
Der Altvordern der Ungarn,
Und ihrer Tapferkeit.

Aus Scythien ſind ſie gezogen,
Um in dies Land zu kommen,
Sie ließen ſich zuvor, von Gott begleitet,
In Siebenbürgen nieder.

Dort laſſen ſie ſich wohl geſchehen,
Errichten ſieben große Schaaren,
Erheben ſieben dann zu Führern,
Verſchaffen jedem eine Burg.

Voll Eintracht ſtets in ihren Unternehmen
Und mächtig in den Kämpfen,
Ward in dem Lande nie die Furcht gekannt;
Man wohnte dort in Sicherheit.

Viel Kräfte hatten ſie, wie Simſon,
Ein muthvoll Herz, dem Löwen gleich;
Verwüſtend zogen ſie umher,
Durch ihre Menge furchtbar.

Des Volkes Trefflichſter,
Der Arpad hieß,
Ward, weil er unter allen
Der reichſte war, der höchſte Führer.

Als ſie vernahmen,
Die Donau habe gutes Waſſer,
Der Boden wäre gut,
Es gäbe nirgends einen beſſer:

Ward Einer als Geſandter
Schnell abgeſchickt, die Donau zu beſeh'n,
Um, wenn ſie was Gewiſſes wüßten,
Das Land zu überfallen

Als an die Donau der Geſandte langte,
Betrachtet' er den Boden und das Gras,
Und koſtete das Donauwaſſer;
Nach ſeinem Urtheil war es gut.

Ein Polenherzog herrſcht' auf dieſem Boden,
Das ganze Land beſaß nur er;
Sein Wohnort war Veßprim,
Des Landes Volk ganz deutſch.

Es eilet der Geſandte nach Veßprim,
Zu nähern ſich dem Herzoge,
Den er mit Ehrfurcht grüßt,
Und ſo, wie ihm geboten, ſpricht:

„Sie ſchickten mich, um dich zu ſehen,
Zu gehen durch dein ganzes Land,
Mich deines Wohnorts zu erkundigen,
Und die Geſetze deines Volks zu lernen.“

Darob erfreute ſich der Herzog baß,
Bewirthet den Geſandten;
Da ſo bereitwillig die Ungarn ſcheinen,
Erklärt er Alles ſich ſehr vortheilhaft.

Von dannen eilte der Geſandte,
Um eine Flaſche ſich herbei zu ſchaffen,
Die er mit Donauwaſſer füllte;
Auch ſuchte er etwas von dem Erdreich und dem Gras:

Trägt Alles fort nach Siebenbürgen,
Und legt es vor Arpad hin,
Der es mit Wohlgefallen ſah,
Und Alles gleich den Führern kundgethan.

Zu ihm verſammeln ſich die Führer,
Betrachten dort das Donauwaſſer,
Das Bischen Erdreich und das Gras,
Und ſitzen dann zu Rath.

Sie ſchickten einen weißen Zelter,
Mit goldnem Zaum und Sattel,
Hin zu dem Herzog durch Geſandte,
Die dieſer Worte ſich bedienen mußten:

„Dies Roß verehren jene dir,
Die aus dem Scythenland gezogen,
Und bitten dich um ein Stück Landes,
Um hier ſich anzuſiedeln.“

Der Herzog hat viel verloren,
Daß er die Liſt nicht eingeſehen;
Aus Liebe zu dem ſchönen Zelter
Ward ihm das Reich entriſſen.

Vor Freude über das Geſchenk,
Erhält zur Antwort der Geſandte:
Den Ungarn will ich ſo viel Landes,
Als ſie nur wünſchen, reichlich geben.

Es ſind voll Freude die Geſandten,
Weil Alles ſie ſo glücklich ausgeführt;
Sie nehmen von dem Herzog Abſchied,
Und gehen ſchnell nach Siebenbürgen ab.

Erzählt wird dort den Führern Alles,
Die dann im Rath beſchloſſen,
Daß, wie in jenes Land ſie kommen würden,
Sie mit dem Herzog kämpfen wollten.

Die Gottheit, die ſie angebetet,
Die rufen dreimal ſie beim Namen;
Von ihr, der höhern Gottheit, nannten ſie
Die Stadt am Szamosufer.

Von ihnen blieb uns der Gebrauch,
Daß, wenn wir einen Handel ſchließen,
Wir „Deus! Deus!“ rufen;
Uns zum Beweis, daß wir verkauften.

Gerüſtet war nun Alles ſchnell,
Man hatte zu Geſandten drei erwählt,
Und an den Herzog abgeſchickt,
Um ihn mit dieſen Worten anzureden:

„Bedenke, Herzog, was du thuſt!
Verlaſſe bald dies Land;
Da du den Ungarn es verkauft,
So mußt du's ihnen jetzt ſchon überlaſſen.“

Zum Herzog kommen die Geſandten,
Sich nähernd ehrfurchtsvoll,
Und reden unerſchrocken
Ihn ſo mit Arpad's Worten an:

„Du gabſt den Boden für ein weißes Roß,
Dein Gras für einen goldnen Zaum,
Für einen goldnen Sattel Donauwaſſer,
In einer Zeit, da dir dies Alles nöthig war.“

Der Herzog hört's und lächelt anfangs,
Nicht achtend, was man ſprach;
Zuletzt nur ſagte er zum Geſandten,
Vom Zorne übermannet, dies:

„Wenn ſie darum den ſchönen Zelter ſchickten,
So mögen ſie ihn mit dem Schlägel tödten,
Den Sattel in die Donau werfen,
Den goldnen Zaum im Graſe bergen.“

Zum Herzog ſagten die Geſandten:
„Es muß ein ſolches deine Herrlichkeit nicht thun;
Die Ungarn würden nicht gefährdet,
Vielmehr gewännen ſie dabei.

Die Hunde würden mit dem Roß gemäſtet,
Den Fiſchen blieb der Sattel,
Die Schnitter theilten ſich den Zaum;
Viel Gutes würden dieſe von dir ſprechen.“

Als die Geſandten Abſchied nahmen,
Ward bald der Herzog in die Furcht gejagt;
Dann ſammelten ſich Heereshaufen,
Und rückten an die Donau vor.

Es kam Arpad mit Ungarſchaaren,
Und ſetzt die Donau über bei Kelemföld;
Vereinten ſich bei Gicke wieder,
Erſchienen bei Tetem den Feinden.

Bei Érd ſie deren viele trafen,
Und hielten an bei Száßhalom,
Und kämpften mit dem Herzoge;
Gott war da mit den Ungarſchaaren:
Sehr groß iſt ihr Gewinn geweſen.

Dort ſchlugen ſie den Herzog,
Daß er allein nur fliehen konnte,
Und trieben ihn bis an die Donau;
Erreichen konnten ſie ihn nicht.

Nichts anders blieb ihm übrig,
Als daß er eilends in die Donau ſprang,
Um dort ſich noch zu retten,
Vielmehr ſich dort zu bergen.

Es fühlte Arpad große Freude,
Da in die Hände ihm das Land gefallen;
Auf einem Berg, den er beſtieg,
Sah er Stuhlweißenburg vor ſich.

Das Reich ward ihnen dort gegeben,
Und Ungarland genannt,
Weil ſie den Deutſchen es entriſſen,
Und ſich durch Waffen eigen machten.

Mohács 1526.

Mohács, Mohács, alter Blutvergießungsplatz,
Ungarns Trauerfeld und Gruſt von manchem Schatz,
Schauer-Erd'! Blut einer edlen Nation
Trankſt du, ſchlürfteſt ihren Ruhm auf ewig ſchon.
Wenn ich dein gedenke,
Wein' ich Sturmesthränen,
Krampf erfaßt mein Herz, und
Meine Bruſt ein Stöhnen.

Edle Heimath, blühendes Pannonien du!
Mauer einſtens für Europas Völkerruh'!
Zehn der Reiche beteten dein Wappen an,
Und die halbe Welt hing fürchtend, zagend dran.
Vor dir flohen Heiden,
Chriſten auf dich bauten;
Kaum blitzt' deine Waffe,
Auch ſchon Sieg ſie ſchauten.

Aber Weh! nur eines einz'gen Tages Sieg
Brachte gleich zu Ende jenen Mohács-Krieg.
Und die Erde, ſchwankend, trug am Rücken nicht
Deinen großen Namen, der einſt flammte licht.
Von dir wich das Glück nun,
Schwärzte dein Gefunkel,
Und der Magyaren Ruhm
Fiel hinab in's Dunkel.

Lajos, Lajos, ſchöner Königsjüngling du,
Wo iſt, Magyarſtern und Blume, deine Ruh?
Wo, mit der Geſtalt ſo königlich und zart,
Wo biſt du mit deines Lebens ſchwacher Art?
Jaj, daß ich die Thränen
Um dich nimmer ſchone.
Hinfiel unſre Heimath,
Mit ihr unſre Krone.

Herrn des Reiches, große Herrſchaft, Helden all'!
Herren, Diener, Haupt, Gemeine, ohne Zahl!
Und ihr ſinget bittres Weh' jetzt im Verein,
Eure Freuden alle ſchloß ein Grab ja ein.
Still, Muſik, und ſchweige,
Laſſe all' dein Brüſten;
Frohe Berge, Thäler,
Werdet Kummerwüſten.

Rathsherrn viel und Fahnenträger, Offizier!
Oberfeldherrn, Reichsverweſer, mehr noch ſchier!
Fünfundzwanzigtauſend Helden auserwählt,
Fußvolk, Reiter, alle adelig beſtellt!
Kamt zum Trauertage,
Tod hat euch gebrochen;
Mohács Grabeshügel
Decket eure Knochen.

Blüh'nde Magyarmädchen und ihr Frauen ſchön!
Laßt zuſammenſchallen euer Schmerzgeſtöhn'.
Mit dem blaßgefärbten Roſenkranz im Haar,
Weint in Trauerkleidern an der ſchwarzen Bahr.
Unſres Volkes Blüthen
Fielen jetzt in Splitter;
Unſrer Kirche Fahnen,
Unſres Reiches Ritter.

Heide, Türke, gottvergeſſenes Gebild,
Du, mit Tigermilch geſäugtes böſes Wild!
Daß du nicht geſchont ſolch' edle ſchöne Schaar,
Solche Menſchen auf den Boden ſchlugſt ſogar.
Denkſt du, daß dies Ruhm ſei?
Eher Gottesläſt'rung!
Denk' nicht, daß du ſiegteſt,
Dir kommt noch Vergeltung.

Gott, er ſieht es, und mit Mitleid ſchaut er dies,
Und die helle Sonne trauert d'rum gewiß;
Und die „Frau der Magyarn,“ auf dem Sonnenſtrahl
Tritt mit Füßen ſchon des Mondes Bild zumal.
Durch ſie wird der Mond euch
Noch zum Kreuz ſich biegen;
Wir dies jetzt ſchon ſehen
In der Zukunft liegen.

Magyaren-Klage.

O Wien, von Weſten gegen Oſten weit
Bläſt kalt dein Wind daher,
Er bringt der Magyarnation viel Leid,
Denn Wolken ſammelt er.
Wer wird es glauben, Stadt, ſo ſtolz und groß,
Wie oft für dich das Blut der Magyaren floß?

O Donau, Herzpuls unſres Vaterlands,
Wie oftmals ſchäumteſt du,
Wenn wild der Magyar ſchlug den Feind des Strands
Und ſelber fiel dazu!
O Donau, Donau, wie viel Magyarblut
Wuſch ſchon herab von deinem Strand die Flut!

Hinabwärts Peſt trag' meine Thränen ich,
Nach Belgrad trag' ich ſie,
Benetz' damit die Helden bitterlich,
Die kämpfend fielen hie.
Wenn für das Vaterland viel Blut einſt floß,
Fließ' jetzt die Thräne um ſein traurig Loos.

Abschied des Magyaren.

Ich greif' zur Waffe für das Vaterland,
Vergieß' der Türken Blut an unſerm Strand.
Ich bracht' nach Hauſe auch von Silber Uhren
Und Silberſäbel, ſchöne Bander, Schnuren.

Doch wie ſchlag' ich mein Dorf mir aus dem Sinn
Und meine allerſchönſte Traute d'rin?
Sie ging mir weinend nach und würde ſchreien,
Und ich würd' ſo mein Geh'n vielleicht bereuen.

Ich verbleibe denn im Dorfe hier
Und in dem Vorhaus ſpiele fort mit dir;
So küſſe mich jetzt, Roſe, honigliche,
Für dich laſſ' ich das Vaterland im Stiche.

Ich ſehe aber, daß du traurig blickſt
Und mit den Augen mir zur Waffe nickſt;
Weil den bemantelten Soldat du liebſt,
Dich lieber einem Königsſohn hingiebſt.

Und nunmehr, ſüße Roſe, Gott mit dir!
Geſchenkt haſt du viel gute Meinung mir;
Für's Vaterland greif' ich mit Luſt zur Waffe,
Damit ich alle Türken ſchnell hinraffe.

Viel unter ihnen ſchlag' ich nieder kühn,
Und fall' ich, falle ich auf ſie ſo hin,
So wie der Schnitter auf die Garben ſinket,
Bin's werth dann, daß mir eine Thräne blinket.

XI.

Polen und Böhmen.

Noch ist Polen nicht verloren!

Noch iſt Polen nicht verloren!
In uns lebt ſein Glück.
Was an Ohmacht ging verloren,
Bringt das Schwert zurück.
Kosziusko führet uns,
Schon entbrennt des Kampfes Hitze,
Polen macht ſich frei,
Bricht die Tyrannei.

Czaar hat's blut'ge Schwert gezogen,
Schon fließt Polenblut;
Doch ſie ſind zum Kampf geflogen,
Sieg und Tod ihr Muth.
Kosziusko führet uns u. ſ. w.

Wo ſind die geprieſ'nen Horden,
Die der Welt gedräut?
Polenblut iſt heiß geworden,
Daß es ſie nicht ſcheut.
Kosziusko führet uns u. ſ. w.

Weißer Adler, theurer, fliege
Deinen Flug voll Ruhm!
Dann wird unſer Land durch Siege
Freiheits-Heiligthum.
Kosziusko führet uns u. ſ. w.

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

Zu Warſchau ſchwuren Tauſend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe ſei gethan!
Tambour, ſchlag' an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit ſtillem Schmerz ſein viertes Regiment!

Drang auch der Feind mit tauſend Feuerſchlünden
Bei Oſtrolenka grimmig auf uns an:
Doch wußten wir ſein tückiſch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Oſtrolenka, das uns blutend nennt!
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schickſal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan.
Wo blutigroth zum Meer die Weichſel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh' Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen friſch zu bluten an: —
Doch fragt ihr: wo die tiefſte Wunde brennt?
Ach, Polen kennt ſein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unſrer Seite dort wir ſtürzen ſah'n!
Wir leben noch, die Wunden ſtehen offen,
Und um die Heimath ewig iſt's gethan;
Herr Gott im Himmel, ſchenk' ein gnädig End'
Uns Letzten noch vom vierten Regiment!

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düſt'rem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: Wer da? ſchallt, ſie ſtehen feſtgebannt,
Und Einer ſpricht: Vom Vaterland getrennt
Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

Für wen?

(Böhmiſch.)

Tauſend Mal dank' ich euch,
Ihr mein hold Mütterlein,
Daß ihr mich aufgenährt,
Säugling im Bettchen klein.

Aufgenährt, aufgenährt,
Und nicht für wen gewußt —
Als ihr mich großgenährt,
Hab' ich in's Feld gemußt.

XII.

Esthen.

Klagelieder der Leibeigenen.

1.

Der Sommer bringt uns um;
Der Winter mordet uns:
Die Heuzeit ſchneidet uns den Odem ab,
Die Ernte macht's mit uns vollends aus.
Leben herrſcht auf unſern Fluren,
So lange der Herr auf Oeſel iſt,
So lange der Herr im Pernauer Lande iſt.
Kommt er von Oeſel,
Aus dem Pernauer Lande zurück,
So flieht das Leben von unſern Fluren,
Das Leben ſchwindet von unſern Männern,
Die Freude von den Sammlern des Heu's,
Und das Glück von den Pflügern des Feldes.
Das Weinen tönt bis nach Kunda,
Das Geklage bis nach Alletag,
Bei'm Dudelſack pfeift die Peitſche.

Einige Stimmen.

Laßt uns drei die Hände geben,
Zuſammen vor's Gericht gehen,
Anzuflehen die Richter.

Vor dem Richter.

„Guter Herr,
„Beſte Frau,
„Seht auf das arme Gebiete herab,
„Wie grauſam man uns martert,
„Wie man die Geringen peinigt,
„Die Starken entkräftet,
„Der Jüngern Blut vergießt.“

Der Richter.

Seid ruhig, Kinder!
Wir wollen rathſchlagen,
Wie man euch helfen könne! —

2.

Wohl wird man unſer Gebiet erkennen
Unter der Menge anderer Gebiete
Und in der Mitte des Kirchſpiels!
Viel Drangſal wird uns durch den Kubjas.
Die Gewalt iſt in den Händen eines alten Herrn.
Die Ochſen freſſen vor Eile am Joch,
Die armen Wallachen im Geſchirre.
Die Grauen zwiſchen den Fimern,
Die Schimmel kauen an Steinen.
Die Arbeitsmänner wie mit Zaunſtangen getrieben,
Die armen Arbeiterinnen wie mit dem Flegel bedroht,
In der Riege driſcht man mit Peitſchen,
Mit Prügeln trägt man die Garben zuſammen,
Mit Weinen driſcht man das Korn aus,
Das Wimmern hört man bis Nurma,
Das Geklage bis nach Alletag.

O wir armen Hofarbeiterinnen!
Täglich Sklaven des Amtmanns,
Und des Frohndienſtes Sklaven, wir Unglücklichen!
Wir armen Kinder, den Arbeiterinnen zur Hülfe gegeben!
Wie viel Trubſal erdulden wir!
Wie viel Hunger leiden wir!
Wie viel bittere Kälte ertragen wir!
Fiel der Schnee auch eiskalt herab;
Würde wie aus Matten der Hagel geſchüttet;
Göſſe der Regen wie in Strömen:
Immer muß der Sklave arbeiten,
Immer muß er raſch ſich drehen,
Immer ſich dem Gebote unterwerfen.
O wir armen Hofarbeiterinnen!
Nicht wiſſen's die Uebrigen daheim,
Noch begreifen's die Leute vom Hofe,
Wie es hier bei der Arbeit hergeht.
Bei der Arbeit bewegt ſich die lange Ruthe,
Geſchwungen wird die Faulbaumruthe,
Sauſend bewegt ſich die Aepfelbaumruthe,
Und ſchaukelnd die Ruthe von Lehnholz:
Dies, dies geſchieht bei der Arbeit.
Den Arbeiterinnen giebt man uns zur Beihülfe:
Zum Hofe werden ſie reihenweis genommen.
Wenn wir größere Arbeit zu thun nicht vermögen,
Wenn wir, wie ein Gänschen, uns noch nicht weit entfernen,
Oder, wie ein Hühnchen, noch nicht laut gackeln können;
Dann ſtellt man uns den Größern zur Seite.
O Gott, gütiger Gott!
Erhebe dich von deinem Sitze!
Blick' auf das arme Gebiet herab!
Wie man uns Arme quält!
Wie man die Kleinern peinigt,

Der Geringern Blut vergießt!
Wenn nichts weiter, doch den Koth zu ſchleppen
Und Steine zuſammenzuleſen.
O Gott, gütiger Gott!

3.

Tochter, ich flieh' nicht die Arbeit,
Fliehe nicht die Beerenſträucher,
Fliehe nicht von Jaan's*) Lande;
Vor dem böſen Deutſchen flieh' ich,
Vor dem ſchrecklich böſen Herren.

Arme Bauern, an dem Pfoſten
Werden blutig ſie geſtrichen.
Arme Bauern in den Eiſen,
Männer raſſelten in Ketten,
Weiber klopften vor den Thüren,
Brachten Eier in den Händen,
Hatten Eierſchrift**) im Handſchuh,
Unter'm Arme ſchreit die Henne,
Unter'm Aermel ſchreit die Graugans,
Auf dem Wagen blökt das Schäfchen.

Unſre Hühner legen Eier
Alle für des Deutſchen Schüſſel;
Schäfchen ſetzt ſein fleckig Lämmchen,
Das auch für des Deutſchen Bratſpieß.

---

*) (Jaan's) Johann's, ihres Mannes
**) Geſchenke.

Unſrer Kuh ihr erſtes Ochschen,
Das auch für des Deutſchen Felder.
Pferdchen ſetzt ein muntres Füllen,
Das auch für des Deutſchen Schlitten.
Mutter hat ein einzig Söhnchen,
Den auch an des Deutſchen Pfoſten.

Fegefeu'r iſt unſer Leben,
Fegefeuer oder Hölle.
Feurig Brod ißt man am Hofe,
Winſelnd trinkt man ſeinen Becher
Feuerbrod mit Feuerbrande,
Funken in des Brodes Krume,
Ruthen unter Brodes Rinde.

Wenn ich los von Hofe komme,
Komm' ich aus der Hölle wieder,
Komm' zurück aus Wolfes Rachen,
Komm' zurück aus Löwens Schlunde,
Aus des Hechtes Hinterzähnen,
Los vom Biß des bunten Hundes,
Los vom Biß des ſchwarzen Hundes.

Ei! du ſollſt mich nicht mehr beißen,
Buntes Hündchen, und du ſchwarzer!
Brod hab' ich für euch, ihr Hunde,
In der Hand hier für den ſchwarzen,
Unter'm Arm hier für den grauen,
In dem Buſen für das Hündchen.

Lied vom Kriege.

Schon erſcholl die Poſt des Krieges,
Schon erging der Ruf der Feindſchaft.
„Wer von uns geht nun zum Kriege?
Jüngſter Bruder, größter Bruder!
Die höchſten Hüte, die ſchönſten Pferde,
Die ſtolzeſten Pferde, die deutſcheſten Sattel!“ —

Eilig rüſtet' ich den Bruder,
Rüſtet' ihn und unterwies ihn:
„Lieber Bruder, guter Bruder,
Reit' nicht vorwärts, bleib' nicht rückwärts,
Denn der Feind erſchlägt die erſten,
Und der Feind erſchlägt die letzten.
Dreh' dich mitten in den Krieg hin,
Halt dich nah' am Fahnenträger,
Denn die Mitte kommt nach Hauſe.“

Bruder kam zurück nach Hauſe,
Ging vor ſeines Vaters Thür:
„Vater, komm, erkenn den Sohn!“
Vater kam und kannt' ihn nicht.

Ging vor ſeiner Mutter Thür:
„Mutter, komm, erkenn den Sohn!“
Mutter kam, erkannt' ihn nicht.

Ging vor ſeines Bruders Thür:
„Bruder, komm, erkenn den Bruder!“
Bruder kam, erkannt' ihn nicht.

Ging vor ſeiner Schweſter Thür:
„Schweſter, komm, erkenn den Bruder!“
Schweſter kam, erkannt' den Bruder —

Woran kannt' ich meinen Bruder?
Kannt' ihn an den kurzen Kleidern,
Kannt' ihn an dem niedern Mantel.
„Lieber Bruder, guter Bruder,
Sag', erzähle mir vom Kriege!
Sprich, wie lebt man in dem Kriege?
Iſt im Kriege auch das Weib lieb?
Lieb das Weib, die Gattin theuer?“
Liebe Schweſter, kleine Schweſter!
Zieh' mir aus die ſtaub'gen Kleider,
Wiſch mir ab den blutgen Degen,
Dann erzähl' ich dir vom Kriege.

Nein, im Krieg iſt nicht das Weib lieb,
Nicht das Weib, die Gattin theuer!
Lieb im Krieg' iſt blanker Degen,
Lieb im Krieg' ein wackres Pferd,
Das den Mann vom Kriege rettet,
Lieb, zu wechſeln Feindes Degen,
Das Gewehr aus Feindes Hand.

XIII.

Araber und Perſer.

Schanfara's Kasside.

Ihr Söhne meiner Mutter, laßt nur traben eure Thiere!
denn ſcheiden will ich nun von euch zu anderem Reviere.

Auf Erden ſteht dem Edlen noch ein Port vor Kränkung offen,
ein Zufluchtsort, wo er von Haß und Neid nicht wird betroffen.

Geſellen ſind' ich außer euch, den Panther mit der Mähne,
den Wolf, den abgehärteten, die ſtruppige Hyäne;

Die Freunde, die ein anvertraut Geheimniß nicht verrathen,
und ihren Fund nicht geben preis für ſeine Frevelthaten.

5. Jedweder iſt ein Muthiger; nur, wo es herzufallen
auf Feindesvortrab gilt, bin ich der Muthigſte von allen:

Doch nicht, wo man die Hände ſtreckt, Mundvorrath zu empfangen,
bin ich der Schnellſte, ſchneller iſt der Gierigſten Verlangen.

Dies, weil ich unumwunden will mich über ſie erheben:
denn der verdient den höchſten Rang, wer ihn weiß zu erſtreben.

Entbehrlich aber machen wir ſolch einen, den verbinden
nicht Guttbat kann, in deſſen Näh Verlaß iſt nicht zu finden,

Die drei Gefährten, die ich hab', ein Herze kühn verwogen,
ein blankes wohlgeſchliffnes Schwert, ein langer brauner Bogen,

10. Ein klingender, glattſchaftiger, ſolch einer, den Gepränge
von Knaufen und von Troddeln ſchmückt, ſammt ſeinem Wehrgehänge,

Der, wo von ihm der Pfeil entfliegt, aufſeufzt, wie die betrübte
Klagmutter, die um Sohnes Tod Wehruf und Schmerzlaut übte.

Bin aber auch kein feiger Hirt, der Durſt ungerne leidet,
wenn er das Vieh aus Unbedacht ins Waſſerloſe weidet,

Der von dem Trupp der Mütter dann der Kälber Rudel ſcheidet,
weil ihnen ſeine Gier das unbewehrte Euter neidet.

Bin auch kein blöder Ducker, der ſtets hockt bei ſeiner Frauen,
und Alles, was er verbat, ihr eröffnet im Vertrauen;

15. Und bin kein ſcheu furchtſamer Strauß, in deſſen Bruſt zu wallen
ein Flug von Spatzen gleichſam ſcheint, zu ſteigen und zu fallen;

Kein zahmer Hausfreund, der gelernt zu koſen und zu klimpern,
am Abend und am Morgen ſalbt ſein Haar und färbt die Wimpern;

Kein ſolcher Wicht, deß Gutes aufgehoben wird vom Schlechten,
gewickelt ins Gewand, wo du ihn ſchreckſt und ſchwach zum Fechten:

Bin keiner, dem im Dunklen bangt, wenn er im irren Ritte
des ungeſtümen Thiers gelangt zu öder Wüſten Mitte.

Wo da der harte Boden iſt berührt von meinen Hufen,
da wird daraus ein funkendes Geſtieb hervorgerufen.

20. Den langen Hunger halt' ich hin, bis daß ich ihn ertödte,
ich ſchlage mir ihn aus dem Sinn, und denke nicht der Nöthe.

Den Staub der Erde leck' ich eh'r, als daß ich es erlebe,
daß über mich ein Stolzer ſich mit ſeinem Stolz erhebe.

Und wo ich nicht der Ungebühr aus Hochſinn wär' entronnen:
wo flöſſe reicher, als bei mir von Speiſ' und Trank der Bronnen?

Doch meine herbe Seele will bei mir nicht ruhig bleiben
im Druck der Schmach, ohn' alſobald von dannen mich zu treiben.
Da ſchnür ich ein das ſchmächtige, mein leeres Eingeweide,
wie ein geſchickter Spinner dreht und zwirnt die Schnur der Seide;

25. Und komm' am Morgen dann hervor nach einem kargen Mahle,
als wie ein falber, hagrer Wolf umrennt von Thal zu Thale,

Der nüchtern iſt am Morgen, und dem Wind entgegenſchnaubet,
ſich in der Berge Schluchten ſtürzt, und ſuchet, was er raubet.

Und wenn die Beute ihm entging, wo er ſie hatt' erwartet,
ſo ruft er, da antworten ihm Geſellen gleich geartet,

Schmalbauchige, grauköpfige, von ſcharfer Gier gerüttelt,
wie Pfeile anzuſeh'n, die in der Hand ein Spieler ſchüttelt.

Ein Schwarm als wie ein Bienenſchwarm, dem Weiſel zugeſellet,
den einzufangen auf der Höh' ein Zeidler Stöck' aufſtellet.

30. Sie reißen ihre Rachen auf, und ihre Kiefern gähnen,
dem Klaff geſpaltner Klötze gleich, mit grimmgefletſchten Zähnen.

Der Alte heult, ſie heulen in die Runde, anzuſchauen
als wie auf einem Hügel ſteht ein Chor von Klagefrauen.

Er dämpft den Laut, ſie dämpfen ihn; ſie ſcheinen ihm, er ihnen,
zum Troſt in Noth, zum Muſter in Bedürftigkeit zu dienen.

Er klagt, ſie klagen mit; er ſchweigt und ruht, ſie ruhn und ſchweigen;
und ja, wo nicht das Klagen hilft, iſt's beſſer Faſſung zeigen.

Dann kehrt er um, ſie kehren um, und eilen nach den Bergen,
und ſuchen mit gefaßtem Muth ihr grimmes Leid zu bergen. —

35. Selbſt Kraniche werden nur den Reſt von mir zu trinken kriegen,
die Nachts mit lautem Flügelklang zur Morgentränk' ausfliegen.

Sie hatten Eil' und Eil' hatt' ich, doch war ihr [illegible]ern ſchwächlich;
ich, als ihr Flügelmann geſchürzt, flog ihnen vor gemächlich.

Und von der Tränke kehrt' ich ſchon, als ſie ſich mit den Köpfen
drauf ſtürzten, und ſie tauchten drein mit Hälſen und mit Kröpfen.

Dann um den Rand her war zu ſehn und ringsum ihr Gedränge
wie der Kabylen Reiſetrupp mit der Kamele Menge.

Ununterbrochen ſchluckten ſie, und flogen endlich weiter,
wie von Ohäda mit dem Tag aufbricht ein Haufen Reiter. —

40. Bett' ich mich auf den Boden hin, ſo rühret ſeine Flächen
ein Rücken, an dem ſpröd hervor die Wirbelbeine ſtehen,

Und wenn die Mutter Kaſtals nun auf Schanfara verzichtet,
ſo war vor dieſem Schanfara ihr lang genug verpflichtet.

Jagdbeute der Geſchicke, die ſein Fleiſch verloſt zum Spiele,
daß jedem erſt gekommenen ſein blutges Opfer fiele.

Sie ſchlief mit offnen Augen ihm, ſo oft er ſchlafen wollte,
im Schlummer Unheil brütend, das ihn überſchleichen ſollte.

45. Ein Kamerad der Sorge, die mit regelmäßigen Plagen
ihn zu beſuchen pflegte, wie das Fieber nach drei Tagen.

Ich wies, wo ſie ſich eingeſtellt, zurück ſie, aber wieder
kam ſie, und klomm von unten auf und fiel von oben nieder.

Wie manche ſchaur'ge Nacht, wo Pfeil und Bogen, wer ſie führte,
zerbrach, und ſich zu wärmen dran, ein Feuer mit ihnen ſchürte.

Durch Regenſturm und Finſterniß zog ich auf ferne Strecken,
und mir Gefährten waren Froſt und Hunger, Grimm und Schrecken.

Zu Wittwen macht' ich Weiber da, und Kinder dort zu Waiſen,
und kehrte, wie ich ging, indeß die Nacht fortfuhr zu kreiſen.

50. Fern in Gomaißa ſaß ich ſchon, da wachten, als es tagte,
zwei Nachbarn auf, der eine ward gefragt, der andere fragte.

Gebellet haben unſre Hund' heut in der Nacht; wir ſprachen:
Iſt es ein Wolf, der einbrach, ſind es Hyänen, die einbrachen?

Doch einen Klaff nur thaten ſie, und ſchwiegen. War's ein Reiher;
ein aufgeſcheuchter? ſprachen wir, ein aufgeſcheuchter Geier?

Doch wenn es war ein Dſchinn, war er ein ſchneller Nachtdurchfahrer,
und wenn er war ein Menſch — o nein, ein Menſch nicht war er!

Und manchem ſommerglüh'nden Tag mit heiß geſchmolznen Dämpfen,
wo ſich auf dem durchglühten Dampf die Schlange wand mit Krämpfen,

55. Hielt ich entgegen Bruſt und Stirn, die Kutte nicht noch Kappe
beſchirmte, ſondern überhing geſtreiften Zeugs ein Lappe,

Und ein Gelock, ein flatterndes, wenn drein die Winde blieſen,
mit Zotteln von der Seite her, die ſich nicht kämmen ließen.

Der Salbung und der Säuberung entwöhnt ſeit langen Tagen,
mit Kruſten, unentwaſchenen, die da ein Jahr lang lagen.

Und manche kahle Felſenflur, glatt wie des Schildes Rücken,
auf deren Rücken nie den Tritt ein Treter durfte drücken,

Durchfuhr ich von dem einen her bis hin zum andern Ende,
gebrauchend hier den Fuß zum Stehn, zum Rutſchen dort die Hände;

60. Da ſprangen, wo empor ich ſtieg, des Berges derbe Ziegen,
im weißen Vließ, Jungfrauen gleich, um die Gewänder fliegen,

Die mich umtanzten abendlich, mich haltend für 'nen alten
ſperrbein'gen Gemsbock ſchwergehörnt, aufklimmend an den Spalten.

Hossain Ben Abhomam von Morra's Gesang.

Zurück wich ich, daß mein Leben lang würde, doch ich fand,
es ſei mir kein Leben als im Aufſchritt nach vorne.
Wir ſind die nicht, deren Wunden Blut auf die Ferſen ſprühn,
vielmehr, deren Vorfuß roth genetzt iſt vom Borne.
Die Hirnſchädel ſpalten wir von Männern, die ehrenwerth
uns waren, bis frevelnd ſie uns reizten zum Zorne.

Rabia Ben Makrum,

rühmt ſeine Verläſſigkeit für den Freund in Rath und That, und Tüchtigkeit gegen den Feind.

Dein Bruder iſt dein Bruder, dem du darfſt vertrau'n,
und wo du rufſt um Hülf', auf ſeine Hülfe bau'n;

Der, wo du kämpfeſt, ſich bereit zum Kampfe hält,
und ſich mit ſeinen Waffen dir am nächſten ſtellt.

Mit meinesgleichen halte Rath verborgentlich,
und mit mir offen deiner Feind' erwehre dich.

Wo ich mit einem Gegner zog an einem Strick,
mußt' er dem Zuge folgen oder brach's Genick.

Und wenn ich ſterbe — manchem doch, der einen Groll
verbiß, und deſſen Grimm in Flammen überſchwoll.

Ich hab's ihm eingetränkt, und was ihm widerſtand,
er mußt' es ſchlucken, über oder bis zum Rand.

Ja, meine Droher ſollen ſehn um mich gereiht
Kampflöwen von Ghaſija, um die Schultern breit:

An deren Armen die geſtrafften Sehnen ſtehn,
wie Mooswuchs oder farb'ger Anſtrich anzuſehn.

Katari Ben Elfudschaa's Gesang.

Und als ich die Feinde ſah in den Waffen prunken
Und faſt vor dem Drohen wäre der Muth geſunken,
da ſtreckt' ich den Speer, bereit ihn in Blut zu tunken,
Und ſagte zu meiner Seele, wo ſchon in Funken
ſie ſtob vor dem Kampf: o ſei du nur unbetreten!

Wie muthig du ſonſt erklommeſt des Ruhmes Mauer,
und über die Feinde brachteſt die Todtentrauer:
ſo leere des Todes Becher nun ohne Schauer!
Denn über die Friſt, vom Schickſal beſtimmt, die Dauer
du könnteſt nicht eines einzigen Tages erbeten.

Wie manchem Geſchick ſchon boteſt du Trotz mit Preiſen,
und ſchlugeſt die Widerſacher mit Band und Eiſen!
Auf Wechſelgeſchick ſind immer gefaßt die Weiſen:
Darum, o Geduld, Geduld in des Todes Kreiſen!
Um ewiges Leben wird hier umſonſt gebeten.

Und lebteſt du hin, verluſtig des höhern Strebens,
ſo tröſtete dich ein anderer Wicht vergebens.
Doch nimmer entgeht Verhängtem ein Mann des Bebens;
Kein Ehrengewand iſt auch das Gewand des Lebens,
weil Feiglinge ſonſt und Memmen nicht ane thäten.

Darum, o verlaß die Straße du nie, die gerade!
Gewänder der Ehr' ertheilt und entzieht die Gnade,
Und jedem iſt zugemeſſen Gedeihen und Schade!
Von Allem, was lebt, das Ziel iſt am Todespfade,
der Rufer deſſelben rufet in Land und Städten.

Erhebe dich, Herz! wer frei ſich erhebt, der waltet;
und wer des Genuſſes Ruhe begehrt, erkaltet;
der lebte genug, wer Fahnen des Ruhms entfaltet;
Und wer nicht erliegt in Fülle der Kraft, der altet;
ſtatt früher Geſchicke geht er entgegen ſpäten!

Wie bliebe mir Ruh, nach eurem Fall, erwählet?
wie ſcheut' ich den Kampf, o Freunde, den ihr befehlet?
wie hätt' ich am Leben Freude, dem Ehre fehlet?
Das Leben hat keinen Werth für den Mann, gezählet
ſobald er ſich ſieht zu müßigen Hausgeräthen.

Saad Ben Malek Bei Dobeia,

(Großvater des Moallakadichters Tarafa Ben Elabd.)

Er zürnt, daß einige Stammes- und Bundesgenoſſen ſich vom Kriege zurückziehen, und fordert zur Ausdauer auf. Der Krieg iſt der ſo berühmte und lange von Bekr und Tagleb, den beiden Bruderſtämmen von Wa'il. Das Geſchlecht des Dichters, das von Kaiß iſt eine Abtheilung von Bekr, deſſen andere Abtheilung das Geſchlecht von Deſchkur, gegen das die Vorwürfe gerichtet ſind.

1. O Weh dem Krieg, der abgethan Mannſchaften, die nun ſtille-liegen!
den Leuten macht des Krieges Brand den Stolz und frohen Muth verfliegen.

Doch dauert uns in Noth ein Held, dazu ein Roß, gewohnt zu ſiegen,
ein dichtes Panzerhemd, ein Helm bekrönt, ein Speer, der nicht zu biegen.

Anhäng' und Schweife fallen ab, wo erſt die rechte Noth im Gang iſt,
erneuter Angriff nach der Flucht, wo kein Vergnügen Stoß und Drang iſt.

Der Krieg zeigt ſeine Schenkel nackt, ſein lautres Gift iſt eingeſchenket,
Denkt an die Eier des Gemachs! pfui! wer an Schaf und Ziegen denket.

5. Wer ſcheut zurück vor ſeiner Glut? Ich, Sohn von Kaiß, will mich nicht ſchmiegen.
Steht ihm, ihr Söhne Kaiß, bis ihr erlegtet oder müßt erliegen!

Wer Zuflucht ſucht vor ſeinem Schreck, im Weg wird ihn das Schickſal hemmen;
es ſchneidet ab die Flucht der Tod, und Waffen zieht man aus den Memmen.

Was Leben? ſeit geworden leer von uns die Höh'n und Thaleswiegen!
Wo ſind die Helden hin, die Speer', und all die Großmuth ſo gediegen!

Schlachtlied.

Zu meiner Seele ſprach ich, als der junge Strauß ward rege:
ſei ruhig! warum zitterſt du, wo es nicht gilt zu zittern?

Sei ruhig, bis du ſieheſt, was wird aus dem Flore treten
von dieſen aufgethürmten, blitzdurchzuckten Schlachtgewittern.

Und halte dich zu denen, die dem Pfad Mahomed's folgen;
und lage jedes Feiglings Muth, du halte Muth mit Rittern!

Wo Gottes Schwert ruft: Greift ſie an! da greifen wir die Feind' an,
und kehren uns an Alles nicht, was Rückenwend'ge wittern.

Freiſinn.

Ein Kleid von Woll', und frei das Herz von Leide,
iſt lieber mir als ein Gewand von Seide.

Ein Zelt, an das der Wüſte Winde ſchlagen,
iſt lieber mir als der Paläſte Ragen.

Ein hart Kamel im freien Feld zu reiten,
iſt lieber mir als Maulthiers ſanftes Schreiten.

Ein Hund, der Gäſte meldet durch ſein Bellen,
iſt lieber mir als der Handpauken Gellen.

Ein Biſſen Brot im Winkel einer Hütte
iſt lieber mir als eines Kuchens Schnitte.

Ein ſchlanker, rüſtiger, von mir ein Vetter,
iſt lieber als ein Tölpel mir, ein fetter.

Ausdauer.

Geduld! Ausdauer in Geduld ziemt Freigebornen baß;
und auf den Unbeſtand der Frau iſt für ihn kein Verlaß.

Ja, hülf' es auch, daß feig ein Mann ſich ließe zitternd ſehn
vor einem Unfall, hülf' es auch, gebückt und knechtiſch gehn;

So wär' doch ein getroſter Muth in jedem Wechſelfall
Des Unglücks einem freien Mann viel beſſer überall;

Wie denn vielmehr, da dem Geſchick kein Fliehender entrann,
und ſich vor dem, was Gott verhängt, der Menſch nicht bergen kann!

Drum, wie der Tage Wechſellauf ob uns mag kreiſen auch
mit Wohl und Weh, und wie das Glück mag üben ſeinen Brauch;

Geſchmeidigt hat es nicht an uns den ſtarren Lanzenſchaft,
noch uns zu dem hinabgebeugt, was iſt unehrenhaft.

Vielmehr als Saumroß boten wir ihm dar den edlen Muth,
auf den man legt Untragbares, und er trägt Alles gut;

Und ſchirmten uns durch ſchöne Kraft des Duldens auf der Fahrt,
daß ſtark uns blieb die Ehre, die den Andern ſchmächtig ward.

Manneswerth.

Wo eines Mannes Ehre von Schmach iſt unbefleckt,
ſo ſtehet wohl ihm jedes Gewand, das ihn bedeckt.

Und kann er ſeiner Seele nicht Schweres legen auf,
ſo richtet ſich zur Höhe des Ruhmes nie ſein Lauf.

Sie warf uns vor, daß wenig ſei unſres Volkes Zahl;
ich ſagt' ihr: es ſind wenig die Edeln überall.

Nicht wenig iſt ein Häuflein, das ſich zu halten weiß
wie wir, nach Höchſtem ringend der Jüngling und der Greis.

Was thut's, daß wir ſind wenig, und bei uns iſt geehrt
der Schützling, wenn der Schützling der Vielen iſt verſehrt.

Uns iſt ein Berg, der ſchirmet den Freund in unſerm Schutz,
der unerſteiglich bietet dem zagen Blicke Trutz.

Gewurzelt iſt im Boden ſein Grund, und zum Geſtirn
erhebt ihn unerreichbar die hohe Felſenſtirn.

Des Mannes Werth iſt nicht im Kleide,
und ob er geh' in Gold und Seide.

Des Mannes Werth iſt im Gemüthe
und in der angeſtammten Güte.

Ich rüſte dem Geſchick entgegen
den Harniſch und den Hengſt, den regen,

Den raſchen und die ſtreit'ge Klinge,
die ſpaltet Hemd und Panzerringe;

Und bin bereit zu einem Tage,
wo ich mit Kaab und Nahd mich ſchlage:

Ein Volk, die im Gewand von Eiſen
wie Leoparden ſich erweiſen:

Jedweder Mann wie Feuer lodert,
und bringt zur Schlacht mit, was ſie fodert.

Als unſrer Frau'n verſprengte Heerde
ich rennen ſah auf harter Erde,

Und die Lamis war im Gewimmel
entſchleiert, wie der Mond am Himmel,

Ihr ſonſt verhülltes Antlitz offen;
da war der Nothfall eingetroffen:

Da rannt' ich an den Feindeswidder;
ihn anzurennen half kein Dritter.

Sie haben auf mein Blut gewettet,
ich wette, daß mein Muth mich rettet.

Wie manchen Waffenbruder haben
hier dieſe Hände ſchon begraben!

Nicht zittert' ich und zagt' und klagte;
was hülf' es, daß ich klagt' und zagte?

Hin legt' ich ihn, mich aufzuraffen,
ſo feſt, wie Gott mich hat geſchaffen.

Die Hingegangnen laß ich gehen
und rüſte mich, dem Feind zu ſtehen.

Gegangen hin ſind meine Lieben,
ich einzeln wie das Schwert geblieben.

Auf die Eroberung von Jeruſalem im erſten Kreuzzuge.

Aus unſern ſtarren Augen bricht
Ein Strom von Thränen und voll Blut;
Wir wünſchen nichts, wir ſorgen nicht,
Als wer vergießt die größte Flut.

Doch können Thränen Schutz verleih'n?
Was iſt's, das Hülfe jetzt gewährt,
Da rings das Land mit Flammenſchein,
Vom Schwert entzündet, Krieg verheert?

Nicht ſenke Ruhe mehr der Schlaf
Verführeriſch auf euch herab.
Ein Schlag, gleich jenem, der uns traf,
Weckt ſelbſt die Todten aus dem Grab.

Bedenkt, wo die Genoſſen ruh'n!
Seht ihr Geſchick, ihr Leiden hört!
Wie dieſer flieht durch Wüſten nun,
An jenem wild der Geier zehrt.

Doch *der* elender noch den Hohn
Der Chriſtenzunge ſchwer empfand.
Hört es — ihr tragt ſo lange ſchon
Des Friedens ſeidenes Gewand.

Bedenkt, wie Syriens reiche Flur
Ein blut'ger Regen färbt mit Roth,
Wie mancher Schönheitsblüthe nur
Sich Schutz in Syriens Feſten bot

Arabiens Jünglinge, könnt ihr
Taub für des Ruhmes Stimme ſein?
Ihr, Krieger Perſiens, zögert hier,
Und fürchtet, euch dem Kampf zu weih'n?

Auf die Schlacht von Sabla.

Sabla, du ſahſt den jauchzenden Feind
Sich an dem Sieg, dem erdichteten, freu'n,
Und hörteſt die Weiber, im Wahnſinn vereint,
Umher verletzende Worte ſtreu'n.

„Nun trefft eure Wahl — ihr geſchlagen, verbannt,
Des Friedens Geſetz, von uns rührt es her:
Empfanget die Feſſel an eurer Hand,
Oder in euer Herz den Speer.“

Wir riefen: „Iſt denn der Kampf vorbei?
Sind wir euch beſiegt zu Füßen geſtreckt?
Wagt ihr zu entſcheiden ſo keck und frei,
Was des Schickſals Dunkel noch deckt?

„Wohl mancher heller Tag noch erſcheint,
Als der, der jetzt ſich zögernd beut,
Wo Kampf und Frieden und Freiheit vereint
Den Kranz der künftigen Stunden erfreut.“

Wir ſtanden dem Feind, der wild uns naht';
Ueber Sabla's Eb'ne entlang
Bezeichnet der rothe Säbel den Pfad,
Als in ihren Haufen er drang.

Und als ſie der Arm des Todes umwand,
Da riefen wir: „Das iſt die Wahl!
Wir halten den Säbel feſt in der Hand,
Und in euer Herz dringt der Stahl.“

Mahomed Ben Abad's Klagelied in der Gefangenſchaft.

Mit frohem Herzen, heitrem Sinn
Pflegt' ich den jungen Tag zu weih'n.
Wie grüßet jetzt Mahomed ihn?
Gefangen, hülflos und allein.

Die Töchter in der Schönheit Pracht,
Im Lumpenkleid, in bittrer Noth,
Sie müſſen, webend Tag und Nacht,
Erwerben jetzt ein kärglich Brod.

Ihr Fuß, der nie betrat den Grund,
Bis Moſchus ſich dem Tritte bot,
Muß nackt, an vielen Stellen wund,
Jetzt waten durch den tiefen Koth —

Der Wange Roth, in Weh gehüllt,
Von bittern Zähren überdeckt,
Wo jede, die das Auge füllt,
Zugleich den ſchweren Seufzer weckt.

Das Schickſal, dem ich einſt gebot,
Und das demüthig ſich gebückt,
Sieht jetzt mich ſelbſt in tiefer Noth,
Vom Unterdrücker unterdrückt.

Ihr Sterblichen, ſo ſtolz und groß,
Und die ihr gebt der Hoffnung Raum,
Bleibt achtſam auf Mahomed's Loos:
Geſteht, das Glück iſt nur ein Traum!

Turkomanisches Kriegslied gegen die Kurden.

Mit dir iſt's aus, o Ali Chan, mit deiner Größ' iſt's aus!
Zur Nachtzeit rüſten wir uns wohl, ſind fertig früh zum Strauß.
Bald flieget eurer Felder Staub unter unſrer Roſſe Hufen!
In Sammt gehüllt davongeführt eure Frau'n um Hülfe rufen!
Bis in die Wolken ſteigt mein Ruhm, bei Allah! wer will's hindern!
Im Ziegenjahr, das kennt ihr wohl, da werd' ich Meſchid plündern!
Was du gehofft in Koraſan, das werde all vernichtet,
Nach Teheran, beſiegter Held, ſei deine Flucht gerichtet!
Doch hab' ich hundert Jünglinge, dich dorten zu bewachen;
Die werden bald, o Ali Chan! dich zum Gefangnen machen!
Nach Khiwa führ' ich dein Geſchütz — mit dir iſt's aus, o Held!
Denn meine Krieger ſamml' ich dort wohl auf dem ebnen Feld!
Und biſt du klug, denk' meines Raths und du verſchmäh' ihn nicht:
Einen Jüngling und vier Mädchen ſchön ſend' mir als Zinſespflicht!
O Bei Muhamed! dieſer Zeit mir's nicht an Glück gebricht!

Kurdiſches Kriegslied.

(Gegen die Turkomanen.)

Mein Gruß den Tuka's! 's iſt ein Ort, der iſt Ukuj geheißen,
Nun lang genug ſchon thätſt du dich des Ortes Herren preiſen!
Haſt manches Jahr geſeſſen dort, nun iſt es Zeit zu weichen,
Denn bald wird, Begler! meine Schaar von Helden dich erreichen.
Wir ſchlagen unſre Zelte auf, auf den Riſas Wieſen,
Wir blaſen dir zum Rückzug, wenn du fliehſt auf raſchen Füßen!
Die fangen unſre Reiter auf, die zu entfliehen eilen,
Und Roſſeshufen treten die, die zaudernd hinten weilen.
In eurer Töchter ſchön Geſicht woll'n ohne Scheu wir ſchauen,
Gewaffnet unſre Kriegsſchaar ſprengt dahin über eure Auen!
Und das Geſchütz das führen wir vor deiner Veſte Wall,
Ihr Mauern von Akkul erbebt vor ſeinem Wiederhall!
Ein mächt'ges Heer bring' ich mit mir, davor da ſollt ihr fliehen,
Wenn längs der Ebne Kirſchak wir mit ſcharfen Waffen ziehen.
Und in der Ebne Maimuna meine Reiter ſitzen ab
Und machen deinem ganzen Volk die ſand'ge Wüſt' zum Grab.
Denn in den ſand'gen Hügel 'nein ihr werdet vor uns fliehen,
Wo euch der Gaumen glüht und brennt, die Füße Blaſen ziehen.

Wo ihr euch auch verbergen mögt, meine Führer 'raus euch
jagen
Und wir, wir ſind gleich hinterdrein und euch in Feſſeln
ſchlagen.
O Duſchkun! aus mir ſelbſt ſprech ich! — o wollt zum
Muth euch ſpornen!
Die Ebne nun ſo ſchön, wie bald für euch ein Bett voll
Dornen!

Klagelied des Amir Gunah-Khan

nach der Niederlage bei Moveun.

Mohammed Khan Zeitaw
Raubten mir die Tukas-Turkomannen;
Mohammed Huſſein, der Kajars Khan,
Führten als Geſang'nen ſie von dannen.
Meinen Aſſu Beg hab' ich verloren;
Hadſchi, Khan des Stamms der Scheik-Amirlu,
Unter allen Helden auserkoren:
Ein arabiſch Roß, bedeckt mit Schaum,
Ritt er, der mit Eiſen war bekleidet;
Meinen wandelnden Cypreſſenbaum,
Weh mir! weh! hab' ich verloren!

Amir Gunah-Khan klagt alſo weiter:
O wann wird ſich meine Rache laben?
Ich verlor die eiſenfeſten Reiter!
Laſſet ein geſchmücktes Pferd mich haben,
Daß nur die Tukas-Turkomannen
Tödten; denn ſie führten mir von dannen
Meinen Neffen, an dem Bergeshange
Bei Moveun. — Was zögert ihr noch lange?

Schreibet an Ibrahim Khan vor Allen,
Meldet, daß Ilkhani ſei gefallen
In die Hand der Tukas-Turkomannen. —
Weh! den Liebling führten ſie von dannen!

Weh uns Begs, weh uns, daß wir geboren!
Meine Widder habe ich verloren!
Meine Löwen habe ich verloren,
Die vor vier und fünf nie Flucht erkoren!

Amir Gunab-Khan weint laut und ſagt:
Weh uns! unſre Herzen ſind zernagt!
Mevenn ſei der Untergang erkoren!
Alles, Alles habe ich verloren![*]

Kampflieder des persischen Helden Körroglou.

1.

Die Stunde des Aufbruchs iſt genaht!
Wer mir nach Kurdiſtan folgt, ſei gewärtig!
Wer den Becher des Muthes getrunken hat,
Der mache ſich fertig!
Ich will keine Feigen. — Verflucht ihr Geſchlecht!
Die das Leichentuch zerreißen können,
Die mögen mir folgen, die ſind mir recht!

---

[*] Zu beſſerem Verſtändnis: 1782 raubten herumſtreifende Tuka-Turkmanen Riza-Kuli-Khan, den zwölfjährigen Sohn des Amir Gunab-Khan, Fürſten von Kurdiſtan in Khoraſſan, und plünderten die Hauptſtadt Kuchan. Als Amir Gunab-Khan, der gerade abweſend war, dies erfuhr, ſetzte er ihnen nach und erreichte ſie bei Mevenn. — Die Schlacht währte drei Tage, endete jedoch mit einer gänzlichen Niederlage der Kurden. Amir Gunab-Khan rettete ſich nach Bujnurd in Kurdiſtan. —

2.

O meine tapfern Aga's! laſſet uns bereit ſein
Zu opfern die geliebten Seelen auf dem Feld der Schlacht!
Wer aus des Schwertgriffs Höhle Blut trinken kann wie Wein,
Der folge mir! Es kam die Zeit! Groß iſt des Islams Macht.
Denket Körroglou's Worte: der Krieg iſt nur ein Hochzeitsſchmaus.
Die mögen folgen, deren Herz die Sorgen warf hinaus!

Inhalt.

I. Nationen vorchriſtlicher Zeit.

Seite
Klaglied der Juden in der babyloniſchen Gefangenſchaft . 3
Das Heil der Völker 4
Wider die geſetzliche Unſittlichkeitsförderung . . . 5
Regententhorheit 6
Wider die lichtſcheuen Wahrheitshaſſer 7
Der Taumelkelch 8
Aufruf an das geknechtete Volk 9
Jubellied der Befreiten 10
Die blinden Wächter und die ſchlechten Hirten . . . 10
Die altgriechiſchen Kriegslieder des Tyrtäus 11
Altgriechiſches Freiheitslied 16
Mannesſtolz 17
Die Tugend 18
Römertugend 19

II. Deutſchland und die deutſche Schweiz.

Ich hab's gewagt 23
Der deutſche Reichsadler 25

	Seite
Deutſches Soldatenlied	26
Verzage nicht	29
Schlachtlied	30
Schlachtlied	31
Kaplied	32
Deutſche Freiheit	34
Die Fürſtengruft	35
Der Gefangene	39
Der freie Mann	41
Geſang der Deutſchen	43
Freiheit	45
Tell's Lied	48
Aufruf	50
Männer und Buben	52
Letzter Troſt	54
Bundeslied vor der Schlacht	56
Gebet vor der Schlacht	58
Lützow's wilde Jagd	59
Freiheit	60
Das Lied vom Rhein	63
Schlachtruf	65
Deutſches Bundeslied	66
Des Deutſchen Vaterland	68
Deutſchland ſtehe feſt	70
Schönſter Tod	71
Siegsgeſang	72
Deutſchlands Heldenleib	73
Die drei Geſellen	74
Das alte Recht	76
An die Volksvertreter	77
Das gute alte Recht	78
Im ſtändiſchen Kampfe	80
Das Rheinlied von 1840	81

Seite
Zur Beruhigung 82
Das Lied der Deutſchen 84
Das deutſche Lied 85
Die Revolution 86
Aufruf 89
Wer iſt frei? 91
Kriegserklärung 92
Die erſte Saat 94
An die Frauen 96
Rückſtändiger Sold 98
Das Lied von Schleswig-Holſtein 100
Hochgeſang der Freiheit 102
Freiheit 103
Schweizer Bundeslied 104
Gebet bei der Schlachtfeier am Stoß 106

III. Die Niederlande.

Wilhelm von Naſſau 109
Siegeslied von Oudenaarde 113
Holländiſches Nationallied 115
Belgiſches Nationallied 116

IV. Großbritannien und Irland.

Rule Britannia 121
Fabrikelend 122
Altſchottiſches Schlachtlied 123
Jacobitiſches Lied 125
Daheim 126
Schottiſches Klagelied 127
Lebewohl, o Glan-Shalloch! 128

Seite
Erin, o Erin! 130
Irland 131

V. Dänemark, Norwegen und Schweden.

Sturmlied 137
Am Morgen der Schlacht 138
Norwegiſcher Nationalgeſang 139
Däniſches Nationallied 141
Schwediſches Nationallied 142
Norwegens Preis 144

VI. Frankreich, die Provence und die franzöſiſche Schweiz.

Die Marſeillaiſe 149
Die Pariſienne 151
Brod 153
Zornlied 156
Fehdeluſt 157
Klagelied auf die Schlacht von Pavia und deren Folgen . 159
Die Genfer Escalade 160

VII. Italien.

Italien 169

VIII. Spanien und Portugal.

Friß es, du Hund! 173
Die Riegohymne 175
Portugieſiſches Nationallied 177

Seite

IX. Neugriechenland.

Rhigas' Kriegshymne 181
Rhigas-Hymne 183
Hellas an ſeine Kinder 185
Die Kinder an Hellas 187

X. Ungarn.

Lied von Ungarns Eroberung 191
Mohacs 1526 197
Magyaren-Klage 199
Abſchied des Magyaren 200

XI. Polen und Böhmen.

Noch iſt Polen nicht verloren! 205
Die letzten Zehn vom vierten Regiment 206
Für wen? 207

XII. Eſthen.

Klagelieder der Leibeigenen 211
Lied vom Kriege 216

XIII. Araber und Perſer.

Schanfara's Kaſſide 221
Hoſſain Ben Abdemam von Morra's Geſang . . . 228
Rabia Ben Makrum 228
Katari Ben Elfudſchaa's Geſang 229
Saad Ben Malek Bei Tobeia 231
Schlachtlied 232

Seite
Freiſinn 233
Ausdauer 233
Manneswerth 234
Auf die Eroberung von Jeruſalem im erſten Kreuzzuge . . 237
Auf die Schlacht von Sabla 238
Mahomed Ben Abad's Klagelied in der Gefangenſchaft . 239
Turkomaniſches Kriegslied gegen die Kurden . . . 240
Kurdiſches Kriegslied 241
Klagelied des Amir Gunab-Khan 242
Kampflieder des perſiſchen Helden Körroglu . . . 243

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Otto Wigand in Leipzig.